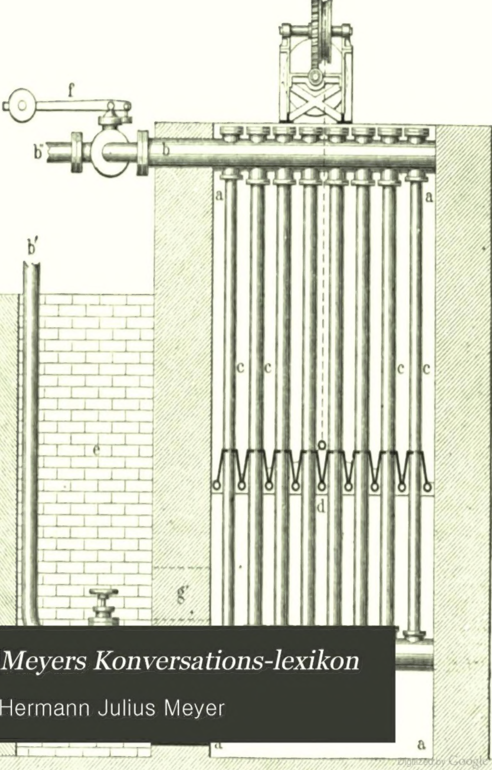


Meyers Konversations-lexikon

Hermann Julius Meyer

Meyers

Konversations-Lexikon.

Vierte Auflage.

Vierter Band.

China — Distanz.

Holzfreies Papier.

Meyers Konversations-Lexikon.

Eine

Encyklopädie des allgemeinen Wissens.

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 550 Karten, Plänen und Bildertafeln sowie 3600 Abbildungen im Text.

(Beendet 1890.)

Vierter Band.

China — Distanz.

Neuer Abdruck.

Leipzig und Wien.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1890.



Bibliographisch.



stitut in Leipzig.

Zum Artikel »China«

C.

Das im laufenden Alphabet nicht Verzeichnete ist im Register des Schlußbandes aufzusuchen.

China (hierzu Karte »China und Japan«), das zweitgrößte Reich in Asien, das in seinen Anfängen als Einheitsstaat wahrscheinlich in das 3. Jahrh. v. Chr. zurückreicht.

Übersicht des Inhalts:

Lage und Grenzen	S. 1	Religionen	S. 8
Bodengestaltung	2	Unterrichtswesen 2c.	9
Bewässerung	2	Landwirtschaft, Industrie	10
Klima	2	Handel und Verkehr	12
Naturprodukte	3	Staatsverfassung	13
Bevölkerung, Kultur	5	Heerwesen	15
Auswanderung	8	Geschichte	16

Lage und Grenzen.

C. umfaßt das Hochland Zentralasiens und seine östlichen Stufenländer, indem es sich durch 56 Längengrade (79—134° östl. L. v. Gr.) vom Westende des Karakorum bis zum Japanischen Meer, 5000 km weit, und durch 34 Breitengrade (18° 9' bis 52° nördl. Br.) vom Südende der Insel Hainan bis zur russischen Grenze im N., 3700 km weit, erstreckt. Der Flächeninhalt dieses ungeheuern Ländergebiets wird zu 11,574,356 qkm (210,266 QM.), die Zahl der Einwohner auf 371 Mill. berechnet; doch soll letztere auf Grund neuester Nachforschungen nur 250 Mill. betragen. Die Grenzen des Reichs lassen sich nur im allgemeinen angeben. Die Nordgrenze gegen Sibirien wird im O. (seit dem Vertrag von 1858) durch den Ussuri und den Amur bezeichnet; weiter westlich sind deutliche Grenzlinien der Argun und Onon, zwischen welchen die Grenze etwas südlich vom 50. Breitengrad unterm Tarai-Nor hinzieht; westlich der Selenga sind das Sajanische Gebirge, einige Zweige des Altai und des Alatau als Grenze zu betrachten. Früher zog von hier die Grenze zuerst in südwestlicher, dann südlicher Richtung bis zum 38.° nördl. Br. weiter. Jetzt bildet etwa vom 82.° östl. L. v. Gr. und 43.° nördl. Br. an der Thianschan die Südgrenze, wendet sich dann östlich vom 92.° östl. L. südlich und wieder westlich, so daß die Kuku-Nor-Mongolen und Tibet zu C., Turkistan aber außerhalb desselben fallen. Im S. ist der Himalaja die Grenze gegen Britisch-Indien, Nepal und Bhutan; sie senkt sich südlicher gegen Birma, Siam und Anam, doch hat nur gegen das letzte infolge des mit Frankreich abgeschlossenen Vertrags eine Grenzregulierung stattgefunden. Die ganze übrige Grenze bildet das Meer: zunächst das Südchinesische (Nanhai) mit dem Busen von Tongking, dann das Ostchinesische Meer (Tunghai), weiter nördlich das Gelbe Meer (Wanghai) mit dem Golf von Petschili und der Koreabai. Die gesamte Länge der Küstenlinie schätzt man auf 5570 km. Die Bestandteile des chinesischen Reichs in diesem Umfang sind:

Landesteile	QKilom.	QMeilen	Bewohner
Eigentliches China	4024690	73092	350000000
Mandschurei	982472	17899	12000000
Mongolei	3377283	61335	2000000
Tibet	1687898	30654	6000000
Dsungarei	383300	6969	600000
Ostturkistan	1118713	20317	580000
Zusammen:	11574356	210266	371180000

Das seit dem 17. Jahrh. bestehende Vasallenverhältnis von **Korea** (s. d.) ist seit 1876 sehr gelockert worden. Da das eigentliche C. und die Nebenländer Chinas nach Naturbeschaffenheit und Nationalität ungemein verschieden sind, auch in der lokalen und Provinzverwaltung vielfach Selbständigkeit bewahrt haben, so werden sie am zweckmäßigsten in besondern Artikeln besprochen, und wir beschäftigen uns hier nur mit dem eigentlichen C.

Der Name C. ist vermutlich aus dem Namen der alten Dynastie Thsin (255—209 v. Chr.) gebildet, der sich bei uns nach dem Vorbild der Portugiesen in der Schreibweise China eingebürgert hat; die chinesische Bezeichnung für C. als Staat ist **Tschungkuo** (»Reich der Mitte«). Das eigentliche C. umfaßt den südöstlichen Teil des gesamten chinesischen Reichs, der sich östlich von den Alpen Tibets zwischen dem südlichen Abfall der mongolischen Hochebene im N. und den Grenzen Hinterindiens im S. bis an das Meer im O. und S. ausdehnt und ein gegliedertes, aber von Natur geschlossenes Ganze bildet. Hierzu kommen noch zwei weitere Stücke Landes, die, teils im S. der Mandschurei und am Südrand des mongolischen Hochlandes (jenseit der Chinesischen Mauer) gelegen, teils keilförmig in die westlichen Nebenländer hineingreifend, von der Regierung dem unmittelbar regierten Reichsgebiet einverleibt wurden, sowie außerdem auch die beiden Inseln Hainan und Formosa. Die Landmasse des eigentlichen C., abgesehen von jenem keilförmigen Anhängsel, hat demnach ihre Ausdehnung zwischen 20 und 41° nördl. Br. und zwischen 98 und 125° östl. L. v. Gr.; sie ist von N. nach S. wie von O. nach W. etwa 2200 km lang und

umfaßt mit der zu Kuangtung gehörigen Insel Hainan (36,195 qkm) und dem zu Fukian gehörigen Formosa (38,803 qkm) ein Areal von 4,024,690 qkm mit 350 Mill. Einw., welche sich auf die 18 Provinzen des Reichs wie folgt verteilen:

Provinzen	QKil.	Bewohner	Provinzen	QKil.	Bewohner
Petschili .	148357	28000000	Hupei . .	179946	27400000
Schantung.	139282	29000000	Hunan . .	215555	18700000
Schansi . .	170853	14000000	Schensi . .	210340	102 0000
Honan . .	173350	23000000	Kansu . .	674903	9285377
Kiangsu .	103959	37800000	Setschuan .	479[illegible]68	35000000
Nganhui .	139875	24200000	Kuangtung	26[illegible]923	19200000
Kiangsi .	177656	23000000	Kuangsi .	201640	7[illegible]00000
Fukian . .	157820	14800000	Jünnan .	317162	5600000
Tschekiang .	92383	8100000	Kueitschou.	172898	5300000

Die Bevölkerungszahlen beziehen sich, mit Ausnahme der für Tschekiang und Setschuan auf v. Richthofens Schätzungen fußenden, auf den Zensus von 1812. Schätzungen der Bevölkerung wurden schon in den allerfrühsten Zeiten vorgenommen, als Grundlage diente die Zahl der Familien, der Steuerpflichtigen u. a.; die erste Zählung nach Individuen geschah auf Anregung der französischen Missionäre 1749 und ergab 177 Mill. Einw., es folgten noch acht, deren letzte (1794) 333 Mill. Seelen ergab. Bis 1852 sollte die Bevölkerung auf 420 Mill. angewachsen sein, danach haben aber Hungersnot und die Taiping-Rebellion viele Millionen dahingerafft. Da die Bevölkerungsstatistik hauptsächlich von solchen Beamten beeinflußt wird, die von ihren Unterbeamten eine nach der Einwohnerzahl der Distrikte bemessene Steuer erheben, da ferner in den sehr häufigen Fällen der Unterstützungsbedürftigkeit notleidender Provinzen die von der Zentralregierung auszusetzenden Fonds nach der Bevölkerungszahl bemessen werden, so liegt es im Interesse gewisser Parteien, die Bevölkerung größer zu machen, als sie in Wirklichkeit ist. C. ist noch immer unvollkommen bekannt; die Ufer des Jantsekiangflusses und die Küstenprovinzen sind allein ausführlicher beschrieben. v. Richthofen ist 1868—71 allerdings bis tief in das Innere vorgedrungen, und die Ergebnisse seiner Reisen liegen bis jetzt in vier Bänden vor, die eine außerordentliche Bereicherung unsrer Kenntnis Chinas enthalten, die aber auch durch die Anregung unzähliger neuer Fragen und Einführung neuer Gesichtspunkte beweisen, wie gering unser jetziges Wissen ist.

Bodengestaltung. Bewässerung. Klima.

Der Oberflächengestaltung nach zerfällt das Reich in ein Hochgebirgsland (im W. und NW.) und in ein Stufen- und Tiefland (im SO. und O.). Man nimmt an, daß das südliche Gebirge mit dem Himalaja zusammenhänge. Diese Südkette (Nanling, Nantschang) streicht unterm 26.° nördl. Br. und trennt die südlichen Provinzen von den nördlichen. In der Mitte von Kueitschou sollen noch Gipfel von Schnee und Gletscher sein; das Gebirge, das nur von wenigen Pässen durchschnitten wird, bildet die Sprachgrenze zwischen den nördlichen und südlichen Dialekten. Das zweite Parallelgebirge, von Richthofen unter dem Namen Funiuschan (statt Peling) eingeführt, scheint der östliche Ausläufer des mächtigen Kuenlün in Zentralasien zu sein und erhebt sich zu 1220—1520 m Höhe, während die Pässe in 300 und 450 m Höhe liegen. Zwei Dritteile der ganzen Fläche des eigentlichen C. sind Bergland. Nach den Verhältnissen der Höhe können wir drei große Regionen unterscheiden: 1) Das Alpenland im W. und NW. begreift die Provinzen Schensi, Kansu, Schansi, Setschuan, Jünnan und Kueitschou. 2) Die Stufenländer der Südkette (Nanling, Nantschang) fallen nach S. dem Meer zu terrassenförmig ab und ebenso nördlich. Dieser oft kahlen und unfruchtbaren Region gehören an die Provinzen Kuangsi, Kuangtung, Fukian, Tschekiang; die Binnenprovinzen Honan, Kiangsi und Nganhui, welche zum Teil den zweiten innern Terrassenabfall bilden, nehmen am Bergcharakter teil, gehören aber der größern Fläche nach zur nächsten Abteilung. 3) Das Tiefland, die große Alluvialebene zu beiden Seiten des untern Jantsekiang, des Huangho und Peihoflusses, nach O. dem Meer zu sich öffnend, auf den übrigen Seiten von den Abhängen des Alpenlandes begrenzt, ist ein weites seenreiches, oft sumpfiges Kulturland, meist aus Löß bestehend, auf welchem die Dichtigkeit der Bevölkerung und die sorgfältige Bodenbearbeitung eine Höhe erreicht haben wie wohl nirgends sonst. Zu dieser Region gehören die Hauptproduktionsgebiete von C., die Provinzen Hupei, Teile von Hunan, Kiangsi und Nganhui, Kiangsu, Schantung und Petschili.

Die Bewässerung ist in C. reichlicher, sowohl durch Flüsse wie durch Kanäle, als wohl in irgend einem andern Lande; die Kanäle fangen aber bei der schlechten Wirtschaft der Regierung zu verfallen an und sind teilweise schon unbenutzbar. C. hat zwei große Flußsysteme, das des Huangho und des Jantsekiang. Der Huangho („gelber Fluß“) mündet in den Golf von Petschili, etwas südlich des 38.° nördl. Br. Seine Länge wird auf 4000—4200 km geschätzt, sein Stromgebiet auf 1,850,000 qkm (33,600 QM.). Mit Dampfern kann er nur stellenweise im Mittellauf befahren werden, vom Meer aus ist er nicht schiffbar. An einer Stelle an seinem Ausfluß setzt der Strom über eine seichte Barre. Sein Wasser dient vor allem der Bewässerung; weithin verheerend wirkt er durch seine Überschwemmungen, gegen welche riesige Erdwerke angelegt sind (vgl. Huangho). Der zweite große Strom Chinas, der Jantsekiang (von den Chinesen auch Takiang, „großer Fluß“, oder Tschangkiang, „langer Fluß“, genannt), hat eine Länge von etwa 5300 km (mit den Krümmungen) und ein Stromgebiet von über 1,870,000 qkm (34,000 QM.). Er vereinigt sich mit dem Jalungkiang unter 26° 30′ nördl. Br. und 101° 52′ östl. L. v. Gr.; die Quellen beider Flüsse liegen in Tibet. Der Strom ist für Dampfer kaum über Itschang (Provinz Hupei) hinaus schiffbar, für Barken noch über Sutschou in Setschuan hinaus. Er ist die Hauptverkehrsader mit dem Innern des Landes; die größten Handelsstädte liegen an ihm, und die Hauptsumme des chinesischen Kapitals ist hier aufgehäuft. Zerstörend wirkt er durch den außerordentlich starken Wechsel im Wasserstand. Von Itschang ab beträgt sein Gefälle 17 cm auf 1000 m, d. h. es ist fast doppelt so stark als das des Nils und Amazonenstroms, dreimal so groß als das des Ganges. Auch er überschwemmt und verheert im Sommer große Strecken der obern Provinzen, insbesondere von Hupei und Nganhui. Um einen Begriff von den riesigen Dimensionen zu ermöglichen, in welchen sein Steigen stattfindet, sei erwähnt, daß 23. Juli 1869 in Hankeou die Differenz zwischen dem damaligen und dem mittlern Wasserstand während des Winters 11,6 m betrug; 103 Tage lang (bis 4. Okt.) war die europäische Ansiedelung der Überschwemmung preisgegeben, über 40,000 Einwohner der Chinesenstadt flüchteten sich nach den Hügeln. Der Strom wird seit Eröffnung des Hafens Itschang an der Grenze von Setschuan 1877 bis zu diesem Punkt

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

von Dampfschiffen befahren. Die Mündung des Flusses bildet jetzt einen einzigen großen Arm, etwas südlich vom 32.° nördl. Br.; früher waren es drei Arme, von denen einer sich in die Hangtschoubai ergoß. Er erfährt auch in Tiefe und Fahrwasser so große Veränderungen, daß sich die 1842 für das Delta aufgenommenen englischen Admiralitätskarten bereits 1858 unbrauchbar erwiesen (vgl. Jantsekiang). Von den übrigen Flüssen ist der längste der Sikiang, der im südöstlichen Jünnan entspringt und südlich von Kanton mündet; seine Länge beträgt einschließlich der Krümmungen 1700 km und läßt sich mit der des Don und Tigris vergleichen. Für größere Fahrzeuge schiffbar ist er nur bis zur Grenze von Kuangsi, sein Oberlauf ist selbst kleinen Schiffen unzugänglich. Schiffbar ist dagegen bis über Nanning hinaus ein südlicher Nebenfluß, der Jükiang (beschrieben von Moß, Narrative, etc., of an exploration of the West River, Hongkong 1870). Der Peiho oder Nordfluß, welcher an Peking vorbeiströmt, hat seinen Ursprung im südlichen Randgebirge der Mongolei; er hat bei Tiëntsin, dem Hafenort von Peking, 54—73 m Breite; seine durchschnittliche Tiefe zwischen hier und Taku beträgt 3,6—5,5 m. Der Fluß wird mit Barken bis Tungtscheu befahren; das Einlaufen in seine Mündung erschwert eine Barre.

Mit Landseen ist die Ebene übersäet; der größte, der Tungting, liegt südlich am Jantsekiang; der zweitgrößte, ebendort, ist der Pojangsee; im N. des Flusses liegt der Kaojusee. Ein Netz von Kanälen, das an Ausdehnung und vielfachster Verzweigung seinesgleichen nicht hat, bedeckt das Tiefland; sie dienen statt der sehr seltenen Kunststraßen in ergiebiger Weise dem Transport von Personen wie Waren und sind zugleich für die Bewässerung von höchster Wichtigkeit. Der größte und wichtigste, zu dem sich die andern wie Äste und Zweige verhalten, ist der 1100 km lange und 80—330 m breite Kaiserkanal (meist Jünho, »Beförderungsfluß«, genannt), der, seit dem 7. Jahrh. n. Chr. nicht durch Ausgrabung, sondern durch Aufdämmung angelegt, aber erst unter der Mongolenherrschaft vollendet, mit dem Peiho in Verbindung steht, den Huangho wie Jantsekiang quer durchschneidet und bis vor kurzem die große Kommunikationslinie des Reichs bildete; jetzt gibt dieser Riesenbau nur noch Zeugnis von einstiger Größe und gegenwärtigem Verfall. Der veränderte Lauf, den der Huangho nahm, verursachte den ersten großen Schaden am Kanalbau; da Reparaturen unterblieben, so befindet sich der Teil nordwärts vom alten Bette des Stroms in einem ganz verwahrlosten Zustand. Der südliche Teil hat bisher noch einen regelmäßigen Verkehr gestattet; aber wenn der Erhaltung dieses Werkes von seiten der Regierung keine Aufmerksamkeit geschenkt wird und die Vorschläge der fremden Ingenieure wie bisher mit Geringschätzung zurückgewiesen werden, so ist nicht nur der Einsturz eines Teils des Dammes, der den Kanal vom Kaojusee trennt, in Bälde zu befürchten, sondern auch einer der fruchtbarsten Landstriche Chinas der Überschwemmung preisgegeben. Einen großen Teil seiner Wichtigkeit wird der Kaiserkanal durch die projektierte Eisenbahn von Schanghai nach Tiëntsin verlieren.

Die Küste ist durch eine Menge von Buchten und Baien, von Vorsprüngen und kleinen Halbinseln in hohem Maß gegliedert; so besonders auf der Strecke von Hainan bis zur Mündung des Jantsekiang. Von da bis nördlich von Liaotung hin ist das Ufer bedeutend flacher und wegen seiner Untiefen für die Schiffer gefährlich. Das Lotsenwesen ist von den unter der Leitung des fremden Zolldienstes stehenden Hafenbehörden geordnet. Für die Beleuchtung der Meeresküste sowie des Jantseflusses ist durch (1885) 75 Leuchtstationen und eine große Zahl von Bojen und andern Warnungszeichen gesorgt (s. »List of Chinese Lighthouses, Buoys and Beacons«, Schanghai, jährlich erscheinend). Zwischen den Mündungen der beiden großen Ströme gibt es nur wenige gute Häfen, dagegen bietet die aus lehmfarbigen Klippen bestehende Küstenstrecke von Ningpo bis Hongkong gute und sichere Ankergründe. Große Gefahren bringen die Cyklone oder Taifuns (»Wirbelstürme«), welche in ihrem Bereich alle Schiffe, Häuser etc. vernichten. Größere Golfe sind der von Liaotung und von Petschili im N., der von Tschekiang an der Ostküste und die Buchten von Kanton und Tongking an der Südseite. Unter den zahlreichen Inseln, welche die Küste umsäumen, sind außer Hainan und Formosa die Inselgruppen im Golf von Kanton und im Golf von Hangtschou (worunter die größte Tschouschan) hervorzuheben.

Das Klima eines Landes von solcher Ausdehnung wie C. ist begreiflicherweise sehr verschieden. Seine Jahrestemperatur wechselt zwischen der von Unteritalien oder des nördlichen Afrika und jener von Stockholm; die Wintertemperatur seines nördlichen Strichs kommt ungefähr jener der nördlichen Länder Österreichs gleich. Die jährliche Durchschnittstemperatur wechselt von 10° C. in Peking (40° nördl. Br.) bis 21° in Kanton (23° 12′ nördl. Br.). Die Sommertemperatur ist fast in ganz C. sehr hoch, so daß sie im Schatten bis auf 38° steigt; das Mittel ist für Peking 25,8°, in Kanton 34,4° C.; am mittlern Jantsekiang wird die Wärme schon im Mai drückend bei mittlern Tagestemperaturen von 27—30° C. Die Wintertemperatur wechselt in den nördlichen Provinzen im Mittel zwischen —2 und —14° C.; der Winter beginnt hier im November und Dezember und endet im März und April. Im mittlern C. dauert der Winter von Anfang Dezember bis Ende Februar. Im südlichen C. beträgt die Wintertemperatur in den Niederungen meist 15°; im Januar und Februar sinkt sie auf 10°, auch noch tiefer; es fällt nur in den höchst gelegenen Orten Schnee, und es bildet sich selten eine Eiskruste von ½ cm Dicke. Das Charakteristische im Klima Ostasiens ist die Herrschaft des Monsuns. Im Winter weht fast ausschließlich der Nordostmonsun, dabei klarer Himmel, wenig Niederschlag, hoher Barometerstand; im Sommer wird der südwestliche Seewind weit in das Land hineingezogen, Niederschläge finden periodisch statt und nicht in kleinen, unregelmäßigen Zwischenräumen, wie in Europa; die Regenzeiten wiegen im Sommer vor, dagegen ist in den innern Provinzen, wie Setschuan, die Verteilung des Regens auf die Jahreszeiten fast genau umgekehrt; auch hier ist das Klima aber noch mild, die kühlsten Sommer hat im S. die Provinz Jünnan.

Naturprodukte.

Die mineralischen Schätze Chinas sind sehr bedeutend. Gold kommt teils im Quarz, teils im Sande der Anschwemmungen des Jantsekiang, Schantung, Schengking, des Minflusses, auf der Insel Hainan, in Kuangtung, Jünnan und Kueitschou vor; von dort und aus den Bergwerken der Mandschurei stammt der größte Teil des auf die chinesischen Märkte und nach Indien gelangenden Goldes. Silber kommt aus Kuangtung, von Hainan, aus Kuangsi, Jünnan, Honan, Schensi und Kansu; die Verhüttung der reichen silberhaltigen Bleierze von Schantung ist aber

untersagt. Salz wird aus dem Seewasser an den Küsten und aus Solquellen, Steinsalz im W., besonders in Setschuan und Jünnan, gewonnen; die Salzgewinnung aus Seewasser ist bedeutend. Das Salz ist kaiserliches Monopol, von 600 g wird durchschnittlich eine Abgabe von 2½ Pf. erhoben. Steinkohlen sind über ein Areal von über 200,000 QM. verbreitet; v. Richthofen hat nachgewiesen, daß keiner der 18 Provinzen Kohlenfelder fehlen. Auch der Norden der Insel Formosa hat Steinkohlenlager. In größter Ausdehnung hat man Kohle im nördlichen C. aufgefunden. Den ersten Rang nehmen die Südhälfte von Schansi (83,000 qm), das südliche Hunan (600,000 Ton. jährlich), ferner Kuangtung und Kiangsi ein. Aber obwohl der Abbau sehr leicht und jedem freigegeben ist, wird der Preis doch durch Zwischenhändler so hoch hinaufgetrieben, daß in den Seestädten englische Kohle billiger ist als einheimische; neuerdings macht japanische und australische Kohle Konkurrenz. Der Gebrauch der Steinkohle läßt sich schon im 8. Jahrh. v. Chr. nachweisen; gegenwärtig wird dieselbe in der Haushaltung als Brennmaterial vorwiegend im N., ungern in den weiter südlich gelegenen Provinzen verwandt, wo sie oft durch Holzkohle ersetzt wird. Eisen ist sehr verbreitet, die mächtigsten Lager kommen zusammen mit Steinkohle vor; nach Plinius bezog bereits der römische Markt das beste Eisen von den Serern. Eine große Menge Menschen findet jetzt wie im Altertum in den Eisenwerken von Schansi Beschäftigung, aber die bergmännische Bearbeitung der Felder wie die Verarbeitung des Erzes ist noch eine höchst primitive; auch Kuangtung und Kuangsi erzeugen Eisen, das hauptsächlich in den Kurzwarenwerkstätten der großen Fabrikstadt Fuschan bei Kanton zur Verwendung kommt. Reiche Lager von Kupfer (Jünnan und Kueitschou), Quecksilber, Zinn, Nickel sowie von wertvollen Steinen finden sich an vielen Stellen.

Die Pflanzenwelt wechselt nach den verschiedenen Teilen. Im südlichen Küstengebiet gedeihen Palmen, Zuckerrohr (besonders in Formosa), Bananen, Bataten, Yams und andre Gewächse warmer Länder. Zwischen dem 25. und 35.° nördl. Br., im Tiefland (besonders in den Niederungen der großen Flüsse), wird Reis gebaut; auch gibt es hier Orangen, Zitronen, auch wohl noch Zuckerrohr. Wichtige Ausfuhrprodukte sind: der vegetabilische Talg vom Talgbaum (Stillingia sebifera), der in der Umgebung von Ningpo in großer Menge kultiviert wird; Kampfer aus dem östlichen C. und besonders von Formosa; Zimt vom Cassia- oder Zimtbaum in Jünnan, Kuangtung und Kuangsi (der chinesische Zimt ist weniger aromatisch, aber billiger als jener von Ceylon und Malabar). Die eigentliche Charakterpflanze Chinas sowie sein Welthandelsartikel ist die Theepflanze: ihr Anbau zieht sich über 28 Breiten- und 30 Längengrade hin, sie gedeiht aber am besten im mittlern C. zwischen 27 und 30° nördl. Br., wo die mittlere Jahrestemperatur zwischen 16,7 und 20° C. schwankt, und wo auf starken Regenfall heiteres Wetter und Hitze folgen, das eine ebenso nötig zum üppigen und raschen Wachstum der Blätter wie das andre für den Wohlgeruch und die Güte der Qualität. Die Baumwollstaude wird vorzüglich im mittlern C. gebaut; ihr Produkt ist kürzer als das der amerikanischen und ägyptischen, auch nicht reinlich bereitet und fand nur zur Zeit des nordamerikanischen Kriegs Absatz nach Europa. An Arzneipflanzen ist C. reich; der Rhabarber ist vorzüglich, eine Menge andrer sind erst in den letzten Jahrzehnten bekannt geworden (vgl. den offiziellen Katalog der von der chinesischen Zollbehörde ausgestellten Handelsprodukte bei der Wiener Weltausstellung von 1873). Der Mohnbau zum Zweck der Gewinnung von Opium, der bereits während der ersten Hälfte des 18. Jahrh. über Tibet von Indien aus in C. eingeführt sein soll, nimmt jetzt einen bedeutenden Teil der Ackerfläche von Setschuan und Jünnan ein und verbreitet sich allmählich über alle Provinzen des Reichs; an Stärke steht aber das chinesische Produkt dem indischen bedeutend nach. Hirse und Weizen sind die Hauptcerealien, Roggen scheint nicht gebaut zu werden; an Gemüsearten ist ein großer Reichtum. Die Weinrebe, die im 2. Jahrh. v. Chr. vom General Tschangkhien aus Zentralasien in C. eingeführt wurde, kommt wild vor, wird jedoch auch gezogen; die Trauben werden aber nur in frischem Zustand genossen. Der Maulbeerbaum wird bei der großen Seidenkultur überaus häufig angebaut, der nützliche Bambus findet sich in allen Dörfern; die Wälder sind im Rückgang begriffen.

Was das Tierreich betrifft, so hat sich aus den kultivierten und dicht bevölkerten Provinzen längst alles Wild in die entlegenern Landstriche zurückgezogen. Von reißenden Tieren zeigt sich noch am häufigsten der Tiger, der in der Nähe von Amoy noch in den letzten Jahren gejagt wurde; Bären kommen im W. vor, Affen im SW. und auf der Insel Hainan. Der Riesensalamander, von dem man bisher nur die Sieboldia maxima Japans kannte, wurde neuerdings auch in C. entdeckt. Jagdbare Tiere sind: Hirsche, wovon einige Arten C. eigentümlich sind, auch Rehe, Hasen, sehr schöne Fasanen, zahllose wilde Enten &c. Elefanten und der Schabrackentapir (Tapirus indicus) werden in Jünnan angetroffen, das Moschustier in den westlichen Provinzen. Geflügel ist zahlreich, ebenso Hunde und Katzen. Zu den Haustieren gehört im N. das zweihöckerige Kamel; eine Art Pony, das kleine mongolische Pferd, bildet dort Steppenherden oder wird als Haustier in Ställen gehalten. Sonst wird Viehzucht im großen nur im nordwestlichen C. getrieben, wo die Tataren große Schaf- und Rinderherden halten. Büffel und Ochsen, von denen es zwei Varietäten gibt, mit und ohne einen kleinen Schulterhöcker, werden nur zum Ackerbau gezogen; sie nähren sich im Sommer vom Gras zwischen den Feldern oder auf den an den Kanälen noch übriggelassenen Bodenflächen, auf welchen sie an einer Schnur herumgeführt werden; im Winter bildet Reis- und Weizenstroh, Ölkuchen &c. ihr Futter. Esel und Maultiere sind in der Provinz Schantung und in andern hügeligen nördlichen Provinzen vielfach im Gebrauch. Überall findet man kleine, kurzbeinige, leicht Fett ansetzende Schweine von runder Körperform mit eingebogenem Rücken und sparsamer schwarzer Haarbedeckung; man gibt ihnen grob gemahlene oder zerstampfte Bohnen in einer mit verschiedenen Küchenabfällen vermischten Flüssigkeit. Schafe sind im südlichen C. ziemlich selten, doch sind die mongolischen Hämmel berühmt. Enten werden im mittlern und südlichen C. in enormen Quantitäten gezogen, und der Kormoran wird in den Gewässern der mittlern Provinzen zum Fischfang abgerichtet. Die Bienenzucht ist namhaft nur in Hunan und Hupei; Baumwachs kommt von einem Insekt (Coccus pela), welches auf Eichen lebt. Die Seidenraupe wird im ganzen Reiche gezogen (s. unten). Fische finden sich in unermeßlicher Menge und bilden einen Hauptartikel der Nahrung; zu den C. eigentümlichen Arten gehören die 1611 nach Europa gebrachten Goldfische. Die künstliche Fischzucht ist den Chinesen schon

seit den frühsten Zeiten bekannt (vgl. die Kataloge und Spezialschriften, betreffend die von der chinesischen Zollbehörde veranstaltete Ausstellung chinesischer Fischereiartikel bei Gelegenheit der ersten internationalen Fischereiausstellung in Berlin 1880). An den Südküsten sind Austern sehr gewöhnlich. An Schmetterlingen und Käfern sind C. viele Arten eigentümlich. Heuschreckenschwärme sind selten; der erste, den die Geschichte verzeichnet, fand 706 v. Chr. im nördlichen C. statt. Jährlich richten dagegen die wilden Schweine große Verheerungen an, die besonders im W. der großen Ebene sehr zahlreich sind und ungestört sich vermehren können, da die Chinesen keine Jagdliebhaber sind.

Bevölkerung. Kulturverhältnisse.

Die **Bevölkerung** Chinas (vgl. S. 1 und 2) bestand ursprünglich aus tibetischen, birmanischen und siamesischen Stämmen, deren Überreste, die Sifan, Lolo und Miaotse, wir heute in Jünnan, Kueitschou und im NW. der Provinz Kuangtung sehen. Sie wurden in ihre jetzigen Wohnsitze zurückgedrängt durch ein von NW. (nach der chinesischen Mythologie vom Kuenlün) einwanderndes Volk, welches gegenwärtig den Grundstock der mit allerlei andern mongolischen Elementen vermischten eigentlichen Chinesen bildet. Später kamen als Eroberer die Mandschu hinzu, ein zum tungusischen Zweig der Altaier gehöriger Stamm, welche sich des Throns bemächtigten und heute in den wichtigern Städten, wo sie die sogen. Tatarenstadt bewohnen, die Besatzung bilden. Außer diesen sämtlich der großen mongolischen Rasse und, mit Ausnahme der Mandschu, den Völkern mit einsilbigen Sprachen angehörigen Stämmen wohnen einige Tausende von Nichtchinesen in den dem fremden Handel geöffneten Traktatshäfen (s. unten). Die Zahl dieser letzten belief sich im Januar 1885 auf nur 6364 (2704 Engländer, 554 Deutsche, 790 Japaner, 621 Amerikaner, 424 Franzosen, 286 Spanier u. a.).

Die eigentlichen Chinesen (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 17) sind selten über 1,72 m groß, die Frauen meistens noch kleiner. Das Gesicht ist rund; die Augen sind klein, eng geschlitzt, weit voneinander abstehend, stets schwarz, häufig schief gestellt und mit dicken Augenbrauen überzogen; die Backenknochen sind hervorstehend; die Nase ist klein und gedrückt, die Stirn niedrig und unbedeutend; die Lippen sind dicker als bei den Europäern; selten bedeckt ein meist dünner Bart Kinn und Oberlippe; das Haar ist straff und schwarz. Das Haupthaar wird seit der Eroberung Chinas durch die Mandschu (1644) geschoren bis auf einen Büschel am Scheitel, der in einen Zopf gebunden wird und über den Rücken frei herabhängt. In der Muskelbildung stehen die Chinesen den kaukasischen Rassen nach; eine gewisse Schlaffheit der Gesichtsmuskeln verleiht dem Mann einen weibischen Typus. Die Bewohner des nördlichen C. sind im allgemeinen stärker gebaut als jene der mittlern und südlichen Provinzen; die letztern sind auch dunkler als die mehr rötlichen Bewohner des Nordens, während die des mittlern C. blaßgelb sind. Die Bewohner der Gebirge zeichnen sich unvorteilhaft durch Roheit und Unzugänglichkeit aus.

Der gesellschaftlichen Stellung nach werden **vier Volksklassen** unterschieden: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute. Geburtsadel spielt gegenüber dem Einfluß des Beamtenstandes eine geringe Rolle. Nicht die Prinzen, sondern die mit öffentlichen Ämtern bekleideten Männer bilden die Aristokratie, kaiserliche Prinzen ohne ein Amt sind Nullen, um die sich niemand kümmert. Würden und Titel sind nicht erblich. Der Gelehrtenstand, der geachtetste unter allen Ständen, ergänzt sich aus allen Schichten der Bevölkerung, aus Armen und Reichen. Nur Gelehrte und die aus ihnen hervorgegangenen Regierungsbeamten gelten als höhere Klassen. Da aber alle Klassen dem Geld nachstreben und sich viele Gelegenheiten finden, die fehlenden Vorbedingungen zum Regierungsamt durch Geschenke ꝛc., statt durch Wissen, sich zu verschaffen, so fehlt es dem Wohlhabenden nicht an Stützen zur Erklimmung der Stufe eines angesehenen Mannes. Die niedern Grade sind mit zeitlichen Gütern nicht reichlich bedacht und neigen in ihrem Leben wie in ihren Bestrebungen mehr zur Einfachheit hin. Die Sklaverei, wenn auch nicht im Sinn der Negersklaverei, ist eine hergebrachte Einrichtung des chinesischen Haushalts; der als Kind gekaufte Sklave wird, wie der servus der Römer, als Glied der Familie betrachtet, kann aber auch weiter verkauft werden. Der zum Frondienst verurteilte Verbrecher wird dauernd seiner persönlichen Freiheit beraubt. Im 3. Jahrh. n. Chr. wurde den Armen erlaubt, ihre Kinder zu verkaufen; hieraus entstand die Privatsklaverei. Diese Kaufsklaven werden meist wie Kinder behandelt und sind gegen Mißhandlung durch Gesetze geschützt. Die weiblichen Haussklaven gehen mit der Verheiratung in die Gewalt des Mannes über. Beschränkungen im Genuß des vollen Bürgerrechts erleiden die Schauspieler und Prostituierten, die Scharfrichter, Gefängniswärter und unter den Dienern der Großen diejenigen, welche ihren Herren auf der Straße vorausgehen, um ihnen die gebührende Achtung zu verschaffen. Ihre und ihrer Kinder Ehre gilt bis in die dritte Generation als gemindert und zwar bei Schauspielern und Prostituierten, weil sie schamlosen Herzens seien, bei den übrigen, weil sie ein hartes Herz zeigen.

Die **Sprache** der Chinesen besteht aus einsilbigen Wörtern. Bildung der Wörter aus den Wurzeln derselben, wie in unsern Sprachen, ist dem Chinesischen vollkommen fremd; die bestimmte Bedeutung der Wörter im Satz wird durch ihre Stellung hervorgebracht, welche strengen Gesetzen unterworfen ist. Diese im Prinzip überall gleiche Sprache zerfällt in die Schriftsprache und die Umgangssprache. Die Umgangssprache besteht aus zahlreichen Dialekten, welche in Aussprache und Artikulation so sehr voneinander abweichen, daß die Angehörigen einer Provinz die einer andern oft kaum verstehen. Dies ist namentlich in den südlichen Provinzen der Fall. Allgemein verbreitet ist das sogen. Kuanhod (»gemeinsame Verkehrssprache«); sie ist das Idiom der nördlichen Provinzen und als solches die Sprache des Hofes, der Beamten und der gebildeten Klassen. Die **chinesische Schrift**, deren Erfindung in ein hohes Altertum zurückverlegt wird, ist aus einer Bilderschrift, aus der unmittelbaren Wiedergabe der Anschauungen der Gegenstände selbst, hervorgegangen. In der ältesten Zeit schrieb man mit einem Bambusgriffel, der in schwarzen Firnis getaucht wurde; später trat an Stelle des Firnisses eine dicke Flüssigkeit, in welche fein geriebene Teile eines schwarzen Minerals eingemengt waren; endlich seit 220 n. Chr. begann man Tusche zu verfertigen und zwar aus Rückständen einer unvollkommenen Verbrennung von Firnis und Fichtenzweigen, während jetzt die beste aus dem Ruß von Schweinefett gewonnen wird; der Pinsel ersetzt den Bambus.

Die **geistige Befähigung** der Chinesen ist nicht gering; sie haben ganz selbständig auf eignem Boden, ohne anregende Berührungen mit fremden Völ-

tern, eine Reihe überraschender Erfindungen gemacht, eine umfassende, besonders encyklopädische, Litteratur hervorgerufen sowie in staatlichen Einrichtungen Größeres geschaffen als alle andern asiatischen Nationen. Diese Kultur darf uns aber doch keine besonders hohe Meinung von ihren Anlagen geben. Sie sind nicht umsichtig, orientieren sich schwer und erhalten ihre Ideen immer ausschließlich auf bestimmte Zwecke konzentriert; sie vergessen bei Verfolgung einer Aufgabe, deren Lösung im allgemeinen oder in einem gewissen Sinn sie sich vorgenommen haben, alles andre, führen dafür aber das Begonnene oft bis in die kleinsten Details mit staunenswerter Genauigkeit und unermüdlicher Geduld aus. Alles in C. bewegt sich in bestimmten Geleisen. Den Charakter der Chinesen kennzeichnet Gleichgültigkeit. Fleißig, nüchtern und mäßig in Speise wie Trank, im Sinn auf das Praktische gerichtet, machen sie als Kaufleute den Europäern auch aus Nationalgefühl erfolgreiche Konkurrenz. Feine und gefällige Umgangsformen findet man durchgehends in den östlichen Provinzen und im mittlern C.; Zudringlichkeit und Unfreundlichkeit treten bei den Bewohnern des Südens hervor; geistig tief stehen und roh in Manieren sind die Bewohner des Westens. Diese Verschiedenheit spricht sich auch im Benehmen gegen die Europäer aus, die bald artiger, bald grober Behandlung ausgesetzt sind. Die Gebildeten sind den Europäern oft übelwollend. Treubruch und Verschmitztheit sind im Verkehr mit Europäern Grundzüge aller Chinesen.

Die **Kleidung** ist nach den Provinzen verschieden, doch hat sie einen durchaus ständigen Zuschnitt und ständige Bestandteile. Der gemeine Mann trägt Jacke und Beinkleid, der Reichere während des Sommers Beinkleid und ein langes, weites Obergewand von Seide oder Leinwand ohne Kragen, mit weiten Ärmeln, das für gewöhnlich frei herunterhängt, aber auch durch einen seidenen Gürtel zusammengehalten wird. An letzterm werden der Fächer in seidener Scheide, ein gestickter Tabaksbeutel, eine Taschenuhr in einem gestickten Beutel, eine Dose mit Feuerstein und Stahl getragen, zuweilen auch ein Messer in einer Scheide und ein Paar Eßstöckchen. Als Kopfbedeckung tragen die Beamten im Sommer kegelförmige Kappen aus Bambusgefäde, auf der Spitze mit einem Knopfe versehen, der den Rang des Trägers anzeigt, und von dem ein Büschel von karmesinroter Seide oder roten Pferdehaaren herunterhängt. Die Landleute tragen im Sommer große, schirmartige Bambushüte, gegen regnerische Witterung eine Art Rohrgestell, an welchem das Wasser abläuft. Der Stoff ist meist Baumwollzeug. Der komplette Anzug eines Arbeiters kommt auf 4—5 Mk. zu stehen und hält sechs Monate aus. Tuch wird nur von Wohlhabenden getragen. Um der Kälte zu begegnen, tragen die niedern Volksklassen im Winter drei oder mehr baumwollene Kleider übereinander oder wattieren sie mit Baumwollabfall; Reichere kleiden sich in Tuch und Pelz. Die Feier- und Staatsanzüge sind außerordentlich kostbar und möglichst reich mit Seide und Gold bestickt, die Tressen sind jedoch vielfach falsch. Strümpfe, meist aus Baumwolle oder aus Seide gewebt oder auch aus Baumwollzeug zusammengenäht, werden allgemein getragen, schmiegen sich jedoch in der Form nicht dem Bein an und werden unter dem Knie mit farbigem Strumpfband befestigt. Die Schuhe sind aus baumwollenem oder seidenem Oberzeug gefertigt und mit papierener oder lederner Sohle versehen; Reiche tragen im Winter Schuhe von Tuch, Atlas oder Samt. Der Landmann geht großenteils barfuß, die Lastträger pflegen Sandalen von Stroh anzulegen. Vom Tragen weißer Wäsche, ebenso von Tisch- und Betttüchern wissen die Chinesen nichts, wie denn überhaupt Reinlichkeit weder in der Kleidung noch am Körper den Chinesen nachzurühmen ist. Die Frauentracht ist ähnlich wie die der Männer, nur von größerer Länge und Weite; ein Schleier wird nie getragen, Augenbrauen, Wange und Lippen werden geschminkt; das Haar wird, je nach dem Geschmack, bei Verheirateten in allerlei künstlichen Gestalten zusammengeordnet, mit Gold- und Silbernadeln, mit Goldplättchen und Perlen sowie mit natürlichen und künstlichen Blumen aufgeschmückt; die Unverheirateten lassen es in langen Zöpfen herabhängen. Die Männer scheren das Haar am Vorder- und Hinterkopf kahl ab, während es um den Scheitel in einen Zopf zusammengebracht wird, der lang über den Rücken herabhängt. Dieser Zopf, der jetzt als wesentlicher Bestandteil eines echten Chinesen angesehen wird, ist übrigens keine uralte Kleidungssitte, sondern erst durch das jetzige Herrscherhaus eingeführt worden. Vor dem 40. Lebensjahr einen Schnurrbart, vor dem 60. weitern Bart zu tragen, ist gegen die Sitte. Neben dem Zopf gehören zu den Seltsamkeiten der Chinesen noch die lang gezogenen Nägel an der linken Hand und die verkrüppelten Füße der Frauen, indem man bei den Mädchen das Wachstum des Fußes durch Einzwängung dergestalt erstickt, daß er, mit dem Schuh bekleidet, wie eine Art Huf erscheint und zum ordentlichen Gang seine Fähigkeit verliert.

Die **Wohnungen** der Chinesen sind sehr verschiedener Art. Auf den Flüssen und in den großen Häfen leben viele ganz auf Schiffen, neben dem Wohnschiff befinden sich oft andre als Schweinestall oder Gemüsegarten. Andre leben auf festgelegten Flößen. Die Häuser sind einstöckig, höchstens zweistöckig und der Mehrzahl nach entweder bloß in ihrer Hinterwand oder in zwei Seitenwänden aus gebrannten oder ungebrannten Ziegelsteinen gebaut, sonst teils aus Brettern, teils aus mit Lehm angestrichenem Flechtwerk oder aus Matten zusammengefügt und sehen meist ärmlich und schmutzig aus. Der Boden ist nicht gedielt und uneben; statt Glas bedeckt Papier die Fensteröffnungen, und die Stuben sind stets ungenügend beleuchtet und gelüftet. Der Hausrat besteht aus wenigen Stühlen und Tischchen; als Bettstelle dienen im südlichen und mittlern C. gewöhnlich zwei Schemel und einige daraufgelegte Bretter, auf welche zu unterst Stroh oder eine Strohmatte und darüber eine feine Binsenmatte zu liegen kommt; Federbetten sind unbekannt. Das Gebäude ist im Viereck um einen Hof in der Mitte aufgeführt. Das nächste Zimmer am Eingang dient zur Aufnahme von Besuchen und als Eßzimmer; weiter hineinwärts liegen die Gemächer für das weniger öffentliche Leben, deren Zugänge durch Vorhänge geschlossen sind. Diese Häuser haben bei Vornehmen eine besondere Ahnenhalle, wo die Stammtafeln des Hausstandes hängen, Weihrauch brennt und auf Tischchen zierliche Schälchen mit Thee und Schüsselchen mit gesottenem Reis stehen. Auch in den Städten sind die Häuser nur selten aus Stein gebaut, mitunter aber zweistöckig; die öffentlichen Gebäude weisen mehr Umfang als Pracht auf. Die mit den Wohnungen der Reichern verbundenen Parke und Gärten sind geschmackvoll angelegt. Die Angaben der Reisenden über die Bevölkerung der großen Städte weichen oft außerordentlich voneinander ab und sind ganz unzuverlässig. Als größere Städte sind bekannt: Peking, Kanton, Siantan, Sinaan, Tschangtschou, Tiëntsin, Tschingtu, Hankou, Wutschang, Futschou, Hang-

tschou, Schoahing, Sutschou, Wentschou und Nanking. Alle chinesischen Städte sehen einander sehr ähnlich. Sie enthalten gewöhnlich einen viereckigen Kern, von hohen Mauern, zuweilen auch von Gräben umgeben, die in gehöriger Entfernung von Türmen flankiert sind. Das Innere dieser Städte dient nur den Beamten zur Wohnung; die Plätze sind daher öde, und Verkehr fehlt. Sitz des Handels dagegen sind die Vorstädte, hier herrscht Leben und reges Treiben. Die Straßen sind auch hier meist krumm und eng, selten breiter als 3–4 m, ja im S. vielfach noch enger und für Wagen nicht passierbar. Daher fehlt es sehr an Lüftung; Wasserabzüge sind nur teilweise vorhanden, und gewöhnlich verpestet noch Unrat die Straßen. Selten entstehen aber bei dem Gedränge Unfriede und Unordnung, und des Nachts herrscht eine merkwürdige Ruhe. Bei Feuersbrünsten zeigen die Regierungsbeamten große Thätigkeit.

Ein Grundzug für das häusliche und gesellige Leben in C. liegt in der Gestaltung des **Familienlebens**. Der Hausvater ist im vollsten Sinn des Wortes Hausherr, mit unumschränkter Gewalt über alle Glieder seiner Familie bekleidet; er ist aber auch mitverantwortlich für ihre Vergehungen und wird gestraft, wenn ein Familienglied sich eines Verbrechens schuldig macht. Natürlich liegt auch die Verheiratung der Kinder ganz in den Händen des Vaters. Die Mutter teilt alle Ehrerbietung, welche dem Vater zu teil wird, und muß, wenn sie Witwe wird, vom Sohn zeitlebens erhalten werden. Man wünscht sich Söhne; der Unsitte der Tötung (Ertränkung) und Aussetzung neugeborner Mädchen, welche nach frühern Berichten unter den untern und mittlern Ständen fast Regel sein sollte, ist durch Errichtung von Findelhäusern, die als Wohlthätigkeitsanstalten durch Subskription seitens der Wohlhabenden erhalten werden, einigermaßen entgegengearbeitet worden. Die Mädchen erhalten jedoch eine schlechte Erziehung, wenige können lesen und schreiben; bei den Ärmern hilft die Frau tüchtig in der Wirtschaft mit. Die Verheiratung findet schon in frühen Lebensjahren des Mannes statt, weil er, um eine Frau zu erhalten, keinen selbständigen hinlänglichen Erwerb zu haben braucht, indem die Frau mit ihm in das Hauswesen seiner Eltern eintritt. Die Verlobungen erfolgen sehr häufig schon im zarten Kindesalter; ja man hat Beispiele kennen gelernt, daß wenige Tage alte Mädchen mit noch Ungebornen feierlich verlobt wurden. Die Verlobungen werden ganz allein durch Unterhändler zwischen den beiderseitigen Eltern abgemacht. Nach der Hochzeit kehrt die junge Frau auf einige Tage ins elterliche Haus zurück. Der Gehorsam, welchen die Frau ihrem Mann und zugleich dem Vater und der Mutter desselben schuldig ist, kennt keine Ausnahmen. Scheidung ist zugelassen; die Sitte erlaubt selbst, daß der Mann seine Frau mit ihrer Zustimmung einem andern Mann als Weib verkauft. Die reichern Klassen leben oft in Vielweiberei, namentlich wenn die erste Frau kinderlos geblieben ist. Indes steht die zweite nur im Verhältnis einer Magd, bis sie nach der Geburt eines Sohns der ersten Frau mehr zur Seite tritt. Wiederverheiratung ist nur den Männern gestattet; Frauen geben sich zuweilen beim Tode des Mannes unter großen Zeremonien durch Gift u. dgl. den Tod. Der Eintritt in das Jünglingsalter wird bei Knaben (vom 12.–15. Jahr) durch die Mützenverleihung gefeiert; bei Mädchen gilt als entsprechendes Zeichen die Schmückung mit der Nadel, dem Kopfputz der Frauen. Sehr zahlreich sind die Zeremonien bei der **Leichenbestattung** wohlhabender Personen; Arme werden ohne Pomp bestattet und meist am dritten Tag. Bei Reichen steht die Leiche im wohlverkitteten Sarg oft 40 Tage und länger über der Erde; Männer werden in kostbare Seidenstoffe gekleidet, Frauen in Weiß und Silber und in einen hölzernen Sarg gelegt, der in feierlichem Zug zum Begräbnisplatz geleitet und in die Erde versenkt wird, nachdem die bösen Geister ausgetrieben sind. Die Gräber werden öfters im Jahr geziert, wobei Opfer dargebracht werden. Die Trauerzeit für Vater und Mutter, eigentlich drei Jahre, wird gewöhnlich auf 27 Monate abgekürzt; doch dürfen Kinder des Trauerhauses nicht vor Ablauf von drei Jahren heiraten. Trauerfarben sind weiß, blau und aschgrau. Der Nachlaß gehört den Söhnen gemeinsam, die Ahnentafel bleibt aber im Gewahrsam des ältesten, der oft auch doppelten Anteil hat.

Die **Nahrung** der Chinesen ist sehr mannigfach; der gewöhnliche Mann ißt so ziemlich alles, was genießbar ist. Man ißt dreimal des Tags, um 8, 12 und 5 Uhr, zur Zeit der Reispflanzung vier- bis fünfmal; Ärmere lassen es bei nur zwei Mahlzeiten, um 10 und 5 Uhr, bewenden. Im mittlern und südlichen C. genießt der Arbeiter in den niedern fischreichen Gegenden fast täglich Fische und ein- bis viermal im Monat Schweinefleisch, dazu Reis; morgens nimmt er Thee, zur Hauptmahlzeit Reisbranntwein. Zur Kost der Wohlhabenden gehören alle Fleischsorten, besonders das gebratene und gesalzene Fleisch der Schweine, Hühner und Enten. Im nördlichen C. sind Hirse, Mais, Weizen, Rind- und Schöpsenfleisch Hauptnahrungsmittel. Die Fleischspeisen sind schmackhaft zubereitet, beliebt sind besonders Schinken, doch halten die strenggläubigen Buddhisten das Fleischessen für zu sinnlich und insbesondere das Rindfleischessen für undankbar gegen die guten Dienste, welche Büffel und Ochsen in der Landwirtschaft leisten. Eine Spezialität sind Bohnenkäse und Fadennudeln aus Weizenmehl. Der Theekonsum ist nach v. Richthofen zwar enorm, der ärmere Mann betrachtet ihn jedoch als Luxus und begnügt sich mit Aufguß über Blätter von Artemisia- und Ribes-Arten, die wild auf den Feldern wachsen, und selbst mit heißem Wasser allein. Dies ist sogar in Theedistrikten zu beobachten; der Gebrauch des Thees scheint daher durch die Schädlichkeit des Wassers hervorgerufen worden zu sein, da es meist kein andres Trinkwasser gibt als solches, das über Reisfelder gelaufen ist. Theehäuser sind an den Landstraßen vielfach aus Mildthätigkeit erbaut, ein meist altes Weib reicht den Reisenden unentgeltlich Thee. Die Gasthäuser sind billig, aber widerlich schmutzig. Abweichend von allen übrigen Asiaten, genießt der Chinese seine Mahlzeit auf einem Stuhl sitzend; statt einer Gabel bedient er sich zweier kleinen Stäbchen von Bambus oder Elfenbein, mit denen er aus den suppenartig bereiteten Gerichten alle festen Stücke geschickt herauszufischen versteht. Aus Reis und Hirse wird eine Art Branntwein hergestellt, die in allen Schichten der Bevölkerung beliebt ist und warm in kleinen Tassen gereicht wird, um die Stelle des Weins zu vertreten. Trunksucht ist im allgemeinen kein Laster der Chinesen; dagegen herrscht das verderbliche Opiumrauchen unter allen Klassen trotz der ernstlichen Gegenanstrengungen der Regierung; Opium, geraucht, entnervt gleich Absinth. Tabakrauchen und -Schnupfen sind verbreitet, aber der chinesische Tabak sagt in der landesüblichen Zubereitung dem europäischen Geschmack nicht zu. — Bewegung von einem Ort zum andern findet, wenn immer möglich, zu Wasser statt, sonst zu Fuß oder in Tragsesseln aus

Bambus; im N. sind zweiräderige Karren im Gebrauch. Alle Anstalten zur Beförderung sind Unternehmungen einzelner; das gut organisierte Regierungspostwesen dient nur zur Beförderung amtlicher Depeschen und Korrespondenzen. Die Warenbeförderung wird auf dem Landweg, im S. mittels Schiebkarren, im N. mittels zweiräderiger, von Pferden oder Ochsen gezogener Karren bewerkstelligt. Träger, Esel und Maultiere, im W. Kamele, sind jedoch die meist benutzten Transportmittel.

Öffentliche Schaugepränge sind beliebt; alle öffentlichen Feste (der Neujahrstag, das Fest der Drachenboote, gestiftet zu Ehren des im 4. Jahrh. v. Chr. lebenden Kinjuen, das Laternenfest am 15. des ersten Monats, das Fischerfest) geben Veranlassung zu allgemeiner Freude und Heiterkeit. Das Spazierengehen ist den Chinesen kein Bedürfnis, dagegen sieht man häufig Erwachsene einen Lieblingsvogel im Käfig stundenlang spazieren tragen. Leibliche Übungen werden nur vom Militär vorgenommen; doch ist das Ballspiel beliebt, wobei der Ball an der Erde mit den Füßen hin- und hergestoßen wird. Die Neigung zum Hasardspiel ist allgemein. Das Schachspiel ist bei den Chinesen seit undenklichen Zeiten üblich, weicht aber vom indischen und abendländischen bedeutend ab (»Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 24, S. 172). Kinder und Erwachsene vertreiben sich die Zeit gern mit Spielzeug; mechanische Spielereien mit überraschendem Effekt sind sehr gesucht, einen lohnenden Einfuhrartikel bilden Spieldosen. Theatervorstellungen sind überall ein Hauptvergnügen, auch Gaukler aller Art sieht man sehr gern. Eine besondere Belustigung für groß und klein ist ferner das Steigenlassen von Papierdrachen in allerlei Gestalt, die nach den chinesischen Berichten der berühmte General Hansi 206 v. Chr. erfunden haben soll. Bewunderungswürdiges, zuweilen Unerklärliches leisten endlich die Chinesen in der Kunst der Feuerwerke. Als Eigentümlichkeit in der Sitte und Anschauung der Chinesen sei noch erwähnt, daß sie beim Schreiben die Wörter nicht in wagerechten, sondern in senkrechten Linien aneinander fügen, dabei aber rechts anfangen; daß sie nicht den Nordpol des Magnets, sondern dessen Südpol gelten lassen 2c.

Obschon die Liebe zur Heimat der Auswanderung aus C. entgegenwirkt, so treibt doch die Übervölkerung mancher Gegenden des Landes und die häufig dort auftretende Hungersnot alljährlich Tausende von Chinesen in die Fremde; sie verlassen jedoch ihr Vaterland nur in der Absicht, nach einigen Jahren dahin zurückzukehren. Begräbnis in der Fremde gilt als Unglück; man sucht es dadurch zu beseitigen, daß man den Toten wenigstens in heimatliche Erde legt, deren Import sich nach allen Punkten lohnt, wo chinesische Arbeiter sind. Nach Hinterindien und dem Ostindischen Archipel waren Auswanderungen schon lange im Gang, bereits 1832 schätzte man die Zahl der Chinesen außer Landes zu 3 Mill. Die Entdeckung des Goldes führte Ende 1848 die ersten Chinesen nach Kalifornien, 1850 wurde der Zuzug bedeutend; von 1821 bis 1883 sind 288,643 Chinesen in die Vereinigten Staaten eingewandert, von denen jedoch viele wieder in ihre Heimat zurückkehrten; nach dem Zensus von 1880 befanden sich 104,541 in C. Geborne in der Union, der größte Teil (90,149) in den pazifischen Staaten. In Kanada befanden sich 1881 nur 4383 Chinesen. Hier machte sich zuerst eine Bewegung gegen die chinesische Einwanderung geltend, die 1876 in Britisch-Columbia verboten wurde; 1879 geschah dasselbe in den Vereinigten Staaten, doch erhielt das Verbot auf die Drohung Chinas, amerikanischen Waren den chinesischen Markt zu sperren, bisher nicht Gesetzeskraft. Nach Australien war die chinesische Auswanderung zur Zeit der großen Goldfunde eine sehr starke, auch hier hat man durch eine Kopfsteuer und andre Maßregeln die chinesische Einwanderung zu beschränken gesucht; 1881 zählte man nur 43,706 Chinesen auf dem Australkontinent und in Neuseeland. Dem Inselreich Hawai, wo man 1883: 15,993 Chinesen zählte, hat diese Einwanderung den schrecklichen Aussatz gebracht. In neuester Zeit suchen Peru und im Hinblick auf die bevorstehende Emanzipation seiner Sklaven auch Brasilien die chinesische Auswanderung zu sich zu lenken.

Religionen.

Was die Religion und ihre Stellung zum Staat betrifft, so entspricht auf den ersten Blick C. den Wünschen eines modernen Staatsbürgers, da es kein Glaubensbekenntnis, keine feierliche Verpflichtung fordert, sich zu irgend einer bestimmten Religion zu bekennen. Praktisch genießt aber der Bekenner des Konfutsianismus politisch höheres Ansehen. Das Christentum ist der chinesischen Regierung deswegen besonders anstößig, weil es die Mitglieder mittels eines feierlichen Ritus, eines Sakraments, aufnimmt, als sollte man einer Art geheimer Gesellschaft angehören (vgl. Friedr. Müller, Reise der österreichischen Fregatte Novara, ethnographischer Teil, Wien 1868). Im einzelnen sind zu trennen: die alte Religion, die Lehren des Konfutse, die Lehren des Laotse, der Buddhismus und die durch gegenseitige Einwirkung dieser Religionssysteme aufeinander entstandene gegenwärtige Volksreligion. Die alte Religion des einzelnen war fast ausschließlich Ahnenkultus, der noch heute charakteristisch für chinesische Verhältnisse ist. Menschen und Naturgeister werden nicht gänzlich getrennt gedacht; die ganze Natur ist von Geistern (Schin) belebt. Der Himmel (Thian) ist das Höhere, die Erde (Ti) das Niedrigere. An der Spitze aller Geister steht der Himmel oder, wie man auch sagt, der Schangti, der »höchste Herrscher« oder Gott; in der philosophischen Sprache werden diese beiden Gegensätze durch Yang und Yin, etwa das männliche und weibliche oder das lichte und dunkle Prinzip, ausgedrückt. Durch die Zusammenwirkung von Himmel und Erde entstehen alle Wesen und das vorzüglichste derselben, der Mensch. Beim Tod erfolgt die Auflösung des Menschen in einen himmlischen und irdischen Teil; die Vorstellungen über diesen Unterschied sind zahlreich, doch herrscht in allen Äußerungen darüber wenig Klarheit. Auch über die Vorstellungen, welche sich die alten Chinesen von dem Zustand der Toten machten, finden sich nur wenige bestimmte Angaben. Die verstorbenen Herrscher werden als dem obern Kaiser (Gott) im Himmel zur Seite stehend gedacht; an andern Stellen wird der Aufenthaltsort der Toten unter die Erde verlegt, und dies ist jedenfalls später die herrschende Meinung geworden. Der Kaiser und die Ahnen aller werden noch als wirksam in Bezug auf das Schicksal ihrer Nachkommen auf Erden gedacht. Von Belohnung oder Bestrafung ist nirgends die Rede, die Gestorbenen bleiben in denselben Verhältnis zu ihren Fürsten 2c. wie auf Erden; noch 621 v. Chr. wurden Menschen mit dem Fürsten begraben, um ihn in der andern Welt zu bedienen; auch gab man zu demselben Zweck hölzerne Menschengestalten ins Grab mit. Im einzelnen durchgebildet ist die Lehre von der Fortdauer nach dem Tod nicht, die Annahme einer Seelenwanderung findet sich nirgends. Ein Priesterstand fehlte;

der Kaiser, die Vasallenfürsten, zuletzt der Hausvater versahen die religiösen Zeremonien. Vgl. Plath, Religion und Kultus der alten Chinesen (Münch. 1862-63); »Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 21. — Die Religion, zu welcher sich jetzt der Kaiser, alle Staatsbeamten und die Gelehrten bekennen, und neben der alles andre Religionswesen als ketzerisch gilt, da das Staatsgebäude darauf aufgebaut wurde, ist die Lehre Konfutses (Confucius'), der 551—478 v. Chr. lebte und aus der Familie Kung entsprossen war, die ihren Stammbaum bis 1121 zurückzuführen vermochte; seine Geburtsstadt ist Kiufu in der Provinz Schantung, sein Geburtsort eine Höhle. Konfutse nimmt in seinen Schriften nirgends auf eine Schöpfung, einen Schöpfer oder auf eine sittliche Weltordnung Bezug und gibt nur durchaus weltliche Sittenlehren; sein Moralgebäude entbehrt jedes idealen Strebens, es läßt uns kalt (s. Konfutse). Er hat die Volksanschauungen richtig wiedergegeben, denn es fehlte, wie bereits gezeigt, auch der alten Religion das Bewußtsein einer Vergeltung der gerechten und ungerechten Handlungen. Die Pietät war und blieb der Grundzug des chinesischen Lebens, die Ahnentafel das Familienheiligtum. Die Gewalthaber, voran Kaiser, Fürsten, Staatsbeamte, sind wie in der alten Religion, so noch jetzt die vornehmsten Priester. Den Göttern bringt der gemeine Mann selbst die Opfer dar, doch gibt es auch Berufspriester, die vom Geschäft des Opferns ꝛc. leben; indes lauten die Nachrichten über sie nicht günstig, und man muß sie als Schwarzkünstler qualifizieren. Die Opfergaben bestehen in Ochsen, Schafen, Schweinen, Seidenzeugen. Für die Tötung der Tiere bestehen keine Vorschriften. Sie werden alle gekocht, um nach dem Segen zum Verzehren bereit zu sein. Die Opferhandlung ist stets ein Fest und wird im Tempel, bei besondern Anlässen auch im Freien vorgenommen. Die Andächtigen vereinigen sich dabei unter mancherlei Zeremonien. Wallfahrten wird ein großer Wert beigelegt; jeder größere Ort hat seinen Confuciustempel. Vgl. J. Legge, The life and teachings of Confucius (Lond. 1867). — Das dritte C. eigentümliche Religionssystem ist das des Laotse, Ehrenname des gelehrten Lipejang, der im 7. Jahrh. v. Chr. lebte und der Stifter der Taossekte wurde, die auch in Japan und Hinterindien Verbreitung fand. Die gegenwärtigen Taossélehren haben sich jedoch von ihrem Original bedeutend entfernt. Laotse hat im Taoteking seine Lehren niedergelegt; er will die höchste sittliche Vollkommenheit in jedem schaffen durch wahre Erkenntnis eines höchsten Wesens, die nur durch Intelligenz und durch das Bewahren dieses Gottes im Herzen erreicht wird, was allein durch Herzensreinheit, Geistesruhe und Herrschaft über die Begierden möglich ist. Die Anhänger der Taossekte haben aber die ursprünglichen erhabenen Lehren ihres Stifters praktisch zu einem wahren Zerrbild umgebildet. Schon im 13. Jahrh. sind sie berühmt als Adepten der »geistigen Alchimie«, welche die in der physischen Welt waltenden Geheimnisse des lange dauernden sowie des ewigen Lebens und andrer Gaben zu erforschen streben; jetzt sind sie einem groben Mystizismus ergeben. Ihre Hauptsitze sind in der Provinz Kiangsi; sie stehen übrigens in geringem Ansehen.

Der Buddhismus (hier Religion des Fo genannt) kam 65 n. Chr. von Indien nach C. Er ist in der ihm zu teil gewordenen Verunstaltung rohes Heidentum und Götzendienst. Die Indolenz und das Cölibat der Priester machen diese den Anhängern des Confucius verächtlich, wie nicht minder ihre freiwillige Armut und ihr lästiges Betteln. Ihr Gottesdienst ist aber prunkhaft, der Klerus und die Bettelmönche sind überaus zahlreich vertreten (weiteres s. Buddhismus). Über das Zahlenverhältnis der Anhänger dieser drei Hauptreligionen, die in viele Sekten gespalten sind, lassen sich noch keine bestimmten Angaben machen. Nach der großen Menge buddhistischer Klöster zu schließen, mit denen das Land übersäet ist, und bei der übereinstimmenden Angabe, daß die untern Volksklassen sich durchgehends zum Buddhismus bekennen, kann die Mehrzahl des Volkes als Buddhisten gelten; vom Reste darf nur eine verhältnismäßig geringe Zahl als Laotse-Anhänger gerechnet werden. — Man würde aber die Zustände in C. falsch beurteilen, wenn man annehmen wollte, daß die Chinesen in scharfem und bewußtem Gegensatz hinsichtlich ihrer religiösen Anschauungen leben: auf der Basis des für C. typischen Ahnenkultus hat sich eine Volksreligion gebildet, die im ganzen überall die gleiche ist, wenn sie auch aus verschiedenen Quellen entsprungen ist. Bei den niedern Klassen zeigt sich diese Volksreligion als Aberglaube, bei den Gebildeten hat sie einer flachen Aufklärung mit allerlei nach Religion und Seite wechselnder Tugendschwätzerei Platz gemacht. Die Opfer für Ahnen und Geister sind allgemein; der Glaube an Seelenwanderung, eine der alten Religion, wie erwähnt, ganz fremde und entgegengesetzte Vorstellung, kam mit dem Buddhismus ins Land und beherrscht die Anhänger aller Sekten und Religionen. Der Islam zählt in den westlichen Landesteilen etwa 3—4 Mill. Anhänger, nicht 30—40 Mill., wie fälschlich meist angegeben wird (vgl. Palladius in den Arbeiten der Mitglieder der russischen geistlichen Mission zu Peking, Bd. 4), und eine noch nicht näher zu bestimmende Zahl in Jünnan. Von Juden findet sich eine kleine Gemeinde zu Kaifungfu in Honan. Das Christentum endlich, das bereits um 636 durch nestorianische Christen, 1294 durch Franziskaner, später (seit 1556) besonders durch die Jesuiten in C. verbreitet wurde, zählt trotz aller Verfolgungen, die 1722 begannen, zwischen 1746 und 1773 besonders heftig waren und als Insulten, wie Verweigerung der Genugthuung für Unbilden, noch jetzt nicht selten sind, nach dem Baseler »Evangelischen Missionsmagazin« 1881: 1,094,000 Katholiken (41 Bischöfe, 664 europäische und 559 eingeborne Priester) und 19,000 evangelische Christen (2237 deutsch-evangelische, die übrigen englische). Vgl. J. Legge, The religions of C. (Lond. 1880); Pitou, La Chine, sa religion, ses mœurs, ses missions (Genf 1880).

Unterrichtswesen. Bildung.

So eigentümlich wie die Religion ist das Unterrichtswesen in C. Allgemeine Schulbildung für das männliche Geschlecht ist nicht, wie vielfach angenommen, Reichsordnung, daher es auch keine staatlichen Elementarschulen gibt und kein Schulzwang stattfindet. Es geschieht aber von den Privaten viel für den Unterricht; gewöhnlich vereinigen sich mehrere Familien, oder es nimmt der »Stamm« einen Lehrer an, dem die Knaben, nicht auch die Mädchen, im Alter von 5—6 Jahren so lange anvertraut werden, bis sie lesen und schreiben können; es wird weder Mathematik noch Naturgeschichte gelehrt. Etwa 10 Proz. der Landbevölkerung sollen lesen und schreiben können, eine Kenntnis, die bei der Schwierigkeit der chinesischen Sprache selbst bei großem Fleiß gegen fünf Jahre in Anspruch nimmt und den Verstand in hohem Grad schärft. Erst bei der Erwerbung der litterarischen Grade spricht die Regierung ein ge-

wichtiges Wort mit. Es gibt drei Grade: Ssiutsai (»Kandidat«), Tschüjen (etwa »Doktor«) und Tschinschih (etwa »Professor«). Hauptaufgabe der Schüler ist Aneignung sämtlicher Schriftsammlungen des Konfutse; der zweite und dritte Grad befähigen zu Staatsämtern; man bereitet sich zum Studium vor in den vom Staat und von Stiftungen unterhaltenen Seminaren zur Unterstützung junger Gelehrten; die Prüfungsarbeiten sind in Klausur zu fertigen, worüber, wie über die Notenerteilung, ins Kleinliche gehende Bestimmungen bestehen. Geld, Verwandtschaft und Empfehlung verhelfen jedoch vielen Unwissenden zur Auszeichnung durch diese drei Grade; überhaupt laufen dabei die gröbsten Betrügereien unter. Die Graduaten sind infolge davon vielfach ziemlich ungebildet. Die zu Tausenden durchfallenden Kandidaten werden Schullehrer, Notare, Schreiber 2c. Einziges Ziel des Unterrichts ist, das bestimmte überkommene Maß von Kenntnissen und Wissenschaften dem nachwachsenden Geschlecht zu übermitteln; Schulbesuch der Mädchen ist Ausnahme. Das Wissen auch der Gebildetsten geht über den Bereich ihres Landes selten hinaus. Neuerdings bereitet sich darin eine Änderung vor, 1867 erfolgte die Errichtung eines Kollegiums für fremde Wissenschaften (Tungwenkuan) in Peking, einer Art Universität mit europäischen und amerikanischen Professoren. 1872 war 1 Mill. Doll. zur Ausbildung junger Chinesen im Ausland (Amerika und Europa) angewiesen.

In der Zeitrechnung bedient man sich eines 60jährigen Cyklus, der aus einer sechsmaligen Kombination des Dezimalcyklus mit der fünfmaligen des Duodezimalcyklus gebildet ist. Die Tage, von Mitternacht zu Mitternacht, werden in zwölf Stunden geteilt; eine Einteilung der Monate in Wochen ist nicht gebräuchlich. Geometrie und Algebra sind dem Chinesen etwas Fremdes. Im gemeinen Leben hilft man sich mit einem Rechenwerkzeug. Beruf für die Kunst verraten die Chinesen nicht. Sie besitzen Geschick in Bildungen aus weicher Masse, dabei kann aber von einer ausdrucksvollen plastischen Darstellung des Körpers nicht die Rede sein, weil man von nackten Bildern nichts weiß, sondern das Ganze auf gefällige Herstellung der Kleiderhülle hinausläuft. Die Gebilde ihrer Malerei treten schattenspielartig vor das Auge; alles wird mit ängstlichster Treue dargestellt, aber von perspektivischer Darstellung haben sie meist keinen Begriff. In besonderer Schätzung stehen leicht in Wasserfarbe und indischer Tusche hingeworfene Bilder auf feinem Papier oder auf Seide. Als Meister zeigt sich der Chinese in der Gartenkunst, indem er die anmutigsten und geschmackvollsten Gruppierungen von Bäumen und Rasen zu stande zu bringen weiß, obschon seine Vorliebe für das Zwerghafte auch hier störend eingreift. Die Baukunst der Chinesen steht ganz im Dienste des Bedürfnisses und trägt den Charakter der Einförmigkeit. Keine Religionsgemeinschaft hat architektonisch bedeutsame Tempel aufzuweisen. Die Musik der Chinesen ist unharmonisch, wiewohl ihre Instrumente zahlreich sind und aus Laute, Guitarre, Flöte und andern Blasinstrumenten, dreisaitigen Geigen, einer Drahtharmonika, die mit zwei Bambusstäbchen geschlagen wird, Glocken, Trommeln, Pauken 2c. bestehen (vgl. Plath in den Sitzungsberichten der bayrischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 1, S. 116 ff.); für Akkorde, Melodie oder Harmonie haben sie gar kein Verständnis. Daß man selbst tanze, statt sich vortanzen zu lassen, ist ihnen unbegreiflich. Sehr beliebt sind Schauspiele, doch geht es dabei nicht ohne Gemeinheiten und Obscönitäten ab. Die Frauenrollen dürfen, seitdem der Kaiser Kienlung im 18. Jahrh. eine Schauspielerin geheiratet hat, nur von Jünglingen gespielt werden. Die Schauspieler selbst aber sind nicht geachtet (s. oben). Über die dramatischen Dichtungen der Chinesen sowie über die Litteratur derselben überhaupt s. Chinesische Sprache und Litteratur. Über die Kulturverhältnisse der Chinesen vgl. Doolittle, The social life of the Chinese (Lond. 1866, 2 Bde.); Gray, C., a history of the laws, manners and customs of the people (das. 1878); Katscher, Bilder aus dem chinesischen Leben (Leipz. 1881). Der Sinologie gewidmete periodische Publikationen sind: »The C. Review« (zweimonatlich, Hongkong); »The Chinese Recorder« (Schanghai); »Journal of the C. branch of the R. Asiatic Society«.

Landwirtschaft. Industrie.

Die vorzüglichste und zugleich in höchsten Ehren stehende Beschäftigung der Chinesen ist der Landbau. Das Land wird als dem Kaiser gehörend betrachtet; seit dem Ende der dritten Dynastie (4. Jahrh. v. Chr.) erhebt jedoch der Staat nur noch eine Abgabe, während früher ein Teil für den Landesfürsten bebaut wurde, und der Grundbesitzer ist jetzt nicht weiter beschränkt, als daß er des Landes bei Nichtanbau verlustig wird. (Über Grundeigentum vgl. v. Sacharow, Arbeiten der russischen Gesandtschaft in Peking über C., Bd. 1.) In der Ebene ist das Land sehr parzelliert, hier kann eine Familie von fünf Mitgliedern sich von 1—2 Hektar Ackerbodens ernähren; ein Pachter würde aber mindestens 2 Hektar haben müssen, da der Pachtzins durchschnittlich ein Dritteil des Ertrags ausmacht. Ein Besitzer von 6 und mehr Hektar gilt als ein vermögender Mann; man findet übrigens Besitzungen von 600 und, in hügeligen Gegenden, von 12—1800 Hektar. Bei Bearbeitung des Bodens werden am meisten Hauen und Rechen verschiedenster Konstruktion verwendet; Pflüge und Eggen sind nur auf größern Gütern im Gebrauch. Das Getreide wird entkörnt durch Ausschlagen, durch Austreten von Tieren oder mit Dreschflegeln. Zum Enthülsen von Reis oder Mahlen von Getreide dienen Mühlen, welche durch Menschenhände, Büffel oder Wasser bewegt werden, zur Entkörnung und Reinigung der Baumwolle einfache, unsern Anforderungen nicht genügende Geräte. Charakteristisch für die Chinesen sind die sorgfältige Sammlung allen Düngers, seine Anwendungsweise (Überrieselung mit flüssigem oder pulverisiertem Dünger nach der Aussaat) und die ergiebige Düngung. Fruchtwechselwirtschaft ist Regel; man läßt jedoch nicht die Pflanzen »den Boden sich gegenseitig vorbereiten«, sondern man bereitet ihnen den Standort durch zusagende Düngung. Der Ackerboden besteht meist aus jüngstem Alluvium; mit Ausnahme des nördlichen C. kann überall das ganze Jahr hindurch im Feld gearbeitet, ja im südlichen C. auch gesäet, gepflanzt und geerntet werden; namentlich sind es die verschiedenen Gemüsearten, die man auch mitten im Winter für die Nahrung einsammelt. Die Hauptarbeiten beginnen im März und enden im November. Es wird meist in Drillen gesäet und gepflanzt; Gewinnung von Unterfrüchten wird allgemein angestrebt. Die Düngerarten werden hinsichtlich ihrer Dungkraft meist klassifiziert wie folgt: Ölkuchen; menschliche Exkremente (nur verdünnt angewandt); Schweinedünger (getrocknet und im zerkleinerten Zustand ausgestreut); Büffel- und Ochsendünger sowie Ziegen- und Pferdedünger (selten, meist in flüssigem Zustand verwandt); Wasserpflanzen (sehr zahlreich angewandt); Asche (meist mit anderm Stoffe ver-

mischt); gebrannter Kalk; in Fäulnis übergegangene Fische. Das wichtigste Bodenprodukt des südlichen und mittlern C. ist Reis, in zweiter Reihe Zuckerrohr und in der Nähe der Küste Baumwolle; im nördlichen C. werden statt Reis Hirsearten (Kaoliang), dann Weizen und Hülsenfrüchte gebaut. Von Gemüse, Wurzel- und Knollengewächsen werden enorme Quantitäten gewonnen. Von der Kultur des Theestrauchs wurde bereits oben gehandelt; er erfordert kräftige Düngung, fleißige Bodenbearbeitung und wird im siebenten Jahr seines Wachstums nahe am Boden abgeschnitten, damit die Stümpfe neue Schößlinge treiben und zartere Blätter liefern. Die Theeblätter werden für den eignen Gebrauch sehr einfach zubereitet. Man läßt sie an einem luftigen Ort oder an der Sonne verwelken (aber nicht austrocknen), erhitzt sie dann unter beständigem Mischen auf einem seichten Bambusgeflecht über Kohlenfeuer, rollt sie, indem man über sie, während sie noch warm sind, die flach aufgelegten Hände im Kreis herumführt, und trocknet sie dann an einem luftigen Orte. Der zum Export bestimmte Thee wird von den Händlern in eignen Öfen wiederholt (bis viermal) stark erhitzt, geröstet, mit wohlriechenden teuern Blüten vermischt und an der Luft ausgetrocknet. Auch Öl gebende Pflanzen werden vielfach angebaut; unter den Gespinst- und Faserpflanzen sind neben der Baumwollstaude Hanf, darunter das sogen. chinesische Gras (Boehmeria nivea), und Jute die wichtigsten. Blauer Farbstoff wird aus Indigofera tinctoria, Polygonum tinctorium ꝛc. im südlichen und mittlern C. gewonnen. Die Kunstgärtnerei wird sowohl im Freien als in geschlossenen Räumen mit vieler Sachkenntnis und Sorgfalt betrieben. Die Forstwirtschaft wird dagegen ganz vernachlässigt; auch der eigentliche Wiesenbau, verbunden mit Heugewinnung, wie die Viehzucht (s. oben) sind den Chinesen fremd. Eine besondere Wichtigkeit hat für C. der **Seidenbau**, der auf einer hohen Stufe der Entwickelung steht; die meiste und beste Seide liefern die mittlern Provinzen und die Umgegend von Kanton. Der Maulbeerbaum erfreut sich einer sachkundigen und sorgfältigen Pflege, die Seidenraupenzucht ist aber weniger fortgeschritten. Eine Besonderheit ist hier wie in Japan der Eichenspinner. Alle Zweige der Landwirtschaft leiden unter mancherlei vermeintlichen Erfahrungsregeln. Die **Fischerei** und zwar das Fischen von Pflanzen wie von Süßwassertieren und einigen Seetieren beschäftigt eine große Menge von Leuten und liefert für die Nahrung der Menschen wie für Düngung der Felder enorme Massen; die Fischerei wird häufig mittels eines abgerichteten Kormorans (Seeraben) ausgeübt. — Zu den **Landplagen**, welche oft Mißwachs und Hungersnot zur Folge haben, gehören vor allen die Überschwemmungen, weil der Reis meist in den Flußthälern angebaut wird; aber auch Dürre verdirbt die Ernten auf weite Strecken, da jahrhundertelang fortgesetztes Abholzen, ohne für Nachwuchs zu sorgen, dem Lande die regenbildenden Einflüsse der Wälder entzogen hat. Für Zeiten der Hungersnot hat die Regierung wie die Privatwohlthätigkeit Speicher angelegt, wo ein Teil der in Reis entrichteten Grundsteuer oder angekaufte Frucht aufbewahrt wird, bis Mißernte unentgeltliche Abgabe oder Verkauf unter dem Marktpreis nötig macht. Vgl. Plath, Die Landwirtschaft der Chinesen (Münch. 1874).

Die **technischen Fertigkeiten** der Chinesen sind seit 1873 auf den verschiedenen Weltausstellungen durch ausgestellte Gegenstände und eingehende Kataloge (meist durch Arbeiten der Mitglieder des chinesischen Seezolldienstes entstanden) der europäischen Welt näher gerückt worden. Die **Papierbereitung** geht zurück bis 153 n. Chr.; man verwendet jetzt dazu Hanffasern, junge Bambussprosse und Bambusfaser, die Rinde des Papierbaums (Broussonetia papyrifera), Baumwolle, Maulbeerbaumrinde, Rotang (sogen. Spanisches Rohr), Meeralgen, Reis-, Weizenstroh u. dgl. Die sehr dauerhaften Sorten werden zu Fenstern und Regenschirmüberzügen verarbeitet, dienen auch, mit Harz bestrichen, als Zunder ꝛc. Der Gebrauch des **Holzstockdrucks** reicht bis ins 6. Jahrh. unsrer Zeitrechnung zurück; 992 wurden zum erstenmal Schriften durch Steindruck vervielfältigt. Letterndruck wurde im 11. Jahrh. erfunden, kam aber bei den großen Schwierigkeiten, welche die chinesische Sprache dem Druck mit beweglichen Typen entgegenstellt, erst seit 1662 in Anwendung, als unter dem aufgeklärten Kaiser Khanghi europäische Missionäre es dahin brachten, daß 250,000 bewegliche Letternstücke in Kupfer gestochen wurden; doch konnten nur wenige Abzüge gemacht werden, da die Typen bald darauf von unehrlichen Beamten veruntreut wurden. Neuerdings werden in Hongkong, Schanghai und andern Küstenplätzen chinesische Zeitungen sowie in deren Offizinen herausgegebene andre Werke, auch Bibelübersetzungen, Missionsschriften ꝛc. mit beweglichen Lettern gedruckt. Eine bedeutende Zukunft hat für C. wegen der eigentümlichen Schrift- und Litteraturverhältnisse die Photolithographie, die schon jetzt dazu dient, die seltenen, teuern Palastausgaben der hauptsächlichsten historischen und andrer Werke fehlerlos zu vervielfältigen. **Schießpulver** wurde von den Chinesen zwar lange vor Berthold Schwarz erfunden; es ward jedoch nicht zum Schießen, sondern als Material zu Feuerwerkskörpern verwendet, bis das Beispiel der Europäer seinen Nutzen zu Kriegszwecken lehrte. **Feuerwerkskörper** werden fabrikmäßig in der Nähe von Kanton produziert und bilden einen bedeutenden Ausfuhrartikel nach den Vereinigten Staaten. Unter den **Metallwaren** der Chinesen sind ihre weittönenden Gongs zu erwähnen. Chinesisches **Email** hat jetzt noch seinen besondern Wert; an **Porzellan** wird heutzutage wenig mehr als Fabrikware geliefert; Form und Ornamentation sind bei den Japanern in dieser Branche viel vorzüglicher, wenigstens was die im Handel vorkommenden Fabrikate betrifft, wenn auch für eigentliche Articles de vertu C. immer noch der klassische Boden ist. Besondere Aufmerksamkeit erregen die **Lackwaren**, die an Zierlichkeit und Sauberkeit nichts zu wünschen übriglassen und in solcher Vollendung nur durch mühsames, wiederholtes Abhobeln, Abschaben und Glätten dargestellt werden können. Alle diese Industrien, wozu unter andern auch die **Elfenbeinschnitzereien** gehören, werden nicht so geheimnisvoll betrieben, daß ein intelligenter Europäer nicht in das Wesen ihres Betriebs eindringen könnte; das Geheimnis der chinesischen Überlegenheit scheint vielmehr darauf zu beruhen, daß bei diesen Artikeln viel geduldige Handarbeit erfordert wird, wie z. B. beim Schnitzen der bekannten Elfenbeinkugeln, und daß die beispiellos niedrigen Lohnverhältnisse in C. europäische Konkurrenz bei dem jetzt so leichten Warenverkehr nicht aufkommen lassen. Die **Schiffbaukunst** hat nur in den kaiserlichen Werften unter europäischen Lehrern Fortschritte gemacht. Die Schiffe für den Handel zur See wie auf den Flüssen, die **Dschonken**, sind lange Kuffe ohne Kiel, mit Mattensegeln aus Bambus und plumpen, ungeschickten Steuerrudern, die sich auf der offenen See nicht gut zu halten vermögen. Die chinesischen Händler selbst befrachten jetzt mit Vorliebe euro-

päische Fahrzeuge, deren größere Sicherheit und Seetüchtigkeit, verglichen mit den gebrechlichen Dschonken, die im Jahr nur eine vom Monsun abhängige Reise zu vollführen befähigt sind, sie bald erkannten. Der Bestand der chinesischen Dschonkenflotte ist gänzlich unbekannt, von Schiffen europäischer Bauart besaß die große China Merchants' Steam-Navigation Company 1877: 33 Dampfer mit 22,910 Ton., welche indes während des Kriegs mit Frankreich in amerikanische Hände übergingen.

Handel und Verkehr.

Der **Handel**, für welchen der verschmitzte, ausdauernde und genügsame Chinese, der im Verkehr mit Fremden seinen Landsleuten nicht Konkurrenz macht, sondern einmütig mit ihnen gegen jene vorgeht, vorzüglich paßt, ist auf dem Land als Kleinhandel sehr belebt; Märkte sind in jeder kleinen Stadt mehrere im Monat, in großen Städten öfters unter großem Zudrang von Händlern und Käufern. Die Höhe für den Wert dieses Binnenhandels ist nicht zu bestimmen; die willkürlichen Zölle der Mandarinen sind ein bedeutendes Hindernis seiner vollen Entwickelung. **Der Handel mit dem Ausland** war bisher mit wenigen Ausnahmen ausschließlich in den Händen europäischer und amerikanischer Handelshäuser; der Verkehr darf aber bloß an bestimmten Plätzen stattfinden und ist nur unter starker Beiziehung der eingebornen Händler möglich. Bis zum Frieden von Nanking (1842) war für den Landweg nur Maimatschin, Kiachta gegenüber an der Nordgrenze der Mongolei, für den Seeweg nur Kanton Ausfuhrstation unter hemmenden Bedingungen. Im genannten Frieden wurden außer Kanton noch Amoy, Futschou, Ningpo, Schanghai zu Freihäfen erklärt u. neuerdings im Frieden von Tiëntsin (1858) und später eine Anzahl noch andrer Häfen (Swatau, Takao, Tamsui, Tschingkiang, Kinkiang, Hankeou, Tschifu, Niutschuang, Tiëntsin, Kiungtschau, Itschang, Wuhu, Wentschou und Pakhoi) dem europäischen Handel geöffnet (s. unten, Geschichte), so daß jetzt im ganzen 19 **Vertragshäfen** dem Verkehr offen stehen. Infolge des kürzlich (1885) mit Frankreich abgeschlossenen Friedensvertrags steht die Eröffnung von zwei Handelsplätzen an der Grenze von Anam in Aussicht. Der auswärtige Handel hat sich mit der allmählichen Eröffnung des Landes für Fremde erstaunlich gehoben. Im J. 1814 wertete der Gesamthandel erst 3,75 und 1827: 5 Mill. Pfd. Sterl.; 1833 erlosch das Privilegium der Ostindischen Kompanie, und die Handelsumsätze hoben sich bis 1856 auf 17,5 Mill. und erreichten 1869: 42,6 Mill. Pfd. Sterl. In den letzten Jahren hat der Wert des ausländischen Handels betragen in Haikuan Taels:

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen
1881	91910877	71452974	163363851
1882	77715228	67336846	145052074
1883	73567702	70197693	143765395
1884	72760758	67147680	139908438

Im J. 1884 stellte sich der Wert des Handels mit den wichtigsten Verkehrsgebieten in Tausenden von Haikuan Taels wie folgt:

	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen
England und seine Kolonien . .	65709	40240	105949
Europa ohne England u. Rußland	1752	10071	11823
Rußland inkl. Sibirien	258	5488	5746
Vereinigte Staaten	2418	8280	10698
Japan	3655	1795	5451

Die Hauptartikel der Einfuhr bilden Opium (1884: 26,2 Mill.), Baumwollwaren (22,1 Mill.), Wollwaren (3,7 Mill.), Metalle (4,1 Mill.), wogegen auf diverse andre Waren 16,5 Mill. fallen. Von der Ausfuhr entfallen etwa 80 Proz. auf Thee und Seide; 1884 betrug die Ausfuhr von schwarzem, grünem und Ziegelthee 29,1, von Rohseide und Seidenwaren 23,2 Mill. Haikuan Taels; nächstwichtig sind Zucker, Häute, Felle, Baumwolle, Matten und einige Droguen. Weit über die Hälfte des ganzen Verkehrs nimmt seinen Weg über Schanghai. In Bezug auf die Opiumeinfuhr ist England bekanntlich in zwei Lager geteilt: die philanthropische Partei, von welcher die Einfuhr indischen Opiums in C. als eine Versündigung am Geiste des Christentums angesehen wird, und die Partei der praktischen Politiker, die in den Einnahmen, welche der indischen Regierung aus der Mohnkultur zufließen, ein Bedürfnis des Landes erblicken, dessen Abschaffung der Kolonie unersetzlichen Schaden thun würde. Die chinesische Regierung ist im Begriff, diese geteilte Stimmung zu benutzen, indem sie dem von Jahr zu Jahr wachsenden Konsum durch Erhöhung der Einfuhrsteuer sowie durch außerordentliche Belastung der einheimischen Produktion steuern will, ohne dadurch die auch für C. unentbehrliche Opiumsteuer, die 1880 an Einfuhrzoll allein 13½ Mill. Mk. einbrachte, zu verlieren.

Im J. 1884 liefen in den Vertragshäfen ein und aus: 23,755 Schiffe mit einem Gehalt von 18,806,788 Ton.; hiervon waren 14,141 englische, 1758 deutsche, 2381 amerikanische Schiffe; 4625 fielen auf die chinesische Flagge, die seit einer Reihe von Jahren in Gestalt einer sich alljährlich weiter ausdehnenden Dampfschiffahrtsgesellschaft, der China Merchants' Steam-Navigation Company, den fremden Reedereien Konkurrenz machte, jedoch bei Ausbruch des französischen Kriegs ihre Dampferflotte an eine amerikanische Firma verkaufte. Man nimmt an, daß demnächst, da der Friede geschlossen, ein Rückkauf stattfinden wird, wodurch sich die oben für amerikanischen Verkehr mitgeteilten Ziffern auf etwa 600 Schiffe reduzieren, während auf die chinesische Flagge über 6000 zu rechnen sein würden. Diese Dampfer, die vor Ausbruch des Kriegs als chinesisches Eigentum von europäischen Kapitänen kommandiert wurden, haben ihre Fahrten bereits auf amerikanische und englische Häfen ausgedehnt, und es will scheinen, als ob von dieser Seite her dem Handel der Europäer ein größerer Feind erstehen wird, als es seiner Zeit die Abgeschlossenheit des chinesischen Innern gewesen ist. Sollte es chinesischen Kaufleuten gelingen, auf dem Markt von London mit Thee und Seide festen Fuß zu fassen, so würde ein Umschwung bevorstehen, der für viele in diesem Handel interessierte Häuser leicht verhängnisvoll werden könnte. Der allgemeine Zug der Verdrängung der Segelschiffe durch größere Dampfer macht sich auch hier und zwar seit der Eröffnung des Suezkanals in besonders hohem Maß geltend. Scheinbar leidet darunter augenblicklich die deutsche Schiffahrt, deren Fahrzeuge hauptsächlich der Klasse der Segelschiffe angehören; doch hat man neuerdings allerorten Dampfer für den fernen Osten wie Australien gebaut, welchem Zug ja auch die deutsche Reichsregierung durch subventionierte Dampferlinien gerecht geworden ist.

Gegen **Eisenbahnen** hat sich C. lange hartnäckig verschlossen; eine 1876 eröffnete Linie von Schanghai nach Kangwan (9 km) mußte schon nach wenigen Monaten wieder beseitigt werden. Aber 1881 wurde die Herstellung von Schienenwegen für Truppen-

transporte seitens der Regierung in Aussicht genommen und 1884 entsprechende Pläne vorbereitet. Vor zwei Jahren erlangten englische Ingenieure die Erlaubnis zum Bau einer Eisenbahn von Schukautschung bei Tientsin zu den Kohlenminen von Kaiping (13 km), die auch gelegentlich zur Personenbeförderung benutzt wird. Die erste Telegraphenlinie wurde 1874 eröffnet, dieselbe diente aber, wie einige kleinere darauf folgende, nur dem lokalen Bedürfnis. Die erste Linie für den internationalen Dienst (Schanghai-Tientsin, 1510 km) datiert von 1881, darauf folgten rasch die Linien Tientsin-Taku und Tientsin-Peking; augenblicklich (1885) steht Schanghai mit den wichtigsten Vertragshäfen in Verbindung, und ein Drahtnetz über alle Teile des Reichs dürfte nicht lange auf sich warten lassen. Die Insel Formosa hat gleichfalls eine Telegraphenlinie. Die unterseeischen Linien an den Küsten befinden sich sämtlich im Besitz fremder Gesellschaften.

Münz- und Währungsverhältnisse. Die einzigen Münzen, welche in C. selbst geprägt werden, sind die Käsch oder Tungtsin aus Kupfer von verschiedenem Werte; durchschnittlich gehen 1120 auf einen mexikanischen Dollar. Der Haikuan Tael ist eine Rechnungsmünze, deren Wertverhältnis zum mexikanischen Dollar durch Verträge festgestellt ist. Der Haikuan Tael, in dem die Zölle bezahlt werden und die Werte der Zollstatistik berechnet sind, gilt etwas über 1⅓ mexikan. Dollar, was im Durchschnitt der Kursschwankungen für 1884: 5 Shill. 7 P. = 5,60 Mk. = 7,06 Frank ergibt. Mexikanische Dollars zirkulieren vorwiegend in den südlichen Vertragshäfen, in Schanghai nur für den Kleinverkehr. Größere Zahlungen erfolgen in Silberbarren (engl. shoes), die von einer Bank nach ihrem Gehalt gestempelt sind; solche Barren wiegen gewöhnlich 50 Taels à 37,783 g. Kleinere Zahlungen macht man mittels kleiner Stücke ungestempelten Silbers, die bei jeder Zahlung gewogen werden; doch sind die Handelsusancen in diesem Punkt sehr verschieden. Im Innern sind Silberbarren und Kupferkäsch (oder Sapeken) noch immer die Hauptzahlmittel. Geldtransaktionen mit London und Paris vermitteln nach dem Kurs des Schanghai Tael (5 Shill. = 6,38 Fr.) die in den Vertragshäfen etablierten sechs englischen Banken und eine französische (Comptoir d'Escompte de Paris). Einheimische Banken bestehen in sehr großer Zahl; von der Regierung zur Erhebung der Taxen und Steuern verwendet, ist es ihnen gestattet, gegen einige Sicherheit für den Ankauf von Landesprodukten Noten auszugeben, die auf starkes, grobes Papier gedruckt und, um der Fälschung vorzubeugen, mit einer Menge Stempel versehen sind. Dies Papiergeld zirkuliert in Abschnitten von 100 bis zu 1000 Käsch und ist außerordentlichen Schwankungen unterworfen. Regierungspapiergeld gab es früher gleichfalls, schon seit der Dynastie Thang (7.–10. Jahrh.); es kam aber durch die betrügerischen Manipulationen der Mongolenkaiser (1280–1333) in Mißkredit und wurde abgeschafft. Das chinesische Banksystem datiert bis ins 1. Jahrh. v. Chr. zurück, und die chinesischen Bankiers, die meist zugleich Pfandleiher sind, bilden eine einflußreiche Gilde.

Maße und Gewichte. Längenmaß ist das Tschi (3,55 m) = 10 Tsuns = 100 Fens, Wegmaß das Li = 360 Pus = 556,5 m, Landmaß das Mou = 6,13 Ar, Hohlmaß das Scheng = 10,31 Lit. Einheitsgewicht ist für gewöhnliche Ware das Tschin oder Katti = 604,53 g = 16 Liangs oder Taels (100 Tschin = 1 Tan oder Pikul), für wertvollere der Liang oder Tael = 37,783 g.

Staatsverfassung und Verwaltung.

Die Staatsverfassung Chinas ist monarchisch und den Staatsgrundgesetzen nach, wie sie in den ersten vier Büchern des Konfutse enthalten sind, patriarchalisch; in Wirklichkeit ist die Regierung jedoch in eine Willkürherrschaft der Provinzvorstände ausgeartet. An der Spitze steht der Kaiser, er wird als der Vater seines Volkes betrachtet und besitzt über alle seine Unterthanen unumschränkte Gewalt. Er ist ein geistliches Oberhaupt, wie viele europäische Herrscher es sind, zugleich höchster Richter und Anführer im Krieg. Man verehrt den Kaiser in abgöttischer Weise, indem man sich in den Staub wirft, sobald er erscheint, ja sogar vor dem leeren Thron. Nie läßt er sich öffentlich sehen, ohne daß Scharen von Polizeidienern voraufgehen und eine ungeheure Leibgarde folgt. Das Recht der Nachfolge beruht nicht auf der Erstgeburt, sondern der Kaiser wählt sich seinen Nachfolger unter den Söhnen seiner ersten drei Gemahlinnen; jedoch wird seine Wahl erst bei seinem Tod bekannt gemacht. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie genießen als solche nur geringe Auszeichnung von seiten des Staats. Die Regierung des Landes ist eine ziemlich verwickelte. Ein umfassendes Staatshandbuch in 920 Bänden, das Tatsing Huitien, ist ausschließlich der Darstellung der Regierungsverhältnisse gewidmet. Staats- und Hofämter, auch Zivil- und Militäranstellungen sind oft in Eine Hand gelegt; für die Kultus- und Unterrichtsanstalten bestehen besondere Behörden. Seit Beginn des 18. Jahrh. werden die wichtigsten Staatsangelegenheiten von einem Kabinett von Ministern unter dem Titel Künkitschu in Gegenwart des Kaisers meist in den frühen Morgenstunden (von 5 bis 6 Uhr) verhandelt. Nächst diesem, dem »hohen Rat«, steht nominell die oberste Leitung der Verwaltung bei der »innern Ratskammer« (Nuiko) von vier Mitgliedern (zwei von tatarischer und zwei von chinesischer Abkunft). Unter den Befehlen dieser Mitglieder arbeiten die sechs Regierungsabteilungen, welche die innern Angelegenheiten besorgen. Es sind dies folgende sechs Tribunale (Liupu): für Zivilbeamte, deren Ernennung etc.; für Finanzen (das fremde Seezollwesen untersteht dem auswärtigen Amt); für Gebräuche und Zeremonien; für Kriegswesen; für Strafsachen; für öffentliche Arbeiten. Für die Nebenländer (Mongolei etc.) besteht das Fremdenamt (Lifanjuan). Im J. 1860 wurde das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten (Tsunglijamen) eingesetzt, dem die von Europäern geleiteten Anstalten unterstellt sind. An die Zentralverwaltung berichtet der »Rat der öffentlichen Zensoren« (Tutschajuen). Diese höchst merkwürdige Institution zählt etwa 60 Mitglieder unter 2 Präsidenten (der eine von chinesischer, der andre von tatarischer Abkunft). Ihre Mitglieder besitzen das Vorrecht, gegen jede Regierungsmaßregel auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiet zu remonstrieren und dem Kaiser Gegenvorstellungen zu machen. Dieser Rat hat seine Vertreter in jeder Provinz, die teils den Sitzungen der Provinzialbehörden anwohnen, teils die Provinz bereisen und über ihre Wahrnehmungen an den Rat berichten. Zu den Instituten der Zentralverwaltung gehört noch eine Art kaiserlicher Akademie der Wissenschaften, das Kollegium der Hanlin, bestehend aus den ersten wissenschaftlichen Autoritäten des Landes.

Die Mandschurei ist administrativ in drei Teile geteilt: einen südlichen (Schingking), einen mittlern (Kirin) und einen nördlichen (das chinesische Amurgebiet), jeder unter einem Gouverneur. Die unter-

hängigen Landschaften: Mongolei, Dsungarei, Kuku-Nor, Chinesisch-Turkistan und Tibet, unter dem Namen Lifanjüan zusammengefaßt, stehen unter einem besondern Ministerium, von dem die Gouverneure in Urga, Kobdo, Uliassutai, Tarbagatai, Kuku-Nor sowie die Statthalter der Thianschan-Länder (chines. Sintsiang, »neues Gebiet«) ressortieren. Für die 18 Provinzen des eigentlichen C. gibt es 8 Generalgouverneure oder Vizekönige (Tsungtu), von welchen die von Petschili und Setschuan über eine Provinz, der von Liangkiang über drei, die übrigen über zwei Provinzen gebieten; in den Provinzen Schantung, Schansi und Honan ist ein Gouverneur (Sünfu) die oberste Zivilstelle, doch hat auch von den unter einem Generalgouverneur stehenden Provinzen jede ihren besondern Gouverneur. Oberbefehlshaber über die Truppen ist der Vizekönig oder Gouverneur, mit Ausnahme der tatarischen Truppen, die als Gegengewicht gegen das rein chinesische Element unter einem unabhängigen Tatarengeneral stehen. Unter dem Provinzialverwalter steht als erster General der Landtruppen der Lulutitu, als erster Admiral der Schuischititu. Das Finanzwesen leitet ein Schatzmeister; der Justiz steht der Provinzialrichter vor, der seine Sitzungen zeitweise auf Rundreisen abhält; eigne Behörden sind bestellt für die Prüfungen der Gelehrten, für Ackerbau, Accisen, Salzmonopol etc. Das Wort Mandarin für einen Beamten der neun Rangstufen, in die der gesamte Beamtenstand geteilt wird, ist nach Schott aus dem indischen mantrin (»Ratgeber, Minister«) abzuleiten, im Chinesischen bezeichnet das Wort Kuan einen Beamten; die neun Rangstufen werden durch kleine Kugeln von verschiedenem Stoff und Farbe (rot, blau, kristall, weiß, gold) unterschieden, die oben auf der Mütze getragen werden. Die Beamten sind zahllos; der ewige Wechsel hat sie ihren Pflichten und ihrer Aufgabe so sehr entfremdet, daß ihr Bestreben nur darauf gerichtet ist, in der kurzen Zeit ihrer Amtsthätigkeit ihre Kassen zu füllen. Da die Besoldungen der öffentlichen Diener lächerlich niedrig sind, so bleibt diesen nichts übrig, als sich das nötige Geld durch Erpressungen zu verschaffen und Übergriffe ihrer Untergebenen zu dulden. Bei der Anstellung der Mandarinen gilt das Prinzip, daß keiner in der Provinz dienen darf, in der er geboren ist; auch werden höhere Beamte meist nach einer Anzahl von Jahren versetzt, damit ihr Einfluß sich bei der Bevölkerung nicht allzusehr geltend mache. Der Tod eines seiner Eltern zwingt den Mandarin, auf drei Jahre sein Amt niederzulegen. Die disziplinarische Verwaltung des Beamtenpersonals ist streng; Strafen sind an der Tagesordnung, besonders Gehaltsabzüge, so daß mancher Beamte aus Furcht vor einer seine Ansprüche übersteigenden Gegenrechnung an Strafgeldern seinen Gehalt nie einfordert, sondern sich mit den viel bedeutendern Nebeneinkünften in Gestalt von Erpressungen begnügt. Da in C. einfache Verordnungen nicht genügen, die Staatsmaschine in Ordnung zu halten, gilt hier das Prinzip, daß jeder für die unter seiner Verwaltung entstehenden Vorkommnisse verantwortlich ist; so trifft den unschuldigsten Regierungsbeamten eine empfindliche Strafe, wenn in seinem Distrikt sich eine große Feuersbrunst ereignet; die Folge ist, daß Präventivmaßregeln mit ängstlicher Sorgfalt ergriffen werden, was durch das bloße Erteilen von Instruktionen von oben herab nie zu erreichen wäre. Höchst schwierig wird die Stellung des Mandarins in Zeiten allgemeiner Landplagen; er wird für Überschwemmungen, Hungersnot etc. verantwortlich gemacht, auch wenn die Abwendung des Naturereignisses außerhalb seiner Macht lag; schon mancher Beamte verlor hierdurch seine Stelle. Vgl. F. Hirth, Über das Beamtenwesen in C. (»Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde«, Berl. 1882).

Jede Provinz zerfällt in Distrikte: Fu, die noch immer durchschnittlich eine Bevölkerung von 2 Mill. umfassen, Tschou, Hien (von durchschnittlich über 300,000 Einw.), Sse u. a.; letztere zählen 100 und mehr Lokalgemeinden. Die Vorsteher dieser Abteilungen führen den Titel Tschi mit Beisatz Fu, Tschou, Hien etc. Vom Tschifu appelliert man an den Provinzialrichter oder Schatzmeister; Kollegialsitzungen präsidiert der Gouverneur. Für Polizeizwecke ist in der Aufstellung eines niedern Polizeibeamten, einer Art Konstabler, für mehrere Gemeinden eine uralte Institution auf die Gegenwart übertragen worden. Diese Konstabler (Tipau) werden als Gelderpresser gefürchtet; es wird ihnen häufig gestattet, ihr Amt auf den Sohn zu vererben. Sie haben die Ruhe aufrecht zu erhalten, kleinere Streitigkeiten dem Distrikts-(Sse-)Chef anzuzeigen und seine Verordnungen den Gemeindegliedern bekannt zu machen. Die Behörde zur Verwaltung der eigentlichen Gemeindeangelegenheiten hat auf dem Land mehr einen privaten als einen offiziellen Charakter. Die vielen oft von dem nämlichen Vorfahr abstammenden, manchmal ganze Dörfer bevölkernden Familien besitzen ihre eignen Häupter und alle zusammen wieder einen Patriarchen. Dieser wird von den Regierungsbeamten als Vertreter der Dorfgenossenschaft angesehen; eine Anzahl Vertrauensmänner, meist aus den ältern Einwohnern durchs Los bestimmt, steht ihm zur Seite. Die Erhaltung der Tempel, die Regelung des Gottesdienstes und der herkömmlichen festlichen Umzüge, die Gewinnung von Lehrern und die Einhebung der nötigen Beisteuern an Geld und Naturalien zu diesen Ausgaben ist ihre Hauptaufgabe. Die Lokalpolizei steht unter dem Patriarchen, dem die Gemeinde (von oft 8000 und mehr Einwohnern) die nötige Polizeimannschaft zu stellen hat. Berüchtigte und im Ort gefürchtete Helfershelfer der Mandarinen, eine Art Privatbeamter derselben, sind die Winkelsachwalter, die sich das Vermittelungsrecht vom Mandarin erkaufen und die Streitigkeiten mittels Überredung und Drohung mit Denunziation u. dgl. beizulegen suchen; ein öffentlicher Steuereinnehmer fehlt in keiner größern Gemeinde. Die Städte haben aus Wahl hervorgegangene Munizipalräte, deren Thätigkeit von kaiserlichen Kommissaren überwacht wird. Die Sicherheitspolizei liegt trotz der Munizipalgarde und eines ansehnlichen Korps von Polizisten sehr im argen. Vgl. A. Pfizmaier, Darlegung der chinesischen Ämter (Wien 1879).

Das chinesische Kriminalgesetzbuch (Tatsing Lülí, übersetzt von Staunton, engl., Lond. 1810) verliert sich in Kasuistik und belegt eine große Menge von Handlungen mit Strafe. Es sondert Verbrechen und Vergehen und unterscheidet Thaten, die mit Vorbedacht, und Thaten, die ohne Absicht begangen wurden. Vieles in der chinesischen Kriminalpolitik widerstreitet unsern Anschauungen und Sitten. Tötung eines Menschen, Raub, Diebstahl gelten zwar für Verbrechen, aber bei weitem nicht für die größten; sehr hart werden dagegen Verfehlungen gegen Moral und Impietät gestraft, weil sie nicht wie Diebstahl unter dem mildernden Umstand des Dranges der äußern Verhältnisse verübt werden, sondern aus schlechtem Charakter entspringen. Bemerkenswert ist, daß ein Recht des Aufstandes gegen Tyrannen anerkannt ist.

Um Geständnisse zu erlangen, werden die unglaublichsten Torturen angewendet, und die Behandlung der Gefangenen, die man wie wilde Tiere einsperrt, ist unmenschlich. 10—100 Hiebe mit dem Bambus, Transportation, ewige Verbannung in ferne Provinzen, harte Sklavenarbeit und Tod sind die gesetzlichen Strafen. Enthauptung ist die gewöhnliche Art der Hinrichtung, nur auf Elternmord steht das Lingtschi, d. h. die Strafe, bei lebendigem Leib in Stücke geschnitten zu werden, welcher Qual jedoch in der Praxis durch die Verwandten des Verbrechers durch einen vom Henker erkauften Gnadenstoß vorgebeugt wird. Nach dem Urteil Sachkundiger sterben die Beschuldigten oft an den Folgen der Tortur und der Haft. Mit der Kriminalgesetzgebung befaßte sich die Regierung schon sehr früh, eine Zivilgesetzgebung fehlte dagegen in alter und neuer Zeit. Was die **Jurisdiktion über die Unterthanen fremder Staaten** betrifft, so gilt hier, wie in andern halbzivilisierten Ländern, für den durch Vertrag geschützten Fremden das Recht der Exterritorialität, d. h. die Gerichtsbarkeit steht für jeden bei dem Repräsentanten seiner Nation, dem Konsul, nicht bei den Gerichten des Landes. Der Konsul entscheidet über Kriminalfälle wie über zivilrechtliche Streitigkeiten nach den Gesetzen seines Landes.

Die **Einnahme der Staatsregierung** fließt aus einer Land- und Reissteuer, welche direkt den Grundbesitz treffen, aus dem Salzmonopol, aus einer Stempeltaxe, einer Umschreibegebühr von 8 Proz. des Verkaufspreises und aus den Grenz- und Binnenzöllen. Nach den allein für 1875 vorliegenden Daten betrugen dieselben 79,5 Mill. Haikuan Tael, davon:

Grundsteuer . . .	18 Mill.	Salz	5 Mill.
Likinzölle	20 »	Verkauf der Rangklassen	7 »
Zölle unter Verwaltung des Auslandes	12 »	Grundsteuer in Produkten	13,1 »
Zölle unter Verwaltung der Chinesen	3 »	Verschiedenes . . .	1,4 »

Unter Likinzöllen versteht man die Abgaben auf den Transport aller Waren im Innern des Landes, insofern sie nicht durch Entrichtung des vom fremden Zolldienst erhobenen Transitzolles bereits von weiterer Besteuerung befreit sind. Diese Zölle waren von Haus aus nur zur Deckung außerordentlicher Bedürfnisse während des Kriegs gegen die Taiping-Rebellen eingeführt, sind aber nach Herstellung des Friedens bis heute beibehalten worden.

Die Höhe der innern Schuld ist nicht bekannt; größere Staatsanleihen wurden seit 1874 in Europa gegen Verpfändung der Zölle kontrahiert. Die lokalen Steuern und Taxen fließen zum größten Teil in die Provinzialkassen und dienen nicht dazu, die Macht der Zentralregierung in Peking zu verstärken. Desto wichtiger ist daher für die letztere das 1854 geschaffene Inspektorat der Seezölle, dessen Vorstände in jedem Ort Europäer sind. Ursprünglich ins Leben gerufen während der Taiping-Rebellion, als die kaiserlichen Autoritäten sich in Schanghai nicht halten konnten und eine von den auswärtigen Mächten eingesetzte Kommission von Fremden die Zölle für die Regierung provisorisch einnahm, dann aber aufrecht erhalten, um den Eingang der Zolleinnahmen zu überwachen, welche der Bezahlung der Kriegsschuld an die Westmächte als Sicherheit dienen sollten, wurde dieses in Schanghai domizilierende Institut von der Regierung beibehalten, beträchtlich erweitert und einem fremden Generalinspektor, der in Peking residiert, unterstellt. Die Organisation ist das Verdienst des Sir R. Hart, frühern Generalinspektors der Zölle, jetzigen britischen Gesandten in Peking. Unter dem Generalinspektor stehen 19 Inspektorate mit Europäern als Beamten an der Spitze, Engländern, Amerikanern, Franzosen, Russen und Deutschen. Der Gehalt derselben beträgt von 200 bis 6000 Pfd. Sterl. im Jahr; jeder der Oberbeamten ist berechtigt, nach je sieben Jahren um zweijährigen Urlaub einzukommen, und erhält für je sieben Dienstjahre einen Jahresgehalt an Stelle der Pension. Die Zolleinnahmen, bestehend in Einfuhr- und Ausfuhrzöllen, Küstenhandelszöllen, Tonnengebühren und Transitzöllen, stiegen von rund 379,000 Haikuan Tael im Jahr 1858 auf 14,685,162 Haikuan Tael in 1881 und betrugen 1883: 13,286,757 Haikuan Tael.

Das **Militärwesen** Chinas ist noch sehr mangelhaft beschaffen, so viel auch daran seit 1854 gebessert wird. Der Krieg galt den Chinesen von jeher als ein Unglück und eine Schmach für die Menschheit. Der Soldatenstand genoß nur geringes Ansehen; erst der Zusammenstoß mit den Westmächten zeigte ihnen die Notwendigkeit einer bessern Organisation und Bewaffnung. Nach der bis vor kurzem geltenden Organisation bestand die Armee aus der kaiserlichen Garde, welche nur die Residenzen zu schützen und die kaiserliche Familie auf ihren Reisen zu eskortieren hatte, aus 24 Bannern, welche in den großen Städten in besondern Quartieren wohnten und im Frieden den Polizeidienst versahen, und aus einer Provinzialarmee oder Armee der grünen Fahnen, welche alle neuern Kriege Chinas geführt hat. Die Bewaffnung bestand aus Bogen, Speeren, Hellebarden, zum Teil aus Luntenflinten. Auf dem Papier stand eine Armee von 800,000 Chinesen und 271,000 Mandschu, davon 270,000 Mann in europäischer Weise organisiert; doch war die Armee nur zur Hälfte komplett. Als wegen der Kuldschafrage Krieg mit Rußland auszubrechen drohte, wurde behufs Reorganisation des Heers ein neuer Plan aufgestellt, wonach fünf Armeen geschaffen werden sollten, eine der Mandschurei, 30,000 Mann stark, mit dem Hauptquartier Mukden, eine zweite der Mongolei, 20,000 Mann, mit dem Hauptquartier Kalang, eine dritte von Turkistan, 40,000 Mann stark, eine vierte, 100,000 Mann, zur Verteidigung Pekings und zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern, und eine fünfte, ebenso stark, zur Sicherung der Küstenprovinzen. Nach diesem Plan sollen die Truppen nicht mehr ansässig sein und eine regelmäßige taktische Einteilung erhalten, welcher als Einheit die Lianpa (Kompanie) von 250 Mann für die Infanterie und 150 Mann für die Kavallerie zu Grunde liegt. Die Totalstärke der Armee beträgt im Frieden 300,000, im Krieg 1 Mill. Mann. Der **Flotte** hat man in neuester Zeit besondere Aufmerksamkeit zugewandt und in Europa eine Anzahl sehr leistungsfähiger Fahrzeuge bauen lassen; 1880 bestand die Kriegsmarine aus 52 Dampfern mit 283 Geschützen und 5860 Mann. Von diesen gingen im Krieg mit Frankreich einige von chinesischen Offizieren kommandierte Schiffe bei Futschou verloren, während der bessere Teil der Flotte, von Offizieren deutscher Nationalität kommandiert, zum Schutz der nördlichen Küsten verwandt wurde und nicht zum Gefecht kam, und 1885 konnten drei in Deutschland erbaute und bis dahin zurückgehaltene Schiffe nach C. abgehen. Die Flotte bildet drei Geschwader, von Kanton, von Futschou und von Schanghai. Die gelbe Flagge bildet ein Dreieck und zeigt einen grünen Drachen (s. Tafel »Flaggen«). Längs des Peiho, bei Kanton, Schanghai &c. sind neue große Befestigungsbauten nach europäischem System aufgeführt und mit Krupp-

schen Kanonen armiert. Das Riesenbollwerk der Chinesischen Mauer (s. d.) hat jetzt seine Bedeutung verloren.

Die Entdeckungsgeschichte Chinas ist im Artikel »Asien« (S. 928 ff.) übersichtlich dargestellt.

[Litteratur.] Außer den unter den betreffenden Rubriken (Kultur, Religionen, Unterricht u. a.) oben bereits aufgeführten Spezialwerken und den Berichten der Forschungsreisenden (s. Asien, Entdeckungsgeschichte) besitzen wir eine große Zahl Land und Volk im allgemeinen behandelnder Werke. Das älteste derselben ist die 1477 in Nürnberg herausgegebene Übersetzung der Reisen von Marco Polo, dann die Berichte der zwischen 1794 und 1865 von England und Holland nach C. abgeordneten Gesandtschaften. Unter den neuern sind besonders hervorzuheben: der Bericht der »Reise der österreichischen Fregatte Novara«, enthaltend einen beschreibenden, linguistischen und anthropologischen Teil (Wien 1861–68); Scherzers »Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, C. und Japan« (Stuttg. 1872); das offizielle Werk »Die preußische Expedition nach Ostasien« (Berl. 1864–73, 4 Bde.) und der von Kreitner herausgegebene Bericht der Reise des Grafen Széchényi (Wien 1881). Zusammenfassende Werke sind namentlich: Hippisley, C. A geographical, statistical and political sketch (Schanghai 1876); Eden, C., historical and descriptive (2. Aufl., Lond. 1880); Playfair, Cities and towns of C., a dictionary (das. 1880); Douglas, C. (das. 1882), und vor allen v. Richthofens großes, noch nicht vollendetes Werk »C., Ergebnisse eigner Reisen und darauf gegründeter Studien« (Berl. 1877–84), mit wichtigen orographischen und geologischen Karten. Zeitschriften: »C.: returns of trade at the treaty ports« und »Reports on trade at the treaty ports«, alljährlich in Schanghai erscheinend.

Geschichte.

Die Aufzeichnungen der chinesischen Schriftsteller gehen zurück bis 2597 v. Chr., doch reicht eine sichere Chronologie nicht höher hinauf als bis 841. Die Geschichte der ersten großen Dynastien Hia (2205–1766) und Schang (1766–1123) ist noch unsicher und halb mythisch. Erst von der dritten Dynastie, der der Tscheu (1123–246), haben wir genauere und zuverlässigere Nachrichten. In die Periode dieser Dynastie fällt die Entwickelung des Feudalwesens. In der Mitte des Reichs (daher der Name »Reich der Mitte«, Tschungkue) lag die kaiserliche Domäne von 1000 Lis (444 km) im Umfang; daran reihten sich die Lehnsgüter der dem Kaiser zu Diensten und Abgaben verpflichteten Vasallenfürsten in Abstufungen von 45–15 km im Umfang. Alle Regenten dieser Dynastie haben das Prädikat Wang, wie denn der Begründer der Dynastie, der sich als Gesetzgeber verdient machte, Wuwang genannt wird. Unter Singwang wurden 552 Konfutse und dessen berühmter Schüler Mengtse geboren. Schihoangti von der (4.) Dynastie Tsin (246–206) setzte seine Alleinherrschaft an Stelle des Willens der Feudalherren, dehnte das Reich bis ans Meer aus, widerstand siegreich den Tataren und vollendete zur Abwehr ihrer Einfälle die bekannte Chinesische Mauer. Unter den Herrschern dieser Dynastie wurden die Einzelstaaten zu einer politischen Einheit verschmolzen; nun brachen aber überall Unruhen aus, und nach mehr als siebenjährigem Kampf gründete Lieu Pang, Fürst des Distrikts Han, die (5.) Dynastie der Han (202 v. Chr. bis 223 n. Chr.). Die Han werden in die westlichen und östlichen unterschieden; jene residierten in Singan, der Hauptstadt von Schensi, diese in Honan in der Provinz Honan. Das Feudalwesen wurde beschränkt, die Südprovinzen samt der Insel Hainan mit dem Reich vereinigt, Nordkorea 109 v. Chr. erobert und die Herrschaft nach Besiegung der Hiungnu in der heutigen Mongolei über Zentralasien bis zum heutigen Russisch-Turkistan ausgedehnt. Unter Hiao-Mingti kam 65 n. Chr. der Buddhapriester Hoschang aus Hindostan nach C., wo sich seitdem die Buddhareligion neben jener des Konfutse ausbreitete. Unter dieser Dynastie lernten die Chinesen das römische Reich kennen; 166 soll Kaiser Mark Aurel (Antun bei den chinesischen Historiographen) zur See eine Gesandtschaft nach C. gesandt haben. In den letzten Zeiten der Han nahm die Kaisermacht ab, Empörungen brachen aus, und C. zerfiel in die drei unabhängigen Reiche (223–265) der Heuhan, der Wei und der Wu, die sich gegenseitig bekriegten, bis der Stifter der Dynastie Tsin (265–419), Ssemayen mit dem geschichtlichen Namen Wuti, mit Waffengewalt das ganze chinesische Reich wieder vereinigte und den Kaisertitel annahm. Seine Macht war aber nur von kurzer Dauer; seit 281 tauchten neben- und nacheinander 17 Nebendynastien auf. Mehrere Kaiser wurden ermordet. Als rechtmäßige Kaiser wurden jene der drei im Süden des Reichs von 420 bis 589 regierenden Dynastien angesehen. Jangkian, Fürst von Sui, mit dem geschichtlichen Namen Kaotsuwenti, der im Norden des Großen Flusses den Kaisertitel annahm, 588 im Süden dieses Flusses vordrang und 590 Nanking eroberte, vereinigte wieder ganz C. unter seinem Zepter. Sein Sohn wurde wegen Ausschweifungen ermordet, worauf die (11.) Dynastie der Thang (618–906) folgte. Die Zeit bis 756 ward eine glänzende für C., ganz Zentralasien wurde wieder botmäßig, das Reich blieb unter Einem Fürsten geeinigt. Nun folgte aber eine Periode innerer Kriege, durch welche Tataren ins Land gezogen wurden und das südliche Tongking, heute französische Kolonie, dem Reich verloren ging; 757 kamen Araber nach Südchina. Die Wissenschaften blühten jedoch in dieser Zeit; die Erfindung des Holzdrucks wurde der Verbreitung der Litteratur unendlich förderlich. Ein ausgezeichneter Monarch war Tschaskuangjin, als Gründer der 18. Dynastie (Sung II.) Taitsu genannt. Auf den Thron führten ihn seine Siege über die tatarischen Khitan, die im Norden des Reichs selbständige Fürstentümer errichtet hatten. Diese Fürsten sowie das in Schensi von Tibetern gegründete Reich Hia blieben zwar nicht auf die Dauer zurückgedrängt; die Kämpfe mit ihnen waren jedoch im ganzen glücklich bis 1127, wo Kintsung samt seiner Familie von dem tungusischen Volk der Kin, den Vorfahren der heutigen Mandschu, fortgeführt wurde, so daß Kaotsung die Residenz nach Süden, zuerst nach Nanking, dann nach Hangtschou, verlegen mußte. Für Geschichtschreibung geschah in der Zeit dieser Dynastie viel; Ssemakuang (1018–86) schrieb seine Geschichte, Matualin (1245–1325) seine große Encyklopädie (s. die Inhaltsangabe von Plath in den Sitzungsberichten der bayrischen Akademie der Wissenschaften 1871, S. 83–154).

Die Mongolen.

Die Mongolen treten als erobernbes Volk zuerst 1206 unter Dschengischan auf. Sie machten unter diesem Krieger wie unter seinem Sohn Ogdaichan und seinen Enkeln Mangu (genauer Möngke) und Kublaichan reißende Fortschritte gegen die Kin, im Norden

und Nordosten von C., und die Dynastie Sung, die sie allmählich weiter gegen Süden drängten. Schon 1260 war Kublai faktisch der Herrscher von C.; von 1280 datieren die chinesischen Geschichtschreiber den Beginn der (19.) mongolischen Dynastie Juan (1280—1367). Kublai nahm seine Residenz in Chanbaligh (»königliche Stadt«), dem heutigen Peking (»Hof des Nordens«); hier traf ihn der berühmte Reisende Marco Polo. Die Eroberer eigneten sich die Institutionen des unterjochten Volkes an; erst gegen Ende ihrer Herrschaft gelangten auch Chinesen wieder zu Ämtern und Würden. Zwistigkeiten unter dem Kaiser Schünti (1333—67) veranlaßten den Bonzen (buddhistischen Priester) Tschujuantschang, 1355 als Parteigänger aufzutreten; er fand Anhang, stellte sich an die Spitze einer Empörung in Kiangnan, unterwarf sich einige südliche Provinzen, siegte über die unter sich uneinig gewordenen Rebellen und Mongolenhäuptlinge, die inzwischen den Kaiser abgesetzt hatten, überschritt den Gelben Strom, nahm Peking ein, vertrieb die Mongolen nach der Tatarei, wo sie das Reich der Chalka gründeten, und erwarb sich durch Klugheit und Mäßigung die allgemeine Achtung und Liebe in dem Maß, daß er selbst den Thron besteigen konnte. Er nahm als Kaiser den Namen Taitsu an und ward Stifter der (20.) Dynastie der Ming (1368—1644). Unter ihrer meist kräftigen Regierung beschränkte sich das Reich auf das eigentliche C.; in der Mongolei behaupteten sich die mongolischen Fürsten. Damals wurde die im wesentlichen noch jetzt geltende Regierungsform ausgebildet; Portugiesen kamen nach Macao, katholische Missionäre, zuerst M. Ricci 1583, erlangten Zutritt. Unter Hoaitsung (1628—44) ward das Reich von beutelustigen Mandschu-Tataren bedroht und im Innern von Rebellen erschüttert; erstere hatten sich der Hauptstadt genähert, letztere sie erobert, als die Dynastie Ming durch des Kaisers freiwilligen Tod ihr Ende erreichte.

Die Mandschu. Mit Schuntschi beginnt die (21.) Dynastie der Mandschu oder Tsing (1644), die noch jetzt den Thron von C. innehat. Schuntschi hatte den Unterricht des berühmten deutschen Jesuiten Adam Schall genossen und räumte diesem einen großen Einfluß auf sich und die Regierungsangelegenheiten ein. Unter Schuntschi, seinem Sohn Schingtsu mit dem Prädikat Khanghi und dem Herrscher Kaotsungschün mit dem Namen Khianlung erhob sich C. zu großer Macht. Alle Aufstände im Land wurden niedergeschlagen, Formosa mit C. vereinigt und kolonisiert, der größte Teil der Dsungarei, ganz Turkistan (die Gebiete Kaschgar, Jarkand ꝛc.) und Tibet unterworfen, ein Krieg gegen Rußland, der wegen Grenzstreitigkeiten 1684 entstand, 1689 beigelegt. Die Christen, welche längere Zeit geduldet worden waren, wurden aus politischen Gründen von Khianlung seit 1735 hart verfolgt. Unerbittlich gerecht, war dieser doch auch rücksichtslos grausam; im übrigen beförderte er die Wissenschaften und legte vier Bibliotheken der schätzbarsten Bücher an; auch war er selbst Dichter. Im J. 1796 legte er zu gunsten seines fünften Sohns, Kiakhing, die Regierung nieder und starb 1799. Von dieser Zeit an war die Macht der Mandschu im Abnehmen begriffen. Kiakhings Gewaltthätigkeit und Grausamkeit erregten bald allgemeine Unzufriedenheit; immer neue Verschwörungen wurden angezettelt, Räuberbanden durchzogen verheerend das Land; Seeräuber, die sich in Hainan und Formosa festsetzten, beherrschten nicht allein das Meer und bekämpften hier die chinesischen Flotten mit wechselndem Glück, sondern drangen auch von den Flußmündungen aus in das Innere des Landes plündernd und verwüstend ein, bis ihre Macht endlich durch innern Zwiespalt zu Grunde gerichtet ward. Im J. 1807 kam der erste protestantische Missionär, Morrison, nach C.; 1815 wurden alle Katholiken aus C. verbannt. Kiakhing starb 1820, wie man vermutet, durch einige Mißvergnügte ermordet. Ihm folgte sein zweiter Sohn, Mianning (1820—50), geb. 1794, als Kaiser Taokuang (»Glanz des Verstandes«) genannt. Die Unruhen im Innern des Reichs dauerten unter ihm fort; dazu kamen Konflikte mit den an der Grenze nomadisierenden Buräten und Kirgisen wie dem Chan von Chokand, die aber mit Unterwerfung des Chodschas Dschehangir endeten, sowie mit dem kriegerischen Bergvolk an den Grenzen der Provinzen Kuangtung, Kuangsi und Honan, mit dem ein Vertrag abgeschlossen ward, der dahin lautete, daß sie in ihren Bergen bleiben, die Chinesen ihr Gebiet nicht betreten und die kaiserlichen Truppen entlassen werden sollten. Taokuang zeigte Abneigung gegen das Christentum, namentlich gegen die Katholiken, die daher mehrfachen Verfolgungen ausgesetzt waren.

Verhältnisse des Reichs der Mitte zu Europa.

Schon um Christi Geburt hatten die Chinesen nicht bloß Handelsverbindungen, sondern auch diplomatische Beziehungen mit den Römern angeknüpft; chinesischen Schriftstellern des Altertums ist die römische Zivilisation nicht unbekannt. Unter Mark Aurel kamen, wie schon erwähnt, römische Gesandte über Tongking nach C. Im 6. Jahrh. drangen Christen, wahrscheinlich Nestorianer, bis zu Chinas Ostküsten vor, ihre Schiffe fuhren bis in das 5. Jahrh. regelmäßig nach Mailapur (bei Madras) an Vorderindiens Ostküste, einem Wallfahrtsort für die asiatischen Christen als Ort des Märtyrertodes des Apostels Thomas. Im 13. Jahrh. führten katholische Missionäre, an der Spitze Ruysbroeck, bekannter unter dem Namen Rubruquis, und die Gesandten Ludwigs des Heiligen und des Papstes Innocenz IV. die beschwerliche Landreise nach C. aus. 1274 begann der Venezianer Marco Polo (s. d.) seine Fahrten an den Hof der Mongolenkaiser, von wo er 1295 nach Venedig zurückkehrte. Zu einem ununterbrochenen Verkehr mit C. kam es im 16. Jahrh. nach Entdeckung des Seewegs nach Indien. 1517—45 hatten die Portugiesen einen Handelsplatz zu Ningpo; vertrieben, setzten sie sich in Macao fest. 1651 wurden die Bewohner dieser Kolonie als chinesische Unterthanen aufgezeichnet und durften ohne Erlaubnis weder neue Kirchen noch neue Häuser bauen. Die Spanier genossen ebenfalls das Recht, nach Macao, nach Kanton und Amoy Handel zu treiben. Die Holländer erschienen 1607 zum erstenmal vor Macao, ließen sich 1620 auf Formosa nieder und erhielten Handelsfreiheit gegen das Versprechen, sich auf diese Insel zu beschränken, mußten sie aber 1662 wieder räumen. Spätere Gesandtschaften erreichten wenigstens Wiederanknüpfung der Handelsverbindungen. Den Russen, den unmittelbaren Grenznachbarn der Chinesen, wurde 1646 der Handelsverkehr unter erschwerenden Bedingungen gestattet. Eine Gesandtschaft beglich 1688 unter Peter d. Gr. Grenzstreitigkeiten. Rußland erlangte die Erlaubnis, jährlich einmal eine Karawane nach Peking zu senden, sowohl des Handels wegen, als auch um den schuldigen Tribut in Geschenken zu entrichten. Seit dieser Zeit unterhält Rußland in Peking eine »geistliche Mission«, bestehend aus zehn Mitgliedern, durch deren fleißige Arbeiten Rußland über chinesische Verhältnisse früher genauer

unterrichtet war als die Westmächte. Einen größern Druck auf C. erreichte es durch Erwerbung seiner Amurbesitzungen (s. d.) mit dem Vertrag von Aigun (12. Mai 1858). **Frankreich** trieb seit 1660 einen lebhaften und ergiebigen Handel nach C., der jedoch infolge der Revolutionskriege eine längere Unterbrechung erlitt. Über die **Deutschen** gibt uns die Geschichte Kantons von dem ehemaligen Gouverneur Juen folgende Notizen: »Die Bewohner des Reichs des Adlerpaars (Österreich) fuhren zum erstenmal durch die Tigrismündung im 45. Jahr Kienlung (1781) und heißen Taschen oder Deutsche. Sie haben die Religion des Herrn des Himmels angenommen. In Sitten und Gewohnheiten sind sie von den Portugiesen nicht verschieden. Die Preußen (die Bewohner des Reichs des einfachen Adlers) fuhren zum erstenmal durch die Tigrismündung im 52. Jahr Kienlung (1788).« Die **Engländer** konnten längere Zeit keine Aufnahme finden; erst 1670 wurde ein für sie nicht ungünstiger Vertrag abgeschlossen. Schon 1687 gaben sie jedoch ihre Niederlassungen auf Formosa wieder auf, und seit 1693 waren sie auf Kanton beschränkt, durften aber auch hier mit Chinesen nicht in direkten Verkehr treten, sondern mußten sich der privilegierten chinesischen Kompanie der Hong als Vermittler bedienen. Die Gesandtschaften von 1792 und 1816 suchten vergeblich Aufhebung dieser Beschränkung und Eröffnung andrer Häfen zu erwirken. Als 1834 die Ostindische Kompanie ihr Monopol verlor und der Handel mit C. allen Bewohnern Großbritanniens freigegeben wurde, mußte der stärkere Zuzug neuer Firmen die Schwierigkeiten vermehren und Zwiste hervorrufen; die von C. verbotene, von der britisch-indischen Regierung dagegen begünstigte Einfuhr von Opium führte sodann zum sogen. **Opiumkrieg**. 1834 ward von der englischen Regierung Lord **Napier** mit entschiedenen Instruktionen nach Kanton abgesandt. Am 15. Juli 1834 landete Napier in Macao, verfügte aber ganz über den Kopf der chinesischen Regierung hinweg; am 2. Sept. erließ der Gouverneur dagegen ein Edikt, worin die vorläufige Einstellung des britischen Handels verfügt wurde. Napier ließ hierauf zwei Kriegsschiffe in den Fluß einlaufen, um die englischen Unterthanen und ihr Eigentum zu schützen, fand sich aber schließlich veranlaßt, nachzugeben, und reiste nach Macao ab, wo er 11. Okt. starb. Unter seinen Nachfolgern Francis Davis und Robinson stellte sich ein leidliches Verhältnis her, 1836 wurde Kapitän **Elliot** zum Oberaufseher des Chinahandels ernannt. Der Opiumschmuggel wurde immer offener betrieben, hingegen erschien 18. März 1839 ein kaiserliches Edikt, daß alles an Bord der Schiffe befindliche Opium auszuliefern sei. Der britische Bevollmächtigte konnte nicht hindern, daß der Faktoreibezirk Kanton von allem Verkehr abgeschnitten und förmlich in Blockadezustand versetzt wurde; er forderte daher 27. Mai die in Kanton befindlichen Kaufleute auf, alles in ihrem Besitz befindliche Opium ihm sogleich behufs der Auslieferung an die chinesische Regierung zu übergeben. Demgemäß wurden 20,283 Kisten Opium im Wert von 2,500,000 Pfd. Sterl. den chinesischen Behörden ausgeliefert und die Opiumeinfuhr für alle Zukunft mit dem Tod bedroht. Die englischen Kaufleute flüchteten nach Macao. Aus Anlaß der Tötung eines Chinesen durch englische Matrosen verlangte der kaiserliche Kommissar die Auslieferung des Schuldigen; infolge davon kam es 2. Nov. in der Hongkongbai zu einem Seegefecht, in welchem die Chinesen unterlagen. Ein kaiserliches Edikt vom 5. Jan. erklärte darauf die Engländer für außerhalb des Gesetzes, hob allen Handel mit ihnen für immer auf und bedrohte auch jedes andre Volk, welches sich der Einführung ihrer Waren unterziehen wollte, mit den härtesten Strafen. Nun schritt das englische Ministerium zu ernsten Maßregeln; ein Krieg sollte vermieden werden, und so wurden vorerst 3000 Mann unter dem Admiral Sir George Elliot abgeschickt. Am 21. Juni ward die Blockade der Stadt Kanton und des Stroms verfügt, am 23. die Insel Tschouschan besetzt und an der Küste von Tschekiang gekreuzt. Vor Tinghai, der Hauptstadt der Insel Tschouschan, fand man nur schwachen Widerstand, vor Amoy wurde eine Anzahl Kriegsdschonken in den Grund gebohrt, die Bocca-Tigris (s. d.) fortwährend blockiert. Ein Schreiben Lord Palmerstons an den Kaiser wurde offen zurückgegeben, dafür aber wurden Ningpo und Schanghai nebst allen Häfen bis an den Ausfluß des Jantsekiang in Blockadezustand erklärt. Die Einnahme eines Forts von Macao und die Einfahrt eines Dampfers samt den Booten aller Kriegsschiffe in den Peihofluß schüchterte dann die Chinesen so ein, daß sie sich zur Annahme des Schreibens bequemten. Die Chinesen knüpften jetzt Unterhandlungen an, welche sie jedoch nicht ernstlich meinten; sobald dies feststand, begab sich der Admiral Elliot von der Insel Tschouschan nach dem Kantonfluß. Als ein kaiserliches Edikt die Ausrottung der Barbaren befahl, griffen die Engländer 7. Jan. 1841 die beiden Forts an der Tigrismündung an und eroberten sie nach kurzem Kampf. Schon bereiteten sie sich vor, auch die andern Forts am Einfluß des Tschukian (Perlenflusses) und das Fort auf der Tigrisinsel anzugreifen, als chinesischerseits Waffenstillstand erbeten wurde. Die Unterhandlungen führten zu einem Präliminarvertrag, zufolge dessen der Kaiser die Insel Hongkong an die Engländer abtrat, sich zu einer Geldentschädigung von 6 Mill. Doll., in sechs Jahren zahlbar, verpflichtete und die beiden Staatsregierungen auf den Fuß einer vollkommenen Gleichheit stellte, wogegen England die Insel Tschouschan räumte. Unter nichtigen Vorwänden zog C. die Ratifikation des Vertrags hin; daher eröffnete Elliot 24. Febr. die Feindseligkeiten von neuem, griff die Forts im Perlenfluß an, und nach kurzer Zeit wehte auf allen die britische Flagge; der Strom bis Kanton befand sich in der Gewalt der Engländer. Der kaiserliche Kommissar erbat und erhielt 20. März einen Waffenstillstand bewilligt; aber die chinesische Regierung erließ eine neue kaiserliche Proklamation gegen die Engländer in Kanton, wonach aller Verkehr mit denselben abgebrochen werden und einem Korps von 8000 Mann der besten Truppen die Wiedereroberung der Stadt Kanton und die Vertreibung der Barbaren von der Küste befohlen, auch auf die Köpfe der englischen Befehlshaber hohe Preise gesetzt wurden. Wieder segelte die Flotte mit den Landungstruppen den Strom hinauf, die beiden im Westen der Stadt Kanton gelegenen Forts wurden genommen, und es sollte zum Angriff der Stadt geschritten werden, als sich die geängstigte chinesische Regierung anheischig machte, an England binnen einer Woche 6 Mill. Doll. zu zahlen. Die englischen Truppen sollten in ihrer Stellung bleiben; alle auf dem Fluß weggenommenen chinesischen Fahrzeuge sollten zurückgegeben, aber entwaffnet werden, desgleichen die Forts; die durch die Plünderung der Faktoreien rc. entstandenen Verluste sollten binnen 6 Wochen erstattet sein. Bis zum 1. Juni wurden 5 Mill. gezahlt, das Benehmen der chinesischen Behörden war

jedoch abermals sehr verdächtig. Am 8. Aug. kam Sir Henry Pottinger mit einer Anzahl großer Transportschiffe und 2000 Mann Landungstruppen aus dem Mutterland in Macao an, erließ eine förmliche Kriegserklärung und segelte 21. Aug. mit der Flotte von Hongkong nordwärts. Die Operationen wurden jetzt energischer in Angriff genommen. Am 26. Aug. 1841 wurde Amoy besetzt, wobei 500 Geschütze in die Hände der Engländer fielen; am 29. lief die Flotte in den Hafen von Tschouschan ein, und trotz des tapfern Widerstandes der Chinesen waren Anfang Oktober die Batterien des Tempelhügels genommen, die Mauern der Stadt ohne Widerstand erstiegen und beträchtliche Beute an Geschützen, Munition, Reis &c. gemacht. Schwächern Widerstand leisteten die Chinesen 7. Okt. bei Tschinghai; am 13. wurde auch die Stadt Ningpo mit einer Bevölkerung von 300,000 Seelen ohne Schwertstreich genommen. Trotzdem befanden sich die Engländer zu Ningpo in einer bedenklichen Lage. Um in das Innere des Landes, nach Peking, vorzurücken, wie es in Pottingers Absicht lag, dazu war die Jahreszeit zu weit vorgeschritten und die britische Streitmacht zu gering. Die Chinesen verrammelten die obere Barre der Bocca Tigris. Zugleich wurden Geschütze nach europäischer Weise gegossen, in deren Handhabung europäische Matrosen den Chinesen Unterricht gaben. Der Kaiser erließ fortwährend grimmige Ausrottungsedikte gegen die rebellischen »rotborstigen« Barbaren, die in Ningpo wie in einem Netz gefangen lägen und dem Zorn des Himmelssohns nicht mehr entrinnen könnten. Das zum Angriff auf Tschinghai und Ningpo bestimmte chinesische Heer betrug angeblich nicht weniger als 80,000 Mann, denen die Engländer nur 2000 Mann entgegenzusetzen hatten. Im Mai 1842 traf Pottinger Anordnungen für einen weitern Feldzug. Die englische Flotte bestand jetzt aus 35 Kriegsschiffen, 6 bewaffneten Transportfahrzeugen, 19 Dampfbooten und 50 Transportschiffen. Das Gros der Flotte segelte 11. Mai nach dem Fluß Tsientang, erstürmte die Stadt Tschapu, lief im Juni in den Jantsekiang ein, nahm am 19. die Stadt Schanghai im Sturm, hierauf 26. Juli nach blutigem Kampf die Stadt Tschingkiang. Mit Zurücklassung einer starken Besatzung segelte die Flotte weiter gegen Nanking, wo sie 6. Aug. eintraf und sofort Anstalten machte, die dem Strom zugekehrte Seite der Stadt zu bombardieren. Die Furcht vor einem Bombardement und die Überzeugung, daß fernerer Widerstand vergeblich sei, veranlaßten jetzt den Kaiser zu ernstlichen Unterhandlungen. In dem Vertrag vom 29. Aug. 1842 machte sich C. verbindlich, in diesem und den drei folgenden Jahren 21 Mill. Doll. zu zahlen, die Häfen Kanton, Amoy, Futschou, Ningpo und Schanghai dem britischen Handel zu öffnen, britische Konsularagenten daselbst zuzulassen und regelmäßige und billige Tarife der Ein- und Ausgangszölle sowie auch der Transitzölle für das innere Land festzusetzen; die Insel Hongkong wurde für alle Zeit an England abgetreten und die Inseln Tschouschan und Kolangsu ihnen als Pfand überlassen. Die Friedensverträge wurden von den beiderseitigen Regierungen ratifiziert und ausgetauscht. Das Monopol der Hong-Kaufleute erlosch mit 27. Juli 1843. Die oben genannten fünf Häfen aber wurden auf Antrag Chinas dem Handel aller Nationen geöffnet, obwohl die Engländer die Eröffnung nur für sich bedungen hatten.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika strebten 1843 einen besondern Handelsvertrag mit C. an, der auch 3. Juli 1844 in Wanghia zu stande kam und den Amerikanern dieselben Konzessionen wie den Engländern macht. Frankreich, welches ein ansehnliches Geschwader unter dem Admiral Cecille sandte, schloß 23. Okt. 1844 zu Whampoa mit C. einen Vertrag, der neben Wiederholung der englischen Bestimmungen auch einen Artikel enthält, daß allen Chinesen Annahme des Christentums gestattet sei. Dieser Toleranzartikel führte zu vielen Reibereien. Die Chinesen sahen darin eine neue Demütigung; man unterließ einfach die versprochene Bekanntmachung, und Christen hatten die gewöhnlichen Gewaltthaten und Mißhandlungen zu erdulden. Die bei der chinesischen Regierung akkreditierten französischen Konsuln verlangten dagegen wiederholt unter Flottendemonstrationen aufrichtige Ausführung der Dekrete. Im Oktober 1848 schloß auch der Papst einen Vertrag mit C. ab. Der Haß des Volkes gegen die Fremden wuchs immer mehr und machte sich selbst in Aufständen Luft. So führte es zu einem Angriff auf Macao, als die Portugiesen 1846 von allen zwischen Macao, Hongkong und Kanton fahrenden Handelsbooten eine Steuer von 3 Mk. monatlich erhoben; der Angriff wurde abgeschlagen, aber die Erbitterung steigerte sich. Es zeigte sich ferner, daß Regierung und Eingeborne die Fremden in den ihnen zugestandenen Rechten nicht ernstlich schützen wollten. So widersetzte sich in Kanton die Bevölkerung der Zulassung der Fremden, und als diese endlich nach langen Unterhandlungen und wiederholten kriegerischen Demonstrationen 1849 erfolgen sollte, ward das englische Begehren von Peking aus rundweg abgeschlagen. Auch mit den Portugiesen entstanden neue Konflikte, indem einige Chinesen den portugiesischen Gouverneur von Macao ermordeten, ohne daß von dem chinesischen Kommissar eine Genugthuung gewährt wurde.

Der Taiping-Aufstand.

Am 25. Febr. 1850 starb Kaiser Taokuang; ihm folgte, 19 Jahre alt, sein ältester Sohn, Tschu; er gab sich den Titel Hienfong (»Fülle des Segens«). Seine Regierung wurde mit einer Reihe von Maßregeln zur Herstellung der frühern Abschließung eingeleitet; doch wurden diese Pläne vorderhand zurückgedrängt durch die große Revolution, die gegen die regierende Dynastie ausbrach.

Die gegenwärtigen Herrscher Chinas sind eigentlich Mandschu-Tataren, keine Chinesen. Angebliche Nachkommen der letzten einheimischen Dynastie der Ming suchten ihre Ansprüche auf den Thron in fortwährenden kleinen Empörungen geltend zu machen. Sie stifteten in verschiedenen Teilen des Reichs geheime Gesellschaften, welche verschiedene Namen, wie »zur Wasserlilie«, »zum reinen Thee«, »Dreieinigkeitsbund« oder »die Gesellschaft der vereinigten Drei« (Himmel, Erde und Mensch), führten. Schon mehrmals hatten dieselben den Staat in Bedrängnis gebracht; ihr Plan, die Tsing zu stürzen, scheiterte aber stets an der Furcht der Masse des Volkes den Mandschutruppen. Die Kämpfe mit den Engländern enthüllten indes die militärische Schwäche des Reichs, und die Mingschin oder Mingleute begannen einen erfolgreichen Guerillakrieg. Eine ernste Bedrohung der Dynastie entstand sodann durch die Taiping-Revolution, welche, in ihren Anfängen durch das Eindringen christlicher Ideen und die höchst traurige Lage der Bevölkerung in Kiangsi veranlaßt, 1849 begann und erst 1866 durch Eingreifen der Westmächte unterdrückt wurde. Der Führer des Aufstandes war Hung-Siutsuen, gebürtig aus Kuangtung, 48 km von Kanton entfernt. Er war

im Staatsexamen durchgefallen und dann Dorfschullehrer geworden. Sein Vater war Patriarch, Oberhaupt des ganzen Stammes der Hung und genoß als solcher großes Ansehen. 1837 wurde er von einer schweren Krankheit befallen und hatte dabei Visionen, in welchen er zum Himmel erhoben und zur königlichen Würde bestimmt zu werden glaubte. Da er nach einiger Zeit durch den Missionär Gützlaff mit dem Christentum bekannt gemacht wurde, so steigerte sich seine innere Aufregung noch. In seinem Haus wie in der Schule warf er nun alle Götzenbilder hinaus; er begann in seinem Stamm, der an 20,000 Köpfe zählte, zu predigen und veröffentlichte 1845—1846 verschiedene kleine Schriften. In Konflikt mit der Obrigkeit kam er durch die Zerstörung eines hochgehaltenen Wunderbildes. Die Hung hielten zu ihm, die Regierung bot 1848 Truppen gegen ihn auf; zu Kämpfen kam es aber noch nicht. Im J. 1849 mehrten sich indessen Hungs Anhänger und noch mehr 1850, als er eine ansteckende Krankheit vorhergesagt hatte, der viele Bewohner in Kuangsi zum Opfer fielen. Im September 1858 brach in Kuangtung eine Fehde zwischen den Punti und Hakka aus, die letztern, die nur 4 Mill. gegen 21 Mill. Punti zählten, erlitten eine Schlappe und riefen Siutsuen und seinen Anhang zur Unterstützung herbei. Dieser folgte bereitwillig; sein Aufruf brachte jung und alt, hoch und niedrig unter die Waffen. Die Mandarinen glaubten der Bewegung durch Hinrichtung der Christen und Anhänger des Siutsuen Herr werden zu können, riefen aber nur Repressalien hervor, und diese wurden von beiden Seiten während des länger als zehn Jahre dauernden Aufstandes nur zu reichlich geübt. Mit den Ming und den Mitgliedern des »Dreieinigkeitsbundes« schloß Siutsuen nur vorübergehend ein Bündnis; seine Disziplin sagte ihnen nicht zu, und sie kämpften von da an in den Reihen der Kaiserlichen, in der Hoffnung, später emporzukommen. Im Herbst 1851 nach Einnahme der Stadt Jungngan in Kuangsi wurde er als Gründer der neuen Dynastie Taiping (»großer Friede«) oder Tinkwot (»Himmelskönigreich«) ausgerufen. Von da an machte er einen Siegesmarsch in die sechs Provinzen Kuangsi, Hunan, Hupei, Kiangsi, Nganhui, Kiangsu, brachte dadurch alles Land östlich des Tschiang und südlich des Jantsekiang in die Gewalt seiner Parteigänger und nahm 19. März 1853 Besitz von Nanking, der alten Hauptstadt des Reichs. Hier ließ er das Alte und Neue Testament in vielen Exemplaren drucken und leistete dem Christentum allen Vorschub, nahm aber selbst die Taufe nicht an. Er stellte sich vielmehr auf gleichen Fuß mit den Kaisern von C. und Japan wie mit dem Dalai Lama (s. d.) in Tibet und proklamierte sich als jüngerer Bruder von Christus. Nanking wurde als Tienking (»Himmelsresidenz«) Mittelpunkt des neuen Reichs. Indessen fehlte es an fester Organisation und Disziplin; es vergingen mehrere Jahre, ohne daß die Taiping trotz einzelner Erfolge größere Fortschritte machten, zumal sie durch innere Streitigkeiten sich selbst schwächten. Im J. 1858 waren sie aus einem Teil ihrer Positionen bereits verdrängt und konnten sich in Nanking mit Mühe behaupten. Nun aber kam die kaiserliche Regierung von einer andern Seite in noch größere Not.

Krieg mit England und Frankreich.

Die Differenzen mit England waren immer ernstlicher geworden; dieses mahnte immer dringender an die Erfüllung des Vertrags von Nanking und bestand insbesondere auf Zulassung in Kanton. Der Kaiser wies dies Ansinnen unbedingt für alle Zeiten zurück. Im Oktober 1856 kam dazu ein neuer Konflikt wegen eines von den chinesischen Behörden weggenommenen, unter englischer Flagge auf Grund eines in Hongkong regelrecht ausgestellten Schiffsregisters segelnden chinesischen Schiffs. Die Engländer verlangten Genugthuung, stellten, da diese nicht vollständig geleistet wurde, ein Ultimatum, erstürmten, da diesem keine Beachtung zu teil wurde, alle Forts am Fluß und die Stadt Kanton selbst, beschossen den Palast des Oberstatthalters Yeh, legten einen Teil der Stadt in Asche und zerstörten 6. Nov. 1856 die kaiserliche Flotte. Die vorhandenen Streitkräfte genügten nicht zur Ausbeutung des Erfolgs. C. nahm dies als Zeichen der Schwäche und rief in amtlichen Erlassen das Volk, welches ohnedies wegen des grausamen Kulihandels (s. d.) gegen die Fremden erbittert war, zu deren völliger Vertilgung auf. Die fortgesetzte Verfolgung aller Europäer führte im August 1857 zu einem gemeinsamen Vorgehen Englands und Frankreichs. Die französische Flotte wurde vom Admiral Rigault de Genouilly, die englische, die Ende November vor Kanton eintraf, von dem Konteradmiral Seymour befehligt. Die Landungstruppen betrugen etwa 8000 Mann. Neue Versuche der Verbündeten, eine gütliche Erledigung der obschwebenden Differenzen herbeizuführen, scheiterten an dem Stolz des Statthalters Yeh über die Provinzen Kuangsi und Kiangsi, und so wurden 12. Dez. Fluß und Hafen von Kanton in Blockadezustand erklärt. Am 28. Dez. begann die Beschießung Kantons, welches dadurch furchtbar litt, und schon am 29. mußte sich die Stadt, nachdem die auf 40,000 Mann geschätzte bewaffnete Macht geflohen war, den Verbündeten ergeben. Yeh wurde gefangen genommen. Inzwischen hatten Lord Elgin und Baron Gros, die Vertreter Englands und Frankreichs, denen sich die Bevollmächtigten von Petersburg und Washington anschlossen, Noten nach Peking gerichtet, warteten aber in Schanghai vergeblich auf Antwort und fuhren daher im April 1858 zum Golf von Petschili hinauf und ließen sich in Taku, einige Meilen landeinwärts, nieder, um hier mit den erbetenen chinesischen Kommissaren die Bedingungen der neuen Verträge festzustellen. Da die Kommissare nicht eintrafen, so begann 20. Mai der Angriff der Verbündeten auf die Forts von Taku, und nach zweistündigem Kampf waren diese genommen. Darauf fuhren die Verbündeten ungehindert stromaufwärts bis Tiëntsin, dem Hafen von Peking. Jetzt erst unterwarf sich der durch die Nähe der Gefahr eingeschüchterte Hof, und nach kurzen Unterhandlungen wurde ein vierfacher Vertrag, zuerst mit den neutralen, dann mit den kriegführenden Mächten (26. und 27. Juni), abgeschlossen, dessen Ratifikation spätestens nach Ablauf eines Jahrs in Peking selbst erfolgen sollte. In Zukunft sollten europäische Gesandte nach Peking kommen dürfen; die Ausübung des Christentums sollte ungehindert sein; an England sollten 24, an Frankreich 12 Mill. Mk. Kriegskosten bezahlt werden.

Wieder versuchte die chinesische Regierung, die Ratifizierung hinauszuschieben. Ihr endlicher Vorschlag, die Ratifikation in Schanghai vorzunehmen, wurde zurückgewiesen; die Vertreter Englands und Frankreichs bestanden darauf, sich geradeswegs nach Peking zu begeben. Als im April 1859 bekannt wurde, daß die Befestigungen am Peiho wiederhergestellt seien, wurde darin eine feindliche Demonstration erblickt; das englische Geschwader erhielt den Auftrag, die Eröffnung des Flusses abermals zu erzwingen. Am 24. Juni erfolgte der englische Angriff auf die Forts;

diese waren aber inzwischen in so guten Verteidigungszustand gesetzt worden, daß sich die Engländer nach einem mörderischen Kampf mit einem Verlust von 464 Toten und Verwundeten zurückziehen mußten. Die Ehre der britischen Waffen heischte Genugthuung, und da Frankreich wenigstens moralisch bei diesem Konflikt beteiligt gewesen war, so gab diese Niederlage die Veranlassung zu einer neuen englisch-französischen Expedition gegen C. Über das 7500 Mann starke französische Korps erhielt General Cousin-Montauban den Oberbefehl; die Engländer stellten 7800 Mann europäische, 4800 Mann indische Truppen. Im April 1860 langten die Streitkräfte der Westmächte in Schanghai an, ihr Ziel war die Hauptstadt Peking. Am 19. Juli begannen die Operationen direkt gegen diese Stadt. Bis zum 21. Aug. waren sämtliche Forts und die Ortschaften zu beiden Seiten des Flusses erstürmt und besetzt, 518 Kanonen und große Vorräte erbeutet. Die Einnahme von Tiëntsin war die unmittelbare Folge davon. Jetzt gingen kaiserliche Kommissare bereitwillig auf alle Bedingungen (Erstattung der Kriegskosten, freier Zutritt in alle Städte, ständiger Aufenthalt der Konsuln in Peking und sofortige Zulassung der Gesandten in die Hauptstadt) ein; da sich aber herausstellte, daß diese Kommissare gar keine Vollmachten besaßen und erst an den kaiserlichen Hof berichten zu müssen versicherten, so ließen die Verbündeten 9. Sept. ein Korps von 6000 Mann nach Tungtschao, 30 km von Peking, vorrücken. Schon am 11. und 12. kamen neue Gesandte von Peking, verlangten aber vor weitern Verhandlungen Rückzug der Verbündeten nach Tiëntsin. Hierauf gingen diese nicht ein, bestanden vielmehr auf dem Einzug in die Reichshauptstadt Peking, versprachen jedoch, daß die Gesandten nach Peking nur von einer Ehrenwache von 1000 Mann begleitet würden. Eine Anzahl englischer und französischer Offiziere sollten sich mit den chinesischen Behörden über die zur Aufnahme der Gesandten und zur Unterbringung der Truppen erforderlichen Maßregeln verständigen; diese wurden aber von tatarischen Soldaten überfallen (18. Sept.), entweder im Kampf getötet, oder sie verschmachteten nach unsäglichen Qualen im Gefängnis. Gleichzeitig wurden die Lager der Armee von den Feinden umstellt; erst ein Reiterangriff, der den Chinesen etwa 1000 Mann und 60 Stück Geschütze kostete, machte sie frei. Den Ausgang des Feldzugs entschied sodann das Treffen vom 21. Sept. bei Palikao, wo der chinesische Anführer Sankolinsin seine ganze gegen 50,000 Mann zählende Streitmacht, darunter 30,000 Reiter, gegen Montaubans 3000 Mann starkes Korps aufgestellt hatte. Die Franzosen schlugen hier, zu rechter Zeit von 3—4000 Engländern unterstützt, die Tataren zurück, und der Tag endete mit einem vollständigen Sieg, der den Europäern ein halbes Hundert Tote und Verwundete kostete. Die Straße nach Peking stand den Verbündeten nunmehr offen. Noch wagten die Chinesen, den Rückgang der Verbündeten nach Tiëntsin als Bedingung der Unterhandlung zu verlangen; die Verbündeten beantworteten dies Verlangen aber mit dem Aufbruch nach Peking (5. Okt.). Ohne Schwertstreich nahmen die Franzosen Besitz vom kaiserlichen Sommerpalast und plünderten die ungeheuern Schätze desselben mit einer Rücksichtslosigkeit, welche von der öffentlichen Meinung laut mißbilligt worden ist, während die Engländer sich an dieser Plünderung nicht beteiligten. Die gesamte Armee rückte dann gegen Peking vor. Die Bedingungen wurden jetzt infolge der Berichte von befreiten Gefangenen über die Mißhandlungen, die sie zu erdulden gehabt, verschärft. Übergabe eines Stadtthors und Entschädigung von 4 Mill. Frank für die Angehörigen der Opfer des Verrats vom 18. Sept. waren die vorläufigen Forderungen. Auch erklärte Lord Elgin, daß er zur Strafe für die grausame Behandlung der Gefangenen den Sommerpalast verbrennen lasse, was 18. und 19. Okt. geschah. Der Hochmut der Chinesen war endlich gebrochen; die Forderungen wurden zugestanden, ebenso in das weitere Verlangen eingewilligt, daß der Friede in der Stadt selbst unterzeichnet werden sollte, und daß die Bevollmächtigten Frankreichs und Englands, Lord Elgin und Baron Gros, dabei von je 1000 Mann begleitet würden. Ihr Einzug fand 24. und 25. Okt. 1860 statt, und der Friede wurde darauf unterzeichnet. Die Verbündeten räumten aber Peking nicht eher, als bis der Abschluß des Vertrags in der amtlichen Reichszeitung (6. und 8. Nov.) publiziert worden war. Am 18. Nov. hatte sich das ganze Expeditionskorps in Tiëntsin wieder vereinigt, und obwohl der Feldzug hiermit beendet war, so hielten die Verbündeten doch diesen Platz sowie die Befestigungen des Peiho und mehrere Punkte an der Küste dem Vertrag gemäß besetzt. Der Verbreitung europäischer Kultur in C. wurde aber nicht, wie damals gehofft worden war, sofort Bahn gebrochen.

Handelsverträge.

Am 22. Aug. 1861 starb der Kaiser Hienfong; ihm folgte sein Sohn Kitsiang, der, 5. Sept. 1855 geboren, unter eine von seinem Oheim, dem Prinzen Kong, präsidierte Regentschaft gestellt ward und erst im Frühjahr 1873 seine Mündigkeit erreichte; als Regierungsname ward ihm 1861 Tungtschih (»vereinigte Ordnung«) gegeben. Da Prinz Kong, welcher zur Festhaltung der eingegangenen Verträge entschlossen war, in dem Regentschaftsrat auf Opposition stieß, so vereinigte er sich mit der Kaiserin-Mutter, die Mitregentin war, zum Sturz der Regentschaft und setzte eine ihm ergebene Regentschaft ein. Kong war einsichtig genug, um die Notwendigkeit einer von den bisherigen altchinesischen Traditionen abweichenden Politik einzusehen. C. trat von nun an mit fast allen Seemächten in geregelten diplomatischen und namentlich handelspolitischen Verkehr. So schloß die chinesische Regierung mit dem Grafen Eulenburg 2. Sept. 1861 zu Tiëntsin einen für alle Zollvereinsstaaten gültigen chinesisch-preußischen Handelsvertrag auf die Dauer von zehn Jahren ab, dessen Ratifikationen 14. Jan. 1863 zu Schanghai ausgewechselt wurden; hierzu erging eine Deklaration 2. Sept. 1868. Das Jahr 1862 brachte ähnliche Verträge mit Spanien, Portugal und Belgien. Am 10. Juli 1863 folgte ein Handelsvertrag zwischen C. und Dänemark. Europäische Gesandte und Vertreter nehmen ihren Sitz in Peking.

Im Innern des Reichs beherrschte der Aufstand der Taiping noch immer ganze Provinzen und hatte dort die Regierungsorgane vielfach gänzlich beseitigt. An vielen Orten hatte der langjährige Bürgerkrieg Banden organisiert, die unter Vorschützung politischer Zwecke lediglich auf Plünderung ausgingen; in Jünnan wie außerhalb des eigentlichen C., in Turkistan, waren sogar neue Reiche in der Bildung begriffen. Die Regierung betrachtete es als das Dringendste, den Taiping ein Ende zu machen, und fand sich darin unterstützt von England und Frankreich, die von der Fortdauer des Aufstandes Gefährdung ihrer Handelsinteressen befürchteten. Auf Antrag Kongs gingen die Westmächte von ihrem Nicht-

interventionsprinzip ab und beauftragten ihre Flottenkommandanten in den chinesischen Gewässern, gemeinsame Operationen in Verbindung mit den Kaiserlichen gegen die Rebellen zu eröffnen. Dieser Schritt wurde in Europa heftig getadelt; es ist allerdings zu beklagen, daß in dem großen Blutbad, zu welchem die Niederwerfung des Aufstandes führte, mitunter auch Europäer mitwirkten; diese Szenen sind aber doch nicht gräßlicher gewesen als die bisher durch die Taiping verübten Grausamkeiten. Zunächst galt es Schanghai zu sichern, das die Rebellen im Februar 1862 vollständig eingeschlossen hatten. Ihre Vertreibung gelang leicht; im April und Mai 1862 wurden viele kleinere feste Punkte genommen, namentlich aber das 9. Dez. 1861 von den Rebellen eingenommene Ningpo wiedererobert. Zu gleicher Zeit organisierten Franzosen und Amerikaner im Dienste des Kaisers von C. einheimische Truppenkörper, während ein englischer Marineoffizier den Auftrag erhielt, eine chinesische Flotte zu bilden. Mehr und mehr gelang es, die Aufständischen von den Seeprovinzen in das Innere zurückzutreiben; am 31. März 1864 erzwang das französisch-chinesische Korps nach längerer Belagerung die Übergabe von Hangtschou, der Hauptstadt der Provinz Tschekiang, und bald darauf Hutschous, des letzten Punktes der Taiping. Im Dezember 1863 eroberte das englisch-chinesische Korps Sutschou nach sechsmonatlicher Belagerung, im nächsten Monat Tschangtschou, eine für die Taiping sehr wichtige Position. So sahen sich diese auf Nanking eingeschränkt, ihre eigentliche Hauptstadt, in der jetzt der Rebellenkaiser Tienwang residierte. Die Belagerung dieses Platzes unternahmen kaiserliche Truppen mit Hilfe von Engländern, und 19. Juli erfolgte nach tapferm Widerstand die Übergabe der Stadt. Vorher hatte sich Tienwang mit seinen Weibern verbrannt. Das Eingreifen der Europäer hatte, wie zu erwarten, der Regierung des Prinzen Kong manche Schwierigkeit bereitet und vielfache Konflikte mit der lokalen Verwaltung hervorgerufen. Besonders die Mandarinen fühlten sich gedemütigt, indem sie die Oberleitung in den Händen der Fremden sahen, und ließen sich nur sehr ungern bereit finden, deren Anordnungen zu unterstützen. Derartige Streitigkeiten führten im Oktober 1864 zur Entlassung der Fremdenlegion. Der Regentschaft blieb noch die Aufgabe, die Nienfei oder die Banden, die aus zersprengten Taiping sich gebildet hatten und insbesondere Honan und Schantung unsicher machten, sowie andre Räuberbanden im Westen, welche durch die Kopflosigkeit der Regierung 1859 zu bedeutender Macht erstarkt waren und 1861 den größern Teil von Setschuan in ihre Gewalt gebracht hatten, zu vernichten. Dies gelang ohne besondere Schwierigkeit. Im ganzen raffte die Taiping-Revolution 2 Mill. Menschen hinweg und schädigte stark die Thee- und Seidendistrikte.

Neueste Geschichte Chinas.

Aufstände der Mohammedaner. Ein weiterer innerer Feind im Herzen des Reichs war der Regierung in den Muselmanen von Kansu und Schensi, den Dunganen (s. d.), erstanden, denen Religionsbedrückungen Anlaß oder Vorwand zum Aufstand gegeben hatten. Unter der undisziplinierten Bevölkerung dieser an die Mongolei angrenzenden und teilweise in ihr liegenden Provinzen fanden sie zahlreichen Anhang und durchzogen nun in Haufen von 3—6000 Mann brandschatzend die westlichen Provinzen, plünderten die reichen buddhistischen Klöster und beschränkten die Wirksamkeit der chinesischen Behörden auf das Weichbild fester Punkte. Eine größere Armee konnte ihnen erst 1871 entgegengestellt werden. Im Frühjahr 1876 erfolgte dann der vernichtende Schlag; die letzten festen Plätze fielen, Urumtsi 20. Aug., Manaar 9. Dez. 1876, und seither ist die chinesische Regierung wieder Herrin in diesem Teil des Reichs.

Ebenso erfolgreich wurde der Feldzug gegen die muselmanischen Panthai in Jünnan (s. d.); der zum Landesfürsten eingesetzte Suleiman Ibn i Abd ur Rahmân wurde verjagt, das Land vom Raubgesindel gesäubert. Länger hielt sich eine selbständige Regierung in Ostturkistan, Hauptstadt Kaschgar. Seit 1858 von Chokandi-Abenteurern in seinem Besitz bedroht, erstand der Provinz im Juli 1865 ein Regent in der Person von Jakub Beg. Derselbe entsandte Gesandtschaften nach Kalkutta wie St. Petersburg. Nach seinem Tod (Juli 1877) folgte ihm sein Sohn Beg Kuli Beg; derselbe verlor jedoch sein Reich schon Anfang 1878 an C., das seither diese Provinz wieder durch seine Beamten beherrscht.

Am 13. Jan. 1875 verstarb der Kaiser Tungtschih im Alter von 18 Jahren 9 Monaten an den Blattern. Mit ihm schloß zum erstenmal in den Annalen der Tsing-Dynastie die direkte Erbfolge, und ein Neffe des Verstorbenen, der erst vier Jahre alte Tsaitien, als Regent Kwangseu (»Nachfolger des Ruhms«) genannt, wurde durch das Los Kaiser. Die Beziehungen zu den europäischen Staaten, die sich schon unter der Regentschaft des verstorbenen Kaisers gebessert hatten, gestalteten sich immer befriedigender. Hierzu trug nicht wenig die Errichtung ständiger chinesischer Gesandten in Europa bei; augenblicklich gibt es deren in Berlin, Paris, London, St. Petersburg, Madrid und Washington, dann in asiatischen Reichen in Birma und Japan. Die erste Probe bestand der diplomatische Verkehr 1874 bei den Ansprüchen Japans an C. auf Entschädigung für Unterthanen, die auf Formosa geplündert worden waren. Japan rüstete zum Krieg, um sich die hartnäckig verweigerte Genugthuung selbst zu nehmen; C. zog gleichfalls Truppen zusammen. Da legte sich der englische Gesandte zu Peking ins Mittel, und seinen Bemühungen gelang unterm 12. Nov. 1874 die friedliche Beilegung des Zwistes durch einen Friedensvertrag. Es kennzeichnet die chinesische Politik, daß darin gegenseitige Vernichtung der gewechselten Kriegsnoten bedungen wurde, »damit (von dieser diplomatischen Niederlage Chinas) niemals mehr die Rede sei«. Nicht weniger nachgiebig erwies sich C. 1875 gegen England aus Anlaß der Ermordung von Margary an der chinesisch-birmanischen Grenze. Zur unparteiischen Erhebung der Thatumstände gestattete C. Mitgliedern der englischen Gesandtschaft die Überlandreise von Schanghai nach Britisch-Birma und erließ unterm 16. Sept. 1876 im amtlichen Blatte die ausbedungene Proklamation (gemeiniglich die Konvention von Tschifu genannt) des Inhalts, daß die Regierung die Ermordung Margarys bedaure und den Fremden gestatte, das Innere des Landes unter dem Schutz der Behörden zu bereisen. Ein Dekret vom 30. Juni 1875 hatte bereits verboten, sich im Verkehr mit Fremden des Wortes J, d. h. Barbaren, zu bedienen sowie christliche Missionäre und Konvertiten zu belästigen, ihren Kirchen Gewalt anzuthun.

In hoher Blüte stand in C. seit alters das See- und Strandräuberunwesen; das Verdienst, hierin eine Besserung angebahnt zu haben, gebührt dem Auswärtigen Amte des Deutschen Reichs. Ein Angriff, verübt auf den Schoner Anna, veranlaßte das Deutsche Reich im November 1875 zu Vorstellungen

in Peking; um diesen Nachdruck zu geben, wurde eine Flottille von sechs Schiffen mit einer Bemannung von 1380 Köpfen in die chinesischen Gewässer gesandt und sich gleichzeitig der eventuellen Unterstützung der Vertragsmächte England, Rußland und Nordamerika versichert. 36 Schiffe mit 340 Geschützen waren im März 1876 bereit zu einer Landung in C. im Bedarfsfall. Diese Maßregeln überzeugten C. vom Ernste der deutschen Forderungen; die verlangte Genugthuung wurde gewährt und zugleich eine allgemein gültige Strandordnung erlassen, die seither gute Wirkung that und streng vollzogen wird. Eine Zusatzkonvention vom 20. Aug. 1880 zum deutsch-chinesischen Handelsvertrag regelt verschiedene Einzelheiten und bewirkt Eröffnung neuer Häfen. Sehr vermerkt wurde der telegraphische Glückwunsch des damals 14jährigen Kaisers Kungsu zum 25. Jan. 1883, dem Tag der silbernen Hochzeit des deutschen Kronprinzenpaars.

Zu einem Repressalienkrieg spitzten sich 1882 die Beziehungen Chinas zu Nordamerika zu infolge des von beiden Häusern des Kongresses angenommenen Gesetzes, welches den Chinesen auf die Dauer von 20 Jahren die Einwanderung in die Vereinigten Staaten verwehrt. Anlaß zu diesem Gesetz gab die Überflutung der Union mit chinesischen Arbeitern. Bei dem Charakter der Chinesen erwies sich ihre Verschmelzung mit der weißen Rasse als unmöglich; durch ihre billige Arbeit wurden die Weißen aus lohnenden Beschäftigungen verdrängt; schlimmer ist, daß die Arbeit zur Bereicherung einzelner reicher Kapitalisten unter Kontrakten geleistet wird, welche die Arbeiter zu Sklaven herabdrücken, und daß das Überhandnehmen der Chinesen den Kulturerrungenschaften der weißen Rasse Gefahr bringt. Das nordamerikanische Gesetz hat seine vollständige Berechtigung, und der Versuch, Chinesen nach Europa einzuführen, müßte hier ähnliche Beschränkungen zur Folge haben; denn das Recht der Weltbürger, in welchem Teil der Erde immer zu reisen und sich niederzulassen, hat überall engere Grenzen gezogen erhalten, wo es für die Staaten oder die Massen der einheimischen Bevölkerung eine wesentliche Verschlimmerung ihrer Existenzbedingungen mit sich bringt. Gegenüber dem nordamerikanischen Gesetz drohte C. mit Ausweisung aller nordamerikanischen Bürger aus seinem Reich; um nicht in einen Krieg mit C. verwickelt zu werden, hat der Präsident der Vereinigten Staaten von Vollziehung des Gesetzes noch Abstand genommen.

Gleichen diplomatischen Sieg errang C. gegen Rußland in der **Kuldschafrage**. 1871 hatte sich Rußland genötigt gesehen, das Quellgebiet des Iliflusses in Besitz zu nehmen, wo bis dahin ein schwacher Sultan der Tarantschen (Turko-Tataren) unter chinesischer Oberhoheit mit dem Sitz in Kuldscha regierte. Stete Raubeinfälle machten Rußland die Besetzung zur Notwendigkeit; es wurde aber an C. sofort die Erklärung abgegeben, daß das Gebiet zurückgegeben werde, sobald im Grenzbezirk Ruhe eingekehrt und von C. gesichert sei. Mit Niederwerfung der Dunganen und Wiedereroberung Kaschgars (5. Dez. 1877) war C. wieder unbestrittener Herr in Mittelasien geworden; geschickt benutzte es die Verwickelung Rußlands in den türkischen Krieg und verlangte Rückgabe von Kuldscha. Rußland stellte eine Auslagenrechnung auf und verlangte Garantien für gute Nachbarschaft; zur Abwickelung der Verhandlungen entsandte C. den Würdenträger Tschunghaou nach Petersburg, und dieser schloß unterm 25. Sept. 1879 einen Vertrag über Rückgabe von Kuldscha ab. C. erblickte in den Bestimmungen eine Demütigung, rief seinen Gesandten zurück und verurteilte ihn wegen Preisgabe von Kronrechten zum Tode. Der Vertrag wurde als unannehmbar zurückgewiesen, jedoch durch einen neuen Abgesandten Wiederanknüpfung der Verbindungen angestrebt. Rußland nahm die Verwerfung des Präliminarvertrags als Kriegsfall und entsandte Truppen nach der Fronte. C. that dasselbe. Es ist ein Verdienst des chinesischen Abgesandten Marquis Tseng, unterm 2. (14.) Febr. 1881 dennoch einen beiderseits annehmbaren Frieden zu stande gebracht und Aufhebung des Todesurteils über seinen Kollegen erwirkt zu haben.

Eine ernstliche **Verwickelung mit Frankreich** wegen Anam und Tongking brachte das Jahr 1882. Über Anam beanspruchte C. die Oberlehnshoheit, in Tongking hausten Banden chinesischer Truppen. Nachdem diplomatische Verhandlungen zwischen C. und Frankreich gescheitert waren, bemächtigte sich letzteres des Flußdelta in Tongking, indem es die chinesischen Truppen bei Sontay und Bacninh vertrieb, und zwang Anam zur Unterwerfung unter seine Hoheit. Außer stande, seine Ansprüche mit Waffengewalt gegen die Franzosen zu verteidigen, schloß der chinesische Vizekönig Lihungtschang 1884 mit dem französischen Bevollmächtigten Fournier in Tiëntsin einen Vertrag ab, wonach C. Tongking zu räumen versprach. Bevor die Frist hierzu abgelaufen war, griffen die Franzosen das von den Chinesen besetzte Bacle an, wurden aber zurückgeschlagen. Die Chinesen erklärten dies für einen verräterischen Vertragsbruch, forderten eine hohe Geldentschädigung und schritten, als diese abgelehnt wurde, zu Repressalien; sie zerstörten das Arsenal von Futschou und setzten sich auf Formosa fest. Es entspannen sich jetzt an der chinesischen Grenze wie auf Formosa zahlreiche Kämpfe, die nicht alle für C. ungünstig endigten; namentlich errangen sie bei Langson im März 1885 einen Sieg über die Franzosen, und es drohte Frankreich Verlust aller Erfolge; da machte der durch englischen Einfluß zu stande gebrachte Friede vom 9. Juni 1885 von Tiëntsin allen Feindseligkeiten ein Ende. C. gesteht darin Frankreich die Oberherrschaft über Anam zu wie die Einverleibung von Tongking, nimmt aber im übrigen den Standpunkt des Mächtigern ein, der gewährt, um die ruhige Entwickelung im Innern nicht zu gefährden.

Litteratur zur Geschichte: Plath, Geschichte des östlichen Asien (Götting. 1830—31, 2 Bde.), und dessen viele lehrreiche Abhandlungen in den Denkschriften der bayrischen Akademie der Wissenschaften; A. **Pfizmairs** geschichtliche Untersuchungen über die Kleinstaaterei in C. (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften); **Gützlaff**, Geschichte des chinesischen Reichs (Stuttg. 1847); **Käuffer**, Geschichte von Ostasien (Leipz. 1858—60, 3 Bde.); **Derselbe**, Überblick über die Geschichte Ostasiens (das. 1864); **Neumann**, Ostasiatische Geschichte 1840 bis 1860 (das. 1861); **Sykes**, The Taiping rebellion in C. (Lond. 1863); **Strauß**, La Chine, son histoire, ses ressources (Par. 1874); **Roß**, The Manchus, or the reigning dynasty of C. (Lond. 1880); **Boulger**, History of C. (das 19. Jahrh. umfassend, das. 1881—1884, 3 Bde.); **Fries**, Abriß der Geschichte Chinas (Wien 1884); **Cordier**, Bibliotheca sinica (Bibliographie, Par. 1881, 2 Bde.).

China, in der Pharmazie s. v. w. Chinarinde (s. d.). C. **von Ostindien** oder **von Giava**, s. Cedrela; C. **von Santa Lucia**, s. Exostemma.

China (spr. tscheinä oder tschehni), im Englischen s. v. w. Porzellan, daher C.-Clay, Porzellanthon, d. h. ein in England zur Porzellanfabrikation dienender Thon, welcher von unserm Porzellanthon wesentlich abweicht

und nur zu dem englischen Frittenporzellan brauchbar ist. Er wird bei uns in der Ultramarinfabrikation, als Zusatz zu Satinierfarben, die dadurch beim Reiben einen schönen Glanz annehmen, in Zeugdruckereien zur Farbenverdickung, in der Appretur und namentlich in der Papierfabrikation benutzt, um dem Papier mehr Schwere und Körper zu geben.

Chinaäpfel, s. v. w. Apfelsinen, s. Citrus.

Chinabasen, die in den Chinarinden enthaltenen Alkaloide: Chinin, Cinchonin &c.

Chinabaum, s. Cinchona.

Chinagerbsäure findet sich, zum Teil an Alkaloide gebunden, bis zu 3 Proz. in den Chinarinden, ist amorph, hellgelb, schmeckt säuerlich herb, nicht bitter, ist löslich in Wasser, Alkohol und Äther und verhält sich sonst der Galläpfelgerbsäure sehr ähnlich; die Lösung wird an der Luft braun und bildet Chinarot, welches neben Zucker auch entsteht, wenn man C. mit Säuren behandelt. Das Chinarot findet sich als Zersetzungsprodukt der C. in der Chinarinde, es ist amorph, rotbraun, geruch- und geschmacklos, löslich in Alkohol und Äther, kaum in kochendem, etwas leichter in saurem Wasser.

Chinagras (Fibragras, Fibre, Ramé, Ramié, Rhea fibre, chines. Tschuma, Kaukhurahanf, Kalluihanf, Tsio oder Karao), Bastfaser aus den Stengeln mehrerer nahe verwandter Nesselpflanzen, besonders Boehmeria nivea *Gaud.* und B. tenacissima *Gaud.*, welche behufs der Fasergewinnung vielfach kultiviert werden (s. Boehmeria). In der Regel versteht man unter C. die feinere Faser der B. nivea, unter Ramé die Faser der B. tenacissima; doch werden diese Fasern sehr häufig miteinander verwechselt. Die Gewinnung der Faser erfolgt in verschiedener Weise. In China werden die entblätterten Stengel durch Schaben von der äußern Rinde befreit und der Sonne ausgesetzt. Im Morgentau zieht man dann die Bastschicht ab und trocknet sie. In Indien zerbricht man die entblätterten Stengel, zieht sofort die Rinde mit dem Bast ab, legt sie in Wasser, streift nach einiger Zeit die äußere Rinde ab, reinigt die Faser durch Streichen mit einem stumpfen Messer und bleicht sie auf dem Rasen. Der rohe Bast der B. nivea ist weißlich bis licht bräunlich, bisweilen etwas grünlich, bildet 0,5—2 m lange Stränge und wird seiner außerordentlichen Festigkeit halber bisweilen zu Seilerarbeiten benutzt. In der Regel aber wird er mit Aschenlauge und Seifenlösung weiterbehandelt und erscheint dann blendend weiß, seidenartig glänzend. Die gereinigte Faser (gebleichtes C., Rhea, Ramié) übertrifft alle andern Pflanzenfasern an Schönheit und besteht aus 10—22 cm langen Bastzellen. Das außerordentlich feine chinesische Grasscloth wird aus ungesponnenen, durch ein Klebmittel endweise aneinander gefügten Bastfasern gewoben und meist in China selbst verbraucht. Indische Nesselfasern kamen zuerst 1810 nach Europa und wurden in Leeds zu Seilerwaren verarbeitet; Spinnversuche in der Erdmannsdorfer Spinnerei blieben ohne Resultat, aber seit 1851 hat die Faser für die europäische Industrie schnell an Bedeutung gewonnen und wird jetzt aus Ostindien, China, Japan, Java und den Sundainseln importiert. Man hat geeignete Methoden für die Abscheidung der Faser und besondere Maschinen für deren Verarbeitung konstruiert und benutzt das C. vielfach zu allerlei Mischgespinsten und Mischgeweben mit Baumwolle und Wolle, die alle dadurch verschönert werden; besonders tauglich ist es für batistartige Gewebe und Damaste. Hauptsitz der Fabrikation ist England und Schottland, doch hat dieselbe auch anderwärts, namentlich im südlichen Frankreich, Bedeutung gewonnen.

Chinameca (spr. tschi-), großes Indianerdorf im zentralamerikan. Staat Salvador, 85 km westlich von San Miguel, am nördlichen Abhang des Vulkans von C. (1280 m), mit (1878) 7015 Einw., die viel Mais und Hülsenfrüchte bauen.

Chinandega, Hauptstadt des gleichnamigen Departements im zentralamerikan. Staat Nicaragua, 50 km nördlich von Leon, in fruchtbarer Gegend, weitläufig gebaut, mit lebhaftem Verkehr und etwa 8000 Einw. 7 km nördlich davon liegt C. la Vieja, angeblich mit 4000 Einw.

Chinarinden (Fieberrinden), Stamm- und Zweig- (auch Wurzel-) Rinden zahlreicher Arten der Gattung Cinchona (s. d.), welche in den Wäldern der Kordilleren von Südamerika zwischen 10° nördl. und 22° südl. Br. wachsen. Beim Einsammeln der Rinde reinigt man die Bäume von Schling- und Schmarotzerpflanzen, entfernt meist auch zugleich die saftlose Borke, reißt mit einem Meißel Längs- und Querschnitte in die innere brauchbare Rinde, löst diese ab, soweit sie erreichbar ist, und fällt dann den Baum, um nach vorherigem Klopfen mit einem Schlägel die Stamm- und Astrinde vollständig abzulösen, die an der Sonne oder auf Hürden über Feuer getrocknet wird. Handelsgebräuche bedingen mancherlei Abänderungen des Verfahrens, und oft unterbleibt z. B. die Abschälung der Borke. Die dünnere Rinde schwächerer Stammteile rollt sich beim Trocknen zu Röhren auf, während von stärkern Stämmen geschälte und aufeinander geschichtete und belastete Stücke zu ebenen Platten austrocknen. Ein Baum von 20 m Höhe und 1,2 m Durchmesser liefert etwa 10 Ztr. trockne Rinde. In regelmäßigen Beständen von Cinchonen, wie sie sich jetzt besonders in Indien finden, geschieht die Rindengewinnung rationeller. Nach der einen Methode löst man von den Stämmen jährlich nur einen etwa 4 cm breiten vertikalen Rindenstreifen ab und hüllt dann den Stamm in Moos ein, unter welchem sich sehr bald neue, stärkere und an Alkaloiden reichere Rinde auf der geschälten Stelle bildet. Die andre, besonders auf Java und Ceylon übliche Methode ähnelt unserm Schlagwaldbetrieb. Man fällt die etwa achtjährigen Stämme 15 cm über dem Grund und schält sie, worauf sich Seitentriebe entwickeln, die nach acht Jahren wieder alkaloidreiche Rinde liefern. Im Handel unterscheidet man sehr zahlreiche Sorten von C., doch ist nicht von allen die Abstammung bekannt, und manche Sorten sind im Lauf der Zeiten nicht immer von denselben Cinchona-Arten gewonnen worden. Als Hauptmerkmal für die Einteilung der C. hat die Farbe gegolten, bis das Studium ihres anatomischen Baues in den Vordergrund trat. Rinden jüngerer Stämme und der Zweige sind vorherrschend gräulich, bald hell, bald schwärzlich. Die Oberfläche dickerer Stämme dagegen zeigt mehr eine charakteristische braune, gelbe oder rötliche Farbe, welche besonders nach Entfernung der Korkschichten zu Tage tritt. Man unterscheidet danach gelbe, rote und braune C. Unter den hauptsächlichsten Sorten, welche bisher aus Südamerika kamen und vorzugsweise zu pharmazeutischer Verwendung gelangten, sind besonders zu nennen: China Calisaya, Königschina, von Cinchona Calisaya stammend, und zwar a) Cortex Chinae regius convolutus, die vollständigen Zweigrinden, 3—4 cm starke Röhren, meist von beiden Rändern her eingerollt, dunkel graubraun bis weißlich, äußerlich durch Furchen und Risse gefeldert, mit in Form

der Felder leicht abspringender Borke, auf der Innenfläche braungelblich, vertikal hell gestreift. Die Rinde der indischen Chinchona Ledgeriana bietet durch ihren viel höhern Alkaloidgehalt nunmehr vollen Ersatz für die amerikanische Rinde. b) Der Bast des Stammes von China ragia plana aus Bolivia, einen oder mehrere Fuß lange, oft gegen 20 cm breite, 5–15 mm dicke, flache Stücke, rein gelbbraun, auf der Außenfläche durch abgesprungene Borkenschuppen muschelig vertieft, auf der Innenfläche gestreift, sehr mürbe, stand bis vor wenigen Jahren in hohem Ansehen, ist aber in letzter Zeit mit sehr verringertem Alkaloidgehalt auf den Markt gekommen. Sehr ähnlich ist ihr die wohl regelmäßig geringhaltige Rinde von Cinchona scrobiculata *H.* et *B.* aus Südperu, welche als leichte, rötliche Calisaya, Carabaya, rote Cuscorinde, China peruviana in den Handel kommt. Die botanisch sehr veränderliche Cinchona lancifolia in Kolumbien (Neugranada) liefert auch Rinden von sehr verschiedenem Aussehen. Zu denselben gehören die als Flava fibrosa bezeichneten Sorten, die Calisaya von Santa Fé de Bogotá. Die roten C. stammen von Cinchona succirubra und besitzen eine Borke, die viel schwerer abgeworfen wird als bei C. Calisaya, so daß selbst mächtige Stammrinden noch festhaftende, mehr grauschwärzliche als rote Bekleidung tragen. Diese Rinde kommt jetzt hauptsächlich aus Ceylon, Ostindien und den übrigen Cinchona-Pflanzungen in den Handel. Jüngere Rinden der meisten Cinchona-Arten pflegen mit gräulichweißem bis bräunlichem oder beinahe schwärzlichem Kork bedeckt zu sein. Noch unbestimmter und vorherrschend bräunlich ist die Farbe des innern Gewebes, so daß Gemenge der verschiedensten jüngern Rindenröhren als Cortex Chinae fuscus (griseus, pallidus) in den Handel kommen. Am wichtigsten ist die aus der Gegend von Guanuco in Mittelperu über Lima ausgeführte Rinde, welche früher von Cinchona nitida stammte. Sie ist graubräunlich, im ganzen ziemlich hell, etwas längsfurchig, querrissig, oft noch mit weißlichem Kork belegt, auf der Innenfläche hell zimtfarben, häufig sehr fein weiß gesprenkelt. Die Loxarinde ist vorherrschend dunkler bräunlich, mit mehr grauer als weißlicher Bedeckung, Längsrunzeln und zahlreichen Querrissen, oft reichlich mit Flechten besetzt.

Die Pflanzungen der Cinchonen in Indien, Jamaica und andern Gegenden liefern einstweilen meist noch jüngere Rinden, welchen sehr ausgeprägte Eigentümlichkeiten fehlen. Die holländische Regierung hat daher angefangen, den größten Posten der javanischen Rinden die Ergebnisse der Bestimmung des Alkaloidgehalts und die Bezeichnung der Stammpflanze beizugeben. Der Kreis der in der Pharmazie benutzten C. beschränkte sich einerseits auf die mittlern oder jüngern Röhren weniger Arten, anderseits auf die roten Stammrinden und die Bastplatten der Calisaya; die »Pharm. germanica« läßt nur Stamm- und Zweigrinden kultivierter Cinchonen, vorzüglich der Cinchona succirubra, zu und verlangt, daß dieselbe mindestens 3,5 Proz. Alkaloide enthalte. Die zahlreichen übrigen Sorten der C. haben nur für die chemische Industrie, d. h. für die Darstellung des Chinins, Bedeutung. Als unechte C. kamen und kommen Rinden südamerikanischer Bäume in den Handel, welche der Gattung Cinchona nahe verwandt sind. Diese Rinden enthalten aber kein Chinin, manche überhaupt kein Alkaloid und sind daher ziemlich wertlos. Viel wichtiger ist die sogen. China cuprea, welche meist in kleinen Bruchstücken in den Handel kommt, in der Farbe angelaufenem Kupfer gleicht und 1–2 Proz. Chinin liefert. Sie stammt von Remijia pedunculata, vielleicht auch von R. Purdieana und wird auf Chinin verarbeitet.

Die C. sind nicht ganz geruchlos, sondern besitzen ein sehr schwaches Aroma, die jüngern Rinden schmecken vorherrschend herb, die Stammrinden stark und rein bitter. Sie liefern 0,75–3 Proz. Asche und enthalten außer den gewöhnlichen Pflanzenbestandteilen bis 4 Proz. Chinagerbsäure, von welcher sich das reichlich vorhandene Chinarot ableitet, Chinasäure, einen unkristallisierbaren Bitterstoff, das Chinovin, welches sich leicht in Zucker (Mannitan) und Chinovasäure spaltet und mit letzterer gemengt auch in allen andern Teilen der Cinchonen vorkommt. Am wichtigsten sind die Alkaloide. Von diesen finden sich in ansehnlicher Menge: Chinin $C_{20}H_{24}N_2O_2$, Chinidin von gleicher Zusammensetzung, Cinchonin $C_{19}H_{22}N_2O$ und Cinchonidin von gleicher Zusammensetzung. In geringer Menge enthalten die C. ferner Cinchonamin $C_{19}H_{24}N_2O$ in Remijia Purdieana, Homochinin $C_{19}H_{22}N_2O_2$ in China cuprea, Chinamin $C_{19}H_{24}N_2O_2$, Conchinamin von gleicher Zusammensetzung, Cinchamidin $C_{20}H_{24}N_2O$. Diese eigentlichen Chinaalkaloide zeigen eine gewisse Übereinstimmung, auch wohl in physiologischer Beziehung, während vollständig abweichen das Aricin $C_{23}H_{26}N_2O_4$, Paytin $C_{21}H_{24}N_2O$, Cusconin, Cusconidin, Cuscamin, Cuscamidin, Paricin etc. Der Gehalt der C. an Alkaloiden schwankt bedeutend. Die Rinde von auf Java gewachsener Calisaya Ledgeriana gab im Minimum 1,09, im Maximum 12,5 Proz. Alkaloide, doch nur in 13 Fällen weniger als 5 Proz. Das Chinin schwankte zwischen 0,8 u. 11,6 Proz. Als Maximum hat man bei kultivierten Cinchonen einen Chiningehalt von 13 Proz. beobachtet. Die Wurzelrinden scheinen regelmäßig alkaloidreicher zu sein als die Stammrinden. — Der jährliche Bedarf an C. auf der ganzen Erde kann auf mehr als 6 Mill. kg geschätzt werden. Davon liefert der nördliche Teil Südamerikas auch heute noch den größten Teil, aber die Ausfuhr Indiens und Javas ist in schnellem und sehr starkem Steigen begriffen, und seit 1880 liefert auch Jamaica C. auf den Markt. Der Hauptplatz für den Chinarindenhandel ist London, wohin 1881 über 6 Mill. kg gebracht wurden. Rechnet man noch dazu, was außerdem in Paris, New York, Hamburg, Amsterdam eingeführt wurde, so kann die Gesamternte an C. für 1881 auf 9 Mill. kg geschätzt werden. Die Fabriken verarbeiten etwa 4,3 Mill. kg Rinde und gewinnen daraus, wenn man einen durchschnittlichen Gehalt von 2 Proz. annimmt, 86,400 kg Alkaloide, welche etwa 120,000 kg Chininsulfat und andern Salzen des Chinins und der übrigen Alkaloide entsprechen. Man benutzt C. medizinisch in Form von Pulver, Abkochung, Tinktur und Extrakt. Ihre Wirkung stimmt im wesentlichen mit der des Chinins überein, wird aber vielfach stark modifiziert durch die andern Rindenbestandteile. Diese wirken nicht selten günstig, z. B. bei atonischer Verdauungsschwäche, bei Schwächezuständen, Skorbut etc., bisweilen aber auch ungünstig, wie bei längerm Gebrauch, wo die Rinde mehr als das Alkaloid die Verdauung stört. Da nun der Chiningehalt der Rinde überdies schwankt, so zieht man meist das Alkaloid vor, welches eine sichere Dosierung gestattet. Äußerlich benutzt man C. wohl als adstringierendes Mittel bei schlaffen Geschwüren, Gangräne, als Zusatz zu Zahnpulvern etc.; doch gibt es andre Mittel, welche in solchen Fällen günstiger wirken und überdies billiger sind. Geschichtliches über die C. und Litteratur s. Cinchona.

Chinarindenbaum, s. Cinchona.

Chinarot, s. Chinagerbsäure.

Chinasäure $C_7H_{12}O_6$ findet sich, an Kalk und Alkaloide gebunden, in den Chinarinden (bis zu 5—8 Proz.), in reichlichster Menge im Kraute der Heidelbeeren (Vaccinium Myrtillus), aus welchem sie leicht gewonnen werden kann, im Kraut von Galium Mollugo, in Kaffeebohnen und wahrscheinlich auch in sehr vielen andern Pflanzen. Man erhält durch Versetzen eines wässerigen Chinarindenauszugs mit wenig Kalkmilch und Verdampfen des Filtrats Kristalle von chinasaurem Kalk, aus welchem durch Schwefelsäure die C. abgeschieden wird. Sie bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt stark sauer, ist leicht löslich in Wasser und Alkohol, schmilzt bei 162°, ist nicht flüchtig und bildet meist kristallisierbare, in Wasser lösliche Salze, von denen das Kalksalz in der Chinarinde vorkommt und bei der Chininbereitung als Nebenprodukt abfällt. Bei Einwirkung von Jodwasserstoff verwandelt sich C. in Benzoesäure, bei Destillation mit Braunstein und Schwefelsäure liefert sie Chinon, und in den tierischen Organismus eingeführt, erscheint sie im Harn als Hippursäure.

Chinasilber, s. v. w. galvanisch versilbertes Neusilber.

Chinastechwinde, s. Smilax.

Chinastraße (China Straits), die 1873 von Moresby entdeckte Meeresstraße zwischen dem Südostende Neuguineas und der sich nach O. ziehenden Reihe kleiner Inseln. Sie wurde so benannt, weil sie den Weg von Australien nach China um 300 Seemeilen abkürzt.

Chinawurzel, s. Smilax.

Chincha (Yunga), Volksstamm, s. Peru.

Chincha Alta (spr. tschintscha), Pueblo im Departement Ica der südamerikan. Republik Peru, nördlich vom Rio Chincha, nahe dessen Mündung der kleine Hafenort Chincha Baja liegt, hat altindianische Altertümer und (1876) 4814 Einw.

Chinchainseln (spr. tschintscha-), eine Inselgruppe an der Küste von Peru, vor der Bai von Pisco, als reiche, aber jetzt erschöpfte Fundorte des geschätztesten Guanos bekannt, daher auch Guanoinseln genannt. Die drei Hauptinseln steigen als nackte, zerrissene und zerklüftete Felsen von 60 m Höhe empor und tragen auf dem Scheitel eine etwa 30 m hohe Schicht Guano. Der Abbau wurde 1841 begonnen, und noch 1853 schätzte man den vorhandenen Guano auf 12,376,100 Ton.

Chinchilla (spr. tschintschillja), Pelzwerk von der südamerikanischen Eriomys C., ist silbergrau, schwärzlich meliert, äußerst zart, mit seidenweichem, 3,25 cm langem Haar, sehr kostbar und von der Mode bald ungemein begünstigt, bald wieder vernachlässigt. Es kommen jährlich ca. 100,000 Felle in den Handel; doch liefern dieselben Gegenden noch minder kostbares Pelzwerk: Chinchillone, die groß und schmutzig gelb sind, und kleine und kurzhaarige Bastardchinchillas. Wegen der Weichheit und Zartheit der Chinchillas hat man diese Namen auf gewisse sehr feine, langhaarige, silbergraue Wollstoffe übertragen.

Chinchilla (spr. tschintschillja, Hasenmaus, Eriomys *Lichtst.*), Säugetiergattung aus der Ordnung der Nagetiere und der Familie der Chinchillen (Chinchillidae), kaninchenähnliche Tiere mit dickem Kopf, großen, abgerundeten Ohren, fünfzehigen Vorder-, vierzehigen Hinterfüßen, langem, buschigem, nach oben gekrümmtem Schwanz und dichtem, weichem, wolligem Pelz, leben in Südamerika gesellig in bedeutenden Höhen der Gebirge und nähren sich von Wurzeln, Flechten, Zwiebeln, Rinden, auch wohl von Früchten. Die C. (Eriomys C. *Licht.*, s. Tafel »Nagetiere II«), etwa 30 cm lang, mit 13 cm langem Schwanz, hat einen ungemein weichen, zarten Pelz mit seidenartigem, langem, an der Wurzel tief blaugrauem, dann breit weiß geringeltem und dunkelgrau endigendem Haar; die Unterseite und die Füße sind weiß, der Schwanz hat oben zwei dunkle Binden. Die C. findet sich sehr häufig auf den Kordilleren von Peru, Chile und Bolivia in felsigen, pflanzenarmen Gegenden, lebt in Felsenklüften und Höhlen, ist sehr gewandt, klettert vortrefflich, läuft nach Art unsrer Mäuse und wird besonders lebhaft in der Dämmerung. Das Weibchen wirft 4—6 Junge. Man hält sie wegen ihres ansprechenden Benehmens häufig in Gefangenschaft. Sie wird wegen ihres kostbaren Pelzwerks viel gejagt, und schon zur Zeit der Inka verarbeiteten die Peruaner das Haar zu Tuch und andern Geweben. Gegenwärtig ist sie daher bereits stark zurückgedrängt. Nach Europa kamen die ersten Felle im 18. Jahrh. über Spanien, wurden aber bald ein gewöhnlicher Handelsartikel. Die **Wollmaus** (E. lanigera *Benn.*) ist der vorigen ähnlich, aber nur 26 cm lang, mit 13 cm langem Schwanz, leicht aschgrau mit dunkler Sprenkelung, an der Unterseite und den Füßen matt grau oder gelb angeflogen, hat äußerst feines, weiches, dicht stehendes Pelzhaar, wohnt in den nördlichen Gegenden von Chile unter der Erde und lebt hauptsächlich von Zwiebeln. Das Weibchen wirft zweimal jährlich 5—6 Junge. Gefangene Wollmäuse werden ungemein zahm. Die alten Peruaner fertigten aus dem Haar Bettdecken und andre Stoffe. Das Fleisch beider Hasenmäuse ist genießbar.

Chinchilla de Monte-Aragon (spr. tschintschillja), alte Bezirksstadt in der span. Provinz Albacete, am Abhang eines Hügels, welcher viele als Wohnstätten dienende Höhlen enthält, an der Eisenbahn von Madrid nach Alicante, von welcher hier die Linie nach Cartagena abzweigt, hat Marmor- und Gipsbrüche und (1878) 6080 Einw., welche Getreide, Safran, Gartenfrüchte und Wein bauen und Thonwaren verfertigen.

Chinchillidae (Chinchillen), Familie der Nagetiere (s. d.).

Chinchina (lat.), Chinarinde.

Chinchoro, s. Tschintschotscho.

Chiné (franz., spr. schi-, Chinierung, Flammierung), Muster auf Geweben, welches aus länglichen Flecken mit unvermerkt auslaufenden, gleichsam verwaschenen Enden besteht, wird erzeugt, indem man die gescherte Kette vor dem Aufbäumen stellenweise färbt. Zu diesem Zweck wird sie an den Stellen, welche keine Farbe annehmen sollen, fest und dicht mit Bindfaden umwickelt und so in den Farbkessel gebracht. Das verwaschene Ansehen der gefärbten Stellen ist eine Folge des unvermeidlichen geringen Verziehens der Fäden beim Aufbäumen. Dieselben und ähnliche Effekte werden auch durch Bedrucken der Kette erzielt, wobei man die letztere durch wenige Schußfäden zusammenwebt und durch ein Windrad oder durch Dampfheizung die Farben schnell trocknet (Kettendruckmaschine). In neuerer Zeit bedruckt man auch die zur Kette oder zum Einschuß bestimmten Garne in der Strähne und erhält so, da sich die bedruckten Stellen beim Scheren der Kette ganz unregelmäßig verteilen, kein Muster, sondern eine feinflammige Melierung. Auch für den Garndruck sind Maschinen konstruiert worden.

Chinesen, Bewohner von China (s. d., bes. S. 5 ff.).

Chineser Gelb, s. Ocker.

Chinesische Litteratur, s. Chinesische Sprache und Litteratur.

Chinesische Mauer, der an der Nordgrenze des eigentlichen China errichtete Schutzwall, das riesenhafteste Verteidigungswerk, das je aufgeführt worden ist. Sie hat in China den Namen Wanlitschangtscheng (»die große Mauer von 10,000 Li«) und wird in ihren Anfängen auf Erdwälle zurückgeführt, die der Kaiser Schihuangti (246—209) aus der Dynastie Tschin gegen die Einfälle der Tataren aufführen ließ. Vermutlich ist die jetzt existierende Mauer mit der damaligen auch dem Ort nach nur zum geringen Teil identisch. Der Bau der erstern datiert nach neuern Forschungen nicht über das Ende des 14. Jahrh. zurück und erstreckt sich vielleicht über eine längere Periode während der Dynastie Ming (1368 bis 1644). Die gegenwärtige Dynastie (seit 1644) hatte keine Veranlassung, die Große Mauer als Grenzverteidigung in stand zu halten; mit Ausnahme einzelner wichtiger Pässe, die zu Grenzzollzwecken repariert wurden, blieb daher das alte Bauwerk dem Verfall überlassen. Die jetzige Mauer beginnt im W. der chinesischen Provinz Kansu, bei Sutschou, und zieht sich, am Rande des Hochlandes entlang, in einem weiten Bogen bis zum Meerbusen von Petschili und auf der Grenze von Schinking in nordöstlicher Richtung weiter bis zum Sungarifluß. Ihre ganze Länge wird zu etwa 3000 km geschätzt. An manchen Stellen ist sie doppelt, ja dreifach, wie namentlich in der Nähe von Peking. Sie besteht größtenteils aus Erdwällen mit Futtermauern, läuft als solide Mauer an den steilsten Gebirgswänden und über Abgründe hinweg und macht einen überaus imposanten Eindruck. Die zweite, innere Reichsmauer ist höher und solider ausgeführt als die äußere; sie hat 11 m Höhe bei 7,5 m Dicke, ist aus Granitplatten zusammengesetzt und mit Zinnen aus Ziegelsteinen gekrönt. Auf den höher gelegenen Punkten erscheint sie durch viereckige Türme verstärkt; die Eingangsschlucht Hoanhou enthält auf einer Entfernung von 12—13 km neun Thore, von denen drei paarweise, das letzte zu dritt angelegt ist. Vgl. v. Möllendorff, Die Große Mauer von China (in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 32).

Chinesische Rose, s. Hibiscus.

Chinesischer Speckstein, s. v. w. Agalmatolith.

Chinesischer Talg (chinesisches Wachs), s. Talg, vegetabilischer.

Chinesische Schrift, s. Chinesische Sprache und Litteratur, S. 29.

Chinesisches Feuer, bei den Chinesen seit etwa 200 n. Chr. gebräuchliche, dem Schießpulver ähnliche Mischung zu Feuerwerken und Kriegszwecken, wurde noch 1858 bei Kanton angewandt, ist aber seitdem durch das europäische Schießpulver verdrängt worden.

Chinesisches Gras, s. v. w. Chinagras.

Chinesisches Meer, die große Wasserfläche, welche sich im O. und S. Chinas vom japanischen Inselreich bis in die Gewässer zwischen Hinterindien und Borneo erstreckt und in drei Teile zerfällt: den nördlichsten, die Gelbe See (Wanghai), zwischen Korea und dem nördlichen China, mit den Golfen von Petschili und Liaotung und der Koreabai; die Chinesische Ostsee (Tunghai), ohne größere Buchten, und die Chinesische Südsee (Nanhai), die mit der vorigen durch die Fukianstraße verbunden ist und die Meerbusen von Tongking und Siam enthält. Gefährlich sind die zur Zeit des Monsunwechsels auftretenden Taifuns.

Chinesische Sprache und Litteratur. Der südöstliche Teil des asiatischen Festlandes, China, Hinterindien mit Ausnahme der Halbinsel Malakka, Tibet und die zwischen diesem und Hinterindien liegenden kleinern Länder, bildet das Gebiet einer Menge von Völkerschaften, die wie physiologisch, so auch sprachlich zusammengehören, und deren Idiome man unter dem Namen des indochinesischen Sprachstammes und der monosyllabisch isolierenden Sprachklasse zusammenzufassen pflegt. Unter diesen Sprachen ist die chinesische die ausgebreitetste und wichtigste, denn sie wird von etwa einem Viertel der Menschen gesprochen, ist auch außerhalb ihres eigentlichen Gebiets unter den Gebildeten von Japan, Korea und Anam vielfach im Gebrauch und hat eine der ältesten und wahrscheinlich die größte Litteratur der Welt. Sie ist aber auch diejenige, in welcher sich der Charakter ihrer Klasse am schärfsten ausgeprägt darstellt; denn mindestens in ihrer ältern Gestalt kennt sie nur einsilbige Wortstämme, kaum zusammengesetzte Wörter und vermag die grammatischen Werte der Wörter, ihre Anwendung als Substantiva, Adjektiva, Verba ꝛc. und das, was unsre Sprachen durch Beugungen zum Ausdruck zu bringen pflegen, nur durch Wortstellungsgesetze und selbständige Hilfswörter kenntlich zu machen. Natürlich hat sie im Lauf der Zeiten vielfache Veränderungen erlitten. Der Gebrauch zusammengesetzter Ausdrücke statt früherer Monosyllaben und die Anwendung der Partikeln haben immer mehr überhandgenommen, alte Ausdrücke sind ungebräuchlich geworden oder werden jetzt in veränderter Bedeutung gebraucht, und vor allen Dingen macht das Lautwesen der heutigen gebildeten Umgangssprache den Eindruck großer Abgeschliffenheit. Wäre die Sprache zu der Zeit, wo die ältesten auf uns gekommenen Volkslieder gesungen wurden, nicht viel lautreicher gewesen, so wären diese Lieder von allem Anfang an den Zuhörern unverständlich gewesen, wie sie es heute sind.

Das Chinesische zerfällt in eine Menge Dialekte, die sich nicht nur lautlich, sondern auch grammatikalisch und lexikalisch oft sehr erheblich voneinander unterscheiden. Die der Provinzen Kuangtung und Fukian sind die für die Europäer wichtigsten und daher bei uns bekanntesten; innerhalb dieser Dialekte variieren aber die Mundarten oft so, daß Leute, die nur wenige Meilen voneinander heimisch sind, Mühe haben sollen, einander im mündlichen Verkehr zu verstehen. Hätten die Chinesen nicht eine Schrift, die ähnlich unsern Zahlzeichen von jedem in seiner Zunge gelesen werden kann, so wäre es nie zu der nun Jahrtausende alten Kultureinheit eines so riesigen Ländergebiets gekommen. Frühzeitig gewann der Dialekt der Hauptstadt Nanking, als der des Hofs, vor den übrigen die Oberhand; er wurde für die Gebildeten des Reichs »gemeinsame Verkehrssprache« — dies (nicht, wie man früher fälschlich übersetzt hat, »Mandarinendialekt«) ist der Sinn des Ausdrucks Kuānhoá —, und unter der Mongolendynastie (1280—1368) begann man ihn in Werken der leichtern Litteratur als Schriftsprache zu verwenden. So bezeichnet Kuānhoá zugleich den Gegensatz zu den Provinzialdialekten und den zu dem kurzen, markigen alten Bücherstil (Kùwēn). Daß auch er innerhalb der sechs Jahrhunderte vielfachen Wandlungen unterlegen, versteht sich von selbst. Neuerdings kommt die Mundart von Peking als nördlicher Kuānhoá in immer allgemeinere Aufnahme. Der »alte Stil« aber ist noch heute der der ernstern Litteratur. Wēntschāng ist eine Mittelform zwischen Kùwēn und Kuānhoá. Was das Lautsystem im Chinesischen betrifft, so sind die Vokale a, e, i, o, u, ü und ï (ein dumpfes e oder i), wozu noch mundartlich manche Zwischenschattierungen kommen, wie å, ä, ö ꝛc. Sie können

in einer Silbe (Stammworte) bis zu vieren gehäuft werden und sind dann zwar jeder besonders zu hören, doch so auszusprechen, daß sie in Eine Silbe verschmelzen, z. B. ai, iü, ina, iuei. Die Konsonanten dagegen treten stets einzeln auf: im Anlaut k, kh, h; p, ph, f; t, th; tsch, tschh; ts, ths; l, m, n; s, sch, j (= weich sch); ng, w, y; dialektisch auch g, b, dsch, d; im Auslaut n, ng; überdies in den Dialekten m, p, k, t. Dazu kommt im Kuānhoá noch eine selbständige Silbe, die aus einem vokalisierten gutturalen r besteht. Es ergibt sich daraus, wie arm die Sprache an Silben sein muß; im Kuānhoá zählt man deren kaum 500. Die südlichen Dialekte sind zwar, dank der größern Zahl ihrer Auslautskonsonanten, hierin reicher (der von Kanton besitzt etwa 700, der von Fukian gegen 850 verschiedene Silben); allein was will das besagen gegenüber dem Wortbedürfnis eines Kulturvolkes? Die bloßen Lautkombinationen würden nicht genügen, um einen hinreichenden Silbenschatz herzustellen, nähme nicht das Chinesische noch einen Faktor zu Hilfe, den wir nur als rhetorischen zu verwerten pflegen, den Ton oder die **Stimmbiegungen** (Accente). Der Kuānhoá kennt deren vier oder fünf: den gleichen (meist wieder in hohen ˉ und tiefen ˆ geschieden), den steigenden ˋ, den fallenden ˊ und den kurzen ˇ. Im folgenden Beispiel wird das deutsche Wort »ja« nacheinander in vieren dieser Accente gesprochen. A. fragt: »Jà?« B. antwortet: »Já«. Darauf A.: »Jā, dann freilich! das hättest du mir jă gleich sagen können!« Für uns ist jedes dieser »Ja« das nämliche Wort; der Chinese aber verbindet mit derselben Silbe, je nachdem sie in der einen oder andern Tonmodulation gesprochen wird, ganz verschiedene Begriffe. So bedeutet tschī wissen, Spinne, Zweig, Fett; tschì anhalten, Insel, Papier, Hagedorn 2c.; tschí wollen, gedenken, erreichen, Raubvogel, Pfand, straucheln, Schwein 2c.; tschĭ niederwerfen, fesseln, Saft, aufsteigen, Substanz, Art u. v. a. Das sind nun freilich Mehrdeutigkeiten die Hülle und Fülle, und ohne den steten Gebrauch zahlreicher zusammengesetzter, mehrsilbiger Ausdrücke würde der Kuānhoá trotz der etwa 1500 Silben, die er nun vermöge der Stimmbiegungen besitzt, nicht seinem Zweck als Konversationssprache genügen. Die Dialekte, namentlich die des Südens, sind auch an Tonmodulationen reicher. Die **Grammatik** des Chinesischen ist in ihren Elementen sehr einfach. Einheimische Gelehrte teilen die Wörter ein in volle und leere (wir würden etwa sagen: Stoffwörter und Form- oder Hilfswörter) und erstere wieder in lebendige, d. h. Verben, und tote, wozu alle übrigen vollen Wörter gehören. Eine so durchgreifende Scheidung der Wörter nach Redeteilen, wie wir sie in unsern Sprachen haben, kennt das Chinesische nicht, am wenigsten im alten Stil. So kann das Wort ngān entweder Substantiv (»Ruhe«) sein, oder Adjektiv (»ruhig«), oder transitives Verbum (»beruhigen«), oder verbum neutrum (»ruhig sein, ruhen«), oder Passivum (»beruhigt werden«), oder Adverb (»beständig«); immer ist es dasselbe Wort, und nur aus der Konstruktion läßt sich sein jeweiliger Wert erkennen. Die Gesetze der Konstruktion, d. h. der **Wortstellung**, lassen sich auf vier zurückführen; es tritt nämlich 1) das Subjekt vor das Prädikat, 2) das Objekt hinter sein Regens (aktives Verbum oder Präposition), 3) jedes Wort, das ein andres näher bestimmt, vor dieses letztere, also der Genitiv vor sein Regimen, das Adjektiv und Zahlwort vor das Substantiv, das Adverb vor das Verbum; nur 4) die Apposition wird nachgesetzt. Diese Gesetze gelten in der Hauptsache auch für die Anordnung der Sätze selbst, und sie gestatten nur ganz vereinzelte, vielleicht nur scheinbare Ausnahmen. Und doch würden sie in den meisten Fällen allein nicht hinreichen, um die Funktionen der einzelnen Satzteile erkennen zu lehren. Vor allem helfen hier die **Partikeln** als wahre Hilfswörter. Diese scheinen ihrer Abstammung und ursprünglichen Bedeutung nach in drei Hauptarten zu zerfallen: 1) pronominale mit determinativer Bedeutung, 2) verbale mit dem Wert von Präpositionen oder Konjunktionen, 3) Schluß- und Empfindungslaute, welche die Modalität anzeigen. Der Leser denke sich, daß wir im Deutschen jedes Punktum, Komma, Fragezeichen 2c. aussprechen wollten, und er hat einen Begriff von dem Werte dieser Laute. Um aber ihre Notwendigkeit zu begreifen, denke er daran, daß im Chinesischen die Betonung fest am Wort klebt, und daß die Wortfolge in allen Satzarten die gleiche ist, daß also der Fragesatz sich durch nichts als durch das Fragewort vom behauptenden unterscheidet. Schließlich ist noch eines wichtigen Verdeutlichungsmittels zu gedenken. Der Chinese hat nämlich, besonders in der neuern Sprache, gewisse stereotype **Wortverbindungen**, z. B. zwei Synonyme, die den ihnen gemeinsamen Begriff, zwei entgegengesetzte Eigenschaftswörter, die das beiden zu Grunde liegende Abstraktum (groß — klein, s. v. w. Quantität) ausdrücken; er determiniert Substantiva durch Appositionen (man denke an Tannenbaum) oder Verba durch Hilfsverba oder konventionelle Objekte u. dgl. m.

So viel von den Mitteln der Sprache, nun einiges von ihrer Verwertung. Ein eigentlicher **Artikel** ist nicht vorhanden. Das **Hauptwort** hat kein grammatisches Geschlecht; die **Mehrzahl** und **Allheit** wird meist gar nicht, wo nötig, durch unbestimmte oder bestimmte, zuweilen konventionelle Zahlwörter (»die fünf Sinne«) oder durch Adverbien, etwa von der Bedeutung »zusammen«, ausgedrückt, oder man setzt das Substantiv als Genitiv vor ein andres, das Klasse, Gesamtheit bedeutet. Die **Kasus** ergeben sich bald aus der Wortstellung allein, wobei Ablativ, Lokativ und Instrumentalis meist wie Adverbien, erstere beide nach gewissen Verben als deren Objekte behandelt werden; bald dienen Partikeln der ersten und zweiten Art zu ihrer Kennzeichnung. Die Steigerung der **Adjektiva** ergibt sich bald aus dem Zusammenhang, z. B.: X und Y wer klug, d. h. wer ist klüger, X oder Y? oder: Mensch tausend Wesen klug, d. h. der Mensch ist der tausend Wesen kluges, klügstes; weise im Verhältnis zu X, d. h. weiser als X; bald drücken Wörter von der Bedeutung »mehr, sehr« den Komparativ oder Superlativ aus. Die **Fürwörter** werden fast ganz wie Hauptwörter behandelt. Daß die **Verba** ebensowenig eine Konjugation wie die Substantiva eine Deklination haben, liegt in der Natur der Sache. Ob ein Verbum als Präsens, Präteritum oder Futurum, ob es als Indikativ, Konjunktiv, Imperativ zu übersetzen, ist oft allein aus dem Zusammenhang, ob es als Aktivum, Passivum oder Neutrum, als Finitum, Partizip oder Infinitiv fungiere, aus der Konstruktion zu entnehmen. Indessen erleichtern, namentlich im neuern Stil, vielfach Adverbien, Hilfsverba und gewisse Partikeln auch hier das Verständnis. Die **Konjunktionen** »und, oder, wenn« bleiben oft unausgedrückt, ebenso die **Kopula**, und nicht selten werden auch Personalpronomina verschwiegen. Der häufige Gebrauch von sogen. **absoluten Konstruktionen**, darin bestehend, daß man Satzteile selbständig stellt, statt sie in den Satz einzufügen, benimmt dem Satzbau die Eintönigkeit. Kürze

des Ausdrucks, Wohlklang und Ebenmaß der Satzglieder, Schärfe der Antithesen sind Haupteigenschaften des guten, namentlich des alten Stils. Der chinesischen Sprache ist eine außerordentliche Dehnbarkeit eigen; man kann in wenigen aneinander gereihten Monosyllaben einem Gedanken Ausdruck geben, dessen Übersetzung sehr wortreich ausfallen müßte; man kann den Satz durch Hilfswörter erweitern und schließlich seine Einsilber durch Komposita ersetzen, ohne daß dabei sein Sinn ein andrer wird. Die chinesischen Schriftsteller haben es verstanden, diese Macht ihrer Sprache zu nutzen, um stilistische Meisterwerke zu schaffen, die in den Litteraturen andrer Völker ihresgleichen suchen.

Die Schwierigkeiten der chinesischen Sprache beruhen, abgesehen von der Aussprache und Schrift, namentlich in der Konstruktion. Immer und immer kehrt die Frage wieder: sind zwei aufeinander folgende Wörter als ein Kompositum oder als durch »und« verbunden zu denken? sind sie Subjekt und Prädikat? oder ist eins dem andern subordiniert, etwa a nähere Bestimmung von b, oder b Regimen von a etc.? Nur eine genaue Kenntnis des Satznexus, des Sprachgebrauchs und der Eigenartigkeit des Stils vermag solche Zweifel zu lösen. Die Anfangsgründe der Sprache bewältigt man bei einiger Ausdauer leicht, und der Verstand hat dabei mehr zu thun als das Gedächtnis, das nicht mit dem Auswendiglernen von Paradigmen oder unregelmäßigen Verben beschwert wird. Sehr bald kann man mit Zuhilfenahme einer treuen Übersetzung und eines Wörterbuchs an die Lektüre leichter Texte gehen, um sich die gelernten Regeln einzuprägen und im Geiste dieser so eigenartigen Sprache und Litteratur heimisch zu werden. An Hilfsmitteln ist kein Mangel. Nur hüte man sich, zu bald der Hilfe des Lehrers oder einer Übersetzung entraten zu wollen; ein solcher Fürwitz pflegt sich durch die ärgerlichsten Mißverständnisse zu rächen. Man bedenke, daß wie jeder Schriftsteller, so auch der chinesische zunächst für seine Landsleute schreibt und bei seinen Lesern alle die Kenntnisse voraussetzt, die man von einem gebildeten Chinesen erwarten kann. Wer ihm also folgen, die zahllosen Citate und Anspielungen, in denen er sich gefällt, verstehen will, dem muß auch ein mehr oder weniger ergiebiger Schatz realen Wissens zur Verfügung stehen. Durch die **Schrift** aber braucht sich niemand abschrecken zu lassen. Die ersten Schwierigkeiten sind bei einigem Fleiß bald überwunden; was anfangs ein wüstes Wirrsal schien, löst sich nun in eine leichtfaßliche Gruppe einfacher Elemente auf, und ist man erst so weit, so wird sie eher anregend und fördernd als beschwerend und hemmend auf das Studium einwirken. Sie ist eine Wortschrift; ihre Urbestandteile sind rohe, zuweilen symbolische Bilder, z. B. ☉ Sonne, ⊥ oben, ⊤ unten. Dazu kamen dann symbolische Bildergruppen, z. B. zwei Bäume = Wald, zwei Weiber = Zank, Weib und Kind = Liebe, Vogel und Mund = Gesang. Alle diese Zeichen entsprechen nun zwar nur Einem Wort, allein mit dessen Laut haben sie von Haus aus nichts zu schaffen. Nun ist aber die Zahl der Wörter von gleichem Laut und verschiedenem Sinn und derer von verwandter Bedeutung und verschiedenem Laut (Synonymen) eine sehr beträchtliche, und jedes Wort mußte daher mindestens Ein besonderes Schriftzeichen haben. Dies erreichte man, indem man zu jenen zwei Klassen noch eine dritte (und zwar weitaus die zahlreichste) schuf, welche Begriffs- und Lautdarstellung in sich vereinigt. Man wählte nämlich das meist selbst wieder zusammengesetzte Zeichen eines gleich oder ähnlich lautenden Wortes, fügte aber diesem Zeichen einen sogen. ideographischen Zusatz bei, um die Begriffskategorie des Wortes zu kennzeichnen. So wird in Zusammensetzungen das Symbol »Herz« für geistige und gemütliche Zustände und Thätigkeiten, »Feuer« für Brennen etc. verwandt. Die **Zahl** der Schriftzeichen wird alles in allem auf 50–100,000 geschätzt; davon sind jedoch nur die wenigsten in allgemeinem Gebrauch, die meisten bloße Nebenformen (Varianten), viele geradezu fehlerhaft. Wer 2–3000 der gebräuchlichern kennt, wird in der Lektüre selten auf unbekannte stoßen. Da nun die Zeichen teils selbst Elemente, teils aus solchen zusammengesetzt sind, so hat man eine Anzahl der gewöhnlichsten jener Elemente (jetzt 214) als sogen. **Radikale** oder **Schlüssel** ausgewählt und unter diesen den ganzen Vorrat der Schriftzeichen in Wörterbüchern übersichtlich geordnet.

Was die Chinesen über **Alter und Ursprung** ihrer Schrift berichten, muß als Fabel angesehen werden. Die ältesten erhaltenen Inschriften sind nachweislich über 4000 Jahre alt; ehe aber die Schrift die Stufe erreicht hatte, auf der sie sich da schon zeigt, mag wohl eine geraume Zeit verstrichen sein. Mannigfache Formveränderungen hat sie auch später noch erlitten, ehe sie zu dem wurde, wozu Pinsel und Papier sie gemacht. Ihre jetzige Gestalt hat sie etwa seit Anfang unsrer Zeitrechnung, und ebenso alt ist auch die namentlich bei den Geschäftsleuten des südlichen China übliche sogen. »Grasschrift« (thsào), eine Art Tachygraphie oder Schnellschrift, im Grund aber ein flüchtiges, oft inkorrektes und schwer zu lesendes Geschmiere. Nachbarvölker, deren Kultur auf chinesischer Grundlage ruht, wie die Japaner, Koreaner und Anamiten, haben ihre Schriftzeichen den chinesischen entlehnt oder nach deren Vorbild erfunden. Bei ihnen ist aber auch die Sprache des Mittelreichs das geworden, was ehemals bei uns das Lateinische war, eine Gelehrtensprache, aus welcher massenhafte Fremdwörter in die Landesidiome aufgenommen wurden. Wir Europäer verdanken unsre ersten genauern Kenntnisse des Chinesischen den katholischen Sendlingen, von denen einer, der Spanier **P. Varo**, 1703 die erste Grammatik veröffentlichte. Von den Franzosen hat **Prémare** zuerst die Feinheiten des Stils erschlossen; dessen Werk wurde von **Abel Rémusat** zu einer höchst brauchbaren Elementargrammatik umgearbeitet. Eingehende, freilich ganz unsystematische Erörterungen verdanken wir Rémusats Nachfolger **Stanislas Julien** (gest. 1873), während dem Deutschen **W. Schott** das Verdienst gebührt, zuerst die Sprache aus ihrem Wesen heraus und diesem entsprechend grammatisch dargestellt zu haben. **Bazin** in Paris und **Edkins** in Schanghai haben Grammatiken des Kuănhoá geliefert. Sonst haben sich die Engländer namentlich als Lexikographen Verdienste erworben. Wichtigste **Wörterbücher**: von Basilé de Glemona [Deguignes] (Par. 1813), Morrison (Macao 1815–23, Schanghai 1865), Gonçalves (Macao 1831–41), Medhurst (Batavia 1842–43), Lobscheid (Lond. 1866 ff., 1871), W. Williams (Schanghai 1874), Eitel (Hongkong 1877–83). **Grammatiken**: von Fourmont (Par. 1742), Marshman (Serampur 1814), Morrison (das. 1815), Rémusat (Par. 1822–57), Prémare (Malakka 1831, Kanton 1847), Hyakinth Bitschurin (Petersb. 1838), Gützlaff (Batavia 1842), Endlicher (Wien 1845), Bazin (Par. 1856), Edkins (Schanghai 1857), Schott (Berl. 1857), Summers (Oxford 1863), Lobscheid (Hongkong 1864), Julien (Par. 1869–70), G. v. d. Gabe-

lentz (»Chinesische Grammatik«, Leipz. 1881, und »Anfangsgründe der chinesischen Grammatik«, das. 1883). Hierzu kommen zahlreiche Werke über einzelne Dialekte und rein praktische Hilfsbücher.

Die chinesische Litteratur.

Unsre Kenntnisse der chinesischen Litteratur befinden sich noch immer in den Anfängen. Unsre Kultur beruht auf griechisch-römischen und hebräischen Grundlagen, die Inder und Perser sind uns stammverwandt; mit den Arabern sind wir im Mittelalter in einen geistigen Austausch getreten, dessen Folgen bis auf den heutigen Tag fortdauern; dagegen standen Kunst und Wissen der Chinesen in ihrem Ursprung und bis auf die neueste Zeit auch in ihrer Entwickelung der europäischen Geistesbildung ganz fremd gegenüber: was Wunder also, daß der Kreis ihrer Verehrer ein engerer ist? Und doch handelt es sich um ein Feld von fast unermeßlichem Umfang und von vielversprechender Fruchtbarkeit. Der Bändezahl nach dürften die chinesischen Preßerzeugnisse mit in die erste Reihe, wo nicht obenan zu stellen sein, und an Vielseitigkeit kommt der Litteratur des Mittelreichs keine der andern außereuropäischen gleich. Seit beiläufig vier Jahrtausenden ist sie von dem zahlreichsten Kulturvolk der Erde gepflegt und gemehrt worden unter äußern Umständen, wie sie sich günstiger kaum denken lassen. Litterarische Bildung wurde fast stets von oben gefördert und geschützt, vom Volk bewundert und erstrebt; seit dem 10. Jahrh. werden die Bücher durch Druck, oft zu Spottpreisen, der Menge zugänglich gemacht.

Der Chinese ist seiner Analage nach konservativ, und das äußert sich auch in seiner Litteratur. Die Alten werden immer mit gleichem Eifer gelesen, immer aufs neue herausgegeben und kommentiert; sie gründlich kennen, ist erste Voraussetzung der Bildung, Zweck und Ziel des höhern, wir würden sagen des Gymnasialunterrichts. Die Alten aber loben ihrerseits die noch Ältern, immer und immer weisen sie auf das erhabene Vorbild der Vorfahren hin. Dabei hat denn freilich das Neue, Originelle einen schweren Stand. Wird es bei uns von der Leserwelt mit oft unverdientem Entzücken begrüßt, von untergeordneten Schriftstellern erhascht und nachgemacht, so steht ihm dort das allgemeine Mißtrauen, oft selbstgenügsame Gleichgültigkeit entgegen, die zu überwinden nur besonderm Verdienst oder Glück gelingt. Und doch sind Volk und Litteratur des Mittelreichs keineswegs so langweilig uniform, so ganz der Originale bar, wie man gemeinhin glaubt. Bahnbrechende Genies haben auch hier dem Geschmack neue Richtungen gegeben, dem Denken neue Gebiete erschlossen, und gerade uns Europäern werden die leichte Anmut, die Lebensfrische und Lebenswahrheit mancher Erzeugnisse der neuern Belletristik mehr zusagen als manches hochgefeierte Werk der alten Weisen. Eigentliche geistige Revolutionen hat China nie erlebt; allerdings hat es wohl auch nie geistige Zwangsjacken getragen, deren Sprengung Reformatorenkräfte erfordert hätte. Die Presse ist frei, religiöse Duldsamkeit allgemein.

Die Chinesen stellen unter ihren Büchern fünf obenan, die sie King (»kanonische«) nennen. Sie sind, gleich unsrer Bibel, nicht einheitlichen Inhalts, sondern eine Sammlung derjenigen alten Schriften, die man als ewig normgebende anerkannt hat. Unter ihnen wieder nimmt das Iking oder »Buch der Wandlungen« die erste Stelle ein, ursprünglich kein eigentliches Buch, sondern eine Tafel von Diagrammen (Kua genannt), die an die Figuren unsrer Punktierbücher erinnern. Sie bestehen aus zwei Elementen, einer ganzen: —— und einer gebrochenen Linie: – –. Kombiniert man diese dreistellig, so erhält man acht Figuren: ☰ ☱ ☳ 2c.; kombiniert man sie sechsstellig, so ergeben sich 64 Figuren. Man sieht, diese Figuren beruhen auf einem Dualismus; dualistisch aber ist das menschliche Denken und Empfinden von Haus aus, und so lag es nahe, diese Kombinationen zu verwerten, sie metaphysisch zu deuten. Von jeher wurden sie mit fast religiöser Ehrfurcht betrachtet, als enthielten sie die Summe der Weisheit; immer haben sie den Scharfsinn der einen, den Aberglauben der andern gereizt, und heute noch wollen Männer der Wissenschaft kosmologische und moralische Wahrheiten in ihnen entdecken, während Wahrsager sie auf die Lostafeln schreiben, aus deren Fall sie die Zukunft zu künden vorgeben. Die Entstehung dieser Diagramme wird in die mythische Vorzeit Chinas verlegt. Fürst Wenwang und sein Sohn Tscheukong gelten für die ältesten Erklärer; weitere Erläuterungen dazu schrieb Konfucius, ein großer Verehrer des Iking selbst, und eine Unzahl Späterer haben sich in fernern Kommentaren des dunkeln Buches versucht. Das Schiking, meisterhaft übersetzt von V. v. Strauß (Heidelb. 1880), ist eine von Khung-tse (Konfucius) veranstaltete Sammlung lyrischer Gedichte, deren älteste aus dem 18. Jahrh. v. Chr. herrühren. Das Buch enthält teils Volkslieder, nach ihren Heimatsprovinzen geordnet, teils Gelegenheits- und Festgedichte aus den höhern und höchsten Kreisen, teils Lobgesänge auf große Tote. Tiefe Innigkeit, zuweilen beißender Witz, oft hoher poetischer Schwung sind diesen Erzeugnissen eigen; rührende Naivität, sinniges Verbinden der Natureindrücke mit den innern Stimmungen, Verspaare, die sich ahnungsvoll, nur immer leise abgeändert, von Strophe zu Strophe wiederholen, den Refrains unsrer Volkslieder vergleichbar: das alles verleiht ihnen einen ästhetischen Reiz, welcher das ihnen gebührende wissenschaftliche Interesse noch überbietet. Früh schon haben die Chinesen den Wert des Liedes begriffen. In den Gesängen eines Volkes meinte man Äußerungen seines sittlichen und materiellen Befindens zu erkennen, daher während der Feudalzeit des Reichs der Brauch, die Volkslieder amtlich sammeln zu lassen. Das leider nicht mehr vollständig erhaltene Schu (»Buch«) oder Schuking, ein von Konfucius gefertigter Auszug aus amtlichen Urkunden, ist das älteste uns erhaltene geschichtliche Werk der Chinesen. Es umfaßt die Zeit vom 24. bis zum 8. Jahrh. v. Chr., enthält aber weniger geschichtliche Daten als amtliche Erlasse, Ratschläge 2c. der Fürsten, die ein Bild alter Staatsweisheit liefern. Das Tschhünthsiéu, das einzige von Konfucius wirklich verfaßte Buch, ist ein überaus trocken und kurz gehaltenes historisches Werk, die Zeit vom 8. bis 5. Jahrh. vor unsrer Zeitrechnung und namentlich die Geschichte des kleinen Staats Lu, aus dem der Weise stammte, behandelnd. Sein hohes Ansehen verdankt es wohl jener Verfasserschaft allein; einen eignen Wert aber hat es in chronologischer Hinsicht wegen der Sorgfalt, mit der es der eingetretenen Sonnenfinsternisse gedenkt. Unter dem Ausdruck Li fassen die Chinesen etwa das zusammen, was sich gebührt: gute Sitte, Zeremoniell, Etikette, aber, dem polizeistaatlichen Wesen der Nation entsprechend, auch sonst das Ordonnanz- und Reglementsmäßige. Es lag nahe, das hierauf Bezügliche in Büchern zu sammeln, die bei aller Verschiedenheit

des Inhalts doch verwandten Zweck hatten mit unsern Gesetzbüchern. Aus dem 13. oder 12. Jahrh. v. Chr. stammt das von Biot ins Französische übersetzte Tschéuli, eine wahre Fundgrube für die Kenntnis der Kulturzustände seiner Zeit, heute wohl auch für die Chinesen nur noch von geschichtlichem Interesse. Das mehr als tausend Jahre jüngere Liki, ein lose gefügtes Sammelwerk aus ältern Quellen, steht dafür noch heute in praktischem Ansehen und pflegt den King angereiht zu werden. Überraschend sinnig ist die Würdigung, welche die Musik in diesem Buch findet: wie das Li die Handlungen, so mäßigt die Tonkunst die Gefühle der Menschen; jenes sondert, diese vereinigt, versöhnt; dort trennende Ordnung, hier verbindende Harmonie.

Den King als klassische Schriften zunächst stehen die Sseschu, worunter man vier kurz nach des Konfucius Zeit entstandene philosophische Bücher versteht: das kurze Tahio (»die große Lehre«), ein Abriß der sittlichen und politischen Grundlehren; Tschungyung (etwa »das Beharren in der Mitte«), eine schön geschriebene Abhandlung über das Einhalten der rechten Mittelstraße als Norm des sittlichen Verhaltens; Lüniü (»Gespräche«), eine Aufzeichnung von Aussprüchen des Konfucius, meist in Form kurzer Zwiegespräche, bei aller Trockenheit doch reich an trefflichen Kernsprüchen des Weisen über sittliche und Lebenswahrheiten. Von verwandtem Inhalt, aber von belebterm Stil ist das vierte, das Buch Mengtse, so genannt nach dem gleichnamigen Lebensphilosophen, dem Mencius der katholischen Sendboten, nach heutiger Ansicht dem hervorragendsten Jünger des großen Meisters. Gleich diesem suchte Mengtse praktisch ins Staats- und Volksleben einzugreifen, indem er bei verschiedenen Lehnsfürsten des Reichs in Dienste trat und überall entschieden, wenn schon oft in diplomatisch milderer Form als sein Vorgänger, die ihm begegnenden Mißstände bekämpfte. Das Buch, das einzelne seiner Unterredungen wiedergibt, ist dank der Anmut und der verhältnismäßigen Leichtigkeit seines Stils wie kaum ein zweites geeignet, uns in das Studium der altchinesischen Litteratur einzuführen. Beste Übersetzung der King und Sseschu von Legge (»The Chinese classics«, bisher 8 Bde., Lond. 1861 ff.), des Mengtse von Stanislas Julien.

Der Jugendunterricht soll zunächst als Vorstufe zur weitern humanistischen Bildung, d. h. zum Verständnis der Sseschu und der King, dienen. Wahre Elementarbücher sind vor allen das Santseking (»Drei-Wort-Kanon«) und das Tsiantsewen (»Tausend-Wort-Lehre«), gereimte Büchlein, die, auswendig gelernt und nachgeschrieben, den Schüler in die Lese- und Schreibekunst einführen. Das Siaohio (»Kleine Lehre«) enthält Verhaltungsregeln, das Hiaoking (»Pietätskanon«) die Lehre von den kindlichen Pflichten. Für den Unterricht der Mädchen sind analoge Werkchen im Gebrauch.

Was man als chinesische Staatsreligion zu bezeichnen pflegt, ist eben die Lehre des Konfucius und seiner Schüler. In dieser tritt das religiös-dogmatische Element weit hinter dem praktisch-moralischen zurück. Dieses aber ist so menschlich schön darin entfaltet, die Übereinstimmung des wahrhaft Sittlichguten mit dem wahrhaft Nützlichen so entschieden, oft so schlagend darin durchgeführt, daß man begreift, wie der ostasiatische Riesenstaat sich unter der Herrschaft solcher Grundsätze Jahrtausende hindurch behaupten konnte. Pietät gegen die Toten, gegen die Obrigkeit, die Eltern und den ältern Bruder, Wohlwollen und Gerechtigkeit gegen Gleichgestellte und Untergebene sollen das Leben des Volkes und der Familie beherrschen, Lernbegierde und Fleiß das allgemeine Wohl fördern: Achtung daher auch vor der Wissenschaft und ihren Vertretern! Laotse, ein etwas älterer Zeitgenosse des Konfucius, war im Gegensatz zu diesem ein Theosoph von der tiefsinnigsten Mystik. Sein Werk Taoteking, der Kanon von der Vernunft (Gott) und der Tugend, dessen Worte von Stanislas Julien, dessen Geist von Viktor v. Strauß gedeutet worden, steht innerhalb der chinesischen Litteratur fast vereinzelt da. Selbstbefreiung, der Weltvernunft ähnlich werden, ist das Ziel des menschlichen Lebens und Strebens. An Konfucius und Laotse reihen sich fünf, bez. vier spätere Denker an, die, nächst ersterm Meister für die bedeutendsten gehalten, samt Laotse unter dem Namen zehn Philosophen zusammengefaßt werden. Sie schmiegen sich teils dicht an ihre Vorbilder an, teils suchen sie deren Lehren selbständig weiterzubilden, zuweilen sie zu verbessern. Einer von ihnen, Sünking, wendet sich geradezu gegen eine Grundlehre seines Meisters Konfucius, indem er die menschliche Natur nicht, wie dieser, als ursprünglich gut, sondern als von Haus aus böse bezeichnet. Im Gegensatz zu diesen zehn werden zwei selbständige Denker schlechthin als Irrlehrer genannt: Miti, der in allgemeiner gegenseitiger Liebe die Grundlage des irdischen Glückes zu finden meinte und dabei die besondere, vorzugsweise Liebe, die man Einzelnen schuldet, hintansetzte, und Yangtschü, der im persönlichen Wohlbefinden das höchste Gut erblickte und somit die Moral in ihren Grundlagen verneinte. Beide Irrtümer werden von Mengtse bekämpft.

Der Stil dieser alten Philosophen ist oft bis zur Dunkelheit kurz und sententiös, ihre Gedankenfolge springend, nicht Schritt für Schritt einem Ziel zugehend. Die logischen Mittelglieder wollen gesucht, erraten werden, und oft erschweren Anspielungen auf wenig bekannte Personen und Thatsachen das Verständnis vollends. Und was wir von der altchinesischen Litteratur besitzen, sind doch nur große Trümmer. Denn um 200 v. Chr. hieß Kaiser Schihoangti, der landesüblichen Altertümelei gram, bei Androhung harter Strafe alle im Reich vorhandenen Bücher verbrennen und 460 Gelehrte, die ihre Schätze vor der Vernichtung retten wollten, bei lebendigem Leibe begraben. Was jener Verheerung entging, ist im Verhältnis zu dem Verlornen sehr wenig, und manches, das nachmals aus der Erinnerung alter Leute wieder aufgezeichnet wurde, ist entschieden lücken- und fehlerhaft auf uns gekommen. Man sieht, es gilt viel Dunkles zu erklären, viel Fehlendes zu ergänzen. Der Textkritik und Interpretation ist damit ein Feld geöffnet, das seitdem von den chinesischen Kommentatoren mit namenlosem Fleiß, vielfach mit großer Umsicht bebaut worden ist. Schade nur, daß durch derlei Arbeiten viele der besten Köpfe dem selbständigen Denken entzogen wurden. Unter den Meistern in diesem Fache gebührt dem Tschuhi (gest. 1200 n. Chr.), dem »Fürsten der Litteratur«, der erste Rang. Vielseitiges Wissen, scharfer kritischer Verstand, unermüdlicher Fleiß und fein gebildeter Geschmack sind ihm in gleich hohem Grad eigen. Seine Werke, 18 an der Zahl, zusammen 66 Bücher einnehmend, sind epochemachend geblieben und zählen noch heute zu den tüchtigsten Lehrmitteln. Tschuhi begnügte sich nicht mit der Kritik und Auslegung vorhandener Texte, sondern er faßte auch die Früchte seines eignen Denkens in selbständig geordneten Schriften zusammen, er schuf Kompendien der Moral, der Pädagogik, der

Musik, der Naturphilosophie, der Politik etc. Er war, wenigstens unsers Wissens, der letzte Philosoph von Bedeutung. An die Schule des Laotse hat sich unter dem Namen Taosse eine religiöse Sekte angelehnt, deren Lehre mit jener ihres Meisters nur wenig mehr zu schaffen hat. Ihre Bücher, soweit wir von ihnen Kunde haben, sind teils moralischen, teils toll abergläubischen Inhalts; das von Julien übersetzte Spruchbuch »über Belohnungen und Strafen« gehört in die erstere Gattung. Die religiösen Schriften der Buddhisten sind für uns wertvoll, teils weil sie die Entwickelung dieses Glaubens in China abspiegeln, teils weil sie manches im indischen Urtext verloren gegangene Werk aufbewahrt haben. Näheres über sie gehört aber mehr in die Geschichte jener Religion als in die der chinesischen Litteratur.

Das Studium der alten Schriftsteller erheischt das ihrer Sprache, die Richtigstellung und Erklärung der Texte setzt eine **Philologie** voraus. In dieser Wissenschaft haben die Chinesen Erhebliches geleistet. Freilich sind sie wohl nie darauf verfallen, ihre Sprache grammatisch zu bearbeiten; die Formlosigkeit derselben lud dazu nicht ein. Ihre Wörterbücher aber sind um so bedeutender, das größte derselben umfaßt 237 Bände. Dazu kommen Werke über alte Schriftzeichen und Inschriften, über die Aussprachen der verschiedenen Dialekte, über auffallende Sprachgebräuche einzelner Schriftsteller, endlich Wörterbücher, ja sogar Grammatiken der mongolischen, mandschuischen und noch mancher andrer Sprachen. Bis zu einer vergleichenden Linguistik in unserm Sinn hat man es nicht gebracht. Die chinesische **Geschichtschreibung** kann, was Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Erzählten betrifft, mustergültig genannt werden, nicht aber hinsichtlich ihrer Darstellungsweise. Der trockne Annalenton des »Tschhünthsieu« (s. oben) klingt fast überall nach, allenfalls gewinnt das Erzählte durch tieferes Eingehen in Einzelheiten an Lebendigkeit; fast überall aber bleibt ein übersichtliches Bild der jeweiligen Zustände und ein klares Entwickeln der Ereignisse aus diesen zu vermissen. Seit der Dynastie Hia (2207—1767) besteht bis auf den heutigen Tag das Amt der Reichsgeschichtschreiber, und die Vasallenfürsten unterhielten für ihre Staaten ähnliche Ämter. Die damit betrauten Männer, jetzt das ganze Hanli-Kollegium, scheinen stets einer Unabhängigkeit genossen zu haben, die Vertrauen in die Wahrheit ihrer Berichte erweckt. Durch den großen Bücherbrand ist natürlich, was sich bis dahin von jenen Quellen erhalten hatte, vollends zu Grunde gegangen. Das Sseki des Ssematsian aus dem 1. Jahrh. v. Chr. ist nächst dem Schuking und dem Tschhünthsieu das wichtigste Werk für Chinas ältere Geschichte. Der Verfasser hat mit unendlichem Fleiß die vorhandenen Urkunden, Denkmäler und Sagen durchforscht, um so ein Werk zu schaffen, das die Geschichte von beinahe dritthalb Jahrtausenden, vom Kaiser Hoangti bis 122 v. Chr., in sich faßt. Er ordnet seinen Stoff in fünf Teile: 1) Lebensbeschreibungen der Kaiser mit nur kurzer Erwähnung der reichsgeschichtlichen Ereignisse; 2) chronologische Aufzählung von Belehnungen und Ernennungen; 3) Geschichte von Ritual, Musik, Gesetzen, Zeitbestimmung, Astronomie, Opfern, Staatsbauten und Maß und Gewicht; 4) Genealogie der lehnsfürstlichen und andrer durch Grundbesitz bedeutender Häuser; 5) Biographien hervorragender Männer, nicht selten verbunden mit ausführlichen Erzählungen wichtiger geschichtlicher Begebenheiten. Diese Einteilung des Stoffs gilt noch heute der offiziellen Geschichtschreibung als Muster. Das Sseki eröffnet die Reihe der sogen. »vierundzwanzig Geschichtswerke«, d. h. der Reichsannalen. Die nächstfolgenden Werke sind Privatarbeiten; seit dem 7. Jahrh. v. Chr. aber besteht die Einrichtung, daß jede Dynastie amtlich die Geschichte der vorhergehenden bearbeiten läßt. Neben diesen Werken gibt es dann noch die Geschichten einzelner Lehnsreiche und Provinzen und eine Menge zum Teil sehr umfangreicher Privatarbeiten, unter denen das »Thongkian« des Ssemakuang und seiner Nachfolger für das bedeutendste gilt.

Was wir von den Leistungen der Chinesen auf den Gebieten der **Länder- und Völkerkunde**, der **Naturgeschichte** und **Medizin** und andrer Erfahrungswissenschaften kennen, ist wohl durchweg mehr beschreibend und aneinander reihend als systematisch gehalten. Der Wert der einschlägigen, zum Teil sehr umfangreichen Werke beruht in der Art, wie die Thatsachen beobachtet und erzählt, nicht wie sie erklärt werden. Die herkömmliche dualistische Naturphilosophie mit ihrer Theorie von den fünf Elementen: Feuer, Wasser, Erde, Metall und Holz muß in der Arzneiwissenschaft ersetzen, was an anatomischen, physiologischen, chemischen und physikalischen Kenntnissen fehlt. Die Berichte chinesischer Reisenden über benachbarte Länder aber versprechen eine wahrhaft unschätzbare Ausbeute, desgleichen die Schriften über **Ackerbau** und **Gewerbe**. Den uns nur wenig bekannten Werken der **Gesetzgebung** und **Rechtswissenschaft** wird Übersichtlichkeit und logische Konsequenz nachgerühmt. Überaus beliebt sind die **Encyklopädien**. Der kleine, aus ein, zwei Heften bestehende »Hausschatz« (Kiapao), der in der Wohnung des kleinen Mannes neben dem Kalender und einer Anzahl billiger Erzählungen fürs Volk liegt, ebenso wie die hundert- und tausendbändigen Sammelwerke in den Büchereien der Großen und Gelehrten, alle erfüllen sie den Zweck, ihrem Besitzer innerhalb des Kreises seines Bedürfnisses allseitige Belehrung zu gewähren. Auch haben wissenschaftliche Köpfe ersten Ranges es sich angelegen sein lassen, solche Universalwerke zu verfassen. Obenan unter diesen Encyklopädisten steht **Matuanlin** (1245—1322), ein Mann von einem Umfang des Wissens, einer Schärfe des Urteils und Arbeitskraft, die ihm den Rang unter den größten Gelehrten der Welt sichern. Sein Buch »Wenhianthongkhao«, ein Riesenwerk von 348 Bänden in 24 Abteilungen, stellt in kraftvoll klarem Stil die gesamte chinesische Landes- und Volkskunde mit Ausschluß gewisser Teile der Naturbeschreibung, aber einschließlich der Staats-, Kultur- und Litteraturgeschichte, Astronomie, merkwürdige Naturereignisse, endlich die Zustände der bekannten ausländischen Nationen dar. Zwei Nachträge Späterer, zusammen gegen 300 Hefte haltend, führen das Werk bis ins 18. Jahrh. hinein weiter. Man begreift, wie einer unsrer Sinologen sagen konnte, ein solches Buch wiege für sich allein eine Bibliothek auf und würde, wäre es das einzige Erzeugnis der chinesischen Litteratur, vollauf die Erlernung der chinesischen Sprache lohnen. Mit zahlreichen Abbildungen versehen, aber kaum ein Sechstel so groß ist das »Santsaithuhoei«, wahrscheinlich in Japan mehr verbreitet als in seinem Vaterland. Wir wissen aber auch, daß die kaiserliche Bibliothek zu Peking eine Encyklopädie von 10,000 und eine von 22,870 Bänden besitzt. Die Anordnung aller dieser Werke ist nicht die bei uns beliebte lexikalische, sondern eine dem Gutdünken der Redaktoren folgende sachliche.

Dichterische Werke gehören nach chinesischer Auffassung nur dann zur höhern Litteratur, wenn sie in

gebundener Rede verfaßt sind. Was die Chinesen in dieser Gattung geschaffen haben, mag unzählbar sein: rechnen sie doch Versemachen zu den notwendigen Künsten eines Mannes von feinerer Bildung. Was wir davon außer dem »Schiking« kennen, ist jedenfalls verschwindend wenig. Ihren höchsten Aufschwung nahm die Kunst der Lyrik unter der Dynastie Thang (618—906); damals blühten die beiden berühmtesten Meister, Tufu und Lithaipe, letzterer ein liederliches Genie der interessantesten Art, persönlicher Freund seines Kaisers, der sich den Launen und Flegeleien des seltenen Menschen zu fügen wußte. Die Chinesen sind Naturfreunde, das beweisen ihre Gartenanlagen, und so lieben sie es auch, die Natur bis zu ihren kleinsten Erscheinungen zum Gegenstand ihrer dichterischen Ergüsse zu machen, oft den Gegenstand des Liedes sinnig zu eignen Schicksalen und Seelenzuständen in Beziehung setzend. Das Wortspiel, nach unsern Begriffen eine der niedersten Arten des Witzes, wird vielfach mit recht ernster Wirkung angewendet: die Allegorie läßt durch den Klang gewisser Stichwörter den versteckten Sinn ahnen. Die Chinesen dichten in Reimen, und ihre Versmaße sind nicht minder mannigfaltig als die unsrigen. Die herrschende Vorliebe für allerlei uns fremde Anspielungen macht das Studium ihrer Dichtungen zu einem äußerst schwierigen. Von manchen anmutigen Romanzen und Stimmungsliedern besitzen wir gute Übersetzungen. Wenig entwickelt ist nach unsern Begriffen die dramatische Kunst. In den Bühnenstücken, deren einige uns in Übersetzungen und Bearbeitungen vorliegen, zeigt sich öfters Geschick in der Entwickelung spannender Situationen (s. Drama). Letzteres gilt auch von manchen Romanen. Die Bücher dieser Art sind sämtlich in Prosa geschrieben. Wir kennen deren drei Hauptarten: den märchenhaften Roman, in welchem die Ereignisse von Dämonen und Feen geleitet werden, den historischen und den bürgerlichen oder Familienroman. Einzelne Werke der letztern Gattung haben auch in Europa Beifall gefunden und das mit Recht, denn nirgends wird man so lebenswarme Schilderungen des chinesischen Treibens und Denkens finden wie hier. Wir erinnern an das Jükiaoli (»Geschichte der beiden Kousinen«), welche Rémusat und Julien, und an das Haokieutschuan (»Die glückliche Vereinigung«), welche Davis u. a. übertragen haben. Das Kingphingmei aber, die Geschichte eines reichen Lüstlings, eigentlich mehr eine erfundene Biographie als ein einheitlicher Roman, würde geradezu eine Encyklopädie des Lebens im Reich der Mitte liefern, wenn es übersetzbar wäre. Der Verfasser muß ein Genie seltener Art gewesen sein: Feinheit und Konsequenz der Charakterzeichnung, lebenswahre Schilderung der verschiedensten Gesellschaftskreise und Vorkommnisse, schlagender, allzeit fertiger Witz, zuweilen wahrhaft ergreifende Poesie und Gemütsinnigkeit, aber dabei (und dies verhindert die Veröffentlichung des Werkes in einer europäischen Übersetzung) neben vielen Längen eine wahre Sucht, das Schmutzigste ohne Scham und Scheu recht grell auszumalen, zeichnen seine Werke aus. Daß Liebe und Heirat in den Lustspielen und Romanen der Chinesen nicht die Alleinherrschaft ausüben, die man ihnen bei uns gönnt, darf nicht wundernehmen; eher, daß wir auch hier nicht selten einer wahrhaft reinen Liebe begegnen. Die endliche Beförderung eines lange verkannten oder unterdrückten Talents zu einer höhern Stelle befriedigt freilich den Sinn des chinesischen Lesers ebensosehr wie uns eine schwer erkämpfte Ehe.

Die Chinesen bedienen sich zum Druck ihrer Bücher des Holzschnittes. Sie bedrucken nur eine Seite ihres dünnen Papiers. Die Blätter werden in der Mitte zusammengefalzt, und der Falz, auf welchem Titel, Heft- und Blattzahl, oft auch die Überschrift des Kapitels oder Buches stehen, bildet die äußere Seite des Blattes. An der entgegengesetzten Seite ist das Buch geheftet. Die innere Einrichtung ist der unsern fast gleich: auf die Vorrede folgt die Inhaltsübersicht, dann der Text. Wo dieser kommentiert ist, stehen die Anmerkungen bald in kleinerm Druck oder eingerückt zwischen dem Text, bald in besondern Querabteilungen über demselben. Minder sorgfältige Drucke entbehren der Interpunktionen. Vgl. Abel Rémusat, Essai sur la langue et la littérature chinoises (Par. 1811); Davis, On the poetry of the Chinese (in den »Transactions of the Royal Asiatic Society«, Lond. 1829); Bridgman, Chinese chrestomathy (Macao 1841); Schott, Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Litteratur (Berl. 1854); Derselbe, Chinesische Verskunst (das. 1857); Derselbe, Zur Litteratur des chinesischen Buddhismus (das. 1873); A. Wylie, Notes on Chinese literature (Schanghai 1867), und verschiedene Abhandlungen von Plath und Pfizmaier in den Veröffentlichungen der Münchener und Wiener Akademien der Wissenschaften.

Chinesisch Grün (chinesischer, grüner Indigo, Lokao), chines. Farbstoff, welcher in kleinen, unregelmäßigen, tafelförmigen, dunkelgrünen, etwas violett glänzenden, leicht zerbrechlichen Bruchstücken in den Handel kommt, wird aus der Rinde von Rhamnus utilis und R. chlorophorus gewonnen. Man kocht diese Rinden mit Wasser, maceriert sie einige Tage unter Zusatz von Kalkmilch, Pottasche oder Soda und taucht die zu färbenden Gewebe 7—10mal erst in die eine, dann in die andre Flüssigkeit. Nach jedesmaligem Eintauchen legt man die Gewebe auf den Rasen, damit sich die Farbe unter dem Einfluß der Sonne entwickelt. Bei diesem Verfahren schlägt sich endlich ein Überschuß von Farbstoff auf die Faser nieder, den man durch Waschen und Spülen von dem Gewebe trennen kann. Man streicht ihn dann auf Papier und löst ihn nach dem Trocknen in Form dünner Plättchen ab. Zum Färben von Baumwolle löst man das Ch. G. in Pottasche und taucht die Baumwolle wiederholt in ein solches Bad; auch Seide wird mit Lokao gefärbt, und die Farbe erscheint bei künstlichem Licht noch lebhafter als bei Tageslicht. Das Lokao enthält etwa 62 Proz. Farbstoff, 29 Proz. Asche und 9 Proz. Wasser; es ist unlöslich in Wasser, Alkohol und Äther, löst sich aber in Alkalien und kohlensauren Alkalien, auch mehrere Salze begünstigen die Lösung, und Zink- und Magnesiasalze verwandeln es in reines Blau. Mit einigen Metalloxyden bildet der Farbstoff sehr innige Verbindungen, und wahrscheinlich ist das Lokao als ein teilweise löslicher Magnesia-Eisen-Kalklack zu betrachten. Unsre dornigen Rhamnus-Arten liefern bei ähnlicher Verwendung gleichfalls einen grünen Farbstoff, welcher aber an Glanz und Lebhaftigkeit dem chinesischen nachsteht.

Chinesisch Rot, s. v. w. chinesischer Safflor oder Zinnober.

Chinga (spr. tschindscha), s. Stinktier.

Chinhydrön, s. Chinon.

Chinidin (Conchinin) $C_{20}H_{24}N_2O_2 + 2H_2O$, Alkaloid, welches sich in allen echten Chinarinden, besonders in den Pitayorinden, und im Chinoidin des Handels findet. Es bildet farblose Kristalle mit $2^1/_2$ Molekülen Kristallwasser, die an der Luft schnell

½ Molekül Wasser verlieren, schmeckt sehr bitter, ist ziemlich leicht in Alkohol, schwer in Äther löslich, schmilzt bei 168°, reagiert alkalisch, bildet meist gut kristallisierende Salze, welche im allgemeinen mehr den Cinchonin- als den Chininsalzen gleichen und leichter als letztere in Wasser löslich sind. Was im Handel als Chinidinsulfat vorkommt, ist im wesentlichen Cinchonidinsulfat; auch wird unter C. bisweilen Cinchonidin verstanden.

Chinierte Zeuge (spr. schi-), s. Chiné.

Chinin $C_{20}H_{24}N_2O_2$, Alkaloid, findet sich in den Rinden zahlreicher Arten der Gattung Cinchona (s. Chinarinden), stets begleitet von Cinchonin, und wird dargestellt, indem man die gepulverten Rinden mit angesäuertem Wasser auszieht, den Auszug mit Natronlauge versetzt, den hierdurch entstehenden Niederschlag wäscht, preßt und mit Alkohol extrahiert. Enthält die Rinde viel Cinchonin, so läßt man dies aus dem kochend heiß bereiteten alkoholischen Auszug kristallisieren; andernfalls neutralisiert man den Auszug mit Schwefelsäure, destilliert den Alkohol ab und läßt das schwefelsaure C. kristallisieren, worauf es durch Umkristallisieren gereinigt wird. Aus der Lösung des schwefelsauren Chinins fällt kohlensaures Natron reines C. Dies bildet farb- und geruchlose, mikroskopisch kleine Kristalle, schmeckt sehr bitter, ist schwer löslich in Wasser, leicht in Alkohol und Äther, schmilzt bei 170°, ist nicht flüchtig und gibt mit Chlorwasser und Ammoniak einen dunkel grasgrünen, harzähnlichen Niederschlag, Thalleiochin (Chiningrün), dessen alkoholische Lösung, mit Wasser verdünnt, Wolle, Seide und mit Eiweiß gebeizte Baumwolle grün färbt. Bei Destillation des Chinins mit Ätzkali entsteht Chinolin. C. reagiert alkalisch und bildet mit Säuren zwei Reihen meist gut kristallisierbare, farb- und geruchlose Salze, die intensiv bitter schmecken, und deren Lösungen stark blau fluoreszieren. Das gebräuchlichste Chininsalz ist das basische Sulfat $(C_{20}H_{24}N_2O_2)_2H_2SO_4+8H_2O$, welches als schwefelsaures C. (Chininum sulfuricum) in den Handel kommt. Es bildet farb- und geruchlose, zarte, seidenglänzende Kristalle, schmeckt stark und anhaltend bitter, phosphoresziert beim Erwärmen, verliert beim Liegen an der Luft 5 Moleküle Kristallwasser, wird bei 120° wasserfrei, schmilzt über 160° und entwickelt purpurrote Dämpfe. Es löst sich in 770 Teilen kaltem Wasser, in 30 Teilen kochendem Wasser und in 120 Teilen Weingeist. Aus der Lösung in schwefelsäurehaltigem Wasser kristallisiert das normale Sulfat $C_{20}H_{24}N_2O_2\text{-}H_2SO_4+7H_2O$, welches im Handel als saures schwefelsaures C. (Chininum bisulfuricum) vorkommt, farblose Kristalle bildet, an der Luft verwittert und sich in 11 Teilen Wasser, schwerer in Alkohol löst. Die Lösung des schwefelsauren Chinins in Essigsäure gibt mit Jod farblose, im auffallenden Licht prächtig grün metallglänzende Kristalle, welche schwer in Wasser, leicht in Alkohol löslich sind, das Licht fünfmal stärker polarisieren als Turmalin und unter dem Namen Herapathit zu Polarisationsapparaten dienen. Salzsaures C. (Chininum hydrochloratum) $C_{20}H_{24}N_2O_2.ClH+2H_2O$ erhält man durch Wechselzersetzung aus Chlorbaryum und schwefelsaurem C. Es bildet farblose, seidenglänzende Kristalle, schmeckt sehr bitter, löst sich in 30 Teilen Wasser und in 3 Teilen Alkohol, verliert an der Luft 1 Molekül Wasser. Außer diesen Salzen werden auch noch gerbsaures, baldriansaures C. und zitronensaures Eisenchinin (ein Doppelsalz von Citraten des Eisenoxyduls, Eisenoxyds und des Chinins) medizinisch benutzt. C. ist der wirksamste Stoff der Chinarinden; es wirkt als heftiges Gift auf mikroskopische Organismen und hindert sehr energisch Gärung und Fäulnis. Man benutzt es als spezifisches Heilmittel aller intermittierenden Krankheiten, besonders des Wechselfiebers, und aller andern durch Sumpfgift hervorgerufenen Krankheiten, da, wie es scheint, die das Wechselfieber erregenden niedern Organismen durch das C. getötet werden. C. dient aber auch als fieberwidriges Mittel überhaupt und setzt im fiebernden Organismus die Temperatur sehr energisch herab; auch wird es bei Pneumonie, Brustfellentzündung, akutem Rheumatismus, einseitigem Gesichtsschmerz und Abdominaltyphus angewandt. C. übt die günstigsten Wirkungen in allen Krankheiten, welche auf Schwäche oder ungenügenden Funktionen geschwächter Organe beruhen; man benutzt es daher in geringen Dosen, oft mit Eisen als stärkendes, den Appetit und die Verdauung anregendes Mittel, auch gegen Nervenkrankheiten aller Art ꝛc. Das C. bewirkt bei längere Zeit fortgesetztem Gebrauch kleinerer Gaben deutliche Verminderung des Eiweißumsatzes im Körper und wird daher zur Förderung des Kräfte- und Ernährungszustandes mit großem Vorteil angewandt. Starke Dosen stören die Verdauung, rufen Symptome des Betrunkenseins, 3—5 g Vergiftungssymptome hervor. Bei manchen Personen bewirken selbst kleine Gaben Ohrensausen, vorübergehende Taubheit, Gesichtstrübung, Stottern ꝛc. Zwischen den einzelnen Chininsalzen besteht bezüglich ihrer Wirkung nur ein geringer qualitativer Unterschied. Die Arbeiter in Chininfabriken leiden oft an Ausschlägen an Armen und Beinen, Anschwellungen der Augenlider, Lippen ꝛc. Der ungemein intensive Geschmack des Chinins wird am besten durch Chloroform verdeckt. Vgl. Binz, Das C., nach den neuern pharmakologischen Arbeiten dargestellt (Berl. 1875); Derselbe, Zur Theorie der Salicylsäure- und Chininwirkung (Leipz. 1877); Jerusalimsky, Über die physiologische Wirkung des Chinins (das. 1875).

Chiningrün, s. Chinin.

Chinkasee, s. Chankasee.

Chinkiang, Stadt, s. Tschingkiang.

Chino (span., spr. tschino), in Peru Mischling von Indianer und Negerin, in La Plata von Weißem und Indianerin (Cholo), in Mexiko dort geborne Abkömmlinge reiner Neger ꝛc.

Chinoidin (Chinioideum, »Chininähnliches«), die braune, harzartige Materie, welche aus den bei der Chininbereitung abfallenden Mutterlaugen durch kohlensaures Natron gefällt wird, ist spröde, glänzend, an den Rändern durchscheinend, geruchlos und fast geschmacklos, leicht löslich in verdünnter Salzsäure und in Alkohol, wenig in Wasser; die alkoholische Lösung schmeckt sehr bitter und reagiert alkalisch. Das C. ist ein Gemenge von Chinin, Cinchonin, Chinidin, Cinchonidin und den Zersetzungsprodukten dieser Basen. Man benutzt es als billiges Fiebermittel in der Armen- und Hospitalpraxis. Als Roborans kommt es dem Chinin in keiner Weise nahe; in starker Dosis mit Säuren verbunden, bewirkt es gelind und schmerzlos reichlichen Stuhlgang. Offizinell ist Tinctura Chinoidini, aus 2 Teilen C., 17 Teilen Spiritus und 1 Teil Salzsäure.

Chinois (spr. schinŏa), kleine bittere, überzuckerte Pomeranzen; kommen aus Italien, besonders aus Genua, in den Handel.

Chinolin C_9H_7N entsteht bei der Destillation von Chinin, Cinchonin, Strychnin und andern Alkaloiden mit Alkalihydrat, bildet eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 1,08, riecht durchdringend aro-

ematisch unangenehm nach bittern Mandeln, schmeckt brennend bitter, löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol, siedet bei 238° und bildet mit Säuren kristallisierbare, leicht lösliche Salze. Erhitzt man es mit Jodamyl (welches aus Fuselöl erhalten wird), so entsteht Chinolingmylammoniumjodid, und dieser Körper gibt mit Ätzkali das Cyanin $C_{27}H_{35}N_2J$, welches sehr schön grün metallisch glänzende Kristalle bildet und in Alkohol mit schön blauer Farbe sich löst. Diese Lösung färbt Seide prachtvoll, aber sehr unbeständig blau. Trotz seiner großen Schönheit konnte daher dies Chinolinblau sich nicht dauernd in der Technik behaupten. Vgl. Metzger, Pyridin, C. und deren Derivate (Braunschw. 1885).

Chinon $C_6H_4O_2$ entsteht bei Destillation der Chinasäure und der Blätter vieler Pflanzen (Liguster, Esche, Eiche, Epheu, Ulme) mit Braunstein und Schwefelsäure; es bildet goldgelbe, glänzende, durchdringend jodähnlich riechende Kristalle, löst sich schwer in kaltem Wasser, leicht in Alkohol und Äther, färbt die Haut braun, ist giftig, sehr leichtflüchtig, schmilzt bei 116°, bildet mit Ammoniak smaragdgrünes Chinonamid und bei vorsichtiger Behandlung mit schwefliger Säure Hydrochinon $C_6H_6O_2$, welches in farblosen Blättchen kristallisiert. Ein Zwischenprodukt ist das Chinhydron (grünes Hydrochinon) $C_{12}H_{10}O_4$, welches beim Vermischen der Lösungen von C. und Hydrochinon entsteht, schön goldgrün metallisch glänzende Kristalle bildet, in Wasser, Alkohol und Äther löslich ist, beim Erhitzen sublimiert und als Surrogat der metallischen Bronzefarben empfohlen wurde.

Chinon (spr. schinóng), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Indre-et-Loire, an der Vienne und der Eisenbahn von Tours nach der Vendée, mit den imposanten Ruinen eines geschichtlich denkwürdigen Schlosses, der Kirche St.-Mexme, die zum Teil aus der Zeit der Karolinger stammt, einem Collège und (1881) 4234 Einw., welche Handel mit Vieh, Honig und Wachs, Wein und getrockneten Pflaumen treiben. C. ist Geburtsort von François Rabelais. Es war bereits im 5. Jahrh. n. Chr. eine bedeutende Stadt; im Mittelalter hieß es Castrum Caino. Merkwürdig ist das Schloß als Todesstätte Heinrichs II. von England sowie Ludwigs XI. und als Residenz Karls VII. von Frankreich, als die Jungfrau von Orléans zuerst an den Hof kam. Vgl. de Cougny, C. et ses monuments (Chinon 1874).

Chiny (spr. schi-), Stadt in der belg. Provinz Luxemburg, Arrondissement Virton, am Semoy und am Rande des großen Waldes von C., der sich zwischen Neufchâteau und Arlon ausdehnt, mit Leinenindustrie und (1884) 981 Einw. C. wurde im 10. Jahrh. von den Grafen von C. gegründet, deren Gebiet, zwischen Champagne, Lothringen und Lüttich im Herzogtum Luxemburg gelegen, ehedem zur Grafschaft Ardenne gehörte und später (1370) durch Kauf an das Herzogtum Luxemburg kam.

Chiococca *R. Br.* (Schneebeere), Gattung aus der Familie der Rubiaceen, meist windende Sträucher mit gegenständigen, eiförmigen oder lanzettlichen, glatten Blättern, breiten Nebenblättern, gelblichweißen, in Achseltrauben oder Rispen vereinigten Blüten und kleinen, meist weißen Steinfrüchten, in Südamerika und Australien. C. racemosa *Jacq.*, ein auf den Antillen und Trinidad sowie in den benachbarten Küstenländern Floridas, Mexikos und Südamerikas heimischer Strauch mit anfangs weißen und geruchlosen, dann gelben und wohlriechenden Blüten, liefert in seinem untersten Stammstück und dem kurzen Wurzelkopf mit seinen Ästen die Caincawurzel (Radix Caincae), deren Rinde anhaltend kratzend bitter schmeckt. Die frische Wurzel soll ziemlich stark nach Bibergeil riechen; sie enthält Caincin (Caincasäure), welchem sie ihren Geschmack verdankt, und Kaffeegerbsäure. Eine ähnliche Drogue liefern C. anguifuga *Mart.*, in Brasilien, und C. densifolia *Mart.*, in den Urwäldern der Küstengebirge von Bahia. Die Caincawurzel wird von den Eingebornen gegen den Biß einer Cainana genannten Schlange angewandt; sie kam 1825 durch Martius und v. Langsdorff nach Europa und wurde früher als Diureticum benutzt.

Chioggia (spr. kjoddscha, Chiozza), Distriktshauptstadt und Hafenort in der ital. Provinz Venedig, auf einer Laguneninsel, 26 km südlich von Venedig, 4 km nördlich von der Brentamündung gelegen, ist auf Pfählen erbaut und durch eine schmale, 250 m lange steinerne Brücke von 43 Bogen mit dem Lido di Brondolo verbunden. Über die schiffbaren Kanäle Lombardo, der die Stadt umzieht, und Vena, der sie in zwei Hälften teilt, führen zehn Brücken. Der Hafen von C. ist der tiefste in den Lagunen und wird durch die Forts Caroman und San Felice geschützt. Mehrere Batterien verteidigen die Vorstadt Sottomarina. Von hier bis zum Fort San Pietro am Nordende des Lido von Pelestrina läuft der »Riesendamm der Murazzi«, 20 km lang, 16 m breit, 9,5 m hoch, mit der stolzen Inschrift: »Ausu Romano, aere Veneto«. Er hat den Zweck, die Zerstörung der Lidi, des Schutzes der Lagunen, zu verhindern. Die Stadt hat eine breite Straße längs des Venakanals mit Arkaden. Hervorragende Gebäude sind die 1633 von Longhena erbaute Kathedrale und die Kornhalle von 1322. Die Einwohner, deren Zahl einschließlich von Sottomarina (1881) 25,084 beträgt, betreiben etwas Industrie (Spinnerei, Weberei, Spitzenklöppelei, Schiffbau), Gemüsezucht, Schiffahrt und Handel, insbesondere aber Fischerei, welch letztere mit etwa 360 Barken und einer Bemannung von 1600 Köpfen im offenen Meer und mit 1200 Barken in den Lagunen ausgeübt wird. Im Hafen laufen außerdem jährlich ca. 1000 Schiffe mit 21,000 Ton. ein und ebensoviel aus. — C. ist das Fossa Claudia der Römer, seit dem 4. Jahrh. führt es den Namen Clugia. Am raschesten nahm die Bevölkerung während der Einfälle des Radagais, Alarich und Attila in Italien zu, da C. neben Venedig den sichersten Zufluchtsort am Adriatischen Meer darbot. Später kam es unter die Herrschaft Venedigs, das hier ein Tribunat und 672 an dessen Stelle ein Guastaldat errichtete; 706 wurde sogar ein Podestà hierher gesetzt. Nachdem König Pippin die Stadt 809 in einen Schutthaufen verwandelt, erstand sie zwei Jahre später wieder herrlicher als zuvor, erfuhr aber schon 901 noch einmal das Schicksal der Zerstörung durch die Slawen. 1100 verlegte der Bischof von Malamocco seinen Sitz hierher; 1379 fiel C. in die Gewalt der Genuesen (Krieg von C. 1379—81), die es jedoch nach ihrer Niederlage bei C. (23. Dez. 1379) schon im Juni 1380 wieder an die Venezianer verloren; diese behaupteten sich im Besitz der Stadt bis zum Untergang ihrer eignen Selbständigkeit.

Chion, Schüler Platons, aus Herakleia am Pontus Euxinus gebürtig, erschlug 353 v. Chr. den Tyrannen seiner Vaterstadt, Klearchos, und wurde von dessen Leibwache getötet. Man schreibt ihm 17 (wahrscheinlich unechte) Briefe zu, welche zuerst in der Sammlung griechischer Briefe von Aldus (Vened. 1499, 1606), später von Orelli (Leipz. 1816) und von Hercher (»Epistolographi graeci«, Par. 1873) herausgegeben wurden.

Chionanthus *L.* (Schneeflockenstrauch), Gattung aus der Familie der Oleaceen, Sträucher oder kleine Bäume mit gegenständigen, ganzen und ganzrandigen Blättern, ziemlich großen, schneeweißen Blüten in achsel- oder endständigen, einfachen oder zusammengesetzten Trauben und einfächerigen Steinfrüchten. C. virginica *L.*, von der Ostseite Nordamerikas, wird 3—4 m hoch, hat gestielte, elliptische, 10 cm lange Blätter und langgestielte, große Blütenrispen, ist eins unsrer schönsten Gehölze, bringt in Europa aber niemals reife Früchte.

Chionides, der älteste uns bekannte komische Dichter Athens, um 460 v. Chr. Von zwei seiner Komödien besitzen wir einige Fragmente (abgedruckt in »Fragmenta comicorum graecorum« von Meineke, Bd. 2, Berl. 1839; von Kock, Bd. 1, Leipz. 1880).

Chios (jetzt Chio oder Skio, türk. Sakiz-Adasi, »Mastixinsel«), türk. Insel im Ägeischen Meer, südlich von Lesbos und durch die 7 km breite Straße von C. von der kleinasiatischen Halbinsel Karaburnu getrennt (s. Karte »Griechenland«), hat einen Flächeninhalt von 827 qkm (15 QM.). Als Vorgebirge nennen die Alten: Poseidion (jetzt Kap Helena) und Phanä; Meläna (jetzt Kap St. Nikolo), Psyra gegenüber; Laios und Phlion. Die Insel ist von Bergen durchzogen (darunter im N. der St. Eliasberg, der Pellinäos der Alten, 1267 m), zwar magern Bodens, aber gut angebaut. Das Klima ist mild; mittlere Jahrestemperatur 19,8° C. Erdbeben sind nicht selten (1881 kamen durch ein solches 3558 Menschen um, und Eigentum im Wert von 60—80 Mill. Mk. wurde zerstört). Aus den Bergen brach man schon im Altertum berühmten bleifarbigen Marmor mit weißen Adern und vorzüglichen Töpferthon; in jüngster Zeit bearbeitet man Gruben, welche Antimonglanz und Ocker in großer Mächtigkeit liefern. Die Tierwelt ist arm; Ziegen, deren Felle einen ansehnlichen Ausfuhrartikel nach Triest bilden, werden in großen Herden in den Bergen gehalten, außerdem noch Esel und Maulesel, wenige Kühe und Pferde. Sonst gibt es viele Kaninchen und Marder, von Vögeln große Herden gezähmter Rebhühner, wilde Enten, Bienen, viele Schlangen u. a. Die Seidenraupenzucht erzielt jährlich 5000 Ztr. Kokons (nach Lyon), auch wird die Seide geschickt von den Frauen zu Geweben verarbeitet. Die wertvollsten Handelsprodukte liefert die Pflanzenwelt. Ausgeführt werden Mastix (jährlich 900—1200 Ztr.), Wein, Apfelsinen und Zitronen (35—40 Mill. Stück), eingemachte Früchte, Mandeln, Orangen- und Rosenwasser u. a. Die Bewohner, etwa 70,000 Seelen (vor dem Blutbad von 1822 weit über 100,000), sind fast sämtlich Griechen; die Hauptstadt C. hat 13,000 Einw.; in der Festung (Kastro) wohnen 3000 Türken und 200—300 Juden. Die Stadt ist zugleich Hauptstadt des Sandschaks Sakis, Sitz eines griechischen Bischofs und mehrerer Konsuln. Nicht weit davon das prächtige, 1040 von dem Kaiser Konstantin Monomachos und seiner Gemahlin Zea erbaute Kloster Nea-Moni. Das einzige Altertum der Insel, auf welcher ein erbliches Homeridengeschlecht existierte, die sogen. Schule des Homer, wo der gefeierte Sänger seine Schüler um sich versammelt haben soll, befindet sich am Fuß des Bergs Epos, unweit der Küste des Meers, wohl ein uraltes Heiligtum der Kybele. C. stritt vielleicht mit mehr Recht als jede andre Stadt um die Ehre, das Vaterland Homers zu sein. Auch der Tragiker Ion, der Historiker Theopompos, der Geograph Skymnos, der Sophist Theokritos hatten C. zum Vaterland. Die jetzigen Chioten haben einen entschiedenen Hang zum Handel (ihre Handelsflotte soll an 500 Schiffe zählen), sind sparsam, nüchtern, aber meist ungebildet und abergläubisch. Die alten Chier waren berühmt wegen ihrer Erzählungskunst, woher das Sprichwort stammt: »Wo ein Chier ist, kommt ein Chor nicht zum Wort«. C. besaß die ersten Hypothekenbücher und war namentlich Sitz des griechischen Sklavenhandels.

Die ältesten Bewohner von C. waren Leleger, Kreter und Karier, welche von den Joniern unterworfen und verdrängt wurden. Unter diesen ward C. einer der blühendsten Staaten im ionischen Kleinasien. Als sich die Perser über Kleinasien ergossen und auch die hellenischen Kolonien bedrängten, bewiesen die Chier keinen hellenischen Gemeinsinn, indem sie den freiheitliebenden, vor der barbarischen Zwingherrschaft flüchtenden Phokäern den Verkauf der Önussischen Inseln aus kleinlicher Besorgnis, ihr Handel möchte dereinst dadurch beeinträchtigt werden, verweigerten und sich 546 v. Chr. Kyros sogar ohne Schwertstreich ergaben. Dagegen nahmen sie an der von Histiäos eingeleiteten und von Aristagoras ausgeführten ionischen Empörung gegen die Herrschaft der Perser lebhaften Anteil und fochten bei der Insel Lade auf 100 Schiffen für die gemeinsame Freiheit mit großer Tapferkeit, fielen aber dann wieder unter die Gewalt der Perser. Nach der Schlacht bei Mykale trat die Insel dem Seebund der Athener bei, zu dessen mächtigsten und angesehensten Bundesgenossen die Chier gehörten. Unter der Hegemonie der Athener, welche C. milder als die meisten andern Verbündeten behandelten, hoben sich Macht und Wohlstand der Insel zur höchsten Blüte, und die Chier standen deshalb im Peloponnesischen Krieg den Athenern kräftig bei. 412 traten sie zu den Peloponnesiern über und wandten auch Milet und andre ionische Städte vom Athenischen Bund ab. Zur Strafe verwüsteten die Athener die Insel. Nach dem Ende des Peloponnesischen Kriegs fiel sie infolge erlittener Bedrückung von Sparta ab und ward 376 nach der Schlacht bei Naxos wieder Bundesgenossin Athens. Auch von diesem bedrückt, trat sie 363 mit Theben in Verbindung und verteidigte sich im Bundesgenossenkrieg erfolgreich gegen Chares, so daß die Athener 355 ihre Unabhängigkeit anerkennen mußten. Später wurde der persische Anführer Memnon auf kurze Zeit Herr daselbst. Nach dem Krieg des Königs Philipp III. kam C. zuerst mit den Römern in Berührung. Schwer wurde die Insel im Mithridatischen Krieg mitgenommen; den Römern befreundet, mußten die Einwohner ihre Schiffe dem pontischen König stellen und 2000 Talente bezahlen. Als Bestandteil des oströmischen Reichs teilte darauf die Insel alle Drangsale desselben. 1307 eroberten und verwüsteten türkische Seeräuber die Insel, bald darauf Bajesid. In der Folge war C. geraume Zeit im Besitz der Genuesen, bis die Türken 1566 zur Herrschaft der Insel gelangten und einen Aga dort einsetzten. Am 21. Sept. 1694 wurde Kastro von den Venezianern beschossen und erobert, fiel aber schon im Februar 1695 von neuem in die Gewalt der Türken. Die Insel wurde bald die begünstigtste der Sporaden, und die Einkünfte waren Privateigentum der Sultanin. Im griechischen Befreiungskrieg erhoben sich auch die Chier im Februar 1821 gegen die türkische Herrschaft, unterlagen aber, und der türkische Kapudan-Pascha verhängte über die unglückliche Insel im April 1822 ein furchtbares Strafgericht: sie wurde gänzlich verwüstet, 23,000 Einwohner wurden ermordet, 47,000 in die Sklaverei verkauft; nur 5000 entkamen. Auch

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

ein zweiter Befreiungsversuch, den sie 1827, von einem griechischen Hilfskorps unter Fabvier unterstützt, machten, mißlang. Bei Errichtung des griechischen Königreichs wurde die Insel von dessen Grenzen ausgeschlossen. Am 3. April 1881 wurde C. von einem schrecklichen Erdbeben heimgesucht und die Stadt C. fast ganz zerstört. Vgl. Poppo, Beiträge zur Kunde der Insel C. und ihrer Geschichte (Frankf. 1822); Pauli, Die Insel C. (in den »Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg« 1880/81).

Chipolin, gefirnißter Wasserfarbenanstrich auf Holz, erteilt demselben ein porzellanartiges Ansehen.

Chippenham (spr. tschipp'nhäm), alte Stadt im nordwestlichen Wiltshire (England), am Avon, mit (1881) 4495 Einw., welche Seidenweberei, Gerberei, Maschinenbau, Herstellung kondensierter Milch und Käsehandel treiben.

Chippewa (spr. tschippe-üeh), Fluß im nordamerikan. Staat Wisconsin, entspringt in der Nähe des Obern Sees, fließt in südlicher Richtung und mündet nach einem fast 400 km langen Lauf in den durch eine Verbreiterung des Mississippi gebildeten Lake Pepin.

Chippewa Falls (spr. tschippe-üeh fahls), Stadt im NW. des nordamerikan. Staats Wisconsin, am Chippewa, in der Nähe bedeutender Wasserfälle, mit (1880) 3982 Einw.

Chippeways (spr. tschippe-uehs, Tschippewäer), Indianerstamm der Algonkin, s. Odschibwä.

Chippewyans (spr. tschippe-üeiäns), Indianerstamm, s. Tschepewyan.

Chipping-Norton (spr. tschipping-nort'n), alte Stadt in Oxfordshire (England), 30 km nordwestlich von Oxford, hat Fabrikation von Wollenzeugen (Tweeds) und (1881) 4167 Einw.

Chipping-Wycombe (spr. tschipping-uickömb), s. Wycombe.

Chiquimula (spr. tschikimüla), Hauptstadt des gleichnam. Departements im zentralamerikan. Staat Guatemala, in einem von hohen Bergen umschlossenen fruchtbaren Thal am Fluß C., mit großer Kirche, schönem Marktplatz, Mais-, Bananen- und Kochenillenbau und (1880) 8744 Einw.

Chiquinquirá (spr. tschikinkirá), Stadt im Staat Boyaca der Bundesrepublik Kolumbien, 2614 m ü. M., in viehreicher Gegend, hat eine höhere Schule (im ehemaligen Dominikanerkloster), ein Hospital, ein wunderthätiges Marienbild und mit Weichbild (1870) 13,116 Einw.

Chiquitos (spr. tschikitos), ein zu den Andesvölkern gezählter Indianerstamm in Bolivia, zwischen den Zuflüssen des Madeira und des Paraguay. Die C. sind mittelgroß, breitschulterig und stark gebaut, mit großem, rundem Kopf, niedriger Stirn, kleinen, aber lebhaften Augen und bronzefarben. Sie sind heiter, gastfrei, lieben Tanz und Musik, sind aber von niedriger Moralität und wohnen, etwa 20,000 Seelen stark, in ehemals durch die Jesuiten gegründeten Dörfern. Außer den eigentlichen C. rechnet man noch zehn andre Völker als zu dem Stamm gehörig. Den Namen leiten einige von den niedrigen Thüren ihrer Behausungen, in welche sie kriechen mußten, andre, wie Waitz, von dem hier bei Völkernamen oft wiederkehrenden Wort Chucu ab.

Chirägon (griech., »Handführer«), Vorrichtung für Blinde zur Handleitung beim Schreiben.

Chirágra (griech.), Gicht in den Händen, s. Gicht.

Chiriquí (spr. tschirikí), früher Provinz von Neugranada, jetzt Departement C. und Bezirk (Comarca) Bocas del Toro, welche beide zum Staat Panama gehören und zusammen ein Areal von 17,070 qkm (308,9 QM.) haben. Die Grenze gegen Costarica läuft (infolge des Vertrags vom 11. Juni 1856) von der Punta Burica am Stillen Meer bis zur Mündung des Culebras in das Karibische Meer. An letzterm liegt der Bezirk Bocas del Toro, das Land um den Doppelgolf Bahia del Almirante und der sogen. Laguna de C. umfassend. Eine Kordillere, deren höchste Punkte Cerro de Santiago (2827 m) und Vulkan von C. (3433 m) sind, und die an keiner Stelle unter 900 m herabsinkt, durchzieht das Innere. Das Land ist üppig bewaldet, namentlich auf der stets feuchten atlantischen Seite. Das Klima ist heiß, aber im Innern gesund. Die Bevölkerung betrug 1870: 42,033 Einw., von denen nur 5250 in Bocas del Toro. Ackerbau (Tabak, Kaffee, Kakao) und Viehzucht bilden die Haupterwerbszweige. Die Mineralschätze (Gold sowohl als Steinkohlen an der Bahia del Almirante) werden kaum ausgebeutet. Hauptstadt von C. ist David (s. d.), von Bocas del Toro aber der gleichnamige Ort auf einer Insel der Admiralitätsbai, mit 1145 Einw. Vgl. Wagner, Die Provinz C., in »Petermanns Mitteilungen« 1863.

Chirka i Scherif (auch Chirkai Seadet, arab.), der »edle oder glückselige Mantel«, d. h. Mohammeds, eine der gefeiertsten Reliquien der Mohammedaner. Von Mohammed, der dieses Kleid von schwarzem Kamelott trug, kam es 630 als Ehrengeschenk für ein Loblied auf Gott und den Propheten an den Dichter Kiab Ibn Zohair, dessen Nachkommen es dem Kalifen Moawiah I. verkauften. Von den Omejjaden ging es dann in den Besitz der Abbassiden über und wurde endlich in Kairo wieder aufgefunden und durch Selim II. nach Konstantinopel gebracht, wo es seit 700 in Verwahrung des Chirka i Scherif Scheichi (Scheich des heiligen Mantels) ist, je des ältesten Sohns aus der Familie des Uweyssul Aremi, Nachkommen jenes Dichters. Jetzt wird der C. mit noch andern Reliquien des Propheten in einem besondern Haus des Serails aufbewahrt und alljährlich am 15. des Ramasan den Andächtigen zum Küssen dargereicht.

Chirnside (spr. tschirnßeid), Dorf in Berwickshire (Schottland), mit Papiermühle und (1881) 939 Einw.; Geburtsort David Humes.

Chirogrammatist (griech.), Handschriftendeuter.

Chirogrammatomantie (griech.), s. Handschriftendeutung.

Chirográph (griech.), eigentlich Handschrift; dann s. v. w. Schuldverschreibung, Schuldschein; daher chirographisch, was auf handschriftlicher Versicherung beruht. Ein Chirographarius (Kreditor) oder chirographarischer Gläubiger ist ein solcher, dessen Forderung sich auf eine Handschrift, einen Schuldschein, Wechsel 2c. ohne Pfandrecht gründet. Chirographaria actio, die Klage auf Grund einer Handschrift; chirographaria cautio, die handschriftliche Versprechung.

Chirologíe (griech.), Hände-, Fingersprache; Chirolog, einer, der sich auf die C. versteht.

Chiromantie (auch Chirognomik und Chirologie, griech.), das Wahrsagen aus der Hand, d. h. die vermeintliche Kunst, aus Bau, Linien und Zügen der hohlen Hand eines Menschen sein Schicksal zu entziffern. Die C., seit den ältesten Zeiten eine der angesehensten Wahrsagungsformen, welche im Altertum Chaldäer und Juden betrieben, geht auf astrologische Grundvorstellungen zurück, wonach der Mensch einen Mikrokosmos darstellen sollte, dessen einzelne Organe von den Planeten und Gestirnen beeinflußt würden. Danach wurde der Handteller in sieben

von den Handlinien begrenzte Planetenregionen geteilt, deren Umgrenzungen durch die Handlinien gedeutet wurden. Die hauptsächlichsten derselben sind die fünf Hauptlinien: die Lebenslinie (linea vitalis), zwischen dem Daumen und Zeigefinger anfangend und krumm um den Daumen herum abwärts laufend, sollte durchschnitten und rein ausgeprägt auf Lebenskraft und deshalb auf langes Leben deuten; die Natur- oder Hauptlinie (linea naturalis s. cephalica), unter dem Zeigefinger anfangend und gewöhnlich mit der Lebenslinie sich vereinigend, sollte bei gehöriger Länge einen guten Zustand des Magens, der Leber und der Lebensgeister anzeigen; die Tisch-, Gedärm- oder gemeine Linie (linea mensalis s. inguinalis s. communis), unter dem kleinen Finger anfangend, unter den drei letzten Fingern quer über die Hand laufend und unter dem Zwischenraum des Zeige- und Mittelfingers oder unter ersterm endend, sollte stark ausgeprägt gute Zeugungskraft, aber, wenn sie bis ins erste Gelenk des Zeigefingers geht, ein mühseliges Leben andeuten; die Leber- oder Magenlinie (linea hepatica s. stomachica), von unbestimmtem Anfang, in der Naturlinie endigend, sollte mit dem Zustand der Verdauung in Zusammenhang stehen; die Rascetta, die erste Querlinie unter der Hohlhand auf dem Handgelenk, deutete, wenn ununterbrochen, auf glücklichen Fortgang in Unternehmungen. Außerdem wurden sieben Nebenlinien unterschieden: Marslinie (linea Martis s. soror vitalis, Schwester der Lebenslinie), Sonnen- oder Ehrenlinie (linea solis s. honoris), Venusgürtel (cingulum Veneris), Saturn- oder Glückslinie (linea Saturnina), Heirats- oder Ehestandslinien (lineae matrimoniales), Milchstraße (via lactea), Diskriminal- oder Entscheidungslinien (lineae discriminales). Die Räume sind Stellen in der Hohlhand zwischen den angeführten Linien: der Tisch (mensa), zwischen der Natur- und Tischlinie, deutete auf Reichtum und Freigebigkeit; die Marshöhle oder das Dreieck (cavea Martis oder Triangulum), ein dreieckiger Raum zwischen der Lebens-, Natur- und Leberlinie, deutete, wohlgeschlossen, auf Glück im Vaterland sowie auf natürlichen Verstand, Bescheidenheit und stilles Wesen. Die fünf Berge der Finger (montes) hießen die fleischigen Teile unter den ersten scheinbaren Gelenken der Finger, nämlich: der Venusberg (mons Veneris), unter dem Daumen; der Jupiterberg (mons Jovis), unter dem Zeigefinger abwärts, bis an die Lebens- und Naturlinie; der Saturnberg (mons Saturni), unter dem Mittelfinger; der Sonnenberg (mons solis), unter dem Ringfinger; der Merkurberg (mons Mercurii), unter dem kleinen Finger; der Mondberg (mons lunae) war der dem Venusberg entgegengesetzte, erhabene, fleischige Teil der innern Hand unter dem kleinen Finger. Als eine glückliche Hand galt eine solche, die alle Linien und besonders die Hauptlinien hat und zwar am rechten Ort, wo die Berge sich genau unter ihren bezüglichen Fingern befinden, die Hauptlinien unzerrissen sind, das Dreieck nicht durch verworrene Linien gestört und besonders auch der Venusgürtel vorhanden ist sowie alle Hauptlinien und die Glückslinie gehörig und der Tisch in beiden Händen gleich groß sind.

Die Blütezeit dieser Kunst (16.—18. Jahrh.) hat eine reichhaltige Litteratur über die C., meist in der Form akademischer Leitfäden in lateinischer Sprache, hervorgebracht. Die Hauptvertreter derselben sind: Johann von Hagen (um 1522), Ingenbert (1689), Prätorius (1699), Gocklenius (1692). Abuhaly Ben Omars »Astrologia terrestis«, aus dem Arabischen (Freystadt 1703), ist besonders wertvoll für die Kenntnis des Zusammenhangs des astrologischen und chiromantisch-metoposkopischen Systems. Noch zu Anfang des 18. Jahrh. wurden auf den meisten deutschen Universitäten eigne chiromantische Kollegien gelesen, so in Jena von Herner, in Halle von Nietzky. Der chiromantische Aberglaube findet sich jetzt noch häufig selbst unter Gebildeten. Vornehmlich sind es Zigeuner, welche aus demselben einen Nahrungszweig machen. In neuerer Zeit haben S. d'Argentigny (»La chirognomonie«, Par. 1843; deutsch, Stuttg. 1846) und K. G. Carus (»Über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand«, das. 1846) der C. eine wissenschaftliche Seite abzugewinnen und einen haltbaren Kern darin nachzuweisen gesucht. Vgl. J. Landsberg, Der Handteller (Posen 1861).

Chiron, s. Cheiron.

Chironomie (griech.), die mimische Bewegung der Hände in der Orchestik (s. d.) der Griechen und Römer, dann überhaupt orchestische Aktion, Gebärdensprache; s. Mimik.

Chiroplast (griech., »Handbildner«), eine von Logier (s. d.) erfundene und 1814 patentierte Vorrichtung, welche den Klavierspieler verhinderte, das Handgelenk sinken zu lassen und mit den Fingern anders als senkrecht anzuschlagen. Der C. wurde von Stöpel nachgeahmt, von Kalkbrenner vereinfacht und ist als »Bohrerscher Handleiter« in verbesserter Gestalt neuerdings wieder aufgelebt, kann aber auch in dieser Gestalt sowenig wie in jeder andern empfohlen werden, weil ein Schüler, für den solche Mittel nötig sind, nach Wegfall der mechanischen Nachhilfe immer wieder in die alten Fehler verfallen wird. Der beste C. ist ein guter Lehrer. Eine Erfindung von etwas mehr Wert ist Seebers »Fingerbildner«, welcher nur zum Einziehen der Nagelglieder zwingt, da auf jeden Finger eine einzelne kleine Zwinge aufgesetzt wird.

Chiroplastik (griech., »Handbildnerei«), die Kunst, mit den Händen aus weichen und knetbaren Massen, wie Thon, Wachs ꝛc., Bildwerke zu formen.

Chiroptĕra, Ordnung der Säugetiere, s. v. w. Handflügler.

Chirothēke (griech.), ein die Hand verhüllender, handschuhartiger Verband; auch Name der zu den Krönungsinsignien der deutschen Kaiser sowie zum Ornat der abendländischen Bischöfe gehörigen Handschuhe. Erstere waren meist von purpurfarbenem Seidenzindel genäht und außen reich mit Laubzierat in Gold- und Perlstickerei bedeckt, letztere ebenfalls aus einem kostbaren Stoff gefertigt und reich verziert (jetzt mit einem gestickten Kreuz). Endlich hieß C. auch ein Folterwerkzeug (eiserner Handschuh mit spitzen Haken).

Chirotherium, s. Labyrinthodonten.

Chirotheriumsandstein, s. Triasformation.

Chirurgie (griech., »Handwirkung«, die mit den Händen wirkende ärztliche Kunst), Wundarzneikunde. Eine scharfe Definition von C. läßt sich nicht geben, weil das Gebiet derselben mehr durch Gebrauch und altes Herkommen als durch Umstände, welche in der Natur der Krankheiten liegen, festgestellt worden ist. Sowenig es eine scharfe und naturgemäße Grenze zwischen innern und äußern Krankheiten gibt, sowenig läßt sich zwischen der C. und der innern Medizin eine strenge Unterscheidung aufstellen. Beide Zweige der praktischen Medizin schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern ergänzen sich vielmehr einander. Darum muß auch der Chirurg im Vollbesitz des allgemeinen medi-

zinischen Wissens sein, wie umgekehrt der Arzt, welcher sich vorzugsweise der Behandlung der innern Krankheiten widmet, ohne chirurgische Kenntnisse nicht auskommt. Die Trennung der C. von der innern Medizin beruht darauf, daß der Chirurg über eine gewisse Technik verfügen muß, welche namentlich bei den chirurgischen Operationen, bei der Anwendung mechanisch wirkender Heilmittel ꝛc. in Frage kommt, und die sich nicht jeder Arzt in dem genügenden Grad aneignen wird; praktisch wird daher die Trennung der C. und der innern Medizin fortbestehen, in der Wissenschaft selbst aber besteht eine solche Trennung durchaus nicht. Das Gebiet, welches, der Tradition entsprechend, der C. anheimfällt, umfaßt vorzugsweise die zu Tage liegenden, äußerlich sichtbaren Schäden, also namentlich die Wunden und Geschwüre, die Knochenbrüche und Verrenkungen, die Unterleibsbrüche, Vorfälle, Geschwülste, überhaupt alle diejenigen Krankheitszustände, welche der ärztlichen Behandlung auf operativem oder mechanischem Weg zugänglich sind.

Wesentliche Bestandteile der C. sind die Lehre von den chirurgischen Operationen und die Verbandlehre. Die Lehre von den blutigen Operationen heißt Akiurgie, die von den unblutigen Mechanurgie. Die Militär- oder Kriegschirurgie ist, wie sich eigentlich von selbst versteht, keine ihrem innern Wesen nach von der C. verschiedene Disziplin; sie besteht vielmehr nur in der Anwendung allgemein chirurgischer Grundsätze auf die im Krieg vorzugsweise vorkommenden Krankheiten. Früher unterschied man zwischen der höhern und niedern C. Zur letztern gehörten das Aderlassen, Ansetzen von Schröpfköpfen und Blutegeln, Zahnausziehen und ähnliche Manipulationen.

Geschichte. Die C. ist nächst der Geburtshilfe wohl der älteste Teil der gesamten Heilkunde. Ihre Anfänge haben wir wahrscheinlich bei den Ägyptern zu suchen; sie führten Ärzte auf ihren Feldzügen bei sich und übten bereits die Amputationen, den Steinschnitt und andre große Operationen aus. Für viel vollkommener würde die C. der alten Inder gelten müssen, wenn man sicher wäre, daß ihr berühmtes medizinisches Werk »Ayurveda« oder Buch der Lebenskunde, von Susrutas, wirklich das hohe Alter besitze, welches einzelne Gelehrte ihm zuschreiben, die es 1000—1400 v. Chr. zurückdatieren. Bei den Griechen erfreute sich die C. schon zu Hippokrates' Zeiten (460—377) einer großen Blüte; wegen der mangelhaften Ausbildung der Anatomie und Physiologie konnten die größern blutigen Operationen bei den Griechen nicht in Aufnahme kommen. Dagegen leisteten die griechischen Ärzte z. B. auf dem Gebiet der Knochenbrüche und Verrenkungen schon Ausgezeichnetes, besonders in der Zeit nach Hippokrates in Alexandria. Zu den Römern wurde die C. von Griechenland aus importiert. Celsus (1. Jahrh. n. Chr.) spricht schon von plastischen Operationen, von den Unterleibsbrüchen; auch gibt er eine Amputationsmethode an, welche noch heute geübt wird. Die spätern römischen Ärzte, selbst Galenus (gest. 201), haben die C. nicht wesentlich weitergebildet; doch suchte Galenus der C. wie der Heilkunde überhaupt eine sichere anatomische Grundlage zu geben. Der Zusammenhang zwischen der römischen und der spätern westeuropäischen Kultur wurde durch die Araber vermittelt, welche auch die Führung in der medizinischen Wissenschaft übernommen hatten. Allein bei ihrer auf religiösen Vorurteilen beruhenden Scheu vor blutigen Operationen brachten sie es nur zu einer größern Sicherheit in der Unterscheidung und Erkennung der chirurgischen Krankheiten, und an Stelle des Messers bedienten sie sich des Glüheisens, das sie in der größten Ausdehnung anwendeten. Als die Hauptrepräsentanten der arabischen C. sind zu nennen Rhazes (850—932), Avicenna (980—1037), Abulkasem (gest. 1106) und Avenzoar (gest. 1162). Nach der Zeit der Araber blühte die Medizin in der Schule zu Salerno in Unteritalien. Der berühmteste Wundarzt dieser Schule ist Roger von Parma (um 1200). Zu neuer Blüte erwachte das Studium der C. im 13. Jahrh. auf den italienischen Universitäten Neapel, Bologna und Padua. Von Italien aus wurde dann die C. vorzugsweise durch die Bemühung Lanfranchis nach Frankreich verpflanzt, wo sie von nun an eine bleibende Pflegstätte fand. Der berühmteste unter den ältern französischen Chirurgen ist Guy de Chauliac, welcher auch 1363 ein lange in Ansehen stehendes Lehrbuch der C. geschrieben hat. Eine neue Zeit brach für die C. an, als im Lauf des 16. Jahrh. die Anatomie neu begründet und durch den gemeinsamen Fleiß der Ärzte aller Länder wissenschaftlich ausgebildet wurde. An der Spitze dieser Reformation stand der Niederländer Vesalius. Dazu kam der Umstand, daß der C. ein ganz neues Gebiet von Krankheiten, nämlich die Schußwunden, zufiel. Die Schrift des berühmten französischen Chirurgen Ambroise Paré über die Schußwunden und die von ihm eingeführte Arterienunterbindung bildete den Ausgangspunkt für die Umgestaltung der gesamten C. Die gelehrten Ärzte und die Professoren an den Universitäten übten damals fast gar keinen Einfluß auf den Entwickelungsgang der C. aus, während die praktischen Chirurgen, die häufig die C. nur handwerksmäßig erlernt hatten, zum Teil eine hervorragende Bedeutung erlangten. Nirgends aber lag die C. mehr danieder als in Deutschland. Epochemachend in der Geschichte der C. ist die Gründung der Akademie der C. in Paris 1731, welche in jeder Beziehung der medizinischen Fakultät daselbst gleichgestellt wurde und fast ein Jahrhundert lang für die C. in ganz Europa tonangebend blieb. An der Spitze der chirurgischen Akademie standen Männer wie Petit, Desault, Percy u. a., welche zusammen mit hervorragenden englischen Wundärzten als die Gründer der modernen C. betrachtet werden müssen. In England erreichte die C. im Lauf des vorigen Jahrhunderts einen hohen Grad von Ausbildung. Unter die berühmtesten Chirurgen dieser Periode zählen wir Männer wie Pott, William und John Hunter (1728—93), Benjamin Bell (1749—1806), Cheselden, Alex. Monro u. a. Unter ihnen ist John Hunter ohne Zweifel das größte Genie, ebenso bedeutend als Anatom wie als Chirurg. Hinter den genannten Männern Frankreichs und Englands stehen die deutschen Chirurgen des 18. Jahrh. weit zurück. Der bedeutendste von ihnen ist wohl Lorenz Heister. Mehr Aufschwung kommt in die deutsche C. erst mit dem Eintritt des gegenwärtigen Jahrhunderts, besonders durch v. Siebold (gest. 1807) und August Gottlob Richter (gest. 1812). Von jetzt an treten, in Deutschland wenigstens, die Professoren der C. wieder in den Vordergrund und behaupten fortan diese Stellung, weil sie jetzt die C. auch in Wirklichkeit praktisch ausüben. Doch nehmen noch im Anfang des 19. Jahrh. die französischen Chirurgen den ersten Rang ein; Männer wie Boyer, Delpech, Dupuytren, Larrey, der Leibarzt Napoleons I., übten auf die Ausbildung der C. den größten und wohlthätigsten Einfluß aus. Neben ihnen erhob sich in England die Autorität von Astley Cooper (1768—1841). Die Schriften der genannten englischen und französischen

Wundärzte regten zunächst auch in Deutschland das Interesse für die C. an. Bald aber trat auch hier eine selbständige Arbeit auf diesem Gebiet und zwar in der nachhaltigsten und gediegensten Weise ein. Zu dem Aufschwung der C. in Deutschland, welches zusammen mit England die geistige Führerschaft auf diesem Gebiet an sich gerissen hat und noch festhält, haben zunächst österreichische Ärzte, namentlich Vinzenz v. Kern in Wien, den Anstoß gegeben. Aus seiner Schule stammen Männer wie Rust, v. Gräfe, der Wiedererwecker der plastischen C., Langenbeck der ältere u. a. In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts übte den größten Einfluß auf die gegenwärtige Gestalt der C. in Deutschland Dieffenbach (gest. 1847) aus, einer der genialsten und kühnsten Operateure, die es bisher gegeben hat. Je mehr die C. unsrer Tage auf dem Boden anatomischer und physiologischer Studien hervorgewachsen ist, um so bestimmter konnte sie ihre Aufgaben und die Grenzen ihrer Wirksamkeit feststellen. Sie hat ihre wichtigste und schönste Aufgabe nicht im Zerstören und Schneiden, sondern in der Erhaltung der erkrankten Teile erkannt. Auf jedem ihrer Gebiete sind die Grundsätze der konservativen C. zur Herrschaft gelangt. Es ist vorzugsweise das Verdienst Stromeyers und seines berühmten Werkes über Kriegsheilkunde, die konservative Richtung der C. begründet zu haben. Gefördert wurde diese Richtung durch die Entdeckung der schmerzstillenden Wirkungen der Einatmung von Äther und Chloroform. Durch das Chloroform hat das chirurgische Verfahren unendlich an Sicherheit gewonnen, und die operativen Aufgaben selbst konnten dadurch beträchtlich erweitert werden. Einen Glanzpunkt in der konservativen C. bildet die Behandlung schwerer Gelenkkrankheiten durch die Resektion v. Langenbecks sowie die ausgedehnte Anwendung der unbeweglichen (Gips-) Verbände, namentlich in der Kriegschirurgie. Auf dem Gebiet der plastischen Operationen, durch welche fehlende Weichteile ersetzt werden, stehen in unerreichter Meisterschaft Dieffenbach und sein Nachfolger v. Langenbeck. Ein wesentlicher Fortschritt war auch die Einführung der Galvanokaustik in die C. durch Middeldorpff, durch welche es gelingt, größere Operationen ohne Blutverlust auszuführen, ein gleicher die subkutane Muskel- und Sehnendurchschneidung zum Zweck der Beseitigung von Verkrümmungen der Glieder, des Schielens 2c.; die Zertrümmerung der Harnsteine in der Blase oder die Lithotripsie, um welche sich die französischen Wundärzte Civiale, Heurteloup und Leroy d'Etiolles unsterbliche Verdienste erworben haben; die Anwendung des Kehlkopfspiegels zum Zweck operativer Eingriffe am Kehlkopf ohne vorhergehende blutige Eröffnung desselben 2c. Die jüngste Ära in der C. hat vielleicht den Anspruch auf die Krone aller Verdienste, da sie den gefährlichsten Feind aller blutigen Operationen, die Wundinfektionskrankheiten, mit einem Erfolg bekämpft, der die Sterblichkeitsziffer selbst bei den größten Operationen auf ein früher für unmöglich gehaltenes Minimum herabsetzt. Sie datiert seit Ende der 60er Jahre, seit Erforschung der pflanzlichen Krankheitserreger, seit der Einführung des antiseptischen Verbandes durch Lister. — Was die Standesverhältnisse der Wundärzte anbelangt, so ist die Klasse der zunftmäßigen Chirurgen (der Bader und Barbiere) in Deutschland im Aussterben begriffen. Es werden im Deutschen Reich hinfort nur noch Ärzte gebildet, welche die Heilkunde in ihrem ganzen Umfang auszuüben berechtigt sind. Die bisherigen niedern Chirurgen werden höchstens in der Form von Heilgehilfen fortbestehen. Der Unterricht in der C., für welchen früher an verschiedenen Orten besondere chirurgische Akademien bestanden, ist in Deutschland ausschließlich den Universitäten anvertraut; die Lehrer der C. an denselben sind ausnahmslos auch als Operateure praktisch thätig. Nur in England besteht noch eine ziemlich strenge Grenze zwischen Chirurgen (surgeons) und Ärzten (physicians). Vgl. Stromeyer, Handbuch der C. (Freiburg 1844—68, 2 Bde.); Pitha und Billroth, Handbuch der allgemeinen und speziellen C. (Stuttg. 1865—81); Hueter, Allgemeine C. (Leipz. 1873); Bardeleben, Lehrbuch der C. und Operationslehre (8. Aufl., Berl. 1879—81, 3 Bde.); Roser, Handbuch der anatomischen C. (7. Aufl., Tübing. 1875); Billroth, Allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie (10. Aufl. von Winiwarter, Berl. 1882); König, Lehrbuch der speziellen C. (3. Aufl., das. 1881); Albert, Lehrbuch der C. und Operationslehre (2. Aufl., Wien 1881, 4 Bde.); Billroth und Lücke, Deutsche C. (Stuttg. 1879—82); Hueter, Grundriß der C. (3. Aufl., Leipz. 1885, 2 Bde.); Sprengel, Geschichte der C. (Halle 1805—19, 2 Bde.); Häser, Historische Entwickelung der C. und des chirurgischen Standes (in Billroths »Deutscher Chirurgie«, Bd. 1); Fischer, Vor hundert Jahren. Historische Studien (Leipz. 1876).

Chirurgisches Besteck, s. Besteck.

Chiselhurst (spr. tschiss'l-hörst), Dorf in der engl. Grafschaft Kent, 17 km südwestlich der Londonbrücke, mit zahlreichen Landsitzen, darunter Camden House, ehemals Eigentum des Annalisten Camden (gest. 1623). In demselben starb Napoleon III. 9. Jan. 1873, und 16. März 1874 fand dort die feierliche Mündigsprechung des kaiserlichen Prinzen statt. Die Reste des Kaisers liegen in der römisch-katholischen Kapelle des Orts.

Chiswick (spr. tschissick), Vorstadt von London, in der Grafschaft Middlesex, 15 km oberhalb der Londonbrücke, mit reizenden Villen und Gärten, worunter das vom Grafen Burlington in Nachahmung der Villa Capra bei Vicenza erbaute Chiswick House, in dem Fox (1806) und Canning (1827) starben. Auf dem Kirchhof ist das Grab Hogarths (gest. 1764); auch der italienische Patriot Ugo Foscolo lag hier begraben, bis seine Asche 1871 nach Florenz übergeführt wurde. Dabei Experimentalgarten der Horticultural Society. C. hat (1881) 15,975 Einw.

Chitarra (ital., spr. ki-), s. Guitarre.

Chitarrōne (ital., spr. ki-, »große Chitarra«), eins von den großen lautenartigen Baßinstrumenten des 17. und 18. Jahrh. Vgl. Laute.

Chitin $C_9H_{15}NO_6$, die Substanz, welche bei Würmern, Krebsen, Spinnen und Insekten ebenso allgemein auftritt wie bei den Pflanzen die Cellulose und die häutigen und härtern Teile der verschiedenen Organe dieser Tiere bildet. Das C. findet sich dabei häufig innig verbunden mit andern Stoffen, so mit kohlensaurem Kalk im Panzer der Krebse. Es zeichnet sich aus durch seine große Widerstandsfähigkeit gegen die gewöhnlichen Lösungsmittel und wird daher in ähnlicher Weise wie die Cellulose dadurch rein dargestellt, daß man z. B. Maikäferflügeldecken der Reihe nach mit diesen verschiedenen Lösungsmitteln behandelt und so von den fremden Beimengungen befreit. Das C. ist dann farblos, durchscheinend, löst sich in konzentrierter Schwefelsäure ohne Färbung und liefert beim Kochen der verdünnten Lösung Ammoniak, gärungsfähigen Zucker und andre Körper. Bei der trocknen Destillation gibt es Essigsäure, Ammoniak und brenzlige Produkte.

Chitōn (griech.), das Unterkleid der Griechen, auf dem bloßen Leib getragen und oft als einziges Kleidungsstück dienend. Ein oblonges Stück Zeug wurde einfach so zusammengelegt, daß die eine geschlossene Seite desselben die eine Seite des Körpers deckte; unter ihrem obern Ende wurde durch eine Öffnung ein Arm gesteckt; die andre offene und nur zuweilen an ihrem untern Ende zusammengenähte Seite ward über der andern Schulter zusammengenestelt. Ein Gurt um die Hüften hielt den C. zusammen und gestattete durch Hinaufziehen des Stoffs, wodurch ein »Bausch« (Vertreter unsrer Tasche) gebildet wurde, eine Verkürzung desselben. Dieser bis zu den Knieen reichende C. (Fig. 1), welcher bei dorischen Männern u. Frauen zu allen Zeiten üblich war, wurde seit Perikles auch in Athen von Männern getragen, wo bis dahin der längere C. der asiatischen Jonier im Gebrauch gewesen war. Häufig wurden dem C. auch kurze oder lange Ärmel angefügt. Dem bis auf die Füße reichenden Doppelchiton (Fig. 2) fehlte auch das eine Armloch: es wurde zu demselben ein beträchtlich längeres Zeugstück ganz wie der einfache C. zusammengelegt, das obere Drittel desselben aber zurückgeschlagen, so daß es auf Brust und Rücken beinahe bis zur halben Körperhöhe zurückfiel. Während die beiden freien obern Enden ganz wie beim einfachen C. über der einen Schulter zusammengesteckt wurden, faßte eine Agraffe über der andern Schulter den obern Rand des Gewandes von vorn und hinten und bot so eine Öffnung für den andern Arm. Die offene Seite des Doppelchitons ließ also eine Seite des Körpers sichtbar werden, wenn sie nicht, was oft geschah, von den Hüften (halb offener) oder von der Achselhöhle an (geschlossener Doppelchiton) zusammengenäht wurde. Die meisten Wandlungen, welche die griechische Frauenmode mit diesem C. vornahm, bezogen sich auf jenen bald längern, bald kürzern Überwurf, dessen offene Seitenränder oft über dem Oberarm durch Agraffen so miteinander vereinigt wurden, daß sie die Gestalt eines Ärmels erhielten, aber in Zwischenräumen den nackten Arm sichtbar werden ließen. Die Stoffe des C. waren meist wollene Gewebe, die Frauen bevorzugten auch Linnen und Byssus. Erst spät fanden seidene Stoffe in Griechenland Eingang. Im allgemeinen war für den C. die weiße Farbe die vorherrschende; doch trugen ihn namentlich die Frauen häufig auch dunkelfarbig und verzierten ihn mit Verbrämungen, Streifen und Stickereien.

Fig. 1.



Dorischer Chiton (Relief).

Fig. 2.



Doppelchiton (Statue in Neapel).

Chitōne, Beiname der Artemis, weil sie als Jägerin mit geschürztem Chiton (s. d.) gedacht wurde, oder weil ihr die Windeln der Neugebornen geweiht wurden.

Chittagongholz, s. Cedrela.

Chittim (nach Luther Kithim, 1. Mos. 10, 4 unter den Nachkommen Javans genannt), in der Bibel ursprünglich Name der einheimischen Bewohner Cyperns (nicht verschieden von demjenigen des in der Urzeit in ganz Syrien verbreiteten Volkes der Chetiter oder Chittäer); später allgemeiner Name aller entfernten Länder im Westen, wie nach 1. Makk. 1, 1 Alexander d. Gr. vom »Land C.« aus seinen Zug begann und Dan. 11, 30 der Name auf die Römer angewendet wird.

Chittitische Hieroglyphen, eine den ägyptischen Hieroglyphen ähnliche, aber weniger künstlerische Bilderschrift, von der sich einige Denkmäler in Syrien gefunden haben, namentlich in den Städten Hama, Haleb und Dscherabis. Die letztere, am Euphrat gelegene Stadt bezeichnet die Lage des alten Karchemisch, welches nach den assyrischen und ägyptischen Inschriften die Hauptstadt des Chatti oder Chta genannten Volkes war. Man hält dasselbe für die Chetiter (s. d.) der Bibel und bezeichnet daher die noch unentzifferten Hieroglyphen nach Sayce als chittitische oder chetitische. Vgl. »Transactions of the Society of biblical archeology«, Bd. 7 (Lond. 1882).

Chiusa (ital., spr. kjūsa, »Klause, Gebirgspaß«), Name mehrerer ital. Ortschaften: 1) C. Sclafani, Stadt in der Provinz Palermo (Sizilien), Kreis Corleone, nach ihrem Gründer (Graf Sclafani, 1320) benannt, in fruchtbarer Gegend, mit Öl-, Obst- und Sumachkultur und (1881) 6874 Einw. — 2) C. di Pesio, Dorf in der Provinz Cuneo, am Pesio, mit altem Schloß, Glas- und Majolikafabrikation und (1881) 2772 Einw. — 3) C. di San Michele (Clusa Langobardorum), Flecken in der Provinz Turin, Kreis Susa, im Engthal der Dora Riparia, zwischen dem Monte San Michele (mit ehemaligem Benediktinerkloster) und Monte Caprasio, mit (1881) 856 Einw. und alten Befestigungswerken, durch welche die Langobarden den Einbruch der Franken (unter Pippin und unter Karl d. Gr.) in ihr Reich zu versperren suchten. — 4) C. di Verona, s. Berner Klause.

Chiusi (spr. kjūsi, Clusium), Stadt in der ital. Provinz Siena (Toscana), Kreis Montepulciano, auf einem olivenbepflanzten Hügel im Thal der Chiana unweit des kleinen Sees von C. gelegen, Knotenpunkt der Eisenbahnen von Florenz nach Rom, ist Fundort zahlreicher etruskischer und römischer Altertümer, hat eine Kathedrale aus dem 12. Jahrh., ein Museum etruskischer Altertümer, ist Bischofsitz und zählt (1881) 1824 Einw. — C. ist eine der ältesten Städte Italiens. Sie gehörte im Altertum unter dem Namen Clusium (ursprünglich Camers genannt) zu den zwölf etrurischen Republiken und war des Königs Porsenna Residenz. Später hielt die Stadt treu zu den Römern und rief deren Hilfe 391 v. Chr. gegen die andringenden Gallier an. 295 erlitten die Römer bei C. eine Niederlage durch die Senonen; in den Bürgerkriegen siegten die Sullaner zweimal bei C. Unter den Stürmen der Völkerwanderung ward C., wie das ganze Chianathal, entvölkert und erhob sich erst seit der Regulierung des Chianalaufs wieder zu einiger Blüte. Bemerkenswert ist die Stadt vornehmlich durch die reiche Ausbeute an etruskischen Antiquitäten (schwarzen Thongefäßen, Schmuck, Reliefs, geschnittenen Steinen zc.) und die etruskischen Gräber (zum Teil mit mehreren Grabkammern, labyrinthischen Gängen und Malereien), die sich rings um die Stadt, oft einige Miglien ent-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

fernt, vorfinden und zahlreiche Besucher anziehen. Am interessantesten davon sind: das sogen. Porsennagrab im NO., ein Riesentumulus von 250 m im Umfang (1870 entdeckt); die Tomba della Scimia, mit Darstellungen gymnastischer Spiele; das Deposito del Colle im SO. (im Innern eines Hügels, 1833 entdeckt); das Deposito delle Monache im NW. (1826 entdeckt), mit zwei Sarkophagen und acht alabasternen Aschenkisten, und die Camera della Paccianese, mit gewölbter Travertindecke und acht Urnen. Vgl. Liverani, Le catacombe di C. (Siena 1872).

Chivasso (spr. kiw-, Clevasium), Stadt in der ital. Provinz Turin, am linken Ufer des Po, von welchem hier der Cavourkanal abgeleitet ist, und an der Eisenbahn Turin-Mailand mit Zweigbahn nach Ivrea, hat ein Gymnasium, eine technische Schule, Industrie, Korn- und Viehhandel und (1881) 4375 Einw. C. war eine alte feste Stadt von Montferrat, deren Befestigungen 1804 von den Franzosen geschleift wurden.

Chivilcoy (spr. tschiwilkoi), Stadt der Argentinischen Republik, Provinz Buenos Ayres, 150 km westlich von der Hauptstadt, in ungesunder Gegend, aber mit vier Dampfmühlen, Schafzucht, Maisbau und (1882) 8100 Einw.

Chiwa (Charesm, Choarizm, Chowarezm, »Land der Niederung«, auch Urgendsch, s. Karte »Zentralasien«), ein Chanat und jetzt russ. Vasallenstaat in Westturkistan, im S. des Aralsees, zwischen 41 und 43¾° nördl. Br. Die Grenzen bilden östlich der Amu Darja gegen die nach ihm benannte russische Provinz, gegen S. die Sandwüste Karakum, gegen W. das russische transkaspische Gebiet. C. umfaßt ca. 57,800 qkm (1050 QM.) und besteht hauptsächlich aus Sandwüsten; nur im Delta des Amu Darja (Oxus) zieht sich ein auf dem linken Ufer breiterer Streifen bewässerten und fruchtbaren Landes hin. Im ganzen ist höchstens ein Drittel des Areals produktives Land. Landesprodukte sind: Weizen und andres Getreide, Früchte (berühmt sind die Melonen), Flachs, Krapp und viel Baumwolle. Die Viehzucht ist (mit Ausnahme der Schafzucht) unbedeutend, das Rindvieh klein; Kamele und Dromedare werden viele, aber noch immer nicht genug gehalten. Die Bevölkerung, deren Zahl jetzt, nach Abtretung des Amu Darja-Bezirks an Rußland, immerhin noch 700,000 Köpfe beträgt, setzt sich aus nomadisierenden und angesessenen Stämmen zusammen. Zu den erstern gehören: 1) Die Kirgisen (s. d.), die, etwa 10,000 Seelen, hauptsächlich in der Umgegend des Dankarasees nomadisieren. An diese schließen sich nach Herkunft und Lebensweise 2) die Karakalpaken (s. d.), welche sich in den nördlichen Teilen des Chanats, in der Nähe des Aralsees, des Dankarasees, der Städte Kungrad, Chodsheili und Kiptschak aufhalten (nach Vambéry 10,000 Kibitken oder 50,000 Seelen zählend) und, in verschiedene Distrikte verteilt, Abgaben zahlen und zum Kriegsdienst verpflichtet sind; 3) die Turkmenen (s. d.), von denen hier der zweite Hauptzweig des Jomudenstammes, die Bairam Schaly (15—20,000 Kibitken), dann der Stamm der Tschoudoren (etwa 12,000 Kibitken) zwischen erstern und den Uzbekenniederlassungen, und etwa 2000 Kibitken der Goklanen in den Grenzstrichen der Oase wohnen. Als angesessene Stämme sind hervorzuheben: 1) Die Uzbeken (s. d.), welche als herrschende Bevölkerung im Chanat auftreten (ihnen gehört der Chan an) und auf die Reinheit ihrer Nationalität stolz sind. Dessenungeachtet sind ihnen iranische Elemente beigemischt, was speziell sich in dem Barte dokumentiert. Hinterlist, Lügenhaftigkeit und Grausamkeit sind ihre Charaktereigenschaften. Sie zählen ungefähr 90—100,000 Seelen und konzentrieren sich hauptsächlich in C., Gurien, Chasar Asp, Mangyt, Kiptschak und in der Umgegend dieser Orte. 2) Die Sarten (s. d.) oder die chiwesischen Tadschik, welche türkisch sprechen und dasselbe Leben wie die Uzbeken führen, von denen sie indessen nicht sehr geliebt sind. Ihre Zahl mag 20,000 Familien betragen. 3) Perser, welche vor dem Krieg mit Rußland als Sklaven hier lebten. Der Handel hat in Urgendsch und Chiwa seinen Mittelpunkt und erstreckt sich vorzugsweise auf Baumwolle, Seide, Schaffelle und Getreide. Im ganzen war er bisher unbedeutend und infolge der allgemeinen Unsicherheit in starkem Rückgang begriffen; mit Persien erschwert den Verkehr die wasserlose Turkmenenwüste. Die Regierung des Chans ist erblich und despotisch. Seine regulären Truppen bestehen aus wenigen Mann Leibgarde, der übrige Teil des Heers aus schlecht bewaffneten und berittenen Uzbeken und Turkmenen. Nur letztere haben den Russen 1873 zähen Widerstand geleistet und traten ihnen in den Tagen vom 21.—29. Juli in der Stärke von 10,000 Mann entgegen; Führung fehlte ihnen vollständig. Die Einnahmen des Chans sind sehr gering (die Turkmenen sind steuerfrei), sie beziffern sich im Jahr auf 350—400,000 Rubel. Die Familien- und Handelssteuer wird in Geld bezahlt, die Grundabgaben (etwa ein Dritteil) werden in Naturalien entrichtet; sie sind hoch und werden durch die Habgier der Beamten und durch Frondienste noch drückender. — Die Hauptstadt C. liegt an dem von Schurachan ausgehenden Bewässerungskanal Palwanata und wird von Vambéry einer persischen Stadt niedrigster Stufe gleichgestellt. Sie ist von einer Lehmmauer umgeben, hat eine Citadelle, einen großen Bazar, im übrigen meist Hütten und zählt 6000 Einw. Nächst C. ist der bedeutendste Handelsplatz Neu-Urgendsch, mit 3000 Einw., am Kanal Schawat.

Geschichte.

Aus der Zeit des persischen Königsgeschlechts der Achämeniden (5. Jahrh. v. Chr.) kennen wir von Choarizm nicht viel mehr als den Namen des Landes. Nach Herodot bildeten die Choaresmier mit den Parthern, Sogdiern und Ariern den 16. Distrikt des Perserreichs; im Heer des Xerxes kämpften sie unter eignen Feldherren, und ihr König stellte sich Alexander vor, als dieser 327 an den Oxus gelangt war. Die Herrscher des Landes gehörten wohl den Nomadenvölkern an, welche die Oase damals wie jetzt umgeben. Im 6. Jahrh. n. Chr. war ihr König von dem östlich davon residierenden Chakan der Türken abhängig, aber noch im 11. Jahrh. hatte Choarizm seine eignen Herrscher; die Seldschukken eroberten C. in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. Ende desselben Jahrhunderts erhielt Kuthb Eddin Mohammed, der Sohn eines türkischen Sklaven, die Statthalterschaft mit dem Titel eines Charezm-Schahs. Er strebte nach Macht, gewann die Anhänglichkeit der Bewohner des Landes und versammelte viele Gelehrte an seinem Hof. Diese Charezm-Schahs wurden den Seldschukken-Sultanen bald gefährlich und zuletzt die Erben ihrer Macht, büßten sie aber mit dem Einfall Dschengis-chans ein. In dieser Zeit des Ruhms und der Blüte erstreckte sich C. im Westen vom Kaspischen Meer hinab bis Bagdad und umfaßte fast ganz Persien, Teile von Afghanistan und die Oxusländer bis zum Sir Darja. Dschengischans Sohn Tolui eroberte und verwüstete C. um 1220, zog aber wieder ab. Als Timur im Frühjahr 1372 seinen ersten Feldzug nach

C. unternahm, herrschte dort Husein Sofi als Usurpator; Timur machte die Ansprüche seines mongolischen Hauses Dschagatai geltend, allein Husein Sofi warf seine Gesandten ins Gefängnis. Timur drang nun von Bochara aus vor, nahm die Hauptstadt Ket, warf den Gegner in die Stadt Urgendsch zurück und schloß mit dessen Bruder und Nachfolger Jusuf Frieden. Letzterer brach denselben. Timur rückte 1373 aufs neue vor, kehrte indes auf Bitten Jusufs wieder um. Als er 1376 zum drittenmal vor Ket stand, nötigte ihn ein feindlicher Angriff auf seine Hauptstadt Samarkand wieder zur Umkehr. Wieder aufgenommen wurde der Feldzug 1379, Ket wurde gestürmt. 1388, nach dem fünften Raubzug, traf Timur Anstalten zum Wiederaufbau der Städte. Fast ein Jahrhundert lang erfreute sich nun C. der Ruhe, bis türkische Wanderhorden die Hauptstadt eroberten; um 1484 kam das Land auf kurze Zeit an Persien. Als Sunniten wollten die Chiwesen sich der persischen schiitischen Herrschaft nicht fügen, sie riefen den Türken Ilbars zum Chan aus, dieser vertrieb die schiitischen Perser, und seit der Zeit verblieb C. unter der Herrschaft der **Uzbeken**. Ein ununterbrochener Bruderkrieg kennzeichnet die Zeit ihrer Herrschaft.

In das 17. Jahrh. fallen die ersten Beziehungen zwischen Rußland und C., durch Kosaken vermittelt. Zu einem positiven Ergebnis führten aber deren Züge unter den Atamanen Netschai und Schemai nicht. 1700 dagegen richtete der Chan Schanias an Peter d. Gr. die Bitte, C. in den russischen Unterthanenverband aufzunehmen. Ein Ukas vom 30. Juni (a. St.) 1700 gewährte dieselbe. 1703 wurde dem neuen Chan, Arab Mahomet, dasselbe gewährleistet. 1714 erschien in Petersburg eine chiwesische Gesandtschaft, welche die Expedition des Fürsten Bekowitsch Tscherkaski nach C. veranlaßte. Dieselbe mißglückte jedoch vollständig, da mittlerweile in C. die russenfreundliche Stimmung in das Gegenteil umgeschlagen war. Erst im J. 1839 kam es zu einer zweiten russischen Expedition nach C.

Um die Mitte des 18. Jahrh. bemächtigten sich die Kirgisen der Kleinen Horde des chiwesischen Throns. Sie wurden von Mehemmed Emin Inag, einem uzbekischen Häuptling, 1792 vertrieben; letzterer begründete die noch heute regierende Dynastie der chiwesischen Chane. Unter seinen Nachfolgern Ikasarchan (1800—1804), Mehemmed Rehim (1804—26) und Allahkulirchan (1826—41) fanden stets Kriege mit Bochara, den Jomuden und Karakalpaken statt. In die Regierung Allahkulis fiel die von dem General Perowski geleitete Expedition der Russen gegen C. Anlaß dazu waren die von C. geschürten Unruhen der Kirgisen, welche zu russischen Unterthanen geworden waren. Vorbereitet war die Expedition durch die 1819, 1820 und 1821 ausgeführten Rekognoszierungen der Generale Murawjew, Meyendorf und Berg. Am 29. Nov. 1839 begann der Vormarsch vom Ural aus. Trotz der umfassendsten Vorbereitungen mußte das 4413 Mann starke Expeditionskorps mit einem Troß von 10,400 Kamelen infolge des außergewöhnlich harten Winters umkehren, nur Ak Bulak war erreicht; 1054 Mann lagen tot in der Steppe. Rußland hatte an seinem Prestige den Mittelasiaten gegenüber nicht wenig eingebüßt.

Auch unter den folgenden Regenten: Rehimkulichan (1841—43), Mehemmed Emin Chan (1843—1855), Abdullahchan (1855—56), Kutluy Muradchan (regierte nur 3 Monate) und Seid Mehemmedchan (1856 bis etwa 1868), fanden stete Kämpfe, unter den erstern mit Bochara und Persien, unter den letztern mit den turkmenischen Stämmen, statt.

Der Sohn des letztern, Seid Mehemmed Rehimchan, regiert noch jetzt. Er leistete der Empörung der Kirgisen gegen die Russen offen Vorschub; alle friedlichen Versuche, ihn zu bestimmen, den räuberischen Einfällen seiner Nomaden in russisches Gebiet Einhalt zu thun und die auf diesen Raubzügen in Gefangenschaft geratenen russischen Unterthanen freizugeben, blieben erfolglos. So mußte Rußland in einen Krieg gegen den übermütigen Chan eintreten.

Für das Vorgehen erschien das Frühjahr die günstigste Jahreszeit; im März 1873 begann der Vormarsch von drei Seiten: von Osten mit Truppen des turkistanischen, von Nordwesten mit solchen des orenburgischen, von Westen, resp. Südwesten mit solchen des kaukasischen Militärbezirks, im ganzen 12,348 Mann mit 4697 Pferden, 65 Geschützen und 24,119 Kamelen. Den Oberbefehl führte General Kaufmann. Der Chan von C. hatte vergeblich Hilfe bei den Nachbarvölkern Asiens, vergeblich bei England gesucht, dem durch den außerordentlichen Gesandten Grafen Schuwalow die beruhigendsten Versicherungen gegeben wurden. Im Chanat selbst wurden alle streitbaren Männer aufgeboten und so gut wie möglich bewaffnet.

Das turkistanische Detachement drang in zwei Kolonnen unter den furchtbarsten Beschwerden, aber, vom Chan von Bochara mit Kamelen, Brennmaterial und Proviant unterstützt und an geeigneten Orten Befestigungen anlegend (bei Jokibai Fort Blagoweschtschensk, bei Chalata Fort St. Georg), glücklich bis zum Amu Darja vor, der am 11. Mai erreicht wurde, vertrieb die chiwesischen Truppen aus ihren festen Stellungen, ging auf das linke Stromufer über, nahm die Festung Charasp und rückte zum Angriff gegen die Stadt C. selber vor, wo die orenburgischen und kaukasischen Detachements bereits eingetroffen waren. Eine Abteilung des kaukasischen Departements, welche von Tschikischlar in nordöstlicher Richtung aufgebrochen war, hatte freilich, durch Wassermangel gezwungen, den Rückmarsch nach Krassnowodsk antreten müssen; dagegen hatte sich eine zweite Abteilung, die von der Kinderlibucht ausmarschiert war, mit dem vom Embaposten kommenden orenburgischen Detachement bei Kungrad, der nördlichsten chiwesischen Stadt, vereinigt, und beide hatten darauf trotz des Widerstandes der Chiwesen, die, 3000 Mann stark, 20. Mai bei Mandyk eine empfindliche Niederlage erlitten, ihren Marsch auf die Stadt C. zu fortgesetzt. Dort herrschte die vollständigste Anarchie: der Chan war geflüchtet und sein 20jähriger Bruder als Chan ausgerufen; die einen wollten Frieden, die andern drangen auf Fortsetzung des Kriegs. Während der neue Chan sich schon dem General Kaufmann unterworfen hatte, kämpfte man noch am Nordtthor. Dasselbe wurde in Bresche gelegt, und General Werewkin nahm die Stadt mit Sturm. Um 2 Uhr nachmittags hielt der Generalgouverneur seinen feierlichen Einzug. Der geflohene Seid Mehemmed Rehimchan folgte der Aufforderung, zurückzukehren, und wurde, nachdem er sich dem »weißen Zaren« bedingungslos unterworfen hatte, wieder in seine Rechte eingesetzt. Zur weitern Regelung der Verhältnisse wurde ihm aber ein Beirat von drei von dem Generalgouverneur ernannten Russen und drei Chiwesen zur Seite gestellt. Der General Kaufmann hatte das Bestätigungsrecht aller wichtigen Beschlüsse. Die bisher im Chanat bestandene Sklaverei wurde aufgehoben: 3000 Perser kehrten in ihre Heimat zurück.

Den thätigsten Anteil an dem Kriege gegen Rußland hatten die Turkmenen genommen, daher wurde

ihnen eine Kontribution von 300,000 Rubel auferlegt. Da solche aber nicht bezahlt wurde, mußten sie erst durch den General Golowatschew mit den Waffen in der Hand gezwungen werden. Ihr sehr hartnäckiger Widerstand wurde schließlich auch gebrochen, die Kontribution wurde auf 310,000 Rub. erhöht.

Am 12. Aug. 1873 wurde der Friede zwischen Rußland und C. geschlossen. Die wichtigsten Bestimmungen dieses Traktats sind folgende: 1) Alle Besitzungen Chiwas am rechten Ufer des Amu Darja und das Delta dieses Flusses bis zum Amu Taldik werden dem russischen Reich einverleibt; von der Mündung dieses Armes zieht die Grenze bis zum Vorgebirge Urga und dann den Südabhang des Usturt entlang bis zum Usboi, dem alten Bette des Amu Darja. 2) C. zahlt an Rußland eine Kriegskostenentschädigung von 2,2 Mill. Rub. in 20jährigen Raten. 3) Die Russen dürfen in C. Handel treiben, ohne zu andern Abgaben verpflichtet zu sein als die muselmanischen Händler. 4) C. nimmt Rußland gegenüber die Stellung eines Vasallenstaats ein. In diesem Verhältnis steht C. auch heute noch; es hat wohl kaum Aussicht, wieder eine größere Selbständigkeit zu erlangen, zumal seitdem Rußland auf dem abgetretenen Gebiet Kenka gegenüber das Fort Petro-Alexandrowsk errichtet und noch die Achal Teke-Oase (s. d.) in seinen Besitz genommen hat. Vgl. Vambéry, Reise in Mittelasien (Leipz. 1873); Lerch, C., seine historischen und geographischen Verhältnisse (Petersb. 1873); E. Schmidt, Die Expedition gegen C. (das. 1874); »Unsre Nachbarn in Mittelasien, C. und Turkmenien« (russ., das. 1873); Stumm, Aus C., Berichte (Berl. 1873); Derselbe, Der russische Feldzug nach C. (das. 1875, Bd. 1); Lansdell, Russian Central Asia (Lond. 1885, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1885).

Chizē (Kiseh, türk.), Beutel Goldes.

Chizerots und **Burins** (spr. schis'rō, bürāng), ein eigentümlicher Volkszweig in den franz. Departements Ain und Saône-et-Loire, namentlich im Arrondissement Bourg en Bresse und den Dorfschaften Sermoyer, Arbigny, Boz und Ozan. Obgleich arbeitsam und wohlhabend, werden sie doch von ihren Nachbarn, namentlich den Bauern, verachtet und selbst gehaßt, teils weil sie für Nachkömmlinge der Sarazenen gelten, teils auch weil sie im Ruf stehen, habsüchtig und boshaft zu sein. Sie heiraten deshalb meist nur untereinander. Sie treiben vornehmlich Landbau, Viehhandel, Fleischerei ꝛc. Es gibt sehr schöne Leute unter ihnen, namentlich sind die durch Fülle des Wuchses, weißen Teint und große, lebhafte schwarze Augen ausgezeichneten Mädchen berühmt. Vgl. Michel, Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne (Par. 1847, 2 Bde.).

Chladni, Ernst Florens Friedrich, Physiker, geb. 30. Nov. 1756 zu Wittenberg, studierte daselbst und in Leipzig die Rechte, widmete sich dann aber den Naturwissenschaften, entdeckte bei seinen Untersuchungen über die Schwingungen der Saiten die nach ihm benannten Klangfiguren, konstruierte 1790 ein neues Musikinstrument, das er Euphon nannte, und erfand 1800 den Klavicylinder. Seit 1802 bereiste er zehn Jahre lang Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Rußland, Dänemark, hielt akustische Vorlesungen und starb 4. April 1827 in Breslau. Von Lichtenberg auf die Sternschnuppen und Feuerkugeln aufmerksam gemacht, warf er sich mit Eifer auf das Studium dieser damals noch ganz rätselhaften Erscheinungen. In seiner Abhandlung »Über den Ursprung der von Pallas gefundenen Eisenmasse ꝛc.« (Riga 1794) erklärte er diese für kosmischer Natur und ebenso alle Meteorsteine und Feuerkugeln für Körper, welche aus dem allgemeinen Weltraum zu uns gelangen, eine Behauptung, die anfangs allenthalben verspottet wurde, heute aber als die einzig richtige gilt. Er schrieb noch: »Entdeckungen über die Theorie des Klanges« (Leipz. 1787); »Akustik« (das. 1802, 2. Aufl. 1830); »Traité d'acoustique« (Par. 1809); »Neue Beiträge zur Akustik« (Leipz. 1817); »Über Feuermeteore« (Wien 1820); »Beiträge zur praktischen Akustik und zur Lehre vom Instrumentenbau, enthaltend die Theorie und Anwendung zum Bau des Klavicylinders und verwandter Instrumente« (das. 1822). Eine Autobiographie enthält seine »Akustik«. Vgl. Bernhard, Dr. Ernst C., der Akustiker (Wittenb. 1856); Melde, Chladnis Leben und Wirken (Marburg 1866).

Chladnische Klangfiguren, s. Schall.

Chladnit, s. Enstatit.

Chlamydodera, Kragenvogel.

Chlamys (griech.), kurzer Reit- und Reisemantel der alten Griechen, welcher aus Makedonien oder Thessalien stammte; bestand aus einem oblongen Stück Zeug, welches über die linke Schulter geworfen und auf der rechten Schulter mit einer Spange zusammengehalten wurde (vgl. Abbildung). Die Griechen hatten außer der C. auch eine Chläna im Gebrauch, welche ebenfalls als Mantel getragen und des Nachts zur Bedeckung gebraucht wurde. Die C. war wie die Chläna aus Wolltuch, bei Armen von der natürlichen Farbe der Wolle, bei Reichen von feinerm Stoff und meist schwarz, und diente besonders den Jünglingen, welche vom 18.—20. Jahr zu Pferde die Wache in der Stadt versahen und sich zum Kriegsdienst vorbereiteten, zur Bedeckung. Die Vornehmern kleideten sich auch in scharlachrote, die höchsten Militärpersonen in purpurne C. Später ging diese Tracht auf alle Stände über. Der Anstand erforderte, daß man den Mantel beim Umwerfen geschickt über die linke Schulter zu schwingen wußte, so daß er weder vorn noch hinten aufschleppte. Von den Griechen kam die C. zu den Römern, die sie Sagum und Paludamentum nannten. Hier wurde die Agraffe in der Folge immer größer und kostbarer. Die Soldaten, welche das Sagum allein trugen, hießen deshalb Chlamydati. Auch auf Reisen bediente man sich dieses Gewandes. Die hohen Offiziere und die Kaiser trugen es scharlach- oder purpurrot. Seit dem 3. und 4. Jahrh. n. Chr., wo die Toga immer mehr außer Gebrauch kam, wurde die C. auch Tracht im Frieden.



Chlamys (Statue des Phokion, Rom).

Chläna, s. Chlamys.

Chlänaceen, dikotyle, nur acht Arten umfassende, in Madagaskar einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Cistifloren, zunächst mit den Dipterokarpeen verwandt.

Chlapowski, Desiderius, poln. General, geb. 29. Mai 1789 zu Turew bei Kosten im Großherzog-

tum Posen, trat 1807 in das polnische Heer ein, wurde Ordonnanzoffizier Napoleons I. und dann Eskadronschef der Gardekavallerie. Er machte den Feldzug in Rußland mit und wußte sich die Gunst Napoleons zu erwerben, nahm jedoch 1813, weil er sich zurückgesetzt glaubte, seinen Abschied. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 schloß er sich derselben an, ward von Chlopicki zum Brigadegeneral ernannt und zeichnete sich namentlich in der Schlacht von Grochow aus. Er drang sodann nach Litauen vor, unterstützte den dortigen Aufstand und machte gemeinschaftlich mit Gielgud an der Spitze von 5000 Litauern einen Angriff auf Wilna, wurde aber zurückgeschlagen und mußte sich 1831 über die preußische Grenze zurückziehen. Hier streckte er die Waffen, erlitt eine längere Haft und wurde zur Bezahlung einer bedeutenden Strafsumme verurteilt. Später lebte er wieder auf seinen Gütern in Posen und starb 27. März 1879. Er schrieb: »Lettres sur les événements militaires en Pologne et en Lithuanie« (Par. 1832).

Chloanthit (zum Teil auch Weißnickelkies, Arsennickel), Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, kristallisiert regulär und zwar parallelflächig-hemiedrisch, findet sich aber meist derb von feinkörniger bis dichter, zuweilen von stängeliger Zusammensetzung, ist zinnweiß, läuft grau und schwärzlich an, bedeckt sich auch nicht selten mit grüner Nickelblüte, Härte 5,5, spez. Gew. 6,4—6,8, besteht aus Nickel und Arsen $NiAs_2$, mit 28,2 Nickel, doch wird oft etwas Nickel durch Eisen und Kobalt ersetzt. Er findet sich auf Gängen bei Schneeberg, Richelsdorf, Ramsdorf, Joachimsthal, Allamont, in Connecticut und dient zur Darstellung von Nickel, Arsen und arseniger Säure.

Chloasma (griech.), Leberfleck (s. d.).

Chlodio (Chlojo), König der salischen Franken, trat um 428 die Regierung an, fiel in Hennegau und Artois ein, schlug die Römer und eroberte Cambrai, Tournai und Amiens, wo er seinen Sitz aufschlug. Bis 445 hatte er alles Land bis an die Somme erobert, ward aber, diesen Fluß überschreitend, von Aëtius geschlagen und starb 448. Er gilt als Ahnherr der fränkischen Könige.

Chlodomer, fränk. König, Chlodwigs I. zweiter Sohn, erhielt nach dessen Tod (511) das Land zwischen Loire und Garonne mit der Hauptstadt Orléans. Mit seinen Brüdern zog er gegen die Burgunderkönige Siegmund und Godomar. C. nahm Siegmund gefangen und ließ ihn mit den Seinen umbringen, fiel aber 524 in der Schlacht bei Véséronce gegen Godomar. Seine Söhne wurden von seinen Brüdern Childebert und Chlotar umgebracht und sein Reich geteilt.

Chlodwig (Chlodovech, s. v. w. Ludwig, »berühmter Kämpfer«), Name mehrerer fränkischer Könige aus dem Geschlecht der Merowinger:

1) C. I., Childerichs I. und Basinas Sohn, geb. 465, folgte 481, 15 Jahre alt, seinem Vater als König eines Teils der salischen Franken in Tournai (Doornik). Er ist der Gründer des großen Frankenreichs. Zuerst vernichtete er den Rest römischer Herrschaft in Gallien 486 durch seinen Sieg über Syagrius bei Soissons, wodurch er das Land bis zur Seine gewann. Bald darauf eroberte er das Land der Thoringer (das Land von Tongern). 493 vermählte er sich mit Klothilde (Chrotechildis), einer Nichte des burgundischen Königs Gundobad, die ihn zum Christentum zu bekehren suchte, doch zunächst ohne Erfolg. Erst als er, von dem ripuarischen König Siegbert zu Hilfe gerufen, gegen die Alemannen zog und in der Entscheidungsschlacht (496) der Sieg sich von ihm abzuwenden schien, gelobte er, Christ zu werden, wenn ihm Christus den Sieg verleihe. Als es darauf gelang, die Alemannen zu besiegen, ließ sich C. nebst 3000 Franken zu Reims durch den Bischof Remigius taufen und zwar auf den römisch-katholischen Glauben. Das bei seiner Salbung angeblich gebrauchte heilige Öl (s. Ampulla) diente seitdem bei der Salbung aller fränkischen und französischen Könige. C. fand fortan in der Geistlichkeit eine wesentliche Stütze für seine Herrschaft. Nun unterwarfen sich ihm die unabhängigen katholischen Städte Aremoricas zwischen Seine und Loire freiwillig. 500 zog C. gegen den Burgunderkönig Gundobad, schlug ihn, von dessen Bruder Godegisil unterstützt, bei Dijon und belagerte ihn in Avignon, schloß aber dann gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs Frieden. Angeblich aus Glaubenseifer, in der That aber aus Eroberungssucht zog C. 507 gegen die arianischen Westgoten unter Alarich, schlug sie bei Voullon unweit Poitiers und drang bis Bordeaux vor, während sein natürlicher Sohn Theoderich alle Städte bis an die Grenze von Burgund einnahm. Vom griechischen Kaiser Anastasius erhielt C. hierfür den Titel eines Patricius und Konsuls. Er verlegte nun seine Residenz nach Paris. Die weitere Eroberung des westgotischen Reichs hinderte der Ostgotenkönig Theoderich, doch blieben den Franken Aquitanien und Toulouse. Um alle Frankenstämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen, beseitigte er deren Könige mit Hinterlist und Gewalt. Chararich ließ er mit seinem Sohn töten. Als er den Fürsten von Cambrai, Ragnachar, und dessen Bruder Richar gefangen genommen, schlug er den ersten mit der Streitaxt nieder, weil er durch seine Feigheit das königliche Geschlecht geschändet habe, und dann auch den letztern, weil er seinem Bruder nicht genug beigestanden. Den Sohn des ripuarischen Königs Siegbert von Köln, Chloderich, verleitete er zur Ermordung seines Vaters und ließ ihn dann selbst ermorden. Er starb 511 in Paris und wurde in der von ihm den heiligen Aposteln zu Ehren erbauten, nachher der heil. Genoveva gewidmeten Kirche bestattet. Sein Reich teilten seine vier Söhne, Theoderich, Chlodomar, Childebert und Chlotar, unter sich. Vgl. Junghans, Die Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodovech (Götting. 1857).

2) C. II., Dagoberts I. zweiter Sohn, geb. 633, ward 638 König von Neustrien und Burgund unter der Vormundschaft seiner Mutter Nantechilde, bemächtigte sich nach König Siegberts von Austrasien Tod (656) und nach Ermordung Grimoalds, des Majordomus desselben, der seinen eignen Sohn auf den Thron erheben wollte, auch Austrasiens und ward so wieder Herr des ganzen Frankenreichs, starb aber schon 656, kaum 23 Jahre alt, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens an Geisteszerrüttung gelitten.

3) C. III., Theoderichs III. Sohn, folgte 690, noch ein Kind, während der Majordomus Pippin von Heristall die Herrschaft ausübte, starb aber schon 694.

Chloë (die »Grünende«), Beiname der Demeter als Beschützerin der jungen Saat. Ihr zu Ehren wurde in Athen am 6. Thargelion (Ende Mai) ein Frühlingsfest (Chloeia) mit Widderopfern und lustigen Spielen begangen. Ihr Tempel lag in der Nähe der Akropolis. C. ist auch Name von Mädchen, besonders Schäferinnen in Schäfergedichten und Schäferromanen.

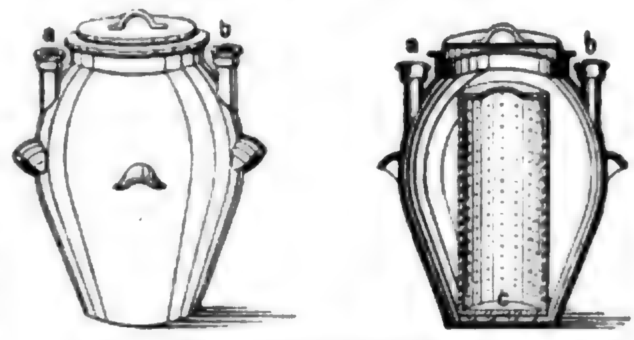
Chlopicki (spr. -pitzki), Joseph, poln. General, geb. 24. März 1771 in Galizien aus einer unbemittelten

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

adligen Familie, trat in die polnische Armee, zeichnete sich 1794 im Treffen bei Raclawice aus, ward bald darauf Adjutant des Generals Rymkiewicz und war 1797 einer der ersten, die zur Befreiung des Vaterlandes in die Dienste der französischen Republik traten. Er kämpfte mit Auszeichnung 1799–1801 in Italien, 1807 bei Eylau und Friedland, 1808–1811 in Spanien und 1812 in Rußland bei Smolensk und an der Moßkwa. Da ihm aber die gehoffte Beförderung zum Divisionsgeneral nicht gewährt wurde, nahm er seinen Abschied und lebte in Paris. Als Kaiser Alexander I. die Wiederherstellung Polens versprach, kehrte C. in sein Vaterland zurück und ward zum Divisionsgeneral in der polnischen Armee ernannt, nahm indes, vom Großfürsten Konstantin bei einer Heerschau beleidigt, seinen Abschied und lebte zurückgezogen bis zum Ausbruch der Revolution von 1830. Obgleich er die Hoffnungen auf ein Gelingen der Erhebung nicht teilen konnte, trat er doch dem Administrationsrat als Oberbefehlshaber bei, übernahm 5. Dez. die Diktatur bis zur Eröffnung des Reichstags, suchte fortwährend auf Versöhnung mit dem Kaiser, von dem er Zugeständnisse für die Nation hoffte, hinzuwirken und legte nach Eröffnung des Reichstags (18. Dez.) jene Würde nieder, ward aber sofort wieder zum Diktator gewählt und bemühte sich auch ferner um eine Verständigung mit Rußland. Dies und seine Strenge bewogen den Patriotischen Verein, ihn zur Rechenschaft zu ziehen; daher legte C. 23. Jan. 1831 die Diktatur freiwillig nieder, trat aber zum Erweis seines Patriotismus im Februar als Soldat in die Armee und focht mit Auszeichnung bei Grochow und namentlich in dem auf sein Anraten unternommenen Angriff auf die russischen Korps unter Schachowski und Geismar (25. Febr.), in welchem Gefecht er eine schwere Wunde erhielt, zu deren Heilung er nach Krakau ging. Chlopickis Handlungsweise erfuhr viel Tadel; man beschuldigte ihn der Lauheit, ja schrieb sogar den endlichen Fall Polens auf Rechnung seiner Unentschiedenheit. Er hielt bei allem Patriotismus die Sache des Aufstandes von Anfang an für eine verlorne, zumal seitdem ihn ein Brief des Kaisers Nikolaus überzeugte, daß an eine gütliche Vermittelung nicht zu denken sei. Seit der Unterdrückung der polnischen Insurrektion lebte er zurückgezogen in Krakau und starb 30. Sept. 1854.

Chlor (Chlorine) Cl, chemisch einfacher Körper, findet sich nicht im freien Zustand in der Natur, aber sehr verbreitet in Verbindungen, namentlich als Chlornatrium (Steinsalz, Kochsalz), Chlorkalium (Sylvin) und Chlormagnesium, gelöst in Quell-, Fluß- und Meerwasser. Andre Chlorverbindungen, z. B. Chlorwasserstoff, finden sich unter den Exhalationsprodukten der Vulkane, Chlorblei, Chlorkupfer, Chlorsilber in mehreren Mineralien, und so ist das C. eins der verbreitetsten Elemente, welches in keiner Ackererde fehlt und im Pflanzen- und Tierreich eine große Rolle spielt. Zur Darstellung von C. erwärmt man Braunstein (Mangansuperoxyd) in einem Glaskolben mit Salzsäure (Chlorwasserstoffsäure). Es entsteht zuerst Mangansuperchlorid, welches alsbald in Manganchlorür und C. zerfällt. Zweckmäßig füllt man den Kolben bis zum Hals mit erbsengroßen Braunsteinstücken und gießt durch ein im durchbohrten Kork steckendes Trichterrohr nur wenig Salzsäure ein; das C. muß dann durch eine hohe Schicht Braunstein streichen und gibt an diesen die Salzsäuredämpfe ab. Nach genügender Entwickelung von C. gießt man die Flüssigkeit aus und spült den Braunstein ab, um ihn bei der nächsten Operation wieder zu verwenden. In der Technik benutzt man zur Chlorentwickelung große, flaschenförmige Thongefäße, welche in hölzernen verschließbaren Kasten stehen und durch Wasserdampf erwärmt werden (Fig. 1 u. 2). Sie besitzen zwei röhrenförmige Öffnungen a b zur Einführung der Salzsäure und zur Ableitung des Chlors, während durch die mittlere Öffnung der Siebkorb eingebracht wird, welcher den Braunstein aufnimmt. Für großen Betrieb konstruiert man Apparate aus Sandsteinplatten, welche man in Teer kocht, um sie ganz undurchdringlich zu machen. In den Trögen (Fig. 3 u. 4), welche zum Einfüllen des Braunsteins ein Mannloch b im Deckel besitzen, liegt ein aus Sandsteinschwellen gebildeter Rost a, durch welchen das Stein- oder Steinzeugrohr c hindurchgeht. Dies Rohr steht oben mit dem eingekitteten Bleirohr d in Verbindung, welches hinter dem Hahn e in ein eisernes Dampfrohr übergeht. Die Schlinge im Bleirohr hält sich stets mit Kondensationswasser gefüllt und schützt den Hahn vor der Korrosion durch C. Die Säure fließt aus dem Hauptrohr f vermittelst einer Abzweigung mit Thonhahn g durch das Thonrohr h ein, welches mittels des irdenen Topfes einen Säureverschluß bildet. Das C. entweicht durch das Thonrohr k, und die beliebige Ein- und Ausschaltung jedes Entwicklers von der Hauptleitung o wird durch einen sehr einfachen Apparat bewirkt. Das Rohr k setzt sich nämlich in ein Y-förmiges, unten offenes Rohr i fort, welches in einem großen irdenen Topf l steht. Der andre Schenkel von i steht mittels des Bogenstücks m mit dem Rohr o in Verbindung. Gießt man nun in den Topf Wasser bis über die Vereinigungsstelle der Schenkel von i, so ist der Entwickler von der Hauptleitung abgesperrt und kann gereinigt und neu gefüllt werden; läßt man dagegen das Wasser aus l ab, so kann das Gas hindurchpassieren, und der Entwickler ist eingeschaltet. Das untere Ende von i muß stets durch Wasser abgesperrt sein. Die Öffnung p dient zum Ablassen der Manganlaugen. Die Steintröge werden mit Braunstein in Stücken von Hühnereigröße beschickt und, nachdem die Fugen mit fettem Thonbrei verschmiert sind, langsam zu drei Vierteln mit möglichst starker Salzsäure gefüllt. Die Chlorentwickelung beginnt sofort und wird erst nach 8–12 Stunden durch vorsichtiges Einleiten von Dampf unterstützt, wobei die Temperatur schließlich nicht über 90° steigen soll. Die Chlorbereitungsrückstände, welche im wesentlichen aus einer sauren Lösung von Manganchlorür bestehen, hat man als Desinfektionsmittel und zum Reinigen von Leuchtgas benutzt; besser werden sie verwertet, wenn man daraus ein für den Hochofenprozeß oder für die Glasfabrikation geeignetes Manganpräparat darstellt; auch hat man sie zur Dar-

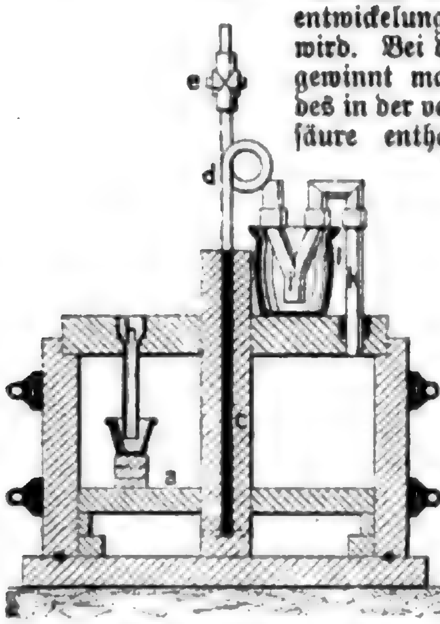
Fig. 1 und 2.



Kleinere Chlorentwickelungsapparate.

stellung von Übermangansäure, Nürnberger Violett, Manganbister, Chlorbaryum, zur Entwickelung von Kohlensäure, zur Extraktion von Kupfererzen, zur Absorption von Ammoniak, zum Reinigen des Braunsteins rc. verwendet. Viel wichtiger aber ist die Regeneration des verwendeten Braunsteins, d. h. die Darstellung eines an Mangansuperoxyd möglichst reichen Präparats, welches wieder zur Chlorbereitung benutzt werden kann. Zu diesem Zweck neutralisiert man nach Weldon die Rückstände mit kohlensaurem Kalk, wobei zugleich das aus dem Braunstein und der Salzsäure stammende Eisen gefällt wird. Die abgezogene klare Manganchlorürlauge versetzt man bei 55° mit überschüssiger Kalkmilch und erhält dadurch Manganhydroxydul in einer Chlorcalciumlösung. Diese Mischung wird auf 50—70° erwärmt, worauf man einen Luftstrom in feiner Verteilung hindurchleitet. Das Manganhydroxydul wird hierbei schnell oxydiert, und es entsteht eine Verbindung von Mangansuperoxyd mit Kalk, welche durch Absetzen von der Chlorcalciumlauge getrennt und dann direkt in die Chlorentwickelungsgefäße gebracht wird. Bei diesem Verfahren gewinnt man nur 30 Proz. des in der verbrauchten Salzsäure enthaltenen Chlors, während 70 Proz. in Form von Chlorcalcium verloren gehen. Zur bessern Ausnutzung der Salzsäure sättigt man die saure Manganlauge mit Magnesit (kohlensaurer Magnesia), verdampft die Lösung von Manganchlorür und Chlormagnesium, läßt sie in einen Muffelofen fließen, wobei sich reichlich Salzsäure entwickelt, die im Kolsturm verdichtet wird, bringt die Lauge zum Trocknen und röstet sie. Der Rückstand besteht aus Mangansuperoxyd und Magnesia und kann wieder zur Chlorbereitung benutzt werden.

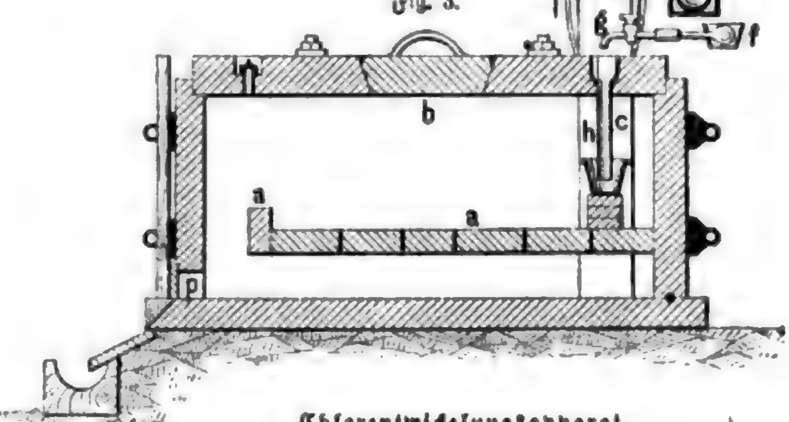
Fig. 1.



Chlorentwickelungsapparat.

Von andern Chlorbereitungsmethoden sind die folgenden hervorzuheben. Chlormagnesiumlauge, welche bei der Verarbeitung der Staßfurter Abraumsalze als Nebenprodukt gewonnen wird, erhitzt man, mit Braunstein gemengt, durch Wasserdampf auf 200—300°. Das Chlormagnesium gibt dann Salzsäure ab, welche auf den Braunstein wirkt. Löst man rotes chromsaures Kali in Salzsäure, so erhält man Kristalle von Kaliumchromacichlorid, welche bei 100° C. entwickeln und rotes chromsaures Kali hinterlassen, das sofort wieder verwendbar ist. Chromsaurer Kalk, durch Kalcinieren von Chromeisenstein mit Kalk gewonnen, gibt, mit Salzsäure übergossen, Chlorcalcium, Chromchlorid und C. Das Chromchlorid zersetzt man mit Kalkmilch, mischt den Niederschlag, der aus Chromhydroxyd besteht, mit Kalk und röstet ihn, wobei dann chromsaurer Kalk regeneriert wird. Nach Mallet soll man Kupferchlorür der Luft aussetzen und mit Salzsäure befeuchten; es entsteht dann Kupferchlorid, welches beim Erwärmen auf 300° Kupferchlorür und C. liefert. Wirkt Schwefelsäure auf eine Mischung von Kochsalz und salpetersaurem Natron, so entsteht schwefelsaures Natron, und es entweicht ein Gemisch von C. mit Untersalpetersäure, welchem man letztere durch konzentrierte Schwefelsäure entziehen kann, die dann in der Schwefelsäurefabrikation zu verwerten ist. Das Deaconsche Verfahren beruht darauf, daß mit Luft gemengtes Salzsäuregas (Chlorwasserstoff) leicht in C. und Wasser zersetzt wird, wenn man es bei 370—400° über poröse, mit Kupfervitriol getränkte und ausgeglühte Massen leitet. Das aus dem Apparat austretende Gas, ein Gemisch von Stickstoff und C., wird durch Waschen mit Wasser von unzersetzter Salzsäure befreit und dann mit konzentrierter Schwefelsäure getrocknet. Eine geringe Menge Kupfervitriol kann eine große Menge Chlorwasserstoff zersetzen, doch entweicht stets etwa die Hälfte der Salzsäure unzersetzt aus dem Apparat u. muß im Kokstutm verdichtet werden. Dies Verfahren scheint große Vorteile darzubieten, der praktischen Ausführung stellten sich indes viele Schwierigkeiten entgegen, und erst in den letzten Jahren wurde mit Erfolg nach demselben gearbeitet.

Fig. 2.



Chlorentwickelungsapparat.

C. ist ein gelblichgrünes Gas und hat von dieser Farbe (griech. chloros) den Namen, es riecht eigentümlich erstickend und erregt auch bei starker Verdünnung mit Luft beim Einatmen heftigen Reiz in der Luftröhre, Husten, Beklemmung, Blutspeien; sein spezif. Gewicht ist 2,45, das Atomgewicht 35,37. In einer Kältemischung aus starrer Kohlensäure und Äther und bei 15° unter einem Druck von 4 Atmosphären wird es zu einer dunkelgelben Flüssigkeit verdichtet, welche bei 33,6° siedet, aber bei —90° noch nicht erstarrt. 1 Volumen Wasser löst bei 10° 2,58 Vol., bei 16° 2,32, bei 20° 2,07, bei 24° 1,90, bei 28° 1,83, bei 32° 1,67 Vol. In der Kälte ist es schwer löslich, bei 100° ist die Löslichkeit = 0. Die grünlichgelbe Lösung bildet das Chlorwasser (Liquor Chlori, Aqua Chlori, Chlorum solutum) und wird am besten erhalten, wenn man eine Retorte mit kaltem Wasser füllt, so aufstellt, daß der Bauch und die Mündung nach oben stehen, und nun durch ein langes Rohr luftfreies C. hineinleitet. Das C. kann dann nicht entweichen und

wird beim vorsichtigen Rütteln der Retorte leicht vom Wasser absorbiert. Aus dem Chlorwasser scheidet sich bei 0° blaßgelbes kristallinisches *Chlorhydrat* ab, eine Verbindung von C. mit Wasser, welche beim Erwärmen wieder zerfällt. Am Licht zersetzt sich Chlorwasser, indem Chlorwasserstoff und Sauerstoff entstehen; man muß es daher in schwarzen Gläsern aufbewahren. C. ist nicht brennbar und verbindet sich nicht direkt mit Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, sonst aber mit allen übrigen Elementen und bisweilen unter Feuererscheinung. Sein Vereinigungsstreben ist ungemein stark, und besonders zeigt es große Neigung, sich mit Wasserstoff zu verbinden. Mischt man beide Gase, so findet im Dunkeln keine Vereinigung statt; wenn aber ein Sonnenstrahl die Mischung trifft, so erfolgt sofort Explosion; im zerstreuten Tageslicht vereinigen sich die Gase allmählich. Auf dieser Verwandtschaft des Chlors mit dem Wasserstoff beruhen sehr viele Erscheinungen. Wasser, Schwefelwasserstoff, Ammoniak werden durch C. zersetzt, indem es deren Wasserstoff an sich reißt; Terpentinöl, welches aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, entflammt sogar im C., wobei sich der Kohlenstoff als Ruß ausscheidet. Trifft C. bei Gegenwart von Wasser mit oxydierbaren Körpern zusammen, so zersetzt es das Wasser, dessen Sauerstoff an jene Körper tritt; daher wirkt das C. kräftig oxydierend und zwar nicht allein auf anorganische, sondern auch auf organische Stoffe, die meist völlig zerstört werden. Wirkt C. auf Alkalien oder alkalische Erden bei Gegenwart von Wasser, so entstehen ein Chlorid und das Salz einer Chlorsäure; so gibt Kalihydrat mit C. je nach den Verhältnissen Kaliumchlorid und unterchlorigsaures oder chlorsaures Kali; bei sehr hoher Temperatur aber entsteht ein Chlorid, und Sauerstoff wird frei. Die Verbindungen des Chlors mit Sauerstoff und Wasserstoff sind sämtlich Säuren; die wichtigsten sind: unterchlorige Säure $HClO$, chlorige Säure $HClO_2$, Chlorsäure $HClO_3$ und Überchlorsäure $HClO_4$; aber auch die Verbindung mit Wasserstoff HCl verhält sich wie eine Säure und heißt, weil sie gewöhnlich aus Kochsalz bereitet wird, Salzsäure. Dies Verhalten, mit Wasserstoff eine Säure zu bilden, teilt das C. mit Brom, Jod, Fluor, welche deshalb eine natürliche Gruppe bilden; sie liefern mit den Metallen direkt ohne Mithilfe von Sauerstoff salzähnliche Körper (Chloride, Bromide, Jodide, Fluoride) und heißen daher *Salzbildner* oder *Halogene* (s. d.).

Man benutzt C. zum Bleichen und Desinfizieren, zur Darstellung von Aluminiumchlorid, Zinnchlorid, Chlorschwefel, Chlorphosphor, Chloral, Chlorkalk und andern Bleichmitteln, chlorsaurem Kali, übermangansaurem Kali, Kaliumeisencyanid ꝛc., ferner zur Extraktion von Gold aus kiesigen Erzen, zum Scheiden des Goldes vom Silber, zur Entzinnung von Weißblechabfällen und als Arzneimittel bei Typhus, torpiden Geschwüren, Augenkatarrh ꝛc. Es wurde 1774 von Scheele entdeckt und dephlogistisierte Salzsäure genannt; später hielt man es für eine Sauerstoffverbindung des hypothetischen Muriums oder Muriatums und nannte es *Muriumsuperoxyd*, während Salzsäure als *Muriumoxyd* betrachtet wurde. Davy wies 1810 nach, daß C. ein einfacher Körper sei, und als solcher gilt es auch noch heute. Berthollet lehrte 1785 das Bleichen mit C. und entdeckte 1792 das unterchlorigsaure Kali, während Tennant 1798 zuerst den Chlorkalk darstellte. Die Chlorkalkindustrie entwickelte sich dann in innigster Verbindung mit der Sodaindustrie, da es auf diese Weise möglich wurde, die massenhaft als Nebenprodukt auftretende, bis dahin sehr lästig gewesene Salzsäure vorteilhaft zu verwerten. 1868 tauchte das von Deacon und Hurter angegebene Verfahren der Chlorbereitung auf, und zwei Jahre früher hatte Weldon sein erstes Patent auf Regeneration von Braunstein genommen. Vgl. Lunge, Handbuch der Sodaindustrie (Braunschw. 1879, 2 Bde.).

Chloral (*Trichloraldehyd*) C_2HCl_3O, das Endprodukt der Einwirkung von Chlor auf absoluten Alkohol, wird dargestellt, indem man trocknes Chlor in absoluten Alkohol leitet und die Reaktion, welche anfangs sehr stürmisch verläuft, durch Kühlung mäßigt, später aber durch Erwärmen bis auf 100° unterstützt. Sobald sich das Produkt fast ohne Trübung in Wasser löst, schüttelt man es mit konzentrierter Schwefelsäure und destilliert. Es bildet eine farblose, leicht bewegliche, sich fettig anfühlende Flüssigkeit von eigentümlichem, durchdringendem, zu Thränen reizendem Geruch und scheinbar fettigem, scharfem Geschmack, welche bei 94° siedet, sich mit Alkohol und Äther mischt, auch in Wasser leicht löslich ist und mit diesem *Chloralhydrat* $C_2HCl_3O.H_2O$ bildet. Bei längerer Aufbewahrung, beim Vermischen mit wenig Wasser oder mit konzentrierter Schwefelsäure verwandelt sich C. in isomeres *Metachloral*, welches fest, farblos, in kaltem Wasser, in Alkohol und Äther unlöslich ist und beim Erhitzen auf 200° wieder in gewöhnliches C. übergeht. Das Chloralhydrat, aus Benzol umkristallisiert, bildet farblose Kristalle, riecht schwach aromatisch, in der Wärme etwas stechend und schmeckt bitterlich scharf. Es ist leicht löslich in Wasser, auch in Alkohol und Äther, schmilzt bei 46° und erstarrt dann erst wieder bei 15°, siedet bei 98° und ist völlig flüchtig. Erwärmt man es mit Kalihydrat, so zerfällt es in Ameisensäure und Chloroform. Es erzeugt einen tiefen, anscheinend normalen Schlaf, der in der Regel sehr schnell eintritt, und aus dem man leicht und ohne Beschwerden erwacht. Dabei treten keine übeln Nachwirkungen ein, und man kann das C. längere Zeit gebrauchen, ohne an Empfänglichkeit für dasselbe einzubüßen. Man benutzt es daher bei allgemeiner Aufregung des Gefäßsystems, bei Geisteskrankheiten, nervöser Aufregung, Eklampsie, Tetanus, bei Entbindungen, äußerlich bei Diphtheritis, auf geschwürigen Flächen, bei Fußgeschwüren, Stinknase ꝛc. Auf der Haut erzeugt es Blasen wie Spanische Fliegen; auch gegen Seekrankheit und als Ätzmittel ist es empfohlen worden und vielfach Gegenstand des Mißbrauchs (zu Schlummerpunsch ꝛc.) gewesen. Zu Strychnin steht es in auffälligem Antagonismus, die fünf- bis sechsfache tödliche Strychnindosis läßt sich bei Darreichung von C. überwinden, während umgekehrt Strychnin bei Chloralvergiftung wirkungslos ist. In der Technik benutzt man es zur Darstellung von Chloroform und zur Konservierung von Eiweiß und Eigelb. Das C. wurde 1832 von Liebig entdeckt, blieb aber ohne praktisches Interesse, bis Liebreich 1869 seine Anwendung als anästhetisches Mittel versuchte und dabei die vortreffliche einschläfernde Wirkung des Chloralhydrats erkannte. Vgl. Liebreich, Das Chloralhydrat (3. Aufl., Berl. 1871).

Chloralum, s. Aluminiumchlorid.

Chloraluminium, s. v. w. Aluminiumchlorid.

Chlorammonium, s. v. w. Ammoniumchlorid, s. Salmiak.

Chloranthaceen, kleine, etwa 40 Arten umfassende dikotyle, in den Tropen einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Piperinen, zunächst mit den Piperaceen verwandt, von denen sie sich durch die Anheftung der Samenknospen und das fehlende

Perisperm unterscheidet. Vgl. Solms-Laubach, Chloranthaceae (in »Prodromus«, Bd. 16).

Chloranthie, s. v. w. Vergrünung, s. Anamorphose.

Chloranthus *Swartz* (Pflaumenpfeffer), Gattung aus der Familie der Chloranthaceen, holzige Stauden mit gegenständigen, einfachen Blättern, kleinen, in Ähren stehenden Blüten und einsamigen Steinbeeren, hauptsächlich auf Java, in China und Japan. C. officinalis *Blume*, in den Bergwäldern Javas, hat eine frisch durchdringend kampferartig riechende, gewürzhaft bitterlich schmeckende Wurzel, die als kräftiges Reizmittel bei nervösen und typhösen Fiebern gebraucht wird. Die wohlriechenden Blüten werden in China unter dem Namen Chulan zum Parfümieren des Thees benutzt.

Chlorantimōn, s. v. w. Antimonchlorid.

Chlorarsēn, s. v. w. Arsenchlorid.

Chlorate, s. v. w. Chlorsäuresalze, z. B. Kaliumchlorat, chlorsaures Kali.

Chloräthyl (leichter Salzäther), s. v. w. Äthylchlorür.

Chlorbaryum, s. v. w. Baryumchlorid.

Chlorblei, s. v. w. Bleichlorid.

Chlorblei, Mineral, s. v. w. Bleihornerz.

Chlorcalcium, s. v. w. Calciumchlorid.

Chloreisen, s. v. w. Eisenchlorür und Eisenchlorid.

Chlorgold, s. v. w. Goldchlorid.

Chlorhydrat, s. Chlor, S. 48.

Chloride, s. Chlormetalle.

Chlorimetrie, s. Chlorometrie.

Chlorine, s. v. w. Chlor.

Chloris, 1) in der griech. Mythologie eine Nymphe, Gemahlin des Zephyros, als personifizierter Frühlingshauch Gefährtin der blumenspendenden Aphrodite, auch der Proserpina, von den Römern mit Flora (s. d.) identifiziert. — 2) Tochter der Niobe und des Amphion, Gemahlin des Neleus, Mutter des Nestor, früher Meliböa genannt, blieb allein nebst Amyklas unter ihren Geschwistern von Apollons und Artemis' Pfeilen verschont, ward aber vor Entsetzen über den Tod der Ihrigen so blaß, daß sie von nun an C. (die »Bleiche«) hieß.

Chlorit, Mineral aus der Ordnung der Silikate und der Chloritgruppe, deren Glieder sowohl in der äußern Erscheinungsweise als in der chemischen Konstitution und der Weise ihres Auftretens zwischen Glimmern und Talken stehen. Von erstern sind sie durch den großen Gehalt an Wasser und das Fehlen des Kalis, von den letztern durch den Gehalt an Thonerde unterschieden. Es gehören hierher unter andern C., Pennin, Klinochlor und Delessit. Der C. (Ripidolith) kristallisiert hexagonal tafelförmig, findet sich meist derb in blätterigen und schuppigen Aggregaten und als Chloritschiefer, auch nicht selten andern Mineralien in feinen Schuppen ein- und aufgestreut. Er ist lauch- bis schwärzlichgrün, in Kristallen quer auf die Hauptachse grün durchscheinend, perlmutter- bis fettglänzend, in Lamellen durchsichtig und durchscheinend, Härte 1—1,5, spez. Gew. 2,78—2,95. Die Zusammensetzung ist noch nicht endgültig festgestellt, vielleicht besteht er aus 2 Molekülen eines Silikats $H_2R_3Si_2O_{12}$ (wobei R oxydulisches Eisen und Magnesium bedeutet) und 3 Molekülen Thonerdehydrat $H_6Al_2O_6$. C. findet sich als Chloritschiefer und körnig schuppiges Chloritgestein mit Magneteisen in der Schweiz, Tirol, Salzburg, Berggießhübel in Sachsen, Nester und Trümer in Serpentin bildend, auf Erzgängen und in Drusen mancher kristallinischer Silikatgesteine.

Chloritischer Granit, Granit, welcher statt des Glimmers Chlorit enthält.

Chloritschiefer, einfaches Gestein, wesentlich aus Chloritschuppen bestehend, zu denen häufig Talk und Glimmer treten. Dazwischen liegen nicht selten Quarz- und Feldspatkörnchen, unbestimmbare weiße Nadeln (Mikrolithen) und Magneteisenkörnchen. Als accessorische Bestandteile sind zu nennen: größere Kristalle von Magneteisen, zuweilen auch Titaneisen, Bitterspat, seltener Kalkspat, Granat, Turmalin, Strahlstein, Epidot, Titanit, Eisenkies, Kupferkies, Gold. Der C. ist meist lauchgrün, weich beim Anfühlen, deutlich geschichtet; er findet sich gewöhnlich mit Talkschiefer, kristallinischem Thonschiefer und Glimmerschiefer schichtenweise vergesellschaftet, auch wohl dem Gneis eingelagert und bildet sonach ein Glied der huronischen Formation (s. d.). In den Salzburger und Tiroler Alpen, namentlich am Greiner und Großglockner, in Graubünden, im Veltlin u. a. O. in der Schweiz ist er sehr verbreitet. Im Ural und in den Staaten Vermont und Massachusetts von Nordamerika bildet er ebenfalls ansehnliche Gebirgsmassen. Der Verwitterung ist der C. sehr wenig unterworfen und bedeckt sich nur langsam mit einer dünnen Haut einer schmutzig grünen Thonsubstanz. Chloritoidschiefer nannte Sterry Hunt die analogen dunkeln Schiefer Kanadas, welche Chloritoid anstatt Chlorit enthalten.

Chlorkadmium, s. v. w. Kadmiumchlorid.

Chlorkali, s. v. w. unterchlorigsaures Kali.

Chlorkalischwefel, Mischung von chlorsaurem Kali mit Schwefel, wird in der Feuerwerkerei benutzt.

Chlorkalium, s. v. w. Kaliumchlorid.

Chlorkalk (Bleichkalk, Bleichpulver), ein meist in den Sodafabriken dargestelltes Präparat, welches erhalten wird, wenn man Chlor auf gelöschten Kalk einwirken läßt. Der Kalk muß möglichst rein, namentlich von thonigen und kieseligen Bestandteilen, Eisen, Mangan und Magnesia möglichst frei sein und nach dem Brennen vorsichtig gelöscht werden. Das dabei entstehende Kalkhydrat muß 6—8 Proz. Feuchtigkeit, also zusammen mit dem Hydratwasser 29—30 Proz. Wasser, enthalten. Die Kammern, in welchen das Chlor auf den Kalk einwirken soll, werden aus Bleiplatten, Holz, Sandstein oder Schieferplatten konstruiert und mit Teer sorgfältig überzogen. In diesen Kammern breitet man den Kalk auf Etagen in dünner Schicht aus, man baut aber auch viel größere Kammern aus Mauerwerk, Blei oder Gußeisen und breitet den Kalk nun auf dem asphaltierten Fußboden in 8—10 cm hoher Schicht aus. In diese Kammern leitet man nun kaltes, trocknes, salzsäurefreies Chlorgas, welches gewöhnlich aus Salzsäure und Braunstein hergestellt wird, und fährt damit fort, bis bei einem Überschuß von Chlor in der Kammer das Gas nur noch sehr schwach absorbiert wird. Man unterbricht dann die Zuleitung des Chlors, läßt den nicht absorbierten Rest in eine zweite und dritte Kammer treten und verbindet vor dem Öffnen die Kammer mit dem Schornstein oder mit einem mit Kalkmilch gespeisten Absorptionsturm, in welchen die chlorhaltige Luft aus der Kammer gesaugt wird. Der C. enthält jetzt 25 bis höchstens 30 Proz. wirksames Chlor und wird daher umgeschaufelt und abermals mit Chlor behandelt, um die im Handel übliche Stärke von 35 Proz. zu gewinnen. Den fertigen C. verpackt man sofort bei möglichster Abhaltung des Lichts, namentlich des Sonnenlichts, in Fässer aus scharf getrocknetem Holz, deren Böden nach dem Zuschlagen mit Gips vergossen werden. C. bildet ein weißes, krümeliges, etwas backendes Pulver, welches eigentümlich nach unterchloriger Säure riecht, an der Luft langsam Feuchtigkeit anzieht und endlich ganz zerfließt. Mit wenig Wasser angemacht, erhitzt

er sich und ballt sich teigartig zusammen; mit etwa 20 Teilen Wasser angemacht, löst sich der größte Teil, während ein weißer, schlammiger, größtenteils aus Kalkhydrat bestehender Rückstand bleibt; die Lösung reagiert alkalisch, schmeckt herb salzig und wirkt bleichend. C. zersetzt sich allmählich selbst bei vollkommenem Luftabschuß, viel schneller im Sonnenlicht (unter Entwickelung von Sauerstoff) und an der Luft. An heißen Sommertagen warm in Fässer verpackter C. explodiert bisweilen ohne jede äußere Veranlassung. Beim Aufbewahren verliert C. im ersten Jahr monatlich 0,5—0,9 Proz. wirksames Chlor und zwar am meisten in den heißen Monaten. Beim Erwärmen zerfällt er sowohl in Substanz als in Lösung in Chlorcalcium und Sauerstoff unter Bildung von etwas chlorsaurem Kalk. Über die Konstitution des Chlorkalks sind die Ansichten noch geteilt. Die Einwirkung des Chlors auf den Ätzkalk geht niemals so weit wie die auf Kalkmilch. Niemals erhält man C. mit mehr als 40 Proz. wirksamem Chlor, und stets tritt bei Behandlung des Chlorkalks mit Wasser Ätzkalk auf. Man kann daher annehmen, daß C. neben Chlorcalcium basisch unterchlorigsauren Kalk CaOH.OCl enthält, welcher sich bei Berührung mit Wasser in unterchlorigsauren Kalk und Ätzkalk zersetzt. Die Lösung des Chlorkalks wirkt durch Abgabe von Sauerstoff bleichend. Säuren entwickeln daraus aber unterchlorige Säure, welche viel kräftiger bleicht. Diese Zersetzung bewirkt auch schon die Kohlensäure der Luft, und deshalb werden Gewebe, in Chlorkalklösung getaucht, viel schneller gebleicht, wenn man sie an die Luft hängt, als wenn sie von der Flüssigkeit bedeckt bleiben. Starke Säuren machen im C. aus dem Chlorcalcium auch Salzsäure frei, und diese zersetzt sich dann mit der unterchlorigen Säure und entwickelt Chlor. Rührt man C. mit Sodalösung an, so entstehen kohlensaurer Kalk, unterchlorigsaures Natron und Chlornatrium; ebenso erhält man Unterchlorigsäuresalze von Magnesia (Chlormagnesia), Zink, Thonerde ꝛc., wenn man C. mit Bittersalz, Zinkvitriol, schwefelsaurer Thonerde zersetzt. Konzentrierte Lösungen von C. liefern beim Erhitzen Sauerstoff und Chlorcalcium; aus verdünnten entwickelt sich kein Sauerstoff, sondern es entsteht chlorsaurer Kalk; trockner C. wird bei 100° wenig zersetzt, bei Gegenwart von Chlor entsteht aber chlorsaurer Kalk, weshalb man bei der Darstellung jede Erwärmung sorgfältig vermeiden muß. Mehrere Oxyde entwickeln aus C. schon bei gewöhnlicher Temperatur, viel lebhafter aber beim Erwärmen Sauerstoff, und es genügen z. B. wenige Tropfen einer Kobaltchlorürlösung, um aus klarer Chlorkalklösung einen regelmäßigen Sauerstoffstrom zu erhalten. 1 kg C. gibt auf diese Weise 92,4 Lit. Sauerstoff. — Der C. kommt mit sehr verschiedenem Gehalt an bleichendem Chlor in den Handel; diesen Gehalt zu ermitteln, ist Aufgabe der Chlorometrie (s. d.). C. wird vorzüglich in der Bleicherei angewandt (s. Bleichen); er dient außerdem als fäulniswidriges Mittel, zum Desinfizieren, zur Darstellung von Chloroform, Chlor, Sauerstoff, als oxydierendes Mittel in unzähligen Fällen bei der Darstellung von Farbstoffen und andern Präparaten, zum Entfuseln von Branntwein, in der Kattundruckerei zur Erzeugung weißer Muster auf farbigen Geweben, zum Vertreiben von Ratten, Mäusen, Raupen und anderm Ungeziefer ꝛc. Als Arzneimittel benutzt man C. innerlich bei Typhus, Dysenterie, skrofulösen Drüsenanschwellungen, Lungentuberkulose, äußerlich als Einstreupulver, zu Gurgelwassern, Einspritzungen, Verbandwassern. Vortrefflich hat sich C. auch als Vorbeugungsmittel gegen die Klauenseuche bewährt; in Viehställen vertreibt er in kurzer Zeit alle Stechfliegen, ohne dem Vieh irgendwie schädlich zu sein. Der C. hat seiner Transportfähigkeit wegen den sogen. flüssigen C., d. h. eine Lösung von unterchlorigsaurem Kalk, vollständig verdrängt. Wo aber der Transport nicht in Frage kommt, ist das flüssige Präparat viel vorteilhafter. Man erhält dasselbe, indem man gewaschenes Chlor in ein liegendes Faß treten läßt, in welchem Kalkmilch durch eine Flügelwelle stark bewegt wird. Das über dem Spiegel der Flüssigkeit eintretende Gas wird schnell absorbiert; man muß aber die Operation unterbrechen, bevor aller Kalk gelöst ist, auch darf die Flüssigkeit höchstens ein spezifisches Gewicht von 1,14 erreichen, weil sich sonst chlorsaurer Kalk bildet. Flüssiger C. wurde zuerst 1798 von Tennant in Glasgow dargestellt, aber schon im folgenden Jahr durch den trocknen C. ersetzt. Vgl. Lunge, Handbuch der Sodaindustrie (Braunschweig 1879, 2 Bde.).

Chlorkobalt, s. Kobaltchlorür.

Chlorkohlenstoff, s. Kohlenstoffchloride.

Chlorkupfer, s. v. w. Kupferchlorür u. Kupferchlorid.

Chlorlithium, s. Lithium.

Chlormagnesia, s. v. w. unterchlorigsaure Magnesia, ein empfehlenswertes Bleichmittel für zarte Stoffe; vgl. Chlorkalk.

Chlormagnesium, s. Magnesiumchlorid.

Chlormangan, s. v. w. Manganchlorür und Manganchlorid.

Chlormerkurspat, s. v. w. Quecksilberhornerz.

Chlormetalle (Chloride), Verbindungen der Metalle mit Chlor, finden sich zum Teil in der Natur, wie das Chlornatrium als Steinsalz, das Chlorkalium als Sylvin, Chlorsilber, Chlorquecksilber ꝛc. Sie entstehen sehr allgemein, wenn Chlor auf Metalle wirkt, meist schon bei gewöhnlicher Temperatur und bisweilen sogar unter Feuererscheinung. Sie bilden sich ferner bei Einwirkung von Chlor auf Metalloxyde und besonders leicht, wenn das Oxyd mit Kohle gemischt und dann im Chlorstrom erhitzt wird. Leitet man Chlor in die Lösung eines Alkalimetallhydroxyds, so entsteht Chlormetall neben chlorsaurem oder unterchlorigsaurem Alkali. Sehr allgemein bilden sich C. bei Einwirkung von Salzsäure auf Metalle, Metalloxyde, Schwefelmetalle und Kohlensäuresalze der Metalle. Unlösliche C. werden aus Lösungen der betreffenden Metalle durch Salzsäure oder ein andres lösliches Chlormetall gefällt. Die C. sind feste oder flüssige Körper, meist kristallisierbar und in Wasser löslich; Chlorblei ist schwer, Chlorsilber, Kupfer- und Quecksilberchlorür sind unlöslich; die meisten sind schmelzbar, viele lassen sich sublimieren oder destillieren. Die schwer schmelzbaren hießen früher Hornmetalle (Hornsilber, Hornblei), die leicht schmelzbaren Metallbutter, die flüssigen Metallöle. Wenige C. werden durch Hitze allein zersetzt, viele aber durch Erhitzen mit Wasserstoff, durch Ammoniak oder Metalle, keins durch Erhitzen mit Kohle. Sehr viele Metalle verbinden sich in mehreren Verhältnissen mit Chlor, und die verschiedenen Chlorungsstufen entsprechen den Oxydationsstufen der Metalle, wobei dann an der Stelle von 1 Atom Sauerstoff 2 Atome Chlor stehen. Die chlorärmern C. heißen Chlorüre, die chlorreichern Chloride; erstere entsprechen den Oxydulen, letztere den Oxyden und die Superchlorüre oder Superchloride den Metallsäuren. Sehr viele C. finden ausgedehnteste technische und medizinische Verwendung, wie Kochsalz, Chlorkalium, Chlormagnesium, Chloreisen, Chlorkupfer, Chlorquecksilber, Chlorsilber, Chlorgold, Chlorplatin ꝛc.

Chlormethyl, s. v. w. Methylchlorür.

Chlornatrium, s. v. w. Kochsalz.

Chlornatron, s. v. w. unterchlorigsaures Natron, Bestandteil des Eau de Javelle (s. d.).

Chlornickel, s. Nickelchlorür.

Chloroform (*Formyltrichlorid*, *Trichlormethan*) $CHCl_3$, entsteht bei der Einwirkung von Chlor auf Grubengas oder auf eine Lösung von Kalihydrat in Alkohol, bei der Destillation von Alkohol mit Chlorkalk und bei der Behandlung von Chloral mit Kalilauge. Zur *Darstellung* des Chloroforms mischt man guten Chlorkalk in einem Destillationsapparat mit Wasser und Weingeist, erwärmt vorsichtig bis auf etwa 50° und unterstützt die Reaktion nur zuletzt durch abermaliges Erwärmen, solange noch C. destilliert. Das erhaltene rohe C. wäscht man mit Wasser und Kalkmilch, trocknet es mit Chlorcalcium und rektifiziert es aus dem Wasserbad unter 70°. Zur Darstellung aus Chloral schüttelt man dieses mit konzentrierter Schwefelsäure und stellt es beiseite, bis es sich in festes Metachloral verwandelt hat. Dies zerreibt man, wäscht es mit Wasser und erwärmt es gelinde mit Natronlauge. Das Metachloral zersetzt sich hierbei in Ameisensäure, die sich mit dem Natron verbindet, und in C., welches man abhebt und rektifiziert. 100 Teile Alkohol geben auf diese Weise mindestens 80 Teile, nach der ersten Methode nur 70 Teile und weniger reines C. C. bildet eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 1,525, schmeckt eigentümlich ätherartig, angenehm süßlich, hintennach brennend und riecht ähnlich. Es mischt sich mit Alkohol und Äther, löst sich schwer in Wasser und ist schwer entzündlich. Es ist sehr flüchtig, siedet bei 61°, reagiert neutral, wird aber an der Luft und besonders bei Einwirkung des Lichts sauer und erhält dann einen erstickenden Geruch; vor dieser Zersetzung wird es durch geringen Alkoholgehalt geschützt, und das offizinelle C. enthält daher 0,3—0,4 Proz. Alkohol und soll das spez. Gew. 1,492—1,496 besitzen. Das unzersetzte C. bleibt beim Schütteln mit konzentrierter Schwefelsäure farblos, während unreines bräunlich bis braun wird. C. löst Jod, Schwefel, Phosphor, Fette, Harze, Kautschuk, Guttapercha und gewisse Alkaloide; es dient deshalb als Lösungsmittel für die letztern zur Darstellung und Trennung derselben voneinander, zur Reinigung der Guttapercha, zum Quellen von Harzen, welche ohne diese Behandlung in Alkohol und Firnis schwer löslich sind, zur Bereitung von Kautschukfirnis, Zahnplomben, Fruchtäthern; auch ist es als Feuerlöschmittel empfohlen worden. Am häufigsten dient es aber als »anästhetisches Mittel« (s. *Betäubende Mittel*), indem man die Dämpfe vor chirurgischen Operationen, auch zur Minderung der Schmerzen bei heftigen Neuralgien, bei Krämpfen, Asthma etc. einatmen läßt. Innerlich wird es bei Kolik, Seekrankheit, Säuferwahnsinn, Cholera, Schlaflosigkeit, äußerlich gegen Neuralgien, Zahnschmerz, Ohrenzwang etc. angewandt; es erzeugt Brennen, Rötung und selbst Blasen auf der Haut und bewirkt eine nicht unbedeutende lokale Anästhesie. Es ist ein vorzügliches Geschmackskorrigens aller bittern oder schlecht schmeckenden Arzneimittel. Das C. wurde 1831 von Liebig entdeckt; seine jetzige Bedeutung erlangte es durch Simpson, welcher 1848 seine anästhesierende Wirkung erkannte. Vgl. *Weber*, Über die Anwendung der schmerzstillenden Mittel (2. Aufl., Berl. 1874); *Koch*, Über das C. und seine Anwendung in der Chirurgie (Leipz. 1874); *Nußbaum*, Über Chloroformwirkung (Bresl. 1884).

Chloroformieren, s. *Betäubende Mittel*.

Chlorometrie (*Chlorimetrie*, griech.), die Ermittelung des Gehalts des Chlorkalks an wirksamem Chlor. Nach einer der am häufigsten angewandten Methoden zerreibt man eine abgewogene Menge Chlorkalk mit Wasser, verdünnt die Mischung auf ein bestimmtes Volumen, mißt von der umgeschüttelten Flüssigkeit eine Probe ab und läßt zu derselben aus einer Bürette so lange eine Lösung von arsenigsaurem Natron von bestimmtem Gehalt zufließen, bis das wirksame Chlor des in der Probe enthaltenen Chlorkalks vollständig zur Oxydierung von arseniger Säure verbraucht ist. Man erkennt dies durch Jodkaliumstärkepapier, welches durch Betupfen mit der Lösung nicht mehr gebläut werden darf. Aus der Menge des verbrauchten arsenigsauren Natrons läßt sich der Chorgehalt des Chorkalks berechnen. Man kann auch die Chorkalklösung mit einer bestimmten Menge Jodkaliumlösung mischen, Salzsäure hinzusetzen und nun durch Titrieren mit unterschwefligsaurem Natron genau ermitteln, wieviel Jod durch das wirksame Chlor des Chlorkalks ausgeschieden worden war. Man drückt in Deutschland, England, Rußland und Amerika die Stärke des Chlorkalks in Graden aus, welche den Gewichtsprozenten an wirksamem Chlor entsprechen. In Frankreich zeigen die Grade die Anzahl Liter Chlorgas bei 0° und 760 mm Barometerstand an, welche aus 1 kg Chlorkalk entwickelt werden können. Multipliziert man die französischen Grade mit 0,318 (1 Lit. Chlor wiegt 3,178 g), so erhält man die Prozente. Vgl. *Lunge*, Handbuch der Sodaindustrie (Braunschw. 1879, 2 Bde.).

Chlorophän (*Pyrosmaragd*), rötlich violetter Flußspat, besonders von Nertschinsk, strahlt beim Erwärmen ein schönes grünes Licht aus.

Chlorophyll (griech., *Blattgrün*, *Pflanzengrün*), der Farbstoff, welcher die grüne Färbung der Gewächse bedingt und stets an das Protoplasma der Pflanzenzelle gebunden erscheint. Letzteres bleibt unverändert zurück, wenn man das C. durch Alkohol oder Äther auszieht, in welchem es sich mit grüner Farbe löst. Plasma u. Farbstoff zusammen bilden den *Chlorophyllkörper*, der bei manchen Algen in Form von Spiralbändern, Ringen, Platten etc. auftritt, bei den meisten übrigen Pflanzen aber linsenartig abgeplattete, rundliche oder polyedrische Körner (die *Chlorophyllkörner*) bildet. In optischer Beziehung zeichnet sich der Chlorophyllfarbstoff durch ein charakteristisches Absorptionsspektrum mit vier schmalen Streifen im Rot, Orange, Gelb und Grün sowie drei breiten im Blau und Violett aus. Schüttelt man eine alkoholische Chlorophylllösung mit Benzol, so löst sich in letzterm ein blaugrüner Farbstoff, das *Cyanophyll*, während ein gelber, das *Xanthophyll*, den Alkohol färbt. Nach dem spektroskopischen Verhalten beider Pigmente scheint das C. ein Farbstoffgemenge zu sein. Letzteres besitzt ferner die Eigenschaft der Fluoreszenz, da die alkoholische Lösung im auffallenden Licht rot, im durchfallenden grün erscheint. Über die chemische Natur des Chlorophylls widersprechen sich die bisherigen Untersuchungen vielfach und sind keineswegs als abgeschlossen zu betrachten, weil es bisher nicht gelungen ist, das C. in reinem Zustand zu erhalten.

In der lebenden Pflanze bildet sich C. nur dann aus, wenn ihr Licht von bestimmter Intensität dargeboten wird; im Dunkeln aufwachsende Pflanzen entwickeln einen gelben, von Xanthophyll verschiedenen Farbstoff, das *Etiolin*, der ebenfalls an die Grundlage von Plasmakörnern gebunden ist und, wie es scheint, durch Beleuchtung direkt in C. übergeht; bringt man eine etiolierte (vergeilte) Pflanze vor

ihrem Absterben ans Licht, so ergrünt sie nach kurzer Zeit. Eine Ausnahme machen nur die Keimpflanzen der Nadelhölzer und die Blätter der Farne, welche auch in tiefster Dunkelheit ergrünen. Im allgemeinen bewirken die gelben Strahlen des Lichts bei diffuser Beleuchtung das Ergrünen schneller als die roten und blauen, während in direktem Sonnenlicht das umgekehrte Verhältnis stattfindet. Zum Ergrünen ist ferner ein bestimmter Temperaturgrad erforderlich, der z. B. für Gerstenkeimlinge nicht unter 4—5° C., für Kresse nicht unter 8° hinuntergehen darf; das Optimum der Wirkung liegt bei ca. 35°. Eine dritte Bedingung für die Entstehung des Chlorophyllfarbstoffs besteht in der Gegenwart von Eisensalzen im Nährboden der Pflanze, da letztere in eisenfreien Nährstofflösungen gelblichweiße Blätter erzeugt und erst auf Zusatz von einigen Tropfen Eisenchlorid zu ergrünen vermag; das Eisen scheint somit zur organischen Konstitution des Chlorophyllkorns zu gehören und ist auch in der Asche möglichst reiner Chlorophyllauszüge nachweisbar. Neuerdings hat *Pringsheim* gefunden, daß der Chlorophyllfarbstoff lebender Pflanzenzellen durch konzentriertes Sonnenlicht bei Vorhandensein von Sauerstoff, aber unter Abschluß der Wärmestrahlen zerstört wird, während die Chlorophyllkörner ihre Form behalten; das Gleiche geschieht nach *Wiesner* mit einer alkoholischen Chlorophylllösung. Diese Zerstörung wird durch alle Strahlen des Spektrums, besonders energisch durch die stärker brechbaren Strahlen, bewirkt.

Die merkwürdigen Beziehungen der Chlorophyllkörner zum Licht zeigen sich auch in Gestalt- und Lageveränderungen, welche dieselben bei Wechsel der Beleuchtung im Innern der lebenden Pflanzenzelle ausführen. In beschatteten Organen haben die Körner im allgemeinen einen kleinern Durchmesser und größere Dicke, während sie bei Besonnung breiter und zugleich dünner werden. Bei mäßigem Licht sammeln sich die Chlorophyllkörner einer Zelle an den Wänden derselben an, welche dem einfallenden Lichtstrahl zugekehrt sind (*Flächenstellung*), während sie bei intensiver Beleuchtung auf die dem Lichtstrahl parallelen Wandungen gleiten (*Profilstellung*); bei völliger Dunkelheit nehmen die Körner eine Eigenstellung mit verschiedener Verteilungsweise an. Diese sowohl in einfach gebauten Pflanzenteilen, wie Moosblättern, Farnvorkeimen, als auch in Blättern vieler höherer Gewächse nachgewiesenen Ortsveränderungen der Chlorophyllkörner kommen durch Bewegung der Protoplasmakörper infolge von Lichtreiz zu stande. Die Verbreitung des Chlorophylls innerhalb des Pflanzenreichs ist eine sehr allgemeine, indem es allen grün erscheinenden Teilen der höhern und niedern Gewächse zukommt und nur gewissen Schmarotzerpflanzen (einigen Orchideen, Cytineen, Hydnoreen, Rafflesiaceen, Balanophoreen, Monotropeen und Kuskuteen) sowie sämtlichen Pilzen fehlt. Bisweilen ist die Anwesenheit des Chlorophylls durch andre Farbstoffe maskiert; so enthalten unter den Algen die Florideen einen in Wasser löslichen roten Farbstoff, das Phykoerythrin, die Fukaceen und Diatomeen ein in Alkohol lösliches braungelbes Pigment in ihren Chlorophyllkörpern. Auch in einigen nichtgrünen Schmarotzerpflanzen, wie Neottia und den Orobancheen, finden sich Farbstoffkörper, in denen das C. durch ein braunes Pigment verdeckt wird. In andern Fällen erscheinen chlorophyllhaltige Pflanzenteile nicht grün, weil ihre Zellen neben C. im Zellsaft noch andre Pigmente gelöst führen oder von einer Epidermis mit gefärbtem Inhalt überzogen werden; solche Fälle finden sich häufig bei Gartenzierpflanzen, wie z. B. Atriplex hortensis, Celosia cristata, Amarantus und den dunkel rotblätterigen Varietäten mancher Ziergehölze (Blutbuche). Die sogen. *Panaschierung* der Blätter beruht dagegen auf einer krankhaften lokalen Nichtausbildung des Chlorophylls in streifen- oder fleckenförmigen Partien der Blattsubstanz.

Die *Bedeutung* des Chlorophyllapparats für das Leben der Pflanze beruht darauf, daß die Assimilation, d. h. die Bildung neuer organischer Substanz aus den Elementen der Kohlensäure und des Wassers, nur innerhalb des Chlorophyllkorns unter Einfluß bestimmter Strahlenarten des Lichts stattzufinden vermag. Das Chlorophyllkorn ist demnach das Organ der Kohlensäurezersetzung in allen grünen Pflanzenteilen (vgl. *Ernährung der Pflanzen*). Aus diesem Grund zeigen im Dunkeln gezogene, etiolierte Pflanzen keine Zunahme ihres Trockengewichts, ihre organische Substanz vermehrt sich nicht, sondern nimmt im Gegenteil durch Atmung, d. h. durch Oxydation von Körpersubstanz, beständig ab, wenn nicht vorher Erzeugung von C. durch Lichtwirkung und damit die Fähigkeit zu normaler Ernährung herbeigeführt wird. Als erstes sichtbares Produkt der Assimilation wird von *Sachs* und zahlreichen andern Physiologen das Stärkemehl (*Amylum*) angesehen, welches in Form kleiner Körnchen innerhalb der lebenden Chlorophyllkörper bei hinreichender Beleuchtung auftritt; unter anderm bilden sich in stärkefreien Chlorophyllkörpern von Spirogyra im direkten Sonnenlicht schon nach 5 Minuten Amylumkörnchen aus, während dieselben bei Verdunkelung allmählich wieder verschwinden. Neuerdings glaubt *Pringsheim* als erstes Assimilationsprodukt einen ölartigen Körper, das *Hypochlorin*, aufgefunden zu haben, welcher das plasmatische Gerüst der Chlorophyllkörner durchtränkt und aus letztern durch Salzsäure oder durch Erhitzen in Wasser in ölartigen, unter Umständen kristallinische Formen annehmenden Tropfen ausgeschieden werden kann. Da das Hypochlorin noch leichter als das C. durch intensives Licht bei Gegenwart von Sauerstoff zerstört wird, während die Stärkebildung zunimmt, so schließt Pringsheim daraus, daß durch das Licht die Sauerstoffatmung überhaupt gesteigert wird und die Funktion des Chlorophyllfarbstoffs nur darin bestehe, eine zu reichliche Kohlensäurebildung innerhalb des Protoplasmas als schützende Decke zu verhindern. Unzweifelhaft wird in dem Chlorophyllkorn unter dem Einfluß des Lichts das C. sowohl zerstört, als auch fortgesetzt neu gebildet.

Eine besondere Klasse von Erscheinungen bilden die Veränderungen, welche der grüne Farbstoff ausdauernder Blätter im Winter erleidet. Die Gelbfärbung, welche in den Blättern mancher Koniferen oft noch vor Eintritt heftigen Frostes Platz greift, wird dadurch hervorgerufen, daß der grüne Farbstoff infolge der Lichtwirkung zerstört, aber wegen zu niedriger Temperatur nicht neu gebildet wird. In den sich braun färbenden Blättern von Thuja wird das Protoplasma durch Einwirkung der Kälte für gewisse Stoffe permeabel, welche das C. partiell zerstören, während ein andrer Teil desselben durch Mischung mit einem neuentstandenen braunen Pigment der Einwirkung des Lichts entzogen wird. Die Rotfärbung, welche die Blätter von Sempervivum, Sedum, Mahonia ꝛc. im Winter annehmen, beruht auf dem Auftreten eines im Zellsaft gelösten roten Farbstoffs, der die unveränderten Chlorophyllkörner verdeckt. Werden Pflanzen mit winterlich gefärbten Blättern einer höhern Temperatur ausgesetzt, so ergrünen sie

wieder. Bei den im Herbst absterbenden und dabei sich gelb, braun oder rot färbenden, nicht ausdauernden Blättern der Laubbäume findet dagegen eine Regeneration des Chlorophylls niemals statt. Vgl. Sachs, Vorlesungen über Pflanzenphysiologie (Leipz. 1882); Wiesner, Entstehung des Chlorophylls (Wien 1877); Sachsse, Phytochemische Untersuchungen (Leipz. 1880); Pringsheim, Untersuchungen über das C. (Monatsberichte der Berliner Akademie 1874 bis 1881); Derselbe, Über Lichtwirkung und Chlorophyllfunktion in der Pflanze (»Jahrbücher für wissenschaftliche Botanik«, Bd. 12, Leipz. 1881); Tschirch, Untersuchungen über das C. (Berl. 1884).

Chlorophyllophyceen, 1. Ordnung der Algen (s. d.).

Chlorops, Grünauge.

Chlorose (Chlorosis), s. v. w. Bleichsucht.

Chlorospinell, s. Spinell.

Chlorospiza, Grünfink.

Chlorphosphor, s. Phosphorchloride.

Chlorplatin, s. v. w. Platinchlorid.

Chlorquecksilber, s. v. w. Quecksilberchlorür und Quecksilberchlorid.

Chlorräucherung, die Verbreitung von Chlorgas in Räumen zur Zerstörung von übeln Dünsten und Ansteckungsstoffen. Die C. bietet in Räumen, in welchen keine Menschen befindlich sind, keine besondern Schwierigkeiten. Man übergießt entweder eine Mischung von 3 Teilen Kochsalz und 1 Teil Braunstein auf einem Teller mit 2 Teilen Schwefelsäure und 2 Teilen Wasser, oder einen Brei von Wasser und Chlorkalk mit Salzsäure und sorgt, daß wenigstens 24 Stunden so viel Chlor der Luft des Raums beigemischt bleibt, daß auch ein kurzer Aufenthalt darin unmöglich ist. Selbstverständlich müssen während der C. Thüren und Fenster fest verschlossen bleiben. Metalle werden von dem Chlor sehr stark angegriffen und müssen entfernt werden. Mit Chlor zu räuchern, während sich Menschen in dem betreffenden Raum aufhalten, ist so gut wie zwecklos, da man in diesem Fall viel zu wenig Chlor entwickeln darf, um eine Wirkung erwarten zu können. Bei stärkerer Räucherung z. B. in einem belegten Krankenzimmer würde man den Patienten viel mehr schaden, als durch angebliche Reinigung der Luft nützen. Kloaken, welche von Schwefelwasserstoff erfüllt sind, werden zugänglich gemacht, indem man ein bis mehrere Pfund Chlorkalk, der in einem Kübel mit Wasser angerührt ist, gleichzeitig mit gleich viel durch 2—3 Teile Wasser verdünnter Salzsäure in die Grube schüttet. Der üble Geruch, welchen faulende Körper, wie Leichen von Ertrunkenen, die lange im Wasser gelegen haben etc., verbreiten, läßt sich mehr oder minder entfernen, wenn man über den Gegenstand ein mit Chlorkalklösung getränktes Tuch breitet und öfters erneuert. Vgl. Desinfektion.

Chlorsäure $HClO_3$, entsteht (an Kali gebunden) bei der Behandlung einer heißen konzentrierten Lösung von Kalihydrat in Wasser mit Chlor. Dabei bilden sich 5 Moleküle Chlorkalium und 1 Molekül chlorsaures Kali, und aus letzterm scheidet man die C. durch Kieselfluorwasserstoff ab. Die so in Freiheit gesetzte C. bildet eine farb- und geruchlose Flüssigkeit, schmeckt stark sauer, riecht stechend, bleicht das zuerst gerötete Lackmuspapier, zersetzt sich schon bei 40°, wirkt stark oxydierend, entzündet Papier und Leinwand beim Eintrocknen auf denselben, zerfällt mit Chlorwasserstoffsäure in Chlor und Wasser und wird auch durch Licht zersetzt. Mit den Basen bildet sie die Chlorsäuresalze (Chlorate), welche sämtlich in Wasser löslich sind, beim Erhitzen in Sauerstoff und Chlormetall zerfallen, mit Schwefelsäure gelbe, stark bleichend wirkende Dämpfe von Unterchlorsäure entwickeln und höchst kräftig oxydierend wirken. Die schmelzbaren von ihnen detonieren, mit brennbaren Körpern gemengt, sehr heftig durch Schlag, Reibung und Erwärmung, und ihre Behandlung erheischt daher große Vorsicht. Das wichtigste Salz ist das chlorsaure Kali $KClO_3$, welches auf oben angegebene Weise erhalten werden kann, in der Technik aber mit Hilfe von Kalk dargestellt wird. Man leitet Chlor in einen heißen Brei von gelöschtem Kalk und erhält dabei eine Lösung von chlorsaurem Kalk und Chlorcalcium. Diese vermischt man siedend heiß mit Chlorkalium, filtriert und bringt die Lösung, welche nun chlorsaures Kali und Chlorcalcium enthält, zur Kristallisation. Das ausgeschiedene rohe chlorsaure Kali wird durch Umkristallisieren gereinigt. Es bildet wasserfreie, farblose, luftbeständige, perlmutterartig glänzende Kristallblättchen vom spez. Gew. 2,33—2,35, schmeckt herb kühlend, löst sich bei 0° in 30 Teilen, bei 15° in 16½ Teilen, bei 50° in 5 Teilen Wasser; eine gesättigte siedende Lösung enthält auf 100 Teile Wasser 60 Teile Salz, in Alkohol ist es unlöslich, es schmilzt bei 334°, zersetzt sich bei 352° in überchlorsaures Kali und Sauerstoff und hinterläßt bei höherer Temperatur nur Chlorkalium. Mischt man es mit Mangansuperoxyd (Braunstein), Kupferoxyd, Eisenoxyd, so erfolgt die Zersetzung sehr stürmisch und bei viel niedrigerer Temperatur; 100 Teile Salz geben 39,15 Teile Sauerstoff. Auf dem schmelzenden Salz verbrennen Schwefel, Kohle, Antimon, Eisen mit lebhaftem Glanz; Mischungen dieser Körper mit dem Salz entzünden sich bisweilen von selbst, auch durch Einwirkung des Lichts und bei Berührung mit Schwefelsäure; sie explodieren durch Schlag, Stoß, Reibung und Erwärmung. Deshalb darf das chlorsaure Kali niemals mit brennbaren Körpern irgend welcher Art im Mörser zusammengerieben werden, sondern man muß es für sich, am besten mit einigen Tropfen Weingeist, zerreiben und dann auf einem Bogen Papier mit einer Federfahne oder mit dem Finger den andern Pulvern beimischen. Die Lösung des chlorsauren Kalis wirkt besonders nach Zusatz von Salzsäure oder Salpetersäure, welche Chlor oder Chlorsäuren frei machen, stark oxydierend. Man benutzt chlorsaures Kali zur Darstellung von Sauerstoff, übermangansaurem Kali, Anilinschwarz, Alizarin, zu Buntfeuern, Augendres weißem Schießpulver, zu Streichhölzchen und Zündspiegeln der Zündnadelgewehre. Als Arzneimittel dient es bei diphtheritischen Prozessen, Skorbut, Mundfäule, Schwämmchen, Speichelfluß, Krupp, bei schlecht eiternden Wunden, als Mundwasser etc. Es scheint schon Glauber bekannt gewesen zu sein, doch wurde es noch später für eine Art Salpeter gehalten, bis Berthollet 1786 die C. entdeckte, welche Gay-Lussac 1814 abschied. Das Salz wird gegenwärtig hauptsächlich in England (jährlich ca. 1,3 Mill. kg), weniger in Frankreich (0,33 Mill. kg) dargestellt. Chlorsaurer Baryt $Ba(ClO_3)_2$, wird durch Behandeln von kohlensaurem Baryt mit Chlor oder aus chlorsaurem Natron erhalten, indem man dessen Lösung mit Oxalsäure versetzt, sehr stark abkühlt, filtriert und mit kohlensaurem Baryt neutralisiert. Es bildet farblose, leicht lösliche Kristalle und dient in der Feuerwerkerei zu Grünfeuer. Chlorsaures Natron $NaClO_3$ wird wie das Kalisalz erhalten, nur verdampft man zunächst die Lösung der Kalksalze, um das Chlorcalcium größtenteils durch Kristallisation zu entfernen, versetzt die verdünnte Lauge dann mit Kalk, entfernt das abgeschiedene Calciumoxychlorid und zersetzt nun die

noch gelösten Kalksalze mit schwefelsaurem Natron. Die vom abgeschiedenen schwefelsauren Kalk getrennte Lösung verdampft man stark, um vorhandenes Chlornatrium zu entfernen, und läßt dann kristallisieren. Das chlorsaure Natron bildet farblose, luftbeständige Kristalle, löst sich leicht in Wasser und dient zum Drucken mit Anilinschwarz in der Zeugdruckerei.

Chlorschwefel, s. Schwefelchlorür.

Chlorsilber, s. v. w. Silberchlorid.

Chlorsilber, Mineral, s. v. w. Hornerz.

Chlorstickstoff (Dulongs explosives Öl) NCl_3 entsteht beim Einleiten von Chlor in eine warme Salmiaklösung, auch bei der Einwirkung von unterchloriger Säure auf Salmiak und, wenn man durch eine Salmiaklösung einen elektrischen Strom leitet. C. bildet eine ölartige, dunkelgelbe Flüssigkeit, riecht eigentümlich stechend, reizt Augen und Nase heftig, ist sehr flüchtig, gefriert selbst bei hohen Kältegraden nicht und läßt sich bei 71° destillieren. Bei einer Temperatur von 93—100° explodiert er mit äußerster Heftigkeit, besonders wenn er mit einer auch nur dünnen Wasserschicht bedeckt ist; viel weniger heftig, wenn er völlig trocken ist. Er explodiert aber auch bei gewöhnlicher Temperatur durch die bloße Berührung mit Phosphor, Selen, Arsen, Stickstoffoxydgas, konzentriertem kaustischen Kali und Ammoniak, Baumöl und andern fetten und flüchtigen Ölen, selbst mit Kautschuk. Mit Wasser zersetzt er sich allmählich in Chlorwasserstoffsäure und salpetrige Säure, bei Gegenwart eines Metalls entstehen ein Chlormetall und Stickgas. C. wurde 1811 von Dulong entdeckt.

Chlorstrontium, s. v. w. Strontiumchlorid.

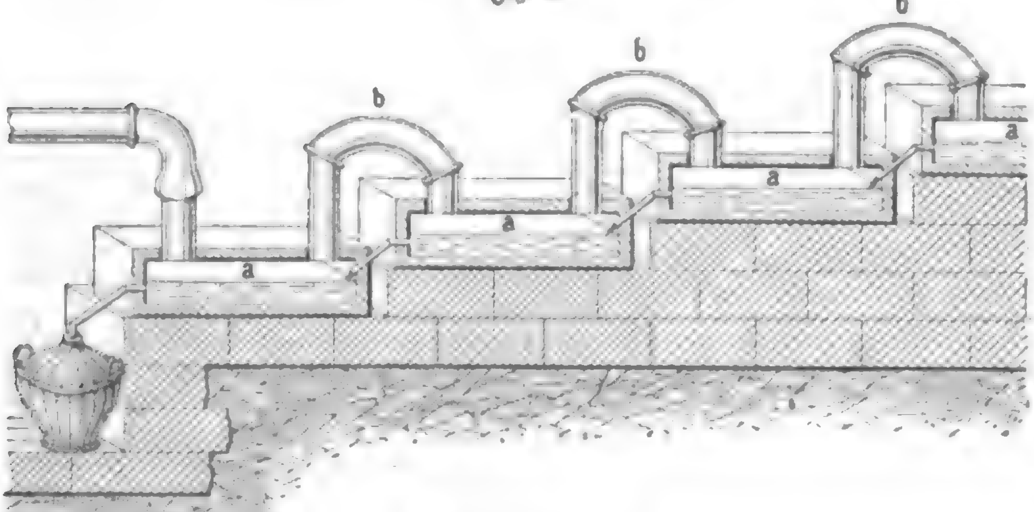
Chlorum solutum, Chlorwasser, s. Chlor, S. 47.

Chlorüre, s. Chlormetalle.

Chlorwasser, s. Chlor, S. 47.

Chlorwasserstoff HCl findet sich in den Gasen, welche manche Vulkane aushauchen, auch gelöst in Quellen, die auf vulkanischem Boden entspringen, und entsteht direkt aus Chlor und Wasserstoff, welche sich im Sonnenlicht unter Explosion, im zerstreuten Tageslicht allmählich, aber nicht im Dunkeln miteinander verbinden. Auch der elektrische Funke, Platinschwamm oder eine Flamme bewirken die augenblickliche Vereinigung der beiden Gase. C. entsteht außerdem sehr allgemein bei Einwirkung von Chlor auf wasserstoffhaltige Körper, von Sauerstoffsäuren auf Chlormetalle und oft auch bei der Zersetzung von Chlorverbindungen durch Wasser. Dargestellt wird er ausschließlich durch Behandeln von Chlornatrium (Kochsalz) mit Schwefelsäure, wobei schwefelsaures Natron entsteht und C. entweicht. C. bildet ein farbloses Gas, riecht stechend, bildet an der Luft dichte Nebel, indem er die Feuchtigkeit der Luft anzieht, besitzt das spez. Gew. 1,255, so daß 1 Lit. 1,632 g wiegt; er ist nicht brennbar, reagiert stark sauer und wird bei 10° durch einen Druck von 40 Atmosphären zu einer farblosen Flüssigkeit verdichtet. Er wird durch Hitze nicht zerlegt, gibt aber mit vielen Metalloxyden Chlorid und Wasser, mit Metallen Chlorid und Wasserstoff, und wenn man ihn mit Sauerstoff oder Luft erhitzt, so entsteht Chlor und Wasser (s. Chlor). Alkohol absorbiert sehr reichlich C. unter Bildung von Äthylchlorür; alkoholische Lösungen vieler Säuren liefern bei Behandlung mit C. zusammengesetzte Äther. (Leitet man z. B. C. in alkoholische Benzoesäurelösung, so entsteht Benzoesäureäthyläther.) Sehr energisch wird C. von Wasser absorbiert, und diese Lösung bildet die Chlorwasserstoffsäure oder Salzsäure. Diese entsteht in sehr großen Mengen als Nebenprodukt in der Sodafabrikation, wo man Chlornatrium mit Schwefelsäure zersetzt, um das erhaltene schwefelsaure Natron (Sulfat) durch Schmelzen mit Kohle und kohlensaurem Natron in kohlensaures Natron zu verwandeln. Die Sulfatbildung vollzieht sich in zwei Stadien. Die Arbeit beginnt in geschlossenen Schalen, aus welchen die Gase entweichen, und wird im Muffel- oder Flammofen bei höherer Temperatur vollendet. Da reines Chlorwasserstoffgas sehr leicht, mit Luft gemischtes aber viel schwerer von Wasser absorbiert wird, so muß man, wenn sämtlicher in einer Fabrik erzeugter C. in Salzsäure von 20 oder 22° B. (für den Handel) verwandelt werden soll, die Sulfatbildung nur im Muffelofen vornehmen, weil sich im Flammofen und namentlich bei der Feuerung mit Steinkohlen dem C. zu viel Luft beimengt und dann nur schwache Säure von 2—4° B. erhalten wird. Die Absorption des Chlorwasserstoffs durch Wasser geschieht in niedrigen, aus Sandsteinplatten (die eventuell in Teer gekocht wurden) konstruierten, mit Wasser gefüllten und durch Röhren b miteinander verbundenen Trögen a (Fig. 1), welche terrassenförmig aufgestellt werden. Der C. tritt in den untersten Trog ein u. strömt dem Wasser entgegen, welches vom obersten Trog aus allmählich durch den ganzen Apparat fließt und den untersten Trog in Form starker Salzsäure verläßt. Sehr häufig benutzt man statt der Tröge auch Woulfesche Flaschen (Bombonnes, Touries, Fig. 2) aus Steinzeug, die bis 300 Lit. fassen, in großer Zahl durch Röhren zu Strängen verbunden und ebenfalls terrassenförmig aufgestellt werden, damit auch in ihnen der Gasstrom einem Wasserstrom begegnen kann. Diese Apparate reichen, namentlich bei sehr großem Betrieb, nicht aus und werden daher meist nur in Verbindung mit 1,5—36 m hohen, aus Sandsteinplatten konstruierten Kokstürmen angewandt, in welchen Wasser in feiner Verteilung über Koks herabrieselt, während C. unten in den Turm

Fig. 1.



Absorptionströge.

eintritt und dem Wasser entgegenströmt. Die Tröge oder Flaschen werden dann zwischen Ofen und Turm eingeschaltet, um den C. möglichst abgekühlt in den Turm gelangen zu lassen.

Die rohe Salzsäure bildet eine durch Eisengehalt gelb gefärbte, an der Luft rauchende, mit Schwefelsäure, schwefliger Säure, Chlor und Arsen verunreinigte Flüssigkeit, welche durch Behandlung mit Schwefelwasserstoff oder durch Versetzen mit 0,5 Proz. unterschwefligsaurem Natron, Filtrieren und Destillieren gereinigt werden kann. Reine Salzsäure erhält man durch Destillation von Kochsalz mit arsenfreier Schwefelsäure und Wasser aus Glasgefäßen, wobei man das entwickelte Chlorwasserstoffgas in destilliertes Wasser leitet. 1 g Wasser löst C.

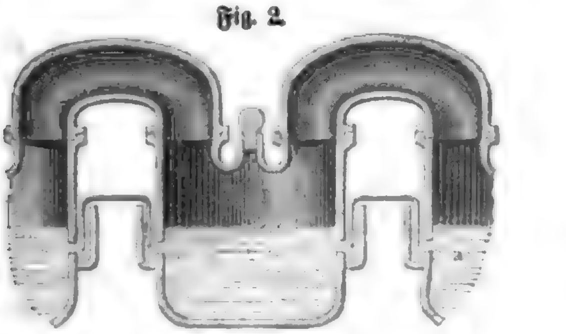
bei 0°:	0,825 Gramm	bei 40°:	0,633 Gramm
» 8°:	0,783 »	» 48°:	0,603 »
» 16°:	0,742 »	» 56°:	0,575 »
» 24°:	0,700 »	» 60°:	0,561 »
» 32°:	0,665 »		

Über den Gehalt der reinen Salzsäure bei verschiedenem spezifischen Gewicht (bei 15°) gibt folgende Tabelle Auskunft.

Grade Baumé	Spezifisches Gewicht	100 Teile enthalten Chlorwasserstoff bei 0°	bei 15°	Grade Baumé	Spezifisches Gewicht	100 Teile enthalten Chlorwasserstoff bei 0°	bei 15°
0	1,000	0,0	0,1	17	1,134	25,2	26,6
1	1,007	1,4	1,5	18	1,143	27,0	28,4
2	1,014	2,7	2,9	19	1,152	28,7	30,2
3	1,022	4,2	4,5	19,5	1,157	29,7	31,2
4	1,029	5,8	5,8	20,0	1,161	30,4	32,0
5	1,036	6,9	7,3	20,5	1,166	31,4	33,0
6	1,044	8,4	8,9	21,0	1,171	32,3	33,9
7	1,052	9,9	10,4	21,5	1,175	33,0	34,7
8	1,060	11,4	12,0	22,0	1,180	34,1	35,7
9	1,067	12,7	13,4	22,5	1,185	35,1	36,8
10	1,075	14,2	15,0	23,0	1,190	36,1	37,9
11	1,083	15,7	16,5	23,5	1,195	37,1	39,0
12	1,091	17,2	18,1	24,0	1,199	38,0	39,8
13	1,100	18,9	19,9	24,5	1,205	39,1	41,2
14	1,108	20,4	21,5	25,0	1,210	40,2	42,4
15	1,116	21,9	23,1	25,5	1,212	40,7	42,9
16	1,125	23,6	24,8				

Reine Salzsäure ist farblos, raucht an der Luft, riecht stechend und schmeckt stark sauer; beim Erhitzen gibt starke Salzsäure C. ab, während sehr schwache Salz-

Fig. 2.



Bombonnes.

säure beim Kochen Wasser verliert und stärker wird. Zuletzt destilliert in beiden Fällen eine Säure, die bei 110° siedet und 20,21 Proz. C. enthält. Salzsäure löst verschiedene Metalle und Metalloxyde zu Chlormetallen (Chlorüren, Chloriden), gibt mit Schwefelmetallen Schwefelwasserstoff und Chlormetalle, zersetzt Kohlensäuresalze ebenfalls unter Bildung von Chlormetallen und entwickelt mit Sauerstoffverbindungen, welche Sauerstoff lose gebunden enthalten, z. B. mit Mangansuperoxyd, Chlor. Die Salzsäure der deutschen Pharmakopöe besitzt das spez. Gew. 1,124. Man benutzt Salzsäure zur Bereitung von Chlor, Chlorkalk, chlorsaurem Kali, Bleichsalzen, Salmiak, Chlorbaryum, Chlorzink, Zinnsalz, Chlorantimon, Bleioxychlorid, Königswasser, Leim, Phosphor, Superphosphat, gereinigtem Beinschwarz, Kohlensäure 2c., zum Reinigen der Knochenkohle in Zuckerfabriken, bei der Verarbeitung der Rübenmelasse, in der Bleicherei, Färberei und Zeugdruckerei, in der Teerfarbenindustrie, als Beizmittel in der Metalltechnik, zu Kältemischungen, zum Reinigen eisenhaltigen Sandes und Thons für die Glas- und Thonwarenindustrie, zum Reinigen von Koks und Weinstein, zur Abscheidung fetter Säuren aus Seifenwässern, zur Gewinnung von Kupfer, Nickel, Kadmium, Wismut auf hydrometallurgischem Weg, zur Reinigung der Eisenerze von Phosphorsäure und der Zinkerze, als Lötwasser, zur Beseitigung des Kesselsteins, zur Verarbeitung der Sodarückstände auf Schwefel 2c. Als Arzneimittel dient sie zur Belebung der Verdauung, zur Anregung der Nerventhätigkeit bei typhoidem Fieber, Scharlach, Leber-, Nieren- und Magenleiden. Die arabischen Chemiker bereiteten Königswasser durch Destillation von Salpeter, Salmiak und Vitriol, kannten aber nicht die Salzsäure, welche zuerst Basilius Valentinus im 15. Jahrh. durch Destillation von Kochsalz mit Vitriol darstellte. Glauber erhielt im 17. Jahrh. die Säure aus Kochsalz und Schwefelsäure, Hales stellte zuerst Chlorwasserstoffgas dar, Priestley erhielt dasselbe in reinem Zustand, und Davy zeigte 1810, daß es aus Chlor und Wasserstoff besteht. Größere Bedeutung gewann die Salzsäure erst durch die Sodafabrikation, als die Fabrikanten gezwungen wurden, das massenhaft entweichende Gas, welches die benachbarte Vegetation zerstörte, zu verdichten und nun für die gewonnene Salzsäure Verwendung zu suchen. Vgl. Lunge, Handbuch der Sodaindustrie (Braunschw. 1879, 2 Bde.).

Chlorwasserstoffäther, s. v. w. Äthylchlorür.

Chlorwismut, s. Wismutchlorid.

Chlorzink, s. v. w. Zinkchlorid.

Chlorzinn, s. v. w. Zinnchlorür und Zinnchlorid.

Chlotar (Chlotachar), Name mehrerer fränk. Könige aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) C. I., Chlodwigs I. und Klothildens jüngster Sohn, erhielt 511 bei der Teilung des Reichs den nördlichen Teil mit Soissons. 523 und 524 bekriegte er mit seinen Brüdern die Burgunder. Als sein Bruder Chlodomer gefallen war, ermordete er dessen Söhne mit Childebert und teilte mit diesem ihr Land. Seinen Bruder Theoderich I. unterstützte er 530 gegen die Thüringer; 532 eroberte C. mit seinem Bruder Childebert Burgund, das sie sich teilten; 542 durchzog er mit Childebert den größten Teil Spaniens. Als Theudeberts I. Sohn Theudebald 555 und Childebert 558 starben, erhielt C. deren Reiche und vereinigte so das ganze Frankenreich wieder in einer Hand. In seinen letzten Jahren führte er Krieg mit den Sachsen, denen er einen jährlichen Tribut von 500 Kühen auflegte, und gegen die aufständischen Thüringer, mußte aber auch gegen seinen Sohn Chramm, der sich im Arvernerland empörte, zu Felde ziehen; als er ihn besiegt und gefangen, ließ er ihn mit Frau und Kind in einer Hütte verbrennen. Wegen seiner Sinnlichkeit kam er wiederholt in Konflikt mit der Kirche. Er starb 561; das Reich wurde darauf unter seine vier Söhne geteilt.

2) C. II., Chilperichs I. und Fredegundes letzter Sohn, kam 584, erst 4 Monate alt, unter Vormundschaft seiner Mutter und unter dem Schutz seines

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Oheims, des Königs Guntram von Burgund, auf den Thron, nachdem ihn die Großen des Reichs als echten Sohn Chilperich anerkannt hatten. 593 schlug der junge König den Herzog Wintrio, der als Feldherr Childeberts II. sein Reich angriff. Nach Childeberts II. Tod nahm Fredegunde mit ihrem Sohn 596 Paris und die übrigen Städte in Besitz und schlug Theudebert und Theoderich, Childeberts Söhne. Dieselben rächten sich aber nach Fredegundes Tod (597) und zwangen C. 600 durch ihren Sieg bei Dormelles, ihnen den größten Teil seines Landes abzutreten. 604 ließ C. den Majordomus Theoderichs, Bertoald, bei Arlon überfallen, nahm den größten Teil der zwischen der Loire und der Seine gelegenen Gaue und Städte ein, wurde aber von Theoderich bei Estampes geschlagen und zum Frieden von Compiègne gezwungen. Nach Theoderichs Tode drang C. in Austrasien ein, welches Brunhilde für ihre Enkel verwaltete. Diese rief die Völker jenseit des Rheins zum Beistand gegen C. auf; doch wurden dieselben von dem Majordomus Warnar, der einen Mordanschlag der argwöhnischen Königin gegen ihn entdeckt hatte, für C. gewonnen, das Heer ging zu diesem über, und von Theoderichs Söhnen entkam nur Childebert; Brunhilde ward grausam hingerichtet. So ward C., ein leutseliger, frommer, aber dabei schwacher und von seiner Umgebung, besonders den Frauen, zu jedem Greuel verführbarer Fürst, 613 Herr des ganzen Frankenreichs. 622 erhob er seinen Sohn Dagobert zum König von Austrasien. Er starb 628.

3) C. III., Chlodwigs II. und Balthildes ältester Sohn, ward 656 nach seines Vaters Tod König der Franken unter Vormundschaft seiner Mutter; sein Majordomus war der herrschsüchtige Ebroin. Er starb 670, etwa 15 Jahre alt.

4) C. IV., nach einigen Dagoberts II., nach andern Theoderichs III. Sohn, wurde 717 von Karl Martell gegen Chilperich II. als Schattenkönig aufgestellt; starb 719.

Chlum, Dorf in Böhmen, zwischen Elbe und Bistritz, rechts von der Straße, die von Königgrätz nach Sadowa führt, bildete 1866 in der Schlacht bei Königgrätz den Schlüsselpunkt der österreichischen Aufstellung, wurde aber beim Angriff auf den preußischen linken Flügel (Fransecky) entblößt und plötzlich von der zweiten preußischen Armee des Kronprinzen besetzt, wodurch die Schlacht bei Königgrätz (s. d.) für die Österreicher verloren ging.

Chlumecky (spr. -metzki), Johann, Ritter von, österreich. Minister, geb. 23. März 1834, studierte in Wien die Rechte, trat sodann in den Staatsdienst, ward Staatsanwaltssubstitut in Brünn und nahm 1865 unter Belcredi seinen Abschied, ward aber 1867 von Giskra zum Statthaltereirat in Brünn ernannt, was er bis 1870 blieb. Dann widmete er sich bloß seiner parlamentarischen Thätigkeit als Mitglied der Verfassungspartei im Reichsrat und im mährischen Landtag, bis er 25. Nov. 1871 zum Ackerbauminister im Ministerium Auersperg, 19. Mai 1875 nach Banhans' Rücktritt zum Handelsminister ernannt wurde. 1879 trat er mit dem verfassungstreuen Ministerium Auersperg zurück und war seitdem einer der Führer der Verfassungspartei oder des Klubs der Linken im Reichsrat und im mährischen Landtag.

Chlumetz, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Neubidschow, an der Cidlina in prächtiger Waldgegend gelegen, Knotenpunkt der Österreichischen Nordwestbahn (Linien Großwossek-Parschnitz und C.-Mittelwalde), Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Dechanteikirche, ein Schloß des Grafen Kinsky und (1880) 3924 Einw., welche Zucker-, Maschinen- und Likörfabrikation, Bierbrauerei, bedeutende Pferdezucht und Teichfischerei betreiben.

Chmel, Joseph, Geschichtsforscher, geb. 18. März 1798 zu Olmütz, in Linz und im Konvikt zu Kremsmünster gebildet, trat 1816 in das Chorherrenstift St. Florian, wo er 1826 Stiftsbibliothekar wurde. Auf Stiftskosten sammelte er von 1830 bis 1833 in Wien die Quellen zu seiner »Geschichte Kaiser Friedrichs IV.«, gewöhnlich Friedrich III. genannt (Hamb. 1840—43, 2 Bde.), und zur Geschichte Österreichs im Mittelalter überhaupt. 1834 ward C. zweiter Archivar und 1846 Vizedirektor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Unter seinen Schriften, meist Materialiensammlungen, sind von besonderer Bedeutung: »Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, im Interesse der Geschichte exzerpiert« (Wien 1840—1841, 2 Bde.); »Materialien zur österreichischen Geschichte« (das. 1832—40, 2 Bde. in 5 Tln.); »Regesta chronologico-diplomatica Ruperti, regis Romanorum« (Frankf. 1834); »Regesta chronologico-diplomatica Friderici III., Romanorum imperatoris« (Wien 1838—40, 2 Tle.); »Der österreichische Geschichtsforscher« (das. 1838—42, 3 Bde.); »Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilians I.« (Stuttg. 1844). Die »Aktenstücke zur Geschichte Kroatiens und Slawoniens in den Jahren 1526 und 1527« (Wien 1846) und »Herbersteins Gesandtschaftsreise nach Spanien 1519« (das. 1846) bilden zugleich den 1. und 2. Band des »Habsburgischen Archivs«. Bei Stiftung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien 1847 wurden auf Antrag Chmels, der gleich zu ihren Mitgliedern gehörte, vaterländische Geschichtsforschung und Sammlung der Geschichtsquellen zu einer Hauptaufgabe derselben gemacht. Als Leiter der dazu eingesetzten Kommission war C. der fleißigste Mitarbeiter, auch Herausgeber des »Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen«. Noch vor Vollendung seiner »Monumenta Habsburgica« (1473—1576) starb er 28. Nov. 1858 in Wien. Nur die erste Abteilung des Werkes »Aktenstücke und Briefe zur Geschichte des Hauses Habsburg im Zeitalter Maximilians I.« (Wien 1854—58, 3 Bde.) hat C. noch zum Druck gebracht.

Chmelnizky (Chmielnicki), 1) **Bogdan Sinowi Michailowitsch,** Hetman der Saporogischen Kosaken, geb. 1593, legte seine ersten Waffenproben in den polnischen Armeen ab und erwarb sich das Vertrauen des Königs Wladislaw II. Als er aber bei demselben in Ungnade fiel, floh er zu seinen Landsleuten, den Saporogischen Kosaken am Dnjepr, und gelangte bald bei ihnen zu Ansehen. Nach Wladislaws Tod bewog er sie zum Abfall von Polen, wurde selbst zum Hetman gewählt, schlug die polnischen Heere und eroberte sogar Podolien und Wolhynien. Im J. 1649 wurde er von Polen als unabhängiger Hetman anerkannt. Da König Kasimir aber wiederholte Versuche machte, die Kosaken wieder zu unterwerfen, so verbündete sich C. zuerst mit den Türken und schloß dann 1654 mit dem russischen Zaren Alexei einen Vertrag, durch den er die Oberherrschaft desselben anerkannte und sich zur Heeresfolge mit zehn vollständigen Kosakenregimentern verpflichtete, wogegen der Zar die bisherigen Freiheiten und Rechte der Kosaken aufrecht zu erhalten versprach. Die Polen wie die Türken waren über diesen Vertrag in hohem Grad erbittert, und als C. 25. Aug. 1657 starb, glaubte man, daß er von den Türken aus Rache vergiftet worden sei. Sein Andenken wird von den Kosaken noch jetzt in hohen Ehren gehalten, und 1873 wurde ihm eine

Reiterstatue in Kiew errichtet. Als die Kosaken nach dem Tod seines ältesten Sohns den jüngern Sohn, Georg C., zu seinem Nachfolger bestimmen wollten, riet er ihnen von dieser Wahl ab, da sie eines erfahrenern Führers bedürften. Georg wurde dennoch zum Hetman gewählt, 1660 aber, als er von Rußland abfallen und sich mit Polen verbünden wollte, von der Mehrzahl seiner Landsleute verlassen und 1662 von den Russen bei Kaniew geschlagen. Er versuchte später, seine Würde wiederzuerlangen, fand aber in diesen Kämpfen seinen Untergang. Vgl. Kostomarows Monographie über C. in dessen »Gesammelten Schriften«.

2) Nikolai Iwanowitsch, russ. Dramatiker, besonders Lustspieldichter, geb. 11. Aug. (a. St.) 1789 zu Petersburg, erhielt seine Erziehung im Bergkorps, trat dann als Dolmetsch ins Ministerium des Auswärtigen ein, nahm 1812–13 am Befreiungskrieg teil und wurde 1814 zum Chef der Kanzlei des Petersburger Generalgouverneurs Miloradowitsch ernannt. Im J. 1824 ging er ins Ministerium des Innern über. Unter Kaiser Nikolaus ward er 1829 Gouverneur von Smolensk (wo er die erste Industrieausstellung Rußlands organisierte) und 1837 Gouverneur von Archangel, nahm aber schon im folgenden Jahr seinen Abschied und lebte seitdem in Petersburg, wo er 8. Sept. 1846 starb. C. war zu seiner Zeit als Lustspieldichter von großer Bedeutung für die russische Bühne, zu deren Umgestaltung er wesentlich beitrug. Sein Zweck war, dem russischen Drama eine nationale Färbung und einen edlen Gehalt zu geben, was er zu erreichen suchte, indem er seine Zeitgenossen zunächst an die bessern Werke der Franzosen, z. B. eines Regnard und Molière, die er zum Teil meisterhaft ins Russische übersetzte, gewöhnte und ihren Geschmack veredelte. Seine eignen zahlreichen Komödien zeichnen sich durch Gewandtheit der Sprache und leichte, gefällige Rhythmik aus; doch hat sich keins derselben auf der Bühne erhalten. Zu nennen sind: »Zárskoje Slowo« (»Das Zarenwort«); »Rússkij Fáust« (»Der russische Faust«); »Karantín« (»Die Quarantäne«); »Goworún« (»Der Schwätzer«); »Njeresitelnyi« (»Der Unentschiedene«); »Wosdúschnyje Sámki« (»Die Luftschlösser«) ꝛc. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 3 Bänden (Petersb. 1849).

Chmelow, Marktflecken im Kreis Romny des russ. Gouvernements Poltawa, mit 5000 Einw. (meist Kleinrussen und Polen), welche lebhaften Handel mit Vieh, Wolle, Borsten, Tuch und Cerealien und den stärksten Tabaksbau in ganz Rußland betreiben; über 100,000 Pud kommen jährlich zur Ausfuhr.

Chmielnik, 1) Stadt im Gouvernement Kjelzy des russ. Königreichs Polen, an den Quellen der Slodnia, mit 2 Kirchen, einer Synagoge und (1881) 6329 Einw. (viele Juden). In der Nähe sehr beträchtliche Kupfer- und Bleibergwerke und Eisengruben. — 2) (Chmelnik) Stadt im Kreis Litin des russ. Gouvernements Podolien, am Bug, mit mehreren griechischen und einer kath. Kirche, einer Synagoge und (1879) 7787 Einw. (1800 erst 1178).

Chnodomar, König der Alemannen im 4. Jahrh. n. Chr., erhielt vom Kaiser Konstantin das Land zwischen dem Rhein und dem Wasgau, von den Alpen an bis Mainz hinab, 354 abgetreten, ward aber 357 vom Cäsar Julianus bei Straßburg geschlagen und gefangen genommen und starb in Gefangenschaft in den Castris Peregrinis auf dem Cälischen Berg.

Chnum (Chnuphis, Kneph), ein ägypt. Gott mit dem Attribut der Widderhörner oder des Widderkopfes mit seitwärts gehenden Hörnern (s. Abbildung), eine der ältesten ägyptischen Gottheiten, aber in späterer Zeit nur noch eine Form des Ammon, wird in den Inschriften als »Herr der Überschwemmungen«, als »Wasserspender« bezeichnet, scheint aber ursprünglich ein Sonnengott, eine Form der beseelenden Schöpferkraft zu sein. Er wurde besonders an den Katarakten von Syene verehrt; doch drang sein Kultus, verschmolzen mit dem des Ammon, der die Attribute des C. selbst annimmt, auch in die Libysche Wüste bis zur Oase Siwah vor, wo noch heute die Reste eines ansehnlichen Tempels des widderköpfigen Gottes vorhanden sind. Die Begleiterinnen des C. sind die Kataraktengöttinnen Anukis und Satis.



Chnum.

Chnuphis, ägypt. Gottheit, s. Chnum.

Choanen (griech., Choanae narium), die beiden hintern Öffnungen der Nasengänge (s. Nase).

Chocim (Choczim), Festung, s. Chotin.

Choco (spr. tschokó), Landschaft, s. Cauca (Staat).

Choctaw (spr. tschócta), Indianerstamm, s. Tschokta.

Chodawendikjâr, türk. Wilajet in Kleinasien, umfaßt etwa das alte Mysien, Phrygien und das südwestliche Bithynien, d. h. das nordwestliche Gebiet der Halbinsel im S. des Marmara-Meers, und zählte 1879: 471,296 Einw. Es zerfällt in vier Sandschaks: Brussa, Karassi, Karahissar-Ssahib und Kiutahia. Hauptstadt ist Brussa.

Chodkiewicz (spr. -witsch, Chodkowic), Jan Karol, poln. Feldherr, geb. 1560, Sprößling eines angesehenen Geschlechts in Litauen, besuchte die Jesuitenakademie zu Wilna, bereiste dann Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande, England und Deutschland, nahm teil an den Feldzügen nach der Walachei und gegen die rebellischen Kosaken und zeichnete sich so sehr aus, daß er zum Feldhetman von Litauen erhoben wurde. 1602 übernahm er den Oberbefehl über das polnische Heer in Livland, siegte bei Dorpat und Weißenstein über die Schweden, ward dafür Großhetman von Litauen und schlug 1605 bei Kirchholm König Karl IX. aufs Haupt, konnte aber den Sieg wegen mangelnden Soldes nicht benutzen. 1611 schloß er mit den Schweden einen Waffenstillstand und ward von Siegmund III. zur Fortsetzung des Kriegs mit Rußland berufen, den die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius begonnen hatten; die schlechte Disziplin des Heers, die er mit aller Mühe nur wenig verbessern konnte, zwang ihn jedoch, Moskau, das er besetzt hielt, zu verlassen und in Rußland umherzuziehen, bis ihm der Vertrag von Dywlin (1618) freien Rückzug nach Polen gestattete. 1620 übernahm er den Oberbefehl gegen die Türken und blieb in mehreren Treffen Sieger, starb aber schon 1621 in Chotin. Sein Leben beschrieb Naruszewicz (neue Aufl., Leipz. 1837).

Chodowiecki (spr. -wjezki), 1) Daniel Nikolaus, Maler und Kupferstecher, geb. 16. Okt. 1726 zu Danzig, erhielt von seinem Vater, einem Kaufmann und enthusiastischen Kunstliebhaber, den ersten Unterricht in der Miniaturmalerei, lernte dann als Kaufmann

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

in Danzig und Berlin, jede müßige Stunde für seine Kunst benutzend. In der Folge gab er das Handelsfach ganz auf, machte bedeutende Fortschritte im Zeichnen und in der Komposition, wobei er sich in der Zeichnung an die Werke von Watteau und Boucher, in der Malerei an die Berliner Künstler Haid und Rode hielt, malte dabei fortwährend in Miniatur, versuchte sich 1756 auch im Radieren, lieferte mehrere kleine geätzte Blätter und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Berliner Akademie der Wissenschaften, die ihm den Auftrag gab, die Bilder für den von ihr herausgegebenen Kalender zu fertigen. Da sich die Aufträge häuften, gab er seine Miniaturmalerei ganz auf. Seit 1764 Rektor, seit 1788 Vizedirektor der Akademie der bildenden Künste zu Berlin, wurde er 1793 zu deren wirklichem Direktor ernannt. Er starb 7. Febr. 1801. C. fand die Anerkennung seiner Zeitgenossen in reichem Maß; es erschien fast kein künstlerisch ausgestattetes Werk, zu dem er nicht eine Vignette lieferte. Die Zahl seiner Blätter beläuft sich auf mehr als 3000. Hervorzuheben sind: der Abschied des Jean Calas, nach des Künstlers eignem Gemälde; Friedrich II. und der Kronprinz auf der Heerschau zu Potsdam; der Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig; General Zieten vor dem König sitzend; 12 Blätter zu »Minna von Barnhelm«; 12 Blätter zum »Don Quichotte«; die Blätter zu Lavaters »Physiognomischen Fragmenten«; 12 Blätter zum »Landprediger von Wakefield«; 13 Blätter zu Gellerts Fabeln; 8 Blätter zu Bürgers Gedichten; 12 Blätter zu Voltaires Schriften; 6 Blätter zu Schillers »Räubern«; 12 Blätter zu Yoriks »Empfindsamer Reise«; 12 Blätter zu Shakespeares »Heinrich IV.«; 12 Blätter zum »Hamlet«; 12 Blätter brandenburgische Kriegsszenen; 12 Blätter zu Shakespeares »Lustigen Weibern zu Windsor«; 12 Blätter zu »Coriolanus«; 12 Blätter zu Shakespeares »Sturm«; 12 Blätter zu »Macbeth«; 12 Blätter zu den Anekdoten von Friedrich II.; 24 Blätter zu Kosegartens »Clarissa«; 6 Blätter zur »Luise« von Voß; 12 Blätter zur Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskriegs; 3 Blätter zur Geschichte Peters d. Gr.; 12 Blätter Modethorheiten u. a. C. ist wegen der Wahrheit, Lebendigkeit und Laune, mit der er moderne Figuren darstellte, als der Gründer einer neuen Kunstgattung zu betrachten und in der naiven Unbefangenheit seiner Darstellung der Vorläufer der realistischen Genre- und Charaktermalerei des 19. Jahrh. Seine vorzüglichsten Darstellungen sind aus dem bürgerlichen Leben gegriffen. Überall zeigt er sich als tiefen Kenner des menschlichen Herzens und treffenden Sittenmaler, indem er bald das Laster mit den grellsten Farben schildert, bald die Thorheiten der Zeit mit launigem Spott geißelt, und dies alles auf kleinem Raum. In seinen kleinern Vignetten entsprach er im allgemeinen den strengen Kunstanforderungen mehr als in seinen größern Versuchen, und in der ihm eigentümlichen Sphäre des gewöhnlichen Lebens wiederum mehr als in den idealen Darstellungen, wo ein gewisser Zwang deutlich hervortritt. Die Berliner Akademie besitzt einen Cyklus von 100 Originalzeichnungen des Meisters, darstellend seine Reise nach Danzig, mit Laune und Liebe entworfene Blätter, teils in ausgeführter Tuschmanier, teils mit der Feder gezeichnet (in Lichtdruck hrsg. Berl. 1882). Es gibt von ihm auch einzelne (unbedeutende) Ölbilder, deren vier das Berliner Museum besitzt. Vgl. Jacobi, Verzeichnis von Chodowieckis sämtlichen Kupferstichen (Leipz. 1814); W. Engelmann, Daniel Chodowieckis sämtliche Kupferstiche (das. 1857, Nachträge 1860).

2) **Gottfried**, Maler und Kupferstecher, Bruder des vorigen, geb. 11. Juli 1728 zu Danzig, malte in Miniatur und Email, besonders Landschaften und Schlachten, Jagden und Pferdestücke, und radierte mehreres teils nach eigner, teils nach seines Bruders Erfindung. Er starb 1781.

3) **Wilhelm**, Kupferstecher, Sohn von C. 1), geb. 1765, arbeitete, von seinem Vater gebildet und mit einer gleichen Fülle von Witz und Geist begabt, als Kupferstecher zu Berlin in dessen Manier mit solchem Erfolg, daß jener des Sohns frappante Charakterzeichnungen unter seinem Namen veröffentlichte. Er starb bereits 1805.

Chodshent, Stadt im Sir Darja-Distrikt des russ. Generalgouvernements Turkistan, liegt am Sir Darja, inmitten von Gärten und Äckern, die eine ziemlich bedeutende Ausdehnung haben. Ein unregelmäßiges Vieleck bildend, ist sie auf drei Seiten von einer doppelten, auf der Flußseite von einer Mauer umgeben, in welcher sich acht Thore befinden. Sie hat 24 Medressen und 40 niedere Schulen, welche jedoch nur im Winter besucht werden, ferner 202 Moscheen mit 232 Geistlichen und ausgezeichnete Seidenspinnereien. Die Einwohnerzahl beträgt ungefähr 28,000, fast nur Tadschik. C. gilt für die älteste Stadt ganz Zentralasiens. Es bildete mit Dschisak und Ura Tjube und deren Umgebung eine selbständige Herrschaft, die zeitweise von unabhängigen Beks regiert wurde. Der hervorragendste unter diesen ist der Uzbeke Ak Buta Bek zu Anfang des 18. Jahrh. Er befestigte die Stadt und besserte die Citadelle aus. Den Gulbach, die Wohnstätte der Beks, erbaute Schadman Bek. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde C. von dem Beherrscher von Chokand, Alimchan, genommen und verlor seitdem seine Selbständigkeit; bald hatten es die Chokander, bald die Bocharen in Besitz, bis es 24. Mai (a. St.) 1865 von den Russen besetzt wurde.

Chodziesen, s. Kolmar.

Chodzko, 1) Ignacy, poln. Dichter, geb. 1795 zu Zabloczyzna in Litauen, studierte zu Wilna und schrieb zuerst Oden und anakreontische Lieder im »klassischen Stil«. Später veröffentlichte er eine Reihe von trefflichen Schilderungen der litauischen Zustände, welche unter den Titeln: »Obrazy litewskie« (Wilna, 1847—62, 13 Bde.) und »Podania litewskie« (das. 1852—58, 4 Serien) erschienen, und unter denen der »Dworzec mego dziatka« den meisten Anklang fand. C. starb 1. Aug. 1861. Eine Biographie des Dichters schrieb Kondratowicz (Wilna 1861).

2) **Leonard**, poln. Schriftsteller, geb. 6. Nov. 1800 zu Oborek an der Beresina, Gouvernement Wilna, studierte in Wilna, wurde 1819 Sekretär des Fürsten Oginski, mit dem er große Reisen machte, und ließ sich 1826 in Paris nieder. In der Julirevolution (1830) focht er auf seiten der Liberalen und ward Lafayettes Adjutant. Zuletzt war er Bibliothekar im Unterrichtsministerium. Er starb 21. März 1871 in Poitiers. C. veröffentlichte in polnischer und französischer Sprache eine große Anzahl biographischer, historischer und geographischer Schriften, unter denen »La Pologne historique, littéraire, monumentale et pittoresque« (Par. 1835—47, 3 Bde.) und seine illustrierte »Histoire populaire de la Pologne« (das. 1835) zahlreiche Auflagen erlebten.

3) **Alexander**, poln. Schriftsteller, geb. 11. Juli 1804 zu Krzywicze in Litauen, studierte zu Wilna, wo er innige Freundschaft mit Mickiewicz schloß, darauf an der orientalischen Akademie zu Petersburg, war dann 1829—41 russischer Konsul in der persischen Stadt Rescht am Kaspischen Meer und begab sich von

da nach Paris, wo er 1857 an Mickiewicz' Stelle die Professur der slawischen Litteratur am Collège de France erhielt, die er bis 1884 bekleidete. C. veröffentlichte 1829 romantische Balladen und Übersetzungen neugriechischer Gedichte, die poetische Erzählung »Derar«, Übersetzungen persischer Romane und Dramen (»Théâtre persan«, Par. 1878) sowie altslawischer Legenden (»Légendes slaves du moyenâge«, das. 1859), ferner in französischer und englischer Sprache wissenschaftliche Werke über persische Poesie und Grammatik sowie auch eine Reihe slawistischer Werke, worunter die »Grammaire paléoslave« (das. 1869) und die »Études bulgares« (das. 1875) die wichtigsten sind.

Choi, Stadt in der pers. Provinz Aserbeidschân, am Koturfluß und an der Karawanenstraße von Tebriz nach Erzerum, eine der schönsten Städte Persiens, hat breite, regelmäßige, von Kanälen durchschnittene und von Bäumen beschattete Straßen, aber keine bedeutenden Moscheen, eine armenische Vorstadt mit 2 Kirchen, eine große Karawanserai und 20—30,000 Einw. Die Umgegend ist einer der bevölkertsten Teile Persiens, mit starkem Reis-, Obst-, Korn- und Baumwollbau.

Chois., bei botan. Namen Abkürzung für J. D. Choisy, geb. 1799 zu Jussy bei Genf, starb als Professor der Physiologie 1859 in Genf.

Choiseul (spr. schöasöl), Name einer alten franz. Adelsfamilie, der von dem kleinen Flecken Choiseul bei Langres in der Champagne herrührt. Die Familie stammte von den Grafen von Langres ab und teilte sich in mehrere Zweige; mehrere berühmte Marschälle und Staatsmänner gehörten ihr an.

1) Etienne François, Herzog von C.-Amboise, Marquis von Stainville, franz. Staatsmann, geb. 28. Juni 1719, Sohn des Grafen Stainville, der in Diensten des Herzogs Franz von Lothringen toscanischer Geschäftsträger in Paris war, wurde in einem Jesuitenkollegium erzogen, trat dann in den Militärdienst und zeichnete sich im österreichischen Erbfolgekrieg bei Prag (1741) so aus, daß er ein Infanterieregiment erhielt. Nach seiner Rückkehr trat er in den Hofdienst und wurde der Günstling und Vertraute der Marquise von Pompadour, welche seine Fähigkeiten und seine Gewandtheit für ihre Zwecke benutzte. Durch ihre Gunst wurde er 1748 zum Generalleutnant und 1758 zum Herzog von C. erhoben, eine Würde, welche Choiseuls Großvater aufgegeben hatte. Er heiratete die Tochter des reichen Bankiers Crozat, mit der er in glücklicher, doch kinderloser Ehe lebte. Die Pompadour machte ihn 1756 zum Gesandten in Rom und dann in Wien, wo er die Allianz mit Österreich gegen Friedrich d. Gr. zu stande zu bringen wußte. Trotzdem, daß diese Politik Frankreich die größten Opfer auferlegte und sehr unpopulär war, hielt C., der nach Bernis' Sturz 1758 das Ministerium des Auswärtigen übernahm, auf das Geheiß seiner Beschützerin daran fest, konnte aber ungeachtet seiner angestrengten Thätigkeit nichts ausrichten, da die Generale fast alle unfähige Hofleute waren. C. übernahm daher, um den Krieg nachdrücklicher zu führen, 1761 das Kriegs-, später auch das Marineministerium und überließ das Auswärtige seinem Vetter C., nachmaligem Herzog von Praslin. Auch brachte er zur Hebung des französischen Einflusses das bourbonische Familienbündnis zwischen Frankreich, Spanien, Parma und Sizilien zu stande, das aber ohne sonderliche Bedeutung blieb. Erst als C. 1763 Frieden schloß, machte er sich populär und wurde dies noch mehr, als er den König zur Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich bewog, eine Maßregel, die von der Pompadour begünstigt wurde, da die Jesuiten gegen sie intrigierten. C. ging aber noch weiter, und obgleich 1764 seine Beschützerin starb, beschloß er doch, Frankreich von der römischen Kurie ganz zu trennen und eine unabhängige gallikanische Kirche zu gründen; er ließ daher 1768 Avignon und Venaissin besetzen. Papst Clemens XIV. aber wußte den König wieder für sich zu gewinnen und so Choiseuls Plan zu vereiteln. C. schmeichelte der Eitelkeit der Nation und beschäftigte sie durch immer neue, glänzende Aussichten. Dabei sorgte er für Hebung des Handels und der Industrie, hob die Kolonien Santo Domingo, Martinique, Guadeloupe u. a., vereinigte Corsica mit Frankreich, setzte Flotte und Heer in tüchtigen Stand, legte Militärschulen an und förderte die wissenschaftliche Thätigkeit. In der auswärtigen Politik vertrat er ernstlich das Interesse Frankreichs: er unterstützte die polnische Konföderation und verwickelte Rußland in den Krieg mit der Pforte; er schickte französische Offiziere nach Ostindien, um dessen Fürsten gegen England zu bewaffnen, und leitete geschickt die Fäden der politischen und diplomatischen Intrigen, weshalb ihn die Kaiserin von Rußland le cocher de l'Europe nannte. Bei dem plötzlichen Tode des Dauphins und seiner Gemahlin sowie des Schwiegervaters des Königs, Stanislaus Leszczynski, eines Jesuitenfreundes, streuten die Jesuiten, aber ohne Grund, das Gerücht einer Vergiftung durch C. aus. Die königliche Gunst verlor C. nicht durch diese Verleumdung, sondern erst durch die neue Mätresse des Königs, Dubarry, welcher C. seine Verachtung nicht verhehlte. Durch einen Krieg gegen England, der seine eifrig betriebenen Seerüstungen im Glanz des Siegs zeigen sollte, wollte C. die verlorne Gunst wiedergewinnen. Choiseuls Gegner aber stellten ihn wegen der dazu angeknüpften geheimen Verbindung mit Spanien als Verräter dar. Ludwig XV. sandte darauf dem Minister zugleich mit dem Abschied 10. Dez. 1770 einen Verhaftsbefehl. Doch durfte sich C. nach seinem Landsitz Chanteloup an der Loire begeben, wo er fast fürstlich Hof hielt. Ludwig XVI. gestattete bei seiner Thronbesteigung 1774 C., in der Hauptstadt zu wohnen und wieder am Hof zu erscheinen, wo er mit Auszeichnung behandelt wurde. Er starb 7. Mai 1785. Seine Witwe opferte ihr Vermögen, um seine Schulden zu bezahlen. Die 1790 unter seinem Namen herausgegebenen »Memoiren« sind unecht. Vgl. K. v. Schlözer, C. und seine Zeit (Berl. 1848); Grasset, Madame de C. et son temps (Par. 1874).

2) Marie Gabriel Auguste Laurent, Graf von C.-Gouffier, franz. Diplomat und Altertumsforscher, geb. 27. Sept. 1752, genoß einen klassischen Unterricht, wodurch in ihm früh der Wunsch rege ward, Griechenland selbst zu besuchen, den er aber erst 1776 befriedigen konnte. Die Resultate seiner Forschungen legte er in der »Voyage pittoresque de la Grèce« (1780—1824, 3 Bde. mit 300 Kupfertafeln) nieder, einem Werk, das ihm 1784 die Mitgliedschaft der französischen Akademie erwarb. Bald darauf zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, konnte er seine Studien mit Eifer weiter verfolgen; doch zogen ihm seine Sympathien für Griechenland manche Anfechtungen zu. Als die Revolution ausbrach und das Königtum gestürzt wurde, weigerte er sich, die Republik anzuerkennen, und richtete seine diplomatischen Noten an die Brüder Ludwigs XVI. Als daher die republikanische Armee am Rhein dergleichen Depeschen auffing, ward seine Verhaftung

eingeleitet; doch floh er nach Rußland und wurde von Katharina II. ehrenvoll aufgenommen. Paul I. ernannte ihn zum Staatsrat, zum Direktor der Kunstakademie und zum kaiserlichen Bibliothekar. Nach Alexanders I. Thronbesteigung (1801) kehrte er nach Frankreich zurück und lebte nur den Wissenschaften. Vielen jungen Gelehrten gewährte er Schutz und Hilfe. Nach der Restauration wurde er Pair von Frankreich, Staatsminister und Mitglied des Kabinettsrats. Er starb 20. Juni 1817. Seine wertvolle Sammlung von Altertümern wurde mit dem Museum im Louvre vereinigt; eine neue Ausgabe seiner »Voyage pittoresque«, von Miller und Hase besorgt, erschien Paris 1840—42.

Choisy le Roi (spr. schoasi lö roá), Stadt im franz. Departement Seine, Arrondissement Sceaux, am linken Ufer der Seine und an der Orléansbahn, 11 km von Paris, mit Landhäusern und vielen Fabriken, namentlich in Fayence und Porzellan, Tuch und Filz, Glas, Chemikalien etc., und (1876) 5819 Einw. Am Friedhof Grabmal von Rouget de l'Isle. C. war 30. Sept. 1870 Schauplatz eines Kampfes gegen französische Ausfallstruppen, welche vom General Vinoy kommandiert wurden und gegen die Positionen des 6. Armeekorps vergebliche Angriffe machten. Ferner richtete sich ein Ausfall in der Nacht vom 28. zum 29. Nov. gegen C., wobei es den Franzosen gelang, sich des Bahnhofs für einige Zeit zu bemächtigen.

Chok (franz. Choc, spr. schock), eigentlich der gewaltsame Zusammenstoß zweier Körper, daher das gewaltsame Anrennen einer Reiterlinie. Soll der C. wirksam sein, so muß er mit der höchsten Vehemenz ausgeführt werden. Der Anlauf zum C. in voller Karriere beginnt erst etwa 80 m vom Feinde. Die Reiter halten den Degen oder Säbel weit vorgestreckt (Auslage vorwärts), die Ulanen führen den C. mit eingelegter Lanze aus. Kavallerie in Kolonne geht zum C. meist nur im Galopp, in Linie stets in der Karriere; vgl. Attacke.

Chokand (Kokan), ehemaliges Chanat in Zentralasien, das 1876 als Provinz Ferghana (s. d.) dem russischen Generalgouvernement Turkistan einverleibt wurde, grenzte im O. an die chinesische Tatarei, im W. an Bochara, im N. an die Große Horde der Kirgisen, im S. an Karategin (s. Karte »Zentralasien«). Nach der großen Invasion der Mongolen kamen auch hier die Uzbeken zur Herrschaft. Timur entthronte die Nachkommen von Dschengischan; seine Nachkommen regierten lange, Baber war der letzte. Als dieser von Obeidullah (1511) geschlagen war, verlor C. seine Selbständigkeit, welche es erst nach dem Sturz der Scheibaniden (s. Bochara) wiederherstellte. Unter der schlaffen Regierung der letzten Aschtarchaniden (s. d.) waren die Herrscher Chokands nur wenig oder gar nicht beunruhigt. Mit dem Auftreten des Hauses Mangit (s. d.) änderte sich aber das Verhältnis. Emir Maasum führte wegen Chodschent einen blutigen Krieg, und sein Enkel Nasrullah suchte sich Chokands zu bemächtigen, dem Mehemmed Ali Chan von C. durch Grenzerweiterung und durch Hebung des innern Wohlstandes einen gewissen Glanz verliehen hatte. Dieser aber ergriff 1841 selbst die Offensive, indem er die bocharische Garnison aus Ura Tjube vertrieb. Nasrullah nahm die Stadt wieder, machte sich aber durch seine Grausamkeit die Bewohner zu bittern Feinden. Kaum war er wieder in Samarkand, als letztere im Einverständnis mit den Chokandern die bocharische Besatzung niedermachten. Nasrullah kehrte sofort zurück, Mehemmed Ali, der zur Überwachung der bereits am Sir Darja aufwärts rückenden Russen einen großen Teil seiner Streitkräfte verwenden mußte, wurde bei Chodschent geschlagen, mußte die Suzeränität Nasrullahs anerkennen und Chodschent mit vielen andern Orten abtreten. Sein Bruder und Thronrival wurde zum Gouverneur der eroberten Provinz ernannt. Bald aber versöhnten sich die Brüder, und Chodschent mit den übrigen Orten vereinigte sich abermals mit C. Sofort brach Nasrullah wieder auf, Mehemmed mußte fliehen, wurde aber bei Mergolan eingeholt und samt seinem Bruder und zwei Söhnen in der eignen Hauptstadt hingerichtet. Der Emir kehrte nach Bochara zurück und ließ eine Garnison in der eroberten Stadt. Bis dahin waren die Kiptschaken ruhige Zuschauer gewesen. Durch den Übermut der Bocharen indessen gereizt, bemächtigten sie sich bald der Stadt und setzten Schir Ali Chan, einen Sohn Mehemmeds, auf den Thron. Wieder rückte ein bocharisches Heer ein, dessen Anführer Musulman Kul aber gemeinsame Sache mit den Chokandern machte. Ein zweites Heer gelangte nur bis nach Ura Tjube, indem der Tod des Emirs (1860) dem Krieg ein Ende machte. Musulman Kul riß nun die Herrschaft in C. an sich, wurde aber bald beiseite geschafft und der dritte Enkel Mehemmed Alis, Chudajar Chan, an seine Stelle gesetzt. Dieser erlitt von den Russen eine Niederlage nach der andern. Chudajar wurde von seinem ältern Bruder, Molla Chan, entthront und zur Flucht nach Bochara genötigt, aber von Mozaffar ed din, jetzt Emir von Bochara, nach Ermordung Molla Chans wieder eingesetzt. Indes kam es bald zur Teilung. Der Schützling der Kiptschaken, Schamurad, älterer Bruder Chudajars, erhielt den Osten des Chanats von Osch bis Mehrem, während der Norden von Ura Tjube bis über Taschkent hinaus Chudajar zufiel, der seine Residenz in Samarkand nahm. Dem Vorschreiten der Russen einen Damm entgegenzusetzen, vermochte C. nicht: 1864 fiel die Stadt Turkistan in ihre Hände, dann Tschemkent und Taschkent, ohne daß die Kiptschaken Chudajar beigestanden hätten. Jetzt nahm sich der Emir von Bochara seines Schützlings an: er züchtigte zunächst die Kiptschaken, eroberte das östliche C. und setzte Chudajar hier als Chan ein. Gegen die Russen aber verlor er die Schlacht bei Jirdschar 20. Mai 1866, bald fiel auch Chodschent. Chudajar mußte die Thalgegend des Sir Darja von Mehrem ab abtreten, seine Städte den Russen öffnen und eine Kriegskontribution zahlen. Die äußere Politik wurde ausschließlich von Taschkent aus geleitet, in den innern Angelegenheiten blieb er indes sein eigner Herr. Infolge seiner Bedrückungen empörte sich jedoch 1875 sein Volk und zwang ihn, auf russisches Gebiet zu fliehen; an seiner Stelle wurde sein Sohn Nassr ed din von dem Kiptschaken Abdurachman zum Herrscher von C. eingesetzt. Darauf überschritten die Aufständischen die russische Grenze. Aber das Gefecht bei Teljan, die Einnahme der Feste Machram und von Kokan zwangen Nassr ed din zur Abtretung des rechten Ufers des Sir Darja von der russischen Grenze bis zum Naryn. Bald brachen aber im südlich des Sir Darja gelegenen Gebiet Unruhen aus, die sich selbst in dem nunmehr russischen Territorium ausbreiteten. Pulat Bek wurde von Abdurachman zum Chan ausgerufen, nach der Einnahme von Andydjan 20. Jan. 1876 jedoch mit diesem gefangen genommen und die Ruhe wiederhergestellt. Nassr ed din kehrte als Chan zurück, geriet jedoch bald wieder in die Hände der russenfeindlichen Partei und verpflichtete sich sogar, den Krieg von neuem zu beginnen. Daraufhin

erging unter dem 3. März von Petersburg aus der Befehl, das bisherige Chanat C. als Gebiet Ferghana dem Generalgouvernement Turkistan einzuverleiben. Vgl. Vambéry, Geschichte Bocharas (Stuttg. 1872); Derselbe, Reise in Mittelasien (Leipz. 1873); Krahmer, Die Eroberungen der Russen in Mittelasien (»Grenzboten« 1877).

Chokieren (spr. scho-, v. franz. choquer), stoßen, anstoßen, beleidigen, mißfallen; chokant (franz. choquant), anstößig, auffällig, beleidigend.

Chokolade, s. Schokolade.

Cholagōga (griech.), galleabführende Mittel.

Cholalsäure, s. Galle und Gallensäuren.

Cholaemia, s. Gelbsucht.

Choleinsäure, s. Galle und Gallensäuren.

Cholelithiasis (griech.), s. Gallensteine.

Cholen (Cholon), Stadt in Französisch-Kochinchina, 7 km westlich von Saigon, mit dem es durch Tramway und Dampfer in Verbindung steht, an einem der Arme des Saigonflusses, mit (1881) 39,925 Einw., darunter 10,000 Chinesen, 73 Franzosen und 10 andre Europäer (1 Deutscher). Die Stadt ist Hauptort des gleichnam. Arrondissements (1876: 150,531 Einw., davon 11,000 Chinesen, 142 Malaien, 43 Europäer), Sitz der Behörden, Militärposten, hat ein Telegraphenbüreau, eine große Pagode und hat sich seit der französischen Okkupation aus einem winkeligen und schmutzigen Ort in eine reinliche Stadt mit breiten, saubern Straßen und hübschen Kais verwandelt.

Cholera (nach einigen v. hebr. chòlè-ra, »die böse Krankheit«, nach andern v. griech. cholé, »die Galle«), ursprünglich und lange Zeit Bezeichnung sehr verschiedener Krankheiten des Darms, welche unter stürmischen Durchfällen und Erbrechen verlaufen; allmählich sind einzelne bestimmte Krankheitsgruppen, z. B. die Arsenikvergiftung, welche die gleichen Erscheinungen hervorbringt, ausgeschieden worden, und man hat den Namen C. für zwei Formen übrig behalten, deren eine als einheimische C. (C. nostras), deren andre als asiatische C. bekannt ist. Ob die einheimische C. wirklich als eine einheitliche Krankheit anzusehen ist, erscheint zweifelhaft, da man ihre Ursache noch nicht genügend kennt; von der asiatischen C. dagegen steht es fest, daß sie nach Ursache, epidemischer Verbreitung und Verlauf eine ganz einheitliche Infektionskrankheit ist. Beide sind in ihren Krankheitserscheinungen ungemein ähnlich, bei beiden sind schnell aufeinander folgende reichliche, anfangs dünne, später geradezu wässerige Stühle das Hauptsymptom, bei beiden kommen Erbrechen, Wadenkrämpfe, starke Erschöpfung vor, und dennoch sind sie durchaus verschiedene Formen: die einheimische ist gutartig, sie tritt sporadisch auf, ist nicht ansteckend; die asiatische dagegen ist eminent bösartig, tritt als verheerende Seuche auf, welche aufs leichteste übertragbar ist, und kommt niemals sporadisch vor, ohne daß eine Übertragung des Cholerakeims stattgefunden hätte. Da es ungemein wichtig ist, trotz der Ähnlichkeit in den Symptomen beide Krankheiten aufs bestimmteste voneinander zu unterscheiden, selbst wenn die Ansteckung nicht nachgewiesen werden kann, so werden wir späterhin gerade hierüber genaueste Angaben machen.

Die einheimische Cholera.

Die einheimische C. (Brechdurchfall, Brechkolik, Cholerine, C. nostras s. europaea, sporadica) tritt in der Regel in den heißen Sommermonaten auf, nach Diätfehlern, besonders nach unvorsichtigem Genuß rohen und unreifen Obstes, schlechten Biers, bei Kindern nach Genuß sauer gewordener Milch und andrer Speisen, welche die Verdauung stören. Es ist höchst wahrscheinlich, daß in allen Fällen abnorme Gärungen oder Zersetzungen des Magen- und Darminhalts vorliegen, welche zuweilen durch Erkältungen des Bauches mit starker Darmbewegung eingeleitet oder kompliziert werden; allein es ist sehr zweifelhaft, ob die Natur dieser Zersetzungen allemal die gleiche ist. Wahrscheinlich gibt es eine ganze Reihe säurebildender und andrer Bakterien und Sproßpilze, welche die Nahrung gerade im warmen Sommer befallen, und es ist sehr wohl möglich, daß solche abnorme Gärungen nur deshalb so heftige Krankheitserscheinungen bewirken, weil der Magen und Darm durch schwerverdauliche Speisen, unmäßiges Trinken von Wasser oder Bier und die erschlaffende Wirkung der Hitze auf den ganzen Körper besonders empfindlich geworden ist. Zuweilen gehen der Krankheit Vorboten voraus, die mehrere Tage anhalten können und in Unbehaglichkeit, Leibschneiden, Kollern im Leib, Appetitlosigkeit, leichten Diarrhöen und Übelkeit bestehen. Häufig stellt sich die Krankheit plötzlich, oft während der Nacht ein, indem reichliche Stuhlausleerungen erfolgen, welche anfänglich aus den gewöhnlichen Kotmassen bestehen, später aber eine schleimige, gelbliche oder bräunliche Flüssigkeit darstellen. Seltener sind dieselben ganz ungefärbt, reiswasserähnlich. Diesen Diarrhöen geht zuweilen heftiges Erbrechen voraus, oder dieses tritt ein, nachdem schon einigemal Stuhlentleerungen erfolgt waren. Das Erbrochene besteht anfänglich aus den genossenen Nahrungsmitteln, wird später schleimig-wässerig, grünlich gefärbt und von saurem Geschmack. Die Kranken fühlen sich dabei äußerst matt und hinfällig, klagen über brennenden Durst, eingenommenen Kopf, bittern Geschmack. Der Leib ist weich, dabei gegen Druck meist unempfindlich. Jedes Trinken erregt von neuem Erbrechen. Die Kranken sehen blaß aus, hohläugig, zusammengefallen, sind sehr unruhig; Füße und Hände sind kalt, oft durch schmerzhafte Krämpfe der Muskeln der Waden ꝛc. zusammengezogen. Der Puls ist sehr beschleunigt, fadenförmig klein, kaum fühlbar, der Urin äußerst sparsam, oft fehlend, die Zunge trocken; kalter, klebriger Schweiß bedeckt den ganzen Körper. Fast immer geht der Anfall vorüber, die Haut wird wieder warm, ein leichter Schweiß erscheint, die Urinabsonderung stellt sich wieder ein, die Entleerungen werden seltener, die Kranken verfallen in einen ruhigen Schlaf, aus dem sie mit besserm Aussehen und kräftiger erwachen. Doch bleibt in den meisten Fällen noch eine Zeitlang ein mehr oder weniger hoher Grad von Hinfälligkeit und Empfindlichkeit der Verdauungsorgane zurück. Die einheimische C. verläuft in der Regel in 8—24 Stunden und tötet nur geschwächte Individuen, namentlich Kinder und Greise.

In der Behandlung empfiehlt es sich anfangs, d. h. solange noch Speiseinhalt des Magens entleert wird, das Erbrechen durch warme Theeaufgüsse, etwa von Kamillen, zu unterstützen und erst dann, wenn die Ausleerungen gallig und flüssig werden, diese zu hemmen. Man gebe dem Kranken Eisstückchen in den Mund, kohlensäurehaltiges Wasser in kleinen Mengen zum Getränk oder Brausepulver in Wasser während des Aufbrausens zu trinken. Auf den Leib lege man warme Tücher oder warme Breiumschläge von Leinsamenmehlabkochungen. Innerlich dient als sicherstes Mittel das Opium (5—10 Tropfen der Tinktur). Droht der Kranke zu schwach zu werden, und verfällt derselbe sichtlich, so reiche man einige Eßlöffel voll Wein, am besten moussierenden, oder einige Tropfen Äther und reibe den Körper mit gewärmten Tüchern.

In der ersten Zeit nach dem Anfall muß noch strenge Diät eingehalten werden: der Kranke muß sich auf flüssige Nahrung, Fleischbrühe mit Schleim, Milch 2c., beschränken, sich sorgfältig vor Erkältung, besonders des Unterleibes, hüten und kann erst allmählich zur frühern Lebensweise zurückkehren. — Auch die sogen. C. der Kinder (C. infantum), welche im Sommer in großen Städten geradezu ungeheure Sterblichkeitsziffern erreicht, ist auf abnorme Zersetzung der Nahrung zurückzuführen. Am häufigsten betrifft diese Krankheit Säuglinge jeden Alters, welche künstlich aufgefüttert werden, sowie Kinder, welche schnell von der Mutterbrust entwöhnt worden sind. Die Kinder erbrechen bei dieser Krankheit alles, was in ihren Magen kommt. Die etwa genossene Milch kommt nicht verkäst, wie bei gesunden Kindern, sondern ungeronnen wieder zum Vorschein. Gleichzeitig mit dem Erbrechen werden auch die Ausleerungen abnorm. Dieselben bestehen aus einer sauer riechenden, grünlichen oder gelblichen Masse, vermischt mit weißlichen Klumpen, später aus wässerigen Ausscheidungen. Die Kinder verfallen dabei sehr schnell, magern ab, das Gesicht wird faltig und greisenhaft, Lippen und Hände sind bläulich und fühlen sich kühl an, es treten krampfhafte Zuckungen ein, und bald folgt der Tod durch Erschöpfung. Der ganze Verlauf der Krankheit drängt sich oft auf wenige Stunden zusammen. Manchmal geht der choleraähnliche Anfall vorüber, und es schließt sich eine leichtere Form des Darmkatarrhs an. Die Behandlung der C. der Kinder hat die doppelte Aufgabe, 1) die einmal eingeleiteten sauren oder sonst schädlichen Gärungen zu hemmen und 2) der Wiederholung solcher Zersetzungen vorzubeugen. Den ersten Zweck erreicht man zuweilen durch das Erbrechen und die Durchfälle an sich, zuweilen empfiehlt sich die Entleerung mittels der Magenpumpe oder bei kräftigen Kindern durch Abführmittel. Unterstützt wird das Verfahren durch Darreichung von Wein und Mitteln, welche die Zersetzung hemmen, Kreosotwasser, Kalomel 2c. in vorsichtigen Gaben, die nur der Arzt bestimmen kann. Die Verhütung fernerer Zersetzungen verlangt sorgfältiges Überwachen der Nahrung; wenn keine Mutter- oder Ammenmilch gegeben werden kann, so muß die Kuhmilch, oder was sonst gegeben wird, jedesmal vor dem Genuß aufgekocht, Gläser, Pfropfen 2c. müssen aufs sauberste gereinigt werden. Selbstverständlich sucht man das Kind durch Baden, gute Luft und aufmerksame Pflege möglichst zu kräftigen.

Die asiatische Cholera.

Die asiatische C. (C. morbus, C. orientalis, asiatica, indica, epidemica) hat ihre Heimat in Ostindien. Hier ist sie, wie es scheint, von jeher sowohl in vereinzelten Fällen als auch in kurz dauernden und wenig verbreiteten Epidemien aufgetreten. Aber erst 1817 trat die C. in Indien in größerer, seuchenartiger Ausbreitung auf und fing an, sich auf die Nachbarländer auszudehnen. Am Schluß des Jahrs 1818 war schon die ganze ostindische Halbinsel von der Krankheit durchzogen und furchtbar verheert worden. Die Seuche, deren eigentliche Ursache unbekannt war und blieb, begann fast an jedem Ort, wo sie sich zeigte, mit der äußersten Bösartigkeit, nahm dann an Heftigkeit ab und dauerte meist nur 2—3 Wochen; an einzelnen Orten freilich, z. B. in Kalkutta, hatte sie einen jahrelangen Bestand. Schon damals bemerkte man, daß die Seuche sich vorzugsweise im Verlauf der großen Verkehrswege, der Flüsse und Landstraßen, verbreitete. Von 1817 bis jetzt ist die C. in Indien nie mehr ganz erloschen; sie trat vielmehr bald an diesem, bald an jenem Punkt in großer Ausbreitung auf. Von Indien aus ging die C. zunächst nach Hinterindien, Sumatra, Mauritius (1819), dann nach ganz China, den Philippinen, Java (1820—21); erst von 1821 an nahm sie ihren Lauf nach Westen und Norden und überzog Persien und Arabien. Bis 1823 hatte sie die Küsten des Kaspischen Meers, die Küsten von Syrien und somit das Mittelländische Meer erreicht. Hier machte sie einen Stillstand. Das nahe bedrohte Europa blieb vorläufig noch verschont, während in Asien teils die früher befallenen, teils neue Landstriche durchseucht wurden. Erst 1829 brach die Krankheit wieder an den europäischen Grenzen, nämlich in Orenburg, und 1830 von neuem in Astrachan am Kaspischen Meer aus. Nach Orenburg wurde sie wahrscheinlich von der Tatarei, nach Astrachan von Persien her eingeschleppt. Die weitere Verbreitung der C. nach Europa geschah von Astrachan aus. Sie drang im Thal der Wolga aufwärts und erreichte binnen zwei Monaten Moskau (1830). Ganz Rußland wurde im Lauf dieses Jahrs von der C. überzogen; auch drang sie, begünstigt durch den russisch-polnischen Krieg, 1831 nach Westen zu bis Polen vor. In das Jahr 1831 fallen auch die ersten deutschen Epidemien, namentlich die von Berlin, Wien 2c. Die Verbreitung der Krankheit in diesem Jahr war eine ungeheure: im Norden reichte sie bis Archangel, im Süden bis Ägypten, über die Türkei und einen Teil von Griechenland. Im J. 1832 kam die C. zum erstenmal nach London und über Calais nach Paris, auch erschien sie damals zuerst von England aus importiert in Amerika (Quebec). Nun folgten sich in Europa bis 1838 viele bald mehr zerstreute, bald in offenbarem Zusammenhang stehende Epidemien, von denen teils bisher verschonte Strecken (wie z. B. Spanien 1833—34, Schweden 1834, Oberitalien 1836, München 1836), bald schon früher durchseuchte Orte befallen wurden (wie z. B. Berlin 1832 und 1837). Vom Jahr 1838 an aber blieb Europa fast zehn Jahre lang frei von der C. — Im J. 1846 begann ein neuer Zug der C. von Indien aus.

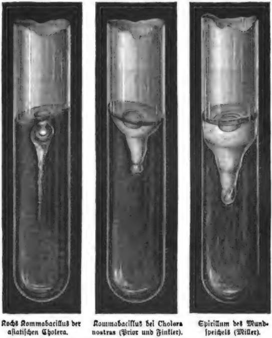
Noch in demselben Jahr ging sie über Persien und einen Teil der asiatischen Türkei bis Syrien und gleichzeitig in nordwestlicher Richtung über den Kaukasus nach Rußland vor. Die weitere Verbreitung geschah in großer Schnelligkeit nach Süden (Mekka 1847) und Nordwesten (Moskau im September 1847). Im J. 1848 fand eine rasche Verbreitung der Krankheit über ganz Ost-, Nord- und Mitteleuropa (Petersburg, Berlin, Hamburg, London) statt. Zu Ende jenes Jahrs erschien sie auch wieder in den großen Hafenstädten der Vereinigten Staaten von Nordamerika (New York, New Orleans). Im Frühling 1849 fand eine große Epidemie in Paris statt, worauf sich die C. über Frankreich und Belgien ausbreitete. Auch in Deutschland gewann die C. in den Jahren 1849 und 1850 große Verbreitung. Das Jahr 1851 war für Deutschland cholerafrei; dagegen brach sie im folgenden Jahr von Polen her in den östlichen Teilen Deutschlands aus, kam aber diesmal nicht über Berlin hinaus. Bis zum Jahr 1859 traten in den verschiedensten Ländern innerhalb und außerhalb Europas größere Seuchen auf. In diesem Jahr aber schien die Krankheit ihren zweiten großen Verheerungszug im wesentlichen beendigt zu haben. Ihren dritten großen Zug über den asiatischen und europäischen Kontinent trat sie 1865 an. Namentlich wurden 1866 viele Opfer durch die C. hinweggerafft, z. B. während des Kriegs in Böhmen, in Leipzig, Berlin, an den Küsten der Ostsee 2c. Die Krankheit ist seitdem in

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Europa, obschon sie sich entschieden milder zeigte als früher, nicht mehr ganz erloschen. Während des Kriegs 1870/71 blieb Deutschland frei; erst 1873 ist die Krankheit wieder von Galizien aus teils nach Wien, Prag, München, Speier, Würzburg verschleppt worden, teils gelangte sie die Weichsel entlang in die Städte der preußischen Ostseeküste. Die letzte europäische Epidemie brach, von Indien eingeschleppt, 1884 in Toulon aus, diesem sanitär so ungünstigen Hafen, welcher schon früher das Einfallsthor der Seuche gewesen war. Im August blieb sie auf Toulon, Marseille und Umgegend beschränkt, im September traten einige Erkrankungsfälle in Paris auf, während eine ziemlich heftige Epidemie in Unteritalien, namentlich in Neapel, wütete. Anfang 1885 wurde Spanien heimgesucht, im August 1885 abermals Marseille.

Die Geschichte der C. weist demnach in jeder neuen Epidemie wieder auf eine Einschleppung der Seuche von Indien her hin und lehrt aufs bestimmteste, daß die Krankheit in Europa nicht selbständig entsteht und immer wieder nach kürzerer oder längerer Dauer verschwindet. Einzelne Erkrankungsfälle können überall, auf Schiffen und am Land, vorkommen, wohin immer Cholerakranke oder Wäsche von solchen oder Gegenstände, welche mit dem Darminhalt verunreinigt waren, gelangen; zur Bildung eines ganzen **Choleraherdes**, von welchem aus sich eine Epidemie ausbreitet, gehören aber gewisse **Vorbedingungen**: Es ist seit langem bekannt, daß sumpfige, niedrig gelegene Ortschaften sehr stark heimgesucht wurden, daß dagegen andre (Lyon, Versailles, Salzburg), namentlich Gebirgsplätze, nahezu verschont blieben, woraus sich ergibt, daß die Bodenverhältnisse bei der Verbreitung der Seuche eine wesentliche Rolle spielen. Umfassende Untersuchungen Pettenkofers haben ergeben, daß eine ganz bestimmte Beschaffenheit des Bodens vorhanden sein muß, um der Aufnahme und Vermehrung des Ansteckungsstoffs aus den Darmausleerungen Cholerakranker Vorschub zu leisten: der Boden muß nämlich porös, für Wasser und Luft durchdringbar sein, und man muß in einer nicht zu beträchtlichen Tiefe (1,5—15 m) auf Grundwasser stoßen. Wo diese Bodenbeschaffenheit nicht vorhanden ist, kommen Choleraepidemien erfahrungsmäßig nicht vor. Denn in Orten, welche unmittelbar auf kompaktem Gestein oder auf Felsen liegen, welche von Wasser nicht durchdringbar sind, hat man höchstens vereinzelte dahin verschleppte Fälle, aber keine Epidemien von C. beobachtet. Das im Boden liegende begünstigende Moment für die epidemische Verbreitung der C. ist also nicht dessen geognostischer oder mineralogischer Aufbau, sondern ausschließlich seine physikalische Aggregation. Indessen erweist sich die Empfänglichkeit eines porösen Bodens für eine Choleraepidemie keineswegs zu allen Zeiten gleich groß; dieselbe schwankt vielmehr nach den Untersuchungen Pettenkofers je nach der Entfernung der Oberfläche des Bodens vom Niveau des Grundwassers und demnach auch nach dem jeweiligen Stand, nach den Schwankungen des letztern und ist außerdem abhängig von der Durchschwängerung des Bodens mit organischen Substanzen, namentlich mit solchen, welche von tierischen Ausleerungen herstammen. Über den Stand des Grundwassers und seine Schwankungen an einem bestimmten Ort läßt sich von vornherein niemals etwas Bestimmtes aussagen, dies muß vielmehr für jeden einzelnen Ort durch direkte Beobachtungen festgestellt werden. Im allgemeinen aber darf man sagen, daß jeder Ort und jeder Ortsteil um so mehr von der C. leiden wird, je näher er dem Grundwasser liegt. Die Höhe des Grundwasserstandes und die Schwankungen desselben können also als **Hilfsursache** für die Ausbreitung der C. wirken; sie begünstigen die Entstehung eines Infektionsherdes um so mehr, je mehr der poröse Boden mit organischen Abfällen des menschlichen Haushalts, namentlich mit festen und flüssigen Exkrementen, geschwängert ist.

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.



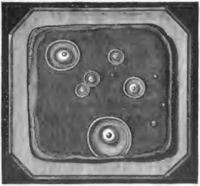
Kochs Kommabacillus der asiatischen Cholera. — Kommabacillus bei Cholera nostras (Prior und Finkler). — Spirillum des Mundspeichels (Miller).

Kultur von Cholerabacillen und Spirillen in Gelatine (zweiter Tag).

Die **eigentliche Ursache** der C. wurde schon lange in einem vermehrungsfähigen niedern Pilz gesucht, jedoch standen der Erforschung einmal deswegen große Schwierigkeiten entgegen, weil die Kenntnis der krankheiterregenden Bakterien noch wenig vorgeschritten war, und ferner weil die C. auf keins der zu Experimenten verfügbaren Tiere zu übertragen ist. Es war der deutschen Expedition, welche unter Leitung

von Rob. Koch 1883 nach Ägypten gesandt wurde, vorbehalten, diese Frage zu lösen. Koch fand in dem Darminhalt von Cholerakranken, in der Darmwand von Choleraleichen, in der Wäsche und im Boden infizierter Ortschaften einen eigentümlichen, noch bei 1000facher Vergrößerung sehr kleinen Spaltpilz, welcher wegen leichter Krümmungen seiner Fädchen von ihm als Kommabacillus bezeichnet wurde. Dieser Pilz fand sich konstant in jeder Choleraleiche, aber nur im Darm, nicht im Blut oder in andern Organen. Die Menge der Pilze war eine ungeheure, sie stand in geradem Verhältnis zur Schwere der Darmerkrankung, zuweilen waren alle andern sonst im Darm vorkommenden Bakterien durch den Kommabacillus verdrängt. Es gelang Koch, den Pilz rein zu züchten, wobei sich ein Aussehen und ein Verhalten beim Wachstum herausstellten, durch die sich dieser Pilz von allen bisher bekannten in charakteristischer Weise unterscheidet (S. 63, Fig. 1). Übertragungen

Fig. 4.



Kultur des Cholerapilzes in Gelatine auf Glasplatten (vierter Tag, natürl. Größe).

des Pilzes in den Magen von Tieren blieben unschädlich, jedoch scheint z. B. beim Meerschweinchen eine wirkliche C. zu entstehen, wenn der Mageninhalt vor dem Einbringen der Kommabacillen neutralisiert oder alkalisch gemacht und durch Opium die Darmbewegung gehemmt wird. Eine natürliche Übertragung, welche Koch in Indien beobachtete, ersetzt indessen den Mangel exakter Tierversuche, da der Bacillus sich in den Pfützen und Wasserlöchern, aus welchen die sehr unsaubern indischen Bewohner Kalkuttas trinken, in solchen Ortschaften, welche von der Seuche befallen waren, massenhaft vorfand, während er an cholerafreien Orten fehlte. Da der Bacillus später in Toulon, in Paris und Italien ganz regelmäßig bei allen Cholerakranken gefunden wurde und sonst nirgends vorkommt, wo nicht C. herrscht, so ist nicht zu zweifeln, daß er die Ursache der Seuche u. das bei der Übertragung wirksame »Choleragift« darstellt.

Hierdurch ist nun auch die Möglichkeit gegeben, die asiatische C. von jeder Art von anderm Brechdurchfall zu unterscheiden, da nur der eigentlichen C. der Kommabacillus eigen ist. Sehr leicht ist diese Unterscheidung übrigens nicht, da es andre in Komma- oder Spirillenform auftretende Pilze gibt, welche mit den echten Cholerapilzen verwechselt werden können.

Am ähnlichsten ist ihm ein Kommabacillus, welchen Prior und Finkler 1884 bei Fällen von einheimischer C. fanden (Fig. 2), und demnächst eine Spirille, welche Miller aus dem Mundspeichel (Fig. 3) gesunder Personen zuerst rein züchtete. Diese Ähnlichkeit bezieht sich jedoch nur auf die Gestalt der einzelnen Kommastäbchen, denn wenn die Pilze auf Gelatine in einem Reagenzglas kultiviert werden (s. Figuren, S. 63), so bildet der Cholerapilz höchst charakteristische Figuren, eine Luftblase, von welcher ein dünner weißer Faden abgeht, während die andern ähnlichen Bakterien schneller wachsen und die Gelatine mehr gleichmäßig verflüssigen und Figuren bilden, welche einem länglichen Beutel gleichen.

Auch wenn die Bakterien auf Glasplatten in dünnen Schichten von Gelatine kultiviert werden (Fig. 4), bilden die Cholerabacillen sehr eigentümliche Figuren, leicht ausgezackte Ringe mit weißem Pünktchen, welche durch Verflüssigung der Gelatine tief eingesunken sind und so im Durchschnitt die Gestalt eines Napfes (Fig. 5) erlangen; diese Figuren in Reinkulturen sind von denen aller übrigen Bakterien bestimmt zu unterscheiden, u. nur durch solche Kulturen kann in zweifelhaften Fällen festgestellt werden, ob einheimische oder asiatische C. vorliegt.

Fig. 5.



Dieser Pilz vermehrt sich außerhalb des menschlichen Körpers in Flüssigkeiten, welche das nötige Nährmaterial enthalten, z. B. Trink-, Grund- und andern Wassern mit tierischen Abfallstoffen, äußerst schnell, vermag dagegen sich nicht in trocknem Zustand zu erhalten und geht bei Temperaturen von 17° und darunter zu Grunde. Die Entstehung des Kommabacillus verlegt Koch in den südlichen Teil des Gangesdelta, wo eine zwischen den Flußläufen gelegene Niederung mit üppigster Vegetation regelmäßigen Überschwemmungen zur Zeit der Meeresflut unterliegt und bei der hohen Temperatur eine wahre Brutstätte für alle Bakterien bildet, denn von hier aus verbreitet sich die C. regelmäßig nach Norden über das übrige Gangesdelta, und zwar wird die Verschleppung in Indien selbst durch ein außerordentlich frequentiertes Pilgerwesen sehr begünstigt. Von hier aus wird die C. auf den verschiedensten Wegen des Verkehrs von Land zu Land verschleppt, bald durch Personen, bald durch Kleider und Waren; ja, es kann durch eine Person die Verschleppung über Hunderte von Meilen erfolgen, wie dies z. B. 1866 geschah, wo die C. von Odessa direkt nach Altenburg importiert wurde. Es ist nicht nötig, daß die Person, welche die Verschleppung bewirkt, selbst an schwerer C. erkrankt; vielmehr können schon die Dejektionen von einem leichten Choleraanfall, der als solcher noch gar nicht erkannt ist, in einem bisher davon freien Orte die C. importieren. In seltenen Fällen geschieht die Übertragung in der Weise, daß die Krankheit von dem Ankömmling unmittelbar auf die mit ihm in Berührung kommenden Menschen übertragen wird (wenigstens erlangt auf diese Weise die C. niemals eine epidemische Verbreitung); vielmehr wird an dem bisher gesunden Orte durch die ankommenden Cholerakranken ein sogen. Infektionsherd gebildet, d. h. wahrscheinlich eine Bodenvergiftung bewirkt, und von diesem Boden aus, besonders wenn derselbe durch Feuchtigkeit zur Vermehrung der Keime beiträgt, werden die umwohnenden Menschen gefährdet. Während nun in den 30er Jahren die C. gemäß der damaligen Verkehrsart langsam vorrückte und vornehmlich auf der Karawanenstraße über Rußland bei

uns eingeschleppt wurde, ist heute der Weg durch den Suezkanal so erheblich abgekürzt und durch die Dampfschiffahrt die Fahrzeit eine so kurze geworden, daß in 18—20 Tagen ein Cholerakeim von Indien nach Italien und dem südlichen Frankreich importiert werden kann, während wir von der Verbreitung auf dem Landweg von Indien her kaum noch etwas zu fürchten haben dürften. Man hielt bis vor kurzem die Schiffe im allgemeinen für wenig geeignet, den Ansteckungsstoff weiter zu übertragen, und für gewöhnliche Fahrzeuge hat sich dies auch bestätigt; indessen sind nach Koch solche Fahrzeuge, welche Massentransporte von Menschen bewirken, durchaus geeignet, den Krankheitskeim auch für eine längere Seereise zu konservieren.

Die Ansteckung des einzelnen Menschen geschieht in der Weise, daß der Krankheitskeim in die Speisewege entweder durch Trinkwasser, oder durch Übertragung mittels Insekten auf feuchte Speisen, oder durch Berührung der letztern mit infizierten Händen ꝛc. gelangt und unverdaut durch den Magen in den Darmkanal dringt, wo er seine spezifische Thätigkeit entwickelt. Hierzu ist es aber nötig, daß der Magen nicht in normaler Weise funktioniert, da bei ungestörter Verdauung die Pilze zu Grunde gehen, und wir sehen deshalb die C. nur bei solchen Personen auftreten, welche an Verdauungsstörungen leiden, und deshalb werden auch während einer Epidemie die meisten Erkrankungen an den Montagen konstatiert, nachdem der Magen durch sonntägliche Exzesse geschwächt war. Eine Übertragung der Krankheitserreger durch die Luft ist unwahrscheinlich, da dieselben nach Koch in trocknem Zustand (und anders können sie durch die Luft nicht fortgeführt werden) zu Grunde gehen. Im Darmkanal, zumal wenn derselbe bereits durch Verdauungsstörungen gelitten, vermehren sich die Kommabacillen äußerst schnell, gelangen aber selbst nicht in die Blutbahn; vielmehr werden die schweren Krankheitssymptome und der häufig so plötzliche Tod wahrscheinlich durch die Aufnahme von giftigen Stoffen bedingt, welche diese Bakterien erzeugen, und welche dann in die Blutbahn gelangen.

Auf diesen immerhin noch nicht völlig geklärten Erfahrungen, welche man über das Wesen und die Verbreitungsweise des Choleragifts gesammelt hat, beruhen die Maßregeln, welche man zur Abwehr dieses schlimmen Feindes ergriffen hat, und welche in neuester Zeit, als die Epidemie von 1884 von Frankreich her das Deutsche Reich bedrohte, in dem Erlaß des preußischen Kultusministers zur Abwehr der C. einen geläuterten Ausdruck gefunden haben. Zunächst ist hiernach dem Eisenbahngrenzverkehr an denjenigen Orten besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, wo ein erheblicher Zutritt von Reisenden stattfindet. Die Reisenden sind in den Eisenbahnkoupees von Ärzten zu besichtigen, wobei das Zugpersonal und die Mitreisenden wichtige Aufschlüsse über etwanige Krankheitserscheinungen geben können. Koupees, in denen Kranke gefunden sind, müssen geräumt und desinfiziert werden. Die Sanitätsbehörden, welche durch besondere Sanitätskommissionen in den einzelnen Ortschaften unterstützt werden müssen, haben dafür zu sorgen, daß nicht durch gelegentliche, an sich unerhebliche Erkrankungen, namentlich der Verdauungsorgane, individuelle Dispositionen für die C. hervorgerufen werden. Sie haben die örtlichen Verhältnisse genau zu überwachen, besonders für möglichste Sauberhaltung der Straßen und Plätze, häufige Reinigung der Rinnsteine zu sorgen; ferner ist zu verhüten, daß Abtritte und Dunggruben in der Nähe von Brunnen angelegt werden, überhaupt muß ein Durchsickern dieser unreinen Stoffe ins Erdreich möglichst sorgfältig vermieden werden. Brunnenwasser ist vor allen Verunreinigungen zu schützen und ist da, wo Wasserleitungen bestehen, möglichst vom Gebrauch auszuschließen. Jedes Feilhalten von gesundheitsschädlichen Nahrungsmitteln ist strengstens zu ahnden. Herbergen, Logierhäuser und Massenquartiere von Arbeitern sind vor Überfüllung zu bewahren und auf ihre Sauberkeit hin zu kontrollieren. Für den Fall des Ausbruchs der C. an einem Ort ist für Entsendung hinreichend zahlreicher Ärzte, besonders in die ärmern Distrikte, zu sorgen, Märkte und Messen sind eventuell aufzuheben, ebenso erforderlichen Falls die Schulen zu schließen. Die Kranken selbst sind entweder in ihrer Wohnung zu isolieren, oder nach einer Krankenanstalt überzuführen. Alle Gegenstände, welche mit einem Cholerakranken in Berührung gekommen waren, sind zu desinfizieren, so z. B. die transportierenden Tragen und Wagen, Betten, Wäsche ꝛc. Das Spülen von Gefäßen ꝛc., welche mit Cholerakranken in Berührung waren, an Brunnen ist strengstens zu verbieten und das Genießen von Speisen in Krankenräumen, auch wenn dieselben bereits geleert sind, nach Möglichkeit zu vermeiden. Die Leichen sind womöglich in besondere Räume zu bringen, die Ausstellung derselben vor dem Begräbnis zu untersagen und das Leichengefolge möglichst zu beschränken. Eine Beunruhigung der Bevölkerung ist durchaus zu vermeiden, es muß darauf hingewirkt werden, daß jeder sich der größten Mäßigkeit und Reinlichkeit an seinem Körper befleißigt und bei jeder Verdauungsstörung, auch wenn dieselbe ihm gering erscheint, den Arzt aufsucht. Was die Desinfektion anbetrifft, so sind die Exkremente und wertlosen Gegenstände am besten zu verbrennen; über die Desinfektion der Wäsche, Räume ꝛc. s. Desinfektion.

Wenn nun diese Schutzmaßregeln auch bei einmal ausgebrochener Epidemie die Ausbreitung derselben in wirksamer Weise verhindern können, so ist doch die Erklärung einigermaßen schwierig, durch welche Verhältnisse eine Epidemie definitiv zum Verschwinden gebracht wird. Wenn man annehmen kann, daß nach längerm Bestehen einer Epidemie fast alle Leute wenigstens an ganz leichten Anfällen erkrankt sind, und daß das Überstehen eines Anfalls wenigstens für kurze Zeit einen Schutz gegen neue Erkrankung bietet (obwohl es auch vorgekommen ist, daß jemand während einer Epidemie zweimal erkrankte), so muß ein derartig »durchseuchter« Ort nach einiger Zeit naturgemäß eine gewisse Immunität gegen C. erlangen und letztere schließlich erlöschen, womit auch die Thatsache übereinstimmt, daß gegen Ende einer Epidemie die Erkrankungen stets leichter sind. Ferner findet der Cholerakeim an der Kälte unsrer Gegenden den wirksamsten Bekämpfer.

Der Ausbruch einer Epidemie geschieht in verschiedener Weise. Häufig gelangen die ersten Fälle sehr vereinzelt zur Kenntnis, und es dauert geraume Zeit, bis plötzlich gleichzeitig eine große Anzahl von Menschen erkranken, öfters in den einzelnen Stadtteilen zerstreut, öfters an einem Punkte der Stadt, und man spricht dann von einer Explosion der C. Fast nie wird eine Stadt sogleich in großer Ausdehnung ergriffen, sondern es kann vorkommen, daß mehrere Monate lang nur vereinzelte Fälle in schwachen Epidemien fortbestehen, in dieser Weise die kalte Jahreszeit überdauern und dann, besonders bei Eintritt der wärmern Jahreszeit, sich zu einer allgemei-

nen Epidemie ausbreiten. In der Mehrzahl der Fälle jedoch nimmt die Zahl der Erkrankungen schnell zu, erreicht ungefähr in der 3.—4. Woche ihr Maximum und nimmt dann allmählich wieder ab. Ebenso ist auch die Bösartigkeit der Erkrankungen und demgemäß die Zahl der Todesfälle bis zu einem gewissen Kulminationspunkt progredient und nimmt darauf langsamer, als sie angestiegen, wieder ab. In größern Städten kommen allerdings ganz gewöhnlich Nachschübe in der Zahl und Intensität der Erkrankungen vor. Während nun schon vor dem Ausbruch oder sofort, nachdem der erste Fall sicher konstatiert ist, die wohlhabendere Bevölkerung, welche nicht durch Geschäfte zurückgehalten wird, Hals über Kopf in entferntere Gegenden, besonders in die Berge, flieht, bemächtigt sich der zurückgebliebenen Bevölkerung häufig ein panischer Schrecken, welcher gesteigert wird, sobald ein Kranker, welcher vielleicht nur über leichtes Unwohlsein klagte, plötzlich auf der Straße zusammenbricht und in kurzem verscheidet, Fälle, welche auf dem Höhepunkt der Epidemie nicht selten vorkommen. Allgemeine Furcht vor Ansteckung durch den Nächsten bannt die meisten an das Zimmer, und anstatt durch Bewegung in frischer Luft und kräftige Nahrung den Körper widerstandsfähig zu erhalten, wird durch übertriebene Ängstlichkeit und stete Aufregung und Furcht der Körper nur empfänglicher für die Krankheit gemacht. Die Dauer einer Epidemie ist sehr verschieden, in großen Städten länger als in kleinen; so dauerten z. B. alle bisherigen Berliner Epidemien zwischen 3 und 6 Monaten, während sie in kleinern Städten in 2—3 Monaten zu erlöschen pflegen. In jeder befallenen Stadt gibt es ferner einzelne Straßen und in diesen wieder einzelne Häuser, welche in hervorragender Weise von der C. heimgesucht werden, und zwar sind es keineswegs immer diejenigen, welche an hygieinisch ungünstigen Stellen liegen, sondern solche Straßen- und Häuserepidemien treten ebenso an den tief gelegenen, sumpfigen Stellen einer Stadt auf wie in den hoch gelegenen, luftigen und vornehmen Quartieren. Selten bleibt ein Erkrankungsfall vereinzelt in einem Haus, dagegen kommt es manchmal vor, daß fast die ganze Bewohnerschaft eines Hauses im Verlauf einer Epidemie stirbt. Eine statistische Zusammenstellung der Erkrankungen zu geben, ist sehr schwierig, da zur Zeit einer Choleraepidemie jedes Unwohlsein auf die C. bezogen zu werden pflegt und auch die Anzahl der Todesfälle nicht immer ganz sicher zu ermitteln ist, da vielfach die Leichen von anderweitigen Kranken mit den Choleraleichen zusammengeworfen werden. Die Sterblichkeit beträgt im Säuglingsalter fast 100 Proz., ist auch im fernern Kindesalter noch sehr ungünstig, am günstigsten zwischen dem 10. und 20. (40—50 Proz.) und auch noch bis zum 30. Lebensjahr, wird mit zunehmenden Alter wieder ungünstiger, so daß nach dem 70. Lebensjahr die Sterblichkeit wieder gegen 90 Proz. der Erkrankten beträgt. Das weibliche Geschlecht weist im allgemeinen weniger große Sterblichkeitsziffern auf. Sehr hoch ist die Durchschnittszahl der Todesfälle in Berlin, sie betrug nämlich bei allen Epidemien über 60 Proz. der Erkrankungen.

Die Empfänglichkeit der Menschen für das Choleragift ist eine fast allgemeine. Kein Lebensalter und Geschlecht, keine Konstitution ist frei davon. Zuzeiten, wo die Krankheit in einem gewissen Bereich herrscht, leiden fast alle Menschen, auch die, welche von schwereren Krankheitsformen verschont bleiben, an gewissen Unterleibsbeschwerden, welche wahrscheinlich von einer schwachen Einwirkung des Choleragifts abhängen. Der Krankheitsverlauf beginnt nach einer zwischen Ansteckung und Ausbruch liegenden freien oder Inkubationszeit von 36—72 Stunden Dauer. Die leichteste Form, unter welcher die C. auftritt, ist die eines einfachen Durchfalls, welcher zu keinen erheblichen Störungen des Allgemeinbefindens oder einzelner Körperverrichtungen führt. Die Ausleerungen sind gewöhnlich sehr reichlich, wässerig, aber weder geruchlos noch entfärbt. Nur der Nachweis der Kommabacillen ist für die C. charakteristisch. An jene leichteste Form der Krankheit schließen sich andre Fälle an, in welchen zu den Durchfällen stürmisches Erbrechen hinzutritt, und wo die Darmentleerungen die dünne, wässerige, geruchlose Beschaffenheit annehmen, wegen deren man sie als Reiswasserstühle bezeichnet hat, jedoch ohne daß ein namhafter Grad von Bluteindickung eintritt. Mit dem Eintritt der reiswasserähnlichen Cholerastühle geht das Gefühl heftigen Durstes einher, welches sich zu einer quälenden Höhe steigern kann. Zu dem Durste, der Mattigkeit und Hinfälligkeit treten noch krampfhafte Zusammenziehungen gewisser Muskelgruppen, namentlich der Wadenmuskeln, hinzu, welche sich nach längern oder kürzern Pausen wiederholen. In günstig verlaufenden Fällen werden die Ausleerungen seltener und weniger kopiös, erscheinen auch wieder stärker gefärbt; endlich hört der Durchfall auf, und der Kranke geht der Genesung entgegen, welche indessen gewöhnlich eine langsame ist. In andern Fällen verschlimmert sich die Krankheit von neuem und erreicht eine bedrohliche Höhe, oder es tritt überhaupt keine Besserung ein, und die Cholerine geht in das Bild der sogen. asphyktischen (pulslosen) C. über. Dies ist die schwerste Form der C., sie beruht wahrscheinlich auf einer Vergiftung durch die Zersetzungsprodukte des Kommabacillus. Die asphyktische C. entwickelt sich in vielen Fällen aus einer Diarrhöe, welche mehrere Tage lang bestanden hatte; oft aber tritt sie auch schon wenige Stunden nach dem ersten Choleradurchfall ein. Zu quälendem Durst, Wadenkrämpfen, unaufhörlich nach jedem Trunk sich wiederholendem Erbrechen gesellt sich sehr rasch ein erschreckender Kräfteverfall. Das Aussehen des Kranken ist furchtbar verändert: das Antlitz ist eingefallen, hohläugig, die Nase spitz, Gesicht und Hände sind bläulich gefärbt, der Puls ist nicht mehr zu fühlen, auch der Herzstoß nicht wahrnehmbar, die ganze Körperoberfläche fühlt sich kalt wie die eines Leichnams an. Man bezeichnet daher dieses Stadium der Krankheit als das Kältestadium (Stad. algidum). Selten klagen die Kranken dabei über Kopfschmerz, häufiger über Schwarzwerden vor den Augen, Ohrensausen und Schwindel. Das Bewußtsein ist nicht getrübt, aber die meisten Kranken sind auffallend gleichgültig gegen die ihnen drohende Gefahr und klagen nur über den Durst und die Wadenkrämpfe. Die asphyktische C. verläuft sehr schnell, die Kranken sterben oft schon nach 6, 12—24 Stunden, selten dauert das Kältestadium länger als 2 Tage. In günstig verlaufenden Fällen schließt sich an das Kältestadium das sogen. Stadium der Reaktion an. Durchfall und Erbrechen lassen nach, der Puls wird wieder wahrnehmbar, das blaue Aussehen und die Entstellung des Gesichts verschwinden, es stellt sich die Harnausscheidung wieder ein, kurz, der Kranke geht, bald schneller, bald langsamer, der Genesung entgegen. An das Kältestadium der C., namentlich wenn es lange dauerte, schließen sich häufig anderweite

fieberhafte Erkrankungen an, welche gewöhnlich mit schweren Symptomen von seiten des Nervensystems verbunden sind, einen typhusähnlichen Charakter tragen und deshalb mit dem Namen des Choleratyphoids bezeichnet zu werden pflegen. Am häufigsten läßt sich die unter dem Bilde des Choleratyphoids verlaufende Nachkrankheit auf eine akute Entzündung der Nieren zurückführen, wobei ein stark eiweißhaltiger Harn in sehr geringer Menge oder überhaupt gar kein Harn abgeschieden wird. Der Puls ist dabei frequent, oft doppelschlägig, und regelmäßig ist starkes Fieber vorhanden. Die Kranken klagen über heftigen Kopfschmerz, bekommen von neuem Erbrechen; es stellen sich Zuckungen der Muskeln, dann Unbesinnlichkeit, Schlafsucht und endlich der Tod ein. Nur selten wird ein Patient gerettet, welcher unter dem Bilde des Choleratyphoids erkrankt war.

Die Behandlung beginnt wie für ganze Völker, so auch für den Einzelnen mit Vorsichtsmaßregeln. Wer zum Verharren in einem bedrohten oder schon befallenen Bezirk gezwungen ist, hüte sich streng vor Diätfehlern, vor Erkältung, großen Strapazen, kurz vor allen Schädlichkeiten, welche geeignet sind, den Körper zu schwächen und in seiner Widerstandsfähigkeit zu beeinträchtigen. Auch Gesunde müssen eine wollene Leibbinde tragen und bei den geringfügigsten Klagen sofort ärztliche Hilfe nachsuchen. Speisen und Trinkwasser sollten nur nach gründlichem Kochen genossen werden. Ist die C. zum Ausbruch gekommen, so kann sich in Ermangelung eines wirksamen Mittels gegen den Kommabacillus selbst die Behandlung nur gegen die Symptome richten. Gegen die Durchfälle ist das beste Mittel die Opiumtinktur. Besteht trotz wiederholter Gaben von Opium der Durchfall fort, so empfehlen manche Ärzte, Kaltwasserumschläge auf den Unterleib zu applizieren, welche aber nicht warm werden dürfen, also oft erneuert werden müssen. Gegen die Bluteindickung muß man den Kranken kleine Portionen eiskalten Wassers oder kleine Eisstückchen in kurzen Pausen verschlucken lassen. Hierdurch werden dem Patienten auch die Qualen des Durstes am meisten gelindert. Sobald der Puls sehr klein wird und der Kranke sichtlich verfällt, ist der Gebrauch von Reizmitteln gegen die drohende Herzlähmung dringend angezeigt. Ein vortreffliches Reizmittel ist in Eis gestellter Champagner; auch Rum oder Arrak, mit Wasser verdünnt, starke Weine u. dgl. thun gute Dienste. Auch kann man abwechselnd mit der Darreichung von Eis oder Eiswasser von Zeit zu Zeit eine Tasse starken heißen Kaffees reichen. Die Transfusion von Blut oder Kochsalzlösung hat sich nicht bewährt. — Zur Abwehr der C. hat Ferran, ein Arzt zu Tortosa in Spanien, während der Epidemie von 1885 Impfungen von Cholerapilzen in die Haut und die Muskeln Gesunder in Anwendung gebracht. Die Impfungen wurden in Spanien in großem Umfang unter Protektion der Regierung mit angeblich gutem Erfolg ausgeführt. Außerhalb Spaniens brachte man der Ferranschen Methode großes Mißtrauen entgegen, weil dieselbe geheim gehalten wurde und selbst den wissenschaftlichen Kommissionen, welche von Paris und Brüssel zur Prüfung an Ort und Stelle gesandt worden waren, jeder Einblick in das Geheimnis verschlossen blieb. Überdies wurde die Statistik über die Impfwirkung in Alcira von dem Brüsseler Abgesandten van Ermengem für völlig unzuverlässig erklärt. — Eingehendere Belehrung über die C., namentlich über die epidemiologische Seite derselben, findet man bei Griesinger, Infektionskrankheiten (Erlang. 1864), dann in zahlreichen Aufsätzen und Schriften von Pettenkofer (in der »Zeitschrift für Biologie« u. a. O.); höchst lesenswert ist Pettenkofers Ansprache an das Publikum: »Was man gegen die C. thun kann« (Münch. 1873). Endlich sei auf die Denkschrift der Cholerakommission für das Deutsche Reich (Berl. 1873) und den von derselben aufgestellten Untersuchungsplan zur Erforschung der Ursachen der C. und deren Verhütung hingewiesen. Vgl. auch Pettenkofer, Über den gegenwärtigen Stand der Cholerafrage (Münch. 1873); Schneider, Verbreitung und Wanderung der C., graphisch dargestellt (Tübing. 1877); Bellew, History of the c. in India 1862—81 (Lond. 1884); Cuningham, Die C. Was kann der Staat thun, sie zu verhüten? (mit Vorwort von Pettenkofer, Braunschw. 1885). Die neuesten Arbeiten Kochs über die C. sind bisher nur in medizinischen Zeitschriften (der »Deutschen medizinischen Wochenschrift« 1884 u. a.) enthalten.

Cholera des Geflügels, s. Hühnercholera.

Choleriker, Mensch mit cholerischem Temperament (s. Temperament).

Cholerine, s. v. w. Brechdurchfall, s. Cholera, S. 61.

Choles (spr. tschō-), ein Indianervolk im Staat Panama, zum Mayastamm gehörig, bewohnt die Küste im S. des Golfs von Darien, wo es seine Wohnungen am Wasser auf Pfählen 2—2,5 m über dem Boden zu bauen pflegt, und ist durch Sprache und Lebensweise von den übrigen Indianern des Isthmus verschieden.

Cholesteatōm (griech., Perlgeschwulst), Balggeschwulst, welche wesentlich Cholesterin enthält, vom äußern Gehörgang in das Felsenbein vorwächst und leicht durch Entzündung der Gehirnhäute tödlich wird. Anatomisch ist das C. ein Grützbeutel.

Cholesterin (Cholestearin, Gallenfett) $C_{26}H_{44}O$ findet sich in der Galle der höhern Tiere, in den Gallensteinen, im Gehirn, Rückenmark, Blut, Eigelb, in den Exkrementen, im Eiter, im Cholesteatom, dann aber auch in Erbsen, Bohnen, Mandeln, im Mandel- und Olivenöl, im Getreide und wahrscheinlich sehr verbreitet in Samen, Blüten und im jungen Pflanzengrün; man erhält es aus den mit Wasser ausgekochten Gallensteinen durch Ausziehen mit Äther. Es bildet farblose, perlglänzende Kristalle, ist geschmack- und geruchlos, unlöslich in Wasser, löslich in Alkohol, Äther und fetten Ölen, schmilzt bei 145°, destilliert bei 360° und verhält sich chemisch wie ein Alkohol; bei der Oxydation liefert es Cholesterinsäure, welche auf gleiche Weise aus Gallensäuren erhalten wird. Über die Rolle, welche das C. im Organismus spielt, ist nichts Sicheres bekannt.

Cholet (spr. schŏlä), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Maine-et-Loire, in angenehmer Lage an der Moine, Station der Orléansbahn, mit (1881) 13,921 Einw., hat ein Collège, ein Handelsgericht und eine sehr blühende Industrie in Batist und feiner Leinwand (insbesondere Sacktücher), Baumwollstoffen, Flanell ꝛc., deren Betrieb sich nicht auf die Stadt beschränkt, sondern noch auf mehr als 120 Gemeinden der Umgegend sich erstreckt und im ganzen 50—60,000 Arbeiter beschäftigt. Außer mit seinen Geweben treibt C. starken Handel mit Vieh, wovon jährlich 100,000 Stück nach Paris versendet werden. Im Vendéekrieg war C. mehrmals der Schauplatz blutiger Auftritte. Die Umgegend enthält verschiedene sogen. Druidendenkmäler (Peulven).

Choliambus (griech., »hinkender Jambus«, auch Skazon), ein aus dem sechsfüßigen Jambus ent-

standenes Versmaß, in welchem statt des erwarteten letzten iambischen Fußes ein Trochäus oder Spondeus eintritt, wodurch er eine hinkende, besonders für das Komische geeignete Bewegung erhält. Catull und Martial wenden den C. häufig an. Schema:

⏓ –́ ⏑ – ⏓ –́ ⏑ – ⏑ –́ –́ ⏑

Ich hatt' ein Liebchen, das auf einem Aug' schielte (Rückert).

Erfinder des C. soll der griechische Satiriker Hipponax (540 v. Chr.) sein.

Cholin, s. Galle.

Cholm, Stadt im russ. Gouvernement Pskow, an dem sich hier mit dem Kunoi verbindenden und in den Ilmensee fallenden schiffbaren Lowatfluß, an den äußersten Vorbergen des Waldaiplateaus, mit (1882) 5448 Einw., welche blühenden Handel mit Vieh, trocknen Fischen, Cerealien, besonders Flachs und Hanf, betreiben.

Cholmogory (»Hügelberge«), alte Stadt im russ. Gouvernement Archangel, in hügeliger Gegend am westlichen Ufer der Dwina, 119 km von der Mündung des Stroms entfernt, hat mehrere Kirchen, eine Navigationsschule, ein Kreisgericht, einen kleinen Kaufhof und (1881) 1074 Einw., die Fischerei, Viehzucht und Handel treiben. C. ist Geburtsort des Dichters Lomonossow, dem hier ein Denkmal errichtet ist.

Choloepus, Faultier.

Cholos (spr. tschō-), in Peru Name der Mestizen oder Mischlinge von Weißen und Indianern. Sie bilden nächst den Indianern die zahlreichste Bevölkerungsklasse des Landes und bewohnen namentlich die größern Dörfer und Provinzialstädte. Ihrem physischen Charakter nach scheinen sie im allgemeinen unter den Indianern und auch unter den Mischlingen der afrikanischen Rasse zu stehen; hinsichtlich der Farbe sind sie sehr verschieden, je nach dem Mischungsverhältnis des Bluts (s. Peru). Im Norden der Argentinischen Republik wurden zur spanischen Zeit die Mestizen als C. bezeichnet.

Cholōsen (griech.), alle mit Gallenresorption verbundenen Krankheiten.

Cholsäure, s. Gallensäuren.

Cholui, Marktflecken im russ. Gouvernement Wladimir, Kreis Wjasniki, an der großen Straße von Moskau über Wladimir nach Nishnij Nowgorod, hat eine griechische Hauptkirche, einen großen Kaufhof und (1879) 2172 Einw., welche sich vorzugsweise mit dem Malen von Heiligenbildern (jährlich ½ Mill. Stück) beschäftigen. Berühmt ist C. durch seine vier großen Jahrmärkte, von denen der erste (8. Juli) gewissermaßen als Vorläufer des Nishnij Nowgorodschen Weltmarktes, der zweite (30. Aug.) als Abschluß desselben bezeichnet werden kann.

Cholúla (spr. tscho-, San Pedro), Stadt im mexikan. Staat Puebla, 10 km westlich von Puebla, 2138 m ü. M., war zur Zeit der Eroberung des Landes durch Cortez eine der blühendsten Städte der Azteken und der Hauptsitz des mexikanischen Religionskultus, mit mehr als 400 Tempeln und mindestens 150,000 Einw. Jetzt ist die Stadt ein kleiner, mit schönen Agavenpflanzungen umgebener Ort mit (1877) 8973 Einw., nur merkwürdig durch die in eigentümlichem Stil (wahrscheinlich von Cortez) erbaute Kirche von San Francisco und den berühmten Teokalli (»Gotteshaus«) von C., das riesenhafteste architektonische Monument aus der Aztekenzeit. Dasselbe war zu Ehren des Gottes Quetzacoatl errichtet und bildet eine abgestumpfte, aus vier Abteilungen übereinander bestehende Pyramide von 54 m Höhe mit einer Grundfläche von 11 Hektar. Das Material sind ungebrannte Backsteine. Auf der 4200 qm großen Plattform der Pyramide waren tempelähnliche Gebäude errichtet; jetzt steht in der Mitte derselben eine von Cypressen umgebene Kirche der Lieben Frau de los Remedios. Der Platz gewährt eine entzückende Aussicht auf die Vulkane von Puebla und den Pik von Orizaba.

Choluteca (spr. tscho-), Departementshauptstadt im zentralamerikan. Staat Honduras, an dem schiffbaren Fluß gleichen Namens, 60 km oberhalb dessen Mündung in die Fonsecabai, mit Handel und 4000 Einw.

Chômage-Versicherung (franz. chômage, spr. schomahsch', das Feiern, Stillestehen, Unbeschäftigtsein) nennt man die Versicherung gegen die Verluste, welche neben dem direkten, die Versicherungsgesellschaften zum Ersatz verpflichtenden Schaden durch die aus letzterm entstandene Störung im Geschäftsbetrieb dem Versicherten erwachsen. Sie hat sich in Frankreich herausgebildet und von da nach Italien, Belgien &c. verbreitet, in Deutschland aber noch sehr wenig Platz gegriffen. Sie wird bis jetzt nicht als selbständige Versicherung, sondern nur als Erweiterung andrer Versicherungen, insbesondere der Feuerversicherung, doch auch der Unfallversicherung, eingegangen.

Chomer (hebr., »Haufe«), Hohlmaß der alten Hebräer für trockne und flüssige Dinge, 10 Baths enthaltend. Luther übersetzt bald Malter, bald Scheffel, bald behält er den Namen C. bei.

Chomjaków, Alexei Stepanowitsch, russ. Dichter, geb. 1. Mai (a. St.) 1804 zu Moskau, erhielt im elterlichen Haus eine sorgfältige Erziehung und ward durch einen Kreis russischer Schriftsteller schon früh in die russische Litteratur eingeweiht, wobei sein Geist zugleich eine liberale und patriotische Richtung erhielt, die mit einem begeisterten Studium der historischen Wissenschaften verbunden war. Ein Fluchtversuch, um am griechischen Freiheitskampf (1821) teilzunehmen, mißglückte, und C. mußte zur Strafe in ein Gardekavallerieregiment zu Petersburg eintreten. Nachdem C. 1825 seinen Abschied als Offizier genommen, reiste er in das Ausland und hielt sich längere Zeit in Paris auf, wo er seinen ersten dramatischen Versuch: »Jermak« (gedruckt 1832), verfaßte. Auf seiner Rückreise nach der Heimat besuchte C. die westslawischen Länder und machte sich mit dem Geist und der Sprache der Tschechen, Slowaken, Slowenen und Kroaten vertraut. Als Rußland 1828 der Türkei den Krieg erklärte, trat er wieder in die Armee ein und beteiligte sich am Feldzug, nahm indessen nach dem Friedensschluß sofort wieder seinen Abschied und ließ sich in Moskau nieder, wo er fortan, durch kein Amt behindert, einzig der Litteratur lebte. Jener Periode gehören an seine Tragödie »Der Pseudo-Dmitrij« (»Dmitrij Ssamoswánetz«, Mosk. 1833), ein gehaltreiches und in schwungvoller Sprache geschriebenes Werk, und seine »Lyrischen Gedichte« (»Stichotworenija«, das. 1844; neue Ausg., das. 1861), die seinen Namen bis über die Grenzen Rußlands trugen. C. wurde der Hauptrepräsentant jener Richtung im russischen Geistesleben, die man gewöhnlich mit dem Namen des Slawophilentums bezeichnet. Seine Dichtungen und Aufsätze dokumentieren sich als Ergüsse eines wenn auch oft zu weit gehenden, doch wahrhaften Patriotismus, der, alles Fremde verschmähend, das Gute im Vaterland aufsuchte und ihn in der Machtentfaltung des Slawentums den Beginn einer neuen Weltordnung erkennen ließ. Diese Ansichten findet man am schärfsten ausgesprochen in seinem »Sendschreiben an die Serben aus Moskau« (in russischer und serbischer Sprache, Leipz. 1860).

C. beteiligte sich auch bei vielen industriellen Unternehmungen und war ein eifriger Mitarbeiter an dem »Ökonomischen Anzeiger«. In den Jahren 1844—45 machte er von neuem Reisen durch ganz Europa und legte nach seiner Rückkehr die Resultate seiner Beobachtungen in der »Russischen Unterhaltung« (»Rússkaja Besséda«) nieder, an deren Herausgabe er seit 1856 den thätigsten Anteil nahm. Im J. 1857 wurde er Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften, in deren Publikationen er unter anderm eine für die Sprachforschung wichtige »Vergleichung russischer Wörter mit dem Sanskrit« veröffentlichte. Auch sein nachgelassenes großes Werk »Über allgemeine Geschichte« ist voll von linguistischen Kombinationen. C. starb 5. Okt. 1860 an der Cholera. Eine Sammlung seiner Werke erschien seit 1861 in 4 Bänden, eine zweite Ausgabe derselben 1868.

Chon, eine ägypt. Gottheit, dem griechischen Herakles entsprechend; ihm soll die Nilmündung bei Kanobos geweiht gewesen sein.

Chondrin (Knorpelleim), ein dem Leim ähnlicher Stoff, der durch anhaltendes Kochen mit Wasser aus allen nicht verknöchernden Knorpeln, aus Knochen vor ihrer Ossifikation, aus den Hautknochen und der Hornhaut des Auges, am besten aber aus den Rippenknorpeln erhalten wird, indem man diese reinigt und anhaltend mit Wasser kocht. Es gleicht in seinen Eigenschaften ungemein dem Leim und unterscheidet sich von diesem nur durch einige chemische Reaktionen. Das Vorkommen des C. bildenden Körpers in den noch nicht ausgebildeten Knochen macht es wahrscheinlich, daß das C. eine Zwischenstufe zwischen Eiweiß und Leim sei. Das C. entsteht überall aus dem Chondrogēn; dieses liefert aber, wenn man es mit Kalihydrat behandelt und dann das Kali wieder fortschafft, beim Kochen mit Wasser nicht mehr C., sondern Leim.

Chondrite, s. Meteoriten.

Chondrītes *Sternb.*, vorweltliche, vom Lias bis zum Tertiär vorkommende Tanggattung.

Chondritis, Knorpelentzündung.

Chondrogēn, s. Chondrin und Leimgebende Materien.

Chondrologie (griech.), Lehre von den Knorpeln.

Chondrōma, s. Knorpelgeschwulst.

Chondrus *Lam.* (Knorpeltang), Algengattung aus der Ordnung der Florideen, s. Sphaerococcus.

Chonĭa, in den ältern Zeiten ein Landstrich an der südöstlichen Küste Italiens, welchen vor den griechischen Ansiedelungen die Chones (deren auch in Epirus vorkommender Name vielleicht auf illyrischen Ursprung weist) bewohnten. Derselbe umfaßte die östlichen Apenninenabhänge Lukaniens zwischen den spätern Städten Siris und Kroton.

Choniátes, Niketas Akominatos, byzantin. Geschichtschreiber, s. Niketas 1).

Chonosinseln (spr. tscho-), Archipel an der Westküste von Patagonien, zwischen der Insel Chiloe im N. und der großen Halbinsel Taytao im S., besteht aus 45 größern Inseln und unzähligen Inselchen und Klippen, die zusammen ein Areal von 12,200 qkm (221,5 QM.) haben und von wenigen unabhängigen Indianern bewohnt werden. Sie sind hoch und felsig, dicht bewaldet und an guten Häfen reich. Die größte der Inseln heißt Magdalena und ist 1660 m hoch, bekannter aber sind die nach W., im offenen Ozean liegenden Inseln Huamblin (oder Socorro) und Ypun (Narborough). Politisch bilden die C. einen Teil der Provinz Chiloe (Chile).

Chons, ägypt. Gott, Sohn des Ammon und der Mut, besonders in Theben verehrt; als jugendlicher Gott wie Harpokrates durch die Seitenlocke ausgezeichnet. Er ist wie Thoth auch lunärer Gott und trägt als solcher den Monddiskos auf dem Haupte. Der neunte ägyptische Monat (Paschons) hat seinen Namen von dieser Gottheit.

Chontales, Departement des zentralamerikan. Staats Nicaragua, 30,853 qkm (560,3 QM.) groß, liegt im O. des Nicaraguasees und hat etwa 34,000 Einw., die meist zerstreut auf Haciendas leben oder als »wilde« Indianer in den Wäldern umherschweifen. Rindvieh, Maultiere, Häute und Käse sind die Hauptprodukte. Gold wird in den Gruben von Santo Domingo u. a. von englischen Gesellschaften gewonnen. Hauptstadt ist Acoyapa.

Choorie (Chooriebutter), s. Bassia.

Choper, Fluß im europäischen Rußland, welcher beim Dorf Kutschak im Kreis Pensa entspringt, die Gouvernements Pensa, Saratow, Tambow, Woronesh und das Land der Donischen Kosaken durchfließt und nach einem sehr gewundenen Laufe von etwa 740 km unfern Jelanskaja in den Don fällt. Sein bedeutendster Nebenfluß ist die Worona; außerdem münden in ihn der Kolytlei, Sawalla, Mitkirei, Arkadak, Karai, die mit zahlreichen Kolonistendörfern besetzt sind. Der C. ist ein echter Steppenfluß, oben 200—300 m, an der Mündung kaum 160 m breit. Sein rechtes Ufer ist fast überall steil, meist bewaldet mit den schönsten Laubhölzern und mit Hunderten von Grabhügeln (Kurganen) bedeckt; das linke ist meist niedrig und bebuscht, nur bei Balaschow ebenfalls hoch. Im Sommer hat der Fluß wenig Wasser, während er im Frühjahr sein ganzes Thal überschwemmt und 6—7 km breit wird; dann ist er unterhalb der Woronamündung von zahlreichen Barken bedeckt, die Cerealien und animalische Produkte, als Häute, Wolle 2c., verschiffen. Oberhalb der Woronamündung machen ihn teils die auf demselben stehenden Mühlen, teils die vielen Baumstämme, die wild in den Fluß hineinwuchern, unfahrbar. Der Fischfang im C. liefert besonders schöne Sandarte und Hechte.

Choperst, 1) s. Nowochopersk. — 2) (Ustchoperskaja Staniza) Großer Marktflecken im Lande der Donischen Kosaken, rechts am Don, hat eine Kirche, einen Kaufhof, ein Korn- und Salzmagazin, große Militärgebäude und etwa 4000 Einw., welche sich mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigen, Barken bauen und ansehnlichen Handel treiben. Der Ort hält drei sehr besuchte Jahrmärkte.

Choperskische Steppe, ein aus fruchtbaren Wiesen und Waldflächen bestehender wellenförmiger Länderstrich im südöstlichen Rußland, zu beiden Seiten des Choperflusses, dehnt sich besonders im Gouvernement Woronesh zwischen den Orten Nowochopersk und Borissoglebsk aus und erzeugt treffliches Getreide sowie kräftiges Vieh, daher sich viele groß- und kleinrussische Kolonisten hier angesiedelt haben. Auch gedeihen in ihr verschiedene Obstsorten, namentlich Kirschen und Pflaumen. Letztere liefern den berühmten Choperskischen Pflaumengeist und werden gedörrt durch das ganze russische Reich verschickt. Bei Borissoglebsk schließt sich die sogen. Tambowsche Steppe an, welche die Worona (Nebenfluß des Choper) auf ihren beiden Uferseiten bis ins Gouvernement Pensa hinein begleitet.

Chopin (spr. schöpäng), Friedrich Franz, Klavierspieler und Komponist, geb. 1. März 1809 zu Zelazowa Wola bei Warschau von französisch-polnischen Eltern, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von Zywni, während ihm Fürst Anton Radziwill, der sein Talent erkannt hatte, die Mittel zur Erwer-

bung höherer Schulbildung gewährte. Später vollendete er seine Ausbildung im Klavierspiel und in der Komposition unter Elsner, dem Direktor des Warschauer Konservatoriums, sowie auf wiederholten Reisen nach Deutschland, um die in Berlin, Dresden, Leipzig und Prag lebenden großen Klavierspieler zu hören. 1829 trat er in Wien zuerst öffentlich auf und erregte durch seinen ausdrucksvollen Vortrag alsbald die Aufmerksamkeit der Kenner. Die durch die polnische Revolution 1830 in seinem Vaterland eingetretenen Verhältnisse veranlaßten ihn, auswärts seine Existenz zu suchen und sich 1831 in Paris niederzulassen, wo er, mit Ausnahme eines 1838—39 in Gesellschaft der Schriftstellerin George Sand in Mallorca verbrachten Winters, fortan blieb und als Lehrer und Konzertspieler wirkte. Er starb bereits 17. Okt. 1849. In Chopins künstlerischer Persönlichkeit findet sich das Hauptmerkmal der musikalischen Romantik Frankreichs, die Vereinigung des Kunstgeistes verschiedener Nationalitäten, besonders deutlich ausgeprägt; denn bei seiner französisch-polnischen Abstammung und in innigem Geistesverkehr mit den deutschen Meistern der Instrumentalmusik vermochte er auf Grund der in ihm verschmolzenen Empfindungsweise dreier Nationen sich ein eignes Tonreich aufzubauen, in welchem er als unumschränkter Herrscher waltete. Der ritterliche Sinn und der geschichtliche Schmerz des Polen, die leichte Anmut und Grazie des Franzosen, der romantische Tiefsinn des Deutschen, die schon Heine an C. hervorhob, vereinigen sich bei ihm zu einem Ganzen von solcher Originalität, daß seine Musik, obwohl lediglich für das Klavier erdacht, doch auch über das Gebiet dieses Instruments hinaus befruchtend wirken konnte. Die charakteristischen Eigenschaften derselben, eine künstlerisch-edle, fast aristokratische Gefühlsweise, schwärmerische Innigkeit neben heroischem Aufschwung, poetisches Sichversenken in die geheimnisvollsten Tiefen des Empfindungslebens, finden sich in allen seinen Kompositionen, gelangen jedoch besonders entschieden da zum Ausdruck, wo der Künstler die Fesseln der Sonatenform abwirft und seiner Phantasie volle Freiheit läßt, wie z. B. in seinen Etüden, Notturnos, Präludien, Impromptus, Tänzen (Walzer, Polonäsen, Mazurkas) und namentlich in seiner herrlichen »Fantaisie« Op. 49. Doch muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß diese Arbeiten bei aller Freiheit der Tongestaltung doch die höchste formale Vollendung zeigen, und daß C., wenn er, wie in seinen berühmten Konzerten in E moll und F moll sowie in seinem Trio Op. 8, die klassischen Formen reproduziert, auch diese mit völliger Meisterschaft beherrscht. Ein thematisches Verzeichnis seiner in mehreren Gesamtausgaben erschienenen Kompositionen, von denen außer den oben genannten hier noch die Variationen über »La ci darem la mano« als sein erstes aufsehenerregendes Werk sowie eine Sammlung von 17 polnischen Liedern für eine Singstimme mit Klavierbegleitung hervorzuheben sind, erschien Leipzig 1852 bei Breitkopf u. Härtel. Vgl. Karasowski, Friedrich C., sein Leben, seine Werke und Briefe (2. Aufl., Dresd. 1878); Liszt, Frédéric C. (2. Aufl., Leipz. 1882; deutsch von La Mara, das. 1880), eine geist- und phantasievolle Charakteristik seiner Werke; Barbedette, C. (2. Aufl., Par. 1869).

Chopine (franz., spr. schopin, vom deutschen Schoppen), altfranz. Flüssigkeitsmaß, in Paris = 0,5 Pinte = 0,465 Lit.; in Kneipen s. v. w. halbe Flasche.

Choquettes (franz., spr. schokett), Kokons kranker Seidenraupen.

Chor (griech.), eigentlich ein umgrenzter Tanzplatz, dann der Rund- und Reigentanz selbst, insbesondere aber der mit Gesang verbundene, bei festlichen Gelegenheiten zu Ehren einer Gottheit aufgeführte Tanz (Chorreigen) und das ihn aufführende Personal. Dergleichen Choraufführungen, anfangs rein lyrisch, aber von sehr verschiedenem Charakter, bald ernst und feierlich, bald lustig und ausgelassen, bildeten bei den Dionysischen Festen den ursprünglichen und hauptsächlichen Bestandteil der Festfeier (s. Dithyrambos), und aus ihnen ging das griechische Drama hervor, indem sich nach und nach der Dialog entwickelte und die dramatische Handlung zur Hauptsache ward, während der C. selbst mehr und mehr zurücktrat und die Rolle eines teilnehmenden Zeugen der Handlung, gleichsam des »idealisierten Zuschauers«, übernahm. Die einzelnen Momente dieses Entwickelungsganges vermögen wir nicht mehr zu verfolgen; wir können aus Äschylos nur abnehmen, welche Beschaffenheit und Bedeutung der C. in der attischen Tragödie bereits gewonnen hatte. Er erscheint hier als eine Anzahl von 12 oder 15 Personen, die meist im Charakter von erfahrenen und verständigen Männern oder Frauen auftreten und, zu den Personen des Dramas in irgend einer Beziehung stehend, die Handlung teilnehmend begleiten, ausnahmsweise auch thätig in dieselbe eingreifen (z. B. in der Schlußszene von Äschylos' »Agamemnon« und in der Szene zwischen Kilissa und dem C. im »Totenopfer«). In den Pausen der Handlung, gleichsam in den Zwischenakten, überläßt er sich seinen Betrachtungen in lyrischen Ergüssen, welche auf die Handlung Bezug haben und auf dieselbe einwirken sollen. Die zu einem C. erforderlichen Personen (Choreuten) zusammenzubringen, zu besolden, von einem Gesang- und Tanzlehrer (Chorodidaskalos) einüben zu lassen, während der Zeit zu beköstigen und schließlich zur Aufführung mit der nötigen, oft prachtvollen Ausrüstung zu versehen, war eine der sogen. Staatsleistungen und kam einem vermögenden Bürger, dem Choregen, zu, den erforderlichen Falls der Archon bestimmte, und dem seine Obliegenheit somit nicht bloß Mühe und Beschwerde, sondern auch bedeutende Kosten verursachte (s. Choregie). Bei der Aufführung des Stücks zogen die Choreuten feierlich unter Vortritt der Flötenspieler, gewöhnlich nachdem das Spiel schon begonnen, in das Theater und nahmen ihren Platz in der Orchestra ein. Nur in den »Schutzflehenden« und den »Persern« des Äschylos beginnt der C. selbst das Stück; sonst geht dem ersten Gesang des Chors ein Monolog oder Dialog vorher. Meist rechts vom Zuschauer die Orchestra betretend, stellte er sich zu 3 Personen neben- und 5 hintereinander oder umgekehrt auf, in der Mitte der Reihe der Chorführer. Je nach Beschaffenheit des Dramas und der Gesänge veränderte der C. wohl auch im Lauf des Stücks Platz und Stellung. Nur während des Dialogs auf der Bühne verhielt er sich still, und wo er in diesen eingriff, sprach der Chorführer in seinem Namen. Häufig teilte er sich in zwei Halbchöre, und zuweilen führte er auch künstliche Bewegungen und wirkliche Tänze unter Flötenbegleitung aus. Was die chorische Poesie, die hier zum Vortrag kam, betrifft, so hieß der erste gemeinschaftliche Gesang beim Erscheinen des Chors auf der Bühne Parodos, jeder folgende Stasimon; beide waren antistrophisch, d. h. es folgte auf den ersten Gesang, die Strophe, ein zweiter von gleich viel Versen in demselben Versmaß, die Antistrophe, oder, wenn der Chorgesang länger war, auf jede von

der vorigen im Versmaß verschiedene Strophe eine mit ihr übereinstimmende Gegenstrophe. Den Strophen und Gegenstrophen folgt bisweilen noch eine besondere Strophe als Ab- oder Schlußgesang (Epodos), dem aber keine Gegenstrophe entspricht. Diese Gesänge wurden entweder alle von dem ganzen C. gesungen, oder Strophe und Gegenstrophe von den Halbchören und der Schlußgesang (Epodos) vom ganzen C. oder umgekehrt, und zwar mit abwechselnden Stellungen. Die tragischen Dichter verwandten auf die symmetrische Gestaltung dieser Gesänge eine solche Sorgfalt, daß bisweilen sogar in Stellung und Gleichklang der Worte sowie im Eintritt des Personenwechsels eine Übereinstimmung zwischen Strophe und Gegenstrophe bemerkbar ist. Die Versmaße der Chorlieder sind dabei höchst verschieden, von der gänzlichen Ungebundenheit der Prosa durch den schon bühnenfähigen iambischen Trimeter (und trochäischen Tetrameter) hindurch bis zur gesteigertsten Mannigfaltigkeit der Pindarischen Rhythmen. Dem Inhalt nach sind die Gesänge des tragischen Chors auf Erweckung der höchsten Ideen und Gefühle gerichtet; sie schließen sich, wie schon erwähnt, stets an die Handlung an (wenigstens bei Äschylos und Sophokles, dem Meister in der Gestaltung des Chors; zuerst Euripides erlaubt sich, den C. Lieder anstimmen zu lassen, die ganz außer Beziehung zur Fabel des Stücks stehen) und äußern, was sich aus dem Vorgang derselben aufdrängt: Klage oder Jubel, Warnung oder Trost, Belehrung über die Leidenschaften und die stets waltende Gerechtigkeit der Götter, Hymnen, Gebete etc. So trat der C. als Sprecher der Menschheit mahnend und vermittelnd zwischen die Menschen und das Schicksal, und indem er die handelnden Personen durch alle im Verlauf der Tragödie ihnen zustoßenden Schicksale begleitete, half er dem Helden des Stücks in Handeln und Leiden sich läutern, ja verklären, während er zugleich den Zuschauer in die Region der Betrachtung emporführte und ihn das Ganze seiner sittlichen Tiefe nach zu erfassen lehrte. Die tragischen Chöre sind neben den Siegeshymnen des Pindar, mit denen namentlich die Chorlieder des Äschylos große Ähnlichkeit haben, die schönsten und erhabensten Reste der griechischen Lyrik. Weit weniger wissen wir über den C. in den Satyrspielen. Nach Tzetzes war die Anzahl der Personen der des tragischen gleich. In dem einzig erhaltenen Stück, dem »Kyklops« des Euripides, bestand der C. aus Satyrn unter Anführung des Silenus; die Szene war stets in Hainen und Wäldern, ihrem gewöhnlichen Aufenthalt. Auch die Komödie, die ebenfalls aus dionysischen Festgesängen, besonders bei der volkstümlichen Feier der Weinlese, hervorgegangen war, hatte in der ältern Zeit ihren C., und zwar bestand derselbe aus 24 Personen. Da aber die Auffassung des Lächerlichen irgend ein Steigen in die Tiefe nicht erforderte, so hatte der komische C. nach der einen Seite (den richtigen Zuschauer zu machen) nicht viel zu thun; auch paßte dies als viel zu ernst für die komische Handlung nicht. Gerade das aber war Anlaß, daß der C. hier der Handlung wie anderseits dem Zuschauer noch näher trat. Wir sehen ihn daher selbsthandelnd in die Thorheiten der Helden verwickelt; ja, wo das nicht der Fall, da ist seine Erscheinung selbst die Personifizierung des schlechten Zeitgeistes oder Zeitgeschmacks, den der Dichter geißeln will, z. B. in den »Wolken« (Nebelei der Sophisten), den »Vögeln« (politische Luftschlösser) etc. Anderseits schuf sich die Komödie einen sich an die Zuschauer wendenden Teil, die Parabase, welche in halb launiger, halb würdevoller Sprache, aber mit ernster Tendenz und in einer Weise abgefaßt war, welche die Komödie noch in einen neuen Gegensatz zu der Tragödie stellte, insofern hier die Person des Dichters gelegentlich stark hervortrat. Die Parabase zählte, wenn vollständig, sieben Schwenkungen und ebenso viele Teile des Gesangs, obgleich nicht in jeder Komödie alle sieben vollständig vorkommen mußten. Der erste Teil ist das Kommation, ein Liedchen, welches der C. noch in der alten Stellung sang und das Wünsche für Schauspieler enthielt. Hierauf begann die eigentliche Parabase in der Umschwenkung zu den Zuschauern, um zu diesen in Anapästen über den Dichter oder eine sonstige Angelegenheit zu sprechen. Sie schloß mit einem kurzen, dem Inhalt nach mit ihr zusammenhängenden und in demselben Versmaß, aber kürzern Versen abgefaßten Lied, Makron oder Pnigos genannt. Hierauf erfolgte eine neue Schwenkung, wobei ein Lied an einen Gott (Strophe, auch Ode genannt) vorgetragen wurde, dem metrisch und dem Inhalt nach eine Antistrophe oder Antode entsprach. Zwischen beide aber ward das Epirrhema, eine im trochäischen Versmaß an die Zuschauer gerichtete Anrede patriotischen oder litterarischen Inhalts, eingeschoben, welchem nach der Antistrophe ein Antepirrhema folgte. In den letzten Stücken des Aristophanes, von denen wir nur noch den »Plutos« besitzen, fehlt die Parabase schon, während der C., wiewohl ganz bedeutungslos, noch besteht. Mit dem Untergang der Freiheit Griechenlands verschwand endlich aus politischen wie ökonomischen Gründen auch der C. selbst; die jüngere attische Komödie hat ihn bereits nicht mehr. Übrigens war die Ausstattung des komischen Chors weniger kostspielig als die des tragischen. Der Chorführer, welcher bei den dramatischen Wettkämpfen den Sieg davontrug, erhielt als Preis einen Kranz und einen kunstvoll gearbeiteten Dreifuß, den er als Denkmal seines Siegs, mit einer Inschrift versehen, einer Gottheit weihte oder auf einem eigens dazu errichteten tempelartigen Bau öffentlich aufstellte. Viele dergleichen Denkmäler enthielt die danach benannte Dreifuß- oder Tripodenstraße zu Athen (s. Choregische Monumente).

Bei dem Charakter dieses antiken Chors, der ganz im öffentlichen Leben des griechischen Volkes wurzelte, ist nicht zu verwundern, daß Nachbildungen, wie sie z. B. Schiller in der »Braut von Messina« versuchte, keinen allgemeinen Anklang fanden. Mehr Glück machten in Platens (freilich nur gelesenen) aristophanischen Stücken die Parabasen, obwohl auch sie als vorwiegend litterarischen Inhalts nur in den entsprechenden Kreisen.

Chor, in der Musik zunächst eine Vereinigung mehrerer Personen zum gemeinschaftlichen Vortrag eines Gesangstücks (Sängerchor). Je nach den Stimmbestandteilen, aus denen ein solcher zusammengesetzt ist, kann er sein: Männerchor, der aus lauter männlichen Stimmen (Tenoren und Bässen), Frauenchor, der aus lauter weiblichen Stimmen (Sopranen und Alten) besteht, und gemischter, auch vollständiger C., bei dem alle vier menschlichen Stimmgattungen (Sopran, Alt, Tenor und Baß) beteiligt sind. Jede einzelne diese Stimmgattungen kann wieder in Unterabteilungen (erster und zweiter Sopran etc.) zerfallen, je nachdem dieses zur Ausführung eines mehrstimmigen Chorgesangs erforderlich ist. Metonymisch bedeutet C. auch das Musikstück selbst, welches bestimmt ist, von einem Verein von Sängern vorgetragen zu werden, und welches daher in der Regel für mehrere harmonisch sich vereinigende Stim-

men (Tonreihen) komponiert ist. Nach der Anzahl dieser Stimmen sind die Chöre weniger- oder mehrstimmig; dieselben können vom einstimmigen bis zum achtstimmigen, ja zuweilen noch weiter fortschreiten. Sind die vielstimmigen Chöre so eingerichtet, daß dieselben in selbständigen Gruppen sich darstellen, so entstehen die Doppelchöre, die dreifachen, vierfachen 2c. Chöre. Am gewöhnlichsten sind die vierstimmigen Chöre, weil der vierstimmige Satz den vier Gattungen der menschlichen Stimme am natürlichsten entspricht, und weil er für die Vollständigkeit der Harmonie der geeignetste ist. Zu den Chören kann Instrumentalbegleitung hinzutreten, welche entweder eine bloß die einzelnen Stimmen verstärkende oder eine selbständige ist; doch muß auch im letztern Fall die Begleitung als dem Gesang untergeordnet betrachtet werden. Beethoven führt in seiner 9. Symphonie (Op. 125) den C. (mit Soli) als Steigerung der Orchesterwirkung ein. Da ein C. immer in Massen, im Gegensatz zu der im Sologesang mehr hervortretenden Individualität, wirkt, so verlangt er darum auch weniger fein detaillierte Züge und möglichst wenig Schwierigkeiten für die Ausführung, weshalb feinere Züge da, wo sie in einen C. eingewebt werden sollen, am füglichsten durch Zwischensätze von Solostimmen ausgesprochen werden. — Von dem kirchlichen Sängerchor ging der Name C. auch auf den Platz vor der Orgel über, wo derselbe aufgestellt wurde. Ebenso heißt eine Vereinigung von Instrumentenspielern ein C., wie man z. B. ein kleines Orchester ein Musikchor (oder Musikkorps) nennt. Innerhalb des Orchesters werden wieder die Hauptabteilungen der Instrumente nach ihren Gattungsbegriffen Chöre genannt, und man spricht z. B. vom C. der Streich- und dem der Blasinstrumente, welch letztere wieder in den C. der Holz- und den der Blechinstrumente zerfallen. Bei Militärmusikchören (-korps) spricht man von Hoboistenchören, wenn die Zusammensetzung zumeist aus Holzblasinstrumenten besteht, und von Trompeter- und Hornistenchören, wenn ausschließlich Blechinstrumente zusammengestellt sind. Ferner heißt C. bei Klavierinstrumenten der Inbegriff gleichgestimmter Saiten, welche durch eine einzige Taste angeschlagen werden. Man nennt solche Instrumente zwei-, drei- oder mehrchörig, je nachdem zwei, drei oder mehr Saiten zur Hervorbringung eines und desselben Tons bestimmt sind und mit Einem Hammer angeschlagen werden. In demselben Sinne nennt man auch im allgemeinen sämtliche zu einer und derselben Taste gehörende Pfeifen der Orgelregister ein C. (Pfeifenchor); insbesondere werden die zu einer Taste gehörenden Pfeifen der Orgelmixturen Chöre genannt.

Chor (das oder der), in der kirchlichen Baukunst derjenige Teil eines Kirchengebäudes, wo der Hauptaltar steht, und der für die Priester bestimmt ist, im Gegensatz zum Schiff, das der Gemeinde zur Versammlung dient und von jenem durch den sogen. Triumphbogen und eine aufsteigende Stufenreihe (daher auch hohes C. genannt), bisweilen auch durch Schranken (Kanzellen) abgesondert ist (s. Chorschranken). Ein bedeutend erhöhtes C. läßt stets auf das Vorhandensein einer darunter befindlichen Krypte (s. d.) schließen. Mit der Anlage des Chors begannen in der Regel die mittelalterlichen Kirchenbauten. In Dom- und Stiftskirchen sind an den Seiten des Chors die meist aus Holz geschnitzten Sitze für die vornehme Geistlichkeit (s. Chorstühle) angebracht. An allen Kirchenbauten aus dem Mittelalter erscheint das C. als ein besonderer, an der östlichen Seite des Hauptbaues angebrachter, bei romanischen Kirchen gewöhnlich halbrunder, bei gotischen Kirchen fünf-, sieben- oder mehreckiger, bisweilen noch mit einem Chorumgang oder Kapellenkranz umgebener Anbau, der sich meist schon äußerlich durch reichere Formen auszeichnet. Den Namen C. führt außerdem in katholischen wie in protestantischen Kirchen auch der für Sänger und Musiker bestimmte Raum vor der Orgel, welcher gewöhnlich dem Altar gegenüberliegt.

Chora, Stadt auf der türk. Insel Samos, Sitz eines Bischofs, mit ca. 1000 Einw. Unweit östlich davon die Stätte der antiken Stadt Samos.

Choräg (griech.), s. v. w. Choreg.

Choragium (lat.), s. Choregeion.

Choräl (Cantus choralis, lat.), der beim christlichen Gottesdienst übliche »Chorgesang«. Derselbe besteht in der katholischen Kirche ursprünglich in dem aus den ersten Jahrhunderten des Christentums stammenden sogen. Gregorianischen Gesang (s. d.) und wird als Concentus unterschieden von dem mehr bloß recitierenden Accentus (s. d.) der von einem einzelnen Priester vorgetragenen Lektionen 2c. Der Choralgesang begreift die Hallelujagesänge, Antiphonien, Responsorien, Hymnen, Sequenzen 2c.; er entbehrt des Rhythmus (daher auch Cantus non mensuratus oder Cantus planus genannt) und ist, wie er heute geübt wird, eine Folge gleichlanger Töne von ermüdender Monotonie; doch ist er dies erst im Lauf der Zeit, besonders seit Aufkommen des Discantus im 12. Jahrh., geworden. Ursprünglich war er sogar sehr lebendig bewegt, und besonders der Halleluja- und Psalmengesang wird von den frühmittelalterlichen Schriftstellern einem Jauchzen und Jubilieren verglichen. Leider ist der Schlüssel für die Rhythmik der alten Notierungen (Neumen) verloren gegangen, und es scheint keine Hoffnung vorhanden zu sein, daß man den Choralgesang in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherstellen könnte. Mit dem Aufkommen der mehrstimmigen Musik gesellte sich zu dem als Cantus firmus oder Tenor unantastbaren Choralgesang zunächst eine parallel in Oktaven oder Quinten (Quarten) mitgehende Stimme (Organum), der man in der Folge die stete Gegenbewegung zur Norm machte (Discantus), und die bald freier gestaltet wurde und einen verzierten Gesang über den C. ausführte (Cantus figuratus). So gewöhnte man sich allmählich, den C. als ein starres Gerippe zu behandeln, welches die Kontrapunktisten mit dem Fleisch und Blut belebter Stimmen umkleideten. Der größte Teil der reichen Musiklitteratur des 12.—16. Jahrh. (Motetten, Magnifikats, Messen) ist auf Tenore aus dem Cantus planus aufgebaut, und noch heute legen die Kirchenkomponisten vielfach ihren Werken Choralmotive zu Grunde.

Die ältesten Bestandteile des katholischen Choralgesangs sind der von den Juden übernommene Halleluja- und Psalmengesang, sodann kam zuerst in der griechischen Kirche der Antiphonengesang, der von Ambrosius (gest. 397) in die abendländische Kirche eingeführt wurde; eine Abart desselben, der Gradualgesang, entwickelte sich in der römischen Kirche wohl nur wenig später. Der Hymnengesang ist wahrscheinlich heidnischen Ursprungs und wurde besonders von Ambrosius kultiviert, die Sequenzen brachte das 9. Jahrh. (vgl. Kirchenmusik). Der neuere Kirchengesang bewahrt den Gregorianischen C. im Gesang der Priester, während der Chor mehrstimmig gesetzte, ausgeführte Kompositionen derselben Texte mit oder ohne Zugrundelegung alter Choralmotive

vorträgt. Wie der reichverzierte Gesang der ältern Zeit, so forderte später der kunstvolle mehrstimmige Satz wohlgeschulte Sänger, und die Kirche hat es sich daher stets zur Aufgabe gemacht, gute Sänger auszubilden. Bereits Gregor I. gründete zu Rom eine Sängerschule, aus der die Kapellsänger der Sixtina hervorgingen; nach ihrem Muster wurden die Gesangschulen zu St. Gallen, Metz, Fulda, Korvei, Mainz, Trier und Hersfeld eingerichtet. Das Volk blieb nach wie vor beim Kirchengesang unthätig, um so mehr, da mit den Gregorianischen Gesängen auch die lateinische Sprache in den Kirchen des Abendlandes Eingang fand. Bloß das »Kyrie eleïson« und »Christe eleïson« wurden vom Volk mitgesungen. Erst seit dem 12. Jahrh. begann sich in Deutschland aus den Wallfahrts-, Marien-, Oster-, Pfingst- und Bußgesängen ein **Gemeindegesang** zu entwickeln, welcher in der Folge durch die Zulassung der Landessprache beim Gottesdienst seine weitere Ausbildung fand.

Der **protestantische C.** hat eine ganz ähnliche Geschichte wie der katholische. Als es galt, für die junge reformierte Kirche auch frische, nicht an die Erstarrung des römischen Dogmas erinnernde Gesänge zu schaffen, griff Luther zum Volkslied und der damals in hoher Blüte stehenden Komposition mehrstimmiger volksmäßiger Gesänge und nahm dieselben direkt herüber, indem er ihnen geistlichen Text unterlegte. Manche Choräle, z. B. »Ein' feste Burg«, sind freilich gleich zuerst für die Kirche komponiert worden, aber doch in derselben Form und auch die Dichtung an das einfache Strophenlied von zwei Stollen und Abgesang anlehnend. Auch wurden einzelne katholische Hymnen ähnlichen Charakters mit herübergenommen. Alle diese Choräle waren von einer prägnanten Rhythmik, sind aber wie der Gregorianische Gesang mit der Zeit zu einer Folge gleichlanger Töne erstarrt. Die Versuche, den ursprünglichen **rhythmischen C.** wieder aufleben zu lassen, sind bis jetzt gescheitert. Es scheint, daß an der Zerstörung des Rhythmus der Choräle wiederum die Kontrapunktisten schuld sind, diesmal die deutschen Organisten, welche, wie früher die Kapellsänger, die Hauptvertreter der Komposition wurden. Auch mag der Umstand, daß noch im Lauf des 16. Jahrh. die Gemeinde anfing, den C. mitzusingen, wesentlich mit darauf hingedrängt haben, die Melodie so zu gestalten, daß sie sich für den gemeinschaftlichen Gesang einer Menge eignete. In dem Maß, wie die Melodie selbst verlangsamte und des Rhythmus verlustig ging, wurde aber eine belebtere Begleitung Bedürfnissache, und die Figuration der Choräle (s. **Choralbearbeitung**) entwickelte sich daher bereits im 17. Jahrh. zu großer Künstlichkeit. Eine andre, noch wirkungsvollere, in manchen Kirchen eingeführte Abwechselung bringt der strophenweise Wechselgesang in den Choralgesang, wobei je eine Strophe von der gesamten Gemeinde in der gewöhnlichen einfachen Weise und unter Begleitung der Orgel abgesungen, die folgende aber von einem kleinern musikalisch gebildeten mehrstimmigen Chor, oder auch von Solostimmen mit nur leiser Orgelbegleitung, oder auch ohne alle Begleitung vorgetragen wird. Es ist außerdem zur Gewohnheit geworden, nach jeder Verszeile einen Halt (Fermate) zu machen und eine längere Pause eintreten zu lassen, welchen die Organisten durch Zwischenspiele ausfüllen.

Die geschichtliche Entwickelung des protestantischen Chorals war eine verhältnismäßig schnelle. **Luther**, selbst Kenner der Tonsetzkunst, verdeutschte und verbesserte mit Hilfe seiner Freunde **Walter** und **Senfl** alte lateinische und deutsche Gesänge, dichtete neue und setzte sie in Musik. Diese Lieder wurden zuerst nur von Gesangskundigen in der Kirche vorgetragen; nach und nach aber lernte auch das Volk in den Kirchengesang einstimmen. Schon 1524 erschien zu Wittenberg eine Sammlung von Kirchenliedern im Druck. Der Vorrat von Chorälen wurde namentlich durch das »Cantional der Böhmischen und Mährischen Brüder« (hrsg. von Wylmschweerer, Jungbunzlau 1531 und Ulm 1538 u. 1539, enthaltend 136 Lieder mit 111 beigedruckten Melodien) sowie durch die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. von A. Lobwasser in Königsberg nachgedichteten französischen Psalmen Clément Marots und Theodor Bezas, die ebenfalls meist nach Volksweisen gesungen wurden, bereichert. Die eigentliche Blüte des evangelischen Choralgesangs datiert von der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und dauert bis in die ersten Jahrzehnte des 17., wo der französische Geschmack und die Opernmusik einigermaßen Einfluß auf denselben gewannen und ihn eines Teils seiner alten kirchlichen Würde entkleideten. Zur neuen, wenn auch nur vorübergehenden Hebung desselben hat Seb. Bach wesentlich beigetragen.

Als Tonsetzer und Förderer des Choralgesangs seit der Reformation sind außer Luther, von dem drei Originalmelodien: »Jesaia, dem Propheten«, »Wir glauben all' an Einen Gott« und »Ein' feste Burg«, herrühren, zu nennen: Arnold von Bruck (kaiserlicher Kapellmeister 1534); Hermann (Heinrich) Fink (polnischer Kapellmeister 1536); Georg Rhaw (Kantor in Leipzig); Martin Agricola (Kantor in Magdeburg); Joh. Kugelmann (Kapellmeister des Herzogs Albrecht von Brandenburg 1539); Nikol. Herrmann (Kantor zu Joachimsthal in Böhmen); Nik. Selneccer (Superintendent in Leipzig); Joh. Eccard (Kapellmeister zu Königsberg i. Pr.); Ehrh. Bodenschatz (Pastor in Osterhausen, gest. 1636); Moritz, Landgraf von Hessen; Melchior Frank (Kapellmeister in Koburg); Mich. Altenburg (Pfarrer in Erfurt); Heinrich Albert (Kapellmeister in Königsberg); Joh. Krüger (Kantor in Berlin); Johann Georg Eberling (Musikdirektor in Berlin); Joh. Herm. Schein (Kantor der Thomasschule in Leipzig); Joh. Rosenmüller (Kapellmeister in Wolfenbüttel); Andr. Hammerschmidt (Organist in Zittau); Georg Neumark; Joh. Rud. Ahle (Bürgermeister in Mühlhausen); Joh. Schopp (um 1550 Kapellmeister in Hamburg); Jak. Prätorius oder Schulze (1651 in Hamburg); Thom. Selle (1651); Joh. Ulich (1674); Adam Drese (1698). Die Bedeutung Seb. Bachs für den C. wurde bereits hervorgehoben. Nach ihm machten sich sein Sohn Emanuel Bach, Friedr. Doles, Quantz und Adam Hiller, namentlich durch Kompositionen Gellertscher Lieder, um Förderung des Choralgesangs verdient. Einer der jüngsten und bedeutendsten Komponisten von Kirchenliedern ist Schicht, der ins 19. Jahrh. hineinreicht. Über Sammlungen protestantischer Choräle s. **Choralbuch**. — In der **reformierten** Kirche war Zwingli ohne alles Interesse für Kirchengesang. Dieser kam in der schweizerisch-reformierten Kirche erst zu Calvins Zeit auf, besonders infolge der trefflichen Leistungen Claude Goudimels, der 16 Psalmen, vierstimmig und motettenartig nach Volksmelodien komponiert, herausgab (1562). In der deutsch-reformierten Kirche ward der Choralgesang von Andr. Lobwasser eingeführt und zwar durch Herübernahme französischer Psalmodien, zu denen später auch Lieder aus der lutherischen Kirche hinzukamen. In der reformierten Kirche Frankreichs erlitten Goudimels Psalmen durch Courart und La Bastide 1679 eine

Umarbeitung und fanden in derselben, von Dathen (1566) übersetzt, auch in der niederländisch-reformierten Kirche Eingang. Die englische Hochkirche führte zum Zweck des Gemeindegesangs Psalmen ein, die versifiziert und mit einfachen, aber etwas arienmäßigen Melodien ausgestattet wurden.

Für die katholische Kirche veranstalteten Sammlungen von Liedern der alten Kirche Vehse (Leipz. 1537), Leisentritt (Budissin 1557 u. öfter), später Corner (Wien 1631), G. Kopp (Passau 1659) u. a. Im 18. Jahrh. fand der deutsche Gemeindegesang auch im katholischen Gottesdienst bis zu dem Grad Förderung, daß selbst zur Messe deutsche Lieder gesungen wurden. Auch wurden für die katholischen Gesangbücher teils neue Lieder gedichtet und komponiert, teils viele evangelische, namentlich aus dem Gellertschen Dichterkreis, mehr oder weniger verändert aufgenommen. Deutsche Gesangbücher für die katholische Kirche lieferten namentlich Riedel (Wien 1773), Kohlbrenner (Münch. 1777), Werkmeister (Stuttg. 1784, Münch. 1810), v. Wessenberg (Konstanz 1828), Brosig, Haberl u. a. Vgl. »Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit« (Landshut 1831). In der griechisch-katholischen Kirche Rußlands suchte Jaroslaw 1051 den Kirchengesang durch griechische Sänger verbessern zu lassen. Von dem 1040 gegründeten Höhlenkloster zu Kiew erhielt eine neue Sangweise, die sich vor der eintönigen abendländischen durch Mehrstimmigkeit auszeichnete, den Namen der Kiewschen. Zu dieser kamen 1180 noch die bulgarische und griechische Sangweise hinzu, beide von demselben Charakter wie die Kiewsche. Dem späterhin (1605) durch den tatarischen Usurpator Grischka Otrepiew gemachten Versuch der Einführung des abendländischen Kirchengesangs in die russische Kirche stellte (1656) der Metropolit Nikon von Nowgorod den alten Partiturgesang für sieben Stimmen entgegen, welcher, durch die Einwirkung italienischer Meister geläutert, noch jetzt in Rußland vorherrschend ist.

Vgl. v. Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang (Leipz. 1843—47, 3 Bde.); Häuser, Geschichte des christlichen Kirchengesangs und der Kirchenmusik (Quedlinb. 1834); Tucher, Schatz des evangelischen Kirchengesangs im 1. Jahrh. der Reformation (Stuttg. 1848, 2 Bde.); Bollens, Der deutsche Choralgesang der katholischen Kirche (Tübing. 1851); Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs (3. Aufl., Stuttg. 1866—76, 8 Bde.); Haberl, Magister choralis (Handbuch des Gregorianischen Kirchengesangs, 4. Aufl., Regensb. 1873); R. Schlecht, Geschichte der Kirchenmusik (das. 1871); Kümmerle, Encyklopädie der evang. Kirchenmusik (Gütersl. 1883 ff.).

Choralbearbeitung, die kontrapunktische Behandlung des protestantischen Chorals entweder als einfachen vierstimmigen (oder mehrstimmigen) Satzes (Note gegen Note) oder mit freien Figurationen in mehreren oder allen Stimmen, mit dem Choral als Cantus firmus (figurierter Choral) oder mit kanonischen Führungen, sei es der Choralmelodie selbst oder der begleitenden Stimmen (Choralkanon), oder endlich in Gestalt einer Fuge (Choralfuge), welche ebenfalls wieder in zweierlei Gestalt vorkommt, nämlich als Fuge mit einem Choral als Cantus firmus oder als Fugierung des Choralthemas selbst. Sämtliche Formen der C. kommen sowohl vokal als instrumental vor. Der figurierte Choral mit Cantus firmus eignet sich als Orgelbegleitung des Gemeindegesangs, fand aber noch häufiger seine Verwendung als Choralvorspiel. Der größte Meister in der C. war Joh. Seb. Bach.

Choralbuch, eine Sammlung von Chorälen, meist in schlichter vierstimmiger Bearbeitung oder nur Melodien mit bezifferten Bässen, zum Gebrauch der Organisten für die Begleitung des Gemeindegesangs der protestantischen Kirche. Ein ausgezeichnetes C. ist das aus 371 Choralsätzen J. S. Bachs zusammengestellte; von den vielen andern Choralbüchern sind die von Knecht, Kittel, Vierling, Rinck, Schmidt, Schicht, Koch, Anding, K. F. Becker ꝛc. hervorzuheben.

Choralnote, im Gegensatz zur Mensuralnotierung die Notierungsweise des Gregorianischen Gesangs, welche nicht den Rhythmus ausdrückte, sondern nur die Tonhöhenveränderungen. Alle Noten der Musica plana oder des Cantus planus, wie man den Gregorianischen Gesang später wegen des mangelnden Rhythmus nannte, sind schwarz und haben die quadratische Gestalt ■, weshalb sie auch Notae quadratae oder quadriquartae genannt wurden. Mit den Mensuralwerten der Longa, Brevis und Semibrevis haben diese Zeichen trotz der Gleichheit der Gestalt nichts zu thun. Die im 12. Jahrh. aufkommende Mensuralmusik benutzte einfach die Notenzeichen der C. und verlieh ihnen bestimmte rhythmische Bedeutung.

Choraltar, s. v. w. Hochaltar.

Choramt, s. Chordienst.

Chorasan (»Sonnenland«), pers. Provinz, umfaßt den nordöstlichen Teil des Reichs, im N. von dem (jetzt russischen) Gebiet der Tekke-Turkmenen, im O. von Afghanistan, im S. von Kirman, im W. von Irak Adschmi, Masenderan und Astrabad umschlossen, und hat ein Areal von 272,560 qkm (4950 QM.). Die Provinz ist teils Tafel-, teils Berg-, teils Stufenland. Der nördlichste Teil wird von parallelen Randketten (bis 3000 m) durchzogen, zwischen welche sich langgestreckte, weite Thalmulden von 1000—1200 m Höhe lagern. Durch die südlichere Kette zieht die seit alten Zeiten begangene Karawanenstraße, welche das westliche Persien mit Turan und Afghanistan verbindet. Nur äußerst enge Schluchten führen durch den Nordrand zum vorgelagerten Tiefland von Turan. Die Mulde von Meschhed, welche der Keschef bis zu seiner Mündung in den Heri Rud an der Ostgrenze durchzieht, setzt sich nordwestlich im Thal des Atrek fort, der dem Kaspischen Meer zuströmt. Der südlichste Teil der Provinz (Kohistan) ist gleichfalls teilweise gebirgig; hier vereinigen sich bei Birdschan die von W. kommenden Straßen, um nordöstlich nach Herat, südöstlich nach Kandahar weiterzulaufen. Ein großer Teil der Provinz ist Wüste: im W. reicht von Irak Adschmi die Große Salzsteppe (Kewir) weit hinein, im südlichen Teil von Kirman her die Wüste Lut; auch im SO. sind große Wüstenstrecken. Doch hat C. auch fruchtbare Striche und gewährt Getreide, Reis, Gemüse, viel Obst und andre Früchte, Tabak, Baumwolle, Seide, Hanf, viel medizinische Pflanzen, Manna. Holz mangelt. Die großen Weiden begünstigen die nomadische Vieh-, Pferde-, Kamel- und Ziegenzucht. Die Wüste ist reich an Wild, auch an Schakalen, Panthern und Tigern sowie an wilden Eseln, deren Fleisch die Perser genießen. C. zählte 1875 nach Mac Gregor 693,000 Einw., welche in den Städten eine nicht unbedeutende Industrie betreiben und Seidenzeuge, Teppiche, Leinwand und vorzügliche Waffen, besonders Säbel, anfertigen. C., das »Schwert Persiens« genannt, ist durch seine Lage ein sehr wichtiges Land, weil der, welcher im Besitz von C. ist, zugleich ganz Iran beherrscht. Den Einfällen der Turkmenen, welche die Gebirgsthäler des Nordens unausgesetzt heimsuchten und nicht nur die Feldfrüchte, sondern auch die Menschen raubten und als

Sklaven in die Chanate von Turkistan verkauften, ist durch die Unterwerfung Chiwas und der Turkmenen durch die Russen gesteuert worden. Hauptstadt ist Meschhed. — Sowohl die persische Provinz C. als das jetzige Herat waren Teile des alten Hyrkanien, Parthien und Margiana und standen im Altertum unter persischer Herrschaft. Zu Alexanders d. Gr. Zeit war hier Bessos Statthalter. Dieser übergab das Land an Alexander, und nach dessen Tod erhielten es die Seleukiden in Syrien. Im J. 256 v. Chr. tötete Arsakes I. den seleukidischen Statthalter und gründete in C. ein kleines nationalparthisches Reich, mit welchem die Römer jahrhundertelang zu kämpfen hatten, bis es 226 n. Chr. durch die Neuperser fiel; 646 eroberten es die Kalifen, unter deren Herrschaft es bis 820 blieb. Damals gründete der Statthalter Tahir die Dynastie der Tahiriden. Dieselbe wurde aber schon 873 von den Saffariden gestürzt, welche C. ihrem Reich einverleibten. Nach kurzer Herrschaft der Ghasnawiden nahmen 1037 die Seldschukken den westlichen Teil in Besitz, und Sandschar, Bruder des Sultans Barjarok, vereinigte nach dessen Tod (1114) mit C. das ganze Reich der persischen Seldschukken. Seit 1220 stand das Land unter der Herrschaft Dschengischans und seiner Nachfolger; im 14. Jahrh. herrschte im S. zu Herat ein Zweig der Guriden, im N. zu Sebsewar die Dynastie der Serbedare, die nach Abu Said, dem letzten Sprossen von Dschengischans Geschlecht, sich dort erhoben hatten. Timur unterwarf sich den Herrscher zu Sebsewar, Chodscha Ali Muajet, worauf dieser als Vasall im Besitz des Reichs blieb. Der Herrscher zu Herat, Ghajaß Eddin Pir Ali, leistete zwar anfangs Widerstand; nachdem jedoch die stärkste Festung, Fuschendsch, gefallen war, unterwarf auch er sich Timur. Dieser setzte nun seinen Sohn Schah Roch als Statthalter daselbst ein und überließ ihm 1396 C. nebst Seistan und Masenderan als ein Königreich. Seit dem 16. Jahrh. war das Land fortwährend der Zankapfel zwischen den Uzbeken, welche es den Timuriden abnahmen, den Persern und den Afghanen, auch zum Teil Schauplatz des Kriegs der Briten in Afghanistan. Vgl. Khanikow, Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale (Petersb. 1863); Bellew, From the Indus to the Tigris (Lond. 1873); Mac Gregor, Narrative of a journey through the province of Khorassan etc. (Lond. 1879).

Chorasmien, s. v. w. Charesm, s. Chiwa.

Chorazin, Ort in Galiläa, wo Christus mehrere Wunderthaten verrichtete, ohne Glauben zu finden, in der Nähe von Kapernaum (Matth. 11, 21).

Chorbischöfe (Chorepiscopi, griech.; Landbischöfe, Episcopi ruris), in der alten christlichen Kirche die selbständigen Bischöfe größerer Landgemeinden im Orient, die aber, durch die Konzile des 4. Jahrh. immer mehr in ihren Rechten beschränkt, den Bischöfen unterstellt wurden und sich nur bis ins 6. Jahrh. erhielten. Im Abendland begegnen wir den Chorbischöfen zuerst im 8. Jahrh. und zwar im Frankenreich als Gehilfen der Bischöfe sowohl in den zum gedeihlichen Fortgang der Mission errichteten neuen Bistümern als auch in der Verwaltung der bischöflichen Diözesen und bei Verrichtung der Amtshandlungen. Diese fränkischen C. sind von den orientalischen völlig verschieden und waren auch keineswegs nur Landgemeinden vorgesetzt. Sie gerieten seit Mitte des 9. Jahrh. mit ihren Diözesanbischöfen in Kompetenzstreitigkeiten, welche, da auch die pseudoisidorischen Dekretalen sich gegen sie wandten, im 10. Jahrh. zur Auflösung des Instituts führten.

Chorda (lat.), Sehne, Saite; im anatomischen Sinn Sehne, schnurartige Verlängerung oder Flechse; C. Achillis, Achillessehne; C. tympani, Paukensaite, ein durch die Paukenhöhle über das Trommelfell hinweglaufender Zweig des Nervus facialis; in der Mathematik die geradlinige Entfernung zweier Punkte einer krummen Linie oder Fläche.

Chordienst (Choramt), in der römisch-katholischen Kirche ein Teil des kanonisch geregelten Gesang- und Gebetdienstes der Geistlichen und Mönche. Die alte katholische Kirche hatte die in der Synagoge üblichen Gebetzeiten (9 und 12 Uhr vormittags, 3 Uhr nachmittags) festgehalten und die Beobachtung derselben dem Klerus wie den Laien zur Pflicht gemacht. Hierzu kam im 4. Jahrh. in den Klöstern das Gebet um Mitternacht, beim Anbruch des Tags und der Nacht sowie beim Schlafengehen. Durch die Vita canonica wurden diese Gebetstunden den Kapiteln als C. zur Regel gemacht und ihnen bestimmte Gebete vorgeschrieben (s. Brevier). Die Sitte, die Gebetstunden gemeinsam abzuhalten, kam im Mittelalter immer mehr in Verfall, so daß, nachdem das eigentliche Volk dem C. schon längst entfremdet war, seit dem 14. Jahrh. nur noch die Professen der Klöster und die Kanonier zu dem öffentlichen und gemeinschaftlichen Gebet zu bestimmten Stunden im Chor, die übrigen Geistlichen aber zur privaten Verrichtung des täglichen Gebets verbunden sind.

Chordometer (griech.), s. Saitenmesser.

Chordonier (Chorda- oder Rückenstrangtiere), hypothetische Tierklasse, welche der Darwinismus (s. d.) zwischen Würmer und schädellose Tiere (Akranier) einschiebt, um eine unter den lebenden Tieren bestehende Lücke auszufüllen.

Chorea (griech.), s. v. w. Veitstanz (s. d.); auch s. v. w. Choreomanie, Tanzwut.

Choreg (Choregos, griech.), Chorführer; der, welcher im griechischen Drama die Choregie (s. d.) übernahm. Vgl. Chor.

Choregeion (griech., lat. Choragium), im Theater der Alten der Teil hinter der Szene, wo der Chor eingeübt und die Kleidungsstücke, musikalischen Instrumente 2c. aufbewahrt wurden.

Choregie (griech., »Reigenführung«), eine der kostspieligsten öffentlichen Leistungen (Liturgien) athenischer Staatsbürger, welche in der Besorgung der an den Festen des Dionysos, des Apollon und der Athene wie besonders zur Ausführung der dramatischen Dichtungen nötigen Männer-, Knaben-, Tänzer- und Flötenspielerchöre bestand. Anfangs haben die Dichter das Geschäft wohl selbst besorgt, wenigstens wird es von Äschylos bestimmt berichtet; in der Folge ward es zur Ehrensache der vermögendern Bürger gemacht. Kein Gesetz schrieb die Kosten vor, aber auch kein Gesetz schützte den Geizigen vor der Geißel der Komödiendichter. In schweren Zeiten traten wohl auch zwei zur Bestreitung der Kosten für eine C. zusammen, oder der Staat selbst besorgte dieselbe. Vgl. Chor, S. 70.

Choregische Monumente, Bildwerke und Denkmäler, die zur Erinnerung an einen in den griechischen Festspielen mit Hilfe eines Chors errungenen Sieg gestiftet wurden (vgl. Chor, S. 70 f.). Viele derselben standen in Athen bei dem Dionysostheater in der sogen. Dreifußstraße. Erhalten ist davon nur das Denkmal des Lysikrates (s. Tafel »Baukunst IV«, Fig. 8), ein schlanker Rundbau auf hohem Untersatz in korinthischem Stil, welcher einst auf seiner Spitze das Weihgeschenk, einen bronzenen Dreifuß, trug. Das Denkmal, dem Dionysos vom Sieger geweiht, daher

ein Reliefries am Gebälk eine Wunderthat des Gottes (die Bestrafung der tyrrhenischen Seeräuber) schildert, wurde 334 v. Chr. errichtet und ist auch unter dem volkstümlichen Namen »Laterne des Demosthenes« bekannt. Ähnliche Bedeutung hatten die sogen. **choregischen Reliefs**, Weihgeschenke von Siegern in den musikalischen Wettkämpfen zu Delphi, daher sie in typischer Weise Apollon als Kitharaspieler und Sänger, im langem Künstlergewand, begleitet von Artemis und Leto, darstellen; ihnen gegenüber und sie bewillkommnend eine Nike mit Kanne und Schale. Diese Darstellungen sind stets im nachgeahmt altertümlichen Stil gehalten.

Choreographie (griech.), die Kunst, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, wie die Töne durch Noten bezeichnet werden. Sie bezieht sich auf die Stellung der Füße und die Haltung der Arme, auf Bewegung ohne Fortrücken und auf die Schritte mit dem Grad ihrer Geschwindigkeit in der Figur (Tour) des Tanzes. Aus gewissen Hieroglyphen will man erraten, daß bereits die Ägypter eine ähnliche Kunst besessen haben; auch die Römer schrieben ihre Saltatio durch Zeichenschrift auf, welche jedoch verloren gegangen ist. Als Erfinder der C. gilt **Thoinot Arbeau** (Anagramm von Jehan Tabourot), der in seinem Werk »Orchésographie« (Langres 1588; deutsch von A. Czerwinsky: »Tänze des 16. Jahrhunderts«, Danzig 1878) zu jedem Tanztonstück unter den Noten die Schritte vorzeichnete; doch hat man Belege dafür, daß dieses Verfahren in Frankreich schon weit früher in Gebrauch war. Der eigentliche Ausbildner und Vervollkommner der C. ist der Tanzmeister **Beauchamp**; Noverre erklärte sich gegen die C. **Le Feuillet**, ein Pariser Tanzmeister, eignete sich die Erfindung zu und gab eine »Chorégraphie, ou l'art d'écrire la danse par caractères, figures et signes demonstratifs« (2. Aufl., Par. 1701; deutsch in Tauberts »Rechtschaffenem Tanzmeister«, Leipz. 1717) heraus. Jetzt ist jeder Ballettmeister so ziemlich sein eigner Choreograph. Vgl. **St.-Léon**, Stenochorégraphie, ou l'art d'écrire promptement la danse (Par. 1852).

Choromanie (griech.), Tanzwut.

Chorepiscōpi (lat.), s. v. w. Chorbischöfe.

Chorēus (griech.), Vers, s. v. w. Trochäus.

Choreutik (griech.), die Tanzkunst; **Choreut** oder **Choret**, der Tänzer, auch s. v. w. Chorist; **choreutisch**, auf Tanzkunst bezüglich.

Chorfrau, s. Kanonissinnen.

Chorgesang, s. Chor, S. 71, und Choral.

Chorhaupt, in der Architektur die außen sichtbare halbkreisförmige oder polygone Apsis (s. d.) oder der Abschluß des Chors einer Kirche.

Chorhemd, das weite, weiße, mit Spitzen gezierte Hemd der katholischen Priester, das auch von den Chorknaben getragen wird. Es reichte im 14. und 15. Jahrh. bis über die Kniee herab, wurde aber später verkürzt und mit engern Ärmeln versehen und hieß dann **Chorrock**. Auch in der englischen Kirche bedient man sich des Chorhemdes. Vgl. **Alba** mit Abbildung.

Chorherr, s. Kanoniker.

Choriambus (griech.), ein aus dem Trochäus (Choreus) und Jambus zusammengesetzter Versfuß: — ⏑ ⏑ — (z. B. wonneberauscht, Rosengebüsch). Die Zusammenziehung der beiden Kürzen in eine Länge findet hier nicht statt, wohl aber zuweilen die Auflösung einer Länge in zwei Kürzen. Die meisten Dichter, die sich des C. bedienen, leiten die choriambischen Verse durch Trochäen oder Spondeen ein und beschließen sie mit Jamben oder Pyrrhichien, wie z. B. im Asklepiadischen Versmaß:

— ⏓ | — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏓
Aber Geister des Klangs wohnen in hoher Luft.

Der choriambische Rhythmus, der auch der deutschen Sprache vorzüglich zusagt, verleiht den Versen einen geflügelten Gang, der aber durch die vorn und hinten angehängten Gewichte bedeutend gemäßigt wird. Vgl. **Asklepiadischer Vers** u. **Glykonischer Vers**.

Chorillos, beliebter Badeort in der südamerikan. Republik Peru, 15 km von Lima, mit dem eine Eisenbahn es verbindet, mit (1876) 4329 Einw. Am 13. Jan. 1881 wurde C. von den Chilenen erstürmt und in Brand gesteckt.

Chörilos, 1) C. **der Tragiker**, von Athen, einer der ältesten griech. Dramatiker, trat schon 520 v. Chr. auf und war ein Nebenbuhler des Pratinas, Phrynichos und Äschylos. Er scheint vorwiegend Satyrspiele gedichtet zu haben, die noch lange geschätzt waren. Die spärlichen Überreste seiner Dichtungen sind gesammelt bei Nauck (»Tragicorum graecorum fragmenta«, Leipz. 1856).

2) C. **der Epiker**, aus Samos, um 470 v. Chr. geboren, mit Herodot und später mit dem Spartaner Lysander befreundet, der von ihm eine Verherrlichung seiner Thaten erwartete, lebte in Athen und starb um 400 hochgeehrt am Hof des makedonischen Königs Archelaos. Er ist dadurch merkwürdig, daß er in seinem Epos »Persels« zuerst einen historischen Stoff der jüngsten Vergangenheit, den Perserkrieg, behandelte. Das Gedicht, das nach einer Nachricht in Athen neben Homer in den Schulen gelesen ward, scheint nicht ohne Geist gewesen zu sein, wurde aber von den Spätern nur wenig geschätzt. Die Bruchstücke desselben wurden herausgegeben von Näke (Leipz. 1817; auch in »Opuscula«, Bd. 3, Bonn 1842) und von Kinkel in »Epicorum graecorum fragmenta«, Bd. 1 (Leipz. 1877).

3) C. von Jasos in Karien, gleichfalls epischer Dichter, aber höchst unbedeutend und erwähnenswert nur als Begleiter Alexanders d. Gr., der ihm für jeden gelungenen Vers über seine Thaten ein Goldstück versprochen haben soll, aber lieber der Thersites des Homer als des C. Achill sein wollte.

Chorin, Station der Berlin-Stettiner Eisenbahn, südwestlich von Angermünde. Unfern die prächtige Ruine des ehemaligen Cistercienserklosters mit den Grabstätten brandenburgischer Markgrafen. Dasselbe war 1231 auf einer Insel im Paarsteiner See unter dem Namen Gottesstadt gegründet, wurde 1258 nach C. verlegt, anfangs nach seiner Schutzheiligen Mariensee genannt und 1542 aufgehoben.

Chorioīdea, Aderhaut des Auges; **Chorioiditis**, Aderhautentzündung.

Chorion (griech., lat. corium), Haut, Leder, in der Zoologie die äußere Eischale, speziell bei den höhern Wirbeltieren die äußere Hülle des Embryos. S. **Embryonalhüllen**.

Choripetalen (griech., »getrenntblumenblätterige« Polypetalen), Gewächse mit freien Blumenblättern, eine Abteilung im natürlichen Pflanzensystem, welche alle Dikotyledonen mit freien Blumenblättern umfaßt. Neuerdings zählt man auch die Apetalen, d. h. die blumenblattlosen Gewächse, dazu, weil in vielen natürlichen Gruppen der C. die Blumenblätter verkümmern können oder ganz unterdrückt erscheinen.

Choris, **Ludwig** (russ. Leontij), russ. Zeichner, geb. 22. März 1795 zu Jekaterinoslaw in Kleinrußland, bildete sich auf der Akademie zu Petersburg. 1813 begleitete er den Naturforscher Marschall v. Bieberstein auf der Reise nach dem Kaukasus und 1815—18 Otto v. Kotzebue auf seiner Fahrt um

die Erde und kam 1819 nach Frankreich, wo er seine »Voyage pittoresque autour du monde« (Par. 1821 bis 1823) erscheinen ließ, in deren Zeichnungen Originalität, Wahrheit und Lebensfrische in gleichem Maß herrschen. Neben dem Menschen machte er auch die Physiognomie der Pflanzenwelt zum Gegenstand seiner Darstellungen und begründete so ein neues Genre der physiognomischen Zeichenkunst. Er begab sich 1819 nach Paris, und während er hier auf Stein zeichnen lernte, bildete er sich unter Gérards und Regnaults Leitung zugleich in der Historienmalerei aus und reiste mit ersterm 1826 nach Reims, um eine Zeichnung der Krönung Karls X. zu entwerfen. Im J. 1827 reiste er nach Südamerika, wurde aber 22. März 1828 auf der Reise nach Veracruz von Straßenräubern ermordet. Die oben genannte »Voyage pittoresque« setzte er fort in dem Werk »Vues et paysages des régions équinoxiales, recueils dans un voyage autour du monde« (Par. 1826, 24 Tafeln). Nach seinem Tod erschien: »Recueil de têtes et de costumes des habitants de la Russie, avec des vues du mont Caucase, etc.«

Chorise (griech.), Spaltung, s. Dédoublement.

Chorist, Chorsänger in der Oper, im Konzert 2c.

Chorizēma *Labill.*, Gattung aus der Familie der Papilionaceen, immergrüne, kleine Sträucher in Neuholland mit gegenständigen, einfachen, ganzrandigen, oft sehr kleinen Blättern und meist in Trauben gestellten, roten, gelben, auch bunten Blüten, die bei uns in mehreren Arten als ungemein reich blühende Kalthauspflanzen kultiviert werden.

Chorizonten (griech., »Sonderer«) hießen bei den Griechen diejenigen Kritiker, welche für die »Ilias« und »Odyssee« verschiedene Verfasser annahmen und nur die »Ilias« für ein Werk Homers erklärten.

Chorknaben, s. Kapellknaben.

Chörlein, ein polygon vorspringender, meist von Konsolen getragener Erker, welcher sich an Gebäuden des Mittelalters und der Renaissance vorfindet. Berühmt ist das reichgeschmückte C. am Pfarrhof von St. Sebaldus in Nürnberg.

Chorley (spr. tschórli), Fabrikstadt in Lancashire (England), 13 km südlich von Preston, mit (1881) 19,472 Einw., hat Baumwollfabriken, Kattundruckereien, Wagenbau und Eisenwerke. In der Nähe sind Kohlengruben und Steinbrüche.

Chorley (spr. tschórli), Henry Fothergill, engl. Schriftsteller und hervorragender Musikkenner, geb. 18. Dez. 1808 zu Ashton le Willows in Lancashire, erhielt seine Erziehung in der Royal Institution zu Liverpool, wurde Kaufmann, trat aber 1834 als Mitarbeiter beim »Athenaeum« ein, mit dem er fast 35 Jahre lang in ununterbrochenem Verband blieb. Hauptsächlich lagen ihm die Musikrezensionen ob, und er galt auf dem Gebiet dieser seit frühster Jugend auch praktisch von ihm gepflegten Kunst als Autorität. Seit 1868 ins Privatleben zurückgetreten, starb er 16. Febr. 1872 in London. Unter den zahlreichen Erzeugnissen seiner Feder sind hervorzuheben: »Memoirs of Miss Hemans« (1836) und das illustrierte Werk »The authors of England« (1838, neue Ausg. 1861); ferner: »Music and manners in France and Germany« (1841, 3 Bde.); »Modern German music« 1854, 2 Bde.) und »Thirty years' musical recollections« (1862, 2 Bde.). C. hat außerdem einige Dramen und Novellen geschrieben, z. B.: »Sketches of a sea-port town« (1835), »Pomfret« (1845) 2c. Nach seinem Tod erschienen noch seine »Autobiography and letters« (1873, 2 Bde.) und das größere Werk »National music of the world« (1880)

Chorographie (griech.), Beschreibung einer Landschaft und größerer Teile derselben, im Gegensatz zu Topographie (Beschreibung der einzelnen Orte). Daher: Chorograph, der sich mit dieser Beschreibung beschäftigt.

Choroīdea, s. v. w. Chorioidea.

Chorol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Poltawa, am gleichnamigen Fluß, hat eine Segeltuchfabrik, besuchte Jahrmärkte, welche Cerealien, Vieh und landwirtschaftliche Produkte in Menge liefern, und (1881) 5174 Einw. In der Umgegend findet man häufig römische Münzen.

Chorologie (griech.), s. v. w. Pflanzen- und Tiergeographie.

Chorometrie (griech.), Feldmeßkunst.

Choron (spr. schöróng), Alexandre Etienne, Komponist und Musikschriftsteller, geb. 21. Okt. 1772 zu Caen, bildete sich erst zum Mathematiker, von 1792 an in Paris unter Abbé Roze und Bonesi in der Komposition aus und trat 1804 mit einer Arbeit: »Les principes d'accompagnement des écoles d'Italie« (Par. 1804), welche er in Gemeinschaft mit dem Sänger Fiocchi verfaßt hatte, an die Öffentlichkeit. Im folgenden Jahr verband er sich mit einem Musikalienhändler, hauptsächlich zu dem Zweck, die im Verkehr mit Bonesi ihm vertraut gewordenen Vokalwerke älterer italienischer Meister dem großen Publikum zugänglich zu machen. In der gleichen Absicht veröffentlichte er 1808 eine dreibändige, aus den Werken verschiedener Theoretiker zusammengestellte Kompositionslehre: »Principes de composition des écoles d'Italie«, sowie 1810—11 (mit Fayolla) ein »Dictionnaire des musiciens«, welch letzteres Werk ihm die Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der französischen Akademie eintrug. Nachdem er 1816—17 Direktor der Großen Oper gewesen und das von der Restauration aufgehobene Konservatorium unter dem Namen École royale de chant et de déclamation wieder ins Leben gerufen hatte, begründete er im letztern Jahr eine eigne Schule unter dem Namen Conservatoire de musique classique et religieuse zu dem Zweck, für die von der Revolution aufgehobenen Kirchengesangschulen (maîtrises) einen Ersatz zu liefern. Dieser Anstalt, deren wohlthätiger Einfluß sich in der Folge über ganz Frankreich verbreitete, widmete er seine volle Kraft bis zu seinem Tod. Er starb 29. Juni 1834. Von seinen Unterrichtswerken sind noch zu nennen: »Méthode concertante de musique à plusieurs parties d'une difficulté graduelle« (Par. 1817); »Méthode concertante de plain-chant et de contre-point ecclésiastique« (das. 1819). Nach seinem Tod erschien: »Nouveau manuel complet de musique vocale et instrumentale« (hrsg. von Adrien de Lafage, Par. 1839, 7 Bde.). Als Komponist hat er sich namentlich durch seine Romanzen, unter denen »La sentinelle« (»Die Schildwache«) auch über Frankreichs Grenzen hinaus populär geworden ist, einen Namen gemacht.

Chorregent (Regens chori), Dirigent eines Kirchenchors.

Chorremabad, einzige Stadt in der pers. Provinz Luristan, am Fluß Keschgân, der dem Kercha zufließt, mit den Ruinen einer Burg und etwa 5000 Einw. Der Statthalter wohnt in einigen auch schon verfallenden Häusern am Fuß der Burg. Am gegenüberliegenden Ufer die Reste der alten Stadt C.

Chorrock, s. v. w. Chorhemd (s. d.), Priesterrock.

Chorsabad, Dorf im asiatisch-türk. Wilajet Bagdad, 25 km nordöstlich von Mosul, hat in neuerer Zeit

eine große Bedeutung erhalten durch die Nachgrabungen von Botta und Place in den Ruinen des altassyrischen Dur-Scharrukin (Sargonsstadt), welches dort stand. Vgl. Tafel »Baukunst II«, Fig. 1 und 2, und »Bildhauerkunst I«, Fig. 9; auch Tafel »Ornamente I«, Fig. 3—5.

Chorschranken, hölzerne, steinerne und metallene Brüstungen und Gitter, welche in den romanischen und gotischen Kirchen das Chor gegen das Schiff der Kirche und die Kapellen des Chorumgangs gegen diesen abschließen. Die C. sind meist mit Bildwerk mehr oder minder reich verziert und haben namentlich in Frankreich und England Anlaß zu hervorragenden Schöpfungen gegeben. Die künstlerisch bedeutendsten C. befinden sich in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt, in der Marienkirche zu Lübeck, in den Kathedralen zu Amiens, Chartres und Albi in Frankreich.

Chorschwester, s. Nonne.

Chorstörer (Turbatores chori), vor alters in einigen Mönchsklöstern (besonders in Preußen) angestellte Individuen, deren Funktion darin bestand, die feierlichsten Stellen des Chorgesangs durch ein widerliches Geplärr zu unterbrechen. Nach der Meinung einiger sollte dieses Geplärr das Hohnlachen des Satans darstellen.

Chorstühle, in Kloster- und Stiftskirchen die zu beiden Seiten des Hohen Chors befindlichen hölzernen Sitzreihen für die Geistlichkeit, gewöhnlich zu zwei Reihen hintereinander, so daß die hintere Reihe eine Stufe höher liegt. Die vordere Sitzreihe ist durch eine Brustwehr mit den darauf befindlichen Betpulten nach dem Chor zu abgegrenzt und jeder einzelne Sitz durch eine Scheidewand von dem benachbarten Sitz getrennt. Die Sitze sind meist zum Aufklappen eingerichtet und an der untern Seite mit den sogen. Misericordien, kleinen, konsolenartigen Vorsprüngen, auf die sich der Geistliche während des vorgeschriebenen Stehens stützen kann, versehen. Die Rückseite der hintern Sitzreihe pflegt meist von einem Baldachin überragt zu sein, der an beiden Enden derselben von einer hohen Stirnwand getragen wird. Im übrigen wurden die C. vom 14. Jahrh. an bis zur Renaissance mit einer Fülle von Schnitzereien verziert, die teils biblischen Inhalts sind, teils auch das bürgerliche Leben wie das Leben der Geistlichen in ernster und satirischer Auffassung schildern, häufig auch Darstellungen aus der Tierfabel und Tiersymbolik enthalten. Künstlerisch besonders ausgezeichnet sind die C. im Münster zu Ulm (1469—74, von Jörg Syrlin dem ältern), in der Spitalkirche zu Stuttgart, der Stephanskirche zu Wien, der Stiftskirche zu Herrenberg, in San Domenico zu Bologna, im Dom zu Siena, in San Giorgio Maggiore zu Venedig u. a. Auch in französischen und englischen Kirchen finden sich wertvolle C.

Chortatzis, Georg, griech. Dichter aus Kreta, lebte am Ende des 16. oder im Anfang des 17. Jahrh. und ist Verfasser des Dramas »Erophile« (*Ερωφίλη*), das eins der ältesten neugriechischen Dramen ist, jedenfalls das bekannteste und wegen seines Reichtums an Sentenzen ein Lieblingsgedicht des griechischen Volkes (geschrieben im Dialekt der Insel Kreta; neuerdings in Sathas' »*Κρητικὸν θέατρον*«, Vened. 1879, abgedruckt). Das Stück ist die Nachahmung der italienischen Tragödie »Orbecche« des Giraldi, wahrscheinlich mit gleichzeitiger Benutzung von »Filostrato e Pamfila« von Antonio da Pistoja. Vgl. Bursian, Erophile. Ein Beitrag zur Geschichte der neugriechischen und der italienischen Litteratur (in den »Abhandlungen der philosophisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften«, Bd. 5, Leipz. 1870).

Chortitz, russ. Insel im Dnjepr, Alexandrowsk gegenüber, 14 km lang, 4 km breit, bewohnt von 551 deutschen Mennoniten, gehört zu der am Ufer liegenden Kolonie Chortizy. Die Insel diente abwechselnd Kosaken, Polen, krimschen oder nogaiischen Tataren, Russen und Deutschen zum Aufenthalt. 1620 wurde auf Befehl eines Kosakenhetmans ein aus Blockhäusern bestehendes Fort daselbst angelegt, und 1738, im türkischen Krieg, erbauten die Russen verschiedene jetzt verschwundene Verschanzungen.

Chortizy (Chortizkaja), Hauptort der von preußischen Mennoniten aus der Danziger Gegend angelegten Kolonien im Dnjeprland, im russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, am Ufer des Dnjepr, gegenüber der Insel Chortitz, da, wo sich der letzte Katarakt (der Porog Wolnenskoi) befindet, ist ganz von Granitfelsen umgeben, die oft 15 Faden hoch sind, steil abfallen und von unzähligen Pilzen bedeckt sind, hat (1879) 1658 Einw., die lebhaften Handel mit den umwohnenden Russen, Tataren, Juden und Armeniern unterhalten.

Chorton (Orgelton), diejenige Stimmung, welche früher für die Orgeln gebräuchlich war und sich vom sogen. Kammerton (s. d.) insofern unterschied, als sie um einen ganzen Ton höher war als dieser. Ganz alte Orgeln waren sogar in dem sogen. Kornettton gestimmt, welcher eine kleine Terz höher war als der Kammer- oder Orchesterton. Als Grund für die höhere Stimmung der Orgeln gibt man an, daß die großen Kirchenräume eines durchdringendern Tons bedurft hätten als Zimmer und Konzertsaal. Jetzt, wo die Kammertonstimmung so viel höher geworden ist, baut und stimmt man die Orgeln im Kammerton.

Chorys, s. Lerche.

Chorzow, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Kattowitz, östlich bei Königshütte und an der Linie Breslau-Dziedit der Rechten Oderuferbahn, mit Steinkohlen- und Eisenerzgrube und (1880) 4225 Einw. Dabei der Redenberg mit einem Denkmal des Grafen Redern, des Begründers des oberschlesischen Steinkohlenbergbaues (seit 1781).

Chosaa (Chosaiten), arab. Volksstamm, der um Mekka herum wohnte und vom 2. bis 5. Jahrh. v. Chr. die Kaaba in Besitz hatte, bis ihm dieselbe von den Koreischiten entrissen wurde.

Choschen (hebr., C. hammischpath), der Brustschild, welchen der jüdische Hohepriester beim Eingang ins Allerheiligste auf der Brust trug; er war mit goldenen, gewundenen Ketten an den Einfassungen der Edelsteine auf den Achseln befestigt (2. Mos. 28, 22 ff.; 39, 8—21). Auf diesem Schild waren 12 Edelsteine in 4 Reihen, in Gold gefaßt, befestigt, in welche die Namen der 12 Stämme Israels gegraben waren

Choschoten, s. Kalmücken.

Chose (franz., spr. schohs'), Sache, Ding; Chosen, Possen, Schwänke.

Chosrew Pascha, türk. Staatsmann, ein abchasischer Sklave des Admirals Kutschuk Hussein, erlangte dessen Gunst und die Freilassung und wurde 1804 Pascha von Ägypten. Er erhob Mehemed Ali zum Kaimakam. Nachdem dieser tapfer gegen die Beis gekämpft, empörte er sich gegen C., und dieser mußte ihm 1806 weichen. Später war C. an mehreren Orten Pascha und ward 1822 Großadmiral. Er eroberte 1824 die Insel Ipsara, erlitt aber 1825 bei Andros eine Niederlage. Nachdem er alle Janitscharen auf der Flotte hatte ertränken lassen, unterstützte er den Sultan Mahmud II. als Seraskier

(Kriegsminister) bei seinen durchgreifenden Reformen, reorganisierte die Armee mit Hilfe preußischer Instrukteure und erlangte beim Sultan herrschenden Einfluß. Seit 1838 Großwesir, führte er nach dem Tode des Sultans Mahmud das Staatsruder fast allein. 1840 der Teilnahme an empörerischen Verbindungen gegen Abd ul Medschid verdächtigt, wurde er abgesetzt und nach Rodosto gebracht, doch 1846 wieder in das Ministerium ohne Portefeuille berufen. Er starb 26. Febr. 1855 auf einem Landsitz am Bosporus.

Chosroes Nuschirwan (»der Gerechte«) der Große, König von Persien, aus dem Haus der Sassaniden, folgte seinem Vater Kobadis unter Zustimmung der Großen 531 n. Chr. auf dem Thron, obwohl er nicht der älteste Sohn war. Er förderte die Rechtspflege, begünstigte den Ackerbau und war bemüht, sowohl Armut und Elend aus seinem Reich zu verbannen, als die Volksbildung zu heben und die Wissenschaften heimisch zu machen. Um dem Anwachsen der Macht des oströmischen Reichs vorzubeugen, begann er 540 einen Krieg gegen dasselbe mit plündernden Einfällen in Mesopotamien und Syrien und dehnte durch einen zweiten Krieg in Kolchis (549—561) seine Herrschaft bis zum Schwarzen Meer aus. Doch unterlag er dem Feldherrn des Kaisers Justinus, Tiberius, und starb 579. Sein Enkel Chosroes II. herrschte von 591 bis 628.

Chotan (Iltschi), Stadt in Ostturkistan, östlich an der großen Karawanenstraße von Indien nach Kaschgar, am Rande der Wüste und am Fuß des Gebirges, einst Hauptstadt des Chanats C., zählt angeblich 40,000 Einw., die ausgedehnte Seidenzucht und Handel mit Seiden- und Wollgeweben und dem im Gebirge gewonnenen Nephritedelstein treiben.

Choteitschi, Dorf im russ. Gouvernement Moskau, mit über 2000 Einw., zieht sich beinahe 3 km lang an der Moskau-Kasimower Chaussee hin und betreibt die Kammfabrikation in kolossalem Maßstab (jährlich gegen 6 Mill. Stück). Außerdem wird noch etwas Gerberei und Anfertigung von Pferdegeschirren betrieben.

Chotek, altes Adelsgeschlecht in Böhmen und Österreich, das 1745 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, und von dessen Gliedern hervorzuheben sind: 1) Johann Rudolf, Graf von Chotkowa und Wognin (Vojnín), geb. 17. Mai 1748, ward 1770 niederösterreichischer Regierungsrat, 1776 Hofrat bei der vereinigten Hofkanzlei und bald darauf Kanzler derselben. 1788 nahm er angeblich aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung, hauptsächlich aber deshalb, weil er kein Freund des rastlosen Neuerungsdranges Kaiser Josephs II. war. Unter Kaiser Leopold II., 1790, erhielt er die Leitung der neuerrichteten Finanzhofstelle; 1793 nahm er seine Entlassung, ward aber 1802 zum Staatsminister und Oberstburggrafen von Böhmen erhoben; als solcher beförderte er namentlich den Straßenbau und legte Manufakturen mit englischen Webstühlen und Spinnmaschinen an. Von 1805 bis 1809 Mitglied des Konferenzministeriums und nach dem Frieden Präses der normalen Hofkommission in politischen Gesetzsachen, starb er 26. Aug. 1824 in Wien. Vgl. A. Wolf, Graf Rud. C. (Wien 1853).

2) Karl, Graf von, Sohn des vorigen, geb. 23. Juli 1783, studierte in Wien und Prag die Rechte, trat 1803 in Staatsdienst, ward 1809 Gubernialrat in Brünn, 1812 Kreishauptmann zu Prerau in Mähren, organisierte nachher das nachmalige Triester Kreisamt, wobei er sich die gründlichste Kenntnis der Landesbedürfnisse erwarb, ward 1815 nach der Besiegung Murats Generalgouverneur des Königreichs Neapel, nach seiner Rückkehr nach Triest 1816 Hofrat bei der dortigen Regierung und Präsident derselben, 1818 Geheimrat und Vizepräsident in Tirol, 1819 Gouverneur von Tirol und Vorarlberg, als welcher er sehr segensreich wirkte, 1825 Hofkanzler und Präsident der Studienhofkommission zu Wien und endlich 1826 Oberstburggraf in Böhmen und Präsident des k. k. böhmischen Guberniums. In dieser Stellung hat er sich durch Hebung des Schulwesens, Beförderung des Straßenbaues, Errichtung von Armenversorgungsanstalten 2c. um Böhmen große Verdienste erworben. Ende Juli 1843 wurde er auf sein Ansuchen seiner Stelle enthoben und starb 28. Dez. 1868 in Prag. Vgl. Wolf, Graf Karl C. (Prag 1869). — Sein Sohn Boguslaw, Graf von C., geb. 4. Juli 1829, war 1867—70 österreichischer Gesandter in Stuttgart, 1870—71 in Petersburg und seit 1873 in Brüssel. Haupt der Familie ist Graf Rudolf von C., geb. 23. Juni 1832, Mitglied des Herrenhauses.

Choticborz (Chotěboř, spr. chotjeborsch), Stadt im südöstlichen Böhmen, an der Österreichischen Nordwestbahn (Deutschbrod-Pardubitz), Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit Schloß, Pfründnerspital, (1880) 3923 Einw., Glasschleiferei, Spiritusbrennerei und Bierbrauerei.

Chotin (Chocim, Chotschim), befestigte Kreisstadt in der russ. Provinz Bessarabien, am rechten Ufer des Dnjestr, nahe der österreichischen Grenze, südlich von Kamenez, hat 1 armenische, 1 römisch-katholische und 3 griechisch-kathol. Kirchen, eine Synagoge nebst 12 israelitischen Betstuben, eine Kreisschule mit einer gewerblichen Unterrichtsanstalt und eine israelitische Kronschule, mehrere Leder- und Lichtefabriken, bedeutende Schuhwarenfabrikation, Bierbrauereien, Ziegelbrennereien und (1879) 16,133 Einw. Zu Saroschani im Kreis C. befindet sich die einzige Zuckerfabrik Bessarabiens (1883 Produktion 100,000 Pud Sandzucker). Dicht bei der Stadt C. liegen alte Befestigungen mit altertümlicher, ehedem wichtiger Citadelle. — C., das als Deckungsort eines der frequentesten Dnjestrübergänge von jeher Bedeutung hatte, hat abwechselnd Polen, Türken, Österreicher und Russen zu Herren gehabt. In den Jahren 1621 und 1673 erfochten die Polen unter Wladislaw IV. und Johann Sobieski hier über die Türken zwei Siege. Am 28. Aug. 1739 siegte hier der russische General Münnich über die Türken, wogegen diese 30. Okt. 1768 die russischen Truppen unter den Mauern der Festung schlugen. Im J. 1769 wurde C. von den Russen, 1788 von den Österreichern, 1806 wieder von den Russen erobert, denen es 1812 mit Bessarabien im Bukarester Frieden definitiv zufiel.

Chotusitz, Marktflecken bei Tschaslau in Böhmen, mit (1880) 1563 Einw. Der Ort ist bekannt durch die Schlacht 17. Mai 1742, in welcher 30,000 Preußen unter Friedrich II. über 30,000 Österreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen siegten. Letztere wollten die Preußen überfallen, fanden sie jedoch in Schlachtordnung und wurden von Friedrich II. in der linken Flanke angegriffen und geschlagen. Der Verlust der Preußen belief sich auf 3000 Tote und Verwundete, der der Österreicher auf 7000 Tote, Verwundete und Gefangene nebst 18 Kanonen. Diese Schlacht führte unmittelbar zum Frieden von Breslau, der den ersten Schlesischen Krieg auf eine für Preußen so vorteilhafte Weise endete. Vgl. Droysen, Zur Schlacht von C. (Berl. 1873).

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Chotzen, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Hohenmauth, am Adlerfluß und der Staatseisenbahn (Linie Wien-Prag, von welcher hier die Linien nach Halbstadt und Leitomischl abzweigen), mit Schloß und Park, (1880) 3712 Einw., Flachsgarnspinnerei und Bierbrauerei.

Chouans (spr. schuāng), Name der aufständischen Bauern in der Bretagne und der untern Maine während der französischen Revolution, welcher von ihrem ersten Führer, Jean Cottereau, herrührte, der als Schleichhändler den Beinamen Chouan (Chat-huant, Eule, von dem ihm eigentümlichen Schrei) erhalten hatte. Cottereau begann an der Spitze eines Haufens (Chouanerie) 1792 bei Gelegenheit einer Rekrutierung einen Aufstand und kämpfte seit 1793 im Verein mit den Vendéern, auf welche der Name C. auch oft ausgedehnt wird, für das Königtum. Ihm schlossen sich Cadoudal und der Graf Puisaye an. Sie führten den kleinen Krieg mit Kühnheit und nicht ohne Erfolg, begingen dabei aber auch viele Plünderungen und Roheiten. Nach dem Tod Cottereaus, der 2. Febr. 1794 bei Beaufort fiel, befehligte die C. der kühne Abenteurer Désoteux, genannt Cormatin. Der Konvent unterhandelte mit ihm sowie mit Charette de la Contrie und schloß 9. April 1795 zu Mabilais einen Vertrag, wonach die C. ihre Waffen niederlegen und die Republik anerkennen sollten. Aber beiden Teilen war es nicht Ernst mit diesem Vertrag. Cormatin wurde zwar bald darauf verhaftet und nach Cherbourg gebracht, aber George Cadoudal und Scépeaux wußten den Mut der Insurgenten aufs neue zu beleben und ihre Zahl auf 10,000 zu vermehren. Endlich erschien im Juni 1795 Puisaye mit einer Expedition von Engländern und Emigranten an der französischen Küste. Der Aufstand verbreitete sich rasch, aber die Uneinigkeit der Führer verhinderte größere Erfolge. Der republikanische General Hoche schlug einen Angriff der C. auf das Lager von Ste.-Barbe zurück und ließ dann die einzelnen zerstreuten Haufen auseinander sprengen und aufreiben. Viele flüchteten auf die Halbinsel Quiberon, wo sie in die Katastrophe vom 20. Juli verwickelt wurden. Die Anführer Vieuville, Sérent u. a. fielen, Scépeaux und George Cadoudal mußten die Waffen niederlegen, Frotté floh nach England und Puisaye nach Amerika. Die Chouanerie schien somit vernichtet. Nochmals aber erhob sie sich, von England aus organisiert, 1799 unter Frotté, Cadoudal, Bourmont u. a. Schon hatte sich der Aufstand bis gegen Versailles hin verbreitet, als die Revolution vom 18. Brumaire ihm ein Ende machte. Bonaparte sandte den General Brune an die Loire, welcher die C. schnell zerstreute; die Anführer nahmen die allgemeine Amnestie an bis auf Frotté, der den Kampf fortsetzte, aber ergriffen und erschossen wurde. Noch einmal brach 1814 und 1815 die Chouanerie auf beiden Ufern der Loire zugleich los, doch machte die Schlacht bei Waterloo diesem Aufstand bald ein Ende. Die Anführer der C. wurden von den Bourbonen zu Feldmarschällen und Generalleutnants erhoben, mehrere unter die Pairs aufgenommen. Vgl. **Kérigant**, Les C. (Par. 1882).

Choulant (spr. schulāng), 1) **Ludwig**, Mediziner, geb. 12. Nov. 1791 zu Dresden, studierte seit 1811 in Dresden und Leipzig Medizin, praktizierte seit 1817 in Altenburg und unterstützte daselbst Pierer in seinen litterarischen Unternehmungen. Im J. 1821 an das Krankenstift nach Dresden berufen, hielt er seit 1822 Vorlesungen an der medizinisch-chirurgischen Akademie daselbst, ward 1823 Professor der theoretischen, 1828 der praktischen Heilkunde und Direktor der therapeutischen Klinik, erhielt 1842 das Direktorium der Akademie und ward 1844 Medizinalreferent beim Ministerium. Er starb 18. Juli 1861. Er schrieb: »Tafeln zur Geschichte der Medizin« (Leipz. 1822); »Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie des Menschen« (das. 1831; neu bearbeitet von H. E. Richter, 4. Aufl. 1860); »Anleitung zur ärztlichen Praxis« (das. 1836); »Vorlesungen über Kranioskopie« (das. 1844); »Handbuch der Bücherkunde für ältere Medizin« (2. Aufl., das. 1841); »Bibliotheca medico-historica« (das. 1841); »Geschichte und Bibliographie der anatomischen Abbildungen« (das. 1852); »Die Anfänge wissenschaftlicher Naturgeschichte und naturhistorischer Abbildung im Abendland« (Dresd. 1857); »Graphische Inkunabeln für Naturgeschichte und Medizin« (Leipz. 1858). Auch gab er die »Opere« des Benvenuto Cellini (Leipz. 1833—35, 3 Bde.) heraus.

2) **Ludwig**, Maler, Sohn des vorigen, geb. 18. Juli 1827 zu Dresden, bildete sich auf der dortigen Akademie zum Architekturmaler aus und genoß vorzugsweise den Unterricht Sempers. 1850 und 1851 bereiste er Italien und Sizilien, nahm später einen längern Aufenthalt in Rom und besuchte 1864 sowie 1873 und 1874 wiederum Venedig und Florenz, indem er überall die gründlichsten Architekturstudien machte. Seine Bilder, sowohl in Öl als in Wasserfarben, sind vortrefflich gezeichnet und von glücklicher Farbenwirkung. Eine Ansicht der Engelsburg besitzt die Galerie zu Dresden, wo er auch mehrere landschaftliche Wandgemälde in den Vestibülen des neuen Hoftheaters ausgeführt hat. 1868 wurde er sächsischer Hofmaler.

Chouquet (spr. schukeh), **Adolphe Gustave**, Musikschriftsteller, geb. 16. April 1819 zu Havre, lebte 1840—60 als Musiklehrer in Amerika, seitdem in Paris, ausschließlich mit musikhistorischen Studien beschäftigt. 1864 wurde er von der Pariser Akademie für eine Darstellung der Musikgeschichte vom 14. bis 18. Jahrh. mit dem Preis Bordin ausgezeichnet und 1868 mit demselben Preis für die Schrift »Histoire de la musique dramatique en France depuis ses origines jusqu'à nos jours« (gedruckt 1873). C. ist seit 1871 Konservator der Musikinstrumentensammlung des Konservatoriums, von der er einen Katalog (2. Aufl. 1884) veröffentlichte, der wegen der zwar kurzen, aber inhaltreichen Beschreibungen der Instrumente von hohem Wert ist.

Chow (Tschoh), ideelle Größe zur Ermittelung des Werts der Perlen in Ostindien. In Bombay wird das Gewicht der Perlen, ausgedrückt in Tanks à 4,665 g, mit sich selbst multipliziert und das Produkt durch 330 dividiert. In Madras multipliziert man das Gewicht der Perlen in Mangelins à 0,380 g mit sich selbst und dividiert 0,75 des Produkts durch die Anzahl der Perlen.

Chowan (spr. tschauān), Fluß im nordamerikan. Staat Nordcarolina, entspringt in Virginia und mündet in den Albemarlesund. Er ist für größere Fahrzeuge bis Murfreesboro am Meherrin-Quellarm, 70 km oberhalb der Mündung, schiffbar.

Chr. (griech. *XP.*, gewöhnlich mit ☧ bezeichnet), Abkürzung für Christus (s. **Christusmonogramm**); auch für chrēsimon (»brauchbar«), in der Handschriftenkunde ein kritisches Zeichen, um eine Lesart zu billigen.

Chrematistik (griech.), nach Aristoteles der Erwerb durch Tausch im Gegensatz zur eignen Produktion der Güter zum Selbstverbrauch.

Chrematologie (griech.), Lehre vom Geld; Chrematonomie, Lehre von der Anwendung des Geldes; Chrematopöie, Gelderwerb.

Chrême (franz., spr. krähm), das geweihte Öl der Katholiken, Chrisam; s. Chrisma.

Chresmologia (griech.), Wahrsagung, Orakel; daher Chresmologos, Orakelgeber, Weissager, Prophet; Chresterion, Ort, wo Orakel erteilt werden.

Chrestien de Troyes (spr. kretjäng dö tröá), nordfranz. Dichter, von dessen Leben nur so viel bekannt ist, daß er in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. lebte, den Ovid übersetzt hat und der Lieblingsdichter von Marie de France war, der Tochter Ludwigs VII., welche als Schwester der Könige von Frankreich und England, als Gemahlin des Grafen von der Champagne, dann des Grafen von Flandern ihren Hof zu einem Mittelpunkt poetischen Lebens für die nordischen Reiche gemacht hatte. Sie forderte C. auf, die Romane des bretonischen Sagenkreises der Tafelrunde, welche damals nur an wenigen Höfen gekannt waren, in Verse zu bringen, und C. entledigte sich dieser Aufgabe mit großer Gewandtheit und feinem dichterischen Gefühl, so daß er der Schöpfer dieses Sagencyklus in der französischen Form genannt werden kann. Der Abstand von der noch rohen Poesie der »Chansons de geste« und ihren ungeschlachten Sitten ist bedeutend; besonders das Ideal der ritterlichen Liebe ist mit großer Feinheit, ja Raffiniertheit ausgebildet. Doch finden sich neben dem Reichtum der Erfindung und der glänzenden Leichtigkeit der Darstellung öfters eine ermüdende Weitschweifigkeit und eine verwirrende Häufung der Episoden und des Details. Die Gedichte Chrestien de Troyes', welche im 13. Jahrh. in Deutschland von Wolfram von Eschenbach (im »Parzival«), Hartmann von Aue (»Iwein«) u. a. nachgebildet wurden, fallen zwischen 1170 und 1190 und haben die Titel: »Perceval le Gallois« oder »Li contes del Graal«, das bedeutendste seiner Werke (ca. 50,000 Verse umfassend, mit der Fortsetzung des Gedichts von andern Trouvères in vielen Handschriften erhalten; hrsg. von Potvin, Mons 1866–72, 6 Bde.); »Li romans dou Chevalier au Lyon« (hrsg. von Holland, 2. Aufl., Hannov. 1880); »Li contes d'Erec« (von Bekker in Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 10, Leipz. 1839); »Li contes de Cligès« (hrsg. von Förster, s. unten); »Lancelot du Lac« oder »Le chevalier de la Charrete«, von welchem das letzte Drittel Godefroy de Laigny zum Verfasser hat (hrsg. von Tarbé, Reims 1849, von Jonckbloet, Haag 1850), und »Roi Guillaume d'Engleterre« (hrsg. von Michel, Rouen 1840; deutsch von Keller in den »Altfranzösischen Sagen«, Tübing. 1839). Eine Gesamtausgabe seiner Werke begann Wend. Förster (Halle 1884, Bd. 1). Vgl. Holland, C., eine litterargeschichtliche Untersuchung (Tüb. 1854); Potvin, Bibliographie de C. (Brüss. 1863); Paulin Paris, Les romans de la Table-Ronde (1868–77, 5 Bde.).

Chrestomathie (griech.), Sammlung oder Auswahl des Besten und Mustergültigen, insbesondere zum Zweck des Unterrichts Brauchbarsten, aus den Werken früherer Schriftsteller in Prosa, während eine Sammlung poetischer Stücke Anthologie (s. d.) genannt wird. Die ältesten bekannten Chrestomathien sind die von Proklos aus dem 5. Jahrh. und die von Helladios aus dem Anfang des 4. Jahrh. n. Chr., beide in griechischer Sprache. Mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften begann die Blütezeit der Chrestomathien aus den gelesensten griechischen und lateinischen Autoren, namentlich aus den Werken des Herodot, Thukydides, Cicero, Livius, Horaz, Ovid u. a. In neuerer Zeit nannte man Chrestomathien vorzugsweise die für die Schulen eingerichteten Auszüge aus verschiedenen Schriftstellern verschiedener Zeiten. Der Gebrauch derselben auf Gelehrtenschulen ist jedoch von vielen Pädagogen der Gegenwart nicht gebilligt und daher beschränkt worden.

Chrestus, nach Sueton (Vit. Claud., 25) Haupt einer jüdischen Partei, die unter Kaiser Claudius Unruhen in Rom erregte, wurde irrtümlich mit Christus identifiziert.

Chrie (griech., »Gebrauch«), die Ausarbeitung eines Themas nach einer eigentümlichen vorgeschriebenen Anordnung. Dieselbe muß enthalten: a) den Satz, die Sentenz selbst, nebst dem Lob des Autors (dictum cum laude autoris); b) die Umschreibung des Gedankens auf erläuternde Weise (periphrasis); c) den Beweis (aetiologia); d) das Gegenteil (contrarium) des Satzes, wodurch dieser selbst in seiner Anwendung auf gewisse Grenzen beschränkt und in helleres Licht gesetzt wird; e) das Gleichnis (simile); f) das Beispiel (exemplum); g) das Zeugnis (testimonium); h) den Schluß (conclusio), Wiederholung des Hauptsatzes nebst einer Anwendung. Man hat auch folgende Disposition: a) Satz (protasis), b) Beweis, c) Erläuterung (amplificatio), und zwar α) das Gegenteil, β) das Gleichnis, γ) das Beispiel, δ) das Zeugnis; endlich den Schluß.

Chriemhild, s. Kriemhild.

Chrisam, s. v. w. Chrisma.

Chrisma (griech.), Salbe, besonders in der griechisch- und römisch-katholischen Kirche das feierlich geweihte Salböl zum Gebrauch bei gewissen Zeremonien. Schon im Alten Bund wurden Propheten, Priester und Könige bei der Übernahme ihres Amtes gesalbt. Wie nämlich der Zweck des im Morgenland gewöhnlichen Salbens des Körpers in der Verbreitung der Lebensfrische und des Wohlseins, der Erhöhung aller Geistes- und Lebenskräfte bestand, so sollte jene feierliche Handlung die Ausrüstung zum Dienst Gottes, insonderheit die Mitteilung des göttlichen Geistes, versinnbildlichen. In der christlichen Kirche tauchte der Gebrauch der Salbung mit einem dazu vom Bischof besonders eingesegneten Öl zuerst im Anfang des 3. Jahrh. bei der Taufe auf (s. Firmung). Ursprünglich bestand das C. aus Olivenöl, dem aber schon früh Balsam und wohlriechende Stoffe beigemischt wurden; es kommt zur Anwendung bei der Taufe, Firmung, Priesterweihe, Letzten Ölung, Krönung und Weihe von Kirchen und heiligen Geräten, und zwar geschieht die Bezeichnung mit demselben stets in Kreuzesform.

Chrismageld (Chrismales denarii), das Geld, welches die Priester dem Bischof für von ihm empfangenes Chrisma zu entrichten haben.

Chrismale (griech.), ein weißes Tuch, welches dem Getauften, Gefirmten etc. um die Stirn gebunden wird, damit das Salböl nicht herabfließe.

Chrismarium (Chrismatarium, lat.), Gefäß für das Chrisma; Reliquienkästchen; auch der Ort, wo die Firmung vollzogen wird.

Chrismon, eine geschlängelte Buchstabenfigur, die von den Zeiten der Merowinger bis zum 14. Jahrh. in Urkunden und Handschriften vorkommt. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat Eckhards u. a. Meinung für sich, welche darin die bekannten Ausrufungsformeln in nomine Christi etc. bezeichnende Sigeln und tironische Noten finden wollen. Jedenfalls bezeichnet es die christlich-fromme Gesinnung des Ausstellers der Urkunde, vielleicht auf dem aber-

gläubischen Gebrauch beruhend, durch das Zeichen des Kreuzes ꝛc. den Einfluß böser Geister zu bannen.

Christ, 1) Johann Friedrich, Humanist, geboren im April 1700 zu Koburg, bezog 1720 die Universität Jena, ging 1726 als Hofmeister zweier junger Koburger Adligen nach Halle, 1729 als Hofmeister eines Grafen von Bünau nach Leipzig, wurde 1731 außerordentlicher Professor der Geschichte daselbst, bereiste 1733 und 1735 mit seinem Zögling Holland, England, Frankreich und Oberitalien, erhielt 1739 auch die ordentliche Professur der Dichtkunst zu Leipzig und starb 3. Aug. 1756. Ebenso feinsinnig wie gelehrt, war C. der erste deutsche Universitätslehrer, der neben den schriftlichen auch die bildlichen Denkmäler des Altertums behandelte und den künstlerisch-ästhetischen Gesichtspunkt zur Geltung brachte, so daß er als der Vorgänger Winckelmanns gilt. Auch Lessing hat von ihm vielfache Anregungen empfangen. Aus Nachschriften seines »Collegium litterarium« gab Zeune später »Abhandlungen über die Litteratur und Kunstwerke vornehmlich des Altertums« (Leipz. 1776) heraus. Die Vielseitigkeit von Christs Studien beweisen die »Noctes academicae« (Halle 1727—29), eine Sammlung kürzerer Aufsätze über römisches Recht, Antiquitäten, Textkritik ꝛc. Noch heute geschätzt ist seine »Anzeige und Auslegung der Monogrammatum« (Leipz. 1747). Von seinen übrigen, meist wenig umfangreichen Werken sind »De rebus langobardicis« (Leipz. 1730), die lateinischen Monographien über Machiavelli, den er verteidigte, und Ulr. v. Hutten sowie mehrere Schriften über Gemmenkunde hervorzuheben. Auch als lateinischer Dichter hat er sich hervorgethan. Vgl. Dörffel, Joh. Friedr. C. (Leipz. 1878).

2) Joseph Anton, berühmter Schauspieler, geb. 1744 zu Wien, entfloh dem Jesuiteninstitut, in welchem er erzogen werden sollte, nahm als Husar am Siebenjährigen Krieg teil und ließ sich 1765 bei der Ilgenerschen Schauspielergesellschaft in Salzburg engagieren. 1777 spielte er neben Döbbelin in Berlin erste Liebhaberrollen und junge Helden, trat dann in Hamburg, 1779 unter Bondini in Dresden auf, ging 1783 nach Rußland, wo er mehrere Jahre (in Petersburg und Riga) blieb, 1790 nach Mainz und trat schließlich (1794) bei der Secondaschen Truppe ein, mit der er Prag, Dresden und Leipzig besuchte; in letzter Stadt feierte er 1815 sein 50jähriges Jubiläum. Er starb 25. März 1823 in Dresden. C. war ein Künstler im vollsten Sinn des Worts, der mit den scheinbar einfachsten Mitteln mächtig wirkte und in dieser Beziehung sogar Iffland übertraf. Die Natur war ihm in allem Vorbild. — Seine Tochter Friederike, seit 1808 mit dem Schauspieler Schirmer verheiratet, gehörte lange Zeit (namentlich im Fach der Mütter und Anstandsdamen) zu den Zierden des Hoftheaters in Dresden; starb 31. März 1833.

3) Wilhelm, namhafter Philolog, geb. 2. Aug. 1831 zu Geisenheim im Nassauischen, gebildet in Wiesbaden, studierte 1850—53 in München und Berlin, wurde 1854 Lehrer am Max-Gymnasium in München und 1860 ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität daselbst. 1876 wurde ihm der Verdienstorden der bayrischen Krone und damit der persönliche Adel verliehen. Er veröffentlichte bis jetzt unter anderm: »Grundzüge der griechischen Lautlehre« (Leipz. 1859); »Pindari carmina« (das. 1869, 2. Aufl. 1873); »Metrik der Griechen und Römer« (das. 1874, 2. Aufl. 1879); »Aristotelis de arte poetica liber« (das. 1878); eine kritische Ausgabe von Homers »Ilias« (das. 1884) und, zumeist in den »Abhandlungen der bayrischen Akademie der Wissenschaften«, eine Anzahl wertvoller Abhandlungen, besonders zur alten Metrik und Rhythmik, zuletzt zu Homer. Auch gab er eine Sammlung griechischer Hymnen des Mittelalters: »Anthologia graeca carminum christianorum« (Leipz. 1871, mit Paranikas), heraus.

Christabend, s. Weihnachten.

Christbaum, s. Weihnachtsbaum.

Christburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Stuhm, an der Sorge, 19 km von der Eisenbahnstation Altfelde (an der Ostbahn), hat eine evangelische und kathol. Kirche, ein Amtsgericht, ein Schloß, Viehzucht und (1880) 3284 Einw. (921 Katholiken und 256 Juden). Das erwähnte Schloß wurde um 1247 von den Deutschen Rittern angelegt und in wiederholten Kämpfen gegen die Preußen und den Herzog Swantopolk von Pommerellen behauptet. Es wurde 1250 Sitz eines Komturs. Die um das Schloß entstehende Stadt erhielt 1288 Stadtrecht. C. war in der Folge eine der drei Münzstätten Preußens, worin 1335 die ersten Heller geschlagen wurden; seit 1360 war es der Sitz des Obertrappiers (s. Deutscher Orden). 1400 brannte die Stadt ab, das Schloß wurde nach der Schlacht bei Tannenberg zerstört und die Ordenskommende nach Preußisch-Mark verlegt. Im Reich der Gespenstergeschichten haben die Trümmer des Schlosses keine geringere nationale Berühmtheit als der Blocksberg im Harz.

Christchurch (spr. kreistschörtsch), 1) Stadt in Hampshire (England), an der Mündung des Avon in den Englischen Kanal, mit stattlicher anglo-normännischer Abteikirche, Fabrikation von »Schnecken« (für Uhren) und Handschuhen und (1881) 28,537 Einw. — 2) Hauptstadt der neuseeländ. Provinz Canterbury, in einer Ebene am Avon, an der Großen Nord- und Südbahn und durch Eisenbahn mit seinem Hafen Lyttelton verbunden, hat (1881) 30,715 Einw., ein deutsches Konsulat, 5 Banken, Museum mit der bedeutendsten Sammlung von Skeletten in der südlichen Hemisphäre, Universität, Realschule, 2 Theater, Hospital.

Christdorn, s. v. w. Stechpalme, Ilex aquifolium; Brustbeerenbaum, Zizyphus spina Christi; Weißdorn, Crataegus oxyacantha.

Christen, 1) Joseph, Bildhauer, geb. 1769 zu Buochs im Kanton Unterwalden, lernte seit 1785 bei dem Bildnismaler Würsch in Luzern zeichnen, wandte sich aber bald der Skulptur zu, arbeitete 1788—91 in Rom unter Trippels Leitung und ließ sich dann in Basel nieder, wo er 1838 starb. Von seinen Werken sind anzuführen: die Statue des Nikolaus von der Flüe, das Monument Eschers von Berg aus Zürich, die Gruppe: Angelika und Medor, ein Werk voll Zierlichkeit und Anmut, das vornehmlich seinen Ruf begründete, die Büsten Salomon Geßners und des Schweizerhelden Hans von Hallwyl, in übernatürlicher Größe, die von Pestalozzi und Pfeffel, letztere in der Glyptothek zu München.

2) Ada, Pseudonym für Christine Friderik, Dichterin, geb. 6. März 1844 zu Wien, verlebte als Tochter eines um sein Vermögen gekommenen Kaufmanns eine traurige Jugend, ging mit 15 Jahren zum Theater und spielte auf kleinen Bühnen in Ungarn, wo sie 1864 ein Herr v. Neupauer heiratete. Als dieser bald darauf im Wahnsinn starb, kehrte sie nach Wien zurück und veröffentlichte ihre »Lieder einer Verlornen« (Hamb. 1868, 3. Aufl. 1873), die in ihrer Umkehr der Heineschen wandelbaren Verliebtheit und Leichtsinnigkeit aus dem Männlichen ins Weibliche einerseits viele Anhänger, anderseits

ebenso vielen Widerspruch fanden. Später folgten neue Gedichte: »Aus der Asche« (Hamb. 1870) und »Schatten« (das. 1873), die wenig von sich reden machten, zuletzt die lyrische Sammlung »Aus der Tiefe« (das. 1878). Noch minder vermochten ein Drama: »Faustina« (Wien 1871), ein Roman: »Ella« (das. 1873), die Novellen »Vom Wege« (das. 1873) und die Skizzen: »Aus dem Leben« (Leipz. 1876) und »Unsre Nachbarn« (Dresd. 1884) durchzudringen. Sie lebt jetzt als die Gattin eines Herrn v. Breden in Wien.

Christenheit, Inbegriff aller Christen, s. Christentum.

Christensaft, s. v. w. Lakritzen.

Christensen, Christen, dän. Medailleur, geb. 18. Jan. 1806 zu Kopenhagen, machte sich besonders durch den Schnitt der Preismedaille für dänische Künstler bekannt. Dieselbe, 1842 vollendet, trägt auf ihrer obern Seite das Brustbild Thorwaldsens mit der Umschrift: »Thorwaldsen sculptor Danus«. Der äußere Rand dieser Fläche ist mit Bruchstücken des Alexanderzugs geschmückt; die Rückseite der Medaille stellt die Nymphe Galatea vor, wie sie Dänemark den Amor mit der Leier bringt, umgeben von den bekanntesten Arbeiten Thorwaldsens. Im J. 1844 entwarf C. die Skizze zu einer Erinnerungsmedaille auf den inzwischen verstorbenen Thorwaldsen. Sie stellt auf der einen Seite den Meister, sich stützend auf die von ihm geschaffene Statue der Hoffnung, und auf der Rückseite die Siegesgöttin dar. C. starb 21. Aug. 1845 in Kopenhagen.

Christentum, die von Jesus von Nazareth als dem »Christ«, d. h. Messias, gestiftete Religion, im weitern Sinn auch die ganze geschichtbildende Macht, die sich in jenem Namen verkörpert hat, mit der ganzen Summe ihrer innern Antriebe und äußern gesellschaftlichen Wirkungen, mit der gesamten Gedankenwelt, die sie heraufgeführt, und mit allen neuen Ordnungen und Sitten des Völker- und Menschheitslebens, die in ihrem Gefolge einhergehen. Die Geburtsverhältnisse dieser weltbewegenden Macht sind schwer bis ins einzelne zu durchschauen und zu beschreiben, zumal da zu den Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, sofort noch die mancherlei Unklarheiten und Mißverständnisse hinzutreten, welche aus der Einmischung religiöser Interessen mit Notwendigkeit sich ergeben mußten. Noch jetzt wird ein erbitterter Kampf darüber geführt, ob das C. als ein »neuer Anfang« zu betrachten, d. h. übernatürliche Eigenschaften von seinem Stifter auszusagen, übernatürliche Wirkungen an sein Auftreten zu knüpfen seien, oder ob es vielmehr in der Gesamtentwickelung des religiösen Geistes einen Glanz- und Höhepunkt darstelle, der aber seine geschichtliche Bedingtheit in den vorausgegangenen Stadien des Gottesbewußtseins erkennen lasse. Anerkannt wird immerhin von beiden Seiten, daß das C. zunächst aus dem alttestamentlichen Gottesglauben herausgewachsen ist, dessen Vollendung es darstellt. Derjenige Teil der Menschheit, welchem die Lösung der religiösen Fragen vorzugsweise angelegen war, das hebräische als das eigentliche Religionsvolk der Alten Welt, hatte den Glauben an den Einen Gott als Ergebnis seiner eignen Entwickelung durch den Sturm und Drang der Jahrhunderte gerettet; es hatte im Verlauf des prophetischen Zeitalters diesen Glauben sittlich vertieft und vergeistigt und den Dienst des »Heiligen in Israel« immer bewußter in Reinigung des Herzens und Lebens gesetzt. Freilich stellt das gesetzlich verfestigte Judentum der nachexilischen und neutestamentlichen Zeit mit seinem pharisäischen Äußerlichkeitsgeist einen auffallenden Rückschritt gegenüber den prophetischen Errungenschaften dar. Eine um so unmittelbarere Fortsetzung und Vollendung fanden die letztern dort, wo der erste und letzte Erklärungsgrund für die eigentümliche Lebensfülle und schöpferische Kraft liegt, die das C. offenbarte, im Selbstbewußtsein Jesu. Denn nicht die Verhältnisse haben das C. zu dem gemacht, was es geworden ist, sondern Christus selbst; an der Person seines Stifters hängt schließlich vorzugsweise die geschichtliche Bedeutung des Christentums. Eine originale Persönlichkeit aber, ein religiös-schöpferischer Geist zumal, behält immer für eine die Erscheinungen in ihre Elemente auflösende und auf ihre Herkunft befragende Wissenschaft etwas Undurchdringliches und Geheimnisvolles. Thatsache ist, daß in dem religiösen Bewußtsein Jesu das Verhältnis von Gottheit und Menschheit eine von allem Unreinen so durchgängig geläuterte, für die Lösung der sittlichen Aufgabe des ganzen Geschlechts so eminent fruchtbare Auffassung und zugleich auch, trotz aller unumgänglichen Bildlichkeit und sonstigen Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden sprachlichen Mittel, einen so reinen, unmittelbaren, ewig wahren Ausdruck gewonnen hat, wie ein zweites Beispiel in der Geschichte des fortschreitenden Gottesbewußtseins nicht wieder vorliegt. Über das Eigentümliche und Durchschlagende im religiösen Bewußtsein des Stifters s. Jesus Christus. Was aber er ist, das sollen alle, zu denen sein Evangelium dringt, werden: »Kinder« oder, wie es im neutestamentlichen Text eigentlich heißt, »Söhne Gottes«. Ein solcher Übergang des eignen Reichtums in das Bewußtsein andrer setzt aber voraus, daß der ideale Inhalt eine ihm entsprechende, geschichtlich gegebene Form vorfindet, in welcher er sowohl schon dem Bahnbrecher selbst sich darbietet, als auch für die Zeitgenossen greifbar und faßlich wird. Diese Form, dieses Losungs- und Schlagwort, vermöge dessen das neue Gottesbewußtsein eine geschichtliche Macht zu werden vermochte, bot die alttestamentliche Messiasidee, welche Jesus sittlich und geistig neu belebte und zum Bekenntnis seiner Jüngergemeinde machte (Matth. 16, 15—17). Jesus mußte sich, weil als »Sohn« im Verhältnis zu Gott überhaupt, so auch als den von den Propheten vor Jahrhunderten dem jüdischen Volk verheißenen Messias (s. d.), der herkömmlicherweise »Sohn Gottes« hieß. Darin lag das geschichtlich Bedingte, das Nationale und Zeitliche in seinem Selbstbewußtsein, denn die Messiasidee war ein durchaus hebräisches Gewächs. Daran hielten sich, während jenes erste, rein menschliche Moment mehr zurücktrat, die ältesten, aus dem Judentum hervorgegangenen Gemeinden, die Stiftungen der zwölf Apostel, überhaupt die Judenchristen. Was diese von den gewöhnlichen Juden unterschied, war lediglich der Glaube an den nicht mehr bloß zu erwartenden, sondern schon gekommenen Messias. Das erste C. ist einfach messiasgläubiges Judentum, genauer die Gemeinschaft des erfüllten Messianismus. Aber in der Thatsache, daß dieser Messias nicht in der erwarteten Gestalt eines theokratischen Herrschers und Heidenbezwingers aufgetreten war, sondern in der Demut und Niedrigkeit eines anspruchslosen Lehrers und Hirten, eines Befreiers nicht unterworfener Nationen, sondern geknechteter Willenskräfte, und ebendeshalb verachtet und verworfen von den Obersten seines Volkes, war ein Impuls gegeben, welcher nach einer andern Richtung treiben mußte. In der nachwirkenden Kraft dieses

von Jesus selbst so stark betonten Gegensatzes zum jüdischen Ideal lag der wirksamste Grund für die Ablösung der neuen Religion von der alten, die sich zunächst in der Form des Paulinismus vollziehen sollte. Infolge des starken Anstoßes, welchen das »Ärgernis des Kreuzes« (Gal. 5, 11) für die rechtgläubige Messiasidee und für die einfachsten Folgerungen aus dem jüdischen Gottesglauben darbot, kam es christlicherseits zu einer Weiterbildung des Messiasbegriffs, in deren Verlauf der Kreuzestod als gottgewollter, notwendiger Durchgangspunkt, der Messias selbst als ein gottähnliches, zum Zweck der Erlösung und Versöhnung der schuldbeladenen Menschheit auf Erden erschienenes Wesen zur Geltung kam, welches gerade im Tod nur die sinnliche Hülle abstreift, um sofort vermöge seiner Auferstehung und Erhöhung göttliche Würde und Hoheit anzutreten. Der nähere Verlauf dieser für die christliche Weltanschauung entscheidenden Gedankengänge gehört nicht hierher (s. Christologie). Von selbst erhellt übrigens, wie dem der Geschichte verfallenen dogmatischen Prozeß zugleich religiöse Ideen und sittliche Wahrheiten zu Grunde liegen, die von allgemeiner Bedeutung und Tragweite sind und dem C. seine bleibende, weltgeschichtliche Signatur gegeben haben. So ist nicht bloß dem ganzen religiösen Verhältnis dadurch, daß der Zweck des Auftretens des Messias in die Erlösung und Heiligung seines Volkes gesetzt wird, eine entschiedene Wendung und Richtung auf das Gebiet des sittlichen Lebens, auf die Zubereitung eines in Gott befreiten Willens, gegeben; es ist zugleich dadurch, daß dieser Erlöser trotz seiner göttlichen Würde erst »durch Leiden des Todes vollendet« (Hebr. 2, 9. 10) werden mußte, nicht etwa bloß der Schmerz verklärt, das Leid und Wehe des Lebens mit einer selbst der tragischen Kunst des klassischen Altertums unerreichbaren Weihe geheiligt, sondern es ist dieses Dulden und Leiden geradezu zum Gegengift wider Sünde und Schuld, zur Existenzbedingung für alles erhoben worden, was sich im endlichen Leben als gereifter und bleibender Gehalt, was sich im menschlichen Dasein als göttlicher Kern bewähren soll. Zugleich ist mit dieser Lehre vom leidenden Sohn Gottes und von der durch sein Leiden versöhnten Welt der Gottesbegriff selbst der starren Einheit und überweltlichen Ferne, welche seine Merkmale im Judentum ausmachen, entkleidet worden, und diese durch die Lehre von Christus als seinem Sohn bedingte Veränderung in dem Begriff und Bild Gottes, welche innerhalb der christlichen Theologie sich besonders in den Dogmen von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes abspiegelt, deutet bei allen logischen Unmöglichkeiten dieser Dogmen selbst doch einen bleibenden Gewinn an, welchen das Gottesbewußtsein der Menschheit dem Christentum verdankt.

Dazu kommt nun aber noch ein Weiteres. Nächster Zweck der Erscheinung des Messias war die Herstellung und Aufrichtung des »Gottesreichs«, der Herrschaft des Volkes Gottes auf Erden. Wenn die Idee Gottes als des Vaters und das Selbstbekenntnis zur Sohnschaft (s. auch Menschensohn) zwei leitende Gedanken des Auftretens Jesu bilden, so darf man ihnen getrost die Idee des Reichs Gottes als einen dritten, jene unter sich verbindenden Gedanken zur Seite stellen. Dieses »Reich Gottes« (s. d.) stellt den nächsten Kreis dar, welcher sich um den in der Person Jesu gegebenen Mittelpunkt bildet. Aber es konnte auch ganz ebenso unter einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet werden wie der »Sohn Gottes«. An sich war es auf eine Neubelebung aller gesellschaftlichen Zustände vermöge der übergreifenden Triebkraft des neuen Gottesbewußtseins, auf Herstellung eines Gesamtlebens, in dem sich nur göttliche Zwecke realisieren, abgesehen. Im vierten Evangelium, welches die christlichen Ideen zwar schon mit zum Teil griechischen Ausdrucksmitteln, aber ebendeshalb auch in ihrer allgemein menschlichen Bedeutung, in ihrer durchsichtigsten Reinheit und Klarheit zur Darstellung bringt, erscheint das Reich Gottes geradezu als die Gemeinschaft der aus dem Fleisch in den Geist umgeschaffenen Menschheit (Joh. 3, 3), als das nicht von dieser Welt stammende, aber in dieser Welt sich verwirklichende Reich der sittlichen Zwecke, der religiösen Wahrheit (Joh. 18, 37). Freilich konnte diese Idee in das Bewußtsein der Menschheit nur eintreten, indem sie an die jüdisch-volkstümlichen Begriffe von Gottesherrschaft und politischem Königtum anknüpfte. Indem sich Jesus als Messias erklärte, erstrebte er allerdings zunächst eine Umgestaltung des ihn unmittelbar umgebenden Volkslebens nach den Idealen der Propheten. Noch viel entschiedener aber bewegte sich das Bewußtsein seiner ersten Jünger und Gemeinden innerhalb dieses volkstümlich gefärbten Kreises, ja sie gingen merklich hinter den vorgeschobenen Standpunkt zurück, welchen Jesus selbst eingenommen hatte. Während er als Messias sich kühn über alles »Kleine am Gesetz« stellen konnte, fand innerhalb seiner ersten Anhängerschaft zunächst geradezu eine auch äußerliche Vereinigung mit der jüdischen Theokratie statt. Man nahm am nationalen Gottesdienst in Jerusalem teil, brachte levitische Opfer, beobachtete die väterliche Kultussitte und hatte davon, daß das C. etwas grundsatzmäßig Neues sei, kaum eine Ahnung (Apostelgesch. 2, 46; 3, 1; 5, 20. 42; 21, 20—27). Es war überhaupt nicht das Judentum im Mutterland Palästina, sondern es war das hellenistische Judentum der Diaspora (s. d.), welches schon längst einen griechisch-philosophischen Zug mit dem hebräischen Glaubensgehalt verbunden hatte, worin nunmehr auch das C. den Weg ins Freie finden sollte. Hier erst gelangte die Überzeugung, daß dasselbe bestimmt sei zur Zusammenfassung der bisher getrennten Teile der Menschheit, der Heiden und der Juden, zum Durchbruch und zum Ausdruck. Aus den Synagogen Kleinasiens, Griechenlands und Roms, um welche sich Proselyten aus dem Heidentum schon zuvor in großer Menge gesammelt hatten, ging endlich die vom Judentum abgelöste Heiden- und Weltkirche hervor.

Hier ist nun der Ort, daran zu erinnern, daß das C., abgesehen von dem Stammkapital, welches ihm im Gottes- und Selbstbewußtsein seines Stifters zugewachsen war, keineswegs lediglich von hebräischen Bildungselementen lebt. Schwerlich wäre es im Verlauf weniger Jahrhunderte die Religion des Morgen- und Abendlandes geworden, wenn nicht auch der griechische Geist auf die Gestaltung seiner Weltanschauung mächtig eingewirkt hätte. Schon vor der Zeit Jesu hatte das Judentum in Alexandria angefangen, in der Nachfolge der griechischen Philosophen den Gottesbegriff der eignen heiligen Bücher nach den Normen der Platonischen und der stoischen Philosophie umzubilden und zu vergeistigen (s. Alexandrinische Schule). Im C. fand sowohl die mythologisierende als die philosophierende Richtung des religiösen Griechentums, die Arbeit der Phantasie und diejenige des Gedankens, unmittelbare Fortsetzung: jene, insofern die ursprünglich theokratisch-

messianische, von Jesus verinnerlichte und versittlichte Idee des »Sohnes Gottes« erklärt wurde als eine physische Gottessohnschaft, welche auf direkter Erzeugung nach Analogie der griechischen Halbgötter und Heroen beruhte; diese, insofern die Platonisch-stoische Unterscheidung des »Wortes« Gottes, des sogen. Logos (s. d.), von Gott selbst wie von den alexandrinischen Juden, so nunmehr auch von den philosophierenden Christen, erstmalig im Johanneischen Evangelium, aufgenommen und auf ihrem Grund eine Lehre von dem Verhältnis des Vaters zum Sohn erbaut wurde, welche sich dann unter Hinzutritt eines dritten zu berücksichtigenden Faktors, des Heiligen Geistes, im Trinitätsdogma abrundete.

Aber nicht bloß auf religiösem, auch auf sittlichem Gebiet hatte der griechische Geist eine gewaltige Vorarbeit geliefert. Schon Sokrates bedurfte zur Begründung seiner Sittenlehre keiner von außen oder von oben kommenden Gebote mehr, da er dieselbe echt griechisch aus den Tiefen des gottverwandten Geistes ableitete, weshalb man von ihm gesagt hat, daß er die Philosophie vom Himmel auf die Erde gebracht habe. Er lieferte damit wenigstens einen allgemeinen Typus für das, was später das C., indem es den Geist freier Sittlichkeit von der Beschränktheit alttestamentlicher Gesetzlichkeit entband, was insonderheit der Protestantismus leistete. Das unvergleichlich Größte aber hat Platon gethan, um die hellenische Gedankenwelt auf eine Stufe zu heben, auf welcher sie fähig war, sich mit den religiösen Erträgnissen des semitischen Orients, insonderheit mit dem Hebraismus, zu berühren und eine aus beiden bisher sich fliehenden Elementen gemischte Weltanschauung zu erzeugen. Als eine solche aber muß diejenige des Christentums, wie es sich in der Geschichte ausbreitete, bezeichnet werden. Semitisch und hebräisch ist das Gewebe historischer Fäden, an welchem es seine Gottes- und Weltanschauung zur Darstellung bringt; griechisch und Platonisch ist der metaphysische Hintergrund, welchen es der geschichtlichen Fortbewegung seiner Ideen verleiht, jene ganze Grundanschauung, wonach eine höhere, übersinnliche Welt als ein dem endlichen Verstand überlegenes, nur mit dem Glauben zu fassendes Etwas in unser Sinnenleben hereinspielt, so daß, was von geistigem Reiz und göttlichem Gehalt in diesem letztern vorkommt, was von sittlichen Aufgaben sich stellt, aus solchem Hereinleuchten sich erklärt. Ganz besonders brauchbar, wo es galt, die Verluste, die man durch Preisgeben des ursprünglichen Idealismus erlitten hatte, durch neubezogene Gewinne zu decken, fand man die Umbildung, welche die Gedanken Platons in dem nachgebornen System des Neuplatonismus erfuhren. Auf Grund dieses Systems also in seinen alten und neuen Formen haben Kirchenväter und Scholastiker ein Jahrtausend lang die christlichen Dogmen zuerst gebildet und bearbeitet, dann erklärt und bewiesen. Nächst dem Platonismus war es endlich noch die Stoa, welche mit ihrer Lehre von der Gottverwandtheit und Gleichheit der menschlichen Natur Einfluß ausübte. Alle Menschen sind schon nach Chrysipp als Mitgenossen und Mitbürger zu betrachten, damit die Welt erscheine »wie Eine verbundene Herde, die durch Ein gemeinsames Gesetz geleitet wird« (Joh. 10, 16). Eine Menge direkter Parallelen zu Paulus ist aus Seneca zusammenzulesen. Auch das Wort, daß alle Menschen Brüder sind, hat man zuerst in der Stoa gehört. Wie schon das Altertum solchen Aussprüchen eine weltgeschichtliche Bedeutung beimaß, zeigt Plutarch, welcher meint, was Zenon gewollt, habe Alexander vollbracht. Alexanders Gedanke aber wurde im Grund erst durch das römische Weltreich verwirklicht, und als dieses eben unter dem ersten Kaiser seinen dauernden Zusammenschluß gefunden hatte, entstand in einem seiner entlegenen Winkel auch diejenige Religion, welche unter allen dagewesenen Religionen allein eine solche Unabhängigkeit von jedweder national-partikularistischen Bedingtheit erlangen konnte und sollte, daß sie fähig wurde, den ungeheuern Riesenleib jenes Reichs gleichmäßig zu beseelen, ja sogar, als derselbe allmählich abstarb und zerfiel, ihn als europäische Weltreligion zu überdauern und eine neue, weltgeschichtlich noch verheißungsvollere Verbindung mit dem germanischen Element einzugehen.

Eine solche Dauerhaftigkeit, wie sie das C. unter dem Zusammensturz aller Kultur- und Staatsmächte der Alten Welt an den Tag legte, setzt freilich voraus, daß dasselbe sich zuvor schon in bestimmt gegliederten Verfassungsformen verfestigt hatte, daß es Kirche (s. d.) geworden war. Das aber ist es keineswegs etwa von vornherein schon gewesen. Vielmehr hatte man ursprünglich mit der gesamten Wirklichkeit und mit jeder Zuversicht auf die Entwickelungsfähigkeit derselben so gründlich gebrochen, daß der urchristlichen Phantasie zunächst auch die durch den Glauben an Jesu Messianität gebildete Gemeinde nur durch das direkte Wunder der Wiederkunft ihres Stifters zur Erbin der alten Weltreiche erhoben werden zu können schien. Der Schwerpunkt der urchristlichen Zukunftsgedanken fiel noch ganz in das sogen. Tausendjährige Reich (s. Chiliasmus). Erst allmählich übte die in den Paulinischen und Johanneischen Schriften angelegte Auffassung, wonach Christus als göttliches Prinzip in der Gemeinde seiner Gläubigen waltet und diese letztere zur Trägerin seines Bewußtseins, zur Fortsetzerin seines Willens wird, einen umgestaltenden und versöhnenden Einfluß, während die Kirche sich zugleich immer unumgänglicher auf einen längern irdischen Bestand einrichten mußte. Schon die Ausscheidung der Montanisten (s. d.) bedeutete im Grunde den Entschluß der Kirche, unter Verzicht auf ihre ursprüngliche Ausstattung und Kraft eine Weltmission im großen zu beginnen und die Völker zu erziehen. Diese Art von Realismus gewann dem ursprünglichen Idealismus im Verlauf des 3. Jahrh. massenhaftes Terrain ab. Die Kirche wurde ein Staat im Staat; sie unternahm es, den Weltstaat zu christianisieren, indem sie zugleich seine Bildung und Philosophie, seine Rechtsordnung und seine Kulte in den eignen Dienst nahm, bez. sich ihnen akkommodierte. Vollends seitdem sie Staatskirche geworden war (s. Konstantin d. Gr.), schiebt sich der Schwerpunkt des christlich-frommen Bewußtseins von der apokalyptischen Zukunftshoffnung hinweg in den gegenwärtigen, von der Kirche verbürgten und in ihr gegebenen Heilsbesitz. Das Band, welches jetzt die Christenheit zusammenhält, ist nicht mehr die selbst von Heiden der frühern Jahrhunderte gepriesene Bruderliebe und die gemeinsame Hoffnung auf die große Endkatastrophe, sondern eine hierarchische Ordnung, welche mit der christlichen Mündigkeit und Freiheit leicht auch die brüderliche Gesinnung ersticken konnte. Das höchste und umfassendste aller sittlichen Ideale des Stifters, das Reich Gottes, fiel diesem Katholizismus (s. d.) eben schon in Eins zusammen mit der empirischen Kirche, während der Protestantismus (s. d.) als ein neuer Versuch zur Realisierung des christlichen Prinzips beide Gedanken wieder voneinander zu scheiden unternahm. Die gegenwärtige Zahl

aller Christen der Erde beträgt etwa 446 Mill. (vgl. die statistische Übersicht zur Karte »Religionen der Erde« bei Artikel »Bevölkerung«). Weiteres bezüglich der äußern Ausbreitung, welche das hier aus einigen wesentlichen Motiven seiner Entstehung charakterisierte C. im Laufe von beinahe zwei Jahrtausenden gefunden hat, s. Mission und Religion.

Christentumsgesellschaft, Deutsche, religiöser Verein der evangelischen Kirche, ward 1780 durch Johann Urlsperger (gest. 1. Dez. 1806) zu Basel gegründet (ursprünglich Deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit). Zusammenkünfte zur erbaulichen Betrachtung und eine umfassende Korrespondenz sollten den Zweck der Vereinigung aller lebendigen und bibelgläubigen Christen fördern. Seit 1784 erschienen als Organ die monatlichen »Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit«, und es zog die Gesellschaft fast alle Bethätigungen der äußern und innern Mission in ihren Bereich; aus ihr sind im Lauf der Zeit mehrere selbständige Vereine hervorgegangen, z. B. die Baseler Bibelgesellschaft (1804), die Evangelische Missionsgesellschaft daselbst (1816), die Anstalt in Beuggen zur Bildung von Armenschullehrern und zur Rettung verwahrloster Kinder (1820), der Verein für Freunde Israels, der Traktatverein, die Taubstummenanstalt zu Riehen, die Pilgermission auf Krischona u. a., fast sämtlich von C. F. Spittler in das Leben gerufen.

Christenverfolgungen, die notwendige Gegenwirkung des Heidentums auf das innerhalb seines Gebiets sich ausbreitende Christentum. Den Römern war bekanntlich die Religion vorzugsweise Staatsangelegenheit. Lediglich aus Staatsklugheit hatte man den unterjochten Völkern ihre Götter gelassen, auch den Juden die Ausübung ihrer Religion erlaubt. Je mehr sich aber das Christentum vom Judentum loslöste, desto mehr verlor es das Recht einer erlaubten Religion (religio licita); die Aufnahme und Verbreitung einer unerlaubten (religio illicita) aber galt, zumal in der gegen alle Neuerungen und Vereine so argwöhnischen Kaiserzeit, als Verbrechen gegen die Staatsgesetze. Überdies mußte gerade diese Religion, um welche es sich in dem besondern Fall handelte, neu und gewissermaßen unfaßbar, weil ohne Volkstümlichkeit, ohne Götterbilder, ohne Tempel, Altäre und Opfer, dazu in ihren gottesdienstlichen Verrichtungen bald vom Schleier des Geheimnisses umgeben, als ganz besonders verdächtig erscheinen, zumal da ihre Anhänger sich weigerten, die Zeremonien der römischen Staatsreligion als allgemeine Bürgerpflicht zu verrichten, der Büste des Kaisers als Ausdruck der Unterthanenehrfurcht Weihrauch zu streuen oder an kaiserlichen Geburtstagen, bei Siegesfesten u. dgl. an den heidnischen öffentlichen Lustbarkeiten teilzunehmen. Nun sollten aber die Teilnehmer an unerlaubten und geheimen Versammlungen (collegia illicita) sowie die der Ehrfurchtsverletzung gegen die Kaiser (impietas in principes) Angeklagten nach römischem Gesetz gefoltert, die Geringern (humiliores) unter ihnen den Bestien vorgeworfen oder lebendig verbrannt, die Vornehmern (honestiores) zum Tod verurteilt werden. Speziell wurde der Dienst eines unsichtbaren, nicht abzubildenden Gottes als Atheismus betrachtet; das die Götter, Tempel, Opfer ꝛc. entwertende Christentum erschien als »sacrilegium«; die sacrilegi aber verdammte das römische Gesetz zum Kampf mit wilden Tieren oder zum Kreuzestod. Wirkliche oder angebliche Heilungen, der von den Christen ausgeübte Exorzismus, gaben Anlaß zur Beschuldigung der Magie, die den erwiesenen Zauberern den Flammentod, den übrigen an der magischen Handlung Beteiligten die Strafe der Kreuzigung ꝛc. nach römischem Gesetz zuzog. Hatte in dem religiösen Verhalten der Christen der Staat somit eine gewisse Veranlassung, dieselben der Auflehnung gegen seine Einrichtungen und Gesetze zu beschuldigen und zu bestrafen, so gingen doch die Verfolgungen noch häufiger vom heidnischen Volk aus, das im Götzendienst den Quell seines Erwerbs (heidnische Priester, Goeten, Götzenbildverfertiger und Händler) verteidigte und voll Haß jede Handlung eines Christen mit Argwohn betrachtete; so ward von ihm der Genuß des geheiligten Leibes als ein thyestisches Gastmahl, die allgemeine Bruderliebe als Vorwand der Unzucht verdächtigt. Alle öffentlichen Unglücksfälle wurden sofort als Strafgerichte der über ihre Verachtung erzürnten Götter dargestellt. Den Vornehmen und im Geiste der alten Welt Gebildeten endlich war das Christentum der finstere Aberglaube eines bethörten Pöbels. Zu diesen eigentlichen und planmäßigen Verfolgungen sind die Vorfälle des 1. Jahrh. noch nicht zu zählen, wie wenn bald auf dem Boden Palästinas in der Nachfolge des Meisters selbst zahlreiche Opfer dem pharisäischen Haß fallen, bald in Rom (64 n. Chr.) die tyrannische Laune eines Nero die Schuld an dem Brande der Stadt auf die Christen wälzt und sie kreuzigen oder in die Felle wilder Tiere einnähen und den Hunden zur Zerfleischung vorwerfen oder, mit brennbaren Stoffen überzogen, gleich Fackeln anbrennen läßt. Auch unter Domitian (81—96) wurde die Anklage auf Christentum als eine Art Hochverrat nur benutzt, um einzelne Konfiskationen, Verbannungen und Hinrichtungen, wie es scheint selbst gegen zwei Mitglieder der kaiserlichen Familie, T. Flavius Clemens und Flavia Domitilla, durchzusetzen. Erst seit den Zeiten des Kaisers Trajan beginnt der eigentliche Christenprozeß und zwar zunächst in der Form der Einzelanklage. Das Edikt Trajans vom Jahr 112, welches den Christenprozeß in der angegebenen Weise instruiert hatte, blieb Reichsgesetz und wurde unter Trajans Nachfolgern bald laxer, bald strenger gehandhabt. Ersteres gilt namentlich von Hadrian (117—138), unter welchem jedoch eine um so grausamere Verfolgung die Christen seitens der rebellischen Juden in Palästina unter Bar-Kochba (s. d.) betroffen hat. Aber auch die Wut des heidnischen Volkes hat sich unter dem Eindruck gehäufter öffentlicher Unglücksfälle öfters gegen die Götterfeinde entladen. Eine etwas härtere Praxis begann unter Antoninus Pius (138—161), unter dessen Regierung wohl die Verfolgung in Smyrna, die dem Bischof Polykarp das Martyrium bereitete (155—156), fällt, und noch mehr Ernst war es damit dem Marcus Aurelius (161—180), unter dessen Regierung namentlich die blutige Verfolgung in Lugdunum (Lyon) und Vienna (Vienne) im südlichen Gallien (177) stattfand. Nach einer 20jährigen, nur von einzelnen Martyrien unterbrochenen Zeit der Ruhe erhob sich eine neue Verfolgung unter Septimius Severus infolge eines Edikts, welches den Übertritt vom Heidentum zum Judentum oder Christentum untersagte, 202 über die Christen in Ägypten und im prokonsularischen Afrika. Alexander Severus (222—235), beeinflußt von seiner Mutter Julia Mammäa, stellte dagegen das Bild Christi unter seine Hausgötter. Ebendies war für seinen Mörder und Nachfolger Maximinus Thrax (235—238) Grund genug zu entgegengesetz-

ter Praxis. Eine nur kurze Zeit der Ruhe kam unter **Philippus Arabs** (244—249), welcher der Sage nach selbst ein Christ gewesen sein soll. Dagegen erging unter **Decius** (249—251) die erste planmäßige Verfolgung aus national-religiösen Motiven über die Christenheit des ganzen Reichs. Unter **Gallus** (251—253) und **Valerianus** (253—260) dauerten, mit besonderer Heftigkeit seit 257, diese Leiden fort; man suchte die Kirche hauptsächlich durch Verfolgung der Kirchenbeamten zu Grunde zu richten. Erst **Gallienus** hob 260 die Verfolgungen auf und gab dadurch auf mehr als 40 Jahre Frieden. Der Kaiser **Diocletianus** (284—305) zeigte sich anfangs aus politischer Klugheit den Christen gewogen, begann dann aber teils infolge seines Bestrebens, die alte Herrlichkeit des Reichs, somit auch die alte Staatsreligion wiederherzustellen, teils auch angereizt von seinem Schwiegersohn, dem Cäsar Galerius, gegen die Christen einen Kampf auf Leben und Tod. Letzterer hob an mit der Zerstörung der Kirche von Nikomedia (303). Ein sogleich folgendes kaiserliches Edikt gebot, alle Tempel der Christen zu zerstören und ihre heiligen Bücher zu verbrennen; christlichen Staatsbeamten sollten ihre Würden genommen, römische Bürger zu Sklaven degradiert werden, Sklaven die Hoffnung auf Freiheit verlieren; gegen alle Christen sollte bei der gerichtlichen Untersuchung die Folter angewandt werden. Ein neues Gesetz gebot, die Christen durch jedes erdenkliche Mittel zum Opfern zu zwingen. Fast durchs ganze Reich wüteten die Verfolgungen. Einhalt wurde erst geboten, als Diocletianus 305 die Regierung niederlegte und der Christenfreund **Constantius Chlorus** mit Galerius zum Augustus erhoben wurde. Galerius, die Vergeblichkeit seines blutigen Beginnens einsehend, erließ 311 ein Edikt, wodurch den Christen unter der Bedingung, daß sie nichts gegen die Ordnung des Staats unternähmen, vollkommene Duldung gewährt wurde. Im Abendland nahmen die Dinge ohnedies unter des Constantius Chlorus Sohn Constantinus (seit 306) die günstigste Wendung (s. **Konstantin d. Gr.**). Maximinus' Niederlage und Tod (313) befreite die Kirche von ihrem letzten und unversöhnlichsten Feind. Vgl. **Overbeck**, Studien zur Geschichte der alten Kirche (Chemn. 1875); **Aubé**, Histoire des persécutions de l'église (Par. 1875, 1878); **Derselbe**, Les Chrétiens dans l'empire romain de la fin des Antonins, etc. (das. 1881); **Keim**, Aus dem Urchristentum (Zürich 1878); **Derselbe**, Rom und das Christentum (Berl. 1881); **Böhringer**, Das Christentum unter Diokletian (2. Aufl., Stuttg. 1874); **Mason**, The persecution of Diocletian (Lond. 1876, 2 Bde.); **Burckhardt**, Die Zeit Konstantins d. Gr. (2. Aufl., Leipz. 1880); **Görres** in Kraus' »Realencyklopädie der christl. Altertümer«, Bd. 1 (Freiburg 1882); **Allard**, Histoire des persécutions pendant les deux premiers siècles (Par. 1885).

Christfest, s. Weihnachten.

Christfestthaler, Münzen und Medaillen, auf welchen Christi Geburt dargestellt ist, und die daher vorzüglich zu Christgeschenken bestimmt sind. Besonders geschätzt ist der C., welchen um 1560 Kaiser Ferdinand I. prägen ließ.

Christholz, s. Liquidambar und Styrax.

Christian (lat. Christianus, s. v. w. Christ), Name zahlreicher Fürsten:

[**Anhalt.**] 1) C. I. oder der ältere, Fürst von Anhalt, Stifter der Linie Anhalt-Bernburg, ausgezeichnet als Fürst und Feldherr, geb. 11. Mai 1568 zu Bernburg als der zweite Sohn Joachims II. Ernst und von Agnes, Gräfin von Barby, erhielt eine für die damalige Zeit ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, bereiste die Türkei, die nordischen Staaten, Frankreich und Italien, lebte dann längere Zeit am kursächsischen Hof und kommandierte 1591 als französischer Generalleutnant ein Korps von 16,000 Mann, welches deutsche Fürsten dem König Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue zu Hilfe schickten. Nachdem er Calvinist geworden, trat er als Statthalter der Oberpfalz in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz und blieb auch in dieser Stellung, als ihm 1603 durch eine neue Teilung der anhaltischen Lande das Fürstentum Bernburg zufiel. Er beteiligte sich eifrig an der Stiftung der evangelischen Union (1608), übernahm das Kommando über die Truppen derselben, führte auch meist die Unterhandlungen der protestantischen Fürsten mit Heinrich IV. von Frankreich und mit Kaiser Rudolf II. Seine Parteinahme für Friedrich V. von der Pfalz zwang ihn nach der Schlacht am Weißen Berg, in welcher er das böhmische Heer kommandiert hatte, nach Dänemark zu flüchten; doch gelang es ihm, sich 1624 mit dem Kaiser auszusöhnen und die Wiederaufhebung der Acht zu erlangen. Er starb 17. April 1630 in Bernburg. Seine Ehe mit Anna, Gräfin von Bentheim und Tecklenburg, war mit Kindern reich gesegnet. Von diesen folgte als Fürst **Christian II., der jüngere**, geb. 11. Aug. 1599, gest. 22. Sept. 1656, der, 1620 in der Schlacht am Weißen Berg in kaiserliche Gefangenschaft geraten, die Gunst des Kaisers Ferdinand II. erwarb und die Versöhnung desselben mit seinem Vater vermittelte. Über seine zahlreichen Reisen hinterließ er ein Tagebuch (hrsg. von J. Krause, Leipz. 1858). Vgl. **Krebs**, C. von Anhalt und die kurpfälzische Politik am Beginn des Dreißigjährigen Kriegs (Leipz. 1872).

[**Markgrafen von Brandenburg.**] 2) **C. Wilhelm**, Administrator des Erzstifts Magdeburg, Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, geb. 28. Aug. 1587, wurde 1598 zum Erzbischof von Magdeburg erwählt und nahm 1614 seiner Verheiratung halber den Titel eines Administrators an. Während des Dreißigjährigen Kriegs ließ er sich in ein Bündnis mit Dänemark ein, übernahm 1626 beim niedersächsischen Kriegsheer ein Kommando, kämpfte in der Schlacht an der Dessauer Brücke mit, wurde dann von Wallenstein geschlagen und verjagt und 1628 vom Domkapitel abgesetzt. Er flüchtete ins Ausland, zuletzt (1629) nach Schweden zu Gustav Adolf, mit dem er 1630 zugleich den deutschen Boden betrat. Er erlangte dann durch das Versprechen schwedischen Beistandes seine Aufnahme in die Stadt Magdeburg; seine Versuche aber, das Erzstift wiederzuerobern, mißglückten, und er wurde 1631 bei Eroberung Magdeburgs gefährlich verwundet, ins Pappenheimsche Lager abgeführt und von den Jesuiten 1632 zum Übertritt zur katholischen Kirche überredet, ein Schritt, welchen eine in seinem Namen erschienene Schrift: »Speculum veritatis«, rechtfertigen sollte. Er wurde hierauf auf freien Fuß gesetzt und ihm im Prager Frieden (1635) aus den Einkünften des Erzstifts Magdeburg jährlich eine Summe von 12,000 Thlr., 1648 die Ämter Loburg und Zinna angewiesen. C. starb 1. Jan. 1665.

3) Sohn des Kurfürsten Johann Georg, geb. 1581, gest. 1655, wurde nach Erlöschen der ältern fränkischen Hohenzollern gemäß dem Geraer Hausvertrag 1603 Markgraf von Baireuth. Er war ein eifriger Anhänger der protestantischen Sache und Gustav Adolfs, brachte aber dadurch sein kleines Land in große Be-

drängnis. Um dieselbe abzuwenden, trat er 1635 dem Prager Frieden bei. Nach hergestelltem Frieden suchte er den Wohlstand seines Landes, besonders durch Verbesserungen im Kirchen- und Schulwesen, wieder zu heben. Er starb 30. Mai 1655.

4) C. Ernst, Markgraf zu Brandenburg-Baireuth, Enkel des vorigen, geb. 27. Juli 1644, ward am Hof des Großen Kurfürsten erzogen, studierte in Straßburg, ging dann auf Reisen und trat 1661 die Regierung an. Er unterstützte den Großen Kurfürsten mit Truppen, als derselbe 1672 für Holland gegen Frankreich eintrat, nahm an dem weitern Krieg bis 1678 teil, ward kaiserlicher Feldmarschall und 1676 auf einige Zeit Oberbefehlshaber der gesamten Reichsarmee, zeichnete sich auch 1683 beim Entsatz von Wien durch große Tapferkeit aus. Noch am spanischen Erbfolgekrieg nahm er als Reichsfeldherr, doch ohne Erfolge zu erringen, teil. Auch um die Hebung seines Landes erwarb er sich Verdienste, nahm viele französische Flüchtlinge auf und wies ihnen Wohnsitze, namentlich in und um Erlangen, an. Seine Finanznot trieb ihn eine Zeitlang alchimistischen Abenteurern in die Arme. Er starb 10. Mai 1712 in Erlangen. Vgl. Ebrard, C. Ernst von Brandenburg-Baireuth (Gütersl. 1885).

[Herzöge von Braunschweig.] 5) C. der ältere, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, Bischof zu Minden, geb. 9. Nov. 1566, zweiter Sohn des Herzogs Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg und der dänischen Prinzessin Dorothea, wurde 1597 zum Koadjutor des Stifts Minden erwählt und trat 1599 die Regierung daselbst an. Nach dem Tod seines ältern Bruders, Ernst II. (1611), übernahm er die Regierung der braunschweigischen Lande und erwarb 1617 das Fürstentum Grubenhagen. Beim Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs hielt er mit dem Herzog Friedrich von Holstein zur Partei des Kaisers, wurde Oberst der niedersächsischen Kreistruppen und suchte mit vieler Klugheit den Schauplatz des Kriegs möglichst vom Stiftsland fern zu halten; doch nahmen 1623 die Kaiserlichen unter Tilly nichtsdestoweniger Besitz davon. Als die Stände Niedersachsens hierauf zur Abwehr rüsteten, legte C. sein Amt als Kreisoberst nieder. Erst 1629, nach dem Erlaß des Restitutionsedikts, schloß er sich der protestantischen Partei an. Er starb 8. Nov. 1633.

6) Herzog (herzoglicher Prinz) von Braunschweig-Wolfenbüttel, lutherischer Bischof von Halberstadt, einer der Kriegsobersten des Dreißigjährigen Kriegs (»der tolle Halberstädter« genannt), dritter Sohn des Herzogs Heinrich Julius und der Elisabeth, Tochter des Königs Friedrich II. von Dänemark, geb. 20. Sept. 1599 zu Gröningen im Stift Halberstadt, wurde 1616 Bischof von Halberstadt und 1617 Propst zu Braunschweig. Während der ersten Bewegungen des Dreißigjährigen Kriegs diente er in Holland. Als Friedrich von der Pfalz die böhmische Königskrone verlor, trat C. in dessen Dienst und schwur der Königin Elisabeth, nicht rasten zu wollen, bis er ihr das verlorne Königreich wiederverschafft habe. Er machte 1621 mit einem geworbenen Heer von 15,000 Mann Plünderungszüge ins Kurmainzische; von da zurückgeschlagen, plünderte er die reichen westfälischen Bistümer, ließ in Paderborn den heil. Liborius und die zwölf silbernen Apostel zu Münzen einschmelzen mit den Inschriften: »Tout avec Dieu« und »Gottes Freund, der Pfaffen Feind« und brachte sein Räuberheer, dem er alle Ausschweifungen gestattete, auf 8000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter. Unter fortgesetzten Plünderungen drang er durch das Fuldaische und die Wetterau an den Main vor und eroberte Höchst, erlitt aber hier 20. Juni 1622 von Tilly eine schwere Niederlage; doch gelang es ihm, zu Bensheim an der Bergstraße seine Vereinigung mit dem Grafen Ernst von Mansfeld zu bewirken. Sie zogen nun vereint in das Elsaß, knüpften, nachdem sie von dem Exkönig Friedrich von Böhmen des Dienstes entlassen worden, mit verschiedenen Mächten Unterhandlungen an und traten schließlich in den Dienst der holländischen Staaten, um gegen die Spanier zu kämpfen. Nachdem sie die Festung Bergen op Zoom entsetzt hatten, wobei C. den linken Arm verlor, den er durch einen silbernen ersetzen ließ, verließen sie den holländischen Dienst wieder. C. zog nun mit ca. 8000 Mann nach Niedersachsen, wo die protestantischen Stände sich vergeblich seiner zu entledigen suchten, stieß mehrmals mit Tilly zusammen und wurde von diesem 6. Aug. 1623 bei Stadtlohn vollständig geschlagen. C. entkam mit dem Rest seiner Truppen nach Arnheim und ward nochmals von den Generalstaaten auf drei Monate in Dienst genommen, wegen der Zügellosigkeit seiner Truppen aber bald wieder entlassen. Er zog darauf zu Mansfeld nach Ostfriesland, wurde aber zugleich mit diesem durch Mangel zur Entlassung des Restes seiner Truppen genötigt und ging nach dem Haag, darauf mit Mansfeld nach England, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde. Im Februar 1625 zogen beide Feldherren, von England und Frankreich unterstützt, ihre Truppen in Holland zusammen. Als jedoch hier der Entsatz des vom spanischen General Spinola belagerten Breda an der Unentschlossenheit der Holländer scheiterte, auch Krankheiten unter den Truppen ausbrachen, begaben sich C. und Mansfeld nach Westfalen und brachten von hier aus große Drangsale über das Erzstift Köln. Da die Truppen aber aus Mangel an Sold sich zerstreuten, ging C. zu seinem Oheim, dem König Christian IV. von Dänemark, der im Bremischen Tilly gegenüberstand. Mit dem vorrückenden dänischen Heer kam er im Frühling 1626 nach Braunschweig und wurde von Herzog Friedrich Ulrich zum Stellvertreter in der Regierung ernannt. Noch während der Winterszeit betrieb er die Rüstungen eifrig, unternahm im Januar mehrere glückliche Streifzüge gegen die Kroaten, suchte die Reichsstadt Goslar zu überrumpeln, plünderte noch einmal Paderborn, entsetzte Northeim und verproviantierte Minden und Göttingen, von wo aus er den in Hessen gelagerten Tilly beobachtete, mußte aber dann, von Fieber befallen, nach Wolfenbüttel zurückkehren. Daselbst starb er 16. Juni 1626. Vgl. Opel, Der niedersächsisch-dänische Krieg, Bd. 1 (Halle 1872).

[Könige von Dänemark.] 7) C. I., König von Dänemark, Norwegen und Schweden, Sohn Dietrichs des Glücklichen, Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, und seiner Gemahlin Heilwig, einer Enkelin der Schwester Waldemars III., geb. 1426, wurde 1448 nach dem Tod König Christophs, dessen Witwe er heiratete, zum König von Dänemark und Norwegen gewählt, erlangte nach mehrjährigem Kampf gegen Karl Knutson, welcher in Schweden als König aufgestellt worden war, 1457 auch die schwedische Krone, wodurch die 1448 aufgelöste Kalmarische Union wieder in Geltung kam, wurde 1460 nach dem Tod Adolfs von Schleswig-Holstein von den Ständen zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein erwählt, wodurch die Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark begründet wurde (wobei zugleich die Ungeteiltheit der beiden Länder und die Privilegien der Stände ausdrücklich bestimmt wurden), verlor die

Krone von Schweden durch die Schlacht am Brunkeberg 10. Okt. 1470 an Sten Sture, gründete 1478 die Universität Kopenhagen und starb 22. Mai 1481.

8) C. II., genannt der Böse, Sohn des Königs Johann, geb. 2. Juli 1481 zu Nyborg auf Fünen, ein Mann von Talent und Energie, aber despotisch und leidenschaftlich. Nach dem Tod seines Vaters, in dessen Auftrag er schon 1502 einen Aufstand in Norwegen mit großer Härte niedergeschlagen hatte, bestieg er 1513 den Thron von Norwegen und Dänemark. Obgleich seit 1515 vermählt mit einer Schwester Kaiser Karls V., Isabella, wurde er doch von seiner Geliebten, Düveke (Täubchen) aus Holland, die er in Bergen kennen gelernt, und noch mehr von deren Mutter Sigbrit Willems beherrscht, die auch nach dem Tode Düvekes (1517) ihren Einfluß behauptete. Um Schweden wieder mit seiner Herrschaft zu vereinigen, machte er (nachdem der erste Versuch 1518 mißlungen war) 1520 einen Zug gegen Sten Sture, den schwedischen Reichsverweser, schlug diesen und wurde von den schwedischen Ständen als König anerkannt, worauf er über 600 Häupter der Gegenpartei im sogen. Stockholmer Blutbad (8.—10. Nov. 1520) hinrichten ließ. Als aber 1521 die Schweden unter Gustav Wasa sich empörten, brach auch in Dänemark, wo C. den Bürger- und Bauernstand auf Kosten des Adels begünstigt hatte, ein von Lübeck und dem Herzog von Holstein unterstützter Aufstand aus, durch welchen C. aus dem Land vertrieben wurde. Er floh im April 1523 mit seiner Familie und seinen Schätzen nach den Niederlanden. Zwar versuchte er 1531 mit Hilfe der katholischen Partei seine Krone wiederzugewinnen und landete in Norwegen, ließ sich aber verlocken, nach Kopenhagen zu kommen, wurde hier gefangen genommen und von dem an seiner Stelle gewählten Friedrich I. auf dem Schlosse Sonderburg in strenger, seit 1549, nachdem er 1546 auf die Krone verzichtet, im Schloß Kallundborg auf Seeland in milderer Haft gehalten und starb hier 25. Jan. 1559. Er hinterließ keine männliche Nachkommenschaft; seine ältere Tochter, Dorothea, war mit dem Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, die jüngere, Christina, mit dem Herzog Franz von Lothringen vermählt. Vgl. Behrmann, Kong Christiern den Andens Historie (Kopenh. 1815, 2 Bde.).

9) C. III., König von Dänemark und Norwegen, Sohn Friedrichs I., geb. 12. Aug. 1503, mußte nach dem Tod seines Vaters (1533) mit den Hanseaten und einem großen Teil seiner Unterthanen um die Krone kämpfen, wurde erst 1534 von den Ständen zum König gewählt und gelangte 1536 zum ruhigen Besitz derselben. Unter ihm wurde die lutherische Kirchenverbesserung allgemein eingeführt, und die Universität erfuhr bedeutende Verbesserungen. Zum Schaden gereichte auch seiner Regierung die Ausdehnung der dänischen Adelsmacht, welche die meisten Güter der aufgehobenen Bistümer und Klöster an sich zu ziehen wußte und das Königtum eng umstrickte. Dagegen ließ C. den geringen Rest norwegischen Adels vollends verkommen. Mit Karl V. in Krieg verwickelt, fügte er diesem teils an den Küsten von Flandern, teils durch Schließung des Sundes Schaden zu und erzwang dadurch 1544 den Frieden von Speier. Holstein trat er seinen Brüdern ab. Handel und Industrie erfreuten sich seines besondern Schutzes. C. starb am Neujahrstag 1559.

10) C. IV., einer der besten Könige von Dänemark und Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein, Sohn Friedrichs II. und der Prinzessin Sophia von Mecklenburg, geb. 12. April 1577 zu Frederiksborg auf Seeland, bestieg nach dem Tod seines Vaters 4. April 1588 durch Wahl der Stände den Thron. Anfangs unter Vormundschaft stehend, wurde er erst 1593 in den Herzogtümern, 1596 in den Königreichen für volljährig erklärt und übernahm darauf selbst die Regierung. Um die Grenzen des Reichs genau kennen zu lernen, machte er 1599 eine Reise um das Nordkap. Er beförderte Handel und Schiffbau und legte den Grund zur dänischen Marine. Mit Schweden stand er fast stets in gespannten Verhältnissen, die zweimal zum Krieg führten. Der erste (1611—13) wegen Lapplands, das König Karl IX. von Schweden beanspruchte und in seinem Wappen und Titel aufgeführt hatte, wurde durch den Frieden zu Knäröd auf eine für Dänemark sehr vorteilhafte Weise beendigt; der zweite (1643–45) verlief dagegen so unglücklich für C., daß er im Frieden zu Brömsebro sehr bedeutende Abtretungen in den übersundischen Landen machen mußte. Auch seine Beteiligung am Dreißigjährigen Krieg (s. d.), in welchem er an der Spitze der niedersächsischen Stände 1625 den Kampf gegen den Kaiser und die Liga begann, aber 27. Aug. 1626 von Tilly bei Lutter am Barenberg besiegt wurde, brachte ihm keinen Ruhm, wiewohl der Friede von Lübeck (1629) ihm keine Opfer an Land und Leuten auferlegte. Erfolgreicher war sein friedliches Wirken. Er schuf eine Seemacht von größern und bessern Schiffen, als die Ostsee je gesehen hatte, dehnte den Handel des Landes bis nach Ostindien aus, wo er Trankebar erwarb, und förderte den inländischen Handel, besonders durch die Beschränkung der Hansestädte. Ebenso verbesserte er die Gesetzgebung und führte eine verständige Finanzverwaltung ein. Zur Wiederauffindung der Ostküste Grönlands und zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt rüstete er, freilich erfolglos, mehrere Expeditionen aus. Sein Versuch, die Leibeigenschaft des Bauernstandes aufzuheben, scheiterte nur am Widerstand des Adels. Daher war C. trotz seines Unglücks im Krieg sehr populär. Das Volkslied »König C. stand am hohen Mast« verherrlicht seinen Heldenmut in der Seeschlacht gegen die Schweden vor dem Kieler Hafen (1644). In der Regierung von Schleswig-Holstein hatte er mehrfache Konflikte mit seinem Mitregenten, Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp, vereinigte sich aber 1616 mit demselben zur Aufhebung des ständischen Wahlrechts und Einführung der Primogenitur. Die Stadt Glückstadt machte er zur Hauptstadt seines Anteils an Holstein. Seinen Namen verewigten die Städte Christianstad in Schonen und Christiania in Norwegen, das er an Stelle des 1624 durch Brand zerstörten Opslo gründete, und wo ihm 1880 eine Statue errichtet wurde. C. starb 28. Febr. 1648 in Kopenhagen. Ihm folgte sein Sohn Friedrich III. Er war in erster Ehe mit Anna Katharina von Brandenburg, in zweiter morganatisch mit Christine Munk vermählt, deren eine Tochter Korfiz Ulfeldt (s. d.) heiratete. Seine Biographie schrieben Slange (Kopenh. 1749) und Höst (das. 1839); seine Tagebücher gab Nyerup (das. 1825), seine Briefe und Akten Molbech (das. 1848; fortgesetzt von Bricka und Fridericia, 1880) heraus. Vgl. auch »C. IV. von Dänemark« (a. d. Dän. von v. Jenssen-Tusch, Hannov. 1864).

11) C. V., der erste dänische König aus dem oldenburgischen Haus, dem die Krone nicht durch Wahl, sondern durch das 1660 festgesetzte Erbrecht zufiel, Sohn Friedrichs III., geb. 15. April 1646, hatte schon vor seinem Regierungsantritt 1661 in Norwegen, 1665 in Dänemark die Huldigung empfangen. Er folgte seinem Vater 1670. Als Bundesgenosse des Kaisers und des Kurfürsten von Brandenburg gegen

Schweden beabsichtigte er die Eroberung der 1645 verlornen Provinzen, bemächtigte sich in glücklichen Kämpfen des größten Teils derselben und führte auch zur See mit Erfolg den Krieg, indem sein Admiral Niels Juel die Schweden mehrmals schlug, mußte aber im Friedensschluß zu Fontainebleau 1679 alle gemachten Eroberungen wieder herausgeben. Auch Hamburg suchte C. 1686 vergeblich seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Sein Regierungssystem war, solange er dem Rat seines tüchtigen Ministers Griffenfeldt (Schuhmacher, s. d.) gehorchte, ein lobenswertes: die Gesetzgebung wurde verbessert, Straßen- und Bergbau, Handel und Gewerbe fanden Förderung, und Bauten des Luxus und des Nutzens zeugten von gutem Stande der Finanzen; mehrere Handelsgesellschaften wurden gestiftet, die westindischen Inseln St. Thomas und St. John für Dänemark gewonnen und dadurch der Spekulation neue Bahnen geöffnet. Zum großen Nachteil gereichten dem Land aber seit Griffenfeldts Sturz (1676) Christians außerordentliche Vergnügungssucht, die Einführung der höfischen Spielereien und raffinierten Unsittlichkeiten von Paris und Versailles und die dadurch verursachte Verschleuderung ungeheurer Summen. C. ist Stifter des Danebrog- und des Elefantenordens; auch führte er die Grafen- und Freiherrenwürde als neuen Köder in des Monarchen Hand im dänischen Adel ein. Er starb 25. Aug. 1699. Ihm folgte Friedrich IV. in der Regierung. Vgl. Riegels, Forsog til Femte Christians Historie (Kopenh. 1792); Molbech, Kong Christians den Femtes egenhaendige Dagboger (2 Bde.).

12) C. VI., genannt der Fromme, Sohn Friedrichs IV., geb. 30. Nov. 1699, bestieg 1730 den Thron, führte eine durchaus friedliche, aber schlaffe Regierung. Er bemühte sich, durch strenge Verordnungen die Kirchenzucht und Frömmigkeit zu heben und durch eine scharfe Zensur die Litteratur von unreligiösen Werken zu reinigen, womit er aber keine Erfolge erzielte. Auch führte er eine sehr strenge Etikette am Hof ein. Doch beförderte er auch Handel und Gewerbfleiß, stiftete die königliche Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen, ein akademisches Gymnasium zu Altona ꝛc., baute Kopenhagen, das 1728 zu einem Drittel ein Raub der Flammen geworden war, schöner wieder auf und beförderte den Schiffbau durch die Einrichtung der Docks auf Christianshavn. Dagegen führte er auch viele unnütze Prachtbauten auf und hinterließ eine sehr bedeutende Schuldenlast. Auf Bernstorffs Betreiben erhielt C. Sitz und Stimme im deutschen Fürstenkollegium. C. starb 6. Aug. 1746. Ihm folgte in der Regierung Friedrich V.

13) C. VII., Friedrichs V. und der Prinzessin Luise von England Sohn, geb. 29. Jan. 1749 zu Kopenhagen, folgte nach einer strengen Erziehung und mangelhaftem Unterricht 14. Jan. 1766 seinem Vater auf dem Thron, wobei ihm Bernstorff als Minister zur Seite stand. Er milderte die noch immer harte Lage der Bauern und schloß mit der russischen Kaiserin Katharina II., der Vormünderin des Großfürsten Paul Petrowitsch, Erbherzogs von Holstein-Gottorp, 1767 einen Traktat, in welchem Rußland allen Ansprüchen an das Herzogtum Schleswig entsagte und einen Tausch einging, nach welchem der herzogliche Teil von Holstein an Dänemark fiel. Indessen trat bei ihm infolge seiner jugendlichen Ausschweifungen eine Geistesstörung ein, die sich in den tollsten, rohsten Streichen äußerte und die ihn bald zur selbständigen Regierung unfähig machte, welche nun nach Bernstorffs Entfernung (1769) von der Königin Karoline Mathilde (s. d.), einer englischen Prinzessin, und namentlich von dem zum ersten Minister und Grafen erhobenen Leibarzt Struensee (s. d.) geführt wurde. Da aber dessen Auftreten in der Weise des damaligen aufgeklärten Despotismus die nationalen Rechte und Gefühle verletzte und allgemeine Unzufriedenheit hervorrief, so wurde er von seinen Gegnern, an deren Spitze die Königin-Mutter Juliane von Braunschweig und der Erbprinz und Stiefbruder des Königs, Friedrich, standen, im Januar 1772 gestürzt und hingerichtet und die Königin von ihrem Gemahl geschieden (1772). Hierauf führten die Königin-Mutter und der Erbprinz Friedrich mit dem Minister Guldberg zwölf Jahre lang die Regierung, bis im April 1784 der Kronprinz Friedrich VI., der Sohn Karoline Mathildes, durch eine Palastrevolution sich der Regierung bemächtigte, welche er ununterbrochen behielt. C. selbst starb geisteskrank 13. März 1808 in Rendsburg. Vgl. Höst, Entwurf einer Geschichte der dänischen Monarchie unter der Regierung Christians VII. (Kopenh. 1813—16, 3 Bde.); Baden, Christian den Syvendes Regjerings Aarbog 1766—84 (das. 1833).

14) C. VIII. Friedrich, König von Dänemark, ältester Sohn des Erbprinzen Friedrich, Stiefbruders Christians VII., geb. 18. Sept. 1786, vermählte sich 1806 mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Schwerin und, 1809 von dieser geschieden, 1815 mit der Prinzessin Karoline Amalie von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (gest. 10. März 1881). C. war Statthalter in Norwegen, als der Friede von Kiel (14. Jan. 1814) dieses Königreich von Dänemark losriß und dessen Übergabe an Schweden befahl. Ein Versuch Christians, mit Hilfe des norwegischen Volkes, welches der Vereinigung mit Schweden abhold war, ein besonderes Königreich Norwegen zu errichten, mißlang. Bereits 25. Febr. zu Drontheim als Regent von Norwegen proklamiert, wurde er nach Vereinbarung einer Verfassung auf dem Reichstag zu Eidsvold 17. Mai zum Erbkönig von Norwegen gewählt, mußte aber, als eine englische Flotte die norwegische Küste blockierte und ein schwedisches Heer in Norwegen einrückte, 14. Aug. den Waffenstillstand zu Moß schließen und 10. Okt. der norwegischen Krone entsagen. Nach Dänemark zurückgekehrt, lebte er in Kopenhagen den Wissenschaften und Künsten, unternahm mehrere Reisen, welche für seine Lieblingsstudien, Mineralogie, Geognosie und Geologie, wertvolle Ausbeute lieferten (eine Frucht dieser Studien sind seine »Beobachtungen am Vesuv, angestellt im Jahr 1820«), und wurde 1832 Mitglied des Staatsrats und Präses der Kunstakademie. Durch den Tod seines Vetters Friedrich VI. (3. Dez. 1839) gelangte C. auf den dänischen Thron und wurde 28. Juni 1840 gekrönt. Da er den dänischen Staatshaushalt in der traurigsten Verfassung, die Finanzen zerrüttet, Mißbräuche und Schlendrian in allen Zweigen der Verwaltung vorfand, so suchte er namentlich im Staatshaushalt Ordnung herzustellen und die Mißbräuche in der Verwaltung abzuschaffen, regierte aber in ganz absolutistischer Weise und weigerte sich, die von den Liberalen gewünschte konstitutionelle Verfassung zu geben. Seine schleswig-holsteinische Politik hatte die völlige Einverleibung Schleswig-Holsteins in den »dänischen Gesamtstaat« zum Zweck, wodurch er mit den Herzogtümern in Konflikt geriet, vollends als er durch seinen »Offenen Brief« vom 8. Juli 1846 den Entschluß aussprach, die Integrität des dänischen Gesamtstaats durch Einführung der dänischen Erb-

folge auch in den Herzogtümern sicherzustellen. Als die Stände der Herzogtümer und die Agnaten hiergegen Protest einlegten und auch der Deutsche Bund durch Beschluß vom 7. Sept. 1846 die bestehenden Rechte wahrte, erließ C. zur Beruhigung eine Bekanntmachung vom 18. Sept. 1846, welche aber an der Integrität Dänemarks festhielt und daher ihren Zweck verfehlte. Er entschloß sich nun zu einem letzten Versuch, dem Bruch zwischen Dänemark und den Herzogtümern vorzubeugen, indem er durch Bewilligung einer konstitutionellen Verfassung die letztern der Vereinigung mit Dänemark geneigt zu machen gedachte. Mit den Vorarbeiten hierzu beschäftigt, starb er 20. Jan. 1848. Vgl. Gießing, Lebens- und Regierungsgeschichte Christians VIII. (Altona 1852).

15) C. IX., geb. 8. April 1818 auf dem Schloß Luisenlund bei Schleswig als der vierte Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm Paul Leopold von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, vermählte sich 26. Mai 1842 mit Luise, der dritten Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und der Prinzessin Luise Charlotte, Schwester Christians VIII. von Dänemark, nahm seinen Wohnsitz in Kopenhagen und erwarb dadurch einige Aussicht auf den dänischen Thron, weswegen er sich auch ganz als Däne benahm. Er unterzeichnete den Protest des schleswig-holsteinischen Gesamthauses aus Anlaß des »Offenen Briefs« von 1846 nicht und war der einzige Prinz von Schleswig-Holstein, welcher 1848—50 in dänischen Kriegsdiensten blieb. So schien er die geeignete Persönlichkeit, um bei dem bevorstehenden Erlöschen des dänischen Mannesstamms in dessen Erbe einzutreten. Wirklich ward er zuerst im Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1851 und dann im Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 als Thronfolger in der gesamten dänischen Monarchie bezeichnet. Durch das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853 ward er Erbprinz von Dänemark. Für das eigentliche Königreich Dänemark erlangte dieses Gesetz nach Verzicht der Agnaten und Zustimmung des Reichstags sofort Gültigkeit. Auch in den drei Herzogtümern wurde dasselbe verkündigt; aber hier fehlte ihm die Zustimmung der Agnaten, der Stände und des Deutschen Bundes. Gleichwohl trat C., nachdem Friedrich VII. 15. Nov. 1863 gestorben war, die Regierung in der ganzen Monarchie an, und seine erste Regierungshandlung war, daß er, von der Bevölkerung Kopenhagens gedrängt, 18. Nov. die eiderdänische Verfassung bestätigte, durch welche das Herzogtum Schleswig mit dem Königreich ganz verschmolzen werden sollte. Dies führte zum Krieg mit Preußen und Österreich und endlich zum Wiener Frieden vom 30. Okt. 1864, in welchem C. Schleswig, Holstein und Lauenburg an die deutschen Großmächte abtreten mußte. Die Hoffnung, auf Grund des Artikels 5 des Prager Friedens von 1866 Nordschleswig wiederzugewinnen, ward durch die Aufhebung desselben 1878 vereitelt. Im Innern geriet C. bald in Konflikt mit dem Folkething, da er nur konservative Ministerien berief, obwohl im Thing seit langem die Linke die Majorität hatte. Auf das konservative Landsthing sich stützend, weigerte sich C. hartnäckig, das Ministerium Estrup zu entlassen. C. hat sechs Kinder. Sein ältester Sohn, Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843, ist seit 1869 mit der Prinzessin Luise, Tochter König Karls XV. von Schweden, vermählt; sein zweiter Sohn bestieg 6. Juni 1863 als Georg I. (s. d.) den Thron von Griechenland. Von den Töchtern ist die älteste, Prinzessin Alexandra, geb. 1. Dez. 1844, seit 1863 mit dem Prinzen von Wales, die zweite, Prinzessin Dagmar, geb. 26. Nov. 1847, seit 1866 mit dem russischen Thronfolger, jetzigen Kaiser Alexander III., die dritte, Prinzessin Thyra, seit 21. Dez. 1881 mit dem hannöverschen Prätendenten, Herzog von Cumberland, vermählt.

[Schleswig-Holstein.] 16) C. Karl Friedrich August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 19. Juli 1798, Sohn des Herzogs Friedrich Christian und der Prinzessin Luise Auguste von Dänemark, der einzigen Tochter Christians VII. (s. Christian 13) und der unglücklichen Königin Karoline Mathilde, erhielt eine vortreffliche Erziehung, machte 1817—20 mit seinem jüngern Bruder, Friedrich, Prinzen von Noer, ausgedehnte Reisen und vermählte sich 1820 mit der Gräfin Danesfjold-Samsöe. Er lebte dann zurückgezogen auf seinen Gütern in Schleswig. Als Chef der jüngern königlichen Linie des Hauses Oldenburg stand ihm im Fall des Aussterbens des Mannesstamms der ältern regierenden königlichen Linie des dänischen Regentenhauses die Erbfolge in Schleswig-Holstein rechtlich zu. Dies Recht wahrte er mit Entschiedenheit, zumal es der sicherste Schutz der Herzogtümer gegen die dänischen Einverleibungsgelüste war, und trat nach dem Offenen Brief Christians VIII. und nach Ausbruch des Kriegs 1848 mit seiner ganzen Familie in die Bewegung ein. Sein Bruder, Prinz Friedrich von Noer, stellte sich an die Spitze der provisorischen Regierung, seine Söhne traten in die schleswig-holsteinische Armee ein, während der Herzog selbst nicht öffentlich hervortrat, sondern nur in gelegentlichen Missionen und in der schleswigschen Ständeversammlung thätig war. Nach der Herstellung der dänischen Herrschaft in den Herzogtümern 1851—52 ward der Herzog von der sogen. Amnestie ausgeschlossen und die ganze Familie aus der dänischen Monarchie verbannt. Als das Kopenhagener Kabinett mit der Konfiskation seiner sequestrierten Güter drohte, vollzog der Herzog, auch von Rußland und Preußen gedrängt, 30. Dez. 1852 eine Akte, wodurch er seine Stammgüter gegen eine Kaufsumme von 2,250,000 Thlr. an Dänemark abtrat und versprach, der neuen Erbfolgeordnung in Dänemark in keiner Weise entgegentreten zu wollen, was er selbst indes nicht als einen Verzicht auf sein Erbrecht angesehen wissen wollte. 1863 entsagte C. noch einmal seinen Ansprüchen auf die Erbfolge in Schleswig-Holstein und überließ die Verfolgung derselben seinem Sohn, dem Herzog Friedrich. Er starb 11. März 1869 zu Primkenau in Niederschlesien, wo er sich nach der Abtretung seiner Stammgüter angekauft hatte.

Christian, 1) erster Bischof von Preußen, ein Cisterciensermönch, wirkte seit 1209 als Apostel unter den heidnischen Preußen mit vielem Erfolg und wurde von Innocenz III. 1215 zum Bischof von Preußen ernannt. Da aber bald darauf eine Reaktion des Heidentums eintrat und C. zu seiner Hilfe Kreuzfahrer, namentlich die polnischen Herzöge mit ihren Mannen, herbeirief, ward er aus seiner Diözese vertrieben, und die Preußen machten öfters Verheerungszüge in die benachbarten polnischen Gebiete, was den Herzog Konrad von Masovien bewog, den Deutschen Orden, welcher damals unter Hermann von Salza einen hohen Aufschwung gewonnen hatte, zu Hilfe zu rufen. Der Orden leistete dem Rufe Folge und begann 1230 mit Hilfe von Kreuzfahrern den Kampf gegen die Heiden. C. suchte, als die Ritter erobernd die Weichsel hinab vordrangen, seine Mission im Samland fortzusetzen, geriet aber 1233 in

die Gefangenschaft der Preußen. Inzwischen verlieh auch Papst Gregor IX. 1234 Preußen dem Deutschen Orden als Besitztum, und obgleich der Bischof 1238 befreit worden, teilte 1243 der päpstliche Legat Wilhelm von Modena das Land zwischen Weichsel und Memel in vier Diözesen, in denen der Besitzstand so geregelt werden sollte, daß der Orden zwei Teile, der Bischof einen Teil des Landes erhielt. C., welcher diese neuen Verhältnisse nicht anerkennen wollte, geriet zunächst mit dem Orden in Zwiespalt und fiel, da er der päpstlichen Weisung, sich eins der vier Bistümer zu wählen, nicht nachkommen wollte, schließlich sogar in Ungnade bei dem apostolischen Stuhl. Er starb 1245. Vgl. Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen (Halle 1872–74, 2 Bde.).

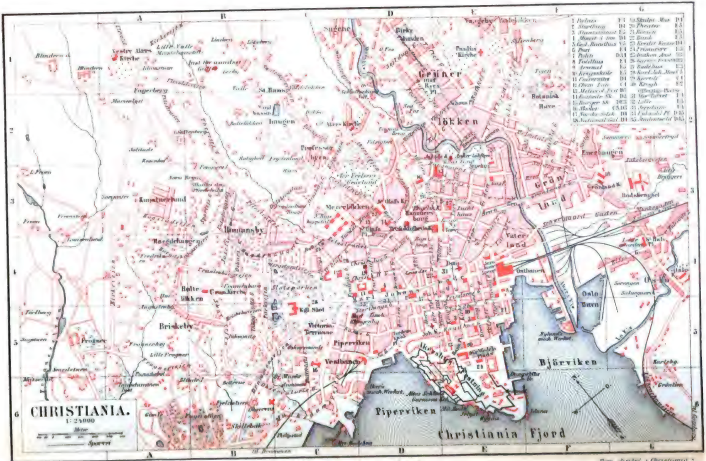
2) C. (von Buch?), **Erzbischof von Mainz**, war aus Thüringen gebürtig, ward Propst von Merseburg, 1162 von Kaiser Friedrich I., den er nach Italien begleitete, zum Reichskanzler ernannt und 1165, als der Erzbischof Konrad von Wittelsbach sich gegen den Kaiser erhob, auf den Mainzer erzbischöflichen Stuhl gesetzt. Er war ein Mann voll Mut und Energie, der selbst das Schwert führte, überhaupt sehr weltlich lebte und dabei die Sache des Kaisers gegen den Papst aufs entschiedenste vertrat. Schon als Kanzler schützte er in Italien 1165 den kaiserlichen Gegenpapst Paschalis gegen Alexander III.; Pfingsten 1167 schlug er eine weit überlegene römische Kriegsmacht bei Tusculum und bewirkte auf dem Reichstag zu Bamberg 1169 die Wahl des vierjährigen Heinrich, Sohns von Friedrich, zum deutschen König. 1168 übernahm er eine diplomatische Sendung nach Rouen, 1170 eine nach Konstantinopel. Dann führte er wieder die Sache des Kaisers in Italien, belagerte 1173, freilich erfolglos, Ancona gemeinsam mit den Venezianern und war bei den Verhandlungen besonders thätig, die 1177 zum Abschluß des Friedens zwischen Friedrich und Alexander in Venedig führten. Nun auch von Alexander im Besitz seiner erzbischöflichen Würde anerkannt, führte er den mit dem Kaiser versöhnten Papst nach Rom zurück und schützte ihn wie dessen Nachfolger Lucius III. gegen die widerspenstigen Römer. Er starb am Fieber 25. Aug. 1183 in Tusculum, nachdem er noch durch seine bloße Erscheinung die aufständischen Römer zum Rückzug veranlaßt hatte. Vgl. Varrentrapp, Erzbischof C. I. von Mainz (Berl. 1867).

Christiandor, dän. Goldmünze, seit 1775 geprägt, = 26 Mk. dänisch Kurant = 16,75 Reichsmark. Seit 1827 prägte man auch doppelte Christiandore, welche, wie die einfachen, 1874 eingezogen wurden.

Christiania (Kristiania), norweg. Stift (früher Akershus oder Aggershus genannt) im südöstlichen Teil des Reichs, grenzt im N. an das Stift Hamar, im W. an die Stifter Bergen und Christianssand, im S. an letzteres und an das Skagerrak, im O. an Schweden und umfaßt jetzt, da seit 1862 das Stift Hamar nebst den Vogteien Bamble und Nedre Telemarken davon abgetrennt sind, die vier Ämter: Akershus, Smaalenene, Buskerud, Jarlsberg mit Laurvik, ferner die Stadt C. Der Größe nach ist es jetzt das kleinste unter den sechs Stiftern Norwegens: 26,118 qkm (nach Strelbitskys Berechnung 26,719 qkm = 485,2 QM.); aber es umfaßt die fruchtbarsten und angebautesten Teile des Landes und ist daher von allen am besten bevölkert (1876: 489,915 Einw.). Die Bevölkerung treibt Viehzucht, Ackerbau, Waldkultur, Fischfang, Schiffahrt und Handel (s. unten). Es wird geteilt in 17 Propsteien mit 91 Pastoraten und 185 Gemeinden nebst 7 Kapellen.

Die gleichnamige **Hauptstadt** des Stifts (hierzu der Stadtplan) und zugleich des Königreichs, ganz umgeben von dem Amt Akershus, mit einem Gebiet von 10 qkm, liegt im Hintergrund des malerischen, 110 km langen Christianiafjords (s. d.) in einer schönen Gegend am Fuß des Ekebergs, von welchem man eine schöne und weite Aussicht hat. Die Stadt wird von dem Flüßchen Akerselv durchflossen und umfaßt außer der eigentlichen Stadt, Opslo oder Gamle-Byen (»Altstadt«), mehrere Vorstädte, wie Piperviken, Kuselökken, Hammersborg, Grünerlökken, Sagene, Rodelökken, Grönland und Leret, welche sich fortwährend vergrößern; 1857 zählten sie nur 808 und 1876 bereits 29,915 Einw. Die Straßen der eigentlichen Stadt sind meist breit u. gerade, gut gepflastert und haben Trottoirs. Nur in den entlegenern Vorstädten trifft man noch unregelmäßige Straßen und Hütten, die aber mehr und mehr Palästen weichen müssen. Überall sind die Straßen mit Kloaken versehen und werden mit Gas erleuchtet; gutes und reichliches Trinkwasser erhält die Stadt durch eine Wasserleitung, welche von einem hoch gelegenen See (Maridalsvandet genannt) ausgeht. Das Klima von C. ist wegen der reinen, klaren Luft sehr gesund; die mittlere Jahrestemperatur beträgt 5,3° C., doch ist die Differenz zwischen der Temperatur des Winters (Januar –5°) und Sommers (Juli 16½° C.) groß. Von dem Mittelpunkt der alten Stadt am Wasser gehen viele Straßen ab, wo man oft plötzlich von stattlichen, massiven Gebäuden auf rauhe Felsen und Wiesenland kommt. Die breite Karl-Johanns-Gade, die unmittelbar nach der imposanten weißen Fronte des königlichen Schlosses (Slottet) auf einer Anhöhe hinter der Stadt führt, ist jeder europäischen Hauptstadt würdig. Außer der Kathedrale, »Vor Frelsers Kirke« genannt, besitzt die Stadt noch elf Kirchen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die Börse, das Sitzungshaus des Storthings, das Rechtslokal und das Theater zu nennen. Auf dem alten Marktplatz steht eine sehr hübsche Markthalle, ein Ziegelbau in halbbyzantinischem Stil. Das alte Schloß, der Sitz der norwegisch-dänischen Könige bis 1719, existiert nur zum Teil noch; das neue, von Karl Johann erbaute ist ein großes, aber einfaches Gebäude. Unfern dieses Schlosses ist eine zweite Markthalle neuerdings (1882–83) errichtet. Die Bevölkerung Christianias ist in raschem Wachstum begriffen; sie betrug 1801 nur 8931, 1835: 24,045, 1855: 39,958, 1865: 65,514, 1876: 76,866 (ohne die Vorstädte) und 1885 mit diesen 128,301 Einw. Die industrielle Thätigkeit in der Stadt und Umgegend ist nicht unbedeutend; in blühendem Betrieb stehen Baumwollspinnereien, Webereien, mechanische Werkstätten, Papier- und Ölmühlen, Seifensiedereien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, zahlreiche Sägemühlen, Ziegelbrennereien ꝛc. In Rücksicht des **Handels** ist C. die wichtigste Stadt des Landes und hat Bergen schon überflügelt. In den sichern und geräumigen Hafen, der freilich 3–4 Monate lang durch Eis unzugänglich ist, da man bei Ringene, 2 km von der Stadt (oder, wenn auch dort Eis hindert, bei Dröbak) aus- und einladet, liefen 1881: 1148 Segelschiffe mit einer Tragfähigkeit


Wappen von Christiania.



CHRISTIANIA.
1:25000
Christiania Fjord
Piperviken
Björviken
Grüner
Lökken
Kgl. Slot
Slotsparken
Homansby
Briskeby
Frogner
Vaterland
Ostbanen
Oslo
Bibliographisches Institut in Leipzig

von 181,726 Ton. (wovon 1014 mit 148,666 T. beladen) und 637 Dampfschiffe von 284,602 T. (wovon 627 mit 277,845 T. beladen) ein sowie 815 Segelschiffe mit 136,757 T. u. 499 Dampfschiffe mit 242,021 T. aus. Der Wert der Einfuhr betrug 1882: 73,490,560 Kronen, der der Ausfuhr 25,365,200 Kronen. Die Zolleinnahmen betrugen 1882: 8,518,008 Kronen. Die Stadt selbst besaß 1881: 238 Segelschiffe von 97,041 T. und 26 Dampfschiffe von 6902 T. Dampfboote vermitteln die Verbindung mit der nächsten Umgebung und mit allen norwegischen Städten längs der ganzen Küste von Frederikshald an der schwedischen bis Wadsö sowie mit Gotenburg, Frederikshavn, Kopenhagen, Stettin, Lübeck, London, den Niederlanden, Frankreich und Nordamerika (via Bergen). Eisenbahnen vermitteln den Verkehr mit Schweden (über Kongsvinger) und mit dem Binnenland: nach Drammen und über Hamar und Röros nach Drontheim. Von Eidsvold gehen mehrere Dampfschiffe auf dem Vormen und dem langen See Mjösen nach Hamar, Lillehammer und Gjövik und stellen die Verbindung mit den Ämtern Hedemarken und Christians her. Eine andre Eisenbahn ist durch Smaalenene nach Frederikshald an der schwedischen Grenze angelegt, um sich dem schwedischen Eisenbahnnetz anzuschließen. So wird C. immer mehr der Mittelpunkt auch des Binnenhandels von Norwegen.

Außerdem auch Zentrum des norwegischen Buchhandels, ist C. eine ebenso gebildete wie wohlhabende Stadt und gibt ein merkwürdiges Beispiel von dem Fortschritt, den Norwegen seit seiner Trennung von Dänemark gemacht hat. Unter den Bildungsanstalten, welche C. zum wissenschaftlichen Mittelpunkt des Landes machen, steht die Universität Fridericiana (1811 durch freiwillige Beiträge gegründet und mit einem Fonds von 64,000 Speziesthaler dotiert) obenan. Die Zahl der ordentlichen Professoren beträgt 54, wozu noch eine Anzahl sogen. Stipendiaten (d. h. Dozenten) kommt; die der Studierenden ca. 2400. Mit der Universität verbunden sind naturhistorische Museen, ein Münzkabinett, ein Museum skandinavischer Altertümer, ein ethnographisches Museum, eine Bibliothek von 230,000 Bänden, ein botanischer Garten und ein astronomisches und magnetisches Observatorium. Außerdem besitzt C. eine höhere Militär- und eine Kriegsschule, mehrere Gymnasien und Bürgerschulen, Erziehungsinstitute, eine technische Schule und eine Kunst- und Zeichenschule, mit der eine Nationalgalerie in Verbindung steht; von sonstigen gemeinnützigen Anstalten mehrere Spitäler, Kleinkinderschulen, ein Bußgefängnis, Zuchthaus, Armenhäuser u. dgl. Auch gibt es daselbst mehrere Bankinstitute (Königlich norwegische Bank, Nationalbank, Kreditkasse, Bank von C. ꝛc.) sowie gelehrte und künstlerische Gesellschaften. C. ist Sitz des Storthings, der Regierung von Norwegen, des höchsten Gerichts, des Stiftsamtmanns und eines Bischofs sowie eines deutschen Berufskonsuls. Die **Umgebungen** Christianias sind überaus schön. Aus dem ruhigen Becken des Fjords, welcher zwischen blauen Inseln nach S. hin verschwindet, erhebt sich das Land allmählich nach allen Seiten, besäet mit freundlichen Landsitzen (Lökker) und Bauernhäusern und, wo diese verschwinden, bis auf die Gipfel der Berge mit Wald bedeckt. Die alte Feste **Akershus**, die auf einem Felsen emporragt, ist jetzt zum großen Teil geschleift und dient als Arsenal und Übungsplatz für das Militär; sie bietet außerdem schöne Spaziergänge mit Aussichten über die Stadt und den buchten- und inselreichen Fjord, die zu den lieblichsten im nördlichen Europa gehören. Im W. der Stadt liegt die Halbinsel **Ladegaardsöen** (einst **Bygdö** genannt, welch letzterer Name wieder aufgenommen ist) mit einem großen und schönen Park und dem Lustschloß Oskarshall, das mit zahlreichen Malereien norwegischer Künstler ausgestattet ist; im Fjord, der Festung Akershus gegenüber, das Inselchen **Hovedö** mit den Ruinen eines alten Cistercienserklosters. Etwa 25 km entfernt ist **Krogkleven**, eine tiefe Schlucht auf einer bedeutenden Höhe, von welcher sich in Kongens und Dronningens Udsigt die herrlichen Aussichten auf die von hohen Gebirgen umgebene, ein Kesselthal um den See Tyrifjord bildende Vogtei Ringerike eröffnen, wohin die Bewohner der Hauptstadt häufig wallfahrten. Bemerkenswert sind auch die großen, gewässerreichen Wälder, Nordmarken genannt, 20—60 km von C. und zum Eisenwerk Bärum gehörig.

Geschichte. Die alte Stadt (Opslo) wurde 1054 von Harald III., Hardraade, gegründet und war frühzeitig Sitz eines Bischofs, mit einer Kathedrale, einer Kollegiatkirche (Marienkirche), welche die zweite in der Ordnung der 14 dem König unmittelbar untergeordneten Kapellen war, nebst mehreren andern Kirchen und drei Klöstern. Im spätern Mittelalter (der Unionszeit) war Opslo die eigentliche Hauptstadt Norwegens, ohne jedoch zu großer Bedeutung zu gelangen. Ihr Handel war zu Ende des 13. Jahrh. meistens in den Händen hanseatischer Kaufleute, wie denn auch zahlreiche deutsche Handwerker (sogen. Schuhmacher) sich daselbst niedergelassen hatten. Nachdem die Macht der Hansa gebrochen war, begann auch der Handel der eingebornen Bürger sich etwas zu heben; doch wirkten dem Aufblühen des Wohlstandes verheerende Feuersbrünste, welche die Stadt im 16. und 17. Jahrh. wiederholt heimsuchten, störend entgegen. Nach der letzten derselben (1624) gründete Christian IV. auf der andern Seite des Fjords das eigentliche C., das anfänglich befestigt war, bis infolge der wachsenden Bevölkerung und abermaliger Feuersbrünste zu Ende des 17. Jahrh. die Wälle geschleift wurden. 1716 war C. einen Monat lang von der Armee Karls XII. von Schweden besetzt, der vergeblich Akershus belagerte und der Stadt großen Schaden zufügte. Diesen Drangsalen folgte während des 18. Jahrh. eine Periode blühenden Handelsverkehrs (namentlich mit England) und großen Wohlstandes, die infolge der Union Norwegens mit Schweden allerdings eine empfindliche Unterbrechung erlitt; doch hat C. in den folgenden Jahrzehnten in jeder Hinsicht wieder bedeutende Fortschritte gemacht.

Christianiafjord, der größte Meerbusen im südlichen Norwegen, umgeben von reizenden und fruchtbaren Ufern, die den vier Ämtern des Stifts Christiania angehören, erstreckt sich von S. gegen N. einen ganzen Breitengrad von Hvalöer im O. und Tjömö im W. bis Christiania, wo er an der östlichen Seite um die bewaldete und gebirgige Halbinsel Närodden ganz gegen S. abbiegt und den 22 km langen, von hohen und bewaldeten Ufern umgebenen **Bundefjord** bildet. In dem südlichen Teil ist die Breite ansehnlich (15 km und darüber), auch liegen dort mehrere Inseln; darauf, nachdem er gegen NW. den über 22 km langen **Drammensfjord** abgeschickt hat, verengert er sich bei Dröbak, um darauf bei Christiania noch einmal ein bedeutendes, mit zahlreichen Inseln geschmücktes Wasserbecken zu bilden. Die Schiffahrt auf dem Fjord ist sehr lebhaft, und es sind an demselben elf Leuchttürme aufgeführt; auf mehreren derselben werden bei nebeligem Wetter die Fahrzeuge auch durch Schläge an Glocken gewarnt.

Christianit, s. v. w. Anorthit, s. auch Phillipsit.

Christiansamt (Kristiansamt), Amt im südlichen Norwegen, zum Stift Hamar gehörig, 26,852 qkm (487,7 QM.) groß mit (1876) 115,814 Einw., zerfällt in fünf Vogteien: Toten, Söndre Gudbrandsdalen, Nordre Gudbrandsdalen, Hadeland und Valders. Über die Hälfte des Landes, das Gebiet des Lougen, vom Mjösensee hinauf bis zum Sneehättan, ist Hochgebirge. Die beiden Städte des Amtes, beide neuern Ursprungs, sind Lillehammer (s. d.) und Gjövik (an der Westseite des Mjösen, mit 1116 Einw.).

Christiansborg, Schloß, s. Kopenhagen.

Christiansfeld, Flecken in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Hadersleben, eine Gründung der evangelischen Brüdergemeinde (seit 1773), mit regem Gewerbebetrieb und (1880) 604 Einw.

Christiansö, drei dän. Felseneilande in der Ostsee, ca. 19 km von der nordöstlichen Küste der Insel Bornholm entfernt, zum Amt Bornholm gehörig, ehemals Ertholme (Erbseninseln), jetzt aber nach der größten derselben benannt, obgleich der Name C. eigentlich nur die ehemalige Seefestung bezeichnet, welche auf den beiden Inseln Christiansholm und Frederiksholm liegt. Da in Bornholm ein sicherer und guter Kriegshafen gänzlich fehlt, hier aber zwischen den erwähnten Inseln ein solcher mit einer Tiefe von 4—5,5 m vorhanden ist, so ließ Christian V. 1684 den Hafen anlegen, welcher durch eine Floßbrücke in einen nördlichen und einen südlichen Teil geteilt ist. Der nördliche Teil hat selbst für größere Schiffe ausreichende Tiefe, ist aber so kurz und schmal, daß große Fahrzeuge ein- und ausbugsiert werden müssen. Der südliche, kleinere Hafen ist nur ca. 4 m tief. Die Inseln sind sehr klein: Christiansholm ist ca. 700 m lang, Frederiksholm ca. 440 m; noch kleiner ist die Insel Gräsholm (Grasinsel), auf welcher trotz ihres Namens kaum ein Grashalm wächst, aber Eidergänse in zahlloser Menge nisten. Die Festungswerke liegen größtenteils auf Christiansholm, woselbst auch die Staatsgefängnisse und die Wohnungen der Beamten sowie die Kirche sich befinden. Da man aber die Unhaltbarkeit dieser Festung anerkannte, so wurde sie als solche 1855 aufgehoben. Die Bevölkerung, 1845 noch 393 Seelen zählend, ist auf (1880) 259 herabgesunken; die militärische Besatzung, welche notwendig ist, weil noch einige Hafenbatterien montiert bleiben, wird regelmäßig abgelöst. Die Inseln sind mit Riffen umgeben, die um so gefährlicher sind, als alle Schiffe dicht daran vorbeisegeln müssen. Daher ist ein 25 km weit sichtbares Leuchtfeuer errichtet.

Christianssand (Kristianssand), das südlichste Stift Norwegens, im O. und N. von den Stiftern Christiania und Bergen, im W. und S. von dem Skagerrak und der Nordsee begrenzt, umfaßt seit 1862, da die Vogteien Bamble und Nedre Telemarken von dem Stift Christiania hinzukamen, die vier Ämter: Bratsberg, Lister-Mandal, Nedenäs und Stavanger und enthält 40,184 qkm (730 QM.) mit (1876) 342,672 Einw. Es zerfällt in 17 Propsteien und 186 Gemeinden. — Die gleichnamige Stadt daselbst, im Amt Lister-Mandal, angelegt 1641 auf einer ebenen, sandigen Landzunge an der Mündung der Torrisdalelv in die Christianssandbucht des Skagerrak, die regelmäßigste Stadt in Norwegen, der Bewohnerzahl nach (1876: 12,191) die sechste, ist Sitz des Stiftsamtmanns und des Bischofs sowie des Stiftsobergerichts und einer Abteilung der Norwegischen Bank, auch eines deutschen Konsuls, hat eine Domkirche (nach einer Feuersbrunst 1885 neuerbaut), eine Gelehrten- und eine Navigationsschule, 4 Schiffswerften, deren Hauptthätigkeit in der Ausbesserung vorbeisegelnder, vom Sturm beschädigter Schiffe (jährlich über 100) besteht, eine mechanische Werkstatt u. a. Die Stadt hat einen vortrefflichen, leicht zugänglichen Hafen, den die vorbeisegelnden Schiffe bei Stürmen aufsuchen, und in welchem die von Christiania nach Bergen, Hull, London, Hamburg, Rotterdam und die von Drontheim nach Hamburg, Kopenhagen und Stettin gehenden Dampfschiffe anlegen. Die Festungswerke, welche vorzeiten an den den Hafen beschützenden Inseln angelegt worden sind, haben alle Bedeutung verloren, ebenso die etwa 7 km entfernt liegende Festung Flekkerö. Bedeutend ist die Fischerei sowie auch Schiffahrt und Handel. Im J. 1881 besaß die Stadt 123 Segelfahrzeuge von 36,647 Ton. Tragfähigkeit und 11 Dampfer. Es kamen vom Ausland an 608 beladene Fahrzeuge von 72,848 T. und 369 in Ballast und gingen dorthin ab 742 beladene Schiffe von 83,749 T. und 47 in Ballast. Der Wert der Ausfuhr, hauptsächlich in Holzwaren und in Fischen bestehend, betrug 2,448,400, der der Einfuhr 5,047,300 Kronen.

Christianssund (Kristianssund), Seestadt im norweg. Amt Romsdal, sonst Nordmöer Toldsted oder Lille-Fosen geheißen und der Stadt Drontheim untergeben, seit 1742 nach König Christian VI., der sie mit Privilegien versah, C. genannt, liegt auf den drei Inseln: Indlandet, Kirkelandet oder Eidlandet und Godmadlandet sowie auf einer Halbinsel, Nordlandet, welche einen Hafen umgeben, der eine ganze Flotte aufnehmen kann. Die Lage ist nicht schön, und dem früher oft empfindlichen Wassermangel ist erst vor kurzem durch eine Wasserleitung abgeholfen worden. Die Bewohner, (1876) 7575 an der Zahl, nähren sich besonders von Fischerei, Schiffahrt und Handel. Die Stadt besaß Ende 1881: 111 Fahrzeuge von 11,832 Ton. Tragfähigkeit; es kamen vom Ausland 79 Segelschiffe von 13,781 T. und 23 Dampfschiffe von 7575 T. an, es gingen dorthin ab 103 Segelschiffe von 15,429 T. und 46 Dampfschiffe von 13,388 T. Der Wert der Einfuhr betrug 1,915,100 Kronen und der der Ausfuhr (fast ausschließlich Fische) 15,571,300 Kronen. C. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Christianstad (Kristianstad), schwed. Län im SW. des Landes, im W. an das Kattegat, im N. an Halland und Småland, im O. an Blekinge und die Ostsee, im S. an das Län Malmöhus grenzend, umfaßt den nördlichen und östlichen, weniger fruchtbaren Teil von Schonen und enthält 6511,5 qkm (118 QM.) mit (1884) 227,351 Einw. Der nördliche Teil des Landes ist sumpfig und reich an Seen, der mittlere ein fruchtbares und hügeliges Thalland; die Küste enthält strichweise Flugsand. Im ganzen kommen von dem Areal 30,13 Proz. auf Acker, 10,59 auf natürliche Weideflächen. Erwerbszweige sind: Ackerbau, Waldkultur, Fischfang und Bergbau in den Marmorbrüchen. Zehn Gerichtsbezirke. — Die gleichnamige, ehemals befestigte Hauptstadt des Läns, 22,5 km von der Ostsee gelegen, in sumpfiger Niederung am Fluß Helge, über den eine 490 m lange Brücke führt, und mit Hessleholm und Sölvesborg durch Eisenbahnen verbunden, ist regelmäßig angelegt, hat eine schöne Kirche, ein Arsenal, Länshospital für Irre und 2 Marktplätze. Der Flecken Ahus (s. d.) an der Mündung der Helge dient als Hafen. Die Einwohner, (1881) 9328 an der Zahl, treiben Fabrikation von Guß- und Eisenwaren, Tabak, Bier und Handschuhen und einigen Handel mit Getreide, Spiritus u. dgl. Die Stadt wurde 1612 vom König Christian IV. von Dänemark als Festung gegründet. Im Frieden von Roeskilde 1658 wurde sie an Schweden abgetreten.

Christianstadt, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sorau, am Bober, der schlesischen Stadt Naumburg gegenüber, mit Baumwoll- und Flachsgarnspinnerei, Bleicherei, Mahlmühlen ꝛc. und (1880) 1537 durchaus evang. Einwohnern. C. hieß früher Neudorf und wurde 1659 infolge der Ansiedelung zahlreicher aus Schlesien ausgewanderter Protestanten vom Herzog Christian von Sachsen zur Stadt erhoben und C. genannt.

Christiansted, Hauptstadt des dän. Westindien, an der Nordküste der Insel Ste.-Croix, mit gutem, sicherm Hafen, den drei Forts beschützen, Sternwarte und (1880) 9600 Einw.

Christianswurz, s. v. w. Christwurz, s. Helleborus.

Christianus (lat.), Christ; Christian.

Christianus Democritus, Pseudonym für Johann Konrad Dippel.

Christie, William Henry Malony, Astronom, geb. 1. Okt. 1845 zu Woolwich, studierte seit 1864 am Trinity College in Cambridge, wo er später Fellow, 1868 Bakkalaureus und 1871 Magister wurde. Nachdem er seit 1870 als Assistent an der Sternwarte in Greenwich thätig gewesen, wurde er 1881 nach Airys Rücktritt Direktor der Sternwarte und königlicher Astronom von England. C. ist Erfinder eines sehr wirksamen Spektroskops, eines Instruments zur Bestimmung der Farbe und Helligkeit der Sterne, eines polarisierenden Augenglases für Sonnenbeobachtungen und eines Registriermikrometers.

Christiern (dän.), s. v. w. Christian.

Christine, 1) C. Auguste, Königin von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs und der brandenburgischen Prinzessin Marie Eleonore, geb. 17. Dez. 1626, ward noch vor der Abreise Gustav Adolfs nach Deutschland von den Ständen als Nachfolgerin desselben anerkannt. Nach dem Tod ihres Vaters 1632 wurde sie unter eine von Oxenstierna geleitete vormundschaftliche Regierung gestellt. Dabei trieb sie allerlei Studien, besonders sprachliche, welchen sie alle Zerstreuungen opferte, verriet aber auch bald ihren bizarren Charakter, indem sie sich als Mann gebärdete, ritt und jagte und selbst in Mannskleidern öffentlich erschien. Schon 1643 war sie in den Reichsrat zugelassen worden, um den Gang der Geschäfte kennen zu lernen, und hatte durch ihre Umsicht, ihren Scharfsinn und ihre Fassungsgabe Staunen erregt. Am 17. Dez. 1644 ward ihr von den Ständen die Regierung feierlich übertragen, und sie begann sogleich, diese mit großer Energie und Selbständigkeit zu führen. Sie schloß mit Dänemark 1645 den Frieden zu Brömsebro, welcher der schwedischen Krone Blekinge, Småland und verschiedene Handelsvorteile einbrachte. Den Reichskanzler Oxenstierna erhob sie zwar zum Grafen, entzog sich aber mehr und mehr seinem Einfluß. Gegen die Ehe hatte sie eine unüberwindliche Abneigung und wies alle Bewerber ab. Sie hatte dem Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken schon im zarten Alter ihre Hand versprochen, und auch die Reichsstände erklärten sich damit zufrieden. Als sie daher unvermählt zu bleiben beschloß, bestimmte sie den Pfalzgrafen zu ihrem Nachfolger und brachte es bei den anfangs widerstrebenden Reichsständen dahin, daß sie denselben 1649 feierlich zu ihrem Thronfolger ernannten. Im Oktober 1650 ließ sie sich mit großer Pracht in Stockholm krönen. Während sie die Zügel der Staatsregierung mit männlichem Geist führte, versammelte sie zugleich ausgezeichnete Männer der Wissenschaft, wie Grotius, Salmasius, Descartes, Meibom u. a., um ihren Thron, suchte oft in Upsala im Umgang mit Gelehrten Erholung, bereicherte die Universität mannigfach und stand mit vielen Gelehrten im Briefwechsel. Auch Dichter und Künstler zog sie an ihren Hof und brachte mit vielen Kosten wertvolle Sammlungen von Gemälden, Antiken und Münzen zusammen. Kein Wunder daher, wenn das Lob der »Pallas suecica«, der »zehnten Muse«, der »Sibylle des Nordens« von allen Zungen tönte. Um so unzufriedener waren aber bald die Stände mit ihrer Regierung, das Volk mit ihrer Verschwendung des Staatsschatzes, der Adel mit ihrer Begünstigung der Talente ohne Rücksicht auf Geburt und Stand. Berechtigten Anlaß zum Tadel gab C. durch die Bevorzugung unwürdiger Menschen, die sie mit Würden und Geschenken überhäufte. Bei der Geistlichkeit erregte ihr Verkehr mit Calvinisten und Jesuiten Anstoß. Es kam endlich sogar zu Verschwörungen und Aufstandsversuchen gegen ihre Regierung. Die Unzufriedenheit des Volkes, die Finanznot, politische Verwickelungen, denen sie sich nicht gewachsen fühlte, Überdruß an der Regierung und Sehnsucht nach Freiheit brachten endlich in der Königin den Entschluß, abzudanken, zur Reise, und sie erklärte denselben 11. Febr. 1654 dem Reichsrat, forderte aber 600,000 Mk. jährliche Revenuen mit der Berechtigung, diese Summe im Ausland verzehren zu dürfen. Am 16. Juni 1654 wurde auf dem Reichstag zu Upsala ihre Abdankungsurkunde verlesen und noch an demselben Tag Karl Gustav zum König gekrönt. C. begab sich über Hamburg und Münster nach Brüssel, wo sie 23. Dez. einen glänzenden Einzug hielt. Hier nahm ihr der Dominikaner Pater Guemes im Palast des Erzherzogs Leopold heimlich das katholische Glaubensbekenntnis ab. Als sie dem Papst ihren Vorsatz, nach Rom zu kommen, gemeldet hatte, schickte er seinen Protonotarius Holstenius nach Innsbruck, vor dem sie 1655 ihr öffentliches Glaubensbekenntnis ablegte. In den Staaten des Papstes wurde C. mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. Im Amazonengewand und zu Pferde hielt sie in Rom einen prächtigen Einzug; der Papst firmte sie, wobei sie den Namen Alessandra erhielt. Bald aber verbreiteten die Jesuiten die gehässigsten Gerüchte über den leichtfertigen Lebenswandel und die ärgerlichen Reden der neuen Konvertitin. Daher verließ sie im Sommer 1656 Rom, um sich nach Frankreich und dann nach Deutschland zu begeben. Im September 1656 kehrte sie nach Italien zurück, ging aber schon 1657 abermals nach Frankreich. Im königlichen Schloß zu Fontainebleau ließ sie ihren Oberstallmeister, den Marquis Monaldeschi, wegen angeblichen Hochverrats nach abgehaltenem Gericht von einigen Trabanten mit Dolch- und Degenstößen ermorden, wodurch sie bei Hof und beim Publikum die Achtung verscherzte und sich allgemeinen Tadel zuzog. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Rom begab sie sich 1660 nach Karl Gustavs Tod nach Schweden, um sich der regelmäßigen Zahlung ihrer Einkünfte zu versichern. Sie ward zu Stockholm mit allen Ehrenbezeigungen empfangen, entfremdete sich aber die Herzen dadurch, daß sie sogleich eine katholische Kapelle errichten ließ. Auf Befehl der Regierung wurde diese Kapelle niedergerissen, und da C. die Absicht merken ließ, ihre Ansprüche auf den Thron im Fall einer Erledigung desselben zu erneuern, so mußte sie eine neue, vollständige Entsagungsakte ausstellen. Während ihres Aufenthalts in Hamburg 1661—67 und einer zweiten Anwesenheit in Schweden gab sie von neuem durch ihre Begünstigung der katholischen Kirche

Anstoß, weshalb sie nach Rom zurückkehrte. Nach Clemens' IX. Tod (1670) gefiel sie sich nicht mehr in Rom, obwohl sie dort der Mittelpunkt der geistlichen und gelehrten Kreise war und eine Akademie um sich versammelt hatte, aus der später die Accademia dei Arcadi zur Veredelung der italienischen Sprache und Dichtkunst hervorging. 1672 begab sie sich nach Frankreich, von wo aus sie nach Johann Kasimirs Tod als dessen nächste Wasasche Verwandte auf dessen Güter in Polen und Neapel Ansprüche erhob. Der Papst unterstützte ihre Forderung, allein ihre sechsjährigen Bemühungen in dieser Sache blieben infolge ihrer Mittellosigkeit ohne Resultat. Ihre letzten Lebensjahre verlebte sie in Rom. Sie starb 19. April 1689 und ward in der Peterskirche beigesetzt, wo ihr der Papst ein Denkmal errichten ließ. Sie hatte sich auch als Schriftstellerin, stets in französischer Sprache, versucht. Sie war von kleiner Statur, blendend weißer Hautfarbe, hatte blaue Augen, eine Adlernase und ein üppiges Lockenhaar, auf das sie jedoch wenig Sorgfalt verwandte. Ohne die liebenswürdigen Eigenschaften des Weibes, vermochte sie doch in vieler Beziehung sich nicht über weibliche Schwächen zu erheben; dahin gehörten ihr launenhafter Religionswechsel, ihre Reizbarkeit, ihre Herrschsucht, selbst nachdem sie freiwillig das Zepter niedergelegt. Ihre Schriften finden sich größtenteils in **Arckenholz**, Memoiren der Königin C. (Berl. 1751 bis 1760, 4 Bde.). Vgl. **Grauert**, C., Königin von Schweden und ihr Hof (Bonn 1838—42, 2 Bde.); **Woodhead**, Memoirs of C., queen of Sweden (Lond. 1863, 2 Bde.); **Campori**, Cristina di Svezia e gli Estensi (Modena 1877); **Busson**, C. von Schweden in Tirol (Innsbr. 1884).

2) **Marie C., Königin und Regentin von Spanien**, Tochter des Königs beider Sizilien, Franz I., und der Maria Isabella, der Tochter des Königs Karl IV. von Spanien, geb. 27. April 1806 zu Neapel, wurde 11. Dez. 1829 die vierte Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien. Auf ihren greisen Gemahl erlangte sie bald einen herrschenden Einfluß und zog sich hierdurch den Haß der apostolischen Partei sowie des Bruders des Königs, Don Karlos, seiner Gemahlin und seiner Schwägerin, der Prinzessin von Beira, zu, der sich noch steigerte, als C. schwanger wurde und der bisher kinderlose Ferdinand VII. 29. März 1830 das Auto arrodado vom 10. Mai 1713 umstieß und durch Wiederherstellung der alten kastilischen Erbfolgeordnung auch einer Tochter seiner Gemahlin die Thronfolge sicherte, seinen Bruder und dessen Partei also der bisher ganz sichern Aussicht auf die Herrschaft beraubte. Als nun 10. Okt. 1830 C. wirklich eine Tochter gebar, entspann sich ein erbitterter Kampf zwischen den Apostolischen unter Don Karlos und der Königin, welche sich zu den Liberalen hinneigte; die erstern behielten jedoch die Oberhand. Auch Christines zweites Kind, das sie 30. Jan. 1832 gebar, war eine Tochter. Während einer gefährlichen Krankheit des Königs im September 1832 bat C., um sich vor der Rache der Apostolischen sicherzustellen, selbst um Aufhebung der Pragmatischen Sanktion von 1830, die auch 18. Sept. erfolgte. Aber der König erholte sich wieder, ernannte 5. Okt. C. zur Regentin und nahm 30. Dez. auch das Kodizill vom 18. Sept. zurück. Zwar übernahm er 4. Jan. 1833 wieder die Regierung, und der neue Minister Zea Bermudez ging nicht durchaus auf die liberale Politik Christines ein; jedoch behauptete sich diese in ihrem Einfluß auf den König, und als Ferdinand VII. 29. Sept. 1833 starb, wurden seine dreijährige Tochter Isabella in Madrid als Königin und C. als Regentin ausgerufen. Schon 28. Dez. 1833 vermählte sich C. in morganatischer Ehe mit Don Fernando Muñoz (geb. 4. Mai 1808) aus Tarancon in Cuenca, der damals in der königlichen Leibgarde diente, und den sie später zum Herzog von Rianzares erhob. Die Regentin hatte gleich nach dem Tode des Königs ein Manifest erlassen, welches Abhilfe der Übel versprach, an welchen das Land leide. Aber schon im Oktober 1833 brach in Aragonien und in den baskischen Provinzen ein Aufstand zu gunsten des Don Karlos aus. Um eine Stütze gegen diesen zu gewinnen, neigte sich C. offen der liberalen Partei zu, deren Glieder daher **Christinos** genannt wurden. Ihre der französischen Charte nachgebildete Verfassung, das Estatuto real, genügte bald den extremen Parteien nicht mehr und wurde durch andre rasch aufeinander folgende Verfassungen verdrängt, wie denn C. stets auf das Regierungssystem ihres jedesmaligen Ministers einging. Doch konnte sich C. nicht dauernd in der Herrschaft befestigen, obwohl sie über Don Karlos endlich den Sieg davontrug. Infolge einer durch das Gesetz über die Ayuntamientos (s. d.) veranlaßten Volksbewegung dankte sie 10. Okt. 1840 als Regentin ab und begab sich mit einem sehr bedeutenden Vermögen nach Frankreich. Nach Esparteros Sturz kehrte sie 1843 wieder nach Madrid zurück und ließ sich 13. Okt. 1844 mit Muñoz, dem sie mehrere Kinder geboren hatte, kirchlich trauen; derselbe starb 12. Sept. 1873. Die meisten Vorgänge in Spanien seit 1843: die spanischen Heiraten, die reaktionären Ministerien von Narvaez und Bravo-Murillo, die Verbannung von Narvaez etc., erfolgten unter ihrer Einwirkung; doch zog sie sich durch ihre Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten den Haß eines großen Teils des Volkes in dem Maß zu, daß sie sich beim Ausbruch der Revolution 1854 zu fliehen genötigt sah. Ende September 1864 kehrte sie nach einer mehr als zehnjährigen Abwesenheit nach Spanien zurück. Doch war ihr Aufenthalt in Madrid kein dauernder, und sie lebte meist im Ausland, wo sie ihr Vermögen in Sicherheit gebracht, bald in Italien, bald in Frankreich. Hier starb sie 22. Aug. 1878 in Le Havre.

Christine de Pisan (spr. -sāng), franz. Dichterin, geb. 1363 zu Venedig, kam mit ihrem Vater, der als Astronom berufen war, an den Hof König Karls V. Schon mit 15 Jahren verheiratet, verlor sie früh wieder ihren Gatten und flüchtete sich, Trost und das tägliche Brot suchend, auf das Gebiet der Litteratur. Die Weichheit ihres Gemüts spiegelt sich in ihrer Ausdrucksweise und verleiht ihren Schriften einen Grad von Interesse, welches der sonstige Stil jenes Zeitalters nicht zu erwecken imstande ist. Sie starb um 1431. Ihre hauptsächlichsten poetischen Werke, soweit sie im Druck erschienen, sind: »Cent ballades et autres petits poèmes«; »Dicts moraux«; »Les cent histoires de Troye«; »Le poème de la Pucelle« (zuletzt Orléans 1865), von Quicherat auch im »Procès de Jeanne d'Arc« (1841—49, 5 Bde.) abgedruckt; »Le chemin de long estude« (hrsg. von Püschel, Berl. 1881). Von ihren prosaischen Werken sind die interessantesten: »Le livre des faits et bonnes mœurs de Charles V« (abgedruckt in Michauds und Poujoulats »Collection des mémoires«, Bd. 2) und »Le trésor de la cité des dames« (Par. 1497, 1503). Außerdem schrieb sie: »Le livre des faits d'armes et de chevalerie«; »Épîtres sur le roman de la Rose«, eine strenge Kritik dieses Werkes, u. a. Vgl. J. **Boivin**, Vie de C. (in den »Memoiren der Akademie der Inschriften«, Bd. 2); **Thomassy**, Essai sur les écrits

politiques de C. (Par. 1838); Robineau, C., sa vie, ses œuvres (das. 1883).

Christinehamn (Kristinehamn), Stadt im schwed. Län Wermland, an den Flüssen Lötelf und Waran, welche bald darauf vereinigt sich in den Wenersee ergießen, und an der Eisenbahn Stockholm-Christiania, mit Zweigbahn nach Philipstad, mit (1881) 5085 Einw., hat eine Navigationsschule, eine mechanische Werkstatt, eine Tabaksfabrik und treibt lebhaften Handel mit Bergwerksprodukten (vornehmlich Eisen), Getreide und Holzwaren. Wichtige Jahrmärkte finden im April und Oktober statt. Über den Wenersee besteht regelmäßige Dampfschiffahrt nach Göteborg.

Christinenkraut, s. Pulicaria.

Christinos, in Spanien während der Regentschaft der Königin Christine (s. d. 2) Parteiname der Anhänger derselben, welche zugleich liberale Grundsätze verfochten gegenüber den Karlisten.

Christliche Altertümer, s. Archäologie.

Christliche Kirche, s. Kirche.

Christliche Kunst, im weitern Sinn die Kunst des spätern Römerreichs, des Mittelalters und der Neuzeit im Gegensatz zur heidnischen Kunst des klassischen und orientalischen Altertums, im engern Sinn die Kunst in Beziehung zur christlichen Kirche. Unter frühchristlicher oder altchristlicher Kunst versteht man jene unter dem Einfluß christlicher Ideen erfolgte Umwandlung der antiken Kunst, deren Schöpfungen in den Begräbnisstätten (meist Katakomben) der ersten Christen erhalten sind. Erzeugnisse derselben auf Tafel »Bildhauerkunst V«, Fig. 1 u. 2. Vgl. auch »Christliche Archäologie« unter Archäologie.

Christliche Religion, s. Christentum.

Christliche Religionslehre, s. Dogmatik.

Christlich-soziale Arbeiterpartei, eine 1878 vom Hofprediger Stöcker in Berlin gegründete Partei, die es sich zum Ziel setzte, mit Hilfe der Kirche die sozialen Schäden zu heilen und so die Sozialdemokratie zu überwinden. Ursprünglich in geistigem Zusammenhang mit dem orthodox-konservativen Verein für Sozialreform, der ebenfalls die Sozialdemokratie zu bekämpfen sich zum Ziel setzte, jedoch, ohne sich nennenswerter Erfolge zu erfreuen, in kurzer Zeit dahingesiecht ist, blieb die ch. A. auch nach Erlaß des Sozialistengesetzes noch weiter bestehen, indem ihr nun der Kampf gegen die liberalen Anschauungen auf kirchlichem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet als Aufgabe gesetzt wurde. Insbesondere aber bildete die antisemitische Agitation ein wesentliches Mittel für Forterhaltung der Partei, deren Stärke auf 3–4000 Mitglieder angegeben wird. Das Programm derselben enthält neben Betonung des christlichen Glaubens die Forderung nach obligatorischen Innungen, Einführung des Normalarbeitstags, Wiederherstellung der Wuchergesetze, obligatorische Hilfskassen für Witwen, Waisen, Invaliden ꝛc. Vgl. Wach, Die christlich-soziale Arbeiterpartei (Leipz. 1878); Stöcker, Christlich-sozial (das. 1885).

Christlieb, Theodor, evangel. Theolog, geb. 7. März 1833 zu Birkenfeld in Württemberg, wurde Prediger der deutsch-evangelischen Gemeinde in London, dann Pfarrer zu Friedrichshafen am Bodensee und 1868 Professor der praktischen Theologie und Universitätsprediger in Bonn. Auf der Versammlung der Evangelischen Allianz zu New York 1873 hielt er einen Vortrag über die ungläubigen Richtungen in der Theologie (Gütersl. 1874). Sonst veröffentlichte C. außer Predigten: »Leben und Lehre des Johannes Scotus Erigena« (Gotha 1860), »Moderne Zweifel am christlichen Glauben« (2. Aufl., Basel 1870), »Der Missionsberuf des evangelischen Deutschland nach Idee und Geschichte« (Gütersl. 1876), »Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen« (2. Aufl., das. 1878), »Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission (das. 1880) und gab K. B. Hundeshagens »Kleine Schriften« (mit Biographie, Gotha 1873–75, 2 Bde.) heraus.

Christmas (engl., spr. krißmös, »Christmesse«), eigentlich der Christtag oder C.-day (25. Dez.), dann die ganze Weihnachtszeit, die ehemals in England bis zum 2. Febr. währte und jetzt mit dem twelfth-day oder »zwölften Tag« (6. Jan.) endigt.

Christmas-box (engl., spr. krißmäs-bods), in England das Weihnachtsgeschenk; Boxing-day (spr. -dé), der zweite Weihnachtsfeiertag, an welchem dasselbe verabreicht wird.

Christmas-Pantomime (engl., spr. krißmös-pänto-meim), Name der komischen Zauberballette, die auf den Nationaltheatern Drurylane und Coventgarden in London jährlich zu Weihnachten mit großer Pracht aufgeführt werden. Der Ursprung dieser Pantomimen ist in das letzte Jahrzehnt des 17. Jahrh. zu setzen, doch erhielten sie ihren Glanz erst unter Rich und Garrick. Gewöhnlich beginnen sie mit einem Vorspiel, das ein Märchen oder eine Volkssage behandelt und mit der Verwandlung der Personen in Harlekin, Kolombine, Clown und Pantalon endigt, worauf die eigentliche Harlekinade erfolgt. Tagesneuigkeiten aller Art werden dabei auf das beißendste lächerlich gemacht und selbst Minister und Günstlinge des Hofs nicht verschont.

Christmesse (Christmette), der Gottesdienst, der am frühen Morgen des ersten Weihnachtsfeiertags bei Licht gehalten wird.

Christmonat, deutscher Monatsname, s. v. w. Dezember.

Christnacht, bei den Katholiken die vor dem Weihnachtsfest mit Andachtsübungen gefeierte Vigilie.

Christodöros, byzantin. Dichter, aus Koptos in Ägypten, lebte unter Anastasios I. (491–518 n. Chr.). Wir besitzen von ihm ein Gedicht von 416 Hexametern über die Statuen im Zeuxippos-Gymnasium zu Byzanz, welches, von Septimius Severus erbaut, die Werke der ältesten Meister enthielt und 532 durch eine Feuersbrunst zu Grunde ging (abgedruckt in Jacobs' »Anthologia Palatina«, 1813–17).

Christodúlos (griech., s. v. w. Knecht Christi), Autorname des byzantinischen Kaisers Johannes VI. Kantakuzenos (s. d.).

Christofle (spr. -ſtöfl), Charles, Industrieller, geb. 1805 zu Paris, war Leiter eines Gold- und Silberwarengeschäfts und begründete später in Paris und Karlsruhe Etablissements, in welchen er die Elektrometallurgie und namentlich die galvanische Vergoldung und Versilberung ungemein ausbildete. Er erreichte vorher nie gesehene Effekte, schuf große plastische Werke, welche allen Anforderungen der Kunst entsprachen, ebenso auch zahllose Gegenstände für den täglichen Gebrauch. Das von ihm gelieferte galvanisch versilberte Neusilber mit 2 Proz. Silbergehalt ist als Christoflemetall allgemein bekannt geworden. Er starb 16. Dez. 1863 in Paris.

Christolatrie (griech.), »Christusverehrung« mit Hintansetzung der Verehrung Gottes, wie solche z. B. der Brüdergemeinde schuld gegeben wird.

Christologie (griech.), die »Lehre von Christus« und zwar von seiner Person in erster, in zweiter Linie auch von seinem Werk, der wichtigste Teil der christlichen Glaubenslehre. Sofern, von der Seite der Theologie (s. d.) im engern Sinn betrachtet, die Lei-

stung des Christentums (s. d.) nur als höchste Blüte und Vollendung aller bereits auf der alttestamentlichen Vorstufe wirksamen Kräfte eines im Volk Israel heimischen Gottesbewußtseins erscheint, hätte eine Trennung vom Judentum keineswegs zu den notwendigen Ergebnissen des christlichen Gedankenfortschritts gehört. Was diese Wirkung mit sich führte, war vielmehr der Anspruch Jesu, Messias (s. d.) zu sein. Nun erscheint freilich die Messiasidee selbst wieder nur als eine reife Frucht der gesamten alttestamentlichen Entwickelung, und wenn Jesus von Nazareth sich jederzeit »Menschensohn« nannte und auch von andern, wenigstens gegen das Ende seines öffentlichen Auftretens, »Davidssohn« und »Gottessohn« nennen ließ, so that er dies eben in dem Sinn, wie schon das Alte Testament mit allen diesen Ausdrücken den Messias gekennzeichnet hatte (s. Jesus Christus). So lautet denn auch das erste christliche Dogma selbst bei dem paulinisch gesinnten Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte einfach dahin: »Jesus von Nazareth ist der Messias« (Apostelgesch. 9, 22); er wird als solcher »das Reich Israel wieder aufrichten« (Luk. 24, 21; Apostelgesch. 1, 6), »auf Davids Thron sitzen« (Luk. 1, 32; Apostelgesch. 2, 30), sein Volk »erretten von seinen Feinden« (Luk. 1, 71). Soweit war das Christentum vollständig eingetreten in den volksmäßigen Vorstellungskreis des Judentums. Um so weniger aber ließ sich mit der jüdischen Rechtgläubigkeit und dem gesamten religiösen Bewußtsein des Volkes die Thatsache in Übereinstimmung setzen, daß dieser Messias den schimpflichen und gottverlassenen Verbrechertod am Kreuz gestorben war. Wie stimmte dies zu der Überzeugung von der messianischen Hoheit Jesu als des »Sohnes Gottes«? Dies war die erste brennende Frage im Christentum. Die Urgemeinde beruhigte sich hierüber zunächst im Bewußtsein, daß die Thatsache des Todes ausgeglichen sei durch das einzigartige Wunder der Auferstehung. Dazu kam als ein zweites Moment der Glaube an die Wiederkunft Jesu. Im Anschluß an seine Selbstbezeichnung als »Menschensohn« (welcher nach Dan. 7, 13. 14 mit den Wolken des Himmels kommt und ein ewiges Reich stiftet) erwartete man von der allernächsten Zukunft die Wiederkunft des Messias zum Gericht und zur Errichtung des Tausendjährigen Reichs (s. Chiliasmus). Damit war die erste folgenreiche Fortbildung der jüdischen Messiaslehre gegeben. Diese wußte nur von einer einmaligen Erscheinung des Messias; das Christentum lehrte eine doppelte, die eine der Vergangenheit angehörig, die andre der Zukunft; jene eine Erscheinung in Schwachheit, diese in Herrlichkeit. Aber wozu war denn jenes am Kreuz endende Vorspiel überhaupt nötig? Stand es doch mit dem von den Propheten so glänzend ausgemalten Bilde des theokratischen Königs in grellem Widerspruch! Nein! sagte schon das vorpaulinische Christentum, das alttestamentliche Bild ist nicht richtig aufgefaßt, wenn man neben den Lichtseiten die Schattenseiten übersieht. Eine im Hinblick auf die vollendete Thatsache erfolgende neue Durchforschung der Schrift führte vielmehr zu dem Resultat, daß schon die alttestamentlichen Bücher vertraut seien mit der Idee eines leidenden Messias. Die Jünger gedachten des leidenden Gerechten (Psalm 22 u. 69), des büßenden Knechts Gottes (Jes. 53), und ihr »Herz brannte« (Luk. 24, 32) bei solchen Aussichten auf Lösung des quälenden Widerspruchs. Jetzt fingen innerhalb der christlichen Gemeinde die Reden an von »bestimmtem Ratschluß und Vorhersehen Gottes«, wodurch der Messias bei seinem ersten Auftreten den Händen der Gottlosen überantwortet worden sei (Apostelgesch. 2, 23). Den Zweck dieses Dahingebens der edelsten Frucht Israels in den Tod legte man dann, prophetischer Andeutung (Jes. 53, 4. 5. 12) folgend, in die Errettung der großen sündigen Menge des Volkes, d. h. man faßte den Tod Jesu unter dem Gesichtspunkt der Sühne »für unsre Sünden« auf (1. Kor. 15, 3. 4).

Bei aller Entschiedenheit der Gegensätze, welche das Urchristentum in sich barg, lag somit ein dogmatischer Einheitspunkt im Glauben an den Sühnetod und die Auferstehung des Stifters, an seine Wiederkunft zur Errichtung des Reichs (1. Kor. 15, 11). Je gewisser man sich in dieser Verehrung des »Sohnes Gottes« mit Gott selbst geeinigt und versöhnt wußte, desto mehr mußte auch der Ausdruck »Sohn Gottes« an Inhalt und Bedeutung gewinnen und das Bekenntnis von der Messianität Jesu einer über das Maß des Menschlichen hinausgehenden Anschauung von seiner Natur und Würde zustreben. In der Offenbarung des Johannes erscheint darum Jesus bereits als »der Erste und der Letzte« (1, 17), als »der Anfang der Kreatur« (3, 14), als »das Wort Gottes« (19, 13). So gewiß sich Ähnliches auch in der jüdischen Messiaslehre findet, so unleugbar berührt sich die C. der judenchristlichen Offenbarung bereits mit der Paulinischen Theologie auf der einen, mit der Johanneischen auf der andern Seite. Diese beiden Formen stellen die fortgeschrittensten, alles Judentum bereits entschieden überbietenden Typen der neutestamentlichen C. dar. In der Paulinischen und Johanneischen Theologie erscheint Christus nicht mehr bloß als letztes Glied in der Entwickelung des Alten Bundes, sondern aus dem idealen Repräsentanten des jüdischen Volkes, dem Messias, ist schon bei Paulus das Urbild der Menschheit und Ebenbild der Gottheit, aus einer einzelnen, erst im Verlauf der Geschichte ins Leben getretenen, das religiöse Leben auf seinen Gipfel führenden Erscheinung ist ein schöpferisches Prinzip dieser ganzen Geschichte, ein Organ der göttlichen Schöpferkraft in der Weltregierung geworden, durch welches Gott von vornherein alles ins Werk gesetzt hat (1. Kor. 8, 6). Die Mittel, durch welche Paulus mit seiner C. dergestalt die populären jüdischen Messiasbegriffe überbot, waren ihm durch die damalige Schultheologie an die Hand gegeben, welche sich allen begrifflichen Primat in der Form einer zeitlichen Priorität anschaulich zu machen pflegte. So ist auch Christus hier eine vor ihrem geschichtlichen Sein schon dagewesene Persönlichkeit, ein präexistentes Wesen geworden (1. Kor. 10, 4). Als Mensch aber mußte er auftreten, um den Tod erleiden zu können. Jene zuvor schon eingeleitete Beziehung des Todes Christi zur Sünde hat nämlich Paulus dahin erweitert und vertieft, daß er denselben nach Analogie der levitischen Opferordnung als Sühnopfer (Röm. 3, 25), als notwendiges Mittel zur Lösung des vom Gesetz auf die sündige Menschheit geworfenen Fluches (Gal. 3, 10. 13), als schlechthinnige Vorausbedingung aller Erlösung und Versöhnung, als Quellpunkt einer neuen Gerechtigkeit der Gotteskinder faßte (Röm. 4, 25). Eine der Sache nach das gleiche Ziel, aber mit andern Mitteln erreichende Lehrform war es, wenn der im Hebräerbrief und besonders im vierten Evangelium vertretene christliche Alexandrinismus ohne weiteres die Platonisch-stoische Logoslehre, welche schon der Jude Philo mit dem alttestamentlichen Gottesbegriff in Verbindung gesetzt hatte, auf die historische Persönlichkeit Jesu anwandte, wodurch dieselbe in eine neue Beleuchtung trat und endgültig als der

schon bei der Weltschöpfung beteiligte, zur vorausbestimmten Zeit ins Fleisch eingetretene und nach vollbrachter Versöhnung wieder zu Gott zurückgekehrte Logos erschien (s. Menschwerdung). Diesen Schritt that erst der vierte Evangelist, während zwei frühere sich damit begnügt hatten, einen nachweisbar ältern Typus der evangelischen Geschichte, darin Jesus als Sohn Josephs und Marias auftritt (Mark. 6, 3; Matth. 13, 53), mit einer Vorgeschichte zu vermehren, kraft welcher die Gottessohnschaft, die man sich sonst als im Moment der Taufe beginnend vorgestellt, auf die Zeugung selbst bezogen und nahezu physisch gefaßt wurde (Matth. 1, 18. 23; Luk. 1, 35). So hört schon im Verlauf der neutestamentlichen Entwickelung die C. auf, Messiaslehre zu sein, und wird statt dessen ein Stück Gotteslehre. Man hielt zwar die menschlichen Anschauungen von Christus in der Form fest, daß auch Paulinische und Johanneische Kreise noch in ihm den beglaubigten und bevollmächtigten Durchführer der göttlichen Zwecke in der Menschenwelt erblickten; zugleich aber faßte man ihn als ein Wesen auf, dessen Daseinskreis irgendwie mit dem göttlichen selbst sich deckte oder doch in denselben hineinfiel. Abgestreift aber und als häretisch gebrandmarkt war schon gegen Ende des 2. Jahrh. die Vorstellung der entschiedenen Judenchristen (s. Nazarener), der sogen. Ebionitismus, welcher die Göttlichkeit Christi in die höchste Stufe der Geistesbegabung, in die Vollendung des alttestamentlichen Prophetentums, verlegte, ihn selbst aber lediglich als Menschen gelten ließ.

War aber Christus für die jetzt entstehende katholische Kirche eine ewige und göttliche Persönlichkeit, so schien der streng und schlechthin einheitliche Gottesbegriff aufgehoben. Hinwiederum wollte und konnte man auch nicht zwei Götter lehren, denn damit wäre man in das Heidentum zurückgesunken. Es erfolgte daher eine Ausgleichung beider Seiten, eine Lösung des geschlungenen Rätsels in doppelter Weise. Anschließend an die Johanneische Lehre, wonach zwischen Gott und seinem in dem geschichtlichen Jesus verleiblichten Wort ein eigentümliches Verhältnis der Wesenseinheit besteht, erkannte schon eine im Lauf des 2. Jahrh. populär gewordene Vorstellung eine Verschiedenheit der Subjekte kaum mehr an; man sah in Christus einfach die Erscheinung des Vaters (Monarchianismus, Modalismus). Der so sich ergebenden Gefahr, Gott im Menschen oder den Menschen in Gott zu verlieren, begegneten die hervorragendsten Kirchenlehrer des 3. Jahrh., indem sie sich wieder mehr an die Paulinische Lehre anschlossen, welche den Sohn so bestimmt persönlich vom Vater unterscheidet, daß sie ihn zu dem letztern sogar in ein entschiedenes Verhältnis der Abhängigkeit setzt (Hypostasianismus, Subordinatianismus). Eine einigende Formel wurde in dieser Zeit noch nicht gefunden; erst im sogen. Arianischen Streit (s. d.), welcher fast das ganze 4. Jahrh. erfüllte, gelangte der Prozeß zwischen beiden Parteien zum Austrag. Auf den das Verhältnis des Vaters zum Sohn definitiv feststellenden Kirchenversammlungen von Nicäa (325) und Konstantinopel (381) wurden die bestehenden Gegensätze einfach nebeneinander gestellt, d. h. man stellte als Glaubensgeheimnis die Sätze auf, der Sohn sei dem Vater gleich an Wesen, aber doch eine verschiedene Person, also nicht ungezeugt, wie der Vater, aber doch auch nicht geschaffen, wie die Welt, sondern in ewiger Weise vom Vater erzeugt, »wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott«.

Dieser ganzen Bewegung lag das religiöse Interesse zu Grunde, sich der unendlichen Bedeutung des christlichen Heils in der Anschauung der Person dessen bewußt zu werden, welcher dasselbe gebracht und ein für allemal begründet hatte. Die C. galt der Kirche als Ausdruck des Werts des ganzen Christentums. Wie dieser ein absoluter, so war die Person seines Stifters eine absolute, und es konnte die Entwickelung des dogmatischen Denkens über diese Person zu ihrem Ruhepunkt erst da gelangen, wo dieselbe unter Wahrung ihres menschlichen Charakters zugleich in einem Verhältnis zu Gott stand, welches keine Steigerung mehr zuließ. Ist Christus nach dem christlichen Gesamtbewußtsein der ausschließliche Vermittler der Vateroffenbarung Gottes, der eigentliche Schöpfer eines nach dem Urteil der gläubigen Christenheit ausreichenden Gottesbewußtseins, so ist er darum auch das Organ, womit diese christliche Menschheit Gott wahrnimmt, wie das Auge das Organ ist, womit die natürliche Menschheit das Licht wahrnimmt. Wie für diese das Licht im Auge, so ist für jene Gott in Christus, und das Bekenntnis von der Gottheit Christi, die Quintessenz der C., ist etwa nach Analogie des Satzes zu verstehen: »Das Auge ist das Licht des Leibes« (Matth. 6, 12). Die alte Kirche aber setzte gemäß den Denkformen, in welchen sie sich zu bewegen hatte, an die Stelle dieser religiösen Beurteilung eines religiösen Verhältnisses eine metaphysische Betrachtung und kam so nach durchgekämpften arianischen, nestorianischen, monophysitischen und monotheletischen Streitigkeiten endlich am Schluß des 7. Jahrh. zu dem fertigen Christusbild der Dogmatik: Eine gottmenschliche Person mit zwei Naturen und zwei Willen, wesensgleich nach der einen Seite mit dem »ungezeugten« Vater, nach der andern mit den »geschaffenen« Menschen (ausgenommen die Sünde), selbst aber weder ungezeugt noch geschaffen, sondern »von Ewigkeit gezeugt«.

Während auf Innehaltung dieser Bestimmung der C. seitens der Kirche mit vollkommener Ausschließlichkeit gedrungen wurde und bald keiner, der sich in diesen Gang der Entwickelung nicht zu schicken wußte, noch ein Recht der Existenz in der Kirche, ja auf der Welt überhaupt mehr besaß, konnte man während eines ganzen Jahrtausends hinsichtlich des Werkes Christi, jener zweiten Hälfte der C., die verschiebenartigsten und unfertigsten Lehrmeinungen vernehmen. Erst die Scholastik hielt sich wieder enger an die Paulinischen Vorstellungen. Der erste, der dieselben in einen dialektisch gefaßten, durch die juristische Schablone des Mittelalters bedingten Ausdruck brachte, war Erzbischof Anselm von Canterbury, welcher in einer bis dahin nicht erreichten Vollständigkeit der Argumentation den Gedanken durchführte, daß Gott zur Wiederherstellung der ihm durch die Sünde entzogenen Ehre und zugefügten Beleidigung notwendig habe Mensch werden müssen, um so als Gottmensch durch freiwilligen Tod die Schuld abzutragen, die außer ihm niemand abtragen konnte, und den Widerstreit der göttlichen Liebe mit der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit auszugleichen (s. Versöhnung). Über diese sogen. Satisfaktionstheorie entbrannte ein heftiger Streit zwischen den Schulen des Thomas von Aquino und des Duns Scotus, als ersterer, in Anselms Fußstapfen tretend, besonderes Gewicht auf das »überschüssige Verdienst« des Todes Jesu legte, letzterer hingegen das Zureichende desselben in Abrede stellte und die Lehre von der sogen. Acceptilation (s. d.) anbahnte. Die Mystiker versenkten sich bald

mit Verzichtleistung auf dogmatische Bestimmungen rein mit dem Gefühl und der Phantasie in den Abgrund der am Kreuz gestorbenen Liebe (die Jesusmystik des heil. **Bernhard**), bald suchten sie den Tod des Sohnes Gottes durch asketische »Entwerdung« und Selbstvernichtung zu ergänzen. Das **Reformationszeitalter** ließ die Lehre von den beiden Naturen in Christus als gemeinchristliche Fundamentallehre unangetastet stehen; einzig zwischen den Lutheranern und Reformierten erhob sich im Zusammenhang mit dem Abendmahlsstreit eine Differenz. Während die Reformierten vermöge ihrer Voraussetzung eines schlechthinnigen Unterschieds zwischen Unendlichem und Endlichem die Menschheit des fleischgewordenen Logos als eine wirklich innerhalb der Schranken irdischen Menschendaseins sich entwickelnde faßten, darüber derselbe Logos vermöge seiner Gottheit immer noch unendlich hinausrage, stellte die Konkordienformel als Stütze der lutherischen Abendmahlstheorie die Lehre auf, daß in Christus göttliche und menschliche Natur in eine ganze und bleibende Vereinigung (unio personalis) getreten seien, vermöge deren eine solche Gemeinschaft der beiden Naturen (communio naturarum) stattfinde, daß der Logos fortan nur noch »im Fleisch« existiert, seine göttliche Natur nur noch in der mit ihr persönlich vereinigten menschlichen und durch dieselbe sich bethätigt, ebendarum aber dieser auch ihre wesentlich göttlichen Eigenschaften mitteile (communicatio idiomatum) und z. B. Christus auch seiner menschlichen Natur nach allgegenwärtig, also mit seinem Fleisch und Blut in den Abendmahlselementen, sein könne. Die reformierte Kirche erklärte eine solche Mitteilung der Idiome für eine bloß rednerische Vertauschung der Ausdrücke (alloeosis) und beschuldigte die lutherische Theologie der Vermischung der beiden Naturen. Das Werk Christi anlangend, hat der Protestantismus die Anselmische Lehre unter Abstreifung ihres privatrechtlichen Charakters und unter Verbindung derselben mit der biblischen Opferidee dahin ausgebildet, daß der Gottmensch durch sein im Tod übernommenes stellvertretendes Strafeleiden ein schlechthin entsprechendes Sühnopfer für die Sünden der ganzen Menschheit gebracht, den gerechten Zorn Gottes gestillt und die Zuwendung der sündenvergebenden Gnade Gottes an die Gläubigen objektiv ermöglicht habe. Dabei betonen beide protestantische Konfessionen neben dem leidenden Gehorsam Christi auch seinen thätigen, d. h. die vollkommene Erfüllung des Gesetzes, und handeln daneben noch von den beiden Ständen (status) Christi, nämlich demjenigen der Erniedrigung (status exinanitionis) und dem der Erhöhung (status exaltationis), mit welchem auch seine menschliche Natur in den reellen Besitz und Gebrauch göttlicher Herrlichkeit eingetreten sei. Dabei streiten Lutheraner und Reformierte, ob die sogen. Höllenfahrt (s. d.) schon zu diesem oder noch zu jenem Stand gehöre.

Einen ersten Schritt zur Auflösung dieses dem dogmatischen Denken angehörigen Christusbildes thaten, indem sie zu einfachern neutestamentlichen Vorstellungen zurückkehrten, die Socinianer; einen weitern die Rationalisten, indem sie das, was der Mensch Jesus an sich war, auch wieder von dem unterschieden, was er dem Paulus und dem Johannes war, und dem Tod Jesu nur die Bedeutung eines den Sieg seiner Sache bedingenden Martyriums vindizierten; einen dritten die spekulative Theologie, indem sie die Dogmen von der Gottmenschheit und Versöhnung als Formen behandelte, in welchen die ewige Wahrheit von der Einheit des unendlichen und des endlichen Geistes der populären Vorstellung faßbar und an dem klassischen Exempel Jesu gleichsam ad oculos demonstriert werde; einen vierten die mit Strauß anhebende kritische Behandlung des Lebens Jesu, vermöge welcher die Person Jesu immer mehr in den Kreis der wirklichen Geschichte hereingezogen worden ist (s. **Jesus Christus**); einen fünften und letzten die von den Fesseln der Dogmatik emanzipierte kirchen- und dogmengeschichtliche Forschung, welche den ganzen Prozeß des Werdens der C. klargelegt und zum objektiven Verständnis gebracht hat. Auf denselben historischen Prozeß stützen sich anderseits aber auch die konservativen Richtungen, indem sie demselben ein sei es dogmatisch verfestigtes, sei es spekulativ konstruierbares Resultat abgewinnen, teilweise auch die ganze christologische Metaphysik vor der sittlichen Bedeutung Jesu als des Stifters des Reichs Gottes, darin sich alle Zwecke Gottes mit der Menschheit zusammenfassen, verstummen heißen.

Vgl. **Baur**, Die christliche Lehre von der Versöhnung (Tübing. 1838); **Derselbe**, Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes (das. 1841—43, 3 Bde.); **Dorner**, Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi (2. Aufl., Stuttg. 1856, 2 Bde.); **Ritschl**, Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung (Bonn 1870—74; 2. Aufl. 1882—83, 3 Bde.); **Schultz**, Die Lehre von der Gottheit Christi (Gotha 1881).

Christoph, **Heiliger** (lat. Christophŏrus, »Christusträger«; auch der **große C.** oder **Christophel** genannt), einer der 14 Nothelfer der katholischen Kirche, nach der Legende ein Mann von 12 Fuß Länge und ungewöhnlicher Stärke. Im Gefühl seiner Kraft wollte er seine Dienste nur dem Mächtigsten weihen und diente daher erst einem König, dann, da er dessen Furcht vor dem Teufel merkte, diesem, und als derselbe einst einem Christusbild ängstlich auswich, beschloß er, Christus seine Dienste zu weihen. An einem großen Fluß erschien ihm Christus selbst in Kindesgestalt und ließ sich von ihm über den Fluß tragen, worauf er den Namen C. erhielt. Nach der ältesten Gestalt der Legende soll C. in Syrien gelebt und unter Kaiser Decius das Martyrium erlitten haben. Die morgenländische Kirche feiert Christophs Gedächtnis am 9. Mai, die abendländische am 25. Juli. Abgebildet wird C. gewöhnlich in riesenhafter Größe, das Christuskind auf seinen Schultern, wie er, auf seinen großen Stab gestützt, alle Kräfte aufwendet, um der immer wachsenden Last nicht zu erliegen. So stellt ihn auch der älteste bekannte Holzschnitt von 1423 dar. Vgl. **Sinemus**, Die Legende vom heil. C. in der Plastik und Malerei (Hannov. 1868).

Christoph, Name zahlreicher Fürsten, von denen bemerkenswert sind:

[Bayern.] 1) **C. der Kämpfer**, Herzog von Bayern, Sohn Albrechts III., geb. 6. Jan. 1449, war einer der gefürchtetsten Haudegen seiner Zeit, erhielt, während sein Bruder Albrecht sich 1467 der Alleinherrschaft in Bayern bemächtigte, nur einige Güter und Schlösser, beanspruchte aber Teilnahme an der Regierung und stiftete einen Bund, »Gesellschaft der Böcker des Einhorns«, mit welchem er jene erzwingen wollte, wurde jedoch auf Albrechts Befehl 1471 im Bad ergriffen und in der Neuen Feste zu München gefangen gesetzt, aus welcher er erst nach 19 Monaten auf Einsprache der Stände wieder entlassen wurde. Ein abermaliger Empörungsversuch

mißglückte ebenfalls, und C. trat nun endlich 1475 seinen Anteil an der Herrschaft auf zehn Jahre förmlich an Albrecht ab und erhielt dafür Schloß und Stadt Landsberg, das Schloß Pähl und die Stadt Weilheim. Heldenruhm erwarb er sich im flandrischen Krieg sowie in dem Heer des Herzogs Georg, welches dem Kaiser Maximilian gegen Ungarn zu Hilfe eilte; C. war der erste auf den Mauern von Stuhlweißenburg und öffnete dem Kaiser die Thore. Nach Ablauf der zehnjährigen Vertragsfrist wünschten die C. übergebenen Städte von dessen harter Herrschaft erlöst zu werden, und zugleich kündigten 59 Adlige C. Fehde an, so daß dieser der Übermacht weichen mußte. Er stellte sich an die Spitze des Löwlerbundes, den der unzufriedene Adel gegen Albrecht gestiftet hatte, zog dann in Begleitung mehrerer Fürsten und Edlen nach Palästina und starb, mit seinem Bruder versöhnt, 15. Aug. 1493 auf der Rückreise auf Rhodus. Die Sagen über C. behandelt Trautmann, Die Abenteuer Herzogs C. von Bayern (3. Aufl., Regensb. 1880).

[Könige von Dänemark.] 2) C. I., Sohn Waldemars II., folgte 1252 seinem Bruder Abel auf dem dänischen Thron, trat dann aber Schleswig an dessen Sohn ab. Durch den Übermut des Erzbischofs von Lund, Jakob Erlandson, in Kampf mit der Hierarchie verwickelt, ließ C. denselben verhaften und nahm alle den Geistlichen verliehenen Freiheiten zurück. Sofort traf das ganze Land der Bann, den nur Jütland unbeachtet ließ, und infolgedessen sich das Volk mehrfach gegen C. erhob. Er fand seinen Tod 1259 durch Gift, das ihm von einem Bischof im heiligen Abendmahl gereicht worden sein soll.

3) C. II., Sohn des Königs Erich (VI.) Glipping und der Prinzessin Agnete von Brandenburg, folgte seinem Bruder Erich VII. Menved 1320 durch die Wahl der Stände, nachdem er eine Wahlhandfeste beschworen, welche die Rechte der Stände beträchtlich erweiterte. Trotzdem rief er durch drückende, willkürliche Regierung bald Aufstände hervor und wurde schon 1326 vertrieben. Zwar kehrte er 1330 auf den Thron zurück, wurde aber schon 1331 vom Grafen Gerhard von Holstein besiegt und starb 2. Aug. 1332 auf der Flucht.

4) C. III. (als König von Schweden C. I.), Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Bayern, Sohn Johanns von Bayern und der Prinzessin Sophie von Dänemark und Schweden, geb. 26. Febr. 1418, folgte dem Bruder seiner Mutter, König Erich X., der in Dänemark und Schweden des Throns für verlustig erklärt worden war, 1439 als König von Dänemark und 1440 auch von Schweden. Er regierte bis 1448 ruhig und glücklich, übertrug das Herzogtum Schleswig als erbliches Fahnenlehen dem Grafen Adolf von Schauenburg, verlegte die Residenz von Roeskilde nach Kopenhagen, erregte jedoch dadurch Unwillen gegen sich, daß er viele deutsche, namentlich bayrische, Familien ins Land zog und bevorzugte. Nach Christophs Tod (6. Jan. 1448) kam das Haus Oldenburg auf den dänischen Thron.

[Württemberg.] 5) C., der vierte Herzog von Württemberg, geb. 12. Mai 1515, war der einzige Sohn Herzog Ulrichs und der bayrischen Prinzessin Sabina. Er wurde nach der Vertreibung seines Vaters durch den Schwäbischen Bund 1520–32 an den Höfen Ferdinands von Österreich und Karls V. erzogen. Da der Kaiser die Absicht hatte, das Herzogtum Württemberg, welches der Schwäbische Bund an ihn verkauft hatte, dauernd an das habsburgische Haus zu bringen, und es seinem Bruder, dem König Ferdinand, auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 als erbliches Lehen gab, während C. dem Kaiser nach Italien und Spanien folgen sollte, vielleicht um in einem Kloster zu verschwinden, entfloh C. mit Hilfe seines Freundes und Lehrers Tiffernus und verbarg sich eine Zeitlang bei seinen Verwandten in Bayern. Als Herzog Ulrich durch den Sieg bei Lauffen (13. Mai 1534) sein Herzogtum wiedererobert hatte, kehrte auch C. in die Heimat zurück, fand aber bei dem mißtrauischen Vater keine freundliche Aufnahme und trat daher in französische Kriegsdienste. 1542 von Ulrich zurückgerufen, übernahm er die Statthalterschaft von Mömpelgard und vermählte sich 1544 mit der Prinzessin Anna Maria von Ansbach. Nach dem Tod Ulrichs (1550) trat er die Regierung in Württemberg an, gerade als das durch den Krieg zerrüttete Land als durch Ulrichs Teilnahme am Schmalkaldischen Krieg verwirktes Afterlehen dem österreichischen Haus zugesprochen werden sollte. Durch Festigkeit und Klugheit überwand C. alle Schwierigkeiten und erhielt im Vertrag von Passau 1553 gegen Anerkennung der Afterlehnshoheit Österreichs und Zahlung einer Summe von 250,000 Gulden den erblichen Besitz Württembergs zugesichert. C., einer der trefflichsten Regenten Württembergs, wandte seine eifrige Sorge den innern Angelegenheiten zu. Er erneuerte den Tübinger Vertrag, die Grundlage der landständischen Verfassung, ließ das sogen. württembergische Landrecht abfassen, förderte Ackerbau, Handel und Gewerbe und widmete den kirchlichen Einrichtungen eine besondere Aufmerksamkeit: 1559 erließ er die sogen. große Kirchenordnung und führte die reine lutherische Lehre anstatt des Interim ein, gründete Klosterschulen zur Bildung evangelischer Theologen, erweiterte die Universität Tübingen und schuf aus den Gütern und Einkünften der frühern Klöster das reich ausgestattete Kirchengut der evangelischen Kirche Württembergs. An den damaligen kirchlichen Angelegenheiten des Reichs nahm C. den lebhaftesten Anteil, indem er, freilich vergeblich, eifrig bemüht war, nicht bloß unter den beiden protestantischen Konfessionen die Einigkeit aufrecht zu erhalten, sondern auch mit den Katholiken wenigstens in Deutschland eine Verständigung herbeizuführen. Er erschien persönlich auf zahlreichen Zusammenkünften in Religionssachen und führte einen ausgedehnten Briefwechsel; bei Kaiser Maximilian II. stand er in hoher Gunst. Auch nahm er sich der Protestanten in Österreich, Graubünden und Friaul an. In Stuttgart baute er das jetzt sogen. alte Schloß. Er starb 28. Dez. 1568 und wurde in der Stiftskirche zu Tübingen beigesetzt. Vgl. Kugler, C., Herzog zu Württemberg (Stuttg. 1868–72, 2 Bde.). Seinen Briefwechsel mit P. Vergerius gab der Stuttgarter Litterarische Verein (1875), Bruchstücke desjenigen mit Herzog Albrecht von Preußen Th. Wichert (Königsb. 1877) heraus.

Christophania (griech.), Erscheinung Christi.

Christophe, Henri, als Heinrich I. Kaiser von Haïti, geb. 6. Okt. 1767 als Negersklave auf der Insel Grenada, kam früh nach Haïti, schwang sich nach Ausbruch des Aufstandes gegen die Franzosen 1793 zum Brigadegeneral empor und verteidigte mit Glück 1802 Cap Haïti. Als Haupt der Partei der Neger empörte er sich mit dem Mulatten Pétion 1805 gegen Dessalines, den er 1806 ermorden ließ. Darauf kämpfte er mit Pétion um die Alleinherrschaft, bis sie 1808 das Land so teilten, daß C. den von den Negern bewohnten nördlichen Teil erhielt. Diesen verwandelte er 1811 in eine erbliche Monarchie und ließ sich 1811 als Heinrich I. zum Kaiser

krönen. Er herrschte mit Festigkeit und nicht ohne Einsicht, machte sich aber durch die Nachahmung der Napoleonischen Einrichtungen lächerlich, indem er einen Code Henri erließ und einen von den komischten Titeln und Hofämtern strotzenden Hofstaat einrichtete. Da er infolge wiederholter Aufstände immer grausamer regierte, brach im September 1820 eine allgemeine Empörung gegen ihn aus; als diese siegte, erschoß sich C. 8. Okt. selbst, um nicht seinen Feinden in die Hände zu fallen.

Christophskraut, s. Actaea.

Christophsthal, s. Freudenstadt.

Christópulos, Athanasios, neugriech. Dichter und Grammatiker, geb. 1770 zu Kastoria in Makedonien, erhielt seine Jugendbildung zu Bukarest und Konstantinopel, studierte in Pest Medizin, wurde Erzieher der Söhne des Fürsten Alexander Murusis der Walachei und unter seinem Nachfolger Karadschas mit der Redaktion eines neuen Gesetzbuchs für die Walachei betraut. Später lebte er in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien teils in Griechenland, teils in den Moldaufürstentümern. Er starb im Januar 1847. C. hat sich besonders durch seine in anakreontischem Geist gehaltenen Liebes- und Trinklieder bekannt gemacht (»*Ἐρωτικά, Βακχικά*«, Wien 1811–12 u. öfter), von denen eine Auswahl in deutscher Übersetzung von Boltz (»Lieder des Athanasios C.«, Leipz. 1880) erschien. Wertlos ist seine Tragödie »Achilleus«, unbedeutend auch seine neugriechische Paraphrase des ersten Gesangs der »Ilias« (neu herausgegeben von E. Legrand, Par. 1870). Seine grammatischen und dialektologischen Arbeiten sind trotz der lobenswerten Tendenz, der Volkssprache zu größerer Geltung zu verhelfen, verfehlt.

Christpalme, s. Ricinus.

Christpalmöl, s. v. w. Rizinusöl.

Christus, griech. Übersetzung des hebräischen Messias (maschiach), der Gesalbte, daher der Ehren- und Amtsname Jesu, der nach der Kirchenlehre vom Heiligen Geist zum König, Priester und Propheten gesalbt ist. Vgl. Christologie, Messias und Amt Christi.

Christusakazie, s. Gleditschia.

Christusbilder, Darstellungen von Christus durch die bildende Kunst. Die frühsten C. fanden sich nach Irenäus bei den Gnostikern, die vorgaben, solche von Pilatus her nach dem Urbild zu besitzen. Wahrscheinlich war das von Kaiser Alexander Severus in dessen Hauskapelle neben Abraham, Orpheus u. a. aufgestellte Christusbild dieser Art, ebenso das bei Eusebius 7, 18 erwähnte. Sonst bediente man sich nur des Monogramms vom Namen Christus und der Symbole, wie des Fisches (griech. *ΙΧΘΥΣ*), der gezeichnet oder geschrieben die Anfangsbuchstaben der Worte *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ* (Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland) enthielt. Obwohl nach Jes. 52, 14 sich Justinus Martyr und Tertullian Christus häßlich, Origenes aber laut Psalm 45 schön vorstellten, blieb es anfangs beim Symbol, wozu dann Szenen des Neuen und Alten Testaments kamen, worin Christus, in römischer Form und Haltung, lehrend, Blinde und Gichtbrüchige heilend, den Lazarus erweckend, jugendlich und ohne Versuch von Porträt dargestellt oder im Isaak, Moses, Jonas, Daniel vorgebildet war. Gemälde und Sarkophage der Katakomben zeigen öfters »den guten Hirten« in der Tracht der Zeit. Laut Augustin und Eusebius hatte das 4. Jahrh. noch keinen bestimmten Typus für C. Bald aber weiß die Apokryphenlitteratur den auch von Eusebius 1, 14 erwähnten Briefwechsel zwischen Christus und König Abgar zu Edessa mit einem angeblich in einem Brief wunderbar eingedrückten Bildnis Christi in Verbindung zu bringen, das, in Edessa aufbewahrt, später (944) nach Konstantinopel und dann nach Rom gekommen sein soll (s. Abgar). Danach schildert Johannes Damascenus im 8. Jahrh. das Bild Christi, womit der im 11. Jahrh. bekannt gewordene Bericht des Lentulus und die byzantinischen C. harmonieren, z. B. die in Ravenna und Rom, welche Christus mit kurzem, gespaltenem Bart, langem, in der Mitte gescheiteltem Haar und edlen Zügen darstellen. Die C. in den Katakomben des Pontianus und Calixtus stammen aus dieser Zeit. So bleibt der Typus in den Mosaiken, auf dem Smaragdbildnis, das Papst Innocenz VIII. aus Konstantinopel erhielt, das aber nicht vor dem 15. Jahrh. gefertigt war, und in Bilderhandschriften, bis Giotto im 13. Jahrh. ihn veredelt, Fiesole vertieft und Leonardo da Vinci im Abendmahl (zu Mailand) vollendet. Seit Giotto und der gleichzeitigen Skulptur an französischen Portalen erscheinen die künstlerische Auffassung und die Betonung der menschlichen Schönheit maßgebend, so daß jeder Künstler darin ein Ideal der Würde, Heiligkeit und Schönheit zu verkörpern sucht, wie Michelangelo, Raffael und Tizian. Die hervorragendsten C. der frühern Malerei sind von J. van Eyck, Dürer und den Genannten, aus der Neuzeit von Thorwaldsen, Cornelius, Heinrich Heß, Schraudolph und Schlotthauer, denen der moderne Realismus besonders durch E. v. Gebhardt einen neuen, historisch-naturalistisch gebildeten Christustypus entgegengestellt hat. Einer andern Reihe von Christusbildern gehören die »Veronikabilder« an, wo das »Schmerzensangesicht« auf dem Schweißtuch erscheint, nach der Legende gleichfalls wunderbar entstanden und daher die andre Gattung der »Acheiropoieta« bildend, d. h. nicht von Menschenhand herrührend (s. Veronikabild). Vgl. Wilh. Grimm, Die Sage vom Ursprung der C. (Abhandlungen der Berliner Akademie 1842); Glückselig, Christusarchäologie (Prag 1862); Wessely, Ikonographie Gottes und der Heiligen (Leipz. 1874); Dietrichson, Christusbilledet (Kopenh. 1880); Hauck, Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst (Heidelb. 1880).

Christusfisch, s. Sonnenfisch.

Christusmonogramm, die als Inschrift sehr häufig angewandte abgekürzte Bezeichnung des Namens Christi. Die ältesten Formen sind ein Schrägkreuz oder *X* und die Zusammensetzung der beiden Anfangsbuchstaben des Namens: *X* (Ch) und *P* (R) und zwar in doppelter Weise, indem das *P* mitten in das Kreuz hineingesetzt, dieses aber entweder liegend (✕) oder stehend (+) genommen wurde, also ☧ oder ⳨. Mit der letztern Form nahe verwandt ist das ägyptische Henkelkreuz ☥, das Zeichen des Lebens, das ägyptische Christen geradezu statt des Kreuzes gebrauchten. Die andre Form tritt seit dem 4. Jahrh. auf Grabdenkmälern und Grabgeräten auf und wurde von Konstantin d. Gr. auch auf das Labarum und die Schilde der Soldaten gesetzt. Schon sehr früh fügte man diesem Zeichen das *AΩ* (A und O), später auch einen Olivenkranz oder die Taube des Heiligen Geistes hinzu. Neben diesen ältern Zeichen erscheinen seit Anfang des 12. Jahrh. auf Münzen und Bildwerken die Buchstaben XC und XPC oder XPS (d. h. die beiden ersten und der letzte Buchstabe des Wortes Christus) und die ähnliche Abkürzung des Namens Jesus: IH und IHC oder IHS. Letzteres Monogramm gelangte besonders zu Ausgang des Mittel-

alters durch Bernhardin von Siena, der am Schlusse seiner Predigten eine Tafel mit diesem Namenszug in goldenen Buchstaben zur Verehrung ausstellte, zu großem Ansehen und wurde bekanntlich auch von den Jesuiten als Ordenszeichen adoptiert.

Christusorden, portugiesischer, päpstlicher und brasil. Orden, entstand dadurch, daß die Güter und Statuten des Templerordens in Portugal von König Dionysius auf einen neugestifteten Orden, die »Ritter Christi«, übertragen wurden, der 1319 die päpstliche Bestätigung erhielt. Da dieser Orden, dem alle Eroberungen zufielen, welche derselbe im Dienste des Königs, namentlich in Indien, machte, durch seinen wachsenden Besitz dem Königtum gefährlich zu werden drohte, so vereinigte Papst Hadrian VI. 1550 das Großmeistertum mit der Krone von Portugal. Im J. 1789 wurde der Orden säkularisiert. Das ursprüngliche Ordenszeichen war ein goldenes, rot emailliertes, durchbrochenes Christuskreuz mit goldener Einfassung, dessen Enden in zwei Zacken ausliefen, über dem Kreuz eine goldene Krone und darüber, wenn der Orden an Militärs verliehen ward, kriegerische Embleme. Dieses Kreuz ist jetzt in der Mitte des neuen Christuskreuzes angebracht, eines achtspitzigen goldenen, weiß emaillierten Kreuzes mit goldenen Knöpfen, dessen Arme durch einen Kranz und vier schwarze Schilde mit den fünf Pfennigen verbunden sind, und das nur von einer goldenen Krone gehalten wird. Die Großkreuze tragen es am breiten, ponceauroten Band von der rechten Schulter zur linken Hüfte, die Komture am Hals und die Ritter im Knopfloch. Über dem Kreuz der Großkreuze befindet sich ein achtspitziger Stern mit rotem, grün umranktem Herzen in der Mitte. Außerdem tragen die Großkreuze und Komture auf der Brust einen silbernen Stern von 22 Strahlen, in dessen Mitte in einem goldenen Reif das Christuskreuz des Ordens und darüber ein Herz und ein Kreuz sich befinden. S. Tafel »Orden«. — Bei der Bestätigung des Ordens behielt sich Papst Johann XXII. das Recht vor, Ritter zu ernennen, unterwarf aber den Orden den Mönchsregeln. Der päpstliche Orden hat nur eine sehr hoch geschätzte, in gleicher Weise für Zivil- wie für Militärverdienste verliehene Klasse in der Form des alten portugiesischen Ritterkreuzes, nur bei Militärs mit den kriegerischen Emblemen über der Krone, und wird an rotem Band um den Hals oder im Knopfloch getragen, dazu ein achtstrahliger silberner Stern mit dem roten Christuskreuz, umgeben von einem goldenen Kranz in der Mitte, auf der Brust. — Der portugiesische Orden folgte der königlichen Familie von Portugal nach Brasilien und wurde durch ein Dekret vom 20. Okt. 1823 nationalisiert, durch ein weiteres Dekret vom 9. Sept. 1843 seines geistlichen Charakters entkleidet und als bürgerlicher und politischer Orden zur Belohnung der Dienste von In- und Ausländern bestimmt. Die Insignien wurden nur insofern geändert, als an die Stelle der portugiesischen Königskrone die brasilische Kaiserkrone trat und das Band einen blauen Rand erhielt.

Christuspalme, s. Ricinus.

Christvogel, s. v. w. Kreuzschnabel.

Christwurz, s. Helleborus.

Chrodegang, der Heilige, aus vornehmem Geschlecht, war Referendar am fränkischen Hof unter Karl Martell, seit 742 Bischof zu Metz und starb 6. März 766. Er stellte eine strenge Zucht unter der verwilderten Geistlichkeit her, indem er die von Benedikt von Nursia für die Regularen festgesetzte Ordnung und Lebensweise auch auf die Weltgeistlichen übertrug. Seine Regel des kanonischen Lebens verpflichtete die Kleriker zum Zusammenleben in Einem Haus (monasterium, Münster), zum gemeinsamen Speisen und Schlafen sowie zum vereinten Beten und Singen zu gewissen, selbst nächtlichen Stunden (horae canonicae); s. Chordienst. Die Ablegung eigentlicher Gelübde wurde darin nicht verlangt, daher auch eigner Besitz gestattet. S. Kapitel.

Chroicocephălus, s. Möwe.

Chrom (Chromium) Cr, Metall, ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Farben seiner Verbindungen, findet sich als Chromeisenstein, eine Verbindung von Eisenoxydul mit Chromoxyd $FeCrO_4$, seltener als Chromocker, Rotbleierz (chromsaures Bleioxyd) und Vauquelinit (chromsaures Bleioxyd mit chromsaurem Kupferoxyd). In geringen Mengen findet sich C. im Glimmer, Serpentin, Smaragd, Spinell, Olivin sowie im Meteoreisen. Man erhält das C., indem man Chromchlorid mit Chlorkalium, Chlornatrium und Zink zusammenschmelzt und den überschüssigen Zink in verdünnter Salpetersäure löst. Das erhaltene kristallinische C. ist grau, äußerst hart und spröde, fast unschmelzbar, Atomgewicht 52,4, spez. Gew. 6,81, wird, wenn es vollkommen eisenfrei ist, vom Magnet nicht angezogen. An der Luft und im Wasser ist es beständiger als das Eisen, es löst sich leicht in Salzsäure und erwärmter verdünnter Schwefelsäure und gibt, mit Salpeter geschmolzen, chromsaures Kali. Das C. ist zweiwertig, die Atomgruppe Cr_2 tritt aber sechswertig auf. Von Sauerstoffverbindungen des Chroms kennt man Chromoxydul CrO, Chromoxyd Cr_2O_3, Chromoxyduloxyd Cr_3O_4, Chromsäureanhydrid CrO_3 und Überchromsäure. C. wurde 1797 von Vauquelin im Rotbleierz entdeckt, es findet keine Anwendung in der Technik, aber viele seiner Verbindungen sind von großer Bedeutung.

Chroma (griech., »Farbe«), in der Musik Bezeichnung gewisser Halbtonfortschreitungen (s. Chromatisch); auch Name eines neuerdings gebildeten Vereins für Erstrebung einer Reform unsers Musiksystems, Beseitigung der siebentönigen Grundskala und Zugrundelegung der Teilung der Oktave in zwölf gleiche Teile (Zwölfhalbtonsystem), derart, daß z. B. auf dem Klavier auch jede Obertaste ihren eignen Namen haben und nicht von den Untertasten abgeleitet sein soll. Zufolge der Agitation dieses Vereins sind hier und da Versuche gemacht worden mit der chromatischen Klaviatur, welche eine ununterbrochene, gleichmäßige Folge von Ober- und Untertasten aufweist und daher für die Oktave den Raum einer Taste spart. Vgl. Riemann, Eine musikalische Tagesfrage (im »Musikalischen Wochenblatt« 1882).

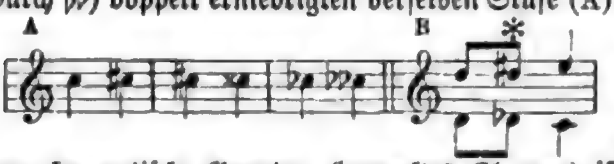
Chromalaun (Kalichromalaun, schwefelsaures Chromoxydkali) $Cr_23SO_4,K_2SO_4+24H_2O$, ein dem gewöhnlichen Alaun analog zusammengesetztes Doppelsalz, welches an Stelle der Thonerde Chromoxyd enthält. Es ist eins der schönsten Salze der Chemie und wird erhalten, indem man eine mit Schwefelsäure versetzte Lösung von chromsaurem Kali mit Alkohol vermischt oder mit schwefliger Säure behandelt, bis die Chromsäure zu Chromoxyd reduziert ist. Der in 24 Stunden sich ausscheidende Alaun wird aus einer Lösung von 35° umkristallisiert. Gegenwärtig wird C. bei der Darstellung gewisser Teerfarben als Nebenprodukt gewonnen und deshalb selten dargestellt. Er bildet tief amethystrote, bei auffallendem Licht fast schwarze Kristalle, löst sich in 7 Teilen Wasser bei 15° und wird aus der rötlichblauen Flüssigkeit durch Weingeist unverändert gefällt. Bei

75° wird die Lösung grün und verliert das Vermögen, zu kristallisieren; nach einigen Wochen aber kehrt die violette Farbe und mit ihr die Kristallisierbarkeit zurück. Bei 25—30° verliert der C. die Hälfte seines Kristallwassers, bei 100° wird er unter weiterm Verlust von Wasser grün, bei 350° wasserfrei, und bei noch höherer Temperatur wird er vollständig zersetzt. Aus der grünen Auflösung des Chromalauns schlägt Weingeist eine zähe, grüne Masse nieder, die zum Färben von Ölfirnis, Kautschukmasse und zur Bereitung grüner Tinte benutzt wird. Der C. dient in der Färberei und Kattundruckerei als Beize zu Dampffarben, ferner zum Unlöslichmachen von Leim und Gummi, zur Darstellung von wasserdichten Geweben und chromgarem Leder, Chromoxyd und Chromoxydsalzen. Alle diese Verwendungen reichen indes nicht aus zur Bewältigung der großen Massen C., welche als Nebenprodukt erhalten werden, und man sucht dieselben daher wieder auf chromsaures Kali oder auf Chromgelb zu verarbeiten.

Chromate, s. v. w. Chromsäuresalze, z. B. Kaliumchromat, chromsaures Kali.

Chromatik (griech.), die Lehre von den Farben.

Chromatisch (griech., »gefärbt«), in der Musik Bezeichnung der Intervalle, welche auf derselben Stufe der Tonleiter stehende und sich nur durch Versetzungszeichen unterscheidende Töne bilden. Der chromatische Halbton ist das Intervall, welches ein Ton der Grundskala (ohne Versetzungszeichen) mit dem durch ♯ erhöhten oder durch ♭ erniedrigten derselben Stufe bildet, resp. ein einfach erhöhter mit einem (durch ×) doppelt erhöhten oder ein einfach erniedrigter mit einem (durch ♭♭) doppelt erniedrigten derselben Stufe (A):



Der chromatische Ganzton (doppeltes Chroma) ist selten und kommt als Melodieschritt gar nicht vor, sondern nur gelegentlich als Zusammenklang bei Durchgängen in mehreren Stimmen (B). — Chromatische Töne im Akkord sind nur solche, welche als Erhöhungen oder Erniedrigungen eines zum Klange gehörigen Tons (Hauptton, Terz, Quinte des Dur- oder Mollakkords) aufgefaßt werden, z. B. gis als erhöhte Quinte in c . e . gis, wenn dies im Sinn des C dur-Akkords verstanden wird (vgl. Akkord).

Chromatische Aberration, s. Achromatismus.

Chromatische Anpassung, s. Schutzfärbung.

Chromatische Klaviatur, s. Chroma.

Chromatische Polarisation, s. Polarisation.

Chromatische Tonleiter, die durch die zwölf Halbtöne des temperierten Systems laufende Skala. Die chromatische Tonleiter wird sehr verschieden notiert, je nach der Tonart, in welcher sie vorkommt, und der Harmonie, in deren Sinn sie verstanden wird. Wenn die diatonische Skala angesehen werden muß als ein Dur- oder Mollakkord mit Durchgangstönen (vgl. Tonleiter), und wenn die Wahl der Durchgangstöne, besonders von der Terz zur Quinte und von der Quinte zur Oktave, je nach der Tonart, in welcher der Akkord auftritt, eine verschiedene sein kann, so wird auch die chromatische Tonleiter, die nur eine Ausfüllung der diatonischen Skala durch chromatische Zwischentöne ist, von demselben Gesichtspunkt aus zu beurteilen sein. Die steigende chromatische Tonleiter führt erhöhte, die fallende erniedrigte chromatische Töne ein.

Chromatologie (griech.), Farbenlehre.

Chromatophoren (griech., »Farbenträger«), die Farbstoffzellen in den Geweben mancher Tiere. Sie finden sich besonders in der Haut vor und können sich meist zusammenziehen und ausdehnen, wodurch die Farbe des betreffenden Teils sich ändert. Bei den Tintenschnecken gehört der Farbenwechsel infolge dieses Spiels der C. zu den auffälligsten Erscheinungen. Hier sind sie während des Ruhezustandes zu je einem kleinen Punkt zusammengezogen, und dann ist die Haut fast rein weiß mit dunkeln Punkten; wenn hingegen die im Umkreis jeder Chromatophore strahlenförmig angebrachten Muskeln sich zusammenziehen, so dehnen sich die C. bis zu gegenseitiger Berührung aus und geben so dem Tier ein dunkelbraunes Aussehen. Beide Zustände können in einem Augenblick wechseln; das nervöse Zentrum, von welchem aus die Radiärmuskeln gereizt werden, liegt in der Nähe der Augenganglien und scheint mit ihm in der Art verbunden zu sein, daß willkürlich oder unwillkürlich gewisse von den Augen aufgenommene Eindrücke die C. zur Thätigkeit anregen. Auch manche Fische und Krebse können ihre Farbe ebenfalls durch das Spiel von C. ändern und mit ihrer Umgebung in Einklang bringen, also auf hellem Grund heller, auf dunklem dunkler werden (sogen. chromatische Anpassung, s. Schutzfärbung), solange sie noch zu sehen im stande sind, während sie nach Zerstörung des Sehnervs oder anderweitiger Blendung dieses Vermögen einbüßen. Auch das Chamäleon (s. d.) wechselt infolge seiner kontraktilen C. die Farbe ziemlich rasch. Vgl. Krukenberg, Vergleichend-physiologische Studien in Tunis, Mentone und Palermo (Heidelb. 1880).

Chromatoskop (griech.), ein Kaleidoskop, bei welchem man die das Bild gebenden Objekte nicht lose zwischen zwei Glasplatten geschüttet, sondern auf einer Walze befestigt hat, welche bei ihrer Drehung zahlreich sich modifizierende Bilder liefert.

Chromatrop (griech., Farben- und Linienspiel), Vorrichtung, die aus zwei runden, konzentrisch übereinander liegenden, mit rosetten- und sternförmigen Figuren bemalten, ebenen Glasplatten besteht, welche sich mittels einer Kurbel in entgegengesetzter Richtung um einen gemeinsamen Mittelpunkt beliebig schnell bewegen lassen. Bringt man diesen Apparat in einer Laterna magika (s. d.) an oder setzt ihn mit einem Hydrooxygenmikroskop in Verbindung und darauf in Kreisbewegung, so lassen sich mittels desselben auf einer weißen Fläche die mannigfaltigsten Figuren, Rosetten, Sterne 2c. in steter, bunter Farbenabwechselung erzeugen. Gewöhnlich wird das C. mit einem Nebelbilderapparat verbunden.

Chromatypie (griech.), jeder mit Hilfe der Buchdruckpresse hergestellte Farbendruck; speziell das von dem Leipziger Buchdrucker Kramer Ende der 50er Jahre erfundene Verfahren, mit Hilfe der Buchdruckpresse erzeugte Farbendruckbilder auf Porzellangeschirr zu übertragen und so eine Dekorierung zu erzeugen, welche durch Feinheit und Lebhaftigkeit der Farben nicht minder als durch Billigkeit die gewöhnlichen billigen Malereien weit übertrifft. S. Metachromatypie.

Chromavanturin, s. Aventuringlas.

Chrombleispat, s. v. w. Rotbleierz.

Chrombronze, s. Chromchlorid und Chromoxyd.

Chromchlorid Cr_2Cl_6 entsteht, wenn man über ein glühendes Gemisch von Chromoxyd und Kohle oder über erhitztes Schwefelchrom getrocknetes Chlorgas leitet. Es sublimiert in prächtig violetten, metallisch glänzenden Blättchen, die sich wie Talk und Musivgold auf die Haut einreiben lassen, löst sich nicht in

Wasser und wird von Schwefelsäure und Alkalien schwer zersetzt. Mit Wasser, welches ein Minimum ($\frac{1}{4000}$) Chromchlorür enthält, gibt C. leicht eine grüne Lösung. Eine solche erhält man auch beim Auflösen von Chromoxyd in Salzsäure. Sie gibt beim Verdampfen grüne, wasserhaltige Kristalle, die beim Erhitzen in trocknem Chlorwasserstoff pfirsichblütrotes, lösliches C. liefern, welches als unlösliches, violettes C. sublimiert. Das violette C. eignet sich vortrefflich als Bronzefarbe (Chrombronze), während die grüne Lösung in der Färberei, besonders zum Schwarzfärben, benutzt werden kann.

Chromeisenstein (Chromit, oktaedrisches Chromerz, Chromeisenerz, Eisenchrom), ein dem Magneteisenstein ähnliches und analog zusammengesetztes Mineral aus der Ordnung der Anhydride, dessen selten vorkommende Kristalle sehr kleine Oktaeder bilden. Es findet sich gewöhnlich derb und eingesprengt, ist eisen- bis pechschwarz, von halbmetallischem Glanz, undurchsichtig, bisweilen magnetisch; Härte 5,5, spez. Gew. 4,4—4,6. Es besteht aus Eisenoxydul mit Chromoxyd (30—65 Proz.), enthält aber auch Thonerde, Magnesia und Eisenoxyd und entspricht im allgemeinen der Formel $(FeMgCr)O+(Cr_2Al_2Fe_2)O_3$. Kristallisiert kommt das Mineral bis jetzt nur zu Barehills bei Baltimore, wo es überhaupt in größter Menge auftritt, und auf kleinen Inseln um Santo Domingo vor. Derb mit körniger oder blätteriger Struktur erscheint es auf Lagern, in Nestern, auf schmalen Gängen, in kristallinischen Gesteinen mit Talk, Serpentin, Feldspat, Asbest, Glimmer, Granat. Hauptsächliche Fundorte sind: Silberberg und Grochau in Schlesien, Hrubschitz in Mähren, Krieglach und Kraubat in Steiermark, Roeraas in Norwegen, Sibirien, der Ural, Hermanjick in Kleinasien, die Shetlandinseln, Maryland, Pennsylvanien, Massachusetts, Kalifornien und Australien. Der C. bildet das Material zur Darstellung der Chromverbindungen, zunächst des roten chromsauren Kalis.

Chromerz, s. v. w. Chromeisenstein.

Chromgelatine, s. v. w. Chromleim, s. Chromsäuresalze.

Chromgelb, s. Chromsäuresalze (chromsaures Bleioxyd).

Chromgrün, s. v. w. Chromoxyd und Chromhydroxyd, dann gemischte Farbkörper aus Berliner Blau und Chromgelb in den verschiedensten Verhältnissen und oft mit großem Zusatz von Schwerspatpulver. Dergleichen Farben kommen als Ölgrün, Zinnobergrün, grüner Zinnober, Laub-, Moos-, Seidengrün, Bronze-, Smaragdgrün, Chromgrünextrakt in den Handel. Zur Darstellung derselben mischt man beide Farbkörper im breiförmigen Zustand und läßt sie naß durch die Mühle gehen, oder man rührt das Berliner Blau in der Flüssigkeit auf, in welcher das Chromgelb gefällt werden soll, oder man mischt Lösungen von essigsaurem Bleioxyd und essigsaurem Eisenoxyd einerseits, Lösungen von chromsaurem Kali und gelbem Blutlaugensalz anderseits und gießt beide Mischungen zusammen, so daß der blaue und der gelbe Niederschlag gleichzeitig entstehen. Diese Grüne decken als Ölfarbe vortrefflich, trocknen sehr gut und sind an nicht zu hell belichteten Stellen ziemlich haltbar. Als Wasserfarbe sind sie weniger brauchbar und auch veränderlich, doch werden sie viel im Tapetendruck benutzt.

Chromhydroxyd (Chromoxydhydrat) $Cr_2H_6O_6$ wird aus Chromoxydsalzen durch Ammoniak gefällt und zwar aus den roten Salzlösungen im allgemeinen als graublaues Pulver, welches von Säuren mit roter Farbe gelöst wird, und aus den grünen Salzlösungen als graugrünes, in Säuren mit grüner Farbe lösliches Pulver. Ammoniak löst beide Hydrate zu einer roten Flüssigkeit, und Kalilauge fällt auch aus den roten Salzen grünes C. Das C. bildet mit Säuren die Chromoxydsalze, gegen starke Basen verhält es sich aber wie eine Säure. Es dient als Farbstoff und Beize in der Färberei. Erhitzt man rotes chromsaures Kali mit Borsäure in einem für diesen Zweck konstruierten Flammofen und laugt die Masse mit Wasser aus, so erhält man ein feurig dunkelgrünes C., welches stets etwas nicht leicht zu beseitigende Borsäure enthält, sich weder in Säuren noch Alkalien löst, auch durch Luft und Licht nicht verändert wird. Dies Präparat eignet sich vortrefflich zum Tapeten- und Kattundruck. Es kommt als Pannetiers, Guignets Grün, Mittlers Grün, Smaragdgrün, Chromgrün in den Handel. Durch Zusatz von Permanentweiß wird seine Deckkraft erhöht, und wenn man dann ein feuriges Gelb hinzufügt, so kommt es dem Schweinfurter Grün sehr nahe. Derartige mit Zinkgelb hergestellte Mischungen sind das Viktoria- und Permanentgrün. Auch die Nürnberger Grüne gehören hierher. Kocht man eine Lösung von rotem chromsauren Kali mit Zucker, Phosphorsäure und Chlorbaryum, so erhält man das Matthieu-Plessys Grün.

Chromit, s. v. w. Chromeisenstein.

Chromleim, s. Chromsäuresalze.

Chromo... (griech.), in Zusammensetzungen s. v. w. Farbe... oder farbig.

Chromocker, Mineral aus der Ordnung der Silikate, findet sich derb und eingesprengt, auch als Überzug und erdig, ist grasgrün bis zeisiggrün, matt, durchscheinend oder undurchsichtig, besteht aus chromoxydhaltigem Thon und findet sich als Begleiter des Chromeisensteins, wie auf der Shetlandinsel Unst u. a. O., auch als Zersetzungsprodukt von Porphyren, wie zu Halle und Waldenburg in Schlesien.

Chromogene, s. Farbstoffe.

Chromograph, s. Hektograph.

Chromolith, hartes unglasiertes Steinzeug mit vertieften, durch eine andersfarbige Masse ausgefüllten Verzierungen, Fabrikat von Villeroy u. Boch in Mettlach.

Chromolithographie, s. Lithographie und Ölfarbendruck.

Chromophotographie, farbige Photographie.

Chromopsie (griech.), s. Farbensehen.

Chromorange, s. Chromsäuresalze (chromsaures Bleioxyd).

Chromosphäre, s. Sonne.

Chromotypographie (Chromotypie, griech.), die Herstellung von Drucken in verschiedenen Farben auf der Buchdruckpresse; s. Buntdruck.

Chromoxyd Cr_2O_3 findet sich in der Natur als Chromocker und mit Eisenoxydul verbunden als Chromeisenstein; künstlich erhält man es auf sehr verschiedene Weise und je nach der Bereitung bald in dunkelgrünen, fast schwarz erscheinenden, metallglänzenden Kristallen, die so hart sind, daß sie Glas schneiden, bald in metallisch grün schimmernden Blättchen oder als grünes, mehr oder weniger kompaktes Pulver von dunklerer oder hellerer Farbe, welches im Gebläsefeuer schmilzt und kristallinisch schwarz erstarrt. Je nach den Zwecken, welchen das C. dienen soll, stellt man es dar aus chromsaurem Quecksilberoxydul (sehr zart und dunkelgrün, besonders schön, wenn die Luft beim Glühen gut abgehalten wurde), aus rotem chromsauren Kali durch Glühen mit gleich viel Schwefel

(um so heller, je mehr Schwefel angewandt wurde), oder mit Salmiak (dunkelgrün und bei hoher Temperatur kristallinisch und fast schwarz), oder mit Kartoffelstärke oder Holzcellulose. Beim Arbeiten im kleinen führt man die Operation im hessischen Tiegel, beim Arbeiten im großen im Flammofen aus. Das Produkt wird mit Wasser ausgezogen, um kohlensaures, resp. schwefelsaures Kali zu entfernen, und dann noch einmal geglüht. Bei Weißglühhitze entstehen aus rotem chromsauren Kali in mannigfaltigen Farben spielende Flitter von C. Leichter zersetzt sich das Salz beim Glühen mit Kochsalz. Besonders schönes C. erhält man durch Erhitzen von zweifachchromsaurem Ammoniak und durch Erhitzen von Chromchlorid an der Luft. Das geglühte C. ist in Säuren fast unlöslich, gibt beim Glühen mit Salpeter oder mit Alkalien an der Luft chromsaures Alkali, wird in sehr hoher Temperatur durch Kohle zu metallischem Chrom reduziert und färbt Glasflüsse schön grün. Man benutzt es in der Glasmalerei als höchst beständige grüne Farbe (Chromgrün), auch als unzerstörbare, photographisch nicht reproduzierbare Druckfarbe für Banknoten und als Schleifmaterial für Rasiermesser rc. Als metallisch schimmernde Chrombronze erhält man das C. durch sehr heftiges Glühen gleicher Teile von Kochsalz und rotem chromsauren Kali unter einer Kochsalzdecke und Ausziehen mit Wasser. Ein fast reines C. ist das Casaligrün, welches durch Glühen von rotem chromsauren Kali mit Gips und Auskochen der Masse mit sehr verdünnter Salzsäure erhalten wird.

Chromoxydhydrat, s. v. w. Chromhydroxyd.

Chromoxylographie, die Herstellung farbiger Drucke mittels Holzschnittplatten auf der Buchdruckpresse.

Chromrot, s. Chromsäuresalze (chromsaures Bleioxyd).

Chromsalz, rotes, s. Chromsäuresalze.

Chromsäure H_2CrO_4 findet sich in der Natur im Rotbleierz, Phönicit und Vauquelinit und wird durch Schwefelsäure aus den Chromsäuresalzen abgeschieden. Sie ist aber nur in Lösungen bekannt, denn aus diesen kristallisiert bei hinreichender Konzentration Chromsäureanhydrid CrO_3. Man erhält dies am vorteilhaftesten, indem man eine konzentrierte Lösung von rotem chromsauren Kali mit konzentrierter Schwefelsäure versetzt, das auskristallisierte saure schwefelsaure Kali mit wenig Wasser wäscht, zu der Lösung Schwefelsäure und dann Wasser hinzufügt, bis sich das ausgeschiedene Chromsäureanhydrid wieder gelöst hat, und nun verdampft man, bis sich eine Kristallhaut zeigt. Die nach dem Abkühlen erhaltenen Kristalle legt man unter eine Glasglocke auf einen trocknen Ziegelstein, wäscht sie mit konzentrierter reiner Salpetersäure und trocknet sie bei 80°. Das Chromsäureanhydrid bildet scharlachrote, wasserfreie, zerfließliche, geruchlose, anfangs sauer, dann herb schmeckende, stark ätzend wirkende Kristalle, ist leicht löslich in Wasser und Alkohol, wird beim Erhitzen fast schwarz, schmilzt bei 193°, zerfällt bei 250° in Chromoxyd und Sauerstoff, entwickelt beim Erhitzen mit konzentrierter Schwefelsäure Sauerstoff, mit Salzsäure Chlor, wirkt äußerst kräftig oxydierend, zerstört Papier, entzündet auf die Kristalle getröpfelten Alkohol und verwandelt denselben in verdünnter Lösung in Aldehyd und Essigsäure. Mit Basen bildet C. die Chromsäuresalze. Man benutzt C. (in der Regel eine Mischung von rotem chromsauren Kali und Schwefelsäure) ganz allgemein als Oxydationsmittel zur Darstellung vieler Präparate, als Ersatz der Salpetersäure in galvanischen Elementen und zum Färben von Wolle und Seide, welche dann auch noch andre Farbstoffe aufnehmen und damit verschiedene Farbentöne erzeugen. In der Medizin wird C. bisweilen als Ätzmittel angewandt. In 4—6 Teilen Wasser gelöst, wirkt sie mehr austrocknend und adstringierend, indem sie nur eine Schrumpfung der tierischen Faser veranlaßt. Man behandelt deshalb tierische Gewebe mit C., um daraus leichter dünne Schnitte für das Mikroskop anfertigen zu können.

Chromsäuresalze (Chromate), Verbindungen der Chromsäure mit Basen, finden sich zum Teil in der Natur und werden direkt aus Säure und Basen oder, soweit sie unlöslich sind, durch Wechselzersetzung erhalten. Sie sind meist gelb oder gelbrot, großenteils in Wasser unlöslich und werden durch Glühen zersetzt. Ihre mit Schwefelsäure versetzte Lösung wird durch Alkohol, schweflige Säure und Schwefelwasserstoff zu Chromoxydsalz reduziert. Man kennt neutrale Salze der Chromsäure H_2CrO_4 und sogen. saure C., welche nach der Formel $R_2Cr_2O_7$ zusammengesetzt sind und als neutrale Salze der Dichromsäure $H_2Cr_2O_7$ betrachtet werden. Saures chromsaures Kali (dichromsaures Kali, rotes chromsaures Kali, Kaliumdichromat, rotes Chromsalz) $K_2Cr_2O_7$ bildet den Ausgangspunkt für die Darstellung der zahlreichen Chrompräparate und wird aus Chromeisenstein (Eisenoxydul mit Chromoxyd) dargestellt. Man röstet das geglühte, gepochte und gemahlene Erz (welches 30—65 Proz. Chromoxyd enthält) mit möglichst reinem gebrannten Kalk und kohlensaurem Kali unter beständigem Umrühren im Flammofen, wobei neutrales chromsaures Kali und chromsaurer Kalk entstehen, und laugt die geröstete Masse systematisch mit einer Lösung von schwefelsaurem Kali aus, um den chromsauren Kalk in chromsaures Kali zu verwandeln. Die erhaltene Lauge wird mit Schwefelsäure versetzt, worauf saures chromsaures Kali herauskristallisiert, während die Mutterlauge schwefelsaures Kali enthält und wieder zum Ausziehen von Röstgut benutzt werden kann. Das saure chromsaure Kali bildet morgenrote, wasserfreie, luftbeständige Kristalle, schmeckt kühlend bitterlich, herb metallisch, ist sehr giftig, wirkt ätzend, löst sich nicht in Alkohol, während 100 Teile Wasser lösen bei

0°	10°	40°	80°	100°	
5	8,5	29	73	102	Teile.

Es reagiert sauer, schmilzt unter Rotglut, wirkt energisch oxydierend, gibt bei starkem Erhitzen chromsaures Kali, Chromoxyd und Sauerstoff, beim Erhitzen mit Schwefelsäure schwefelsaures Chromoxydkali und Sauerstoff, wird durch schweflige Säure und Schwefelwasserstoff, beim Glühen auch durch Schwefel und Salmiak zu Chromoxyd reduziert, entwickelt mit Salzsäure Chlor und liefert aus der Lösung in Salzsäure, wenn die Chlorentwickelung vermieden wird, rote, flache Prismen von chromsaurem Chlorkalium (Kaliumchromacichlorid, chlordichromsaurem Kali) $K_2Cr_2Cl_2O_6$. Dieses Salz verliert bei 100° alles Chlor und kann durch Auflösen des Rückstandes in Salzsäure sofort regeneriert werden, weshalb es zur Chlorentwickelung geeignet ist. Mit chromsaurem Kali vermischter Leim (Chromleim) wird durch Einwirkung des Lichts unlöslich, so daß eine mit dieser Mischung überzogene Platte, unter einem Negativ belichtet und mit Wasser behandelt, ein Bild gibt. Das saure chromsaure Kali dient zur Darstellung von neutralem chromsauren Kali, Chromgelb, Chromgrün rc., in der Färberei

und Zeugdruckerei, zum Bleichen von Palmöl, zum Reinigen des Holzessigs, zum Entfuseln des Branntweins, zu Zündmassen, zur Darstellung von Anilin- und Anthracenfarben, zur Chlorentwickelung, in der Photographie und Photolithographie, zum Härten und Konservieren anatomischer Präparate, als adstringierendes und austrocknendes Mittel. Die Produktion beschränkt sich auf wenige Fabriken und beträgt 60,000 Ztr. Neutralisiert man das saure chromsaure Kali mit Pottasche und verdampft die Lösung zur Kristallisation, so erhält man chromsaures Kali (Kaliumchromat) K_2CrO_4 in zitronengelben, wasserfreien, luftbeständigen Säulen, welches kühlend bitter metallisch schmeckt, in Wasser, nicht in Alkohol löslich ist und alkalisch reagiert. Es dient in der Färberei, zur Darstellung von Chromgelb und Chromtinte. Chromsaures Ammoniak (Ammoniumchromat) $(NH_4)_2CrO_4$ kristallisiert aus mit Ammoniak übersättigter Chromsäurelösung in gelben, luftbeständigen, leicht löslichen Kristallen und gibt mit Chromsäure saures chromsaures (dichromsaures) Ammoniak (Ammoniumdichromat) $(NH_4)_2Cr_2O_7$, welches große, rote Kristalle bildet, sich dreimal so leicht wie das Kalisalz löst, beim Erhitzen Chromoxyd hinterläßt und zur Darstellung dieses letztern und des Ammoniakchromalauns dient. Chromsaurer Baryt (Baryumchromat) $BaCrO_4$, aus chromsaurem Kali durch Chlorbaryum gefällt, ist gelb, in Wasser unlöslich, löslich in Säuren, sehr beständig, wenig giftig, dient zur Darstellung von Reibzündhölzchen und unter dem Namen Barytgelb (Gelbin, Steinbühler Gelb) als Malerfarbe. Chromsaures Bleioxyd $PbCrO_4$ findet sich in der Natur als Rotbleierz und Phönicit, mit chromsaurem Kupfer als Vauquelinit und wird aus einer Lösung von Bleizucker durch rotes chromsaures Kali als schön gelbes Pulver gefällt. Es ist fast unlöslich in Wasser, löslich in verdünnter Salpetersäure und Kalilauge, entwickelt beim Erhitzen Sauerstoff und hinterläßt einen Rückstand von basisch chromsaurem Bleioxyd und Chromoxyd. Beim Erhitzen mit organischen Substanzen oxydiert es diese zu Kohlensäure und Wasser und wird dabei in Bleioxyd und Chromoxyd verwandelt. Es wird im großen dargestellt und bildet unter dem Namen Chromgelb die schönste gelbe Mineralfarbe, welche je nach dem Aggregatzustand, in welchem sie auftritt, bei gleicher chemischer Zusammensetzung verschiedene Nüancen besitzt. Bei Überschuß von chromsaurem Kali erhält man es kristallinisch, dunkler, strohfarbig, bei Überschuß von Bleisalz dagegen wollig, leicht und hell. Fällt man Bleisalzlösung mit einer Lösung von chromsaurem Kali, welche so viel Schwefelsäure wie Chromsäure enthält, so resultiert ein ganz helles Chromgelb, wahrscheinlich eine Verbindung von schwefelsaurem mit chromsaurem Bleioxyd. Dies Präparat gibt mit Pariser Blau das reinste Grün (Chromgrün). Das Chromgelb dient als Wasser- und Ölfarbe, es übertrifft an Deckkraft und Schönheit alle andern gelben Farbstoffe und hat deshalb diese auch fast sämtlich verdrängt. Es trocknet leicht in Öl, widersteht dem Licht und der Luft, auch verdünnten Säuren, nicht aber alkalischen Laugen, dem Ätzkalk und Seifen; ebensowenig kann es mit Wasserglas verarbeitet werden, und Schwefelwasserstoff bräunt es langsam. Sehr häufig wird Chromgelb mit Gips, Schwerspat, Blanc fixe gemischt (Neugelb, Pariser Gelb mit oft nur 10 Proz. chromsaurem Bleioxyd). Entzieht man dem Chromgelb durch Einwirkung von Alkalien Chromsäure, so entsteht rotes basisch chromsaures Bleioxyd $PbCrO_4 . PbOH_2O$, und Gemische dieser Verbindung mit dem Chromgelb bilden das Chromorange. Letzteres wird aus einer Lösung von basisch essigsaurem Bleioxyd (Bleiessig) durch neutrales chromsaures Kali gefällt. Das basisch chromsaure Bleioxyd bildet das Chromrot des Handels. Es tritt ebenfalls in verschiedenen Nüancen auf und erreicht im kristallinischen Zustand das Feuer und die Intensität des Zinnobers; beim Zerreiben aber, oder wenn man bei seiner Darstellung durch beständiges Umrühren der Flüssigkeit die Kristallbildung hemmt, nimmt es die Nüance des Chromorange an. Man erhält Chromrot, indem man Chromgelb mit konzentrierter Ätzlauge übergießt, auswäscht und trocknet, die dunkelste Nüance aber durch Eintragen von trocknem Chromgelb in geschmolzenen Salpeter, solange noch Aufschäumen erfolgt, Abgießen des noch flüssigen Kalisalzes und Auswaschen des Präparats unter einem Wasserstrahl. Man benutzt Chromrot als Wasser-, Öl- und Kalkfarbe, es trocknet sehr schnell in Öl, ist sehr beständig, wird aber durch Säuren gelb und durch Schwefelwasserstoff geschwärzt. Es kommt als Chromzinnober (Zinnoberimitation, österreichischer Zinnober) in den Handel und ist bisweilen durch eine rote Teerfarbe nüanciert. Alle Chromgelbarten sind giftig. Ein basisches chromsaures Eisenoxyd (Ferrichromat) scheidet sich bei längerm Erwärmen einer Lösung von neutralem Eisenchlorid mit einer Lösung von rotem chromsauren Kali aus. Es ist feurig gelb, luft- und lichtbeständig, kommt als Sideringelb in den Handel, kann als Wasser- und Ölfarbe benutzt werden, eignet sich aber besonders zur Benutzung in Wasserglas, mit welchem es einen schnell trocknenden, sehr harten Anstrich liefert. Chromsaures Quecksilberoxydul (Merkurochromat) Hg_2CrO_4 wird aus salpetersaurem Quecksilberoxydul durch chromsaures Kali ziegelrot gefällt und gibt beim Erhitzen höchst zartes Chromoxyd. Saures chromsaures oder dichromsaures Silberoxyd (Silberdichromat) $Ag_2Cr_2O_7$ wird aus salpetersaurem Silber durch dichromsaures Kali gefällt, ist purpurrot, in Wasser unlöslich, dient als sehr schöne, aber teure Malerfarbe. Chromsaures Zinkoxyd (Zinkchromat) $ZnCrO_4$ wird aus Zinksalzlösungen durch gelbes chromsaures Kali abgeschieden und bildet ein unlösliches gelbes Pulver, welches bei längerm Stehen in der Flüssigkeit pomeranzengelb wird. Dies Präparat erhält man auch beim Behandeln von frisch gefälltem Zinkhydroxyd mit überschüssiger Lösung von rotem chromsauren Kali. Es wird im großen dargestellt, indem man Zinkweiß mit Ätznatronlauge kocht, dann mit Zinkvitriollösung neutralisiert und überschüssiges rotes chromsaures Kali hinzufügt. Es kommt als Zinkgelb in den Handel. Wird Zinkweiß mit Salzsäure übergossen, bis es sich fast vollständig gelöst hat, dann mit Chlorcalcium und gelbem chromsauren Kali versetzt, so erhält man das gelbe Ultramarin. Dies ist eine Verbindung von chromsaurem Zinkoxyd mit chromsaurem Kalk, das Zinkgelb dagegen eine Verbindung des Zinksalzes mit chromsaurem Kali.

Chromschwarz, ein mit Blauholz und chromsaurem Kali darstellbares Schwarz.

Chromzinnober, s. Chromsäuresalze (chromsaures Bleioxyd).

Chronegk, Ludwig, Schauspieler und Leiter der Meininger Hoftheatergesellschaft, geb. 3. Nov. 1837 zu Brandenburg, erhielt seine Ausbildung auf den Gymnasien zu Berlin und Potsdam und studierte

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

dann in Paris während eines einjährigen Aufenthalts die französischen Theaterverhältnisse. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich von Görner für die Bühne vorbereiten und betrat diese 1856 zum erstenmal im Krollschen Theater zu Berlin. Bis er in den Mitgliederverband des Meininger Hoftheaters eintrat (1866), gehörte er den Bühnen zu Liegnitz und Görlitz, verschiedenen Berliner Theatern, dem Hamburger Thalia- und Leipziger Stadttheater an. Seine schauspielerische Thätigkeit, die ihn besonders in komischen Rollen sehr befähigt erscheinen ließ, gab C. 1877 gänzlich auf, um sich ausschließlich dem Regiegeschäft zu widmen. Schon 1871 zum Regisseur ernannt, ward er 1873 Oberregisseur, 1877 Direktor und 1880 Intendanzrat und hat neben dem echt künstlerischen Wirken des Herzogs von Meiningen vornehmlich den Ruf des Meininger Bühnenensembles mitbegründen helfen.

Chrŏnik (griech., »Zeitbuch«), ein Buch, das die Begebenheiten der allgemeinen Geschichte oder die einzelner Völker und Stämme oder einzelner Städte, Körperschaften ꝛc. lediglich der Zeitfolge nach, ohne Rücksicht auf den ursachlichen Zusammenhang, einfach aneinander reiht. Von den Annalen unterscheiden sich die Chroniken dadurch, daß in erstern die Folge der Jahre streng beobachtet wird, während für letztere die Regierungszeiten der Kaiser, Päpste, Bischöfe, Äbte ꝛc. das chronologische Gerippe abgeben. Besonders wichtig sind die seit dem Anfang des 14. Jahrh. immer massenhafter auftretenden Städtechroniken, die nicht mehr, wie die frühern, von Geistlichen, sondern von Laien geschrieben sind. Mit der Herausgabe der deutschen Städtechroniken hat die Historische Kommission in München 1862 begonnen; erschienen sind die Chroniken von Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Braunschweig, Köln, Lübeck ꝛc. Genaue bibliographische und kritische Nachweise über die für die Geschichtschreibung wichtigen Chroniken des deutschen Mittelalters geben die Werke über »Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter« von W. Wattenbach (bis zur Mitte des 13. Jahrh.; 5. Aufl., Berl. 1885, 2 Bde.) und O. Lorenz (bis Ende des 14. Jahrh.; 2. Aufl., das. 1875); mit mehr bibliographischen Details und nicht bloß für Deutschland Potthasts »Bibliotheca historica medii aevi« (das. 1862, Nachtrag 1868). Vgl. Annalen und Geschichte.

Chronik, zwei Bücher der, das im dritten Teil des jüdischen Kanons stehende Geschichtswerk, hebräisch »Worte der Tage«, d. h. Buch der Zeitereignisse, griechisch Paralipomena, d. h. Supplemente, lateinisch seit Hieronymus Chronica genannt. Ursprünglich gehörten auch die Bücher Esra und Nehemia zu dem von einem levitischen Verfasser herrührenden Werk, welches somit, was den Inhalt anlangt, dem ältern Geschichtswerk (Bücher Samuelis und der Könige) parallel läuft und mit demselben vielfach gemeinsame Quellen benutzt, während die Darstellung selbst weniger zuverlässig, einseitiger (nur dem Reich Juda gerecht werdend) und durchaus parteiisch (im Interesse des Levitismus) gefärbt ist. Die griechische Herrschaft hatte zur Zeit der Abfassung schon begonnen. Vgl. Bertheau, Die Bücher der C., Kommentar (2. Aufl., Leipz. 1874).

Chronique scandaleuse (franz., spr. kronik skangdalöhs'), geheime (namentlich auch böswillig übertriebene) Geschichte von den Thorheiten und Lastern einer Person oder eines Orts. Der unglückliche Dichter Claude le Petit, welcher unter Ludwig XIV. wegen Blasphemie auf dem Grèveplatz verbrannt wurde, veröffentlichte 1668 seine »C. s. de Paris«, welche der Gattung den Namen gegeben zu haben scheint, aber ein unschuldiges satirisches Gedicht über die Straßen, Plätze, Brücken und Paläste von Paris war.

Chronische Krankheiten, in der Medizin altherkömmliche Bezeichnung derjenigen Krankheiten, welche einen langsamen Verlauf haben, im Gegensatz zu den akuten (s. d.) oder schnell verlaufenden. Eine scharfe Grenze zwischen beiden gibt es allerdings nicht. Die ältern Ärzte nannten jede Krankheit chronisch, wenn sie länger als 40 Tage dauerte. In der neuern Zeit berücksichtigt man hauptsächlich den gewöhnlichen Verlauf der einzelnen Krankheiten. Da z. B. die Schwindsucht gewöhnlich mehrere Jahre dauert, so nennt man sie schon akut, wenn sie einmal in 2 oder 3 Monaten verläuft. Umgekehrt nennt man Krankheiten, welche im allgemeinen einen typischen Verlauf nehmen, auch dann noch akut, wenn sie etwas länger als 40 Tage dauern. Der Typhus z. B. wird allgemein von den chronischen Krankheiten ausgeschlossen, obschon die Genesung meist hinter den 40. Tag fällt. Akute Krankheiten werden nicht selten chronisch, und im Verlauf von chronischen Krankheiten treten häufig sogen. akute Exacerbationen, d. h. in diesem Fall fieberhafte Steigerungen, ein. Häufig werden die fieberlosen Krankheiten schlechthin als schleichende oder chronische, die fieberhaften als akute bezeichnet. Dies ist für die meisten, aber nicht für alle Fälle richtig. Denn es gibt schnell verlaufende Krankheiten, die ohne Fieber, und ch. K., die mit Fieber einhergehen. Endlich werden auch die sogen. nichttypischen Krankheiten, d. h. solche mit unregelmäßig schwankendem Verlauf ohne bestimmten Fortschritt zur Genesung oder zum Tod, schlechthin als chronische bezeichnet.

Chronodistichon (griech.), s. Chronogramm.

Chronogramm (griech., Zahlinschrift), ein lat. Satz, in welchem die darin vorkommenden römischen Zahlbuchstaben zusammengezählt die Jahreszahl derjenigen Begebenheit bilden, auf welche die Worte sich beziehen. So ist das Jahr der Pariser Bluthochzeit in den Worten enthalten: LVtetIa Mater natos sVos DeVoraVIt = 1572 (nämlich M = 1000, D = 500, L = 50, vier V = 20, zwei I = 2). Bildet die Inschrift einen Vers, so wird sie Chronostichon oder Eteostichon (Jahrvers) genannt, Chronodistichon aber, wenn die Jahreszahl in einem Distichon enthalten ist, wie z. B. in dem auf den Hubertsburger Frieden 1763:

Aspera beLLa sILent: reDIIt bona gratIa paCIs.
O sI parta foret seMper In orbe qVIes!

Die Zahlinschrift muß möglichst kurz, bezeichnend, leicht zu behalten und schwer zu verdrehen sein. Um dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, benutzt man zuweilen den Reim oder knüpft eine gewisse Begebenheit an bekannte Ausdrücke. So enthält die Inschrift auf dem Kreuz Christi: IesVs nazarenVs reX IVDaeorVM die Zahl 1532, das Jahr des Religionsfriedens zu Nürnberg.

Chronograph (griech.), s. v. w. Chronoskop; s. auch Registrierapparate.

Chronographie (griech.), Geschichtschreibung nach der Zeitfolge.

Chronologie (griech.), die Wissenschaft von der Zeiteinteilung und Zeitrechnung, wodurch in die Reihenfolge der historischen Ereignisse Ordnung und Klarheit gebracht wird. Die erste und sicherste Grundlage für die C. bilden die am Himmel vor sich gehenden regelmäßigen periodischen Erscheinungen, welche dazu dienen, bestimmte Haltepunkte für die Aufein-

anderfolge der Begebenheiten zu gewähren. Man unterscheidet daher die astronomische oder mathematische und die historische oder technische C.; jene bestimmt die Ereignisse des Himmels selbst, diese lehrt die Anwendung auf die Begebenheiten des menschlichen Lebens, der Geschichte. Als die natürlichsten Zeitabschnitte boten sich dar: der Tag, bestimmt durch Auf- und Untergang der Sonne; der Monat, bestimmt durch die Phasen des Mondes; das Jahr, bestimmt durch den Kreislauf der Erde um die Sonne. Bei der Berechnung des Tags legte man die Kulmination der Sonne zu Grunde: die Zeit, welche von einer Kulmination bis zur andern verstreicht, bildete eben den Tag, genauer den Sonnentag, dessen Berechnung aber nicht immer ganz genau war. So war auch die Berechnung der Monate und Jahre nicht überall dieselbe; namentlich unterscheidet man Sonnen- und Mondjahre, je nachdem man den Lauf der Sonne oder die Erscheinungen des Mondes zu Grunde legt. Eine oft gebrauchte Berechnung ist die nach Generationen, deren man gewöhnlich drei auf ein Jahrhundert rechnete. Die Zählung der Jahre von einem bestimmten, durch ein merkwürdiges Ereignis bezeichneten Termin an heißt eine Ära (s. d.).

Die Ägypter gingen früh vom Mondjahr zum Sonnenjahr von 365 Tagen über; begonnen wurde das Jahr mit der Sommersonnenwende. Sie legten bei der Berechnung ursprünglich den Aufgang des Sirius oder Hundssterns zu Grunde. Weil aber in Wirklichkeit das Jahr um ¼ Tag zu kurz gerechnet war, so mußte eine Ausgleichung vorgenommen werden, und da 1461 ungenaue Jahre 1460 wirklichen entsprachen, so wurde diese Ausgleichungsperiode von 1461 Jahren die Hundssternperiode genannt. Eine andre Periode war die Phönixperiode, die zur Ausgleichung des siderischen mit dem kirchlichen Jahr diente. Von Ägypten aus verbreitete sich diese Methode der Zeitrechnung mit Modifikationen über die damalige gebildete Welt, zunächst zu den Babyloniern und Chaldäern. Beide Völker begannen ihren bürgerlichen Tag mit Sonnenaufgang; für die alte Einteilung des Tags und der Nacht in je 12 Stunden bedienten sie sich der Sonnen- und Wasseruhren. Die Juden begannen mit dem Abend ihren Tag, welcher also die Zeit von einem Abend bis zum andern ist. Von der Einteilung von Tag und Nacht in je 12 Stunden wird im Alten Testament nichts gesagt, doch war sie den Juden ohne Zweifel von Babylon her bekannt. Gewöhnlich teilte man den Tag in vier, die Nacht in drei Teile ab. Sieben Tage bildeten eine Woche, welche mit dem Sabbat endigte. Den Anfang des Monats bestimmte der Neumond, welcher mit religiöser Feier begangen wurde. Die Zahl der Monatstage schwankte zwischen 29 und 30. Unsicher war auch die Berechnung des Jahrs, welches nicht regelmäßig 12, sondern oft auch (zur Ausgleichung) 13 Mondmonate enthielt und zwischen 353 und 385 Tagen schwankte. Den Jahresanfang bildete (wenigstens im bürgerlichen Leben) der Monat Tisri (s. d.). In Syrien war seit den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung ein Jahr gebräuchlich, dessen Monate ganz den römischen entsprachen; später vertauschten die Syrer das gebundene Mondjahr mit dem julianischen, doch ist jene alte Zeitrechnung noch bis heute bei den syrischen Christen gebräuchlich. Die Griechen hatten ursprünglich auch das sogen. gebundene Mondjahr, welches ohne Schaltung um 11 Tage zu kurz, mit Schaltung um 19 Tage zu lang war und 354—384 Tage enthielt. Wegen dieser Unbestimmtheit hielt man sich vielfach, z. B. für den Anfang der Jahreszeiten, an natürliche Erscheinungen, besonders an den Aufgang und Untergang gewisser Sterne, wie der Plejaden, des Orion u. a. Unter den verschiedenen Versuchen, der Unvollkommenheit dieser Berechnung abzuhelfen, ist besonders der 19jährige Cyklus des Atheners Meton (um 430 v. Chr.) zu erwähnen (vgl. Kalender), den später Kallippos aus Kyzikos noch vervollkommte. Die Römer hatten ursprünglich ein Jahr von 10 Monaten = 304 Tagen, seit Numa aber ein Jahr von 12 Monaten mit 355 Tagen, dem man durch Einschaltungen eine mittlere Dauer von 366¼ Tagen gab, bis 46 v. Chr. Julius Cäsar den nach ihm benannten julianischen Kalender einführte, der ein Jahr von 365¼ Tagen im Mittel hat und auch in die Christenheit überging. Die Abweichung des julianischen Jahrs vom Sonnenjahr, die in 129 Jahren ungefähr einen Tag beträgt, veranlaßte dann 1582 die Kalenderverbesserung des Papstes Gregor XIII; vgl. Kalender.

Der Jahresanfang, gegenwärtig im christlichen Kalender der 1. Januar, war früher ziemlich verschieden. Bei den griechischen Stämmen fing das Jahr bald mit der Herbstnachtgleiche, bald mit der Sommer- oder Wintersonnenwende an. Den Römern diente zuerst der 1. März, später der 1. Januar als Jahresanfang, und die Juden wählten den Neumond dazu, der dem Herbstäquinoktium zunächst liegt. Vgl. weiter Neujahr. Das Kirchenjahr beginnt noch jetzt in der griechischen Kirche mit dem 1. September, in der abendländischen mit dem Advent (s. d.). Den Tag fängt man mit Mitternacht an und zählt die Stunden in doppelter Reihe von 1 bis 12; nur in Italien zählt man noch hier und da von 1 bis 24.

Die Araber gründen ihre Zeiteinteilung ausschließlich auf den Mondlauf. Sie beginnen ihre Monate, wie die Juden, mit dem ersten Erscheinen der Mondsichel in der Abenddämmerung; 12 solcher Monate bilden ein freies Mondjahr, das mit dem Sonnenjahr nicht ausgeglichen wird, daher der Jahresanfang in einem Zeitraum von 33 der unsern durch alle Jahreszeiten zurückgeht. Der bürgerliche Tag mit veränderlichen Stunden beginnt mit Untergang der Sonne; der Gebrauch der siebentägigen Woche ist uralt. Von Mohammed bestätigt und dem Religionskultus angepaßt, ging diese Zeitrechnung zu allen mohammedanischen Völkern über, obwohl bei den Türken auch das julianische Jahr, das sie aber mit dem 1. März beginnen, in Gebrauch ist und die arabischen Astronomen für wissenschaftliche Zwecke auch das Sonnenjahr benutzen. Auch die Perser gaben ihre ältere, vollkommnere Form für diese arabische hin.

In älterer Zeit erwarben sich um die wissenschaftliche Behandlung der C. namentlich Verdienste: Joseph Justus Scaliger durch sein Werk »De emendatione temporum« (zuerst 1583) und seinen »Thesaurus temporum« (1606), Calvisius durch sein »Opus chronologicum« (1605), Petavius durch sein Werk »De doctrina temporum« (1627), die »Tabulae chronologicae« (1628) und das »Rationarium temporum« (1630) und die Verfasser der bekannten »Art de vérifier les dates« (neu hrsg. von Courcelles, Par. 1821—44, 19 Bde.). Von den neuern die gesamte C. behandelnden Handbüchern vgl. Ideler, Handbuch der mathematischen und technischen C. (Berl. 1825—26, 2 Bde.; neuer Abdruck, Bresl. 1883); Derselbe, Lehrbuch der C. (Berl. 1831);

Matzka, Die C. in ihrem ganzen Umfang (Wien 1844); Brinckmeier, Handbuch der historischen C. (Berl. 1882); Brockmann, System der C. (Stuttg. 1883). Über die C. der alten Völker schrieben Seyfarth, Gumprecht, v. Gutschmid; über die ägyptische speziell Lepsius, Brugsch, Dümichen; über die griechische besonders Böckh, A. Mommsen, Bergk; über die römische Th. Mommsen, Matzat (Berl. 1883), Holzapfel (Leipz. 1885). Für die C. des Mittelalters vgl. Weidenbach, Calendarium historico-christianum medii et novi aevi (Regensb. 1855); Grotefend, Handbuch der historischen C. des deutschen Mittelalters und der Neuzeit (Hannov. 1872); Dabis, Abriß der christlichen und römischen Zeitrechnung (Berl. 1873).

Chronologisch (griech.), der Zeitfolge nach geordnet; daher chronologische Methode, die Art des Lehrvortrags der Geschichte, welche die Ereignisse nach der Zeitfolge gibt, im Gegensatz zur ethnographischen und synchronistischen Methode.

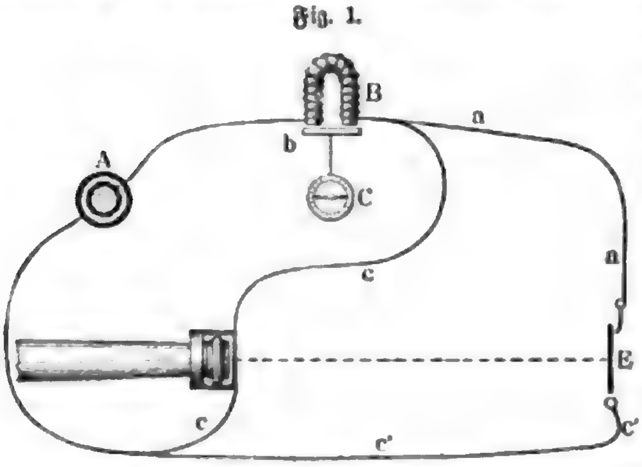
Chronometer (griech.), Zeitmesser, Uhr, speziell eine solche Uhr, deren Gang unter wechselnden äußern Verhältnissen durchaus zuverlässig bleibt. Derartige Instrumente benutzen Astronomen und die Seefahrer zur Ortsbestimmung auf offener See. Es ist daher von großer Wichtigkeit, jedes C. auf sein Verhalten namentlich bei wechselnder Temperatur zu prüfen. Völlig unabhängig von Temperaturschwankungen ist kein Instrument, aber es genügt, den Grad der Abhängigkeit genau zu kennen. Mit der Ermittelung desselben beschäftigen sich besondere Institute, in Deutschland die Seewarte.

Chronometrie (griech.), Zeitmessung.

Chronos (griech.), die Zeit; auch die personifizierte Zeit, welche in der orphischen Kosmogonie die Rolle eines Urgrundes aller Dinge spielte. Bildlich dargestellt erscheint C. auf der sogen. Apotheose Homers und zwar mit Flügeln versehen. Die schon aus dem Altertum stammende Gleichsetzung von C. und Kronos (s. d.) ist nicht haltbar.

Chronoskop (auch Chronograph, griech.), ein Instrument zum Messen sehr kleiner Zeitteile, welches im engern Sinn C. heißt, wenn die Zeit unmittelbar durch den Apparat angegeben wird, z. B. durch eine Uhr, einen Stift 2c., und Chronograph, wenn die Dauer der zu untersuchenden Erscheinung aus der

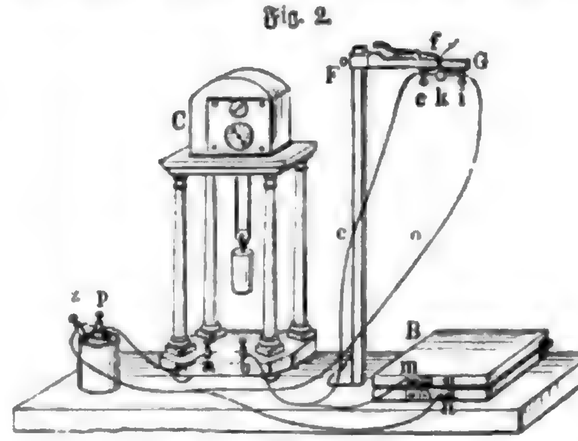
Fig. 1.



Wheatstones Chronoskop.

bekannten Dauer einer andern, welche gleichzeitig mit jener auftritt, berechnet wird. Das erste C. ließ die preußische Artillerieprüfungskommission im J. 1838 anfertigen. Der bald darauf (1840) von Wheatstone angegebene Apparat beruht darauf, daß ein Uhrwerk genau beim Beginn der zu messenden kurzen Zeit in Bewegung gesetzt und mit dem Ablauf der Zeit wieder arretiert wird. Dies erreicht man auf folgende Weise. Mit dem einen Pol einer elektrischen Batterie A (Fig. 1) ist ein Elektromagnet B verbunden, dessen Anker b, solange er angezogen wird, ein Uhrwerk C hemmt. Erlischt die Kraft des Magnets, so zieht eine Feder den Anker ab, und das Uhrwerk kommt in Gang, bis der Magnet von neuem wirkt. Nun läuft ein Draht c von der Batterie dicht vor der Mündung des Geschützes vorbei zum Elektromagnet und schließt mithin den Strom. Feuert man das Geschütz ab, so zerreißt der Draht, das Uhrwerk kommt in Gang. In dem Moment aber, wo die Kugel das Ziel berührt, stellt ein Metallstückchen E die Verbindung zwischen zwei Drähten c' und a her, von denen der eine zur Batterie, der andre zum Elektromagnet führt. Dadurch wird der Strom von neuem geschlossen und das Uhrwerk arretiert. Man kann dann unmittelbar die Zeit ablesen, welche die Kugel zum Durchlaufen der Strecke brauchte. Dieser Apparat enthält einige Fehlerquellen, welche in der von Hipp angegebenen Konstruktion vermieden sind. Hipps Apparat (Fig. 2) besteht aus einem Uhrwerk C

Fig. 2.



Hipps Chronoskop.

mit zwei Zifferblättern, welche Hundertstel und Tausendstel einer Sekunde angeben und durch einen Elektromagnet außer Verbindung mit dem immerfort gehenden Uhrwerk gesetzt werden, sobald der Strom geschlossen wird. Wird aber dieser Strom geöffnet, so kommen die Zeiger auch wieder in Verbindung mit dem Uhrwerk und bewegen sich weiter. Um z. B. die Fallzeit zu messen, geht der Draht von der Kette zuerst um das Hufeisen der Uhr, dann zu einem Galgen F an zwei Federn e und i, zwischen denen die metallene Fallkugel k sitzt, und dann zur Kette zurück. Von den beiden letzten Drahtteilen gehen indes auch Zweige zu zwei Teilen eines Brettes B unter dem Galgen, die zwei sich nahezu berührende Metallstreifen m und n tragen. Der Strom ist in diesem Fall oben an der Kugel geschlossen, an dem Doppelbrett nicht; sobald aber die Kugel durch einen Druck auf f fällt, wird der Strom geöffnet und erst wieder geschlossen, wenn die Kugel auf das Brett schlägt und dadurch die Metallstreifen in Berührung bringt. Die auf den Zifferblättern abgelesene Zeit ist die Fallzeit. Nach dem Vorgang von Siemens hat Martin de Brettes ein C. angegeben, welches wesentlich aus einem mit chemisch präpariertem Papier umspannten Metallcylinder besteht, um welchen ein Platinstift rotiert, der den Anfang und das Ende der zu beobachtenden Erscheinung dadurch markiert, daß in diesen Augenblicken die Kette für eine Induktionsspirale geöffnet wird, wodurch zwischen Cylin-

der und Markierstift jedesmal ein Induktionsfunke überspringt, der das Papier durchbohrt und so die zu untersuchenden Phasen der Erscheinung durch kleine Punkte markiert. Durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung wird ermöglicht, mittels dieses Apparats die Geschwindigkeit des Geschosses an verschiedenen Stellen seiner Bahn zu untersuchen. Die Kugel berührt nämlich während ihres Laufs mehrere Ziele, welche bei der Berührung die Kette für die Induktionsspirale öffnen; aber gleichzeitig wirken diese Ziele noch auf eine andre Kette, welche den mit Papier umspannten Metallcylinder parallel zu seiner Achse verschiebt, so daß die durch den Stift hervorgebrachten Marken nicht in Einer Linie erscheinen.

Zu der zweiten Klasse der Chronoskope gehört der von **Pouillet** 1844 angegebene Apparat; er beruht darauf, daß die Größe des Ausschlags einer Multiplikatornadel, welchen ein an der Nadel vorübergehender Strom bewirkt, abhängig ist von der Stärke dieses Stroms, aber auch von der Zeit, während welcher er auf die Nadel wirkt, wenn dieselbe überhaupt nur klein ist. Aus dem unter verschiedenen Umständen erfolgenden Ausschlag kann man also auf die Zeit schließen, wenn immer ein gleichstarker Strom angewandt wird und das Verhältnis zwischen Zeit und Ausschlag bekannt ist. Bei Anwendung dieses Verfahrens auf ballistische Versuche hat man daher die Anordnung getroffen, daß ein galvanischer Strom, in welchen ein Multiplikator eingeschaltet ist, durch die den Lauf des Geschützes verlassende Kugel geschlossen und erst in dem Moment wieder geöffnet wird, in welchem die Kugel ihr Ziel erreicht. Diese Methode ist in der von Helmholtz ihr gegebenen Vervollkommnung die exakteste von allen; sie erfordert aber sehr gute Apparate, eine isolierte oder feste Aufstellung derselben und geübte Beobachter. Für die Praxis eignet sich daher besser das von **Navez** angegebene Verfahren, welches darauf beruht, die Wirkung der Schwerkraft auf einen frei (oder über eine schiefe Ebene) fallenden Körper oder auf ein Vertikalpendel genau auf die Zeit zu beschränken, während welcher das Geschoß einen bestimmten Teil seiner Bahn durchfliegt. Der Navezsche Apparat, als **elektroballistisches Pendel** bekannt, besteht aus einem Pendel, mit welchem mittelbar ein auf einer Kreisteilung laufender Zeiger verbunden ist. Das Pendel wird bis auf den Anfangspunkt seiner Bewegung erhoben und in dieser Stellung, bei welcher der Zeiger auf Null zeigt, durch einen Elektromagnet festgehalten. Wird nun, etwa durch die den Lauf verlassende Kugel, der den Elektromagnet umkreisende Strom geöffnet, so fällt das Pendel und durchläuft seinen Schwingungsbogen, und mit ihm bewegt sich der Zeiger. Sobald aber die Kugel das Ziel berührt, schließt sie einen Strom und erregt dadurch einen Elektromagnet, dessen Anker als Hemmapparat wirkt und den Zeiger sofort arretiert. Dieser ergibt dann genau den von dem Pendel durchlaufenen Weg, aus welchem sich auf die Zeit schließen läßt. Dieser sehr praktische Apparat, welcher freilich manche Fehlerquellen und Unsicherheiten einschließt, ist durch den belgischen Obersten **Leurs** vereinfacht worden. Ein neues, von **Le Boulengé** (»Mémoire sur un chronographe électro-ballistique«, 1864, und »Description et l'emploi du chronographe Le Boulengé«, 1869; vgl. Kuhn, Über den elektroballistischen Chronographen von Le Boulengé, in Dinglers »Polytechnischem Journal«, Bd. 179) angegebenes C. steht dem Apparat von Navez sehr nahe und kann als elektromagnetischer Fallapparat für ballistische Zwecke bezeichnet werden. Man berechnet das zu bestimmende Zeitintervall nach den bekannten Gesetzen aus der während desselben zurückgelegten Fallhöhe. Der Apparat enthält einen durch einen Elektromagnet gehaltenen Metallstab mit Papierhülse, welcher in einem gegebenen Moment frei herabfällt, außerdem einen zweiten gleichfalls von einem Elektromagnet gehaltenen Fallkörper, welcher im Fall eine Feder auslöst und dadurch einen scharfen Stahlmeißel gegen die Papierhülse des fallenden Stabes drückt, so daß auf der Hülse ein Strich gemacht wird. Unterbricht man die zu den beiden Elektromagneten laufenden Ströme durch einen Ausschalter gleichzeitig, so fallen beide Fallkörper in demselben Zeitpunkt herab, und der Apparat ist so eingerichtet, daß dann von dem zweiten Körper die Feder in dem Moment ausgelöst wird, in welchem der untere Teil des fallenden Stabes bei dem Meißel vorbeigeht. Beim Gebrauch des Apparats durchschlägt die Kugel zuerst den zum Elektromagnet des Stabes führenden Draht und, nachdem sie eine weitere Strecke ihres Wegs zurückgelegt hat, den Draht, welcher zum Elektromagnet des zweiten Fallkörpers führt. Der Metallstab wird also zuerst fallen, und der Meißel, welcher durch den fallenden zweiten Körper in Bewegung gesetzt wird, trifft den Stab in seinem obern Teil. Es ist dann leicht aus dem Abstand der Striche, d. h. aus dem Unterschied der Fallhöhen, die Zeit zu berechnen, in welcher das Geschoß die Strecke zwischen beiden Drähten durchlief. Vergleichende Versuche haben ergeben, daß die Resultate bei diesem Apparat viel besser untereinander übereinstimmen als bei dem von Navez; indes birgt er immer noch manche Fehlerquellen, und der Umfang, innerhalb dessen von dem Apparat die Zeitangabe gemacht wird, beträgt höchstens 0,5 Sekunden. Diesen Übelstand suchte Le Boulengé dadurch zu vermeiden, daß er das auf elektromagnetischem Wege geregelte Ausfließen einer Flüssigkeit als C. benutzte, indem er die Zeit aus dem Gewicht der Ausflußmenge bestimmte, welche er während der zu messenden Intervalle erhalten hatte (elektrischer Klepsyder). Mittels des Chronographen von Bashforth, bei welchem, ähnlich dem Apparat von Martin de Brettes, ein sich drehender Cylinder und ein Markierstift die Hauptrolle spielen, kann die Geschwindigkeit des Geschosses an vielen Stellen seiner Bahn bestimmt werden. Der Chronograph von Noble mißt die Geschoßgeschwindigkeit innerhalb des Rohrs; in die Wandung des Geschützrohrs werden nämlich eine Reihe von Cylindern senkrecht zur Geschützachse so eingeschraubt, daß sie bis in die Seele hineinragen und hier mit Scharnierklappen versehen werden können. Das Geschoß drückt auf seinem Lauf eine Klappe nach der andern nieder, zerschneidet auf diese Weise in jedem Cylinder einen Draht und unterbricht dadurch ebenso viele galvanische Ströme, welche zu zeichengebenden Apparaten in Beziehung stehen. Außer zu ballistischen Zwecken dienen die Chronographen in passender Abänderung auch zu astronomischen Zwecken und besonders zu Längenbestimmungen. Man hat mit denselben die Messung ungemein kurzer Zeiten möglich gemacht; Glösteners Apparat gestattet z. B. die Messung von $^1/_{10000}$ und die Schätzung von $^1/_{100000}$ Sekunde; mit dem Apparat von Schulz und Lissajous soll sogar $^1/_{400000}$ Sekunde gemessen werden können. Vgl. die Werke über angewandte Elektrizitätslehre von Kuhn, Du Moncel und Glösener sowie Upmann, Das Schießpulver ꝛc. (in Bolleys »Handbuch der chemischen Technologie«, Bd. 6, Braunschw. 1874).

Chronostichon (griech.), s. Chronogramm.

Chroolokkaceen, Familie der Algen, aus der Ordnung der Cyanophyceen; s. Algen, S. 342.

Chroolepideen, Familie der Algen, aus der Ordnung der Ödogoniaceen; s. Algen, S. 344.

Chroolĕpus *Ag.*, Algengattung aus der Ordnung der Ödogoniaceen, Luftalgen, welche als rote, räschen- oder krustenförmige Überzüge häufig an Baumrinden, Mauern, Felsen u. dgl. leben. Sie bilden kurze, liegende oder aufrechte, ästige Fäden, deren Endzelle ein Spitzenwachstum des Fadens vermittelt, und werden nach dem Absterben graugrün. Alle Arten riechen besonders beim Reiben und auch nach dem Tod nach Veilchen. C. Jolithus *Ag.* (Veilchenmoos) wächst in Gebirgsgegenden auf Steinen (Veilchensteine). Die Fortpflanzung dieser Algen geschieht durch Schwärmsporen, welche sich aber nur, wenn die Pflänzchen von Wasser benetzt werden, also z. B. nach Regen, ausbilden. Mit den Zellen des C. stimmen vollständig die rot gefärbten Gonidien im Thallus der Baumrinde und Steine bewohnenden Schriftflechten überein (vgl. Flechten).

Chrotta, eins der ältesten Streichinstrumente, das bereits der Dichter Venantius Fortunatus (6. Jahrh.) erwähnt. Es scheint, daß die C. (crwth, crowd, crouth, cruit) ursprünglich ein britannisches Instrument war, das in seiner eigentümlichen Form sich nur in Großbritannien und in der Bretagne längere Zeit gehalten hat, während es sich in Frankreich und Deutschland schnell umbildete. Von den hier seit dem 9. Jahrh. vorkommenden Streichinstrumenten (Lyra, Rebeca, Rubeba, Viella) unterscheidet es sich durch das Fehlen des Halses. Der viereckige Schallkasten setzt sich vielmehr in einen Bügel fort, in dessen Mitte oben die Saitenwirbel eingefügt sind; die Saiten (fünf) laufen teils über, teils neben einem schmalen Griffbrett (ohne Bund), das vom Bügel bis fast in die Mitte des Schallkastens reicht. Schalllöcher und Steg sind gleichfalls vertreten. Die C. existierte noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in ihrer alten Gestalt bei der Landbevölkerung in Irland, Wales und in der Bretagne.

Chrudim, Stadt im östlichen Böhmen, liegt in fruchtbarer Gegend an der Chrudimka, welche oberhalb Hlinsko entspringt und nach 82 km langem Lauf bei Pardubitz in die Elbe mündet, und an der Nordwestbahn (Linie Deutschbrod-Pardubitz), ist gut gebaut, hat 5 Kirchen, ein Kapuzinerkloster und (1880) 11,886 Einw. Die ziemlich rege Industrie beschäftigt eine Zucker-, eine Spiritus-, eine Kunstdünger-, eine Drahtstiftfabrik, mehrere Dampf- und Kunstmühlen, eine große Bierbrauerei mit Malzfabrik, eine Dampfsäge, eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen und ausgebreitete Lohgerbereien. Auch werden hier größere Pferdemärkte abgehalten. C. hat ein Oberrealgymnasium, eine Ackerbauschule, eine Fachschule für Holzindustrie, eine Handelslehranstalt und ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und einer Finanzbezirksdirektion. Es ist Geburtsort des Erfinders der Schraubendampfschiffe, J. Ressel.

Chrupsie (Chroopsie), verkümmert aus Chromopsie, das Farbensehen (s. d.).

Chryolith, s. v. w. Kryolith.

Chrysalis (Chrysalide, griech., »Goldpuppe«), die Puppe der Dornraupe, welche gewöhnlich mit Gold- oder Silberflecken geziert ist, daher der Name; dann überhaupt s. v. w. Puppe, s. Insekten.

Chrysaminsäure (Polychromsäure, Aloesäure) $C_{14}H_4N_4O_{12}$ entsteht bei der Einwirkung von Salpetersäure auf Aloe oder Chrysophansäure, bildet gelbe Kristalle, schmeckt sehr bitter, löst sich in Alkohol, schwer in Wasser, färbt dasselbe aber purpurrot, verpufft beim Erhitzen und bildet mit Basen schwer lösliche, grün metallisch glänzende oder purpurrote, beim Erhitzen verpuffende Salze. Beim Kochen mit einem alkalischen Sulfid gibt es eine tiefblaue Flüssigkeit, aus welcher kupferrotes, in durchfallendem Licht blaues Hydrochrysamid kristallisiert. C. färbt Wolle dunkelbraun, Seide purpurbraun; das Natronsalz gibt auf Wolle schönes Zimtbraun; mit essigsaurer Thonerde gebeizte Gewebe färben sich in C. schön violett, doch ist die Farbe nicht echt.

Chrysander, Friedrich, Musikhistoriker, geb. 8. Juli 1826 zu Lübtheen im Mecklenburgischen, studierte in Rostock Philosophie und lebte, nachdem er hier die philosophische Doktorwürde erworben, längere Zeit im Ausland, namentlich in England. Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er sich teils zu Lauenburg, teils zu Bellahne in Mecklenburg auf; seit 1866 hat er seinen Wohnsitz zu Bergedorf bei Hamburg. Chrysanders Hauptwerk ist die noch unvollendete Biographie Händels (Leipz. 1858–67, Bd. 1–3, erste Hälfte), die zu den bedeutendsten Leistungen auf musikgeschichtlichem Gebiet gehört. Außerdem schrieb er »Über die Molltonart im Volksgesang und über das Oratorium« (Schwerin 1853), gab die »Jahrbücher für Musikwissenschaft« (Leipz. 1863–67, 2 Bde.; nicht fortgesetzt) sowie von 1885 an mit P. Spitta die »Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft« heraus und lieferte Aufsätze verschiedenen Inhalts in die Leipziger »Allgemeine musikalische Zeitung«, deren Redaktion er mit Unterbrechung der Jahre 1871–75 von 1868 bis zu ihrem Eingehen (1882) geführt hat. Als Musikhistoriker allgemein anerkannt, hat sich C. dagegen durch seine hervorragende Beteiligung an der von der Deutschen Händel-Gesellschaft unternommenen Herausgabe der Werke Händels sowie durch die von ihm veranstalteten Ausgaben älterer Meister, wie Corelli, Couperin, Carissimi, Rameau rc., in den »Denkmälern der Tonkunst« den gerechten Tadel der Sachverständigen zugezogen, da es ihm an der für die tonkünstlerische Praxis notwendigen spezifisch musikalischen Beanlagung und Bildung fehlt. Vgl. J. Schäffer, Friedrich Chrysanders Klavierauszüge zur deutschen Händel-Ausgabe (in der »Allgemeinen deutschen Musikzeitung« 1876, Nr. 7 ff.).

Chrysanilin, s. Anilin, S. 592.

Chrysanthĕmum *L.* (Goldblume, Wucherblume), Gattung aus der Familie der Kompositen, meist einjährige oder ausdauernde Kräuter, selten Halbsträucher in Europa, Nord- und Mittelasien, auch in Nordamerika und Nordafrika. Eine einjährige Art, C. carinatum *Schousb.*, mit weißen Strahl- und schwarzroten Scheibenblumen, aus Marokko und Nordafrika, wird in vielen Varietäten mit ein- und mehrfarbigen, einfachen und gefüllten Blüten als Zierpflanze kultiviert, ebenso C. coronarium *L.*, C. inodorum *L.*, var. plenissimum u. a. C. Leucanthemum *L.* (gemeine Wucherblume, große Maßliebe, große Gänseblume, Johannisblume, Marienblume), mit weißen Strahl- und gelben Scheibenblütchen, ist durch ganz Europa auf Wiesen und Rainen gemein und ausdauernd und wurde früher arzneilich benutzt. Die zarten Sprosse werden in Italien als Salat gegessen. C. segetum *L.*, mit ansehnlichen, goldgelben Strahl- und Scheibenblüten, ist ein in manchen Gegenden überaus lästiges, schwer ausrottbares Unkraut unter der Saat, besonders im nördlichen Deutschland, dessen Bekämpfung durch polizeiliche Maßregeln gesichert werden

mußte. Man hat sie zur Pottaschenbereitung empfohlen, da 1 Ztr. frisches Kraut 0,5 kg Pottasche liefert. Blumistisch sehr wertvoll sind die Herbstchrysanthemen C. indicum *L.* und C. sinense *Sabin.*, zwei einander sehr ähnliche Pflanzen mit oft gefüllten, verschiedenfarbigen Blüten, welche teils nur Zungen-, teils nur Scheibenblüten tragen. Sie gehören zu den beliebtesten Zierpflanzen, gelangen erst im Spätsommer oder Herbst zur Blüte und eignen sich trefflich zum Winterflor fürs Zimmer und Kalthaus. Man kultiviert sie in ungemein zahlreichen Varietäten und erzielt Blüten von 8 cm Durchmesser. Namentlich in England sind die Herbstchrysanthemen zu sehr großer Vollkommenheit gebracht worden. C. frutescens *L.* und C. grandiflorum *Brous.*, von den Kanarischen Inseln, sind in Frankreich sehr beliebte Zierpflanzen mit gelben Scheiben- und weißen Randblüten. Vgl. Burbidge, The Chrysanthemum, its history, culture etc. (Lond. 1884).

Chrysäor (»der mit dem goldenen Schwert«), ein Ungeheuer der griech. Mythe, entsprang mit Pegasos aus dem Blute der Medusa, als Perseus dieser das Haupt abschlug, und trug ein goldenes Schwert in der Hand. C. heißt Sohn der Medusa von Poseidon und zeugte mit der Okeanide Kallirrhoë den dreiköpfigen Riesen Geryones und die Echidna. Man erkennt leicht alle Glieder dieses Sagenkreises als Mächte des Gewitters.

Chrysarobin $C_{30}H_{26}O_7$ findet sich neben wenig Mineralstoffen in dem gelben bis rotbraunen Goapulver aus den Höhlungen der Stämme von Andira Arraroba und wird aus diesem durch Benzol ausgezogen. Aus Eisessig umkristallisiert, bildet es gelbe Nadeln oder Blättchen, ist löslich in Benzol, Chloroform, Eisessig, schwer löslich in Alkohol und Äther, kaum in Wasser, sublimiert und oxydiert sich in alkalischer Lösung leicht zu Chrysophansäure. Bei Reduktion durch Zinkstaub wird es in Methylanthracen verwandelt. C. ist offizinell, es wirkt brechenerregend und abführend und reizt zugleich Nieren und Blase; äußerlich wird es mit Vorteil bei Hautkrankheiten, namentlich bei Psoriasis und parasitären Leiden, angewandt.

Chryseïs (eigentlich Astynome), Tochter des Apollonpriesters Chryses, der zu Chryse, einer Kultstätte am Fuß des Ida, wohnte, wurde von den Griechen bei der Zerstörung Thebes (am Berg Plakos, unweit des Ida) erbeutet und dem Agamemnon als Sklavin zugeteilt. Als darauf Apollon eine Pest ins Lager der Griechen sandte, gab sie der Oberfeldherr ihrem Vater zurück.

Chryselephantin (von chrysos, Gold, und elephas, Elfenbein), s. Goldelfenbeinkunst.

Chrysippos, im griech. Mythus Sohn des Pelops und der Nymphe Axioche, Halbbruder des Atreus und Thyestes. Der Thebaner Laios, von Zethos und Amphion aus der Heimat vertrieben und von Pelops gastlich aufgenommen, gewann den schönen Jüngling lieb (das erste Beispiel von Knabenliebe bei den Hellenen), unterrichtete ihn im Wagenlenken und entführte ihn auf seinem Wagen nach Theben. C. tötete sich aus Scham, während Pelops den Fluch über Laios aussprach, wodurch alles Unglück über die Labdakiden kam. Nach peloponnesischer Sage fand C. seinen Tod durch Atreus und Thyestes, welche deren Mutter, die eifersüchtige Hippodeima, dazu anreizte. Die Entführung des C. durch Laios war Gegenstand einer Tragödie des Euripides.

Chrysippos, griech. Philosoph, geboren um 282 v. Chr. zu Soli (nach andern zu Tarsos), kam etwa 262 nach Athen, wo er die Stoiker Zenon und Kleanthes sowie die Akademiker Arkesilaos und Lakydes hörte. Durch seine Dialektik und seinen schriftstellerischen Fleiß (er soll nach Diogenes Laërtius über 705 Schriften verfaßt haben) wurde er gleichsam der zweite Begründer der stoischen Schule, so daß man sagte: Wenn es keinen C. gegeben hätte, so gäbe es keine Stoa. Mit Ausnahme einer jüngst in Herculaneum entdeckten Schrift: »Über die Vorsehung«, sind von seinen Werken nur Bruchstücke (besonders bei Plutarch) erhalten. Als Dialektiker ging C. von der Theorie der hypothetischen und lemmatischen Schlüsse aus; als Physiker lehrte er, daß zu gewissen Zeiten die Welt in Feuer aufgelöst und dieses die Weltseele (das leitende Prinzip, Zeus) sei; indem ein Teil desselben, gleichsam ein von ihm ausgestreuter Same, in dichtere Stoffe übergehe, beständen neben Zeus die Einzelwesen. Als Psycholog lehrte er, daß die Vorstellung zwar eine Veränderung der Seele, aber keine Abbildung des äußern Gegenstandes sei (worüber er mit Zenon und Kleanthes in Streit geriet); auch sei die Seele körperlich, da nur Körper aufeinander zu wirken vermöchten, wohne in der Brust, nicht im Haupte, da die Stimme, der Ausdruck der Gedanken, von dorther komme, und es sei nur die Seele des Weisen unsterblich. Als Theolog behauptete er, daß auch die Gottheit als alle Dinge durchdringender Verstand körperlicher, wenngleich der menschlichen weit überlegener Natur und die alles beherrschende Notwendigkeit nichtsdestoweniger mit der menschlichen Freiheit verträglich sei. Als Moralist bezeichnete er diejenige Natur, mit welcher in Harmonie zu leben Tugend sei, als die Einheit der menschlichen und der allgemeinen Natur, weil die Bestandteile der erstern (Seele und Leib) zugleich Teile der Natur überhaupt (Weltseele und Weltstoff) seien. Er starb 209 v. Chr. Seine Büste enthält eine Herme der Villa Albani zu Rom. Vgl. Petersen, Philosophiae Chrysippeae fundamenta (Altona u. Hamb. 1827); Th. Bergk, De Chrysippi libris *περὶ ἀποφαντικῶν* (Kassel 1841).

Chryso... (griech.), in Zusammensetzungen s. v. w. Gold...

Chrysobalaneen, dikotyle, etwa 180 Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Rosifloren, in den Tropen einheimische, mit den Amygdalaceen verwandte Holzpflanzen mit einfachen, ganzrandigen Blättern und Steinfrüchten. Sie zeichnen sich durch ein einziges Karpell mit grundständigem Griffel aus. Vgl. J. D. Hooker in Martius' »Flora brasiliensis« (Faszt. 42).

Chrysobalănus *L.* (Beerenzwetsche), Gattung aus der Familie der Rosaceen, Sträucher und Bäumchen in Amerika und Afrika, mit abwechselnden, einfachen, ganzrandigen Blättern, weißlichen Blüten in Trauben oder Rispen und Steinfrüchten mit einsamigem, fünfeckigem Steinkern. C. Icaco *L.* (Ikakopflaumenbaum, Kokospflaume) ist ein baumartiger, 2,5—3 m hoher, mehrstengeliger Strauch in Carolina, Westindien und Südamerika, wild und kultiviert, mit kurzgestielten, ausgerandeten, glänzenden Blättern und rundlich-ovalen Steinfrüchten, die, in Amerika Ikako und Guajera genannt, gegen 2,5 cm dick, glatt oder gefurcht, rot, violett, gelb, weißlich und gefleckt sind, angenehm süß zusammenziehend schmecken und roh, gekocht oder mit Zucker eingemacht genossen werden. Auch die öligen, wohlriechenden Samen sollen sehr wohlschmeckend sein; von C. ellipticus *Smeathm.* und C. luteus *Soland.*, Bäumen auf Sierra Leone, werden die Früchte gleichfalls gegessen.

Chrysoberyll (Cymophän), Mineral aus der Ordnung der Anhydride, findet sich in kurz und breit

säulenförmigen oder dick tafelartigen, rhombischen Kristallen, eingewachsen oder lose, auch in abgerundeten Fragmenten oder Körnern; er ist grünlichweiß bis smaragdgrün mit Glasglanz, durchsichtig bis durchscheinend, zuweilen mit schönem Trichroismus oder bläulichem Lichtschein, Härte 8,5, spez. Gew. 3,65—3,8, und besteht aus Berylliumaluminat $BeAl_2O_4$. Der C. wurde bisher hauptsächlich in losen Kristallen, Körnern und Geschieben im Flußsand auf Ceylon, Borneo, in Pegu und Brasilien gefunden. In Gneis eingewachsen kommt er bei Haddam in Connecticut, Saratoga Springs in New York und zu Marschendorf in Mähren, mit Faserkiesel, Spinell und Granat in grobkörnigem Gneis vor. Ein gras- bis smaragdgrüner, in durchfallendem Kerzenlicht blutrot erscheinender C., welcher in Kristallen von 6,5 cm Durchmesser in den Smaragdgruben der Tokawaja im Ural aufgefunden ward, ist der Alexandrit. Die schön grünen, reinen Geschiebe von Ceylon und Brasilien werden als Schmucksteine verarbeitet und wie Diamanten verschliffen. Höher im Wert stehen die, welche bläulichweißen Lichtschein zeigen und, en cabochon geschliffen, im Handel gewöhnlich den Namen schillernder oder opalisierender Chrysolith führen. Im Handel heißt der C. auch orientalischer Chrysolith. S. Tafel »Edelsteine«, Fig. 19.

Chrysographie (griech.), die Kunst, mit Gold zu schreiben oder zu malen, wurde besonders von den Byzantinern, die nicht nur in geschätzten Büchern oder Urkunden einzelne große, gemalte Buchstaben mit Goldblättchen belegten, sondern auch ganze Schriften mit einer Goldtinktur schrieben, und von den sogen. Briefmalern oder Illuminatoren des frühern Mittelalters angewendet. Solche ganz in goldenen Buchstaben ausgeführte Pergamenthandschriften (Codices aurei und zwar Evangelienbücher) sind uns noch mehrfach erhalten, z. B. die von einem Gottschalk (8. Jahrh.) in der Bibliothek des Louvre, auf rötlichem Pergament, die Evangelienhandschrift in der Stadtbibliothek zu Trier, eine andre in der königlichen Bibliothek zu München (um 870), eine in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha (Ende des 10. Jahrh.) und ein lateinischer Evangelienkodex auf Purpurpergament aus dem 7. Jahrh. (früher im Besitz Heinrichs VIII.) in Berlin (Hamiltonsche Sammlung).

Chrysoidin, s. Azofarbstoffe.

Chrysokolla, s. Kupfergrün und Borax. Die C. der Alten dürfte ein natürliches Kupfergrün gewesen sein.

Chrysolith, bei den Alten ein Edelstein von goldgelber Farbe, jetzt s. v. w. Olivin; im Handel versteht man unter orientalischem C. den Chrysoberyll oder gelbgrünen Saphir (s. Korund); über ceylonischen C. s. Turmalin, über sächsischen C. s. Topas.

Chrysolŏras, Manuel, der erste bedeutendere Lehrer des Griechischen in Italien, war um die Mitte des 14. Jahrh. aus einer edlen konstantinopolitanischen Familie geboren. Nachdem er bereits um 1391 im Auftrag seines Kaisers in Italien gewesen war, um das Abendland zur Hilfe gegen die Türken zu bewegen, wurde er 1396 als Lehrer nach Florenz berufen und begeisterte dort 1397—1400 zu den griechischen Studien, die seit sieben Jahrhunderten in Italien erloschen waren. 1402 finden wir ihn in Pavia als Prokurator des byzantinischen Kaisers und Lehrer an der Universität. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, landete er 1408 wieder in Venedig und ging dann zu politischen Zwecken nach Rom. Auch dort lehrte er und soll zur katholischen Kirche übergetreten sein. 1413 ging er mit zwei Kardinälen nach Deutschland, um mit dem Kaiser über den Ort des zu haltenden Konzils zu verhandeln, und begleitete dann den Papst Johann XXIII. nach Konstanz, wo er 16. April 1415 starb. Als Lehrer von epochemachender Bedeutung und wegen seiner milden Humanität und Unbescholtenheit allgemein verehrt, hat er als Schriftsteller weniger gewirkt. Sein wichtigstes Werk sind seine »Erotemata« (Venedig 1484 u. öfter), die erste griechische Grammatik für Lateiner, die freilich nur auf den dürftigsten Elementarunterricht berechnet war. Sonst hinterließ er eine lateinische Übersetzung von Platons »Republik« und Briefe.

Chrysomallos, in der griech. Mythe der Widder »mit dem Goldfell«, welcher den Phrixos nach Kolchis trug. Er war ein Sohn des Poseidon und kam von Hermes an die Nephele und von dieser an Phrixos. Mit Sprache begabt, befahl er diesem, ihn zu schlachten. Sein Fell, das Goldene Vlies, wurde im Hain des Ares aufgehängt und von dem Argonauten Jason entführt. Vgl. Argonauten.

Chrysomanīe (griech.), Goldgier.

Chrysomelie, s. Citrus.

Chrysomelinae (Blattkäfer), Familie aus der Ordnung der Käfer, s. Blattkäfer.

Chrysomitris, Zeisig.

Chrysomorphisch (griech.), goldgestaltig, goldähnlich, goldartig.

Chrysomyxa, s. Rostpilze.

Chrysopa, Florfliege.

Chrysopāl (auch Smaragdopal), gemeiner Opal von lauch-, apfel-, öl- oder olivengrüner Farbe.

Chrysophansäure $C_{15}H_{10}O_4$ findet sich in der gelben Schüsselflechte (Parmelia parietina), in der Rhabarberwurzel, in Blättern und Wurzeln verschiedener Sauerampferarten, wohl auch in Sennesblättern und wird am besten aus Rhabarber dargestellt, indem man diesen mit kalihaltigem Alkohol auszieht und aus dem filtrierten Auszug die C. mit Kohlensäure fällt. C. bildet orangegelbe, goldglänzende, geruch- und fast geschmacklose Kristalle, löst sich in Alkohol, Äther, Benzol und kochendem Wasser, schmilzt bei 162° und sublimiert zum Teil unzersetzt. In Alkalien löst sie sich mit purpurroter Farbe. Eine Zeitlang glaubte man, die C. sei der Hauptbestandteil des Goapulvers von Andira Arraroba, welches gegen Hautkrankheiten benutzt wird; es hat sich aber gezeigt, daß der Hauptbestandteil des Goapulvers, das Chrysarobin (s. d.), von der C. verschieden ist.

Chrysophrys, Goldbrasse.

Chrysophyllum *L.* (Goldblatt), Gattung aus der Familie der Sapotaceen, Milchsaft führende Bäume mit lederigen, kahlen oder unterseits seidenhaarigen oder filzigen Blättern, kleinen, in Büscheln stehenden Blüten und fleischigen oder lederartigen Beeren. Etwa 60 meist tropisch-amerikanische Arten. C. glycyphloeum *Casaretti* (C. Buranhem *Ried.*), in Brasilien, liefert die früher offizinelle Monesiarinde von süßholzartigem, etwas bitterm, adstringierendem Geschmack, welche Monesin (Saponin), Glycyrrhizin und bis 32 Proz. Gerbstoff enthält und als Gerbmaterial ersten Ranges auch in den europäischen Handel gekommen ist. C. Cainito *L.* (C. coeruleum *Jacq.*), ein schöner, 9—12 m hoher Baum in Westindien, wild und angepflanzt, mit oben glatten, unten filzigen, goldglänzenden, großen Blättern, kleinen, purpurroten Blüten und purpurroten, glatten, runden, wohlschmeckenden Früchten, welche als Sternäpfel ein beliebtes Obst bilden. C. glabrum *Jacq.*, ein 4,5 m hoher Baum in den Wäldern auf

Martinique, mit länglichen, glatten, unten blassen Blättern und olivengroßen Früchten von weinartigem Geschmack, hat sehr hartes Holz (indisches Eichenholz), welches besonders zu Zaunpfählen in den Kaffeepflanzungen dient. C. pyriforme *Willd.* (C. Macoucou *Aubl.*), ein 9 m hoher Baum in Guayana und Santo Domingo an den Ufern der Flüsse, trägt birnförmige, gelbe Früchte mit dicker, fleischiger und milchiger Schale, weißem, süßem und schmackhaftem Fleisch und großen, rundlichen, mandelartig schmeckenden Samenkernen. C. monopyrenum *Sw.* (C. acuminatum *Lam.*), ein Baum in Westindien und am Orinoko an überschwemmten Stellen, mit länglichen, unten rotfilzigen Blättern, liefert die bläulichen, wohlschmeckenden Damaszener Pflaumen.

Chrysopras (grüner Chalcedon), ein durch Nickel grün gefärbter Chalcedon, findet sich derb, in Platten und knolligen Stücken in Schlesien auf den Bergen bei Kosemitz, Gläsendorf, Grochau und Baumgarten unweit Frankenstein in einem aufgelösten, fast erdigen Serpentinfelsen dicht unter der Dammerde. Er soll 1740 von einem preußischen Offizier bei einer Mühle auf den Kosemitzer Bergen zuerst aufgefunden worden sein, ist aber schon früher als Schmuckstein verwendet worden, wie die Steinmosaiken der St. Wenzelskapelle in der Domkirche St. Veit zu Prag beweisen, welche aus dem 14. Jahrh. herrühren und viele große, prachtvolle Stücke C. enthalten. Neuerlich kam dieser Stein besonders durch Friedrich d. Gr. wieder in Aufnahme, der Sanssouci damit schmückte. Im königlichen Schloß zu Potsdam befinden sich noch zwei Tische aus jener Zeit mit 94 cm langen, 63 cm breiten und 5 cm dicken Platten von C. Obwohl derselbe kein kostbarer Schmuckstein ist, so ist er doch wegen seiner angenehmen, zarten Farben und seines Glanzes beliebt. Er wird vorzugsweise in Schlesien verschliffen und zu Siegelringen, Broschen, Arm- und Gürtelspangen ꝛc. verarbeitet. Bei längerm Liegen an trocknen und warmen Orten und namentlich beim Gebrauch zum Siegeln verliert er seine Farbe zum Teil; doch kann man die verloren gegangene Farbe wiederherstellen, wenn man den erblaßten Stein einige Zeit in feuchte Erde eingegraben oder in befeuchtete Baumwolle eingewickelt liegen läßt, noch leichter aber, wenn man ihn mit einer erwärmten salpetersauren Nickelauflösung behandelt. S. Tafel »Edelsteine«, Fig. 10.

Chrysops, s. Bremsen, S. 395.

Chrysor, ein phönik. Gott der Schmiedekunst und der Erfindungen überhaupt, wurde mit Hephästos identifiziert; doch nannte man ihn auch Zeus Meilichios.

Chrysorhamnin, s. Gelbbeeren.

Chrysorin (Mosaikgold, mosaisches Gold), feurig glänzende, dem 18—20karätigen Gold ähnliche Legierungen mit feinkörnigem Bruch, welche sich gut an der Luft halten, wenn sie angelaufen sind, durch bloßes Abwischen ihren Glanz wiedererhalten und sich mit sehr wenig Gold gut vergolden lassen. Man benutzt sie namentlich zu gegossenen Luxusartikeln. Ganz ähnliche Legierungen sind: Prinzmetall, Prinz Ruprechts-Metall, Bristoler Messing.

Chrysorrhoas (»Goldstrom«, hebr. Amäna, jetzt Nahr Barada), Fluß in Syrien, entspringt am Antilibanon, durchfließt in zahlreichen Armen Damaskus, dessen Umgegend durch ihn nach mohammedanischer Anschauung zu einem der vier Paradiese auf Erden gemacht wird, und mündet östlich von der Stadt in einen Sumpfsee (See von Atebe).

Chrysos (griech.), Gold.

Chrysosplenium *L.* (Milzkraut), Gattung aus der Familie der Saxifragaceen, ein- oder mehrjährige, etwas fleischige, zarte, bleichgrüne, niedrige Kräuter mit abwechselnden oder gegenständigen, gekerbten Blättern, kleinen, einzel- oder wenigblütigen Cymen, achsel- oder endständigen Blüten, in allen Weltteilen. C. alternifolium *L.* (Goldmilz, Goldsteinbrech, Steinkresse) hat abwechselnde, nierenförmige Blätter, goldgelbe, im ersten Frühjahr erscheinende Blüten und wächst in schattigen Wäldern, an Quellen durch ganz Europa. Sonst war das ganze fast geruchlose, sehr schwach kressenartig schmeckende Pflänzchen offizinell. C. oppositifolium *L.*, mit gegenüberstehenden Blättern, ist viel seltener.

Chrysostomos (griech. »Goldmund«), 1) Johannes, Patriarch von Konstantinopel, einer der berühmtesten Kirchenväter und Redner, geboren um 347 zu Antiochia, wurde nach dem Tod seines Vaters Secundus von seiner frommen Mutter Anthusa trefflich erzogen und von dem berühmten heidnischen Rhetor Libanius unterrichtet, widmete sich anfangs dem Advokatenstand, fühlte sich aber von diesem Beruf bald nicht mehr befriedigt. Vom Bischof Meletius empfing er nach drei Unterrichtsjahren und darauf erfolgter Taufe in seinem 23. Jahr die Weihe zum Amt eines Vorlesers der Heiligen Schrift, unterwarf sich in der Nähe von Antiochia schweren Kasteiungen, bis ihn eine Krankheit 380 zur Rückkehr nach Antiochia nötigte. Hier zum Diakonus und dann zum Presbyter geweiht, entwickelte er vor seiner großen Gemeinde ein seltenes Rednertalent, welches sich besonders in den 21 Homilien »De statuis ad populum Antiochenum«, als er 387 nach einem Aufstand der Antiochener diese zur Buße rief, kundgibt. 398 berief ihn der Kaiser zum Bischof der Hauptstadt. Die Strenge seiner Forderungen zog ihm in den höhern Klassen zahlreiche Feinde zu, die, als C. auch die lasterhafte Kaiserin Eudoxia nicht schonte, Anklage wegen Lästerung der Kaiserin und wegen Verschleuderung von Kirchengütern gegen ihn erhoben. Von einer bei dem kaiserlichen Landgut »Zur Eiche« (daher die Synode ad quercum genannt) in der Nähe von Chalcedon abgehaltenen Versammlung von Bischöfen unter dem Vorsitz des Theophilus von Alexandria, seines erbittertsten Gegners, ward er abgesetzt, begab sich 403 in die Verbannung, ward aber auf einstimmige Forderung seiner Gemeinde bald wieder zurückgerufen. Jedoch neue Ausfälle gegen die Kaiserin hatten schon 404 seine abermalige Verbannung zur Folge, zuerst nach Nicäa, dann nach Kukusus in den Wüsten des Taurus und zuletzt, da auch hier sein frommer Eifer nicht müßig blieb, nach Pityus am östlichen Ufer des Schwarzen Meers. Er starb aber auf der Deportationsreise dahin 14. Sept. 407. Der Name C. ward ihm erst nach seinem Tod beigelegt und sollte die Fülle seiner Beredsamkeit bezeichnen. Die griechische Kirche feiert sein Gedächtnis 13. Nov., die römische 27. Jan. Den Charakter des C. zeichnet ein streng sittlicher, mit Liebe gepaarter Ernst aus, der auch in der Schrift »Über den Priesterstand« hervortritt, und seine Gesinnungen waren bei aller Färbung durch die herrschende Orthodoxie und bei aller seiner Vorliebe für die mönchische Askese seiner Zeit echt christlich. Das Volk nannte ihn »Johannes den Almosenspender«. Im großen und ganzen legt C. in seinen Predigten und Homilien, welche sich fast über das ganze Alte und Neue Testament erstrecken, die Bibel auf eine ungezwungene Weise aus und weiß

sie auch mit seltener Meisterschaft fruchtbar anzuwenden. Sein Erfolg als Redner wurde aber auch wesentlich unterstützt durch die Art seines Vortrags, welcher trotz aller im Charakter der damaligen griechischen Prunkrede begründeten Mängel durch wahre Popularität, Klarheit, edle Wortfülle, Kraft und Salbung ausgezeichnet war. Die beste Ausgabe seiner Werke lieferte Montfaucon (Par. 1718—38, 13 Bde.; Par. u. Leipz. 1834—40), eine Auswahl Dübner (Par. 1861—62, 2 Bde.). Übersetzt wurden seine Homilien von Cramer (Leipz. 1748—51, 10 Bde.), in Auswahl von Lutz (2. Aufl., Tübing. 1853) und Mitterrutzner (Kempt. 1866 ff.). Vgl. Neander, Joh. C. (3. Aufl., Berl. 1848); Lutz, C. und die berühmtesten Redner (2. Aufl., Tübing. 1859); Thierry, C. et l'impératrice Eudoxie (2. Aufl., Par. 1874); Förster, C. in seinem Verhältnis zur antiochenischen Schule (Gotha 1869); Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen, Bd. 9 (2. Aufl., Stuttg. 1876).

2) Griech. Redner, s. Dion Chrysostomos.

Chrysotil (schillernder Asbest, Serpentinasbest), ein mikrokristallinisches, asbestähnliches, parallelfaseriges, in feinen Fasern biegsames, weiches Mineral aus der Ordnung der Silikate (Talkgruppe), von lebhaftem, metallisch schillerndem Seiden- oder Fettglanz, wenig durchscheinend, meist dunkelgrün, aber auch in weißen Farben, durchsetzt in Schnüren den Serpentin, mit welchem es in chemischer Hinsicht vollkommen übereinstimmt, bei Reichenstein, Zöblitz (Sachsen), Cloyes in den Vogesen, in den Alpen 2c.

Chrysotis, s. Papageien.

Chrysun Keras (Goldenes Horn), tief einschneidender Meerbusen nördlich von der Halbinsel, auf welcher das alte Byzanz (s. d.) erbaut war, im Altertum berühmt durch seinen reichen Thunfischfang; s. Konstantinopel.

Chrzanow, Stadt in Galizien, an der Ferdinands-Nordbahn (Oderberg-Krakau), hat (1880) 7023 Einw., Branntweinbrennerei und Likörfabrikation, lebhaften Handel, gute Landwirtschaft und ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts.

Chrzanowski (spr. chschanówski), Adalbert, polnischer, später piemontes. General, geboren um 1788 in der Woiwodschaft Krakau, nahm an den Feldzügen von 1812 und 1813 als Ingenieuroffizier teil und wohnte dem Feldzug von 1829 gegen die Türken als Hauptmann im Generalstab der russischen Armee bei. Er schloß sich 1830 der polnischen Insurrektion an, wurde Kommandant von Modlin, kam 1831 in das Korps des Generals Zymierski und ward hierauf Chef des Generalstabs Skrzyneckis, von dem er im Mai als Brigadegeneral mit 6500 Mann nach Wolhynien entsendet wurde. Ungünstige Umstände aber zwangen ihn, schleunigst nach Zamosc zurückzukehren, von wo er später eine bedeutende Zahl Geschütze nach Warschau brachte. Vor der Übergabe Warschaus war er unter Krukowiecki Gouverneur der Stadt, schloß die politischen Gesellschaften und stimmte endlich für die Übergabe. Durch sein ganzes Verhalten erregte er bei seinen Landsleuten den Verdacht, daß er im geheimen Einverständnis mit den Russen stehe. Er ging auch mit russischen Pässen nach Paris, angeblich um seine Landsleute zur Rückkehr nach Polen zu bewegen, trat endlich in seinem frühern Rang als Oberstleutnant wieder in russische Dienste und ward später Oberst. Im Frühling 1849 wurde C. zur Reorganisation des piemontesischen Heers nach Turin berufen. Obgleich er nur den Rang eines Generalleutnants bekleidete, war er doch der eigentlich verantwortliche Obergeneral in dem verhängnisvollen fünftägigen Feldzug von 1849. Anstatt die Polinie zum Hauptstützpunkt zu nehmen, machte er Novara zum Mittelpunkt seiner Aufstellung. In der Schlacht bei Novara (23. März) war das piemontesische Heer schon umgangen, als C. noch einen Hauptschlag vorbereitete, aber auf die Kunde, daß der Feind ihn zu umgehen suche, den Rückzug anordnete. Nach Beendigung des Feldzugs, während dessen er keinen Sold angenommen, entlassen, überreichte er dem Ministerium einen Rechenschaftsbericht seiner Kriegführung und blieb noch bis zum Mai 1850 in den sardinischen Staaten. Hierauf ging er zunächst nach Frankreich und dann nach Louisiana. Nach Paris zurückgekehrt, starb er hier 5. März 1861.

Chthonios (griech., der »Unterirdische«), Beiname mehrerer Götter, insofern sie mit der Unterwelt oder der Erdtiefe (Chthon) in Berührung standen, so des Unterweltgottes Pluton, des Dionysos als Gottes der Erdfruchtbarkeit, des Hermes als Geleiters der Seelen in die Unterwelt. Auch Demeter und Persephone führten den Beinamen Chthonia.

Chthonisothermen, s. Erde.

Chubut, Ackerbaukolonie im argentin. Territorium Patagonien, an der Mündung des Chubut, wurde 1865 durch Ansiedler aus Wales (England) gegründet und hatte 1883: 1286 Einw., die Weizen bauen sowie Straußfedern und Guanakohäute ausführen.

Chufu, s. Cheops.

Chulm (Chulam), eine seit 1850 zu Afghanistan gehörige Landschaft im nordöstlichsten Teil desselben, zwischen Balch und Kunduz, vom Fluß C. durchzogen, der, in viele Bewässerungskanäle abgeleitet, heute den Amu Darja nicht mehr erreicht. Die ehemalige große Hauptstadt C. liegt jetzt in Ruinen; ihre Stelle hat die 7 km südlich davon regelmäßig angelegte und von Kanälen durchzogene Stadt Taschkurgan eingenommen, deren 10,000 Einw. eifrig Obst- und Blumenzucht sowie lebhaften Handel treiben. S. Karte »Afghanistan«.

Chulos (span., spr. tschu-), s. Capeadores.

Chumsach, Hauptort des transkaukasischen Bezirks Awarien (s. d.).

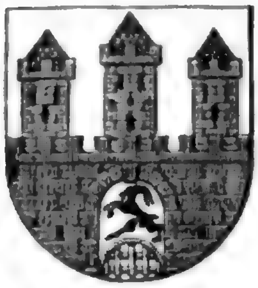
Chupe, die gewöhnliche Speise der Indianer und Mestizen, aus zerschnittenen Kartoffeln mit spanischem Pfeffer und wässeriger Brühe bereitet.

Chuppa, s. Hochzeit.

Chuquisaca (spr. tschuki-), ein Departement der Republik Bolivia, grenzt im W. an das Departement Potosi, im N. an Cochabamba und Santa Cruz, im S. an Tarija und erstreckt sich im O. durch die Chaco bis zum Paraguay, der es von Brasilien trennt. Es hat 188,535 qkm (3424 QM.) Flächeninhalt. Der westliche Teil des Gebiets wird von den stufenartigen Abfällen der östlichen Kordilleren durchschnitten, die noch hohe Gipfel und schöne, reiche Thäler enthalten; der östliche, übrigens ganz unbebaute, noch im Besitz unabhängiger Indianer stehende Teil besteht aus Tiefebenen mit sumpfigen Urwäldern. Das Klima ist im Westteil gesund und angenehm, im Ostteil heiß und ungesund. Das Land ist gut bewässert, im N. vom Rio Grande oder Guapay, im S. vom Pilcomayo. Die Zahl der Einwohner betrug 1861: 273,668 ohne die freien Indianer im O., die man auf 50,000 schätzt; sie leben besonders von Landbau und Viehzucht. Der Verkehr ist bei der Beschwerlichkeit der Kommunikation und der Trägheit der Bewohner unbedeutend. An Mineralien finden sich: Gold, Silber, Kupfer und Blei, letzteres besonders in der Provinz

Cinti, woselbst auch Bergbau stattfindet. — Die Hauptstadt des Departements, zugleich die der ganzen Republik, ist die Stadt C. oder Sucre (nach dem gleichnamigen General). Sie liegt auf einer von Bergen geschützten Hochebene an einem kleinen Nebenfluß des Pilcomayo, 2690 m ü. M., im ehemaligen Gebiet der Charcasindianer, hat meist einstöckige Privathäuser mit vielen Blumengärten, eine stattliche Kathedrale (mit reichverziertem Marienbild) an der schönen Plaza mayor und etwa 20,000 Einw., die sich durch Bildung auszeichnen. C. ist Sitz eines Erzbischofs und des obersten Gerichtshofs, hat eine übrigens unbedeutende Universität, ein Seminar, ein Colegio (Lateinschule), ein Liebhabertheater in einer alten Kirche, ein Waisenhaus und ein Hospital. Ihres milden Klimas halber wird die Stadt während der Wintermonate vielfach von wohlhabenden Grubenarbeitern aus Potosi aufgesucht. Die Bewohner sind meist Mischlinge von Spaniern und Quichua-Indianern. Die Stadt wurde 1539 an der Stelle einer peruanischen Stadt gleichen Namens gegründet; der von den Spaniern ihr gegebene Name Ciudad de la Plata (wegen der reichen Silberadern, die im nahen Gebirgsknoten von Porco gefunden wurden) ist jedoch durch den ältern, C. (»Goldstätte«), bald verdrängt worden. S. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«

Chur (rätoroman. Cuera, ital. Coira, franz. Coire), Hauptstadt des schweizer. Kantons Graubünden, 590 m ü. M., Endpunkt der Bahn von Sargans-Rorschach (bez. Zürich), im Churer Rheinthal da gelegen, wo die Plessur aus dem Schanvic heraustritt, und wo die Splügenstraße und die Julierstraße auseinander gehen. In abgesondertem, höherm Stadtteil thront der »Hof«, die bischöfliche Residenz, mit altem, merkwürdigem Dom im romanischen Stil. Vor dem Dom steht das Denkmal des 1865 verstorbenen Kapuzinerpaters Theodosius. Mit dem Bischofspalast in Verbindung steht der hohe Römerturm Marsoel; ein zweiter (Spinoel) ist fast gänzlich abgetragen. Die Stadt zählt (1880) 8889 Einw. (2431 Katholiken). Solange die Graubündener Pässe nicht die übermächtige Konkurrenz der Alpenbahnen erdrückte, besaß C. eine ansehnliche Spedition. Seither hat die Durchfuhr von Waren und Personen abgenommen; nur der Zudrang von Touristen und Kurgästen ist größer geworden. C. hat 2 Banken, eine paritätische Kantonschule (Gymnasium, Industrieschule und Lehrerseminar umfassend), ein Priesterseminar in dem ehemaligen Prämonstratenserkloster St. Luci und eine Kantonbibliothek von 18,000 Bänden. Die Stadt, ziemlich eng und düster gebaut, ist römischen Ursprungs (Curia Raetorum) und wurde früh Bischofsitz, als solcher schon 451 erwähnt. Nach und nach vom Bischof unabhängig geworden, erhielt sie 1489 die Rechte einer Reichsstadt. 1524 wurde die Reformation daselbst eingeführt. Zu Anfang des 17. Jahrh. war C. der Schauplatz wilder Parteikämpfe; 1798—99 ward es durch die Kämpfe zwischen Franzosen und Österreichern mitgenommen. In der Umgegend ist die Sauer- und Salzquelle von Pasugg und höher, an der »obern« Straße und in lieblichem voralpinen Thal (1212 m ü. M.) gelegen, der Luftkurort Churwalden zu erwähnen. Vgl. Planta, Verfassungsgeschichte der Stadt C. im Mittelalter (Chur 1879).



Wappen von Chur.

Church (engl., spr. tschörtsch), Kirche.

Church (spr. tschörtsch), englischer Fabrikort, s. Accrington.

Church (spr. tschörtsch), 1) Sir Richard, griech. General, geb. 1785 in der Grafschaft Cork, trat 1800 in die britische Armee ein, nahm an den Expeditionen nach Ferrol, Malta und Ägypten teil, trat dann in den Dienst des Königs Joachim Murat von Neapel, ward 1812 Oberstleutnant in der britischen Armee, kommandierte 1813 und 1814 in Zante ein griechisches Regiment in englischen Diensten und bot, nachdem er als britischer General in Sizilien und auf Malta gestanden hatte, 1826 den Griechen seine Dienste an. Durch den Einfluß des ihm befreundeten Kolokotronis wurde er, nachdem er mit Cochrane die beiden feindlichen Parteien der Griechen zum Kongreß in Damala vereinigt hatte, 15. April 1827 zum Oberbefehlshaber der griechischen Landmacht ernannt und mit der Aufgabe, Athen zu entsetzen, betraut. Er bemächtigte sich auch des St. Spiridionklosters, sah sich aber durch die Uneinigkeit und Eifersucht der griechischen Chefs in seinen Operationen gehemmt und wurde 6. Mai bei seinem Angriff auf die Türken mit großem Verlust zurückgeschlagen, worauf die Akropolis fiel, was seinem Einfluß einen empfindlichen Schlag versetzte; Maurokordatos suchte sogar seine Gesinnung zu verdächtigen. Nach der Seeschlacht bei Navarino marschierte er mit 5000 Mann gegen Akarnanien, besetzte den ganzen Distrikt bis zum Golf von Arta, zwang 1828 Reschid Pascha zum Rückzug und 17. Mai 1829 Prevesa zur Kapitulation. Da C. den Präsidenten Kapo d'Istrias haßte und bekämpfte und nicht unter dem Kommando von dessen Bruder Augustin stehen wollte, reichte er 1. Jan. 1830 seine Entlassung ein und zog sich nach Argos zurück, trat nach Kapo d'Istrias' Ermordung wieder hervor, erklärte sich offen gegen die neue, unter Augustin Kapo d'Istrias zusammengesetzte Regierung und trat an die Spitze der antirussischen Opposition; 1835 ward er vom König Otto in den Staatsrat berufen und zum Senator ernannt. Seine militärischen Ämter verlor er 1844. Trotz seines vorgerückten Alters nahm er an den Beratungen des Senats teil, bis eine kurze Krankheit seinem thatenreichen Leben ein Ende machte (Athen, 20. März 1873). Er ist der Verfasser der »Observations on an eligible line of frontier for Greece« (Lond. 1840).

2) Frederick Edwin, nordamerikan. Maler, geb. 14. März 1826 zu Hartford (Connecticut), schloß sich an den 1819 nach Catskill (New York) ausgewanderten englischen Landschaftsmaler Thomas Cole (gest. 1848) an und wurde durch dessen Unterricht sehr gefördert, obgleich dieser mehr von philosophischem Naturgefühl beseelt ist, C. dagegen nach künstlerisch effektvoller Wiedergabe der Natur trachtet und zwar vorzugsweise derjenigen Amerikas, die er von den arktischen Eisbergen bis zu den Vulkanen des Südens studierte. Mit Cole ließ er sich am Fuß des Catskillgebirges nieder und durchstreifte diese reiche Fundgrube landschaftlicher Motive nach allen Seiten. Eins seiner ersten Werke war der East Rock bei New Haven, dann der kommende Sturm, der Abend nach dem Sturm und andre Bilder von korrekter Zeichnung, aber noch mangelhaftem Kolorit. 1853 bereiste er Südamerika und schuf ein auch im Kolorit gelungeneres Bild der Bergkette von Neugranada. Die Früchte einer zweiten Reise (1857) waren unter andern: das Herz der Andesgebirge, der Chimborazo und der Cotopaxi. Einige Jahre später wanderte er nach dem Norden, studierte die Natur der arktischen

Regionen und brachte 1863 auf die Londoner Ausstellung sein Bild: die Eisberge. 1868 besuchte er auch Europa, den Orient und Palästina.

Churchill (spr. tschörtschill), ein Fluß im brit. Nordamerika, entspringt unter dem Namen Biberfluß im westlichen Binnenland unter 54° 30′ nördl. Br. auf der Landhöhe zwischen dem Nordzweig des Saskatschawan und dem Athabascafluß, durchströmt den Methyesee und dann unter dem Namen Missinippi in nordöstlicher Richtung die zur Hudsonbai sich senkende Ebene und darin die Seen Buffalo, La Crosse, Nelson und Indian Lake, nimmt endlich den Namen C. (auch English River) an und mündet nach einem Laufe von 1700 km bei dem britischen Fort C. in die Hudsonbai. Einer seiner Nebenflüsse führt ihm vom N. her die Gewässer des Deer- und des Wollastonsees zu. Wie alle Flüsse dieser Region, ist er voll von Stromschnellen, wird aber doch mit Booten befahren, welche bei den schwierigsten Stellen auf den sogen. Portagen über Land transportiert werden.

Churchill (spr. tschörtschill), 1) Charles, engl. Satiriker, geboren im Februar 1731 zu Westminster, wo sein Vater Prediger war, besuchte die Westminsterschule, studierte dann zu Oxford und nach einiger Unterbrechung, während welcher er sich in London verheiratete, in Sunderland Theologie und wurde nach seines Vaters Tode dessen Nachfolger. Durch eigne Schuld in drückende Verhältnisse geraten, schrieb er aus Not Satiren. Sein erstes Werk dieser Art, die »Rosciad« (1761), worin er die Schauspieler seiner Zeit, namentlich Garrick, verspottete, machte ihn bald berühmt und gefürchtet, zugleich aber auch übermütig. Sein unsittlicher Lebenswandel brachte ihn um Amt und Achtung. Politischer Vergehen verdächtig, sollte er endlich verhaftet werden, floh aber nach Frankreich und starb bald nach seiner Ankunft in Boulogne 4. Nov. 1764. Die bedeutendsten seiner Satiren sind außer der genannten: »Apology to the critical reviewers«, durch eine schiefe Beurteilung seiner »Rosciad« veranlaßt; »The Ghost«; »The Farewell«; »The Conference«; »The Author« und »The prophecy of famine«, letztere veranlaßt durch den Einfluß des schottischen Ministers Bute auf Georg III. Seine »Works« erschienen in 3 Bänden (Lond. 1774); seine »Poetical works« allein, mit Biographie und Noten, in 2 Bänden (das. 1804; in neuer Ausgabe von Bell, das. 1871). Churchills Satire ist beißend, aber ohne Adel der Seele und Charakterwürde, fast stets persönlich und, wo sie sich zum Allgemeinen erhebt, oft oberflächlich und matt.

2) Randolph Henry Spencer, Lord, dritter Sohn des Herzogs von Marlborough, engl. Politiker, geb. 13. Febr. 1849, studierte zu Oxford und wurde 1874 für Woodstock ins Unterhaus gewählt, wo er sich der konservativen Partei anschloß. Seit 1880 trennte er sich mit wenigen Freunden von seiner Partei und bildete die sogen. fourth party, deren Führer er wurde. C. und seine Freunde gehörten zu den Anhängern der extremsten konservativen Grundsätze auf dem Gebiet der Religion und Politik und bereiteten der liberalen Regierung durch ihre unermüdlichen und kühnen Angriffe viele Verlegenheiten. Aber auch die alte Torypartei bekämpfte er und suchte die Konservativen dadurch populärer zu machen, daß er sich für allgemeines Stimmrecht und staatssozialistische Ideen nach dem Muster Bismarcks erklärte. Auch gründete er zu diesem Zweck den Primelnbund (Primrose League), durch welchen auch Beaconsfields Andenken gefeiert werden sollte. Sein Ansehen nötigte die konservativen Parteiführer, ihn als Vorsitzenden des Nationalverbandes der konservativen Vereine anzuerkennen und ihm im Juni 1885 in ihrem Ministerium das Staatssekretariat für Indien zu übertragen.

Churfirsten, ein Felsgrat der St. Gallischen Voralpen, gekrönt mit wunderlichen Zacken, vom Spiegel des Walensees schroff aufgebaut, 2307 m hoch. Da man der Felszinken gewöhnlich sieben zählt, so spricht man auch von Sieben Kurfürsten, während freilich die Benennung den Bergfirst bezeichnet, der das einst rätoromanische Churer Gebiet von dem deutschen trennte. Dieses ganze Berggebiet ist von der St. Gallischen Regierung als »Freiberg«, d. h. als unverletzliches Asyl der Gemsen, erklärt worden.

Churfürst, s. v. w. Kurfürst.

Churros (spr. tsch-), span. Schafe mit ganz grober, meist schwarzer Wolle.

Churrus, s. Haschisch.

Churwalden, Dorf im schweizer. Kanton Graubünden, 7 km südlich von Chur, an der Straße von Chur nach dem Oberengadin, 1212 m ü. M., als Luftkurort besucht, mit (1880) 820 Einw.

Churwelsch, das in einigen Gegenden Graubündens gesprochene romanische Idiom, s. Romanische Sprachen.

Chusan, chines. Insel, s. Tschouschan.

Chusistan (auch Arabistan genannt, das Susiana der Alten), pers. Provinz, grenzt südlich an den Persischen Golf, östlich an Farsistan, nördlich an Irak Adschmi und Luristan, westlich an das Tiefland des Euphrat und Tigris (Irak Arabi) und hat ein Areal von 101,480 qkm (1843 QM.). Der Norden und Nordosten der Provinz ist von zahllosen parallelen, von NW. nach SO. streichenden Gebirgsketten erfüllt, welche Hausknecht näher erforschte. Der Süden und Westen ist ebenes Alluvialland, aber nur fruchtbar, soweit er bewässert werden kann, im übrigen teils sandige Wüste, teils Sumpfgebiet. Hauptflüsse sind: der Seimerre (Kercha) und der Kuren, die beide in den Schatt el Arab fließen, der Ergun und Zab. Die Sommer sind heiß, die Winter mild, so daß auch die alten persischen Könige die Winter in Susa, dessen Ruinen unweit des heutigen Dizful liegen, die Sommer dagegen in dem höher und kühler gelegenen Ekbatana zubrachten. Schnee zeigt sich nur auf den Gipfeln der Berge; Regen herrscht von Dezember bis Ende März. Der schwärzliche Boden ist, wenn ihm durch künstliche Bewässerung die nötige Feuchtigkeit zugeführt wird, so fruchtbar, daß er jährlich zwei Ernten gibt und alle in Persien einheimischen Arten von Getreide und Obst hervorbringt. Zucker wurde früher sehr reichlich gezogen, Indigo wird auch jetzt noch gebaut, desgleichen Mohn, der berühmtes Opium liefert. Die Bevölkerung, über deren Zahl nichts Genaues bekannt ist, und die in neuester Zeit durch Pest und Hungersnot furchtbar gelichtet wurde, besteht aus Tadschik, Luren, Turkmenen und Bachtijaren. Die bedeutendsten Städte sind: Schuschter, Dizful und Behbehan. S. Karte »Persien«.

Chutbeh (arab., Kutbé, »Ansprache, Rede«), das öffentliche Gebet der Mohammedaner, welches Freitags beim Mittagsgottesdienst von der allein zu diesem Zweck dienenden Kanzel, dem Minber, durch einen besondern Geistlichen, den Chatib, verrichtet wird. Das C. kann nur in einer großen Moschee (Dschami) abgehalten werden (nur in einer solchen befindet sich ein Minber) und erst, nachdem der regierende Fürst des Landes vom Kalifen, d. h. vom Sultan der Türkei, dazu ermächtigt worden. Es zerfällt in vier Teile: das Lob Gottes (Hamdele), den

Segen für den Propheten (Ssalwele), Vorlesung aus den traditionellen Aussprüchen Mohammeds (Hadis), endlich Fürbitte für den regierenden Sultan und seine Armee. Es gleicht eher einer Hymne als einer Predigt und pflegt in gefälligem und singendem Ton vorgetragen zu werden.

Chwalisen, im 9. und 10. Jahrh. Anwohner des Kaspischen Meers, an dessen Westseite am Einfluß der Wolga, daher das Kaspische Meer auch das chwalynskische genannt wurde.

Chwalynsk, Kreisstadt im ostruss. Gouvernement Saratow, an der Wolga, mit 4 Kirchen, mehreren Fabriken, einem bedeutenden Flußhafen, vielen Obstgärten und (1881) 16,918 Einw.

Chwatal, Franz Xaver, Komponist, geb. 19. Juni 1808 zu Rinnburg (Böhmen), war von 1835 an als Klavierlehrer in Magdeburg thätig und starb 24. Juni 1879 im Solbad Elmen. C. schrieb Klavierstücke, darunter eine große, Hummel gewidmete Sonate zu vier Händen und zahlreiche Salonsachen leichterer Gattung, sowie Lieder für eine und mehrere Stimmen.

Chwolson, Daniel, Altertumsforscher, geb. 10. Dez. 1820 zu Wilna von jüdischen Eltern, wurde früh in den talmudischen Wissenschaften unterrichtet, studierte in Breslau orientalische Sprachen, ging 1840 zur Benutzung orientalischer Handschriften nach Wien und setzte seit 1850 seine Studien in St. Petersburg fort, wo er 1855, zum Christentum übergetreten, zum Professor der orientalischen Sprachen an der Universität und 1858 zum Professor an der russischen geistlichen Akademie ernannt wurde. Er schrieb: »Die Ssabier und der Ssabismus« (Petersb. 1856, 2 Bde.), ein für die Religionswissenschaft vielfach Neues bietendes Werk, dessen Herausgabe die kaiserliche Akademie unternahm; »Über die Überreste der altbabylonischen Litteratur in arabischen Übersetzungen« (1859); »Über Tammuz und die Menschenverehrung bei den alten Babyloniern« (1860); »Über einige mittelalterliche Beschuldigungen gegen die Juden« (russ., 1861); »Die semitischen Völker, Versuch einer Charakteristik« (Berl. 1872); »Das letzte Abendmahl und der Todestag Christi« (russ., 2. Aufl., Petersb. 1880); »Corpus inscriptionum hebraicarum«, enthaltend hebräische Grabschriften aus der Krim &c. (das. 1882), u. a.

Chwostow, Dmitrij Iwanowitsch, Graf, russ. Staatsmann und Dichter, geb. 19. Juli 1757 zu Petersburg als Sprößling einer altadligen Familie, nahm an dem Türkenkrieg 1788 und an den Kämpfen in Polen 1794 teil. Bald darauf erbat er seinen Abschied und trat in die Zivillaufbahn über. Im J. 1797 ward er Oberprokurator des Senats, 1798 Mitglied des Heiligen dirigierenden Synods, 1799 Geheimrat und Mitglied des Reichsrats und vom König von Sardinien, Karl Emanuel IV., in den Grafenstand erhoben. Zu Anfang des 19. Jahrh. wurde er auch wirkliches Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften und Ehrenmitglied der dortigen Akademie der Kunst. Unter seinen Dichtungen zeichnen sich namentlich verschiedene Lieder und Oden durch Frische und Schwung aus. Eine Gesamtausgabe seiner Werke, seine sämtlichen Lustspiele, lyrischen und didaktischen Gedichte &c. umfassend, veranstaltete er selbst (Petersb. 1817, 4 Bde.). Er starb 3. Nov. 1835 in Petersburg.

Chylopoëtisches System, das System der Chylus bereitenden Organe.

Chylurie (griech.), eine in tropischen Gegenden und bei Reisenden, welche die Tropen besucht haben, sonst sehr selten in Europa vorkommende Krankheit, bei welcher der Harn Faserstoff und Eiweiß enthält und zugleich durch hohen Gehalt von fein verteiltem Fett undurchsichtig, milchähnlich ist. Die Patienten werden hierbei bleich, mager und kraftlos, erholen sich aber wieder, wenn der Krankheitsprozeß zurückgeht, bis er nach kurzer Zeit von neuem eintritt. Dieser intermittierende Verlauf der C. kann Jahre hindurch anhalten, führt aber endlich durch Erschöpfung zum Tode. Die Krankheit beruht wahrscheinlich auf Erguß von Chylus in die Harnwege und soll nach Lewes, wenigstens in den tropischen Fällen, durch Hämatozoen, Filaria-Embryonen (Filaria sanguinis hominis), verursacht sein.

Chylus (griech., Milchsaft, Speisesaft), der Inhalt der Lymphgefäße des Verdauungsapparats, die deshalb auch Chylusgefäße genannt werden. Der C. zeigt nicht zu allen Zeiten die gleiche chemische Zusammensetzung und das gleiche Aussehen. Ist der Verdauungsapparat frei von Fett, so unterscheidet er sich weder in seinem Äußern noch in seiner chemischen Zusammensetzung von der gewöhnlichen Lymphe. Zur Zeit der Fettverdauung hingegen ist er weißlich gefärbt und milchartig, was von der Beimengung massenhafter kleinster Fetttröpfchen, die von der Darmhöhle aus in ihn eingewandert sind (s. Resorption), herrührt. Die Lymphgefäße des Darms mit ihrem milchartigen Inhalt zur Zeit der Verdauung wurden 1622 von Aselli entdeckt.

Chymus (griech., Speisebrei), der durch die Einwirkung der Verdauungssäfte auf die Speisen entstandene Brei, eine Mischung von gelösten und ungelösten Nahrungsstoffen, teils chemisch bereits verändert, teils unverändert und nur aufgeweicht.

Chyträus (eigentlich Kochhafe), David, einflußreicher luther. Theolog, geb. 26. Febr. 1530 im Württembergischen, wurde in Wittenberg Melanchthons Schüler und Hausgenosse, später sein Amtsgenosse. Im J. 1551 ward er Professor in Rostock, half 1569 das evangelische Kirchenwesen in Österreich, später in Steiermark ordnen und hatte auch Anteil an der Abfassung der Konkordienformel. Er starb als Professor der Theologie und Mitglied des Konsistoriums in Rostock 25. Mai 1600. Gesammelt erschienen seine »Opera theologica« (Leipz. 1599). Seine Biographie schrieben Pressel (Elberf. 1868) und Krabbe (Rostock 1870).

Chytridiaceen, s. Pilze.

Ciaccōna (ital., spr. tscha-), Tanz, s. Chaconne.

Cialdini (spr. tschaldini), Enrico, Herzog von Gaeta, ital. General, geb. 10. Aug. 1811 zu Castelvetro im Modenesischen, Sohn eines Ingenieurs, sollte eigentlich Mediziner werden, trat aber 1831 bei dem Aufstand im Kirchenstaat in die Nationalmiliz ein und flüchtete nach dem Mißlingen desselben nach Frankreich, von wo er sich 1833 nach Portugal begab, um in der dortigen Fremdenlegion, zunächst als gemeiner Soldat, gegen Dom Miguel zu kämpfen. Er zeichnete sich namentlich bei der Verteidigung von Oporto aus, trat 1835 aus portugiesischen Diensten in spanische über, um gegen die Karlisten zu dienen, und wurde dort wegen seiner Tapferkeit Regimentskommandeur, aber 1841 wegen angeblicher Teilnahme an einer Verschwörung gegen Espartero entlassen. Nachdem er 1843 eine reiche Valencianerin geheiratet hatte, kehrte er 1848 auf den Ruf der provisorischen Regierung zu Mailand in sein Vaterland zurück, wurde vom General Durando zur Verteidigung Vicenzas verwendet und, nachdem er aus der Gefangenschaft, in die er infolge einer Verwundung geraten war, entlassen worden, mit Orga-

nisierung eines Freiwilligenregiments beauftragt, an dessen Spitze er 1849 bei Novara tapfer, aber vergeblich focht. Er blieb darauf im sardinischen Heer und kommandierte 1855 eine Brigade in der Krim. Nach seiner Rückkehr wurde er Adjutant des Königs Viktor Emanuel und Inspektor der Kriegsschule zu Ivrea. Im J. 1859 mit dem Kommando der 4. Division betraut, erzwang er mit dieser bei Palestro den Übergang über die Sesia und ward dafür zum Generalleutnant befördert. Nach Garibaldis Einfall in Neapel 1860 rückte er an der Spitze eines sardinischen Heers in den Kirchenstaat ein, schlug 18. Sept. die päpstliche Armee unter Lamoricière bei Castelfidardo, drang dann ins Neapolitanische vor, besiegte ein neapolitanisches Korps bei Isernia (17. Okt.) und Sessa, zwang (2. Nov.) Capua, nach 90tägiger Belagerung (13. Febr. 1861) Gaeta und (13. März) die Citadelle von Messina zur Kapitulation. Er wurde nun zum Herzog von Gaeta, General der Armee und Statthalter von Neapel ernannt, wo er das Räuberwesen kräftig bekämpfte, trat aber schon 1. Nov. 1862 wegen Differenzen mit der Regierung seinen Posten an Lamarmora ab. Beim Aufstand Garibaldis 1862 wurde C. als Militärdiktator nach Sizilien geschickt, um Garibaldi zu bekämpfen, dessen Gefangennahme bei Aspromonte aber seiner Mission bald ein Ende machte. Er erhielt darauf das Militärkommando in Bologna und ward im März 1864 zum Senator ernannt. Im Krieg von 1866 sollte er an der Spitze des rechten Flügels über den untern Po gehen, wurde aber durch die Schlacht bei Custozza, nach welcher er an der Stelle Lamarmoras zum Generalstabschef ernannt ward, und nachdem er im Juli über den Po gegangen war und Venetien fast ohne Schwertstreich besetzt hatte, durch den Frieden an weitern erfolgreichen Operationen verhindert. 1870 begleitete er den zum König von Spanien gewählten Herzog von Aosta, Amadeo, nach Spanien, bekleidete aber während dessen kurzer Regierung kein Amt. Am 1. Dez. 1873 erhielt C. das Generalkommando in Florenz und ward 1876 zum Botschafter in Paris ernannt, nahm aber 1881 seine Entlassung und ist nur noch General von der Armee.

Ciampi (spr. tschámi), 1) Sebastiano, ital. Schriftsteller, geb. 30. Okt. 1769 zu Pistoja, wurde 1803 Professor an der Universität in Pisa und 1818 in Warschau, wo er die Studien über polnisch-russische Geschichte begann. 1822 nach Italien zurückgekehrt, lebte er meist zu Florenz und starb 14. Dez. 1847. Von seinen die Litteratur- und Kunstgeschichte betreffenden Schriften sind die bemerkenswertesten: »Memorie della vita di Messer Cino da Pistoja« (Pisa 1808), welche er später mit einer kritischen Ausgabe des Dichters (das. 1813; 2. Ausg., Pistoja 1826, 2 Bde.) verband; »Monumenti d'un manuscritto autografo di Giov. Boccaccio da Certaldo« (Flor. 1827, 2. Aufl. 1830); »Lettera di Michel Angelo Buonarroti« (das. 1834; mitgeteilt in Reumonts »Beitrag zum Leben M. A. Buonarrotis«, Stuttg. 1834); »Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze dell' Italia colla Russia, Polonia etc.« (Flor. 1834—42, 3 Bde.) u. a. Auch übersetzte er den Pausanias (1826—43, 6 Bde.) und gab eine Sammlung von Übersetzungen der griechischen Erotiker, aus der Litteratur des Mittelalters den Pseudoturpinus (Flor. 1822), die »Gesta Caroli Magni« u. a. heraus.

2) Ignazio, ital. Dichter und Schriftsteller, geb. 31. Juli 1824 zu Rom, studierte daselbst die Rechte, erwarb sich den Ruf eines geschickten Sachwalters und wurde Mitglied des römischen Staatsrats, folgte dabei aber auch seiner Neigung für Poesie und historische Studien. Im J. 1874 übernahm er den Lehrstuhl für moderne Geschichte an der Universität seiner Vaterstadt, den er bis an seinen Tod bekleidete. Er starb im Januar 1880. Von seinen Schriften auf dem Gebiet der Dichtung sind zu nennen: die Nachbildung von Puschkins Gedichten (1855); »Serena«, Novelle (1857); »Poesie varie« (1857); »Stella«, Dichtung in fünf Gesängen (1858); »Nuove poesie« (1861); »Poesie« (vollständige Sammlung, 1880); »Storie, novelle etc.« (1880). Außerdem schrieb er eine Anzahl sehr beifällig aufgenommener Komödien (2 Bde.) sowie litterarhistorische Werke, wie: »La commedia italiana del secolo XVII« (1856); »La vita artistica di Carlo Goldoni« (1860); »Le rappresentazioni sacre del medio evo considerate nella parte comica« (1865); »La commedia italiana del Cinquecento« (1867). Geschätzt sind auch seine historischen Arbeiten, wie: die Monographie »La città etrusca« (1866); »I Cassiodori nel V. e nel VI. secolo« (1876); »La fine di Donna Olimpia Pamfili« (1877); »Innocenzo X. e la sua corte« (1878). Dazu kamen noch gelehrte Ausgaben der Chroniken von Viterbo von 1261, die Chronik des N. della Tuccia, die Monographie »Pietro della Valle, detto il Pelegrino« (1880) und aus seinem Nachlaß die »Storia moderna della scoperta dell' America alla pace di Westfalia« (1881 bis 1883, 2 Bde.).

Ciampoli (spr. tschamm-), Domenico, ital. Dichter, geb. 25. Aug. 1855 zu Atessa in den Abruzzen, bekleidet gegenwärtig die Stelle eines Professors der Litteraturgeschichte am Lyceum zu Ancona. Im Lauf weniger Jahre hat sich C. mit einer Reihe beachtenswerter Leistungen auf dem Gebiet der Prosaerzählung hervorgethan. Seinen ersten Novellen: »Fiori di monte« (1878), folgten die »Fiabe abruzzesi« (1877), die »Conti abruzzesi« (1880) und eine weitere Sammlung von Erzählungen aus den Abruzzen: »Trecce nere« (1882), originelle, zum Teil geniale Schilderungen des volkstümlichen Lebens im süditalienischen Gebirgsland, welche ein merkwürdiges Seitenstück der deutschen Dorfgeschichte, insbesondere der Schilderungen des deutschen Alpenvolks durch Rosegger u. a., bilden. Von mehreren dieser Novellen sind Übersetzungen in deutschen Zeitschriften erschienen. In jüngster Zeit (1883) veröffentlichte C. die Romane: »Diana«, »L'Ignoto« und »Cicuta«. Ein besonderes Studium widmet er auch den slawischen Litteraturen, wie seine »Melodie russe« (1881) und das Werk »Studî slavi« bezeugen.

Cianciana (spr. tschantschána), Stadt in der ital. Provinz Girgenti, Kreis Bivona, 380 m hoch im Gebiet des Plataniflusses auf einer Hochebene gelegen, mit (1881) 5691 Einw., Weizen- und Weinbau und bedeutenden Schwefelbergwerken.

Ciará, Provinz, s. Ceará.

Cibalá, im Altertum Stadt in Unterpannonien, im Lande der Skordisker, beim heutigen Vincovze, Geburtsort des Kaisers Valentinian; bekannt durch den Sieg Konstantins d. Gr. über Licinius 314 n. Chr.

Cibber (spr. ssibbr), 1) Colley, engl. Lustspieldichter und Schauspieler, geboren im November 1671 zu London, folgte den Fahnen des Prinzen von Oranien, betrat dann das Drurylane-Theater und fand ein seiner Natur angemessenes Fach in den sogen. »Grims« oder Murrköpfen. Im J. 1695 brachte er sein eignes Lustspiel »Love's last shift« mit Erfolg auf die Bühne. Da es ihm an Erfindungsgabe mangelte, bearbeitete er ältere englische und ausländische

Stücke. Im J. 1711 wurde er Miteigentümer des Drurylane-Theaters. Infolge politischer Bestrebungen 1730 unverdienterweise zum Poeta laureatus ernannt und dadurch in eine sorgenfreie Lage versetzt, zog er sich vom Theater zurück und betrat es erst als 75jähriger Greis wieder, um sich noch einmal in seiner Lieblingsrolle zu zeigen; auch von der Direktion des Drurylane-Theaters trat er 1731 zurück. Er starb 12. Dez. 1757. Die bekanntesten seiner Stücke, welche alle sehr tugendhaft gehalten sind, aber wenig Tiefe und poetische Schönheiten haben, sind außer dem genannten: »Love makes a man«, »She would and she would not«, »The careless husband«, das noch heute gegeben wird, und »The nonjuror«, eine Nachahmung des Tartüff. In seinen letzten Lebensjahren schrieb er eine »Apology for his own life« (Lond. 1740; neue Ausgabe von Bellchambers, das. 1822), ein auch für die Geschichte des englischen Theaters interessantes Werk. Ausgaben seiner dramatischen Werke erschienen London 1721, 2 Bde., und 1777, 5 Bde.

2) Theophilus, Sohn des vorigen, ebenfalls Schauspieler, geb. 1705, starb infolge eines Schiffbruchs auf der Reise nach Dublin im Oktober 1758. Als Künstler wie als Theaterdichter unbedeutend, wurde er bekannt durch das Werk »The lives of the poets of Great Britain and Ireland from the time of Dean Swift« (Lond. 1753, 5 Bde.); indessen hat dasselbe nicht ihn, sondern Rob. Shiel zum Verfasser, der sich um 10 Guineen von C. die Erlaubnis erkaufte, dessen Namen auf den Titel zu setzen. — Seine Gattin Susanna Maria, geb. 1716, Schwester des Komponisten Arne und eine der ersten tragischen Schauspielerinnen ihrer Zeit, auch ausgezeichnete Sängerin, debütierte 1734 am Drurylane-Theater und heiratete den Obigen, von dem sie indes 1739 wieder geschieden wurde. Sie starb 30. Jan. 1766.

Cibeben, s. v. w. Rosinen.

Cibinium, lat. Name für Hermannstadt.

Ciborium (lat., griech. Kiborion), ursprünglich Name des Fruchtgehäuses der ägyptischen Bohne (Colocasia), welches die Ägypter als Trinkgeschirr benutzten; daher Name metallener Trinkgeschirre bei den Griechen und Römern. Im katholischen Kult heißt C. der baldachinartige Überbau des Altars, welcher in der alten Zeit auf vier frei stehenden Säulen ruhte und durch Vorhänge verhüllt werden konnte; viele durch die Kunst geschmückte Ciborien dieser Art finden sich in italienischen Kirchen. Ferner bedeutet C. s. v. w. Tabernakel oder Sakramentshäuschen (s. d.) und endlich das Gefäß, welches in einer Pyxis (s. d.) die heilige Hostie enthielt. In letzterer Bedeutung hatte das C. entweder die Gestalt eines Kelchs oder eines Türmchens, häufig auch einer aus Gold oder Silber gebildeten Taube (daher auch Peristerium genannt), die, auf einem Teller stehend, an drei Kettchen vom Gewölbe des Baldachins herabhing.

Cibotium *Kaulf.*, Farngattung aus der Familie der Cyatheaceen. C. Barometz *J. Sm.*, auf den Sundainseln, in Südchina und Hinterindien, besitzt einen dicken, niederliegenden Stamm, der mit goldbraunen Haaren dicht besetzt ist, welche als blutstillendes Mittel geschätzt sind und als Pili Cibotii und Paleae Cibotii in Anwendung kommen. Im Mittelalter wurden über Stammstücke dieses Farns, welche die zufällige Gestalt eines vierbeinigen Tiers hatten und skythisches Lamm (Agnus scythicus) genannt wurden, allerlei Fabeln erzählt (s. Baranetz). Die Haare ähnlicher südasiatischer Cyatheaceen finden als Paku Kidang bisweilen offizinelle Verwendung.

Cibrário (spr. tschi-), Giovanni Antonio Luigi, Graf, ital. Geschichtsforscher und Staatsmann, geb. 23. Febr. 1802 zu Turin, studierte die Rechte, trat 1824 in den Staatsdienst und wurde 1842 Mitglied der Oberrechnungskammer. Infolge seiner Schrift über die 1847 von Karl Albert unternommenen Reformen zum Vertrauten desselben erhoben, wurde er im Juli 1848 zum außerordentlichen königlichen Kommissar in Venedig ernannt und nahm von dieser Stadt (7. Aug.) für Piemont Besitz. 1850 zum Generalzollintendanten ernannt, organisierte er die Grenzaufsicht, führte eine Handelsstatistik ein und schloß einen Handelsvertrag mit Frankreich. Im Mai 1852 übernahm er im Kabinett Azeglios das Ministerium der Finanzen, dann das des Unterrichts und Ende Mai 1855 das der auswärtigen Angelegenheiten. Unzufrieden mit Sardiniens Beteiligung am Krimkrieg, gab er sein Portefeuille 1856 an Cavour ab und entwickelte als Mitglied des Senats und der Akademie der Wissenschaften, Vizepräsident der Kommission zur Herausgabe der vaterländischen Geschichtsquellen, Mitglied des Instituts von Frankreich und der Akademie der Wissenschaften zu Wien eine äußerst fruchtbare Thätigkeit. Er starb 1. Okt. 1870 zu Salo in der Provinz Brescia. Zahlreiche Abhandlungen von ihm erschienen in den »Atti« der Akademie zu Turin. Hervorzuheben sind noch: »Della economia politica del medio evo« (Tur. 1839; 5. Aufl. 1861, 2 Bde.); »Storia della monarchia di Savoia« (1840—44, 3 Bde.); »Storia e descrizione della Badia d'Altacomba« (1844, 3. Aufl. 1855); »Delle artiglierie dal 1300 al 1700« (3. Aufl. 1854); »Storia di Torino« (1847, 2 Bde.); »Ricordi d'una missione in Portogallo al re Carlo Alberto« (1850); »Origine progressi delle istituzioni della monarchia di Savoia« (2. Aufl. 1868); »Epigrafi latine ed italiane« (1867); »Della schiavitù e del servaggio e specialmente dei servi agricoltori« (1868—69, 2 Bde.). Mit seinem Freund Promis bearbeitete er die nicht in den Buchhandel gekommenen »Documenti, sigilli e monete raccolti in Savoia, in Svizzera e in Francia« (1833) und »Sigilli dei principi di Savoia« (1834). C. veröffentlichte auch mehrere ältere Litteraturwerke, so: die »Rime« Petrarcas (Tur. 1825); die »Lettere di principi e d'uomini illustri« (das. 1828); die »Relazioni del stato di Savoia degli ambasciatori Veneti« (das. 1830) ꝛc. Seine kleinern Schriften erschienen gesammelt in »Opuscoli storici e letterarii« (Mail. 1835), »Opuscoli« (Tur. 1841), »Studi storici« (das. 1851, 2 Bde.), »Operette e frammenti storici« (Flor. 1856), »Operette varie« (Tur. 1860) und »Memorie storiche« (das. 1868). Vgl. Odorici, Il conte Luigi C. e i sui tempi (Flor. 1873).

Cicada, Cikade; Cicadaria, Cikaden, Gruppe aus der Ordnung der Halbflügler; s. Cikaden.

Cicadinella (Kleinzirpen), Familie aus der Ordnung der Halbflügler, s. Cikaden.

Cicātrix (lat.), Narbe, Blattnarbe.

Cicca *L.* (Cheramellabaum), Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, mit wenigen Arten in den Tropen der Alten und der Neuen Welt vertreten. C. disticha *L.*, ein 2,5—3 m hohes Bäumchen mit gefiederten Blättern, sehr kleinen, rötlichen, wohlriechenden Blüten, wird in Ost- und Westindien kultiviert. Die grünlichen, kirschgroßen Früchte mit 6—8 Längsfurchen und saftreichem, säuerlichem, schmackhaftem Fleisch sind ein beliebtes Obst. Die innen dunkelrote Wurzel enthält einen scharfen Milchsaft und wird als Brech- und Purgiermittel gebraucht. C. racemosa *Lour.*, in Kochinchina, wird

ebenfalls der eßbaren, säuerlichen Früchte wegen häufig kultiviert.

Cicci (spr. tschittschi), Maria Luigia, ital. Dichterin, geb. 14. Nov. 1760 zu Pisa, erhielt ihre erste Bildung in einem Kloster und kehrte, 15 Jahre alt, in das Haus ihres Vaters, eines Juristen, zurück, um sich dichterischen Studien zu widmen; vorzüglich begeisterte sie Dante. Daneben beschäftigte sie sich mit Philosophie, Physik und Geschichte und erlernte die englische und französische Sprache. Die Arkadier nahmen sie als »Ermenia Tindarida« unter sich auf. Sie starb 8. März 1794. Ihre Dichtungen, ausgezeichnet durch Eleganz und Anmut des Stils, erschienen zu Parma 1796 mit ihrer Biographie.

Cicer *Tourn.* (Kichererbse, Kicherling, Kaffeeerbse), Gattung aus der Familie der Papilionaceen, ein- oder mehrjährige, oft drüsig behaarte Kräuter mit unpaarig oder paarig gefiederten Blättern, gezahnten oder eingeschnittenen Fiedern, einzeln oder in armblütigen Trauben stehenden, weißen, blauen oder violetten Blüten und eiförmiger oder oblonger, aufgeblasener, ein- oder vielsamiger Hülse mit kugeligen oder unregelmäßig verkehrt eiförmigen Samen. Sieben Arten im Mittelmeergebiet. C. arietinum *L.* (gemeine Kichererbse, s. Tafel »Nahrungspflanzen III«), eine einjährige Pflanze mit aufrechtem, 20—25 cm hohem, abstehend drüsig behaartem Stengel, unpaarig gefiederten Blättern, tief und scharf gezahnten Blättchen, kleinen, einzeln stehenden, purpurnen Blüten, behaarten Hülsen und rötlichen, einem Widderkopf ähnlichen Samen. Die Kichererbse ist in Südeuropa und im Orient heimisch und wird in Nordafrika bis Ägypten, in Ostindien und China schon seit alten Zeiten vielfach kultiviert; sie verlangt ein warmes, kräftiges Sandland und gedeiht in Gegenden, wo Bohnen, Erbsen, Linsen vertrocknen. Man baut mehrere Varietäten, schwarze (welche bei uns am besten gedeihen), rote (Venuskichern), gelbe und weißgelbe (die besten). Sie kochen sich weicher als Bohnen, ohne breiig zu werden, und sind wohlschmeckender als jene. In Deutschland werden sie hin und wieder als Kaffeesurrogat angebaut; sie eignen sich auch sehr gut zur Mästung des Federviehs; das Kraut wird von Pferden gern gefressen. Die Haare enthalten Oxalsäure.

Cicero, Schriftgattung, so genannt, weil mit dieser Schrift zuerst Ciceros Briefe von Sweynheym und Pannartz in Rom 1467 gedruckt worden sind. Der Kegel der C. ist zwölf typographische Punkte. S. Schriftarten.

Cicero, 1) Marcus Tullius, der berühmte Staatsmann und Redner, geb. 3. Jan. 106 v. Chr. zu Arpinum, Sohn des M. Tullius C. und der Helvia, aus ritterlichem Geschlecht, das aber noch nicht die Nobilität besaß. Um seinen Söhnen Marcus und Quintus eine bessere Erziehung geben zu können, zog der Vater, ein vermögender und angesehener Mann, nach Rom, wo die Knaben von den besten griechischen Lehrern unterrichtet wurden. Nachdem C., etwa 16 Jahre alt, die toga virilis angelegt hatte, widmete er sich rhetorischen, philosophischen und juristischen Studien, letztern unter Leitung des Augurs Q. Mucius Scävola und nachher unter der des Pontifex gleichen Namens. Dazwischen diente er während des Bundesgenossenkriegs 89 v. Chr. unter dem Konsul Gnäus Pompejus Strabo. Von den erhaltenen Reden Ciceros ist die älteste die für P. Quintius (81); seinen Ruf begründete die 80 in einem Kriminalprozeß gehaltene Verteidigungsrede für S. Roscius von Ameria, worin er einem Günstling Sullas entgegentrat. Um seine angegriffene Gesundheit zu stärken, trat er 79 eine zweijährige Reise nach Griechenland und Asien an, auf der er überall Gelegenheit nahm, seine philosophische und rednerische Ausbildung zu fördern, ersteres besonders in Athen bei den namhaftesten Philosophen, letzteres vorzugsweise in Rhodus bei Molo, dem berühmtesten Rhetor der Zeit. 77 nach Rom zurückgekehrt, verwaltete er 75 die Quästur in Lilybäum auf Sizilien mit der größten Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit und gewann dann in Rom durch Ausübung seines Rednertalents immer größeres Ansehen; eine besonders günstige Gelegenheit dazu bot ihm im Jahr 70 der Prozeß gegen den gewesenen Prätor in Sizilien, Gajus Verres. Im J. 69 bekleidete er die Ädilität; 66 war er Prätor und unterstützte als solcher in der Rede für das Manilische Gesetz die Übertragung des Oberbefehls im Mithridatischen Krieg an Pompejus, an den er sich in dieser Zeit aufs engste anschloß. Die Gunst des Volkes und die Furcht vor Catilina bewirkten, daß er für das Jahr 63 in der ehrenvollsten Weise zum Konsul erwählt wurde. Er erwarb sich als solcher durch Entdeckung und Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung ein großes Verdienst, welches ihm den Ehrennamen »Vater des Vaterlandes« eintrug. Indessen ebendieses Konsulat bezeichnet den Wendepunkt seines Lebens. Als Pompejus, Cäsar und Crassus sich zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Zwecke vereinigt hatten (60), wurde C., der sich seit der großen Rolle, die er als Konsul gespielt hatte, zu sehr als Vertreter des Senats und der Nobilität fühlte, den Triumvirn bald lästig. Durch ein Werkzeug derselben, P. Clodius, seinen persönlichen Feind, wegen der Hinrichtung der Genossen Catilinas mit einer Anklage bedroht, ging er (Anfang April 58) in freiwillige Verbannung, worauf Clodius ihn auf Grund eines besondern Gesetzes verbannen, sein Haus in Rom niederreißen und seine Landgüter plündern ließ. C. fand zu Thessalonika in Makedonien eine Zuflucht. Als er durch die Anstrengung seiner Freunde im August 57 zurückberufen worden war, sah er sich einesteils durch die Übermacht der Triumvirn von jeder bedeutenden öffentlichen Thätigkeit ausgeschlossen und anderenteils durch die eintretende Spannung zwischen den Triumvirn öfters in die größte Verlegenheit gesetzt und zu Nachgiebigkeiten verleitet, die seiner wenig würdig waren. In diese Zeit des Schwankens und einer fast ununterbrochenen Verstimmtheit, von seiner Zurückberufung bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs zwischen Pompejus und Cäsar, fallen einige schriftstellerische Arbeiten (die Abfassung der Bücher: »De oratore« und »De re publica« in den Jahren 55 und 54), ferner seine Ernennung zum Augur im J. 53 und die Verwaltung der Provinz Kilikien 51—50, zu der er wider seinen Willen durch ein Gesetz des Pompejus genötigt wurde, die er aber mit großem Eifer und damals unerhörter Uneigennützigkeit führte. Als er aus der Provinz zurückkehrte (Ende November 50), war der Bruch zwischen Pompejus und Cäsar unabwendbar. Nach Ausbruch des Bürgerkriegs (Anfang 49) konnte er anfänglich zu keinem festen Entschluß kommen; endlich entschied er sich für Pompejus und folgte ihm nach Griechenland, trat aber nach der Schlacht bei Pharsalus von dessen Partei zurück und erwirkte sich von Cäsar Verzeihung und die Erlaubnis, nach Rom zurückzukehren. Die Zeit bis zur Ermordung Cäsars (15. März 44) brachte er wiederum in einer ähnlichen, durch häusliches Unglück nur noch viel gedrücktern Lage und Stimmung zu als vor dem Bürgerkrieg, obgleich Cäsar ihm auf

alle Art seine Achtung und Gunst bewies; den einzigen Trost suchte und fand er in seiner schriftstellerischen Thätigkeit, der wir aus dieser Zeit die meisten seiner Werke verdanken. Die Ermordung Cäsars begrüßte er mit der größten Freude, obwohl er nicht selbst zu den Verschwornen gehörte; er sah indes seine Hoffnungen bald völlig zerstört, da Antonius statt Cäsars sich der Herrschaft in Rom bemächtigte. Schon war er im Begriff, Italien ganz zu verlassen und sich nach Athen zu begeben, als er durch günstigere Nachrichten aus Rom zur Umkehr nach der Hauptstadt bewogen wurde. Hier beginnt er mit der ersten, 2. Sept. 44 gehaltenen Philippischen Rede seinen Kampf gegen Antonius, der ihn noch einmal an die Spitze des Staats erheben, ihm aber zuletzt nach kurzem scheinbaren Sieg den Untergang bereiten sollte. Antonius wurde (im Mutinensischen Krieg) besiegt, und die Herrschaft des Senats schien wiederhergestellt, als Oktavian, mit dessen Hilfe der Sieg gewonnen worden, seine Waffen gegen den Senat kehrte, mit Antonius und Lepidus das zweite Triumvirat schloß und das gemeinsame Werk im Verein mit diesen durch die berüchtigten Proskriptionen eröffnete. Eins der ersten Opfer derselben war C. Im Begriff, sich durch die Flucht in das Lager des M. Brutus zu retten, wurde er auf seinem Landgut bei Formiä von den nach ihm ausgesandten Mördern ereilt und getötet (7. Dez. 43). Seinen Kopf und seine rechte Hand stellte Antonius auf der Rednerbühne in Rom aus.

Wie schon aus diesem kurzen Abriß seines Lebens hervorgeht, war C. nicht ohne Schwächen, namentlich gingen ihm die Charakterfestigkeit und Entschlossenheit ab, die in so sturmbewegten Zeiten für einen Staatsmann ein unerläßliches Erfordernis waren. Auch tritt in allem seinen Thun und Reden eine maßlose Eitelkeit und Selbstüberschätzung hervor. Auf der andern Seite bilden aber sein auf das Ideale gerichteter Sinn, seine Liebe zum Vaterland, sein warmes Herz für Freunde und Angehörige, seine Gutherzigkeit, Sittenreinheit und Begeisterung für das Edle und Schöne, seine nie rastende Thätigkeit und seine rednerischen Leistungen, die das Höchste darstellen, was in Rom in der Beredsamkeit geleistet worden ist, Lichtseiten in seinem Bilde, die von seinen Tadlern, namentlich von Drumann (»Geschichte der Stadt Rom«, Bd. 5, 6) und Th. Mommsen (»Römische Geschichte«, Bd. 3), nicht genügend anerkannt werden. Wie er lange Zeit durch unbedingtes Lob zu hoch erhoben worden ist, so hat man ihn in neuerer Zeit vielfach ungebührlich herabgesetzt, hauptsächlich dadurch, daß man Äußerungen in seinen Briefen, die bloß in augenblicklicher Mißstimmung ihren Grund haben, als Zeugnisse wider ihn benutzt hat. Über Ciceros Familienverhältnisse ist zu bemerken, daß er zwei Gemahlinnen hatte, Terentia und Publilia, von denen beiden er sich, von der erstern nach 33jähriger Ehe (46), trennte. Von der Terentia hatte er zwei Kinder, eine Tochter, Tullia, die in dritter unglücklicher Ehe 45 zum größten Schmerz des Vaters starb, und einen ihm gleichnamigen Sohn (s. Cicero 3). Antike Büsten von C. gibt es mehrere; am vortrefflichsten sind die durch Inschrift bezeugte in Madrid (1860 von E. Hübner entdeckt) und die im Apsley House zu London (früher in der Villa Mattei zu Rom).

Ciceros schriftstellerische Thätigkeit war eine außerordentlich vielseitige; die Zahl der auf uns gekommenen *Schriften* ist, obwohl nicht wenige verloren gegangen sind, sehr bedeutend. Hervorzuheben sind folgende: 1) *Reden.* Die Zahl der erhaltenen Reden ist 57; außerdem besitzen wir von ungefähr 20 Reden Bruchstücke, von 35 kennen wir die Titel; doch ist damit die Zahl der von ihm gehaltenen Reden nicht erschöpft. Von den erhaltenen verdienen teils wegen ihres Gegenstandes, teils wegen ihrer Vortrefflichkeit hervorgehoben zu werden: »Pro Roscio Amerino« (80), die 7 »In Verrem« (70), »Pro lege Manilia« (66), die 4 »In Catilinam« (63), »Pro Murena« (63), »Pro Archia poeta« (62), »Pro Sestio« (56), »Pro Plancio« (54), »Pro Milone« (52) und die 14 »Orationes Philippicae« (44 und 43). Sie zeichnen sich durch lebendigen Fluß der Darstellung, kunstvollen Bau der Perioden, (freilich oft allzu rhetorische) Fülle des Ausdrucks, öfters auch durch geistvollen, wenngleich nicht immer zu rechter Zeit und in rechter Weise angebrachten Witz aus, während sie freilich den Demosthenischen an Einfachheit, Kraft und Gesinnungstüchtigkeit weit nachstehen. Sie wurden oft herausgegeben, besonders von Klotz (Leipz. 1835–39, 3 Bde.), in Auswahl für den Schulgebrauch unter andern von Madvig (4. Aufl., Kopenh. 1858), Halm (in der Weidmannschen Sammlung, 7 Bdchn.). 2) *Rhetorische Schriften*, über die Theorie der Beredsamkeit, wobei C. namentlich seine eigne Stellung als Redner darlegt und begründet. Die bedeutendsten sind: »De oratore«, in 3 Büchern, verfaßt 55, eingekleidet in ein Gespräch zwischen den beiden größten ältern Rednern, L. Crassus und M. Antonius (hrsg. von Ellendt, Königsb. 1840; Piderit, 5. Aufl., Leipz. 1878; Bake, Amsterd. 1863; Sorof, 2. Aufl., Berl. 1882); »Brutus s. de claris oratoribus«, verfaßt 46, eine Geschichte der römischen Beredsamkeit und für uns daher sehr wertvoll (hrsg. von Bernhardy und Meyer, Halle 1838; Ellendt, Königsb. 1844; Jahn, 4. Aufl. von Eberhard, Berl. 1877; Piderit, 2. Aufl., Leipz. 1876, u. a.); »Orator«, an M. Brutus gerichtet, verfaßt 46, über das Ideal eines Redners (hrsg. unter andern von Jahn, 3. Aufl., Berl. 1869; Piderit, 2. Aufl., Leipz. 1876; Heerdegen, das. 1884). 3) *Briefe*, über 800, in 4 Sammlungen, eine unerschöpfliche und unschätzbare Quelle für die Zeitgeschichte, worin sich zugleich Ciceros Innerstes rückhaltlos aufschließt. Die 4 Sammlungen sind: »Ad familiares«, an verschiedene Freunde, 16 Bücher; »Ad Atticum«, ebenfalls 16 Bücher (Ausg. von Boot, Amsterd. 1865, 2 Bde.); »Ad Quintum« (Ciceros Bruder), 3 Bücher, und der Briefwechsel zwischen C. und M. Brutus, 2 Bücher, dessen Echtheit man jedoch anzweifelt. Herausgegeben wurden die Briefe Ciceros von Billerbeck (Hannov. 1836, 4 Bde.), Wesenberg (Leipz. 1872–1873, 2 Bde.); in Auswahl von F. Hofmann (5. Aufl. von Andresen, Berl. 1884), Süpfle (8. Aufl., Karlsr. 1880), Frey (3. Aufl., Leipz. 1881) u. a.; übersetzt von Wieland (Zürich 1808–21, 7 Bde.; neue Ausg., Leipz. 1840–41, 12 Bde.). Vgl. Abeken, C. in seinen Briefen (Hannov. 1835). 4) *Philosophische Schriften*: »De re publica«, 6 Bücher, verfaßt 54–53, nur teilweise erhalten (Ausg. von Mai, Rom 1822 u. 1846; Osann, Götting. 1847); »De legibus«, um 52 verfaßt, 3 Bücher, aber unvollendet (Ausg. von Bake, Leid. 1842; Vahlen, 2. Aufl., Berl. 1883; Du Mesnil, Leipz. 1880); »Paradoxa Stoicorum«, von 46 (hrsg. von Orelli, Zür. 1829; Moser, Götting. 1846); ferner aus dem Jahr 45: »De finibus bonorum et malorum«, 5 Bücher (Ausg. von Madvig, 3. Aufl., Kopenh. 1876; Holstein, Leipz. 1873; deutsch von J. H. v. Kirchmann, das. 1874), und »Academica« (davon erhalten das 2. Buch einer ersten und das 1. einer zweiten Bearbeitung; Ausg. von Orelli, Zür. 1827); aus dem Jahr 44: »Tusculanae quaestiones«, 5 Bücher (Ausg. von Kühner, 5. Aufl.,

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Hannov. 1874; Tischer-Sorof, 8. Aufl., Berl. 1884; Seyffert, Leipz. 1864; Cavallin, Lund 1870; Heine, 3. Aufl., Leipz. 1881, u. a.); »De natura deorum«, 3 Bücher (Ausg. von Schömann, 4. Aufl., Berl. 1876); »Cato major s. de senectute« (Ausg. von Sommerbrodt, 10. Aufl., das. 1885; Lahmeyer, 4. Aufl., Leipz. 1877, u. a.); »De divinatione«, 2 Bücher (hrsg. von Giese, das. 1829, u. a.); »De fato«, unvollständig erhalten; »Laelius s. de amicitia« (Ausg. von Nauck, 9. Aufl., Berl. 1884; Lahmeyer, 3. Aufl., Leipz. 1875); »De officiis«, 3 Bücher (Ausg. von Zumpt, Braunschw. 1838; Stürenburg, Leipz. 1843; Heine, 6. Aufl., Berl. 1885; Gruber, 3. Aufl., Leipz. 1874; übers. von Garve, 6. Aufl., Bresl. 1819). Gesamtausgabe der »Philosophica« von Görenz (Leipz. 1809—12, 3 Bde.). Auch als Dichter hat sich C. versucht, in seiner Jugendzeit zur Übung (von seiner Übersetzung des Aratos sind noch bedeutende Bruchstücke vorhanden), später vornehmlich aus Eitelkeit zur Verherrlichung seiner Erlebnisse, freilich ohne viel Glück. Ausgaben sämtlicher Werke: »Editio princeps« (Mail. 1498, 4 Foliobände); von P. Victorius (Vened. 1534, 4 Bde.); Manutius (das. 1540—46, 9 Bde.); Lambin (Par. 1566 u. öfter, 4 Bde.); Ernesti (Leipz. 1737, 6 Bde.; letzte Ausg., Halle 1820, 9 Bde.); Garatoni (unvollständig, Neap. 1777); Schütz (Leipz. 1814 ff., 20 Bde.); Orelli (Zürich 1826 ff., 4 Bde.; 5. Bd. 1833, enthaltend die Scholiasten; 6.—8. Bd. 1836—38, das »Onomasticon Tullianum«; 2. Aufl. unter Mitwirkung von Baiter und Halm, das. 1845—62, 4 Bde., die kritische Hauptausgabe); Klotz (2. Aufl., Leipz. 1863—71, 11 Bde.); Baiter und Kayser (das. 1861—69, 11 Bde.); neueste Textausgabe von Müller (das. 1878 ff). Lexika zu Ciceros Werken: von Nizolius (»Thesausus Ciceronianus«, Basel 1559 u. öfter; zuletzt Lond. 1820); Schütz (Leipz. 1817—21, 4 Bde.); Merguet (zu den Reden, Jena 1877 ff.). Neuere Übersetzungen in der Metzlerschen Sammlung römischer Prosaiker (von Osiander u. a.) und der Hoffmannschen (jetzt Langenscheidtschen) Übersetzungsbibliothek römischer Klassiker (von Kühner, Mezger, Binder u. a). Vgl. Middleton, History of the life of C. (Dublin 1741, 2 Bde.; neue Ausg. 1842; deutsch von Seidel, Danz. 1791—1793, 4 Bde.), eine Verherrlichung Ciceros; Suringar, M. Tullii Ciceronis commentarii rerum suarum (Leiden 1854); Gerlach, M. Tullius C. (Basel 1864); Forsyth, Life of C. (2. Aufl., Lond. 1869, 2 Bde.); Teuffel, Studien und Charakteristiken (Leipz. 1871); G. Boissier, Cicéron et ses amis (4. Aufl., Par. 1877; deutsch von Döhler, Leipz. 1870); Messina, Apologia di C. contro Mommsen (Neap. 1878).

2) Quintus, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 102 v. Chr., war Ädil 65, Prätor 62, Statthalter in Asien 61—58, Legat des Cäsar in Gallien 54—52, seines Bruders in Kilikien 51, trat im Bürgerkrieg auf die Seite des Pompejus, wurde nach der Schlacht bei Pharsalus von Cäsar begnadigt, 43 wie sein Bruder von den Triumvirn proskribiert und getötet. Er beschäftigte sich auch litterarisch, unter anderm schrieb er Tragödien. Wir besitzen von ihm vier Briefe und eine kleine Schrift: »De petitione consulatus« (hrsg. von Bücheler, Leipz. 1869).

3) Marcus Tullius, Sohn des Redners, geb. 65 v. Chr., wurde von seinem Vater aufs sorgfältigste erzogen, nahm nach Ausbruch des Bürgerkriegs zwischen Pompejus und Cäsar auf seiten des erstern als Reiteranführer an dem Krieg teil, wurde dann mit seinem Vater von Cäsar begnadigt, schloß sich, nachdem er sich im Jahr 45 zur Fortsetzung seiner Studien nach Athen begeben, von da aus 44 an M. Brutus an, dem er wiederum als Reiteranführer nicht unwesentliche Dienste leistete. Nach Besiegung des Brutus proskribiert, floh er zu Sextus Pompejus und kehrte erst im Jahr 39, als die Umstände sich zu seinen gunsten verändert hatten, nach Rom zurück, wo er später von Oktavian zum Augur und 30 zum Konsul ernannt wurde. Nach den Nachrichten der Alten stand er seinem Vater an Begabung und Verdienst weit nach. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Ciceróne (ital., spr. tschitsche-), in Italien Bezeichnung der Fremdenführer, vielleicht wegen ihrer Redseligkeit als Anspielung auf Cicero.

Cichoriaceen, Unterfamilie der Kompositen (s. d.).

Cichorium *Tourn.* (Wegwart, Zichorie), Gattung aus der Familie der Kompositen, aufrechte, gespreizt ästige, kahle oder spärlich behaarte Kräuter mit fiederspaltigen oder grob gezahnten Blättern, sitzenden oder gestielten, ziemlich großen, blaublütigen Köpfen und fast fünfkantigen, kahlen Achenen mit ein- bis dreireihigem Pappus. Drei Arten. C. Endivia *L.* (Endivie), 60—150 cm hoch, fast kahl, mit länglichen, buchtig gezahnten untern und eiförmigen, mit herzförmigem Grund stengelumfassenden obern Blättern und paarigen Blütenstielen, von denen der kürzere mehrblütig ist, heimisch in Ostindien, Ägypten, Griechenland und der Levante, wird häufig in Gärten kultiviert, indem man die grundständigen, lockere Rosetten bildenden und meist zu Köpfen zusammenschließenden Blätter, besonders von der krausen Varietät (C. crispum *Mill.*), zu dem bekannten Endiviensalat benutzt. Sie werden zu diesem Zweck gewöhnlich durch Lichtentziehung gebleicht und sind dann ungemein zart, aber immer härter und starrer als gewöhnlicher Salat. C. Intybus *L.* (Zichorie, Feldwegwart, Sonnenwende), bis 1,25 m hoch, mehr oder weniger steifhaarig, mit schrotsägezahnigen Wurzel- und lanzettlichen Stengelblättern und paarigen, kurzgestielten, blauen, selten weißen Blüten, findet sich von Japan und China durch Vorderasien und ganz Europa bis hoch nach Norwegen und auch in Nordamerika. Ihre lange, möhrenförmige Wurzel (Weglungenwurzel) war früher offizinell; sie schmeckt unangenehm bitter und ist getrocknet ganz geruchlos, ihr Aufguß soll etwas betäubend wirken. Mit Zucker eingemacht, bildet sie die Hindläufte der Konditoren. Das Kraut ist ein gutes Viehfutter und wird wohl auch zur Fettweide für Hämmel gebaut, jung dient es als Salat. Für diesen Zweck kultiviert man besondere Formen, besonders in Belgien den Brüsseler Witloof und in Frankreich den Kapuzinerbart, dessen Wurzeln, in einem dunkeln Keller in Pferdedünger eingepflanzt, farblose, äußerst zarte Blätter treiben. In großem Maßstab kultiviert man die Zichorie, um die Wurzel als Kaffeesurrogat zu benutzen, besonders im Magdeburgischen, Braunschweigischen, Hannöverschen, in Thüringen, im Breisgau, in Schlesien, Böhmen, Mähren, Österreich, Ungarn, Belgien, Holland und England. Die Zichorie verlangt einen tiefen, mürben, thonhaltigen, kalkreichen, in guter Dungkraft stehenden Boden und sonnige Lage, gedeiht aber auch noch auf sandigem Lehmboden. Frische Düngung bringt die Gefahr des Verunkrautens mit sich, weshalb man vorzieht, die Zichorie in zweiter Tracht zu bauen. Die Vorfrucht muß den Boden rein gelockert und kräftig zurücklassen. Die Aussaat geschieht im April, am besten mit der Drillmaschine, 5—6 kg pro Hektar. Die Reihen erhalten 30—35 cm Entfernung, während die jungen Pflänzchen in den Reihen auf 25—30 cm verdünnt werden. Die jungen Pflänzchen müssen behackt wer-

den, später ersticken sie alles Unkraut. Die Ernte erfolgt im Oktober; doch kann man die Wurzeln auch über Winter in der Erde lassen, da sie nicht erfrieren. Man gewinnt etwa 400 Ztr. Wurzeln und 80 kg grüne Blätter von 1 Hektar. Die Zichorie nimmt die Bodenkraft sehr stark in Anspruch, und gewöhnlich muß der Boden für die Nachfrucht wieder gedüngt werden. Die kultivierte Wurzel ist stärker als die wild gewachsene, fleischig, mit verhältnismäßig breiterer Rinde. In beiden finden sich nur Spuren von Gerbstoff und ätherischem Öl, wenig Eiweiß, Fett, Harz und organische Säuren. Die kultivierte Wurzel enthält 3—4 Proz. Zucker, 16—23 Proz. stickstofffreie, 2—4 Proz. stickstoffhaltige organische Substanz, 2—5 Proz. Holzfaser und Mineralstoffe und 70—80 Proz. Wasser. Zur Bereitung des Kaffeesurrogats (**deutscher Kaffee**), zu welchem sich die Wurzel eigentlich durch nichts empfiehlt, werden dieselben getrocknet (3,6—4 Ztr. frische geben 1 Ztr. gedarrte Wurzeln), in Stücke geschnitten, in rotierenden großen Trommeln von Eisenblech ähnlich wie Kaffee geröstet, dann fein gemahlen und in Pakete von 60—120 g gepackt. In feuchten Lokalen oder auf Horden in Kammern, in welche Dampf geleitet wird, zieht das Pulver sehr viel Wasser an und bildet dann die feste, bröckelige, bisweilen etwas schmierige Masse, wie sie im Handel vorkommt. Diese ist braun oder braunschwarz und gibt an Wasser 13 Proz. lösliche Bestandteile ab, die dasselbe dunkel färben und ihm einen bittern, zugleich süßlichen Geschmack mitteilen. Von den wirksamen Bestandteilen des Kaffees enthält die Zichorie nichts, und nur das brenzlige, durch das Rösten entwickelte Öl ist allenfalls entfernt mit dem Aroma des Kaffees zu vergleichen. Man darf daher auch nicht die Wirkungen des Kaffees von der Zichorie erwarten; dagegen soll sie bei anhaltender Benutzung auf die Verdauung nachteilig einwirken. Der Zichorienkaffee ist vielfachen Verfälschungen (namentlich mit gerösteten Runkelrübenpreßlingen) unterworfen, und nicht selten enthält er 20—40 Proz. erdige Beimengungen, als Ziegelmehl, Ocker, Thon, Beinschwarz aus Zuckerfabriken &c. Zichorienwurzeln wurden seit mehr als hundert Jahren in Haushaltungen am Nordrand des Harzes geröstet, um sie als Kaffeesurrogat zu benutzen. Um 1763 lenkten Förster und Major v. Heine die Aufmerksamkeit auf dies Präparat, und nach 1790 begannen Braunschweiger und Magdeburger Kaufleute Zichorienkaffee für den Handel herzustellen. Zu Anfang des 19. Jahrh. wurde die erste Fabrik errichtet, welche besonders während der Kontinentalsperre ihr Fabrikat bei der armen Bevölkerung einzubürgern vermochte. Gegenwärtig besitzt das Deutsche Reich 123, Europa 450 Zichorienfabriken. 1881 waren im Deutschen Reich 10,118 Hektar mit Zichorie bebaut, und es wurden geerntet 4,364,100 Ztr. Wurzeln. Davon entfielen auf die Provinz Sachsen 2,602,700 Ztr. Die Produktion an gedarrter Zichorie betrug 1,173,400 Ztr. Die Ausfuhr an Zichorienfabrikat aus Deutschland betrug 1880: 178,382 Ztr. im Wert von 2,5 Mill. Mk. In neuerer Zeit wurde die Zichorienwurzel der Aufmerksamkeit der Spiritusfabrikanten empfohlen.

Cicindēla, s. **Sandkäfer**.

Cicinnūrus, s. **Paradiesvögel**.

Cicinöl, s. Jatropha.

Cicisbeāt (spr. tschitschis-), die früher in Italien unter den höhern Ständen herrschende Sitte, daß sich eine verheiratete Dame stets von einem Hausfreund (**Cicisbēo**) in Gesellschaften, zu öffentlichen Vergnügungen, in die Kirche &c. begleiten ließ. Der gute Ton verlangte nämlich, daß der Ehemann mit seiner Frau nur im Haus umging. Der Cicisbeo erschien daher morgens bei der Frau, um sich für den Tag Verhaltungsmaßregeln geben zu lassen, und sein Name wäre nach Wilh. Müller von Flüstern abzuleiten, weil er bei Festen und im Theater hinter dem Stuhl seiner Herrin stand und mit ihr flüsterte. Bei aller scheinbaren Anstößigkeit war das Verhältnis zwischen dem Cicisbeo und der Dame meist kein unsittliches, und die Damen bedangen im Heiratskontrakt die Erlaubnis, einen C. halten zu dürfen. Die Sitte entstammt der Zeit der Galanterie und Minnehöfe, ist jedoch im Abnehmen begriffen und in Mißkredit geraten, so daß heute in Italien wie in Deutschland Cicisbeo einen Hausfreund mit verdächtigen Nebenabsichten und Cicisbea einfach eine Buhlerin bedeutet.

Cicogna (spr. tschikonnja), **Emanuele Antonio**, ital. Geschichtsforscher und Archäolog, geb. 17. Jan. 1789 zu Venedig, trat, nachdem er seine Studien am adligen Kollegium zu Udine gemacht, in den Staatsdienst und bekleidete die Stelle eines Generalprokurators zu Venedig, später die eines k. k. Appellationssekretärs. Seine ersten Arbeiten veröffentlichte er 1808—10 unter dem Pseudonym **Angelo Eugenio Mentice Mantovano**. Sein berühmtes Hauptwerk betitelt sich »Delle iscrizioni veneziane, raccolte ed illustrate« (Vened. 1824—53, 7 Bde. mit Tafeln). Cicognas kleinere Arbeiten betrafen ebenfalls meist die heimische venezianische Geschichte und Altertumskunde, zum Teil auch die Kunstgeschichte, insbesondere die Geschichte venezianischer Kirchen und Denkmäler. Ferner lieferte er biographische Arbeiten über venezianische Geschlechter (»Vite di N. e di J. Tiepoli«, 1828, u. a.). Auch gab er bis dahin ungedruckte Novellen alter italienischer Autoren (»Novelle inedite«, Vened. 1822, 2 Bde.), ein »Saggio di bibliografia veneziana« (das. 1847) und ein in vielen Auflagen verbreitetes »Ristretto di ortografia da saccoccia« (das. 1816) heraus. C. starb 22. Febr. 1868 in Venedig. Seine bedeutende Bibliothek (darunter über 3000 Manuskripte) und seine Sammlungen vermachte er dem städtischen Museum zu Venedig.

Cicognāra (spr. tschikonj-), **Leopoldo, Graf von**, ital. Kunstschriftsteller, geb. 17. Nov. 1767 zu Ferrara, zeigte schon in früher Jugend Vorliebe für die schönen Künste, beschäftigte sich später in Rom eifrig mit denselben sowie im Umgang mit Monti, Cancellieri u. a. mit der schönen Litteratur und ging sodann nach Neapel und Sizilien, wo er ein Gedicht: »Le ore del giorno«, herausgab. Er ließ sich 1795 in Modena nieder, wo er bis 1807 verschiedene diplomatische und administrative Stellungen innehatte und endlich Staatsrat wurde. Im J. 1808 schied er aus dem Staatsdienst und erhielt bald darauf die Stelle eines Präsidenten der Akademie der schönen Künste in Venedig. Auf seinen Reisen sammelte er viele Kunstgegenstände und namentlich Niellos, auf die er zuerst die Aufmerksamkeit hinlenkte. Er starb 5. März 1834. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: »Memorie storiche dei letterati ed artisti ferraresi« (Ferrara 1811); »Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia« (Vened. 1813—18, 3 Bde. mit Kupfern, sein Hauptwerk; 2. Aufl., Prato 1823—24, 7 Bde. mit Atlas); »Le fabriche più cospicue di Venezia« (Vened. 1815—20; 2. Aufl. 1833—42, 2 Bde.). Vgl. Zanetti, Cenni biografici di L. C. (Vened. 1834), und den Katalog der kostbaren Kupferstichsammlung Cicognaras: »Le premier

siècle de la calcographie ou catalogue raisonné des estampes du cabinet de L. C.« (das. 1837).

Ciconi (spr. tschi-), Teobaldo, ital. Lustspieldichter, geb. 20. Dez. 1824 zu San Daniele in Friaul, veröffentlichte noch während seiner Studien zu Padua eine Tragödie: »Speronella« (1844), nahm 1848 persönlich teil an den nationalen Kämpfen in Toscana und in Rom und bekleidete dann den Posten eines Sekretärs des venezianischen Kriegsministers. Nach Unterdrückung der Revolution widmete er sich wieder der Poesie. Eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte (1853) fand wenig Anklang, und auch sein Drama »Eleonora di Toldo« errang nur einen mäßigen Erfolg; dagegen that er 1857 mit dem Lustspiel »Le pecorelle smarrite«, das mit großem Beifall über die italienischen Bühnen ging, einen um so glücklichern Wurf. Nicht geringern Erfolg hatten in den nächsten Jahren die Komödien: »Il troppo tardi«, »I Garibaldini«, »Le mosche bianche«, »La rivincita«, »La statua di carne« und »La figlia unica«. Auch als Journalist glänzte C. durch Lebhaftigkeit des Witzes, durch pikanten und sarkastischen Humor. Im J. 1860 gründete er zu Mailand im Verein mit dem Humoristen Ghislanzoni das Blatt »Il Lombardo«, dessen Redaktion er jedoch bald wieder aufgab; weiterhin schrieb er unter anderm für das Journal »L'Alleanza« die geistreichen »Passeggiate milanesi«. C. starb 27. April 1863 in Mailand.

Ciconia, Storch; Ciconiidae (Störche), Familie aus der Ordnung der Watvögel.

Cicūta *L.* (Wasserschierling, Wüterich), Gattung aus der Familie der Umbelliferen, ausdauernde, hohe, kahle Wasserkräuter mit hohlem Stengel, gefiederten oder fiederig zusammengesetzten Blättern, ohne oder mit wenigblätterigen Hüllen, vielblätterigen Hüllchen, weißen Blüten und fast kugeliger, zweiknöpfiger Frucht. Drei Arten. C. virosa *L.* (Wutschierling, Parzenkraut, Scherte, s. Tafel »Giftpflanzen«) hat einen dicken, weißen, hohlen, querfächerigen Wurzelstock, einen 0,6—1,6 m hohen, runden, hohlen, leicht gestreiften Stengel, sehr große, kahle, dreifach gefiederte Blätter mit lanzettförmigen, scharf gesägten Blättchen, gewölbte, vielstielige Dolden ohne Hülle und halbkugelförmige Döldchen; die Frucht ist kugelförmig von der Seite zusammengedrückt. Die Pflanze wächst an Flußufern, in Sümpfen, Gräben und Teichen durch Europa und Nordafrika und ist eine der gefährlichsten Giftpflanzen Deutschlands; sie riecht stark, betäubend, dillähnlich, schmeckt petersilienartig, später brennend. Die Wurzel ist der giftigste Teil der Pflanze; beim Zerschneiden fließt ein milchweißer Saft aus, der an der Luft gelb, zuletzt rötlich wird und unangenehm widerlich riecht. Der Genuß der frischen Wurzel verursacht Angst, Betäubung, Entzündung des Magens, Brand, Wut und endlich einen qualvollen Tod. Wasserschierling enthält ein flüchtiges Alkaloid, das Cicutin, welches aber noch nicht rein dargestellt ist; ein aus der Wurzel dargestelltes ätherisches Öl besteht im wesentlichen aus einem Kohlenwasserstoff, Cicutēn, und ist nicht giftig; das ätherische Öl des Samens enthält Cuminaldehyd. C. maculata *L.*, ein in den Sümpfen Nordamerikas einheimisches krautartiges Gewächs, wird daselbst wie in Europa der gefleckte Schierling gebraucht. In den europäischen Apotheken versteht man aber unter Herba Cicutae jederzeit das Kraut von Conium maculatum *L.* und nie das von C. virosa. Auch die C. der Römer war unser Conium, denn der Wasserschierling wächst gar nicht im Süden; die Namensverwechselung schlich sich im Mittelalter ein. Vgl. Regel, Beiträge zur Geschichte des Schierlings und des Wasserschierlings (Mosk. 1876 bis 1877).

Cid Campeador (»Kämpfer-Held«), der in Geschichten, Sagen und Liedern gefeierte Nationalheld der Spanier, dessen eigentlicher Name Ruy (Rodrigo) Diaz de Vivar war. Die Geschichte seines Lebens ist so reich mit mythischem Schmuck umgeben, daß manche schon geneigt waren, ihm die historische Existenz ganz abzusprechen. Erst den gründlichen Untersuchungen der Neuzeit (namentlich Dozys) ist es gelungen, die wirklich historischen Daten festzustellen und so eine vollständige Biographie des Helden zu geben, deren wesentlichster Inhalt sich auf folgendes beschränkt. Der C. stammte wahrscheinlich aus der Familie Lain Calvos; jedenfalls war er der Sohn eines kastilischen Granden und gegen die Mitte des 11. Jahrh. geboren. Seine ersten Heldenthaten verrichtete er in einem Krieg, den Sancho II., Sohn Ferdinands d. Gr., gegen seinen Vetter Sancho von Navarra führte. Der C. stand auf Sanchos Seite und riet ihm im Kampf der Söhne Ferdinands über die Erbteilung, seinen Bruder Alfons zu überfallen, wodurch dieser gezwungen wurde, zum König Ali Maimon nach Toledo zu flüchten. Schon damals sollen ihm seine Landsleute den Ehrennamen Campeador (»Kämpfer«) gegeben haben, während der Name Cid (arab. Seid, »Herr«) von den Mauren herrührt. Nach Besiegung seiner Brüder zog Sancho auch gegen Zamora, das Erbteil seiner Schwester, fand indessen vor dieser Stadt durch Meuchelmord seinen Tod. Alfons wurde nun Herr von Kastilien, mußte aber auf Verlangen des C. vorher schwören, daß er keinen Anteil an dem Morde des Bruders gehabt habe. Infolgedessen nährte Alfons Haß gegen den C., obschon er ihn vorerst verbarg. Ja, Rodrigo vermählte sich mit einer Nichte des Königs, Jimena, und begleitete diesen auf einer Wallfahrt. Im J. 1087 wurde er indessen auf Anstiften des Garcia Ordoñez vom König verbannt. Er begibt sich nach Saragossa zu einem maurischen Fürsten aus dem Stamm der Beni Hud, dem er im Kampf gegen seinen Bruder und dessen spanische Bundesgenossen beisteht, und verrichtet hier Heldenthaten, die seine Zurückberufung durch Alfons zur Folge haben. Voll Mißtrauen gegen diesen wendet er sich aber bald wieder nach Saragossa, kehrt dann wieder zu Alfons zurück und steht so, je nach Veranlassung und seinem Vorteil gemäß, abwechselnd auf beiden Seiten, verbindet äußersten Heroismus mit großer Schlauheit und dient lediglich seinem eignen Interesse. Er wird der Schrecken der Mauren und erobert 1094 für sich Valencia, wobei er jedoch die bei der Übergabe eingegangenen Bedingungen treulos bricht und trotz versprochener Schonung mit barbarischer Grausamkeit verfährt. Nachdem er sich unter steten Kämpfen gegen das ganze Heer der andrängenden Mauren fünf Jahre lang in der Stadt behauptet, stirbt er 1099. Jimena verteidigte die Stadt noch sieben Monate lang, aber trotz Alfons' Hilfe zogen die Mauren wieder ein. Jimena brachte den Leichnam des Helden nach dem Kloster San Pedro de Cardeña unfern Burgos, von wo die Gebeine später nach Burgos übergeführt und nebst denen seiner Gemahlin Jimena im Rathaus daselbst beigesetzt wurden. Nachdem sie von hier 1808 von den Franzosen fortgeschleppt worden, kamen sie in den Besitz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, wurden von diesem aber 1883 dem König Alfons von Spanien zurückgegeben, der sie wieder in Burgos beisetzen ließ. An der Stelle seines Wohnhauses zu Vivar

(bei Burgos) wurde dem Helden ein Denkmal gesetzt. Die beiden Töchter des C., Cristina und Maria, vermählten sich mit dem Infanten von Navarra, wodurch das Blut des Helden in das Königshaus von Kastilien kam, und mit Berengar von Barcelona. C. erscheint somit nicht als ein nach heutigen Begriffen edelgesinnter Charakter; allein zu seiner Zeit sah man in einer kriegerischen Erscheinung von höchster Energie, Tapferkeit und Klugheit, wie er sich darstellte, das Muster eines Helden, und so wurde er der ideale Grundtypus eines Nationalheros, welchen der Mund des Volkes und die Dichtung in der Folgezeit immer mehr verklärten. Daß er seinem Lehnsherrn untreu wurde, daß er den Mauren diente, that ihm in der Beurteilung seines Volkes bei dem Haß, den dieses gegen die unwürdigen Könige jener Zeit hegte, keinen Abbruch; es verehrte in ihm den ritterlichen spanischen Häuptling und liebte den ungerecht Verfolgten.

Das älteste der vorhandenen Gedichte, welche den Helden feiern, ist das »Poëma del Cid«, das noch aus dem 12. oder aus dem Anfang des 13. Jahrh. stammt und offenbar aus Volksliedern hervorgegangen ist. Es trägt die Aufschrift: »Per Abbat le escribió en el mes de Maio en era de mill è CCXLV annos«, nach unsrer Zeitrechnung 1207 (ob sich escribió auf die Abfassung oder nur auf eine Abschrift bezieht, läßt sich nicht entscheiden). Es wurde lange zu Bivar im Haus des C. aufbewahrt und 1779 von Sanchez in seiner »Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV« (Madr., 4 Bde.; neue Ausg. von E. Ochoa, Par. 1842), dann von Janer in der Ribadeneyraschen Sammlung »Poetas castellanos anteriores al siglo XV« (Madr. 1864) sowie neuerdings von Vollmöller (Halle 1879 ff., mit Glossar, nach der Madrider Handschrift) herausgegeben und von O. L. B. Wolff (Jena 1850) ins Deutsche übersetzt. Die Anfangsblätter des Gedichts in der einzigen bis jetzt entdeckten Handschrift fehlen, auch hin und wieder einzelne Verse. Es schildert den C. als Krieger, Gatten, Vater und Freund, gibt aber seine historische Gestalt schon sehr verändert wieder und stellt rauhe Züge seines Wesens schon wesentlich veredelt dar. Als hauptsächlichste Eigenschaft wird darin seine unbedingte Lehnstreue hervorgehoben. Dabei nimmt sich der C. dem König gegenüber des Volkes an und verteidigt dessen Rechte gegen die Granden. Verschieden von diesem »Poëma« ist die »Crónica rimada del Cid«, welche, ein halbes Jahrhundert später entstanden, zuerst von Fr. Michel im 116. Bande der »Wiener Jahrbücher« herausgegeben wurde und nicht nur in Einzelheiten von der Erzählung des »Poëma« abweicht, sondern auch den Charakter des Helden in anderm Licht erscheinen läßt. Hier ist er der Repräsentant der Gesamtheit der Granden, die gegen die Idee einer absoluten Monarchie kämpften. Mehrere Jahrhunderte hindurch wechselten diese beiden Cid-Auffassungen, bis Kastilien ganz dem Monarchismus huldigen mußte, und damit wird der Cid-Typus des »Poëma« feststehend. So in der »Crónica general de España« aus dem Ende des 13. und in der »Crónica del Cid« aus dem 14. Jahrh. Die Lieder selbst, aus denen der Kunstdichter schon so früh ein Ganzes geschaffen, haben sich bis auf den heutigen Tag in sich immer verjüngenden Formen, den berühmten **Cid-Romanzen**, erhalten, deren älteste auf uns gekommene Gestalt zwar kaum über das 16. Jahrh. zurückreicht, deren Grundlagen und Urformen aber älter als das »Poëma« sein müssen. Sie gehören teils der Volks-, teils der Kunstpoesie an, und man darf daher in ihnen nicht die strenge Charaktereinheit des Helden suchen, weil sie sich in die beiden Haupttypen, die von ihm entstanden waren, teilen und in ihrer Gesamtheit das Bild desselben durch viele individuelle Züge vervollständigen. Da diese Gedichte alle im C. ein ritterliches Ideal aufzustellen suchen, zu der Ritterlichkeit des romantischen Zeitalters aber auch die Liebe gehörte, so erleidet auch die Darstellung der Jimena Veränderungen. Diese Romanzen vom C. erschienen zuerst gedruckt in den allgemeinen Romanzensammlungen, so die ältesten und echtesten in der »Silva de varios romances« (1550), im »Cancionero de romances« (1550), im »Romancero de Sepulveda« (1566) und danach in »Primavera y flor de romances« (hrsg. von Wolf und Hofmann, Berl. 1856); andre im »Romancero general« (1604) ꝛc., dann in besondern Sammlungen, wie in der von Escobar (Alcala 1612; neueste Auflagen von Reguero, Madrid 1818 u. Frankf. 1828) und in der von Metge (Barcelona 1626); kritisch geordnet in Durans »Romancero de romances caballerescos é historicos« (Madrid 1832) und in dessen »Romancero general« (das. 1849—51, 2 Bde.); in besonderm Abdruck als »Romancero del Cid« herausgegeben von Keller (Stuttg. 1840, 2 Bde.), zuletzt und am vollständigsten von L. Michaelis als »Romancero del Cid« (Leipz. 1872). Die erste und bekannteste deutsche Bearbeitung der Romanzen ist die von Herder (1806), womit den Deutschen zuerst ein voller Blick in die Welt spanischer Dichtung eröffnet wurde. Indessen gibt diese Übertragung kein treues Abbild des Originals; der Herdersche C. ist ein in deutsch-humanistischer Gesinnungsweise aufgefaßter Held und zum größern Teil Übersetzung einer französischen Prosabearbeitung der Cid-Romanzen, die sich mit willkürlichen Änderungen und Hinzufügungen in der »Bibliothèque universelle des romans« von 1783 findet. Vgl. Köhler, Herders Cid und seine französische Quelle (Leipz. 1867); Vögelin, Herders Cid. Die französischen und spanischen Quellen zusammengestellt (Heilbronn 1879). Wirkliche Übersetzungen der echten Cid-Romanzen, nach Durans und Kellers Sammlungen, sind die von Duttenhofer (Leipz. 1841), Regis (Stuttg. 1842) und Eitner (Hildburgh. 1871). Französische Bearbeitungen erschienen von Creuze de Lessert (2. Aufl., Par. 1821), Renard (Burgos 1830, 2 Bde.) und Renal (Par. 1843, 2 Bde.), eine italienische von Pietro Monti (Mail. 1838). Nach den Romanzen dichtete Diego Jimenes de Ayllon eine schulgerechte Epopöe in 32 Gesängen (zuerst Antwerp. 1568); Guillen de Castro (gest. 1631) behandelte die Liebesgeschichte des C. und Jimenas dramatisch, und sein Stück (»Las mocedades del Cid«, 1621; neu hrsg. von W. Förster, Bonn 1878) ist die Quelle von Corneilles berühmtem Drama »Cid«. **Historische Berichte** über den C. finden sich in größerm Umfang erst seit dem 13. Jahrh. bei christlichen und mohammedanischen Geschichtschreibern. So besitzen wir eine wahrscheinlich aus dem Anfang des 13. Jahrh. stammende »Genealogia del Cid Ruy Diaz« und die von Risco im Kloster San Isidoro zu Leon entdeckte und im Anhang seines Werkes »La Castilla y el mas famoso Castellano« (Madrid 1792) abgedruckte lateinische Spezialchronik »Gesta Roderici Campidocti«, welche zum Teil Sagenhaftes enthält. Noch mehr entstellt sind die den C. betreffenden Teile der auf Befehl Alfons' des Weisen verfaßten »Crónica general« und die von den Mönchen von Cardena herausgegebene »Crónica particular del Cid« (Burgos 1512 u. öfter; am besten von Huber, Marburg 1844). Früher noch erschien ein Auszug aus dem den C. betreffenden Teil der

»Crónica general« unter dem Titel: »Crónica del Cid Ruy Diaz« (Sevilla 1498 u. öfter) und wurde Volksbuch. Von den neuern Historikern lieferten Monographien von des C. Leben und Thaten: der Portugiese Jos. Pereyra Bayam (Lissabon 1731 u. 1751), die Spanier Risco, Quintana und Malo de Molina (Madr. 1857), der Engländer Southey (Lond. 1808) und Johannes Müller (1806, im 8. Band seiner Werke), die aber alle von der »Kritischen Geschichte des C.« von Huber (Bremen 1829) übertroffen wurden. Die neuesten und gründlichsten Forschungen über den historischen C. verdankt man Dozy in seinen »Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen-âge« (Leiden 1849), neben welchem noch Willemaers, Le Cid. Son histoire, ses légendes, ses poètes« (Brüssel 1873) zu erwähnen ist.

Cider, s. v. w. Obstwein.

Ci-devant (franz., spr. ßi-d'wāng), ehemals, gewesen, weiland; Ci-devants (les ci-devant), zur Zeit der französischen Revolution Bezeichnung der vormals adligen und fürstlichen Personen.

Cidlina, Fluß im östlichen Böhmen, entspringt an den Abhängen des Kosakowgebirges bei Gitschin und mündet bei Podiebrad nach einem Laufe von 82 km in die Elbe. Nebenfluß ist die Bistritz.

Cie, Abkürzung für Compagnie (Kompanie), Bezeichnung einer Gesellschaftsfirma.

Ciechanow (russ. Zjechanow), Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Plozk, an der Lidinia, hat ein Schloß, 3 kath. Kirchen, ein vormaliges Augustinerkloster, eine Synagoge und (1881) 5756 Einw., welche starke Branntweinbrennerei und Brauerei, Tuch-, Vieh-, Korn- und Holzhandel betreiben.

Cieco da Ferrara (spr. tschäko, eigentlich Francesco Bello), ital. Dichter aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., lebte in Blindheit und Armut teils in Mantua, teils in Ferrara und war der erste ferraresische Dichter, der die Pflege des Epos unternahm. Sein großes Heldengedicht »Il Mambriano«, das in 45 Gesängen die Abenteuer eines morgenländischen Fürsten besingt, erschien unter dem Titel: »Libro d'arme e d'amore, nomato Mambriano« (zuerst Ferrara 1509; beste Ausg., Vened. 1549). Das Ganze ist ohne Einheit und leidet an Planlosigkeit und der wunderlichsten Vermischung christlicher Vorstellungen mit antiker Mythologie; indessen fehlt es ihm nicht an einzelnen guten Erfindungen und geistreichen Einfällen. Tasso hat einiges aus ihm entlehnt.

Ciénaga de Santa Marta (spr. ßié-), Stadt im Staat Magdalena der Bundesrepublik Kolumbien, am Eingang der Lagune von Santa Marta, mit (1870) 7127 Einw., meist Indianer und Mestizen, die Fischerei, Ackerbau und Küstenhandel treiben.

Cienfuegos (spr. ßiënfuē-), Hafenstadt an der Südküste der Insel Cuba, an der Bahia de Jagua, 1819 gegründet, hat Maschinenbau, Ausfuhr von Zucker, Melasse, Rum, Tabak und 2500 Einw. Es liefen 1884: 243 Schiffe von 195,052 Ton. ein. C. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Cienfuegos (spr. ßiënfuē-), Nicasio Alvarez de, span. Dichter, geb. 14. Dez. 1764 zu Madrid, studierte in Salamanca, schloß sich hier der durch Cadalso und Melendez gegründeten neuern Dichterschule an und begründete in Madrid 1798 seinen litterarischen Ruf durch die Herausgabe seiner Gedichte. Die Regierung übertrug ihm darauf die Redaktion der Regierungszeitung und stellte ihn später im Departement der auswärtigen Angelegenheiten an. Wegen seiner Teilnahme am Volksaufstand vom 2. Mai 1808 gegen die französische Besatzung in Madrid während des Unabhängigkeitskriegs zum Tod verurteilt, aber zur Deportation nach Frankreich begnadigt, starb er kurz nach seiner Ankunft in Orthez im Juli 1809. Seine dramatischen Hauptwerke sind die Tragödien: »Pitaco«, welche ihm die Pforten der Madrider Akademie öffnete, »Idomeneo«, aus welchem er, Alfieri nachahmend, die Liebe ausgeschlossen hatte, »La condesa de Castilla« und die aus alten Sagen geschöpfte »Zoraida«. Sie verraten alle einen edlen und hochsinnigen Geist, haben aber mehr lyrischen als dramatischen Charakter und leiden unter dem damals herrschenden Pseudoklassizismus. Von der Bühne sind sie längst verschwunden. Seine Gedichte (anakreontische Lieder, Oden, Romanzen, Elegien 2c.) zeugen von wahrer Begeisterung und schönem Talent. Die vollständigste Ausgabe seiner »Obras poéticas« erschien Madrid 1816 in 2 Bänden (neuere Ausg., Par. 1821); eine Auswahl findet man in Wolfs »Floresta de rimas modernas castellanas« (das. 1837).

Cieszkowski, August, Graf, poln. Philosoph, geb. 1814 in Podlachien, studierte zu Berlin und ward dort einer der eifrigsten Schüler Hegels, kaufte sich 1847 im Posenschen an, war wiederholt Mitglied des preußischen Landtags und lebt gegenwärtig in Posen. Er schrieb das namhafte Werk »Ojcze-nasz« (»Das Vaterunser«, 2. Aufl. 1870), worin er ein neues System der slawischen Philosophie zu begründen versuchte; außerdem verschiedene philosophische und nationalökonomische Abhandlungen in deutscher und französischer Sprache.

Cieza (spr. ßi-eßa), wohlhabende Bezirksstadt in der span. Provinz Murcia, links am Segura, mit (1878) 10,910 Einw. und römischen Ruinen. C. liegt in schöner Huerta, hat Alabasterbrüche und feiert jährlich im August eine Messe. Über C. führen die alte Straße sowie die Eisenbahn von Cartagena nach Albacete, welche zwischen hier und Hellin den berüchtigten »Puerto de la mala mugore« passieren.

cif, im Handel gebräuchliche Abkürzung für »cost, insurance, freight« (engl.), d. h. der Verkäufer hat die Kosten der Verladung und Versicherung sowie die Fracht zu tragen.

Cigāla, Lanfranc, Troubadour des 13. Jahrh., geboren zu Genua, stammte aus einer edlen Familie und war 1243 Richter, 1248 Konsul in seiner Vaterstadt. Anfangs feierte Cigalas Muse in vielen Liedern eine provençalische Dame Berlanda, nach deren Tod nahm die Religion die Stelle der Liebe in seinem Herzen ein. Besonders eifrig forderte er zu dem Kreuzzug auf, den der heil. Ludwig damals unternehmen wollte. Als eifriger Ghibelline war er des Papstes Feind und wurde, vielleicht infolge eines Parteihandels, 1278 auf einer Reise bei Monaco ermordet. Wir haben gegen 30 Gedichte von ihm, von denen aber nur einige, unter andern bei Raynouard (Choix etc., V, 244), gedruckt sind. Sie bestehen aus Sirventes, Kreuzliedern und Liebesliedern, einem Klagelied (planch), Terzonen, Sendschreiben (breus), einer Erzählung und einer Kanzone, in der er sich lebhaft gegen die sogen. »dunkle Rede« ausspricht.

Cigarren, s. Zigarren.

Cignani (spr. tschinjāni), Carlo, ital. Maler, geb. 15. Mai 1628 zu Bologna, lernte zuerst bei Giov. Batt. Cairo, dann bei Albani und studierte daneben die Werke Tizians, Guido Renis, der Carracci und Correggios. In Bologna malte er im Farnesischen Palast zwei Gemälde in Fresko, den König Franz I. darstellend, wie er auf der Durchreise durch Bologna die Kranken berührt, und den Einzug Papst Pauls III.,

AUSLÄNDISCHE CIKADEN.



Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl. Bibliogr. Institut in Leipzig Zum Artikel »Cikaden«

Inhalt der Tafel ‚Ausländische Cikaden'.

1. Vierpunktige Walzencikade (Tettigonia quadripunctata).
2. Doppeltbandierte Stirnzirpe (Cercopis bivittata).
3. Netzaderige Knotenzirpe (Heteronotus reticulatus).
4. Schlangenzirpe (Hypsauchenia balista).
5. Hohe Helmzirpe (Membracis elevata).
6. Membracis cruenta.
7. Stierzirpe (Hemiptycha punctata).
8. Chinesischer Laternenträger (Fulgora candelaria).
9. Prächtige Singzirpe (Cicada speciosa).
10. Diactor bilineatus (eine Randwanze).

im Auftrag des Herzogs Ranuccio von Parma die Empfängnis der Maria für die Kirche dieses Namens und als sein Hauptwerk, woran er 20 Jahre arbeitete, die Fresken in der Kuppel der Kirche der Madonna del Fuoco zu Forli, die Himmelfahrt der Maria darstellend. Seine letzte Arbeit war die Geburt Jupiters, die er in seinem 80. Jahr für den Kurfürsten von der Pfalz ausführte (jetzt in der Münchener Pinakothek). C. starb 6. Sept. 1719 in Bologna. Papst Clemens XI. ernannte ihn zum Direktor der Maleralademie zu Bologna, der Herzog Ranuccio von Parma zum Ritter. C. war der letzte große Maler der Bologneser Schule. Sein Stil ist originell, die Auffassung geistreich; bei Behandlung heroischer Gegenstände übertraf er selbst den Albani an Erfindung und Ausdruck; seine Zeichnung ist richtig, sein Kolorit heiter, aber nicht ohne Wärme; seine weiblichen und Kinderfiguren sind voll Geschmack und Grazie.

Cignaroli (spr. tschinjaröli), Giambettino, ital. Maler, geb. 1706 zu Verona, Schüler Santo Prunatis und Balestras, studierte in Venedig, lebte dann meist in seiner Vaterstadt und erwarb sich einen ausgebreiteten Ruf; doch zählt er nur zu den veronesischen Malern zweiten Ranges. Er starb 1770. Zu seinen wertvollsten Gemälden gehören einige Altarblätter in italienischen Kirchen, wie zu Pontremoli, Pisa, Parma, Venedig, Verona rc. Wirkliches Verdienst erwarb er sich durch die Stiftung der in Verona noch bestehenden Accademia di pittura. Auch in der Dichtkunst versuchte er sich nicht ohne Glück und beschäftigte sich nebenbei mit Physik. Auch schrieb er einiges über Kunst, so die »Serie de' pittori veronesi« im 8. Bande der »Cronica della Zogata« und Noten zu Pozzos »Vite de' pittori, scultori e architetti veronesi«.

Cigoli (spr. tschi-), eigentlich Lodovico Cardi, ital. Maler und Architekt, geb. 1559 zu Cigoli bei Florenz, war A. Alloris und S. Titis Schüler, bildete sich auch nach A. del Sarto, Correggio und Baroccio, wahrte sich dabei aber seinen eignen Stil, dessen Hauptvorzüge treffliches Kolorit und inniger Ausdruck sind. Die Großherzöge von Toscana, Ferdinand I. und Cosimo II., waren seine Gönner, und Papst Paul V. berief ihn nach Rom. Hier starb er 1613, nachdem ihn noch kurz vorher der Großmeister des Malteserordens zum Ritter ernannt hatte. Die bedeutendsten seiner Gemälde sind: die Geschichte des geheilten Lahmen, in der St. Peterskirche; die Marter des heil. Stephan, in den Uffizien zu Florenz; der alte Tobias, der den Engel beschenken will, während auch der junge Tobias demselben Perlenschnüre anbietet, ein Bild voll wahren und innigen Ausdrucks, in der Eremitage von St. Petersburg. Auch als Architekt, zu dem ihn Buontalenti gebildet, hat sich C. hervorgethan; er vollendete den Palast Pitti in Florenz, baute das Thor und die Treppe des Gartens der Gaddi, die Loggia der Tornequinci, das Portal des Klosters Santa Felicita, den schönen Hof des Palastes Strozzi und den Palast Rinuccini. Von ihm ist auch die Zeichnung zum Palast der Mediceer auf dem Platz Madama zu Rom. Er schrieb auch einen Traktat über die fünf Säulenordnungen.

Cikaden (Zirpen, Cicadaria, hierzu Tafel »Ausländische Cikaden«), Insektengruppe aus der Ordnung der Halbflügler, mit dem Körper schräg, dachförmig anliegenden Flügeln, umfaßt vier Familien: Singzirpen, Leuchtzirpen, Buckelzirpen und Kleinzirpen. Die Singzirpen (Stridulantia *Burm.*) sind plump gebaute Tiere mit kurzem, senkrecht stehendem Kopf und blasenartig aufgetriebener, querfaltiger Stirn, hervorquellenden Augen, drei deutlichen Nebenaugen auf dem Scheitel, zwischen den Augen entspringenden, borstenförmigen, kurzen Fühlern, gestreckten, glasartigen, unbehaarten oder gefärbten und behaarten Vorderflügeln, die viel länger sind als die Hinterflügel, und verdicktem, unten stachligem Vorderschenkel. Sie gehören meist den Tropen an, halten sich am Tag scheu zwischen dem Laub der Bäume versteckt und saugen die jungen Triebe derselben aus, ohne sich aber dabei nach Art der Blattläuse festzusetzen und Kolonien zu bilden. Die Männchen bringen sehr helle, schrillende oder pfeifende Töne hervor, welche schon die Aufmerksamkeit der alten Dichter und Naturbeobachter erregten. Die Tettix der Griechen wurde von den Dichtern, besonders von Anakreon, besungen, und eine auf einer Harfe sitzende Cikade galt als Sinnbild der Musik. Der Stimmapparat befindet sich jederseits an der Basis des Hinterleibes unter zwei großen, lederartigen Schuppen, von denen jede eine große, im Grund von zarter Membran geschlossene Ringöffnung bedeckt. Oben an der Außenseite jeden Ringes spannt ein horniger Rahmen eine festere, längsfaltige Haut. Am Grunde der lederartigen Schuppe liegt ein Luftloch als lange, mit Wimperhaaren besetzte Falte, und im steifen Rand sind Stimmbänder angebracht, welche durch die ausströmende Luft in Schwingungen versetzt werden. Die hierdurch erzeugten Töne werden durch den beschriebenen Apparat verstärkt. Die Weibchen bohren mit einem in der Längsspalte des Bauches verborgenen Legstachel junge Triebe bis zum Mark an, um ihre Eier abzulegen; die Larven saugen äußerlich am Baum, auch an den Wurzeln. Die Familie zählt 400—500 Arten, von denen nur 18 dem südlichen Europa angehören. Die größte inländische Art, welche mit den Flügeln über 8 cm spannt, ist Cicada plebeja *Scop.*; sie ist schwarz, auf dem Schildchen und auf dem Prothorax größtenteils rostgelb, am Hinterleib seitlich weiß, auf den Flügeln gelbbraun geädert und bewohnt Süddeutschland. Größere Arten finden sich in großer Zahl in Nordamerika und Brasilien. Die Mannacikade (kleine Eschencikade, C. orni *L.*, s. Tafel »Halbflügler«), mit elf braunen Punkten auf jedem der wasserhellen Vorderflügel und braunem, gelb geflecktem und weiß behaartem Körper, lebt in Südeuropa vorherrschend auf der Mannaesche und sticht deren Blätter an, um ihre Eier darin abzulegen. Auf der Wunde bilden sich Mannatröpfchen, doch hat dies Produkt für den Handel keine Bedeutung. Von den alten Griechen wurden Cikadenlarven gegessen. Die Leuchtzirpen (Fulgorina *Burm.*) haben einen vielgestaltigen Kopf, an welchem die Stirn vom Scheitel und von den Wangen durch scharfe Leisten getrennt ist; die Augen sind klein, halbkugelig, jederseits oft mit einem Nebenauge, die Fühler meist ganz klein, warzenförmig. Die Vorderflügel sind dünnhäutig, derb oder lederartig; viele Arten von beträchtlicher Größe und lebhafter, bunter Färbung bewohnen vorwiegend die Tropen und sind in Europa durch unscheinbare Arten vertreten. Ihren Namen haben sie von dem surinamschen Laternenträger (s. d.), von welchem man glaubte, daß er nachts leuchte; sie zirpen nicht, sondern aber durch die Körperbedeckung hindurch eine wachsartige Substanz aus, welche in besonderer Dichtigkeit und oft in langen, fadenförmigen Strängen die Oberfläche des Hinterleibes bedeckt. Das Wachs der chinesischen Flata limbata *Fabr.* kommt in den Handel. Die Buckelzirpen (Membracina *Burm.*) sind kleine bis mittelgroße, springende, nicht zirpende Tiere mit extravaganten Bildungen des Prothorax, unter welchem

oft Mittel- und Hinterrücken, selbst Flügel und Hinterleib verborgen liegen; der Kopf ist nach unten gerückt, der Scheitel mit der Stirn verschmolzen, zwischen den Augen liegen zwei Nebenaugen, die Fühler sind sehr kurz, unter dem Stirnrand verborgen. Sie bewohnen bis auf eine Gattung Amerika und sind dort ungemein zahlreich vertreten. Die gehörnte Dornzirpe (Centrotus cornutus *L.*), 6–9 mm lang, schwarz, fein seidig behaart, an Knieen, Schienen, Tarsen und Rückenkiel rostrot, mit zwei seitlichen ohrartigen Fortsätzen und einem hintern langen, scharf gekielten Dorn am Mesothorax, findet sich bei uns im Herbst häufig auf Haselgebüsch. Die Kleinzirpen (Cicadinella *Burm.*) haben einen frei hervortretenden Kopf, der Scheitel ist nach oben, die Stirn nach vorn gewandt, die Nebenaugen stehen zu zweien oder fehlen; die Fühler sind kurz, mit Endborste, vor den Augen stehend, der Prothorax ist meist einfach, den Mesothorax bis zum Schildchen bedeckend, die Oberflügel sind lederartig, die Hinterbeine verlängert. Sie springen, zirpen aber nicht und finden sich in zahlreichen Arten in Europa. Die Schaumcikade (Aphrophora spumaria *L.*, s. Tafel »Halbflügler«) ist 11 mm lang, gelbgrau mit zwei schrägen hellern Binden auf den Deckflügeln; das Weibchen legt im Herbste die Eier in Rindenrisse der Weide oder an den Wurzelstock einiger Wiesenpflanzen, die im Frühjahr erscheinende Larve sticht die Futterpflanze an und saugt deren Saft; ihre Exkremente treten als Bläschen aus, welche das Tier vollständig mit einem dichten Schaum umhüllen (Kuckucksspeichel). Sitzen viele Larven auf einer Weide bei einander, so fließen die Schaumbläschen zu Tröpfchen zusammen und fallen herab (thränende Weiden). Nach der letzten Häutung kommt die Cikade aus dem Schaum hervor und lebt auf Gräsern und Gebüsch. Eine Anzahl durch eigentümliche Formen oder Farbenpracht ausgezeichneter C. s. auf beifolgender Tafel.

Cilento (spr. tschi-, aus cis Alentum, »diesseit des Flusses Alento«), Gebirgslandschaft an der Küste der italienischen Provinz Salerno, südlich vom Kap Licosa, erzeugt vortrefflichen Wein.

Cilia (lat., Cilien), die Wimpern (s. Auge, S. 75, und Flimmer); ciliar, die Wimpern betreffend; Ciliarkörper, s. Auge, S. 74.

Cilicia, Landschaft, s. Kilikien.

Cilicium (lat.), bei den Römern ein aus dem Haar der kilikischen Ziegen verfertigter Stoff, der zu Reisemänteln, Matratzen, Decken &c. gebraucht wurde; später auch das grobe härene Gewand der Einsiedler und Büßer.

Cilli (slowen. Celje), altertümliche Stadt in Untersteiermark, in einem durch seine Naturschönheiten berühmten Thal 238 m ü. M. an der schiffbaren Sann gelegen, Station der Wien-Triester Eisenbahn, hat eine windische Pfarrkirche mit gotischer Kapelle, eine deutsche Kirche mit antikem Mosaikboden, ein Kapuzinerkloster, Gasanstalt, Sparkasse und (1880) 5393 Einw. (darunter 400 Mann Militär), welche Leder-, Furnier-, Parketten-, Sprengpulver- und Thonwarenfabrikation, Verhüttung von Zinkerzen (Staatsbetrieb), Bierbrauerei, ansehnlichen Handel, Wein- und Obstbau betreiben. Die Stadt hat ein Obergymnasium und eine gewerbliche Fortbildungsschule und ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft (für die Umgebung), eines Kreisgerichts und eines Revierbergamts. An der Südostseite der Stadt liegt die Ruine Ober-C., einst Residenz der mächtigen Grafen von C. In der Nähe befinden sich das Eisenwerk Storé, das Braunkohlenlager von Buchberg und die Baumwollspinnfabrik in Pragwald. Auch die Bäder Neuhaus, Tüffer, Römerbad und Sauerbrunn-Rohitsch sind nicht weit von der Stadt entfernt. — C. ist die alte römische Kolonie Celeja Claudia, Hauptort im mittlern Noricum, wo angeblich 234 der heil. Maximilian, Bischof von Lorch, den Märtyrertod starb. Um 1050 wird der Markgraf Günther von Hohenwart als Marchio de Cilia bezeichnet. Die Stadt kam an Aquileja, dann an die Heunburger. Noch im 14. Jahrh. gab es prachtvolle Ruinen von Celeja, und die alte Stadtmauer, welche um 1452 aufgeführt wurde, zeigt noch heute eingefügte römische Basreliefs und Denksteine. Seit 1331 war C. kaufweise im Besitz der genannten Grafen von C., als Erben der Grafen von Heunburg, die besonders durch die Gunst Kaiser Siegmunds, der eine Barbara von C. zur Gemahlin hatte, hoch emporstiegen, aber 1456 ausstarben, worauf Stadt, Burg (Alt-C.) und Umgegend an das Haus Österreich fielen. Vgl. Thalherr, C. und Umgebung (Cilli 1875); Hoisel, C. und dessen Sannbäder (Wien 1877).

Cilnier, mächtiges etrurisches Patriziergeschlecht (Lukumonen) zu Arretium, 301 v. Chr. von da vertrieben, aber durch römische Gewalt wieder zurückgeführt. Einzelne C. hatten in alten Zeiten die königliche Würde bekleidet; neuen Glanz aber lieh dem Namen erst wieder Cilnius Mäcenas (s. d.), des Augustus berühmter Günstling.

Cima (ital., spr. tschi-), »Bergspitze«, daher Bezeichnung vieler Berge im italienischen Sprachgebiet der Alpen, wie C. di Gelas (3188 m) in den Seealpen, C. di Jazzi (3818 m) in den Walliser Alpen, C. di Castello (3402 m) in den südrätischen Alpen, C. di Nardis (3561 m) in der Adamellogruppe; C. d'Asta (2844 m), C. di Langorei (2613 m), C. di Rosetta (2854 m) in den südtirolischen Alpen; C. Duodici (2331 m) in den Lessinischen Alpen. Auch in den Apenninen werden einzelne Berge C. genannt.

Cima (spr. tschi-, C. da Conegliano), Giovanni Battista, ital. Maler, geboren um 1460 wahrscheinlich zu Udine, lernte in Venedig unter Al. Vivarini und ließ sich dann in Conegliano nieder, hielt sich aber auch zeitweise in Venedig auf, wo Giov. Bellini den größten Einfluß auf ihn gewann. Die am spätesten datierten Werke von ihm sind von 1508. C. wandelte in den Bahnen Bellinis, war jedoch herber als dieser, immerhin aber ein bedeutender Maler, dem es an kräftig leuchtender Farbe und ernster Charakteristik nicht gebrach. Seine Gemälde sind sehr häufig, so in Parma, Venedig, Conegliano, Paris, Berlin u. a. O.

Cimabue (spr. tschi-), Giovanni, ital. Maler, geboren um 1240 zu Florenz, bildete sich wahrscheinlich nach byzantinischen Mustern, suchte aber der starren und typischen Manier derselben entgegenzuarbeiten und wurde so der Begründer der neuern italienischen Malerei. Von seinen Werken ist nur eins urkundlich beglaubigt, ein Mosaikbild des thronenden Heilandes und des Evangelisten Johannes in der Chornische des Doms zu Pisa, welches er 1301 und 1302 im altertümlichen Stil ausführte. Dasselbe wurde erst 1321 durch die Hinzufügung einer Maria von andrer Hand vollendet. Auf die Autorität Vasaris werden C. noch folgende Werke zugeschrieben: drei Madonnenbilder auf Goldgrund in Santa Maria Novella in Florenz, in der dortigen Akademie und im Louvre zu Paris und eine Reihe von Fresken in der Grabeskirche des heiligen Franz zu Assisi. Während seine Madonnenbilder durch milde Ruhe und edle

Feierlichkeit sich auszeichnen, zeigt sich in den Wandbildern bereits das Streben nach Lebhaftigkeit in Bewegung und Empfindung. Er starb bald nach 1302.

Cimarones, in Südamerika wild lebende Pferde. Als 1553 Buenos Ayres gegründet, dann aber wieder verlassen wurde, waren Pferde in dieser Niederlassung zurückgeblieben, welche verwilderten und sich rapid vermehrten. Die C. sollen die Vorfahren der jetzt in Amerika wild lebenden Pferdeherden sein.

Cimarōsa (spr. tschi-), **Domenico**, einer der namhaftesten ital. Opernkomponisten, soll nach Fétis 17. Dez. 1749 zu Aversa im Königreich Neapel von armen Eltern geboren sein, welche nicht lange nach seiner Geburt nach Neapel übersiedelten. Besser beglaubigt erscheint Gerbers Angabe, wonach er 1755 geboren ist, und zwar seiner eignen Angabe nach zu Neapel. Hier erhielt er seinen ersten Musikunterricht am Konservatorium der heil. Maria von Loreto, seine weitere Ausbildung im Kontrapunkt und im dramatischen Stil durch Fenaroli und Piccini. Seine erste Oper: »Le stravaganze del conte«, brachte er 1772 in Neapel auf die Bühne; ihr folgte 1773 »La finta Parisina«, 1775 in Rom »L'Italiana in Londra« und in den folgenden Jahren eine Reihe andrer an verschiedenen Orten aufgeführter Opern, unter welchen »Cajo Mario« (1779 in Rom), »La ballerina amante« (1782 in Neapel), »Il pittore Parigino« (1782 in Rom), »Il convito« (1782 in Venedig), »Le trama deluse« (1786 in Neapel), »Giannina e Bernardone« (1788 in Neapel) mit Auszeichnung zu nennen sind. Im J. 1789 folgte er einem Ruf als Kammerkomponist der Kaiserin Katharina II. nach Petersburg; auf der Reise dahin wurde er in Wien vom Kaiser Joseph II. ehrenvoll aufgenommen und beschenkt. Während der drei Jahre seines russischen Aufenthalts schrieb er die Opern: »La vergine del sole«, »Cleopatra«, »L'Atene edificata« und erntete mit denselben reichen Beifall. Da jedoch seine Gesundheit das nordische Klima nicht vertrug, so wandte er sich 1792 nach Wien, wo er vom Kaiser Leopold II. unter glänzenden Bedingungen als Hofkapellmeister angestellt wurde und noch in demselben Jahr sein Meisterwerk: »Il matrimonio segreto«, mit größtem Erfolg auf die Bühne brachte, ein Leben und Geist sprudelndes, in allen Teilen vollendetes Werk, das zu den besten der italienischen Opera buffa gehört. Außerdem komponierte C. in Wien noch »La calamità de' cuori«, »L'amor rende sagace« u. a. und kehrte dann 1793 nach Neapel zurück, wo sein »Matrimonio segreto« an 70mal hintereinander mit immer neuem Beifall gehört wurde. Bis zum Ausgang des Jahrhunderts bereicherte er noch das Repertoire der größern Opernbühnen seines Vaterlandes um mehr als ein Dutzend mit größerm oder geringerm Erfolg aufgeführter Werke. An den revolutionären Bewegungen in Neapel (1799) nahm er lebhaften Anteil und soll infolgedessen sogar eingekerkert gewesen sein. Jedenfalls verließ er 1800 Neapel und begab sich nach Padua und zuletzt nach Venedig, wo er über der Komposition der Oper »L'Artemisia« 11. Jan. 1801 starb. Im Pantheon zu Rom wurde 1816 seine Büste von Canova neben denen Sacchinis und Paësiellos aufgestellt. Außer der großen Reihe von Opern schrieb C. noch eine Anzahl geistlicher Kompositionen, Messen, Litaneien u. a. Als Opernkomponist läßt C. den Einfluß Mozarts deutlich erkennen, indem er mit den Vorzügen der italienischen Musik, dem anmutigen Melodienfluß, der dramatischen Lebendigkeit und der wirkungsvollen Behandlung der menschlichen Stimme, die dem deutschen Meister eigne Gedankentiefe verbindet und namentlich durch geistreiche Harmonie und Instrumentierung die meisten seiner italienischen Kunstgenossen übertrifft.

Cimbal, s. Cymbal und Hackbrett.

Cimbern und Teutonen, zwei germanische Völker, welche als die ersten Germanen mit den Römern in Berührung kamen und so in die Geschichte eintraten. Die Cimbern (Kimbern, d. h. Kämpfer) verließen ihre ursprünglichen Wohnsitze auf der Jütischen Halbinsel (der sogen. Cimbrischen Chersonesus) infolge einer verheerenden Sturmflut, wandten sich, wie erzählt wird, nach dem Schwarzen Meer und stießen auf dem Rückweg von da auf die in Böhmen wohnenden Bojer, von welchen sie gegen Süden gedrängt wurden. So erschienen sie 113 v. Chr. in der römischen Provinz Noricum (Kärnten und Krain) und verlangten von den Prokonsul Gnäus Papirius Carbo Land. Dieser suchte sich ihrer durch Hinterlist zu entledigen, wurde aber bei Noreja (Neumarkt) von ihnen völlig geschlagen. Dennoch wandten sich die Cimbern wieder nach Norden, umgingen die Alpen, zogen aus der jetzigen Schweiz helvetische Stämme, die Tiguriner und Toygener, sowie die Ambronen, deren Abstammung und frühere Wohnsitze man nicht kennt, an sich, vereinigten sich am Rhein mit den Teutonen, welche ebenfalls auf der Jütischen Halbinsel gewohnt und gleichzeitig mit den Cimbern ihre Heimat verlassen hatten (ob sie an der Schlacht bei Noreja teilgenommen, ist unsicher), und plünderten nun vereinigt, 300,000 streitbare Männer, das Land zwischen Rhône und Pyrenäen. Die Römer suchten sie aufzuhalten; aber 109 wurde der Konsul M. Junius Silanus, 108 der Konsul M. Aurelius Scaurus von ihnen geschlagen. Zwar eroberte 106 der Konsul Servilius Cäpio Tolosa wieder, ward aber mit seinem Kollegen Manlius 105 bei Arausio (Orange) gänzlich geschlagen, wobei 80,000 Römer umgekommen sein sollen. Daher entstand in Rom der sprichwörtlich gewordene »cimbrische Schrecken« (terror cimbricus), und 104 wurde Gajus Marius, der eben den Jugurthinischen Krieg glücklich beendigt hatte, zum Konsul und Feldherrn gewählt. Dieser nahm seine Stellung an dem Rhône und hatte Zeit, sein Heer schlagfertig zu machen, da die Feinde, welche sich zunächst im nördlichen Gallien und in Spanien herumtrieben, erst 102 wieder erschienen. Die Cimbern und Tiguriner zogen gegen Südosten, um durch das heutige Tirol in Italien einzudringen; die Teutonen und Ambronen wandten sich gegen Marius, wurden aber von diesem bei Aquä Sextiä (Aix) 102 vollständig aufgerieben. Die Cimbern schlugen nach ihrer Ankunft in Oberitalien 102 den Konsul Q. Lutatius Catulus zurück, wurden aber, als Marius 101 sich mit Catulus vereinigt hatte, 30. Juli 101 auf dem Raudischen Feld bei Vercellä (zwischen Turin und Mailand) völlig vernichtet. Die ganze Volksmenge, Männer, Weiber und Kinder, fand entweder den Tod auf dem Schlachtfeld, oder geriet in römische Gefangenschaft. Ein Teil der Cimbern war in der Heimat zurückgeblieben und schickte später an Augustus Gesandte, um die Thaten der Stammesgenossen zu entschuldigen. Vgl. Pallmann, Die Cimbern und Teutonen (Berl. 1870).

Cimbex, Gattung der Blattwespen (s. d.).

Cimbrische Halbinsel (Chersonesus Cimbrica), s. Chersonesus.

Cimelien (v. griech. keimēlion), Kostbarkeiten, Kleinodien, besonders der Kirchenschatz; daher Cimeliarch, Schatzmeister der Kirchen und Klöster.

Ciment, s. v. w. Zement.

Cimex, Wanze.

Cimiez (spr. ssimjäß, Cimiès), ein Franziskanerkloster auf einem Hügel 4 km nordöstlich von Nizza, an der Stelle des alten Cemenelum, der römischen Hauptstadt der Meeralpen, von der noch Reste eines Amphitheaters, eines angeblichen Dianatempels, eines römischen Bades u. a. vorhanden sind.

Ciminius (Lacus C.), der heutige Lago di Vico, nordwestlich von Rom.

Cimmerier, s. Kimmerier.

Cimolit (cimolische Erde, Creta cimolia), schmutzig weißer Thon, findet sich auf der griechischen Insel Argentiera (im Altertum Kimolos) und wird dort, wie auf den übrigen Inseln des Archipels, heute noch wie im Altertum statt Seife zum Waschen benutzt. Man verwendet ihn auch zum Walken der Tücher und zum Ausziehen von Fettflecken.

Cinalóa (Mexiko), s. Sinaloa.

Cinca, Fluß in der span. Provinz Huesca, entspringt in den Mittelpyrenäen am Mont Perdu, durchfließt das wilde Gebirgsthal von Bielsa, nimmt den aus dem romantischen Thal von Gistain kommenden Cinqueta, dann die Flüsse Esera und Alcanadre auf und mündet nach einem Laufe von 180 km rechts in den Segre, kurz vor dessen Einfluß in den Ebro.

Cinchōna *L.* (Chinarindenbaum, Fieberrindenbaum), Gattung aus der Familie der Rubiaceen, so genannt zum Andenken an die Gräfin von Chinchon, Gemahlin des Vizekönigs von Peru (s. unten), immergrüne Bäume oder Sträucher mit gegenständigen, einfachen, meist lederartigen, glänzenden, ganzrandigen, gestielten, oft auf der Unterseite purpurroten oder kurz vor dem Abfallen sich purpurviolett färbenden Blättern, weißen, fleischfarbenen oder purpurnen, wohlriechenden Blüten in endständigen, bekussiert ästigen, oft ansehnlichen Blütenrispen, vom Kelchsaum gekrönten, zweifächerigen, vielsamigen Kapseln und zusammengedrückten, kleinen, ringsum geflügelten Samen. Die Cinchonen sind höchst elegante, wenn auch nicht besonders auffallende Gewächse und stimmen so sehr untereinander überein, daß eine vollkommen befriedigende Feststellung der Arten, deren Zahl gegenwärtig auf etwa 33 oder 36 bestimmt wird, noch nicht erreicht ist; Spielarten und Bastarde vereinigen die Arten zu einer fast ununterbrochenen Reihe, deren Endglieder kaum schärfer von den verwandten Gattungen als von den Pflanzen ihrer eignen Reihe zu trennen sind. Von etwa zwölf Arten wird die Rinde zur fabrikmäßigen Darstellung des Chinins benutzt, aber nur wenige Arten liefern offizinelle Rinde. Die Cinchonen wachsen in den Kordilleren von Südamerika von 10° nördl. bis 22° südl. Br.; der eigentliche Mittelpunkt der besten Cinchonen (Cascarillos finos) ist aber die Provinz Loxa im südlichsten Teil von Ecuador von 7° nördl. bis 15° südl. Br. Sie lieben ein wechselvolles, feuchtes Klima und eine mittlere Temperatur von 12—20° und finden diese klimatischen Verhältnisse besonders in einem Höhengürtel von etwa 2000 m; doch wachsen Cinchonen noch bei 3500 m Höhe, und die nicht offizinellen steigen bedeutend tiefer herab. Dem Charakter der tropischen Vegetation entsprechend, wachsen die Cinchonen meist zerstreut, höchstens da und dort zu kleinern Gruppen vereinigt, und nur C. corymbosa *Karsten* bildet waldartige Bestände. C. Calisaya *Wedd.* (s. Tafel »Arzneipflanzen II«), ein hoher, dickstämmiger Baum mit ausgebreiteter, reichbelaubter Krone, verkehrt eiförmig-länglichen, 8—15 cm langen Blättern, mit bisweilen rötlichen Blattstielen und rötlichen Mittelrippen, eiförmigen oder fast doldentraubigen Blütenrispen und fleischroten, weichhaarigen Blüten, wächst in den bolivischen Provinzen Enquisivi, Yungas, Larecaja, Caupolican und in der peruanischen Provinz Carabaya zwischen 1500 und 1800 m Seehöhe. C. Ledgeriana *Moens. mscpt.*, bisweilen als Varietät der vorigen betrachtet, jedenfalls ihr sehr nahe stehend, stammt aus Samen, welche am Rio Mamore in Bolivia gesammelt wurden und durch Ledger nach London, von dort nach Java kamen. Die Rinde dieses Baums besitzt den höchsten Chiningehalt, nämlich 9—13,25 Proz. C. succirubra *Pav.*, ein Baum von 15—25 m Höhe, dessen aus der verletzten Rinde ausquellender milchiger Saft bald intensiv rot wird (daher der Name), mit 18 cm langen, eiförmigen, im Alter oft blutrot überlaufenen Blättern, pyramidaler Rispe und kurzhaarigen, purpurnen Blüten, wächst in Ecuador, vorzüglich im Gebirgsstock des Chimborazo, bei 600—1500 m Seehöhe. C. officinalis *Hook. fil.*, ein 10—15 m hoher Baum mit fast eiförmiger Krone, 5—12 cm langen, ei-lanzettlichen oder lanzettlichen Blättern, fast doldentraubiger Rispe und rosenroten Blüten, wächst in Ecuador, Provinz Loxa, bei 1600—2400 m Seehöhe und ist sehr veränderlich. C. micrantha *Ruiz* et *Pav.*, ein 6—20 m hoher Baum mit 23 cm langen, breit eiförmigen Blättern, großer, pyramidaler, vielblütiger Rispe und weißen Blüten, wächst in Bolivia und Peru.

Diese Arten liefern hauptsächlich die Chinarinden (s. d.) des Handels, welche von den Stämmen, Ästen und Zweigen, in neuerer Zeit auch von den Wurzeln genommen werden und zu den vorzüglichsten Arzneimitteln gehören; ihre Wirkung beruht hauptsächlich auf dem Gehalt an Alkaloiden, wie Chinin und Cinchonin. Das Holz ist fast geschmacklos und enthält nur Spuren dieser Körper neben viel Chinovin, ist auch zu technischer Verwendung nicht brauchbar. Die Blätter schmecken säuerlich bitter, riechen auch trocken noch theeähnlich und enthalten geringe Mengen der Alkaloide, aber bis 2 Proz. Chinovin. Die Blätter von C. succirubra sollen als Fiebermittel alle Beachtung verdienen. Die Blüten schmecken bitterer als die Blätter, aber in den angenehm schmeckenden wässerigen Aufguß geht diese Bitterkeit nicht über. Auch die Samen schmecken bitter. Bei dem nicht eigentlich massenhaften Auftreten der Cinchonen und der rücksichtslosen Ausbeutung derselben hat man nicht mit Unrecht Befürchtung wegen der gänzlichen Ausrottung der kostbaren Bäume gehegt. In neuerer Zeit wird jedoch überall, Pitayo ausgenommen, ein vorsichtigeres Verfahren eingehalten; in Loxa verschont man beim Schälen kleinerer Bäume einen breiten Rindenstreifen, von welchem aus sich die ganze Rinde allmählich wieder erneuert, wobei eine sehr geschätzte Ware entsteht. Eine regelrechte forstliche Benutzung der Cinchonen in ihrer Heimat müßte die günstigsten Aussichten haben, wenn sie durch besser geordnete politische und soziale Zustände unterstützt würde. Die Übersiedelung der Cinchonen nach andern Ländern erscheint daher als ein außerordentlich wichtiges Unternehmen. Nachdem Condamines Bemühungen, lebende Cinchonen nach Europa zu bringen, mißglückt waren, gelang es Weddell, Samen herbeizuschaffen, welche in Paris keimten. Im J. 1851 kamen durch Vermittelung der Jesuiten Cinchonen nach Algerien, doch scheinen die Akklimatisationsversuche hier und 1866 auch auf Réunion mißglückt zu sein; auf Miquels Veranlassung schickte der holländische Kolonialminister Pahud den Bota-

niker Haßkarl nach Südamerika, welchem es 1854 gelang, in 21 Wardschen Kasten junge C.-Pflänzlinge nach Batavia zu bringen und Samen nach Holland zu schicken. Aber schon 1852 hatten die Holländer C. Calisaya von einem Pariser Handelsgärtner gekauft und auf Java angesiedelt; Karsten brachte 1854 Samen der wertvollen C. lancifolia var. discolor dorthin, und bald lieferten auch die Haßkarlschen Samen kräftige Pflanzen. 1876 besaß man bereits über 2 Mill. Cinchonen, darunter 1,225,000 C. Calisaya, 565,000 C. officinalis und 4400 C. lancifolia. Im J. 1859 fingen die Engländer an, die Übersiedelung der C. nach Indien zu betreiben. Markham ging 1860 nach den Grenzländern Perus und Bolivias, um C. Calisaya zu sammeln; Spruce erhielt die Aufgabe, in Ecuador C. succirubra zu erlangen, und Pritchett wurde in die Gegend von Huanuco entsandt. Später trat auch Croß hinzu und siedelte die von ihm gesammelten C. Calisaya succirubra und Condaminea in Indien selbst an. Markhams und Pritchetts Pflänzlinge kamen in üblem Zustand in Indien an; aber gleichzeitig gesammelte Samen gingen in Kew, in Ostindien, auf Trinidad und Jamaica gut auf, und Spruce brachte kräftige Pflänzlinge nach Utakamand. Weitere Ansiedelungen wurden begonnen 1861 in Hakgalla im zentralen, bis 1570 m ansteigenden Gebirgsland Ceylons, 1862 in Dardschiling, im südlichen Teil von Sikkim, im südöstlichen Himalaja, 1865 in Neuseeland und 1866 auf dem australischen Kontinent in Brisbane (Queensland). Als Mittelpunkt des ganzen Unternehmens ragt aber Utakamand hervor mit seinen Filialen bis zur Südspitze Indiens, zum Teil auf Höhen von 2200—2500 m. Im J. 1866 hatte Utakamand 297,000 Stück C. succirubra, 758,000 C. officinalis, 37,000 C. Calisaya, 29,000 graue Rinden liefernde Arten, im ganzen 1,123,000 Stück. Hakgalla hatte 1865 über 500,000, Dardschiling und Rungbee 1866 über 300,000 Stück. Außerdem aber sind schon Hunderttausende von jungen Chinabäumchen an Private abgegeben worden. Auch auf Jamaica gedeihen die Pflanzungen. Im J. 1859 begannen die Bemühungen, C.-Arten in Kalifornien zu akklimatisieren, und 1866 suchte Kaiser Maximilian die Kultur derselben in Mexiko einzuführen. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß die Kultur den Chiningehalt der Rinden steigert, so daß z. B. C. officinalis, welche in Amerika eine wenig gehaltreiche Rinde liefert, auf Java bis 4,8 Proz. Chinin erzeugt. Auch hat man gefunden, daß in Moos eingehüllte Stämme dickere, alkaloidreichere Rinde entwickeln. (Vgl. Chinarinden.)

Die frühere Geschichte der Chinarinden verliert sich in ungewisse Angaben. Das Wort Quina (Rinde) gehört der Inkasprache an; aber die Peruaner, welche mit größter Zähigkeit an überlieferten Gebräuchen festhalten, wenden heute noch die China nicht an, fürchten sie vielmehr. Auch sind aus der Zeit des spanischen Einfalls in Peru keine Beweise alter Bekanntschaft des eingebornen Volkes mit der Chinarinde überliefert worden. Man hat erzählt, daß die Peruaner den Spaniern die Heilkräfte der China verschwiegen hätten; am wahrscheinlichsten aber ist, daß die frühste Kenntnis der China auf die Gegend von Loxa beschränkt geblieben war. Dort soll 1630 der spanische Corregidor von Loxa, Don Juan Lopez de Cañizares, durch Chinarinde vom Wechselfieber geheilt worden sein, und als nun 1638 die Gemahlin des Vizekönigs von Peru, Grafen von Chinchon, in Lima am Fieber erkrankte, sandte jener Corregidor Chinarinde an den vizeköniglichen Leibarzt Juan de Vega, dem es auch gelang, die Gräfin damit zu heilen (daher Polvo de la condesa, Gräfinpulver). Durch Vega kam die Rinde 1639 nach Spanien; 1643 erhielt der Kardinal de Lugo in Rom Chinarinde aus Peru, und so wurde Rom der erste Stapelplatz des Mittels, welches nun als Polvo de los Jesuitos weitere Verbreitung fand. Im J. 1655 gelangte die Rinde nach England, wo sie der Londoner Arzt Robert Talbor zuerst in richtiger Dosis anwandte. Er soll 1679 den Dauphin von Frankreich damit geheilt haben, worauf Ludwig XIV. das Geheimnis kaufte und 1681 publizierte. 1669 fand sich die Chinarinde auch in deutschen Apotheken. Über die Stammpflanze der Chinarinde berichtete zuerst Condamine, welcher 1737 bei Loxa die jetzt als C. officinalis var. und Condaminea bekannten Pflanzen sammelte und eine Beschreibung nebst Abbildung 1740 der Pariser Akademie vorlegen ließ. J. de Jussieu sammelte 1739 bei Loxa die später als C. pubescens bezeichnete Art, und 1742 stellte dann Linné die Gattung C. auf. Durch die Forschungen von Mutis, Ruiz und Pavon wurde die weitere Verbreitung der Cinchonen in den Kordilleren bekannt, und so traten allmählich gegen 1785 Mittel- und Südperu und Neugranada mit Loxa in Konkurrenz. Die botanische und pharmakognostische Erkenntnis der Chinarinden wurde besonders durch H. v. Bergen, Schleiden, Delondre und Bouchardat (1826), Berg, Weddell, Howard u. a. gefördert.

Vgl. Weddell, Histoire naturelle des quinquinas (Par. 1849; deutsch, Wien 1865); Derselbe, Notes sur les quinquinas (deutsch von Flückiger u. d. T.: »Übersicht der Cinchonen von Weddell«, Schaffh. 1871); Delondre und Bouchardat, Quinologie (Par. 1854); Karsten, Die medizinischen Chinarinden Neugranadas (Berl. 1858); Derselbe, Flora Columbiae terrarumque adjacent. specim. select. (das. 1858—69); Howard, Illustr. of the Nueva Quinologia of Pavon (Lond. 1862; deutsch, das. 1862); Derselbe, Quinology of the East India plantations (das. 1869 u. 1876, 3 Bde.); Markham, The C. species of New Granada (das. 1867); Triana, Nouvelles études sur les quinquinas (Par. 1872); Phoebus, Die Delondre-Bouchardatschen Cinchonen (Gießen 1864); Planchon, Des quinquinas (Par. u. Montpellier 1864); Berg, Die Chinarinden der pharmakognostischen Sammlung zu Berlin (Berl. 1865); Markham, Notes on the culture of Cinchonas (Lond. 1859); Derselbe, Account of Peruvian bark and its introduction into British India etc. (das. 1880); Mac Ivor, Cultivation of Cinchonae in India (Madr. 1863); Gorkom, Die Chinakultur auf Java (Leipz. 1869); King, A manual of C. cultivation in India (Kalk. 1876); Kuntze, C.; Arten, Hybriden und Kultur der Chinabäume (Leipz. 1878); Flückiger, Die Chinarinden in pharmakognostischer Hinsicht dargestellt (Berl. 1882).

Cinchonaceen, Unterfamilie der Rubiaceen (s. d.).

Cinchonidin (Chinidin) $C_{20}H_{24}N_2O$, Alkaloid, findet sich in allen echten Chinarinden und bildet farb- und geruchlose Kristalle. Es schmeckt weniger bitter als Chinin, ist schwer löslich in Wasser, leichter in Alkohol und Äther und fluoresziert schwach. Seine Salze sind meist leichter löslich als Chininsalze. Es dient als Fiebermittel.

Cinchonin $C_{20}H_{24}N_2O$, Alkaloid, findet sich in zahlreichen Chinarinden, stets begleitet von Chinin, am reichlichsten in den Zweigrinden und vorwiegend in

den braunen Rinden. Über die Darstellung des Cinchonins s. Chinin. Es bildet farb- und geruchlose, luftbeständige, wasserfreie Kristalle, schmeckt anfangs kaum, dann ziemlich stark bitter, ist sehr schwer löslich in Wasser, leichter in Alkohol und Äther, fluoresziert nicht in saurer Lösung, schmilzt bei 240°, kann aber bei 220° im Wasserstoffstrom unzersetzt sublimiert werden. Es reagiert alkalisch und bildet zwei Reihen meist kristallisierbarer Salze, welche im allgemeinen löslicher sind als die Chininsalze, stark bitter schmecken und im Sonnenlicht rotbraun werden. Beim Erhitzen mit Kalihydrat bildet es Chinolin. Das C. wirkt auf den Organismus ähnlich wie Chinin, aber viel schwächer; es verdient als Tonikum und Roborans Beachtung, zumal es als Nebenprodukt bei der Chininbereitung gewonnen wird und viel billiger ist als Chinin.

Cincinnati (spr. ßinnßinnäti), Hauptstadt der Grafschaft Hamilton im nordamerikan. Staat Ohio, eine der bedeutendsten Handels- und Fabrikstädte Amerikas, genannt die »Königin des Westens«. C. liegt am rechten Ufer des 600 m breiten Flusses Ohio, auf zwei Terrassen (16 und 33 m über dem höchsten Wasserstand), von denen die obere allmählich zum Auburn- und andern Hügeln ansteigt, die, von Landhäusern und Weingärten bedeckt, die Stadt in großem Halbkreis einfassen und eine Höhe von 142 m erreichen. Der innere Teil der Stadt ist dicht bebaut, doch sind auch hier die Straßen breit und teilweise mit Bäumen besetzt. Die Hauptstraße (Main Street) läuft vom Anlegeplatz der Dampfschiffe 2,5 km weit nach N.; sie ist Hauptsitz des Großhandels und wird von 14 Straßen rechtwinkelig durchschnitten. Von diesen ist Pearl Street namentlich den Geldgeschäften gewidmet, Fourth Street (»vierte Straße«) dient als fashionable Promenade, und die Fifth Street (»fünfte Straße«) enthält die schönsten Kaufmannsläden, mehrere Markthallen und den in München hergestellten Tyler Davidson-Brunnen. Der Miamikanal teilt die Stadt in zwei Hälften, von welchen die östliche fast ausschließlich von Deutschen bewohnt ist und daher scherzweise Little Germany (»Kleindeutschland«) genannt wird, während man dem Kanal den Namen »Rhein« beilegt. In den Vorstädten stehen die Häuser teilweise noch sehr zerstreut, und viele Straßen sind noch nicht gepflastert, welcher Umstand in Verbindung mit den zahlreichen Schweinen gerade nicht zu deren Reinlichkeit beiträgt. Zur Zierde gereichen der Stadt einige größere Parke, wie Eden Park (87 Hektar) im O., Burnett Wood (69 Hektar) im N. und der kleinere Hopkins Park auf Mount Auburn. Unter den Friedhöfen ist der von Spring Grove (240 Hektar) der schönste. Eine großartige, 1817 angelegte, in der neuern Zeit beträchtlich erweiterte Wasserleitung versieht die Stadt mit gutem Trinkwasser. Die Lage der Stadt ist für den Verkehr ungemein günstig. Sie bildet den Knotenpunkt für 18 Eisenbahnen, welche sie mit sämtlichen Haupthandelsplätzen des Landes verbindet, während der Ohio einen regen Schiffsverkehr ermöglicht. Der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstand des Flusses beträgt bei C. 19 m, und die Schiffe sind gezwungen, an schwimmenden Landungsbrücken (floating wharves) anzulegen. Für die großen Mississippidampfer bildet C. den Endpunkt der Fahrt; kleinern Dampfern jedoch gelingt es auch bei niedrigem Wasserstand fast immer, Pittsburg (690 km flußaufwärts) zu erreichen. Eine Kettenbrücke, 1856—67 erbaut und 686 m lang, mit einer Öffnung von 322 m zwischen den beiden sie tragenden Türmen, und eine Eisenbahnbrücke verbinden C. mit den in Kentucky gelegenen Städten **Covington** und **Newport** (s. d.). Unter den 180 Kirchen der Stadt ragen hervor die katholische Kathedrale zu St. Peter in griechischem Stil und die gotische Jesuitenkirche zu St. Xavier mit 106 m hohem Turm. Auch die in maurischem Stil aufgeführte Synagoge ist ein bemerkenswerter Bau. An öffentlichen Gebäuden sind zu nennen: das neue Bundesgebäude mit Postamt, Zollamt und Gerichtshof in Renaissance, der Gerichtshof der Grafschaft (County Court House) mit korinthischem Portikus, der 1884 bei einem Aufruhr, hervorgerufen durch die Bestechlichkeit der Richter, teilweise niedergebrannt wurde, das Rathaus (City buildings) und die Börse (Chamber of Commerce). C. hatte 1870: 216,239, 1880 aber 255,139 Einw., worunter 46,157 Deutsche und 15,077 Irländer, und hat demnach langsamer an Bevölkerung zugenommen als andre große Städte des Westens. Es ist eine der ersten Handelsstädte der Union, namentlich was die Beförderung von Getreide, Schweinefleisch, Tabak und Steinkohlen betrifft, und außerdem auch eine der gewerbreichsten Städte. In seinen 3276 gewerblichen Anstalten fanden 1880: 54,517 Arbeiter Beschäftigung, und Waren im Wert von 105 Mill. Doll. wurden in denselben hergestellt. Dem Wert ihrer Erzeugnisse nach geordnet, waren unter ihnen 237 Kleiderfabriken, 49 Schlächtereien, 90 Gießereien und Maschinenbauwerkstätten, 10 Brennereien, 50 Wagenfabriken, 19 Brauereien, 119 Möbelfabriken, 333 Stiefelfabriken, 263 Tabaks- und Zigarrenfabriken, 89 Druckereien, 50 Lederfabriken etc. Großartig sind namentlich die Schlächtereien, in welchen Schweine verpackt werden, wenn sie auch hinter ähnlichen Anstalten in Chicago zurückstehen, so daß der Spitzname »Porkopolis«, den man früher C. beilegte, jetzt der Rivalin am Michigansee zukommt. Jährliche Ausstellungen, die in den permanenten Exposition Buildings gehalten werden, dienen wesentlich dazu, die Stellung Cincinnatis als hervorragender Handelsstadt zu festigen. An Wohlthätigkeitsanstalten besitzt die Stadt ein großartiges Krankenhaus, eine Irrenanstalt (im Dorf **Carthage**, 15 km im Norden der Stadt), ein Asyl für leichtsinnige Frauenzimmer, ein Armenhaus und ein Waisenhaus, abgesehen von den zahlreichen Privatwohlthätigkeitsgesellschaften und Unterstützungsvereinen. Die öffentlichen Bildungsanstalten werden von einem jährlich erwählten Ausschuß (Trustees) verwaltet. Unter ihnen behauptet die Universität von C., mit Rechts- und Zeichenschule, den vornehmsten Rang. Außerdem verdienen Erwähnung: das Medical College von Ohio, das Miami Medical College, eine Schule für Zahnärzte, ein theologisches Seminar der Presbyterianer (Lane College), das von den Jesuiten geleitete St. Xavier's College mit geologischem Museum. Neben der städtischen Bibliothek von 85,000 Bänden bestehen noch zahlreiche Büchersammlungen als Besitz wissenschaftlicher und andrer Vereine. Zu nennen sind hier: die Historical and Philosophical Society, die Naturhistorische Gesellschaft, die Academy of Medicine, die Astronomische Gesellschaft (mit Sternwarte auf **Mount Adams**, seit 1843), das Mechanics Institute und der Jünglingsverein. Unter den Klubs behauptet die deutsche »Alemannia« einen hervorragenden Rang, und auch die Freimaurer, die Odd Fellows, die deutschen Turner, Sänger und Arbeiter sind im Besitz von großen »Hallen«. Unter den fünf größern Theatern ist eins deutsch; auch fehlt es nicht an Konzerthallen

und deutschen »Biergärten«. C. ist Sitz eines deutschen Berufskonsuls. C. wurde 1788 von Auswanderern aus Neuengland und New Jersey an der Stelle des frühern Forts Washington gegründet und nach dem am Ende des Freiheitskriegs von Offizieren gegründeten Orden der C. benannt; 1814 erhielt der Ort eine städtische Verfassung. Seit Eröffnung des Miamikanals (1830) und dem Bau von Eisenbahnen (1840) hat sich die Bevölkerung rasch gehoben, so daß sie 1850 bereits auf 115,436 Seelen herangewachsen war.

Cincinnātus, Lucius Quinctius, hochgefeiertes Muster altrömischer Tugend und Sitteneinfalt, der Vorkämpfer des patrizischen Standes in dessen Streit mit den Plebejern, war nach der Verurteilung seines Sohns Käso, welcher sich Gewaltthaten gegen die Plebejer erlaubt hatte, durch die Beitreibung der von ihm für seinen Sohn geleisteten hohen Bürgschaft genötigt, sich auf ein kleines Gut jenseit des Tiber zurückzuziehen, das er mit eigner Hand bebaute. Dennoch wurde er 460 v. Chr. zum Konsul gewählt, als welcher er seinen patrizischen Standesgeist durch seinen energischen Widerstand gegen das Terentilische Gesetz bewies. Als 458 der Konsul Minucius von den Äquern eingeschlossen wurde, ward C. vom Pflug weggeholt, um als Diktator das Heer zu befreien, was ihm auch in kürzester Frist gelang; er schlug die Äquer, ließ sie unter dem Joch durchgehen, hielt einen Triumph und legte nach 16 Tagen die Diktatur wieder nieder. Zum zweitenmal ward er 439 als 80jähriger Greis zum Diktator gewählt, als der Plebejer Spurius Mälius, der bei einer Hungersnot an die Armen Getreide verteilt hatte, des Strebens nach der Alleinherrschaft beschuldigt ward. Mälius wurde von dem Magister equitum Servilius Ahala ermordet und diese That vom Diktator öffentlich als verdienstlich belobt. Er starb in hohem Alter.

Cincinnatusorden, ein Orden der nordamerikan. Union, der nach dem Befreiungskrieg 1783 von den Offizieren der Armee zur Aufrechthaltung der errungenen Rechte und Freiheiten gestiftet wurde. Sie nannten sich Cincinnati, weil sie, wie einst der Römer Cincinnatus, nach vollendetem Kampf zu ihrem Herd zurückkehren wollten. Das gewählte Ordenszeichen stellte auf der Vorderseite den Cincinnatus dar, dem drei Senatoren ein Schwert überreichen, im Hintergrund seine Ehefrau, an der Hütte stehend, nebst Pflug und Ackergerät, von den Worten umgeben: »Omnia relinquit servare rem publicam«. Die Dekoration sollte erblich sein. Zum ersten Präsidenten wurde Washington gewählt. Da aber von allen Seiten gegen den Orden als ein unrepublikanisches Institut protestiert wurde, so ward beschlossen, keine neuen Mitglieder aufzunehmen, weshalb der Orden mit den bereits Dekorierten erlosch.

Cicinnus (lat.), Wickel, Form des Blütenstandes (s. d., S. 81).

Cincius, L. C. Alimentus, einer der ältesten röm. Annalisten in der Zeit des zweiten Punischen Kriegs, in welchem er auch als Prätor eine Zeitlang in Sizilien kommandierte. Er verfaßte in griechischer Sprache eine Geschichte Roms von dessen Gründung an, in der aber die frühern Partien ganz kurz und nur seine eigne Zeit ausführlicher behandelt war. Sie ist bis auf wenige unbedeutende Fragmente verloren. Andre Schriften (»De fastis«, »De comitiis«, »De consulum potestate« u. a.) werden ihm mit Unrecht zugeschrieben. Vgl. die Monographien von M. Hertz (Berl. 1842) und Plüß (Bonn 1865).

Cinclus, Wasserstar.

Cinctus Gabinus, s. Toga.

Cinders (engl., spr. ßin-; fälschlich Zünder, Koksklein), durch den Rost der Feuerungen gefallene, mehr oder weniger verkokte Steinkohle, welche sich in dem Wasserbecken des Aschenfalles gelöscht hat. Sie beträgt oft zwei Drittel der ganzen Asche und repräsentiert daher bei großem Betrieb einen bedeutenden Wert. Um sie auszunutzen, braucht man Sortiertrommeln, welche zuerst die reine Asche und die ganz groben Schlacken aussondern und den Rest zum Waschen vorbereiten. Man bringt denselben auf Waschkasten und trennt ihn so in Koks und Schlacke, welch letztere unten aus dem Kasten fällt, während die reinen Koks oben ausgetragen werden. Die von den Schlacken genügend befreiten C. können als billiges Brennmaterial verwertet werden; man hat auch versucht, in einem Schachtofen gepreßten Wind über glühende C. zu leiten und das so gebildete Kohlenoxydgas, welches eine Flamme von mehreren Fuß Länge erzeugt, z. B. zur Kesselheizung zu benutzen.

Cineas, griech. Redner, s. Kineas.

Cinellen, s. v. w. türkische Becken (s. d.).

Cineraria *Less.* (Aschenpflanze), Gattung aus der Familie der Kompositen, meist mit der Gattung Senecio *L.* vereinigt, Kräuter oder Halbsträucher mit Blättern, welche oft auf einer oder beiden Seiten mit weißlichem, oft mehlartigem, aschenähnlichem (daher der Name) Filz bedeckt sind. Mehrere Arten werden bei uns als früh und lange blühende Zierpflanzen kultiviert. Namentlich sind es Bastarde kapländischer Arten und Varietäten, welche zu großer blumistischer Vollkommenheit gebracht wurden und in allen Farben, mit sehr großen, auch gefüllten Blüten als früh blühende Topfpflanzen gezogen werden. C. maritima *L.*, ein Halbstrauch vom Mittelmeer, wird wegen der weißlichen Blätter besonders auf Teppichbeeten mit Erfolg benutzt.

Cinerarium (lat.), Gefäß für die Asche der verbrannten Toten, s. Urne; im katholischen Kultuswesen Behältnis mit der Asche von Heiligen.

Cingŏli (spr. tschin-), Städtchen in der ital. Provinz Macerata, am Musone, Bischofsitz, mit Gymnasium, altem Stadthaus, römischem Aquädukt und (1881) 1566 Einw., ist das alte Cingulum, von Labienus angelegt. Es fiel 1443 an den Kirchenstaat und ist Vaterstadt des Papstes Pius VIII.

Cingŭlum (lat.), Gürtel, insbesondere der Gürtel für die Alba der katholischen Priester, in Form eines mit Stickerei geschmückten Bandes, das nicht selber zusammengeschleift wird, sondern innerhalb mit zwei Schnüren versehen ist, so daß, wenn es damit befestigt worden, die beiden bis zur Mitte der Oberschenkel herabhängenden Enden einander nicht decken. Die letztern waren ehemals auch wohl mit kleinen, an Schnürchen befestigten goldenen Schellen besetzt. Auch die zu den Krönungsinsignien der deutschen Kaiser gehörende Alba wurde mit einem noch vorhandenen C. gegürtet, bestehend aus einer breiten gewebten Goldborte mit grotesken Tiergestalten und kleeblattförmigen, silbervergoldeten Schließen. Auch die Gürtelschnur der Mönche heißt C.

Cingŭlum militare (lat.), der rotlederne Wehrgürtel, mit dem der chlamysförmige Rock der römischen Militärbeamten zusammengehalten wurde. Unter den byzantinischen Kaisern wurden kostbare Wehrgehänge als Auszeichnung verliehen. Im übrigen wurde zur Zeit Justinians der Ausdruck C. überhaupt als Bezeichnung des Soldatenstandes gebraucht, wie später im Mittelalter zur Bezeichnung der Ritterwürde.

Cinis (lat.), Asche; Cineres clavellati, kohlensaures Kali; Cineres Jovis, Zinnoxyd.

Cinisi (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), in einer anmutigen Ebene unter dem Monte Orso, nahe am Meer, mit (1881) 5474 Einw., welche Wein und treffliche Feigen bauen.

Cinna, 1) **Lucius Cornelius**, Römer aus patrizischem Geschlecht, diente, nachdem er die Prätur bekleidet, als Legat im Bundesgenossenkrieg und ward mit Sullas Genehmigung, obwohl zu dessen Gegenpartei gehörend, für das Jahr 87 v. Chr. mit Gnäus Octavius zum Konsul erwählt, doch gegen das eidliche Versprechen, nichts gegen die von Sulla nach Besiegung der Marianer getroffenen Einrichtungen unternehmen zu wollen. Kaum war aber Sulla nach Asien zum Kriege gegen Mithridates abgegangen, als C., seines Eides uneingedenk, durch mehrere gewaltsame Maßregeln die Partei der Marianer wieder emporzubringen suchte. Zwar wurde er nach einem blutigen Straßenkampf abgesetzt und aus der Stadt vertrieben, brachte aber aus den Truppen des Appius Claudius, welche gerade Nola belagerten, und von den Bundesgenossen ein großes Heer zusammen, rief Marius und die übrigen Verbannten zurück und zwang Rom, sich zu ergeben, worauf ein fünftägiges Morden begann. Eigenmächtig übernahm C. das Konsulat auf das Jahr 86 mit Marius, nach dessen Tod er den Lucius Valerius Flaccus als Kollegen annahm, und auch für 85 und 84 führte er als Konsul mit Gnäus Papirius Carbo als Kollegen in Rom eine unumschränkte Herrschaft. Auf die Nachricht, daß Sulla aus Asien zurückkehre, rüstete sich C., ihm nach Griechenland entgegenzuziehen; seine Soldaten aber weigerten sich, ihm zu folgen, und ermordeten ihn in einem Aufstand. Vgl. Marius und Sulla.

2) **Lucius Cornelius**, Sohn des vorigen, hatte sich schon als Jüngling 78 v. Chr. mit dem Konsul M. Lepidus zum Umsturz der Sullanischen Verfassung verbunden, flüchtete, als das Unternehmen mißlungen war, zu Sertorius nach Spanien, wurde durch Cäsars Vermittelung zurückgerufen und 44 zum Prätor befördert. Nach Cäsars Ermordung pries er auf dem Forum die Mörder, warf die Zeichen der ihm von Cäsar verliehenen Würde von sich und erbitterte dadurch das Volk, welches ihn töten wollte, aber statt seiner in blinder Wut den Gajus Helvius Cinna, einen treuen Anhänger Cäsars, ermordete. Seitdem verschwand er vom Schauplatz.

3) **Gnäus Cornelius**, des vorigen und der Tochter des Pompejus, Pompeja, Sohn, ward, wiewohl er bei Actium auf der Seite des Antonius gestanden, dennoch von Augustus durch besonderes Wohlwollen ausgezeichnet. Als er demungeachtet im Jahr 4 n. Chr. eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers anstiftete, wurde er von demselben nicht nur begnadigt, sondern sogar für das folgende Jahr zum Konsul ernannt. C. blieb seitdem dem Kaiser unerschütterlich treu.

Cinnabaris, Zinnober.

Cinnabarit, s. v. w. Zinnober.

Cinnabarite, s. v. w. Blenden.

Cinnamōmum *Burm.* (Zimtbaum), Gattung aus der Familie der Lauraceen, immergrüne Bäume oder Sträucher mit gegen- oder wechselständigen, meist dreinervigen, lederartigen Blättern, kleinen oder mittelgroßen, weißen oder gelblichen Blüten in achselständigen oder terminalen Rispen und einsamiger Beere in dem abgestutzten, verhärteten Kelch. Etwa 50 Arten im tropischen und subtropischen Asien. C. ceylanicum *Breyn* (s. Tafel »Gewürzpflanzen«), ein höchstens 16 m hoher Baum mit fast vierkantigen, kahlen Ästen, eiförmigen, ganzrandigen, drei- bis siebennervigen, dunkelgrünen, oben glänzenden, unten graugrünen Blättern, end- und achselständigen, grau seidenhaarigen, schwach, aber unangenehm riechenden Blütenrispen mit kleinen, gelben Blüten und ovalen, 1,3 cm langen, bläulichbraunen Beeren, ursprünglich heimisch auf Ceylon und vielleicht auch in Kochinchina, wird seiner Innenrinde halber, welche den Ceylonzimt liefert, hauptsächlich im südwestlichen Küstenstrich Ceylons, mit viel geringerm Erfolg in andern Teilen der Insel, in Vorderindien, Java, Sumatra, Malakka, Cayenne, Brasilien 2c. kultiviert. Die Zimtgärten fordern einen feinen weißen Quarzsand oder sehr sandigen Thonboden mit gutem Untergrund, reichliches Sonnenlicht und viel Regen. Die besten Zimtgärten liegen auf Ceylon ausschließlich auf dem 4—5 Stunden breiten ebenen Küstensaum zwischen Negumbo, Kolombo und Madura bis höchstens 330 m ü. M. In hohem Grad aber hängt die Güte des Ceylonzimts auch von der Pflege der Pflanze ab. Man unterdrückt durch Zurückschneiden die eigentliche Stammbildung und erzieht einen Strauch von 4—5 etwa 3 m hohen Schößlingen (Stockausschlägen), welche im Alter von 1½—2 Jahren, wo sie etwa 1,5 cm dick sind, geschnitten werden. Durch Aussaat oder Stecklinge werden von Zeit zu Zeit die ganzen Pflanzungen erneuert, damit die Wurzel selbst nicht zu alt werde. In 2—3 Jahren kann man von Sämlingen gute Rinde gewinnnen. Den feinsten Zimt liefern die Spitzen der in der Mitte des Strauches stehenden Schößlinge. Die Haupternte erfolgt im Frühjahr, die Nachernte im Spätjahr, weil sich alsdann infolge des nach starken Regengüssen vermehrten Safttriebes die Rinde leicht ablösen läßt. Ist dies geschehen, so wird die bitterlich zusammenziehend schmeckende Außenrinde entfernt und der größte Teil der Mittelrinde abgeschält; man steckt 8—10 Halbröhren derselben ineinander, schneidet sie in bestimmter Länge ab, trocknet sie im Schatten und verpackt sie in kleinere und dann in größere Bündel (Fardelen), welche in den Schiffen mit schwarzem Pfeffer bedeckt werden, angeblich, um die Feuchtigkeit von dem Zimt abzuhalten. Letzterer besteht also fast nur aus den 0,25—0,5 mm dicken Platten der Innenrinde. Aus der Beere gewinnt man ein schwach aromatisches, festes Fett, aus der Wurzel durch Destillation mit Wasser Kampfer, welcher aber nicht in den Handel kommt; die Blätter riechen und schmecken beim Zerreiben nelkenartig und geben ein schweres, dunkles, ätherisches Öl, welches dem Gewürznelkenöl sehr ähnlich ist und wohl auch unter diesem Namen in den Handel kommt. Das Holz ist sehr wenig gewürzhaft, aber aus den Rindenabfällen destilliert man ätherisches Zimtöl. Der Ceylonzimt ist bei der Kultur in andern Ländern überall ausgeartet; der etwas dickere Javazimt riecht und schmeckt schwächer; die in Cayenne und Brasilien gezogene Rinde ist viel stärker, dunkler, schmeckt schleimig und stark adstringierend. Die auf dem Festland Indiens (Malabar, Silhet und Ostbengalen) gezogene Pflanze artete vollständig aus und wurde schon von Linné als Laurus Cassia beschrieben; ihre Rinde (Holzkassie, Malabarzimt, Cassia lignea) riecht und schmeckt schwach zimtartig, nicht angenehm, vorherrschend schleimig und herb. C. Cassia *Blume*, ein Baum von höherm Wuchs, mit hellgrünen, lanzettlichen, dreinervigen, unterseits bläulichgrünen, kurz weichhaarigen Blättern, in Kochinchina und

den chinesischen Provinzen Kuangsi (»Zimtwald«), Kuangtung und Kueitschou heimisch und dort wie auf den Sundainseln und in Vorderindien (Malabar), aber nicht mit gleicher Sorgfalt wie der Ceylonzimt kultiviert, liefert den chinesischen Zimt (Zimtkassie). Der Baum wird niedrig gehalten, und wenn er zehn Jahre alt ist, werden die Zweige abgeschnitten und geschält, worauf er zehn Jahre ruht. Die die unreifen Früchte einschließenden abgeblühten Blumenkronen kommen als Zimtblüten (Flores Cassiae) in den Handel. C. Culilawan *Nees*, ein hoher, dickstämmiger Baum auf den Molukken, mit stielrunden, kahlen Ästen, eirund-länglichen, kahlen, unten graugrünen Blättern und achselständigen, grauflaumhaarigen Blütenrispen, liefert den aromatisch nelkenartig schmeckenden und eigentümlich riechenden Kulilabanzimt (Kulilabanrinde), aus welchem man ein ätherisches Öl zum Parfümieren von Seife bereitet. C. dulce *Nees* (C. chinense *Blume*), ein Baum mit stielrunden, kahlen Zweigen, länglichen, nach beiden Enden spitz zulaufenden, kahlen, oben und unten gleichfarbigen Blättern und end- oder achselständigen Blütenrispen, in China und Japan, liefert Zimtblüten. C. Loureirii *Nees*, ein Baum mit zusammengedrückt vierkantigen, kahlen Zweigen, fast ovalen, an beiden Enden verschmälerten, lang zugespitzten, unterseits feinschuppigen Blättern und ähnlichen Blütenrispen wie C. dulce, in Japan, liefert ebenfalls Zimtblüten. C. Tamala *Nees*, ein Baum mit fast stielrunden, in der Jugend flaumhaarig-scharfen Zweigen, länglich-lanzettlichen, an beiden Enden zugespitzten, kahlen Blättern und fast end- und achselständigen, ausgespreizten Blütenrispen, in Ostindien, liefert in der Rinde den echten Mutterzimt, Cortex Malabathri.

Zimt ist wohl das am frühsten in Gebrauch gezogene Gewürz und wird schon in einem chinesischen Kräuterbuch 2700 v. Chr. erwähnt; ebenso war es im frühsten Altertum in Ägypten bekannt, und die Phöniker lieferten dem hebräischen Altertum die beiden Zimtsorten C. und Kasia. Auch Theophrast erwähnt beide Gewürze, die damals zu den größten Kostbarkeiten zählten, und wahrscheinlich verstand man unter Kasia ungeschälte Zimtzweige, wie sie noch jetzt in China einen bedeutenden Handelsartikel bilden. Auch im Mittelalter blieb Zimt zunächst eine kostbare Droge, von welcher man wußte, daß sie aus China stammte. Über den Ceylonzimt fehlen Nachrichten aus dem Altertum; als Produkt der Insel wird er erst gegen Ende des 13. Jahrh. genannt, aber schon damals galt der Zimt aus Südindien weniger als der der Insel. Bedeutend dürfte der Zimthandel Ceylons zu jener Zeit sicher nicht gewesen sein, und die große Menge des auf den Weltmarkt gelangenden Zimts war gewiß stets chinesischen Ursprungs. Zimtkultur bestand 1590 noch nicht auf Ceylon, doch scheint die Ausbeutung der Wälder bereits organisiert gewesen zu sein. Der holländische Gouverneur Falk versuchte zuerst die Aussaat des Zimtbaums, und alsbald wurde die Zimtkultur an der Südwestküste der Insel mit so gutem Erfolg betrieben, daß die Holländer von dem Kandireich, in dessen Wäldern bisher der Zimt geschnitten worden war, unabhängig wurden und jährlich 400,000 Pfd. auszuführen, damit den ganzen europäischen Bedarf zu decken und dies Geschäft völlig zu beherrschen vermochten. Nach der Besitznahme Ceylons durch England (1796) wurde der Zimthandel Monopol der Englisch-Ostindischen Kompanie, welche nun wieder mehr Zimt aus den Wäldern ausführte. Doch scheint die jährliche Produktion höchstens ½ Mill. Pfd. erreicht zu haben. 1833 wurde das Monopol der Kompanie, 1853 der hohe Ausfuhrzoll aufgehoben, unter welchem die Kultur durch die Konkurrenz des Javazimts und des chinesischen Zimts stark gelitten hat. In neuester Zeit hat die Kaffeekultur den Zimt auf Ceylon mehr und mehr zurückgedrängt.

Cinnamus, Johannes, byzantin. Geschichtschreiber, s. Kinnamos.

Cino da Pistója (spr. tschi-), Guittone Sinibaldi oder Sinibuldi, ital. Dichter und Rechtsgelehrter, geb. 1270 zu Pistoja, studierte in Bologna die Rechte, wurde alsdann Richter in seiner Vaterstadt, mußte aber als eifriger Ghibelline, nachdem die Guelfen dort ans Ruder gekommen waren, die Stadt verlassen und fand eine Zuflucht bei seinem Parteigenossen Filippo Vergiolesi in dem festen Ort Pitecchio an der Grenze der Lombardei. Hier verliebte er sich in Filippos Tochter Selvaggia, die er in seinen Gedichten besungen hat. Nach deren bald erfolgtem Tod scheint er eine Zeitlang außerhalb Italiens zugebracht zu haben. Als Heinrichs VII. Römerzug die Hoffnungen der Ghibellinen aufs neue belebte, kehrte er zurück und folgte dem Kaiser nach Rom. Um diese Zeit erschien sein berühmter Kommentar über die neun ersten Bücher des Justinianischen Kodex, durch welchen er sich den Ruf eines der ausgezeichnetsten Juristen seiner Zeit und den Doktorhut von der Universität Bologna erwarb. Zugleich wetteiferten die bedeutendsten Hochschulen Italiens, ihn für sich zu gewinnen, und er lehrte seit 1318 anfangs in Treviso, am längsten und mit dem größten Ruhm in Perugia und von 1334 an in Florenz, starb aber schon 1337, nach andern erst 1341 in Pistoja. Allgemeiner berühmt als durch sein juristisches Werk ist C. als Dichter. Seine ganz der Verherrlichung seiner geliebten Selvaggia gewidmeten Gedichte zeichnen sich durch große Zartheit und Lieblichkeit aus und weisen ihm unter den Vorläufern Petrarcas einen der ersten Plätze an. Sie wurden zuerst gedruckt in den »Rime antiche« (Flor. 1527, Rom 1559 u. öfter), besonders herausgegeben unter dem Titel: »Poesie« von Ciampi (Pisa 1813; Pistoja 1826, 2 Bde.), der auch eine Biographie des Dichters (»Memorie della vita di C.«, Pisa 1808; 3. Ausg. 1826) verfaßte; später unter dem Titel: »Rime« von Carducci (Flor. 1864), von E. Brindi und P. Fanfani (Pistoja 1878). Vgl. Chiapelli, Vita e opere giuridiche di C. (Turin 1881).

Cinq (franz., spr. ssänk), fünf.

Cinq-Mars (spr. ssänk-mars oder -mar), Henri Coiffier de Ruzé, Marquis de, Günstling Ludwigs XIII. von Frankreich, zweiter Sohn des Marschalls Marquis d'Effiat, geb. 1620, wurde, fast noch Knabe, von Richelieu, einem Freund seiner Familie, welcher durch ihn seinen Einfluß auf Ludwig XIII. befestigen wollte, zum Kapitän einer Kompanie des königlichen Leibregiments und Garderobemeister des Königs ernannt, gewann bald durch seine liebenswürdigen geistigen und körperlichen Eigenschaften dessen Gunst und ward, kaum 19 Jahre alt, Oberstallmeister. Doch strebte der ehrgeizige, talentvolle Günstling noch höher, er wollte Herzog und Pair sein, die Prinzessin Maria von Gonzaga heiraten und politischen und militärischen Einfluß besitzen. Als Richelieu diese Wünsche mit Hohn und Spott zurückwies, beschloß C., den Kardinal zu stürzen, zumal er wußte, daß der König diesen fürchtete, aber auch haßte. Er ging so weit, daß er sich mit dem Herzog Gaston von Orléans, Bruder des Königs, zur

Ermordung Richelieus verband. Zugleich wurde mit Spanien unterhandelt und mit diesem 1642 ein Vertrag abgeschlossen, um den Minister, wenn nötig, mit Waffengewalt zu stürzen und die Partei des Herzogs von Orléans ans Ruder zu bringen. Indessen wurde das Komplott entdeckt und C. 14. Juni 1642 zugleich mit dem Herzog von Bouillon und seinem Freunde de Thou in Narbonne verhaftet. C. leugnete anfangs alles, aber die Zeugnisse Orléans', welcher dadurch sein Leben rettete, überwiesen ihn des Bündnisses mit dem Landesfeind. C. und de Thou wurden zum Tode durchs Schwert verurteilt und 12. Sept. 1642 in Lyon hingerichtet. Der Herzog von Bouillon erhielt seine Freiheit erst nach Abtretung seiner unabhängigen Herrschaft Sedan wieder. Vgl. »Neuer Pitaval«, Teil 4 (Leipz. 1843). A. de Vigny benutzte die Geschichte des C. zu seinem Roman »C., ou une conjuration sous Louis XIII«.

Cinquecento (ital., spr. tschinquetschénto, »fünfhundert«), in der Geschichte der ital. Kunst und Litteratur herkömmliche Bezeichnung des 16. Jahrh. und des Stils, der sich während dieses Zeitraums durch die Wiederbelebung der Antike auf beiden Gebieten entwickelte (vgl. Renaissance). Daher Cinquecentisten, die Künstler und Schriftsteller des 16. Jahrh., vorzugsweise die Begründer und Meister dieses neuen Stils, wie in den bildenden Künsten Bramante, Michelangelo, Raffael, Correggio, Tizian, Cellini rc., in der Poesie Berni, Ariosto, Tasso, Machiavelli u. a.

Cinque Ports (spr. ßint pōrts, »Fünfhäfen«), seit Wilhelm dem Eroberer Name der fünf auf der englischen Küste von Kent und Sussex Frankreich gegenüberliegenden Seehäfen: Hastings, Romney, Hythe, Dover und Sandwich, die gleichsam die Wiege der englischen Seemacht bilden, und zu denen später noch Winchelsea und Rye kamen, so daß es im ganzen sieben Fünfhäfen gibt. Sie wurden als die besten Verteidigungspunkte gegen Frankreich stark befestigt und gegen gewisse Leistungen mit großen Vorrechten begabt. Ein eigner Oberrichter, der den Titel »Lord Warden of the Cinque Ports« führte, zugleich Admiralitätsjurisdiktion ausübte und auf dem Schloß Walmer bei Deal (s. d.) förmlich Hof hielt, mußte über die Aufrechthaltung der Rechte dieser Orte wachen. Jetzt sind die Häfen dieser Städte durch das Zurücktreten des Meers größtenteils versandet, aber das Amt eines Lord Warden als Sinekure mit 1025 Pfd. Sterl. Gehalt besteht noch immer fort.

Cinti (spr. ßinti, offiziell Camargo), Provinzhauptstadt im Departement Chuquisaca des südamerikanischen Staats Bolivia, am Rio C., 160 km südlich von Chuquisaca, hat Weinbau, Branntweinbrennerei und etwa 1500 Einw.

Cintra (spr. ßintra), Stadt in der portug. Provinz Estremadura, Distrikt Lissabon, in reizender Gebirgslage am nördlichen Abhang der Serra de C. (Montes lunae, 600 m), hat ein altes gotisches königliches Schloß, in welchem der abgesetzte König Alfons VI. bis zu seinem Tod 1683 gefangen saß, viele prächtige Landsitze, wo die Vornehmen die Sommerfrische genießen, Marmorbrüche, Weinbau und (1878) 4810 Einw. Auf einem Berggipfel südlich von C. liegt das prächtige königliche Schloß Penha mit herrlicher Aussicht und schönen Gartenanlagen. Westlich von C. die Stadt Collares mit berühmtem Weinbau, Brüchen schwarzen Marmors, welcher zu den Palastbauten von C. verwendet wurde, und (1878) 3132 Einw., dann unfern des Cabo da Roca Reste des Klosters Santa Cruz, auch Korkkloster benannt. Geschichtlich denkwürdig ist C. durch die Konvention von C. vom 30. Aug. 1808 zwischen den Engländern unter Dalrymple und den Franzosen unter Junot, welcher gemäß Portugal von den Franzosen geräumt wurde.

Cinxia (lat.), Beiname der Juno als Ehegöttin, welche den Gürtel der Braut schürzt und löst.

Cione (spr. tschō-), Andrea, Maler, s. Orcagna.

Ciotat, La (spr. ßiota), Stadt im franz. Departement Rhônemündungen, Arrondissement Marseille, am Golfe de Lèques und der Eisenbahn nach Nizza, in einer an Wein, Ölbäumen und Orangen reichen Gegend, ist gut gebaut, hat einen Hafen, welcher vom Cap de l'Aigle und der Ile Verte eingeschlossen wird, zwei Leuchttürme besitzt, ehemals befestigt war und selbst für Kriegsschiffe zugänglich ist, eine Schifffahrtsschule, ein Handelsgericht, großartige Schiffswerften und Werkstätten der Gesellschaft Messageries maritimes, welche 3000 Arbeiter beschäftigt, bedeutende Korallenfischerei (für 70,000 Frank jährlich), Handel mit Muskatwein, Sardellen und Anschovis, getrockneten Früchten, Öl und Mandeln, ein Seebad und (1876) 8104 Einw. C. ist das von Marseille aus 160 v. Chr. gegründete Citharista Portus und wurde im 14. Jahrh. Stadt.

Cipaquirá (spr. ßipakira), Stadt im Staat Cundinamarca der Bundesrepublik Kolumbien, auf schöner Ebene, 2628 m ü. M., 50 km von Bogotá, hat eine landwirtschaftliche Schule, eine Bibliothek, ein Krankenhaus und (1870) 8313 Einw. Dabei höchst ergiebige Salzgruben, die jährlich für 8—900,000 Doll. Salz liefern.

Cipipamehl, s. v. w. Tapiokamehl, s. Kassawa.

Cipollin, glimmerreicher, kleinkörnig-schieferiger, mehr oder weniger deutlich geschichteter Kalk, in welchem der Glimmer zuweilen durch Talk vertreten wird. Nicht selten geht der C. durch gleichmäßige Mengung des Kalksteins mit Glimmer in Kalkglimmerschiefer über. Er kommt mit körnigem Kalkstein zusammen als Lager in Glimmerschiefer, Gneis, Granit, Thonschiefer in Mähren, Schlesien, Kärnten, Steiermark, Italien, Frankreich, Schweden rc. vor.

Cippus (lat.), viereckige Säule mit Inschrift, diente bei den Alten als Grenzstein, Wegweiser und Grabdenkmal (als solches in der Regel auch mit Reliefs verziert); später s. v. w. Opferstock.

Cipriani (spr. tschi-), Giovanni Battista, ital. Maler, geb. 1727 zu Florenz, bildete sich in Rom aus. Im J. 1754 von Lord Tilney nach London eingeladen, wurde er hier eins der ersten Mitglieder der königlichen Akademie. Er starb 14. Dez. 1785. Zu seinen größern Werken gehören die Deckengemälde in Queen's House zu Landsdown und in Melbourne (jetzt York) House. C. war ein oberflächlicher Maler, seine Figuren zeigen kein tiefes Verständnis der Form und sind nur auf den flüchtigen Schein mit heiterer Farbe und oberflächlichem Schönheitssinn gemalt. Die englischen Kupferstecher, namentlich Bartolozzi, beeiferten sich, seine süßlichen Zeichnungen wiederzugeben.

Cirage (franz., spr. ßirahsch), Malerei in brauner Farbe auf braunem Grund, s. Kamaieu.

Circa (lat., »um, herum«, meist abgekürzt ca., circa), ungefähr, etwa, gegen (bei Zahlenangaben).

Circaëtos, Schlangenbussard, s. Bussarde.

Circäisches Vorgebirge, s. Circello.

Circars (spr. ßir-: Sirkars, genauer Sarkar, »Regierung«), in Ostindien früher der Name der obersten Regierungsgewalt, dann unter der Herrschaft der Mohammedaner Bezeichnung für Bezirk, Provinz. Als »nördliche C.« werden vom 5. bis 18

Jahrh. bezeichnet die heutigen Küstendistrikte: Kistna, Godaweri, Vizagapatam und Gandscham in der Präsidentschaft Madras, zwischen 16 und 20° nördl. Br., von zusammen 64,700 qkm (1175 QM.) mit 4,5 Mill. Einw. In der Geschichte der englischen Eroberungen in Indien werden die C. wiederholt genannt. Die Franzosen erhielten das Land vom Nizam (s. d.) 1752 als Entschädigung für geleistete militärische Hilfe; dann war es ein Zankapfel zwischen ihnen, den Engländern und dem Nizam, bis es 1768 ganz in britische Gewalt kam.

Circassienne (franz., spr. ßirr-, Zirkaß), dünner, leichter Stoff, aus feinen Streichwollgarnen, auch mit Kette aus Baumwoll- oder Leinengarn nach Art des vierbindigen, beidrechten Köpers gewebt, der durch die leichte Wolldecke sehr deutlich hindurchschimmert. Das Zeug wird schwächer als Tuch gewalkt, einmal gerauht und wie das feinste Tuch mehrmals geschoren. Es dient zu Sommerröcken, Mänteln rc. Halbwollene Circassiennes sind nicht wesentlich verschieden von Kassinetts.

Circatio (lat.), in frühern Zeiten das Herumreisen der Lehnsherren bei ihren Vasallen, um Gericht zu halten.

Circator (auch Circuitor, lat.), s. Kloster.

Circe, s. Kirke.

Circello (Promontorio Circeo, spr. tschirtschè-; im Altertum Circaeus mons, Circejum promontorium), Berg und Vorgebirge in Mittelitalien, westlich von Terracina, die Homerische Insel der Kirke (s. d.), ist ein 527 m hoher Fels, der, aus der Ferne gesehen, wie eine Insel erscheint und thatsächlich auch eine landfest gewordene Insel ist. Von der Landseite von flachem Sumpfland umgeben, stürzt er steil und reich an Höhlen und Grotten zum Meer ab. Die bedeutendste der Grotten ist die »bella Maga«. Seine Vegetation ist dürftig an der Seeseite, reich und mannigfaltig an der Landseite; alle wild wachsenden und Kulturbäume der Mittelmeerländer und selbst die Zwergpalme sind vertreten. Auf einer Anhöhe im SO. des Bergs liegt die Ortschaft San Felice Circeo (1128 Einw.), in der Lage des alten Circejum. Von der Höhe des Bergs bietet sich ein herrlicher Blick über die Pontinischen Sümpfe bis zu den Albaner Bergen und der Peterskuppel in Rom und anderseits bis zum Vesuv und Ischia.

Circensische Spiele (Ludi circenses), die ältesten römischen Spiele, die als Pferde- und Wagenrennen schon in der Königszeit gefeiert wurden; aber auch später deutet sich ihr hoher Rang darin an, daß man mit ihnen gerade gern ein Fest schließen ließ. So war es beim Fest der Ceres (19. April), des Apollo (13. Juli), der »großen Mutter« (10. April), der Flora (3. Mai), des Augustus (12. Okt.). Nur circensisch war das Marsfest (12. Mai). Im allgemeinen gewannen die circensischen Spiele der Römer eine weit höhere Bedeutung als die Hippodromien der Griechen. Was sie an religiöser Bedeutung einbüßten, gewannen sie reichlich an politischer: in den Zeiten der Republik suchten die höhern Magistrate durch sie das souveräne Volk bei guter Laune zu erhalten. Dies Überbieten der Kräfte brachte die im Zirkus vorgenommenen Spiele auf die Zahl von sieben. Voraus ging dem Schauspiel selbst oft ein Aufzug (pompa circensis) vom Kapitol aus mitten durch die Stadt zum Circus maximus. Der Magistrat, welcher die Spiele veranstaltete, eröffnete den Zug; es folgten die Götterbilder, auf prächtigen Wagen gefahren, oder kleinere Bildnisse derselben, auf den Schultern getragen; dann kamen die zum Wettkampf bestimmten Rosse, Wagen, Kämpfer, Magistrate und Priester, endlich Opfertiere, Geräte rc. Nachdem der Zug die Spina im Zirkus einigemal umschritten, wurde ein Opfer gebracht, worauf die eigentlichen Spiele begannen. Unter jenen sieben Arten stand das Pferde-, namentlich aber das Wagenrennen obenan. Gewöhnlich fuhren je vier Gespanne in die Schranken (carceres) vor, wo sie das Signal erwarteten. Jedes einzelne Rennen (missus) bestand aus vier Gespannen, von denen jedes durch eine andre Farbe, die weiße, rote, grüne oder blaue, ausgezeichnet war, deren jede unter den Zuschauern ihre Partei hatte. Domitian fügte noch die goldene und purpurne hinzu, welche indes nicht lange bestanden zu haben scheinen. Diese Faktionen erregten oft stürmische Auftritte, besonders werden die Grünen und Blauen häufig in Epigrammen genannt. Gewöhnlich wurden 25 Rennen nacheinander aufgeführt, bisweilen noch mehr. Die Renner, gewöhnlich von den besten Rassen, wurden zu keinen anderweitigen Verrichtungen gebraucht und lange zuvor eingeübt. Besonders mußte das Roß der linken Seite wegen der Wendung um die Meta gut dressiert sein, wie auch hier hauptsächlich die Kunst des Wagenlenkers (agitator) sich zeigte. Errang ein Agitator einen Vorsprung, so konnte er sich von der Spina entfernen und an der Meta seine Wendung mit desto größerer Sicherheit ausführen, weil er den Verlust doch immer wieder einbrachte. Die circensischen Wagenlenker trieben nur dieses Geschäft und waren anfangs größtenteils Sklaven. Erst später ward das Lenken des Wagens noble Passion, und selbst Kaiser, z. B. Nero, Domitian, Commodus, Caracalla, Heliogabal, traten als Agitatoren auf. Jedes Rennen bestand in sieben Umläufen (s. Circus). Wessen Gespann nach der siebenfachen Umkreisung nur um einen Schritt oder einen Fuß früher an der Linie, wo das Rennen begonnen hatte, angelangt war als die übrigen, der trug den Preis davon, der in Palmen und Kränzen bestand, womit die Sieger geschmückt wurden. Doch konnten sich diese circensischen Preise an Ehren nicht mit den olympischen messen, verwandelten sich auch in der spätern Zeit in eine Geldbelohnung. Das letzte oder 25. Rennen hieß Missus aerarius, weil es ursprünglich mit Sammelgeld bestritten ward. Überstieg man die Zahl der 25 Rennen, so beschränkte man die der Umläufe um die Meta auf fünf; bisweilen erhöhte man auch die Zahl der zu einem Missus nötigen Wagen. Augustus führte statt des Zwei-, Drei- und Viergespannes das Sechsgespann ein; in der Folge kamen auch Gespanne von Hirschen und andern Tieren vor. Dem Wagen pflegte ein Reiter voranzusprengen, genau gekleidet wie der Wagenlenker, man weiß nicht, ob als Ersatzmann. Außer dem Cursus equorum finden wir folgende Schaustücke, um welche im Verlauf der Zeit die circensischen Spiele vermehrt worden waren: gymnische Spiele, wie Laufen, Ringen und Faustkampf; eine Art Turnier (ludus Trojae), ein Scheingefecht zu Pferde; Tierhetzen, die jedoch nach Erbauung der Amphitheater (besonders nach Cäsars Zeit) seltener im Zirkus aufgeführt wurden; Gladiatorenkämpfe, entweder Mann gegen Mann oder Schar gegen Schar (Cäsar ließ je 300 Reiter, je 500 Fußkämpfer, je 20 Elefanten miteinander kämpfen); militärische Evolutionen und Manöver, von jungen Bürgern (je 60 und mehr gegeneinander) ausgeführt, schon zur Zeit der Punischen Kriege üblich und noch unter Hadrian beliebt; endlich die Sechsmännerspiele beim Marsfest (seit Au-

gustus), ausgeführt von den sechs Turmen der Ritterschaft. — Zur Zeit der Republik gewann mancher Ehrgeizige das souveräne Volk durch Spiele des Zirkus; in der Hand der Kaiser waren sie vollends ein Mittel, um es von aller Politik abzuziehen. »Duas tantum res anxius optat, panem et circenses!« (»Es verlangt nur nach zwei Dingen: nach Brot und circensischen Spielen!«) grollt Juvenal (Sat., X, 81). Man eilte schon um Mitternacht nach dem Zirkus, um noch Freiplätze zu finden. Auch in den Provinzen fanden die circensischen Spiele bald Eingang. So erbaten einst die Treviver, nachdem ihre Stadt zerstört worden, vom Kaiser nichts angelegentlicher als Zirkusspiele, und zu Alexandria wie zu Antiochia in Syrien kam es zwischen den verschiedenfarbigen Faktionen nicht selten zu blutigen Auftritten. Es erhielten sich diese circensischen Spiele noch lange nach der Kaiserzeit, am längsten die Wagen- und Pferderennen; ja, noch 1204 sah man dergleichen von den Venezianern nach der Eroberung Konstantinopels in dem dortigen Hippodrom aufführen. Tier- und Menschenhatzen scheinen, jedoch ohne die Pompa circensis, noch in den Zeiten Theoderichs stattgefunden zu haben. Das siegende Christentum machte dem Unwesen als öffentlicher Festfeier allmählich ein Ende. Die bildenden Künste brachten Szenen aus den circensischen Spielen auf die vielfachste Weise zur Anschauung, besonders finden sich Wagen- und Pferderennen häufig in Mosaiken, auf Reliefs, Lampen, geschnittenen Steinen, Münzen &c. Vgl. **Friedländer** in Becker-Marquardts »Handbuch der römischen Altertümer«, Bd. 4; **Derselbe**, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, Bd. 2 (5. Aufl., Leipz. 1881).

Circleville (spr. ßerklwil), Hauptstadt der Grafschaft Pickaway im nordamerikan. Staat Ohio, am Scioto River, 40 km südlich von Columbus, mit (1880) 6046 Einw., ist Mittelpunkt einer reichen Ackerbaulandschaft und treibt lebhaften Handel. Der Ort ward 1810 auf einem alten Festungswerk angelegt.

Circuit (engl., spr. ßörkit; v. lat. circuitus, »Umkreis«), im engl. Gerichtswesen die Rundreise, welche jeder Richter der Obergerichte in Westminster Hall viermal im Jahr zur Abhaltung von Geschwornengerichten in den Grafschaftshauptstädten zu machen hat; dann Bezeichnung der (acht) Kreise, in welche England und Wales zerfällt, und in deren je einem die Rundreise von den Richtern abwechselnd gemacht wird. Mit verschiedenen Modifikationen ist diese Einrichtung auch in mehreren Staaten Nordamerikas (z. B. Massachusetts) eingeführt worden, und die Union selbst ist in neun Circuits eingeteilt, in deren jedem ein Richter des Obergerichts aus Washington und ein eignes Gericht (Circuit-Court) ihren Sitz haben.

Circulaire (franz., spr. ßirkülähr), s. **Zirkular**.

Circulātor (lat.), Marktschreier, in der katholischen Kirche derjenige Geistliche, welcher die Kirchen zu visitieren hat, jetzt Ruraldekan; in der protestantischen Kirche s. v. w. Kircheninspektor.

Circŭlus (lat.), Kreis; c. aequinoctialis, Äquator; c. horarius, Stundenkreis, c. meridionalis, Mittagskreis; c. parallelus, Parallel-, Breitenkreis; c. tropicus, Wendekreis; c. in demonstrando, probando, c. vitiosus, Kreis-, Zirkelschluß oder -Beweis.

Circum ..., s. **Zirkum ...**

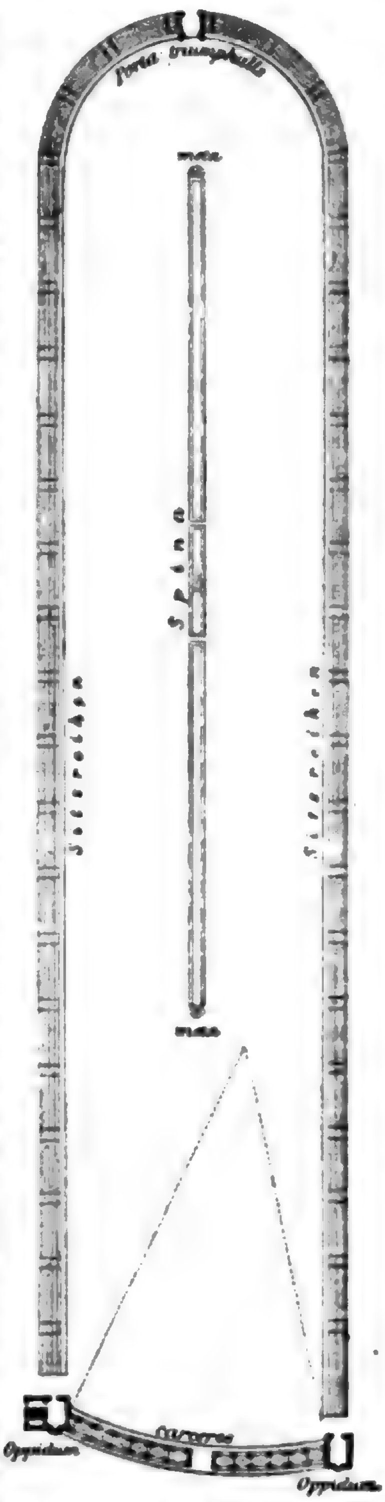
Circumcellio (lat.), Landstreicher; Bettelmönch.

Circumcisio (lat.), s. **Beschneidung**; Circumcisionis festum, Fest der Beschneidung Christi; circumcisi, Beschnittene.

Circumstantia (lat.), s. **Zirkumstanz**.

Circus, Feldweih, s. **Weihen**; Circinae (Feldweihen), Unterfamilie der Falken aus der Ordnung der Raubvögel, s. **Weihen**.

Circus (lat., Zirkus), Kampfspielplatz im alten Rom, ursprünglich für Roß- und Wagenrennen, später für alle Arten der circensischen Spiele (s. d.) bestimmt. Unter den ersten Königen mag das Marsfeld (s. d.) diesen Zwecken gedient haben; der Sage nach erbaute Tarquinius Priscus in der Thalmulde zwischen dem Palatin u. Aventin aus der im Krieg mit den Latinern gewonnenen Beute den später so berühmten C. maximus. Die Arena desselben hatte nach dem von Cäsar beendeten Ausbau eine Länge von 640 m bei einer Breite von 130 m; Arkaden in drei Stockwerken schlossen sie ein, in deren Innern sich die Sitzreihen amphitheatralisch erhoben. Die unterste, steinerne Reihe (Podium) war für die Senatoren bestimmt, unter denen auch die kaiserliche Familie später ihre Logen hatte, die nächst höhere für die Ritter, die übrigen für den dritten Stand. Die Zahl der Plätze war zu verschiedenen Zeiten verschieden und wurde wiederholt durch Umbauten erhöht. Sie belief sich zu Cäsars Zeit auf 150,000, unter Titus wird sie zu 250,000 angegeben, im 4. Jahrh. war sie auf 385,000 gestiegen. Die äußere Einfassung des C. bildete eine Säulenhalle mit einer hinreichenden Zahl von Treppen und Zugängen; hier befanden sich auch zahlreiche Verkaufsbuden. Das ganze überaus reich ausgestattete Gebäude war



Zirkus zu Bovillä (Italien).

unbedeckt, doch konnten die Zuschauer durch übergespannte Tücher vor der Sonnenglut geschützt werden. An beiden Enden der Rennbahn waren, um die Richtung des Laufs zu bestimmen, je drei Kegelsäulen (Metae) aufgestellt; eine niedrige Mauer (Spina), mit einem (später zwei) noch heute erhaltenen Obelisken (seit 1588 auf dem Platz vor dem Lateranpalast stehend), Säulen und Götterbildern geschmückt, verband dieselben. Hier befanden sich auch auf zwei Gerüsten je

sieben Delphine oder sieben Eier, von denen nach jedem gemachten Umlauf eins weggenommen wurde, um die Zuschauer über den Stand des Kampfes zu orientieren. Neben dem Haupteingang an der einen Schmalseite lagen die rechts und links von einem Turm (oppidum) flankierten Schuppen (carceres), welche je ein Viergespann, mit dem gefahren wurde, aufnahmen, und deren Gatterflügel gleichzeitig nach dem C. hin geöffnet werden konnten. Am entgegengesetzten Ende befand sich die Porta triumphalis, durch welche der triumphierende Feldherr bei seinem Zug nach der Stadt in den C. einfuhr. Nach dem Muster dieses ältesten und berühmtesten C. wurden in Rom wie anderwärts später noch andre Zirkusse gebaut, und zuletzt war keine größere Stadt des Reichs ohne einen solchen. Um 220 v. Chr. entstand im Westen des Kapitols der C. des Flaminius, den Augustus einst mit Wasser füllen ließ und zum Schauplatz einer Krokodilsjagd machte. Die Kaiser suchten sowohl durch Ausschmückung der vorhandenen Zirkusse als durch Neubauten sich die Gunst des Volkes zu erwerben. Der C. des Nero (auch C. des Caligula und vatikanischer C. genannt), von Caligula begonnen, von Nero vollendet, lag in Agrippinas Gärten auf dem Vaticanus und hatte einen großen Obelisken, der jetzt vor der Peterskirche steht; er ist besonders durch die von Nero dort gegen die Christen verübten Grausamkeiten berühmt. Der einzige römische C., der noch heute leidlich erhalten ist, ist der, welcher nach dem römischen Kaiser Caracalla den Namen führt, indes erst ein Jahrhundert später von Romulus, dem Sohn des Maxentius, erbaut worden ist; er liegt außerhalb der ehemaligen Porta Capena (jetzt Porta San Sebastiano). Sein Obelisk schmückt seit 1651 die Piazza Navona. Hier waren die acht Carceres samt dem in ihrer Mitte befindlichen Eingang in einer schrägen Linie angelegt, deren linkes Ende sich am weitesten in den C. hinein erstreckte. Da der Lauf der Wagen stets rechts herum geschah, so suchte man so die hierdurch entstehende Benachteiligung der am weitesten nach links postierten Gespanne wieder gut zu machen. Dieselbe Eigentümlichkeit zeigt auch der 1823 in den Ruinen des alten Bovillä am Fuß des Albanergebirges an der Appischen Straße aufgedeckte C. (vgl. nebenstehenden Grundriß); derselbe ist zwar klein, zeigt aber die wesentlichsten Bestandteile der ganzen Anlage vortrefflich erhalten. — Der ausgezeichnetste C. der Neuzeit ist der Cirque olympique in den Elysäischen Feldern zu Paris, von Hittorf errichtet, mit Raum für 6000 Personen. Neben ihm besteht der Hippodrom, der ausschließlich zur Aufführung großer Reitergefechte, militärischer Episoden u. dgl. bestimmt ist. In Spanien hat jede ansehnlichere Provinzialstadt dergleichen Bauten für Stiergefechte; doch sind dieselben, selbst der große C. zu Madrid, der 12,000 Zuschauer faßt, in architektonischer Beziehung ohne Bedeutung.

Cirencester (spr. ßißißter oder ßißter), Stadt in Gloucestershire (England), in den Cotswoldhügeln, am Churn, hat eine prächtige Kirche aus dem 15. Jahrh. (St. John's), ein Altertumsmuseum, Manufaktur von Tuch, Teppichen und Messern, lebhaften Handel mit Wolle und Korn und (1881) 7703 Einw. Dabei eine landwirtschaftliche Akademie. C. ist das römische Corinium oder Durocornovium.

Cirey (spr. ßirä), 1) Dorf im franz. Departement Obermarne, Arrondissement Vassy, an der Blaise, mit 595 Einw. In dem schönen Schloß daselbst hat Voltaire mehrere Jahre lang gewohnt. — 2) Ort im franz. Departement Meurthe-et-Moselle, Arrondissement Lunéville, nahe der Quelle der Vezouse, Endstation der von Avricourt kommenden Eisenbahn, mit Eisenminen, bedeutender, der Gesellschaft St.-Gobain gehöriger Spiegelmanufaktur und (1876) 2324 Einw.

Ciris, Titel eines lat. Gedichts, welches die Geschichte von dem Verrat der megarischen Königstochter Scylla an ihrem Vater Nisus und ihrer Verwandlung in den Vogel C., eine Art Möwe, behandelt. Es wird (wiewohl mit Unrecht) dem Vergil zugeschrieben (außer in den Ausgaben des Vergil hrsg. von Bährens in »Poetae lat. minores«, Bd. 2, Leipz. 1880; übersetzt von Karl, Würzb. 1853).

Cirkassier, Volk, s. v. w. Tscherkessen (s. d.).

Cirkel und Zusammensetzungen, s. Zirkel.

Cirksena, Fürstengeschlecht, s. Ostfriesland.

Cirkulation, s. Zirkulation.

Cirò (spr. tschi-), Flecken in der ital. Provinz Catanzaro, Kreis Cotrone, am gleichnamigen Fluß, 5 km vom Jonischen Meer, an der Kalabrischen Küstenbahn gelegen, hat (1881) 3694 Einw., welche Seidenspinnerei und starken Sardellenfang treiben. Der Ort litt 1832 sehr durch ein Erdbeben.

Cirque olympique (franz., spr. ßirk olängpiht), Theatergebäude in den Elysäischen Feldern von Paris (s. d.) für Kunstreiterei, Equilibristik ꝛc. Vgl. Circus.

Cirrăgra, s. Weichselzopf.

Cirrhōsis (griech.), eine durch Vermehrung der Bindegewebselemente verursachte Verhärtung und Schrumpfung der Organe, kommt besonders bei Leber, Nieren und Lunge vor.

Cirriform (lat.), rankenförmig, rankig.

Cirripeden (Cirripedier), s. Rankenfüßer.

Cirrocumŭlus (lat.), die federige Haufenwolke, s. Wolken.

Cirrostrātus (lat.), die federige Schichtwolke, s. Wolken.

Cirrus (lat., »Locke«), in der Botanik s. v. w. Ranke (s. d.). In der von Howard aufgestellten Einteilung der verschiedenen Wolkenformen die Federwolke, s. Wolken. In neuester Zeit hat man gefunden, daß der C. bezüglich der Häufigkeit seines Auftretens in der Atmosphäre in einer Abhängigkeit von der Zahl der Sonnenflecke steht, und daß sich derselbe öfters nach einem vorangegangenen Nordlicht zeigt.

Cirsium *Tournef.* (Kratzdistel), Gattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde oder zweijährige Kräuter in allen Teilen der Erde, besonders in dem gemäßigten Europa und Asien, von den echten Disteln (Carduus) durch die federigen Samenkronen unterschieden, mit herablaufenden, meist dornigen Blättern und roten oder blaßgelben Blüten. Von C. oleraceum *Scop.* (Kohldistel), mit stechend gewimperten, fiederspaltigen Blättern und gelblichweißen Blüten, überall in Europa und Sibirien auf nassen Wiesen und an Gräben, öfters 1—1,5 m hoch, werden die jungen Blätter, mit anderm Gemüse vermischt, genossen. C. arvense *Scop.* (Ackerdistel, Haferdistel), mit lanzettförmigen, fiederspaltigen, dornigen Blättern und rispenartigen, roten Blüten, wächst in Europa, Asien und Amerika als Unkraut im Getreide, liefert in den Samenkronen Polstermaterial und gibt jung ein vortreffliches Viehfutter ab. C. palustre *Scop.* (Sumpfdistel), mit ganz herablaufenden, doppelt-fiederspaltigen Blättern, rispig gruppierten, am Ende der Zweige gehäuften, purpurroten Blüten und purpurrotem Stengel, ist gemein auf nassen Wiesen durch ganz Europa und wird im Norden jung als Gemüse genossen. Von C. lanceolatum *Scop.* (Wegdistel), mit rauhen, zweimal fiederspaltigen Blättern und purpurroten

oder weißen Blüten, überall in Europa, Asien und Amerika an Wegen und Zäunen, sind die geschälten Stengel im Frühjahr eßbar. Von C. eriophorum *Scop.*, einem zweijährigen Gewächs auf Gebirgen im südlichen Europa, auch in Deutschland, auf Kalkboden, mit 1—1,5 m hohem, weichhaarigem Stengel, wechselständigen, oberseits lebhaft grünen, zottigen, unterseits weißlichfilzigen Blättern mit auf- und abwärts gerichteten, am Grund und an der Spitze langstachligen Lappen, großen, purpurroten, an der Spitze der Zweige stehenden und von den obersten Blättern umgebenen Blüten, sind die jungen Triebe und der unentfaltete Blütenboden genießbar, auch kultiviert man diese Art als Zierpflanze.

Cirsocele (griech.), s. Krampfaderbruch.

Cirta, Stadt im Gebiet der Massylier in Numidien, Residenz des Micipsa, der es durch Zuziehung griechischer Kolonisten erweiterte, und seiner Nachfolger, wurde von Kaiser Konstantin wieder aufgebaut und ihm zu Ehren Constantina umgetauft; das heutige Konstantine (s. d.) in Algerien.

Cis (ital. Do diesi, franz. Ut dièse, engl. E sharp), das durch ♯ erhöhte C. Der Cis dur-Akkord = cis eis gis; der Cis moll-Akkord = cis e gis. Über die Cis dur-Tonart (Ut ♯ [Do ♯] majeur 2c.), 7 ♯ vorgezeichnet, und die Cis moll-Tonart (Ut ♯ [Do ♯] mineur), 4 ♯ vorgezeichnet, s. Tonart.

Cis (lat., »diesseit«) wird häufig Namen von Meeren, Flüssen, Bergen vorgesetzt, z. B. cisrhenanisch, diesseit des Rheins; cisalpinisch, diesseit der Alpen; cisleithanisch, diesseit der Leitha. Gegensatz trans.

Cisa, eine alemannische Göttin, die nach mittelalterlicher Tradition in Augsburg (Cisaris) und Umgegend verehrt wurde. Ihr Hauptfest fiel in die Zeit der Herbstäquinoktien, wohl in Bezug auf die glücklich dann eingebrachte Ernte.

Cisa, La (spr. tschīsa), Paß in der ital. Provinz Massa e Carrara über den Ligurischen Apennin, 1235 m ü. M., durch welchen die jetzt durch Eisenbahn zu ersetzende Straße von Parma nach Spezia geht.

Cisalien (franz. cisailles), zerschnittene oder abgeführte Münzen, wohl auch Münzen mit verdorbenem Gepräge.

Cisalpinisch, Name der Länder, welche für die Römer diesseit der Alpen lagen.

Cisalpinische Gerichtsordnung (Lex Rubria de Gallia cisalpina), die Prozeßordnung für das 49 n. Chr. dem römischen Reich einverleibte Gallien, existiert nur in einem Bruchstück auf einer 1760 in den Ruinen von Velleja aufgefundenen ehernen Tafel, welche gegenwärtig im Museum zu Parma aufbewahrt wird. Vgl. F. Ritschl, Legis Rubriae pars superstes (Bonn 1851).

Cisalpinische Republik, der am 9. Juli 1797 vom General Bonaparte proklamierte, aus der Cis- und Transpadanischen Republik gebildete und von Österreich im Frieden von Campo Formio anerkannte italienische Staat, umfaßte die Lombardei mit Mantua, Bergamo, Brescia und Cremona, Verona und Rovigo, das Herzogtum Modena, die Fürstentümer Massa und Carrara und die Legationen Bologna, Ferrara und Mesola nebst der Romagna, seit dem 22. Okt. d. J. auch noch das Veltlin mit Bormio und Chiavenna vom schweizerischen Kanton Graubünden, im ganzen einen Flächenraum von 43,000 qkm (771 QM.) mit 3½ Mill. Einw. Sitz des Direktoriums von 5 Mitgliedern und der Gesetzgebenden Versammlungen, eines Rats der Alten von 80 und eines Großen Rats von 160 Mitgliedern, war Mailand. Durch ein Schutzbündnis und einen Handelsvertrag war die C. R. eng mit Frankreich verbunden, dessen Truppen das Land besetzt hielten. Bonaparte ernannte die ersten Direktoren. Die Errungenschaften der französischen Revolution wurden sofort auf den neuen Staat ausgedehnt. Im Mai 1799 durch die Siege der Russen und Österreicher aufgelöst, von Bonaparte 1800 nach seinem Sieg bei Marengo wiederhergestellt, erhielt die C. R. eine neue Verfassung, indem ein Rat (Consulta) von 50 Mitgliedern und eine vollziehende Behörde (Governo) von 9 Mitgliedern eingesetzt wurden. Seit dem 6. Sept. d. J. durch Hinzufügung des novaresischen und tortonesischen Gebiets vergrößert, ward sie im Lüneviller Frieden von Österreich aufs neue anerkannt, nahm 25. Jan. 1802 den Namen Italienische Republik an, wählte Bonaparte zu ihrem Präsidenten und Franz Melzi d'Erile zum Vizepräsidenten und wurde in 13 Departements eingeteilt, erreichte aber ihr Ende, als 17. März 1805 der Kaiser Napoleon I. die ihm von einer Deputation der Republik überreichte Krone des Königreichs Italien annahm, das bis zur Vertreibung der Franzosen aus Italien 1814 bestand.

Cisalpinisches Gallien, s. Gallien.

Ciselieren, s. Ziselieren.

Cisio-Janus, vor Einführung unsrer heutigen Kalender die lateinischen Verse, aus denen man die Folge der wichtigsten Tage eines jeden Monats erkannte. Da man früher das Datum meist nach Festen und besonders Heiligentagen zu bestimmen pflegte, so hatte man die wichtigern derselben in jedem Monat in eine Art lateinischer Hexameter gebracht, aus denen sich ihr Tag leicht erkennen ließ. Man ordnete nämlich in je zwei Hexametern die Namen der wichtigsten Feste und Heiligen so, daß jede Silbe der beiden Verse einen Tag bezeichnete und der Name selbst mit derjenigen Silbe begann, welche die Tageszählung des Monats erforderte. So bedeutete das Wort Cisio s. v. w. Circumcisio Christi, während der Name Janus anzeigte, daß dieses Fest auf den 1. Januar falle. Nicht nur die Beschaffenheit des Versmaßes erforderte eine solche Abkürzung, sondern auch der Umstand, daß jede Silbe einen Monatstag bezeichnete und daher schon die sechste Silbe das auf den 6. Januar fallende Fest der Erscheinung Christi andeuten mußte. Als Abkürzung für Epiphania fügte man daher sogleich die Silben Epi und, da solche Abkürzungen an sich nicht verständlich waren, oberhalb der Verse die Ergänzungen hinzu. Ein von Ph. Melanchthon verfaßter C. beginnt also:

> Cisio Janus Epiphanii dic dona Magorum,
> Vincit orans Agne, nova Paulum lumina vertunt.

Ein C., wo jedes Wort einen Tag bedeutet, beginnt:

> Jesus das Kind ward beschnitten,
> Drey König von Orient kamen geritten,
> Und opferten dem Herrn lobesan,
> Antonius sprach zu Sebastian,
> Agnes ist da mit Paulus gewesen,
> Wir sollen auch mit genesen; 2c. 2c.

Noch im Anfang des 17. Jahrh. findet man den Namen eines Kalenderheiligen statt des Datums in Urkunden angegeben, und bis dahin wurde auch der C. in den Schulen auswendig gelernt. Obgleich Ph. Melanchthon demselben mehr Geschmack zu geben versucht hatte, so legte man doch den ältern C. wegen der größern Heiligenzahl immer von neuem auf. So erschienen: »Lucae Losii C., h. e. Calendarium syllabicum« (Wittenb. 1551) und »Chytraei Chronologia« (Helmst. 1586, Rost. 1592). Zu Anfang des 18. Jahrh. wurde der C. vom Kalender verdrängt.

Cisium (lat.), bei den Römern ein leichter, zweiräderiger Wagen, unserm Kabriolett ähnlich.

Ciskaukasien, der nördlich von der Hauptkette des Kaukasus gelegene Teil von Kaukasien (s. d.), im Gegensatz zu Transkaukasien, umfaßt das jetzige Gouvernement Stawropol nebst dem kubanschen und terschen Gebiet.

Cisleithanien, seit der Zweiteilung Österreichs 1867 im Gegensatz zu Transleithanien (oder »Länder der ungarischen Krone«) gebräuchliche (nicht offizielle) Bezeichnung der (von Wien aus) diesseit der Leitha gelegenen Reichshälfte, umfaßt die im österreichischen Reichsrat vertretenen Kronländer der österreichisch-ungarischen Monarchie, d. h. außer den früher zum Deutschen Bund gehörigen Kronländern (Österreich unter der Enns und ob der Enns, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, österreichisch-illyrisches Küstenland, Tirol mit Vorarlberg, Böhmen, Mähren und Schlesien) noch Dalmatien, Galizien und die Bukowina, insgesamt 299,984 qkm (5448 QM.) mit (1880) 22,144,244 Einw.

Cismar (ehedem Cycismore), Dorf in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Oldenburg, unweit der Ostsee an dem jetzt ausgetrockneten Klostersee, mit 120 Einw. und einem ehemaligen Cistercienserkloster, das 1231 von Lübeck aus gegründet ward und im 16. Jahrh. aufgehoben wurde.

Cispadänisch, in Bezug auf Rom diesseit des Padus (Po).

Cispadanische Republik, der am 20. Sept. 1796 vom General Bonaparte diesseit des Po (von Italien aus) gebildete Staat, der, anfangs aus Modena, Reggio, Ferrara und Bologna bestehend und von der Transpadanischen Schwesterrepublik durch den Po getrennt, ganz nach dem Muster der Republik Frankreich konstituiert ward. Neben einem Direktorium von 3 Mitgliedern standen ein Großer Rat von 60 und ein Rat der Alten von 30 Mitgliedern. Das Gebiet zerfiel in zehn Departements mit etwa 1 Mill. Einw. Infolge der demokratischen Agitation erklärten sich Modena und Reggio für Anschluß an die Cisalpinische Republik (s. d.); zum Ersatz verhieß Bonaparte der Cispadanischen die im Frieden von Tolentino 19. Febr. 1797 vom Papst abgetretene Delegation der Romagna und das Gebiet Mesola. Da aber die Romagna ebenfalls Einverleibung in die Cisalpinische Republik verlangte, so mußten sich auch Bologna und Ferrara im Juli 1797 mit derselben vereinigen lassen. So verschwand die Republik, welche ihr Präsident Facci schmeichlerisch die ältere Tochter der Siege Bonapartes genannt hatte, schon im Entstehen wieder.

Cispadanisches Gallien, s. Gallien.

Cisrhenanisch, diesseit des Rheins (liegend).

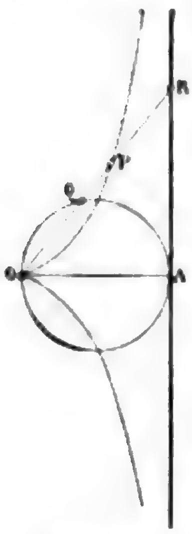
Cisrhenanische Republik, ein Staat, der sich, als 1797 infolge der Operationen der französischen Armee auf dem linken Rheinufer die deutschen Regierungen aufgelöst wurden, aus den Städten Köln, Bonn und Aachen bilden und unter den Schutz der französischen Republik stellen wollte, dessen Organisation aber nicht zu stande kam, da im Frieden zu Campo Formio Österreich laut eines geheimen Artikels in die Abtretung des linken Rheinufers an die französische Republik willigte.

Cissampĕlos *L.* (Grieswurzel), Gattung aus der Familie der Menispermaceen, krautige oder holzige Schlingpflanzen mit unscheinbaren, diözischen, in Trauben oder Doldentrauben stehenden Blüten und fast kugeliger Steinfrucht. 18 tropische Arten, meist in Amerika. C. Pareira *L.*, Schlingstrauch in Westindien, Mexiko und Indien, mit rundlichen, samtartig behaarten Blättern, in gestielten, haarigen Trugdolden stehenden männlichen und in Büscheln stehenden weiblichen Blüten, aus welchen sich rundliche, rote Beeren entwickeln. Diese Pflanze galt lange als Stammpflanze der Grieswurzel (Rad. Pareirae), welche indes von der nahe verwandten Botryopsis platyphylla *St. Hil.* stammt. Wie diese, enthalten auch die Wurzel und Rinde von C. Pareira Pelosin.

Cis-Satledschstaaten (Cis-Sutlej-Hill-States) nennt man in Britisch-Indien 21 kleine Fürstentümer im westlichen Himalaja, am linken Ufer des Satledsch, die zum Ressort der Provinz Pandschab gehören und ein Areal von 17,050 qkm (309 QM.) mit (1881) 502,683 Einw. haben. Das größte Fürstentum hat 8598, das kleinste kaum 8 qkm Areal.

Cissey (spr. ßißä), Erneste Louis Octave Courtot de, franz. General, geb. 23. Dez. 1810 zu Paris aus einer adligen Familie der Bourgogne, trat 1830 in die Militärschule von St.-Cyr ein, wurde 1835 Leutnant, diente mehrere Jahre in Afrika mit Auszeichnung, nahm an der Eroberung von Konstantine, an dem Sieg von Isly und andern Unternehmungen teil, machte dann den Krimkrieg mit und wurde wegen seines tapfern Verhaltens in der Schlacht von Inkjerman 1854 zum Brigadegeneral ernannt. 1863 zum Divisionsgeneral befördert, erhielt er das Kommando der 11. Division in Rennes. Bei Ausbruch des Kriegs von 1870 wurde er dem 4. Armeekorps (Ladmirault) als Befehlshaber der 1. Division zugeteilt. In dieser Stellung nahm er an den Kämpfen vor Metz 14., 16. und 18. Aug. und an der Schlacht von Noisseville teil und drängte vergeblich zu Durchbruchsversuchen. Er führte darauf 25. und 26. Okt. mit dem preußischen General v. Stiehle im Schloß Frescaty die Verhandlungen über die Kapitulation von Metz, infolge deren er als Kriegsgefangener nach Deutschland kam. Nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien kehrte er nach Frankreich zurück, trat in die unter Mac Mahon stehende Versailler Armee, welche den Aufstand der Kommune zu bekämpfen hatte, leitete die Angriffe auf die Südseite von Paris, drang 22. Mai 1871 in die Stadt ein und bemächtigte sich des ganzen linken Seineufers. Durch die Wahlen vom 8. Febr. zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, wurde er 6. Juni zum Kriegsminister ernannt und arbeitete aufs eifrigste an der Reorganisation der Armee, an der Vervollkommnung der Defensivkraft des Landes, an der Verbesserung der Artillerie und des Gewehrs, an Herstellung der Disziplin unter Offizieren und Soldaten und an soliderer Ausbildung der erstern. Als Thiers abdankte, trat C. 24. Mai 1873 ebenfalls zurück und wurde zum Kommandeur des 9. Korps in Tours ernannt. Am 22. Mai 1874, nach dem Sturz des Ministeriums Broglie, wurde C. mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt und übernahm in demselben die Vizepräsidentschaft des Konseils und das Kriegsministerium. Erstere trat er im März 1875 an Buffet ab, blieb aber Kriegsminister bis zum 16. Aug. 1876, um die Heeresorganisation durchzuführen. 1876 wurde er in den Senat gewählt und 1878 zum Kommandeur des 11. Armeekorps in Nantes ernannt. 1880 ward er durch einen Preßprozeß, der seine intimen Beziehungen zu einer Abenteuerin, v. Kaulla, enthüllte, arg bloßgestellt, wenngleich ihm keine wirklichen Pflichtverletzungen bewiesen werden konnten, und seines Kommandos enthoben. Er starb 15. Juni 1882 in Paris.

Cissoide (griech., »die Epheuähnliche«), eine ebene Kurve dritter Ordnung, von der man beliebige Punkte P (s. Figur) erhält, wenn man über einem Durchmesser OA einen Kreis konstruiert, in A eine Tangente an letztern legt, von O aus eine willkürliche Gerade zieht und OP gleich dem Stück QR dieser Geraden macht, welches zwischen ihrem zweiten Schnittpunkt Q mit dem Kreis und der Tangente liegt. Die C. ist symmetrisch zu OA, hat in O eine Spitze, kehrt sowohl OA als der Tangente die erhabene Seite zu und nähert sich beiderseits asymptotisch der Kreistangente. Sie ist von dem griechischen Geometer Diokles zur Lösung des Delischen Problems erfunden worden.



Cissoide.

Cissus *L.* (Klimme), Gattung aus der Familie der Ampelideen, kletternde Sträucher mit wechselständigen Blättern, den Blättern gegenüberstehenden Wickelranken, blattwinkelständigen, unscheinbaren Blüten und kleinen, ein- bis viersamigen Beeren. Mehrere Arten treten in den Wäldern der Tropen als Lianen auf, und einige werden wegen der Schönheit ihrer Blätter kultiviert. C. antarctica *Vent.*, aus Neuholland, mit rostfarbigen, weichhaarigen Ästen und Blattstielen, großen, eirunden, fast herzförmigen, gesägten, glänzend dunkelgrünen Blättern, ist eine sehr empfehlenswerte Zierpflanze für nicht zu warme Zimmer, in welchen sie sich so gut hält wie Epheu. Aus ihren Beeren wird im südlichen Australien der sogen. Känguruhwein bereitet. C. discolor *Blume* (s. Tafel »Blattpflanzen II«), von Java, mit dunkelroten Ästen, rosenroten Ranken, 13—16 cm langen, länglich herzförmigen, sägezahnigen, prachtvoll samtartig dunkelgrün, violett purpurrot und weißlich gezeichneten Blättern, ist eine Zierde feuchter Warmhäuser und hält sich über Sommer auch im Zimmer, zieht aber im Winter ein und muß im Frühjahr neu angetrieben werden.

Cista (lat., griech. kistē, davon unsre »Kiste«), eine Art runder Kästchen, die zu den verschiedensten Zwecken verwendet wurden. Die C. mystica war aus Weidenruten geflochten und enthielt die bei Festen des Bakchos und der Demeter gebrauchten heiligen Geräte; sie wird auf Kunstdenkmälern, z. B. auf Münzen, besonders kleinasiatischen (s. Cistophoren), Thonreliefs, auch an der Neapeler Kolossalgruppe des Farnesischen Stiers (vgl. O. Jahn im »Hermes«, Bd. 3), in der Regel halbgeöffnet dargestellt, so daß die heilige Schlange aus ihr herausschlüpfen kann. Ferner bezeichnet man als Cisten die kleinen, cylindrischen Bronzekästchen, welche in Etrurien, besonders in Präneste, für den Hausgebrauch, zur Aufbewahrung der Toilettenartikel, gearbeitet wurden, und deren Seitenflächen gewöhnlich mit eingravierten Figuren geschmückt sind, während auf dem Deckel sich kleine Bronzefiguren aufgelötet finden. Die bedeutendste Sammlung solcher Cisten enthält die Barberinische Bibliothek in Rom. Berühmt ist besonders die sogen. Ficoronische C. (s. d.) in Rom (Collegio Romano), auf deren Seitenwänden in schönster Zeichnung die Rast der Argonauten dargestellt ist. Andre Bestimmung hatten die etruskischen, aus Thon gefertigten, vierseitigen Aschencisten, welche die Asche der Verstorbenen enthielten und daher auf den Totenkult bezügliche Reliefdarstellungen, häufig auch Szenen aus dem troischen Sagenkreis zeigen. Sie sind zusammengestellt in dem Werk Brunns: »I rilievi delle urne etrusche« (Rom 1870).

Cistenröschen, s. Cistus.

Cistercienser (Orden von Citeaux), Mönchsorden, gestiftet von dem Benediktinerabt Robert aus der Champagne, der nach verschiedenen Versuchen einer Reformation des verweltlichten Klosterlebens zuerst in dem Wald von Molesme, endlich mit 20 Gleichgesinnten in dem Walddickicht von Citeaux (Cistercium) bei Dijon 1098 ein Kloster mit dem Zweck der strengsten Beachtung der Regeln des heil. Benedikt gründete. Auf Befehl des Papstes mußte zwar Robert schon 1099 nach Molesme zurückkehren, woselbst er 1108 starb; aber sein Nachfolger Alberich (gest. 1109) wußte dem Kloster die päpstliche Gunst zu verschaffen, setzte die »Instituta monachorum Cisterciensium« auf, worin die neue Stiftung als einzig wahres Benediktinertum hingestellt wurde, und gab den Mönchen für das Kloster die weiße, für die Welt die schwarze Kutte (daher die Bezeichnung Schwarze oder Weiße Brüder); sein Nachfolger Stephan Harding regierte in seinem Geiste. Dennoch war Citeaux dem Erlöschen nahe, als der nachmals so berühmte heil. Bernhard von Clairvaux (s. d.) mit 30 Brüdern in den Orden trat und ihn zum höchsten Ansehen brachte (1113), so daß der Abt Stephan 1119 für die um zwölf Klöster vergrößerte Mönchsgemeinschaft eine neue Regel (Charta charitatis) erlassen mußte; außer Frankreich, woselbst sie sich jetzt auch Bernhardiner nannten, gewannen die C. großen Zuzug in Spanien und Portugal, und bis Mitte des 13. Jahrh. war der Orden bis zu 1800 Abteien angewachsen. Die C. waren zu reichen Klosterherren geworden, und umsonst ergingen von Päpsten Gesetze zur Herstellung der alten Strenge und Einigkeit; die spanischen Abteien rissen sich los, und auch in Frankreich und Italien entstanden besondere Kongregationen, so die Feuillanten bei Toulouse und die Trappisten (s. d.). Während die C. in der Geschichte der Wissenschaften fast gar keine Rolle spielen, sind sie von um so größerer Bedeutung für die Landwirtschaft als Kultivatoren des Bodens und in Deutschland für die Germanisierung des Ostens von entscheidendem Einfluß gewesen. In der Geschichte der Baukunst stehen sie als die konsequentesten Verbreiter der in Frankreich, ihrem Heimatsland, gebornen Gotik während des 12. und 13. Jahrh. da. Bei Gelegenheit des »Klostersturms« 1880 wurden auch sie aus Frankreich verwiesen. Unter den Frauenklöstern der C. (Bernhardinerinnen) ist Port Royal des Champs bei Chevreuse (Seine-et-Oise) das wichtigste geworden. Auch sie verweltlichten aber im Lauf der Zeit und sind jetzt fast ganz verschollen. Vgl. Dohme, Die Kirchen des Cistercienserordens (Leipz. 1869); Sharpe, The architecture of the Cistercians (Lond. 1874); Winter, Die C. des nordöstlichen Deutschland (Gotha 1868—71, 3 Bde.); Janauschek, Origines Cisterciensium (Wien 1877, Bd. 1); Brunner, Cistercienserbuch (Würzb. 1881).

Cisterna di Roma (spr. tschi-), Ortschaft in der ital. Provinz Rom, Kreis Velletri, am Nordende der Pontinischen Sümpfe, mit (1881) 1916 Einw.; wahrscheinlich das Tres tabernae der Apostelgeschichte (28, 15). C. ist ein Markgrafentitel der Caëtani, welche hier eine Burg errichteten.

Cisternen, s. Zisternen.

Cistifloren, Ordnung im natürlichen Pflanzensystem aus der Abteilung der Dikotyledonen, charakterisiert

durch meist fünfzählige, mit Kelch und Krone versehene Blüten, fünf bis viele öfters durch Spaltung aus wenigen Grundanlagen hervorgehende Staubblätter und drei oder mehr zu einem oberständigen, gefächerten oder ungefächerten Fruchtknoten verwachsene Fruchtblätter. Oft kommen bei ihnen mit Klappen aufspringende Früchte vor. Die Ordnung umfaßt nach Eichler die Familien der Resedaceen, Violaceen, Droseraceen, Sarraceniaceen, Nepenthaceen, Cistaceen, Hyperikaceen, Frankoniaceen, Elatinaceen, Tamarikaceen, Ternströmiaceen, Dilleniaceen, Klusiaceen, Ochnaceen, Chlänaceen u. Dipterokarpaceen.

Cistineen (Cistusgewächse), dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Parietalen, Kräuter, Halbsträucher und Sträucher mit ganzen Blättern und meist ansehnlichen, bunten Blüten, die aus fünf Kelchblättern, fünf in der Knospenlage gedrehten Blumenblättern, zahlreichen Staubblättern und einem drei- bis fünfzähligen, in der Regel einfächerigen Ovar mit randständigen Placenten bestehen. Vgl. Dunal, Cistaceae, in De Candolles »Prodromus«. Von den ca. 60 Arten dieser Familie gehören die meisten den Ländern um das Mittelländische Meer, wenige Nordamerika, noch weniger dem mittlern Europa an. Verschiedene Cistus-Arten liefern das Ladanumharz.

Cistole (Citole), s. Zither.

Cistophoren (griech.), die gangbarste kleinasiat. Silbermünze aus spätgriechischer Zeit, namentlich häufig in Ephesus, Pergamon (jedoch niemals unter den pergamenischen Königen), Laodikeia, Tralles 2c. ausgeprägt. Es ist ein Tetradrachmon, welches drei Viertel des athenischen Vierdrachmenstückes wiegt; auch die Teilstücke wurden ausgeprägt. Das Gepräge war die auf den Dionysosdienst bezügliche Ciste (s. d.), aus welcher sich eine Schlange erhebt, auf der Rückseite zwei sich um das Futteral eines Bogens oder um einen Dreifuß oder Tempel windende Schlangen. Merkwürdig sind die C. durch ihre Jahreszahlen und die auf ihnen genannten römischen Beamten, darunter auch (z. B. in Apameia) der Redner Cicero als Prokonsul. Die letzten wirklichen C. schlug M. Antonius; doch wurden Silberstücke desselben Gewichts noch vielfach unter den Kaisern in Kleinasien geprägt. Vgl. Pinder, Über die C. (Berl. 1856).

Cistrose, s. Cistus.

Cistūdo, s. Schildkröten.

Cistus *L.* (Zistrose, Zistenröschen), Gattung aus der Familie der Cistaceen, immergrüne, schön blühende, ästige Sträucher oder Halbsträucher mit ganzen, gegenständigen Blättern, schönen, hinfälligen Blüten und vielsamigen Kapseln. Mehrere Arten liefern ein zähes, wohlriechendes Harz, welches als Ladanum (s. d.) in den Handel kommt, namentlich C. creticus *L.* (C. vulgaris *Spach*), ein 0,5—1,5 m hoher, sehr ästiger Strauch mit großen, purpurroten Blüten, auf Kreta, Sizilien, in Griechenland, Kalabrien, Syrien, dessen Blätter, wie die von C. salvifolius, in Griechenland als Theesurrogat dienen. Auch C. cyprius *Lam.*, ein auf Cypern und anderwärts im Orient einheimischer, bis 2 m hoher Strauch mit großen, weißen Blüten und aufrecht stehenden, stark klebrigen Ästen, und C. ladaniferus *L.*, ein ziemlich hoher, auf Hügeln in Spanien, Portugal und Südfrankreich wachsender Strauch, welcher z. B. in der Sierra Morena große Strecken bedeckt, mit großen, ganz weißen oder am Grunde der Kronblätter mit schwarzroten Flecken gezierten Blüten, liefern Ladanum. Die letztere Art ist die Wappenblume Spaniens. Manche Arten werden bei uns als Ziersträucher in Kalthäusern kultiviert.

Cistusgewächse, s. Cistineen.

Citadelle, eine kleine Festung neben oder innerhalb einer größern. Die C. soll der Besatzung als Zufluchtsort dienen, von wo aus sie nach Eroberung der Festung die Verteidigung noch fortsetzen, zugleich aber in volkreichen Städten die Bürgerschaft bei vorkommenden Unruhen im Zaum halten kann. Damit sie die Stadt gehörig zu beherrschen vermag, legt man sie auf die dominierendste Stelle des Festungsterrains und trennt sie durch eine Esplanade von den Häusern der Stadt. In der neuern Befestigungsweise, große Plätze mit einem Gürtel detachierter Forts zu umgeben, hat die C. ihre Bedeutung verloren.

Citadellschiff, s. Panzerschiff.

Citadine (franz., spr. ssi-), ehemals eine Art (einspänniger) Omnibusse in Paris.

Citara (ital.), Zither.

Citāt (lat.), eine wörtlich angeführte Stelle aus einem Schriftsteller, welche irgend einen Ausspruch bestätigen, erläutern oder weiter ausführen soll. Die betreffenden Worte werden im Druck in der Regel durch Anführungszeichen (s. d.) hervorgehoben. Gewisse (meist kurze) Citate, welche in die allgemeine Verkehrssprache übergegangen sind und hier (oft merkwürdig verändert) wie Sprichwörter angewendet werden, heißen »Geflügelte Worte« (s. d.). Vgl. Zeuschner, Citatenschatz (3. Aufl., Leipz. 1885). Citatenjäger, einer, der mit Citaten prunkt, um seine Belesenheit zu zeigen.

Citation (lat.), Ladung, namentlich gerichtliche (s. Ladung); daher Ediktalcitation, öffentliche Ladung oder Aufgebot (s. d.); Realcitation, Vorführung des auf schriftliche oder mündliche Ladung nicht Erschienenen vor die zuständige Behörde.

Citāto loco (lat.), an der citierten Stelle, am angeführten Ort (meist abgekürzt: c. l., a. a. O.).

Cité (franz., spr. ssité), Stadt, besonders Altstadt im Gegensatz zu den neuen Anbauten und Vorstädten; bisweilen auch s. v. w. Bürgerschaft. La C., die Seineinsel in Paris. C. ouvrière, Arbeiterstadt, z. B. ein Teil von Mülhausen, in welchem sich die für die Arbeiter erbauten Wohnhäuser befinden.

Citeaux (spr. ssitoh), Ort im franz. Departement Côte d'Or, Arrondissement Beaune, mit einer Ackerbaukolonie von jungen Sträflingen mit durchschnittlicher Bevölkerung von 500 Personen. Dabei eine alte Cistercienserabtei, Begräbnisort mehrerer burgundischer Herzöge. Vgl. Michel, La colonie de C. (Par. 1874). S. Cistercienser.

Citerior (lat.), im Altertum Beiname von Ländern, welche in Beziehung auf Rom diesseit eines Gebirges (z. B. der Alpen, daher Gallia c.) oder eines Flusses (z. B. des Iberus, daher Hispania c.) lagen.

Citharexylon *L.* (Geigenholzbaum), Gattung aus der Familie der Verbenaceen, große Bäume in Brasilien und Westindien, von denen C. quadrangulare *Jacq.*, in den Wäldern von Jamaica, ein 20 m hoher Baum mit gräulicher Rinde, die in Fetzen wie Hanf herunterhängt, und in aufrechten Trauben vereinigten, weißen, wohlriechenden Blüten, gelbe, bei der Reife schwarze Pflaumenfrüchte mit wenig Fleisch und großem Stein trägt. Das Holz (weißes Eisenholz) dient zum Bauen, namentlich auch zur Verfertigung der Geigen. Auch wird der Baum seiner Schönheit wegen häufig angepflanzt.

Cither, s. Zither.

Citieren (lat.), anführen; vorladen (s. Citation).

Citlaltépetl, s. v. w. Orizaba.

Cito, citissime (lat.), »schnell«, »aufs schnellste« zu besorgen (veraltete Aufschrift auf Briefen).

Citoyen (franz., spr. ßitŏajäng), Bürger, citoyenne, Bürgerin; in Frankreich ursprünglich der stimm- und wahlfähige Bürger der Cité, der Stadtbürger, dann jeder Staatsbürger; in der Revolution 1792 durch besondere Dekrete für die Umgangssprache eingeführte Anrede, welche das aristokratische Monsieur und Madame verdrängen sollte, eine Zeitlang allgemein und noch unter dem Direktorium und Konsulat bei öffentlichen Verhandlungen und im offiziellen Titelwesen ausschließlich im Gebrauch war und erst nach Gründung des Kaiserreichs völlig abkam. Nach der Februarrevolution von 1848 kam die Anrede C. in amtlichen Aktenstücken sowie in den Debatten der Klubs, hier und da auch im geselligen Leben auf kurze Zeit wieder in Aufnahme. Nach der gegenwärtigen französischen Verfassung wird jeder im Reiche geborne Mann mit dem 21. Jahr C., d. h. Staatsbürger, ein Ehrenrecht, zu welchem der Fremde erst nach zehnjährigem Aufenthalt in Frankreich gelangen kann.

Citraga, ein hieroglyphisches Zeichen, das die Inder mit rotem Sandelholz oder Asche von Kuhmist oder heiliger Erde auf Brust und Stirn malen, um die religiöse oder philosophische Sekte anzudeuten, zu der sie sich bekennen. Am Stoff der Farbe erkennt man den Gott, den man verehrt. Das Malen selbst wird jeden Tag nach den gewöhnlichen Abwaschungen unter Hersagung eigner Gebetsformeln vorgenommen.

Citräte, s. v. w. Zitronensäuresalze, z. B. Natriumcitrat, zitronensaures Natron.

Citrin, weingelbe bis gelblichweiße Varietät des Quarzes (s. d.).

Citrullengurke, s. Melone.

Citrullus *Necker*, Gattung aus der Familie der Kukurbitaceen, ein- oder mehrjährige, liegende oder kletternde, unangenehm oder nach Moschus riechende Kräuter mit einfachen oder ästigen Ranken, dreieckig eiförmigen oder rundlichen, tief drei- bis fünflappigen Blättern mit gelappten oder eingeschnittenen Segmenten, monözischen, einzeln achselständigen, ziemlich großen, gelben Blüten und kugeliger oder länglicher, nicht aufspringender, vielsamiger Beere. Drei Arten im tropischen Afrika und Asien. C. Colocynthis *Arnott* (Koloquinte, Pomaquinte, Alhandal, s. Tafel »Arzneipflanzen I«), mit dünnem, krautartigem, bodengestrecktem, kletterndem, scharf behaartem Stengel, zerstreuten, gestielten, handförmig fünfteiligen, steif behaarten Blättern, deren Zipfel buchtig fiederspaltig sind, gelben, grün geäderten Blüten und kahler, außen gelber Frucht, deren dünne, zerbrechliche Rinde ein weißes, schwammiges, sehr bitteres, leichtes Fleisch einschließt, in welchem sechs Gruppen eilänglicher Samen eingebettet liegen. Die Koloquinte wächst von der Südküste des Kaspischen Meers durch ganz Persien bis zum Persischen Golf, in Mesopotamien, auf Melos, im Gebiet des Roten Meers und des Nils, durch die Sahara bis Marokko und tief nach dem Sudân, in Ostindien, Japan und am Kap, wird auch hier und da auf Cypern und in Spanien angebaut. Die getrockneten, geschälten Früchte von 6—8 und 10 cm Durchmesser sind offizinell als Colocynthides; die ägyptischen samenarmen sind den samenreichen cyprischen und syrischen vorzuziehen, sie enthalten einen gefährlich drastisch wirkenden, schwer kristallisierbaren Bitterstoff, Kolocynthin, welcher durch Säuren in Zucker und harzartiges Kolocynthein gespalten wird. Die Früchte teilen ihre ungemein starke Bitterkeit schon durch Anfassen den Fingern mit; das Pulver, mit einem Fünftel Gummi arabikum zu einer Paste angestoßen, liefert die Masse zu den Trochisci Alhandal (präparierten Koloquinten). Die Wirkung der Koloquinte gleicht derjenigen der Aloe, ist aber ungleich stärker. Man benutzt sie auch zur Vertreibung des Ungeziefers, indem man mit der Abkochung Bettstellen wäscht und Tünche und Tapetenkleister damit vermischt. Die Berber beschmieren mit der Abkochung die Wasserschläuche, um den Dromedaren das Durchbeißen derselben zu verleiden. Die gerösteten Samen werden von der ärmern Bevölkerung der Sahara gegessen. Die Koloquinte war schon den Alten bekannt, bei den Arabern unter dem Namen Handal. Was Karl d. Gr. anzubauen gebot, war wohl Momordica Elaterium *Rich.*; auch andre Kukurbitaceen sind als Surrogat der Koloquinte in Anwendung gekommen, so die brasilische Luffa purgans *Mart.* und L. drastica *Mart.*; in Südeuropa wird bisweilen Cucurbita aurantiaca *Willd.* (C. Colocyntha *Risso*) gebaut.

Citrus (lat.), duftendes, unzerstörbares Holz von Koniferen, Wacholderarten, Zedern, besonders von Callitris quadrivalvis (Thuja articulata), welches seit alter Zeit aus Afrika eingeführt wurde und zu Tempelthüren, Tafeln, Tischen ꝛc. verarbeitet sowie zum Belegen von Geräten aller Art gebraucht ward. Besonders waren die Masern und die vom Stamm seinem Durchmesser nach geschnittenen Scheiben (orbes) Gegenstand der Prachtliebe der römischen Großen und standen in ungeheuern Preisen. Solche Scheiben (oft 1,25 m im Durchmesser) wurden von einer elfenbeinernen Säule getragen und daher auch Monopodia genannt.

Citrus *L.* (Orangenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Aurantiaceen, oft dornige Bäume oder Sträucher mit immergrünen, abwechselnden, lederartigen, einfachen, durchscheinend punktierten Blättern, gegen die Blattspreite abgegliedertem, häufig geflügeltem Blattstiel, weißen, sehr wohlriechenden, einzeln oder in achselständigen Doldentrauben stehenden Blüten, fleischigen, drüsigen Blumenblättern und fleischiger, vielfächeriger Beere, die mit einem von Saft strotzenden, zelligen Mus erfüllt und mit einer meist gelben, fleischigen, ölreichen, nach innen lederartigen oder pelzigen Schale bedeckt ist. Die wenigen Arten sind im nördlichen Ostindien (Garwhal, Khassia, Sikkim), Kochinchina und zum Teil im südlichen China heimisch und werden in zahlreichen Varietäten in allen wärmern Klimaten gebaut. C. vulgaris *Risso* (C. Bigaradia *Duh.*, C. Aurantium *α L.*, gemeiner oder bitterer Pomeranzenbaum), ein 6—12 m hoher Baum mit vielästiger Krone, weichem, feinem, porösem Holz, über 10 cm langen, elliptischen, zugespitzten, kerbig gesägten Blättern, verkehrt eirundem bis kurz herzförmigem, geflügeltem Blattstiel, kugelrunder, orangegelber, meist achtfächeriger Frucht ohne Zitzenwarze mit bitterm Fleisch, stammt aus dem südlichen Asien und findet sich in den Mittelmeerländern in sehr zahlreichen Varietäten kultiviert und verwildert. Man benutzt von ihm die Blätter (Folia Aurantii), welche etwas bitter schmecken, zerrieben stark riechen, wenig Bitterstoff und 0,3 Proz. ätherisches Öl enthalten, bei allerlei nervösen und hysterischen Beschwerden. Die Blüten von ungemein lieblichem, starkem Geruch kommen getrocknet (dann fast geruchlos) und eingesalzen in den Handel; sie dienen zur Darstellung des Neroliöls (Oleum florum Aurantii, Oleum florum Naphae) und des Orangenblütenwassers, welches ein andres ätherisches Öl gelöst enthält und noch lieb-

licher duftet als das Neroliöl. Die offizinellen unreifen Früchte, Pomeranzenäpfelchen (Orangettes, Aranzinetti, Fructus Aurantii immaturi), sind erbsen- bis kirschgroß, kugelrund, hart, grünlich-schwarz oder graugrün, auf der Oberfläche grubig; sie enthalten ätherisches Öl und Hesperidin, riechen angenehm gewürzhaft, schmecken bitter und dienen zu Tinkturen, Elixiren, Likören, zur Darstellung des ätherischen Petitgrain und, gedrechselt, zu Rosenkränzen. Mit der Schale der frischen, unreifen Früchte bereitet man Bischof. Die reifen Früchte kommen wie Apfelsinen und Zitronen, aber viel seltener auf den Markt, da nur ihre Schale zum Würzen von Punsch, Likören etc. benutzt wird. Die getrockneten Schalen (Cortex fructus Aurantii) kommen als spitz-eirunde, flache oder nach außen etwas gewölbte, außen grünlich- oder braungelbe, runzelige, von ausgetrockneten Ölgruben grubige, innen weiße, schwammige, bitter schmeckende, angenehm riechende Stücke vor. Zum Gebrauch weicht man sie in Wasser ein und entfernt mit einem Messer die innere weiße Schicht. Die übrigbleibende äußere Schicht bildet die Flavedo (50 Proz.). Die besten Schalen sind die spanischen (Malaga). Die vorzügliche Curassaoschale, von einer auf Curassao und Barbados vorkommenden grünfruchtigen Varietät, in dünnen, außen braun- oder dunkel schmutziggrünen Stücken, findet sich selten im Handel und wird meist durch die Schalen unreifer Pomeranzen oder einer grünfruchtigen französischen Varietät ersetzt. Die Flavedo der Malagasorte enthält 1,25 Proz. ätherisches Öl und 25 Proz. bittern Extraktivstoff; in dem weißen, schwammigen Teil findet sich Hesperidin. Pomeranzenschalen dienen zu Likören, Branntweinen und warmen Getränken, sind offizinell und werden als Stomachikum, bei atonischen Blutungen, Wurmleiden etc. gegeben. Die Arbeiter, welche die Pomeranzen schälen, bekommen oft Ausschläge an den Händen; auch treten bedeutende Störungen in der Verdauung, Schwindel, Ohrensausen, Muskelzuckungen, selbst epileptiforme Konvulsionen ein. Aus den frischen Schalen gewinnt man ätherisches Öl (Pomeranzenschalenöl). Von einer Varietät, C. spatafora *Risso*, wird die frische Schale in Zucker eingemacht und als Orangeat (Confectio Aurantiorum) in den Handel gebracht. Der Pomeranzenbaum wird besonders in Italien, Sizilien, Südtirol, in der Provence, in Spanien und Portugal, auf Malta, den Jonischen Inseln, sehr stark auf den Azoren, in Nordafrika und im Orient kultiviert. C. sinensis *Risso* (C. japonica *Thunb.*, Zwergpomeranze), mit kleinem Stamm, kugeligen, kleinen, rötlichgelben, sauren und bittern Früchten, und die ähnliche C. sinensis myrtifolia *Risso* (Myrtenorange) werden als Zierpflanzen kultiviert und halten auch im Zimmer aus. C. Bergamia *Risso* (Bergamottenorange), mit dornigen oder unbewehrten Zweigen, nicht oder schmal geflügelten Blattstielen, oblongen bis verkehrt-eiförmigen Blättern, kleinen, sehr wohlriechenden Blüten und mittelgroßen, birnförmigen oder flachkugeligen, oben eingedrückten, wulstigen Früchten mit glatter, dünner, blaß goldgelber Schale und bitterlich-säuerlichem Fleisch, wird in Italien, Sizilien, Griechenland, Spanien und Südfrankreich kultiviert; aus der Fruchtschale gewinnt man das Bergamottöl. Eine Varietät, Mellarosa (Rosenapfelbergamotte), mit ganz kleinen, runden, sehr bittern und herben Früchten, liefert ein sehr wohlriechendes Öl und besonders wohlschmeckende Konfitüren. C. Aurantium *Risso* (C. Aurantium β *L.*, Apfelsine, Sinaapfel, Chinaapfel), ein 6–12 m hoher Baum mit schwärzlicher Rinde, eiförmig-länglichen, gekerbten Blättern, schmal oder kaum geflügelten Blattstielen, weißen, wohlriechenden, in kleinen Doldentrauben stehenden Blüten und kugelrunder, heller oder dunkler orangegelber Frucht ohne Zitzenwarze, stammt aus dem östlichen Asien, wird in ganz Südeuropa und auf den Mittelmeerinseln, in Nordafrika, auf den Azoren, im Orient, am Kap (wo der Baum die Größe unsrer Eichbäume erreicht) und in Südamerika kultiviert. Die Malteser Apfelsinen, welche wenig in den Handel kommen, gelten für die besten; in Deutschland finden sich außer den sizilischen (Messinaer) besonders solche von Nizza, Genua und vom Gardasee. Eine sehr geschätzte Varietät, die Mandarinenorange, hat nur die Größe eines Borsdorfer Apfels, eine dunkel rotgelbe Schale und blutrotes Fleisch. Als beliebtes Obst bilden die Apfelsinen einen wichtigen Handelsartikel. Der Saft, mit Wasser und Zucker vermischt, wird als Orangeade besonders in Frankreich genossen; man bereitet mit Apfelsinen auch Punsch und aus den Schalen, die wenig Bitterstoff und ätherisches Öl enthalten, einen Likör, Apfelsinen-Rosoglio, welcher besonders von Bologna, Udine und Florenz bezogen wird. Die unreifen Früchte werden wie unreife Pomeranzen benutzt. C. Limonum *Risso* (C. medica β *L.*, Limonenbaum, Zitronenbaum), ein 3–5 m hoher Baum mit bewehrten oder unbewehrten, violetten jüngern Zweigen, oblongen, zugespitzten, kerbig gesägten Blättern, ungeflügelten Blattstielen, wenig wohlriechenden, außen roten Blüten und oblonger oder ovaler, oben oder an beiden Enden zitzenwarziger, gelber, drüsiger, 5–7 cm langer, zehn- bis zwölffächeriger Frucht mit sehr saurem Fleisch und dünner, unebener Schale, stammt aus dem nördlichen Ostindien und findet sich in den Mittelmeerländern, besonders in Spanien, Portugal, Italien, auf den Griechischen Inseln, in Nordafrika, Westindien und Südasien in mehreren Varietäten kultiviert und verwildert. Die vor ihrer völligen Reife abgenommene Frucht ist die Zitrone unsers Handels, welche im Süden Limone genannt wird. Der Baum blüht das ganze Jahr hindurch und trägt daher oft gleichzeitig Blüten, grüne und gelbe Früchte. Die erste Ernte fällt von Ende Juli bis Mitte September, die zweite in den November, die dritte in den Januar. Die Zitronengärten in Oberitalien sind eine Art Kalthäuser; die Bäume stehen an hohen Mauern, und zwischen ihnen sind Pfeiler errichtet, so daß die ganze Pflanzung im Winter mit Brettern eingedacht werden kann. An kalten Tagen wird sogar geheizt. Erst im Neapolitanischen und in Sizilien gleichen die Zitronengärten unsern Obstgärten. Zu uns kommen die meisten Zitronen aus Italien, von Nizza, Genua, Mentone, Messina und vom Gardasee, gewöhnlich, wie die Apfelsinen, in Papier gewickelt und in Kisten verpackt, die 400–700 Stück fassen. Auch marinierte Zitronen kommen im Handel vor und in großen Quantitäten Zitronensaft und getrocknete Zitronenschalen. Der Saft enthält 6–9 Proz. Zitronensäure, die Schalen sind reich an ätherischem Öl, in den Samen findet sich kristallisierbares, weißes, geruchloses, stark bitteres, neutrales Limonin, in der schwammigen Schicht der Schale kristallisierbares, weißes, geruch- und geschmackloses, neutrales Hesperidin. Die Benutzung der Zitronen ist bekannt: ein großer Teil derselben wird auf Zitronensäure und Zitronenöl verarbeitet; die Schalen dienen zur Likörbereitung; die Samen hat man als Wurmmittel, die Wurzelrinde in Westindien gegen Fieber benutzt. Varietä-

ten des Limonenbaums sind: C. L. Bignetta *Risso* (Bignette), mit kugelrunden Früchten; C. L. Rosolinum *Risso* (Rosoline, Wachslimone), mit 1 kg schwerer, genießbarer Frucht; C. Lumia *Risso* (süße Limone, Lumie), mit süßem Fruchtfleisch, ec. C. medica *Risso* (C. medica α *L.*, Cedratbaum, Zitronenbaum), ein 9—18 m hoher Baum aus Nordindien, mit kurzen, steifen, häufig dornigen Zweigen, oblongen, zugespitzten, kerbzahnigen Blättern, flügellosen Blattstielen, einzeln oder traubig stehenden, außen purpurfarbigen Blüten und länglicher, zitzenwarziger, oft kopfgroßer Frucht mit sehr dicker, runzeliger oder höckeriger, zitronengelber, sehr ölreicher Fruchtschale, aber nur säuerlichem Mark, wie der vorige vielfach kultiviert, liefert den größten Teil der Zitronenschalen des Handels und sehr viel Zitronenöl; die frischen Schalen werden eingemacht und bilden dann das Zitronat oder die Sukkade. C. Limetta *Risso* (C. medica γ *L.*, Limettenbaum), mit nicht oder schmal geflügelten Blattstielen, eirunden, gesägten Blättern, kleinen, weißen Blüten und eiförmiger oder rundlicher, blaßgelber, dickschaliger, säuerlich-süßer Beere, liefert aus der Schale das dem Zitronenöl ähnliche Limettenöl. Als Varietäten sind bemerkenswert: C. Peretta *Risso* (Perettenbaum), ein zierlicher Baum mit dornigen Zweigen, keilförmigen, gezahnten, stachelspitzigen Blättern und birnförmiger Frucht mit weniger saurem Mus und höchst wohlriechender Schale, liefert sehr schmackhafte Konfitüre; C. auratus *Risso* (Chrysomelie, Goldhesperide), mit sehr schmackhaften, großen, rundlich birnförmigen Früchten. Über C. Pomum Adami *Risso* (C. medica Cedra *Risso*) s. Adamsapfel. C. decumana *L.* (C. Pompelmos *Risso*, Pompelmus, Paradiesapfel), dem Pomeranzenbaum ähnlich, mit großen, stumpfen, ausgerandeten Blättern, breit geflügeltem Blattstiel, sehr großen, weißen Blüten, 6 kg schwerer, kugeliger oder platt birnförmiger Frucht mit glatter, sehr dicker, an ätherischem Öl reicher Schale und saftreichem, angenehm süßsäuerlichem Fruchtfleich, in Ostindien heimisch, wird in Südeuropa und Amerika kultiviert. Das Fruchtfleisch wird gegessen und in den Tropen besonders bei Akklimatisationskrankheiten empfohlen. Das Holz des Baums ist hart, blaßgelb, zu Werkzeugen geeignet. C. decumana *Sieber* (Melonen- oder Kürbiszitrone), mit Früchten bis zu 40 cm Durchmesser, ist eine Zierde der türkischen Gärten und besitzt eine sehr dicke Schale, welche als Delikatesse gilt, wogegen das Fleisch sehr sauer ist und weggeworfen wird. — Die Citrusarten bilden eine Hauptzierde unsrer Kalthäuser (welche nach ihnen auch Orangerien genannt werden) und im Sommer der Gärten. Man zieht sie in großen Kübeln und meist mit kugelrunder Krone. Sämlinge aus Zitronen- oder Apfelsinenkernen werden durch Okulieren, Kopulieren oder Pfropfen veredelt. Die Orangenbäume lieben eine fette, weder zu leichte noch zu schwere, bindige Erde, in welcher alle Teile gut verwest sind. Im Sommer verlangen sie reichliches, im Winter sehr mäßiges Begießen. Das Überwinterungslokal muß hell sein und darf nie über 8° geheizt werden; soviel wie möglich ist frische Luft zu geben und durch häufiges Bespritzen angemessene Feuchtigkeit. Junge Pflanzen werden alle 2 Jahre, ältere in 3—5 Jahren einmal verpflanzt.

Geschichtliches. Die Citrusarten waren den Alten in ihrer besten Zeit unbekannt; erst durch die Kriegszüge Alexanders d. Gr. erfuhren die Griechen von einem Wunderbaum mit goldenen Früchten in Persien und Medien, den Theophrast zuerst beschrieb: seine Früchte sind nicht genießbar, duften schön, halten die Motten ab, sind wirksames Gegengift und verbessern, wenn man das gekochte Fleisch im Mund ausdrückt, den Atem. Dieser medische Apfel erschien nach Gründung der griechischen Königreiche in Vorderasien auf dem europäischen Markt und wurde den Hesperidenäpfeln verglichen, unter welch letztern aber schwerlich die Citrusfrüchte zu verstehen sein möchten. Die angebliche Eigenschaft medischer Äpfel, Ungeziefer abzuwehren, verschaffte ihnen den Namen C., Malum citreum; denn als Kedros wurden die duftenden, unzerstörbaren Koniferenhölzer bezeichnet, welche selbst den Würmern widerstanden und die Kleider vor denselben bewahrten, und der zu gleichem Zweck benutzte Apfel galt nun als Frucht des Kedrosbaums. Plinius erzählt von vergeblichen Versuchen, lebende Pflanzen in Kübeln nach Europa zu bringen; sie starben ab oder setzten wenigstens keine Früchte an. Ein oder anderthalb Jahrhundert nach Plinius muß aber der Baum schon ein wirklicher Schmuck der Villen und Gärten begünstigter Landschaften gewesen sein; Florentinus beschreibt im 3. Jahrh. n. Chr. die Kultur der Kitreai ganz in der Art der noch heute in Oberitalien gebräuchlichen. Nach Palladius (Mitte des 4. Jahrh.) wuchsen Citrusbäume auf Sardinien und bei Neapel im Winter und Sommer unter freiem Himmel. Der medische Apfel der Alten, welcher zuerst bekannt geworden war, war aber nicht die Zitrone, sondern die Frucht des Cedratbaums (C. medica *Risso*), welcher sich in der persischen Provinz Gilan, einem Teil des alten Medien, noch ganz in dem Habitus, welchen Theophrast beschreibt, findet, und auf dessen Frucht allein die gelegentlichen Äußerungen der Alten passen. Sie kam zur Zeit der ersten römischen Kaiser nach Italien. Unsre Zitrone, die Limone des Südens, heißt so nach dem arabischen limun, welches aus dem Persischen, indirekt aus dem Indischen (limu) stammt. Damit ist die Herkunft der Limone angegeben; um das 10. Jahrh. kam sie nach Ägypten und Palästina, und wir wissen, daß sie 1240 in Europa noch nicht wuchs. Kreuzfahrer oder Handelsleute der italienischen Seestädte oder die Araber brachten die Zitrone zuerst nach Europa, und ihr stark saurer Saft diente hier wie im Orient bald als beliebte belebende Beigabe zu vielen Speisen und gab mit dem zu gleicher Zeit bekannter werdenden Zucker die vielbegehrte Limonata ab. Auch die Pomeranze kam um diese Zeit durch Araber oder Kreuzfahrer nach Europa; aus Indien hatte man sie (912) nach Persien gebracht, wo sie nareng genannt wurde; die Araber nannten sie narang, und daraus wurde byzantinisch nerantzion. Schon in Westasien hatte die Frucht viel von dem süßen Duft und der schönen Farbe verloren, welche sie einst in Indien besaß, und bei dem weiten Übergang nach Europa verblich sie noch mehr; aber trotzdem entstand der französische Name orange nach dem hineinspielenden Begriff von or, aurum, Gold. Die Apfelsine, ital. portogallo, enthält ebenfalls in ihrem Namen ihre Geschichte. Sie kam erst nach Ausbreitung der portugiesischen Schiffahrt aus dem südlichen China, angeblich zuerst 1548, nach Europa, und der europäische Urbaum stand noch lange zu Lissabon im Haus des Grafen von St.-Laurent; von dort gelangte sie bald nach Rom und verbreitete sich an den Küsten des Mittelländischen Meers bis tief nach Westasien hinein. Selbst die Kurden nennen sie portoghal. Auch nach Amerika brachten Portugiesen und Spanier den Baum, der in den tropischen Gegenden der Neuen Welt wunderbar gedieh. Die Mandarinenorangen wurden erst

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

im 19. Jahrh. bekannt, der aus China herübergebrachte Ahnherr aller europäischen Mandarinenbäume wird noch im botanischen Garten zu Palermo gezeigt. Die Bergamotte ist seit dem Ende des 17. Jahrh. bekannt. Die Orangenbäume werden bei uns in Kübeln kultiviert und in Kalthäusern (Orangerien) bei 3–6° überwintert. Sie erreichen ein Alter von 600—800 Jahren. Vgl. Ferrari, Hesperides sive de malorum aureorum cultura et usu (Rom 1646); Gallesio, Traité de C. (Par. 1811); Risso, Essai sur l'histoire naturelle des orangers (das. 1813); Risso und Poiteau, Histoire naturelle et culture des orangers (das. 1818—19; neue Ausg. von Du Breuil, 1872).

Città (ital., spr. tschitta), »Stadt«, in Zusammensetzungen häufig Cività (v. lat. civitas), Anfang vieler italienischer Städtenamen.

Cittadella (spr. tschi-), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Padua, an der Brentella und der Eisenbahn Treviso-Vicenza (Abzweigung nach Bassano), hat eine schöne Hauptkirche (mit guten Gemälden), einen botanischen Garten und (1881) 3881 Einw., welche Papier-, Tuch- und Baumwollzeugfabrikation betreiben. Die Stadt wurde 1220 als Grenzfestung gegen Treviso angelegt und ist noch heute mit Mauern, Türmen und Gräben umgeben.

Città della Piëve (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Perugia, Kreis Orvieto, an der Chiana und der Eisenbahn Florenz-Rom, Bischofsitz, mit (1881) 2258 Einw.; Geburtsort des Malers Pietro Perugino (1446), von dem in den Kirchen und Klöstern der Stadt noch wertvolle Bilder vorhanden sind (darunter die Anbetung der Magier).

Città di Castello (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Perugia, am Tiber, Bischofsitz, hat ein Schloß, eine Kathedrale (nach einem Entwurf von Bramante erbaut), 9 andre Kirchen mit wertvollen Gemälden, mehrere an Kunstsammlungen reiche Paläste, Seidenspinnerei, Wein- und Ölbau, Mineralquellen und (1881) 5433 Einw. C. ist das alte Tifernum, für das Plinius der jüngere, der Patron der Stadt, einen Tempel (angeblich das jetzige Fundament des Doms) erbaute. Vom Ostgotenkönig Totilas zerstört, wurde der Ort im 6. Jahrh. wieder aufgebaut. In der Kunstgeschichte ist C. bekannt als diejenige Stadt Italiens, welche die erste Bestellung bei Raffael machte: die noch vorhandenen Prozessionsfahnenbilder für Santa Trinità (1499).

Cittaducāle (spr. tschi-), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Aquila, am Velino, am Fuß des Terminello und an der Eisenbahn Aquila-Terni, mit gotischem Brunnen und (1881) 1862 Einw. In der Nähe Reste der alten Stadt Cotylia an einem jetzt ausgetrockneten See mit schwimmender Insel.

Cittanova (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Reggio di Calabria, Kreis Palmi, in fruchtbarer Hochebene (400 m), mit 2 Kirchen, Industrie, Handel und (1881) 11,399 Einw. C. erhob sich aus den Ruinen des 1783 durch Erdbeben gänzlich zerstörten Fleckens Casalnuovo und tauschte 1852 seinen frühern Namen gegen den jetzigen um.

Città Sant' Angelo (spr. tschitta ssant ándschelo), Stadt in der ital. Provinz Teramo, Kreis Penne, am Salino, 5 km vom Adriatischen Meer, hat Handel mit Getreide, Wein und Öl und (1881) 2739 Einw.; im Altertum eine der vier Städte der Vestiner. In der Nähe Spuren der alten Salzwerke, welche die Anwohner der Via Salaria bis in das Sabinerland hinein mit Salz versorgten.

Cittavecchia (spr. tschittawéckja), 1) (slaw. Starigrad) Stadt an der Nordküste der dalmatischen Insel Lesina, mit Hafen, Schiffbau, (1880) 3789 Einw., Bezirksgericht und Dominikanerkloster. Der Ort wurde aus den Trümmern der alten Stadt Pharia erbaut; in der Umgegend finden sich Altertümer. — 2) C. (auch Notabile, von den Eingebornen arabisch Medina genannt), alte Hauptstadt der Insel Malta, hoch auf der Spitze des Inselfelsens gelegen, der durch Katakomben ausgehöhlt ist, mit verfallenen Mauern, zahlreichen Palästen (jetzt teilweise zu Klöstern und Schulen umgewandelt), einer bedeutenden Kathedrale und (1881) 6152 Einw. Dabei Verdala, Sommerresidenz des Gouverneurs.

City (engl., spr. ssitti; franz. Cité), Stadt im allgemeinen, in England Bezeichnung solcher Städte, welche Bischofsitze sind oder es waren; insbesondere führt auch der älteste Kern der Stadt London (s. d.), welcher noch viele alte Privilegien besitzt und den Mittelpunkt des gesamten Handels- und Gewerbsverkehrs der Weltstadt bildet, den Namen C., wie in ähnlicher Weise der älteste Teil der Stadt Paris la Cité heißt. In Nordamerika heißt C. jede Ortschaft (town), welche inkorporiert ist und von einem Mayor nebst Aldermen regiert wird.

City Point (spr. ssitti), Hafendorf im nordamerikan. Staat Virginia, an der Mündung des Appomattox in den James River, 54 km unterhalb Richmond, 1864 durch die Bundestruppen unter Butler besetzt und während der Belagerung von Petersburg und Richmond ein wichtiger Stützpunkt der Nordarmee.

Ciudad (span., spr. thiuad-; portug. Cidad), in Spanien und den von hier aus kolonisierten Ländern eine Stadt ersten Ranges, die, im Unterschied von der Villa (s. d.), ihre eigne Gerichtsbarkeit hat; daher Anfang vieler spanischer Städtenamen.

Ciudad Bolivar, Stadt in Venezuela, s. Angostura.

Ciudad de la Asuncion, Hauptstadt der Insel Margarita (s. d.) im Staat Guzman Blanco (Venezuela), in fruchtbarer Ebene, 343 m ü. M., mit Steuermannsschule und 3000 Einw.

Ciudad de las Casas, s. San Cristóbal.

Ciudadēla, Stadt (früher Hauptstadt) auf der span. Insel Menorca, hat eine schöne Kathedrale, verfallene Festungswerke, einen Hafen und (1878) 7777 Einw., welche Schuhwaren, Vieh, Wolle, Käse und Bausteine ausführen. C. ist Bischofsitz. In der Nähe ist die berühmte Tropfsteinhöhle Cava Perella.

Ciudad Morelos, Stadt in Mexiko, s. Morelos.

Ciudad Reāl, span. Provinz in Neukastilien, umfaßt den größten Teil der Mancha, grenzt gegen N. an die Provinz Toledo, gegen NO. an Cuenca, gegen O. an Albacete, gegen S. an Jaen und Cordova und gegen W. an Badajoz und hat ein Areal von 20,305 qkm (368,8 QM.). Das Land ist im allgemeinen ein Hochplateau, welches nur im nordwestlichen Teil von den Bergketten von Toledo, im S. und SW. von den Bergketten der Sierra Morena durchzogen wird. Das Plateau selbst ist kahl, trocken und öde. Hauptfluß ist der Guadiana mit den Nebenflüssen Zancara, Azuel, Jabalon. Die Bevölkerung, (1883) 277,738 Einw., ist mit der von Albacete die relativ dünnste in ganz Spanien (14 Einw. auf das QKilometer) und lebt meist in großen Marktflecken konzentriert. Trotz der großen Ernteschäden, welche häufig die Dürre und die Landplage der Heuschrecken anrichten, und obgleich der Boden wenig geteilt, im ganzen auch ziemlich schlecht angebaut ist, ergibt der Getreidebau infolge der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens große Produktionsmengen. Der Weinbau liefert gute Sorten, namentlich den berühmten Valdepeñaswein.

Auch die Viehzucht wird sehr stark betrieben; die Stiere sind für Stiergefechte sehr gesucht, die Maultiere die berühmtesten von Spanien. Bergwerksprodukte sind: Quecksilber und Zinnober (von Almaden), Eisen, Galmei, Antimon u. a. Auch an Mineralquellen ist die Provinz reich. Die Industrie hat, abgesehen von der Verarbeitung der Bergbauprodukte, nur lokalen Charakter. Die Provinz wird von den von Madrid nach Alicante, Cordova und Badajoz führenden Eisenbahnen durchschnitten und umfaßt elf Gerichtsbezirke (darunter Alcazar de San Juan, Almaden, Almagro, Manzanares, Valdepeñas). — Die gleichnamige **Hauptstadt** liegt in fruchtbarer, nördlich vom Guadiana, südlich vom Jabalon begrenzter Ebene an der Madrid-Lissaboner Eisenbahn, hat Reste alter Mauern, ein bemerkenswertes Thor (von Toledo), eine gotische Kirche und (1878) 13,589 Einw., welche etwas Fabrikation von ordinärem Tuch und Handschuhen, Öl und Mehl, dann Handel mit den Erzeugnissen der Umgegend betreiben. Von Bedeutung sind auch die Esel- und Maultiermärkte von C. Es ist Sitz eines Gouverneurs und eines Bischofs. Geschichtlich denkwürdig ist die Stadt durch einen hier 27. März 1809 von den Franzosen unter Sébastiani über die Spanier unter Urbino erfochtenen Sieg.

Ciudad Rodrigo, Bezirksstadt in der span. Provinz Salamanca, auf steilem Hügel rechts am Agueda, 27 km von der portugiesischen Grenze, starke Festung, zweiter Hauptwaffenplatz gegen Portugal, hat eine gotische Kathedrale, ein bischöfliches Seminar und (1878) 6856 Einw., welche Weberei, Gerberei, Seifenfabrikation und Handel betreiben. In der Nähe überbleibsel eines römischen Aquädukts; ein moderner versorgt die Stadt mit Wasser. C. ist Bischofsitz. — C. wurde im Anfang des 13. Jahrh. von Ferdinand II. angelegt und ist seit dieser Zeit als Waffenplatz in der Kriegsgeschichte von Wichtigkeit. Eingenommen wurde es zuerst im spanischen Erbfolgekrieg 30. Mai 1706 von den Engländern, aber schon 4. Okt. 1707 von den Franzosen unter Bay wiedererobert. Von großer Bedeutung wurde es im Kampf Napoleons I. gegen Spanien. Die glücklichen Gefechte, welche Masséna mit seinen 70,000 Mann bei Barba de Pierca und später bei Alcanniza lieferte, hatten die Berennung und engere Einschließung von C. (seit 26. April 1810) zur Folge. Am 10. Juli mußte sich die gänzlich zerstörte Stadt trotz der Nähe einer schlagfertigen Armee nach tapferer Verteidigung ergeben. Für die Verteidiger stiftete König Ferdinand 1815 in Anerkennung ihrer Tapferkeit ein besonderes Ehrenzeichen. Nachdem die Franzosen 18 Monate lang im Besitz von C. gewesen waren und die Festungswerke wieder in gehörigen Stand gesetzt hatten, schlossen die Engländer unter Wellington 8. Jan. 1812 die Stadt ein und nahmen sie bereits in der Nacht vom 19. auf den 20. Jan. trotz des tapfern Widerstandes der Besatzung. Wellington ward dafür von den spanischen Cortes zum »Herzog von C.« und Granden erster Klasse erhoben.

Ciudad Victoria, Stadt in Mexiko, s. Victoria.

Ciuda Vieja, s. Guatemala.

Civetta, niederländ. Maler, s. Bles 1).

Civette, s. Zibetkatze.

Civiale (spr. ßiwjall), Jean, Wundarzt, geboren im Juli 1792 zu Thiézac (Cantal), studierte in Paris, wurde Arzt am Hôtel-Dieu daselbst und begründete seinen Ruf durch Erfindung der Lithotritie (s. d.) oder Steinzertrümmerung ohne Eröffnung der Harnblase, die ihm nach vielen Versuchen an Leichnamen 1824 zum erstenmal am Lebenden gelang. C. war als Operateur bis in sein Alter thätig, genoß als Spezialist auf dem Gebiet der Steinkrankheiten den höchsten Ruf und starb 13. Juni 1867 in Paris. Er schrieb: »Lettres sur la lithotritie« (1827—48; deutsch von Gräfe, Berl. 1827); »Parallèle des divers moyens de traiter les calculeux« (Par. 1836; deutsch von Gräfe, Berl. 1837); »Traité pratique sur les maladies des organes génito-urinaires« (Par. 1841, 3 Bde.; 3. Aufl. 1858—60; deutsch von Frankenberg und Landmann, Leipz. 1843); »Traité pratique et historique de la lithotritie« (Par. 1846); »De l'urétrotomie« (das. 1849); »La lithotritie et la taille« (aus dem Nachlaß, das. 1870).

Cividale (spr. tschiwi-, C. del Friuli), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Udine (Venetien), alter Hauptort des Herzogtums Friaul, am Austritt des Natisone aus den Alpen, hat alte Mauern, eine mächtige, 70 m lange Brücke aus dem 15. Jahrh., einen Dom mit schöner Fassade (von 1501), großem Glockenturm, altem Baptisterium (von 736) und wertvoller Bibliothek, mehrere andre Kirchen mit Kunstgegenständen (z. B. byzantinische Stuckreliefs aus dem 8. Jahrh.), einen Palazzo del Comune, 1553 nach Palladios Plänen erbaut, ein Altertumsmuseum und (1881) 3823 Einw., welche Weberei und Handel betreiben. — C. ist wahrscheinlich Cäsars Forum Julii, woraus Friuli, Friaul entstand. Die Langobarden nannten die Stadt Civitas Austriae; bei den Slawen heißt sie Staro mjesto (»Altstadt«). Sie stand immer mit den Patriarchen von Aquileja in Fehde, bis sie sich 1419 der venezianischen Republik unterwarf. 1509 ward sie von den Truppen Maximilians I. vergeblich belagert.

Civil..., s. Zivil...

Civile jus (lat.), s. Zivilrecht.

Civilis, Claudius (richtiger Julius), der Anführer der Bataver im Aufstand gegen die Römer 69—70 n. Chr. C. faßte nämlich, erbittert darüber, daß er wegen angeblicher Rebellion gegen die römische Herrschaft zweimal gefangen gesetzt worden war und beinahe hingerichtet worden wäre, 69 den Plan, sein Volk zu befreien, und benutzte schlau den damaligen Bürgerkrieg zwischen Vitellius und Vespasian, indem er sich für einen Anhänger des letztern erklärte. In Verbindung mit den Kaninefaten und Friesen besiegte er das römische Landheer, bemächtigte sich der Flotte, warf den vom Statthalter von Untergermanien gegen ihn geschickten Legaten Munius Lupercus nach Vetera (Xanten) zurück und belagerte ihn daselbst, während der Aufstand sich immer mehr ausbreitete. Nach verschiedenen Versuchen der Römer, Vetera zu entsetzen, und nachdem in den sich immer wiederholenden Meutereien der römischen Truppen endlich sowohl der Statthalter Hordeonius Flaccus als sein thatkräftigster Legat, Dibius Flaccus, ermordet worden waren (70), ließ sich das ganze römische Heer durch zwei Anführer der in demselben dienenden gallischen Hilfsvölker, Julius Classicus und Julius Tutor, zum Abfall von Rom und zur Vereinigung mit C. verlocken, und nun schloß sich auch ganz Gallien an C. an, so daß man die Absicht fassen konnte, ein großes, von Rom unabhängiges Reich zu errichten. Indessen eben hierüber brachen unter den verschiedenen zu einem Staatskörper zu vereinigenden Völkern Haß und Feindschaft aus, und da mittlerweile der Bürgerkrieg durch Vespasian beendigt worden war, so wurden nunmehr von Rom aus kräftige Anstalten zur Unterdrückung des Aufstandes getroffen. Petilius Cerialis drang mit einem starken Heer in das Land ein, die Gallier traten zu ihm über, auch die meuterischen Truppen kehr-

ten wieder zum Gehorsam zurück, und so wurde C. nach tapferster Gegenwehr genötigt, sich auf die Bataverinsel zurückzuziehen und endlich, da sich auch unter den Batavern Mißgunst gegen ihn regte, auf einen ihm von Cerialis entgegengebrachten Vergleich einzugehen, durch welchen den Batavern die Rückkehr in den alten Stand gewährt wurde. Vgl. E. Meyer, Der Freiheitskampf der Bataver unter C. (Hamb. 1856).

Civilis actio (lat.), s. Klage.

Civiloquium (lat.), Bürger- oder Bauer- (Bur-) Sprache, ehedem die Vorlesung der Rechte und Pflichten der Bürger.

Civis (lat.), Bürger. C. academicus, akademischer Bürger (s. Universitäten).

Civismus (lat.), Bürgertugend, Gemeinsinn.

Cività (ital., spr. tschiwità), »Stadt«, vgl. Città.

Cività Castellāna (spr. tschiw-), Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Viterbo, auf schroffem Tufffelsen, welcher durch eine 50 m hohe, auf einem einzigen Pfeiler ruhende Brücke zugänglich ist, an der Treja (Nebenfluß des Tiber) und an der Via Flaminia malerisch gelegen, ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale (1210 erbaut), eine unter Alexander VI. erbaute Citadelle mit achteckigem Turm (jetzt Staatsgefängnis) und (1881) 4251 Einw. In der Nähe Spuren des alten etruskischen Falerii. Hier 4. Dez. 1798 Sieg der Franzosen über die Neapolitaner.

Civitāli (spr. tschiw-), Matteo, ital. Bildhauer, geb. 1435 zu Lucca, scheint sich nach den frühzeitigen florentinischen Meistern gebildet zu haben; wenigstens geht seine Kunst parallel mit der von Mino da Fiesole. Im Dom zu Lucca findet man seine Hauptwerke. Das Grabmal des Pietro da Noceto (1472) zeigt den Mitstrebenden Minos, aber schon auf einer ungleich höhern Stufe der Ausbildung. In den anbetenden Engeln auf dem Altar der Sakramentskapelle verbindet sich der edle Stil des 15. Jahrh. mit dem Ausdruck einer inbrünstigen Andacht und hoher jugendlicher Schönheit. Die drei untern Statuen des prächtigen Regulusaltars (1484) entsprechen dem Großartigsten der damaligen Historienmalerei, und die Engel mit den Kandelabern sowie die Madonna haben schon etwas von der freien Lieblichkeit des Andrea Sansovino (s. Tafel »Bildhauerkunst VI«, Fig. 12). Die sechs Seitenstatuen in der Johanneskapelle zu Genua, Adam, Eva, Jesaias, Habakuk, Elisabeth und Zacharias, 1496 vollendet, erreichen die ungesuchte Schönheit der andern Arbeiten nicht. C. starb 1501.

Civitanova Marche (spr. tschiwitanōwa marke), Stadt in der ital. Provinz Macerata, auf einer Anhöhe unweit der Mündung des Chienti ins Adriatische Meer und an der Eisenbahn von Ancona nach Foggia, hat ein Hauptzollamt, eine schöne Kirche und (1881) 1899 Einw. Zum Gemeindegebiet gehört auch der an der Meeresküste gelegene Landeplatz Porto di C. mit (1881) 2718 Einw.

Civitas (lat.), im röm. Rechte der Inbegriff der Rechte eines freien Bürgers (civis), im Gegensatz zum freien Ausländer (peregrinus) sowie zur Latinität; dann auch Bezeichnung der sämtlichen zu einer Gemeinde vereinigten Bürgerschaft; daher auch Bezeichnung einer Stadt mit oder ohne Gebiet, sobald dieselbe einen Staat bildete.

Civität (lat.), Bürgerschaft, Bürgerrecht.

Civitavecchia (spr. tschiwitaweckja), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Rom, Hafenplatz der Hauptstadt, liegt 71 km nordwestlich von derselben am Mittelmeer, an der Eisenbahn Rom-Pisa und an der alten Via Aurelia in öder und ungesunder Gegend. Der Hafen von C., zugleich Kriegs- und Handelshafen, ist dazu bestimmt, abseits der Mündung des Tiber, durch dessen Sinkstoffe alle Hafenanlagen des alten Rom verlandet wurden, Rom den Verkehr mit dem Meer zu sichern. Er ist im wesentlichen schon unter Trajan angelegt worden und besteht aus einem von zwei Molen bogenförmig umspannten Bassin, welches außerdem im Mittelalter durch einen Wellenbrecher gegen das Meer zu gesperrt wurde. Die Molen haben eine Ausdehnung von 170, bez. 250 m, der Hafen hat eine Fläche von 87 Hektar und eine Tiefe von 6 m. Auf dem nördlichen Damm erhebt sich ein Leuchtturm, auf dem südlichen die nach Michelangelos Plänen erbaute Citadelle. Der Hafen enthält ansehnliche Schiffswerften, ein von Bernini erbautes Arsenal und Magazine. Auf der Landseite ist die Stadt durch Bastionen geschützt, welche aber von den Ausläufern der Monti di Tolfa beherrscht werden. C. hat einen antiken, von Papst Innocenz XII. wiederhergestellten Aquädukt, welcher von 50 km Entfernung treffliches Trinkwasser zur Stadt bringt, eine schöne Kathedrale, ein Theater und (1881) 9210 Einw., welche Leinwand (aus Flachs und Hanf), Kattun und Leder erzeugen und lebhaften Handel treiben. Im Hafen sind 1883: 1252 Handelsschiffe mit 306,481 Ton. ein- und ebenso viele ausgelaufen. Die regelmäßig von Marseille, Genua und Livorno nach Neapel fahrenden Dampfboote sowie die monatlich zwischen dänisch-deutschen Häfen der Ostsee, Antwerpen und italienischen Häfen fahrenden Dampfer der United Steamship Company von Kopenhagen legen hier an. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, eines deutschen Konsuls, hat eine Handelskammer, ein Gymnasium und ein Seminar. In der Nähe sind stark besuchte Seebäder und Schwefelquellen (mit antiken Bauresten der Aquae Taurinae), welche gegen Muskelkontraktionen, Rheumatismen, Obstruktionen, Neuralgien &c. gebraucht werden. — C. hieß in ältester Zeit Centumcellae von den vielen kleinen Bassins für Barken, die einen »Hundertzellenhafen« bildeten; zu Ehren Trajans wurde es später Portus Trajani genannt. Den Namen C. erhielt es im 9. Jahrh., als die Bewohner, 828 von den Sarazenen vertrieben, nach 40jährigem Exil wieder in ihre alte Stadt zurückkehrten. Unter Justinian war C. Zankapfel zwischen Griechen und Goten, ward von Totilas erobert, von Narses 553 aber wieder genommen. Noch öfters zerstört, erhob es sich stets wieder aus seinen Trümmern. Papst Urban VIII. erbaute die Festungswerke, Innocenz XII. erklärte C. für einen Freihafen (1696). 1849—70 war es von den Franzosen besetzt.

Civitella del Tronto (spr. tschiw-), Stadt in der ital. Provinz Teramo, auf steilem Felsen am Salinello, hat Mauern und Türme, eine durch natürliche Lage sehr feste Citadelle und (1881) 826 Einw. C. widerstand 1557 den Franzosen unter dem Herzog von Guise, ward dagegen 1798 und 1805 von den Franzosen und 1861 von den Italienern unter Mezzacapo genommen.

Civray (spr. ssiwrä), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Vienne, an der Charente und der Orléansbahn, hat eine sehr alte Kirche (St.-Nicolas), ein Collège und (1881) 2473 Einw., die wollene Zeuge fabrizieren und Handel mit Maronen und Sämereien treiben. In der Nähe sehenswerter Dolmen.

Cl, in der Chemie Zeichen für Chlor.

Claar, 1) Emil, Schauspieler und Dichter, geb. 7. Okt. 1842 zu Lemberg, Sohn eines Advokaten, kam, für das Studium der Medizin bestimmt, frühzeitig nach Wien, trat dann auf Wunsch seiner Eltern zum

Handelsstand über und entschloß sich endlich nach langen Kämpfen, Schauspieler zu werden. Er debütierte im Wiener Burgtheater (unter dem Namen E. Rall) unter Laube. Nachdem er später mit Erfolg in Graz, Linz und am Hoftheater in Berlin gespielt, folgte er einem Ruf an das Leipziger Stadttheater, wo er fünf Jahre wirkte, zuletzt als dramaturgischer Mitarbeiter Laubes, des damaligen Theaterdirektors, und ging dann als Regisseur an das Hoftheater in Weimar, wo er zwei Jahre (bis 1872) blieb. Hierauf war er Oberregisseur des Landestheaters zu Prag, übernahm vier Jahre später (1876) selbständig die Direktion des Berliner Residenztheaters und ist seit 1. Juli 1879 Intendant der vereinigten Stadttheater in Frankfurt a. M. Er veröffentlichte: »Gedichte« (Leipz. 1868); »Die Heimkehr«, Genrebild (1871); »Der Friede«, Festspiel (1871); »Simson und Delila«, Lustspiel (1869); »Die Glücksmünze«, Lustspiel (1873); »Auf den Knieen«, Lustspiel (1874); »Gute Geister«, Märchen (1871); »Shelley«, Trauerspiel (1874), und einen neuen Band »Gedichte« (Berl. 1885).

2) (Claar-Delia) **Hermine**, eigentlich **Deligah**, Schauspielerin, Gattin des vorigen, geb. 8. April 1848 zu Wien, betrat 1864 in Pest zum erstenmal die Bühne, kam von hier an das Thaliatheater in Hamburg und nach kurzer Zeit als jugendliche Liebhaberin an das Hoftheater in Berlin, das sie 1866 mit der Schweriner Hofbühne vertauschte. Nach anderthalbjähriger Thätigkeit an dieser nahm sie 1869 Engagement am Stadttheater in Leipzig und folgte 1872 einem Ruf nach Prag. Seit 1871 mit Emil C. verheiratet, war sie seit 1876, als derselbe die Leitung des Berliner Residenztheaters übernahm, Mitglied dieser Bühne und leistete hier namentlich im sensationellen Genre, unter anderm als Frau Bernard (»Fourchambault«), Fürstin Zika (»Dora«), Messalina (»Arria und Messalina«) Treffliches. 1879 folgte sie ihrem Gatten nach Frankfurt a. M. und ist seitdem nur wenig aufgetreten.

Claasz, Pieter, niederländ. Maler, geboren um 1590 zu Haarlem, bildete sich unter dem Einfluß von Frans Hals und malte ausschließlich Stillleben mit Frühstücken, welche durch eine getreue Nachbildung der Viktualien und Geräte ausgezeichnet sind. Er starb 1660 in Haarlem. Bilder von ihm finden sich im Haag, in Berlin, Dresden, München, Schwerin, Kassel u. a. O. Er war der Vater von Nikolaus Berchem.

Clackmannan (spr. klädmännen), Hauptort der nach ihm benannten schott. Grafschaft, am Devon und in der Nähe des Forth, mit nur (1881) 1503 Einw. Das alte Schloß bewohnte 1329 Robert Bruce. Die Devon-Eisenhütten sind in der Nähe.

Clackmannanshire (spr. klädmännenschir), Grafschaft im südlichen Schottland, die kleinste des Landes, umfaßt 127 qkm (2,3 QM.). Das Ländchen steigt von der Küste des Forth an allmählich nach den Ochillshügeln hin, welche im Ben Cleuch eine Höhe von 717 m erreichen. Hauptfluß ist der Devon, dessen Thal wegen seiner landschaftlichen Schönheiten und zahlreichen Wasserfälle (namentlich des Caldron Linn, etwa 15 km oberhalb Dollar) berühmt ist. Der Boden längs des Forth ist fruchtbar; 33 Proz. sind (1881) Ackerland, 17 Proz. Weide, 6½ Proz. Wald. Die Bevölkerung betrug 1881: 25,680 Einw. An Vieh zählte man 3753 Rinder, 9810 Schafe. Man gewinnt Eisen und Steinkohlen. Die Industrie liefert Wollwaren, Whiskey, Gußwaren, Papier, Maschinen, Glas und irdene Waren. Hauptort ist Clackmannan.

Cladel (spr. kladell), **Léon**, franz. Romanschriftsteller, geb. 13. März 1835 zu Montauban (Tarn-et-Garonne), Sohn eines Handwerkers, studierte in Toulouse die Rechte, wandte sich dann nach Paris, wo er sich ganz litterarischen Beschäftigungen hingab, und erregte als Schriftsteller, von kleinern Arbeiten abgesehen, zuerst mit dem Sittenroman »Les martyrs ridicules« (1862), einer satirischen Schilderung des niedern Litteratentreibens in Paris, die durch eine meisterhafte Vorrede Charles Baudelaires eingeführt wurde, in Schriftstellerkreisen Aufsehen. Während eines mehrjährigen Aufenthalts in seiner Heimat, wo er Volk und Land gründlich studierte, verfaßte er eine Reihe trefflicher Novellen, wie: »Eral le dompteur« (1865), »Mon ami le sergent de ville« (1867), »Le nommé Qouael« (1868), »Achille et Patrocle« (1869) u. a., und befestigte nach der Rückkehr in die Hauptstadt seinen Ruf als Schriftsteller mit den die Serie »Mes paysans« bildenden Romanen: »Le Bouscassier« (1869) und »La fête votive de St-Bartholomée Porte-Glaive« (1872), worin er eine ausgezeichnete Darstellung und Beleuchtung des französischen Bauernstandes gab. Von seinen übrigen, durchweg dem Volksleben entnommenen Werken nennen wir: die Skizzen- und Novellensammlung »Les va-nu-pieds« (1874); die Novelle »Une maudite« (1876), welche ihm wegen ihrer Anstößigkeit eine Gefängnisstrafe von vier Wochen zuzog; »Crête-Rouge« (1875); »L'homme de la croix-aux-bœufs« (1878); »Ompdrailles« (1877); »N'a qu'un œil« (1880); »Eaux fortes«, sechs Litteraturstücke (1880); »L'amour romantique« (1882); »Le deuxième mystère de l'incarnation« (1883).

Cladium *Schrad.* et *Spreng.* (Sumpfgras), Gattung aus der Familie der Cyperaceen, hohe, grasartige, meist australische Gewächse mit in Köpfchen gedrängten, ein- bis zweiblütigen Zwitterähren. C. Mariscus *R. Br.*, mit rundlichem, beblättertem Halm, am Rand und am Rücken stachlig-zahnigen, breit linealischen Blättern und in gipfel- oder blattwinkelständige Scheindolden gestellten, braunen Blütenköpfchen, findet sich in Sümpfen, auf nassen Wiesen in Nordeuropa, Nordamerika und Neuholland und bildet vorzüglich in Gotland schwimmende Inseln. Es dient zum Decken der Dächer und jung als Futter für das Vieh.

Cladius, s. Blattwespen.

Cladonia *Hoffm.* (Säulchenflechte, Korallenmoos, Knopfflechte, Becherflechte, Becher-, Geweihstuppe), Gattung der Strauchflechten, mit schuppig-blattartigem, bisweilen auch nur krustig-körnigem Thallus, aus welchem die sogen. Träger (Podetien) entspringen. Dies sind hohle, spitz endende Stiele, die sich zuweilen wiederholt zerteilen und zierliche, strauchartige Formen bilden; bisweilen verbreitert sich der Stiel nach oben in einen weiten, regelmäßigen Becher, von dessen Rand nicht selten neue Stiele sich erheben, welche ebenfalls nach oben hin becherartig werden. Auf den Enden der Podetien sitzen die knopfförmigen, braunen oder roten Apothecien. Die zahlreichen Arten wachsen meist gesellig, rasenartig auf der Erde und zwischen Moos in trocknen Wäldern, auf Heiden und Hügeln und sind fast alle, je nach dem Standort, äußerst veränderlich. C. pyxidata *Hoffm.* (Becherflechte, Bechermoos), mit eingeschnittenen oder gelappten Thallusblättchen, kreiselförmigem, in einen Becher übergehendem Stiel und braunen Apothecien, findet sich häufig in Büschen und Wäldern und wurde früher als Feuerkraut, Fiebermoos arzneilich benutzt; ebenso C. coccifera *Hoffm.* (Scharlachmoos, Kochenilleflechte, Büchsenmoos, Feuerkraut), mit

unregelmäßig becherförmigen, sich aus dem sehr abändernden, kleinblätterigen, rundlappigen Laub über 2,6 cm hoch erhebenden, graugrünlichen Trägern, die am Rand oft wiederum mit Bechern und mit großen, scharlachroten, kopfförmigen Apothecien versehen sind, auf Hügeln und in Wäldern durch ganz Deutschland gemein. C. rangiferina *Hoffm.* (Renntiermoos, Renntierflechte, Astflechte, s. Abbildung), mit unbedeutendem, krustenförmigem Thallus und zahlreichen blaßgrünen, 2,6—16 cm hohen, strauchförmigen Podetien, welche wiederholt dreigabeligästig sind, und deren unfruchtbare Endäste übergebogen, deren fruchttragende aufrecht sind und braune Apothecien tragen, sehr gemein in trocknen Nadelwäldern und auf der Erde große Rasen bildend, ist in Lappland Hauptnahrung der Renntiere während des Winters und wird auch bei uns in strengen Wintern von den Hirschen aufgesucht. In Skandinavien verarbeitet man sie auf Spiritus.


Cladonia rangiferina (Renntiermoos).

Cladosporium, s. Pleospora.

Claim (engl., spr. klehm), Anspruch, Reklamation.

Clairac (spr. kläracl), Stadt im franz. Departement Lot-et-Garonne, Arrondissement Marmande, am Lot, hat (1876) 2388 Einw., welche feine weiße Weine (vins pourris) bauen und Pflaumenhandel treiben. C. war die erste Stadt, die sich zur reformierten Kirche bekannte.

Clairault (Clairaut, spr. klärob), Alexis Claude, Mathematiker, geb. 13. Mai 1713 zu Paris, wurde, 18 Jahre alt, auf Grund seiner »Recherches sur les courbes à double courbure« (Par. 1731) Mitglied der Akademie, ging 1736 mit Maupertuis nach Lappland, um die große Meridianvermessung vorzunehmen, teilte 1743 der Akademie seine berühmte Theorie von der Gestalt der Erde mit (»Théorie de la figure de la terre«, das. 1743) und ward so der erste französische Mathematiker, der die Entdeckungen Newtons weiterführte und den analytischen Ausdruck für die Bedingungen des Gleichgewichts der Flüssigkeiten gab. Nicht minder erfolgreich beschäftigte er sich mit der Theorie des Mondes (»Théorie de la lune«, Par. 1752, 2. Aufl. 1765). In Verbindung mit Madame Lepaute bestimmte er die Wiederkunft des Halleyschen Kometen auf den 15. April 1759 und veröffentlichte darüber: »Recherches sur les comètes des années 1531, etc.« (Par. 1760). Er starb 17. Mai 1765.

Claires, s. Kambrais.

Clairet (franz., spr. klärä), in Frankreich jeder blaßrote Wein; auch Kräuterwein, Würzwein.

Clairette (franz., spr. klärett), blaßroter Likör, besonders Kirschlikör; in Südfrankreich (Clarette) leichter Weißwein.

Clairfayt, österreich. Feldherr, s. Clerfait.

Clair-obscur (franz., spr. klär-obsküṙ), s. Helldunkel. In der Holzschneidekunst ist Clair-obscurschnitt das Verfahren, mit zwei oder mehreren Druckplatten farbige Holzschnitte herzustellen. Dasselbe wurde zuerst durch die Mainzer Buchdrucker Fust und Schöffer, welche Initialen mit mindestens zwei Platten druckten, angewendet und später von Jost de Negker in Augsburg und Joh. Wechtlin in Straßburg vervollkommt. Vgl. Holzschneidekunst.

Clairon (franz., spr. kläröng), s. Clarino.

Clairon (spr. kläröng, eigentlich Claire Josephe Hippolyte Leyris de la Tude), berühmte franz. Schauspielerin, ward 1723 in der Nähe von Condé in Flandern geboren. Trotz ihrer vernachlässigten Erziehung trat C. schon im 12. Jahr in der Italienischen Komödie als Soubrette auf, war dann vier Jahre Mitglied der Bühne in Rouen, hierauf an den Bühnen zu Lille, Dünkirchen und Gent engagiert, bis sie als Sängerin 1743 in der Großen Oper zu Paris angestellt wurde. Trotz eines entschiedenen Erfolgs ging sie schon nach fünf Monaten von der Oper zu der Comédie française über. Sie begann ihr Debüt mit der Phädra, feierte einen glänzenden Triumph und ward bald eine bedeutende Nebenbuhlerin der Dumesnil. Nachdem sie 22 Jahre lang der Liebling des Publikums gewesen, ward sie, weil sie sich in gerechtem Unwillen über einen Taugenichts unter den Schauspielern geweigert hatte, aufzutreten, 1765 ins Gefängnis gebracht und betrat seitdem die Bühne nicht wieder. Auf eine Einladung des Markgrafen von Ansbach begab sie sich, bereits 50 Jahre alt, an dessen Hof, wo sie bis 1791 blieb, kehrte dann nach Paris zurück und starb daselbst 18. Jan. 1803. Stolz von Natur, mit Schönheit und edler Gestalt ausgestattet, spielte sie Rollen wie Phädra, Zenobia, Monomime, Dido und vor allen Medea vorzüglich. Voltaire sagte von ihr: »Sie hat im Ton der Stimme, was die Dumesnil im Herzen«. Sehr lehrreich sind ihre »Mémoires d'Hippolyte C. et réflexions sur la déclamation théâtrale« (Par. 1799; neue Aufl., mit Biographie von Andrieux, 1822; neue Ausg. 1847).

Clairv., bei zoolog. Namen Abkürzung für J. de Clairville (spr. klärwil), franz. Entomolog, gestorben in der Schweiz zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Clairvaux (spr. klärwoh), ehemals berühmte Cistercienserabtei im franz. Departement Aube, Arrondissement Bar, an der Aube und der Ostbahn, gestiftet vom heil. Bernhard 1115 und von ihm bis zu seinem Ende geleitet. Herzog Hugo von Troyes hatte den Grund dazu geschenkt, der, eine wüste Waldgegend, Clara Vallis genannt und von den Mönchen urbar gemacht wurde. Bei Bernhards Tod (1153) zählte die Stiftung schon 700 Mönche. Lange erhielt sich die ihr von ihrem Stifter auf Grund von Benedikts Regeln aufgeprägte Einfachheit; allmählich aber erhoben sich neben dem ursprünglichen bescheidenen Kloster neue palastähnliche Gebäude, die ihrerseits durch die majestätische Kirche verdunkelt wurden. C. war als Tochter von Citeaux kurz vor der Reformation die Mutter von 357 Mannsklöstern und außerdem von vielen Frauenklöstern. Nach einer Stiftung Alfons' I. von 1143 waren die Könige von Portugal verbunden, alljährlich einen Zins von 50 Goldmaravedis nach C. zu entrichten, was der Abtei Veranlassung gegeben haben mag, nach König Sebastians Tode das Königreich selbst als Eigentum zu beanspruchen. Durch die französische Revolution aufgehoben, dient die Abtei gegenwärtig als Zentralgefängnis für die 13 östlichen Departements Frankreichs, mit durchschnittlich 2000 Insassen. Vgl. Arbois de Jubainville, Études sur l'état intérieur des abbayes cisterciennes et principalement de C. (Par. 1858).

Clairville (spr. klärwil), Louis François, eigentlich Nicolaie, franz. Bühnendichter, geb. 28. Jan. 1811

zu Lyon, Sohn eines Schauspielers, wurde selbst bereits mit dem zehnten Jahr in das Schauspielerleben eingeführt und entwickelte sich so in der doppelten Eigenschaft als Schauspieler und als dramatischer Dichter. Seine fast zahllosen, rasch und flüchtig hingeworfenen Produktionen gehören sämtlich der niedern Komik (Vaudevillleposse) an und üben durch glücklich angebrachte Anspielungen, Parodien, Calembourgs und witzige Kouplets, allerdings auch durch die Würze schlüpfriger Zweideutigkeiten, eine große Zugkraft aus. Es seien davon nur einige Operetten genannt, die auch den Weg nach Deutschland gefunden haben, wie denn C. als das Vorbild der Berliner Possendichter anzusehen ist: »Daphnis et Chloë« (mit Musik von Offenbach), »La fille de Madame Angot« (Musik von Lecoq), »Jeanne, Jeannette et Jeanneton«; ferner die Zauberstücke: »Les sept châteaux du diable«, »Cendrillon«, »La lanterne magique«. C. starb 7. Febr. 1879 in Paris. Ein Band »Chansons et poésies« von ihm war 1853 erschienen.

Clairvoyance (spr. klärwöajängs), s. Hypnotismus.

Claix (spr. kläh), Marktflecken im franz. Departement Isère, Arrondissement Grenoble, unfern des Drac, über welchen eine aus einem 46 m weiten und 16 m hohen Bogen bestehende alte Brücke (von 1611) und eine gleich kühn gewölbte neue Brücke (52 m Öffnung) führen, mit (1876) 1740 Einw.

Clajus (eigentlich Klaj), 1) Johannes, der erste, der mit einer deutschen Grammatik (auf Luthers Schriften gegründet) ein etwas dauernderes Ansehen gewann. Geboren um 1530 zu Herzberg an der Schwarzen Elster, studierte er in Leipzig, war dann Schulmann zu Goldberg, Frankenstein, Nordhausen, endlich seit 1573 Pfarrer zu Bendeleben in Thüringen, wo er 11. April 1592 starb. In seiner »Grammatica germanicae linguae« (Leipz. 1578), der Frucht 20jährigen Fleißes, folgte er allerdings noch zu sklavisch der in der lateinischen Grammatik üblichen Weise, um nicht bedeutenden Mißgriffen ausgesetzt zu sein; doch ist ihr mancher richtige Blick, große Sorgfalt und auch eine gewisse praktische Brauchbarkeit nicht abzusprechen. Vgl. Perschmann, Johannes C. des ältern Leben und Schriften (Nordhaus. 1874).

2) Johann C. der jüngere, Dichter, s. Klaj.

Clam, Muschel, s. Clams.

Clam, gräfliches Geschlecht in Böhmen und Österreich, hieß früher Perger von Höchenperg nach der Stammburg Höchenperg in Kärnten. Christoph Perger kaufte 1524 von dem Grafen von Hardeck Burg und Herrschaft C. in Unterösterreich. Christophs Urenkel Johann Gottfried von C., geb. 1598, wurde samt seinen Brüdern und Vettern 22. Nov. 1655 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Sein Urenkel Ferdinand Joseph von C., geb. 1700, hinterließ fünf Söhne, welche 17. Juni 1759 die erbländische österreichische Grafenwürde erlangten. Von diesen fünf Söhnen hatte der älteste, Johann Gottlieb von C., einen Sohn, Karl Joseph, Graf von C., geb. 1759 zu Linz, gest. 26. Sept. 1826 (1824—26 böhmischer Oberstlandkämmerer), welcher sich 1792 mit Maria Anna, der Erbtochter des Grafen Franz Karl von Martinitz, vermählte und seitdem als Stifter einer besondern Linie, wie seine Kinder, den Namen C.-Martinitz führte. Sein Sohn war Karl Joseph Nepomuk Gabriel, Graf von C.-Martinitz, österreichischer Feldmarschallleutnant, geb. 23. Mai 1792 zu Prag. Er studierte anfangs die Rechte, trat 1809 in das Freikorps des Grafen Kinsky und war in den Feldzügen von 1812 bis 1814 dem Fürsten Schwarzenberg als Flügeladjutant zugeteilt. Mit dem Feldmarschallleutnant Koller begleitete er Napoleon I. nach Elba und wurde sodann zu den Verhandlungen des Wiener Kongresses gezogen. 1821 vermählte er sich mit der Tochter des Lords Guilford, irischen Peers, Selina, Lady Maade, stand als Oberst eines Kürassierregiments in Ungarn, ging 1824 in einer diplomatischen Sendung nach Petersburg, ward 1830 Generalmajor und Hofkriegsrat und mehrfach in diplomatischen Missionen, auch an den preußischen Hof, verwendet, wobei er eifrig für die Metternichsche Reaktionspolitik thätig war. 1835 ward er Kaiser Ferdinands Generaladjutant, 1836 Geheimrat und Chef der Militärsektion im höchsten Staatsrat und 1837 Feldmarschallleutnant. Da er stets in unmittelbarer Umgebung des Kaisers war, so hatte er großen Einfluß, welchen er zur Unterdrückung aller liberalen, besonders konstitutionellen, Bestrebungen und zur Geltendmachung der aristokratischen Prärogativen zu benutzen suchte. Er starb 29. Jan. 1840. Sein Sohn Heinrich Jaroslaw, Graf von C.-Martinitz, geb. 15. Juni 1826 zu St. Georgen in Ungarn, studierte die Rechte und begann nach den Märzbewegungen von 1848 unter dem Grafen Stadion seine amtliche Laufbahn. Er ward 1853 Statthaltereirat in Ofen, im Februar 1856 Hofrat und im Mai d. J. Landespräsident zu Krakau, schied aber 1859 aus dem Staatsdienst aus und ward 1860 in den »verstärkten Reichsrat« berufen, in welchem er zu den eifrigsten Vertretern des Prinzips der »historisch-politischen Individualitäten« zählte. Als Führer der tschechischen Adelspartei, die sich in dem politischen Tagesblatt »Das Vaterland« (1. Sept. 1860) ihr eignes Organ schuf, wirkte er namentlich für das Zustandekommen des sogen. Oktoberdiploms, trat aber 1861 infolge des Februarpatents zur Opposition über und zwar zur föderalistischen Partei. Ihm wird auch die aristokratisch-föderalistische Flugschrift »Sustine et abstine« (»Ertrage und enthalte dich«) zugeschrieben. 1861 zum Präsidenten des Böhmischen Museums erwählt, schied er 1862 aus dem Reichsrat und beschränkte sich auf die Thätigkeit im böhmischen Landtag. Sein jüngerer Bruder, Richard, Graf C.-Martinitz, geb. 12. März 1832, welcher bis 1865 in der Armee diente, ist der Führer der tschechischen Feudalen im österreichischen Abgeordnetenhaus.

Die zweite Linie, C.-Gallas, stammt ab von Johann Christoph von C., Bruder des obgenannten Ferdinand Joseph. Johann Christophs Sohn Christian Philipp erbte 1757 die reichen Besitzungen seines Oheims, des Grafen Gallas, und nahm daher den Namen C.-Gallas an. Sein Sohn ist der durch Kunstsinn und Wohlthätigkeit bekannte Graf Christian Christoph (geb. 1770, gest. 1838), dessen einziger Sohn Graf Eduard von C.-Gallas, geb. 14. März 1805 zu Prag. Er wurde 1839 Oberst, 1846 Generalmajor, zeichnete sich als solcher 1848 an der Spitze einer Brigade bei Santa Lucia, Goito, Vicenza und bei Custozza aus, auch im Feldzug 1849 gegen Piemont und ward darauf im April zum Feldmarschallleutnant und zum Kommandanten des bei Orsova operierenden Armeekorps ernannt, das er 23. Juni nach Siebenbürgen führte. Er besetzte Kronstadt, schlug die Ungarn bei Illyefalva, besetzte Vásárhely und hielt von da aus das Szeklerland im Zaum. 1850 erhielt er das Kommando über das 1. Armeekorps in Böhmen. Dieses befehligte er auch im italienischen Krieg von 1859 in den Schlachten bei Magenta und Solferino, beidemal Mac Mahon gegenüber. Er ward

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

darauf als General der Kavallerie Kommandant von Böhmen und 1865 Obersthofmeister des Kaisers. Im Feldzug von 1866 kommandierte er die am weitesten gegen Norden vorgeschobene Armee mit dem Auftrag, den Prinzen Friedrich Karl und General Herwarth aufzuhalten. Allein teils wegen strategischer und taktischer Fehler, teils und ganz besonders wegen des Mangels an Einheit in der obersten Leitung wurde C. in einer Reihe von Gefechten (bei Liebenau, Podol, Hühnerwasser und Gitschin) geschlagen, wodurch die österreichische Armee, abgesehen von dem Verlust an Mannschaft, sehr an moralischer Haltung verlor. C. wurde daher nach der Schlacht bei Königgrätz (in welcher er sein Kommando an Gondrecourt abtreten mußte) vor ein Kriegsgericht gestellt, indes für schuldlos erklärt. Dennoch nahm er seinen Abschied und zog sich auf seine reichen Besitzungen in Böhmen (Friedland und Reichenberg) zurück.

Clamart (spr. -mar), Dorf südwestlich bei Paris, Arrondissement Sceaux, an der Anhöhe und dem Wald von Meudon, den Forts Issy und Vanves gegenüberliegend, 3,5 km von der Enceinte zwischen der innern und der äußern Fortlinie und an der Eisenbahn nach Versailles gelegen, mit zahlreichen Villen der Pariser, Waschhäusern, Steinbrüchen, Baumschulen und (1876) 3323 Einw. Danach benannt die Höhen von C., die sich von Sèvres bis Sceaux hinziehen und die Pariser Forts der Südwestfronte größtenteils beherrschen. Sie wurden bei der Zernierung von Paris 19. Sept. 1870 von den Deutschen besetzt und verschafften ihnen die Möglichkeit, sowohl die Stadt als die Forts zu bombardieren. Ausfälle gegen sie fanden statt 13. Okt. 1870 und 10. Jan. 1871.

Clamecy (spr. klamßi), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Nièvre, am Zusammenfluß von Yonne und Beuvron, am Canal du Nivernais und an der Lyoner Bahn, ein schlecht gebauter, aber wohlhabender Ort, wo bedeutende Geschäfte mit dem Holz der waldreichen Morvanberge gemacht und namentlich die Holzflöße, die nach Paris gehen, zusammengesetzt werden, hat außerdem Gerbereien, ein Collège, ein Handelsgericht und (1881) 4782 Einw.

Clams, zweischalige Mollusken, die in Nordamerika als Nahrung dienen. Die Razor Clam (Solen americanus), die nächste Verwandte der delikaten Cannolicchie von Neapel, wird von Long Island bis New Jersey gefischt, ist aber bei weitem nicht so beliebt wie die Arten im Mittelmeer (s. Messerscheide). Sie bohrt sich 60—90 cm tief in den Sand, muß aber wegen ihrer kurzen Atemröhre häufig an den Eingang des Loches kommen und wird zur Zeit der Ebbe mit einem Spaten leicht erbeutet. Die riesige Sea Clam (Mactra solidissima) kommt nur nördlich von New Jersey vor und wird hauptsächlich bei Cape Cod gesammelt. Sie lebt in flachem Wasser und wird nach schweren Stürmen oft massenhaft lebend ans Land geworfen. Sie kommt hauptsächlich in Boston auf den Markt, hat aber als Köder mehr Bedeutung wie als menschliche Nahrung; die dicken Schalen dienen zu Wegebauten und zum Kalkbrennen. Die Soft Clam (Mya arenaria) ist nördlich vom Kap Hatteras, also im Bereich der kalten Küstenströmung, gemein in allen Flußmündungen und an sandigen Strandstellen. Die Soft Clam von Guilford in Connecticut, 15—20 cm lang und über 1 Pfd. schwer, gräbt man bei Ebbe aus den flachen Sandbänken, auf denen sie etwa 30 cm unter der Oberfläche lebt, und bringt sie lebend zu Markte; genossen wird sie fast nur gekocht und gebraten, seltener eingemacht; große Mengen dienen als Fischköder. Die Soft Clam ist mit Austern von der Ostküste nach Kalifornien gekommen und findet sich jetzt an allen geeigneten Stellen der Bai von San Francisco in Menge. Bei Bridgeport (Connecticut) wird sie gezüchtet, indem man junge Exemplare an seichten Stellen in Furchen auslegt und nach 4—5 Jahren sammelt. Am wichtigsten ist unter den C. die Round oder Hard Clam (Venus mercenaria), welche unter dem Namen Quahaug (richtiger Poquahock) schon von den Indianern geschätzt wurde und sich in riesigen Haufen längs der ganzen atlantischen Küste findet. Der dunkle Fleck im Innern der dicken Schale, welche als Schmuck getragen wurde, gab ausgeschnitten und mühsam abgeschliffen die wertvollste Sorte des Muschelgeldes (Wampum) der Eingebornen. Da diese Muschel im Sommer nicht im, sondern auf dem Boden lebt, kann sie mit den einfachsten Geräten gesammelt werden. 1876 wurden 326 Mill. erbeutet. Die größten Exemplare sind als Count C. geschätzt.

Clam, vi aut precario (lat.), heimlich, gewaltsam oder bittweise, juristische Formel. Der Umstand, daß jemand auf solche Weise besitzt, schließt die erwerbende Verjährung aus.

Clan (kelt., spr. klänn), eigentlich Familie; in Hochschottland, auf den Orkney- und den Shetlandinseln Bezeichnung für eine Art freiwilligen, auf Familienzusammengehörigkeit begründeten Lehnsverbandes zwischen einem Gutsherrn (Laird), als dem mit patriarchalischer Obergewalt ausgestatteten Stammoberhaupt eines Bezirks, und seinen Unterthanen; einer der berühmtesten Clans ist der der Campbells, als dessen Oberhaupt die Herzöge von Argyll galten. Die Clanverfassung wurde nach dem Aufstand von 1745 aufgehoben. Vgl. Buchanan, History of the clans (1775); Johnston und Robertson, Historical geography of the clans of Scotland (Lond. 1872).

Clanis, Fluß, s. Chiana.

Clanship (engl., spr. klännschipp, Clanschaft), s. v. w. Kastengeist oder esprit de corps im übeln Sinn.

Clapham (spr. kläppäm), Vorstadt Londons, in Surrey, 5 km von der Westminsterbrücke, hoch gelegen, mit Gemeindewiese (common) von 81 Hektar und (1881) 36,380 Einw.

Clapperton (spr. kläpp'rt'n), Hugh, engl. Reisender und Reiseschriftsteller, geb. 1788 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries, machte von seinem 17. Jahr an als Lehrling des Eigentümers eines Handelsschiffs mehrere Reisen nach Nordamerika, ging 1814 als Seekadett dorthin, kam danach auf die Flotte, die auf den Kanadischen Seen gegen die Vereinigten Staaten ausgerüstet ward, und avancierte zum Leutnant. Im J. 1817 kehrte er nach England zurück und erforschte darauf unter Oudney im Auftrag der Afrikanischen Gesellschaft die Wüste von Bornu, untersuchte den Tsadsee und drang nach dem Tod seines Begleiters bis Sokoto vor. Nach seiner Rückkehr 1825 zum Kapitän ernannt, erhielt er von Lord Bathurst den Auftrag, von der Bucht von Benin nach Sokoto und Bornu vorzudringen und den Lauf des Niger zu erforschen, was ihm in Begleitung seines Dieners Lander zuerst von allen Europäern auch teilweise gelang. In Sokoto verbot ihm aber der Sultan Bello die Weiterreise. Infolge dieser Täuschung und übergroßer Anstrengungen starb C. 13. April 1827 in Tschangary unweit jener Stadt. Barrow gab Clappertons erste Reise heraus unter dem Titel: »Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa etc.« (Lond. 1826) sowie auch nach den von Lander mitgebrachten Papieren den Bericht über seine zweite Reise, das »Journal of a

second expedition into the interior of Africa« (das. 1829; deutsch, Wien 1830). Ergänzungen dazu enthalten Landers »Records of Clapperton's last expedition to Africa« (Lond. 1830, 2 Bde.).

Claque (franz., spr. klack), Klatsch, Schlag mit der flachen Hand; die Gesamtheit der Claqueurs (s. d.).

Claqueurs (franz., spr. klakör), die bezahlten »Klatscher« in den Theatern, deren Gesamtheit während einer Vorstellung oder überhaupt die Claque genannt wird. In Paris entstanden, erstreckt sich die Claque jetzt auch auf andre Städte und blüht in Deutschland vornehmlich in Berlin und Wien. Sie hat zunächst den Zweck, das Publikum zum Applaus zu reizen und dadurch einem Stück oder Darsteller Erfolg zu sichern. Schon 1820 errichtete in Paris ein gewisser Sauton eine Assurance de succès dramatiques, welche die C. in der nötigen Zahl stellte und ebenso einen Applaus besorgte, wie sie auch für eine bestimmte Summe einen Nebenbuhler auspfeifen ließ. Die C. werden in Paris gewöhnlich Chevaliers du lustre genannt, weil sie sich meist in die Mitte des Parterres unter den Kronleuchter setzen. Eingeteilt werden sie in Tapageurs, die häufig und stark applaudieren; Connaisseurs, die nur durch beifälliges Murmeln oder gelegentliche Bemerkungen ihrem Nachbar den Dichter oder Schauspieler zu empfehlen suchen; Rieurs, die so herzlich zu lachen wissen, daß auch ihre Nachbarn davon angesteckt werden; Pleureurs, die gleiches Geschick im Gerührtsein haben; Chatouilleurs, die vor Anfang des Stücks und in den Zwischenakten die Nachbarn freundlich stimmen; Chauffeurs, die bei Tage vor den Theaterzetteln stehen bleiben und die Schönheit des Stücks preisen, in Kaffeehäusern günstige Rezensionen vorlesen, ungünstige beiseite schaffen 2c.; Bisseurs, Dakaporufer. Durch alle diese, bez. auch die gegenteiligen Mittel leiten die C. das Publikum entweder zum Applaudieren oder auch zum Auspfeifen an. In neuester Zeit sind in Paris auch weibliche C. aufgetaucht. So hat sich dieses Unwesen nach und nach zu einem System ausgebildet und ist zu einem ziemlich einträglichen Geschäft geworden. Das französische Publikum kennt dieses höchst nachteilige Unwesen und übt gegen die C. nicht selten strenge Justiz aus, wenn sie ihre Unverschämtheit übertreiben.

Clara (Sankta C.), Heilige, Stifterin des Ordens der Klarissinnen (s. d.).

Clara voce (lat.), mit heller, lauter Stimme.

Clare, Insel an der Westküste Irlands, an der Öffnung von Clew Bay, ist 26 qkm groß, steigt bis 463 m an und hat etwa 800 Bewohner. Die Insel gehört zur Grafschaft Mayo.

Clare (spr. klehr), Küstengrafschaft in der irländ. Provinz Munster, breitet sich halbinselartig zwischen der Galwaybai und dem Ästuar des Shannon aus und umfaßt 3350 qkm (60,8 QM.). Sie bildet ein kahles Hügelland, welches durch die fruchtbare Ebene des dem Shannon zufließenden Fergus in zwei Hälften geteilt wird. Slieve Bernagh (532 m) im W. ist der höchste Punkt. Periodische Seen (sogen. turloghs), die nur im Winter Wasser haben, und unterirdische Flußläufe sind häufig. Die Grafschaft zählt (1881) 141,457 Einw. Landbau und Viehzucht bilden die Haupterwerbszweige. Angebaut sind nur 17,1 Proz. der Oberfläche; 5,7 Proz. sind Weiden, 0,9 Proz. Wald. Nach der Viehzählung von 1882 gab es 15,478 Pferde, 156,153 Rinder, 108,121 Schafe, 41,847 Schweine. Der Fischfang ist von Bedeutung. Steinkohlen, Eisen, Blei und Mangan kommen vor; Schiefer, Marmor und Bausteine werden gebrochen. Die Industrie beschränkt sich auf Herstellung grober Wollenzeuge. Hauptstadt ist jetzt Ennis. Der Name der Grafschaft stammt von dem Dorf C. an der Mündung des Fergus in den Shannon.

Clare (spr. klehr), John, engl. Naturdichter, als einer der besten Beschreiber des Landlebens bekannt, geb. 13. Juli 1793 zu Helpstone (Northamptonshire) als Sohn eines Tagelöhners, entwickelte sich trotz sehr geringer Bildungsmittel glücklich und schnell. Thomsons »Seasons« weckten sein poetisches Talent und begeisterten den 13jährigen Knaben zu dem Lied »The morning walk« und dessen Gegenstück »The evening walk«. John Turnill in Helpstone nahm sich seiner an und unterrichtete ihn im Schreiben und Rechnen. Durch Handarbeiten und Violinspiel sich seinen Unterhalt erwerbend, besang C. ohne Aufmunterung, zu eigner Freude Gott und die Natur. Im J. 1818 kam sein Sonett auf die untergehende Sonne in die Hände des Buchhändlers Drury zu Hamford, und dieser veranlaßte die Ausgabe einer Sammlung von Clares »Poems descriptive of rural life and scenery« (3. Aufl., Lond. 1820), die allgemeine Teilnahme erregte. Eine andre, ebenso erfolgreiche Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel: »The village minstrel, and other poems« (Lond. 1821, 2 Bde.). Hierdurch in den Besitz eines kleinen Vermögens gelangt, ließ sich C. in Helpstone häuslich nieder, geriet aber durch unglückliche Landspekulation in Elend. Er starb 19. Mai 1864 in einer Irrenanstalt. Seine Biographie schrieb Martin (Lond. 1865); nachgelassene Gedichte gab Cherry heraus (mit Biographie, das. 1877).

Claremont (spr. klehrmont), 1) Fabrikort im nordamerikan. Staat New Hampshire, im Thal des Connecticut, mit (1880) 4704 Einw. — 2) S. Esher.

Clarenbach, Adolf, Märtyrer der evangelischen Kirche, in der Gegend von Lennep geboren, suchte seit 1523 als Lehrer die reformatorischen Grundsätze zu Münster, dann in Wesel zu verbreiten, wurde deshalb vom Fürsten von Kleve seines Amtes entsetzt, begab sich 1525 nach Osnabrück, ward auch hier, ebenso wie dann zu Lüttringhausen, Büderich und Elberfeld, wegen seines offenen Bekenntnisses für die Lehre Luthers vertrieben und endlich in Köln nach anderthalbjähriger Gefangenschaft zugleich mit einem andern Glaubensgenossen, Peter Flistedten, 28. Sept. 1529 verbrannt. Vgl. Natorp, A. C. und die evangelische Diaspora am Rhein (Barm. 1879).

Clarence (spr. klärrens), Fluß im nördlichen Neusüdwales (Australien), entspringt am Südabhang der Macphersonkette und fällt nach 380 km langem Lauf in die Shoalbai des Stillen Ozeans. Sein linker Nebenfluß ist der Mitchell. Bis Grafton, 72 km von der Mündung, ist der Fluß für Dampfer fahrbar. Die Uferlandschaften gehören zu den reichsten Zuckerdistrikten der Kolonie, sind jedoch zuweilen zerstörenden Überschwemmungen ausgesetzt.

Clarence (spr. klärrens), Herzog von, Name jüngerer Prinzen des englischen Königshauses, wird abgeleitet von Clarenza (Chiarenza) in Morea, wo zur Zeit der Kreuzzüge ein englischer Ritter Herzog war. Hervorzuheben sind: 1) Thomas, Herzog von C., zweiter Sohn Heinrichs IV. von England, begleitete seinen Bruder Heinrich V. bei seinem Zug nach Frankreich 1415 und fiel in einem Treffen bei Beaugé in Anjou 23. März 1421.

2) George, Herzog von, Sohn des Herzogs Richard von York, geb. 1449, vermählte sich 1469 mit Isabella, einer Tochter des Grafen von Warwick, und empörte sich mit diesem gegen seinen Bruder Eduard IV. 1470 floh er nach Frankreich, kehrte

aber schon im September nach England zurück. 1471 versöhnte er sich mit seinem Bruder und focht mit ihm bei Barnet und Tewksbury gegen die Anhänger Heinrichs VI. Wegen seiner Habgier und Gewaltthätigkeit entzweite er sich bald aufs neue mit Eduard IV., wurde des Hochverrats angeklagt, 1478 zum Tod verurteilt und im Tower getötet, angeblich durch Ertränkung in einem Faß voll Malvasierwein.

Clarencestraße (spr. klärrens-), Meeresstraße zwischen der Nordküste des Australkontinents (Nordterritorium) und der Insel Melville, welche das Timormeer mit dem Vandiemengolf verbindet.

Clarencetown (spr. klärrenstaun), s. Fernando Po.

Clarenceux (franz., spr. klarangßöh), s. v. w. zweiter Wappenherold, Wappenkönig, weil der Herzog von Clarence in England ehemals das Geschäft desselben besorgte.

Clarendon (spr. klärrend'n), 1) Edward Hyde, Graf von, Großkanzler von England, geb. 18. Febr. 1608 zu Dinton in Wiltshire, gehörte seit 1640 im kleinen und im langen Parlament zu der Reformpartei, trat aber den auf eine Änderung der Verfassung abzielenden Plänen derselben entgegen und begab sich 1642 nach York zum König, der ihn zum Mitglied des Geheimen Rats und Kanzler der Schatzkammer ernannte. Späterhin ward er dem Prinzen von Wales (nachmals Karl II.) beigegeben, den er 1645 nach der Scillyinsel, 1646 nach Jersey und nach Karls I. Hinrichtung nach Frankreich begleitete. Er übernahm für denselben verschiedene diplomatische Sendungen nach Madrid, Paris und dem Haag und war seit 1654 der eigentliche Leiter der Politik des Prinzen. 1660 leitete er die Verhandlungen über die Restauration der Stuarts und wurde nach derselben zum Lordkanzler von England, Kanzler der Universität Oxford sowie zum Peer mit den Titeln Baron Hyde, Viscount von Cornbury und Graf von C. ernannt. Er führte die Wiederherstellung der bischöflichen Kirche durch, trat aber auch den Absichten des Königs, welcher die Katholiken zu begünstigen beabsichtigte, entgegen, während er das Parlament reizte, indem er dessen Recht der Kontrolle über die Verwendung der bewilligten Einkünfte bestritt und dessen Auflösung anriet. Da nun auch der von ihm begonnene Krieg mit Holland unglücklichen Verlauf nahm, ließ Karl ihn fallen; C. ward 31. Aug. 1667 abgesetzt und floh, des Hochverrats angeklagt, nach Frankreich, wo er 9. Dez. 1674 in Rouen starb. Sein Leichnam ward später in der Westminsterabtei beigesetzt. Unter seinen Schriften ist die »History of the rebellion and civil wars in England« (Oxford 1702, 3 Bde.; zuletzt 1849 in 7 Bdn.), ergänzt durch »The history of the civil war in Ireland« (Lond. 1721; neue Ausg. beider Werke in 1 Bd., Oxford 1842), die bedeutendste, sie hat lange die historische Auffassung der englischen Revolution beherrscht. Vgl. außerdem: »Calendar of the Clarendon's state papers« (Oxford 1767—86); »The life of Edward, Earl of C.« (das. 1761, 3 Bde.; neue Ausg., das. 1857) sowie Lister, Life and administration of C. (Lond. 1838). — Seine Tochter Anna Hyde ward im November 1659 insgeheim die Gemahlin des Bruders des Königs, Jakobs, Herzogs von York, des nachmaligen Königs Jakob II., welche Verbindung nach der Restauration vom König anerkannt wurde. Die Frucht jener Ehe waren zwei Töchter, Anna und Maria, beide Königinnen von England.

2) George William Frederick Villiers, Graf von, ausgezeichneter engl. Staatsmann, Enkel des Thomas Villiers, eines Sohns des Grafen von Jersey, der sich 1752 mit der Erbin des letzten Grafen von C. aus der Familie Hyde vermählte und daher 1756 zum Baron Hyde und 1776 zum Grafen von C. erhoben wurde, geb. 12. Jan. 1800, studierte in Cambridge und Oxford, betrat 1820 als Gesandtschaftsattaché in St. Petersburg die diplomatische Laufbahn, bekleidete nacheinander mehrere Ämter und wurde 1833 zum Gesandten in Madrid ernannt, wo er besonders zum Abschluß der Quadrupelallianz von 1834 sowie des Vertrags zur Unterdrückung des Sklavenhandels in den spanischen Kolonien beitrug. Durch den Tod seines kinderlosen Oheims 1838 Lord C. geworden, kehrte er nach England zurück, nahm seinen Sitz im Oberhaus ein und wurde im Ministerium Melbourne im Januar 1840 zum Geheimsiegelbewahrer, im Oktober aber zum Kanzler des Herzogtums Lancaster ernannt. Nach Auflösung des Whigministeriums im September 1841 war er ein thätiges Mitglied der Opposition, unterstützte aber die Handelspolitik des Ministeriums Peel und verteidigte 1846 dessen Antrag auf Aufhebung der Getreidezölle. Im Whigkabinett d. J. wurde C. Präsident des Handelsamts, ging aber schon im Juni 1847, nach dem Tod Lord Besboroughs, als Vizekönig nach Irland. Er bekleidete diesen wichtigen Posten bis zum Februar 1852, während einer Zeit, wo Irland nacheinander von Hungersnot und Revolution zu leiden hatte, und bewies in diesen schwierigen Verhältnissen bei aller Energie doch auch eine weise Mäßigung und einen Gerechtigkeitssinn, der ihm alle Herzen gewann. Der Amtsantritt des Ministeriums Derby im Februar 1852 rief ihn von seinem Posten ab, doch wurde ihm noch 28. Dez. d. J. das Ministerium des Auswärtigen im Koalitionskabinett Aberdeen-Russell übertragen. In dieser Stellung war er namentlich beteiligt an den Verhandlungen vor dem Krimkrieg und während der Wiener Konferenzen, am Abschluß des Bündnisses zwischen Frankreich, der Türkei, Sardinien und England und an der diplomatischen Unterstützung Sardiniens bei den Streitigkeiten mit Österreich wegen der Konfiskation der Güter der lombardischen Flüchtlinge. Er behielt sein Portefeuille auch unter Lord Palmerston und vertrat auf den Pariser Konferenzen die antirussische Politik; auch bewirkte er eine freundlichere Stellung zu Österreich, verletzte aber das Nationalgefühl durch allzu diensteifrige Unterstützung der nach dem Attentat auf Ludwig Napoleon eingebrachten Konspirationsbill. Mit dem Sturz des Ministeriums Palmerston im Februar 1858 trat C. ins Privatleben zurück und ward auch 1859 in das neue Kabinett Palmerston nicht wieder aufgenommen. Erst im März 1864 trat er als Kanzler des Herzogtums Lancaster wieder in das Kabinett ein, ging bald darauf in geheimer Sendung zu Napoleon III. nach Vichy und war zweiter Bevollmächtigter Englands bei den Londoner Konferenzen über den deutsch-dänischen Streit. Als nach dem Tod Palmerstons im Oktober 1865 Russell den Vorsitz im Kabinett übernahm, ging das Auswärtige Amt wieder an C. über, das er bis Juni 1866 bekleidete. Anfang 1868 ging er in geheimer diplomatischer Mission nach Turin und Rom und trat dann nach dem Sturz des Ministeriums Disraeli (Dezember 1868) wieder als Minister des Äußern ins Gladstonesche Kabinett, nahm die Verhandlungen mit Amerika über die Alabamafrage wieder auf, starb aber plötzlich 27. Juni 1870. Die Peerswürde erbte sein ältester Sohn, Edward Hyde Villiers, fünfter Graf C., geb. 11. Febr. 1846.

Clarendon Castle (spr. klärrendön käßl), ehemaliger königlich englischer Palast, 5 km südwestlich von Salisbury, wohin Heinrich II. 1164 die große Reichsversammlung der Barone und Prälaten berief, welche die unter dem Namen der »Constitution of Clarendon« bekannten Bestimmungen vereinbarte. Papst Alexander III. verweigerte dieser Konstitution, die der Hierarchie thatsächlich alle Macht in England raubte, seine Bestätigung, und auch der heil. Thomas Becket trat nachher dagegen auf, büßte aber dafür mit dem Tod (s. Becket).

Clarēni Fratres (Clareniner), Kongregation von Minoriten strenger Observanz, wurde 1302 von Angelo di Cordona am Bach Clarene bei Ancona gestiftet, der Beaufsichtigung durch die Obern des Ordens der Minoriten entzogen und über viele Klöster Italiens verbreitet.

Clarens (spr. -rāngs), s. Montreux.

Claret (spr. klärret), in England Name des roten Bordeauxweins oder im weitern Sinn aller französischen Weine, mit Ausnahme des Champagners und Burgunders. Der Name bezeichnete ursprünglich einen künstlichen Würzwein und wurde auf das ihn ersetzende Produkt übertragen.

Claretie (spr. klaretih), Jules, franz. Schriftsteller, geb. 3. Dez. 1840 zu Limoges als Sohn eines Faiencefabrikanten, veröffentlichte schon als Schüler des Lycée Bonaparte unter dem Namen Arnold Lacretie eine Novelle: »Le rocher des fiancés«, wandte sich dann ganz der Belletristik zu und gehörte, an verschiedenen Zeitschriften beteiligt, bald zu den beliebtesten Chroniqueurs, Kunst- und Theaterkritikern der Tagespresse. Mit der Dorfgeschichte »Pierrille« (1863) gewann er das besondere Lob G. Sands, und die Romane: »Mademoiselle Cachemire« (1865) und »Un assassin« (später »Robert Burat« betitelt, 1866) erregten bereits allgemeines Aufsehen. In der Folge setzte er sich durch eine Reihe von Romanen, von denen wir »Madeleine Bertin« (1868), »Le train 17« (1877), »La maison vide«, »Le troisième dessous« (1878), »Monsieur le ministre« (1881), »Le Million« (1882), »Michel Berthier« (1883), »Le prince Zilah« (1884) 2c. als die bedeutendsten nennen, immer fester in der Gunst des Publikums. Zugleich kultivierte er mit mehreren Werken, so mit der Studie »Les derniers montagnards« (1867), der »Histoire de la révolution de 1870—71« (neue Ausg. 1875—76, 5 Bde.), den patriotisch-sentimentalen oder tendenziös-antideutschen Schriften: »Cinq ans après, l'Alsace et la Lorraine depuis l'annexion« (1876), »Les Prussiens chez eux« (1872) u. a., das historische Genre und erstreckte schließlich seine Thätigkeit auch auf das Theater, auf dem er, ohne besondern Erfolg, mit dem Stück »La famille des Gueux« (mit Petrucelli della Gattina, 1869) debütierte. Erst später faßte er mit seinen geschichtlichen Tableaus aus der Zeit der großen Revolution: »Les Muscadins« (1874), »Le régiment de Champagne« (1877) und »Les Mirabeau« (1878) auf der Bühne festern Fuß. Von einem dem Idealen zugewandten Streben erfüllt, maßvoll in der Wahl und Behandlung seiner Stoffe und mit einem feinen Blick für die Strömungen der Zeit ausgestattet, gehört C. zu den jüngern Autoren, welche der dritten Republik zur Zierde gereichen. Der Versuchung, die litterarische Laufbahn mit der politischen zu vertauschen, hat er bisher beharrlich widerstanden. Seit 1881 erscheinen seine im »Temps« veröffentlichten Chroniken in einer Buchausgabe unter dem Titel: »La vie à Paris«.

Clarette (franz.), s. Clairette.

Clari, Giovanni Carlo Maria, ital. Komponist, geb. 1669 zu Pisa, war ein Schüler von Colonna in Bologna und lebte als Kapellmeister in Pistoja, wo er in hohem Alter starb. Sein Todesjahr ist unbekannt. C. komponierte für Bologna eine Oper: »Il savio delirante«, schuf vortreffliche und kunstvolle Kirchenmusikwerke (Messen, ein Requiem, Psalmen), wurde aber namentlich berühmt durch seine 1720 und 1743 im Druck erschienenen Kammerduette und Terzette mit Continuo, die sich denen von Steffani (s. d.) würdig anschlossen.

Clariden, s. Tödi.

Clarīno (ital.; franz. Clarin, Clairon; engl. Clarion), 1) Name der hohen Solotrompete älterer Zeit, die sich von der tiefern (sogen. Prinzipaltrompete) durch ein engeres Mundstück unterschied. Das Clarinblasen war daher ein Blasen in den höchsten, heute nicht mehr benutzten Regionen der Trompete. Vgl. Eichborn, Die Trompete alter und neuer Zeit (1881). Wahrscheinlich ist damit auch die von Seb. Virdung (»Musica getuscht«, 1511) erwähnte Clareta identisch. — 2) In der Orgel ein Vierfuß-, d. h. hohes, Trompetenregister (Oktavtrompete).

Clarissimus vir (lat.), zur Zeit der röm. Republik Titel der Senatoren; später, unter den Kaisern Diokletian und Konstantin d. Gr. (um 300 n. Chr.), wurden, als die Rangklassen durch kaiserliche Verordnung genau bestimmt wurden, diejenigen clarissimi genannt, welche der dritten Rangklasse angehörten, und welchen dieser Rang (clarissimatus) von den Kaisern ausdrücklich verliehen war.

Clark, Sir James, Mediziner, geboren im Dezember 1788 zu Cullen, studierte in Edinburg, ließ sich daselbst als Arzt nieder, ging später an das St. Georgshospital zu London, wurde Leibarzt der Königin Viktoria, 1837 zum Baronet ernannt und starb 29. Juni 1870. Er schrieb: »The influence of climate in the prevention and cure of chronic diseases« (4. Aufl. 1846; deutsch, Weimar 1830) und »On pulmonary consumption« (Lond. 1835; deutsch von Vetter, Leipz. 1836).

Clarke (spr. klark), 1) Samuel, engl. Philosoph und Theolog, geb. 11. Okt. 1675 zu Norwich, widmete sich seit 1691 in Cambridge philosophischen, theologischen und philologischen Studien, kam 1698 als Kaplan zu dem Bischof von Norwich und wurde 1704 und 1705 berufen, die von Robert Boyle zur Behauptung und Bewährung der wichtigsten Grundsätze der natürlichen und geoffenbarten Religion gestifteten Vorlesungen zu halten. Dieselben erschienen unter den Titeln: »Demonstration of the being and attributes of God« (Lond. 1705—1706, 2 Bde.) und »Verity and certitude of natural and revealed religion« (das. 1705). Wie in diesen beiden Werken eine neue Begründung der natürlichen oder Vernunftreligion gegenüber dem Pantheismus und Atheismus, so versuchte er in seinem dritten Hauptwerk: »Discourse concerning the unchangeable obligation of natural religion« (Lond. 1708), eine solche der natürlichen Moral. Um Spinoza und Hobbes, die er als seine Hauptgegner betrachtete, mit ihren eignen Waffen zu schlagen, bediente er sich, wie diese, der mathematischen als der vom Einfluß der Willkür unabhängigsten Demonstration; um den moralischen Skeptikern, wie Bayle und Montaigne, gegenüber zu allgemein gültigen sittlichen Grundsätzen zu gelangen, berief er sich auf das unfehlbare, weil unwillkürliche (willenlose) Urteil der Vernunft über Schicklichkeit (fitness) und Unschicklichkeit (unfitness). Durch beide erstere Werke ist er das Haupt der ra-

tionalistischen Strömung in der englischen Theologie, durch das dritte der Vorläufer der auf den Ausspruch der Vernunft als eines innern Sinnes für das Gute und Schöne sich stützenden englischen (und schottischen) Moralistenschule geworden. Da er jedoch den Satz aufstellte, daß die Heilige Schrift nichts der Vernunft Widersprechendes enthalte, so geriet er alsbald bei der orthodoxen englischen Geistlichkeit in den Verdacht der Ketzerei und wurde infolge seines vorgeblich arianisch gefärbten Buches »The scripture doctrine of the trinity« (Lond. 1712, 1719) sogar aus der Zahl der königlichen Kabinettsgeistlichen gestrichen. Am berühmtesten ist er durch seinen unbeendigten Streit mit Leibniz geworden, in welchem dieser seine und J. Newtons Philosophie verteidigte. Die Aktenstücke desselben erschienen unter dem Titel: »A collection of papers, which passed between Leibniz and C.« (zuerst Lond. 1717; franz., Amsterd. 1719 u. 1740; deutsch, Frankf. a. M. 1720). C. starb 17. Mai 1729. Eine Ausgabe seiner philosophischen Werke erschien zu London 1732—42 in 4 Bänden. Vgl. R. Zimmermann, Samuel Clarkes Leben und Lehre (Wien 1870).

2) Henri Jacques Guillaume, Graf von Hüneburg und Herzog von Feltre, Marschall und Pair von Frankreich, irländischer Abkunft, geb. 17. Okt. 1765 zu Landrecies im Hennegau, ward 1782 Militär, stieg nach der Schlacht bei Landau 1793 zum Brigadegeneral, befehligte darauf die Vorhut der Rheinarmee und wurde Stabschef bei derselben, 1795 aber als verdächtig abgesetzt und verhaftet. Nach erlangter Freiheit lebte er im Elsaß, wurde aber bald durch Carnot Chef des topographischen Büreaus, später vom Direktorium als Divisionsgeneral mit geheimen Aufträgen nach Wien und Italien gesandt, zugleich um Bonaparte zu beobachten. Beide aber verständigten sich, und C. sandte nur Berichte ab, die der General gelesen hatte. Nach längerer Unthätigkeit wurde er zum Abschluß einer Allianz nach Sardinien geschickt. Nach dem 18. Brumaire machte ihn Bonaparte wieder zum Chef des topographischen Büreaus, sandte ihn während des Kongresses als Kommandanten nach Lunéville und dann zur Auswechselung der russischen Kriegsgefangenen nach Lille. Drei Jahre war er Gesandter am Hof des Königs von Etrurien und wurde dann Staatsrat und Kabinettssekretär des Kaisers für das Kriegs- und Seewesen. Im Feldzug gegen Österreich 1805 wurde er Gouverneur von Wien, 1806 Gouverneur in Erfurt, dann in Berlin. 1807 kehrte er nach Paris zurück und wurde Kriegsminister. Er verwaltete dieses schwierige Amt mit großem Geschick und seltener Uneigennützigkeit, aber auch mit rücksichtsloser Strenge. Die glückliche Vereitelung der Unternehmung der Engländer gegen Vlissingen verschaffte ihm 1809 den Titel eines Herzogs von Feltre, nachdem er bereits zum Grafen von Hüneburg erhoben worden war. Bei Napoleons Sturze zeigte er sich unzuverlässig und gewissenlos, stimmte für die Absetzung des Kaisers und wurde dafür von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt; nach Napoleons Landung bei Cannes wurde er an Soults Stelle Kriegsminister, floh mit dem König nach Gent, übernahm eine Sendung an den Prinz-Regenten von Großbritannien und ward 1815 aufs neue zur Verwaltung des Kriegsministeriums an die Stelle Gouvion Saint-Cyrs berufen, mußte es aber 1817 an diesen zurückgeben und wurde zum Marschall des Reichs und zum Gouverneur der 15. Militärdivision ernannt. Er starb 28. Okt. 1818.

3) Edward Daniel, engl. Reisender und Reiseschriftsteller, geb. 5. Juni 1769 zu Willington in Essex, studierte zu Cambridge und bereiste 1791—1802 einen großen Teil Europas sowie Kleinasien, Syrien und Ägypten. Nach seiner Rückkehr ließ er sich 1805 ordinieren und erhielt das Vikariat zu Harlton; 1807 hielt er in Cambridge Vorlesungen über Mineralogie und fand so außerordentlichen Beifall, daß ihm zu Ehren eine eigne Professur der Oryktognosie errichtet wurde. Seine chemischen Versuche führten ihn auf die Erfindung des Glaslötrohrs. Im J. 1817 ward er Unterbibliothekar in Cambridge und bewies bei der Stiftung der Philosophical Society große Thätigkeit. Seine griechischen und orientalischen Manuskripte, darunter ein von ihm auf Patmos entdeckter, berühmter Kodex des Platon, kaufte die Bodleysche Bibliothek zu Oxford für 1000 Pfd. Sterl. C. starb 9. März 1822. Eine Beschreibung seiner Reisen erschien unter dem Titel: »Travels in various countries of Europe, Asia and Africa« (Lond. 1819—24, 11 Bde.).

4) Mary Cowden, engl. Schriftstellerin, geboren im Juni 1809 zu London als die Tochter des Musikalienhändlers Novello und Schwester der Sängerin Clara Novello, heiratete 1828 den Vorleser und Schriftsteller Charles Cowden C. (gest. 13. März 1877 in Genua), den Freund von Lamb, Keats, Hazlitt und Leigh Hunt, und hat sich in der Litteratur als Hilfsarbeiterin einen ehrenwerten Platz erworben. 16 Jahre verwendete sie auf die »Complete concordance of Shakespeare«, die 1845 erschien und, dem Shakespeare-Forscher unentbehrlich, seitdem oft aufgelegt wurde (zuletzt Lond. 1881). Aus ihrer Feder gingen ferner hervor: »The adventures of Kit Bam, or the yarns of an old mariner« (1848); »The girlhood of Shakespeare's heroines« (neue Ausg. 1879); die Novelle »The iron cousin« (1854); »Worldnoted women« (1857); »Trust and remittance«, Liebesgeschichten (1873); »A rambling story« (1874). In Gemeinschaft mit ihrem Gatten gab sie »Many happy returns of the day: a birthday book« (1847, neue Ausg. 1869) und »The Shakespeare key« (1879), einen Nachtrag zu der erwähnten Shakespeare-Konkordanz, heraus. Ferner veröffentlichte sie eine Parodie von Longfellows »Hiawatha« und Ausgaben von Shakespeares Dramen und Gedichten (1869).

5) James Freeman, nordamerikan. Unitarier, geb. 4. April 1810 zu Hanover in New Hampshire, war sieben Jahre Prediger zu Louisville in Kentucky, woselbst er die Zeitschrift »Western Messenger« herausgab. 1840 gründete er in Boston eine eigne Gemeinde, deren Prediger er noch jetzt ist. Er veröffentlichte: »Christian doctrine of forgiveness« (5. Aufl. 1879); »Christian doctrine of prayer« (8. Aufl. 1874); »Orthodoxy, its truths and errors« (1856, 12. Aufl. 1878); »Steps of belief« (1870, 6. Aufl. 1876); »Ten great religions« (1871—81, 2 Bde.); »Common sense in religion« (1873); »Essentials and non-essentials in religion« (1878); »Exotics« (1875); »Memorial and biographical sketches« (Bost. 1878), interessante Aufsätze über Shakespeare, Rousseau, W. E. Channing 2c.

6) Hyde, vielseitiger engl. Schriftsteller, geb. 1815 zu London, wurde 1836 als Zivilingenieur daselbst angestellt und war dann als Diplomat, zugleich als Ingenieur, Sprachforscher, Ethnolog und Nationalökonom thätig. Er starb 22. Dez. 1878 in London. Von seinen Schriften seien erwähnt: »Theory of railway-investment«; »Engineering of Holland« (1849); »Colonization in our Indian empire« (1857); »Comparative philology« (1858); »Sove-

reign and quasi-sovereign states, debts etc.« (2. Aufl. 1879). Auch eine englische Grammatik und Wörterbuch hat er herausgegeben und zahlreiche Denkschriften zur Ethnologie und vergleichenden Mythologie veröffentlicht, z. B. »The prae-Hellenic inhabitants of Asia minor« (1864); »The tide of the Caucasus« (1873); »The Guarani of Brazil« (1875); »Serpent and Siva worship and mythology« (1876); »The Rhita and Rhita-Peruvian epoch« (1877); »Himalayan origin and connection of the Magyar and Arian« (1878).

Clarke's Fork (spr. klärks fohrk), einer der Quellströme des Columbiaflusses, entsteht durch Vereinigung der Flüsse Flathead und Bitter Rood. Ersterer entspringt auf britischem Gebiet, in der Nähe des Kutanaypasses, fließt in südlicher Richtung durch den Flatheadsee (862 m) und vereinigt sich unter 47° 20′ nördl. Br. mit dem am Clarkespaß entspringenden und beim Hellgate (Höllenthor) ein enges Defilee durchfließenden Bitter Rood. Der vereinigte Fluß hält im allgemeinen eine nordwestliche Richtung bei, durchfließt den Kahspelm- oder Pend d'Oreilles-See und mündet dicht an der Grenze, auf britischem Gebiet (49° nördl. Br.), in den Columbia. Die Länge des C. beträgt über 600 km.

Clarkia *Pursh*, Gattung aus der Familie der Onagrarieen, Sommergewächse in Kalifornien, werden häufig als Zierpflanzen kultiviert. C. elegans *Dougl.* hat einen 50 cm hohen, grünlich rosenroten Stengel, eirunde, gezähnelte, bläulichgrüne, glatte Blätter und einzelne, winkelständige, lila- oder fleischfarbige Blüten. C. pulchella *Pursh*, mit purpurroten Blüten, wird wie die vorige in zahlreichen Varietäten, auch mit gefüllten Blüten kultiviert.

Clarōne, s. Bassetthorn.

Clary und Aldringen, fürstliches Haus in Österreich und Böhmen, dessen Ahn Bernhard von Clary, ein Florentiner, 1363 vom Kaiser Karl IV. das Indigenat zu Riva in Tirol erhielt. Franz von Clary erwarb sich 1623 ansehnliche Güter in Böhmen und wurde 1625 vom Kaiser Ferdinand III. in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Sein Sohn Hieronymus, geb. 1610, diente im kaiserlichen Heer von der Pike auf bis zum Generalmajor, erbte durch seine Heirat (1637) mit Anna, der Schwester des Reichsgrafen von Aldringen (s. Aldringer), die Aldringenschen Güter und Titel und ward 1660 zum Grafen von C. erhoben; er starb 1671. Sein Urenkel Franz Wenzel, geb. 8. März 1706, k. k. Wirklicher Geheimer Rat und Obersthof- und Landjägermeister, wurde 2. Febr. 1767 vom Kaiser Joseph II. in den Reichsfürstenstand erhoben; starb 21. Juni 1788. Von dieser fürstlichen Linie sind Leopold, geb. 2. Jan. 1736 zu Prag, gest. 23. Nov. 1800 in Wien, als Jurist, Staatsmann (1775 Hofvizekanzler) und Historiker thätig, und Karl Joseph, geb. 2. Dez. 1777 zu Wien, gest. 31. Mai 1831 daselbst, Enkel des Fürsten von Ligne, Litteratur- und Kunstfreund, zu nennen. Die Besitzungen dieser Familie, zu denen außer der Fideikommißherrschaft Teplitz (88 qkm mit 12,000 Einw.) noch die Schutzstadt Graupen (25 qkm mit 2300 Einw.) und die Herrschaft Binsdorf (68 qkm mit 6200 Einw.) gehören, sind gegenwärtig in der Hand des Fürsten Edmund Moritz, geb. 3. Febr. 1813, k. k. Kämmerers, seit 1841 mit einer Tochter des österreichischen Staatsministers Grafen von Ficquelmont vermählt. Eine Nebenlinie ohne den Beinamen Aldringen besaß das Gut Sparbersbach und wurde 1627 vom Kaiser Ferdinand III. in den Freiherrenstand und 1687 in den Grafenstand erhoben.

Clasen, 1) Karl, Maler, geb. 1812 zu Düsseldorf, ward 1830 Schüler der Düsseldorfer Malerakademie, wurde aber durch widrige Verhältnisse gezwungen, einige Zeit der Lithographie obzuliegen, und bildete sich dann unter der Leitung des Direktors Wilhelm v. Schadow zum Historienmaler aus. Er zeichnet mit seltener Feinheit und großer Sorgfalt. Unter seinen frühern Bildern hat sich Graf Rudolf von Habsburg, dem zu einem Kranken gehenden Priester sein Roß überlassend, den meisten Beifall erworben. Nächstdem sind sein heil. Sixtus auf seinem Todesgang und die Wiedererweckung von Jairi Töchterlein hervorzuheben. Seine bedeutendste Zeichnung ist die allegorische Darstellung des menschlichen Lebenswegs.

2) Lorenz, Maler, geb. 14. Dez. 1812 zu Düsseldorf, Vetter des vorigen, trat 1829 als Schüler in die dortige Akademie und malte hier unter Leitung Theodor Hildebrands und später Schadows, wobei er zugleich auch schriftstellerisch thätig war und Kunstkritiken für verschiedene Blätter schrieb. 1850 siedelte er nach Berlin und später nach Leipzig über. Seine Bilder zeichnen sich durch geistvolle Auffassung und geschickte Gruppierung aus, doch entbehren sie bisweilen einer tiefern Charakteristik. Die ersten derselben behandelten biblische Gegenstände. Bedeutender waren seine historischen Gemälde: der Sängerkrieg auf der Wartburg, Chlodwigs Bekehrung durch Klothilde, Konrad der Salier und Gisela, wegen ihrer zu nahen Verwandtschaft von den Bischöfen von Mainz und Trier zur Scheidung aufgefordert (1847), sowie das Bild Kaiser Konrads II. für den Römer in Frankfurt a. M. Im Rathaussaal zu Elberfeld führte er 1844 das Fresko: die Segnungen des Friedens und des Gewerbfleißes in historisch-symbolischer Darstellung aus. Das bekannteste Werk Clasens ist eine große Germania auf der Wacht am Rhein (im Rathaus zu Krefeld und 1871 wiederholt), die in zahllosen Nachbildungen, namentlich während des Kriegs von 1870/71, verbreitet wurde und in der Germania auf dem Meer ein Seitenstück fand.

Clasp, eine metallene »Spange«, die, mit dem Namen einer hervorragenden Kriegsbegebenheit oder der Jahreszahl eines Feldzugs versehen, auf dem Band militärischer Ehrenzeichen getragen wird. Ursprünglich englisch, ist der C. auch in Frankreich und andern Staaten gebräuchlich geworden.

Classen, Johannes, Philolog, geb. 21. Nov. 1805 zu Hamburg, studierte in Leipzig und Bonn, habilitierte sich 1829 in Bonn, war 1832 als Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin angestellt, 1833 Professor am Katharineum in Lübeck, 1853 Direktor des Gymnasiums in Frankfurt a. M., 1864 des Johanneums in Hamburg; 1874 trat er in den Ruhestand. Sein Hauptwerk ist die Ausgabe des Thukydides mit deutschen Anmerkungen (Berl. 1862 bis 1878, 8 Bde.; zum Teil in neuen Auflagen). Hervorzuheben sind auch seine »Symbolae criticae« (Frankf. 1859—63) und besonders die »Beobachtungen über den Homerischen Sprachgebrauch« (das. 1867). Außerdem hat C. Biographien von Friedrich Jacob, Direktor des Katharineums in Lübeck (Jena 1856), von dem Philologen Micyllus (Frankf. 1859) und von B. G. Niebuhr (Gotha 1876) verfaßt.

Classici autores (lat.), s. Klassiker.

Classicus, Julius, ein Häuptling der Treverer, der anfangs im römischen Heer gegen die unter Civilis (s. d.) aufgestandenen Bataver diente, aber bei dem glücklichen Fortgang des Aufstandes sich mit seinen Landsleuten an Civilis anschloß. Er kämpfte längere Zeit gemeinschaftlich mit Civilis, wurde aber

nach der Unterwerfung des letztern zur Rückkehr nach Gallien gezwungen und verschwindet seitdem aus der Geschichte.

Classis (lat.), Abteilung, Klasse; Heer; Flotte.

Classis (Portus Classis), der von Augustus angelegte Hafen von Ravenna, welcher für die Kriegsflotte des Adriatischen Meers bestimmt war, durch einen Kanal, die Fossa Augusta, mit dem Padus (Po) in Verbindung stand und einen Leuchtturm besaß; ward um 750 von dem Langobarden Luitprand zerstört. Seinen Namen bewahrt die aus dem 6. Jahrh. stammende Kirche Sant' Apollinare in Classe.

Clathrus *L.* (Gitterschwamm), Pilzgattung aus der Unterordnung der Bauchpilze und der Ordnung der Basidiomyceten, charakterisiert durch die kugelige oder eiförmige Peridie, welche aus zwei Häuten gebildet ist, von denen die äußere bei der Reife lappig zerrissen wird, während die innere ein aus dicken, fleischigen, verästelten und netzförmig zusammenhängenden Säulen bestehendes Gitter bildet, welches beim Zerreißen der äußern Peridie sich ausdehnt, hervortritt und die von ihm umschlossene, im reifen Zustand zerfließende Gleba mit emporhebt. C. cancellatus *L.* (s. Tafel »Pilze«) ist anfangs kugelig, von 4 cm Durchmesser, mit weißer, lederartiger äußerer Peridie, während das außerhalb scharlachrot glänzende Gitter 10,5 cm hoch und 5—8 cm breit wird. Der zerfließende Sporenbrei riecht aasartig und läßt das Gitterwerk allein zurück. Der Pilz findet sich in Süd- und Mitteleuropa (in Süddeutschland zerstreut), in Nordafrika und in Amerika in Laubwäldern auf der Erde. Eine ähnliche australische und neuseeländische Art wird von den Eingebornen gegessen.

Claudātur (lat.), es werde geschlossen.

Claude (spr. klohd), Johann, theolog. Schriftsteller der französisch-reformierten Kirche, geb. 1619 im südlichen Frankreich, wurde 1654 nach Nîmes als Prediger und Professor berufen, aber sowohl hier als in Montauban von der Regierung zum Stillschweigen verurteilt. In Paris, wohin er sich begab, erwarb er sich durch seine apologetischen Werke gegen die Hauptgegner der katholischen Kirche, vor allem durch seine »Défense de la réformation« (Rouen 1673, 4 Bde.), einen bedeutenden Namen und bekleidete von 1666 an die Pfarrstelle von Charenton bei Paris. Bei der Aufhebung des Edikts von Nantes erhielt er den Befehl, Frankreich binnen 24 Stunden zu verlassen, und begab sich nach dem Haag, wo er die »Plaintes des protestantes cruellement opprimés dans le royaume de France« (Köln 1686) schrieb und 1687 starb. Seine sämtlichen Werke erschienen unter dem Titel: »Œuvres posthumes de J. Claude« (Amsterd. 1688, 5 Bde.).

Claude Lorrain (spr. klohd lorräng, eigentlich Claude Gellée oder Gelée), franz. Maler, geboren um 1600 im Marktflecken Chamagne bei Mirecourt in Lothringen, verlor im zwölften Jahr seine Eltern, so daß er sich nach Freiburg i. Br. zu seinem Bruder Jean begab, der ihn im Zeichnen von Arabesken unterrichtete. Von da ging er nach Rom, später nach Neapel, wo er zwei Jahre bei dem Landschaftsmaler G. Wals lernte. Nach Rom zurückgekehrt, genoß er bei dem Landschaftsmaler A. Tassi bis 1625 fernern Unterricht. Dann studierte er zu Venedig Tizians Landschaften und kehrte von da nach der Heimat zurück, wo er in Nancy thätig war. 1627 kam er wieder nach Rom, wo zwei Landschaften, die er für den Kardinal Bentivoglio malte, seinen Ruf begründeten und ihm große Bestellungen einbrachten. Er starb 21. Nov. 1682 in Rom. C. ist Idealist in seiner Kunst. Er bezweckte nicht, die italienischen Szenerien treu darzustellen, sondern vielmehr ihre Motive zu landschaftlichen Gedichten zu verwerten. Ein zarter Duft, ein klares, aber gemäßigtes und fein abgetöntes Licht ergießen sich über seine Bilder, deren Komposition eine poetische und großartige zu sein pflegt; man fühlt sich in ihnen wie in einer höhern Welt, in welcher paradiesische Klarheit und Feierlichkeit herrschen und harte, schroffe Formen das Auge nicht verletzen. C. ist das eine Haupt der »idealen« Landschaftsmalerei, Poussin das andre: der erste lieblicher, märchenhaft duftiger, der andre erhabener, ernster; der erste mit zartem Pinsel ausführend, der zweite mit breiten, großartigen Strichen. Indessen schließt die Richtung Claude Lorrains die bedenkliche Gefahr der Naturwidrigkeit in sich; auch haben seine Gemälde etwas zu Konventionelles, seine Formen sind häufig zu gesucht. Unangenehm sind seine Architekturen und noch mangelhafter seine menschlichen und Tierfiguren, auf die er selbst keinen Wert legte; oft malten andre ihm die Staffage. C. fand viele Nachfolger, sein Einfluß erfüllt noch das ganze 18. Jahrh. Die Zahl seiner Zeichnungen ist nicht gering, besonders in England. Von den Landschaften, die er gemalt, pflegte er leichte Zeichnungen in Tusche zu machen und in sein »Buch der Wahrheit« aufzunehmen, um so Liebhaber seiner Werke dieselben von nachgeahmten unterscheiden zu lassen. Drei bedeutende Gemälde von ihm sieht man im Palast Doria, von denen besonders das eine unter dem Namen der »Mühle« bekannt ist. Die Nationalgalerie in London besitzt eine Landschaft mit Narcissus und Echo; eine kleine Landschaft mit Hagar in der Wüste; ein kleines Studium von Bäumen nach der Natur, mit Hirten und einer Ziegenherde in der Ferne; eine Landschaft bei Sonnenuntergang, den Tod der Prokris enthaltend; die heil. Ursula, mit ihren Jungfrauen sich einschiffend; die Königin von Saba. Die Bridgewater-Galerie hat eine große Landschaft mit einem prächtigen Baum in der Mitte, links Moses am feurigen Busch; ein Seestück mit einer großen Baumgruppe und Ruinen am Ufer; eine große Landschaft mit tanzenden Nymphen und dem Schäfer des Apulejus. Die Sammlung des Herzogs von Devonshire besitzt das genannte Liber veritatis, das unter dem Titel: »Liber veritatis, or a collection of 100 prints after the original designs of Claude le Lorrain etc.« (Lond. 1774—77) in Stichen von Earlom erschien; die Wellington-Galerie drei Bildchen, besonders eine Marine von großer Schönheit. Zu Longford Castle bei Salisbury sind zwei große Bilder: ein Seehafen bei Sonnenaufgang und ein Sonnenuntergang mit antiken Ruinen und einer Wasserleitung; zu Keddleston Hall eine reizende Landschaft: Mühle mit Turm am Tiber; zu Holkham, dem Landsitz des Grafen Leicester, befinden sich zahlreiche Bilder von seiner Hand, meist reiche landschaftliche Kompositionen. Das Britische Museum besitzt einen großen Reichtum an Zeichnungen des Meisters; ein Band enthält deren allein 222 Stück. Im Louvre zu Paris befinden sich folgende Gemälde von C.: die Hochzeit unter Bäumen; der Campo Vaccino, 1660 gemalt; die Landung der Kleopatra; eine Landschaft mit der Salbung Davids durch Samuel; eine Marine mit reichbeladenen Schiffen; die Zubereitung zum Opfer; ein Seehafen bei Sonnenuntergang; eine Marine bei Sonnenuntergang; eine Landschaft mit einem Fluß, in welchem der Hirt die Herde tränkt; ein Landungsplatz mit Schiffen; eine Marine mit einem Leuchtturm; zwei Landschaften mit Vieh; zwei unter dem Namen Siège

de la Rochelle und Le Pas de Suze bekannte Bilder. Das königliche Museum zu Neapel besitzt einen Sonnenuntergang am Meer und die Grotte der Egeria, die kaiserliche Eremitage in Petersburg die vier Jahreszeiten. In der Pinakothek zu München sind ebenfalls meisterhafte Bilder von C.: eine Landschaft mit der aufgehenden Sonne; die untergehende Sonne, während eine Herde durch das spiegelnde Wasser geht; eine Aussicht auf die See; Hagar mit Ismael; Abraham, die Hagar mit Ismael verweisend. Im Berliner Museum befindet sich eine italienische Küstenlandschaft mit Schäfern. In der königlichen Galerie zu Dresden sind drei Landschaften von C., darunter das Seestück mit Acis und Galatea die vorzüglichste. Die Nationalgalerie in Pest bewahrt vier schöne Landschaften von C. Er radierte auch 42 Blätter, die sehr gesucht sind. Vgl. Graf von Lepel, Œuvres de Claude Gellée, dit le Lorrain (Dresd. 1806); Mad. Mark Pattison, C., sa vie et ses œuvres d'après des documents nouveaux (Par. 1884).

Claudia (Claude de France), Königin von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und Annas von Bretagne, geb. 1499 zu Romorantin, war anfangs zur Gemahlin des nachmaligen Kaisers Karl V. bestimmt, wurde aber nach 1514 mit Franz von Valois, dem Thronerben von Frankreich, vermählt, dem sie das Herzogtum Bretagne, die Grafschaften Blois, Coucy, Montfort, Etampes, Asti und außerdem Ansprüche auf Mailand zubrachte. Nicht schön, wußte sie durch Vorzüge des Geistes und Herzens ihren Gemahl zu fesseln und die Liebe des Volkes, das sie nur die »gute Königin« nannte, zu erwerben. Sie starb 1524. Nach ihr wurde eine Pflaumenart »Reine-Claude« genannt.

Claudianum senatusconsultum, Beschluß des Kaisers Claudius, nach welchem eine Freie, die trotz dreimaliger Warnung mit einem Sklaven eine Ehe eingehe, dem Herrn des Sklaven samt ihrem Vermögen zu eigen gehören solle, ward wegen häufigen Mißbrauchs von Kaiser Justinian wieder aufgehoben.

Claudiānus, 1) Claudius, röm. Dichter, geboren zu Alexandria in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr., kam 395 nach Rom, wo er sich durch sein Dichtertalent Gunst und Freundschaft des mächtigen Vandalen Stilicho gewann, die Patrizierwürde erhielt, das Amt eines Tribunus und Notarius bekleidete und von den Kaisern Honorius und Arcadius auf Antrag des Senats mit einem Standbild geehrt wurde, dessen Inschrift noch vorhanden ist. Den Sturz des Stilicho (408) scheint er nicht überlebt zu haben. Daß er Heide war, ist ausdrücklich bezeugt. Durch umfängliche Kenntnis der griechischen und römischen Litteratur, bedeutende poetische und sprachliche wie metrische Gewandtheit nimmt C. unter den spätern Dichtern die hervorragendste Stellung ein, wiewohl er nicht frei ist von den Fehlern seiner Zeit, Neigung zu rhetorischem Schwulst und übertriebener Schmeichelei gegen Große in seinen politischen Gedichten, die von nicht geringem historischen Wert, aber wegen ihrer panegyrischen Haltung mit Vorsicht zu benutzen sind. Dieselben dienen namentlich der Verherrlichung des Honorius (»De III., IV., VI. consulatu Honorii«; »De nuptiis Honorii fescennina«; »Epithalamium de nuptiis Honorii et Mariae«; »De bello Gildonico«) und des Stilicho (»De consulatu Stilichonis«, 3 Bücher; »De bello Pollentino«; »Laus Serenae«, der Gemahlin des Stilicho). Gegen die Leiter des oströmischen Reichs, Rufinus und Eutropius, sind Schmähgedichte von je zwei Büchern gerichtet. Am glänzendsten zeigt sich seine Meisterschaft der poetischen Schilderung in der unvollendeten epischen Erzählung vom Raub der Proserpina in 3 Büchern (»De raptu Proserpinae«). Außerdem besitzen wir von ihm poetische Briefe, eine Reihe kleinerer Gedichte, zum Teil naturbeschreibenden und erzählenden Inhalts, und das Bruchstück einer Gigantomachie. Von ältern Ausgaben verdient Erwähnung die von Matth. Gesner mit Kommentar und reichem Index (Leipz. 1759); die erste kritische Ausgabe lieferte Jeep (das. 1876–79, 2 Bde.), eine Übersetzung G. v. Wedekind (Darmst. 1868).

2) C. Ecdicius Mamertus, um die Mitte des 5. Jahrh. Presbyter zu Vienne, Verfasser und Einführer der »kleinen Litaneien«, welche noch jetzt in einigen katholischen Kirchen drei Tage vor Himmelfahrt gesungen werden, des Passionshymnus »Pange, lingua gloriosi« und der Schrift »De statu animae«. Seine Werke gab Engelbrecht (Wien 1885) heraus.

Claudicantes (lat.), Beiname der Kalixtiner.

Claudicatio spontanea (lat.), freiwilliges Hinken.

Claudius (Claudia gens). Es gab in Rom zwei Claudische Geschlechter, ein plebejisches und ein patrizisches. Vom erstern sind am bekanntesten die Marceller. Das patrizische Geschlecht wanderte nach der Tradition im 3. Jahrh. der Stadt aus dem Sabinischen in Rom ein und spielte seitdem in der Geschichte Roms eine bedeutende Rolle. Im allgemeinen zeichneten sich die Claudier aus durch aristokratischen Stolz und starre Opposition gegen die Freiheitsbestrebungen der Plebejer. Merkwürdig sind besonders:

1) Appius C. Sabinus (Regillensis), aus Regillum im Sabinerland, wo er Atta Clausus genannt wurde, der Ahnherr des Geschlechts, siedelte, von seiner Vaterstadt als Römerfreund angefeindet, um 504 v. Chr. nach Rom über, wo er mit seinen Begleitern eine eigne Tribus, die Claudische, bildete. Er war ein sehr entschiedener Verfechter der patrizischen Vorrechte und einer der leidenschaftlichsten unter denen, welche 494 durch die Härte, mit der sie einer Milderung des Schuldrechts entgegentraten, die Auswanderung der Plebejer auf den Heiligen Berg verursachten.

2) Appius C., Enkel des vorigen, wurde 451 v. Chr., als statt der Konsuln und der übrigen Magistrate Dezemvirn zur Aufzeichnung der Gesetze ernannt wurden, zum Dezemvir gewählt und bemühte sich als solcher aufs eifrigste, sich die Gunst des Volkes zu erwerben. Er erreichte es dadurch, daß er auch für das Jahr 450 wieder gewählt wurde, zeigte aber nunmehr sofort seine wahre Gesinnung, indem er sich zum Gewaltherrscher aufwarf und auch 449 nebst seinen Kollegen widergesetzlich sein Amt fortführte. Seine fortgesetzten Gewaltthaten aber und schließlich der Frevel gegen Virginia (s. d.) riefen einen Aufstand hervor, der seinen Sturz herbeiführte. C. wurde ins Gefängnis gesetzt und gab sich hier selbst den Tod.

3) Appius C. Cäcus bekleidete 312 v. Chr., noch ehe er Konsul gewesen war, das wichtige Amt des Zensors, ernannte als solcher Männer vom niedrigsten Stand zu Senatoren und nahm Besitzlose und Freigelassene unter die Tribus auf, wodurch er sowohl im Senat als in den Tributkomitien sich den größten Einfluß zu sichern suchte. Auch wurde er durch die Partei, die er sich dadurch gemacht hatte, in den Stand gesetzt, das Zensoramt über die durch das Ämilische Gesetz bestimmte Zeit von 18 Monaten hinaus fortzuführen. Die neuen Senatoren wurden indes schon 311 wieder aus dem Senat ausgeschlossen und die in die Tribus aufgenommenen Freigelassenen dadurch unschädlich gemacht, daß sie 304 von Quintus Fabius als Zensor auf die vier städtischen Tribus beschränkt wurden. Außerdem aber ist seine Zensur

merkwürdig durch den Bau der großen Wasserleitung und der Appischen Straße, der ersten Kunststraße Roms. Im höhern Greisenalter erblindet, zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück. Als aber 280 Pyrrhus nach seinem Sieg über Valerius Lävinus den Cineas nach Rom sandte, um den Römern Frieden und Freundschaft anzutragen, ließ sich C. in den Senat tragen und bewog diesen, der sich schon willfährig gezeigt hatte, zu dem Bescheid: erst müsse Pyrrhus den Boden Italiens geräumt haben, dann möge er um Frieden bitten.

4) **Publius C. Pulcher**, Sohn des vorigen, war Konsul 249 v. Chr. und befehligte die römische Flotte, als die Römer während des ersten Punischen Kriegs Lilybäum belagerten. Da seiner Absicht, die karthagische Flotte unter Adherbal im Hafen von Drepanum zu überfallen, die heiligen Hühner, die nicht fressen wollten, ungünstig waren, rief C.: »Wollen sie nicht fressen, so mögen sie trinken!« und ließ sie ins Meer werfen. Er wurde aber von den Karthagern völlig geschlagen und verlor fast seine ganze Flotte. Vom Senat abberufen und mit der Ernennung eines Diktators beauftragt, ernannte er dazu den Claudius Glicia, den Sohn eines seiner Freigelassenen, einen verächtlichen Menschen, der sogleich wieder abgesetzt werden mußte. C. wurde daher von zwei Tribunen des Hochverrats angeklagt, seine Verurteilung aber durch ein Gewitter, das während der Komitien ausbrach, abgewendet. Infolge einer spätern Klage verurteilte ihn das Volk zu einer Geldstrafe. Im J. 246 lebte er nicht mehr; er endete, wie es heißt, durch Selbstmord.

Claudius, 1) Tiberius C. Nero, röm. Kaiser, s. Tiberius.

2) **Tiberius C. Drusus Nero Germanicus**, der vierte röm. Kaiser (41—54 n. Chr.), Sohn von des Augustus Stiefsohn Drusus und der Antonia, Neffe des Kaisers Tiberius. Im J. 9 v. Chr. zu Lugdunum (Lyon) geboren, ward er als geistig schwach von Augustus und Tiberius zurückgesetzt und erst von Caligula zu hohen Ämtern befördert. Nach dem Tode des Caligula wurde er aus einem Versteck hervorgezogen und von den Prätorianern zum Kaiser ausgerufen, was der Senat genehmigen mußte. C. war persönlich wohlgesinnt, aber zu unselbständig und wurde ganz von seinen Frauen und Freigelassenen beherrscht. Er interessierte sich namentlich für die Rechtspflege, die er persönlich mit übertriebenem Eifer ausübte, verfaßte, jedoch ohne Urteil und Geschmack, mehrere historische Werke, zeigte sich auch populär und bescheiden, vermochte aber nicht dem sittenlosen Treiben seiner Frauen Messalina und Agrippina Einhalt zu thun und wurde von diesen wie von seinen Freigelassenen Pallas und Narciß zu vielen Grausamkeiten verleitet. Unter seiner Regierung wurde die von Caligula begonnene Wasserleitung (aqua Claudia) vollendet, ein Ableitungskanal am Fuciner See gebaut und der Hafen von Ostia wiederhergestellt. Seine Heere waren nach außen siegreich: Mauretanien ward zur römischen Provinz gemacht, die Eroberung Britanniens begonnen. Er begab sich 43 selbst dahin und feierte dann einen Triumph wegen der Siege, die seine Feldherren dort erfochten hatten (daher sein Beiname Britannicus). Er wurde 54 von seiner Gemahlin Agrippina, um ihrem Sohne Nero die Nachfolge zu sichern, vergiftet. Vgl. Lehmann, C. und seine Zeit (Gotha 1858).

3) Gajus C. Nero, röm. Kaiser, s. Nero.

4) **C. II., Marcus Aurelius C. Gothicus**, röm. Kaiser 268—270 n. Chr., von ungewisser Herkunft, wurde als tapferer Offizier nach dem Tode des Kaisers Gallienus von den Soldaten zum Augustus erhoben, besiegte zuerst die Alemannen, die bis an den Gardasee vorgedrungen waren, und begab sich sodann nach Rom, wo er eifrig bemüht war, die Ordnung wiederherzustellen und Gerechtigkeit zu handhaben. Im folgenden Jahr erfolgte ein furchtbarer Einfall der Goten, deren einer Teil die Donauländer, der andre die Küsten des Ägeischen Meers verheerte. C. wandte sich gegen die erstern und erfocht bei Naissus in Mösien einen glänzenden Sieg. Er führte seitdem den Beinamen Gothicus. C. starb 270 zu Sirmium, wo er den Winter mit einem Heer zur Beobachtung der Goten zubrachte, an der Pest, 56 Jahre alt.

Claudius, Matthias, Dichter und Volksschriftsteller, geb. 2. Jan. 1743 zu Reinfeld im Holsteinischen, studierte in Jena und privatisierte dann längere Zeit zu Wandsbeck bei Hamburg, wo er 1770—75 unter dem Namen Asmus eine Zeitung, den »Wandsbecker Boten«, herausgab. Von 1776 bis 1777 bekleidete er die Stelle eines Oberlandeskommissars zu Darmstadt und kehrte dann nach Wandsbeck zurück. Ohne diesen ihm lieb gewordenen Aufenthalt zu verlassen, wurde er 1778 Revisor bei der Schleswig-Holsteinischen Bank in Altona. Erst in seiner letzten Krankheit ließ er sich nach Hamburg in das Haus seines Schwiegersohns Perthes bringen, wo er 21. Jan. 1815 starb. C. trat als Schriftsteller zuerst mit »Tändeleien und Erzählungen« (Jena 1763) auf. Seine prosaischen Aufsätze, Erzählungen, Fabeln, Epigramme, Gedichte 2c. wurden zuerst durch Musenalmanache, dann durch seine Zeitschrift »Der Wandsbecker Bote« bekannt. Er selbst veranstaltete eine Sammlung seiner Werke unter dem Titel: »Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten« (Hamb. u. Wandsbeck 1775, 2 Tle.; Hamb. 1790—1812, 8 Tle.; 12. Aufl., Gotha 1882, 2 Bde.). Außerdem übersetzte er englische und französische Werke (z. B. Fénelon). C., dessen Anschauungen der wunderbaren Verbindung des kraftgenialen Dranges der 70er Jahre und des aus älterer Zeit stammenden gemütsinnigen Pietismus entstammen, war einer der ersten unter den deutschen Schriftstellern, die mit Bewußtsein auf das Volk zu wirken suchten und unbewußt zugleich eine litterarische Bedeutung erhielten, die für alle Klassen verständlich und genießbar, zugleich naiv einfach und geistreich zu schreiben wußten, und deren volkstümlicher Witz nie in das Gemeine und Flache herabsank. Bieder, derb, kräftig, witzig, scharf satirisch, war er doch auch wieder gemütlich, sinnig, launig und poetisch zart. Das Höchste leistete er im einfach sinnigen und im launigen Lied. Sein Rheinweinlied (»Bekränzt mit Laub«), »Der Mond ist aufgegangen«, »Wenn jemand eine Reise thut«, »Der Riese Goliath« u. a. wurden mit Recht volkstümlich und offenbaren die ganze Liebenswürdigkeit seiner anspruchslosen und frischen Natur. Mit zunehmenden Jahren verstärkte sich der Zug zum Pietismus in ihm und machte ihn einseitiger und unduldsamer. Vgl. W. Herbst, Matthias C., der Wandsbecker Bote (4. Aufl., Gotha 1878).

Claudius von Turin, reformator. Bischof des 9. Jahrh., war erst Lehrer an der Hochschule Ludwigs des Frommen, wurde dann von diesem 820 nach Turin geschickt, um hier dem Aberglauben und besonders dem Bilderdienst entgegenzuarbeiten, schritt aber bis zur Bekämpfung der kirchlichen Lehren vom Verdienst der guten Werke, der Interzession der Heiligen, der Verdienstlichkeit des Mönchslebens und der Autorität des Papsttums fort; vielfach angefochten,

starb er 839. C. hinterließ zahlreiche biblische Kommentare und eine Verteidigungsschrift (»Apologeticum«) gegen den ihn der Ketzerei beschuldigenden Abt Theodemir. Vgl. C. Schmid in der »Zeitschrift für historische Theologie« 1843; Förster, Drei Erzbischöfe vor 1000 Jahren (Gütersloh 1874).

Clauren, Heinrich, Pseudonym des Schriftstellers Karl Heun (s. d.).

Claus, Karl, Zoolog, geb. 2. Jan. 1835 zu Kassel, studierte seit 1854 Mathematik und Naturwissenschaft in Marburg, seit 1856 Zoologie in Gießen, habilitierte sich 1858 in Marburg und 1859 in Würzburg als Dozent der Zoologie. 1860 erhielt er dort eine außerordentliche Professur, und 1863 ward er als ordentlicher Professor der Zoologie nach Marburg zurückberufen. 1870 folgte er einem Ruf nach Göttingen; aber schon drei Jahre später ging er nach Wien, wo er auch die Leitung der zoologischen Station in Triest übernahm. C. gehört zu den hervorragendsten Zoologen, dem die Kenntnis der niedern Tiere, namentlich der Cölenteraten und Krustaceen, eine sehr wesentliche Bereicherung verdankt. Er schrieb: »Über Physophora hydrostatica« (Leipz. 1860); »Die frei lebenden Kopepoden« (das. 1863); »Über die Grenze des tierischen und pflanzlichen Lebens« (das. 1863); »Die Kopepodenfauna von Nizza« (Marb. 1866); »Beobachtungen über Lernaeocera, Peniculus und Lernaea« (das. 1868); »Die Metamorphose der Squilliden« (Götting. 1871); »Bau und Entwickelung von Branchipus stagnalis und Apus cancriformis« (das. 1872); »Der Bienenstaat« (Berl. 1873); »Die Typenlehre und Häckels sogen. Gasträatheorie« (Wien 1874); »Untersuchung zur Erforschung der genealogischen Grundlage des Krustaceensystems« (das. 1876); »Studien über Polypen und Quallen der Adria« (das. 1877); »Über Halistemma Tergestinum und über den feinern Bau der Physophoriden« (das. 1878); »Grundzüge der Zoologie« (Marb. 1866, 4. Aufl. 1879—82, 2 Bde.; daraus in besonderm Abdruck: »Grundzüge der allgemeinen Zoologie«); »Lehrbuch der Zoologie« (das. 1880, 3. Aufl. 1885); »Untersuchungen über die Organisation und Entwickelung der Medusen« (Prag 1883). Seit 1878 gibt er die »Arbeiten aus dem zoologischen Institut der Universität Wien und der zoologischen Station zu Triest« (Wien) heraus.

Clausel (Clauzel, spr. klosell), Bertrand, Graf, franz. Marschall, geb. 12. Dez. 1772 zu Mirepoix (Ariège), trat 1791 in Kriegsdienste, machte 1794 und 1795 die Feldzüge in den Pyrenäen mit, kommandierte 1799 in Italien eine Brigade, folgte 1802 dem General Leclerc nach Santo Domingo, ward 1804 Divisionsgeneral bei der Nordarmee und zeichnete sich 1809 im Feldzug gegen Österreich, besonders aber seit 1810 in Spanien aus, wo er ein französisches Korps aus Portugal zurückführte, 1812 nach der Verwundung Marmonts in der Schlacht bei Salamanca den Oberbefehl über dessen Heer übernahm und 1813 nach der Schlacht bei Vittoria den Rückzug nach Frankreich deckte. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Generalinspektor der Infanterie; doch erklärte sich C. bei Napoleons I. Rückkehr 1815 sofort für diesen, wurde Pair, erhielt das Kommando des Pyrenäenheers und leistete den Bourbonen den kräftigsten Widerstand. Durch königliche Ordonnanz vom 24. Juli 1815 für einen Verräter erklärt, floh er nach Amerika und ward 11. Sept. 1816 in contumaciam zum Tod verurteilt. Dennoch durfte er 1819 nach Frankreich zurückkehren, wurde 1827 und 1830 zum Deputierten gewählt und unterzeichnete die Adresse der 221. Nach der Julirevolution wurde er Gouverneur von Algerien und unternahm im November 1830 den siegreichen Zug in die Provinz Titteri, wofür er die Marschallswürde erhielt. Als er Konstantine und Oran an tunesische Prinzen überließ, wurde er 1831 abgerufen, aber, nachdem er in der Zwischenzeit in der Deputiertenkammer liberale Grundsätze verfochten hatte, im August 1835 wieder zum Generalgouverneur von Algerien ernannt. Nach der unglücklichen Expedition gegen Konstantine 1836 kehrte er nach Frankreich zurück und unternahm seine Selbstverteidigung gegen abermalige Anschuldigungen teils in den »Explications du maréchal de C.«, teils auf der Tribüne. In der Deputiertenkammer gehörte er seit 1838 zur entschiedenen Opposition. C. starb 21. April 1842 in Secourieu bei Toulouse. Während seines Aufenthalts in Amerika gab er eine Rechtfertigung seines politischen Lebens heraus und schrieb außerdem: »Observations du général C. sur quelques actes de son gouvernement à Alger« (Par. 1830) und »Nouvelles observations de M. le maréchal C. sur la colonisation d'Alger« (das. 1833).

Clausen, 1) Henrik Nikolai, dän. Theolog, geb. 1793 zu Maribo auf Laaland, bereiste nach erworbener philosophischer Doktorwürde 1818—20 Deutschland, Italien und Frankreich. Insonderheit gewann Schleiermacher auf seine theologische Richtung Einfluß. 1821 wurde er als Lektor und bald darauf als Professor der Theologie an der Kopenhagener Universität angestellt. Seither nahm C. in der innern Geschichte seines Vaterlandes einen namhaften Platz ein. Standhafter Vertreter der konstitutionellen Bestrebungen unter der Regierung Christians VIII., wurde er Mitglied der Provinzialstände in Roeskilde (1840—48), in den letzten drei Jahren ihr Präsident, trat als Führer der Opposition nach dem Tod Christians VIII. in der mit seinem Freund J. F. Schouw verfaßten Flugschrift »Der Thronwechsel« (Kopenh. 1848) auf, wurde Mitglied der gesetzgebenden Reichsversammlung von 1848 bis 1849, Minister ohne Portefeuille 1848—51 und blieb auch später noch Mitglied des Reichstags und des Reichsrats. 1874 legte C. sein Lehramt nieder und starb 1877 in Kopenhagen. Von seinen theologischen Schriften, die durch ihren Rationalismus die Opposition Grundtvigs und Lindbergs hervorriefen, sind erwähnenswert: »Katholizismus und Protestantismus; Kirchenverfassung, Lehre und Ritus« (Kopenh. 1825; deutsch von Fries, 1828); »Hermeneutik des Neuen Testaments« (das. 1840; deutsch von Schmidt-Phiseldeck, Leipz. 1841); »Erklärung der synoptischen Evangelien« (Kopenh. 1848—50); »Christliche Glaubenslehre« (das. 1853). Die »Zeitschrift für ausländische theologische Litteratur« gab er 30 Jahre lang heraus. Nach Clausens Tod erschienen seine »Memoiren« (1877).

2) Thomas, Astronom und Mathematiker, geb. 16. Jan. 1801 zu Rübel in Schleswig, widmete sich mathematischen Studien, ward 1824 Assistent der Sternwarte zu Altona, trat 1827 in das optische Institut von Utzschneider in München, kehrte aber nach einigen Jahren als Observator nach Altona zurück. 1842 wurde er als Observator der Sternwarte nach Dorpat berufen und übernahm 1865 das Direktorium derselben. 1872 trat er in den Ruhestand und starb im August 1885. Seine astronomischen und mathematischen Arbeiten sind außerordentlich zahlreich; erstere beziehen sich hauptsächlich auf die Berechnung elliptischer Kometenbahnen, von letztern ist hier seine Berechnung der Ludolfschen Zahl (π) auf 250 Dezimalstellen zu erwähnen.

Clausewitz, Karl von, preuß. General und Militärschriftsteller, geb. 1. Juni 1780 zu Burg, trat, kaum zwölf Jahre alt, in Neuruppin als Fähnrich in die preußische Armee und wohnte 1793 und 1794 den Feldzügen am Rhein bei. Er besuchte 1801—1803 die Berliner Akademie für junge Offiziere, bekundete seltene Anlagen und großen wissenschaftlichen Eifer und erwarb sich durch die Beharrlichkeit seines Strebens die Gunst Scharnhorsts. In dem Feldzug von 1806 begleitete er den Prinzen August als Adjutant, wurde infolge der Kapitulation von Prenzlau als Gefangener nach Nancy abgeführt, arbeitete nach seiner Auswechselung bis 1812 als Major im Generalstab und war seit 1809 unter Scharnhorst im Kriegsministerium thätig. Beim Ausbruch des russischen Kriegs trat er in russische Dienste und war zuerst Adjutant Phulls, dann Quartiermeister bei Pahlen, wurde von Kaluga aus zur Wittgensteinschen Armee versetzt und war, von Diebitsch beauftragt, beim Abschluß der Konvention von Tauroggen beteiligt. Sodann bearbeitete er den Entwurf zur Bildung der ostpreußischen Landwehr im Sinn Scharnhorsts. Im Feldzug von 1813 war er Chef des Generalstabs in Wallmodens Korps und leitete das Gefecht an der Göhrde. Während des Waffenstillstandes schrieb er: »Übersicht des Feldzugs von 1813« (Leipz. 1814). Nach dem Frieden von 1814 trat er wieder ins preußische Heer und wurde 1815 Chef des Generalstabs des 3. Korps unter Thielemann. In dieser Stellung blieb er in Koblenz bis 1818 und wurde dann Generalmajor und Direktor der allgemeinen Kriegsschule. Im Frühjahr 1830 ward er Artillerieinspekteur, später Chef des Generalstabs des Feldmarschalls Gneisenau und starb 16. Nov. 1831 in Breslau an der Cholera. Seine zuerst als »Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung« (Berl. 1832—37, 10 Bde.) erschienenen Schriften nehmen in der Theorie der Kriegskunst eine bedeutende Stellung ein, namentlich: »Vom Krieg« (4. Aufl. 1880, gleichzeitig Bearbeitung des Werks von v. Scherff, Berl. 1880); »Der Feldzug von 1796 in Italien« (2. Aufl. 1858); »Der Feldzug von 1815«; »Über das Leben und den Charakter von Scharnhorst« u. a. Vgl. Schwartz, Leben des Generals v. C. (Berl. 1877, 2 Bde.); v. Meerheimb, K. v. C. (das. 1875).

Clausius, Rudolf, Physiker, geb. 2. Jan. 1822 zu Köslin, studierte seit 1840 in Berlin, habilitierte sich daselbst als Privatdozent und ward dann Lehrer der Physik an der Artillerieschule daselbst. Im J. 1855 als Professor der Physik an die polytechnische Schule in Zürich berufen, erhielt er 1857 auch eine ordentliche Professur an der dortigen Universität; 1867 folgte er einem Ruf nach Würzburg und 1869 nach Bonn. C.' Arbeiten erstrecken sich über die verschiedensten Gebiete der mathematischen Physik. Er gilt als der eigentliche Begründer der mechanischen Wärmetheorie. Nachdem R. Mayer, Joule und besonders Helmholtz die Allgemeinheit des Prinzips von der Erhaltung der Arbeit erkannt und den Satz der Äquivalenz von Wärme und Arbeit begründet hatten, erschien im J. 1850 in »Poggendorffs Annalen« die Abhandlung von C.: »Über die bewegende Kraft der Wärme und die Gesetze, welche sich daraus für die Wärme selbst ableiten lassen«. In dieser Arbeit sind die Grundzüge der mechanischen Wärmetheorie gegeben, die dem Satz von der Äquivalenz von Wärme und Arbeit entsprechenden Folgerungen gezogen und der Carnotsche Satz, daß die von der Wärme geleistete Arbeit dem Quantum der aus dem Kessel der Dampfmaschine in den Kondensator übergeführten Wärme proportional sei, ohne daß Wärme verbraucht werde, dahin korrigiert, daß die in Arbeit verwandelte Wärme der übergeführten Wärme und der Temperaturdifferenz von Kessel und Kondensator proportional sei. C.' weitere Arbeiten beteiligten sich nicht nur in hervorragender Weise an dem Ausbau der eigentlichen mechanischen Wärmetheorie, sondern schlossen mit der Abhandlung »Über die Art der Bewegung, welche wir Wärme nennen« ein neues Gebiet auf, das der dynamischen Gastheorie, dessen weitere Bearbeitung durch C., Maxwell, Boltzmann u. a. zu den interessantesten Resultaten geführt hat. Höchst bedeutsam sind auch C.' Arbeiten auf dem Gebiet der Elektrizität, in denen er teils die Prinzipien der mechanischen Wärmetheorie für die elektrischen Erscheinungen verwertete, teils ein neues elektrodynamisches Grundgesetz entwickelte, welches die von Weber seinem Grundgesetz als Voraussetzung dienende Annahme, daß im elektrischen Strom gleiche Mengen entgegengesetzter Elektrizitäten sich mit gleicher Geschwindigkeit gegeneinander bewegen, nicht mehr notwendig macht. Seine »Abhandlungen über die mechanische Wärmetheorie« (Braunschw. 1864 u. 1867) erschienen in 2. Auflage in Form einer systematischen Behandlung (Bd. 1: »Die mechanische Wärmetheorie«, Bd. 2: »Die mechanische Behandlung der Elektrizität«, das. 1876 und 1879). Außerdem schrieb C.: »Über das Wesen der Wärme« (Zürich 1857); »Die Potentialfunktion und das Potential« (3. Aufl., Leipz. 1877).

Clauson-Kaas, A., verdienter dän. Volksfreund und Pädagog, geb. 16. Mai 1826 zu Lengenfelde bei Altona, trat als Kavallerieoffizier in das dänische Heer und verließ infolge des Wiener Friedens 1866 als Dragonerrittmeister die Armee, um sich von Kopenhagen aus, seinem innern Beruf folgend, ganz pädagogischen Bestrebungen, insbesondere der Gründung von Arbeitsschulen für die schulpflichtige und die erwachsene Jugend beider Geschlechter und der Beförderung des gewerblichen Hand- und Hausfleißes, zu widmen. Seine Bemühungen haben in seinem Heimatsland anregend gewirkt, namentlich aber im Ausland, besonders in Deutschland, beachtenswerten Erfolg gehabt, zumal seit der am 18. Febr. 1873 erfolgten Gründung einer eignen dänischen »Hausfleißgesellschaft«. Auf mehreren größern Reisen, bei denen er in den Hauptstädten Vorträge hielt, und auf den Weltausstellungen in Wien und Paris hat C. seine Sache mit Glück vertreten. Er schrieb: »Über die Arbeitsschulen und Förderung des Hausfleißes« (Bremen 1881). Auch erscheinen unter seiner Leitung in Kopenhagen die Zeitschriften: »Nordisk Husflidstidende« und »Husflidsmeddelelser«. Vgl. »Arbeiterfreund«, Bd. 14 u. ff.

Clauß, Wilhelmine, Klaviervirtuosin, geb. 13. Dez. 1834 zu Prag, erhielt ihre Ausbildung in dem Musikinstitut von Proksch daselbst, trat 1849 zum erstenmal öffentlich auf und unternahm darauf größere Kunstreisen, die mit dem glänzendsten Erfolg gekrönt waren. Ihre Kunstrichtung ist eine durchaus gediegene und ihr Bestreben stets auf die Darstellung wirklich klassischer Werke gerichtet, die ihr denn auch in einer bewundernswürdigen Weise gelingt. Seit Mitte der 50er Jahre lebt sie in Paris, wo sie sich 1855 mit dem Schriftsteller Fr. Szárvady, ehemals Sekretär der ungarischen Gesandtschaft in Paris (gest. 2. März 1882), verheiratete. Hier ist sie für Pflege und Verbreitung klassischer Kammermusik auch gegenwärtig noch mit Erfolg thätig.

Claustrales (lat.), s. v. w. Mönche.

Claustrenses (lat.), s. v. w. Nonnen.

Claustrum (lat.), s. v. w. Kloster.

Clausūla (lat.), Vorbehalt (s. Klausel); in der Musik s. v. w. Kadenz (s. d.).

Clausūra (lat.), s. Klausur.

Clausūra nigromantica (lat.), nach Theophrastus Paracelsus eine besondere Art der Zauberei, zufolge deren in den menschlichen Körper etwas Widernatürliches eingebracht werden kann ohne irgend welche äußere Verletzung desselben. Hierher gehören die aus dem Körper geschnittenen Stecknadeln, Haarballen ꝛc. der Hexenprozesse; s. Hexenschuß.

Clauzel, franz. Marschall, s. Clausel.

Clavaria *Vaill.* (Keulenschwamm, Hirschschwamm, Handpilz), Pilzgattung aus der Unterordnung der Hymenomyceten, ansehnliche Pilze mit fleischigem, strauchförmig ästigem oder einfach keuligem Fruchtträger, dessen glatte Oberfläche gleichmäßig von dem Sporenlager (Hymenium) überzogen ist. Letzteres besteht aus dicht stehenden Basidien, welche an ihrer Spitze je vier einfache Sporen abschnüren, die bei der Reife sich als Staub ablösen. Die wichtigsten Arten sind: der weiße Korallenschwamm (C. coralloides *L.*), der gelbe Hirschschwamm oder Ziegenbart (C. flava *Pers.*, s. Tafel »Pilze«) und der letzterm sehr ähnliche rote Hirschschwamm (C. Botrytis *Pers.*).

Claveciu (franz., spr. klaw'ßäng), s. Klavier.

Clavenna, Ort, s. Chiavenna.

Claves St. Petri (lat.), Schlüssel des heil. Petrus, s. v. w. Kirchengewalt, Kirchengerichtsbarkeit.

Clavicembălo (ital., spr. klawitschem-), der Kielflügel, das größte der bis zur Erfindung des Hammerklaviers und noch bis zu Anfang unsers Jahrhunderts gebräuchlichen Klavierinstrumente (s. Klavier).

Clavĭceps *Tul.*, Pilzgattung aus der Unterordnung der Pyrenomyceten und der Ordnung der Askomyceten, mit zusammengesetztem Fruchtkörper von gestielt kopfförmiger Gestalt, in dessen Kopf die Perithecien in großer Anzahl oberflächlich eingesenkt sind. Diese Fruchtkörper wachsen aus einer besondern Myceliumform hervor, nämlich aus verschieden gestalteten, knollenähnlichen Körpern (Sklerotien), die erst nach einer Ruheperiode zu jener Entwickelung fähig sind, wenn sie auf feuchte Unterlage ausgelegt werden (vgl. Pilze). Die Sklerotien von C. purpurea *Tul.* sind als Mutterkorn (s. d.) des Getreides bekannt.

Clavicŭla, Schlüsselbein.

Clavicŭlarius (Claviger, lat.), jemand, der die Schlüssel zu etwas führt, daher Petrus als Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs; auch Kirchenschatzmeister, Kustos der Stiftskirchen.

Clavière (spr. klawjähr), Etienne, franz. Staatsmann, geb. 27. Jan. 1735 zu Genf, war dort Kaufmann und 1770—82 Mitglied des Hohen Rats. Als 1782 in Genf durch fremde Intervention eine oligarchische Regierung eingesetzt ward, wurde C. verbannt, ging nach Frankreich und schloß sich Mirabeau an, dem er nach Ausbruch der Revolution wesentliche Dienste in den Verhandlungen über die Staatsfinanzen und bei seinen Angriffen auf Necker leistete. 1791 ward er Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung und gehörte zur Partei der Girondisten. Im März 1792 zum Finanzminister ernannt, mußte er schon im Juni von diesem Posten wieder zurücktreten. Nach dem 10. Aug. erhielt er eine Stelle im Vollziehungsrat; am 2. Juni 1793 mit den Häuptern der Gironde auf Verlangen der Jakobiner verhaftet und in Anklagestand versetzt, stieß er sich ein Messer in die Brust. Seine Gattin vergiftete sich zwei Tage nachher. C. schrieb für die patriotischen Tageblätter, namentlich für die »Chronique de Paris«; auch hatte er großen Anteil an dem Werk »De la France et des États-Unis«. Selbständig gab er heraus: »Foi publique envers les créanciers de l'état« (Par. 1789) und »C.; correspondance de lui et du général de Montesquiou touchant la campagne devant Genève« (das. 1792) u. a.

Claviger (lat.), s. v. w. Schlüsselträger (von clavis, Schlüssel), Übersetzung des griechischen Kleiduchos (s. d.), Beiname des Janus als des Gottes der Eingänge; auch s. v. w. Keulenträger (von clava, Keule), Beiname des Herakles (s. d.) von seiner Keule, die er von einem wilden Ölbaum bei Nemea nahm.

Clavijo y Fajardo, José, span. Gelehrter in Madrid, geboren um 1730 auf den Kanarischen Inseln, war von 1762 an Redakteur des Journals »El Pensador«, sodann seit 1773 des »Mercurio historico y politico de Madrid«, übersetzte Buffons Naturgeschichte ins Spanische (Madr. 1785—90, 12 Bde.) und starb 1806 als Vizedirektor des naturhistorischen Kabinetts. Allgemeiner bekannt machte er sich durch sein Duell mit Beaumarchais, der ihn wegen Auflösung eines Liebesverhältnisses mit seiner Schwester Marie Louise Caron forderte. Goethe machte ihn nach Beaumarchais' Memoiren zum Helden eines Dramas, doch sind der wirkliche Clavijo und der der Dichtung zwei grundverschiedene Charaktere.

Clavis (Plur. Claves, lat., »Schlüssel«), Name der Tasten der Orgel, welche in der That eine dem Schlüssel ähnliche Funktion hatten, sofern sie dem Winde den Weg zur Pfeife öffneten. Von dem Gebrauch, auf die Orgeltasten die Namen der Töne (Buchstaben A—G) aufzuschreiben, welcher nachweislich im 10. Jahrh. statthatte, ging der Name C. auf die Tonbuchstaben selbst über. Als im 11. Jahrh. die Buchstabennotierung durch das Liniensystem abgekürzt wurde, sofern nur noch einige Buchstaben als Merkzeichen vor die Linien gezeichnet wurden (Claves signatae), behielten diese speziell den Namen C. (unser Schlüssel); daneben verblieb aber auch den Tasten der Name C. und ging von der Orgel auf die Klaviere und alle ähnlichen Instrumente über. — In der Orgel heißt auch die Stange, vermittelst deren die Bälge aufgezogen (getreten) werden, C. Endlich wird C. auch als Titel lexikographischer Werke zur Erläuterung alter Klassiker sowie der Bibel gebraucht; wir nennen: Ernestis »C. Ciceroniana« (6. Aufl., Leipz. 1831); Patriks »C. Homerica« (zuletzt Edinb. 1811); Wahls »C. Novi Testamenti« (3. Aufl., Leipz. 1843) u. a.

Clavus (lat.), Nagel; Purpurstreifen auf der Tunika (s. d.) der römischen Ritter und Senatoren. C. annalis, der Nagel, der in Rom zum Zählen der Jahre jährlich 13. Sept. vom Konsul oder vom Diktator in die rechte Seite des Jupitertempels eingeschlagen ward; C. hystericus, der meist auf eine kleine Stelle neben der Pfeilnaht fixierte bohrende Schmerz, eine Art Hemikranie hysterischer Personen.

Clay (spr. kleh), 1) Henry, ausgezeichneter amerikan. Staatsmann, geb. 12. April 1777 zu Hanover in Virginia als Sohn eines Pfarrers, erhielt, früh verwaist, eine notdürftige Erziehung, widmete sich dann dem Studium der Rechte und begann schon im 20. Jahr seine Rechtspraxis. Er ließ sich zu Lexington in Kentucky nieder, wurde 1803 als Repräsentant in die Provinziallegislatur und 1806 von dieser in den Bundessenat gewählt, wo er sich den Demokraten anschloß. Im J. 1811 als Repräsentant in den Kongreß gewählt, ward er 1813 zum Sprecher ernannt und 1814 als einer der Kommissare zur Abschließung des Friedens nach Gent geschickt, von wo er sich nach London begab. Als Repräsentant im Kongreß bewog er denselben beim Abfall der ameri-

kanischen Kolonien von Spanien zu der Erklärung, daß er jede Einmischung der europäischen Großmächte in die innern Angelegenheiten Südamerikas als eine Kriegserklärung gegen die Vereinigten Staaten ansehen werde. In der innern Politik suchte er zwischen den Sklavenstaaten und den freien Nordstaaten zu vermitteln, indem er den zweijährigen Streit über die Frage, ob im neuen Staat Missouri die Sklaverei eingeführt werden sollte, 1820 durch den sogen. Missourikompromiß beendigte, wonach Missouri Sklavenstaat sein, dagegen fortan die Sklaverei in keinem Staat nördlich von 36° 30' nördl. Br. gelten dürfe. Unter dem Präsidenten Adams, dem C. zum Sieg verholfen, ward er 1825 Staatssekretär. Sein damals gefaßter Plan, auf einem Kongreß in Panama eine allgemeine Verbrüderung der Republiken in ganz Amerika zu stande zu bringen, wurde von den Sklavenhaltern vereitelt. Als 1829 Jackson auf den Präsidentenstuhl kam, wurde C. Senator des Staats Kentucky, stellte sich an die Spitze der Whigpartei und vertrat mit Energie den neuen schutzzöllnerischen Tarif sowie die Nationalbank im Interesse der Nordstaaten. Bei der Präsidentenwahl von 1836 war C. der von den Whigs aufgestellte Kandidat, unterlag jedoch gegen den Demokraten van Buren sowie 1844 gegen Polk und zog sich nun für längere Zeit auf sein Landgut Ashland zurück. Als 1849 ein neuer heftiger Streit zwischen dem Norden und Süden in Bezug auf die Sklavenfrage in Kalifornien und New Mexico entbrannte, ließ sich C. von Kentucky wieder in den Senat wählen und bewirkte 1850 nochmals die Annahme eines Kompromisses, wonach Kalifornien ein freier Staat sein, New Mexico die Entscheidung über die Sklavenfrage vorbehalten bleiben und der Sklavenhandel in der Hauptstadt der Union verboten, dagegen zum Vorteil der Sklavenstaaten ein strenges Gesetz über Verfolgung und Auslieferung flüchtiger Sklaven erlassen werden sollte. Dieses Kompromiß wendete damals eine gefährliche Krise ab, verschob aber ihren Ausbruch bloß, da es den Übermut der Sklavenpartei steigerte. C. starb 29. Juni 1852 in Washington. Er war ein feuriger Patriot und schwungvoller, etwas phantastischer Staatsmann. Clays Biographie schrieb Colton (New York 1846, 2 Bde.), welcher auch seinen Briefwechsel und seine Reden (das. 1857, 6 Bde.) veröffentlichte, und neuerlich K. Schurz (Boston 1885).

2) Cassius Marcellus, nordamerikan. Staatsmann, Neffe des vorigen und Sohn des Generals Green C., geb. 19. Okt. 1810 in der Grafschaft Madison in Kentucky, studierte im Yale College (Connecticut) bis 1832 und wurde dann in seiner Heimat Advokat. Nachdem er 1835—40 mehrmals Mitglied der Legislatur seines Staats gewesen, trat er seit 1841 als entschiedener Gegner der Sklaverei auf. Von dem von der Pflanzeraristokratie aufgehetzten Pöbel in seiner Heimat angefeindet, siedelte er 1845 nach Cincinnati über. Während des mexikanischen Kriegs war er der Führer der Avantgarde, die nach dem heldenmütigsten Widerstand in die Hände der Mexikaner fiel und in der Festung Perote gefangen gehalten wurde, bis General Scott ihre Befreiung bewirkte. In mehreren Schriften staatsökonomischen und philosophischen Inhalts verfocht C. die radikalste Durchführung des demokratisch-republikanischen Prinzips und ist als einer der Gründer der Sklavenemanzipationspartei anzusehen. In einem in Kentucky durch die Sklavenfrage hervorgerufenen Kampf schwerverwundet, nahm er dennoch nach seiner Genesung den Kampf gegen die Sklaverei mit unerschüttertem Mut wieder auf. Nach Lincolns Erwählung zum Präsidenten ward C. als hervorragendes Mitglied der nunmehr siegreichen Partei zum Gesandten in Petersburg ernannt. 1862 kehrte er nach Amerika zurück und trug viel dazu bei, Lincoln zu den letzten entscheidenden Schritten gegen die Sklaverei zu drängen, namentlich zum Erlaß der Proklamation vom 1. Jan. 1863, welche in allen Staaten die Sklaverei aufhob. Im März 1863 ging er wieder nach Petersburg und übernahm den einstweilen von Cameron versehenen Gesandtschaftsposten, auf welchem er bis 1869 blieb.

Clay Croß (spr. tleh), Stadt im nordöstlichen Derbyshire (England), mit Kohlengruben und Eisenwerken und (1881) 6870 Einw.

Claye-Souilly (spr. kläh-ßuji), Flecken im franz. Departement Seine-et-Marne, Arrondissement Meaux, an der Beuvronne und dem Canal de l'Ourcq, mit Fabrikation von Buntpapier, Bürsten, Handschuhen 2c. und (1876) 1685 Einw., während der Zernierung von Paris 1870—71 ein wichtiger Etappenplatz mit Lazarett für die deutsche Armee.

Clayton (spr. tleh'tn), John Middleton, nordamerikan. Staatsmann, geb. 24. Juli 1796 zu Dagsborough im Staate Delaware, ward Advokat und zeichnete sich, in die Legislatur seines Staats gewählt, als Verteidiger der Grundsätze der Whigs aus. Als Senator gelangte er bald in den Kongreß. Nachdem er eine Reihe von Jahren fast ununterbrochen im Senat gesessen, ward er 1849 von dem Präsidenten Taylor auf den gerade damals bei den europäischen Wirren sowie bei der wieder entbrennenden Sklavenfrage wichtigen Posten eines Staatssekretärs berufen und mit der Bildung des Kabinetts betraut. Wiewohl er stets im Sinn der Whigs handelte, zog ihm sein konsequentes Festhalten an der Nichtinterventionspolitik gegenüber dem europäischen Festland den Unwillen der Demokraten zu, während ihn seine Hinneigung zum Süden mit den nördlichen Whigs in Zerwürfnis brachte. Auch der von ihm mit England 1850 abgeschlossene Nicaraguavertrag (der sogen. C.-Bulwervertrag, über die Neutralität des projektierten Kanals zur Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem Stillen Meer, welcher der Union die militärische Besetzung und Herrschaft über denselben verbot) erregte Unzufriedenheit. Nach dem Ableben des Generals Taylor (9. Juli 1850) nahm er daher mit dem ganzen Kabinett seine Entlassung. Als einer der tüchtigsten Sachwalter in der Union hochgeachtet, kehrte er zu dieser Beschäftigung zurück und wurde 1851 wieder in den Senat gewählt. Er starb 9. Nov. 1856 in New York.

Clayton le Moors (spr. klehł'n li muhrs), s. Accrington.

Clear (spr. klihr), Insel an der Südwestküste Irlands, Grafschaft Cork, 4,5 km lang, von Fischern bewohnt, bildet an der Südseite das steile, 81 m hohe Kap C. Südwestlich davon das Fastnet Rock mit 28 km weit sichtbarem Leuchthaus und auf dem nahen Festland das Fischerdörfchen Baltimore.

Clearinghouse (engl., spr. klihring-hauß', Liquidationskontor, Ausgleichungs-, Abrechnungshaus) ist ein Institut, in welchem die Bankiers untereinander wegen der auf sie laufenden Wechsel und Checks (s. d.) Abrechnung halten. Die älteste derartige Einrichtung ist die in London bestehende, die zwischen 1775 und 1780 ins Leben gerufen wurde. Sie ist eine Privatanstalt, deren geringe Kosten von den Mitgliedern bestritten werden. Es gehören gegenwärtig dem Londoner C. 25 Bankfirmen an, deren Kommis sich täglich in einem be-

stimmten Haus der City versammeln, um zuerst zu konstatieren, wieviel jede der Firmen für Checks und verfallene Wechsel, die sich in ihren Händen befinden, von jeder der andern zu fordern und wieviel sie anderseits an dieselbe zu zahlen hat, und um dann sofort den Saldo dieser beiden Beträge zu begleichen oder resp. einzunehmen. Da nun alle bedeutenden Handelshäuser, Finanzmänner, Börsenmitglieder und viele reiche Privatleute ihre sämtlichen Einkassierungen und Auszahlungen durch eins jener Mitglieder des C. besorgen lassen, so konzentriert sich fast der ganze Geldverkehr Londons und ein großer Teil desjenigen der Provinz im C. Seit mehreren Jahrzehnten begleichen die Mitglieder auch die Saldos, die sie schulden, nicht direkt untereinander und nicht in barem Geld. Jedes Mitglied vielmehr berechnet aus den Einzelsaldos, die sich bei der Abrechnung mit den verschiedenen Kollegen ergeben, einen Gesamtsaldo, der entweder ein aktiver oder ein passiver sein kann. Dieser wird dann dadurch beglichen, daß mittels eines sogen. Übertragungsscheines (transfer-ticket) der englischen Bank, bei welcher alle Mitglieder ein Konto haben, der Auftrag gegeben wird, den entsprechenden Betrag dem betreffenden Mitglied gutzuschreiben, resp. zu belasten. So werden täglich ungeheure Summen ohne jede Barzahlung im C. ausgeglichen, und die Größe der jeweiligen Umsätze ist bezeichnend für die Lebhaftigkeit des allgemeinen Geschäftsganges. Der Umsatz während der letzten je mit dem 1. Mai abschließenden Rechnungsjahre war folgender:

1880—81:	5909987000	Pfd. Sterl.,
1881—82:	6382654000	" "
1882—83:	6189146000	" "
1883—84:	5838158000	" "

Auch in andern englischen Handelsstädten und in den englischen Kolonien sind Clearinghouses vorhanden. Besonders entwickelt ist das System der Clearinghouses in der nordamerikanischen Union; das in New York bestehende kommt hinsichtlich des Betrags der Umsätze dem Londoner fast gleich. Seit 1883 sind genau nach dem Vorbild des Londoner C. in den größten deutschen Handelsstädten sogen. Abrechnungsstellen eingerichtet worden, in denen die Vertreter der größten Bankinstitute täglich zusammenkommen, um untereinander und mit der Reichsbank die gegenseitigen fällig gewordenen Forderungen durch Kompensation und Anweisung der Saldos zu begleichen. Älter ist der demselben Zweck dienende Wiener Saldierungsverein, der schon seit 1. Dez. 1864 besteht. Ein besonderes C. der Eisenbahnen, das seit 1847 besteht, besorgt für die englischen Eisenbahngesellschaften die Berechnung der Anteile, welche den einzelnen am Ertrag des durchgehenden Verkehrs zukommen, und vermittelt die Auszahlung der Beträge. Vgl. Seyd, Das Londoner Bank-, Check- und Clearinghousesystem (Leipz. 1874); Jevons, Geld- und Geldverkehr (deutsch, das. 1876).

Cleaton Moor (spr. kliht'n muhr), Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, 3 km von Whitehaven (s. d.), mit Kohlengruben und (1881) 10,420 Einw.

Clebsch, Rudolf Friedrich Alfred, Mathematiker, geb. 14. Jan. 1833 zu Königsberg i. Pr., studierte daselbst Mathematik und Physik, wirkte dann in Berlin als Lehrer an verschiedenen Schulen und habilitierte sich 1858 an der Universität für mathematische Physik, folgte aber schon im Herbst d. J. einem Ruf als Professor der analytischen Mechanik an die polytechnische Schule in Karlsruhe. 1863 siedelte er als ordentlicher Professor der Mathematik nach Gießen, 1868 aber nach Göttingen über, wo er 7. Nov. 1872 starb. Er schrieb: »Theorie der Elastizität fester Körper« (Leipz. 1863); »Theorie der Abelschen Funktionen« (mit Gordan, das. 1866) und »Theorie der binären algebraischen Formen« (das. 1871). Mit Neumann 1868 begründete er die »Mathematischen Annalen«. Seine »Vorlesungen über Geometrie« gab Lindemann heraus (Götting. 1875—76, Bd. 1). Vgl. »Alfred C.; Versuch einer Darstellung und Würdigung seiner wissenschaftlichen Arbeiten« (Leipz. 1873).

Cleckheaton (spr. kleckhiht'n), Fabrikstadt in Yorkshire (England), nordwestlich von Dewsbury, mit Kunstwoll- und Tuchfabrikation und (1881) 10,653 Einw.

Clee Hills (spr. klii), Höhenzug in Shropshire (England), begrenzt das Thal der Severn auf der rechten Seite und steigt bis 545 m an.

Clemanges (spr. -mangsch), lat. Clemangius oder de Clemangiis), Matthieu Nicolas de, franz. Gelehrter, geb. 1360 im Dorf Clemanges in der Champagne, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung zu Paris durch Peter d'Ailly und Johann Gerson, ward 1391 Bakkalaureus der Theologie und Lehrer derselben an der Universität und 1393 Rektor der letztern. Trotz seines freimütigen Auftretens gegen die Kurie wurde er als Geheimschreiber an den päpstlichen Hof zu Avignon berufen, mußte aber diese Stelle wieder aufgeben, weil Benedikt XIII. 1407 den König Karl VI. von Frankreich in den Bann that, und lebte in einem selbstgewählten Exil bei den Kartäusern, von wo er seine reformatorischen Schriften an das Konstanzer Konzil richtete und für Zurückführung der theologischen Studien auf ihre biblische Basis thätig war. Wann der seit 1425 wieder öffentlich am Kollegium von Navarra wirkende C. gestorben, ist unsicher. Seine Werke wurden von J. M. Lydius (1613), aber unvollständig und inkorrekt, herausgegeben. Vgl. Adolf Müntz, Nicolas C., sa vie et ses écrits (Straßb. 1846).

Clematis *L.* (Waldrebe), Gattung aus der Familie der Ranunkulaceen, perennierende Kräuter, kletternde Halbsträucher oder Sträucher mit gegenständigen, meist dreizähligen oder gefiederten, oft rankenden oder in eine Ranke verlängerten Blättern, einzeln terminal oder in end- oder seitenständigen Rispen stehenden Blüten und einsamiger, nußartiger, von dem kurzen oder fadenförmig verlängerten Griffel gekrönter Frucht. Etwa 100 Arten in allen gemäßigten Klimaten. *C. recta L.* (Brennkraut), mit aufrechtem Stengel, fiederschnittigen Blättern und trugdoldig-rispenartig stehenden, weißen Blüten, an Waldrändern im mittlern und südlichen Europa und in Sibirien, enthält einen brennend-scharfen, oft blasenziehenden Stoff und wurde früher als Brennwaldrebenkraut (Feuerkraut) äußerlich und innerlich benutzt; gegenwärtig kultiviert man sie als Zierpflanze. *C. Flammula L.*, eine niedrig bleibende Liane in Südeuropa und dem Orient, mit doppelt gefiederten untern und einfach gefiederten obern Blättern und weißen, wohlriechenden Blütenrispen mit außen filzigen Blüten und bärtig geschwänzten Früchten, besitzt dieselbe Schärfe wie die vorige Art und wird als Zierpflanze kultiviert. *C. Vitalba L.*, ein kletternder Strauch mit weit umher rankenden Ästen, einfach gefiederten Blättern, zahlreichen weißen, filzigen Blüten und bärtig geschwänzten Früchten, findet sich fast überall in Deutschland in buschigen Wäldern und rankt als eine unsrer schönsten Lianen an Bäumen hoch hinauf. Die ganze Pflanze ist in allen ihren Teilen so brennend scharf, daß sie auf der Haut leicht Blasen und Geschwüre

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

hervorruft; Blätter und Stengel waren früher offizinell. C. Viorna *L.* (glockenblütige Waldrebe), aus Nordamerika, mit gefiederten Blättern und 2,5 cm langen, purpurvioletten, einzeln oder zu drei zusammenstehenden Blüten, rankt 3—4 m empor. C. Viticella *L.* (blaue Waldrebe), mit kletterndem Stengel, einfach, selten doppelt gefiederten Blättern, einzeln stehenden, blauvioletten, langgestielten, anfangs glocken- oder schüsselförmigen, dann mehr ausgebreiteten Blüten, findet sich in Südeuropa, den Kaukasusländern und Kleinasien, ist seit langer Zeit in Kultur und dient in vielen Varietäten zu Lauben- und Wandbekleidungen. C. patens *Moor. et Dne.*, mit gefiederten Blättern und schönen blauen Blüten von 8 cm Durchmesser, stammt aus Japan und ist dort eine beliebte Zierpflanze, erträgt den süddeutschen Winter sehr gut, muß aber im Norden gedeckt werden. C. lanuginosa *Lindl.*, gleichfalls aus Japan, hat sogar 13 cm im Durchmesser haltende, hellblaue Blüten und große, herzförmige, etwas lederartige Blätter. Man hat diese Arten wie auch die japanische C. florida *Thunb.* mit C. viticella gekreuzt und eine Menge neuer Formen mit großen, prachtvollen Blüten gewonnen. Vgl. Hartwig und Heinemann, Die C. (Leipz. 1880); Kuntze, Monographie der Gattung C. (Berl. 1885).

Clémenceau (spr. -mangßoh), Eugène, franz. Politiker, geb. 28. Sept. 1841 zu Mouilleron en Pareds (Vendée), studierte Medizin und ließ sich in Paris als Arzt nieder. Zugleich schloß er sich der radikalen Partei an und erlangte einigen Einfluß, weswegen er nach dem 4. Sept. 1870 zum Maire des 18. Arrondissements (Montmartre) erwählt wurde. Er zeigte sich aber dieser Stellung in dem unruhigen Viertel durchaus nicht gewachsen und bewies seine Eitelkeit und Charakterschwäche durch Teilnahme an allen radikalen Demonstrationen, aber Unthätigkeit in allen Krisen. Namentlich 18. März 1871 täuschte er anfangs die Behörden durch falsche, vertrauensselige Berichte von der Stimmung der Bevölkerung über die Größe der Gefahr eines allgemeinen Aufstandes und zeigte sich, als derselbe ausbrach, ganz kopflos und unfähig, die Menge irgendwie zu zügeln. Als die Versuche der Pariser Maires, zwischen der Kommune und der Nationalversammlung zu vermitteln, scheiterten, legte C. sowohl das Amt eines Maires als sein Mandat für die Nationalversammlung nieder. Im November 1871 wurde er zum Mitglied des Gemeinderats und 1876 für das Departement der Seine zu dem der Deputiertenkammer erwählt, welcher er seitdem angehört. C. trat der äußersten Linken bei und ward Führer der radikalen Republikaner, deren Ansicht er auch in seiner Zeitung »La Justice« vertrat.

Clemens (lat., »der Milde«), Name von 17 Päpsten, von denen 3 als schismatische in der römischen Kirche nicht mitgezählt werden:

1) C. I., nach altkirchlicher Ansicht ein Schüler des Petrus, einer der sogen. apostolischen Väter, von C. Alexandrinus durch den Beinamen Romanus unterschieden, wird in der Papstsage bald als zweiter, bald als dritter Nachfolger des Petrus als Bischof von Rom aufgeführt. Vielleicht ist er identisch mit dem unter Domitian 95 wegen Hinneigung zum Judentum und Verachtung der Götter hingerichteten Konsul Flavius C., einem Vetter des Kaisers selbst; seine Gattin Flavia Domitilla wurde nach der Insel Pandataria verbannt, wie Suetonius und Dio Cassius berichten. Die spätere Legende läßt ihn nach der Thrakischen Chersones verbannt werden und 102 als Märtyrer sterben; sein Tag ist der 23. November. Es werden ihm zugeschrieben: zwei nach ihm benannte Briefe, von denen aber der zweite kein Brief, sondern eine Homilie ist; die »Clementinae«, d. h. Homilien und Rekognitionen nebst einigen Briefen, in welchen die romanhafte Geschichte des aus kaiserlichem Geschlecht hervorgegangenen und von Petrus zum Christentum bekehrten Römers C. erzählt wird; ferner die Apostolischen Konstitutionen und Kanones (s. d.), kirchliche Verordnungen in 8 Büchern, die weit spätern Ursprunges sind. Echt könnte von diesen Schriften nur das als erster Brief des C. an die Korinther seit etwa 170 in der Kirche in Ansehen stehende und erst seit 1875 vollständig bekannte Sendschreiben der römischen Gemeinde an die korinthische aus der Zeit Domitians, spätestens Hadrians sein; dasselbe ist dogmatisch, dann als erster Versuch der römischen Gemeinde, kirchliche Autorität über andre christliche Gemeinden auszuüben, wichtig. Am besten wurden die beiden Briefe des C. herausgegeben von Lightfoot (Lond. 1869, Nachtrag 1877), Hilgenfeld (2. Aufl., Leipz. 1876), Bryennios (Konstant. 1875), Harnack u. Gebhardt (2. Aufl., Leipz. 1876) und Funk (Tübing. 1881), die Rekognitionen (in der allein erhaltenen lateinischen Übersetzung des Rufinus) von Gersdorf (Leipz. 1838), die Homilien von Schwegler (Stuttg. 1847), vollständig von Dressel (Götting. 1853) und de Lagarde (Leipz. 1865). Vgl. Schliemann, Die Clementinen (Hamb. 1844); Hilgenfeld, Die clementinischen Rekognitionen (Jena 1848); Uhlhorn, Die Homilien und Rekognitionen des C. nach ihrem Ursprung und Inhalt (Götting. 1854); Lehmann, Die Clementinischen Schriften mit besonderer Rücksicht auf ihr litterarisches Verhältnis (Gotha 1869); Lutterbeck, Die Clementinen und ihr Verhältnis zum Unfehlbarkeitsdogma (Gießen 1872).

2) C. II., von Geburt ein Sachse, Namens Suidger, war erst Bischof zu Bamberg und ward 24. Dez. 1046 durch Kaiser Heinrich III. nach der Absetzung von drei Gegenpäpsten auf der Synode zu Sutri auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Er starb schon 9. Okt. 1047 zu Rom und ward in Bamberg begraben.

3) C. (III.), früher Wibert, Gegenpapst Gregors VII., den Heinrich IV. nach seinem Sieg über den Gegenkönig Rudolf 1080 wählen ließ, war vorher Kanzler Heinrichs IV. und Erzbischof von Ravenna, zog 1084 mit dem Kaiser in Rom ein, ward 24. März in der Peterskirche geweiht und krönte sodann den Kaiser, wurde aber auch nach Gregors VII. Tod (1085) nicht als Papst anerkannt, da man ihm nacheinander Viktor III., Urban II. und Paschalis II. entgegensetzte. Er starb 1100 in Ravenna.

4) C. III., Römer, eigentlich Paolo Scolari, Kardinalbischof zu Präneste, gelangte 19. Dez. 1187 zur päpstlichen Würde, mußte aber vorerst seinen Aufenthalt in Pisa nehmen, da die Römer schon seit 1184 mit den Päpsten in Streit lagen. Er erkaufte sich die Rückkehr durch die Bewilligung munizipaler Selbständigkeit an die Stadt Rom und bewog Friedrich Barbarossa, Philipp August und Richard Löwenherz zum dritten Kreuzzug. 1190 übertrug er Tancred, dem Nebenbuhler Heinrichs VI., die Krone von Sizilien; er starb 20. März 1191.

5) C. IV., früher Guido Le Gros Fulcodi, aus St.-Gilles am Rhône gebürtig, war erst Soldat, später Rechtsgelehrter, trat nach dem Tod seiner Gemahlin in den geistlichen Stand ein, wurde Bischof zu Puy, 1259 Erzbischof von Narbonne, 1261 Kardinalbischof von Sabina und nach Urbans IV. Tod 5. Febr. 1265 zum Papst gewählt. Um die Herrschaft

der Hohenstaufen zu stürzen, belehnte er 1266 Karl von Anjou mit Sizilien, unterstützte ihn gegen Manfred und Konradin und ließ die Hinrichtung des letztern ungehindert geschehen. Er starb 29. Nov. 1268.

6) C. V., geboren als der Sohn eines Edelmanns zu Villandraud (Gironde), hieß eigentlich Bertrand de Goth und gelangte, schon unter Bonifacius VIII. Bischof zu Comminges und seit 1299 Erzbischof von Bordeaux, 5. Juni 1305 durch den Einfluß des Königs Philipp des Schönen von Frankreich zur päpstlichen Würde, wofür er nach einem geheimen Vertrag seine Residenz nach Avignon verlegen mußte (1309), womit das sogen. babylonische Exil der Päpste begann. Er nahm fast ausschließlich Franzosen in sein Kardinalkollegium auf, verwilligte dem König den Zehnten von allen geistlichen Einkünften auf mehrere Jahre und widerrief die beiden vom Papst Bonifacius VIII. erlassenen Bullen: »Clericis laïcos« und »Unam sanctam«, nach welchen Frankreich nebst allen andern Königreichen dem Stuhl zu Rom unterworfen sein sollte. Dagegen vereitelte er Philipps Plan, nach Ermordung Albrechts I. (1308) die römische Kaiserwürde seinem Bruder Karl von Valois zuzuwenden, indem er im geheimen die Erwählung Heinrichs von Luxemburg unterstützte. In dem nach Karls II. Tod erfolgten Erbstreit über die Krone Neapels trat C. erfolgreich auf die Seite des Herzogs Robert von Kalabrien. Auf dem Konzil zu Vienne 1311 hob er dem Verlangen König Philipps IV. gemäß, dessen Anklagen gegen den Orden er in frühern Bullen bestätigt hatte, den Templerorden auf. C. starb 20. April 1314 zu Roquemaure in Languedoc. Simonie, Habsucht und Unzucht herrschten an seinem Hof. Die von ihm gegebenen, auf die Reform des Klerus bezüglichen »Clementinae constitutiones« wurden erst von seinem Nachfolger Johann XXII. bestätigt. Vgl. »Regestum Clementis Papae V. etc.« (Rom 1885 ff.); Rabanis, Clément V et Philippe le Bel (Par. 1858); Wenck, C. V. und Heinrich VII. (Halle 1881).

7) C. VI., ein Franzose aus dem Limousin, Namens Peter Roger, Benediktiner, Abt zu Fécamp in der Normandie, Bischof von Arras, Erzbischof von Rouen und Kardinal, bestieg 7. Mai 1342 zu Avignon den päpstlichen Stuhl. Der Streit seiner Vorgänger mit Kaiser Ludwig dem Bayern wurde auch von ihm mit Erbitterung fortgesetzt; er sprach den Bann über Ludwig aus und brachte es durch Bestechung der Kurfürsten dahin, daß Ludwig 11. Juli 1346 zu Rhense abgesetzt und des Papstes ehemaliger Zögling, Karl von Mähren, als Kaiser Karl IV. zum römischen König erwählt wurde. C. feierte 1350 das erste Jubeljahr (s. d.) und übertraf im Nepotismus seine sämtlichen Vorgänger. Von der Königin von Neapel als Gräfin von Provence erkaufte er 1348 für 80,000 Goldgulden die Stadt und das Gebiet von Avignon. Er starb 6. Dez. 1352.

8) C. (VII.), vorher Robert, Graf von Genf, Bischof von Cambrai, wurde 1378 zum schismatischen Gegenpapst Urbans VI. gewählt; durch schamlose Gelderpressung berüchtigt. Mit ihm begann das große Schisma in der römischen Kirche; er starb 1394 in Avignon.

9) C. (VIII.), vorher Ägidius Nuñoz, Kanonikus zu Barcelona, wurde 1424 nach Benedikts XIII. Tod von drei Kardinälen zum Papst gewählt, mußte aber 1429 auf dem Konzil zu Tortosa entsagen.

10) C. VII., vorher Giulio de' Medici, unehelicher Sohn des 1478 ermordeten Giuliano I. de' Medici, Erzbischof von Florenz, ward 1513 Kardinal, später auch Kanzler der römischen Kirche und 19. Nov. 1523 Papst. Vor allem auf Vermehrung seiner politischen Macht bedacht, schloß er 1526 nach dem Frieden von Madrid gegen Karl V. mit Mailand, Venedig und Florenz die Heilige Ligue, in welche er auch Franz I. von Frankreich aufnahm. Karl V. ließ jedoch mit Beihilfe des Kardinals Colonna seine Truppen in Rom einrücken und nötigte C. zu einem Vergleich, in welchem dieser seine Truppen von dem verbündeten Heer abzurufen und an der Familie Colonna keine Rache zu nehmen versprach. Da aber C. den Vergleich brach, so belagerte der Connetable von Bourbon Rom; er selbst fiel, Rom wurde 6. Mai 1527 erobert, der Papst in die Engelsburg eingeschlossen und, da er das versprochene Lösegeld nicht bezahlen konnte, fast sechs Monate lang gefangen gehalten, bis es ihm glückte, verkleidet zu entkommen. Da der weitere Krieg zwischen Karl V. und Franz I. erfolglos blieb, schloß C. mit dem Kaiser 29. Juni 1529 den Frieden von Barcelona, in welchem er dessen Machtstellung in Italien anerkannte, wogegen der Kaiser die Medici in Florenz herzustellen und die Ketzerei in Deutschland auszurotten versprach. Darauf krönte C. Karl V. im Februar 1530 zu Bologna. Da der Papst im Frieden auch versprochen hatte, die Ehe des englischen Königs Heinrich VIII. mit Katharina von Aragonien nicht zu lösen, und 1534 dem König mit dem Bann drohte, falls er eigenmächtig die Ehe aufhebe, so riß sich dieser vom römischen Stuhle los. C. starb 25. Sept. 1534.

11) C. VIII., vorher Hippolyt Aldobrandini, geb. 1536 zu Fano aus einem florentinischen Geschlecht, ward 1585 Kardinal und 30. Jan. 1592 Papst. Nach Alfons' II., Herzogs von Ferrara, Tod wußte er Ferrara als erledigtes Lehen für den römischen Stuhl zu gewinnen. Mit der Republik Venedig, die er von dem päpstlichen Stuhl abhängig zu machen suchte, hatte er mehrere Streitigkeiten; ebenso zerfiel er mit den Jesuiten, weil er 1595 Heinrich IV. von Frankreich vom Bann lossprach, die Kanonisation Loyolas ablehnte und in der Streitsache de auxiliis gratiae den Dominikanern sich zuneigte. Er starb 3. März 1605. C. begünstigte die Wissenschaften, erhob Baronius, Bellarmin u. a. zu Kardinälen und veranstaltete eine neue Ausgabe der »Vulgata«, die nach ihm »Clementina« genannt wird.

12) C. IX., vorher Julius Rospigliosi, geb. 1600 zu Pistoja, ward päpstlicher Nunzius in Spanien, Kardinal, Staatssekretär und 20. Juni 1667 Papst. Er unterstützte die Republik Venedig in ihren Unternehmungen gegen die Türken und half 1668 den Frieden Ludwigs XIV. von Frankreich mit Spanien vermitteln, damit auch dieser eine Flotte gegen die Türken aussenden könne. Den jansenistischen Streit schlichtete er 1668 durch den Clementinischen Frieden (Pax Clementina). Er starb 9. Dez. 1669.

13) C. X., vorher Kardinal Emilio Altieri, geb. 1590 aus einer römischen Patrizierfamilie, ward 29. April 1670, schon 80 Jahre alt, Papst und überließ daher die Regierung ganz dem Kardinal Paluzzi; er starb 22. Juli 1676.

14) C. XI., vorher Giovanni Francesco Albani, geb. 23. Juli 1649 zu Pesaro, studierte in Rom besonders die alten Sprachen und die Rechtsgelehrsamkeit, ward unter Innocenz XI. Sekretär der geheimen Breven, 1690 Kardinaldiakon und 23. Nov. 1700 Papst. Gleich zu Anfang seiner Regierung hob er die Quartierfreiheit der Gesandten zu Rom auf, weshalb ihm Ludwig XIV. von Frankreich die Grafschaft Avignon entzog. Da er im spanischen Erbfolgekrieg Frankreich begünstigte, ließ Joseph I. 1706 Parma,

Piacenza und Comacchio, über welche die römische Kurie die Oberlehnsherrschaft behauptete, besetzen, daselbst Kontributionen ausschreiben und der Geistlichkeit, die Karl III. nicht als König von Spanien anerkannte, ihre Pfründen und Einkünfte vorenthalten, so daß der Papst nachgeben mußte. Ein Zwist zwischen König Philipp von Spanien und dem Papst über die geistliche Gerichtsbarkeit in Sizilien, die C. jenem absprach, sowie die Hartnäckigkeit, mit welcher er sich den nach dem Utrechter Frieden (1713) zum König von Sizilien ernannten Herzog Viktor Amadeus von Savoyen anzuerkennen weigerte, hatten zur Folge, daß sich außer Frankreich auch die übrigen Mächte Europas in den Streit mischten, der zuletzt damit endete, daß Sizilien durch Tausch für Sardinien an den Kaiser Karl VI. kam. Mit altpäpstlicher Anmaßung protestierte C. gegen die Erhebung des Kurfürsten von Brandenburg zum König. In dem Jansenistenstreit (s. Jansenisten) bestätigte er die Verurteilung der fünf Sätze des Jansenius durch die Bulle Vineam Domini Sabaoth (1705) und verdammte in der Bulle Unigenitus (1713) 101 Sätze des Vaters Quesnel. Daneben erwarb sich C. Verdienste um Künste und Wissenschaften. So bereicherte er die vatikanische Bibliothek mit einer bedeutenden Zahl orientalischer Manuskripte und errichtete zu Bologna eine Akademie für Bildhauerei, Malerei und Baukunst, die später mit der daselbst für Naturgeschichte, Physik und Mathematik bestehenden vereinigt wurde. C. starb 19. März 1721.

15) C. XII., vorher Lorenzo Corsini, geb. 1652 zu Rom, bekleidete daselbst mehrere Ämter, ward unter Alexander VIII. Erzbischof von Nikomedia in partibus, unter Innocenz XII. apostolischer Schatzmeister, 1706 Kardinal und bestieg, 78 Jahre alt, 12. Juli 1730 den päpstlichen Stuhl. Vergebens erneuerte er die alten Ansprüche Roms auf Parma und Piacenza. Unter seiner Regierung litt der Kirchenstaat vielfach durch die kriegerischen Ereignisse in Italien 1734—36. Seine Versuche, die griechische Kirche mit der römischen wieder zu vereinigen, schlugen fehl. Dagegen erwarb sich C. dadurch ein Verdienst, daß er 1735 alle Freistätten für Mörder aufhob und durch zweckmäßige Gesetze den Luxus im Kirchenstaat beschränkte. Rom verschönerte er vielfach teils durch Erbauung prächtiger Gebäude, teils durch Ankauf alter Statuen und andrer Kunstschätze. Er starb 6. Febr. 1740.

16) C. XIII., vorher Carlo Rezzonico, geb. 1693 zu Venedig, ward nacheinander päpstlicher Hofkaplan und Protonotarius, Auditor der Rota, 1737 Kardinal, 1743 Bischof von Padua und 6. Juli 1758 Papst. Fromm und friedliebend, glaubte er doch alle Ansprüche der päpstlichen Hierarchie behaupten zu müssen und beschützte die Jesuiten, welche er für die eifrigsten und tüchtigsten Verteidiger des Papsttums hielt. Daher war die ganze Zeit seines Kirchenregiments durch den Streit mit den meisten europäischen Mächten erfüllt, welche die Aufhebung des Ordens verlangten. Um die Vertreibung desselben aus vielen Staaten zu rächen, bestätigte er in der Bulle Apostolicum pascendi munus alle frühern Bannflüche gegen diejenigen Regenten, welche sich Eingriffe in die Rechte des römischen Stuhls erlauben würden. Da er die Forderung der Kaiserin Maria Theresia und der bourbonischen Höfe, sein Breve zu widerrufen und den Jesuitenorden gänzlich aufzuheben, nicht erfüllte, ließ der König von Frankreich Avignon und Venaissin, der König von Sizilien aber Benevent und Pontecorvo in Besitz nehmen, und nur sein 2. Febr. 1769 erfolgter Tod rettete den gesamten Kirchenstaat vor demselben Los.

17) C. XIV., vorher Lorenzo Ganganelli, geb. 31. Okt. 1705 als der Sohn eines Arztes zu Sant' Arcangelo bei Rimini, trat, früh verwaist, in seinem 18. Lebensjahr in den Minoritenorden, studierte Philosophie und Theologie und lehrte sodann diese Wissenschaften mit großem Beifall zu Ascoli, Bologna und Mailand. Benedikt XIV. ernannte ihn zum Konsultor der Inquisition und C. XIII. 24. Sept. 1759 zum Kardinal. Daneben wurde er auch zum Protektor der theologischen Akademie della Sapienza zu Rom und zum Ratgeber des heiligen Stuhls berufen. Die Freimütigkeit, mit welcher er die Notwendigkeit darlegte, in der Jesuitenfrage dem Willen der Fürsten nachzugeben, machte ihm zwar die römischen Kardinäle wenig geneigt; dafür aber setzten die spanischen und französischen Kardinäle nach einem stürmischen Konklave seine Wahl zum Papst 19. Mai 1769 durch. Seine vielfach liberalen Anschauungen, wie er denn z. B. die Verlesung der Bulle In coena domini suspendierte, sein in vielen Zweigen eingeführtes Sparsystem und überhaupt sein selbständiges Auftreten machten ihn bei der strengen Partei mißliebig. Die durch die Hartnäckigkeit seines Vorgängers hervorgerufenen Mißverhältnisse mit den Höfen wußte C. durch weise Mäßigung allmählich wieder auszugleichen. Die von den Monarchen geforderte Aufhebung des Jesuitenordens vollzog er 16. Aug. 1773 durch die Bulle Dominus ac redemtor noster und erwarb hierdurch zugleich dem römischen Stuhl wieder den Besitz von Avignon, Venaissin, Benevent und Pontecorvo. Er starb 22. Sept. 1774, wie man behauptete, an Gift. Ein von ihm im Vatikan gestiftetes Museum trägt seinen Namen. Die Briefsammlung von Caraccioli (Par. 1776, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1777—80, 4 Bde.) ist nicht authentisch; dagegen gab Theiner eine Auswahl von seinen Briefen und seinen Breven heraus (Par. 1852). Vgl. Caraccioli, La vie du pape Clément XIV (Par. 1775; deutsch, Frankf. 1776); »C. XIV., seine Briefe und seine Zeit« (von Reumont, anonym, Berl. 1847); A. Theiner, Geschichte des Pontifikats C.' XIV. (Par. 1853, 2 Bde.); Uschner, C. XIV. (2. Aufl., Berl. 1867).

Clemens, 1) Friedrich Jakob, philosoph. Schriftsteller, geb. 1815 zu Koblenz, im Jesuitenkollegium zu Freiburg gebildet, seit 1843 Privatdozent in Bonn, seit 1856 Professor der Philosophie zu Münster; gest. 1862 in Rom. Als Lehrer und Schriftsteller verfolgte er die mittelalterlich-kirchliche Tendenz, die Unterordnung der Philosophie unter die Offenbarung und die kirchliche Lehrautorität zu verlangen, besonders in seiner (historisch wertvollen) Schrift »Giordano Bruno und Nikolaus von Kusa« (Bonn 1847) sowie als Gegner Günthers und Kuhns in den Streitschriften: »Die spekulative Theologie Günthers und die katholische Kirchenlehre« (Köln 1853) und »Die Wahrheit in dem Streit über Philosophie und Theologie« (Münster 1860).

2) Samuel Langhorne, unter dem Namen Mark Twain bekannter amerikan. Humorist, geb. 30. Nov. 1835 zu Florida in Missouri, verbrachte den größten Teil seiner Jugend in Hannibal am Mississippi, arbeitete dann als Setzer in verschiedenen Städten und kehrte mit 17 Jahren in die Heimat zurück, wo er nun den Lotsendienst auf dem Mississippi erlernte. Wie C. in seinem Buch »Adventures of Tom Sawyer« (1876) seine Knabenjahre, so schilderte er in den »Mississippi sketches« (gesammelt 1883) sein an Abenteuern und Erfahrungen reiches Leben auf

und am »Vater der Ströme«. Als die Eisenbahnen dem Mississippi Konkurrenz machten und der Lotsendienst an Bedeutung und Einträglichkeit verlor, verließ C. diesen Beruf und folgte seinem zum Vizegouverneur von Nevada ernannten Bruder als dessen Sekretär in den fernen Westen, vertauschte aber diese Stelle bald mit der eines Gold- und Silbergräbers. Da er dabei kein Glück hatte, wurde er Redakteur eines Blattes in Virginia City, und seine humoristischen Skizzen machten seinen dort angenommenen Namen Mark Twain (eine Erinnerung an den Mississippi, wo die Lotsen beim Niederlassen des Senkbleies mark twain anstatt mark two riefen) bald im ganzen Westen bekannt. 1864 finden wir ihn in einer ähnlichen Stellung in San Francisco und einige Jahre später als Korrespondenten einer Zeitung auf den Sandwichinseln. Es folgten zweimalige längere Reisen nach Europa, welche in »The innocents abroad« und in »A tramp abroad« mit unwiderstehlicher Komik beschrieben sind. Der Inhalt des erstern Werks beschäftigt sich mehr mit dem südlichen Europa und Palästina, der des zweiten mit Süddeutschland, der Schweiz und Oberitalien. C. hat gegenwärtig seinen Wohnsitz in Hartford (Connecticut) aufgeschlagen. In seinen Schriften spiegelt sich der reiche Inhalt seines Wanderlebens. Er ist ein Meister des harmlosen Humors, den er in Amerika auf eine höhere Stufe gehoben hat, als er vordem einnahm. Derselbe beruht auf seiner Beobachtung der Eigenschaften des menschlichen Herzens und dichterischer Empfindung für die Erscheinungen der Natur. Bei allen Ausschreitungen seines häufig clownhaft sich gebärdenden witzigen Geistes ist er doch selten seicht und eines tiefern Sinnes entbehrend. Sein idealstes Wesen hat C. in der kindlich schlichten Erzählung »The prince and the pauper« offenbart. Außer dieser größern historischen Erzählung hat er zusammen mit Dudley Warner den Roman »The gilded age« geschrieben; im übrigen kehrt er immer wieder zur humoristischen Skizze zurück, von welcher Gattung bereits mehrere Sammlungen erschienen sind, eine neuere Sammlung mit dem Titel: »The stolen white elefant« (Lond. 1882). Noch ist »Roughing it« (Hartford 1872) zu erwähnen, worin er, dem Gebiet Bret Hartes näher tretend, das Leben und Treiben bei den nordamerikanischen Gold- und Silbergräbern beschreibt. In deutscher Übersetzung von M. Busch erschienen: »Die Abenteuer Tom Sawyers« und »Das vergoldete Zeitalter« (Leipz. 1876) und »Skizzen« (das. 1877).

Clemens von Alexandria (Titus Flavius), hervorragender Kirchenvater, ein vielgereister heidnischer Philosoph, trat erst im reifern Alter zum Christentum über und ward später durch Vermittelung seines Lehrers Pantänus Presbyter und Lehrer an der Katechetenschule in Alexandria, nach dem Tod jenes Vorsteher derselben und als solcher Lehrer des Origenes. Während der Christenverfolgungen von 202 flüchtete er nach Palästina und starb um 220. Wir besitzen von ihm noch drei zusammenhängende Werke, welche eine philosophisch freie Auffassung des Christentums bekunden: »Exhortatio ad gentes«, eine Ermahnungsrede an die Hellenen, das Christentum anzunehmen; »Paedagogus«, eine christliche Moral, und »Stromata«, in 8 Büchern, vermischte Abhandlungen über Gegenstände des Glaubens. Neue Ausgaben seiner Werke besorgten Klotz (Leipz. 1831—34, 4 Bde.) und Dindorf (Oxford 1868, 4 Bde.). Vgl. Merk, C. von Alexandria in seiner Abhängigkeit von der griechischen Philosophie (Leipz. 1879).

Clemens August, Kurfürst von Köln, Sohn Maximilian Emanuels, Kurfürsten von Bayern, geb. 16. Aug. 1700 zu Brüssel, wo sein Vater damals als Gouverneur der Niederlande residierte, machte in Rom unter Leitung des Papstes Clemens XI. seine Studien und ward 1719 Bischof von Paderborn und von Münster, 1723 als Nachfolger seines Oheims Joseph Clemens Kurfürst von Köln, 1724 noch Bischof von Hildesheim und Osnabrück und zehn Jahre später Großmeister des Deutschen Ordens. Nachdem er erst 1725 zum Priester geweiht worden, übernahm er die Regierung seiner geistlichen Fürstentümer. Gleich seinem Bruder Karl Albert schloß er sich ganz an Frankreich an, mit dem er 1734 und 1740 enge Bündnisse einging. Die Waffenerfolge der Verbündeten im österreichischen Erbfolgekrieg zwangen ihn aber 1743, sich von Kaiser Karl VII., seinem Bruder, und Frankreich loszusagen. Während des Siebenjährigen Kriegs ward sein Stift von französischen Truppen besetzt. Er war einer der reichsten geistlichen Fürsten seiner Zeit und befriedigte seine Prachtliebe durch zahlreiche stattliche Bauten von Residenz- und Jagdschlössern. Die Regierung überließ er bei seiner Liebe zur Jagd und zum Reisen meist seinen Ministern. Er starb 6. Febr. 1761 in Ehrenbreitstein. Vgl. Mering, C. August (Köln 1851).

Clemens Joseph, Kurfürst von Köln, s. Joseph Clemens.

Clemens Romanus, s. Clemens (Päpste) 1).

Clemens Wenceslaus, letzter Kurfürst von Trier, geb. 28. Sept. 1739, Sohn Friedrich Augusts III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, trat 1760 zu Wien in österreichischen Kriegsdienst, nahm als Feldmarschallleutnant an der Schlacht bei Torgau (3. Nov. 1760) teil, entschied sich aber körperlicher Gebrechen wegen für den geistlichen Stand und ward 1763 Bischof von Freising und von Regensburg, gab jedoch 1768 diese Bistümer ab, um Erzbischof und Kurfürst von Trier und Bischof von Augsburg zu werden; auch erhielt er später die gefürstete Propstei Ellwangen. Den Aufklärungsideen nicht abgeneigt, förderte er in Trier besonders das Schulwesen und suchte durch ein Toleranzedikt (1783) sowie durch mancherlei gemeinnützige Anstalten Bildung und Wohlstand zu heben. Seine Haltung in kirchlichen Dingen war eine schwankende; er behielt die Jesuiten auch nach Aufhebung des Ordens im Land, protestierte gegen Josephs II., seines Vetters, radikale Reformen in Religionssachen, schützte aber Hontheim (s. d.) und stellte die Emser Punktationen 1786 mit auf; auch verbot er die Prozessionen und hob viele Feiertage auf. Obwohl für seine Person einfach und anspruchslos, hielt er doch einen prächtigen Hofhalt und erbaute in Koblenz, wohin er 1786 seine Residenz von Ehrenbreitstein verlegte, ein schönes, kostspieliges Schloß. Besonders die Musik wurde an seinem Hof gepflegt. Erschreckt durch den Ausbruch der französischen Revolution, stellte er alle Reformen ein und führte ein strengeres Regiment. Den Emigranten und den flüchtigen Mitgliedern des ihm verwandten französischen Hofes bot er eine Zufluchtsstätte, und Koblenz ward der Mittelpunkt der französischen Royalisten. Er ward vom Sieg der Revolution auch zumeist betroffen: im Lüneviller Frieden verlor er den linksrheinischen, größten Teil des Kurstaats, 1803 auch den Rest sowie Augsburg und Ellwangen. Mit einer Pension von 100,000 Gulden zog er sich nach Augsburg zurück und starb 27. Juli 1812 zu Oberstdorf im Algäu. Vgl. Dominicus, Koblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier (Kobl. 1869).

Clement, Knut Jungbohn, Schriftsteller, geb. 4. Dez. 1803 auf der nordfriesischen Insel Amrum, war erst Volksschullehrer, studierte dann in Kiel und Heidelberg Philosophie, Geschichte und Sprachwissenschaft, bereiste 1836 Westeuropa und wirkte 1841—1848 als Privatdozent in Kiel, wo er zahlreich besuchte sprachwissenschaftliche Vorlesungen hielt. Später lebte er in Hamburg als Mitarbeiter an der »Börsenhalle«. Von seinen Schriften sind außer Reiseschilderungen hervorzuheben: »Die nordgermanische Welt und ihre geschichtlichen Anfänge« (Kopenh. 1840); »Die Lex Salica« (Mannh. 1843); »Die Lebens- und Leidensgeschichten der Friesen« (Kiel 1845); »Der Franzos und seine Sprache« (Frankf. 1848), ein Werkchen voll Geist und Humor. Als warmer Freund der Sache Schleswig-Holsteins zeigte er sich in den Schriften: »Das wahre Verhältnis der südjütischen Nationalität und Sprache« (Hamb. 1849); »Weissagung der Friesin Hertje vor 450 Jahren« (1850); »Schleswig, das urheimische Land des nichtdänischen Volkes der Friesen und Angeln« (Hamb. 1861). Neuere Werke sind: »Die Lombarden und ihre Eiserne Krone« (Hamb. 1866); »Die dänische Schriftsprache u. die nordschleswigische Volkssprache« (das. 1869); »Forschungen über das Recht der salischen Franken« (Berl. 1876).

Clément (spr. -mang), 1) Jacques, der Mörder Heinrichs III., Königs von Frankreich, geboren im Dorf Sarbon bei Reims, war 25 Jahre alt und noch nicht lange im Orden der Dominikaner, als ihn der Parteigeist der Ligue auf den Gedanken brachte, den König, der vor dem aufrührerischen Paris stand, zu ermorden. Am 31. Juli 1589 wurde er in St.-Cloud als Überbringer wichtiger Nachrichten vor den König geführt und durchbohrte denselben, während er den ihm dargereichten Brief las. Der König riß das Messer aus der Wunde und stieß damit dem Mörder zweimal ins Gesicht, während die herbeigeeilten Diener ihn zu Boden warfen und töteten. Der Leichnam ward zum Fenster hinausgestürzt, auf die Richtstätte geschleift, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt. Von der dem König feindlichen Partei wurde C. als Heiliger und Märtyrer gepriesen.

2) Jean Pierre, franz. Historiker und Staatsökonom, geb. 2. Juni 1809 zu Draguignan, ward 1855 Mitglied des Institut de France, erwarb sich, außer durch seine rein historischen Arbeiten, besonders durch zahlreiche Schriften über Finanzverhältnisse einen in der Wissenschaft sehr geachteten Namen und starb 8. Nov. 1870 in Paris. Seine bedeutendsten Werke sind: die von der Akademie gekrönte »Histoire de la vie et de l'administration de Colbert« (1846; neue Bearbeitung 1874, 2 Bde.), ferner »Le gouvernement de Louis XIV« (1848), die Fortsetzung des vorigen Werks, die ihm von der Akademie der Inschriften den Preis Gobert einbrachte; »Jacques Cœur et Charles VII ou la France au XV. siècle« (1853, 2 Bde.; 4. Aufl. 1874); »L'histoire du système protecteur en France depuis Colbert jusqu'à la révolution de 1848« (1854); »Portraits historiques« (1854); »Études financières et d'économie sociale« (1859); »Lettres, instructions et mémoires de Colbert« (1863—73, 7 Bde.); »La police sous Louis XIV« (1866); »L'Italie en 1671« (Beschreibung einer Reise des Marquis de Seignelay; 1867); »Madame de Montespan et Louis XIV« (1868); »Une abbesse de Fontevrault au XVII. siècle« (Gabrielle de Rochechouart-Mortemart; 3. Aufl. 1871).

3) Charles, franz. Kunstschriftsteller, geb. 1821 zu Rouen, war eine Zeitlang stellvertretender Konservator des Musée Napoléon III, lebte aber später ganz seinen Studien, deren Ergebnisse er besonders in der »Revue des Deux Mondes« und der »Gazette des beaux-arts« sowie im »Journal des Débats« veröffentlichte. Seine Hauptwerke sind: »Michel Ange, Léonard de Vinci, Raphaël« (4. Aufl. 1881; deutsch von Clauß, Leipz. 1870); »Géricault«, eine biographische Studie (3. Aufl. 1879); »Prud'hon, sa vie, ses œuvres et sa correspondance« (3. Aufl. 1880); »Léopold Robert d'après sa correspondance inédite« (1874); »Artistes anciens et modernes« (1876); »Charles Gleyre, sa vie et ses œuvres« (1877).

Clementi, 1) Prospero (eigentlich Spani), ital. Bildhauer, Schüler seines Oheims Bartolommeo Spani, studierte in Rom. Er starb in hohem Alter 1584 in Reggio, wo sich im Dom sein Grabmal von 1588 befindet. C. zeigt zwar auch den Einfluß Michelangelos, doch verbindet sich damit eine gewisse Milde und Mäßigung. Sein Hauptwerk ist das Grabmal des Bischofs Rangoni im Dom zu Reggio. Am Palazzo ducale zu Modena sind von ihm die Statuen des Herkules und Lepidus, im Dom zu Parma das Grabmal des heil. Bernardo degli Uberti und das Denkmal des B. Prati, am Grabmal Voltas in San Domenico zu Bologna die Statue des heil. Proculus. Nach Clementis Zeichnung ist auch die Fassade des Doms von Reggio gebaut.

2) Muzio, Klavierspieler und Komponist, geb. 1752 zu Rom, erhielt bereits als Kind eine so gründliche musikalische Erziehung, daß er schon im neunten Jahr einen Organistenposten übernehmen konnte. Nachdem er sich später unter Leitung Santarellis und Carpinis im Gesang und im Kontrapunkt ausgebildet hatte und mit einer Messe als Komponist erfolgreich in die Öffentlichkeit getreten war, ging er 1766 mit einem Engländer, Namens Beckford, einem eifrigen Bewunderer seines Klavierspiels, nach London und setzte hier sowie auf dem Gut seines Gönners in Dorsetshire seine Studien mit solchem Erfolg fort, daß er bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in London (1780) durch die glänzende Fertigkeit seines Spiels sowie durch die Gediegenheit seiner Kompositionen Aufsehen erregte. Auf einer Kunstreise, die ihn über Paris nach Wien führte (1781), trat er mit Mozart, Haydn u. a. in nähere Verbindung und hatte mit dem erstern vor Kaiser Joseph einen Wettkampf zu bestehen. Nach London zurückgekehrt, verwertete er die in Deutschland gemachten Erfahrungen, indem er als Spieler wie als Komponist eine noch idealere Richtung einschlug, und zugleich entfaltete er eine höchst erfolgreiche Lehrthätigkeit, so daß er bald das Haupt einer Klavierschule wurde, welche mit der von Mozart ausgegangenen Wiener Schule wetteifern konnte. Von 1802 bis 1821 unternahm er wiederholte Kunstreisen auf dem Kontinent, meist in Begleitung seiner Schüler, unter denen sich besonders John Field, Alex. Klengel und Ludw. Berger (der Lehrer Mendelssohns) später selbständig ausgezeichnet haben. Die reichen Erfahrungen seiner Virtuosenlaufbahn veröffentlichte er in seinem Studienwerk »Gradus ad parnassum«, welches noch heute mit Recht als einer der wertvollsten Schätze der Klavierunterrichts-Litteratur gilt. Im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, welches er zum Teil einer um 1800 zu London von ihm begründeten Musikalienhandlung und Klavierfabrik verdankte, zog er sich in seinem Alter auf einen behaglichen Landsitz bei London zurück, wo er 10. März 1832 starb. Über die Vortrefflichkeit seines Spiels herrscht nur eine Stimme, und seine Fertigkeit soll, selbst nach jetzigem Maßstab gemessen, bedeutend gewesen sein; namentlich soll er Terzen-

läufe mit ungemeiner Leichtigkeit und Gleichmäßigkeit ausgeführt haben. Seine Kompositionen sind elegant, fließend und vortrefflich gearbeitet; doch fehlt es ihnen an Leidenschaft, und eine gewisse Trockenheit der Melodie ist häufig nicht zu verkennen. Seine Werke bestehen im ganzen in 106 Sonaten (davon 46 mit Begleitung von Violine oder Flöte und Violoncello), 1 Duo für zwei Klaviere, 4 Duos zu vier Händen, 1 Toccata, 3 Kapricen, 24 Walzern, verschiedenen andern Klavierstücken und dem erwähnten, neuerdings in verschiedenen Ausgaben (unter andern von Tausig) erschienenen »Gradus ad Parnassum«. Seine Orchesterkompositionen sind nicht im Druck erschienen.

Clementia (lat.), Milde, Gnade, auch als Anrede an den römischen Kaiser: C. tua; dann Gottheit, deren Kultus seit Beginn der Kaiserzeit in besondere Aufnahme kam, dargestellt als stehendes Weib mit Patera und Zepter, der Juno ähnlich.

Clementinae (Klementinen), eine Anzahl griechischer und lateinischer Schriften, welche schon im 2. Jahrh. dem römischen Bischof Clemens I. (s. d.) untergeschoben wurden, der Anfang der christlichen Romanlitteratur; der darin vertretene Lehrbegriff ist derjenige der essäischen Ebioniten (s. d.).

Clementinae constitutiones, s. Corpus juris.

Clent Hills, ein Hügelzug in Worcestershire (England), 307 m hoch.

Cleōme *L.* (Pillenbaum), Gattung aus der Familie der Kapparideen, Sommergewächse oder Sträucher mit einfachen oder drei- bis siebenzähligen Blättern, gelben oder purpurroten, meist in Trauben stehenden Blüten und einfächeriger, vielsamiger Kapsel. Die Arten sind in den wärmern Gegenden über die ganze Erde zerstreut und finden sich besonders zahlreich in Amerika und Arabien. C. pentaphylla *L.* (**Zwitterkapper**) ist ein Sommergewächs in Ostindien und Mittelafrika, dessen frisches, widrig riechendes Kraut als Heilmittel angewendet wird. Durch das Kochen verliert sich die Schärfe, und das Kraut gibt dann ein häufig genossenes, gesundes Gemüse. Die Samen enthalten viel fettes Öl und Schärfe. C. triphylla *L.* ist ein Sommergewächs in Guinea und Senegambien, das, wie die vorige Art, auch in Westindien angebaut und verwildert vorkommt und als antiskorbutisches Mittel dient. Auch bereitet man in Amerika Wein und Sirup daraus. Andre Arten werden als Zierpflanzen bei uns kultiviert. Von C. ornithopodioides *L.* (levantinischer Senf), in Kleinasien, wird der Same wie Senf benutzt. Andre Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Clerc (franz., spr. klär, engl. Clerk, v. lat. clericus), eigentlich Geistlicher und zwar jetzt nur noch subalterner Geistlicher; im Mittelalter, wo die Schreibkunst hauptsächlich von den Geistlichen geübt wurde, auch s. v. w. Schreiber, Kanzlist, Büreaubeamter (die Clercs bildeten im 13. und 14. Jahrh. zu Paris eine besondere Gilde, s. Bazoche); in England und Nordamerika s. v. w. Schreiber, Aktuar, Sekretär rc. Auch in Belgien und den Niederlanden ist das Wort C. für gewisse Beamte gebräuchlich. In Frankreich müssen diejenigen, welche sich dem Beruf eines Anwalts, Huissiers oder Notars widmen, zu ihrer praktischen Ausbildung als Clercs mehrere Jahre hindurch arbeiten; diese Vorbereitungszeit wird Cléricature genannt.

Clerc (spr. klär, lat. Clericus), Johannes, Theolog, geb. 19. März 1657 zu Genf, erhielt, zu den Arminianern übergetreten, in Amsterdam 1684 die Professur der Philosophie und später auch den Lehrstuhl der Kirchengeschichte. Seine außerordentliche litterarische Thätigkeit, die ihn in eine Menge gelehrter Streitigkeiten verwickelte, setzte er fort, bis ihm 1728 ein Schlagfluß die Sprache raubte und seine Geisteskräfte schwächte. Er starb 8. Jan. 1736. Von seinen theologischen Werken ist vornehmlich die Ausgabe der apostolischen Väter von Cotelerius (Amsterd. 1698 u. 1714) zu nennen.

Clerck, bei zoolog. Namen: C. le Clerck (Schüler Linnés, Maler; Insekten, Spinnen).

Clerfait (spr. klärfä, Clairfayt), Karl Joseph de Croix, Graf von, österreich. Feldmarschall, geb. 14. Okt. 1733 auf Schloß Bruille im Hennegau, avancierte im Siebenjährigen Krieg zum Obersten, focht 1788 und 1789 im Türkenkrieg als Feldmarschalleutnant und ward 1790, in welchem Jahr er die Türken bei Kalafat (27. Juli) schlug, zum Feldzeugmeister befördert. Im J. 1792 warf er mit Beaulieu die Franzosen aus den Niederlanden zurück, nahm an der Einnahme von Longwy und Verdun Anteil, bemächtigte sich 1. Sept. des wichtigen Postens bei Stenay, deckte den Rückzug des Herzogs von Braunschweig nach Koblenz und erhielt dann in den Niederlanden statt des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen das Kommando gegen Dumouriez. Am 1. März 1793 überfiel er die Franzosen bei Aldenhoven, zwang sie zur Aufhebung der Belagerung von Maastricht und entschied 18. März bei Neerwinden den Sieg. 1794 schlug er in Flandern mehrere Angriffe der Feinde zurück, konnte aber nach der Schlacht bei Fleurus, die Prinz Koburg verlor, den Feind nicht mehr aufhalten. In Koburgs Stelle eingerückt, führte er die Armee in Ordnung über den Rhein zurück. 1795 erhielt er als Reichsfeldzeugmeister den Oberbefehl über die österreichische und Reichsarmee am Mittel- und Niederrhein. Als im Herbst Jourdan bei Düsseldorf und Pichegru bei Mannheim über den Rhein drangen, warf sich C. auf erstern, schlug ihn 10. Okt. bei Höchst und warf ihn über den Rhein zurück; hierauf eilte er nach Mainz, das von 70,000 Franzosen eingeschlossen war, eroberte die für unüberwindlich gehaltenen Verschanzungen und trieb den Feind über Ingelheim gegen Bingen und über Oppenheim bis Alzey zurück. Auf einen Winterfeldzug nicht eingerichtet, schloß er 21. Dez. einen Waffenstillstand und kehrte im Januar 1796 nach Wien zurück. Wegen Zwistigkeiten mit dem Minister Thugut in betreff des Waffenstillstandes und zufolge des Tadels, viel zu wenig rasche Initiative ergriffen zu haben, erhielt er den Oberbefehl nicht wieder und trat in den Hofkriegsrat, starb jedoch allgemein geachtet schon 21. Juli 1798, von der Stadt Wien durch ein würdiges Grabmal geehrt. Vgl. v. Vivenot, Thugut, C. und Wurmser (Wien 1869).

Clergé (franz., spr. -schē), Klerus, Geistlichkeit.

Clerica (lat.), Tonsur.

Clericus (lat.), kathol. Geistlicher; c. clericum non decimat, ein Geistlicher nimmt von dem andern keinen Zehnten, sprichwörtlich s. v. w. eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus.

Clerk (engl.), s. Clerc.

Clerke, Charles, engl. Seefahrer, geb. 1741, Begleiter Byrons und Cooks auf ihren Entdeckungsreisen nach der Südsee. Nachdem letzterer auf Hawai erschlagen war, segelte C. nach Norden, um eine Durchfahrt nach dem Atlantischen Ozean zu entdecken, mußte aber unverrichteter Sache nach dem kamtschadalischen Hafen St. Peter und Paul zurückkehren und starb dort 22. Aug. 1779.

Clerkenwell (spr. klerken-uell), Stadtteil im O. Londons, Hauptsitz der Uhrmacher und Juweliere, mit (1881) 69,019 Einw.

Clermont (spr. klärmóng, lat. Clarus mons oder Clarimontium), Name mehrerer Städte in Frankreich. 1) (C. en Beauvaisis oder C. de l'Oise) Arrondissementshauptstadt im Departement Oise, nahe der Brèche, an der Nordbahn gelegen, hat eine Kirche und ein Stadthaus aus dem 14. Jahrh., ein großes Gefängnis für Frauen, das an den noch stehenden Donjon des alten Schlosses (aus dem 11. Jahrh.) angebaut ist, ein großes Krankenhaus (mit Filialen, zusammen für 1200 Kranke), ein Collège, eine Bibliothek von 15,000 Bänden und (1881) 5628 Einw., welche Baumwollstoffe und Wirkwaren fabrizieren sowie Mastvieh- und Pferdehandel treiben. C., Geburtsort Philipps des Schönen, war seit 1054 Sitz der Grafen von C., fiel aber 1218 an die französische Krone. Ludwig IX. übertrug die Grafschaft C. seinem Sohn Robert; später kam sie an das Haus Condé.

2) (C.-Ferrand) Hauptstadt des franz. Departements Puy de Dôme, 407 m ü. M., auf einem 50 m hohen Hügel inmitten einer weiten und fruchtbaren, rings von Gebirgszügen umkränzten und vom Puy de Dôme beherrschten Ebene, an der Paris-Lyoner Bahn gelegen, ist aus der festen, dunkelfarbigen Lava von Volvic altertümlich gebaut, hat meist enge, krumme und abschüssige Straßen, aber mehrere große Plätze, darunter die Place de Jaude mit der Statue von Desaix (1848). Unter den Gebäuden sind die 1248 begonnene Kathedrale im gotischen Stil, welche erst in den letzten Jahren durch Ausbau der Westfassade und der zwei 80 m hohen Türme vollendet wurde (alte Glasmalereien), sowie die schöne, 1834 restaurierte Kirche Notre Dame du Port (aus dem 11. Jahrh., im romanischen Stil), das Präfekturgebäude (ehemaliges Kloster von 1250) und das neue Fakultätsgebäude namhaft zu machen. Die Einwohner, deren Zahl (1881) 38,103 beträgt, erzeugen besonders Teigwaren, kandierte Früchte, Aprikosenmus, Kaffeesurrogate, dann Kerzen, chemische Produkte, Hanfleinwand, Seilerwaren, Spitzen, Maschinen ꝛc. und treiben bedeutenden Handel mit Getreide, Wein, Hanf, Obst, Vieh, Butter und Käse, Häuten und Leder. C. besitzt mehrere Mineralquellen mit Badeetablissements, darunter den stark inkrustierenden Eisensäuerling St.-Alyre (18° C.), welcher sich selbst zwei Brücken gewölbt hat. Die Stadt ist Sitz des Generalkommandos des 13. Armeekorps, des Präfekten, eines Bischofs und eines Handelsgerichts und besitzt Fakultäten für Naturwissenschaften und Litteratur, eine medizinische Schule, ein Lyceum, eine Normalschule für Lehrer und Lehrerinnen, eine Gewerbe-, eine Bau- und andre Fachschulen, ein theologisches Seminar, eine Bibliothek (40,000 Bände), ein Kunst-, ein Altertums- und ein naturhistorisches Museum, einen botanischen Garten, eine wissenschaftliche Akademie ꝛc. C. ist Geburtsort Gregors von Tours und Pascals. — C. war eine alte Stadt im Lande der Arverner, die den Namen Nemossus (Nemetum, d. h. Heiligtum) führte; die Römer nannten sie Augustonemetum. Sie hatte ein Schloß, Clarus mons, woraus der heutige Name entstand. 253 bekehrte St. Austramonius die Einwohner der Stadt zum Christentum und wurde der erste Inhaber des hier errichteten Bistums. Die Blüte der Stadt bestand bis in das 8. Jahrh., wo sie 761 von den Franken unter Pippin gänzlich zerstört wurde. 976 erlitt sie dasselbe Schicksal durch die Normannen. Im Mittelalter wurden hier sieben Kirchenversammlungen gehalten, worunter die merkwürdigste die von 1095, das große Konzil von C., ist, dem Papst Urban II. selbst beiwohnte, und auf welchem der erste Kreuzzug beschlossen wurde. Während der Kämpfe der Grafen gegen heimische und fremde Feinde (Engländer) flohen viele Bewohner des offenen Landes nach C.; später wurde C. Hauptstadt der Auvergne. Als König Philipp August 1212 dem Grafen Guido die Grafschaft genommen hatte, kam die Stadt in die Hände des Bischofs. Katharina von Medicis nahm sie als Gräfin von Auvergne wieder an sich. Ludwig XIII. verband 1633 C. mit Montferrand und nannte die Stadt C.-Ferrand. Vgl. Tardieu, Histoire de la ville de C. (1873, 2 Bde.).

3) (C. de Lodève oder de l'Hérault) Stadt im franz. Departement Hérault, Arrondissement Lodève, an der Südbahn, hat eine Kirche (St.-Paul) mit hohem Turm, ein Collège, ein Handelsgericht und (1876) 5685 Einw., welche besonders Tuch (für die Armee und für den Orient) und Leder fabrizieren, auch Handel mit Vieh, Getreide u. a. treiben.

4) (C. en Argonne) Stadt im franz. Departement Maas, Arrondissement Verdun, in bergiger Gegend, unweit der Aire und an der Ostbahn, hat Fayence-, Glas-, Papier-, Eisenwarenfabrikation und (1876) 1350 Einw. C. war vormals die feste Hauptstadt der alten Grafschaft Clermontais, welche 1564 der Bischof von Verdun an Karl II. von Lothringen, dieser aber 1641 an Ludwig XIII. abtrat. Ludwig XIV. ließ die Festungswerke schleifen und verlieh die Grafschaft dem Prinzen Condé.

Clermont-Tonnerre (spr. klärmóng-tŏnär), 1) Stanislas, Graf von, geb. 1747, Sprößling eines alten Adelsgeschlechts, dessen Stammsitz Clermont in der Gegend von Grenoble liegt, und das noch in mehreren Linien blüht, war vor der Revolution Oberst, trat 1789 als Abgeordneter des Adels in die Versammlung der Reichsstände, stimmte zwar für die Vereinigung der drei Stände, für Abschaffung der Privilegien und für eine Konstitution, aber auch für Bildung zweier Kammern, für das königliche Veto und andre Prärogativen der konstitutionellen Krone. Um dem Jakobinerklub die Wage zu halten, gründete er mit Malouet u. a. den Klub der Freunde der Monarchie (Club des amis de la monarchie), der sich aber, von Barnave als eine Gesellschaft von Verschwornen dargestellt, auflösen mußte. Auch das »Journal des impartiaux«, das er mit Fontanes herausgab, wurde nach zwei Monaten unterdrückt und C. in seinem Hotel von dem Pöbel bedroht. Während der Vorgänge vom 10. Aug. 1792 überfiel ihn ein Volkshaufe in seinem Hotel und schleppte ihn vor die Sektion. Hier als schuldlos entlassen, ward er im Haus der Gräfin Brissac, in das er geflohen, vom wütenden Pöbel ermordet. Eine Sammlung seiner politischen Schriften (»Opinions«) erschien 1791 in 4 Bänden.

2) Aimé Marie Gaspard, Marquis von, franz. Minister, geb. 27. Nov. 1779 zu Paris, trat in die französische Armee, machte die Feldzüge in Italien, Deutschland und Spanien mit und ward 1808 Adjutant des Königs von Neapel, in dessen Gunst und Dienst er fortan blieb. Nach 1814 trat er mit dem Rang eines Obersten in die französische Armee zurück, ward Maréchal de Camp und nach der zweiten Rückkehr des Königs Pair von Frankreich und Kommandeur der Gardekavallerie. Er stand auf seiten der gemäßigt konservativen Partei und ward 1820 unter Villèle Marineminister und Generalleutnant. 1823 vertauschte er das Ministerium der Marine mit dem des Kriegs und betrieb mit Energie die Reorganisation des Heerwesens. Nach der Juli-

revolution weigerte er sich, der neuen Regierung den Eid der Treue zu leisten, und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb 8. Jan. 1865 auf seinem Schloß Glisolles. Vgl. Rousset, Le marquis de C. (Par. 1885).

Clerodendron *L.* (Losbaum, Schicksalsbaum, Volkamerie oder Volkmannie), Gattung aus der Familie der Verbenaceen, tropische Sträucher und Bäume mit ganzen, großen, meist breiten, selten gelappten, gegenständigen oder zu drei stehenden, ziemlich langgestielten Blättern, in achselständigen Trugdolden oder endständigen Rispen geordneten, meist wohlriechenden Blüten und viersamiger Steinfrucht. Beliebte Zierpflanzen sind: C. fragrans *Willd.* (Volkameria fragrans *Vent.*), mit 1—2 m hohem Stengel, filzigen Ästen, großen, herzförmigen, gezahnten, etwas filzigen Blättern und schönen weißen oder rötlichweißen, sehr wohlriechenden, in dichten Doldentrauben stehenden und meist gefüllten Blüten, welche aber des Nachts fast betäubend riechen, eine der ältesten Zierpflanzen, aus Japan; C. squamatum *Vahl* (Volkameria Kaempheri *Willd.*), mit langstieligen, herzförmigen, ganzrandigen Blättern und schönen gelblich scharlachroten, in reichblumigen Rispen stehenden Blüten mit langen Staubgefäßen, aus China, Japan und Ostindien; C. Bungei *Steud.*, halbstrauchig, mit großen, herzförmigen Blättern und roten Blüten in dichten Doldentrauben von 16 cm Durchmesser und 8 cm Höhe, aus Nordchina stammend und als Gartenzierpflanze sehr empfehlenswert, weil selbst in Norddeutschland bei einigem Schutz im Freien aushaltend.

Clerval (spr. -wall), Ort im franz. Departement Doubs, Arrondissement Baume les Dames, am Doubs, am Rhône-Rheinkanal und an der Paris-Lyoner Bahn, mit (1876) 1165 Einw. Hier während des deutsch-französischen Kriegs Gefechte 12. Nov. 1870 und 3. Jan. 1871.

Clery, Städtchen im franz. Departement Loiret, Arrondissement Orléans, unweit der Loire, mit alter gotischer Kirche (Notre Dame), in welcher sich Ludwig XI. beisetzen ließ, und (1876) 1225 Einw.

Cles, Marktflecken in Südtirol, im Nonsbergthal, auf einer Hochebene freundlich gelegen, 652 m ü. M., hat eine gotische Kirche (aus dem 16. Jahrh.), ein Franziskanerkloster mit schönem Gemälde im Refektorium (Abendmahl von Alberti), (1880) 2716 Einw., starke Seidenzucht und Seidenspinnerei und ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. In der Nähe Fundorte römischer Altertümer.

Clésinger (in Frankreich: klesängscheh gesprochen), Jean Baptiste Auguste, franz. Bildhauer, geb. 22. Okt. 1814 zu Besançon, war erst Schüler seines Vaters und ging dann nach Italien. Nach seiner Rückkehr stellte er von 1843 an im Pariser Salon zuerst Porträtbüsten, dann auch größere Figuren aus, von denen die von einer Schlange gestochene Frau, die junge Nereide und die Bacchantin (1847 und 1848) den Künstler schnell bekannt machten. Er ging dabei von der französischen Bildhauerei des 17. und 18. Jahrh. aus; weiche Behandlung des Marmors, die ans Flaue streift, und ein Hinarbeiten auf den sinnlichen, ja lüsternen Effekt hat er diesen Vorbildern entnommen; daneben verschmäht er auch nicht ganz unkünstlerische Reizmittel, wie er seiner Phryne ein wirkliches, abnehmbares Juwelenhalsband umgehängt hatte. Da er hiermit den Neigungen des französischen Publikums entgegenkam und auch von bedeutender Formgewandtheit unterstützt wurde, so erklären sich seine Erfolge und die zahlreichen Bestellungen, die ihm zu teil wurden. Freilich trafen ihn auch gerechte Angriffe, da es ihm völlig an strengem monumentalen Formgefühl gebrach (Statue der Freiheit, 1848; der Fraternité, 1848; eine Pietà, 1851; Marmorstandbild der Tragödie, 1852, für die Vorhalle des Théâtre français). Daneben fuhr er mit Darstellungen weiblicher Reize, gewöhnlich unter mythologischen Namen, fort: Zingara, zwei Darstellungen der Sappho (Salon 1859), Cornelia mit ihren Kindern, ruhende Diana (1861), Faun, Bacchantin (1863), Kleopatra vor Cäsar (1869), Phryne vor dem Areopag, Tänzerin mit Kastagnetten, Ariadne auf dem Tiger, Entführung der Europa (1872). Großen Beifall fanden Clésingers zahlreiche Büsten, weniger die männlichen, bei welchen ihm die Wiedergabe der strengern Form nicht recht gelingen wollte, als die weiblichen, bei denen die weiche Behandlung des Marmors und die kokette Auffassung besser am Platz waren. C. starb 7. Jan. 1883 in Paris.

Clesse (spr. kleß), Antoine, belg. Volksdichter, geb. 30. Mai 1816 im Haag, kam jung nach Mons, folgte hier dem Beruf seines Vaters, eines Schwertfegers, und lebt noch jetzt als solcher daselbst. Das Studium von Boileaus »Art poétique« veranlaßte ihn, sich in der Dichtkunst zu versuchen, und er that dies mit solchem Erfolg, daß er 1839 von der Société des arts et des sciences du Hainaut für eine Ode die goldene Medaille erhielt. Clesses von edlem Patriotismus und Sittlichkeit getragene Lieder sind Gemeingut des Volkes geworden, am bekanntesten sind: »La bière«, »Mon étau«, »Une immortelle«, »Jocrisse« 2c. Eine vollständige Sammlung seiner »Chansons« erschien in Brüssel 1866, mit den Singweisen.

Clethra *Gärtn.* (Laubheide, Scheineller), Gattung aus der Familie der Erikaceen, Sträucher und Bäume im wärmern Amerika und auf den Inseln des Malaiischen Archipels, mit abwechselnden, lederartigen, ganzen Blättern, weißen, in endständige Trauben gestellten Blüten und dreifächeriger, vielsamiger Kapsel. C. alnifolia *L.*, mit 1,25—1,5 m hohem Stamm, verkehrt eiförmigen, scharf gesägten Blättern und wohlriechenden, in ährenförmigen, langen, einfachen, grauweißfilzigen Trauben stehenden Blüten, aus Nordamerika, wird in unsern Gärten als Zierstrauch kultiviert.; ebenso C. arborea *Ait.*, ein schöner immergrüner, baumartiger Strauch von 4—6 m Höhe, mit länglich-lanzettförmigen Blättern und wohlriechenden Blüten in großen, rispenförmigen, zusammengesetzten Endtrauben, auf Madeira; das sehr feste Holz dient zu Spazierstöcken.

Cletus, wahrscheinlich identisch mit Anacletus I. (s. d.), nach einigen der zweite, nach andern der dritte Nachfolger des Petrus auf dem römischen Bischofstuhl; Heiliger, dem der 26. April gewidmet ist.

Clevedon (spr. klihwdön), Seebad in Somersetshire (England), unweit Bristol, mit (1881) 4869 Einw.

Cleveland (spr. klihwländ, »Felsenland«), ein meist wüster Hügelbezirk in Yorkshire (England), südlich vom Tees, früher fast nur wegen seiner Zucht von braunen Pferden berühmt, ist seit Entdeckung ungewöhnlich reicher Lager von Roteisenerz neben Steinkohlen ein Hauptsitz der englischen Eisen- und Stahlindustrie geworden. Im J. 1883 waren 158 Hochöfen im Betrieb; die Roheisenproduktion betrug 2,760,740 Ton. Middlesborough ist Hauptort, und außerdem liegen dort die Orte Guisborough, Skelton, Loftus, Normanby und Ormesby, sämtlich mit Eisen- und Stahlwerken.

Cleveland (spr. klihwländ), Stadt im nordamerikan. Staat Ohio, liegt an der Mündung des Cuyahogaflusses in den Eriesee, auf einer 25 m hohen Kieselebene.

Es ist eine der schönsten Städte der Union, mit breiten Straßen, unter denen die Euclid Avenue der Stolz der Clevelander ist, und so zahlreichen Ahorn- und andern Bäumen, daß man ihr den Namen Forest City (»Waldstadt«) gegeben hat. Ein großartiger Viadukt und mehrere Brücken verbinden die auf beiden Seiten des Flusses gelegenen Stadtteile. Fast in der Mitte der Stadt liegt der Monumental Park mit dem Denkmal des Kommodore Perry, an dem das Bundesgebäude (mit Postamt, Gerichtshöfen etc.) und die größte der presbyterianischen Kirchen liegen. Andre öffentliche Gebäude sind: das Rathaus, ein Zuchthaus und ein städtisches Gefängnis, und unter den ungemein zahlreichen Kirchen ragen die protestantischen und katholischen Kathedralen hervor. C. hat (1880) 160,146 Einw., wovon 23,170 Deutsche sind. Es ist eine der wichtigsten Fabrikstädte der Union, und seine 1055 gewerblichen Anstalten mit 21,704 Arbeitern erzeugten 1880 Waren im Wert von 48,6 Mill. Doll. Allen andern Anstalten voran stehen 10 Eisen- und Stahlwerke mit 2999 Arbeitern, sodann 12 Schlächtereien, 53 Maschinenwerkstätten und Gießereien, 73 Kleiderfabriken, 23 Brauereien, 5 Anstalten für Herstellung von Schmieröl, 10 Farbenfabriken und 6 Kornmühlen. Ungemein lebhaft ist der Handel. Der Hafen von C. wird durch den Cuyahoga gebildet, und die Einfahrt in denselben ist durch zwei Dämme geschützt. Die Stadt führte 1883–84 Waren im Wert von 708,659 Doll. nach Kanada aus und für 54,341 Doll. ein. Von Wohltätigkeitsanstalten sind ein Irrenhaus, ein städtisches Krankenhaus, ein Marienhospital zu nennen. Das Schulwesen ist vortrefflich geordnet, und der deutschen Sprache schenkt man die ihr gebührende Aufmerksamkeit. An höhern Schulen sind zu erwähnen: eine medizinische Schule, eine Rechtsschule und ein Damenseminar. Neben einer städtischen Bibliothek besteht eine Library Association, die ihren Sitz in der Case Hall, einem Prachtbau mit Konzerthalle, hat. Unter den fünf größern Theatern ist auch ein deutsches. C. wurde 1796 gegründet, zählte aber 1830 erst 1000 Einw., 1860 dagegen bereits 43,550. Unweit der Stadt, auf dem Eriesee, schlug der Kommodore Perry 1814 die Engländer.

Cleveland (spr. klihwländ). Den Titel Herzog von C. verlieh Karl II. 1670 seiner Mätresse Barbara Villiers, Tochter des irischen Viscount Grandison; als sie 1709 starb, ging er auf ihren Sohn Charles Fitzroy (gest. 1730) und dann auf dessen Sohn George Fitzroy (gest. 1774) über, die beide auch Herzöge von Southampton waren. 1827 wurde William Henry Vane, Graf von Darlington, ein Nachkomme des aus der Zeit der englischen Revolution bekannten Sir Henry Vane (s. d.), zum Marquis und 1833 zum Herzog von C. erhoben. Sein Sohn Harry George Vane, geb. 1803, der jetzige Herzog von C., nahm 1834 den Familiennamen Powlett an.

Cleveland (spr. klihwländ), Grover, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 1837, studierte die Rechte und ließ sich in New York als Advokat nieder. Nachdem er zum Bürgermeister von Buffalo erwählt und, mit ausgedehnten Vollmachten ausgerüstet, die dortige Verwaltung reorganisiert hatte, ward er auf den Posten eines Gouverneurs des Staats New York berufen und zeichnete sich hier auch durch Uneigennützigkeit, Energie und Verwaltungstalent aus. Namentlich schritt er energisch gegen den Tammanyring ein. Daher ward er 1884 von der demokratischen Partei als Präsidentschaftskandidat aufgestellt und siegte bei den Wahlen im November über seinen republikanischen Nebenbuhler Blaine. Er trat 4. März 1885 sein Amt an. Vgl. King, Life and public services of Grover C. (New York 1885).

Clewbai (spr. kluh-), Meeresbucht an der Westküste von Irland, Grafschaft Mayo, etwa 23 km tief und 15 km breit, mit vielen Eilanden, unter denen die Insel Clare, an ihrer Mündung, am bedeutendsten ist. In ihrem Hintergrund liegen Westport und Newport. Am Süduser derselben erhebt sich der Croagh Patrick zu 765 m Höhe.

Clianthus *Soland.* (Prachtblume), Gattung aus der Familie der Papilionaceen, Kräuter oder Halbsträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, prachtvollen Blüten in end- oder achselständigen Trauben und langen, braunschwarzen Hülsen mit kleinen, nierenförmigen Samen. C. puniceus *Soland.* ist ein Strauch auf Neuseeland, mit aufrechtem, 1–1,5 m hohem, glattem Stengel und großen, prächtigen, karmesinroten, in kurzen, wenigblumigen, aber zahlreichen, winkelständigen, herabhängenden, etwas filzigen Trauben stehenden Blüten, wird wie C. Dampieri *Hort. Angl.*, aus den Wüsten Australiens, dem vorigen ähnlich, aber kleiner, mattgrün, ganz mit weißen Haaren bedeckt und mit größern und noch schöner gefärbten Blüten, als Zierpflanze kultiviert. Die Varietät Deutsche Flagge hat weiße, rot gerandete, in der Mitte schwarz gefleckte Blüten.

Cliché (franz., Klischee), Abklatsch, Abguß von Buchdrucklettern, Holzschnitten oder andern zum Druck in der Buchdruckpresse bestimmten Formen; s. Klischieren.

Clichy (spr. klischi), 1) (C. la Garenne) Ort im franz. Departement Seine, Arrondissement St.-Denis, an der Seine bei Neuilly, zum Teil mit Paris vereinigt, mit (1881) 17,473 Einw., ist von vielen Wäscherinnen bewohnt und hat zahlreiche Fabriken, namentlich für chemische Produkte und Darmsaiten. Der Ort stand schon im 6. Jahrh. Im J. 1612 war daselbst Vinzenz de Paula Priester. — 2) (C. en l'Aunoy) Dorf im franz. Departement Seine-et-Oise, Arrondissement Pontoise, 37 km von Versailles, im Wald von Bondy, mit 250 Einw., ein wichtiger Punkt bei der Zernierung von Paris 1870/71. — 3) Name des alten Pariser Schuldgefängnisses in der Rue de C., ehedem offiziell »La Dette« genannt.

Cliens, Clientēla (lat.), s. Klient, Klientel.

Clifford (spr. -förd), 1) Rosamunde, Tochter des Walter Fitz-Ponce, war die Geliebte König Heinrichs II., dem sie zwei Söhne, Wilhelm Langschwert und Gottfried, später Bischof von Lincoln und Reichskanzler, gebar. Im Nonnenkloster Godstow bei Oxford ist sie begraben. Einer geschichtlich nicht beglaubigten Sage zufolge hatte sie von Eleonore, Heinrichs eifersüchtiger Gemahlin, schwere Verfolgungen zu erdulden und wurde in dem Labyrinth zu Woodstock verborgen gehalten, bis Eleonore 1171 in Abwesenheit des Königs in das Schloß eindrang und sie durch Gift töten ließ. Ihr Schicksal war ein Lieblingsthema der altenglischen Volksballade und wurde auch von mehreren neuern Dichtern, wie Addison und Th. Körner, behandelt.

2) George de C., Graf von Cumberland, Günstling der Königin Elisabeth, geb. 1558 auf dem Schloß Brougham in Westmoreland, bereitete sich zum Seedienst vor, studierte zu Cambridge und zeichnete sich am Hof durch Glanz und Gewandtheit, besonders bei den Ritterspielen, so aus, daß ihn die Königin zu ihrem Ritter erhob. 1586 gehörte er zu den Richtern im Prozeß der Königin Marie Stuart. Während der Kämpfe Elisabeths gegen Spanien rüstete er zu wiederholten Malen Kaperflotten gegen

die afrikanischen und westindischen Besitzungen Spaniens und Portugals aus, hatte aber keine besondern Erfolge. Gegen die spanische Armada verstärkte er 1588 die königliche Flotte durch mehrere auf seine Kosten gebaute Schiffe. An dem Sturz des Grafen von Essex soll er 1601 durch seine Intrigen wesentlichen Anteil gehabt haben. Er starb 30. Okt. 1605 in zerrütteten Vermögensverhältnissen.

3) Thomas, geb. 1. Aug. 1630, ward 1661 Mitglied des Unterhauses, wirkte bei Karls II. Zurückberufung mit, zeichnete sich in dem Seekrieg gegen die Holländer aus und ward dafür zum Mitglied des Geheimen Rats und 1668 zum Schatzmeister des Königs ernannt. Er war Mitglied des berüchtigten Cabalministeriums und wurde 1672 mit dem Titel Baron C. of Chudleigh zum Peer erhoben, mußte aber, da er nach der Hinrichtung Karls I. zum Katholizismus übergetreten war, nach Annahme der Testakte sein Amt niederlegen und starb bald darauf 1673.

Cliffort (spr. -fört, Clifford), George, engl. Gesandter in Holland, machte sich durch die Unterstützung, die er Linné gewährte, um die Naturwissenschaft verdient. Auf seinem Gut Hartecamp bei Haarlem hatte er den prächtigsten und reichsten botanischen Garten in Europa, eine Menagerie vierfüßiger Tiere und Vögel, ein naturhistorisches Museum und ein reiches Herbarium. Er wählte Linné zum Hausarzt und Aufseher seines Gartens und bestritt die Kosten der Herausgabe von dessen „Hortus Cliffortianus". Er starb 1750.

Clifton (spr. klifft'n), 1) Vorstadt von Bristol, in reizender und gesunder Lage (s. Bristol 1). — 2) Stadt in der Provinz Ontario (Kanada), bei den Niagarafällen, mit (1881) 2347 Einw. Ausfuhr 1883: 1,428,668 Doll., Einfuhr 1,161,997 Doll.

Clinchant (spr. klängschäng), Justin, franz. General, geb. 24. Dez. 1820 zu Thiaucourt (Meurthe), besuchte die Schule von St.-Cyr, trat 1841 als Unterleutnant in ein Infanterieregiment, ward 1855 Major, nach der Schlacht von Solferino Oberstleutnant, 1862 Oberst, zeichnete sich in Mexiko aus und erhielt 1866 das Kommando einer Brigade in Paris. 1870 befehligte er eine Brigade im 3. Korps bei der Rheinarmee, machte die Kämpfe von Metz mit, und während der Kapitulation gelang es ihm, zu entkommen. Darauf stellte er sich der Pariser Regierung zur Verfügung, erhielt bei der Organisation der Bourbakischen Ostarmee das Kommando des 20. Armeekorps mit dem Rang eines Divisionsgenerals und wohnte dem Treffen bei Villersexel (9. und 10. Jan. 1871) und der dreitägigen Schlacht vor Belfort bei. Als Bourbaki 25. Jan. den Oberbefehl niederlegte, übernahm ihn C. und schloß, als er in Pontarlier den weitern Weg versperrt fand und Manteuffel bedingungslose Waffenstreckung forderte, mit dem schweizerischen General Herzog 1. Febr. eine Konvention, wonach er mit der 85,000 Mann starken Armee auf den Boden der Schweiz übertrat. Nach Unterzeichnung der Präliminarien von Versailles kehrte er nach Frankreich zurück, wurde zum Kommandanten des 5. Korps in der Armee Mac Mahons ernannt und drang 23. Mai mit seinen Truppen in Paris ein. Bei der Reorganisation der Armee 1873 erhielt er das Kommando über das 1. Armeekorps mit dem Sitz in Lille; 1879 wurde er nach Bourges versetzt und 1880, da er als eifriger Republikaner von Gambetta begünstigt wurde, zum Gouverneur von Paris ernannt. Er starb 20. März 1881.

Clinch River (spr. klintsch riwwer), Fluß in den nordamerikan. Staaten Virginia und Tennessee, entspringt in jenem, fließt dann in südwestlicher Richtung durch Tennessee und mündet nach einem Laufe von ca. 320 km in den Tennessee.

Clinici (lat., „Bettlägerige"), in der ersten christlichen Zeit in Rom Christen, welche auf dem Krankenbett bei Todesgefahr getauft wurden. Man besprengte sie nur mit Wasser, während Gesunde ganz untergetaucht wurden.

Clinicum (lat.), s. v. w. Klinik.

Clinton (spr. klint'n), Stadt im nordamerikan. Staat Iowa, Fulton gegenüber, am Mississippi, über den eine prächtige, neuerbaute Eisenbahnbrücke (520 m lang) führt, erst 1855 gegründet, mit Sägemühlen, Eisenbahnwerkstätten und (1880) 9052 Einw.

Clinton (spr. klint'n), Sir Henry, engl. General, geb. 1738 als Enkel des sechsten Grafen von Lincoln, diente im Siebenjährigen Krieg in Deutschland und zeichnete sich 1775, mit Burgoyne und Howe als Generalmajor nach Nordamerika gesandt, durch die Wegnahme von New York so aus, daß er 1778 an Stelle Howes das Oberkommando erhielt. Er mußte zwar vor Washington Philadelphia räumen, leitete aber den Rückmarsch durch Jersey mit großer Geschicklichkeit. 1779 eroberte er den Staat Georgia und besetzte Savannah sowie im Mai 1780 Charleston, bei dessen Einnahme er grausame Metzeleien verüben ließ. In demselben Jahr mißlang ihm jedoch ein Angriff auf die Franzosen, die unter Lafayette Rhode-Island besetzt hielten, ebenso die Bestechung des Generals Arnold, der ihm West Point überliefern sollte. Nach der Kapitulation des Lords Cornwallis in Yorktown wurde er 1782 abberufen, erhielt das Gouvernement von Limerick, wurde Parlamentsmitglied und 1793 Gouverneur von Gibraltar, wo er 23. Dez. 1795 starb. Er schrieb: „Memoiren über die Geschichte des amerikanischen Kriegs" (Lond. 1784).

Clintongruppe, s. Silurische Formation.

Clio, Molluskengattung aus der Ordnung der Ruderschnecken oder Pteropoden, kleine Tiere mit nacktem, meist spindelförmigem Leib, deutlich abgesetztem Kopf, einem Flossenpaar am Halsteil und einem meist hufeisenförmigen Anhang zwischen den Flossen auf der Bauchseite. Dieser Anhang samt einer zuweilen vorkommenden zipfelartigen Verlängerung erscheint als die umgewandelte Kriechsohle der andern Schnecken. C. borealis, 1—3 cm lang, ist überaus gemein im Grönländischen Meer und bildet die gewöhnliche Nahrung mehrerer Raubfische, der dreizehigen Möwe und der Walfische.

Clio, Muse, s. Kleio.

Clipĕus (lat.), ein runder eherner Schild, den im altrömischen Heer die zwei ersten Glieder der Phalanx führten; s. Schild.

Clique (franz., spr. klik, auch Koterie), eine von einer größern Gesamtheit sich absondernde Partei oder Genossenschaft, deren Mitglieder, sich eng aneinander schließend, ihr Interesse über alles setzen und dasselbe auf jede Weise, selbst auf Kosten der Wahrheit und durch Ränke, zu fördern suchen.

Clisson (spr. -ong), Stadt im franz. Departement Niederloire, Arrondissement Nantes, in prächtiger Lage am Zusammenfluß der Sèvre Nantaise und der Moine, Station der Orléansbahn, mit (1876) 2241 Einw., welche Woll- und Baumwollspinnerei, Leinwand- und Papierfabrikation treiben. C. und sein gewaltiges Schloß, dessen Trümmer (mit 3 m dicken Mauern) die Stadt beherrschen, wurde im Vendéekrieg 1793 völlig zerstört und hat seit dem Wiederaufbau ein völlig italienisches Aussehen. Dabei schöne Parkanlagen.

Clisson (spr. -öng), Olivier de, franz. Ritter, geb. 1336 in der Bretagne, kämpfte im Dienste des Grafen von Montfort in der Schlacht von Auray (1364), trat 1368 zu den Franzosen über und ward Duguesclins Waffenbruder. Seiner Grausamkeit wegen hieß er der Schlächter (le boucher). Er vernichtete mit Duguesclin die Söldnerhaufen (grandes compagnies) und entriß den Engländern alles Gebiet nördlich der Garonne. 1380 wurde er Duguesclins Nachfolger als Connetable, entschied 1382 den Sieg bei Rosebecke über die Flamänder und übte seitdem großen Einfluß auf König Karl VI.; nachdem dieser aber in Wahnsinn verfallen und ruchbar geworden war, welche Reichtümer C. angehäuft, ward er von den Herzögen von Berri und Burgund gestürzt und 1392 vom Parlament zur Verbannung und zu 100,000 Mark Silber Strafe verurteilt. Er starb 1407 auf seinem Schloß Josselin in der Bretagne. Vgl. Mazas, Vies des grands capitaines français, Bd. 3 (4. Aufl., Par. 1875).

Clitheroe (spr. klitthero), Stadt in Lancashire (England), in malerischer Lage am Ribble, oberhalb Preston, hat (1881) 10,177 Einw., Spinnereien und Kattundruckereien. Auf dem benachbarten Pendle Hill wächst Rubus chamaemorus, eine arktische Pflanze.

Clitoria *L.* (Klitorie, Schamblume, Schmaltekraut), Gattung aus der Familie der Papilionaceen, Kräuter oder Sträucher teils mit windendem Stengel, mit Bohnenblättern, großen, verschieden gefärbten Blumen und schmaler, zusammengedrückter, vielsamiger Hülse. C. Ternatea *L.*, mit großen, blauen oder weißen Blüten, in Ostindien, läuft hoch an Bäumen hinan und schlingt sich so fest um dieselben, daß sie Kerben in die Rinde macht. Die jungen Blätter werden als Gemüse gegessen, die Blüten aber benutzt, um den Reis blau zu färben. Die dünne, faserige Wurzel, Blätter und Samen wirken brechenerregend; man kultiviert diese und mehrere andre Arten bei uns als Zierpflanzen.

Clitumnus (jetzt Clitunno), ein mittelbarer Nebenfluß des Tiber in Umbrien, an dessen Quelle zwischen Trevi und Spoleto ein hochangesehener Tempel des durch seine Weissagungen berühmten Flußgottes C. sowie zahlreiche Tempelchen geringerer Gottheiten (meist kleinerer Quellgötter) standen, deren eins sich bis heute als christliche Kapelle (San Salvatore) erhalten hat. Die Gegend war sowohl durch ihre landschaftliche Schönheit als durch ihren Reichtum an Rindern von prächtiger weißer Farbe berühmt.

Clive (spr. kleiw), Robert, Baron C. von Plassey, Lord, Gründer der britischen Macht in Ostindien, geb. 29. Sept. 1725 als Sohn eines Rechtsgelehrten auf dem Familiengut Styche in Shropshire, kam, da er wenig Lust an den Studien zeigte, als Schreiber in die Dienste der Ostindischen Kompanie, die ihn 1743 nach Madras sandte. Hier vertauschte er bald die Feder mit dem Degen, wurde mit 21 Jahren Fähnrich, dann Kriegskommissar mit dem Rang eines Hauptmanns und zeichnete sich namentlich durch die Eroberung von Arcot, der Hauptstadt des Nabobs von Karnatik, aus, die er mit 500 Mann einnahm und gegen weit überlegene Streitkräfte behauptete. 1753 nach England zurückgekehrt, trat er für den rotten-borough St. Michael ins Parlament; aber seine Wahl wurde kassiert. 1755 kehrte er als Oberstleutnant und Befehlshaber des Forts St. Georg nach Ostindien zurück und zwang den Nabob von Bengalen, Surahjah Dowla, der in die britischen Besitzungen eingefallen war, mit geringer Macht zum Frieden und zum Verzicht auf das von ihm eroberte Kalkutta. Ein von demselben abermals im Bund mit Frankreich, zusammengebrachtes Heer von 20,000 Reitern und 40,000 Fußgängern schlug C. mit etwa 3000 Mann 26. Juni 1757 bei Plassey vollständig, eroberte die Hauptstadt von Bengalen, Murschidabad, und ernannte, nachdem der Nabob selbst auf der Flucht getötet war, dessen Verwandten Mir Jaffier gegen Bezahlung einer ungeheuern Summe, von welcher C. allein 260,000 Pfd. Sterl. erhielt, zum Nachfolger. Dieser Sieg legte den Grund zur britischen Macht in Ostindien. C. kehrte 1760 nach England zurück, wurde vom König zum irischen Peer mit dem Titel Baron C. von Plassey ernannt und 1761 ins Unterhaus gewählt. 1765 wurde er, als wegen der schlechten Verwaltung neue Unruhen in Bengalen ausbrachen, zum drittenmal als Gouverneur von Bengalen mit außerordentlicher Vollmacht nach Ostindien gesandt. Bei seiner Ankunft 1765 war der Nabob von Audh schon geschlagen, und der Mogul hatte sich unter englischen Schutz begeben. C. ließ sich von letzterm mit den Provinzen Bengalen, Bihar und Orissa belehnen und gewann so der Kompanie ein Gebiet mit mehr als 15 Mill. Einw. Nachdem er die Finanzen geordnet und die Verwaltung reorganisiert hatte, kehrte er im Januar 1767 mit ungeheuern Reichtümern nach England zurück. Hier wurde er vor dem Unterhaus angeklagt, seine Vollmachten, namentlich um sich zu bereichern, mißbraucht zu haben. Zwar kam es nicht zu einem förmlichen Prozeß oder Tadelsvotum gegen ihn, doch verdüsterte diese Anklage sein Gemüt; er lehnte das ihm beim Ausbruch des Kriegs in den amerikanischen Kolonien angebotene Oberkommando ab, ergab sich dem Opiumgenuß und machte 22. Nov. 1774 seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Seine Nachkommen nahmen den Familiennamen Herbert an und führen seit 1804 den Titel Grafen von Powis. Seine Biographie schrieben Caraccioli (Lond. 1775—76, 4 Bde.), Malcolm (das. 1836, 3 Bde.), Gleig (neue Ausg. 1861). Vgl. auch den Essay von Macaulay: »Lord C.« (1851).

Clivia, lat. Name der Stadt Kleve.

Cloāca maxima, der noch aus dem Altertum erhaltene unterirdische Abzugskanal in Rom, s. Kloake.

Clodia, Schwester des Publius Clodius Pulcher, s. Clodius 1).

Clodius, 1) Publius C. Pulcher, einer der gewaltthätigsten Parteiführer in der letzten Zeit der römischen Republik, aus dem patrizischen Geschlecht der Claudier (die Namensform C., welche bei ihm die gewöhnliche ist, kommt auch sonst vereinzelt bei andern Gliedern des Claudischen Geschlechts vor), begleitete seinen Verwandten Lucullus im dritten Mithridatischen Krieg, trug durch seine Aufreizungen wesentlich zu der Meuterei der Truppen bei, welche dem Lucullus die Frucht seiner Siege raubte, begab sich, nachdem letzterer den Schauplatz des Kriegs verlassen, zu dem Statthalter von Kilikien, welcher ihn zum Befehlshaber seiner Flotte ernannte, geriet aber als solcher in die Gefangenschaft der Seeräuber, die ihn indes bald ohne Lösegeld freiließen. Nach Rom zurückgekehrt, klagte er Catilina wegen Erpressungen an, ließ sich aber von demselben bestechen und trug durch die Art seiner Anklage selbst dazu bei, daß er freigesprochen wurde. Nachdem C. darauf 64 v. Chr. den Statthalter des jenseitigen Gallien, L. Murena, nach seiner Provinz begleitet hatte, zog er sich 62 in Rom dadurch, daß er sich in die Festfeier der Bona Dea, bei welcher die Anwesenheit von

Männern aufs strengste verboten war, infolge einer Liebesintrige einzuschleichen suchte, eine schwere Anklage zu, die nur durch die Bestechlichkeit der Richter mit seiner Freisprechung endete. Bei ebendiesem Prozeß wurde dadurch, daß Cicero Zeugnis gegen ihn ablegte, der Grund zu der Feindschaft zwischen ihm und Cicero gelegt, die von nun an auf die Schicksale und Handlungen beider den größten Einfluß geübt hat. Zunächst war er 61 als Quästor in Sizilien abwesend; unter Cäsars Konsulat aber erreichte er es 59 durch dessen Einfluß, daß er, nachdem er durch Adoption in den Plebejerstand übergetreten, für 58 zum Volkstribun erwählt wurde. Als solcher stellte er, nachdem er durch eine Reihe andrer Gesetze teils die Macht der Senatspartei zu schwächen, teils die Volksgunst für sich zu gewinnen gesucht hatte, den gegen Cicero gerichteten Antrag, daß derjenige, welcher einen römischen Bürger ohne richterliches Verfahren getötet, geächtet werden solle, wodurch Cicero veranlaßt wurde, da er seine Verurteilung voraussah, ins Exil zu gehen. Von nun an, schon in seinem Tribunat, namentlich aber in den folgenden unruhigen Jahren 57—53, verübte er an der Spitze einer gedungenen Gladiatorenbande teils im Dienste der Triumvirn, teils aber auch im Gegensatz gegen dieselben, namentlich gegen Pompejus, die gröbsten Gewaltthätigkeiten, so daß die Stadt nicht selten zwischen ihm und Milo, der sich zum Vorkämpfer der Senatspartei aufwarf, der Schauplatz blutiger Kämpfe war. Für 52 bewarben sich beide, C. und Milo, jener um die Prätur, dieser um das Konsulat. Am 19. Jan. 52 begegneten sie sich auf der Appischen Straße unweit Bovillä, und es entspann sich zwischen beider Gefolge ein Streit, worin C. verwundet ward. Er wurde in ein nahes Gasthaus gebracht, aber auf Befehl Milos wieder herausgerissen und auf der Straße ermordet. Seinen Leichnam trug das Volk in die hostilische Kurie und verbrannte ihn hier auf einem Scheiterhaufen, wobei die Kurie und die nahegelegene Basilica Porcia in Feuer aufgingen. — Des C. Schwester **Clodia**, ebenfalls mit Cicero verfeindet, von großer Schönheit, aber so sittenlos, daß sie den Spottnamen Quadrantaria (von quadrans, ein Viertelas) erhielt, soll ihren Gemahl Quintus Metellus Celer, der 60 v. Chr. Konsul war, vergiftet haben. Als sie gegen ihren Buhlen M. Cölius Rufus aus Rache, weil er sie verlassen, Anklage erhob, daß er sie zu vergiften gesucht habe, verteidigte Cicero diesen in einer noch erhaltenen Rede.

2) **Decimus C. Albinus**, s. Albinus.

Clodius, 1) **Christian August**, Philosoph und Dichter, geb. 1738 zu Annaberg, studierte in Leipzig Theologie und schöne Wissenschaften, wurde schon in seinem 21. Jahr Professor der Philosophie daselbst, erhielt 1782 den Lehrstuhl der Dichtkunst und Beredsamkeit, starb aber bereits 30. Nov. 1784. Seinen litterarischen Ruf hatte er 1767 durch seine »Versuche aus der Litteratur und Moral« begründet. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: »Medon, oder die Rache des Weisen« (Schauspiel, Leipz. 1764); »Neue vermischte Schriften« (das. 1780—87, 6 Bde.), und »Odeum« (das. 1784, 2 Bde.). In seinen kritischen und ästhetischen Arbeiten bekundet er sich als einen Anhänger Gottscheds. Goethe, der in Leipzig C.' Vorlesungen besuchte, persifliert den Gelegenheitsdichter im 2. Band von »Wahrheit und Dichtung« und sein Stück »Medon« in einem witzigen Epigramm. — Auch seine Gattin **Julie Friederike Henriette**, geborne **Stölzel**, gest. 1805 in Dresden, war litterarisch vielfach thätig.

2) **Christian August Heinrich**, Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 21. Sept. 1772 zu Altenburg, war seit 1800 außerordentlicher und seit 1811 ordentlicher Professor der praktischen Philosophie in Leipzig und starb daselbst 30. März 1836. Er übersetzte mehreres aus dem Französischen, z. B. Lafontaines »Fabeln« (Leipz. 1803), gab Klopstocks »Nachlaß« (das. 1821, 2 Bde.) heraus und schrieb außerdem: »Gedichte« (das. 1794); »Fedor, der Mensch unter Bürgern« (das. 1805, 2 Bde.); »Entwurf einer systematischen Poetik« (das. 1804, 2 Bde.); »Grundriß der allgemeinen Religionslehre« (das. 1808); »Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtsein« (das. 1818—22, 5 Bde.). Nach seinem Tod erschien sein allegorisches Gedicht »Eros und Psyche« (Leipz. 1839).

Clodt-Jürgensburg, 1) **Peter, Baron von**, russ. Bildhauer, geb. 29. Mai 1805 zu Reval als Sohn eines Generalmajors, trat in die Artillerieschule zu Petersburg ein und avancierte bald zum Offizier; doch siegte die Liebe zur Kunst, und wie er schon als Knabe am Studium des Pferdes sein größtes Wohlgefallen gehabt, so neigte er sich jetzt vorwiegend der künstlerischen Darstellung des Pferdes zu. Er trat trotz seines reifern Alters als Schüler in die Petersburger Akademie der Künste ein, und seine Pferdestudien fanden bald allgemeine Anerkennung. Besonders liebte er es, das sich bäumende, ankämpfende, den Aufruhr der Muskeln zeigende Pferd bald in Holz, bald in Gips und danach in Guß darzustellen. Auf der 1838 errichteten Triumfalnaja Worota (Siegespforte) in Petersburg sind die vier wild dahinbrausenden Rosse der Quadriga sein Werk. Auch die kolossalen Gruppen der Rossebändiger auf der auf dem Newskijprospekt in Petersburg befindlichen Anitschkowschen Brücke sind von C. modelliert. Eine Nachbildung derselben befindet sich in Berlin vor dem königlichen Schloß auf der Terrasse am Lustgarten (s. Tafel »Bildhauerkunst VIII«, Fig. 8). Von ihm ist auch die 19 Fuß hohe Reiterstatue des Kaisers Nikolaus in Petersburg. Neben diesen monumentalen Leistungen hat er kleinere Darstellungen von Kosaken- und Steppenpferden geschaffen, welche für Künstler und für Pferdeliebhaber im höchsten Grad anziehend sind. Er starb 20. Nov. 1867.

2) **Michael Konstantinowitsch**, russ. Maler, Sohn des vorigen, geb. 1832 zu Petersburg, bildete sich auf der dortigen Akademie zum Landschaftsmaler aus und erhielt 1853 den ersten Preis. Im J. 1864 wurde er Professor der Akademie. Die Motive zu seinen Landschaften, die durch feine Lichtwirkung ausgezeichnet sind, entlehnt er der russischen Heimat; eine Straße im Herbstregen, Rückkehr vom Feld, Partie aus dem Gouvernement Orel, Ebene mit Viehherde, Ansicht der Wolga bei Simbirsk sind seine hervorragendsten Werke.

3) **Michael Petrowitsch**, russ. Maler, Sohn von C. 1), geb. 1835 zu Petersburg, widmete sich auf der dortigen Akademie der Kunst und erhielt 1855 für ein Genrebild die erste Auszeichnung. Im J. 1867 wurde er Mitglied der Akademie. Von seinen durch Tiefe der Empfindung ausgezeichneten Genrebildern sind zu nennen: die schwarze Bank (finnisches Sittenbild), vor der Abreise, der Antiquar, der Märtyrer, der Besuch bei den Gefangenen und der letzte Frühling.

Cloghanns (spr. klogg-hanns), englisch-irische Bezeichnung für gewisse prähistorische Wohnstätten.

Clogher (spr. klohger), Dorf in der irischen Grafschaft Tyrone, mit protest. Kathedrale, früher von Bedeutung, jetzt ein armer Ort von 240 Einw.

Cloisonné (franz., spr. klŏaj-), s. Emailmalerei.

Clölia, eine röm. Jungfrau, welche, nach der römischen Sage mit andern Jungfrauen dem König Porsena als Geisel übergeben, an der Spitze von jenen den Tiberstrom durchschwamm und glücklich zu den Ihrigen entkam. Von den Römern dem Porsena zurückgeschickt, wurde sie von diesem freigegeben und erhielt überdies die Erlaubnis, einen Teil der Geiseln mit sich zu nehmen, worauf sie die der Mißhandlung am meisten ausgesetzten Minderjährigen erwählte. In Rom wurde C. durch eine Reiterstatue (auf der Via sacra) geehrt.

Clonakilty, Stadt in der irischen Grafschaft Cork, an der gleichnamigen Bai, südwestlich von Bandon, größtenteils seit 1790 erbaut, mit (1881) 3676 Einw., war früher ein wichtiger Sitz der Leinwandfabrikation und treibt jetzt vorzugsweise Küstenhandel und Fischerei. Der Hafen ist durch eine Barre mit nur 3,6 m Wasser geschlossen.

Clones (spr. klohns), Stadt in der irischen Grafschaft Monaghan, am Finn, mit Klosterruinen aus dem 5. Jahrh. und (1881) 2216 Einw.

Clonmel, Hauptstadt des South Riding der irischen Grafschaft Tipperary, am schiffbaren Suir, über den drei Brücken führen, ist in einem reizenden Thal gelegen und schön gebaut, hat einen Gerichtshof, eine Kunstschule, ein Hospital und Irrenhaus und (1881) 9325 Einw., welche wichtigen Handel mit Landesprodukten treiben. Die Festungswerke wurden 1650 von Cromwell geschleift. Die Stadt ist Geburtsort des Dichters Lawrence Sterne.

Clontarf, Vorstadt von Dublin, nordöstlich davon am Meer gelegen, mit altem Schloß und (1881) 4210 Einw. Hier erfocht Brian Boroimhe 1014 seinen letzten Sieg über die Dänen.

Cloots, Jean Baptiste du Val de Grâce, Baron von, gewöhnlich Anacharsis C. genannt, einer der seltsamsten Schwärmer während der französischen Revolution, geb. 24. Juni 1755 auf Schloß Gnadenthal bei Kleve, wurde vom elften Jahr an zu Paris erzogen. Durch das eifrige Studium der Alten begeisterte er sich für die altgriechische Demokratie so, daß er unter dem Namen Anacharsis Europa bereiste, um für Herstellung derselben zu wirken; die Vereinigung aller Völker zu einer Familie war sein Ideal. Die französische Revolution schien ihm die Verwirklichung desselben zu verheißen; er erschien 19. Juni 1790 an der Spitze eines bunt gekleideten Haufens, der die Abgeordneten der verschiedenen Völker des Erdkreises vorstellte, vor der Nationalversammlung, überreichte ihr eine Dankadresse für die Erhebung gegen die Tyrannen und bat um Aufnahme aller in Paris befindlichen Fremden in die französische Gemeinschaft. Seitdem nannte er sich den Redner des Menschengeschlechts (orateur du genre humain). Er betrieb vor allem die Verbreitung der Revolution in den Nachbarlanden und steuerte 1792 zur allgemeinen Bewaffnung Frankreichs 12,000 Frank bei. 1793 von dem Oisedepartement in den Konvent gewählt, beantragte er als Feind des Königtums und des Christentums (er bezeichnete sich als persönlichen Feind Jesu) eine radikale Reform in Politik und Religion. Für den Tod Ludwigs XVI. stimmte er im Namen des Menschengeschlechts. Als ein Adliger und Reicher wurde er endlich aus dem Klub der Jakobiner ausgeschlossen, in den Fall Héberts verwickelt, 15. März 1794 verhaftet und 24. März hingerichtet. Er hinterließ eine Menge Schriften, darunter: »Certitude des preuves du Mohammédisme« (Lond. 1780); »L'orateur du genre humain, ou dépêches du prussien Cloots au prussien Herzberg« (1791), und »Base constitutionnelle de la république du genre humain« (1793). Vgl. G. Avenel, Anacharsis C., orateur du genre humain (Par. 1865, 2 Bde.).

Closen, Karl, Freiherr von, bayr. Staatsmann, geb. 1786 zu Zweibrücken aus einem altadligen Geschlecht, Sohn Ludwig v. Closens (geb. 1755, gest. 1830), der im amerikanischen Freiheitskrieg 1780–83 als Adjutant Rochambeaus unter Washington focht und später in französischen Diensten bis zum Maréchal de Camp vorrückte. C. studierte 1802–1804 zu Wien und Landshut, ward 1814 Kreisrat, machte den Feldzug von 1814 unter Wrede mit, wurde 1817 Regierungsrat im Ministerium des Innern, 1819 Ministerialrat und wohnte als Abgeordneter der adligen Gutsbesitzer allen Landtagen bis 1831 bei. Wegen seiner liberalen Opposition in Ruhestand versetzt, widmete er sich dem Betrieb landwirtschaftlicher Unternehmungen und der Hebung der untern und mittlern Volksklassen. 1831 verweigerte ihm die Regierung den Eintritt in die Kammer, und 1833 wurde sogar eine Kriminaluntersuchung wegen Majestätsbeleidigung gegen ihn eröffnet, welche erst 1839 mit seiner Freisprechung endigte. Wieder in die Kammer der Abgeordneten zugelassen, wirkte er hier 1846–1848 vermittelnd. Im Vorparlament zu Frankfurt zum Mitglied des Fünfzigerausschusses gewählt, wohnte er nur wenigen Sitzungen desselben bei, da er vom König Maximilian II. zum Bundestagsgesandten, dann zum Bevollmächtigten bei der Zentralgewalt ernannt wurde. Nach dem Rücktritt des bayrischen Märzministeriums wurde er zum außerordentlichen Staatsrat ernannt. Er starb 19. Sept. 1856 kinderlos auf seinem Gut Gern. Er schrieb: »Kritische Zusammensetzung der bayrischen Landkulturgesetze« (Münch. 1818); »Die Armee als militärische Bildungsanstalt der Nation« (das. 1850, Zusätze 1851); »Die preußische Landwehr« (das. 1855).

Closener, Fritsche (Friedrich), Straßburger Chronist, lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. und war Präbendar an der St. Katharinenkapelle des Münsters. Seine Chronik ist eine der frühsten in deutscher Sprache geschriebenen und der erste Versuch, die Geschichte einer einzelnen Stadt an die Universalgeschichte anzuknüpfen. Die Geschichte seiner eignen Zeit (bis 1362) ist anschaulich und belehrend, der Ausdruck einfach, das Urteil verständig. Die ganz vergessene und verloren geglaubte Chronik wurde von Strobel zu Paris in der Originalhandschrift wieder aufgefunden und in der Bibliothek des Stuttgarter Litterarischen Vereins (1843, Bd. 1), dann von Hegel in »Chroniken der deutschen Städte« (»Straßburg«, Bd. 1, Leipz. 1870) herausgegeben. Vgl. Schneegans, Notice sur C. et Königshoven (Leipz. 1842).

Closs, Gustav Paul, Maler, geb. 14. Nov. 1840 zu Stuttgart, lernte daselbst bei Funk, ging 1863 nach Italien und ließ sich dann in München nieder, von wo er Reisen durch Deutschland und nach Belgien und Frankreich unternahm. Er starb 14. Aug. 1870 in Prien am Chiemsee. C.' Landschaften erfreuen durch poetische Stimmung und klare Farbe, leiden jedoch an Oberflächlichkeit. Er hat namentlich viel für den Holzschnitt gezeichnet, worin Doré großen Einfluß auf ihn ausübte.

Clos Vougeot (spr. klo wuhscho), berühmte Weinberglage im franz. Departement Côte d'Or, 11 km südlich von Dijon, ca. 60 Hektar umfassend, erzeugt den trefflichsten Burgunderwein, war früher Eigentum der Abtei Citeaux, dann des Bankiers Tourton, der das Grundstück für ½ Mill. Frank verkaufte.

Clot (spr. klo), **Antoine**, bekannter unter dem Namen **Clot Bei**, der Begründer des ägyptischen Medizinalwesens, geboren im April 1795 zu Marseille, studierte in Grenoble und Montpellier und ging 1825 nach Ägypten, wo er im Auftrag des Paschas zu Kairo den Gesundheitsrat des Heers und zu Abu Zabel eine medizinische Lehranstalt errichtete, an die er auswärtige Lehrer berief, während er selbst die Chirurgie und die chirurgische Klinik übernahm, ferner eine Schule der französischen Sprache, eine Apotheker- und Veterinärschule und 1832 ein Hebammeninstitut gründete. 1832 wurde er zum Bei ernannt. Er ordnete auch den Sanitätsdienst der ägyptischen Marine, wurde 1836 Generalstabsarzt der Armeen und Chef des gesamten Medizinalwesens und nahm seinen Wohnsitz in Kairo, wohin auch die Unterrichtsanstalten verlegt wurden. Nach Mehemed Alis Tod nahm er seinen Aufenthalt wiederum in Frankreich, kehrte jedoch 1854 nach Ägypten zurück und wurde 1855 Leibarzt des Vizekönigs Said Pascha. Er starb Ende September 1868 in Marseille. C. schrieb: »Compte rendu des travaux de l'école de médecine d'Abou-Zabel 1827—32, etc.« (Marseille 1832—33); »Rélation des épidémies de choléra-morbus qui ont regné à l'Heggiaz, à Suez et en Égypte« (das. 1832); »De la peste observée en Égypte« (Par. 1840); »Aperçu général sur l'Égypte« (das. 1840, 2 Bde.); »Coup d'œil sur la peste et les quarantaines« (das. 1851); »De l'ophthalmie, du trichiasis, de l'entropion et de la cataracte observés en Égypte« (das. 1864).

Clôture (franz., spr. -tühr, »Einschließung, Umzäunung«), in der parlamentarischen Sprache Frankreichs s. v. w. Schluß der Debatte; auch der auf denselben gestellte Antrag (Schlußantrag). Unter der Restauration bezeichnete C. auch das Geschrei, womit die ultraroyalistische Partei in der französischen Kammer die liberalen Redner unterbrach, um zur Abstimmung zu kommen. Die Glieder dieser Partei hießen danach Clôturiers.

Cloué (spr. klue), **Georges Charles**, franz. Admiral, geb. 20. Aug. 1817, trat 1832 in die Marine ein, ward 1839 Fähnrich, 1846 Leutnant, 1855 Fregatten- und 1862 Linienschiffskapitän und war als solcher Unterbefehlshaber bei dem in den amerikanischen Meeren kreuzenden Geschwader. 1867 ward er zum Konteradmiral und Stabschef in Cherbourg, dann zum Gouverneur von Martinique ernannt. 1874 erhielt er den Rang eines Vizeadmirals und die Seepräfektur in Cherbourg und befehligte 1878 das Übungsgeschwader im Atlantischen Ozean. Darauf ward er Chef des hydrographischen Büreaus. Am 22. Sept. 1880 übernahm er im Kabinett Ferry das Marineministerium, trat aber im November 1881 wieder zurück. Er schrieb: »Renseignements hydrographiques sur la mer d'Azof« (Par. 1856); »Pilote de Terre-Neuve« (das. 1870, 2 Bde.) u. a.

Clouet (spr. kluä), 1) **François**, franz. Maler, Sohn des niederländischen Malers Jean C., der sich zu Tours und dann zu Paris niedergelassen. Dieser wurde nach seinem Vornamen **Janet** (eigentlich Jehannet) genannt, welcher Name auf den Sohn überging. François ward um 1510 zu Tours geboren, erhielt 1541 das französische Bürgerrecht und war Hofmaler Franz' I., Heinrichs II. und Karls IX. Er starb um 1572. Seine Hauptwerke sind: das Bildnis der Katharina von Medicis mit ihren vier Kindern, zu Howard Castle in England, und das Bildnis Karls IX., im Belvedere zu Wien, beide lebensgroß und in ganzer Figur. Das Louvre zu Paris besitzt die Bildnisse Karls IX. und der Elisabeth von Österreich. Eine Sammlung von 88 mit schwarzer und roter Kreide gezeichneten Bildnissen von Mitgliedern des französischen Hofes befindet sich in Howard Castle. Clouets Gemälde tragen deutlich die Spur seiner niederländischen Abkunft an sich; sie sind sehr fein ausgeführt, mit vorherrschend silbergrauem Ton, der die Modellierung des Fleisches etwas platt erscheinen läßt. Mit Holbein, dem seine Bilder häufig zugeschrieben werden, kann er sich übrigens nicht messen.

2) C. (auch **Clouwet**, **Clowet**), **Peter**, niederländ. Kupferstecher, geb. 1606 zu Antwerpen, besuchte Italien und Frankreich und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er 1677 starb. Seine besten Blätter sind: Herodias mit dem Haupt Johannis des Täufers, der Lusthof der Venus, der Tod des heil. Antonius, die Kreuzabnahme, St. Michael, der den Teufel bekämpft, alle nach Rubens; die heilige Jungfrau reicht dem Kinde die Brust, nach van Dyck; eine Gesellschaft bei Tisch, nach Diepenbeeck, 2c. Mit gleichem Erfolg stach er Porträte, Historien und Landschaften; C. Bloemaerts Einfluß ist darin sehr erkennbar.

3) **Albert**, Kupferstecher, Neffe des vorigen, geb. 1624 zu Antwerpen, bildete sich in Rom unter Bloemaert und lebte lange hier; starb 1687 in Antwerpen. Das beste seiner Blätter historischen Inhalts ist die Empfängnis der heiligen Jungfrau nach P. da Cortona. Besonders aber hat er eine Menge Bildnisse gestochen.

Clouwet, s. Clouet 2).

Clove, altes Wollgewicht in England, = 3,6 kg; in Esser Gewicht für Butter und Käse, = 4 kg.

Clovio, **Giulio**, zubenannt **Macedo**, Miniaturmaler, geb. 1498 zu Grizane, einem Dorf des kroatischen Küstenlandes, bildete sich 1516—19 in Italien zum Künstler aus, und zwar widmete er sich mit Vorliebe der Miniaturmalerei im Anschluß an Raffael und Michelangelo. Er malte viele Heiligenbilder, die ihm einen so großen Ruf erwarben, daß ihn König Ludwig II. von Ungarn 1524 nach Ofen als seinen Hofmaler berief. Hier blieb C. bis zur Schlacht von Mohács und vollendete unter anderm für den König ein Bild in Helldunkel, das Urteil des Paris, und für die Königin Maria eine Darstellung der Lucretia. Nach jener Schlacht kehrte er nach Italien zurück. In Rom 1527 in die Gefangenschaft der Söldner Karls von Bourbon geraten, that er das Gelübde, daß er, wenn er die Freiheit wiedererhalten sollte, der Welt entsagen wolle. Er ward demzufolge 1528 Mönch des Skopetinerordens im strengen Kloster des heil. Rufinus zu Mantua, ließ aber nach drei Jahren sein Klostergelübde lösen. Seine folgenden Arbeiten schuf er in Perugia für den Kardinal Grimani. Ein Manuskript mit der Erklärung des Briefs an die Römer stattete er mit drei Gemälden aus (in London im Museum von Soane). Für Grimani malte er ferner ein lateinisches Meßbuch (gegenwärtig in England in der Bibliothek des Lords Holford). Auch versah er für seinen Gönner ein Manuskript der Gedichte Petrarcas mit prächtigen Bildern (gegenwärtig in der Bibliothek der Familie Trivulzi in Mailand). Der Kardinal Alessandro Farnese berief ihn im Namen des Papstes Paul III. 1540 nach Rom. Hier stattete C. Psalmen- und Meßbücher mit Miniaturen aus und lieferte auch selbständige Gemälde in diesem Genre. In Florenz malte er für Herzog Cosimo I. unter anderm ein Kopfbild Christi nach einem alten, einst dem König von Jerusalem, Gottfried von Bouillon, zugehörigen Bild, welches als das getreueste Abbild Christi galt. Für Philipp II. von Spanien schmückte er ein prachtvoll geschriebe-

nes Manuskript mit zwölf Szenen aus dem Leben Karls V. und für den König von Portugal, Johann III., ein Psalmenbuch, wofür er 2000 Golddukaten erhielt. Sein bestes Werk, das er 1549 nach neunjähriger Arbeit vollendete, ist ein kleines Gebetbüchlein für den Kardinal Farnese, dessen Einband Benvenuto Cellini besorgte. Dieses mit vielen Edelsteinen geschmückte und auf mehr als 30,000 Dukaten geschätzte Kunstwerk befindet sich in der Privatbibliothek des ehemaligen Königs von Neapel. Nach Vasari soll man Porträte von C. in kleinen Medaillons am Hals getragen haben. C. starb 1578. Vgl. J. v. Kukuljevic-Sakcinski, Das Leben des G. J. C. (Agram 1852).

Clovis (franz., spr. -wis), s. v. w. Chlodwig.

Clown (engl., spr. klaun), Bauer, Tölpel, Rüpel; der Lustigmacher der englischen Bühne, dem deutschen Hanswurst verwandt. Er durfte früher selbst in Tragödien nicht fehlen und hatte das Recht, zu improvisieren. Je derber und zügelloser seine Späße, um so lieber war er dem Volk. Später wurde er in das Nachspiel und endlich, mit Ausnahme der Shakespeareschen Stücke, in die Pantomime und in die Seiltänzerbude verwiesen. Seine größte Wirksamkeit behauptete der C. noch in den Weihnachtspantomimen (Christmas pantomimes) auf den Theatern Drurylane und Coventgarden, wo ihm der unnachahmliche Joe Grimaldi in neuerer Zeit einen besondern Ruf gab.

Cloyne (spr. kleun), berühmte alte Stadt in der irischen Grafschaft Cork, mit zwei Kathedralen, einem 30 m hohen Rundturm und 1400 Einw.

Club (engl.), s. Klub.

Clugny (spr. klünji), s. v. w. Cluny.

Clunes (spr. kluhns), Stadt in der britisch-austral. Kolonie Victoria, durch Eisenbahn mit Melbourne verbunden, mit (1881) 5811 Einw., welche namentlich Bergbau auf Gold in Quarzriffen betreiben. Seit 1851 wurden hier 492,039 Unzen im Wert von 1,971,048 Pfd. Sterl. gewonnen.

Cluniacenser, Kongregation von Cluny, s. Cluny.

Cluny (spr. klüni, lat. Cluniacum), Stadt im franz. Departement Saône-et-Loire, Arrondissement Mâcon, an der Grosne (Nebenfluß der Saône) und der Eisenbahn Mâcon-Paray le Monial, ein reicher und industrieller Ort mit mehreren alten Kirchen, einer Bibliothek von 5000 Bänden, einem Museum, einer prächtigen, ehemals hochberühmten Benediktinerabtei, in deren Gebäuden sich gegenwärtig eine fachgewerbliche Normalschule befindet, und (1876) 4007 Einw., welche Papierfabrikation und Gerberei betreiben. — Die Abtei C. wurde vom Herzog Wilhelm von Aquitanien gestiftet und dem aus burgundischem Grafengeschlecht stammenden Abt Berno (910) übergeben, welcher die Klosterzucht nach der Benediktinerregel wiederherstellte. In allgemeinen Ruf kam die Abtei besonders durch den zweiten Abt, Odo (927—941), welcher die Ordensregel verschärfte. Neue Klöster wurden von C. aus angelegt, alte reformiert, und so entstand in dem Benediktinerorden die Kongregation von C., der Orden der Cluniacenser, d. h. eine Vereinigung vieler Klöster unter dem gemeinsamen Oberhaupt, dem Abt von C., der deshalb den Titel »Erzabt« führte, sowie die Abtei zu C. selbst »Archimonasterium« genannt wurde. Die Statuten dieser Kongregation, Consuetudines genannt, regelten das klösterliche Leben bis in seine kleinsten Einzelheiten, zwängten selbst die Wohlthätigkeit in bestimmte Grenzen ein und ließen, indem sie Kleidung, Speise, selbst die Erholung durch Vorschriften ordneten, der individuellen Entwickelung gar keinen Spielraum. Bezeichnend ist besonders das Gebot des Schweigens an bestimmten Orten und zu gewissen Zeiten, daher für dieselben eine Art Zeichensprache eingeführt wurde. C. wurde der Ausgangspunkt der auf Befreiung der Kirche von der Herrschaft des Staats und insbesondere des Kaisertums gerichteten Reformation. Der Cluniacensermönch Hildebrand suchte als Papst Gregor VII. das Ideal seines Klosters zu verwirklichen. Ihre Gunst bezeigten die Päpste durch die zahlreichen der Kongregation und den Äbten verliehenen Privilegien und Auszeichnungen, durch welche die letztern den Bischöfen gleichgestellt und dem römischen Stuhl unmittelbar verpflichtet wurden. Der ausschweifende Übermut der Mönche zu C., welcher namentlich unter dem Abt Pontius (1109—1125) geübt wurde, fand allerdings noch einmal seinen Bändiger an dem ausgezeichneten Abt Petrus Venerabilis (s. d.) 1122—56. Mit den anwachsenden Reichtümern stellte sich die Verweltlichung immer mehr ein. Die Reformversuche der Äbte Hugo V. und Yvo im 13. Jahrh. sowie des Abtes Heinrich I. im 14. Jahrh. scheiterten an der unbezwingbaren Zuchtlosigkeit der Cluniacenser; 1528 geriet der Orden in vollständige Abhängigkeit von den Guisen. Spätere Reformen des sehr verbreiteten Ordens von C., wie z. B. die von Richelieu versuchte Vereinigung mit den Maurinern 1634, gaben Anlaß zu endlosen Streitigkeiten, welche erst mit der Aufhebung der Abtei und des ganzen Ordens 1790 endeten. Die Tracht der Cluniacenser war im Gegensatz zu der weißen der Cistercienser schwarz. Der von den Äbten von C. in Paris erbaute Palast, das Hôtel de C., ward 1833 von Du Sommerard zur Aufstellung seiner reichen Sammlung von mittelalterlichen Kunstgegenständen erworben und ging 1842 mit dieser an den Staat über. Vgl. Champly, Histoire de l'abbaye de C. (2. Aufl., Mâcon 1879); Greeven, Die Wirksamkeit der Cluniacenser auf kirchlichem und politischem Gebiet im 11. Jahrhundert (Wesel 1870); Cucherat, C. au XI. siècle, son influence, etc. (2. Aufl., Autun 1873); Penjon, C., la ville et l'abbaye (Cluny 1885). S. Benediktiner.

Clupea, Hering.

Cluse (franz., spr. klühs'), die tiefen Querdurchbrüche in den Ketten des schweizerischen und franz. Jura, also die Felsengen, durch welche die reichlichern Wasser tiefer gefurchter Jurathäler ihren Weg in die Ebene hinaus finden. So in Vallorbe, Val de Travers, St.-Imier, Val Moutier, im Dünnernthal. Im Val de Travers kommt das Wort in der Diminutivform Clusette vor. Auch im Alpengebiet, am Eingang ins Prätigau, an der Tamina, an der Kander u. a. O. ist die romanische Form Clus gebräuchlich, in Tirol und anderwärts als Klause gesprochen.

Cluse, La (La C. en Mijoux, spr. klühs' ang mischuh), Ort im franz. Departement Doubs, Arrondissement Pontarlier, 1000 m hoch am Eingang eines der wichtigsten Pässe des Jura gelegen, durch welchen die Straße und Eisenbahn nach Neuenburg führt, und welcher von dem Fort Joux gesperrt wird. Die beiden mit schwerem Geschütz armierten Sperrforts beherrschen vollständig die Straße. Am 1. Febr. 1871 lieferten die Franzosen hier den Deutschen ein Gefecht, um ihren Abmarsch nach dem Schweizergebiet zu decken.

Cluseret (spr. klühs'rä), Gustave Paul, franz. Kommunist, geb. 13. Juni 1823 zu Paris, kam 1841 in die Militärschule zu St.-Cyr, wurde 1843 Unterleutnant, trat mit dem Rang eines Kapitäns in die nach der Februarrevolution 1848 gebildete Mobilgarde, zeichnete sich bei Bekämpfung des Juniauf-

standes von 1848 aus und wurde 1855 Kapitän eines Jägerregiments. Er machte den Krimkrieg mit und diente dann in Afrika, nahm aber seinen Abschied, begab sich mit einer Schar Freiwilliger nach Italien, um Garibaldi bei der Eroberung Neapels beizustehen, machte den Feldzug mit dem Rang eines Obersten mit und ging 1861 nach Amerika, als eben der Bürgerkrieg dort ausbrach. Als Oberst einer Freiwilligenschar trat er in die Unionsarmee ein, ward Adjutant Mac Clellans und 1862 General. Nach dem Kriege gründete er in New York das Journal »New Nation«, um die Kandidatur Fremonts für die Präsidentschaft zu unterstützen. 1868 kehrte er nach Frankreich zurück und wurde Mitarbeiter mehrerer radikaler Blätter, sah sich aber durch mehrere Anklagen veranlaßt, nach England überzusiedeln. Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 eilte er nach Paris, trat in die Redaktion der »Marseillaise« ein und schrieb gleich in den ersten Tagen einen wütenden Artikel gegen die Regierung der nationalen Verteidigung, der seine Entlassung aus der Redaktion zur Folge hatte. Darauf verließ er Paris, ging nach Lyon und organisierte dort den Aufstand vom 28. Sept., nach dessen unglücklichem Ausgang er nach Marseille floh, wo er eine Liga des Südens gründete und sich zum Chef der militärischen Streitkräfte Südfrankreichs ausrufen ließ, aber schließlich auch vertrieben wurde. Als der Aufstand der Kommune in Paris 18. März 1871 ausbrach, eilte er dorthin, wurde 2. April zum Delegierten des Kriegswesens ernannt und leitete die Angriffe auf die Versailler Truppen 3. und 4. April, die mit einer Niederlage der Aufständischen endigten. Darauf suchte er das Militärwesen der Kommune besser zu organisieren und entfernte die Unfähigen aus den höhern Kommandos. Das Zentralkomitee behandelte er sehr verächtlich. Er wurde daher der Bestechung durch die Versailler Regierung beschuldigt, und als 30. April die Besatzung des Forts Issy dasselbe aufs schmählichste verließ, ward er seines Postens enthoben und nach dem Gefängnis Mazas gebracht. Am 24. Mai, als die Regierungstruppen schon in den Straßen von Paris kämpften, wurde C. frei, entkam aus der Stadt, floh nach England und von da nach Amerika, endlich in die Schweiz. Das Kriegsgericht zu Versailles verurteilte ihn in contumaciam zum Tod. 1880 amnestiert, kehrte er nach Frankreich zurück.

Cluses (spr. klühs'), Stadt im franz. Departement Obersavoyen, Arrondissement Bonneville, in der Landschaft Faucigny, an der Arve, mit (1876) 1813 Einw., meist Uhrmachern. Die Kongregation der Benediktiner von C. ward 966 von Hugo von Scousat gestiftet, 1066 reformiert und zählte 1216: 145 Klöster. Prinz Eugen war Abt des Hauptklosters.

Clusia *L.* (Klusie), Gattung aus der Familie der Klusiaceen, Sträucher und Bäume, meist im tropischen Amerika, mit gegenständigen, einfachen, ganzen Blättern, schönen, meist einzeln stehenden, diözischen oder polygamischen Blüten und lederartiger, vielsamiger Kapsel, enthalten einen zähen, balsamischen Saft, und ihre klebrigen Samen bleiben beim Herabfallen oft am Stamm hängen und keimen, wenn sie zufällig in eine Rindenspalte gelangen. Sie werden in mehreren Arten als Zierpflanzen kultiviert, einige in der Heimat als Heilmittel benutzt. Von C. flava *L.*, mit parallel geäderten, dicken Blättern und gelben Blüten, auf Jamaica, dient der balsamische Saft häufig als Wundmittel sowie als Surrogat des Kopaivabalsams und heißt dort Schweinsgummi, weil die wilden Schweine, wenn sie verwundet worden sind, angeblich sich so lange an den Stämmen reiben, bis der Saft herausfließt. C. rosea *L.*, ein sehr schöner Baum mit großen, rosenroten, schönen Blüten und gerippten Früchten von der Größe eines Apfels mit scharlachrotem Fleisch, auf Santo Domingo, in Carolina, enthält in allen seinen Teilen einen bittern Balsam, welcher, sowie das aus der Rinde freiwillig ausschwitzende Gummiharz, arzneilich und wie Pech und Teer zum Kalfatern der Schiffe benutzt wird.

Clusium, Stadt, s. Chiusi.

Clusius, Arzt und Botaniker, s. Lecluse.

Clusōne (deutsch Klausen), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Bergamo, im Thal des Serio, 649 m ü. M., hat eine Pfarrkirche mit Skulpturen und Gemälden, eine Miserikordiakirche mit Fresken aus dem 15. Jahrh. an der Außenwand, einen Totentanz darstellend, römische Altertümer, ein Gymnasium und (1881) 2870 Einw., welche Leinen- und Tuchweberei und bedeutenden Marktverkehr betreiben.

Cluver, Philipp, Geograph, s. Klüver.

Clydach (spr. kleidach), berühmte Eisenhütte am Usk, im südöstlichen Winkel von Brecknockshire (Wales).

Clyde (spr. kleid'), Fluß im südlichen Schottland, entspringt in den Bergen des südlichen Lanarkshire, fließt in nordwestlicher Richtung bei Lanark, Hamilton, Glasgow, Renfrew und Dumbarton vorüber und fällt nach einem Laufe von 157 km unterhalb Greenock in den Clydebusen (Firth of Clyde) der Irischen See. Bei Lanark bildet er eine Reihe schöner Wasserfälle. Bis Glasgow, wohin die Flut geht, ist er für Seeschiffe von 5,5 m Tiefgang schiffbar gemacht worden. Sein Flußgebiet, Clydesdale (4092 qkm), ist reich an Obst, Pferden, Kohlen und Eisen, und innerhalb desselben wohnt fast der dritte Teil der ganzen Bevölkerung Schottlands. Ein Kanal (s. Forth- und Glasgowkanal) verbindet den Clyde mit dem Forth.

Clyde (spr. kleid'), Lord, s. Campbell 4).

Clydesdale (spr. kleid'sdehl), s. v. w. Strathclyde.

Clysma, das Klystier.

cm, offizielle Abkürzung für Zentimeter; cmm für Kubikmillimeter.

C moll (ital. Do minore, franz. Ut mineur, engl. C minor), s. v. w. C mit kleiner (weicher) Terz. Der C moll-Akkord = c es g. Über die C moll-Tonart, drei ♭ vorgezeichnet, s. Tonart.

Cn., Abkürzung des röm. Vornamens Cnejus, Cnäus, auch Gnäus und Cneus.

Cnemidōtus, s. Wasserkäfer.

Cneorum *L.* (Zeiland), Gattung aus der Familie der Rutaceen, kleine Sträucher mit einfachen, lederartigen Blättern und zwitterigen Blüten. Zwei Arten in den Mittelmeerländern, besonders in Spanien und auf den Kanaren. C. tricoccum *L.* (kleiner Ölbaum) ist ein niedriger, immergrüner Strauch Südeuropas und Nordafrikas, an der Meeresküste, mit gelben Blüten und roten Früchten von der Größe der Pfefferkörner, welche, wie die ganze Pflanze, scharf und bitter schmecken. Die Blätter wirken drastisch purgierend und waren ehedem, wie auch die Früchte, offizinell. C. pulverulentum *Vent.*, ein gegen 1,25 m hoher Strauch auf den Kanarischen Inseln, mit grau bestäubten Blättern, soll auf Teneriffa als Ersatzmittel der China gebraucht werden.

Cnethocampa, s. Prozessionsspinner.

Cnicus *L.* (Heildistel, Benediktenkraut), Gattung aus der Familie der Kompositen mit der einzigen Art C. benedictus *L.* (Centaurea benedicta *L.*, Kardobenediktenkraut, Bitterdistel, Bernhardinerkraut, Spinnendistel), ein einjähriges Ge-

wächs in Griechenland, auf Chios, Lemnos, in Persien und Transkaukasien, kommt im südlichen Europa verwildert vor und ist durch Gartenkultur bis in das südliche Norwegen und nach Nordamerika verbreitet worden. Das Kardobenediktenkraut ist 20—40 cm hoch, mit gespreizt ästigem, wie die Blätter zottig und klebrig behaartem, spinnwebfilzigem Stengel, wechselständigen, buchtig fiederteiligen Blättern mit rundlichen, in eine starre Stachelspitze auslaufenden Sägezähnen und mit gelben Blüten in fast kegelförmigen, einzeln endständigen Köpfchen. Das Kraut schmeckt stark und sehr rein bitter, nicht aromatisch, enthält einen kristallisierbaren Bitterstoff, Cnicin, reichlich Kali- und Kalksalze und ist mit den Blüten offizinell. Es wird als rein bitteres Mittel viel bei Dyspepsie, namentlich bei der chronischen Dyspepsie der Trinker, benutzt, auch bei chronischen Bronchialkatarrhen und Wassersucht. Größere Dosen erregen leicht Übelkeit, selbst Erbrechen. Im Mittelalter glaubte man in C. die heilkräftige Acarna des Theophrastus oder die Atractylis des Dioskorides zu erkennen und führte sie besonders auf Empfehlung von Arnoldus Villanovanus um 1350 in den Arzneischatz ein.

Co oder **Comp.**, Abkürzung für Compagnie (Kompanie), Bezeichnung einer Gesellschaftsfirma.

Co, in der Chemie Zeichen für Kobalt (Cobaltum).

Côa, Fluß in Portugal, Distrikt Guarda, entspringt nahe der spanischen Grenze in der Serra de las Mesas und mündet nach einem Laufe von 140 km links in den Douro.

Coacervatio (lat.), Anhäufung; in der Rhetorik die Häufung der Beweise statt der Durchführung der einzelnen.

Coagŭlum (lat.), Gerinnsel, s. Koagulieren.

Coahuila, ein Staat in der Republik Mexiko, der im O. an Nuevo Leon und Tamaulipas, im S. an Zacatecas, im W. an Durango nnd Chihuahua, im N. an Texas grenzt, gegen welches der Rio Grande die Grenze bildet. Es ist ein im einzelnen noch wenig bekanntes Gebiet von 156,731 qkm (2846,4 QM.) Flächeninhalt. Der südliche Teil des Landes, das ganz dem obern Abfall des Plateaus von Neuspanien angehört, ist noch ziemlich gebirgig, indem von Nuevo Leon her einige Zweige der Ostkordilleren hereinziehen; der nördliche Teil verflacht sich allmählich gegen den Rio Grande hin, und auf seiner wellenförmigen Oberfläche wechseln große Waldungen mit grasreichen Ebenen und fruchtbaren Thälern. Der südwestlichste Teil gehört der großen Wüste des Bolson de Mapimi an, die teilweise noch von unabhängigen Indianern durchzogen wird. Die bedeutendsten Flüsse des Staats sind im nördlichen Teil der Rio Salado, der dem Rio Grande zuströmt und den Rio Sabinas aufnimmt, im S. Zuflüsse des San Juan. Von den Seen Coahuilas sind die größten: die durch eine Verbreiterung des Rio de Nazas (Quellfluß des San Juan) gebildete Laguna del Muerto, die Laguna de Parras, ein Salzsee südlich davon, und der an der Westgrenze liegende Salzsumpf Laguna de Tlahualila. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt und gesund, doch mit großen Kontrasten zwischen kalten Wintern und sehr warmen Sommern mit ausdörrenden Winden. Der Haupterwerbszweig der Bevölkerung, deren Zahl 1882 auf 130,026 Seelen geschätzt wurde, ist die Viehzucht, daneben einiger Anbau von Weizen, Mais, Gerste, Kaffee, Baumwolle, Hülsenfrüchten, Zuckerrohr, spanischem Pfeffer, Wein sowie europäischen Gartenfrüchten, die recht gut fortkommen. Die Berge sind reich an Silber und Eisen, und auch Gold, Kupfer, Blei, Steinkohlen und Salz kommen vor, doch wird der Bergbau noch sehr lässig betrieben (1878: 1580 Arbeiter). Seit der Eröffnung der Eisenbahn von Laredo (Texas) nach Saltillo hat sich indes das Land sichtlich gehoben, und auch mehrere Fabriken (namentlich für Baumwollweberei) sind von eingewanderten Amerikanern gegründet worden. Hauptstadt ist Saltillo. S. Karte »Mexiko«.

Coaks (engl., spr. kohks), unrichtige oder weniger gute Schreibweise für Cokes, s. Koks.

Coalbrookdale (spr. kohlbrukdehl), Teil des städtischen Bezirks Madeley (s. d.) in Shropshire (England), am Severn, mit Eisenwerken (seit 1709) und Gießereien.

Coal-Grit, s. Grit.

Coanza (Kwanza), Strom im westlichen Südafrika, entspringt im O. Benguelas, südlich von Bihé, etwa unter 13½° südl. Br., hat in der ersten Hälfte seines Laufs eine südnördliche Richtung, wendet sich dann nach W., tritt mit den hohen Katarakten von Kambambe in die flachere Küstenstufe ein und mündet 2 km breit etwa 50 km südlich von San Paolo de Loanda, unter 9° 23′ südl. Br., in den Atlantischen Ozean. Er umschließt an seiner Mündung eine Insel mit einem alten holländischen Fort, andre weiter aufwärts bei den portugiesischen Forts Calumbo und Muchima ꝛc. Seine Wassermasse ist sehr groß und wegen ihrer weißlichen Färbung noch fast 12 km von der Küste wohl erkennbar. Bis zu den Katarakten von Kambambe, 225 km von der Mündung, ist er für kleinere Schiffe fahrbar und wird bis Dondo wirklich von portugiesischen Dampfern befahren. Bis dorthin haben auch die Portugiesen Pflanzungen an den Ufern angelegt.

Coast Castle, Stadt, s. Cape Coast Castle.

Coast Range (spr. kohst rehndsch, »Küstenkette«), ein Längengebirge an der Küste des Stillen Ozeans in Nordamerika, erstreckt sich, vielfach gegliedert, über 2000 km weit vom untern Colorado an bis zur Juan de Fuca-Straße und findet einerseits in den Gebirgszügen von Vancouver und andrer Künsteninseln seine natürliche Fortsetzung im N. wie in dem Gebirgszug der kalifornischen Halbinsel im S. Der mittlere Teil des Gebirges gehört der Kreidebildung an, an den Enden aber treten eocänische Gesteine auf; vulkanische Durchbrüche kommen vor, doch keine aktiven Vulkane. Durchbrochen wird das Gebirge von dem Columbiastrom und von der Goldenen Pforte von San Francisco, und diese Durchbrüche geben Zutritt zu breiten Längenthälern oder Thalmulden, die zwischen den Küstenketten und dem weiter östlich streichenden Kaskadengebirge und der Sierra Nevada eingelagert sind. Das nördliche dieser Thäler bildet den fruchtbarsten Teil Oregons und wird vom Willamette durchzogen; das südliche, in Kalifornien, bewässern die von N. und S. der Bai von San Francisco tributären Flüsse Sacramento und San Joaquim. Einige der bedeutendern Gipfel der Küstenkette sind der Olympus an der Juan de Fuca-Straße (2480 m), Mount Valley (1938 m) und der erloschene Vulkan Helena (1324 m) im nördlichen Kalifornien, Monte Diablo (1175 m) bei der San Francisco-Bai und der San Bernardino (2590 m) im SO.

Coaetanĕus (lat.), Alters- oder Zeitgenosse, besonders der mit andern zu gleichem Zweck an demselben Ort lebt, z. B. auf der Universität.

Coatbridge (spr. kohtbridsch), Stadt in Lanarkshire (Schottland), 15 km östlich von Glasgow, am Monklandkanal, mit wichtigen Eisenwerken und (1881) 17,500 Einw.

Coaticooke (spr. kohtikuhk), Dorf in der Provinz Quebec (Kanada) an der Grenze von Vermont, mit

Zollamt und (1881) 2682 Einw. Einfuhr (1883) 230,956 Doll., Ausfuhr 2,009,169 Doll.

Coating (engl., spr. kohti-, Fries, Flaus), langhaariges Tuchgewebe, entweder leinwandartig (glatter C.) oder geköpert (Köper-C.) gewebt, welches stark gewalkt und einfarbig, meliert, geflammt oder gefleckt hergestellt wird. Leichter C. heißt Lady-C., schwerer C. heißt Kastorin.

Coba, Landschaft in Afrika, s. Koba.

Cobaea *Cavan.* (Kobäe), Gattung aus der Familie der Polemoniaceen, schön blühende mexikanische Schlingpflanzen mit wechselständigen, fiederschnittigen, am Ende gabelrankigen Blättern, blattwinkelständigen, einzelnen, gestielten, glockenförmigen Blüten und lederartiger, vielsamiger Kapsel. C. scandens *Cavan.*, mit dreipaarig gefiederten Blättern und langstieligen, 6,5—9 cm langen, übergebogenen, anfangs grünen, dann violetten Blüten, bildet in den Wäldern Mexikos von einem Baum zum andern schöne Guirlanden und wird bei uns als prachtvolle, reichblühende Zierpflanze viel kultiviert.

Cobaltum, s. v. w. metallisches Arsen, auch Kobalt.

Cobán, Hauptstadt des Departements Alta Verapaz im zentralamerikan. Staat Guatemala, liegt auf fruchtbarer Hochebene der Tierra templada, hat (1881) 18,076 Einw., ist Sitz eines deutschen Konsuls und war früher Mittelpunkt der Thätigkeit der Dominikaner.

Cobar, Bergwerksstadt in der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, südlich von Bourke, am Darling, mit reichen Kupferbergwerken, von welchen die Great Cobar Mine allein 600—700 Menschen beschäftigt und bisher für 14 Mill. Mk. Kupfer geliefert hat.

Cobbe (Kobeyh), ehemalige Hauptstadt Dar Furs in Afrika, liegt in einer weiten Ebene, eine Tagereise nördlich von der jetzigen Hauptstadt Tendelti, und ist ein wichtiger Handelsplatz mit etwa 6000 Einw., fast ausschließlich fremden Handelsleuten.

Cobbett, William, engl. Publizist, geb. 9. März 1762 als Sohn eines Bauern zu Farnham in Surrey, trat 1784 zu Chatham ins Militär ein und ging 1785 mit seinem Regiment nach Neuschottland, kehrte aber 1791 als Sergeant nach England zurück, nahm seinen Abschied und ging 1792 nach Amerika. Rastloser Eifer im Studieren hatte inzwischen die Mängel seiner frühern Erziehung ersetzt. Er trat zu Philadelphia als Schriftsteller auf, veröffentlichte unter dem Namen Peter Porcupine (Stachelschwein) mehrere Flugschriften, in welchen er das englische Interesse gegenüber den in den Vereinigten Staaten vorherrschenden französischen Sympathien wahrte, wurde Buchhändler und gab die Zeitschrift »The Porcupine« heraus. Wegen einer Schmähschrift zu einer hohen Geldbuße verurteilt, kehrte er 1801 nach London zurück und redigierte bis an seinen Tod die Wochenschrift »Weekly political Register«, die ein Muster geistreicher Polemik war und den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung, namentlich auf die breiten Schichten des kleinen Bürgerstandes, ausübte. Er gehörte der Torypartei an, bis ihn 1805 eine von Pitt ihm zugefügte Beleidigung zum Radikalen machte. Wegen Anreizung zum Aufstand 1810 zu zweijähriger Gefängnisstrafe und 1000 Pfd. Sterl. Geldbuße verurteilt, war er doch bald wieder in politische Händel verwickelt, ging 1817 für ein Jahr nach Amerika und nahm dann die alte Thätigkeit wieder auf. Seit 1832 saß er für Oldham im Unterhaus, wo er jedoch keine bedeutende Stellung gewann. Er starb 18. Juni 1835 auf seinem Landgut bei Farnham in Surrey. Von seinen Schriften sind zu nennen: »The works of Peter Porcupine« (Lond. 1801, 12 Bde.); »Treatise on Cobbett's Corn« (das. 1828); »English grammar« (neue Ausg. 1883), in welcher die Beispiele eine fortgehende Satire auf das Königtum sind (für Deutschland bearbeitet von Pleßner; 2. Aufl. von Kaltschmidt, Leipz. 1839); »Collection of state trials« (Lond. 1809—10, 3 Bde.); »Parliamentary debates« (das. 1803—18, 20 Bde.). Sein letztes Werk, »History of the Protestant reformation« (neue Ausg. 1867; deutsch, 4. Aufl., Mainz 1862), erregte den allgemeinen Unwillen der kirchlichen Parteien Englands. Eine Auswahl seiner »Political works« erschien zu London 1848 in 6 Bänden. Sein Stil ist ausgezeichnet durch Klarheit, Kraft und Eleganz des Ausdrucks. Vgl. H. Lytton-Bulwer, Geschichtliche Charaktere, Bd. 2 (deutsch, Leipz. 1871), und Smith, William C. (Lond. 1878).

Cobbold, Richard, engl. Geistlicher und Schriftsteller, geb. 1797 in Suffolk, studierte in Cambridge, ward 1826 Pfarrer zu Wortham, später zu Hartismere in Suffolkshire, von welcher Stelle er 1869 zurücktrat. Er starb 5. Jan. 1877. C. ward durch Romane und Erzählungen von moralischer und religiöser Tendenz bekannt, als: »The history of Margaret Catchpole« (1845, 6. Aufl. 1873); »Mary Ann Wellington« (1846, 5. Aufl. 1875); »Zenon, the martyr« (1847, neue Aufl. 1855); »Tower« (1850, neue Ausg. 1870) u. a. Auch religiöse Schriften sowie Gedichte hat C. veröffentlicht.

Cobden, Richard, der berühmte Vertreter des Freihandels, geb. 3. Juni 1804 zu Dunford bei Midhurst in Sussex als Sohn eines kleinen Grundeigentümers, welcher, nachdem er seine Habe verloren, eine zahlreiche Familie in großer Dürftigkeit hinterließ. Nachdem er in seiner Jugend hatte Schafe hüten müssen, verließ er, im Besitz geringer Schulbildung, früh das elterliche Haus und fand in London bei einem Verwandten, der eine Kattunfabrik besaß, Verwendung in einer untergeordneten Stelle. Durch Fleiß und Tüchtigkeit schwang er sich zum auswärtigen Agenten für sein Haus empor, als welcher er Nordamerika und einen großen Teil von Europa bereiste, und wurde dann Teilhaber eines Kattungeschäfts in Manchester. Die Fabrikation eines bessern Kattuns und namentlich geschmackvollerer Dessins, als Manchester zuvor erzeugt hatte, brachte ihn bald in den Besitz eines blühenden Geschäfts. Die Aufmerksamkeit des Publikums zog er zuerst durch zwei politische Flugschriften: »England, Irland und Amerika« und »Rußland«, auf sich. Die letztere war bestimmt, den Glauben an die unermeßlichen Hilfsquellen dieses gefürchteten Reichs zu beseitigen und nachzuweisen, daß die große nordische Macht zur Freundin Englands nur durch Herstellung freien Verkehrs zwischen beiden Ländern zu machen sei. Auch erstere Schrift entwickelte ein System des Friedens, verwarf den alten Lehrsatz von dem Gleichgewicht der Mächte und bezeichnete es als Aufgabe Englands, seine Handelsverbindungen und seinen moralischen Einfluß über die ganze Erde auszudehnen. Den Einfluß, den beide Schriften dem Verfasser bei der industriellen Aristokratie Lancashires eintrugen, benutzte er 1835 zur Gründung des Athenäums, eines der geistigen und sittlichen Ausbildung der in den Fabriken und Kontoren Manchesters beschäftigten jungen Leute gewidmeten Instituts. Manchester befand sich damals noch unter der Jurisdiktion eines aristokratischen Grundherrn. C. brachte es dahin, daß der Lord of the manor einem Gemeinderat Platz machte, in welchen er selbst als Alderman gewählt wurde. Kurz darauf ward er auch Präsident der Handelskammer.

Inzwischen hatte er auf einer Reise nach den Vereinigten Staaten die dortigen industriellen Zustände studiert, besuchte dann Ägypten, die Türkei, Griechenland und 1838 Deutschland. Hier faßte er die Idee eines Vereins zum Schutz der Interessen des Mittelstandes gegen die Übergriffe der Aristokratie, welche zur Gründung der Anti-cornlaw-league führte. Als 1838 die Handelskammer über eine Petition wegen Modifikation der Korngesetze beratschlagte, forderte C. die gänzliche Abschaffung derselben, und wirklich erhielt sein Amendement die Stimmenmehrheit. Die am 13. Dez. 1838 an das Parlament gerichtete Vorstellung fand in den industriellen Kreisen großen Anklang, und zahllose Petitionen schlossen sich an. Mit der jetzt erfolgenden Gründung der League, unter welchem Namen sich die Verteidiger des Freihandels zusammenschlossen, begann Cobdens öffentliche Wirksamkeit. Von der Stadt Stockport 1841 in das Parlament gewählt, ergriff er in der ihm ihrer Majorität nach feindseligen Versammlung das Wort fast nur in der Frage des freien Handels und namentlich der Aufhebung der Kornzölle. So wußte er in der Session von 1843 bei dem Antrag auf Untersuchung des Notstandes im Land in meisterhafter Rede die Verschiedenheit des Interesses der Bodenaristokratie von dem des eigentlichen Landmanns in klares Licht zu setzen. Zugleich entwarf er ein erschütterndes Gemälde der Leiden des Volkes im Norden von England und machte den Premierminister als Hauptstütze der Korngesetze persönlich für alles Unglück verantwortlich. Den Bestrebungen der League kamen 1845 die Aussichten auf eine sehr geringe Ernte zu statten, infolge deren der Unwille der Mittelklassen gegen die Korngesetze so bedenklich stieg, daß der begabteste Staatsmann der gegnerischen Seite, Sir Robert Peel, die Notwendigkeit erkannte, dem gewaltigen Druck von außen nachzugeben. C. aber erklärte sich, als Peel Anfang 1846 seinen Plan zur Abschaffung der Kornzölle vorgelegt hatte, gegen die darin für diese Maßregel festgesetzte dreijährige Frist und drang auf vollständige Aufhebung dieser Zölle. Ernstliche Erkrankung hielt ihn lange Zeit von dem Parlament fern, und erst in den letzten Sitzungen der sogen. Monsterdebatte über die Peelsche Bill und den von der Toryseite gestellten Antrag auf Verwerfung derselben war er wieder gegenwärtig. In einer damals gehaltenen Rede zollte er Peel öffentlich den Dank, den ihm das Land wegen seiner Meinungsänderung schulde. Als gegen Mitte dieses Jahrs mit der Annahme der Peelschen Korngesetzbill in beiden Häusern des Parlaments der Sieg der League entschieden war, beantragte C. ihre Auflösung. Peel selbst hatte ihn in seiner berühmten Rede vom 26. Juni 1846 als denjenigen bezeichnet, dem das Verdienst dieser segensreichen Reform einzig und allein gebühre. Die siebenjährige anstrengende Agitation hatte nicht nur Cobdens Gesundheit, sondern auch seinem Vermögen große Nachteile gebracht. Die Erkenntlichkeit seines Volkes suchte ihn in letzterer Beziehung durch Eröffnung einer Subskription, die 100,000 Pfd. Sterl. eintrug, zu entschädigen. Er unternahm sodann eine Erholungsreise und besuchte Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Rußland und Schweden. Von dem Wahlkreis York-Westriding ins Parlament gewählt, gab er nunmehr sein Kattungeschäft auf und widmete sich ganz der Politik. Unter seiner Mitwirkung erfolgte 1849 die Aufhebung der Navigationsakte. Seine Bestrebungen galten fortan namentlich der Einführung zweckmäßiger Ersparungen in der Staatsverwaltung und der Ausdehnung des parlamentarischen Stimmrechts. Zugleich bewies er sich als Beförderer der Friedensgesellschaften, an deren Versammlungen (unter andern in Frankfurt 1850) er sich eifrig beteiligte. Von dieser Tendenz war auch sein dem Parlament vorgelegter Antrag auf Einführung eines internationalen Schiedsgerichts, welcher zwar 1849 mit 176 gegen 97 Stimmen durchfiel, aber, 1851 erneuert, die Erklärung Lord Palmerstons hervorrief, daß er die Grundsätze desselben vollkommen gutheiße und möglichst anzuwenden suchen werde. In seiner Flugschrift »1793 and 1853« suchte er zu beweisen, daß die ganze Schuld des Revolutionskriegs von 1793 und die meisten seiner übeln Folgen vielmehr England und seinen Verbündeten als dem Pariser Konvent zuzuschreiben seien. Seine Parteinahme für Rußland während des russisch-türkischen Kriegs sowie das von ihm zu Anfang 1857 beantragte Tadelsvotum gegen Sir John Bowrings kriegerisches Verhalten in China, welches eine Niederlage Palmerstons und die Auflösung des Parlaments zur Folge hatte, entzogen ihm einen Teil seiner Popularität, und er fiel deshalb, als er sich um den Parlamentssitz für Huddersfield bewarb, bei der Wahl durch. Nachdem er einige Zeit in Amerika zugebracht, ward er nach seiner Rückkehr mit großer Majorität von Rochdale wieder ins Parlament gewählt, wo er sich als schlagfertiger Gegner jeder Kriegs- und Einmischungspolitik hervorthat. 1860 begab er sich nach Paris, um beim Abschluß des englisch-französischen Handelsvertrags thätigen Anteil zu nehmen. Unverkennbar übte C. einen großen Einfluß auf Regierung, Parlament und öffentliche Meinung aus, die seine und Brights Grundsätze im wesentlichen zu den herrschenden erhoben. Er starb 2. April 1865 nach kurzer Krankheit. Außer in seinem Vaterland wurde ihm auch in Verviers ein Standbild gesetzt. Zum Andenken an ihn ist ein Cobden-Klub gestiftet worden, dem angesehene englische Staatsmänner und als Ehrenmitglieder auch fremde Volkswirte angehören. Derselbe hält alljährlich in Greenwich ein Festmahl ab, das als eine Art internationaler Versammlung von hervorragenden Anhängern der Freihandelsidee angesehen werden kann, und gibt außerdem Studien und Flugschriften im Geiste dieser Idee heraus. Cobdens Schriften und Reden erschienen gesammelt als »Political writings« (2. Aufl., Lond. 1867, 2 Bde.) und »Speeches on questions of public policy« (hrsg. von J. Bright und Rogers, das. 1870, 2 Bde.). Vgl. F. v. Holtzendorff, Richard C. (3. Aufl., Berl. 1874); Mad. Salis-Schwabe, Richard C. Notes sur ses voyages, correspondances, etc. (Par. 1879); John Morley, Life of Richard C. (Lond. 1881, 2 Bde.); Walcker, R. Cobdens volkswirtschaftliche und politische Ansichten (Hamb. 1885).

Cobenzl, 1) Johann Philipp, Graf von, österreich. Staatsmann, geb. 28. Mai 1741 zu Laibach, in Wien und Salzburg geschult, ward zuerst in Brüssel angestellt, 1767 Staatsrat, Schöpfer des Mautdepartements in Wien, 1772 Hofrat, begleitete Kaiser Joseph II. nach Frankreich und unterhandelte den Frieden zu Teschen (1779) als bevollmächtigter Minister. Darauf zum Vize-Hof- und Staatskanzler ernannt, sollte er (1789) während der Unruhen in Brabant dort unterhandeln, mußte sich aber, von den Ständen genötigt, nach Luxemburg zurückziehen, ward 1792 nach Kaunitz' Rücktritt Minister des Auswärtigen, betrieb ohne Erfolg den Austausch Belgiens und verhinderte nicht die zweite polnische Teilung. Er ward daher 1794 entlassen und lebte bis zum Lüneviller Frieden auf seinen Gütern, worauf er als

außerordentlicher Botschafter nach Paris ging. Seit 1805 lebte er in Wien, wo er 30. Aug. 1810 als der letzte seines Stammes starb. Vgl. v. Vivenot, Die Politik des österreichischen Vizestaatskanzlers Grafen Phil. v. C. unter Kaiser Franz II. (Wien 1874); Arneth, Graf Philipp C. u. seine Memoiren (das. 1885).

2) Johann Ludwig Joseph, Graf von, österreich. Staatsmann, Sohn des österreichischen Ministers Joh. Karl Philipp von C. (geb. 1712, gest. 1770), Vetter des vorigen, geb. 21. Nov. 1753 zu Brüssel, ging 1774 als Gesandter nach Kopenhagen, fungierte 1775—78 als solcher in Berlin und 1779 bis 1797 als Botschafter am russischen Hof. Da er sich bei der Kaiserin Katharina namentlich durch seine geselligen Talente in Gunst setzte, so gelang es ihm, alle Versuche Preußens, das Bündnis Rußlands und Österreichs zu trennen, zu vereiteln. 1797 unterhandelte er zu Udine mit Bonaparte, unterzeichnete 17. Okt. den Frieden von Campo Formio, wohnte dem Kongreß zu Rastatt bei und trat 1798 in seine frühere Stellung in Petersburg zurück. 1801 schloß er mit Joseph Bonaparte den Lüneviller Frieden und leitete als Staatskanzler die auswärtigen Angelegenheiten Österreichs, bis ihn die Ereignisse von 1805 veranlaßten, seine Stelle niederzulegen. Dennoch blieb er nicht ganz ohne Einfluß und war noch in seinen letzten Augenblicken bemüht, den Krieg von 1809 abzuwenden. Er starb 22. Febr. 1809 in Wien. C. bewies sich in seiner staatsmännischen Thätigkeit als entschiedenen Verfechter der alten Regierungsweise und unermüdlichen Bekämpfer der aus der französischen Revolution hervorgegangenen politischen Ideen und Institutionen. Vgl. Fournier, Gentz und C. (Wien 1880).

Cobequid Hills, ein Höhenzug in der britisch-nordamerikan. Provinz Neuschottland, erstreckt sich vom Kap Chignecto an der Fundybai bis zum Gut of Canso, 280 km weit, dicht bewaldet, bis 335 m hoch und reich an Steinkohlen und Eisen.

Cobet, Carel Gabriel, holländ. Hellenist, geboren um 1813 zu Paris, studierte 1831—36 in Leiden, verblieb daselbst, bis er 1840 auf Staatskosten eine längere wissenschaftliche Reise antrat, und erhielt 1847 an der Universität Leiden eine Professur. Einer der bedeutendsten Kritiker auf dem Gebiet der griechischen Litteratur, hat er sich besonders um die Feststellung des attischen Dialekts verdient gemacht. Seine kritischen Hauptwerke, welche die verschiedensten Gebiete der griechischen Litteratur behandeln, sind: »Variae lectiones« (Leiden 1854, 2. Aufl. 1873); »Novae lectiones« (das. 1858); »Miscellanea critica« (besonders zu Homer und Demosthenes, das. 1876), und »Collectanea critica« (das. 1878). Dazu kommen: »Observationes criticae in Platonis comici reliquias« (Amsterd. 1840) und »Observationes criticae et palaeographicae ad Dionysii Halicarnassensis antiquitates romanas« (Leiden 1877). Herausgegeben hat er: Diogenes Laërtius (Par., Didot 1850); »Hyperidis orationes duae« (Leiden 1853—58, 2. Aufl. 1877); Xenophons »Anabasis« (das. 1859, 3. Aufl. 1881) und »Hellenika« (Amsterd. 1862, 2. Aufl. 1880); Lysias (das. 1863); von den Lateinern den Cornelius Nepos (Leiden 1881). Sonst sind zu nennen: »Prosopographia Xenophontea« (Leiden 1836); »Oratio de arte interpretandi grammatices et critices fundamentis innexa« (das. 1847); »Praefatio lectionum de historia vetere« (das. 1853). Auch ist C. Mitherausgeber der »Mnemosyne«.

Cobham (spr. kóbbäm), Dorf in der engl. Grafschaft Kent, 5 km von Gravesend, mit 900 Einw. und einem von Inigo Jones erbauten Schloß des Grafen Darnley, welches eine wertvolle Gemäldesammlung enthält und von einem großen Park umgeben ist.

Cobido, arab. Längenmaß, = 0,482 m.

Cobija (Puerto la Mar), Hafenort im Departement Antofagasta der südamerikan. Republik Chile, an seichter Bai, mit starker Brandung, unter 22° 34' südl. Br. Die Gegend ist kahl, und selbst Trinkwasser mangelt, so daß der Ort trotz seiner Privilegien als Freihafen nur 2000 Einw. hat.

Cobitis, Schmerle.

Cobla (provençal., »Verknüpfung«), in der Lyrik der Provençalen s. v. w. Strophe.

Cobourg, Stadt in der Provinz Ontario (Kanada), am Eriesee, mit gutem Hafen, lebhaftem Handel und (1880) 4957 Einw. C. ist Sitz der philosophischen und theologischen Fakultäten der Viktoria-Universität. Einfuhr 1882—83: 258,100 Doll., Ausfuhr 424,937 Doll.

Cobra (»Kupfer«), brasil. Münze, = 2 Vintems à 20 Reis (s. d.).

Cobra di Capello (port.), s. v. w. Brillenschlange.

Coburgia Belladonna, s. Amaryllis.

Coca, s. Erythroxylon.

Coca, Dorf in der span. Provinz Segovia, am Zusammenfluß des Eresma und Voltoya, mit (1878) 818 Einw. und einem alten maurischen Schloß, in welchem Prinz Wilhelm von Oranien 28 Jahre lang gefangen saß.

Cocagna (ital., spr. -kannja), früher Lustbarkeit der Neapolitaner, auf des Königs Kosten an den vier letzten Sonntagen des Karnevals veranstaltet, wobei ein pyramidenförmiges Gerüst mit allerlei Eßwaren, dessen Seiten durch Fett schlüpfrig gemacht waren, erklettert werden mußte, um die Speisen als Beute und Preis zu erlangen. Das Fest ist vielleicht auf die in der römischen Kaiserzeit üblichen Fruchtverteilungen an das Volk (Congiarium) zurückzuführen. Daher französisch Pays de Cocagne, s. v. w. Schlaraffenland.

Cocanada, s. Kakinada.

Cocceji, 1) Heinrich von, deutscher Rechtsgelehrter, geb. 25. März 1644 zu Bremen, studierte in Leiden und in England und wurde 1672 zu Heidelberg, 1688 zu Utrecht Professor der Rechte, 1690 Ordinarius der Juristenfakultät zu Frankfurt a. O. Zum Geheimrat ernannt und 1713 in den Adelstand erhoben, starb er 18. Aug. 1719. Sein Hauptwerk: »Juris publici prudentia« (Frankf. 1695 u. öfter), war lange Zeit das allgemeine Kompendium für die Disziplin des deutschen Staatsrechts. Viel gebraucht war auch seine »Anatomia juris gentium« (Frankf. 1718).

2) Samuel, Freiherr von, deutscher Rechtsgelehrter, jüngster Sohn des vorigen, geb. 20. Okt. 1679 zu Heidelberg, ward 1702 ordentlicher Professor in Frankfurt a. O., 1704 Regierungsrat zu Halberstadt, 1710 Direktor der Regierung daselbst, 1714 Geheimer Justiz- und Oberappellationsrat in Berlin, 1723 Kammergerichtspräsident, 1727 Staats- und Kriegsminister, 1730 Chef aller geistlichen Sachen und Oberkurator aller Universitäten, 1731 Präsident des Oberappellationsgerichts, 1738 Chef der Justiz in allen preußischen Landen, 1747 Großkanzler, 1749 in den Freiherrenstand erhoben. Er starb 4. Okt. 1755. Sein Hauptverdienst war die Verbesserung der Rechtspflege in Preußen. Auf dem Gebiet des materiellen Rechts hat das von ihm verfaßte »Projekt des Corporis juris Fridericiani« (Halle 1749—51, 2 Tle.) keine Gültigkeit erlangt und wurde auch den 1780 von neuem begonnenen Vorarbeiten für das allgemeine preußische Landrecht nicht zu Grunde gelegt. Er schrieb

noch: »Novum systema jurisprudentiae naturalis et romanae«, ursprünglich als Einleitung zu seines Vaters Werk »Grotius illustratus« (Bresl. 1744—1752, 4 Bde.), dessen Herausgabe er besorgte. Vgl. Trendelenburg, Friedrich d. Gr. und sein Großkanzler S. v. C. (Berl. 1863).

Coccejus (eigentlich Koch oder Koken), Johannes, holländ. Theolog, geb. 1603 zu Bremen, wurde 1629 Professor daselbst, 1636 in Franeker und 1650 zu Leiden, woselbst er bis zu seinem Tod (5. Nov. 1669) wirkte und Gründer einer eigentümlichen Richtung (s. Bundestheologie) wurde. Seine »Summa doctrinae de foedere et testamento Dei« (5. Ausg., Leiden 1683) hat die reformierte Scholastik erstmalig erschüttert, indem sie die kirchliche Dogmatik erfolgreich aus der biblischen Theologie zu erneuern und zu bereichern unternahm. Sein »Lexicon et commentarius sermonis hebraici et chaldaici Veteris Testamenti« (Leiden 1669) ist das erste vollständige Wörterbuch der hebräischen Sprache.

Coccinella, Marienkäfer; Coccinellina (Marienkäfer), Familie aus der Ordnung der Käfer, s. Marienkäfer.

Coccionella, Kochenille.

Coccius, Ernst Adolf, Augenarzt, geb. 19. Sept. 1825 zu Knauthain bei Leipzig, studierte in Leipzig und Prag, war 1848—57 Hausarzt an der Leipziger Augenheilanstalt, habilitierte sich 1851 als Privatdozent für Augenheilkunde an der Universität und ward 1858 außerordentlicher Professor der Medizin; auch gründete er eine eigne Augenklinik und leitete dieselbe bis 1867. In diesem Jahr wurde er ordentlicher Professor und Direktor der Augenheilanstalt. Er schrieb: »Ernährungsweise der Hornhaut und die serumführenden Gefäße des menschlichen Körpers« (Leipz. 1852); »Über die Anwendungsweise des Augenspiegels nebst Angabe eines neuen Instruments« (das. 1853); »Über die Neubildung von Glashäuten im Auge« (das. 1857); »Über Glaukom, Entzündung und die Autopsie mit dem Ophthalmoskop« (das. 1858); »Über das Gewebe und die Entzündung des menschlichen Glaskörpers« (das. 1860); »Über den Mechanismus der Akkommodation des menschlichen Auges nach Beobachtungen im Leben« (das. 1867); »De instrumentis quibus in operationibus oculorum palpebrae fixae terentur« (das. 1869); Festschrift: »Über Augenverletzungen und ihre Behandlung« (»De vulneribus oculi in nosocomio ophthalmiatrico a. 1868 et 1869 observatis et de oculi vulnerati curandi modo«, das. 1871); mit Wilhelmi: »Die Heilanstalt für arme Augenkranke zu Leipzig, zur Feier ihres 50jährigen Bestehens« (das. 1870); »Über die Augenerkrankungen, welche bei Pocken in der Augenheilanstalt beobachtet wurden« (das. 1871); »Ophthalmometrie und Spannungsmessung am kranken Auge« (1872); »Über die Diagnose des Sehpurpurs im Leben« (das. 1877). C. ist ein ausgezeichneter Operateur und hat sich auch um die Physiologie, Physik und Anatomie des Auges sowie um die Pathologie desselben verdient gemacht. Er verband zur Untersuchung des Augenhintergrundes im polarisierten Lichte den Augenspiegel mit einem Polarisationsapparat und erreichte dadurch die Beseitigung aller störenden Reflexe der Netzhaut, so daß es nun gelingt, selbst die feinsten Veränderungen der Aderhaut genau zu diagnostizieren. Von ihm rühren ferner her eine Methode zur ophthalmoskopischen Diagnose des Astigmatismus, eine Methode, sein eignes Auge im Spiegel zu untersuchen, und die Konstruktion eines neuen Ophthalmometers. Er ist einer der wenigen bedeutenden Augenärzte in Deutschland, welche nicht aus der v. Gräfeschen Schule hervorgegangen sind.

Coccolōba *L.* (Seetraube, Traubenampfer, Traubenbaum), Gattung aus der Familie der Polygonaceen, Bäume und Sträucher des tropischen Amerika, mit abwechselnden, großen Blättern, diesen gegenüberstehenden, in lange Ähren oder Trauben gestellten Blüten und beerenartiger, dreikantiger Nuß. C. uvifera *L.*, ein ansehnlicher Baum Westindiens und Südamerikas, welcher am Strand und oft im Wasser wächst, hat herzförmige, lederartige, glänzende, stachelspitzige Blätter mit vielen, oft roten Rippen, weißliche, in sehr langen Trauben vereinigte Blüten und rote Früchte von der Größe mittelmäßiger Kirschen. Er liefert das westindische oder amerikanische Kino, die säuerlich-süßen Früchte werden in Amerika gegessen und, wie die bittere und adstringierende Wurzel und Rinde, gegen Durchfälle ꝛc. angewendet. Das Holz ist geädert, hart und schwer, gibt eine schöne rote Farbe und wird zu Möbeln ꝛc. verarbeitet. C. pubescens *L.*, ein Baum in Bergwäldern von Südamerika und Martinique, oft 20—25 m hoch, hat sehr große, fast kreisrunde, vielrippige, weich behaarte Blätter, Blüten in länglichen Trauben und eßbare Früchte. Man kultiviert diese und andre Arten in unsern Warmhäusern.

Coccothraustes, Kernbeißer.

Cocculin, s. v. w. Pikrotoxin.

Cocculus palmatus, s. Jateorhiza.

Coccus, Schildlaus; Coccidae, Schildläuse; Familie aus der Ordnung der Halbflügler; s. Schildläuse.

Cocentáina, Bezirksstadt in der span. Provinz Alicante, mit römischen Ruinen, frequenter Messe und (1878) 7926 Einw., welche Papierfabrikation und Flachsspinnerei betreiben.

Cochabamba (spr. kotscha-), ein Departement der Republik Bolivia (s. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«), das im S. an Chuquisaca und Potosi, im W. an La Paz, im N. an Beni und im O. an Santa Cruz grenzt. Es hat 69,380 qkm (1260 QM.) Flächeninhalt und ist bis auf einzelne Hochebenen ein sehr gebirgiges Land, das die Abhänge der östlichen Kordilleren bedecken. Der größte Teil seiner Gewässer gehört dem Rio Guapay an. Das Klima ist gemäßigt und gesund, und bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens bildet das Departement daher den schönsten und reichsten Teil der ganzen Republik; nur an Metallreichtum steht es den westlichern Gegenden nach. Die Bevölkerung, welche sich 1861 auf 352,392 Seelen belief, ist hauptsächlich auf die mittlern Distrikte beschränkt; die nördlichen und westlichen sind nur schwach bewohnt. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Landbau, nächstdem die Viehzucht; der Verkehr ist dagegen der schwierigen Kommunikationen halber wenig bedeutend. — Die Hauptstadt C. liegt in 2570 m Höhe an einem Zufluß des Guapay in einem fruchtbaren Thal und hat 30—40,000 betriebsame und wohlhabende Einwohner, die Handel mit Getreide und namentlich mit der in den benachbarten Waldungen gesammelten Fieberrinde treiben. C. ist Sitz eines deutschen Konsuls, hat 15 Kirchen, 10 Klöster, ein Hospital, eine sogen. Universität und eine höhere Schule (Colegio de artes y ciencias). Ihre Gründung erfolgte 1565, allein der spanische Name Ciudad de Oropesa ist durch den indianischen verdrängt worden.

Cochery (spr. koscherī), Louis Adolphe, franz. Minister, geb. 1820 zu Paris, wurde im Collège Bour-

bon erzogen, besuchte dann die Rechtsschule und ließ sich als Advokat in Paris nieder. Nach der Februarrevolution ward er zum Kabinettschef des Justizministers ernannt, dann Substitut des Generalprokurators, legte indes diesen Posten bald nieder und kehrte zur Advokatur zurück, um besonders in politischen und Preßprozessen zu plaidieren. Bei den Neuwahlen zum Gesetzgebenden Körper 1869 trat er als unabhängiger Kandidat auf und trug in engerer Wahl den Sieg über seine offiziellen Mitbewerber davon. Er nahm in der Kammer seinen Sitz auf der Linken. Am 5. Juli 1870 gab er durch seine Interpellation über die spanische Thronkandidatur Gramont zu der kriegerischen Rede vom 6. Juli Gelegenheit, stimmte aber dann gegen den Kriegskredit. Am 4. Sept. versuchte er vergeblich eine Vermittelung zwischen dem Gesetzgebenden Körper und der provisorischen Regierung im Stadthaus und begab sich sodann nach Orléans, wo er zum Generalkommissar der Verteidigung des Departements Loiret ernannt wurde. Ende Oktober begleitete er Thiers nach Versailles zu den Waffenstillstandsverhandlungen, erwarb sich dabei durch seine Geschicklichkeit dessen Beifall und blieb fortan sein treuer Anhänger und Freund. In die Nationalversammlung gewählt, trat er dem linken Zentrum bei. Seit 1876 Mitglied der Deputiertenkammer, ward er 1877 zum Mitglied des Weltausstellungskomitees ernannt und bei der Errichtung eines neuen Ministeriums für Posten und Telegraphen 6. Febr. 1879 mit diesem Amt betraut, das er bis zum April 1885 mit Erfolg verwaltete.

Cochin, ind. Vasallenstaat, s. Kotschin.

Cochin (spr. koschäng), Charles Nicolas, franz. Kupferstecher, geb. 1688 zu Paris, arbeitete nach alten und neuen Meistern, wurde 1731 Mitglied der Akademie und starb 1754. Seine Zeichnungen sind mit Geist und Geschmack ausgeführt, doch war er in kleinern Blättern glücklicher als in großen. — Sein Sohn und Schüler Charles Nicolas, geb. 22. Febr. 1715 zu Paris, bereiste Italien, über dessen Kunstschätze er ein Buch: »Voyage d'Italie, etc.« (Par. 1758, 8 Bde.), schrieb, wurde 1752 Inspektor des königlichen Kupferstichkabinetts und 1757 geadelt. Er starb 29. April 1790 in Paris. Er war der gewandte und rasch fertige Illustrator des damaligen französischen Buchhandels. Er lieferte an 2000 Blätter. Doch gibt es auch viele Stiche von ihm, welche mit größern Ansprüchen auftreten, so die von ihm nach Vernet geätzten zwölf Prospekte französischer Seehäfen und verschiedene Blätter aus der heiligen Geschichte, zumeist nach zeitgenössischen französischen Künstlern. Mit Gravelot gab er »Iconologie par figures, ou traité complet des allégories, emblèmes« (Par., 4 Bde.) heraus.

Cochinchina, Land, s. Kochinchina.

Cochläus (eigentlich Dobeneck), Johann, Gegner Luthers, geboren um 1479 zu Wendelstein bei Nürnberg, war Rektor der Schule zu St. Lorenz in Nürnberg, dann Dechant an der Frauenkirche zu Frankfurt a. M. und Kleriker in Mainz, 1527—39 Domherr zu Meißen und endlich Kanonikus am Dom in Breslau, wo er 1552 starb. Er bot Luther in Worms einen theologischen Zweikampf an und erfuhr von diesem eine scharfe Abweisung in der Schrift »Wider den gewappneten Mann C.« (1523); später war er Mitarbeiter an der Augsburger Konfutation, auch auf dem Regensburger Kolloquium von 1546 thätig und schrieb unter anderm: »Martin Luther, das ist kurze Beschreibung seiner Handlungen und Inschriften der Zeit nach vom 1517. bis auf das 1546. Jahr seines Ableibens« (a. d. Lat. ins Deutsche übersetzt von Hüber, Ingolst. 1582). Vgl. Otto, Johann C., der Humanist (Bresl. 1874).

Cochlĕa (lat.), die Schnecke im innern Ohr.

Cochlearia *L.* (Löffelkraut), Gattung aus der Familie der Kruciferen, ausdauernde oder einjährige Kräuter mit abwechselnden, ganzen oder fiederteiligen Blättern, meist weißen Blüten in endständigen Trauben und oblongen oder kugeligen Schötchen. Etwa 25 Arten in den gemäßigten und kalten Klimaten der nördlichen Erdhälfte. C. officinalis *L.* (Scharbocksheil, Skorbutkraut), eine ein- oder zweijährige Pflanze mit 15—30 cm hohem, einfachem oder ästigem Stengel, dicken, gestielten, breit eiförmigen, stumpfen, am Grund herzförmigen Wurzelblättern, länglichen, gezahnten und etwas buchtigen Stengelblättern, weißen Blüten und fast kugeligen Schötchen, wächst wild, besonders an den Küsten von Mittel- und Nordeuropa, findet sich noch auf Grinnelland unter 80° nördl. Br. und ist überhaupt eine der am weitesten gegen den Pol gehenden Phanerogamen. Im Binnenland findet sie sich hier und da an Salzquellen und an einzelnen Stellen der Voralpen Berns, mehr als 1000 m ü. M. Sie wird zum medizinischen Gebrauch kultiviert. Beim Zerreiben riecht das Kraut schwach senfartig und schmeckt nicht unangenehm scharf und salzig, beim Trocknen büßt es Geruch und Geschmack ein. Das frische, blühende Kraut liefert 1/4—1/2 Proz. ätherisches Öl, welches zum Senföl in naher Beziehung steht und auf ähnliche Weise wie dieses sich bildet. Es ist gelblich, schwerer als Wasser und bildet mit Ammoniak eine kristallisierbare Verbindung. Beim Verbrennen hinterläßt Löffelkraut 1,6 Proz. Asche. Es enthält viel an Salpetersäure und organische Säuren gebundenes Alkali, dient als Heilmittel gegen Skorbut und wurde als solches zuerst 1557 durch Wier empfohlen. Man benutzt es als Salat, Infusum oder genießt den frischen Saft. Der Spiritus Cochleariae (Löffelkrautspiritus), durch Destillation von Spiritus über blühendem Löffelkraut gewonnen, dient als Zusatz zu Mundwassern, bei skorbutischer Affektion des Zahnfleisches. Im übrigen ist der Gebrauch des Löffelkrauts vollständig obsolet. C. armoracia *L.* (C. rusticana *Lam.*, Armoracia rusticana *Flor. Wetter.*, gemeiner Meerrettich, in Mecklenburg Marettig, in der Oberpfalz und Österreich Green oder Kren, im Oberelsaß Fleischkraut) ist eine ausdauernde Pflanze mit sehr großen, oblongen, gekerbten, grundständigen Wurzelblättern, 0,6—0,9 m hohem Stengel, fiederspaltigen untern und lanzettlichen, gekerbt-gesägten obern Stengelblättern, weißen Blüten und elliptischen Schötchen, in Osteuropa und dem Orient heimisch, findet sich verwildert an Flußufern durch ganz Europa und wird vielfach kultiviert. In den ersten Tagen des Aprils werden die Würzlinge reihenweise 0,30 m voneinander gesetzt, indem man schief laufende Löcher bohrt und in jedes derselben einen Würzling, von allen Nebenzweigen gereinigt, legt und diesen bis auf das Kronenende zudeckt. Man sorgt für Lockerung und Reinigung des Bodens, legt die Wurzeln um Johannis bloß und reinigt sie von allen Seitenwurzeln. Im November hebt man die Wurzeln heraus und läßt den nicht verwendbaren Vorrat über Winter bis zum folgenden Frühjahr im Boden stehen. Von den herausgegrabenen Wurzeln werden die dicken, 60 cm langen und längern Hauptwurzeln (Stangen) zum Gebrauch aufbewahrt, die dünnen Wurzeln sowie die Nebenwurzeln zu künftigen Setzlingen bestimmt. Die

frische Wurzel hat beim Zerreiben einen flüchtig-scharfen, höchst durchdringenden, zu Thränen reizenden Geruch und einen scharfen, brennenden und beißenden Geschmack; sie rötet die Haut und zieht Blasen auf derselben. Früher wurde sie medizinisch benutzt, jetzt ausschließlich als Küchengewürz und Gemüsewurzel. Der wirksame Bestandteil ist ein beim Zerreiben der Wurzel sich bildendes ätherisches Öl, welches, wie es scheint, mit dem ätherischen Senföl völlig übereinstimmt.

Cochlearium (lat.), bei den alten Römern Behältnis zum Mästen der eßbaren Weinbergsschnecken.

Cochliodus, s. Selachier.

Cochlospermum *Kunth*, Gattung aus der Familie der Bixaceen, Sträucher und Bäume, besonders im tropischen Asien und Australien, mit handförmig geteilten Blättern, großen, gelben Blüten in Trauben und Fruchtkapseln, deren Samen lange Wollhaare besitzen. C. Gossypium *Dec.*, ein schöner, auf den Küsten von Koromandel, Travankor und in Ceylon einheimischer Baum mit fünflappigen, auf der untern Seite filzigen, sehr großen, gestielten Blättern und hellgelben Blüten, die schon vor den Blättern erscheinen, liefert ein braunes, im Wasser nur teilweise lösliches Gummi (Kuteragummi), welches im englischen Handel als geringe Tragantsorte vorkommt; die rote Samenwolle dient zum Polstern. Von C. tinctorium *Perot.*, einem Halbstrauch in Senegambien, dient die Wurzel, Racine de fayar, zum Färben.

Cochon (franz., spr. -schöng), Schwein; unsauberer Mensch; Cochonnerie, Schweinerei, Unflätigkeit.

Cochonnet (franz., spr. koschönneh), ein Kugelspiel, s. v. w. Boccia (s. d.).

Cochrane (spr. köckrén), 1) Thomas C., Graf von Dundonald, brit. Seeheld, geb. 14. Dez. 1775, Sohn des als Chemiker namhaften Archibald C., Grafen von Dundonald, trat schon in seinem 11. Lebensjahr als Midshipman unter seinem Oheim, dem Admiral Alexander C., der 1814 Washington verwüstete, in den Seedienst. Für den kühnen Angriff auf einige französische Kaper in der Bai von Algeciras erhielt er das Kommando der Schaluppe Speedy, mit welcher er im Mai 1801 eine spanische Fregatte bei Barcelona und im ganzen in zehn Monaten 33 Schiffe mit 128 Kanonen wegnahm. Vor dem großen französischen Geschwader unter Admiral Linois aber mußte er die Flagge streichen, ward jedoch ausgewechselt und zum Postkapitän befördert. Seit 1802 Befehlshaber der Pallas von 32 Kanonen, that er sich in den Kämpfen gegen die französische Flotte aufs rühmlichste hervor; auch blieb er auf der See, als er 1806 für Honiton und später für Westminster ins Parlament gewählt worden war. 1809 vernichtete er zehn französische Linienschiffe und einige Fregatten auf der baskischen Reede, wofür er den Bathorden erhielt. Er klagte Lord Gambier, unter welchem er damals stand, der Saumseligkeit an; doch wurde dieser freigesprochen. Um so mißliebiger aber machte sich C. dadurch bei dem Ministerium, das bald Gelegenheit zur Rache fand. Er wurde angeklagt, bei der Ausbreitung falscher politischer Nachrichten behufs einer Börsenspekulation beteiligt gewesen zu sein, und ohne Beweis seiner Schuld 21. Juni 1814 zu 1000 Pfd. Sterl. Geldstrafe, zwölfmonatlichem Gefängnis und Ausstellung am Pranger verurteilt wie außerdem mit Ausstoßung aus dem Haus der Gemeinen, Verlust seines Ranges in der Flotte und des Bathordens bestraft. Das Land war entrüstet über diese Härte, und die Wähler von Westminster wählten C. wieder zu ihrem Vertreter. Nach einjähriger Haft (der Pranger war ihm erlassen, die Geldstrafe von seinen Freunden bezahlt worden) trat er im Parlament als Gegner des Ministeriums auf, nahm aber bald darauf als Admiral der neuen Republik Chile thätigen Anteil an dem Kampfe für die Unabhängigkeit Südamerikas, zeichnete sich auch hier außerordentlich aus und beendigte den Krieg durch die Einnahme Valdivias, des letzten spanischen Postens in Chile, 20. Febr. 1821. Darauf trat C. in die Dienste Brasiliens, dessen Kaiser Dom Pedro ihn zum Marquis von Marañao erhob. Nach Abschluß des Friedens zwischen Brasilien und Portugal bot C. den Griechen seine Dienste an; doch war hier seine Laufbahn nicht sehr glorreich, da er bei dem Präsidenten Kapo d'Istrias nicht die nötige Unterstützung fand. Gegen Ende 1828 kehrte er nach England zurück und widmete sich dem Studium praktischer Wissenschaften und mechanischer Erfindungen. Wilhelm IV. setzte ihn wieder in seinen frühern Posten in der Flotte ein und zwar mit dem Rang eines Konteradmirals. Durch den Tod seines Vaters 1831 ward C. Graf von Dundonald. Als sich durch Revision jenes für C. so unglücklichen Prozesses, die auf Veranlassung der Königin Viktoria vorgenommen worden, seine Schuldlosigkeit herausgestellt, stieg er 1842 zum Vizeadmiral, erhielt 1847 das Großkreuz des Bathordens und ward bald darauf Oberbefehlshaber der in den westindischen und nordamerikanischen Gewässern stationierten Flotte, von wo er 1851 mit dem Rang als Admiral der blauen Flagge zurückkehrte. 1854 ward er Rearadmiral von Großbritannien. C. starb 31. Okt. 1860 in Kensington. Über sein Leben berichtete er in »Narrative of services in the liberation of Chile, Peru and Brazil« (Lond. 1859) und in »Autobiography of a seaman« (1860, neue Ausg. 1873). Letztere fand in dem »Life of Lord C.« von seinem Sohn Thomas C. (1869, 2 Bde.) ihren Abschluß. — Ein andrer Neffe des Admirals Sir Alexander C., John Dundas C., nahm in der englischen Marine teil am Kriege gegen Frankreich in Westindien, durchreiste dann zu Fuß den Südwesten Europas, später ebenso Sibirien bis Kamtschatka, worüber er in dem Werk »Narrative of a pedestrian journey through Russia« (Lond. 1824; deutsch, Wien 1825) berichtete, und wandte sich nach seiner Rückkehr nach Amerika, wo er 12. Aug. 1825 zu Valencia in Kolumbien starb.

2) Sir Thomas John, ältester Sohn des oben genannten Admirals Sir Alexander C., geb. 5. Febr. 1789, widmete sich schon 1800 dem Seedienst, ward 1806 Kapitän und wohnte den Expeditionen gegen Quiberon, Belleisle, Cadiz, Ferrol, Ägypten ꝛc. bei. 1806 diente er in Westindien, nahm 1807 das französische Schiff La Favorite und trug viel zur Unterwerfung der Dänemark gehörigen westindischen Inseln bei. 1812 erhielt C. das Kommando der Surprise, und 1825 wurde er Gouverneur und Oberstkommandierender von Neufundland. 1837 für Ipswich ins Parlament gewählt, stimmte er mit der konservativen Partei. 1841 wurde er Konteradmiral und 1844 Oberbefehlshaber in Ostindien. Hier unternahm er 1845 eine glückliche Expedition gegen die Seeräuber des Indischen Archipels und bemächtigte sich 1846 der Hauptstadt des Sultans von Borneo; 1863 ward er Vizeadmiral der Flotte und 1865 Admiral; er starb 19. Okt. 1872.

3) Alexander Dundas Baillie, ältester Sohn des vorigen, geboren im November 1816, erzogen zu Eton und zu Cambridge, war seit 1841 zu verschiedenen Malen Parlamentsmitglied (seit 1870 für

die Insel Wight) und hat sich als Politiker wie als Schriftsteller einen Namen gemacht, so besonders durch sein Werk »Young Italy« (Lond. 1850), worin er als eifriger Verfechter der konservativen Politik auftrat. Auch im Parlament griff er mehrfach, namentlich im Juni 1850, Lord Palmerston an und nahm die österreichische und neapolitanische Regierung gegen die liberale Partei in Schutz. Seine »Lucille Belmont« (1848) und »Ernest Vane« (1849) sind schwache Nachahmungen von Bulwers Romanen. Außerdem veröffentlichte er: »Poems« (1838); »Exeter Hall or Church-Polemics« (1841); »The Morea with other poems« (2. Ausg. 1841); »Florence the beautiful« (1854, 2 Bde.); »The kingdom of Greece« (1862); »Young artist's life« (Lond. 1864); »Historic pictures« (das. 1865, 2 Bde.); »Francis I., and other historic studies« (das. 1870, 2 Bde.); »Historic châteaux: Blois, Fontainebleau, Vincennes« (das. 1876); »The Théâtre Français in the reign of Louis XV« (1879) und eine Reihe politischer Pamphlete.

4) John, berühmter engl. Schachspieler, geb. 1798, gest. 1878, Zeitgenosse Stauntons, mit welchem er bei zeitweiligem Aufenthalt in England (1841—42) viele Partien wechselte. Den größten Teil seines Lebens verbrachte C. als Rechtsgelehrter in Kalkutta, wo er seine in der Schachwelt wohlbekannten, meist siegreichen Kämpfe mit den Brahmanen Moheschunder und Saumchurn Guttack ausfocht. Nach ihm ist eine lebhafte Variante des Königsspringer-Gambits »C.-Gambit« genannt worden.

Cock (engl.), Hahn; C.-pit, Platz oder Gebäude für Hahnenkämpfe.

Cockburn (spr. kóbbörn), Inselland im Arktischen Meer, nördlich von der Halbinsel Melville; s. Nordpolarländer.

Cockerell, Charles Robert, engl. Architekt und Archäolog, geb. 28. April 1788 zu London, Schüler seines Vaters Samuel C. (gest. 1827), war 1809 am Wiederaufbau des Coventgarden-Theaters beschäftigt und studierte von 1810 bis 1817 die antike Architektur in Italien, Griechenland und Kleinasien. Er beteiligte sich an der Durchforschung des Athenetempels in Ägina und fand mit Haller die nach München verkauften Figuren der Giebelfelder. Auch nahm er an den Ausgrabungen teil, welche den Fries des Apollontempels in Phigalia (Britisches Museum) zu Tage förderten. Nach London zurückgekehrt, lieferte er die Entwürfe für das philosophische Institut zu Bristol, die Hannover-Kapelle in London (1825), einen Flügel der Universitätsbibliothek zu Cambridge, das Feueramt zu Westminster und ein Versicherungsgebäude in Liverpool. Er gab heraus: »Die Altertümer von Athen«, »Der Tempel des olympischen Jupiter in Agrigentum« (1830), »Die Ikonographie der Westfronte der Kathedrale in Wells« (1851) und »Die Tempel des Jupiter Panhellenios und des Apollon Epikurios« (1860). Er starb 17. Sept. 1863 in London.

Cockerill, John, Industrieller, geb. 3. Aug. 1790 zu Haslington in Lancashire, ward, als sein Vater, ein Maschinenbauer, sich 1797 nach Verviers begab, um daselbst Spinnmaschinen zu bauen, der Obhut von Verwandten übergeben. Von diesen verwahrlost, folgte er, zwölf Jahre alt, seinem Vater nach und wurde von demselben in der Werkstätte beschäftigt. 1807 etablierte er sich mit seinem ältern Bruder, James, in Lüttich und entwickelte hier sein industrielles Talent in immer steigendem Maß. Der Zentralpunkt seiner allmählich vielfach verzweigten Thätigkeit war die großartige Anstalt von Seraing, welche er mit James 1816 mit einem Anlagekapital von 16 Mill. Frank einrichtete. Sie umfaßte zur Zeit ihrer Blüte eine Maschinenfabrik, eine Dampfkesselfabrik, Stab- und Blechwalzwerke, ein Eisenbahnschienenwalzwerk, einen Hochofen, 16 Puddlings- und viele Flammöfen, eine Schmiedewerkstätte mit 80 Feueressen, zwei Steinkohlengruben, eine Erzgrube, eine Krämpelfabrik und wurde von 2500 Arbeitern und 22 Dampfmaschinen mit fast 1000 Pferdekräften betrieben. Der wöchentliche Bedarf an Eisen betrug 80 Ton., an Arbeitslöhnen 70,000 Fr. Im J. 1825 verkaufte James C. seinen Anteil an diesem Etablissement in Seraing an den König von Holland, welcher nun Johns industrielle Spekulationen mit allem Nachdruck unterstützte. James lebte fortan in Aachen, wo er 8. Mai 1837 starb. Durch die Revolution von 1830 geriet jenes Werk in Verfall, aber nur, um sich 1833, nachdem C. alleiniger Besitzer von Seraing geworden, wieder mächtiger als je zu heben. C. wurde in gewissem Sinn der Träger der belgischen Industrie, sowie er von ihr getragen wurde, und legte auch an andern Orten in Belgien, Frankreich, Deutschland, z. B. zu Aachen, Stolberg bei Aachen, Kottbus &c., in Spanien, Polen, selbst in Surinam, wo er Plantagen besaß, im ganzen gegen 60 verschiedene Etablissements an, vornehmlich Kohlenwerke und Eisenhütten, Maschinenbauwerkstätten (in Lüttich, Val-Benoit, Verviers, Aachen, Decazeville, Bezèche, Petersburg, Surinam), Spinnereien (in Lüttich, Namur, Spaa, Aachen, St.-Denis), Tuchfabriken (in Kottbus und Polen), eine Glasfabrik, eine Papierfabrik &c. Er war auch einer der Hauptgründer der Belgischen Bank. Die kriegerische Situation Belgiens 1838 erschütterte jedoch das Vertrauen zu den so ausgedehnten Cockerillschen Unternehmungen, und als die Belgische Bank ihre Zahlungen einstellte, geriet C. Anfang 1839 in finanzielle Verlegenheiten, ein Liquidationsverfahren ward eingeleitet und 12. April 1839 eine Bilanz der Aktiva und Passiva bekannt gemacht, wonach erstere gegen 26 Mill. Fr., letztere gegen 18 Mill. Fr. betrugen. C. bevollmächtigte hierauf seinen Schwager Pastor aus Aachen und Piercot, seine sämtliche Habe, jedoch mit Ausnahme der Etablissements in Seraing und Lüttich, allmählich zur Deckung seiner Schulden zu veräußern, und begab sich nach Rußland, um im Auftrag der dortigen Regierung die Arbeit des Schaffens von neuem zu beginnen, starb aber schon 19. Juni 1840 in Warschau.

Cockermouth (spr. kóckermauth), Stadt im W. der engl. Grafschaft Cumberland, am Einfluß des Cocker in den Derwent, hat eine Schloßruine, Baumwoll- und Wollindustrie, Papiermühlen und (1881) 5354 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Cockney (engl., spr. kockni), alter, schon im 12. Jahrh. üblicher Spitzname der untern Mittelklassen von London, soll nach einigen daher entstanden sein, daß ein Londoner, der zum erstenmal einen Hahn krähen hörte, ausrief, der Hahn wiehere (the cock neighs). Wahrscheinlicher aber stammt der Name vom Land of Cockeign (s. Cocagna), d. h. dem Schlaraffenland, mit welchem London wegen des schon im Mittelalter daselbst herrschenden Luxus verglichen wurde. Der König von C. war eine von den Figuren, welche in den am Childermas Day (Fest der unschuldigen Kindlein) aufgeführten Spielen vorkamen, die mit den deutschen Narrenfesten Ähnlichkeit hatten.

Cocoawurzel, s. Colocasia.

Cocodès (franz., spr. -däß), Liebhaber einer Kokotte (Cocodette), Pariser junger Geck.

Cocon (franz., spr. -kong), s. Kokon.

Cocos *L.* (Kokospalme, Kokosnuß), Gattung aus der Familie der Palmen, stachellose, mittelhohe bis sehr hohe Bäume in Asien und Amerika, mit glattem, geringeltem oder mit den bleibenden Blattstielbasen schuppig besetztem, innen weichem und schwammigem Stamm, gefiederten Blättern mit linienförmigen Segmenten, in den Achseln der untern Blätter stehenden Blütenkolben mit gelben männlichen und grünen weiblichen Blüten, elliptischen oder eiförmigen, einsamigen Früchten mit dicker, faseriger Hülle, knochenhartem, an der Basis dreiporigem Stein und hohlem Samen. Die Portugiesen erblicken eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der Basis einer Kokosnuß mit den drei Löchern und dem Kopf eines Affen (Cocos, Coquin) und nannten danach den Baum Coqueiro. Die Gattung begreift etwa zwölf Arten, meist sehr nützliche Bäume der Tropenländer. *C. nucifera L.* (gemeine oder echte Kokospalme, s. Tafel »Ölpflanzen«) besitzt einen bis 30 m hohen, schlanken, etwas gebogenen, ungleichmäßig geringelten Stamm, sie wurzelt nicht tief, aber fest und ist von solcher Elastizität, daß selbst der stärkste Orkan den Baum nicht umzustürzen vermag. Die Blattkrone besteht aus 10—12 nach allen Seiten hin ausgebreiteten, gefiederten Blättern von 4—6 m Länge, deren Stiele am Grund von einem zähen, braunen Geflecht umgeben sind; die Scheide der Blütenstände wird bis 1 m lang und läuft spitz zu. Der Baum trägt vom achten Jahr an fast das ganze Jahr hindurch an jedem Kolben 10—30 Früchte, unter günstigen Umständen 150 und mehr. Sie erreichen die Größe eines Menschenkopfes und sind von länglicher, melonenähnlicher, undeutlich dreikantiger Gestalt. Unter der anfangs gelben, dann sich bräunenden Oberhaut liegt eine an 8 cm dicke Bastschicht und unter dieser die eigentliche weißliche Schale, welche sich allmählich bräunt und beinhart wird. Sie enthält anfangs einen milchig-flüssigen Saft, die sogen. Kokosmilch, welche sich mit der Reife zu einem festen, weißen Kern verdickt. Der Baum wächst schneller als die meisten andern Palmenarten und erreicht ein Alter von 90—100 Jahren. Seine wehende Blätterkrone bildet einen der schönsten und charakteristischsten Züge tropischer Landschaftsbilder. In seiner Vollkraft ist er vom 20.—60. Jahr, doch nimmt seine Produktion meist schon vom 50. Jahr an allmählich ab. Die Kokospalme wächst am üppigsten in der Nähe des Meers; doch gedeiht sie auch im Binnenland, weit entfernt von der Küste. Das Zentrum ihres Verbreitungsbezirks sind die Inseln und Küsten des Indischen und Stillen Ozeans. Wo sie die Wendekreise überschreitet, verliert sie an Schönheit und Ergiebigkeit, wie z. B. auf den Sandwichinseln. Am schönsten gedeiht sie zwischen 15° nördl. und 12° südl. Br. Unter dem Äquator steigt sie bis zu einer Höhe von 1200 m ü. M. empor. Den reichsten Ertrag an Früchten liefert sie auf den Sundainseln, den Philippinen, Karolinen, Marianen und Lakadiven. An der Westküste von Afrika reicht sie vom 6.° nördl. bis 16.° südl. Br., während sie auf Madagaskar noch unter 25° vorkommt. In den westlich von Indien gelegenen Ländern Asiens wächst sie nicht; an der Westseite von Vorderindien findet sie sich bis etwa 22° nördl. Br., im Innern bis 25° (bei Patna); an der Küste des Bengalischen Meerbusens gedeiht sie überall und selbst noch in China bis 25° nördl. Br. Einzelne kommen auch noch auf den Liukiuinseln unter 26 und 27° nördl. Br. vor. Die nördlichste Grenze ihres Gedeihens scheinen die südlichsten Boninscheln zu bilden; die südlichste bezeichnet Pitcairn unter 25° südl. Br. in Australien, so daß sie über eine Zone von 51° verbreitet ist. In Amerika findet sie sich auf der Westküste zwischen 18° nördl. und 18° südl. Br. einzeln, während sie auf der Ostküste etwa zwischen 24° nördl. und 27° südl. Br. vorkommt. In größerer Anzahl ist sie auf allen Antilleninseln, nur die nördlichsten Bahamainseln ausgenommen, vorhanden. Über die Heimat der Kokospalme weiß man nichts Bestimmtes; aber es ist bezeichnend, daß Asiaten und Polynesier den Baum in der mannigfachsten Weise verwerten, während die Amerikaner nur die Nuß verzehren. Die Kokospalme gewährt nämlich den vielseitigsten Nutzen. Die Kokosnüsse reifen in sieben Monaten und werden vier- bis fünfmal jährlich gepflückt; die unreifen geben in der erwähnten Milch ein sehr erfrischendes, süß und etwas zusammenziehend schmeckendes Getränk, welches gegoren Branntwein liefert und auf Ceylon wegen seiner bindenden Kraft auch zum Tünchen benutzt wird; die reifern Nüsse enthalten einen anfangs sehr zarten, haselnußartig schmeckenden Kern, der eine nahrhafte Speise abgibt und in vielerlei Zubereitungen genossen wird. Die ganz reife Nuß dient zur Gewinnung des Kokosöls (s. d.), welches in den Heimatsländern der Pflanze selbst, aber auch in Europa bereitet wird, wo die Kerne als Kopperah oder Kopra (s. d.) in Menge eingeführt werden. Die Preßkuchen sind ein wertvolles Viehfutter. Auf manchen Inseln des Stillen Ozeans würzt man das Öl mit Sandelholz, um es als wohlriechende Hautsalbe zu benutzen. Die faserige Hülle der Kokosnuß, Roya, Coir, Kokosfaser (s. d.), bildet einen wichtigen Handelsartikel und wird in Europa und Nordamerika auf Bürsten, Tauwerk, Matten, Treibriemen &c. verarbeitet. Die eigentliche Schale, welche sehr hart ist, dient zu allerlei Gefäßen; sie läßt sich drechseln und polieren, und es werden daher mancherlei kleine Kunstgegenstände daraus verfertigt. Verkohlt benutzt man sie zu Zahnpulver. Durch Dampf und Druck kann sie in Fasern aufgelöst werden, welche man in England zu Bürsten, Pinseln, Besen verarbeitet. Die ausgewachsenen Blätter dienen zum Decken der Dächer; auch werden Vorhänge, Teppiche, Matten, Körbe, Schirme &c. daraus bereitet. Sonst spielten sie eine Rolle in den religiösen Zeremonien der Tahitier und waren ein Sinnbild obrigkeitlicher Würde. Das wie Haselnuß schmeckende junge Mark unter der Endknospe ist als Palmhirn eine beliebte Speise. Auch werden die jungen, zarten Blätter vielfach als Palmkohl genossen. Aus den Blütenscheiden sowie aus alten Blättern bereitet man ähnliche Fackeln wie aus abgestorbenen Kakteen. Die zusammengebundenen Blätter werden auf Schiffen als Besen benutzt. Aus den verbrannten Blättern gewinnt man Pottasche. Von dem Netzwerk am Grunde der Blätter lassen sich nicht nur allerlei Durchschläge, sondern auch Kleidungsstücke verfertigen, die im Wasser sehr haltbar sind und daher besonders von Fischern getragen zu werden pflegen. Solange die Kokospalme reichlich Frucht trägt, etwa bis zum 35.—40. Jahr, ist der Stamm innen so schwammig, daß man das Holz nur zu Zäunen und Wasserröhren benutzen kann. Später wird es weit fester und kann dann (Stachelschwein- oder Palmyraholz) als Bau- und Möbelholz benutzt und zu kleinen Nippsachen verarbeitet werden. Die äußern rindenartigen Stammteile dienen in Indien zum Gerben, ein aus der Rinde gewonnenes Gummi

benutzen die Frauen zum Einsalben der Haare. Aus den Blütenkolben gewinnt man vor dem Aufbrechen der Blüten Palmwein (s. d.) oder Toddy, welcher, unvergoren eingekocht, Palmzucker (Jaggery, s. d.) liefert; aus dem gegornen Safte destilliert man eine Art Arak, sauer gewordener Palmwein wird als Essig benutzt. Der frisch ausgepreßte Saft der Blüten und die Wurzeln werden arzneilich verwendet. Man zieht den Kokosbaum nur aus der Frucht, welche zu jeder Jahreszeit gelegt werden kann und bei guter Bewässerung in etwa 18 Tagen keimt, wobei der Keim in Gestalt eines kleinen Elefantenzahns hervorkommt. Von süßem Geschmack, gilt er roh oder geröstet als Leckerbissen.

C. butyracea *L.*, in Neugranada und Venezuela, wegen ihrer majestätischen Höhe Königspalme genannt, liefert ein butterartiges Fett, welches ebenfalls als Kokosöl in den Handel kommt, Palmwein und Bau- und Werkholz. Die Indianer fällen den Stamm, der nach dem Gipfel zu nur wenig dünner wird, und höhlen da, wo Blätter und Blüten hervorbrechen, die Holzmasse aus, gleich als wollten sie ein Kanot verfertigen. Schon nach drei Tagen ist die Höhlung mit einem gelblichweißen, sehr klaren Saft von süßem, weinartigem Geschmack angefüllt. 18—20 Tage lang wird derselbe täglich gesammelt; der letzte ist weniger süß, aber alkoholhaltiger und deshalb geschätzter. C. guinensis *Jacq.*, ein 4 m hoher Baum mit nur 2,5 cm im Durchmesser haltendem Stamm, wächst namentlich auf der Insel Tobago in Menge, von wo die Stämme als Spazierstöcke (Tabagorohre) besonders nach Frankreich ausgeführt werden. Von C. aculeata *Jacq.* (Makawbaum, Makasebapalme), in Westindien, Guayana und Brasilien, sind die Früchte eßbar und liefern ein sehr wohlriechendes Palmöl, das zu Toilettenseifen und arzneilich benutzt wird. Von C. vinifera *Örst.*, in Nicaragua und Costarica, geben die Früchte ebenfalls Öl, während der Stamm einen Zuckersaft enthält, aus welchem eine Art Wein (Cogelwein) bereitet wird. C. coronata *Mart.*, in Brasilien, enthält ein Mark, aus welchem die Eingebornen Brot backen, und eine Nuß, aus der Öl gepreßt wird. Einige Arten werden bei uns in Gewächshäusern kultiviert, und C. flexuosa *Mart.* (s. Tafel »Blattpflanzen I«), in Brasilien, ist eine vorzügliche Zimmerpflanze.

Cocos chilensis, s. Jubaea.

Cocu (franz., spr. kotüh), Hahnrei.

Coecum (lat.), Blinddarm.

Cocx, Gonsael, Maler, s. Coques.

Cocxie, Michel van, Maler, s. Coxie.

Cocytus, s. Kokytos.

Cod., Abkürzung für Codex.

Coda (ital., »Schwanz«), in der ital. Poetik eine oder mehrere Terzinen, welche zuweilen dem regelmäßigen Sonett am Schluß noch angehängt werden. Der erste Vers dieser C. muß ein siebensilbiger sein und mit dem letzten des Sonetts reimen; die beiden andern elfsilbigen Verse reimen unter sich, jedoch mit keinem Vers des Sonetts. Auch muß der Sinn des Sonetts mit dem 14. Vers vollständig erschöpft sein und die C. nur einen unwesentlichen Anhang bringen, weshalb sie vorzugsweise bei komischen Stücken in Anwendung kommt. Auch der Schlußteil der gleichgebauten Strophen der Kanzone wird C. genannt. In der Musik ist C. ein Anhang, welcher Tonstücken, deren Hauptperioden wiederholt werden, zuweilen noch als letzte Schlußperiode angefügt wird, z. B. beim Scherzo, wo nach dem Trio das Scherzo wiederholt und dann die C. gespielt wird.

Codde, Pieter, holländ. Maler, geboren um 1608 oder 1610, wahrscheinlich ein Schüler des Frans und Dirk Hals in Haarlem, war vornehmlich in Amsterdam thätig, wo er 1637 den Auftrag erhielt, das von F. Hals nicht vollendete Bild der Schützengesellschaft fertig zu stellen. Er malte mit feinem, zartem Pinsel und in geschmackvollem, aber kühlem Kolorit sogen. Gesellschaftsstücke, Herren und Damen bei der Mahlzeit, bei Musik, Spiel und Tanz, und Soldaten in der Wachtstube. Gemälde von ihm befinden sich in den Museen und Galerien des Haag, von Haarlem, Berlin, Wien, Dresden, Schwerin. Auf Versteigerungen haben seine von Privatsammlern sehr geschätzten Bilder hohe Preise (bis zu 35,000 Frank) erreicht.

Code (franz., spr. kodd, v. lat. codex), Gesetzbuch. Insbesondere werden damit die zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich publizierten umfassenden Gesetze bezeichnet. Schon die Konstitution von 1791 hatte eine Kodifikation des Zivilrechts für ganz Frankreich in Aussicht gestellt; aber erst nach Einführung des Konsulats wurde dieselbe zur Wirklichkeit, indem Bigot de Préameneu, Maleville, Portalis und Tronchet von Napoleon mit Ausarbeitung eines neuen Zivilgesetzbuchs betraut wurden. Letzteres ward 20. März 1804 (30. Ventôse XII) als C. civil publiziert und erhielt, nachdem Napoleon den Kaisertitel angenommen hatte, die Bezeichnung »C. Napoléon«. Dasselbe besteht aus einem titre préliminaire und drei Büchern, von denen das erste vom Personen- und Familienrecht (des personnes), das zweite vom Sachenrecht (des biens et des différentes modifications de la propriété) und das dritte vom Rechtserwerb durch Erbschaft und Singularsuccession mit Einschluß des Obligationenrechts (des différentes manières dont on acquiert la propriété) handelt. Was den Wert des C. anbelangt, so ist ihm deutscherseits oft Mangel an Wissenschaftlichkeit sowie Unvollständigkeit vorgeworfen, ja von Savigny ist der C. sogar als eine politische Krankheit bezeichnet worden. Gleichwohl hat der C., besonders wegen seiner einheitlichen Darstellung und Abgeschlossenheit, in den preußischen, bayrischen und hessischen Rheinlanden die unter der französischen Herrschaft erlangte Geltung bis jetzt behauptet; auch in Baden gilt derselbe als badisches Landrecht mit einigen Modifikationen in offizieller Übersetzung. Außer dem Zivilrecht sind in Frankreich kodifiziert: der Zivilprozeß im C. de procédure civil vom 1. Jan. 1807, das Handelsrecht im C. de commerce vom 1. Jan. 1808, der Strafprozeß im C. d'instruction criminelle vom 27. Nov. 1808 und endlich das Strafrecht im C. pénal vom 22. Febr. 1810. Später kamen dann noch Gesetzgebungen über Forstwesen, Wasserrecht und Landwirtschaftsrecht hinzu (sogen. C. forestier, C. fluvial und C. rural). Vgl. »Der C. civil« (franz. und deutsch; verbesserte Kramersche Übersetzung, Leipz. 1879); Rivière, Codes français (12. Aufl., Par. 1884).

Codebitor (lat.), Mitschuldner.

Codemo, Luigia, ital. Schriftstellerin, geb. 5. Sept. 1828 zu Treviso, gewann auf ausgedehnten und ununterbrochenen Reisen, auf denen sie 1838—50 ihre Eltern begleitete, eine bedeutende Welt- und Lebenskenntnis, verheiratete sich 1851 in Venedig mit dem Ritter Carlo v. Gerstenbrand und betrat zuerst 1856 mit ihren »Memorie di un contadino« (2. Aufl., Vened. 1874) das Feld der schriftstellerischen Thätigkeit, auf dem sie seitdem eine große Fruchtbarkeit entwickelt hat. Wir nennen von ihren Schriften, die fast ausschließlich Schilderungen des Volks- und Familienlebens enthalten: »Berta« (Vened. 1858);

»Miserie e splendori della povera gente« (3. Aufl., Roveredo 1865); »L'ultimo Delmosti«, Drama (Vened. 1867); »La rivoluzione in casa« (2. Ausg., das. 1872); »Un processo in famiglia«, Drama, und »Una donna di cuore«, Lustspiel (das. 1869); »Scene e descrizioni« (das. 1871); »Chioggia e Schio«, Studien (das. 1872); »I nuovi ricchi« (Treviso 1876); »Andrea« (2. Ausg., das. 1877); »Pagine famigliari« (2. Aufl., das. 1878); »Svago e buona scuola« (das. 1880); »Scene varie. Racconti, bozzetti e produzioni drammatiche« (das. 1882, 2 Bde.); »Scene marinare« (das. 1879); »Le Zattere« (das. 1881) u. a.

Code Napoléon, s. Code.

Codex (lat.), s. Koder.

Codia, s. v. w. Mohnköpfe.

Codicillaris clausula (lat.), Kodizillarklausel.

Codicillus (lat.), s. Kodizill.

Cod. Ms. (lat.), Abkürzung für Codex manuscriptus, Handschrift.

Codo (span., »Ellbogen«), älteres span. Längenmaß, = 0,5 Vara, = 0,418 m. Der C. di ribera der Arsenale = 0,557 m.

Codogno (spr. -donnjo), Stadt in der ital. Provinz Mailand, Kreis Lodi, Knotenpunkt der Eisenbahnen Mailand-Bologna und Pavia-Cremona, hat ein Gymnasium, eine technische Schule und (1881) 8935 Einw., welche Seidenweberei und Gerberei, vornehmlich aber ausgedehnten Käsehandel betreiben. C. ist der Hauptmarkt für Parmesankäse.

Codöl, s. v. w. Leberthran.

Codrington (spr. koddringt'n), 1) Sir Edward, engl. Admiral, geb. 27. April 1770 aus einem alten Geschlecht, befehligte bei Trafalgar als Kapitän das Linienschiff Orion, nahm 1809 an der Expedition nach Walcheren teil, focht in den nächsten Jahren mit einem Geschwader an der spanischen Küste gegen die Franzosen. Unter dem Admiral Sir Alexander Cochrane diente er darauf in Amerika, ward 1813 Konteradmiral, 1815 Vizeadmiral und übernahm als solcher den Befehl über die Flotte im Mittelmeer, welche die türkische Seemacht beobachten sollte. Im Verein mit der französischen Eskadre unter dem Admiral de Rigny nötigte er Ibrahim Pascha, den Befehlshaber der ägyptisch-türkischen Kriegsmacht in Morea, 25. Sept. 1827 zu einem Waffenstillstand. Als Ibrahim denselben verletzte und in Morea aufs grausamste verfuhr, übernahm C. über die vereinigte englisch-französische Flotte, zu der auch das russische Geschwader unter Admiral Heyden stieß, den Oberbefehl. Man wollte Ibrahim Pascha zur Beobachtung des Waffenstillstandes zwingen; aber das voreilige Feuer der Türken führte 20. Okt. zur Schlacht bei Navarino (s. d.), in welcher der größte Teil der türkisch-ägyptischen Flotte vernichtet ward. Frankreich und Rußland belohnten den Sieger mit Orden; auch das englische Volk jubelte über den Sieg, und der König schickte C. den Bathorden zu; allein die Toryregierung flocht in die Thronrede Worte ein, welche einen versteckten Tadel des energischen Eingreifens Codringtons enthielten. Im Juli 1828 erschien C. vor Alexandria und erzwang von Mehemed Ali die Räumung Moreas, wurde aber im August 1828 abberufen und fand erst nach der Thronbesteigung Wilhelms IV. wieder die vollste Anerkennung. 1831 befehligte C. die vor Lissabon kreuzende Flotte; 1837 ward er zum Admiral ernannt. Von 1832 bis 1839 vertrat er die Stadt Devonport im Parlament und stimmte mit den Whigs, legte aber sein Mandat nieder, als er zum Oberbefehlshaber in Portsmouth ernannt wurde, und starb als Admiral der roten Flagge 28. April 1851. Vgl. »Memoir and correspondence of Admiral Sir E. C.« (hrsg. von Lady Bourchier, Lond. 1873–75, 2 Bde.).

2) Sir William John, engl. General, ältester Sohn des vorigen, geb. 1800, trat jung in die Armee und ward 1846 Oberst. Beim Beginn des orientalischen Kriegs im Juni 1854 zum Generalmajor ernannt, führte er an der Alma und bei Inkjerman eine Brigade. Im Juni 1855 avancierte er zum Divisionschef und übernahm nach dem Rücktritt des Generals Simpson mit dem Rang eines Generalleutnants das Oberkommando über die englische Armee in der Krim, wurde jedoch an bedeutendern Aktionen durch den bald erfolgten Abschluß des Waffenstillstandes gehindert. 1857 trat er für Greenwich ins Parlament. 1859–65 war er Generalgouverneur von Gibraltar, und 1863 wurde er General der britischen Armee. Im Oktober 1877 trat er in den Ruhestand und starb 6. Aug. 1884 in London.

Coehoorn (spr. ku-), Menno van, Ingenieur, geb. 1641 bei Leeuwarden in Friesland, ward, 16 Jahre alt, Hauptmann in niederländischen Diensten und nahm an der Verteidigung von Maastricht und der Belagerung von Grave 1673 teil, wo sich die nach ihm benannten tragbaren Handmörser (Coehörner) zuerst bewährten. 1674 wurde C. wegen besonderer Tapferkeit bei Seneffe zum Obersten ernannt und hat von dieser Zeit an die meisten der zahlreichen niederländischen Festungen teils verbessert, teils vollständig umgebaut. Er focht als Brigadier 1690 bei Fleurus, verteidigte 1692 das von ihm umgebaute Namur gegen Vauban, erlag aber schließlich der Übermacht; 1694 belagerte er Huy und half 1695 Namur zurückerobern. Als Generalleutnant und Inspekteur der niederländischen Festungen eroberte er im spanischen Erbfolgekrieg Venloo, Roermonde, Lüttich, Kaiserswerth, Bonn, Huy und Limburg und nahm an verschiedenen Schlachten teil. Er starb 17. März 1704 zu Wijkel in Friesland, wo ihm ein prächtiges Denkmal errichtet ist. Sein Leben beschrieb sein Sohn G. T. van C. (neu hrsg. von Sypestein, Leeuwarden 1860). C. war neben Vauban der bedeutendste Ingenieur seiner Zeit, seine Systeme sind aber so wesentlich auf die Bodenverhältnisse seines Vaterlandes basiert, daß sie außerhalb desselben fast nirgends haben Anwendung finden können (vgl. Festung). C. schrieb: »Versterkinge des vijfhoeks met alle sijne buytenwerken« (Leeuwarden 1682); »Niewe vestingbouw« (das. 1685; deutsch, Düsseld. 1709).

Coehörner (spr. ku-), s. Coehoorn.

Coelemans (spr. kûl-), Jakob, niederländ. Kupferstecher, geb. 1670 zu Antwerpen, Schüler des Cornelius Vermeulen, starb 1735 in Aix. Sein Hauptwerk ist die 1709 vollendete, 1744 herausgegebene, aus 118 Blättern bestehende Sammlung, die er für das Kabinett des Boyer d'Aiguilles in Aix stach.

Coelho (spr. kuelljo), Francisco Adolpho, hervorragender portug. Sprachgelehrter, geb. 1847 zu Coimbra, gegenwärtig (seit 1878) Professor am Curso superior das letras in Lissabon. Seine philologischen, durch strenge wissenschaftliche Methode ausgezeichneten Schriften beziehen sich auf die Entwickelungsgeschichte der portugiesischen Sprache, so: »A lingua portugueza« (Coimbra 1868), »Origem da lingua portugueza« (Lissab. 1870), »Theoria da conjugação em latim e portuguez« (das. 1871), die höchst bedeutenden »Questões da lingua portugueza« (Porto 1874) und »Noções de glottologia geral e especial portugueza« (das. 1881), denen sich neuerdings das Werk »Os dialectos romanicos ou neo-latinos na Africa« (Lissab. 1882) anschloß. Im J. 1873 grün-

dete er eine wissenschaftliche Zeitschrift: »Bibliographia critica de historia e litteratura«, die es aber nur zu einem Band brachte; seit 1880 gibt er eine »Revista d'ethnologia e de glottologia« heraus. Außerdem veröffentlichte er die erste Sammlung portugiesischer Märchen: »Contos populares portuguezes« (Lissab. 1879) und griff durch mehrere Schriften (z. B. »A questão do ensino« ꝛc.) auch in die Unterrichts- und Erziehungsfragen Portugals ein.

Coello, 1) Alonso Sanchez, span. Maler, geboren zu Benifayro bei Valencia um 1515, bildete sich zu Rom, ward Hofmaler des Königs Philipp II. von Spanien und starb 1590 in Madrid. In Spanien sind noch viele Werke dieses Künstlers, z. B. das Bildnis des Infanten Don Karlos und der Donna Isabella in der Galerie zu Madrid, die Vermählung der heil. Katharina im Eskorial, Sebastian mit Christus und Maria in der Klosterkirche San Geronimo zu Madrid ꝛc. Am ausgezeichnetsten war C. im Porträt; seine Köpfe haben einen seelenvollen Ausdruck, seine Zeichnung ist korrekt und sorgfältig, die Auffassung streng, etwas steif.

2) Claudio, span. Maler, geb. 1621 zu Madrid, Schüler von Rizi, erwarb sich großen Ruf, wurde aber durch Giordanos Ankunft, der die Periode des Verfalls der spanischen Kunst einleitete, verdunkelt und starb 20. April 1693 in Madrid aus Gram darüber. Er hinterließ in Madrid, San Ildefonso, im Eskorial, zu Paular, Saragossa, Salamanca, Corella, Torrejon, Valdemoro u. a. O. religiöse Bilder, die sich durch kräftige Auffassung auszeichnen. C. ist der letzte bedeutende spanische Maler der klassischen Zeit.

Cœur (franz., spr. kör), Herz; eine Farbe der französischen Spielkarte, welche durch ein rotes Herz bezeichnet wird; C. de lion, Löwenherz, Beiname König Richards I. von England; de bon c., von Herzen gern, bereitwilligst.

Coeur (spr. kör), Jacques, franz. Kaufmann, geboren um 1400 als Sohn eines Pelzhändlers zu Bourges, gewann durch Handel in der Levante ein großes Vermögen und unterstützte 1439 den König Karl VII. mit reichlichen Geldmitteln, um den Krieg gegen England erfolgreich zu führen, die Finanzen und Steuern zu ordnen und ein stehendes Heer aufzustellen. 1440 adelte ihn der König, schickte ihn als Gesandten nach Rom und Genua und erhob ihn 1450 zum Finanzminister. Durch den Handel mit Ägypten und Syrien immer reicher geworden und im Besitz vieler Schlösser und Landgüter, zählte C. bald die Mächtigsten des Hofes unter seinen Schuldnern. Diese stürzten ihn aus Neid und Habgier. Wegen Münzfälschung, Vergiftung der Agnes Sorel und Hochverrats angeklagt, ward er 1453 gefangen gesetzt, seiner Güter im Wert von 20 Mill. beraubt und zu ewigem Gefängnis verurteilt. Er entkam jedoch 1455 aus der Haft und flüchtete nach Italien. Papst Calixtus III. gab ihm das Kommando eines Teils seiner Flotte gegen die Türken. C. starb 1456 auf der Insel Chios. Seine Kinder, vom sterbenden Vater Karl VII. aufs dringendste empfohlen, erhielten einen Teil ihrer Güter zurück. Das verdammende Urteil wurde unter Ludwig XI. kassiert. Coeurs prächtiges, im gotischen Stil erbautes Haus in Bourges ist noch erhalten. Vgl. Clément, Jacques C. et Charles VII (4. Aufl., Par. 1874).

Coffea, s. Kaffeebaum.

Cogalnitscheano, Michael, rumän. Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 1806, wurde unter der Regierung des Fürsten Johann Stourdza (1822—28) trotz seiner Jugend auf den neugegründeten Lehrstuhl der Geschichte zu Jassy berufen. 1834 machte er eine Reise nach Deutschland, hielt sich längere Zeit in Berlin auf und machte sich mit deutscher Wissenschaft und Bildung bekannt. Er schrieb eine »Histoire de la Valachie et de la Moldavie« (Berl. 1837, Bd. 1), gab in Verbindung mit dem Dichter Alecsandri und mit Negruzzi 1840 eine wissenschaftliche und belletristische Revue, die »Dacia litteraria«, heraus, veröffentlichte die »Archiva romanesca«, eine Sammlung von geschichtlichen Dokumenten, und unter dem Titel: »Letopisitz« 3 Bände rumänischer Chroniken (1845—1852). Seit der Erwählung Alexander Cusas zum Fürsten der Moldau und Walachei (1859) nahm C., der absolutistisch und russisch gesinnt war, den thätigsten Anteil an den politischen Angelegenheiten des Landes und war mehrmals Minister und Ministerpräsident. Als Unterrichtsminister begründete er die Universität Jassy. Am 24. Okt. 1863 übernahm er die Ministerpräsidentschaft, half Cusa 14. Mai 1864 seinen Staatsstreich durchführen und erließ eine Reihe von Gesetzen im Gebiet der Verwaltung, der Justiz, des Unterrichts, besonders das die Fronen gegen Entschädigung aufhebende Ruralgesetz. Am 6. Febr. 1865 wurde C. als Ministerpräsident entlassen und das Ministerium modifiziert. Unter der Regierung des Fürsten Karl war C. Mitglied der Abgeordnetenkammer, und als das Ministerium Bratianu durch seine großrumänischen Pläne Verwickelungen mit der Türkei und mit Ungarn hervorrief und deshalb seine Entlassung nehmen mußte, wurde C. 28. Nov. 1868 beauftragt, ein gemäßigt-liberales Ministerium zu bilden, das bis 7. Febr. 1870 bestand. 1876 übernahm C. unter Bratianu das auswärtige Ministerium und leitete es bis 1878, war 1879—80 Minister des Innern und wurde dann Gesandter in Paris. Doch wurde er schon 1881 von da abberufen. Schon früher als eifriger Russenfreund ein Gegner Bratianus, trat er jetzt offen gegen denselben auf und bekämpfte mit allen Mitteln dessen zu Österreich und Deutschland hinneigende Politik, doch ohne Erfolg, da sein Ansehen auch durch zweideutige finanzielle Operationen erschüttert war.

Cōge intrāre (oder Compelle intrare, lat., »nötige [sie] hereinzukommen«), der aus der mißgedeuteten Bibelstelle Luk. 14, 23 hergeleitete Grundsatz zur Rechtfertigung der gegen Ketzer angewendeten Gewalt oder arglistigen Proselytenmacherei.

Cogelwein, s. Cocos.

Cogels, Joseph, belg. Maler, geb. 1786 zu Brüssel, bildete sich auf der Düsseldorfer Akademie zum Landschafts- und Marinemaler aus, machte Reisen in Frankreich und kehrte 1806 nach Belgien zurück. Im J. 1810 ging er nach München, wo er für den König und die Königin sowie für den Herzog von Leuchtenberg thätig war. Er wurde 1824 Mitglied der Münchener Akademie und starb 1831 auf dem Schloß Leitheim bei Donauwörth. Er stellte mit Vorliebe Wasserfälle und alte Baudenkmäler seiner Heimat dar. Er hat auch nach J. Both und nach eignen Zeichnungen radiert.

Coghetti, Francesco, ital. Maler, geb. 4. Okt. 1804 zu Bergamo, bildete sich dort und später in Rom bei Camuccini und durch das Studium Rafaels zum Historienmaler aus. Er schloß sich an die klassizistische Richtung an und war eine Reihe von Jahren hindurch Präsident der Akademie von San Luca in Rom. Er starb 21. April 1875 in Rom. C. hat zahlreiche Altarbilder und Fresken in Kirchen und Palästen zu Bergamo, Rom (Palazzo Torlonia) und Savona ausgeführt.

Cogito, ergo sum (lat., »ich denke, also bin ich«), oberster Grundsatz des Descartes, der als unmittelbar gewisse Wahrheit an der Spitze seines philosophischen Systems steht. Vgl. Descartes.

Cognac (Kognak), s. Franzbranntwein.

Cognac (spr. konnjack), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Charente, an der Charente und der Orléansbahn gelegen, altertümlich und eng gebaut, hat eine alte Kirche (aus dem 12. Jahrh.), ein Handelsgericht, ein Collège und (1881) 13,317 Einw. Die ehemaligen Befestigungen der Stadt haben schönen Promenaden und Neubauten Platz gemacht. C. ist der Mittelpunkt der Erzeugung des berühmten feinen Branntweins gleichen Namens, dessen Produktion sich im Arrondissement auf einen Wert von 200 Mill. Frank beläuft. Auch werden in C. Fässer, Flaschen ꝛc. erzeugt und Handel mit Vieh, Getreide ꝛc. betrieben. In dem alten Schloß von C., wovon noch Ruinen übrig sind, wurde Franz I. geboren, dem auf einem Platz der Stadt eine bronzene Reiterstatue (von Etex) errichtet ist. — C. ist das Condate der Alten; später hieß es Coniacum, seit dem 12. Jahrh. Coignac. Früher hatte es eigne Herren; im 12. Jahrh. kam es als besondere Grafschaft an die Grafen von Angoumois und fiel später an die Krone. Hier ward im März 1526 ein Bündnis zwischen Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England abgeschlossen. 1562 wurde die Stadt von den Hugenotten genommen und 1569 vergebens vom Herzog von Anjou wie vom Prinzen Condé belagert.

Cognatio (lat., natürliche Verwandtschaft, Blutsverwandtschaft), das Verhältnis zweier Personen, die voneinander oder von einem gemeinsamen Dritten abstammen; der Inbegriff der Kognaten ist die Familie im natürlichen Sinn. Im römischen Recht wird der C. die Agnatio (C. civilis) gegenübergestellt, deren Grund die väterliche Gewalt ist (s. Agnaten). C. spiritualis, die kanonischrechtliche Verwandtschaft, welche durch Mitwirkung bei der Taufe und Firmung begründet wird und juristisch nur insofern in Betracht kommt, als sie nach kanonischem Recht ein Ehehindernis zwischen dem Täufling und den Paten begründet. Vgl. Verwandtschaft.

Cogniard (spr. konnjär), Hippolyte und Théodore, zwei Brüder und franz. Vaudevilleschreiber, jener geb. 20. Nov. 1807, dieser 30. April 1806, entwickelten in der Stellung als Theaterdirektoren (der Porte St.-Martin und der Variétés) in gemeinschaftlicher Arbeit eine beinahe fabelhafte Thätigkeit als Dramenfabrikanten. Seit 1831 schickten sie Jahr für Jahr gegen ein Dutzend Stücke auf die Welt der Bretter hinaus. Das seiner Zeit so renommierte, unzählige Male aufgeführte Zauberstück »La biche au bois« wie auch die verwandten Stücke: »La chatte blanche« und »La poudre de Perlimpinpin« nebst dem militärischen Spektakelstück »Masséna, l'enfant chéri de la victoire« entstammen ihrer Feder. Théodore starb 14. Mai 1872, Hippolyte 6. Febr. 1882 in Paris.

Cogniet (spr. konnjä), Léon, franz. Maler, geb. 29. Aug. 1794 zu Paris, war als Schüler Guérins und der römischen Akademie in den Traditionen der klassischen Schule Davids aufgewachsen und befestigte sich darin durch einen vierjährigen Aufenthalt in Rom. Zugleich aber verschloß er sich nicht den Bestrebungen der romantischen Schule. Das erste Bild, mit welchem er nach seiner Rückkehr einen Erfolg errang, Marius auf den Trümmern von Karthago (1824), zeigt schon Figuren von einer Natürlichkeit, welche dem Pathos der klassischen Schule nicht gegeben war; noch selbständiger ist eine Szene aus dem bethlehemitischen Kindermord, ebenfalls von 1824, welche sich in der Auffassung des Stoffs noch mehr der romantischen Schule zuneigt, ohne doch in der stilvollen, edlen Einfachheit der Behandlung die Schule der klassischen Meister zu verleugnen. Die psychologische Feinheit, welche diesem Bild unter den gleichzeitigen Werken einen hohen Rang anweist, konnte in den monumentalen Aufgaben, welche C. bald darauf gestellt wurden, wenig zur Geltung kommen. Ein Plafondgemälde im Louvre: Napoleon auf der ägyptischen Expedition im Kreis der Altertumsforscher, sowie die religiösen Bilder: der heil. Stephanus in St.-Nicolas des Champs und der Engel, Magdalenen die Auferstehung Jesu verkündend, in der Madeleine (1827), stehen seinen übrigen Werken nicht gleich, zeichnen sich jedoch durch Kraft und Wärme des Kolorits aus. Bald kehrte C. zu lebendig bewegten, psychologisch interessanten Motiven zurück und malte 1831 nach Walter Scotts »Ivanhoe« die Entführung Rebekkas durch den Tempelherrn aus dem brennenden Schloß. Noch besser gelungen ist ihm der Ausmarsch der Pariser Nationalgarde 1792, gemalt 1836 (im Versailler Museum). Es geht durch dieses Bild ein Zug wahrhaft innerer Begeisterung und eines hinreißenden Lebens, der kaum in einem der berühmtesten französischen Schlachtenbilder zu finden ist. Seinen bedeutendsten Erfolg errang C. im Salon von 1843 mit seinem Tintoretto, der an dem Totenbett seiner Tochter die geliebten Züge der Verstorbenen noch einmal malt. Während dieses Gemälde wegen seines sentimentalen Inhalts und seines glänzenden Kolorits eine große Begeisterung hervorrief, hat dasselbe heute nur noch ein historisches Interesse für die Entwickelungsgeschichte der französischen Malerei, wie denn Cogniets Bedeutung im wesentlichen eine historische ist und namentlich in seiner ausgebreiteten Lehrthätigkeit beruht. Meissonier und Bonnat gehören zu seinen Schülern. Auch aus Deutschland zogen viele Maler zu ihm, um von ihm das Geheimnis seines glänzenden Kolorits zu lernen. In den letzten Jahren malte er nur noch Porträte, da ihn seine Lehrthätigkeit vollkommen in Anspruch nahm. Er starb 20. Nov. 1880.

Cognitio (lat.), jede Untersuchung und Erörterung der nähern thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse eines Falles, bezüglich dessen eine Gerichts- oder sonstige Behörde eine Entscheidung oder Verfügung zu erteilen hat; im allgemeinen gleichbedeutend mit Causae c. (s. d.).

Cognitor (lat.), im ältern röm. Prozeßrecht die Person, welche eine streitende Partei in deren Auftrag vor Gericht zu repräsentieren hatte und von der Partei persönlich vor dem richterlichen Magistrat (in jure) mittels bestimmter feierlicher, an den Gegner gerichteter Worte bestellt wurde. Später hieß C. ein fiskalischer Beamter, der die Schuldner des Fiskus zur Bezahlung anzutreiben, die Gerechtsame des Fiskus zu verteidigen ꝛc. hatte. Sein Amt hieß Cognitura. Vgl. Keller, Römischer Zivilprozeß, § 52 ff. (5. Aufl., Leipz. 1877).

Cognōmen (lat.), Zuname, s. Name.

Cogolēto, Flecken in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, am Meer und an der Eisenbahn von Marseille nach Genua, mit Eisengießerei, Schiffbau, einem Hafen und (1881) 980 Einw. C. bestreitet Genua den Ruhm, Geburtsort des Kolumbus zu sein; man zeigt hier sein angebliches Geburtshaus.

Cogswell, Joseph Green, nordamerikan. Bibliograph, geb. 1786 zu Ipswich in Massachusetts, graduierte 1806 am Harvard College zu Cambridge und begab sich zehn Jahre später mit seinen Freunden G. Ticknor und E. Everett nach Europa, wo er verschiedene deutsche Universitäten besuchte und sich mit besonderm Eifer dem Studium der Erziehungswissenschaften und der Bibliographie widmete. Nach seiner Heimkehr lehrte er längere Zeit an der Harvard University und gründete 1823 in Verbindung mit George Bancroft das Round Hill Seminar sowie etwas später eine ähnliche Anstalt zu Raleigh in Nordcarolina, zwei ausgezeichnete, nach deutschen Prinzipien eingerichtete Unterrichtsanstalten. Im J. 1830 übernahm er die Herausgabe der »New York Review« und half J. J. Astor bei der Gründung der berühmten Astor-Bibliothek in New York, in deren Interesse er mehrere Reisen nach Europa unternahm, und der er 1854—60 auch als erster Bibliothekar vorstand. Später zog er sich nach Massachusetts zurück, wo er 26. Nov. 1871 starb. Von seinem auf 8 Bände berechneten »Catalogue of the Astor library« erschienen nur 2 Bände (New York 1857—58).

Cohen, Emil, Mineralog und Geolog, geb. 12. Okt. 1842 zu Aakjals in Jütland, studierte zu Berlin und Heidelberg, wurde 1867 Assistent am mineralogischen Institut daselbst und habilitierte sich 1871. Vom April 1872 bis Oktober 1873 bereiste er in Südafrika die Diamantfelder und die Goldfelder in Transvaal und gelangte bis zur Ostküste zwischen Lydenburg und Delagoabai. 1878 wurde er als Professor der Petrographie, Direktor des petrographischen Instituts und geschäftsführendes Mitglied der Kommission für die geologische Landesuntersuchung nach Straßburg berufen. C. beschäftigte sich besonders mit der Untersuchung der mikroskopischen Struktur und Zusammensetzung der Gesteine, z. B. der Felsitporphyre, der basischen Glaslaven des australischen Archipels 2c., und gab eine »Sammlung von Mikrophotographien zur Veranschaulichung der mikroskopischen Struktur von Mineralien und Gesteinen« (2. Aufl., Stuttg. 1884, 80 Tafeln) heraus. Er schrieb noch: »Über die Dyas im südlichen Odenwald« (Heidelb. 1871); »Geognostisch-petrographische Skizzen aus Südafrika« (Stuttg. 1874); »Erläuternde Bemerkungen zu der Routenkarte einer Reise von Lydenburg nach den Goldfeldern und von Lydenburg nach der Delagoabai im östlichen Südafrika« (Hamb. 1875); ferner lieferte er mit Benecke gemeinschaftlich eine von Erläuterungen begleitete geognostische Karte der Umgegend Heidelbergs (Straßb. 1874—77, 2 Blätter).

Coheres (lat.), Miterbe.

Cohn, Ferdinand Julius, Botaniker, geb. 24. Jan. 1828 zu Breslau, studierte seit 1844 daselbst und seit 1846 in Berlin Naturwissenschaft, besonders Botanik, habilitierte sich 1850 in seiner Vaterstadt als Privatdozent für Botanik und ward 1859 zum außerordentlichen und 1871 zum ordentlichen Professor der Botanik daselbst ernannt. C. ist auch Direktor des von ihm 1866 begründeten pflanzenphysiologischen Instituts, nachdem er schon 1847 als einer der ersten die Notwendigkeit solcher akademischen Laboratorien für Pflanzenanatomie und Pflanzenbiologie öffentlich verteidigt hatte. Seine Arbeiten bewegen sich größtenteils in den Grenzgebieten des Tier- und Pflanzenreichs; indem sie die wesentliche Übereinstimmung in der Organisation der niedersten Infusorien und der Schwärmsporen bei Algen und Pilzen nachweisen, stützen sie die jetzt herrschend gewordene Lehre vom Protoplasma als dem identischen Träger der Lebenserscheinungen bei allen lebenden Wesen. Unter seinen zahlreichen Abhandlungen sind hervorzuheben: Untersuchungen über Parthenogenesis und geschlechtliche Fortpflanzung der Rädertiere; über Organisation, Embryobildung und Encystierung der Infusorien; über geschlechtliche und geschlechtslose Fortpflanzung der Volvocinen 2c.; über kontraktile Gewebe im Pflanzenreich; über ein neues System der Kryptogamen 2c. Nachdem C. schon 1854 die Bakterien und Vibrionen nicht als Infusorien, sondern als niedere Pflanzen aus der Verwandtschaft der Oszillarien und Chrookokkaceen erkannt und in seiner Monographie von Empusa Muscae die Entwickelungsgeschichte einer durch parasitische Pilze veranlaßten Epidemie bei den Stubenfliegen gegeben, hat er sich in letzter Zeit hauptsächlich mit der Biologie der Bakterien beschäftigt, welche als Fermentorganismen bei Fäulnis und Gärungen sowie in verschiedenen Infektionskrankheiten bei Tieren und Menschen erkannt worden sind. Diese Arbeiten wurden für die Systematik und Biologie der Spaltpilze von fundamentaler Bedeutung. C. schrieb: »Zur Naturgeschichte des Protococcus pluvialis« (Bonn 1851); »Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte der mikroskopischen Algen und Pilze« (das. 1854); »Neue Untersuchungen über Bakterien« (das. 1872—75); seit 1875 gibt er »Beiträge zur Biologie der Pflanzen« (bis jetzt 4 Bände) heraus. Populäre Arbeiten sind: »Die Menschheit und die Pflanzenwelt« (Bresl. 1851); »Der Haushalt der Pflanzen« (Leipz. 1854); »Die Pflanze«, Vorträge (das. 1882), u. a.

Cohnheim, Julius, Mediziner, geb. 20. Juli 1839 zu Demmin in Pommern, studierte seit 1856 zu Berlin, Würzburg, Greifswald und Prag, praktizierte 1862—63 in Berlin, machte in einem Feldlazarett den schleswig-holsteinischen Krieg mit und ward 1864 unter Virchow Assistent am pathologischen Institut in Berlin und 1868 Professor der pathologischen Anatomie in Kiel. Im deutsch-französischen Krieg war er im Berliner Barackenlazarett thätig. 1872 ging er als Professor der pathologischen Anatomie nach Breslau, wo unter seiner Leitung ein neues pathologisches Institut errichtet wurde, folgte aber 1876 einem Ruf als Professor der allgemeinen Pathologie und Direktor des pathologischen Instituts nach Leipzig, wo er 15. Aug. 1884 starb. Seine Arbeiten bewegen sich im wesentlichen auf dem Gebiet der normalen und pathologischen Histologie, der pathologischen Anatomie und vor allem der experimentellen Pathologie. Cohnheims Hauptverdienst ist, experimentell nachgewiesen zu haben, daß bei jeder Entzündung der größte Teil der Eiterkörperchen aus den durch die Wandungen der Venen und Kapillaren ausgewanderten weißen Blutkörperchen besteht, während bis dahin die Virchowsche Ansicht, daß die Eiterkörperchen durch Zellenteilung umgebildete Bindegewebskörperchen seien, allein gültig war. Mithin steht nunmehr fest, daß ohne Blutgefäße keine Entzündung möglich ist, eine Thatsache, welche für die gesamte Medizin von unabsehbarer Bedeutung ist. Er schrieb: »Untersuchungen über die embolischen Prozesse« (Berl. 1872); »Neue Untersuchungen über die Entzündung« (das. 1873); »Vorlesungen über allgemeine Pathologie« (das. 1877—80, 2 Bde.; 2. Aufl. 1882); »Die Tuberkulose vom Standpunkt der Infektionslehre« (2. Aufl., Leipz. 1881). Seine »Gesammelten Abhandlungen« gab E. Wagner heraus (mit Biographie von Kühne, Berl. 1885). Vgl. Ponfick, Gedächtnisrede auf C. (Bresl. 1884).

Cohoes (spr. kohōs), Stadt im nordamerikan. Staat New York, Grafschaft Albany, bei den Fällen des Mohawk und nahe der Mündung dieses Flusses und des Eriekanals in den Hudson, 5 km von Troy, mit Woll- und Baumwollfabriken und (1880) 19,416 Einw.

Coiba, Insel im Stillen Ozean an der Südküste des kolumbian. Staats Panama, 25 km vom Festland, 518 qkm groß, mit gutem Hafen, aber fast ganz unbewohnt, nur zeitweise von Perlenfischern besucht.

Coiffeur (franz., spr. töaför), Haarschneider, Friseur; Coiffure, Haarputz.

Coignet (spr. töanjä), Jules Louis Philippe, franz. Maler, geb. 2. Dez. 1798 zu Paris, ging frühzeitig nach Italien und stellte dann von 1824 an zahlreiche, meist nach italienischen Motiven entstandene Landschaften aus. Wiederholte Reisen in Frankreich, dann in die Schweiz und Tirol wie nach Syrien und Ägypten (1845) brachten neue Motive. C. beteiligte sich eifrig an den Bestrebungen der französischen Maler, die Farbe mehr auszubilden, und verstand es, dieselbe harmonisch zu gestalten und dabei doch dem Gegenstand einen idealen Charakter zu wahren. Zwischen den sogen. Idealisten, welche bloß schöne Linien suchen, und den Realisten, denen die Motive gleichgültig sind, hielt er die Mitte. Seine Hauptblüte fällt in die Zeit der Regierung Ludwig Philipps. Er starb 1. April 1860. Ein sehr charakteristisches Ölbild von ihm: die Ruinen von Pästum (1844), bewahrt die Münchener Neue Pinakothek.

Coimbatore, Stadt, s. Koimbatur.

Coimbra (spr. tuimg-), 1) Hauptstadt der portug. Provinz Beira, rechts am Mondego und an der Portugiesischen Nordbahn, welche den Fluß 3 km westlich mit schöner eiserner Brücke übersetzt, liegt teils am Ufer des Flusses, teils an und auf mehreren steilen Hügeln (der Hauptplatz 91 m ü. M.), in sehr mildem Klima und wird von vielen Türmen und imposanten Gebäuden überragt. Im höchsten Teil steht der Turm der Sternwarte. Das Innere der offenen Stadt ist altertümlich. Die schmalen Häuser sind mit hohen Giebeldächern, vorspringenden Erkern und kleinen Fenstern versehen. C. hat eine Kathedrale (ein großes, einfaches Gebäude von edler Architektur), außerdem 8 Pfarrkirchen und 18 Kollegien oder Stifter, die ehedem zur Aufnahme studierender Mönche bestimmt waren. Die größte Merkwürdigkeit Coimbras ist die Universität (Colegio), ein weitläufiges Gebäude mit maurischen Sälen und Höfen. Sie wurde (die einzige in Portugal) 1288 vom König Diniz gestiftet, besteht gegenwärtig aus fünf Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Mathematik und Philosophie) und zählt durchschnittlich 900 Studenten und 74 Professoren. Mit der Universität verbunden sind: eine Sternwarte, ein Museum mit wertvollen ethnographischen und naturhistorischen Sammlungen (z. B. 1263 brasilischen Holzarten), ein chemisches Laboratorium, eine Bibliothek von 60,000 Bänden und ein schöner, groß angelegter botanischer Garten. Als Vorbereitungsanstalt für die Universität dient das Colegio das Artes, außerdem besteht ein geistliches Seminar. Das ehemalige Augustinerkloster Santa Cruz birgt in seiner Kuppelkirche die Grabmäler der ersten Könige von Portugal, Alfons' I. und Sanchos I. Den Wasserbedarf führt der Stadt ein Aquädukt von 20 Bogen zu. Die Zahl der Bewohner betrug 1878: 13,369; sie sprechen das reinste Portugiesisch und leben größtenteils von der Universität, treiben aber auch lebhaften Handel, namentlich mit Wein und Orangen, und fabrizieren Thonwaren, Hornarbeiten u. a. C. ist Bischofsitz. In der Umgebung der Stadt verdienen besondere Erwähnung: das Kloster Santa Clara mit Kirche aus dem Jahr 1132, den Gräbern mehrerer Könige von Portugal, insbesondere dem schönen Grabmal der Gründerin des Klosters, Elisabeth, mehreren Skulpturwerken und prachtvollem Park und die Quinta das Lagrimas (»Landhaus der Thränen«) zwischen Orangenhainen, wo einst Ines de Castro, die Geliebte des Infanten Pedro (nachmals Peter der Grausame), gefangen saß und 1530 ermordet ward. — C. soll seinen Namen von der Römerstadt Conimbria erhalten haben, die etwas südlicher lag, und von der noch jetzt Ruinen einer Wasserleitung und einer Brücke zu sehen sind. Später war die Stadt längere Zeit die Residenz der portugiesischen Könige. Einige portugiesische Prinzen führten von ihr den Titel »Herzöge von C.« 1755 litt die Stadt durch das Erdbeben großen Schaden. Am 17. Sept. 1810 wurde hier eine Abteilung der französischen Armee unter Masséna durch die Engländer gefangen genommen. 1834 verlegte Dom Miguel seinen Sitz hierher, und 7. Juli 1846 brach zu C. ein miguelistischer Aufstand aus, welcher 4. Jan. 1847 den Einzug des Herzogs von Saldanha nach dessen Sieg bei Torres-Vedras zur Folge hatte. — 2) (Forte de C.) Fort in der brasil. Provinz Matogrosso, am Paraguay (19° 55′ südl. Br.), 1775 erbaut, 1864 von den Truppen des Lopez aus Paraguay eingenommen.

Coina, Bezirksstadt in der span. Provinz Malaga, in herrlicher Lage, mit Marmorbrüchen und (1878) 10,065 Einw.

Coir, s. v. w. Kokosfaser, s. Cocos.

Coire (spr. töahr), franz. Name für Chur.

Coïtus (lat.), Beischlaf; C. anticipatus, Beischlaf vor der Ehe; C. damnatus, illicitus, Blutschande.

Coix *L.* (Thränengras), Gattung aus der Familie der Gramineen, ostindische Gräser, wovon einige als Getreide brauchbar sind. C. Lacryma *L.* (Hiobsthränen), mit 1,25 m hohem, markigem Halm, ziemlich breiten Blättern, männlichen Blüten in schlaffen, ästigen Ährchen, an deren Grunde die kleinen weiblichen Ährchen hervorkommen, und fast kugeligen, knochenharten, weiß- oder bläulichgrauen, glänzenden, einer fallenden Thräne ähnlichen Körnern, wird in Ostindien, China und Afrika häufig als Getreide, bei uns als Zierpflanze kultiviert und findet sich in Südeuropa verwildert. Die Samen werden auch zu Rosenkränzen, Halsbändern benutzt. C. agrestis *Lour.*, ein ausdauerndes, gegen 2 m hohes Gras in Ostindien, mit eßbaren Körnern, wird um die Reisfelder gesäet und gibt, wenn die Halme abgeschnitten werden, zwei Ernten. Die erbsengroßen Körner schmecken süß und angenehm und werden häufig, wie Reis gekocht, als Gemüse genossen.

Cojedes (spr. -chhēdes), Stadt im Staat Zamora der südamerikan. Republik Venezuela, am schiffbaren Fluß gleichen Namens.

Cojutepeque (spr. -chutepēke), Stadt im zentralamerikan. Staat San Salvador, an der Straße von San Salvador nach San Vincente, mit zwei bedeutenden Jahrmärkten und (1878) 4154 Einw.

Coke (spr. kohk), 1) Sir Edward, engl. Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 1. Febr. 1552 zu Mileham in der Grafschaft Norfolk, ward 1592 Solicitor general der Königin Elisabeth, 1593 Sprecher im Haus der Gemeinen und 1594 Attorney general. Unter Jakob II. erwarb er sich die Gunst des Königs durch sein Verhalten im Prozeß Raleighs und bei der Untersuchung gegen die Teilnehmer der Pulververschwörung, so daß er 1606 zum Oberrichter im Ge-

richtshof der Common Pleas und 1613 zum Oberrichter der King's Bench ernannt wurde. Als aber C. die richterliche Unabhängigkeit und die Hoheit des Gesetzes gegenüber den Wünschen des Hofes zu wahren strebte, wurde er 1616 abgesetzt. Im Parlament fuhr er fort, im freisinnigen Sinn zu wirken, und ließ sich in dieser Wirksamkeit auch durch eine Haft im Tower, die der König 1621—22 über ihn verhängte, nicht behindern. Er starb 3. Sept. 1633. Cokes Hauptwerk ist: »Institutes of the laws of England« (Lond. 1628, 1788 u. öfter). Seine Biographie schrieb G. W. Johnson (Lond. 1837, 2 Bde.).

2) Thomas William C., Graf von Leicester, Landwirt, geb. 4. Mai 1752, vertrat von 1774 bis 1832 die Grafschaft Norfolk fast ohne Unterbrechung im Parlament und erwarb sich durch seine Musterwirtschaft zu Holkham in Norfolk große Verdienste um Einführung des sogen. Norfolker Fruchtwechsels in vier Feldern, des Mais- und Turnipsbaues, der verbesserten Rindviehzucht und einer auf wissenschaftlichen Prinzipien beruhenden Bodenkultur. Auch erfand er eine nach ihm benannte Säemaschine. Er brachte im Verlauf von 36 Jahren den Reinertrag seiner Güter von 7000 auf 90,000 Pfd. Sterl. Er starb, nachdem er 1837 als Graf Leicester von Holkham zur Peerage erhoben worden war, 30. Juni 1842. Vgl. Rigby, Holkham, its agriculture etc. (Lond. 1821); Molard, Système d'agriculture, suivi par M. C. (Par. 1820).

Cokes (engl., spr. tohks), s. Koks.

Col (franz.), in den Alpen, Pyrenäen, im Jura ꝛc. ein schmaler Einschnitt eines Gebirgskammes, durch welchen ein Paß gebildet wird. Am bekanntesten sind in den Alpen der C. de St.-Théodul oder Cervin und Matterjoch am Montblanc (3322 m) nebst C. de Balme (2204 m) und C. de la Seigne (2538 m); C. Longet am Monte Viso (3155 m), C. di Tenda (1873 m) mit der Straße von Cuneo nach Nizza, durch welchen seit 1881 ein Tunnel gelegt wird; in den Pyrenäen der nur 250 m hohe, fahrbare C. de Perthus, ferner der C. de Jeganne (2826 m), der C. de Canfranc (1632 m) u. a.; im Jura der C. des Roches. In den Deutschen Alpen dient für C. gewöhnlich der Ausdruck Joch oder Furke, in den Pyrenäen auch port, spanisch puerto und in den Italienischen Alpen colle, forcella, bocchetta.

Col., Abkürzung für Colorado (Staat).

Col., bei botan. Namen Abkürzung für W. Colenso, Botaniker und Reisender in Neuseeland.

Cola *Endl.*, Gattung aus der Familie der Sterkuliaceen, mittelhohe Bäume mit ungeteilten oder gelappten Blättern, in Rispen stehenden Blüten und vielsamigen, großen Früchten. C. acuminata *R. Br.* (s. Tafel »Genußmittelpflanzen«) ist ein 12 m hoher Baum mit 16—20 cm langen Blättern, gelben, rot gefleckten Blüten und fünffächeriger Kapsel von der Größe einer Zitrone, deren Fächer je einen rötlichvioletten, innen blassen Samen von der Größe einer Kastanie und fleischig-kerniger Konsistenz enthalten. Diese Nüsse, Kola- oder Gurunüsse, schmecken schwach bitter, nicht unangenehm und nicht adstringierend; sie enthalten 2 Proz. Kaffein und stehen als Kaumittel bei den Negerstämmen Westafrikas von Senegambien bis einschließlich Angola in hohem Ansehen. Ihr Gebrauch hat sich in den letzten Jahrhunderten stets vermehrt, und so veranlaßten sie einen lebhaften Handelsverkehr zwischen den Küstendistrikten und Zentralafrika, selbst bis zu den Küstenplätzen des Mittelmeers. Die Kolanuß vermehrt und regelt den Appetit, läßt die schädlichen klimatischen Einflüsse leichter ertragen, verbessert das Trinkwasser und wirkt schlafverscheuchend, so daß die Eingebornen nach ihrem Genuß die Gelage zu verlängern vermögen. An die Darreichung von Kolanüssen knüpft sich in Afrika die Zusicherung von Gastfreundschaft und Schutz, und ohne dieselbe ist kein Geschäft anzubahnen. Sie werden auch als Münze benutzt. Wegen der günstigen Wirkungen, welche der Genuß der Kolanüsse auf die Neger ausübt, hat man den Baum auch auf Mauritius, in Westindien, Brasilien, Mexiko und in andern ausgedehnten Strecken des amerikanischen Kontinents, wo viele Neger leben, angepflanzt. Eine geringere Sorte, die weiße Kolanuß, stammt von C. macrocarpa *R. Br.*

Cola (ital.), Abkürzung des Namens Niccolò.

Colani, Timothée, theolog. Führer der liberalen Partei innerhalb der reformierten Kirche Frankreichs, geb. 1824 zu Lemé, wurde 1847 Lizentiat und 1864 Doktor der Theologie und seit 1851 einer der beliebtesten Prediger in Straßburg, er gab von 1850 bis 1869 die »Revue de théologie« in Verbindung mit der Straßburger Fakultät heraus, wurde 1861 zum Professor der französischen Litteratur am protestantischen Seminar, 1864 zum Professor der praktischen Theologie an der theologischen Fakultät ernannt. Der Widerstand, welchen die orthodoxe Partei beiden Ernennungen entgegensetzte, rief 1861 die Union protestante libérale ins Leben. Nachdem er durch seine Predigten (deutsch von Richard, Dresd. 1858) und sein Werk »Jésus-Christ et les croyances messianiques de son temps« (1. und 2. Aufl. 1864) sowie durch zahlreiche Beiträge zur »Revue des Deux Mondes« sich bekannt gemacht, legte er 1870 seine Stelle nieder und zog sich nach Frankreich ins Privatleben zurück. Seitdem war er, aus dem geistlichen Stand ausgetreten, als Führer der liberalen Partei auf der im Juni u. Juli 1872 zu Paris tagenden Generalsynode der reformierten Kirche Frankreichs thätig.

Colascione, Musikinstrument, s. Calascione.

Colban, Marie, geborne Schmidt, norweg. Dichterin, geb. 18. Dez. 1814, verheiratete sich sehr jung, ward aber schon mit 30 Jahren Witwe. Durch die Umstände zur Schriftstellerei gedrängt, übersetzte sie gelehrte Werke ins Französische und kam auf diese Weise nach Paris, wo eine Dame aus der vornehmen Welt die Briefe, welche C. ihr ins Bad schrieb, ohne Wissen derselben als »Lettres d'une barbare« drucken ließ, die so großes Aufsehen machten, daß sie von nun an für französische Journale schrieb und in die erste Gesellschaft kam. So den Winter meist in Paris oder Italien, den Sommer in Norwegen zubringend, trat sie bald auch mit selbständigen Werken in der Sprache der Heimat auf. Es erschienen die Novellen: »Lærerinden« (1870); »Tre Noveller« (Christ. 1873); »Tre nye Noveller« (Kopenh. 1875); »Jeg lever« (das. 1877, vielleicht ihre bedeutendste Arbeit); »En gammel Jomfru« (das. 1879; deutsch: »Eine alte Jungfer«, Stuttg. 1879); endlich »Cleopatra« (1880) und »Thyra« (1881). C. verbindet mit dem fein geistigen, scharf sondierenden Wesen des Nordens die Wärme und Weltgewandtheit des Südens: Norwegen und Frankreich in harmonischer Verschmelzung. Fast ihre sämtlichen Arbeiten wurden ins Deutsche übersetzt. Sie starb 27. März 1884 in Rom.

Colbert (spr. -bär), Jean Baptiste, franz. Finanzminister, geb. 29. Aug. 1619 zu Reims, Sohn eines mäßig begüterten Kaufmanns, ward Kommis in einem Pariser Bankhaus, bildete sich durch Reisen, arbeitete dann im Büreau des Staatssekretärs Letellier und bewies so große Einsicht im Verwal-

tungsfach, daß ihn Letellier dem ersten Minister, Mazarin, empfahl. Dieser übertrug ihm die Verwaltung seines Vermögens und erhob ihn 1654 vom Finanzintendanten zum Staatsrat und Sekretär der Königin. Von Mazarin noch auf dem Sterbebett dem König empfohlen, wurde er von Ludwig XIV., den er freimütig mit dem traurigen Stande der Finanzen bekannt machte, 1661 zunächst als Kommis eines Finanzrats, erst 1669 als Generalkontrolleur der Finanzen (Finanzminister) an die Spitze der Verwaltung gestellt. Streng rechtlich, von unermüdlicher Arbeitskraft und umfassendem Blick, freilich auch eigensinnig, hart und habgierig, widmete C. alle seine Zeit und Kraft dem Dienste des Königs. Nach genauen vierjährigen Untersuchungen über den finanziellen Stand des Staats zeigte sich, daß das Steuer- und Abgabensystem in der vollkommensten Verwirrung sich befand, und daß in den vorhergehenden unruhigen Zeiten eine greuliche Unordnung eingerissen war. Daher schuf C. zuerst einen Finanzrat, der dem König jährlich ein Verzeichnis der Ausgaben und Einnahmen vorlegen mußte, was der Verschwendung ein Ziel setzte. Eine Justizkammer überwachte die Pachter und Beamten, gleichmäßige Besteuerung und einfachere Erhebung der Steuern traten ein. Während C. die Steuern verminderte und die Rückstände bis 1656 erließ, deckte er den Ausfall durch Herabsetzung der Renten und Verminderung der Beamten und Pensionäre. Dabei wurde aber das Interesse der Krone aufs eifrigste gewahrt, die Domänen wurden für die Krone zurückgenommen, und da die Prachtliebe Ludwigs XIV. ungeheure Summen in Anspruch nahm, so trat Colberts Thätigkeit nicht selten in einseitiger Weise in den persönlichen Dienst des Königs; vollends die steten Kriege nötigten C., durch Mittel, welche bisweilen das Interesse des Landes verletzten, Geldquellen zu eröffnen; dahin gehörten: Vorschuß auf künftige Einnahme, Errichtung neuer Renten gegen Kapitalzahlungen, Verkauf neugeschaffener Ämter, Verpfändung von Domänen, Erhöhung der Steuern. Die Staatseinnahmen stiegen zwar, namentlich durch die Einführung neuer Steuern, von 84 Mill. auf 116 Mill.; aber das Wohl der niedern Klassen, besonders des Bauernstandes, wurde vernachlässigt. Das System, die Steuern zu verpachten, führte zu furchtbaren Erpressungen seitens der Pachter. Indessen hat C. doch Großes geschaffen. Vor allem förderte er die Industrie, baute den Kanal von Languedoc und ein Netz von Kunststraßen, erhob Marseille und Dünkirchen zu Freihäfen, stiftete Ausfuhrprämien und Assekuranzkammern, hob den Kolonialhandel, errichtete Handelsgesellschaften, kaufte Niederlassungen auf den westindischen Inseln Martinique, Guadeloupe, Santa Lucia, Grenada &c., sandte Kolonisten nach Cayenne, brachte durch Besiegung der Flibustier die Besitztümer dieser Seeräuber auf Santo Domingo an Frankreich und hob den Handelstraktat mit den Holländern auf, wodurch der französischen Nation alle bis dahin jenen zugestandenen Einfuhrbegünstigungen zugewendet wurden. Die Verbesserung des französischen Seewesens ging mit diesen Schöpfungen Hand in Hand. C. scheute keine Opfer, der französischen Flagge gegen die Seeräuber des Mittelländischen Meers Sicherheit zu verschaffen; er legte den Hafen von Rochefort an und errichtete zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre Seearsenale. Um die zum Teil verfaulte Kriegsflotte herzustellen, kaufte er im Ausland mehrere Kriegsschiffe, brachte es aber bald dahin, daß in Frankreich selbst die besten Fahrzeuge gebaut wurden, und hatte 1662 die französische Flotte auf 60 Linienschiffe und 40 Fregatten, 20 Jahre später auf das Doppelte gebracht. Für die Bemannung führte er die Konskription in der Küstenbevölkerung ein. Die französische Handelsflotte wurde die dritte der Welt. Handel und Industrie nahmen durch Zollschutz und Staatsunterstützung (Merkantilsystem) einen mächtigen Aufschwung. Dagegen litt der Ackerbau durch Ausfuhrverbote, hohe Steuern u. a. sehr, und der Bauernstand befand sich in so elender Lage, daß wiederholt Aufstände ausbrachen und C. furchtbar gehaßt wurde. Auch die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung ward durch ihn verbessert, die Religionsfreiheit beschützt. Die Zahl der Festtage und der Klöster wurde vermindert. Außer für materielle Interessen, sorgte C. auch für Kunst und Wissenschaft; er stiftete 1663 die Akademie der Inschriften und 1666 die der Wissenschaften, errichtete 1671 die Bauakademie, reformierte die Malerakademie, stiftete für sie in Rom eine französische Schule, unterstützte Gelehrte und Astronomen, gründete den botanischen Garten und die Sternwarte zu Paris, ließ unter Cassinis Leitung die große Vermessung Frankreichs vornehmen, sammelte Kunstschätze, bereicherte die königliche Bibliothek und ließ prächtige Gebäude aufführen. Er war endlich der eifrigste Gehilfe des Königs in der Errichtung eines unbeschränkten Absolutismus. Als er aber sich endlich wiederholt genötigt sah, der Verschwendung und Prachtliebe des Königs entgegenzutreten und zur Sparsamkeit zu mahnen, fiel er bei demselben in Ungnade, so daß Ludwig XIV. ihn nicht einmal auf seinem Sterbelager besuchte. Das Volk war durch die Höhe der Abgaben und die empörende Härte bei ihrer Eintreibung gegen C. so erbittert, daß, als er 6. Sept. 1683 starb, sein Leichenzug durch Militär gegen die Menge geschützt werden mußte. Dennoch waren die äußern Erfolge des Systems so glänzend, daß es viele Nachahmer fand. C. hinterließ ein Vermögen von 10 Mill. und den Titel eines Marquis de Seignelay, der auf seinen ältesten Sohn überging, welcher später die Verwaltung der Marine erhielt. Interessant ist das von C. eigenhändig entworfene »Mémoire pour son fils, sur ce qu'il doit observer pendant le voyage qu'il va faire à Rochefort«. Vgl. Clément, Lettres, instructions et mémoires de C. (Par. 1862—73, 7 Bde.; Nachtrag 1882); Derselbe, Histoire de C. et de son administration (das. 1874, 2 Bde.); Neymarck, C. et son temps (das. 1877, 2 Bde.); Gourdault, C., ministre de Louis XIV (6. Aufl., Tours 1885). — Sein jüngerer Bruder, Charles, Marquis von C.-Croissy, trat in den diplomatischen Dienst, war Gesandter in England und auf dem Nimwegener Friedenskongreß und erhielt später durch die Gunst der Maintenon das auswärtige Ministerium.

Colbertismus, s. Merkantilsystem.

Colchagua (spr. koltschágwa), eine Provinz der südamerikan. Republik Chile, grenzt gegen N. an Santiago, gegen W. an den Ozean, gegen S. an Curico und gegen O. an die Argentinische Konföderation und hat einen Flächeninhalt von 9829 qkm (178,5 QM.). Der Boden ist gebirgig; im O. liegen die Kordilleren mit dem Vulkan von Tinguiririca (4478 m), im W. das Küstengebirge, zwischen beiden eine hoch gelegene Thalebene, der beste und fruchtbarste Teil des Gebiets. Bei der guten Bewässerung gehört C. zu den reichsten und ergiebigsten Provinzen Chiles, wenngleich in der Ebene der Landbau noch immer der künstlichen Bewässerung bedarf; auch Metalle (Gold und Kupfer) fehlen in den Bergen nicht. Die Provinz zählt (1882)

156,270 Einw., die, im Land zerstreut, hauptsächlich vom Landbau und der Viehzucht leben. Hauptstadt ist San Fernando (s. d.).

Colchester (spr. kóltschestr, Colonia Camulodunum der Römer), alte Stadt in der engl. Grafschaft Essex, auf einer Anhöhe am schiffbaren Colne, 12 km oberhalb dessen Mündung bei Brightlingsea, und Schiffen von 120 Ton. zugänglich, hat einen gewaltigen Schloßturm aus der Zeit Wilhelms des Eroberers (jetzt Altertumsmuseum), die Ruine der St. Botolphe-propstei aus dem 12. Jahrh. nebst großen Resten seiner alten Stadtmauern. Aus neuerer Zeit stammen das Rathaus, die Kornbörse und die ausgedehnten Kasernen. C. hat (1881) 28,395 Einw. Früher Sitz der Wollindustrie und dann der Seidenweberei, ist C. jetzt namentlich seiner Austernzucht wegen bekannt. Zum Hafen gehörten 1884: 224 Seeschiffe von 6539 Ton. und 353 Fischerboote. — C. gilt für das alte Camulodunum, eine Stadt der Trinobanter im römischen Britannien, das Kaiser Claudius zur Kolonie erhob. Britische Schriftsteller bezeichnen es auch, wahrscheinlich mit Unrecht, als Geburtsort des Kaisers Konstantin. Zahlreiche römische Altertümer, die hier gefunden sind, zeugen von der einstigen Blüte, die der Ort später nicht behaupten konnte. Eine Anzahl Vlämen, durch den Herzog Alba aus ihrem Vaterland vertrieben, verpflanzte 1571 ihre Industrie hierher. Im J. 1648 ward es als Zufluchtsort der Königlichen belagert und durch Aushungern von den Parlamentstruppen genommen. Vgl. Cromwell, History and description of the ancient town and borough of C. (Lond. 1825, 2 Bde.).

Colchester (spr. kóltschestr), 1) Charles Abbot, Lord, geb. 14. Okt. 1757 zu Abingdon, studierte unter anderm in Genf, wo er zu Johann v. Müller in nähere Beziehung trat, saß seit 1795 im Parlament, wurde 1801 unter Addington Obersekretär für Irland und 1802 Sprecher des Unterhauses, welches Amt er 15 Jahre bekleidete. Als er 1817 aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat, wurde er Peer mit dem Titel Baron C.; er starb 8. Mai 1829. Vgl. »Diary and correspondence of Lord C.« (hrsg. von seinem Sohn, Lond. 1861, 3 Bde.).

2) Charles Abbot, zweiter Lord, geb. 12. März 1798, stieg im Seedienst bis zum Vizeadmiral, war im Ministerium Lord Derbys 1852 Vizepräsident des Handelsamts und Generalzahlmeister, von 1858 bis 1859 Generalpostmeister, in welcher Stellung er sich durch Abschluß von Postkonventionen mit dem Ausland verdient machte; starb 18. Okt. 1867.

Colchicin $C_{17}H_{19}NO_5$, Alkaloid, welches sich in der Herbstzeitlose, Colchicum autumnale, besonders in deren Samen und Knollen, findet, wird erhalten, indem man den Samen mit Alkohol und etwas Schwefelsäure auszieht, den Auszug mit etwas Kalk versetzt, filtriert, verdampft, den Rückstand mit kohlensaurem Kali fällt, den Niederschlag trocknet und mit Alkohol auszieht. Das nach dem Verdampfen der alkoholischen Lösung zurückbleibende C. ist gelblichweiß, amorph, geruchlos, schmeckt stark bitter, löst sich in Wasser und Alkohol, nicht in Äther, schmilzt bei 140°, ist nicht flüchtig, reagiert schwach alkalisch, und seine Salze sind nicht in fester Form zu erhalten. Es ist stark giftig.

Colchicum *L.* (Zeitlose, Lichtblume), Gattung aus der Familie der Liliaceen, Kräuter mit dicker, von trocknen, braunen Hülsen umgebener, meist tief im Boden steckender Knolle, grundständigen, linealischen Blättern, welche meist erst im Frühjahr nach der in den Herbst fallenden Blütezeit erscheinen, meist einzeln (oder zu zwei oder drei) stehenden Blüten mit trichterförmigem Perigon, sehr langer, enger, größtenteils im Boden steckender Röhre und oblonger oder kugeliger, aufgeblasener, vielsamiger Kapsel. 29 Arten, meist im Orient und in den Mittelmeerländern. C. autumnale *L.* (Herbstzeitlose, s. Tafel »Giftpflanzen I«) findet sich überall in Deutschland, in Mittel- und Südeuropa, auch in den süd- und ostkaukasischen Ländern Imeretien und Mingrelien, dem alten Kolchis, in Nordafrika auf feuchten Wiesen als letzte Zierde des Herbstes. Der Stengel erhebt sich aus braunen Hüllen, welche gleichzeitig im Herbst eine eiförmige Knolle einschließen, auf der im Sommer der fruchttragende, im Herbst abgestorbene Stengel gestanden hat. Als entwickelte Seitenknospe desselben erhebt sich der kurze, jetzt blühende Stengel, und etwas über dem untersten Blattwinkel desselben ist bereits das Knöspchen zur nächstjährigen Blüte angelegt. Von dem im Herbst verblühenden Stengel verlängern sich im folgenden Frühjahr die beiden obern Stengelglieder und schieben die Blätter und Fruchtstengel über den Boden hervor. Im Sommer verdickt sich dann das unterste Stengelglied, während gleichzeitig die im vorigen Herbst vorhanden gewesene Knolle abstirbt. Die Frucht reift, und der fruchttragende Stengel stirbt wieder ab, während nun die dritte Generation, jenes erwähnte Knöspchen, zur Blüte gelangt. Die Entwickelung ist also zweijährig, und da man im Frühjahr die Fruchtkapseln, im Herbste die Blüten auf den Wiesen sieht, so nannte man die Pflanze filius ante patrem, weil man glaubte, daß sie die Früchte vor der Blüte entwickele. Die Blüte ist hell lila-rosenfarben. Die frische Knolle, im Spätsommer gesammelt, riecht widrig rettichartig, schmeckt süßlich, dann scharf bitter und kratzend, nach dem Trocknen nur noch bitter; sie enthält als wesentlichen Bestandteil Colchicin in geringer (0,066 Proz.), nach den Jahreszeiten wechselnder Menge. Die offizinellen Samen sind feingrubig punktiert, braun, durch Ausschwitzung von Zucker etwas schmierig, geruchlos, schmecken sehr bitter und enthalten neben 6 Proz. Fett und Gallussäure 0,2—0,3 Proz. Colchicin. Schon Dioskorides warnte vor der giftigen Wurzel der Zeitlose, und durch das ganze Mittelalter waren ihre gefährlichen Wirkungen wohlbekannt; aber erst Störck zog sie 1763 in arzneiliche Anwendung. Als Radix (Tuber) Colchici war sie lange offizinell und auch unter den Namen Wiesensafran-, wilde Safran-, Herbstrosen-, nackte Jungfer-, Hahnenklötenwurzel bekannt. Der Same und daraus bereitete Präparate werden gegen Gicht und Rheumatismus angewandt; große Dosen wirken, wie auch die Wurzeln und Blüten, stark giftig. Die Kühe, welche Kraut und Blüten fressen, geben blutige Milch. Bisweilen hat man Colchicumsamen betrügerisch als Hopfensurrogat in der Bierbrauerei angewandt. Als Zierpflanzen kultiviert man auch Spielarten mit weißgelben, rötlichbunten, rosenroten und lilafarbenen Blüten sowie mit weiß gestreiften Blättern auf Rasenplätzen und als Einfassung am Rand kleiner Strauchgruppen. Hierzu eignet sich auch C. variegatum *L.*, in Portugal, Sizilien, auf Kreta und in Kleinasien einheimisch, mit wellenförmigen, lanzettförmigen Blättern und buntwürfelig gefleckten Blüten, die auch im Herbst erscheinen, die angebliche Stammpflanze der bei den Alten und im Mittelalter sehr geschätzten platten, herzförmigen, von allen Hüllen befreiten, als Hermodatteln (Hermodakteln) bekannten Knollen.

Colcotar vitrioli, s. v. w. Caput mortuum.

Cold-cream (engl., spr. kohld-krihm, »kalter Rahm«, fälschlich Goldcreme genannt), eine sehr milde, weiße, weiche Salbe, die namentlich im Winter gegen rauhe Haut empfehlenswert ist. Man bereitet sie aus 4 g weißem Wachs, 5 Teilen Walrat, 32 Teilen Mandelöl, 16 Teilen Wasser und 1 Teil Rosenöl und fügt auch wohl noch etwas Glycerin hinzu.

Coldstream (spr. kohldstrihm), Dorf in Berwickshire (Schottland), am Tweed, wo General Monk 1660 das noch bestehende Garderegiment organisierte, mit (1881) 1616 Einw.

Coldstream-Guards (spr. kohldstrihm-gards), ein zur Gardebrigade gehörendes engl. Infanterieregiment, das, 1656 errichtet, bei der Restauration vorzügliche Dienste leistete und deshalb bei der Auflösung der Armee durch Karl II. 1660 allein bestehen blieb. Vgl. M'Kinnon, Origin and services of the C. (Lond. 1833).

Colebrooke (spr. kohlbruck), Henry Thomas, der erste Sanskritist seiner Zeit und Hauptbegründer des Studiums der indischen Litteratur in Europa, geb. 15. Juni 1765, kam frühzeitig nach Indien, war zuerst Richter zu Mirzapur und dann britischer Resident am Hof zu Berar, kehrte 1816 nach Europa zurück und starb 10. März 1837 in London als Präsident der Asiatischen Gesellschaft. Auf das Sanskrit, die alte heilige Sprache Indiens, wurden die Engländer zuerst durch die praktischen Bedürfnisse der Rechtsprechung in Indien geführt, und dieses Bedürfnis rief auch das erste größere Werk von C. hervor, seine Übersetzung eines umfangreichen indischen Rechtswerks über Erbrecht, Sachen- und Obligationenrecht (»A digest of Hindu law on contracts and successions«, Kalkutta 1798, 3 Bde.; Lond. 1801, 3 Bde.; Madras 1864, 3 Bde.), dem später als Ergänzung seine »Translation of two treatises on the law of inheritance« (das. 1810) folgte (wieder abgedruckt in Stokes' »Hindu law books«, das. 1865). Diese noch ohne alle lexikalischen Hilfsmittel, nur mit Unterstützung einiger indischer Punditen mit außerordentlicher Genauigkeit und bewunderungswürdigem Geschick in der Wiedergabe der zahlreichen juristischen Kunstausdrücke der Sanskritlitteratur ausgeführten Übersetzungen gaben nicht nur das Muster für alle spätern Übertragungen indischer Rechtswerke ab, sondern sie bilden noch heutzutage die Hauptgrundlage für die Rechtsprechung der anglo-indischen Gerichtshöfe, soweit dabei das indische Nationalrecht zu Grunde gelegt wird, und der zahlreichen englischen Handbücher für indisches Recht. Die gleiche Sorgfalt und philologische Gründlichkeit zeichnet die zahlreichen Essays von C. aus, die fast alle Teile der indischen Litteratur betreffen und größtenteils auch jetzt noch nicht überholt sind, so seine Abhandlungen über die Wedas, über die philosophischen Systeme der Inder, über die indischen Sekten, über das indische Maß- und Münzsystem, über Sanskrit- und Prâkritpoesie, über indische Inschriften, über den indischen und arabischen Tierkreis, über die Pflichten einer indischen Witwe (Witwenverbrennung) und andre Aufsätze, die zuerst in den Veröffentlichungen der Asiatischen Gesellschaften von Kalkutta und London erschienen und später wiederholt gesammelt wurden (zuletzt von Cowell, »Miscellaneous essays by H. T. C.«, Lond. 1873, 2 Bde.; dazu als dritter Band Colebrookes Biographie von seinem Sohn). Grundlegend für das Studium der indischen Grammatiker und Lexikographen wirkten seine leider unvollendete Sanskritgrammatik (Kalkutta 1805), die von ihm veranlaßte erste Ausgabe der Grammatik des Pânini (1810) und das von ihm herausgegebene alte Sanskritwörterbuch »Amarakosha«. Für die Geschichte der Mathematik wichtig ist seine Übertragung aus dem Sanskrit »Algebra of the Hindus« (Lond. 1817). C. erkannte auch als einer der ersten die enge Verwandtschaft des Sanskrits mit den indogermanischen Sprachen Europas.

Coelebs (lat.), eine ehelose Person, s. Cölibat.

Colenso, John William, Bischof von Natal, Vertreter einer wissenschaftlichen Richtung in der englischen Hochkirche, geb. 1814 in Cornwall, machte seine Universitätsstudien zu Cambridge, wo er 1836 den Doktorgrad empfing und seit 1842 vielgebrauchte Lehrbücher der Algebra und Arithmetik schrieb. Seit 1846 wirkte er als Prediger zu Forncett St. Mary in Norfolk, wo er die »Village sermons« (Lond. 1853) herausgab. Nachdem er 1853 Bischof von Natal im südlichen Afrika geworden, veröffentlichte er die Schrift »Ten weeks in Natal« (Lond. 1855). Die Bekehrung und Zivilisierung der Eingebornen ließ er sich unermüdet angelegen sein. Das Ärgernis, welches C. gab, als er in seinem Werk »St. Paul's Epistle to the Romans, newly translated« (Lond. 1861) die Ewigkeit der Höllenstrafen in Abrede stellte, wuchs, nachdem er in dem Werk »The Pentateuch and the Book of Joshua, critically examined« (das. 1862–65, 5 Bde.; neue Ausg. 1863–71, 6 Bde.) die Echtheit und Geschichtlichkeit der Mosesbücher in Frage zog. C. wurde zur Verantwortung vor die Konvokation (s. d.) nach England berufen. 40 Bischöfe begehrten, C. solle sein Amt niederlegen. Der Bischof der Kapstadt sprach förmliche Absetzung über ihn aus. Doch C. appellierte 1865 an das Privy Council der Königin und erlangte hier seine Freisprechung. Der in demselben Jahr erschienene fünfte Teil seines Werks über den Pentateuch zeigte einen noch entschiedenern Standpunkt als die frühern, und jetzt wurde in der That ein Gegenbischof wider ihn aufgestellt. Eine Pan-Anglican-Synod, welche 1867 im erzbischöflichen Palast von Lambeth tagte, und zu welcher die anglikanischen Bischöfe aus allen Weltteilen herbeieilten, sollte C. förmlich exkommunizieren. Doch scheiterte diese Absicht daran, daß die sogen. Palmerstonschen Bischöfe, Anhänger der Low-Church, ihre Teilnahme an der Synode verweigerten, und daß der Bischof von London für seinen Beitritt Bedingungen stellte, welche dem Exkommunikationsplan die Spitze abbrachen. C. aber behauptete seine gesetzlich unanfechtbare Stellung als Bischof von Natal bis zu seinem 20. Juni 1883 erfolgten Tod.

Cölenteraten (Coelenterata, Zoophyten), die niedersten echten Tiere oder Metazoen (s. d.), deren wesentlichster Charakter in dem Verhalten des Ernährungsapparats besteht, der einen einfachen Hohlraum (Magen) darstellt, von dem aus Kanäle sich durch den Körper verbreiten. Die äußere Haut wird vom Ektoderm oder Hautblatt, die Wand des Magens vom Entoderm oder Darmblatt gebildet; zwischen beiden liegt in oft sehr dicker Schicht das Mittelblatt oder Mesoderm. Besondere Blutgefäße fehlen; die im Magen zubereitete Ernährungsflüssigkeit zirkuliert in Kanälen, welche direkt mit ihm in Verbindung stehen (Gastrovaskularkanäle). Wo sich eine Reihe Individuen zu einer Kolonie vereinigen, sind jene Kanäle allen gemeinsam und so kommt, was ein Einzeltier erwirbt, der Gesamtheit zu gute. Darum hat sich auch eine eigentümliche Art von Arbeitsteilung ausbilden können, bei welcher in solchen Kolonien gewisse Individuen die Ernährung, andre die Bewegung, wieder andre die Fortpflanzung ꝛc. besorgen. (Vgl. Siphonophoren.) — Die C. wurden als besonderer Stamm des Tierreichs zuerst von

Leuckart 1848 aufgestellt und waren bis dahin in dem Cuvierschen Typus der Radiaten (s. d.) enthalten gewesen. Doch umfaßten sie damals noch nicht die Schwämme, welche neuerdings dazu gerechnet werden. Gegenwärtig zerfallen sie in die Poriferen oder Schwämme (s. d.) und in die Korallpolypen (s. d.), Hydromedusen (s. d.) und Ktenophoren (s. d.) oder Rippenquallen. Die drei letztgenannten werden auch wohl, da sie unter sich vieles gemeinsam haben, als C. im engern Sinn oder als Knidarier (Nesseltiere) bezeichnet, weil bei ihnen sich in der Haut die sogen. Nesselorgane entwickeln. Dieses sind Kapseln mit einem spiralförmig aufgerollten Faden im Innern; bei leisester Berührung bersten sie und entleeren sowohl den Faden als auch die ihn umgebende, wahrscheinlich giftige Flüssigkeit. Kleinere Tiere werden mit diesen zwar mikroskopisch kleinen, aber meist äußerst zahlreichen Wurfgeschossen geradezu getötet, größere gelähmt; auch der Mensch kann schwere Krankheiten von der Berührung einer großen Scheibenqualle davontragen. Solche Nesselorgane fehlen den Schwämmen gänzlich. Gemeinsam haben die Knidarier im Gegensatz zu den Schwämmen ferner den Mangel der Hautporen und das Vorhandensein von Muskeln und Nerven samt Sinnesorganen. — Die Fortpflanzung geschieht bei allen C. meist ungeschlechtlich durch Knospung und Teilung und führt zur Bildung der oft sehr umfangreichen Tierstöcke. Stets tritt aber auch die geschlechtliche Fortpflanzung hinzu. Selten entstehen beiderlei Zeugungsstoffe (Eier und Samenfäden) in dem Körper desselben Individuums; auch treffen sie meist erst außerhalb ihres Entstehungsortes zusammen, teils in der Magenhöhle, teils außerhalb der Tiere. Aus dem Ei schlüpft meist eine flimmernde Larve, aus welcher durch mehr oder minder komplizierte Metamorphose ein den Eltern ähnliches geschlechtliches Geschöpf hervorgeht. Die Larven vermehren sich oft durch Sprossung und Knospung und erzeugen so eine Generation von Individuen, welche unter mannigfacher Umgestaltung entweder selbst zur Form der Geschlechtstiere zurückkehrt, oder ihrerseits erst auf ungeschlechtlichem Weg die Brut der Geschlechtstiere erzeugt (Generationswechsel, s. d.). Die C. sind bis auf vereinzelte Gattungen Meeresbewohner. Über ihre paläontologische Verbreitung s. die vier oben genannten Gruppen. Vgl. Leuckart, Über Morphologie und Verwandtschaftsverhältnisse wirbelloser Tiere (Leipz. 1848).

Coleōni, Kondottiere, s. Colleoni.

Coleophŏra, s. Motten.

Coleoptĕra, s. v. w. Käfer.

Coleorrhiza, s. Wurzelscheide.

Coler (gewöhnlich Colerus), Johann, landwirtschaftl. Schriftsteller, geboren gegen Ende des 16. Jahrh. zu Goldberg i. Schl., ward zu Rostock Magister, dann Prediger in der Mark und starb 23. Okt. 1639 in Parchim. Seine Hauptschriften sind: »Calendarium perpetuum et sex libri oeconomici« (1592, 3. Aufl. 1684) und »Oeconomia ruralis et domestica« (Wittenb. 1591—1601, 6 Tle.), beide zusammen herausgegeben als »Haushaltungsbuch« (beste Ausgaben von seinem Sohn, Frankf. 1672; zuletzt Leipz. 1711), das erste umfassende ökonomische Werk, welches in Deutschland erschienen ist. C. hat zu seiner Zeit einen außerordentlichen Einfluß geübt und drang mehr in die Massen als irgend einer der gleichzeitigen Schriftsteller.

Coleraine (spr. kólrehn), Stadt in der irischen Grafschaft Londonderry, am Bann, der einen Hafen für kleine Schiffe bildet, hat ein Schloß, Papiermühlen, Seifensiedereien, Gerbereien, Leinweberei und (1881) 5899 Einw. Zum Hafengebiet gehören (1884) 7 Seeschiffe von 798 Ton. Gehalt und 141 Fischerboote. Der direkte Verkehr mit dem Ausland ist unbedeutend.

Coleridge (spr. kohlriddsch), 1) Samuel Taylor, engl. Dichter und Schriftsteller, einer der Reformatoren der englischen Poesie, geb. 20. Okt. 1772 zu Ottery St. Mary in Devonshire, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine Vorbildung in der Christ's-Hospitalschule zu London und studierte dann von 1791 bis 1793 zu Cambridge. Schon damals trat seine radikale Gesinnung hervor. Nach Beendigung seiner Studien ging er nach London, aber obwohl seine ersten poetischen Versuche (1794) von nicht unbedeutendem Talent zeugten, so vermochte er sich doch keine litterarische Existenz zu gründen; die Not zwang ihn, in ein Dragonerregiment einzutreten, das ihn aber bald entließ. In seinem Drama »The fall of Robespierre« (1794), in seiner Zeitung »The Watchman« (1796) und in seinen Vorlesungen zu Bristol bekundete sich seine Begeisterung für die Ideen der französischen Revolution. Da sein Streben wenig Anklang fand, verband er sich mit Rob. Southey und Rob. Lovell, um in der Neuen Welt eine kommunistische Kolonie zu gründen, die Pantisokratie (»Gleichheit aller«) heißen und das geträumte Ideal verwirklichen sollte. Ihre Verheiratung mit drei schönen Schwestern (Fricker aus Bristol) verhinderte indessen die Ausführung des Plans. Nach verunglückten publizistischen Versuchen zog sich C. nach Stowey zurück, wo er mehrere seiner besten Gedichte schrieb, die seinen Ruf begründeten, und widmete sich 1798—1799, von den Brüdern Wedgewood unterstützt, in Deutschland ernsten Studien. Von seiner umfassenden Kenntnis des Deutschen gibt seine Übersetzung von Schillers »Wallenstein« (Lond. 1800) ein glänzendes Zeugnis. Nach England zurückgekehrt, lebte er bei Southey zu Keswick, trat zur konservativen Partei über und redigierte ein Regierungsorgan: »Morning Post«. Im J. 1804 ging er auf kurze Zeit als Sekretär des Gouverneurs Sir Alex. Ball nach Malta und lebte nach seiner Rückkehr ohne Anstellung bei einem Freunde, dem Wundarzt Gillman, zu Highgate. Innig vertraut mit der deutschen romantischen Litteratur, ein Verehrer Goethes, Schillers und Tiecks, wandte er sich mit seinem Reformationseifer der englischen Poesie zu, die er im Verein mit seinen Freunden, den Dichtern der sogen. Lakeschool, aus den Fesseln der Pedanterie und konventionellen Gefühlsform zu befreien suchte, indem er das allgemeine Interesse auf ein nationales Element hinleitete. Eine kleine königliche Pension machte seinen Lebensabend sorgenfrei. Er starb 25. Juli 1834 in Highgate. C. war ein hochbegabter und originell angelegter Dichter und Denker, den aber Armut und Abhängigkeit, Täuschungen aller Art und zuletzt eine zerstörte Gesundheit (die Folge übermäßigen Genusses von Opium) an der vollen Entfaltung seines Talents hinderten. Seine poetischen Werke, als deren Hauptmerkmal eine wunderbare Natursymbolik erscheint, bestehen aus Trauerspielen (»Remorse«, 1816, und »Zapolya«, 1818), der Thomson nachgeahmten Hymne »On Chamouni«, ferner aus Oden, die voll ernster und erhabener Gedanken sind, jedoch an Schwung die von Collins nicht erreichen, und aus Liebesgedichten (darunter die seelenvolle Romanze »Geneviève«), in denen er sich Wordsworths Manier anschließt. Seine Tragödien haben Stellen von hoher poetischer Schönheit, im

ganzen aber fehlt es ihnen an Handlung und Leidenschaft. Originell und groß ist C. aber, wenn er sich ganz den wilden Eingebungen seiner Phantasie hingibt und den Aberglauben alter Zeiten, Zauberbilder und geheimnisvolle Märchen aus einer andern Welt in melodischen Versen an uns vorüberziehen läßt. Hierher gehören: die wild-erhabene Rhapsodie »Fire, famine and slaughter«, das düster-schöne, durch Lord Byron veranlaßte, unvollendete Gedicht »Christabel« (1818 geschrieben; deutsch von Krantz, Danzig 1839) und »The ancient mariner« (deutsch von Freiligrath; von Höfer, Berl. 1844), zu dem eine Erzählung des Weltumseglers Shelvock den Stoff lieferte. Coleridges Dichtungen erschienen gesammelt 1834 in 4 Bänden (wiederholt 1880). Seine prosaischen Schriften sind: »The Friend« (eine Sammlung von Essays in zwei Serien, Lond. 1812 und 1850); »The statesman's manual, a lay sermon« (1816); »A second lay sermon« (1817; mit ersterm zusammen, 3. Aufl. 1852); »Aids to reflection« (1825; 5. Aufl. 1843, 2 Bde.); »On the constitution of the church and state« (1830, 4. Aufl. 1852). Nach seinem Tod erschienen: »Literary remains« (1836—1839, 4 Bde.; neue Ausg. 1863); »Confessions of an inquiring spirit« (1849) und »Theory of life« (hrsg. von Watson, 1849); auch sein »Table-talk« (»Tischgespräche«, neue Ausg. 1884) und ein Teil seiner Korrespondenz wurden gesammelt. Eine Ausgabe der »Complete works« in 7 Bänden besorgte Shedd (New York 1884). Eine Art Selbstbiographie ist die »Biographia literaria« (Lond. 1817, 2 Bde.; neue Ausg. 1866); die »Memoirs of T. C.« gab Gillman (das. 1838, 2 Bde.) heraus. Vgl. Calvert, C., Shelley, Goethe (Boston 1880); Traill, C. (Lond. 1884).

2) Hartley, engl. Dichter, Sohn des vorigen, geb. 19. Sept. 1796 zu Clevedon bei Bristol, erhielt seine Bildung in Oxford und erregte schon als Kind durch seine dichterischen Anlagen die größten Erwartungen, die aber später nicht ganz erfüllt wurden. Einiges in seinen »Poems« (Lond. 1833) schließt sich an die besten Erzeugnisse der englischen Dichtkunst an. Er schrieb außerdem: »Biographia borealis« (eine Sammlung nordischer Biographien, Lond. 1833) und »The worthies of Yorkshire and Lancashire« (1836; neue Ausg. 1852, 3 Bde.). Eine Ausgabe seiner »Essays and marginalia« (1851, 2 Bde.) sowie seiner »Poems« (1852, 2 Bde.) wurde von seinem Bruder Derwent C. veranstaltet. C. starb 6. Jan. 1849 zu Rydal in Westmoreland. — Seine nicht minder begabte Schwester Sara C., geb. 22. Dez. 1802 zu Greta Hall bei Keswick, seit 1829 mit ihrem Vetter Henry Nelson C. verheiratet, besaß eine gründliche Kenntnis der griechischen und lateinischen sowie der neuern Sprachen und hat sich durch die Herausgabe der Gedichte ihres Vaters (1847) wie früher durch Übersetzungen, z. B. »An account of the Abipones, an equestrian people of Paraguay« (a. d. Lat. des M. Dobrizhofer, 1822, 3 Bde.) und »Memoirs of the Chevalier Bayard« (a. d. Franz. des 16. Jahrh., 1825), verdient gemacht. Auch schrieb sie: »Pretty lessons for good children« (6. Aufl. 1874) und »Phantasmion«, eine reizende Feengeschichte (1837, neue Ausg. 1874). Sie starb 1852. Vgl. ihre »Memoirs and letters« (4. Aufl. 1874).

Colerus, Johann, s. Coler.

Colesberg, Hauptort des gleichnamigen Distrikts in der Kapkolonie, südlich vom Oranjefluß, durch Eisenbahn mit Port Elizabeth verbunden, mit (1875) 1312 Einw. Ausfuhr von Produkten der Viehzucht.

Cölestin (Schützit), Mineral aus der Ordnung der Sulfate, findet sich in säulen- und tafelförmigen, rhombischen Kristallen, gewöhnlich zu Drusen vereinigt, auch derb in stängeligen und schaligen Aggregaten, in Platten und Trümern von parallelfaseriger und in Nieren von feinkörniger bis dichter Zusammensetzung. Er ist durchsichtig bis durchscheinend, farblos, wasserhell, meist aber weiß, grau und blau gefärbt, wahrscheinlich durch eine bituminöse Substanz, zuweilen auch rötlich, von Glasglanz in Fettglanz fallend; Härte 3—3,5, spez. Gew. 3,9—4. Er besteht aus schwefelsaurem Strontian $SrSO_4$, findet sich mit Schwefel, Kalkspat, Gips in verschiedenen Kalkformationen, besonders schön und in großer Menge in den Gips- und Schwefellagern der Südküste Siziliens, auf der Strontianinsel im Eriesee in Nordamerika, bei Bristol in England, bei Süntel und Nörten in Hannover, auch auf Erzgängen, so zu Herrengrund in Ungarn, zu Leogang im Salzburgischen, zu Meudon und Bougival, auch im Syenit ausgezeichnet schön und in zweifacher Färbung zu Scharfenberg bei Meißen. Der faserige C. findet sich in den Mergellagern des Muschelkalks bei Dornburg in der Nähe von Jena, zu Schönebruch in Sachsen, zu Bristol, Frankstown in Pennsylvanien etc., der dichte C. am Montmartre bei Paris. C. dient zur Darstellung von Strontiansalzen.

Cölestiner, eine Abteilung der Benediktiner, gestiftet um 1254 von dem Anachoreten Petrus von Murrhone, dem nachmaligen Papst Cölestin V. (s. d.). Die päpstliche Bestätigung mit ansehnlichen Privilegien erfolgte 1264 durch Urban IV. Tochterklöster erstanden bald in Italien, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden; heute hat der Orden der C. nur noch in Italien einige Niederlassungen.

Cölestiner-Eremiten, s. Franziskaner.

Cölestinus, Name von fünf Päpsten: 1) C. I., Heiliger, wurde 422 Papst, führte einen unglücklichen Streit mit den Bischöfen in Afrika, die das Recht der Appellation nach Rom verwarfen, und verdammte den Nestorius als Irrlehrer. C. starb 432. Sein Gedächtnistag ist der 6. April. — 2) C. II., vorher Guido di Castello, ein Toscaner, Papst vom 26. Sept. 1143 bis 8. März 1144, hob auf König Ludwigs VII. von Frankreich Bitte das über dieses Land von seinem Vorgänger ausgesprochene Interdikt wieder auf. — 3) C. III., vorher Kardinal Hyacinth Orsini, aus römischem Adel, ward, 85 Jahre alt, 21. März 1191 Papst. Er mußte am Osterfest 1191 Heinrich VI. krönen und sich überhaupt dem kräftigen Willen des Kaisers beugen. Er starb 8. Jan. 1198. — 4) C. IV., vorher Bischof Gottfried von Sabina, ein Mailänder aus dem Geschlecht der Castiglione, starb nach einem Pontifikat von 16 Tagen 8. Okt. 1241. — 5) C. V., vorher Petrus, geboren um 1215 zu Isernia in Apulien, lebte lange als Einsiedler auf dem Berg Murrona in den Abruzzen, wo er als Heiliger vom Volk verehrt wurde, war Stifter des Cölestinerordens und wurde von den Parteien zu Rom, die an ihm ein Werkzeug zu finden hofften, 5. Juli 1294 zum Papst erhoben. Er stand ganz unter dem Einfluß Karls II. von Anjou, da er in weltlichen Geschäften völlig unerfahren war, und zeigte sich seiner Stellung nicht gewachsen. Er entsagte daher seiner Würde schon 13. Dez. 1294. Sein Nachfolger Bonifacius VIII. wollte den volksbeliebten Heiligen in seiner Gewalt behalten. C. entfloh, ward aber eingeholt und in der Citadelle Fumone streng bewacht, wo er 19. Mai 1296 starb. Unter Clemens V. wurde er heilig gesprochen. C.' Gedächtnistag ist der 19. Mai.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Cölestius (Cälestius), früher Advokat, lernte in Rom den Pelagius kennen und ward gleich ihm Gegner der Lehre Augustins von der gänzlichen Verderbnis der menschlichen Natur und deshalb 412 auf einer Synode zu Karthago exkommuniziert. S. Pelagianer.

Coelesyria, Land, s. Kölesyrien.

Colet (spr. tölä), Madame, eigentlich Louise Revoil, franz. Dichterin, geb. 1810 zu Marseille, trat schon früh mit dichterischen Versuchen hervor und erhielt für einige ihrer Gedichte von der Akademie den ersten Preis. Seitdem entwickelte sie in Romanen, Reiseschilderungen, Dramen, lyrischen Sammlungen u. a. eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Ihre Lyrik ist nicht ohne Grazie, die Verse fließen leicht und ungezwungen; bisweilen stören aber allzu männliche Accente und eine gewisse Affektation heroischer Gefühle. Hierher gehören: »Les fleurs du midi« (1836), »Penserosa« (1840), »Le poème de la femme« (1853), »Ce qu'on rêve en aimant« (1854) u. a. Zu einem ihrer Lustspiele hat Goethe den Stoff geben müssen: »La jeunesse de Goethe« (1839). Von Romanen sind zu erwähnen: »Deux mois d'émotion« (1843); »Folles et saintes« (1844); »Hélène« (1854); »Lui, roman contemporain« (1859) u. a. Ihre Reiseeindrücke und ethnographischen Studien hat sie niedergelegt in: »Promenade en Hollande« (1859); »Deux mois dans les Pyrénées« (1866); »Naples sous Garibaldi« (1861); »L'Italie des Italiens« (1862—64, 4 Bde.). Außerdem veröffentlichte sie: »Les derniers abbés, mœurs religieuses d'Italie« (1868); »Les dévotes du grand monde; types du second empire« (1873) und »Lettres de Béranger et détails sur sa vie« (1857). Sie starb 8. März 1876 in Paris.

Colette (spr. -lett), Heilige, geb. 1380 zu Corbie im Departement Somme, verwandte ihr Erbteil zu frommen Zwecken und begab sich zu den Beghinen, dann zu den Franziskanerinnen, endlich zu den Urbanistinnen, veranlaßte eine Spaltung zwischen diesen und den armen Klarissinnen oder Colettinnen, welche dauerte, bis 1517 alle Zweige des Ordens unter dem Namen der Observantinerinnen vereinigt wurden. C. starb 1446 in Gent, wurde aber erst 3. März 1807 heilig gesprochen.

Colëus *Lour.* et *Benth.*, Gattung aus der Familie der Labiaten, aromatische Kräuter oder Halbsträucher mit großen, gegenständigen Blättern und kleinen, unscheinbaren Blüten; etwa 50 Arten in Ostindien, auf den Malaiischen Inseln und in Afrika. C. amboinicus *Lour.* (C. aromaticus *Benth.*) ist ein Halbstrauch auf den Molukken und in Kochinchina, mit sechs- bis zehnblütigen, Ähren bildenden Blütenquirlen von starkem, gewürzhaftem, etwas zitronenartigem Geruch und erhitzendem Geschmack, wird, wie C. barbatus *Benth.*, ein Halbstrauch in Ägypten und Arabien, medizinisch benutzt. Mehrere Arten, wie C. Blumei *Benth.*, C. Mackragi *Benth.*, C. Verschaffelti *Lem.*, aus Ostindien und Java, werden als buntblätterige Zierpflanzen kultiviert. Durch vielfache Kreuzungen hat man eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Blattzeichnungen erhalten, doch erreichen diese neuern Sorten die größte Schönheit des Farbenkolorits nur bei Kultur unter Glas. Im Hochsommer werden sie viel zu Teppichbeeten benutzt.

Colfax (spr. kohlfäcks), Schuyler, Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 23. März 1823 zu New York, trat seiner Armut wegen schon mit dem zehnten Lebensjahr, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, in ein Handlungshaus. Drei Jahre später zog er mit seiner Mutter nach dem Staat Indiana und erreichte mit der Zeit die einträgliche Stellung eines Deputy County Auditor in St. Joseph County. 1845 gründete er eine Zeitung, durch welche er bald großen Einfluß ausübte. 1848 wählte ihn die Whigpartei wegen seiner hervorragenden politischen Befähigung zum Delegierten für die in Philadelphia zusammentretende Nationalkonvention, in welcher er das ehrenvolle Amt eines Sekretärs erhielt. 1854 ward er als Vertreter der republikanischen Partei in den Kongreß gewählt. Schon zu Anfang seiner parlamentarischen Laufbahn hatte er sich durch eifrige Thätigkeit für Befreiung der Neger einen Namen gemacht. 1861 ward er Vorsitzender der Kommission für Verkehrswesen und beschäftigte sich lebhaft mit dem Bau von Eisenbahnverbindungen nach Westen, welcher in der Pacificbahn verwirklicht wurde. Am 7. Dez. 1863 zum Sprecher des Repräsentantenhauses gewählt, machte er sich in dieser Stellung durch seine Mäßigung und Festigkeit so angesehen und beliebt, daß er zu dem wichtigen Posten eines Vizepräsidenten erhoben ward, welchen er 4. März 1869 antrat. Bei der Präsidentenwahl 1872 wegen Beteiligung an der Korruption seiner Partei nicht wieder gewählt, übergab er 4. März 1873 sein Amt seinem Nachfolger Wilson und widmete sich seitdem industriellen Unternehmungen. Er starb im Januar 1885 in Minnesota.

Cölibāt (lat.), im allgemeinen der ehelose Stand, im besondern die Verpflichtung zur Ehelosigkeit, die für den römisch-katholischen Klerus besteht. Das Judentum enthält nur die Vorschrift, daß der Priester keine Entweihte oder Geschiedene, ein Hoherpriester keine Witwe heiraten durfte, alle aber zur Vorbereitung auf heilige Handlungen des geschlechtlichen Umganges sich enthalten mußten. Im Neuen Testament gehen zwei Richtungen nebeneinander her. Christus selbst sieht zwar eine uralteste und heilige Gottesordnung in der Ehe (Matth. 19, 4 ff.); wie dieselbe sich aber trotzdem mit seiner eignen Aufgabe und Stellung nicht vertrug, so kennt er unter seinen Nachfolgern, im Gegensatz zu den Eunuchen der Natur und der Verstümmelung, auch Eunuchen des sittlichen Willens (Matth. 19, 12), und in dieser Spur gehen in der That die Offenbarung des Johannes (14, 4) und mit besonderer Entschiedenheit Paulus (1. Kor. 7, 1. 7. 28—38) einher, welcher ausdrücklich erklärte, daß das Nichtheiraten unter bestimmten Umständen, »um der gegenwärtigen Not willen«, besser sei. Die andern Apostel dagegen, Petrus voran, waren beweibt (Matth. 8, 14; 1. Kor. 9, 5), und die Pastoralbriefe fordern gerade auch vom Bischof, daß er als Familienvater ein Vorbild für die Herde (1. Tim. 3, 4 ff.; Tit. 1, 6) und »Eines Weibes Mann sei« (1. Tim. 3, 2; Tit. 3, 6). Nachdem seit dem 2. Jahrh. die sich der Vollkommenheit Befleißigenden freiwillige Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt, stellte sich auch mit wachsender Bestimmtheit die Vorstellung ein, daß denen, welche als Priester täglich die heiligen Mysterien handhaben, die Ehe eigentlich nicht anstehe. Seit Anfang des 4. Jahrh. ergehen an mehreren Orten der Kirche schon Gesetze in dieser Richtung, und der auf dem ökumenischen Konzil zu Nicäa (325) von einer asketischen Partei gemachte Versuch, den verheirateten Klerikern bis zum Subdiakon die eheliche Beiwohnung nach erlangter Weihe zu verbieten, scheiterte nur an der Beredsamkeit des Paphnutius, der, obwohl selbst strenger Asket, die Heiligkeit des ehelichen Lebens mit solchem Erfolg verteidigte, daß nur den unverheiratet in den Klerus eintretenden Geistlichen der drei obern Grade nach Erlangung derselben die Eingehung der Ehe untersagt wurde. Hierzu stimmt es, wenn noch

die Synode von Gangra 355 einen jeden für anathematisiert erklärte, der an dem Gottesdienst eines verehelichten Priesters teilzunehmen sich weigere. Nichtsdestoweniger wirkte das Vorbild des Mönchsstandes, hinter welchem die Priesterschaft nicht allzuweit zurückbleiben durfte, entscheidend zu gunsten des Cölibats, und es wurde namentlich in der orientalischen Kirche bald vorwaltende Observanz, daß wenigstens die Bischöfe, wenn sie verheiratet waren, aus dem ehelichen Verhältnis heraustraten. Noch strengere Ansichten machten sich im Abendland auf der Synode von Elvira 305 geltend, indem hier von den verheirateten Klerikern der drei höhern Grade die Enthaltung von dem ehelichen Umgang gefordert wurde, und drangen seit 385 durch den römischen Bischof Siricius, der die Ehe der Priester obscoenae cupiditates nannte, im Abendland durch. Ihm schlossen sich die folgenden Bischöfe (Innocenz I. 404 und 405, Leo I. 446 und 458) an, und auf zahlreichen Synoden wurden Verordnungen erlassen, welche die unbedingte Enthaltsamkeit vom ehelichen Leben Priestern, Diakonen und Subdiakonen vorschrieben und Verheiratete nur nach abgelegtem Gelübde der Keuschheit zu diesen Graden zu ordinieren erlaubten. Die weltliche Gesetzgebung bestätigte diese Bestimmungen mit dem Zusatz, daß Ehen der Kleriker der höhern Weihen nach ihrer Ordination als nichtig und die aus solchen entsprossenen Kinder als unehelich zu betrachten seien. Ebenso war auch im Morgenland die Gesetzgebung Justinians der Priesterehe durchaus ungünstig. Im geistlichen Amt zu heiraten, war vom Subdiakon aufwärts untersagt; schon Verheiratete wurden jedoch bis zur Weihe des Presbyters zugelassen, und erst die Ordination zum Bischof war durch Ehelosigkeit bedingt. Bei diesen Satzungen, welche das trullanische Konzil 692 bestätigte, blieb das griechische Kirchenrecht stehen.

In der lateinischen Kirche dagegen wurden die alten Verordnungen wider die Priesterehe zwar immer aufs neue und besonders seit dem Pontifikat Leos IX. (1048—54) sehr nachdrücklich wiederholt; aber thatsächlich drangen die Cölibatsgesetze so wenig durch, daß es in allen Ländern und selbst unter den Augen des Papstes viele verheiratete Priester gab. Erst Gregor VII. hat das im Zusammenhang mit seinem Prinzip der Lostrennung der Kirche von jeder weltlichen Macht sowie zur Verhütung der Vererbung der Kirchenämter vom Vater auf den Sohn 1074 auf einer Synode zu Rom erlassene Dekret, daß jeder beweibte Priester, der das Sakrament verwalte, ebenso wie der Laie, welcher aus der Hand eines solchen das Sakrament empfange, mit dem Bann bestraft werden solle, ungeachtet des heftigsten Widerstandes, besonders auf seiten des niedern Klerus, in Vollzug gesetzt. Calixtus II. (1119 und 1123) und Innocenz II. (1139) erklärten sämtliche Priesterehen überhaupt für ungültig. Das spätere kanonische Recht hat diese Bestimmungen zu wiederholten Malen bestätigt, und der von einem Kardinal auf dem Konstanzer Konzil gemachte Vorschlag der Wiedereinführung der Priesterehe sowie die selbst von katholischen Fürsten ausgehenden Bemühungen, das Konzil zu Trient zur Aufhebung des Cölibats zu bewegen, hatten nur die Bestätigung der ältern Bestimmungen zur Folge. Die jetzt bestehende Disziplin hinsichtlich des Cölibats in der römisch-katholischen Kirche ist mithin im wesentlichen folgende: Eine verheiratete Person kann nicht ordiniert werden, denn die Ehe ist unauflöslich und doch mit einem höhern geistlichen Grad unvereinbar. Eine Ausnahme tritt nur dann ein, wenn sich die Frau bereit erklärt, ins Kloster zu gehen. Schließt ein höherer Kleriker dennoch eine Ehe, so ist dieselbe gesetzlich nichtig. Den Geistlichen trifft zugleich die Exkommunikation und Suspension. Wenn ein Kleriker niedern Grades (minoris ordinis) heiratet, so ist die von ihm geschlossene Ehe zwar gültig, aber Funktion und Pfründe (officium et beneficium) sollen ihm entzogen werden. Dabei darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß die Klagen über Ausschweifungen der Kleriker im geheimen oder mit den Haushälterinnen so alt und so neu sind, als das C. überhaupt gesetzlich besteht. Mußte doch im Mittelalter auf Drängen der Gemeinden den Geistlichen das Konkubinat gestattet werden, damit nicht ehrbare Frauen und Töchter verführt würden, und Bischöfe begünstigten dasselbe wegen der darauf ruhenden Steuern. In neuerer Zeit wurden Anträge auf Aufhebung des Cölibats wiederholt von verschiedenen Seiten, unter andern von den Kammern in Baden, Hessen, Bayern, Sachsen und andern Ländern, gestellt, blieben aber ohne Wirkung. Selbst der Wunsch, daß Priester in den Laienstand zurücktreten dürften, fand kein Gehör. Gregor XVI. erklärte sich in einem Umlaufschreiben vom 15. Aug. 1832 und in einem Erlaß an die oberrheinische Kirchenprovinz vom 4. Okt. 1833 aufs entschiedenste gegen alle derartigen Bestrebungen. In Frankreich traten zur Zeit der Revolution vereidigte Priester in den Ehestand, aber das Konkordat von 1801 drang auf das C.

In der griechischen Kirche gelten noch die alten Gesetze. Die Geistlichen der höhern Grade dürfen nach erhaltener Weihe nicht heiraten. Da aber bereits Verheiratete ordiniert werden können, so ist es Observanz geworden, daß jeder angehende Geistliche kurz vor dem Empfang der Weihe zur Ehe schreitet. Die zweite Ehe und die mit einer Witwe schließen vom geistlichen Amt aus. Die Bischöfe müssen stets ehelos gewesen sein und werden daher regelmäßig aus dem Mönchsstand gewählt.

Die evangelische Kirche hat nach ihrem Grundprinzip der Freiheit sogleich von Anfang an ihre Geistlichen von der Verpflichtung zum C. befreit. Schon ehe Luther in der Schrift »Ermahnung an kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Verbesserung« 1520 sich ausführlich über die Zulässigkeit der Priesterehe ausgesprochen hatte, setzten sich einige seiner Anhänger unter den Geistlichen über das Cölibatsgesetz hinweg, und Luther selbst machte 1525 von der evangelischen Freiheit Gebrauch. Die symbolischen Bücher und die Kirchenordnungen bestätigen allgemein die Zulässigkeit der Priesterehe. Vgl. Ant. und Aug. Theiner, Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen (2. Ausg., Altenb. 1845, 2 Bde.); v. Holtzendorff, Der Priestercölibat (Berl. 1875); v. Schulte, Der Cölibatszwang und dessen Aufhebung (Bonn 1876); Laurin, Der C. der Geistlichen nach kanonischem Recht (Wien 1880); Lea, Historical sketch of sacerdotal celibacy (2. Aufl., Boston 1884).

Colico, Flecken in der ital. Provinz Como, am Nordostrand des Comersees, mit (1881) 828 Einw.; wichtig als Ausgangspunkt der Alpenstraßen über den Splügen und das Stilfser Joch, an welche sich hier die Dampferlinie über den Comersee nach Como anschließt.

Coligny (spr. kollinji), 1) Gaspard von Châtillon, Graf von, Admiral von Frankreich, geb. 16. Febr. 1517 zu Châtillon sur Loing als Sprößling eines alten, angesehenen Geschlechts, Sohn des Marschalls

Gaspard von C., kam, 20 Jahre alt, an den Hof Franz' I., schloß hier mit Franz von Guise Freundschaft und begleitete mit diesem 1543 den König in den Krieg. Vor Montmédy und Bains und in Italien bewies er wie sein Bruder d'Andelot (s. unten) solche Tapferkeit, daß beide auf dem Schlachtfeld von Cerisoles von dem Grafen von Enghien zu Rittern geschlagen wurden. Er focht dann in der Champagne gegen Karl V. und wohnte der Belagerung von Boulogne bei. Heinrich II. ernannte ihn 1552 zum Generalobersten der Infanterie. Durch Vermählung mit Charlotte von Laval erwarb er die Herrschaften Tinteniac und Becherel in der Bretagne. 1552 machte er an des Königs Seite den Feldzug nach Lothringen, durch den die Bistümer Metz, Toul und Verdun an Frankreich kamen, mit und wurde dann zum Admiral von Frankreich ernannt. Der Sieg bei Renty 1554 vergrößerte seinen Ruhm, entzweite ihn aber mit dem Herzog von Guise, der auf die Ehre des Siegs Anspruch machte. Die Feindschaft zwischen beiden steigerte sich noch dadurch, daß der Herzog den von C. geschlossenen Waffenstillstand von Vaucelles nicht beachtete. St.-Quentin fiel 1557 trotz der heldenmütigen Verteidigung Colignys in Feindeshand, C. selbst wurde gefangen, zwei Jahre in Sluys, dann in Gent festgehalten und erst nach Zahlung eines hohen Lösegeldes freigelassen. Nach dem Tode des Königs Heinrich II., 1559, trat C. mit seinem Bruder d'Andelot, der schon vor ihm zum Calvinismus übergetreten war und C. zum gleichen Schritt bewog, an die Spitze der Hugenotten und eben damit in schroffen Gegensatz zu der Partei der Guisen. Trotz seiner Bemühungen, den Hof zur Gewährung von Zugeständnissen an die Hugenotten zu bewegen und den Frieden aufrecht zu erhalten, brach der Krieg aus. Als die Schlacht bei Dreux (1562), in welcher Condé, der Führer der Hugenotten, gefangen wurde, unglücklich für diese ausgefallen war, rettete C. die Trümmer des geschlagenen Heers durch einen meisterhaft bewerkstelligten Rückzug und wandte sich nach der Normandie, wo er Pont l'Evêque und Caen nahm. Mit dem von Condé abgeschlossenen Frieden von Amboise (1563) war C. nicht einverstanden, und wenn er sich auch äußerlich mit den Guisen versöhnte, so bewog ihn doch die Zusammenkunft der Königin Katharina mit Alba zur Vorsicht. Als der Hof sich 1567 in Monceaux aufhielt, suchte er 27. Sept. durch einen plötzlichen Überfall denselben in seine Gewalt zu bringen; das Unternehmen mißlang aber, und der Krieg entbrannte von neuem, in welchem C. mit Condé und nach dessen Tod bei Jarnac (13. März 1569) allein die Hugenotten befehligte. Voll Gottvertrauen und Zuversicht in die Gerechtigkeit seiner Sache führte er, obwohl vom Pariser Parlament geächtet, den Kampf unter den schwierigsten Verhältnissen fort. Er belagerte vergeblich Poitiers, erlitt bei Moncontour (3. Okt. 1569) eine Niederlage, siegte aber im Juni 1570 über die überlegene Macht des Marschalls Cossé bei Arnay le Duc in Burgund, worauf der für die Hugenotten günstige Friede von St.-Germain (8. Aug. 1570) geschlossen wurde. C. begab sich nun an den Hof und machte dem König Karl IX. den Vorschlag, die Niederlande im Kampf gegen Spanien zu unterstützen, teils um die spanische Macht zu schwächen, teils um dem König eine Gelegenheit zu verschaffen, durch die er sich von der ihn beherrschenden Königin-Mutter Katharina von Medicis und der Guisenpartei emanzipieren könnte. Der junge König fühlte sich auch zu dem greisen Helden hingezogen; gerade deshalb aber beschloß die um ihre Herrschaft besorgte Königin seinen Untergang und verband sich zu diesem Zweck mit den Guisen. Als C. im Vertrauen auf die Gunst des Königs zur Vermählung des Königs Heinrich von Navarra mit Margarete von Valois nach Paris kam, wurde er 22. Aug. auf offener Straße von einem gedungenen Meuchelmörder, Maurevert, durch einen Büchsenschuß verwundet. Der König stattete C. einen Besuch ab und versprach ihm vollkommene Genugthuung. Aber die Königin-Mutter, die Rache Colignys und der Hugenotten fürchtend, brachte es dahin, daß der schwache König nun den Befehl zu der Metzelei der Bartholomäusnacht (24. Aug. 1572) gab. C. war das erste Opfer derselben. Um Mitternacht drang der Herzog von Guise mit Bewaffneten in Colignys Wohnung; sie überfielen ihn, während er gerade Calvins Kommentar zum Hiob las, und stießen ihn nieder. Er sollte nun zum Fenster herausgestürzt werden, wehrte sich aber und wurde nun völlig getötet. Sein Leichnam wurde, nachdem ihm das Haupt abgeschlagen war, auf Parlamentsurteil nach dem Richtplatz geschleift und an den Galgen gehängt. Montmorency ließ ihn nach drei Tagen abnehmen und in Chantilly, dann in Montauban verwahren; erst 1599, als Colignys Andenken durch königliche Briefe wieder gereinigt war, wurde er zu Châtillon in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt. Seine Tochter Luise vermählte sich 1583 mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien und wurde die Mutter des Prinzen Friedrich Heinrich, Statthalters der Niederlande. C. war unstreitig einer der größten Männer seiner Zeit und insbesondere als Feldherr ausgezeichnet. Vgl. de la Ponneraye, Vie de l'amiral C. (Par. 1830); Caraman-Chimay, Gasparin de C. d'après ses contemporains (das. 1873); Jules Delaborde, Gaspard de C. (das. 1880, 3 Bde.). Die Korrespondenz Colignys veröffentlichte Bourquelot (Par. 1858).

2) Odet de, genannt der Kardinal von Châtillon, Bruder des vorigen, geb. 10. Juli 1515, ward 1530 Prior zu St.-Stephan in Beaume, 1534 Kanonikus zu Paris, dann Kardinal und Erzbischof von Toulouse und 1535 zugleich Bischof von Beauvais. Durch seinen Übertritt zur reformierten Kirche verlor er diese Würde und wurde 31. März 1563 erkommuniziert. C. sammelte sich eine Partei, verband sich ohne kirchliche Weihe mit Isabelle Hauteville und trat öffentlich als Anführer der Hugenotten auf. Bei St.-Denis focht er mit Auszeichnung; 1568 floh er nach England und erbat von der Königin Elisabeth Geldunterstützungen für seine Partei. Vom Pariser Parlament als Majestätsverbrecher aller Ehren und Ämter für verlustig erklärt, blieb er vorläufig in England, zumal er von dem französischen Hof den geheimen Auftrag hatte, für den Prinzen von Anjou um die Hand der Königin zu werben. Im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren, starb er, von seinem Diener vergiftet, 14. Febr. 1571. Sein Leichnam ward in der Domkirche zu Canterbury beigesetzt.

3) François de C., Sieur d'Andelot (Dandelot), Bruder der vorigen, geb. 18. April 1521, diente ruhmvoll in den Kriegen Heinrichs II. und ward an seines Bruders Gaspard Stelle 1555 Generaloberst der französischen Infanterie. In St.-Quentin 1557 mit jenem gefangen, entfloh er und nahm im folgenden Winter an der Einnahme von Calais und Guines teil. Auf einer Reise in Deutschland für die Reformation gewonnen, ward er auf des Königs Befehl verhaftet und saß ein Jahr als Gefangener in Melun. Wieder frei, trat er als Verteidiger seiner Glaubensgenossen auf. Nachdem er 2. April 1562 Orléans

überrumpelt, warb er in Hessen ein Heer von 3300 Reitern und 4000 Landsknechten, mit dem er bei Dreux 1562 Wunder der Tapferkeit that. Orléans verteidigte er gegen den Herzog von Guise, bis dessen Ermordung der Belagerung ein Ende machte. Nach der Schlacht bei Jarnac beschäftigt, in Saintonge ein neues Heer zu sammeln, starb er 27. Mai 1569 am Fieber.

Colima, ein Staat der Republik Mexiko, an der Küste des Stillen Ozeans im S. von Jalisco gelegen, umfaßt 5418 qkm (98,4 QM.). Die Oberfläche des Landes ist sehr mannigfach gestaltet: die Küste ist eben, das Innere Hügelland. Jenseit der Grenzen erhebt sich der noch thätige Volcan de C. (3886 m) und nordöstlich davon der erloschene Vulkan Nevado de C. (4300 m), beide im Winter bisweilen mit Schnee bedeckt. Der einzige wichtigere Fluß ist der Rio de la Armeria, der östlich von der Lagune von Cuyutlan ins Meer mündet. Die Bevölkerung schätzte man 1877 auf 65,827 Seelen. Landwirtschaft bildet die Hauptbeschäftigung. Angebaut werden namentlich: Mais, Bohnen, Reis, Kaffee (1878: 900,000 kg), Baumwolle (1,500,000 kg), Zucker, Indigo und spanischer Pfeffer. Schönes Bau- und Farbholz kommt in den ausgedehnten Waldungen vor. An der Küste ist die Gewinnung von Seesalz von einiger Bedeutung. Das Klima ist verschieden, durchgängig jedoch nicht ungesund. — **Hauptstadt** ist C., in fruchtbarer Ebene, 451 m ü. M. und südlich vom Vulkan gelegen, mit höherer Schule (Colegio), Seminar, 3 Baumwollfabriken und 23,572 Einw. Eine Eisenbahn verbindet es mit dem 50 km entfernten Hafen von Manzanillo. C. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Cölin, s. v. w. Cöruleum.

Colinhuhn, s. Baumwachtel.

Colins, Alexander, niederländ. Bildhauer, geboren um 1526 zu Mecheln, lieferte laut Kontrakts vom 7. März 1558 die plastische Ausschmückung des Otto-Heinrichsbaues im Heidelberger Schloß, ein Werk von frischer, etwas derber Auffassung. 1564 wurde ihm die Fortführung des großen Grabdenkmals Maximilians I. zu Innsbruck (s. d.) übertragen; er scheint die 3 von den Gebrüdern Abel begonnenen Reliefs vollendet und die noch fehlenden 21 ganz nach eigner Erfindung ausgeführt zu haben. C. blieb darauf zu Innsbruck und wurde des Kaisers Ferdinand I. Hofbildhauer. Sein zweites Werk, das schöne Grabmal des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, bildet einen in die Kirchenmauer gebrochenen, mit schwarzem Marmor verkleideten Bogen, unter welchem das marmorne lebensgroße Bild des Fürsten ruht. Auch das Denkmal der schönen Philippine, Ferdinands erster Gemahlin, in der Silberkapelle der Hofkirche zu Innsbruck, ein großer weißer Marmorstein mit Reliefs und der liegenden Statue der Verstorbenen, ist von C. Vorzügliche Kunstwerke von C. sind auch der Grabstein des Bischofs Johann Nas mit dem lebensgroßen Bilde desselben und des Meisters eigner Grabstein auf dem Gottesacker zu Innsbruck, die Erweckung des Lazarus darstellend. C. starb 17. Aug. 1612.

Colisëo (ital.), s. v. w. Kolosseum.

Cölius, röm. Redner, s. Cälius.

Coelius mons, s. Caelius mons.

Coll, eine der innern Hebrideninseln, nordwestlich von Mull, nur 75 qkm groß, aus Gneis gebildet und im Ben Heymish 144 m hoch. Die Bewohner (643 an Zahl) betreiben etwas Landwirtschaft, Whiskeybrennerei und Sodabereitung.

Colla destra (ital.), mit der rechten Hand.

Collalto, Rambold XIII., Graf von, geb. 1575 zu Mantua aus altem, in Friaul heimischem Geschlecht, das urkundlich schon im 10. Jahrh. in der trevisanischen Mark auftaucht, als Sohn des venezianischen Generalissimus Anton IV., trat, aus Venedig verbannt, in kaiserliche Dienste und ward, bald Oberst geworden, 1620 von Ferdinand II. an den ungarischen Reichstag in Neusohl abgeordnet, wo er Bethlen Gabor energisch entgegentrat. Nachdem er darauf als Gesandter zu Rom und Madrid fungiert hatte, focht er 1623 unter Tilly am Rhein und Main und wurde 1624 Präsident des Hofkriegsrats in Wien. Zum kaiserlichen Prinzipalkommissar und Generalissimus ernannt, befehligte er im mantuanischen Erbfolgekrieg gegen Karl von Nevers, ohne zufolge Erkrankung beim Sturm auf Mantua (18. Juli 1630) persönlich mitgewirkt zu haben. Der Begünstigung der Venezianer angeklagt, starb er 19. Dez. 1630 in Chur, als er zu seiner Verantwortung nach Wien zurückreisen wollte. Die zu einem Fideikommiß vereinigten ausgedehnten Güter des Hauses in Mähren (Pirnitz, Deutsch-Rudoletz, Cerna u. a.) fielen Ende des 18. Jahrh. an eine jüngere Linie und sind jetzt im Besitz des Fürsten Emanuel von C., geb. 1854.

Colla parte (ital.), in der Musik s. v. w. »mit der Hauptstimme«, Anweisung für die begleitenden Stimmen, sich in Bezug auf Zeitmaß und Ausdruck nach der Hauptstimme zu richten.

Colla piscium, s. v. w. Hausenblase.

Collapsus, s. Kollapsus.

Coll' arco (ital.), s. Arco.

Colla sinistra (ital.), mit der Linken.

Collasmanier, s. Reliefmaschine.

Collaterälis (lat.), zur Seite, eine Seitenstellung habend, die Seitenverwandtschaft betreffend; s. Kollateral-...

Collatio (lat.), s. Kollation.

Collätor (lat.), derjenige, welcher etwas zusammenträgt, Einsammler; vgl. Kollator.

Colle, Raffaele del, gewöhnlich Raffaellino genannt, ital. Maler, geb. 1490 zu Borgo San Sepolcro, Schüler Raffaels und Giulio Romanos, unterstützte diese mehrfach bei Ausführung ihrer Gemälde, arbeitete aber auch selbständig für verschiedene Kirchen in italienischen Städten, namentlich in Umbrien. Im J. 1536 war er mit Vasari bei den zur Feier des Besuchs Kaiser Karls V. in Florenz veranstalteten Malereien beschäftigt. Er fertigte die Kartons zu den Teppichen Cosimos I., wie er auch Vorlagen für die Majolikafabrik von Urbino lieferte. Er starb um 1540.

Collé (franz., »angeleimt«), dicht anliegend, besonders von einem Billardball gebraucht, der nahe an der Bande steht; daher Colléstoß, ein Stoß von der Bande weg.

Collé, Charles, franz. Dichter, geb. 1709 zu Paris, war Sekretär des Herzogs von Orléans, der ihn zum Theaterdichter an seinem Theater im Palais Royal machte; er starb 3. Nov. 1783. Seine kleinen Lustspiele, welche sich durch geistreichen Dialog und echte Komik auszeichnen, aber recht schlüpfrige Szenen enthalten, sind herausgegeben unter dem Titel: »Théâtre de société« (Par. 1768, 2 Bde.; 1777, 3 Bde.); die besten sind: »La vérité dans le vin«, »Le galant escroc«, »La tête à perruque«. Auch auf das Théâtre français hat er sich gewagt und zwar mit Schauspielen, in denen er oft einen sentimentalen, weinerlichen Ton anschlägt; das bekannteste: »La partie de chasse de Henri IV« (1774), ward auch in Deutschland durch Weißes Bearbeitung »Die Jagd« ein Lieblingsstück. Am meisten aber verdient C. Erwähnung wegen seiner »Chansons« (vollständige

Ausgabe 1807, 2 Bde.), von denen einzelne an Béranger heranreichen. Sein »Journal historique« (1805—1807, 3 Bde.) enthält meist boshafte und ungerechte Urteile über Personen und litterarische Werke aus den Jahren 1758—82.

Collectandi jus (lat.), das Recht, zu kollektieren, eine Kollekte auszuschreiben,

Collectanĕa (lat.), s. Kollektaneen.

Collectivum (lat.), s. Substantivum.

Colle di Val d'Elsa, Stadt in der ital. Provinz Siena, an der Elsa, Bischofsitz, bildet fast nur eine einzige lange Straße in drei Abteilungen, hat eine schöne Kathedrale (aus dem 13. Jahrh.), ein altes Kastell mit Türmen, wichtige Glas-, Papier- und Eisenfabrikation und (1881) 5090 Einw. Hier Niederlage der Sienesen durch die Florentiner 11. Juni 1269.

College (spr. -ledsch), in England Name der verschiedenen Institute der Universitäten, die zum Teil von der Regierung, zum Teil von Privatpersonen gestiftet worden sind. So hat Oxford 20 Colleges, wovon das älteste, University C., angeblich vom König Alfred 872, das neueste, Keble C., 1870 gegründet wurde. Cambridge zählt 17 Colleges, deren Ursprung in den Zeitraum von 1287 bis 1821 fällt. Hierzu kommen noch die Halls, die (wenigstens in Oxford) insofern von jenen abweichen, als sie keine Fellowships haben. Diese Colleges haben die Rechte der Korporationen, sind meist reich und mit prächtigen Gebäuden ausgestattet, worin Lehrer und Schüler zusammenwohnen. Jedes C. hat seinen Dirigenten (teils Master, Warden oder Rector, teils auch Provost, President, Principal oder Dean, wie z. B. beim Christ Church C. zu Oxford, genannt) und eine gewisse Anzahl Fellows (Kollegen), die ansehnliche Gehalte beziehen und sich neuerdings auf besondere Erlaubnis auch verheiraten dürfen. Wird ein Fellow Professor, so steht ihm eo ipso das Recht der Verheiratung unter Beibehaltung seines Fellowship zu. Durch verschiedene Gesetze von 1854, 1868 und 1877 ist Veranstaltung getroffen, um die Zahl der idle Fellowships (Fellowstellen ohne Lehramt) zu gunsten einer Vermehrung der wirklichen Professuren allmählich zu verringern. Das eigentliche Lehrerpersonal bilden die Tutors. Der Unterricht beschränkt sich auf Griechisch, Latein und Mathematik; alle Fachstudien sind dem Privatunterricht und Privatfleiß überlassen. Wegen dieses Mangels der alten Colleges wurde in London neben der Universität 1829 das King's C. gegründet, worin auch die neuern Sprachen, Geschichte, Physik, Jurisprudenz ꝛc. in den Kreis der Lehrfächer aufgenommen sind. Ganz analog den Colleges der beiden alten Universitäten sind meistens diejenigen Anstalten eingerichtet, welche für die Universitäten vorbereiten. Auch sie werden großenteils als Colleges bezeichnet, aber auch als Public- oder Grammar-schools. Auch hier wird auf behagliches, anständiges Zusammenleben, körperliche Übungen im Freien ꝛc. großes Gewicht gelegt. Die Schüler tragen wie die Students an den Universitäten vorgeschriebene Kleidung. Manche dieser Schulen, namentlich der neuern, sind fast reine Externate (Day-schools). Die bekanntesten jener ältern Colleges sind: Winchester C. (1393), Eton C. (1441), St. Paul's School (London, jetzt Hammersmith; 1508), Westminster School (erneuert 1570), Christ's Hospital (1552), Harrow School (1571), Merchant-Taylors' School, Rugby (1567), Charterhouse School (1611). Die Organisation dieser Anstalten in unterrichtlicher Hinsicht ist eine sehr mannigfaltige; doch haben sie meist sechs aufsteigende Klassen (Forms oder Books), deren drei untere gemeinsam, deren obere in eine realistische und humanistische Abteilung getrennt sind. Das Royal Military C. zu Sandhurst in Berkshire, 1799 gegründet, ist eine Kadettenanstalt. Ähnliche Institute besitzt die Ostindische Kompanie zu Addiscomb und zu Haileybury, doch gehen aus letzterm auch ihre Zivilbeamten hervor. Die Colleges in Dulwich, Bromley und Morden sind großartige Armenhäuser, reichdotiert und mit Korporationsrechten versehen. Das medizinische Kollegium (C. of physicians) in London wurde 1523 unter Heinrich VIII. errichtet und mit Privilegien ausgestattet. Hierzu kam 1800 das C. of surgeons. Diese Körperschaften haben die angehenden Ärzte zu examinieren und den medizinischen Doktorgrad zu erteilen. Für Schottland und Irland gibt es ähnliche Institute in Edinburg und Dublin. Das C. of Civilians, gewöhnlich Doctors' Commons genannt, wurde durch Doktor Harvey, Dean of the Arches, für künftige Professoren des Zivilrechts in London gegründet. Hier residieren auch die Richter des Arches' Court, der Admiralität, des Prerogative Court ꝛc., die nach dem Reglement an einer gemeinschaftlichen Tafel speisen sollten, woher der Name Doctors' Commons.

In den Vereinigten Staaten gibt es eine Menge Colleges, von denen einige an die deutschen Universitäten, die meisten aber an die höhern Klassen der deutschen Gymnasien erinnern. Die ältesten und angesehensten Anstalten dieser Art sind die Harvard University zu Cambridge im Staat Massachusetts, mit einer Bibliothek von 120,000 Bänden (gestiftet 1636), das Yale C. zu New Haven in Connecticut, das Columbia C. in New York, die University of Virginia in Albemarle County, Staat Virginia. Unter den neuern Anstalten ragen die reich ausgestattete, konfessionslose Cornell University in Ithaca, Staat New York, und Lafayette C. in Easton (Pennsylvanien) hervor. 1882 zählte der amtliche »Report« der Zentralbehörde für Unterrichtswesen 364 Colleges und Universities auf, deren große Mehrzahl (280) von kirchlichen Genossenschaften unterhalten wird. Die Einrichtung dieser Anstalten und die Ziele, die sie sich stecken, sind sehr verschieden; sie folgen aber in den Grundzügen meistens dem Vorbild der englischen Colleges. Viele der amerikanischen Colleges sind auch der weiblichen Jugend unterschiedslos geöffnet, andre, im ganzen aber weniger angesehene, nur für diese bestimmt, ohne im Lehrplan von den übrigen wesentlich abzuweichen. Außer jenen der allgemeinen Bildung gewidmeten oder mehrere Fakultäten umfassenden Colleges gibt es noch 123 theologische, 49 juristische, 114 medizinische, 81 mathematisch-naturwissenschaftliche (for sciences) Berufsschulen, die ebenfalls größtenteils den Namen C. führen.

Collège (franz., spr. -läsch), in Frankreich und Belgien öffentliche Unterrichtsanstalten, welche junge Leute zum Besuch einer Akademie, Universität oder Fachschule für technische Berufsarten vorbilden und also im allgemeinen dieselbe Aufgabe wie die deutschen Gymnasien oder Realschulen haben. Ihren Namen verdanken sie, namentlich in Frankreich, den alten Kollegiaturen (s. d.) und den Jesuitenkollegien. In Frankreich ursprünglich als allgemeine Bezeichnung für die ganze Klasse von Anstalten im Gebrauch und bisweilen noch jetzt so angewandt, kommt amtlich der Name C. seit der Revolution, in welcher der Konvent 1792 alle alten Collèges aufhob, nur noch den städtischen höhern Schulen im Unterschied von den staatlichen Lycées (80) zu. Solcher Collèges com-

munaux gibt es in Frankreich etwa 250 (1880: 244). In ihrer Organisation lehnen sie sich an die staatlichen Lyceen an, sind aber meist weniger vollständig entwickelt und vielfach örtlichen Bedürfnissen angepaßt. Manche bilden in den humanistischen und realistischen Unterrichtsfächern aus, andre beschränken sich auf diese oder auf jene. Vgl. Lycée. — In Belgien stehen ganz ebenso 17 städtische oder provinziale Collèges den 10 königlichen Gymnasien gegenüber, die aber dort Athenäen heißen. Beide Arten von Anstalten enthalten eine humanistische und eine realistische Abteilung, von denen diese 5, jene 7 aufsteigende Klassen hat. In den obern beiden Klassen der Realabteilung bestehen überdies noch zwei Sektionen, eine gewerblich-kaufmännische und eine wissenschaftliche, nebeneinander.

Collegia nationalia oder **pontificia** (lat.), klosterartige Anstalten zur Ausbildung von Jünglingen zum Zweck der Wiedergewinnung der Akatholiken in den Heimatsländern jener. Das erste derartige Kollegium ward für Deutschland von Ignaz von Loyola 1552 in Rom gestiftet; dieses sogen. Collegium Germanicum ist dann 1573 von Gregor XIII. einer Neugestaltung unterworfen sowie von demselben als Vorbild bei der Gründung ähnlicher Institute in Rom, wie z. B. eines griechischen, eines englischen, eines maronitischen, eines illyrischen und eines ungarischen Kollegiums (welches jedoch bald mit dem Collegium Germanicum vereinigt wurde), benutzt worden. Zu den oben genannten Anstalten fügten Clemens VIII. und Gregor XV. noch weitere, jener ein schottisches (1600), dieser unter andern ein irisches (1628) Kollegium, hinzu. Alle diese Kollegien stehen seit 1622 unter dem Protektorat der Kongregation de propaganda fide (s. Propaganda). Da die Alumnen ihre Ausbildung lediglich unter Leitung der Jesuiten empfangen, so sind sie später als Geistliche bei ihrer Rückkehr in die Heimat in der Regel die gefügigen Werkzeuge des Ultramontanismus und der jesuitischen Verketzerung patriotisch denkender Männer. Darum wurden die Zöglinge des Collegium Germanicum von der Anstellung als Geistliche in Preußen durch das Gesetz vom 11. Mai 1873, welches ein dreijähriges Studium auf einer deutschen Staatsuniversität fordert, ausgeschlossen. Vgl. Mejer, Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht (Götting. 1852—53, 2 Bde.).

Collegia pietatis (lat.), Zusammenkünfte zu gemeinsamer Andacht, dergleichen Philipp Jakob Spener, damals Senior der Geistlichkeit in Frankfurt, 1670 in seinem Haus einrichtete; s. Spener.

Collegium (lat.), s. Kollegium; C. de propaganda fide und C. Germanicum, s. Collegia nationalia oder pontificia; C. sacrum, heiliger Verein, Versammlung der Kardinäle in Rom; C. sanitatis, Medizinalkollegium.

Collegium Germanicum, s. Collegia nationalia.

Collēma (Gallertflechte), Gattung der Gallertflechten, mit einem laubartigen, meist lappig krausen, dunkel olivengrünen oder braunen, gallertartigen, ungeschichteten (homöomerischen) Thallus. Letzterer besteht außen und innen gleichartig aus blaugrünen Gonidien, die verschlungene, perlschnurartige Ketten bilden, und aus farblosen, fadenförmigen Zellen, welche in der Gallertmasse, die von den aufgequollenen Membranen der Gonidien herrührt, hinlaufen. Die Apothecien sind sitzend, becher- oder tellerförmig, gerandet und gewöhnlich braun gefärbt. Die Gonidienschnüre entsprechen genau den als Nostoc bekannten Algen; auch lösen sich häufig aus dem Thallus der C. Gonidienhaufen heraus, welche nicht von fadenförmigen Zellen durchwachsen sind und dann mit Nostoc völlig übereinstimmen (vgl. Flechten). Die Arten dieser Gattung leben meist in feuchten, schattigen Thälern an Felswänden, Mauern und zwischen Moos.

Collenbusch, Samuel, Mystiker und Pietist, geb. 1724 zu Wichlinghausen bei Bremen, gest. 1803 als Arzt daselbst. Ursprünglich Lutheraner, hat er die Stätte seiner Wirksamkeit in der reformierten Kirche gefunden, wo er, ein Anhänger und Bewunderer Bengels und Ötingers, eine Gruppe von Pietisten zu jener Beobachtung der Stufen und Fortschritte der Heiligung zurückführte, wofür der Pietismus sich von Haus aus interessiert hatte. Zu seinen Anhängern gehörten die Gebrüder Hasenkamp und Menken (s. d.). Seine Anhänger im jülichschen und bergischen Land halten sich an die Kirche, verharren aber bei der ihrem Lehrer eigentümlichen Verwerfung der Lehren von der Strafgenugthuung Christi und von der doppelten Prädestination. Seine religiösen Ansichten legte C. nieder in der »Erklärung biblischer Wahrheiten« (Elberf. 1807 f.). Vgl. Krug, Die Lehre des Dr. C. nebst verwandten Richtungen (Elberf. 1846); »Aus Collenbuschs Tagebuch« (2. Aufl., Stuttg. 1883).

Colleōni (Coleoni), Bartolommeo, ital. Kondottiere, geb. 1400 auf Schloß Solza bei Bergamo, begann seine kriegerische Laufbahn in neapolitanischen Diensten unter Sforza und Braccio da Montone, trat dann in die Armee Venedigs, mit der er gegen Mailand kämpfte, und endlich in die des Herzogs von Mailand, unter dem er Venedig bekriegte. Doch ward er 1446 vom Herzog, der gegen seine Treue Verdacht schöpfte, verhaftet und erst nach dem Aussterben der Visconti 1447 befreit und an die Spitze des Heers der Republik Mailand gestellt, mit welchem er die Franzosen unter dem Herzog von Orléans, die Mailand erobern wollten, besiegte. Dann übernahm er wieder den Oberbefehl venezianischer Truppen, machte 1467 auf eigne Hand einen erfolglosen Feldzug gegen die Medici in Florenz und starb 4. Nov. 1475 auf Schloß Malpaga bei Bergamo. Einen Teil seines Vermögens (100,000 Golddukaten) hinterließ er Venedig zur Gründung wohlthätiger Anstalten und bedang sich dafür die Errichtung einer Statue auf dem Markusplatz aus; die Republik ließ die berühmte Reiterstatue Colleones von Andrea dal Verrocchio mit dem Piedestal von Leopardi anfertigen, aber auf dem versteckten Platz vor der Kirche San Giovanni e Paolo errichten, wo sie noch jetzt steht. Am Dom zu Bergamo ließ C. 1470, »um seine Macht noch nach dem Tod zu zeigen«, von Amadei für 50,000 Goldgulden die schöne Cappella C. mit seinem Grabmal erbauen

Collet (franz., spr. kŏläh), s. Kollett.

Collet, 1) Jonas, norweg. Staatsmann, geb. 25. März 1772 auf dem Gut Rönnebeksholm in Seeland, studierte zu Kopenhagen die Rechtswissenschaft, trat 1795 als Landvogt zu Sandsvär und Numedal im norwegischen Amt Buskerud in den Staatsdienst, ward Oberbergamtsassessor in Kongsberg und 1814 Regierungsrat. 1814 stand er auf seiten der Partei, die dem Kieler Traktat die Anerkennung versagte und den Prinzen Christian als König von Norwegen ausrief, und nahm teil an der Versammlung zu Eidsvold und an der Reichsversammlung, die mit Veröffentlichung der Konstitution die Unabhängigkeit Norwegens erklärte. Sogleich nach Annahme des Grundgesetzes vom 17. Mai zum norwegischen Staatsrat im Departement des Innern erhoben, wirkte er beim Abschluß der Konvention zu Moß 14. Aug. 1814 mit,

wodurch Schweden die Selbständigkeit Norwegens und dessen Konstitution anerkannte. 1822 übernahm er das Departement des Finanz-, Handels- und Zollwesens, ward aber wegen des damals auf der norwegischen Regierung lastenden schwedischen Einflusses unpopulär, selbst wegen Verletzung des Staatsgrundgesetzes beim Reichsgericht angeklagt, aber freigesprochen. Als Vorsitzender im Staatsrat seit 1829 gewann er die verlorne Popularität wieder. Als er aber den Beschluß des Königs vom 2. Juli 1836, betreffend die Auflösung des Storthings, letzterm unter der Hand mitteilte, so daß die Versammlung das Budget noch schleunigst votieren und so die Absicht des Hofes vereiteln konnte, sah er sich genötigt, seinen Abschied zu nehmen, und widmete sich fortan den Wissenschaften und dem Landbau. Allgemein hochgeachtet, starb er 3. Jan. 1851.

2) Peter Jonas C., Neffe des vorigen, geb. 12. Sept. 1813 zu Drammen, gest. 18. Dez. 1851 als Professor der Rechte in Christiania, hat sich durch »Foreläsninger over Personretten« (Christiania 1845) in seinem Vaterland den Ruf eines tüchtigen Juristen erworben, gab auch ästhetisch-kritische Schriften und Gedichte heraus. — Seine Gattin Jakobine Camilla, geborne Wergeland, geb. 23. Jan. 1813 zu Christianssand als Schwester des Dichters Henrik Wergeland, seit 1841 mit C. vermählt, hat sich als Romanschriftstellerin und Vorkämpferin der Frauenemanzipation im Norden einen geachteten Namen erworben. Wir nennen von ihren Werken: »Amtmandens Döttre« (Christiania 1855, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1864), eine lebensvolle Sittenschilderung aus der höhern Gesellschaft; »Fortaellinger« (Christiania 1861) und »I de lange Naetter« (das. 1863), eine Schilderung ihrer Kindheit; »Sidste Blade« (1868—1872, 3 Bde.) und »Erindringer og Bekjendelser« (1874); »Fra de Stummes Lejr« (1877); »Et lyst Billede i en nörk Ramme« (1878); »Mod Strömmen« (1880) 2c. — Ihr Sohn Robert, geb. 1842 zu Christiania, lieferte wertvolle Beiträge zur Zoologie Norwegens, so: »Kristiania omegns Fauna« (1864); »Norges Fugle« (1868); »Remarks on the ornithology of the northern Norway« (1872); »Norges Fiske« (1874); »Bemärkninger om Norges Pattedyr« (1876) u. a.

Colletta, Pietro, neapolitan. Kriegsminister, geb. 23. Jan. 1775 zu Neapel, trat, 21 Jahre alt, in das Artilleriekorps, ward wegen seiner politischen Thätigkeit während der französischen Invasion 1798 nach Rückkehr der Bourbonen eingekerkert, fand jedoch bald wieder eine Anstellung als Zivilingenieur. Als Joseph Bonaparte 1806 König von Neapel wurde, trat C. in die Armee zurück und zeichnete sich bei der Belagerung von Gaeta, der Okkupation von Kalabrien und der Einnahme von Capri so aus, daß ihn Joachim Murat 1808 zum Intendanten Kalabriens und 1812 zum General und Direktor des Brücken- und Straßenbauwesens ernannte. 1815 unterhandelte er für denselben mit den Österreichern zu Casalanza. Nach der Restauration der Bourbonen beargwöhnt, blieb er gleichwohl als unentbehrlich im Dienst und bekleidete nacheinander mehrere hohe militärische Stellungen. Nach Ausbruch der Revolution von 1820 stellte er als Generalkommandant in Sizilien die Ordnung wieder her. Die österreichische Intervention rief ihn nach Neapel zurück, und nachdem er, als die Sache der Konstitution bereits verloren war, noch zum Kriegsminister ernannt worden war, brachte man ihn als Staatsgefangenen auf das Kastell Sant' Elmo und verbannte ihn dann nach Brünn in Mähren. Später durfte er sich in Florenz niederlassen, wo er in Zurückgezogenheit lebte und 11. Nov. 1831 starb. Er schrieb das zu großer Berühmtheit gelangte Geschichtswerk »Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825« (Capolago 1834 u. öfter, 2 Bde.; deutsch, Grimma 1849—50, 8 Bde.), zu welchem Ulloa »Annotamenti« (Neap. 1878) herausgab. Seine kleinen Schriften erschienen Neapel 1861, 2 Bde.

Colli (ital.), Mehrzahl von Collo, s. Kollo.

Colliberts, Volksstamm, s. Cagots.

Collier (franz., spr. kolljeh), Halsband, Halsschmuck.

Collier (spr. kolljer), 1) Arthur, engl. Philosoph, geb. 1680 bei Salisbury in Wiltshire, gest. 1732 als Rektor seines Geburtsorts. Als Philosoph durch seine schon 1703 gefaßte, 1708 in einer ungedruckt gebliebenen Schrift über die vom Geist abhängige Existenz der sichtbaren Welt niedergelegte, aber erst 1713 in der Abhandlung »Clavis universalis« (deutsch von Eschenbach, 1756) veröffentlichte idealistische Ansicht der Vorgänger Berkeleys, ist er über diesem fast vergessen und erst 1837 durch Benson und Parr wieder hervorgezogen worden. Vgl. Benson, Memoirs of the life of A. C. (Lond. 1837).

2) John Payne, engl. Litterarhistoriker und Bibliograph, geb. 11. Jan. 1789 zu London als Sohn eines Buchhändlers, der sich der Schriftstellerei zuwandte und unter anderm das »Monthly Register« herausgab, wurde Advokat, wandte sich dann der journalistischen Laufbahn zu und zwar bei dem »Morning Chronicle«. Durch seine Heirat (1816) in den Stand gesetzt, seinen litterarischen Neigungen ungestörter zu folgen, begann er das Studium der Dramatiker aus der Zeit der Königin Elisabeth, machte in Beiträgen für das »Edinburgh Magazine« und die »Critical Review« auf die bis dahin vernachlässigten Zeitgenossen und Vorgänger Shakespeares aufmerksam und half in Verbindung mit Lamb, Hazlitt u. a. die dramatischen Werke eines Peele, Greene, Nash, Lodge, Middleton, Marlowe, Webster 2c. der Vergessenheit entreißen. In diesem Sinn schrieb er das »Poetical Decamerone« (Edinb. 1820, 2 Bde.), eins seiner frühsten Werke, das eine Reihe von Gesprächen über jene Dichter enthält. In seiner Ausgabe von »Dodsley's old plays« (1825) fügte er sechs bisher unbekannte Dramen hinzu, und in einem Supplementband teilte er fünf weitere, noch unbekannte Dramen aus der Zeit Shakespeares mit. Seine »History of dramatic poetry« (Lond. 1831, 3 Bde.; neue Ausg. 1879, 3 Bde.) erwarb ihm einen ausgebreiteten Ruf. Der Herzog von Devonshire, ein großer Bücherfreund, machte ihn zu seinem Bibliothekar, und viele andre Privatbüchersammlungen standen ihm ausnahmsweise offen. In der des Grafen Ellesmere fand er Aktenstücke, die er in seinen »New facts regarding the life of Shakspeare« (Lond. 1835) veröffentlichte, und denen er »New particulars« (1836) und »Farther particulars« (1839) folgen ließ. Für seine sich hieran anschließende Shakespeare-Ausgabe, die 1842 bis 1844 erschien, hatte er wenigstens 20 Jahre lang gesammelt. Bereits Schatzmeister der Camden Society und Direktor der (alten) Shakespeare-Gesellschaft, wurde C. jetzt auch zum Schriftführer der königlichen Untersuchungskommission über die Verwaltung des Britischen Museums ernannt und erhielt aus der Zivilliste einen jährlichen Ehrensold von 100 Pfd. Sterl. Großes Aufsehen erregten 1852 seine »Notes and emendations to the text of Shakspeare's plays«, welche sich auf angeblich aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. stammende Randbemerkungen in einer alten Folioausgabe Shakespeares stützten und eine

durchgreifende Revision des Textes der Shakespeareschen Dramen enthielten. Über die Echtheit dieser Bemerkungen entspann sich ein lebhafter Streit, der schließlich gegen C. entschieden ward, so daß er als der Betrogene erschien (vgl. Ingleby, Complete view of the Shakspeare controversy, Lond. 1861). Seit 1820 war C. auch Vizepräsident der Society of Antiquaries, zu deren »Transactions« er kritische Abhandlungen beigetragen hat. Von seinen Arbeiten sind noch hervorzuheben: »A book of Roxburgh ballads« (Lond. 1847); »Memoirs of the principal actors in the plays of Shakspeare« (das. 1846); »Bibliographical account of rare books« (das. 1865) und »Illustrations of old English literature« (das. 1866, 3 Bde.). Auch gab er 1861 Spensers Werke heraus und begann 1866 die Veröffentlichung einer Reihe von alten und seltenen Gedichten und Flugschriften. C. starb im September 1880 in Maidenhead.

Collin, 1) Heinrich Joseph von, dramat. Dichter, geb. 26. Dez. 1772 zu Wien als Sohn eines Arztes, erhielt nach vollendeten juridischen Studien eine Anstellung im Finanzfach und stieg bis zum Hofrat (1809). Den Krieg von 1809 machte er als Landwehroffizier mit. Seine angestrengte Thätigkeit hatte jedoch seine Gesundheit untergraben, und er starb 28. Juli 1811 am Nervenfieber. Seine nach Lessings Grundsätzen angelegten Trauerspiele: »Regulus«, »Coriolan«, »Polyxena«, »Balboa«, »Bianca della Porta«, »Mäon« und »Die Horatier und Curiatier« zeichnen sich durch Streben nach antiker Größe und Einfachheit aus, leiden aber an Monotonie und an Einförmigkeit der Charakteristik. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel: »Trauerspiele« (Berl. 1828, 3 Bde.). Unter seinen »Gedichten« (Wien 1812) sind die bekanntesten: »Kaiser Max auf der Martinswand«, »Kaiser Albrechts Hund« und »Herzog Leupold vor Solothurn«. Seinen Beruf für das Epos bekunden die Bruchstücke von »Rudolf von Habsburg«. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder dichtete er das Oratorium »Die Befreiung von Wien«. Seine Werke erschienen gesammelt Wien 1812—14, 6 Bde. Sein Denkmal steht in der Karlskirche zu Wien. Vgl. Laban, Heinrich Joseph v. C. (Wien 1879).

2) Matthäus von, Dichter und Ästhetiker, Bruder des vorigen, geb. 3. März 1779 zu Wien, studierte neben der Rechtswissenschaft Philosophie und Geschichte und erhielt 1804 die juristische Doktorwürde. Im J. 1808 ward er Professor der Ästhetik und der Geschichte der Philosophie an der Universität Krakau und später Professor der letztern Wissenschaft zu Wien. 1813 übernahm er die Redaktion der »Wiener Litteraturzeitung«, ward 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt, redigierte seit 1818 die »Wiener Jahrbücher der Litteratur«; starb 23. Nov. 1824. Seine »Dramatischen Dichtungen« erschienen Pest 1813—1817 in 4 Bänden; seine »Nachgelassenen Gedichte« gab mit einem biographischen Vorwort J. v. Hammer (Wien 1827, 2 Bde.) heraus.

Collin d'Harleville (spr. kolläng darl'wil), Jean François, franz. Dichter, geb. 1755 zu Mévoisins bei Maintenon, studierte anfangs die Rechte, wandte sich aber dann ganz der Litteratur zu und schrieb viele Charakterstücke, die mit ihren schönen Versen, komischen Situationen und ihrer liebenswürdigen Moral großen Beifall fanden, besonders sein Hauptwerk: »Le vieux célibataire« (1792). Seine übrigen Poesien, meist »Épîtres«, sind leicht und anmutig im Ausdruck, im allgemeinen aber recht schwach; er spricht darin, wie La Harpe bemerkt, zu viel von sich und seiner Gutmütigkeit. C. starb 24. Febr. 1806 in Paris. Die beste Ausgabe seiner Werke hat sein Freund Andrieux besorgt unter dem Titel: »Théâtre et poésies fugitives« (Par. 1822, 4 Bde.); seine »Œuvres choisies« erschienen Paris 1826, 3 Bde.; eine Ausgabe seines »Théâtre« besorgte Moland (das. 1876).

Collingwood (spr. -wudd), Stadt der Provinz Ontario (Kanada), an der Georgian Bay des Obern Sees, mit Seearsenal, lebhaftem Verkehr und (1881) 4445 Einw. Im J. 1883 liefen 191 Schiffe von 90,169 Ton. ein; Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten 324,306 Doll., Einfuhr 333,356 Doll.

Collingwood (spr. -wudd), Cutberth, Lord, brit. Admiral, geb. 26. Sept. 1750 zu Newcastle upon Tyne, trat 1761 in den Seedienst, führte seit 1776 als Leutnant die Hornet, welche zur Station von Jamaica gehörte, wo er Nelsons Freund wurde, und 1781 in Ostindien als Postkapitän den Pelikan, mit dem er Schiffbruch litt. Im Kriege gegen Frankreich nahm er unter dem Konteradmiral Bowyer an dem Gefecht vom 1. Juni 1794 und demnächst an der Blockade von Toulon teil und zeichnete sich 1797 in dem Gefecht am Kap St. Vincent aus. 1799 zum Konteradmiral der weißen Flagge erhoben, nahm er teil an der Blockade von Brest. 1801 ward er Vizeadmiral der blauen Flagge, 1804 Admiral derselben und blockierte 1805 mit fünf Linienschiffen Ferrol. Für seine wesentliche Mithilfe zum Sieg bei Trafalgar ward er 20. Nov. 1805 zum Peer von England mit dem Titel Baron C. von Coldburne erhoben und erhielt eine Pension von 2000 Pfd. Sterl. Nach Nelsons Tod befehligte er die britische Seemacht im Mittelmeer bis zu seinem Tod, welcher 7. März 1810 auf dem den Franzosen genommenen und vor Menorca stationierten Schiff Ville de Paris erfolgte. Seine Leiche ward in der Kathedrale von St. Paul in London beigesetzt. Sein Schwiegersohn veröffentlichte des Admirals »Despatches and correspondence« (Lond. 1828). Vgl. Davies, Lord C. (Lond. 1878).

Collini, Cosmo Alessandro, Schriftsteller, besonders durch seine Beziehungen zu Voltaire bekannt, geb. 14. Okt. 1727 zu Florenz, studierte in Pisa Geschichte und Rechtswissenschaft und wandte sich 1750 nach Berlin, wo er 1752 Voltaires Sekretär wurde, an dessen »Annales de l'empire« er wesentlichen Anteil hat. Er folgte später Voltaire auch auf dessen Landgut bei Genf, trat 1756 als Hofmeister in die Dienste des Grafen Sauer in Straßburg, wurde 1759 Geheimsekretär des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, 1763 zum Historiographen desselben, 1768 endlich zum Direktor des naturwissenschaftlichen Kabinetts zu Mannheim ernannt, wo er 22. März 1806 starb. Von seinen Schriften nennen wir: »Discours de l'histoire de l'Allemagne« (Frankf. 1761); »Précis de l'histoire du palatinat du Rhin« (das. 1763), eine der vorzüglichsten Quellen zur Geschichte der Pfalz; »Lettres sur les Allemands« (Mannh. 1784); »Exposé de la capitulation de Mannheim« (1794), und »Mon séjour auprès de Voltaire« (Par. 1807), sein bekanntestes, in glänzendem Französisch geschriebenes Werk. Auch eine Reihe naturhistorischer Schriften hat C. verfaßt.

Collins, 1) William, engl. Dichter, geb. 25. Dez. 1720 zu Chichester, studierte in Oxford und wandte sich dann (1744) nach London, um sich hier ganz der litterarischen Thätigkeit zu widmen. Nachdem er bereits als Schüler zu Winchester seine »Oriental eclogues« (gedruckt 1742) geschrieben hatte, trat er 1747 mit »Odes« hervor, die indessen keine Beachtung fanden. Seine leidende Gesundheit zwang ihn 1750, Heilung unter einem mildern Himmelsstrich zu suchen;

er kehrte aber krank zurück, verfiel in Wahnsinn und starb 12. Juni 1756 in seinem Heimatsort. Erst lange nach seinem Tod fanden C.' Dichtungen die gebührende Anerkennung und wurden seitdem in zahlreichen Ausgaben verbreitet. Zu den besten gehören die von Barbauld (Lond. 1797), von Dyce (das. 1827) und Thomas (das. 1858).

2) **William**, engl. Maler, geb. 18. Sept. 1787 zu London, malte namentlich Küsten- und Waldszenen, über die er einen eigentümlichen melancholischen Hauch auszugießen wußte. Von einer italienischen Reise brachte er liebliche Bilder neapolitanischer und kalabresischer Gegenden mit anziehender Staffage mit. Zu seinen besten Werken gehören der Sonntagmorgen und: So glücklich wie ein König. Minder gelungen waren seine Versuche in der historischen Malerei, z. B. die Jünger zu Emmaus, der Heiland unter den Schriftgelehrten im Tempel. C. starb 17. Febr. 1847 in London.

3) **William Wilkie**, beliebter engl. Novellist, Sohn des vorigen, geb. 8. Jan. 1824 zu London, begleitete als Knabe seine Eltern nach Italien und trat nach der Rückkehr als Lehrling in ein Handelsgeschäft. Sein erster schriftstellerischer Versuch war die Biographie seines Vaters (Lond. 1848, 2 Bde.), die Beifall fand und ihn veranlaßte, sich ganz der Litteratur zu widmen. Er schrieb zunächst den Roman »Antonina, or the fall of Rome« (1850), dem »Basil, a story of modern life« (1852), »Mr. Wray's cash box« (1852) und »Hide and seek« (1854) nachfolgten, und wurde dann Mitarbeiter an Dickens' »Household Words«, in denen er die Novellen: »After dark« (1856) und »The dead secret« (1857) veröffentlichte, welche sein Talent als Sensationsschriftsteller, d. h. die Neugierde im höchsten Grad zu spannen und rege zu halten, entschieden bekundeten. Am glänzendsten zeigte sich dies in C.' beliebtestem Roman: »The woman in white«, der zuerst 1859—60 in Dickens' Zeitschrift »All the year round« erschien. Ihm folgten, derselben Sphäre angehörend: »No name« (1863), »Armadale« (1864), »Moonstone« (1867), »Man and wife« (1870), »Poor Miss Finch« (1872), »The new Magdalen« (1873), »Miss or Mrs.? and other stories« (1873), »The law and the lady« (1875), »Two destinies« (1876), »The black robe« (1881), »Heart and science« (1883), »I say no« (1884) u. a. Das Geschick, welches C. in diesen meist auch ins Deutsche übersetzten Werken bekundet, über einem Geheimnis den Schleier bis zum letzten Augenblick zu bewahren, ist bewundernswürdig; dagegen vernachlässigt er oft die tiefere Charakteristik. Auch im Drama wußte C. Erfolge zu erzielen, so namentlich mit »The frozen deep« (1857) und »Light house«, die Zugstücke der Londoner Bühnen wurden. Auch die dramatischen Bearbeitungen seiner Romane: »Armadale« (1866) und »The new Magdalen« (1873) fanden günstige Aufnahme. Vgl. E. v. Wolzogen, Wilkie C. (Leipz. 1885).

Collinsia *Nutt.* (Kollinsie), Gattung aus der Familie der Skrofulariaceen, nordamerikan. Sommergewächse mit gegen- oder quirlständigen Blättern, schönen, achselständigen, boukettartig gruppierten Blüten und eiförmiger, einfächeriger Kapsel. C. bicolor *Benth.*, aus Kalifornien, mit 30 cm hohem, aufrechtem Stengel, glänzenden Blättern und hellvioletten Blüten mit weißer Unterlippe, C. grandiflora *Dougl.*, aus Oregon, mit blauen Blüten, C. verna *Nutt.*, aus Ohio, und andre Arten werden, zum Teil in vielen Varietäten, als schön und dankbar blühende Zierpflanzen in Gärten gezogen.

Collinson, Sir Richard, brit. Seefahrer, geb. 7. Nov. 1801 zu Gateshead, trat 1823 in die britische Marine, machte mehrere größere Reisen, wobei er auch die Küsten in den chinesischen Gewässern aufnahm, und segelte in der Enterprise 1850 mit Mac Clure, der unter ihm den Investigator befehligte, zur Aufsuchung Franklins und zugleich einer nordwestlichen Durchfahrt von der Beringsstraße ab. Unterwegs aber wurden die beiden Schiffe voneinander getrennt; C. fuhr mit der Enterprise zuerst direkt nach Norden bis über 73° hinaus und dann nach Osten, mußte aber bei der Barrowspitze umkehren und überwinterte in Hongkong. 1851 fuhr er wieder durch die Beringsstraße, drang durch die Prince Wales-Straße bis zu ihrer durch Eismassen verschlossenen Mündung, nachdem Mac Clure, der vor ihm bereits dort gewesen war, sie wieder verlassen hatte, und überwinterte in einer Bucht des Prince Albert-Landes. Dieses ließ er im Frühling genauer untersuchen, und eine seiner Schlittenexpeditionen kam sogar bis zur Melvilleinsel. Darauf gelangte er durch die Delphin- und Unionstraße bis in die Deasestraße, brachte den Winter 1852—53 in der Cambridgebai zu, ließ die Küsten noch weiter nach Osten aufnehmen und trat darauf die Rückreise an. Er mußte jedoch westlich vom Mackenzie in der Camdenbucht nochmals überwintern und traf erst 1854 wieder in Europa ein, wo Mac Clure (s. d.), der Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt, schon angelangt war. Er schrieb: »Nine weeks in Canada« (Cambridge 1862); »The three voyages of Martin Frobisher etc. 1576—78« (Lond. 1867). C. starb 12. Sept. 1883.

Collioure (spr. kolliuhr), Stadt im franz. Departement Ostpyrenäen, Arrondissement Céret, im Halbkreis um eine Reede des Mittelländischen Meers gelegen, an der Südbahn, aufgelassener Kriegsplatz mit Schanzen von Vauban, einem festen Schloß und mehreren Forts, hat vorzüglichen Weinbau (rote Roussillonweine), Korkgewinnung und Pfropfenfabrikation, Seefischerei, Sardellenhandel, einen Hafen und (1876) 3446 Einw. — C. hieß im Mittelalter Caucoliberis, gehörte bis 1659 den Spaniern, wurde aber im damaligen Pyrenäischen Frieden an Frankreich abgetreten. Im Dezember 1793 bemächtigten sich die Spanier noch einmal der Stadt, verloren sie aber 26. März 1794 wieder.

Cölln, 1) Friedrich von, deutscher Publizist, geb. 1766 zu Örlinghausen im Lippeschen, studierte in Marburg, Halle und Jena, trat 1790 in den preußischen Staatsdienst, war erst Kammerreferendar zu Minden, ward 1793 Kriegsrat in Posen, 1800 Kriegs- und Steuerrat zu Glogau und 1805 Kriegs- und Domänenrat in Berlin und Redakteur des »Preußischen Staatsanzeigers«. Seine rücksichtslose Darlegung der Schwächen der preußischen Staatsverwaltung, die er seit 1806 in einer Reihe meist anonymer Schriften veröffentlichte, brachte ihn 1808 auf die Festung Glatz, von wo er 1810 nach Österreich entfloh. Als 1811 die Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen wurde, kehrte er nach Preußen zurück und fand eine Anstellung im Büreau des Fürsten Hardenberg. Er starb 31. Mai 1820 in Berlin. Von seinen Schriften nennen wir nur: »Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hof seit dem Tod Friedrichs II.« (Amsterd. u. Köln 1807—1809, 6 Tle.); »Neue Feuerbrände« (Leipz. 1807—1808, 6 Bde.); »Wien und Berlin in Parallele« (das. 1808, 5 Bde.); »Aktenmäßige Rechtfertigung des Kriegsrats von C.« (das. 1811); »Freimütige Blätter für Deutsche« (das. 1815—20) ꝛc.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

2) Daniel Georg Konrad von, Theolog von rationalistischer Richtung, Neffe des vorigen, geb. 21. Dez. 1788 zu Örlinghausen, habilitierte sich 1811 zu Marburg, wurde 1818 Professor der Theologie in Breslau, 1829 Konsistorialrat; starb 17. Febr. 1833 daselbst. Sein Hauptwerk, die »Biblische Theologie« (Leipz. 1836, 2 Bde.), ward erst nach seinem Tod von David Schulz herausgegeben.

Collo (ital.), s. Kollo.

Collocallia, Salangane.

Collodium, s. Kollodium.

Collon (Mont C., spr. mong kolóng), das Haupt einer der vier großen Gruppen der Walliser Alpen (3644 m), umlagert von verschiedenen Felshörnern und von Firnmulden, von welchen sich beträchtliche Eisströme zu Thal senken: der Glacier d'Arolla in das Val d'Arolla, d. h. das eine der beiden Quellthäler des Val d'Hérens, der Glacier d'Otemma und der Glacier de Breney in das Val de Bagnes. In einem der Ausläufer ragt der Mont Pleureur (3706 m) auf, der den bösartigen Glacier de Gétroz (s. d.) trägt. Die Gruppe des Mont C. ist eins der Lieblingsgebiete kühner Bergsteiger geworden. Am 11. Aug. 1861 erstieg der Engländer J. W. Jacomb den Mont Gélé (3517 m); dann folgte (1865) die Eroberung der Ruinette (3879 m) durch den Gletscherfahrer Whymper (6. Juli), des Pigne d'Arolla (3801 m) durch Moore und H. Walker (9. Juli), der Pointe de Rosa Blanche (3348 m) und des Mont Blanc de Seillon (3871 m) von Weilenmann (10. und 11. Sept.), 1866 diejenige des Montfort (3330 m), des Mont Pleureur und der Serpentine (3691 m) durch E. Hoffmann (11., 13. und 16. Juli), 31. Juli 1867 die Ersteigung des Mont C. selbst (durch den Engländer C. J. Foster).

Colloredo, weitverzweigtes österreich. Adelsgeschlecht, leitet seinen Ursprung von einem alemannischen, nach Friaul eingewanderten Adelsgeschlecht ab, dessen Burg C. bei dem Ort Mels (Melzo, Melso) stand und im Jahr 1302 von den Brüdern Ottobon und Wilhelm von Mels erbaut wurde. Als Ahnherren dieser Mels, die sich seit dem 14. Jahrh. von C. schrieben, und der mit ihnen urverwandten Herren von Wallsee gelten die schwäbischen Edelleute Liebhart und Heinrich, welche zur Zeit Konrads II. in Friaul eingewandert sein sollen. Liebhart wurde der Stammvater der Mels-C., Heinrich, wieder heimgezogen, der der Wallseer. Wilhelms von Mels drei Söhne begründeten ebenso viele Zweige des Hauses: Asquinus die Asquinische Linie, die 1588 zur erbländischen, 1591 als C.-Wallsee zur reichsfreiherrlichen, 1624 zur reichsgräflichen Würde erhoben wurde, aber 1693 erlosch; Bernhard die Bernhardinische Linie, welche wieder in den Mantuaner Ast (der 1624 die Reichsgrafenwürde erhielt und sich abermals in den eigentlichen Mantuaner und den böhmischen Zweig spaltete) und den Venezianer Ast zu Moschelet zerfiel; Weickardt die jüngere fürstliche Linie. Einer von dessen Nachkommen, Ferdinand, geb. 1635, gest. 1689, gründete durch seine beiden Söhne Hieronymus und Rudolf zwei Linien, die fürstliche oder die Linie Wallsee und die Rudolfinische. Durch des erstern Sohn Rudolf Joseph wurde die Linie 1763 in den Reichsfürsten- und 1764 in den erbländischen (böhmischen) Fürstenstand erhoben, wozu noch 1765 das ungarische Indigenat trat, und nahm den Namen Wallsee an, während Fürst Franz Gundaccar sich mit Maria Isabella, Gräfin von Mansfeld, vermählte, 1789 deren Titel und Wappen den seinen hinzusetzte und sich nun Fürst von C.-Mansfeld nannte. Nur das jeweilige Haupt der Familie führt den Titel Fürst. Die jüngere Rudolfinische Linie nannte sich nach dem 1701 erworbenen Marquisat Santa Sofia, zu welchem später durch Heirat noch das Marquisat Recanati (Provinz Macerata) kam, Marchesen von C.-Santa Sofia und Recanati. Bemerkenswerte Mitglieder des Geschlechts sind:

1) Hieronymus, aus der Asquinischen Linie, geb. 1582, k. k. Kämmerer, befehligte in der Schlacht bei Lützen 1632 ein Regiment, wurde als Generalfeldwachtmeister 13. Mai 1634 bei Liegnitz von Arnim geschlagen, was ihm durch kriegsgerichtlichen Spruch eine lange Haft in Ödenburg zuzog. Später begleitete er Gallas auf seinem Zug nach Burgund, wurde aber 17. März 1636 bei Raon geschlagen und gefangen. Er starb 1638 als k. k. Feldmarschallleutnant an einer Wunde, die er bei dem Entsatz von St.-Omer erhalten.

2) Rudolf, geb. 2. Nov. 1585 zu Prag, Bruder des vorigen, zeichnete sich im Dreißigjährigen Krieg, besonders bei Mantua und Lützen, rühmlich aus und zog mit Gallas nach Lothringen und Burgund. Ferdinand III. ernannte ihn zum k. k. Geheimrat und Feldmarschall, 1637 zum Großprior des Malteserordens zu Strakonitz, 1647 zum Botschafter des Ordens am kaiserlichen Hof und zum kommandierenden General in Böhmen. Durch seine kühne Verteidigung der Alt- und Neustadt Prag machte C. den Überfall der Schweden 26. Juli 1648 wirkungslos. Er starb als Feldmarschall und Gouverneur von Prag 24. Febr. 1657.

3) Joseph Maria, Graf von C.-Mels und Wallsee (Sohn des ersten Fürsten von C., Rudolf Joseph, geb. 1706, gest. 1788, Reichsvizekanzler), geb. 11. Sept. 1735 zu Regensburg, zeichnete sich im Siebenjährigen Krieg mehrfach, namentlich bei Prag und bei Görlitz, aus und geriet in Breslau für kurze Zeit in Kriegsgefangenschaft. 1763 zum Generalmajor ernannt, stieg er schnell zum Feldmarschallleutnant und Hofkriegsrat, begleitete 1777 Kaiser Joseph II. nach Frankreich und erhielt sodann die Generaldirektion der Artillerie. Wegen seiner Verdienste um die Waffe ernannte ihn Joseph II. zum Feldzeugmeister. Im Türkenkrieg wohnte er dem Angriff auf das feste Schabacz bei und leitete im nächsten Feldzug den Sturm auf Belgrad mit. Als Feldmarschall kommandierte er sodann bis zu den Friedensverhandlungen des Reichenbacher Kongresses die Beobachtungsarmee an der preußischen Grenze. Nach dem Krieg erhielt C. mit dem Titel Staats- und Konferenzminister die Führung der Geschäfte des Hofkriegsrats. Während der Jahre 1813 und 1814 noch thätig, starb er 26. Nov. 1818.

4) Hieronymus, zweiter Graf von C.-Mansfeld, geb. 30. März 1775 zu Wetzlar (Sohn des Reichsvizekanzlers Fürsten Franz de Paula Gundaccar I., geb. 1731, gest. 1807, der 1767—70 als Botschafter in Spanien, 1788—1806 als Reichsvizekanzler diente), trat 1792 als Leutnant in die österreichische Armee, wohnte dem Zug des Generals Clerfait in die Champagne bei, machte als Kapitänleutnant die Feldzüge von 1793 und 1794 in Flandern mit und ward 1794 Kapitän. 1796 machte er unter Wurmser den italienischen Feldzug mit, focht als Oberst bei Hohenlinden, zeichnete sich als Generalmajor unter dem Erzherzog Karl mit seiner Brigade bei Caldiero aus und wohnte auch dem Feldzug von 1809 in Italien bei, sowie er sich später als Feldmarschallleutnant bei Raab hervorthat und den Rückzug nach Komorn deckte.

Im J. 1813 befehligte er zwei Divisionen vom rechten Flügel Gyulays, focht rühmlich bei Dresden und Kulm, ward deshalb Feldzeugmeister und kommandierte bei Leipzig das 1. österreichische Armeekorps. Im J. 1815 stand er an der Spitze eines Armeekorps am Oberrhein und in Burgund, war dann Ablatus des kommandierenden Generals in Böhmen und hierauf in Steiermark; starb 23. Juli 1822 in Wien.

5) Franz de Paula, Reichsgraf von C.-Wallsee, geb. 29. Okt. 1799, trat frühzeitig in die Armee und ging dann zur diplomatischen Laufbahn über, war 1843—47 Gesandter Österreichs in Petersburg, 1848 eine Zeitlang Bundespräsident zu Frankfurt, 1852—56 Gesandter in London, dann Botschafter in Rom. Im Juli 1859 von dort abberufen, wohnte er als erster österreichischer Bevollmächtigter der Friedenskonferenz in Zürich bei, starb aber hier plötzlich während der Verhandlungen 26. Okt. 1859. Mit ihm erlosch die Linie C.-Wallsee im Mannesstamm.

6) Franz de Paula Gundaccar II., Fürst C.-Mansfeld, Sohn von C. 4), geb. 8. Nov. 1802 zu Wien, trat 1824 als Kadett in die Armee, rückte bis zum Generalmajor auf, befehligte 1848 erst zu Triest, dann zu Theresienstadt eine Brigade, war dann bei Unterdrückung des Aufstandes zu Prag im Juni d. J. thätig, nahm im Oktober 1848 an der Einschließung Wiens teil, machte mit seiner Brigade den ungarischen Feldzug mit und kämpfte namentlich in der Schlacht bei Kapolna und vor Komorn. Zum Feldmarschallleutnant ernannt, suchte er sich auf der Insel Schütt zu halten und blieb dann bei dem Zernierungskorps vor Komorn. Nach dem ungarischen Feldzug erhielt er im Oktober 1850 den Oberbefehl über das 2. Armeekorps. Er starb 29. Mai 1852 zu Gräfenberg i. Schl.

7) Joseph Franz Hieronymus, Fürst von C.-Mansfeld, österreich. Staatsmann, geb. 26. Febr. 1813, Sohn des durch seine menschenfreundlichen Bemühungen um den Wohlstand Niederösterreichs bekannten Grafen Ferdinand C. (gest. 1848), trat in die Armee, avancierte zum Major, erbte 1852 von seinem Vetter Franz de Paula Gundaccar (s. vorigen) den Fürstentitel und bedeutende Fideikommißherrschaften, ward 1857 Kämmerer, 1859 Präsident der Staatsschuldentilgungs-Kommission, 1860 Mitglied des verstärkten Reichsrats, 1861 des Herrenhauses, war 1861—67 Landmarschall des niederösterreichischen Landtags, 1867 Mitglied des böhmischen Landtags und 1868—69 Präsident des Herrenhauses. C. gehört zu den treuesten und einflußreichsten Anhängern der Verfassungspartei. — Sein ältester Sohn, Graf Hieronymus Ferdinand Rudolf, geb. 20. Juli 1842, diente erst in einem Husarenregiment, widmete sich dann der Bewirtschaftung einiger Güter in Böhmen und war 1875—78 Ackerbauminister im verfassungstreuen Ministerium Auersperg. Er starb 29. Juli 1881 auf einer Badereise.

Collot d'Herbois (spr. kollo derbŏa), Jean Marie, franz. Revolutionär, geb. 1751 zu Paris, zog als Schauspieler und Theaterdichter in Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz umher, trat 1789 in Paris als feuriger Volksredner auf und gab den »Almanac du père Gérard« heraus, wodurch er sich bei den Jakobinern in Gunst setzte. Nach dem 10. Aug. 1792 trat er in den Stadtrat der Pariser Gemeinde und nach den Septembergreueln in den Konvent. Bei Eröffnung desselben beantragte er die Einführung der Republik. Für unverzügliche Hinrichtung Ludwigs XVI. stimmte er schriftlich von Orléans aus. Mit Robespierre verfolgte er die Girondisten und wurde 13. Juni 1793 Präsident der Jakobinerversammlung sowie im September deren Vertreter im Wohlfahrtsausschuß. Er erhielt mit Billaud-Varennes die administrative Korrespondenz, ward nach der Einnahme von Lyon dahin geschickt und ließ die Verhafteten in Masse zusammenhauen und niederschießen. Seine Popularität erfüllte zuletzt Robespierre mit Mißtrauen gegen ihn, weshalb C. eifrig zum Sturz Robespierres mitwirkte. Einen Monat nach der Katastrophe vom 9. Thermidor wurde C. aber von Lecointre als einer der Henker Frankreichs angeklagt, auf Merlins Antrag aus dem Konvent ausgestoßen und endlich nach der Insurrektion vom 12. Germinal (1. April) 1796 zur Deportation nach Cayenne verurteilt. Da er dort die Schwarzen gegen die Weißen aufzuwiegeln versuchte, ward er auf das Fort Sinnamari gebracht, wo er, dem Trunk ergeben, 8. Jan. 1796 starb. Er schrieb eine große Zahl Dramen, welche längst vergessen sind.

Collothun, pers. Getreidemaß, s. Artaba.

Coll' ottāva (ital., »mit der Oktave«) bedeutet bei Musikstücken, wenn über den Noten stehend, daß die höhere Oktave, wenn unter den Noten (im Baß) stehend, die tiefere Oktave mitgegriffen werden soll.

Collum, der Hals; auch der Halsteil eines Organs, z. B. c. uteri; in der Botanik Wurzelhals.

Collutorium (lat.), Mundwasser.

Colman (spr. kohlmän), 1) George, engl. Theaterdichter, geb. 28. April 1733 zu Florenz, wo sein Vater englischer Resident war, erhielt seine erste Bildung in der Westminsterschule und wurde in Oxford Magister der freien Künste. Zu gunsten der Poesie, besonders des Dramas, entsagte er dem Rechtsstudium. Gleich sein erstes Stück: »Polly Honeycomb« (1760), fand großen Beifall, der sich bei »The jealous wife« (1761) noch steigerte. Er verwandte ein ihm zugefallenes Erbe dazu, Mitbesitzer des Coventgarden-Theaters zu werden (1768), vertauschte aber 1778 die Direktion desselben mit der Leitung des Haymarket-Theaters, das sich durch ihn zu außerordentlicher Blüte erhob. C. starb 14. Aug. 1794 im Irrenhaus. Seinen litterarischen Ruf begründete er durch eine Sammlung geistreicher Aufsätze: »The connoisseur« (1758). Man hat von ihm einige dreißig Theaterstücke (darunter Übersetzungen aus dem Französischen), von denen sich mehrere heute noch auf dem Repertoire behaupten. Er gab auch eine Übersetzung der »Ars poetica« des Horaz und der Komödien des Terenz (Lond. 1765) heraus. Seine »Miscellaneous works« erschienen 1787 in 3 Bänden. Vgl. »Some particulars of the life of the late G. C.« (von ihm selbst verfaßt, Lond. 1795).

2) George, der jüngere, ebenfalls Bühnendichter, Sohn des vorigen, geb. 21. Okt. 1762, erhielt seine Bildung in der Westminsterschule, dann zu Oxford und Aberdeen. Hier veröffentlichte er sein erstes Gedicht: »The man of the people«, welches Fox zum Helden hatte, und schrieb sein erstes Theaterstück: »The female dramatist«, welches ausgezischt wurde. Dagegen wurden »Two to one« (1784) und das Singspiel »Turk or no Turk« (1785) mit Beifall aufgenommen. Als Leiter des Haymarket-Theaters schrieb er für dasselbe eine Reihe von Opern, Possen, Schauspielen und Lustspielen, die sich zum Teile lange auf dem Repertoire hielten. Unter den letztern sind »The iron chest« (1796, nach Godwins »Caleb Williams« bearbeitet), »The poor gentleman« (1802) und »John Bull« (1805, von Walter Scott für das beste neuere Lustspiel erklärt) die vorzüglichsten

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

und zeichnen sich durch Geschmack, Kenntnis des wirklichen Lebens, Humor und Munterkeit aus. C. starb 26. Okt. 1836 in London. Noch ist von ihm eine poetische Burleske zu erwähnen, die 1797 unter dem Titel: »My nightgown and slippers« und später (1802) in einer neuen Auflage mit Zusätzen unter dem Namen: »Broad grins« (8. Aufl. 1839; mit andern humoristischen Stücken neu hrsg. von Buckstone, Lond. 1872) erschien, ferner »Poetical vagaries« (1812), »Vagaries vindicated« (1813) und »Eccentricities for Edinburgh« (Gedichte, 1816), worin aber der Humor nicht immer die Grenzen des Anstandes einhält. Seine »Poetical works« erschienen London 1840. Das letzte Werk Colmans waren seine Memoiren: »Random recollections« (Lond. 1830, 2 Bde.), von bedeutendem Interesse für das Londoner Theaterwesen.

3) Samuel, amerikan. Maler, geb. 1833 zu Portland (Maine), zeigte schon als Knabe ein entschiedenes Talent zum Zeichnen und entwarf Skizzen von Hafen- und Schiffsszenen sowie Landschaften vom Hudsonfluß und vom Georgesee, ging 1860 zum erstenmal nach Europa und verlebte zwei Jahre in Paris und in Spanien. 1862 wurde er Mitglied der Akademie in New York und gründete später daselbst die Amerikanische Gesellschaft für Aquarellmalerei, deren Präsident er von 1866 bis 1871 war. 1871 arbeitete er wiederum in Paris und in Rom, 1874 in Dresden und kehrte 1876 nach New York zurück, wo er eine große Anzahl seiner in Italien, Frankreich, der Schweiz und Nordafrika gesammelten Skizzen ausstellte. Aus der reichen Zahl seiner Werke heben wir die zwei Boote auf dem Hudson, den Georgesee, Andernach am Rhein, den Troutfluß in den Adirondacks (1870), die Dämmerung in der westlichen Ebene (1871), die venezianischen Fischerboote (1876), die Ruinen der Moschee von Mansura, den sonnigen Nachmittag im Hafen von Algier (1877), die Kaufleute auf der Wanderung in Algerien und (1878) Flüelen am Vierwaldstätter See hervor. Neben diesen Ölbildern schuf er zahlreiche Aquarelle.

Colmance (spr. -mängs), Louis Charles, franz. Volksliederdichter, geb. 26. April 1805 zu Paris, Sohn unbemittelter Eltern, kam zu einem Formstecher in die Lehre, wo er in dem heitern Treiben seiner Werkstattgenossen sich seines poetischen Talents bald bewußt ward, und entwickelte nun, besonders seit seiner Aufnahme in die »Lice chansonnière« (einen das Volkslied kultivierenden Dichterverein), eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Er übernahm 1854 die Leitung einer kleinen Speisewirtschaft, aber ohne Glück, ward sodann 1864 Buchtrödler und ließ sich endlich 1869 in Montmartre als Buchhändler nieder, wo er 13. Sept. 1870 starb. C. bewegt sich als Chansonnier ganz auf dem Gebiet, welches mit seinem Thun und Treiben das eigentliche Volk begreift, offenbart eine wunderbare Vielseitigkeit und behandelt leicht und gewandt die verschiedensten Stoffe; eine zu große Vorliebe für »freie Späße« (gaudrioles) ist ihm nicht abzusprechen. Eine vollständige Ausgabe seiner Chansons erschien 1862.

Colne (spr. koln), alte Stadt auf der Grenze zwischen Lancashire und Yorkshire (England), nördlich von Burnley, das Colunio der Römer, hat (1881) 11,970 Einw. und bedeutende Baumwollindustrie.

Colney-Hatch (spr. -hätsch), ein Weiler in der engl. Grafschaft Middlesex, 11 km nordnordwestlich von der Londonbrücke, mit einem Irrenhaus, das 1847—1849 nach dem Entwurf Dances errichtet wurde und Raum für 2000 Kranke hat.

Cöloblasteen, Ordnung der Algen (s. d., S. 344).

Colobus, Stummelaffe.

Colocasia *Ray* (Kolokasie), Gattung aus der Familie der Araceen, großblätterige Stauden der tropischen und subtropischen Zone, welche den Caladium- und Arum-Arten sehr nahe stehen und sich nur durch die Blütenbildung von ihnen unterscheiden. C. antiquorum *Schott* (C. esculenta *Schott*, Caladium esculentum *Vent.*, Arum esculentum *L.*, ägyptische Zehrwurzel, s. Tafel »Nahrungspflanzen«) ist in Ostindien heimisch und wurde frühzeitig nach Westen verpflanzt und in Ägypten unter dem Namen Kulkas kultiviert. Von dort ward sie nach Spanien, wo sie jetzt verwildert vorkommt, nach Kreta, Cypern, Kalabrien sowie nach Amerika übergeführt. Die Wurzel, oft von der Größe eines Kindskopfes und bis 6 kg schwer, ist roh scharf und ätzend, schmeckt aber nach dem Kochen angenehm kastanienartig und enthält sehr viel Stärkemehl. Man benutzt sie daher allgemein als Gemüse und kultiviert sie zu diesem Zweck in Ost- und Westindien, auf den Molukken, in Südamerika, Neuseeland und auf den ozeanischen Inseln unter dem Namen Taro oder Kalo auf feuchten Feldern und in künstlichen Sümpfen. Mehrfach wird auch aus der Knolle Stärkemehl dargestellt. Blätter und Blattstiele werden als Gemüse benutzt (karibischer Kohl). Die alten Ägypter benutzten die verschiedenartig gebogenen Blätter als Trinkschalen. Bei uns wird die Kolokasie als Blattpflanze auf Rasen mit Ricinus und Canna kultiviert. C. macrorhiza *Schott*, auf Ceylon, und C. macronata *Schott*, in Ostindien, werden ganz ebenso benutzt und in Südasien und Südamerika, Westindien 2c. kultiviert. C. himalaiensis *Royle* (Cocoawurzel), auf dem Himalaja, bildet hier die Hauptnahrung der untern Volksklassen. Die ungekochten Blätter dieser Pflanzen werden wegen ihrer Schärfe arzneilich verwendet. Bei C. odora *Brongn.* hat man während der Blüte eine Erhöhung der Temperatur der in der Blütenscheide eingeschlossenen Luft um 20—30° beobachtet.

Cologna Venĕta (spr. -lonnja), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Verona, am Kanal Frassine, mit alten Ringmauern, einer Kirche mit Gemälden von Paul Veronese u. a. und (1881) 2154 Einw., welche Seidenzucht, Mandelbäckerei und lebhaften Handel treiben.

Cologne (franz., spr. -lonnj), s. v. w. Köln.

Coloman, Schotte, ward 1012 auf einer Reise nach Jerusalem zu Stockerau in Österreich vom Pöbel als slawischer Kundschafter aufgehängt. Sein Leichnam blieb unverwest und wurde daher 1015 nach Melk gebracht, wo C. als ein Landespatron Österreichs verehrt wird. Tag: der 13. Oktober.

Colomb, 1) Ferdinand August von, preuß. General, geb. 1775 in Ostfriesland, wo sein Vater Kammerpräsident war, trat 1792 zu Berlin in das Zietensche Husarenregiment als Junker ein, nahm 1806 unter seinem Schwager Blücher an dem Krieg in Thüringen und der Verteidigung von Lübeck teil, wurde 1811 Rittmeister und führte als solcher in den Feldzügen von 1813 und 1814 im Rücken der französischen Armee glänzende Streifzüge aus. So nahm er 29. Mai bei Zwickau mit 82 Mann einen ganzen französischen Artilleriepark weg, dessen Begleitung aus 6 Offizieren, 116 Mann Reiterei, 80 Mann Infanterie und mehreren Hunderten bewaffneter Troßsoldaten bestand. Er hat von 1792 bis 1815 allen Hauptschlachten der Preußen sowie über 30 kleinern Gefechten beigewohnt. 1815 ward er Kommandeur des 8. Husarenregiments und Oberstleutnant, 1818 Oberst und 1823 in das Kriegsministerium be-

rufen. 1829 ward er zum Generalmajor und Kommandeur der 12. Kavalleriebrigade in Neiße, 1838 zum Kommandanten von Köln, 1839 zum Generalleutnant, 1841 zum Kommandanten von Berlin und Chef der gesamten Gendarmerie und endlich 1843 zum kommandierenden General des 5. Armeekorps zu Posen befördert. Bei den Unruhen in der Provinz Posen 1846 schritt er energisch ein. Beim Ausbruch der Revolution in derselben Provinz 1848 hatte er insofern eine schwierige Stellung, als seine Maßregeln häufig mit denen des Zivilkommissars Generals v. Willisen kollidierten. 1849 erhielt er unter Ernennung zum General der Kavallerie seinen Abschied, lebte fortan in Königsberg und starb daselbst 12. Nov. 1854. Von ihm ist die Schrift »Aus dem Tagebuch des Rittmeisters v. C.« (Berl. 1854).

2) Enno von, preuß. General, geb. 31. Aug. 1812 zu Berlin, Sohn des vorigen, trat 1831 beim 1. Garde-Ulanenregiment in Potsdam ein, besuchte 1835—38 die Kriegsakademie, wurde 1839 Adjutant beim Generalkommando des Gardekorps, 1851 Rittmeister, 1858 Major im 1. Garde-Ulanenregiment, 1859 Kommandeur desselben und befehligte es 1866 in der Schlacht bei Königgrätz. Am französischen Krieg 1870/71 nahm C. als Generalmajor und Kommandeur der 3. Brigade in der 2. Kavalleriedivision teil und kämpfte bei Beaumont, bei Sedan, vor Paris, bei Orléans und bei Le Mans. 1873 wurde er zum Generalleutnant befördert und 1874 zum Kommandanten von Kassel ernannt; 1885 nahm er seinen Abschied. Er schrieb: »Aus dem Tagebuch des Generalmajors v. C. 1870/71« (Berl. 1876), »Beiträge zur Geschichte der preußischen Kavallerie« (das. 1880) und gab das Buch »Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—15« (das. 1876) heraus.

Colombat de l'Isère (spr. kolongbá d'lisähr), Marc, Arzt, geboren um 1800 zu Vienne (Isère), studierte in Paris, errichtete daselbst ein orthopädisches Institut für Stammelnde und wandte darin seine neuentdeckte Heilmethode mit großem Glück an. Er starb 18... Das Wesentlichste seiner Methode besteht in fortgesetzten Übungen im Rhythmischsprechen mit genauer Rücksichtnahme auf die zur Aussprache der einzelnen Buchstaben nötigen Mundstellungen. Er schrieb: »Traité des maladies des organes de la voix« (Par. 1834); »L'orthophonie« (2. Aufl., das. 1834; deutsch, bearbeitet von Flies, Quedlinb. 1840); »Mémoire sur la physiologie et la thérapeutique du bégaiement« (Par. 1836); »Traité des maladies des femmes et de l'hygiène spéciale de leur sexe« (das. 1839—43, 3 Bde.; Bd. 1 und 2 deutsch von Frankenberg, Leipz. 1841).

Colombes (spr. kolóngb), Dorf im franz. Departement Seine, Arrondissement St.-Denis, 11 km nordwestlich von Paris, an der Westbahn, hat Fabrikation von Wirkwaren, Leim, Preßhefe, Seiler- und Schlosserarbeiten, zahlreiche Villen und (1876) 2691 Einw.

Colombey-Nouilly (spr. kolongbä-nují), zwei Dörfer östlich von Metz, nach denen die erste der vor Metz gelieferten Schlachten deutscherseits benannt wird, während die Franzosen sie nach Borny oder Courcelles benennen (s. den Schlachtplan von Metz). Am 14. Aug. frühmorgens trat das französische Heer seinen Rückzug von Metz an, um in Châlons sich mit Mac Mahon zu vereinigen; zwei Korps waren bereits auf das linke Ufer übergegangen, als nach 3 Uhr von den Generalen der ersten deutschen Armee auf dem rechten Moselufer auf eigne Hand ein Angriff gemacht wurde, um die Franzosen festzuhalten. Das Gefecht wurde von der 26. Infanteriebrigade vom 7. Korps unter Generalmajor v. d. Goltz eröffnet, der den Angriff zunächst gegen Colombey richtete, wo die 3. Division des von General Decaen befehligten 3. Armeekorps stand. Die Franzosen hatten eine durch das Terrain geschützte Stellung, die sie auch sehr gut zu benutzen wußten, so daß die Deutschen einen schweren Stand hatten, zumal die Franzosen ihnen auch an Zahl sehr überlegen waren. Erst nachdem der Kampf bei Colombey längere Zeit gedauert hatte, entspann sich nördlich davon ein Gefecht bei Montoy und Noisseville, wo die 1. und 2. deutsche Division gegen die Division Grenier vordrangen. Um 5 Uhr wurde Montoy genommen, doch dauerte der Kampf in aller Heftigkeit fort, wobei die Deutschen durch die ihnen gegenüberstehende Sonne geblendet und am Zielen gehindert wurden. Zwar drangen sie bis Mey vor, mußten aber vor den von General Ladmirault gesendeten Verstärkungen wieder auf Montoy zurückweichen, wo ein dreimaliger Angriff der Franzosen unter großem Verlust abgeschlagen wurde. Die hart mitgenommene 26. Brigade erhielt jetzt Unterstützung durch die 25. Brigade unter General Glümer; aber erst als um 6½ Uhr Manteuffel mit der Spitze des 1. Korps und um 6¾ Uhr Kameke mit der 14. Division bei Colombey erschienen, während zugleich die 1. zur zweiten Armee gehörige Kavalleriedivision unter General Hartmann von Süden her gegen Mercy le Haut vordrang, wurde der Kampf entschieden. Die Franzosen zogen sich unter die Forts von Metz zurück, die Deutschen nahmen, da sie nicht weiter verfolgen konnten, ihre frühere Stellung wieder ein. Der Gesamtverlust der Deutschen betrug ca. 5000 Mann, der der Franzosen nur 3600 Mann, was sich aus der gedeckten Stellung der Franzosen erklärt. General Decaen starb nachher an seinen Wunden. Der Gewinn des Tags war, daß die Franzosen in ihrem Marsch auf das linke Moselufer aufgehalten wurden, wodurch die Umgehung derselben durch die zweite Armee ermöglicht war.

Colombi, Marchesa (eigentlich Maria Torelli-Torriani), beliebte ital. Schriftstellerin, geboren zu Novara, bildete sich zur Lehrerin aus, fand aber nicht die gehoffte Anstellung und griff daher zur Feder. Ihre 1869 erfolgte Heirat mit Eugenio Torelli-Viollier enthob sie der Sorge um den täglichen Erwerb, und sie konnte größere Sorgfalt auf ihre litterarischen Schöpfungen verwenden. Ihr erstes Buch: »La gente per bene«, erregte allgemeines Aufsehen; bald darauf folgte der Roman »Tempesta e bonaccia«. Viel bedeutender als dieser war die Erzählung »In Risaia« (1877), welche eine ergreifende Schilderung bäuerlichen Elends enthält. Weitere Veröffentlichungen von ihr sind: »Racconti« (Mail. 1878, 3 Bde.), welche vortreffliche Stücke enthalten; »Senz' amore« (das. 1883); »Il tramonto d'un ideale« (Cesena 1883); »Giornate piovose« (Mail. 1884) u. a.

Colombia, Vereinigte Staaten von, s. Kolumbien.

Colombina (ital., »Täubchen«), die einzige weibliche Maskenfigur der ital. Stegreifkomödie, vielfach die Zofe der Tochter des Pantalone (s. d.), auch die Verlobte des Pantalone oder die Geliebte, resp. Frau des Arlecchino. Sie trägt häufig ein dem Kostüm des letztern ähnlich buntscheckiges Kleid und wird danach Arlecchinetta (Harlekinette) genannt. In andern Fällen ist sie auch gekleidet wie eine Kammerzofe im Putz, willkürlich nach Farbe und Schnitt, aber stets mit schwarzer Halbmaske.

Colombo, Cristoforo, s. Kolumbus.

Colombowurzel, s. Jateorhiza.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Colombscher Signalapparat für Schiffe besitzt nur ein Signalzeichen, bei Nacht eine Laterne, bei Tag einen dunkeln Gegenstand, der in bestimmten Intervallen verschwinden und wieder erscheinen kann; bei Nebel dient das Nebelhorn oder die Dampfpfeife.

Colon, der Grimmdarm, s. Darm.

Colon, 1) Territorium der Bundesrepublik Venezuela, umfaßt die kleinen Inseln Orchila, Los Roques und Aves im Karibischen Meer und hat ein Areal von 431 qkm (7,8 QM.) mit (1883) 137 Einw. — 2) Stadt, s. Aspinwall.

Colon, Cristoval, s. Kolumbus.

Colonel (franz., spr. -nell), Oberst; C.-Lieutenant, bis zur französischen Revolution Kommandeur eines Regiments, dessen Chef, eine hochgestellte Person, das Regiment nicht selbst führte; Lieutenant-C., Oberstleutnant; C.-Général, ehemals Generaloberst der französischen Infanterie und Kavallerie (Ehrentitel); vgl. Offizier. In deutschen Buchdruckereien heißt C. eine Schrift zwischen Petit und Nonpareille.

Colonia, Departement des südamerikan. Staats Uruguay, am Rio de La Plata, unterhalb des Uruguay, teilweise ein unfruchtbares Hügelland, aber mit ergiebigen Thälern und Niederungen und 5682 qkm groß. Unter den (1884) 26,000 Einw. sind viele in Kolonien angesiedelte Europäer. Ackerbau (40,500 Hektar) und Viehzucht (1,165,000 Schafe, 161,000 Rinder) bilden die Haupterwerbszweige. Die Hauptstadt (C. del Sacramento) liegt am La Plata, 45 km westlich von Montevideo, hat einen guten Hafen, ein Dock für Schiffe von 1000 Ton., verfallene Befestigungen und 1500 Einw. C. wurde 1679 gegründet.

Colonia Agrippina, Stadt in Gallia Belgica, das heutige Köln (s. d.).

Colonial Line, s. Dampfschiffahrt.

Colōni dominici (C. fiscales, lat.), früher diejenigen fronpflichtigen Unterthanen, denen die Bestellung der Kammergüterfelder oblag.

Colōni ecclesiarum (lat.), Bauern, welche zur Bestellung der Kirchenäcker verpflichtet sind.

Colonna, berühmtes röm. Adelsgeschlecht, welches seinen Namen von dem gleichnamigen, an den Albanerbergen gelegenen Ort La C. führt und das ganze Mittelalter hindurch vom 11. bis 16. Jahrh. durch seine zahlreichen Schlösser und großen Besitzungen, unter denen vornehmlich die Stadt Palestrina zu nennen ist, und die große Schar seiner Klienten auf die Angelegenheiten des Kirchenstaats und auf die Papstwahlen einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. In den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst standen die C. meist auf seiten der Ghibellinen. Aus der Familie derselben, welche jetzt noch in vier Linien, Paliano, Stigliano, Sciarra und Romano, blüht, sind außer dem Papst Martin V. (s. d.) viele Kardinäle, Feldherren, Staatsmänner und Gelehrte hervorgegangen. Besonders nennenswert sind:

1) **Stefano**, röm. Senator, geboren in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., floh vor Papst Bonifacius VIII. nach Frankreich und betrieb 1303 dessen Gefangennahme durch französische Waffen. Vor Ludwig dem Bayern mußte er 1327 als Anhänger des Papstes Johann XXII. in Avignon Zuflucht suchen. Bei den Unruhen des Cola Rienzi stand C. an der Spitze des demselben feindlichen Adels und verlor in diesen Kämpfen das Leben.

2) **Sciarra**, Bruder des vorigen, Befehlshaber von Palestrina unter Bonifacius VIII., entfloh, von diesem belagert, wurde bei Anzo von Seeräubern ergriffen und an die Ruderbank geschmiedet. In Marseille losgekauft, kehrte er mit seinem Bruder Stefano und dem Franzosen Nogaret 1303 zurück, öffnete sich durch Bestechung die Stadt Anagni und nahm Bonifacius gefangen. 1327 öffnete er Kaiser Ludwig dem Bayern die Thore der Hauptstadt und überreichte letzterm in der Peterskirche 17. Jan. 1328 die Kaiserkrone, weshalb er über der silbernen Säule seines Wappenschildes eine goldene Krone führen durfte. Ein Versuch, Johann XXII. zu entthronen, mißlang; C. starb im Exil.

3) **Prospero**, päpstlicher Feldherr, geb. 1452, der berühmteste seines Geschlechts, kämpfte eine Zeitlang für Karl VIII. von Frankreich bei dessen Einfall in Italien 1495, trat aber dann zu den Spaniern über und half dem spanischen General Gonsalvo de Cordova die Franzosen aus Italien vertreiben. In den folgenden italienischen Kriegen waren der Sieg bei Vicenza und der Einfall der Schweizer in Piemont sein Werk. 1515 von den Franzosen gefangen, löste er sich mit 350 Pfd. Gold, befehligte dann das gesamte Heer der Verbündeten und entriß den Franzosen Italien. Das neue französische Heer unter Lautrec schlug er bei Bicocca 27. April 1522 und endigte den Feldzug durch die Einnahme von Cremona und Genua. C. starb 30. Dez. 1523. Italien ehrte ihn durch den Beinamen »Paganorum defensor et italicae gentis pater«.

4) **Pompeo**, Kardinal, Neffe des vorigen, geb. 12. Mai 1479, bemächtigte sich auf das Gerücht vom Tode des Papstes Julius II. durch Überfall des Kapitols und wurde deshalb seiner Würden entsetzt, vom Papst Leo X. aber zum Kardinal ernannt. Hadrians VI. sowie dessen Nachfolgers Clemens VII. Wahl war Colonnas Werk. Er wurde später zum Legaten in Ancona und zum Erzbischof von Monreale, von Karl V. 1530 zum Vizekönig von Neapel ernannt und starb 28. Juni 1532. C. war ein geschmackvoller Dichter; sein Hauptwerk: »De laudibus mulierum«, schrieb er zu Ehren der Vittoria C.

5) **Vittoria C., Marchesa von Pescara**, die berühmteste Dichterin Italiens, Tochter des Fabrizio C., der, anfangs päpstlicher Feldherr gegen die Franzosen, als Connetable von Neapel starb, ihrer Schönheit und ihres Geistes wegen allgemein bewundert, war um 1490 zu Marino geboren und schon seit ihrem vierten Jahr mit Ferrante d'Avalos, Marchese von Pescara, verlobt, mit dem sie dann auch in glücklicher Ehe lebte. Als derselbe 30. Nov. 1525 an den in der Schlacht bei Pavia empfangenen Wunden gestorben war, brachte sie, in der Poesie Trost suchend, sieben Jahre in tiefster Zurückgezogenheit zu Neapel und auf Ischia, sodann in einem Kloster, erst zu Orvieto, dann in Viterbo, zu und ließ sich endlich in Rom nieder, wo sie im Februar 1547 starb. Sie stand mit den berühmtesten Gelehrten Italiens in Verkehr und schloß sich namentlich eng an die hervorragenden Männer an, welche damals, zur Zeit Pauls III., eine gründliche Reform der katholischen Kirche anstrebten, wie Juan Valdez, der Kapuzinergeneral Occhino, die Kardinäle Contarini, Poole, Morone u. a. Das innigste Freundschaftsverhältnis aber verknüpfte sie mit Michelangelo, der sie auch in seinen Gedichten feierte; auch Ariost widmete ihr einige glänzende Stanzen seines »Orlando« (Gesang 37). Die Gedichte, welche den Namen Vittorias unsterblich machen, gehören der auf Pescaras Tod folgenden Zeit an; am höchsten unter ihnen stehen die religiösen Dichtungen ihrer reifern Jahre, in denen sich in wohllautenden Versen tief innerliche Frömmigkeit, frohe Hoffnung und unwandelbare Überzeugung aussprechen. Sie erschienen zuerst in

Parma 1538; später mit einer Lebensbeschreibung der Dichterin von Giamb. Rota (Bergamo 1760), am vollständigsten von Ercole Visconti herausgegeben (Rom 1840). Eine Übersetzung derselben lieferte Bertha Arndts (Schaffh. 1858, 2 Bde.). Vgl. Mrs. H. Roscoe, V. C., her life and poems (Lond. 1868, 2 Bde.); v. Reumont, Vittoria C. (Freib. 1881).

6) Marc Antonio, geb. 1536, trat, von Papst Pius IV. aus Rom verbannt, in spanische Dienste und leitete unter Albas Oberbefehl 1556 die Operationen gegen den Kirchenstaat mit so viel Erfolg, daß man ihn zurückrief. Pius V. vertraute ihm 1571 die gegen die Türken ausgerüstete Expedition an, welche sich mit der spanischen unter Juan d'Austria vereinigte. Er half den Sieg bei Lepanto erfechten und erhielt dafür nach seiner Rückkehr einen in altrömischer Weise gefeierten Triumph. Darauf verwaltete er Sizilien als spanischer Vizekönig und wollte eben den Oberbefehl der Armada übernehmen, als er in Medinaceli 1. Aug. 1584 starb.

Der Palazzo C. in Rom, am Fuß des Quirinals gelegen, stammt in seiner jetzigen Gestalt aus dem 15.—18. Jahrh. und ist berühmt durch seine prachtvolle Gemäldegalerie, die einst 1362 Gemälde zählte, aber auch jetzt noch, obschon durch Erbteilung sehr verkleinert, reich an vortrefflichen Kunstwerken ist (Temperalandschaften von Poussin, Madonna von Palma Vecchio rc.). Aus der Galerie gelangt man in den am Westgehänge des Quirinals in Terrassen emporsteigenden herrlichen Garten (mit Bauresten von den Thermen Konstantins). Vgl. Coppi, Memorie Colonnesi (Rom 1855); Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte, Bd. 5 (Berl. 1877).

Colonna, 1) Michel Angelo, ital. Maler, geboren um 1600 zu Ravenna, Schüler Capreras zu Como und Gabriel Ferrantinis zu Bologna, Nachahmer Dentones, erlangte bald als Wandmaler sowohl im Architektonischen als im Figurenfach großen Ruf. Später arbeitete er an verschiedenen Höfen, namentlich in Spanien unter Philipp IV. Die besten Werke von C. finden sich zu Bologna in Kirchen, Sälen rc. und im Palast Pitti zu Florenz. C. starb 11. März 1687 in Bologna.

2) Giovanni Paolo, einer der bedeutendsten ital. Kirchenkomponisten des 17. Jahrh., geb. 1640 zu Brescia als Sohn eines Orgelbauers, wurde in Rom von Carissimi u. a. in der Komposition unterrichtet und ließ sich dann in Bologna nieder, wo er Kapellmeister an San Petronio, auch wiederholt Vorsitzender der Accademia filarmonica wurde und als das Haupt der berühmten Bologneser Tonschule 28. Nov. 1695 starb. Von seinen Werken erschienen im Druck: drei Bücher achtstimmiger Psalmen mit Orgel (1681, 1686, 1694), Motetten für eine Stimme mit zwei Violinen und Bassetto (1691), zwei- bis dreistimmige Motetten (1698), achtstimmige Litaneien (1682), achtstimmige Messen (1684), achtstimmige Kompletorien und Sequenzen (1687), achtstimmige Lamentationen (1689), drei- bis fünfstimmige Messen und Psalmen (1691), drei- bis fünfstimmige Vesperpsalmen mit Instrumenten (1694), ein Oratorium: »La profezia d'Eliseo« (1688), u. a. Vieles befindet sich noch als Manuskript in Wien und Bologna.

Colonna de Castiglione (spr. kastiljōne), Adèle d'Affry, Herzogin von, schweizer. Bildhauerin, in der französischen Kunstwelt unter dem Pseudonym Marcello bekannt, geb. 6. Juli 1837 zu Freiburg in der Schweiz, vermählte sich 5. April 1856 mit dem Herzog Karl Colonna de Castiglione-Aldovrandini und wendete sich, da sie schon nach wenigen Monaten Witwe wurde, der Bildhauerei zu, die sie seit ihrem 15. Jahr studiert hatte. 1863 schuf sie eine Bianca Capello, ferner zwei ausdrucksvolle Köpfe: Marie Antoinette in den Tuilerien und Marie Antoinette im Temple, die heil. Klothilde, die Gorgone, eine Kolossalstatue: Wilhelm Tell, für Altorf in der Schweiz, die Bacchantin, die Pythia für die Neue Oper in Paris, Redemptor mundi. Sie starb 22. Juli 1879 in Paris und hinterließ ihrer Vaterstadt Freiburg eine große Anzahl von Marmorwerken und Gipsmodellen, die zu einem eignen Museum vereinigt wurden.

Colonnāto (Colunario), s. Säulenpilaster.

Colonne (spr. -lonn), Edouard, franz. Musiker, geb. 23. Juli 1838 zu Bordeaux, erhielt seine musikalische Ausbildung am Pariser Konservatorium und ist besonders bemerkenswert als der Begründer (1874) und Leiter der Concerts du Châtelet zu Paris, welche namentlich Berlioz kultivieren und für die jüngern französischen Komponisten von ähnlicher Bedeutung sind wie die Aufführungen des Allgemeinen deutschen Musikvereins für die jungdeutschen. 1878 dirigierte er die offiziellen Konzerte der Pariser Weltausstellung.

Colonsay und **Oronsay** (spr. köllonsse, örronsse), zwei Inseln der innern Hebriden, nördlich von Islay, nur durch einen schmalen Sund voneinander getrennt, der bei niedrigem Wasserstand zu Fuß passiert werden kann. Sie haben zusammen etwa 45 qkm Flächeninhalt und (1881) 397 Einw., sämtlich Gälen, welche vorzugsweise Schafzucht und Kalkbrennerei treiben. Auf Colonsay soll sich der heil. Columban niedergelassen haben, ehe er nach Jona (s. d.) ging.

Colōnus (lat.), s. Kolonist.

Cōlor (lat.), Farbe.

Colorādo, 1) (Rio C. des Westens) großer Fluß im westlichen Nordamerika, entsteht aus zwei Hauptzweigen, Green River (Rio Verde) und Grand River (Rio Grande), die beide von der Westseite der Rocky Mountains, der erstere aus N. vom Gebirgsknoten der Windriver Mountains in Oregon, der andre aus O. vom Middle Park in Colorado, herunterkommen und in Utah unter 38° 20′ nördl. Br. und 110° westl. L. v. Gr. sich vereinigen. Von hier fließt der C. durch öde Felsenplateaus erst gegen SW., dann gegen S., nimmt von N. her den Rio Virgen, von O. den Williamsfluß und den Rio Gila auf und mündet unter 31° 55′ nördl. Br. in die nördlichste Spitze des Meerbusens von Kalifornien. In seinem mittlern Lauf, bis in die Nähe von Callville, liegt das Bett des Flusses in tiefen, von mehrere Tausend Fuß hohen Felswänden eingeschlossenen sogen. Cañons (s. d.), welche erst 1870 genauer untersucht wurden. Unterhalb Arizona City (240 km von der Mündung) durchfließt er ein deltaartiges Schwemmgebiet und ist dort wegen zahlreicher Sandbänke und der heftigen Flutwelle (Bore) schwer schiffbar. Doch befahren ihn Dampfer bis zu den ersten Stromschnellen, 735 km über seiner Mündung. Das Stromgebiet des C. erstreckt sich über 582,000 qkm (10,575 QM.). Die Länge des Flusses beträgt 2700 km, sein Gefälle (von der Vereinigung der Quellflüsse an) 1,8 m auf das Kilometer. Bei hohem Wasserstand ergießt sich der untere C. zuweilen in die westlich von ihm gelegene Coloradowüste, deren tiefste Stelle 91 m unter dem Meeresspiegel liegt. Vgl. Powell, Exploration of the C. River (Washington 1875). — 2) (Rio C. von Texas) Fluß im nordamerikan. Staate Texas, entspringt im salzreichen Steppengebiet, südlich der Hochebene Llano Estacado, fließt im SO. an Austin und Columbus vorüber und mündet (37° 45′ nördl. Br.) nach einem

Laufe von 1450 km in die seichte Matagordabai des Golfs von Mexiko. Er ist für kleine Dampfboote bis Austin fahrbar. Weiter aufwärts enthält er zahlreiche Fälle. Seine Ufer sind holzreich und fruchtbar. — 3) (Rio C.) Fluß in der Argentinischen Republik, entsteht aus der Vereinigung des Rio Grande und Rio de Barrancas beim Fort Cuarta Division und mündet nach einem Laufe von 1150 km in 40° südl. Br., nördlich vom Rio Negro, in den Atlantischen Ozean. In seinem Oberlauf durchschneidet er fruchtbares Gelände, weiter unterhalb aber fließt er durch dürre Pampas, und wenn er auch nach der Schneeschmelze anschwillt, so eignet er sich doch wenig zur Schiffahrt. Sein indianischer Name ist Kobu Leufu (Gobu Leobù), »großer Fluß«.

Colorādo (abgekürzt Col.), einer der Vereinigten Staaten Nordamerikas, liegt zwischen 36° 20′ und 41° nördl. Br. und 102° und 108° westl. L. v. Gr. und besteht aus drei natürlichen Regionen: der Plain (Steppe) im O., die etwa zwei Fünftel des ganzen Staats umfaßt und sich bis an den Fuß des Felsengebirges erstreckt, den gewaltigen Bergketten des Felsengebirges und dem westlich bereits im Gebiet des Colorado gelegenen tafelförmigen Weidebezirk. Das Felsengebirge hat hier seine höchsten Gipfel, nämlich Gray's Peak (4371 m) und Pike's Peak (4312 m) im Front Range, Mount Lincoln (4357 m) im Park Range und den Blanca Pik (4408 m) im Sangre de Cristo Range. Die zwischen den Front und Park Ranges eingeschlossenen drei Parke kennzeichnen diese Region. Es sind dies Depressionen, stellenweise als Längenthäler entwickelt und durch Querjoche in Becken geteilt. Im North Park (2500—2700 m) entspringt der Nordplatte, im Middle Park (2300 m) der Grand River, ein Quellstrom des Colorado; im South Park (2400—3000 m), mit Hügeln vulkanischer Bildung übersäet, entsteht der Südplatte. Noch weiter südlich, zwischen Sangre de Christo Range und dem Sawatchgebirge, breitet sich die 5000 qkm große Ebene von San Luis aus (2100—2400 m), ein Sandstrich, mit Artemisien, Büschel- und Gramagras bewachsen; die Abhänge der Gebirge sind bis auf 3170—3380 m dicht bewaldet. Das Klima ist trocken und gesund.

C. hat ein Areal von 268,429 qkm (4875 QM.) mit 1870: 39,864, 1881: 196,857 Einw., einschließlich von 2530 in Stämmen lebenden Indianern. Ackerbau ist, abgesehen von günstigen Lokalitäten, nur durch künstliche Bewässerung möglich, und wenn auch das Land der Viehzucht große Vorteile bietet und auch seine Wälder eine Quelle des Reichtums sind, so verdankt es doch seine Blüte wesentlich der 1858 erfolgten Entdeckung von Gold und Silber. Gewonnen wurden 1883 für 26,306,131 Doll. Gold und Silber, 1,220,638 Ton. Steinkohlen, 47,100 T. Eisen und außerdem Kupfer, Blei und Salz. Die öffentlichen Schulen wurden 1882—83 von 36,444 Kindern besucht. An höhern Bildungsanstalten gibt es eine Universität, eine Bergschule, Ackerbauschule und ein College. Die Ernte ergab 1883: 1,561,000 hl Getreide (vorwiegend Weizen) und 352,000 hl Kartoffeln. An Vieh zählte man 1883: 1½ Mill. Rinder und 3 Mill. Schafe. An gewerblichen Anstalten gab es 1880: 599 mit 5074 Arbeitern, namentlich Säge- und Kornmühlen, Eisengießereien und Anstalten für Verpackung von Fleisch. Eine Eisenbahn durchschneidet innerhalb des Gebiets die Felsengebirge und verbindet Denver mit Utah. Zusammen hatten die Eisenbahnen 1884 eine Länge von 4518 km. Nach der Verfassung vom Jahr 1875 werden der Gouverneur und die obern Beamten sowohl als die Senatoren und die Abgeordneten für 2 Jahre, die Richter aber für 2—9 Jahre, sämtlich vom Volk, gewählt. Die Revenue belief sich 1884 auf 404,862 Doll., die Staatsschuld auf 515,908 Doll. Hauptstadt ist Denver. — C. wurde bereits 1540 von Vasquez Coronado von Mexiko aus durchzogen und später von Pike (1806), Long (1820) und J. Fremont (1842) durchforscht; aber vor Entdeckung von Gold, im Jahr 1858, lebten in demselben neben Indianern nur wenige Mexikaner und Spanier und einige amerikanische Jäger und Händler. Im J. 1861 wurde in demselben eine Territorialregierung eingesetzt, und 1876 trat das Gebiet als Staat in die Union ein. Vgl. Fossett, C., its gold and silver mines (New York 1879); Pabor, C. as an agricultural state (das. 1883).

Colorādo City (spr. -ſitti), Dorf im nordamerikan. Staat Colorado, am Fuß des Pike's Peak, 1843 m ü. M., mit (1880) 347 Einw.

Coloradokäfer, s. Kartoffelkäfer.

Colorado Springs, Stadt im nordamerikan. Staat Colorado, am Pike's Peak, mit Thermen, Taubstummenanstalt, Sägemühlen und (1880) 4226 Einw.

Coloradowüste, wüster Landstrich im äußersten Südosten des nordamerikan. Staats Kalifornien, dessen Mitte, ein Salzsumpf, 60 m unter dem Meeresspiegel liegt. Bei hohem Wasserstand tritt der Coloradofluß zuweilen in diese Depression über, so daß man schon vorgeschlagen hat, dieselbe in einen Binnensee zu verwandeln. Ein Zweig der Süd-Pacificbahn durchzieht diese 200 km lange Wüste. Eine kleinere C. liegt am obern Green River (Wyoming).

Colossēum, s. Kolosseum.

Colostrum (lat.), die gelblich bis gelb gefärbte milchähnliche Flüssigkeit, welche in den letzten Wochen der Schwangerschaft und in den ersten Tagen des Wochenbetts von der Brustdrüse abgesondert wird. Das trübe Aussehen des C. rührt von der Beimengung der mikroskopisch kleinen sogen. Colostrumkörperchen her. Es sind dies kugelförmige, Fetttröpfchen enthaltende Epithelzellen, die sich in verschiedenen Stadien des Zerfalls befinden. Sie werden von den Drüsenbläschen der Brüste abgestoßen und besitzen nicht selten einen Durchmesser von ca. 1/30 mm. Die Colostrumkörperchen sind schwerer als das Serum des Colostrums und sinken deshalb zu Boden, während die freien Fetttröpfchen als Rahm an die Oberfläche der Milch steigen. Das C. der Kühe erstarrt beim Kochen zu einer festen Masse, da es reich an Eiweiß ist; häufig findet sich auch viel Eiweiß im C. der Frau, doch ist dessen Menge auch oft sehr unbedeutend. In seiner chemischen Zusammensetzung steht das C. den Transsudaten näher als der Milch; allmählich aber ändert sich die Zusammensetzung, das Albumin nimmt ab, Kasein sowie Fett nehmen zu, die Colostrumkörperchen treten immer mehr in den Hintergrund. Die Flüssigkeit enthält immer zahlreichere Milchkügelchen und nimmt endlich die Beschaffenheit reiner Milch an. Nach Clemm enthält das C. der Frau:

Bestandteile in 1000 Teilen	4 Wochen vor der Geburt	9 Tage vor der Geburt	24 Stunden nach der Geburt	2 Tage nach der Geburt
Wasser	945,24	858,55	842,99	867,88
Feste Stoffe . .	54,76	141,45	157,01	132,12
Albumin . . .	28,81	80,73	—	—
Kasein . . .	—	—	—	21,89
Fett . . .	7,07	23,47	—	48,63
Milchzucker . .	17,97	36,37	—	90,44
Asche	4,41	5,44	5,12	—

Nach Fleischmann enthält das C. der Kühe 24 Stunden nach der Geburt im Mittel 78,7 Proz. Wasser, 4,0 Proz. Fett, 1,5 Proz. Milchzucker, 7,5 Proz. Albumin, 7,3 Proz. Kasein und 1 Proz. Asche; es enthält im Durchschnitt also 21,3 Proz. Trockensubstanz.

Colquhoun (spr. kö-huhn), Patrick, engl. Schriftsteller, geb. 14. März 1745 zu Dumbarton in Schottland, ging, früh verwaist, im 16. Jahr nach Virginia, um sich dem Handel zu widmen, kehrte aber schon nach 5 Jahren zurück, etablierte sich als Kaufmann in Glasgow, ward Lord provost dieser Stadt und traf als solcher viele zweckmäßige Einrichtungen. Er veranlaßte die Parlamentsakte, welche die Manufakturisten vom Auktionszoll befreite, und dehnte den Vertrieb der englischen Baumwollwaren auch auf den Kontinent aus. Eine Reise nach den Niederlanden gab ihm Gelegenheit, Wege des Vertriebs für die schottische Baumwollindustrie zu eröffnen. Im J. 1789 siedelte er mit seiner Familie nach London über, wo er seit 1792 verschiedene kommunale Ehrenämter bekleidete und durch Begründung gemeinnütziger Anstalten sich große Verdienste erwarb. Im J. 1797 ernannte ihn die Universität zu Glasgow zum Doktor der Rechte; 1804 ward er von Hamburg und dann auch von Bremen und Lübeck zu ihrem Agenten in London gewählt. Er starb 25. April 1820. C. schrieb unter anderm: »On the police of the Metropolis« (Lond. 1796, 8. Aufl. 1806; deutsch, Leipz. 1802); »Commerce and police of the river Thames« (Lond. 1800); »A new system of education for the labouring people« (das. 1806); »A treatise on indigence« (das. 1807); »On the wealth, power and resources of the British empire« (das. 1814; deutsch, Nürnb. 1815). — Sein Enkel, Sir Patrick Max Chombaich be, geb. 1815, zu Westminster, Cambridge und Heidelberg gebildet, war 1851—64 Oberrichter der Ionischen Inseln, ward 1868 königlicher Rat und Rechtsanwalt in London. Er ist Verfasser des »Summary of the Roman civil law« (Lond. 1850—60, 3 Bde.), welches durch Vergleichung des mosaischen, kanonischen, mohammedanischen und andrer Rechte einen spezifischen Wert hat.

Colt, Samuel, Industrieller, geb. 1814 zu Hartford in Connecticut, entlief im Alter von 14 Jahren der Schule und ging als Schiffsjunge nach Ostindien. Zurückgekehrt, trat er als Lehrling in eine Färberei und Bleicherei in Massachusetts und erwarb sich auf eigne Hand Kenntnisse in der Chemie. Schon auf seiner Seereise hatte er einen Revolver konstruiert, und nun verschaffte er sich durch Vorträge über Chemie, welche er in mehreren Städten hielt, die Mittel zur weitern Verfolgung seiner Erfindung. Im J. 1835 nahm er sein erstes Patent und errichtete eine Revolverfabrik zu Patterson in New Jersey; dieselbe fallierte aber 1842, und erst während des merikanischen Kriegs 1847 konnte C. die Fabrikation wieder aufnehmen, da ihm die Regierung einen Auftrag auf 1000 Revolver erteilt hatte. Er errichtete eine Fabrik zu Whitneyville in Connecticut, verlegte dieselbe aber 1850 nach Hartford und vergrößerte sie sehr bald in solchem Maß, daß täglich 1000 Revolver geliefert werden konnten. Die starke Auswanderung nach Kalifornien und Australien, die Einführung des Revolvers in die amerikanische Armee, besonders aber der amerikanische Bürgerkrieg steigerten den Bedarf außerordentlich; doch starb C. während des größten Aufschwungs seiner Fabrik 10. Jan. 1862. C. konstruierte auch ein unterseeisches **Telegraphenkabel, welches 1843 zwischen Coney und Fire Island einerseits und New York anderseits gelegt worden ist.**

Colton (spr. kohlt'n), Caleb, engl. Dichter, geboren um 1780, ward auf dem College zu Eton erzogen, studierte in Cambridge und gelangte früh zu geistlichen Würden. Als Vikar in Kew und Petersham hatte er nicht unbedeutende Einkünfte, geriet aber durch regelloses Leben in tiefe Not. Diese trieb ihn, nachdem er 1810 sein »Narrative of the Sampford Ghost«, 1812 das satirische Gedicht »Hypocrisy« sowie das Gedicht »Napoleon« und 1816 »Lines on the conflagration of Moscow« herausgegeben, zur Abfassung seines »Lacon, or many things in few words« (zuerst 1820 u. öfter, 2. Teil 1822; neue Ausg. 1867), eines aus Kernsprüchen besonders in Anlehnung an Bacon und Burdon zusammengestellten philosophischen Werkes, das die Bewunderung von ganz England erregte. Dieser Erfolg verbesserte seine Lage auf kurze Zeit; bald aber war alles vergeudet, und C. sah sich genötigt, nach Amerika zu entweichen. Später finden wir ihn in Paris, wo er nacheinander Gemäldetrödler, Weinhändler, Dichter, Korrespondent des »Morning Chronicle«, stets aber leidenschaftlicher Spieler war, so daß er sich bald im Besitz ansehnlicher Summen sah, bald wieder betteln ging. Er erschoß sich 28. April 1832 in Fontainebleau.

Colüber, Natter; Colubridae (Nattern), Familie aus der Ordnung der Schlangen; s. Nattern.

Columba, Taube.

Columbānus, Heiliger, einer der ältesten Apostel des Christentums bei den Germanen, wurde um 540, nach andern um 550, in dem irländischen Distrikt Leinster (Lagenorum terra) geboren, ward Mönch des irischen Klosters Bankor, begab sich 590, nach andern 594, mit zwölf Klosterbrüdern zu Bekehrungszwecken nach Burgund und gründete hier die Klöster Anagrates (Anegray), Luxovium (Luxeuil) sowie verschiedene andre im Juragebirge und zu Besançon. Seine Regel war ursprünglich weit strenger als die des heil. Benedikt, welcher sie später freilich ganz weichen mußte. Differenzen mit der berüchtigten Brunhilde hatten zur Folge, daß man ihn 610 nach Nantes führte, um ihn nach Irland einzuschiffen; C. aber floh und begab sich zu Chlotar II., König von Neustrien, später zu Theodebert, König von Austrasien, zog dann mit Schülern, unter denen Gallus (s. d.) hervorragte, den Rhein hinauf tief in das Land der Alemannen hinein und ließ sich endlich in Bregenz nieder, von wo aus er mit Gallus sein Missionsgeschäft betrieb. 613 begab sich C. in die Lombardei, wo seine wichtigste Stiftung das Kloster Bobbio wurde, in dem er 615 starb. Sein Gedächtnistag ist der 21. November. Vgl. Hertel in der »Zeitschrift für historische Theologie« 1875.

Columbarium (lat.), s. Kolumbarium.

Columbia (Colombia), Republik, s. Kolumbien.

Columbia (spr. kolómbjä), mächtiger und merkwürdiger Fluß im westlichen Nordamerika, der für die Gewässer eines Areals von fast 772,000 qkm (14,020 QM.) die ausführende Hauptader bildet und, ganz und gar einer gebirgigen Plateaulandschaft angehörig, fast durchaus Oberlauf und nur auf einer kurzen Strecke Unterlauf ist. Er entspringt in dem kleinen Columbiasee am Westfuß des Felsengebirges (50° nördl. Br.), fließt bis zum Boat Encampment (52° 10′ nördl. Br., 940 m ü. M.) am Fuß des Athabascapasses in nordwestlicher Richtung, wendet sich dann plötzlich nach S., durchfließt die beiden langgestreckten Arrow Lakes und tritt, nachdem er

von O. noch den Kootanie (s. d.) und dicht bei der Grenze den Clarke's Fork (s. d.) aufgenommen, bei Fort Shepherd ins Gebiet der Vereinigten Staaten über. Der vereinigte Fluß liegt hier noch 385 m ü. M. Unterhalb Colville bildet der Fluß Wasserfälle und Stromschnellen und fließt bei einer Breite von 550 m mit reißender Geschwindigkeit dahin. Der oberste dieser Wasserfälle sind die Kettle Falls (Kesselfälle), 17 m hoch, der unterste die Priest Rapids. Auf dieser Strecke nimmt der C. noch den Spokane von W. und den von N. kommenden Okinane auf. Bis zur Mündung des letztern begleiten ihn Wälder, aber unterhalb tritt er in die Region der Prärien und Steppen ein. Wo der Snake River (s. d.), der größte Zufluß des C., in denselben eintritt, ist der Fluß 1200 m breit; aber seine Wassermenge entspricht kaum dem von ihm entwässerten Stromgebiet. Seine Richtung von hier an ist im wesentlichen eine westliche. Ehe er in die Küstenregion eintritt, durchbricht er in zwei Schluchten das Kaskadengebirge, nämlich in den von hohen Basaltwänden gebildeten Dalles (»Rinne«), wo der Fluß auf 75 m Breite eingeklemmt ist und im Juni, zur Zeit der Schneeschmelze, 19 m über das Niveau seines Winterstandes steigt, und in den 60 km weiter unterhalb gelegenen Cascades. In seinem Mündungsgebiet erweitert sich der Fluß bis zu 11 km, doch ist seine Einfahrt eng und durch Sandbänke, Winde und Nebel für die Schiffahrt gefährlich. Bei einer gesamten Länge von 2250 km ist der C. nur auf vier Strecken von zusammen 965 km schiffbar, nämlich von der Mündung bis zum Fuß der Cascades (190 km), von da bis zu den Dalles (80 km), von dort bis zu den Priests Rapids (295 km) und von Colville bis zum Boat Encampment (400 km). Auch der im Unterlauf eintretende Willamette (s. d.) ist eine Strecke weit schiffbar. Wichtiger fast als die Schiffahrt ist auf dem untern C. die Lachsfischerei, die 1866 erst 4000 Kisten, 1881 aber 530,000 Kisten zu 48 Pfd. ergab.

Columbia (spr. kolómbjă, District of C., abgekürzt D. C.), der sogen. Bundesdistrikt der Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit der Bundeshauptstadt Washington, ein 181 qkm großes Gebiet auf der linken Seite des Potomac, 180 km oberhalb seiner Mündung in die Chesapeakebai. Von den (1880) 177,624 Einw. (worunter 59,596 Farbige) wohnten 159,871 in den beiden Städten Washington und Georgetown. Angebaut waren 1880: 5262 Hektar. Die landwirtschaftlichen Produkte (namentlich Gemüse) erreichten 1880 einen Wert von 514,000 Doll., wogegen die 971 gewerblichen Anstalten Waren im Wert von 12 Mill. Doll. lieferten. Am wichtigsten waren die Produkte der 28 Druckereien, der Kornmühlen und der Kupferstecher. Das Gebiet wird direkt vom Kongreß der Vereinigten Staaten verwaltet. Sein Gouverneur, dessen Sekretär und fünf Oberrichter werden vom Präsidenten ernannt und von der Bundesregierung salariert. Die Lokalbehörden ernennen die untergeordneten Beamten und die Friedensrichter. Die gesetzgebende Macht liegt in den Händen eines vom Volk jährlich gewählten Abgeordnetenhauses. Die Revenue betrug 1883: 4,184,376 Doll., die Distriktsschuld beinahe 9 Mill. Das jetzige C. wurde 1788 von Maryland als Bundesgebiet abgetreten. Der früher zu ihm gehörige, jenseit des Potomac gelegene Teil, den Virginia 1789 abgetreten hatte, wurde diesem Staat 1846 zurückgegeben.

Columbia (spr. kolómbjă), Name mehrerer Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die bedeutendsten sind: 1) Hauptstadt des Staats Südcarolina, am schiffbaren Congareefluß gelegen, nur wenig unterhalb der berühmten Fälle dieses Flusses, ist regelmäßig angelegt, mit 30 m breiten, von Bäumen beschatteten Straßen, und berühmt wegen ihrer Blumengärten. Das in Granit aufgeführte Kapitol, welches 3 Mill. Doll. kostete, blieb vom Feuer, welches auf Befehl des Generals Wade Hampton 17. Febr. 1865 angelegt wurde, verschont. Andre öffentliche Gebäude sind: das Rathaus (gleichzeitig Opernhaus), die Markthalle, das Post- und Revenueamt und ein Zuchthaus. C. hat (1880) 10,036 Einw. Seine Industrie (Maschinen- und Wagenbau) ist noch in der Kindheit. An mildthätigen Anstalten gibt es ein Irrenhaus, an Bildungsanstalten eine Universität (1804 gegründet) und zwei theologische Seminare. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, am Susquehanna, über welchen eine 1866 m lange Brücke führt, und 54 km unterhalb Harrisburg, hat lebhaften Handel mit Bauholz, Eisenwerke und (1880) 8312 Einw. — 3) Hauptort der Grafschaft Maury des Staats Tennessee, am Duck River, 55 km südsüdwestlich von Nashville, mit (1880) 3400 Einw., ist Sitz mehrerer höherer Schulen (Jackson College, Maury Female Academy 2c.). — 4) Hauptort der Grafschaft Boone im Staat Missouri, nordwestlich von Jefferson City, mit (1880) 3328 Einw., lebhafter Handelsplatz und Sitz der Staatsuniversität.

Columbia College, s. New York.

Columbiapresse, s. Presse.

Columbit (Columbeisen, Niobit), Mineral aus der Ordnung der Tantalate und Niobate, findet sich in rhombischen, tafelartigen oder kurz säulenförmigen Kristallbildungen, eingewachsen, ist bräunlichschwarz bis eisenschwarz, mit diamantartigem Metallglanz, undurchsichtig, Härte 6, spez. Gew. 5,37—6,39, besteht aus niobsaurem und tantalsaurem Eisenoxydul $Fe(NbTa)_2O_6$ mit Mangangehalt und findet sich, meist in Granit, bei Bodenmais und Tischenreuth in Bayern, Chanteloube in Frankreich, in Finnland, im Ilmengebirge bei Mijask, Connecticut, Massachusetts, Nordcarolina, Colorado und im grönländischen Kryolith.

Columbretes (Schlangeninseln), eine zur spanischen Provinz Castellon gehörende Inselgruppe im Mittelmeer, etwa 70 km östlich von der Küste von Valencia, vulkanischer Beschaffenheit, im Mittelalter als Schlupfwinkel maurischer Piraten berüchtigt.

Columbus (spr. kolómbös), Name mehrerer Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: 1) Hauptstadt des Staats Ohio, liegt nordöstlich von Cincinnati in einer fruchtbaren Ebene am hohen östlichen Ufer des (nicht schiffbaren) Scioto, ist regelmäßig, mit 30—40 m breiten, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen angelegt, unter denen die fast 5 km lange Highstreet, die Hauptverkehrsstraße, und die baumreiche Broadstreet, der Wohnsitz der reichen Geschäftsleute, die bedeutendsten sind. Im N. der Stadt liegt Goodale Park, im S. der Stadtpark. Unter den öffentlichen Gebäuden ragen das in dorischem Stil erbaute Kapitol mit seiner Kuppel und das gotische Rathaus hervor, beide an großem, mit Ulmen und Bäumen bepflanztem Platz. Auch das Bundeszeughaus liegt inmitten großer Anlagen. Unter den Kirchen ist wohl die katholische Kathedrale die bedeutendste. C. hat (1880) 51,665 Einw. Den Handel der Stadt fördern die nach sechs Richtungen von ihr auslaufenden Eisenbahnen. Auch hat C. bereits recht bedeutende Fabriken, namentlich Eisengießereien, Maschinenbauwerkstätten, Wagen- und Möbelfabriken 2c., sowie große, von Deutschen geleitete Brauereien.

Unter seinen höhern Lehranstalten sind eine lutherische Universität, eine medizinische Schule (Starling College) und eine polytechnisch-landwirtschaftliche Schule. Ein Landwirtschaftlicher und ein Gartenbauverein besitzen beide Gärten und Ausstellungsräume. Auch hat die Stadt ein großes Opernhaus. Unter den zahlreichen mildthätigen Anstalten verdienen Beachtung: das neue Irrenhaus, eine Anstalt für die Erziehung von Geistesschwachen, eine Taubstummenanstalt und eine Blindenschule. C. wurde 1813 angelegt und 1834 als Stadt inkorporiert. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat Georgia, am Chattahoocheefluß, 150 km südwestlich von Atlanta und an der Grenze von Alabama gelegen. C. hat (1880) 10,123 Einw. Die Cowetafälle liefern seinen Korn- und andern Mühlen die nötige Betriebskraft. Fast die ganze Baumwollernte des westlichen Georgia wird von hier aus verfrachtet. C. wurde 1827 gegründet. — 3) Hauptort der Grafschaft Bartholomew im Staat Indiana, am östlichen Arm des White River, 65 km südlich von Indianapolis, hat Wollfabriken, Gerberei und (1880) 4813 Einw. — 4) Hauptstadt der Grafschaft Lowndes im Staat Mississippi, am hohen Ufer des Tombigbee River, der hier schiffbar wird, nordöstlich von Jackson, mit (1880) 3955 Einw. Es ist Mittelpunkt eines reichen Baumwolldistrikts und Sitz einer Universität.

Columbus, Christoph, s. Kolumbus.

Columella (lat., »Säulchen«, Mittelsäulchen), Bildungen, welche in hohle Pflanzenteile vom Grunde derselben aus hineinragen und die Mitte derselben einnehmen, wie in den Kapseln der Moose und in den Fruchtknoten mit zentraler Placenta (vgl. Blüte, S. 69).

Columella, L. Junius Moderatus, der namhafteste Ackerbauschriftsteller der Alten, aus Gades (Cadiz) in Spanien gebürtig, lebte um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. als Zeitgenosse des Seneca. Wir besitzen von ihm ein an P. Silvinus gerichtetes Werk: »De re rustica«, in zwölf Büchern, worin er ein umfassendes Bild des gesamten damaligen Wissens vom Landbau entwirft. Er ist für seinen Stoff begeistert und beklagt dessen Vernachlässigung in seiner von der Natur abgefallenen Zeit. Dem zehnten Buch, vom Gartenbau, hat er im Anschluß an Vergil metrische Form gegeben. Übrigens ist das Werk, wie es vorliegt, die zweite ausführlichere Bearbeitung des Gegenstandes; von der kürzern ersten ist nur ein Buch: »De arboribus«, auf uns gekommen. Herausgegeben wurde das Werk von Schneider in den »Scriptores rei rusticae« (Leipz. 1794—97, 4 Bde.), von Reß (Flensb. 1795); übersetzt von Curtius (Hamb. 1769).

Columna (lat.), Säule, Ehrensäule.

Columnae Antoninianae (lat.), s. Antoninianische Säulen.

Columnae Herculis (lat.), s. Säulen des Herkules.

Columna itineraria (C. miliaris, lat.), Meilensäule, Meilenzeiger.

Columna Maenia (lat.), Ehrensäule des Gajus Mänius, welcher 338 v. Chr. glücklich gegen die Latiner kämpfte, auf dem römischen Forum. Sie wurde auch kurzweg columna (»Schandsäule«) genannt, weil an ihr Sklaven, Diebe und böse Schuldner gerichtet und bestraft wurden; daher Columnarii, s. v. w. Gesindel. Der Volkswitz bezog die Säule auf den Verschwender und Possenreißer Mänius, welcher sich beim Verkauf seines Hauses am Forum an den Zensor Cato eine Säule vorbehalten hatte, um von da aus den Gladiatorenspielen zusehen zu können.

Columna rostrata (lat.), die mit Schiffsschnäbeln (s. Rostra) verzierte Säule zu Ehren des Seesiegs des Gajus Duilius (s. d.) auf dem Forum zu Rom.

Columna Trajana (lat.), s. Trajanssäule.

Columna vertebralis (lat.), Wirbelsäule.

Colūrus, s. Kolur.

Colutĕa *L.* (Blasenstrauch, Blasenschote, Blasensenne), Gattung aus der Familie der Papilionaceen, unbewehrte Sträucher, selten Stauden mit unpaarig gefiederten Blättern, winkelständigen Blütentrauben mit gelben oder rötlichen Blüten und gestielter, dünnhäutiger, aufgeblasener Hülse. C. arborescens *L.* (C. hirsuta *Roth*, Blasenbaum, Linsenbaum), 2—4 m hoher Strauch Süd- und Mitteleuropas und des nördlichen Orients, mit gewöhnlich elf hautartigen, mattgrünen, auf der Unterseite behaarten Blättchen, drei- bis sechsblütiger Traube, gelben Blüten und oft 5 cm langer Hülse, blüht den ganzen Sommer hindurch und wird häufig als Zierstrauch angepflanzt. Die Fiederblättchen (deutsche oder falsche Sennesblätter, Blasensennesblätter) schmecken widerlich bitter, wirken purgierend und sind als Ersatzmittel der Sennesblätter empfohlen worden. Die bitterlichen Samen wirken brechenerregend. Das Holz ist zu feinen Drechslerarbeiten brauchbar. C. orientalis *Mill.* (C. cruenta *Ait.*), ein niedriger Strauch Südosteuropas, des Orients und der Tatarei, ist blaugrün belaubt, mit braungelben Blüten, wird ebenfalls häufig als Zierpflanze kultiviert, ist aber etwas zärtlicher als die vorige Art.

Colymbĭdae (Seetaucher), Vogelfamilie aus der Ordnung der Schwimmvögel.

Colza, s. Raps.

Com., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Ph. Commerson (s. d.).

Coma (lat.), s. Schlafsucht.

Comacchio (spr. -makjo, das alte Comacula), **Kreis**hauptstadt in der ital. Provinz Ferrara, mitten in der Valle di C. (lagunenartigem, stehendem Wasserbecken an der Meeresküste, durch leistenartige Dämme in 40 Bassins geteilt, mit einem Umfang von 140 km), ist Sitz eines Bischofs, hat Mauern, eine Kathedrale und ein schönes Hospital, sehr bedeutende Aalzucht (s. Aale), Salinen und (1881) 7535 Einw. Die Landenge, welche die Valle vom Meer trennt, hat eine Durchfahrt, an welcher der mit befestigten Türmen versehene Hafenort Magnavacca (845 Einw.) liegt, mit welchem C. durch einen Kanal und eine Straße mit drei Brücken durch die Lagunen verbunden ist. Vgl. Jacoby, Der Fischfang in der Lagune von C. (Berl. 1880).

Comagēnä, im Altertum Stadt an der Donau, zwischen Tulla und Zeiselmauer in Niederösterreich. Die Avaren legten bei C. eine starke Festung an, welche Karl d. Gr. eroberte.

Comanches (spr. -mäntsches), **Indianervolk,** s. Komantschen.

Comarca (ital.), Gerichtsbezirk; C. di Roma, das Gebiet der Stadt Rom und seiner Umgebung, welches zur Zeit der weltlichen Herrschaft des Papstes eine besondere Provinz des Kirchenstaats bildete.

Comayāgua, Hauptstadt der zentralamerikan. Republik Honduras, am Rio Humuya und an der projektierten Eisenbahn von Puerto Cortez nach der Fonsecabai, 590 m ü. M., in fruchtbarem Thal, hat eine stattliche Kathedrale (1700—1715 erbaut), eine Universität und etwa 10,000 Einw. C. wurde 1540 gegründet und hatte vor der Emanzipation 18,000 Einw

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Comb, engl. Hohlmaß, s. Coom.

Combat (franz., spr. kongba), Kampf, Gefecht; combats à la foule, Turnierübung, bei der mehrere Ritter auf einmal gegeneinander kämpften; Combattant, s. Kombattant.

Combe (spr. kohm), 1) Abram, engl. Sozialist, geb. 15. Jan. 1785 zu Edinburg, war anfangs Zuckerfabrikant in Glasgow, dann in Edinburg, ward 1820 von Rob. Owen für den Sozialismus gewonnen und gründete zu Edinburg eine Cooperative Society, die aber fehlschlug; dennoch stiftete er 1825 mit andern eine noch großartigere ähnliche Anstalt zu Orbiston, für welche er in einem eignen 1825—27 herausgegebenen Journal Propaganda machte, die jedoch nach seinem schon 11. Aug. 1827 erfolgten Tod bald wieder zerfiel. Er schrieb: »Metaphorical sketches of the old and new systems« (Edinb. 1823), worin er die Owensche Gesellschaftslehre darzulegen suchte.

2) Andrew, Physiolog, geb. 27. Okt. 1797, war 1835—36 Leibarzt des Königs Leopold von Belgien, dann der Königin von England und starb 9. Aug. 1847. Er schrieb: »Observations on mental derangement« (Edinb. 1841); »Principles of physiology applied to the conservation of health« (das. 1834, 15. Aufl. 1860); »The physiology of digestion« (das. 1836, 10. Aufl. 1860); »Treatise on the physiological and moral management of infancy« (das. 1840, 10. Aufl. 1870). Vgl. »Life and correspondence of C.« (Lond. 1850, 2 Bde.).

Combes (franz., spr. kongb), die isoklinalen Thäler im Juragebirge (s. Jura).

Combes (spr. kongb), François, franz. Geschichtschreiber, geb. 27. Sept. 1816 zu Albi, studierte in seiner Vaterstadt und ward 1844 Professor der Geschichte am Kollegium in Pamiers, 1848 am Collège Stanislas und 1853 am Lycée Bonaparte in Paris. Nachdem er 1856—60 die Stelle eines Inspekteurs der Akademie in Lons le Saunier bekleidet hatte, ward er als Nachfolger Geffroys zum Professor der Geschichte an der Fakultät in Bordeaux ernannt. Er unternahm mehrere wissenschaftliche Reisen nach Holland, Italien und der Schweiz. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: »L'abbé Suger« (1853); »Histoire générale de la diplomatie européenne« (1854—55, 2 Bde.); »La Russie en face de Constantinople et de l'Europe« (1856); »Histoire de la diplomatie slave et scandinave« (1856); »La princesse des Ursins« (1858); »Correspondance française inédite du grand-pensionnaire Jean de Witt« (1874); »L'entrevue de Bayonne et la question de la Sainte Barthélemy« (1882) und »Madame de Sévigné historien« (1885). Seit den Kriegen von 1866 und 1870 richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf die preußische und deutsche Geschichte und schrieb: »Histoire de la monarchie prussienne et de sa fondation«; »Histoire des invasions germaniques en France« (1873) und »Les libérateurs des nations« (1874). Auch verfaßte er zwei Tragödien: »Le maréchal de Montmorency« und »Cathérine de Médicis«.

Combin (Grand C., spr. grang kongbäng) oder Grafeneire, das Haupt einer der vier Gruppen der Walliser Alpen (4317 m), umstanden von andern hohen Felsgipfeln und umlagert von Firnmulden, von welchen sich drei beträchtliche Eisströme thalab senken, voraus der Glacier de Corbassière, dessen Abfluß sich in die Drance des Val de Bagnes ergießt. Nachdem 14. Aug. 1851 G. Studer den C. de Corbassière (3722 m) bestiegen hatte, wurde 1857 der Grand C. durch den Engländer W. Mathews, 15. Aug. 1861 Mont Avril (3341 m) durch den Engländer F. Burton, 6. Juli 1867 Tournelon Blanc (3712 m) durch Hoffmann-Merian, 1872 der Grand C. zum erstenmal von der Südseite durch Jßler überwunden. Durch Errichtung einer Klubhütte am östlichen Rande des Corbassièregletschers (1881) sind die Touren in diesem Gebiet wesentlich erleichtert.

Combourg (spr. kongbuhr), Stadt im franz. Departement Ille-et-Vilaine, Arrondissement St.-Malo, an der Westbahn, mit einem altertümlichen, von vier krenelierten Türmen flankierten Schloß (aus dem 14. Jahrh.), in welchem Chateaubriand einen Teil seiner Jugend verlebte, bedeutenden Gerbereien, zahlreichen Märkten und (1876) 1491 Einw.

Combretum *L.* (Langfaden), Gattung aus der Familie der Kombretaceen, meist kletternde Sträucher oder Bäume mit ganzen Gegen- und Wechselblättern, deren verhärtete, stehen bleibende Blattstiele der Pflanze zum Klettern dienen, achsel- oder endständigen, polygamisch-diözischen Blütenähren, langen Staubfäden und steinbeerartiger, einsamiger, vierflügeliger Frucht. Etwa 120 Arten in den Tropen beider Hemisphären, von denen mehrere bei uns in Warmhäusern kultiviert werden. C. grandiflorum *Don.*, auf Sierra Leone, mit scharlach-karmesinroten Blüten in einseitigen, winkel- oder gipfelständigen Trauben; C. purpureum *Vahl*, auf Madagaskar, mit hoch karminroten, in einseitigen Endrispen und Trauben vereinigten Blüten; C. comosum *Don.*, auf Sierra Leone, mit geschopften, dunkel scharlachroten, in dichten Ähren stehenden Blüten.

Combustibilia (lat.), Brennstoffe.

Combustio (lat.), s. Verbrennung.

Come (ital.), wie; C. prima oder sopra, abkürzende musikal. Vortragsbezeichnung: »wie zuerst, wie oben«; C. sta, wie es dasteht (ohne Verzierung oder Zuthat); auch s. v. w. wie geht's?

Comédia (span.), in der Blütezeit des span. Theaters Name aller weltlichen Schauspiele, gleichviel ob sie heitern oder ernsten Inhalts waren, im Gegensatz zum Auto (s. d.) und den Possen und Zwischenspielen. Naharro unterschied C. a noticia und C. a fantasia. Die erstere stellte wirkliche (historische) Begebenheiten, die letztere erdichtete dar. Später teilte man die Comedias in C. de capa y espada (Mantel- und Degenstücke) und C. de ruido oder de teatro (Spektakel- und Ausstattungsstücke). Jene, welche nach dem Kostüm der höhern Stände benannt wurden, in deren Kreisen sie sich bewegten, spielte man ohne alle dekorative Mittel. Sie waren ganz nur auf die Wirkungen einer feinen Intrige und deren Verwickelungen sowie auf den Reiz des sprachlichen Ausdrucks gerichtet. In dem Gracioso, welcher die Idealfiguren zu parodieren hatte, war das komische und satirische Element dieser Stücke gleichsam konzentriert. Die C. de ruido ging dagegen mehr auf die Wirkungen der äußern Handlung und der szenischen Mittel aus (wenn diese auch noch lange sehr bescheiden und unzulänglich blieben), wodurch ein tiefsinnigerer Inhalt aber nicht geradezu ausgeschlossen wurde. Neben diesen beiden Gattungen begegnet man noch der C. de santos und der C. divina, in denen man heilige Stoffe auf die weltliche Bühne brachte, die sich durch eine bald tiefsinnige, bald spitzfindige Symbolik und eine nicht selten ausschweifende Phantastik auszeichneten. Später bildete sich in der C. de figuron noch eine besondere Gattung aus. Ihr Charakteristikum ist, daß sich die Handlung um eine einzige, in chargierter Weise ausgeführte Figur bewegt; Moreto erwarb sich darin große Berühmtheit.

Comédie, die franz. Bezeichnung für Lustspiel.

Comédie larmoyante (franz., spr. komedih larmoajängt), das rührende oder »weinerliche« Lustspiel, wurde von La Chaussée in Frankreich wenn nicht ins Leben gerufen, so doch in die Mode gebracht. Diderot suchte sie ästhetisch zu rechtfertigen; auch Lessing trat dafür ein, wogegen A. W. Schlegel die ästhetische Berechtigung derselben mit Erfolg widerlegte, indem er nachwies, daß sie als eine auf schmelzende Rührung ausgehende Mischung ernster und heiterer Elemente das Maß der Natur überschreitet und, auf außerkünstlerische Wirkungen abzielend, ins Stillose verfällt.

Comēdo (lat., Mehrzahl: Comedones), Fresser, Schlemmer; Mitesser in der Haut.

Comenius, Johann Amos, Begründer der neuern Pädagogik, geb. 29. (28.) März 1592 in dem mährischen Städtchen Nivnitz bei Komne (Ungarisch-Brod) als Sohn eines Müllers. Früh verwaist, kam er erst in seinem 16. Lebensjahr zu dem Besuch einer lateinischen Schule. Nachdem er 1612 das berühmte, später zur Universität erhobene Gymnasium zu Herborn bezogen, wo J. H. Alsted mit seiner encyklopädischen Richtung und seinem Chiliasmus tiefen Eindruck auf ihn machte, schloß er seine Studien nach kurzem Aufenthalt in Heidelberg (1613) mit einer Reise nach Holland und England. Schon 1614 treffen wir ihn als Rektor der Brüderschule in Prerau, wo er, durch Ratich angeregt, bereits als pädagogischer Schriftsteller sich versuchte. 1816 ward er Prediger und Lehrer in Fulnek, dem Hauptsitz der Brüdergemeinde. 1621 verlor er durch Plünderung seine Habe, 1624 durch die Vertreibung aller evangelischen Prediger aus Böhmen und Mähren Amt und Herd. Zwei edle Männer, Karl von Zerotin und Georg von Sadowski von Sloupna, gewährten ihm jahrelang Aufnahme und Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit, bis er 1628 sein Vaterland verlassen mußte und zu Lissa in Polen eine Stätte fand für neue, bald weltberühmte Wirksamkeit als Leiter des dortigen Gymnasiums. Seinen Ruf begründeten namentlich die beiden Schriften: »Janua linguarum reserata« und »Didactica magna seu omnes omnia docendi artificium« (»Große Unterrichtslehre«, deutsch von Lindner, Wien 1877; von Beeger und Zoubek, 4. Aufl., Leipz. 1883). Daneben war er seit 1632 Senior der böhmisch-mährischen Brüdergemeinden. Durch Vermittelung des Engländers Samuel Hartlieb erschien 1639 sein »Pansophiae prodromus« in London, und schon 1641 folgte er einer damit in Verbindung stehenden Einladung nach England, wo sich selbst das Parlament mit seinen pädagogischen Reformvorschlägen beschäftigt hatte. Schon vorher hatte er einen Ruf zur Schulreform in Schweden abgelehnt. Da aber auch das englische Projekt durch die Revolutionswirren vereitelt wurde, so war es eine besonders günstige Wendung des Geschickes, daß er in einem reichen niederländischen Edelmann, Ludwig de Geer, einen für seine Pläne begeisterten, freigebigen Gönner fand. Da derselbe sich zu Norrköping in Schweden aufhielt, so war C. veranlaßt, eine Reise dahin zu unternehmen, welche ihn in persönlichen Verkehr brachte mit Oxenstierna, der sich längst für ihn interessiert hatte, und mit dem Erzieher Gustav Adolfs, Skyte, welcher ihm, in Übereinstimmung mit Geer, Elbing in Preußen als passenden Wohnort für seine weitern didaktischen Arbeiten vorschlug. Vom Herbst 1642 bis zu Anfang des Jahrs 1648 lebte C. daher in angestrengter Thätigkeit in Elbing, teils unterrichtend, teils wissenschaftliche Pläne ausführend, schließlich empfindlich bedrückt durch äußere Verhältnisse. Im J. 1648 wurde er Bischof der Böhmischen Brüder und nahm seinen Wohnsitz wieder in Lissa, wo er die »Methodus linguarum novissima« nebst einigen andern sprachlichen Arbeiten erscheinen ließ. Erfolglos bemühte er sich während der Friedensverhandlungen um günstige Bedingungen für seine Glaubens- und Gemeindegenossen. Der Fürst Rákóczy rief ihn 1650 nach Sáros-Patak in Siebenbürgen, wo er ganz nach seinen Grundsätzen eine höhere Schule einrichten durfte. Aber der plötzliche Tod des Fürsten brachte alle Einrichtungen ins Stocken. Nach zweijährigen Anstrengungen kehrte C. enttäuscht nach Lissa zurück. Als unvergängliche Frucht dieser Episode erschien zu Nürnberg (Noribergae, typis et sumptibus Michaelis Endteri) der in Ungarn verfaßte »Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum pictura et nomenclatura« (1657, oft aufgelegt und nachgeahmt; zuletzt neu bearbeitet von A. Müller, Nürnb. 1835). Im April 1656 eroberte und zerstörte ein polnisches Heer die Stadt Lissa. Mit Verlust von Hab und Gut, darunter dem größten Teil seiner Handschriften, zog C. über Hamburg, wo er zwei Monate krank lag, nach Amsterdam, wo Lorenz de Geer, Ludwigs Sohn, ihm ruhigen Aufenthalt und die Möglichkeit, eine Gesamtausgabe seiner pädagogischen Werke (1657) zu veranstalten, gewährte. In den letzten Lebensjahren wendete er sich ganz mystischen Spekulationen zu, zu denen ihn einst Alsted angeregt hatte. Am 22. Nov. 1670 starb er, ein 80jähriger Greis; in der Kirche zu Naarden hat man vor wenigen Jahren seine Ruhestätte gefunden. Die bleibende Bedeutung des C. für das Unterrichts- und Erziehungswesen beruht darin, daß er einerseits, ohne die Forderungen des kirchlichen, staatlichen und geselligen Lebens zu verkennen, vor allem auf naturgemäße Erziehung drang, die nach seiner Auffassung mit wahrhaft christlicher Erziehung zusammenfiel, und anderseits, gestützt auf Bacons Vorgang, die Anschauung der wirklichen Welt, nicht die Belehrung aus den Schriften alter oder neuer Gelehrten als Ausgangspunkt für allen Unterricht annahm. Auch in der genauern Ausführung seiner Grundgedanken finden sich neben manchem Seltsamen und Überspannten viele geistvolle Gedanken von bleibendem Wert. Allen Unterricht verteilte er auf die vier Stufen der Mutterschule, Muttersprach-, Lateinschule und Akademie, deren jeder er regelmäßig sechs Jahre zuteilte. Nach seinem Tod erschien unter dem Titel: »Panegersia« (»Allgemeiner Weckruf«) eine »Allgemeine Beratung über die Verbesserung der menschlichen Dinge. An das Menschengeschlecht, vor andern aber an die Gelehrten, Religiosen und Machthaber von Europa« (Halle 1702), eine sehr merkwürdige, aber bisher kaum beachtete Schrift, von welcher der Philosoph Krause 1811 einen wortgetreuen Auszug veröffentlichte, der in H. Leonhardis Schrift »Der Philosophenkongreß als Versöhnungstag« (Prag 1869) wieder abgedruckt worden ist. Zur Feier seines 200jährigen Todestags wurde in Leipzig einer von ihm mehrfach vorgetragenen Idee gemäß eine pädagogische Zentralbibliothek (Ende 1882: 31,000 Bände) unter dem Namen der C.-Stiftung begründet. 1874 errichtete man ihm in Prerau ein Denkmal. Eine Sammlung von C.' »Pädagogischen Schriften« gab Lion heraus (2. Aufl., Langens. 1883). Vgl. außerdem Leutbecher, C.' Lehrkunst (Leipz. 1853); Gindely, Über C.' Leben und Wirksamkeit in der Fremde (Wien 1855); Pappenheim, , der Begründer der neuern Pädagogik (Berl. 1871); Seyfarth, C.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

nach seinem Leben und seiner pädagogischen Bedeutung (2. Aufl., Leipz. 1872); Beeger und Zoubek, J. A. C. nach seinem Leben und seinen Schriften (das. 1883); v. Criegern, J. A. C. als Theolog (das. 1881).

Comersee (Lago di Como, bei den Alten Lacus Larius, auch jetzt von den Italienern Lario genannt), ital. See in der Lombardei, erstreckt sich vom Fuß der Adula- und Bernina-Alpen über 37 km weit nach S. und hat eine Breite von 2—5 km. Schon in der Mitte, bei der Landzunge von Bellaggio, spaltet er sich in zwei Arme: in einen südwestlichen, der bei der Stadt Como endigt, und einen südöstlichen, der nach der an seinem Ufer gelegenen Stadt Lago di Lecco genannt wird, und an dessen Ende die Adda, welche an der Nordspitze aus dem Val Tellina, durch die Mera verstärkt, in den See tritt, denselben wieder verläßt. Der C. liegt bei mittlerm Wasserstand 202 m über dem Mittelmeer (etwas höher als der Lago Maggiore) und bedeckt einen Raum von etwa 156 qkm. Seine Tiefe ist sehr beträchtlich, am bedeutendsten bei Bellaggio, wo sie über 600 m beträgt. Durch den Schutt, welchen die Adda mit sich führt, wird der Umfang und die Tiefe des Sees allmählich vermindert, schneller, als dies bei den andern lombardischen Seen beobachtet wird. Die Ufer sind von hohen Bergen umgeben, die im N. die Höhe von 2000—2600 m erreichen, im S. dagegen bis zu 600 m absinken, und deren Abfall meist hart an den See herantritt und nur einen schmalen Uferrand übrigläßt. Im übrigen sind diese mannigfach gestalteten Ufer des Sees mit allem Glanz südlicher Vegetation, mit tiefem Grün, Wasserfällen, dunkeln Kastanienwäldern, geschmückt und mit hell leuchtenden Dörfern, weit blinkenden Kirchen und Kapellen und reizenden Villen wie übersäet, so daß sie mit Recht zu den schönsten Landschaften Europas gezählt werden. Die größte Schönheit häuft sich um die Halbinsel von Bellaggio, deren äußerste Spitze laubholzgekrönt 160 m über den See emporragt. Zahlreiche von herrlichen Gärten umgebene, mit Kunstwerken geschmückte Villen erheben sich an seinen Ufern, namentlich am Arm von Como: Villa Melzi bei Bellaggio, Villa Carlotta gegenüber, Villa d'Este bei Como u. a. Der See ist sehr fischreich, besonders an Forellen, Aalen ꝛc., und wird von vielen Wasservögeln besucht. Sein klares Wasser, in welchem man häufig bis auf den Grund hinabsieht, schwillt zur Zeit der Schneeschmelze bis zu 5 m über den gewöhnlichen Stand an, am meisten in dem südwestlichen Arm, der keinen Abfluß hat, indem der Tirano (Nordwind), der die Nacht hindurch weht, das Wasser darin anhäuft, bis der Breva (Südwestwind) das Gleichgewicht der Wassermasse wiederherstellt. Außerdem zeigt der See noch plötzliche Schwankungen des Spiegels, ähnlich den »Seiches« beim Genfer See. Im Seearm von Como liegt nur die einzige kleine Insel San Giovanni, am westlichen Strand bei Lenno, auf welcher einst ein berühmtes festes Schloß stand. Den See befahren regelmäßig Dampfboote in der Richtung von Como nach Colico am Nordende, wo die Alpenstraßen über den Splügen und das Stilfser Joch enden. Vgl. Leonhardi, Der C. und seine Umgebungen (Leipz. 1862).

Comes (lat., »Begleiter«) wurde bei den Römern in der Zeit der Republik und in der Kaiserzeit der ersten Jahrhunderte vorzugsweise zur Bezeichnung derjenigen gebraucht, welche die Statthalter in den Provinzen als Freunde und als Gehilfen in den Verwaltungsgeschäften zu begleiten pflegten. Sie machen zusammen den Comitatus oder die Cohors aus (letzteres öfters mit dem Zusatz comitum oder amicorum) und heißen auch Contubernales und, sofern sie als Beisitzer bei den Gerichten dienen, Assessores, zuweilen auch Cohors praetoria, wiewohl dies eigentlich die nähere Umgebung des Oberfeldherrn im Krieg ist; auch die Diener (apparitores, als Schreiber, Liktoren, Herolde, Dolmetschen, Ärzte u. dgl.) werden zu dieser Gemeinschaft gerechnet. Seit Konstantin d. Gr. (4. Jahrh. n. Chr.) war C. der Amtstitel einer großen Anzahl hoher Staatsbeamten (z. B. C. sacrarum largitionum, Reichsschatzmeister; C. rerum privatarum, Schatzmeister des Fürsten; C. domesticorum equitum und peditum, die Anführer der Leibwache zu Pferde und zu Fuß), wurde aber auch als bloßer Titel zur Auszeichnung verliehen, so namentlich mehrfach den Anführern der in den einzelnen Provinzen stehenden Truppenkörper, die sonst Duces (Herzöge) hießen, welch letzterer Titel also niedriger war als der des C. Im Mittelalter wurde C. die lateinische Bezeichnung für Graf (s. d.).

Comes (lat., »Begleiter«), in der Musik die Beantwortung des Fugenthemas; vgl. Fuge.

Coemeterium (lat., griech. koimeterion, »Schlaf-, Ruhestätte«), im Altertum allgemeine Bezeichnung für Begräbnisstätte, Friedhof; später vorzugsweise angewendet auf die ältesten christlichen Begräbnisstätten in den Katakomben Roms ꝛc. Davon das französische Cimetière.

Comfort (engl., spr. kömmfört), s. Komfort.

Comfortable (engl., spr. kommforteb'l), in Wien Benennung der Einspänner.

Comines (Commines, spr. -min, vläm. Comen), Stadt auf der Grenze von Belgien und Frankreich, Knotenpunkt an der Eisenbahn Courtrai-Hazebrouck, wird durch die Lys in zwei Teile geteilt, deren einer am linken Flußufer, mit (1881) 4381 Einw., zu Belgien (Provinz Westflandern, Arrondissement Ypern), der gegenüberliegende, mit (1876) 6353 Einw., seit dem Frieden von Rastatt (1714) zu Frankreich (Departement Nord, Arrondissement Lille) gehört. Letzterer hat einen Belfried aus dem 14. Jahrh., schöne Schloßruinen (La Brèche), Leinen-, Woll- und Baumwollindustrie und bildete mit dem belgischen Teil bis zum Anfang des 17. Jahrh. eine starke Festung. Die Stadt ist Geburtsort des französischen Geschichtschreibers Philippe de Comines.

Comines (spr. -min, Cominäus), Philippe de la Clite de, Sieur d'Argenton, franz. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 1445 aus adligem Geschlecht auf dem Schloß C. in Flandern, kam jung an den Hof Philipps des Gütigen von Burgund, ward der Vertraute Karls des Kühnen und leistete diesem wesentliche Dienste, war z. B. Vermittler des Friedens, als Karl den König Ludwig XI. von Frankreich in Péronne gefangen genommen hatte. 1472 trat er in den Dienst Ludwigs XI. von Frankreich über, der ihm seine volle Gunst und ein bei ihm sehr seltenes Vertrauen schenkte, ihn für den Verlust seiner von Karl dem Kühnen eingezogenen Güter aufs glänzendste entschädigte, ihm die Herrschaft Talmont und andre Besitzungen nebst reichem Gehalt gab, ihn zum Seneschall von Poitou erhob und zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebrauchte. C. gewann dadurch eine so angesehene Stellung, daß er eine Verwandte des Königshauses heiraten durfte. Als Karl VIII. den Thron bestieg, wurde C. wegen verräterischen Einverständnisses mit dem Herzog von Orléans 1486 verhaftet, im Schloß Loches in Berry 8 Monate in einem eisernen Käfig, dann noch 3 Jahre in Paris gefangen gehalten und endlich mit Verlust eines Teils seiner Güter auf 10 Jahre vom Hofe verbannt.

Doch trat er nach einiger Zeit, nachdem er seine Unschuld bewiesen, in seine frühere Stellung zurück und wurde Gesandter in Venedig, wo er das Interesse Frankreichs aufs beste vertrat. Auch bei Ludwig XII., dem er als Herzog von Orléans Dienste erwiesen hatte, stand er in hohem Ansehen. C. starb 17. Okt. 1509 in Argenton. Seine »Memoiren über die Regierung und das Leben Ludwigs XI. und Karls VIII. von 1464 bis 1498« (1. Ausg., Par. 1524; die besten Ausgaben von Lenglet Dufresnoy, Lond. u. Par. 1747, 4 Bde., und Dupont, Par. 1840–47, 3 Bde.; fast in alle Sprachen übersetzt) sind die wichtigste Geschichtsquelle über die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrh. Seine Darstellung ist kühl und ruhig, aber wahrheitsgetreu, obwohl seine Sympathien für Ludwig XI., dessen staatsmännische Bedeutung er bewundert, sehr deutlich hervortreten. In seinen politischen Anschauungen ist C. ein Vorgänger und Gesinnungsgenosse Machiavellis: Vorteil und Erfolg sind das erste, die Moral muß zurücktreten. Vgl. Kervyn de Lettenhove: Lettres et négociations de Philippe de C. (Brüssel 1867).

Comino (Cumino), Inselchen im Mittelländischen Meer, zwischen Malta und Gozzo gelegen, 2 qkm groß, hat ein starkes Fort, welches dem Kastell Rosso auf Malta gegenüberliegt. C. hieß im Altertum Ephästia.

Comiso, Stadt in der ital. Provinz Siracusa (Sizilien), Kreis Modica, hat eine schöne Fontäne (»Bad der Diana«), ein Theater, Baumwollkultur, Fabrikation von Seife und Töpferwaren u. (1881) 19,333 Einw.

Comissatio (lat.), bei den alten Römern ein bacchantischer Aufzug vor oder nach Gelagen, vorzugsweise aber das Trinkgelage selbst. Die C. fand nach der Cena statt oder noch später am Abend und dauerte oft bis zum Morgen. Die ursprünglich griechische Sitte der C. artete bei den Römern auf das äußerste aus und wurde für die Sitten um so verderblicher, als außer den Hetären auch die Frauen des Hauses sich daran beteiligten. Vor Beginn der C. wurden Kränze und Salben verabreicht, dann durch Würfel ein Zechkönig (magister bibendi, rex) bestimmt, welcher die Mischung, in welcher der Wein mit Wasser getrunken werden sollte, sowie das Maß, welches jedesmal zu trinken war, vorschrieb. Besonders kam es darauf an, daß die bestimmte, zuweilen auf zehn gesteigerte Anzahl von Bechern (lat. Cyathus) aus den Pokalen bis auf den letzten Tropfen geleert wurde. Zur weitern Unterhaltung der Gäste waren Vorstellungen von Possenreißern, Sängerinnen und Tänzerinnen beliebt.

Comitan (San Domingo C.), Stadt im mexikan. Staat Chiapas, an der Grenze von Guatemala, mit Dominikanerkloster, Schmuggelhandel und (1881) 6963 Einw.

Comitātus (lat.), Begleitung, Gefolge; auch Würde eines Comes (s. d. und Komitat).

Comité, s. Komitee.

Comĭtes (lat.), Mehrzahl von Comes (s. d.).

Comitia (lat.), s. Komitien.

Comitialis morbus (lat.), bei den alten Römern Name der Epilepsie, weil, wenn jemand von derselben in den Komitien (s. d.) befallen wurde, dies für eine unglückliche Vorbedeutung galt und die Versammlung sofort geschlossen wurde.

Comitium (lat.), der nordwestliche Teil des röm. Forums, welcher zu Volksversammlungen bestimmt war. Er erstreckte sich vom Südfuß des kapitolinischen Bergs bis zur Velia, einer geringen Erhöhung, die sich vom palatinischen zum esquilinischen Berg hinzog. Vgl. Rom.

Comm., bei botan. Namen Abkürzung für P. Commerson (s. d.).

Commagēne, Landschaft, s. Kommagene.

Commeātus (lat.), bei den alten Römern der Urlaub, den die Soldaten auf gewisse Zeiten erhielten; dann auch die Sendung von Lebensmitteln, Zufuhr.

Commedia (ital.), in Italien ursprünglich Bezeichnung für jedes in der Volkssprache, d. h. italienisch (nicht lateinisch), abgefaßte Gedicht mit tragischem Anfang und fröhlichem Ausgang, daher auch Dante seiner großen Dichtung den einfachen Titel C. gab (dem erst die Nachwelt das »divina« hinzufügte); später Bezeichnung für das Drama im allgemeinen und das Lustspiel im besondern.

Commedia dell' arte (ital.), das einheimische Volkslustspiel der Italiener (Stegreifkomödie) mit improvisierten Scherzen und stehenden Masken (Arlecchino, Pulcinello, Pantalone, Scaramuzzo, Colombina etc.), im Gegensatz zur C. erudita, dem akademischen Lustspiel, das sich unter dem Einfluß des altrömischen Lustspiels entwickelt hatte und teils Charakter-, teils Intrigenstück war. Als Erfinder der Stegreifkomödie wird Francesco Cherea, der Lieblingskomiker Leos X., genannt (s. Komödie). Vgl. Scherillo, La C. in Italia (Turin 1884); Bartoli, Scenari inediti della C. (1884).

Comme il faut (franz., spr. kommilfoh), wie es sich gebührt, gehört; stattlich, tüchtig.

Commelin (spr. komm'läng, Commelinus), 1) Hieronymus, Buchdrucker, geb. 1560 zu Douai in Flandern, übte seine Kunst zuerst in Frankreich, dann in Genf, von wo ihn der Kurfürst von der Pfalz nach Heidelberg berief; starb 1598. Er lieferte sehr korrekte, von ihm mit gelehrten Anmerkungen versehene Ausgaben griechischer und römischer Klassiker.

2) Isaak, ebenfalls Buchdrucker und Neffe des vorigen, geb. 19. Okt. 1598 zu Amsterdam, gest. 13. Jan. 1676, lieferte mehrere die holländische Geschichte betreffende Werke, darunter eine »Beschrijvinge van Amsterdam« (mit Urkunden von seinem Sohn herausgegeben, Amsterd. 1693; 2. Aufl. 1726, 2 Bde.).

3) Jan, Botaniker, Sohn des vorigen, geb. 23. Juli 1629 zu Amsterdam, war Senator und Professor der Botanik in seiner Vaterstadt, deren botanischen Garten er zum berühmtesten Europas machte; starb 19. Jan. 1692. Der Beschreibung der Schätze desselben sind seine meisten Werke gewidmet, besonders: »Horti medici Amstelodamensis rariorum tam orientalis quam occidentalis Indiae plantarum descriptio et icones« (1697, Bd. 1).

4) Kaspar, Neffe des vorigen, Botaniker, geb. 1667 zu Amsterdam, folgte seinem Oheim im Amt, war mit Ruysch Demonstrator am botanischen Garten und starb 25. Dez. 1731. Er schrieb: »Horti medici Amstelodamensis plantae rariores et exoticae« (Leiden 1706, mit Abbildungen); »Flora malabarica s. horti malabarici catalogus« (das. 1696).

Commelīna *Dill.* (Kommeline), Gattung aus der Familie der Kommelinaceen, meist ausdauernde Kräuter mit ganzen, am Grund scheidigen Blättern, meist blauen, dreiblätterigen Blüten und dreifächeriger, mehrsamiger Kapsel, gehören den tropischen und subtropischen Gegenden beider Hemisphären an. C. Rumphii *Kostel.*, ein Sommergewächs auf den Molukken, mit langgestielten, blauen Blüten, gibt ein wohlschmeckendes Gemüse und wirkt gelind abführend. Ebenso C. polygama *Roth*, ein Sommergewächs in Ostindien, Kochinchina und Japan, mit blaßblauen Blüten. C. tuberosa *L.* ist eine ausdauernde Pflanze in Mexiko, mit rauhen Blättern,

blauen Blüten und sehr knolliger, genießbarer Wurzel. C. coelestis W., eine ausdauernde, 30—60 cm hohe Zierpflanze aus Mexiko, mit überaus schönen ultramarinblauen Blüten und filzigen Stielen, wird in mehreren Varietäten kultiviert.

Commemoratio (lat.), Erwähnung, Gedächtnis. C. omnium defunctorum oder omnium fidelium, Gedächtnisfest aller Gläubigen (s. Allerseelen); C. omnium Sanctorum, Fest aller Heiligen (s. Allerheiligen).

Commendāmus (lat., »wir empfehlen«), Formel, mit welcher der Papst seine Einwilligung zur Wahl eines Kardinals gibt.

Commendationes (lat., »Empfehlungen«), in der katholischen Kirche Gebete für Verstorbene.

Comment (franz.), s. Komment.

Commentariensis (lat.), unter den röm. Kaisern jeder, der öffentliche Schriften zu führen oder zu bewahren hatte, also Staatsschreiber, Registrator, Sekretär, Protokollführer.

Commentitium (lat.), etwas Erdichtetes; daher commentitia emtio, s. v. w. Scheinkauf.

Commentry (spr. -mangtri), Stadt im franz. Departement Allier, Arrondissement Montluçon, an der Orléansbahn, hat (1876) 9789 Einw., ein bedeutendes Steinkohlenlager von bemerkenswerter Reinheit, das fünfte an Ausdehnung und Ergiebigkeit in Frankreich (1883: 8,848,000 metr. Ztr.), dessen Ausbeutung die Stadt zu rascher Blüte gebracht hat, und ein großes Eisenhüttenwerk.

Commer, Franz, Komponist und Musikhistoriker, geb. 23. Jan. 1813 zu Köln, erhielt dort auf dem Jesuitengymnasium sowie von 1832 an in Berlin durch A. W. Bach (Orgel) und Rungenhagen (Komposition) seine Ausbildung. Nachdem er sich in letzterer Stadt niedergelassen und ihm einige Jahre später das Ordnen der Bibliothek des königlichen Musikinstituts übertragen war, widmete er sich mehr und mehr dem Studium der Musikgeschichte, auf welchem Gebiet er, namentlich was die Epoche der niederländischen Kontrapunktisten betrifft, durch das von ihm veröffentlichte Sammelwerk »Collectio operum musicorum batavorum« (Berl.) eine Autorität geworden ist. Nicht minder wertvoll sind die übrigen von ihm herausgegebenen Sammlungen älterer Meisterwerke: »Musica sacra«, »Cantica sacra« (Berl.) und »Collection de compositions pour l'orgue« (Leipz. 1866). C. wurde 1844 zum Regens chori der katholischen St. Hedwigskirche und im folgenden Jahr zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt; seit 1850 ist er auch Gesanglehrer am französischen Gymnasium. Von seinen Kompositionen (Oratorien, Messen, Kantaten ꝛc.) ist nur weniges in die Öffentlichkeit gedrungen.

Commerce (franz., spr. -mérß), s. Kommerz; auch Name eines franz. Kartenspiels von der Art des deutschen Sequenz (s. d.).

Commercium (lat.), Verkehr, Geschäftsverkehr, auch Handelschaft, Kaufmannschaft (vgl. Kommerz); im philosophischen Sinn s. v. w. Wechselwirkung, Wechselverhältnis, z. B. C. animi et corporis, die Wechselbeziehung zwischen Seele und Körper.

Commercy (spr. -ßiß), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Meuse, an der Maas und der Ostbahn, von schönem Wald umgeben, hat ein hübsches Schloß (im Stil des 17. Jahrh. von Durand erbaut, 1744 durch Stanislaus verschönert, jetzt Kavalleriekaserne), ein altes Benediktinerkloster (jetzt Normalschule), schöne Springbrunnen, ein Collège und (1881) 5065 Einw., welche sich mit Eisenhüttenbetrieb, Fabrikation von Quincailleriewaren und Spitzen, Erzeugung berühmter Kuchen (Madeleines de C.) und Handel mit Vieh, Getreide ꝛc. beschäftigen. C. hieß im Mittelalter Commerciacum und gehörte einer Nebenlinie des Hauses Lothringen, später den Grafen von Nassau-Saarbrücken; nach mehrfachem Wechsel kam es wieder an Lothringen und fiel 1744 an Frankreich.

Commerson (spr. -ßong), Philibert, Botaniker, geb. 18. Nov. 1727 zu Châtillon les Dombes in Bresse, studierte zu Montpellier Medizin und Botanik und lebte dann als praktischer Arzt daselbst. Im Linnés Auftrag veranstaltete er für die Königin von Schweden eine Sammlung der seltensten Fische des Mittelländischen Meers mit Beschreibungen und benutzte das Honorar dafür zur Anlegung eines botanischen Gartens zu Châtillon, wo er auch von 1756 an wohnte. Seine Studien galten besonders der Flora Frankreichs und der Mittelmeerländer. Im J. 1764 trat er mit Bougainville als Naturforscher eine Reise um die Welt an und starb 13. März 1773 auf Mauritius. Vgl. Cap, Phil. C. (Par. 1861).

Comminges (spr. -mängsch), altfranz. Landschaft in der Gascogne, gegenwärtig den Departements Gers und Obergaronne einverleibt, hatte Muret zur politischen und St.-Bertrand de C. (mit bemerkenswerter alter Kathedrale) zur kirchlichen Hauptstadt.

Commis (franz., spr. -mih), Handlungsgehilfe (s. d.); C. voyageur, Handlungsreisender.

Commissoriale (lat.), s. Kommission.

Commissum (lat.), etwas Aufgetragenes, Auftrag; etwas Begangenes, insbesondere eine strafbare Handlung, im Gegensatz zu dem durch ein Unterlassen (omissum) begangenen Verbrechen oder Vergehen; commissa haereditas, verwirkte Erbschaft; commissa poena, verwirkte Strafe.

Commodātum (lat.), eine Sache, welche jemand für einen bestimmten Zweck unentgeltlich zum Gebrauch überlassen wird, worauf sie dem Eigentümer wieder zu restituieren ist; auch der diesbezügliche Vertrag. Contractus commodati, Leihvertrag (s. d.). Der Verleiher der Sache heißt Commodans, Commodator, der Empfänger Commodatarius.

Commodiānus, christlicher Dichter aus der ersten Hälfte des 3. Jahrh., stammte aus Gaza in Syrien, wo er als Heide aufwuchs, wurde durch das Studium der Schrift für das Christentum gewonnen und starb, wie man annimmt, als Bischof in Nordafrika. Erhalten sind von ihm zwei von christlichem Eifer erfüllte Gedichte, die »Instructiones adversus gentium deos«, um 238 abgefaßt und aus 80 Gedichten bestehend, worin er die Unhaltbarkeit des Heidentums darlegt, den Heiden wie den Juden den Übertritt zum Christentum empfiehlt und schließlich ernste Ermahnungen an die Christen, Katechumenen wie Geistliche, richtet, und das »Carmen apologeticum adversus Judaeos et gentes«, von 249, worin im Hinblick auf das bevorstehende Weltende die noch Ungläubigen ermahnt werden, sich zum Christentum zu bekehren. Beide Gedichte (hrsg. von Ludwig, Leipz. 1877–78, 2 Bde.) sind in Hexametern abgefaßt, deren Bau, aller Metrik und Prosodie spottend, auf dem bloßen Gehör und der volksmäßigen Betonung beruht; zu dieser Barbarei kommt in den »Instructiones« noch die einer akrostichischen Anlage der einzelnen Gedichte. Vgl. Leimbach, Über C.' Carmen apologeticum (Schmalkalden 1871).

Commodité (franz.), s. v. w. Abtritt.

Commŏdum (lat.), überhaupt Nutzen, Vorteil; in Vertragsverhältnissen jeder Zuwachs von Ertrag,

Früchten u. dgl., welcher aus dem Gegenstand des Vertrags gewonnen wird; c. possessionis, der mit dem Besitz verbundene Nutzen; c. publicum, das gemeine Beste; c. rei venditae, Nießbrauch von Verkauftem.

Commŏdus, L. Älius Aurelius, auch Marcus Antoninus, röm. Kaiser von 180 bis 192 n. Chr., Sohn des M. Aurelius Antoninus und der Faustina, geb. 31. Aug. 161, zeigte sich schon als Jüngling seinem edlen Vater in jeder Hinsicht unähnlich. Letzterer nahm ihn 175 mit sich in den Orient, ließ ihn nach der Rückkehr an der Ehre des Imperatortitels und am Triumph teilnehmen und verlieh ihm die tribunizische Gewalt. Als Mark Aurel 180 im Lager bei Vindobona gestorben war, schloß er mit den Feinden einen unrühmlichen Frieden und eilte nach Rom, um sich den Genüssen der Hauptstadt hinzugeben. Anfangs ließ er sich noch meist von den Räten seines Vaters leiten, so daß seine Regierung weniger anstößig war. Seine Grausamkeit wurde aber 183 durch einen Versuch, ihn zu töten, gereizt, der von seiner Schwester Lucilla ausging und eine Menge Hinrichtungen zur Folge hatte. Diese und die gröbsten Ausschweifungen bilden hierauf den Hauptinhalt seiner Regierung. Die Geschäfte derselben überließ er seinen Günstlingen, erst dem Perennis und, als dieser 185 seinem Mißtrauen zum Opfer gefallen war, dem Cleander, welche beide durch ihre Habsucht und Willkür die Übel seiner Regierung steigerten. Aber auch nachdem Cleander 189 infolge eines Aufruhrs des erbitterten Volkes gestürzt worden, blieb die Art der Regierung dieselbe. Die auswärtigen Kriege überließ er andern, die sie hier und da nicht ohne Glück führten; er selbst fand eine Befriedigung seines Ehrgeizes nur darin, sich öffentlich als Bogenschütze und Gladiator zu zeigen, weshalb er sich auch den Beinamen Herkules und später den eines berühmten Gladiators, Paulus, beilegte. So dauerte seine Regierung bis zum letzten Tag des Jahrs 192. Als an diesem Tag seine Buhlerin Marcia zufällig entdeckte, daß C. sie sowie seinen Freigelassenen Eclectus und den Prätorianerpräfekten Lätus zum Tod bestimmt habe, brachten diese drei ihm Gift bei und ließen ihn sodann durch einen Gladiator vollends erdrosseln. Der Senat, der ihn vorher göttlich verehrt hatte, erklärte ihn nun für einen Feind des Staats und ließ seine Bildsäulen niederreißen; sein Leichnam wurde mit Mühe der Wut des Pöbels entzogen. Eine im Senatorenpalast zu Rom aufgestellte Marmorbüste des C. (1874 auf dem Esquilin ausgegraben) stellt ihn dar als Herkules, mit der Löwenhaut auf dem Kopf, die Keule in der Rechten und die Hesperidenäpfel in der Linken haltend.

Commŏdus Verus, s. Verus.

Commoner (engl.), eigentlich der gemeine Mann, dann überhaupt alles, was nicht zur Nobility, d. h. zu den Mitgliedern des Oberhauses, gehört. Daher sind z. B. die Söhne von Peers noch Commoners, und dieser Begriff fällt also nicht mit der deutschen Bezeichnung »bürgerlich« im Gegensatz zu »adlig« zusammen. Nach englischem Recht bildet die Commonalty die zweite Klasse des Zivilstandes und zerfällt, wie die Nobility, in mehrere Abstufungen.

Commonitorium (lat.), Erinnerungsschreiben; auch heimlicher Vergleich.

Common law (engl., spr. kómm'n lah), in England s. v. w. Herkommen, das durch Verjährung zum Gesetz geworden ist; das englische Landrecht.

Common Prayer Book (engl., spr. kómm'n prähr buck), die engl. Kirchenagende, welche 1548 von einem aus den vornehmsten Bischöfen und Theologen bestehenden Komitee unter Cranmer (s. d.) zusammengestellt ward und durch das Parlament Gesetzeskraft erhielt. Da sie sich in diesem ihrem ersten Entwurf noch sehr an die römische Liturgie anschloß, so erschien 1552 eine Revision, welche den evangelischen Prinzipien mehr Rechnung trug, und 1559 eine solche, mit der sich so ziemlich alle Religionsparteien einverstanden erklärten. Später aber nahmen die Stuarts aus eigner Machtvollkommenheit mehrere Veränderungen in hochkirchlichem Sinn mit dem C. vor. Die Revision von 1662 erhielt die Bestätigung von seiten des Parlaments und ist noch heute im ganzen Bereich der englischen Herrschaft normgebend, nachdem sie 1872 eine letzte Verbesserung erfahren; s. Anglikanische Kirche. Vgl. Daniel, The Prayer Book, its history and contents (Lond. 1879).

Commons, House of (engl., spr. hauß öw kómm'ns, »Haus der Gemeinen«), in England im Gegensatz zu dem Oberhaus die aus Volkswahlen hervorgehende Vertretung der Nicht-Peers oder Gemeinen, das Unterhaus.

Commōtio (lat.), s. Erschütterung.

Commune (franz., spr. -mühn), s. Kommune.

Commune affranchie (franz., spr. -mühn affrangschih), während der Schreckenszeit der französischen Revolution Name der Stadt Lyon (s. d.).

Commūnes res (lat.), »gemeinschaftliche Dinge«, deren Benutzung jedem freisteht, wie z. B. Luft, Wasser etc., im Gegensatz zu publicae res, res universitatis etc.

Communicatio idiomătum (lat.), s. Christologie, S. 100.

Communicatoriae litĕrae (lat.), Schreiben, durch welches ein neugeweihter Bischof den übrigen Bischöfen seinen Amtsantritt kundthut.

Communio bonōrum (lat.), s. Güterrecht der Ehegatten.

Communiqué (franz., spr. kommünikē), s. v. w. Eingesandt (in einer Zeitung), besonders eine (berichtigende) Notiz über irgend einen Gegenstand, welche einer Zeitung seitens der Regierung zugeht.

Commūnis septimāna (lat.), Gemeinwoche, die Woche nach Michaelis.

Como, ital. Provinz, umfaßt das Land um den Comersee (s. d.) und dehnt sich westlich bis zum Lago Maggiore aus, grenzt im N. an die Schweiz (Tessin), im NO. an die Provinz Sondrio, im O. an Bergamo, im S. an Mailand, im W. an Novara und hat einen Flächenraum von 2796 qkm (50,8 QM.). Es ist ein Voralpenland, welches außer dem Comersee die östlichen Gestade des Lago Maggiore, den Luganersee (soweit er auf italienischem Gebiet liegt), den See von Varese und andre kleinere Alpenseen umfaßt, reich an den herrlichsten Gegenden, im N. durch Alpenausläufer ziemlich gebirgig, mit schönen Thälern (Val Sassina, Val Assina, Val Travaglia etc.), im S. mit sanften Hügeln gegen die Po-Ebene abfallend. Die höchsten Berge sind: Monte Legnone (2636 m), Varrone (2500 m), Monte Grigna (2422 m) und Pizzo di Gino (2272 m), sämtlich der Kette der Bergamasker Alpen, östlich vom Comersee, angehörend. An fließenden Gewässern enthält die Provinz außer der den Comersee durchfließenden Adda zahlreiche kleine Gebirgsbäche (am bedeutendsten Olona, Tresa und Acqua nera). Die Haupterzeugnisse sind Wein und Seide (besonders in der sogen. Brianza, dem Paradies der Lombardei, zwischen den beiden südlichen Ausläufern des Comersees); außerdem Getreide, Holz, Oliven, viele Fische, Eisen, Marmor, Alabaster, gesuchte Schleifsteine. Die Einwohner,

deren Zahl (1881) 515,050 beträgt, betreiben außerdem Rindviehzucht, Seidenspinnerei, Weberei und Färberei, Baumwollspinnerei, Papierfabrikation, Eisenindustrie, Glaserzeugung, Spitzenklöppelei sowie Handel mit den erwähnten Produkten. Das milde, gesunde Klima der Provinz führt viele Fremde hierher. Die Provinz zerfällt in drei Kreise (C., Varese, Lecco).

Die gleichnamige Hauptstadt liegt malerisch am Südende des westlichen Arms des Comersees, zwischen rings aufsteigenden, mit Wein-, Oliven- und Kastanienwäldern bedeckten Bergen, an der Eisenbahn von Mailand über den St. Gotthard. Mit seinen alten Mauern und Türmen und der soliden Bauart seiner Häuser entwickelt C. ein ausgesprochen italienisches Leben. Unter den 13 Kirchen der Stadt ist der gotische Dom hervorzuheben. Er wurde 1396 begonnen, die schöne Marmorfassade ward 1526, die Kuppel 1732 vollendet. Bemerkenswert sind ferner die alten Basiliken Sant' Abbondio und San Fedele, letztere stark restauriert. Unmittelbar neben dem Dom steht das Rathaus (Broletto), ein großer Arkadenbau des 13. Jahrh., in dreifarbigem Marmor ausgeführt. Die Zahl der Einwohner beträgt (1881) 10,865, mit Einschluß der Vorstädte 25,560, welche wichtige Seiden- und Samtmanufaktur (2000 Webstühle), Fabrikation von Seife, Handschuhen und Strümpfen, Metallgießerei, Bildhauerei und lebhaften Handel betreiben. Alljährlich wandert eine Anzahl von Einwohnern Comos (Comasken) als herumziehende Händler mit Kurzwaren nach Deutschland und der Schweiz. C. ist Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden und hat ein Lyceum (in schönem Gebäude mit acht antiken korinthischen Säulen an der Fassade), eine 50,000 Bände starke Bibliothek, ein Antikenkabinett (im Palazzo Giovio), 3 Gymnasien, ein bischöfliches Seminar, Gewerbeinstitut, eine technische Schule, Handelskammer, ein Theater etc. C. ist die Vaterstadt des Dichters Cäcilius Statius, des ältern und jüngern Plinius, der Päpste Clemens XIII. und Innocenz XI. sowie des berühmten Physikers Volta, welchem die Stadt 1838 eine Marmorstatue (von Marchesi) errichtete. Auf einem Berg südlich der Stadt thronen die Ruinen der alten zerstörten Burg **Baradello**; das westliche Seeufer entlang zieht an zahlreichen Villen vorüber die prächtige Strada Regina, welche schon die Königin Theodelinde eröffnete, hinan nach Villa d'Este. — C. hieß im Altertum **Comum** und war eine Stadt der Insubrer. Die Römer, namentlich Cäsar (der 6000 Kolonisten, darunter 500 angesehene griechische Familien, dahin verpflanzte), bemühten sich, C. zu einer bedeutenden Pflanzstadt und zu einem starken Posten gegen die gefährlichen Alpenvölker zu erheben. Im frühen Mittelalter war C. Stapelplatz für den Handel aus Rätien nach der obern Donau, und schon damals blühten hier Eisenfabriken. Eine Hauptstütze der Ghibellinen und »das offene Thor Italiens für die deutschen Kaiser«, wurde C. 1127 nach zehnjährigem Krieg von den Mailändern zerstört, doch von Kaiser Friedrich I. 1158 wieder aufgebaut und mit einer starken Befestigung versehen. Später fiel es unter die Signorie der Rusca, dann 1335 der Visconti, von wo an es die Geschicke seiner Nebenbuhlerin Mailand teilte. Die Geschichte der Stadt schrieb Cantù (2. Aufl., Flor. 1856, 2 Bde.).

Comoedia (Fabula, lat.), s. Komödie.

Comodo (Comodamente, ital., »bequem«), musikal. Vortragsbezeichnung, s. v. w. in behaglichem, gemächlichem Tempo.

Comonfort, Ignacio, Präsident Mexikos, geb. 12. März 1812 zu La Puebla de los Angelos, Sohn eines Oberstleutnants europäischer Abkunft, schloß sich, 20 Jahre alt, an den General Santa Anna an und bewies in dem beginnenden Bürgerkrieg Mut und militärisches Talent, welches er später sorgfältig ausbildete. Er wurde Militärbefehlshaber in Matamoros, verteidigte 1833 die Stadt La Puebla lange erfolgreich, mußte sich aber endlich ergeben und zog sich für mehrere Jahre ins Privatleben zurück. Seine Vaterstadt Puebla wählte ihn 1844 zum Abgeordneten in einen Kongreß. C. war hierauf Militärbefehlshaber von Tlapa, wo er sich durch Niederhaltung der rebellischen Indianer sowie durch die in Mexiko seltenen Eigenschaften des administrativen Geschicks, der Energie und Ehrlichkeit rühmlichst auszeichnete, 1846 Mitglied des vom General Paredes verjagten Kongresses und Teilnehmer an der Verschwörung der Liberalen im August 1846, dann Bürgermeister der Hauptstadt Mexiko, Präfekt der westlichen Abteilung des Staats Mexiko, Oberst im Krieg mit den Vereinigten Staaten, Abgeordneter auf dem zu Queretaro tagenden Friedenskongreß und Zollhausdirektor in den Hafenstädten Acapulco, Cinaboa und Veracruz, aus welcher Stellung er durch Santa Anna, der 1853 die Gewalt wiederbekam, vertrieben wurde. Dafür nahm C. an dem Aufstand von 1855 gegen Santa Anna teil und ward nach dessen Sturz erst zum Stellvertreter des Präsidenten Alvarez, 10. Dez. aber selbst zum Präsidenten ernannt; doch hatte er, da die Partei Santa Annas noch viele Anhänger zählte und er sich die Geistlichkeit durch Herbeiziehung derselben zur Besteuerung verfeindete, mit beständiger Anarchie zu kämpfen und bemühte sich umsonst, den Gesetzen Ansehen zu verschaffen. Den Widerstand der Armee und der Priesterpartei schlug er 20. März 1856 zwar in deren Zentrum La Puebla nieder, und um ihn auch für die Zukunft zu brechen, erließ er die Dekrete vom 31. März 1856, wodurch das Grundeigentum der Kirche eingezogen wurde, und vom 28. Juni 1856, wonach der Klerus kein Grundeigentum mehr erwerben und besitzen durfte. Aber obwohl im November 1857 mit außerordentlicher Gewalt bekleidet und 1. Dez. d. J. als konstitutioneller Präsident proklamiert, vermochte er die Ruhe und Ordnung nicht wiederherzustellen. Mehr und mehr wendeten sich seine Anhänger von ihm ab, und im Januar 1858 wurde er nach blutigem Kampf in der Hauptstadt vom General Zuloaga gezwungen, Mexiko zu verlassen. Er begab sich im Februar, nachdem er zuvor Juarez, den Präsidenten des obersten Gerichtshofs, zu seinem Nachfolger bestellt hatte, in die Vereinigten Staaten. Doch kehrte er nach einigen Jahren in sein Vaterland zurück, für das er als General gegen die Franzosen unter den Waffen stand. Am 13. Nov. 1863 wurde C. von Guerillas unweit San Luis Potosi ermordet.

Comorin, Kap, die Südspitze von Vorderindien.

Comoroinseln (Komoren, Ilhas de Comoro), aus vier kleinen Inseln bestehende Gruppe zwischen dem Nordende Madagaskars und der Ostküste Afrikas, in 11—18° südl. Br. u. 60° 30′—63° 10′ östl. L. v. Gr., sämtlich erhaben und bergig und an ihren Rändern aus Korallenfels bestehend, mit einem Gesamtumfang von 1972 qkm (36 QM.) und (1882) 62,900 Bew., welche sich auf die einzelnen Inseln verteilen wie folgt:

	QKilom.	QMeilen	Bewohner
Großcomoro	1002	18,2	35000
Mohell	231	4,2	6000
Johanna	373	6,8	12000
Mayotta	366	6,6	9907

Der Boden aus schwarzen vulkanischen Gesteinen ist außerordentlich fruchtbar, daher sind die Inseln reich

an Kokos- und Arekapalmen, vortrefflichem Schiffbauholz (Mayotta), Zuckerrohr (Moheli), Reis, Mais, Bananen, Mangos, Ananas, Baumwolle, Orangen, Karettschildkröten und Vieh. Die Hitze wird durch beständige Winde gemäßigt, doch ist das Klima für Fremde ungesund. Die herkulischen Bewohner sind Suaheli, gemischt mit Arabern, welch letztere das regierende Volk bilden. Ihre Sprache ist das Arabische oder das Kisuaheli. Sie sind zwar Mohammedaner, verehren aber noch Fetische; gegen die Europäer sind sie freundlich. Ihre Beschäftigung ist Ackerbau und Zucht von Rindvieh, das von Großcomoro nach Mosambik geführt wird; auch fertigen sie vorzügliche Leinwand, Klingen (Moheli) und andre Waffen, Juwelier- und Schmiedearbeiten. Der früher bedeutende Handel mit Indien wurde durch Sakalavenpiraten zerstört. Die drei erstgenannten Inseln sind unabhängig und werden von Sultanen regiert (fast jeder Ort hat seinen Herrscher), Mayotta ist französisch. Großcomoro, eigentlich Angasija oder Ngazija, ist 66 km lang und 44 km breit, am Südende mit einem 2599 m hohen, von Kersten erstiegenen, (noch 1863) thätigen Vulkan, leidet Mangel an Bächen und Quellen, hat trotzdem aber gute Rinderzucht und mehrere ansehnliche, von Korallenmauern umschlossene Ortschaften. Seine Küste ist aber nur an 3—4 Punkten und auch nur während der schönen Jahreszeit zugänglich. Johanna (Anjuan, Andschuan), eigentlich Nzuana oder Hinzuan, wird am meisten von europäischen Schiffen besucht, welche den Kanal von Mosambik auf der Fahrt nach Indien passieren; die Engländer haben hier eine Kohlenstation. Die Insel ist reichbewässert und äußerst fruchtbar. Der Hauptort Mussamudu ist stark ummauert und hat zwei schlechte Forts. Moheli (Mohilla), die niedrigste Insel, ist gleichfalls sehr fruchtbar und hat vortreffliches Vieh. 1828 siedelten sich Howa hier an, 1867 ward die Hauptstadt Fumboni durch ein französisches Kriegsschiff zerstört. Mayotta, die südöstlichste Insel, wird ganz durch ein Korallenriff umschlossen, ist hoch, sehr wasserreich und fruchtbar und hat gute Ankerplätze. Im J. 1841 mischten sich die Franzosen in die innern Streitigkeiten dieser Insel; einer der Sultane, Andrian Suli, trat sie durch Vertrag vom 25. April 1841 an Frankreich ab und erhielt dagegen eine Rente von 5000 Frank jährlich. Seitdem sind einige Hundert Soldaten und Beamten hier stationiert; indessen hat die Insel keinen bedeutenden Aufschwung genommen, namentlich wegen des für Europäer höchst gefährlichen Klimas (1881 kamen unter der europäischen Bevölkerung 22 Sterbefälle vor gegen 4 Geburten). Die Einfuhr bezifferte sich 1882 auf 1,092,000, die Ausfuhr auf 2,115,000 Fr.; es liefen 141 Schiffe ein, 135 aus. Das Budget wurde für 1884 auf 246,000 Fr. berechnet. In vier Postanstalten wurden 8004 Briefe und Postkarten befördert. Hauptort ist Dsaudsi (N'zaondzi). Vgl. A. Gevrey, Essai sur les Comores (Ponditscherri 1870).

Companies' Act (spr. kömpänis äkt), engl. Gesetz von 1862 über die Handelsgesellschaften, welches neben der unbeschränkten Solidarhaft auch die beschränkte Haftung der Mitglieder gestattet. Vgl. Aktie, S. 266 f.

Comparaison (franz., spr. kongparäsóng), Vergleichung; en c., im Vergleich; sans c., ohne Vergleichung, was jede weitere Vergleichung ausschließt.

Comparatio (lat.), Vergleich, s. Komparation; C. literarum, Vergleichung einer Handschrift durch Schriftverständige (s. Schriftvergleichung).

Comparetti, Domenico, ital. Philolog, geb. 27. Juni 1835 zu Rom, studierte daselbst Naturwissenschaften und Mathematik, trat dann in eine Apotheke ein und beschäftigte sich nebenbei mit linguistischen und philologischen Studien, deren Resultate er hin und wieder in Zeitschriften publizierte. 1859 zum Professor des Griechischen an der Universität Pisa ernannt, vertauschte er diese Stellung nach einigen Jahren mit der gleichen Professur am Istituto di studii superiori in Florenz, die er noch jetzt innehat. Von seinen Werken sind zu nennen: »Intorno all' opera sulla composizione del mondo di Ristoro di Arezzo« (Rom 1859); »Intorno all' età in cui visse l'annalista Liciniano« (Flor. 1859); »Iperide, l'Euxenippea« (Pisa 1861); »Il discorso dei morti nella guerra Lamiaca« (das. 1864); »Intorno al libro dei Setti Savi« (das. 1865); »Saggi dei dialetti greci nell' Italia meridionale« (das. 1866); »Virgilio nel medio evo« (Livorno 1872; deutsch von Dütschke, Leipz. 1875); »Papiro ercolanese« (Tur. 1875); »La commissione omerica di Pisistrato e il ciclo epico« (das. 1881); »Iscrizioni greche di Olimpia e di Ithaka« (das. 1881); »La villa ercolanese dei Pisoni« (mit de Petra, das. 1883); dazu Abhandlungen und Monographien über Pindar, Sappho u. a. Mit d'Ancona veröffentlichte er »Canti e racconti del popolo italiano« (Turin 1869 ff.). Auch ist er Herausgeber der »Rivista di filologia classica« und des »Museo italiano di antichità classica« (seit 1884).

Compartimento (ital.), abgeteilter Raum, Fach; Bezirk; Eisenbahnkoupee.

Compascuum (lat.), Koppelweide, Koppeltrift; jus compascui oder compascendi, Trift-, Hutgerechtigkeit auf eines andern Grund und Boden; s. Koppelweide.

Compassio Beatae Mariae Virginis (lat., Mariä Schmerzensfeier), Fest, s. Marienfeste.

Compāter (lat.), Gevatter.

Compelle intrare (lat.), s. Coge intrare.

Compensātio compensandi (lat.), mit Ausgleichung des Auszugleichenden.

Compère (franz., spr. kongpähr), Gevatter; auch s. v. w. geheimer Gehilfe, z. B. eines Taschenspielers.

Compiègne (spr. kongpjännj), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Oise, in anmutiger Gegend an der Oise und der Nordbahn, ist altertümlich gebaut, mit krummen Straßen, hat aber mehrere sehenswerte gotische Bauten, z. B. die Kirchen St.-Germain (aus dem 15. Jahrh.), St.-Antoine (aus dem 12. Jahrh.), St.-Jacques (aus dem 13. Jahrh.), das Stadthaus (mit einer Kunstsammlung), ferner ein erst im 18. Jahrh. erbautes Schloß, das Napoleon III. zur Jagdzeit zu bewohnen pflegte, und in welchem jetzt eine interessante Sammlung von Altertümern von Kambodscha sowie eine gallo-römische Sammlung untergebracht sind. Der 14½ qkm große Park diente seit Chlodwig den Königen von Frankreich als Lieblingsjagdgrund; sein Wert wird auf 60 Mill. Frank geschätzt, er liefert jährlich 100,000 cbm Holz. Die Stadt hat ein Collège, eine Bibliothek von 10,000 Bänden, ein Handelsgericht und (1881) 13,567 Einw., welche Fabrikation von Hanfleinwand, Tauwerk und Zucker, Schiffbau und Handel treiben. — C. soll von den alten Galliern erbaut sein und hieß zu Chlodwigs Zeiten Compendium. Karl der Kahle erweiterte die Stadt 876 und nannte sie Carolopolis; 833 wurde Ludwig der Fromme hier seines Throns entsetzt. Am 23. Mai 1430 fiel die Jungfrau von Orléans vor den Mauern von C. den Burgundern in die Hände und wurde den Engländern überliefert. In der Nähe das Schloß Pierrefonds (s. d.).

Compiègne (spr. kongpjännj), **Victor, Marquis** de, franz. Reisender, geb. 22. Juli 1847 zu Fuligny (Aube), bereiste 1869 und 1872 das Innere Floridas, befuhr 1872—74 mit Marche den Ogowe, war 1875—1876 Generalsekretär der Ägyptischen Gesellschaft und fand 28. Febr. 1877 in Kairo seinen Tod durch ein Pistolenduell. Außer zahlreichen Aufsätzen in Fachschriften publizierte C.: »L'Afrique équatoriale. Gabonais, etc.« (Par. 1875, 2 Tle.), und »Voyages, chasses et guerres« (das. 1876).

Compitum (lat., »Kreuzweg«), bei den alten Römern ein Ort, wo sich mehrere Hauptstraßen kreuzten; auch eine Kapelle daselbst, den Lares compitales geweiht, denen zu Ehren jährlich die Compitalia oder Compitalicii ludi gefeiert wurden, die der Prätor besonders ansetzte. Die Opferdiener waren Sklaven nach altem Herkommen, welches diese als zur Familie gehörig betrachtete. Nachdem dieser Dienst allmählich sehr verweltlicht war, stellte ihn Augustus wieder her und übertrug die regelmäßige Feier der Compitalia den neueingesetzten Viertelsmeistern (vicorum magistri). Neben den zwei Laren eines jeden C. feierte man nun auch den Genius Augusti.

Complaisance (franz., spr. kongpläsängs), Gefälligkeit, Artigkeit; par c., aus Gefälligkeit; complaisant (spr. -sang), gefällig, artig, dienstfertig.

Complēmentum (lat.), s. Komplement.

Complētor (lat.), sonst beim Reichskammergericht derjenige, der die eingegangenen Sachen einregistrierte und die Protokolle in Ordnung hielt.

Compluvium (lat.), im altröm. Haus der mittlere offene Teil des Daches des Atriums; er gab diesem das bei dem Mangel an Fenstern nötige Licht und konnte zum Schutz gegen die Sonne durch Tücher verdeckt werden. Vgl. Impluvium.

Composé (franz., spr. kong-, ital. composto), zusammengesetzt, komponiert (von Musikstücken).

Compositae, Pflanzenfamilie, s. Kompositen.

Compositeur (franz., spr. kongpositör, ital. Compositore), Komponist, Tonsetzer; auch Schriftsetzer.

Compositum (lat.), etwas Zusammengesetztes, insbesondere ein zusammengesetztes Wort.

Compossessio (lat.), Mitbesitz, wenn einzelne Personen an einer und derselben Sache einzelne Anteile haben, welche sich nicht körperlich (als reale Teile) an derselben darstellen.

Compostēla, Stadt, s. Santiago de Compostela.

Composto (ital.), s. v. w. Composé.

Compoundmaschine, s. Dampfmaschine.

Comprehensiva (sc. nomina, lat.), abgeleitete Wörter, welche die Gesamtheit der im Grundwort bezeichneten Einzeldinge bedeuten, z. B. equitatus (Reiterei) von eques (Reiter).

Comptant (franz., spr. kongtáng), s. Kontant.

Compte (franz., spr. kōngt), Rechnung, Konto; C. rendu, Rechnungsabschluß, Rechenschaftsbericht; auch s. v. w. Sitzungsbericht.

Compteur (franz., spr. kongtör), Rechner, Zähler; auch s. v. w. Gasuhr, Gasmesser (c. à gaz).

Comptoir (franz., spr. kongtoahr), s. Kontor.

Compulsor (lat., »Antreiber, Erinnerer«), unter den römischen Kaisern derjenige Beamte, der das Volk zur Verrichtung der öffentlichen Arbeit und zur Bezahlung der Abgaben antrieb; in den Klöstern derjenige, der den Mönchen die Bet- und Singstunden ansagt.

Compurgātor (lat.), Eideshelfer.

Compŏtus (lat.), Berechnung, besonders C. ecclesiasticus, C. paschalis, Rechnung, nach welcher der erste Ostertag bestimmt wird; auch s. v. w. Rosenkranz, weil nach ihm die Gebete bestimmt werden.

Comte (franz., spr. kongt, v. lat. comes), Graf.

Comte (spr. kongt), 1) **Isidore Marie Auguste François Xavier**, der Begründer der sogen. positiven Philosophie, geb. 19. Jan. 1798 zu Montpellier, war Zögling der polytechnischen Schule, Mathematiker, Saint-Simonist und (1820) Mitarbeiter am »Organisateur«, wurde nach seinem Bruch mit dem Saint-Simonismus (1822) Mitarbeiter an dem neugegründeten Blatt »Le Producteur«, dann Repetent an der polytechnischen Schule (1832), Examinator für die Aufnahmszöglinge (1837), wurde, als er seit 1843 zu letzterer Stelle nicht wieder ernannt worden war und dadurch sein bescheidenes Einkommen verlor, von einer Gesellschaft in England lebender Verehrer seiner Schriften, unter denen sich Stuart Mill und der Bankier und Geschichtschreiber George Grote befanden, durch eine ansehnliche Jahrespension zu der Fortsetzung seiner Arbeiten in stand gesetzt und starb, nachdem seine Vorlesungen über die Geschichte der Humanität (seit 1849), durch welche er, von der Liebe zu Clotilde de Vaux begeistert, der Apostel einer Religion der Humanität zu werden hoffte, von der Regierung (1851) untersagt worden waren, 5. Sept. 1857 in Paris. Seine Lehre legte er zuerst in dem »Plan des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société« (Par. 1822; neue Aufl., das. 1824 u. d. T.: »Système de philosophie positive«), dann in seinem Hauptwerk: »Cours de philosophie positive« (das. 1839, 6 Bde.; 4. Aufl. 1881), nieder. Dieselbe, von ihm selbst »positive Philosophie« genannt (daher seine in Frankreich, England, Belgien zerstreuten Anhänger sich »Positivisten« nennen), ist eine Kombination von (aus seiner mathematischen Bildungsepoche stammendem) Empirismus und (aus seiner Saint-Simonistischen Periode ihm anhaftendem) Sozialismus. Aus der Periode seiner religiösen Begeisterung, die er selbst als seine »subjektive« bezeichnet hat, stammen die Schriften: »Système de politique positive, ou traité de sociologie« (1852—54, 4 Bde.; neue Ausg. 1880—83), »Catéchisme positiviste« (2. Aufl. 1872), »Appel aux conservateurs« (1855) und »Synthèse subjective« (1856), deren Inhalt von einem Teil seiner Schüler, namentlich von dem bedeutendsten derselben, dem Akademiker Littré (s. d.), nicht anerkannt worden ist. Der Letztgenannte hat unter dem Titel: »A. C. et la philosophie positive« (2. Aufl., Par. 1864) eine Biographie und Darstellung der Lehre Comtes herausgegeben, welcher 1866 eine andre Schrift: »Auguste C. et Stuart Mill«, folgte. In England haben Miß Martineau (1853) und Bridges (1865) seine Schriften teilweise bearbeitet, Stuart Mill (»A. C. and the positivism«, Lond. 1865; deutsch von Elise Gomperz, Leipz. 1874), Buckle, Lewes, Tylor, Caird (»The social philosophy and religion of C.«, Glasgow 1885) u. a., in Amerika Carey ihn vielfach berücksichtigt. Seine Briefe an Mill erschienen unter dem Titel: »Lettres d'A. C. à John Stuart Mill 1841—46« (Par. 1877). Auch in Italien und Deutschland hat er in neuerer Zeit vielfach, besonders bei den Naturforschern, Eingang gefunden.

Comtes »Philosophie positive« richtet sich in ihrem negativen Teil gegen jede Metaphysik, jede Einführung von Anfangs- oder Endursachen. Beide Enden der Dinge sind uns unzugänglich, nur die Mitte gehört uns. Der Atheist ist für den Positivisten nur eine Abart des Theologen, der Pantheismus nur eine Form des Atheismus. Theologie und Metaphysik, jeder Versuch, das Universum durch Gründe zu erklären, die außer ihm sind, ist Transcendenz; Immanenz ist die

Wissenschaft, welche dasselbe durch Gründe erklärt, die innerhalb desselben sind. Seinem positiven Teil nach besteht der Positivismus in einer neuen Auffassung der Entwickelung des Menschengeistes und in einer neuen Anordnung der Wissenschaften. Jener zufolge durchläuft der denkende Geist notwendigerweise drei Stadien (trois états): das theologische, das metaphysische und das positive. Während des ersten werden die Naturerscheinungen durch übernatürliche Ursachen (Wunder und persönliches Eingreifen von Göttern), während des zweiten durch abstrakte Ursachen (scholastische Entitäten, realisierte Abstrakta) erklärt; während des dritten begnügt man sich, den Zusammenhang der Phänomene zu konstatieren durch Beobachtung, hervorzurufen durch das Experiment, kurz, jede Thatsache mit ihren vorangegangenen Bedingungen zu verknüpfen. Diese Methode hat die moderne Wissenschaft geschaffen und ist bestimmt, die Stelle der alten Metaphysik einzunehmen. In dem Maß, als eine wissenschaftliche Frage eine experimentale Lösung zuläßt, tritt sie aus dem metaphysischen Nebel in das klare Licht der Wissenschaft über; was sich nicht experimentell verifizieren läßt, gehört nicht in die Wissenschaft. Die Anordnung des Wissens (welcher im allgemeinen die Baconsche Einteilung der Wissenschaften zu Grunde liegt, und) welche er die »natürliche Hierarchie der Wissenschaften« nennt, geht vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Die Grundlage von allem bildet die Mathematik; dann folgen die Astronomie, die Physik, die Chemie, die Biologie und die Soziologie, deren jede die Vorstufe und Voraussetzung der nächsten ausmacht. Die Gesellschaftswissenschaft ist nicht möglich ohne die Wissenschaft vom Leben, diese nicht ohne Chemie, die ihrerseits die Physik wie diese die Astronomie und diese die Mathematik zur Basis hat. Diese Ordnung der Logik wird durch die Geschichte bestätigt. Die Psychologie ist nur ein Teil der Physiologie (Phrenologie); die Moral beruht auf dem geselligen Trieb und weist Eigennutz und Selbstsucht zurück, indem sie an die Stelle des eignen Vorteils als Motiv des Handelns (Egoismus) den des »andern« (Altruismus) und das allgemeine Wohl über das jedes Einzelnen setzt. Über seine Beziehungen zu Kant vgl. Zimmermann, Kant und die positive Philosophie (Wien 1874). Comtes »Politique positive« enthält das bis ins Detail ausgearbeitete Ideal der künftigen Organisation der menschlichen Gesellschaft, welche dadurch charakteristisch ist, daß in derselben den »positiven« Philosophen (ähnlich wie den Wissenden in der Platonischen Republik) die herrschende Stellung eingeräumt und unter denselben eine Art Hierarchie mit einem Oberhaupt an der Spitze (ähnlich wie im katholischen Priestertum mit dem römischen Papst) eingerichtet wird, daher die »positive« Gesellschaft von Gegnern als »Katholizismus ohne Christentum« bezeichnet worden ist. Nach dem Muster derselben sind von Anhängern Comtes in England (Congreve, Bridges u. a.) Positivistengemeinden gegründet und an verschiedenen Orten Kirchen (in London zwei) eröffnet worden, in welchen »positivistischer« Gottesdienst abgehalten, ein (dem katholischen nachgebildetes) »positivistisches« Ritual und sogar ein »positivistischer« Kalender beobachtet wird. In neuester Zeit sind unter den Mitgliedern Spaltungen eingetreten, infolge deren ein Teil der (übrigens niemals zahlreich gewesenen) »Positivisten« sich der herrschenden Kirche genähert hat, so daß der Rest der Anhänger von der strengen Observanz kaum über 100 betragen soll. Einen populären Auszug aus Comtes sechsbändigem Hauptwerk, dem »Cours«, veranstaltete neuerdings Jules Rig: »La philosophie positive par Auguste C. Resumé« (Par. 1880, 2 Bde.) und eine deutsche Bearbeitung des letztern v. Kirchmann (Heidelb. 1884, 2 Bde.).

2) Pierre Charles, franz. Maler, geb. 1815 zu Lyon, wurde in Paris Schüler von Robert-Fleury und stellte 1847 eine Lady Jane Gray aus, die, von trefflicher Komposition, korrekter Zeichnung und lebensvoller Charakteristik, Erwartungen erregte, die er nachher in den Bildern: Heinrichs III. Begegnung mit dem Herzog von Guise (1855, im Luxembourg), Jeanne d'Arc bei der Krönung Karls VII. (1861, Museum in Reims) und noch mehr in der Leonore von Este, Witwe des Herzogs von Guise, die ihren Sohn Heinrich schwören läßt, seinen ermordeten Vater zu rächen (1864, Museum in Lyon), in reichem Maß erfüllte. Unter seinen spätern Bildern nennen wir den letzten Besuch Karls V. im Schloß zu Gent nach seiner Thronentsagung (1866), Zigeuner vor dem kranken Ludwig XI. (1869), Katharina von Medicis im Schloß Chaumont, Franz I. bei Benvenuto Cellini, Marie Touchet, die Sage von den vergifteten Handschuhen der Königin Johanna von Navarra, der Mutter Heinrichs IV., die Nichte Don Quichottes (1877) und den 1878 ausgestellten Dante.

Comtesse (franz., spr. kongtäß), Gräfin, im Deutschen besonders für unverheiratete Damen gräflicher Abkunft gebraucht.

Comum, Stadt, s. Como.

Comuñeros (Communeros), Name der Aufständischen in Spanien 1520, welche, vornehmlich aus Bürgern und Bauern bestehend, sich zuerst in Valencia, dann auch in Kastilien gegen die drückende Fremdherrschaft Karls V. erhoben, eine heilige Junta in Avila bildeten und Beseitigung der Ausländer aus allen Ämtern, Besteuerung des Adels und der Geistlichkeit sowie Herstellung der alten Rechte und Freiheiten des Volkes forderten. An der Spitze der Erhebung standen Juan de Padilla und seine Gemahlin Marie Pacheco. Zwar trat ein Reichstag im Oktober zu Tordesillas zusammen, um die Reformen durchzuführen. Da es aber nicht gelang, die Königin Johanna die Wahnsinnige zu bewegen, sich an die Spitze der C. zu stellen, so sammelte der Adel seine Streitkräfte und schlug das Heer der C. 21. April 1521 bei Villalar, womit die Bewegung unterdrückt war. — C. oder »Söhne des Padilla« nannte sich ferner eine geheime politische Gesellschaft in Spanien, welche sich 1820 aus den spanischen Freimaurern entwickelte und vollständige Volkssouveränität und Gleichheit aller Menschen anstrebte. Ballesteros und Romero Alpuente waren ihre ersten Häupter. Schon 1821 wurde in Madrid eine leitende Junta und in jeder Provinz eine Provinzialmerindad gestiftet und dem entsprechend eine Zentralkasse und Provinzialkassen errichtet, in welche die freiwilligen Beiträge der Mitglieder flossen. 1822 zählte die Gesellschaft 40,000 Ritter, deren Zahl später auf 70,000 gestiegen sein soll, und ihre Affiliationen erstreckten sich selbst nach Frankreich. Da die Mitglieder teilweise ganz unreif waren, den radikalsten Grundsätzen huldigten und alle gemäßigten, anständigen Politiker beschimpften und herabsetzten, so trugen sie wesentlich zum Untergang der Revolution von 1820 bei, zumal als sie 1821 die Majorität in den Cortes erhielten. Nach der zweiten Restauration 1823 wurde die Gesellschaft aufgehoben und die Teilnahme daran mit strengen Strafen bedroht. Vgl. Brück, Die geheimen Gesellschaften in Spanien (Mainz 1881).

Comúni, eine Anzahl Gemeinden in Norditalien an der Grenze gegen Tirol, die durch Sprache und Sitte deutschen Ursprung bekunden. Über ihre Abkunft sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Sie selbst halten sich für Abkömmlinge der bei Verona von Marius geschlagenen Cimbern, doch wird diese Abkunft von Neuern bestritten, da ihre Sprache durchaus nicht ein isolierter Sprachstamm, sondern eine dem bayrisch-tirolischen Oberdeutsch nahestehende Mundart ist. Am annehmbarsten ist die Ansicht, daß die C. als letzter in den Bergen längere Zeit vor Verwelschung geschützt gebliebener Rest ehemaliger, bis ins 13. und 14. Jahrh. nachweisbarer deutscher Bevölkerung des Vicentinischen und Friauls anzusehen sind. Gegenwärtig haben übrigens die meisten dieser C. schon seit Generationen den Gebrauch der deutschen Sprache aufgegeben. Die C. zerfallen in zwei Gruppen: 1) die Tredici C. Veronesi, welche im heutigen Distrikt Tregnago der italienischen Provinz Verona, d. h. im Hochthal des Progno und in den Thälern einiger mehr westlicher Bergflüßchen, wohnen und ehemals, zur Zeit der venezianischen Herrschaft, eine Art von Republik mit großen Vorrechten bildeten; der Gebrauch der deutschen Sprache ist hier lediglich auf die Bewohner der beiden obersten Kirchdörfer im Prognothal Campo Fontana und Giazza beschränkt; 2) die Sette C. (s. d.).

Comus, Gottheit, s. Komos.

Comyn, ein altschott. Geschlecht, welches von einem alten Keltenkönig Donald Mac Duncan abstammen wollte und daher Ansprüche auf den schottischen Thron erhob. 1291 wurden diese Ansprüche nach dem kinderlosen Tod Alexanders III. von John C., Herrn von Badenagh, vor Eduard I. von England geltend gemacht. Dieser schloß sich nach Abweisung derselben an seinen Schwager Baliol (s. d.) an und wurde nach der Schlacht bei Dunbar 1296 von Eduard gefangen gehalten. 1297 freigelassen, verband sich C. mit seinem Haus gegen den Prätendenten Wallace mit Robert Bruce, um von dem englischen König Eduard I. die Anerkennung der schottischen Freiheiten zu erlangen. Überhaupt spielten die C. um jene Zeit sowohl in den innern Fehden als in den Streitigkeiten mit England eine hervorragende Rolle.

Con, ital. Präposition: »mit«; kommt in Verbindung mit Substantiven als musikalische Vortragsbezeichnung sehr häufig vor, z. B. c. abbandono, mit Hingabe; c. anima, s. v. w. Animato ꝛc.

Coena (lat.), s. Cena.

Con amōre (ital.), mit Liebe und Lust.

Conātus (lat.), das Vorhaben. C. delinquendi, s. Versuch des Verbrechens.

Con brio (ital.), s. Brioso.

Conc., Abkürzung auf Rezepten für Concisus (s. d.).

Conca (ital.), Becken; Muschel. C. d'oro (»goldene Muschel«), Beiname des Thals von Palermo.

Concarneau (spr. kongkarnoh), Stadt im franz. Departement Finistère, Arrondissement Quimper, an der Bai von La Forest und der Orléansbahn, besteht aus der mit alten Festungswerken umgebenen Inselstadt und der auf einer gegenüberliegenden Halbinsel angelegten Neustadt und zählt (1876) 4614 Einw. Die Stadt hat einen der besuchtesten Fischereihäfen der Bretagne; 750 meist zum Sardinenfang (Juni bis Dezember) bestimmte Boote (mit 3400 Mann Equipage) gehören den Fischern der Bucht, 60 Unternehmungen befassen sich mit der Zubereitung der Sardinen, 15—20,000 Barils werden jährlich ausgeführt. C. hat auch Seebäder und eine große Anstalt für Fisch- und Krustaceenzucht.

Concēdo (lat.), ich gebe zu, ich stimme bei.

Concentus (lat., »Mitgesang, Zusammenklang«), in der alten Musik der Gesang verschiedener Stimmen im Einklang und in der Oktave; dann überhaupt ein Zusammenklang verschiedener Intervalle, ein Akkord. Vgl. Choral.

Concepción, Provinz von Chile (Südamerika, s. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«), erstreckt sich vom Stillen Ozean bis zu den Kordilleren und hat ein Areal von 9265 qkm (168,3 QM.) mit (1882) 170,385 Einw. Den untern Teil durchschneidet der Fluß Biobio. Das Klima ist angenehm und gesund. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Landbau, der in keinem Teil Chiles eifriger betrieben wird, nächstdem die Viehzucht und in der neuesten Zeit die Bearbeitung der reichen Kohlengruben von Lota, Coronel und Colchura, welche über 4000 Arbeiter beschäftigen. Die Industrie ist unbedeutend. — Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt oberhalb der Mündung des Biobio in der Bai von C. Sie hat breite Straßen, eine Kathedrale, ein Stadthaus, ein Lyceum, ein Krankenhaus und (1882) 19,000 Einw. Ihr Hafen ist Talcahuano (s. d.). Sie wurde 1550 von Pedro de Valdivia dicht am Meer gegründet und nach öftern Zerstörungen durch die Araukaner und durch Erdbeben 1764 an ihre jetzige Stelle verlegt. C. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Concepción, 1) (C. del Uruguay) Hauptstadt der argentin. Provinz Entre Rios, am Uruguay, 1778 gegründet, mit höherer Schule in stattlichem Gebäude, großer Schlächterei, lebhaftem Schiffsverkehr und (1882) 10,000 Einw. — 2) (C. de Apolobamba) Hauptstadt der Provinz Caupolican im südamerikan. Staat Bolivia, ehemals Mission der Franziskaner, deren indianische Einwohner Koka und Kakao bauen und in dem Urwald Fieberrinde und Droguen sammeln. — 3) (C. de la Vega) Stadt in der Dominikan. Republik (San Domingo) und Hauptort der Gemeinde Vega, liegt am Camú, 85 m ü. M., von anmutigen Hügeln umgeben, 6 km südöstlich von Santiago und hat 9000 Einw. — 4) (Villa de la C.) Stadt im mexikan. Staat Chihuahua, 80 km westlich von Chihuahua, im fruchtbaren Hochthal des obern Yaqui, besonders durch seine Äpfel berühmt. Eine Tagereise westlich davon die ehemals sehr ergiebigen Silbergruben von Jesus Maria. — 5) (Villa Real de C.) Stadt im südamerikan. Staat Paraguay, am Paraguay, 410 km oberhalb Asuncion, hat Ausfuhr von Paraguaythee und angeblich (1879) 10,700 Einw., in der That aber kaum 2000.

Concēpi (lat.), ich habe es verfaßt. Sein C. unterschreiben, sich als Verfasser, namentlich einer Rechtsschrift, unterzeichnen. Vgl. Konzipieren.

Conceptio immaculata beatae Virginis (lat.), Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä, s. Marienfeste.

Concertant (franz., spr. kongßertäng, auch ital. concertato oder concertando, spr. kontschert-, »konzertierend«) heißen diejenigen Stimmen eines Tonstücks, welche die Melodien entweder mit der Hauptstimme abwechselnd vortragen und verarbeiten, oder zwischen den Sätzen der Hauptstimme mit Solosätzen sich hören lassen und so gewissermaßen mit der Hauptstimme wetteifern (konzertieren). So spricht man z. B. von einer Arie mit konzertierender Violine ꝛc. Allgemeiner bedeutet c. auch, daß ein Tonstück im brillanten Stil gearbeitet ist, ohne deshalb die Form des Konzerts zu haben. — Duo oder Trio c., s. v. w. Doppel- oder Tripelkonzert, eine Komposition für zwei oder drei konzertierende Soloinstrumente mit Begleitung.

Concertina, s. v. w. Ziehharmonika.

Concertino (ital., spr. -tschi-), kleines Konzert (s. Konzert).

Concerto (ital., spr. -tschérto), Konzert (s. d.); C. grosso, ein Werk im konzertierenden (kontrapunktischen) Stil für mehrere (gewöhnlich drei) Soloinstrumente und eine größere Anzahl Begleitinstrumente.

Concerts du Conservatoire (spr. kongssähr dü kongsserwatŏahr), das angesehenste Konzertinstitut von Paris, eins der besten der Welt, von Habeneck 1828 gegründet. Es besteht aus 74 ordentlichen und 10 Hilfsmitgliedern; den Stamm des Chors bilden 36 ordentliche Mitglieder. Die Zahl der Konzerte war zuerst sechs, jetzt neun; zudem wird seit 1866 jedes Konzert doppelt aufgeführt. Die spätern Dirigenten waren Girard (seit 1849), Tilmant (1860), Hainl (1864), Deldevez (seit 1872).

Concerts spirituels (franz., »geistliche Konzerte«) hießen im 18. Jahrh. in Paris die an den kirchlichen Festtagen, wo die Theater geschlossen waren, aufgeführten Konzerte. Dieselben wurden zuerst von Philidor (1725) ins Leben gerufen und im Schweizersaal der Tuilerien an 24 Tagen im Jahr abgehalten. Sie wurden fortgeführt, bis die Ereignisse der Revolution ihnen ein Ende machten; ihr letzter Dirigent war Le Gros (1791). Die C. hatten eine ähnliche tonangebende Bedeutung wie heute die Concerts du Conservatoire (s. d.). Gegenwärtig finden C. nur in der Karwoche statt, beschränken sich aber auf religiöse Musik. Eine bedeutende Konkurrenz der alten C. waren seit 1770 die Concerts des amateurs (»Liebhaberkonzerte«) unter Leitung Gossecs, seit 1780 als Concerts de la Loge olympique bekannt, für die Haydn sechs Symphonien geschrieben hat.

Concetti (ital., spr. -tschetti), Gedanken oder Einfälle, die durch ihre Fassung frappieren und auf das Frappieren berechnet sind, oft mit dem Nebensinn des Gesuchten und Geschmacklosen; Witzspielereien, sinnreiche Wendungen, wie sie sich z. B. für das Epigramm eignen, 2c. Daher Concettisten, die italienischen Dichter des 17. Jahrh. (Marini und seine Schule), welche die C. in die Mode brachten.

Concha (lat.), zweischalige Muschel, besonders Flußmuschel; die Vertiefung der Ohrmuschel zum Gehörgang. Conchae praeparatae, gereinigte und fein pulverisierte Austernschalen, welche als säuretilgendes Mittel, als Zahnpulver 2c. Anwendung finden. In der Architektur Bezeichnung für ein Muschelgewölbe, eine Halbkuppel, daher s. v. w. Apsis.

Concha (spr. kontscha), 1) Don José Gutierrez de la, Marquis von Havana, span. General, geb. 1800, diente zuerst in Amerika, dann im Kriege gegen die Karlisten. Nach dem Vertrag von Bergara 1839 wurde er Generalleutnant, war 1843–46 Generalkapitän der baskischen Provinzen, unterdrückte in dieser Stellung die Erhebung von Santiago und wurde zum obersten Chef der spanischen Reiterei ernannt. 1849 wurde er Generalkapitän der Insel Cuba, doch infolge des Einfalls des Abenteurers Lopez 1852 abberufen und durch General Canedo ersetzt. Dies führte ihn in die Reihen der Opposition. 1853 nach Mallorca verbannt, flüchtete er sich, wie sein Bruder Manuel, nach Frankreich und wurde in Bordeaux interniert. Die Revolution von 1854 führte ihn nach Spanien zurück und verschaffte ihm wieder die Stelle eines Generalkapitäns von Cuba, die er jedoch 1856 durch Narvaez wieder verlor. Darauf nahm er eifrigen Anteil an den Sitzungen des Senats und machte sich als parlamentarischer Redner bemerkbar. Im Juli 1862 übernahm er an der Stelle Mons den Gesandtschaftsposten in Paris, trat aber im Dezember von demselben zurück, weil er sich durch das Auftreten des Generals Prim in Mexiko bloßgestellt glaubte, begab sich nach Madrid und bekämpfte im Senat die mexikanische Politik des Ministeriums. Im März 1863 trat er als Kriegsminister in das Kabinett Miraflores, bekleidete interimistisch das neugeschaffene Ultramarin-Ministerium und wurde im Dezember 1864 Präsident des Senats. Beim Ausbruch der Septemberrevolution 1868 übernahm er nach Bravos Rücktritt das Ministerium, doch konnte er den Thron Isabellas nicht retten. Er schloß sich darauf der alfonsistischen Partei an und war 1874 wieder auf einige Zeit Generalkapitän von Cuba.

2) Don Manuel Gutierrez de la, Marquis del Duero, span. General, Bruder des vorigen, geb. 25. April 1808 zu Cordova in Argentinien, wurde als der Sohn eines Offiziers, welcher im Kampf gegen die aufständische Regierung von La Plata gefallen war, als Kadett in die königliche Garde aufgenommen. Während des spanischen Bürgerkriegs diente er im Heer der Christinos, sich durch seine Unerschrockenheit in mehreren Gefechten auszeichnend. Als Hauptstütze der Partei der Moderados 1843 bei dem Sturz Esparteros beteiligt, wurde er zum Kommandanten in Valencia und Murcia ernannt, zwang Saragossa, das sich für Espartero erhoben hatte, zur Kapitulation und besetzte Barcelona. 1844 unterdrückte er eine progressistische Bewegung in Cartagena, 1845 als Generalkapitän von Katalonien eine Erhebung dieser Provinz gegen den Konskriptionszwang. Bei den Differenzen, welche 1847 Spanien mit Portugal hatte, wurde er mit 6000 Mann nach Portugal geschickt, besetzte Oporto und löste diese portugiesische Frage durch geschickte Unterhandlungen ohne Blutvergießen. Zur Belohnung hierfür wurde er zum Granden erster Klasse und Marquis del Duero erhoben. Als Mitglied der Cortes, in welche er mehrmals gewählt wurde, hatte er seinen Sitz auf seiten der gemäßigten Rechten. Bei der römischen Expedition 1849, welche die Revolution zu Rom niederschlagen sollte, bekleidete er ein Kommando, besetzte Terracina, richtete aber mit seinen Truppen nichts aus. 1853 unterzeichnete er mit General O'Donnell und andern eine Adresse an die Königin Isabella, worin ein liberaleres Regiment und die sofortige Einberufung der Cortes gefordert wurden. Deshalb nach den Kanarischen Inseln verwiesen, floh er nach Frankreich. Als infolge der von O'Donnell geleiteten Revolution Narvaez 1854 gestürzt ward und Isabella sich genötigt sah, Espartero zum Ministerpräsidenten zu ernennen, kehrte C. nach Spanien zurück, nahm thätigen Anteil an der Revolution, erhielt alle seine Würden wieder und den Titel eines Marschalls. In der Septemberrevolution 1868 stand er nebst seinem Bruder José auf seiten der Königin und übernahm den Oberbefehl in Madrid, begnügte sich aber, da der Bourbonenthron unhaltbar war, mit der Aufrechthaltung der Ordnung, bis die siegreiche Revolutionsarmee ankam. Als Befehlshaber des 3. Korps im Karlistenkrieg 1873 hatte er das Hauptverdienst an der Entsetzung von Bilbao. Daher wurde er im Mai 1874 von Serrano zum Oberbefehlshaber der Nordarmee ernannt, fiel aber nach einem dreitägigen Angriff auf die festen Stellungen der Karlisten bei Estella an der Spitze seiner Truppen 27. Juni.

Conchagua (spr. -tschágwa), Vulkan in Mittelamerika (San Salvador), an der Westseite der Fonsecabai, 1160 m hoch, der noch in historischen Zeiten Ausbrüche gehabt hat, aber jetzt ruht.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Conches (C. en Ouche, spr. kongsch än-uhsch), Stadt im franz. Departement Eure, Arrondissement Evreux, am Rouloir und an der Westbahn, hat eine Kirche aus dem 15. Jahrh., mit hübschem Turm und Glasmalereien, Ruinen eines alten Wartturms und einer Abtei, Eisenwerke und (1876) 2042 Einw.

Conchinin, s. Chinidin.

Conchos (Rio de los C., spr. kontschos), Fluß im nördlichen Mexiko, entspringt auf der Sierra Madre, durchfließt den fruchtbaren Teil des Staats Chihuahua und mündet nach 480 km langem Lauf unweit Presidio del Norte in den Rio Grande. Genannt wird der Fluß nach den Conchosindianern.

Concierge (franz., spr. kongßjärsch), jetzt s. v. w. Portier; früher Schloßvogt, Gefängniswärter etc.

Conciergerie (franz.), s. v. w. Haus- oder Schloßvogtei (Wohnung eines Concierge); insbesondere das aus dem Mittelalter stammende, jetzt für Untersuchungsgefangene bestimmte Gefängnis in Paris, das ehedem als königliche Burgvogtei und Fronfeste, nachmals als Parlamentsgefängnis diente und besonders in der ersten französischen Revolution als »Vorhalle der Guillotine« eine Rolle spielte. Dasselbe liegt in der Nähe des Justizpalastes am Quai de l'Horloge und ist kenntlich durch zwei alte, starke, fast fensterlose Türme, Reste der ältesten Königsresidenz von Paris, welche zur C. gehören. Der Burghof mit umlaufenden Gängen rührt aus dem 13. Jahrh. her; den Unterbau bildet eine Reihe gewölbter, dunkler Räume. Hierher wurden während der Schreckenszeit allabendlich die zum Tod Verurteilten gebracht, um tags darauf das Schafott zu besteigen; noch jetzt zeigt man den Kerker, in welchem kurz nacheinander Danton, Hébert, Chaumette und Robespierre ihre letzte Nacht zubrachten. Unfern davon war die Zelle, welche Marie Antoinette vor ihrer Verurteilung bewohnte; dieselbe wurde 1816 in eine Sühnkapelle umgewandelt, die jedoch im Mai 1871 während des Kommuneaufstandes zerstört wurde. Der westliche Teil der C. ist ganz neu und mit luftigen Zellen versehen; in demselben befindet sich auch der Kassationshof.

Conciliabŭlum (lat.), Sammelplatz, Versammlungsort; auch eine heimliche, unrechtmäßige Versammlung, namentlich kirchliche.

Concilium (lat.), Versammlung, s. Konzil.

Concino Concini (spr. -tschi-), Marschall, s. Ancre.

Concio (Contio, lat.), Volksversammlung.

Concisus (lat.), auf Rezepten: zerschnitten, von Wurzeln, Stengeln etc., oft in Verbindung mit Contusus, zerstoßen. S. Konzis.

Conclamātum est (lat.), sprichwörtliche Redensart, s. Konklamation.

Concludéndo (lat.), schließlich.

Conclusio (lat., »Verschließung«), in der Rhetorik Schluß einer Rede, auch geschickter Schlußfall der Perioden; Schlußfolgerung; Beschlußfassung. C. causae (Aktenschluß), im frühern Prozeßverfahren die ausdrückliche Erklärung des Richters, daß das Streitverhältnis festgestellt und weiteres thatsächliches Vorbringen seitens der Parteien ausgeschlossen sei. — C. libelli, im frühern Prozeßverfahren der Schluß der Klage im Zivilprozeß, enthaltend die Schlußfolgerung aus dem Klagegrund und der Geschichtserzählung, also das eigentliche Gesuch des Klägers.

Conclūsum (lat.), Beschluß; C. imperii, im alten Deutschen Reich s. v. w. Reichstagsbeschluß.

Concord (spr. könn-), 1) Hauptstadt des nordamerikan. Staats New Hampshire, liegt an beiden Ufern des vierfach überbrückten und schiffbaren Merrimak, 90 km nordnordwestlich von Boston, hat ein Kapitol von gehauenem Granit, ein großartiges Gefängnis, ein Irrenhaus, eine Staatsbibliothek, die verschiedensten Fabriken, Steinbrüche und (1880) 13,843 Einw. — 2) Dorf im nordamerikan. Staat Massachusetts, 30 km nordwestlich von Boston, mit (1880) 3922 Einw. Der Ort ist merkwürdig durch den Provinzialkongreß von 1774 sowie dadurch, daß hier 19. April 1775 den Engländern der erste aktive Widerstand geleistet ward, woran ein 1835 errichteter Granitblock erinnert.

Concordantia (mittellat.), s. Konkordanz.

Concordia (lat.), Eintracht, Einklang, Harmonie; Name mehrerer Schriften, worin kirchliche Lehrsätze der protestantischen Kirche, worüber sich streitende Parteien vereinigt hatten, aufgestellt wurden. Am bekanntesten ist die Wittenberger C. von 1536, welche die Abendmahlsstreitigkeiten beilegen sollte. Vgl. Konkordienbuch und Konkordienformel.

Concordia (La C.), 1) Stadt der Argentinischen Republik, Provinz Entre Rios, am schiffbaren Uruguay, nicht weit vom Uruguay und unterhalb der Salto grande genannten Stromschnellen desselben, hat lebhaften Handel und (1882) 10,000 Einw. 1884 betrug die Einfuhr 982,000, die Ausfuhr (Paraguaythee und Pökelfleisch) 2,050,000 Pesos. Eine Eisenbahn verbindet C. mit dem höher am Uruguay gelegenen Caseros (s. d.). — 2) Hafenort im zentralamerikan. Staat San Salvador, an der Südsee, für Schiffe von 3,5 m zugänglich, ist Ausfuhrhafen von San Vincente.

Concordia, bei den Römern die Göttin der Eintracht, welcher mehrmals nach Verfassungskrisen Heiligtümer errichtet wurden. Das berühmteste derselben war der 367 v. Chr. von Camillus am Abhang des Kapitols errichtete Tempel, der später von Tiberius erneuert wurde und in seinem Unterbau noch erhalten ist. Als C. Augusta wurde C. dann zur besondern Schutzgöttin der kaiserlichen Familie, und ihr Kult gehörte während der Kaiserzeit zu den angesehensten. Ihr Symbol war bald Füllhorn, bald Ölzweig.

Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur, Sprichwort aus Sallust (»Jugurtha«, 10): »Durch Eintracht wächst das Kleine, durch Zwietracht zerfällt das Größte«.

Concretum (lat.), s. Konkret.

Concursus ad delictum (lat.), s. Teilnahme am Verbrechen.

Condamine, La, s. Lacondamine.

Condat (spr. kongda), Stadt, s. Saint-Claude.

Condé (spr. köngdé), 1) (C. sur l'Escaut) Stadt und Festung dritten Ranges im franz. Departement Nord, Arrondissement Valenciennes, nahe der belgischen Grenze, zur Zeit der Revolution Nord-Libre genannt, am Zusammenfluß der Hayne und Schelde und an der Nordbahn, in sumpfiger Gegend, hat ein Schloß (von 1411, das Stammhaus des Geschlechts der Condé), ein schönes Arsenal, ein Collège und (1876) 3382 Einw., welche Zichorien-, Seife-, Stärkefabrikation, Schiffbau und Handel treiben. Die Franzosen entrissen die Stadt 1676 den Spaniern und behielten sie im Frieden von Nimwegen. — 2) (Vieux-C.) 2 km nördlich von dieser Stadt (C. 1) gelegenes Dorf mit bedeutenden Steinkohlengruben, einiger Industrie und (1876) 3617 Einw. — 3) (C. sur Noireau) Stadt im franz. Departement Calvados, Arrondissement Vire, am Zusammenfluß des Noireau mit der Drouance, in unfruchtbarer Gegend, Station der Westbahn, mit Collège, Handelsgericht, bedeutenden Baumwollspinnereien, Webereien, Färberei, Eisenwerken und (1876) 6835 Einw.

Condé (spr. köngdé), altes und berühmtes Geschlecht im Hennegau, dessen Stammsitz die Stadt C. (s. oben)

war. **Gottfried von C.** (um 1200), der die Hälfte der Herrschaft C. besaß, war Stammvater der Freiherren von C., die aber schon 1391 mit Johann ausstarben. Die andre Hälfte der Herrschaft C. besaßen zu Gottfrieds Zeiten die Herren von Avesnes; durch Maria Avesnes, Gräfin von Blois (gest. 1241), kam sie an Hugo von Châtillon, Grafen von Saint-Pol. Eine Urenkelin derselben, Johanna, Frau auf C., heiratete 1335 **Jakob I. von Bourbon**, Grafen von La Marche (gest. 1361), und ward Stammmutter des Hauses Bourbon. Ihr zweiter Sohn, **Ludwig von Bourbon**, Graf von Vendôme, erhielt die Herrschaft C., wovon sein Urenkel Ludwig von Bourbon den fürstlichen Titel annahm; derselbe begründete den C. genannten Seitenzweig des Hauses Bourbon.

1) **Ludwig I. von Bourbon, Prinz von**, jüngster Sohn Karls von Bourbon, Herzogs von Vendôme, Bruder des Königs Anton von Navarra, geb. 7. Mai 1530 zu Vendôme, machte 1549 den Zug nach Boulogne, das damals England gehörte, dann auch nach Metz, Toul und Verdun mit und war 1552 unter den Verteidigern von Metz. 1556 wohnte er der Schlacht bei St.-Quentin sowie 1558 den Belagerungen von Calais und Diedenhofen bei und erhielt von Franz II. den Auftrag, vom König von Spanien den Eid, womit dieser den Frieden von Câteau-Cambrésis bekräftigte, entgegenzunehmen. Beim Ausbruch der Religionskriege, in welchen sich zugleich die Häuser Bourbon und Guise bekämpften, stellte sich C. mit Coligny an die Spitze der Hugenotten. Da er bei der Verschwörung von Amboise, welche die Gefangennahme des Königs zum Zweck hatte, beteiligt war, so wurde er 30. Okt. 1560 in Orléans verhaftet und in summarischer Weise zum Tod verurteilt, aber durch den Tod Franz' II. gerettet. Er versöhnte sich darauf zum Schein mit den Guisen und wurde zum Gouverneur der Picardie ernannt, trat jedoch 11. April 1562 wieder an die Spitze der Hugenotten und eröffnete den Krieg mit Wegnahme von Orléans, Rouen und andern Städten. Am 19. Dez. 1562 bei Dreux von dem Herzog von Guise geschlagen und gefangen genommen, erlangte er durch den Frieden von Amboise (19. März 1563) seine Freiheit wieder. C. kämpfte darauf für die Regierung vor Havre gegen die Engländer, sah sich aber durch die zweideutige Haltung der Katharina von Medicis zu neuen Feindseligkeiten gedrängt. Nach einem vergeblichen Versuch, sich des Königs Karl IX. zu Monceaux zu bemächtigen (1567), erschien er vor Paris, doch ohne Erfolg, und belagerte nach der Schlacht bei St.-Denis (10. Nov.) mit deutschen Hilfstruppen Chartres, worauf 10. März 1568 abermals Friede geschlossen wurde, der aber wieder keinen Bestand hatte. Schon Anfang 1569 standen sich die Parteien wieder in Waffen gegenüber. Am 13. März 1569 kam es in der Nähe von Jarnac zur Schlacht, in welcher die Hugenotten unter Colignys und Condés Anführung von dem vom Herzog von Anjou befehligten katholischen Heer geschlagen wurden. C. selbst wurde verwundet und gefangen und, als man seine Wunden verbinden wollte, von Montesquiou, dem Anführer der Schweizergarde, niedergeschossen. C. war zweimal vermählt, zuerst mit Eleonore de Roye, einer Nichte Colignys (geb. 1535, gest. 23. Juli 1564), die Mutter von acht Kindern wurde und ihren Gemahl hauptsächlich zum standhaften Ausharren für die Hugenotten bewog (vgl. Delaborde, Él. de Roye, princesse de C., Par. 1876), dann mit Franziska von Orléans, des Franz von Orléans und der Jakobine von Rohan Tochter, die ihm drei Söhne schenkte und 11. Juni 1601 starb. Vgl. »Mémoires de Louis de Bourbon, prince de C.« (Straßb. 1589, 3 Bde.; Par. 1743, 6 Bde.).

2) **Heinrich I., Prinz von**, Herzog von Enghien, geb. 29. Dez. 1552 zu La Ferté sous Jouarre, ältester Sohn des vorigen, focht an der Seite des Admirals Coligny und seines Vetters Heinrich von Navarra 1570 bei Arnay le Duc; aus der Metzelei der Pariser Bluthochzeit rettete ihn nur der Übertritt zur katholischen Kirche, zu dem er sich aber erst im Oktober entschloß. 1573 nahm er an der Belagerung von La Rochelle teil und ward dann Gouverneur der Picardie. Nach dem Tod Karls IX. trat er zum Calvinismus zurück, warb in Deutschland und England Truppen, trat an die Spitze der Hugenotten und erzwang 1576 von dem Hofe für die Reformierten Gewissensfreiheit und unbeschränkte öffentliche Religionsübung; 1577 aber brach der Krieg wieder aus und wurde nach kurzem Stillstand 1579 erneuert. C. nahm zwar die Festung La Fère in der Picardie, war aber bald genötigt, in Deutschland, England und den Niederlanden Hilfe zu suchen. Unterdes hatte sich der König von Navarra mit dem Hofe versöhnt, wodurch auch C. 1580 zur Niederlegung der Waffen genötigt wurde. Aber 1585—86 stand er wieder in Waffen, mußte 1585 nach einem mißlungenen Sturm auf Angers nach Guernsey flüchten, entschied aber mit seiner schweren Reiterei die Schlacht bei Coutras (20. Sept. 1587). Er starb 5. März 1588 in St.-Jean d'Angely mitten in seinen Bemühungen, sich in Angoumois, Saintonge, Aunis, Poitou und Anjou eine unabhängige Herrschaft zu gründen. Man beschuldigte seine zweite Gemahlin, Charlotte de la Trémouille, die er 1586 nach dem Tode der ersten, Marie de Clèves, geheiratet hatte, C. vergiftet zu haben, weil sie von einem Pagen, Belcastel, schwanger war und Strafe für diesen Ehebruch fürchtete. Die Prinzessin wurde erst nach siebenjähriger Haft in Rochefort für unschuldig erklärt.

3) **Heinrich II., Prinz von**, Herzog von Enghien, Sohn des vorigen, geb. 1. Sept. 1588 nach seines Vaters Tod zu St.-Jean d'Angely. Der Prozeß gegen seine Mutter hatte zur Folge, daß er sieben Jahre deren Haft teilte; erst nach ihrer Freisprechung kam er 1595 an den Hof, wurde als Prinz von Geblüt und eventueller Thronfolger anerkannt und in der katholischen Religion erzogen. Am 17. Mai 1609 vermählte sich C. mit der schönen Charlotte Margarete von Montmorency, entdeckte aber bald, daß der König diese Heirat nur gestiftet hatte, um die von ihm geliebte Prinzessin in seine Nähe zu bringen. C. floh deshalb mit ihr 1609 nach Belgien, von wo er sich, um den Verfolgungen Heinrichs IV. zu entgehen, nach Mailand begab. Erst nach Heinrichs IV. Ermordung zog er 16. Juli 1610 feierlich in Paris ein. Marschall d'Ancres wachsender Einfluß kränkte ihn so, daß er 1614 den Hof verließ und im Juli 1615 zu den Waffen griff. Er erzwang den Vertrag von Loudun vom 20. Jan. 1616, intrigierte aber dann trotz der Gunstbezeigungen des Königs mit dem rebellischen Herzog von Longueville, bis er 1. Sept. 1616 im Louvre verhaftet und erst nach der Bastille, dann nach Vincennes gebracht wurde. Am 16. Okt. 1619 durch Luynes befreit, war er von nun an ein treuer Diener des königlichen Hauses und focht wiederholt gegen die Reformierten. Die Verurteilung seines Schwagers Montmorency verschaffte ihm einen bedeutenden Güterzuwachs; 1635 erhielt er zu dem Gouvernement von Burgund noch das von Lothringen, befehligte 1636 die zur Eroberung von Hochburgund bestimmte Armee, mußte aber schon die

Belagerung der Grenzstadt Dôle aufgeben und vermochte kaum die Hauptstadt Dijon vor Gallas' Truppen zu retten. 1638 focht er an der spanischen Grenze. Nach Ludwigs XIII. Tode trat er an die Spitze des Staatsrats und starb 26. Dez. 1646 in Paris. Vgl. Herzog von Aumale, Histoire des princes de C. 1530 à 1610 (2. Aufl., Par. 1885, 4 Bde.); Henrard, Henri IV et la princesse de C. (Brüss. 1885).

4) Ludwig II. von Bourbon, Prinz von, der große C. genannt, Sohn des vorigen, einer der größten Feldherren seines Jahrhunderts, geb. 8. Sept. 1621 zu Paris, wohnte 1640 der Belagerung von Arras bei, erhielt 1642 den Oberbefehl über die französische Armee in den Niederlanden, schlug die Spanier bei Rocroi 1643, drang in Flandern und Hennegau ein und nahm 20. Aug. Diedenhofen. 1644 zog er nach dem Elsaß, um Guébriant zu verstärken, eilte dann Turenne zu Hilfe und errang 3. Aug. 1645 bei Allersheim unweit Nördlingen einen großen, aber mit schweren Opfern erkauften Sieg; er selbst wurde verwundet und mußte nach Frankreich zurückkehren. 1646 kommandierte er in den Niederlanden gegen die Spanier und eroberte Dünkirchen. Der Tod seines Vaters machte ihn zum Haupt seines Hauses und nächst dem Herzog von Orléans zum ersten Mann Frankreichs. 1647 focht er ohne Glück in Katalonien, war dagegen 1648 siegreich in den Niederlanden, wo er die Schlacht bei Lens 20. Aug. gewann, worauf er durch die Unruhen der Fronde nach Frankreich zurückgerufen wurde. Er stellte sich auf die Seite des Hofes, schloß, als derselbe 6. Jan. 1649 Paris heimlich verlassen, die Stadt ein und brachte den Vertrag von Ruel (1. April) zu stande. Da er sich aber mit den Häuptern der Fronde überwarf und Mazarin zu stürzen drohte, verbanden sich diese gegen den anmaßenden Prinzen und ließen ihn 18. Jan. 1650 mit seinem Bruder, dem Prinzen Conti, und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville, verhaften und nach Vincennes abführen; seine Schwester und ihr Günstling, der Herzog von Larochefoucauld, aber entflohen, und letzterer bewaffnete mit dem Herzog von Bouillon die Stadt Bordeaux wider den Hof. Auch Turenne erklärte sich für die Prinzen und rückte siegreich bis auf eine Tagereise von Vincennes vor, von wo die gefangenen Prinzen nach Le Havre abgeführt wurden. Das Parlament, die Fronde und der Herzog von Orléans forderten die Befreiung der Prinzen, und während Mazarin nach Köln entfloh, trat C. in Paris an dessen Stelle, sah sich aber bald durch die Intrigen der Königin-Mutter und des Kardinals Retz genötigt, Paris zu verlassen, und stellte sich mit Orléans an die Spitze eines Heers, welches, mit den Spaniern vereinigt, von Belgien in Frankreich einrückte. Er behauptete sich 2. Juli 1652 gegen einen Angriff Turennes im Besitz von Paris, verließ es aber 13. Okt., da das Volk von ihm abfiel, und trat als Generalissimus in spanische Dienste. Er wurde darauf als Hochverräter zum Tod verurteilt und seiner Güter und Würden verlustig erklärt, erhielt in dem 1659 mit Spanien geschlossenen Frieden zwar völlige Verzeihung und Wiedereinsetzung in die frühern Würden, jedoch erst 1668 wieder ein selbständiges Kommando und eroberte die Franche-Comté. Als 1672 Ludwig XIV. Holland angriff, befehligte C. ein Korps von 30,000 Mann, nahm 4. Juni Wesel und bewerkstelligte 12. Juni den berühmten Rheinübergang, wurde aber dabei verwundet. Am 11. Aug. 1674 lieferte er den verbündeten Spaniern, Österreichern und Holländern die siegreiche Schlacht bei Seneffe. 1675 erhielt er nach Turennes Tode den Oberbefehl am Oberrhein. Hier nötigte er seinen Gegner Montecuccoli, die Belagerung von Hagenau aufzugeben, und entsetzte Zabern; doch zwang ihn Podagra, vom Kriegsschauplatz abzutreten. Er zog sich auf seinen Landsitz zu Chantilly zurück und starb 11. Dez. 1686 in Fontainebleau. Vgl. La Coste, Histoire de Louis de Bourbon II du nom, prince de C. (Köln 1695; 3. Ausg., Haag 1738); Desormeaux, Histoire de Louis de Bourbon (Par. 1766—68, 4 Bde.); »Essai sur la vie du grand C. par Louis Joseph de Bourbon, son quatrième descendant« (Lond. 1806); Fitzpatrick, Great C. and the period of the Fronde (2. Aufl., das. 1874).

5) Ludwig Heinrich, Prinz von, Herzog von Bourbon und von Enghien, Urenkel des vorigen, Sohn Ludwigs III. von C., geb. 18. Aug. 1692, Pair von Frankreich, Großhofmeister des königlichen Hauses und Gouverneur von Burgund, wohnte den Feldzügen von 1710 und 1711 bei, ward nach Ludwigs XIV. Tod Präsident des Regentschaftsrats, 1716 Präsident des Kriegsrats, 1718 Generalleutnant und erhielt die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königs. Nach dem Tode des Herzogs von Orléans, 2. Dez. 1723, ward er Premierminister, doch bei seiner Unfähigkeit und Trägheit 1726 durch Fleury verdrängt, gegen welchen er ohne Erfolg konspirierte. Er starb 27. Jan. 1740 in Chantilly.

6) Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz von, Sohn des vorigen und der Prinzessin Karoline von Hessen-Rheinfels, geb. 9. Aug. 1736, erhielt, noch nicht vier Jahre alt, das Gouvernement von Burgund, nahm an dem Feldzug von 1757 mit Auszeichnung teil und siegte 30. Aug. 1762 unweit Friedberg über den Erbprinzen von Braunschweig. 1771 unterzeichnete er das Memorial an den König sowie den Protest gegen das Edikt vom Dezember 1770, betreffend die Reorganisation der Parlamente, was ihm Verbannung zuzog. Bald zurückgerufen, lebte er meist in Chantilly, wo er eine gelehrte Gesellschaft um sich versammelte. Die Revolution vertrieb ihn schon 1789 aus Frankreich; er ging nach Brüssel und Turin und bildete 1792 eine Emigrantenarmee, welche sich dem verbündeten Heer bei dem Einfall in Frankreich anschloß. Er kämpfte tapfer, aber ohne erhebliche Erfolge im Elsaß. Nach dem Frieden von Campo Formio 1797 trat C. in russische Dienste und focht 1799 unter Suworow in der Schweiz gegen die französische Republik. Den Feldzug von 1800 machte er unter österreichischen Fahnen mit, ward aber durch den Lüneviller Frieden genötigt, sein Korps aufzulösen, und ging nach England, wo er in Zurückgezogenheit lebte. Am 4. Mai 1814 kehrte er nach Paris zurück und wurde mit Ehren überhäuft. Nach der zweiten Restauration zog er sich nach Chantilly zurück, wo er bis an seinen Tod 13. Mai 1818 in Zurückgezogenheit lebte. Er erbaute das Palais Bourbon, in welchem die Deputiertenkammer tagt. Er schrieb: »Essai sur la vie du grand C.« (Lond. 1806). Vgl. Chamballand, Vie de Louis Joseph, duc de C. (Par. 1819—20, 2 Bde.).

7) Ludwig Heinrich Joseph, Prinz von, Sohn des vorigen, geb. 13. April 1756, schlug sich 1780 mit dem Grafen von Artois, nachmaligem König Karl X., und ward deshalb nach Chantilly verwiesen. In demselben Jahr trennte er sich von seiner Gemahlin Luise Marie Therese von Orléans, die er aus dem Kloster entführt und die ihm den unglücklichen Herzog von Enghien geboren hatte, unternahm 1782 mit dem Grafen von Artois die Belagerung von Gibraltar und ward Marschall. Später kämpfte er mit

Auszeichnung in den Reihen der Emigrierten. Von 1800 bis 1814 lebte er in England, kehrte mit den Bourbonen nach Frankreich zurück und versuchte 1815 die Vendée zum Aufstand gegen Napoleon I. aufzureizen, mußte aber in Nantes kapitulieren und sich nach Spanien einschiffen. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich lebte er größtenteils in Chantilly mit der Frau seines Adjutanten Barons Feuchères, Sophie Dawes, geborne Clarke, einer englischen Abenteuerin der gemeinsten Art, welche den alten Roué gänzlich für sich gewonnen hatte. Nach dem Sturz Karls X. huldigte C. dem König Ludwig Philipp. Am 29. Aug. 1830 wurde er in seinem Palast in Paris an einem Fensterladen seines Schlafzimmers erhängt gefunden; kurz vorher hatte er seinen Paten, den Herzog von Aumale, vierten Sohn Ludwig Philipps, zum Haupterben seines unermeßlichen Vermögens eingesetzt und der Baronin Feuchères 2 Mill. Frank und zwei seiner Güter vermacht. Die Ärzte erklärten, daß der Prinz durch Selbstmord geendet habe; die Seitenverwandten der Condés, die Prinzen von Rohan, und die öffentliche Meinung beschuldigten aber Ludwig Philipp der Erbschleicherei und die Feuchères des Mordes, da der Prinz die Absicht gehabt habe, sich der Herrschaft seiner Mätresse zu entziehen, sein Testament zu gunsten des Grafen Chambord zu ändern und Frankreich zu verlassen. Dennoch wurde gegen die Feuchères, als eine Voruntersuchung ohne Resultat blieb, keine kriminalgerichtliche Verfolgung eingeleitet, und der Herzog von Aumale gelangte in den Besitz der Condéschen Güter; dessen ältester Sohn, Ludwig (geb. 1845, gest. 1866), führte auch den Titel eines Prinzen von C. Vgl. »Histoire complète du procès relatif à la mort et au testament du duc de Bourbon« (Par. 1832). Mit dem Prinzen erlosch das Geschlecht C.; seine rechtmäßige Gemahlin starb 10. Jan. 1822 in Paris.

8) Ludwig Anton Heinrich, s. Enghien.

Condictio (lat.), jede persönliche Klage, dann insbesondere eine solche persönliche Klage, die durch einseitige Kontraktsverhältnisse veranlaßt wird und auf eine Eigentumsübertragung abzweckt. C. causa data, causa non secuta, Klage auf Zurückgabe einer Sache, die jemand aus nachher weggefallenem Grund zugewiesen worden; c. certi, Klage auf Zurückgabe eines bestimmten Gegenstandes; c. ex chirographo, Klage aus einer Handschrift; c. ex mutuo, Klage auf Rückzahlung eines Darlehens; c. ex stipulato, Klage auf Versprechenserfüllung; c. furtiva, Klage auf Rückgabe von Entwendetem; c. indebiti, Klage auf Rückerstattung einer Zahlung, die man irrtümlich ohne Verpflichtung dazu geleistet hatte; c. liberationis, Klage auf Befreiung von einer Verbindlichkeit; c. ob turpem causam, Klage auf Rückgabe desjenigen, was ein andrer aus gesetzwidrigem Grund empfangen; c. sine causa, Klage auf Rückgabe einer Sache, die ohne Rechtsgrund in jemandes Besitz gekommen ist.

Condidit (lat.), er hat gegründet, gestiftet.

Condillac (spr. kongdijack), Etienne Bonnot de Mably de, franz. Philosoph, geb. 30. Sept. 1715 aus einer adligen Familie zu Grenoble, ward als Abbé Instruktor des Infanten von Parma, nachmaligen Herzogs Ferdinand, 1768 Mitglied der französischen Akademie, die er aber seit dem Tag seiner Aufnahme nicht wieder besucht hat, lebte sehr zurückgezogen; starb 3. Aug. 1780 auf seinem Landgut Flur bei Beaugency. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit dem »Essai sur l'origine des connaissances humaines« (Amsterd. 1746, 1788; deutsch von Hißmann, 1780). In der Folge erschienen: »Traité des systèmes« (Haag 1749, 2 Bde.); »Traité des sensations« (Lond. u. Par. 1754; deutsch von Johnson, Berl. 1870); »Traité des animaux« (Amsterd. 1755); »Le commerce et le gouvernement considérés relativement l'un à l'autre« (Amsterd. u. Par. 1776; abgedruckt in der »Collection des principaux économistes«, Bd. 14, 1847); »Cours d'étude de l'instruction du prince de Parme« (Zweibrücken 1782); »La logique, ou les premiers développements de l'art de penser« (Par. 1781); aus seinem Nachlaß: »La langue des calculs« (1798, neue Ausg. 1877). Seine »Œuvres complètes« erschienen öfters (zuerst Par. 1798, 23 Bde.; dann 1803, 32 Bde.; 1824, 16 Bde.). C. ist der Begründer des Sensualismus, indem er nicht mehr, wie Locke, die innere Wahrnehmung als eine zweite Erkenntnisquelle neben der äußern gelten ließ, sondern aus der letztern als einziger Quelle alle Vorstellungen als Umbildungen der Sinneswahrnehmung (sensation transformée) genetisch abzuleiten suchte. Zu diesem Zweck machte C. die Fiktion, daß einer Marmorstatue nacheinander die einzelnen Sinne gegeben werden und zwar zunächst der Geruchs-, dann der Tast- und die übrigen Sinne, wodurch die Bildung des Seelenlebens immer reicher und vollkommener werde. Gipfelpunkt desselben ist das Ich als die Gesamtheit aller gehabten Sensationen. Ungeachtet diese Lehre von den Materialisten der Encyklopädie (Diderot, d'Alembert, Holbach) eifrig ergriffen und verteidigt wurde, war C. selbst ein Gegner des Materialismus, da die Materie ausgedehnt und teilbar sei, das Empfinden (und Denken) aber ein einheitliches Substrat (ein einfaches Seelenwesen) voraussetze. Condillacs Psychologie hat in Frankreich und England großen Einfluß geübt.

Con discrezione (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: mit Zurückhaltung, besonders in Bezug auf die Begleitung einer Solostimme angewendet.

Conditio (lat.), Bedingung; c. sine qua non, Bedingung, ohne welche nicht (eine Sache geschehen kann); sub conditione, unter der Bedingung.

Conditionaliter (lat.), bedingt, bedingungsweise.

Con dolcezza (ital., spr. -doltsch-), musikal. Vortragsbezeichnung: »mit Süßigkeit«, lieblich.

Condom (spr. kongdóng), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Gers, am Zusammenfluß der Baïse und der Gèle und an der Südbahn, in einem schönen Thal, hat eine schöne ehemalige Kathedrale, ein Collège, eine Zeichenschule, eine Bibliothek und (1881) 5625 Einw., welche Wollspinnerei, Fabrikation von Essig etc. und beträchtlichen Handel mit Cerealien, Mehl und Wein treiben. C., durch die Hugenottenkriege sehr heruntergekommen, war Hauptstadt der alten gascognischen Landschaft Condomois, welche gegenwärtig unter die Departements Landes und Lot-et-Garonne verteilt ist.

Condominium (lat.), Miteigentum, das Eigentum, welches mehreren an einer Sache so zusteht, daß jeder einen ideellen Anteil hat. Vgl. Kondominat.

Condor, Goldmünze in Chile, $^{9}/_{10}$ fein, à 10 Pesos, gesetzlich = 38,826 Mk.; in Neugranada = 40,563 Mk.

Condorcet (spr. kongdorssä), Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis von, franz. Gelehrter, geb. 17. Sept. 1743 zu Ribemont bei St.-Quentin, widmete sich vorzugsweise mathematischen Studien und erlangte, seit 1762 in Paris wohnhaft, durch seinen »Essai sur le calcul intégral« (1765), den er nachmals in erweiterter Form mit dem später erschienenen »Mémoire sur le problème des trois corps« in seinen »Essais d'analyse« veröffentlichte, die Aufnahme in die Akademie (1769), deren

beständiger Sekretär er 1777 ward. Er schloß sich mit Leidenschaft den Encyklopädisten und später der Revolution an, gab mit Cerutti die Zeitschrift »Feuille villageoise« heraus, worin er die Grundzüge des Staatshaushalts und der Staatsverhältnisse in populärer Weise vortrug, hielt bei der Nachricht von der Flucht des Königs seine berühmte Rede über die Königswürde als eine antisoziale Einrichtung, wurde 1791 zum Kommissar der Schatzkammer ernannt, dann von der Stadt Paris in die Gesetzgebende Versammlung gewählt und im Februar 1792 deren Präsident. Er bekämpfte die Emigration, verfaßte nach dem 10. Aug. die Adresse an die Franzosen und an Europa über die Abschaffung der Königswürde und stimmte im Prozeß des Königs für die härteste Strafe, welche nicht die Todesstrafe sei. Als Deputierter des Departements Aisne im Nationalkonvent stimmte er meist mit den Girondisten. Nach dem Sturz dieser Partei als Brissots Mitschuldiger in Anklagestand versetzt, floh er, ward geächtet, fand aber bei einer Freundin, Madame Verney in Paris, acht Monate lang ein Asyl und verfaßte in dieser Zeit mehrere schriftstellerische Arbeiten, unter andern sein berühmtes Werkchen »Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain« (Par. 1794, neue Ausg. 1864; deutsch von Posselt, Tübing. 1796), worin er die unbegrenzte Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen darlegt. Nachdem er endlich sein Asyl verlassen und eine Zeitlang umhergeirrt war, wurde er im Wirtshaus zu Clamart bei Bourg la Reine als verdächtig verhaftet und tags darauf (6. April 1794) tot (durch Gift) im Kerker gefunden. Vollständige Sammlungen seiner Schriften besorgten Garat und Cabanis (Par. 1804, 21 Bde.) und F. Arago unter Mitwirkung von A. Condorcet und O'Connor (das. 1847—49, 12 Bde.). Condorcets Briefwechsel mit Turgot gab Henry heraus (Par. 1883).

Condotta (ital.), Führung, Anführung (auch im Kriege), Geleit; Transport; Fracht (per c. di N., durch den Frachtfuhrmann N.).

Condottieri (ital.), Anführer von Söldnerscharen während der Kriege des 14. und 15. Jahrh. in Italien, die für die Aussicht auf Sold und Beute jeder Partei dienten, oft auch auf eigne Hand, nur um zu plündern und zu brandschatzen, Krieg begannen. Zu den berühmtesten gehörten Franz von Carmagnola im Anfang des 15. Jahrh und Franz Sforza, welcher sich mit Hilfe seiner Banden zum Herzog von Mailand aufschwang. Eine ähnliche Erscheinung waren im 14. Jahrh. in Frankreich die sogen. Compagnies grandes, die, hervorgerufen durch die langen, verheerenden Kriege zwischen Frankreich und England, selbst einem königlichen Heer erfolgreich Widerstand leisteten und erst verschwanden, als der Connetable Duguesclin sie zur Unterstützung Heinrich Trastamares gegen dessen Bruder Peter den Grausamen nach Spanien führte.

Condrieu (Condrieux, spr. kongdriö), Stadt im franz. Departement Rhône, Arrondissement Lyon, an dem Rhône und der Lyoner Eisenbahn, hat 3 Kirchen und (1876) 1346 Einw., welche Fabrikation von Hüten, Seidenwaren und Spitzen treiben und guten weißen Wein bauen.

Condroz (spr. tongdroh), Landschaft in Belgien, im Altertum von den Kondrusen (s. d.) bewohnt, umfaßt den östlichen Teil der Provinz Namur und den südwestlichen der Provinz Lüttich, durch die Maas von der Landschaft Hesbaye getrennt, mit üppigen Getreide- und Futterfeldern und der Hauptstadt Ciney.

Condrusi, Volk, s. Kondrusen.

Condurango, Name mehrerer Pflanzen des nördlichen Südamerika, welche gegen Schlangenbiß, Krebs und Syphilis benutzt werden. Die C. aus Ecuador, Gonolobus C. *Triana*, ist eine noch wenig bekannte Schlingpflanze aus der Familie der Asklepiadeen, wächst besonders an den Westabhängen der Kordilleren, hat herzförmige, ganzrandige Blätter und Blüten, Früchte und Samen von den der Familie eigentümlichen Formen. Von dieser Pflanze kommt die Rinde als Cortex C. in meist gekrümmten, weniger als 10 cm langen, rinnenförmigen, grauen Stücken in den Handel. Sie riecht in frischem Zustand aromatisch und schmeckt bitter. Die Ärzte Caesares und Eguiguren in der Provinz Loxa machten 1871 nachdrücklich auf diese Drogue aufmerksam, und noch in demselben Jahr erhielt Antisell in Washington die erste Probe, deren Wirksamkeit er alsbald bezeugen konnte. Jetzt ist die Rinde auch bei uns offizinell. Eine C. aus Neugranada stammt von Macroscepis Trianae *Dec.* aus der Familie der Asklepiadeen, und die C. aus Guancabamba (C. blanco) besteht aus dicht behaarten Stengeln der Marsdenia C. *Reichbch.* aus derselben Familie.

Condylōma (griech.), s. v. w. Feigwarze.

Condylus (lat.), Gelenkknorren, z. B. C. externus humeri, der äußere Gelenkknorren des Oberarms.

Condys Liquid, eine Lösung von übermangansaurem Natron.

Conegliano (spr. -neljāno), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Treviso, am Fuß eines Hügels, der die Trümmer eines Kastells (Rocca) und die Stiftskirche trägt, am Flüßchen Monticano und an der Eisenbahn Venedig-Udine gelegen, ist von Mauern umgeben, hat mehrere Kirchen und Paläste mit bemerkenswerten Gemälden und (1881) 4682 Einw., welche Seidenindustrie betreiben und trefflichen Wein bauen. C. war Wohnort des Malers Giambattista Cima, der nach der Stadt genannt wird. Auch erhielt hiernach der Marschall Moncey von Napoleon I. den Titel eines Herzogs von C.

Conejera (spr. -chēra) span. Insel, s. Balearen.

Con espressione (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung, s. v. w. espressivo, mit Ausdruck, gewöhnlich bei Solostellen in Orchesterstimmen angewendet.

Conestabile della Staffa, Gian Carlo, Graf, ital. Archäolog, geb. 2. Jan. 1824 zu Perugia, studierte auf der dortigen Universität und widmete sich historischen, Altertums- und Kunststudien. Seine ersten Werke waren die »Memorie di Alfano Alfani, illustre Perugino« (Perugia 1848) und eine Biographie Paganinis (1851). Das eigentliche Gebiet seines Wissens betrat er jedoch erst mit dem Sammelwerk »Monumenti di Perugia etrusca e romana« (1855—56, Bd. 1—3), welchem seine in Etrurien gemachten Entdeckungen zu Grunde liegen. Sein nächstes Werk waren die »Iscrizioni etrusche e etrusco-latine in monumenti che si conservano nell' I. e R. Galleria degli Uffizi di Firenze« (Flor. 1858). Im J. 1859 übernahm er eine Professur an der Universität Perugia, ging aber, durch die politischen Verhältnisse veranlaßt, 1860 nach Orléans in Frankreich, von wo er 1863 nach Perugia zurückkehrte. Er setzte seine Forschungen in Etrurien fort und gab heraus: »Pitture murali a fresco e suppellettili etrusche etc. scoperte in una necropoli presso Orvieto« (Flor. 1865), dann den 4. Band der »Monumenti di Perugia etrusca e romana« (1870). Er starb 21. Juli 1877 in Perugia. Sein älterer Bruder besaß eine Madonna Raffaels, welche den Beinamen C. erhielt; sie gehört seit 1871 der Eremitage zu Petersburg.

Confarreatio (lat.), bei den Römern die altpatrizische Form der Eheschließung, wobei dem Jupiter in Gegenwart von Priestern und zehn Zeugen ein Kuchen aus Spelt (far) geopfert wurde.

Confer (lat., abgekürzt cf. oder cfr.), vergleiche; conferatur, es werde verglichen (beim Hinweis auf zu vergleichende Stellen in Schriften).

Conferva *Link* (Konferve, Wasserfaden), Algengattung aus der Ordnung der Fadenalgen (Konfervaceen), mehrzellige, grüne Algen, deren walzenförmige Zellen zu astlosen Fäden verbunden sind. Alle Zellen sind einander gleich, sämtlich vermehrungsfähig durch Querteilung in je zwei gleiche Tochterzellen, wodurch die Fäden zu beträchtlichen Längen heranwachsen. Diese Algen wuchern ungemein üppig und vergrößern sich oft rasch zu schlammigen Watten, welche überall stehende oder fließende Gewässer erfüllen. Als Fortpflanzungsorgane sind nur Ruhesporen bekannt. Vgl. Wille, On Hvileceller hos C. (Stockh. 1881).

Confessio (lat.), Geständnis, Bekenntnis; C. judicialis, gerichtliches; extrajudicialis, außergerichtliches; legitima, rechtsgültiges; pura, reines, uneingeschränktes; qualificata, bedingtes; spontanea, freiwilliges; vi extorta, mit Gewalt erzwungenes Geständnis. C. fidei, Glaubensbekenntnis; C. Augustana, Augsburgische Konfession (s. d.); C. tetrapolitana, »Bekenntnis der vier Städte« (Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen) von 1530.

Confessionarius (lat.), Beichtvater (s. d.).

Confessionis sigillum (lat.), Beichtsiegel (s. d.).

Confessor (lat., »Bekenner«), Ehrenbenennung für diejenigen Christen, welche während der Christenverfolgungen ihren Glauben standhaft bekannt hatten, aber, im Gegensatz zu den Märtyrern, mit dem Leben davongekommen waren.

Confetti (ital.), Zuckerwerk, Konfekt; Konfektnachbildung aus Gips, womit die Masken beim Karneval in Rom einander zu bewerfen pflegen.

Confidentiarius (lat.), einer, der sich des Verbrechens der Konfidenz (s. d.) schuldig macht.

Confinium (lat.), Grenzscheide, Grenzstrich, Grenzland; s. Konfinien.

Confiserie (franz., spr. kongfis'rih), Bonbon- und Zuckerwarenfabrik oder -Geschäft, Zuckerbäckerei; Confiseur (spr. -sör), Zuckerbäcker.

Confiteor (lat.), ich bekenne; im römischen Missale vorgeschriebene Formel des öffentlichen Schuldbekenntnisses, vom Priester beim Anfang jeder Messe abzubeten. Vgl. Messe.

Conflans (spr. kongflāng), 1) C. l'Archevêque (C. les Carrières), Dorf im franz. Departement Seine, nahe dem Zusammenfluß der Marne und der Seine (daher C., s. v. w. confluent), mit einem Schloß (früher Landsitz der Erzbischöfe von Paris) und 610 Einw. 1465 fanden hier Verhandlungen zwischen Ludwig XI. von Frankreich und der sogen. Ligue (s. d.) statt, welche zu dem Frieden von St.-Maur (s. d.) führten. — 2) (C.-Sainte-Honorine) Dorf im franz. Departement Seine-et-Oise, Arrondissement Versailles, an der Seine, oberhalb der Mündung der Oise, und an der Westbahn, 22 km von Paris, mit einer gotischen Kirche (12. Jahrh.), Bronzefabrikation und 1200 Einw.; wird als Zielpunkt für Wasserfahrten von Paris aus stark besucht.

Confluentes (lat.), röm. Kastell, s. Koblenz.

Confolens (spr. kongfolāng, lat. Confluentes), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Charente, am Zusammenfluß der Vienne und der Goire (darüber die Ruinen eines alten Schlosses), hat ein Collège und (1881) 2588 Einw., welche Wollspinnerei, Gerberei und Handel mit Getreide, Wein, Leinwand und Vieh treiben.

Conformers (Konformisten), diejenigen Protestanten in England, welche sich mit den unter Elisabeth aufgestellten 39 Artikeln der Hochkirche einverstanden erklärten. Die diese Erklärung verweigerten, hießen Nonkonformisten; s. Anglikanische Kirche.

Confort (franz., spr. kongför), s. Komfort.

Confrater (lat., franz. Confrère), Mitbruder, Amtsbruder, Titel der protestantischen Geistlichen untereinander; Confraternitas, Brüderschaft (besonders fromme), auch Erbverbrüderung.

Confrérie de la Passion, ein 1398 begründeter Verein Pariser Bürger, welcher die Konzession zur Aufführung der Passionsspiele erworben hatte und 1402 von Karl VI. mit einem Freibrief beliehen worden war. Die Konkurrenz, welche sie von der Genossenschaft der Bazoche (s. d.) und später von der Gesellschaft der Enfants sans souci (s. d.) erfuhr, nötigte sie, sich mit den Berufsschauspielern in Verbindung zu setzen und weltliche Elemente in die Passionsspiele aufzunehmen. Berühmt war das von ihr aufgeführte umfangreiche »Mystère de la Passion«. Die C. gab ihre Vorstellungen zuerst in St.-Maur bei Paris, dann in Paris im Hôtel de la Trinité, seit 1539 im Hôtel de Flandre, zuletzt im Hôtel de Bourgogne. Die Einrichtung ihrer Bühne war die für Mysterienspiele damals übliche in drei Teilen. Später durch Parlamentsbeschluß unterdrückt, fand die C. 1615 ihr definitives Ende.

Con fuoco (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: mit Feuer, feurig.

Congaree (spr. tonggärih), Fluß im nordamerikan. Staat Südcarolina, entsteht aus zwei Flüssen, dem in Nordcarolina entspringenden Broad River und dem vom südlichen Abhang der Blue Ridge kommenden Saluda, die sich bei Columbia vereinigen, heißt nach seinem Zusammenfluß mit dem Catawba Santee (s. d.).

Congé (franz., spr. kongschē), Urlaub, Abschied. Pour prendre c. (abgekürzt p. p. c., »um Abschied zu nehmen«), auf Visitenkarten übliche Formel.

Conger, Meeraal.

Congiarium (lat.), bei den Römern Bezeichnung der Geschenke an Öl, Wein ꝛc., welche Amtsbewerber und Behörden, namentlich aber die Kaiser bei gewissen festlichen Gelegenheiten (Geburtstagen ꝛc.) dem Volk zu teil werden ließen. Vgl. Cocagna.

Congius (lat.), altröm. Flüssigkeitsmaß, = 3,283 Lit., wurde eingeteilt in 6 Sextarii oder 72 Cyathi; 8 Congii = 1 Amphora.

Congleton (spr. tongl'tn), Stadt in der Grafschaft Cheshire (England), am Dane, mit bedeutender Seidenzeug- und Bandfabrikation, einer Lateinschule und (1881) 11,116 Einw.

Congo (Zaire, hierzu »Karte von Äquatorialafrika«), der äquatoriale Hauptstrom Afrikas und sowohl hinsichtlich der Länge seines Laufs (4100 km) als der Größe seines Flußgebiets (3 Mill. qkm) der vierte Strom der Erde (nach Mississippi-Missouri, Amazonenstrom, Nil). Wiewohl eine nicht unbedeutende Strecke dieses Riesenstroms noch genauerer Erforschung bedarf und seine zahlreichen, meist gewaltigen Zuflüsse gegenwärtig noch höchst dürftig gekannt sind, so läßt sich nach den Forschungen von Livingstone, Stanley, Giraud, Grenfell, Reichard, Wißmann u. a. folgendes Bild entwerfen. Der C. entsteht durch den Zusammenfluß des Lualaba und des Luapula. Der erstgenannte, der Hauptstrom, ent-

springt westlich vom Bangweolosee, fließt in nördlicher Richtung zum Landschisee, bei welchem er sich mit dem Luapula vereinigt. Er durchzieht zuerst den Lohembasee (schon südlich von demselben soll er 300—500 m breit und vollständig schiffbar sein), weiter nördlich, auch Kamorondo genannt, bildet er eine ganze Reihe größerer und kleinerer Seen (Upämba, Kassali, Kowamba, Kahando, Ahimbe, Bembe, Siwambo) und nimmt eine Anzahl bedeutender Zuflüsse auf, links den Lufula und den Luburi, rechts den Lufira, welcher den ansehnlichen Likulwe empfängt, bis 60 m breit und eine große Strecke schiffbar ist, bis er die Gebirge in Wasserfällen durchbricht. Der Luapula ist der Abfluß des Bangweolosees an dessen Südwestecke; als seinen obern Lauf könnte man den Tschambesi ansehen, welcher dem See von NO. her zuströmt. Nach seinem Austritt aus dem Bangweolo fließt der Luapula mit scharfer Biegung nordwärts, durchzieht den Moërosee, durchbricht bei seinem Austritt aus demselben das Kunde Irunde-Gebirge, welches sich im Bogen um den See zieht, und nimmt zuerst eine nordwestliche, später eine nördliche Richtung an, bis er sich mit dem Lualaba vereinigt. Der Luapula, in seinem Unterlauf auch Luvua genannt, bildet unzählige Wasserfälle und Stromschnellen. Kurz nach ihrer Vereinigung breiten die beiden Flüsse sich zum inselreichen Landschisee aus, in den von O. her der Lukuga, der Abfluß des Tanganjika (s. d.), fällt. Durch diesen wie durch den ebenfalls rechtsseitigen Luama u. a. verstärkt, erreicht der Strom schon bei Njangwe, einem 530 m ü. M. gelegenen Marktort im Land Manjema, eine Breite, die in der trocknen Zeit 1280 m beträgt, während sie in der Regenzeit über 3 km sich ausdehnt. Seine Tiefe beträgt hier mindestens 6—7 m. Unterhalb Njangwe ist die Ukassaschnelle, dann aber bietet der nordwärts fließende Strom der Schiffahrt keine Hindernisse bis an die Stanleyfälle am Äquator; hier jedoch fällt der Fluß in sechs Stromschnellen, denen bald darauf eine siebente folgt, rasch 50 m tiefer. Darauf beschreibt er, durch zahllose Inseln geteilt, einen bis über 2° nördl. Br. reichenden Bogen, so daß er erst fast 8° westlicher, unter 18° 5' östl. L. v. Gr., den Äquator zum zweitenmal schneidet. Auf dieser Strecke führt er zum erstenmal den Namen C. (Ikutu Ja C.). Er behält darauf eine Zeitlang die südwestliche Richtung bei und verbreitert sich mehr und mehr, bis auf beiden Ufern nahe herantretende Höhenzüge ihn einzwängen und ihm eine fast südliche Richtung geben, die er bald abermals mit einer südwestlichen vertauscht. Auf dieser Strecke bildet er den Stanley Pool, eine seeartige Erweiterung unter 4° südl. Br. und 16° östl. L. v. Gr., 350 m ü. M., von wo der Fluß 1340 km aufwärts durchweg schiffbar ist. Nun beginnen mit dem Durchbrechen des atlantischen Küstengebiets die Livingstonefälle, mehr als 30 an der Zahl, welche auf einer Strecke von 250 km den Fluß 300 m herabführen und, wiewohl einige derselben bei Hochwasser verschwinden, dennoch ein unüberwindliches Hindernis für die Schiffahrt bilden. Aber von den letzten Katarakten, den Jellalafällen, bis zum Meer ist der C. auf einer Strecke von 180 km schiffbar und, wäre eine bewegliche Sandbank oberhalb Ponta da Lenha entfernt, auch für größere Schiffe zugänglich. Der C. besitzt an seiner Mündung (unter 6° südl. Br.) zwischen Pointe française im N. und Sharkpoint im S. eine Breite von 11 km, über 60 km außerhalb der Mündung haben sich seine Gewässer erst zum Teil mit denen des Meers vermischt, und 15 km draußen sind sie noch völlig süß. Die Geschwindigkeit der Strömung beträgt 7—9 km pro Stunde. Von den zahlreichen Nebenflüssen des C. kannten wir bis vor kurzem nur die Mündungen, deren Zusammenhang mit den vermuteten Quellflüssen im N. und S. bisher nur zum Teil nachgewiesen ist. Erst die 1885 vollendeten Reisen von Wißmann und von Grenfell mit v. François haben uns über die Hydrographie des großen, im weiten Bogen vom C. umschlossenen Gebiets nähere Aufschlüsse gebracht. Wißmann schiffte sich 1885 auf dem Lulua südlich der von ihm errichteten Station Luluaburg ein, befuhr diesen Fluß bis zu seiner Mündung in den Kassai, der hier einen imposanten Anblick gewährt und später stellenweise eine Breite von 3 km erreicht. Am Zusammenfluß des Kassai und Kwango ist der Strom übersäet mit Inseln und wird 9—10 km breit, nimmt dann rechts den bereits 1882 von Stanley befahrenen Mfini, den Abfluß des Leopold II.-Sees, auf und damit den Namen Kwa an und ergießt sich mit sanfter Biegung nach S. bei Kwamouth in den C. Dieser Strom entwässert ein ungeheures, südlich bis über den 12. Breitengrad und durch 8 Längengrade sich dehnendes Gebiet. Ihm gehören der Kwango mit dem Kuilu und die zahlreichen großen Nebenflüsse des Kassai (Loange, Lulua, Sankullu oder Lubilasch u. a.) an. Der Leopoldsee soll mit dem nördlich liegenden Mantumbasee zusammenhängen, der oberhalb der Station Ngombe in den C. abfließt. Den etwas nördlich vom Äquator 800—1000 m breit in den C. fallenden Buruki, von Stanley Schwarzer Fluß und im obern Lauf Tschuapa genannt, verfolgte Grenfell mit v. François in fast östlicher Richtung bis 23° östl. L. v. Gr. und 1° südl. Br., seinen linken Nebenfluß, den Bussera, bis 1° 9' südl. Br. und 20° 23' östl. L., wo er noch 50 m breit war. Daß der gleich darauf mündende Ikelemba nur kurz sein kann, zeigte Grenfells Erforschung des noch weiter nördlich in den C. 500 m breit mündenden Lulongo bis 10' nördl. Br. und 22° 32' östl. L. v. Gr.; weiter konnte der kleine Dampfer des Reisenden nicht gelangen. Der Lulongo empfängt rechts den von O. kommenden Lopuri. Während diese beiden letztgenannten Flüsse somit keine bedeutende Länge haben können, soll sich der dem obern C. parallel laufende Lomami, welcher den Lukassi, Lubiransi u. a. aufnimmt, durch 10 Breitengrade ziehen. Von den rechtsseitigen Zuflüssen des C. wissen wir noch weniger. Den Bijerre oder Aruwimi befuhr Stanley 1883 eine kurze Strecke aufwärts, den Itembini und den Mobandschi Grenfell 1884; überall wurde ein weiteres Vordringen durch Stromschnellen gehemmt. Auch die südlich vom Äquator mündenden Licona, Oba, Alima, Lufini sind erst teilweise erforscht. — Die Mündung des C. wurde 1484 von Diego Cão entdeckt, der ihn für Johann II. von Portugal in Besitz nahm; aber ein Versuch, den Fluß weiter hinaufzugehen, wurde erst 1876 durch Tuckey gemacht, welcher indes nur bis 15° 30' östl. L. v. Gr. vordringen konnte. Die eigentlichen Entdecker sind Livingstone und in noch höherm Maße Stanley. Der erstere entdeckte 1867—71 den Tschambesi, den Bangweolosee, den Lualaba u. a., von denen er aber annahm, daß sie dem Nil zuflössen, wogegen Behm auf Grund des von Livingstone gelieferten Materials schloß, daß diese Flüsse den Oberlauf des C. bildeten. Die Richtigkeit dieser Folgerung bewies Stanley durch seine 1874—77 ausgeführte Reise quer durch Zentralafrika, wobei er den C., wo immer thunlich, befuhr. Eine genauere Kenntnis des untern Congolaufs erlangten wir durch die Arbeiten der Internationalen Gesellschaft des C., welche zur Anlage einer größern

Zahl von Handelsstationen und 1885 zur Gründung des Congostaats (s. d.) führten, und durch die an den Ufern des Flusses sehr bald angelegten Missionsstationen. Vgl. Stanley, Durch den dunkeln Weltteil (deutsch, Leipz. 1878); Derselbe, Der C. und die Gründung des Congostaats (das. 1885); Johnstone, Der C., Reise von seiner Mündung bis Bolobo (deutsch, das. 1884).

Congo, ehemals mächtiges, jetzt ganz unbedeutendes Negerreich im westlichen Südafrika, am Südufer des untern Congostroms, durch die Beschlüsse der Congokonferenz 1884/85 Teil der portugiesischen Provinz Angola. Seine sehr unsichern Grenzen bilden im W. der Atlantische Ozean, im O. die Sierra de Crystal, Sierra de Salnitre (Salpeter), Sierra de Sal, im N. der Congostrom, im S. der Loje. Früher erstreckte sich das Reich C. auch auf das Nordufer des Congostroms und bestand aus einer Anzahl von mehr oder weniger unabhängigen Reichen, deren Haupt in dem eigentlichen C. residierte. Es umfaßte sämtliche Congovölker, die noch jetzt in den Landschaften Benguela, Angola, C. und Loango an der Westküste Afrikas bis hinauf zum Äquator wohnen (vgl. die Völkertafel »Afrikanische Völker«, Fig. 13). Von ihrer zur westlichen Gruppe der Bantusprachen (s. Bantu) gehörigen Sprache gab schon 1659 Brusciotto in Rom eine Grammatik heraus. Das eigentliche C. in seinen obigen Grenzen wird von zahlreichen Flüssen bewässert, die teils nach N. dem Congofluß zuströmen (Kuilu, Lufu, Lundo), teils, nach W. eilend, in den Atlantischen Ozean fallen (Lelundo, Ambrizette, Mbrische, Loje), und ist von großer landschaftlicher Schönheit und Fruchtbarkeit. Doch sind seine Hilfsquellen fast gar nicht entwickelt, zumal seit der Bekanntschaft mit den Europäern die wenig begabten, aber friedliebenden und gastfreien Bewohner außer Jagd und Fischfang mit Vorliebe Handel treiben und die Bebauung des Bodens Frauen und Sklaven überlassen. Als der Portugiese Diego Cão mit Martin Behaim Ende 1484 den Congofluß und die anstoßende Küste entdeckte, zerfiel das Reich C. in sechs Landschaften: Sonho an der Congomündung, Bamba zwischen Ambrizette und Loje, Pemba zwischen beiden, und östlich von diesen vom S. bis zum Congoufer: Batta, Pango und Sundi. Noch mehrere andre Landschaften zählte man hinzu. Der Herrscher wohnte in Ambessi, nördlich von einem Nebenfluß des Lundo. Nachdem der König 1487 als Dom João da Sylva die christliche Taufe empfangen, wurden Missionäre von Portugal hierher gesandt, welche die hoch und gesund gelegene Stadt zu ihrem Hauptquartier machten und in São Salvador umtauften. Als sich die Herrschaft der Portugiesen weiter ausbreitete, beließen sie die Häuptlinge (Sova) in ihren Bezirken als Vorgesetzte derselben mit dem Titel Herzog, Graf, Marquis 2c. Anfang des 16. Jahrh. war die ganze Bevölkerung nominell zum Christentum bekehrt, und São Salvador, das zum Hauptsitz der portugiesischen Macht geworden war, ohne aufzuhören, Residenz des Königs zu sein, erfüllte sich mit Kirchen, Klöstern, öffentlichen und privaten Gebäuden der immer zahlreicher werdenden Portugiesen, so daß es ein halb europäisches Aussehen gewann. Durch einen Einfall der Dschagga zerstört, wurde es von neuem und schöner aufgebaut und zählte bald 40,000 Einw. Als aber 1636 der König von C. die Landschaft Sonho für die geleistete Hilfe an Portugal abtrat, erkannte der Sova derselben diese Abmachung nicht an, und nach einem von dem König mit den Portugiesen gegen Sonho geführten Krieg erlangte nicht nur dieser seine völlige Unabhängigkeit, der König von C. sagte sich auch selber von Portugal los und zwang sämtliche Europäer, die Stadt zu verlassen, die seitdem schnell in Verfall geriet, so daß Bastian 1857 an ihrer Stelle nur Gruppen elender Hütten vorfand. Wie ehedem, lebt das Volk, nur mit Mütze und Schurz bekleidet, in Stroh- und Rohrhütten, deren mehrere ein Dorf (Libatta), in größerer Ausdehnung eine Stadt (Banza) bilden, in deren Mitte am Versammlungsort die geheiligte Ficus religiosa steht. Die Portugiesen, denen, wie allen Europäern, das Betreten des Reichs gänzlich verboten war, machten mehrere Versuche, dasselbe wiederzugewinnen, aber stets vergeblich. Übrigens wurde trotz des eingeführten Christentums, von dem man freilich am Ende des 18. Jahrh. kaum noch eine Spur entdecken konnte, in C. stets der ausgedehnteste Sklavenhandel betrieben. Vgl. Tams, Die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika (Hamb. 1845); Bastian, Ein Besuch in San Salvador (Brem. 1859); Derselbe, Die deutsche Expedition an der Loangoküste (Jena 1874); Duarta Lopez, The kingdom of C. (a. d. Portug., Lond. 1881).

Congokonferenz, eine auf Anregung des Fürsten Bismarck von den Regierungen Deutschlands und Frankreichs 1884 nach Berlin berufene Konferenz der Bevollmächtigten der genannten beiden Staaten sowie Österreich-Ungarns, Belgiens, Dänemarks, Spaniens, der Vereinigten Staaten von Amerika, Großbritanniens, Italiens, der Niederlande, Portugals, Rußlands, Schweden-Norwegens und der Türkei, um eine Verständigung über folgende Grundsätze herbeizuführen: Handelsfreiheit in dem Becken und an den Mündungen des Congo, ferner Anwendung auf den Congo und den Niger derjenigen Prinzipien, welche von dem Wiener Kongreß in der Absicht, die Freiheit der Schiffahrt auf mehreren internationalen Flüssen zu sichern, angenommen und welche später auf die Donau angewandt wurden, endlich Feststellung der Formalitäten, welche zu beobachten sind, damit neue Besitzergreifungen an den Küsten von Afrika als effektive betrachtet werden.

Die Veranlassung zu diesem von Deutschland und Frankreich gethanen Schritt gaben die zwischen England und Portugal gepflogenen Verhandlungen und Abmachungen, wonach dem letztern der Besitz der Congomündung englischerseits zugestanden werden sollte, wenn dem englischen Handel dort eine bevorzugte Stellung eingeräumt werde, d. h. seine Einfuhren eine um 50 Proz. geringere Besteuerung erführen als die andrer Länder. Die Verhandlungen begannen im Herbst 1882 und waren trotz der Proteste der englischen Handelskammern 26. Febr. 1884 dem Abschluß nahe. Aber der Anstoß, welchen ihr Bekanntwerden bei Frankreich, Holland und namentlich bei Deutschland gab, verhinderte diesen Abschluß. Der deutsche Konsul in São Paolo de Loanda hatte auf die Gefahren, welche dem deutschen Handel drohten, aufmerksam gemacht, und von zahlreichen Handelskammern Deutschlands liefen Petitionen an den deutschen Reichskanzler ein, dahin zu wirken, daß die bisherigen Zustände am Congo erhalten blieben. Angesichts dieser Opposition mochte England den Vertrag nicht ratifizieren, welcher die Anerkennung der portugiesischen Oberhoheit über das Gebiet zwischen 5° 12′ südl. Br. und Ambriz, also zu beiden Seiten des Congo, enthielt. Nun tauchte der Gedanke einer Konferenz auf. Indessen war dieser Gedanke nicht neu. Schon 1878 hatte Moynier bei der Versammlung des Institut de droit international es ausgesprochen, daß die


Anschluß siehe die Karte bei 15 » Guinea «
Südwestl. Deutschland
in gleichem Maßstabe
Pfalz
Heidelberg
Karlsruhe
Stuttgart
WÜRTEMBG.
KAMERUN
Kamerun
Biafra
Gabun
OKOTA
Bangala
Upoto
Congo
Aruwimi Sta.
Aquatorville
Francevill
Bolobo
Leopold II. See
CONGO-S
Stanley Pool
Loango
Landana
Kabinda
Banana
Boma
AMBRIZ
Ambriz
LOANDA
ANGOLA
MUATA JAMVO'S
REICH
Benguella
BENGUELLA
AMBOELLA
Mossamedes
MOSSAMEDES
NIEDER- ODER
SÜD-GUINEA
ATLANTISCHER
OZEAN
Anschluß siehe die Ka



Zum Artikel »Congo«.

freie Schiffahrt auf dem Congo durch internationales Übereinkommen geregelt werden müsse, und nachdem Rohlfs und Laveleye nacheinander in der Presse die Neutralisierung des Congo empfohlen, hatte das Institut 1883 bei seiner Sitzung zu München, abermals durch Moynier und zwar durch eine Denkschrift desselben angeregt, den Beschluß gefaßt, die Regelung der Schiffahrt und vorbeugende Maßnahmen zur Verhinderung von Konflikten unter den zivilisierten Nationen, die in Äquatorialafrika auftreten wollen, zu empfehlen. So war der Boden also schon vorbereitet, als der deutsche Reichskanzler nach Verständigung mit den zunächst interessierten europäischen Großmächten und den Vereinigten Staaten die Einladung zu einer in Berlin abzuhaltenden Konferenz an die oben genannten Mächte ergehen ließ. Dieselbe wurde von allen bereitwillig, von England nach einigen lediglich den Niger betreffenden Vorfragen angenommen. Die zu diesem Zweck ernannten Bevollmächtigten traten unter dem Vorsitz des deutschen Reichskanzlers in Berlin zu einer Konferenz zusammen, welche vom 15. Nov. 1884 bis zum 26. Febr. 1885 tagte. Die in dieser Zeit vereinbarte und von allen Mächten unterzeichnete Generalakte sicherte allen Nationen völlige Freiheit des Handels und der Schiffahrt auf vorläufig 20 Jahre in einem Gebiet, dessen Grenzen bilden sollten: im N. der 2.° 30′ südl. Br. bis 12° östl. L. v. Gr., dann die (noch unbekannte) Wasserscheide zwischen dem Becken des Congo und denen des Ogowe, Schari und Nil bis 28° östl. L. v. Gr., sodann der 5.° südl. Br. bis zum Indischen Ozean, welcher von da ab südwärts bis zur Mündung des Sambesi die Ostgrenze bilden sollte. Die Südgrenze zieht den Sambesi aufwärts bis über die Mündung des Schire hinaus, dann auf der Wasserscheide zwischen diesem und dem Coanza einerseits und dem Congo anderseits und folgt darauf dem Loje von seiner Quelle bis zur Mündung, von wo ab nordwärts bis 2° 30′ der Atlantische Ozean als Westgrenze eintritt. Das so begrenzte Gebiet wurde für neutral erklärt und der Sklavenhandel in demselben durchaus verboten, so daß es weder als Markt noch als Durchgangsstraße benutzt werden sollte. Ebenso sollte keine der Mächte, welche Souveränitätsrechte in diesem Gebiet ausüben, Monopole oder Privilegien verleihen dürfen. Hinsichtlich der zu entrichtenden Abgaben wurde bestimmt, daß nur solche zulässig seien, welche den Charakter eines Entgelts tragen, wie Hafen- und Lotsengebühren, zur Bestreitung oder Erhaltung von Leuchttürmen und Baken u. dgl. Auf den Niger und seine Nebenflüsse sollten dieselben Grundsätze Anwendung finden.

Sind nun diese Abmachungen auch für die kontrahierenden Mächte bindend, so haben doch manche derselben vorläufig wohl noch auf sehr lange hin eine äußerst beschränkte Bedeutung, da die in Afrika selbst wohnenden Herrscher, namentlich der Sultan von Sansibar, dessen ganzes Gebiet an der Ostküste davon betroffen wird, gar nicht um ihre Zustimmung befragt wurden. Indessen wurde der Beschluß gefaßt, sich bei den an der ostafrikanischen Küste am Indischen Meer östlich vom Congobecken eingesetzten Regierungen zu verwenden, um dem Transit aller Nationen die günstigsten Bedingungen zu sichern. Eine der wichtigsten Folgen der C. war die Anerkennung und Begrenzung des neu ins Leben getretenen Congostaats (s. d.). Vgl. Patzig, Die afrikanische Konziell, und der Congostaat (Heidelb. 1885); »Aktenstücke betreffend die Congofrage, nebst Karte« (offizielle, Hamb. 1885).

Congostaat, der durch die Thätigkeit der Internationalen Gesellschaft des Congo in Äquatorialafrika ins Leben gerufene, durch die Berliner Congokonferenz (s. d.) von allen europäischen Mächten sowie schon früher von der Regierung der Vereinigten Staaten anerkannte freie Staat in Äquatorialafrika, dessen Grenzen durch die Verträge festgestellt sind, welche die Internationale Congogesellschaft 8. Nov. 1884 mit Deutschland, 5. Febr. 1885 mit Frankreich und 14. Febr. 1885 mit Portugal abgeschlossen hat (vgl. Karte beim Artikel »Congo«). Am Atlantischen Ozean besitzt der C. nur die kurze Küstenstrecke an der Mündung des Congoflusses nordwärts bis Cabo Lombo, von da geht die Grenze ostwärts bis zu 12° 20′ östl. L. und folgt dann diesem Meridian bis zum Tschiloango, welcher nebst der Wasserscheide zwischen Congo und Kuilu darauf die Grenze bildet bis 15° östl. L., dem sie zum Congo folgt. Nun geht die Grenze am linken Ufer dieses Flusses aufwärts, dabei den Stanley Pool sowie die breite inselreiche Strecke des Stroms von Bolobo bis 0° 40′ nördl. Br. in der Mitte durchschneidend. Von da nimmt die Grenze eine nordwestliche Richtung, bis sie den 17.° östl. L. trifft, und läuft diesen entlang zum 4.° nördl. Br., dem sie nun bis zum 30.° östl. L. folgt. Dann bildet dieser die Ostgrenze bis zur Nordostspitze des Luta Nzige, darauf zieht die Grenze zum Westufer des Tanganjika und an diesem bis zu 4° südl. Br., folgt demselben bis zum Lualaba, läuft an diesem hinauf zum Landschisee und von da ab westwärts etwas nördlich vom 6.° südl. Br. und diesem parallel bis Noki am linken Congoufer. In diesen von Deutschland anerkannten Grenzen umfaßt der C. ein Areal von 1,533,100 qkm (27,843 QM.) mit einer auf 27 Mill. geschätzten Bevölkerung, die, in zahlreiche Stämme zerspalten, der großen Völkerfamilie der Bantu angehört. Die von Belgien und Frankreich anerkannten Grenzen schließen noch das südlicher gelegene Areal zwischen Tanganjika, Moëro und Bangweolo im O. und dem Lubilasch im W. ein, so daß der C. in dieser Umschreibung 2,074,100 qkm (37,678 QM.) umfaßt. Von diesem großen Gebiet sind bisher nicht einmal die Ufer des dasselbe durchziehenden Riesenstroms erforscht, dessen Lauf Stanley durch seine denkwürdige Fahrt der Welt zum erstenmal bekannt machte. Von da ab datieren die ersten Anfänge der Begründung des jetzigen Staats. Nachdem schon 15. Sept. 1876 auf Einladung König Leopolds II. der Belgier hervorragende Reisende, Geographen und Staatsmänner in Brüssel die Association Internationale Africaine mit König Leopold als Präsidenten gegründet und zunächst Ostäquatorialafrika zum Feld ihrer Thätigkeit gewählt hatten, konstituierte sich 25. Nov. 1878, nach der Begegnung König Leopolds mit Stanley, ebenfalls in Brüssel das Comité d'études du Haut-Congo, womit das Schwergewicht der Unternehmungen auf das Congogebiet verlegt wurde. Stanley, welcher für die Leitung dieser Unternehmungen gewonnen wurde, landete 1879 mit Arbeitern, die er in Sansibar angeworben hatte, an der Congomündung, gründete in Vivi, dem äußersten vom Meer aus zu erreichenden Punkt, 184 km von der Mündung, die erste Station, im Dezember 1880 bei Issangila die zweite, im Mai 1881 bei Manjanga die dritte und erreichte im Juli 1881 den Stanley Pool, dessen rechtes, westliches Ufer er aber bereits von Brazza im Namen Frankreichs besetzt fand, so daß er sich auf das entgegengesetzte Ufer begeben mußte, wo er bei dem Dorf Ntamo seine Hauptstation Léopoldville anlegte. Auf den Strecken, wo Fälle und Stromschnel-

len die Schiffahrt verhindern, hatte Stanley unter den größten Schwierigkeiten innerhalb dieser Zeit Straßen erbauen lassen, auf welchen indes das zu verschiedenen Zwecken, namentlich für die zur Schiffahrt auf dem obern Congo bestimmten Dampfer, nötige Material durch Menschenkräfte bewegt werden mußte. Von Léopoldville machten Stanley und seine Beamten verschiedene Fahrten den Strom aufwärts bis über den Äquator hinaus, auch in die Nebenflüsse hinein. So fuhr Stanley 1882 den Kwa und Mfini aufwärts bis zum Leopoldsee; mit den Häuptlingen wurden Verträge abgeschlossen und Stationen angelegt, so daß die Gesellschaft, welche inzwischen ihren Namen in den der Association Internationale du Congo umgewandelt hatte, Anfang 1885 bereits 27 Stationen zwischen der Mündung des Congostroms und den Stanleyfällen besaß. Diese waren am Unterlauf: Banana, Ponta da Lenha, Boma, Ikungula, Vivi, M'pozo; am Mittellauf: Isangila, Bansa Manteka, Nvunda, Südmanjanga, Nordmanjanga, Lutete, Jabukas, Léopoldville, Kinschassa, Kimpoko, Mswata, Kwamündung, Bolobo, Lukolela und Ngombe; am Oberlauf: Aequatorville, Uranga, Liboko, Upoto, Aruwimi und Fallstation auf der Insel Wana Rusani. Zu gleicher Zeit wurde Grant Elliott in das Gebiet des Kuilu entsandt, um dasselbe gegen die Franzosen zu sichern. Dort waren Ende 1884 nicht weniger als 16 Stationen errichtet: Grantville, Rudolfsstadt, Alexandraville, Massabe, Nyanga, Mayumba, Sette Cama, Stanley Niadi, Franktown, Sengi, Stéphanieville, Strauchville, Philippeville, Mboko, Mukumbi und Arthurville. Diese Stationen sind indes, mit Ausnahme von Mukumbi, durch Vertrag sämtlich an Frankreich abgetreten worden.

Das Menschenmaterial, welches Stanley zur Verfügung stand, setzte sich in der Hauptsache aus Sansibarleuten, zum kleinern Teil auch aus Kru-Negern und einheimischen Arbeitern zusammen. Die Zahl der Europäer im Dienste der Gesellschaft betrug Anfang 1885: 171, davon 49 Engländer, 46 Belgier, 37 Schweden, 20 Deutsche, 6 Franzosen.

Der C. ist infolge der Beschlüsse des belgischen Gesetzgebenden Körpers vom 28. und 30. April 1885 unter die Souveränität Leopolds II., Königs der Belgier, auf Grundlage der Personalunion gestellt. Nach § 3 der Congoakte (s. Congokonferenz) ist der Staat für beständig neutral erklärt worden. Die Proklamation geschah in Banana 13. Juli 1885. Die Zentralregierung mit drei Departements (Auswärtiges und Justiz, Finanzen, Inneres) hat ihren Sitz in Brüssel, die Regierung am Congo besteht aus einem Generaladministrator, einem Stellvertreter desselben und 78 auf verschiedene Punkte verteilten weißen Agenten, denen eine bewaffnete Macht von 2000 Schwarzen und 4 größere und 2 kleinere Dampfer zur Verfügung stehen. Das jährliche Budget setzt sich aus einer Dotation des Königs der Belgier im Betrag von 1 Mill. Frank und Lokaleinnahmen von gleichem Wert zusammen. Der Handel ist frei; die Abgaben dürfen nicht das Maß dessen überschreiten, was für die Verwaltung und die nötigsten Einrichtungen unerläßlich ist.

Seit dem Erscheinen der ersten europäischen Kaufleute am untern Congo, wo 1855 bei Banana ein Pariser Haus die erste Faktorei gründete (daher heißt die Spitze der Landzunge Pointe française), hat der europäische Handel bereits einen solchen Aufschwung genommen, daß gegenwärtig 17 Dampfer beschäftigt sind, die zahlreichen Faktoreien und Stationen miteinander in Verbindung zu setzen. Von den fünf hier etablierten Häusern ist die Nieuwe Afrikaansche Handels-Vennootschap zu Rotterdam weitaus das bedeutendste. Die Gesellschaft wurde 1880 mit einem Kapital von 3 Mill. Mk. gegründet, sie besitzt gegenwärtig zwischen Banana, ihrem Hauptsitz, und Noki 35 Faktoreien (mit Einschluß derjenigen in den benachbarten Gebieten 80) und beschäftigt an 150 weiße Agenten. Sie besitzt auf dem Congo 6 kleine Dampfer und läßt zwischen Rotterdam und dem Congo jährlich 5 Dampfer und 15 Segelschiffe mit einem Gesamtgehalt von 15,000 Ton. laufen. Die Gesellschaft brachte 1883 nach Rotterdam 9414 T. im Wert von 6,4 Mill. Mk. (Palmkerne, Erdnüsse, Palmöl, Kaffee; in kleinern Quantitäten Sesam, Kautschuk, Farbhölzer, Kopal, Wachs, Elfenbein, Felle u. a.). Die British Congo Company zu Manchester (ursprünglich von Engländern und Portugiesen zu Lissabon als Central African Trade Company gegründet) hat ein Kapital von 2 Mill. Mk. und besitzt 11 Faktoreien. Außer diesen beiden großen Gesellschaften bestehen hier noch eine englische, eine französische und eine portugiesische. Den Verkehr zwischen Europa und der Congomündung vermitteln zwei englische Dampferlinien (eine von Hamburg ausgehend), eine deutsche (von Hamburg) und eine portugiesische. Die Flagge des neuen Congostaats ist blau mit goldenem Stern in der Mitte (s. Tafel »Flaggen I«). Das Wappen ist das persönliche des Königs der Belgier mit dem brabantischen Löwen und goldenem Stern im blauen Feld, mit der Devise: »Travail et progrès«. Vgl. Wauters, Le Congo au point de vue économique (Brüss. 1885); »Aktenstücke, betreffend die Congofrage« (offiziell, Hamb. 1885); Stanley, Der Congo und die Gründung des Congostaats (deutsch, Leipz. 1885).

Con gravità (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: mit Würde, mit Ernst und Nachdruck. Vgl. Grave.

Con grazia (ital.), mit Anmut.

Congreve (spr. -grihw), 1) William, engl. Dichter, Sprößling eines alten Geschlechts in Staffordshire, geb. 5. April 1669 oder 1670 (vielleicht noch später) zu Bardsey unweit Leeds, besuchte zuerst die Schule zu Kilkenny und darauf die Universität zu Dublin, kam 1688 nach London und widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, wandte sich aber daneben mit Eifer der Dichtkunst zu. Schon in seinem 17. Jahr schrieb er unter dem Namen »Cleophil« den Roman »Incognita, or love and duty reconciled«. Sein erstes Lustspiel: »The old bachelor« (1693), erwarb ihm die Gunst des Lords Halifax und infolge derselben mehrere einträgliche Stellen. Es folgten: »The double dealer« (1694); »Love for love« (1695) und das Trauerspiel »The mourning bride« (1697). Die kalte Aufnahme, die sein Schauspiel »The way of the world« (1700) fand, verleidete ihm aber die Bühne, so daß er nur noch eine Maske: »The judgment of Paris« (1701), und eine Oper: »Semele«, schrieb, außerdem »Miscellaneous poems« (1710) herausgab. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm durch den Kampf des Bischofs Collier gegen das Schauspiel und durch Krankheit, besonders Erblindung, verbittert. Er starb 19. Jan. 1729 in London. Gesammelt erschienen seine Werke London 1710, 1758 u. öfter; am besten ist die Ausgabe von Leigh Hunt (das. 1849). Ein wohlgeschürzter Knoten, feine Charakterzeichnung und ein witziger Dialog zeichnen seine Lustspiele aus; seine Trauerspiele aber verfehlen den tragischen Eindruck. Unter seinen Gedichten sind wenige von Wert. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er der damaligen Sucht der Dichter, pindarische Oden zu schrei-

ben und Unregelmäßigkeiten für eine Eigentümlichkeit derselben zu halten, durch sein Beispiel entgegenwirkte; sonst stand er ganz in der Richtung seiner Zeit. Vgl. Wilson, Memoirs of the life of C. (Lond. 1730), und besonders Macaulay, Comic dramatists of the Restauration (in seinen »Essays«).

2) Sir William, Artillerist und Ingenieur, geb. 20. Mai 1772 zu Woolwich, trat früh in den Militärdienst, führte mehrere Verbesserungen im Schleusen- und Kanalbau ein, war auch bei den neuen Einrichtungen im englischen Heerwesen thätig und wurde deshalb Chef des königlichen Laboratoriums. 1824 trat er an die Spitze der englischen Gesellschaft für Gasbeleuchtung auf dem Kontinent und starb 15. Mai 1828 in Toulouse. Die von ihm 1804 erfundenen Brandraketen (s. Raketen) wurden zuerst 1806 vor Boulogne und 1807 vor Kopenhagen in Anwendung gebracht. Er erfand auch ein Verfahren, in mehreren Farben zugleich zu drucken (s. Buntdruck), und schrieb: »Elementary treatise on the mounting of naval ordnance« (Lond. 1812); »Description of the construction and properties of the hydropneumatical lock« (das. 1815); »Treatise on the Congreve-rocket system« (das. 1827; deutsch, Weimar 1829).

3) Richard, engl. Philosoph und Schriftsteller, geb. 4. Sept. 1818 zu Leamington, Grafschaft Warwick, lebt in London als Führer der nicht zahlreichen, aber sehr einflußreichen philosophischen Schule der Positivisten. Seinen Gymnasialunterricht erhielt er unter der Leitung von Thomas Arnold, seine Universitätsstudien machte er in Oxford. Er trat mit Comte (s. d. 1) in persönliche Verbindung und nahm unter dessen Anhängern in England die Stellung des alleinigen Hauptes ein, bis vor kurzem eine neue, unabhängige Gruppe ihm zur Seite trat. Nach einer Ausgabe von Aristoteles' »Politik« veröffentlichte er noch im demselben Jahr »The Roman Empire of the West«, nicht bloß ein Geschichtswerk, sondern eine Art von Manifest zu gunsten des wohlwollenden Despotismus und der Herrschaft des Erleuchteten. Ähnlich ist »Elizabeth of England« (1862). Außerdem schrieb er einen »Catechism of positive religion« (1858); eine Sammlung kleinerer Schriften sind die »Essays, political, social and religious« (1874).

Congrevedruck, s. Congreve 2).

Congrevemaschine, s. Schnellpresse.

Congrŭus (lat.), übereinstimmend, passend; Congrui jus, Gespildérecht, besondere Gattung des Näherrechts; de congruo, nach Billigkeit; Congrua, »das Zuständige«, das zum standesmäßigen Unterhalt des Inhabers einer geistlichen Pfründe gesetzlich bestimmte Minimum der Jahresrente desselben.

Con gusto (ital.), mit Geschmack.

Coni, Provinz und Stadt, s. Cuneo.

Coniferin $C_{16}H_{22}O_8$ findet sich im Safte des in der Bildung begriffenen jungen Holzes der Nadelhölzer und wird erhalten, wenn man zur Zeit der Holzbildung, im Frühjahr und im Anfang des Sommers, frisch gefällte Stämme von Nadelhölzern entrindet, den Kambialsaft durch Abschaben des in der Bildung begriffenen Holzes sammelt, aufkocht, filtriert, verdampft und die ausgeschiedenen unreinen Kristalle reinigt. Es bildet farblose Nadeln mit 2 Molekülen Wasser, ist löslich in Wasser und Alkohol, nicht in Äther, schmeckt schwach bitter, ist geruchlos, verwittert an der Luft, schmilzt bei 185°, wird durch Erhitzen mit verdünnten Säuren in Zucker und Coniferylalkohol $C_{10}H_{12}O_3$ gespalten, färbt sich, mit Phenol und konzentrierter Salzsäure befeuchtet, intensiv blau (darauf beruht diese auch an Fichtenholz zu beobachtende Färbung) und gibt mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure Vanillin, welches vollkommen identisch ist mit dem Körper, dem die Vanilleschoten ihr Aroma verdanken. Man benutzte daher C. anfangs zur Darstellung von Vanillin, welches aber bald mit größerm Vorteil aus anderm Material gewonnen wurde.

Conglobium (lat.), Landkartennetz, womit Kegelformen, als geometrische Figuren gedacht, überzogen werden können.

Coniin $C_8H_{17}N$, Alkaloid, findet sich im Schierling (Conium maculatum *L.*), wahrscheinlich an Äpfelsäure gebunden, in allen Teilen der Pflanze, am reichlichsten in den nicht ganz reifen Früchten und wird erhalten, wenn man letztere mit Kalilauge destilliert, das Destillat mit Schwefelsäure neutralisiert, filtriert, verdampft, den Rückstand mit Ätheralkohol auszieht, den Auszug verdampft und das erhaltene schwefelsaure C. mit Kalilauge destilliert. Die Ausbeute beträgt etwa 1 Proz. Es bildet ein farbloses Öl vom spez. Gew. 0,88, riecht stark, widrig, zu Thränen reizend, schmeckt ekelhaft, scharf, tabakartig, löst sich in Wasser, Alkohol und Äther, verflüchtigt sich an der Luft, siedet bei 168°, kann nur bei Abschluß der Luft unzersetzt destilliert werden, färbt sich an der Luft braun, ist brennbar, reagiert stark alkalisch und bildet mit Säuren kristallisierbare, zerfließliche Salze; es ist höchst giftig und wird selten als Arzneimittel, wie Schierling, benutzt.

Conil, Stadt in der span. Provinz Cadiz, an der Küste des Mittelmeers, mit Hafen und (1878) 5556 Einw., welche Thunfisch- und Anschovisfang betreiben.

Con impĕto (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung, s. v. w. impetuoso: mit Ungestüm, Heftigkeit.

Coninck, Salomon und Philipp, Maler, s. Koninck.

Coninxloo, Ägidius (Gillis) van, niederländ. Maler, geb. 24. Jan. 1545 zu Antwerpen, lernte wahrscheinlich bei seinem Stiefvater Jan de Hollander und wurde 1570 Meister. Er bereiste Frankreich, hielt sich später in Frankenthal auf und ließ sich endlich in Amsterdam nieder, wo er 1604 noch lebte. Seine Bilder, Landschaften mit reicher Staffage, kommen selten vor; in der Liechtensteinschen Galerie zu Wien befindet sich eine Landschaft, in der Kopenhagener Jonas den Niniviten predigend.

Conirostres, s. v. w. Kegelschnäbler.

Conisterium (lat.), ein Raum in den Palästren der Alten, in dem man den vorher mit Öl eingeriebenen Körper mit Sand oder Staub bestreute, um beim Ringen dem Gegner das Festhalten zu erleichtern.

Coniston, Dorf in der engl. Grafschaft Lancashire, am 10 km langen malerischen See und am Fuß des Coniston Old Man (802 m).

Conium *L.* (Schierling), Gattung aus der Familie der Umbelliferen, zweijährige, hohe, kahle Kräuter mit mehrfach fiederteiligen Blättern, vielstrahligen Dolden, mehr- und kleinblätterigen Hüllen und Hüllchen, weißen Blüten und seitlich zusammengedrückten, eiförmigen Früchten. Zwei Arten, von denen bei uns C. maculatum *L.* (gefleckter Schierling, Erdschierling, Wüterich, Tollkerbel, wilde Petersilie, s. Tafel »Giftpflanzen I«), mit spindelförmiger Wurzel, welche im ersten Jahr nur einen wurzelständigen Blattbüschel, im zweiten einen 1—2 m hohen, rundlichen oder etwas gerillten, hohlen, oben ästigen, kahlen, bläulich bereiften, am Grund meist rot gefleckten Stengel treibt. Die Blätter sind kahl, oberseits dunkelgrün, dreifach gefiedert, die Blättchen lanzettförmig, fiederspaltig glänzend; die

Fiedern dritter Ordnung sind lanzettförmig, fast ungeteilt oder eingeschnitten gesägt, die Zähne spitzlich mit einem weißen Stachelspitzchen. Die bodenständigen Blätter werden von einem langen, röhrigen Stiel getragen, welcher am Grunde den Stengel mit einer häutigen Scheide umfaßt; nach oben werden die Blätter kleiner, kürzer gestielt, weniger reich gefiedert und spitziger. Die Blütendolde ist flach, vielstrahlig, die Blüten sind weiß, die Frucht ist grünlichgrau. Die ganze Pflanze stinkt wie Katzenharn, schmeckt widerlich bitter, scharf und ist sehr giftig. Sie stammt wohl ursprünglich aus Asien und findet sich an Hecken, Wegen, auf Schutt durch fast ganz Europa, Nordafrika, Kleinasien, Transkaukasien, Sibirien, eingebürgert in Nord- und Südamerika, immerhin jedoch sehr ungleich verbreitet; sie fehlt fast ganz in der Schweiz, wächst dagegen massenhaft in Ungarn. Der Schierling enthält als wirksamsten Bestandteil das Alkaloid Coniin (s. d.), dessen Gegenwart sich auch in der getrockneten Pflanze, besonders beim Befeuchten mit Kalilauge, durch einen widrigen Geruch verrät. Neben Coniin finden sich Methylconiin und das durch Wasseraufnahme aus ersterm hervorgehende Conhydrin, auch etwas ätherisches Öl. Am reichlichsten sind diese Alkaloide in den Samen enthalten. Der Schierling kommt häufig in Gärten unter Petersilie vor und kann, solange er noch keinen Stengel hat, mit dieser verwechselt werden; doch geben die Form der Blätter und der beim Zerreiben meist deutlich hervortretende widerliche Geruch ein sicheres Unterscheidungsmerkmal ab. Er ist fast für alle Tiere ein heftiges Gift, indem er paralysierend auf die motorischen Nerven wirkt; größere Dosen führen durch Lähmung der Atemnerven den Tod herbei. Das Kraut ist als Herba Conii offizinell; man benutzt es bei Skrofeln, Drüsengeschwülsten, Krebs ꝛc., äußerlich als schmerzstillendes, die Sensibilität herabsetzendes Mittel. Als Gegenmittel bei Schierlingsvergiftungen werden Strychnin und Opium angewandt. Bekannt ist, daß die alten Griechen ihre Verbrecher durch einen Schierlingstrank töteten, und daß auch Sokrates auf diese Art starb; übrigens scheint dieser Gifttrank auch Opium enthalten zu haben, wie man aus einer Stelle bei Theophrastus schließen kann. Die Römer nannten die Pflanze Cicuta. Vgl. Regel, Beiträge zur Geschichte des Schierlings und Wasserschierlings (Mosk. 1876—77).

Conjugium (lat.), Ehe.

Conjunctiva (lat.), die Bindehaut des Auges; Conjunctivitis, Bindehautentzündung (s. Augenentzündung).

Conjux (lat.), Gatte, Gattin.

Conkling, Roscoe, nordamerikan. Staatsmann, geb. 30. Okt. 1829 zu Albany (New York), Sohn des Rechtsgelehrten und Kongreßmitgliedes Alfred C., erhielt eine vortreffliche akademische Bildung, trat 1846 in Utica in ein Law Office ein und ward 1849 zum Attorney von Oneida County ernannt. Als Advokat erwarb er sich einen großen Ruf und erlangte auch in politischen Dingen als eifriger Republikaner bedeutenden Einfluß, so daß er 1858 zum Mayor von Utica und 1859 zum Mitglied des Kongresses gewählt wurde. Er bewährte sich als trefflicher Redner und Parteiführer und trat mit Energie und Erfolg für eine entschlossene, thatkräftige Kriegführung während des Bürgerkriegs ein. 1867 ward er Mitglied des Senats für New York, in welchem er Grants Verwaltung und seine Politik gegen den Süden mit seinem ganzen persönlichen Einfluß verteidigte; allerdings machte er sich auch zum Anwalt der immer ärger werdenden Korruption der Beamten und der republikanischen Kongreßmitglieder und war erfolgreich bemüht, alle Bestrafungen derselben zu vereiteln. 1876 wurde er von den strengen Republikanern als Kandidat für die Präsidentschaftswahl aufgestellt, erhielt aber nicht die Majorität. 1880 setzte er sein ganzes politisches Ansehen für die Wiederwahl Grants ein, aber ohne Erfolg. Wegen seiner Opposition gegen Garfield verlor er 1881 sogar seine Stellung als Senator. Dagegen ernannte ihn der Präsident Arthur 1882 zum Mitglied des obersten Gerichtshofs.

Conlie (spr. konglih), Flecken im franz. Departement Sarthe, 22 km westlich von Le Mans, an der Westbahn, mit (1876) 1180 Einw., im Krieg von 1870/71 bekannt geworden durch das Lager von C., das im Herbst 1870 zur Ausbildung neu ausgehobener Truppen der Republik, namentlich aus den westlichen Departements, errichtet ward und 50—60,000 Mann aufnahm, welche jedoch in dem ungesunden, sumpfigen Terrain durch Epidemien stark litten. Nach der Schlacht von Le Mans (12. Jan. 1871) wurde das Lager von den Deutschen besetzt.

Con moto (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: mit Bewegung, bewegt.

Conn., Abkürzung für Connecticut (Staat).

Connaissance (franz., spr. -nässángs), Kenntnis, Bekanntschaft.

Connaissement (franz., spr. konässmáng), s. Konnossement.

Connaught (spr. konnaht), die nordwestlichste und kleinste der vier Provinzen Irlands, mit einem Areal von 17,777 qkm (322,8 QM.), verlor erst 1590 ihre Unabhängigkeit und ist der am reinsten keltische Teil der Insel, wo 1881: 44,6 Proz. der Bewohner sich der irischen Sprache bedienten (gegen 39 Proz. im J. 1871). Nirgends in Irland steht es schlimmer um die Volksbildung, und wohl nirgends ist die Armut größer. Die Bevölkerung nimmt rasch ab (1881: 821,657 Einw. gegen 1,420,705 im J. 1841). Die Hauptstadt ist Galway (s. Irland). — C. bildete im Mittelalter ein besonderes Königreich, das unter Heinrich III. von England unter viele kleine britische Häuptlinge kam, darauf von den Iren wiedergewonnen, später aber wieder von den Engländern unterworfen wurde. Seit 1874 führt der dritte Sohn der Königin Viktoria, Prinz Arthur William Patrick Albert, geb. 1. Mai 1850, den Titel Herzog von C.; derselbe ist seit 13. März 1879 mit der Prinzessin Margarete von Preußen, Tochter des Prinzen Friedrich Karl, vermählt und Generalmajor in der britischen und preußischen Armee.

Connecticut (spr. konnéttikött, abgekürzt Conn.), der südlichste der Neuenglandstaaten in Nordamerika, liegt zwischen 41° und 42° 2′ nördl. Br. und 71° 41′ und 43° 40′ westl. L. v. Gr. und wird im N. von Massachusetts, im O. von Rhode-Island, im S. von dem mit dem Atlantischen Meer in Verbindung stehenden Rhode-Islandsund und im W. von New York begrenzt (s. Karte »Vereinigte Staaten ꝛc. II«). Die Oberfläche ist hügelig, doch betragen die höchsten Erhebungen nicht über 300 m. Vier Hügelreihen durchziehen den Staat in nordsüdlicher Richtung: die Taghanic und Hoosac Mountains auf beiden Seiten des Housatonicflusses im W., die Talcott und Chain Hills auf beiden Seiten des Connecticut in der Mitte. Die wichtigsten Flüsse sind: der Housatonic, Connecticut und die Thames, deren Mündungen gute Häfen bilden. Das Klima ist gesund, aber raschen Wechseln und großen Gegensätzen von Wärme und Kälte

unterworfen, namentlich im Winter an der Seeküste, wenn ein Wechsel des kalten, trocknen Nordwestwindes mit dem milden Seewind aus S. eintritt. Der Winter beginnt im November und endigt im März. Die mittlere Temperatur des Jahrs beträgt 10,2° R., des Winters 3,2°, des Sommers 17,7° R. C. hat ein Areal von 12,859 qkm (223,5 QM.) mit (1880) 622,700 Einw., worunter 129,992 Ausländer (15,627 Deutsche). Die öffentlichen Schulen wurden von (1883) 120,437 Kindern besucht, und was den Bildungszustand der einheimischen Bevölkerung betrifft, so steht C. mit Massachusetts an der Spitze aller Staaten der Union. Von höhern Schulen sind zu erwähnen eine Universität (Yale College) u. 2 Colleges mit zusammen 958 Studenten. Die Bodenbeschaffenheit ist im allgemeinen gut, doch mehr zu Gras- als zu Ackerland geeignet. Sehr guten Ackerboden bietet die Connecticutniederung dar, und im allgemeinen wird das Land gut kultiviert. Die Hügelgegenden sind zum Teil sehr steril. Von der gesamten Oberfläche bestehen 53 Proz. aus Ackerland und Wiesen, 21 Proz. aus Wald, und die landwirtschaftlichen Erzeugnisse erreichten 1880 einen Wert von 18 Mill. Doll. Gebaut werden namentlich Mais und Hafer (fast gar kein Weizen), Kartoffeln und Tabak (6,370,246 kg). An Vieh zählte man 1880: 45,000 Pferde, 500 Maultiere, 236,400 Rinder, 59,000 Schafe und 64,000 Schweine. Die Fischereien (Austern, auch Walfische) beschäftigten 1880: 291 Schiffe, 1173 Boote und 3131 Fischer. An nützlichen Mineralien wurde neben Bausteinen ꝛc. nur Eisen (1883: 19,976 Ton. Roheisen) gewonnen.

Ungemein vielseitig ist die Industrie. Im J. 1880 beschäftigten 4488 gewerbliche Anstalten 112,915 Arbeiter und erzeugten (bei Verwendung von 103 Mill. Doll. auf Rohmaterial) Waren im Wert von 186 Mill. Doll. Am wichtigsten von allen Industriezweigen ist die Baumwollmanufaktur (14,938 Arbeiter, Warenwert 17 Mill. Doll.). Ihr steht die Wollfabrikation (6956 Arbeiter, Warenwert 16,9 Mill. Doll.) nur wenig nach, was den Wert der Ware betrifft. Sonst sind am wichtigsten: die Kurzwarenfabriken (8244 Arbeiter), die Messing- und Kupferwalzwerke (4226 Arbeiter), die Gießereien und Maschinenbauwerkstätten (4781 Arbeiter), die Fabrikation von Korsetten (4374 Arbeiter), von Hüten und Kappen (3185 Arbeiter), Seidenwaren (3428 Arbeiter), gemischten Stoffen (2948 Arbeiter), plattierten und Britanniametallwaren (2903 Arbeiter), Standuhren (2576 Arbeiter) und Gummiwaren (2734 Arbeiter). Sonst liefert die Industrie noch in bedeutenden Quantitäten Papier, Mehl, Nähmaschinen, Messer und Werkzeuge, Teppiche, Wagen, Gewehre, Strumpfwaren, Worstedwaren, Messingwaren, Knöpfe, Eisen und Stahl ꝛc. Dem Handel dienen (1884) 1558 km Eisenbahnen. New Haven und New London sind die wichtigsten Häfen. Zum Staat gehören (1884) 853 Seeschiffe von 109 450 Ton. Gehalt.

Die Staatsverfassung war bis 1818 die 1665 von König Karl II. erteilte Kolonialverfassung. Nach der gegenwärtig bestehenden Konstitution hat der auf zwei Jahre gewählte Gouverneur (Gehalt 2000 Doll.) als Präsident die ausübende Gewalt. Wahlberechtigt ist jeder weiße männliche, 21 Jahre alte Bürger der Vereinigten Staaten, der ein Domizil im Staat gewonnen hat und sechs Monate in seiner Ortschaft wohnt, Eigentümer eines freien Grundstücks ist oder ein Jahr lang in der Miliz Dienste gethan oder während des letzten Jahrs eine Staatstaxe bezahlt hat. Ein Duell verwirkt das Wahlrecht. Der Gouverneur muß mindestens 30 Jahre alt sein; er hat ein beschränktes Veto und, außer in Fällen von Impeachment (s. d.), das Recht, Aufschub der Urteilsvollstreckung (reprieves), nicht aber Begnadigung zu gewähren. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen des Senats (aus 21 Mitgliedern bestehend) und des Repräsentantenhauses (mit 241 Mitgliedern), welche zusammen die General Assembly bilden, die alljährlich Anfang Mai abwechselnd in Hartford und New Haven zusammentritt. Richter und Friedensrichter werden von der General Assembly ernannt, die fünf Richter des obersten Gerichts auf acht Jahre mit einem Gehalt von 4000 Doll., die andern nur auf ein Jahr. Die Finanzen des Staats befinden sich in befriedigendem Zustand. 1883 beliefen sich die Staatseinnahmen auf 1,607,800 Doll., die Ausgaben auf 1,646,433 Doll. Die fundierte Staatsschuld belief sich im Dezember 1883 auf 4,272,100 Doll. Sämtliche vom Staat und von den Gemeinden erhobene Steuern erreichten 1880 die Höhe von 5,365,739 Doll., und die Staats- und Gemeindeschulden beliefen sich auf 22,001,061 Doll. Vom Staat unterhalten werden: eine Irrenanstalt, eine Besserungsanstalt und ein Gefängnis. Der Staat wird in acht Counties eingeteilt. Landeshauptstädte sind Hartford und New Haven.

Zur Zeit der ersten Ansiedelungen befand sich das Gebiet von C. im Besitz indianischer Stämme. 1630 schenkte die Plymouthkompanie C. dem Grafen von Warwick, der es im folgenden Jahr wieder den Lords Say, Sell, Brooke und neun andern übergab. Diese errichteten 1634 in New Haven ein Fort und schlossen nach langen, blutigen Kämpfen mit den Pequotindianern in Bezug auf die Ländereien am Connecticut einen Vertrag ab. New Haven und C., lange Zeit zwei verschiedene Herrschaften, hoben sich beide rasch zu bedeutender Blüte. 1662 stellte König Karl II. einen Freibrief aus, welcher die zwei Kolonien zu Einem politischen Körper unter dem Namen »Kolonie von C.« verschmolz. New Haven erklärte sich erst 1665 hiermit einverstanden, und der Freibrief bildete seitdem die Basis der Staatsverfassung; 1672 unterwarf man die Gesetze der Kolonie einer Revision und veröffentlichte sie hierauf. 1750 unterzog man die Gesetze einer zweiten und 1783 einer dritten Revision, resp. Vereinfachung. C. nahm lebhaften Anteil an dem Befreiungskrieg der Vereinigten Staaten, wofür viele Städte, vorzüglich Danbury und New London, hart büßen mußten, und erkannte 9. Jan. 1788 die Konstitution der Union an. Auch während des letzten Bürgerkriegs zeichnete sich C. durch thatkräftigen Eifer für die Sache der Union aus.

Connecticut River (spr. konnéttitöt riwwer, v. indian. Quonectacut, »langer Fluß«), der Hauptfluß Neuenglands in Nordamerika, entsteht in einem kleinen See dicht an der Grenze Kanadas, fließt in südlicher Richtung, die Grenze zwischen Vermont und New Hampshire bildend, dann durch Massachusetts und Connecticut, um schließlich nach einem Laufe von 542 km in den Long Island-Sund zu münden. Sein Stromgebiet hat 26,500 qkm Oberfläche. In seinem Oberlauf bildet der Fluß zahlreiche Schnellen und Wasserfälle und ist oft zwischen steilen Felswänden eingehemmt, wie bei den Bellow Falls; bei Holyoke aber tritt er in ein breites Thal ein, in dem die großen Städte Springfield und Hartcourt liegen, das jedoch bei Hochwasser Überschwemmungen ausgesetzt ist. Der Unterlauf, von Middletown an, liegt abermals 45 km weit zwischen steilen Ufern. Schiffe von 2,5 m Tiefgang gelangen bis Hartford, 70 km

über der Mündung, kleine Boote aber, welche die Fälle in Kanälen umgehen, 300 km weiter, bis zur Mündung des Wellsflusses.

Connemara, Landschaft in der irischen Provinz Connaught, der westliche Teil der Grafschaft Galway (s. d.), am Atlantischen Ozean, wegen ihrer wilden Szenerien, mit Bergströmen, Seen und Wasserfällen, gewöhnlich die Irischen Hochlande genannt. Ihren Namen (»Land der Baien«) verdankt sie den zahlreichen Baien an der Westküste, von denen 20 Schiffen jeder Größe zugänglich sind. In den Bergen von C., welche zahlreiche Gruppen und einzelne durch tiefe und enge Thäler getrennte Höhen bilden, sind die Twelve Pins (730 m) die bedeutendsten Erhebungen. Gesucht sind die in C. gezüchteten Ponies.

Connétable (franz., spr. -tabl, v. lat. comes stabuli, Comestabulus, Conestabulus, »Stallmeister«), ursprünglich Name des Beamten, dem die Aufsicht der Marställe oblag, welches Amt schon unter den römischen Kaisern bestand und von den Franken nach der Eroberung Galliens beibehalten ward. Gewöhnlich befehligte der Comes stabuli auch die kaiserliche Reiterei; außerdem lag ihm die innere Verwaltung des kaiserlichen Palastes ob. Fredegar und der Poeta Saxonicus bezeichnen den C. schon als einen Kriegsbefehlshaber, und unter Karl d. Gr. verteidigte der Comes stabuli die Insel Corsica gegen die Sarazenen; doch wurde sein Wirkungskreis erst unter den Kapetingern allmählich erweitert. Matthäus II. von Montmorency, der 13. C. unter den Kapetingern, war der erste C. im neuern Sinn, d. h. französischer Reichswürdenträger und Großschwertträger des Königs, dem Rang nach über den Marschällen von Frankreich, selbst über den Prinzen stehend; unter ihm stand die gesamte Kriegsmacht zu Lande. Seine Gewalt im Krieg war fast die eines altrömischen Diktators. Daher hatten die Könige oft Grund genug, in den Bürgerkriegen gegen den C. Argwohn zu hegen und Gewaltmißbrauch von seiner Seite zu befürchten. Ludwig XIII. hob nach des tapfern Lesdiguières Tode die Connetablewürde als zu unumschränkt 1627 auf; Napoleon I. führte sie aber 1804 wieder ein, indem er seinen Bruder Ludwig zum C. des Reichs und Berthier, Fürsten von Wagram und Neuchâtel, zum Vizeconnetable ernannte. Unter der Restauration ging die Würde wieder ein. Die mächtigern Fürsten Frankreichs hatten gleichfalls ihre Connétables, die jedoch meist Erbbeamte waren. Aus C. ist entstanden das englische Constable (s. d.). Connétablie, in Frankreich sonst die Würde des C.; auch s. v. w. Marschallsgericht.

Connubium (lat.), Verheiratung, Ehe; das Recht, sich mit jemand oder untereinander zu verheiraten.

Cönobiál (griech.-lat.), auf Klöster bezüglich; Cönobiarch, Klostervorsteher.

Cönobieen, 5. Ordnung der Algen (s. d., S. 343).

Cönobiten (griech. Koinobiten, »in Gemeinschaft Lebende«), im 4. Jahrh. in Ägypten diejenigen Mönche, welche, in Städten oder auf dem Land, in Gebäuden (Cönobien) zusammenlebten, zum Unterschied von den Anachoreten (s. d.), welche einzeln und abgesondert in Einöden lebten. Vgl. Kloster.

Cönobium (lat.), Ort zum gemeinschaftlichen Leben, daher s. v. w. Kloster; in der Botanik eine zu einer Gemeinschaft vereinigte Zellfamilie gleicher Abstammung bei vielen niedern Algen (s. d.).

Conolly, John, Irrenarzt, geb. 1795 zu Market-Rasen in Lincolnshire, studierte zu Edinburg, praktizierte einige Zeit als Arzt, war 1828—31 Professor der Medizin in London und wurde 1839 Arzt und Dirigent in der Irrenanstalt Middlesex Asylum zu Hanwell. Hier führte er bis 1843 das von ihm so genannte Non-restraint-System ein, welches die Anwendung mechanischer Zwangsmittel bis auf einzelne Ausnahmefälle vollständig verwirft. 1843 legte er seine Stelle nieder, suchte aber die Sache der Irren unausgesetzt zu fördern und beteiligte sich auch an der Gründung des Idiotenasyls in Earlswood. Sein »Treatment of the insane without mechanical restraints« (Lond. 1856; deutsch von Brosius, Lahr 1860) erregte die lebhaftesten Debatten, wurde anfangs allgemein angefeindet, gewann aber allmählich immer mehr Freunde, bis endlich Conollys System überall, wenn auch mehr oder weniger modifiziert, zur Durchführung gelangte. C. starb 5. März 1866 in Hanwell. Er schrieb noch: »Inquiry concerning the indications of insanity« (Lond. 1830); »Construction and government of lunatic asylums« (das. 1847); »Study of Hamlet« (das. 1863).

Conophallus titanum *Beccari*, s. Amorphophallus.

Conques (spr. longk), Dorf im franz. Departement Aveyron, Arrondissement Rodez, auf einem Hügel im Thal des Dourdou, mit berühmter, unter den Merowingern gegründeter reicher Abtei, welche zur Revolutionszeit aufgehoben wurde, und dazu gehöriger romanischer Kirche (11. Jahrh.) mit merkwürdigen Skulpturen am Portal und reichem Kirchenschatz (prachtvolle mittelalterliche Goldschmiedearbeiten).

Conrad, 1) Timothy Abbot, Koncholog und Paläontolog, geb. 1803 im Staat New Jersey; schrieb: »Fossil shells of the tertiary formations of the United States« (1832; mit Nachtrag, 1834); »Monography of the Unionoidae of the United States« (1834—59, Bd. 1—12); »Palaeontology of the State of New York« (1838—40); »Palaeontology of the Pacific Railroad Survey in California« (1854); »Palaeontology of the Mexican Boundary Survey« (1854). C. nahm auch an der Natural History Survey des Staats New York 1838—45 teil.

2) Johannes, Nationalökonom, geb. 28. Febr. 1839 in Westpreußen, wo sein Vater Gutsbesitzer war, widmete sich anfangs der Landwirtschaft, studierte hierauf, durch körperliches Leiden zum Aufgeben der praktischen Thätigkeit gezwungen, Naturwissenschaften, schließlich in Berlin und Jena Staatswissenschaften. Nach Vollendung seiner Studien machte er größere Reisen in Italien, England, Frankreich, Polen, Ungarn, habilitierte sich 1868 als Privatdozent in Jena, wurde 1870 zum außerordentlichen Professor ernannt und in demselben Jahr als Ordinarius nach Halle berufen. Er schrieb: »Liebigs Ansicht von der landwirtschaftlichen Bodenerschöpfung« (Jena 1864); »Das Universitätsstudium in Deutschland« (das. 1884); »Die Statistik der landwirtschaftlichen Produktion«, »Findelanstalten«, »Rodbertus' Rentenprinzip«, »Agrarstatistische Untersuchungen« und andre Abhandlungen in den »Jahrbüchern für Nationalökonomie«, die er 1872—78 in Gemeinschaft mit Bruno Hildebrand redigierte; seit 1878 ist er alleiniger Herausgeber derselben. Ferner gibt er seit 1877 die Sammlung von Arbeiten des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle heraus, welch letzteres unter seiner Leitung steht.

3) Schriftstellername des Prinzen Georg von Preußen (s. d.).

Conräder, Georg, Maler, geb. 1838 zu München, besuchte von 1856 ab die dortige Akademie und schloß sich der Richtung Karl Pilotys an. 1859 trat er mit einem durch charaktervolle Gestalten und große Kraft

des Kolorits hervorragenden Bilde: Tilly in der Totengräberwohnung zu Leipzig 7. Sept. 1631, auf (Kunsthalle in Hamburg). 1860 nahm er einen Ruf nach Weimar an und schuf dort außer einem Tasso im Gefängnis ein großes Bild: die Zerstörung Karthagos, für das Maximilianeum in München. Nach zwei Jahren kehrte er zu bleibendem Aufenthalt nach München zurück und malte im Nationalmuseum das Freskobild: die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu München. Zu den besten seiner spätern Werke gehören: Maria Stuart und Riccio, Charlotte Corday, die sich vor ihrem Tod malen läßt (1869), das Ende Kaiser Josephs II. (1874) und 1876 die Zusammenkunft desselben Kaisers mit Papst Pius VI. im Schloß zu Neiße im April 1782.

Conradi, August, Komponist, geb. 27. Juni 1821 zu Berlin, Schüler von Rungenhagen, war eine Zeitlang Organist in seiner Vaterstadt, von 1849 ab Theaterkapellmeister in Stettin, Köln, Düsseldorf und seit 1856 Kapellmeister am Wallner-Theater in Berlin, wo er 25. Mai 1873 starb. Er komponierte mehrere Opern, z. B. »Die Deserteure«, »Musa, die letzte Maurenfürstin«, »Rübezahl« ꝛc., ferner zahlreiche zu Possen und Singspielen für die kleinern Berliner Theater nötige Musikstücke, daneben Klaviersachen im leichten und eleganten Genre, mehrere Symphonien, Ouvertüren, Streichquartette u. a.

Conrart (spr. kong-rár), Valentin, franz. Schriftsteller, geb. 1603 zu Paris, erwarb sich als Kenner der italienischen, spanischen und besonders der französischen Sprache in ihren Feinheiten einen bedeutenden Namen und machte sein Haus zum wöchentlichen Sammelplatz einer Anzahl litterarisch gebildeter Männer, wie Chapelain, Godeau, Ph. Habert, Maleville, Serizay, Boisrobert u. a., die sich gegenseitig daselbst ihre Arbeiten vorlasen und besprachen. Aus dieser Vereinigung ging 1634 durch Richelieus Eingreifen die französische Akademie hervor, deren ständiger Sekretär C. wurde. Er starb 23. Sept. 1675. C. genoß infolge der Reinheit seines Geschmacks und der Sicherheit seines Urteils hohes Ansehen; geschrieben hat er selbst nur wenig, daher der oft angeführte Vers Boileaus: »J'imite de C. le silence prudent«. Außer einigen Gedichten hat man von ihm nur Briefe und »Mémoires sur l'histoire de son temps« (abgedruckt in den »Mémoires pour servir à l'histoire de France« von Petitot und Monmerqué). Vgl. Kerviler und Barthélemy, C., sa vie et sa correspondance (Par. 1881).

Conring, Hermann, ostfries. Gelehrter, geb. 9. Nov. 1606 zu Norden in Ostfriesland, studierte zu Helmstedt und Leiden besonders Theologie und Medizin, ward 1632 Professor der Philosophie, 1636 Professor der Medizin zu Helmstedt. 1650 von der Königin Christine von Schweden zum Leibarzt ernannt, erhielt er noch die Professur der Politik in Helmstedt und wurde 1661 Geheimrat des Herzogs von Braunschweig. König Ludwig XIV. von Frankreich setzte ihm 1664 eine Pension aus, der König von Dänemark ernannte ihn 1669 zum Etatsrat. Er starb 12. Dez. 1681 in Helmstedt. Durch sein Hauptwerk: »De origine juris germanici« (Helmstedt 1643), begründete C. die deutsche Rechtsgeschichte. Dem deutschen Staatsrecht brach er durch die »Exercitationes de republica Imperii Germanici« (Helmstedt 1674) eine neue Bahn. Auch um die Medizin erwarb er sich Verdienste, namentlich durch Verbreitung der Harveyschen Lehre vom Blutkreislauf und durch die Bestimmung des Nutzens der Chemie für die Pharmazie. In der theoretischen Philosophie war er strenger Aristoteliker. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Göbel (Braunschw. 1730, 6 Bde. nebst Registerband). Seine geistige Begabung wird durch seine charakterlose Servilität gegen den französischen Hof in den Schatten gestellt. Vgl. Stobbe, Hermann C., der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte (Berl. 1870), und Goldschlag, Beiträge zur politischen und publizistischen Thätigkeit H. Conrings (das. 1884). — Seine Tochter Elise Sophie, zum zweitenmal mit dem holstein-gottorpschen Kanzler v. Reichenbach vermählt, machte sich als Dichterin bekannt und starb 11. April 1718.

Consacramentāles (Compurgatores, lat.), die Eideshelfer im altdeutschen Prozeßverfahren.

Consalvi, Ercole, Kardinal, geb. 8. Juni 1757 zu Rom, widmete sich theologischen, politischen und litterarischen Studien und erwarb sich durch seine Bekämpfung der revolutionären Ideen 1792 eine Stelle als Auditor der Rota bei der römischen Kurie. Die Franzosen verbannten ihn zwar bei Besetzung des Kirchenstaats (1798); aber Pius VII., der seine Wahl bei dem Konklave in Venedig 1799 hauptsächlich C. zu danken hatte, erhob ihn 1800 zum Kardinal und bald darauf zum Staatssekretär, in welcher Eigenschaft er 1801 in Paris mit Napoleon I. wegen des Konkordats unterhandelte, wobei er sich geschickt und zugleich schmiegsam und nachgiebig zeigte. Als 1809 der Streit zwischen dem Papst und Napoleon ausbrach, billigte er zwar die Exkommunikationsbulle des erstern nicht, blieb ihm aber doch treu und ward daher vom Kaiser abgesetzt und interniert. Als päpstlicher Gesandter beim Kongreß zu Wien erwarb er sich durch Mäßigung und Schlauheit die Gunst der Monarchen, auch der nichtkatholischen, bewirkte die völlige Wiederherstellung des Kirchenstaats und übernahm nun als Staatssekretär wieder die Regierung desselben. Er regelte die innere Verwaltung der päpstlichen Staaten durch das die Uniformität des Polizeistaats herstellende Motu proprio vom 6. Juli 1816; auch führte er eine neue Zivilprozeßordnung und einen neuen Handelskodex ein, vereinfachte die Finanzverwaltung und suchte auch dem Räuberunwesen in den Provinzen nach Kräften zu steuern. Er unterstützte die Wissenschaften, namentlich aber die Künste. Die Konkordate der Kurie mit Rußland, Polen, Preußen, Bayern, Württemberg, Sardinien, Spanien und Genf waren sein Werk. Nach Pius' VII. Tod 1823 zog sich C. von den Geschäften zurück und starb 24. Jan. 1824 in Rom. Seine Memoiren gab Crétineau-Joly (Par. 1864, 2 Bde.) heraus; doch ist deren Echtheit angezweifelt worden. Vgl. Bartholdy, Züge aus dem Leben des Kardinals C. (Stuttg. 1824); Daudet, Le cardinal C. (Par. 1866); Crétineau-Joly, Bonaparte, le concordat de 1801 et le cardinal C. (das. 1869); Ranke, Die Staatsverwaltung des Kardinals C. (in den »Historisch-biographischen Studien«, Leipz. 1877).

Consanguinĕi, s. Geschwister.

Conscience (spr. tongßjängs, vläm. konßienz gesprochen), Hendrik, vläm. Novellist und Mitbegründer der neuvlämischen Litteratur, geb. 3. Dez. 1812 als Sohn eines aus Besançon stammenden Marinebeamten und einer vlämischen Mutter, ergriff zuerst den Lehrerberuf, trat dann (1830) als Freiwilliger ins Heer, wo er es bis zum Sergeantmajor brachte, und schloß sich nach beendigter Dienstzeit 1836 mit aller Energie der vlämischen Sprachbewegung an, die seinem Wirken wesentliche Förderung verdankt. Er schrieb 1837 seinen ersten Roman: »In't wonderjaer, 1566«, der als der erste der neuen vlämischen Litteraturperiode

großes Aufsehen machte, und ließ sodann einen Band kleiner Erzählungen: »Phantazy« (1837), und den Roman »De leeuw van Vlaenderen« (1838), der die goldene Sporenschlacht verherrlicht, nachfolgen. Auf Verwendung des Malers Wappers erhielt er 1840 eine königliche Unterstützung und wurde ein Jahr später zum Sekretär der Kunstakademie zu Antwerpen ernannt. Mit dem kleinen Buch »Hoe men schilder wordt« (1843) begann nun die Reihe jener köstlichen kleinen Geschichten und Schilderungen aus dem vlämischen Stillleben, welche seinen Namen in ganz Europa bekannt und beliebt machten, und von denen »Siska van Roosemael« (1844), »De loteling« (»Der Rekrut«, 1850), »Rikke-tikke-tak« (1851), »De arme edelman« (1851) und »Het geluk van ryk te zyn« (»Das Glück, reich zu sein«, 1855) als wahre Meisterwerke hervorzuheben sind. C. hatte inzwischen 1845 den Titel eines aggregierten Professors an der Genter Universität erhalten, schied 1854 aus seiner Stellung an der Akademie und lebte als Privatmann in Antwerpen, bis er 1857 zum Kreiskommissar in Courtrai ernannt ward. Seit 1866 Aufseher des Musée Wiertz in Brüssel, starb er 10. Sept. 1883 daselbst. Im August d. J. war ihm zu Antwerpen ein Denkmal errichtet worden. Von seinen Werken sind noch zu nennen: »De blinde Rosa« (1850), »Baes Gansendonck« (1850), »De gierigaerd« (»Der Geizhals«, 1852), »De plaeg der dorpen« (»Die Dorfplage«, 1855), »De geldduivel« (»Der Geldteufel«, 1859), »De jonge doctor« (1860), »Moederliefde« (»Mutterliebe«, 1862) sowie die historischen Romane: »Jacob van Artevelde« (1849), »De boerenkryg« (1853), »Hlodwig en Clotildis« (1854), »Simon Turchi« (1858) und aus späterer Zeit: »De koopman van Antwerpen« (1863), »De kerels van Vlaenderen« (1870), »Everard T'Serclaes« (1874), »Benjamin van Vlaenderen« (1880) u. a. Auch eine illustrierte »Geschiedenis van Belgien« (Antwerp. 1845; deutsch von Wolff, Leipz. 1847) hat C. veröffentlicht. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien Antwerpen 1867–80 in 10 Bänden, eine deutsche Übersetzung derselben Münster 1846–84 in 75 Bändchen. Vgl. Eekhoud, Henri C. (Brüss. 1881); Rooses, Nieuw schetsenboek (Gent 1882).

Conscience-money (engl., spr. kónnschens-mönni), »Gewissensgeld«, anonym eingesandte Geldsummen, um welche man die Staatskasse betrogen hatte.

Consecratio (lat.), s. Konsekration.

Consecutio (lat.), Folge; c. temporum, in der Grammatik die Lehre von der durch ihr Abhängigkeitsverhältnis bedingten Aufeinanderfolge der Tempora. Vgl. Verbum.

Conseil (franz., spr. kongßäj; lat. Consilium), eigentlich s. v. w. Rat, Ratschlag; Rat(geber); Ratsversammlung; dann s. v. w. Geheimer Rat oder Ministerkonferenz (Ministerkonseil); Benennung, welche die Stifter gewisser höherer Grade der Freimaurerei ihren Vereinen gaben, dem Wort Kapitel entsprechend (der berühmteste dieser Conseils war der C. des Empereurs d'Orient et d'Occident, Souverains Princes-Maçons, 1758 in Paris gestiftet); C. des prud'hommes, in Frankreich gewerbliches Schiedsgericht mit sachverständigen Vertrauensmännern (s. Gewerbegericht); C. d'état, Staatsrat; C. de préfecture, Präfekturrat, den französischen Präfekten zur Seite stehend; C. d'arrondissement, die kommunale Vertretung der Arrondissements in Frankreich; C. général, Generalrat, die Kommunalvertretung der Departements; C. municipal, Munizipalrat, die französische Lokalgemeindevertretung; C. de famille, Familienrat (s. d.).

Consensus (lat.), Übereinstimmung, Übereinkunft bei dogmatischen Streitigkeiten, daher auch Titel der betreffenden Urkunden und Schriften. Dahin gehört der behufs einer Vereinigung der augsburgischen, böhmischen und helvetischen Konfessionsverwandten der polnischen Provinzen zu Sendomir vereinbarte C. Sendomiriensis 1570 (über die Lehren von der Menschwerdung Christi und dem Abendmahl). Innerhalb der reformierten Kirche sind mehrere C. verabfaßt worden, so: der C. Tigurinus von 1549, welcher, von Calvin in 26 Artikeln über die Lehre vom Abendmahl aufgesetzt, von Bullinger gebilligt, zwischen dem Zwinglischen und Calvinischen Lehrbegriff zu vermitteln suchte, aber nie großes Ansehen erhalten hat; der C. Genevensis (C. pastorum), der, ebenfalls von Calvin 1552 abgefaßt, die Prädestinationslehre im streng Calvinischen Sinn formuliert enthält, indessen von seiten der andern schweizerischen Kirchen keine offizielle Annahme gefunden hat; der C. Helveticus (Formula C. Helvetica), verfaßt 1674 von J. H. Heidegger und Franz Turretin, Professoren in Zürich und Genf, und besonders gegen Amyrauts Lehre von der allgemeinen Gnade in 26 Artikeln gerichtet, 1675 und 1676 in der Schweiz eingeführt, aber infolge des Widerspruchs, welcher in Kurbrandenburg und in England, ja selbst in der Schweiz dagegen erhoben ward, im Beginn des 18. Jahrh. wieder um sein symbolisches Ansehen gebracht. Innerhalb der lutherischen Kirche kamen zu stande: der C. Dresdensis von 1571, das Glaubensbekenntnis der kurfürstlich sächsischen Theologen in den der Annahme der Konkordienformel vorangehenden Verhandlungen, und der C. repetitus fidei vere Lutheranae, die gegen G. Calixtus von den sächsischen Theologen 1655 aufgesetzte Vereinigungsformel, welche aber kein symbolisches Ansehen erlangt hat. — C. gentium, die bei allen Völkern sich findende gleiche Ansicht; c. matrimonialis, eheliche Übereinkunft; c. principis, landesherrliche Zustimmung. C. bezeichnet auch die sympathische Übereinstimmung der Teile eines Organismus, z. B. der Nerven, c. nervorum. S. auch Konsens.

Consentes Dii (lat.), die zwölf griechisch-italischen Götter (sechs männliche und sechs weibliche), die den hohen Götterrat bildeten: Jupiter und Juno, Neptun und Minerva, Mars und Venus, Apollo und Diana, Vulkan und Vesta, Merkur und Ceres. Nach Varro standen ihre goldenen Bildsäulen zu Rom in einer Halle beim Aufgang vom Forum zum Kapitol.

Consentia, alte Bundeshauptstadt der Lukaner, später der Bruttier, nach den Consentes Dii (s. d.) benannt, am obern Crathis; heute Cosenza.

Consentio (lat.), ich stimme bei.

Considérant (spr. kongßiderāng), Victor, franz. Sozialist, geb. 12. Okt. 1808 zu Salins (Jura), besuchte die polytechnische Schule in Paris, trat dann in die Armee, verließ aber diese Laufbahn als Geniekapitän, um sich der Verbreitung der sozialistischen Lehre Fouriers (s. d.) zu widmen, und wurde nach dessen Tod (1837) das Haupt der Schule Fouriers, deren Gründung wesentlich sein Verdienst war. Erst durch seine hervorragende agitatorische Thätigkeit wurde Fourier in Frankreich bekannt. C. schrieb zahlreiche Artikel in die »Réforme industrielle«, seit 1832 das offizielle Organ des Fourierismus, übernahm später die Leitung der »Phalange« (1836–40) und gewann den reichen Engländer Young für seine Ideen, mit dessen Hilfe er an mehreren Orten Frankreichs sogen. Phalanstères errichtete. Das Unternehmen scheiterte, und auch die »Phalange« vermochte sich

nicht zu halten, worauf die Anhänger der Schule ein neues Organ, die »Démocratie pacifique«, gründeten, welche 1845 an der »Phalange, revue de la science sociale« eine Hilfszeitschrift erhielt. Die oberste Leitung beider Journale wurde C. übertragen. Considérants meiste und bedeutendste Schriften handeln von der radikalen Weltverbesserung nach »harmonischen« Grundsätzen, so gleich sein Erstlingswerk: »Destinée sociale, exposition élémentaire complète de la théorie sociétaire« (Par. 1834–45, 3 Bde.; neue Aufl. 1851, 2 Bde.). Zugleich bewährte er sich als Redner bei seinen fourieristischen Missionen im Innern von Frankreich, in der Schweiz, in Belgien und Deutschland. Im J. 1848 wurde er vom Departement Loiret, 1849 vom Seinedepartement in die Nationalversammlung gewählt, wo er mit der Bergpartei stimmte. Wegen Unterschreibung von zwei insurrektionellen Aktenstücken vom 13. Juni 1849 des Hochverrats angeklagt, entfloh er nach Belgien und wandte sich von hier, nachdem er von der Jury zu Versailles abwesend zu lebenslänglicher Deportation verurteilt worden, nach Texas, um daselbst neue Versuche mit der praktischen Durchführung seines Systems zu machen. Er gründete in der Nähe von San Antonio mit den Mitteln einer Gesellschaft die Kolonie La Réunion, kehrte aber, da dieselbe nicht prosperierte, im August 1869 mit seiner Familie nach Frankreich zurück und machte sich 1870 durch einige politische Flugschriften bemerklich. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Théorie de l'éducation naturelle et attrayante« (1835; deutsch, Nordh. 1847); »Manifeste de l'école sociétaire fondée par Fourier, ou bases de la politique positive« (1841); »Exposition abrégée du système phalanstérien de Fourier« (1845); »Principes du socialisme« (1847); »Théorie du droit de propriété et du droit au travail« (1848); »L'apocalypse, ou la prochaine rénovation démocratique et sociale de l'Europe« (1849); »La solution, ou le gouvernement direct du peuple« (1850) u. a. Vgl. Sozialismus.

Consilia evangelica (lat., »evangelische Ratschläge«), nach der Lehre der römischen Kirche solche von den Geboten (praecepta) unterschiedene sittliche Vorschriften, zu deren Befolgung der Christ eigentlich nicht verpflichtet ist, deren Erfüllung jedoch ein außergewöhnliches Verdienst des Menschen begründet. Dieser Theorie begegnen wir schon im Hirten des Hermas, später bei Ambrosius, Hieronymus und selbst bei Augustin sowie im Orient bei Chrysostomos und Gregor von Nazianz; unter den Scholastikern entwickelte sie besonders Thomas von Aquino. Man zählt ihrer im ganzen zwölf, unter denen aber Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam, also die drei Mönchsgelübde, wieder als praecipua c. e. gelten.

Consilium (lat.), richterliches Gutachten, Ausspruch, Rat; im alten Rom auch der Kreis von Rechtsverständigen, mit welchem sich die Magistrate zu umgeben pflegten. Dionysius weist Spuren davon schon in der Königszeit nach; später waren es besonders die Konsuln und Prätoren, welche bei Kriminal- wie Zivilprozessen dergleichen Consiliarii, Assessores ꝛc. zu Rate zogen, die allmählich großen Einfluß auf die Entscheidungen der Magistrate ausübten, wie schon aus der Formel, der Magistrat habe de consilii sententia entschieden, hervorgeht. Im engern Sinn hieß C. auch ein stehendes Kollegium, welches dem Oberrichter, in Provinzen dem Statthalter in der Privatjurisdiktion, z. B. in Untersuchungen über Ingenuität, Zivität, Freiheit ꝛc., beistand und namentlich die Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu besorgen hatte. Gewählt wurden die Mitglieder dieses C. vom Präses der Provinz aus dem Conventus (s. Konvent). In Rom bestand das C. aus fünf Senatoren und fünf Rittern.

Consilium abeundi (lat., der »Rat, abzugehen«), nach § 6 des preußischen Gesetzes vom 29. Mai 1879 über die Rechtsverhältnisse der Studierenden und die Disziplin auf den Landesuniversitäten s. v. w. Entfernung von der Universität. Diese Strafe verbietet ganz oder zeitweise nur den Besuch einer bestimmten Universität, während die Relegation oder der Ausschluß vom Universitätsstudium, nur zulässig auf Grund rechtskräftiger Verurteilung wegen einer strafbaren, aus ehrloser Gesinnung entsprungenen Handlung, den Betroffenen von allen deutschen Hochschulen dauernd verbannt. Eine mildere Vorstufe des C. ist die Unterschrift des C. oder die protokollarische Androhung der Entfernung.

Consivia, Beiname der röm. Göttin Ops (s. d.).

Consobrini (lat.), Geschwisterkinder, von zwei Schwestern geboren.

Consols (engl.), s. Konsols.

Consommé (franz., spr. kongssommé), Kraftbrühe.

Con sordino (ital.), mit dem Dämpfer (s. d.).

Consorteria (ital.), Genossenschaft, besonders Name der parlamentarischen Partei in Italien, welche, von Cavour gegründet und anfangs geleitet, von 1860 bis 1876 die Majorität in der Kammer hatte, und aus der daher die Ministerien dieser 16 Jahre hervorgingen. Den Kern der Partei bildete die Mehrheit der alten sardinischen Kammer, welcher sich die bedeutendsten Geister des übrigen Italien anschlossen. Ihr Ziel war die Vollendung der italienischen Einheit, welche sie jedoch nicht durch revolutionäre Gewaltstreiche, sondern durch Verhandlungen und namentlich im Einvernehmen mit Frankreich zu erreichen strebte, ferner die Begründung einer parlamentarischen Verfassung, die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts und endlich die Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche auf Grund der Cavourschen Formel: »Freie Kirche im freien Staat«. Als die Partei 1870 die italienische Einheit vollendet, durch die Garantiegesetze und die Beseitigung des Defizits im Budget von 1875 auch ihre übrigen Ziele erreicht hatte, fiel sie 1876 auseinander und wurde durch die Radikalen aus der Regierung verdrängt.

Consortes litis (lat., »Streitgenossen«), die in einem Rechtsstreit in einer Parteirolle, als Mitkläger oder als Mitbeklagte, vereinigte Mehrheit von Personen.

Consp. (lat.), auf Rezepten Abkürzung für conspergo, »bestreue«, nämlich die Pillen.

Constable (engl., spr. kõnnstäbl, ursprünglich verwandt mit dem franz. Connétable), Name öffentlicher Sicherheitsbeamten in England. Der Lord High C., einer der obersten Kron- und Reichsbeamten des alten England, war dem Connetable von Frankreich ganz gleich. Die Würde des Großconstable war lehnbar, erlosch aber mit Eduard Stafford, der 1521 wegen Hochverrats verurteilt wurde. Seitdem wird nur für besonders feierliche Gelegenheiten ein Großconstable ernannt. In Schottland ist die Würde eines Lord High C. in der Familie Errol erblich. Die Oberconstables (High Constables), die als Gehilfen des Sheriffs für die Erhaltung des Landfriedens zu sorgen haben, wurden 1284 von Eduard I. eingeführt. Zu ihnen kamen unter Eduard III. die Gemeindeconstables (Petty Constables) mit gleichen Verpflichtungen. Ihr Amtszeichen ist ein etwa

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

1 m langer, 4 cm dicker Stab von Holz, oben mit dem königlichen Wappen, und ein kurzer Stab von Messing, 10 cm lang, oben mit einer kleinen Krone versehen. Sie werden jährlich auf Vorschlag der Gemeindevorstände (vestries) von den Friedensrichtern ernannt. Im Fall der Not kann jeder Bürger aufgefordert werden, als Special C. zu dienen. Wohlhabende lassen sich gewöhnlich durch einen Deputy C. vertreten, sind aber für dessen Handlungen verantwortlich. Zur Unterstützung der Constables, die ein unbesoldetes Ehrenamt verwalten, war es schon lange üblich, besonders in den Städten, bezahlte Wächter (watchmen) anzustellen, ehe noch Sir Robert Peel 1829 in London eine wohlorganisierte Polizei (police) einführte, die jetzt die Pflichten der Constables versieht. Auch in den andern Städten und auf dem Land wird jetzt der Polizeidienst von bezahlten Constables versehen, doch während die Polizei der Hauptstadt (mit Ausnahme derjenigen der City) vom Minister des Innern abhängt, steht diejenige der Provinzen unter den städtischen Behörden oder Friedensrichtern. Vgl. Konstabler.

Constable (spr. könnstäbl), John, engl. Maler, geb. 11. Juni 1776 zu East Bergholt in Suffolk, trat 1800 als Schüler in die Londoner Akademie ein, wo er besonders den Unterricht von Reinagle genoß. Seit 1820 lebte er in Hampstead, dessen reizende ländliche Umgebungen ihm Motive für seine Gemälde boten. 1829 zum Mitglied der Akademie gewählt, starb er hochangesehen 30. Mai 1837 in London. Seine Bilder, von denen man über 100 kennt (2 davon in der Nationalgalerie und 6 in der Sheepshankssammlung des South-Kensingtonmuseums in London), geben die echt englische Landschaft mit der liebevollsten Treue und Wahrheit wieder. C. komponierte nicht und suchte auch nicht besonders pittoreske Punkte auf, er hielt sich an die freundliche Erscheinung des bebauten Landes, Wiesen, Felder, Sträucher und Hütten. Seine Farbe ist so einfach wie frisch und selbst bei flüchtigerer Ausführung, wie sie wohl vorkommt, doch immer voll warmen Lebens. Vgl. Leslie, Memoir of the life of John C. (Lond. 1842, mit 22 Stichen). — Sein Sohn Charles, geb. 1821, diente seit 1835 in der Flotte der Ostindischen Kompanie und hat sich namentlich um die Küstenaufnahmen im Orient (Arabien, Ägypten, Indien 2c.) verdient gemacht. Nach Auflösung der Kompanie verfaßte er für die englische Admiralität einen Bericht über die gesamten indischen Küstenaufnahmen und schrieb den »Persian Gulf pilot«. Er starb 18. März 1878.

Constans, der jüngste von Konstantins d. Gr. drei Söhnen aus dessen zweiter Ehe mit Fausta, geb. 323 (nach andern 320), war seit 333 Cäsar im westlichen Illyrien und Afrika gewesen und erhielt 337 nach seines Vaters Tod bei der Teilung des Reichs Italien, Sizilien und Afrika, während Constantius den Orient, Konstantin die übrigen westlichen Länder nebst der Hauptstadt Konstantinopel erhielt. Als der letztere auch Afrika verlangte, kam es zwischen ihm und C. zu einem Krieg, bei welchem Konstantin in einem Hinterhalt umkam, worauf dessen Anteil zum größten Teil ihm zufiel. Seine Unfähigkeit bewirkte indes, daß zu Augustodunum (Autun) in Gallien ein Militäraufstand ausbrach, der ihn zur Flucht nötigte, auf der er in der spanischen Küstenstadt Helena (vormals Illiberis) durch Magnentius, den Führer der kaiserlichen Leibgarde, 350 ermordet wurde.

Constans (spr. longſtängs), Jean Antoine Erneste, franz. Minister, geb. 3. Mai 1833 zu Béziers, widmete sich dem Kaufmannsstand und betrieb mehrere Jahre ein Geschäft in Spanien; dann aber studierte er die Rechte und wurde Professor der Jurisprudenz an der Fakultät zu Douai, hierauf in Dijon, endlich in Toulouse, wo er auch bis 1873 Munizipalrat und Adjunkt war und sich um die Errichtung von Laienschulen große Verdienste erwarb. 1876 wurde er in Toulouse zum Mitglied der Deputiertenkammer gewählt, in welcher er sich der Union républicaine anschloß. 1879 wurde er im Kabinett Freycinet zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern und 17. Mai 1880 nach Lepères Rücktritt zum Chef desselben ernannt mit der Aufgabe, die Märzdekrete gegen die Jesuiten und die nicht ermächtigten Kongregationen durchzuführen, was ihm auch gelang. Mit dem Rücktritt des Kabinetts Ferry im November 1881 legte auch C. sein Ministerium nieder.

Constant (spr. longſtäng), Benjamin, franz. Maler, Schüler Cabanels, geb. 10. Juni 1845 zu Paris, wurde in Toulouse erzogen, gewann dort 1867 den Hauptpreis der École des beaux-arts und begab sich nach Paris. 1869 stellte er das vom Staat angekaufte Gemälde: Hamlet und eine Allegorie: Zu spät, im Salon aus; aber erst der Anblick von Fortunys farbenglühendem Gemälde: die Vicaria entschied über seine Zukunft. Er wählte sich den Orient zum Stoffgebiet und unternahm zunächst eine Reise nach Spanien. In Granada schloß er sich der Gesandtschaft Tissots zum Sultan Mohammed an und begann neue Studien, deren Ergebnisse: die Haremsfrauen und marokkanische Gefangene (Salon von 1874), durch die leuchtende Farbenpracht überraschten. 1875 erhielt er für sein Bild: Janitschar und Eunuch eine Medaille dritter Klasse, 1876 eine zweiter Klasse für das jetzt im Museum zu Toulouse befindliche Gemälde: Einzug Mohammeds II. in Konstantinopel, eine Schöpfung von großer koloristischer Wirkung und von bedeutender Kraft der Charakteristik, zugleich aber von starker Neigung zum Grauenhaften erfüllt, da die zerhauenen Leichen der Verteidiger mit krassem Realismus dargestellt sind. Seine folgenden Gemälde: die Favoriten des Emirs (1879), die Tochter der Herodias (1881) und Christus im Grab (1882), haben jenes große Historienbild nicht erreicht.

Constant, W., Pseudonym des Schriftstellers Konstant v. Wurzbach (s. d.).

Constant de Rebecque (spr. longſtäng d'röbeck), Henri Benjamin, berühmter franz. politischer Schriftsteller, geb. 23. Okt. 1767 zu Lausanne aus einer nach der Aufhebung des Edikts von Nantes emigrierten Familie, studierte die Rechte, trat in braunschweigische Hofdienste und begab sich zu Anfang der Revolution nach Paris, wo er 1796 vor dem Rate der Fünfhundert mutig die Sache seiner vertriebenen reformierten Landsleute führte. Nach dem 18. Brumaire 1799 Mitglied des Tribunats, vertrat er das Repräsentativsystem und die bürgerliche Freiheit. Seine Reden und Schriften hatten ihm indes die Ungunst des Ersten Konsuls zugezogen, weshalb er 1802 aus dem Tribunat entfernt ward und Paris meiden mußte. Mit Frau v. Staël durchreiste er darauf mehrere Länder, lebte später in Göttingen wissenschaftlicher Beschäftigung und erschien 1814 im Gefolge des Kronprinzen von Schweden wieder in Paris. Hier trat er, besonders im »Journal des Débats«, für die Sache der Bourbonen auf, ließ sich aber dessenungeachtet im April 1815 von Napoleon I. zum Staatsrat ernennen und arbeitete an der Redaktion der Additionalakte. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen ging er nach Brüssel, durfte aber 1816 nach Paris zurückkehren und ward 1819 und

1824 zum Mitglied der Deputiertenkammer erwählt. Hier und in der Presse, namentlich der »Minerva«, bekämpfte er die reaktionäre Politik der Bourbonen. Nach der Julirevolution stimmte er für die Erhebung des Herzogs von Orléans zum konstitutionellen König. Er wurde zum Präsidenten des Staatsrats ernannt, starb aber schon 8. Dez. 1830. Er schrieb: »Cours de politique constitutionelle« (Par. 1817 bis 1820, 4 Bde.; hrsg. von Laboulaye, 2. Aufl. 1872); »Mélanges de littérature et de politique« (1829). Seine »Discours prononcés à la chambre des députés« erschienen 1833 (3 Bde.; teilweise deutsch von Buß, Freiburg 1834). Zur Ergänzung und Erläuterung des Werkes »De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements« (1824—30, 5 Bde.; deutsch von Peter, Berl. 1824—1827, 3 Bde.) hinterließ er die fast vollendete Schrift »Du polythéisme romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion chrétienne« (1833, 2 Bde.). Außerdem schrieb er noch: »Mémoires sur les cent jours« (1822, 2. Aufl. 1829), einen Roman, »Adolphe« (1816, neueste Ausg. 1879; deutsch von Künzel, Frankf. 1839), bearbeitete auch Schillers »Wallenstein« für die französische Bühne und gab Filangieris Werke (1822, 5 Bde.) heraus. Seine Korrespondenz erschien 1844, seine »Œuvres politiques« 1875, seine Briefe an Madame Récamier 1881; sein Briefwechsel mit Frau v. Staël ward deutsch von Strodtmann (Berl. 1877) herausgegeben.

Constantia (lat.), Beständigkeit, Standhaftigkeit; auch Göttin derselben, auf Münzen dargestellt als sitzende Frau, welche die Rechte gegen das Gesicht emporhebt (Ausdruck des Maßes).

Constantia, Ansiedelung im Kapdistrikt des Kaplandes, 11 km südlich von der Kapstadt, berühmt durch ihren Wein (Constantiawein). Es sind nur drei Höfe, in deren Gärten dieser vorzügliche Wein wächst: Hoch- (Van Reenen), Groß- (Cloete) und Klein-C. (Coligne).

Constantia, Name einiger fürstlicher Personen, s. Konstanze.

Constantiaweine, s. Kapweine.

Constantin (spr. kongstangtäng), Abraham, franz. Email- und Porzellanmaler, geb. 1785 zu Genf, malte erst Zifferblätter für Uhren und bildete sich dann in Paris und Rom. Nach sechsjähriger Thätigkeit in Paris begab er sich 1832 abermals nach Rom, um im Auftrag Ludwig Philipps Raffaels Gemälde in den vatikanischen Stanzen zu kopieren. Andre Kopien von ihm nach Meisterwerken, hauptsächlich aus dem Palast Pitti zu Florenz, bilden gegenwärtig in der königlichen Galerie zu Turin eine wertvolle Sammlung. Noch mehr Anerkennung fand C. in der Porträtmalerei. In seinem Buch »Idées italiennes sur quelques tableaux célèbres« (Flor. 1840) legte er seine Bemerkungen über Raffaels Art und Technik, über Zeichnung und Kolorit der großen Maler, über die Porzellanmalerei 2c. nieder. Er starb 1845.

Constantina, Stadt in der span. Provinz Sevilla, am Südabhang der Sierra Morena, mit Silberminen und (1878) 10,988 Einw., welche bedeutenden Handel mit Wein, Branntwein und Essig betreiben.

Constantine, Stadt, s. Konstantine.

Constantinus, s. Konstantin.

Constantius, 1) C. I. Chlorus, d. h. der Blasse, vollständig Flavius C. Chlorus, Vater Konstantins d. Gr., Sohn eines vornehmen Dardaners, Eutropius, und der Claudia, einer Nichte des Kaisers Claudius II., geb. 250 n. Chr., machte sich durch Kriegsthaten einen Namen, ward von den Kaisern Diokletian und Maximian 292 nebst Galerius zum Cäsar gewählt und bald darauf auch von Maximian adoptiert und mit dessen Stieftochter Theodora vermählt. Das Reich wurde nun in vier Teile geteilt, und C. erhielt als seinen Anteil Spanien, Gallien und Britannien mit der Hauptstadt Trier. Britannien war zwar zur Zeit im Besitz des Carausius (s. d.), derselbe wurde aber, während C. noch mit den Vorbereitungen zum Kriege gegen ihn beschäftigt war, von seinem Minister Allectus getötet (293), und auch Allectus, der nun ebenfalls den Kaisertitel annahm, wurde von C. 296 besiegt, so daß Britannien nach zehnjähriger Trennung wieder mit dem übrigen römischen Reich vereinigt werden konnte. Außerdem hatte C. mit den Germanen zu kämpfen, er befreite das Bataverland von den eingedrungenen Franken und schlug die Alemannen bei Langres (300). C. bildete durch seine Milde und Mäßigung sowie durch seine Hinneigung zum Christentum einen entschiedenen Gegensatz zu Galerius, der die Christen grausam verfolgte; doch kam es nicht zu offenem Konflikt, da C. bereits 306 auf einem Feldzug gegen die Kaledonier in Eboracum (York) starb, 13 Monate nachdem er infolge des Rücktritts Diokletians den Augustustitel angenommen hatte.

2) C. II., Konstantins d. Gr. zweiter Sohn von seiner zweiten Gemahlin, Fausta, geb. 317 zu Sirmium in Illyricum, bekam bei der Teilung des Reichs 337 unter Konstantins drei Söhne den Orient, Asien und Ägypten. Eine seiner ersten Handlungen war, daß er, angeblich wegen einer Verschwörung, seine beiden Oheime und sieben seiner Vettern (nur zwei derselben, Gallus und Julian, wurden wegen ihres zarten Alters verschont) morden ließ. Er hatte fast während seiner ganzen Regierung im Osten Kriege zu führen, zunächst gegen den kriegerischen Perserkönig Sapor II. Er wurde 348 bei Singara in Mesopotamien völlig geschlagen; doch ward bald darauf, da Sapor durch die Skythen abgerufen wurde, ein Waffenstillstand geschlossen. Nach dem Tode des Constans 350 unterwarf C. den Vetranio, den Oberbefehlshaber Illyriens, welcher sich zum Kaiser hatte ausrufen lassen, schenkte ihm jedoch das Leben; dann aber hatte er den schweren Kampf gegen den tapfern Usurpator Magnentius, den Mörder des Constans, auszufechten. Dieser wurde bei Mursa (Essek) an der Drau 28. Sept. 351 geschlagen und gab sich 353 nach mehreren andern Verlusten auf der Flucht selbst den Tod. Dadurch kam C. in den Besitz des ganzen römischen Reichs. Im J. 351 übertrug er seinem Vetter Gallus die Verwaltung des Ostens, entsetzte ihn aber wegen seiner Untüchtigkeit und Grausamkeit 354 und ließ ihn hinrichten; 355 ernannte er seinen andern Vetter, Julianus (Apostata), zum Cäsar und Regenten der gallischen Provinzen. Nach einem Besuch in Rom, 356, zog C. gegen die Quaden, die an der mittlern Donau Einfälle machten, und zwang sie zum Frieden. Ein Einfall Sapors rief ihn 359 nach Mesopotamien; doch kehrte er von da zurück, ohne Weiteres zu unternehmen. Neidisch auf den Ruhm, den sich inzwischen Julian durch glückliche Kriege in Gallien erworben, verlangte er von demselben den besten Teil seines Heers zur Beschützung von Asien. Julian war zwar bereit, dem Befehl Folge zu leisten; die Truppen aber weigerten sich, ihn zu verlassen, und riefen ihn wider seinen Willen zum Kaiser aus. Julian bat C. zuerst auf gütlichem Weg um seine Einwilligung. Dieser aber, ganz von Eunuchen beherrscht, zog sofort seine Trup-

pen von der Grenze Persiens zurück und brach, schon krank, gegen Julian auf, starb aber auf dem Marsch zu Mopsukrene in Kilikien 3. Nov. 361. C. trat während seiner Regierung entschieden feindselig gegen das Heidentum auf, welches sein Vater noch geduldet hatte, und verbot Opfer und Tempelbesuch durch strenge Edikte. In den innern Streitigkeiten neigte sich C. bald auf die Seite der Orthodoxen, bald auf die der Arianer und nährte so die Erbitterung der kirchlichen Parteien, anstatt ihr Einhalt zu thun.

Constanza (Constantza, bis 1878 Küstendsche), Hauptstadt eines Distrikts in der rumän. Dobrudscha, am Schwarzen Meer und am Ostende des sogen. Trajanswalles, Ausgangspunkt der von Tschernawoda nach dem Schwarzen Meer führenden Eisenbahn, mit bedeutendem Handel und ca. 5000 Einw. Die Ausfuhr (1883 im Wert von 3,3 Mill. Mk.) umfaßte besonders Getreide (190,000 metr. Ztr., meist Gerste und Leinsamen), Schafe, Wolle, Leder; der Wert der Einfuhr betrug 1883: 4,7 Mill. Mk., darunter für ⁴/₅ Mill. Mk. aus Deutschland (meist Fabrikate). Der Transit von der Donau her betrug 380,000 metr. Ztr. an Getreide und Sämereien. C. war von 1879 bis 1883 Freihafen. Im J. 1883 liefen, von Postdampfern abgesehen, 252 Schiffe von 51,042 Ton. ein und aus. C. gilt für das römische Constantiana. Von Tschernawoda bis C. führt der sogen. Trajanswall (s. d.). In der Nähe lag Tomi, Ovids Verbannungsort. Im April 1854 fand hier ein Treffen zwischen den Russen und Türken statt.

Constipantia (lat.), s. Konstipation.

Constituante (franz., spr. tongstitüangt; zu ergänzen: Assemblée), Konstituierende Versammlung.

Constitucion (ehemals Nueva Bilbao), Hafenstadt in der Provinz Máule, in Chile, an der Mündung des Rio Máule, wurde 1794 gegründet, ist regelmäßig angelegt, hat Dampfsägemühlen, Schiffswerfte, Ausfuhr von Getreide, Fleisch, Käse, Fellen und Bauholz und (1875) 6542 Einw.

Constitüens (lat.), das »Gestaltgebende«, in der Rezeptierkunst dasjenige Mittel, durch welches eine Arznei die ihr nötige Form, Umfänglichkeit und Konsistenz erhält, bei flüssigen Arzneien Vehiculum (meist destilliertes Wasser), bei andern Präparaten Excipiens (Milchzucker, Althäapulver 2c.) genannt.

Constituicão, Stadt in der brasil. Provinz São Paulo, bei den Stromschnellen des Piracicaba (Nebenfluß des Tieté), mit Kaffeeplantagen, schöner Kirche, Hospital und 5000 Einw.

Constitutio criminalis Carolina (lat.), s. Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.

Constitutio Unigenitus (lat.), s. Unigenitus.

Constitütum (lat.), Feststellung, Vertrag; in der Rechtswissenschaft heißt C. debiti das Versprechen der Erfüllung einer bestimmten, bereits bestehenden Verbindlichkeit, sei es einer eignen des Konstituenten, C. debiti proprii, sei es einer fremden, C. debiti alieni. Im letztern Falle liegt eine Bürgschaft vor. Durch das C. wird die frühere Obligation nicht aufgehoben, aber die Erfüllung desselben tilgt letztere. Während das C. nach römischem Recht ein neuer, besonderer Vertrag war, welcher in gehöriger Weise abgeschlossen werden mußte, wird im heutigen Rechtsleben nach der Praxis vieler Gerichte die bloße einseitige Anerkennung einer Schuld als Verpflichtungsgrund angesehen und eine Klage auf Grund solcher Anerkennung zugelassen. Vgl. Bähr, Die Anerkennung als Verpflichtungsgrund (2. Aufl., Götting. 1867). C. possessorium heißt der Vertrag, vermöge dessen jemand eine Sache, in deren eigentümlichem Besitz er bis jetzt war, nun auf den Namen eines andern zu besitzen anfängt; das Gegenteil davon ist die Traditio brevi manu facta, ein Vertrag, vermöge dessen derjenige, welcher bisher eine Sache auf fremden Namen besaß, dieselbe nun als Eigentümer zu besitzen beginnt. Beides sind fingierte Besitzübertragungen und haben das Eigentümliche, daß dabei der Besitz durch bloßen Willen der Kontrahenten, ohne Hinzutritt einer äußern Thatsache, übergeht, sie setzen in der Regel, wie alle Besitzübertragungen, ein andres Rechtsgeschäft voraus, welches dadurch vollzogen wird. Das C. possessorium tritt z. B. meist da ein, wo jemand ein Grundstück verkauft, aber zugleich von dem Käufer für die Zukunft erpachtet, die Traditio brevi manu da, wo der bisherige Pachter das erpachtete Grundstück als Eigentum erwirbt. Vgl. über das C. possessorium insbesondere Savigny, Das Recht des Besitzes, § 27 (7. Aufl., Wien 1865).

Constrictor (lat.), Zusammenzieher, Schnür- oder Schließmuskel, z. B. C. ani, Afterschließmuskel; C. vesicae, Blasenschließmuskel.

Consualia (lat.), ein Fest, s. Consus.

Consuëgra, Stadt in der span. Provinz Toledo, in einer getreide- und olivenreichen Gegend, mit einem alten, angeblich römischen Kastell und (1878) 6811 Einw.; gilt für das Consaburum der Römer.

Consulāris, bei den Römern zur Zeit der Republik Prädikat desjenigen, welcher Konsul gewesen war; unter den spätern Kaisern wurden Titel und Rang der Konsuln auch solchen verliehen, welche nicht Konsuln gewesen waren, vorzugsweise den höhern Kriegsbefehlshabern, Provinzialstatthaltern und andern hohen Staatsbeamten, weshalb auch die Inhaber gewisser Ämter regelmäßig diesen Titel führten (z. B. Consulares aquarum). Vgl. Konsul.

Consulta (ital., span.), beratende Versammlung; auch s. v. w. Staatsrat.

Consumo, s. Portwein.

Consus, eine altitalische Saat- und Ehegottheit, welcher zu Ehren die Consualia dreimal im Jahr (7. Juli, 21. Aug. und 15. Dez.) gefeiert wurden. Das Hauptfest, an welches die Sage auch den Raub der Sabinerinnen knüpfte, war das im August. Der Flamen (Opferanzünder) des Quirinus (Romulus) und die vestalischen Jungfrauen besorgten das Opfer; die Pontifices hielten die circensischen Rennen mit Wagen und losen Pferden ab. Wenn dabei alles von der Arbeit ruhte, Mensch und Tier bekränzt sich pflegte, so deutet das auf ein Erntefest. Ähnlich verlief die Feier im Dezember (wenige Tage vor den Saturnalien, also wohl zum Abschluß der Saatzeit). Eigentümlich war dem Gott ein in der Erde stecknder und zu jedem Fest erst aufgedeckter Altar. Auch dieses deutet offenbar auf eine aus der Stille des Erdenschoßes segenspendende Macht hin.

Cont., auf Rezepten Abkürzung für contusus (s. d.).

Contades (spr. tongtād), Louis Georges Erasme, Marquis de, Marschall von Frankreich, geb. 11. Okt. 1704 bei Beaufort in Anjou, trat 1720 in die französische Armee, zeichnete sich in den Kriegen 1733—48 unter dem Marschall von Sachsen durch Pünktlichkeit, Vorsicht und Wachsamkeit aus, rückte allmählich zum General auf und befehligte 1757—58 im Siebenjährigen Krieg unter d'Estrées und Clermont ein Korps der Armee am Niederrhein. Nach der Niederlage Clermonts bei Krefeld ward er an dessen Stelle 1758 zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt und, nachdem es ihm gelungen, den Herzog Ferdinand von Braunschweig auf das rechte Rheinufer zurückzudrängen,

zum Marschall befördert. 1759 erhielt er den Befehl über die gesamte französische Armee in Deutschland, drang nach dem Sieg Broglies bei Bergen durch Hessen und Westfalen bis zur Weser vor, verlor aber hier 1. Aug. die Schlacht bei Minden gegen den Herzog von Braunschweig und mußte an den Rhein zurückweichen, worauf er im September auf Antrieb Broglies vom Kommando abberufen wurde. Er starb 19. Jan. 1793 in Livry.

Contango, in London Bezeichnung für Report (s. d.).

Contánt (ital. contánte, contánti), s. Kontant.

Contarini, venezian. Geschlecht, welches zu den zwölf ersten Familien zählte und durch eine große Anzahl berühmter Männer, vier Patriarchen, acht Dogen, viele Feldherren, Staatsmänner, Künstler, Dichter und Gelehrte, glänzte. Ihren Reichtum verdankte die Familie einem ausgebreiteten Handel nach der Küste von Afrika. Der erste Doge aus dem Geschlecht war Domenico C., der diese Würde von 1043 bis 1071 bekleidete. Von ihm rühren mehrere öffentliche Gebäude in Venedig her; die Markuskirche erhielt durch ihn ihre jetzige Gestalt; außerdem erbaute er das Kloster des heil. Nikolaus auf dem Lido und das des heil. Angelus. Jacopo C., Doge 1275—1280, unterdrückte einen Aufstand der Städte Triest und Capodistria, führte den Krieg gegen Ancona mit Glück weiter, bis sich die Stadt zur Unterwerfung unter die Souveränität Venedigs auf dem Meer genötigt sah, dämpfte eine Empörung, welche bi Cortazzi zur Losreißung Kretas von Venedig angestiftet hatte, und erwarb mehrere Plätze in Dalmatien, Istrien und in der Romagna. Andrea C., Doge von 1367 bis 1382, nachdem er als Richter Marino Faliero mit verurteilt hatte, beendete den Aufstand der Triestiner und Kandioten und schloß mit Österreich einen Frieden ab. Aus einer Fehde mit Franz von Carrara, Herrn von Padua, hatte sich ein Krieg mit Genua entsponnen, gewöhnlich der Krieg von Chioggia genannt, welcher mit geringen Unterbrechungen schon gegen 100 Jahre gedauert und eine für Venedig höchst ungünstige Wendung genommen hatte, als C. selbst den Oberbefehl übernahm und 1380 Chioggia zur Ergebung, Genua 1381 zum Frieden zwang. C. war der erste Doge, welchem von Staats wegen eine Leichenrede gehalten wurde. Auch ließ die Republik seine Rückkehr aus jenem Krieg von Paul Veronese auf öffentliche Kosten malen. Niccolò C., Doge 1630—31, verfaßte mehrere Schriften, von welchen die sehr ausführliche »Istoria veneziana«, welche die Jahre 1597—1628 umfaßt, noch handschriftlich vorhanden ist; gedruckt ist: »De rerum perfectione libri VI« (Vened. 1576), ferner »Modo della elezione del serenissimo principe di Venezia« (Rom 1630). Carlo C. war Doge 1655—56. Unter seiner Regierung schlug der venezianische Admiral Mocenigo die türkische Flotte unter den Kanonen der Dardanellen. Domenico C. II. war Doge von 1659 bis 1674. In seine Regierung fiel der verheerende Krieg gegen die Türken um Kandia von 1663 bis 1666. Andre Mitglieder der Familie waren:

1) Gasparo, Kardinal, geb. 1483 zu Venedig, studierte seit 1501 Philosophie in Padua, ging 1521 als venezianischer Gesandter auf den Reichstag zu Worms, brachte 1523 den Frieden mit dem Kaiser zu stande, begleitete dann diesen auf seinen Reisen durch Belgien, England, Spanien und wurde 1526 von Venedig an den Papst Clemens VII. gesandt, um die Ausbreitung der kaiserlichen Macht in Italien zu verhindern und den Anschluß des Papstes an Frankreich herbeizuführen, schloß jedoch, da eine Verständigung nicht zu stande kam, mit dem Kaiser den Frieden zu Bologna. 1535 von Papst Paul III. zum Kardinal ernannt, war C. seitdem unermüdlich für die Kirche thätig. Die christlichen Glaubenslehren in der Tiefe erfassend, drang er über den äußern Werkdienst und das Zeremoniell hinweg auf Heiligung und Veredelung der Seelen und näherte sich in der Rechtfertigungslehre den deutschen Reformatoren. Wiederholt stellte er Paul III. die Notwendigkeit einer durchgreifenden Kirchenverbesserung vor (so in dem »Consilium de emendanda ecclesia« von 1537) und ward von demselben in eine zu diesem Zweck niedergesetzte Kommission erwählt, in der er namentlich das Leben der Geistlichen moralisch zu bessern suchte. Wegen seiner diplomatischen Geschicklichkeit erhielt er als päpstlicher Bevollmächtigter beim Reichstag in Regensburg 1541 noch den besondern Auftrag, die Vereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche anzustreben, und machte auch verhältnismäßig weit gehende Konzessionen, fand aber bei seiner Rückkehr wenig Dank für seine übrigens erfolglos gebliebenen Verhandlungen. Nichtsdestoweniger vom Papst zum Legaten in Bologna ernannt, starb er hier 1542. C. war von höchst achtungswertem Charakter, im Leben tadellos, duldsam und in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft bewandert. Seine frühern Werke sind meist philosophischen Inhalts, die spätern ausschließlich theologisch. Seine bekannteste Schrift ist »De magistratibus et republica veneta« (Par. 1543; ital., Vened. 1591). Vgl. Brieger, Gasparo C. und das Regensburger Konkordienwerk (Gotha 1870); Dittrich, Regesten und Briefe des Kardinals Gasparo C. (Braunsb. 1882).

2) Simone, geb. 27. Aug. 1563 zu Venedig, war venezianischer Gesandter an mehreren italienischen Höfen, bei Philipp II. von Spanien, Ludwig XIII. von Frankreich, dem Papst Paul V. und dem Sultan Mohammed III.; starb 10. Jan. 1633. Auch als lateinischer Dichter hat er sich einen Namen erworben. Vgl. Farsetti, Vita di Simone C. (Vened. 1772).

3) Ludovico, berühmter Staatsmann seiner Zeit, ging 1629 als venezianischer Gesandter nach Paris, bewog Ludwig XIII. zu einem Bündnis mit Venedig, um Österreich an der Besetzung des Veltlins zu hindern, und war venezianischer Gesandter bei den Verhandlungen über den Westfälischen Frieden. Er starb 1653 in Venedig.

Conte (ital.), Graf.

Conté (spr. tongté), Nicolas Jacques, franz. Mechaniker und Maler, geb. 4. Aug. 1755 zu St.-Cenery bei Seez, machte unter anderm 1792 den Vorschlag, sich zur Beobachtung des Feindes des Luftballons zu bedienen, was auch in den Niederlanden, den Österreichern unter dem Prinzen von Koburg gegenüber, geschah. C. erhielt darauf das Direktorium des aerostatischen Instituts und den Rang eines Brigadechefs der Aeronauten bei der Armee. Er ist auch Erfinder einer hydraulischen Presse und leistete Bonaparte auf der ägyptischen Expedition durch Errichtung von Werkstätten für die Armeebedürfnisse zu Kairo wesentliche Dienste. Er starb 6. Dez. 1805.

Contemporain (franz., spr. tongtangporäng, lat. contemporanĕus), ein gleichzeitig Lebender, Zeitgenosse.

Contenance (franz., spr. tongt'nangs), Fassung, Haltung; auch Gemütsruhe.

Content (franz., spr. tongtäng, lat. contentus), zufrieden; auch s. v. w. einverstanden.

Contenta (lat.), s. Kontenten.

Contes (franz., spr. tongt), in der nordfranzösischen Poesie des 12. und 13. Jahrh. Erzählungen von

mannigfachstem, aber vorzugsweise dem gewöhnlichen Leben entnommenem Inhalt, die, eine Untergattung der Fabliaux (s. d.), meist versifiziert, oft aber auch mit Prosa vermischt und, wie jene, nicht zum Singen, sondern zum Recitieren bestimmt waren. Ihre Verfasser hießen Conteours. Die üblichste Versart war der vierfüßige Schlagreim. Die Jongleurs, welche auf ihrem Wanderleben Gelegenheit zur Beobachtung des Weltlaufs hatten, benutzten die C., sie zu einer Chronique scandaleuse verliebter Ritter und wollüstiger Mönche zu machen. Die Leichtigkeit ihrer pikanten, scheinbar nachlässigen, von höflicher Bosheit gewürzten Sprache wurde besonders von Jean de Boves, Gauvain und Rutebeuf ausgebildet und hat der französischen Litteratur sich tief eingeprägt. Auch kirchliche Vorstellungen wurden oft in komischer Weise behandelt, dem zum Gegengewicht die Geistlichen selbst C. dévots verfaßten, wie z. B. Gautier de Coinsi (1236) in solchen die Wunderkraft der Maria verherrlichte. Später wurden die C. zu einfachen Erzählungen in Prosa oder Novellen, die nach dem Vorgang Boccaccios zum Teil in Sammlungen durch eine sogen. Rahmenerzählung zusammengefaßt wurden, wie z. B. das »Heptameron« der Margarete von Valois, die »C. et joyeux dévis« ihres Dieners Bonaventure des Perriers, die »C. de Eutrapel« von Noël Dufail u. a. Eine Sammlung solcher Erzählungen hat Lacroix veranstaltet in dem Werk »Les vieux conteurs français« (Par. 1840). Noch später, im 17. Jahrh., kamen die C. de fées, ebenfalls in Prosa, in Mode, auf welchem Gebiet Perrault und die Gräfin d'Aulnoy am berühmtesten wurden, während gleichzeitig Lafontaine auch die C. in Versen wieder mit großem Erfolg kultivierte. Vgl. Louandre, Chefs d'œuvre des conteurs français (Par. 1873—1874, 3 Bde.).

Contessa (ital.), Gräfin.

Contessa, 1) Christian Jakob Salice-C., Dichter und Novellist, geb. 21. Febr. 1767 zu Hirschberg i. Schl., war Kaufmann daselbst, wurde dann in die Untersuchungssache gegen den preußischen Kriegs- und Domänenrat Zerboni als angeblichen Verschwörer gegen den preußischen Staat verwickelt und saß ein Jahr lang in Spandau gefangen (1797). Später widmete er sich, meist auf seinem Gut Lichtenthal bei Greifenberg, litterarischen Beschäftigungen und starb 11. Sept. 1825 daselbst. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben die Romane: »Das Grabmal der Freundschaft und Liebe« (Bresl. 1792) und »Der Freiherr und sein Neffe« (das. 1824), die Novelle »Almanzor« (Leipz. 1808) und das historische Schauspiel »Alfred« (Hirschberg 1809). Eine Sammlung seiner »Gedichte« veranstaltete W. L. Schmidt (Bresl. 1826).

2) Karl Wilhelm Salice-C., Novellist und Lustspieldichter, Bruder des vorigen, geb. 19. Aug. 1777 zu Hirschberg, schloß auf dem Pädagogium zu Halle mit E. v. Houwald Freundschaft, studierte seit 1798 in Erlangen und Halle, bereiste Frankreich und lebte dann unabhängig in Weimar (1802—1803) und Berlin, zuletzt zu Neuhaus bei Lübben auf dem Gut seines Freundes Houwald; starb 2. Juni 1825 in Berlin. Unter seinen Lustspielen war besonders »Das Rätsel« (1809), unter seinen Erzählungen »Magister Rößlein« (in den mit seinem Bruder herausgegebenen »Dramatischen Spielen und Erzählungen«, Hirschb. 1812—14, 2 Bde.) beliebt. Sonstige Lustspiele sind: »Der unterbrochene Schwätzer«, »Der Findling«, »Ich bin mein Bruder« &c. Außerdem schrieb er »Erzählungen« (Dresd. 1819, 2 Bde.) und gab mit Hoffmann und Fouqué »Kindermärchen« (Berl. 1816—17, 2 Bde.) heraus. Seine sämtlichen Schriften, herausgegeben von Houwald, erschienen Leipzig 1826 in 9 Bänden. C. war auch ein guter Landschaftsmaler, als welchen ihn Hoffmann in den »Serapionsbrüdern« unter dem Namen Silvester schildert.

Contestani, Volk, s. Kontestaner.

Conthey (spr. kongtä, deutsch Gundis), Hauptort eines Bezirks im schweizer. Kanton Wallis, 575 m ü. M., auf einem Hügel über dem Rhônethal (4 km östlich von Sitten), hat Getreide- und Weinbau und (1880) 2553 Einw. Der Bezirk C. umfaßt fünf Gemeinden mit 7888 Einw. durchaus französischer Zunge und katholischer Konfession.

Conti (ital.), Mehrzahl von Conto, s. Konto.

Conti, Name jüngerer Nebenzweige des bourbon. Hauses Condé, von der kleinen Stadt C. bei Amiens hergenommen. Merkwürdig sind von deren Gliedern: 1) François, Prinz von, zweiter Sohn Ludwigs I. von Bourbon, Prinzen von Condé, geb. 19. Aug. 1558, ward protestantisch erzogen, trat aber in der Bartholomäusnacht zur katholischen Konfession über. Nach Heinrichs III. Ermordung schloß er sich an Heinrich IV. an, focht in der Schlacht bei Ivry mit Auszeichnung, wurde aber 1594 von dem Herzog von Mercoeur bei Craon geschlagen; starb ohne männliche Nachkommen 3. Aug. 1614 in Paris.

2) Louise Marguerite von Lothringen, Prinzessin von, Tochter des Herzogs Heinrich von Guise und der Katharina von Kleve, vermählte sich 1605 mit C. 1) und nach dessen Tod heimlich mit dem Marschall Bassompierre. Als dieser in die Bastille gesetzt ward, mußte sie sich auf ihre Güter zu Eu begeben, wo sie 30. April 1631 starb. Sie schrieb: »Histoire des amours du grand Alcandre«, d. h. Heinrichs IV. (Leiden 1663; neue Ausg., Par. 1786, 2 Bde.).

3) Armand von Bourbon, Prinz von, geb. 11. Okt. 1629 zu Paris, Sohn Heinrichs II. von Condé, Bruder des großen Condé, war wegen seines schwächlichen, mißgestalteten Körpers ursprünglich zum geistlichen Stand bestimmt und schon Inhaber mehrerer Pfründen, kämpfte aber in den Reihen der Fronde gegen den Hof, ward 1650 mit seinem Bruder und dem Herzog von Longueville verhaftet und erst 1651 wieder in Freiheit g setzt. Als der große Condé die Fahne des Aufstandes erhob, machte C. gemeinschaftliche Sache mit ihm, söhnte sich aber bald mit dem Hof aus und heiratete sogar Mazarins Nichte, Anna Maria Martinozzi, die ihm als Aussteuer das Gouvernement von Guienne zubrachte. Im Kriege gegen Spanien 1654 mit einem Kommando betraut, eroberte er Villafranca und Puycerda. Im italienischen Feldzug von 1657 focht er unglücklich. 1660 ward ihm das Gouvernement von Languedoc übertragen; er starb 21. Febr. 1666 auf seinem Landsitz Grange au Prés bei Pézenas. Er schrieb unter anderm einen gegen das Theater gerichteten »Traité de la comédie et des spectacles« (Par. 1667).

4) Louis Armand, Prinz von C., Graf von Pézenas, ältester Sohn des vorigen, geb. 4. April 1661, vermählt mit Marie Anne von Bourbon, Mademoiselle de Blois, legitimierter Tochter Ludwigs XIV. von der Lavallière, kämpfte in Ungarn gegen die Türken, kehrte 1682 nach Paris zurück, ward aber wegen Spöttereien über den König und die Maintenon, die sich der Prinz und sein Bruder (s. Conti 5) in Briefen an Freunde erlaubt, auf kurze Zeit von hier verbannt und starb 5. Nov. 1685 in Fontainebleau kinderlos.

5) François Louis, Prinz von La Roche sur

Yon und C., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 30. April 1664, begleitete denselben nach Ungarn, ward mit ihm derselben Ursache wegen aus Paris verbannt, ging nach Chantilly zu seinem Oheim, dem großen Condé, und erwarb sich darauf unter dem Marschall von Luxembourg in den niederländischen Feldzügen, namentlich bei Steenkerke, Fleurus und Neerwinden, solchen Ruhm, daß er nach Sobieskis Tod (27. Juni 1697) von einem Teil der polnischen Magnaten zum König von Polen gewählt wurde. Als er aber nach Polen kam, fand er den Thron schon durch August II. von Sachsen eingenommen. Am Hof mißliebig geworden, erhielt er das Gouvernement Languedoc. 1703 befehligte er noch einmal in Italien, ohne aber etwas auszurichten; starb 22. Febr. 1709.

6) Louis François, Prinz von, Enkel des vorigen, geb. 13. Aug. 1717, diente zuerst unter dem Marschall Belle-Isle gegen die Bayern, besetzte 1744 mit 20,000 Franzosen Piemont und gewann die Schlacht von Coni, machte 1745 den Feldzug in Deutschland und 1746 den in Flandern mit, wo er Mons und Charleroi eroberte, und ward 1749 Großprior des Malteserordens in Frankreich. Er stand in der Folge in Opposition gegen den Hof und starb 2. Aug. 1776 tief verschuldet.

7) Louis François José, Prinz von, einziger Sohn des vorigen, geb. 1. Sept. 1734, bis zum Tod seines Vaters Graf de la Marche, kämpfte 1757 in Deutschland, zog sich dann in das Privatleben zurück und unterstützte die Parlamente gegen die Regierung. Während der Revolution vor das Revolutionstribunal gezogen, aber freigesprochen, wurde er erst nach dem 18. Fructidor 1797 verbannt. Er starb 1814 in Barcelona als der letzte Sproß des Hauses C., dessen Besitzungen an das Haus Condé fielen.

8) Amélie Gabrielle Stephanie Louise, Prinzessin von, Schriftstellerin, natürliche, später legitimierte Tochter von C. 6), geb. 30. Juni 1756, wurde kurz vor ihrer Anerkennung von ihren Verwandten an einen gemeinen Menschen in einer kleinen Provinzialstadt verheiratet, von dem sie die unwürdigste Behandlung erdulden mußte, bis die Ehe endlich aufgelöst wurde. Sie erzählt ihre Schicksale in ihren »Mémoires historiques« (Par. 1798, 2 Bde.; deutsch, Lübeck 1809, 2 Bde.), welche Goethe den Stoff zu der »Natürlichen Tochter« gaben. Vgl. Barthélemy, La princesse de C. d'après sa correspondance inédite (Par. 1875).

Conti, Augusto, ital. Philosoph, geb. 1822 zu Villa di San Piero bei San Miniato im Toscanischen, studierte die Rechtswissenschaft in Siena, Pisa und Lucca und lebte dann mehrere Jahre als Advokat in Florenz. Nachdem er am Feldzug von 1848 teilgenommen, ließ er sich in San Miniato nieder, wo er als Advokat und daneben als Lehrer der Philosophie thätig war, bis ihm 1855 die Professur der Philosophie am Lyceum zu Lucca übertragen ward. 1863 wurde er Professor der Geschichte der Philosophie zu Pisa; seit 1867 lehrt er am Instituto di studii superiori zu Florenz. Seine Philosophie ist ein vermittelnder Eklektizismus, der auf die Ausgleichung von Denken und Empfinden, Vernunft und Glauben abzweckt. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Evidenza, amore e fede, o i criteri della filosofia« (Flor. 1862, 2 Bde.; 3. Aufl., Prato 1872); »Storia della filosofia« (Flor. 1864, 2 Bde.; 3. Aufl. 1882; franz. von E. Naville, Par. 1865); »Dio e il male« (Prato 1865); »Giovanni Duprè, studio sull' arte« (Pisa 1865); »Filosofia elementare« (mit Sartini, Flor. 1869; 9. Aufl. 1879); »Dio come ordinatore del mondo« (das. 1871); »Il bello nel vero« (das. 1872, 2 Bde.); »Il buono nel vero« (das. 1873, 2 Bde.); »Cose di storia e d'arte« (das. 1874); »Il vero nell' ordine« (das. 1876, 2 Bde.); »L'armonia delle cose« (das. 1878, 2 Bde.); »Esame della filosofia epicurea« (mit G. Rossi, das. 1878). Auch einige dramatische Stücke (»Catone in Utica« 2c.) hat C. geschrieben.

Contich (Contigh), Flecken in der belg. Provinz und Arrondissement Antwerpen, an der Eisenbahn von Antwerpen nach Brüssel, mit (1884) 3981 Einw., die Flachsspinnerei, Hut- und Lederfabrikation treiben. Die Umgegend ist bekannt durch vorzügliche Musterwirtschaften.

Continuo, s. Basso continuo.

Conto (ital.), s. Konto.

Conto, Berg in der ital. Provinz Sondrio, bei Chiavenna (s. d.).

Conto (de Reis), in Portugal und Brasilien ein Betrag von 1 Mill. Reis oder 1000 Milreis, etwa 4666⅔ Mk. Ein Conto de Contos dagegen bedeutet eine Billion Reis, also 4666⅔ Mill. Mk.

Contorni (ital.), die Umgebungen.

Contorniäti, s. Kontorniaten.

Contouche (franz., spr. tongtuhsch), ein nur bis zu den Knieen reichender, taillenloser und mantelartiger Überwurf der Frauen, welcher in Frankreich unter dem Herzog Philipp von Orléans (1715—23) aufkam. Er war mit Ärmeln versehen und vorn über der Brust zum Binden. Vgl. Kontusch.

Contra (lat. u. ital.), gegen, entgegengesetzt, gegenüber, in Zusammensetzung sehr häufig; vgl. Kontra-...

Contradictio (lat.), Widerspruch. In der Logik zerfällt die C. in C. explicita, offenbarer, mit Worten ausgesprochener Widerspruch zweier Sätze, und C. implicita, versteckter Widerspruch zweier Sätze. C. in adjecto, d. h. Widerspruch im Beiwort, findet statt, wenn dieses eine Beschaffenheit ausdrückt, welche mit dem Gegenstand des Hauptwortes im Widerspruch steht.

Contr'alto (ital., auch Contratenor), in der Musik Benennung der Altstimme als der gegen den Tenor zunächst gesetzten höhern Gegenstimme.

Contra principia negantem disputari non potest (lat., »Mit dem, welcher die Grundsätze leugnet, kann man nicht streiten«), logische Regel, welche besagen soll, daß man sich bei einem Streit, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, erst über die Grundsätze, die zur Basis dienen sollen, verständigen müsse.

Contrarium (lat.), das Gegenteil; Mehrzahl: Contraria, Entgegengesetztes. Contraria contrariis curantur, Entgegengesetztes wird mit Entgegengesetztem geheilt, der von den Homöopathen den Ärzten zugeschriebene Grundsatz.

Contra sextum (nämlich praeceptum, lat.), Vergehen wider das sechste Gebot.

Contratenor (lat.), s. v. w. Contr'alto (s. d.).

Contre (franz., spr. tongtr, »gegen«) wird, wie das lateinische Contra, häufig in Zusammensetzungen gebraucht; vgl. Konter... und Kontre...

Contre-billet (franz., spr. tongtr-bijä, Contrelettre), Gegenschein, wodurch ein früher ausgestellter Schein für ungültig erklärt wird; auch s. v. w. Kontermarke.

Contre-cœur (franz., spr. tongtr-kör), Hinterwand eines Kamins; Brand-, Feuermauer einer Schmiede 2c.; à c. mit Unlust, widerwillig, ungern.

Contre-coup (franz., spr. tongtr-ku), Gegen-, Rückstoß; Querstrich, ein Unternehmen, wodurch etwas durchkreuzt, vereitelt werden soll.

Contre-fort (franz., spr. kongtr-för), Strebepfeiler.

Contre-maitre (franz., spr. kongtr-mätr), Werkführer, Faktor.

Contreras, 1) Juan Senen de, span. General, geb. 1760 zu Madrid, bereiste seit 1787 im Auftrag Karls III. behufs Militärstudien England, Frankreich, Preußen, Österreich und Rußland und wohnte 1788 einem Feldzug gegen die Türken und der Eroberung Chotins unter Prinz Koburg bei. Zurückgekehrt, gab er 1791 sein Reisetagebuch und eine Geschichte des türkischen Feldzugs von 1788 heraus. Nach Ausbruch des Kriegs gegen Frankreich 1808 wurde er von der Junta von Sevilla beauftragt, Alemtejo und Algarve zu revolutionieren. Er warf Junot zurück, organisierte die Volkserhebung, folgte dem Herzog von Infantado in die Sierra Morena, hielt mit 11,000 Mann bei Montrion die französische Hauptmacht auf und focht bei Talavera auf Wellingtons linkem Flügel. Er ward darauf Divisionskommandeur und erhielt endlich den Oberbefehl über ein Armeekorps zur Deckung des Landes zwischen Tajo und Guadiana. Nachdem er Badajoz gerettet und in mehreren Gefechten gesiegt hatte, wurde er Generalkapitän von Galicien, stellte hier die Ordnung her und verteidigte dann das schwach befestigte Tarragona. Dasselbe fiel endlich, C. wurde gefangen und, da er nicht zu Napoleon I. übertreten wollte, nach dem Schloß von Bouillon abgeführt, aus dem er im Oktober 1812 entsprang. Er entkam glücklich nach London, wo er einen Bericht über die Belagerung von Tarragona veröffentlichte, der 1825 auch in der Pariser Sammlung der »Mémoires relatifs aux révolutions de France et d'Espagne« (Bd. 3) abgedruckt wurde. Mit Ferdinand VII. kehrte C. nach Spanien zurück, lebte fortan nur seinen Studien und starb 1826.

2) Juan, span. General, geb. 1807 zu Pisa, wohin sich seine Eltern geflüchtet hatten, erwarb sich seine ersten militärischen Grade in den Reihen der Christinos während des Erbfolgekriegs 1833—42. Seit 1845 General, nahm er stets den thätigsten Anteil an den Verschwörungen gegen Isabella, besonders im Juni 1866, August 1867, September 1868. Nach dem Sturz Isabellas wurde C. 1868 von Prim zum Generalkapitän von Katalonien ernannt, verlor diese Stelle später, erhielt sie im Februar 1873 wieder, hielt aber unter den Truppen des föderalistisch gesinnten Barcelona so schlechte Disziplin, daß er schon im März abberufen werden mußte. Von da an trat seine föderativ-republikanische Gesinnung immer mehr hervor, und als die Grundsätze der Föderation von der Regierung und den Cortes proklamiert wurden, das Land in einen Staatenbund zu zerfallen drohte und Murcia und andre Provinzen sich für unabhängige Staaten erklärten, begab sich C. nach Cartagena, das mit den dort befindlichen Kriegsschiffen in die Gewalt der Föderalisten gefallen war, und wurde zum Präsidenten der dort eingesetzten revolutionären Regierung ernannt. Als er sich in Cartagena nicht mehr zu halten vermochte, verließ C. 11. Jan. 1874 auf der Fregatte Numancia den Hafen von Cartagena, durchbrach die Blockade der fünf spanischen Schiffe, landete 13. Jan. bei Mers el Kebir in Algerien und ergab sich den französischen Behörden.

Contrexéville (spr. kongtredksewil), Dorf im franz. Departement Vogesen, Arrondissement Mirecourt, am Vair und an der Ostbahn, mit 728 Einw. und kalten Stahlquellen (10° C.), welche gegen Skrofulose, Stein, Verschleimung der Nieren, schwache Verdauung 2c. wirksam sind. Jährlich werden ca. 100,000 Flaschen versandt.

Contubernium (lat.), im alten Rom die Verbindung eines Sklaven mit einer Sklavin (mit Einwilligung des Herrn) im Gegensatz zur Ehe der Freien. Die beiden Gatten hießen Contubernales und wurden durch das Los, durch den Willen des Herrn oder durch eigne Neigung zusammengeführt. Da es keine eigentliche Ehe war, so galt der Bruch des Verhältnisses nicht als Adulterium (Ehebruch). C. hieß auch die Heirat eines Freien und einer Sklavin oder eines Sklaven und einer Freien.

Contucci (spr. -tuttschi), Andrea, Bildhauer, s. Sansovino 1).

Contumacia (lat.), s. Kontumaz.

Contus (lat.), Spieß, Waffe der röm. Reiterei, ward sowohl als Lanze wie als Wurfspieß angewendet, kam aber wohl erst in später Zeit in Gebrauch. Die damit Bewaffneten hießen Contarii.

Contusus (lat.), zerquetscht, zerstoßen (auf Rezepten gebräuchlich), vgl. Concisus.

Conty (spr. kongti), Stadt im franz. Departement Somme, Arrondissement Amiens, an der Celle und der Nordbahn, mit 976 Einw., Stammhaus der Fürsten von Bourbon-Conti.

Conurus, s. Papageien.

Conus (lat., »Kegel«), in der Botanik s. v. w. Zapfen, der Blüten- und Fruchtstand der meisten Nadelhölzer (s. Koniferen).

Convallaria *L.* (Maiblume), Gattung aus der Familie der Asparagaceen, ausdauernde Kräuter mit kriechenden Wurzelstöcken, elliptischen bis elliptisch-lanzettlichen Blättern, glocken- oder röhrenförmigen Blüten in einseitswendiger Traube und kugeligen, dreifächerigen, meist dreisamigen Beeren. C. majalis *L.* (Maililie, Maiglöckchen), mit oval-lanzettförmigen Wurzelblättern und weißen, wohlriechenden, kugelig-glockenförmigen Blüten und roten Beeren, wächst in schattigen und trocknen Hainen und Laubwäldern durch ganz Europa, Nordasien und Nordamerika, wird häufig in Gärten kultiviert und getrieben (namentlich in Berlin). Die Wurzel galt früher als Mittel gegen Epilepsie, ist aber jetzt ganz obsolet. Die Blüten (Springaufblumen, Nieseblumen) schmecken bitter und scharf; daraus bereiteter Maiblumenessig wird als Hausmittel gegen Kopfschmerzen gebraucht, und getrocknet werden sie zu Niespulver benutzt. Sie enthalten Convallarin und Convallamarin. C. Polygonatum *L.*, s. Polygonatum.

Convenae, Volk, s. Konvener.

Conventio in manum (lat.), bei den Römern der Akt der Verehelichung, durch welchen die Braut der väterlichen Gewalt entzogen und unter des Mannes Herrschaft gestellt war. Man zählte dies zu den Fällen der Capitis deminutio minima.

Conventus (lat.), s. Konvent.

Conversano, sehr alte Stadt in der ital. Provinz Bari, auf einem Hügel 8 km vom Adriatischen Meer gelegen, ist Bischofsitz, hat alte Mauern, ein Kastell, eine schöne Kathedrale, ein Seminar und (1881) 11,006 Einw., die Handel mit Wein, Oliven, Mandeln und Baumwolle treiben.

Conveyer (engl., spr. konwéh-er, »Fortschaffer«, Mehlschraube), in Mühlwerken die Schnecke zum Fortschaffen des Getreides und des Mehls.

Convoi (franz., spr. kongwöá), s. Konvoi.

Convolvulus *L.* (Winde), Gattung aus der Familie der Konvolvulaceen, aufrechte, niederliegende oder windende Kräuter oder Halbsträucher, oder aufrechte, sehr ästige, bisweilen dornige Sträucher mit ganzen oder gelappten Blättern, einzeln achselständigen oder in Trugdolden stehenden, trichter- oder

glockenförmigen Blüten und kugeliger, zweifächeriger, viersamiger Kapsel. Etwa 150 Arten in den gemäßigten und subtropischen Klimaten, meist in den östlichen Mittelmeerländern. C. arvensis *L.* (Acker-, Feld-, Kornwinde), ausdauernd, mit windendem Stengel, pfeilförmigen Blättern, weißen oder roten Blumen, wächst auf Feldern und Weinbergen, oft als lästiges Unkraut durch ganz Europa. Die Wurzel enthält ein scharfes Harz, welches heftige Leibschmerzen verursacht. C. Sepium *L.* (Calystegia Sepium *R. Br.*, Zaunwinde, deutsche Skammonie, deutsche Purgierwinde), mit großen, weißen Blüten, ausdauernd an Hecken und Gesträuch, an Flußufern und feuchten Stellen durch ganz Europa, ist ebenfalls oft ein lästiges Unkraut. Die Blätter, Sepienkraut, wurden sonst als Purgiermittel benutzt. C. Soldanella *L.* (Calystegia Soldanella *R. Br.*, Meerkohl-, Meerstrandswinde), perennierende Pflanze mit niederliegendem Stengel, nierenförmigen Blättern und großen, blaß purpurroten Blüten, wächst am Mittelmeer, an der Ost- und Nordsee, an den Küsten Neuhollands, Neuseelands und des mittlern Amerika; ihr bitter und scharf, auch etwas salzig schmeckendes Kraut wurde früher arzneilich gebraucht. C. tricolor *L.* (dreifarbige Winde), aus Südeuropa, einjährig, mit nicht windendem Stengel, länglichen, ganzrandigen Blättern und himmelblauen, am Boden gelben, in der Mitte weißen Blüten, und C. dahurica *L.* (Calystegia dahurica *Choisy*), mit rosenroten Blüten, werden als Zierpflanzen kultiviert. C. Scammonia *L.* (Skammonium- oder Purgierwurzel), in Rumelien, in der Krim, im Kaukasus, durch ganz Kleinasien und Syrien, auch auf Cypern, Rhodus, Kreta, besonders häufig in der Umgebung Smyrnas, mit dicker, möhrenförmiger, mehrköpfiger, milchender Wurzel, windendem Stengel, pfeil- oder spontonförmigen Blättern und grünlichgelben Blüten mit purpurroten Falten, liefert aus der angeschnittenen Wurzel einen Milchsaft, der getrocknet das offizinelle Skammonium (s. d.) bildet. Von C. scoparius *L.* (Besenwinde), einem fast mannshohen Strauch mit schmalen Blättern und weißen Blüten in lockern, endständigen Rispen, zwei- bis dreiblütigen Stielen, auf den Kanarischen Inseln, leitet man das Rosenholz (Lignum Rhodium) ab, welches nach De Candolle aber auch von C. floridus *L.*, einem zierlichen Strauch, ebenfalls auf den Kanaren, gewonnen wird. C. candicans *Roth.* eine Zierpflanze mit großen, weißen, im Grund lilafarbigen Blüten, stammt aus Ostindien.

Conway (spr. konn-üäh), alte Stadt in Carnarvonshire (Wales), 2 km oberhalb der Mündung des Conway, über den Telfords merkwürdige Kettenbrücke und Stephensons Eisenbahnbrücke führen, mit (1881) 3179 Einw. C. ist von dicken Ringmauern umgeben, und sein 1284 von Eduard I. erbautes Schloß (jetzt Ruine) gehörte zu den großartigsten Bauwerken dieser Art in England.

Conyb., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für W. D. Conybeare (spr. könnibēr), englischer Geolog und Zoolog zu Cardiff bei Bristol (Geologie von England und Wales, fossile Reptilien).

Conz, Karl Philipp, Dichter und Schriftsteller, bekannt als Schillers Jugendgespiele, geb. 28. Okt. 1762 zu Lorch in Württemberg, studierte im Stift zu Tübingen Theologie, wurde hier 1789 Repetent am Seminar, 1790 Prediger an der Karlsakademie in Stuttgart, 1793 Diakonus zu Vaihingen, 1798 zu Ludwigsburg, 1804 Professor der klassischen Litteratur an der Universität in Tübingen und 1812 auch Professor der Eloquenz; starb 20. Juni 1827. Als selbständiger Dichter hat sich C. auf dramatischem und lyrisch-didaktischem Feld versucht; bedeutender ist er aber als rein lyrischer Dichter. Seine Lieder, namentlich die der leichtern Art, sind anmutig, zart gefühlt und sinnig gedacht. Sie erschienen zuerst Tübingen 1792 (neue Aufl., das. 1818—19, 2 Bde.) und in einer neuen Sammlung Ulm 1824. Er schrieb auch: »Analekten, oder Blumen, Phantasien und Gemälde aus Griechenland« (Leipz. 1793) und »Biblische Gemälde und Gedichte« (Frankf. 1818). Seine prosaischen Schriften: »Schicksale der Seelenwanderungshypothese« (Königsb. 1791), »Abhandlungen für die Geschichte und das Eigentümliche der spätern stoischen Philosophie« (Tübing. 1794) und besonders die »Kleinern prosaischen Schriften« (das. 1821—22, 2 Tle.; neue Sammlung, Ulm 1825) zeugen von umfassenden Kenntnissen. Auch seine »Nachrichten von Weckherlins Leben« (Ludwigsb. 1802) und die Schrift »Nikodemus Frischlin« (Frankf. 1792) sind verdienstlich. Als Übersetzer versuchte er sich am Äschylos, Aristophanes und an den griechischen Lyrikern.

Conza (C. della Campania), Flecken in der ital. Provinz Avellino, Kreis Sant' Angelo, im obersten Ofantogebiet, Sitz eines Erzbischofs, mit schöner Kathedrale und (1881) 1302 Einw. C., das alte Compsa, einst Stadt der Hirpiner in Samnium, wurde von den Ostgoten bis 555 gegen die Byzantiner behauptet. Ein Erdbeben zerstörte 1694 den Ort fast gänzlich.

Conze, Alexander Christian Leopold, Archäolog, geb. 10. Dez. 1831 zu Hannover, studierte 1851—55 in Göttingen und Berlin, erhielt 1863 als Privatdozent an ersterer Universität einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Halle und ging 1869 als Ordinarius der Archäologie nach Wien, 1877 nach Berlin. C. hat sich auf Reisen eine Autopsie vieler Kunstdenkmäler erworben und die Früchte derselben unter anderm niedergelegt in den Schriften: »Eine Reise auf die Inseln des Thrakischen Meers« (Hannov. 1860), »Reise auf der Insel Lesbos« (das. 1865) und in den mit Hauser und Niemann herausgegebenen »Archäologischen Untersuchungen auf Samothrake« (Wien 1875). Er publizierte ferner: »Melische Thongefäße« (Leipz. 1862); »Zur Geschichte der Anfänge der griechischen Kunst« (Wien 1870—1873); »Die Familie des Augustus, ein Relief« (Halle 1868); »Die Bedeutung der klassischen Archäologie« (Wien 1869); »Beiträge zur Geschichte der griechischen Plastik« (2. Aufl., Halle 1869); »Vorlegeblätter für archäologische Übungen« (Wien 1869); »Heroen- und Göttergestalten der griechischen Künste« (das. 1874); »Römische Bildwerke einheimischer Fundorte in Österreich« (das. 1872—78, Heft 1—3); »Theseus und Minotaurus« (Berl. 1878) u. a. In seiner Eigenschaft als Direktor der Berliner Antikensammlung hatte er wichtigen Anteil an der Durchführung der pergamenischen Expeditionen zur Wiedergewinnung des großen Altarfrieses und beteiligte sich an den darüber erschienenen Berichten (»Die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon. Vorläufiger Bericht«, Berl. 1880 u. 1882).

Cooch Behar, Fürstentum, s. Kutsch Behar.

Cook (Mount C., spr. maunt kuck), höchster Berg der südlichen Alpen auf der Südinsel der Neuseelandgruppe, unter 43° 36′ südl. Br. und 170° 12′ östl. L. v. Gr., 4023 m hoch, mit ewigem Schnee und Eis und zahlreichen Gletschern. Er wurde zuerst 1882 von dem Engländer Green mit zwei Tiroler Führern erklommen.

Cook (spr. kuck), 1) **James**, berühmter Weltumsegler, geb. 27. Okt. 1728 zu Marton in Yorkshire. Von seinem Vater, einem unbemittelten Landmann, in seinem 13. Jahr einem Kaufmann zu Staiths zur Lehre übergeben, verließ er denselben bald wieder und diente auf einem Kohlenschiff sieben Jahre. Er machte hierauf mehrere größere Seereisen, nahm 1759 auf der Flotte Dienste und wurde Unterleutnant auf dem zur Belagerung von Quebec bestimmten Mercury. Hier machte er im Angesicht der Franzosen wichtige Tiefenmessungen des St. Lorenzstroms, die später durch eine Karte veröffentlicht wurden. Im Herbst 1762 entwarf er von dem Hafen von Placentia in Neufundland einen so gelungenen Plan, daß er im Frühling des folgenden Jahrs nach Neufundland gesendet wurde, um auch die Küsten dieser Insel aufzunehmen, von denen er acht Blätter Spezialkarten herausgab. Lord Hawke ernannte C. 1768 zum Leutnant und Befehlshaber des Schiffs, das zur Beobachtung des 1769 erwarteten Durchgangs der Venus vor der Sonnenscheibe nach der Insel Tahiti gesendet wurde. Als Astronom begleitete ihn Green, als Botaniker Joseph Banks und Solander. Am 26. Aug. 1768 ging das Schiff in Plymouth unter Segel, steuerte um das Kap Horn und erreichte 10. April 1769 Tahiti, wo 3. Juni der Venusdurchgang bei günstigem Wetter beobachtet und dadurch die Elemente gewonnen wurden, welche bis vor wenigen Jahren noch zur Berechnung der Sonnenferne gedient haben. Nach Erledigung dieses Auftrags und genauer Aufnahme der umliegenden Inseln, welchen er zu Ehren der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London den Namen der Gesellschaftsinseln gab, ging C. nach Süden, entdeckte 13. Aug. 1769 Rurutu (Oteroah), das erste Inselchen der kleinen Tubuaigruppe, und drang bis 40° 22′ südl. Br. (1. Sept.) vor. Darauf steuerte er auf Neuseeland zu, welches seit Abel Tasmans Zeit als der Rand des unbekannten Australlandes betrachtet wurde. Diese Ansicht beseitigte C. durch vollständige Umschiffung beider Teile dieser Doppelinsel, von der er gleichfalls eine in den Hauptzügen korrekte Karte lieferte. Von Neuseeland aus erreichte C. 19. April 1770 die australische Ostküste unter 37° 58′ südl. Br. und fand, an derselben nordwärts segelnd, 28. April den Einschnitt, dem er nach der Fülle hier gefundener neuer Pflanzen den Namen Botanybai gab, sah und benannte Port Jackson und verfolgte darauf, sich zwischen der Küste und dem Großen Barrierriff haltend, einen nördlichen Kurs, bis ihn ein an diesem gefährlichen Riff erhaltenes Leck nötigte, 17. Juni zur Ausbesserung desselben in die Mündung eines Flusses einzulaufen, der von seinem Schiff Endeavour den Namen empfing. C. segelte sodann durch eine Passage des Riffs in den offenen Ozean, passierte im August den südlichen, nun Endeavourstraße genannten Teil der Torresstraße und beseitigte damit alle noch bestehenden Zweifel an der Trennung des Australkontinents und Neuguineas. Er setzte seine Fahrt darauf nach Batavia fort und kehrte 11. Juni 1771 um das Kap der Guten Hoffnung in die Heimat zurück. Hier rüstete er sich sofort zu einer zweiten Reise, die er bereits 17. Juli 1772 antrat. Man übertrug ihm den Befehl über die Resolution, die er selbst, und die Adventure, welche Fourneaux führte. Als wissenschaftliche Beobachter begleiteten ihn die beiden Deutschen Johann Reinhold Forster und Georg Forster. C. beschloß auf dieser Reise zum erstenmal, von W. nach O. und gegen die Passate um die Erde zu segeln. Es sollte dabei entschieden werden, ob sich auf der südlichen Halbkugel außer Australien noch ein andrer Weltteil befinde oder nicht. Von der Kapstadt aussegelnd, überschritt C. 17. Jan. 1773 den südlichen Polarkreis, gelangte bis 67° 5′ südl. Br. und bewies, daß der vermutete südliche Kontinent nicht vorhanden sei. Nach kurzer Rast auf Neuseeland begann er (26. Nov. 1773) seine zweite Polarfahrt, wobei er die größte Polhöhe von 71° 10′ unter 106° 54′ westl. L. v. Gr. erreichte. Auf seiner Heimfahrt nach Europa, die er 10. Nov. 1774 von Neuseeland in östlicher Richtung antrat, entdeckte er 31. Jan. 1775 im südlichsten Atlantischen Ozean unter 59° 13′ südl. Br. die rauhe Sandwichgruppe und traf 30. Juli 1775 wieder in England ein. Cooks Fahrt war eine große seemännische That, denn seit Abel Tasman hatte sich kein Fahrzeug in größern Küstenabständen dem 50. Breitengrad zu nähern gewagt, und seit jener Zeit erst durchziehen europäische Segel die südaustralischen Meere. Der König erhob ihn zum wirklichen Schiffskapitän und gab ihm eine Stelle am Hospital zu Greenwich; die Royal Society ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Als eine Parlamentsakte demjenigen, der eine Durchfahrt aus dem Atlantischen Meer in den Großen Ozean finden würde, eine Belohnung von 20,000 Pfd. Sterl. versprach, erbot sich C., Chef der Expedition zu werden. Zwei Schiffe, die Resolution unter C. und die Discovery unter Clerke, verließen 12. Juli 1776 den Hafen von Plymouth, gingen über das Kap der Guten Hoffnung, Kerguelenland, Tasmania, Neuseeland nach Tahiti und kamen, nachdem eine Reihe kleinerer Inseln entdeckt war, im Januar 1778 zu einem Archipel, den C. »Sandwichinseln« nannte. Er schob aber dessen nähere Untersuchung auf und erreichte 7. März die Küste von Nordamerika unter 44° 30′, von der man keineswegs vermutet hatte, daß sie sich so weit nach NW. erstrecke. Er verfolgte dieselbe nach N., durchfuhr die Beringsstraße und kehrte, von Eismassen am weitern Vordringen gehindert, nach Unalaschka und von da nach den Sandwichinseln zurück. Am 17. Jan. 1779 warf er in der Karakakuabai auf Hawai Anker und trat mit den Eingebornen in den freundschaftlichsten Verkehr, geriet dann aber wegen eines ihm entwendeten Boots mit ihnen in einen Streit, der nicht ohne Verschulden seiner Leute zu einem Kampfe führte, in welchem C. mit einigen Matrosen getötet wurde (14. Febr. 1779). Seine erst nach längern Verhandlungen von den Eingebornen zurückgegebenen Gebeine wurden in der Bai feierlich bestattet. Den Oberbefehl der Expedition übernahm Clerke und nach dessen Tod Gore. C. steht als Seefahrer ebenbürtig neben Kolumbus, Magelhaens und Tasman da. Seine Fahrten entschieden die uralte Streitfrage zwischen der Homerischen und Hipparchischen Schule, ob die trockne Erdoberfläche der nassen räumlich überlegen sei, zu gunsten der letztern. Das Journal von Cooks erster Reise gab Hawkesworth (1773) heraus; Suard besorgte eine französische Übersetzung (1774) und J. F. Schiller eine deutsche (1775). Die Beschreibung der zweiten Reise veröffentlichte C. selbst unter dem Titel: »A voyage towards the south pole and round the world, performed in His Majesty's ships the Resolution and Adventure, in the years 1772, 1773, 1774 and 1775« (1777, 3. Ausg. 1779; franz. von Suard). Eine Ergänzung dazu ist »A voyage round the world etc. by George Forster« (1777). Das Tagebuch von Cooks dritter Reise, nach seinem Tod von King fortgesetzt, erschien 1784 (franz. 1785). Der Royal Society überreichte C. mehrere Abhand-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

lungen, namentlich: über die Erhaltung der Gesundheit auf langen Seereisen; über Ebbe und Flut in der Südsee, hauptsächlich im Endeavourfluß. Eine ausführliche Biographie Cooks lieferte Wiedmann in »Leben und Schicksale des Kapitäns C.« (Erlang. 1789—90, 2 Bde.) nach Kippis' »Life of Captain James C.« (Bas. 1788; franz. von Castera, 1788—1789), eine andre Lichtenberg in seinen »Vermischten Schriften« (Bd. 4), eine neuere Barrow (Lond. 1860). Vgl. Steger, Cooks drei Reisen um die Welt (3. Aufl. 1874, 2 Bde.); A. B. Meyer, Gedächtnisrede auf C. (Berl. 1882).

2) Eliza, engl. Dichterin, geb. 1818 als Tochter eines Kaufmanns zu Southwark, wandte sich früh der litterarischen Thätigkeit zu. Nachdem sie Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften geliefert, veröffentlichte sie 1838 den ersten Band ihrer Gedichte unter dem Titel: »Melaia, and other poems«, die ebenso wie ihre spätern »Poems« (1846—53, 4 Bde.) sie zu einem Liebling des Publikums machten. Ohne tief oder originell zu sein, offenbart Miß C. eine liebenswürdige, edle, sympathisch berührende Gesinnung, und der melodische Fluß der Verse, die glatte Form bei warmer Empfindung und der oft glücklich getroffene volkstümliche Ton wiesen ihren Gedichten eine geachtete Stellung in der Lyrik Englands an. Seitdem sind dieselben in den verschiedenartigsten Ausgaben erschienen. 1864 gab sie einen neuen Band Poesien: »New Echoes«, 1865 eine Sammlung von Aphorismen: »Diamond Dust«, heraus. Ihre poetischen Erzeugnisse sind vereinigt in den »Poetical works« (neue Ausg. 1874). Von 1849 bis 1854 leitete sie ein ihren Namen tragendes »Journal«, und diesem verdanken auch die 1860 von ihr publizierten »Jottings from my journal« ihre Entstehung. Seit 1864 bezieht Miß C. vom Staat einen jährlichen Ehrensold von 100 Pfd. Sterl.

Cooke (spr. kuk), 1) Sir William Fothergill, Elektriker, geb. 1806 zu Ealing, studierte in Edinburg, diente fünf Jahre in der ostindischen Armee und studierte dann Anatomie und Physiologie in Paris und Heidelberg. Hier wurde seine Aufmerksamkeit auf die Probleme der Elektrizität hingelenkt, mit deren Lösung er sich von da an ausschließlich beschäftigte. Er konstruierte einen Telegraphenapparat, wahrscheinlich nach dem damals im Heidelberger physikalischen Kabinett befindlichen ersten Telegraphenapparat des Barons Schilling v. Kannstatt, den er mit sich nach England nahm und für den Dienst der Liverpool-Manchester-Eisenbahn zu benutzen sich bemühte. Dies war zwei Jahre später, als Morse im vertrauten Kreise seinen Apparat vorgeführt hatte. In Verbindung mit Wheatstone stellte C. einen für praktische Zwecke brauchbaren Apparat her, und 1837 nahmen beide zusammen das erste Patent auf einen elektrischen Telegraphenapparat, der sich wesentlich von dem Morseschen Instrument unterschied. Die erste von C. und Wheatstone ausgeführte Telegraphenanlage wurde 1839 fertig gestellt, und ihr folgten noch mehrere, ehe Morse 1844 seine erste Linie von Washington nach Baltimore errichtete. C. erhielt 1869 die Ritterwürde und lebte seit 1871 im Ruhestand. Er starb 25. Juni 1879.

2) John Esten, nordamerikan. Schriftsteller, geb. 1830 zu Winchester in Virginia, studierte Jurisprudenz und nahm dann 1861—65 an dem amerikanischen Bürgerkrieg als Offizier im Stab des südstaatlichen Generals Stuart teil. Nach Beendigung desselben widmete er sich der Schriftstellerei und lieferte eine Anzahl Novellen, in denen er namentlich die alten Traditionen Virginias künstlerisch verwertete. Wir nennen davon: »Leather stocking and silk« (1854); »The youth of Jefferson« (1855); »The Virginia comedians« (1855); »The last of the foresters« (1856); »Henry St. John« (1858); »Fairfax« ꝛc. Auch schrieb er: »Virginia, historical and social« (1859) und veröffentlichte über den genannten Krieg die Werke: »Hammer and rapier«, »Wearing of the Gray« u. a. sowie die Biographien der Generale Lee und Stonewall Jackson. — Sein Bruder Philip Pendleton, geb. 1816, gestorben als Advokat 20. Jan. 1850 in Richmond, hat sich ebenfalls als Dichter bekannt gemacht. Es erschienen von ihm unter anderm: »Froissart ballads and other poems« (1847) und ein (unvollendeter) Roman: »Chevalier Merlin«.

Cooksarchipel (spr. kuks-), s. Herveyarchipel.

Cooks Nordkap, s. Irkaipij.

Cookstown (spr. kúkstaun), Stadt in der irischen Grafschaft Tyrone, 15 km westlich vom Lough Neagh, mit Flachsmühlen und (1881) 3870 Einw.

Cookstraße (spr. kuk-), Meeresstraße zwischen den beiden großen Inseln von Neuseeland, von welcher sich an der Küste der Südinsel zahlreiche Arme abzweigen: die Tasmanbai, Admiraltybai, Pelorus- und Königin Charlotte-Sund, Cloudybai u. a., an der Küste der Nordinsel Port Nicholson und Palliserbai. Obwohl Winde und Strömungen die Schifffahrt erschweren, ist der Verkehr doch ein sehr reger. Ein Kabel zur Verbindung der beiden Inseln ist durch die Straße gelegt.

Cooksund (spr. kuk-), Einbuchtung des Stillen Ozeans, zwischen der Alaskakette (wo sich der Iljaminsk erhebt, 3678 m) und der Kenaihalbinsel.

Cooktown (spr. kucktaun), Hafenstadt im nördlichen Queensland, am Endeavourfluß, mit (1883) 2093 Einw., darunter 500 Chinesen. Die Stadt verdankt ihre Existenz den früher weit wichtigern Palmergoldfeldern (sie zählte zeitweilig 10,000 Einw., darunter 6000 Chinesen) und ergiebigen Zinngruben. Auch ist C. das Zentrum einer ausgedehnten Trepangfischerei. Export 1883: 160,881 Pfd. Sterl., hauptsächlich Gold.

Coom (Comb, spr. kuhm, kohm), engl. Hohlmaß, = 0,5 Quarter = 145,395 Lit., vor 1826 und in manchen Kolonien sowie in den Vereinigten Staaten noch jetzt = 140,952 Lit.

Coomans (spr. kü-), Pierre Olivier Joseph, belg. Maler, geb. 1816 zu Brüssel, lernte die Anfangsgründe seiner Kunst zuerst in Gent und bildete sich dann in Antwerpen unter der Leitung von De Keyser und Wappers weiter aus. Nachdem er sich durch zwei historische Gemälde: die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer und die Schlacht bei Askalon, bekannt gemacht, nahm er an den Zügen der französischen Truppen in Algerien teil und verwertete die Früchte dieser Wanderungen in den Bildern: die Sündflut, Landschaft in der Provinz Konstantine, Auswanderung arabischer Stämme und tanzende Araberinnen. Seine nächste Schöpfung, die Niederlage Attilas in den Katalaunischen Gefilden (1848), zeichnete sich durch geschickte Komposition und energisches Kolorit aus. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien, in der Türkei, Griechenland und der Krim malte er 1855 die Schlacht an der Alma und 1856 das Fest der Philister zu Ehren des Gottes Dagon. 1857 besuchte er abermals Italien und wurde durch die pompejanischen Malereien so angezogen, daß er von nun an fast nur Gegenstände aus dem antiken Leben (die letzten Tage des Glücks in Pompeji, Phryne, Glycera) malte.

Coomassie, Stadt, s. Kumassi.

Cooper (spr. kuh-), ein im zentralen Queensland unter dem Namen Barku oder Victoria entspringender Fluß, welcher nach vorwiegend westlichem Lauf den Thomson aufnimmt und sich bald darauf in zahlreiche, zum Teil kaum verfolgbare Arme auflöst, indem er zugleich eine südliche Richtung einschlägt, die er aber schon vor seinem Eintritt in südaustralisches Gebiet mit einer westlichen vertauscht. In dem sogen. Seendistrikt teilt er sich in mehrere Arme, von welchen der bedeutendste sich dem Eyresee zuwendet; ein südlicher, der Strzlecki Creek, geht zum Blanchesee. Wasser findet sich in dem sehr langen, aber oft außerordentlich seichten Flußbett das ganze Jahr hindurch nur im obersten Lauf, im untern gewöhnlich nur in großen Wasserlöchern; sehr selten ist der ganze Flußlauf gefüllt gewesen. Der C. hat in der australischen Entdeckungsgeschichte durch das unglückliche Ende von Burke und Wills eine traurige Berühmtheit erlangt. An dem südlichen Hauptarm des C. haben Deutsche die Missionsstation Copperamana gegründet.

Cooper (spr. kuh-), 1) Sir Astley Paston, Wundarzt, geb. 23. Aug. 1768 zu Brooke in der Grafschaft Norfolk, besuchte das Guy's und St. Thomas Hospital zu London, sodann 1787 die Universität zu Edinburg, ward Prosektor und dann Hilfslehrer der Anatomie und Chirurgie am St. Thomas Hospital und später Wundarzt am Guy's Hospital. Im J. 1792 ging er nach Paris, ward dann Leibwundarzt des Königs Georg IV., 1821 Baronet, 1837 Leibarzt der Königin Viktoria und starb 12. Febr. 1841. Er schrieb: »Lectures on the principles and practice of surgery« (Lond. 1824–29, 4 Bde.; 6. Aufl. 1842; deutsch, Weim. 1825–28, 3 Bde.); »The principles and practice of surgery« (Lond. 1843; deutsch von Schütte, 4. Aufl., Kass. 1856, 3 Bde.). C. zeichnete sich durch die Kühnheit seiner Operationen aus; er wagte zuerst die Operation der Pulsadergeschwulst der Karotis und unterband bei einer Pulsadergeschwulst des Unterleibes die Aorta abdominalis nicht weit vom Herzen. Vgl. B. Cooper, Life of Sir Astley C. (Lond. 1842, 2 Bde.).

2) James Fenimore, nordamerikan. Romandichter, geb. 15. Sept. 1789 zu Burlington am Delaware (New Jersey), erhielt im Yale College zu New Haven seine erste Bildung und trat, noch nicht 16 Jahre alt, aus romantischer Neigung für das Meer in die Marine ein, schied aber 1810 wieder aus dem Seedienst, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, und ließ sich dauernd zu Cooperstown am Otsegosee nieder. Seiner schwächlichen Gesundheit wegen besuchte er 1826 England und Frankreich, war 1826 bis 1829 Konsul der Vereinigten Staaten in Lyon, privatisierte dann in Dresden, besuchte die Schweiz und Italien und kehrte 1831 in sein Vaterland zurück, wo er 14. Sept. 1851 in Copperstown starb. Seinem ersten Roman: »Precaution« (1821), folgten: »The Spy« (1821), das Werk, das seinen Ruf begründete; »The Pioneers« (1823) und »The Pilot« (1823); »Lionel Lincoln« (1825); »The last of the Mohicans« (1826), sein vorzüglichstes Werk; »The Prairie« (1827); »The travelling bachelor« (1828); »The red rover« (1828); »The wept of Wish-Ton-Wish« (1829); »Conanchet« (1829); »The Waterwitch« (1830); »The Bravo« (1831); »The Heidenmauer« (1832); »The Headsman« (1833); »The Monikins« (1835); »Homeward bound« und »Home as found« (1838); »The Pathfinder« und »Mercedes of Castile« (1840); »The Deerslayer« (1841); »The two admirals« und »Wing and wing« (1842); »Wyandotte«, »Autobiography of a pocket-handkerchief«, »Ned Myers« (1843); »Ashore and afloat« u. »Miles Wallingford« (1844); »Satanstoe« und »The Chainbearer« (1845); »The Redskins« (1846); »The crater or volkans peak« (1847); »Oak openings« und »Jack Tier, or the Florida reef« (1848); »The sealions« (1849) und »The ways of the hour« (1850). Coopers Romane wurden in fast alle lebenden Sprachen übersetzt, »The Spy«, »The Pilot« u. a. sogar ins Persische. Eine Gesamtausgabe derselben erschien zuerst New York 1854–56 in 33 Bdn., zuletzt 1880 in 26 Bdn.; eine deutsche Übertragung Frankfurt 1834 bis 1850, 258 Bdchn., und u. d. T.: »Amerikanische Romane« Stuttgart 1853–54, 30 Bde. Das Gebiet des Dramas betrat C. mit einem Lustspiel: »Upside down, or philosophy in petticoats«. Seine Reise durch Europa beschrieb er in den »Gleanings in Europe« (New York 1830–32, 6 Bde.). Von seinen historischen und politischen Schriften erlangte nur seine »History of the American navy« (New York 1839, neue Ausg. 1853) Popularität. — C. ist als Romanschriftsteller der selbständigste und eigentümlichste Nachfolger Walter Scotts, dem er jedoch an Schöpferkraft, Vielseitigkeit und Phantasie nachsteht. Wie jener in idealisierender Weise das Rittertum, so hat C. das Indianer- und Ansiedlerleben geschildert. Trotzdem die Gegenwart nicht mehr an den Zauber einer zurückgebliebenen Kultur glaubt, so sind doch Coopers Romane noch immer bei der für das Abenteuerliche und Ideale eingenommenen Jugend beliebt. Die Erinnerungen der Geschichte seiner Heimat verleihen seinem Stil, besonders in den frühern Werken, eine wohlthuende patriotische Wärme. Der historische Hintergrund tritt bald deutlicher hervor, bald ist er nur leise angedeutet. Das nordamerikanische Waldleben mit seinen Schönheiten und Schrecken und in seiner ganzen wilden Poesie ist besonders in den sogen. »Lederstrumpferzählungen« (»The Pioneers«, »The last of the Mohicans«, »The Prairie«, »The Path finder«, »The Deer slayer«) und in »The wept of Wish-Ton-Wish« verherrlicht. Durch seine heroischen Seegemälde (in »The Pilot«, »The Water witch«, »The red rover«) ist C. zugleich der Schöpfer des modernen Seeromans. Wo er diese Gebiete, Wald und Ozean, verläßt, wird er trivial (z. B. in »The Bravo«, in »The Heidenmauer«), und seine spätern Werke sind überhaupt ermüdend breit und umständlich, woraus hauptsächlich zu erklären ist, daß das Interesse des Publikums abnahm, je mehr er schrieb. Seine Biographie verfaßte Lounsbury (Boston 1883).

3) Peter, Industrieller, geb. 12. Febr. 1791 zu New York, war nacheinander Wagenbauer, Tuchscherer, Kunsttischler und gründete dann eine Leimsiederei, die er fast ein halbes Jahrhundert mit großem Erfolg betrieb. Um 1830 errichtete er in der Erkenntnis der Bedeutung der Eisenindustrie für die Vereinigten Staaten große Fabriken in Canton bei Baltimore, wo er die erste Lokomotive baute, welche in Amerika gefertigt worden ist. Dann gründete er ein Walzwerk und eine Drahtmühle in New York, wobei er zuerst den Anthracit zum Puddeln des Eisens verwandte. Diese Werke wurden 1845 nach Trenton in New Jersey verlegt, wo er zuerst eiserne Balken zur Konstruktion von Häusern herstellte. Auch gehörte er zu den ersten Beförderern des atlantischen Telegraphen. Gegen 1850 schuf er mit einem Kostenaufwand von 800,000 Doll. das Cooper Institute, welches vornehmlich für die ar-

beitenden Klassen bestimmt ist. Es enthält eine Bibliothek, Modellsammlungen, Laboratorien, einen Lesesaal, Abendschulen für Musik, Chemie und Bautechnik, eine Kunstschule für Frauen, populäre Vortragsschulen aus allen Wissenschaften. Alle diese Belehrung wird unentgeltlich erteilt. C. ward 1874 und 1876 in den Kongreß gewählt und starb 4. April 1883.

4) Thomas Sidney, engl. Maler, geb. 26. Sept. 1803 zu Canterbury, lebte anfangs in drückenden Umständen und mußte sich teilweise mit Theatermalen und Zeichenunterricht ernähren. 1827 ging er nach Belgien und studierte bei Verboeckhoven die Tiermalerei, worin ihn ein Aufenthalt in Holland und der Anblick der dortigen Tierbilder bestärkte. Die belgische Revolution trieb ihn 1830 wieder nach England, wo er nach dreijährigen eifrig betriebenen Studien seine ersten Bilder 1833 in der Akademie ausstellte. Die Tüchtigkeit der Tierzeichnung und Charakteristik, die sorgfältige Ausführung und das klare, harmonische Kolorit erwarben denselben großen Beifall, und die Akademie ernannte ihn 1845 zu ihrem Mitglied. F. R. Lee hat zu vielen Bildern Coopers die Landschaft gemalt, obwohl sich letzterer ebenfalls sehr gut auf die Landschaft versteht. Er veröffentlichte unter anderm: »Drawingbook of animals and rustic groups, drawn from nature« (Lond. 1853) und »Beauties of poetry and art« (das. 1865, mit eignen Illustrationen).

Cooperative stores (engl., spr. ko-ópperétiw stohrs, »zusammenwirkende Lager oder Magazine«), in England die Läden und Magazine der Konsumvereine.

Coornhert, Dirck Volckertsen, niederländ. Publizist und Gelehrter, geb. 1522 zu Amsterdam, trieb die Kupferstecherkunst anfangs aus Liebhaberei, dann, von seinem Vater infolge seiner diesem mißfälligen Heirat enterbt, aus Not. Zu Haarlem, wo er seit 1540 lebte, ward er 1564 Sekretär der Stadt und verteidigte als solcher die Sache der Freiheit, an deren Spitze sich der Prinz von Oranien gestellt hatte, zog sich aber dadurch 1567 eine kurze Haft zu. Von einer neuen bedroht, begab er sich ins Klevische. Als sich die Staaten von Holland 1572 gegen die spanische Herrschaft erhoben, wurde C. als Staatssekretär der holländischen Stände zurückgerufen, mußte jedoch wegen seiner Mißbilligung der Gewaltthätigkeiten des Grafen von der Mark wieder fliehen und begab sich nach Xanten, von wo aus er durch seine Feder für die niederländische Freiheit, zugleich aber auch gegen die protestantische Orthodoxie wirkte. 1577—87 lebte er wieder in Haarlem, dann zu Gouda, wo er 29. Okt. 1590 starb. Seine zahlreichen holländischen Schriften erschienen in 3 Foliobänden gesammelt zu Amsterdam 1630. Hervorzuheben ist seine »Zedekunst dat is wellevens kunst« (1586). C. machte sich nicht nur als mutvoller Verteidiger der politischen und religiösen Freiheit verdient, sondern erwarb sich auch den Ehrennamen eines Restaurators der holländischen Sprache, weniger durch seine poetischen Arbeiten, die zu sehr im Geschmack der Rederijker befangen sind, als vielmehr durch seine reine und fließende Prosa. Vgl. Jan ten Brink, D. V. C. en zijne wellevenskunst (Amsterdam 1860).

Copa, früheres span. Flüssigkeitsmaß, = 0,126 Lit.

Copaïfĕra *L.* (Kopaivabaum), Gattung aus der Familie der Cäsalpiniaceen, meist Bäume mit lederigen, zwei- bis zehnjochigen, paarig gefiederten Blättern mit zahlreichen Öldrüschen, kleinen, meist weißen Blüten in end- oder achselständigen, einfachen oder rispig zusammengesetzten Ähren und gestielten, lederartigen, einsamigen Hülsen. 12 tropische Arten, von denen 10 in Amerika, 2 in Afrika vorkommen. C. guianensis *Desf.*, 10—13 m hoher Baum mit drei- bis vierjochigen Blättern u. achselständigen Blütenrispen, im niederländischen und französischen Guayana und im nördlichen Brasilien, die sehr ähnliche C. officinalis *L.*, in Guayana, in den Küstenländern von Venezuela und Kolumbien, bis Panama und auf Trinidad, die sehr veränderliche C. Langsdorfii *Desf.* (s. Tafel »Arzneipflanzen II«), in Brasilien, und C. coriacea *Mart.*, im östlichen Brasilien, liefern aus den verwundeten Stämmen den Kopaivabalsam (s. d.), der indes wohl auch noch von andern Arten gewonnen wird. C. bracteata *Benth.*, in Westindien, liefert das schön rote Amaranthholz.

Copán, Indianerdorf im südwestlichen Winkel des zentralamerikan. Staats Honduras, in großartiger Gebirgsgegend, zur Zeit der Eroberung noch eine volkreiche Stadt, mit merkwürdigen, von Stephens zuerst beschriebenen Ruinen.

Cope (spr. kōp), Charles West, engl. Maler, geb. 1811 zu Leeds als Sohn des Landschafters Charles C., bei welchem er den ersten Unterricht in der Kunst erhielt. Mit 18 Jahren wurde er Schüler der Akademie zu London und bildete sich auf Reisen in Italien aus. 1836 kehrte er nach England zurück und malte mehrere Genre- und Historienbilder, die wegen ihrer trefflichen Charakteristik und ihres glänzenden Kolorits beifällig aufgenommen wurden. Solche sind z. B.: das Innere eines Wirtshauses in Italien, die Herzensunruhe, der Heiratsantrag, die letzten Tage des Kardinals Wolsey (1818), der Traum Miltons (1850), die Kinder Karls I. (1855), Lear und Cordelia, Shylock und Jessica. Später führte er mehrere der Fresken im Parlamentsgebäude aus, z. B. im Haus der Lords: Eduard III. verleiht seinem Sohn, dem »schwarzen Prinzen«, den Hosenbandorden, Prinz Heinrich erkennt die Autorität des Richters Gascoigne an, und im Korridor der Peers: die Bestattung Karls I., der Abschied Lord William Russells von seiner Gemahlin vor seiner Hinrichtung und: die Trainbanden (Bürgerwehr) Londons ziehen aus, um das vom Prinzen Ruprecht belagerte Gloucester zu entsetzen. Von seinen während der letzten Jahre entstandenen Bildern sind zu nennen: die Jünger von Emmaus, die Siesta Lanzelot Gobbios (1870), der nächtliche Alarm (1871), die Zähmung der Widerspenstigen (1874), die Frühlingszeit (1877) und der jungfräuliche Streit (1878). Sehr geschätzt werden auch seine Radierungen.

Copepōda, Unterordnung der Krebstiere aus der Ordnung der Spaltfüßler (Entomostraca).

Copernicia *Mart.*, Gattung aus der Familie der Palmen, stachellose Bäume von mittlerer Größe, mit aufrechtem Stamm, an welchem Reste der Blattstiele stehen geblieben sind, fächerförmigen Blättern, zwitterigen oder polygamischen, kleinen, grünlichen Blüten in den Achsen der Blattstiele und länglichrunden, einsamigen, gelblichen Beeren. C. cerifera *Mart.* (Karnaubapalme, s. Tafel »Ölpflanzen«), ein 6—12 m hoher Baum mit kugelrunder Krone und blaugrün bereiften Blättern, wächst einzeln oder ausgedehnte Waldungen bildend hauptsächlich in den Nordprovinzen Brasiliens und gewährt den vielseitigsten Nutzen. Das Holz ausgewachsener Stämme ist sehr dauerhaft und wird als Nutzholz allgemein verwendet; die Blätter dienen als Dachstroh, zu Packsätteln, Hüten ꝛc., die jüngern, welche als Viehfutter verwertet werden können, liefern ein gelbes Wachs, welches beide Blattflächen bedeckt und sich beim Schütteln der Blätter an der Oberseite derselben in feinen Schüppchen ablöst.

Es wird, geschmolzen, als Karnauba- oder Cereawachs vielfach nach Europa gebracht und zu Kerzen, Firnissen, zum Glänzendmachen des Sohlleders ꝛc. benutzt. Die Fasern verarbeitet man zu Tauen, Matten, die bittere Frucht wird roh und gekocht von den Indianern gegessen, und aus dem Mark des Stammes gewinnt man Mehl (Farinha). Vgl. Macedo, Notice sur le palmier Carnauba (Pariser Ausstellung 1867). Einige C.-Arten werden in unsern Palmhäusern kultiviert.

Copernicus, s. Kopernikus.

Copia (lat.), Menge, Fülle; Vervielfältigung eines Schriftstücks ꝛc. (s. Kopie).

Copiapó (San Francisco de la Selva), Hauptstadt der Provinz Atacama in Chile, am Nordufer des Flusses gleichen Namens, der, meist trocken, nur selten beim Dorf Puerto de C., 65 km unterhalb, das Meer erreicht, und 395 m ü. M. Die Gegend ist wüst und regenarm. Die Stadt ist hübsch, doch der Erdbeben halber nur leicht gebaut und mit Gas beleuchtet. Sie hat ein Krankenhaus, zwei höhere Schulen, eine Bergbauschule und (1882) 1200 Einw., die sich namentlich mit Schmelzen von Silber- und Kupfererzen beschäftigen und lebhaften Handel treiben. Eine Eisenbahn verbindet dieselbe mit dem Hafen Caldera und mit den ergiebigen Silbergruben von Chañarcillo, derem Entdecker Juan Godoi auf dem Hauptplatz ein Denkmal errichtet wurde. 110 km östlich von C. liegt der 6000 m hohe Vulkan von C. C. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Copla (span.), Kouplet, Strophe; Bonmot.

Copland, James, Mediziner, geb. 1792 zu Deerneß auf den Orkneys, studierte seit 1807 in Edinburg, praktizierte seit 1818 in London, übernahm 1822 die Redaktion des »London Medical Repository« und starb 12. Juli 1870. Sein Hauptwerk ist das »Dictionary of practical medicine« (Lond. 1833–58, 4 Bde.; neue Ausg. 1865; deutsch von Kalisch, Berl. 1834–59, 11 Bde.). Außerdem schrieb er: »Outlines of pathology and practical medicine« (Lond. 1822); »Elements of physiology« (nach Richerand, das. 1824); »On pestilential cholera« (das. 1832); »On the diseases of warm climates« (mit Annesley, anonym); »On palsy and apoplexy« (das. 1850); »On consumption and bronchitis« (das. 1861).

Copley (spr. koppli), John Singleton, engl. Maler, geb. 3. Juli 1737 zu Boston in den Vereinigten Staaten, besuchte von 1774 bis 1776 Italien, wurde 1779 Mitglied der königlichen Akademie in London und starb 1815. Seine hervorragendsten Werke sind: der Tod Chathams, der Tod des Majors Pierson, König Karl I. im Parlament; ein großes See- und Schlachtenbild, den Moment darstellend, wo der holländische Admiral de Winter seinen Degen an Duncan übergibt, reich an Porträten; die Familie des Königs Georg III., die Schlacht von Trafalgar u. a. V. Green, W. Humfred, Dunkarton, Piquenot u. a. haben nach ihm gestochen. C. starb 9. Sept. 1815 in London. Sein Sohn ist der bekannte Lordkanzler Lyndhurst. Vgl. Perkins, A sketch of the life of C. (Boston 1873).

Coppée, François, franz. Dichter, geb. 26. Jan. 1843 zu Paris, erwarb sich noch sehr jung einen Ruf als Lyriker durch Veröffentlichung verschiedener Gedichte, die eine ungewohnte Originalität bekundeten, und galt bald als eins der ausgezeichnetsten Mitglieder der neuen Dichterschule der »Parnassiens«. Er veröffentlichte die Gedichtsammlungen: »Le reliquaire« (1866) und »Les intimités« (1868), dann die von der Bühne herab deklamierte und mit vielem Beifall aufgenommene »Grève des forgerons«, ein Plaidoyer für die arbeitenden Klassen (auch in Deutschland u. d. T.: »Der Streik der Schmiede« bekannt), und »Le passant« (1869), ein einaktiges poetisches Drama (übersetzt von Baudissin, Leipz. 1874), das, durch die meisterliche Darstellung der Sarah Bernhardt gehoben, besonders zu der ungewöhnlichen Popularität beitrug, deren sich der Dichter in Frankreich erfreut. Geringern Anklang fanden die spätern dramatischen Versuche: »L'abandonnée« (1871); »Le luthier de Crémone«, Einakter (1876); das fünfaktige historische Drama »Madame de Maintenon« (1882); »Severo Torelli« (1883) u. a. Spätere Gedichtsammlungen sind: »Les Humbles« (1872) und »Le cahier rouge« (1874). Als erzählender Dichter versuchte er sich mit: »Une idylle pendant le siége« (1875); »Olivier« (1875; deutsch von W. v. Baudissin, Basel 1880; von v. Vincke, Stuttg. 1883); »L'exilée« (1876); »Récits et élégies« (1878) und »Vingt contes nouveaux« (1883). Seit 1884 ist C. Mitglied der französischen Akademie. Seine »Œuvres complètes« erschienen 1884 in 6 Bänden; eine Auswahl aus seinen Dichtungen in deutscher Bearbeitung veröffentlichte R. Waldmüller unter dem Titel: »Kleine Geschichten aus Frankreich« (Stuttg. 1881).

Copperah, s. Kopra.

Copperheads, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Name derjenigen Einwohner der Nordstaaten, welche im letzten Bürgerkrieg auf seiten der Südstaaten standen und diesen unter dem Deckmantel konstitutioneller Opposition Vorschub zu leisten suchten. Besonders viele Iren schlossen sich ihnen an. Im Juli 1863 versuchten sie sogar einen Aufstand in New York. Bei der Präsidentenwahl von 1864 wurde der Name C. auf alle diejenigen ausgedehnt, welche die gewaltsame und bedingungslose Unterwerfung der Südstaaten mißbilligten.

Coppermine River, s. Kupferminenfluß.

Copperópolis, Bergbauort im nordamerikan. Staat Kalifornien, am Fuß der Sierra Nevada, 40 km westlich von Stockton, mit 1861 entdeckter Kupferkiesgrube, aber nur (1880) 142 Einw.

Coppet (spr. -pä), Ort im schweizer. Kanton Waadt, in reizender Ufergegend des Genfer Sees, an der Eisenbahn Genf-Lausanne, mit (1880) 488 Einw. Das Schloß ist berühmt als Aufenthalt Bayles und durch den Kreis gefeierter Namen, welche Frau v. Staël, die Erbin des Schlosses, hier um sich versammelte: Saussure, A. W. v. Schlegel, Sismondi, Chamisso, Benj. Constant. Frau v. Staël und ihr Vater, der Minister Necker, sind hier beigesetzt. Jetzt gehört das Schloß dem Herzog von Broglie, dem Enkel der Frau v. Staël.

Coppi, Antonio, ital. Schriftsteller, geb. 12. April 1782 zu Andezeno in Piemont, ward im Seminar zu Turin erzogen und trat in den Paccanaristenorden, lebte seit 1806 in Rom mit ökonomischen und historischen Studien beschäftigt, verwaltete daneben das Vermögen des Fürsten Filippo Colonna, dann das des Fürsten Rospigliosi und starb 24. Febr. 1870 in Rom. Er schrieb: »Sulla servitù e libera proprietà dei fondi« (2. Aufl. 1842); »Sulle finanze di Roma nei secoli di mezzo« (1855). Sein Hauptwerk ist die »Continuazione degli Annali d'Italia del Muratori dal 1750« (bis 1861; Flor. u. Lucca 1824–1868, 16 Bde.). Auch gründete er 1813 die Accademia Tiberina in Rom.

Coppino, Michele, ital. Gelehrter und Staatsmann, geb. 1. April 1822 zu Alba in Piemont als Sohn eines Schuhmachers, erlangte nach Absolvie-

rung der Universitätsstudien in Turin die Doktorwürde und lehrte dann nacheinander in Demonte, Pallanza, Novara und Voghera. Sein Hauptfach war italienische Sprache und Litteratur. 1850 ward er Dottore collegiato bei der Universität Turin, später Lehrer am Lyceum daselbst, bis er 1861 an die Turiner Universität berufen wurde; 1869 ward er Rektor. Von Rattazzi 1867 ins Ministerium berufen, verwaltete er einige Monate das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts. Seine Rede vom 14. Dez. 1867 nach der Schlacht bei Mentana, in welcher er Garibaldi verteidigte, war eine parlamentarische That unter dem Reaktionsministerium Menabrea. C. lebte seitdem arm und zurückgezogen auf einem Landgütchen bei Alba. 1876 übernahm er in dem ersten Kabinett der Linken unter Depretis das Unterrichtsministerium, das er bis 1878, dann vom Dezember 1878 bis Juli 1879 und seit 1881 innehatte, ohne indes Hervorragendes zu leisten. Seine Schriften sind meist in der »Rivista contemporanea« enthalten, ebenso seine Gedichte. Bemerkenswert sind seine »Parole al popolo italiano« (Pinerolo 1848).

Coppo (Coppa), älteres piemontes. Getreidemaß, = 2,876 Lit.; Ölmaß in Lucca: 1 C. = 264 Pfd. = 96,336 L.; zu Anfang dieses Jahrhunderts im Königreich Italien = 0,1 L.

Copra, s. Kopra.

Coprophăga, Mistkäfer.

Copŭla (lat.), Band, Verbindung. In der Grammatik hat man es aufgegeben, das Zeitwort »sein« als C., d. h. als das Subjekt und Prädikat verbindende Wort, anzusehen, wie es bisher aufgefaßt wurde. Die Sätze »Gajus ist weise« und »Gajus denkt« unterscheiden sich nur dadurch, daß in dem einen das Prädikat »weise sein« ist, im andern »denken«. Die C. besteht in beiden in der Einheit von Subjekt und Prädikat, dargestellt durch den Einklang beider in der dritten Person der Einzahl.

Copyholders (engl., spr. koppihölders) heißen in England die Besitzer der alten, unfreien, lassitischen Bauerngüter, welche Hintersassen einer Grundherrschaft waren. Ihre Güter (copyholds, im Gegensatz zu freeholds, freien Bauerngütern) waren Teile des herrschaftlichen Gutes, frei von Grundsteuer, Geschwornendienst und Gemeindelasten, aber mit Reallasten beschwert. Die C. hatten kein Stimmrecht. Die Ablösung der Reallasten, welche zu fordern seit 1853 beide Teile berechtigt sind, verwandelt die C. in Freeholders.

Copyright (engl., spr. koppireit), Verlagsrecht.

Coq (franz., spr. kock), Hahn; c. du village (»Dorfhahn«), s. v. w. Haupthahn, Hahn im Korbe; c. à l'âne, sinnloses Gerede, Unsinn.

Coquelin (spr. kocklāng), **Benoit Constant**, franz. Schauspieler, geb. 23. Jan. 1841 zu Boulogne, ward im Pariser Konservatorium gebildet, debütierte 1860 auf dem Théâtre français als Gros René in »Dépit amoureux« und wurde bereits 1863 unter die Sociétaires des berühmten Theaters aufgenommen. Klein, nichts weniger als schön, im Besitz eines zwar umfangreichen, aber dabei scharfen Organs, hat sich C. vermöge seines künstlerischen Wesens doch zum Rang eines ausgezeichneten Schauspielers emporgeschwungen. In allen seinen Darstellungen pulsiert warmes Leben, jede trägt den Stempel lebendiger Individualität. Er schrieb: »L'art et le comédien« (1880; deutsch, Wien 1883); »L'art de dire le monologue« (1884). — Sein Bruder **Alexandre**, geb. 16. Mai 1848 zu Boulogne, war ebenfalls (1864—67) Schüler des Konservatoriums, debütierte am Odéontheater und gehört seit 1868 der Comédie française an. Er ist namentlich als Darsteller der komischen Rollen des ältern Repertoires ausgezeichnet.

Coqueluche (franz., spr. kocklühsch), Mönchskappe; auch allgemeiner Liebling, Hahn im Korbe; in der Pathologie s. v. w. Keuchhusten.

Coquerel (spr. kock'rell), **Athanase Laurent Charles**, franz. reformierter Theolog, geb. 1795 zu Paris, studierte in Montauban und wurde 1818 Pfarrer zu Amsterdam und 1830 in Paris. Im J. 1848 wurde er vom Seinedepartement zum Mitglied der konstituierenden Nationalversammlung und dann auch der legislativen ernannt. Er starb 10. Jan. 1868. Er schrieb unter anderm: »Réponse au livre du docteur Strauss: La vie de Jésus« (Par. 1841; auch ins Holländische und Englische übersetzt); »Sermons« (sechs Sammlungen, das. 1842—56) und »Christologie« (1858; deutsch von Althaus, Hannov. 1859, 2 Bde.). — Sein Sohn **Athanase**, geb. 1820 zu Amsterdam, wurde 1862 auf Guizots Betreiben durch die Orthodoxen aus dem Amt verdrängt und galt seither als Hauptführer der freien Theologie innerhalb des französischen Protestantismus. Von seinen theologischen Schriften erschienen eine Auswahl von Predigten (Leipz. 1866) und »Die ersten historischen Umgestaltungen des Christentums« (Berl. 1870) in deutscher Übersetzung. Er veröffentlichte unedierte Briefe Voltaires über die Toleranz (Par. 1863), schrieb »Jean Calas et sa famille« (das. 1857, 2. Aufl. 1870), hielt im Winter 1871/72 Vorlesungen in Nordamerika und starb 25. Juli 1875 in Fismes (Marne).

Coques (spr. koks), **Gonzales**, eigentlich Gonsael Cocx, niederländ. Maler, geb. 1618 zu Antwerpen, Schüler von Pieter Brueghel III. und D. Ryckaert, gest. 18. April 1684, pflegte Porträte im kleinen Maßstab, häufig mit ihrer Umgebung, Gemächern 2c., zu malen. Seine Auffassung ist frei und ungezwungen, seine Malweise leicht und doch eingehend, seine Farbe klar, seine Charakteristik vornehm und ausdrucksvoll. Den Namen eines van Dyck im kleinen hat er verdient. Seine Werke finden sich nicht häufig. München, der Haag, Nantes u. a. besitzen Bilder von ihm; besondere Hauptwerke sind: die Familie des Malers, in Dresden; die Familie Verhelst, im Buckinghampalast (London); die musikalische Unterhaltung (1658), bei Speck-Sternburg in Lützschena; die sogen. Familie van Eyck, in Pest; der junge Gelehrte mit seiner Frau, in Kassel.

Coqui, s. Frösche.

Coquillas, s. Attalea.

Coquille (franz., spr. kokihj), Muschel, Muschelschale; auch die gußeiserne Form für Hartguß.

Coquimbo (spr. -kimbo), eine Provinz der Republik Chile, liegt zwischen Atacama und Aconcagua und reicht vom Ozean bis an die Grenze der Argentinischen Republik. Der Flächeninhalt beträgt 33,423 qkm (606,9 QM.). Den Ostteil bedecken die Kordilleren, an deren Westabhang eine Hochebene liegt, die weniger einförmig ist als die in Atacama; drei größere Flußthäler, die des Coquimbo, Limari und Chuapa, durchschneiden diese Ebene. Das Klima ist warm und im ganzen regenarm, obschon lange nicht so sehr wie Atacama, mit dem das Land hinsichtlich der Tiere und Pflanzen übereinstimmt. Die Zahl der Einwohner betrug 1882: 168,044. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Bergbau, vor allem auf Kupfer, in viel geringerm Maß auf Silber und Gold; nur in den südlichen Teilen, wo das Klima feuchter ist, wird Landbau stärker betrieben. — Die Hauptstadt C. (auch La Serena genannt) liegt 1 km oberhalb der Mündung des Flusses C. auf drei Terrassen. Sie

ist regelmäßig gebaut und eine der schönsten Städte von Chile, hat eine prachtvolle neue Kathedrale, ein Seminar, ein Lyceum, ein Krankenhaus und (1882) 14,000 Einw. Sie wurde 1543 von dem Spanier Bohon gegründet. 10 km südwestlich von ihr liegt Puerto de Coquimbo, an geräumiger Bai, mit Hafendämmen, lebhaftem Handel und (1875) 5077 Einw. Ausgeführt wurden 1882: 14,550 Ton. Feinkupfer, 21,734 Quintals Silbererze, ferner Bier, Vieh, Heu und Kobalterze. Die Einfuhr bestand vornehmlich aus Steinkohlen und Backsteinen. In der Nähe sind die von Engländern geleiteten Kupferschmelzen Herradura de C.

Coquito, s. Jubaea.

Cor (lat.), das Herz.

Cora, Guido, ital. Geograph, geb. 20. Dez. 1851 zu Turin, widmete sich früh geographischen Studien, die er seit 1870 in Deutschland, besonders in Leipzig, fortsetzte. 1872 in die Heimat zurückgekehrt, gründete er 1873 die geographische Zeitschrift »Cosmos«, welche er seitdem redigiert. 1874 und 1876 machte er wissenschaftliche Reisen nach Korfu, Epirus und Nordafrika. Er veröffentlichte: »Da Brindisi a Suez, attraverso il canale di Suez« (Casale 1869); »Ricerche storiche ed archeologiche sul sito d'Auaris« (1870); »Spedizione italiana alla Nuova Guinea« (Rom 1872); »Cenni generali intorno ad un viaggio nella Bassa Albania ed a Tripoli di Barberia« (Turin 1875); »Note cartografiche della reggenza di Tunisi« (das. 1881) u. a. Seit 1884 gibt er ein »Annuario geografico« heraus.

Coracias, Mandelkrähe; Coraciidae (Raken), Familie aus der Ordnung der Klettervögel (s. d.).

Coram (lat.), vor, in Gegenwart von; c. populo, vor dem Volk; c. senatu, vor dem Senat; c. notario et testibus, vor Notar und Zeugen. Jemand »c. nehmen« (koramieren), volkstümliche Redensart, s. v. w. ihn zur Rede stellen, ausschelten.

Corangi (Coringa), Hafenstadt in der britisch-ostind. Präsidentschaft Madras, Distrikt Godaweri, an der nördlichsten Mündung des Flusses Godaweri, mit (1883) 4398 Einw. und dem besten Hafen der ganzen Ostküste.

Corato, Stadt in der ital. Provinz Bari, Kreis Barletta, mit (1881) 30,428 Einw. In der Nähe das Feld Epitaffio mit dem Denkmal des vielbesungenen Siegs von 13 Italienern, von Prospero Colonna sekundiert, über 13 Franzosen unter Ritter Bayard (1503) und das von Kaiser Friedrich II. erbaute Schloß Castel del Monte, ein achteckiges, mit Ecktürmen und einem prächtigen Marmorportal versehenes Gebäude auf einem aussichtsreichen Hügel, in welchem später die Söhne Manfreds gefangen saßen.

Corax, Kolk- oder Edelrabe.

Corba, ital. Flüssigkeitsmaß, = 60 Boccali.

Corbassière, Gletscher, s. Combin.

Corbeil (spr. -bāj), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Seine-et-Oise, am Einfluß der Essonne in die Seine und an der Orléansbahn, hat 4 Kirchen (darunter die schon 950 gegründete St.-Spire), eine Bibliothek von 5000 Bänden, Baumwollspinnerei, Uhren- und Papierfabrikation, Kupfergießerei, zahlreiche Wassermühlen, Getreide- und Mehlmagazine zur Verproviantierung von Paris und (1881) 6566 Einw.

Corbeille (franz., spr. -bāj), Korb; an der Pariser Börse der den Börsenagenten vorbehaltene Platz; c. de mariage, Brautgeschenk, das der Bräutigam nach französischer Sitte in einem verzierten Korb überreicht.

Corbeny, Flecken im franz. Departement Aisne, Arrondissement Laon, hat 950 Einw. C. hieß im Mittelalter Corbiniacum. Hier hatten die fränkischen Könige ein Schloß, in welchem Karl d. Gr. nach Karlmanns Tod zum alleinigen König erhoben wurde. Dasselbe wurde um 900 den Mönchen von St.-Remy in Reims eingeräumt, die hier eine Kirche errichteten, zu der später die französischen Könige nach ihrer Salbung zu wallfahrten pflegten.

Corbie (spr. korbih), Stadt im franz. Departement Somme, Arrondissement Amiens, an der Somme und der Nordbahn, mit einer interessanten Kirche aus dem 16. Jahrh. (schöne Statue der Königin Bathilde), Wollmanufakturen, Trikot-, Samt- und Mützenfabrikation und (1876) 3977 Einw. C. hieß im frühern Mittelalter Corbeia. Hier ward 662 eine nachmals berühmte Benediktinerabtei gegründet, von der aus Korvei gestiftet ward, im Gegensatz zu welchem das französische C. auch Corbeia antiqua hieß.

Corbière (spr. korbjähr), Peter von, früherer Name des Papstes Nikolaus V. (s. d.).

Corbières (spr. -bjähr), Gebirgszug im franz. Departement Aude, Ausläufer der östlichen Pyrenäen, macht die Scheide zwischen den Flüssen Aude und Agly, besteht aus steilen, kahlen, wasserarmen Felsen und erreicht im Puy de Bugarach mit 1231 m die höchste Erhebung.

Corbiniānus, Heiliger, einer der ersten Bischöfe und Missionäre in Bayern, geb. 680 zu Chartres in Gallien, ließ sich etwa 718 zu Freising in Bayern nieder, erbaute Kirchen und begann sein Bekehrungswerk, welches durch seine 724 von des Herzogs Grimoald Eheweib Pilitrud veranlaßte Flucht nach Tirol auf einige Zeit unterbrochen wurde. Er starb 730 in Meran; doch wurden seine Gebeine 768 nach Freising zurückgeschafft, weshalb daselbst und in Regensburg noch jetzt der 20. November gefeiert wird.

Corbould (spr. korbeld), 1) Henry, engl. Maler, geb. 11. Aug. 1787 zu London, lernte bei seinem Vater und auf der Akademie und stellte seit 1807—1809 Zeichnungen aus der antiken Geschichte, 1811 zu der »Lady of the lake« ꝛc. aus. Er entwarf Vorlagen für Bücherillustrationen, und es wurden nach seinen Zeichnungen die Gemäldesammlungen des Herzogs von Bedford, des Grafen Egremont u. a. gestochen. Sein Hauptwerk sind die Zeichnungen der Antiken des Britischen Museums für den Stich, an denen er 30 Jahre arbeitete. Er starb 9. Dez. 1844 in Robertsbridge.

2) Edward Henry, engl. Maler, Sohn des vorigen, geb. 5. Dez. 1815 zu London, gewann 1834 mit einem Ölbild: der Sturz des Phaethon, die erste Auszeichnung. Auch seine folgenden Ölbilder: der heil. Georg mit dem Drachen und ein griechisches Wagenrennen, brachten ihm Medaillen ein. Dann widmete er sich mit Vorliebe der Aquarellmalerei und erreichte in derselben eine große Virtuosität, die sich auch dadurch kundgab, daß seine Aquarelle ungewöhnlich große Dimensionen annahmen. Die vortreffliche Zeichnung derselben muß jedoch meist für den Mangel an Tiefe der Empfindung und für die melodramatische Haltung entschädigen. Seine Hauptwerke sind: die Londoner Pest von 1344, die schöne Rosamunde, die Ehebrecherin vor Christus, die Canterburypilger (gestochen von Wagstaff), William von Eynesham seine Thaten erzählend, der Bildersturm zu Basel (1854), eine Szene aus der Oper »Der Prophet«, der Graf Surrey die schöne Geraldine mit Hilfe eines Zauberspiegels betrachtend, der Tod Arthurs, ein Cyklus von Illustrationen zu »Undine«.

Corbŭlo, Gnäus Domitius, röm. Feldherr unter Claudius und Nero, ward, nachdem er unter Tiberius Prätor, unter Caligula 39 n. Chr. Konsul gewesen, von Claudius 47 an den Niederrhein gesandt, um die Chauken und Friesen zu bekämpfen. Da die Eifersucht des Kaisers ihm nicht gestattete, den glücklich begonnenen Krieg fortzusetzen, so ließ er, um seine Truppen zu beschäftigen, einen über 4 deutsche Meilen langen Kanal (Fossa Corbulonis) zwischen dem Rhein und der Maas ziehen, dessen Spuren man noch in dem Fliet zwischen Sluys und Leiden erkennen will, und eine Verschanzung (Corbulonis monumentum) anlegen, woraus wahrscheinlich Groningen entstanden ist. Unter Nero wurde er 58 nach Armenien geschickt, um es der Herrschaft der Parther zu entreißen, was er mit dem vollständigsten Erfolg ausführte, und als sein unfähiger Nachfolger Cäsennius Pätus 62 von den Feinden zu einem schimpflichen Vertrag genötigt worden war, wiederholte er 63 den Feldzug nach Armenien und zwang den von den Parthern eingesetzten König Tiridates, seine Krone vor dem kaiserlichen Bildnis niederzulegen, um sie später durch die Gnade des Kaisers zurückzuempfangen. Durch seine rühmlichen Thaten hatte er indes die Eifersucht und die Furcht Neros erregt. Er wurde deshalb von dem Kaiser nach Griechenland berufen, wo sich derselbe damals befand, und zum Tod verurteilt (67), worauf er sich zu Kenchreä, dem Hafen von Korinth, in sein Schwert stürzte.

Corchŏrus *L.*, Gattung aus der Familie der Tiliaceen, Kräuter, Halbsträucher oder kleine Sträucher mit einfachen, gesägten Blättern, einzeln oder in Büscheln, achsel- oder blattgegenständig stehenden Blüten und lang schotenförmigen, kahlen oder kurzen bis fast kugeligen, borstig stachligen, vielsamigen Kapseln, finden sich (35 Arten) in beiden Hemisphären, aber fast nur in den Tropen. C. olitorius *L.*, eine einjährige, 60 cm hohe Staude mit fast cylindrischer, 5 cm langer Kapsel, ist in Indien heimisch, wird aber überall in den Tropen und nördlich bis zum Mittelmeer kultiviert. Man benutzt die Blätter allgemein als wohlschmeckendes Gemüse, aber in einigen Teilen Indiens wird die Pflanze auch zur Gewinnung von Jute gezogen. Der größte Teil dieses Faserstoffs stammt indes von C. capsularis *L.* (s. Tafel »Spinnfaserpflanzen«). Dies ist ein bis 5 m hohes, einjähriges Gewächs mit dünnem, kaum verästeltem Stengel, 16 cm langen, 4—5 cm breiten, zugespitzten, gesägten Blättern, gelben Blüten und kleiner, rundlicher Kapsel. Es wird sehr allgemein in Indien, auch in Algerien, in Louisiana und Texas kultiviert, bisweilen als Gemüsepflanze, meist aber zur Gewinnung der Jute. Man säet den Samen im April oder Mai und erntet vor der Fruchtreife. Die Ausbeute soll zwei- bis fünfmal, nach einigen Angaben selbst zehnmal so groß sein wie bei Flachs und Hanf. Die abgeschnittenen Pflanzen befreit man von Seitentrieben, Blättern und Kapseln und legt sie in lockern Bündeln in langsam fließendes Bachwasser, um schon nach einigen Tagen den Bast abzuziehen. Dies gelingt sehr leicht, und durch die einfachste Prozedur erhält man ein sehr reines, feinfaseriges Produkt. Aus den zur Fasergewinnung nicht verwendbaren Stengelspitzen erhält man durch Gärung und Destillation einen guten Branntwein. Auch C. fuscus *L.* und C. decemangulatus *Roxb.*, in Indien, liefern Jute. C. siliquosus *L.*, in Westindien und im tropischen Amerika, wird von den Negern zur Anfertigung von Besen benutzt; die Blätter dienen in Panama als Surrogat des chinesischen Thees. C. japonicus, s. Kerria.

Corcovado, Volcano del, Vulkan an der Westküste von Patagonien, unter 43° 12′ südl. Br., 2289 m hoch.

Corcyra, Insel, s. Korfu.

Corda (ital., franz. Corde), die Saite; una c. (»eine Saite«) bedeutet in der Klaviermusik die Anwendung der Verschiebung (linkes Pedal der Flügel); due corde (»zwei Saiten«), s. v. w. mit halber Verschiebung; tutte le corde (»alle Saiten«), s. v. w. ohne Verschiebung. Corde à jour (C. à vide), die leere Saite beim Spielen der Streichinstrumente.

Corda, August Karl Joseph, Botaniker, geb. 22. Okt. 1809 zu Reichenberg in Böhmen, trieb schon als Handlungslehrling in Prag mit Vorliebe naturgeschichtliche Studien. Infolge seiner »Monographia Rhizospermarum et Hepaticarum« (Heft 1, Prag 1829) von Humboldt nach Berlin gezogen, beschäftigte er sich hier mit botanischen, namentlich mikroskopischen, Untersuchungen und ward 1834 zum Kustos der zoologischen Abteilung des vaterländischen Museums nach Prag berufen. Im J. 1847 machte er eine Reise nach Texas, fand aber auf seiner Rückkehr auf dem Schiffe Viktoria im Atlantischen Ozean im September 1849 seinen Untergang. C. war einer der ersten Botaniker, der fossile Pflanzen in Beziehung auf ihre anatomische Struktur genauer untersuchte; er veröffentlichte mit den trefflichsten Abbildungen ausgestattete und für die Kunde der Kryptogamen höchst bedeutende Prachtwerke: »Icones fungorum hucusque cognitorum« (Prag 1837—1854, 6 Bde.) und »Prachtflora europäischer Schimmelbildungen« (Leipz. 1839; franz., das. 1840). Außerdem schrieb er: »Beiträge zur Flora der Vorwelt« (Prag 1845) und »Anleitung zum Studium der Mykologie« (das. 1842); auch bearbeitete er die Schwämme und Pilze für Sturms »Deutschlands Flora« sowie die »Skizzen zur vergleichenden Anatomie vor- und jetztweltlicher Pflanzenstämme« im 2. Band von Sternbergs »Flora der Vorwelt« (das. 1838).

Corday d'Armans (spr. kordä darmāng), Marie Aline Anne Charlotte, berühmt als Mörderin Marats, geb. 27. Juli 1768 zu St.-Saturin bei Caen, stammte aus einem altadligen Geschlecht und wuchs zu einem schönen, für ideale Freiheit schwärmerisch begeisterten Mädchen heran. Die Tyrannei der Schreckensmänner erfüllte sie mit Abscheu und dem Wunsch, ihr Vaterland zu befreien. In diesem Entschluß wurde sie noch bestärkt durch persönliche Bekanntschaft mit den nach dem 31. Mai 1793 in die Normandie geflüchteten Girondisten. Sie begab sich daher im Juli 1793 nach Paris, um Robespierre oder Marat zu töten. Schließlich wählte sie letztern, weil er in seinem »Ami du peuple« erklärt hatte, daß zur Befestigung der Republik noch 200,000 Köpfe fallen müßten. Sie erhielt nach wiederholten Versuchen bei Marat 13. Juli, abends 7 Uhr, Zutritt, als er sich eben im Bad befand. Sie berichtete ihm über eine angebliche Verschwörung zu Caen, und während Marat die Namen der Verschwornen niederschrieb, stieß sie ihm einen Dolch ins Herz, daß er niedersank und bald darauf verschied. Willig ließ sie sich verhaften. Während des Prozesses zeigte sie eine bewundernswerte Festigkeit, vernahm ihr Todesurteil mit Gelassenheit und betrat 17. Juli 1793, abends gegen 7 Uhr, freudig und mit edlem Anstand das Blutgerüst. Als sie guillotiniert war, rief Adam Lux, Abgeordneter der Stadt Mainz: »Seht, sie ist größer als Brutus!« und büßte dafür mit dem Leben. Ponsard hat Cordays Geschick in einer Tragödie (1850) behandelt. Vgl. Dubois,

Charlotte C. (Par. 1838); Vatel, Charl. C. et les Girondins (das. 1872, 3 Bde.).

Cordeiro, 1) João Ricardo, portug. Theaterdichter, geb. 5. März 1836, wurde nach zurückgelegten Studien Professor an der königlichen Militärschule, ward dann als Generalsekretär der Zivilverwaltung von Villa Real angestellt, 1863 zum Sekretär der Wohlthätigkeitsbehörde und 1877 zum Rat im Ministerium des Innern ernannt, als welcher er 12. Febr. 1881 starb. Außer auf seinem Berufsfeld war er auch als beliebter Feuilletonist schriftstellerisch thätig; am bekanntesten wurde er durch seine Theaterstücke. Seine erste Bühnenarbeit war das vieraktige Drama »Fernando« (1857), dem »Amor e arte« (1860), »A sociedade elegante« (1862), »A familia« (1869), »Um cura d'almas« (1870), »Os paraizos conjugaes« (1874) u. a. folgten. Seine Stücke zeichnen sich durch glänzende und reine Sprache aus, die ihn auch zu einem der besten portugiesischen Übersetzer stempelte. Als solcher hat er namentlich Scribe, Hugo, Musset, Feuillet und Legouvé für die Bühne seiner Heimat bearbeitet. Er starb 12. Febr. 1881.

2) Luciano, einer der vielseitigsten Schriftsteller Portugals, geb. 21. Juni 1844 zu Mirandella (Traz os Montes), war erst in der portugiesischen Marine thätig, verließ diese dann, um sich dem Journalismus zu widmen, und wurde später Mitbegründer der Geographischen Gesellschaft zu Lissabon (deren Sekretär er gegenwärtig ist) sowie Professor der Philosophie am Militärkolleg. Er machte dabei Reisen durch ganz Europa, die ihm Stoff zu nationalökonomischen und andern wissenschaftlichen Arbeiten lieferten, und redigierte 1879—80 den »Commercio de Lisboa«, sodann den »Diario de Lisboa«, nachdem er früher bereits an verschiedenen Zeitschriften als Redakteur oder Mitarbeiter thätig gewesen. Außer Schriften über die Bankfrage und seinen Reiseberichten (»Viagens«, 1874—75, 2 Bde.) veröffentlichte er »Livro de critica«, eine Sammlung geistvoller ästhetisch-kritischer Essays (1869–71, 2 Bde.), und die französisch geschriebenen Werke: »De la part prise par les Portugais dans la découverte de l'Amérique« (1875) und »L'hydrographie africaine« (1879). Im J. 1879 weilte C. in Rio de Janeiro im Interesse seines Landes bei der dortigen Ausstellung.

Cordeliers (franz., spr. kord'ljeh, »Strickträger«), in Frankreich die regulierten Franziskaner, so genannt nach ihrer Tracht; während der französischen Revolution Name eines politischen Klubs, welcher 1790 als eine Sektion des Jakobinerklubs gegründet wurde und an dessen Sitzungen und Beschlüssen teilnahm, aber radikaler war und sich auf die untersten Volksmassen stützte. Die C. hielten ihre Versammlungen in einem Franziskanerkloster ab. Ihre Führer waren Danton, Desmoulins, Marat, Hébert und Chaumette. Sie betrieben besonders den Sturz des Königtums und die Errichtung der Republik, teilten sich während des Konvents mit den Jakobinern in die Herrschaft, indem sie mit diesen die Partei des Bergs bildeten, wurden aber 1794 von Robespierre gestürzt und ihre Häupter 24. März und 5. April hingerichtet.

Cordes (spr. kord), Stadt im franz. Departement Tarn, Arrondissement Gaillac, am Cérou, mit (1876) 2115 Einw., welche sich vorzugsweise mit Leinwandfabrikation beschäftigen, eine derjenigen Städte Frankreichs, welche mit den Resten alter Befestigungswerke und ihren Häuserfassaden am meisten ihr mittelalterliches Aussehen bewahrt haben.

Cordevole (spr. kordewöle), Fluß in der ital. Provinz Belluno, entspringt in den Tiroler Dolomitalpen nördlich von der Marmolata, durchfließt den kleinen Alleghesee und das Agordothal und mündet nach 78 km langem Lauf bei Mel in den Piave, der erst seit dem Mittelalter, durch Felsstürze aus seinem alten Laufe von Capo di Ponte bis Serravalle verdrängt, das Bett des C. zu dem seinigen gemacht hat.

Cordia *Plum.* (Kordie, Brustbeerbaum), Gattung aus der Familie der Asperifoliaceen, Bäume und Sträucher mit gestielten, einfachen, lederartigen, abwechselnden Blättern, endständigen Doldentrauben, Trugdolden oder Rispen und vom stehen bleibenden Kelch umhüllten Steinfrüchten. Etwa 180 Arten in wärmern Klimaten, besonders in Südamerika und auf den westindischen Inseln. C. Myxa *L.* (C. officinalis *Lam.*), mit rundlichen, zugespitzten, ganzrandigen Blättern und kleinen, weißen, wohlriechenden Blüten in doldentraubigen Rispen, ist ein 6—9 m hoher Baum in Ostindien, Arabien und Ägypten. Die eiförmigen, 2,6 cm langen, dunkelgrünen, nach dem Trocknen fast schwarzen Früchte (Sebestenae, Myxae, Jujubae nigrae, Sebesten, schwarze Brustbeeren) haben ein weiches, süßes, schleimiges und angenehm schmeckendes Fleisch und kamen sonst getrocknet nach Europa, indem sie gegen Husten, Heiserkeit und Brustbeschwerden im Gebrauch waren. In ihrer Heimat benutzt man sie als Obst. Die Wurzel dient in Ostindien als gelindes Purgiermittel, die adstringierende Rinde zu Gurgelwassern, und das Holz (Rosenholz), woraus Mumienbehälter der alten Ägypter verfertigt worden sein sollen, eignet sich am besten zum Feuermachen durch Reibung. Auch von C. crenata *Del.*, in Ägypten und Abessinien, und von C. grandiflora *R.* et *Sch.*, in Südamerika, werden die Früchte gegessen. C. latifolia *Roxb.*, in Indien, wird der genießbaren Früchte halber kultiviert; aus jungen Pflanzen erhält man einen blaßbräunlichen, glanzlosen, ungemein festen Bast, welcher als solcher benutzt wird und durch fortgesetzte Röstung die Narawali fibre liefert, die zu groben Geweben, Seilen, Tauen, Netzen verwendet wird. Eine sehr ähnliche Faser, Gundui fibre, erhält man aus C. angustifolia *Roxb.* und aus der ihr nahestehenden C. Rothii *R.* et *Sch.* C. Sebestena *L.*, ein in Westindien heimischer, immergrüner Baum mit länglich-eirunden, spitzigen, rauhen Blättern, großen, roten Blüten und süßen, birnförmigen, schleimigen, genießbaren Früchten, liefert Rosenholz; ebenso C. scabra *Desf.*, auf Martinique. C. Gerascanthus *L.*, ein 9 m hoher Baum in Bergwäldern Westindiens und Brasiliens, mit weißlichen, geruchlosen Blüten, liefert das Bois de Cypre. Bois de Rhodes, Spanish Elm, Rosenholz.

Cordicōlae (lat.), Verehrer des Herzens Jesu, eine jesuitische Brüderschaft von Männern und Frauen, zuerst im 17. und 18. Jahrh. in Frankreich und neuerdings auch in Bayern verbreitet.

Cordier (spr. -djeh), Charles Henri Joseph, franz. Bildhauer, geb. 19. Okt. 1827 zu Cambrai, trat 1846 in die École des beaux-arts zu Paris, wo er unter Fauginet und Rude sich bildete. Da er frühzeitig Vorliebe und Geschick zur Darstellung der verschiedenen Menschenrassen zeigte, sandte ihn die französische Regierung nach Afrika. Er führte seitdem eine große Anzahl orientalischer Statuen und namentlich Büsten aus. 1851 sah man von ihm einen Neger von Timbuktu, 1852 die Büste einer »afrikanischen Venus« und die Gruppe eines chinesischen Ehepaars. In den Bronzebüsten eines Mongolen und einer Mongolin (1853) versuchte er eine reichere Farbenwirkung zu erzielen, welcher Richtung

er seitdem treu geblieben ist. Im Salon 1857 erschienen zwölf afrikanische Büsten, zumeist von Bronze. Das malerische Prinzip, das sich in allen diesen Werken aussprach, suchte C. häufig durch die Zusammenfügung verschiedener Stoffe und durch Übersilberung noch zu verstärken; so schuf er viele Werke, die aus Bronze und Marmor zusammengesetzt waren, ging aber noch weiter und sandte in den Salon 1863 die Büste einer algierischen Jüdin aus emaillierter Bronze, Onyx und Porphyr, 1864 eine junge Mulattin aus Bronze, Email und Onyx, 1866 die lebensgroße Statue einer Araberin aus Bronze, Email und Onyx, 1867 die Büste eines Fellahs aus Bronze, Gold, Silber, Türkisen und Porphyr. C. hat ferner das Standbild des Marschalls Gérard (1856 in Verdun), den Triumph der Amphitrite (1861), Johannes den Täufer für den Turm St.-Jacques la Boucherie in Paris, die Statuen der Harmonie und Poesie für die Neue Pariser Oper u. a. geschaffen. C. ist ein Realist von geringer Phantasie, zeigt aber eine scharfe Beobachtungsgabe.

Cordierit (Dichroit, Jolith), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Cordieritgruppe), kristallisiert rhombisch in meist undeutlich ausgebildeten, aber bisweilen ziemlich großen, kurzsäulenförmigen Kristallen, findet sich auch derb u. eingesprengt und in Geschieben, ist farblos, bläulich bis schwärzlichblau, auch gelblich bis braun, durchsichtig bis durchscheinend, glasglänzend und mit ausgezeichnetem Dichroismus (in der Hauptachse der Kristalle dunkelblau, in der Querrichtung gegen dieselbe gelblichgrau); Härte 7—7,5, spez. Gew. 2,59—2,66. Er besteht aus einem Thonerde-Magnesiasilikat $Mg_2Al_4Si_5O_{18}$, enthält oft 5—9 Proz. Eisenoxyd, auch etwas Manganoxydul und Kalk und ist infolge beginnender Zersetzung meist wasserhaltig. Schön kristallisiert findet er sich bei Bodenmais in Bayern, Arendal und Krageröe in Norwegen, Granada und Haddam in Connecticut, Richmond in New Hampshire; meist kommt er eingewachsen in Granit und Gneis vor (Cordieritgneis von Lunzenau und Rochsburg), auch in nordischen Geschieben und in schieferigen Auswürflingen des Laacher Sees. Besonders schöner, klarer C. findet sich in Geschieben auf Ceylon, und der blaß hellblaue kommt als Luchs- oder Wassersaphir in den Handel und wird als Schmuckstein verarbeitet. C. ist der Anfangspunkt einer ganzen Reihe von Übergängen, welche mit Glimmer schließt. Durch Aufnahme von Wasser und Verdrängung von Kieselsäure bilden sich aus dem C.: Praseolith, Esmarkit, Aspasiolith, Bonsdorffit, durch Aufnahme von Wasser und Kali und Verdrängung von Magnesia: Fahlunit, Weissit, Gigantolith, Pinit; durch Aufnahme von Kali und Wiederausstoßung von Wasser entsteht endlich Kaliglimmer.

Cordilleras, Gebirge, s. Kordilleren.

Cordon bleu (spr. kordóng blöh), das »blaue Band«, woran in Frankreich der Heilige-Geistorden getragen wurde, daher auch für diesen Orden selbst und einen Ritter desselben gebraucht; dann scherzhafte Bezeichnung guter Köche und Köchinnen (wahrscheinlich nach der Medaille am blauen Band, welche die von der Regierung geprüften Köchinnen für ein glänzend bestandenes Examen erhielten).

Cordouan, La Tour de (spr. tuhr dö korduáng), berühmter Leuchtturm auf einem Felsen (dem Überrest einer vom Meer allmählich verschlungenen Insel), an der Mündung der Gironde im französischen Departement Gironde, hat 72 m Höhe und ist auf 27 Seemeilen sichtbar. Er wurde 1584—1610 erbaut und 1789 rekonstruiert.

Cordova (Cordoba), span. Provinz in Andalusien, grenzt im NO. an die Provinz Ciudad Real, im O. an Jaen, im SO. an Granada, im S. an Malaga, im SW. an Sevilla, im NW. an Badajoz und hat einen Flächeninhalt von 13,442 qkm (244 QM.). Das Land wird durch den Guadalquivir in zwei Teile geschieden. Der nördliche Teil ist gebirgig und gehört der Sierra Morena und ihren Verzweigungen an. Viel fruchtbarer ist der südliche Teil, die ebenere Campiña. Der Guadalquivir fließt in üppigem Thal und nimmt hier an Nebenflüssen den Guadajoz, Jenil, Cuzna, Guadiato und Bembezar auf. Nur der Guadalquivir selbst ist aber schiffbar. Das Klima ist infolge der geringen Bewaldung sehr trocken; künstliche Bewässerungsanlagen findet man sehr selten. Die Bevölkerung belief sich 1878 auf 385,482 Einw. (1883 auf 395,000 berechnet), d. h. 29 auf das QKilometer. Der Boden liefert namentlich in den ebenen Gegenden Getreide, Gemüse, Obst, Wein und Öl in Fülle. Bedeutend sind die Viehzucht, sowohl die Zucht von Pferden als von Rindvieh, Schafen und Ziegen, und die Wollproduktion. Der Bergbau liefert namentlich Kohle im Becken von Belmez (ca. 170,000 Ton. jährlich), dann auch Eisen, Kupfer, Blei 2c. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Mahl- und Ölmühlen, Tuchweberei, Hut-, Seifen-, Thonwaren- und Ledererzeugung. Der Handel beschäftigt sich mit Ausfuhr von Cerealien, Öl, Wein und Kohle und Einfuhr von Web- und Manufakturwaren. Die wichtigsten Kommunikationswege sind die Eisenbahnlinien von Madrid über C. nach Cadiz, von C. nach Malaga und von C. durch das erwähnte Kohlenbecken zur Madrid-Lissaboner Eisenbahn. Die Provinz umfaßt 16 Gerichtsbezirke (darunter Aguilar, Baena, Bujalance, Cabra, Lucena, Montilla, Montoro, Pozoblanco, Priego, Rambla).

Die gleichnamige Hauptstadt, 104 m ü. M., zur Maurenzeit eine Stadt ersten Ranges und der Sitz der Wissenschaften (s. unten), liegt am Abhang eines Zweigs der Sierra Morena, in einer äußerst fruchtbaren, wegen Mangels an Bäumen jedoch sehr heißen Vega am rechten Ufer des Guadalquivir und an den obenerwähnten Eisenbahnlinien. Sie schließt im weiten Umfang ihrer alten, mit Türmen versehenen Mauern auch Gärten und Weinberge ein. Das Innere der Stadt besteht zumeist aus engen und schmutzigen Straßen und schlechten, oft verfallenen Häusern, deren Dächer mit Unkraut bedeckt sind. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich der große Hauptmarkt (Plaza mayor) aus. Das wichtigste und berühmteste Gebäude der Stadt ist die Kathedrale, an der Stelle eines römischen Janustempels von Abd ur Rahmân I. zu Ende des 8. Jahrh. als Moschee erbaut (nächst der Kaaba zu Mekka der größte mohammedanische Tempel, s. Tafel »Baukunst VIII«, Fig. 5), 1236 mit einigen Abänderungen, namentlich unter Einbau eines die Einheit des Ganzen störenden Chors, in eine christliche Kirche umgewandelt. Das Äußere ist schmucklos und kahl, mit einem Zinnenkranz gekrönt. Durch einen Glockenturm tritt man in einen 140 m langen und 68 m hohen, mit Orangenbäumen bepflanzten und von einem Portikus mit 72 Säulen umgebenen Hof. Die Kirche selbst bildet eine Halle von ursprünglich 11 Schiffen, wozu dann noch 8 hinzukamen, 195 m lang und 120 m breit. 850 schlanke, 6,5 m hohe marmorne Säulen (römischen Tempelbauten entnommen), auf welche Pfeiler aufgesetzt sind, um das Höhenverhältnis zu vergrößern, tragen die von Kapitäl zu Kapitäl schwebenden hufeisenförmigen Bogen, die, von kleinern, halbkreisförmigen und auf

den Pfeilern ruhenden Bogen überwölbt, das Mauerwerk stützen, auf welchem die flache Decke, nur 11,5 m über dem Fußboden, ruht. Den Abschluß der mittlern Säulenreihe bildet das prachtvolle Sanktuarium (Mihrab). C. besitzt außer der Kathedrale noch 15 Kirchen, zahlreiche ehemalige Klöster, einen alten maurischen Königspalast mit prächtigem Garten, einen Alkazar (jetzt Gerichtsgebäude), ein Bad der Kalifen, die prächtige Fassade eines römischen Palastes, einen bischöflichen Palast, 7 Spitäler und einen Zirkus für Stiergefechte. Über den Guadalquivir führt eine Brücke mit 16 Bogen, welche 719 von den Mauren durch Umbau der Römerbrücke hergestellt worden ist; sie endet in dem maurischen Kastell Carahola. Die Bevölkerung beläuft sich auf (1878) 49,855 Seelen. Die Industrie der Stadt hat ihre ehemalige Bedeutung fast ganz verloren. Erwähnenswert sind die Erzeugung von Gold- und Silberarbeiten, Töpferwaren, Tuch, Spielwaren und die Pferdezucht; dagegen ist die berühmte Fabrikation von Leder (Korduan) jetzt ganz gesunken. C. hat ein Lyceum, ein Priesterseminar, eine Akademie für Mathematik und Zeichenkunst, eine Tierarznei- und eine landwirtschaftliche Schule, eine Bibliothek und ein Kunstmuseum. Es ist Sitz des Gouverneurs, eines Bischofs u. eines deutschen Konsuls. — C. ist der Geburtsort der beiden Seneca, des Lucanus und Averrhoes, der Dichter Luis de Gongora und Juan de Mena, des Bildhauers Alonso Cano und des Malers Pablo de Cespedes Zambrano. Die Stadt soll von den Phönikern gegründet und von ihnen Karta Tuba (»große Stadt«) genannt worden sein. Bei den Römern hieß sie Corduba (in Hispania Baetica am Bätis gelegen) und war als blühende Kolonie derselben (Colonia Patricia) neben Gades (Cadiz) die wichtigste Handelsstadt von ganz Hispanien. Sie war zugleich Sitz eines Prätors und Obergerichtshofs und hatte das Münzrecht. Von C. hatte auch das Cordubense aes seinen Namen, eine Erzmischung, die von hier in Menge nach Rom geliefert wurde. Von König Leovigild 571 erobert, ward C. Sitz eines westgotischen Bischofs; 711 ward es von dem Mauren Tarik, Musas Feldherrn, in Besitz genommen. Nachdem darauf Abd ur Rahmân I., der 755 das Kalifat von C. gründete, die Stadt zu seiner Residenz erwählt hatte, schwang sie sich bald zur blühendsten und wichtigsten Stadt der Halbinsel empor. Ihre Glanzzeit fällt in das 10. Jahrh., unter Abd ur Rahmân III., Hakem II. und Almansor. Sie war damals eine heilige Stadt des Islam, das »Mekka des Westens«, und hatte angeblich ca. 30 km im Umfang, 1 Mill. Einw., 600 Moscheen, 60,000 größere Gebäude, 900 öffentliche Bäder, eine Universität mit einer Bibliothek von 600,000 Bänden und 80 Freischulen. Die Pracht der Hofhaltung und der königlichen Paläste (die Residenz Azzahra mit 4300 Marmorsäulen) grenzte ans Fabelhafte. Dabei war sie der Hauptsitz der Poesie, der Künste (namentlich der Baukunst) und Wissenschaften (Mathematik, Astronomie und Astrologie, Chemie und Medizin), und Gewerbfleiß und Handel, Acker-, Garten- und Bergbau standen in schönster Blüte. Nach dem Sturz des Kalifats 1031 kam C. an die Beni Dschewar, 1060 an die Abbaditen von Sevilla, 1091 an die Almorawiden, 1148 an die Almohaden und 1236 an Kastilien, von wo sein gegenwärtiger Verfall datiert. 1589 wurde die Stadt von einem heftigen Erdbeben heimgesucht. Am 7. Juni 1808 wurde sie von den Franzosen unter Dupont erobert.

Cordŏva (Cordoba), 1) Binnenprovinz der Argentinischen Republik, 143,912 qkm (2613,6 QM.) groß. Der größte Teil des Gebiets wird von den Pampas eingenommen, den kleinern bedeckt die Sierra de C. Die Bewässerung ist spärlich, das Klima sehr gesund, doch viel trockner als in den östlicher liegenden Provinzen; der Landbau fordert bereits künstliche Bewässerung. Die Zahl der Einwohner betrug 1882: 320,000; sie leben überwiegend von der Viehzucht (1884: 1,542,000 Rinder, 270,000 Pferde, 1,850,000 Schafe, 295,000 Ziegen, 10,000 Schweine) und treiben Landbau vorzugsweise nur im Gebirge, hier auch etwas Bergbau (auf Kupfer und Silber). Nicht unbedeutend ist der Handel, besonders der Transithandel zwischen den beiden Küsten Amerikas, für welchen die Stadt C. ein Hauptstapelplatz geworden ist. — Die Hauptstadt C. liegt 416 m ü. M. im Thal des Rio Primero, hat sich seit Eröffnung der Eisenbahn sehr gehoben und zählt (1882) 60,000 Einw. Neben einer im maurischen Geschmack erbauten Kathedrale hat die Stadt noch 10 andre Kirchen, unter ihnen die Jesuitenkirche mit merkwürdiger Decke, ein altes Dominikanerkloster, ein schönes Stadthaus, eine großartige Badeanstalt und ein Waisenhaus. C. ist Sitz eines deutschen Konsuls. Berühmt ist es durch die 1613 gegründete Universität, seit 1870 durch Berufung deutscher Professoren zu neuer Blüte gelangt. In Verbindung mit ihr besteht eine Sternwarte mit Gould als Direktor. Außerdem hat C. noch eine höhere Schule (Colegio) und eine Kunstschule. C. wurde 1573 von Hieronymus Cabrera gegründet und war während der spanischen Herrschaft ein hervorragender Sitz der Wissenschaft in Südamerika. Ein Orkan zerstörte 1880 die 1806 gepflanzten Bäume der Alamada. — 2) (Cordoba) Stadt im mexikan. Staat Veracruz, liegt an der Eisenbahn von Veracruz nach Mexiko, in lieblicher, ungemein fruchtbarer Gegend 928 m ü. M. Früher eine der reichsten Städte des Landes, geriet sie nach der Revolution in Verfall, hat sich aber in jüngerer Zeit sehr gehoben, so daß sie 1880 wieder 11,302 Einw. zählte. In der Umgegend reiche Kaffeeplantagen.

Cordŏva, 1) Gonsalvo Hernandez de C. y Aguilar, span. Heerführer, geb. 1443, diente zuerst unter Ferdinand und Isabella gegen Portugal und dann gegen Granada. 1495 ward er von Ferdinand dem Katholischen dem König von Neapel gegen die Franzosen zu Hilfe geschickt, landete bei Reggio und vertrieb die Franzosen rasch aus Unteritalien, wofür er den Beinamen »der große Kapitän« erhielt und vom König Friedrich von Neapel zum Herzog von Sant' Angelo erhoben wurde. Als sodann König Ludwig XII. von Frankreich 1500 in Verbindung mit Spanien neue Angriffe auf Neapel machte, ward die spanische Flotte unter C. in die italienischen Gewässer geschickt, um Neapel für die Verbündeten zu erobern. Der eigentliche Zweck wurde durch eine kurze Expedition gegen die Türken versteckt; 1501 aber wandte sich C. nach Süditalien, unterwarf dasselbe und schloß Tarent ein, welches 1. März 1502 kapitulierte. Bald aber entstand über die Teilung des eroberten Neapel Streit zwischen den Franzosen und Spaniern. Eine Zeitlang wurde der Krieg wie ein ritterliches Turnier um Barletta geführt, wohin sich C. begeben hatte; im Januar 1503 aber wurde der Herzog von Nemours, der die Franzosen befehligte, zu einem verlustvollen Rückzug genötigt und 28. April 1503 bei Cerignola völlig geschlagen, wobei er selber fiel. C. hielt einen glänzenden Einzug in Neapel, und das ganze Königreich außer Gaeta erkannte die spanische Herrschaft an. Der Krieg nahm dann im Herbst 1503 seinen Fortgang am Garigliano, bis C. im Dezember 1503 das französische

Heer zersprengte und Gaeta zur Ergebung zwang. C. wurde nun zum Vizekönig ernannt, erregte aber durch die große Beliebtheit, die er mittels kluger und umsichtiger Verwaltung gewann, die Eifersucht des Königs Ferdinand, der ihn 1506 unter äußern Auszeichnungen nach Spanien zurückrief, wo er vom Hof zurückgezogen lebte und 2. Dez. 1515 starb. Er war der Begründer der militärischen Größe Spaniens. Vgl. »Cronica del grancapitano Gonsalvo Hernandez de C.« (Sevilla 1582); Duponcet, Histoire de Gonsalvo de C. (Par. 1714).

2) **Gonsalvo Hernandez de C.**, Fürst von Maratra, span. General, diente von Jugend auf, besonders in den Niederlanden, erhielt von Spinola das Kommando in der Pfalz, besiegte 6. Mai 1622 mit Tilly den Markgrafen von Baden bei Wimpfen, wandte sich dann nach den Niederlanden und schlug 29. Aug. Mansfeld und Christian von Braunschweig bei Fleurus. 1628 zum Generalgouverneur von Mailand ernannt, half er den zwischen Spanien und Frankreich wegen des Veltlins entstandenen Krieg beilegen, eroberte im mantuanischen Erbfolgekrieg Montferrat, hob aber die Belagerung von Casale zu voreilig auf und ward deshalb seines Gouvernements entsetzt. Noch einmal befehligte er 1632 in den Niederlanden und starb 16. Febr. 1645.

3) **Don Luis Fernandez de**, span. General, geb. 1799 zu Cadiz, erklärte sich als Offizier 1820 entschieden gegen die Proklamierung der Konstitution von 1812 und bereitete mit dem König den Aufstand der Garden 7. Juli 1822 vor, mußte aber nach Paris fliehen. Er diente sodann in der Glaubensarmee unter Quesada in Navarra und später im Korps des Herzogs von Angoulême. Er mißbilligte jedoch die Reaktionsmaßregeln der Regierungsjunta von Oyarzun und bewirkte durch Martignac deren Auflösung. Als Günstling des Königs stieg er von Stufe zu Stufe. 1824 zum Generalmajor befördert, wurde er 1825 Gesandtschaftssekretär in Paris, 1827 Geschäftsträger in Kopenhagen, dann außerordentlicher Gesandter zu Berlin. 1832 zum Gesandten in Lissabon ernannt, unterstützte er die Sache Dom Miguels. Nach dem Tod Ferdinands VII. bei Don Karlos verdächtigt, schloß er sich der Gegenpartei an, focht unter den Christinos und ward 1835 Oberbefehlshaber der Nordarmee. Dieser Stelle war er aber nicht gewachsen und mußte daher seine Entlassung nehmen. Nach der Revolution von La Granja und der Herstellung der Konstitution von 1812 ging er nach Frankreich; doch beschwor er die Konstitution und beobachtete von Paris aus die Vorgänge in Spanien. Als er bei der Ministerkrisis im Dezember 1836 übergangen wurde, versuchte er, sich den Exaltados anzuschließen; aber seine Bewerbungen um die Volksgunst blieben fruchtlos, und als er endlich von Pamplona zum Abgeordneten bei den Cortes ernannt worden, raubte ihm sein schwankendes Benehmen vollends alles Vertrauen. Er stellte sich im November 1838 mit Narvaez an die Spitze einer Bewegung in Sevilla, mußte als Nebenbuhler Esparteros die Flucht ergreifen und starb 29. April 1840 in Lissabon.

Cordyceps *Fr.*, Pilzgattung aus der Unterordnung der Pyrenomyceten und der Ordnung der Askomyceten, auf Insektenleichen wachsend, aus denen die ziemlich großen, gestielten, keulenförmigen, fleischigen und meist gelb gefärbten Fruchtkörper hervorkommen, in deren keulenförmigen Teil die zahlreichen kleinen Perithecien mit nach außen sehender Mündung eingesenkt sind. C. militaris *Link*, mit orangefarbener, bis 5 cm hoher Keule, in Wäldern auf toten Raupen und Schmetterlingspuppen. Die in den Sporenschläuchen enthaltenen fadenförmigen Sporen werden zur Reifezeit aus den Perithecienmündungen ausgestoßen. Auf feuchter Unterlage entwickeln sich aus den Keimschläuchen der Sporen quirlig verzweigte Fruchthyphen, welche Reihen von runden Konidien abschnüren; letztere lassen, auf den Körper gesunder Insekten gebracht, ihre Keimschläuche in denselben eindringen; diese entwickeln dort cylindrische Konidien, die sich im Blute des Tiers lebhaft vermehren und dadurch Erkrankung und zuletzt den Tod desselben verursachen. Auf den Leichen bildet der Pilz zunächst aus den Cylinderkonidien wiederum konidientragende Hyphen, als zweite Fruchtform erscheinen die früher als Isaria beschriebenen Konidienträger, die senkrecht sich erhebende, bis 4 cm hohe, verzweigte Hyphenbüschel mit keuligen Enden darstellen; in einzelnen Fällen treten auch die charakteristischen Perithecienträger von C. aus der Leiche des Insekts hervor. Es springt hiernach die Analogie des Pilzes mit der nur in der Konidienform bekannten Botrytis Bassiana in die Augen, welche die Ursache der Muscardine genannten Krankheit der Seidenraupen ist, und es gewinnt die Vermutung Raum, daß auch von diesem Pilz eine dem C. gleiche oder ähnliche perithecientragende Fruktifikationsform existiert.

Cordyline *Comm.*, Gattung aus der Familie der Liliaceen, Ausläufer treibende Bäume oder Halbsträucher mit ganzen, langen, schwertförmigen oder linealen Blättern, reichblütigen Blütenrispen und mehrsamigen Beeren. Die Cordylinen, welche vorzugsweise in Australien und auf den Inseln des Großen Ozeans heimisch sind, werden sehr allgemein mit den Dracänen zusammengefaßt und selbst als Dracänen (s. Dracaena) bezeichnet. Sie unterscheiden sich aber von diesen durch die mehr als dreisamigen Beeren, durch die in einem mehr oder minder spitzen Winkel vom Hauptblattnerv sich trennenden und im Rand verlaufenden Blattnerven und durch die Bildung von Ausläufern. C. Eschscholtziana *Mart.* (C. heliconiaefolia *Otto* et *Dietr.*, Dracaena brasiliensis s. esculenta *hort.*), von den Südseeinseln, wird in Brasilien, Japan und China kultiviert, ist baumartig, mit ziemlich breiten Blättern, und hat eßbare Wurzeln (Stolonen), welche eine nahrhafte und gesunde Speise darbieten und als »Ti« benutzt werden. C. australis *Hook.*, aus Neuseeland, ist ebenfalls baumartig, auch bei uns über 4 m hoch, bisweilen verästelt, mit sehr schöner lebhaft grüner Krone. C. superbiens *C. Koch* (C. indivisa *hort.*), mit steif abstehenden, schmalen Blättern, aus Neuseeland. C. Terminalis *Kth.*, auf den Sundainseln, Molukken, Philippinen, in Ostindien, Hinterindien und China, wird überall kultiviert, zu Hecken verwendet, die Wurzeln werden geröstet gegessen, zur Branntweinbrennerei und als Heilmittel benutzt, die Blätter dienen zum Dachdecken. Variiert sehr stark, auch mit roten und weißen Blättern. C. rubra *Hüg.* (Dracaena rubra), aus Neuseeland, ist namentlich in Nordostdeutschland eine der gewöhnlichsten Zimmerpflanzen (sogen. Palme), die z. B. in Berlin zu vielen Tausenden herangezogen wird. Auch die übrigen genannten und viele andre Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Coregōnus, Renke.

Corella, s. Papageien.

Corella, Stadt in der span. Provinz Navarra, am Alhama, mit (1878) 5613 Einw., liefert viel Getreide, Hanf, Wein, Öl und Lakritzensaft und besitzt eine sehr besuchte Septembermesse.

Corelli, Arcangelo, Violinspieler und Komponist, geboren im Februar 1653 zu Fusignano unweit Bologna, bildete sich in der Komposition zu Rom unter Leitung des päpstlichen Sängers Matteo Simonelli und im Violinspiel mutmaßlich unter Bassani aus. Er soll 1672 in Paris, später, nachdem er durch Lullys Eifersucht von dort vertrieben, in Deutschland gewesen sein, war aber jedenfalls 1681 wieder in Italien, wo er sich in Rom dauernd niederließ und sich binnen kurzem als Virtuose wie als Komponist einen weitverbreiteten Ruhm erwarb, so daß er in Italien als »vero Orfeo di nostri tempi« gefeiert und in Deutschland (von Mattheson) als der »Fürst aller Tonkünstler« bezeichnet wurde. Namentlich waren es die Schönheit seines Tons und der ausdrucksvolle Vortrag, wodurch er allgemeine Bewunderung erregte, während in der Überwindung technischer Schwierigkeiten andre ihn übertrafen. Sein besonderer Gönner war der Kardinal Ottoboni, der ihn als Dirigent seiner Kapelle anstellte und ihm eine Wohnung in seinem Palast einräumte. C. starb 18. Jan. 1713. Seine Werke bestehen in zahlreichen Sonaten für Violine, meist zu drei Stimmen (zwei Violinen und Baß), sowie in Konzerten (Concerti grossi), und gleichwie seine Technik die Grundlage zur weitern Entwickelung des Violinspiels geworden ist, so hat er nicht minder für die Entwickelung der Instrumentalformen epochemachend gewirkt, indem seine Sonaten den Übergang von der ältern Suiten- zur modernen Sonatenform bilden. Auch an Tiefe und Gediegenheit des Inhalts stehen seine Kompositionen weit über denen seiner Zeit. Eine Auswahl seiner Sonaten (12 Sonate di camera und 12 Sonate di chiesa) hat neuerdings Joachim herausgegeben.

Corentyne, ein ansehnlicher Fluß in Guayana, entspringt an der Grenze gegen Brasilien (in 1° 50′ nördl. Br.), fließt gegen N. großenteils durch Savannen und bildet bis zu seiner Mündung in den Atlantischen Ozean die Grenze zwischen dem britischen und holländischen Guayana. Er ist voll kleiner Eilande und bildet viele malerische Kaskaden und Stromschnellen.

Corenzio, Belisario, ital. Maler, geb. 1558 in Achaia, lernte zu Venedig fünf Jahre lang unter Tintoretto und begab sich um 1590 nach Neapel, wo er mit Ribera und Caracciolo eine Genossenschaft einging, welche über andre Künstler eine förmliche Diktatur ausübte. Annibale Carracci und Guido Reni vertrieb er von Neapel; am meisten aber hatte Domenichino von ihm zu leiden. Man sagte ihm nach, daß er letztern sowie einen seiner eignen Schüler, L. Roderigo, aus Neid vergiftet haben soll, was jedoch in Bezug auf Domenichino unrichtig ist. Erfreulicher als sein Charakter sind seine in der naturalistischen Art des Spagnoletto ausgeführten Gemälde, in denen er eine lebendige Phantasie und eine seltene Fertigkeit der Hand zeigt; freilich verführten seine Fähigkeiten ihn häufig zur dekorativen Schnellmalerei. Sein Hauptwerk ist das Fresko der wunderbaren Speisung im Refektorium von San Severino zu Neapel. Er starb 1643.

Coreodes (Randwanzen), Familie aus der Ordnung der Halbflügler, s. Wanzen.

Coreópsis *L.* (Mädchenauge, Wanzenblume), Gattung aus der Familie der Kompositen, schlanke Stauden mit abwechselnden oder gegenständigen Blättern, einzeln endständigen oder trugdoldig gruppierten Blütenkörbchen und zusammengedrückten, geflügelten, begrannten Achenen. Etwa 50 Arten, besonders in Nordamerika. Mehrere Arten, wie C. grandiflora *Sweet*, mit 60—120 cm hohem, aufrechtem, ästigem Stengel, entgegengesetzten, sitzenden, glatten, am Grund gewimperten Blättern und sehr schönen, 5 cm im Durchmesser haltenden Blüten mit gelbem Strahl und gelber Scheibe, und C. lanceolata *L.*, aus Virginia und Carolina ꝛc., werden als Zierpflanzen kultiviert.

Corfe-Castle (spr. korf-käßl), Flecken in Dorsetshire (England), im Mittelpunkt der Halbinsel Purbeck (s. d.), mit Ruinen eines großartigen Schlosses aus dem 12. Jahrh., dem Museum des Purbeck-Vereins, Steinbrüchen und 1000 (als Gemeinde 1881: 2339) Einw.

Corfinium, im Altertum Hauptstadt der Peligner in Samnium, am Aternus, war im Bundesgenossenkrieg 90 v. Chr. der Mittelpunkt der Bundesgenossen und bestimmt, die Hauptstadt des neu zu gründenden italischen Reichs zu werden, daher eine Zeitlang Italica genannt. Die Reste der alten Stadt bei der Kirche San Pellino bei Pentima gewährten reiche Ausbeute an Inschriften.

Corge (spr. kohrdsch, Kohrasch, Koorge, Corja), Zählmaß für Manufakturen in Ostindien und dem Ostindischen Archipel, = 20 Stück, in Singapur für Javatabak = 40 Körbe.

Corgnäle (spr. kornj-, Kornial), Dorf in der österreich. Grafschaft Görz, berühmt durch seine Stalaktitengrotte (s. Sessana).

Cori, Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Velletri, liegt prächtig an einem Ausläufer der Lepiner Berge (dem alten Volskergebirge), in einer an Wein, Tabak, Oliven- und Obstbäumen reichen Gegend, zerfällt in eine Ober- und Unterstadt, die durch einen Olivenhain voneinander getrennt sind, und hat (1881) 5450 Einw. C. ist das alte Cora der Latiner und seit 1404 Kammergut der Stadt Rom. Unter den Ruinen des Altertums sind hervorzuheben: die Mauern, deren man kyklopische, latinische, altrömische und Sullanische unterscheidet, eine prächtige antike Brücke (in 21 m Höhe einen Bergbach überspannend), ein zierlicher römisch-dorischer Herkules- und ein Dioskurentempel u. a.

Coria (das Caurium der Römer), Bezirksstadt in der span. Provinz Caceres, rechts am Alagon, mit römischen Mauern und Türmen, einem starken Kastell, schönem gotischen Dom, Priesterseminar und (1878) 2614 Einw., welche Wein- und Zitronenbau betreiben. Eine alte siebenbogige Brücke steht jetzt auf dem Trocknen, da der Fluß seit dem 17. Jahrh. einen andern Lauf verfolgt. C. ist Bischofsitz. Hier 876 Schlacht zwischen den Asturiern und Arabern; 1706 ward C. von den Portugiesen erobert.

Coriacĕa (Lausfliegen), Familie aus der Ordnung der Zweiflügler, s. Lausfliegen.

Coriandrum *L.*, s. Koriander.

Coriaria *L.* (Gerberstrauch, Gerbermyrte), Gattung aus der Ordnung der Terebinthinen, Sträucher mit eckigen, oft rankenden Ästen und Zweigen, gegenständigen, einfachen Blättern, kleinen, an der Spitze der kurzen Zweige in Trauben stehenden Blüten und beerenartiger, drüsiger Frucht. C. myrtifolia *L.*, bis 1,25 m hoher Strauch in Südeuropa und Nordafrika, mit länglich lanzettförmigen Blättern und einzeln oder paarweise achselständigen Blüten, ist in sämtlichen Teilen, zumal in den Blättern und Früchten, narkotisch giftig. Man kultiviert ihn als Zierstrauch (der bei uns im Winter gedeckt werden muß) und benutzt ihn wegen seines bedeutenden Tanningehalts zum Gerben und Schwarzfärben. Einige Sorten vom französischen (provençalischen) Sumach stammen von C. myrtifolia. C. sarmentosa *Forst.*, auf Neuseeland, besitzt glänzend schwarze Beeren, die

einen dunkelroten, sehr angenehm schmeckenden Saft enthalten. Die Samen sind giftig, weshalb die Neuseeländer beim Genuß der Beeren oder ihres Saftes, in den sie ihre gebackene Farnwurzel tauchen, jene vorsichtig entfernen. Von C. nepalensis *Wall.*, aus dem Himalaja, die in allen Teilen größer ist als C. myrtifolia und gleichfalls als Zierstrauch kultiviert wird, sollen die Früchte ohne Nachteil genossen werden; von C. ruscifolia *L.*, in Peru, dienen die Früchte zum Gerben und Schwarzfärben. C. thymifolia, in Neugranada, enthält einen rötlichen, bald schwarz werdenden Saft, der eine so treffliche Tinte liefert, daß zur spanischen Zeit alle offiziellen Dokumente damit geschrieben werden mußten.

Corigliano Calābro (spr. koriljāno), Stadt in der ital. Provinz Cosenza, Kreis Rossano, liegt 5 km vom Ionischen Meer an der Kalabrischen Küstenbahn, hat ein Kastell, einen Aquädukt und (1881) 12,271 Einw., welche Wein- und Getreidebau treiben. C. ward 1806 von den Franzosen zerstört.

Corinth, kleiner, aber strategisch wichtiger Ort im nordöstlichen Teil des nordamerikan. Staats Mississippi, mit (1880) 2275 Einw.; diente den Konföderierten während des Bürgerkriegs als hauptsächlichster Verbindungspunkt zwischen dem Osten und Westen ihres Gebiets, ward daher befestigt und wiederholt Schauplatz größerer Kämpfe. Anfang April 1862 standen die Unionisten unter Grant und die Armeen der beiden südstaatlichen Generale Beauregard und Johnston bei dem nur wenige Meilen von C. entfernten Shiloh in zweitägigem Kampf einander gegenüber. Unter Hallecks Führung zogen die Unionstruppen hierauf noch näher an C. heran und lieferten den Konföderierten bei Farmington, östlich von C., 5. und 9. Mai zwei siegreiche Treffen. Ehe der Monat zu Ende ging, war der wichtige feste Punkt C. den Händen der Konföderierten entwunden. Im Oktober desselben Jahrs suchten dieselben unter General Price aufs neue in den Besitz von C. zu kommen, wurden indes von General Rosecrans, welcher inzwischen dort sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, zurückgeworfen und verfolgt, bis sie am Fluß Hatchie eine vollständige Niederlage erfuhren.

Corinto, Hafen, s. Realejo (Nicaragua).

Coriolāno, italienisierter Name einer Familie aus Nürnberg, welche eigentlich Lederer hieß.

1) Christoph, Formschneider, geboren zu Nürnberg, ließ sich um 1560 in Venedig nieder und schnitt hier in Holz, namentlich für die Ornithologie des Ulysses Aldrovandini, die »Ars gymnastica« des Mercurialis, ferner die Künstlerbildnisse zu Vasaris »Vite de' pittori, scultori ed architetti« (Ausgabe von 1568).

2) Bartolommeo, wahrscheinlich jüngerer Bruder des vorigen, geb. 1599 zu Bologna, gest. 1676, war der letzte bedeutende italienische Formschneider. Er wandte gewöhnlich zu seinen Werken drei Helldunkelplatten an. Seine Blätter sind zumeist nach Guido Reni ausgeführt. Die Daten auf seinen Blättern gehen von 1630 bis 1647.

Coriolanus, Gnäus Marcius, röm. Patrizier, zeigte schon als Jüngling entschlossenen Mut und zeichnete sich besonders bei der Belagerung der Volskerstadt Corioli aus, weshalb er den Ehrennamen C. erhalten haben soll. Bald aber verdunkelte er den erworbenen Ruhm durch seine rücksichtslose Schroffheit gegenüber dem Volk. Als nämlich zur Linderung einer Teurung der Senat in Sizilien Getreide aufgekauft hatte, wollte C. dasselbe dem Volk nur unter der Bedingung überlassen wissen, daß es auf das vor kurzem eingesetzte Volkstribunat verzichte. Er wurde deshalb von den Volkstribunen in Anklagestand versetzt und trotz der eifrigen Bitten der Patrizier von den Tributkomitien (491 v. Chr.) für schuldig erklärt, worauf er voll Rachedurst nach Antium zu den Volskern ins Exil ging. Von diesen neben Attius Tullius zum Feldherrn gewählt, brach er an der Spitze eines Heers in das römische Gebiet ein und drang bis in die Nähe von Rom vor (488). Von hier aus verwüstete er die Ländereien der Plebejer, verschonte aber die der Patrizier, um den Samen zu neuem Hader in Rom auszustreuen. Hier war alles in der äußersten Bestürzung; das Volk beschuldigte den Senat des Einverständnisses mit C. und weigerte sich, die Waffen zu ergreifen; der Senat sah sich daher genötigt, mit C. in Unterhandlung zu treten. C. erklärte aber den an ihn abgesandten Senatoren: ehe er sich auf eine Unterhandlung einlassen könne, müsse den Volskern alles ihnen früher entrissene Land zurückgegeben werden. Auch die Priester und Augurn, die, mit ihren heiligen Amtsinsignien angethan, im feindlichen Lager erschienen, brachten keinen günstigern Bescheid zurück. Endlich zogen die römischen Frauen, an ihrer Spitze des C. alte Mutter Veturia und seine Gattin Volumnia mit seinen beiden kleinen Söhnen, ins Lager. Die mahnende Anrede der Mutter brach Coriolans Trotz. Mit den Worten: »Rom hast du gerettet, Mutter, aber deinen Sohn hast du verloren!« ließ er das Zeichen zum Rückzug geben. Die Nachrichten über sein Ende lauten verschieden. Nach einigen soll ihn Tullius des Verrats angeklagt und einen Aufstand gegen ihn angestiftet haben, in welchem er erschlagen worden sei; nach andern soll er ein hohes Alter erreicht und sein Exil oft beklagt haben. Die Frauen errichteten an dem Ort, wo sie ihr Vaterland gerettet hatten, der weiblichen Fortuna einen Tempel, in welchem Veturia Oberpriesterin wurde. C.' Leben hat Plutarch beschrieben; seine Schicksale haben Shakespeare und unter den Deutschen Collin zu Tragödien verarbeitet.

Corioli, Stadt in Latium, Waffenplatz der Volsker, von Marcius (daher »Coriolanus« genannt) zerstört und schon in der spätern Römerzeit spurlos verschwunden. Heute Monte Giove bei Ariccia (?).

Corisco, Bai an der Westküste von Afrika, bildet ein Glied des Golfs von Guinea und wird im Norden durch das Kap San Juan (Ninje), im Süden durch das Kap Esteiras begrenzt. In dieselbe fließt der für größere Schiffe hinlänglich tiefe Muni (Danger River), dessen Mündung gegenüber die Inseln Klein-Eloby (mit Hamburger Faktorei), Groß-Eloby und weiterhin die Insel C. (mit amerikanischer Missionsstation) liegt. Diese Inseln sind von mäßiger Höhe und fruchtbar; sie gehören mit dem nördlichen Küstenland der Bai zu Spanien, während das südliche einen Teil der französischen Kolonie Gabun bildet.

Corium (lat.), Lederhaut, s. Haut.

Cork, die größte Grafschaft der irischen Provinz Munster, reicht vom Kenmare River bis zum Hafen von Youghal und hat einen Flächenraum von 7485 qkm (135 QM.). Die Küste hat eine Entwickelung von nahezu 320 km mit zahlreichen sichern Häfen und Buchten, unter denen die Bantrybai, Dunmanusbai, Long Island-Bai im äußersten Westen, die Clonakiltybai, die Häfen von Kinsale, C. und Youghal an der Südküste die bedeutendsten sind. Die Oberfläche ist größtenteils hügelig, und nur nördlich am Blackwater und im östlichen Teil der Grafschaft kommen Ebenen von größerer Ausdehnung vor. Die Hügel erreichen ihre bedeutendste Höhe im W., wo

der Taur in den Knockaduanbergen 405 m, der Caherbarnagh 682 m und der Hungry Hill in den Cahabergen an der Bantrybai bis zu 686 m sich erheben, letzterer mit einem Bergsee, aus welchem einer der schönsten Wasserfälle hervorstürzt. Die Flüsse Blackwater, Lee und Bandon durchfließen die Grafschaft von W. nach O., sind aber wegen ihres reißenden Laufs nur in der Nähe der Mündung schiffbar. Die Bevölkerung zählte 1881: 495,607 Einw., wovon 93,3 Proz. katholisch. Von der gesamten Oberfläche bestehen 23 Proz. aus Ackerland, 53 Proz. aus Weide und etwa 2 Proz. aus Wald. Angebaut werden namentlich: Klee, Gerste, Hafer, Weizen, Kartoffeln, Rüben, dann Flachs, Waid, Kohl und Obst. Die Viehzucht bringt Butter und Käse in den Handel, und der Viehstand beträgt 54,435 Pferde, 386,205 Rinder, 264,165 Schafe und 144,856 Schweine. An den Küsten wird lebhafte Fischerei betrieben. Kupfer und Steinkohlen werden ausgebeutet, auch Eisenerze kommen vor. Die nicht gerade bedeutende Industrie beschäftigt sich mit Leinweberei, Schiffbau, Maschinenbau, Whiskeybrennerei, Brauerei, Wollspinnerei, Lederbereitung u. a. — C., die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, nach Größe und Bevölkerung die dritte Stadt Irlands, liegt in tiefer, von ansehnlichen Hügeln umgebener Schlucht, auf beiden Seiten und auf einer Insel des Lee, 7 km oberhalb dessen Mündung in den schönen Cork-Hafen (C. Harbour). Die neuern Straßen sind breit, mit schönen Häusern; in den Vorstädten aber sind die Gassen teilweise noch eng und vernachlässigt. Über den Fluß, den schöne Kais einfassen, führen neun meist elegante Brücken, welche die Verbindung mit den hoch gelegenen Vorstädten vermitteln. Auf der Insel befinden sich der Gerichtshof, ein klassischer Bau (1835 errichtet), das Theater, das Zollhaus, die Börse und die Mehrzahl der dem Handel gewidmeten Gebäude. Am nördlichen Ufer stehen die Kasernen, das städtische Gefängnis und die katholische Kathedrale, am südlichen Ufer die protestantische Kathedrale (St. Fionn Bar's), das Grafschaftsgefängnis, die meisten Bildungsanstalten, die Kornbörse, das Irrenhaus und ein öffentlicher Park. Die Bevölkerung zählte 1881: 80,124 Einw. (gegen 85,732 im Jahr 1851). C. ist Hauptstapelplatz für die landwirtschaftlichen Produkte der Gegend, namentlich Butter, Pökelfleisch, Eier und Schlachtvieh; es hat Flachs-, Woll- und Baumwollspinnereien, Brennereien, Brauereien, Tabak- und Lederfabriken und liefert vorzügliche lederne Handschuhe. Schiffe von 600 Tonnen können an seinen Kais anlegen, größere Schiffe aber bleiben in Queenstown (s. d.), dem Vorhafen der Stadt. Zum Hafen gehörten 1884: 273 Schiffe von 40,751 Tonnen Gehalt und 2260 Fischerboote. Im J. 1884 liefen 3054 Schiffe von 753,510 T. ein. Die Einfuhr vom Ausland belief sich auf 1,134,492 Pfd. Sterl., die Ausfuhr auf 1994 Pfd. Sterl. Unter ersterer waren namentlich: Getreide und Mehl, Wein, Branntwein, Zucker, Holz, Tabak und Kartoffeln. Zur Ausfuhr kamen: Eisenwaren, Butter und Schießpulver. Sehr beträchtlich ist der Handel mit England. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind zu nennen: das Queen's College (eine konfessionslose Universität), das katholische St. Fionn Bar's College, die Cork Institution mit Museum und Bibliothek, eine Kunstschule und landwirtschaftliche Schule. C. ist Sitz eines deutschen Konsuls. — C., dessen keltischer Name Corrochs »Sumpf« bedeutet, entstand im 7. Jahrh. bei einem vom heil. Fionn Bar gegründeten Kloster. Im 9. Jahrh. wurde die Stadt von den Dänen erobert und befestigt; seit 1172 gehört sie England.

Cork-Hafen, einer der sichersten Häfen an der Südküste Irlands, stark befestigt und eine der Hauptstationen der englischen Flotte. Auf Great Island liegt Queenstown (s. d.), auf Spike Island ein befestigtes Zuchthaus, auf Rocky Island ein Pulvermagazin und auf Hawlbowline Island ein Seearsenal. Die Einfahrt verteidigen die Forts Camden und Carlisle.

Corleōne, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), am Abhang eines Hügels zwischen den Quellarmen des Belice gelegen, mit reich ausgestatteter Hauptkirche, Ruinen zweier Kastelle und (1881) 15,441 Einw. In der Nähe, auf dem Monte de' Cavalli, Reste des alten Schera.

Corlißmaschine, s. Dampfmaschine.

Cormantin, Seeplatz an der Goldküste Guineas, im Lande der Fanti, war 1663—1807 unter dem Namen Neuamsterdam holländische Kolonie.

Cormenin (spr. korm'näng), Louis Marie de la Haye, Vicomte de, franz. Publizist, geb. 6. Jan. 1788 zu Paris, wurde 1810 Auditeur und 1814 Maître des requêtes im Staatsrat, in welchem er wichtige Fragen der Staatsverwaltung bearbeitete und sich der gemäßigt liberalen Partei anschloß. Im Mai 1828 zum Deputierten gewählt, unterzeichnete er 1830 die Adresse der 221. Ludwig Philipp verweigerte er den Huldigungseid, da ein Dynastiewechsel nur von der Gesamtheit der Nation entschieden werden könne, und trat aus dem Staatsrat, um bloß als Abgeordneter thätig zu sein. Da er kein Rednertalent besaß, aber eine desto gewandtere Feder führte, so wirkte er durch zahlreiche Flugschriften über die Tagesfragen unter dem Pseudonym Timon bedeutend auf die öffentliche Meinung ein, so besonders durch die »Lettres sur la liste civile«, die in zehn Jahren 25 Auflagen erlebten. Als er aber in zwei Flugschriften die allgemeine Religionsfreiheit auch für den ultramontan gesinnten Klerus in Anspruch nahm, verlor er seine Popularität bei der demokratischen Partei und fiel bei den Wahlen von 1846 durch. Nach der Februarrevolution von 1848 trat C. für das Departement der Seine in die Nationalversammlung und ward einer der Vizepräsidenten derselben. Als Vorsitzender der Verfassungskommission beteiligte er sich in demokratischer Richtung an der Abfassung der Konstitution, geriet aber mit seinen Kollegen in heftigen Konflikt und trat noch vor Vollendung des Verfassungswerks zurück. Trotz seiner Opposition gegen die Aufnahme Ludwig Napoleons in die Nationalversammlung und seines Protestes gegen den Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 ward er im August 1852 wiederum in den Staatsrat berufen und 1855 Mitglied des Instituts von Frankreich. Er starb 6. Mai 1868. Außer seinen politischen Flugschriften (gesammelt 1870) und vielen Aufsätzen im »Journal des Débats« und andern Journalen schrieb er: »Droit administratif« (1821; 5. Aufl. 1840, 2 Bde.); »Études sur les orateurs parlementaires« (1836; später u. d. T.: »Livre des orateurs«, 18. Aufl. 1869; deutsch, Leipz. 1848); die Volksschriften: »Dialogues de maître Pierre« (6. Aufl. 1845) und »Entretiens de village« (8. Aufl. 1847).

Cormons, Markt im österreich. Küstenland, Bezirkshauptmannschaft Gradisca, rechts am Isonzo und an der Südbahn, nahe der venezianischen Grenze, mit Bezirksgericht, Zollamt und (1880) 3529 Einw., welche Seidenzucht und Seidenspinnerei treiben. Hier wurde 22. Aug. 1866 der Waffenstillstand zwischen Österreich und Italien abgeschlossen.

Cormontaigne (spr. -mongtänj), Louis de, franz. General und Direktor der Fortifikationen in Lo-

thringen und den drei Bistümern, geb. 1695, trat früh in französische Dienste, erbaute 1728 die doppelten Kronwerke von Bellecroix und Moselle zu Metz, später das von Yutz zu Thionville, leitete 1734 die Belagerungen von Philippsburg und Trarbach, 1744 die von Menin, Ypern, La Cnoque, Furnes, Freiburg und Tournai; starb 20. Okt. 1752. Über seine Verbesserungen der Vaubanschen Befestigungsmanier vgl. Festung. Seine »Architecture militaire par un officier de distinction« (Haag 1741) ward wieder abgedruckt in den »Œuvres posthumes de C.« (Par. 1806–1809, 3 Bde.).

Cormus (lat.), Wurzelstock, s. Individuum.

Corn., engl. Abkürzung für Cornwall.

Cornaliasche Körperchen, s. Nosema.

Cornamusa, ein älteres ital. Holzblasinstrument, eine Art Schalmei, aber am untern Ende geschlossen, so daß die Schallwellen durch die Tonlöcher sich fortpflanzten (vgl. Bassanelli); auch s. v. w. Dudelsack.

Cornāro (Cornér), Name einer der angesehensten Patrizierfamilien Venedigs, die von den Corneliern in Rom ihren Ursprung herleitet. Zu ihr gehören: 1) Caterina, geb. 1454, Urenkelin des Dogen Marco C., welcher die Unterwerfung Kretas vollendete (gest. 1367), ward 1468 durch Prokuration mit dem König Jakob II. von Cypern verlobt, aber erst, nachdem der Senat von Venedig Cypern unter seinen Schutz genommen, ihr eine Mitgift von 100,000 Dukaten ausgesetzt und C. für die Adoptivtochter der Republik erklärt hatte, 1472 nach Cypern abgeholt und mit Jakob vermählt. Schon nach acht Monaten starb Jakob II. und bald auch der nachgeborne Sohn Jakob III. Nun nahm, um andre Prätendenten von Cypern abzuhalten, Venedig die Regierung der Insel in die Hand und bewog 1489 C. aus Besorgnis, dieselbe wolle sich mit dem Prinzen Alfonso von Neapel wieder vermählen, die Insel zu verlassen und auf deren Herrschaft zu verzichten. C. ward in Venedig feierlichst empfangen und erhielt die Herrschaft Asolo bei Bassano am Fuß der Alpen überlassen, wo sie im Verkehr mit Dichtern und Gelehrten ein reizendes Stillleben führte, das ihr Vetter P. Bembo (s. d.) in seinem Werk »Gli Asolani« verherrlicht hat. Sie starb 10. Juli 1510 zu Venedig, wo sie in der Kirche San Salvatore beigesetzt wurde (Grabmal von Contino, 1580). Vgl. ihre Biographie von L. Carrer (1838) und Herquet, Carlotta von Lusignan und Caterina C. (Regensb. 1870).

2) Luigi, bekannter Lebensphilosoph, geb. 1467, hatte bis zu seinem 40. Jahr einen ausschweifenden Lebenswandel geführt, der ihn dem Tod nahebrachte, hielt dann aber eine heilsame Diät so streng ein, daß er sich erholte und ein glückliches Alter von fast 100 Jahren erreichte. Er starb 26. April 1566 in Padua. Sein makrobiotisches Verfahren beschrieb er in den berühmten »Discorsi della vita sobria« (Padua 1558, erweitert Vened. 1599; neu hrsg. von Gamba, das. 1816), die in fast alle Sprachen übersetzt wurden (ins Deutsche zuletzt u. d. T.: »Cornaros erprobte Mittel, gesund und lange zu leben«, Braunschw. 1796). Wenige Jahre vor seinem Tod verfaßte er noch eine Schrift über die Instandhaltung der Lagunen (»Trattato delle acque«, Padua 1560).

3) Lucrezia Elena C. Piscopia, geb. 1646, berühmt durch ihre Gelehrsamkeit, erhielt 1678 von der philosophischen Fakultät zu Padua das Doktordiplom und ward Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften Europas; starb bereits 1684. Ihre Werke (herausgeg. von Bacchini, Parma 1688) bestehen in schwülstigen Lobreden, Briefen, Disputationen, einigen Gedichten und rechtfertigen den Ruf, dessen sie genoß, keineswegs.

Cornbrash (spr. -bräsch), s. Juraformation.

Cornĕa (lat.), die Hornhaut des Auges.

Corneille (spr. -näj), 1) Pierre, berühmter franz. Dramatiker, geb. 6. Juni 1606 zu Rouen, wo sein Vater Advokat bei der königlichen Verwaltungsbehörde Table de marbre de Normandie war, erhielt seine Schulbildung bei den Jesuiten, studierte die Rechte, verzichtete aber auf die Advokatur, teils aus Abneigung, teils wegen körperlicher Mängel, und kaufte sich einige Ämter bei königlichen Verwaltungsbehörden in Rouen. Sein Glück bei der Geliebten eines Freundes weckte sein dramatisches Talent; seiner »Mélite« (1629), einem mit großem Beifall aufgenommenen Stück, folgten »Clitandre« und »La Veuve«. Der Erfolg dieses Dramas brachte C. in Beziehung zu Richelieu, der ihn unter seine Hofdichter aufnahm und ihm eine Pension gewährte; glücklicherweise wurde seine selbständige Thätigkeit dadurch nicht gehindert. Der geringe Erfolg seiner nach Seneca und Euripides gearbeiteten Tragödie »Médée« führte ihn zum Lustspiel zurück; er dichtete die Zauberposse »L'illusion comique«, die 30 Jahre lang Kassenstück blieb. Aber erst mit dem »Cid«, den C. 1636 nach einem spanischen Original bearbeitete, erhob er sich weit über seine Zeitgenossen und schuf ein Werk, welches trotz der gehässigen Kritik seiner Feinde und Neider (darunter Richelieu) die allgemeinste Bewunderung erregte, und von dem die Franzosen den Anfang des goldenen Zeitalters ihrer Litteratur datieren. Fast auf gleicher Höhe stehen die historischen Tragödien: »Horace« (1640), »Cinna« (1640) und »Polyeucte« (1643); die Charakterkomödie »Le Menteur« (1643) halten die Franzosen für den Ursprung des höhern Lustspiels, obwohl C. in diesem Stück, besonders aber in der »Suite du Menteur« (1644), mit Ausnahme des Stils in die Fehler seiner Jugendperiode zurückfiel. Zu dieser seiner Hauptperiode gehören noch die Stücke: »La mort de Pompée« (1643), »Rodogune« (1644), von C. für sein bestes Stück erklärt, aber von Lessing gerecht verurteilt, »Théodore« (1645), »Héraclius« (1647), »Andromède« (1650), »Don Sanche d'Aragon« (1650), »Nicomède« (1651), »Pertharite« (1652). Von Stück zu Stück aber war sein Ruhm gesunken, und als das letzte gänzlich durchfiel, wandte er sich mißgestimmt vom Theater ab und vollendete seine Übersetzung des Thomas a Kempis, worin er mehr Frömmigkeit als poetisches Talent bekundete, trotzdem aber großen Beifall fand. Erst das Zusammentreffen mit Molières Truppe und das Drängen einflußreicher Gönner (Fouquet) bewogen ihn, zum Theater zurückzukehren; doch errangen nur »Oedipe« (1659), »Sertorius« (1662) und »Othon« (1664) einige Erfolge; die andern (»La toison d'or«, »Sophonisbe«, »Agésilas«, »Attila«, »Tite et Bérénice«, »Psyché«, »Pulchérie« und zuletzt »Suréna«, 1674) ließen den großen Dichter nicht wiedererkennen. Obgleich er schon 1647 in die Akademie gewählt war, siedelte er doch erst 1662 mit seiner Familie und seinem Bruder Thomas, mit welchem er immer zusammenwohnte, vollständig nach Paris über. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm verbittert durch litterarische Streitigkeiten, durch den wachsenden Ruhm seiner Nebenbuhler und zumeist durch äußerst drückende Nahrungssorgen. Seine schon lange unregelmäßig gezahlte Pension war ihm 1679 ganz entzogen worden, und oft mußte er demütige Bittgesuche an König und Minister richten. Als sich endlich durch Boileaus Eintreten sein Schicksal

günstig zu gestalten schien, starb er 1. Okt. 1684. Wie sehr C. auch unter dem Einfluß seines Zeitalters steht, und wieviel er auch dem italienischen und spanischen Theater verdankt, sein Bestreben geht dahin, die Bühne von fremdem Einfluß zu befreien und sie national zu machen, und in gewissem Sinn hat er sein Ideal erreicht. Er sprach zuerst wieder von Ehre, Ruhm, von Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe. Seine Natur neigte zur Klarheit und logischen Schärfe und strebte nach Regelmäßigkeit; der höchste Richter ist ihm Aristoteles. Daher auch seine Vorliebe für den kraftvollen, pathetischen Stil, für das Einfache und Erhabene. In seiner glänzenden Dialektik liegt aber auch seine Schwäche; seine Helden räsonieren oft und sprechen in Sentenzen, die Liebe seiner Heldinnen ist wortreich und spitzfindig und kommt aus dem Kopf, statt aus dem Herzen; die Liebe weicht der Pflicht, die Leidenschaft der Vernunft; statt der Thaten bietet er langatmige Plaidoyers. Kurz, seine Figuren haben etwas Starres, es fehlt ihnen psychologische Entwickelung, und am schwächsten ist die Anlage der Stücke. Seine spätern Dramen leiden immer mehr unter den Fehlern seiner Manier; sie sind übertrieben, ohne Schwung, schwülstig, dunkel und nachlässig im Stil; trotzdem haben sie den Ruhm des »großen C.« nicht zu verdunkeln vermocht. C. hat außerdem lyrische Gedichte, Epigramme, Sonette, Madrigale, Oden, Episteln (an den König), metrische Übersetzungen ꝛc. geschrieben und die eigentümliche Theorie des französischen klassischen Theaters durch seine »Examens« und »Discours du poème dramatique, de la tragédie, des trois unités« begründet. Von allen Ausgaben seiner Werke ist die wichtigste die von C. selbst durchgesehene von 1682. Von Voltaires Ausgabe (1764), der mit großer Willkür verfuhr, ist nur der Kommentar wertvoll; die vollständigste und beste ist die von Marty-Laveaux (1862–68, 12 Bde.), welche alle Varianten nebst Anmerkungen, eine Biographie und ein Lexikon enthält. 1834 wurde dem Dichter zu Rouen eine Bildsäule errichtet. Vgl. Guizot, C. et son temps (7. Aufl., Par. 1880); Taschereau, Histoire de la vie et des ouvrages de P. C. (3. Aufl., das. 1869); Saint-René Taillandier, C. et ses contemporains (das. 1864); Picot, Bibliographie Cornélienne (das. 1875); Levallois, C. inconnu (das. 1876).

2) Thomas, dramat. Dichter, Bruder des vorigen, geb. 20. Aug. 1625 zu Rouen, genoß dieselbe Erziehung wie sein Bruder, wurde Advokat, trat dann zuerst auf mit einem Lustspiel: »Les engagements du hasard« (1647), und brachte nach und nach an 40 Stücke (Komödien, Tragödien und Opern) zur Aufführung, welche die Fehler seines Bruders in verstärktem Maß aufweisen, ohne die Kraft und Erhabenheit desselben zu erreichen. Eine gewisse Regelmäßigkeit und nüchterne Eleganz wird ihnen nachgerühmt. Seine erste Tragödie: »Timocrate« (1656), fand eine äußerst beifällige Aufnahme und erlebte 80 Vorstellungen; »Ariane« (1672) wurde von Voltaire für seine beste Tragödie erklärt. Außer einer Ovid-Übersetzung und einigen prosaischen Schriften hat er sich auch als Sprachforscher Verdienste erworben; er schrieb: »Observations sur les remarques de Vaugelas« (Par. 1687, 2 Bde.); »Dictionnaire des arts et des sciences« (das. 1694, 1720, 2 Bde.) und »Dictionnaire universel géographique et historique« (das. 1807, 3 Bde.). Die vollständigste Ausgabe seines »Théâtre« ist die von 1722 (5 Bde.). Nachdem C. 1685 an Stelle seines Bruders in die Akademie aufgenommen und 1701 Mitglied der Akademie der Inschriften geworden war, starb er 8. Dez. 1709 in ziemlich ärmlichen Verhältnissen.

Cornelia, eine der edelsten Römerinnen, Tochter des Scipio Africanus des ältern, Gemahlin des Sempronius Gracchus, Mutter der Gracchen, schlug nach dem Tod ihres Gemahls die Hand des Königs Ptolemäos von Ägypten aus, um sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmen zu können. Als sie einst nach ihrem Schmuck gefragt wurde, sagte sie, auf ihre Kinder zeigend: »Diese sind mein Schmuck«. Sie war nicht nur als Mutter der Gracchen, sondern auch wegen ihrer seltenen Bildung berühmt; ihre Briefe wurden wegen der Schönheit der Sprache von den Alten lange Zeit erhalten und allgemein bewundert. Ob die unter ihrem Namen auf uns gekommenen zwei Bruchstücke eines Briefs an ihren jüngern Sohn, in denen sie denselben von seinen Umsturzplänen abmahnt, echt sind, ist zweifelhaft. Das Volk ehrte sie später als die Mutter der Gracchen durch eine eherne Bildsäule. Vgl. Sörgel, C., die Mutter der Gracchen (Erlang. 1868).

Cornelisz, Cornelis, 1) niederländ. Maler, geb. 1562 zu Haarlem, lernte bei Pieter Pietersz, ging mit 17 Jahren nach Frankreich und hielt sich dann in Antwerpen auf, wo er unter Gillis Coignet arbeitete. 1583 kehrte er nach Haarlem zurück und malte dort ein großes Bild mit den Porträten der Vorsteher der Schützengilde. Von jetzt ab entwickelte er, vornehmlich durch die Italiener beeinflußt, eine umfangreiche Thätigkeit in der Behandlung von mythologischen, biblischen und historischen Stoffen. Seine Bilder sind meistens sehr umfangreich und mit vielen Figuren angefüllt, deren Vorzüge mehr in der korrekten Zeichnung als in der Charakteristik der Köpfe liegen. Für den Grafen von Leicester malte er eine große Darstellung der Sündflut. Gemälde von ihm finden sich in Haarlem, Amsterdam, im Haag, in Dresden und Berlin. Er gründete mit Karel van Mander eine Malerakademie in Haarlem und starb daselbst 11. Nov. 1638.

2) Jakob, niederländ. Maler und Zeichner für den Holzschnitt, geboren zu Oostsanen, war um 1500 bis 1530 zu Amsterdam thätig. Er hat zahlreiche religiöse Gemälde in dem strengen Stil der ältern holländischen Schule geschaffen, und dieselbe Trockenheit und Nüchternheit gibt sich auch in den nach seinen Zeichnungen ausgeführten Holzschnitten kund, obwohl er auf die Bildung seiner Architekturen der italienischen Renaissance Einfluß gestattet hat. Seine Hauptwerke sind: eine Donatorenfamilie von 1506, ein Flügelaltar mit der Madonna, vier Heiligen und dem Stifterpaar (Berliner Museum), Christus als Gärtner von 1507 (Kassel), eine Herodias von 1524 (im Haag), Saul bei der Hexe von Endor von 1526 (Amsterdam) und der Hieronymusaltar von 1511 (Wien, Belvedere). Nach unrichtiger Lesung seines Monogramms auf Holzschnitten wurde C. früher fälschlich Johann Walter van Assen genannt.

Cornelius, Geschlechtsname mehrerer weitverzweigter alter römischer, teils patrizischer, teils plebejischer Familien. Die hervorragendsten Cornelier s. unter den Namen: Cinna, Dolabella, Gallus, Lentulus, Scipio, Sulla und Tacitus.

Cornelius, Heiliger und Papst, ward, weil er dem Mars nicht opfern wollte, 252 enthauptet. Sein Gedächtnistag ist der 16. September.

Cornelius, 1) Peter, Ritter von, Historienmaler und Gründer einer Malerschule, geb. 23. Sept. 1783 zu Düsseldorf als Sohn des dortigen Galerieinspektors und Malers Aloys C., welcher frühzeitig den Knaben auf das Gebiet der Kunst lenkte. Nach dem

Tode des Vaters (1799) mußte der Jüngling die dürftige Familie durch seine Kunstleistungen unterstützen. Von dem Düsseldorfer und nachmaligen Münchener Akademiedirektor P. v. Langer, welcher seiner Mutter anriet, ihn das Goldschmiedehandwerk erlernen zu lassen, nicht nach seiner Befähigung erkannt, fand er in dem letzten Rektor der Kölner Universität, Professor Wallraf, den Gönner und Freund, welcher ihm den ersten größern Auftrag in den Chorgemälden für die Quirinkirche zu Neuß vermittelte, welche jedoch bei der Restauration der Kirche 1865 übertüncht worden sind. Im J. 1809 siedelte C. nach Frankfurt über, wo er unter anderm im Auftrag des Fürsten-Primas v. Dalberg die heilige Familie mit der Mutter Anna (jetzt im Museum daselbst) malte. In weitern Kreisen machte er sich zuerst bekannt durch die zwölf Zeichnungen zu Goethes »Faust«, die zum größern Teil in Frankfurt entstanden und von Ruschewehh in Kupfer gestochen wurden; die Originalzeichnungen befinden sich im Besitz des Städelschen Instituts. Goethe beurteilte sie freilich nicht allzu beifällig und ahnte damals kaum die künftige Größe ihres Urhebers. Diese Zeichnungen und noch mehr die in Rom hergestellten, von Lips, Ritter, Barth und Amsler gestochenen Zeichnungen zu den »Nibelungen« lassen die Originalität des Künstlers schon in vollem Maß erkennen; denn wenn er auch darin den altdeutschen Meistern gefolgt ist, so lehnen sie sich an keinen derselben speziell an. Im J. 1811 begab sich C. nach Rom, wo damals die vaterländische Kunst unter der Einwirkung der Antike, der Werke Michelangelos und Raffaels sowie der neu zum Studium empfohlenen ältern Italiener frische Wurzeln schlug. Nach C.' eigner Äußerung wurden damals die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist von jenem Verein von Talenten, die von allem getragen wurden, was das Vaterland Heiliges, Großes und Schönes darbot und was der begeisterte Kampf gegen französische Tyrannei in den bessern Gemütern anregte. Diese Genossenschaft, nach ihrem Wohnsitz Klosterbrüder von Sant' Isidoro, auch Nazarener genannt, bestand aus Overbeck, Veit, Schadow, Pforr, Vogel u. a., denen sich auch mehrere Gelehrte anschlossen. Indessen trat der nach Großartigkeit der Auffassung und nach monumentalem Stil strebende C. bald in Gegensatz zu den Nazarenern. Von dem preußischen Konsul Bartholdy erhielten C. und seine Genossen den Auftrag, ein Zimmer seines Hauses auf dem Monte Pincio mit Bildern aus der Geschichte Josephs in Ägypten zu schmücken. Die seit Mengs beinahe in Vergessenheit geratene Freskomalerei wurde für diesen Zweck durch C. wieder ins Leben gerufen. Er übernahm die Darstellung der Traumdeutung Josephs und der Erkennungsszene der Brüder. Die allgemeine Bewunderung, welche diese Werke erregten, verschaffte den Künstlern den Auftrag des Marchese Massimi, dessen Villa gegenüber dem Lateran mit Bildern aus Dante, Ariost und Tasso zu schmücken. C. hatte außer einer kolorierten Zeichnung nur drei Kartons aus Dantes »Paradies« vollendet, als 1819 eine doppelte Berufung aus Deutschland an ihn erging. Der Kronprinz Ludwig von Bayern, der für die von ihm gesammelten Schätze der antiken Plastik die Glyptothek aufführen ließ, hatte C. ausersehen, dieselbe mit Freskomalereien zu schmücken; gleichzeitig ward C. von der preußischen Regierung auf Veranlassung Niebuhrs berufen, um die Malerakademie in Düsseldorf neu zu begründen. Die Ausführung der Bilder nach Dante bewerkstelligten P. Veit nach eigner Idee und später Koch und Führich; C.' großartige Entwürfe sind in lithographierten Umrissen mit Erläuterungen des Professors Döllinger bekannt geworden. Gegen Ende 1819 kehrte C. nach Deutschland zurück und übernahm das Direktorium der Akademie in Düsseldorf, erhielt aber die Erlaubnis, die Sommermonate in München behufs der Ausführung der Freskomalereien in der Glyptothek zuzubringen. Im Frühjahr 1820 begann er, von einem Kreise strebsamer Schüler unterstützt, die Ausführung seines großen Werks. Die Fresken in den Hauptsälen der Glyptothek behandeln die griechische Götter- und Heldensage, in einer Reihe zusammengehöriger Darstellungen zu einem episch-didaktischen Gedicht verbunden. Im Göttersaal thront Eros als Mittelpunkt und ordnender Geist des Naturlebens; den vier Elementen sind die Jahres- und Tageszeiten, durch mythische Gestalten versinnlicht, angereiht, während das Hauptbild stets das Walten der Götter in den Naturreichen veranschaulicht: Zeus, der Beherrscher des Olymps und der Lichtwelt, mit den zur Aufnahme des Herakles versammelten Olympiern; Poseidon als Beherrscher der Wasserwelt, mit Amphitrite auf einem von Seepferden gezogenen Wagen fahrend, umgeben von Nereiden und Tritonen, Arion und Thetis; Pluton als Beherrscher der Unterwelt mit Persephone und umgeben von den mythischen Gestalten des Hades, vor ihm Orpheus, um Eurydike wiederzugewinnen. Diese Kompositionen sind ebenso großartig in der Erfindung und Zeichnung wie in der Kraft des Ausdrucks. Der Göttersaal wurde 1826 vollendet. Inzwischen war die Wirksamkeit des Meisters auch in Düsseldorf auf die Begründung der monumentalen Kunst gerichtet, und bald wurden seine hervorragendsten Schüler in den Rheinlanden mit Freskoarbeiten beschäftigt. So Stilke, Stürmer und Anschütz mit dem unvollendet gebliebenen und jetzt verdeckten Jüngsten Gericht im Assisensaal zu Koblenz, Hermann, Götzenberger und Förster mit den Gemälden der vier Fakultäten in der Aula der Universität zu Bonn (Kartons in der Kunsthalle zu Karlsruhe). Andre arbeiteten für Baron v. Plessen auf dessen Villa bei Düsseldorf, für Graf Spee zu Heltorf. Als C. 1825 nach dem Tod Peter v. Langers als Direktor der Akademie nach München berufen ward, zogen viele seiner Schüler mit ihm, um an den Arkaden des königlichen Hofgartens, an den Deckengemälden des Odeons, an den Wandgemälden im Palast des Herzogs Maximilian von Bayern &c. die damalige Richtung der neuen Schule zu bekunden. In demselben Jahr erhielt C. von dem nunmehrigen König Ludwig den persönlichen Adel. Darauf begann er die Ausschmückung des Saals der Ilias in der Glyptothek. Das Kreuzgewölbe der Decke wurde in 13 Räume geteilt und hier die Entstehung und der Beginn des Kampfes nebst den Charakteren seiner hervorragendsten Helden dargestellt, während die drei Lünetten der Wände die großen Momente des Kriegs, den Zorn des Achilleus, den Kampf um den Leichnam des Patroklos und die Zerstörung Trojas, veranschaulichen. Nach Vollendung dieser Arbeiten in der Glyptothek übernahm C. fast gleichzeitig zwei große Aufträge des Königs Ludwig, die Ausmalung der Ludwigskirche und die Bilder für die Loggien der Pinakothek. Im J. 1830 ging er nach Rom und entwarf hier den ersten Karton zu den Freskobildern für die Ludwigskirche, welcher im nächsten Jahr in der Akademie zu München ausgestellt wurde. Den Inhalt der Bilder für die Ludwigskirche bildet das allgemeine christliche Glaubensbekenntnis. Die Decke zeigt Gott als Schöpfer und Erhalter der

Welt, den Weltkörpern ihre Bahnen anweisend, umgeben von Engelchören und symbolischen Gestalten. Die Seitenchöre enthalten die Geschichte Christi, seine Geburt und Kreuzigung. Die drei Kreuzgewölbe des Querschiffs zeigen das Walten des Heiligen Geistes und die religiöse Gemeinde. Das Hauptwerk des Meisters befindet sich an der Altarwand, nämlich das Weltgericht, von C. ausnahmsweise selbst ausgeführt. Die Zeichnung hierzu fertigte er während seines abermaligen Aufenthalts in Rom 1834 und 1835 (jetzt in der Nationalgalerie in Berlin); die Ausführung geschah nach glücklich überstandener lebensgefährlicher Krankheit und wurde im Herbst 1840 beendet. Gleichzeitig arbeitete C. an den Skizzen für die 25 Loggien vor den Sälen der Alten Pinakothek. Als Vorwurf diente ihm dabei die Geschichte der christlichen Kunst von ihrem Aufschwung im Mittelalter bis zu ihrer höchsten Blüte und Vollendung. Die Darstellung ist in ähnlicher Weise wie in den Loggien des Vatikans reich mit Ornamenten und Arabesken ausgestattet, deren Einführung in die neuere Kunst C. verdankt wird. In abgeschlossenen Bildern sind Ereignisse aus der Lebensgeschichte der Künstler dargestellt. Ausgeführt wurden diese Malereien von Professor Kl. Zimmermann. Dieselben wurden der erste Anlaß zu Mißverständnissen zwischen König Ludwig und dem Künstler, da jener auf Antrieb Klenzes dem Erfinder den weitern Einfluß auf die Ausführung nicht zugestehen wollte; da nun der König auch an den Malereien in der Ludwigskirche gewichtige Ausstellungen machte, so legte C. seine Ämter nieder und wurde zu Ostern 1841 von dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach Berlin berufen, vornehmlich um das im Bau begriffene Campo santo, die Ruhestätte der königlichen Familie, mit Malereien zu schmücken. Das Grundthema gab die Stelle des Römerbriefs: »Der Sold der Sünde ist der Tod; die Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christus, unserm Herrn«. Das Ganze, in einer Gesamtlänge von 56 m, sollte in 55 auf die vier Wände eines rechteckigen, einen Hof umschließenden Arkadenganges verteilten Gemälden darstellen: 1) Erlösung von der Sünde und ihren Folgen, Krankheit &c., durch Christi Geburt und Tod — Ostwand mit vier Hauptbildern: Christi Geburt, Klage um den Leichnam Christi, Heilung des Gichtbrüchigen, die Ehebrecherin; 2) Göttlichkeit Christi, deren Erkenntnis seinem Tod erst die welterlösende Bedeutung gibt — Westwand mit drei Hauptbildern: Auferweckung des Jünglings von Nain, der auferstandene Christus bei den Jüngern, Auferweckung des Lazarus; 3) Fortsetzung des Werkes Christi durch die Apostel — Südwand mit fünf Hauptbildern: Bekehrung Pauli, Petrus Kranke heilend, das Pfingstfest, Märtyrertum des Stephanus, Philippus den äthiopischen Kämmerer unterweisend; 4) Ende des irdischen und Übergang zum ewigen Leben — Nordwand mit fünf Hauptbildern: Auferstehung des Fleisches, das neue Jerusalem, Wiederkunft des Heilands, das gestürzte Babel, die apokalyptischen Reiter. Jedem Hauptbild reiht sich oben im Bogenkreis eine Lünette, weiter ein längliches Predellenbild an, während gemalte Nischen mit mehr plastisch gehaltenen Gruppen die Hauptbilder trennen. Diese Gruppen enthalten die Darstellung der acht Seligkeiten aus der Bergpredigt. Die Kartons dieses Werks, welche nebst denen zur Münchener Glyptothek eine würdige Aufstellung in der Berliner Nationalgalerie gefunden haben, gehören zu dem Großartigsten, was die deutsche Kunst geschaffen hat. Der unerschöpfliche Reichtum der Phantasie, die Wahrheit des Ausdrucks, die gewaltige Formengestaltung, die Frische und Lebendigkeit des Ganzen und die überall hervorbrechende Gedankenfülle wirken überwältigend. Nichts ist konventionell, alles natürlich, von der Genialität der Meisterhand zeugend. Was C. vor allen andern Malern der Neuzeit besonders eigentümlich ist, ihn vor allen auszeichnet und ihm einen Ehrenplatz unter den Meistern aller Nationen und Zeiten sichert, das ist seine Gedankenfülle, die Verarbeitung der Idee, die Dichtung in der Kunst. Neben dieser kolossalen Arbeit entwarf C. während seines Berliner Aufenthalts die Zeichnung zu dem danach in Silber hergestellten »Glaubensschild«, den der König von Preußen dem Prinzen von Wales als Patengeschenk widmete. Derselbe versinnlicht die Ausbreitung der Kirche, in deren Schoß der königliche Prinz aufgenommen werden sollte, und ist von J. Thäter im Umriß gestochen. Minder glücklich war C. mit den Entwürfen zu Tasso, welche, lediglich zum Zweck lebender Bilder skizziert, nicht in ihren Gebrechen hätten verewigt werden sollen, und mit dem von Raczynski bei ihm bestellten Ölbild (jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin), Christus in der Vorhölle darstellend, dem einzigen größern Ölgemälde des Meisters, das demselben mit Recht eine herbe Beurteilung zuzog. Im J. 1844 sandte ihm die philosophische Fakultät der königlichen Akademie zu Münster bei der ersten Ausübung ihres Promotionsrechts das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie. Von Berlin lenkte der Meister seine Schritte wieder nach Rom, kehrte jedoch im Sommer 1861 nach Deutschland zurück, um den Rest seiner Jahre in Berlin zu verleben und an seinen Kartons zur Friedhofshalle weiterzuarbeiten. Doch das große Projekt, wie das später dazu gekommene, für den Dombau ein riesiges Wandgemälde herzustellen, kam ins Stocken. C. ließ sich dadurch so wenig irre machen, daß vielmehr die letzten Kompositionen, mit dem höchsten Ernste durchgearbeitet, die frühern Entwürfe weit übertrafen; mochte auch die Hand schon zittern, der Geist des Meisters waltete noch in aller Hoheit und Macht. Der letzte Karton, an dem er bis zum Herbst vor seinem Ende gezeichnet, stand über seinem Sarg. Seine feurige Begeisterung für die Kunst hatte bis zum letzten Augenblick angehalten, und mochte er auch in Berlin, wo seit Kaulbachs Wandgemälden im Treppenhaus des Neuen Museums alles dem neuen Stern huldigte, vom großen Leben und von dem künstlerischen Treiben des Tags entfernt bleiben, so nahm er doch an allem Echten und Großen, was auf dem Gebiet der Kunst ans Licht trat, regen Anteil. C. starb 6. März 1867 in Berlin. So verschieden auch die Beurteilungen sind, die C. erfahren hat, darin stimmen alle überein, daß seine Größe in der Konzeption und Komposition beruht. Er strebte nach dem Ernsten, Großen, Gewaltigen; alles Kleinliche und bloß Gefällige bekämpfte er mit ganzer Kraft, so daß er z. B. bis zur Ungerechtigkeit die selbständige Existenzberechtigung der Genremalerei in Abrede stellte. Als der »Recke« in der Kunst, wie ihn Vischer nennt, neigte er zum Riesenmäßigen und ging Härten und Herbigkeiten nicht aus dem Weg. Von dem Vorwurf mangelnden Farbensinnes und unentwickelter Maltechnik ist er jedoch nicht freizusprechen. Wenn er daher auch beim Publikum keiner Popularität genoß und später selbst unter den Künstlern in seiner Richtung isoliert stand, so wirkten doch die Größe seiner Gesinnung, der Ernst seines Strebens auch auf die ferner Stehenden mahnend und läuternd ein. Von seinen Schülern ragen namentlich hervor: W. Kaul-

bach und Eberle, Zimmermann und Foltz, Anschütz und Hiltensperger, Stürmer, Stilke, Hermann, Gasser, Schorn, Röckel und der Kunsthistoriker E. Förster. Indessen hat die von ihm begründete Schule keine festen Wurzeln fassen und er selbst hat keinen nachhaltigen Einfluß auf die Weiterentwickelung der deutschen Kunst gewinnen können, welche sich von seinen Idealen völlig entfernt hat. Vgl. E. Förster, P. v. C. Ein Gedenkbuch (Berl. 1874, 2 Bde.; Hauptquelle); Riegel, C., der Meister deutscher Malerei (2. Ausg., Hannov. 1870); Derselbe, P. C., Festschrift zu des großen Künstlers hundertstem Geburtstag (Berl. 1884); A. v. Wolzogen, Peter v. C. (das. 1867).

2) Karl Adolf, deutscher Geschichtsforscher, geb. 12. März 1819 zu Würzburg, Sohn des Schauspielers Karl C., studierte in Bonn und Berlin Philologie und Geschichte, ward 1843 Gymnasiallehrer in Emmerich, dann in Koblenz, war 1846—49 Lehrer der Geschichte am Lyceum Hosianum in Braunsberg und 1848—49 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, habilitierte sich 1852 als Dozent der Geschichte in Breslau, wurde 1854 Professor in Bonn und 1856 in München, wo er außerdem Mitglied der Historischen Kommission und der Akademie ist; 1870 schloß er sich der altkatholischen Partei an. Er schrieb: »Die Münsterschen Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation« (Münst. 1851); »Der Anteil Ostfrieslands an der Reformation« (das. 1852); »Geschichte des Münsterschen Aufruhrs der Wiedertäufer« (Leipz. 1855—60, 2 Bde.), sein durch gründliche Forschung und unparteiische Darstellung ausgezeichnetes Hauptwerk; »Studien zur Geschichte des Bauernkriegs« (Münch. 1861); »Kurfürst Moritz von Sachsen gegenüber der Fürstenverschwörung 1550—51« (das. 1867); »Die niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534—35« (das. 1869) u. a. In den »Geschichtsquellen des Bistums Münster« gab er »Berichte der Augenzeugen über das Münstersche Wiedertäuferreich« (1853) heraus.

3) Karl Sebastian, Physiker, geb. 14. Nov. 1819 zu Ronshausen in Niederhessen, studierte zu Göttingen und Marburg Mathematik und Naturwissenschaft und habilitierte sich 1851 als Privatdozent in Halle. Er schrieb: »Versuch einer theoretischen Ableitung der elektrischen und magnetischen Erscheinungen« (Leipz. 1855); »Bildung der Materie aus ihren einfachen Elementen« (das. 1856); »Theorie des Sehens und räumlichen Vorstellens« (Halle 1861); »Meteorologie« (das. 1863); »Zur Theorie des Sehens« (das. 1864); »Grundzüge einer Molekularphysik« (das. 1866); »Zur Molekularphysik« (das. 1875); »Bedeutung des Kausalprinzips in der Naturwissenschaft« (das. 1867); »Über die Entstehung der Welt mit besonderer Rücksicht auf die Frage: ob unserm Sonnensystem, namentlich der Erde und ihren Bewohnern, ein zeitlicher Anfang zugeschrieben werden muß« (das. 1870); »Wechselwirkung zwischen Leib und Seele« (2. Aufl. 1875); »Grundriß der physikalischen Geographie« (5. Aufl., das. 1877); »Zur Theorie der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele« (das. 1880).

4) Peter, Komponist und Dichter, Neffe von C. 1), geb. 24. Dez. 1824 zu Mainz als Sohn des Schauspielers und Lustspieldichters A. C., ward ebenfalls für die Bühne bestimmt, entschied sich aber bald für das Studium der Musik, dem er unter Dehn in Berlin oblag, ging 1853 nach Weimar, wo er bis 1860 lebte und 1859 seine komische Oper »Der Barbier von Bagdad« zur Aufführung brachte. Im J. 1860 siedelte er nach Wien, 1864 nach München über, wo er als Professor der Harmonielehre an der königlichen Musikschule wirkte. Er starb 26. Okt. 1874 in seiner Vaterstadt Mainz. Durch umfassende künstlerische und philologische Bildung ausgezeichnet, in allen seinen Schöpfungen von innigster Gemütstiefe und höchstem Kunsternst, fand C. gegen das Ende seines Lebens immer wachsende Anerkennung. Unter seinen Kompositionen sind die Lieder hervorzuheben, namentlich die Cyklen: »Trauer und Trost« (Op. 3), »Weihnachtslieder« (Op. 8); die großartigen »Trauerchöre für Männerstimmen« (Op. 9); »Chorgesänge« (Op. 11); »Vier italienische Chorlieder« (Op. 20). Seine zweite Oper: »Der Cid«, ward gleichfalls in Weimar aufgeführt; eine dritte, »Gunlöd«, blieb unvollendet. Als Dichter veröffentlichte C.: »Zwölf Sonette an Rosa v. Milde« (Weim. 1859); »Lieder« (Pest 1861); eine deutsche Übertragung der »Sonette« von Mickiewicz u. a. Auch übersetzte er F. Liszts Buch »Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn« (Pest 1861). Vgl. Kretzschmar, Peter C. (Leipz. 1880).

Cornelius Nepos, s. Nepos.

Cornell University, s. Ithaca.

Corner (engl., »Winkel, Ecke«), in Nordamerika und England eine zum Zweck von Preissteigerungen abgeschlossene Koalition von Kapitalkräften.

Cornet (franz., spr. -nä), s. Kornett.

Cornet, Julius, Opernsänger (Tenor) und Theaterunternehmer, geb. 1793 zu Santa Candida in Welsch-Tirol, ward erst zum geistlichen Stand bestimmt, erwählte aber später die Jurisprudenz zum Berufsstudium. In Wien erregte er durch seine musikalische Begabung die Aufmerksamkeit Salieris, der ihn unterrichtete und später veranlaßte, nach Italien zu gehen. Nach Deutschland zurückgekehrt, betrat er die Bühne und wurde der Liebling des Publikums zunächst in Graz, dann in Braunschweig und Hamburg. In Paris studierte er bei Auber den Masaniello in der »Stummen von Portici«, welche Oper er auch ins Deutsche übersetzte. Seine Erfolge in dieser Partie machten seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt. Ende der 30er Jahre übernahm er das Hamburger Stadttheater in Gemeinschaft mit Mühling. Als der große Brand von 1842 die Direktoren zwang, die Pacht mit großen Verlusten aufzugeben, zog sich C. ganz von der Bühne zurück, folgte aber später einem Ruf nach Wien, um die Direktion des kaiserlichen Operntheaters zu übernehmen. Seine Erfolge waren auch hier bedeutend; aber die Rücksichtslosigkeit seines Auftretens nötigte ihn schließlich, seine Entlassung zu nehmen. 1857 als Direktor des im Bau begriffenen Viktoriatheaters zu Berlin engagiert, starb er noch vor Vollendung desselben 2. Okt. 1860. C. hatte auch als Schriftsteller Verdienste; sein Werk »Die Oper in Deutschland« (Hamb. 1849) ist in musikalischer, dramaturgischer und administrativer Hinsicht sehr lehrreich.

Cornēto Tarquinia, Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Civitavecchia, an der Marta und der Eisenbahn von Rom nach Genua, mit (1881) 5058 Einw. Der Ort, schon seit dem 6. Jahrh. Bischofsitz, hat eine noch manche mittelalterliche Kunstwerke enthaltende romanische Basilika des 12. Jahrh. und mittelalterliche Paläste; besonders berühmt aber ist er durch die vielen Altertümer, die in der Umgebung ausgegraben wurden. In der Nähe lagen die altetruskischen Städte Tarquinii, Corioli, Vulci und Graviscä, deren Nekropolen seit Anfang dieses Jahrhunderts, zunächst durch die Bemühungen des Fürsten von Canino, nach und nach aufgefunden wurden. Die bedeutendsten Resultate (Grabkammern mit Malereien) ergaben die Nachgrabungen in der Nekropolis

von Tarquinii (s. d.). Bei C. finden sich auch Seesalinen und ein kleiner Seehafen (Porto Clementino).

Cornetto (ital.), s. Corno.

Corniani, Giambattista, Graf, ital. Litterarhistoriker, geb. 28. Febr. 1742 zu Orzinovi unfern Brescia, studierte von 1759 an in Mailand die Rechte und beschäftigte sich nebenbei mit Mathematik und Litteratur. Er trat zuerst mit einigen Trauerspielen und Opern, von welchen nur »Il matrimonio segreto« durch Cimarosas Komposition berühmt geworden ist, auf, entsagte sodann auf Mazzuchellis Rat der Dichtkunst und widmete sich nun teils der Landwirtschaft, teils dem Studium der Litteraturgeschichte. Nachdem er sich durch einige agronomische Schriften vorteilhaft bekannt gemacht, wurde er Mitglied und später Präsident der Accademia di Agricoltura in Brescia. Später bekleidete er verschiedene hohe richterliche Ämter in Mailand, war auch Mitarbeiter am Zivilgesetzbuch für Italien und starb als Richter am Appellationsgerichtshof zu Brescia 7. Nov. 1813. Cornianis Hauptwerk sind seine »Secoli della letteratura italiana« (Brescia 1804—13, 9 Bde., u. öfter; neue Ausgaben mit Zusätzen von Ticozzi, Mail. 1832, 2 Bde.; von Predari, Turin 1854—1856, 8 Bde.), nächst dem Werk von Tiraboschi, dem es an Gründlichkeit allerdings nachsteht, die vorzüglichste Geschichte der italienischen Litteratur und noch heute unentbehrlich. Von seinen sonstigen Schriften verdient sein »Saggio intorno alla poesia alemanna« (Brescia 1770) hervorgehoben zu werden. Die übrigen sind meistens agronomischen und staatswirtschaftlichen Inhalts.

Cornicelius, Georg, Maler, geb. 1825 zu Hanau, studierte an der dortigen Akademie unter Leitung Pélissiers bis zu seinem 23. Jahr, ging dann nach Antwerpen, besuchte kurze Zeit die dortige Akademie, 1851 Dresden, dann Paris, München, später Oberitalien, worauf er sich in Hanau niederließ. Hier entstand eine ganze Anzahl von Werken, welche, verschieden dem Inhalt nach, alle durch fesselnde Charakteristik und treffliches Kolorit sich auszeichnen. Seine Hauptbilder sind: Gretchen vor dem Marienbild, Luther seine Thesen anschlagend (Hamburg), Erweckung von Jairi Töchterlein, musizierende Kunstreiterbuben, Rotkäppchen, betende und musizierende Mönche, die heil. Elisabeth auf Befehl Konrads von Marburg gegeißelt, Aschenbrödel, Ständchen, ruhende Zigeunerkinder, Christus und die Samariterin (Londoner Kunstverein), das eingeschlafene Modell, der Verrat des Judas. C. ist auch Porträtmaler.

Corniche (franz., spr. -nihsch), das Karnies, Gesims, Kranzgesims einer Säule.

Corniche, La (Route de la C., ital. Cornice), die wegen ihrer landschaftlichen Schönheiten weltberühmte Straße der Riviera di Ponente in Oberitalien, welche sich von Nizza längs der felsigen Meeresküste (am Fuß der Seealpen) bergauf, bergab nach Genua hinschlängelt. Bereits von den Römern angelegt, ward sie von Napoleon I. beträchtlich erweitert. Gegenwärtig läuft mit ihr die Eisenbahn von Nizza nach Genua parallel.

Cornichon (franz., spr. -schóng), Pfeffergurke.

Cornides, Daniel von, ungar. Geschichtsforscher, geb. 1732 zu St. Nikolaus in der Liptauer Gespanschaft, studierte seit 1754 zu Erlangen Philosophie und Theologie, wurde Lehrer am reformierten Kollegium zu Klausenburg in Siebenbürgen, begleitete als Sekretär den Grafen Joseph Teleky auf seinen Reisen durch Italien, Deutschland und Frankreich, dann dessen Söhne auf die Universität Göttingen, ward 1784 als Bibliothekkustos und außerordentlicher Professor der Heraldik und Diplomatik nach Pest berufen; starb 4. Okt. 1787. Er hinterließ im Manuskript eine große Anzahl umfangreicher Werke; im Druck erschienen: »Regum Hungariae, qui saeculo XI. regnavere, genealogia« (Preßb. 1778); »Bibliotheca hungarica« (Pest 1794); »Commentatio de religione veterum Hungarorum« (Wien 1791); »Vindiciae anonymi Belae regis notarii« (Ofen 1801) u. a.

Cornificius, Quintus, Zeitgenosse Ciceros und Anhänger Cäsars, wurde 48 v. Chr. als Quästor von Cäsar beauftragt, Illyricum gegen die Pompejaner zu schützen, und 46 von ihm zur Sicherung der Provinz gegen Cäcilius Bassus nach Syrien geschickt. Nach Cäsars Ermordung wurde ihm von der Senatspartei die Provinz Afrika übertragen, er erlag aber 42 dem T. Sextius, welcher von den Triumvirn nach Afrika geschickt wurde, und wurde selbst in einem Gefecht erschlagen. Wahrscheinlich ist er der Verfasser des Werkes »Rhetorica ad Herennium«, welches, in vier Bücher eingeteilt, eine vollständige Rhetorik nach griechischen Quellen, aber von national-römischem Standpunkt enthält. Im Mittelalter wurde das Werk viel gebraucht und abgeschrieben und lange für ein Werk Ciceros gehalten.

Cornigliano (spr. -niljāno), Flecken in der ital. Provinz Genua, an der Eisenbahn Genua-Nizza, am Meer und am Eingang des Polceverathals, eigentlich Vorort von Genua und mit diesem völlig verwachsen, mit Villen, Palästen (Philippo-Durazzo), bedeutender Industrie, Schiffbau und (1881) 2917 Einw.

Corning, lebhafte Stadt im nordamerikan. Staat New York, am Tioga River, mit (1880) 4802 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Cornisch, die Sprache der ursprünglichen Bewohner der englischen Landschaft Cornwall (s. d.). Vgl. Keltische Sprachen.

Cornish diamonds (engl., spr. kórnisch dei-ămönds), gut geschliffene, hell glänzende und durchsichtige Kristalle von Cornwallis.

Corno (ital.), Horn; C. di caccia (spr. kattscha), Jagd-, Waldhorn. Cornetto, kleines Horn.

Cornon, früher eine große Art des krummen Zinkens (s. d.); jetzt ein weit mensuriertes Blechblasinstrument, 1844 von Červeny konstruiert.

Cornouaille (spr. -nuaj), franz. Landschaft in der Bretagne, zum jetzigen Departement Finistère gehörig, wie das englische Cornwall (s. d.) nach der Lage am äußersten Ende des gallischen Landes benannt, mit der Hauptstadt Quimper, eine der unfruchtbarsten und ärmsten Gegenden Frankreichs, nur von Hirten und Fischern bewohnt.

Cornu (lat.), Horn; C. cervi, Hirschhorn; C. copiae, Füllhorn. C. cutaneum s. humanum, Hauthorn, tierhornartige Auswüchse aus verhornten Epidermiszellen an den verschiedensten Körperstellen.

Cornu (spr. -nüh), Hortense, geborne Lacroix, geb. 1812, war die Tochter der Amme des Prinzen Ludwig Napoleon (des spätern Kaisers Napoleon III.) und Taufpatin der Königin Hortense, verheiratete sich 1834 mit dem Maler Sébastien C. und starb 16. Mai 1875 in Longpont bei Corbeil (Seine-et-Oise). Lange Zeit hindurch die Vertraute Ludwig Napoleons, war sie im Besitz zahlreicher Briefe von ihm, die in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt werden und letztwilliger Bestimmung zufolge zehn Jahre nach ihrem Tod veröffentlicht werden sollen. Sie war auch in der deutschen Litteratur bewandert und veröffentlichte unter dem Namen Sébastien Albin: »Ballades et chants populaires de l'Allemagne« (1841);

»Goethe et Bettina, correspondance inédite« (1843, 2 Bde.) u. a.

Cornus *L.* (Hornstrauch, Hartriegel), Gattung aus der Familie der Kornaceen, Sträucher und Bäume, selten perennierende Kräuter mit gegenüberstehenden, selten abwechselnden, ganzrandigen oder schwach gezahnten Blättern, kleinen, weißen oder gelben Blüten in Dolden oder Trugdolden und einsamiger Steinbeere. 25 Arten. C. mas *L.* (Korneliuskirschbaum, Dürrlitzen-, Herlitzenstrauch), ein baumartiger, bis 6 m hoher Strauch im mittlern und südlichen Europa und im Orient, hat längliche, zugespitzte, beiderseits etwas behaarte Blätter, vor diesen erscheinende gelbe Blüten in sitzenden Dolden mit besonderer kleinerer Hülle und längliche, ursprünglich korallenrote Früchte, eignet sich trefflich zu Hecken und Zäunen und wird in gelb-, rot-, violett- und großfrüchtigen Varietäten kultiviert. Die Früchte schmecken angenehm säuerlich, werden aber mehr zum Einmachen mit Zucker und Essig und unreif wie Oliven benutzt. In der Türkei bereitet man aus ihnen Gelees und Sirupe, in Griechenland Liköre. Sie wurden sonst auch arzneilich benutzt. Die Kerne dienen zu Rosenkränzen und geröstet als Kaffeesurrogat. Das Holz ist außerordentlich hart und schwer spaltbar, etwas glänzend, fein, nimmt eine gute Politur an und eignet sich deshalb zu Drechsler- und Schreinerarbeiten, auch als Werkholz für Messergriffe, Instrumente ꝛc. Aus den Zweigen werden bei Jena, hauptsächlich im Dorf Ziegenhain, die sogen. Ziegenhainer Stöcke gemacht. C. florida *L.* (virginische Hundsbeere), ein in den östlichen Staaten Nordamerikas wachsender, 6—9 m hoher Strauch mit eirunden oder länglich zugespitzten, beiderseits schwach behaarten Blättern, kurz vor diesen erscheinenden gelben Blüten in Köpfchen, welche von einer sehr großen, weißen Hülle eingeschlossen sind, und kurz-länglichen, roten Früchten, wird als Zierstrauch angepflanzt. Die Rinde, von bitterm, fast chinaartigem Geschmack, ist gegen Wechselfieber und Durchfälle empfohlen worden. Das schokoladenfarbene Holz ist sehr geschätzt. C. sanguinea *L.* (gemeiner Hartriegel), ein 3—3,75 m hoher Strauch in Mitteleuropa und dem Orient, mit länglichen, zugespitzten, meist beiderseits behaarten Blättern, nach diesen erscheinenden weißen Blüten in flacher Scheindolde und roten Früchten, eignet sich wegen seiner schön rotbraunen Zweigrinde zu Anpflanzungen in Parken. Das sehr harte, feine, schwer spaltbare, schwach glänzende Holz dient zu Drechslerarbeiten, Radzähnen, Pfeifenrohren ꝛc. C. alba *L.* (C. tatarica *Mill.*), ein 2—2,5 m hoher Strauch mit breit elliptischen, unten weißen Blättern, etwas konvexen Blütentrauben, weißen Blüten und bläulichweißen Früchten, stammt aus Sibirien und Nordchina und bildet einen schönen Zierstrauch mit prachtvoll korallenroten Zweigen. Er wird häufig verwechselt mit C. stolonifera *Mchx.*, aus Nordamerika.

Cornūtus (lat., »gehörnt«), in der Logik ein sogen. gehörnter Schluß (s. Dilemma); auf den Universitäten zur Zeit des Pennalismus der neu aufgenommene Student wegen des Hutes mit Bockshörnern, den er bei der Aufnahme tragen mußte; bei den Buchdruckern, die ebenfalls diesen Gebrauch annahmen, erhielt er sich am längsten.

Cornūtus, L. Annäus, stoischer Philosoph, zu Leptis in Afrika geboren, Lehrer der Philosophie zu Rom, wurde von Nero 66 n. Chr. auf die Insel Gyaros verwiesen, wo er starb, war auch als Dichter, Redner, Grammatiker und Historiker berühmt. Die Dichter Persius und Lucanus bildeten sich in seiner Schule. Ein griechisches Werk über die Natur der Götter (Vened. 1505), welches im Sinn der stoischen Naturphilosophie die Götter des Volkskultus allegorisch deutet (hrsg. von Osann, Götting. 1844), soll ihn zum Verfasser haben. Vgl. Martini, Disputatio de Cornuto stoico (Leid. 1825).

Cornwall (spr. körn-ŭăl, von Cornu Galliae, d. h. das äußerste von Galliern bewohnte Land), die südwestlichste Grafschaft Englands, bildet eine in den Atlantischen Ozean hinausragende Halbinsel, die im O. von der Grafschaft Devon begrenzt wird und ein Areal von 3495 qkm (63,5 QM.) umfaßt. Es ist ein rauhes Bergland, gebildet durch eine mit ihrem Kamm der Südküste genäherte Granitkette (Cornish Heights), die sich steil, stellenweise mit schrecklichen Klüften und Klippen, aus dem Meer erhebt und die Halbinsel mit öden und waldlosen, nur mit Heide und Ginster überwachsenen, finstern Bergen und Thälern erfüllt. Der höchste Punkt ist der Brown Willy von 416 m Höhe. Nur einzelne Thäler sind fruchtbar und gut bewaldet. Das Land wird von vielen kleinen Flüssen bewässert; die bedeutendsten sind: Tamar und Fal, die in den Englischen Kanal fließen, und Camel (Alan), der in den Bristolkanal mündet. Das Klima ist bei vorherrschendem Südwestwind feucht; an der Küste bringen heftige Stürme oft der Schiffahrt Gefahr. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 12,5° C. Die Bevölkerung zählte 1881: 330,686 Einw. (gegen 355,558 im J. 1851). Der Reichtum des Landes besteht in Lagern von Kupfer und Zinn, welche die Gebirgskette von C. birgt, und die schon im Altertum ganz England den Namen der Zinninseln (Kassiteriden) verschafften. Früher, ehe noch in andern Ländern reichere Erzlager entdeckt worden waren, brachten sie ihren Besitzern große Schätze; jetzt aber sind viele der Bergleute ausgewandert. Die wichtigsten Kupfergruben befinden sich um Redruth, die Hauptminen auf Zinn bei Penzance. Gegenwärtig werden an Zinn jährlich mehr als 7600 Ztr., an Kupfer etwa 1880 Ton. gewonnen bei einem durchschnittlichen 9proz. Metallertrag. Außerdem liefert das Mineralreich 400 T. Blei, 3500 T. Zink, 14,910 T. Eisenkies, 7460 T. Eisenerz, ferner Silber, Arsenik, Nickelerz, Cossaw in geringen Quantitäten und 210,000 T. Porzellanerde und Töpferthon. Bergbau und Ausbeutung der Steinbrüche und Thongruben beschäftigen über 18,400 Menschen, und ihr Gesamtertrag wird auf 2 Mill. Pfd. Sterl. geschätzt. Daneben beschäftigt die Strömlingsfischerei, namentlich auf den Pilchard, eine Art Sardelle, die vom Juli bis zum November die Küste Cornwalls besucht, über 4000 Menschen und liefert eine beträchtliche Ausfuhr. Der Ackerbau wird von ca. 29,000 Menschen betrieben. Etwa 38 Proz. der Oberfläche sind Ackerland (Klee, Weizen, Gerste und Hafer sind Hauptprodukte), 15 Proz. bestehen aus Weide und 3 Proz. aus Wald. Obstgärtnerei und die Zucht von Frühgemüsen für den Londoner Markt sind wichtig. Der Viehbestand belief sich 1884 auf 30,519 Ackerpferde, 174,072 Rinder, 455,369 Schafe und 71,550 Schweine. Merkwürdig ist die Ähnlichkeit Cornwalls mit der Bretagne wie in der Bodenbeschaffenheit und dem Erzreichtum des Landes, so auch in der vorhandenen Menge alter sogen. Druidenheiligtümer (Cromlechs, Dolmen und Menhirs) und in der gleichen keltischen Mundart (Cornisch), welche die Bevölkerung beider Landstriche lange Zeit gesprochen hat, und die in C. erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollständig erloschen ist.

Als die letzte Person, welche das Cornisch verstand und sprach, wird eine Fischersfrau, Dolli Pentraeth, genannt, die 1768 starb. In diesem Dialekt sind einige Mysterien aus dem 14. Jahrh. auf uns gekommen. Die Bevölkerung, die sich fast nur in der Nähe der Bergwerke und in den zahlreichen kleinen Seestädten findet, ist ein wohlgebildeter und munterer Menschenschlag. **Bodmin** ist Hauptstadt. Im frühen Mittelalter bildete das Bergland von C. mit dem benachbarten Devon, Somerset und Westwales das britische Königreich Damnonia. Die Unterwerfung der Kelten durch die englische Krone fällt für C. in das 10. Jahrh. Seit Eduard III. (1330) führt der Thronerbe von England den Titel eines »Herzogs von C.« Vgl. Boase, Bibliotheca cornubiensis (Lond. 1874—78, 2 Bde.).

Cornwall, Stadt in der Provinz Ontario (Kanada), am Nordufer des St. Lorenzstromes, unterhalb der Long Sault-Schnellen und an der Mündung des Cornwallkanals, hat lebhaften Handel (Einfuhr aus den Vereinigten Staaten 1883: 1,054,536 Doll., Ausfuhr 121,152 Doll.) und (1881) 4468 Einw.

Cornwallis (spr. -üollis), 1) **Charles Mann, Lord Brome, Marquis und Graf von,** brit. General, geb. 31. Dez. 1738, focht im Siebenjährigen Krieg in Deutschland als Hauptmann, ward 1763 Oberst, kam ins Unterhaus und nach seines Vaters Tod als Peer ins Oberhaus. Im nordamerikanischen Bürgerkrieg machte C. 1777 anfangs Fortschritte, nahm Philadelphia und schlug den General Gates bei Camden (16. Aug. 1780), wurde aber von Washington bei Yorktown eingeschlossen und mußte sich 19. Okt. 1781 mit 8000 Mann ergeben, worauf er abberufen wurde. 1786 als Generalgouverneur nach Ostindien gesandt, bekriegte er 1791 den Sultan Tippu Sahib von Maissur, siegte bei Bangalor und erzwang durch die Belagerung Seringapatams einen Frieden, der jenem die Hälfte seiner Staaten kostete. 1793 kehrte er nach England zurück, ward Marquis und Generalfeldzeugmeister und 1798 Vizekönig von Irland. Hier unterdrückte er durch energische Maßregeln die ausgebrochene Empörung, schlug die unter General Humbert an der irischen Küste gelandeten 1000 Franzosen und stellte die Ruhe wieder her. 1801 unterhandelte er mit Frankreich und unterzeichnete 1802 den Frieden von Amiens. Nach Abberufung Wellesleys 1805 wieder Generalgouverneur von Ostindien, starb er 5. Okt. d. J. zu Ghazipur in der Provinz Benares. Das Parlament ließ ihm in der St. Paulskirche, wo sein Leichnam bestattet wurde, ein Monument setzen. Vgl. »Correspondence of Lord C.«, herausgegeben von Roß (2. Aufl., Lond. 1859, 3 Bde.).

2) **William Mann, Graf von,** engl. Admiral, Bruder des vorigen, geb. 25. Febr. 1744, kämpfte bis 1765 mit Auszeichnung an den englischen Küsten gegen die Franzosen, dann als Kommandant des Lion in Amerika, namentlich bei Jamaica gegen Lamothe Piquet, und trug in Ostindien seit 1781 wesentlich zur Eroberung der französischen Besitzungen bei. Am 23. Juni 1793 brachte er der französischen Flotte in den indischen Gewässern eine vollständige Niederlage bei und ward Befehlshaber der englischen Seemacht daselbst. Nach England zurückgekehrt, ward er 1799 zum Admiral der roten Flagge erhoben, führte das Kommando im Kanal bis zum Frieden von Amiens, zog sich darauf ins Privatleben zurück und starb 5. Juni 1819.

Cornwallkessel, s. Dampfkessel.

Corny, Dorf in Deutsch-Lothringen, Landkreis Metz, am rechten Moselufer und an der Straße von Pont à Mousson nach Metz, 21 km südwestlich der Festung gelegen, mit (1880) 883 Einw., war vom 9. Sept. 1870 an das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl während der Belagerung von Metz.

Coro, Stadt im Staat Falcon der Republik Venezuela, liegt auf der sandigen Landzunge, welche die Halbinsel Paraguana mit dem Festland verbindet, 2 km von Golfete de C., ist unansehnlich, wird durch einen Aquädukt mit Wasser versorgt, hat mehrere höhere Schulen, 9 Zeitungen und (1883) 9000 Einw. Der Hafen der Stadt, **La Vela de C.**, liegt 10 km östlich am offenen Meer und ist mit C. durch eine Eisenbahn verbunden. Einfuhr 1882—83: vom Ausland 228,998 Frank, im Küstenhandel 5,507,330 Fr.; Ausfuhr im Küstenhandel 3,675,012 Fr. C. wurde bereits 1527 gegründet und war ehemals als Sitz der spanischen Regierung blühend, bis diese 1578 nach Caracas verlegt wurde.

Coroa, portug. Goldmünze, s. Krone.

Coroados (»Gekrönte«), Indianerstamm im Innern Brasiliens, der teils noch wild in Horden lebt und in früherer Zeit den deutschen Kolonisten durch seine Raubzüge viel zu schaffen machte, teils aber auch in den Provinzen Parana, Matogrosso und Rio Grande do Sul in Dörfern angesiedelt ist. Nach Martius gehören die C. zu den Cren und sind Stammesgenossen der Botokuden (s. d.).

Corocoro, Stadt im Departement La Paz des südamerikan. Staats Bolivia, östlich vom Desaguadero, 3856 m ü. M., mit ergiebigen Kupfergruben und etwa 9000 Einw.

Corolla (lat.), Kränzchen (s. Corona); in der Botanik s. v. w. Blumenkrone (s. Blüte, S. 66).

Corollarium (lat.), bei den Römern ein aus einem Kränzchen (corolla) bestehendes Geschenk, das gute Schauspieler, Virtuosen ꝛc. noch außer der Bezahlung erhielten (vgl. Corona), daher überhaupt s. v. w. Geschenk, freiwillige Zugabe; in der Logik ein Lehrsatz, der aus dem vorhergehenden unmittelbar folgt und deshalb keines weitern Beweises bedarf.

Corōna (lat.), Kranz, Krone, bei den Alten ein häufig vorkommendes Schmuck- und Ehrenzeichen. Bei den **Griechen** war der Kranz ein Amtszeichen, Zeichen der Unverletzlichkeit, wie der Myrtenkranz der Archonten, Ratsherren und Redner, solange sie sprachen; der Opfernde bekränzte sein Haupt mit dem der betreffenden Gottheit besonders angenehmen Laub und stellte sich damit unter den Schutz derselben. Als Siegeszeichen ward der Kranz bei den Spielen verliehen und endlich als Ehrenzeichen für verdiente Bürger. Die anfangs gebräuchlichen Ehrenkränze aus Zweigen des Ölbaums kamen später vor den goldenen in Mißachtung. Die Bekränzung konnte sowohl vom Volk oder vom Rat als auch von Korporationen, wie den Phylen und den Demen, später auch von gewissen Kollegien oder endlich auch von auswärtigen Staaten zuerkannt werden. Verlieh Volk oder Rat den Kranz, so ward es nach altem Gesetz in der Ekklesia und im Buleuterion verkündigt; im Theater durfte dies nur durch besondern Volksbeschluß geschehen. Die Bekränzung von seiten auswärtiger Staaten galt nicht nur einzelnen Bürgern, sondern auch ganzen Gemeinwesen; ja, auch im erstern Fall sollte der Kranz selbst nicht dem Bekränzten, sondern dem Staat anheimfallen. Ihrem Wert nach waren die Kränze, die am Reif innen mit Inschriften versehen waren, sehr verschieden; denn es finden sich Wertangaben zu 3600, 1000 und 500 Drachmen. Bei den **Römern** war die C. eine ehrenvolle Auszeichnung. Die C. obsidionalis (**Belagerungskranz**, Fig. 1) war das höchste und nur

selten verliehene militärische Ehrenzeichen für den Führer, der eine eingeschlossene Stadt oder einen umzingelten Heerhaufen befreit hatte; sie wurde aus Gras, welches man dem betreffenden Ort entnahm, geflochten, daher sie auch C. graminea (Graskrone) hieß. Die C. muralis (Mauerkrone, Fig. 2), gewöhnlich von Gold, mit zinnenartigen Verzierungen, war

Fig. 1.



Corona obsidionalis (Belagerungskranz).

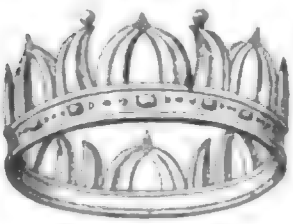
Fig. 2.



Corona muralis (Mauerkrone).

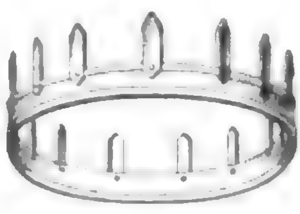
für den bestimmt, welcher im Sturm zuerst die Mauern einer Stadt erstieg. Die C. navalis, auch classica oder rostrata (Schiffskrone, Fig. 3) genannt, war aus Schiffsschnabelfiguren zusammengesetzt, ebenfalls von Gold und ward dem Feldherrn zu

Fig. 3.



Corona navalis (Schiffskrone).

Fig. 4.



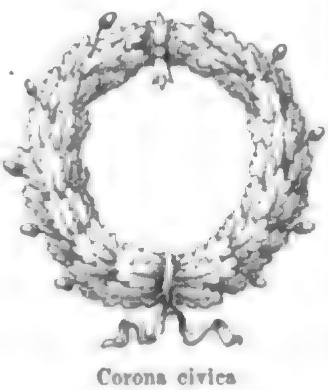
Corona vallaris (Lagerkrone).

Fig. 5.



Corona triumphalis (Lorbeerkranz).

Fig. 6.



Corona civica (Bürgerkrone).

teil, der zuerst an Bord eines feindlichen Schiffs sprang. Die C. vallaris oder castrensis (Lagerkrone, Fig. 4), einen Ring von Schanzpfählen darstellend, auch von Gold, erhielt der, welcher zuerst in den feindlichen Lagerwall eindrang. Die C. triumphalis (Fig. 5), einen Lorbeerkranz, trug der triumphierende Imperator; die C. ovalis, von Myrtenzweigen, wurde beim kleinen Triumph (s. Ovation) vom Feldherrn getragen. Die C. civica (Bürgerkrone, Fig. 6), aus Eichenlaub, erhielt derjenige, welcher in einer Schlacht einem Bürger das Leben gerettet hatte; daher trug sie die Aufschrift »Ob civem servatum«. Sie gewährte besondere Ehrenrechte und dem Empfänger wie seinem Vater und Großvater Freiheit von Abgaben. Augustus hatte eine C. civica auf dem Giebel seines Hauses, die ihm vom Senat überreicht war. Auch außerdem wurden tapfere Waffenthaten durch goldene Kränze geehrt, womit gewöhnlich die Erlaubnis verbunden war, dergleichen Ehrenzeichen lebenslänglich und besonders bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen. Die Corollae waren Kränze, welche verdienten Schauspielern erteilt wurden; anfangs wand man dieselben aus Blumen und befestigte sie mit Bändern am Haupt, in der Folge aus vergoldetem Kupferblech, Crassus zuerst aus Gold und Silber. Der Freude gewidmet waren die C. convivalis (Schmauskranz), aus Zweigen und Blumen, später künstlich aus Gold gefertigt und bei Gastmählern getragen, die C. natalicia (Geburtstagskranz) u. a.

In übertragenem Sinn bedeutet C. einen umgebenden Kreis von Zuhörern ꝛc.; den bei der Tonsur stehen bleibenden Kranz von Haaren; ferner s. v. w. Heiligenschein; die Umzingelung eines belagerten Orts. Endlich heißt C. auch die äußerste atmosphärische Hülle der Sonne, wie sie bei Sonnenfinsternissen hervortritt (s. Sonne).

Coronado, Carolina, span. Dichterin, geb. 1823 zu Almendralejo (Provinz Badajoz), erregte schon im 14. Jahr durch eine Ode: »A la palma«, bedeutendes Aufsehen und kam 1848 nach Madrid, wo sie sich mit dem Sekretär der nordamerikanischen Gesandtschaft, Horatius Perry, vermählte. Ihre Werke bestehen in lyrischen Poesien, die sich durch Wohllaut und Gemütstiefe auszeichnen, und von denen bereits 1843 eine Sammlung im Druck erschien; ferner in dramatischen Arbeiten, von denen die Komödie »El cuadro de la esperanza« und das historische Drama »Alfonso IV de Aragon« Auszeichnung verdienen. Auch veröffentlichte sie Romane und Novellen, wie: »Paquita«, »La luz del Tajo«, »Adoracion« (zusammen 1851), »Jarilla« (7. Aufl., Madr. 1874), »Sigea« (das. 1854), »La rueda de desgracia« (das. 1874) u. a., sowie eine Reiseschilderung: »Del Tajo al Rheno«.

Coronatenschichten, s. Juraformation.

Corōna Venĕris (lat., »Venuskrone«), ein sekundärer syphilitischer Ausschlag auf der Stirnhaut. Vgl. Syphilis.

Coronel, Hafenstadt in der Provinz Concepcion (Chile), an der Araucobai, mit Kohlengruben (Ausfuhr jährlich 115,000 Ton.) und (1875) 5658 Einw. C. ist Sitz eines deutschen Konsuls; 1883 verkehrten hier 409 Seeschiffe, davon 46 deutsche.

Coronella, s. Nattern.

Coronelli, Marco Vincentio, ital. Geschichtschreiber und Geograph, geb. 1650 zu Venedig, wurde 1702 Minoritengeneral, folgte dann einem Ruf nach Frankreich, wo er für Ludwig XIV. große Himmels- und Erdgloben verfertigte (jetzt auf der Nationalbibliothek), und starb 1718 als Professor der Geographie in Venedig. Er war Stifter der Akademie der Argonauten daselbst und hinterließ an 400 Karten (mit erklärendem Text). Von seinen sonstigen Werken sind zu erwähnen: »Storia veneta dall' anno 421 al 1504 (3 Bde.); »Roma antica e moderna« (1716) und das encyklopädische Werk »Bibliotheca universalis sacro-profana« (28 Bde., wovon jedoch nur 7 Bände im Buchhandel erschienen).

Corōner (engl.), in England und in Nordamerika der Beamte, welcher unter Zuziehung einer Jury die Ursache plötzlicher Todesfälle zu untersuchen, beim Verdacht der Tötung das gerichtliche Verfahren gegen den Schuldigen einzuleiten und bei Selbstmorden

die nötigen Recherchen vorzunehmen, auch die Untersuchung bei Schiffbruch zu führen und die Bergung der auf den Wracken befindlichen Gegenstände zu überwachen hat.

Coronilla *L.* (Kronwicke), Gattung aus der Familie der Papilionaceen, Kräuter oder Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, gelben, seltener rötlichen Blüten in langgestielten, blattwinkelständigen Dolden (die gleichsam eine Krone bilden) und länglicher, stielrunder oder vierkantiger Gliederhülse, welche später meist in ihre einzelnen Glieder zerfällt. Etwa 20 Arten, meist in den Mittelmeerländern. C. Emerus *L.* (Skorpionskronwicke), ein bis 2 m hoher Strauch Südeuropas, mit dreipaarigen Blättern und zahlreichen gelben, meist zu drei stehenden Blüten, dient zur Zierde der Parkanlagen. Die widrig schmeckenden Blätter waren sonst als abführendes Mittel im Gebrauch und enthalten einen indigoartigen blauen Farbstoff. C. varia *L.* (bunte Peltschen, Schaflinsen), ein 60—90 cm hohes Kraut mit niederliegenden Zweigen und blaßrot und weißen Blüten in 16—20blütigen, vor dem Aufblühen hängenden Dolden, findet sich durch ganz Europa. Das Kraut schmeckt unangenehm bitter, etwas salzig und wird für giftig gehalten.

Coronilla (spr. -niȕlja), span. Münze, s. Escudillo d'oro.

Coronini-Cronberg, 1) Johann Baptist Alexius, Graf von, österreich. Feldzeugmeister, geb. 16. Nov. 1794 zu Görz, trat 1813 als Kadett in das österreichische Pionierkorps, diente 1814 im italienischen Freikorps unter Oberst Schneider, trat 1824 in modenesische, dann wieder in österreichische Dienste. Als Hauptmann stand er mehrere Jahre in Italien, bis er 1836 als Kämmerer dem Erzherzog Franz Karl zugeteilt und zum zweiten Erzieher des ältesten Sohns desselben, des jetzigen Kaisers Franz Joseph, ernannt wurde. 1837 ward er Major, 1843 Oberst, 1848 Generalmajor und Brigadier in Südtirol, wo er die nach Italien führenden Pässe zu hüten hatte, und 1849 Feldmarschallleutnant und Adlatus des kommandierenden Generals in Slawonien und Kroatien. 1850 wurde er Militär- und Zivilgouverneur im Banat und in der serbischen Woiwodschaft. 1854 befehligte er das Observationskorps, welches Österreich während des Krimkriegs an der türkisch-russischen Grenze aufstellte, und besetzte die Walachei, die er erst 1856 wieder räumte. Zum Feldzeugmeister befördert, war er vom 28. Juli 1859 bis 19. Juni 1860 Banus von Kroatien. 1861 ward er an Beneveks Stelle kommandierender General in Ungarn, 1865 auf seine Bitten dieser Stelle enthoben und in den Ruhestand versetzt. Er starb 26. Juli 1880 auf seinem Schloß bei Görz.

2) Franz, Graf, österreich. Politiker, geb. 18. Nov. 1833, Sohn des vorigen, wurde nebst Taaffe mit dem jetzigen Kaiser Franz Joseph erzogen, studierte anfangs Philosophie und Jurisprudenz, trat aber 1850 in ein Dragonerregiment, ward 1859 Major im Adjutantenkorps, 1865 Oberstleutnant im 2. Kürassierregiment, zeichnete sich in der Schlacht von Königgrätz aus und nahm 1867 als Oberst seinen Abschied. Er zog sich nach Görz zurück, wo er 1870 zum Landeshauptmann ernannt und gleichzeitig zum Mitglied des Landtags sowie 1871 zum Abgeordneten im Reichsrat gewählt wurde. Er gehörte anfangs zum Klub der Linken, ging bei den Verhandlungen über den zweiten Ausgleich zum Fortschrittsklub über, der ihn zu seinem Obmann wählte, trennte sich aber 1878 von demselben, da er ein eifriger Annexionist war und Andrássys Orientpolitik, namentlich die Okkupation Bosniens, entschieden billigte, auch als Präsident der Delegation eifrig unterstützte. Am 14. Okt. 1879 ward er zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses erwählt, legte aber im März 1881 wegen Differenzen mit der Verfassungspartei das Amt nieder und bildete im Abgeordnetenhaus eine regierungsfreundliche Mittelpartei.

Corossosnüsse, s. Elfenbein.

Corot (spr. -ro), Camille, franz. Maler, geb. 20. Juli 1796 zu Paris, besuchte zuerst das Lyceum von Rouen und kam dann in eine Buchhandlung, die er aber 1822 wieder verließ, um sich der Kunst zu widmen. Nachdem er Michallons und V. Bertins Unterweisung genossen, ging er 1826 nach Italien und brachte 1827 ein Gemälde: Gegend bei Nemi, im Pariser Salon zur Ausstellung. Das wahre Talent Corots trat erst zu Tage, als er die französischen Gegenden zu durchstreifen und die Natur in ihren elementaren Äußerungen zu belauschen anfing. Im Anfang der 50er Jahre war Corots eigentümliche Naturanschauung zum vollen Durchbruch gekommen. Allmählich wich die Gleichgültigkeit, mit der man seine Werke anfangs aufgenommen, begeistertem Beifall auf seiten der Künstler und des Publikums. Corots Auffassung war eine vorwiegend lyrische, sentimentale; er wählte sich seine Stoffe nicht, um ein spezielles, treues Landschaftsbild daraus zu gestalten, sondern um in ihnen besondere Stimmungen, die ihn erfüllten, auszuprägen. Er legte darum keinen Wert auf die »schöne Ansicht«, sondern einfache Motive, kleine Naturausschnitte, meist mit Nymphen bevölkert, Wald, Feld, ein Weiher, genügten ihm, um in ihrer Gesamterscheinung eine feierliche Ruhe, ein silbernes Licht, die Bewegung des Windes zur Anschauung zu bringen; er löste die einzelnen Formen der Natur in ihre Luft- und Lichtwirkungen auf und umhüllte sie zumeist mit einem klaren, hellen Grau, das die Kontraste und Härten milderte, ja oft völlig unterdrückte und daher leicht reizlos wurde. Er bedurfte dazu eines breiten Vortrags, der die Wirkung des Ganzen sicherte. Wie poetisch auch seine Bilder erscheinen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß manche einen gar zu skizzenhaften Eindruck machen, und daß man die Abgeneigtheit des Künstlers vor der Wiedergabe fester Formen sehr oft unangenehm empfindet. Jedenfalls war dadurch der Jugend ein gefährliches Beispiel gegeben: solche Bilder ließen sich leicht hervorbringen, und der angehende Künstler gewöhnte sich daran, mit ein paar flüchtigen Strichen und einem grauen Gesamtton ähnliche Effekte zu erreichen, die doch bei C. das Ergebnis längerer und sorgfältiger Studien gewesen waren. Auf diese Weise hat C. vielen Schaden, nicht bloß in Frankreich, angerichtet. Im Museum zu Marseille befindet sich eine Ansicht von Riva (1835), in dem von Avignon ein italienischer Morgen (1842), im Luxembourg zu Paris ein Morgen (1851), in dem zu Rouen ein Morgen in Ville d'Avray (1868) ꝛc. Er starb 23. Febr. 1875 in Paris. Vgl. Dumesnil, C., souvenirs intimes (Par. 1875); Robaut, Camille C. (das. 1880); Rousseau, C. C. (das. 1884).

Corozal, Villa im Staat Bolivar der Bundesrepublik Kolumbien, 240 km südlich von Cartagena in viehreicher Savanne, hat Tabaksbau, Brennerei, Fabrikation geschätzter Hängematten u. (1870) 6309 Einw.

Corpi Santi di Milano, s. Mailand.

Corpŏra amylacĕa, sehr kleine, homogene oder konzentrisch geschichtete, matt glänzende Körperchen, treten im Gefolge lokaler Krankheiten in verschiede-

nen Organen und Neubildungen, massenhaft bei der einfachen grauen Degeneration im Nervensystem auf. Sie werden wie Stärkemehl durch Jod blau gefärbt. C. oryzoidea, Reiskörperchen (s. d.).

Corporāle (lat.), in der katholischen Kirche das geglättete Leintuch, worauf Hostienteller und Kelch behufs der Konsekration gesetzt werden.

Corps (franz.), s. Korps.

Corpus (lat.), Körper, s. Korpus.

Corpus catholicorum (lat.), die Gesamtheit der katholischen deutschen Reichsstände, sofern sie sich dem Corpus evangelicorum (s. d.) gegenüber zu einer für sich bestehenden Körperschaft verbunden hatten. In diesen Versammlungen der katholischen Reichsstände führte Kurmainz als erster Reichsstand, wie auf den Reichstagen, das Direktorium. Sie kamen indes nur selten vor, weil die katholischen Stände, die ohnedies auf den Reichstagen durch ihre Mehrzahl das Übergewicht hatten, schon im Kaiser einen natürlichen Schutzherrn und im Papst ein allgemeines Kirchenoberhaupt hatten, welche, die Gerechtsame der Kirche vertretend, die erforderlichen Vereinigungspunkte bildeten, sobald es sich um ein gemeinsames Zusammenwirken handelte. Nur einigemal sahen sich die katholischen Stände veranlaßt, unter diesem Namen zusammenzutreten, den sie sich in einem Schreiben vom 16. Nov. 1700, worin sie dem Kaiser ihren zur Wahrung ihrer Interessen nach eignem Gutdünken veranstalteten Zusammentritt kundthaten, ausdrücklich beilegten.

Corpus Christi (lat.), s. Fronleichnamstag.

Corpus Christi, Hafenstadt im nordamerikan. Staat Texas, auf der hohen Küste der gleichnamigen Bai, nahe der Mündung des Nueces River gelegen, mit (1880) 3257 Einw. Ausfuhr 1883—84: 1,617,377 Doll., Einfuhr 551,546 Doll. 36 Schiffe von 1133 Ton. gehören zum Hafen.

Corpuscŭla (lat., »Körperchen«), gewisse Zellen in den Samenknospen der Gymnospermen (s. d.).

Corpus delicti (lat.), der Thatbestand (s. d.) eines Verbrechens, d. h. die Gesamtheit der Merkmale, die notwendig zum Begriff eines Verbrechens gehören; auch Bezeichnung für die verletzte Person oder Sache sowie für die Werkzeuge, durch die das Verbrechen begangen wurde, und wohl auch für die sichtbaren Spuren eines Verbrechens.

Corpus doctrīnae (lat.), Sammlung kirchlicher Lehr- und Bekenntnisschriften, namentlich derjenigen, welche in der lutherischen Kirche behufs der Beilegung der zwischen der strengern Lutherschen und der mildern Melanchthonschen Partei entstandenen Streitigkeiten für die verschiedenen lutherischen Landeskirchen in Deutschland seit 1560 als Glauben und Lehre normierend publiziert wurden. Weiteres s. Symbolische Bücher.

Corpus evangelicorum (lat.), die geschlossene Körperschaft, in welche die protestantischen deutschen Reichsstände auf den Reichstagen zusammentraten, wenn die Verhandlungen Religions- und kirchliche Angelegenheiten betrafen. Ausdrücklich und regelmäßig geschah dies erst seit dem Westfälischen Frieden. Vorher waren dergleichen Vereinigungen weder allgemein noch von Dauer, wie z. B. das Torgauer Bündnis 1526 und der 1531 geschlossene Schmalkaldische Bund. Als aber nach dem Augsburger Religionsfrieden das Bedürfnis gemeinsamer Vertretung und Wahrung der Interessen der evangelischen Stände gegenüber den katholischen sich fühlbar machte, traten sie allmählich als eine geschlossene Körperschaft auf, deren Haupt der Kurfürst von Sachsen und später der Kurfürst von der Pfalz war, bis 1633 der schwedische Reichskanzler Oxenstierna die Leitung der Geschäfte übernahm. Durch den Westfälischen Frieden (Art. V, § 8 und 52) wurde sodann ausdrücklich festgesetzt, daß im Reichstag in kirchlichen Angelegenheiten nicht nach Stimmenmehrheit entschieden, sondern zwischen protestantischen und katholischen Ständen als zwischen zwei besondern, gleichberechtigten Korporationen auf gütliche Weise verfahren werden solle. Bei der ersten Sitzung und eigentlichen Konstituierung des C. 22. Juli 1653 auf dem Reichstag zu Regensburg erhielt Kursachsen wieder das Direktorium. Als der Kurfürst Friedrich August I. 1697 durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche unfähig wurde, die protestantischen Kirchenangelegenheiten ferner zu leiten, übergab er die Direktion 1698 dem Herzog Friedrich II. von Gotha, ordnete ihm jedoch das Geheimratskollegium in Dresden bei, das er deshalb in Bezug auf die Besorgung kirchlicher Dinge vom Gehorsam gegen seine Person entband. Als Herzog Friedrich schon 1700 zurücktrat, übernahm der Herzog Johann Georg von Sachsen-Weißenfels die Oberleitung. Auch als der Kurprinz Friedrich August II. 1717 zur katholischen Kirche übergetreten war, blieb die Direktion bei Kursachsen, obgleich Kurbrandenburg darauf Anspruch machte, dessen Wahl Hannover und andre Stände hintertrieben. Insofern das C. durch den Westfälischen Frieden als besondere Körperschaft eingesetzt war, stand demselben das Recht zu, Versammlungen zu halten, Beschlüsse zu fassen und Vorstellungen an den Kaiser zu richten; doch fruchteten die Vorstellungen desselben zu gunsten der Rechte der Protestanten meist weniger als die Drohungen der mächtigern protestantischen Reichsstände. Seit 1770 bestanden zwei ständige Deputationen, die eine zur Untersuchung der Religionsbeschwerden, die andre zur Aufnahme der sechs dem C. zugehörenden Kassen. Im J. 1806 ging das C. zugleich mit der deutschen Reichsverfassung zu Grabe. Vgl. Frantz, Das katholische Direktorium des C. (Marb. 1880).

Corpus juris (lat., »Rechtskörper«), Benennung gewisser Sammlungen einzelner Gesetze oder Rechtsbücher, insbesondere der im 12. Jahrh. zu einem geschlossenen Ganzen vereinigten Rechtsbücher des oströmischen Kaisers Flavius Justinianus, durch welchen das gesamte damals vorhandene Rechtsmaterial in einige wenige erschöpfende Sammlungen zusammengefaßt wurde (Corpus juris civilis). Die erste derselben war eine jetzt verlorne Sammlung der kaiserlichen Verordnungen, der sogen. Codex vetus, welcher durch eine Kommission von zehn hervorragenden Juristen, darunter Tribonian und Theophilus, verfaßt und 529 n. Chr. publiziert wurde. Nach Beendigung des Kodex beauftragte Justinian 530 den Tribonian, mit Zuziehung von 16 andern Rechtsgelehrten nun auch aus den Schriften der Juristen das Brauchbare zu exzerpieren, und so entstanden die Pandekten oder Digesten, d. h. wörtlich eine das gesamte Recht umfassende Sammlung. Im ganzen wurden in der Sammlung die Schriften von 39 Juristen benutzt und gegen 2000 Abschnitte daraus exzerpiert. Um aber das Praktische herauszuheben, Widersprüche zu vermeiden und die ältern Schriften dem bestehenden Recht anzupassen, hatte die Kommission Vollmacht, wegzulassen, zu ändern und Zusätze zu machen. Diese Veränderungen werden Emblemata Triboniani genannt, und obschon deren viele vorgenommen worden sind, so haben sie doch nicht gerade dazu gedient, die Sammlung von allem Ver-

alteten frei zu erhalten. Auch finden sich viele Stellen am ungehörigen Ort (leges fugitivae, erraticae), oder sie wiederholen sich (geminationes). Die Pandekten zerfallen in 50 Bücher, welche, ausgenommen die von 30—32, in einzelne Titel geteilt werden, und diese letztern bestehen wieder in einzelnen Fragmenten oder Leges, deren jedes als ein vom Kaiser ausgegangenes Gesetz betrachtet werden soll. Die Leges sind mit Inskriptionen versehen, um die Schrift des Juristen zu bezeichnen, aus der sie entlehnt sind, und zerfallen meist wieder in ein Principium und Paragraphen. Mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht in den Rechtsschulen zerlegte Justinian die Digesten in sieben Teile: der erste Teil, Buch 1—4, enthält die allgemeinen Lehren von Recht, Personen und Sachen; der zweite, Buch 5—11, handelt von dinglichen Klagen; der dritte, Buch 12—19, von persönlichen Klagen; der vierte, Buch 20—27, vom Pfandrecht, der Lehre von den Beweismitteln, der Ehe und Vormundschaft; der fünfte, Buch 28—36, und der sechste Teil, Buch 37—44, vom Erbrecht; der siebente Teil, Buch 45—50, von verschiedenen Materien, im 46. und 47. Buch aber namentlich von Verbrechen und Strafen (libri terribiles). Was die Methode anbelangt, welche die Gesetzgebungskommission bei der Anfertigung, Anordnung und Stellung der einzelnen Titel befolgt hat, so wurden alle dabei zu benutzenden juristischen Werke in drei Hauptklassen oder Massen eingeteilt, von welchen die eine besonders aus den Kommentaren zu den Schriften des Sabinus, die zweite aus Schriften über das prätorische Edikt und die dritte aus Werken von Papinian bestand, die sogen. Sabinus-, Edikts- und Papiniansmasse. Gleichzeitig mit den Digesten entstanden ferner die Institutionen, welche Justinian durch Tribonian und die beiden Rechtslehrer Theophilus und Dorotheus als ein bei den Rechtsschulen zu gebrauchendes Lehrbuch fertigen ließ. Sie beruhen auf dem gleichnamigen ältern Werk des Gajus (s. d.). Diese Institutionen wurden 21. Nov. 533 bekannt gemacht und erhielten gleichzeitig mit den Digesten 30. Dez. d. J. gesetzliche Kraft. Sie zerfallen in vier Bücher, diese in Titel und letztere wieder in ein Principium und Paragraphen. Das erste Buch behandelt die Lehre von den Personen als Subjekten des Rechts, das zweite und dritte die eigentlichen Vermögensrechte und das vierte die Lehre von den Klagen und einiges Prozessualische. Endlich publizierte Justinian noch eine revidierte und verbesserte Ausgabe seines Kodex, welche unter dem Namen Codex repetitae praelectionis bekannt ist und 29. Dez. 534 mit Gesetzeskraft bekleidet wurde. Der neue Kodex zerfällt in zwölf Bücher, im übrigen befolgt er im wesentlichen die Ordnung der Digesten nach den sieben Partes; nur enthält, abweichend hiervon, das erste Buch religiöse Bestimmungen und das neunte bis zum zwölften Buch das öffentliche und das Staatsrecht der spätern Kaiserzeit. Nach dem Abschluß der geltenden Entscheidungsquellen in jenen drei Sammlungen erließ Justinian noch viele Verordnungen, sogen. Novellae, von denen jedoch keine offizielle Sammlung, sondern nur Privatsammlungen existieren. Namentlich wurden von den Novellen, deren Zahl sich auf 168 beläuft, und welche größtenteils ursprünglich in griechischer Sprache verabfaßt waren, 134 an der Zahl in Italien in einer lateinischen Übersetzung gesammelt, die von den Glossatoren unter dem Namen Authenticum oder Liber Authenticorum als gesetzlicher Text anerkannt und in die brauchbaren (ordinariae, neun Kollationen) und die unbrauchbaren (extravagantes, extraordinariae) geteilt wurden. Die genannten vier Sammlungen bilden das in Deutschland rezipierte römische Recht; doch ist dem C. j. civilis noch manches andre angehängt, so 13 Edikte Justinians, Verordnungen späterer Kaiser, die Canones apostolorum und die Libri feudorum. Letztere, aus Arbeiten verschiedener Verfasser zusammengesetzt und in den 80er Jahren des 12. Jahrh. äußerlich aneinder gereiht, enthalten das langobardische Lehnrecht. Sie wurden als zehnte Kollation den Novellen angehängt und erlangten in Deutschland gesetzliche Gültigkeit. Die Verbindung der einzelnen Teile des C. zu einem geschlossenen Ganzen erfolgte durch die Rechtsschule der Glossatoren zu Bologna, deren Unterricht vorzugsweise in einer Exegese des C. bestand. Die daraus hervorgegangenen Glossen, in Gestalt der von Accursius besorgten Glossa ordinaria, bilden einen Bestandteil der glossierten Ausgaben des C. Unter den glossierten Ausgaben sind zu nennen die von Contius (Par. 1576, 5 Bde.), Dionysius Gothofredus (Lyon 1589, 6 Bde.; mit gemeinschaftlichem Titel 1604; vermehrt und verbessert 1612), Fehius (das. 1627, 6 Bde.) und wegen ihrer Handlichkeit die von Baudoza (das. 1593 und mit neuem Titelblatt 1600, 4 Bde.) Von den unglossierten Ausgaben verdient Erwähnung die in kritischer Beziehung wichtige des Haloander (Nürnb. 1529—1531, 6 Bde.). Durch kritische oder exegetische Noten sind ausgezeichnet die von Dionysius und Jacobus Gothofredus (Genf 1624, 2 Bde.), Simon van Leeuwen (Amsterdam 1663), Gebauer und Spangenberg (Götting. 1776—97, 2 Bde.), Beck (Leipz. 1825—36, 5 Bde.), Schrader (unvollendet und nur die Institutionen enthaltend, Berl. 1832, Bd. 1). Die beliebteste Handausgabe mit kurzen kritischen Noten lieferten die Gebrüder Kriegel im Verein mit Emil Herrmann und Osenbrüggen (Leipz. 1828—37; 16. Aufl. 1880, 3 Bde.), die neueste und beste kritische Ausgabe Th. Mommsen und P. Krüger (Berl. 1868 ff., 3 Bde.; 3. Ausg. 1882 ff.). Spezialausgaben der einzelnen Stücke des C. haben wir zu verzeichnen für die Institutionen von Biener (Berl. 1814), Schrader (das. 1836, neueste Aufl. 1874), P. Krüger (das. 1867), Huschke (Leipz. 1868); für die Pandekten von Mommsen und Krüger (Berl. 1866—68, 2 Bde.); für den Kodex von Krüger (das. 1873—77) nebst »Codicis Justiniani fragmenta Veronensia« von demselben (1874); für die Novellen von C. E. Zachariä v. Lingenthal (Leipz. 1881—84, 2 Bde. mit Anhang). Eine deutsche Übersetzung des gesamten C. veranstalteten Otto, Schilling und Sintenis (Leipz. 1830—33, 7 Bde.).

Ähnlich wie das C. j. civilis wurde im spätern Mittelalter das Corpus juris canonici zusammengestellt. Dasselbe umfaßt zunächst das um 1145 verabfaßte Dekret des Gratian, eines Benediktiners, welches alle frühern Sammlungen, worin die päpstliche Gewalt, die Rechte des Klerus, die Kirchenzucht, die heiligen Gnadenhandlungen abgehandelt waren, Echtes wie Falsches, in ein Ganzes vereinigte. Es enthält drei Teile, von denen der erste und dritte in Distinktionen und Canones zerfallen, der zweite aus Causae (Rechtsfällen) besteht. Hieran reihte sich eine Sammlung der päpstlichen Dekretalen und Konzilienbeschlüsse in fünf Büchern, welche auf Befehl Gregors IX. 1234 durch Raimund von Pennaforte zusammengestellt wurde. Die Sammlung Bonifacius' VIII. von 1298, welche ebenfalls aus fünf Büchern besteht und im Anschluß an die vorige Sammlung der Liber sextus genannt wird, begreift die seit Gregor erlassenen Dekretalen und die Beschlüsse

der ökumenischen Konzile zu Lyon von 1245 und 1275. Als siebentes Buch kam dazu die Sammlung Clemens' V. (Clementinen), welche größtenteils Synodalbeschlüsse enthält und aus dem Jahr 1313 herrührt. Außerdem sind dem kanonischen Rechtsbuch noch unter dem Namen Extravaganten bekannte Privatsammlungen angefügt, welche aber bei uns nicht mit rezipiert worden sind. Von den Ausgaben des C. j. canonici sind hervorzuheben die von J. H. Böhmer (Halle 1747, 2 Bde.), E. L. Richter (Leipz. 1833—39, 2 Bde.), E. Friedberg (das. 1879—81, 2 Bde.) sowie die deutsche Übersetzung von Schilling und Sintenis (das. 1834—37, 2 Bde.).

Den Namen C. hat man auch mehreren neuern Privatsammlungen von Gesetzen und Gesetzbüchern beigelegt. So gibt es ein »C. j. romani antejustinianei« (Bonn 1835—44, 6 Hefte); ein C. j. confoederationis germanicae« von Meyer (Frankf. 1822—28, 2 Bde.; 3. Aufl. 1858—69, 3 Bde. nebst Register); ein »C. j. criminalis« von Kittler (Leipz. 1834); ein »C. j. ecclesiastici Austriaci academicum« (Wien 1764); ein »C. j. ecclesiastici catholicorum novioris« von Gärtner (Salzb. 1797—99, 2 Bde.), von Weiß (Gießen 1833); ein »C. j. ecclesiastici Saxonici« (Dresd. 1773—84, 2 Bde.); ein »C. j. feudalis Germanici« von Senckenberg (Gießen 1740; neu hrsg. von Eisenhart, Halle 1772); ein »C. j. Fridericianum«, preußisches Landrecht (Berl. 1750—51, 2 Tle.) und Prozeßordnung (das. 1781, 4 Tle.); ein »C. j. Germanici publici ac privati« von Königsthal (Frankf. 1760—66, 2 Bde.); ein »C. j. Germanici antiqui« von Walter (Berl. 1824, 3 Bde.); ein »C. j. Germanici tam publici quam privati academicum« von Emminghaus (Jena 1824—44, 2 Bde. nebst Supplement; 2. Aufl. 1844—56); ein »C. j. publici Germanici academicum« von Michaelis (Tübing. 1825); ein »C. j. Hungarici« (Ofen 1779, 2 Bde.; das. 1822, 2 Bde.); ein »C. j. metallici« von Wagner (Leipz. 1791); ein »C. j. nautici« von Engelbrecht (Lübeck 1790); ein »C. j. opificiarii« von Ortloff (Erlang. 1804, 2. Aufl. 1820); ein »C. j. Saxonici« (Dresd. 1672—73); ein »C. j. Sueo-Gotorum antiqui« von C. J. Schlyter (Lund 1838—77, 13 Bde.); ein »C. j. civilis für das Deutsche Reich u. Österreich« von R. Schröder (Bonn 1876—77, 2 Tle.).

Corr., bei botan. Namen Abkürzung für J. F. Correa de Serra, geb. 1751 zu Serpa in Portugal, Diplomat und Botaniker, Gesandter in Nordamerika, starb 1823 in Caldas.

Corral (Puerto de C.), s. Valdivia (Chile).

Corrāles (»Höfe«), Name der span. Theater, solange dazu noch die Höfe großer Gebäude benutzt wurden. Die Bühne (tablado) war im Hintergrund des Hofraums aufgeschlagen; dieser selbst bildete das Parterre (patio), das sich amphitheatralisch, mittels der gradas (»Stufen«), zu den Fenstern (ventanas) der den Hofraum umschließenden Gebäude erhob. Diese selbst bildeten die Logen. Orchester fehlten diesen ältesten spanischen Theatern ganz. Anfangs war nur die Bühne bedeckt, später waren es auch die Gradas.

Corrāles, Inselgruppe, s. Granada 2).

Corr. corr. imp., Abkürzung für: Correctis corrigendis imprimatur (es möge gedruckt werden nach Verbesserung der Druckfehler).

Correctio fratérna (lat., »brüderliche Zurechtweisung«), Dienstag nach Okuli, wegen Matth. 18,15.

Corrector (lat.), s. Korrektor.

Correggio (spr. korreddscho), Städtchen in der ital. Provinz Reggio nell' Emilia, an einem durch die Secchia zum Po führenden Kanal, mit altem Schloß der Fürsten von C. und (1881) 2938 Einw. C. ist Geburtsort des Malers Antonio Allegri, genannt il C.

Correggio (spr. korreddscho), Antonio Allegri da, ital. Maler, geb. 1494 zu Correggio, lernte daselbst bei seinem Oheim Lorenzo Allegri und bei Ant. Bartolotti; bedeutendere Förderung aber erfuhr er um 1511 bei Franc. Bianchi in Modena und später durch die Berührung mit Mantegnas Schule, wo er die Regeln der Anatomie und Perspektive lernte. Außerdem wirkte auch die Schule Leonardo da Vincis durch die Zartheit des Ausdrucks, die Gediegenheit der Modellierung und die Abtönung der Farbe auf ihn ein; auch muß er einen starken Einfluß der Venezianer empfangen haben. Sein frühstes beglaubigtes Werk ist die Madonna mit dem heil. Franziskus, die er 1514 und 1515 für die Minoriten zu Correggio malte; das Bild, jetzt in Dresden, zeigt bereits deutlich die Vermischung der Einflüsse der genannten Schulen, aber auch noch eine gewisse Strenge und Herbheit. 1517 oder 1518 entstand wahrscheinlich die Vermählung der heil. Katharina (Paris, Neapel), die bereits einen bedeutenden Fortschritt des Malers in dem ihm eigentümlichen Stil zeigt. In Parma malte er von 1518 an für die Nonnen von San Paolo ein Gemach mit mythologischen Figuren und Putten aus, die bereits den Stempel der ganzen sinnlichen Heiterkeit seiner Kunst tragen, köstlich naive Figuren, in Licht und Luft schwimmend, freilich in Bezug auf strenge Formengebung und Komposition nicht befriedigend. Diese künstlerischen Erfolge gestalteten auch seine materielle Lage günstig, und diese trug wieder dazu bei, Correggios Schaffenskraft zu erhöhen; was man von seiner Armut berichtet hat, beruht auf Erfindung. Es entstand damals eine Reihe von Madonnenbildern, darunter die Zingarella (»Zigeunerin«) in Neapel, ein liebliches Gemälde, welches nach dem bunten Kopftuch der Madonna eben diesen Namen erhalten hat. 1522 sah sich der Meister genötigt, seiner Bestellungen halber ganz nach Parma überzusiedeln, wo die Benediktiner von San Giovanni seine besondern Gönner waren und sich von ihm Ölgemälde malen und ihr Kloster mit Fresken (1524 beendigt) ausschmücken ließen. Damals (1522 bestellt, 1530 abgeliefert) entstand auch seine berühmte Anbetung der Hirten, die sogen. Nacht, welche sich jetzt in Dresden befindet, jene liebliche Schöpfung, wo das Licht, vom Christuskind ausgehend, die frommen Zuschauer beleuchtet und das Ganze in eine märchenhaft geheimnisvolle Stimmung versetzt. Zur Madonna des heil. Sebastian (jetzt in Dresden) erhielt C. 1525 den Auftrag, im folgenden Jahr zur Madonna della Scodella (mit der Schüssel, Parma); übertroffen werden diese herrlichen Gemälde noch durch die Madonna mit dem heil. Hieronymus (Parma, bestellt 1523), welches Gemälde man den »Tag« zu nennen pflegt. In der Zwischenzeit hatte der Maler laut Vertrag vom 6. Juli 1520 die Halbkuppel über der Chornische von San Giovanni Evangelista mit dem Freskobild der Krönung Mariä und die Hauptkuppel mit einem zwischen den Aposteln thronenden und von zahlreichen Engeln umgebenen Christus geschmückt. Die Krönung Mariä ist abgelöst worden und befindet sich in der Bibliothek zu Parma. 1522 erhielt er den Auftrag, auch im Chor und in der Kuppel des Doms Fresken auszuführen. Er vollendete jedoch nur bis 1530 die Himmelfahrt Mariä in der Kuppel. Mit einer bis dahin noch nicht dagewesenen Kühnheit sind hier die zahllosen schwebenden Figuren in der Untensicht so gemalt, wie sie in Wirklichkeit erscheinen müßten, und

dabei diese flutende Bewegung in Licht und Luft! Die Bewunderung der spätern Künstler, namentlich des Annibale Carracci, war darum auch ungemessen, und von hier hauptsächlich ging die Plafondmalerei der Barockzeit aus. Freilich leidet die Deutlichkeit der Handlung und der Gestalten durch die Verkürzung, weshalb die Parmesaner das Bild ein Froschschenkelragout genannt haben sollen. Die architektonischen Gesetze erscheinen hier vollständig aufgehoben. Auch die Madonna des heil. Georg (in Dresden) mag in jene Zeit fallen. Die berühmte büßende Magdalena in Dresden hat sich jetzt als eine Arbeit des 17. Jahrh. herausgestellt, welche vielleicht auf ein Original des C. zurückgeht. Ende 1530 scheint C. nach Correggio übergesiedelt zu sein, vielleicht durch den Tod seiner Frau bewogen, der zwischen 1528 und 1530 erfolgte. In diese Zeit auch fällt die Entstehung der Leda und der Danae, die Herzog Federigo II. von Mantua zum Geschenk für Karl V. bestimmt hatte. Diese Bilder wanderten nach Spanien und wurden dort 1603 für Kaiser Rudolf erworben, der sie nach Prag schaffen ließ. Von hier entführten sie die Schweden 1648 nach Schweden, von wo sie die Königin Christine nach Rom brachte, nach deren Tod sie in die Hände verschiedener Besitzer fielen, 1722 in die des Regenten Philipp von Orléans, aus dessen Galerie die Leda nach Berlin gelangte, wo sie sich jetzt im Museum befindet. Die Danae besitzt die Galerie Borghese zu Rom. C. hatte noch zwei ähnliche mythologische Bilder gemalt, Jo, von Jupiter umarmt, und Ganymed, vom Adler geraubt, die sich beide im Belvedere zu Wien befinden. Ein andres Bild aus der antiken Fabelwelt, Jupiter und Antiope, kam aus dem Besitz des Herzogs Vincenzo von Mantua in den Karls I. von England, nach der Zerstreuung von dessen Sammlung aber nach Paris, wo es sich nun im Louvre befindet. Alle diese Bilder gehören zu den wunderbarsten Schöpfungen des Pinsels, die Vorwürfe entsprachen auch der heiter sinnlichen und doch naiven Anschauung Correggios. Wie stark die Wirkung dieser hinreißenden Gestalten ist, beweist außer der Bewunderung aller Zeiten die Thatsache, daß der frömmelnde Herzog Louis von Orléans den Kopf der Leda herausschneiden ließ. Derselbe wurde übrigens wieder geschickt von Schlesinger ergänzt. Die Schule des Amor (Merkur, der den kleinen Amor im Lesen unterrichtet, in London, Nationalgalerie) kommt den andern Arbeiten Correggios nicht gleich; das Bild scheint auch bedeutend früher entstanden zu sein. C. starb 5. März 1534 in Correggio. C. ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Kunstgeschichte: sein Leben verlief in engem Kreis, und doch hat er durch seine Werke die Welt bewegt; anfangs wenig gekannt, zog er später die ganze italienische Schule in seine Bahnen. Den Namen eines Malers der Grazien hat er in der That verdient, denn in der Schilderung süßen Liebreizes und bestrickender Anmut hat es ihm niemand gleich gethan. Den lächelnden Ausdruck seiner Köpfe sowie den ganzen Gesichtsschnitt derselben hat er von Leonardo da Vinci entlehnt; in dem Halbdunkel, das er über die Formen zu verbreiten wußte, mischen sich die Einflüsse jenes mit denen der Venezianer. Seine Farben sind durch zarte Lasuren wie mit einem durchsichtigen Schimmer bedeckt, ein fein abgestuftes Licht spielt in seinen Gestalten, und selbst dunkle Stellen des Gemäldes zeigen immer noch leicht erhellende Reflexe. Correggios Empfindung ist keine heroische, wie bei Michelangelo, auch keine edle, wie bei Raffael; aber er hat den rein malerischen Sinn vor ihnen voraus, das Leben der Formen in dem zarten Schimmer ihrer Farben und der sie umgebenden Luft zu erkennen. Daher lockten ihn diejenigen Gegenstände am meisten, welche den Reiz einer schönen sinnlichen Erscheinung, einer idyllischen Stimmung wiedergeben sollen. Große Charaktere und strengen Adel sucht man bei ihm vergebens. Weibliche und kindliche Grazie gelingt ihm gleich gut, während seine Männer ins Üppige verfallen; der feste Knochenbau und die bestimmte Form des männlichen Körpers blieben ihm fremd. Auf die Gesetze einer idealen Komposition verstand er sich weniger als Leonardo, Raffael und Michelangelo; er strebte hier mehr die Naturnachahmung an, ohne die Schranken, die der Idealismus setzt, zu erkennen; deshalb die oft unangenehmen Verschiebungen und Verkürzungen der Körperteile, die sich am stärksten in seiner Domkuppel zu Parma zeigen. Schüler von ihm sind: Gatti, Rondani, Mazzuola, sein Sohn Pomponio u. a. Weit wichtiger aber als sein Einfluß auf seine Schüler war derjenige, den er auf die Carracci ausübte, die denselben dann wieder auf die ihnen folgende italienische Kunst vererbten. Das effektreiche, sinnliche Element, die kühnen perspektivischen Verkürzungen und die bestrickende Farbe Correggios kamen den Neigungen der Barockmaler entgegen, und seitdem war bis zur Wiederbelebung der Kunst Ende des 18. Jahrh. C. der Leitstern der Malerei. Vgl. Pungileoni, Memorie istoriche di Ant. Allegri (Parma 1817, 3 Bde.); Bigi, Notizie di A. Allegri (Modena 1873); Jul. Meyer, C. (Leipz. 1871); Lermolieff, Die Galerien von München, Dresden und Berlin (das. 1881).

Corregidor (span., spr. -chidōr; portug. Corregedor), in Spanien bis zur Einführung der jetzigen Gemeindeordnung die erste, vom König eingesetzte, mit der Gerechtigkeitspflege und Administration in einer Stadt betraute obrigkeitliche Person; in Portugal Administrationsbeamter ohne richterliche Gewalt.

Corrénte (ital.; franz. Courante), eine ältere, der Suite einverleibte Tanzform im Tripeltakt, deren Charakteristikum lebendige Bewegung in gleichen Noten ist; so erscheint sie wenigstens bei den Italienern (Corelli), während die deutschen und französischen Komponisten ihr einen mehr leidenschaftlichen Charakter gegeben haben.

Corrénti, Cesare, ital. Staatsmann, geb. 3. Juni 1815 zu Mailand, nahm unter der österreichischen Herrschaft als junger Mann an den Verschwörungen teil, welche die Befreiung Italiens und den Aufbau desselben auf liberalen Grundlagen zum Ziel hatten, half auch die Erhebung von 1848 vorbereiten und ins Leben rufen und wanderte, als sie scheiterte und die Fremdherrschaft aufs neue auf Mailand lastete, ins Exil nach Piemont. Als Mitglied des sardinischen, dann des italienischen Parlaments drang er vorzugsweise auf administrative Reformen. In der letzten Periode des Ministeriums Ricasoli 17. Febr. bis 4. April 1867 war C. Unterrichtsminister, und als das Ministerium Menabrea seine Entlassung gab und 12. Dez. 1869 Lanza in Verbindung mit Sella ein neues Kabinett bildete, übernahm C. zum zweitenmal das Unterrichtsministerium. Als jedoch sein Gesetzentwurf, wonach der Religionsunterricht, um den Einfluß der Geistlichkeit zu brechen, an den Sekundärschulen abgeschafft werden sollte, von den übrigen Ministern abgelehnt wurde, forderte er 16. Mai 1872 seine Entlassung. Seit 1877 ist er Kanzler des Ritterordens des heil. Mauritius.

Correr, Museo, eine von dem Venezianer Theodor Correr (1750—1830) angelegte wertvolle Sammlung von Gemälden und kunstgewerblichen Altertümern,

welche der Gründer der Stadt Venedig hinterlassen hat, und die sich jetzt in Fondaco dei Turchi am Canale Grande daselbst befindet.

Correttóri (ital., »Berichtiger«), ehemals in Venedig fünf Richter, die nach dem Tod jedes Dogen untersuchten, ob das öffentliche Betragen desselben den Gesetzen gemäß gewesen sei; für gefundene Fehler mußten die Erben Geldstrafen erlegen. Zugleich hatten sie zu prüfen, ob etwas an den Gesetzen zu ändern, ob sich Mißbräuche eingeschlichen 2c.

Corrëus (lat.), ein Mitschuldiger; C. debendi, Mitschuldner; C. credendi, Mitgläubiger. Vgl. **Korrealobligation.**

Corrèze (spr. -rähs'), Fluß im südwestlichen Frankreich, entspringt in den Bergen von Monédières und mündet nach einem Laufe von 85 km unterhalb Brives in die Vézère (Nebenfluß der Dordogne). Das nach ihm benannte **Departement** wird nördlich vom Departement Creuse, östlich von Puy de Dôme und Cantal, südlich von Lot, südwestlich von Dordogne, nordwestlich von Vienne begrenzt und umfaßt ein Areal von 5866 qkm (106,5 QM.). Das Land, das ehedem einen Teil der Provinz Limousin (s. d.) bildete, ist ein Bergland, das von der Dordogne mit der Diège, Luzège, Doustre und der Vézère mit der C. bewässert wird. Am gebirgigsten ist der Teil im Osten der C., La Montagne genannt, welcher fast nur unfruchtbare Heiden bietet, und der Nordosten, wo ein Ausläufer des Auvergnegebirges als Scheide zwischen den Flußgebieten der Garonne und Loire steht und das Plateau Millevache bildet, aus dem sich der Mont Odouze bis zu 954 m erhebt. Der westlich gelegene Teil, das Unterland, ist mit Ackerland und Weinbergen reichlich bedeckt und auch stärker bevölkert. Das Klima ist je nach der Bodenerhebung verschieden, im allgemeinen aber sehr gesund. Die Zahl der Einwohner beträgt (1881) 317,066. Vom Areal kommen 194,326 Hektar auf Ackerland, 73,047 Hektar auf Wiesen, 41,029 Hektar auf Wald und Busch und 16,652 Hektar auf Weinland; das übrige Land sind meist treffliche Weiden. Außer Wein (Rotwein, in den tiefen und milden Thälern der Dordogne, der C. und der Vézère), Getreide und Kartoffeln werden besonders Nüsse und gute Kastanien, dann Flachs und Hanf gebaut. Beträchtlich ist die Zucht des Rindviehs, der Schafe, Schweine und Ziegen. C. liefert Tausende von Rindern nach Paris, gepökeltes Schweinefleisch nach Bordeaux und Nußöl nach andern Provinzen. Die sonst so vortreffliche Limousinpferderasse ist durch Vernachlässigung entartet. Sehr beträchtlich ist die Bienenzucht. Ausgebeutet werden Eisen, Steinkohlen, Schiefer, Antimon. Die Industrie, obschon in letzter Zeit fortgeschritten, leistet noch wenig; am bedeutendsten ist die Waffenfabrikation zu Tulle; außerdem gibt es einige Papierfabriken, Töpfereien, Gerbereien 2c. Der Handel hat vorzugsweise Getreide, Kastanien, Öl, Pferde, Maultiere und Rindvieh, Eisen, Kupfer, Papier, Spitzen 2c. zum Gegenstand. Das Land ist in drei Arrondissements geteilt: Brive, Tulle, Ussel. Hauptstadt ist Tulle. Am gleichnamigen Fluß, im Arrondissement Tulle, liegt das Städtchen C. mit 520 Einw.

Corrib (Lough C.), einer der größten Binnenseen Irlands, zwischen den Grafschaften Galway und Mayo, 40 km lang und bis zu 12 km breit, fließt durch einen breiten Fluß bei Galway ins Meer ab und ist wichtig für Schiffahrt und Fischerei. Ein Kanal verbindet ihn mit Lough Mask.

Corriéntes, eine Provinz der Argentinischen Republik, liegt zwischen den Flüssen Parana und Uruguay und grenzt südlich an Entre Rios, nordöstlich an das Territorium der Missionen und ist 58,022 qkm (1053,9 QM.) groß. Der größte Teil der Provinz ist ein Flachland, mit zahlreichen Seen und Schilfsümpfen bedeckt, und nur am Parana und im O. kommen wellenförmige Landrücken vor. Weite Strecken sind mit einer Art Bambus, dem Tacuarà der Guarani-Indianer, bewachsen, und auf den klaren Wasserflächen schwimmt die prachtvolle Victoria regia. Waldungen kommen nur im N. vor. C. ist reich an jagdbarem Wild. Strauße sind häufig in den Ebenen, Kaimans und der sogen. Tiger (Felis onça) in den Sumpfdickichten. Das Klima ist warm und feucht. Die Zahl der Einwohner betrug 1882: 204,000, deren Hauptbeschäftigung Viehzucht und Ackerbau bilden. 1884 zählte man 1,769,000 Rinder, 160,000 Pferde und 480,000 Schafe; 16,720 Hektar waren angebaut (mit Mais, Mandioka, Tabak und Zucker). — Die **Hauptstadt** C. (San Juan de Vera de las Siete C.) liegt 23 km unterhalb der Vereinigung des Parana mit dem Paraguay, dicht unterhalb der übrigens der Schiffahrt nicht hinderlichen Stromschnellen, denen sie ihren Namen verdankt, fast in Orangenwaldungen versteckt. C. hat 4 Kirchen, ein Regierungsgebäude (ehemals Jesuitenkloster), eine Bibliothek, ein Museum (1854 von Bonpland gegründet), lebhaften Handel mit Holz und Viehzuchtprodukten und (1882) 20,000 Einw. Sie wurde 1588 von Torres de Vera y Aragon gegründet.

Corrigenda (lat., »das zu Verbessernde«), Druckfehler- (Schreibfehler-) Verzeichnis.

Corriger la fortune (franz.), dem Glück nachhelfen, d. h. falsch spielen (ein Ausdruck Riccauts in Lessings »Minna von Barnhelm«, Akt 4, Szene 2).

Corroborantia (lat.), Stärkungsmittel.

Corrodentia (Corrosiva, lat.), Ätzmittel.

Corrodi, 1) Salomon, schweizer. Maler, geb. 1810 zu Zürich, ging im Alter von 20 Jahren nach Rom, der Heimat seiner Eltern, und bildete sich daselbst im Anschluß an die Landschaftsmaler der historischen Schule, Koch, Reinhart, Catel 2c., in der Aquarellmalerei aus. Er erreicht in derselben eine Kraft und Tiefe der Farbe, die der Wirkung der Ölmalerei gleichkommen. Seine Motive wählt er hauptsächlich aus Venedig und der Umgebung Roms, wo er noch thätig ist. Zu seinen hervorragendsten Arbeiten gehören: der Comersee, die Villa Madama, eine Sammlung von Aquarellen für die Königin von England und eine Reihe venezianischer Ansichten.

2) August, schweizer. Dichter und Schriftsteller, geb. 27. Febr. 1826 zu Zürich, war anfangs für das Studium der Theologie bestimmt, widmete sich dann (1847—51) auf der Kunstakademie zu München der Malerei und wurde 1862 Zeichenlehrer an den höhern Stadtschulen zu Winterthur. Im J. 1881 legte er diese Stelle nieder und lebte seitdem in Zürich, wo er 16. Aug. 1885 starb. Seine »Gedichte« (Kassel 1853) zeichnen sich durch sprachlichen Wohllaut, Humor und Gefühl für die Schönheit der Natur aus, die mit dem Auge des Künstlers aufgefaßt erscheint. Noch bedeutender sind seine im Schweizerdialekt abgefaßten epischen Gedichte: »De Herr Professor, Idyll usem Züripiet« (Winterth. 1858, 2. Aufl. 1872); »De Herr Vikari, Winteridyll usem Züripiet« (das. 1858) und »De Herr Doktor. Herbstidyll usem Züripiet« (das. 1860, dramatisiert 1872). Auch auf dem Gebiet der Novellistik versuchte sich C. mit »Ein Buch ohne Titel« (St. Gallen 1855), »Dur und Moll« (das. 1855), »Waldleben« (das. 1856, mit anmutigen Märchen), »Ernste Absichten«, ein Frühlingsbuch

(das. 1860), und »Blühendes Leben« (Roman, Bern 1870). Seine spätern Publikationen sind, abgesehen von zahlreichen Jugendschriften, die Lustspiele: »De Ritchnecht« (Zürich 1873) und »De Maler« (das. 1875); »Immergrün in Gedichten und Geschichten« (Leipz. 1874); »Eine Pfarrwahl«, Zeitbild in 5 Akten (Aarau 1877); »D' Bademerfahrt«, Lustspiel in Züricher Mundart (Zürich 1879); »Geschichten« (das. 1881, Bd. 1); »Der Sang vom Ärger« (das. 1881); »Wörtliche Bilder zu bildlichen Worten« (das. 1883) und das Lustspiel »Wie d' Warret würkt« (das. 1884). Er gab auch »Shakespeare. Lebensweisheit, aus seinen Werken gesammelt« (Winterth. 1883) heraus, übersetzte R. Burns' Lieder ins Schweizerdeutsch (Winterth. 1870) und veröffentlichte »Robert Burns und Peter Hebel, eine litterarhistorische Parallele« (Berl. 1878) sowie auf dem Gebiet der Zeichenkunst »Studien zur Pflanzenornamentik« (Leipz. 1876) u. a.

3) **Hermann**, schweizer. Maler, Sohn von C. 1), geb. 1844 zu Rom, bildete sich daselbst und in Paris und machte längere Studienreisen nach dem Orient. Breite, kräftige Pinselführung und frisches Kolorit, solide Technik und die dem eigenartigen Charakter jeder Gegend vortrefflich angepaßte effektvolle Stimmung sind Hauptvorzüge von Corrodis Gemälden. Das Monumentale sagt seinem Talent besonders zu, und er liebt die breite, mehr dekorative Behandlung im guten Sinn des Worts. 1878 erntete er mit der Ausstellung eines Cyklus von Bildern aus Cypern zu London großen Beifall; verschiedene davon wurden von der Prinzessin von Wales erworben, andre gingen in englische Privatsammlungen über, wie denn C. überhaupt bei der englischen Aristokratie in hohem Ansehen steht. Zu seinen bekanntesten Bildern gehören der zu Wien 1874 mit einer Medaille ausgezeichnete Pinienwald, Sturm auf der Insel St.-Honoré (Pariser Salon 1878) und die Prozession in Sorrento. C. besitzt und benutzt abwechselnd drei Ateliers: in Rom, Baden-Baden und London.

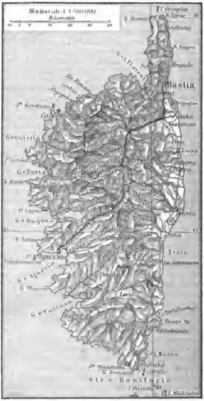
4) **Arnold**, Maler, Bruder des vorigen, geb. 1846 zu Rom, widmete sich anfangs der Genremalerei und malte anmutige Kostümstücke mit Figuren aus dem 17. Jahrh. und dem modernen Volksleben, von denen die Balkonszene aus Venedig, die Gondelfahrt eines Liebespaars (Museum zu Basel), die Liebeserklärung (Museum zu Zürich) und die Liebeserklärung am Comersee zu nennen sind. Nach einem Aufenthalt in Paris und Deutschland fing er an, historische Genre- und Historienbilder zu malen, welche großen Beifall fanden, starb aber schon 1874 in Rom, bevor sich sein Talent völlig entfaltet hatte. Unter seinen letzten Arbeiten sind die hervorragendsten: Paulus vor dem Landpfleger Felix (1870), Einzug des Titus in Rom (1871), Belisar, die Verschwörung des Catilina, Marino Falieros Verurteilung und Kompositionen zu Dantes »Hölle«.

Corry, Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, 15 km südöstlich von Erie, verdankt sein Bestehen den Petroleumquellen und hatte 1880: 5277 Einw. (1870: 6809).

Corry, Armar Lowry, engl. Admiral, geb. 1790, trat 1805 in die britische Marine, focht am Kap der Guten Hoffnung und vor Buenos Ayres und wohnte dem Bombardement von Kopenhagen 1807 bei. Im J. 1835 brachte er den Earl of Durham nach Konstantinopel, befehligte dann ein kleines Geschwader an der Küste von Spanien, mit dem er der Königin Barcelona und Valencia rettete, ward 1852 Konteradmiral, 1854 unter Napier zweiter Befehlshaber der brit. Ostseeflotte und starb 1. Mai 1855 in Paris.

Corseul (spr. korssöl), Ort im franz. Departement Côtes du Nord, Arrondissement Dinan, an der Westbahn, liegt auf den seit 1802 aufgegrabenen Ruinen des Hauptorts der alten Curiosolitä. In seiner Umgebung sind römische Münzen, Gerätschaften, Trümmer eines Marstempels ꝛc. gefunden worden.

Corsica (franz. la Corse), Insel im Mittelmeer, seit 1768 zu Frankreich gehörend und gegenwärtig ein Departement der Republik bildend, erstreckt sich nördlich von der Insel Sardinien von 41° 21' bis



Karte der Insel Corsica.

43° nördl. Br. und von 8° 32' bis 9° 31' östl. L. v. Gr., wird von dieser Insel durch die 11 km breite Straße von Bonifacio getrennt, ist von Livorno, dem nächsten italienischen Hafen, 84 km und von dem nächsten französischen Hafen, Antibes, 172 km entfernt (s. Karte). Sie hat von N. nach S. eine Länge von 183 km und eine größte Breite von 85 km, eine Küstenentwickelung von 700 km, einen Flächenraum von 8747 qkm (148,8 QM.). Ganz C. besteht aus einer einzigen Bergmasse, der nur an der Ostseite eine schmale, aus jüngern und jüngsten Bildungen bestehende Ebene angelagert ist. Die Insel ist deutlich als ein abgelöstes Stück von Sardinien zu erkennen, beide Inseln stimmen ihrem innern Bau

nach überein, und das jetzt französische C. ist auch in dieser Hinsicht, wie seiner geographischen Lage, seinem Klima und seinen Produkten, der Sprache und Geschichte seiner Bewohner nach, ein italienisches Land: mit Italien verknüpft es ein unterseeischer, wohl nirgends unter 100 Faden sinkender Rücken, auf welchem sich ihm die toscanischen Inseln entgegenstrecken, während es von der Provence durch Tiefen von 1000 Faden getrennt ist. Eigentümlich aber ist es, daß gerade die Ostküste flach, von Lagunen begleitet, fieberschwanger, unnahbar ist und nur im äußersten Süden und Norden sich gute Häfen, der von Malaria heimgesuchte von Porto Vecchio und Bastia, finden, letzterer der bei weitem wichtigste, das Organ, durch welches C. von jeher den lebhaftesten Verkehr mit Italien (Genua und Livorno) unterhalten hat. Bei Bastia setzt sich an den Rumpf der Insel die gebirgige, 38 km lange Halbinsel von Kap Corso, so nach der Nordspitze benannt, an, die an ihrer westlichen Basis den Hafen von San Fiorenzo hat. Sehr viel reicher gegliedert, reicher an Buchten und malerischen, steilen Vorgebirgen ist die Westseite der Insel; es folgen aufeinander die Buchten von Calvi, Porto, Sagona, Ajaccio und Valinco, alle wiederum mit kleinern Buchten, denen freilich meist eine anschließende Ebene fehlt. Nur bei Ajaccio ist eine kleine Küstenebene vorhanden, mit Recht Campo dell' Oro, das Goldfeld, genannt, welche im Verein mit dem dort mündenden Gravone, der einen Weg ins Innere bot, der Stadt besondere Bedeutung verliehen hat. Auf steilem Felsen, einen kleinen Hafen zur Seite, erhebt sich das Emporium der Meerenge Bonifacio. Das Innere der Insel ist von rauhen Bergen erfüllt, welche deutlich eine Hauptkette mit Meridianrichtung, eine Fortsetzung derjenigen von Sardinien, erkennen lassen, aber in der Weise, daß die schwer zu übersteigende Wasserscheide im nördlichen Teil der Insel sich nahe der Nordwestküste, im südlichen näher der Ostküste hält. Dadurch zerfällt die Insel in zwei Teile, die Ostseite, eine sanfte und regelmäßige Abdachung, mit Heiden und Sümpfen bedeckt, weithin unbewohnt, außer im N. ohne entwickeltere Thäler, die Westseite, eine fortgesetzte Bildung von tief eingeschnittenen Parallelthälern und bis zum Meere reichenden Bergrücken. Die Scheidung Corsicas in das Land diesseit und jenseit der Berge ist uralt historisch, auch der Charakter der Bewohner beider Landeshälften ist verschieden: jenseits herrscht mehr Wildheit, diesseits mehr Kultur, geistige und materielle. Die ganze Ostseite, bis wo am Golf von Porto Vecchio reichere Gliederung beginnt, besteht aus Kreidegesteinen, meist Kalk, an der Küste auch aus tertiären und quartären Bildungen, während der bei weitem größte Teil der Insel westlich einer Linie, welche etwas westlich von Corte in nordwestlicher Richtung gegen Belgodere verläuft, aus altkristallinischem Gestein, vorzugsweise Granit, besteht. Hier liegen denn auch die mächtigsten Erhebungen, rauhe Granitspitzen, den größten Teil des Jahrs von Schnee bedeckt, der zentrale Monte Rotondo 2625 m, der noch höhere, nördlichere Monte Cento 2710 m, der südlichere Monte d'Oro 2391 m und der südlichste, treffend nach seiner Gestalt benannt, Incudine (»Amboß«) 2136 m. Dies sind die Ursprungsstätten der zahlreichen kleinen, im Sommer meist trocknen Flüsse. Die größten sind der Golo und der Tavignano, die zur Ostküste, der Taravo, Gravone und Liamone, die zur Westküste gehen. Das Innere der Insel ist ein Gewirr von Bergen, nur steile Pfade, oft Treppen, führen von Dorf zu Dorf, selbst die Straße an der Westküste entlang besteht nur aus steilen Auf- und Abstiegen; die Hauptstraße von Ajaccio nach Bastia durch das Innere der Insel hat im Paß von Vizzavona eine Höhe von 1145 m, ja der Weg aus dem bis nahe an die Westküste heranreichenden Golothal nach dem Golf von Porto hat im Paß von Vengio sogar 1532 m zu übersteigen. Diese Zahlen zeugen von der Wildheit des Landes und den Wirkungen, die es notwendig auf die Bewohner haben muß, von der Schwierigkeit des Verkehrs; sie erklären, daß C. noch keine Eisenbahn hat und, obwohl eine solche von Bastia nach San Fiorenzo und nach Porto Vecchio projektiert ist, noch für längere Zeit keine haben wird. Sie erklären namentlich auch den Gegensatz zwischen Ost- und Westseite.

Das Klima der Insel ist, von der Ostküste abgesehen, ein herrliches, die Mitteltemperatur des Jahrs beträgt an der Küste 17,7° C., im Sommer 24,5, im Winter 11,2° C., und wenn auch Temperaturen unter Null vorkommen, so dauern sie doch nicht an, und Schnee fällt selten. Wohl aber sind die Berge die Hälfte des Jahrs mit Schnee bedeckt. Es regnet reichlich genug, 630 mm im Jahr, und nur der Sommer ist regenarm. So können hier alle Gewächse der südlichen Mittelmeerländer gedeihen, Agrumen, Opuntien, Agaven, ja selbst Dattelpalmen; Agrumenkultur ist sogar in einzelnen Gegenden, z. B. bei Ajaccio und in den Thälern von Kap Corso, von Wichtigkeit. Der Charakterbaum Corsicas ist aber der Ölbaum, der in einzelnen Gegenden, wie in der Balagna, ganze Wälder bildet und bis 700 m hoch steigt; gegen 12,000 Hektar sind seiner Kultur gewidmet, die bis 300,000 hl Oliven, resp. 400,000 kg Öl liefert. Höher hinauf steigen die Edelkastanien, welche noch ungeheure Wälder bilden (zusammen 27,000 Hektar) und so reich tragen, daß sich die Bevölkerung wesentlich davon nährt und dadurch von einer intensivern Bodenkultur zurückgehalten wird. Sonst sind aber die Urwälder, welche ehemals die Insel so dicht bedeckten, daß sie Ansiedelungsversuche der Römer gänzlich vereitelten, bedeutend gelichtet worden, namentlich durch die Hirten, welche Feuer anlegen, um im Frühjahr frische Weide zu haben. Noch gibt es einzelne dichte Wälder von herrlichen Laricio-Kiefern, wohl auch von Lärchen, Eichen und Buchen; aber sie schwinden jetzt rasch dahin, und von den offiziellen 125,000 Hektar Wald besteht der größte Teil aus Buschwald und Gestrüppe, in der Küstenzone meist aus immergrünen Sträuchern gebildet, die sogen. Macchien, der sicherste Zufluchtsort der corsischen Banditen. Über der Zone der Wälder breiten sich die Alpenwiesen aus, auf denen im Sommer die Schafe und Ziegen weiden, wo auch noch der Muflon vorkommt. In dieser Region fehlt es auch im Sommer nicht an rieselnden Bächen und Quellen.

C. hat eine Bevölkerung von (1881) 272,639 Seelen. Die Insel ist also schwach bevölkert (31 Bewohner pro QKilometer), doch ist in diesem Jahrhundert die Zunahme eine bedeutende. Die Bewohner Corsicas sind, von einer im 17. Jahrh. eingewanderten griechischen Kolonie und von einigen Tausend Franzosen in den Städten abgesehen, als Italiener anzusehen; namentlich in den Küstenstädten tragen sie auch physisch den italienischen Typus, während man im Innern breitere, fleischigere Köpfe, kleine Nasen, lichtere Gesichtsfarbe und öfter braune als schwarze Haare bei kräftig gedrungenem Körper findet. Ob sie von Ligurern oder Iberern stammen, ist schwer zu entscheiden; jedenfalls haben sie sich in verschiedenen Perioden mit Griechen, Rö-

mern, Sarazenen, Italienern u. a. gemischt. Doch zeigt ihr Volkscharakter überall große Übereinstimmung. Sie haben Zeugnisse von ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Tapferkeit und Todesverachtung wie von ihrer Treue in Menge aufzuweisen, ebenso aber auch von ihrer Rachsucht, tollem Ehrgeiz und Eifersucht. Die furchtbare Vendetta (Blutrache), die noch heute unter gemilderten Sitten und strengen Gesetzen nicht völlig erloschen ist, wütete namentlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts derartig, daß man die Zahl ihrer Opfer jährlich auf 1000 schätzte. Ganze Dorfschaften standen in Fehde gegeneinander, von Generation zu Generation, die Häuser waren Festungen, und nur die Frauen, durch die Sitte unantastbar, wagten sich ins Freie. Die Verfassung der Corsen, an der sie auch unter Genuas Herrschaft festhielten, war eine patriarchalisch-republikanische. An materieller ebenso wie an geistiger Bildung stehen die Corsen noch tief; die Häuser der Landbewohner sind sehr einfach, meist nur vier Wände und ein Dach; der Frau liegt alle Arbeit ob; die Bedürfnisse sind gering, die Sitten einfach, aber rein. Das Corsische ist ein verderbtes Italienisch. Die Sprache des Volkes ist reich an Bildern, Poesie wird eifrig gepflegt, Improvisationstalent ist nicht selten; tief poetische Volkslieder sind in aller Mund, namentlich die Voceri, die Totenklagen, spielten in der Vendetta eine große Rolle. Die Volksbildung ist noch sehr mangelhaft. Es gibt ein Lyceum, 4 Kommunalcollèges, eine freie Sekundärschule und 530 Primärschulen.

Die **Bodenkultur** steht noch auf sehr tiefer Stufe der Entwickelung, noch nicht die Hälfte des Bodens ist angebaut und auch dies nur mit Hilfe von italienischen Arbeitern, die aus der Provinz Lucca, bis zu 10,000, zur Aussaat und Ernte herüberkommen. Weizen wird hinreichend gebaut, daneben Gerste und Mais, auch Roggen, dann Flachs und Hanf. Bedeutend ist auch die Oliven- und die Weinkultur, wenn auch beide noch sehr nachlässig betrieben werden; letztere liefert einen Ertrag von etwa 300,000 hl. Nach dem offiziellen Kataster beträgt die dem Ackerland gewidmete Fläche 153,640 Hektar, das Weinland 15,000 Hektar, das Heide- und Weideland 247,615 Hektar. Die **Viehzucht** steht ebenfalls noch sehr tief, am zahlreichsten sind Schafe (250,000) und Ziegen (186,000); die Zahl der kleinen, aber kräftigen und gewandten corsischen Pferde wie die der Maultiere ist gering, am niedrigsten steht die Rinderzucht. Sehr reich an Fischen sind die Lagunen der Ostseite, namentlich an trefflichen Aalen; auch Sardellen- und Thunfischerei, dann Korallenfischerei wird an der Küste getrieben. Die **Mineralschätze** Corsicas scheinen weniger bedeutend zu sein als die Sardiniens, wenn auch Edelmetalle vorkommen; es wird jetzt Bergbau auf silberhaltige Blei- und auf Kupfererze sowie auf Eisenerze getrieben, die in Bastia und Porto Vecchio etwas Eisenindustrie ins Leben gerufen haben. Ausgezeichnet ist das Steinmaterial, insbesondere: Granit, Porphyr, Jaspis, Serpentin, Marmor und Alabaster. Von den zahlreichen Mineralquellen ist nur die außerordentlich kohlensäurehaltige von Orezza von nicht ganz örtlicher Bedeutung. Die **Industrie** ist wenig entwickelt und liefert nur Gegenstände des einheimischen Bedarfs. Aus der schwarzen Wolle des Landes werden grobe Tücher für die Gebirgsbewohner verfertigt. Guagno liefert irdene Pfeifen und Monagia ein leichtes Töpfergeschirr, dessen Thon Asbest beigemischt wird. Außerdem bestehen mehrere Seifensiedereien, Öl- und Mahlmühlen, Teigwarenfabriken, Käsereien und Gerbereien. Für Kommunikationsmittel ist im Innern nur wenig gesorgt. Der **Handel** findet vorzugsweise mit Frankreich über Marseille statt und ist in jüngster Zeit außerordentlich gestiegen, 1875–83 von 46 auf 62,6 Mill. Frank; 1883 betrug die Ausfuhr (Wein, Holz, Gerberrinde, Olivenöl, Kastanien, Südfrüchte, eingelegte Früchte, Honig und Wachs, eingesalzene Fische und Häute) 13,284,071 Fr., davon 9,282,261 nach Frankreich, die Einfuhr (Wein und Weingeist, Kartoffeln, Möbel, Holzwaren, gegerbte Häute, Maschinen, Papier) 49,346,371 Fr., davon 41,534,137 aus Frankreich. Die Haupthäfen sind Bastia, Ajaccio und Calvi. Die Handelsflotte der Insel bestand 1882 aus 240 Schiffen mit 5428 Ton. Gehalt. Der Besitz der Insel C. ist für Frankreich insofern wichtig, als diese die Häfen der Provence und Italiens beherrscht. C. gehört (nach der neuen Militärorganisation von 1873) zum 15. Armeekorps (Marseille), ferner zur 5. Seepräfektur (Toulon) und zerfällt in die 5 Arrondissements von Ajaccio, Bastia, Calvi, Corte und Sartène, die wieder in 62 Kantone geteilt sind. Hauptstadt ist Ajaccio (s. d.), in neuerer Zeit als klimatischer Kurort in Aufnahme gekommen. Der corsische Appellhof ist in Bastia, das Bistum in Ajaccio.

[**Geschichte.**] C. wurde seit der ältesten Zeit von dem ligurischen Volksstamm der Corsen bewohnt. 560 v. Chr. gründeten die Phokäer daselbst die Stadt Alalia (Aleria), wurden aber 544 von den vereinigten Karthagern und Etruskern vertrieben, welch letztere nun die Insel besetzten. Als auch deren Seemacht allmählich sank, bemächtigten sich die Karthager der Handelsplätze an Corsicas Küsten. Nach dem ersten Punischen Krieg (238) entrissen die Römer den Karthagern die Insel und unterwarfen sie völlig 231, doch benutzten sie dieselbe nur zu Zwischenstationen für ihre Seefahrten und als Verbannungsort. Wiederholte Aufstände gegen die römischen Statthalter wurden durch blutige Kämpfe unterdrückt, worauf Marius die Kolonie Mariana an der Ostküste gründete, dann Sulla Aleria wiederherstellte. C. stand unter dem Prätor von Sardinien, bis es durch die Diokletianische Reichseinteilung eine eigne Provinz wurde. Unter der Regierung der Kaiser soll C. 33 ummauerte, zum Teil durch Handel reiche Städte gezählt haben. Übrigens standen die Corsen wegen ihres Charakters im übelsten Ruf, und die Verbannung nach C., die z. B. Seneca traf, galt für eine der härtesten Strafen. 470 n. Chr. ward die Insel eine Beute der Vandalen, seit 533 abwechselnd der griechischen Kaiser und der eindringenden Goten und Langobarden. 713 erschienen die ersten Sarazenenschwärme auf der Insel; 754 bemächtigten sich die Franken derselben. Ludwig der Fromme gab sie 833 dem toscanischen Markgrafen Bonifacius zu Lehen, der Bonifacio erbaute. Nach dem Tode des letzten Markgrafen, Lambert (951), herrschten Berengar und Adalbert von Friaul über die Insel, worauf sie Kaiser Otto II. an den Markgrafen Hugo von Toscana gab. Die Macht über die Insel lag übrigens faktisch in der Hand mehrerer kleiner Dynasten; 1002 erhoben sich die Corsen gegen deren Bedrückung und traten zu einer freien Gemeinde zusammen, die eine Art Repräsentativverfassung mit einem Caporale an der Spitze und einem Gesetzgebenden Rat von zwölf Männern gründete. Aber bald erhielten jene wieder die Oberhand, worauf sich das Volk unter den Schutz des toscanischen Markgrafen Malaspina stellte. Seit 1077 erkannten die Corsen den Papst Gregor VII. als ihren Oberherrn an; Urban II. stellte die Insel 1098 als ein

Lehen unter das Bistum von Pisa. Unter der Herrschaft der Pisaner hob sich die Insel in vielfacher Hinsicht. Inzwischen bemächtigten sich die Genuesen der Stadt Bonifacio (1217), und als sie 1284 bei Melloria die pisanische Seemacht vernichtet hatten, eroberten sie nach und nach fast die ganze Insel. Endlich traten die Pisaner die Insel förmlich an Genua ab (1300). Bald aber brach die wildeste Anarchie aus. Papst Bonifacius VIII. hatte inzwischen 1296 C. und Sardinien dem König Jakob von Aragonien als Lehen zugeteilt, und so standen sich nun drei Parteien, die genuesische, die aragonische und die Nationalpartei, gegenüber. Doch erlangte schließlich Genua die Herrschaft. Nachdem die Insel jahrhundertelang unter den traurigsten Zuständen gelitten, brach endlich 1729 ein allgemeiner Aufstand gegen Genua aus. Nachdem mit abwechselndem Glück gefochten worden war, kam 11. Mai 1732 zu Corte ein Friede zu stande, in welchem sich die Corsen unter günstigen Bedingungen Genua wieder unterwarfen. Indessen hatten kaum die letzten genuesischen Söldner die Insel verlassen, als der Aufstand von neuem ausbrach. Im Lauf des Jahrs 1734 hatte Luis Giafferi, der General der Corsen, den Genuesen alles Land bis auf die festen Seeplätze entrissen, und eine Generalversammlung des Volkes in Corte im Januar 1735 sprach die ewige Trennung Corsicas von Genua aus. Am 12. März 1736 landete der deutsche Baron Theodor von Neuhof (s. d.) mit einer Schar Abenteurer unter britischer Flagge bei Aleria und wußte in kurzem so großes Ansehen zu gewinnen, daß ihn die Corsen als Theodor I. zum König von C. ernannten. Sein Königtum dauerte aber kein Jahr, und mehrere Versuche, es wiederzugewinnen, mißlangen, da Genua die Franzosen zu Hilfe rief. Indessen gelang es auch diesen nicht, die Insel zu dauernder Botmäßigkeit zu bringen; nach ihrem Abzug erneuerte sich die Volkserhebung, und eine Volksversammlung sprach 10. Aug. 1746 aufs neue die Unabhängigkeit Corsicas aus; Giampietro Gaffori, der Corte im Sturm erobert hatte, ward zum General und Gouverneur der Nation ernannt. Zwar ward dieser 1753 ermordet; aber der Kampf gegen Genua dauerte fort, und der corsische Senat ernannte Pasquale Paoli (s. d.) zum General. Bald waren die Genuesen auf allen Plätzen zurückgedrängt, Paoli richtete die Verwaltung der Insel nach republikanischen Grundsätzen ein, und als eine corsische Expedition im Februar 1765 sogar die kleine Insel Capraja eroberte, trat Genua durch den Traktat von Compiègne 15. Mai 1768 C. für 40 Mill. Fr. an Frankreich ab. Zwar nahmen die Corsen den Kampf auch mit dieser Macht auf und lieferten mehrere glückliche Gefechte; aber die unglückliche Schlacht von Pontenuovo (9. Mai 1769) entschied das Schicksal der Insel. Pasquale Paoli verließ dieselbe mit 3000 Corsen, und C. ward 1774 französische Provinz. Während der französischen Revolution kehrte Paoli 1793 in sein Vaterland zurück, rief das Volk noch einmal zu den Waffen und eroberte mit Hilfe der Briten im Mai 1794 Bastia und Calvi, worauf sich die Nation in einer allgemeinen Versammlung der Deputierten der Corsen zu Corte 18. Juni 1794 dem britischen Zepter unterwarf. C. wurde nun als ein Königreich konstituiert und erhielt eine der englischen nachgebildete Verfassung, ein besonderes Parlament und einen Vizekönig, Elliot. Aber die französische Partei gewann unter dem General Gentili seit Oktober 1796 immer mehr Anhang auf der Insel, so daß, nachdem im Oktober 1796 die Franzosen von Livorno aus gelandet waren, die Engländer sich zum Abzug genötigt sahen. Seitdem blieb die Insel bei Frankreich. Vgl. Ehrmann, Pragmatische Geschichte der Revolutionen von C. (Hamb. 1799); Filippini, Istoria de C. (Turnone 1594; 2. Aufl., bis 1769 fortgesetzt von Gregory, Pisa 1828—32, 5 Bde.); Jacobi, Histoire générale de la Corse (Par. 1835, 2 Bde.); Gregorovius, C. (3. Aufl., Stuttg. 1878); Galetti, Histoire de la Corse (Par. 1863); Saint-Germain, Itinéraire descriptive et historique de la Corse (das. 1868); Gsell-Fels, Südfrankreich ꝛc., Reisehandbuch (2. Aufl., Leipz. 1880); Pietra Santa, La Corse et la station Ajaccio (Par. 1864); weitere Litteratur über Klima ꝛc. s. Ajaccio.

Corsini, einflußreiche florentin. Patrizierfamilie, die schon im 13. Jahrh. vorkommt. Andrea C., geb. 1402, Bischof von Fiesole, gest. 6. Jan. 1373, ward von Urban VIII. 1629 heilig gesprochen. Lorenzo C. bestieg 1730, im Alter von 78 Jahren, unter dem Namen Clemens XII. den päpstlichen Stuhl; starb 1740. Don Neri C. war unter Ferdinand III. und Leopold II. toscanischer Minister des Innern und trat 1832 nach Fossombronis Tod an die Spitze der Regierung; starb 1845. — Sein Bruder, Don Tommaso C., geb. 5. Nov. 1767 zu Rom, war während der Napoleonischen Herrschaft 1809—14 Mitglied des römischen Senats und ward als solcher von Pius VII. bestätigt, legte aber bald darauf diese Würde nieder. 1847 von Pius IX. zum Senator ernannt, bewies er sich entschieden liberal und reformfreundlich. Als der Papst 1848 Rom verließ, legte er sein Amt nieder, lebte als Privatmann in Florenz, kehrte dann nach Rom zurück und starb 6. Jan. 1856. — Sein ältester Sohn, Don Andrea C., Herzog von Casigliano, geb. 16. Juli 1804, war 1849—56 toscanischer Minister des Auswärtigen und wurde dann Oberkammerherr des Großherzogs von Toscana; starb 5. März 1868; der zweite, Don Neri C., Marquis von Lajatico, geb. 13. Aug. 1805, gab im September 1847 als Gouverneur von Livorno dem Großherzog den Rat, sofort freiwillig eine Konstitution zu erteilen, ward im Frühjahr 1848 an die Spitze des Kriegsministeriums berufen, zog sich aber schon nach sechs Monaten in das Privatleben zurück; starb 1. Dez. 1859 in London. Jetziges Haupt der Familie ist sein Sohn, Fürst Tommaso, Bürgermeister von Florenz, geb. 28. Febr. 1835. Vgl. Passerini, Genealogia e storia della famiglia C. (Flor. 1858). — Der Palast C. an der Via Longara in Rom, welcher nach 1732 seine gegenwärtige Gestalt durch Ferd. Fuga erhalten hat, enthält eine reiche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, in welcher die italienischen Meister des 17. Jahrh. gut vertreten sind, und ein antikes Silbergefäß (aus Porto d'Anzio) mit getriebenem Relief, das Urteil des Areopags über den Muttermord des Orestes darstellend. Der Palast war seiner Zeit auch berühmt als Wohnung der Königin Christine von Schweden, die hier ihre geistvollen Zirkel versammelte und 1689 starb.

Corsit, gemengtes kristallin. Gestein, aus einem körnigen Aggregat von Anorthit und Hornblende, selten etwas Quarz, bestehend, also ein Anorthitdiorit (vgl. Eukrit). Eine Varietät des auf Corsica beschränkten Gesteins ist der Kugeldiorit, in welchem die komponierenden Bestandteile konzentrisch und radialstrahlig angeordnet sind. S. Tafel »Mineralien«, Fig. 16.

Corssen, Wilhelm, namhafter Forscher auf dem Gebiet der altitalischen Sprachen und Dialekte, geb. 20. Jan. 1820 zu Bremen, studierte 1839—43 in Berlin Philologie, wurde 1844 Hilfslehrer am Ma-

rienstiftsgymnasium zu Stettin, 1846 Adjunkt und später Professor in Schulpforta, legte 1866 sein Amt nieder und lebte seitdem zu Lichterfelde bei Berlin ausschließlich seinen Studien. Er starb 18. Juni 1875. Sein erstes Hauptwerk ist: »Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache« (gekrönte Preisschrift, Leipz. 1858—59, 2 Bde.; 2. Ausg. 1868—70). Daran schlossen sich: »Kritische Beiträge zur lateinischen Formenlehre« (Leipz. 1863) und »Kritische Nachträge zur lateinischen Formenlehre« (das. 1866). Sein zweites Hauptwerk ist: »Über die Sprache der Etrusker« (Leipz. 1874—75, 2 Bde.). Doch hat der in demselben mit großem Fleiß und Scharfsinn versuchte Nachweis, daß die Etrusker ein italischer, den Römern nahe verwandter Volksstamm gewesen seien, starken Widerspruch gefunden. Aus seinem Nachlaß gab H. Weber noch »Beiträge zur italischen Sprachkunde« (Leipz. 1876) heraus. Sein Interesse für Pforta und Umgegend hat C. bethätigt durch das Schriftchen »Die Rudelsburg« (2. Aufl., Naumb. 1869), die »Pfortner Wachstafeln aus dem 14. Jahrhundert« (in »Neue Mitteilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins« 1863) und »Altertümer und Kunstdenkmale des Cistercienserklosters St. Marien und der Landesschule zu Pforta« (Halle 1868).

Cort. (lat.), auf Rezepten s. v. w. Cortex.

Cort, 1) Cornelis, niederländ. Kupferstecher, geboren um 1533 zu Hoorn in Holland, arbeitete vieles für den Verlag des Antwerpener Kupferstechers Hier. Cock, was indessen größtenteils ohne seinen Namen erschien, wandte sich um 1566 nach Venedig, wo ihn Tizian, nach dem er verschiedenes stach, beherbergte, und von da bald darauf nach Rom. Hier entfaltete er eine einflußreiche Wirksamkeit und gründete eine Schule. Er starb daselbst 1578. Es gelang ihm, die volle niederländische Sauberkeit und Bestimmtheit mit der breitern Formauffassung der Italiener zu verbinden und sich eine Technik zu schaffen, die durch ihre gegen die frühere Gewohnheit kräftiger geschwungenen und mannigfaltiger gekreuzten Strichlagen Epoche machte. Sie ermöglichte dadurch auch, für die Stiche ein größeres Format anzuwenden. Unter seinen Schülern ragt Agostino Carracci hervor.

2) Frans de, Schriftsteller, s. De Cort.

Cortaillod (spr. -tājo), Dorf im schweizer. Kanton Neuenburg, liegt auf dem von der Areuse geschaffenen Delta am Neuenburger See, hat (1880) 1311 Einw., welche einen vorzüglichen Rotwein bauen, wie denn das ganze Uferland als Vignoble den Gegensatz zu den rauhen jurassischen Hochthälern, den Montagnes, bildet.

Corte, Arrondissementshauptstadt im Innern der Insel Corsica, auf einem schroffen, 111 m hohen Felsen am Tavignano, mit Mauern umgeben, hat eine Citadelle (um 1420 erbaut), ein Justizgebäude (ehemals Sitz der Regierung Paolis), ein Collège mit Bibliothek (École Paoli, nach ihrem Gründer 1765 benannt, der daraus eine Universität machen wollte) und (1881) 4951 Einw., die Wein- und Ackerbau, Marmorbrüche und Holzhandel treiben. Statuen von Paoli, dem General Arrighi de Casanova und Joseph Bonaparte zieren die Stadt.

Cortège (franz., spr. -tähsch), Gefolge, Ehrengeleit.

Cortemaggiore (spr. -maddschōre), Flecken in der ital. Provinz Piacenza, Kreis Fiorenzuola, an der Arda, hat eine schöne Kollegiatkirche mit Mausoleum der Familie Pallavicini, eine Minoritenkirche mit Fresken von Pordenone und (1881) 2069 Einw.

Cortenuōva, Ortschaft in der Lombardei, bei Cremona, am Oglio, bekannt durch den am 27. Nov. 1237 erfochtenen Sieg Kaiser Friedrichs II. über die Lombarden, die an diesem Tage gegen 10,000 Mann und ihren Carroccio verloren, der als Siegesbeute nach Rom geschickt wurde.

Cortereāl, Gaspard de, der erste portug. Seefahrer, welcher Entdeckungsfahrten nach Amerika machte, landete 1500 mit zwei Schiffen auf Neufundland, untersuchte den St. Lorenzstrom, entdeckte die Küste zwischen der Lorenz- und Hudsonbai und nannte sie Labrador, wie denn auch ein Teil der nördlichen Küste an der Hudsonstraße lange Zeit den Namen »Cortereallland« führte, suchte aber vergeblich die in dieser Breite vermutete Durchfahrt nach Indien. Von einer zweiten Entdeckungsreise dahin kehrte er nicht wieder.

Cortes, Mehrzahl von corte (curia), d. h. Gerichtshof, Name der Ständeversammlungen in Portugal und Spanien.

Cortēse, Jacopo, Maler, s. Courtois.

Cortex, Rinde. C. Cascarillae, Kaskarillrinde; C. Cassiae caryophyllatae, Nelkenzimt, Nelkenkassie; C. Cassiae cinnamomeae, Zimtkassie; C. Chinae, Chinarinde; C. Cinnamomi ceylanici, Ceylonzimt; C. Cinnamomi chinensis, Zimtkassie; C. Citri, Zitronenschale; C. Condurango, Condurangorinde; C. Frangulae, s. v. w. C. Rhamni Frangulae; C. fructus Aurantii, Pomeranzenschale; C. fructus Citri, Zitronenschale; C. fructus Juglandis, grüne Walnußschale; C. Granati radicis, Granatwurzelrinde; C. Mezerei, Seidelbastrinde; C. nucum Juglandis, grüne Walnußschale; C. pomorum Aurantii, Pomeranzenschale; C. Pruni Padi, Ahlkirschenrinde; C. Quercus, Eichenrinde; C. Quillayae, Seifenbaum- oder Quillayarinde; C. Rhamni Frangulae, Faulbaumrinde; C. Salicis, Weidenrinde; C. Simarubae, Ruhr- oder Simarubarinde.

Cortez, s. Puerto Cortez (Honduras).

Cortĕz, Fernando oder Hernando, der Eroberer Mexikos, geb. 1485 zu Medellin in Estremadura von adligen, doch armen Eltern, widmete sich erst zu Salamanca der Rechtswissenschaft, sodann dem Kriegsdienst und schiffte sich 1504 nach Westindien ein, wo er von dem Statthalter von Haïti, Nic. de Ovando, einem Verwandten, zu manchen wichtigen Aufträgen gebraucht wurde. 1511 begleitete er den Statthalter Don Diego Velasquez nach Cuba und ward dessen Sekretär. Trotz wiederholter Differenzen, welche durch den trotzigen Charakter C.' hervorgerufen wurden, wußte er doch durch seine Tüchtigkeit sich in seiner Stellung zu erhalten. Durch Ausbeutung von Goldgruben und Pflanzungen erwarb er ein beträchtliches Vermögen. Als nun Velasquez, der schon zweimal versucht hatte, in Mexiko Fuß zu fassen, eine neue Expedition ausrüstete, wurde C. an die Spitze derselben gestellt und entfaltete alsbald einen so großen Eifer, daß Velasquez argwöhnisch seinen Auftrag zurücknahm. Doch wußte C. die Versuche, ihn zurückzuhalten, zu vereiteln und segelte 18. Febr. 1519 von Havana mit 11 Schiffen ab, von welchen das größte nicht mehr als 100 Ton. hielt. Die Mannschaft bestand aus 670 Mann, worunter 400 spanische Soldaten, 200 Indianer und 16 Reiter nebst 14 Feldgeschützen waren. C. umfuhr die östliche Spitze von Yucatan, segelte dann an der nördlichen Küste weiter, lief in den Fluß Tabasco ein und erstürmte die Stadt Tabasco, worauf sich die Indianer bereit erklärten, sich dem König von Spanien zu unterwerfen, Tribut zahlten und 20 Sklavinnen lieferten; von diesen wurde Marina die Geliebte und treue Gefährtin des Eroberers, dem sie als Dolmetscherin wich-

tige Dienste leistete. C. setzte darauf seine Fahrt in nordwestlicher Richtung weiter fort und landete 21. April 1519 bei San Juan de Ulloa. Die Eingebornen empfingen ihn freundlich; nur Montezuma, der König von Mexiko, lehnte sein Anerbieten eines Besuchs ab. Doch ließ sich C. dadurch nicht abschrecken, vielmehr reizten die prachtvollen Geschenke Montezumas seine Habgier. Um sich zunächst vom Statthalter in Cuba unabhängig zu machen, gründete er eine selbständige Kolonie nach dem Vorbild der spanischen Korporationen, und zwar im Namen des Königs und unter königlicher Autorität, und gab ihr den Namen Villa rica de vera Cruz. Nachdem er ein Rechtfertigungsschreiben zusammen mit den von den Mexikanern erhaltenen Geschenken an den König nach Spanien gesendet und seine Schiffe zerstört hatte, brach er 16. Aug. 1519 mit 500 Fußsoldaten, 16 Reitern und 6 Geschützen, wozu noch 400 Soldaten des Kaziken von Cempoalla kamen, nach Mexiko auf. Die Bewohner von Tlascala griffen die Spanier mit Heftigkeit an, wurden aber zu Paaren getrieben und verbanden sich nun mit C. gegen Mexiko. Durch 6000 derselben verstärkt, gelangte C. nach Cholula, einer erst kürzlich von Mexiko unterworfenen beträchtlichen und als Götterheiligtum sehr angesehenen Stadt, welche er unter blutigen Metzeleien einnahm. Montezuma empfing ihn 8. Nov. 1519 vor den Thoren der Hauptstadt und ließ den Spaniern einen Palast als Wohnung anweisen, den C. mit seinen Kanonen besetzte. Der Umstand, daß ein Feldherr Montezumas mehrere Spanier in seine Gewalt gebracht hatte, deren abgeschnittene Köpfe er überall herumschickte, veranlaßte C. zu dem kühnen Schritte, den Kaiser (17. Nov.) in seinem eignen Palast gefangen zu nehmen und im spanischen Lager festzuhalten. Der gefangene Fürst, den C. demütigend und hart behandelte, regierte dem Namen nach fort; in Wirklichkeit aber war von nun an C. der Gebieter: er sandte Spanier in die Provinzen, um diese zu untersuchen, setzte mißliebige Beamte ab und andre ein und brachte endlich den unglücklichen Monarchen so weit, daß er die Oberherrschaft Kaiser Karls V. förmlich anerkannte und sich zur Zahlung eines jährlichen Tributs verstand. Velasquez hatte unterdessen eine Flotte von 18 Schiffen mit 1000 Mann und 12 Kanonen unter dem Oberbefehl des Panfilo Narvaez abgesendet, um C. nebst seinen Offizieren gefangen zu nehmen und die Eroberung von Neuspanien zu vollenden. Auf die Nachricht hiervon ließ C. 150 Mann unter Pedro de Alvarado in Mexiko zurück und marschierte 20. Mai 1520 mit den übrigen 250 Mann dem Feind entgegen. Er überfiel Narvaez, der sich bereits Cempoallas bemächtigt hatte, in der Nacht, schlug ihn und nahm ihn mit dem größten Teil seiner Leute gefangen; die meisten derselben traten in seine Dienste. Ein Aufstand der Mexikaner bewog ihn, mit 1250 Spaniern und 8000 Tlascalanern nach Mexiko zurückzueilen. Die Härte aber, mit der er Montezuma von nun an behandelte, rief einen neuen Aufstand hervor, der C. in die verzweifeltste Lage versetzte und ihn zwang, nachdem Montezuma 30. Juni 1520 von den Aufrührern getötet worden war, die Stadt zu verlassen. Dies gelang ihm aber erst nach erbittertem Kampf und unglaublichen Anstrengungen und zwar mit Verlust seiner Artillerie, seiner Bagage, vieler Pferde, einer sehr bedeutenden Anzahl Tlascalaner und eines großen Teils der Schätze. Der Rückzug geschah in der Nacht vom 1. zum 2. Juli 1520, der sogen. noche triste. Mit den Trümmern seines Heers stieß C. auf ein unermeßliches mexikanisches Heer und rettete die Seinigen nur dadurch vom Untergang, daß er, sich mitten in die Feinde stürzend, die Reichsfahne eroberte, was die Niederlage der Mexikaner herbeiführte. Am 8. Juli erreichten die Spanier Tlascala, von wo aus C. im August 1520 die Stadt Tapeaca der spanischen Herrschaft unterwarf. Durch neue Truppen, welche Velasquez und der Statthalter von Jamaica gegen ihn sandten, verstärkt, so daß sein Heer nun 550 Fußsoldaten (50 mit Flinten) und 40 Reiter zählte und auch mit einem kleinen Artilleriepark versehen war, brach er 28. Dez. von Tlascala von neuem gegen Mexiko auf, wo inzwischen der Neffe des Montezuma, Guatimozin, ein junger Mann von bedeutenden Fähigkeiten, auf den Thron gelangt war. C. nahm die zweite Stadt des Reichs, Tezcuco, die er wegen ihrer günstigen Lage zum Hauptquartier machte, und gewann bis zur Vollendung der im Bau begriffenen Brigantinen auch die übrigen Städte am See von Mexiko mit Gewalt oder auf friedliche Weise. Von Haiti aus noch durch 200 Soldaten, 80 Pferde und 2 schwere Kanonen verstärkt, ließ er 28. April 1521 von drei Seiten her den Angriff beginnen. Die Einzelangriffe führten aber nicht zum Ziel, und ein allgemeiner Sturm wurde mit Verlust der Spanier, von denen 40 lebendig in die Hände der Mexikaner fielen, abgeschlagen. Erst nach Zerstörung von drei Vierteln der Stadt trafen die drei Abteilungen der Spanier 27. Juli 1521 auf dem großen Marktplatz in der Mitte der Stadt zusammen. Aber erst nachdem Guatimozin selbst gefangen worden war, ergab sich 13. Aug. 1521 der Überrest der Stadt. Da die gefundenen Schätze den Erwartungen der Soldaten nicht entsprachen, unterwarf C. grausamerweise Guatimozin und dessen ersten Minister der Folter. Auf den leisen Verdacht eines Komplotts wurden Guatimozin und die Kaziken von Tezcuco und Tacuba bald darauf ohne jede rechtliche Form aufgehängt. Das mexikanische Reich ward, nachdem die Hauptstadt gefallen, leicht unterworfen. C. wurde, obgleich die Partei des Velasquez am Hof gegen ihn thätig war, von Karl V. als Oberfeldherr und Statthalter von Neuspanien bestätigt. Er schritt alsbald zum Wiederaufbau der Hauptstadt, stellte Ruhe und Ordnung im Reich her und betrieb mit besonderm Eifer die Ausbreitung des Christentums. Auch unternahm er 1524 einen Zug nach Honduras. Doch bald ward C. bei Karl V. des Amtsmißbrauchs, der Erpressung und des Strebens nach Unabhängigkeit beschuldigt. Als der Kaiser deshalb 1526 Untersuchungsrichter nach Mexiko schickte, begab sich C. freiwillig nach Spanien, ward vom König mit der größten Auszeichnung empfangen, mit dem Orden von Santiago geschmückt und mit dem Titel eines Marquis del Valle de Oajaca und bedeutenden Ländereien in Neuspanien belohnt. 1530 schiffte sich C. wieder nach Mexiko ein, doch nur mit der höchsten militärischen Gewalt bekleidet; die Leitung der Zivilangelegenheiten wurde einer Behörde, der Audiencia de nueva España, übertragen, und später erfuhr C. noch die Kränkung, daß Antonio de Mendoza als Vizekönig nach Mexiko gesandt wurde. Mißvergnügt darüber, ging C. auf neue Entdeckungen aus und fand nach unglaublichen Gefahren und Beschwerden 1536 die Halbinsel Kalifornien. Er kehrte darauf nach Spanien zurück, ward jedoch mit Kälte aufgenommen, und seine Ansprüche fanden kein Gehör. Gebrochen an Geist und Körper, zog er sich in die Einsamkeit eines Landguts in Castilleja de la Cuesta bei Sevilla zurück und starb 2. Dez. 1547 daselbst. Seine Gebeine wurden in Mexiko beigesetzt,

verschwanden aber 1823. C. hinterließ einen Sohn, Don Martino. Seine Titel und Besitzungen sind später an den neapolitanischen Herzog von Monteleone übergegangen. — C. war von schlanker, kräftiger Gestalt, in allen ritterlichen Künsten geübt, mäßig, ehrgeizig und leidenschaftlich, dabei von kalt berechnender Schlauheit, rasch im Entschluß und zäh bei der Durchführung, beredt und leutselig, dabei als Feldherr und Staatsmann hochbegabt und klaren und tiefen Geistes. Er ist einer der edelsten Charaktere unter den spanischen Konquistadoren. Ein Teil seiner ausführlichen (fünf) Briefe über seine Feldzüge ist abgedruckt in Lorenzanas »Historia de nueva España« (Mexiko 1770), ein andrer in Gayangos' »Cartas y relaciones de Hernando C. al emperador Carlos V« (Par. 1866) und französisch herausgegeben von Vallée (das. 1879). Vgl. außer Prescotts »Geschichte der Eroberung von Mexiko« Folsom, The dispatches of Hernando C. (New York 1843); Helps, Life of Hernando C. (Lond. 1871, 2 Bde.).

Corticelli (spr. -tschelli), Maler, s. Pordenone.

Cortisches Organ, s. Gehör.

Cortland, Stadt im Zentrum des nordamerikan. Staats New York, mit Lehrerseminar und (1880) 4050 Einw.

Corton (spr. -tóng), eine der feinsten Sorten Burgunderweine von Beaume.

Cortōna, Stadt in der ital. Provinz Arezzo, am Abhang eines Bergs über dem Val di Chiana und an der Eisenbahn von Florenz nach Perugia in 650 m Meereshöhe gelegen, hat mächtige kyklopische Mauern, Fragmente römischer Bäder, ein etruskisches Grab, eine Kathedrale (Basilika der Frührenaissance) mit zwei bedeutenden Bildern von Signorelli, mehrere andre Kirchen mit bemerkenswerten Gemälden, zahlreiche schöne Paläste und (1881) 3605 Einw. C. ist seit 1325 Bischofsitz und hat ein Seminar, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Akademie (Accademia etrusca, 1726 gestiftet) mit einer Bibliothek und einem kleinen, aber interessanten Museum (besonders reich an etruskischen Altertümern, darunter eine kostbare Bronzelampe, 1840 in einem Grab aufgefunden). C. ist Geburtsort der Maler Luca Signorelli u. Pietro Berrettini, genannt da Cortona. Zwischen der Stadt und dem nahen See von Perugia (Lacus Trasimenus) dehnen sich die Schluchten aus, in denen Hannibal 217 v. Chr. den Konsul Flaminius schlug, dessen angebliches Grabmal man in C. (ein schöner antiker Sarg im Dom) dem Fremden zeigt. — C., im Altertum auch Crotona genannt, war uralt und eine der bedeutendsten etruskischen Städte, verfiel aber in der Römerzeit und blühte auch durch eine dahingesandte römische Kolonie nicht auf. Von den Barbaren verwüstet, erhob sie sich seit dem 11. Jahrh. abermals zu hohem Glanz, besonders nachdem sie durch Johann XXII. erweiterte Stadtrechte und einen Bischof erhalten hatte. Ein Jahrhundert lang von der Familie Casale beherrscht, wurde sie 1409 von dem letzten Abkömmling derselben dem König Ladislaus von Neapel und von diesem 1412 den Florentinern übergeben, in deren Besitz sie fortan blieb.

Cortōna, Pietro da (eigentlich Berrettini), ital. Maler, geb. 1. Nov. 1596 zu Cortona, hielt sich meist in Rom auf und starb 16. Mai 1669 daselbst. Er schuf eine große Anzahl Werke für Rom, Florenz u. a. O. in Öl und in Fresko. Das kolossale Deckengemälde im Palazzo Barberini, die Fresken in der Galleria Pamfili zu Rom und die im Palazzo Pitti zu Florenz gehören zu seinen bedeutendsten Werken. Die Leichtigkeit seiner Erfindung, seine gewandte Hand und die pompöse, heitere und festliche Farbe seiner Fresken sind zu bewundern; tiefern Ausdruck, gediegenes Kolorit und durchgebildete Form darf man freilich nicht bei ihm suchen. Seine Ölbilder befriedigen am wenigsten. Er übte einen großen, aber ungünstigen Einfluß auf die italienische Kunst aus; seine Nachahmer, die sogen. Cortonisten, lernten wohl von ihm, große Räume mit rascher Hand auszumalen, aber keine Gründlichkeit. Er verstand sich auch auf die Baukunst; die nach seinen Rissen ausgeführten Gebäude in Rom fanden aber keinen großen Beifall.

Cörulein, Cöruleïnschwefelsäure, s. Indigo.

Cörulēum (Cölin), lichtblaue Mineralfarbe, wird durch Erhitzen von Kobaltvitriol mit Zinnsalz und Kreide dargestellt, besteht wesentlich aus zinnsaurem Kobaltoxydul, ist sehr beständig, bei Tages- und Lampenlicht himmelblau und wird vorwiegend in der Malerei auf Porzellan und Steingut verwendet.

Cörulignōn entsteht bei der Behandlung der aus rohem holzessigsauren Kalk und Salzsäure bereiteten unreinen Essigsäure mit chromsaurem Kali, bildet dunkelstahlblaue Nadeln, löst sich nur in Karbolsäure, aus welcher es durch Alkohol und Äther gefällt wird, und mit blauer Farbe in konzentrierter Schwefelsäure, aus welcher es aber nicht unverändert wieder abgeschieden werden kann. Durch Zinn und Salzsäure sowie durch schweflige Säure wird es in Hydrocörulignon verwandelt. Dieser kristallisierbare, in Alkohol und Essigsäure, wenig in Wasser lösliche Körper schmilzt bei 190°, destilliert unzersetzt, gibt mit Schwefelsäure eine orangefarbene, beim Erwärmen fuchsinrote Lösung und mit Oxydationsmitteln C. Das Hydrocörulignon findet sich im rohen Holzessig, wird bei der Reinigung desselben in C. verwandelt und könnte bei technischer Verwendbarkeit leicht in großen Quantitäten gewonnen werden.

Coruña, La (spr. -runnja), span. Provinz in Galicien, nimmt den nordwestlichsten Teil der Iberischen Halbinsel ein, grenzt im O. an die Provinz Lugo, im S. an Pontevedra (Grenze der Ullafluß), im W. und N. an das Meer und hat ein Areal von 7973 qkm (144,8 QM.). Das Land ist von einem vielverzweigten System nicht sehr hoher Gebirge (bis 800 m) durchzogen, hat eine sehr zerrissene Seeküste, zahlreiche Buchten und Vorgebirge, weit in das Land hineinreichende Strandseen (rias) und viele Küstenflüsse, meist von kurzem Lauf, worunter der Tambre und Ulla die bedeutendsten sind. Das Klima ist verhältnismäßig kühl und feucht. Die Bevölkerung beläuft sich auf (1878) 596,436 Seelen (1883 auf 613,474 berechnet); sie ist, mit 77 Einw. auf das QKilometer, ziemlich dicht, wenig in Städten konzentriert, vielmehr meist in kleinen, zu Gemeinden zusammengefaßten Gehöften und Weilern verstreut. Durch fortwährende Auswanderung nach den großen Städten und nach überseeischen Ländern verliert jedoch die Provinz regelmäßig einen Teil ihrer Einwohner. Der Boden ist trotz seines gebirgigen Charakters sehr fruchtbar und gut angebaut, enthält herrliche Wiesengründe, Bergtriften und Waldungen. Die Getreideproduktion und Viehzucht liefern über den eignen Bedarf der Provinz Exportartikel; sehr bedeutend ist auch die Seefischerei. Der Bergbau ist noch wenig entwickelt. Die Industrie, welche Fortschritte aufweist, liefert gesalzene und geräucherte Fische und Fleischkonserven, dann Artikel für den Bedarf der Fischerei und Schiffahrt, Maschinen, Metallwaren, Glas, Thonwaren, Leder, Baumwollwaren, Leinwand, Tabak, Schokolade, Hüte, Schuhwaren. Die Provinz besitzt auch eine größere Zahl

von Mineralquellen. Dem Handel dienen gute Häfen, vor allen Coruña und Ferrol, letzteres zugleich der Hauptkriegshafen Spaniens. Die Kommunikationswege sind im Innern noch nicht genügend entwickelt; an Eisenbahnen besitzt die Provinz bisher nur die Linie von Lugo nach C. und von Carril nach Santiago. Die Provinz umfaßt 14 Gerichtsbezirke (darunter Betanzos, Carbalo, Ferrol, Padron, Santiago de Compostela). — Die gleichnamige **Hauptstadt** liegt auf einer Halbinsel an der Bai (ria) von C., an der Galicischen Eisenbahn und ist einer der ersten Handelsplätze Spaniens, mit prachtvollem, völlig gesichertem Hafen, der von Granitfelsen umschlossen und durch fünf Forts stark befestigt ist. Die Stadt zerfällt in die Alt- oder Oberstadt, auf dem östlichen Teil der Halbinsel, und in die neue Unterstadt, Pescaderia genannt, auf dem schmalen Isthmus. Sie hat 6 Kirchen, ein Bagno (ehemaliges Kloster), eine nautische Schule, eine Kunstschule, mehrere wissenschaftliche und gemeinnützige Vereine und zählt (1884) 34,027 Einw. An industriellen Etablissements besitzt C. eine große Zigarrenfabrik (mit 2000 Arbeiterinnen), eine Glasfabrik, Schiffswerfte, Konservenfabriken, Baumwollweberei u. a. Vom Hafen von C. liefen 1880: 1319 Schiffe mit 270,000 Ton. aus und ebenso viele daselbst ein. Die Ausfuhr (darunter Rindvieh, Sardinen, Konserven, Schokolade, Glas) hatte einen Wert von 23,5, die Einfuhr (darunter Getreide, Mehl, Branntwein, Baumwolle und Gewebe) einen solchen von 33,5 Mill. Pesetas. C. ist Sitz des Gouverneurs, eines Appellationsgerichts und mehrerer auswärtiger Konsulate (darunter eines deutschen). Am Nordufer der Halbinsel, 2 km von der Stadt, steht der unter Trajan restaurierte, wie man vermutet, von den Phönikern oder Karthagern erbaute, 30 m hohe Herkulesturm, der als Leuchtturm dient. — C. soll von den Phönikern gegründet worden sein. Unter der römischen Herrschaft hieß der im Gebiet der Artabrer gelegene Ort **Caronium**, ebenso im Mittelalter, später **La Corogna**. 1598 ward es von den Engländern erobert und verbrannt, später befestigt. Am 22. Juli 1805 schlugen die Engländer bei C. die spanisch-französische Flotte. Als sich Ende 1808 der General Moore mit dem englischen Hilfskorps, das in Spanien hatte eindringen wollen, vor den Franzosen nach C. zurückzog, wurde er noch vor vollendeter Einschiffung 16. Jan. 1809 von Soult angegriffen und fiel im Kampf; C. mußte sich 19. Jan. den Franzosen ergeben. Am 21. Febr. 1820 wurde zu C. vom Volk und von den Truppen die Konstitution proklamiert; doch eroberte General Bourck 13. Juli 1823 die Höhen vor der Stadt, worauf diese 13. Aug. kapitulierte.

Coruscconüsse, s. Elfenbein.

Corvallis, Stadt im nordamerikan. Staat Oregon, Grafschaft Benton, am Willamette, mit Ackerbauschule und (1880) 1128 Einw.

Corvidae, s. Corvus.

Corvina (Bibliotheca Corviniana), die berühmte Büchersammlung des Königs Matthias Corvinus von Ungarn (gest. 1490), welche, etwa 5000 Handschriften (darunter viele mit prachtvollen Miniaturen) umfassend, in der Festung Ofen als öffentliche Bibliothek aufgestellt war, im 16. Jahrh. aber zerstreut wurde. Ein großer Teil wurde von den Türken nach Konstantinopel geschleppt, von wo die Überreste 1869 und 1877 als Geschenk des Sultans nach Ungarn zurückkamen. Sonst finden sich in zahlreichen Bibliotheken Europas Handschriften der C. Vgl. **Fischer**, König Matthias Corvinus und seine Bibliothek (Wien 1878).

Corviniello, Bezeichnung für Metallarbeiten, welche mit eingelegter Perlmutter, Steinen, Schildpatt oder andern Metallen verziert sind und nach einem von O. v. Corvin erfundenen Verfahren auf galvanoplastischem Weg dargestellt werden. Die einzulegenden Stücke werden, der Zeichnung entsprechend, auf einem Modell des darzustellenden Stücks mit Firnis befestigt, wobei die Seite, welche später die Oberfläche bildet, dem Modell zugekehrt, also aufgeklebt wird. Hierauf macht man das Ganze mit der Graphitbürste leitend, bringt es in eine Metallsalzlösung und schaltet es in den galvanischen Strom ein. Das aus der Lösung sich abscheidende Metall schlägt sich sogleich auf die freie Fläche des Modells nieder und hüllt allmählich die angeklebten Stücke vollständig ein, so daß sie auf das innigste in das Metall eingefügt sind. Hat der galvanische Niederschlag die gewünschte Stärke erlangt, so löst man ihn ab und sieht nun auf der dem Modell zugekehrten Seite die eingelegten Stücke in der saubersten Weise in Metall eingebettet. Man reinigt dann die Oberfläche und verziert sie durch Vergolden, Versilbern, Gravieren etc. Man fertigt nach diesem Verfahren Schalen mit ornamentiertem flachen Rand und Mittelstück, Tischplatten, Präsentierteller, Möbeleinlagen, Buchdeckel und Platten zur Verzierung von allerlei Gegenständen.

Corvinus, 1) Beiname des M. Valerius Maximus Messala, s. Messala. — 2) **Matthias C.**, König von Ungarn, s. **Matthias**.

Corvinus, Jakob, Pseudonym des Schriftstellers **Wilhelm Raabe** (s. d.).

Corvin-Wiersbitzki, **Otto Julius Bernhard von**, Schriftsteller, geb. 12. Okt. 1812 zu Gumbinnen, wo sein Vater Postdirektor war, wurde in den Kadettenhäusern zu Potsdam und Berlin erzogen und diente 1830—35 als preußischer Leutnant in Mainz, wo er mit Fr. Sallet befreundet wurde, dann in Saarlouis. Nachdem er 1835 seinen Abschied genommen, lebte er in Frankfurt a. M., seit 1840 in Leipzig, wo er litterarischen Beschäftigungen oblag. Ein entschiedener Demokrat, nahm er im April 1848 am Aufstand in Baden thätigen Anteil, kehrte auch im Mai 1849, nach vorübergehendem Aufenthalt in Berlin, nach Baden zurück, verteidigte als Bürgerwehroberst Mannheim bis nach der Schlacht von Waghäusel gegen die Preußen, wurde zuletzt Chef des badischen Generalstabs in Rastatt und leitete die Verteidigung dieser Festung. Nach der Übergabe derselben standrechtlich zum Tod verurteilt, wurde er zu sechsjähriger Einzelhaft begnadigt und verbüßte diese im Zellengefängnis zu Bruchsal. Nach seiner Entlassung (Oktober 1855) ging er nach London, wo er seine litterarischen Beschäftigungen wieder aufnahm. Während des nordamerikanischen Bürgerkriegs war er als Spezialkorrespondent der Augsburger »Allgemeinen Zeitung«, ebenso 1870/71 als Korrespondent der »Neuen Freien Presse« auf dem Kriegsschauplatz thätig. Seit 1874 lebte er zu Wertheim in Baden, von wo er später nach Leipzig übersiedelte. Er erfand das Corviniello (s. d.). Von seinen Schriften sind als die bedeutendern anzuführen: »Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II.« (Leipz. 1841); »Historische Denkmale des christlichen Fanatismus« (das. 1845, 2 Bde.; 5. Aufl. u. d. T.: »Pfaffenspiegel«, Rudolst. 1888); »Illustrierte Weltgeschichte« (mit Held, Leipz. 1844—51, 4 Bde.); »Geschichte der Aurora von Königsmark« (das. 1847); »Erinnerungen aus meinem Leben« (Amsterd. 1861, 4 Bde.; 3. Aufl. 1880); »Die goldene Legende« (Bern 1875); »Aus dem Zellengefängnis. Briefe 1848—56« (das. 1884).

Corvus, Rabe; Corvidae (Raben), Familie aus der Ordnung der Sperlingsvögel (s. d.).

Corydălis *Dec.* (Hohlwurz, Taubenkropf), Gattung aus der Familie der Fumariaceen, einjährige oder ausdauernde Gewächse, häufig mit knolligem Wurzelstock, bisweilen rankend, mit zarten, dreizählig-fiederig zusammengesetzten Blättern, in Ähren oder Trauben stehenden Blüten, unregelmäßiger, am Grund höckeriger oder gespornter Blumenkrone und zweiklappiger, vielsamiger, schotenförmiger Kapsel; etwa 70 Arten, die meist der nördlichen gemäßigten Zone, besonders Europa und Asien, angehören. C. cava *Schw.* et *K.* (Lerchensporn), mit knolliger, hohler Wurzel und kleinen, purpurrötlichen, seltener weißen Blüten, ausdauernd, wächst in Gebüschen und Laubwäldern durch ganz Europa. Die Wurzel (Hohlwurzel, Herzwurz) war früher offizinell. Sie enthält ein kristallisierbares, nicht flüchtiges Alkaloid, Corydalin $C_{18}H_{19}NO_4$, dessen alkoholische Lösung alkalisch reagiert und bitter schmeckt. Es findet sich auch in der scharf bitter schmeckenden Wurzel von C. fabacea *Pers.* (mit blaßrot violetten Blüten), welche als große Erdrauchwurzel offizinell war. Mehrere C.-Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Coryllis, s. Papageien.

Corylus, s. Haselstrauch.

Corymbus, Doldentraube, s. Blütenstand; C. cymiformis, Trugdoldenrispe (s. d.).

Corypha *L.* (Schirmpalme), Gattung aus der Familie der Palmen, bis 9 m hohe Bäume mit geringeltem oder gefurchtem, sehr geradem Stamm, langen, stachligen Blattstielen, fächerförmigen Blättern, endständiger Blütenrispe (weshalb sie nur einmal im Leben blühen können), hermaphroditischen, weißen oder grünen, stark riechenden Blüten und rundlichen, einsamigen Beeren. Die Gattung ist besonders im tropischen Amerika, auch in Ostindien, Kochinchina, auf den Molukken u. dem Australkontinent vertreten. C. umbraculifera *L.* (Schattenpalme, Fächerpalme, Tallipotbaum, s. Tafel »Palmen I«), an felsigen Orten auf Ceylon, auf der Küste Malabar ꝛc., wird über 20 m hoch, hat 2 m lange, armdicke Blattstiele und 1,9 m lange, 4 m breite Blätter mit 95—100 Segmenten, welche allgemein als Sonnen- und Regenschirme benutzt werden. Auf solchen Blättern sind die heiligen Überlieferungen der Singhalesen mit metallenem Griffel eingegraben. Der Saft aus den Rispenästen wirkt brechenerregend und wird gegen Schlangenbisse angewendet; die Wurzel dient als Mittel gegen Durchfall; das Holz ist fest und hart, das Mark des Stammes liefert eine geringe Sorte Sago, die jungen Triebe geben guten Palmkohl, aus den harten Steinkernen werden allerlei Zieraten verfertigt. Aus den Blättern von C. Gebanga *Bl.* (Gebangpalme), auf Java, werden Körbe, Beutel, Hüte ꝛc. geflochten, aus den Fasern Mützen, Hemden ꝛc. gewebt. C. australis *R. Br.* (s. Tafel »Blattpflanzen II«), s. v. w. Livistona australis; C. cerifera *Arend*, s. v. w. Copernicia cerifera *Mart.* Mehrere C.-Arten werden in Palmhäusern kultiviert.

Coryphaena, Goldmakrele.

Coryza, der Schnupfen.

Cos., mathemat. Abkürzung für Cosinus.

Cosa (ital., »Sache, Ding«), in der Algebra (s. d.) Bezeichnung der unbekannten, zu findenden Größe (daher der Ausdruck »Regel Coß«).

Cosa (Cossa), im Altertum Stadt in Etrurien, von Volci abhängig, nahe dem Meer auf der südlichen der beiden Landzungen gelegen, welche den Mons Argentarius mit dem Festland verbinden, 273 und 196 v. Chr. von Rom aus kolonisiert, mit gutem Hafen. Sie existierte bis ins 3. Jahrh. n. Chr. Ihre Ruinen, Ansidonia genannt, finden sich beim heutigen Orbetello. Wohl erhalten sind jedoch nur die Stadtmauern, oft bis zu einer Höhe von 9 m, mit vorspringenden viereckigen Türmen.

Cosalá, Bergwerksort im mexikan. Staat Sinaloa, 75 km südöstlich von Culiacan, an der nach Durango führenden Eisenbahn, hat Gruben von goldhaltigem Silber und 5000 Einw.

Coscile (spr. -schile, bei den Alten Sybaris), Fluß in der ital. Provinz Cosenza, entspringt am Abhang des Monte Polino und ergießt sich in den Crati, kurz vor dessen Mündung in den Golf von Tarent.

Coseguina, Vulkan in Mittelamerika, erhebt sich 1170 m hoch an der Fonsecabai und ist namentlich durch seinen gewaltigen Ausbruch von 1835 bekannt.

Cosel, 1) (Cossell) Anna Konstanze, Gräfin von, Geliebte Augusts des Starken, geb. 17. Okt. 1680 auf Deppenau im Holsteinischen als Tochter des dänischen Obersten v. Brockdorf, vermählte sich 1699 zu Wolfenbüttel mit dem sächsischen Kabinettsminister v. Hoym, der sie, um sie vor den Verführungen des Hofs zu sichern, auf seinen Gütern wohnen ließ. Infolge einer Wette erreichte es der Fürst von Fürstenberg doch, daß König August sie sah. Da dieser sich sofort wegen ihrer auffallenden Schönheit in sie verliebte, ließ sie sich nach einigem Sträuben von ihrem Gatten scheiden und wurde 1707 als Reichsgräfin von C. anerkannte Mätresse des Königs. Über neun Jahre behauptete sie sich in der Gunst des Königs und benutzte dieselbe zur Ansammlung eines großen Vermögens. Durch ihre Versuche, sich in die Regierung und die Politik einzumischen, machte sie sich aber die Minister, namentlich Flemming, zu Feinden. Als sie dem König 1716 nach Warschau folgen wollte, ward sie unterwegs zur Rückkehr nach Dresden genötigt, entfloh zwar nach Berlin, wurde aber, da sie sich weigerte, das Dokument, in welchem der König sie und ihre Kinder anerkannt hatte, herauszugeben, 1716 in Halle verhaftet und nach der Festung Stolpen gebracht. Da sie jede Auskunft über den Verbleib ihres Vermögens verweigerte, ward sie in strengem Gewahrsam gehalten; ihre Briefe blieben vom König unbeachtet. Nach dem Tode des Königs bot man ihr größere Freiheit an, doch wollte sie nunmehr ihr Gefängnis nicht mehr verlassen. Sie starb 31. März 1765. Sie war unbezweifelt eine der schönsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, hochgebildet und besonders in der französischen Litteratur sehr bewandert, welche ihr in ihrer Gefangenschaft fast den einzigen Genuß gewährte. Von ihren mit August erzeugten und 1724 legitimierten Kindern war Friedrich August, Graf von C., geb. 1712, General der Infanterie und Kommandant der Garde du Korps, erbaute das Coselsche Palais in Dresden, legte den Coselschen Garten an und starb 1770 zu Sabor i. Schl.; eine Tochter, Auguste Konstanze, 1708—28, heiratete den Oberkammerherrn v. Friesen, die zweite, Friederike Alexandrine, 1709—84, den polnischen Großschatzmeister Grafen Moczinski. Vgl. K. v. Weber, Anna Konstanze, Gräfin von Cosell (im »Archiv für sächsische Geschichte«, Bd. 9, 1870).

2) Charlotte von, unter dem Pseudonym Adelheid von Auer bekannt gewordene Schriftstellerin, geb. 6. Jan. 1818 zu Berlin als Tochter des Generals v. C., lebt seit 1848 in Schwedt a. d. O. In einer größern Anzahl von Romanen und Erzählungen, von denen wir »Fußstapfen im Sand« (Berl. 1868), »Modern«, Roman in Briefen (das. 1868;

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

3. Aufl., das. 1880), »Eine Barmherzige Schwester« (Schwerin 1870), »Achtzig Stufen hoch« (Stuttg. 1871), »Aufgelöste Dissonanzen«, Novellen (Leipz. 1879), »Im Labyrinth der Welt« (Berl. 1879), »Lebende Bilder« (Leipz. 1880), »Luftschlösser« (Berl. 1882) nennen, stellt sie modernes Leben mit entschiedenen, aber nicht aufdringlichen konservativen Tendenzen dar.

Cosenz, Enrico, ital. General, geboren um 1812 zu Gaeta, trat als Offizier in die neapolitanische Armee, zog mit dieser 1848 nach Oberitalien und blieb nach deren Rückkehr in die Heimat in Venedig, an dessen hartnäckiger Verteidigung gegen die Österreicher er hervorragenden Anteil nahm. Nach der Übergabe Venedigs 1849 lebte er in ärmlichen Verhältnissen zu Turin. 1859 trat er als Major in das Alpenjägerkorps Garibaldis, nahm 1860 als Befehlshaber der dritten Freiwilligenexpedition am Zuge Garibaldis nach Sizilien teil, zeichnete sich im Gefecht bei Milazzo aus und ward unter der Diktatur Garibaldis in Neapel Kriegsminister. 1861 trat er als Generalleutnant in die italienische Armee ein, befehligte lange Zeit eine Division, dann das 1. Armeekorps in Turin und ward 1881 zum Chef des neuorganisierten Generalstabs ernannt. Mehrere Jahre Mitglied der Deputiertenkammer, in welcher er auf der Rechten saß, ist er seit 1872 Senator. C. gilt als der gelehrteste Offizier Italiens.

Cosénza, ital. Provinz in Kalabrien, bis 1871 Calabria citeriore genannt, grenzt im N. an die Provinz Potenza, im S. an Catanzaro, im O. an das Jonische Meer (Golf von Tarent), im W. an das Tyrrhenische Meer und hat einen Flächenraum von 7358 qkm (nach Strelbitskys Berechnung 6697 qkm = 121,6 QM.) mit einer Bevölkerung von (1881) 451,185 Seelen. Das Land besteht aus dem Südabfall des eigentlichen Apennin (Monte Polino 2334 m), der westlichen Kette des kalabrischen kristallinischen Apennin (Monte Cocuzzo 1550 m), dem nördlichen Teil des Silagebirges (1630 m) und dem zwischen diesen Bergzügen gelegenen, meist versumpften und wegen Malaria unbewohnbaren Thal des Crati und seiner Mündungsebene. Die Provinz ist gut bewässert (Crati, Coscile, Savuto, Esaro, Trionto etc.), hat aber keinen Hafen, sondern nur zwei erträgliche Reeden, Rossano am Golf von Tarent, Paola am Tyrrhenischen Meer. Sie ist fruchtbar und erzeugt außer Getreide Reis, Safran, Hanf, Honig, Süßholz, namentlich aber Öl, Wein und Südfrüchte, welche nebst Salami, Seide und Schiffbauholz viel ausgeführt werden. Das Silagebirge enthält Zinn, Blei, Silber, Alabaster, Steinsalz. Man züchtet auch schöne, starke Pferde, hält große Herden Schafe und bereitet trefflichen Käse. Die Industrie beschränkt sich auf etwas Seiden-, Flanell- und Baumwollweberei, Teerschwelerei und Sägemühlenbetrieb. Die Provinz zerfällt in vier Kreise: C., Castrovillari, Rossano, Paola. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt in nicht sehr gesunder Gegend am Fuß des Silawaldes in 256 m Meereshöhe, am obern Crati, wo links der kleine Busento in ihn fließt, 18 km vom Tyrrhenischen Meer, ist durch Zweigbahn mit der Kalabrischen Küstenbahn verbunden, wird von einem großartigen Kastell überragt und von mehreren Hundert Meierhöfen (Casali) umringt, die im schönen Thal verstreut sind, und zerfällt in eine Altstadt mit engen, steilen Gassen und eine Neustadt mit großen, stattlichen Bauten. Die Stadt hat einen großen, schönen Dom (1750 renoviert), ein geistliches Seminar, ein Gymnasiallyceum, eine technische Schule, 2 wissenschaftliche Akademien, ein Nationalkonvikt, eine Handelskammer und (1881) 12,590 Einw., welche Thon-, Eisen- u. Stahlwaren erzeugen, rege Landwirtschaft u. Seidenhandel betreiben. C. ist Sitz eines Erzbischofs und der Provinzialbehörden. — C. hieß bei den Alten Consentia und war die Hauptstadt von Bruttium. Das dortige Erzbistum ward im 11. Jahrh. gestiftet. Die Stadt wurde oft durch Erdbeben verwüstet, am schrecklichsten 1638 und 1783 (wobei alle ältern Bauwerke zerstört wurden) und auch neuerdings 1854 und 1870. 410 starb hier der Westgotenkönig Alarich, der von den Seinen, der Sage nach, im abgedämmten Flußbett des Busento begraben ward, und 1270 Isabella, Gemahlin Philipps III. von Frankreich.

Cos Gayon, Fernando, span. Rechtsgelehrter und Staatsmann, machte die üblichen Universitätsstudien, wurde 1855 Promotorfiskal in Madrid, 1857 Beamter im Ministerium des Innern, Theaterzensor des Königreichs, Administrator der Staatsdruckerei und Redakteur der offiziellen »Gazeta de Madrid«, 1862 Sekretär der Generalintendanz des königlichen Hauses, 1875 Oberaufseher der Münze, Generalsteuerdirektor, dann Unterstaatssekretär im Finanzministerium und war vom März 1880 bis Februar 1881 Finanzminister. Außerdem war er wiederholt Vizepräsident der Cortes. Sein erster litterarischer Versuch war die Herausgabe der Vorlesungen, die er am Ateneo von Madrid 1848—50 gehalten, und die unter dem Titel: »Historia de la administracion publica de España desde la dominacion romana hasta nuestros dias« erschienen. Später schrieb er eine Menge Monographien und Artikel in Zeitschriften, namentlich in der »Revista de España«. Am 15. Juni 1879 wurde er in die Academia de las ciencias morales y politicas aufgenommen.

Cosihuiriáchi (Santa Rosa de C.), eine Stadt im mexikan. Staat Chihuahua, im W. von Chihuahua, in tiefer Schlucht am Fuß des Bufa de C. (2380 m), früher durch Silberminen blühend.

Cosimo, Pietro di, ital. Maler, geb. 1462 zu Florenz, war Schüler des Cosimo Rosselli, bildete sich unter dem Einfluß des Filippino Lippi und der mailändischen Schule weiter aus. Er zeigt eine sonderbar phantastische Richtung in der Komposition und große Vorliebe für die Landschaft. Wichtig ist C. durch seinen Einfluß auf Andrea del Sarto, Pontormo, Franciabigio und andre hervorragende Meister der nächsten Periode. Seine interessantesten Schöpfungen sind einige mythologische Kompositionen (Geschichte des Perseus in den Uffizien zu Florenz, Venus, Amor und Mars im Berliner Museum), die sich durch eigenartige Auffassung bemerklich machen. Seine Werke sind selten. Er starb 1521 in Florenz.

Cosimo de' Medici, s. Medici.

Cosini, Silvio, da Fiesole, ital. Bildhauer, s. Fiesole 3).

Cosmas, s. Kosmas.

Cosmaten, merkwürdiges röm. Steinmetzen- oder Künstlergeschlecht, das von der zweiten Hälfte des 12. bis zum Anfang des 14. Jahrh. in Söhnen und Enkeln unter den Namen Cosma, Lorenzo, Jacopo, Luca, Giovanni und Deodato blühte und in der einheimischen Kunstgeschichte Roms während dieses Zeitraums die wichtigste Rolle spielt. Die C. nahmen durch Vermittelung Toscanas das gotische Prinzip auf und erfüllten in rastloser Thätigkeit nicht nur Rom selbst, sondern auch die weitere Umgebung (Latium, Tuscien, selbst Umbrien) mit zahlreichen, zum Teil höchst anmutigen Werken, die ihrem Wesen nach meist eine Vereinigung von Architektur, Skulptur und musivi-

scher Malerei bildeten, wie Tabernakel, Ambonen, Grabmäler, Portiken, Klosterhöfe etc. Als tüchtige Baumeister bekunden sie sich besonders am Portikus des Doms von Cività Castellana (von Jacopo und Lorenzo, 1210) und am Portal von Sant' Antonio Abbate auf dem Esquilin (1259). Ihre schönsten Arbeiten jedoch fallen in die Epoche Bonifacius' VIII. (1294—1303). Hierher gehören namentlich das Monument des Bischofs W. Durante in Santa Maria sopra Minerva zu Rom, ferner die Grabmäler des Kardinals Gonsalvo in Santa Maria Maggiore und des Kaplans Stefano de' Surdi in Santa Balbina daselbst (alle drei vom Meister Giovanni). Können sich auch die C. in Bezug auf Freiheit und Reichtum des künstlerischen Geistes mit den Florentinern und Pisanern nicht messen, so legen sie doch seinen Sinn für die Form im Verein mit großer technischer Gewandtheit an den Tag und sind als die einzige originale Kunstschule, welche Rom in damaliger Zeit besaß, von Bedeutung. Mit dem Weggang der Päpste nach Avignon erlischt auch die Thätigkeit der C.

Cosmetica (lat.), s. v. w. kosmetische Mittel.

Cosmia, s. Eulen.

Cosmophyllum *C. Koch*, Gattung aus der Familie der Kompositen, mit der einzigen Art C. cacaliaefolium *C. Koch* et *Bouché*, einem Strauch oder kleinen Baum Guatemalas, mit sehr großen, ovalen, siebenlappigen, hell gelblichgrünen, kurz behaarten Blättern, welche angenehm renettenartig riechen, endständigen Blütendolden mit kamillenähnlichen Blüten und vierseitigen Achenen mit kurzem Pappus. Diese schöne, ungemein schnellwüchsige Blattpflanze wird seit einigen Jahren vielfach in Gärten auf Rasenplätzen kultiviert.

Cosne (spr. kohn, Condate), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Nièvre, rechts an der Loire, am Einfluß des Nohain und an der Lyoner Bahn, mit zwei schönen Brücken, mehreren alten Kirchen und einem Collège, hat ein bedeutendes Etablissement zur Erzeugung von Ankern und Kabeln für die Marine, ansehnliche Messer-, Nägel-, Feilen- und Quincailleriefabrikation, Wein- und Getreidehandel und (1881) 6290 Einw.

Cospetto (ital.), Antlitz; als Ausruf (C. di Bacco) s. v. w. potztausend!

Coß (Regel Coß), bei den Deutschen lange Zeit Name der Algebra (s. d.) nach dem italienischen Cosa (s. d.), weshalb die dieser Rechnung Kundigen auch Cossisten genannt wurden.

Coß (Hardary), Wegemaß in Britisch-Ostindien, = 1—2,5 engl. Meilen. Die bengalische Meile = 1,2 engl. Meile = 1828,784 m.

Cossa, etrusk. Stadt, s. Cosa.

Cossa, 1) Luigi, ital. Nationalökonom, geb. 27. Mai 1831 zu Mailand aus einer adligen Familie (sein noch lebender Vater Joseph ist ein bekannter Polyglott und Paläograph), promovierte 1853 als Doktor der Rechte an der Universität zu Pavia und widmete sich darauf noch weitern staatswissenschaftlichen Studien bei L. Stein in Wien und W. Roscher in Leipzig. 1858 wurde er zum außerordentlichen, 1860 zum ordentlichen Professor der politischen Ökonomie an der Universität zu Pavia, später auch an dem Polytechnikum in Mailand ernannt. Als Volkswirt ist C. mit Erfolg bemüht, die Resultate der modernen Litteratur selbständig zu verwerten. Seine litterarischen Hauptwerke sind: »Guida allo studio dell' economia politica« (2. Aufl., Mail. 1878; deutsch, Freiburg 1880); »Primi elementi di economia politica« (6. Aufl., Mail. 1883; deutsch, Freiburg 1879); »Elementi della scienza delle finanze« (3. Aufl., Mail. 1882; deutsch bearbeitet von Eheberg, Erlang. 1882); »Saggi di economia politica« (Mail. 1878).

2) Pietro, ital. Dramatiker, geb. 25. Jan. 1830 zu Rom, kämpfte nach zurückgelegten Studien auf den Schlachtfeldern der Lombardei für die nationale Unabhängigkeit, verließ, als jener Kampf einen übeln Ausgang genommen und Rom in die Hände der Franzosen gefallen war, Italien und unternahm eine Reise nach Amerika, wo er namentlich Chile und Peru besuchte. Nach Europa zurückgekehrt, nahm er zuerst seinen Wohnsitz in Turin und ging dann wieder nach Rom, wo er seitdem die Professur der italienischen Litteratur an einer technischen Schule bekleidete. Er starb 30. Aug. 1881 in Livorno. Die dramatische Laufbahn schlug C. ein mit der Tragödie »Mario ed i Cimbri« (1862), die aber nicht zur Aufführung gelangte. Seine weitern Dramen: »Puschin« (1869), »Sordello« (1872), »Beethoven« (1872; deutsch von Lungwitz, 1885), »Monaldeschi« (1874), gingen mit mäßigem Beifall über die Bretter. Großartigen Erfolg hatte dagegen sein Drama »Nerone« (1871; deutsch von Reißner, Leipz. 1874), von ihm selbst »Komödie« betitelt, ein originelles Werk, welches das halb grandiose, halb burleske Bild des römischen Tyrannen und das seiner Zeit in farbigen und lebensvollen Szenen erneuert. Im Buchhandel erlebte das Werkchen eine Reihe Auflagen; auf der Bühne war es das größte Ereignis des Jahrzehnts. In der Folge lieferte C. noch eine »Messalina« (1876) und eine »Cleopatra«, worin die Kühnheit der Konzeption und der Charakteristik das Publikum gleichfalls mit fortriß; ferner eine Komödie: »Plauto e il suo secolo« (1876; deutsch von Lungwitz, Plauen 1881), einen »Cola da Rienzi«, das in kräftigen Zügen ausgeführte Drama »I Borgia«, einen »Giuliano l'Apostata« (1876) und »Cecilia«, ein Drama, das die Geliebte Giorgiones zur Heldin hat und mit rauschendem Beifall aufgeführt wurde. Sein letztes Stück war: »I Napoletani del 1799«. Großartigkeit des Entwurfs und lebhaftes Kolorit sind allen diesen schon durch pikante Themata anziehenden Werken mehr oder weniger eigen. Cossas »Poesie liriche« erschienen gesammelt Mailand 1876.

Cossio, Ort, s. Bazas.

Cossische Zahlen, in der Sprache der alten Algebraiker s. v. w. Potenzen und Wurzeln; die Symbole solcher Größen heißen cossische Zeichen und die Rechnung mit diesen Größen cossischer Algorithmus.

Coßmann, Bernhard, Violoncellvirtuose, geb. 17. Mai 1822 zu Dessau, erhielt seinen ersten Unterricht vom dortigen Konzertmeister Drechsler und bildete sich sodann bei Müller in Braunschweig und Kummer in Dresden weiter aus. 1840—46 war er in Paris an der Italienischen Oper, 1847—48 am Leipziger Gewandhausorchester angestellt; darauf bereiste er England und Frankreich, wurde 1850 Kammervirtuose in Weimar, in den 60er Jahren Lehrer am Konservatorium in Moskau und wirkt seit 1881 am Hochschen Konservatorium zu Frankfurt a. M.

Cossus, Weidenbohrer.

Costa (lat.), die Rippe.

Costa, 1) Lorenzo, ital. Maler, geboren um 1460 zu Ferrara, Schüler des Cosimo Tura und des Francesco Cossa zu Ferrara, war erst hier, dann in Bologna thätig, wo Francia Einfluß auf ihn gewann. Er besaß eine derbe, realistische Natur, welche selbst von Francias milder Kunstweise nicht unterdrückt werden konnte; Reichtum an Phantasie dagegen hatte

er nicht. Die tiefe, kräftige Farbe der Ferraresen war ihm bereits eigen. Seine Hauptwerke befinden sich zu Bologna: in San Petronio eine Madonna mit Heiligen (1492) und die zwölf Apostel (1495), in San Giovanni in Monte Mariä Krönung (1497) mit schöner Landschaft, die C. überhaupt glücklich behandelte, ferner eine Madonna mit musizierenden Engeln und Heiligen, in Santa Cecilia Fresken, in San Giacomo Maggiore die Madonna mit der Familie Bentivoglio (1488) und Allegorien (1490), im Berliner Museum eine Darstellung Christi im Tempel (1502). C. starb 5. März 1535 in Mantua.

2) **Paolo**, ital. Schriftsteller, geb. 13. Juni 1771 zu Ravenna, studierte hier und in Padua, betrat nach und nach die Lehrstühle zu Treviso, Bologna und Korfu und starb 21. Dez. 1836. Er war der bedeutendste Kämpfer gegen die Neuerungen der romantischen Schule und suchte das Studium der Alten neu zu beleben, nahm auch mit Orioli und Cardinali an der Revision des großen Wörterbuchs der Crusca (1819—20) teil, übersetzte die Oden des Anakreon, die Homerische »Batrachomyomachie«, Schillers »Don Karlos« u. a. m. Durch seine vielverbreitete Erklärung der »Divina Commedia« (Bologna 1817 u. öfter, später von Bianchi umgearbeitet) wirkte er in weitern Kreisen erfolgreich für die Kenntnis Dantes. Sein Traktat »Dell' elocuzione« (Forli 1818) wurde in den Schulen Italiens eingeführt. Seine Werke erschienen gesammelt Bologna 1825 und Florenz 1829—30, 2 Bde. Seine Biographie schrieb **Morbani** (Forli 1840).

3) **Michele**, Komponist und Dirigent, geb. 4. Febr. 1810 zu Neapel, ward auf dem dortigen Konservatorium gebildet und begab sich 1828 nach London, wo er seitdem blieb; er starb 29. April 1884 in Brighton. C. gehörte zu den beliebtesten Musikern in England und stand namentlich als Orchesterdirektor in großem Ansehen. Als solcher leitete er neben der Italienischen Oper noch die von ihm ins Leben gerufenen geistlichen Konzerte in Exeter Hall sowie die der Philharmonischen Gesellschaft und fast alle in England stattfindenden Musikfeste, im besondern die alle drei Jahre gefeierten Londoner Händelfeste. Zugleich war er Hofkonzertdirektor, als welcher er 1869 von der Königin zum Ritter erhoben wurde. Unter seinen Kompositionen sind die Oper »Don Carlos« (1844) und die in England beliebten Oratorien: »Eli« und »Naaman« hervorzuheben.

4) **Isaac da**, holländ. Dichter, s. Da Costa.

Costa Alvarenga, **Pedro Francisco**, Naturforscher, geb. 1826 zu Piauhy (Brasilien), studierte in Brüssel Medizin, machte in Coimbra sein Examen und ließ sich in Lissabon nieder, wo er 1850 sein erstes Werk über das Hüftweh herausgab. Während der Cholera von 1856 leitete er das Hospital Santa Anna, nachdem er schon früher (1854) eine Schrift über diese Epidemie herausgegeben. Seine Erfahrungen im Hospital verwertete er in zwei Schriften 1856 und 1858. Auch in der Epidemie des gelben Fiebers 1857 leistete er in zwei Hospitälern, die seiner Obhut anvertraut waren, ganz Außerordentliches und schrieb auch über diese Krankheit einen »Esboço historico« (Lissab. 1859) und eine »Anatomia pathologica da febre amarella« (das. 1861). Sein Hauptstudium aber wandte er dem Herzen und seinen Krankheiten zu und schrieb eine »Memoria sobre a insuficiencia das valvulas aorticas« (Lissab. 1862) und eine Diatribe über den »Estado da questão acerca do duplo sopro crural na insufficiencia das valvulas aorticas« (das. 1863). Auch redigierte er die »Gazeta medica« in Lissabon und war Ehrendoktor des königlichen Hauses. Er starb 14. Juli 1883. Sein Testament enthielt zahlreiche großartige Stiftungen: nicht weniger als 22 Akademien, Universitäten, Hospitäler, Bildungs- und Armenanstalten aller Länder setzte er zu Erben ein.

Costa Cabral, Marquis de Thomar, s. Cabral 2).

Costarica (span., »reiche Küste«), der südlichste der mittelamerikan. Freistaaten (s. Karte »Westindien und Zentralamerika«), liegt zwischen 8° und 11° 16′ nördl. Br. und 82° 40′ und 84° 50′ westl. L. v. Gr., auf der Landenge zwischen dem Großen Ozean und dem Karibischen Meer, nördlich begrenzt von Nicaragua und südlich vom Staat Panama. Die Grenze gegen Nicaragua geht von Punta de Castilla an den Fluß San Juan aufwärts bis 3 engl. Meilen unterhalb Castillo, hält sich von da an in einer Entfernung von 2 engl. Meilen vom Fluß und dem Nicaraguasee und geht schließlich vom Sapoa (Nebenfluß des Sees) in gerader Linie zur Salinasbai. Die Grenze gegen Panama (Vertrag von 1856) verläuft von der Punta Burica am Stillen Ozean zur Quelle des Dorces (Dóraces) und diesen Fluß abwärts zum Karibischen Meer. Dieser Fluß entsteht indes gar nicht in den Kordilleren, sondern ist identisch mit dem unbedeutenden Küstenflüßchen Hone, welches in 82° 48′ westl. L. v. Gr. mündet. Der Flächeninhalt beträgt 51,760 qkm (941 QM.), wovon jedoch der größte Teil noch unerforscht und unbewohnt ist. Der Oberflächengestaltung nach ist C. ein verhältnismäßig schmales Gebirgsland, das auf beiden Seiten von Küstenlandschaften begrenzt ist und in der Mitte ein Tafelland oder zentrales Hochland enthält. Letzteres wird von einer doppelten Gebirgskette (im Durchschnitt gegen 2000 m hoch) gebildet, welche von Veragua her in nordwestlicher Richtung das Land durchzieht und im SO. des Sees von Nicaragua sich weiter gegen NW. fortsetzt. Tiefe Paßeinsenkungen fehlen den Ketten, und die Abfälle sind nach dem Stillen Ozean zu steil, während sie sich zum Atlantischen Meer hinab ziemlich sanft senken. Beide Ketten stehen durch Querjoche, die das Thalland zwischen ihnen in mehrere Abteilungen teilen, öfters in Verbindung. Von den einzelnen Gipfeln, welche das Tafelland umgürten und die zum großen Teil noch thätige Vulkane sind und häufige Erdbeben veranlassen, sind die bedeutendsten: der Pico blanco oder Nemu (2942 m hoch), anscheinend ein ungeöffneter Trachytkegel im Südostteil des Landes; der 3459 m hohe Turialba und der 3505 m hohe Irazu (Vulkan von Cartago), zwei thätige Feuerberge in der Gegend von Cartago; nördlicher der 2652 m hohe Barba und der schwefelreiche Poas oder Votos (2711 m hoch), wiederum Vulkane, und noch mehr nordwestlich, im S. des Nicaraguasees, die isolierten vulkanischen Kegel Tenorio und Miravalles (1432 m), Rincon de la Vieja und Orosi (1585 m hoch). Die Ostküste des Landes ist fast ganz unentwickelt und einförmig; an der Westseite finden sich die größern Buchten: Golfo Dulce und die Nicoyabai. Von den Flüssen sind auf größere Strecken schiffbar der San Juan und seine Nebenflüsse San Carlos und Sarapiqui (Sucio) sowie der in den Nicaraguasee mündende Rio Frio. Die übrigen sind selbst mit Einschluß des von der Hochebene dem Stillen Ozean zueilenden Rio Grande entweder gar nicht oder doch nur auf unbeträchtliche Strecken schiffbar; auch sind sie nur in gewissen Jahreszeiten wasserreich und wie alle Gebirgswasser reißend und von sehr ungleicher Tiefe, mit bald verengertem, bald erweitertem Bette. Das **Klima** ist nach der Lage der

Landstriche verschieden, heiß und mehr oder weniger ungesund an den zum großen Teil sumpfigen Küsten (mittlere Temperatur 25—30° C.), dagegen schön, gemäßigt und gesund auf der Höhe des Tafellandes, der glücklichsten Region von C., wo das Thermometer 27° C. nicht übersteigt und im Durchschnitt 17° steht. Beschwerlich ist hier nur die Regenzeit, welche im April beginnt und erst Ende November abläuft, und während welcher die Wege, selbst die Hauptstraßen, welche die Züge von mit Ochsen bespannten Carretas (zweiräderigen, plumpen Wagen) einzuschlagen haben, fast völlig unpassierbar sind. Mit Eintritt der Nordstürme, welche immer den Eintritt der trocknen Jahreszeit verkünden, werden die Gewitter seltener. Der Metallreichtum des Landes ist nicht groß, obschon Gold, Silber, Kupfer und Blei an vielen Stellen gefunden werden und auch Steinkohlen vorkommen. Die prächtigen Urwälder enthalten eine Fülle der herrlichsten Luxus- und Farbhölzer und liefern kostbare Gummiarten, Vanille, Sassaparille rc. Im allgemeinen ist die Vegetation auf der östlichen Seite großartiger als am Westfuß der Kordilleren. Die Tierwelt, welche die Urwälder bevölkert, ist besonders an Mammalien und Vögeln sehr reich. Unter erstern sind der Tapir, Jaguar und Kuguar, allerlei Affen, das Nabelschwein, der amerikanische Hirsch, das Armadill rc. hervorzuheben; unter letztern finden sich namentlich Papageien, Tukane, Hokkohühner, Löffelreiher, Turteltauben, Trompetenvögel rc., auf dem Hochland Aasgeier, rothaubige Spechte, Wachteln, Regenpfeifer, Falken rc. Große und gefährliche Schlangen sind zahlreich vorhanden, ebenso Insekten in unermeßlicher Fülle; doch sind letztere auf der Westseite schöner als an der Ostküste.

Die Zahl der Bewohner betrug nach der Zählung von 1874: 185,000, jetzt (1885) etwa 200,000; die Zahl der unabhängigen Indianer dürfte 300 nicht überschreiten. Die Bewohner stehen im Ruf der Arbeitsamkeit, Fähigkeit und einer milden, freundlichen Gesinnung. Sie sind der großen Mehrheit nach unvermischt spanischer Rasse. Die Hauptmasse der Bevölkerung bewohnt die Hochebene von San José oder Cartago und das Thal des Rio Grande. Staatsreligion ist die römisch-katholische, aber alle andern Konfessionen sind geduldet. Für Volksbildung sorgen die ärmlich ausgestattete Universität von San José, zwei Lyceen und (1883) 925 Elementarschulen mit zusammen 13,924 Schülern.

Hauptbeschäftigung bildet der Landbau und zwar vorzüglich die seit 1832 eingeführte Kultur des Kaffees, für welchen der Boden ganz besonders geeignet erscheint, und der noch bis jetzt das Haupthandelsprodukt ist. Kaffee wird bis zu mehr als 800 m, Tabak über 1600 m kultiviert, Mais und Bohnen im ganzen Land, Kakao, Zuckerrohr und Bananen in den Tiefebenen. Viehzucht wird besonders auf den Savannen und Catingas (mit vereinzelten Bäumen und Büschen besetzten Wiesenflächen) in den Departements Guanacaste und Alajuela betrieben. Von Metallen wird nur Gold (in den Minen von Monte Aguacate) ausgebeutet, und 1829—80 wurden aus dem im Land gewonnenen Gold 2,351,807 Pesos Goldmünzen geprägt. Die Industrie ist noch ganz unbedeutend. Die Branntweinbrennerei und der Tabaksbau sind Monopol der Regierung.

Der Handel ist recht bedeutend. Die Einfuhr belief sich 1883 auf 2,081,805 Pesos, darunter deutsche Waren (Baumwollen- und Wollenstoffe, Kurzwaren, Modeartikel) für 60,000 Pesos. Die Ausfuhr betrug 2,431,636 Pesos, einschließlich von 9,204,490 kg Kaffee im Wert von 2,000,593 Pesos. Außerdem wurden ausgeführt: Kautschuk, Rindshäute, Rehfelle, Bananen, Perlmutter, Schildpatt, Gold rc. Etwa die Hälfte der gesamten Ausfuhr geht nach England, nach Deutschland für 264,000 Pesos. In den beiden Häfen Punta Arenas und Limon liefen 1883: 174 Schiffe von 256,911 Ton. Gehalt ein, darunter 92 nordamerikanische von 146,549 T., 62 englische von 99,841 T. und nur 5 deutsche von 2198 T. Für die Herstellung von Landstraßen ist bis in die neueste Zeit nur wenig geschehen. Indes führt eine 114 km lange Eisenbahn von Limon bis Carillo am Rio Sucio und soll von dort bis nach Alajuela (69 km) weitergebaut werden. Alajuela steht bereits mit San José und Cartago durch eine 42 km lange Eisenbahn in Verbindung, deren Fortsetzung bis nach Punta Arenas noch Projekt ist. Die Telegraphenleitungen haben eine Länge von 585 km. — Landesmünze ist der Peso zu 100 Centavos, wovon 1000 gleich 975 amerikanischen Dollars sind. Maße und Gewichte sind die altkastilischen, mit Ausnahme der Cajuela, die gleich 0,687 Lit. ist.

Die Verfassung von 1859, seitdem mehrfach abgeändert, ist noch immer in Kraft. Der Präsident, die Senatoren (je zwei für jedes der fünf Departements) und die Abgeordneten werden durch Wahlmänner auf vier Jahre gewählt. Urwähler ist jeder Bürger, der eine »anständige Existenz« hat. Der Präsident ernennt die fünf Mitglieder seines Kabinetts und sämtliche Beamte. C. wird in fünf Departements (San José, Heredia, Alajuela, Cartago und Guanacaste) und die Comarca von Punta Arenas eingeteilt. San José ist Hauptstadt. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1883/84 auf 1,586,561 Pesos (Zölle 407,740 Pesos, Branntweinmonopol 446,435 Pesos, Tabaksmonopol 122,058 Pesos), die Ausgaben auf 1,985,426 Pesos (Kriegsdepartement 252,480 Pesos, öffentliche Arbeiten 341,440 Pesos). Die Eisenbahn brachte 85,090 Pesos ein, kostete aber für Verwaltung und Weiterbau 189,917 Pesos, und auch Post und Telegraph erforderten Zuschüsse aus der Staatskasse. Das Nationaleigentum (öffentliche Gebäude, Schulen, Kasernen, Eisenbahnen rc.) repräsentierte 1884 einen Wert von 11 Mill. Pesos; dagegen betrug die innere Schuld 795,344 Pesos (außerdem waren 578,000 Pesos Papiergeld im Umlauf) und die äußere Schuld 12 Mill. Pesos, ungerechnet von seit 1872 rückständigen Zinsen im Betrag von 7,396,075 Pesos. Die bewaffnete Macht soll alle Männer von 18 bis 55 Jahren begreifen und besteht aus einer stehenden Armee von 116 Offizieren, 85 Musikern und 277 Mann, einer Operationsarmee (Männer im Alter von 18 bis 30 Jahren) von 14,930 Mann, einer Reserve von 5641 Mann und einer Nationalgarde von 3300 Mann, zusammen 2485 Offizieren und 21,864 Mann. Die Flagge besteht aus 5 Streifen: blau, weiß, rot (doppelte Breite der andern), weiß, blau (s. Tafel »Flaggen II«).

Das Land wurde von Kolumbus 5. Okt. 1502 entdeckt und von ihm Costa Rica y Castilla de Oro genannt, weil er an verschiedenen Stellen von den Eingebornen mit Goldstückchen beschenkt worden war. Die ersten spanischen Niederlassungen waren Fonseca in Chiriqui (1523) und Brusellas am Golf von Nicoya. Beide wurden aber bald wieder verlassen. Der erste wahre Eroberer des Landes, welcher dasselbe zum größten Teil durchzog, war Juan Vasquez de Coronado (1561—65). Derselbe gründete 1563 Cartago in der Nähe der heutigen Stadt; 1578 wurde Esparza gegründet. 1821 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung, der Sitz der Regierung ward nach San José verlegt, und C. war fortan einer der Vereinigten

Staaten von Mittelamerika, bis es sich 1840 von der Union lossagte und durch ein Staatsgrundgesetz vom April 1848 als unabhängiger Staat konstituierte. Gegen Ende 1848 hatte der Staat einen Aufstand der Indianer zu bekämpfen und Ende 1850 einen Krieg mit Honduras zu führen. Unter innern Streitigkeiten hatte C. verhältnismäßig wenig zu leiden. Länger dauernde Unruhen entstanden erst, als der 1850 zum Präsidenten erwählte Juan Rafael Mora 8. Mai 1859 zum viertenmal an die Spitze der Regierung berufen wurde. Eine Koalition der Liberalen und der Fremden, besonders der Engländer und Deutschen, deren wachsendem Einfluß Mora entgegengetreten war, stürzte ihn (14. Aug. 1859), worauf der Arzt José Maria Montalegre zum Präsidenten ernannt und eine neue Konstitution eingeführt wurde. Mora suchte zwar mit Hilfe des Präsidenten von San Salvador sich der Gewalt wieder zu bemächtigen, wurde aber überwältigt und nach kriegsgerichtlichem Spruch erschossen (28. Sept. 1860). Von 1863 bis 1866 war Jesus Jimenes Präsident, der auch, als sein Nachfolger José Maria Castro 1868 durch eine Revolution gestürzt wurde, wieder die Regierung in die Hand nahm. Doch mußte er im April 1870 zurücktreten, worauf zuerst Bruno Carranza, aber schon im Oktober Thomas Guardia Präsident wurde. Derselbe blieb mit wenigen Unterbrechungen (1876 war Esquirol, 1877 Herrera auf wenige Monate Präsident) bis zu seinem im Juli 1883 erfolgten Tod Präsident der Republik, da er meist als Diktator regierte. Er führte den obligatorischen und unentgeltlichen Unterricht sowie die allgemeine Wehrpflicht ein, brachte aber durch den schlecht geleiteten Eisenbahnbau und mangelnde Sparsamkeit die Finanzen des Staats in eine üble Lage. Nach seinem Tode trat Prospero Fernandez an die Spitze des Staats. Vgl. Wagner, Die Republik C. (Leipz. 1856); M. de Peralta, C., its climate, constitution etc. (Lond. 1873); Derselbe, C., Nicaragua y Panama (Madr. u. Par. 1883); C. Fernandez, Documentos para la historia de C. (San José, 3 Bde.); Polakowsky im »Ausland« 1883 und in »Petermanns Mitteilungen« 1883 u. a.; B. A. Thiel, Lenguas y dialectos de los Indios de C. (San José 1882); Karte von Friederichsen (Hamb. 1876).

Costalgie (lat.), Rippenschmerz.

Coste (spr. kost), Jean Victor, Naturforscher, geb. 10. Mai 1807 zu Castries, studierte in Paris Naturwissenschaften, besonders Embryologie, gab mit Delpech 1834 die »Recherches sur la génération des mammifères et la formation des embryons« heraus, ward hierauf als Dozent für Entwickelungsgeschichte an das naturgeschichtliche Museum berufen und erhielt auch einen Lehrstuhl am Collège de France. Er schrieb noch: »Cours d'embryogénie comparée« (Par. 1837); »Ovologie du kanguroo« (das. 1838); »Histoire générale et particulière du développement des corps organisés« (das. 1847—1859). Besonders verdient machte sich C. um die Fischzucht. Auf den Bericht von C. und Milne Edwards gründete die Regierung 1852 die große Fischzuchtanstalt zu Hüningen im Elsaß, aus der in zwei Jahren über 600,000 Lachse und Forellen zur Besetzung des Rhône hervorgingen. C. selbst unternahm Züchtungsversuche mit immer neuen Arten, bereiste die französischen und italienischen Küstenländer und veröffentlichte: »Instructions pratiques sur la pisciculture« (Par. 1853, 2. Aufl. 1856) und »Voyage d'exploration sur le littoral de la France et de l'Italie« (1855, 2. Aufl. 1861), in welch letzterm Werk er Berichte über die Fischzuchtanstalten verschiedener Landseen und Meeresbuchten gab. Er wurde darauf hin zum Generalinspektor der See- und Flußfischerei ernannt und begann großartige Unternehmungen zur Hebung der Austernzucht, welche zuerst staunenswerte Resultate versprachen, dann völlig zu scheitern schienen, in neuester Zeit aber doch immerhin bedeutende Erfolge gehabt haben. C. starb 19. Sept. 1873.

Costello, Louisa Stuart, engl. Schriftstellerin, geboren um 1815 in Irland, trat zuerst mit »Specimens of the early poetry of France« (1835) auf und zeichnete sich dann als Touristin durch ihre Schilderung französischen Lebens aus. Ihre Schriften: »A summer amongst the bocages and the vines« (1840), »Pilgrimage to Auvergne« (1841) und »Béarn and the Pyrenees« (1844) gehören zu dem Besten der Reiselitteratur. Weniger gelungen ist ihre »Tour to and from Venice« (1846). Ihr Talent für malerische Naturdarstellung bewährte sie auch in »The falls, lakes and mountains of North Wales (1845). Auch den historischen Roman pflegte sie mit »The queen mother« (1841), »Gabrielle« (1843), »Clara Fane« (1848) u. a. Orientalische Anklänge enthalten »The rose garden of Persia« (1845) und das Gedicht »Lay of the stork« (1856). Mehr geschichtlichen Inhalts sind die »Memoirs of eminent English women« (1844, 4 Bde.), »Memoirs of Mary, duchess of Burgundy« (1853) und »Anne of Britany« (1855). Sie starb 24. April 1870. — Auch ihr Bruder Dudley, geb. 1803, hat sich als Roman- und Reiseschriftsteller (»Italy from the Alps to the Tiber«, 1861) einen Namen gemacht. Er starb 30. Sept. 1865.

Coster, 1) Lourens Janszoon, angeblich der erste Erfinder der Buchdruckerkunst (s. d., S. 550).

2) Samuel, holländ. Dramatiker in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., lebte als Arzt in Amsterdam und errichtete 1617 im Gegensatz zu den verfallenden Rederijkerkammern die »Duytsche Academie«, eine Bühne, deren Einkünfte dem Waisenhaus zufielen. In seinen Tragödien: »Itys« (1615), »Iphigenia« (1617), »Polyxena« (1630) bekämpfte C. die Orthodoxie; frei von dieser Nebenabsicht ist dagegen das Trauerspiel »Isabella«, das 1618 zu Muiden vor Moritz von Oranien aufgeführt wurde und dem Stoff nach aus Ariost entnommen ist. Die komische Kraft, die der Dichter in einigen Episoden des letztgenannten Stückes bewährt, kommt zur vollen Geltung in den derben Possen: »Teeuwis de boer en men juffer van Grevelinckhuysen« (1612) und »Tijsken van der Schilden« (1613), bei denen sich das Talent des Dichters weniger in der Erfindung als in der richtigen Zeichnung und dem lebhaften Kolorit aller Figuren zeigt. Noch ist das Sinnspiel »Van de rijcke man« (1615) zu erwähnen. Er starb bald nach 1648. Seine Werke erschienen gesammelt Haarlem 1881—83.

Costetti, Giuseppe, ital. dramatischer Dichter, geb. 13. Sept. 1834 zu Bologna, machte sich frühzeitig durch einige Dramen, wie: »La Malibran«, »La fossa dei leoni« u. a., bekannt, erhielt 1859 eine Sekretärstelle im Ministerium des Unterrichts und wurde in der Folge Sektionschef in demselben. Von seinen fernern dramatischen Arbeiten verdienen besondere Erwähnung die Lustspiele: »Il figlio di famiglia« (1864) und »I dissoluti gelosi« (1860), welche beide Stücke den Regierungspreis gewannen; ferner das Lustspiel »Solita storia« (1875) und der dramatische Scherz »Un terribile quarto d'ora« (1879). Außer diesen Stücken schrieb C. noch die Komödien: »Le

Mummie« (1863), »Gli intolleranti« (1865), »Le compensazioni« (1874), »Plebe dorata« (1876) u. a. Er veröffentlichte überdies: »Confessioni di un autore drammatico« (1873) und zeigte den beißenden Witz, der ihn kennzeichnet, auch in seiner Sammlung humoristischer Artikel: »Figurine della scena« (1878).

Costi (ital.), im Handelsstil s. v. w. dort, an dem Ort, wo sich der befindet, an den man schreibt; daher costige Briefe, costige Waren, Wechsel und Waren von dem Ort, nach dem geschrieben wird.

Costie, Abkömmling einer Fustie und eines Weißen.

Coston-Signale, rote, grüne und weiße Signallichter, welche in verschiedenen Farbenkombinationen bestimmte Zahlen bedeuten und auf Kriegsschiffen Verwendung finden.

Costus *L.* (Kostwurz), Gattung aus der Familie der Zingiberaceen, tropische krautartige Gewächse der Alten und Neuen Welt, mit fleischig-knolliger Wurzel, großen, einfachen Blättern, in Ähren stehenden Blüten und dreifächeriger Kapsel. Am bekanntesten ist C. speciosus *Sm.*, in Ostindien, 1,5—2 m hoch, mit schönen rötlichweißen, großen, oft wie mit einem rostfarbigen Reif bestreuten Blüten. Gewöhnlich leitet man von dieser Pflanze die bei den Alten als Magenmittel gebräuchliche Radix Costi arabici s. Costi amari ab, welche schärfer und bitterer schmeckt als Ingwer. Von C. nepalensis *Rosc.*, in Nepal, ist die Wurzel als magen- und nervenstärkendes Mittel im Gebrauch. Von der brasilischen C. cylindricus *Jacq.* und der westindischen C. niveopurpureus *Jacq.* benutzt man die Früchte zum Schwarzfärben und zu Tinte. Einige C.-Arten werden in unsern Warmhäusern kultiviert.

Cota, Rodrigo, mit dem Beinamen el Tio (»der ältere«), span. Dichter des 15. Jahrh., zu Toledo geboren, gilt ziemlich allgemein für den Verfasser der berühmten satirischen Ekloge »Las coplas de Mingo Revulgo« (etwa um 1472 geschrieben) und des »Dialogo entre el Amor y un viejo«, die beide wegen ihres lebendigen Dialogs zu den ältesten dramatischen Versuchen in Spanien zu rechnen sind. Dagegen wird er nach neuern Ansichten mit Unrecht für den Verfasser des ersten Aktes der berühmten »Celestina« gehalten, welche vielmehr ganz von Fernando de Rojas (s. d.) herzurühren scheint. Die »Coplas« und der »Dialogo« sind seit dem 15. Jahrh. häufig, gewöhnlich mit den »Coplas« von J. Manrique (s. d.) zusammen, gedruckt (am besten Madr. 1779 u. 1799).

Côté (franz.), die Seite; c. droit, die rechte, c. gauche, die linke Seite; auch Parteibezeichnung in der Volksvertretung.

Côte, La (spr. koht), die zum schweizer. Kanton Waadt gehörigen, 20 km langen Gestade des Genfer Sees von der Promenthouse bis zur Aubonne, mit dem Städtchen Rolle. Die sonnigen Uferhöhen sind mit Rebenanlagen bepflanzt, welche den feurigen La Côte (s. Bordeauxweine) liefern.

Coteau des Prairies (spr. kottó däh prärih), Tafelland in den nordamerikan. Staaten Dakota, Minnesota und Iowa, auf der Wasserscheide zwischen Missouri und Mississippi, 320 km lang, bis 80 km breit, 520 m ü. M., 120—300 m über der es umgebenden Prärie gelegen. Es besteht aus eozoischen Bildungen, ist von zahlreichen Seen bedeckt und eignet sich nur wenig für den Ackerbau.

Coteau du Missouri (spr. kotto dü missuhri), Tafelland in Nordamerika, erstreckt sich vom Territorium Dakota aus 1150 km weit in nordwestlicher Richtung bis ins Nordwestgebiet von Kanada hinein und bildet auf einer weiten Strecke die Wasserscheide zwischen dem Missouri und dem Becken der Hudsonbai. Seine Breite wechselt zwischen 80 und 180 km, seine durchschnittliche Höhe ist 600 m ü. M. oder 150 m über dem umgebenden Lande. Dürr und flußlos, eignet es sich nicht für den Ackerbau; doch treten an seinem Rand, namentlich in Kanada, begünstigtere Gebiete auf, wo, wie in den Cypreß Hills (1160 m) und den Thunder-breeding Hills, schöner Wald und saftige Gräser den Boden bedecken.

Côte d'Or (spr. koht dór), niederer, von SSW. nach NNO. streichender Gebirgsrücken im franz. Departement gleichen Namens, 400—600 m hoch, durch die Einsenkung des Canal du Centre vom Gebirge von Charolais getrennt und wie dieses die Wasserscheide zwischen Mittelmeer und Ozean bildend. Der C. schließt sich im N. das Plateau von Langres an. Die östlichen Gehänge des aus Jurakalk bestehenden Gebirges bringen die berühmten Burgunderweine hervor.

Das hiernach benannte Departement des östlichen Frankreich grenzt nördlich an die Departements Aube und Obermarne, östlich an Obersaône und Jura, südlich an Saône-et-Loire, westlich an Nièvre und Yonne, ist aus den ehemaligen burgundischen Landschaften Auxois, Auxonnais, Beaunais, Dijonais, Lonais, La Montagne und Nuilon gebildet und umfaßt 8761 qkm (159 QM.). Es zerfällt in drei nach Bodenbeschaffenheit, Klima und Produkten wesentlich verschiedene Abteilungen: das granitische Hochland des Morvan mit seinen jurassischen Fortsetzungen gegen das Plateau von Langres hin, beide rauh, kalt, reich an fließenden und stehenden Gewässern, Getreide- und Waldland, dann die 400—600 m hohe Jurakalkgebirgskette der C. und des Mont Tasselot, warm, sonnig, trocken, von den edelsten Reben bekleidet, die ihnen den Namen Goldhügel verliehen haben, und schließlich östlich davon die etwa 200 m hohe Ebene von Burgund zu beiden Seiten der Saône, vorzugsweise Getreideland. Die Hochebene gehört ganz zum Gebiet der Seine; Seine, Serein, Armançon entspringen dort. Das Bergland und die Ebene gehören zum Saônegebiet; Tille und Ouche entspringen und fließen hier; im Thal der letztern aufwärts geht der Kanal von Burgund zum Armançon und zur Seine. Darin prägt sich am deutlichsten die Stellung des Landes als Passageland zwischen dem Mittelmeer und dem Kanal La Manche aus. Die Bevölkerung zählte 1881: 382,819 Seelen (seit 1841 Abnahme um 10,000 Einw.). Das Weinland, der Hauptreichtum des Departements, zerfällt in drei Regionen: die Côte de Beaune, von Santenay bis Comblanchien (mit den Gewächsen von Chassagne, Clos Tavannes, Goutte d'Or, Santenot, Volnay, Pomard &c.); die Côte de Nuits, die beim Dorf Prémaux beginnt (mit den Sorten von Perrières, Forêts, St.-Georges, Cras, Clos Vougeot, Chambolle, Clos du Tart, Chambertin, Clos St.-Jacques &c.), und die minder reiche und edle Côte de Dijon, aus einzelnen Parzellen bestehend (mit den Gewächsen von Crébillon, Perrière, Marsannay &c.). Das Weinland umfaßt 31,000 Hektar und ergibt 6—800,000 hl jährliches Produkt; außerdem kommen 461,000 Hektar auf Ackerland, 63,560 Hektar auf Wiesen, 201,000 Hektar auf Wald und Busch, 35,250 Hektar auf Heideflächen. Die wichtigsten Produkte des Ackerlandes sind: Weizen, Hafer und Gerste, Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Gemüse, Rüben, Hopfen, Hanf und Ölfrüchte. Auch der Obstbau ist sehr verbreitet. An Mineralien werden ausgebeutet: Eisen und Steinkohlen (im N.), Marmor, lithographische Steine, Töpferthon, Granit &c. Auch mehrere eisen-

und salzhaltige, kalte und warme Quellen (zu Auvillars, Corcelles, Santenay 2c.) sind vorhanden, aber meist unbenutzt. Die Industrie beschäftigt sich hauptsächlich mit Eisenraffinerie und Fabrikation von Stahl- und Eisenwaren (besonders Waffen), Dampfmaschinen (in Dijon), Töpferwaren, Zement, Leder, Zucker, Papier, Kerzen, Seifen und Chemikalien, Wollzeugen (besonders groben Tuchen), Bier, Essig, Senf 2c. Auch der Handel mit Getreide, Mehl, Holz, Kohlen, namentlich aber mit den Weinen des Departements, ferner mit Vieh (meist nach Paris), Pferden, Wolle, Honig, Eisen 2c. ist lebhaft. Das Departement ist in die vier Arrondissements: Beaune, Châtillon sur Seine, Dijon und Semur geteilt. Hauptstadt ist Dijon. Vgl. Souhart und Neunreiter, Notice descriptive et statistique sur le département de C. (Par. 1880).

Cotentin (spr. kottangtäng), franz. Landschaft in der Normandie, zum Departement Manche gehörig, ist eine in den Kanal hinausspringende Halbinsel, die von den Höhenrücken des Cotentin durchzogen wird und im äußersten Nordwesten das Cap de la Hague bildet. Hauptstadt ist Coutances. Vgl. Dupont, Histoire du C. et de ses îles (Caen 1875, 2 Bde.).

Côte Rôtie (spr. koht rottih), eine Hügelreihe bei Ampuis im franz. Departement Rhône, längs des Flusses Rhône, auf der ein feuriger geschätzter Rotwein wächst.

Cotes (franz., spr. koht, Kotentafeln), s. Aufnahme, topographische.

Côte Saint-André, La (spr. koht ssängt-angdré), Stadt im franz. Departement Isère, Arrondissement Vienne, an der Lyoner Bahn, mit altem, schön gelegenem Schloß und (1876) 3496 Einw., bekannt durch seinen Weißwein und seine vorzüglichen Liköre. C. ist Geburtsort von Berlioz.

Côtes du Nord (spr. koht dü nör, Nordküsten), Departement im nordwestlichen Frankreich, grenzt nördlich an den Kanal La Manche, östlich an das Departement Ille-et-Villaine, südlich an Morbihan, westlich an Finistère und ist aus dem nördlichen Teil der Oberbretagne gebildet. Es umfaßt 6886 qkm (125 QM.). Das Land wird von den felsigen und schluchtenreichen Menébergen (höchste Erhebung 340 m) durchzogen, die zum großen Teil mit Heideflächen bedeckt und dünn bevölkert sind, während sich gegen die Küste hin fruchtbare, gut bevölkerte Ebenen ausbreiten. Die Küste selbst ist zerrissen und reich an tiefen Buchten, als deren bedeutendste die von St.-Malo, von Frénay und von St.-Brieuc, dann die Mündungsbaien des Trieux und Tréguier zu erwähnen sind. Unter den vielen Inseln längs der Küste sind die Bréhatinsel und die Siebeninselgruppe bemerkenswert. Bewässert wird das Departement von den Küstenflüssen Guer, Tréguier, Trieux mit Leff, Gouet, Gouessant, Arguenon, Rance 2c., von denen mehrere schiffbar sind. Im S. steht es durch den Blavet, Oust und Lié mit dem Kanal von Nantes nach Brest in Verbindung. Das Klima ist im wesentlichen ein Seeklima, feucht und veränderlich, aber gesund. Die Bevölkerung zählte 1881: 627,585 Seelen (1866 noch 641,210). An Erzeugnissen des Mineralreichs fehlt es, vom Baumaterial abgesehen, ganz; doch gibt es Mineralquellen zu Dinan, Paimpol und St.-Brieuc. Der Ackerbau, welcher in neuerer Zeit große Fortschritte macht und einen Teil seiner Produkte exportiert, liefert namentlich in den Küstenebenen: Weizen, Gerste, Flachs, Hanf und Äpfel, die man meist zu Cider verwendet; im Innern: Roggen, Hafer, Buchweizen, Zwiebeln und geschätzten Kohl. Im ganzen kommen vom Areal auf Ackerland 424,000 Hektar, auf Wiesen 56,700 Hektar, auf Wald und Busch 36,000 Hektar, während 128,000 Hektar (im Innern) von Heideflächen eingenommen werden. Lebhaft wird die Viehzucht und die Fischerei der Sardellen, Makrelen und Heringe betrieben. Die Industrie fängt erst an, sich zu entwickeln; ihre Hauptzweige sind: Eisenhüttenbetrieb, Leinweberei, Papierfabrikation und Gerberei; auch der Handel, der hauptsächlich Getreide und Vieh gegen die Bedürfnisse an industriellen Artikeln eintauscht, ist nicht bedeutend. Das Departement zerfällt in die fünf Arrondissements: St.-Brieuc, Dinan, Guingamp, Lannion und Loudéac und hat St.-Brieuc zur Hauptstadt. Vgl. Jollivet, Les Côtes du Nord (Guingamp 1855—61, 4 Bde.).

Cotignola (spr. kotinjöla), s. Jochmus.

Cotin (spr. kottäng), Charles, franz. Dichter und Almosenier des Königs, geb. 1604 zu Paris, besaß gediegene Kenntnisse in der Theologie und Philosophie, besonders in den alten und orientalischen Sprachen, ward 1655 Mitglied der Akademie und starb 1682, vergessen und verlassen von allen. Die Unsterblichkeit seines Namens verdankt er den Spöttereien Boileaus und Molières. Letzterer brachte C., der ein eifriger Parteigänger des Hôtel Rambouillet war, in den »Femmes savantes« als »Trissotin« auf die Bühne. Seine Werke (ca. 12 Bde.) enthalten nichts Bedeutendes, seine Poesien sind meist wertlos.

Coton (franz., spr. -tóng), Baumwolle; baumwollenes Zeug; Cotonnerie, Baumwollpflanzung.

Cotoneaster *Med.* (Quittenmispel), Gattung aus der Familie der Rosaceen, dornenlose Sträucher mit oft immergrünen, ganzen und ganzrandigen, bisweilen gekerbten, unterseits meist filzigen Blättern, weißen oder rötlichen Blüten, welche selten einzeln, meist am Ende verkürzter, selten verlängerter Zweige stehen und Doldentrauben oder doldentraubige Rispen bilden. Die Frucht ist eine Steinbeere mit 2—5 Kernen. 15 Arten. C. vulgaris *Lindl.* (C. integerrima *Med.*, Zwergquitte, Steinmispel), ein Strauch von 1—2 m Höhe auf sonnigen Bergabhängen und Hügeln im mittlern Europa und im Orient, mit eiförmigen, ganzrandigen, unten graufilzigen Blättern, blaß fleischfarbigen Blüten und roten Früchten, welche herb schmecken und bloß eine Nahrung der Vögel sind, wird als Zierstrauch kultiviert. Das Holz ist sehr zäh und als Werkholz verwendbar. C. tomentosa *Ait.*, aus Südeuropa, bis 1 m hoher Strauch mit breitlänglichen, unterseits graufilzigen Blättern, weißen oder rötlichen Blüten in gedrängten, rispigen Doldentrauben und früh erscheinenden, roten Früchten. C. nigra *Wahlb.*, aus Nordeuropa und Sibirien, kleiner Strauch mit langgestielten, auf einem gemeinschaftlichen, überhängenden Stiel eine Doldentraube bildenden Blüten und schwarzen Früchten. C. Pyracantha *L.* (Crataegus Pyracantha *Pers.*, Feuerdorn), aus Südeuropa und dem Orient, einer unsrer schönsten Ziersträucher, 1—2 m hoch, im Vaterland meist immergrün, oft dornig, mit länglichen oder elliptischen, gezähnelten, auf der Oberfläche glänzenden, durchaus unbehaarten Blättern, in Doldentrauben oder Rispen stehenden, weißen Blüten und runden, feuerroten Früchten, muß bei starker Kälte geschützt werden.

Cotopaxi (spr. -páchi), ein Vulkan der Kordilleren von Quito oder Ecuador, in der östlichen Kette südöstlich von der Stadt Quito, 5943 m hoch, der höchste der noch thätigen Vulkane der Erde; wurde von W. Reiß 27./28. Nov. 1872 zum erstenmal erstiegen. In den Jahren 1878 und 1880 hatte er Ausbrüche.

Cotrōne, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Catanzaro, an der Kalabrischen Küstenbahn, 9 km nördlich vom Kap Nau am Jonischen Meer gelegen, mit einem kleinen, aber guten Hafen mit zwei Molen und zwei Leuchttürmen, hat eine Citadelle und hohe Mauern aus den Zeiten Karls V., eine Kathedrale und (1881) 6484 Einw., welche Viehzucht und Handel mit den Bodenprodukten der Gegend (Wein, Öl, Südfrüchte, Süßholz, Getreide) treiben. C. ist das altgriechische Kroton (s. d.) und seit dem 6. Jahrh. Bischofsitz.

Cotswold Hills, Höhenzug im südwestlichen England, welcher, 80 km lang, die fruchtbare Thalebene von Gloucester begrenzt, das Becken des Severn von dem der Themse scheidet und im Cleeve Hill bis zu 346 m ansteigt. Sein saftiges Gras ernährt zahlreiche Herden. Den Namen verdankt er den Cots (»Hütten«) der Hirten.

Cotta, 1) Johann Friedrich, Freiherr C. von Cottendorf, einer der bedeutendsten Buchhändler Deutschlands, geb. 27. April 1764 zu Stuttgart als der Großneffe des ausgezeichneten Theologen Johann Friedrich C. (geb. 1701), der 1779 als Kanzler der Universität Tübingen starb, war selbst zum Studium der Theologie bestimmt, wandte sich dann aber der Jurisprudenz zu und praktizierte eine Zeitlang in Tübingen als Hofgerichtsadvokat. Auf Wunsch der Familie übernahm er 1787 die Leitung der ursprünglich Brunnschen Buchhandlung in Tübingen, welche, bereits 1640 vom Stammvater der Familie, dem aus Sachsen eingewanderten Johann Georg C., erworben und unter der Firma »Johann Georg Cottasche Buchhandlung« fortgeführt, von ihrer frühern Bedeutung viel eingebüßt hatte. C. brachte das Geschäft bald wieder in Aufschwung. Schon 1793 entwarf er den Plan zur Herausgabe der »Allgemeinen Zeitung«, die seit 1798 in Stuttgart, seit 1803 in Ulm und seit 1816 in Augsburg erschien. Mit Schiller gründete er 1795 die »Horen« und kam dadurch auch mit Goethe und Herder in Verkehr. Von größern periodischen Werken begann er außer den schon genannten: 1795 die »Politischen Annalen« und die »Jahrbücher der Baukunde«, 1798 den »Almanach für Damen« und andre Taschenbücher, 1799 die große Karte von Schwaben von Amman und Bohnenberger und 1807 das »Morgenblatt«. Im J. 1810 verlegte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart, erkaufte die Herrschaft Plettenberg und mehrere andre Güter, wurde 1811 württembergischer Landstand und vertrat als solcher mit Bertuch die Sache der deutschen Buchhändler in betreff des Nachdrucks und des Zensurdrucks auf dem Wiener Kongreß (1815). Seit 1820 ritterschaftlicher Abgeordneter des Schwarzwaldkreises, wurde er 1821 Mitglied des permanenten ständischen Ausschusses und 1824 Vizepräsident der Zweiten Kammer. Für sein buchhändlerisches Geschäft war er auch in dieser Zeit ausgebreiteter Wirksamkeit unermüdlich thätig; von Zeitschriften entstanden damals das »Polytechnische Journal« von Dingler, die »Württembergischen Jahrbücher« von Memminger, die »Hertha«, das »Ausland«, das »Inland« ꝛc. Die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands rechneten es sich zur Ehre, ihre Werke in Cottas Verlag erscheinen zu lassen; junge Talente unterstützte er freigebig, wie z. B. den Grafen Platen. Im J. 1824 errichtete er zu Augsburg die ersten Dampfschnellpressen in Bayern, und bald darauf gründete er die Litterarisch-artistische Anstalt zu München (Verlags- und Sortimentsgeschäft). Im J. 1825 führte er die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee ein, die er 1826 auf dem ganzen Rhein mit den betreffenden Regierungen regulierte, und vereinbarte 1828 für Bayern und Württemberg den Anschluß an den preußischen Zollverband. Schon früher war der alte Reichsadel seiner Familie unter dem Namen eines »Freiherrn C. von Cottendorf« von Bayern und Württemberg anerkannt und bestätigt und er zum preußischen Geheimen Hofrat, bayrischen Kammerherrn und Geheimrat ernannt worden. Er starb 29. Dez. 1832. Sein Briefwechsel mit Schiller wurde von Vollmer herausgegeben (Stuttg. 1876).

2) Georg, Freiherr C. von Cottendorf, Sohn des vorigen, geb. 19. Juli 1796, studierte die Rechte, ward 1821 königlich bayrischer Kammerherr und bekleidete danach mehrere Ämter im württembergischen Staatsdienst, mußte aber nach des Vaters Tode die Geschäftsleitung der Cottaschen Buchhandlung übernehmen. Unter seiner Ägide sind mehrere großartige Unternehmungen begonnen worden, wie der Ankauf der G. J. Göschenschen Buchhandlung in Leipzig (1839), der Vogelschen Verlagsbuchhandlung in München (1845), die Bibelanstalten in Stuttgart und München (1845), die »Deutsche Vierteljahrsschrift« (seit 1838), das »Wochenblatt für Land- und Hauswirtschaft, Gewerbe und Handel« (seit 1834), die »Technologische Encyklopädie«, die zeitgemäßen Ausgaben deutscher Klassiker, namentlich von Goethe und Schiller, A. v. Humboldts »Kosmos« und eine große Anzahl andrer bedeutender und hervorragender wissenschaftlicher und dichterischer Werke. Er starb 1. Febr. 1863. Sein ältester Sohn, Freiherr Georg Astolf von C., geb. 30. Jan. 1833, württembergischer Kammerherr, erbte die Herrschaft Plettenberg und das Rittergut Hipfelhof, wo er 20. Mai 1876 starb. Gegenwärtig ist dessen jüngerer Bruder, Karl von C., geb. 6. Jan. 1835, Leiter des Geschäfts. Die Cottasche Buchhandlung, welche sämtlichen Mitgliedern der Familie gemeinschaftlich gehört, umfaßt zur Zeit folgende Etablissements: in Stuttgart die Verlagsbuchhandlung und eine Druckerei mit Schrift- und Stereotypengießerei, in München (bis 1882 in Augsburg) die Expedition der »Allgemeinen Zeitung« und eine Verlagsexpedition. Die G. J. Göschensche Buchhandlung in Leipzig ging 1868 auf Ferd. Weibert über; einen Teil des Cottaschen Verlags übernahm seit 1860 R. Oldenbourg in München, den Verlag der Bibelanstalt F. A. Brockhaus in Leipzig; die Litterarisch-artistische Anstalt in München kam 1870 an Th. Riedel daselbst.

Cotta, 1) Heinrich, Forstmann, geb. 30. Okt. 1763 im Forsthaus Klein-Zillbach bei Wasungen, bildete sich unter der Leitung seines Vaters zum Forstmann, studierte in Jena 1784 und 1785 Naturwissenschaft, Cameralia und Mathematik, machte mehrere Reisen, ward 1789 Forstläufer in Zillbach, 1795 Wildmeister daselbst und rückte bis zum Forstmeister und Mitglied des neuerrichteten Forstkollegiums zu Eisenach empor, blieb aber in Zillbach, um die Leitung der von ihm daselbst 1795 gegründeten Privatforstlehranstalt fortzuführen. Im J. 1811 folgte er einem Ruf als Forstrat und Direktor der Forstvermessung in königlich sächsische Dienste, verlegte seine Forstlehranstalt, die 1816 zu einer königlichen Forstakademie erhoben und mit der 1829 eine landwirtschaftliche Lehranstalt verbunden wurde, nach Tharandt und ward selbst zum Direktor und ersten Lehrer derselben sowie zum Oberforstrat ernannt. Cottas Bedeutung für die Forstwissenschaft liegt vorzugsweise auf dem Gebiet der Forsteinrichtung und des Waldbaues. Er hat zuerst den organischen Zusammenhang der Forst-

einrichtung mit der praktischen Wirtschaftsführung klargestellt und die naturwissenschaftliche Begründung der Waldwirtschaftslehre angebahnt. Die Baumfeldwirtschaft ist durch ihn eingeführt worden. Als Lehrer genoß er eines europäischen Rufs. Er starb 25. Okt. 1844 in Tharandt. Die Staatsregierung ließ ihm 1851 im akademischen Forstgarten ein Monument errichten. Er schrieb: »Systematische Anleitung zur Taxation der Waldungen« (Berl. 1804); »Naturbeobachtungen über die Bewegung und Funktion des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen« (Weimar 1806); »Anweisung zum Waldbau« (Dresd. 1817, 8. Aufl. 1856); »Entwurf einer Anweisung zur Waldwertberechnung« (das. 1817, 4. Aufl. 1849); »Die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau« (das. 1819—22, 4 Hefte); »Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung« (das. 1820); »Hilfstafeln für Forstwirte und Forsttaxatoren« (das. 1821, 2. Aufl. 1841); »Tafeln zur Bestimmung des Inhalts und Wertes ausgearbeiteter Hölzer« (3. Aufl., das. 1838); »Grundriß der Forstwissenschaft« (das. 1832, 6. Aufl. 1871). Cottas Biographie schrieb Beyer in »Zillbach« (Wien 1878).

2) Bernhard von, Geognost, Sohn des vorigen, geb. 24. Okt. 1808 zu Klein-Zillbach, studierte 1827—1831 in Freiberg Bergbauwissenschaften, dann in Heidelberg Jurisprudenz, widmete sich aber bald ganz dem Studium der Naturwissenschaft, ward 1840 Sekretär der Forstakademie zu Tharandt und 1841 Professor der Geognosie und Versteinerungslehre zu Freiberg. Im J. 1862 wurde er zum Bergrat ernannt; 1874 trat er in den Ruhestand und starb 14. Sept. 1879 in Freiberg. Von 1833 bis 1842 beteiligte er sich neben Naumann an der Bearbeitung der »Geognostischen Karte des Königreichs Sachsen« in 12 Sektionen, und im Anschluß an diese Arbeit lieferte C. 1843—48 eine geognostische Karte von Thüringen in 4 Sektionen. Ferner veröffentlichte er: »Geognostische Wanderungen« (Dresd. u. Leipz. 1836—38, 2 Bde.); »Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie« (das. 1839, 3. Aufl. 1849); auch gab er das »Forst- und landwirtschaftliche Jahrbuch der Akademie zu Tharandt« (das. 1842—47, 4 Bde.) heraus. Die Früchte zweier Reisen nach den Alpen und Oberitalien 1843 und 1849 enthalten die »Geologischen Briefe aus den Alpen« (Leipz. 1850). Die von ihm begonnenen »Gangstudien« (Freiberg 1847—62, 4 Bde.) bieten fremde und eigne Beobachtungen über Erzgänge; ihnen folgten: »Die Lehre von den Erzlagerstätten« (das. 1855, 2. Aufl. 1859—61); »Die Erzlagerstätten Europas« (das. 1861); »Die Erzlagerstätten Ungarns und Siebenbürgens« (mit v. Fellenberg, das. 1862) und »Die Erzlagerstätten im Banat und in Serbien« (Wien 1864). Seine Ansichten über die Geologie hat C. in einer Reihe bedeutender Schriften dargelegt. Dahin gehören: »Über den innern Bau der Gebirge« (Freiberg 1851); »Geologische Bilder« (Leipz. 1852, 6. Aufl. 1876); »Briefe über Humboldts ‚Kosmos'« (Bd. 1, 3. Ausg., das. 1853; Bd. 2, 2. Ausg. 1856); »Geologische Fragen« (das. 1857—58); »Die Geologie der Gegenwart« (das. 1866, 5. Aufl. 1878); »Über das Entwickelungsgesetz der Erde« (das. 1867). Cottas Entwickelungsgesetz, welches von ihm bereits 1848 in den Briefen über Humboldts »Kosmos« angedeutet wurde, beruht für das Unorganische wesentlich auf denselben Prinzipien wie die später für die Entwickelung der Organismen von Darwin aufgestellten Lehren. Von Cottas übrigen Arbeiten sind noch zu erwähnen: »Die Dendrolithen« (Dresd. 1832); »Praktische Geognosie für Land- und Forstwirte und Techniker« (das. 1852); »Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben des Menschen« (Leipz. 1854, 2 Bde.; 2. Aufl. 1858); die »Gesteinslehre« (Freiberg 1855, 2. Aufl. 1862); die »Lehre von den Flözformationen« (das. 1856); die »Kohlenkarte von Sachsen« (das. 1856); »Katechismus der Geologie« (Leipz. 1861, 2. Aufl. 1872); »Der Altai, sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten« (das. 1871); »Beiträge zur Geschichte der Geologie« (das. 1877).

Cottagesystem (spr. kottidsch-), die Sitte, der zufolge dem Arbeiter ein Teil des Lohns nicht in barem Geld ausgezahlt, sondern statt dessen eine Wohnung (engl. cottage, »Hütte, Landhaus«), allenfalls in Verbindung mit kleinen Grundstücken, derart gewährt wird, daß der Arbeiter nach einiger Zeit das Eigentumsrecht an derselben erwirbt. Das C. hat insbesondere da seine Berechtigung, wo es dem Arbeiter schwer hält, sich eine gesunde, gute und billige Wohnung zu beschaffen. In der Hand humaner Arbeitgeber kann es ein wirksames Mittel bilden, die sittliche und wirtschaftliche Lage des Arbeiters nachhaltig zu bessern, während es freilich bei mißbräuchlicher Anwendung auch zur Handhabe werden kann, um den Arbeiter an die Scholle zu fesseln und so in größere Abhängigkeit vom Arbeitgeber zu bringen. Vgl. Arbeiterwohnungen.

Cotte, Robert de, franz. Architekt, geb. 1656 zu Paris, lernte bei Mansart, den er bei seinen Werken unterstützte, ward Intendant der königlichen Bauten und erster Architekt des Königs, 1699 Direktor der Akademie für Architektur und starb 14. Juli 1735 in Passy. C. war mit Arbeiten überhäuft, namentlich in und bei Paris entstanden zahlreiche Werke von ihm, unter andern der Säulengang zu Trianon, die Dekoration des Chors von Notre Dame zu Paris, die Portale von St.-Roch u. der Kirche der Charité und namentlich viele Palais in und außerhalb Paris. C. handhabte den von Mansart überkommenen Stil mit großem Geschick, wenn auch ohne Originalität und in etwas kleinlicherm Charakter, wodurch er, wenn auch erst von fern, das Rokoko einleitete. Das Kupferstichkabinett der Pariser Nationalbibliothek enthält eine Sammlung prachtvoller Zeichnungen für Möbel und Wandbekleidungen von ihm.


Frau in Cotte hardie (nach Viollet le Duc).

Cotte hardie (franz., spr. kott-ardih), in der Blütezeit des Mittelalters bei den Männern der kürzere oder längere, eng anschließende Rock zum Knöpfen, bei den Frauen der obere Rock des Gewandes (s. nebenstehende Figur). Ebenso hieß der über der Rüstung der Krieger getragene, eng anschließende, auf dem Rücken zugeknöpfte, ärmellose Waffenrock, in Deutschland Lendner genannt.

Cottereau (spr. kott'roh), Jean, s. Chouans.

Cotters (engl.), s. Crofters.

Cottin (spr. -täng), Sophie, geborne Ristaud, franz. Romanschriftstellerin, geb. 1773 zu Tonneins,

heiratete, noch nicht 17 Jahre alt, einen reichen Bankier, der aber schon drei Jahre darauf starb, lebte dann zurückgezogen und starb 25. Aug. 1807. Ihre ersten Romane: »Claire d'Albe«, »Malvina«, »Amélie Mansfield« und »Mathilde« (1798—1805), sind Liebesgeschichten, denen natürlicher, anmutiger Stil, interessante Verwickelungen, warme, poetische, wenn auch oberflächliche Charakteristik nachzurühmen sind. Den größten Erfolg hatte sie mit »Élisabeth, ou les exilés de Sibérie« (Par. 1806). Diese Romane sind oft aufgelegt, in einer Gesamtausgabe von Petitot (Par. 1817, 5 Bde.; 1823, 9 Bde.). Außerdem ist von ihr das Gedicht in Prosa: »La prise de Jéricho«, gedruckt in den »Mélanges« von Suard (Par. 1803—1805, 5 Bde.).

Cottius, Sohn des Königs Donnus, Herrscher über verschiedene ligurische Völkerschaften in den nach ihm benannten Kottischen Alpen, wurde von Oktavian, der die Alpenvölker dem römischen Reich einverleibte, als Präfekt an der Spitze jener Völkerschaften belassen, machte sich durch Anlegung von Straßen über die Alpen verdient und errichtete dem Oktavian den Triumphbogen bei Susa (9 v. Chr.), welcher noch erhalten ist. Seinem Sohn und Nachfolger erweiterte der Kaiser Claudius die Grenzen seines Reichs und gestand ihm selbst den königlichen Titel zu. Nach dessen Tod wurde das Land zur römischen Provinz gemacht.

Cotton (engl.), Baumwolle, Baumwollzeug.

Cottunni (Cotugni, Cotugno), Domenico, Mediziner, geb. 29. Jan. 1736 zu Ruvo im Neapolitanischen, studierte zu Neapel Medizin, lehrte am Hospital der Unheilbaren in Neapel Chirurgie und vergrößerte seinen Ruf durch sein 1761 erschienenes Werk über das Gehörorgan und mehrere wichtige Entdeckungen auf dem Gebiet seiner Wissenschaft. Namentlich untersuchte er die nach ihm benannten Cottunnischen Wasserleiter (Aquaeductus Cottunnii) in dem Felsenstück des Schläfenbeins. Er ward 1766 Professor der Anatomie in Neapel, 1812 Rektor der Universität und starb 6. Okt. 1822. Er schrieb noch: »De ischiade nervosa commentarius« (Neap. 1765) und »De sedibus variolarum syntagma« (das. 1769).

Cottus, Kaulkopf.

Coturnix, Wachtel.

Cötus (lat., »Versammlung«), im Universitäts- und Schulleben die bei festlichen Anlässen vereinigte Gesamtheit der Lehrer und Schüler, auch der Lehrer oder der Schüler. Außerdem findet das Wort auch Anwendung auf einzelne Klassen. So nennt man an höhern Schulen von hoher Besuchsziffer die Klassen gleicher Stufe, die nebeneinander hergehen, Parallelcöten und solche, die um ein halbes Jahr voneinander entfernt sind, Wechselcöten. Diese letztern gewähren den großen und doppelten Vorteil, daß Schüler, ohne dadurch in ihrem Studiengang geschädigt zu werden, auch in der Mitte des Schuljahrs aufgenommen werden können (zu Michaelis), und daß solche Schüler, die das einer Klasse gesteckte Ziel in der regelmäßigen Zeit nicht erreicht haben, nicht ein ganzes, sondern nur ein halbes Jahr in derselben zurückgehalten werden. Bei dem raschen Anwachsen unsrer großen Städte und dem großen Zudrang zu den höhern Unterrichtsanstalten haben manche Gymnasien sogar Parallel- und Wechselcöten nebeneinander einführen müssen.

Cotyle, s. Schwalbe.

Cotylēdon *Dec.* (Nabelkraut), Gattung aus der Familie der Krassulaceen, fleischige Sträucher am Vorgebirge der Guten Hoffnung, mit gegenständigen oder abwechselnden, einfachen, fleischig-saftigen Blättern, purpurroten oder hochgelben Blüten in schlaffen Rispen und vielsamigen Balgkapseln. C. orbiculata *L.*, mit 60—90 cm hohem, ästigem Stengel und gegenüberstehenden, flachen, spatelförmigen, mehligen Blättern, die mit wahren Wachskrusten überzogen sind, und roten Blüten, wird nebst vielen andern Arten als Zierpflanze kultiviert.

Couche (franz., spr. kuhsch), Lager, besonders Kind-, Wochenbett, Niederkunft; fausse c., Fehlgeburt.

Coucy (spr. kußi, C. le Château), Dorf im franz. Departement Aisne, Arrondissement Laon, an der Nordbahn, mit 740 Einw. u. ausgedehnten Resten des 1230 erbauten, 1652 von Mazarin geschleiften Schlosses der Herren von C. (darunter ein 55 m hoher Turm).

Coucy (spr. kußi), Raoul oder Renault, Herr oder Kastellan von, ein Trouvère des 12. und 13. Jahrh., ist berühmt durch seine Liebe zur Dame von Fayel, die von ihrem Gemahl gezwungen wurde, das Herz ihres im Kreuzzug gestorbenen Geliebten zu verzehren, und aus Gram darüber starb. Dem Herrn von C. schreibt man 23 Lieder zu, welche von Michel (Par. 1830) veröffentlicht sind. Die Quelle aller spätern Bearbeitungen ist ein poetischer Roman über den Kastellan von C. aus dem Anfang des 14. Jahrh.; am bekanntesten sind die Dichtungen von Boccaccio, Margarete von Navarra und Uhland. Vgl. G. Paris, Le roman du châtelain de C. (in »Romania«, Bd. 8, Par. 1872).

Coudée (franz., spr. kudeh, »Elle«), das Längenmaß in Pondichérri, = 0,51974 m.

Couder (spr. kudähr), Louis Charles Auguste, franz. Maler, geb. 1. April 1790 zu Paris, Schüler Davids, errang 1817 mit seinem Bilde: der Levit von Ephraim, einen großen Erfolg. Mit den folgenden Bildern: die Nachricht vom Sieg bei Marathon, Cäsar an den Iden des März u. a., vermochte er sich jedoch nicht auf gleicher Höhe zu erhalten. Als die Regierung zahlreiche Aufträge zur Ausmalung von Kirchen erteilte, ging C. 1833 nach München, um an dem neuen Aufschwung der deutschen Monumentalmalerei seine Erfahrungen zu bereichern. In den kirchlichen Malereien, welche er nach seiner Rückkehr zu Paris in der Madeleine und in St.-Germain l'Auxerrois ausführte, ist zwar von einem Einfluß der deutschen Schule nichts zu entdecken; doch zeigen dieselben beträchtlichen Fortschritt. Den eigentlichen Boden für sein Talent fand aber C. erst, als das historische Museum in Versailles begründet ward und die Malerei auf die Behandlung der französischen Geschichte hingewiesen wurde. In den Jahren 1836—40 malte er für Versailles: die Schlacht von Lawfeld, die Belagerung von Yorktown, die Einnahme von Lerida und dann seine Hauptwerke: die Eröffnung der allgemeinen Reichsstände 1789 und der Schwur im Ballhaus (1848). Er starb 23. Juni 1873 in Paris.

Cougi, Hohlmaß in Pondichérri, = 12 cbm.

Couillet (spr. kujä), Dorf in der belg. Provinz Hennegau, Arrondissement Charleroi, im Thal der Sambre, an der Eisenbahn von Charleroi nach Mariembourg, mit (1881) 7562 Einw., bekannt durch seine großen Eisenhütten, Metallwerkstätten und Glashütten.

Coulage (franz., spr. kulahsch), Abgang, Verlust an flüssigen Waren durch Auslaufen, Rinnen, Auslecken aus den Fässern. Sie wird bei Versendungen und Lagerungen nach bestimmten Sätzen berechnet; vgl. Leckage.

Coulé (franz., spr. kulé), s. v. w. Schleifer (musikalische Verzierung).

Couleur (franz., spr. kulör), Farbe, im Kartenspiel die bevorzugte Farbe, zuweilen auch für Trumpf ge-

braucht; auch Zuckerkouleur (Karamel) zum Färben von Essig 2c.; die Farbe einer Studentenverbindung, eines Korps, auch dieses selbst.

Couleur au feu (franz., spr. kulör o föh), Feuerfarbe, in der Fabrikation von Thongefäßen diejenige Farbe, welche durch Erzeugung eines gewissen Hitzgrades hervorgerufen wird. In der Erzeugung der kirschroten Feuerfarben haben besonders die Chinesen eine große Fertigkeit erlangt.

Coulisse (franz.), s. Kulisse.

Coulmiers (spr. kulmjeh), Ortschaft ca. 20 km nordwestlich von der Stadt Orléans, bekannt durch das Gefecht, welches daselbst 9. Nov. 1870 zwischen den Franzosen unter Aurelle de Paladines und den Bayern unter v. d. Tann stattfand. Da v. d. Tann, der bis dahin mit dem 1. bayrischen Armeekorps Orléans besetzt hielt, fürchten mußte, von der neugebildeten, weit überlegenen französischen Loirearmee, welche bei Beaugency auf das rechte Ufer der Loire gegangen war, abgeschnitten zu werden, verließ er in der Nacht vom 8. zum 9. Nov. die Stadt und nahm seine Stellung bei C., wo er am Morgen des 9. Nov. angegriffen wurde. Trotz der fast doppelten Zahl der Feinde hielten die Bayern fast den ganzen Tag über stand. Gegen Abend zog sich v. d. Tann, ohne vom Feind belästigt zu werden, nach St.-Peravy und am 10. nach Toury zurück, wo er sich mit der von General Wittich befehligten 22. Infanteriedivision und der 4. Kavalleriedivision vereinigte. Der Verlust betrug auf deutscher Seite 54 Offiziere und 1112 Mann, auf seiten der Franzosen nach ihren eignen Angaben 1500 Mann. Doch fiel nach der Schlacht noch eine Munitionskolonne mit zwei Geschützen in die Hände der Franzosen, und in dem aufgegebenen Orléans blieben 1000 kranke und verwundete Deutsche zurück.

Couloir (franz., spr. kuloahr), Flur oder Korridor zum Auf- und Abgehen, besonders in Theatern, Börsen- und Parlamentsgebäuden 2c.

Coulomb (spr. kulóng), Charles Augustin de, Ingenieur, geb. 14. Juni 1736 zu Angoulême, trat sehr jung in das Geniekorps, baute auf Martinique das Fort Bourbon und ward nach seiner Rückkehr in Rochefort angestellt, beschäftigte sich aber ausschließlich mit wissenschaftlichen Studien. Im J. 1777 erhielt er für seine »Recherches sur la meilleure manière de fabriquer les aiguilles aimantées« von der Akademie einen Preis, 1779 den doppelten für seine »Théorie des machines simples« (Par. 1779, 2. Aufl. 1820). Als er der Anlegung schiffbarer Kanäle in der Bretagne widersprach, ward er einige Zeit eingekerkert. Beim Ausbruch der Revolution nahm er als Oberstleutnant des Geniekorps seinen Abschied. 1804 wurde er Mitglied des Nationalinstituts, 1806 Generalaufseher des öffentlichen Unterrichts; er starb 23. Aug. d. J. Seine Versuche über die Reibung (1779—90) gewährten eine festere Begründung dieses so schwierigen Kapitels; auch bereicherte er durch mannigfache Entdeckungen die Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität und erfand oder vielmehr vervollkommte die nach ihm benannte Drehwage (s. d.) zur Messung magnetischer und elektrischer Anziehungskräfte.

Coulomb, Maßeinheit, s. Elektrische Maßeinheiten.

Coulommiers (spr. kulomjeh), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Seine-et-Marne, am Grand Morin und an der Ostbahn, mit Resten eines Schlosses, Kirche und ehemaliger Johanniterordens-Kommende aus dem 13. Jahrh., Museum lokaler Altertümer und Bibliothek, wichtigen Gerbereien, bedeutendem Getreide- und Käsehandel und (1881) 4422 Einw.

Council (engl., spr. kaunssil), Beratung, Ratsversammlung; Cabinet c., Kabinettsrat; Privy c., der englische Geheime Rat, welcher neben dem Kabinett ohne besondern Einfluß besteht und sich aus den von der Königin hierzu berufenen Vertrauenspersonen zusammensetzt.

Council Bluffs (spr. kaunssil blöffs), Stadt im nordamerikan. Staat Iowa, am Missouri, über welchen eine großartige, 1870 vollendete Eisenbrücke (838 m lang) führt, welche die Stadt mit dem gegenüberliegenden Omaha City verbindet, mit welchem sie im Handel wetteifert, hat (1880) 18,063 Einw. Von öffentlichen Gebäuden sind nur der Gerichtshof, das Rathaus und die Taubstummenanstalt erwähnenswert. Die Stadt hat Eisenwerke, Maschinen- und Wagenbau, Kornmühlen 2c.

Counsel (engl., spr. kaunssel, abgekürzt aus counsellor, Rat), allgemeine Benennung der englischen Advokaten, nämlich der Barristers (s. Barrister) und der diesem Stand angehörigen höher Graduierten, der Sergeants-at-law, welche beide das ausschließliche Privilegium haben, vor den Gerichtshöfen zu plaidieren (vgl. Attorney). Der Titel Queen's (King's) C. ist eine Auszeichnung, welche dem so Geehrten den Vorrang vor seinen Standesgenossen und das Recht gibt, einen seidenen Talar (silk-gown) zu tragen. Aus den Counsels gehen die Generalanwalte und Generalfiskale, die Richter, ja selbst die Lordkanzler hervor.

Count (engl., spr. kaunt), in England der Titel der nichtenglischen Grafen (Countess, Gräfin); der englische Graf heißt Earl, seine Gemahlin indes Countess.

Country (engl., spr. könntri), Gegend, Landschaft, Heimat; auch Land im Gegensatz zu Stadt.

County (engl., spr. kaunti, »Grafschaft«), in England und dessen Kolonien sowie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (mit Ausnahme Louisianas) politische Einteilung, etwa dem Kreis oder Departement entsprechend; stammt aus den Zeiten der Eroberung Englands durch die Normannen und ist gleichbedeutend mit dem seit der angelsächsischen Einwanderung gebräuchlichen Shire. In England ist der von der Krone auf Lebenszeit ernannte Lord-Lieutenant der oberste Beamte der C., dessen früher ausgedehnte Gewalt sich indes nur auf die Miliz beschränkt, der aber fast immer auch Custos Rotulorum (Aktenbewahrer) der Grafschaft ist. Ein Obersheriff, der gleichfalls von der Regierung ernannt wird, sorgt für Ausführung der Anweisungen und Vollstreckung des Urteils der obersten Gerichtsbehörden. Die Friedensrichter werden auf Vorschlag des Lord-Lieutenants vom Oberkanzler ernannt. Diese Beamten, welche ihre Ämter als Ehrenamt versehen, befassen sich nicht nur mit der niedern Gerichtsbarkeit, sondern setzen auch (in ihren sessions) die Steuern fest, welche von den Einwohnern für Polizei, Straßenunterhaltung u. dgl. zu entrichten sind. Außer ihnen hat jede Grafschaft noch einen von den Grundbesitzern erwählten, besoldeten Coroner, welcher bei plötzlichen Todesfällen Untersuchung über die Todesursache anstellt. In den Vereinigten Staaten gibt es natürlich keinen Lord-Lieutenant; die andern Beamten werden vom Volk gewählt und beziehen Diäten.

County Court (spr. kaunti kohrt, »Grafschaftsgericht«) bezeichnet in England einen niedern Gerichtshof mit besoldetem Richter, in den Vereinigten Staaten aber die Versammlung der Friedensrichter, gleichviel ob sie zu Zwecken der Verwaltung oder als Gerichtshof zu-

sammentreten. County Court-House (in England Shire Hall, auch Sessions-House), das Gebäude, in welchem die Grafschaftsgeschäfte erledigt werden.

County-Hall (spr. kaunti hahl, auch County-House, »Grafschaftshaus«), in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Sitz der Verwaltungsbehörden eines County oder einer Grafschaft.

Coup (franz., spr. ku, Koup), im allgemeinen s. v. w. Hieb, Schlag, Stich, Stoß; (rasch ausgeführte) Handlung, aber meist im übeln Sinn (Streich).

Coup de main (spr. ku d'mäng), Handstreich, in der Kriegssprache ein gewagter, rascher Überfall eines festen Orts, ein rascher, gelungener Angriff.

Coup de milieu (spr. ku d'miliöh, »Zwischentrunk«), das Getränk, welches in der Mitte eines Diners zwischen zwei Gängen, gewöhnlich zwischen dem kalten Entree und dem Braten, zur Anregung der Eßlust serviert wird. Der C. besteht nie aus Wein, in der Regel aus Eispunsch, Ponche à la Romaine, schwedischem Punsch, seltener seinem Kognak 2c.

Coup d'état (spr. ku detah), Staatsstreich (s. d.).

Coup de théâtre, Theaterstreich, jede zum Zweck der Überraschung auf der Bühne hervorgebrachte plötzliche Wendung oder Veränderung in der Situation oder dem Charakter einer handelnden Person, gewöhnlich in tadelndem Sinn gebraucht zu Bezeichnung eines unmotivierten Scheineffekts.

Coup d'œil (spr. ku döj, »flüchtiger Blick«) ist der schnelle und richtige Blick, mit dem jemand alles zu einem Gegenstand Gehörige übersieht, namentlich mit dem der Offizier den Feind, das Terrain 2c. überblickt und ihre Verhältnisse beurteilt; das Augenmaß oder die Fähigkeit, eine Größe oder Menge nach dem bloßen Anblick ziemlich richtig anzugeben; auch der Standpunkt, von welchem aus ein Gegenstand betrachtet wird.

Coupe (franz., spr. kupp), Schnitt; beim Kartenspiel das Abheben; auch Trinkschale (s. Cupa).

Coupé (franz.), s. Koupee.

Couperin (spr. kup'räng), Musikerfamilie des 16. und 17. Jahrh., deren Name besonders in der Geschichte des Klavierspiels von Bedeutung ist. Der hervorragendste Vertreter derselben ist François C., Sohn von Charles C., welcher als der jüngste von drei Brüdern, die sämtlich als Organisten sich auszeichneten, 1669 starb. Geboren 1668 zu Paris, erhielt er seinen Unterricht in der Musik von dem königlichen Organisten Tolin, wurde 1696 Organist an der Kirche St.-Gervais und 1701 Organist des Königs mit dem Titel »Claveciniste de la chambre du roi«. Er starb 1733 und hinterließ mehrere Sammlungen von Klavierstücken, die wenn nicht durch Tiefe, so doch durch ihre Grazie und Eleganz den Beifall verdienen, der ihnen von den Zeitgenossen, selbst ein Sebastian Bach nicht ausgenommen, gespendet wurde. »Wie der Tanz den Ausgangspunkt des französischen Klavierstils bildet, so ist er auch der Kern der Couperinschen Kompositionen. Daß aber C. an diese wiewohl deutlich ersichtliche Abstammung wenig denkt, beweisen die phantastischen Titel, die er seinen Sätzen gibt: ‚La Prude', ‚La Voluptueuse', ‚Les Regrets', welche immerhin als der Beweis einer nach Ausdruck ringenden Stimmung gelten können.« (H. Bischoff.) Von besonderm historischen Wert ist die 1717 unter dem Titel: »L'art de toucher le clavecin« von ihm veröffentlichte Klavierschule als eine vollständige Darstellung der klaviertechnischen Errungenschaften seiner Zeit. Eine neue Ausgabe Couperinscher Klavierstücke besorgte Brahms in den von Chrysander herausgegebenen »Denkmälern der Tonkunst«.

Couplet (franz.), s. Kouplet.

Coupon (franz.), s. Koupon.

Cour (franz.), s. Kour.

Courant (franz.), s. Kurant.

Courante (franz., spr. kurängt'), Tanz, s. Corrente.

Courbet (spr. kurbeh), 1) Gustave, franz. Maler, geb. 10. Juni 1819 zu Ornans bei Besançon, sollte anfangs die Rechtswissenschaft studieren, widmete sich aber in Paris der Malerei, anfangs im Atelier von Hesse und Steuben, dann durch das Studium der alten Meister im Louvre, von denen ihm besonders die Spanier sympathisch waren, an deren Naturalismus er sich zunächst anschloß. Da er in der Historienmalerei keinen Erfolg zu erzielen vermochte, kultivierte er die Landschaft, das Porträt und später das Genre, wobei er seine Stoffe aus dem Leben des kleinen Bürger- und Bauernstandes wählte. Die beiden Hauptwerke seiner Jugend: der Mann mit dem Gürtel (sein Selbstporträt, im Louvre zu Paris) und Nach dem Mittagsessen in Ornans (1849, Museum von Lille), zeigen noch den Einfluß seiner klassischen Studien. Aber schon 1851 gab er in der Beerdigung in Ornans und in den Steinklopfern die ersten Proben seiner modern-naturalistischen Kunstanschauung, welche, von gleicher Abneigung gegen Klassizismus und Romantik erfüllt, die gemeine Wirklichkeit an die Stelle idealer Bestrebungen setzen will. Um seine Opposition gegen die herrschenden Ansichten möglichst eindrucksvoll zu gestalten, verfiel er bald auf die trivialsten und schmutzigsten Stoffe, wie die betrunkenen Bauern von Flagny (1852), die badenden Frauen, die Zirkusringer (1853), die Dame mit dem Papagei (1866) und besonders die Seinefräulein (1857) beweisen. In seiner Opposition gegen alles Bestehende immer hartnäckiger fortschreitend, trat C. bald in die revolutionäre Bewegung ein, indem er sich an Männer wie Proudhon und Zola begeistert anschloß, ohne sie jedoch zu begreifen. Als Maler suchte er für die rote Republik und die freie Liebe ebenso energisch wie die Schriftsteller dieser Richtung einzutreten. Seine grenzenlose Eitelkeit, die darin gipfelte, daß er den Orden der Ehrenlegion mit den Worten ablehnte: »Man wird von mir nach meinem Tod sagen müssen: Dieser Mann hat niemals irgend einer Schule, einer Kirche, einer Institution, einer Akademie und vor allen Dingen niemals einer Regierung angehört«, verwickelte ihn in das Schicksal der Kommune, deren Mitglied er 1871 ward. Er war zum Präsidenten der Kunstkommission ernannt worden und mußte als solcher die schon vor der Septemberbewegung verordnete Zerstörung der Vendômesäule ausführen. Seine spätere Prahlerei mit dieser That veranlaßte die Regierung, 1877 einen Prozeß gegen ihn anzustrengen, der seine Verurteilung zum Schadenersatz zur Folge hatte. Der Exekution entzog er sich durch die Flucht nach der Schweiz, wo er 31. Dez. 1877 in La Tour de Peilz bei Vevey starb. Seine künstlerische Bedeutung liegt hauptsächlich in seinen Landschaften mit Tierstaffage; die Rehjagd, der Hirschkampf (1861, im Louvre), das Rehlager und der Hirsch im Wasser sind die Hauptwerke dieser Gattung, in welchen Kraft der Stimmung und malerischer Reiz volle Harmonie hervorbringen. Seine naturalistischen Tendenzen sind durch Manet und die Impressionisten (s. d.) überflügelt worden. Vgl. H. d'Ideville, G. C. Notes et documents sur sa vie et son œuvre (Par. 1878).

2) Amédée Anatole Prosper, französischer Admiral, geboren 26. Juni 1827 zu Abbeville, trat 1849 in die Marine, wurde 1856 Schiffsleutnant, 1866 Fregatten- und 1873 Linienschiffskapitän

und Gouverneur von Neukaledonien. Seit 1880 Konteradmiral, erhielt er 1883 den Oberbefehl in Tongking, erzwang im August die Einfahrt in Huë und diktierte dem Kaiser von Anam den Frieden, eroberte darauf Sontay und Bacninh, ward 1884 unter Beförderung zum Vizeadmiral an die Spitze der Flotte gestellt, welche China zur Nachgiebigkeit zwingen sollte, zerstörte auch die Forts und das Arsenal von Futschou, richtete aber bei Kelong auf Formosa nicht viel aus. Er starb an Bord des Admiralschiffs Bayard bei den Fischerinseln 11. Juni 1885; seine Leiche wurde nach Frankreich übergeführt und 28. Aug. im Dom der Invaliden beigesetzt. Großes Aufsehen erregten seine nach dem Tod veröffentlichten Briefe, in denen er die Politik der republikanischen Minister und Kammermehrheit in schärfster Weise tadelte. Vgl. Gervais, L'amiral A. C. (Par. 1885).

Courbette (franz.), s. Kurbette.

Courbevoie (spr. kurb'wŏa), Stadt im franz. Departement Seine, Arrondissement St.-Denis, an der Seine und an der Eisenbahn nach Versailles, mit schöner, zur Brücke von Neuilly führender und eine Fortsetzung der Pariser Champs-Elysées bildender Avenue, zahlreichen Villen, stattlicher, von Ludwig XV. erbauter Kaserne, Bleichereien, Wagenfabrik und (1881) 15,010 Einw. Auf dem Rond-Point wurde 1863 die Statue Napoleons I. (von E. Seurre) aufgestellt, welche früher die Vendômesäule gekrönt hatte.

Courbière (spr. kurbjähr), Guillaume René, Baron de l'Homme de, preuß. Feldmarschall, geb. 25. Febr. 1733 zu Maastricht als Abkömmling eines französischen reformierten Adelsgeschlechts, stand erst in Diensten Hollands und trat 1757 als Ingenieurkapitän in preußische Dienste über. Er zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten aus und kommandierte von 1759 an als Major ein Freibataillon, an dessen Spitze er sich besonders 1760 bei der Belagerung von Dresden sowie bei Liegnitz und Torgau hervorthat. Nach dem Hubertsburger Frieden ward er nach Emden, wo Seume Hauslehrer in seiner Familie war, versetzt, 1780 Generalmajor und 1787 Generalleutnant. Im Kriege gegen die französische Republik befehligte er die Garden, an deren Spitze er sich namentlich bei Pirmasens auszeichnete, wurde 1797 General der Infanterie und 1798 Gouverneur von Graudenz, das der 73jährige Greis 1807 heldenmütig verteidigte, während fast alle preußischen Festungen sich ohne Widerstand ergaben. In Anerkennung dieser tapfern Waffenthat wurde er nach dem Frieden von Tilsit zum Feldmarschall und Gouverneur von Westpreußen ernannt. Er starb 23. Juli 1811.

Courcel (spr. kurßéll), Alphonse Chodron, Baron de, franz. Diplomat, geb. 30. April 1835 zu Paris, eignete sich seine Schulbildung auf dem Collège Rollin an, wurde dann Licencié en lettres an der Sorbonne und studierte die Rechte an der Pariser Rechtsfakultät. 1853 ging er nach Bonn, um in Deutschland wissenschaftliche und Sprachstudien zu treiben, und hörte daselbst besonders den bekannten Germanisten und Kanonisten Walter. 1854 siedelte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin und 1855 nach München über. Nachdem er 1856 nach Bonn zurückgekehrt war, wurde er 1858 daselbst auf Grund einer Dissertation: »De mutatione libertatis germanicae quoad fundandam principum superioritatem in territoriis regni teutonici«, zum Doktor beider Rechte promoviert. Er trat nun in den diplomatischen Staatsdienst seines Vaterlandes, war Attaché in Brüssel und Petersburg, erhielt 1866 eine Anstellung am Oberrechnungshof, wurde 1869 zum Subdirektor im auswärtigen Ministerium und 1880 unter Freycinet zum Direktor der Abteilung der politischen Angelegenheiten ernannt, auch ward er Mitglied des Staatsrats. Nach dem Rücktritt Saint-Valliers wurde C. im Dezember 1881 zum Botschafter in Berlin ernannt.

Courcelles (spr. kurßäl), 1) Dorf 15 km südöstlich von Metz, wonach die erste der vor Metz geschlagenen Schlachten (14. Aug. 1870) anfangs benannt wurde. Jetzt wird sie deutscherseits offiziell nach den Dörfern Colombey-Nouilly (s. d.) benannt. — 2) Gemeinde in der belg. Provinz Hennegau, Arrondissement Charleroi, an der Eisenbahn Brüssel-Charleroi, hat Kohlenbau und Glashütten und (1884) 11,646 Einw.

Courcelle-Seneuil (spr. kurßäl-ß'nöj), Jean Gustave, franz. Nationalökonom, geb. 22. Dez. 1813 zu Seneuil (Dordogne), widmete sich anfänglich dem praktischen Handelsberuf, ging aber zur volkswirtschaftlichen Schriftstellerei über und ward Mitarbeiter an zahlreichen Zeitschriften, besonders auch an Pagnerres »Dictionnaire politique«. 1848 ward ihm eine amtliche Mission nach England übertragen. 1853–63 war er als Professor der Nationalökonomie zu Santiago in Chile thätig. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Traité théorique et pratique des opérations de banque« (Par. 1852, 6. Aufl. 1876); »Traité des entreprises industrielles, commerciales et agricoles« (1854; später als »Manuel des affaires«, 4. Aufl. 1883, herausgegeben; deutsch, Stuttg. 1868); »Traité d'économie politique« (2. Aufl. 1867); »Études sur la science sociale« (1862); »Liberté et socialisme« (1868).

Courier de Méré (spr. kurjé), Paul Louis, franz. Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1772 zu Paris, trat 1792 in die Armee ein, focht mit Auszeichnung in den italienischen Feldzügen (1792—97 und 1805), nahm aber nach der Schlacht bei Wagram 1809 seinen Abschied und ging nach Italien, um seine philologischen Forschungen, die er auch während seiner militärischen Laufbahn nicht aufgegeben, fortzusetzen. Er entdeckte in Florenz ein vollständiges Exemplar des Romans »Daphnis und Chloe« von Longos, das er herausgab (1810). 1812 kehrte er nach Frankreich zurück, zog auf sein Landgut unweit Tours, immer philologisch thätig, zugleich wegen seiner politischen Flugschriften, in welchen er mit kaustischem Witz den Adel und die katholische Geistlichkeit bekämpfte, gefürchtet. Er fiel 10. März 1825 in der Nähe seines Wohnorts durch Meuchelmord eines seiner Diener. Unter den mehrfachen Ausgaben seiner Werke sind besonders die von 1830 (4 Bde., mit Einleitung von Armand Carrel) und von 1837 (4 Bde., neue Ausg. 1865) hervorzuheben.

Courmayeur (spr. kurmājör, lat. Curia major), Dorf in der ital. Provinz Turin, Kreis Aosta, an der Dora Baltea, unfern der Vereinigung des Val Ferret und der Allée blanche, zwischen herrlichen Wiesen und Baumgruppen, 1218 m ü. M. an der Südseite des Montblanc gelegen, hat Mineralquellen (Eisenquellen, Säuerlinge u. Schwefelquellen) und (1881) 555 Einw. Das Klima ist hier milder als im Chamonixthal.

Couronnement (franz., spr. kuronn'mang, »Krönung«), im Festungskrieg Angriffswerke, welche auf einem vorhandenen Erdwall, in einem Minentrichter etc. erbaut sind. Seine allgemeinste Anwendung fand das C. als »Krönung des Glacis«, und es wird daher dieses auch speziell mit C. bezeichnet. Dieses war im frühern Festungskrieg stets notwendig zur Aufnahme der Bresch- und Konterbatterien, welche daher auch Couronnementsbatterien hießen. Vgl. Festungskrieg.

Couroupita *Aubl.* (spr. kuru-, Kanonenkugelbaum), Gattung aus der Familie der Myrtaceen, Bäume mit keilförmigen Blättern und kleinen Nebenblättern, großen, lebhaft gefärbten Blüten und holzigen, runden Kapseln. Vier Arten im tropischen Amerika. C. guianensis *Aubl.*, in Guayana heimisch und auf die Antillen verpflanzt, mit großen, hochroten, wohlriechenden Blüten, die, in 60—90 cm langen Trauben vereinigt, sich jeden Morgen zu zwei bis drei öffnen und am Abend abfallen. In jeder Traube reifen nur 1—2 Früchte, die, bis 20 cm im Durchmesser haltend, einer Kanonenkugel ähnlich, rötlich und rauh und von einem grünlichweißen, an der Luft blau werdenden Mark, in welchem die zahlreichen Samen liegen, erfüllt sind, in überreifem Zustand aber unangenehm riechen. In Cayenne sind sie unter dem Namen »wilde Aprikosen« bekannt, werden wegen ihres weinigen, angenehmen Geschmacks gegessen und zur Bereitung kühlender Getränke benutzt. Die Schale der Frucht dient zu Gefäßen.

Cours (franz., spr. kuhr), s. Kurs.

Cours (spr. kuhr), Stadt im franz. Departement Rhône, Arrondissement Villefranche, an der Trambouze, mit Fabriken für Leinen- und Baumwollwaren (»beaujolaises«) und (1876) 3897 Einw.

Cours d'amour (franz., spr. kuhr damuhr), s. Minnehöfe.

Courseulles (spr. kurßöll), Hafenort im franz. Departement Calvados, Arrondissement Caen, an der Seulles und der Westbahn, mit großem Schloß, Spitzen- und Blondenfabrikation, Herings- und Makrelenfischerei, bedeutendem Austernfang, Seebädern und (1876) 1600 Einw.

Courson (spr. kurßóng), Aurélien de, franz. Geschichtsforscher, geb. 25. Dez. 1811 zu Port Louis (Ile de France), kam 1821 nach Frankreich, studierte in Rennes die Rechte, ward Archivar des Departements Finistère, dann Bibliothekar an der Bibliothek Ste.-Geneviève in Paris, endlich Konservateur an der Louvre-Bibliothek, nach deren Auflösung er an die Nationalbibliothek versetzt wurde. Er schrieb: »Essai sur l'histoire, la langue et les institutions de la Bretagne armoricaine« (1840); »Histoire des origines et des institutions des peuples de la Gaule armoricaine et de la Bretagne insulaire depuis les temps les plus reculés jusqu'au V. siècle« (1843); »Histoire des peuples bretons dans la Gaule et dans les îles Britanniques« (1846, 2 Bde.); ferner gab er heraus: »Cartulaire de l'abbaye de saint Sauveur de Redon« (1863) und mit Vallery-Radot: »Mémoire sur l'origine des institutions féodales chez les Bretons et les Germains« (1847) und »Chefs-d'œuvre des classiques français du XVII. siècle« (1855). C. erhielt zweimal von der Akademie den Gobertschen Preis.

Court (engl., spr. kohrt), Hof, besonders Gerichtshof.

Courtage (franz.), s. Kourtage.

Courtalain (spr. kurtäláng), Ort im franz. Departement Eure-et-Loir, Arrondissement Châteaudun, mit Chartres und Orléans durch Eisenbahnen verbunden, am Yères, mit einem prächtigen Schloß der Familie Montmorency nebst ausgedehntem Park und großen Gewächshäusern und 725 Einw.

Courtaud (franz., spr. kurtoh), Stutzschwanz, Pferd oder Hund mit gestutzten Ohren und Schwanz.

Courtenay (spr. kurt'nä), Stadt im franz. Departement Loiret, Arrondissement Montargis, am Biez und an der Eisenbahn von Orléans nach Châlon, hat ein altes Schloß und (1876) 2022 Einw. C. ist Stammort der Prinzen von C.

Courtenay (spr. kurt'nä), altes franz. Geschlecht, genannt von der Burg C. in Gâtinais, die Hatto, Sohn des Kastellans von Château-Renard, um 1010 gründete. Josselin II., Enkel Hattos, machte den ersten Kreuzzug mit und erhielt 1115 von König Balduin I. die Herrschaft Tiberias in Galiläa, 1119 von Balduin II. die Grafschaft Edessa und ward 1131 bei Belagerung eines Kastells bei Aleppo von einem einstürzenden Turm tödlich getroffen. Sein Sohn Josselin III. verlor seine ganze Grafschaft und 1144 die Hauptstadt Edessa selbst, ward gefangen und starb 1149 in Aleppo als Gefangener. Peter von C. ward 1216 lateinischer Kaiser von Konstantinopel, s. Peter; ebenso seine Söhne Robert (1219—28) und Balduin (1237—61). Robert von C. bestieg 1299 den erzbischöflichen Stuhl zu Reims, nannte sich Erzbischof und Herzog von Reims und starb 1323. Louis, Prinz von C., geb. 1610, versuchte umsonst seine Rechte als Nachkomme König Ludwigs des Dicken geltend zu machen und erlangte nur die Erlaubnis, die Lilien wieder in sein Wappen aufzunehmen. Louis Charles, Prinz von C., Graf von Cesy, geb. 25. Mai 1640, diente 1664 in der Belagerung von Gigeri auf der Küste der Berberei sowie in den Kriegen Ludwigs XIV. und suchte ebenfalls seine Rechte als königlicher Prinz geltend zu machen; er starb 28. April 1723. Mit seinem jüngern Sohn, Charles Roger, erlosch 1730 das Haus C. im Mannesstamm.

Courthezon (spr. kurt'sóng), Stadt im franz. Departement Vaucluse, Arrondissement Avignon, an der Lyoner Eisenbahn, mit alten Wällen und (1876) 2387 Einw., welche Krappbau, Seidenzucht und Seilfabrikation betreiben. In der Nähe ein kleiner Salzsee, aus welchem Salz gewonnen wird.

Courtine (franz.), s. Kurtine.

Courtisan (franz.), s. Kurtisan.

Courtney (spr. kohrtni), Leonard Henry, engl. Politiker, geb. 1832, studierte zu Cambridge, wurde 1858 Advokat in London, 1872 zum Professor der Nationalökonomie an dem University College zu London und 1873 zum Examinator für das Fach der Verfassungsgeschichte an der Londoner Universität ernannt. 1876 trat er für Liskeard ins Parlament, wo er sich dem linken Flügel der liberalen Partei anschloß. Im Frühjahr 1881 wurde er von Gladstone zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, im Sommer desselben Jahrs zum Unterstaatssekretär im Kolonialministerium und im Mai 1882 zum parlamentarischen Sekretär im Schatzamt ernannt, nahm aber Ende 1884 seine Entlassung.

Courtois (spr. kurtŏa), 1) Jacques Bourguignon, von den Italienern Jacopo Cortese genannt, ital. Maler, geb. 1621 zu Hippolyte in der Franche-Comté, trat in spanische Kriegsdienste, ging aber nach geschlossenem Frieden nach Italien, um die unter seinem Vater begonnenen künstlerischen Studien unter Reni, Albani, Pieter de Laar und Cerquozzi wieder aufzunehmen. In seinem 36. Jahr trat er in ein Jesuitenkloster und starb 14. Nov. 1676 in Rom. Seine Schlachtenbilder sind von kühner Komposition und Ausführung; sie fanden so viel Beifall, daß sich ein ganzes Heer Nachahmer an seine Fersen heftete. C. ist fast in allen Hauptgalerien vertreten.

2) Edme Bonaventure, franz. Revolutionär, geb. 1756 zu Arcis sur Aube, war Deputierter in der Gesetzgebenden Versammlung und 1792 im Nationalkonvent, stimmte für Ludwigs XVI. Tod, wirkte aber 9. Thermidor zu Robespierres Sturz mit. Der Konvent beauftragte ihn mit der Prüfung der bei

Robespierre gefundenen Papiere, und er erstattete im Januar 1795 der Versammlung über dieselben einen interessanten Bericht, der eins der wertvollsten Aktenstücke für die Geschichte der Revolution ist. 1795 wurde er Mitglied des Rats der Alten und 20. April 1797 Präsident desselben, trat bald darauf aus, ward jedoch 1799 abermals in denselben berufen und war einer der Führer der Partei, welche Bonapartes Staatsstreich vom 18. Brumaire vorbereitete. Aus dem Tribunat ward er wegen angeblicher Erpressung ausgestoßen und hielt sich mehrere Jahre lang auf seinem Landgut in Lothringen verborgen. Trotz der 1814 verkündigten Amnestie ließ der Minister Decazes seine für die Geschichte der Revolution sehr wichtigen Papiere in Beschlag nehmen, wodurch dieselben fast sämtlich verloren gingen. Die 1828 erschienenen »Papiers inédits trouvés chez Robespierre, Saint-Just et Payan etc., supprimés ou omis par C.« enthalten nur einen kleinen Teil davon. C. starb 6. Dez. 1816 in Brüssel.

Courtoisie (franz.), s. Kourtoisie.

Courtrai (spr. kurträ, holländ. Kortrijk), Hauptstadt eines Arrondissements in der belgischen Provinz Westflandern, 4 km von der französischen Grenze, zu beiden Seiten der schiffbaren Lys, Knotenpunkt an der Bahn Gent-Tournai, ist gut gebaut, mit alten Mauern umgeben, hat zahlreiche Kirchen (bemerkenswert sind die Martinskirche aus dem 12. Jahrhundert, 1862 vom Blitz getroffen und bis auf die Mauern ausgebrannt, seitdem wieder aufgebaut, und die 1238 gegründete Frauenkirche mit der Grabkapelle der alten Grafen von Flandern und einer Aufrichtung des Kreuzes von van Dyck), ein schönes gotisches Rathaus (1526 erbaut, neuerdings restauriert, mit Fresken von Guffens und Swerts), einen Belfried, eine Börse und (1881) 28,202 Einwohner, welche berühmtes Tafelleinen, Blonden, Spitzen etc. fabrizieren (hier und in der Umgegend 5400 Handwebstühle und acht Fabriken mit mechanischen Webstühlen), auch bedeutende Färbereien und große Bleichen unterhalten. Etwa 6000 Menschen beschäftigen sich mit der Anfertigung von Spitzen. Der in der Umgegend gewonnene Flachs ist sehr gesucht. C. hat eine Malerakademie mit Museum, eine höhere Knabenschule, Industrieschule und ist Sitz eines Tribunals, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer. — C. hieß im Altertum Cortoriacum und lag in Gallia belgica. Im Mittelalter hatte es lange erbliche Kastellane aus dem Haus Revel. Bei C. wurden mehrere Schlachten geschlagen, unter denen die merkwürdigste die berühmte Sporenschlacht (11. Juli 1302) ist, in welcher die Franzosen unter Robert von Artois von den Flamändern (hauptsächlich Webern aus Gent und Brügge) unter Johann, Grafen von Namur, völlig besiegt wurden. An 6000 französische Reiter blieben auf dem Schlachtfeld, auf welchem die Sieger 4000 goldene Sporen, eine Auszeichnung der französischen Ritterschaft, sammelten. Eine kleine Kapelle (1831 errichtet) bezeichnet vor dem Genter Thor das Schlachtfeld. Karl VI. rächte 12. Dez. 1382 diese Niederlage durch die Plünderung und Zerstörung von C. nach der siegreichen Schlacht von Rosebeck. Auch in den Kriegen zwischen Frankreich und Spanien im 17. Jahrh., während welcher es vom Aachener (1668) bis zum Nimwegener Frieden zu Frankreich gehörte, hatte C. durch wiederholte Belagerungen mancherlei Drangsale zu erdulden, nicht weniger in den Revolutionskriegen, wo es im Mai 1794 nach heftigen Gefechten in die Hände der Franzosen fiel. Am 31. März 1814 fand bei C. ein Gefecht zwischen 8000 Mann Sachsen und andern deutschen Truppen unter Thielemann gegen die Franzosen unter Maison statt, welches für die erstern ungünstig ausfiel.

Courts jours (franz., spr. kuhr schuhr), kurze Frist (von Wechseln).

Cöus, Titane, s. Köos.

Cousin (franz.), s. Kousin.

Cousin (spr. kusäng), 1) Jean, franz. Bildhauer und Maler, geb. 1501 zu Soucy bei Sens, scheint sich anfänglich der Glasmalerei gewidmet zu haben. Schöne Werke dieser Art im französischen Renaissancegeschmack sind: im Dom zu Sens die Legende des heil. Eutropius (1530), vier Gemälde in der Kirche St.-Gervais zu Paris (1551), die der Kapelle des Schlosses Fleurigny bei Sens etc. Doch hat C. auch in Öl gemalt, darunter das Jüngste Gericht im Louvre, das indessen trotz seiner fleißigen Ausführung geringen Geschmack in der Komposition zeigt; jedenfalls wurde C. von seinen Landsleuten, die ihn den französischen Michelangelo nannten, sehr überschätzt. Auch als Bildhauer erfreut sich C. eines bedeutenden Ansehens; die liegende Statue von Phil. de Chabot im Louvre ist ein lebendiges, frisch aufgefaßtes Werk. Der vielseitige Künstler schrieb auch: »La vraie science de la pourtraicture« (zuerst Par. 1571 u. öfter; u. d. T.: »L'art de desseigner, revu etc. par Fr. Jollain«), ferner »Livre de perspective« (das. 1560 u. öfter). 200 zum erstenmal veröffentlichte Zeichnungen Cousins gab Lalanne heraus (»Le livre de fortune«, 1884). C. starb um 1590. Vgl. Didot, Étude sur Jean C. (Par. 1872); Derselbe, Recueil des œuvres choisies de Jean C. (40 Tafeln, das. 1872).

2) Victor, berühmter franz. philosophischer Schriftsteller, geb. 28. Nov. 1792 zu Paris als Sohn eines armen Handwerkers, ward, als Schüler von Maine de Biran und Royer-Collard durch diese zum Studium der Philosophie bestimmt, schon 1815 des letztern Stellvertreter an der philosophischen Fakultät und Professor der Philosophie an dem Lycée Bonaparte. Durch seinen Lehrer Laromiguière in den Sensualismus, durch Royer-Collard in die Philosophie der schottischen Schule eingeweiht und durch die letztere dem Kritizismus Kants nahegebracht, welchen er mittels einer lateinischen Übersetzung des Hauptwerks des letztern sich anzueignen strebte, trat er 1817 eine philosophische Studienreise nach Deutschland an, auf welcher er Hegels und im folgenden Jahr Schellings Bekanntschaft machte, von welcher Zeit der Einfluß deutscher Philosophie in Frankreich datiert. Nachdem er 1820 seine Vorlesungen aus politischen Gründen hatte einstellen müssen, auf einer Reise in Deutschland als politischer Umtriebe verdächtiger Karbonaro verhaftet und nach Berlin gebracht worden war, welchen Aufenthalt er benutzte, um sich (durch Gans und Michelet) näher mit der Hegelschen Philosophie vertraut zu machen, durfte er 1828 seine Vorlesungen wieder eröffnen, ward 1830 Mitglied der Akademie und stieg nach der Julirevolution rasch von Stufe zu Stufe, wurde Generalinspektor der Universität, 1831 Staatsrat und mit Erstattung eines Berichts über das preußische Unterrichtswesen beauftragt, 1832 Direktor der Normalschule und Pair, endlich (März 1840) im Ministerium Thiers Minister des öffentlichen Unterrichts, legte diesen Posten jedoch schon im Oktober wieder nieder und lebte seitdem als Privatmann seinen Studien. Er starb 12. Jan. 1867 in Cannes infolge eines Schlaganfalls. C. ist der Begründer der sogen. eklektischen Schule, die ihren Standpunkt zwischen der französischen (zu welcher er

die Sensualisten, die schottischen und deutschen Skeptiker rechnet, als welche ihm Kant und Fichte erscheinen) und der deutschen Schule nimmt, als deren Repräsentanten er Schelling und Hegel, seine »deux illustres amis«, betrachtet. Jene opfert der Psychologie die Ontologie und führt zum Skeptizismus, diese der Ontologie die Psychologie und verwandelt jene dadurch in eine bloße Hypothese. C. dagegen beginnt mit der Psychologie und wird durch diese selbst (auf sicherm Weg) zur Ontologie geführt. Die Identität des Denkens und Seins, zu welcher die Skeptiker niemals gelangen, und die von den spekulativen Philosophen, welche sie zu ihrem Ausgangspunkt machen, niemals bewiesen worden sein soll, ist nach C. eine Thatsache des Bewußtseins, welche durch Analyse des letztern außer Zweifel gesetzt wird. In dem unmittelbaren und spontanen Akte der reinen Vernunft erlösche (ähnlich wie in Schellings intellektualer Anschauung) jede Spur subjektiver Beschränktheit. In den Vorlesungen von 1828, in welchen C. alle Wissenschaft auf drei Fundamentalideen der Vernunft: das Unendliche, das Endliche und die Beziehung zwischen diesen beiden, zurückführte, näherte er sich dem Standpunkt des deutschen (absoluten) Idealismus so sehr, daß ihm dieselben den Vorwurf zuzogen, er habe die Philosophie in Frankreich entnationalisiert. Um demselben zu entgehen, knüpfte er in der 1845 erfolgten Umarbeitung seines zuerst 1817 erschienenen Hauptwerks: »Le Vrai, le Beau et le Bien« (23. Aufl. 1881) an den Begründer der Philosophie in Frankreich, Descartes, an, indem er die psychologische Methode als Basis der philosophischen Fassung beibehielt. Getreu dem idealistischen Prinzip, den Ursprung der Ideen im Geiste statt in der äußern Sinneswelt aufzusuchen, verwarf er auch in der Kunst die gemeine Nachahmung der äußern Natur und empfahl deren Verschönerung nach dem Vorbild der im Geist lebendigen Idee. Von dieser Zeit an wurde seine Philosophie mehr eine Bekämpfung der sensualistischen und materialistischen Lehren, zu welcher er auch die Hilfe der Religion in Anspruch nahm, als eine strenge Wissenschaft. Um die Belebung des sittlichen Ernstes auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst hat sich C. sehr verdient gemacht. Die größten Verdienste aber hat er sich um die Verbreitung des Studiums der Geschichte der Philosophie (nach seinem von Leibniz entlehnten Grundsatz, daß in jedem System ein Funke Wahrheit enthalten sei), namentlich der französischen des Mittelalters, und um die Hebung des öffentlichen Unterrichtswesens (nach deutschem Muster) erworben. Außer seinen Übersetzungen des Platon (Par. 1822—38, 12 Bde.), des Cartesius (das. 1824, 6 Bde.) und der Tennemannschen »Geschichte der Philosophie« (das. 1831, 2 Bde.) nennen wir von seinen Schriften: die »Fragments philosophiques« (das. 1826); die »Nouveaux fragments« (das. 1829); »De la métaphysique d'Aristote« (das. 1837); die »Fragments de philosophie Cartésienne« (das. 1845) und »Études sur Pascal« (1842, 6. Aufl. 1877). Die Resultate seiner Reise nach Deutschland teilt er mit im »Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne« (Par. 1832, 2 Bde.; 3. Aufl. 1840; deutsch von Kröger, Altona 1832—37, 3 Bde.), die seiner Reise nach den Niederlanden in der Schrift »De l'instruction publique en Hollande« (Par. 1837; deutsch von Kröger, Altona 1838, 2 Bde.). Außerdem besorgte er eine Ausgabe des Proklos (Par. 1820 f., 5 Bde.) und der Werke Abälards (mit Jourdain und Despois, 1849—59, 2 Bde.), nachdem er 1839 den bisher unveröffentlichten Traktat Abälards: »Sic et non« herausgegeben hatte. Seine öffentlichen Vorlesungen, von Stenographen nachgeschrieben, erschienen als »Cours de philosophie« (Par. 1836) und »Cours de l'histoire de la philosophie moderne« (7. Ausg., das. 1866, 8 Bde.). Letzteres Werk bildet zugleich die erste und zweite Abteilung einer Gesamtausgabe von Cousins Schriften. Die dritte Abteilung ist betitelt: »Fragments philosophiques« (Par. 1847—48, 4 Bde.), die vierte: »Littérature« (das. 1849, 3 Bde.), die fünfte: »Instruction publique« (das. 1850, 3 Bde.). In der letzten Zeit seines Lebens widmete er sich mit Vorliebe der Schilderung hervorragender Frauen und des geistigen Lebens des 17. Jahrh., so in den Schriften: »Jacqueline Pascal« (1844); »Madame de Longueville« (1853); »Madame de Sable« (1854); »Madame de Chevreuse« (1856); »Madame de Hautefort« (1856); »La société française au XVII. siècle« (1858, 2 Bde.); »La jeunesse de Mazarin« (1865). Seine Bibliothek, im Wert von 1 Mill. Frank, vermachte er der Sorbonne. Unter seinen Schülern sind Jouffroy, Ch. de Rémusat, Bartholmèß, Janet die bekanntesten. Letzterer hat ihn nach seinem Tod in der »Revue des Deux Mondes« gegen die heftigen Angriffe seitens der Schule A. Comtes und des Materialismus verteidigt. Über Cousins Philosophie vgl. Rob. Zimmermann, Studien und Kritiken, Bd. 1, S. 384 ff. (Wien 1879); Janet, Victor C. et son œuvre (Par. 1885).

Cousin-Montauban (spr. kusäng-mongtobāng), Charles Guillaume Marie Apollinaire Antoine C., Graf von Palikao, franz. General, geb. 24. Juni 1796 zu Paris als der uneheliche Sohn der Tochter des 1825 verstorbenen Generals de Launay de Picardois, trat 1814 in die Armee, ward 1818 Leutnant im 2. Kürassierregiment, ging 1824 zur Artillerie, später zu den Jägern über und diente von 1831 bis 1857 in Algerien, wo er sich wiederholt auszeichnete. 1847 nahm er als Oberst eines Regiments Chasseurs d'Afrique Abd el Kader gefangen. 1851 ward er Brigade-, 1855 Divisionsgeneral, 1857 nach Frankreich zurückgerufen und zum Kommandanten der 21. Division zu Limoges ernannt. 1860 schiffte er sich als Befehlshaber der nach China bestimmten Expeditionsarmee dorthin ein, schlug 12. Aug. die Chinesen bei Sinko, erstürmte Tangku, siegte, mit den Engländern vereint, bei Tschangkiahuang (18. Sept.) und Palikiaho (21. Sept.) und bereicherte sich dann in schamloser Weise durch die Plünderung der Sommerresidenz des Kaisers von China. Napoleon III. verlieh ihm die Senatorwürde und den Titel eines Grafen von Palikao, eine Dotation von jährlich 50,000 Frank lehnte aber der Gesetzgebende Körper wegen jener Plünderung ab. C. wurde durch die Zahlung von 600,000 Fr. aus der chinesischen Kriegsentschädigung schadlos gehalten. 1865 übernahm er das Kommando des 4. Armeekorps in Lyon und wurde 10. Aug. 1870 von der Kaiserin nach dem Sturz des Ministeriums Ollivier an die Spitze eines neuen, rein bonapartistischen Kabinetts (des sogen. Mameluckenministeriums) berufen, in dem er selbst das Portefeuille des Kriegs übernahm. Er entwickelte in der Ausrüstung neuer Truppenkörper und der Organisation der Verteidigung des Landes eine erfolgreiche, energische Thätigkeit, ersann den Plan des Marsches der Mac Mahonschen Armee über Sedan nach Metz und erzwang die Ausführung des hoffnungslosen Unternehmens, das mit dem Tag von Sedan endete. Nach dem Sturz des Kaiserreichs (4. Sept.) flüchtete er ins Ausland und veröffentlichte nach seiner Rück-

kehr nach Frankreich eine Schrift (»Un ministère de la guerre de vingt quatre jours«, Par. 1871), in welcher er sich jenes Plans noch rühmte als des einzigen, der Frankreich hätte retten können. Er starb 8. Jan. 1878 in Paris.

Coussemaker (spr. kuhß'makähr), Charles Edmond Henri de, Musikschriftsteller, geb. 19. April 1805 zu Bailleul unweit Lille in Nordfrankreich, studierte zu Paris die Rechte und gleichzeitig unter Reichas Leitung am Konservatorium die Komposition, bekleidete dann an verschiedenen Orten Richterstellen und ließ sich endlich zu Lille nieder, wo er als Mitglied des Generalrats des Norddepartements sowie der Archäologischen Gesellschaft und der königlichen Akademie von Belgien bis zu seinem am 12. Jan. 1876 auf dem benachbarten Schloß Bourbourg erfolgten Tod gewirkt hat. C. hat sich um die Förderung des musikgeschichtlichen Studiums durch die folgenden Werke hochverdient gemacht: »Mémoire sur Hucbald et ses traités de musique« (Douai 1841); »Histoire de l'harmonie au moyen-âge« (Par. 1852); »L'art harmonique aux XII. et XIII. siècles« (Lille 1865) und »Scriptorum de musica medii aevi nova series« (das. 1866—75, 4 Bde.), sein Hauptwerk, enthaltend eine große Zahl musikalischer Schriften des Mittelalters, welche bei Gerbert (s. d.) fehlen. Von seinen kleinern Arbeiten sind die wichtigsten: »Drames liturgiques du moyen-âge« (Rennes 1860) und »Œuvres complètes du trouvère Adam de la Halle, poésies et musique« (Lille 1872). Außerdem veröffentlichte er das Quellenwerk »Troubles religieux du XVI. siècle dans la Flandre maritime 1560—1570« (Lille, 4 Bde.).

Coustou (spr. kustu), 1) Nicolas, franz. Bildhauer, geb. 9. Jan. 1658 zu Lyon, lernte bei seinem Vater und seinem Oheim Coyzevox und gewann 1681 den römischen Akademiepreis, der ihm ermöglichte, in Italien weiterzustudieren. 1720 wurde er Rektor der Akademie. Er starb 1. Mai 1733. Die Revolution hat auch unter seinen Werken stark aufgeräumt. Erhalten sind die kolossale Gruppe der Vereinigung der Seine und Marne, jetzt im Tuileriengarten, die Bronzestatue der Saône in Lyon, Kreuzabnahme in Notre Dame, die Marmorstatue Ludwigs XV. und das Relief: Apollo zeigt Frankreich die Büste Ludwigs XV., beide im Louvre, Werke von theatralischem Pathos mit allen Vorzügen und Schwächen des Barockstils.

2) Guillaume, franz. Maler und Bildhauer, Bruder des vorigen, geb. 1678 zu Lyon, kam im 18. Jahr zu seinem Oheim Coyzevox nach Paris und von da als königlicher Pensionär nach Rom, wo er zwar die Pension verscherzte, aber durch Le Gros die Ausführung des Basreliefs des St. Ludwig von Gonzaga für die Kirche des heil. Ignaz zu Rom übertragen erhielt. In Frankreich sind noch ziemlich viele seiner Werke vorhanden; namentlich besitzt die Schloßkapelle zu Versailles eine Anzahl. Im Museum des Louvre sieht man von ihm die Marmorstatue der Maria Leszczynska, die in kokett gespreizter Haltung zur (Puder-) Juno gemacht ist. C. starb 20. Febr. 1746.

3) Guillaume, franz. Bildhauer, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 20. März 1716 zu Paris, erwarb sich im 19. Jahr den großen Preis zu einem fünfjährigen Aufenthalt in Rom, trat nach seiner Heimkehr in das Atelier seines Vaters und fertigte unter andern die Statuen des Mars und der Venus für Friedrich II. von Preußen in Sanssouci. Er starb 13. Juli 1777. C. war ein erfindungsreicher Künstler, dessen süßliche und oberflächliche Behandlung dem Geschmack seiner Zeitgenossen ganz entgegenkam.

Coutances (spr. kutangs), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Manche, an der von hier an kanalisierten Soulle und der Westbahn, 10 km von der Küste auf einem Hügelkamm gelegen, hat eine herrliche frühgotische Kathedrale aus dem 13. Jahrhundert, mit hohen, schlanken Türmen und drei Portalen, mehrere andre alte Kirchen, Ruinen eines Aquädukts, Statue des in der Nähe gebornen Lebrun, Herzogs von Piacenza, ein großes Seminar, ein Lyceum, eine Bibliothek von 7000 Bänden, einen botanischen Garten und (1881) 8187 Einw., welche Fabrikation von Baumwollwaren und Spitzen, Marmorgewinnung und lebhaften Handel mit Vieh, Pferden, Butter, Geflügel ꝛc. betreiben. C. ist Sitz eines Bischofs und eines Handelsgerichts. Es ist das römische Constantia Castra im Lande der Uneller und war im Mittelalter Hauptort der Vizegrafschaft Cotentin.

Couthon (spr. kutóng), Georges, Schreckensmann der franz. Revolution, geb. 1756 zu Orcet in der Auvergne, war Advokat zu Clermont und wurde 1790 Präsident des dortigen Gerichtshofs. Lahm, gebrechlich, von mildem, freundlichem Wesen im Privatleben, war er in dem politischen ein extremer Fanatiker. 1791 vom Departement Puy de Dôme in die Nationalversammlung gewählt, stimmte er für des Königs Tod ohne Aufschub und Appellation. Anfangs Anhänger der Girondisten, trat er, erschreckt durch die denselben drohenden terroristischen Maßregeln, zur Bergpartei über und ward ein Freund Robespierres und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses. 1793 beantragte er die Ächtung Lyons und begleitete selbst das Revolutionsheer, um das furchtbare Strafgericht an der Stadt zu vollziehen. Ebenso blutdürstig zeigte er sich nach seiner Rückkehr im Konvent, wo er ganz auf Robespierres Seite trat, zur Hinrichtung Dantons mitwirkte und überhaupt einen mehr summarischen Rechtsgang verlangte. Nach Robespierres Fall angeklagt, mit jenem und Saint-Just nach dem Triumvirat gestrebt zu haben, ward er 9. Thermidor verhaftet. Von den Jakobinern befreit, suchte er sich, als die Soldaten des Konvents das Rathaus stürmten, mit dem Dolch den Tod zu geben, traf aber nicht sicher und wurde mit Robespierre, Saint-Just u. a. 28. Juli 1794 unter lautem Jubel des Volkes guillotiniert.

Coutras (spr. kutrá), Stadt im franz. Departement Gironde, Arrondissement Libourne, an der Dronne, unfern ihrer Mündung in die Isle, Knotenpunkt der Orléansbahn, hat eine Kirche mit schönem Turm, Reste des berühmten Schlosses aus dem 16. Jahrh., in welchem Katharina von Medicis, Heinrich IV. und die Herzogin von Longueville Hof hielten, und (1876) 2202 Einw., welche Flußschiffahrt, Schiffbau, Handel mit Wein, Branntwein und Mehl betreiben. Bei C. siegte König Heinrich von Navarra über die französische Armee unter dem Herzog von Joyeuse 20. Okt. 1587.

Coutumes (franz., spr. kutühm), Herkommen und Gewohnheiten, besonders Gewohnheitsrechte im ältern Frankreich, die sich aus den Gebräuchen gebildet und entwickelt hatten; im engern Sinn schriftliche, mit Zuziehung der Stände vom König als Gesetz bestätigte Sammlungen der Gewohnheitsrechte einer Provinz, C. générales, oder einer Stadt, C. locales. Die wichtigste ist die Coutume de Paris oder Coutume de la prévôté et vicomté de Paris von 1513.

Couture (spr. kutühr), Thomas, franz. Maler, geb. 21. Dez. 1815 zu Senlis, Schüler Gros' und dann P. Delaroches, gewann im Anfang der 40er Jahre ein hohes Ansehen, da er die Eleganz in der

Zeichnung, welche der klassischen französischen Schule eigen war, mit einem erhöhten Reiz der Farbe und Schwung der Darstellung zu verbinden wußte; man stand nicht an, ihn als französischen Veronese zu bezeichnen und an sein Auftreten die Hoffnung auf die Entstehung einer großen koloristischen Schule zu knüpfen. Sein Hauptwerk: die Römer der Verfallzeit (im Luxembourg), welches im Salon von 1847 einen Triumph gefeiert, wie kaum je das Werk eines französischen Malers erlebt hat, wirkt ebensosehr durch die großartige Bravour der Zeichnung wie durch das Kolorit, dessen gedämpfte Glut mit dem Stoff des Bildes vortrefflich harmoniert. Diesem Bild gingen noch einige andre Werke des Meisters voraus, welche dieselben Ideen und Vorzüge, wenn auch noch nicht in gleicher Entfaltung, zeigen; so: der junge Venezianer nach einer Orgie, der verlorne Sohn, die Liebe zum Gold (gemalt 1844, im Museum von Toulouse) und der Triumph der Kurtisane. Sehr bekannt wurde später (1855) der Falkner; doch hat C. nach seinen Römern der Verfallzeit nichts Bedeutenderes mehr geleistet. Seine Wandmalereien in der Kirche St.-Eustache, dem Leben der Maria entnommen, sind ganz inhaltlos und manieriert. Dagegen veranlaßte seine virtuosenhafte Technik einen großen Zulauf von Schülern, auch aus Deutschland, so daß er besonders in den 50er Jahren ein sehr gesuchter Meister war. Er veröffentlichte: »Entretiens d'atelier« (1878, 2 Bde.). C. starb 30. März 1879 auf seinem Schloß Villiers le Bel.

Couvade (franz., spr. kuwād', »Bebrütung«, auch **Männerkindbett**), eine seltsame, fast über die ganze Welt verbreitete Sitte der Naturvölker, welche darin besteht, daß sich nach der Geburt eines Kindes der Vater wochenlang ins Bett legt und ganz wie eine Wöchnerin behandeln läßt, während diese selbst bald aufstehen und die häuslichen Geschäfte besorgen muß. Der Name stammt aus dem südlichen Frankreich, woselbst sich der Gebrauch besonders lange gehalten hat. Diodor fand ihn auf Corsica, Strabon bei den Iberern, Marco Polo in einem Teil Chinas, andre Reisende in Ostindien, Kalifornien, Westindien, Brasilien, Westafrika ꝛc. Die Indianer geben in der Regel als Grund an, daß das Kind direkter vom Vater als von der Mutter stamme, und daß der geringste von dem Vater begangene Diätfehler oder eine sonstige Unvorsichtigkeit dem Kinde das Leben kosten könnte. Tylor, Lubbock, Ploß, Max Müller und andre Ethnologen, welche diese Sitte eingehend untersucht haben, scheinen sich mit dieser und ähnlichen Erklärungen begnügt zu haben; Bachofen, Giraud-Teulon, Peschel und andre Forscher haben dagegen mit mehr Wahrscheinlichkeit eine Zeremonie darin erkannt, durch welche die Väter das Eigentumsrecht ihrer Kinder erst erwarben. Die Kinder erbten nämlich ursprünglich bei sehr vielen Völkern aller Weltteile Namen, Besitztitel, Herrscherwürden u. dgl. ausschließlich von der Mutter, d. h. in weiblicher Linie, und niemals das Geringste von dem Vater, dem sie vielmehr gänzlich fremd blieben. Erst später ist das Vaterrecht anerkannt worden, und bei einzelnen Völkern muß der Vater noch heute das Kind der Mutter abkaufen. An andern Orten traten an die Stelle des Kaufens bestimmte Zeremonien, so bei den Römern das Aufheben vom Boden, oder am häufigsten eine Scheinentbindung, ebenso wie Hera, als sie den Sohn der Alkmene adoptierte, eine Scheinentbindung durchmachen mußte. S. Mutterrecht. Vgl. Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit (a. d. Engl., Leipz. 1866); Giraud-Teulon, Les origines de la famille (Par. 1874); Ploß, Das Kind (2. Aufl., Berl. 1882).

Couverture (franz., spr. kuwärtühr), Decke, besonders Bettdecke; Umschlag (eines Buches); Deckungssumme.

Couvin (spr. kuwäng), Flecken in der belg. Provinz Namur, Arrondissement Philippeville, am Eau Noir, durch Zweigbahn mit Mariembourg verbunden, mit höherer Knabenschule und (1884) 2757 Einw., die Stahl- und Eisenwaren fertigen. C. (das alte Cuvinium) war im Mittelalter Hauptort einer Grafschaft.

Couvre-face (franz., spr. kūwr'fāß), s. Kontregarde.

Couvre-pied (franz., spr. kuhwr-pjeh), kleine Decke zum Wärmen der Füße, auch ein zum Überdecken des Bettes bestimmter Teppich.

Covādo (Cubado), früheres Ellenmaß in Portugal, à 3 Palmos = 66 cm; im Kleinhandel und in Brasilien = 68 cm; in Marokko = 53,3 cm.

Cove (spr. kohw), Stadt, s. Queenstown.

Covellin, s. Kupferindig.

Covenant (spr. koww'nänt, Convenant), Name der Bündnisse, welche die presbyterianischen Schotten teils mit ihren Fürsten (so 1580 zuerst mit Jakob I.), teils untereinander (so 1638 gegen die Liturgie Karls I.) zur Aufrechthaltung ihres Glaubens, insbesondere zum steten Kampf gegen Katholiken und Episkopale, schlossen. Karl I. verdammte die Covenanters anfangs als Meuterer; aber mit dem Presbyterianismus kamen auch sie obenauf, um unter Karl II. allmählich wieder zu verschwinden (s. Schottische Kirche).

Covent Garden (spr. kóww'nt), s. London.

Coventry (spr. kówwʼntri), alte Stadt in Warwickshire (England), am Flusse Sherbourne, ist eng und winkelig gebaut, hat 20 Kirchen (darunter die 1133 gegründete St. Michaelskirche mit 95 m hohem Turm und die Dreieinigkeitskirche mit 76 m hohem Turm), die Ruinen einer 1044 gegründeten Benediktinerabtei und ein Rathaus aus dem 15. Jahrh. Die Bevölkerung zählt (1881) 42,111 Seelen. Früher betrieben die Einwohner starke Tuchfabrikation; später wandten sie sich der Fabrikation von Seidenwaren (namentlich Bändern) zu, die noch immer getrieben wird, aber neben der Fabrikation von wollenen Waren und Uhren und in jüngster Zeit namentlich von Velocipeden und Nähmaschinen. Die Sage von der Lady Godiva wird jährlich durch einen Umzug gefeiert.

Coverdress (engl., spr. kowwer-), Reisedecke, welche sich vermittelst daran befindlicher Knöpfe und Schlingen in Schlafrock, Reisemantel ꝛc. verwandeln läßt.

Covid, Maß, s. v. w. Cubit.

Covilhão (spr. kuwiljäung), Stadt in der portug. Provinz Beira, Distrikt Castello Branco, am Ostabhang des Estrellagebirges, hat ein Kastell, bedeutende Tuchfabriken und (1878) 10,986 Einw. In der Nähe warme Mineralquellen.

Covington (spr. kówwingt'n), Stadt im nordamerikan. Staat Kentucky, bei der Mündung des Licking in den Ohio, Cincinnati gegenüber. Eine Hängebrücke (686 m lang oder 322 m von Turm zu Turm) und eine Eisenbahnbrücke verbinden sie mit Cincinnati, eine Hängebrücke über den Licking mit Newport (s. d.). Die Stadt hat ein Baptistenseminar (Western theological College, 1840 gegründet), ansehnliche Fabriken (Eisenguß, Walzwerke, Tabak) und (1880) 29,720 Einw.

Covōlo (Kofel), Paß in der ital. Provinz Belluno, durch welchen, die Brenta entlang, die Straße aus Südtirol (Valsugana) ins Venezianische führt. Am

schmalen Engpaß liegt hoch an der Felswand die Grenzfestung C., die 1509, von Kaiser Maximilian eingenommen, an Tirol kam. 1796 fand hier ein Gefecht zwischen Franzosen und Österreichern statt.

Covurlui, Kreis in der südlichen Moldau, Hauptstadt Galatz.

Cowcatcher (engl., spr. kau-kättscher, »Kuhfänger«), Vorrichtung an amerikanischen Lokomotiven zum Wegräumen von Hindernissen.

Cowdee (spr. kaudi, Kauri), neuseeländ. Dammaraharz, s. Kopal.

Cowell (spr. kau-el), Edward Byles, engl. Sanskritgelehrter, geb. 1826 zu Ipswich in Suffolk, studierte zu Oxford, wandte sich 1856 nach Kalkutta, wo er bis 1864 am Presidency College lehrte und Prinzipal des Sanskrit College war, und bekleidet seit 1867 die Professur des Sanskrits an der Universität zu Cambridge. Seine bedeutendsten Schriften sind: eine Übersetzung von Kalidasas »Vikramorvaçi« (Hertford 1851), Vararutschis »Prâkrta-Prakâça« (Text und Übersetzung, das. 1854; 2. Aufl., Lond. 1868); »Katha-Upanishad« (Text und Übersetzung, Kalkutta 1861); Ausgaben eines Teils des »Yajurveda« (mit Roer, das. 1858—64), der »Maitri-Upanishad« (das. 1864) und des »Kusumâñjali« (das. 1864); Übersetzungen der »Çândilya-Sûtras« (das. 1878) und des »Sarvadarçana-Samgraha« (mit Gough, Lond. 1882). Auch gab er Colebrookes »Essays« (mit Anmerkungen, Lond. 1873) heraus.

Cowen (spr. ko-en), Frederick Hymen, engl. Komponist, geb. 29. Jan. 1852 zu Kingston auf Jamaica, wurde als vierjähriger Knabe von seinen Eltern nach England gebracht, damit seine bereits entschieden sich zeigenden musikalischen Anlagen durch Benedict und Goß ausgebildet würden. 1865—68 machte er weitere Studien in Leipzig und Berlin; seit 1882 ist er Direktor der Musikakademie zu Edinburg. Von seinen Kompositionen hat insbesondere die »Skandinavische Symphonie« in neuester Zeit von sich reden gemacht. Hervorzuheben sind noch eine Operette: »Garibaldi«, eine Oper: »Paulina« (1876 mit Erfolg in London aufgeführt), die Kantaten: »The rose maiden« und »The Corsair«, ein Oratorium: »St. Ursula«, eine Ouvertüre: »Niagara«, und verschiedene Kammermusikwerke.

Cowes (spr. kaus), Doppelstadt auf beiden Seiten des Medinaflusses an der Nordküste der englischen Insel Wight. West-C., mit (1881) 6487 Einw., hat einen sichern Hafen, an dessen Eingang ein altes Schloß liegt, jetzt Klubhaus des englischen Jachtklubs, und vielbesuchte Seebäder. East-C., mit 2615 Einw., bildet eine Vorstadt des vorigen; 1 km davon Osborne, königliche Sommerresidenz. Zum Hafen gehörten 1884: 300 Schiffe von 15,337 Ton. Die Einfuhr vom Ausland erreichte einen Wert von 7217 Pfd. Sterl., die Ausfuhr britischer Produkte einen von 28,210 Pfd. Sterl. Bedeutender ist der Küstenhandel. Die Bewohner betreiben Fischfang (50 Fischerboote).

Cowley (spr. kaulli), 1) Abraham, engl. Lyriker, geb. 1618 zu London, besuchte die Westminsterschule, wo er in seinem 15. Jahr eine Sammlung von Gedichten: »Poetical blossoms«, herausgab. Auch als Student zu Cambridge dichtete er in lateinischer und englischer Sprache. Im J. 1643 durch die Puritaner vertrieben, begab er sich nach Oxford, wo er die Satire »The puritan and the papist« noch in demselben Jahr veröffentlichte. In Englands Bürgerkriegen Anhänger der königlichen Partei, geriet er in Gefangenschaft und erhielt erst die Freiheit durch Cromwells Tod. Er zog sich vom öffentlichen Leben zurück und widmete sich den Naturwissenschaften, die er durch sein »Liber plantarum« (Lond. 1662—78) förderte. Er starb 28. Juli 1667 zu Chertsey in Surrey. Sein episches Gedicht »Davideïs« (zuerst in seinen »Poems«, Lond. 1656) blieb unvollendet. Er verstand es, die steifen, hergebrachten Formen der englischen Lyrik durch Kühnheit und Fülle der Gedanken und Kraft des Ausdrucks zu beleben, und erreicht in seinen anakreontischen Liedern fast die Frische der griechischen Vorbilder. Diese sowie alles, was bei C. die Sprache des Herzens redet, erwarben ihm das Lob der Zeitgenossen und ziehen noch heute den Leser an. Die prosaischen Aufsätze zeichnet ein klarer, leichter Stil aus. Seine »Works« erschienen zuerst 1669, dann mit einer Biographie von Sprat 1680, am vollständigsten London 1780, von Aikin mit Anmerkungen 1802 und öfter. Eine Auswahl der Gedichte veröffentlichte R. Anderson in seinen »British poets« (Bd. 5). Eine Ausgabe der »Prose works« erschien 1826, der »Essays« 1867.

2) Henry Wellesley, Lord, engl. Staatsmann, Bruder des Herzogs von Wellington, geb. 20. Jan. 1773, arbeitete seit 1795 als Sekretär auf dem Auswärtigen Amt, begleitete 1796 Lord Malmesbury als Attaché auf den Kongreß in Lille, dann seinen zum Generalgouverneur von Indien ernannten Bruder als Privatsekretär, ward Kommissar in Maissur und vermochte im Juli 1801 den Nabob von Audh zur Abtretung eines Gebiets von 1 Mill. Pfd. Sterl. jährlicher Einkünfte, dessen Verwaltung er erhielt. Im J. 1803 kehrte er nach England zurück und ward 1807 Parlamentsmitglied für den Flecken Eye in Suffolk sowie Sekretär des Schatzamtes unter dem Ministerium des Herzogs von Portland und 1809 Gesandter in Madrid, wo er bis 1822 blieb. Lord Paget entführte ihm inzwischen in England seine Frau, eine Tochter des Grafen von Cardigan, worauf er sich, nachdem 1810 durch Parlamentsakte seine Ehe getrennt worden, 1816 mit der Tochter des Marquis von Salisbury verheiratete. Schon 1808 war er Mitglied des Geheimen Rats, 1812 Ritter des Bathordens geworden. Vom Mai 1823 bis August 1831 war er britischer Botschafter am österreichischen Hof, 1828 ward er Peer. Bei den Whigs stand Lord C. nicht in Gunst, und erst als Sir Robert Peel 1841 ans Staatsruder trat, erhielt er als Nachfolger Lord Granvilles den Botschafterposten in Paris. Als die Whigs 1846 wieder ans Ruder kamen, machte Lord C. dem Marquis von Normanby Platz. Er lebte fortan in Paris und starb hier 27. April 1847.

3) Henry Richard Charles Wellesley, Graf, engl. Diplomat, Sohn des vorigen, geb. 17. Juli 1804, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, ward Gesandtschaftsattaché seines Vaters in Wien, 1832 Legationssekretär zu Stuttgart und 1843 zu Konstantinopel, wo er seit Juli 1846 während Sir Stratford Cannings Abwesenheit ein Jahr lang als Geschäftsträger fungierte. Der Tod seines Vaters rief ihn nach England und ins Oberhaus; doch ward er schon im Januar 1848 zum Gesandten in der Schweiz ernannt und bald darauf nach Frankfurt versetzt, um England bei der neugeschaffenen Zentralgewalt zu vertreten. Er protestierte dort gegen den Eintritt Gesamtösterreichs in den Deutschen Bund. Nach Restitution des Bundestags wurde er bei diesem beglaubigt. Anfang 1852 zum Gesandten in Paris, dem damals wichtigsten Posten der britischen Diplomatie, ernannt, behauptete er sich auf demselben unter allem Wechsel der englischen Ministerien, ver-

trat England als zweiter Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen von 1856, schloß 4. März 1857 den Frieden mit Persien und erhielt dafür den Titel eines Viscounts Dangan und Grafen C. Als der Ausbruch des italienischen Kriegs drohte, ging er in vertrauter Sendung nach Wien; doch gelang es ihm nicht, das Einvernehmen zwischen Frankreich und Österreich herzustellen und so den Krieg abzuwenden. Ende 1867 reichte er seine Entlassung als Gesandter ein und lebte seitdem auf seinen Besitzungen von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen; er starb 15. Juli 1884.

Cowper (spr. kauper oder kuhper), 1) **William**, Graf, engl. Staatsmann, aus einer angesehenen Familie in Sussex, ward Advokat und erwarb sich seit 1695 im Parlament als Redner Beifall. 1705 zum Großsiegelbewahrer von England ernannt, wirkte er für die Vereinigung Englands und Schottlands und wurde dafür 1706 zum Peer und Baron C., 1707 zum Lordkanzler erhoben. Als aber die Tories im Rate der Königin Anna die Oberhand gewannen, trat C. 1710 trotz der Bemühungen Harleys und der Königin, die ihn zum Bleiben bestimmen wollten, von seinem Amt zurück. Nach Annas Tod war C. einer der Regenten Englands bis zur Ankunft Georgs I., wurde von diesem zum Lordkanzler und 1718, als er sein Amt niederlegte, zum Grafen C. ernannt. An den Verhandlungen des Oberhauses nahm er bis zu seinem Tod 10. Okt. 1723 hervorragenden Anteil.

2) **William**, engl. Dichter, geb. 26. Nov. 1731 zu Berkhamstead in Hertfordshire als Sohn eines königlichen Kaplans und Neffen des vorigen, besuchte die Westminsterschule, litt aber von Jugend auf an Menschenscheu und hatte nicht das Selbstvertrauen, das ihm verliehene Sekretariat des Oberhauses anzutreten. Durch den Methodismus wurde er vollends in tiefe Schwermut versenkt und verfiel endlich in völlige Geistesverwirrung. Hiervon geheilt, lebte er seit 1767 in dem Flecken Olney in innigem Verkehr mit einer Freundin, Mrs. Mary Unwin, und dem Pfarrer Newton, beschäftigte sich eifrig mit der Dichtkunst und übersetzte einige geistliche Lieder der Schwärmerin Guyon, die Newton in seine »Hymns of Olney« aufnahm. Von religiösen Beängstigungen befallen, versank er dann abermals in eine trübe Melancholie, aus welcher er sich erst 1778 aufrichtete. Eine Sammlung seiner Gedichte (1782) fand wenig Anklang. Wohlthätig wirkte auf ihn der Umgang mit der geistreichen Lady Austen, deren Einfluß die komische Ballade »John Gilpin« und die ausgezeichnete Dichtung »The Task« (1785) ihre Entstehung verdanken. Zu seiner Zerstreuung übersetzte C. den Homer in reimlosen Jamben (Lond. 1791, 2 Bde.). Von neuem erkrankt, starb er 27. April 1800. Trotz allen Drucks, der auf Cowpers Seele lag, muß er in einem noch höhern Grad wie Thomson als Befreier der englischen Poesie geschätzt werden; er erscheint von einer gewinnenden Kühnheit, wenn er da Poesie entdeckt, wo man keine vermutet. Sein vorzüglichstes Gedicht ist »The Task« (»Die Arbeit«), in welchem verschiedene Dichtungsarten, als beschreibende und reflektierende Poesie, die philosophische Satire und das Idyll, verbunden erscheinen. Eine Ausgabe seiner Gedichte erschien in 4 Bänden (Lond. 1815); andre besorgten Southey mit der Biographie Cowpers (das. 1835, 15 Bde.; neue Ausg. 1855), Memes mit interessanter Charakteristik und ausgewählten Briefen (Glasgow 1852, 2 Bde.), Gilfillan (Edinb. 1856, 2 Bde.; gleichfalls mit Biographie) und Carey (1875); eine Auswahl erschien 1883. Gut ausgewählte Stücke übersetzte W. Borel (Leipz. 1870). Die »Private correspondence of W. C.« gab John Johnson heraus (Lond. 1824, 2 Bde.). Über sein früheres Leben hat C. selbst »Memoirs« aufgezeichnet, die in London 1816 erschienen (neue Ausg. 1852; deutsch von P. Kind, Basel 1846). Vgl. Hailey, William Cowper's life and posthumous works (Lond. 1809, 4 Bde.); Taylor, Life of W. C. (das. 1835); Boucher, W. C., sa correspondance et ses poésies (Par. 1874); Smith, C. (Lond. 1880).

3) **William**, Anatom und Chirurg, geb. 1666 zu Alresford in Hampshire, starb 8. März 1709 zu London. Nach ihm sind die Cowperschen Drüsen (s. d.) benannt. Er beschrieb dieselben in »Glandularum quarundarum descriptio« (Lond. 1702) und schrieb ferner: »Myotomia reformata« (das. 1694); »Anatomy of human bodies« (Oxford 1697). Berühmt waren seine saubern Präparate.

4) **Francis Thomas de Grey**, Graf, brit. Staatsmann, geb. 11. Juni 1834, erzogen zu Oxford, folgte seinem Vater, dem sechsten Grafen C., 15. April 1856 in der Peerswürde und schloß sich im Oberhaus der liberalen Partei an. Er ist Lord-Lieutenant von Bedfordshire und war von 1871 bis 1873 Kapitän der königlichen Leibgarde. Als im April 1880 die liberale Partei zur Regierung gelangte, wurde er an des Herzogs von Marlborough Stelle zum Vizekönig von Irland ernannt, legte aber schon im April 1882 dieses Amt nieder, weil er mit der irischen Politik Gladstones nicht einverstanden war.

Cowpersche Drüsen (Glandulae Cowperi), bei den männlichen Säugetieren Drüsen, welche ein- oder mehrfach (bis zu vier Paaren) am Anfang der Harnröhre (s. d.) gelegen sind und in ihren häutigen Teil münden. Sie fehlen bei Walen und Fleischfressern. Beim Menschen haben sie 5—9 mm Durchmesser; ihre gelbliche Absonderung scheint sich mit dem Samen zu mischen. Beim Weibe werden sie durch die sogen. Bartholinschen oder Duverneyschen Drüsen, die größer sind und in der Nähe des Hymens in die Scheide münden, vertreten.

Cox, 1) **David**, engl. Maler, geb. 29. April 1783 zu Birmingham, kam 1803 nach London, wo er als Kulissenmaler am Astleytheater Beschäftigung fand. Der Anblick von Aquarellen bewog ihn, sich der Aquarellmalerei zu widmen, die er sich unter J. Varleys Anleitung bald in ausgezeichneter Weise aneignete. 1813 wurde er Mitglied der Aquarellgesellschaft, 1814 ernannte man ihn zum Zeichenlehrer an der Kriegsschule zu Bagshot, welche Stelle er aber bald wieder niederlegte; von 1815 an lebte er in Hereford, von wo aus er England öfters durchstreifte. 1829 bereiste er die Niederlande und Frankreich, ließ sich dann in London und endlich 1840 in Harbourne bei Birmingham nieder, wo er fast nur noch in Öl malte; hier starb er 7. Juni 1859. Seine Aquarelle zeichnen sich durch breite Auffassung und glänzende Farbe aus; sein Bestreben war es weniger, die einzelne Form mit Sorgfalt als den Charakter der Natur in ihrer Allgemeinheit wiederzugeben; seine Licht- und Schattenwirkungen sind vortrefflich. Er gab einen »Treatise on landscape painting and effect in water colours« (Lond. 1814, 1816 u. 1839) und »A series of progressive lessons intended to elucidate the art of painting in water colours« (das. 1845) heraus. Vgl. Solly, David C., a memoir (Lond. 1873); Hall, David C. (das. 1881).

2) **John Edmund**, engl. Schriftsteller, geb. 1812 zu Norwich, studierte in Oxford Theologie und bekleidete dann verschiedene Pfarrstellen in Norfolkshire und seit 1849 in London. Auch war er Vorsitzender

und Administrator der »Poor Clergy Relief Society«, die Geld und Kleider an arme Geistliche und ihre Familien verteilt, und zehn Jahre lang Kaplan bei der Großloge der Freimaurer von England. Er veröffentlichte unter anderm: »Memoir of Sarah Martin« (der vielgenannten Yarmouther Gefängnisbesucherin); »Principles of the reformation« (1844); »Protestantism contrasted with Romanism« (1852, 2 Bde.); »Musical recollections of the last half century« (1872) und verschiedenes über das Freimaurertum, z. B. »The old constitutions of the order« (1870). Auch edierte er die Werke Cranmers (für die Parker Society) u. a.

3) George William, Sir, engl. Schriftsteller, geb. 1827 zu Rugby, studierte am Trinity College zu Oxford Theologie, ward 1850 als Magister of arts graduiert, bekleidete dann bis 1857 Pfarrstellen an verschiedenen Orten Englands und übernahm 1861 eine Professur am Cheltenham College. Nach dem Tod seines Oheims, Sir Edmund C., 1877 erbte er dessen Baronetschaft. Litterarisch trat C. zuerst mit »Poems, legendary and historical« (1850) hervor, denen ein »Life of St. Boniface« (1853) folgte. Nachmals hat er sich besonders durch Schriften über Mythologie, in denen er den kosmischen Vorstellungen den Vorrang einräumte, bekannt gemacht. Hierher gehören außer seinen »Tales from Greek mythology« (1861), »Tales of the gods and heroes« (1862) und »Tales of Thebes and Argos« (1863): das »Manual of mythology in the form of question and answer« (1867); die »Mythology of the Arian nations« (1870, 2 Bde.; 3. Aufl. 1882), sein Hauptwerk, durch übersichtliche und fesselnde Darstellung ausgezeichnet, und die »Introduction to mythology and folklore« (2. Aufl. 1883). Außerdem schrieb er: »Tales of ancient Greece« (3. Aufl. 1877); »Latin and Teutonic christendom« (1870); »History of Greece« (3. Aufl. 1878) u. »A general history of Greece« (neue Ausg. 1883); »The Greeks and the Persians« (1876); »The Athenian empire« (1876) u. a. Mit Brande gab er auch ein »Dictionary of science, art and literature« (1865—67, 3 Bde.; 2. Aufl. 1875) heraus.

Coxa (lat.), die Hüfte; Coxalgia, Hüftschmerz; Coxitis, Hüftgelenkentzündung (s. d.).

Coxe (spr. kocks), 1) William, engl. Reiseschriftsteller und Historiker, geb. 7. März 1747 zu London, ward Geistlicher, begleitete den jungen Grafen von Pembroke 1775—79 auf einer Reise durch den größten Teil Europas, trat 1784 als Führer des nachmaligen Parlamentsredners Whitbread eine zweite Reise durch Europa an, ward 1805 Archidiakonus in Wiltshire und starb 8. Juli 1828 in Bemerton, einige Jahre zuvor erblindet. Von seinen Reisewerken nennen wir nur die »Travels in Switzerland« (Lond. 1789, 3 Bde.; 4. Aufl. 1801) und »Travels in Poland, Russia, Sweden and Denmark« (das. 1784 bis 1790, 5 Bde.; 6. Aufl., das. 1803, 3 Bde.; deutsch, Zür. 1785—95). Als Historiker trat er zuerst auf mit den nach Familienpapieren bearbeiteten wertvollen »Memoirs of Horatio Lord Walpole« (Lond. 1802); später folgten: »History of the house of Austria« (das. 1807, 3 Bde., u. öfter; deutsch, Leipz. 1817, 4 Bde.); »Memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon« (Lond. 1813, 3 Bde.); »Memoirs of John Duke of Marlborough« (das. 1817 bis 1819, 3 Bde.; neue Ausg. 1847; deutsch, Wien 1820, 6 Bde.); »Correspondence of the Duke of Shrewsbury« (Lond. 1821) und die nach seinem Tod erschienenen »Memoirs of the Pelham administration« (das. 1829, 2 Bde.).

2) Henry Octavius, engl. Gelehrter, geb. 1811, besuchte die Westminsterschule und das Worcester College in Oxford und ward 1860 an Stelle Bandinels zum Oberbibliothekar der Bodleyanischen Bibliothek daselbst ernannt. Er starb 8. Juli 1881. C. gab für die Englische Historische Gesellschaft »The chronicles of Roger of Wendover« (Lond. 1841—1844) sowie für den Roxburghe-Klub »The black prince, an historical poem, written in French by Chandos Herald«, mit Übersetzung und Noten (1842), und John Gowers »Vox Clamantis« (1850) heraus und verfaßte wertvolle Kataloge: »Catalogue of Mss. in the library of All Soul's College« (Oxford 1842); »Catalogue of the Mss. belonging to the colleges and halls of Oxford« (das. 1852, 2 Bde.); »Catalogus Codd. mss. Bibliothecae Bodleianae« (Bd. 1: Codices graeci, das. 1853; Bd. 2: Codices Laudiani, 1858; Bd. 3: Codices graeci et latini, 1854).

Coxie (spr. koksie), Cocxie, Coxcyen), Michiel van, niederländ. Maler, geb. 1499 zu Mecheln, lernte bei B. van Orley, hielt sich dann drei Jahre in Italien auf und kehrte 1539 nach Mecheln zurück, wo er in die Malergilde eintrat. Er wurde Hofmaler König Philipps II. von Spanien, nachdem er das berühmte Altarwerk der Gebrüder van Eyck in Gent: die Anbetung des Lammes, für denselben kopiert hatte; Teile dieser Kopie befinden sich in Berlin, München und Gent. Dieselbe ist mit großem Verständnis ausgeführt, und der Charakter des Originals hat sich trotz der etwas breitern und modernern Behandlung nicht verwischt. Ein Fall von der Treppe des Antwerpener Stadthauses, wo er mit Wandmalereien beschäftigt war, verursachte seinen Tod, der 19. März 1592 in Mecheln erfolgte. C. hatte sich nach der Raffaelschen Schule gebildet, konnte jedoch den Niederländer in seinem Kolorit und der Formenbildung nicht verleugnen. Der Bildersturm hat arg unter seinen Werken aufgeräumt; doch findet man noch Werke von ihm zu Mecheln, Antwerpen, Brüssel, Rom, Madrid u. a. O. Vasari schreibt dem C. die 32 Zeichnungen zu der Fabel der Psyche zu, die Agostino Veneziano gestochen hat. Auch sonst sind einige Blätter nach ihm gestochen worden, darunter mehrere, die mit seinem Monogramm versehen sind. — Michiels Sohn Raphael, geb. 1540 zu Mecheln, seit 1585 Mitglied der Antwerpener Gilde, war ebenfalls ein guter Maler, ohne aber den Vater zu erreichen. Im Genter Museum befindet sich von ihm ein Jüngstes Gericht. Er starb 1616.

Coxwell, Henry Tracey, Luftschiffer, geb. 2. März 1819 zu Wouldham bei Rochester Castle, widmete sich dem Militärdienst, wurde aber später Zahnarzt in London. Schon in der Jugend hegte er lebhaftes Interesse für Luftschiffahrt und hatte viele Luftreisen mit andern unternommen, bevor er selbst einen Ballon besaß. Im J. 1844 begann er sich ganz der Aeronautik zu widmen, und 1845 begründete er das »Aerostatic Magazine«. Seitdem ist er wohl gegen 700mal aufgestiegen und hat die Luftschiffahrt mit vielen Erfahrungen bereichert. Im J. 1862 erreichte er mit Glaisher eine Höhe von 11,000 m und rettete nur durch große Energie sein und seines Gefährten Leben.

Coyang, s. Kojang.

Coyoten, s. Farbige.

Coypel (spr. kŏapell), 1) Noël, franz. Maler, geb. 25. Dez. 1628 zu Paris, lernte bei Poncet in Orléans und bei N. Quillerier in Paris und wurde dann von Ch. Errard bei seinen Malereien im Louvre beschäftigt. Der König wandte ihm seine Gunst zu, und C.

war seit 1655 viel für ihn beschäftigt. Im J. 1663 wurde C. Mitglied, 1664 Professor und 1695 Direktor der Akademie. Drei Jahre lang, von 1672 an, hatte er die französische Akademie zu Rom geleitet. Er starb 24. Dez. 1707 in Paris. Bei seiner langen Lebensdauer, bei großem Fleiß und gewandter Hand hinterließ er eine beträchtliche Anzahl Bilder, Fresken und Ölgemälde. In Grand Trianon, Versailles, Rennes befinden sich Wandmalereien von ihm; seine Staffeleibilder sind in verschiedenen Kirchen und Museen zerstreut. Coypels Kunst ähnelt im wesentlichen der seines Zeitgenossen Lebrun.

2) **Antoine**, Sohn des vorigen, geb. 11. April 1661 zu Paris, begleitete seinen Vater als elfjähriger Knabe nach Rom, bildete sich hier nach den Werken der großen Italiener und besonders nach den venezianischen Koloristen, kehrte aber zu früh nach Frankreich zurück und verfiel in alle Ausschweifungen der Manier. Dennoch wußte er durch den Reichtum der Phantasie und sein liebliches Kolorit, dem es nur an Tiefe fehlte, das Publikum zu fesseln. Einen nachteiligen Einfluß übte auf ihn das Drama aus, das ihn zu theatralischen Stellungen und Übertreibung im Ausdruck verleitete. Den Geschmack seines Zeitalters bezeichnen die C. zu teil gewordenen Ehren: er ward nicht nur geadelt, sondern auch 1714 zum Direktor der Akademie und 1716 an Mignards Stelle zum ersten Maler des Königs ernannt. Er starb 7. Jan. 1722 in Paris. Das Louvre besitzt vier seiner Bilder: die Vertreibung der Athalia aus dem Tempel, Susanna von den Greisen angeklagt, Esther vor Ahasver, Rebekka und Elieser. Er veröffentlichte: »Discours prononcés dans les conférences de l'Académie de la peinture« (Par. 1721) und eine poetische Epistel an seinen Sohn. Außerdem hatte er großen Anteil an der »Histoire du roi Louis le Grand par les médailles, etc.« (Par. 1691) und an dem Werk »Médailles sur les principaux événements du règne de Louis le Grand« (das. 1702). Nach C. stachen die besten Kupferstecher seiner Zeit.

3) **Charles Antoine**, geb. 11. Juli 1694 zu Paris, Sohn, Schüler und Nachahmer des vorigen, den er jedoch nicht erreichte, wurde 1747 erster Maler des Königs und Chef der Akademie und starb 14. Juni 1752. C. war der Modemaler der Rokokozeit; ein oberflächliches, theatralisches Wesen beherrschte ihn. Im Schloß zu Compiègne befinden sich 25 Darstellungen aus »Don Quichotte«, die als Vorlagen für gewirkte Gobelins bestimmt waren (erschienen im Stich von Picart u. a., Haag 1746 u. öfter). Namentlich lieferte ihm das Theater Stoffe.

Coyzevox (spr. köaſ'woh), **Antoine**, franz. Bildhauer, geb. 29. Sept. 1640 zu Lyon, ging mit 17 Jahren nach Paris, wo er die Unterweisung des Bildhauers Lerambert genoß, und begab sich 1667 nach Zabern, wo er den Palast des Kardinals Fürstenberg mit Malereien ausschmückte. Seit 1677 führte er viele dekorative Arbeiten für das Schloß in Versailles aus und entfaltete bis zu seinem Tod, welcher 10. Okt. 1720 in Paris erfolgte, eine sehr umfangreiche Thätigkeit. Seine Hauptwerke sind: das Mausoleum für Colbert in St.-Eustache, das Grabmal des Malers Lebrun in St.-Roche, das Mazarins im Louvre, viele Statuen im Tuileriengarten ꝛc. C. war einer der ausgezeichnetsten Bildhauer seiner Zeit, der freilich von dem pompös aufgebauschten Wesen derselben nicht frei bleiben konnte, indes sich eine gewisse Großartigkeit, namentlich in seinem Hauptwerk, dem Grabmal Mazarins, zu bewahren wußte. Trefflich sind seine Büsten, die von feiner Beobachtung des Lebens und meisterhafter Beherrschung des Materials zeugen. Vgl. Jouin, Antoine C. (Par. 1883).

cr., Abkürzung für currentis, des laufenden (Jahrs oder Monats), auch für circiter, ungefähr.

Cr, in der Chemie Zeichen für Chrom.

Crabbe (spr. kräbb), **George**, engl. Dichter, geb. 24. Dez. 1754 zu Aldborough in Suffolk, widmete sich trotz seiner Neigung für Poesie der Chirurgie, ging, durch den Beifall ermuntert, den ein Gedicht: »An die Hoffnung«, gefunden hatte, nach London, wo ihm jedoch seine poetischen Adressen an die Herausgeber von Zeitschriften zunächst keine Lebensstellung verschaffen konnten. Daher studierte er, obgleich seit 1781 seine Gedichte immer mehr Beifall fanden, auf den Rat seines Gönners Edmund Burke Theologie und erhielt 1813 eine Pfarrstelle zu Trowbridge in Wiltshire, die ihm wieder Muße für die Poesie ließ. Er starb 3. Febr. 1832 daselbst. Als Dichter machte sich C. zuerst 1781 durch »The library« bekannt, dem 1783 »The village«, 1785 »The newspapers« (deutsch von Abel, Berl. 1856), 1807 »The parish-register«, in dem er als Dichter der Armut auftritt, 1810 »The borough«, 1812 »Tales in verse«, 1819 »Tales of the hall« folgten. C. wußte alle Verhältnisse des Lebens, selbst die unbedeutendsten, mit einem unbeschreiblichen Reiz darzustellen; seine Naturschilderungen sind anschaulich, charakteristisch, sein Stil überaus klar und einfach, sein Realismus bisweilen mehr als kräftig. Lord Byron nannte ihn den ernstesten, aber wahrsten Maler der Natur. Gesammelt erschienen seine Werke als »Poetical works with his letters and journals« (Lond. 1847, neue Ausg. 1867) mit einer von seinem Sohn beigefügten interessanten Biographie, die 1847 auch separat erschien.

Crabeth, **Dirk** und **Wouter**, Gebrüder, Glasmaler zu Gouda, lebten zu Ende des 16. Jahrh. und lieferten namentlich die berühmten Glasfenster in der Hauptkirche zu Gouda, die hinsichtlich der Formengebung manierierte Nachahmung der Italiener zeigen, aber die alte Farbenkraft, die von nun an mit raschen Schritten verloren ging, noch nicht vermissen lassen. Wouter arbeitete hier 1557 und von 1561 bis 1564, sein Bruder von 1557 bis 1559 und 1571—72. Dirk lebte noch 1600.

Crabronīna (Grabwespen), Familie aus der Ordnung der Hautflügler, s. Grabwespen.

Crachement (franz., spr. krasch'mäng, »Ausspeien«), das Ausspritzen flüssigen Metalls aus einer feuchten Gußform, das Heraustreten (»Auskauen«) des Wergs aus den Schiffsfugen, auch das Überströmen der Pulvergase über die Liderungsflächen bei Hinterladungswaffen, was deren Verschmutzen zur Folge hat.

Cracīdae (Hokkovögel), Familie aus der Ordnung der Scharrvögel (s. d.).

Cracovienne, Tanz, s. Krakowiak.

Cracow, **Georg**, Jurist und Staatsmann, geb. 7. Nov. 1525 zu Stettin, studierte in Rostock und Wittenberg, ward 1547 Professor der Mathematik und griechischen Sprache in Greifswald, siedelte 1549 nach Wittenberg über, wandte sich dem juristischen Studium zu, ward 1554 Professor des römischen Rechts in Wittenberg, seit 1557 der vertraute Rat des Kurfürsten August und wiederholt Gesandter auf Reichstagen. Mit Melanchthon war C. eng befreundet. 1565 zum Kammerrat ernannt, hat C. besonders an der kursächsischen Konstitutionengesetzgebung hervorragenden Anteil genommen. Im J. 1574 aber wurde er in den Sturz der philippistischen Partei verwickelt, verhaftet, selbst der Tortur unterworfen und starb 16. März 1575 im Gefängnis der Leipziger Pleißenburg.

Craesbeeck (spr. krahs-), Joos van, niederländ. Maler, geboren um 1606 zu Neerlinter in Südbrabant, war anfänglich Bäcker, als welcher er sich 25. Juli 1631 zu Antwerpen einschreiben ließ, ward aber dann durch A. Brouwer, den er kennen lernte, als derselbe auf der Antwerpener Festung gefangen saß, für die Malerei gewonnen, trat 1633—34 in die dortige Malergilde, 5. März 1651 in die von Brüssel und kommt daselbst noch 1653—54 vor. Er soll vor 1662 gestorben sein. Seine Bilder, die Wirtshausszenen, Schlägereien u. dgl. vorstellen, sind im Stil Brouwers gehalten, dem sie wohl in der Farbe, nicht aber in der geistreichen Zeichnung und der lebendigen Charakterschilderung gleichkommen. Bilder von ihm besitzen die Galerie Liechtenstein und das Belvedere in Wien, die Münchener Pinakothek, die Eremitage in St. Petersburg, Antwerpen, Brüssel und Berlin.

Crag (engl., spr. krägg), s. Tertiärformation.

Craik (spr. krehk), 1) George Lillie, engl. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 1798 in Fifeshire, war zum Geistlichen bestimmt, zog aber die litterarische Laufbahn vor und war namentlich für die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und die »Penny Cyclopaedia« thätig. 1849 erhielt er die Professur der englischen Geschichte und Litteratur am Queen's College zu Belfast, die er bis an seinen Tod 1866 bekleidete. Seine wichtigsten Veröffentlichungen sind: »Sketches of literature and learning in England from the Norman conquest« (1844—45, 6 Bde.) und »History of British commerce« (1844, 3 Bde.); ferner: »The romance of the peerage« (1849); »Outlines of the history of the English language« 1855, 10. Aufl. 1884); »The English of Shakespeare« (1857); »History of English literature« (1861, 2 Bde.; 2. Aufl. 1871) und »Manual of English literature and language« (1862, 9. Aufl. 1883).

2) Frau George Lillie, bekannter unter ihrem Mädchennamen Dinah Maria Mulock, engl. Romanschriftstellerin, geb. 1826 zu Stoke upon Trent in der Grafschaft Stafford, lebt in der Nähe von London und hat sich durch die Reinheit ihrer Schöpfungen vorteilhaft vor den Vertretern des Sensationsromans ausgezeichnet. Sie eröffnete ihre Laufbahn sehr glücklich mit der Novelle »The Ogilvies« (1849), worauf zunächst folgten: »Olive« (1850); »Alice Learmont« (1852); »Agatha's husband« (1852) und ihr Hauptwerk: »John Halifax« (1857; deutsch, 2. Aufl., Leipz. 1872), eine Geschichte aus dem häuslichen Leben Englands, die außerordentlichen Erfolg hatte. Der Verfasserin wurde 1864 aus der Zivilliste ein jährlicher Ehrensold von 60 Pfd. Sterl. verliehen; 1865 heiratete sie den Kaufmann G. L. Craik. Von ihren spätern Romanen seien noch erwähnt: »A life for a life« (1859); »Christian's mistake« (1865); »Two marriages« (1866); »A noble life« (1867); »A brave lady« (1870); »Laurel Bush« (1876) und als neuester »Miss Tommy« (1884). Sehr lesenswert ist ihr Werk »A woman's thoughts about women« (1858). Auch kleinere Erzählungen (gesammelt 1873, 5 Bde.) und zahlreiche Jugendschriften sind aus ihrer Feder hervorgegangen. Einer frühern Sammlung von Gedichten hat sie 1880 eine neue folgen lassen: »Thirty years' poems, old and new«.

3) Georgiana Marion, engl. Romanschriftstellerin, Tochter von C. 1), geb. 1831 zu London, genoß im elterlichen Haus den anregenden Umgang mit litterarischen Größen, wie Th. Carlyle, Leigh Hunt, Lewes u. a., und begann im 20. Jahr Erzählungen für Dickens' »Household Words« zu schreiben. Ihre erste selbständig erschienene Novelle war »Riverston« (1857). Seitdem hat sie eine lange Reihe von Romanen und Erzählungen nachfolgen lassen (zuletzt »Godfrey Helstone«, 1884), die meistens Herzenswandlungen zum Motiv haben und viel gelesen wurden, ohne daß sie auf höhern Wert Anspruch erheben können.

Crailsheim, Krafft, Freiherr von, bayr. Minister, geb. 15. März 1841 als Sohn eines Oberleutnants im 2. Chevaulegerregiment zu Ansbach, einer evangelischen Adelsfamilie Frankens angehörig, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte 1858—62 in Erlangen, Leipzig und Zürich die Rechte. Nachdem er den Staatskonkurs mit Auszeichnung bestanden, trat er 1865 bei der Regierung von Mittelfranken in den Staatsdienst, ward 1868 zum Bezirksamtsassessor in Brückenau ernannt und 1870 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten versetzt. 1871 zum Regierungsassessor befördert, trat er nach Auflösung des Handelsministeriums in das Staatsministerium des königlichen Hauses und des Äußern über, ward 1874 zum Legationsrat, 1879 zum Geheimen Legationsrat ernannt und 10. März 1880 nach Pfretzschners Rücktritt als Minister des königlichen Hauses und des Äußern an die Spitze jenes Ministeriums gestellt.

Crambe *L.* (Meerkohl), Gattung aus der Familie der Kruciferen, Kräuter oder Halbsträucher mit dickem, wie die ganze Pflanze blaugrünem, kahlem oder behaartem Stengel, meist großen, fiederschnittigen Blättern, weißen Blüten in Trauben oder Rispen und lederartigen Schötchen, von deren zwei Gliedern nur das obere einen Samen enthält. 16 Arten. C. maritima *L.*, ausdauernd, mit vielköpfigem, Ausläufer treibendem Wurzelstock, rundlichen, fast fleischigen, buchtig gezahnten, graugrünen, kahlen Blättern, wird 30—60 cm hoch, wächst an der Küste in Holstein und Mecklenburg, bei Nizza und in England und wird in England und Frankreich, auch in deutschen Gärten kultiviert. Man genießt die jungen gebleichten Triebe wie Spargel, und die Pflanze hat um so größern Wert, da sie im Februar und März benutzt werden kann, wo es an andern Gemüsen noch fehlt. Man vermehrt den Meerkohl durch Zerteilung oder Verpflanzen von Wurzelsprossen, schont die Pflänzlinge drei Jahre, kann sie dann aber sehr lange benutzen. Zu dem Ende bedeckt man die jungen Triebe, sowie sie sich zeigen, mit einem Topf oder einer Strohkappe. Sie bestehen aus dicht miteinander vereinigten Blättchen, haben die Gestalt eines sehr verlängerten Tannenzapfens, bleichen schnell und werden nahe an dem Wurzelhals abgeschnitten, wenn sie 16—18 cm lang geworden sind. C. tatarica *Jacq.* hat mehrfach fiederspaltige Wurzelblätter mit länglichen, eingeschnittenen, gezahnten, kahlen, oben haarigen Fiederlappen, wird 1 m hoch und wächst ausdauernd in Mähren, Ungarn bis in die Tatarei. Die fleischige und süße Wurzel wird geschält, in Scheiben geschnitten und als Salat oder Gemüse gegessen, ebenso die jungen Sprosse. Sie ist vielleicht die Wurzel Baldracan, wovon sich die Tataren, besonders auf ihren Reisen in die Wüsten, fast einzig ernähren; auch soll sie die Chara Caesaris sein, welche die Soldaten Julius Cäsars in Kleinasien mit Milch statt Brot genossen.

Cramer, 1) Gabriel, Mathematiker, geb. 31. Juli 1704 zu Genf, ward hier Professor der Mathematik, später der Philosophie, starb auf einer Reise zu Bagnoles in Languedoc 4. Jan. 1752. Seine »Introduction à l'analyse de lignes courbes algébriques« (Genf 1750) machte Epoche und steht noch jetzt in

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Ansehen. Auch besorgte er die Ausgabe von Wolfs »Elementa matheseos« (Genf 1732—42, 5 Bde.) und der Werke und Briefe der Brüder Johann und Jakob Bernoulli (das. 1742 und 1744).

2) Johannes Andreas, berühmter Kanzelredner und Kirchenliederdichter, geb. 1723 zu Jöhstadt im sächsischen Erzgebirge, ward 1748 Prediger zu Kröllwitz bei Magdeburg, 1750 Oberhofprediger in Quedlinburg, 1754 deutscher Hofprediger in Kopenhagen und 1765 zugleich Professor der Theologie daselbst, 1771 Superintendent in Lübeck und 1774 erster Professor der Theologie in Kiel. 1784 zum Kanzler und Kurator der Universität ernannt, starb er 12. Juni 1788 daselbst. Er stiftete ein homiletisches Institut, gründete das erste Schullehrerseminar für Schleswig-Holstein und gab den Herzogtümern einen verbesserten Katechismus und ein neues Gesangbuch. Am bekanntesten sind unter seinen Werken seine »Sämtlichen Gedichte« (Dessau u. Leipz. 1782, 3 Bde.) und seine »Hinterlassenen Gedichte«, woraus viele Lieder in die Gesangbücher übergegangen sind.

3) Karl Friedrich, Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 7. März 1752 zu Quedlinburg, studierte in Göttingen, wo er eine Zeitlang Mitglied des Hainbundes war, ward sodann Privatdozent an der Universität Kiel, 1775 außerordentlicher und 1780 ordentlicher Professor der griechischen und orientalischen Sprachen daselbst. Wegen seiner Sympathien für die französische Revolution 1794 entlassen, legte er in Paris eine Buchhandlung an, hatte jedoch mit der Unternehmung kein Glück und nährte sich lediglich durch schriftstellerische Arbeiten. Er starb 8. Dez. 1807 in Paris. C. schrieb: »Klopstock. Er und über ihn« (Hamb. 1779—92, 5 Bde.); »Klopstock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa« (das. 1777, 2 Bde.); »Tagebuch aus Paris« (Par. 1800, 2 Bde.); er übersetzte vieles aus dem Französischen und aus dem Deutschen ins Französische, z. B. Klopstocks »Hermannsschlacht«, Schillers »Jungfrau von Orléans« u. a. Auch für die Musik hat C. manches Gute geleistet; er redigierte 1789—98 das »Musikalische Magazin«, die »Polyhymnia« (Sammlung von Opern 2c. berühmter Meister) und schrieb: »Kurze Übersicht der Geschichte der französischen Musik« (Berl. 1786).

4) Karl Gottlob, einer der fruchtbarsten und seiner Zeit gelesensten Romanschriftsteller, geb. 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg a. U., widmete sich anfangs dem Forstfach, studierte später Theologie in Leipzig und Wittenberg, lebte ohne Anstellung in Weißenfels, dann zu Naumburg und seit 1795 als herzoglich sächsischer Forstrat und Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen; starb 17. Juni 1817 in Meiningen. Sein erster Roman war »Karl Saalfeld, oder Geschichte eines relegierten Studenten« (Leipz. 1782), dem über 40 grausige Ritter- und Spitzbubengeschichten voll der rohesten Plattheiten folgten, darunter sein bester und bekanntester Roman: »Leben und Meinungen, auch seltsame Abenteuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus« (das. 1789—91 u. öfter, 4 Bde.).

5) Johann Baptist, Klavierspieler und Komponist, geb. 24. Febr. 1771 zu Mannheim als Sohn des Violinspielers Wilhelm C., kam in früher Jugend mit seinem Vater nach London und erhielt von demselben auch den ersten Unterricht in der Musik. Nachdem er sich unter Leitung Clementis vervollkommt und noch durch das Studium der Werke Bachs und Händels seinen Geschmack geläutert hatte, konnte er bei seinem ersten öffentlichen Auftreten im 17. Jahr Bewunderung erregen. Nach längern Reisen, unter andern nach Wien, wo er die schon in London geschlossene Freundschaft mit Haydn erneuerte und auch von Beethoven ausgezeichnet wurde, ließ er sich in London als Lehrer nieder. Von 1832 an lebte C. eine Reihe von Jahren in Paris, wandte sich aber gegen 1845 wieder nach London. Er starb 16. April 1858 in Kensington bei London. Außer einer großen Anzahl von Sonaten, Konzerten, Duos 2c. für Klavier und andern Werken für Kammermusik hat er seinen Namen besonders berühmt gemacht durch seine Etüden; anfangs nur zu dem Zweck geschrieben, zum Vortrag der Werke S. Bachs vorzubereiten, wurden dieselben bald in der ganzen musikalischen Welt die Grundlage gediegenen und geschmackvollen Klavierspiels durch die seltene Verbindung vorzüglicher technischer Brauchbarkeit mit echtem musikalischen Gehalt.

6) John Anthony, engl. Philolog, geb. 1793 zu Mitlödi in der Schweiz aus einer deutschen Familie, studierte in England, wurde 1822 Pfarrer zu Binsey in der Grafschaft Oxford, 1831 Prinzipal der New Inn Hall in Oxford und Orator der dortigen Universität, 1842 Professor der neuern Geschichte zu Oxford; starb 24. Aug. 1848 in Brighton. Unter seinen Werken, von denen die meisten auch in Deutschland Anerkennung fanden, sind hervorzuheben: »Description of ancient Italy« (Lond. 1826, 2 Bde.); »Description of ancient Greece« (das. 1828, 3 Bde.); »Description of Asia Minor« (das. 1832, 2 Bde.); »Anecdota graeca codicum manuscriptorum bibliothecae Oxoniensis« (Oxford 1834—37, 4 Bde.); »Anecdota graeca e codicibus manuscriptis bibliothecae regiae Parisiensis« (das. 1839—41, 4 Bde.); »Catenae graecorum patrum in Novum Testamentum« (das. 1839—44, 8 Bde.); »Study of modern history« (das. 1843).

7) Karl Eduard, Botaniker, geb. 4. März 1831 zu Zürich, studierte daselbst und in Freiburg, habilitierte sich 1855 in Zürich an der Universität, wurde 1861 Professor der Botanik am dortigen Polytechnikum und schuf das pflanzenphysiologische Institut mit Garten und Gewächshaus. 1880 wurde er Professor an der Universität und 1882 Direktor des botanischen Gartens. Er schrieb: »Pflanzenphysiologische Untersuchungen« (mit Nägeli, Zürich 1855—58, 2 Hefte); »Untersuchungen über die Ceramiaceen« (das. 1863); »Bildungsabweichungen bei einigen wichtigen Pflanzenfamilien« (das. 1864); »Über einige Meteorstaubfälle und den Saharasand« (in den »Schweizerischen meteorologischen Beobachtungen« 1868); »Fossile Hölzer der arktischen Zone« (in Nägelis »Flora fossilis arctica«); auch arbeitete er über den Gitterrost der Birnbäume, über die geschlechtslose Vermehrung des Farnprothalliums und über Textilfasern.

Crampi (neulat.), tonische, mit Schmerzempfindung verbundene, vereinzelt auftretende Muskelkrämpfe.

Cranach, Lukas, Maler, eigentlich Lukas Müller, geboren im Oktober 1472 zu Kronach in Oberfranken, woher er den Namen erhielt, unter welchem er bekannt geworden ist. Er lernte bei seinem Vater, seine weitern Schicksale sind indessen nicht bekannt. Im J. 1504 war er als Hofmaler des Kurfürsten Friedrich des Weisen in Wittenberg ansässig, wo er bald eine Thätigkeit entwickelte, welche auch die niedrigsten Zweige des Malerhandwerks umfaßte. Der Kurfürst verlieh ihm 1508 ein Wappen mit seinem Malerzeichen, einer geflügelten Schlange, und im folgenden Jahr sandte er ihn nach den Niederlanden, wo er den kleinen Prinzen Karl, den spätern Kaiser Karl V., malte. 1520 kaufte er sich in Wittenberg eine Apotheke, und

aus einer Rechnung von 1525 erfahren wir, daß er auch einen Buchladen und eine Papierhandlung besaß. An den Reformationsstürmen beteiligte sich C. durch Gemälde und Holzschnitte, die das Papsttum aufs heftigste geißeln, und vervielfältigte nach Kräften die Bildnisse seiner Freunde Luther und Melanchthon. Die Kurfürsten Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmütige bewiesen sich nicht minder als Friedrich der Weise dem Maler geneigt. Auch seine Mitbürger ehrten ihn; 1519 erwählten sie ihn zum Kämmerer des Rats, 1537 und wieder 1540 zum Bürgermeister, welches Amt er bis 1544 bekleidete. 1550 begab er sich auf Wunsch des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich zu diesem nach Augsburg, und zwei Jahre später ging er mit demselben nach Weimar, wo C. 16. Okt. 1553 starb. Die Söhne des Kurfürsten setzten ihm einen Denkstein und ließen sein Bildnis in einen Teppich weben. C. erfreute sich seiner Zeit in Deutschland des größten Rufs, wozu hauptsächlich sein Verhältnis zu den Reformatoren, dann aber auch seine Fingerfertigkeit, mit der er, von zahlreichen Gehilfen unterstützt, die Welt mit Bildern überschwemmte, beitrug. Er steht indessen Dürer und Holbein durchaus nach. Von dem Eindringen der italienischen Formenwelt zeigt er sich wenig berührt, er blieb stets in einer kleinlichen Anschauung der Form befangen. Seine Farben sind klar und haben sich sehr gut gehalten; die Umrisse auf seinen Bildern pflegte er stets besonders zu markieren. Zu Gegenständen erhabenern Charakters fehlte es ihm an dem notwendigen Schwung, er faßt alles spießbürgerlich, in engem Gesichtskreis auf; seine kleinliche, wenig richtige Zeichnung und zu starke Betonung des Einzelnen ließen ihn nicht zu höherer Durchbildung der Form gelangen. Am meisten befriedigt C. noch im Porträt, wo es keine größere Komposition galt; seine Sorgfalt der Ausführung war hier am besten am Platz. Doch war C. auch hierin gänzlich unfähig, die Charaktere groß und voll aufzufassen. Sehr ergötzlich sind seine kleinen mythologischen Darstellungen, die freilich gar nichts vom Geiste der Antike haben, sondern nur als naiv erzählte, bisweilen im burlesken Sinn des Mittelalters behandelte Märchen erscheinen. Besonders hübsch sind dieselben, wenn er sie in landschaftlicher Umgebung darstellte, die er mit Glück und Phantasie zu schildern verstand, wenn er auch die Natur noch nicht als ein Ganzes zu erfassen vermochte. Er gebot über wenig Physiognomien, namentlich kehrt überall ein Frauengesicht wieder, das zumeist etwas verschoben erscheint und wohl im vulgären Sinn hübsch und naiv, aber keineswegs schön genannt werden kann. Seine männlichen Typen leiden häufig an abstoßender Häßlichkeit, die bisweilen bei gewissen Szenen nach dem Vorbild der ältern Künstler in Fratzenhaftigkeit übergeht, so z. B. in seiner Ehebrecherin vor Christus, in München. Sein Hauptwerk in religiöser Beziehung ist das große Altarwerk in der Stadtkirche zu Weimar, das übrigens nach seinem Tod von seinem Sohn Lukas C. dem jüngern vollendet wurde. Seine Bilder sind überaus häufig; doch muß man bemerken, daß seine Schüler vieles kopiert und selbständig ausgeführt haben. Außerhalb Deutschlands findet man wenige Bilder von ihm; den größten Teil besitzen die sächsischen Herzogtümer, das Königreich Sachsen und die bayrischen Sammlungen. C. war auch trefflicher Miniaturmaler und Illuminierer, wie das sächsische Wappen auf der Universität zu Jena, das Wittenberger Universitätsalbum zu Halle und namentlich das prachtvolle Turnierbuch Johann Friedrichs, mit 146 Blättern, in Koburg beweisen. C. bezeichnete seine Werke bloß mit einem aus L und C zusammengesetzten Monogramm oder mit seinem Wappen, einer mit Drachenflügeln versehenen Schlange, die einen Ring im Maul hat. In Berlin ist eine Anzahl bedeutender Werke Cranachs: im Museum eine Folge aus dem Leiden Christi, Apollo und Diana, der Brunnen der Jugend, Venus und Cupido, das Porträt Albrechts, Kurfürsten von Mainz, ꝛc. Die königliche Galerie zu Dresden hat: Adam und Eva zweimal, Judith, Lucretia, Delila und Simson, David und Bathseba, ein großes Altarwerk von 1515, den Kindermord darstellend, Christus und die Kinder, den Waldriesen mit den Zwergen, verschiedene Porträte, unter andern des Künstlers Bildnis und das des Joachim Rehle. In der Hauptkirche zu Glogau ist Maria mit dem Jesuskind, eins der gelungensten Bilder des Meisters. Zu Innsbruck befinden sich mehrere seiner besten Bilder: in der Kirche zu St. Jakob das berühmte Wallfahrtsbild Maria Hilf, in der Kapuzinerkirche das schöne kleine Madonnenbild mit dem Christuskind. Die Paulinerkirche in Leipzig besitzt von C. einen Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt; im Museum daselbst zeichnet sich ein Sterbender aus. In der Schloßkirche zu Mansfeld ist das Altarbild mit der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung von C. Im Dom zu Meißen sieht man den Heiland mit den Wundenmalen. Im Kloster Melk befindet sich ein treffliches Bild der Madonna mit dem auf einem Polster stehenden Kind, im Dom zu Merseburg die Kreuzigung Christi. Die königliche Galerie zu München hat: Moses und Aaron mit den Gesetzestafeln, die Ehebrecherin, Lucretia, Christus am Kreuz, die Porträte von Luther, Melanchthon und Friedrich dem Weisen, Venus und Amor; die königliche Bibliothek daselbst ein auf Pergament gedrucktes Gebetbuch mit Randzeichnungen von C. und Dürer, die lithographiert erschienen. In der Moritzkapelle zu Nürnberg befinden sich: die Ehebrecherin (Schulbild), das Brustbild einer jungen Frau, aus einem großen Bild geschnitten, welches Judith mit dem Kopf des Holofernes vorstellte, ein alter Mann in zärtlicher Umarmung mit einem Mädchen, die Grablegung und der vom Kreuz abgenommene Erlöser in den Armen seiner Freunde, das Porträt eines Königs von Dänemark; in der Eremitage zu Petersburg: Venus und Cupido und die Heirat eines Jünglings mit einer häßlichen Frau; in der ständischen Galerie zu Prag: der Sündenfall und Erlösung der Menschen; in der königlichen Galerie zu Schleißheim: Maria mit zwei Engeln, die heil. Katharina und die Enthauptung derselben, Lucretia, ein alter Mann ein junges Mädchen liebkosend, der Mund der Wahrheit u. a.; in der Stadtkirche zu Schneeberg ein großes Altargemälde, welches aber wohl nur von Cranachs Schülern ausgeführt ist. Das treffliche Altargemälde in der Stadtkirche zu Weimar stellt Christus am Kreuz, links die Auferstehung und rechts Johannes den Täufer dar. In der k. k. Galerie zu Wien zeichnen sich aus: Adam und Eva, die Anbetung der Weisen, Christus den heiligen Frauen erscheinend, Maria mit dem Kinde, die heil. Katharina und Rosalia, der heil. Hieronymus mit dem Löwen und der heil. Leopold, Lucretia, ein alter Mann, der einem jungen Mädchen einen Ring an den Finger steckt. C. hat auch acht Blätter in Kupfer gestochen: Buße des heil. Chrysostomus, Friedrich der Weise und sein Bruder Johann, Friedrich der Weise, derselbe den heil. Bartholomäus verehrend, Albrecht, Kurfürst von Mainz, drei Porträte Martin Luthers; doch stehen seine über-

dies sehr seltenen Blätter denen von Dürer, Beham, Aldegrever und Pencz weit nach, da er den Grabstichel nicht mit gleicher Sicherheit zu führen verstand. Viel bedeutender war seine Thätigkeit für den Holzschnitt, für den er eine große Menge zum Teil recht wirkungsvoller Zeichnungen geliefert hat. Vgl. Heller, L. Cranachs Leben und Werke (Bamb. 1821); Schuchardt, L. Cranachs des ältern Leben und Werke (Leipz. 1851—71, 3 Bde.; Kupferheft dazu, Weim. 1851); Warnecke, Lukas C. der ältere (Görl. 1879).

Cranachs zweiter Sohn, Lukas, genannt der jüngere, geb. 4. Okt. 1515 zu Wittenberg, war ebenfalls Maler und als solcher Schüler seines Vaters. Ihm gehören sehr viele Bilder an, die seinem Vater zugeschrieben werden. In Weimar, Dresden, Leipzig u. a. O. sieht man Werke seiner Hand, die im Stil seines Vaters gehalten sind, aber an größerer Mangelhaftigkeit der Zeichnung und schwererer Farbe leiden. C. wurde 1549 Ratsherr, 1555 Kämmerer und 1565 Bürgermeister von Wittenberg und starb 25. Jan. 1586 in Weimar.

Cranberry, s. Vaccinium.

Cranbrook (spr. krännbruk), Gathorne Hardy, Viscount, engl. Staatsmann, Sohn des Parlamentsmitglieds für Bradford, John Hardy, geb. 1. Okt. 1814 zu Bradford, studierte in Oxford, war eine Zeitlang als Sachwalter und als Friedensrichter thätig und trat 1856 für Leominster ins Unterhaus. Ein Tory nach der alten Schule und von wirksamer Beredsamkeit, wurde C. schon 1856 in Lord Derbys zweitem Kabinett Unterstaatssekretär des Innern; 1865, als Gladstone sich einer Neuwahl bei der Universität Oxford, die er eine lange Reihe von Jahren im Unterhaus vertreten hatte, unterziehen mußte, trat C. ihm als Kandidat der konservativen Partei gegenüber und errang den Sieg, da die Wähler der Universität mit Gladstones kirchlicher Richtung nicht länger einverstanden waren. 1866 erhielt C. infolge der hervorragenden Stellung, die er nun innerhalb seiner Partei einnahm, als dieselbe wieder ans Ruder kam, einen Sitz im Kabinett als Präsident des Armenamtes, welchen Posten er im Mai 1867 mit dem Portefeuille des Innern vertauschte; während seiner kurzen Verwaltung dieses Ministeriums (bis Dezember 1868) erwarb er sich allgemeine Achtung. In dem zweiten Kabinett Disraeli, das 1874 gebildet wurde, wurde C. Kriegsminister und erwarb sich durch einen neuen Mobilisierungsplan, der das ganze britische Heer, Linientruppen und Miliz, in acht auf lokale Bezirke angewiesene Armeekorps teilte, großes Verdienst. Im Frühjahr 1878 wurde er zum Minister für Indien ernannt und gleichzeitig mit dem Titel Viscount C. zum Peer und Mitglied des Oberhauses erhoben; im April 1880 nahm er mit dem Ministerium Beaconsfield seine Entlassung. Im Juni 1885 trat er als Kanzler des Herzogtums Lancaster in das von Lord Salisbury gebildete Kabinett ein.

Crane (spr. krehn), Walter, engl. Maler, geb. 1845 zu Liverpool, Sohn und Schüler des Porträtmalers Thomas C. (gest. 1859), lebt in London. Seine besten Ölbilder sind: Proserpina und die Geburt der Venus. Auch als Aquarellist ist er geschätzt, am bekanntesten aber durch seine Illustrationen zu Kinderschriften.

Crangon, Garneele.

Cranium (lat.), der Hirnschädel.

Cranmer, Thomas, Erzbischof von Canterbury, der Reformator der anglikanischen Kirche, geb. 1489 zu Aslacton in der Grafschaft Northampton aus einer altnormännischen Adelsfamilie, begann in Cambridge das Studium der Theologie, ward 1524 Professor daselbst und erwies sich 1528 hinsichtlich des Scheidungs- und Wiederverheiratungsprojekts des Königs Heinrich VIII. als ein so kluger Ratgeber, daß der König ihn sogleich zu seinem Kanzler ernannte und ihm befahl, seine Ansicht in einer Schrift weiter auszuführen, welche C. 1530 in Rom dem Papst vorlegte. Heinrich VIII. ernannte ihn 1532 zum Erzbischof von Canterbury. Als aber der König 1533 seine Vermählung mit Anna Boleyn öffentlich bekannt machte, erfolgte von Rom ein Bannstrahl, infolge dessen sich Heinrich auf Cranmers Rat 1534 für das alleinige weltliche und geistliche Oberhaupt des Reichs erklärte (s. Anglikanische Kirche). Alles Gute, welches bei der despotischen Verfahrungsweise und den katholischen Neigungen des Königs dennoch geschah, dankt die Nation Cranmers 14jährigem Ministerium. Ungehemmter gedieh die Sache der Reformation unter Eduard VI., und C. gebührt der Ruhm, tüchtige Professoren, z. B. Martin Bucer und Peter Martyr, berufen und gründlichern theologischen Studien den Weg gebahnt zu haben. Als aber 1553 die blutige Maria den Thron bestieg, brach eine dreijährige schwere Haft seine Kraft so, daß er sich durch die Vorspiegelung vollständiger Verzeihung zum Widerruf bewegen ließ; als er denselben jedoch vor allem Volk wiederholen sollte, klagte er sich desselben vielmehr an und wurde darauf zum Feuertod verurteilt und 1556 zum Scheiterhaufen geführt. Seine Werke wurden gesammelt herausgegeben von Jenkins (Oxford 1834, 4 Bde.), seine »Memorials« von Strype (Lond. 1794; neue Ausg., Oxf. 1840, 2 Bde., u. öfter) und von Barnes (das. 1853, 2 Bde.). Biographien Cranmers lieferten Gilpin (1784), Todd (Lond. 1831, 2 Bde.) und Norton (New York 1863).

Crannoges, s. Steinberge.

Cransac (spr. krangsiack), Flecken im franz. Departement Aveyron, Arrondissement Villefranche, an der Orléansbahn, hat Mineralquellen mit Badeanstalt und starker Versendung des Wassers in Flaschen, Kohlenbergbau und (1876) 733 Einw. In der Nähe gibt es seit Jahrhunderten in Brand geratene Kohlenlager; im Boden über denselben angebrachte Schwitzkammern, welche Schwefeldämpfe von 45—50° C. enthalten, werden mit größtem Erfolg gegen Rheumatismus angewendet.

Craon (spr. kräng, lat. Credonium), Stadt im franz. Departement Mayenne, Arrondissement Château-Gontier, am Oudon und an der Westbahn, mit einem schönen, neuen Schloß, Gerbereien, Säge- und Getreidemühlen und (1876) 3874 Einw. C. ist Volneys Geburtsort.

Craonne (spr. krann), Stadt im franz. Departement Aisne, Arrondissement Laon, nahe am Wald von Corbeny, mit 635 Einw., bekannt durch das Gefecht zwischen den Russen und Napoleon I. 7. März 1814.

Crapaud (franz., spr. krapoh), Kröte, auch als Schimpfname.

Crapelet (spr. krap'lä), Charles, Buchdrucker, geb. 13. Nov. 1762 zu Bourmont, erlernte bei Ballard in Paris die Buchdruckerkunst und errichtete 1789 hier eine eigne Offizin, aus der treffliche Ausgaben von Lafontaines Fabeln (1796), dem »Telemach« (1796), Boileaus Werken (1798), Larchers »Herodot« (1802) u. a. hervorgingen. Ein seltenes Kunstwerk ist Auberts »Histoire des grimpereaux et des oiseaux de paradis« (Par. 1802, 2 Bde.), wovon 12 Exemplare des Textes mit Gold und ein 13. auf Pergament mit Gold gedruckt wurde. Er starb 19. Okt. 1809. — Sein Sohn George Auguste, geb. 1789, gab dem Geschäft noch größere Ausdehnung und Vollkommen-

heit und starb 11. Dez. 1842 in Nizza. Seine Ausgaben des Lafontaine (1814), Montesquieu (1816), Rousseau (1819), Voltaire (1819) und der »Poètes français« (1824) sind Meisterwerke. Er selbst schrieb: »Souvenirs de Londres en 1814 et 1816« (Par. 1817), »Progrès de l'imprimerie en France et en Italie au XVI. siècle« (das. 1836), »Études pratiques et littéraires sur la typographie« (das. 1837), »Rob. Estienne« (das. 1839), »De la profession d'imprimerie« (das. 1840) und gab heraus: »Collections d'anciens monuments de l'histoire et de la langue française« (1826 ff.).

Crapŭla (lat.), der Rausch, auch der Katzenjammer.

Craquelé (franz., spr. krakle), gerissen, geborsten, Bezeichnung von Thongefäßen, auf welchen dadurch zahllose feine Haarrisse entstanden sind, daß die Glasur schneller kalt geworden ist als der darunter befindliche Thon. In China und Japan und jetzt auch in vielen europäischen Fabriken werden diese Risse, um eine dekorative Wirkung hervorzubringen, künstlich hergestellt, indem das noch heiße Gefäß in kaltes Wasser getaucht wird. Durch die Glasurrisse wird die dunklere Färbung der Masse sichtbar, und bisweilen reibt man auch in die Risse einen Farbstoff ein. Ganz feines C. mit braun oder rötlich gefärbten Rissen nennt man Forellenporzellan. Glas mit krakelierter Oberfläche heißt Eisglas (s. Glas).

Craqueur (franz., spr. -kör), Prahler, Aufschneider.

Cras (lat.), morgen; c. legam, ich werde es morgen lesen, Bezeichnung nachteiligen Aufschubs.

Crassa Minerva (lat. Ausdruck, s. v. w. mit derbem, schlichtem Hausverstand, ohne Gelehrsamkeit oder Kunst).

Crassŭla *L.* (Dickblatt), Gattung aus der Familie der Krassulaceen, Kräuter und Sträucher vom Vorgebirge der Guten Hoffnung, mit gegen- oder kreuzständigen, oft verwachsenen, sehr verschieden gestalteten Blättern, weißen und rosenroten, selten gelben, schönen Blumen in achselständigen Trugdolden oder Rispen und mit mehrsamigen Balgkapseln. Von den zahlreichen Arten werden einige als Zierpflanzen in den Gewächshäusern erzogen, so C. arborescens *Jacq.*, strauchartig, mit entgegengesetzten, rundlichen, stachelspitzigen, fleischigen, flachen, graugrünen, oben punktierten, glatten Blättern und ziemlich großen, erst weißen, dann rosenroten Blumen; C. coccinea *L.* (s. Tafel »Kakteen«), ein 60—120 cm hoher Zierstrauch mit flachen, glatten, eirunden, spitzlichen, knorpelrandig gewimperten, entgegengesetzten, am Stengel vier Reihen bildenden Blättern und wohlriechenden, scharlachroten, großen, in große, flache Endbüschel gesammelten Blumen; C. pinnata *L. fil.* dient in China und Kochinchina zum Schwarzfärben.

Crassus (der »Dicke«), Beiname einer Familie des alten plebejischen Geschlechts der Licinier. Merkwürdig sind in dieser Familie:

1) Publius Licinius Gajus Dives, geboren um 254 v. Chr., wurde 212 zum Oberpriester gewählt, war 211 Ädil, 210 Magister equitum und Zensor, 208 Praetor peregrinus und 205 mit dem ältern Scipio Africanus Konsul. In diesem und dem folgenden Jahr (204) führte er in Unteritalien den Krieg gegen Hannibal (s. d.), ohne aber etwas Bedeutendes auszurichten. Er war ein gewandter Redner, besonders aber ein erfahrener Rechtsgelehrter. Er starb 183. Bei ihm findet sich zuerst der Beiname Dives, welcher später diesem Zweig der Familie verblieben ist.

2) L. Licinius, berühmter Redner, geb. 140 v. Chr., trat schon als 19jähriger junger Mann als allgemein bewunderter Redner auf, wurde Quästor in Asien und benutzte den Aufenthalt daselbst zu rhetorischen und philosophischen Studien. Nach Rom zurückgekehrt, wurde er 107 Volkstribun, 103 kurulischer Ädil, 95 Konsul, dann Prokonsul in Gallien, 92 Zensor. Seiner politischen Gesinnung nach gehörte er zu der gemäßigten Aristokratie; daher griff er in jener Rede, die er als 19jähriger Jüngling hielt, den Gajus Papirius Carbo, den ehemaligen Anhänger des Tiberius Gracchus, an, sprach 106 für das Servilische Gesetz, durch welches die Senatoren auf kurze Zeit wieder in den Besitz der Gerichte kamen, verteidigte auch später den Quintus Servilius, als er im J. 95 vom Tribun Gajus Norbanus angeklagt wurde; ferner gab er mit seinem Kollegen im Konsulat, P. Mucius Scävola, die Lex Licinia Mucia, wodurch den Bundesgenossen die ungesetzliche Ausübung des Bürgerrechts untersagt wurde. Im J. 91 verteidigte er im Senat die auf eine Aussöhnung der Senats- und Volkspartei abzweckenden Gesetze des M. Livius Drusus, starb aber infolge der Aufregung, mit welcher er seinen Gegner, den Konsul Gajus Marcius Philippus, bekämpfte. Er stand wegen seiner Beredsamkeit und juristischen Gelehrsamkeit in hohem Ansehen. Cicero läßt ihn in seinem Werk »Über den Redner« im Gespräch mit Antonius u. a. auftreten.

3) Marcus Licinius, der Triumvir, geboren um 115 v. Chr., floh während des Bürgerkriegs vor den Marianern nach Spanien, von wo er 83 mit Truppen zu Sulla stieß, für welchen er an verschiedenen Orten kämpfte, und welchem er namentlich in der Schlacht gegen die Samniter vor den Thoren Roms wichtige Dienste leistete. Er beutete die damaligen Wirren, namentlich die Proskriptionen, zu seinem Vorteil aus, und so brachte er es trotz seines großen Aufwandes zu einem Vermögen von 7100 Talenten oder etwa 30 Mill. Mk. Im J. 81 wurde er Quästor. Als Prätor besiegte er 71 den Spartacus, den Anführer der empörten Sklaven, in Lukanien und erhielt dafür die Ovation. Im J. 70 war er mit Pompejus Konsul und unterstützte diesen in seinen Anordnungen zur Wiederherstellung des Volkstribunats, während er selbst durch reiche Spenden das Volk für sich gewann, welches er an 10,000 Tischen bewirtete. 65 war er Zensor mit Quintus Lutatius Catulus. Sein Verhältnis zu Pompejus, dessen größere Gunst beim Volk von jeher seinen Neid erregt hatte, wurde gespannter, je mehr das Ansehen desselben durch die Führung des Kriegs gegen die Seeräuber und des Kriegs mit Mithridates stieg. Er näherte sich daher dem Cäsar, für den er sich schon bei seinem Abgang nach Spanien verbürgt hatte. Cäsar brachte eine Versöhnung mit Pompejus zu stande, und alle drei errichteten 60 das erste Triumvirat. Im J. 55 ward C. durch Cäsars Unterstützung mit Pompejus Konsul und erhielt dann die Provinz Syrien auf fünf Jahre mit dem Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Diese Befugnis benutzte er, obgleich die Stimmung in Rom dem Unternehmen nicht günstig war, zu einem Kriege gegen die Parther. Er verachtete den noch wenig bekannten Feind und hoffte durch den Krieg große Schätze zu gewinnen. Nachdem er unter anderm auch den Tempel zu Jerusalem geplündert, überschritt er 53 mit einem großen Heer den Euphrat, ließ sich aber durch einen verräterischen arabischen Häuptling auf einem öden, wasserlosen Weg durch die Wüste führen, wo er von den Parthern umringt wurde. Als sein tapferer Sohn Publius getötet worden war, trat er den Rückzug nach Carrä an; aufs neue angegriffen, ließ er sich in Unterhandlun-

gen mit dem parthischen Feldherrn ein und wurde bei der Unterredung hinterlistig ermordet (9. Juni 53). Sein Kopf soll auf Befehl des Königs Orodes mit Gold ausgegossen worden sein.

Crataegus *L.* (Weißdorn), Gattung aus der Familie der Rosaceen, dornige Sträucher und Bäume mit mehr oder weniger gelappten, im Umriß eiförmigen Blättern, vielblütigen Doldenrispen und roten oder schwarzen Früchten mit harten Steinen. C. Azarolus *L.* (Azarolbaum, Azarolbirne, welsche Mispel), 4—8 m hoher Strauch aus dem Orient und vielleicht auch aus Nordafrika, in Südeuropa meist als kleiner Baum viel kultiviert und verwildert, hat mehr oder weniger zahlreiche lange Dornen, häufig büschelförmig stehende, keilförmige, an der Spitze drei- oder fünfteilige Blätter, dichte, wollig behaarte Blütentrauben und runde Früchte mit deltaförmigen, zurückgeschlagenen Kelchabschnitten. Die wilde Form mit kleinen Früchten, Aronia, hält bei uns aus; die Kulturform mit großen, roten oder gelben, wohlschmeckenden Früchten von 3—4 cm Durchmesser gedeiht nur in Italien und Südfrankreich. C. Oxyacantha *L.* (gemeiner Weißdorn, Hagedorn, Mehlbeerbaum, Christdorn), ein dichter, 2—5 m hoher, dorniger Strauch mit eiförmigen, flach drei- bis fünflappigen, gesägten, kahlen Blättern, wenigblütigen Doldentrauben und rundlichen, mit dreieckigen Kelchabschnitten gekrönten, roten Früchten, wächst wild in buschigen Laubwäldern Europas, besonders der Gebirgsgegenden, wird kultiviert in Zäunen, Garten- und Parkanlagen und gedeiht in jeder Lage und Bodenart. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, welcher, im Herbst gesäet, erst im zweiten Frühling aufgeht. Eine Form mit gefüllten weißen oder roten Blüten von rosenartigem Bau ist ein prachtvoller Zierstrauch. Das Holz des Weißdorns ist äußerst hart und eignet sich vorzüglich zu Zähnen für Kammräder, für Drechslerarbeiten, Beilstiele, Dreschflegel, Nägel ꝛc. Aus den jungen, geraden Ruten fertigt man Spazierstöcke, welche in heißem Kalk hellbraun gebeizt werden. Die Reiser werden in den Gradierhäusern benutzt. C. monogyna *Jacq.*, dem vorigen sehr ähnlich, blüht 14 Tage später, ist äußerst veränderlich, durch ganz Europa verbreitet, wird bei uns am häufigsten in Hecken und Gärten in vielen Varietäten mit weißen und roten, auch gefüllten Blüten und panaschierten Blättern kultiviert. C. sanguinea *Pall.* (Blutdorn), aus Sibirien und Nordchina, hat eirunde, mit einer Spitze versehene, oberflächlich siebenlappige, scharf gesägte, bewimperte Blätter und weiche, blutrote, frühreife Früchte. C. crus galli *L.* (gemeiner Hahndorn), 2—6 m hoher Strauch mit langen Dornen, eikeilförmigen, gesägten, lederartigen, oben glänzend grünen Blättern, rispenförmigen oder einfachen Doldentrauben und kugelrunden, harten, ziegelroten Früchten, in Nordamerika. Diese wie noch andre Arten werden gleichfalls als Ziersträucher kultiviert und durch Pfropfen auf unsre heimischen Weißdorne vermehrt. C. Pyracantha, s. Cotoneaster. Vgl. Görner, Der Weißdornzaun von C. monogyna (2. Aufl., Berl. 1879); Keller, Der Weißdornzaun (Weim. 1883).

Crati, Fluß in der ital. Provinz Cosenza (Kalabrien), entspringt bei Aprigliano im Silawald, nimmt bei Cosenza den kleinen Busento, dann den Mucone und den Coscile auf und mündet nach einem Laufe von 89 km in den Golf von Tarent. Der Unterlauf des C. und Coscile, welche beide Flüsse mit ihrem Geröllе die Stätte des alten Sybaris überschüttet haben, ist eine mit Gestrüppe bewachsene, sumpfige Fiebergegend, an deren Meliorierung in neuerer Zeit gearbeitet wird.

Crato, Ortschaft in der brasil. Provinz Amazonas, am Madeira, der noch bis oberhalb für große Schiffe fahrbar ist, mit etwa 3000 Einw., die sich mit Einsammlung von Kakao, Sassaparille und Nelkenzimt beschäftigen.

Crau, La (spr. kroh, Plain de C., provençalisch Craou, bei den Römern Campi lapidei), großes Kieselfeld im franz. Departement Rhônemündungen, westlich vom Rhône, südlich vom Meer, östlich vom Strandsee von Berre und nördlich vom Bergzug der Alpines begrenzt, hat einen Flächenraum von 200 qkm und bildete wahrscheinlich früher eine Meeresbucht, die von dem Kies und den Geröllmassen des Rhône und der Durance ausgefüllt ward. Das Kieselgerölle ist von einem überaus harten Tuff bedeckt, auf welchem eine sehr dünne Schicht von Ackererde liegt. Mit heißem Sonnenbrand wechselt der heftig wehende, eisige Mistral. Bäume fehlen, aber zwischen den Steinen sprießen Gras und aromatische Futterkräuter hervor. Früher nur den Schafherden eine willkommene Weide (jährlich ca. 300,000 Stück), ist die Ebene durch die Kanäle von Craponne und Arles und deren Irrigationsarme schon an vielen Stellen urbar gemacht, in Wiesenland und in Oliven-, Maulbeer- und Obstpflanzungen umgewandelt worden.

Cravant (spr. krawäng), Flecken im franz. Departement Yonne, Arrondissement Auxerre, an der Yonne, über die eine schöne, alte Brücke von drei Bogen führt, Station der Lyoner Eisenbahn, hat ein altes Schloß und (1876) 1330 Einw., die Weinbau treiben. Hier 1423 Sieg der Engländer und Burgunder über die Franzosen.

Craveiro, s. Pimenta.

Craven, Elisabeth Berkeley, Lady, die jüngste Tochter des Grafen Berkeley, geb. 1750, vermählte sich 1767 mit dem Grafen Wilhelm von C. und gebar ihm sieben Kinder, ließ sich aber 1781 von ihm scheiden und lebte darauf nacheinander an fast allen Höfen Europas, zuletzt in Ansbach, wo der Markgraf Karl Alexander in nahe Beziehungen zu ihr trat und sich 1791 mit ihr vermählte, worauf sie von Franz II. zur Reichsgräfin erhoben wurde. Der Markgraf folgte ihr nach England; nach des Markgrafen Tod 1806 hielt sie sich teilweise auch in Neapel auf und starb 13. Jan. 1828. Sie schrieb unter anderm: »Journey through the Crimea to Constantinople« (Lond. 1789, neue Aufl. 1814; deutsch, Leipz. 1789), interessante »Memoirs of the Margravine of Ansbach, formerly Lady C., written by herself« (Lond. 1825, 2 Bde.; deutsch, Stuttg. 1825), auch Gedichte, Theaterstücke und Romane.

Crawford (spr. krahförd), 1) Robert, brit. General, geb. 1769, diente eine Zeitlang in Ostindien, kehrte 1793 nach England zurück, begleitete im folgenden Jahr seinen Bruder, den nachmaligen Generalleutnant Charles C., zum österreichischen Heer, vertrat eine Zeitlang seine Stelle und empfahl sich der Regierung durch seine klaren, einsichtsvollen Berichte. Infolgedessen wurde er 1798 Oberstleutnant und Vize-Generalquartiermeister in Irland, kam 1799 zur österreichischen Armee in der Schweiz, dann zur holländischen Expeditionsarmee des Herzogs von York und befehligte 1807 als Brigadegeneral bei der Expedition unter General Whitelock gegen Buenos Ayres die Vorhut. Als Generalmajor ging er 1808 mit Sir David Baird nach Coruña, führte bei Talavera 29. Juli 1809 dem Lord Wellington Verstärkung zu, zeichnete sich bei Almeida und Coimbra und

bei der Belagerung von Ciudad Rodrigo aus, ward aber beim Sturm auf diese Festung tödlich verwundet und starb fünf Tage darauf, 14. Jan. 1812.

2) William Harris, amerikan. Staatsmann, geb. 1772 in Nelson County (Virginia), war anfangs Lehrer, studierte aber nebenbei die Rechte und begann 1799 die juristische Praxis zu Oglethorp. 1804 in die Gesetzgebende Versammlung und 1807 als Senator in den Kongreß gewählt, war er einer der eifrigsten Verfechter des Kriegs mit England. 1813 bekam er den Gesandtschaftsposten in Paris, ward 1815 vom Präsidenten Madison zum Kriegsminister und einige Monate darauf zum Finanzminister ernannt und erhielt 1817 unter dem Präsidenten Monroe diesen Posten zum zweitenmal. 1825 aber legte er, da er hinter seinen Mitbewerbern um den Präsidentenstuhl, Jackson, Adams und Clay, zurückgeblieben war, sein Amt nieder und zog sich ins Privatleben zurück. Von 1827 an als Richter in Georgia lebend, starb er, allgemein geachtet, 15. Sept. 1834.

3) Thomas, amerikan. Bildhauer, geb. 22. März 1814 von irischen Eltern zu New York, versuchte sich zuerst in der Holzschneidekunst und arbeitete 1834 zu Rom in Thorwaldsens Atelier. Seine bedeutendern Werke sind: Orpheus, der die Eurydike im Hades aufsucht, die Kinder im Wald, Herodias mit dem Haupt Johannis des Täufers, Flora, die Tänzer und der Jäger, eine Bronzestatue Beethovens für das Athenäum in Boston, eine auf dem Marktplatz von Richmond in Virginia aufgestellte Reiterstatue Washingtons mit Medaillons der namhaftesten Anführer aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und das kolossale Giebelfeld am Kapitol in Washington, welches die Hauptepochen der Geschichte Amerikas in allegorischen Bildern versinnlicht. In London Genesung von einer schweren Krankheit suchend, starb er 10. Okt. 1857 daselbst.

Crawford and Balcarres (spr. krahförd änd bellkars), Alexander William Crawford Lindsay, Earl von, ein angesehener Beförderer wissenschaftlicher Bestrebungen in England und selbst ein fruchtbarer und vielseitiger Schriftsteller, ward 16. Okt 1812 geboren, in Eton und am Trinity College zu Cambridge gebildet und dort 1833 zum Magister graduiert. Er war vielfach auf Reisen, rüstete 1874 auf eigne Kosten eine Expedition nach Mauritius zur Beobachtung des Venusdurchgangs aus und starb 13. Dez. 1880 in Florenz. Bis zum Tod seines Vaters James C. (15. Dez. 1869) führte er den Titel Lord Lindsay. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »Letters on Egypt, Edom and the Holy Land« (1838, 2 Bde.; 5. Aufl. 1858); »A letter to a friend on the evidence and theory of Christianity« (1841); »Ballads, songs and poems« (Übersetzungen aus dem Deutschen, 1841); »Progression by antagonism, a theory involving considerations touching the present position, duties and destiny of Great Britain« (1846); »Sketches of the history of Christian art« (1847, 3 Bde); »Lives of the Lindsays«, ein genealogisches Werk von ungewöhnlichem Interesse (1849, 3 Bde.); »Scepticism, a retrogressive movement in theology and philosophy« (1861); »On the theory of the English hexameter« (1862); »Conservatism, its principle, policy and practice« (1868); »Oecumenicity in relation to the church of England« (1870); »Etruscan inscriptions« (1872) und »Argo, or the golden fleece«, ein Epos in 10 Gesängen (1876). C. hinterließ eine vorzügliche Privatbibliothek auf seinem Schloß bei Aberdeen mit einer großen Anzahl wertvoller arabischer und persischer Manuskripte. Große Sensation erregte die geheimnisvolle Entwendung seiner auf dem Landsitz Dunecht bei Aberdeen beigesetzten Leiche im Mai 1881, die erst nach Jahresfrist (Juli 1882) im Wald von Dunecht wieder aufgefunden und in ihre erste Ruhestätte zurückgebracht wurde.

Crawfordsville (spr. krahfördswill), Stadt im nordamerikan. Staat Indiana, Grafschaft Montgomery, am Sugar Creek, 70 km westnordwestlich von Indianapolis, Sitz des Wabash College (1835 gegründet), mit bedeutendem Handel und (1880) 5251 Einw.

Crawfurd (spr. krahförd), John, engl. Orientalist und Ethnolog, geb. 3. Aug. 1783 auf der schottischen Insel Islay, studierte Medizin und erhielt 1803 eine Stelle als Arzt in Ostindien. Nachdem er 1811 an der Expedition, welche die Eroberung der Insel Java ausführte, teilgenommen, erhielt er infolge seiner während eines Aufenthalts auf der Insel Pinang erworbenen Kenntnis des Malaiischen einen Gesandtschaftsposten am Hof eines der eingebornen Fürsten der Insel, den er besonders zur Sammlung von Materialien zu einem großen Werk über den asiatischen Archipel benutzte, das unter dem Titel: »History of the Indian archipelago« (Lond. 1820, 3 Bde.) erschien und als eine bedeutende wissenschaftliche Leistung Crawfurds Namen verewigen wird. Im J. 1817 nach England zurückgekehrt, begab sich C. 1821 von neuem nach Indien, wo ihn der Marquis von Hastings mit einer Mission an die Höfe von Siam und Kochinchina betraute. 1823—26 fungierte er als Gouverneur von Singapur, war dann nach dem Friedensschluß eine Zeitlang englischer Resident am Hofe von Birma, kehrte aber bereits 1827 für immer nach England zurück. Hier veröffentlichte er zunächst sein »Journal of an embassy to the courts of Siam and Cochinchina« (1821), später das »Journal of an embassy to the courts of Ava« (1827) und zahlreiche populäre Artikel für Zeitschriften, setzte aber auch seine Sprachstudien eifrig fort, als deren Früchte zwei bedeutende Werke: »Grammar and dictionary of the Malay language« (Lond. 1852) und »Descriptive dictionary of the Indian islands and adjacent countries« (das. 1856), erschienen. Er starb 11. Mai 1868 in London.

Crayer (spr. kraier), Gaspar de, niederländ. Maler, geb. 1584 zu Antwerpen, bildete sich in der Schule des Raphael van Coxie, trat 1607 in die Brüsseler Malergilde und ließ sich 1664 in Gent nieder, wo er 27. Jan. 1669 starb. C. hat viel in kolossalem Maßstab gemalt, und die Kirchen Gents sind voll von seinen Gemälden. Bilder von ihm finden sich auch zu Antwerpen, München, Amberg ꝛc. Er zeigt sich in diesen vollkommen von Rubens abhängig, bleibt jedoch in der Farbe, die bei ihm ins Kühlere, Violette fällt, und der Lebendigkeit der Komposition hinter jenem zurück.

Crayon (franz.), s. Krayon.

Creātor (lat.), Schöpfer.

Crébillon (spr. krebijöng), 1) Prosper Jolyot de, der ältere, franz. Trauerspieldichter, geb. 13. Jan. 1674 zu Dijon, erhielt den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt und im Collège Mazarin zu Paris, arbeitete dann zu seiner praktischen juristischen Ausbildung eine Zeitlang bei einem Prokurator, der ihn bestimmte, seiner Neigung zur dramatischen Poesie zu folgen und sein Stück »La mort des enfants de Brutus« dem Theater einzureichen. Dieses wurde zwar von den Schauspielern verworfen, aber um so größern Beifall fanden seine folgenden Stücke: »Idoménée« (1705), »Atrée et Thyeste« (1707), »Électre« (1709) und »Rhadamiste et Zé-

nobie« (1711), sein bestes Werk; seine drei nächsten Dramen: »Xerxès« (1714), »Sémiramis« (1717) und »Pyrrhus« (1726), wurden kalt aufgenommen. Der Mißerfolg dieser Stücke, seine ewigen Geldverlegenheiten und andre ungünstige Umstände hatten ihn entmutigt und menschenscheu gemacht; er zog sich aufs Land zurück, verkehrte nur mit seinem Sohn, seinen Hunden und Katzen und war fast vergessen, als ihn 1731 die Akademie unter ihre Mitglieder aufnahm, der König ihn 1735 zum Zensor ernannte und die Marquise von Pompadour ihm aus Neid und Ranküne gegen Voltaire eine Pension und die Anstellung an der königlichen Bibliothek verschaffte. Sie vermochte ihn auch, seinen »Catilina« zu vollenden, der aber neben Voltaires gleichnamigem Stück vollständig verblaßte, obwohl Voltaires Feinde einen ersten großen Erfolg in Szene gesetzt hatten. Auch seine letzte Tragödie: »Le Triumvirat« (1754), errang nur einen Achtungserfolg. Er starb 17. Juni 1762. C. sucht besonders durch Ausmalen der schaudervollsten Verbrechen zu wirken (daher »le terrible« genannt); daneben ist sein Ausdruck gespreizt und fade, seine Verse meist nachlässig. Nur einmal traf er das Natürliche und war pathetisch und groß, wenn auch schrecklich groß, in seinem »Rhadamiste«; aber auch da ist er kein Corneille. Eine Prachtausgabe seiner Werke veranstaltete die königliche Druckerei (Par. 1750, 2 Bde.); andre gute Ausgaben sind die von Didot dem ältern (das. 1812, 2 Bde.), von Renouard (das. 1818, 2 Bde.) und von Vitu (das. 1885).

2) **Claude Prosper Jolyot de**, der jüngere, franz. Romanschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 14. Febr. 1707 zu Paris, war ein heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter, dessen Sitten in geradem Widerspruch mit denen standen, die er in seinen Romanen schilderte; starb 1777. Die bekanntesten seiner Werke sind: »Lettres de la marquise de *** au comte de***« (1732, 2 Bde.); »Tanzaï et Néardarné« (1734, 2 Bde.), wegen dessen er infolge einiger Anspielungen auf die Bulle Unigenitus eine Zeitlang im Gefängnis sitzen mußte; »Les égarements du cœur et de l'esprit« (1736), unvollendet, aber wohl das beste, und »Le sopha, conte moral« (1745, 2 Bde.), das schlüpfrigste seiner Werke. Eine Gesamtausgabe derselben erschien zu Paris 1779, 7 Bde. (deutsch in Auswahl, Berl. 1782—86, 3 Bde.). Crébillons Romane schildern die Genußsucht und Liederlichkeit der damaligen Gesellschaft; die Situationen sind mäßig erfunden, die Charakterzeichnung ist schablonenhaft, der Stil geziert und phrasenhaft bis zum Unverständlichen. Ihren großen Erfolg verdanken sie der schamlosen, raffinierten Sinnlichkeit, die in sophistischer Weise als etwas Selbstverständliches, Natürliches hingestellt wird.

Crèche (franz., spr. kräsch), s. **Krippe**.

Crécy (spr. krehssi), 1) Flecken im franz. Departement Somme, Arrondissement Abbeville, an der Maye, mit großem Staatsforst und (1876) 1625 Einw. Geschichtlich berühmt ist C. durch die **Schlacht** zwischen den Engländern und Franzosen 25. Aug. 1346, die besonders für die Kriegsgeschichte von Wichtigkeit ist. Eduard III. war vor der französischen Übermacht (8000 Reiter und 60,000 Mann Fußvolk, darunter 6000 genuesische Bogenschützen) von Paris, bis wohin er vorgedrungen war, nach Norden zurückgewichen, um Flandern zu erreichen, wurde aber bei C. eingeholt und zur Schlacht gezwungen. Die Engländer, welche in einem Wald standen, zählten kaum 20,000 Mann. Neben dem König befehligte das zweite Treffen der 16jährige Prinz von Wales. Die Franzosen, unter König Philipp VI., Johann von Böhmen und seinem Sohn Karl, König Jakob II. von Mallorca u. a., griffen, auf einen neuen Sieg von Bouvines hoffend, die Engländer ungestüm, aber ordnungslos an; die durch Regen erschlafften Bogensehnen der Genuesen versagten jedoch den Dienst, und als Eduard auf die Fliehenden einzuhauen befahl, warfen sich dieselben auf die französische Kavallerie und erdolchten die Reiter, während den englischen Bogenschützen in dem dichten Haufen kein Pfeil verloren ging. Die nun entstehende Verwirrung zu benutzen, ging der Prinz von Wales selbst zum Angriff über. Die Franzosen vermochten dem Gewaltstoß des Feindes nicht zu widerstehen, die Reihen lösten sich, und es fielen 11 aus fürstlichen Häusern, darunter der blinde Johann von Böhmen und der Herzog von Lothringen, 1600 französische Ritter, 4000 Edelknappen und an 20,000 Gemeine. Die Engländer sollen nur einen Knappen (esquire), 3 Ritter und sehr wenige von niederm Rang verloren haben. Die Windmühle, bei welcher Eduard III. seine Befehle für die Schlacht ausgab, existiert noch. Eduard konnte nunmehr wagen, Calais zu belagern. — 2) (C. sur Serre) Flecken im franz. Departement Aisne, Arrondissement Laon, an der Nordbahn, mit (1876) 1949 Einw., berühmt durch zwei Synoden (849 und 853) gegen den Mönch Gottschalk und seine Lehre; ward 1369 von den Engländern, 1652 von den Spaniern zerstört.

Credat Judaeus Apella, s. Apella.

Credé, **Karl Sigismund Franz**, Mediziner, geb. 23. Dez. 1819 zu Berlin, studierte seit 1833 in Berlin und Heidelberg, ward 1843 Assistent an der geburtshilflichen Klinik in Berlin, habilitierte sich 1850 als Privatdozent für Geburtshilfe an der Universität, ward 1852 Direktor der Berliner Hebammenschule und dirigierender Arzt der Gebärabteilung und leitete die von ihm begründete gynäkologische Abteilung an der Charitee. Im J. 1856 ging er als Professor der Geburtshilfe und Direktor der Entbindungsanstalt und Hebammenschule nach Leipzig. Er begründete daselbst eine geburtshilfliche und gynäkologische Poliklinik und etablierte bei der Entbindungsanstalt eine Abteilung für Frauenkrankheiten. Er schrieb: »Klinische Vorträge über Geburtshilfe« (Berl. 1853—54); »Die preußischen Hebammen, ihre Stellung zum Staat etc.« (das. 1855); »Observationes de foetus situ inter graviditatem« (Leipz. 1862 u. 1864), zwei Programme statistisch-geburtshilflichen Inhalts; »Lehrbuch der Hebammenkunst« (mit Winckel; das. 1875, 3. Aufl. 1882). C. hat das Verdienst, bei Mutterblutungen nach der Geburt und verzögerter Lösung der Nachgeburt die methodische Reibung des Muttergrundes, verbunden mit Kompression der Gebärmutter mittels der Hände, als ein wirksames und ungefährliches Mittel empfohlen zu haben. Er redigierte 1853—69 die von ihm mit Busch, Ritgen, v. Siebold, Hecker, Martin herausgegebene »Monatsschrift für Geburtskunde« und seit 1870 mit Spiegelberg das »Archiv für Gynäkologie«.

Credentia (lat.), Glaube; daher Credentiales literae, **Kredenzbrief**, ein von der Obrigkeit eines Landes einem Unterthan zu seiner Legitimation und Sicherheit im In- und Ausland erteiltes Schreiben, und C. relevata, ehedem im Lehnrecht das dem Vasallen vom Lehnsherrn anvertraute Geheimnis, dessen Verrat mit Entziehung des Lehens bestraft wurde; in Italien Zusammenkunft von obrigkeitlichen Personen und Innungsmeistern, um als Sachverständige (credentiarii, credenzeri) Gutachten in Prozessen abzugeben. Vgl. Kreditiv.

Credi, Lorenzo di, ital. Maler, geb. 1459 zu Florenz, lernte als Mitschüler L. da Vincis bei Verrocchio und gewann dessen volle Zuneigung, so daß dieser ihn bei seinem Tod 1488 zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte und ihm den Vorrat seiner Werkstatt und sein Hausgerät zu Florenz und Venedig vermachte. C. gewann bald eine sehr geachtete Stellung in seiner Vaterstadt. 1531 zog er sich ins Hospital zu Santa Maria Nuova zurück und starb 12. Jan. 1537. C. bewegte sich in einem beschränkten Kreis, indem er mit Vorliebe heilige Familien malte; um so sorgfältiger und selbst emailartig führte er seine Bilder aus, so daß Vasari sogar das Zuviel tadeln konnte. In früherer Zeit etwas herb und scharf in der Modellierung, milderte sich sein Stil immer mehr, ohne freilich zu dem großartigen Charakter und der Weichheit eines Leonardo sich aufschwingen zu können, dessen Kunstweise ihn übrigens beeinflußte. Die sorgfältige, fast peinliche Ausführung und die eng begrenzte Erfindungskraft des Meisters erklären es, daß er durchaus Staffeleimaler blieb. Schöne Bilder von ihm findet man in Pistoja, Paris, Mainz, Berlin, Dresden u. a. O.; sein Hauptwerk ist die Anbetung der Hirten in Florenz (Akademie der Künste), die sich zugleich durch eine bei ihm ungewohnte Dimension auszeichnet.

Crédit und Débet (lat.), s. Buchhaltung, S. 564.

Crédit foncier (franz., spr. kredih fongßjeh), s. v. w. Hypothekenkredit oder auch »Anstalt zur Gewährung von Hypothekenkredit«, also »Hypothekenbank«; schlechtweg die große französische Hypothekenbank, C. f. de France. S. Banken, S. 331.

Crédit mobilier (franz., spr. kredih mobiljeh, »Mobiliarkredit«), s. Banken, S. 331, und Kredit. An den deutschen Börsen bezeichnete man mit dem Ausdruck (abgekürzt und verdorben »Mobel«) sonst die große österreichische Mobiliarbank, die »Kreditanstalt«.

Crediton, Stadt in Devonshire (England), nordwestlich bei Exeter, am Creedy (Nebenfluß des Ex), mit (1881) 4541 Einw., hatte früher bedeutende Tuchfabrikation, jetzt fabrikmäßigen Betrieb der Schuhmacherei. C., früher Kirton genannt, ist Geburtsort des heil. Bonifacius und war bis 1409 Bischofsitz.

Creditor (lat.), Gläubiger.

Credner, 1) Karl August, Theolog, geb. 10. Jan. 1797 zu Waltershausen bei Gotha, habilitierte sich 1828 in Jena, wurde hier 1830 außerordentlicher Professor der Theologie und folgte 1832 einem Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Gießen, wo er 16. Juli 1857 starb. Unter seinen zahlreichen Werken sind von bleibender Bedeutung: die »Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften« (Halle 1832—38, 2 Bde.); die »Einleitung in das Neue Testament« (das. 1836, Bd. 1); »Das Neue Testament nach seinem Zweck, Ursprung und Inhalt« (Gießen 1841—47, 2 Bde.); »Zur Geschichte des Kanons« (Halle 1847) und die »Geschichte des neutestamentlichen Kanons« (hrsg. von Volkmar, Berl. 1860). Ein Mann von sittlicher Kraft, mußte er schließlich gehässigen Angriffen von seiten der Orthodoxie in zahlreichen Streitschriften entgegentreten.

2) Hermann, Geolog, geb. 1. Okt. 1841 zu Gotha, Sohn des durch seine Monographien und Kartenwerke über Thüringen und das nordwestliche Deutschland bekannten Geognosten Heinrich C., studierte in Klausthal das Bergfach, widmete sich jedoch vorzüglich der Geologie und Paläontologie, studierte dann in Breslau und Göttingen, bereiste 1865—68 den Osten und die zentralen Regionen Nordamerikas, habilitierte sich 1869 in Leipzig für Geologie und Paläontologie, wurde 1870 zum außerordentlichen Professor ernannt und übernahm 1871 auch die Direktion der geologischen Landesuntersuchung und Spezialkartierung des Königreichs Sachsen. 1877 wurde er zum ordentlichen Honorarprofessor und 1881 zum Oberbergrat ernannt. C. lieferte zahlreiche paläontologische und geognostische Arbeiten, welche sich teils auf norddeutsches, teils auf nordamerikanisches Material beziehen. Wesentlich hat er auch zur Lösung der Glazialfrage beigetragen. Erwähnenswert sind: »Geognostische Beschreibung des Bergwerksdistrikts Andreasberg« (Berl. 1865); »Die vorsilurischen Gebilde der obern Halbinsel von Michigan« (1869); »Die Gliederung der eozoischen Formationsgruppe Nordamerikas« (1869); »Die Kreide von New Jersey« (1870); »Die Geognosie und der Mineralreichtum des Alleghanysystems« (1871); »Nordamerikanische Schieferporphyroide« (1872). In seinen »Elementen der Geologie« (5. Aufl., Leipz. 1883) versuchte er die Erde als ein in lebendiger Fortentwickelung begriffenes, kosmisches Individuum darzustellen.

Credo (lat., »ich glaube«), das nach dem Anfangswort benannte sogen. Apostolische Glaubensbekenntnis (s. d.); auch der dritte Teil einer Messe, welcher das Apostolische Glaubensbekenntnis enthält.

Credo, quia absurdum est (lat., »ich glaube, weil es unvernünftig ist«), Maxime einiger Kirchenväter, z. B. des Tertullian (s. d.), die aber auch von Augustinus (s. d.) aufgestellt worden ist und aus der Geringschätzung der menschlichen und jeder endlichen Vernunft gegenüber und im Vergleich mit der göttlichen als der unendlichen Weisheit entspringt. Dieselbe begnügt sich nicht, einzuräumen, daß, was der beschränkten Vernunft des Menschen entgegen, d. h. vor dieser undenkbar sei, deshalb noch nicht der Vernunft an sich entgegen und vor einer solchen undenkbar sei, sondern behauptet, daß, was vor der letztern denkbar sei, vor der erstern undenkbar sein müsse.

Creek (engl., spr. krihk), in Nordamerika Name für kleine Flüsse und Bäche, die sich zu einem Hauptstrom ziehen; in Surinam bezeichnet man damit Kanäle.

Creeks (spr. krihks), Indianerstamm, s. Krik.

Crees (spr. krihs), Indianervolk, s. Kri.

Creil (spr. kräj), Stadt im franz. Departement Oise, Arrondissement Senlis, an der Oise, Knotenpunkt der Eisenbahnlinien nach Amiens, Beauvais und St.-Quentin, mit gotischer Kirche, Fayence- und Glasfabrikation, Kupferschmieden und (1876) 5438 Einw. Auf einer Insel der Oise bei C. baute Karl V. ein königliches Schloß, in welchem sich Karl VI. während der Zeit seines Wahnsinns gewöhnlich aufhielt.

Creizenach, 1) Michael, jüd. Gelehrter, geb. 16. Mai 1789 zu Mainz, widmete sich ganz der Bildung der Juden, zunächst der rheinhessischen. Unter unsäglichen Mühen gründete er eine Volksschule und hielt religiöse Vorträge in deutscher Sprache. Zugleich stiftete er eine jüdische Zeitschrift: »Geist der pharisäischen Lehre« (Mainz 1824), und trieb eifrig mathematische Studien. Außer einem »Versuch über die Parallelentheorie« (Mainz 1822) schrieb er ein »Lehrbuch der darstellenden Geometrie« (das. 1822) und, 1825 als Prediger und Lehrer an die israelitische Realschule (Philanthropin) in Frankfurt a. M. berufen, ein »Lehrbuch der technischen Geometrie« (Frankf. 1828) und »Lehrbuch der Algebra« (Stuttg. 1835). Sein Hauptwerk: »Schulchan Aruch, oder encyklopädische Darstellung des mosaischen Gesetzes« (Frankf. 1833—40, 4 Bde.), in Bezug auf die Kunde des rabbinischen Judentums von Bedeutung, und seine »32 Thesen über den Talmud« (das. 1831), welche denselben als ein Werk ohne innere Notwendigkeit

und ohne sanktionierte Geltung darstellen, fanden nur in engern Kreisen Anklang. Mit Jost begründete er eine Zeitschrift in hebräischer Sprache: »Zion« (Frankf. 1841—42), für die ungarischen und polnischen Juden. Er starb 5. Aug. 1842.

2) **Theodor**, Dichter und publizistischer Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 17. April 1818 zu Mainz, ward Lehrer am israelitischen Philanthropin zu Frankfurt a. M. und einer der Hauptgründer des Frankfurter jüdischen Reformvereins, trat aber 1854 zum Christentum über und wurde 1859 zum Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Frankfurt, 1863 zum Professor der Geschichte und Litteratur am Gymnasium daselbst ernannt. Litterarisch machte er sich bekannt durch seine »Dichtungen« (Frankf. 1839), »Gedichte« (das. 1848, 2. Aufl. 1851) und durch die Herausgabe des »Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne v. Willemer« (2. Aufl., Stuttg. 1878). Mit O. Jäger besorgte er die neue Ausgabe von Schlossers »Weltgeschichte« (1870 ff.). Er starb 6. Dez. 1877. — Sein Sohn **Wilhelm C.**, geb. 4. Juni 1851 zu Frankfurt a. M., seit 1883 Professor der deutschen Litteratur an der Universität Krakau, schrieb: »Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust« (Halle 1878); »Zur Entstehungsgeschichte des neuern deutschen Lustspiels« (das. 1879) und »Bühnengeschichte des Goetheschen Faust« (Frankf. 1881).

Crelinger, Auguste, verwitwete Stich, geborne **Düring**, berühmte Schauspielerin, geb. 7. Okt. 1795 zu Berlin, debütierte 1812 in Ifflands »Hagestolzen« als Margarete und heiratete 1817 den Schauspieler Stich, nach dessen Tod (1824) sie sich mit dem Sohn des Bankiers C. in Berlin verband. Ihre Lieblingsrollen in ihrer besten Zeit waren hochtragischer Natur, wie Sappho, Phädra, Gräfin Orsina, Gräfin Terzky, Maria Stuart, Adelheid in »Götz von Berlichingen«, Lady Macbeth und vor allen Iphigenia; doch war sie auch im Schau- und Lustspiel ausgezeichnet. Eine schöne Gestalt, ein klangvolles Organ, ausdrucksvolle Mimik und echt künstlerisches Studium waren die vornehmsten Eigenschaften dieser geradezu vollendeten Schauspielerin. Nachdem sie 1862 ihr 50jähriges Jubiläum an der Berliner Hofbühne gefeiert, zog sie sich von derselben zurück und starb 11. April 1865. — Ihre Töchter debütierten 1834 auf dem Königsstädtischen Theater in Berlin und gehörten dann gleichzeitig bis 1842 dem Hoftheater an. **Bertha Stich**, geb. 4. Okt. 1818, kam 1842 nach Hamburg, wo sie die Bühne verließ, als sie sich mit Dr. Miehe verheiratete, und starb dort 18. Okt. 1876; die zweite Tochter, **Klara Stich**, geb. 24. Jan. 1820, kehrte nach einjährigem Engagement in Schwerin 1843 an das Berliner Hoftheater zurück, verheiratete sich 1848 mit dem Schauspieler Franz Hoppé (gest. 1849) und 1860 mit dem Hofschauspieler **Liedtke** und starb 10. Okt. 1862. Sie zeichnete sich besonders in naiv-sentimentalen Rollen aus.

Crell, Nikolaus, kursächs. Kanzler, geboren um 1551 zu Leipzig, studierte, auf der Fürstenschule zu Grimma vorgebildet, seit 1571 in Leipzig die Rechte und wurde 1580 zu Dresden Hofrat und Sekretär des Kurprinzen Christian, der ihn nach seinem Regierungsantritt 1586 zum Geheimrat und 1589 zum Kanzler erhob. Vom Adel und der Kurfürstin Sophie schon als Emporkömmling gehaßt, zog er sich durch seinen Widerstand gegen die immer gehässiger werdende lutherische Orthodoxie und Besetzung der vornehmsten geistlichen Ämter mit Kryptocalvinisten, durch Einführung eines neuen Katechismus, durch Veranstaltung einer Bibelausgabe mit Glossen, der sogen. Crellschen, ꝛc. auch den Haß des fanatisierten Volkes zu. Als daher 1591 nach Christians Tod Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, ein eifriger Lutheraner, die vormundschaftliche Regierung übernahm, ward C. durch die feindliche Verbindung der Stände und der durch seine Herrschsucht verletzten kurfürstlichen Räte gestürzt und nach dem Königstein gebracht. C. saß vier Jahre gefangen, ehe man sich über die Formalien des über ihn zu verhängenden peinlichen Prozesses einigen konnte; erst im August 1595 brachte man eine Anklageschrift von 7 Artikeln gegen ihn zu stande, die aber auf 4 zusammenschwanden, als der Herzog Friedrich Wilhelm auch Beweise forderte. Trotz der Aufmerksamkeit seiner Wächter war es dem Gefangenen gelungen, seinen Freunden eine Instruktion zukommen zu lassen, nach welcher seine Gattin beim Reichskammergericht in Speier eine Beschwerde wegen verzögerten Rechtsganges einreichte, worauf diese Behörde wiederholte Mandate zu Crells gunsten erließ. Allein die sächsische Regierung bestritt die Kompetenz des Reichsgerichts, sie erreichte ein kaiserliches Reskript vom 2. Mai 1601, durch welches der Prozeß den kursächsischen Gerichten überwiesen wurde, und trug unter dem Vorwand, nicht Kläger und Richter in einer Person sein zu wollen, das Urteil der böhmischen Appellationskammer zu Prag auf. Auf deren Spruch fällte der Administrator das Todesurteil über C., und 9. Okt. 1601 wurde dieses zu Dresden vollstreckt. Vgl. **Richard**, Der kurfürstlich sächsische Kanzler Nikolaus C. (Dresd. 1859, 2 Bde.); **Brandes**, Der Kanzler C. (Leipz. 1873).

Crelle, August Leopold, Mathematiker und Baumeister, geb. 11. März 1780 zu Eichwerder bei Wriezen, bildete sich fast einzig durch Selbststudium, bekleidete bei dem preußischen Staatsbauwesen zuerst mehrere untergeordnete Stellungen und ward später Geheimer Oberbaurat und Mitglied der Oberbaudirektion. Die meisten von 1816 bis 1820 im preußischen Staat ausgeführten Kunststraßen wurden unter seiner Leitung, die Berlin-Potsdamer Eisenbahn nach seinem Entwurf gebaut. Seit 1824 vom preußischen Unterrichtsministerium ausschließlich mit mathematischen Arbeiten beschäftigt, trat er 1849 aus dem Staatsdienst und starb 6. Okt. 1855 in Berlin. Er schrieb: »Versuch über die Rechnung mit veränderlichen Größen« (Götting. 1811); »Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen« (Berl. 1820—1822, 2 Bde.); »Versuch einer allgemeinen Theorie der analytischen Fakultäten« (das. 1823); »Lehrbuch der Arithmetik und Algebra« (das. 1825); »Handbuch des Feldmessens und Nivellierens« (das. 1826); »Lehrbuch der Elemente der Geometrie« (das. 1826—27, 2 Bde.); »Rechentafeln« (das. 1822) ꝛc. Auch gab er das »Journal für reine und angewandte Mathematik« (Berl. 1826—55, 50 Bde.) und das »Journal der Baukunst« (das. 1828—51, 30 Bde.) heraus.

Crema, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Cremona, am Serio und an der Eisenbahn von Treviglio nach Cremona, in trefflich kultivierter Gegend, hat eine Kathedrale (1341 vollendet), Reste eines alten Kastells, ein Gymnasium, eine technische Schule, ein Seminar, 2 Theater und (1881) 8251 Einw., welche Flachs-, Reis- und Seidenkultur, Flachsspinnerei und Glockengießerei sowie lebhaften Marktverkehr betreiben. 1 km außerhalb der Stadt liegt die schöne Rundkirche Santa Maria della Croce (1500 vollendet). C. ist Bischofsitz. — C. soll um 570 von Flüchtlingen gegründet sein, die der Grausamkeit des Langobardenkönigs Alboin auswichen. Friedrich I. zerstörte 1160 nach siebenmonatlicher Belagerung die Stadt als

hartnäckige Gegnerin der Ghibellinen, doch ward sie schon 1185 wieder aufgebaut. Eine Zeitlang Freistaat, kam C. 1191 an die Signorie der Benzoni und nach dem Erlöschen der Visconti 1454 an Venedig.

Crémaillère (franz., spr. kremajähr), jede gezahnte Stange bei Maschinen, die in ein Getriebe oder in ein Kammrad eingreift; in der Befestigungskunst Name der sägeförmigen Einschnitte in eine Brustwehr, die durch ihre gezackte Gestalt ein seitwärtig bestreichendes Feuer unwirksamer machen sollen.

Crembălum (lat.), s. Maultrommel.

Crême (franz., spr. krähm), Milchrahm, Sahne; Speise aus Milch, Eiern ꝛc. von der Konsistenz des dicken Milchrahms, nach den sonstigen Bestandteilen (Wein, Schokolade, Vanille ꝛc.) unterschieden; auch bezeichnet man mit Crêmes Pomaden sowie verschiedene salben- und rahmartige, auch fettfreie Kompositionen, z. B. aus feinstem Zuckerpulver mit Fruchtsäften ꝛc., und ölartig dicke Liköre. Im übertragenen Sinn heißt C. das Feinste, Beste von etwas, z. B. Wein von der ersten Auslese, insbesondere auch die feinste, vornehmste Gesellschaft.

Cremer, Jacobus Jan, 1) holländ. Novellist, geb. 1. Sept. 1827 zu Arnheim, widmete sich anfangs mit Erfolg der Malerkunst, vertauschte aber bald den Pinsel mit der Feder. Seinem Erstlingswerk, den »Betuwsche novellen« (zuerst 1856), Dorfgeschichten aus der Heimat (Landschaft Betuwe), folgten andre Erzählungen der Art nach; die meisten empfehlen sich durch feine Beobachtung, kernige Sprache und herzlichen Humor und sind ohne Zweifel den schönsten Erzeugnissen der holländischen Litteratur beizuzählen. Außerdem veröffentlichte er einige größere Romane: »Anna Rooze« (1867), »Dokter Helmond en zijn vrouw« (1870), »Hanna de freule« (1873) u. a., die auch Erfolg hatten, obwohl seine Eigenart mehr in seinen Dorfnovellen liegt. Weniger glückte es ihm mit seinen Schauspielen, unter denen zwei, »Boer en edelman« und »Emma Bertholt«, besondere Hervorhebung verdienen. Ein Band »Gedichte« erschien 1873. C. starb 5. Juni 1880 im Haag. Mehrere seiner Werke hat A. Glaser ins Deutsche übersetzt, so: »Niederländische Novellen« (Braunschw. 1867); »Doktor Helmond« (das. 1874); »Die Arbeiterprinzessin« (das. 1875). Eine Sammlung seiner »Romantische werken« erschien in 14 Bänden (Leiden 1877—81).

2) Christoph Joseph, deutscher Publizist und Politiker, geb. 15. Juli 1840 zu Bonn, besuchte das Gymnasium daselbst und zu Münstereifel, studierte 1861—64 an der Bonner Universität Philosophie und Geschichte, ging 1864 zur journalistischen Laufbahn über, indem er die »Kölnische Handelszeitung« redigierte, und übernahm, nachdem er 1866—68 in Bonn wieder Medizin studiert und sich dann längere Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, 1870 die Redaktion des »Westfälischen Merkur« in Münster. 1871—75 war er Mitredakteur der »Germania« in Berlin und unternahm 1874 eine Reise nach Spanien, um sich von den Zuständen im karlistischen Lager zu unterrichten und die Umstände der Erschießung des Hauptmanns Schmidt festzustellen, die er nachher in der »Germania« verteidigte. 1875 wurde er in Köln zum Abgeordneten gewählt und schloß sich der Partei des Zentrums an. 1881 trat er für eine Einigung dieser Partei mit den Konservativen ein und ging bald ganz zu diesen über. Als deren Kandidat wurde er 1882 wieder in den Landtag gewählt. Er schrieb: »Aus dem Karlistenlager« (Berl. 1875); »Die politische und soziale Bedeutung der vatikanischen Definition vom unfehlbaren Lehramt des römischen Papstes« (Kref. 1876) und »Europa, Rußland und die orientalische Frage« (Berl. 1876).

Crémer (spr. kremähr), Camille, franz. General, geb. 6. Aug. 1840 zu Saargemünd, trat 1857 in die Militärschule von St.-Cyr ein, machte den Feldzug in Mexiko als Leutnant eines Zuavenregiments mit, wurde 1866 Kapitän im Generalstab und stand im Krieg von 1870 als Adjutant des Generals Clinchant im 3. Armeekorps der Rheinarmee, mit der er bei Metz kämpfte und bei der Kapitulation Ende Oktober kriegsgefangen wurde. Auf Ehrenwort, nicht gegen Deutschland weiterdienen zu wollen, entlassen, begab er sich zur Delegation nach Tours und erhielt mit dem Grad eines Divisionsgenerals das Kommando über ein im Osten von Frankreich aus Mobilgarden neugebildetes Korps von 10,000 Mann. Er entwickelte eine rührige Thätigkeit und bewies bei Nuits 18. Dez. Tapferkeit und Feldherrngeschick. Rücksichtslos und fanatisch in seinem Patriotismus, ließ er einen unschuldigen Krämer aus Dijon als preußischen Spion erschießen. Darauf schloß er sich an die Armee Bourbakis an und versuchte in der Schlacht bei Belfort 15. Jan. 1871 vergeblich die rechte Flanke der Deutschen zu umgehen. Bei dem Übertritt der Ostarmee in die Schweiz ließ C. seine Infanterie und seine Kanonen, die vernagelt wurden, im Stiche und entkam mit seiner Reiterei. Die Pariser Kommune trug ihm das Oberkommando über die Pariser Streitkräfte an, aber er schlug es aus und verließ Paris. Die Kommission, welche die Rechtmäßigkeit der seit 4. Sept. 1870 ausgeteilten Offizierstitel zu untersuchen hatte, erkannte ihn nur als Bataillonschef an. Infolgedessen nahm er in unbotmäßigen Ausdrücken seine Entlassung und wurde darauf abgesetzt, auch wegen jener Erschießung eines unschuldigen Mannes 1872 kriegsgerichtlich zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Er starb 2. April 1876. Von seinen Schriften sind die über Mexiko (»Quelques hommes et quelques institutions militaires, souvenirs retrospectifs«, 1872) und die über 1870—71 (»La campagne de l'Est et l'armée de Bourbaki«, 1874) zu nennen.

Cremĕra (jetzt Fiume Valca), kleiner rechter Nebenfluß des Tiber, mündet 8 km nördlich von Rom; hier Untergang der 300 Fabier 477 v. Chr.

Crémieu (spr. kremjöh), Stadt im franz. Departement Isère, Arrondissement La Tour du Pin, an der Bahn Lyon-St.-Genix, von wohlerhaltener Mauer umgeben, hat Mineralquellen, Schloßruinen und (1876) 1670 Einw.

Crémieux (spr. kremjöh), Isaac Adolphe, franz. Jurist und Politiker, geb. 30. April 1796 zu Nîmes, jüdischer Abkunft, studierte die Rechte in Aix und ward 1817 Advokat in seiner Vaterstadt. Seit 1830 Advokat am Kassationshof zu Paris, machte er sich durch Führung von Preßprozessen sowie durch Plaidoyers für die Saint-Simonisten, für A. Marrast u. a. populär. 1842 in die Kammer gewählt, hielt er sich zur Linken, bekämpfte aufs heftigste Guizot und betrieb besonders die Abhaltung der Reformbankette. Beim Ausbruch der Februarrevolution bewog er Ludwig Philipp und die königliche Familie, aus Paris zu flüchten, und die Herzogin von Orléans, die Regentschaft abzulehnen, und beseitigte so die Orléans. Er wurde nun Mitglied der provisorischen Regierung und Justizminister, legte jedoch infolge von Differenzen im Prozeß L. Blanc sein Amt 7. Juni nieder. Viel Anteil hatte er an den Arbeiten der Konstituierenden Versammlung. Aus Furcht vor einer Militär-

diktatur unterstützte er die Kandidatur Ludwig Napoleons gegen Cavaignac, trat aber nach der Wahl doch auf die Seite der Opposition. Beim Staatsstreich vom 2. Dez. wurde er verhaftet und saß kurze Zeit in Mazas. Nach seiner Freilassung lebte er ganz seiner advokatorischen Praxis. Erst 1869 trat er wieder in die politische Thätigkeit, indem er in Paris zum Deputierten gewählt wurde, und als solcher trat er auch 4. Sept. 1870 in die Regierung der nationalen Verteidigung ein. Er war zunächst Justizminister, begab sich aber 12. Sept. zur Delegation nach Tours. Nach der Ankunft Gambettas in Tours unterwarf er sich sowie die beiden andern Delegierten, Fourichon und Glais-Bizoin, vollständig dessen Diktatur, unterzeichnete die berüchtigte Proskriptionsliste vom 31. Jan. 1871, wandte sich erst 6. Febr., als die Pariser Regierung energisch auftrat, von jenem ab und reichte 10. Febr. seine Entlassung ein, welche angenommen wurde (vgl. seine Schrift »Gouvernement de la défense nationale, actes de la délegation de Tours et de Bordeaux, ministère de la justice«, Tours 1871, 2 Bde.). Erst 1872 wurde er in Algier, wo er sich um die Juden verdient gemacht hatte, in die Nationalversammlung und 1876 in den Senat gewählt. Er starb 10. Febr. 1880. Ein gewandter Redner, human, freisinnig, mild und versöhnlich, war C. doch kein Staatsmann; dazu fehlten ihm Scharfblick und Selbständigkeit. C. war Mitglied des israelitischen Zentralkonsistoriums in Paris und Begründer der »Alliance Israélite universelle«. Aus seinem Nachlaß erschienen: »Discours et plaidoyers« (1880).

Cremōna, ital. Provinz in der Lombardei, umfaßt die von der Adda, dem Oglio und dem Po umschlossene Ebene, nördlich von den Provinzen Bergamo und Brescia, westlich von Mailand, südlich von Piacenza, Parma und Reggio, östlich von Mantua begrenzt, und hat ein Areal von 1637 qkm (nach Strelbitskys Berechnung 1778 qkm = 32,3 QM.) mit einer Bevölkerung von (1881) 302,138 Seelen. Das Land, außer den genannten Flüssen noch vom Serio und mehreren Kanälen bewässert, hat äußerst fruchtbaren, gut angebauten Boden. Man erntet hauptsächlich Getreide (besonders Weizen), Mais, Reis, ausgezeichneten Flachs, Wein, Seide 2c.; zur Ausfuhr kommen: Getreide, Flachs, Seide und Wein. Sehr stark ist die Rindvieh- und die Schweinezucht, demnächst die Pferdezucht. Schafe, Esel und Maulesel gibt es wenig. Die Industrie ist nur in der Seidenbereitung von einiger Bedeutung. Eingeteilt ist die Provinz in drei Kreise: C., Crema und Casalmaggiore. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt links am Po (die letzte größere Stadt an demselben), über den eine bedeckte Schiffbrücke führt, ist ein Knotenpunkt des lombardischen Eisenbahnnetzes und hat $5^1/_2$ km im Umfang. Die Stadt ist von alten Ringmauern mit vier Thoren umgeben und wird von zwei überdeckten Kanälen, Cremonella und Marchisana, durchschnitten. Die Straßen und Plätze sind unregelmäßig, aber geräumig; fast alle Gebäude bestehen aus Backstein. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich besonders der Dom (1107—90 erbaut, das Chor erst 1479 vollendet) aus, dessen Gewölbe auf 40 Marmorsäulen ruht, und der im Innern mit seinen drei Schiffen eine Länge von 74 m hat. Zahlreiche Gemälde von Meistern der Cremoneser Malerschule wie auch von Pordenone schmücken den Tempel. Frei daneben steht ein gotischer, 121 m hoher Glockenturm, der berühmte Torrazzo, der (1283—88 erbaut) aus einem unten viereckigen, oben achteckigen Turm besteht und einer der höchsten und schönsten von ganz Italien ist (»Unus Petrus est in Roma, una Turris in Cremona, unus Portus in Ancona«). Rechts vom Dom befindet sich das Battisterio (1167 begonnen), ein Achteck von 19 m bildend. Andre namhafte Gebäude sind die Kirchen Sant' Agostino, San Pietro und der gotische Palazzo pubblico (von 1245) mit berühmtem Marmorkamin (von Pedoni, 1502). Die Stadt zählt (1881) 29,041, mit den Vorstädten (Corpi Santi) 31,083 Einw., welche Seiden-, Baumwoll- und Tuchweberei, Fabrikation von Darmsaiten, Musikinstrumenten, Konfitüren (torrone), Senf 2c. betreiben. Besonders berühmt waren ehedem mit Recht die Cremoneser Geigen (von Amati, Guarneri, Stradivarius 2c.). Auch der Handel mit Getreide, Flachs, Käse 2c. ist ansehnlich. C. hat ein Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Gewerbeinstitut, eine technische Schule, eine berühmte Gesangschule, zwei Theater, eine Bibliothek von 35,000 Bänden, eine Handelskammer und ist Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden. — C. ward 219 v. Chr. als römische Kolonie im Insubrergebiet erbaut und mit starken Türmen und Mauern versehen. Durch ihre dem Handel höchst günstige Lage gedieh die Stadt zu großem Reichtum, von welchem prächtige Paläste und ein großes und berühmtes Amphitheater Zeugnis gaben. 70 n. Chr. legten sie Vespasians Soldaten wegen ihrer Anhänglichkeit an Vitellius in Asche und zerstörten sie von Grund aus. Vespasian beförderte zwar den Aufbau wieder, doch ward sie 540 von den Goten abermals verwüstet und erlangte erst im 12. Jahrh. unter Kaiser Friedrich I. wieder Bedeutung. Später stand C. unter venezianischer, am längsten unter mailändischer Botmäßigkeit. Im 16. Jahrh. blühte in C. eine eigne Malerschule, welche sich besonders nach Giulio Romano und Romanino bildete und sehr zahlreiche Werke in den Kirchen der Stadt hinterlassen hat. 1648 ward C. von den Modenesen lange vergebens belagert, dagegen 1733 von den Franzosen genommen, mußte indessen 1736 den Kaiserlichen wieder überlassen werden, die es mit der Lombardei vereinigten.

Cremōna, Luigi, Mathematiker, geb. 7. Dez. 1830 zu Pavia, kämpfte im italienischen Unabhängigkeitskrieg 1848—49, studierte dann Mathematik in Pavia, wurde Lehrer in Cremona, Mailand, dozierte an der Universität zu Bologna und am technischen Institut in Mailand und wurde 1873 als Professor der höhern Mathematik und Direktor des Polytechnikums nach Rom berufen, auch zum Senator ernannt. Er schrieb: »Le figure reciproche nella statica grafica« (3. Aufl., Mail. 1879), »Elementi di geometria projettiva« (Turin 1873), »Elementi di calcolo grafico« (das. 1874; deutsch von Curtze, Leipz. 1875) und gab mit Beltrami »Collectanea mathematica« (Mail. 1881) heraus.

Cremor tartări (lat., »Weinsteinrahm«), s. v. w. gereinigter Weinstein; s. Weinstein.

Cremutius Cordus, röm. Historiker, im 1. Jahrh. n. Chr., bekannt durch die furchtlose Freimütigkeit, mit welcher er das Ende der Republik und die Gründung der Monarchie beschrieb. Da er darin den Brutus gelobt und Cassius den letzten Römer genannt hatte, so wurde er von zwei Klienten Sejans im Senat angeklagt und starb freiwillig den Hungertod (25 n. Chr.). Seine Schriften wurden von Staats wegen verbrannt, doch durch seine Tochter Marcia gerettet. Caligula gestattete wieder, sie zu lesen. Auf unsre Zeit sind sie nicht gelangt. Vgl. Rathlef, De Cremutio Cordo (Dorp. 1861).

Cren, Volksstamm, s. Botokuden.

Créneaux (franz., spr. krenoh), Schießspalten in Mauern und Holzwänden zur Gewehrverteidigung, s. Mauerwerk.

Crenneville (spr. krännwil), Franz Folliot, Graf von, österreich. General, geb. 22. März 1815 zu Ödenburg, aus altadligem normännischen Geschlecht stammend, trat in das Marinekollegium zu Venedig, ward 1831 Leutnant beim Regiment Kaiserjäger, 1837 Hauptmann, 1841 Dienstkämmerer des Kaisers Ferdinand und stieg bis 1848 zum Obersten und Flügeladjutanten. 1849 führte er ein Grenadierbataillon, an dessen Spitze er im Feldzug gegen Piemont 1849 sowie während der Streifzüge in der Romagna gegen Garibaldi focht, dann das Infanterieregiment Graf Kinsky, ward 1850 Generalmajor und Brigadier und befehligte mehrere Jahre die in den italienischen Herzogtümern stationierten österreichischen Truppen. Im J. 1855 ward er nach Paris gesandt und 1857 Feldmarschallleutnant und Divisionär in Siebenbürgen und Kroatien. 1859 zeichnete er sich bei Montebello und Solferino aus. Nach dem Krieg ward er Geheimrat mit dem Vorsitz im Präsidialbüreau des Armeeoberkommandos und im Oktober 1859 erster Generaladjutant des Kaisers, als welcher er auch das Präsidium der Zentralkanzlei und den Vortrag über alle persönlichen Angelegenheiten der Armee hatte. 1867 wurde er zum Oberstkämmerer des Kaisers Franz Joseph ernannt.

Crenothrix *Cohn* (Brunnenfaden), Spaltpilzgattung aus der Familie der Leptotricheen, nach andern Algengattung aus der Ordnung der Cyanophyceen und der Familie der Oscillariaceen, mit farblosen, in eine Gallertscheide eingeschlossenen Gliederfäden, deren Zellen sich isolieren und neue Fäden bilden können. Außerdem entwickelt sie durch Teilung der Fadenzellen sehr winzige Gonidien, die zu neuen Fäden heranwachsen; auch gallertartige Zellkolonien können aus den Gonidien hervorgehen. C. polyspora wurde zuerst 1870 in einem Breslauer Brunnen konstatiert, später zeigte sie sich auch massenhaft in der Berliner Wasserleitung. Sie tritt in Form kleiner, im Wasser schwimmender, durch Eisenoxydhydrat hellbräunlich gefärbter, aus verwirrten Fäden bestehender Flocken auf. Vgl. Zopf, Entwickelungsgeschichte der C. (Berl. 1879).

Crêpe (franz., spr. kräp), s. Krepp.

Crepuscularia (Schwärmer), Familie aus der Ordnung der Schmetterlinge (s. d.).

Crépy (Crespy), 1) (C. en Valois) Stadt im franz. Departement Oise, Arrondissement Senlis, an der Nordbahn, früher Hauptstadt des Herzogtums Valois, mit (1876) 2646 Einw., welche Getreidehandel, Zuckerrübenbau und Kesselschmieden betreiben. Die Reste der alten Befestigung, eines Schlosses, mehrerer Kirchen und Abteien und zahlreiche mittelalterliche Häuser erinnern noch an die frühere Bedeutung der Stadt. — 2) (C. en Laonnais) Dorf im franz. Departement Aisne, Arrondissement Laon, an der Nordbahn, mit (1876) 1505 Einw., geschichtlich denkwürdig durch den hier abgeschlossenen Separatfrieden vom 18. Sept. 1544, welcher den vierten Krieg zwischen Franz I. und Kaiser Karl V. beendigte.

Créqui (spr. krekih), Franz, Herzog von, Marschall von Frankreich, geb. 1624, Sohn des Herzogs Karl von C., der als Marschall von Frankreich unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. gegen Spanien und Österreich mit Ruhm gekämpft hatte, focht seit 1640 in Flandern, zeichnete sich unter Turenne besonders aus, befehligte 1667 ein Korps am Rhein, ward 1669 Marschall und besetzte 1670 Lothringen. 1675 kommandierte er ein Heer am Mittelrhein, erlitt aber von den deutschen Truppen 11. Aug. bei Konzsaarbrück eine Niederlage und geriet in Gefangenschaft. Doch führte er 1676—78 den Krieg wieder siegreich und rückte 1679 bis an die Weser vor, um den Großen Kurfürsten zum Frieden zu zwingen. Nachdem er 1684 Luxemburg und Trier erobert hatte, starb er 4. Febr. 1687 in Paris.

Crescendo (ital., spr. kreschenndo, »wachsend«), musikal. Vortragsbezeichnung, bedeutet s. v. w. an Tonstärke zunehmend, auch anschaulich ausgedrückt durch das Zeichen <. Im Orchester wird das C. auf zweierlei Weise erzielt, erstens durch Hinzutreten von immer mehr Instrumenten und zweitens durch stärker werdendes Spiel der einzelnen Instrumente. Die Singstimme, die Blas- und Streichinstrumente haben das C. völlig in der Gewalt und können den einzelnen Ton anschwellen; dem Klavier fehlt die letztere Fähigkeit, und das C. wird durch stärkern Anschlag hervorgebracht. Auch der Orgel fehlte früher das C. ganz und konnte nur durch Anziehen von immer mehr Registern bewerkstelligt werden, was natürlich eine ruckweise Verstärkung ergibt. Diesem Übelstand hat man in neuerer Zeit auf zweierlei Weise abzuhelfen versucht: man hat eine oder ein paar zarte Stimmen in einem Kasten mit beweglichem Deckel eingeschlossen, der durch einen Pedaltritt regiert wird (Schweller, Dachschweller, Jalousieschweller); sodann bewirkt eine sinnreiche mechanische Vorrichtung, welche durch einen Pedaltritt in Funktion gesetzt wird, in einer bestimmten Reihenfolge den allmählichen Eintritt der Stimmen. Ein wirkliches C., wie es das Orchester hervorbringen kann, ist aber der Orgel noch heute unmöglich und ist vielleicht auch für dieselbe nicht wünschenswert, da es dem Orgelton seine majestätische Leidenschaftslosigkeit nehmen und eine sentimentale oder pathetische Spielweise veranlassen würde.

Crescentia *L.* (Kürbisbaum, Kalebassenbaum), Gattung aus der Familie der Gesneraceen, Bäumchen im tropischen Amerika und in Westindien, mit abwechselnden, einzeln oder in Büscheln stehenden, einfachen oder dreizähligen Blättern, einzeln oder in Trauben stehenden Blüten und großen, flaschenförmigen Früchten. C. Cujete *L.* ist ein 6—9 m hoher, allgemein kultivierter Baum Westindiens und Südamerikas, mit gebüschelten, lanzettförmigen Blättern, grünlichen, rot und gelb gescheckten Blüten und großen, ovalen oder rundlichen, zuweilen 30 cm im Durchmesser haltenden Früchten mit einer grünen, holzigen Rinde und einem schwammig-saftigen, säuerlich-süßen Mark, in dem die Samen sitzen. Dieses Mark wird in Amerika arzneilich benutzt. Aus der Fruchtschale verfertigt man Töpfe, Schalen, Löffel etc. Das Holz dient in der Möbeltischlerei. Von einer mexikanischen Art stammt das Anacahuitholz.

Crescentiis, Petrus de, s. Crescenzi 1).

Crescentini (spr. kresch-), Girolamo, Sänger (Kastrat), geb. 1769 zu Urbania bei Urbino, bildete sich in der Musik bei seinem Vater, sodann im Gesang bei Gibelli, trat zuerst zu Rom in Frauenrollen auf, ward 1785 als erster Sopran in Livorno angestellt, sang dann in Padua, während des Karnevals 1785 zu Venedig, im Sommer darauf in Turin und erntete überall ungemeinen Beifall. Nach 16monatlichem Aufenthalt in London gastierte er von 1787 an auf verschiedenen Bühnen Italiens, verweilte dann vier Jahre in Lissabon und kam um 1805 nach Wien, wo er als Gesanglehrer der kaiserlichen Familie angestellt wurde. Hier hörte ihn Napoleon I. und zog ihn unter glänzenden Bedingungen nach Paris, dessen Klima

jedoch so ungünstig auf seine Stimme wirkte, daß er 1812 seine Entlassung nehmen mußte. Von 1813 bis 1825 lebte er zurückgezogen in Bologna, ward dann von Franz I. zum Gesangsdirektor am Musikkollegium zu Neapel ernannt und starb hier 24. April 1846. Die Schönheit und Biegsamkeit seiner Mezzosopranstimme sowie der Ausdruck in seinem Vortrag sollen unvergleichlich gewesen sein. Die Zeitgenossen berichten mit Entzücken von der Wirkung, die er unter anderm in Zingarellis Oper »Romeo und Julia« hervorbrachte, namentlich mit der Arie »Ombra adorata, aspetta«, durch die er bei einer Aufführung dieser Oper in den Tuilerien 1806 Napoleon und seinen ganzen Hof zu Thränen rührte. Auch als Komponist hat sich C. ausgezeichnet, sowohl durch seine zahlreichen Arien mit Klavierbegleitung als auch durch seine »Raccolta di esercizj per il canto« (Par. 1811 u. öfter), ein vielgebrauchtes Solfeggienwerk.

Crescentino (spr. kresch-), Stadt in der ital. Provinz Novara, Kreis Vercelli, am Po, früher befestigt und im 16. und 17. Jahrh von den Franzosen und Spaniern oft belagert und wiederholt genommen, hat (1881) 2415 Einw.

Crescentius, Johannes (auch Romentanus genannt), röm. Patrizier aus der reichbegüterten Familie der Crescentier, vermutlich Sohn eines ältern C., Sohns der Theodora, hatte während der Regierung des Papstes Johann XV. 985—995 die ganze Gewalt in Rom in seiner Hand und wurde von der Kaiserin Theophano 989 als Patricius anerkannt. Als Otto III. 996 nach Rom kam, huldigte ihm zwar C., erklärte sich aber nach Abzug des Kaisers wieder zum Patricius und Konsul, vertrieb 997 den von Otto eingesetzten Papst Gregor V. und ließ einen neuen Papst, Johann XVI., wählen, wurde aber von Otto in der Engelsburg eingeschlossen. Dieselbe wurde nach hartnäckiger Verteidigung erobert, C. gefangen und 26. April 998 getötet. Seine Leiche ward an den Galgen geknüpft. Sein Sohn Johannes C. herrschte 1012 vorübergehend wieder über Rom und das Papsttum.

Crescenzi, 1) Peter (Petrus de Crescentiis), Begründer der Agronomie in Europa, geb. 1230 zu Bologna, war Advokat und Beisitzer des Podestà in seiner Vaterstadt. Durch Unruhen genötigt, sie zu verlassen, durchreiste er Italien, kehrte nach 30 Jahren nach Bologna zurück und ward hier zum Senator erwählt. Er starb 1310. Seine vielfachen Erfahrungen über den Landbau legte er in seiner Schrift »Opus ruralium commodorum libri XII« nieder, die eins der ersten gedruckten Werke ist (Augsb. 1458; ital., Flor. 1478, von Sansovino, das. 1605, Bologna 1784; deutsch, Straßb. 1494, neue Aufl. 1602; die schönste der ältesten Ausgaben ist die von Lorrain 1474; die letzte ist die von Geßner in den »Scriptores rei rusticae«, Leipz. 1735, 2 Bde.). C. folgte in der Anlage seines Werks vorzüglich dem Columella; seine Grundsätze sind auf Erfahrungen gestützt und erheben sich weit über ihre Zeit.

2) Giovanni Battista C., Marquis della Torre, Gelehrter, Maler und Beschützer der Künste, dessen Haus zu Rom einer Akademie glich, geboren um 1595 zu Rom, erhielt von Paul V. die Oberaufsicht über die Paulinische Kapelle und andre in Rom auszuführende Kunstwerke, dann 1617 in Spanien von Philipp III. die Ausführung des Pantheons im Eskorial übertragen und ward dafür von Philipp IV. zum Marquis erhoben. C. starb in Madrid 1660 oder 1665.

Crescimbeni (spr. kresch-), Giovanni Maria de, ital. Litterator und Dichter, geb. 9. Okt. 1663 zu Macerata in der Mark Ancona, machte, nachdem er seine erste Erziehung in seiner Vaterstadt erhalten, seine Studien bei den Jesuiten und schrieb in noch sehr jugendlichem Alter die Tragödie »Darius« und eine Übersetzung der zwei ersten Bücher der »Pharsalia« des Lucan in Oktaven, wurde im 15. Jahr Mitglied der Accademia de' Disposti und im 16. Doktor der Rechte. 1680 ging er nach Rom, wo er sich anfangs mit juristischen, später vorzugsweise mit litterarischen Studien beschäftigte und, um den verderbten Geschmack zur Einfachheit und Natur zurückzuführen, die Accademia degli Arcadi gründete, welche 1690 eröffnet und deren Präsident er wurde. Später trat er in den geistlichen Stand, erhielt 1705 ein Kanonikat und wurde 1715 Erzpriester. Kurz vor seinem Tode trat er in den Jesuitenorden; er starb 8. März 1728. Seine Poesien (»Rime«, Rom 1695 u. 1723) sind jetzt vergessen. Von seinen übrigen, sehr zahlreichen Werken ist das wichtigste seine »Istoria della volgar poesia« (Rom 1730—31, 6 Bde.), ein zwar schlecht geordnetes und unkritisches, aber wegen des darin verarbeiteten Materials noch heute nicht entbehrliches Werk.

Crescimir I. und II., Könige der Kroaten im 10. und 11. Jahrh., bemächtigten sich des ganzen dalmatischen Küstenstrichs, beherrschten mit ihrer Flotte das Adriatische Meer, erwarben die Schutzherrschaft über griechische Städte und gewöhnten ihre Unterthanen an Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel.

Crespi, 1) Giovanni Battista, gewöhnlich nach seinem Geburtsort il Cerano genannt, ital. Maler, geb. 1557, studierte in Rom und Venedig neben der Malerei auch Baukunst und Plastik und war in der schönen Litteratur und in ritterlichen Künsten wohlgeübt, weshalb er am mailändischen Hof und an der Akademie eine bedeutende Rolle spielte. Crespis Malerei ist immer frei, geistreich, jedoch bisweilen manieriert. Ein ganz besonderes Talent besaß er in naturgetreuer Darstellung von Tieren, die er häufig in Kabinettsstücken anbrachte. Er starb 1633 in Mailand.

2) Daniele, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 1592 zu Burto-Assizio im Mailändischen, starb 1630 an der Pest. Seine Farbengebung ist der der Carracci ähnlich und das Kolorit, sowohl in Öl als auf Kalk, äußerst kräftig. Ansprechend ist insbesondere der Ausdruck des Seelenvollen in den Gesichtern seiner Heiligen. In der Passionskirche zu Mailand, wo auch seine große Kreuzabnahme ist, hat er viele im besten Tizianischen Geschmack ausgeführte Bildnisse hinterlassen. Seine letzten Gemälde, aus dem Leben des heil. Bruno in der Kartause zu Mailand, sind auch seine besten.

3) Giuseppe Maria, ital. Maler und Radierer, von seinen Mitschülern wegen seines eleganten Auftretens lo Spagnuolo genannt, geb. 1665 zu Bologna, war Schüler Canutis und Cignanis, bildete sich dann durch das Studium der Carracci, der berühmtesten Venezianer, Correggios, Baroccios sowie der Natur, indem er mittels einer Camera obscura nicht nur die Leute auf der Straße beobachtete, sondern namentlich auch die verschiedenen Spiele und Widerscheine des Lichts aufzufassen suchte. Seine Bilder sind voll solcher und andrer Seltsamkeiten. So räumte er in heroischen und heiligen Bildern nicht selten Zerrbildern eine Stelle ein, und auch in Schatten und Gewandung verfiel er oft in das Manierierte. Sonst zeichnen sich seine Gemälde aus durch Leichtigkeit der Komposition, Kraft des Ausdrucks und Lebendigkeit der Bewegung. In der Dresdener Galerie sind von ihm die sieben Sakramente, in der

Münchener Pinakothek eine trauernde Nonne, im Wiener Belvedere der Kentaur Chiron. C. starb 1747 in seiner Vaterstadt Bologna.

Crespo, Antonio Candido Gonçalves, portugies. Dichter, geb. 11. März 1846 zu Rio de Janeiro, kam frühzeitig nach Portugal, wo er in Coimbra die Rechte studierte, wurde dann Advokat und als solcher 1879 zum Deputierten in die Cortes gewählt und übernahm gleichzeitig die Redaktion des »Diario das Camaras«. Als Dichter war er 1870 mit einer ersten Sammlung von Gedichten: »Miniaturas«, aufgetreten, die ihn vermöge der frischen Lebensauffassung und des glücklichen Humors, die aus ihnen sprachen, sofort zum Liebling der Nation machten. Noch glänzendere Aufnahme fanden seine »Nocturnos« (1882) und die »Contos para os nossos filhos« (1882), eine Sammlung von Erzählungen, die er mit seiner Gattin Maria Amalia Vaz de Carvalho herausgab. C. starb bereits 11. Juni 1883.

Crespy (spr. kräpi), Stadt, s. Crépy.

Cresson Springs, Badeort im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, westlich von Altoona, 980 m ü. M.

Crest (spr. krest), Stadt im franz. Departement Drôme, Arrondissement Die, an der Drôme und einem Zweig der Eisenbahn Lyon-Marseille, mit Seidenspinnerei, Tuch- und Papierfabrikation, Schneidemühlen, Wein- und Trüffelhandel und (1876) 4848 Einw. Dabei auf einem Felsen ein gewaltiger Turm (Überrest eines 1627 zerstörten Schlosses), der lange Zeit als Staatsgefängnis diente.

Crestola, Ort bei Carrara, in welchem der beste weiße karrarische Marmor gebrochen wird.

Creston, Hauptstadt der Grafschaft Union im nordamerikan. Staat Jowa, auf der Wasserscheide zwischen Missouri und Mississippi, mit Eisenbahnwerkstätte und (1880) 5081 Einw.

Creta (lat.), Kreide; C. polycolor, s. Bleistift.

Crêt de la Neige (spr. kräh d'la nähsch), höchster Gipfel in der innersten Kette des französisch-schweizerischen Jura, auf französischem Gebiet, zwischen Rhône und Valserine, südwestlich von Gex, 1723 m ü. M., mit schöner Aussicht auf den Genfer See und die Alpenkette. Im SW. davon der Reculet, 1720 m hoch.

Crête (franz., spr. kräht), s. Feuerlinie.

Crete (spr. krıht), Hauptstadt der Grafschaft Saline im nordamerikan. Staat Nebraska, südwestlich von Lincoln, mit höherer Schule der Kongregationalisten (Doane College) und (1880) 1870 Einw.

Crétin (spr. -täng), s. Kretin.

Crétineau-Joly (spr. -noh-schollı), Jacques, franz. Historiker und Publizist, geb. 23. Sept. 1803 zu Fontenay in der Vendée, machte seine Studien zu Paris am Seminar St.-Sulpice, erhielt mit 20 Jahren eine Professur der Philosophie in seiner Vaterstadt und begleitete darauf den französischen Botschafter Herzog von Laval nach Rom, wo er bis 1828 blieb. Er trat zuerst mit mehreren Gedichtsammlungen hervor und redigierte verschiedene legitimistische Blätter, bis er 1837 Redakteur der »Europe monarchique« wurde. Schriftstellerischen Ruf erwarb er sich durch eine Reihe von historischen Werken, unter denen die im Auftrag des Ordens und daher im apologetischen Sinn geschriebene »Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus« (Par. 1844—46, 6 Bde.; 3. Aufl. 1851), nach authentischen und unveröffentlichten Quellen abgefaßt, am berühmtesten ist. Von den übrigen, durchweg von absolutistisch-klerikalen Anschauungen beherrschten Schriften sind als die bedeutendsten die über die Kriege in der Vendée hervorzuheben: »Épisodes des guerres de la Vendée« (1834), »Histoire des généraux et chefs vendéens« (1838) und »Histoire de la Vendée militaire« (1840—41, 4 Bde.; 5. vermehrte Aufl. 1865, 5 Bde.); ferner schrieb er: »Histoire des traités de 1815 et de leur exécution« (1842); »Clément XIV et les jésuites« (1847); »Scènes d'Italie et de Vendée« (1853); »L'Église romaine en face de la révolution« (1859, 2 Bde.); »Histoire de Louis-Philippe d'Orléans et de l'Orléanisme« (1863, 2 Bde.); »Le cardinal Consalvi«, Memoiren mit Einleitung und Anmerkungen (1864, 2 Bde.); »Histoire des trois derniers princes de la maison de Condé« (1866, 2 Bde.); »Bonaparte, le concordat de 1801 et le cardinal Consalvi« (1869); »Rome et Vendée« (1876). C. starb 4. Jan. 1874 in Vincennes. Vgl. Maynard, J. C., sa vie politique, religieuse et littéraire (Par. 1875).

Cretio (lat.), im römischen Rechte die ausdrückliche Erklärung des Erben, daß er die ihm zufallende Erbschaft antreten wolle (adire hereditatem), im Gegensatz zu der stillschweigenden Erklärung, die darin bestand, daß der Erbe thatsächlich als solcher handelte und sich als solcher führte (pro herede gestio).

Cretius, Konstantin, Maler, geb. 6. Jan. 1814 zu Brieg i. Schl., begann seine künstlerische Laufbahn bei G. Schadow in Berlin, kam 1833 in das Atelier von Wach und machte sich von hier aus bekannt durch die Bilder: der Ritter und sein Liebchen und Richard Löwenherz. 1838 trat er eine Studienreise nach Paris und Rom an, um 1842 nach Berlin zurückzukehren. Von seinen Bildern sind hervorzuheben: ein Ave Maria, Weinfest auf Ischia, italienische Bettler, ein öffentlicher Schreiber, ein Winkeladvokat und ein Doktor in Rom, ein Altarbild für Freistadt i. Schl., Auferstehung Christi, Schachpartie zwischen Ludwig XIV. und Maria Mancini, Kurprinz Friedrich Wilhelm im Haag, der Einzug der Salzburger Auswanderer in Berlin, gefangene Kavaliere vor Cromwell (Berliner Nationalgalerie) u. a. 1846 wurde C. von König Friedrich Wilhelm IV. nach Konstantinopel gesandt, um mehrere Bildnisse des Sultans Abd ul Medschid zu malen. Seine Werke zeichnen sich aus durch gediegene Zeichnung und solide, wenngleich anspruchslose Malerei, überdies durch Feinsinnigkeit des Ausdrucks und der gesamten Auffassung.

Cretonne (franz.), leinwandartiger Stoff in der Normandie; auch kräftiger Baumwollenstoff, mit großen Mustern bedruckt, zu Vorhängen, Möbelbezügen 2c.

Cretonsbrot (spr. krötóng-), gepreßte Überreste des ausgelassenen Unschlitts, die zu Futter für Schweine, Jagdhunde und Vögel verkauft werden. In Frankreich beschäftigen sich mit dem Sammeln derselben die sogen. Cretonniers.

Creus (spr. kré-us), Cabo de, das östlichste Vorgebirge von Spanien, ein Vorsprung der Pyrenäen in der Provinz Gerona, westlich den Löwenbusen abschließend.

Creuse (spr. kröhs', lat. Croso), Fluß im Innern Frankreichs, entspringt in dem nach ihm benannten Departement bei Féniers, am Nordfuß des Mont Odouze, durchfließt im Oberlauf ein tief in das Schiefer- und Granitplateau eingeschnittenes Thal (daher sein Name), tritt ins Departement Indre, nimmt links die Gartempe auf und mündet nach einem im allgemeinen gegen NW. gerichteten Laufe von 235 km, wovon aber nur die letzten 8 km schiffbar sind, bei Port des Piles an der Grenze der Departements Vienne und Indre-et-Loire in die Vienne. Das Becken der obern C. ist reich an Steinkohlenlagern.

Das hiernach benannte **Departement**, aus der ehemaligen Obermarche und kleinern Teilen von Limousin, Poitou, Bourbonnais und Berry gebildet, grenzt nördlich an die Departements Indre und Cher, östlich an Allier und Puy de Dôme, südlich an Corrèze, westlich an Obervienne und umfaßt 5568 qkm (101 QM.). Das Land gehört der nördlichen Abdachung des zentralen Hochfrankreich an und trägt überwiegend den Charakter eines rauhen Hochlandes (Bergland der Marche mit Erhebungen von 650—950 m) mit tief eingeschnittenen Flußthälern. Es wird von einer Menge kleiner Flüsse bewässert, die fast ausschließlich dem Flußgebiet der Loire angehören, und als deren bedeutendste die Creuse mit der Petite Creuse, der Cher mit dem Tardes und der Taurion zu nennen sind. Infolge dieses Wasserreichtums und der Bodenerhebung ist das Klima feucht, kühl und sehr veränderlich; Regen fällt im Überfluß, und Stürme sind häufig. Die Zahl der Bewohner betrug 1881: 278,782. Der Boden der südlichen Berggelände ist steinig und wenig fruchtbar, mit weiten Heidestrecken und Hutungen, etwas besser in den nordöstlichen Niederungen, wo auch zahlreiche Kastanien wachsen, deren Frucht ein wichtiges Nahrungsmittel darbietet. Wein wächst hier nicht mehr, die Produktion an Getreide, hauptsächlich Roggen und Buchweizen, ist gering und kann auch durch den Ertrag von Kartoffeln und Kastanien nicht vollständig ergänzt werden. Die Waldungen sind sehr gelichtet. Im ganzen kommen 258,623 Hektar auf Ackerland und 35,632 Hektar auf Wald und Busch. Die zahlreichen Wiesen (133,023 Hektar) nebst den Heide- und Weideflächen (97,522 Hektar) begünstigen die Viehzucht. Das Departement zählt 540,000 Schafe, liefert gutes Zug- und Schlachtvieh und ausgezeichnete Kavalleriepferde. Mineralische Produkte sind vor allen Steinkohlen (der Bergbau in Ahun ergibt jährlich ca. 250,000 Ton.). In Evaux sind besuchte Mineralquellen. Die beschränkte Industrie liefert Papier, Porzellan, Glas und die vorzüglichen Teppiche von Aubusson und Felletin. Die Ausfuhr des Departements besteht hauptsächlich in Vieh, Butter, Wolle, Leder, Kohle und den geringen Industrieprodukten. Von den Bewohnern des Landes wandern jährlich 30—35,000 in andre Teile Frankreichs, um dort für mehrere Monate Arbeit, meist beim Baugewerbe, zu suchen. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements: Guéret, Aubusson, Bourganeuf und Boussac. Hauptstadt ist Guéret.

Creusot, Le (Creuzot, spr. lö kröſoh), Stadt im franz. Departement Saône-et-Loire, Arrondissement Autun, an der Eisenbahn Nevers-Chagny, mit einem der größten metallurgischen Etablissements Europas und (1881) 16,006, einschließlich der zerstreut wohnenden Gemeindebevölkerung 28,125 Einw. Gegründet 1837 durch die Gesellschaft Schneider u. Komp., nimmt das Werk, welches eine Stadt für sich bildet, 312 Hektar Flächenraum ein und beschäftigt 15,500 Arbeiter. Die Zahl der arbeitenden Dampfmaschinen beträgt 308 mit 19,000 Pferdekräften. Die im Betrieb befindlichen zehn Schächte fördern alljährlich 1,167,000 Ton. Kohlen zu Tage, welche das Etablissement größtenteils allein verbraucht. Zehn Hochöfen sind im Gang, wovon acht das Rohmaterial verarbeiten und jährlich 180,000 T. Roheisen produzieren. Die Menge des erzeugten Eisens beträgt 65,000, die des Stahls 100,000 T. Der wichtigste Teil ist der Maschinenbau. Es gehen jährlich aus den Werkstätten etwa 100 Lokomotiven im Wert von 7 Mill. Frank, dazu andre Maschinen und Brücken im Wert von 8½ Mill. Fr. hervor. Tausende von Kindern der Arbeiterfamilien erhalten vom 6. bis 15. Jahr Unterricht in großen Industrieschulen. Eine 10 km lange Eisenbahn verbindet das Werk mit dem Canal du Centre. — C. besaß, begünstigt durch die Steinkohlengruben und Eisenminen der Umgebung, schon 1777 Hüttenwerke, Gießereien, Ankerschmieden und während der Revolutionskriege eine bedeutende Kanonen- und Kugelgießerei. Auch bestand hier eine große Kristallfabrik, lange die einzige ihrer Art in Frankreich, welche später mit dem Etablissement zu Baccarat im Departement Meurthe vereinigt wurde. C. hatte 1846 erst 4012 Einw. Vgl. Badot, Le C., son histoire, son industrie (Le Creusot 1875).

Creutz., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Christian Creutzer, Entomolog in Österreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Creutz, Gustav Philipp, Graf von, schwed. Dichter, geb. 1731 aus einer der ersten Familien Schwedens in Finnland, gehörte zu der vertrautern Umgebung der nachherigen Königin Luise Ulrike, in welcher vaterländische Sprache und Dichtkunst gepflegt und geübt wurden. 1763 ging er als schwedischer Gesandter nach Madrid, wo er seine Beobachtungen über dieses Land in seinen Briefen an Marmontel niederlegte, der sie so interessant fand, daß er sie in der französischen Akademie vorlas. Einige Jahre darauf kam C. nach Paris, wo er 3. April 1783 einen Bundes- und Handelsvertrag zwischen Schweden und den Vereinigten Staaten abschloß. 1783 als Reichsrat und Kanzleipräsident zurückberufen, starb er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Kanzler der Universität Upsala 30. Okt. 1785 in Stockholm. Sein Hauptwerk ist das Epos »Atis och Camilla« (Stockh. 1761), ein der Anlage nach einfaches, aber in seiner Art vollendetes Hirtengedicht in fünf Gesängen, in dem sich eine glänzende Phantasie, ein inniges und reines Gefühl in klangvollen Alexandrinern aussprechen. Seine Gedichte erschienen mit denen seines Freundes Gyllenborg unter dem Titel: »Vitterhets arbeten« (Stockh. 1795, 2. Aufl. 1812), auch getrennt von jenen (Helsingfors 1862). Durch sie trug C. zur Befreiung der schwedischen Poesie aus den Fesseln der französischen Formen bei.

Creux de Champ (spr. kröh d'schang), das hohe, einsame Quellthal der waadtländischen Grande Eau, im Hintergrund des Val d'Ormonts, ist von den wilden Felswänden der Diablerets eingefaßt und Gletscherstürzen ausgesetzt, hat aber schöne Wasserfälle.

Creux du Vent (spr. kröh dü wäng), ein jurassischer Berg des schweizer. Kantons Neuenburg, 6 km westlich vom Neuchâteler See, 1465 m hoch. Unterhalb des Gipfels befindet sich ein kraterartiger, ca. 150 m tiefer Felskessel von fast 5 km Umfang, der sich zeitweise mit weißen, unruhigen Dunstmassen füllt und dadurch zum Wetterpropheten wird.

Creuz, Friedrich Karl Kasimir, Freiherr von, Dichter, geb. 24. Nov. 1724 zu Homburg vor der Höhe, ward 1746 Hofrat mit Sitz und Stimme in der Regierung von Homburg und bald darauf Staatsrat, führte die Rechtsstreitigkeiten des Fürstenhauses mit großem Eifer und Erfolg und starb, vom Kaiser 1756 zum Reichshofrat ernannt, 6. Sept. 1770. Sein philosophisches Gedicht »Die Gräber« (Frankf. 1760) erwarb ihm seiner Zeit einen ehrenvollen Dichternamen. Seine zahlreichen Oden und Lieder, in denen der Einfluß Hallers nicht zu verkennen ist, erschienen zuerst Frankfurt 1750 u. öfter, dann in »Oden und andre Gedichte« (das. 1769, 2 Bde.). Sein Trauer-

spiel »Der sterbende Seneca« (Frankf. 1754) ist im Gottschedischen Geschmack geschrieben. In dem »Versuch über die Seele« (Frankf. 1753) spricht er der menschlichen Seele die Einfachheit ab, erkennt ihr aber dessenungeachtet die Unteilbarkeit zu.

Creuzer, Friedrich, geistreicher Philolog und Altertumsforscher, geb. 10. März 1771 zu Marburg, studierte 1789—91 hier und in Jena Theologie, beteiligte sich dann an einer Privatlehranstalt, entschied sich während eines halbjährigen Aufenthalts in Leipzig 1798 für die Altertumswissenschaft, habilitierte sich 1799 als Privatdozent in Marburg, wurde 1800 außerordentlicher, 1802 ordentlicher Professor daselbst, erhielt 1804 die Professur der Philologie und alten Geschichte in Heidelberg, gründete 1807 daselbst ein philologisches Seminar sowie 1808 die »Heidelberger Jahrbücher«, nahm zwar 1809 einen Ruf nach Leiden an, trat aber, da ihm das dortige Klima nicht zusagte, sofort in sein früheres Amt zurück, ward 1845 pensioniert und starb 16. Febr. 1858. Den Schriften: »Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung« (Leipz. 1803; 2. Aufl., Darmst. 1845) und »Dionysus« (Heidelb. 1808, 2 Bde.) folgte sein erstes Hauptwerk: »Symbolik und Mythologie der alten Völker« (Leipz. u. Darmst. 1810 bis 1812, 4 Bde.; 3. Aufl. 1836—43). Den darin ausgesprochenen synkretistischen Ansichten trat zuerst G. Hermann in den »Briefen über Homer und Hesiod« (Heidelb. 1818), dann in einem Brief an C.: »Über das Wesen und die Behandlung der Mythologie« (Leipz. 1819), heftiger J. H. Voß in der »Antisymbolik« (Stuttg. 1824—26), zuletzt auch Lobeck im »Aglaophamus« sowie Pott in seinen »Etymologischen Forschungen« (1833) entgegen. Creuzers zweites Hauptwerk ist die mit Moser veranstaltete Ausgabe von Plotinus' »Opera omnia« (Oxf. 1835, 3 Bde.). Mit demselben gab er auch mehrere Schriften Ciceros heraus. Außerdem sind zu nennen: »Epochen der griechischen Litteraturgeschichte« (Marb. 1802); »Commentationes Herodoteae« (Leipz. 1818); »Abriß der römischen Antiquitäten« (hrsg. von Bähr, Darmst. 1824; 2. Aufl. 1829). Später verfaßte er eine Reihe archäologischer Arbeiten. Die Sammlung seiner »Deutschen Schriften« (Leipz. u. Darmst. 1837 bis 1854, 5 Abtlgn.) enthält auch Creuzers Selbstbiographie unter dem Titel: »Aus dem Leben eines alten Professors« (Darmst. 1848; wieder abgedruckt in »Deutsche Lehr- und Wanderjahre«, Bd. 2, Berl. 1873) und »Paralipomena der Lebensskizzen eines alten Professors« (Frankf. 1858). Eine Auswahl seiner kleinern Schriften in lateinischer Sprache erschien unter dem Titel: »Opuscula selecta« (Leipz. 1854). Vgl. B. Stark, Fr. C., sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung (Heidelb. 1875).

Creuziger, Kaspar, s. Cruciger.

Crevaux (spr. -woh), Jules, Reisender, geb. 1. April 1847 zu Lorquin in Lothringen, studierte Medizin, trat 1868 in die französische Marine, kam infolgedessen zweimal nach Guayana und faßte hierbei den Entschluß, das Innere des Landes zu erforschen. Nach Frankreich zurückgekehrt, machte er unter Gambetta als Freiwilliger den Krieg mit, optierte nach dem Friedensschluß für Frankreich und trat im Juli 1877 seine erste Expedition zur Erforschung von Guayana an. Von Cayenne ausgehend, durchstreifte er vollkommen unbekanntes Gebiet; er überstieg die Tumuc-Humacberge, die Wasserscheide zwischen dem Maroni und Jari, einem Zufluß des Amazonenstroms, und konstatierte hierbei die Möglichkeit, die Wasserfälle des Jari passieren zu können. Auf einer zweiten Reise von 1878 bis 1879 ging C. von Cayenne über den Oyapok, Paru, Iça und den Amazonenstrom bis zu den Anden und kehrte über den Japura nach Cayenne zurück. Der Paru wurde dabei zum erstenmal von C. erforscht, ebenso der Japura, der vorher noch zu zwei Dritteln seines Laufs unbekannt war. Er fand, daß die Bewohner am obern Japura, nahe am Pazifischen Ozean, dieselbe Sprache reden wie die Bewohner Guayanas; zugleich konstatierte er, daß sie Anthropophagen sind. Eine dritte Reise, welche die Erforschung linker Nebenflüsse des Orinoko zum Zweck hatte, unternahm C. 1880 in Begleitung des Marineapothekers Lejaune; er befuhr den Magdalenenstrom bis in die Nähe von Bogotá, kreuzte die Kordillere und folgte dann dem Guaviare zum Orinoko. Kaum nach Frankreich zurückgekehrt, begab er sich im November 1881 von neuem nach Südamerika in der Absicht, das Stromgebiet des Paraguay und des Amazonenstroms zu erforschen; auf dieser Expedition wurde er 27. April 1882 bei Ipantipucu am Pilcomayo von Tobaindianern überfallen und mit seiner ganzen Begleitung ermordet. Veröffentlicht hat C.: »Hématurie chyleuse ou graisseuse des pays chauds« (Par. 1872); »Faux blocs erratiques de la Plata ou prétendue période glaciaire d'Agassiz dans l'Amérique du Sud« (das. 1876); »Voyage en Guyane« (das. 1877) und »De Cayenne aux Andes« (das. 1880). Eine Sammlung seiner Reiseberichte im »Tour du Monde« erschien unter dem Titel: »Voyages dans l'Amérique du Sud« (Par. 1882). Nach seinem Tod wurde herausgegeben: »Fleuves de l'Amérique du Sud 1877—79« (1883, 39 Karten, mit Biographie C.' von Revoil).

Crève-cœur (spr. krähw-köhr), Herzeleid, schwerer Verdruß; auch Name eines Huhns (s. Huhn).

Crèvecoeur (spr. krähw'kör), eingegangenes Fort in der niederländ. Provinz Nordbrabant, an der Dieze und Maas, ist geschichtlich merkwürdig. Es ward 1587 von den Holländern an der Stelle erbaut, wo sonst das »Schloß der Engel« stand, 1599 von den Spaniern genommen, 1600 vom Prinzen Moritz von Oranien wiedererobert, ging 1672 an die Franzosen unter Turenne verloren und wurde von denselben verbrannt. Am 2. Okt. 1794 eroberten es die Franzosen abermals nach kurzer Beschießung.

Crevette (franz.), s. Garneele.

Crevillente (spr. krewiljennte), Stadt in der span. Provinz Alicante, an der Eisenbahn von Alicante nach Murcia gelegen, mit (1878) 8683 Einw., welche hauptsächlich Espartobau und -Flechterei betreiben.

Crewe (spr. kruh), Stadt in Cheshire (England), 32 km von Chester, mit (1881) 24,372 Einw. und den großartigen Werkstätten der London- und Nordwestbahn, in denen 10,000 Arbeiter mit Herstellung von Stahl und dem Bau von Wagen und Lokomotiven beschäftigt sind.

Crewkerne (spr. kruhkern), Stadt in Somersetshire (England), südwestlich von Yeovil, mit Lateinschule, Fabriken für Segeltuch u. Gurte und (1881) 8148 Einw.

Crex, Wiesenknarrer.

Cri (franz., »Ruf, Schrei«) bedeutet sowohl den eigentlichen Schlachtruf (z. B. »Hie Welf« &c.) als die Losung und bildlich die Partei selbst sowie deren Erkennungszeichen; daher »C. zeigen«, s. v. w. Farbe, Partei bekennen.

Cribbage (engl., spr. kribbidsch), ein engl. Kartenspiel, gewöhnlich unter zweien und mit fünf Karten, aber auch unter drei und vier Personen mit sechs, auch acht Karten gespielt.

Cricētus, Hamster.

Crichton (spr. kreit'n oder kreit'n), **James**, der »Bewundernswürdige« genannt, engl. Gelehrter, geb. 1560 in Schottland, ward zugleich mit dem Prinzen Jakob von Buchanan erzogen und sprach und schrieb in seinem 20. Jahr 20 Sprachen, spielte mehrere musikalische Instrumente und zeichnete sich daneben in allen ritterlichen Künsten aus. In Paris forderte er zu Disputationen über beliebige Wissenschaften und in beliebigen Sprachen auf und trug in solchen Disputationen in Navarra, Rom, Venedig, Padua den Sieg davon. Zu Mantua tötete er den gefürchtetsten Raufer seiner Zeit im Zweikampf, wofür ihn der Herzog zum Erzieher seines Sohns Vincenzo von Gonzaga ernannte, von dem er jedoch im Juli 1583 meuchlerisch ermordet wurde.

Crichtonit, s. Titaneisenerz.

Cricket, engl. Nationalballspiel, von zwei Parteien zu je 11 Mann, also von 22 Personen, gespielt. Der **Ball** aus Baumwolle, vollkommen rund und etwa 200 g schwer, ist gewöhnlich mit rotem Maroquinleder fest umzogen. Das **Ballholz** (bat) ist ein Schläger zum Schleudern des Balles. In einer Entfernung von 22 Schritt werden auf dem Spielplatz die beiden **Wickets** eingeschlagen, d. h. je drei etwas über 2 Fuß lange Stöcke, welche so dicht bei einander stehen, daß der Ball nicht vollkommen hindurch kann. Auf diesen drei Stäben liegen wieder zwei kurze Stöckchen, sogen. Bails, lose auf und zwar so, daß sie sich beide auf dem mittelsten Wicketstab begegnen, und vor jedem Wicket steht auf einem 3 Fuß 5 Zoll im Quadrat großen Raum, dem sogen. Popping crease, ein Spieler, der Batter, welcher beim Schlagen diesen Raum nicht überschreiten darf. Die eine Partei sucht nun mit ihrem Ball das Wicket zu berühren, damit eins der Bails oder auch beide heruntergeworfen werden; gelingt dies nicht, und schlägt der vor dem Wicket stehende Spieler der Gegenpartei den Ball hinweg, so sucht dieser, ehe der Ball von der ringsumher stehenden feindlichen Partei wieder zurückgeworfen oder ins Spiel gebracht wird, möglichst oft zu dem 22 Schritt davon stehenden andern Wicket und zurückzulaufen; nach der Anzahl dieser Läufe oder Runs wird das Spiel berechnet. Die größte Geschicklichkeit besteht daher auf seiten des Schlägers darin, den nach dem Wicket zu geschleuderten Ball schnell und weit beiseite zu schlagen, um in der Zwischenzeit die größtmögliche Anzahl von Läufen zu erhalten, für den Werfer hingegen in der Kunst, den Ball so geschickt und schnell zu schleudern, daß er womöglich den Schläger umläuft und die Bails niederwirft. Außer diesem Doppelspiel, welches das gewöhnlichere ist, gibt es auch noch das **einfachere Wicketspiel**. Es gibt eine sehr große Anzahl der genauesten Regeln zu diesem Spiel, welches in ganz England mit großer Leidenschaft gespielt wird. Vgl. Pycroft, The Cricketfield (7. Aufl., Lond. 1882); Routledge, Handbook of C. (neue Ausg. 1883).

Cricklade (spr. -lehd), altes Städtchen im nördlichen Wiltshire (England), an der Themse, mit 5563 Einw.

Crida (lat.), s. Krida.

Crieff (spr. krihf), Stadt in Perthshire (Schottland), malerisch am Earn und dem Fuß der Grampians gelegen, hat eine Wasserheilanstalt, Leinen- und Wollwarenfabriken und (1881) 4469 Einw.

Crillon (spr. krijóng), 1) **Louis des Balbes de Berton de**, einer der berühmtesten Helden des 16. Jahrh., »der Mann ohne Furcht«, von Heinrich IV. »der Tapfere der Tapfern« genannt, geb. 1541 zu Murs in der Provence, bildete sich zu Avignon, dann unter dem Herzog Franz Guise von Lothringen für den Kriegsdienst aus, ward 1557 Offizier und zeichnete sich bei der Belagerung von Calais sowie bei der Einnahme von Guines durch seltenen Mut aus. Er unterdrückte die Verschwörung von Amboise 1560, focht gegen die Hugenotten und that sich in den Schlachten von Dreux, St.-Denis, Jarnac und Moncontour hervor. Nach dem Frieden von St.-Germain (1570) focht er als Malteserritter gegen die Türken und eröffnete die Seeschlacht von Lepanto. Die Greuel der Pariser Bluthochzeit mißbilligte er laut, zeichnete sich aber 1573 bei der Belagerung von La Rochelle aus. Heinrich III., den er nach Polen begleitet hatte, ernannte ihn zum Gouverneur von Lyon. Im Kriege gegen die Ligue zwang er 1580 La Fère zur Ergebung, ward Chef eines Garderegiments, Beisitzer im königlichen Rat und Generaloberstleutnant der Infanterie und unterwarf 1586 die Provence. Das Ansinnen Heinrichs III., den Herzog von Guise zu ermorden, wies er mit Entrüstung zurück. Später war er die einzige Stütze des schwachen Heinrich III., nach dessen Tod er der Freund und Ratgeber Heinrichs IV. wurde. Im Krieg Heinrichs IV. gegen Spanien zeichnete er sich wieder aus und befehligte 1600 ein Heer in Savoyen. Nach dem Frieden zog er sich nach Avignon zurück und starb 2. Dez. 1615 daselbst. Vgl. Lussan, Vie de C. (Par. 1757 u. 1781); Montrond, Histoire du brave C. (5. Aufl., das. 1874). — Der Name C. ging auf seinen dritten Bruder, **Thomas des Balbes de Berton**, über, und zu gunsten von dessen Nachkommen in vierter Generation, **François Félix**, ward die Herrschaft 1725 in ein Herzogtum verwandelt.

2) **Louis des Balbes de Berton de Quiers**, Herzog von C.-Mahon, geb. 1718, trat 1731 in französische Kriegsdienste, focht 1733 in Italien, 1742 in Deutschland und ward im Siebenjährigen Krieg Generalleutnant. Wegen eines Streits mit dem französischen Ministerium trat er 1762 in spanische Dienste und ward im Krieg mit Portugal Grande der ersten Klasse und General. 1782 eroberte er die Insel Menorca, von deren Hauptstadt er den Titel Herzog von Mahon erhielt. Nach der Belagerung von Gibraltar ward er Generalkapitän von Murcia und Valencia und starb 1796 in Madrid. Seine »Mémoires« (Par. 1791) enthalten viel Treffliches über die Kriegskunst.

3) **François Félix Dorothée des Balbes**, Herzog von, zweiter Sohn des vorigen, geb. 1748 zu Paris, diente unter seinem Vater im spanischen Heer und machte die Expedition gegen Menorca mit. 1789 war er Deputierter des Adels in der Nationalversammlung und schloß sich den Liberalen an, aus denen der Klub der Feuillants hervorging. 1792—94 war er eingekerkert. 1815 ward er Pair von Frankreich, nannte sich nach einem Gut in der Picardie Herzog von Boufleurs und starb 27. Jan. 1820. Mit seinem Sohn **Marie Gérard**, Herzog von C., geb. 1782, erlosch im April 1870 das Geschlecht.

4) **Louis Antoine François de Paule de C.**, Herzog von Mahon, dritter Sohn von C. 2), geb. 1775, war mit 18 Jahren Oberst in spanischen Diensten, fiel 1794 mit seinem ganzen Regiment in französische Gefangenschaft, durfte aber nach Spanien zurückkehren. Vom Baseler Frieden 1795 bis zum Frieden von Campo Formio diente er als Freiwilliger unter Moreau, erhielt 1801 das Kommando einer spanischen Division, ward 1803 Gouverneur von Tortosa und 1807 Generalkapitän von Guipuzcoa, Alava und Viscaya. Auf Ferdinands Befehl trat er 1808 in die Dienste Joseph Bonapartes, ward Ge-

neralleutnant der spanischen Armee und nacheinander Generalkapitän von Navarra, Toledo und Cuenca. Nach der Restauration 1814 in die Acht erklärt, mußte er mit seiner Familie nach Frankreich fliehen, wo er als Generalleutnant 5. Jan. 1832 starb.

Crimen (lat.), Verbrechen; so z. B. C. ambitus, Amtserschleichung; C. attentatum, ein versuchtes, im Gegensatz zum vollendeten Verbrechen; C. barattariae, Bestechung; C. de residuis, Veruntreuung anvertrauten öffentlichen Gutes; C. falsi, Verbrechen der Fälschung; C. flagrans, offenbares Verbrechen, handhafte That; C. fractae pacis publicae, Landfriedensbruch; C. incendii, Brandstiftung; C. laesae majestatis, C. majestatis, Majestätsverbrechen; C. peculatus, Unterschleif; C. perduellionis, Hochverrat; C. repetundarum, Mißbrauch der Amtsgewalt zur Erlangung persönlicher Vorteile; C. sacrilegii, Kirchenraub; C. stellionatus, Betrug; C. vis, Gewaltthätigkeit.

Crinankanal (spr. krinnen-), Kanal in Schottland, 14 km lang, trennt den Bezirk Knapdale (nördlich von der Halbinsel Kintyre) von dem Festland Argylls und stellt dadurch eine direkte Verbindung zwischen Glasgow und dem zum Kaledonischen Kanal (s. d.) führenden Loch Linnhe her.

Crinoidĕa, s. Krinoideen.

Crinum *L.* (Hakenlilie), Gattung aus der Familie der Amaryllidaceen, Zwiebelgewächse der Tropenländer, mit in mehrere Reihen gestellten Blättern, großen Blütendolden, prächtigen, wohlriechenden Blüten und häutiger Kapsel mit wenigen eckigen Samen. C. amabile *Don.*, in Ostindien, an der Küste von Koromandel, die prächtigste Art dieser an Schönheit so reichen Gattung, mit säulenförmiger, fast cylindrischer, 30—38 cm hoher Zwiebel, fast 2 m langen, bis 16 cm breiten, lineal-lanzettförmigen, ausdauernden Blättern, 1 m hohem Schaft und reicher Dolde von 20—30 gestielten, bis 16 cm langen, wohlriechenden, purpurroten Blüten, deren Einschnitte weiß, auswendig purpurrot und zurückgerollt sind. Die Staubfäden und Griffel sind purpurrot. Von C. asiaticum *L.*, in Bengalen und auf den Molukken, mit weißen Blüten, wird die Zwiebel bei Wunden, nach dem Genuß giftiger Fische und Krebse angewendet und bewirkt heftiges Erbrechen und starken Schweiß. C. capense *Herb.*, auf dem Kap, hat weiße oder blaßrote Blüten, ausdauernde Blätter, wächst sehr üppig in großen Töpfen, die in Kübeln voll Wasser stehen, auch an Teichen in warmer Lage. C. scabrum *Sims.*, von St. Michael, mit rot gestreiften Blüten, s. Tafel »Zimmerpflanzen II«.

Crin végétal (franz., spr. kräng weschetal), vegetabilisches Ersatzmittel für Roßhaare, kommt von sehr verschiedener Beschaffenheit und Abstammung in den Handel. Ein wenig elastisches und auch nicht sehr dauerhaftes Material ist das Alpengras (s. Carex). Ungleich besser sind die gespaltenen Blätter der Zwergpalme, Chamaerops humilis, die als C. d'Afrique, C. Aversing aus Algerien exportiert werden. Man färbt das grünliche Material auch schwarz und verwendet es in Europa sehr allgemein. Ejoo, Gomuti-Fibre von der indischen Arenga saccharifera und die Kitool von Caryota mitis auf Réunion und C. urens in Indien sind schwarz und bleiben nach dem Abfall der Wedel als Rest der Gefäßbündel an den Stämmen der genannten Palmen zurück. Diese Fasern übertreffen die beiden ersten Materialien; aber weitaus das beste C. bildet die Caragate (Baumhaar), das Gefäßbündel der Luftwurzeln einer im tropischen Amerika auf Bäumen schmarotzenden Bromeliacee, Tillandsia usneoides. Die Faser wird 22 cm lang, steht an Elastizität und Festigkeit dem Roßhaar sehr nahe, bildet aber in Abständen von einigen Zentimetern verzweigte Fasern und entwickelt beim Verbrennen nicht den bekannten Geruch, welchen verbrennendes Haar gibt. Sie wird hauptsächlich von New Orleans exportiert.

Crispalt (s. v. w. Cresta alta, »hoher Grat«), ein südöstlicher Ausläufer der Glarner Alpen, 3080 m hoch. Neben ihm Piz Giuf (3098 m), der höchste Gipfel dieser Gruppe. Vor ihm, in das urnerische Reußthal vortretend, der Bristenstock (3075 m), eine Pyramide, welche sich, südlich von Amsteg, hoch über dem Eingang des vielbesuchten Maderanerthals aufbaut. Die Gruppe ist durch den Oberalppaß von dem Gebiet des St. Gotthard, durch den Kreuzlipaß vom Oberalpstock geschieden.

Crispi, Francesco, ital. Staatsmann, geb. 4. Okt. 1819 zu Ribera auf Sizilien, studierte in Palermo die Rechte, ließ sich in Neapel als Advokat nieder, nahm im Januar 1848 an dem Aufstand in Palermo hervorragenden Anteil und war bis zur Niederwerfung desselben 1849 Deputierter und Kriegsminister der revolutionären Regierung. Nach dem Sieg der bourbonischen Regierung flüchtete C. nach Frankreich. 1860 bereitete er die neue Erhebung Siziliens vor und bewog Garibaldi zu seiner Expedition nach Sizilien, an der C. teilnahm. Während Garibaldi erobernd vordrang, organisierte C. die Verwaltung und betrieb die Annexion an Italien. 1861 ward er in Palermo zum Mitglied des italienischen Parlaments gewählt, in welchem er Führer der konstitutionellen Linken und der Süditaliener wurde. Nach dem Sturz der Consorteria 18. März 1876 ward er zum Präsidenten der Kammer erwählt. Im Interesse des fortschrittlichen Ministeriums und Italiens unternahm er im Sommer 1877 eine Rundreise durch Europa, um Verbindungen zur Sicherung Italiens gegen die ultramontane Regierung in Frankreich anzuknüpfen; er besuchte Bismarck in Gastein und hielt sich im September längere Zeit in Berlin auf. Als Crispis Rival Nicotera, der durch sein Einschreiten in Sizilien die Süditaliener verletzt hatte, 16. Dez. gestürzt worden, ward C. 28. Dez. 1877 zum Minister des Innern ernannt; doch währte seine Herrschaft nicht lange. Denn seine Feinde denunzierten ihn im Februar 1878 wegen Bigamie, und wenn C. auch in dem deshalb angestrengten Prozeß freigesprochen wurde, weil die erste, 1855 in Malta geschlossene Ehe eines Formfehlers wegen ungültig war, so lastete doch auf C. eine so schwere moralische Schuld, daß er im März 1878 seine Entlassung nehmen mußte. Seitdem suchte er vergeblich durch unaufhörliche Ränke gegen die Ministerien der Linken, welche er wiederholt stürzte, wiederum einen Ministerposten zu erlangen.

Crispin (spr. -päng), komische Maskenrolle des französischen Theaters, ein Bedienter, der entweder durch Pfiffigkeit seinem Herrn in dessen Liebeshändeln förderlich oder durch Tölpelhaftigkeit hinderlich ist. Die Rolle des C. ward von Raimond Poisson um 1660 erfunden, und das diesem Darsteller eigentümliche Stottern gehörte später zu den Eigentümlichkeiten der Rolle, deren Blütezeit von 1677 bis 1730 dauerte, und die später auch in Deutschland Eingang fand.

Crispinus, Heiliger, flüchtete mit seinem Bruder Crispinianus in einer Christenverfolgung nach Soissons, wo beide das Schuhmacherhandwerk betrieben, aber um 287 in einen mit geschmolzenem Blei angefüllten Kessel geworfen wurden. Sie sind die Patrone des Schuhmacherhandwerks. Bekannt ist die

Sage, daß sie das Leder stahlen, um den Armen unentgeltlich Schuhe zu verfertigen, weshalb man Wohlthaten, die auf andrer Kosten erzeigt werden, **Crispinaden** nennt. Tag: 25. Oktober.

Crispus, Konstantins d. Gr. ältester Sohn von Mamertina, hatte den beredten Lactantius zum Lehrer, wurde, 17 Jahre alt, Cäsar und mit der Verwaltung Galliens beauftragt, wo er bei den Einfällen der Deutschen seine kriegerische Tüchtigkeit bewährte. Sein Vater aber rief ihn in seine Nähe zurück und ließ ihn, angeblich auf die Anklage seiner Gemahlin Fausta, wahrscheinlich aber aus Eifersucht auf seine allgemeine Beliebtheit, 326 zu Pola in Istrien töten.

Crista (lat.), der Kamm eines Knochens.

Cristofŏri (auch **Cristofali**, **Cristofani** genannt), **Bartolommeo**, der Erfinder des Pianoforte, geb. 4. Mai 1653 zu Padua, lebte als Klavierbauer daselbst, später zu Florenz, wo er 1716 zugleich als Konservator der Instrumentensammlung Ferdinands von Medicis fungierte. Seine Erfindung des »Hammerklaviers« wurde 1711 vom Marchese Scipione Maffei im »Giornale dei letterati d'Italia« angezeigt und beschrieben. Trotzdem diese Beschreibung, von König übersetzt, in Matthesons »Critica musica« (1725) aufgenommen und in Adlungs »Musica mechanica Organoedi« (1767) wiedergegeben wurde, auch Schafhäutl in seinem bekannten »Sachverständigenbericht über die Münchener Ausstellung 1854« auf alle diese Belege hingewiesen hatte, gibt O. Paul doch noch in seiner »Geschichte des Klaviers« (1869) dem Organisten Schröter in Nordhausen die Ehre der Erfindung. Die von C. angewendete Mechanik ist, abgesehen von Verbesserungen einzelner Teile, dieselbe wie die Gottfried Silbermanns, Streichers, Broadwoods ꝛc., die sogen. englische Mechanik (vgl. **Klavier**). C. starb 17. März 1731 in Florenz, wo ihm zu Ehren 1876 ein Fest veranstaltet und eine Gedenktafel im Kloster Santa Croce eingemauert wurde.

Cristus, Petrus, niederländ. Maler, geboren um 1420 zu Baerle, wurde 1444 Bürger in Brügge, wo er noch 1471 am Leben war. Er bildete sich vornehmlich nach Jan van Eyck, welchen er jedoch in seinen religiösen Gemälden nicht erreichte, während seine Porträte voll Charakter, Wahrheit und Leben sind. Seine Hauptwerke sind: eine Madonna mit Heiligen von 1446, im Städelschen Museum in Frankfurt a. M.; der heil. Eligius als Schutzpatron der Goldschmiede von 1449, im Privatbesitz zu Köln; das Jüngste Gericht, die Verkündigung und die Geburt Christi von 1452, im Berliner Museum; das Porträt des Eduard Grimston beim Earl of Verulam, in England, und das Bildnis einer Dame, im Berliner Museum.

Critchett (spr. krittschet), **George**, Augenarzt, geb. 1817 zu London, studierte im London Hospital besonders Chirurgie, wurde 1839 Mitglied, 1844 Fellow des College of Surgeons, 1845 Demonstrator der Anatomie, 1846 Assistenzwundarzt und 1861 Hauptwundarzt am London Hospital. Inzwischen hatte er sich der Augenheilkunde zugewandt, und 1863 gab er sein Amt auf, um sich letzterer ausschließlich zu widmen. 1876 wurde er Augenarzt und Professor der Augenheilkunde am Middlesex Hospital, und hier erwarb er sich durch das Geschick und die Genialität seiner Operationen europäischen Ruf. Er starb 1. Nov. 1882. C. schrieb: »A course of lectures on diseases of the eye« (1854) u. a.

Crivelli, **Carlo**, ital. Maler, geboren um 1430—40 zu Venedig, bildete sich unter dem Einfluß der Schule von Padua und der Vivarini. Seit 1468 war C. besonders in den Städten der römischen Mark, namentlich in Ascoli, thätig, woselbst ihn der Stil Gentiles da Fabriano beeinflußte. Seine Gestalten sind eigentümlich hart und streng, wogegen ihm aber auch wieder in dem mütterlichen Ausdruck der Madonnen der Ausdruck des Liebreizes gelingt. Im Ornament schloß er sich an die paduanische Schule an und hegte zugleich eine besondere Vorliebe für Blumen- und Fruchtgewinde und in Gips reliefartig aufgesetzte Ornamente. Der König von Neapel, für den er arbeitete, verlieh ihm Titel und Rechte eines Adligen. C. starb nach 1493. Religiöse Werke von ihm befinden sich in Ascoli, Mailand, Ancona, Rom, Berlin u. a. O.

Crivoscie, s. Krivoscie.

Crnagōra (spr. zrna-), serb. Name von Montenegro.

Croche (franz., spr. krosch'), Achtelnote.

Crochet (franz., spr. kroschch), Haken; kleine, rückwärts gebogene Verlängerung der einzelnen Schläge der Laufgräben. Sie sollen diese Schläge vor enfilierendem Feuer aus der Festung schützen; nebenbei dienen sie als Ausweichestellen, als Aufstellungsplätze für Wachen, zu kleinen Materialiendepots ꝛc.

Crociata (ital., spr. krotschāta), Kreuzzug; Crociati, Kreuzfahrer, auch Name der römischen Freischaren von 1848, welche die Lombardei von der österreichischen Herrschaft befreien wollten.

Crocidūra, Hausspitzmaus, s. Spitzmäuse.

Crocin $C_{58}H_{84}O_{30}$ findet sich in den chinesischen Gelbschoten (Gardenia grandiflora) und wird erhalten, indem man aus alkoholischem Gelbschotenextrakt den Alkohol abdestilliert, den mit Wasser gemischten Rückstand mit Thonerdehydrat maceriert, mit Bleiessig fällt, den Niederschlag mit Schwefelwasserstoff zersetzt und dem Schwefelblei das C. durch Alkohol entzieht. C. bildet ein morgenrotes, geruchloses, amorphes Pulver, ist in Wasser mit gelber Farbe löslich, besonders bei Gegenwart einer Spur Alkali, löst sich auch leicht in Alkohol, sehr schwer in Äther, bildet mit verdünnten Alkalien salzartige, in Wasser mit gelber Farbe lösliche Verbindungen und wird beim Kochen mit verdünnten Säuren in **Crocetin** $C_{34}H_{46}O_{11}$ und Zucker gespalten. Das Crocetin ist dunkelrot, amorph, in Wasser wenig, in Alkohol leicht löslich, färbt mit Zinnsalz gebeizte Gewebe grüngelb; doch wird die Farbe beim Behandeln mit ammoniakhaltigem Wasser glänzend goldgelb. Vgl. Polychroit. Die gelben Gewänder der Mandarinen sind mit Crocetin gefärbt.

Crocus *L.* (Safran), Gattung aus der Familie der Iridaceen, Knollengewächse mit linealen, rinnigen, in der Mitte mit weißem Streifen gezeichneten, gleichzeitig mit oder nach den Blüten sich entwickelnden Blättern, unmittelbar aus der dichten, netzfaserigen Zwiebelknolle hervorkommenden, langröhrigen, trichterförmigen Blüten und erst während der Reife über den Boden tretender, papierartiger, vielsamiger Kapsel. Etwa 50 Arten in Südeuropa, Westasien, Mauretanien. C. sativus *L.* (**echter Safran, Herbstsafran**, s. Tafel »Arzneipflanzen II«), mit niedergedrückt kugeligen Knollen, sehr schmalen, linienförmigen, am Rand umgerollten, dunkelgrünen Blättern, die mit der Blüte zugleich oder etwas früher hervortreten; die Blüten sind kurz gestielt, lilafarben, die Narben von der Länge des Perigons, später herabhängend, fast flach, nach oben allmählich und wenig erweitert, fein gekerbt. Der Safran stammt wahrscheinlich aus Kleinasien und Persien und wird in Asien und Europa vielfach kultiviert. Die Pflanze gedeiht in leichtem, humusreichem Boden in warmen Gegenden, besonders auf südlichen sanften Abdachungen, so weit, wie der Weinstock noch süße Früchte bringt. Die Ernte beginnt im Herbst, wenn die Blü-

ten vollkommen entwickelt sind, wobei man aus den gepflückten Blüten die drei Narben ohne den gelben Griffel auslöst. Sie bilden getrocknet den Safran (s. d.) des Handels. Von Herbstkrokus werden als Zierpflanzen kultiviert: C. iridiflorus *Heuf.*, aus Griechenland, mit blauer Blüte; C. nudiflorus *Smith*, aus dem Orient, mit blaßblauer Blüte; C. speciosus *Bieberst.*, aus Taurien, mit dunkelblauer Blüte. Viel verbreiteter sind die Frühlingskrokus, besonders C. vernus *Smith*, mit violettblauen oder weißen Blüten, aus Südeuropa, und der gelbe Safran, C. luteus *Lam.*, mit schönen, großen, dottergelben, glockenförmigen Blumen, aus Taurien, C. variegatus *Hoppe*, mit blaßblauen Blüten, aus dem Litorale, C. versicolor *Kerr.*, mit weißen und blauen Blüten, aus Südeuropa, rc. Diese Arten und zahlreiche Varietäten werden besonders als Einfassung der Blumenbeete oder truppweise am Rande der Strauchgruppen und in Rasenflächen gepflanzt, auch benutzt man sie häufig zum Treiben im Winter.

Crofters, Feldarbeiter in Schottland, welche von ihren Arbeitgebern, den Grundherren, mit einem Stück Land ausgestattet sind, das ihnen etwa die Hälfte ihres Nahrungsbedarfs liefert, und für welches sie jährlich höchstens 20 Pfd. Sterl. Pacht zahlen, wogegen die in gleichem Dienstverhältnis lebenden Cotters gar kein Land erhalten oder solches nur mit einjähriger Afterpacht besitzen.

Crofts, Ernest, engl. Maler, geb. 15. Sept. 1847 zu Leeds, lernte zunächst in London unter dem Maler A. B. Clay und begab sich 1870 nach Düsseldorf, wo er sich den Schlachtenmaler Hünten zum Lehrer erwählte. Das Bild, mit dem er den ersten Erfolg davontrug, war (1874) der Rückzug einer geschlagenen französischen Heeresabteilung 1870, das neben einer Fülle fesselnder Motive eine glückliche Verbindung von gediegener Malerei und harmonischer Stimmung der Landschaft bietet (Stadtmuseum in Königsberg). Dann ließ er 1875 die Schlacht bei Ligny, 1876 Am Morgen der Schlacht bei Waterloo, 1877 Cromwell in Marston-Moor und 1878 den Marsch Wellingtons von Quatrebras nach Waterloo folgen, der seine Ernennung zum Mitglied der Londoner Akademie herbeiführte.

Croisade (franz., spr. kröasahd), Kreuzzug.

Croisés (spr. kröasē), Köperzeuge jeder Art.

Croisic, Le (spr. kröasick), Hafenstadt im franz. Departement Niederloire, Arrondissement St.-Nazaire, auf einer in den Atlantischen Ozean vorspringenden Landzunge, an der Orléansbahn, hat eine hydrographische Schule, bedeutende Sardellen- und Makrelenfischerei, Seesalzgewinnung, Dünger- u. Sodafabrikation, Schiffbau, Seebäder u. (1876) 1981 Einw.

Croker, 1) John Wilson, engl. Parlamentsredner, Dichter und Journalist, geb. 20. Dez. 1780 zu Galway, studierte in Dublin die Rechte, praktizierte dann daselbst und ward 1807 von der irischen Grafschaft Downe ins Parlament gewählt. Als erster Sekretär der Admiralität gewann er Einfluß auf die Verwaltung des Seewesens, legte aber 1830 seine Stelle nieder und kämpfte im Parlament 1830—32 als Tory und entschiedener Gegner des Fortschritts gegen die Reformbill sowie gegen die Emanzipation der Katholiken. Er starb 10. Aug. 1857 in Hampton. In seinen »Familiar epistles« (1804) geißelte er die irische Schaubühne, und in »An intercepted letter from China« (1805) schilderte er mit schonungsloser Satire die Sitten von Dublin. Großen Beifall fand sein Gedicht »The battles of Talavera« (1809) wie nicht minder seine »Stories from the history of England«, die W. Scott zum Vorbild für seine »Tales of a grandfather« dienten. Noch verdienen die »Songs of Talavera« (1806) und die Schrift »A sketch of Ireland, past and present« (1807) Erwähnung. Mit Scott und Canning gründete er 1809 die »Quarterly Review«, für welche er viele zum Teil sehr bemerkenswerte Aufsätze schrieb; auch gab er Boswells »Johnson« (1831, 5 Bde.; zuletzt 1874) heraus. Vgl. »Correspondence and diaries of the R. H. John Wilson C.« (hrsg. von Jennings, Lond. 1884).

2) Thomas Crofton, Bearbeiter der Sagen Irlands, geb. 15. Jan. 1798 zu Cork, war bei der Marineverwaltung angestellt und starb 8. Aug. 1854 in der Nähe von London. Seine »Researches in the south of Ireland« (1824) zeichnen sich durch eine glückliche Mischung von Humor, Gefühl und archäologischer Gelehrsamkeit aus. Darauf folgten: die »Fairy legends and traditions of the south of Ireland« (Lond. 1827, neue Ausg. 1882); »Legends of the lakes, or sayings and doings at Killarney« (das. 1828, 2 Bde.; neue Ausg. 1878); »Daniel O'Rourke«, eine Art irischer Münchhauseniade (das. 1828); »Barney Mahoney« (1832); »My village« (1832) und »Popular songs of Ireland« (1839). Von all diesen Werken können nur die zwei vorletzten im eigentlichen Sinn für Originale gelten; die übrigen sind Kompilationen, jedoch mit Sachkenntnis und Begeisterung für die nationalen Sitten und Überlieferungen zusammengestellt. Das Gedicht »A Kerry pastoral« (Lond. 1844), eine altirische Nachahmung der ersten Ekloge Vergils, wurde von C. auf Kosten der Percy Society herausgegeben. Außerdem veröffentlichte C. die »Memoirs« J. Holts, des irischen Rebellengenerals von 1798 (1838, 2 Bde.).

Croma (ital.), s. v. w. Achtelnote.

Cromarty (spr. krómmarti), Grafschaft im nördlichen Schottland, besteht aus mehreren einzelnen, in der Grafschaft Roß zerstreut liegenden Stücken Landes (das größte im W.) und ist daher geographisch wie auch politisch mit der genannten Grafschaft verbunden (s. Roß). Auf der östlichsten Parzelle, die an den Moray- und den Cromarty-Firth grenzt, liegt südlich am Eingang zum letztern das gleichnamige Dorf mit 1360 Einw. und einem weiten und sichern Hafen (Portus salutis der Alten), groß genug, um die englische Flotte aufzunehmen. Die Bewohner treiben viel Fischfang. In der Nähe ein Obelisk zu Ehren Hugh Millers, des Geologen, der hier geboren.

Cromdale (spr. -dehl), Dorf in der schott. Grafschaft Inverneß, am Spey, bekannt durch ein Gefecht der königlichen Truppen mit den Jakobiten 1. Mai 1690, welches Gegenstand eines bekannten schottischen Volksliedes ist.

Cromer, Martin, poln. Geschichtschreiber, geb. 1512 zu Biecz in Galizien, studierte zu Krakau, ward dort Domherr, dann Sekretär und Reisebegleiter des Prinzen Siegmund August und nach dessen Thronbesteigung mit der Ordnung des Reichsarchivs zu Krakau beauftragt. Er wurde geadelt und Gesandter am Hof Karls V., sodann des Papstes, später bei Kaiser Ferdinand I., begleitete den Kardinal Hosius auf das tridentinische Konzil und wurde Administrator des Bistums, 1574 Koadjutor und 1579 selbst Bischof von Ermeland. Er starb 23. März 1589. Er war einer der gelehrtesten Theologen und der heftigsten Gegner der Reformation. Sein Werk »De origine et rebus gestis Polonorum« (Basel 1555 u. öfter, auch deutsch) galt für die beste polnische Geschichte; sie reicht bis zum Tod Siegmunds I. und ist in elegantem Latein geschrieben, aber oft unkritisch. Wertvoller ist sein

geographisch-statistisches Werk »Polonia, sive de situ, populis, moribus etc. Poloniae« (Basel 1586 u. öfter).

Cromlech (gäl.), Steinkreis, volkstümlich auch Steintanz, oft für Dolmen (s. d.) gebraucht, ein aus einzeln stehenden unbehauenen Steinen zusammengesetzter Ring, der gewöhnlich die Einfassung an Grabhügeln, Dolmen und Steinsäulen (Menhirs oder Bautasteinen) bildet. An manchen Orten hat man ganze Gruppen zu Hunderten gefunden, oft ohne Reste aus prähistorischer Zeit. Die großartigsten sind die bei Abury und der Stonehenge bei Salisbury in England. Außerdem finden sich Cromlechs in Frankreich (namentlich häufig in der Bretagne), Skandinavien, Deutschland, auf Sardinien, in Spanien und Portugal, auch in Indien, Arabien und Syrien, in Amerika (Peru) und angeblich auch in Australien. Ihr Zweck war jedenfalls ein verschiedener: einmal dienten sie als Umhegung für andre Denkmäler, außerdem aber bezeichneten sie wahrscheinlich geweihte Stätten, die vielleicht als Wallfahrtsorte, Gerichtsstätten oder zu andern, uns unbekannten Zwecken benutzt wurden.

Crompton (spr. krommt'n), Fabrikstadt in Lancashire (England), 5 km westlich von Oldham, mit (1881) 4797 Einw.

Crompton (spr. krommt'n), Samuel, Mechaniker, geb. 3. Dez. 1753 zu Firwood in Lancashire, Sohn eines Webers, zog 1757 nach dem nahen Hall in the Wood und starb 26. Jan. 1827 daselbst. Er konstruierte 1774—79 die vollkommenste Spinnmaschine, welche (in sehr wesentlicher Verbesserung) noch heute die Spinnsäle beherrscht, weil sie Gespinste von der größten Feinheit und nach Belieben stärkerer oder schwächerer Drehung zu liefern vermag. C. nannte seine Erfindung Mulejenny (mule, Maultier), weil er von Arkwrights Watermaschine das Walzenstreckwerk und von Hargreaves' Jennymaschine die Anordnung eines Wagens entnommen hatte. Vgl. French, Life and times of C. (2. Aufl., Lond. 1860).

Cromwell, 1) Thomas C., Graf von Essex, engl. Staatsmann, geb. 1498 zu Putney, Sohn eines Grobschmiedes, aber aus guter Familie stammend, reiste längere Zeit in Italien, trat dann um 1525 in die Dienste des Kardinals Wolsey, gewann nach dessen Sturz die Gunst Heinrichs VIII., wurde im Juli 1536 zum Baron C. von Okenham sowie zum Staatssekretär und Großsiegelbewahrer ernannt und als Generalvikar Stellvertreter des Königs mit der absoluten Gewalt über die Kirche, deren Umwandlung in des Königs Sinn er durchführte; sein Vorgehen gegen die Klöster verschaffte ihm den Beinamen »Hammer der Mönche«. C. wurde nun der Führer der eigentlich protestantischen Partei am Hof Heinrichs und vermittelte, 1539 zum Grafen von Essex erhoben, dessen Ehe mit Anna von Kleve, um dadurch Verbindungen mit den deutschen Protestanten anzuknüpfen. Allein die Intrigen der katholischen Partei unter dem Herzog von Norfolk und Bischof Gardiner sowie des Königs Widerwille gegen die ihm von C. aufgedrungene Ehe führten den Sturz des Ministers herbei; C. wurde, des Hochverrats und der Ketzerei angeklagt, zum Tod verurteilt und 28. Juli 1540 hingerichtet.

2) Oliver, Protektor der vereinigten Republik England, Schottland und Irland, geb. 25. April 1599 zu Huntingdon in bescheidenen Verhältnissen, obwohl seine Familie väterlicherseits mit dem vorigen, mütterlicherseits mit den Stuarts verwandt war. In der Familie wurde eine puritanische Frömmigkeit und Sittenstrenge geübt, welche sich früh auf C. übertrug. Die Gerüchte von einer leichtsinnigen, wüsten Jugend Cromwells sind durchaus grundlos. Nachdem er ein Jahr in Cambridge studiert und einige Zeit in London zugebracht hatte, vermählte er sich mit Elisabeth Bourchier, der Tochter eines Londoner Bürgers, und bewirtschaftete seine Güter in St. Ives und Ely, besuchte dabei aber eifrig die Versammlungen der Puritaner. 1628 wurde er ins Parlament gewählt, wo er sowohl durch seine politischen und religiösen Gesinnungen als durch seine Verwandtschaft mit J. Hampden in die Reihen der Oppositionshäupter geführt wurde. Während der folgenden elf Jahre der königlichen Selbstregierung lebte er wieder auf seinem Gut, gewann aber unter den Puritanern einen immer steigenden Einfluß. So wurde er auch in die 1640 berufenen Parlamente gewählt, wo er durch feurige, schwärmerische Reden trotz seiner plumpen Erscheinung Aufsehen erregte. Als der Krieg zwischen König und Parlament ausbrach, legte C. zuerst als Kapitän eines Reitertrupps, dann als Oberst eines Regiments glänzende Proben seiner Begabung ab. Im Gegensatz zur Halbheit der meisten hatte er ein klares Bewußtsein von der Tragweite seines Entschlusses: nötigenfalls, sagte er, müsse der König niedergeschossen werden. Da er einsah, daß die Kavaliere des Königs den sich aus den untern Volksschichten zusammensetzenden Truppen des Parlaments überlegen waren, suchte er ein gesinnungstüchtiges, von politischer und religiöser Überzeugung getragenes Heer zu bilden und schuf eine Anzahl von Musterkompanien aus den ihm ergebenen Puritanern, welche die strengen Gewohnheiten ihrer Versammlungen ins Lager brachten und daher als »Heilige« verspottet wurden, aber für die Sache der Freiheit mit Gut und Blut einstanden. Mit diesen Truppen brachte er 2. Juli 1644 bei Marston-Moor den bisher unbesiegten Kavalieren des Prinzen Ruprecht eine Niederlage bei und hatte den Hauptanteil an dem Sieg von Newbury über den König (27. Okt. 1644), dessen Vorteile aber wegen der matten Verfolgung des Obergenerals, des Grafen von Manchester, nur gering waren. Um so entschiedener trat C. im Parlament für energischere Kriegführung ein und bewirkte durch die sogen. Selbstverleugnungsbill vom April 1645, wonach kein Parlamentsmitglied ein bürgerliches oder militärisches Amt bekleiden durfte, den Rücktritt der bisherigen Generale, während er selbst durch eine Ausnahmebestimmung das Kommando der Reiterei, den zweiten Posten in der Armee unter Fairfax, behielt. Mit dem in puritanischem Sinn reorganisierten Heer erfocht C. 14. Juni 1645 den glänzenden Sieg bei Naseby, worauf Karl I. im April 1646 ins Lager der Schotten floh, 1647 aber an das englische Parlament ausgeliefert und auf Schloß Holmby gefangen gesetzt wurde. Indem es nun alsbald zu einem Konflikt zwischen dem presbyterianischen Parlament und der independentistischen Armee kam, welche es ablehnte, sich auflösen oder nach Irland verschicken zu lassen, und sich wahrscheinlich mit Willen und Wissen Cromwells der Person des Königs bemächtigte (3. Juni 1647), traten Fairfax und C. mehr und mehr an die Spitze des Staats und rückten 6. Aug. in London ein, um die vor den Presbyterianern geflohenen Mitglieder des Parlaments in dasselbe zurückzuführen. Die Verhandlungen mit dem König brach C., nachdem Karl auf die Insel Wight geflohen war, ab, da er durch Fortsetzung derselben seine Popularität im Heer zu verlieren fürchtete, und im Januar 1648 wurde auf sein Betreiben ein Exekutivausschuß für England vom Parlament gewählt, dessen einflußreichstes Mitglied C. ward. Royalistische Aufstände, die im Frühjahr 1648 ausbra-

chen, schlugen Fairfax, Ireton und C. nieder; letzterer besiegte erst die Empörer in Wales, schlug dann ein schottisches Heer, das zur Befreiung Karls herbeimarschiert war, 17.—19. Aug. 1648 bei Preston, rückte in Schottland ein, drang bis Edinburg vor und nötigte die Schotten, Frieden zu schließen. Die Verhandlungen, welche das Parlament inzwischen mit dem König aufgenommen hatte, und die ihrem Abschluß nahe waren, riefen nach Cromwells Rückkehr aus Schottland neue Gewaltmaßregeln des Heers hervor: der König wurde auf das Felsenschloß Hurst gebracht und 6. und 7. Dez. das Parlament durch Ausstoßung aller presbyterianischen Mitglieder gefügig gemacht. Im Januar 1649 beschloß das »Rumpfparlament« die Anklage Karls wegen Hochverrats vor einem eigens gebildeten Gerichtshof, dem C. angehörte; am 25. Jan. wurde der König zum Tod verurteilt und am 30. hingerichtet. In dem Staatsrat der nun begründeten englischen Republik spielte C. die wichtigste Rolle, begab sich aber schon im Juli 1649 als Generalgouverneur nach Irland, wo protestantische und katholische Royalisten den Prinzen von Wales als König Karl II. proklamiert hatten. Nachdem die Erhebung mit entsetzlicher Härte und Grausamkeit niedergeworfen war, überließ C. die Unterwerfung der letzten Reste der Rebellion seinem Schwiegersohn Ireton und eilte 1650 nach Schottland, wohin sich Karl II., als König anerkannt, begeben hatte. C. schlug die Schotten 3. Sept. d. J. bei Dunbar entscheidend aufs Haupt, nahm Edinburg und Perth (2. Aug. 1651), verfolgte dann Karl, der mit 14,000 Mann in England eingefallen war, und vernichtete 3. Sept. 1651 durch die Schlacht bei Worcester das royalistische Heer vollkommen. Inzwischen war die neue Republik mit den Niederlanden, wo man für die den Oraniern verwandten Stuarts viel Sympathie hatte, in Konflikt geraten, und nach der Navigationsakte vom 9. Okt. d. J., welche dem holländischen Handel eine tödliche Wunde schlug, kam es zum Krieg, in welchem Cromwells Gesinnungsgenosse, Admiral R. Blake, gegen die holländischen Seehelden Tromp und de Ruyter 1653 glorreiche Siege erfocht. Schon vorher war C. nach London zurückgekehrt, nach seinen schottischen Siegen ohne Frage der mächtigste Mann des Staats. Er verlangte die Auflösung des Rumpfparlaments und die Wahl einer wirklichen Vertretung des Volkes, und als die Mitglieder des Rumpfparlaments ohne Rücksicht auf seine Forderungen sich einen maßgebenden Einfluß auf die Zusammensetzung des neuen Parlaments sichern wollten, ließ er dieselben 20. April durch Musketiere auseinander sprengen; er selbst trat an die Spitze der neuen Exekutivbehörde. Am 4. Juli 1653 trat eine vom Rate der Offiziere ausgewählte Versammlung von independentistischen Notabeln, das sogen. kleine oder Barebone-Parlament, zusammen, löste sich aber schon im Dezember wieder auf. Nun wurde 16. Dez. eine neue, vom General Lambert redigierte Verfassung proklamiert, welche C. als »Lordprotektor« auf Lebenszeit die oberste Staatsgewalt übertrug, die er gemeinsam mit einem zu erwählenden Parlament ausüben sollte. Die neue Regierung des Protektors errang nach außen hin glänzende Erfolge: den Niederlanden ward 1654 ein höchst günstiger Friede abgenötigt; mit Dänemark und Schweden wurden Handels- und Freundschaftsverträge geschlossen; die Sache der vom Herzog von Savoyen verfolgten protestantischen Waldenser erhielt von C. kräftigste Unterstützung; ein in Gemeinschaft mit Frankreich unternommener Krieg gegen Spanien führte zu neuen glänzenden Seesiegen, zur Eroberung Jamaicas und zur Einnahme Dünkirchens durch die Engländer; überall warf England sein Gewicht als europäische Großmacht in die Wagschale. Im Innern hielt eine strenge Militärherrschaft die Ordnung aufrecht; das Reich wurde in zwölf Militärbezirke geteilt, an deren Spitze je ein Generalmajor die Ruhe sicherte; Handel und Industrie blühten; religiöse Verfolgungen wurden nicht geduldet. Aber eine rechte Konsolidation der innern Verhältnisse vermochte C. trotz aller Bemühungen nicht herbeizuführen. Sein erstes, unbotmäßiges Parlament löste er nach kaum fünf Monaten 22. Jan. 1655 auf. Mit dem zweiten, das 17. Sept. 1656 zusammentrat, kam er nur dadurch aus, daß er an 100 gewählte Mitglieder wegen mangelnder moralischer Qualifikation ausschloß. Das so gereinigte Parlament bot ihm die Königskrone an und gewährte ihm, als C. dieselbe nach längerm Schwanken 8. Mai 1657 auf Andrängen der Oberoffiziere ausschlug, eine bedeutende Verstärkung seiner Amtsgewalt durch das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen und ein Oberhaus zu bilden. War aber schon die Zusammensetzung des Oberhauses schwierig, indem bei der Zurückhaltung des Adels zum Teil Leute niedern Standes gewählt werden mußten, so war es noch schlimmer, daß nach dem Zusammentritt beider Häuser im Januar 1658 die Gemeinen dem Oberhaus überhaupt die Anerkennung verweigerten. C. mußte das Parlament 4. Febr. d. J. auflösen; er that es mit den Worten: »Gott sei Richter zwischen euch und mir!« So war der Friede im Innern nicht hergestellt, als C., der in der letzten Zeit wiederholentlich von Anschlägen auf sein Leben bedroht wurde und mehrfaches Familienunglück erlitt, 3. Sept. 1658 starb, nachdem er seinen Sohn Richard zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Seine und seiner Angehörigen Leichen wurden von den Stuarts nach ihrer Rückkehr ausgegraben und an den Galgen gehängt; die Nachwelt aber ist zu dem Urteil gelangt, daß C. einer der wesentlichsten Begründer von Englands Größe und einer der hervorragendsten Staatsmänner aller Zeiten gewesen ist. Eine Statue (von Noble) wurde ihm zu Manchester errichtet. Zum Helden eines Dramas machten ihn Raupach (»Cromwells Ende«, 1834), Palleske (1857), Brachvogel (»Der Usurpator«, 1860) u. a. Die Briefe und Staatsschriften Cromwells sind von Carde 1737, von Nicols 1743, in neuester Zeit, mit den Reden, von Th. Carlyle (neue Ausg. 1871, 5 Bde.) herausgegeben worden. Vgl. Villemain, Histoire de C. (Par. 1819, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1830); O. Cromwell (ein Nachkomme des Protektors), Memoirs of the protector Oliver C. and of his sons, Richard and Henry (Lond. 1820); Vaughan, The protectorate of Oliver C. (das. 1838); Merle d'Aubigné, Le protecteur, ou la république d'Angleterre aux jours de C. (Par. 1848; deutsch von Merschmann, Elberf. 1859); Guizot, Histoire de la république d'Angleterre et de C. (2. Aufl., Par. 1870; deutsch, Leipz. 1853); Andrews, Life of Oliver C. (Lond. 1868); Sträter, Oliver C. (Leipz. 1871); R. Pauli im »Neuen Plutarch«, Bd. 1 (Leipz. 1874).

3) Richard, der älteste Sohn des vorigen, geb. 4. Okt. 1626, war still auf dem Land erzogen, frei von allem Ehrgeiz, nahm die Würde als Protektor an, erkannte aber bald das Mißliche seiner Stellung. Als sich das vom Kriegsrat eigenmächtig berufene, von Oliver C. gesprengte lange, sogen. Rumpfparlament als die höchste Staatsgewalt konstituierte, legte er 25. Mai 1659 seine Würde freiwillig nieder

und zog sich auf sein Landgut zurück. Bei der Thronbesteigung Karls II. ging er nach Frankreich, kehrte jedoch um 1680 zurück und lebte unter dem Namen Clark zu Cheshunt in der Grafschaft Hertford. Er starb 1712. — Sein jüngerer Bruder, Henry, war seit 1654 Statthalter von Irland, legte aber nach der Abdankung seines Bruders diese Würde ebenfalls nieder und starb 1674 in Zurückgezogenheit in England. Vgl. Guizot, Histoire du protectorat de Richard C. (2. Aufl., Par. 1869; deutsch, Leipz. 1857).

Crónaca, Simone, ital. Architekt, eigentlich S. di Tommaso d'Antonio del Pollajuolo, geb. 30. Okt. 1457 zu Florenz, bildete sich in Rom durch das Studium der antiken Ruinen und an den Werken Brunelleschis. Da er das in Rom Gesehene mit großer Genauigkeit zu schildern wußte, erhielt er von seinen Kunstgenossen den Beinamen C. Im J. 1495 wurde er in Florenz zum Dombaumeister erwählt und war als solcher bis zu seinem 21. Sept. 1505 erfolgten Tode thätig. Seine Hauptwerke sind: das in ganz Italien als mustergültig angesehene Kranzgesims des Palazzo Strozzi (s. Tafel »Baukunst XII«, Fig. 1), der Hof desselben, der elegante Palazzo Guadagni und die Kirche San Francesco al Monte in Florenz. C. war ein strenger Nachahmer altrömischer Formen.

Cronegk, Johann Friedrich, Freiherr von, deutscher Dichter, geb. 2. Sept. 1731 zu Ansbach, wo sein Vater Generalfeldmarschallleutnant war, lernte früh die klassischen Schriften der Römer, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutschen kennen, widmete sich seit 1749 in Halle und Leipzig dem Studium der Rechte und trat mit den namhaftesten Schriftstellern der neuern Richtung, besonders mit Gellert, in Beziehung. Nachdem er sich schon in Ansbach durch ein Lustspiel: »Der Mißvergnügte«, in der dramatischen Poesie versucht hatte, schrieb er in Leipzig das Lustspiel »Der Mißtrauische« und entwarf den Plan zu seinem »Codrus«. Im J. 1752 machte er eine längere Reise nach Italien und Paris und ward 1754 zum ansbachischen Kammerjunker und Hofrat ernannt. Von 1754 bis 1756 gab er mit Rabe, Uz und Hirsch die moralische Wochenschrift »Der Freund« heraus. Bei der vom Buchhändler Nicolai veranstalteten Preisbewerbung für das beste deutsche Trauerspiel (1757) trug sein selbst von Lessing anerkannter »Codrus« den Sieg davon. C. starb schon 31. Dez. 1758. Als Tragiker galten auch ihm, wie seiner Zeit, die französische Tragödie und teilweise Seneca als höchstes Muster. Im »Codrus« ist mehr Rhetorik als Handlung, die Charakteristik zu allgemein und idealisiert; die Sprache ist jedoch schwunghaft, und die Verse sind trotz der unglücklichen Wahl des gereimten Alexandriners fließend. Schwächer ist C. in seinen Lustspielen. Zu seinen besten Arbeiten gehören Lehrgedichte, Epigramme und geistliche Lieder. Seinen poetischen Nachlaß mit Biographie gab Uz heraus (Leipz. u. Ansb. 1760—1761, 2 Bde.; neue Aufl. 1771—73). Vgl. Henr. Feuerbach, Uz und C. (Leipz. 1866).

Cronholm, Abraham, schwed. Historiker, geb. 22. Okt. 1809 zu Landskrona in Schonen, studierte 1825—29 auf der Universität zu Lund und war 1832—55 Professor der nordischen Geschichte an derselben. Er starb 27. Mai 1879 in Stockholm. Man hat von ihm mehrere wichtige Werke, wie über die Wäringer (»Väringarne«, Lund 1832), über nordisches Altertum (»Forn-nordiska-minnen«, 1833—35, 2 Bde.), über die katholische Liga und die Hugenotten (»Catholska ligan og Huguenotterne«, 1839), eine Geschichte Schonens nach unveröffentlichten Quellen (»Skånes politiska historia«, 1846—51, 2 Bde.) und des Dreißigjährigen Kriegs (»Trettioåriga kriget«, Norrköping 1847—1849, mit G. H. Mellin). Außerdem gab er eine Geschichte Schwedens unter Gustav Adolf (»Sveriges historia under Gustav II. Adolphs regering«, 1857—72, 6 Bde.) und ein Quellenwerk über die Verhandlungen in Deutschland nach Gustav Adolfs Tod (1876—80, Bd. 1 u. 2) heraus, schrieb in lateinischer Sprache: »De Snorronis Sturlonidis historia« (1834) und »De Sueciae nobilium ordine ante unionem Calmariensem instituto« (1848) und war Mitarbeiter am »Biographisk lexicon öfver namnkunnige svenska män« (1835—57, 23 Bde.).

Crooked Islands (spr. krukk'd eiländs), britisch-westind. Inselgruppe, zu den Bahamainseln gehörig, 253 qkm (4,6 QM.) groß mit etwa 2000 Bew. Sie bilden ein Atoll, dessen wichtigste Inseln C., Acklin und Fortune Cay sind, erreichen eine Höhe von 34 m und sind bewaldet. Sie liefern Baumwolle, Yams, Bananen, Fische, Austern, Krabben 2c.

Crooked Lake (spr. krukk'd lehk), See im nordamerikan. Staat New York, ist 49 qkm groß und schickt durch einen Abfluß, der auf 11 km 88 m Fall hat, sein Wasser dem Senecasee zu, mit dem er auch durch einen Kanal verbunden ist.

Crookes (spr. kruhks), William, Physiker und Chemiker, geb. 1832 zu London, trat 1848 in das College of chemistry und arbeitete daselbst 1850—54 als Assistent bei A. W. Hofmann, ging dann nach Oxford als Beamter des Radcliffe-Observatoriums und 1855 als Lehrer der Chemie nach Chester. 1859 gründete er die »Chemical News« und lebt seitdem ohne amtliche Stellung in London. Seit 1864 ist er Herausgeber des »Quarterly Journal of science«. 1861 entdeckte er mit Hilfe der Spektralanalyse das Thallium, dessen Eigenschaften er dann genauer untersuchte. Als Physiker beschäftigte sich C. hauptsächlich mit der Spektralanalyse und dem Studium des Sonnenspektrums, und 1871 ging er zur Beobachtung der Sonnenfinsternis nach Oran. Seit 1872 widmete sich C. der scheinbar abstoßenden Wirkung der Lichtstrahlen, konstruierte ein Radiometer und gelangte durch das Studium der Erscheinungen beim Durchgang der elektrischen Ströme durch möglichst luftleere Räume zu dem Begriff der »strahlenden Materie« (1879). Mit großer Energie trat C. für die Realität der sogen. spiritistischen Erscheinungen auf, mußte aber erleben, daß das Medium, welches ihm vorwiegend zu Beobachtungen gedient hatte, entlarvt wurde.

Crookesit, Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, findet sich in bleigrauen, metallglänzenden, dichten Massen von der Härte 2,5—3 und dem spez. Gew. 6,9 in der Grube Skrikerum in Småland, besteht aus Kupfer, Thallium, Silber und Selen ($(CuTlAg)Se$) und enthält 16,27—18,55 Proz. Thallium.

Crop (engl.), Ernte; Tabaksernte in Nordamerika; Crops, Tabaksfässer mit den Scheinen über Gewicht, Qualität 2c. des Tabaks (Cropnoten).

Cropsey (spr. kröppßi), Jasper F., amerikan. Maler, geb. 1823 auf Staten Island, widmete sich anfangs fünf Jahre lang der Baukunst, wandte sich aber dann mit großem Erfolg der Landschaftsmalerei zu. 1847 ging er nach Europa, brachte drei Jahre in Italien zu und ward infolge der dort gesammelten und nachher ausgeführten Skizzen Mitglied der New Yorker Zeichenakademie. Von 1857 bis 1863 lebte er in London, wo er eine Partie aus den Urwäldern westlich von dem Alleghanygebirge und später einen

Herbst am Hudsonfluß, Richmond Hill im Hochsommer, einen Herbst in den Weißen Bergen, Unter den Klippen, mehrere Partien von Bonchurch auf der Insel Wight und andre Landschaften aus England ausstellte. Nach Amerika zurückgekehrt, widmete er sich vorzugsweise der Darstellung der Natur im Charakter und Kolorit des Herbstes. Außerdem beschäftigte er sich viel mit der Aquarellmalerei.

Croquants (franz., spr. krokāng, »Lumpenkerle«), Schimpfname der aufständischen Bauern in Guienne unter Heinrich IV. und Ludwig XIII.

Croquet (spr. kröcket), ein aus England herübergekommenes, jetzt in Deutschland sehr beliebtes Gesellschaftsspiel, das auf einem kurz gemähten Rasenplatz oder auf einem andern ebenen Platz gespielt wird. Man treibt in der Mitte eines solchen Platzes 8—10 eiserne Bogen so in die Erde, daß sie ein Kreuz, ein Achteck oder auch eine andre Figur bilden. Zu Anfang und zu Ende der Längsrichtung der Figur sind hölzerne Pflöcke eingeschlagen, und die Aufgabe ist nun, die hölzernen Spielbälle mittels der ebenfalls hölzernen Hämmer (mallets) an langem Stiel durch sämtliche Bogen zu treiben und mit beiden Pflöcken in Berührung zu bringen. Das C. kann von 2—8 Personen gespielt werden. Bei Beginn des Spiels nimmt jeder Teilnehmer seinen Ball aus einem Sack; der blaue, schwarze, braune und grüne Ball bilden die eine Partei, der rosa, gelbe, orange und rote Ball die andre. Blau ist der Anführer der einen, Rosa derjenige der andern Partei. Ist die Zahl der Spieler ungerade, so übernimmt einer zwei Bälle. Jeder Spieler nimmt den Hammer, welcher die Farbe seines Balles trägt, und spielt so lange weiter, als er Bogen in der vorgeschriebenen Ordnung passiert, oder bis er den Pflock trifft. Wenn sein Ball dabei einen andern Ball trifft, so kann er **krockieren**, d. h. seinen eignen Ball an den andern setzen und diesen, indem er seinen Ball mit der Fußspitze festhält und dabei mit dem Hammer schlägt, nach irgend einer Stelle (einer günstigen für den Freund, einer ungünstigen für den Feind) treiben. Auf das Krockieren kann ein Spieler zu beliebiger Zeit ausgehen. Hat ein Spieler seinen Ball durch alle Bogen getrieben, ohne aber den Standpflock zu berühren, so wird er ein Schwärmer, er kann nun über den ganzen Spielplatz schwärmen. Trifft er den Standpflock, so ist sein Ball tot, er muß austreten. Eine Krocketpartie besteht am besten aus drei Spielen, ein Turnier aus drei Partien. Vgl. Campbell, Anleitung zum Croquetspiel (Hamb. 1882); Heath, The complete croquet-player (Lond. 1874, illustriert).

Croquettes (franz., spr. krokett), Frikassee von feinen Fleischsorten, gebackenes Filet, als Zwischengericht.

Croquis (franz.), s. Kroquis.

Crore (Kuron), in Brit.-Ostindien eine Summe von 10 Mill. Rupien, mit Bezug auf die Kompanierupie = 106,918,268 kg feinen Silbers = 19,245,288 Mk.

Crosby (Great C.), Stadt, 7 km nördlich von Liverpool (Lancashire), mit (1881) 5100 Einw.

Croß, Richard Assheton, engl. Staatsmann, geb. 1823 in der Nähe von Preston in Lancashire, wurde zu Rugby erzogen, studierte in Cambridge und wurde 1849 Barrister. Er fungierte später als Friedensrichter in seiner Heimatsgrafschaft und trat 1857 als Abgeordneter für Preston ins Unterhaus; 1868 vertauschte er dies Mandat mit dem für Südwest-Lancaster, welches er noch jetzt innehat. Im Parlament gehörte er zur konservativen Partei und schloß sich besonders eng an Lord Derby an. Ein gewandter und schneidiger Redner, erlangte er bald Bedeutung innerhalb der Partei; 1872 wurde er mit der Einbringung und Verteidigung des Tadelsvotums beauftragt, welches die konservative Opposition wegen der Beförderung Sir R. Colliers zum Richter gegen die Regierung beantragte, und entledigte sich dieses Auftrags so geschickt, daß das Ministerium nur mit einer ganz geringen Majorität siegte. 1874 übertrug ihm daher Disraeli, obwohl er niemals ein Regierungsamt bekleidet hatte, das Ministerium des Innern. C. bekleidete diese Stellung bis zum Rücktritt der konservativen Regierung im April 1880 und erhielt, da er sich in derselben vollkommen bewährt hatte, das gleiche Amt im Ministerium Salisbury (Juni 1885).

Crossopus, Wasserspitzmaus, s. Spitzmaus.

Croß Timbers, Landstrich in Nordamerika, im W. des Mississippi, der sich, 10—50 km breit, vom Rio Brazos in Texas in nordöstlicher Richtung 650 km weit bis zum Arkansas hinzieht. Seinen wellenförmigen Boden bedecken saftige Wiesen und Weiden, die mit Wäldchen und Waldstreifen abwechseln, welche fast nur aus Eichen bestehen.

Crotalaria *L.* (Klapperschote), Gattung aus der Familie der Papilionaceen, einjährige oder ausdauernde Kräuter oder Sträucher in heißen Ländern, mit einfachen, dreizähligen, seltener gefingerten Blättern, schönen gelben Blüten in endständigen oder den Blättern gegenüberstehenden Trauben und gestielten, aufgeblasenen, vielsamigen, bei der Reife klappernden Hülsen. C. juncea *C.*, ein Sommergewächs in Ostindien, wird fast überall in Südasien, besonders in Indien, auf Java und Borneo, kultiviert, bis 2 m hoch, mit fast sitzenden, lanzettförmigen, etwas seidenhaarigen, einfachen Blättern und schönen, großen, gelben, eine Endtraube bildenden Blumen. Aus den Stengeln gewinnt man die als Sun in den Handel kommende Bastfaser, die wie Hanf oder Flachs zu Seilen ꝛc. verarbeitet wird. Auch C. Burhia *Hamilt.*, C. retusa *L.* und C. tenuifolia *Roxb.*, in Ostindien, liefern Gespinstfasern; andre Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Crotalidae (Grubenottern), Familie aus der Ordnung der Schlangen (s. d.).

Crotălus, Klapperschlange.

Crotchet (engl., spr. trottschet), s. v. w. Viertelnote.

Croton, Fluß in Nordamerika, welcher an der Grenze Connecticuts entspringt und 40 km oberhalb New York in den Hudson fällt. Sein Wasser wird in ein ungeheures Reservoir geleitet, welches 2270 Mill. Lit. faßt und durch einen 82 m langen, 13 m hohen Damm geschlossen wird. Ein Kanal führt von hier 220—270 Mill. L. Wasser täglich nach New York.

Croton *L.* (Krebsblume), Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, Kräuter, Sträucher und Bäume, an den jüngern Zweigen, Blättern und Blütenteilen häufig mit Sternhaaren oder schildförmigen Schuppen bedeckt, mit wechselständigen, gestielten, einfachen, selten gelappten, fieder- oder fingerförmigen Blättern, in Ähren oder Trauben stehenden, monözischen, selten diözischen Blüten und dreiköpfiger, dreisamiger Kapsel. Etwa 450 Arten von sehr verschiedenartigem Habitus in den Tropen beider Hemisphären. C. Eluteria *Bennett* (Kaskarill-, Schakerillbaum), kleiner Baum oder Strauch mit ei-lanzettlichen, unterseits silberweiß schelferigen Blättern und unscheinbaren, wohlriechenden Blüten, auf den Bahamainseln, liefert die Kaskarillrinde (s. d.). C. niveum *Jacq.* (C. Pseudochina *Schlechtend.*), ein kleiner Strauch in Mexiko, Venezuela, Neugranada,

Kolumbien, liefert die jetzt obsolete Kopalchirinde. C. Tiglium *L.* (Tiglium officinale *Klotzsch*, **Purgierkroton**), ein bis 6 m hoher Strauch oder kleiner Baum mit langgestielten, eilänglichen, kerbig gesägten, später kahlen Blättern und gipfelständigen Blütentrauben, ist im südlichen Ostindien heimisch, wird in ganz Ostindien, auf Ceylon, den Sundainseln, Philippinen, auf Mauritius, in Kochinchina und China angebaut und liefert die **Purgierkörner**, aus welchen das Krotonöl gewonnen wird, sowie das weniger heftig wirkende **Purgierholz**, welches aber auch von dem sehr ähnlichen C. Pavana *Hamilton*, im nordwestlichen Bengalen und Hinterindien, stammt. Selbst die Blätter dieser Bäume scheinen purgierend zu wirken und werden in der Heimat gegen den Biß giftiger Schlangen angewandt. Holz und Same dienen auch zur Betäubung der Fische. C. Draco *Schlechtend.*, ein Baum mit herzförmigen, sternfilzigen Blättern, in Mexiko, liefert eine Sorte Drachenblut, ebenso C. hibiscifolium *Kunth*, in Kolumbien. Mehrere Arten in Westindien, Südamerika, Süd- und Ostasien liefern Balsame und Harze, welche in der Heimat medizinisch benutzt werden. C. lacciferum *L.*, ein Strauch mit langgestielten, länglich eiförmigen, zugespitzten, drüsig gezahnten Blättern und lockerblütigen Trauben, in Ostindien, Ceylon, Kochinchina, liefert die Hauptmasse des in den Handel kommenden Schellacks, der durch den Stich einer Schildlaus (Coccus laccae *Ker.*) zum Ausfließen gebracht wird. C. fragrans *Kunth*, in Kolumbien, mit zitronenartig duftenden Blüten, und C. gratissimum, am Kap, werden als Parfüme benutzt. C. pictum *Lodd.* (Codiaeum chrisostictum *Sp.*), von den Molukken, ein gedrungen gebauter Strauch mit oval-lanzettlichen, dunkel braungrünen, unregelmäßig gelb gefleckten oder gezeichneten Blättern, wird in zahlreichen Varietäten als Zierpflanze in Warmhäusern kultiviert. Er ist in Bezug auf Form und Zeichnung der Blätter sehr veränderlich.

Crotoy, Le (spr. -töa), Stadt im franz. Departement Somme, Arrondissement Abbeville, an der Mündung der Somme, hat Reste eines Schlosses, in welchem Jeanne d'Arc gefangen saß, einen in neuester Zeit verbesserten Hafen, besuchte Seebäder, Schiffbau und 1150 Einw.

Crotus Rubiānus (**Johannes Jäger**), Humanist, geboren um 1480 zu Dornheim bei Arnstadt i. Th., studierte zu Erfurt, wo er mit Luther und Hutten befreundet wurde, ward 1508 Lehrer der Grafen von Henneberg, 1510 Vorsteher der Klosterschule in Fulda, ging nach einjährigem Aufenthalt in Köln und Mainz als Lehrer in der Familie Fuchs nach Italien, wo er drei Jahre in Bologna verweilte, kehrte 1520 nach Deutschland zurück und schloß sich mit Eifer der Reformation an, ward aber bald durch die rohen Pöbelexzesse und die Beschränktheit der Prädikanten abgestoßen und allmählich zur katholischen Kirche zurückgeführt. Nachdem er 1524—30 am Hof Albrechts von Brandenburg in Königsberg sich aufgehalten, nahm er vom Erzbischof Albrecht von Magdeburg 1531 ein Kanonikat in Halle an, was seinen Bruch mit Luther herbeiführte und ihm heftige Angriffe von dessen Anhängern zuzog. Da sich C. auch in der alten Kirche nicht mehr wohl fühlte, verlor er alle Freudigkeit am Leben und starb in völliger Vergessenheit nach 1539. Er ist der bedeutendste Mitarbeiter, vielleicht sogar der Urheber der »Epistolae obscurorum virorum«. Vgl. G. **Kampschulte**, De J. Croto Rubiano (Bonn 1862).

Croup (engl., spr. krup), s. **Krupp**.

Croupade (franz.), s. **Kruppade**.

Croupier (franz., spr. krūpjeh), Gehilfe einer Spielbank, welcher die von den Pointeurs verlornen Gelder einzieht.

Croûte (franz., spr. kruht, »Kruste«), in der Malerei ein schlechtes Gemälde ohne Wert.

Croûtons (franz., spr. krutóng), in Butter gelb gebratene oder ausgebackene Scheiben oder Schnitzel von Milchbrot oder Semmel zum Garnieren andrer Speisen oder als Zuthat zu Suppen.

Crowe (spr. kroh), 1) **Catherine**, geborne **Stevens**, engl. Schriftstellerin und Vorkämpferin des Spiritismus in England, wurde um 1800 zu Borough Green in Kent geboren und verheiratete sich 1822 mit dem Oberstleutnant C. Sie begann ihre litterarische Thätigkeit 1838 mit einer Tragödie: »Aristodemus«, die gut aufgenommen wurde. Noch mehr Glück machte ihr Roman »Susan Hopley« (1841, neue Ausg. 1883), der auch für die Bühne bearbeitet ward, sowie die Novellen: »Men and women« (1843) und »Lilly Dawson« (1847). Durch die eingehende Beschäftigung mit Justinus Kerners »Seherin von Prevorst« und dessen übrigen mystischen Schriften, die sie ins Englische übersetzte (»The seeress of Prevorst«, 1845), ward sie zum Spiritismus hingeleitet, dem sie sich nun ganz in die Arme warf. Früchte dieser Richtung waren: »The nightside of nature« (1848, 2 Bde.; neue Ausg. 1882) und »Light and darkness«, eine Sammlung düsterer und tragischer Vorgänge im Menschenleben (1850, 3 Bde.; neue Ausg. 1856). Ferner gehören dahin: »Spiritualism and the age we live in« (1859) und »Ghosts and family legends« (1858). Sonst hat sie seit »Lilly Dawson« noch veröffentlicht: »Pippie's warning« (1848); die Novellen: »The adventures of a beauty« (1852), »Linny Lockwood« (1853), »Story of Arthur Hunting and his first shilling« (1861, 5. Aufl. 1881) und »Adventures of a monkey« (1861). Sie starb 1876.

2) **Eyre**, engl. Maler, geboren im Oktober 1824 zu Chelsea, wurde anfangs in London von William Darley, dann in Paris von Paul Delaroche unterrichtet, mit dem er 1843 zu seiner weitern Ausbildung nach Rom ging. 1844 kehrte er nach London zurück und debütierte 1846 mit dem Bild: Prynne untersucht die Taschen des Erzbischofs Laud im Tower, worauf die Schlacht bei Azincourt, der römische Karneval und Holbein malt den König Eduard VI. folgten. Nachdem er sich von 1852 bis 1857 in Amerika aufgehalten und dort insbesondere das Leben der Negerrasse studiert hatte, kam er nach London zurück und schuf eine Reihe von Bildern, die eine große Tiefe der Empfindung, eine treffliche Charakteristik der Gestalten und ein gründliches Studium der Details verraten, aber in der Farbe oft hart und trocken sind. Zu den bedeutendsten derselben gehören: Milton besucht Galilei im Gefängnis (1859), Swift liest einen Brief seiner Geliebten Stella, ein Sklavenmarkt in Virginia, Defoe am Pranger, das Leichenbegängnis Goldsmiths (1863), Luther schlägt die Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg (1864), die Vestalin, die Schafschur, die Quäker, die französischen Gelehrten in Ägypten u. a.

3) **Joseph Archer**, engl. Kunstschriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 20. Okt. 1825 zu London, erhielt den ersten künstlerischen Unterricht 1836 in Paris bei Brasseur, dann 1840 bei Paul Delaroche nebst seinem Bruder und kehrte 1853 nach London zurück. Nun wandte er sich der Schriftstellerei zu und schrieb für das »Morning Chronicle« und die »Daily News«,

Er studierte dabei die niederländische Kunst und besuchte zu dem Zweck 1846 Belgien und Köln, 1847 Berlin und Wien, sodann Norditalien, auf welcher Reise er in Deutschland mit Cavalcaselle (s. d.) zusammentraf. Mit diesem gemeinschaftlich bearbeitete er in London das Werk »The early Flemish painters«, nach dessen Beendigung im Manuskript (1853) sie sofort mit den vorbereitenden Studien für die Geschichte der italienischen Malerei begannen. Eine Unterbrechung fand dadurch statt, daß C. als Zeichner und Korrespondent 1853—56 in die Türkei und die Krim ging. Auf der Rückreise hielt er sich zum Studium der Kunst in Italien auf, und nach der Heimkehr ließ er die »Geschichte der altniederländischen Malerei« 1857 im Druck erscheinen (2. Aufl., Lond. 1872; deutsch von Springer, Leipz. 1875). Im J. 1857 ging C. als Direktor der Kunstschule nach Bombay, mußte aber schon zwei Jahre später aus Gesundheitsrücksichten Indien verlassen, worauf er Korrespondent der »Times« für den französisch-italienisch-österreichischen Krieg wurde. 1860 ernannte ihn die englische Regierung zum Generalkonsul in Leipzig, 1872 in Düsseldorf. Neben seiner amtlichen und politischen Thätigkeit benutzte er seine Mußestunden und Urlaubsreisen dazu, die Kunst theoretisch und praktisch zu betreiben. Seine mit Cavalcaselle bearbeiteten Hauptwerke sind: die »New history of painting in Italy« (Lond. 1864—72, 6 Bde.; von Max Jordan ins Deutsche übersetzt, Leipz. 1869—76); »The life of Titian« (Lond. 1876; deutsch von Jordan, Leipz. 1877) und »Raphael« (Lond. 1883; deutsch von Aldenhoven, Leipz. 1883). Anfangs als grundlegend und epochemachend bewundert, erfahren die Arbeiten von C. und Cavalcaselle jetzt eine besonnenere Prüfung, die ihren Wert einschränkt.

Crown (spr. kraun), engl. Silbermünze, s. Krone.

Crownglass (engl., spr. kraun-glāss), Kronglas, s. Glas.

Crown Point (spr. kraun peunt), Ortschaft im nordamerikan. Staat New York, an der Westküste des Champlainsees, mit den romantisch gelegenen Ruinen eines alten französischen Forts und (1880) 4287 Einw.

Crows (spr. krohs), Indianerstamm, s. Krähenindianer.

Croy (spr. kreu), Dorf in der schott. Grafschaft Inverneß, mit 1500 Einw., denkwürdig durch die Niederlage, welche hier der Prätendent Karl durch die Königlichen 16. April 1746 erlitt.

Croy (spr. kreu), berühmte fürstliche Familie, in den wallonischen Niederlanden heimisch, hat ihren Namen nach dem Stammsitz Croi bei Amiens. Graf Karl zu C. erlangte vom Kaiser Maximilian I. die Reichsfürstenwürde. Durch den Reichsdeputationshauptschluß erhielten die Fürsten für ihre auf dem linken Rheinufer verlornen mittelbaren Güter das ehemalige münstersche Amt Dülmen im Umfang von 300 qkm mit 16,000 Einw. und wurden durch die Wiener Kongreßakte wegen dieser Besitzung als Standesherren der Krone Preußen unterworfen. Das Haus teilt sich in zwei Linien, beide mit dem Herzogstitel. Die erste, C.-Dülmen, besitzt mehrere Herrschaften in den Niederlanden, residiert zu Dülmen und im Sommer auf dem Schloß L'Hermitage bei Condé. Da mehrere Mitglieder des Hauses hohe Würden in Spanien bekleideten, so führen die Herzöge von C. auch den Titel Granden von Spanien. Die zweite Linie, C.-Havré, die das Herzogtum Havré und andre Güter in den Niederlanden und Frankreich besaß, starb mit dem Herzog Joseph 12. Nov. 1839 in der männlichen Linie aus. Der ältern Linie gehören an: Wilhelm von C., Herzog von Soria, Markgraf von Aarschot (gest. 1521), Erzieher und Großkammerherr Kaiser Karls V. Seine Güter fielen an seinen Neffen Philipp von C., der von Karl V. für die Abtretung von Soria zum Herzog von Aarschot erhoben wurde und 1549 starb. Dessen Sohn Philipp von C., Herzog von Aarschot, Prinz von Chimay, spielte in dem niederländischen Aufstand eine bedeutende Rolle, indem er zwar der katholischen Kirche eifrig anhing, aber für die Rechte der Stände eintrat; er starb 1595 in Venedig. Noch hervorragender war sein Sohn Karl von C., Herzog von Aarschot, geb. 1560, der 1580 zum Protestantismus übertrat und Statthalter von Flandern wurde; 1584 versöhnte er sich aber mit den Spaniern, wurde wieder katholisch und kämpfte gegen die Republik wie gegen Frankreich. 1598 als Geisel nach Frankreich geschickt, erlangte er die Erhebung Croys zum Herzogtum. Er starb 1612 und hinterließ Memoiren, die von Reiffemberg herausgegeben wurden (»Mémoires du duc Charles de C.«, Brüss. 1845). — Karl Eugen, Herzog von C., geb. 1651, von 1687 bis 1693 im Türkenkrieg unter österreichischer Fahne, 1693—95 Oberkommandant, trat 1699 in polnische Dienste und starb 1702 in Gefangenschaft zu Reval. Jetziges Haupt des Hauses ist Herzog Rudolf, geb. 13. März 1823.

Croydon (spr. kreud'n), alte Stadt in der engl. Grafschaft Surrey, 15 km südlich von der Londonbrücke, Lieblingsresidenz Londoner Kaufleute, mit stattlicher Hauptkirche (1870 von G. Scott an Stelle der durch Feuer zerstörten alten Kirche erbaut), Rathaus, Krankenhaus, Kunstschule und litterar-wissenschaftlichem Institut. C. hat (1881) 78,953 Einw. Seine Industrie liefert landwirtschaftliche Geräte, Maschinen, Glocken, Messingwaren, Stiefel und künstlichen Dünger. Dabei Addington Park, Sommersitz des Erzbischofs von Canterbury.

Crozat (spr. krōsā), Joseph Antoine C., Baron de Thiers, Marquis de Tugny, Kunstsammler, geb. 1696 zu Toulouse, war Präsident des Parlaments von Paris, Maître des requêtes und Vorleser des Königs. Er starb 1740. Fast sein ganzes Leben und sein großes Vermögen verwendete er auf die Sammlung von Gemälden und geschnittenen Steinen und gelangte zu einem Kabinett, wie wohl kein zweites in Europa zu finden war; es enthielt über 400 Gemälde und 19,000 Handzeichnungen, dazu noch eine auserlesene Bibliothek von 20,000 Bänden. Auch ließ er zur Förderung der Kunst Gemälde und Handzeichnungen aus den Sammlungen des Königs, des Herzogs von Orléans, seiner eignen und denen andrer Liebhaber in 2 Serien stechen, welche Sammlung 1729 ff. (180 Blätter) zu Paris erschien und unter dem Namen des Cabinet de C. bekannt ist. Mariette gab es nach Crozats Tod aufs neue mit neuer Anordnung heraus und veröffentlichte auch zum Zweck der Auktion: »Description sommaire des dessins des grands maîtres du cabinet de feu M. C.« (Par. 1741). Die Sammlung der geschnittenen Steine ging nach Crozats Tode durch Kauf an den Herzog von Orléans über, der größte Teil der übrigen Sammlungen kam 1772 nach Petersburg. C. selbst ätzte einige Blätter nach Boucher.

Crozatkanal (spr. krōsā-), Kanal im franz. Departement Aisne, 41 km lang, führt von Chauny an der Oise nach St.-Simon an der Somme und verbindet den Kanal von Manicamp mit dem von St.-Quentin, welcher zur Schelde führt. Er wurde von Antoine Crozat 1732—38 auf eigne Kosten angelegt.

Crozetinseln (spr. krosä-), eine Gruppe kleiner, vulkanischer, unbewohnter Inseln im Indischen Ozean zwischen 46°—47° nördl. Br. u. 68—69° östl. L. v. Gr., mit Höhen bis zu 1300 m; Hauptinsel Possession Island.

Crozophŏra *Necker* (Lackmuskraut, Krebskraut), Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, Sträucher oder ein- oder mehrjährige Kräuter in Südeuropa, Ägypten und Ostindien, mit abwechselnden, einfachen Blättern, einzeln oder in Knäueln stehenden Blüten und dreiköpfigen, mehrsamigen Kapseln. C. tinctoria *Adans.* (Tournesolpflanze, Färberkroton), ein Sommergewächs an den sandigen Küsten des Mittelländischen Meers, besonders in Südeuropa und Nordafrika, mit eiförmig rhombischen, buchtig gezahnten, langgestielten Blättern, wird hier und da, namentlich bei Montpellier, kultiviert, diente bei den Alten gegen Würmer und zum Wegätzen der Warzen, jetzt zur Darstellung der Bezetten oder Tournesolläppchen, Schminkläppchen.

Crucianella *L.* (Kreuzblatt), Gattung aus der Familie der Rubiaceen, Kräuter oder Halbsträucher in den Mittelmeerländern und Westasien, mit quirlförmig zu vier gestellten Blättern und meist unscheinbaren Blüten in Ähren oder Köpfchen. C. stylosa *Trin.*, eine ausdauernde, buschige Pflanze in Gilan (Persien), mit rosenroten, in zahlreichen Endköpfchen geordneten Blumen mit lang hervorstehender, keulenförmiger Narbe, wird bei uns als Gartenpflanze kultiviert.

Cruciferae, s. Kruciferen.

Cruciger (Creuziger), Kaspar, einer der vorzüglichsten Gehilfen Luthers, geb. 1504 zu Leipzig, studierte in Wittenberg und wurde auf Luthers Empfehlung 1524 Rektor zu Magdeburg, 1528 Professor der Theologie und Schloßprediger in Wittenberg; er ward Luthers Mitarbeiter an der Bibelübersetzung, nahm an dem Religionsgespräch zu Marburg (1529), an der Wittenberger Konkordia (1536), am Tag von Schmalkalden (1537), an den Religionsgesprächen zu Hagenau und Worms (1540), zu Regensburg (1541) teil, führte 1539 die Reformation in Leipzig ein, beteiligte sich 1545 an der Abfassung der Wittenberger Reformation und neigte sich in spätern Jahren der reformierten Lehre zu. 1546 wurde er Rektor der Universität Wittenberg. Er starb 16. Nov. 1548, nachdem er noch an den Kämpfen in Sachsen wegen des Interim regen Anteil genommen. Seine Biographie schrieb Pressel (Elberf. 1863). — Sein Sohn Kaspar, der jüngere, geb. 1525 zu Wittenberg, ward Professor der Theologie daselbst, später als Kryptocalvinist aus Sachsen verwiesen und nach Kassel berufen; starb 16. April 1597 als Konsistorialpräsident daselbst.

Crucis (lat., »des Kreuzes«), der dritte Quatember, der Mittwoch nach dem Tag der Kreuzeserhöhung (Exaltatio sanctae C.), 14. September.

Crüger, Johann, Komponist evangelischer Kirchenlieder, geb. 9. April 1598 zu Großbreesen bei Guben, studierte von 1620 an in Wittenberg Theologie, wurde 1622 Kantor an der Nikolaikirche in Berlin; starb daselbst als Musikdirektor 22. Febr. 1662. Auch als Musikschriftsteller hat er sich vorteilhaft bekannt gemacht durch seine »Praecepta musicae practicae figuralis« (Berl. 1625, später u. d. T.: »Rechter Weg zur Singkunst«); »Synopsis musica etc.« (das. 1624 u. öfter), das erste in Deutschland publizierte Werk, das den Generalbaß mit Methode und Klarheit behandelt und vortreffliche musikalische Beispiele bietet; »Quaestiones musicae practicae« (für Schulen, das. 1650) zc. Seine Kompositionen, die in fast alle Gesangbücher seiner Zeit übergingen und zum Teil (z. B. »Jesus meine Zuversicht«, »Nun danket alle Gott«) noch heute gesungen werden, erschienen in verschiedenen Sammlungen unter den Titeln: »Praxis pietatis, oder geistliche Melodien über Dr. Luthers und andrer Gesänge zc.« (Leipz. 1649, sehr oft aufgelegt); »Paradisus musicus, musikalisches Lustgärtlein, aus lieblicher dreistimmiger Harmonia zugerichtet« (Frankf. a. O. 1622); »Recreationes musicae, d. h. Neue poetische Amorösen zc.« (Leipz. 1651) u. a.

Cruikshank (spr. krückschenk), George, engl. Karikaturenzeichner und Kupferstecher, geb. 1792 zu London, zeichnete schon seit seinem achten Jahr Skizzen aus dem Londoner Volksleben und erwarb sich später durch eine Satire auf die Banknotenfälschung und eine Reihe von politischen Karikaturen einen geachteten Namen. Seine Karikaturen sind originell und humoristisch. Es erschienen von ihm zwei Sammlungen Kupferstiche als Erklärung launiger Einfälle und Szenen, die »Squibs, or satirical sketches« (Lond. 1832, 8 Hefte) und »Twelve sketches illustrative of Sir W. Scott's Demonology and Witchcraft« (das. 1832). Auch lieferte er die Zeichnungen zu den »Points of humour« sowie zu Petigrews »History of Egyptian mummies« (Lond. 1834). In neuerer Zeit zeichnete er auch Illustrationen zu beliebten Romanen, namentlich zu Dickens' Werken, und malte auch verschiedene Genrebilder. Mit seinem ältern Bruder, Robert (1790—1856), einem guten Miniaturmaler, gab er ausgezeichnete Skizzen über das Sprichwort »The life in London is death« (»Das Leben in London ist Tod«) heraus. Die Zahl seiner Radierungen und Holzschnitte beläuft sich auf etwa 8400. Er starb 1. Febr. 1878 in London. Vgl. Reid, Complete catalogue of the engraved works of G. C. (Lond. 1873); Bates, G. C. the artist (das. 1878).

Crumpsall, Stadt in Lancashire (England), nördlich von Manchester, mit (1881) 8151 Einw.

Cruor (lat.), das geronnene Blut.

Crurālis arteria, vena, nervus (lat.), Oberschenkelschlagader, -Blutader, -Nerv.

Crus (lat.), Bein, Schenkel, namentlich Unterschenkel.

Crusca, Accademia della, s. Akademie, S. 247; vgl. Florenz.

Crusenstolpe, Magnus Jakob, schwed. Publizist und Romanschriftsteller, geb. 11. März 1795 zu Jönköping, widmete sich der juridischen Laufbahn, ward 1825 Assessor im Hofgericht zu Stockholm, nahm 1834 seinen Abschied und lebte seitdem in Stockholm, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Er trat zuerst mit einigen Novellen auf, welche ein hübsches Talent für historisch-romantische Erzählung bekundeten; seine Hauptthätigkeit als Schriftsteller war jedoch eine politisch-historische. In seinen »Politiska åsigter« (1828) pries er die sogen. Freiheitszeit von 1719 bis 1772 mit hinreißender Gewalt der Sprache. Mit Hjerta gab er 1828—30 eine »Reichstagszeitung« und zwar im Geiste der Opposition heraus, sodann allein 1830—33 das »Fäderneslandet«, das aber, im Interesse der Regierung geschrieben, keine Teilnahme fand und von der Regierung fallen gelassen wurde. Erbittert darüber, begann C. nun eine schriftstellerische Thätigkeit, in der er mit Aufbietung all seiner stilistischen Begabung als der bitterste Gegner der Regierung auftrat. So geißelte er in seinen »Skildringar ur det inre af dagens historia« (Stockh. 1834, 2 Bde.) die Männer der Regierung mit scharfem Spotte. Die von ihm angekaufte Tessinsche Bibliothek lieferte ihm Materialien zu dem Buch »1720,

1772 och 1809« (Stockh. 1836), ferner zum »Portefeuille« (das. 1837—45, 5 Bde.) und zur »Historisk tafla af Gustav IV. Adolphs första lefnadsår« (das. 1837). Indessen wurden diese Schriften nicht mit der Teilnahme aufgenommen wie seine bis zu seinem Tod fortgesetzten »Ställningar och förhållanden« (seit 1838), welche Tagesfragen, Charakterskizzen und Anekdoten in anziehender und witziger Darstellung enthielten. Wegen einer sarkastischen Äußerung, die Regierung habe durch eine am Sonntag vorgenommene militärische Ernennung ein Sabbatsverbrechen begangen, hatte er von 1838 bis 1841 Festungshaft zu verbüßen, was mehrfache Tumulte in Stockholm veranlaßte. Aber C. fuhr auch später fort, seine unversöhnlichen Antipathien gegen Karl XIV., seine Regierung und Dynastie auszusprechen. In seinem »Morianen« (Stockh. 1840—44, 6 Bde.; deutsch, Berl. 1842—44, 6 Bde., u. Stuttg. 1847—48, 21 Bde.) gab er die Geschichte Schwedens seit der Thronbesteigung Adolf Friedrichs, in Romanform glänzend geschildert, aber ohne künstlerische Verkettung und nicht selten unzuverlässig. Ähnlich sind: »Carl Johan och Svenskarne« (Stockh. 1845—46, 3 Tle.; deutsch, Berl. 1845—47); »Huset Tessin under frihetstiden« (Stockh. 1847—50, 5 Bde.; deutsch, Berl. 1847—56, 3 Bde.); »Carl XIII.« (Stockh. 1861, 2 Bde.) u. a. Strenger geschichtlich gehalten sind: »Europas hof« (Stockh. 1853—54), wovon er selbst jedoch nur Preußen und einen Teil von Frankreich behandelte; »Historiska personligheter« (das. 1861—63, 2 Bde.) und »Ett sekel och ett år af pölska frågan« (das. 1863). C. starb 18. Jan. 1865 in Stockholm.

Crusius, Heinrich Wilhelm Lebrecht, Landwirt, geb. 19. Juni 1790 zu Leipzig, studierte hier die Rechte, übernahm 1823 sein Rittergut Rüdigsdorf, 1826 nach seines Vaters Tod auch Sahlis und war 1830—48 ritterschaftlicher Abgeordneter in der Ersten Kammer der sächsischen Ständeversammlung. Als einer der ersten Rittergutsbesitzer trat er die Gerichtsbarkeit über seine Rittergüter an den Staat ab und erließ seinen Bauern die meisten Fronen. Die Musterwirtschaften auf seinen Gütern und in seinen Forsten wirkten fördernd auf die weitesten Kreise der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Als Vorsitzender des Landeskulturrats rief er die landwirtschaftliche Versuchsstation zu Möckern hervor und gab unter dem Namen der Ökonomischen Societät mehrere Jahre einen »Volkskalender« sowie einen »Handatlas des Königreichs Sachsen mit statistischen Nachrichten« und »Agrikulturchemische Untersuchungen und Fütterungsversuche der Versuchsstation Möckern« (Leipz. 1853—57, 3 Hefte) heraus. Er starb 26. Aug. 1858 auf seinem Gut Rüdigsdorf.

Crusta (lat.), Kruste, Borke, Grind; C. lamellosa, Schuppengrind; C. lactea, Milchborke; C. inflammatoria, Speckhaut auf geronnenem Blut.

Crustacĕa, Krusten- oder Krebstiere.

Crusta petrōsa (lat.), das steinige Zement, das bei vielen pflanzenfressenden Säugetieren bald die Zahnwurzel umkleidet, bald die mit Schmelz bedeckten Lamellen der Zahnkronen miteinander verkittet.

Cruveilhier (spr. krüwäjeh), Jean, Mediziner, geb. 9. Febr. 1791 zu Limoges, studierte in Paris, ging 1824 als Professor der chirurgischen Pathologie nach Montpellier, ward 1836 Professor der pathologischen Anatomie an der medizinischen Fakultät zu Paris und 1830 Oberarzt und Direktor des Hospice de la Maternité und in der Folge an der Salpêtrière und Charité. Er schrieb: »Anatomie pathologique du corps humain« (Par. 1828—42, 2 Bde. mit 233 Kupfern); »Cours d'études anatomiques« (das. 1830 f.); »Traité d'anatomie descriptive« (das. 1833; 5. Aufl. 1872—79, 3 Bde.); »Anatomie du système nerveux« (das. 1845); »Traité d'anatomie pathologique générale« (das. 1849—64, 5 Bde.). Auch beschrieb er das Leben Dupuytrens (Par. 1840). C. war mehrere Dezennien hindurch der bedeutendste Vertreter der pathologischen Anatomie in Frankreich, bis die Wissenschaft durch das Mikroskop eine andre Richtung erhielt. Er starb 6. März 1874 in Jussac.

Cruvelli (ursprünglich Crüwell), Sophie, Opernsängerin, geb. 12. März 1826 zu Bielefeld, erhielt ihre musikalische Erziehung im elterlichen Haus, vollendete ihre Ausbildung unter Bordogni zu Paris, trat hier 1847 in einem Konzert zum erstenmal in die Öffentlichkeit und begann noch in demselben Jahr zu Venedig ihre Bühnenlaufbahn als Elvira in Verdis »Ernani«. 1848 wurde sie für das Theater der Königin zu London engagiert, konnte jedoch die Konkurrenz mit Jenny Lind nicht bestehen und kehrte nach Deutschland zurück, wo sie in verschiedenen Städten mit Beifall sang. Ihre Haupterfolge errang sie in Paris zuerst (1851) an der Italienischen, dann von 1854 an der Großen Oper, welcher sie bis zu ihrer bald darauf erfolgten Verheiratung mit dem Baron Vigier als Mitglied angehörte. Neben den vielfachen Auszeichnungen, die ihr als dramatischer Künstlerin ersten Ranges zu teil wurden, erhielt sie 1874 vom Papst wegen ihrer Verdienste um die Krankenpflege die Goldene Rose.

Crux (lat.), Kreuz; in der katholischen Kirche eine Prozession, der ein Kreuz voraufgetragen wird, sowie die dabei übliche Litanei; daher C. nigra (»schwarzes Kreuz«), die große Gregorianische Litanei, bei der die Kirche schwarz verhangen wird; uneigentlich Marter, Qual oder, was solche verursacht, z. B. C. interpretum (»Kreuz der Erklärer«), eine schwer zu erklärende Stelle eines Schriftstücks.

Cruyshautem (spr. kröüshodem), Fabrikort in der belg. Provinz Ostflandern, Arrondissement Oudenaarde, mit wichtigen Leinwandfabriken und Bleichen sowie einer Musterwerkstatt für Leinweberei und (1884) 5641 Einw.

Cruz, 1) San Juan de la, span. Dichter und Schriftsteller, geb. 1542 zu Antiveros in Altkastilien, studierte zu Medina del Campo bei den Jesuiten, ward Karmeliter und um 1568 Abt des nach neu reformierten Ordensregeln gegründeten Klosters zu Manrezo. Um dieser Reform willen angefeindet und verhaftet, gründete er, wieder frei, 1579 das Kloster von Baeza, übernahm zwei Jahre darauf die Verwaltung desjenigen zu Granada, ward 1585 Provinzialvikar von Andalusien und 1588 Definitor des Ordens. Von neuem seiner Ämter beraubt und in das Kloster von Ubeda eingeschlossen, starb er hier 14. Dez. 1591. Benedikt XIII. sprach ihn 1674 heilig und weihte ihm den 24. November. Seine Werke, größtenteils betrachtender Art und mit großer Wärme geschrieben, haben ihm den Namen des »ekstatischen Doktors« erworben. Am bedeutendsten unter ihnen sind die »Besteigung des Berges Karmel« und »Die dunkle Nacht der Seele«. Seine Gedichte haben den nämlichen Charakter, sind aber äußerst ausdrucksvoll in ihrer Sprache. Seine vollständigen »Obras« erschienen zuerst in Barcelona 1619 (12. Aufl., Sevilla 1703), dann in der Madrider »Biblioteca de autores españoles« (Bd. 27). Eine Ausgabe der Gedichte besorgte auch W. Storck (»Todas las poesias de San Juan de la C. y de Santa Teresa de Jesus«, Münster 1854). Ebenderselbe gab eine vorzügliche Übersetzung

der Gedichte (Münster 1854). Wohlgelungene Übertragungen einzelner Gedichte enthält auch Diepenbrocks »Geistlicher Blumenstrauß« (4. Aufl., Sulzbach 1862). Die Prosaschriften wurden von Gallus Schwab (Sulzbach 1838, 2 Bde.) verdeutscht. Vgl. Muñoz Garinca, S. J. de la C. (Madr. 1875).

2) Juana Ines de la Santa C., spanisch-amerikan. Dichterin, geb. 12. Nov. 1651 in der Nähe von Mexiko, erwarb sich ein für ihre Zeit bedeutendes Wissen, ward Hofdame der Vizekönigin von Mexiko, zog sich aber schon mit 17 Jahren von der Welt zurück in das Kloster der Hieronymitinnen zu Mexiko, in welchem sie fortan unter strengen Bußübungen ausschließlich den Studien und der Dichtkunst lebte. Sie starb 17. April 1695. Die Werke dieser von den Zeitgenossen als »zehnte Muse« gefeierten Dichterin bestehen in Liedern, teils im altspanischen, teils im kunstvollern italienischen Geschmack, und einer Anzahl dramatischer Dichtungen, von denen nur zwei (»Amor es mas labirinto« und »Les empeños de una casa«) weltlichen Inhalts, die übrigen geistliche Spiele (loas) sind. Eine Sammlung ihrer »Obras« erschien Madrid 1714, 3 Bde. (auch Saragossa 1725 u. öfter); eine Auswahl ihrer lyrischen Gedichte enthält auch die Madrider »Biblioteca de autores españoles« (Bd. 42).

Cruzāda (»Kreuzzug«), die seit 1509 vom Papst den Spaniern und Portugiesen auferlegte Abgabe zur Führung der Kriege gegen Ungläubige; seit dem Aufhören solcher Kriege das Recht der spanischen und portugiesischen Könige auf alle von Dispensationen, Fasten ꝛc. herkommenden Einkünfte (oft für Europa und Amerika über 1 Mill. Dukaten), von denen der heilige Stuhl ein Fixum bezog; auch der Gerichtshof, der diese Abgabe eintrieb und deren Geschäfte besorgte, wenn sie der König verkauft oder verpachtet hatte.

Cruzādo, portug. Gold- und Silbermünze, ward von 1455 bis 1822 geprägt; die seit 1722 geprägten heißen im Gegensatz zu den alten neue und sind mit 480 bezeichnet, während jene 400 als Bezeichnung haben. Sie stellten nämlich früher 400 Reis vor, wurden aber später auf 480 Reis erhöht. 1 C. = 2,177 Mk. Der neue Silbercruzado wird gewöhnlich Pinto genannt.

Cryptobranchus, Riesensalamander.

Cryptococcus *Ktz.*, s. v. w. Saccharomyces, s. Hefe.

Cryptogamia (griech.), verborgenehig, Pflanzen ohne Staubblätter und Stempel; Bezeichnung der 24. Klasse des Linnéschen Systems.

Cryptomeria *Don.*, Gattung aus der Familie der Koniferen, Bäume mit hohem Stamm und eirundlicher Krone, ringsum stehenden Ästen und Zweigen, nach oben gekrümmten, von der Seite zusammengedrückten Nadeln, am Ende kurzer Zweige aufrecht stehenden, an der Basis von unfruchtbaren Deckblättern umgebenen Zapfen und etwas zusammengedrückten Samen mit krustiger Schale und schmalem, häutigem Flügel. C. japonica *L. fil.*, aus Japan und China, erreicht in ersterm Land über 30 m Höhe und bildet einen schönen Baum mit sehr leichtem Holz und lebhaft grünen, gekrümmten Nadeln mit sehr hervortretendem Mittelnerv, kam 1844 durch Fortune aus China und ein Jahrzehnt später durch Lobb aus Japan (daher C. Lobbii) nach Europa und wird jetzt in mehreren Varietäten als schöne Zierpflanze kultiviert. Größere Pflanzen halten in geschützter Lage in Norddeutschland aus.

Crystalli tartāri, s. v. w. gereinigter Weinstein.

Cs, in der Chemie Zeichen für Cäsium.

Csaba (spr. tschă-), Markt im ungar. Komitat Békés, Station der Alföld-Fiumaner u. Ungarischen Staatsbahn und durch einen Kanal mit der Weißen Körös verbunden, ist in sehr fruchtbarer Gegend zerstreut gebaut, hat 5 Kirchen (darunter eine prächtige Basilika), ein evangelisches Gymnasium, (1881) 32,616 ungarische und slowenische Einwohner (meist Lutheraner), bedeutenden Getreide-, Hanf- und Weinbau, Viehzucht, Dampfmühlen, Branntweinbrennerei, Vieh- und Holzhandel und ist Sitz eines Gerichtshofs.

Csaiken, s. Tschaiken.

Csakathurn (Csáktornya, spr. tschāt-), Markt, s. Murinsel.

Csanád (spr. tscha-), ungar. Komitat längs der Maros und Theiß, grenzt östlich und nördlich an die Komitate Arad und Békés, westlich an Csongrád, südlich an Torontál, hat ein Areal von 1618 qkm (29,4 QM.), wird im S. von der Maros umspült und besteht aus einer weiten, hier und da von sanften, mit Eichen und Reben bewachsenen Hügeln unterbrochenen Ebene, ist fruchtbar und meist gesund. Es zählt (1881) 109,011 Einw. (meist Ungarn) und liefert Weizen, Mais, Tabak, Wein, Obst, schönes Rindvieh, gute Pferde, Schafe und Schweine. ⅘ ist Wiese und Weideland, ⅛ von Wald und Busch bedeckt. Hauptort ist die Stadt Makó. Benannt ist das Komitat nach dem Dorf (ehemals Stadt) C. an der Maros, mit 2777 Einw., wo Stephan I. 1036 ein Bistum stiftete. Im Schloß residierte König Samuel Aba. 1242 verwüsteten die Tataren Schloß und Stadt. Unter der Königin Isabella von Petrovics belagert, fiel die Stadt bald darauf in die Hände des Thomas Varkuch und kam 1545 unter das Joch der Türken, die erst 1684 vom General Wallis für immer daraus vertrieben wurden.

Csányi (spr. tschánji), Ladislaus, Kommunikationsminister in der ungarischen Revolution, geb. 1790 zu Csányi im Szalader Komitat, diente als Husar 1809—1815, war später eifriges Mitglied der Opposition im Szalader Komitat und bis zum Ausbruch der Revolution Deáks treuer Kampfgenosse. Im März 1848 sicherte er in Pest die Ordnung, ging bei Ausbruch der kroatisch-serbischen Unruhen als Landeskommissar in den Süden, begleitete später die Hauptarmee gegen Wien sowie beim Rückzug von Preßburg bis Pest und blieb auch in den ersten Januartagen 1849 als Kommissar bis zu Windischgrätz' Einzug daselbst zurück, worauf er der Regierung nach Debreczin folgte. In Siebenbürgen verfuhr er als Regierungskommissar gegen die Sachsen und Walachen mit großer Strenge, ja grausamer Härte, aber unbestechlich in seiner Amtsführung. Abberufen, wurde er nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 zum Kommunikationsminister ernannt, war bei der zweiten Flucht der ungarischen Regierung aus Pest abermals der letzte und stimmte für die Übertragung der Diktatur an Görgei. Nach der Waffenstreckung von Világos (13. Aug. 1849) ergab sich C. den Russen, die ihn an Österreich auslieferten. Er endete 10. Okt. 1849 in Pest am Galgen. Wegen seines Amtseifers allgemein die »Biene« (méh) genannt.

Csardaken, s. Tschardaken.

Csárdás (spr. tschárdahsch), ungar. Nationaltanz, der im Zweivierteltakt ohne eigentliche Tanzfiguren von einem Herrn und einer Dame unter Beobachtung des Rhythmus nach individueller Auffassung, aber stets graziös und mit höchstem Anstand getanzt wird. Der C. beginnt mit langsamen Bewegungen, steigert sich aber unter abwechselndem Stoß auf Ferse oder Fußspitze und Zusammenschlagen der Sporen ꝛc. allmählich

zur äußersten Lebhaftigkeit, bis er im Wirbeltanz endet. Zum Vortrag der eigentümlich rhythmischen Csárdásmelodien, die meist auch mit dem Text eines Volksliedes verbunden sind, ist durchaus Zigeunermusik erforderlich.

Császár (spr. tschahßßār), Franz, ungar. Schriftsteller und Dichter, geb. 1807 zu Zala-Egerszeg im Komitat Zala, wurde 1830 in Fiume als Lehrer der ungarischen Sprache, 1836 als Notar beim Wechselgericht angestellt und 1840 als Beisitzer des Wechselgerichts nach Pest berufen. Seit 1846 Referent bei der Septemviraltafel, verlor er diesen Posten später, weil er nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 von der revolutionären Regierung das Amt angenommen. Er gründete im März 1850 das liberale »Pesti Napló« (»Pester Tageblatt«) und starb 17. Aug. 1859. Als Schriftsteller trat er zunächst mit juristischen Schriften auf, wie: »Ungarisches Wechselrecht« (3. Aufl., Pest 1846); »Wechselrechtliches Lexikon« (1841); »Ungarische Bankrottgesetze« (1847) ꝛc. Außerdem veröffentlichte er: »Italienische Reisen« (1843); ein »Mythologisches Wörterbuch« (1844); »Der Fiumer Hafen« (1842—43, 2 Bde.) und »Gedichte« (2. Aufl. 1846), die sich durch korrekte Form und Gefühlsinnigkeit auszeichnen, und unter denen namentlich die in italienischer Manier geschriebenen Sonette und Matrosenlieder hervorzuheben sind. Auch übersetzte er mehrere italienische Meisterwerke, z. B. von Alfieri, Beccaria, Silvio Pellico und Dante, ins Ungarische.

Csatád (spr. tschatahd), Marktflecken im ungar. Komitat Torontál, mit (1880) 3165 Einw., Geburtsort des Dichters Lenau.

Csengery (spr. tschénngeri), ungar. Publizist und Politiker, geb. 2. Juni 1822 zu Großwardein, studierte die Rechte, trat 1845 in die Redaktion des liberalen »Pesti Hirlap«, folgte 1848 der Regierung nach Debreczin und war einige Zeit Ministerialrat. 1857 gründete er die »Budapesti Szemle« (»Budapester Revue«), die er bis 1869 redigierte. Eifrig war er für die wirtschaftliche Entwickelung bemüht und hatte einen wesentlichen Anteil an der Errichtung des ungarischen Bodenkreditinstituts, als dessen Direktor er bis an seinen Tod wirkte. Seit 1861 Mitglied des Reichstags, war er eins der einflußreichsten Mitglieder der Deák-Partei. Er starb 13. Juli 1880. Von seinen glänzend geschriebenen historischen Schriften, wegen deren er Mitglied und zweiter Präsident der Akademie wurde, sind zu nennen: »Ungarns Orden« (Leipz. 1852); »Historische Studien und Charakteristiken« (Pest 1870, 2 Bde.); »Geschichtschreibung und Geschichtschreiber« (das. 1874); »Denkrede auf Deák« (das. 1877); auch übersetzte er Macaulays »Geschichte Englands« (neue Aufl. 1874).

Csepel (spr. tsché-), fruchtbare Donauinsel unterhalb Budapest, 830 qkm (6 QM.) groß, mit Obst- und Weinbau und mehreren Ortschaften, war in alten Zeiten Sommeraufenthalt der ungarischen Könige. Kaiser Karl VI. schenkte sie 1721 dem Prinzen Eugen von Savoyen, der in dem Hauptort Ráczkeve (1881: 5643 Einw.) ein prächtiges Schloß aufführen ließ. Seit 1825 ist sie wieder königliches Familiengut.

Csik (spr. tschi-), ungar. Komitat in Siebenbürgen, grenzt an die Komitate Háromszék, Udvarhely, Maros-Torda und an Rumänien, umfaßt 4493 qkm (81,6 QM.), ist gebirgig und hat im Innern zwei von der Maros und Aluta durchströmte Thäler. C., durch seine Naturschönheiten berühmt, ist das rauheste siebenbürgische Komitat und zählt (1881) 110,940 Einw.; daselbst gedeihen nur Erdäpfel, Roggen, Hafer und Flachs; desto prächtiger sind aber die wildreichen Waldungen, deren Eichen-, Buchen- und Nadelholz einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Sitz des Komitats, das 65 Ortschaften enthält, ist die Stadt C.-Szereda (röm. Sicoloburgum) an der Aluta und am Fuß der Hargitta; sie hat ein altes Schloß, (1881) 1597 Einw. und ist Sitz eines Gerichtshofs. Zu Csik-Szent-Domokos (1881: 3318 Einw.) befindet sich ein Kupferbergwerk.

Csikos (ungar., spr. tschikósch), der ungar. Roßhirt, eine der originellsten Gestalten des ungarischen Volkslebens. Der C. ist von Jugend auf beständiger Begleiter des Viehs auf den Weideflächen der großen ungarischen Güter oder Gestüte, führt ein höchst eigentümliches Leben und weiß die wilden, frei weidenden Pferde mit seltener Stärke, Behendigkeit und Geistesgegenwart einzufangen und zu bändigen. Sein Anzug besteht aus einem kurzen Hemd und langen, weißen Hosen von grober Leinwand, Gatija genannt; beide wie auch sein runder Hut und sein langes, schwarzes Kopfhaar sind der vielen Mücken wegen mit Fett eingerieben. Außerdem trägt er einen mit Knöpfen gezierten Ledergurt und Zischmen (Schnürstiefel) mit stark klirrenden Sporen. Zur Waffe dient ihm ein leichter, mit einem Hammer oder scharfem Beil am Ende versehener Stock, den er mit Sicherheit zu schleudern versteht. Die romantische, verwegene Gestalt des C. ist nicht selten von Dichtern poetisch dargestellt worden, z. B. von Lenau in mehreren Gedichten, von Petöfi und besonders von Karl Beck in seinem »Jankó, der ungarische Roßhirt«. Mit dem immer weiter um sich greifenden Ackerbau in der ungarischen Tiefebene hat übrigens die Romantik des Csikoslebens schon mannigfache Einschränkungen erlitten; der halbwilde Roßhirt sank denn auch bereits in vielen Gegenden zum gewöhnlichen Acker- und Viehknecht der Grundbesitzer herab.

Csik-Szereda, Stadt, s. Csik.

Csiky (spr. tschiki), Gregor, der bedeutendste lebende Dramatiker Ungarns, geb. 8. Dez. 1842 zu Pankota, widmete sich dem katholischen Priesterberuf, wurde nach Beendigung seiner Seminarstudien zuerst Kaplan, dann (1870) Professor der Theologie am katholischen Seminar zu Temesvár, gab 1878 diese Stellung auf und siedelte nach Pest über, wo er seither ausschließlich der Litteratur lebt. 1871 trat er zuerst mit zwei Bänden Erzählungen (»Aus dem Leben« und »Photographien«) vor die Öffentlichkeit. 1875 gewann er mit dem Lustspiel »A Jóslat« (»Das Orakel«) den Teleky-Preis (100 Dukaten) der ungarischen Akademie. Sein nächstes Stück, die Tragödie »Janus«, gewann wieder einen Preis von 100 Dukaten, das Lustspiel »Der Unwiderstehliche« sogar 400 Dukaten, da der Karácsonyi-Preis vier Jahre lang nicht zur Verteilung gelangt war, und das Lustspiel »Der Mißtrauische« wieder den Teleky-Preis. »Die Proletarier«, die im Winter 1879—80 zuerst im Pester Nationaltheater aufgeführt wurden, errangen den größten Erfolg, den ein ungarisches Originalstück bisher erlebte. Mit mehr oder weniger gleichem Beifall gingen die neuern Stücke des fruchtbaren Dichters über die Bühne, so das Drama »Glänzendes Elend«, die Lustspiele: »Herr Mukányi«, »Kariar« und »Die schönen Mädchen«, die Tragödie »Der Magus« und das einaktige Schauspiel »Anna«. Außer seiner poetischen entwickelt C. auch eine bedeutende Übersetzerthätigkeit; er hat die Tragödien des Sophokles, ebenso den Plautus und zahlreiche französische wie englische Bühnenstücke meisterhaft ins Ungarische übertragen. C. ist ein ursprüngliches Bühnentalent, welches durch

seltenen dramatischen Instinkt ersetzt, was ihm an Technik und Erfahrung etwa noch abgeht.

Csokonay (spr. tschókonaj), Vitez Michael von, ungar. Dichter, geb. 17. Dez. 1773 zu Debreczin, besuchte das Kollegium seiner Vaterstadt, wurde 1794 Professor der Poetik daselbst, studierte dann die Rechte, wurde Lehrer zu Csurgo, widmete sich aber in der Folge ganz der Dichtkunst. Er starb 28. Jan. 1805. Reiche Sprache und leichter Versbau zeichnen seine Gedichte aus. Er schöpfte aus der Quelle der Volkspoesie und half dadurch eine wahrhafte ungarische Nationallyrik begründen. Seine Werke sind: »Magyar-Musa« (»Ungarische Muse«, Preßb. 1797); »Amaryllis« (Pest 1803); das komische Epos »Dorotya« (neue Ausg., Wien 1816); »Lilla« (neue Aufl., das. 1816); »Galatea« (Großwardein 1806); »A pásztor király« (das. 1806); »Oden« (neue Aufl., Wien 1816); »Anakreoni dalok« (»Anakreontische Lieder«, neue Aufl., das. 1816); »Békaegérhartz« (»Froschmäusekrieg«, das. 1816). Viele seiner Lieder sind in den Mund des Volkes übergegangen, insbesondere klingt sein berühmtes Liebeslied an seinen Weinschlauch (kulacs) durch ganz Ungarn. Seine »Gesammelten Werke« gab Márton heraus (Wien 1813, 9 Bde.; 2. Aufl. 1816) wie auch »Csokonays Leben und einige hinterlassene Schriften« (Pest 1817). Eine kritische Ausgabe der Werke besorgte später Toldy (Pest 1846, 2 Bde.). Sein Leben beschrieben Th. Szana (Pest 1869) und J. Haraszti (das. 1880). 1871 wurde in Debreczin ein ehernes Standbild des Dichters (von N. Izsó) enthüllt.

Csoma (spr. tscho-), Alexander, ungar. Reisender und berühmter Tibetist, geb. 1798 zu Körös im Szeklerland Siebenbürgens, studierte 1816—18 in Göttingen und wurde durch eine Bemerkung Blumenbachs, die Magyaren seien wohl die Uiguren der chinesischen Annalen, bestimmt, die Ursitze seines Volkes in Asien aufzusuchen. Er brach 1821 mit einer Karawane, als Armenier verkleidet (der armenischen Sprache war er völlig mächtig), von Chorasan nach Bochara auf und gelangte von da über Balch und Lahor nach Leh, der Hauptstadt Ladaks. Hier zog er sich als Schüler in das buddhistische Kloster Zamskar in der jetzt britischen Landschaft Kamaon am Satledsch zurück und widmete unter großen Entbehrungen im Umgang mit den Priestern, den Lamas, der Erlernung des Tibetischen mehrere Jahre seines Lebens. Als Frucht seiner eifrigen Studien publizierte er die erste wissenschaftlich gehaltene Grammatik: »A grammar of the Tibetan language« (Kalkutta 1834), und das erste tibetische Wörterbuch: »Essay towards a dictionary Tibetan and English« (das. 1835). Durch diese Arbeiten, seine »Analysis of the Kandjur« (über die Grundlehren des Buddhismus, Kalk. 1835) und seine kleinern Schriften brach C. dem Studium des Tibetischen in Europa Bahn. Er selbst sprach das Tibetische so geläufig, daß die Kunde hiervon nach Lhassa gelangte und ihm, was sonst noch jedem Europäer versagt blieb, vom Dalai Lama die Erlaubnis zur Reise dahin erwirkt wurde. Doch starb C., noch ehe er die Reise antreten konnte, plötzlich 11. April 1842 zu Dardschiling im Himalaja. Vgl. Duka, Life and travels of Alex. C. de Körö (Lond. 1884).

Csongrád (spr. tschón-), ungar. Komitat zwischen der Donau und Theiß, wird östlich von den Komitaten Békés, Csanád, südlich von Torontál und Bács-Bodrog, westlich vom Pester Komitat und nördlich von Jász-N.-Kun-Szolnok begrenzt, hat 3414 qkm (62,1 QM.), bildet eine fruchtbare, von Hügeln durchzogene Tiefebene, die jährlich den Überschwemmungen der Theiß, Körös, des Korogy und der Maros ausgesetzt und durch viele Sümpfe und schlechtes Trinkwasser ungesund ist. 1/8 des Areals ist Wald, 1/4 Weideland. Die Zahl der Einwohner beträgt (1881) 228,413 (Ungarn, davon 2/3 Katholiken). Erzeugnisse sind: Weizen, Gerste, Hafer, Kukuruz, Hanf, guter Tabak (Szegediner) und Wassermelonen. Die Wiesen nähren viel Rindvieh, Pferde, Schafe, das Rohrdickicht viele Schweine; Wild, Geflügel und Fische sind in Menge vorhanden. Der Handel mit Vieh, Wolle, Tabak, geräucherten Fischen, Binsenmatten ꝛc. ist lebhaft. Hauptort des Komitats, welches von der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahn und der Alföld-Fiumaner Bahn gekreuzt wird, ist Szegedin. — Der Markt C., am Zusammenfluß der Körös mit der Theiß, hat (1881) 17,837 Einw., Acker- und Weinbau, Viehzucht, Fischerei, Sodasiederei, Gymnasium und Bezirksgericht.

Csorich de Monte Creto (spr. tschóritsch), 1) Franz, Freiherr von, k. k. Feldmarschallleutnant, aus kroatischem Geschlecht, geb. 3. Okt. 1772 zu Zengg im Litorale, trug als Oberleutnant 13. Mai 1800 viel zum Sieg bei Monte Creto bei, daher er bei seiner Erhebung in den Freiherrenstand 1818 den Namen Monte Creto erhielt. Er machte die Kriegsjahre von 1801, 1809 und 1813 mit und trat 1821 für kurze Zeit in den Ruhestand, wurde dann Brigadier in Siebenbürgen, 1832 Divisionär in Galizien, 1839 Kommandierender in Tirol und 1842 im Banat. Er starb 4. März 1847 in Temesvár.

2) Anton, Freiherr von, k. k. Feldmarschallleutnant und Kriegsminister, geb. 1795 zu Machichno in Kroatien, Neffe und Adoptivsohn des vorigen, machte die Feldzüge von 1809 und 1813—15 mit, ward 1842 Generalmajor und Brigadier in Italien, 1843 in Wien, 1846 Festungskommandant von Salzburg und 1848 Feldmarschallleutnant. Er befehligte 1848 beim Oktoberaufstand in Wien in der Leopoldstadt und übernahm später das Kommando der Truppen, welche die innere Stadt zernierten. Im ungarischen Feldzug zeichnete er sich unter anderm bei Schemnitz und Kapolna aus. Im Juli 1850 ward er an Gyulays Stelle zum Kriegsminister ernannt, schied aber im Februar 1853 wieder aus und erhielt das Kommando des 3. Armeekorps in Graz, 1854 das des 1. Armeekorps in Wien und ward später zum Feldzeugmeister ernannt. Er starb 15. Juli 1864 in Dornbach bei Wien.

Csorna (spr. tschor-), Markt im ungar. Komitat Ödenburg, an der Eisenbahn Raab-Ödenburg, mit Prämonstratenserstift (1180 gegründet) und (1881) 5549 Einw. Hier 19. Juli 1849 Treffen zwischen den Ungarn und Österreichern.

Csutoren (spr. tschu-), s. Holzflaschen.

Cu, in der Chemie Zeichen für Kupfer (Cuprum).

Cuádra, Längenmaß in Chile, = 150 Varas (Ellen).

Cuartál, früheres Feldmaß in Aragonien, = 2,384 Ar; Getreidemaß, = 1/4 Fanega = 7,473 Lit.

Cuartilla (spr. -tilja), früheres span. Getreidemaß, = 1/4 Fanega = 13,7 Lit.; Flüssigkeitsmaß, = 1/4 Cantara = 4,033 L.

Cuartillo (spr. -tiljo), früheres span. Getreidemaß, = 1,156 Lit.; Flüssigkeitsmaß, = 0,504 L.; Kupfermünze, = 5,3 Pf.

Cuarto, frühere span. Kupfermünze, = 2,566 Pf.; Flüssigkeitsmaß, s. Frasco.

Cuati, s. v. w. Nasenbär.

Cuatro Ciénegas, Stadt im mexikan. Staat Cohahuila, 70 km westlich von Monclova, mit Weinbau und 3200 Einw.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Cuautla de Morelos, Stadt im mexikan. Staat Morelos, in fruchtbarem Thal, hat 3 Kirchen, Zuckermühlen und 7000 Einw.

Cuba, röm. Schutzgöttin der Kinder in der Zeit, wo sie die Wiege mit einem Bettchen vertauschen.

Cuba, die größte der westind. Inseln (s. Karte »Westindien und Zentralamerika«), von den Spaniern anfangs Juana, dann Ferdinanda genannt, dehnt sich in einer ungemein günstigen Lage zwischen dem Mexikanischen Golf, der Floridastraße, dem Windwärtskanal und der Karibischen See aus. Ihre Länge in gerader Linie beträgt 1060 km, ihre Breite durchschnittlich 82 km; doch zeigt sie nach O. hin größere Breite als nach W. Die Insel, die wichtigste überseeische Besitzung der Spanier, wird wegen ihres Reichtums, wegen ihrer vortrefflichen Lage inmitten der beiden Hälften des amerikanischen Kontinents und wegen ihrer hohen Handelsbedeutung die »Perle der Antillen« genannt, und diese Bedeutung wird in dem Maß zunehmen, als Ordnung und mehr gesittete Zustände statt der fortdauernden Revolutionen auf ihr Platz greifen. Die Küstenentwickelung ist bei der langen, schmal gestreckten Figur der Insel eine sehr bedeutende; ohne die Buchten und Vorsprünge rechnet man 3190 km, wovon 1684 auf die Süd- und 1506 auf die Nordküste entfallen. Teilweise sind die Küsten mit Korallenriffen umsäumt oder auf weite Strecken hin sumpfig; anderseits aber bietet C. auch wieder die herrlichsten Häfen dar (im ganzen 40), unter denen die von Havana, Matanzas und Santiago die schönsten und geräumigsten sind. Die wichtigsten Kaps sind Punta de Maisi im SO., Cabo de Cruz im SW. und Kap San Antonio im NW. Im Durchschnitt zeigt C. eine niedrige und wellenförmige Oberflächengestaltung; aber die Insel ist nicht eintönig in ihren Formen, sondern anmutig und reich an landschaftlichen Schönheiten. Über die flache, breitscheitelige Landhöhe, welche die Wasserscheide zwischen den nach N. und nach S. fließenden Gewässern bildet, steigen vereinzelte Gebirge empor, die fast sämtlich von W. nach O. streichen und bis über 500 m hoch sind. Im äußersten Westen ist dieser Höhenzug als Sierra de los Organos bekannt und erreicht in dem Pan de Gaijabon mit 600 m seine größte Höhe. Weiter nach O. (etwa unter 80° westl. L.) bildet er die Mornes de l'Escambray, ein Kalksteingebirge mit engen Schluchten, schönen Waldungen und rauschenden Bächen, auch reich an Silber und Kupfer. Im Portrarillo erreicht dieses Bergland eine Höhe von 1200 m. Ein eigentliches Gebirge kommt indes nur im äußersten Südosten vor, wo sich die Sierra Maestre 370 km weit vom Cabo de Cruz bis zur Maisispitze erstreckt und im Pico de Tarquino (2560 m) gipfelt. Schroff vom Meer ansteigend, fallen diese Alpen Cubas im N. sanfter nach der fruchtbaren Ebene des Cauto ab. Ihre tiefen Schluchten dienten in jüngster Zeit den Aufständischen als Schlupfwinkel. Die geognostischen Verhältnisse anlangend, so kennt man Granit, Gneis, Syenit, Porphyr; die Hauptmasse der Insel bilden sekundäre, gelblichweiße Kalke, die, nach den Versteinerungen zu schließen, zur Formation des Weißen Jura gerechnet werden müssen. An nutzbaren Mineralien ist C. nicht sehr reich. Man findet Gips, Thon, Asphalt, Braunkohlen und noch nicht ausgebeutete Steinkohlen. Steinsalz ist in reicher Menge vorhanden, ebenso Kupfer. An Eisenerzen ist Mangel. Silber kommt in den Mornes de l'Escambray vor. Gold wurde früher, wiewohl auch nicht in großen Mengen, gefunden. An Mineralquellen fehlt es nicht, doch werden sie wenig benutzt; auch fehlen bei ihnen alle komfortabeln Badeeinrichtungen. — Von den 150 Flüssen der Insel ist nur ein einziger, der in der Sierra Maestra entspringende Cauto, auf eine größere Strecke (150 km) schiffbar. Er mündet in den Gran Bajo de Esperanza. — Das Klima ist für die Menschen kein gesundes zu nennen. Zwei Jahreszeiten, die Regenzeit und die trockne Zeit, wechseln miteinander ab. Die jährliche Durchschnittstemperatur beträgt im Innern der Insel 23°, in Havana 25° und in Santiago de C. 27° C. In den heißesten und zugleich ungesundesten Monaten (Juli bis August) steigt sie bis auf 29°; in den kühlsten (Dezember bis Februar) fällt sie in den Gebirgsgegenden im Innern bis auf 17° (zuweilen bis auf 10°), in Havana auf 21°, in Santiago de C. auf 23°. Die höchste im Schatten beobachtete Temperatur betrug 31° C. in Havana und 23° C. in Santiago. Während vom Juni bis Oktober Havana als eine der ungesundesten Städte der Welt angesehen werden muß, besitzt es im Winter das lieblichste, mildeste Klima und bietet daher dem fremden Besucher einen überaus behaglichen und genußreichen Winteraufenthalt. In den Sümpfen des Südwestens, an den Flußufern und auf den Savannen herrschen Fieber, und in den Küstenstädten ist das gelbe Fieber seit 1761 kein seltener Gast. — Lage und Klima Cubas bedingen einen großen Reichtum an Gewächsen. Die ursprünglich sehr ausgedehnten Wälder sind größtenteils ausgerottet oder auf die Gebirge beschränkt worden, ohne daß man an Nachpflanzungen dachte. Auf den Gebirgen findet man auch Nadelhölzer, Pinus-Arten, die für den Schiffbau von Wichtigkeit sind; die Laubwälder liefern Mahagoni, Ebenholz, Eisenholz, Lebensholz; Kautschuk liefert *Urceola elastica*. Zahlreiche Schlinggewächse und herrliche Orchideen wuchern auf den Bäumen und machen den tropischen Wald oft undurchdringlich. Unter den Bäumen der Niederungen zeichnen sich verschiedene Palmen aus; höher hinauf reichen baumartige Farne. Alle Kolonialgewächse gedeihen in den Kulturlandschaften. Was die Fauna anlangt, so sind die einheimischen Säugetiere gering an Zahl. Man kennt etwa 20 Arten Fledermäuse, zwei Agutis (Dasyprocta), den Philander (*Didelphys dorsigera L.*). Dagegen sind europäische Vierfüßler eingeführt worden. Unser Hund, der verwildert ist, hat den stimmlosen heimischen Hund verdrängt. Auch Rotwild ist eingeführt worden, abgesehen von unsern Haustieren. An den Flußmündungen lebt ein Lamantin. Reich vertreten ist die zum Teil aus speziell C. eigentümlichen Arten bestehende Vogelwelt. Kolibris, prächtig schillernde Singvögel, Papageien etc. beleben Flur und Wald. Fluß- und Seefische sind häufig; Krabben kommen auf dem Land und an den Küsten in erstaunlicher Menge vor. Die Schlangen sind durch fünf nicht giftige Arten vertreten; Eidechsen und Schildkröten, letztere bis 10 kg schwer, finden sich in Menge. Die Insektenwelt ist überreich vertreten; hervorzuheben sind die Laternenträger, Kakerlaken, hier eine Landplage, ebenso Niguas (Sandflöhe), Moskitos, Skorpione, Ameisen.

C. hat einschließlich seiner Nebeninseln, von denen Pinos die bedeutendste ist, ein Areal von 118,833 qkm (2158 QM.) mit 1841: 1,007,624, 1874: 1,446,372, 1879 aber 1,424,649 und 1882 wieder 1,521,684 Bewohnern (wovon 671,164 weiblichen Geschlechts), nämlich 977,992 Spanier u. spanische Kreolen, 10,632 andre Weiße, 43,811 Chinesen und 489,249 Farbige. Die ursprünglichen Indianer sind längst dem harten Druck erlegen, den die Spanier auf sie ausübten, und

die heutige Bevölkerung setzt sich wesentlich aus den seit 1511 eingewanderten Weißen u. den seit 1524 eingeführten Negern zusammen. Vollblutneger heißt man Morenos, Mulatten Pardos. Unter der weißen Bevölkerung besteht ein wesentlicher Gegensatz. Den auf der Insel gebornen Kreolen ist die spanische Herrschaft tief verhaßt, da sie sich zurückgesetzt und alle Staatsämter und einträglichen Posten in den Händen der Spanier sehen, welche ganz im Geiste der Zentralregierung das Land zu eignem Vorteil ausbeuten. Die schlechte Verwaltung und die noch immer fortdauernde Erhebung von Differentialzöllen zu gunsten des Mutterlandes machen es erklärlich, daß die Kreolen sich nach Befreiung von dem ihnen unerträglich gewordenen Joch sehnen.

C. ist, abgesehen von Brasilien, das letzte Land Amerikas, in welchem die Sklaverei abgeschafft wurde. Von 1774 an bis 1841 ist die Zahl der Sklaven von 44,333 auf 436,495 gestiegen, also um 884 Proz., was nur dadurch zu erklären ist, daß Spanien dem Vertrag von 1817 zuwider den Sklavenhandel mit Afrika im geheimen fortsetzte. Erst 1872 geschah der erste Schritt zur Abschaffung der Sklaverei, indem alle von da an von Sklavinnen gebornen Kinder für frei erklärt wurden. 1879 erließ man ein Gesetz, welches die allmähliche Befreiung aller Sklaven im Laufe von acht Jahren zuwege bringen sollte. Aber bereits 8. Mai 1880 schaffte man die Sklaverei durch einen Federstrich ab, ohne den seitherigen Eigentümern irgend eine Entschädigung zu gewähren. Indes war das Los der Sklaven auf C. nie ein so grausames wie in den Vereinigten Staaten, denn nach den Leyes de las Indias konnte ein Sklave gegen 500 Doll. zu jeder Zeit seine Freiheit, eine Sklavin die ihres neugebornen Kindes für 30 Doll. erkaufen. Daß von diesem Recht vielfach Gebrauch gemacht wurde, ersieht man daraus, daß von 1841 bis 1869 die Anzahl der Sklaven von 436,495 auf 376,553 fiel, während gleichzeitig die gesamte farbige Bevölkerung von 589,300 auf 602,396 Seelen stieg. Bei der anerkannten Arbeitsunlust der freien Farbigen und dem Bedürfnis nach Arbeitskräften in den Pflanzungen ist zu der schwarzen und weißen Bevölkerung neuerdings noch ein drittes Element, das chinesische, gekommen. Die Einfuhr der Kulis begann schon 1847, wurde aber erst stärker in dem letzten Jahrzehnt. Bis 1869 war die römisch-katholische Kirche die einzig zu Recht bestehende. Man hat aber sämtliche Kirchengüter konfisziert, die Geistlichen zu Staatsbeamten gemacht und andern Konfessionen die Bildung von Kirchengemeinden gestattet. Das Unterrichtswesen liegt sehr danieder. Allerdings hat Havana seine Universität und verschiedene höhere Schulen, aber an Elementarschulen ist Mangel, und selbst unter den Weißen ist die Zahl derer, die weder lesen, noch schreiben können, sehr groß. 1882 besuchten nur 34,813 Kinder die Schule.

Was die Ausbeute des Grund und Bodens betrifft, so ist der Bergbau im ganzen unbedeutend. Voran steht der seit 1599 betriebene Kupfererzbergbau. Die Ausbeute betrug in den letzten Jahren 150—200,000 Ztr., die nach England verfrachtet und dort verhüttet werden; sie ist indessen sehr in der Abnahme begriffen. Außerdem gewinnt man Braunkohlen. Bedeutend wichtiger ist als die Haupterwerbsquelle der Ackerbau, die Plantagenwirtschaft auf den zerstreuten Landgütern der Weißen. Die zahlreichen und großartigen Ingenios oder Zuckerfabriken mit ihren Dampfmaschinen geben der Insel das Ansehen eines Industrielandes, aber eigentliche Fabriken fehlen. Es gab früher auf C. 3300 Wirtschaftsgüter und Höfe (haciendas de crianza), 1400 Zuckerplantagen, 1000 Kaffeepflanzungen (cafetelas), 5800 Viehgehege (potreros), 9500 Tabakspflanzungen (vegas) und 22,000 Grundstücke mit andrer Kultur. Jetzt aber sind viele dieser Wirtschaften und Pflanzungen eingezogen. Die weiten Savannen der Insel, die nach ihrer ersten Besiedelung überhaupt nur als Weideland benutzt wurden, ernähren zahlreiche Herden und eignen sich vortrefflich zur Viehzucht. Der Stand des Viehs betrug 1881: 916,131 Rinder, 185,175 Pferde, 20,284 Maultiere und Esel, 324,639 Schweine, 60,360 Schafe und Ziegen. Am wichtigsten sind noch immer der Zuckerrohrbau und die Zuckerfabrikation, diese hat aber infolge der hohen Besteuerung (sogar ein Ausfuhrzoll von 50 Pesos pro Tonne wird erhoben) und der Desorganisation der Arbeitskräfte seit 1868 in jüngerer Zeit sehr abgenommen. Die gesamte Produktion schätzte man

	Zucker		Melasse	
1768:	12540	Tonnen	—	Tonnen
1846:	203785	"	154805	"
1868:	695079	"	266510	"
1875:	718000	"	118518	"
1883:	460379	"	97978	"

Dazu kommen jährlich etwa 15,000 Pipen Rum. Anderseits hat die Produktion von Tabak (1876: 185,919, 1880: 188,188 Ballen) etwas zugenommen. Geschätzt ist namentlich der Tabak von den Vueltas de Abajo. Die Zahl der Zigarren, die auf der Insel fabriziert werden, schätzt man auf 1800 Mill., wovon indes nur etwa 200 Mill. zur Ausfuhr gelangen, da auf C. selbst alt und jung den ganzen Tag lang raucht. Ein großer Teil dieser Zigarren wird indes aus Honduras und andern importierten Tabaken hergestellt. Weitere Produkte sind: Kaffee (70,000 Arroben à 25 Pfd.), Bienenwachs (20,000 Arroben), Honig (36,000 Fässer), Kakao, Baumwolle, Sago, Reis, Bohnen, Indigo, Bananen, Kokosöl, Zedern- und Mahagoniholz 2c. Alle diese Produkte könnten in weit größerer Masse geliefert werden, wenn die nötigen Arbeitskräfte vorhanden wären. Für den Verkehr im Innern ist erst in der neuesten Zeit besser gesorgt worden. Zwar existieren gute Landstraßen nach unserm Sinn auch heute noch nicht; aber seit 1834 schon begann man Eisenbahnen zu bauen, deren Ausdehnung bereits (1884) 1739 km beträgt, so daß in dieser Beziehung C. vielen andern Kolonien voransteht. Diese Bahnen sind bisher noch meist vereinzelte, von den Küstenstädten in das Innere laufende Linien, die erst später zu einem Netz sich zusammenschließen werden. Telegraphendrähte in der Ausdehnung von 4500 km durchziehen die ganze Insel. Regelmäßige Dampferlinien verbinden Havana mit den Vereinigten Staaten und Europa. Erst seit 1818 ist es Ausländern gestattet, sich am Handel der Insel zu beteiligen, und von dieser Zeit an datiert der Aufschwung der Insel in Ackerbau, Handel und Schiffahrt. Die Ausfuhrzölle wurden 1866 aufgegeben, sind aber wieder eingeführt worden, und man erhebt noch immer (1885) Differentialzölle von den eingeführten Waren und begünstigt somit Spanien auf Kosten der Insel, obgleich letztere jährlich einen bedeutenden Überschuß in die spanische Staatskasse zahlt. Die Zahl der einlaufenden Schiffe betrug in den letzten Jahren durchschnittlich 5000, wovon 37 Proz. unter spanischer, 28 unter britischer, 20 unter nordamerikanischer, 4 unter französischer und 3 unter deutscher Flagge fuhren. Die Ausfuhr hatte 1878 einen Wert von 70,881,525 Pesos und besteht aus den oben aufgeführten Landesprodukten. Eingeführt werden: Charque (getrocknetes Fleisch) aus Südamerika, gesalzene Fische

als Fastenspeise aus den Vereinigten Staaten und Europa, Mehl aus Spanien und den Vereinigten Staaten, Speck aus den Vereinigten Staaten, Steinkohlen aus den Vereinigten Staaten und England, Olivenöl aus Spanien, Petroleum aus den Vereinigten Staaten, alle europäischen Manufakturen. Die wichtigsten Häfen sind: Havana, Matanzas, Cardenas und Santiago de C. — Die **Verfassung** der Insel beruht auf der Verordnung vom 29. Mai 1825, wonach der an der Spitze der Regierung stehende Generalkapitän mit fast absoluter Gewalt bekleidet wurde. Von jeher war es Prinzip, die Kolonie zu gunsten des Mutterlandes auszubeuten, und solange die Pflanzer in den Vereinigten Staaten Absatz für ihre überzähligen Sklaven fanden, fügten sie sich in die Verhältnisse. Seit Unterdrückung des Aufstandes (1868 bis 1878) hat man indes der Insel einige Zugeständnisse gemacht und den Bewohnern in ihren lokalen Angelegenheiten größere Befugnisse gegeben (s. unten, am Schluß der Geschichte). Die lästigen Zölle bestehen indes noch immer fort, und die Besteuerung ist ungemein hoch. Im J. 1884/85 beliefen sich die Kolonialausgaben auf 32 Mill. Pesos, und schon 1879 hatte C. eine Kolonialschuld von 135 Mill. Pesos. Die bewaffnete Macht besteht aus 24 Bataillonen Infanterie, 2 Regimentern und 8 Schwadronen Kavallerie, 9 Batterien und 2 Bataillonen Ingenieurtruppen. Dazu kommen 1 Bataillon und 8 Schwadronen Gendarmerie, 1 Bataillon und 1 Reiterregiment Guerillas, 1 Regiment (2 weiße und 3 schwarze Bataillone) sowie 4 Reiterregimenter Miliz und 4 Regimenter Zivilgarde.

Geschichte.

Christoph Kolumbus, der C. 27. Okt. 1492 entdeckte, hielt es anfangs für einen Teil des asiatischen Festlandes und nannte es zu Ehren der spanischen Thronerbin Juana; 1508 umschiffte Sebastian de Ocampo die Insel, und 1511 gab Diego Kolumbus, der die kräftigen Indianer von C. gern als Sklaven benutzt hätte, dem Diego Velasquez den Befehl zur Eroberung der Insel, die nach kurzem Widerstand des Kaziken Hatuey ohne Schwertstreich erfolgte. Velasquez behandelte die Eingebornen mild, gründete 1512 die Stadt Baracoa, dann noch mehrere Städte, beförderte die Einfuhr von Negersklaven, knüpfte Verbindungen mit Mexiko an, ward zum Generalkapitän von C. ernannt und hinterließ 1524 die Insel in einem blühenden Zustand. Unter der Statthalterschaft des Hernandes Soto erstand zwar das 1538 durch französische Korsaren zerstörte Havana wieder; aber der Volksstamm der Indianer war infolge von Sotos Härte um 1560 aufgerieben, und das Land blieb unbebaut. Havana wurde 1584 befestigt und 1633 der Sitz eines eignen Gouverneurs. Das offene Land litt damals fortwährend unter den Einfällen der Flibustier; so ward 1688 die Stadt Principe von ihnen gänzlich zerstört. Erst nach dem Untergang derselben atmete C. wieder auf; aber mit dem wachsenden Wohlstand und dem sich entwickelnden Geiste der Selbständigkeit begannen auch seit dem Anfang des 18. Jahrh. Streitigkeiten zwischen Mutter- und Tochterland, die später bisweilen zum offenen Kampfe führten. Als die Landbewohner neben der Viehzucht auch Tabaksbau (weil dieser ohne Sklaven möglich war) zu treiben begannen, erklärte 1717 die spanische Regierung den Tabakshandel auf C. für ihr Monopol. Die natürliche Folge waren der Schleichhandel in diesen Gewässern, insbesondere zwischen C. und Jamaica, und Konflikte mit andern Seestaaten, namentlich mit England, weshalb die Regierung 1740 das Tabaksmonopol an einige Kaufleute von Cadiz abtrat. Am 13. Aug. 1762 eroberte eine englische Expedition unter Admiral Pococke Havana und gab der Landwirtschaft und Industrie der Insel neuen Aufschwung, der sich auch dann noch bemerklich machte, als die Engländer im Frieden von 1763 C. gegen Florida umtauschten und die Insel im Juli 1764 verließen. C. blieb zwar seit dieser Zeit bei Spanien, doch mußte dies die alten Handelsbeschränkungen fallen lassen. Seit 1773 wurde C. der Mittelpunkt des Sklavenhandels für das ganze spanische Amerika. 1777 wandelte man C. in eine unabhängige Generalkapitanerie um; nach dem nordamerikanischen Befreiungskrieg erhielten Havana und Santiago die Erlaubnis freien Handels mit fremden Nationen, und 1790 wurde auch der Sklavenhandel freigegeben. Durch solche und ähnliche Einrichtungen hob sich der Zustand Cubas auf eine hohe Stufe der Blüte. Durch die Übersiedelung einer großen Anzahl royalistischer Pflanzer von Haiti nach C. infolge der französischen Revolution vermehrte sich die Zahl wohlhabender Einwohner und wurde der Kaffeebau auf der Insel allgemein. Mit dem Verkehr wuchs aber auch der Geist der Selbständigkeit, dem jedoch in der allmählich anschwellenden und ebenfalls nach Unabhängigkeit strebenden Sklavenmenge ein gefährlicher Feind erstand. Der erste große Negeraufstand von 1812 unter Aponte ward zwar unterdrückt, aber immer neue Aufstände ließen fortan die Insel nicht zur Ruhe kommen. Tausende von Schwarzen fielen in denselben, namentlich in den Aufständen von 1844 und 1848. Trotz dieser von den Schwarzen drohenden Gefahr gab man die Einfuhr von Sklaven nicht auf. Obgleich England wiederholt die Einstellung des Sklavenhandels forderte und von seiten der spanischen Regierung öfters Verbote desselben ergingen, auch die Notwendigkeit dieses Handels litterarisch angefochten und Gesellschaften zur Verwendung freier Arbeiter gegründet wurden, so half doch das alles dem Übelstand nicht ab. Es wurden immer wieder Neger von Afrika eingeführt, bis der neue Negeraufstand von 1848, dem wiederum 10,000 Schwarze als Opfer fielen, die Pflanzer endlich an die Gefahr erinnerte, die ihnen aus dem Sklaveninstitut erwuchs. Daneben bestand noch ein schroffer Gegensatz zwischen den Kreolen und den Spaniern. Die Unzufriedenheit der Kreolen, welche über ihre Zurücksetzung von Staatsämtern und einträglichen Posten, über drückende Steuern und Zölle, über die Vernachlässigung der materiellen Interessen der Insel durch Spanien klagten, wurde bedenklich, als seit 1845 das Streben der Amerikaner, die »Königin der Antillen« für sich zu gewinnen, stärker hervortrat. Bis dahin hatte Spanien nur gegen England auf seiner Hut sein müssen, welches angeblich aus Humanität den Besitz Cubas wünschte, aber durch die Eifersucht Nordamerikas in Schranken gehalten wurde. Die Nordamerikaner legten ihre Gelüste nach der Insel weit offener an den Tag. Ende 1845 wurde im Senat zu Washington der Antrag gestellt, mit Spanien wegen Abtretung der Insel C. in Unterhandlung zu treten; zu Anfang 1846 bildete sich eine Gesellschaft, zu der auch zahlreiche Cubaner gehörten, die der spanischen Regierung 200 Mill. Doll. als Kaufsumme anboten. Hiermit zurückgewiesen, schritt man zu gewaltsamen Maßregeln, und es hatten sich bereits im September und Oktober 1849 auf Rhode-Island unter Oberst White ungefähr 1500 Mann gesammelt, als die nordamerikanische Regierung die Expedition vereitelte. Man suchte nun der Agitation eine gesetzliche Form zu geben und gründete die Junta promovedera de

los intereses politicos de C. mit dem Zweck, alle erlaubten Mittel zu versuchen, um Cubas Wohl zu fördern. Den Vorsitz übernahm der General Narciso Lopez (s. d.). Daneben verfolgte ein geheimer Verein unter dem Namen der Eulen im Süden denselben Zweck. Spanien brachte daher die Heeresmacht von C. auf 25,000 Mann und ernannte zum Generalkapitän den umsichtigen und energischen José de la Concha. Zum erstenmal landete Lopez in Cardenas, ergriff jedoch, als er seitens der spanischen Besatzung Widerstand, seitens der Cubaner keine thätige Unterstützung fand, die Flucht und kehrte nach Rhode-Island zurück. Er knüpfte von hier aus sofort neue Verbindungen zu einem neuen Unternehmen auf C. an, schiffte sich mit einem Korps von 453 Mann 3. Aug. 1851 zu New Orleans ein, landete 12. Aug. bei Playnas, westlich von Bahia Honda, lieferte den Spaniern mehrere für ihn günstige Gefechte, sah aber seine Schar täglich schmelzen und mußte endlich mit dem Rest seiner Leute ins Gebirge fliehen, wo sie von Oberst Sanchez zersprengt wurden. Lopez wurde mit den ihm noch gebliebenen sieben Mann 29. Aug. gefangen und 1. Sept. zu Havana hingerichtet. Trotz dieses unglücklichen Ausgangs begannen in der Union die Agitationen für einen Angriff auf C. bald aufs neue und wurden durch öfters vorkommende kleine Reibungen genährt. Als die wegen Zollunterschleifen 28. Febr. 1854 verfügte Beschlagnahme des nordamerikanischen Handelsschiffs Black Warrior einen Konflikt mit der Unionsregierung hervorrief, ward in den Vereinigten Staaten eine neue Cubaexpedition unter General Quitman vorbereitet, kam aber wegen Mangels an Geldmitteln nicht zu stande. Auf C. selbst wurde im Februar 1855 eine von der Cubaner Junta in New York geleitete Verschwörung unzufriedener Kreolen entdeckt. Die Häupter derselben wurden verhaftet, die Insel 12. Febr. in Belagerungszustand erklärt und zur Unterstützung der an 30,000 Mann zählenden spanischen Besatzung eine Miliz, selbst aus Mulatten und freien Negern, gebildet. Obwohl die von Concha angeordneten strengen Maßregeln, besonders die Durchsuchung amerikanischer Schiffe durch cubanische Kreuzer, zu immer neuen Verwickelungen führten und die Absendung eines Geschwaders nach dem Golf von Mexiko zum Schutz amerikanischer Schiffe veranlaßten, zeigte sich die Unionsregierung allen Gewaltmaßregeln abgeneigt. Doch erließen die Gesandten der Union in Europa auf einer Zusammenkunft in Ostende im Oktober 1854 die Erklärung, daß, da C. in seinem gegenwärtigen Verhältnis den innern Frieden der Union gefährde und eine entsprechende Kaufsumme (200 Mill. Doll.) von Spanien zurückgewiesen werde, die Unionsregierung vollkommen befugt sei, die Insel Spanien zu entreißen, wenn sie die Macht dazu besitze. Nur die innern Streitigkeiten in der Union und der einige Jahre später ausbrechende Bürgerkrieg drängten vorerst jeden Gedanken an eine Eroberungspolitik in den Hintergrund. Für die herrschenden Klassen auf C. aber war, nachdem die Gegner der Sklaverei in Nordamerika gesiegt hatten, der Grund weggefallen, welcher sie früher zur nordamerikanischen Union gezogen hatte. Concha blieb, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, wo ihn der General Franz v. Lersundi ersetzte, bis 1860 als Generalkapitän auf C. Dann folgte ihm F. Serrano y Dominguez, und diesen ersetzte 1863 der General Domingo Dulce y Geray, Marquis v. Bastellflorite. Dessen Nachfolger wurde wieder Lersundi, durch dessen verkehrte, die berechtigten Forderungen der Kreolen mißachtende Verwaltung 1868 ein gefährlicher Aufstand hervorgerufen wurde. Zwar ward Lersundi 1869 durch den General Dulce ersetzt, aber auch dieser mußte nach den Weisungen der spanischen Regierung die Forderungen der cubanischen Reformpartei, welche namentlich die Abschaffung der Sklaverei erstrebte, zurückweisen. So kam es zum offenen Krieg, welcher eine Menge Abenteurer nach C. zog, die sich dort zu bereichern hofften. Die Zuchtlosigkeit dieser Banden war so groß, daß Dulce, der sie in Schranken zu halten suchte, im Herbst 1869 von ihnen gewaltsam nach Europa zurückgeschickt wurde. Sein Nachfolger ward Caballero de Rodas, welcher aber gegen die unter der Führung von Cespedes und Quesada stehenden Insurgenten (gegen 30,000 Mann stark) nichts ausrichtete und 1870 den Oberbefehl dem General Valmaseda abtrat, der selbst wieder 1872 durch José de la Concha abgelöst wurde. Die spanische Regierung ergriff keine entschiedenen Maßregeln zur Hebung der Übelstände; der Antrag, welchen Castelar zu Madrid in den Cortes auf gänzliche Aufhebung der Sklaverei stellte, wurde abgewiesen. Der Kampf nahm einen immer wildern Charakter an, zumal als im Dezember 1871 die spanische Regierung erklärte, daß sie vom 15. Jan. 1872 an keinen Pardon mehr erteilen werde. Die innere Verwirrung in Spanien unterstützte den Aufstand. Dazu kam ein neuer Konflikt mit Nordamerika, das nach dem Bürgerkrieg seine Annexionspläne wieder aufnahm und das Auslaufen von Flibustierschiffen mit Waffen und Freiwilligen nach C. ruhig geschehen ließ. Eins dieser Schiffe, der Virginius, wurde 31. Okt. 1873 von den Spaniern aufgegriffen und 50 Leute von der Bemannung übereilt erschossen. Doch gelang es Spanien durch die Konvention von Washington, 19. Nov., einem Krieg vorzubeugen. Erst nach Beendigung des Karlistenaufstandes in Spanien 1876 war es der Regierung möglich, größere Streitkräfte nach C. zu senden und dem Aufstand 1878, allerdings noch mit einem Verlust von im ganzen 70,000 Mann und einem Aufwand von 70 Mill. Doll., ein Ende zu machen. Ferner mußte der Generalkapitän Martinez Campos, um die in den östlichen Teil der Insel gedrängten Rebellen zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, ihnen im Convenio von Camaguey wichtige Zugeständnisse versprechen: außer einer allgemeinen Amnestie wirtschaftliche Reformen gleichzeitig mit der Abschaffung der Sklaverei, nämlich Aufhebung der Monopole zu gunsten des spanischen Handels und der Ausfuhrzölle. Doch vermochte Martinez Campos, der 1879 selbst an die Spitze der spanischen Regierung trat, die Cortes nicht zur Bewilligung aller dieser Zugeständnisse zu bewegen, so daß die Ursachen der Unzufriedenheit der Cubaner noch nicht beseitigt sind. Die Aufhebung der Sklaverei, welche 8. Mai 1880 ohne Entschädigung erfolgte, trug dazu bei, den Grundbesitz zu erschüttern. Die Einführung der spanischen Konstitution 13. April 1884 konnte für diese Schäden keinen Ersatz bieten.

Vgl. Poey, Historia natural de la isla de C. (Havana 1851—58, 2 Bde.); La Sagra, Histoire physique et politique de l'île de C. (a. d. Span., Par. 1844, 2 Bde.; Teil eines elfbändigen naturhistorischen Sammelwerks über C., 1838—57); J. v. Sivers, C., die Perle der Antillen (Leipz. 1861); Pezuela, Diccionario geográfico, estadístico, histórico de la isla de C. (Madr. 1863—67, 4 Bde.); Derselbe, Historia de la isla de C. (das. 1868—69, 2 Bde.); Hazard, C. with pen and pencil (New York 1871); Gallenga, The pearl of the Antilles (Lond. 1873); Stuyd y Reig, »Division territorial de la

isla de C. (Madr. 1880). Über die jüngsten Ereignisse vgl. O'Kelly, The Mambi land (New York 1874); Zaragoza, Las insurrecciones en C. (Madr. 1873—1874, 2 Bde.); Larrinaga, Die wirtschaftliche Lage Cubas (Leipz. 1881).

Cubādo, Längenmaß, s. Covado.

Cubalack, s. Gelbholz.

Cubango, Fluß in Südwestafrika, dessen Quellen in Benguela liegen, der aber seinen Lauf in südliche, noch ungenügend erforschte Länder nimmt, und von dem es noch ungewiß ist, ob er der Oberlauf des in den Ngamisee mündenden Tonka oder des zum Sambesi eilenden Tschobe ist.

Cubēbae (lat.), s. v. w. Kubeben, s. Piper.

Cubicularius (lat.), Kammerdiener bei den alten Römern, der namentlich auch die Besuche anzumelden hatte. Vgl. Gladiatoren.

Cubicŭlum (lat.), Zimmer, besonders Schlafzimmer; Grab eines Märtyrers, bei den ersten Christen zu gottesdienstlichen Versammlungen benutzt, daher s. v. w. Bethaus, Kapelle.

Cubières (spr. kübjähr), Amadée Louis Despans de, franz. General, geb. 4. März 1786 zu Paris, machte die Feldzüge des Kaiserreichs mit und wurde 1815 Oberst. Während der Restauration zuerst Obersteuereinnehmer, dann Oberst, zog er mit nach Morea und ward 1829 Brigadegeneral, 1830 Divisionsgeneral und Pair von Frankreich und 1840 Kriegsminister. Wegen Bestechung des Ministers der öffentlichen Arbeiten, Teste, um die Konzession zu einer Steinsalzmine zu erhalten, und sodann wegen Unterschlagung eines Teils der Bestechungssumme ward C. 1847 zur bürgerlichen Degradation und zu 10,000 Frank Geldbuße verurteilt, aber 1852 rehabilitiert. Er starb 6. Aug. 1853 in Paris.

Cubit (spr. kjubbit, Covid), älteres engl. Ellenmaß, noch gebräuchlich in den engl. Kolonien, = 0,457 m.

Cubitus (lat.), Vorderarm, altröm. Längenmaß, vom Ellbogen an bis zur Spitze des Mittelfingers, = 6 Handbreiten (palmi), 24 Finger (digiti) oder 1½ römische Fuß (0,4436 m).

Cubras, in Südamerika Abkömmlinge von Mulatten und Negern.

Cubzac (spr. kübsack), Dorf im franz. Departement Gironde, Arrondissement Bordeaux, rechts an der Dordogne, mit 965 Einw. und einer 1840 erbauten Hängebrücke, 550 m, mit den Landviadukten 1545 m lang, 28 m über dem Flusse, so daß Seeschiffe unter derselben passieren konnten. Dieselbe wurde infolge eines Orkans teilweise zerstört und mußte durch eine Brücke mit vollen Wandungen ersetzt werden. 3 km nördlich die Stadt St.-André de C. (s. d.).

Cuchilla (span., portug. Coxilha, spr. kutschillja, »Messer«), ein Ausdruck, mit welchem man namentlich im spanischen Amerika felsige Bergzüge mit sehr scharfem Kamm bezeichnet. Beispiele sind die C. grande, C. de Haedo und C. de Santa Ana in Uruguay, die Cuchillas von Baracoa und Quivican auf Cuba, wo sie sich je von der Nordküste erheben, und die C. firme auf Puerto Rico. Mit Unrecht führen diesen Namen auch die wellenförmigen Anschwellungen des Bodens in Entre Rios (Argentinische Republik) und die steilen Thalhänge des Rio Negro (Patagonien).

Cucūjo, s. Feuerfliege.

Cucullāris musculus, Mönchskappenmuskel.

Cucullus (lat.), Kapuze. C. non facit monachum, Sprichwort: die Kutte macht nicht den Mönch.

Cucūlus, Kuckuck; Cuculidae (Kuckucke), Familie aus der Ordnung der Klettervögel.

Cucumella, etrusk. Grabhügel bei Volci (s. d.).

Cucŭmis, Gurke. C. Melo, s. Melone.

Cucurbĭta, Kürbis; auch Schröpfkopf.

Cúcuta, 1) (El Rosario de C.) Stadt im Staat Santander der Bundesrepublik Kolumbien, in fruchtbarem Thal, in dem Kakao, Kaffee, Tabak und Zucker gebaut werden, 378 m ü. M. und nicht weit vom Rio Tachira, mit (1870) 4497 Einw. C. ist bekannt durch den Kongreß vom Jahr 1821, der die Vereinigung Venezuelas, Neugranadas und der Presidencia von Quito (Ecuador) zur »Zentralrepublik von Kolumbien« proklamierte. — 2) (San José de C.) Stadt im Staat Santander der Bundesrepublik Kolumbien, an der Grenze von Venezuela, 294 m ü. M., ist gut gebaut, hat ein Theater, ein Hospital, eine Druckerei und (1870) 9226 Einw., die lebhaften Handel mit Kakao und Kaffee treiben. Ein Erdbeben zerstörte die Stadt 1875, sie wurde aber schöner als zuvor wieder aufgebaut.

Cudbear (engl., spr. kóddbér), s. Orseille.

Cuddapah, ind. Distrikt, s. Kadapa.

Cuddy, arab. Hohlmaß, = 7,570 Lit.

Cudowa, Ort, s. Kudowa.

Cudworth (spr. kódd-), Ralph, engl. Theosoph und Mystiker, geb. 1617 zu Aller in der Grafschaft Somerset (England), seit 1645 Professor zu Cambridge, wo er 1688 starb. Derselbe hat in seinem Hauptwerk, das unter dem Titel: »The true intellectual system of the universe« (Lond. 1678, neue Ausg. 1839; lat. Übersetzung von Mosheim, Jena 1733; 2. Aufl., Leiden 1773) erschien, eine platonisierende Naturphilosophie, in seiner nachgelassenen Schrift »Treatise concerning eternal and immutable morality« (Lond. 1731) die Grundzüge einer natürlichen Moral aufgestellt, von welchen die erstere die mechanistische Naturauffassung der Physiker sowie den Atheismus in allen Gestalten zu widerlegen, die letztere die gesamte Tugend- und Pflichtenlehre auf unmittelbar einleuchtende Urteile der sittlichen Vernunft zu begründen bestimmt ist. Zu ersterm Zweck bedient sich C. der Hypothese einer plastischen Natur, welche nach dem im göttlichen Verstand vorhandener und durch den göttlichen Willen ihr eingepflanzten idealen Urbild ihre infolgedessen zweckmäßig erscheinenden Bildungen hervorbringt, also weder, wie der Naturmechanismus der Atheisten, gottverlassen, noch, wie die mit Gott identische Natur der Pantheisten, selbst göttlich, sondern, als dem Gesetz Gottes folgende bewegende Kraft im Innern der Dinge, die Dienerin Gottes ist. Dieselbe prägt daher nicht nur jedem der durch sie hervorgebrachten Dinge den Stempel seiner im göttlichen Verstand enthaltenen Idee als Zeichen (Signatur) auf, sondern ermöglicht auch, daß die gesamte Natur als eine Offenbarung Gottes angesehen werden kann, wie anderseits die in der jüdischen Kabbala, aus welcher auch die griechischen Weisen geschöpft haben sollen, enthaltene geheime Weisheit als eine solche angesehen und demgemäß ausgelegt werden muß. Die Existenz einer sittlichen (praktischen) Vernunft aber folgt, ähnlich wie bei Kant, daraus, weil die sittlichen Urteile unmittelbar evident und schlechthin verbindlich sind und daher weder (sensualistisch) aus sinnlichen Erfahrungen und Thatsachen noch (positivistisch) aus bloß konventioneller Übereinkunft und bürgerlicher Gesetzgebung stammen können.

Cuenca (spr. kuénka), span. Provinz in Neukastilien, grenzt im N. an die Provinz Guadalajara, im NO. an Teruel, im O. an Valencia, im S. an Albacete, im SW. an Ciudad Real, im W. an Toledo und Madrid und hat einen Flächenraum von 17,419 qkm (316,3 QM.). Das Land ist im nördlichen, mittlern

und östlichen Teil sehr gebirgig; es enthält hier die Berge von Tragacete mit dem Cerro San Felive (1800 m), die Sierra de Valdemeca und zahlreiche andre unter dem Gesamtnamen der Serrania de C. zusammengefaßte Bergketten. Der Waldstand dieses Gebirgslandes ist durch Abholzung schon sehr vermindert worden, aber noch immer ansehnlich. Berühmt in ganz Spanien sind die Fichtenwälder von C. Im Bergland finden sich auch bedeutende mineralische Schätze, namentlich an Steinsalz (berühmter Steinsalzberg bei Minglanilla), und Mineralquellen. Der übrige, insbesondere der westliche Teil des Landes gehört der Mancha an, ist eben, einförmig, trocken, baumlos, liefert aber in regenreichen Jahren großen Getreideertrag. Zu den fruchtbarsten Gebieten gehört die im N. gelegene Alcarria. Die größten Flüsse der Provinz sind: der Jucar mit Cabriel und Guadazaon, der Zancara (Nebenfluß des Guadiana) mit Giguela und der Guadiela (Nebenfluß des Tajo). Das Klima ist kontinental, mit heißen Sommern und kalten Wintern. Die Bevölkerung betrug 1878: 236,253 Seelen (1883 auf 241,103 berechnet) oder 14 pro QKilometer; sie ist nächst der in der Provinz Ciudad Real die dünnste in ganz Spanien. Der Ackerbau ist in der Mancha sehr ergiebig, die Serrania dagegen liefert hauptsächlich Vieh. Wichtigere Produkte sind noch Safran, Öl, Wolle, Käse. Industrie und Handel sind unbedeutend; erstere beschränkt sich auf Eisen- und Kupfergießereien, Getreidemühlen, Branntweinbrennereien, Papierfabriken. In den Gebirgsdörfern werden Holzlöffel gemacht. Die Kommunikationswege sind sehr schlecht. Die Volksbildung läßt noch außerordentlich viel zu wünschen übrig. Die Provinz umfaßt acht Gerichtsbezirke (darunter Tarrancon). — Die Hauptstadt C., 903 m ü. M., liegt, von Mauern umschlossen, am westlichen Rande der Serrania auf einem steilen, nackten Felsen, am Zusammenfluß des Jucar und Huecar, über welch letztern unter andern eine 42 m hohe Brücke (San Paolo, aus dem Jahr 1523) führt. Die Stadt hat eine schöne gotische Kathedrale, viele große Häuser (ehemalige, nun verlassene Edelsitze), ein bischöfliches Seminar und (1878) 8202 Einw. Sie war ehemals durch ihre Tuchfabrikation, ihre Goldwaren und ihr Kunstgewerbe berühmt, ist aber nun eine tote, verödete Stadt. Sie ist Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs. — C. soll die Stadt der alten Concani gewesen sein, sie hieß später Conca oder Concha. Alfons IX. entriß sie 1220 den Mauren. Geschichtlich bekannt ist sie durch die Übergabe 9. Okt. 1706 im spanischen Erbfolgekrieg und 1874 durch die Greuel, welche die Karlisten dort verübten.

Cuenca (Santa Ana de C.), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des südamerikan. Staats Ecuador, 2581 m ü. M., in fruchtbarer Ebene am Rio Paute, ist gut gebaut, hat breite, von Kanälen durchflossene Straßen, eine Kathedrale, eine höhere Schule und einschließlich der von Indianern bewohnten Vorstadt Ejido, am rechten Ufer des Paute, 25,000 Einw. Handel mit in Zucker eingemachten Früchten, Käse und Korn und die Herstellung von Wollenstoffen, Hüten und Töpferwaren bilden die Haupterwerbszweige.

Cuencame, Stadt im mexikan. Staate Durango, mit Schmelzhütten für die nahen Silbergruben, 2 Baumwollfabriken, Anbau von Zuckerrohr und 5000 Einw.

Cuernavaca, Hauptstadt des mexikan. Staats Morelos, in dem herrlichen Thal von C., das fast alle Früchte der gemäßigten und der heißen Zone erzeugt, 1650 m ü. M., schon 1432 gegründet, hat eine von Cortez gebaute Kirche, 2 prot. Kirchen, eine landwirtschaftliche Akademie (Acapatzingo), ein litterarisches Institut, ein Hospital, Branntweinbrennerei, große Zuckersiedereien und 17,000 Einw. In der Nähe finden sich die Ruinen des aus fünf Terrassen bestehenden alten Xochicalco auf einem 130 m hohen Hügel (s. Tafel »Baukunst I«, Fig. 1).

Cuers (spr. küähr), Stadt im franz. Departement Var, Arrondissement Toulon, am Foux und an der Mittelmeereisenbahn, mit alten Ringmauern und (1876) 3683 Einw., die Handel mit Wein, Olivenöl, Branntwein, Kapern und Feigen treiben.

Cueva, Juan de la, einer der berühmtesten span. Dichter des 16. Jahrh., geb. 1550 zu Sevilla, starb nach 1607. Er versuchte sich in den meisten Dichtungsarten, war am glücklichsten im Drama und gehört zu den Begründern des spanischen Nationaldramas. Er unterwarf die Bühne einer vollständigen Reform, hob den dramatischen Stil durch die Zahl und Harmonie seiner Verse, riß die alte Schranke zwischen der Tragödie und der Komödie nieder und zog die Einteilung in drei Jornadas der alten Einteilung in fünf Akte vor, welche Erfindung man dem Cervantes zugeschrieben hat; doch that seine allzu produktive Thätigkeit der Tiefe und Fülle seiner Leistungen Eintrag. Die bemerkenswertesten seiner Arbeiten sind: »Obras« (Sevilla 1582), enthaltend lyrische Gedichte, Sonette, Kanzonen, Elegien, Eklogen ꝛc. in italienisch-klassischem Stil; »Coro Febeo de romances historiales« (das. 1587—88), meist Gegenstände der altklassischen Zeit behandelnd; »Primera parte de las comedias y tragedias« (das. 1588), die Tragödien: »Los siete infantes de Lara«, »La muerte de Ajax Telamon«, »La muerte de Virginia« und »Principe Tyrano« nebst 10 Komödien enthaltend. Sein großes, in Oktaven abgefaßtes episches Gedicht »La conquista de la Bética« (Sevilla 1603; auch in Quintanas »Selecta«, Madr. 1830—33) ist von geringer Bedeutung. Eine Gesamtausgabe von Cuevas Werken gibt es noch nicht; seine Romanzen finden sich in der »Biblioteca de autores españoles« (Bd. 10 u. 16).

Cuevas de Vera, Stadt in der span. Provinz Almeria, am Almanzora, mit maurischem Schloß und (1878) 20,644 Einw., verdankt ihr Aufblühen der Entdeckung der in der benachbarten Sierra Almagrera befindlichen reichen Silberminen.

Cuggiono (spr. kudschō-), Flecken in der ital. Provinz Mailand, Kreis Abbiategrasso, mit (1881) 4793 Einw., welche Seiden- und Leinweberei, Gerberei und Weinbau treiben.

Cugia (spr. küdscha), Effinio, ital. General, geb. 1820 aus einer angesehenen Adelsfamilie Sardiniens, wurde, auf der Artillerieschule zu Turin gebildet, bereits 1834 Artillerieleutnant, focht 1848 mit Auszeichnung bei Goito und Novara, ward Hauptmann, 1855 Major, diente 1859 als Oberstleutnant im Generalstab und gewann Cavours besonderes Vertrauen, nach dessen Tod er Unterstaatssekretär im Kriegsministerium des Kabinetts Ricasoli ward, in welcher Stellung er, durch große Geschäftsgewandtheit ausgezeichnet, das Ministerium eigentlich selbständig leitete, bis er im August 1861 seine Entlassung nahm. 1862 wurde er Präfekt von Palermo und mit der politischen Leitung der ganzen Insel beauftragt, jedoch bald, bei den Fortschritten der Garibaldischen Expedition, als zu gemäßigt abberufen. 1863—64 war er Marine-, 1865—66 Kriegsminister; 1866 focht er mit Auszeichnung bei Custozza und wurde dann Adjutant und bald vertrauter Freund des Kronprinzen Humbert, starb aber schon 14. Febr. 1872 in Rom.

Cui, Cesar, russ. Komponist, geb. 6. Jan. 1835 zu Wilna, besuchte das dortige Gymnasium, später

die Ingenieurschule und die Ingenieurakademie in Petersburg, an welcher er gegenwärtig die Stellung eines Professors der Fortifikation einnimmt. In seinem Fach hat er sich durch ein »Lehrbuch der Feldbefestigungen« (3. Aufl. 1880) u. a. bekannt gemacht. Seine theoretischen Kenntnisse in der Musik, die er von Jugend auf mit Leidenschaft betrieb, verdankt er Moniuszko. Er ist als Komponist einer der Hauptvertreter der jungrussischen Schule und als Kritiker (1864—78 in der russischen »St. Petersburger Zeitung«) eifriger Verfechter der Sache Rich. Wagners. In der Pariser »Revue et Gazette musicale« veröffentlichte er 1878—79 eine Reihe von Artikeln über die Musik in Rußland. Seine Hauptwerke sind: vier Opern (»Der Gefangene im Kaukasus«, »Der Sohn des Mandarins«, »William Ratcliff« und »Angelo«), zwei Scherzi und eine Tarantella für Orchester, eine Suite für Violine und Klavier, über 50 Lieder u. a.

Cui bono (lat.), zu welchem Zweck? wozu?

Cuivre poli (franz., spr. küihwr polih), eigentlich cuivre jaune poli (»poliertes Messing«), Bezeichnung für Messingbronze, ein modernes Surrogat für die teure echte Bronze, besonders zur Herstellung kleinerer Geräte für den Massenbedarf (Beleuchtungsgegenstände, Schreibzeuge, Bilderrahmen u. dgl.).

Cujacius, eigentlich Jacques Cujas oder Cujaus, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer des 16. Jahrh., der größte Zivilist Frankreichs, geb. 1522 zu Toulouse, studierte unter dem berühmten Juristen Arnold Ferrier daselbst die Rechte und eröffnete 1547 einen Lehrkursus über die Institutionen, lehrte 1554 zu Cahors, 1555 zu Bourges, 1558 zu Valence, 1559 wieder zu Bourges. 1566 mit dem Titel eines herzoglich savoyischen Rats nach Turin berufen, kehrte er 1567 nach Valence zurück, wurde 1573 von Karl IX. zum Ehrenrat des Parlaments zu Grenoble ernannt und 1574 zum Wirklichen Parlamentsrat. 1575 ging er abermals nach Bourges, wo er 4. Okt. 1590 starb. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er eine auf Quellenstudium und Altertumskunde gestützte Auslegung anbahnte. Wider seinen ausdrücklich ausgesprochenen Wunsch wurden nach seinem Tod auch seine nachgeschriebenen Vorlesungen gedruckt, und so wurden die »Opera posthuma« umfangreicher als die Werke, deren Herausgabe er selbst besorgt hatte, die »Opera priora«. Die beste und vollständigste Ausgabe seiner Werke ist die von Hannibal Fabrot (Par. 1658, 10 Bde.), welche von dem Neapeler Juristen L. Ranius mit Anhängen und einem Generalregister vermehrt ward (Neap. 1722—27, 11 Bde.; nachgedruckt Vened. u. Modena 1758—83). Auf die Neapeler Ausgabe bezieht sich das unentbehrliche »Promptuarium operum J. Cujacii« von Dominicus Albanensis (Neap. 1763; 2. Ausg. 1795, 2 Bde.). Neuere Ausgaben erschienen Prato 1836—44, 13 Bde., und Turin 1874, 9 Bde. Vgl. Spangenberg, Jakob Cujas und seine Zeitgenossen (Leipz. 1822).

Cujus regio, ejus religio (lat., d. h. wer das Land beherrscht, hat auch die Religion zu bestimmen), falscher Grundsatz des kirchlichen Territorialsystems, welcher, in der Zeit der Reformation (s. d.) zum Gesetz erhoben, mit Religionsfreiheit unvereinbar und daher in neuerer Zeit aufgegeben ist.

Cul (franz., spr. kü), der Hintere, Steiß; C. de Paris, falscher Steiß, Auspolsterung unter dem untern Teil des Rückens bei Damenkleidern; zuerst gebräuchlich in Frankreich während der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.; C. de lampe, in der Bücherverzierung ornamentales oder figürliches Schlußstück eines Kapitels oder eines Werks; C. de sac, Sackgasse

Culasse (franz.), s. Külasse.

Culdeers (Culdees, spr. kölldirs, -dis, keltisch; lat. Cultores Dei), ursprünglich alle Heiligen der keltischen Kirche; neuerdings nennt man so die Christen in Britannien, welche zur Zeit des Auftretens päpstlicher Missionäre im 6. Jahrh. im Gegensatz zur katholischen Kirche die Einfachheit der Lehre und des Kultus der ersten christlichen Kirche festhielten. Richtiger spricht man einfach von den keltischen Christen im alten Wales, Irland und Schottland. Vgl. Ebrard, Die iroschottische Missionskirche (Gütersloh 1873); Skene, Celtic Scotland (Edinb. 1876—78, 3 Bde.); Reeves, The Culdees of the British islands (Lond. 1864).

Culebra, Insel, s. Jungferninseln.

Culenborg, s. Kuilenburg.

Culex, s. Mücken.

Culiacán, Hauptstadt des mexikan. Bundesstaats Sinaloa, am linken Ufer des Rio de C., Sitz der Regierungsbehörden und eines Bischofs, mit einer alten, jetzt verfallenden Kathedrale am schönen Hauptplatz (Plaza de armas), einem Staatenhaus, einer höhern Schule (Colegio Rosales), einer Münze, einer Baumwollfabrik, Zuckerraffinerie und (1877) 7878 Einw. In der Umgegend werden Baumwolle, Zuckerrohr, Mais, Bohnen, Reis und Obst gebaut. Eine Eisenbahn verbindet C. mit seinem Hafen Altata. C. wurde 1532 gegründet und nimmt die Stelle der in der aztekischen Geschichte berühmten Indianerstadt Hueicolhuacan ein.

Culilawanzimt, s. Cinnamomum.

Cullen (spr. köll'n), 1) William, Arzt, geb. 15. April 1710 zu Hamilton in der Grafschaft Lanark, bildete sich in Glasgow zum Wundarzt aus, fungierte als solcher bei der Ostindischen Kompanie, studierte dann in Edinburg, ward 1746 Professor der Chemie in Glasgow und 1751 Professor der Pharmakologie, ging 1756 nach Edinburg, erhielt daselbst 1766 den Lehrstuhl der praktischen Medizin, ward später zum ersten Arzt des Königs von England für Schottland ernannt und starb 5. Febr. 1790. Seiner »Synopsis nosologiae methodicae« (Edinb. 1772, 1795, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1786) folgten sein Hauptwerk: »First lines of the practice of physics« (Edinb. 1777, 2 Bde.; 1787, 4 Bde.; 1802, 2 Bde.; Lond. 1816, 2 Bde.), das in viele Sprachen übersetzt wurde (deutsch, Leipz. 1800, 4 Bde.), und die »Physiology« (Edinb. 1785; deutsch, Leipz. 1786). In seinem klassischen Werk »A treatise on the materia medica« (Edinb. 1789, 2 Bde.; deutsch von Consbruch, Leipz. 1790, und von Hahnemann, das. 1790) verbannte er zahlreiche Irrtümer aus der Pharmakologie. Nach seinem Tod erschienen: »Nosology, or systematic arrangement of diseases« (Lond. 1800) und »The Edinburgh practice of physic, surgery and midwifery« (das. 1805, 5 Bde.). Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte 1827 Thomson, der auch ein »Account of the life of W. C.« (Edinb. 1832, 2 Bde.) herausgab.

2) Paul, irischer Erzbischof, aus einer alten keltischen Familie abstammend, geb. 29. April 1803 zu Ballytore in der Grafschaft Kildare, studierte zu Carlow und im Irischen Kollegium zu Rom, wurde Priester, Rektor des Irischen Kollegiums in Rom, 1849 zum katholischen Erzbischof von Armagh, 1852 zum Erzbischof von Dublin, Primas und apostolischen Delegaten für Irland, 1866 zum Kardinal ernannt. Er starb 24. Okt. 1878 in Dublin. Weder als Prediger noch als Schriftsteller hervorragend, gehörte er doch als eifriger Vorkämpfer des Papsttums

und der Kirche zu den hervorragendsten Geistlichen seiner Zeit. Dagegen bekämpfte er die Revolution zur Zeit des Fenieraufstandes aufs entschiedenste. Durch die Gründung vieler Kirchen und Hospitäler, insbesondere aber des Diözesankollegiums zu Clonliffe und der katholischen Universität für Irland, hat er sich ein dauerndes Andenken geschaffen.

Cullera (spr. kuljéra), Stadt in der span. Provinz Valencia, am Jucar, unfern seiner Mündung in das Meer, südlich von der im Kap C. auslaufenden Sierra de Zorras gelegen, durch Sekundärbahn mit der Linie Almansa-Valencia verbunden, hat alte Mauern und Schloßruinen aus der Maurenzeit, einen Hafen und (1878) 11,049 Einw., welche Reisbau, dann Ausfuhrhandel mit Reis, Pistazien und Orangen betreiben.

Cullĕus (lat.), großer lederner Sack, Schlauch, das größte Maß für Flüssigkeiten, Getreide etc., welches bei den Römern in Gebrauch war, = 20 Amphoren oder 160 Congii. Man berechnete danach den Ertrag der Weinberge u. die Preise bei Weineinkäufen im großen. Er faßte 525,26 Lit. Elternmörder wurden von den Römern in einen C. eingenäht und ersäuft.

Cullóden (spr. köllohd'n), Dorf in der schott. Grafschaft Nairn, bei Inverneß, berühmt durch den auf dem nahen Cullodenmoor (Drummossiemoor) 27. April 1746 erfochtenen Sieg des Herzogs von Cumberland über den Prinzen Karl Eduard Stuart, den Enkel des vertriebenen Königs Jakob II.

Cullum (spr. köllöm), George, Militäringenieur und Schriftsteller, geb. 25. Febr. 1809 zu New York, erbaute seit 1833 viele Befestigungswerke, Dämme und Mauern für Seefestungen, Leuchthäuser etc., ward 1864 Superintendent der Militärakademie der Vereinigten Staaten und trat 1874 in den Ruhestand. Er schrieb: »Military bridges with India rubber pontons« (New York 1847); »Systems of military bridges« (das. 1863); »Biographical register of officers and graduates of United States military academy« (neue Ausg., das. 1879); »Campaigns of war of 1812—15 against Great Britain« (das. 1879).

Cully (spr. külli), Landstädtchen im schweizer. Kanton Waadt, in der rebenreichen Ufergegend La Vaux oder Ryfthal, an der Eisenbahn Genf-St.-Maurice, mit (1880) 954 Einw. Am Hafen steht das Marmordenkmal des von C. gebürtigen Majors Davel, der 24. April 1723 für die Unabhängigkeit des Waadtlandes gegen die Berner sein Leben einsetzte.

Culmites *Brongn.*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Ein Teil der früher hierher gerechneten Formen gehört zu den Koniferen oder Cyperaceen.

Culmus (lat.), s. Halm.

Culot (franz., spr. külloh, Diminutiv von cul), Nestküchlein, jüngstes Kind, das jüngste Mitglied; in der Baukunst stengelartige Verzierung mit Laubwerk; in der Artillerie s. v. w. Treibspiegel, Metallnäpfchen bei den Expansionsgeschossen nach Miniés System für Handfeuerwaffen.

Culpa (lat.), Schuld, Fahrlässigkeit, Unvorsichtigkeit, in der Rechtswissenschaft jede einer Person zuzurechnende Widerrechtlichkeit (injuria); im engern Sinn wird die C. (Fahrlässigkeit) dem Dolus malus (rechtswidriger Vorsatz) entgegengesetzt. Hat nämlich derjenige, welcher sich eine unerlaubte Handlung oder Unterlassung zu schulden kommen ließ, dabei eine rechtswidrige Absicht gehabt, dann hat er sich eines Dolus schuldig gemacht; hatte er zwar eine solche nicht gehegt, aber doch durch Vernachlässigung der nötigen Behutsamkeit, Sorgfalt, Vorsicht die Beeinträchtigung eines fremden Rechts herbeigeführt, dann liegt eine C. im engern Sinn vor, während, wenn der widerrechtliche Erfolg nach menschlicher Einsicht unter Berücksichtigung der besondern Verhältnisse des einzelnen Falles nicht vorhergesehen oder doch durch menschliche Kräfte nicht abgewendet werden konnte, ein Casus (Zufall) vorhanden ist, für welchen niemand einzustehen hat. Jede widerrechtliche Handlung aber (C. im weitern Sinn) besteht entweder in einem positiven Thun oder in einem schuldhaften Unterlassen (»Kommissiv- und Omissivhandlung«), und hiernach teilt man die C. im weitern Sinn ein in C. in faciendo und C. in omittendo oder non faciendo, je nachdem man durch eine positive Handlung in eine fremde Rechtssphäre eingreift oder durch eine pflichtwidrige Unterlassung einen andern in Schaden bringt. Bezüglich dieser letztern Art der C. ist aber zu bemerken, daß auf dem Gebiet des Privatrechts in der Regel niemand verpflichtet ist, Schaden von einem andern abzuwenden; nur dann, wenn man durch ein besonderes Obligationsverhältnis zu einem Thun verpflichtet ist, kann von einem schuldhaften Unterlassen die Rede sein. Was die Haftpflicht für C. anbelangt, so bestimmt sich dieselbe nach dem Grade der letztern. Dabei ist aber zu beachten, daß auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts in Ansehung des Dolus keine verschiedenen Grade unterschieden werden. Vielmehr ist man hier für die vorsätzliche widerrechtliche Beeinträchtigung einer fremden Rechtssphäre unter allen Umständen verantwortlich und zum vollen Ersatz des verursachten Schadens sowie zur Wiederherstellung des verletzten Rechtszustandes verpflichtet, abgesehen von den etwanigen strafrechtlichen Folgen der widerrechtlichen Handlungsweise. Dagegen kommt es bei der Frage, ob man für eine durch Fahrlässigkeit (C. im engern Sinn) hervorgerufene Rechtsverletzung haftverbindlich sei, auf den Grad der C. an. Dieser Grad der C. bestimmt sich nach der Größe der Unachtsamkeit und Nachlässigkeit, und als Maßstab hierfür kann man entweder die gewohnte Handlungsweise des Schuldigen selbst (relativer, subjektiver Maßstab, c. in concreto) oder die Handlungsweise andrer Menschen (absoluter, objektiver Maßstab) und zwar wieder entweder eines gewöhnlichen, nicht allzu vorsichtigen Menschen (c. lata in abstracto) oder eines besonders vorsichtigen und besonnenen Mannes, wie die Römer sagten, eines umsichtigen Hausvaters, diligens paterfamilias (c. levis in abstracto), wählen. Man unterscheidet hiernach weiter eine grobe und eine geringe Fahrlässigkeit (c. lata, levis). Je mehr Sorgfalt anzuwenden man verpflichtet ist, für desto geringere C. hat man zu haften, so daß also die zu prästierende C. und die anzuwendende Sorgfalt in umgekehrtem Verhältnis zu einander stehen. Der Umfang der Prästationspflicht richtet sich, mehrere römischrechtliche Singularitäten ausgenommen, einesteils danach, ob man zu dem Benachteiligten in einem obligatorischen Verhältnis steht und in welchem, und sodann, ob man in einem solchen Obligationsverhältnis wesentlich Lasten übernommen oder mehr Vorteile zu erwarten hat. Hiernach haftet der, welcher von dem Rechtsverhältnis, aus welchem seine Verpflichtung entspringt, keinen Vorteil hat, nur für grobe Nachlässigkeit (c. lata), z. B. der Depositar; es sei denn, daß er sich zu dem Geschäft hinzugedrängt hätte. Derjenige aber, welcher aus dem betreffenden Geschäft einen Vorteil zieht, haftet für alle und jede Fahrlässigkeit, auch für c. levis (omnis c.). Allgemeine Regel ist ferner, daß, wenn derjenige, welcher

in einem Rechtsverhältnis für alle Schuld einzustehen hat, entweder nur seine eignen Sachen oder nur die Sachen des andern gegen Beschädigung oder Untergang zu schützen vermag, er zunächst für die letztern sorgen muß. Bezüglich des Beweises des Verschuldens gelten die allgemeinen Beweisregeln, so daß also eine Schuld nicht vermutet wird und jeder, der einen Anspruch auf eine behauptete Schuld gründet, solche auch zu beweisen hat. Manche Rechtslehrer treten übrigens für eine Dreiteilung der C. ein, indem sie zu der C. lata und C. levis noch eine C. levissima, ein ganz geringes Verschulden, hinzufügen, wie denn auch das preußische Landrecht zwischen grobem, mäßigem und geringem Verschulden unterscheidet. Unter letzterm ist eine Schuld zu verstehen, welche nur bei vorzüglichen Fähigkeiten oder bei besonderer Kenntnis der Sache oder des Geschäfts oder durch eine ungewöhnliche Anstrengung der Aufmerksamkeit vermieden werden konnte. Über die Folgen der C. in strafrechtlicher Beziehung vgl. **Fahrlässigkeit**. Die wichtigste Monographie über die zivilrechtliche C. ist **Hasse**, Die C. des römischen Rechts (Kiel 1815; 2. Ausg. von Bethmann-Hollweg, Bonn 1838).

Cumä (griech. Kymē), berühmte Stadt des Altertums in Italien, an der Küste von Kampanien nördlich vom Vorgebirge Misenum gelegen, war, der Überlieferung nach 1050 v. Chr. von ionischen Griechen aus Euböa zuerst auf der Insel Änaria (Ischia), dann auf dem gegenüberliegenden Festland gegründet, die älteste aller griechischen Kolonien in Italien und die Mutterstadt von Neapolis. Sie war lange Zeit blühend und mächtig, und ihre Herrschaft scheint sich über die Misenische Halbinsel hinaus weit in das Kampanische hinein erstreckt zu haben. Die größte Macht erlangte C. unter dem Tyrannen Aristodemos (um 500). Dann bedrohten es die Etrusker, deren Seemacht 474 mit Hilfe der syrakusischen Flotte bei C. für immer gebrochen wurde. 420 fiel die Stadt in die Gewalt der Samniter; um 350 kam sie an Rom und wurde in der Folge mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt und zur Kolonie erhoben; allein innere Kämpfe hatten längst ihren allmählichen Verfall herbeigführt. Die Alten erzählen viel von dem glücklichen Himmelsstrich und der Fruchtbarkeit der Gegend; besonders heben sie eine Weinsorte (den Albaner), Flachs und die bekannte Puzzolanerde hervor. Von C. aus verbreitete sich der Apollondienst in Italien; daneben wurde Demeter verehrt. Südlich von C. liegt der Acherusische (jetzt Lago Fusaro) und nordöstlich davon der Averner See, mit denen man ebenfalls aus Griechenland herübergeführte Ideen verknüpfte, die in der vulkanischen Natur des Bodens Nahrung fanden. Unter den **Ruinen** der alten Stadt, die nordwestlich vom heutigen Baja liegen und jetzt von Gestrüpp überwachsen sind, zeichnen sich ein Amphitheater, ein Thor der Akropolis, Trümmerreste von Villen und Gräbern und das sogen. Grab der Sibylla (Räume eines antiken Hauses) aus. Von dem berühmten Apollotempel auf der Akropolis sind nur schwache Mauerreste übrig. Der ganze Burgfels ist an seinem Fuß von Grotten durchhöhlt, in welchen die **Cumäische Sibylle** einst ihren Sitz hatte und Orakelsprüche erteilte. Griechische Sprache und Sitte erhielten sich in C., wo zahlreiche vornehme Römer, darunter Cicero, Landhäuser besaßen, bis in die Kaiserzeit. Die letzten Reste der einst herrlichen Stadt zerstörten 1203 die Neapolitaner.

Cumaná (Santa Ines de C.), Stadt im Staat Bermudez der südamerikan. Republik Venezuela, auf kahler Ebene und am Flüßchen Manzanares, 2 km vom Meerbusen von Cariaco gelegen, hat eine höhere Schule, 4 Zeitungen und (1883) 12,051 Einw. Sein Hafen ist Puerto Sucre (1882—83 Einfuhr 107,568, Ausfuhr 70,604 Bolivares). C. ist die älteste Stadt auf dem Festland Südamerikas, denn sie wurde bereits 1521 im Auftrag Diego Colons als Neu-Toledo gegründet. Sie litt häufig durch Erdbeben, so namentlich 1766 und 1853.

Cumarunnholz, s. Dipteryx.

Cumberland (spr. kömberländ), Fluß im nordamerikan. Staat Kentucky, entspringt an der Südostgrenze desselben in den Cumberlandgebirgen, verfolgt westliche und südwestliche Hauptrichtung, tritt dann auf das Gebiet von Tennessee und mündet nach einem Laufe von 890 km bei Smithland in den Ohio, nächst dem Tennessee dessen größter Nebenfluß. Er ist schiffbar für große Dampfboote bis Nashville und für Boote von 15 Ton. noch weiter. Sein Fall, von der Quelle bis an die Mündung, übersteigt 350 m. In seinem obern Lauf durchbricht er die von 426 m hohen Felsmassen eingeschlossene, **Cumberland Gap** genannte Klause, welche 7. Sept. 1863 von den Unionisten unter Shackelford genommen wurde.

Cumberland (spr. kömberländ), die nordwestlichste Grafschaft Englands, grenzt im W. an das Irische Meer, im N. an den Solwaybusen und an Schottland, im O. an Northumberland und Durham, im S. an Westmoreland und umfaßt 3926 qkm (71,3 QM.). Es ist ein romantisches Gebirgsland, das im W. und S. von den Höhen und Thälern der Cumbrian Mountains (s. d., mit dem Scafell, 985 m) erfüllt, im O. von der Penninischen Kette (mit dem Croß Fell, 892 m hoch) durchzogen wird. Zwischen beiden Bergmassen liegt eine vom Eden bewässerte, ziemlich fruchtbare Ebene, welche sich nach dem Solwaybusen hinzieht und zum großen Teil das nördliche Stück der Grafschaft bildet. Der Eden, für kleine Schiffe bis Carlisle schiffbar, ist der Hauptfluß; auch der Unterlauf des schottischen Esk gehört hierher. Andre kleinere Küstenflüsse sind: der Duddon (westlich von Furneß), der Irt, Derwent und Ellen, welche sämtlich aus den Kumbrischen Bergen, meist aus den zahlreichen Seen derselben, kommen. Der bedeutendste der letztern, welche die landschaftliche Schönheit dieses Bergreviers wesentlich erhöhen, ist der Derwentwater (s. d.). Der noch größere Ullswater liegt an der Grenze von Westmoreland. Das Hauptvorgebirge ist St. Bees. Die von starren Granitfelsen gegen das Meer geschützte Küste bildet zwei größere Busen: den Solway (Mündung des Eden) an der schottischen Küste und die Duddonmündung an der Grenze von Lancashire. Das Klima ist feucht, kalt und nebelig, doch gesund. Die Bevölkerung zählte 1881: 250,647 Seelen. Der Boden ist an den Gebirgen steinig, in den Thälern lehmig, überall schwer und streng zu bearbeiten. Dessenungeachtet sind die Thäler gut angebaut; im ganzen kommen 26 Proz. der Oberfläche auf Ackerland, 34 auf Weideland, 2,8 auf Wald. Man baut namentlich Klee, Hafer, Weizen, Kartoffeln und Gerste; das fehlende Obst ersetzen die Holz- und Moorbeeren, die einen beträchtlichen Ausfuhrartikel bilden. Einträglich sind auch die Viehzucht (besonders die der Schafe) und die Fischerei. Der Viehstand zählte 1884: 20,706 Pferde, 133,092 Rinder, 495,452 Schafe, 27,643 Schweine. Eigentümlich ist C., wie auch dem benachbarten Westmoreland, daß es in seinen Statesmen noch einen freien Bauernstand besitzt. Das Mineralreich liefert Steinkohlen (jährlich an 1,700,000 Ton., besonders an der Westküste, wo die Gruben, 120—300 m tief, in beträchtlichen Strecken unter das Meer

führen), Eisen (90,000 T.), Blei (ca. 5000 T., in Alstonmoor), Silber, Zink, Schwefelerze, Kupfer und Graphit, dessen Gruben (besonders in dem hohen und öden Thal von Borrowdale) den Keswicker und Londoner Fabriken das Material zu den berühmten Bleistiften liefern. Der Bergbau beschäftigt insgesamt 11,648 Menschen. Unter den zahlreichen industriellen Anstalten nehmen die Baumwollfabriken (mit 3235 Arbeitern) den ersten Rang ein. Auch die Eisenindustrie (5026 Arbeiter) ist von Bedeutung sowie auch die Leinweberei, weniger die Wollwarenfabrikation. Hauptstadt: Carlisle. — C. war eine der äußersten Provinzen des römischen Britannien, das von dem großen Piktenwall (s. d.), dessen Überreste man noch von Carlisle bis Tynemouth gewahrt, gegen die Einfälle der nördlichen Völker geschützt wurde. Auch findet man noch mehrere sogen. druidische Denkmäler, vor allen das »Longmey« und »Hergbhauters«.

Cumberland (spr. kömberländ), Stadt im gebirgigen Westen des nordamerikan. Staats Maryland, am Potomac, in der Nähe ergiebiger Kohlen- und Eisengruben, hat Eisen- und Stahlwerke, lebhaften Verkehr und (1880) 10,693 Einw.

Cumberland (spr. kömberländ), 1) Wilhelm August, Herzog von, dritter Sohn Georgs II., Königs von England, geb. 26. April 1721, trat früh in den Militärdienst, begleitete 1743 seinen Vater als Generalmajor zu der pragmatischen Armee in Deutschland und wohnte dem Treffen bei Dettingen (27. Juli 1743) bei, erhielt 1745 das Oberkommando über die alliierte Armee in den Niederlanden und verlor mit dem holländischen General Königsegg 12. Mai 1745 die Schlacht von Fontenay gegen den Marschall von Sachsen. Bei Culloden (s. d.) schlug er dagegen den Prätendenten Karl Eduard Stuart, schändete aber diesen Sieg durch seine Grausamkeit gegen die Anhänger des Prinzen. Vom König zum Generalkapitän aller großbritannischen Truppen ernannt, vom Parlament durch eine jährliche Zulage von 25,000 Pfd. Sterl. geehrt, übernahm er den Oberbefehl in den Niederlanden von neuem, ward aber nochmals vom Marschall von Sachsen unweit Maastricht (2. Juli 1747) geschlagen. In England ward er nach dem Frieden zu Aachen 1748 Kanzler der Hochschule zu Dublin, erhielt im Siebenjährigen Krieg das Kommando der Armee in Deutschland, ward 1757 von d'Estrées bei Hastenbeck geschlagen und schloß unter dänischer Vermittelung die Konvention zu Kloster-Zeven, in deren Folge sich seine 40,000 Mann starke Armee über die Elbe zurückzog und Hannover in den Händen der Franzosen ließ. Zurückgerufen, legte er seine militärischen Stellen nieder, zog sich nach Windsor zurück und starb 31. Okt. 1765 in London. Sein Leben beschrieb Maclachan (Lond. 1875). Den Titel Herzog von C. führten später die Könige Ernst August und Georg V. von Hannover sowie des letztern Sohn (s. C. 2).

2) Ernst August, Herzog von, königl. Prinz von Großbritannien und Irland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc., geb. 21. Sept. 1845 zu Hannover, einziger Sohn des Kronprinzen Georg, spätern Königs Georg V. von Hannover, begleitete 1866 seinen Vater in den kurzen mit Langensalza endenden Feldzug, dann nach Österreich, ohne irgendwie durch besondere Eigenschaften und Handlungen hervorzutreten. Der Kaiser Franz Joseph ernannte ihn zum österreichischen Obersten, doch that der Prinz keinen aktiven Dienst. Nach dem Tod seines Vaters (12. Juni 1878) ergriff er auf den Rat einiger welfischer Anhänger die Gelegenheit nicht, sich mit der Krone Preußen zu vertragen. Vielmehr wahrte er in einem an die Mächte und Höfe gerichteten Schreiben, datiert Gmunden 11. Juli 1878, alle seine Rechte auf das Königreich Hannover und erklärte, bis zur Verwirklichung derselben den Titel eines Herzogs von C. und zu Braunschweig und Lüneburg mit dem Prädikat »Königliche Hoheit« führen zu wollen, womit er zugleich auf die Rückgabe des Welfenfonds thatsächlich Verzicht leistete. Am 21. Dez. 1878 vermählte er sich mit der Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark, Prinzessin Thyra (geb. 29. Sept. 1853), die ihm fünf Kinder, 28. Okt. 1880 auch einen Erbprinzen, Prinz Georg Wilhelm, gebar. Als 18. Okt. 1884 Herzog Wilhelm von Braunschweig ohne direkte Erben starb, ergriff C. als Haupt des Welfenhauses durch Patent von demselben Tag vom Herzogtum Braunschweig Besitz, indem er erklärte, der deutschen Reichsverfassung gemäß regieren zu wollen. Da er indes auf Hannover nicht verzichtete, vielmehr in einem Brief an die Königin Viktoria schon 1878 erklärt hatte, daß seine Anerkennung der Reichsverfassung keineswegs die Aufgabe seiner hannöverschen Erbansprüche bedeute, so beachtete die Braunschweiger Regentschaft das Patent des Herzogs nicht, und auf Antrag Preußens erklärte der Bundesrat 2. Juli 1885, daß die Regierung des Herzogs von C. in Braunschweig mit den Grundprinzipien der Bundesverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei. Doch gelangte C. in den Besitz des Privatvermögens des Herzogs Wilhelm. Er residiert zu Gmunden in Oberösterreich.

Cumberland (spr. kömberländ), 1) Richard, engl. Moralphilosoph, geb. 1632 zu London, wurde 1691 Bischof von Peterborough; starb 1718 daselbst. C. ist in seinem Hauptwerk: »De legibus naturae disquisitio philosophica« (Lond. 1672, 3. Aufl. 1694), als Gegner von Hobbes aufgetreten, dessen egoistischem Selbsterhaltungstrieb er als Grundlage der Moral die Thatsache entgegensetzt, daß der Mensch von Natur ein geselliges, zum Wohlwollen geneigtes Wesen und das Gesetz seiner Natur zwar die Rücksicht auf das eigne, zugleich aber die Rücksicht auf das allgemeine Wohl sei, denn der Weg des Einzelnen zu seinem ist nichts andres als der Weg aller zum gemeinsamen Wohl. Gesetz der Moral ist daher das Wohlwollen als Naturgesetz des Menschen, das größte Wohlwollen aber die allgemeine Liebe, welche nicht nur alle vernünftigen Wesen und Gott selbst umfaßt, sondern ohne welche kein Eifer für das menschliche Wohl möglich ist.

2) Richard, engl. Bühnendichter und Schriftsteller, geb. 19. Febr. 1732 zu Cambridge als Sohn des Bischofs von Kilmore, Denison C., und Enkel des berühmten Philologen Bentley, studierte in seiner Vaterstadt, war erst Geheimer Sekretär des Lords Halifax, dann Kronagent für die Provinz Neuschottland und Sekretär bei dem Handelskollegium, begab sich 1780 als geheimer Gesandter Englands an die Höfe von Madrid und Lissabon, womit für ihn bedeutende finanzielle Verluste verknüpft waren, zog sich nach Auflösung der Handelskammer nach Turnbridge zurück und widmete sich hier ausschließlich litterarischen Beschäftigungen. Er starb 7. Mai 1811 in Dürftigkeit. Den Ruf seines ersten litterarischen Versuchs, »Summer's tale« (1765), verdunkelten bald seine Bühnenstücke: »The brothers« und »The West-indian« (1769), und noch heute zählt letzteres zu den besten Komödien Englands. Die vorzüglichsten seiner übrigen Lustspiele, die ihm den Namen des englischen Terenz erwarben, sind: »The fashionable

lover«, »The jew« (auf der deutschen Bühne durch Iffland und Devrient heimisch gemacht) und »The wheel of fortune«. Im Trauerspiel versuchte er sich mit »The battle of Hastings«. Weniger Glück machte er in der epischen Poesie; auch seine Romane: »Arundel« (1789), »Henry« (1795) und »John of Lancaster« (2. Aufl. 1809) fanden die Anerkennung nicht, die sie wohl verdienten. Seine spätern Schriften, außer den »Memoirs of his own life« (Lond. 1806—1807, 2 Bde.; neue Ausg., Philad. 1856), fanden wenig Beifall; auch Theologisches ist darunter. Schätzbar ist sein »Observer« (zuerst Lond. 1785; besser 1790, 5 Bde.), der interessante Aufsätze über griechische Litteratur enthält, für welche er sehr wahrscheinlich Bentleysche Papiere benutzt hat. Sein letztes Werk ist »Retrospection, a poem in familiar verse« (1811).

Cumberlandgolf (Hogarthsund), an der Südostseite von Baffinsland zwischen den großen Halbinseln Cumberland und Pennysland, entdeckt von Davis 1585. Im Hintergrund der Kingawafjord, wo 1882 die deutsche arktische Station errichtet wurde.

Cumberland Mountains (spr. kömberländ mauntens), ein Zug des Alleghanygebirges in Nordamerika, im O. von Kentucky und Tennessee, bis 792 m hoch und an der Grenze der beiden Staaten vom Cumberland Gap, einem Engpaß, durchschnitten.

Cumberland Valley (spr. kömberländ walli), fruchtbare Thalebene im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, erstreckt sich von Harrisburg am Susquehanna bis nach Williamsport am Potomac, wird von zwei Parallelketten der Alleghanies (Kittatinny und South Mountains) eingefaßt und von den Flüssen Conedoowinit und Conococheague bewässert. In ihr liegen Carlisle und Chambersburg (s. d.).

Cumbrae (spr. kömmbre), zwei schott. Inseln im Firth of Clyde, dicht an der Ayrshireküste, aber zu Buteshire gehörig, 14 qkm groß mit (1881) 1879 Bew. **Millport**, mit theologischem Seminar, ist Hauptstadt.

Cumbre (span.), »Gipfel«, viel mit Bergnamen verbunden. **Cumbrepaß** (auch Portillo de la C. oder de Uspallata genannt), ein wichtiger Paß in den Kordilleren von Chile, die alte Kurierstraße von Mendoza nach Valparaiso, berühmt geworden durch den denkwürdigen Übergang der Revolutionsarmee unter San Martin 1817 und noch jetzt mit Telegraphenleitung versehene Hauptstraße von Santiago nach Buenos Ayres. Die Paßhöhe beträgt 3221 m.

Cumbria, im Altertum ein Königreich in England, das bis um die Mitte des 10. Jahrh. selbständig war und außer der jetzigen englischen Grafschaft Cumberland die schottischen Grafschaften Dumbarton, Renfrew, Ayr, Lanark, Peebles, Selkirk, Roxburgh und Dumfries umfaßte.

Cumbrian Mountains (spr. kömm-bri-en mauntens, **Kumbrisches Gebirge**), die höchste Berggruppe Englands, erstreckt sich zwischen dem Solway- und Morecambebusen in den Grafschaften Cumberland und Westmoreland, im S. durch die Kumbrische Ebene von jeder Verbindung mit südlichen Gruppen abgeschnitten, im O. durch die Thäler des Eden und Lune von der Penninischen Kette geschieden, mit der sie jedoch durch einen niedrigen Erdrücken zusammenhängt. Das kumbrische Bergland besitzt in seinen kühn gestalteten Gebirgsästen und seinen langen, engen Thälern, in denen langgestreckte, tiefe Seen liegen, überraschende Naturschönheiten. Dem Engländer gilt es als die englische Schweiz, das romantische »Land der Seen«. Man zählt deren gegen 20; die berühmtesten sind die von Windermere, Derwentwater und Ullswater. Nirgends sonst in Europa fällt so viel Regen (200 cm im Durchschnitt, stellenweise bis 4,9 m). Die höchsten Gipfel sind: der Scafell (984 m hoch), der Helvellyn (950 m) und der Skiddaw (932 m hoch). Die Grundbestandteile des wilden und schwach bevölkerten Gebirges, das vom Oktober bis zum April und Mai mit Schnee bedeckt ist, bilden silurische Schiefer, von Granit, Syenit und andern plutonischen Gesteinen durchbrochen und von den der Kohlenformation angehörigen Gebilden umlagert. Steinkohlen, Eisen, Blei, Kupfer, Graphit und andre Mineralien werden ausgebeutet. Zu seinen Naturschönheiten und mineralischen Schätzen gesellen sich noch historische Erinnerungen: Römerbauten, Druidendenkmäler, in Trümmer fallende Abteien.

Cum grano salis (lat.), »mit einem Korn Salz«, d. h. mit etwas Urteilskraft, nicht streng wörtlich, sondern unter Berücksichtigung gewisser modifizierender Umstände.

Cum infamia (lat.), s. **Infamie**.

Cumino, s. Comino.

Cuminum *L.* (**Stachelkümmel**, **Kreuzkümmel**), Gattung aus der Familie der Umbelliferen, mit der einzigen Art C. Cyminum *L.* (**Mutterkümmel**), einem Sommergewächs in Nordafrika und Südeuropa. Es ist etwa 30—40 cm hoch, wenig verzweigt, hat dreizählig vielteilige Blätter mit lineal-fadenförmigen Zipfeln, weiße oder rötliche Blüten in wenigstrahligen Dolden und oblonge, borstige Früchte, wird in Südeuropa kultiviert und liefert den früher offizinellen **römischen**, **ägyptischen**, **welschen**, **Mutter-**, **Pfaffen-** oder **Pfefferkümmel**, **Kuminsamen**. Diese Samen sind 5 mm lang, 1,5 mm dick, gelbbräunlich, riechen und schmecken unangenehm, entfernt fenchelartig und geben bei Destillation mit Wasser gelbliches ätherisches Öl (Ausbeute 2,8—3,2 Proz.) vom spez. Gew. 0,9—0,97, welches aus Kuminol und Cymen besteht. Die Samen wurden früher wie der Kümmel als erregendes und Blähungen treibendes Mittel, das ätherische Öl bei Magenkrämpfen und Hysterie empfohlen.

Cumming (spr. kömming), 1) **Ronaleyn Gordon**, Reisender und Jäger, geb. 1817, Sohn eines schottischen Barons, ward Leutnant bei den reitenden Jägern am Kap, verließ indessen 1845 die militärische Laufbahn und lebte seitdem lediglich von dem Ertrag seiner Büchse. Ein auf allen seinen Jagdzügen mit großer Sorgfalt geführtes Journal: »Five years of a hunter's life in the far interior of South Africa« (Lond. 1850, 2 Bde.; 6. Aufl. 1870; deutsch, Wurzen 1852), enthält über das tierische Leben in Südafrika viele wertvolle Mitteilungen. Seine Jagdbeute stellte er dann in Schottland aus, wo er auch 24. März 1866 starb.

2) **John**, neben Spurgeon der berühmteste Kanzelredner Londons in der Gegenwart, geb. 10. Nov. 1810 in der Grafschaft Aberdeen, predigte in der kleinen schottischen Kirche zu London, aber auch an öffentlichen Plätzen und anderswo in durchaus phantastisch-eschatologischer Weise. So hatte er den Untergang der Welt auf das Jahr 1867 prophezeit (»Der nahe bevorstehende Untergang der Welt oder das Tönen der letzten Trompete«). Er starb 5. Juli 1881.

Cummins (spr. kömmins), **Maria**, amerikan. Romanschriftstellerin, geb. 10. April 1827 zu Salem in Massachusetts, begann ihre litterarische Laufbahn 1853 mit dem »Lamplighter« (deutsch, 6. Aufl., Leipz. 1884), der gleich in den ersten Wochen einen Absatz von 40,000 Exemplaren hatte und seitdem in zahlreichen Auflagen erschienen ist, und ward durch denselben, bei dem weiblichen Lesepublikum wenigstens, eine

Art von Weltberühmtheit. Sie veröffentlichte seitdem noch folgende künstlerisch unbedeutende, aber von demselben Bekehrungseifer zeugende und mit gleich hausbackener Moral angefüllte Novellen: »Mabel Vaughan« (1857; deutsch, Leipz. 1884); »El Fureidis« (1860) und »Haunted hearts« (1864). Sie starb 1. Okt. 1866 in Dorchester bei Boston.

Cumnock (spr. kümmnock), Binnenstadt in Ayrshire (Schottland), am Lugar, hat Kohlengruben, Handstuhlweberei, Fabrikation hölzerner Schnupftabaksdosen und landwirtschaftlicher Maschinen und (1881) 3345 Einw.

Cumulatio actionum (lat.), Klagenhäufung (s. Klage).

Cumulus (lat.), der Haufe; in der von Howard aufgestellten Einteilung der verschiedenen Wolkenformen die Haufenwolke, s. Wolken.

Cunard (spr. kunārd), Sir Samuel, Begründer der transatlantischen Dampfschiffahrt, geb. 1787 als Sohn eines französischen Kanadiers, der sich zu Halifax in Neuschottland niedergelassen, betrieb frühzeitig ein Handelsgeschäft und gehörte bald zu den angesehensten Kaufleuten und Schiffsreedern in Halifax. Obwohl die namhaftesten Techniker abrieten, unternahm C. dennoch, regelmäßige Dampfschiffahrten zwischen Boston, New York und Liverpool einzurichten, wobei er seitens des britischen Postamtes durch eine Subvention unterstützt ward. Das erste Schiff, die Britannia, verließ 4. Juli 1840 den Hafen von Liverpool und kam glücklich in Boston an. Seitdem entwickelte sich die transatlantische Dampfschiffahrt zu ungeahnter Bedeutung. C. wurde 1859 zum Baronet erhoben und starb 28. April 1865. Die von C. begründete Gesellschaft führte anfangs den Titel British and North American Royal Mail Steam Packet Company, seit 1878 aber den der Cunard Steam-Ship Company. Die ersten vier Schiffe wurden in Glasgow (aus Holz) gebaut und hielten ca. 1200 Ton. mit 440 Pferdekräften. 1885 besaß die C.-Gesellschaft 27 Ozeandampfer von 98,775 T. und 101,943 Pferdekräften, welche sich verteilten:

	Schiffe	Tonnen	Pferdekr.
Liverpool-New York	6	42279	67300
Liverpool-Boston	6	27611	19005
Liverpool-Mittelmeer u. Havre	15	28885	15638

Die von der C.-Company neuerdings erbauten Schiffe, solche wie Umbria, Etruria, Oregon, Servia 2c., erreichen den Great Eastern in den Abmessungen nahezu, übertreffen denselben aber weit an Maschinenkraft und Geschwindigkeit.

Cunctātor (lat., »der Zauderer«), Beiname des römischen Diktators Quintus Fabius Maximus (s. Fabius).

Cundinamárca, einer der Vereinigten Staaten von Kolumbien in Südamerika, erstreckt sich vom Magdalenenfluß bis jenseit der östlichen Kordillere und umfaßt ohne das Territorium San Martin (s. d.) 22,000 qkm (400 QM.). Das Land ist wohl bewässert, und bei der durch seine Natur bedingten Verschiedenheit des Klimas ist es reich an mannigfaltigen Naturprodukten. Die Einwohner (1870: 409,602) beschäftigen sich vornehmlich mit Landbau, der namentlich aus Mais, Weizen, Kakao, Tabak, Indigo und Zucker besteht. Fast alle Metalle kommen vor, aber nur Salz wird in größern Quantitäten gewonnen und daneben Eisen und Steinkohle (s. Pacho). Die Industrie ist von einiger Bedeutung und liefert wollene und baumwollene Gewebe, Decken, Sandalen, Strohhüte, irdene und Eisenwaren. Hauptstadt des Staats ist Bogotá.

Cunēne, Fluß in Südwestafrika, entspringt in einer Hochlandschaft von Benguela unter 13° südl. Br., beschreibt einen weiten, gegen SW. gerichteten Bogen, nimmt zahlreiche Nebenflüsse auf, empfängt im untern Laufe von W. her den Katula Val, von SO. vermutlich den Ovampo und mündet nach einem Laufe von etwa 815 km unter 17° 18′ südl. Br. in das Atlantische Meer. Seine Mündung ist durch Sandanhäufungen verstopft, welche ebenso wie die nicht fern vom Meer beginnenden Katarakte die Schiffahrt unmöglich machen.

Cunĕo (Coni), ital. Provinz in der Landschaft Piemont, grenzt westlich und südwestlich an Frankreich, nördlich an die Provinz Turin, östlich an Alessandria, südöstlich an Genua und südlich an Porto Maurizio und umfaßt 7136 qkm (nach Strelbitskys Berechnung 7491 qkm = 136 QM.) mit (1881) 635,400 Einw. Die Provinz ist im W., wo sie Zweige der Kottischen und der Seealpen erfüllen, sowie im S., wo die Ligurischen Alpen sie durchstreichen, Gebirgs- und Hügelland; der übrige Teil gehört der obersten Po-Ebene, hier 400—550 m hoch, an. Von den Gebirgen kommen zahlreiche Flüsse herab, z. B. Bormida, Belbo, Tanaro, Stura, Maira, Braita 2c., von denen zur bessern Bewässerung der Felder meist noch Kanäle abgeleitet sind. Das Klima ist kontinental; die Temperatur wechselt infolge der Höhe und Alpennähe zwischen einer mittlern Sommertemperatur von 20,2° C. und einer mittlern Wintertemperatur von 2,1° C. bei absoluten Extremen von 35,4 und —9,1° C. Die Bevölkerung zählt (1881) 635,400 Seelen. Die Erzeugnisse des Landbaues sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, im Überfluß gute Kastanien (die besten in ganz Piemont), Wein, Obst und Seide. Die Viehzucht ist ansehnlich und namentlich die Käsebereitung beträchtlich. Das Mineralreich bietet Marmor, Schiefer, Eisen, silberhaltiges Blei 2c. Auch berühmte Mineralquellen (zu Valdieri u. a.) sind vorhanden. Die Industrie verarbeitet Seide, fabriziert Tuch, Leinwand, Sensen und Sicheln, Glas und Leder. Die Provinz zerfällt in die vier Kreise: C., Saluzzo, Alba und Mondovi.

Die gleichnamige Hauptstadt liegt an der Vereinigung der Stura und des Gesso, ist mit Turin durch die Eisenbahn verbunden, hat außer der breiten, mit Bogengängen geschmückten Hauptstraße nur enge und krumme Gäßchen und zeigt noch Reste der ehemaligen Befestigungswerke. C. hat eine schöne Kathedrale (neuerdings restauriert und mit einer Kuppel versehen), ein modernes Rathaus, Justizgebäude und Theater und (1881) 12,413 Einw., welche Seidenindustrie, Baumwollweberei, Papierfabrikation sowie sehr bedeutenden Handel und Marktverkehr treiben. C. ist Sitz eines Bischofs und eines Präfekten und hat ein Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Gewerbeinstitut und eine Handelskammer. Seit 1382 zu Savoyen gehörig, hat C. vermöge seiner hohen strategischen Bedeutung und seiner frühern starken Festungswerke als Schlüssel der obern piemontesischen Ebene und der Straße nach Nizza und der Provence in der Kriegsgeschichte eine große Rolle gespielt und viele Belagerungen auszuhalten gehabt.

Cunĕus (lat., »Keil«), die keilförmige Schlachtordnung der Alten, die, an der Fronte schmal beginnend, immer mehr an Breite zunahm und besonders zum Durchbrechen der feindlichen Linien angewendet ward. Den ersten C. formierte Epaminondas bei Leuktra und Mantineia; auch die Gallier, Germanen, Spanier bedienten sich häufig des Keils, den die römischen Soldaten scherzweise Caput porcinum (Sau-

kopf) nannten. Die Taktik des von einem C. angegriffenen Feindes bestand gewöhnlich darin, in der entgegengesetzten Figur, der römischen V ähnlich (forceps, Zange), den Keil aufzunehmen und einzuschließen. Auch bei Seetreffen übte man dies Manöver. C. war auch Name der keilförmigen Abschnitte, in welche die Sitzstufen im Zuschauerraum des römischen Theaters durch strahlenförmige Treppen gegliedert wurden. Die Cunei des römischen entsprechen den Kerkides des griechischen Theaters. S. Cavea.

Cunha (spr. kunnja), 1) Tristam da, portug. Seefahrer, machte mehrere Expeditionen der Portugiesen im Anfang des 16. Jahrh. mit, besonders die des Vizekönigs von Indien, Almeida, gegen den König von Kalkutta, worauf er mit fünf reichbeladenen Fahrzeugen nach Europa zurückkehrte. An der Spitze einer Gesandtschaft an Papst Leo X. erlangte er für Portugal eine Schenkungsurkunde über alle Länder, die mit portugiesischen Waffen den Ungläubigen entrissen werden würden. Er starb um 1550. Camoens hat ihm in seiner »Lusiade« (Gesang X) ein ehrenvolles Denkmal gesetzt.

2) Nuno da, Sohn des vorigen, geb. 1487, folgte seinem Vater nach Indien und später nach Rom. Er war Finanzminister, als Johann III. ihn 1528 zum Generalgouverneur von Indien ernannte. C. bemächtigte sich Mombasas, legte dem König einen neuen Tribut auf und durchzog die Küste von Malabar. Sein Versuch, Diu zu nehmen, scheiterte; dagegen erbaute er 1535 eine Festung bei Diu, gewann durch List die Stadt und sicherte sich durch seine Mäßigung gegen die Einwohner ihren Besitz. Von seiner Regierung seiner Würde entsetzt und zurückgerufen, starb er auf der Reise. Auch seinen Namen verewigte Camoens.

Cunitz, August Eduard, protest. Theolog, geb. 29. Aug. 1812 zu Straßburg, leitete seit 1836 mit seinem Lehrer und Freund Reuß (s. d.) die Theologische Gesellschaft daselbst, habilitierte sich 1837 am protestantischen Seminar und wurde 1857 außerordentlicher, 1864 ordentlicher Professor an demselben; die gleiche Stelle bekleidet er auch seit 1872 in der theologischen Fakultät. Mit Reuß gab er heraus die »Beiträge zu den theologischen Wissenschaften« (1847 ff.) und seit 1863 die sämtlichen Werke Calvins, in der Nachfolge von Baum seit 1883 Bezas »Histoire ecclésiastique des églises réformées«. Unter seinen übrigen Veröffentlichungen nennen wir: »De Nicolai II. decreto de electione pontificum« (1837); »Considérations historiques sur le développement du droit eccl. prot. en France« (1840); »Historische Darstellung der Kirchenzucht unter den Protestanten« (1843); »Ein katharisches Ritual« (Jena 1853).

Cunningham (spr. könning-äm), 1) Allan, schott. Dichter, geb. 7. Dez. 1784 zu Blackwood unweit Dalswinton in der Grafschaft Dumfries, war Maurer und wollte sich dann dem Baufach widmen, gab aber, als seine ersten Lieder, darunter die bekannte Ballade »Bonnie Anna«, Beifall fanden, jenen Plan auf, ging 1810 nach London, um sich litterarischen und Kunststudien zu widmen, und wurde Mitarbeiter an einigen Journalen. Eine gesicherte Stellung als Schreiber und Oberaufseher erhielt er 1814 in den Etablissements des ihm befreundeten Bildhauers Chantrey. Er starb 29. Okt. 1842 in London. Seine poetischen Werke (teils Originaldichtungen, teils Sammelwerke) sind: das Drama »Sir Marmaduke Maxwell« (Lond. 1822), mit einer bisweilen schönen Sprache, aber in der Führung der Handlung schwach; »The mermaid of Galloway«; die Sammlung »The legend of Richard Faulder and twenty Scottish songs« (1822; deutsch, Leipz. 1823); die trefflichen »Traditional tales of the English and Scottish peasantry« (1822, 2 Bde.; neue Ausg. 1874; deutsch, Leipz. 1823); »The songs of Scotland ancient and modern«, eine Auswahl schottischer Lieder seit den Zeiten der Maria, mit historischen Anmerkungen (1825, 4 Bde.), und »The maid of Elvar« (ein ländliches Epos, 1832). In seinen Liedern und Balladen hat C. den eigentümlichen Ton des altschottischen Volksgesangs getroffen wie nach Burns kein andrer Dichter; auch seine übrigen Gedichte zeichnen sich durch frischen Nationalsinn und energische Empfindung aus. Weniger glücklich war er bei seiner übersprudelnden Phantasie, die ihn oft die Grenze der Wahrheit überschreiten ließ, auf dem Felde der Romandichtung. Weder »Paul Jones« (1826, 3 Bde.; deutsch, 2. Aufl., Dresd. 1842), noch »Sir Michael Scott« (1828, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1829), noch endlich »Lord Roldan« (1836; deutsch, Leipz. 1837) ist ein Kunstwerk zu nennen. Verdienstlicher sind seine für Murrays »Family library« geschriebenen »Lives of the British painters, sculptors and architects« (1829 f., 6 Bde.; neue Ausg. 1880) und seine »Biographical and critical history of the British literature of the last fifty years« (1834; deutsch, Leipz. 1834). Sein Taschenbuch »The annuary« (1829) erschien nur einmal. Seine letzte, nur zwei Tage vor seinem Tod vollendete Arbeit war sein »Life of Sir David Wilkie« (1842, 3 Bde.). Auch besorgte er eine vortreffliche Ausgabe der Werke seines Landsmannes Robert Burns mit Anmerkungen und Biographie (zuerst Lond. 1834; 2. Ausg. 1835, 8 Bde.; zuletzt 1864 in 1 Bd.). Cunninghams »Poems and songs« gab sein Sohn Peter heraus (Lond. 1847); sein Leben beschrieb D. Hogg (das. 1875).

2) Richard, Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 12. Febr. 1793 zu Wimbledon, erlernte die Gärtnerei, war fast sechs Jahre lang in Kensington bei der Redaktion des systematischen Verzeichnisses des »Hortus Kewensis« beschäftigt, den Aiton herausgab, trat dann als Obergehilfe in den Garten zu Kew und ward 1832 Aufseher des botanischen Gartens in Sydney, wo er verschiedene neue Kulturen, namentlich edler Weinsorten, einführte. Er bereiste 1833 das Innere von Neuseeland und schloß sich 1835 der Expedition des Majors Mitchell zur Erforschung des Darlingstroms an, auf welcher er 24. April d. J. von den Eingebornen erschlagen wurde. Er schrieb: »Two years in New South Wales« (Lond. 1827).

3) Peter, engl. Litterator und Kunsthistoriker, Sohn von C. 1), geb. 17. April 1816 zu London, war seit 1834 im Rechnungsamt angestellt, wo er 1854 zum Hauptsekretär emporstieg, legte 1860 seine Stelle nieder und starb 18. Mai 1869 zu St. Albans. Seine litterarische Laufbahn eröffnete er mit einer Biographie des schottischen Dichters William Drummond (Lond. 1835) und den »Songs of England and Scotland« (1835, 2 Bde.); hierauf folgten eine neue Ausgabe von Campbells »Specimens of the British poets« (1841), das sehr umsichtige »Handbook for visitors to Westminster Abbey« (1842), das nicht minder treffliche »Handbook of London« (2. Aufl. 1850) und das Werk »Modern London« (3. Aufl. 1854), worin er die Geschichte und die gegenwärtigen Verhältnisse Londons charakterisiert. Er besorgte ferner neue Ausgaben von Goldsmiths Werken (1854, 4 Bde.), von Johnsons »Lives of the poets« (1854) und Hor. Walpoles Briefen (1857—

1859). Die Gedichte seines Vaters (»Poems and songs«) hatte er schon 1847 neu herausgegeben und mit Mitteilungen über dessen Leben versehen. Außerdem sind von ihm noch die »Story of Nell Gwynne« (1852) und einige Beiträge zur englischen Kunstgeschichte zu erwähnen: das »Life of Inigo Jones« (1848) und das »Memoir of J. M. W. Turner« (1852). Auch lieferte er zahlreiche Beiträge in »Fraser's Magazine«, »Athenaeum« und andre Zeitschriften.

4) **Alexander**, namhafter Indianist, geb. 23. Jan. 1814 zu London (Bruder des verstorbenen Kapitäns J. D. C., des Verfassers einer vortrefflichen »History of the Sikhs«), ward auf dem Christ's Hospital und dem Military College zu Addiscombe gebildet und 1834 zum Adjutanten des Generalgouverneurs von Indien ernannt. Nachdem er 1839 in spezieller Mission in Kaschmir gewesen, ward er 1840 Ingenieur des Königs von Audh, erhielt 1846 eine neue Mission nach Tibet und ward 1858 zum Oberingenieur der Nordwestprovinzen sowie 1870 zum archäologischen Generalinspektor von Indien ernannt. Außer antiquarischen Abhandlungen in Zeitschriften und den umfangreichen offiziellen Berichten über die Altertümer von Nordhindostan, die unter dem Titel: »Archaeological survey of India« (1871, 2 Bde.) erschienen, hat C. noch verfaßt: »Essay on the Arian order of architecture« (1846); »Ladak, physical, statistical and historical« (1854); »The Bhilsa topes« (1854); »Ancient geography of India« (Bd. 1: »The Buddhist period«, 1871); »Corpus inscriptionum indicarum« (Lond. 1878, Bd. 1) u. a. Auch entdeckte er drei wichtige Inschriften des buddhistischen Königs Asoka (3. Jahrh. v. Chr.), die von Bühler entziffert wurden und Anhaltspunkte zu einer genauern Bestimmung des Todesjahrs Buddhas gewähren (vgl. »Indian Antiquary« 1877).

Cunninghamia *R. Br.* (Belis *Salisb.*, Spießtanne), Gattung aus der Familie der Koniferen, den Araukarien ähnliche Bäume mit mehr oder weniger quirlständigen Ästen, nach zwei Seiten wagerecht stehenden Nebenästen, lanzettförmigen, fast stechenden, zweizeiligen Blättern und rundlichen, nicht großen, meist zu mehreren gedrängt an den Zweigspitzen stehenden Zapfen. C. sinensis *R. Br.* (Belis lanceolata *Lamb.*), ein auf Liukiu und in Südchina heimischer, in Nordjapan und Nordchina, auch bei uns vielfach kultivierter (aber in Norddeutschland nicht im Freien aushaltender), etwa 12 m hoher Baum mit umgekehrt-pyramidenförmiger, am Gipfel fast flacher Krone und ziemlich gedrängt stehenden, bis 5 cm langen, lanzettförmigen, fein gezähnelten, glänzend dunkelgrünen Blättern mit zwei blauweißen Längsbinden auf der Unterfläche, liefert Nutzholz.

Cunonieen, Unterfamilie der Saxifragaceen (s. d.).

Cuòco (Coco), **Vincenzo**, ital. Geschichtschreiber, geb. 1770 zu Cività Campomarano im Neapolitanischen, widmete sich dem Studium der Rechte, betrieb aber zugleich mit Eifer Geschichte und Philosophie. Noch nicht 30 Jahre alt, wurde er ein Opfer der Verfolgungen, welche die Regierung des schwachen Königs Ferdinand IV. gegen den aufgeklärten Teil der Unterthanen richtete, ging als Verbannter nach Frankreich, nahm aber bald darauf seinen Wohnsitz in Mailand. Hier schrieb und veröffentlichte er 1800 sein berühmtes Werk »Saggio storico su la rivoluzione di Napoli«, in welchem er die neapolitanischen Verhältnisse des Jahrs 1799, die er handelnd und leidend mit erlebt hatte, mit der Lebendigkeit eines Augenzeugen und doch mit der Unparteilichkeit eines vom Geist klassischer Geschichtschreibung beseelten Mannes und tiefen Denkers schrieb. 1804 veröffentlichte er zu Mailand seinen »Platone in Italia«, ein Werk, in welchem er in der Form der Beschreibung einer Reise Platons und Kleobulos' die Geschichte und die Zustände des alten Italien darstellte. Dies wenn auch nicht klassische, doch immerhin verdienstliche Werk fand seiner Zeit vielen Anklang und wurde in fast alle gebildeten Sprachen übersetzt. Nach Neapel gegen Ende 1806 zurückgekehrt, gelangte C. im befreiten Vaterland zu Ämtern und Würden: er wurde Staatsrat, Schatzmeister (Direttore del Tesoro), veröffentlichte eine wichtige Schrift über den öffentlichen Unterricht und erfreute sich eines bedeutenden Ansehens. Als er aber 1815 die Rückkehr der Bourbonen mit ansehen mußte, wirkte dies so störend auf sein Gemüt, daß er in Wahnsinn verfiel. Acht Jahre später, gegen Ende 1823, starb er in Neapel. Vgl. M. d'Ayala, Vita di Vincenzo C. (Flor. 1865).

Cupa (Cuppa, lat.), Trinkschale, ein Kelch in Halbkugel- oder Kegelform.

Cupar (spr. kjúhpar), Hauptstadt der schott. Grafschaft Fife, am Eden, 7 km vom Meer, mit vielen altertümlichen Gebäuden, vielseitiger Industrie und (1881) 5010 Einw. Pfeifenerde kommt in der Umgebung vor.

Cupar Angus (spr. kjúhpar), Stadt an der Grenze von Perth- und Forfarshire (Schottland), am Isla, mit Linnenfabrikation und (1881) 2154 Einw.

Cuphëa *B. Brown* (Kuphee), Gattung aus der Familie der Lythraceen, Kräuter und Sträucher mit ganzen Gegenblättern, purpurroten, roten oder weißen, einzeln oder in Trauben stehenden, bisweilen überhängenden Blüten und länglichen Kapseln. Alle 90 Arten, von denen mehrere bei uns als Zierpflanzen kultiviert werden, gehören dem wärmern Amerika an. Am dankbarsten blüht C. platycentra *Benth.*, die man in der Regel als Sommergewächs kultiviert.

Cupica, kleiner Hafenort im Staat Cáuca der Bundesrepublik Kolumbien, am Stillen Ozean, nur 7° 15′ nördl. Br., einstmals bestimmt, Endpunkt des Atratokanals zu werden.

Cupido (griech. Pothos), das »Verlangen«; bei den Römern Benennung des Liebesgottes, s. Eros.

Cupra marittima, Flecken in der ital. Provinz Ascoli Piceno, Kreis Fermo, an der Bahn von Ancona nach Brindisi, mit (1881) 827 Einw. In der Nähe stand im Altertum die gleichnamige Stadt der Picener mit einem berühmten Tempel der Cupra, einer Art Erd- und Totengöttin, die nach Namen und Wesen der Bona Dea des römischen Gottesdienstes entsprach.

Cupressineae (Cypressengewächse), s. Koniferen.

Cupressinoxylum *Göpp.*, vorweltliche Pflanzengattung der Koniferen (s. d.).

Cupressites *Göpp.*, vorweltliche Pflanzengattung der Koniferen (s. d.).

Cupressus, s. Cypresse.

Cuprit, s. Rotkupfererz.

Cuprum, Kupfer; C. aceticum, essigsaures Kupferoxyd; C. aluminatum, Augenstein; C. ammoniacale, s. v. w. C. sulfuricum ammoniatum; C. carbonicum, kohlensaures Kupferoxyd; C. chloratum, Kupferchlorid; C. nitricum, salpetersaures Kupferoxyd; C. oxydatum, Kupferoxyd; C. subaceticum, basisch essigsaures Kupferoxyd, Grünspan; C. sulfuricum ammoniatum, schwefelsaures Kupferoxydammoniak; C. sulfuricum crudum, rohes, und C. sulfuricum purum, reines schwefelsaures Kupferoxyd, Kupfervitriol.

Cupŭla (lat.), s. Becherhülle.

Cura (lat.), Sorge, Fürsorge, Pflege, Kuratel (s. d.), Verwaltung; pro c., Gebühr für Bemühung, Besorgung (vgl. Prokura); früher auch kirchliches Benefiz, womit Seelsorge verknüpft ist; jetzt Pfarrei im Gegensatz zu einem Benefiz ohne Seelsorge; c. absentis, Vermögensverwaltung für einen Abwesenden; c. animarum, Seelsorge; c. bonorum, Vermögens-, Güterverwaltung; c. extraordinaria, Vermögensverwaltung für einen unter Vormundschaft gestellten Großjährigen; c. generalis, Verwaltung des Gesamtvermögens; c. legitima, gesetzlich übernommene Vormundschaft; c. sexus, die früher gesetzlich bestehende Vormundschaft und Rechtsvertretung für eine Frau; c. ventris, Vermögensverwaltung für das noch nicht geborne Kind einer Schwangern.

Cura, Hauptstadt des Staats Guzmán Blanco, in der südamerikan. Republik Venezuela, südlich vom Valenciasee, 520 m ü. M. und an der Hauptstraße, die nach Calabozo und dem Apure führt, hat lebhaften Verkehr, Baumwollbau und (1883) 11,644 Einw.

Curāre, s. Pfeilgift.

Curassāo, Likör aus den Schalen einer besonders auf Curassao wachsenden Varietät der Pomeranze (Citrus aurantium curassaviensis).

Curassāo (Curaçao), westindische, den Niederländern gehörige Insel, nahe der Nordküste von Venezuela im Karibischen Meer. Sie erscheint als ein dürrer, wasserloser und kahler Felsen mit steilen Ufern und bis 366 m hohen Bergen im Innern, dem nur beharrlicher Fleiß die gewöhnlichen tropischen Früchte abgerungen hat. Das Klima ist gesund, obschon die mittlere Temperatur 21° R. beträgt; auch ist die Plage der Moskitos nicht vorhanden, da beständig ein frischer Seewind weht. C. hat ein Areal von 550 qkm (10 QM.) und (1882) außer einer Garnison von 215 Mann 25,206 meist kathol. Bewohner, deren Gastfreundschaft und Geselligkeit gerühmt werden. Man gewinnt Mais, Zucker, Tabak, Yams, Maniok, Tamarinde etc. und bereitet aus dem Safte der Pomeranze einen berühmten Likör, der den Namen der Insel trägt. Hauptartikel der Ausfuhr sind jedoch Seesalz und phosphorsaurer Kalk. An Vieh zählte man 1882: 289 Pferde, 2182 Esel, 234 Maultiere, 1922 Rinder, 32,578 Schafe und 22,500 Ziegen. Die Insel besitzt eine Flotte von 15 Schonern und 5 Barken und steht in Dampferverbindung mit Liverpool, Hamburg, Southampton, Havre, New York, Maracaibo; 1882 liefen 1311 Schiffe von 667,218 cbm ein. Hauptstadt ist Willemstad, an der Südküste, mit 10,000 Einw. Das Gouvernement C., zu dem noch die Inseln Aruba, Bonaire, St. Eustatius, Saba und ein Teil von St. Martin gehören, hat ein Areal von 1130 qkm (20,5 QM.) und (1882) ohne Garnison 43,851 Einw. Die Einnahmen der Kolonie betrugen 1884: 571,496, die Ausgaben 686,496 Gulden. Außer Seesalz und phosphorsaurem Kalk liefert die Gruppe Dividivi, Aloeharz, Strohhüte, Zucker u. a. C. ward 1527 von den Spaniern besetzt, 1634 von den Holländern erobert und im Westfälischen Frieden ihnen abgetreten. Die Engländer nahmen es 1807, gaben es aber 1814 nach dem Pariser Frieden den Holländern zurück. S. Karte »Westindien«.

Curassaophosphat, ein wesentlich aus phosphorsaurem Kalk bestehendes Gestein, findet sich als felsige Masse in ungeheurer Menge auf Curassao und enthält nie unter 85, meist über 87 Proz. basisches Kalkphosphat mit sehr geringen Mengen Eisenoxyd und Thonerde. Die beiden folgenden Analysen geben Beispiele von der Zusammensetzung des C.:

Kohlensaurer Kalk	6,93	6,64
Schwefelsaurer Kalk	1,09	—
Dreibasisch-phosphorsaurer Kalk	85,05	86,90
Dreibasisch-phosphorsaure Magnesia	2,75	1,50
Eisenoxyd	0,35	0,43
Fluorcalcium	0,86	0,37
Kieselsäure	0,50	0,30
Organische Substanz	1,79	0,32
Alkalien	—	2,34
Feuchtigkeit	0,68	1,20
	100,00	100,00

Die Zusammensetzung erweist sich überaus gleichmäßig, obgleich das Gestein im Ansehen und Charakter ungemein variiert. Es erscheint bald breccienartig, bald konglomeratisch; doch beruht dies lediglich auf der Färbung, und ein Bindemittel ist von verkitteten Substanzen nicht zu unterscheiden. Dabei ist das Gestein von größern oder kleinern Hohlräumen durchschwärmt. Am häufigsten ist es perlgrau bis dunkel rauchgrau, sehr klein-kristallinisch und vielen salinisch-körnigen Dolomiten auffallend ähnlich. Mit dieser Masse verwachsen findet sich eine weiße, gelbe bis braune Varietät, die am meisten einem Halbopal gleicht und die farbigen Schichten meist lagenweise, unregelmäßig verflochten zeigt. Die Hohlräume sind hier seltener, meist mit kleintraubigem Phosphorit, oft auch mit Kalkspat oder Aragonit ausgekleidet und enthalten nicht selten ein dunkelbraunes Phosphat in sandartigen Körnern. Das C. wird auf Superphosphat verarbeitet und liefert eine vortreffliche Ware, welche sich durch ihre helle Farbe und ihren hohen Gehalt an löslicher Phosphorsäure auszeichnet.

Curāti (lat.), s. Kuratgeistliche.

Curātor (lat.), s. Kurator.

Curcasöl, s. Jatropha.

Curci (spr. kurtschi), Carlo Maria, ital. Jesuit, geb. 1810 zu Neapel, trat mit 15 Jahren in den Orden Jesu und schrieb zur Verteidigung desselben: »Fatti ed argomenti« gegen die Angriffe der »Prolegomeni« Vincenzo Giobertis. Auf die weitern Angriffe, die dieser in seinem »Gesuita moderno« gegen ihn schleuderte, antwortete er von Paris aus in einem zweibändigen Werk. Nach seiner Rückkehr nach Italien gründete er in Neapel die »Civiltà cattolica«, welche nach einiger Zeit nach Rom übersiedelte. Er trennte sich auch nicht von dieser Zeitschrift, als sie 1865 eine andre Richtung einschlug, als er ihr gegeben hatte. Er blieb in Rom und verteidigte 1870 energisch die weltliche Gewalt; seine Predigten in verschiedenen Städten Italiens machten seinen Namen sehr populär. Außer den verschiedenen Abhandlungen der Zeitschrift sind folgende Werke zu nennen: »La quistione romana nell' assemblea francese« (Par. 1849); »La demagogia italiana ed il Papa Re« (das. 1849); »La natura e la grazia«; »Lezioni esegetiche e morali sopra i quattro evangeli« (Flor. 1874—76, 5 Bde.); »Lezioni sopra il libro di Tobia« (1877). 1877 wurde Pater C. aus der Gesellschaft Jesu ausgestoßen, da er, die Notwendigkeit einsehend, daß sich die Kirche den in Italien geschaffenen Zuständen anbequeme und sich mit der geistigen Herrschaft begnüge, das Buch »Il moderno dissidio tra la chiesa e l'Italia, considerato per occasione di un fatto particolare« (Flor. 1877) veröffentlichte, in welchem er den Verzicht auf den Kirchenstaat und die Versöhnung mit Italien empfahl. Diesem Werk folgte ein noch entschiedener antijesuitisches: »La nuova Italia ed i vecchi zelanti« (1881; deutsch, Leipz. 1882), in welchem er eine gründliche Reform der

Kirche forderte. Diese Werke sowie ein weiteres: »Il Vaticano Regio torlo superstite della Chiesa Cattolica« (1884), wurden auf den Index gesetzt und C. durch allerlei Verfolgungen sowie Kirchenbußen 1884 zum Widerruf gezwungen. Neuerdings erschien: »Di un socialismo cristiano« (Turin 1885).

Curculigo *Gärtn.* (Rüssellilie), Gattung aus der Familie der Hypoxideen, ausdauernde Pflanzen mit palmartig gerippten Blättern, unscheinbaren Blüten in gedrängten Trauben und wenigsamiger Beere. Von C. orchioides *Roxb.*, in Ostindien, mit zahlreichen gelben, langgestielten Blumen, wird die aromatische Wurzel gegessen; C. recurvata *Dryand.* und C. sumatrana *Lodd.*, auf Java und Sumatra, mit langen, lanzettlichen, tief gerippten, hellgrünen Blättern und zierlichen gelben Blumen, werden als schöne, auch fürs Zimmer geeignete Blattpflanzen kultiviert.

Curculio, Rüsselkäfer; Curculionina (Rüsselkäfer), Familie aus der Ordnung der Käfer; s. Rüsselkäfer.

Curcŭma *L.* (**Kurkuma, Zitwer**), Gattung aus der Familie der Zingiberaceen, perennierende Kräuter mit fleischigen, geringelten Wurzelstöcken, zweizeiligen Blättern, seiten- oder endständiger Blütenähre und zwei- oder dreifächeriger Kapsel mit wenigen Samen; 25 in Südasien heimische Arten. C. longa *L.* (Gelbwurz, Gilbwurz, gelber Ingwer), mit grundständigen, breit lanzettförmigen, gestielten Blättern und vor diesen sich entwickelndem, 30 cm langem, seitenständigem Blütenschaft mit gelben Blüten, in Südasien, besonders in Ostindien, heimisch, wird dort, auf Ceylon, Java, Bourbon und in Westindien kultiviert und liefert die Gelbwurz (Gilbwurz, Kurkuma, Gurkemé, Tumerikwurzel, Gelbsuchtwurzel, Radix Curcumae). Der länglichrunde Hauptwurzelstock und seine seitlichen, mehr gestreckten Äste sind durch Narben abgestorbener Blätter geringelt; ersterer bildet die runde, letztere die lange Kurkume. Die langen, dünnen Wurzeln schwellen oft zu farblosen, spindelförmigen, stärkemehlreichen Knöllchen an, welche auf Stärkemehl verarbeitet werden. Die Kurkumawurzel ist sehr dicht und schwer, hornartig spröde, außen grau, gelb bestäubt, innen körnig, gelbrot, wachsglänzend, riecht aromatisch, schmeckt feurig gewürzhaft und enthält ätherisches Öl und Kurkumagelb (s. d.). Durch die Kultur sind verschiedene Handelssorten entstanden, auch stammt die Kurkumawurzel wahrscheinlich noch von andern C.-Arten (z. B. C. viridiflora *Roxb.*). Die chinesische Wurzel, welche viele große Zentralknollen enthält, ist wegen ihres Reichtums an Farbstoff besonders geschätzt; die bengalische, javanische und die von Madras sind geringer und unter sich wenig verschieden. Eine afrikanische Kurkumawurzel, in langen, handförmigen Knollen von Geruch und Geschmack der indischen Wurzel, soll von der in Westafrika häufigen Canna speciosa stammen. Die Kurkumawurzel ist in ihrer Heimat als Gewürz und Arznei seit dem höchsten Altertum sehr beliebt; früher wurde sie auch in Europa arzneilich und in der Färberei benutzt, jetzt dient sie nur noch zum Färben von Buntpapier, Gebäck, Butter, Käse, Öl, Firnis, Salben &c. (vgl. Kurkumagelb); in der englischen Küche bildet Kurkumawurzel ein Hauptingrediens des Curry-powder. C. Zedoaria *Rosc.* (C. Zerumbet *Roxb.*), mit grundständigen, lineal-lanzettlichen, in der Mitte purpurfarbig wolkigen Blättern, 1 m hohem Stengel und seitenständiger, vor den Blättern erscheinender, langer Blütenähre mit roten Deckblättern, kommt wild und angebaut in Südasien und auf Madagaskar vor und bildet Wurzelstöcke wie die vorige Art. Die Zitwerwurzel (Radix Zedoariae), welche von dieser Pflanze stammt, kommt stets nur in zerschnittenen Zentralknollen oder Hauptwurzelstöcken vor. Sie ist außen gräulichweiß, im Innern grau, weniger dicht als Kurkumawurzel, riecht und schmeckt auch milder, mehr kampferartig und bitter. Sie enthält ätherisches Öl, Harz und viel Stärkemehl, wurde im Mittelalter durch die Araber in Europa eingeführt und war um 1150 in Deutschland wohl bekannt. Sie dient jetzt nur noch zu gewürzigen Tinkturen und Magenlikören. Von C. angustifolia *Roxb.*, in Tikor, Benares und Madras, und C. leucorrhiza *Roxb.*, in Berar, werden die Wurzelstöcke auf Arrowroot verarbeitet, welches als ostindisches Arrowroot oder Tik (Tikur) ausgeführt wird. Auch C. rubescens *Roxb.* liefert Stärkemehl und bildet in Travankor einen großen Teil der Nahrung der Eingebornen. Als Zierpflanzen für das Warmhaus sind zu erwähnen: C. aeruginosa *Roxb.*, aus Pegu, mit 1 m langen, gestielten, breit-lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, oben in der Mitte mit purpurrötlichen Flecken versehenen Blättern und blaß rosenroten, inwendig gelben Blüten; C. comosa *Roxb.*, aus Pegu und der Gegend von Rangun, mit 1,5 m hohen, gestielten, lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, ganz grünen Blättern und rötlichbraunen, inwendig gelben Blüten.

Curé (franz., spr. küreh), franz. Kuratgeistlicher (s. d.).

Curée (franz., spr. küreh), ein Jagdausdruck, bezeichnet eigentlich das, was den Hunden von dem erlegten Wild vorgeworfen wird, wird aber dann überhaupt vom kunstgemäßen Aufbrechen und Zerwirken des bei der Parforcejagd erbeuteten Edelhirsches gebraucht. Das C. machen geschieht im Beisein der ganzen Jagdgesellschaft unter dem Klang einer besondern Fanfare (s. Parforcejagd).

Cures, alte Stadt der Sabiner in Italien, Heimat des Titus Tatius und des Numa, woher der Name Quiriten stammen soll. Seit Roms Emporblühen sank die Stadt zu einem unbedeutenden Flecken herab. Ihr Name hat sich in dem Dorf Correse (östlich vom Tiber) erhalten, wo Chaupy die Ruinen der unbefestigten Stadt auffand.

Cureton (spr. kjuhrt'n), William, engl. Orientalist, geb. 1808 zu Westbury in Shropshire, studierte seit 1826 zu Oxford, erhielt 1832 die geistlichen Weihen und war 1834 Unterbibliothekar der Bodleyanischen Bibliothek. 1837 an das Britische Museum berufen, gab er 1846 den ersten Band eines Katalogs der arabischen Handschriften desselben heraus. Er wurde 1847 zum Kaplan der Königin, 1850 zum Kanonikus von Westminster und Pfarrer der St. Margaretenkirche ernannt und starb 17. Juni 1864 an den Folgen eines Eisenbahnunfalls. Sein Ruf in der gelehrten Welt gründet sich hauptsächlich auf die Herausgabe bisher unbekannter, aber für die Geschichte der alten christlichen Kirche wichtiger syrischer Schriftstücke aus der Handschriftensammlung, welche Tattam 1841 aus einem Kloster der ägyptischen Natronwüste für das Britische Museum erworben hatte. Die erste Veröffentlichung daraus war eine syrische Übersetzung der Briefe des Ignatius an Polykarp, an die Epheser und Römer (Lond. 1845), welche indessen eine heftige litterarische Fehde hervorrief. C. selbst trat energisch für seine Ansichten ein in den Schriften: »Vindiciae Ignatianae« (Lond. 1846) und »Corpus Ignatianum« (das. 1849). Später folgten die Editionen der syrischen Übersetzung der »Festbriefe« des heil. Athanasius (Lond. 1850), des dritten Teils der

Kirchengeschichte des Johannes von Ephesus (Oxford 1853), des »Spicilegium syriacum« (das. 1855) mit Bruchstücken der Schriften des Bardesanes, Melito, Ambrosius u. a.; ferner die wichtigen Überreste eines alten, abweichenden Textes der syrischen Evangelien (das. 1850) und die Ausgabe von Eusebius' »Geschichte der Märtyrer in Palästina« (das. 1861). Auch übersetzte er El Schahrestanis »Buch der religiösen und philosophischen Sekten« (Lond. 1842—46, 3 Bde.) und gab Rabbi Tanchums »Kommentar über die Klagelieder Jeremiä« (das. 1843) und En Nasefis »Säule des Glaubens der Sunniten« (das. 1843) heraus.

Curette (franz., spr. kü-), ohrlöffel- oder röhrenförmiges Instrument zum Ergreifen von Steinfragmenten in der Harnröhre ꝛc.

Curia (lat.), s. Kurie.

Curiatier (Curiatii), nach der röm. Sage ein albanisches Geschlecht, aus welchem in dem Krieg zwischen Rom, wo damals der König Tullus Hostilius herrschte, und Albalonga drei Brüder, Drillinge, mit den römischen Drillingsbrüdern, den Horatiern, kämpften. Die C. unterlagen, und infolgedessen kam Albalonga unter die Herrschaft Roms.

Curiboco, Abkömmling von Cafuso und Indianer.

Curicó, eine Provinz der südamerikan. Republik Chile, zwischen Colchagua im N. und Talca im S., mit einem Areal von 7545 qkm (137 QM.). Der Oberflächenbildung und Natur nach gleicht sie ganz dem benachbarten Colchagua, und sie erstreckt sich wie diese vom Meer bis zu den Andes. Sie hat (1882) 106,408 Einw., die von Landbau und Viehzucht leben. Die Hauptstadt C. (San José de C.), 1742 gegründet, liegt beim Rio Lontué, 284 m ü. M., hat lebhaften Handel, ein Lyceum und (1882) 11,000 Einw.

Curio, Gajus Scribonius, geboren um 84 v. Chr., zeichnete sich durch sein Rednertalent aus, bekleidete 54 die Quästur, ward Quästor in Kleinasien und erlangte 50 das Tribunat. Anfangs des Pompejus und der damals mit ihm verbündeten Senatspartei Freund, schloß er sich später an Cäsar an und wurde einer der thätigsten und gewandtesten Anhänger desselben. Er verteidigte als Tribun Cäsars Sache im Senat, begab sich nach Ablauf seines Amtes zu Cäsar und überbrachte dessen neue Vermittelungsvorschläge nach Rom. Nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs (49) wurde er nach Sizilien gesandt, um diese Provinz in Besitz zu nehmen. Von da ging er nach Afrika, schlug die Pompejaner in mehreren Gefechten, fiel aber dann im Kampf gegen das an Zahl weit überlegene Heer der Numidier. Er soll bei Gelegenheit der Leichenfeier seines Vaters zwei Theater hergestellt haben, die so eingerichtet waren, daß sie durch Herumdrehung des einen zu einem Amphitheater vereinigt werden konnten. Die Frau des C. war Fulvia, die Witwe des Clodius und nachherige Gemahlin des M. Antonius.

Curiōsa (lat., Kuriositäten), Seltenheiten, Sehenswürdigkeiten, welche die Neugierde und Aufmerksamkeit erregen; curiositatis causa, der Neugierde oder Seltenheit wegen.

Curitiba, Hauptstadt der brasil. Provinz Parana, 1025 m ü. M., am Flüßchen Yoo, einem der Quellflüsse des Yguassú, auf fruchtbarer Hochebene, hat ein Ständehaus, einen Regierungspalast, ein Schatzamt, 2 Kasernen, ein Krankenhaus, ein Lyceum und 10,000 Einw. Es erscheint eine deutsche Zeitung. Eine Eisenbahn verbindet es mit Paranagua. Etwa 90 km nördlich die deutsche Kolonie Assunguy.

Curius (Leptocircus C. *Swains.*, s. Tafel »Schmetterlinge I«), Schmetterling aus der Gattung Leptocircus *Swains.* und der Familie der Tagfalter. Die Gattung steht der auch bei uns vertretenen Gattung Papilio *L.* sehr nahe, und der C. zeigt insbesondere die schwanzartige Verlängerung der Hinterflügel sehr ausgeprägt. Der nicht große Schmetterling hat braune Flügel, durch deren Mitte ein grüner, bei dem Weibchen fast farbloser und nahe dem Rand ein breiterer, bei beiden Geschlechtern glasheller Streifen zieht; die hintern Flügel sind von einem sehr schmalen, weißen Saum eingefaßt. Der C. lebt in Siam und auf Java.

Curius Dentātus, Manius, berühmter Römer aus plebejischem Geschlecht, ward 290 v. Chr. Konsul, schlug als solcher die Samniter und Sabiner, wodurch der dritte Samnitische Krieg beendet wurde. Im J. 275 zum zweitenmal Konsul, schlug er den König Pyrrhus bei Benevent, was zur Folge hatte, daß derselbe Italien im folgenden Jahr verließ. Im Jahr 274 abermals zum Konsul gewählt, schlug er in rascher Folge die Lukaner, Samniter und Bruttier und zog sich sodann, nachdem er 272 die Zensur bekleidet hatte, auf sein Gut im Sabinerland zurück, wo er in größter Einfachheit selbst das Feld bebaute. Alle seine Siege wurden durch Triumphe gefeiert, unter denen der über Pyrrhus dadurch besonders ausgezeichnet war, daß in demselben vier Elefanten aufgeführt wurden. Noch mehr aber als wegen dieser Siege wird er wegen seiner Einfachheit und Uneigennützigkeit gepriesen. Als ihm einst Gesandte der Samniter, während er gerade am Herd mit dem Kochen von Rüben beschäftigt war, Geschenke überbrachten, wies er sie mit den Worten zurück: »Ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich sein«. Um die Stadt Reate erwarb er sich ein Verdienst durch die Ablassung des Sees Velinus mittels eines durch Felsen gebrochenen Kanals, der das Wasser in den Nar (jetzt Nera) ergießt. Als Zensor ließ er aus dem Anio eine Wasserleitung nach der Stadt führen. Er starb 270.

Currachee (spr. körratschi), Stadt, s. Karatschi.

Curragh (spr. körra), eine Heide mit stehendem Lager unfern Kildare in der irischen Provinz Leinster.

Currency (engl., spr. körrensi, »Umlauf, Gangbarkeit«), in England und Amerika Bezeichnung aller Umlaufsmittel (Metallgeld und Papier), welche allgemein als Zahlmittel dienen. Im engern Sinn versteht man unter C. in Amerika auch nur Papiergeld und Banknoten. Oft werden aber auch (z. B. von Macleod) Wertpapiere, welche keine Geldsurrogate sind, hierher gerechnet, wie Wechsel, Checks ꝛc. Unter Currencyfrage versteht man die Frage nach den besten Einrichtungen zur gehörigen Versorgung des Verkehrs mit den erforderlichen Umlaufs- und Zahlungsmitteln.

Currencytheorie (Currency principle), die hauptsächlich von Normann und Lord Overstone verteidigte und auch von R. Peel angenommene Lehre, nach welcher Münzen und Banknoten miteinander das Landesgeld repräsentieren. Ein Land könne nur eine bestimmte Menge von Umlaufsmitteln (Münzen und Noten) beschäftigen. Werde dieselbe durch übermäßige Ausgabe von papierenen Zahlungsmitteln vermehrt, so würden die Warenpreise steigen, und da die edlen Metalle, nicht aber die Noten überall Abnehmer fänden, würden erstere aus dem Land abfließen. Da nun Münze das beste Umlaufsmittel sei, so müsse die Ausgabe von Banknoten beschränkt werden, bez., wie konsequente Vertreter der Theorie verlangen, es dürften nur metallisch voll gedeckte Banknoten ausgegeben werden. In England hat die Peels-Akte dieses Ziel durch

Kontingentierung erstrebt. Im Gegensatz zur C. führt die Bankingtheorie (banking principle) aus, die Menge der in einem Land erforderlichen Umlaufsmittel werde jeweilig durch das Verkehrsbedürfnis bestimmt. Darum müsse die Bank sich nur von letzterm leiten lassen und in der Lage sein, bei steigenden Warenpreisen mehr Noten auszugeben. Eine Beschränkung sei entbehrlich, wenn nur die nötigen Mittel zur Einlösung immer bereit seien und die Einlösungspflicht streng aufrecht erhalten werde. Sie sei auch unnötig, weil die Bank die Scheine nicht beliebig vermehren könne, sondern lediglich dem Begehr nach Darlehen und dem Wechseldiskont folgen müsse. Habe ein lebhafter Aufschwung des Verkehrs zu einer ungewöhnlich starken Notenemission geführt, so fließe in ruhigern Zeiten der nicht erforderliche Betrag an Noten zur Bank zurück.

Currer Bell (spr. lörrer), s. Bronté.

Curricŭlum vitae (lat.), Lebenslauf.

Curricline (spr. körri-), s. Dampfschiffahrt.

Currūca, Grasmücke.

Curry-powder (engl., spr. körri-paud'r, Ragoutpulver), aus Indien stammende, jetzt auch in England und auf dem Kontinent gebräuchliche Gewürzmischungen aus Kurkuma, Koriander, Pfeffer, Ingwer, Zimt, Muskatblüten, Gewürznelken, Kardamomen, Kümmel und Cayennepfeffer.

Curschmann, Karl Friedrich, Liederkomponist, geb. 21. Juni 1805 zu Berlin, studierte daselbst Jurisprudenz, wandte sich dann, seiner Neigung folgend, der Musik zu und nahm vier Jahre lang bei Hauptmann in Kassel Unterricht in der Komposition. Nach Berlin zurückgekehrt, lebte er seitdem fast ununterbrochen daselbst und starb auf einer Reise 24. Febr. 1841 in Langfuhr bei Danzig. Unter den von ihm veröffentlichten Vokalwerken befinden sich außer einem Singspiel, »Abdul und Erinnieh«, und einigen geistlichen Kompositionen an 13 Hefte Lieder für eine und mehrere Singstimmen, die sich insgesamt durch feine Auffassung und anmutige Melodie auszeichnen. Mit einer schönen Tenorstimme begabt, soll er selbst seine Lieder unübertrefflich vorgetragen haben.

Curt., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. H. Curtis, Maler und Entomolog in London, oder für W. Curtis (s. d.).

Curtāne, das Schwert Eduard des Bekenners, ist ohne Spitze und wurde früher den Königen von England bei ihrer Krönung vorgetragen.

Curtatōne, Dorf bei Mantua, bekannt durch das glückliche Treffen der Österreicher unter Radetzky gegen die neapolitanisch-toscanischen Truppen 29. Mai 1848.

Curtis (spr. lör-), 1) William, Botaniker, geb. 1746 zu Alston in Hampshire, erlernte die Pharmazie, widmete sich aber bald ausschließlich der Botanik, gründete einen botanischen Garten und hielt Vorlesungen. Er starb 7. Juli 1799 in Brompton. C. schrieb: »Flora Londinensis« (Lond. 1777—87; neue Aufl. von Graves u. Hooker, 1817—28, mit 702 kolorierten Tafeln); »Practical observations on the British grasses« (2. Ausg., das. 1790; 6. Aufl. von Lawrence, 1824); »Lectures on botany« (hrsg. von Sam. C., das. 1805, 3 Bde.; 2. Aufl. 1807). Auch gründete er das »Botanical Magazine«, welches seit 1787 erschien.

2) George Ticknor, amerikan. staatsrechtlicher Schriftsteller, geb. 28. Nov. 1812 zu Watertown in Massachusetts, machte seine Studien im Harvard College zu Cambridge bei Boston und ließ sich 1836 an letzterm Ort als Advokat nieder. Er schrieb über wichtige juristische Materien, wie Seerecht, Nachdruck- und Patentgesetzgebung, und verfaßte eine Erläuterung der juristischen Praxis an den Gerichtshöfen der Vereinigten Staaten. In weitern Kreisen aber erwarb er sich einen Namen durch die in der Forschung ebenso gründliche wie in dem Urteil parteilose und in der Darstellung anziehende »History of the origin, formation and adoption of the constitution of the United States« (New York 1855—58, 2 Bde.).

3) George William, amerikan. Schriftsteller, geb. 24. Febr. 1824 zu Providence (Rhode-Island), wurde Kaufmannslehrling in New York, besuchte sodann einige Zeit die Ackerbauschule zu West Roxbury in Massachusetts und ließ sich in Concord als praktischer Farmer nieder. Im J. 1846 begab er sich nach Europa, besuchte einige Monate lang Vorlesungen an der Universität zu Berlin und unternahm von hier aus weitere Reisen nach dem Süden, nach Ägypten und Syrien. 1850 nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, beteiligte er sich an verschiedenen Zeitschriften (namentlich am »New York Courier« und an der »Tribune«) und veröffentlichte die glänzenden Reiseschilderungen: »Nile notes of a Howadji« (neue Ausg., New York 1859) und »The Howadji in Syria« (das. 1852). Später folgten: »Lotus-eating« (1852), eine Sammlung von Briefen aus amerikanischen Badeorten; »The Potiphar papers« (neue Ausg. 1865), satirische und humoristische Skizzen aus dem gesellschaftlichen Leben New Yorks; »Prue and I« (1856); die Novelle »Trumps« (1861) und eine Biographie W. C. Bryants (1879). C. ist gegenwärtig Redakteur von »Harper's Weekly« und bekleidet zugleich die Professur der englischen Sprache an der Cornell University. Gleich seinem Freund Stuart Mill ist er auch ein warmer Anwalt der Frauenfrage, dabei aber frei von jedem Radikalismus. Seine Werke erschienen gesammelt 1856 in 5 Bänden.

Curtius, 1) Marcus, ein edler röm. Jüngling, der sich für sein Vaterland aufopferte. Im J. 362 v. Chr. entstand, wie die Sage berichtet, in der Mitte des Forums plötzlich eine weite Kluft von unermeßlicher Tiefe, die nicht auszufüllen war. Die Wahrsager verkündeten, der Staat sei in höchster Gefahr, wenn sich die Kluft nicht schlösse; dies aber werde nur dann geschehen, wenn das beste Gut Roms hineingeworfen werde. C. rief darauf: »Nichts Besseres hat Rom als Waffen und Heldenmut!«, bestieg im vollen Waffenschmuck sein Roß und stürzte sich in den Abgrund, worauf sich dieser schloß.

2) Quintus Gajus Rufus, röm. Geschichtschreiber, schrieb zehn Bücher »Historia Alexandri Magni«, von welchen aber die ersten zwei nicht erhalten sind. Da es an bestimmten Zeugnissen über ihn aus dem Altertum fehlt, so ist man über die Zeit, in welcher er gelebt haben soll, nicht einig; am wahrscheinlichsten ist, daß er unter dem Kaiser Claudius geschrieben hat, was in neuester Zeit besonders von Mützell und Vogel in den Vorreden zu ihren Ausgaben (s. unten) und von Wiedemann (Philologus, Bd. 30, S. 241 ff.) gegen Buttmann, Niebuhr u. a. zu großer Wahrscheinlichkeit gebracht worden ist. Das Werk ist aus griechischen romanhaften Darstellungen der Geschichte Alexanders d. Gr. ohne alle Kritik geschöpft und daher sachlich von geringem Werte; die Sprache ist überladen und manieriert und läßt den unter den Kaisern Claudius und Nero herrschenden entarteten Geschmack deutlich erkennen. Die erste Ausgabe erschien zu Venedig 1471; von den spätern verdienen genannt zu werden die von Freinsheim mit Ergänzungen (Straßb. 1648 u. 1670), von Mützell (Berl. 1841, 2 Bde.), von Zumpt (Braunschw. 1849) und die Schulausgabe von Vogel (2. Aufl., Leipz. 1876); deutsche

Übersetzungen von Christian (3. Aufl., Stuttg. 1883) und Siebelis (3. Aufl. 1882).

Curtius, 1) **Ernst**, namhafter Archäolog und Geschichtschreiber, geb. 2. Sept. 1814 zu Lübeck, studierte in Bonn, Göttingen und Berlin Philologie, begleitete 1837 Professor Brandis nach Athen und von hier seinen Lehrer O. Müller durch Griechenland, hielt sich darauf einige Zeit in Italien auf, promovierte im Dezember 1841 zu Halle mit der Dissertation »De portubus Athenarum« (Halle 1842), unterrichtete dann in Berlin am französischen und Joachimsthaler Gymnasium und habilitierte sich 1843 an der Universität daselbst. Den »Klassischen Studien« (Bonn 1840), poetischen Übersetzungen aus altgriechischen Dichtern, die er mit E. Geibel herausgab, ließ er folgen: »Anecdota delphica« (Berl. 1843), »Inscriptiones atticae duodecim« (das. 1843) und »Die Akropolis von Athen« (das. 1844). Von 1844 bis 1849 war er außerordentlicher Professor an der Universität und Erzieher des jetzigen deutschen Kronprinzen, begleitete denselben nach Bonn, kehrte 1850 nach Berlin zurück und folgte 1856 einem Ruf nach Göttingen, von wo er 1868 wieder nach Berlin zurückberufen ward, um dort teils an der Universität als Professor, namentlich für alte Kunstgeschichte, teils am königlichen Museum als Direktor des Antiquariums zu wirken. Seit 1853 ist C. auch Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften und seit 1871 beständiger Sekretär der philologisch-historischen Klasse. Die Früchte seiner wiederholten Reisen nach Griechenland und Kleinasien, zuletzt im Frühjahr 1874 zur Vorbereitung der vom Deutschen Reich in Olympia beabsichtigten Ausgrabungen, sind in einer Reihe von Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften und der Berliner Akademie niedergelegt, zum Teil auch besonders erschienen, so namentlich: »Naxos« (Berl. 1846); »Olympia« (das. 1852); »Die Jonier« (das. 1855); »Über den religiösen Charakter der griechischen Münzen«; »Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens« (das. 1872); »Ephesos« (das. 1874) u. a. Die Festreden, die C. in Göttingen als Professor eloquentiae hielt, sind in Berlin 1864 gesammelt erschienen; die zu Berlin gehaltenen unter dem Titel: »Altertum und Gegenwart« (Bd. 1, Berl. 1875; 3. Aufl. 1882; Bd. 2, das. 1882). Außer diesen Schriften und verschiedenen Abhandlungen (z. B. »Beiträge zur geographischen Onomatologie der griechischen Sprache«, 1861) in archäologischen und philologischen Zeitschriften veröffentlichte C. als Hauptwerke: »Peloponnesos« (Gotha 1851—52, 2 Bde.), eine wissenschaftliche und allseitige Darstellung dieses Teils des griechischen Bodens mit Bezug auf seine Geschichte, Sagen und Kunstdenkmäler, und »Griechische Geschichte« (Berl. 1857—61, 3 Bde.; 5. Aufl. 1881 ff.), welche mit besonderer Liebe die kulturgeschichtlichen Momente behandelt. Auch gab C. »Sieben Karten zur Topographie von Athen nebst erläuterndem Text« (Gotha 1868) und mit Kaupert den »Atlas von Athen« (Berl. 1878), ferner mit Adler und Hirschfeld »Die Ausgrabungen zu Olympia« (das. 1877—78, 3 Bde.) heraus.

2) **Georg**, ausgezeichneter Philolog, Bruder des vorigen, geb. 16. April 1820 zu Lübeck, vorgebildet auf dem Katharineum daselbst, studierte von 1838 an in Bonn und Berlin, wurde 1842 Lehrer am Blochmannschen Institut zu Dresden, habilitierte sich 1846 an der Berliner Universität, wurde 1849 außerordentlicher und 1851 ordentlicher Professor der klassischen Philologie in Prag und siedelte als solcher 1854 nach Kiel, 1862 nach Leipzig über. Er starb 12. Aug. 1885 in Warmbrunn. Er hat das hohe Verdienst, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache auf dem Boden der vergleichenden Sprachwissenschaft neu begründet zu haben. Seine Hauptwerke sind: »Griechische Schulgrammatik« (Prag 1852; 15. Aufl., unter Mitwirkung von B. Gerth, 1882; in viele Sprachen übersetzt) nebst »Erläuterungen« (das. 1863, 3. Aufl. 1875); »Grundzüge der griechischen Etymologie« (Leipz. 1858; 5. Aufl., unter Mitwirkung von A. Windisch, 1879); »Das Verbum der griechischen Sprache« (das. 1873—76, 2 Bde.; 2. Aufl. 1877—1880). Sonst nennen wir: »De nominum graecorum formatione« (Berl. 1842); »Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnis zur klassischen Philologie« (2. Aufl., das. 1848); »Sprachvergleichende Beiträge zur griechischen und lateinischen Grammatik« (das. 1846, Bd. 1); »Philologie und Sprachwissenschaft« (Leipz. 1862); »Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung« (das. 1867, 2. Aufl. 1873); »Zur Kritik der neuesten Sprachforschung« (das. 1885). Auch vereinigte er Arbeiten seiner Schüler mit eignen Beiträgen zu den »Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik« (Leipz. 1868—77, 10 Bde.; die letzten beiden mit K. Brugman) und begründete 1878 mit L. Lange, O. Ribbeck und H. Lipsius die »Leipziger Studien zur klassischen Philologie«.

Curūlis sella (lat.), s. Sella.

Curzōla (slaw. **Korčula**, im Altertum **Korkyra**), Insel im Adriatischen Meer, zum österreichischen Kronland Dalmatien gehörend, durch einen schmalen Kanal von der Halbinsel Sabbioncello getrennt, hat ein Areal von 259 qkm und (1880) 12,388 Einw., welche sich mit Landwirtschaft (vorzugsweise Wein- und Olivenbau), Steinbrechen (in den konchylienreichen Kalksteinbergen) und mit Schiffahrt beschäftigen. Die Stadt C. liegt auf der Nordostküste, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Kollegiatkapitel, einen Dominikanerkonvent, einen schönen gotischen Dom, meist marmorne Häuser, einen Hafen mit Schiffswerften und (1880) 1995 Einw. Der größte Ort der Insel ist der Markt Blato (ital. Blatta) mit 4075 Einw. S. Karte »Bosnien etc.«

Curzon (spr. kürsóng), **Paul Alfred de**, franz. Maler, geb. 7. Sept. 1820 zu Migné (Vienne), Schüler Drollings und Cabats, lieferte treffliche landschaftliche Darstellungen, namentlich aus Italien und Griechenland, sowie auch italienische Genre- und Historienbilder. So besitzt die Galerie des Luxembourg von C. außer einer Ansicht von Ostia (1868) eine Psyche, welche, aus der Unterwelt kommend, der Venus das von Proserpina übergebene Gefäß bringt, und Dominikaner, die ihre Kapelle ausmalen.

Cusa (Kuza), Fürst von Rumänien, s. Alexander 15).

Cusa, **Nikolaus von**, oder **Cusanus**, eigentlich **Khrypffs** (»Krebs«), Gelehrter und Kardinal, geb. 1401 zu Cusa oder Kues an der Mosel, studierte im Bruderhaus zu Deventer, reiste dann nach Italien, wo er den Kardinal Cesarini kennen lernte, und wurde zu Padua 1424 Doktor der Rechte. Als sein erster Prozeß in Mainz unglücklich ausfiel, widmete er sich dem geistlichen Stand, wurde bald Dekan des Kollegiatstifts in Koblenz und wohnte dem Baseler Konzil bei, wo er in seiner Schrift »De concordantia catholica« eifrig die Ansicht verfocht, daß der Papst unter dem Konzil stehe; er war der erste, der den Pseudo-Isidor und die Konstantinische Schenkung für Fälschungen erklärte. Ferner überreichte er eine Schrift über die Verbesserung des julianischen Kalenders. Auch die Mehrheit der Welten und die Bewegung der

Erde um die Sonne hat er, ohne deshalb belästigt zu werden, ausgesprochen. Aber praktische Konsequenz lag nicht in seinem Charakter. Als daher das Konzil offen mit Papst Eugen IV. brach, ging er 1437 zu demselben über und suchte als päpstlicher Gesandter in Konstantinopel die Vereinigung der griechischen und abendländischen Kirche zu betreiben. Hierauf wirkte er als päpstlicher Legat auf den deutschen Reichstagen eifrig für die Kurie und gegen das Konzil. Später unternahm er eine gründliche Visitation der deutschen Klöster. Papst Nikolaus V. erhob ihn 1448 zum Kardinal und zum Bischof von Brixen, welches Bistum aber bereits legal besetzt war, und wegen dessen er in ärgerliche Streitigkeiten verwickelt wurde. Der Erzherzog Siegmund von Österreich, von dem er den Lehnseid für dessen im Bistum Brixen gelegene Besitzungen forderte, ließ ihn 1460 sogar gefangen setzen und gab ihn nur unter harten Bedingungen wieder frei. Unter Pius II. zu hohen Ehren gelangt, starb er 11. Aug. 1464 in Todi bei Spoleto. Die von ihm vertretene Theologie ist eine geistreiche Vereinigung theistischer Scholastik und pantheistischer Mystik. Seine Werke erschienen gesammelt Paris 1514 und Basel 1565, 3 Bde.; eine Übersetzung seiner wichtigsten Schriften lieferte E. Scharpff (Freiburg 1862). Vgl. Dür, Der deutsche Kardinal Nikolaus von C. (Regensb. 1847, 2 Bde.); Jäger, Der Streit des Kardinals C. mit dem Herzog Siegmund von Österreich (Innsbr. 1861, 2 Bde.); Stumpf, Die politischen Ideen des Nikolaus von C. (Köln 1865); Scharpff, Der Kardinal und Bischof Nikolaus von C. (Tüb. 1871); Falckenberg, Grundzüge der Philosophie des Nikolaus Cusanus (Bresl. 1880).

Cuscatlan, s. Salvador (Zentralamerika).

Cuscūta *Tourn.* (Seide, Klebe), Gattung aus der Familie der Kuskuteen, blattlose Schmarotzerpflanzen, welche in der Erde keimen, andre Pflanzen umwinden und sie mittels reihenweise gestellter Saugwarzen aussaugen. Ihre Wurzel stirbt ab, sobald sie die Saugspitzen an fremde Pflanzen angelegt haben; an dem fadenförmigen, bleichen Stengel stehen die unscheinbaren, fleischigen Blüten in Knäueln; die Kapseln sind zweifächerig, viersamig. Man kennt 80 Arten in den wärmern und gemäßigten Klimaten der ganzen Erdoberfläche. C. europaea *L.* (Nesselseide, Teufelszwirn, Vogelseide, Klebe, Range), mit 2—2,5 m langem Stengel und weißen oder rötlichen Blüten, findet sich auf Kartoffeln, Brennesseln, Hopfen, Hanf, Wicken, Weiden, Schlehen. C. Epilinum *Weihe* (Flachsseide), mit 30—60 cm langem, gelblichem Stengel und weißen Blüten, schmarotzt besonders auf Lein und wird den Kulturen oft verderblich. Sie pflegt sich zuerst auf jungen Unkräutern zu entwickeln, bis sie hinreichend erwachsen ist, um noch nicht verholzte Teile der Leinpflanze zu erreichen. C. Epithymum *Smith* (Kleeseide), mit 30—60 cm langem, purpurrotem Stengel und in wenigblütigen Knäueln sitzenden Blüten, in Mittel- und Südeuropa, auf Quendel, Heidekraut, Ginster, auf Klee und Luzerne, tritt in den Kulturen der letztern nesterweise auf und richtet hier oft große Verheerungen an. In Deutschland ist sie in dieser Weise erst seit Beginn des 19. Jahrh. aufgetreten. Sie kommt auch auf Weintrauben vor und erzeugt die sogen. bärtigen Trauben. C. racemosa *Mart.* kam als brasilische Hopfenseide aus Brasilien nach Europa und wurde gegen Halskrankheiten empfohlen. Sie wuchert bei uns auf Luzerne. C. lupuliformis *Krock.*, die größte und stärkste deutsche Art, mit bindfadenstarken, gelblichen, rötlichen oder purpurnen Stengeln und in ährenförmigen Rispen festsitzenden Blüten, wuchert in Norddeutschland, Österreich, Ungarn und im mittlern Rußland auf Weiden, Pappeln, Schneeball und wird hier und da auf Lupinenäckern schädlich. Als Vorbeugungsmittel gegen die Kleeseide empfiehlt sich besonders die peinlichste Sorgfalt bei der Auswahl des Saatguts unter Herbeiziehung der Hilfe einer Samenkontrollstation. Seidehaltiger Same ist durch Siebe zu reinigen, welche genau 22 Maschen auf 7 qcm haben. Der abgesiebte Same darf dem Futter nicht beigemengt werden, da der Seidensame den Verdauungskanal der Tiere passiert, ohne seine Keimkraft zu verlieren. Zur Vertilgung der Seide empfiehlt man, die befallenen Stellen möglichst früh unter Übergreifen von 0,5—1 m tief abzuschneiden oder mit Eisenvitriollösung oder mit Schwefelsäure, welche mit 200—300 Teilen Wasser verdünnt wurde, zu überbrausen oder an einem taureichen Morgen mit rohem schwefelsauren Kali sehr dicht zu bestreuen oder sie mit einer 20—30 cm hohen Schicht kurz geschnittenen Strohs zu bedecken und dies nach dem Befeuchten mit Petroleum zu verbrennen. Jedenfalls müssen beim Schnitte des Samenklees die Seidenstellen gänzlich umgangen werden, und bei großen Verwüstungen, welche zum Umbrechen des Landes zwingen, erscheint es geboten, in den zunächst folgenden 2—4 Jahren nur solche Pflanzen auf den betreffenden Äckern zu bauen, welche keine Nährpflanzen für Seide abgeben. Vgl. Koch, Die Klee- und Flachsseide, Entwickelung, Verbreitung u. Vertilgung (Heidelb. 1880).

Cushing (spr. kösching), Caleb, verdienter nordamerikan. Staatsmann, geb. 17. Jan. 1800, bereiste 1829 Europa und veröffentlichte »Reminiscences of Spain«, schloß sich 1835 der Whigpartei an, wandte sich 1841 den Demokraten zu, fand sich aber vom parlamentarischen Leben nicht befriedigt und ging 1843 nach China, wo ihm 3. Juli 1844 der Abschluß des ersten nordamerikanischen Vertrags mit China gelang. 1847 rüstete er zum Krieg mit Mexiko ein Regiment selbst aus, wurde 1852 Oberrichter für Massachusetts und war 1853—57 als Kronanwalt Mitglied der Zentralregierung. 1871 vertrat er die Vereinigten Staaten in der gemischten Kommission über die Alabamafrage, die zu Genf den Vertrag von Washington vorbereitete. 1874 wurde er zum bevollmächtigten Minister seiner Heimat in Spanien ernannt. 1877 nach der Heimat zurückgekehrt, starb er 2. Jan. 1878 in Newburyport (Massachusetts). Er schrieb: »The treaty of Washington« (New York 1873). Vgl. »Memorial of Caleb C.« (Boston 1880).

Cushman (spr. köschmän), Charlotte Saunders, amerikan. Schauspielerin, geb. 25. Juli 1814 zu Boston, wandte sich, mit einer vortrefflichen Stimme ausgestattet, der Oper zu und erntete bei ihrem ersten Debüt (1835) als Gräfin in »Figaros Hochzeit« so stürmischen Beifall, daß sie für die Oper in New Orleans engagiert wurde. Da sie hier ihre Stimme verlor, widmete sie sich nun der Tragödie. Sie trat 1836 zuerst als Lady Macbeth auf und hatte auch hier den glänzendsten Erfolg, der sich in Philadelphia und New York, wohin sie sich wandte, noch steigerte. Während ihres Aufenthalts in letzterer Stadt bildete sie ihre jüngere Schwester, Susan, ebenfalls fürs Theater heran und gewann als Romeo (Susan gab die Julie) sowie in andern Männerrollen, für welche ihre Schwester die bezüglichen weiblichen Rollen übernahm, ungemeinen Beifall. Nachdem beide eine Reise durch die nördlichen Staaten unternommen hatten, begaben sie sich 1845 auf mehrere Jahre nach England, wo

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

sich Susan 1848 mit Muspratt, Professor der Chemie in Liverpool, verheiratete und dort 10. März 1859 starb, während C. 1849 zu neuen Triumphen nach Amerika zurückkehrte. Im J. 1858 nahm sie ihren Aufenthalt in Rom, von wo sie erst nach einigen Jahren nach Amerika zurückkehrte. Sie trat seitdem nur selten auf, zog sich 1866 gänzlich von der Bühne zurück und starb 18. Febr. 1876 in Boston. Ihre Memoiren und Briefwechsel gab Emma Stebbing (Boston 1878) heraus. Vgl. Clement, Charlotte C. (Boston 1882).

Cusir (franz. Soie à coudre), aus rohen Kokonfäden gezwirnte Nähseide; Cusirino, feines gezwirntes Seidengarn, zu Spitzen und gewissen Geweben dienend.

Cusparia *Humb.*, Gattung aus der Familie der Rutaceen, Sträucher und Bäume des warmen östlichen Südamerika, mit abwechselnden, meist langgestielten, ein- bis siebenteiligen Blättern, großen Blüten in Rispen oder Scheintrauben und ein- bis dreiknopfiger Frucht. C. trifoliata *Engl.* (Galipea officinalis *Hancock*), 20—25 m hoher Baum mit bräunlichgrauer Rinde, dreizähliger Blattspreite und weißen Blüten in Rispen, wächst in Neugranada und liefert die Angosturarinde, welche schwach gewürzhaft riecht, sehr anhaltend rein bitter, etwas aromatisch schmeckt und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Fiebermittel (China von Neuandalusien) nach Europa gelangte. Sie kam aber bald in Mißkredit, weil eine Verfälschung mit der giftigen Rinde von Strychnos nux vomica beobachtet wurde. Gegenwärtig benutzt man sie zur Bereitung eines unter dem Namen Angostura bekannten Likörs, der gegen schwache Verdauung, Durchfall ꝛc. getrunken wird.

Cuspinian, Johannes (eigentlich Spießhaymer), Diplomat und Gelehrter, geb. 1473 zu Schweinfurt, studierte in Wien Philosophie und Medizin, wurde in letzterer Fakultät Doktor und erlangte durch seine Beredsamkeit solches Ansehen, daß er 1500 Rektor der Universität und 1508 Celtes' Nachfolger als Professor wurde. Kaiser Maximilian verwandte ihn zu mehreren diplomatischen Sendungen, die er mit Erfolg ausführte (vgl. sein Tagebuch in den »Fontes rerum austriacarum«, Bd. 1). Der Kaiser belohnte ihn hierfür reichlich und ernannte ihn 1515 zum Vorsitzenden seines Geheimen Rats und zum Anwalt der Stadt Wien. Daneben betrieb er humanistische und geschichtliche Studien, gab mehrere Klassiker und mittelalterliche Autoren heraus. Er schrieb das gelehrte und wertvolle Geschichtswerk »De Caesaribus atque imperatoribus romanis opus insigne«, das bis zum Tod Maximilians reicht (hrsg. von Gerbel, Straßb. 1540; deutsch, das. 1541). C. starb 19. April 1529 in Wien, wo sein Grabdenkmal sich im Stephansdom befindet.

Cusset (spr. küßä), Stadt im franz. Departement Allier, Arrondissement Lapalisse, mit Tribunal, Kommunalcollège, höherer Gewerbeschule und zwei Mineralquellen, analog denen des benachbarten Vichy, mit dem es durch eine schöne Promenade, Parke und Villen zu verwachsen beginnt, wie dieses von Badegästen vielbesucht, mit (1876) 5087 Einw.

Custine (spr. küstihn), 1) Adam Philippe, Graf von, franz. General, geb. 4. Febr. 1740 zu Metz aus einem alten Adelsgeschlecht, zeichnete sich im Siebenjährigen Krieg so rühmlich aus, daß ihm der Minister Choiseul ein eignes Dragonerregiment verlieh, welches er aber mit dem Infanterieregiment Saintonge, das zur Einschiffung nach Amerika bestimmt war, vertauschte. In Amerika zeichnete er sich besonders bei der Belagerung von Yorktown aus. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er zum Maréchal de Camp und Gouverneur von Toulon ernannt, trat als Abgeordneter des lothringischen Adels 1789 in die Nationalversammlung und neigte sich hier entschieden auf die Seite der liberalen Partei. 1791 zum Generalleutnant befördert, erhielt er 1792 ein Kommando am Oberrhein unter dem Marschall Luckner, bemächtigte sich der Stadt Landau und nahm die Linien von Weißenburg, dann Speier, Worms, Mainz und Frankfurt, ward aber von den Preußen und Hessen 2. Dez. 1792 bei Frankfurt geschlagen. Nach mehreren unglücklichen Gefechten, namentlich 6. Jan. 1793 bei Hochheim, setzte er Mainz in Verteidigungsstand, ward aber im Frühling von den Preußen zwischen Bingen und Kreuznach angegriffen, wich nach schwachem Widerstand, räumte nach einem zweiten Gefecht bei Alzey die von ihm besetzte Gegend und zog sich 31. März nach Landau zurück. Hierauf mit dem Oberbefehl über die Nord- und Ardennenarmee betraut, unternahm er 17. Mai einen Angriff mit der Rheinarmee an der Queich, mußte sich jedoch mit großem Verlust zurückziehen. Auf die Anschuldigung Marats und Billaud-Varennes' vor den Wohlfahrtsausschuß nach Paris geladen und in der Anklageakte vom 14. Aug. 1793 beschuldigt, vorsätzlich die Würde eines Generals der Armeen mißbraucht, das Interesse der Republik verraten und Einverständnisse mit den Feinden Frankreichs unterhalten zu haben, ward er trotz seiner geschickten Verteidigung 27. Aug. 1793 zum Tod verurteilt und am folgenden Tag hingerichtet. Sein Wunsch, daß sein Sohn Renaud Philippe von C., geb. 1768, der seinem Vater als Adjutant zu Seite stand, seine Ehrenrettung durch Herausgabe seines Briefwechsels bewirken möge, blieb unerfüllt, da derselbe bereits 3. Jan. 1794 dem Vater auf das Schafott folgte; doch veröffentlichte später Custines damaliger Adjutant, der General Baraguay d'Hilliers, Custines Papiere unter dem Titel: »Mémoires posthumes du général français comte de C., rédigés par un de ses aides de camp« (deutsch, Berl. 1795, 2 Bde.).

2) Astolphe, Marquis von, franz. Schriftsteller, Enkel des vorigen, geb. 1793 zu Paris, bereiste 1811—22 England, Schottland, die Schweiz und Kalabrien, ging 1835 nach Spanien, später nach Rußland und starb im September 1857. Seine weiten Reisen lieferten ihm den Stoff zu interessanten Schriften, besonders zu dem Werk »La Russie« (Par. 1843, 4 Bde.). Außerdem schrieb er Novellen und Romane und eine Tragödie in Versen: »Béatrix Cenci« (1833). Seine »Lettres à Varnhagen d'Ense et Rahel Varnhagen d'Ense« erschienen Paris 1870.

Custos (lat.), Hüter, s. Kustos.

Custozza, Dorf in der oberital. Provinz Verona, ¾ Stunden von Verona, geschichtlich berühmt durch zwei Siege der Österreicher. Den ersten erfocht Radetzky über die Sardinier unter König Karl Albert 25. Juli 1848, infolge dessen letzterer Mailand und die ganze Lombardei aufgeben und einen Waffenstillstand schließen mußte. Der zweite fand 24. Juni 1866 statt. Die österreichische Armee unter Erzherzog Albrecht stützte sich auf das Festungsviereck und stand 85,000 Mann stark in und um Verona. Die Italiener unter General Lamarmora überschritten 22. Juni den Mincio mit zwei Armeekorps, ein drittes zwecklos bei Goito zurücklassend, während Cialdini mit einem vierten, stärkern Korps über den untern Po gegen die Etsch vordringen und Garibaldi mit seinen Freischaren in Tirol einbrechen sollte. Kaum bemerkte Erzherzog Albrecht, daß die Italiener in leichtsinni-

ger Weise vorgingen und nicht einmal den nordwestlich von Villafranca (das sie ohne Widerstand genommen hatten) gelegenen Höhenzug, auf dessen südöstlichem Abfall C. und Somma-Campagna liegen, besetzt hatten, so nahm er 23. Juni diese wichtige Position und griff am Morgen des 24. Juni den Feind auf der ganzen Linie an. Der Kampf dauerte in glühender Sonnenhitze den ganzen Tag. Abends 7 Uhr war das italienische Heer trotz aller Tapferkeit geschlagen, seine letzte Position auf der Höhe von C. genommen, der Rückzug über den Mincio unvermeidlich. Der Verlust der Italiener betrug 8250 Mann, darunter 4350 Gefangene, der der Österreicher 7850 Mann, darunter 2000 Gefangene. Infolge dieser Niederlage konnte der rechte Flügel unter Cialdini seinen Übergang über den Po nicht ausführen. Die Österreicher beuteten indes den Sieg nicht aus, da sie zu einer energischen Offensive zu schwach waren.

Cutch, Staat in Ostindien, s. Katsch.

Cuticŭla (lat.), s. Epidermis.

Cutis (lat.), die Lederhaut; auch die ganze Haut; C. anserina, Gänsehaut.

Cuttak, Distrikt in Britisch-Ostindien, s. Kattak.

Cuttings, s. Jute.

Cuv., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für G. Cuvier (s. Cuvier 1); *F. Cuv.*, desgleichen für F. Cuvier (s. Cuvier 2).

Cuvette (franz., spr. küwett), s. Küwette.

Cuvier (spr. küwjeh), 1) Georges, Baron von, Naturforscher, geb. 23. Aug. 1769 zu Mömpelgard, besuchte seit 1784 die Karlsakademie zu Stuttgart, ward Hauslehrer bei dem Grafen d'Héricy auf Fiquainville in der Normandie und hielt 1788 vor den jungen Ärzten des Militärhospitals zu Fécamp botanische Vorlesungen. 1795 ward er als Professor an die Zentralschule des Panthéon nach Paris berufen, fungierte dann als Gehilfe Mertruds, des Lehrers der vergleichenden Anatomie am Jardin des Plantes, und begann eine anatomische Sammlung zu gründen, welche in der Folge die größte Europas geworden ist. Im J. 1796 zum Mitglied des neuerrichteten Nationalinstituts ernannt, ward er 1800 Daubentons Nachfolger am Collège de France und 1802 als Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts mit der Organisation der Lyceen zu Bordeaux, Nîmes und Marseille beauftragt. Im J. 1808 wurde er Rat der kaiserlichen Universität, leitete die Einrichtung von Akademien in den neuen Gebietsteilen des Kaiserreichs, in Italien, Holland und den Hansestädten, und gründete 1809 die Fakultät der Wissenschaften. Im J. 1813 ward er Requêtenmeister im Staatsrat und erhielt den Auftrag, die Bewohner des linken Rheinufers zur Erhebung gegen die Verbündeten zu veranlassen, welche Sendung jedoch bei dem raschen Vordringen der letztern mißlang. 1814 ernannte ihn Napoleon I. zum Wirklichen Staatsrat. Nach der zweiten Restauration ward C. Kanzler der Universität, 1819 Baron und Kabinettsrat, 1822 Großmeister der protestantisch-theologischen Fakultät der Universität. Von Ludwig Philipp ward er 1830 in allen seinen Ämtern und Würden bestätigt, 1831 zum Pair von Frankreich ernannt und sollte eben seine Bestallung als Minister des Innern erhalten, als er 13. Mai 1832 starb. Die vorzüglichsten seiner zahlreichen Schriften sind: »Leçons d'anatomie comparée« (Par. 1800—1805, 5 Bde.; neue Ausg., hrsg. von Duméril, Laurillard und Duvernoy, das. 1835—45, 9 Bde.; deutsch von Froriep und Meckel, Leipz. 1808—10, 4 Bde.), die er in den »Mémoires sur l'anatomie des mollusques« (Par. 1817) ergänzte (dazu erschien: »Anatomie comparée, recueil de planches, dess. par G. C., ou exécutées sous ses yeux par M. Laurillard, publiée par Laurillard et Mercier«, das. 1850); »Recherches sur les ossements fossiles« (das. 1812, 4 Bde.; 4. Aufl. 1835); »Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal« (zuerst als Einleitung zu dem vorgenannten Werk, dann besonders gedruckt, in 8. Aufl. 1840; mit Noten und Anhang hrsg. von Höfer, 1850; deutsch von Nöggerath, Bonn 1830, 2 Bde.; von Giebel, Leipz. 1851); »Le règne animal distribué d'après son organisation« (Par. 1817, 4 Bde.; neue Aufl., das. 1849, 11 Bde. mit 1000 Tafeln; deutsch von Schinz, Stuttg. 1818, und von Voigt, Leipz. 1831—43, 6 Bde.); »Histoire naturelle des poissons« (fortgesetzt von Valenciennes, Par. 1829—49, 22 Bde.); »Histoire des sciences naturelles« (hrsg. von Saint-Agy, das. 1841—45, 5 Bde.); »Recueil des éloges historiques lus dans les séances publiques de l'Institut de France« (das. 1819; 2. Aufl. 1861, 3 Bde.; hrsg. von Flourens, 1860); »Lettres à M. Pfaff sur l'histoire naturelle, la politique et la littérature« (das. 1788—92), aus dem Deutschen (Kiel 1845) von Marchant (Par. 1858). C. hat sich um die Naturwissenschaft eminente Verdienste erworben; besonders gab er der Zoologie eine ganz neue Richtung und erhob die vergleichende Anatomie zu einer Wissenschaft. Durch seine geognostischen Untersuchungen des Pariser Beckens kam er zuerst auf den Gedanken, daß abwechselnd Fluten vom Süßwasser und vom Meer die Erdoberfläche verändert haben müssen. Durch Anwendung der vergleichenden Osteologie auf die Reste vorweltlicher Wirbeltiere eröffnete er die Bahn, auf welcher ihm die berühmtesten Forscher aller Nationen gefolgt sind. In der Zoologie stellte er zuerst Typen auf, deren jeder eine eigentümliche, von den andern unabhängige Ausbildung zeigt. Als Sammler naturhistorischer Gegenstände, als Forscher, Systematiker, Lehrer, Redner, Staatsmann und als Freund des Volkes steht er gleich groß da. Das Schulwesen und die protestantische Kirche in Frankreich verdanken ihm unendlich viel. Mit der deutschen Sprache und Litteratur und dem deutschen Geist vertraut, würdigte er auch alle in Deutschland gemachten Fortschritte. Vgl. Lee, Memoirs of baron C. (Lond. 1833), und Pasquier, Éloge de C. (Par. 1833).

2) Frédéric, Bruder des vorigen, geb. 27. Juni 1773 zu Mömpelgard, war Mitglied des Instituts und des protestantischen Konsistoriums, starb als Professor und Konservator des Kabinetts für vergleichende Anatomie im Jardin des Plantes zu Paris 25. Juli 1838 in Straßburg. Er schrieb: »Sur les dents des mammifères comme caractères zoologiques« (Par. 1823 u. 1824), gab mit Geoffroy de Saint-Hilaire heraus: »Histoire naturelle des mammifères« (das. 1824 f.) und bearbeitete für das »Dictionnaire des sciences naturelles« (Straßb. 1816 ff.) die Zoologie und Geschichte der Säugetiere.

Cuvillier-Fleury (spr. küwijé-flöri), Alfred Auguste, franz. Schriftsteller und Journalist, geb. 1802, machte seine Studien am Collège Louis le Grand und war sodann zwei Jahre lang Sekretär des Königs von Holland, Ludwig Bonaparte, dem er in die Verbannung folgte, hierauf Erzieher des jungen Herzogs von Aumale und übernahm 1834 die Redaktion des »Journal des Débats«, in welchem er die Sache der Julidynastie bis zu deren Ende verfocht. Seit 1866 ist er Mitglied der französischen Akademie. Eine große Anzahl seiner kritischen Abhandlungen erschien

gesammelt unter den Titeln: »Portraits politiques et révolutionnaires« (1851); »Études historiques et littéraires« (1854, 2 Bde.); »Voyages et voyageurs« (1854); »Nouvelles études« (1855); »Dernières études historiques et littéraires« (1859, 2 Bde.); »Historiens, poètes et romanciers« (1863, 2 Bde.); »Études et portraits« (1865—68, 2 Bde.); »Posthumes et revenants« (1879).

Cuyabá, Hauptstadt der brasil. Provinz Mato Grosso, am gleichnamigen schiffbaren Nebenfluß des São Lourenço, 65 m ü. M., ist Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs und hat ein ganz ansehnliches, fast europäisches Äußere: breite, gut gepflasterte Straßen, hübsche Häuser, öfters mit zwei Stockwerken und Balkonen, eine Kathedrale und 4 andre Kirchen, ein bedeutendes Militärhospital, Theater, ein Kriegs- und ein Marinearsenal, ein bischöfliches Seminar und 8000 Einw. Besondere Gewerbthätigkeit ist nicht vorhanden. Die Stadt ist eine um 1720 von Goldgräbern aus São Paulo gegründete Niederlassung; 1746 wurde sie durch ein Erdbeben zerstört.

Cuyahoga, Fluß im nordamerikan. Staat Ohio, ergießt sich bei Cleveland in den Eriesee. Auch Name eines Zollbezirks.

Cuyo, ehemals eine Provinz des span. Vizekönigreichs Buenos Ayres, umfaßt jetzt die argentinischen Provinzen San Juan, Mendoza und San Luis.

Cuyp (spr. keup), Aalbert, holländ. Maler, geboren im August 1605 zu Dordrecht, Sohn des Porträtmalers Jakob Gerrits C. (1575 bis nach 1649), wohnte gewöhnlich in seinem Landhaus Dordwyk bei Dordrecht und starb im November 1691. Cuyps Malerei bewegte sich in verschiedenen Richtungen. In der Landschaft schloß er sich anfänglich der van Goyenschen Kunstweise an; später aber übte Rembrandt den bedeutendsten Einfluß auf ihn aus, ohne jedoch seiner Originalität Abbruch zu thun. Cuyps Landschaften der letztern Art zeichnen sich durch die sonnige, kräftige Beleuchtung und die satte Färbung aus; er stellt fast ausnahmslos die weit gedehnten holländischen Kanal- und Flußprospekte dar, an deren Ufern zahlreiches Vieh weidet. Öfters malte er eigentliche Pferdeporträte, hier und da treffliche Stillleben und Tierstücke, manchmal auch Bildnisse. Die meisten Bilder von ihm besitzt England; andre befinden sich in Dresden (ein Hauptwerk), Berlin, Gotha, München u. a. O.

Cuypers (spr. keu-), Peter J. H., holländ. Architekt, geb. 1827 zu Roermonde, erbaute daselbst die katholische und die Liebfrauenkirche und die gotische Kirche in Eindhoven (Brabant), leitete seit 1875 die Restauration des Doms zu Mainz und begann 1877 den Bau des Reichsmuseums in Amsterdam, welches 1885 eröffnet wurde. Es ist bei vorwiegend gotischem Charakter in einem Mischstil ausgeführt, aber von großer monumentaler Wirkung, im Innern jedoch nicht zweckentsprechend. Er schrieb: »Der Dom zu Mainz. Baugeschichtliche Skizze« (1878).

Cuyuni (Cuyuwini), Fluß in Guayana (Südamerika), entspringt an der Sierra Rinocote, fließt nördlich, wendet sich nach Aufnahme des goldreichen Yuruari nach O., bildet nach Übertritt in britisches Gebiet die Wasserfälle von Waika und vereinigt sich kurz nach Aufnahme der Mazaruni mit dem Essequebo. Er ist 950 km lang und auf 750 km schiffbar.

Cuzco, ein Departement der südamerikan. Republik Peru, grenzt im N. und O. an die Montaña, im S. an Puno und Arequipa, im W. an Ayacucho, Apurimac und Junin und hat einen Flächeninhalt von 40,936 qkm (949,8 QMeilen). Die Oberfläche ist sehr gebirgig, da hier die beiden peruanischen Kordilleren sich zu einem großen Gebirgsknoten verbinden, auf dem sich hoch gelegene Ebenen ausbreiten, von Schneebergen überragt und von tiefen Schluchten zerschnitten. Das Land ist gut bewässert von dem Urubamba, dem Apurimac und andern großen Zuflüssen des Marañon. Da das Klima natürlich im einzelnen sehr verschieden ist, so ist auch die Vegetation sehr mannigfaltig; dabei haben die Berge Reichtum an Metallen (Silber, Kupfer, Blei). Die Zahl der Einwohner wird 1876 auf 238,455 angegeben; sie leben hauptsächlich von Viehzucht und Landbau, der Bergbau liegt ganz danieder. Das Departement zerfällt in den Bezirk der Hauptstadt und in 14 Provinzen. — Die Hauptstadt C. liegt 3488 m ü. M. auf den Trümmern der alten, 1533 von den Spaniern eroberten Hauptstadt des Inkareichs. Sie ist regelmäßig und gut gebaut und eine der schönsten Städte in Peru. Sie hat 19 Kirchen, unter denen die Kathedrale (1572—1654 in gutem Renaissancestil erbaut) und die frühere Jesuitenkirche, beide am Hauptplatz, sowie die an der Stelle des alten Sonnentempels 1532 erbaute Santo Domingokirche die bedeutendsten sind, dazu 8 Klöster. Sonst sind noch zu nennen das Stadthaus (Cabildo), die Münze und 2 Spitäler. C. hatte 1876: 18,370 Einw., die für gewerbfleißig gelten und vornehmlich Juwelier- und Posamentierarbeiten sowie Gewebe aus Wolle und Baumwolle liefern. Auch hat C. eine Zuckersiederei, eine Seifefabrik und Gerbereien. Die Stadt besitzt aus der spanischen Zeit noch manche wissenschaftliche Anstalten: eine Universität (1692 gegründet), ein bischöfliches Seminar, eine Bibliothek mit Museum und eine höhere Schule. Aus der alten peruanischen Zeit bestehen noch vielerlei Überreste, besonders aber die des alten Palastes der Inkas und die Festungswerke auf dem sie überragenden Felshügel von Sacsahuaman, nächstdem die Überreste der alten, aus Quadersteinen erbauten Straßen, die früher von der Stadt aus nach allen Provinzen des Staats gingen. Auch sonst sind im ganzen Departement Ruinen von Palästen, Tempeln und Festungswerken häufig. S. Karte »Peru ꝛc.«

Cuzzōni, Francesca, Opernsängerin, geb. 1700 zu Parma, ward, nachdem sie auf mehreren Bühnen Italiens gesungen, 1722 von Händel für seine Italienische Oper in London engagiert, wo sie vier Jahre lang einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte, aber auch durch ihre Launenhaftigkeit und ihren Eigensinn Händel viel Verdruß bereitete. Sie bezog damals eine so enorme Gage, daß sie ein Engagement mit 60,000 Dukaten für eine Saison in Italien ausschlagen konnte. Als die berühmte Faustina Bordoni, die Gattin Hasses, neben ihr in London auftrat, bildeten sich für beide Sängerinnen Parteien, welche oft das Theater zum Schauplatz ihrer Streitigkeiten machten und Händel in nicht geringe Verlegenheit brachten. Die C. mußte endlich weichen und begab sich, nachdem sie sich 1726 mit dem Komponisten G. Sandoni verheiratet hatte, nach Wien, später nach Holland und 1748 abermals nach London, von wo sie jedoch noch in demselben Jahr nach Italien zurückkehrte. Ihr Glanz war dahin, und durch unsinnigen Aufwand war sie so tief in Schulden geraten, daß sie sich in Bologna zuletzt mit Handarbeiten ernähren mußte. Sie starb 1770.

Cwt., Abkürzung für Hundreweight (Hundredweight), den engl. Zentner.

Cy, in der Chemie Zeichen für Cyan.

Cyān CN oder Cy, eine gasförmige Verbindung von Kohlenstoff mit Stickstoff, findet sich nicht in der

Natur und entsteht auch aus seinen Elementen nur, wenn beim Zusammentreffen derselben ein Körper zugegen ist, welcher eine feste Cyanverbindung zu bilden vermag. Leitet man Kohlensäure, die den Kohlenstoff hergibt, und Ammoniak, welches den Stickstoff liefert, über erhitztes Kaliummetall, so entsteht Cyankalium, ebenso bei Einwirkung von Ammoniak auf eine glühende Mischung von kohlensaurem Kali und Kohle, und wenn man stickstoffhaltige Körper, wie Fleischfaser, Leder, Horn oder die Kohle aus derartigen Substanzen, welche immer noch Stickstoff enthält, mit kohlensaurem Kali erhitzt, so wird dieses durch die Kohle reduziert, und das frei werdende Kalium verbindet sich im Entstehungsmoment mit Kohlenstoff und Stickstoff zu Cyankalium. Leitet man Ammoniak über glühende Holzkohlen, so wird ein Teil des Ammoniaks zersetzt und gibt den Stickstoff zur Bildung von C. her, welches sich nun mit unzersetztem Ammoniak zu Cyanammonium verbindet. Leitet man Luft, welche bekanntlich ein Gemenge von Stickstoff und Sauerstoff ist, über glühende Kohlen, so entsteht ein Gemisch von Kohlenoxyd und Stickstoff, und wenn dies über kohlehaltiges kohlensaures Kali geleitet wird, so bildet sich Cyankalium. Auf diese Weise entsteht sehr viel C. in Hochöfen; der Prozeß verläuft aber bedeutend leichter, wenn das Gemisch von Kohlenoxyd und Stickstoff auf Baryt wirkt. Oxalsaures Ammoniak zerfällt beim Erhitzen in C. und Wasser, so daß das C. als Nitril der Oxalsäure zu betrachten ist. Aus dem im Pflanzenreich natürlich vorkommenden Amygdalin entsteht Cyanwasserstoff durch einen Spaltungsprozeß (s. **Blausäure**). Reines C. erhält man beim Erhitzen von reinem, trocknem Cyanquecksilber oder Cyansilber oder von Cyankalium mit Quecksilberchlorid. Das C. ist ein farbloses, höchst giftiges Gas, welches unter dem Druck von 4 Atmosphären zu einer farblosen Flüssigkeit von 0,866 spez. Gew. verdichtet wird, die bei —34° C. zu einer kristallinischen Masse erstarrt und bei —21° siedet. Es besitzt einen eigentümlichen, heftigen, Augen und Nase stark reizenden Geruch, hat das spez. Gew. 1,8 und verbrennt mit eigentümlicher bläulicher, purpurrot gesäumter Flamme zu Kohlensäure und Stickstoff. Wasser löst sein $4^{1}/_{2}$-, Alkohol sein 25faches Volumen C. auf; die Lösungen riechen wie C., schmecken stechend und zersetzen sich, wenn nicht eine geringe Menge einer Mineralsäure zugegen ist, unter Abscheidung einer braunen Substanz in Cyanammonium, Harnstoff, kohlensaures und vorwiegend oxalsaures Ammoniak. Mit Kalilauge bildet es Cyankalium und cyansaures Kali. C. erträgt hohe Temperaturen, durch glühendes Eisen wird es aber in Kohlenstoff und Stickstoff zerlegt. Es verhält sich wie ein einwertiges Element und zeigt große Ähnlichkeit mit Chlor, insofern es mit den Metallen Verbindungen eingeht, die vielfach den Chlormetallen gleichen, und mit Wasserstoff eine Säure (Blausäure) bildet. Cyanverbindungen sind schon lange bekannt. Scheele entdeckte 1782 die Cyanwasserstoffsäure (Blausäure) und Gay-Lussac 1815 das C., welches seinen Namen der blauen Verbindung verdankt, die es mit Eisen bildet (Berliner Blau).

Cyanāte, Cyansäuresalze, z. B. Kaliumcyanat, cyansaures Kali.

Cyane (Kornblume), s. Centaurea.

Cyanecŭla, Blaukehlchen.

Cyaneisenkalium, gelbes, s. v. w. gelbes Blutlaugensalz, Ferrocyankalium; **rotes** C., s. v. w. rotes Blutlaugensalz, Ferridcyankalium.

Cyangold, s. Goldcyanid.

Cyanide, s. Cyanmetalle.

Cyanin, Blumenblau; auch ein aus Chinolin dargestellter blauer Farbstoff.

Cyanistes, s. Meise.

Cyanit, Mineral, s. Disthen.

Cyankalium, s. v. w. Kaliumcyanid.

Cyanmetalle (Cyanide), Verbindungen der Metalle mit Cyan, finden sich nicht in der Natur, werden meist aus Cyanwasserstoffsäure (Blausäure) und den betreffenden Metalloxyden, die unlöslichen durch Wechselzersetzung erhalten. Die C. der Alkalimetalle namentlich entstehen aber auch auf sehr verschiedene Weise (s. Cyan). Die Cyanverbindungen der Alkali- und Erdalkalimetalle sind in Wasser löslich, und ihre Lösungen reagieren alkalisch; die der Schwermetalle sind meist unlöslich. Die erstern ertragen trockne Schmelzhitze, geben aber beim Erhitzen an der Luft oder mit Metalloxyden Cyansäuresalze. Erhitzt man Schwefelmetalle mit Alkalicyanmetallen, so entstehen Schwefelcyanverbindungen, und das Metall wird regulinisch abgeschieden; hierauf beruht die Anwendung der Alkalicyanmetalle als Reduktionsmittel. Die Cyanverbindungen der Schwermetalle zerfallen beim Erhitzen leicht in Metall und Cyan oder in Kohlenstoffmetall und Stickstoff. Die Alkalicyanmetalle werden leicht durch Säuren, auch durch die Kohlensäure der Luft, unter Entwickelung von Cyanwasserstoffsäure zersetzt; ihre Lösungen geben beim Kochen Ammoniak und Ameisensäuresalz und hinterlassen beim Verdampfen ein Kohlensäuresalz. Die Cyanverbindungen der Schwermetalle werden durch Wasserstoffsäuren zersetzt; sie verbinden sich leicht mit Alkalicyanmetallen zu löslichen, kristallisierbaren Doppelcyaniden und sind daher in den Lösungen der Alkalicyanmetalle löslich. Die Verbindungen der letztern mit den Cyanverbindungen des Eisens, Kobalts und Platins, zu denen das gelbe und rote Blutlaugensalz gehört, verhalten sich aber ganz abweichend von den übrigen Doppelcyaniden, haben offenbar eine wesentlich andre Konstitution und enthalten nicht mehr Cyan als solches. Dies gilt auch von den blauen Niederschlägen, welche im gelben und roten Blutlaugensalz durch Eisensalze erzeugt und allgemein als Berliner Blau bezeichnet werden. Alle im Magen löslichen C. sind heftig wirkende Gifte. Bildet ein Metall mehrere Verbindungen mit Cyan, so heißt die cyanärmere Cyanür, die cyanreichere Cyanid. Sie finden in der Technik sehr vielfache Verwendung, besonders das Cyankalium, die Blutlaugensalze, das Berliner Blau und Doppelcyanide der edlen Metalle in der Galvanotechnik.

Cyanoblepsie (griech.), Blaublindheit, s. Farbenblindheit.

Cyanöl, s. v. w. Anilin.

Cyanometer (griech.), Instrument zur Bestimmung der Intensität der blauen Farbe des unbewölkten Himmels. Das erste C. hat Saussure konstruiert, indem er 53 Streifen Papier vom reinsten Weiß bis zum gesättigten Berliner Blau und dann durch Zusatz von Tusche bis zum tiefsten Schwarz färbte. Diese Streifen wurden auf den Umfang eines Kreises geklebt und, von Weiß anfangend, numeriert. So erhält man 53 Grade. Man hält das C. zwischen das Auge und die zu prüfende Stelle des Himmels und vergleicht, mit welchem Papierstreifen das Blau des Himmels übereinstimmt. Man kann aus dieser Beobachtung auf die Beschaffenheit der Atmosphäre schließen, denn je mehr sich das in derselben enthaltene Wasser in vollkommen dampfförmigem Zustand befindet, um so durchsichtiger und deshalb blauer ist

die Luft. Je mehr sich aber der Wasserdampf in Bläschenform kondensiert, um so trüber und undurchsichtiger wird die Luft, um so weißer der Himmel erscheinen. Bei dem C. von Parrot befestigt man auf einer sich drehenden schwarzen oder weißen Scheibe so lange gleich große und gleich intensiv gefärbte blaue Sektoren, bis das Blau des Himmels erreicht ist. Aus der Zahl der gebrauchten Sektoren schließt man auf die Intensität der Farbe des Himmels. Ein von Fr. Arago vorgeschlagenes C. gründet sich darauf, daß doppeltbrechende Kristallblättchen bei bestimmter Dicke im polarisierten Licht blau erscheinen und die Intensität der Farbe abnimmt, je unvollständiger polarisiert das einfallende Licht ist. Vgl. Atmosphäre, S. 11.

Cyanophyceen, Ordnung der Algen (s. d., S. 342).

Cyanōsis (griech.), s. Blausucht.

Cyanōtisch, in der Medizin: bläulich gefärbt infolge der Blausucht.

Cyanotypie (Blauprozeß), photograph. Kopierverfahren, bei welchem mit Eisenchlorid getränktes und getrocknetes Papier unter einem Negativ belichtet und dann mit rotem Blutlaugensalz behandelt wird. Das Eisenchlorid wird durch das Licht in Eisenchlorür verwandelt, welches mit rotem Blutlaugensalz Berliner Blau gibt. Man erhält also ein blaues Positiv. Dies von Herschel 1840 angegebene Verfahren ist in der Weise vereinfacht worden, daß man das Papier mit rotem Blutlaugensalz und zitronensaurem Eisenoxydammoniak tränkt. Man erhält dann direkt ein blaues Bild, welches durch Waschen mit Wasser fixiert wird. Tränkt man Papier mit gummihaltiger Eisenoxydsalzlösung, belichtet unter einem Positiv und behandelt mit gelbem Blutlaugensalz, so erhält man wieder ein Positiv. Diese Methoden benutzt man vielfach zum Kopieren von Zeichnungen. Vgl. Pizzighelli, Anthrakotypie und C. (Wien 1881).

Cyanquecksilber, s. Quecksilbercyanid.

Cyansäure CNOH entsteht, wenn Cyan über glühendes kohlensaures Kali oder in wässerige Alkalien geleitet wird, und beim Glühen von Cyanverbindungen unter Luftzutritt, mit Salpeter oder Braunstein. Reine C. erhält man durch Erhitzen von getrockneter Cyanursäure $C_3N_3O_3H_3$ in einer Retorte. Sie bildet eine wasserhelle Flüssigkeit von höchst durchdringendem, stechendem, der Essigsäure ähnlichem Geruch, ist sehr flüchtig und verursacht, auf die Haut gebracht, unter heftigen Schmerzen augenblicklich weiße Blasen; sie reagiert stark sauer, ist nur unter 0° beständig, wird bei gewöhnlicher Temperatur trübe, breiartig und geht unter sehr starker Erhitzung in festes, weißes, geruchloses Cyanmelid über, welches gleiche prozentische Zusammensetzung wie C. hat, in Wasser und Alkohol unlöslich ist und beim Erhitzen wieder C. liefert. Wasser wird von der C. augenblicklich absorbiert, wodurch sie zersetzt wird und Ammoniak und Kohlensäure bildet. Die C. bildet mit Basen die Cyansäuresalze (Cyanate), die mit verdünnten Mineralsäuren Kohlensäure entwickeln, welche von einem Anteil unzersetzt sich verflüchtigender C. den Geruch der letztern hat, während sich in der Flüssigkeit Ammoniak findet. Die cyansauren Salze der fixen Alkalien werden selbst in der Rotglühhitze nicht zersetzt. Die Salze mit alkalischer Basis sind im Wasser löslich, alle übrigen unlöslich. Cyansaures Kali (Kaliumcyanat) CNOK erhält man durch Schmelzen von gelbem Blutlaugensalz (Kaliumeisencyanür) mit kohlensaurem Kali und Bleioxyd und Ausziehen der Schmelze mit Alkohol. Es ist dem chlorsauren Kali ähnlich, löst sich leicht in Wasser, schwerer in Alkohol, zersetzt sich in wässeriger Lösung schnell in kohlensaures Kali und Ammoniak. Cyansaures Ammoniak (Ammoniumcyanat) $CNONH_4$ entsteht aus Cyansäuredampf und trocknem Ammoniak als farbloses Pulver. Seine Lösung gibt beim Verdampfen, ohne daß etwas hinzukommt oder hinweggeht, Harnstoff $CO(NH_2)_2$. Wenn man über erhitzten Harnstoff Chlor leitet und den dabei gebildeten Salmiak mit Wasser auszieht, so bleibt Cyanursäure $C_3N_3O_3H_3$ zurück, die in farb- und geruchlosen, wasserhaltigen, an der Luft verwitternden Kristallen erhalten werden kann, in Wasser und Alkohol löslich ist und beim Erhitzen in 3 Moleküle C. zerfällt. Aus einer Lösung von cyansaurem Kali scheidet sich auf Zusatz von Essigsäure cyanursaures Kali in glänzenden, wenig löslichen Kristallen ab.

Cyansilber, s. Silbercyanid.

Cyanür, s. Cyanmetalle.

Cyanūrsäure, s. Cyansäure.

Cyanus, s. Korund.

Cyănus, Pflanzengattung, s. Centaurea.

Cyanwasserstoffsäure, s. v. w. Blausäure.

Cyathēa *Smith*, Farngattung aus der Familie der Cyatheaceen, charakterisiert durch rückenständige Sori und durch einen unterständigen, vollständigen



Cyathea (Baumfarn).

Schleier, begreift die größten, bisweilen gegen 12 m hohen, baumartigen Farne, welche ihrem Wuchs nach den Palmen ähneln (s. Figur). C. medullaris *Sw.*, mit rauhen Stämmen und klafterlangen, dreifach gefiederten Wedeln, deren Blättchen linealisch, etwas sichelförmig, gekerbt und am Rand umgerollt und mit zweireihig dicht stehenden Sori besetzt sind, auf Neuseeland, enthält eßbares Mark; C. arborea *Smith*, mit klafterhohen, schenkeldicken, stachligen Stämmen und zweifach gefiederten, fast ebenso langen Wedeln, deren Blättchen sitzend, lanzettförmig, gezahnt, zugespitzt, am Grund unterseits beschuppt und mit zweireihigen, sich berührenden Sori besetzt sind, in Westindien, liefert in den jungen Schößlingen Gemüse und Schweine-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

futter, in den alten Stämmen gutes Brennholz, in den jungen Stämmen sehr haltbare Pfähle. Man kultiviert mehrere Arten in unsern Warmhäusern.

Cyatheaceen, Pflanzenfamilie aus der Klasse der Farne (s. d.).

Cyathus (lat.), die Schöpfkelle, mit welcher bei den alten Römern der Wein aus dem Krater (s. d.) in die Becher gefüllt wurde. Als Flüssigkeitsmaß ist C. = 1/12 Sextarius = 0,0456 Liter.

Cyaxares, s. Kyaxares.

Cybele, s. Kybele.

Cycadites, s. Cykadeen.

Cycas *L.* (Sagopalme), Gattung aus der Familie der Cykadeen, niedrige, meist astlose Bäume mit cylindrischem Stamm, welcher an seiner Spitze eine Krone schöner, fiederförmig geteilter, lederartiger, wedelförmiger Blätter trägt, in deren Mitte sich bei der weiblichen Pflanze die großen Fruchtzapfen entwickeln. 15 Arten im tropischen Asien, Australien und Polynesien. C. revoluta *Thunb.* (s. Tafel »Nahrungspflanzen I«), in China und Japan, mit etwa mannshohem Stamm, bis 2 m langen Blättern, linienförmigen, ganzrandigen und an den Rändern nach unten eingerollten Fiederblättchen, enthält in der Spitze der Stämme ein sehr stärkemehlreiches Mark, aus welchem ein Sago bereitet werden kann, der aber nicht in den Handel kommt. Mit den Blättern der C.-Arten schmückt man bei uns häufig die Särge (Friedenspalme), und in Frankreich dienen sie bei den kirchlichen Feierlichkeiten des Palmsonntags. Man kultiviert daher die genannten, aber auch andere Arten in Gewächshäusern wie Palmen; auch eignen sich größere Exemplare recht gut zur Zimmerkultur. C. circinalis *L.*, mit braunfilzigem, 12 m hohem Stamm, 2—3 m langen Blättern mit linienförmigen, ganz- und flachrandigen, scharf zugespitzten, oben dunkelgrün glänzenden Fiederblättchen, wächst häufig in Ostindien, auf den Molukken, in Japan etc. in sandigen wie in gebirgigen Gegenden, liefert, wie die vorige Art, Sago und trägt eßbare Früchte; die jungen Blätter und jungen Stiele geben ein wohlschmeckendes Gemüse.

Cyclamen *L.* (Erdscheibe, Saubrot, Alpenveilchen), Gattung aus der Familie der Primulaceen, perennierende, stengellose Gewächse, in den Mittelmeerländern mit knolligem, flachkugeligem Wurzelstock, grundständigen, langgestielten, ei-, herz- oder nierenförmigen Blättern, schlanken, einblütigen Schäften mit nickender, ansehnlicher Blüte und fünfklappiger Kapsel, die durch spiraliges Zusammenrollen der Blütenstiele auf den Boden gelangt. Acht Arten. Von C. europaeum *L.*, in Südeuropa, an schattigen, bergigen Orten in Schlesien, Böhmen, Österreich, in der Schweiz, mit herzförmig rundlichen, zugespitzten, gezahnten, oben mit einer weißlichen Zone gezeichneten, unten purpurrötlichen Blättern und schönen, wohlriechenden, weißen, blaßrötlichen oder rosenroten Blumen, war die Wurzel (Radix Cyclaminis s. Arthanitae) früher als drastisches Purgiermittel gegen Würmer, Wassersucht, Gelbsucht, chronische Hautkrankheiten, Drüsenanschwellungen etc. im Gebrauch. Sie enthält viel Schärfe und wirkt giftig, kann aber nach dem Trocknen und Rösten gegessen werden und soll kastanienartig schmecken. Die Schweine sollen sie ohne Schaden fressen, daher der Name Saubrot. Sie enthält farb- und geruchloses, amorphes, sehr scharf schmeckendes, reizend giftiges Cyclamin, Arthanitin $C_{20}H_{34}O_{10}$, ein Glykosid, dessen wässerige Lösung wie Seifenwasser schäumt. C. persicum *Mill.*, in Griechenland und auf der Insel Cypern, mit herzförmig-nierenförmigen, gekerbten Blättern und weißen, im Schlund roten Blüten, wird in zahlreichen Varietäten als Zierpflanze kultiviert. S. Tafel »Zimmerpflanzen II«.

Cyclanthera *Schrad.*, Gattung aus der Familie der Kukurbitaceen, in Mexiko heimische, einjährige, mit Gabelranken kletternde Pflanzen mit drei-, fünf- und siebenlappigen Blättern und kleinen, grünen Blüten, werden wegen ihres schnellen Wachstums zum Bekleiden von Mauern und Spalieren benutzt. Die schönste Art ist vielleicht C. pedata *Schrad.* Die Früchte von C. explodens *Naud.* schleudern bei der Reife bei der geringsten Berührung ihre Samen fort.

Cyclitis, Entzündung des Ciliarkörpers im Auge, s. Aderhautentzündung.

Cyclophthalmus, s. Spinnentiere.

Cyclops, s. Ruderfüßer.

Cyclopteris *Brongn.*, vorweltliche Gattung der Farne (s. d.).

Cyclopterus, s. Lumpfisch.

Cycnus (Cygnus, lat.), Schwan; vgl. Kyknos.

Cydamus, Stadt, s. Ghadames.

Cydnus, Fluß, s. Kydnos.

Cydonia, Stadt, s. Kydonia.

Cydonia, s. Quittenbaum.

Cygnäus, Fredrik, finn. Dichter und Litterarhistoriker, geb. 1. April 1807 zu Tavastehus, studierte von 1823 an in Åbo, war 1833—38 Lehrer an der Kadettenschule zu Fredrikshamn und machte sich zuerst durch eine Schrift über Runeberg unter dem Titel: »Jääkynstillät« (Helsingf. 1837) schriftstellerisch bekannt. 1839 zum Schulrektor und Dozenten der Geschichte in Helsingfors ernannt, veröffentlichte er »Höstispiggarne« (1841), ein ernstes, nach Inhalt und Form gleich schweres Gedicht, und begab sich 1843 auf Reisen nach dem Westen und Süden Europas, von wo er erst 1847 in die Heimat zurückkehrte. Eine Frucht derselben ist die teils in Versen, teils in Prosa abgefaßte Schrift »Ljus och skugga« (»Licht und Schatten«, Helsingf. 1845). Sein »Bidrag till de nordeuropeiska folkslagens historia, hemtade ur sydeuropeiska källor« (Helsingf. 1848), hauptsächlich eine Sammlung französischer Gesandtschaftsberichte über Karl XII., brachte ihm die Ernennung zum Professor der Geschichte, und nach einer Disputation über »Erik XIV., som dramatisk karakter« wurde er 1854 zum Professor der Ästhetik und modernen Litteratur ernannt. Polemischen Inhalts sind die Schriften: »Afhandlingar i populära ämnen« (Helsingf. 1852) und »Bilder ur förgångna tiders lif« (das. 1857). Seine Dichtungen »Skaldestycken« gab er 1851—64 in 5 Bänden heraus, denen 1870 ein neuer folgte. Eine interessante litterarhistorische Arbeit sind seine »Betraktelser om Fänrik Ståls sägner« (Helsingf. 1861), denen später »Små häfder rörande litteratur och kunst« (das. 1867—68) folgten. Seit 1867 in den Ruhestand versetzt, starb C. 7. Febr. 1881.

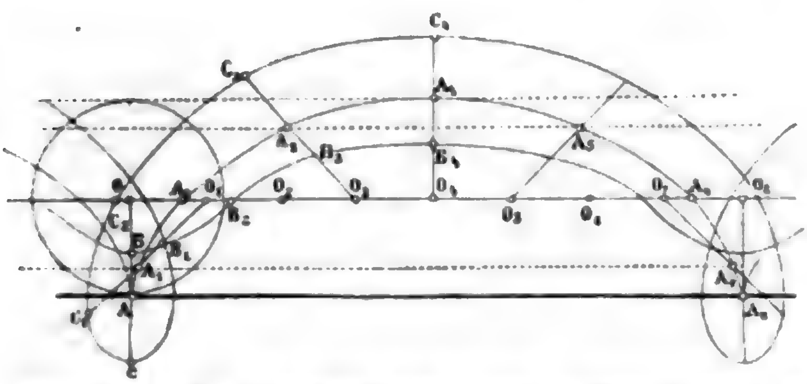
Cygnidae (Schwäne), Familie aus der Ordnung der Schwimmvögel.

Cygnopsis, s. Gänse.

Cykadeen (Palmenfarne, Sagobäume), Ordnung und deren einzige Familie in der Klasse der Gymnospermen, palmenartige Gewächse mit einfachem, aufrechtem, dickem Stamm von cylindrischer oder runder, knolliger Gestalt, dessen Oberfläche mit dicht gestellten, braunen Blattschuppen besetzt ist und aus seiner Endknospe große, gefiederte oder fiederteilige Laubblätter treibt, die beim Hervortreten aus der Knospe bisweilen wie bei den Farnen spiralig

eingerollt erscheinen. Die Stämme haben im allgemeinen den typischen Bau der Gymnospermen und zeichnen sich durch ein mächtig entwickeltes, stärkemehlreiches Mark aus. Ihr Dickenwachstum wird entweder durch einen fortdauernd thätigen Kambiumring oder nach Erlöschen des erstgebildeten Kambiumringes durch periodisch in der Rinde auftretende Zuwachszonen bewirkt. Außer den normalen Fibrovasalsträngen besitzen manche C. auch ein rindenständiges, andre ein markständiges Strangsystem. Die Blüten, welche nur aus den Geschlechtsorganen bestehen, sind zweihäusig und bilden endständige Zapfen. An der männlichen Pflanze stehen die zahlreichen Staubblätter dicht spiralig an der vertikalen Achse des Zapfens angeordnet. Ihr Bau ist für die C. insofern eigentümlich, als auf der Unterseite eines jeden schuppen-, bisweilen schildförmigen Staubblattes zahlreiche Pollensäcke in vielen Gruppen zu je 2—5 beisammenstehen. Die weiblichen endständigen Zapfen bestehen aus großen, flachen, fiederartig geteilten, gestielten Fruchtblättern, deren untere Fiedern durch Samenknospen ersetzt sind, oder es finden sich auch schildförmig gestielte Schuppen, welche auf ihrer Unterseite neben dem Stiel zwei Samenknospen besitzen.

Fig. 1.



Letztere sind groß, mit breiter Basis sitzend, gerade und entwickeln sich am verholzenden Fruchtzapfen zu Samen, welche eine äußere fleischige, oft lebhaft gefärbte und eine innere knöcherne Schale, ein hartes Endosperm und in der Mitte desselben einen geraden Keimling mit langer Wurzel und zwei ungleichen, an ihrer Spitze verwachsenen Samenlappen besitzen. Die C. sind tropische Gewächse, von denen die meisten Amerika, viel weniger der Alten Welt angehören; einige kommen auch am Kap der Guten Hoffnung und auf Neuholland vor. Vgl. Miquel, Monographia Cycadearum (1842); Derselbe, Nieuwe bijdrag til de kennis d. C. (Amsterd. 1868 ff.); Regel, Cycadearum generum specierumque revisio (Gieß. 1871). An der vorweltlichen Flora sind die C. wesentlich beteiligt. Sie treten von der Steinkohlenformation an bis zum Tertiär auf und bedingten während der Jura- und Kreidezeit zum Teil die Physiognomie der Landschaft. Im ganzen sind ca. 300 fossile Arten in 37 Gattungen bekannt, deren wichtigste Noeggerathia *Sternb.*, Pterophyllum *Bgt.* (s. Tafel »Triasformation II«), Dioonites *Bornem.*, Zamites *Bgt.*, Cycadites *Bgt.*, Clathraria *Mantell*, Zamiostrobus *Endl.* und Cycadinocarpus *Schimp.* sind. Die mit den Nöggerathien zusammen vorkommenden Früchte, die als Rhabdocarpus *Göpp.* beschrieben worden sind, stellen Cykadeensamen vor. Einen völlig ausgestorbenen, schon während der Steinkohlenperiode auftretenden Typus bildet die Gattung Cordaites (s. Tafel »Steinkohlenformation II«), die in der Tracht an Dracaena oder Yucca erinnert, und deren Blütenähren als Antholithus beschrieben wurden. Einige C. gewähren einen Nutzen als Nahrungspflanzen durch das stärkemehlreiche Mark, die genießbaren jungen Blätter und die Samen.

Cykladen, Inseln, s. Kykladen.

Cyklanthaceen, monokotyle, etwa 30 Arten umfassende, dem tropischen Amerika angehörige Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Spadicifloren, zunächst mit den Pandaneen verwandt.

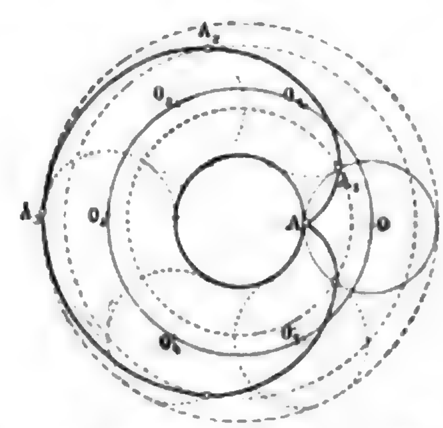
Cyklisch (griech.), Bezeichnung einer Blüte, deren Teile oder Glieder sämtlich in Quirlen angeordnet sind, wie bei der Mehrzahl der Phanerogamen.

Cyklische Dichter, s. Kyklische Dichter.

Cyklograph (griech.), ein von Joseph Steinbach zu Sinzig erfundener rotierender Druckapparat, mit Hilfe dessen es möglich sein soll, eine gesprochene Rede gleich durch Typendruck wiederzugeben, ohne daß es einer stenographischen Niederschrift bedarf.

Cykloide (griech., »Radlinie«), die ebene Kurve, welche ein Punkt auf dem Umfang eines Kreises beschreibt, wenn letzterer, ohne zu gleiten, auf einer geraden Linie, der Basis, hinrollt. Zur Veranschaulichung dient die Fig. 1, wo O, O_1, O_2, O_3 ... die verschiedenen Lagen sind, welche der Kreismittelpunkt nach Ablauf von je $^1/_8$-Umdrehung einnimmt; A, A_1, A_2, A_3 ... sind die entsprechenden Lagen des Punktes, der die C. beschreibt. Wie die Figur zeigt, steigt die Kurve anfangs auf und erreicht ihren höchsten Punkt A_4, wenn der Kreis eine halbe Umdrehung gemacht hat; dann steigt sie wieder ab, beständig ihre hohle Seite nach unten kehrend, und erreicht in A_8 wieder die Basis, wobei AA_8 gleich dem Kreisumfang ist. Von da beginnt wieder ein Kurvenstück, das dem frühern gleich ist. Wo diese Kurvenstücke zusammenstoßen, wie bei A_8, entstehen Spitzen. Ist a der Halbmesser des Kreises, und rechnet man die Abscisse x von A aus auf der Basis AA_8, die Ordinate y senkrecht dazu, so ist $x = a(\varphi - \sin\varphi)$, $y = a(1 - \cos\varphi)$, wobei φ den Winkel bedeutet, um welchen sich der Kreis gedreht hat (Wälzungswinkel). Die ganze Länge des Bogens von A bis A_8 ist $= 8a$, die Fläche zwischen ihm und der Basis $AA_8 = 3a^2\pi$, also gleich der dreifachen Kreisfläche. Die bisher besprochene Kurve heißt eine gemeine C. Dagegen beschreibt ein Punkt B, der im Innern des Kreises auf dem Radius OA in dem Abstand $OB = b$ vom Mittelpunkt liegt, bei der Bewegung des Kreises eine geschweifte oder gedehnte C., die in Fig. 1 durch die Folge der Punkte B, B_1, B_2, B_3 ... angegeben ist. Dieselbe kehrt, wie man sieht, in der Nähe von B und B_8 ihre hohle Seite nach oben, sonst aber nach unten. Ein

Fig. 2.



Punkt C endlich, der auf der Verlängerung des Radius OA liegt, beschreibt eine **verkürzte** oder **verschlungene** C., C, C_1, C_2, C_3..., die um A und A_3 Schleifen bildet. Die Gleichungen der gedehnten und der verkürzten C. sind $x = a\varphi - b\sin\varphi$, $y = a - b\cos\varphi$, wenn sowohl OB als OC mit b bezeichnet sind. Erfolgt die Bewegung des Kreises nicht auf einer geraden Linie, sondern auf der Außenseite eines festen Kreises, so beschreibt ein Punkt A auf der Peripherie des erstern eine **Epicykloide**; vgl. Fig. 2, wo der feste und der bewegliche Kreis gleich groß sind, O, O_1, O_2, O_3 . . . die verschiedenen Lagen vom Mittelpunkt des letztern und A, A_1, A_2, A_3 . . . die zugehörigen Lagen von A sind. Bewegt sich aber der Kreis auf der Innenseite eines festen Kreises, so beschreibt ein Punkt seiner Peripherie eine **Hypocykloide**. Ein Punkt auf der Innenseite des rollenden Kreises gibt eine gedehnte, ein Punkt auf der Außenseite eine verkürzte Epicykloide, beziehentlich Hypocykloide. **Gefährtin** (socia, comes) der C. heißt eine Kurve, bei welcher die Abscissen gleich denen des Mittelpunkts des Wälzungskreises, die Ordinaten aber gleich denen der zugehörigen Punkte der gemeinen C. sind; sie hat also die Gleichungen $x = a\varphi$, $y = a(1 - \cos\varphi)$. Die gemeine C. hat zahlreiche von Galilei und andern Mathematikern des 17. Jahrh. entdeckte merkwürdige Eigenschaften. Sie ist **Brachistochrone** (s. d.) und auch **Tautochrone** oder **Isochrone**, d. h. ein schwerer Punkt, der auf einer die hohle Seite nach oben kehrenden, in einer vertikalen Ebene gelegenen C. bis zum Scheitel herabfällt, braucht dazu immer dieselbe Zeit, in welchem Punkt er auch seine Bewegung beginnt. Huyghens' Versuch, diese Eigenschaft beim Uhrpendel zu benutzen (**Cykloidenpendel**), ist indessen erfolglos geblieben.

Cykloiden, s. Fische.

Cyklometrie (griech.), die Lehre von dem Zusammenhang zwischen geraden Linien und Kreisbogen, wesentlich dasselbe wie Goniometrie (s. d.).

Cyklonen, Wirbelstürme, s. Wind.

Cyklōpen, s. Kyklopen.

Cyklopie (Monophthalmie, griech., »Einäugigkeit«), Mißbildung, bei welcher Augen und Nasen an der normalen Stelle fehlen und nur ein Auge in der Gegend der Nasenwurzel sitzt, über welchem in der Regel ein rüsselförmiges Nasenrudiment hervorragt. Die Mißbildung ist immer mit Verkümmerung des Vorderhirns verbunden und bedingt daher Lebensunfähigkeit.

Cykloräma (griech.), s. Panorama.

Cyklostomen, s. Rundmäuler.

Cyklus (griech. kyklos, »Kreis, Zirkel«), in Bezug auf Chronologie eine wiederkehrende Reihenfolge von Jahren, nach deren Ablauf gewisse Zeitverhältnisse oder Erscheinungen sich stets erneuern oder wiederholen. Ein und derselbe C. zwei- oder mehreremal wiederholt bildet eine **Periode** (s. d.). Die drei hauptsächlichsten Cyklen, welche in den Daten alter Urkunden vorkommen, sind der Sonnencyklus, Mondcyklus und Indiktionscyklus. Über den **Sonnencyklus** (cyclus solaris oder concurrentium), auch **Sonnenzirkel** genannt, oder C. des **Sonntagsbuchstaben** sowie über den **Mondcyklus** oder C. **von 19 Jahren** (cyclus lunaris, c. decemnovennalis), C. **der goldenen Zahl**, vgl. Kalender. Die Einführung des Mondcyklus in die kirchlichen Zeitrechnungen wird gleich der des Sonnencyklus Dionysius dem Kleinen zugeschrieben, welcher auch das Jahr vor Christi Geburt zum ersten dieses C. bestimmte. **Ostercyklus** (cyclus paschalis, circulus magnus paschae, nach dem ersten Erfinder auch periodus Victoriana und nach dem Verbesserer periodus Dionysiana benannt) oder **großes Jahr** (annus magnus) heißt eine aus Sonnen- und Mondcyklus kombinierte Periode von $28 \times 19 = 532$ Jahren, nach deren Verlauf Wochentage und Mondphasen wieder in dasselbe Verhältnis zu einander und zu den Monatsdaten treten wie vordem, so daß also der gesamte Kalender in seine alte Ordnung wieder zurückkehrt. Der **Indiktionscyklus** oder C. **der Römerzinszahlen** ist ein Zeitraum von 15 Jahren, welche mit 1—15 bezeichnet werden (**Indiktionszirkel**). In Verbindung mit dem 19jährigen Mondcyklus steht der **Epaktencyklus** (s. Epakten).

Cylinder (griech., Walze), geometr. Körper, der von zwei ebenen und völlig gleichen, in parallelen Ebenen liegenden krummlinigen Figuren, welche die Grundflächen des Cylinders bilden, und einer krummen Fläche, der Seitenfläche oder dem Mantel, eingeschlossen wird. Die letztere wird von einer geraden Linie beschrieben, welche sich parallel an den Peripherien der krummlinigen Figuren fortbewegt; sie hat daher die Eigenschaft, daß man auf ihr von einer Grundfläche zur andern unzählige gerade Linien (**Mantellinien**) ziehen kann, die gleich lang und parallel sind. Die sich bewegende gerade Linie wird die **Erzeugende** (**Generatrix**), die krumme Linie, an welcher sie bei ihrer Bewegung hingleitet, die **Richtungslinie** (**Directrix**) genannt. Steht die Erzeugende auf der Ebene der Richtungslinie senkrecht, so entsteht ein **gerader** (**normaler**) C., bildet sie mit derselben aber einen spitzen oder stumpfen Winkel, ein **schiefer** C. Ist die Richtungslinie ein Kreis, so ist der entstehende C. ein **Kreiscylinder**. Ein gerader Kreiscylinder entsteht auch durch die Umdrehung eines Rechtecks um eine seiner Seiten; die Linie, um welche die Drehung erfolgt, verbindet dann die Mittelpunkte der beiden kreisförmigen Grundflächen und heißt die **Achse des Cylinders**. Die Schnitte eines geraden oder schiefen Kreiscylinders mit einer Ebene sind entweder Kreise, oder Ellipsen, oder zwei parallele Geraden. Verschiebt man im letztern Fall die Schnittebene parallel, bis die zwei Geraden zusammenfallen, so erhält man eine **Berührungs-** oder **Tangentialebene**. Der körperliche Inhalt eines Cylinders ist gleich dem Inhalt der Grundfläche, multipliziert mit der Höhe, d. h. mit dem senkrechten Abstand der Grundflächen. Die krumme Seitenfläche (Mantelfläche) ist bei einem geraden C. gleich einem Rechteck, das den Umfang der Grundfläche zur Grundlinie, zur Höhe aber die Höhe des Cylinders hat; beides multipliziert, gibt den Inhalt der Mantelfläche. Der Mantel eines schiefen Cylinders wird gefunden, wenn man die Seite desselben, d. h. die Länge einer Mantellinie, mit der Länge eines zu sämtlichen Mantellinien rechtwinkeligen Schnittes multipliziert. Massive und hohle C. finden bei Maschinen und sonstigen Vorrichtungen mannigfache Anwendung, so als Walzen zur Ausübung eines Druckes, wie bei dem Walzwerk, der Schnellpresse ꝛc., zur Aufnahme des Dampfes, wie bei der Dampfmaschine, zur Erzeugung der Reibungselektrizität bei Elektrisiermaschinen, zur Beschleunigung des Verbrennungsprozesses bei Lampen ꝛc.

Cylindermantel, die Bekleidung eines Dampfcylinders mit einem die Wärme schlecht leitenden Material oder mit einem Blechcylinder, welcher eine ruhende Luftschicht einschließt.

Cylindermaschine, s. Schnellpresse und Kalandermaschine.

Cylindrieren, einen Stoff bei der Appretur auf der Cylinder- oder der Kalandermaschine bearbeiten.

Cylindróm (Siphonom, Schleimkankroid), vornehmlich in den Gesichtsteilen und der Augenhöhle vorkommende Geschwulst mit krebsartiger Zellenwucherung in den Lymphgefäßnetzen der befallenen Teile, wobei hyaline Körper produziert werden, die als kugelige, cylindrische oder keulenförmige Gestaltungen erscheinen, und auf welchen kurzgestielte Kolben oder Kugeln sitzen.

Cyllene, Gebirge, s. Kyllene.

Cylon, Athener, s. Kylon.

Cyma (lat.), Trugdolde, s. Blütenstand, S. 81.

Cymbal (lat.), s. v. w. Hackbrett (s. d.), der Vorfahr des Klaviers, welch letzteres nichts als ein C. ist, das mittels einer Klaviatur geschlagen wird (Klavicymbal). Der Name C. ging in seiner italienischen Form Cembalo auf das Klavier über. In Ungarn heißt das Hackbrett noch heute Czimbál. In der Orgel ist C. eine gemischte Stimme von sehr kleinen Dimensionen, identisch mit Scharf (Acuta).

Cymbalum, bei den Römern eine Art Becken (Schlaginstrument); im Mittelalter eine Art kleiner Pauken, deren die Mönche im 10.—12. Jahrh. eine Reihe verschieden abgestimmter (eine Skala von 8—9 Tönen) anfertigten und wie ein Glockenspiel bearbeiteten (vgl. Zimbelstern).

Cymbidium *Sw.* (Kahnlippe), Gattung aus der Familie der Orchideen, auf Bäumen wachsende Pflanzen mit steifen, hellen Blättern, hängenden, vielblumigen Blütentrauben und kahnförmiger Honiglippe, zahlreiche Arten in Westindien, Südamerika, Süd- und Ostasien, auf den Südseeinseln, Madagaskar und am Kap. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen kultiviert. C. aloëfolium *Sw.*, in Malabar, C. eburneum *Lindl.* und C. Mastersi *Griff.*, beide in Ostindien, sind die verbreitetsten Arten.

Cyme, Stadt, s. Kyme.

Cymobotryen (griech.), s. v. w. Trugdoldentrauben, eine Form des zusammengesetzten Blütenstandes; vgl. Blütenstand.

Cymophän, s. Chrysoberyll.

Cymös (griech.), trugdoldig, Bezeichnung eines Blütenstandes, der an einer Hauptachse eine bestimmte Anzahl von Nebenachsen, gewöhnlich zwei oder eine, trägt; meist wird dabei die Hauptachse durch eine Blüte am Gipfel abgeschlossen. Formen der cymösen Blütenstände sind: Pleiochasium, Dichasium, Monochasium nebst Schraubel, Wickel, Fächel und Sichel (s. Blütenstand). Den Gegensatz zu den cymösen Blütenständen bilden die botrytischen (s. Botrytisch).

Cymry, Volk, s. Kymren.

Cynanchum *R. Brown* (Hundswürger, Schwalbenwurz), Gattung aus der Familie der Asklepiadeen, Milchsaft führende Sträucher oder Kräuter, meist mit windendem Stengel, gegenständigen, gestielten, meist herzförmigen Blättern und weißen oder roten Blüten in blattwinkel- oder gipfelständigen Doldentrauben und Samen mit Haarkrone in glatten, gedoppelten Balgkapseln. Meist in den Tropen und in der warmen gemäßigten Zone beider Hemisphären vertreten. C. Arghel *Del.* (Arghelstrauch), in Nordostafrika einheimisch, ist strauchartig, 1 m hoch, mit sehr schwachflaumigen Ästen und etwas fleischigen, elliptisch lanzettlichen, im Alter fast kahlen Blättern, welche den alexandrinischen Sennesblättern sehr gewöhnlich beigemischt sind; sie bewirken, wie diese, Purgieren, sind aber bitter und etwas herb. C. monspeliacum *L.*, in Südfrankreich, Spanien, Italien, Griechenland, ausdauernd, mit weißen und rötlichen Blüten auf schwach zottigen Stielchen, hat einen scharfen Milchsaft, der, eingedickt und mit andern drastischen Stoffen und Harzen vermengt, eine schlechte Sorte Skammonium, französisches oder Skammonium von Montpellier, gibt. C. Vincetoxicum *Pers.* (Vincetoxicum album *Aschers.*, gemeine Schwalbenwurz, St. Lorenzkraut, Giftwurzel, Hundstod) wächst auf Hügeln und Bergen, vorzüglich an freien Waldplätzen, ausdauernd, durch fast ganz Europa, hat einen 30—60 cm hohen Stengel, kurzgestielte, herz- oder herzeiförmige, zugespitzte Blätter und blattwinkelständige, weiße Blütendolden. Die Wurzel, im frischen Zustand stark und widrig, getrocknet schwächer riechend und süßlich; hinterher ekelhaft und etwas scharf schmeckend, ward früher als giftwidriges Mittel und gegen Nervenfieber ɔc., jetzt nur noch bisweilen in der Tierarzneikunde gebraucht. Die Stengel lassen sich ihres zähen Bastes wegen wie Hanf benutzen.

Cynăra *Vaill.* (Artischocke), Gattung aus der Familie der Kompositen, distelartige, dornige Kräuter mit meist großen, ein- bis dreifach fiederspaltigen oder -teiligen Blättern, einzeln endständigen, sehr großen, distelartigen Blütenköpfen, deren Hüllkelchblätter an der Basis dick und fleischig, an der Spitze stachelspitzig sind und dachziegelförmig liegen. Die violetten Blüten sind sämtlich röhrenförmig und stehen auf einem fleischigen, mit Spreublättchen besetzten Boden. Die Samen sind vierkantig zusammengedrückt und tragen federförmige Pappushaare. Sechs Arten in den Mittelmeerländern und auf den Kanaren. C. Cardunculus *L.*, ein ausdauerndes, bis 2 m hohes, sperriges, spinnwebig behaartes Distelgewächs mit fiederspaltigen oder -teiligen Blättern, fiederspaltigen Abschnitten und lanzettlichen, stachelspitzigen Zipfeln, stammt aus Afrika und ist seit sehr langer Zeit in Kultur. Man suchte durch die Kultur Zucker, Schleim und Stärkemehl besonders auf den Blütenboden und den untern Teil der Schuppenblätter zu leiten und erhielt so die Artischocke unsrer Gärten (C. Scolymus *L.*), oder man lenkte jene Stoffe auf die Blattstiele und die Mittelrippe der Blätter und erhielt dadurch die Karde (Kardone, Cardy, C. Cardunculus *L.*). Die Artischocke, die auch als besondere Art betrachtet wird, wird 1 m hoch, ist flaumhaarig, wenig verästelt, mit fiederspaltigen oder ungeteilten, mehr oder weniger dornigen, unterseits weißfilzigen, großen Blättern, von denen die grundständigen eine Rosette bilden, und eiförmigen, bis 13 cm dicken Blütenköpfchen. Man kultiviert mehrere Varietäten, zieht die Pflanze aus Samen oder Schößlingen, überwintert die einjährige Pflanze gut bedeckt im Land oder im Keller und erntet den fleischigen, sehr aromatischen Blütenboden, welcher nebst dem untern verdickten Teil der Hüllkelchschuppen genießbar ist, im zweiten Jahr, wenn die obersten Hüllkelchblätter gelb werden. Die Artischocke fordert ein mildes Klima und wird besonders in Südeuropa, Nordafrika, aber auch am Rhein und in Österreich kultiviert; sie gibt, als Gemüse oder Salat zubereitet, eine wohlschmeckende und gesunde Speise. Die Kardone oder spanische Artischocke ist der vorigen sehr ähnlich, doch höher im Stengel, mit an der Seite herablaufenden Blättern, deren Mittelrippe sehr stark ist, und kleinern Blütenköpfen. Man kultiviert sie ähnlich wie die echte Artischocke; sobald sie aber mannshoch geworden ist, werden die welken Blätter abgenommen, die grünen abgestutzt, und die ganze Pflanze erhält eine lose Umwickelung mit Stroh und eine möglichst hohe Behäufelung mit Erde, um sie zu bleichen; nur die Spitze der

Pflanze bleibt frei. Man genießt von den Cardys die Herzblätter und alle markigen Stengel- und Blattstielteile in verschiedener Zubereitung. Die Artischocken waren schon bei den Alten eine beliebte Speise, und Galenus empfiehlt insbesondere, sie mit Koriander, Wein, Olivenöl und Garum zu bereiten.

Cynareen (Cynarocephalen), Unterfamilie der Kompositen (s. d.).

Cynatha, Stadt, s. Kynatha.

Cynewulf, angelsächs. Dichter, s. Kynewulf.

Cyniatrie (griech.), Lehre von den Krankheiten der Hunde und deren Heilung.

Cyniker (Kyniker, griech.), Spottname der Schüler des sokratischen Philosophen Antisthenes (s. d.), mit Anspielung auf ihren Versammlungsort Kynosarges, ein Gymnasium am Fuß des Lykabettos in Athen, hauptsächlich aber, weil ihre bedürfnislose Lebensweise den übrigen Athenern als eine »hündische« galt. Unter ihnen haben Diogenes (s. d.) von Sinope, der einzige bekannte unmittelbare Schüler des Antisthenes, und sein Schüler Krates (s. d.) von Theben am meisten Ruf erlangt.

Cynips, Gallwespe; Cynipidae (Gallwespen), Familie aus der Ordnung der Hautflügler; s. Gallwespen.

Cynisch (kynisch, griech., »hündisch«), schamlos, Sitte und Anstand verachtend; Cynismus, ein solches Benehmen, eine solche Ausdrucksweise ꝛc. Vgl. Cyniker.

Cynocephălus, Pavian.

Cynŏdon *Rich.* (Hundszahn, Doubgras), Gattung aus der Familie der Gramineen. C. Dactylum *Rich.* (s. Figur), mit in den untern Gliedern nieder-



Cynodon Dactylum (Hundszahn).

liegendem Halm, gespreizter Fingerähre und ziemlich gleichgroßen Hüllspelzen, welche kleiner sind als die unbegrannten Deckspelzen. Dieses Gras findet sich in Südeuropa, Westasien, hier und da in Deutschland, Österreich und in der Schweiz, verwildert auch in Peru, gilt in Ostindien für das beste Weidegras, wurde wegen seines hohen Zuckergehalts in Europa eingeführt, ist aber weniger nährend als manche unsrer heimischen Weidegräser und, da es nur einjährig ist, schwierig in der Kultur. Die zum Teil oberirdischen Ausläufer, welche sehr stärkemehlreich sind, ersetzen oft die Radix Graminis, Queckenwurzel.

Cynoglossum *L.* (Hundszunge), Gattung aus der Familie der Asperifoliaceen, zweijährige oder ausdauernde, oft grau- und weichhaarige bis fast filzige Kräuter mit abwechselnden, ganzen Blättern und in blattlosen Wickeln stehenden, blauen oder roten Blüten. Etwa 60 Arten, meist Bergbewohner der gemäßigten und subtropischen Klimate. C. officinale *L.* (gemeine Hundszunge, Venusfinger), zweijährig, bis 1 m hoch, graukurzhaarig, mit feinfilzigen, lanzettförmigen Blättern und purpurnen, widrig riechenden Blüten, wächst in Europa, auf Schutthaufen. Wurzel und Kraut wurden sonst medizinisch benutzt. Andre Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

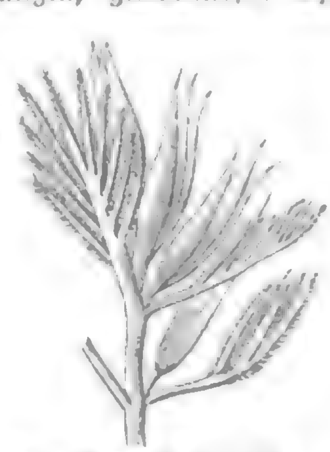
Cynomorium (Hundskolben, Hundsrute), Gattung aus der Familie der Balanophoraceen, mit einer einzigen Art: C. coccineum *L.* (roter Hundskolben), einem parasitischen Gewächs in Sizilien, Malta, Sardinien, Nordafrika, dessen Stengel auf den Wurzeln verschiedener Sträucher schmarotzt. Das Gewächs tritt in der Gestalt eines dichten, ganz mit eiförmigen, zugespitzten, ziegeldachartig liegenden Schuppen besetzten, roten Kolbens über die Erde. Diese Schuppen verlieren sich während des Fortwachsens größtenteils, so daß der zur Blütezeit 10 cm lange, fingerdicke Kolben unten fast nackt und runzelig erscheint, nach oben aber eine dicke, kolbenartige, aus dicht übereinander liegenden Schuppen bestehende Ähre bildet. Aus den sehr unvollständigen, polygamischen Blüten entwickeln sich einsamige Nüßchen. Dieses Gewächs war sonst unter dem Namen Malteser Schwamm (Fungus Melitensis) offizinell; es gibt beim Drücken einen blutroten Saft von sich und wird durch Trocknen ganz dunkelrot. Es ist geruchlos und schmeckt zusammenziehend-bitterlich und etwas salzig oder sauer. Man wendet es noch jetzt in seiner Heimat gegen Blutflüsse, Mundfäule u. Durchfälle an.

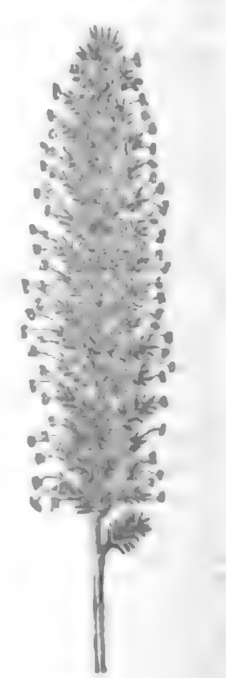
Cynopithecina (Hundsaffen), Unterfamilie der schmalnasigen Affen (Catarrhini); s. Affen, S. 141.

Cynophorie (griech.), das »Hundetragen« als Strafe, im Mittelalter vorkommend.

Cynoscephalä, s. Kynoskephalä.

Cynosūrus *L.* (Kammgras), Gattung aus der Familie der Gramineen, ein- oder mehrjährige Gräser mit ährenähnlicher, deutlich einseitiger Rispe, ein- bis fünfblütigen Ährchen und begrannten Deckspelzen. C. cristatus *L.* (s. Figur), eins der gemeinsten Gräser durch ganz Europa, mit sehr kurzästiger Rispenähre und drei- bis vierblütigen, grannenlosen Ähr-





Cynosurus cristatus (Kammgras).

chen, die durch eine kammförmig gefiederte Hülle gestützt sind; findet sich auf frischen und trocknen Wiesen, auch auf Triften, bildet auf Wiesen ein Untergras, gilt als gutes Schnittgras, auf Weiden und Triften als sehr gutes Weidegras, erträgt Trockenheit, ist

nahrhaft, wird aber nach der Blüte sehr hart und dann vom Vieh verschmäht.

Cynthius, s. Kynthios.

Cyparissus, s. Kyparissos.

Cyperaceen (Cypergräser, Halbgräser, Scheingräser, Riedgräser), monokotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Glumaceen, grasartige, meist perennierende Gewächse mit dreikantigen Stengeln und dreizeilig gestellten, schmalen Blättern, deren Scheiden geschlossen sind. Die Blüten bilden Spirren oder zusammengesetzte Ähren und haben Deckspelzen, aber keine Vorspelzen. Das Perigon fehlt oder besteht aus Borsten, welche bei der Gattung Wollgras (Eriophorum) zur Fruchtzeit in lange, wollartige Fäden auswachsen. Staubgefäße finden sich meist drei, selten sechs. Das Pistill hat einen einfächerigen Fruchtknoten mit einer einzigen grundständigen Samenknospe und zwei oder drei mehr oder weniger verwachsene Griffel, deren Enden an der Innenseite Narbenpapillen tragen. Oft sind Zwitterblüten vorhanden, bei der Gattung Carex finden sich dagegen eingeschlechtige Blüten, welche ein- oder zweihäusig, bald in demselben Ährchen vereinigt, bald auf besondere Ährchen verteilt sind; die männlichen bestehen nur aus drei Staubgefäßen, die weiblichen nur aus einem Pistill, welches von einem eigentümlichen Organ, dem sogen. Schlauch (utriculus), eingeschlossen wird. Letzterer ist als ein Vorblatt zu betrachten, welches, die Blüte umwachsend, zu einem schlauchförmigen, oben offenen Gebilde wird. Später vergrößert es sich, erhärtet und umhüllt die abfallende Frucht. Die Früchte sind überall einsamige Nüßchen; der Same enthält ein stärkereiches Endosperm, in welchem, sehr abweichend von den echten Gräsern, ein sehr kleiner, im Grund befindlicher Embryo ringsum eingeschlossen ist. (Vgl. Böckeler, Die C. des königlichen Herbariums zu Berlin, in »Linnaea«, neue Folge, Bd. 2 u. ff.) Die C., die an 2000 Arten zählen, finden sich vorzugsweise an feuchten, sumpfigen Stellen; sie sind über die ganze Erde verbreitet, gehören aber in der größten Anzahl der Arten und der Individuen der nördlichen gemäßigten Zone an, wo sie auf sumpfigem Boden die sogen. sauren Wiesen bilden und sowohl gegen den Nordpol hin als auch in den höhern Regionen der Alpen vorherrschend werden. In den Tropen ist vornehmlich die Gattung Cyperus in zahlreichen Arten vertreten. Die C. sind meist schlechte Futterpflanzen, die der Landwirt als Sauergräser bezeichnet, und gewähren mit Ausnahme des Cyperus esculentus *L.*, in Südeuropa, dessen zucker- und ölreiche Knollen die Erdmandeln liefern, keine Genußmittel. — Fossile Arten von Carex *Mich.*, Cyperus *L.* und Cyperacites *Schimp.* finden sich in Tertiärschichten.

Cypergras, s. Cyperus.

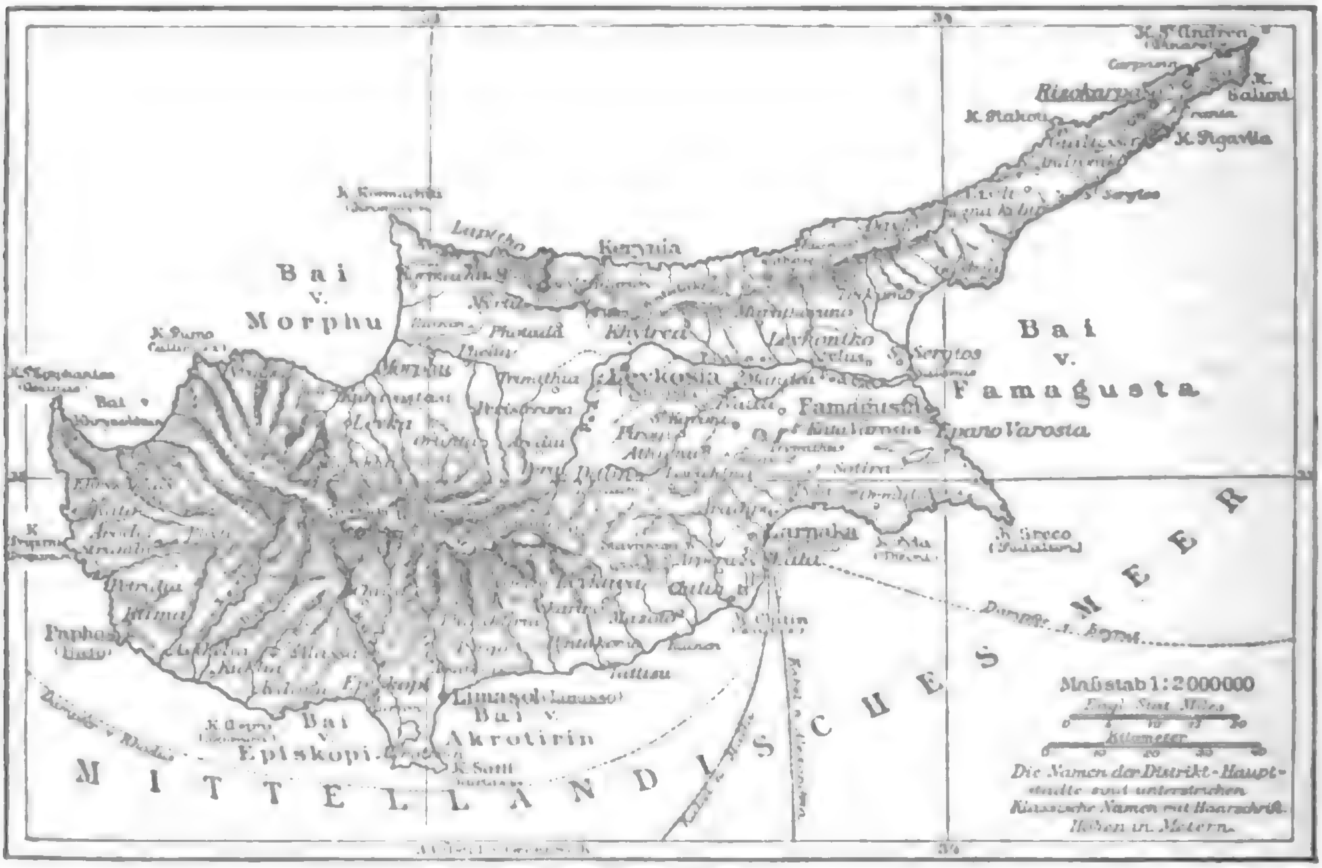
Cypergräser, s. Cyperaceen.

Cypern (bei den Griechen Kypros, türk. Kibris), türk. Insel des Mittelmeers unter englischem Protektorat, liegt zwischen 34° 34′ und 35° 43′ nördl. Br., in der von den Küsten Syriens und Kilikiens gebildeten nordöstlichen Ecke des genannten Meers und hat eine ungefähr rechteckige Gestalt, doch mit einer langen, schmalen, gegen NO. gestreckten Halbinsel (s. Karte). Ihre größte Länge beträgt fast 230, ihre Breite 96 km, der Flächeninhalt 9601 qkm (174,3 QM.). Die wichtigsten Vorgebirge sind: das Kap Gatti (Kurias der Alten) im S., Kap Greco (Pedalion) gegen SO., Kap St. Andrea (Dinareton) im NO., Kap Kormachiti (Krommyon) im N. und Kap Epiphanios (Akamas) im NW. Das Innere der Insel wird von zwei Gebirgsketten von O. nach W. durchzogen, der Nordkette, welche im Pentedaktylon 756 m gipfelt und aus Kalk besteht, und dem plutonischen System des Troodos (Chionodes der Alten, 2010 m hoch), zu welchem die östlicher gelegenen Berge Machäras (Aoos, 1440 m) und Stavrovuni (Olympos, 700 m hoch) gehören. Zwischen beiden Gebirgsreihen fließt der Pidias (Pediäos), der beträchtlichste Fluß Cyperns, der auf der Ostküste mündet; die übrigen Flüsse trocknen im Sommer größtenteils aus, und die Bewässerung der Insel ist daher im allgemeinen nicht eben reichlich. Trotzdem blühte C. im Altertum durch außerordentlichen Kulturreichtum. Der Aphrodite heilig, die hier aus dem Schaum des Meers aufgestiegen sein sollte und in Paphos einen prachtvollen Tempel hatte, galt die Insel der damaligen Welt als Vereinigungspunkt aller Anmut und Lieblichkeit, freilich auch aller Üppigkeit und Frechheit. Man pries und feierte das liebliche Klima, die strotzende Vegetation, den Reichtum an Produkten aller Art, wie namentlich an Kupfer (das von C. seinen Namen hat), köstlichem Wein, Kristall (»Diamant von Paphos«), Seesalz ꝛc. Auch die Cypressen und Cyperkatzen, heute auf C. fast verschollen, erinnern an die Insel. Ackerbau, Bergbau und Industrie, die besonders kunstvolle Teppiche, kostbare Tischgedecke, reiche Kleider, Thonwaren, wohlriechende Salben ꝛc. schaffte, standen in hohem Flor, und die zahlreichen kleinen Gemeinwesen, welche an den Küsten bestanden und meist im Besitz trefflicher Häfen waren, wie Amathus, Paphos, Salamis, Kition ꝛc., waren sämtlich blühend und wohlhabend. Für den großen Wohlstand des alten C. zeugt auch die reiche Ausbeute der von Cesnola (s. d.) veranstalteten Ausgrabungen, welche eine große Menge von Statuen, Reliefs, Thonvasen (vgl. Vasen) und Metallarbeiten zu Tage gefördert haben. Diese als cyprische Altertümer in verschiedenen Museen aufbewahrten Arbeiten zeigen eine eigentümliche Mischung von ägyptischem, asiatischem und altgriechischem Stil und sind meist phönikischen Ursprungs. Die Zahl der Bewohner soll in jenen Zeiten oft eine Million betragen haben. Auch jetzt noch zeichnet sich die Insel trotz der jahrhundertelangen Vernachlässigung durch Fruchtbarkeit aus. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter übermäßig kalt; im Frühling (Mitte Februar bis Mitte April) ist die ganze Insel ein einziger Blumenteppich. Der Osten ist wärmer als der gebirgige Westen. Im Sommer regnet es nie (so einst unter Konstantin 36 Jahre lang gar nicht, so daß die Bewohner auswanderten), im Winter oft 30—40 Tage lang, so daß die Bäche übertreten. Die Hitze erzeugt namentlich an der Küste oft Fieber. Mit dem Ackerbau ist es übel bestellt, und die von Natur reich ausgestattete Insel ist überhaupt sehr herabgekommen. Die ehemals reichen Waldungen sind ohne Plan ausgenutzt und verwüstet worden; an Anpflanzungen denkt man erst in allerneuester Zeit. Der Boden ist ausgetrocknet und die Kulturfähigkeit überhaupt beeinträchtigt. So liegt mehr als die Hälfte der Insel als Wüstenei, und nur etwa der fünfte Teil derselben ist angebaut. In den Ackerbaudistrikten, besonders in der Thalebene des Pidias, wird die Bewässerung des Bodens mit Hilfe von unterirdischen Kanälen und Schöpfrädern bewirkt; doch ist dieselbe noch bedeutender Ausdehnung fähig. Ende September oder Anfang Januar, d. h. vor oder nach den hier vorherrschenden Winterregen, geschieht die Aussaat; Ende Mai ist die Ernte. Weizen, Gerste, Hafer, Linsen und Sesam werden vorzugsweise gebaut, als Erdfrüchte nur im Gebirge

die Kartoffel, in den Ebenen die Kolokasie; Tabak und Baumwolle wenig. Der Weinbau gedeiht bis über 1000 m Höhe, wird aber vernachlässigt; nur etwa 60 qkm sind mit Reben bepflanzt. Der Cyperwein ist seit dem Altertum hochberühmt, leider aber hat die englische Verwaltung die früher drückende Besteuerung des Weinbaues beibehalten. Das vorzüglichste Gewächs ist der Vino della Commanderia, so genannt, weil die Strecke (bei Limisso), auf der er gewonnen wird, einst eine Kommende der Templer war. Der Ölbaum wird ebenfalls vernachlässigt, und bei der Anwendung höchst unvollkommener Pressen geht ein großer Teil des wertvollen Materials verloren. Bedenklich wird die Zunahme der Heuschrecken (Stauronotus), die nur mit der Pflugschar wirksam bekämpft werden können. Gleicherweise vernachlässigt sind die Vieh- und die Seidenzucht sowie die ehemals so berühmte Bienenzucht, welch letztere dennoch jährlich ca. 800,000 kg Honig und 200,000 kg Wachs produziert. Von Haustieren trifft man nur Ziegen, Schafe und Schweine. Die sonstige Thätigkeit der Bewohner, deren Zahl sich 1881 auf 186,173 (95,015 männliche, 91,158 weibliche; etwa ³/₄ Christen, ¹/₄ Mohammedaner; der Sprache nach 42,638 Türken und 140,793 Griechen, ferner einige Hundert Araber und Engländer 2c.) belief, beschränkt sich auf Fabrikation von Teppichen, Baumwoll- und Seidenzeugen, Töpferwaren und feinem Leder. Die Ausfuhr besteht (außer in Wein) hauptsächlich in Salz, starken Stiefeln, Rosinen, Johannisbrot, Baumwolle, und die Einfuhr umfaßt namentlich Textilwaren, Zucker, Tabak, Reis. Die Hauptstadt der Insel ist **Levkosia** (ehemals Nicosia genannt), Sitz eines Erzbischofs, unter welchem die Bischöfe von Bapho, Larnaka und Kerynia stehen; der vorzüglichste Hafen- und Handelsplatz ist **Larnaka**. An der Ostküste liegt Famagusta, an der Westseite Bapho, das alte Paphos.

Verwaltet wird die in sechs Distrikte geteilte Insel von einem von der Königin von Großbritannien ernannten High Commissioner, der zugleich Oberstkommandierender ist, und dem ein gesetzgebender Rat von 4—8 Mitgliedern, welche zur Hälfte von der Krone aus den Beamten, zur Hälfte aus angesehenen Einwohnern gewählt werden, zur Seite steht. Die Einnahmen betrugen 1884/85: 172,063 Pfd. Sterl., die Ausgaben 112,037, wozu noch der Tribut an die Türkei mit 92,746 Pfd. Sterl. kommt, so daß England ein Defizit von 32,720 Pfd. Sterl. zu decken hatte.

Geschichte. Die ersten Bewohner Cyperns waren Semiten vom Stamm der Chetiter. Sehr früh siedelten sich Phöniker an, gründeten die bedeutendsten Städte der Insel, wie Salamis, Paphos, Amathus, Soloi u. a., und verpflanzten ihre Götterkulte dahin. Später kamen griechische Einwanderer verschiedener Stämme, vorzugsweise Jonier und Dorier, welche mehrere (neun) monarchische Kleinstaaten gründeten. Seit dem 8. Jahrh. v. Chr. war C. dem assyrischen Reich unterworfen, unter welchem aber die griechischen und phönikischen Fürsten als Vasallen weiterherrschten. Nach dem Fall von Assyrien übte Tyros eine Art Oberherrschaft, bis Amasis von Ägypten es um 560 eroberte. Mit Ägypten kam C. 525 unter die persische Herrschaft, der es die Griechen 478—449 entrissen. 410 vereinigte König Euagoras von Salamis die ganze Insel zu einem der Sprache nach schon fast ganz griechischen Reich und behauptete nach längern Kämpfen gegen den König Artaxerxes II. seine Selbständigkeit bis an seinen Tod 374. Nach der Schlacht bei Issos unterwarf sich C. 333 Alexander d. Gr. Nach Alexanders Tod wurde die Insel ein Zankapfel zwischen Antigonos und Ptolemäos I., an deren Kämpfen sich auch die kleinen Fürsten der Insel beteiligten. Ptolemäos blieb endlich Sieger und vereinigte C. wieder mit Ägypten. Doch überließen es die Ptole-



Karte der Insel Cypern.

mäer zeitweise einem jüngern Zweig ihres Hauses als Sekundogenitur. 58 machte es Cato zu einer mit Kilikien vereinigten römischen Provinz. Cäsar und Marcus Antonius gaben zwar der Insel wieder mehrere Fürsten aus dem Geschlecht der Ptolemäer zu Herrschern; aber Augustus machte sie nach der Schlacht bei Actium zur Konsularprovinz. Von dieser Zeit an wird C. in der alten Geschichte kaum mehr erwähnt. Bei der Teilung des Römerreichs fiel es dem oströmischen Reich zu und wurde von Statthaltern aus kaiserlichem Geblüt regiert. In diese Zeit fällt der Aufstand der Juden unter Artemon, der den kaiserlichen Befehl zur Folge hatte, daß kein Jude je wieder die Insel betreten dürfe. Von den Sarazenen 647 zweimal erobert, fiel C. doch jedesmal an die Byzantiner zurück. Von den kaiserlichen Statthaltern machte sich Komnenos I. unabhängig, nahm den Kaisertitel an, und seine Nachkommen behaupteten den Thron, bis Richard Löwenherz, der 1191 auf seinem Kreuzzug in 25 Tagen die ganze Insel eroberte, den komnenischen Kaiser Isaak gefangen nahm und C. um 25,000 Mk. Silber an die Tempelherren verkaufte, welche es jedoch an England zurückgaben, worauf Richard 1193 den König von Jerusalem, Guido von Lusignan, damit belehnte. Unter der Herrschaft der Lusignans blühte C. wieder auf. Nachdem mit Hugo II. 1267 die männliche Linie des Hauses Lusignan ausgestorben war, bestieg ein natürlicher Sprößling desselben, Hugo III., Sohn des Prinzen Heinrich von Antiochia, den Thron von C. Einer seiner Nachkommen, Jakob II., hatte eine Venezianerin, Caterina Cornaro (s. d.), zur Frau, welche 1489 ihre Rechte auf die Herrschaft von C. der Republik Venedig überließ, die sich im Besitz derselben behauptete, bis 1570 der Feldherr des Sultans Selim II. nach der tapfersten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino (s. d.), der elf Monate lang Famagusta verteidigte, die Insel eroberte und dem türkischen Reich einverleibte, wobei 20,000 Christen niedergehauen, 2000 zu Sklaven gemacht und große Schätze erbeutet wurden. Den Türken selbst soll die Eroberung der Insel 50,000 Mann gekostet haben. Mehemed Ali bemächtigte sich im Juli 1832 auch Cyperns und wurde 1833 von der Pforte förmlich damit belehnt; aber schon 1840 kam die Insel an die Pforte zurück. Durch den Vertrag vom 4. Juni 1878 wurde C. an England abgetreten; doch behielt sich der Sultan seine Souveränitätsrechte sowie den Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben vor. Später verpflichtete sich England zur Zahlung eines Tributs von 92,746 Pfd. Sterl. an die Pforte. 1882 erhielt C. eine neue Verfassung. Vgl. Engel, Kypros (Berl. 1841); Unger und Kotschy, Die Insel C. (Wien 1865); v. Löher, C., Reiseberichte (Stuttg. 1878); J. Baker, C. im Jahr 1879 (deutsch, Leipz. 1880); Cesnola, C., seine alten Städte, Gräber und Tempel (deutsch, Jena 1879); Mas Latrie, Histoire de l'île de Chypre sous le règne des princes de la maison de Lusignan (Par. 1851—61, 3 Bde.); Derselbe, L'île de Chypre, sa situation présente, etc. (das. 1878); v. Löher, C. in der Geschichte (Berl. 1878); Holwerda, Die alten Kyprier in Kunst und Kultus (Leiden 1885). Eine umfassende Karte von C., aufgenommen von Kitchener und Grant, erschien zu London 1885 (15 Bl. in 1:63,360).

Cypĕrus *L.* (Cypergras), Gattung aus der Familie der Cyperaceen, ein- oder mehrjährige Riedgräser mit beblätterten, selten blattlosen, blütentragenden Halmen, meist flachen Blättern, gebüschelten oder zu Köpfchen und einfachen oder zusammengesetzten Dolden geordneten, vielblütigen, zusammengedrückten Ährchen und dreikantiger Frucht. Etwa 350 Arten, meist in wärmern Ländern. C. esculentus *L.* (Erdmandel, Kaffeewurzel), perennierend, in Südeuropa, dem Orient, Nord- und Südafrika, wird vielfach kultiviert wegen der an den Ausläufern sich bildenden mehlreichen Knollen, die süß und nußartig schmecken, roh, gekocht und gebraten gegessen werden und auch ein goldgelbes, sehr wohlschmeckendes und angenehm riechendes Öl liefern. Geröstete Erdmandeln dienen als Kaffeesurrogat. Sie enthalten etwa 27 Proz. Stärkemehl, 14 Proz. Rohrzucker, 7 Proz. Dextrin und Salze, 14 Proz. Zellstoff, 19 Proz. Fett (nach andern Angaben viel weniger) ꝛc. Früher waren sie unter den Namen indianische Süßwurzel, arabische Zuckerwurzel offizinell. Von C. longus *L.* (wilder Galgant), an Gräben und Sümpfen im südlichen und mittlern Europa sowie in England, ausdauernd, war sonst der wohlriechende, gewürzhaft-bitterliche, etwas zusammenziehende Wurzelstock (lange oder europäische Cyperwurzel, wilde Galgantwurzel) offizinell. Von C. officinalis *Nees*, in Südeuropa, Nordafrika, Arabien, und C. rotundus *L.*, in Südasien und Neuholland, erhält man die runde oder orientalische Cyperwurzel. Es sind dies die länglichrunden, pflaumengroßen, geringelten, dunkelbraunen, innen rötlichweißen Knollen, die beim Zerstoßen gewürzhaft riechen und bitterlich, ingwerartig schmecken. C. textilis *Thumb.* (Flechten-Cypergras), mit rundlichem Schaft und zusammengesetzter Dolde in zwölfblätteriger Hülle, wird in Südafrika über mannshoch und nicht dicker als eine Taubenfeder, aber mit 15 cm langen Hüllblättern. Die Hottentoten flechten daraus dichte, wasserhaltige Körbe. Die Faser dient zur Papierfabrikation. Als Zierpflanze wird besonders das zierliche C. alternifolius *L.*, aus Madagaskar, mit schirmartig gestellten Blättern an 75 cm langen Halmen, kultiviert.

Cypervitriol, s. v. w. Kupfervitriol.

Cyperwein, s. Cypern und Griechische Weine.

Cypraea, Porzellanschnecke.

Cypresse (Cupressus *Tourn.*), Gattung aus der Familie der Koniferen, immergrüne Bäume oder Sträucher mit zerstreuten oder gebüschelten, abstehenden oder aufrechten Ästen, von den Blättern allseitig bedeckten, häufig vierkantigen Zweigen, dekussierten, vierreihig dachziegeligen, mit der größern untern Hälfte angewachsenen, mit der schuppenförmigen Spitze freien, auf dem Rücken meist mit einer Öldrüse versehenen Blättern, monözischen Blüten auf verschiedenen Ästen und rundlichen Zapfen mit geflügelten Samen. Elf Arten in den wärmern Gebieten der nördlichen Hemisphäre, besonders in den Gebirgen von Persien, Ostindien, China, Mexiko und Kalifornien. Die immergrüne (gemeine) C. (C. sempervirens *L.*), ein Baum aus dem wärmern Persien, vielleicht auch aus dem Himalaja, seit sehr langer Zeit in Südeuropa, Kleinasien, Nordafrika eingeführt, wird 30 m hoch und ähnelt im Wuchs der italienischen Pappel; doch kultiviert man außer der säulenförmig (fälschlich pyramidenförmig genannt) wachsenden Hauptform noch eine mit ziemlich wagerecht stehenden Ästen, welche eine wirkliche Pyramide bildet (C. horizontalis *Mill.*). Junge Cypressen gedeihen nicht im südwestlichen Deutschland. Der Baum gelangte aus seiner Heimat im Gefolge des iranischen Lichtdienstes weiter nach Westen; in der schlanken, obeliskenartigen Gestalt der C. schaute die Zendreligion das Bild der heiligen Feuerflamme, und durch ganz Iran prangte sie in alten Exemplaren vor den

Feuertempeln und in den Höfen der Paläste. Mit den ältesten assyrisch-babylonischen Eroberungszügen war sie in die Länder des aramäisch-kanaanitischen Stammes gelangt, auf den Libanon, nach Cypern, und ward auch hier ein heiliger Baum. Bei den Phönikern gewann der Baum auch technisch-praktischen Wert und behielt ihn durch das ganze griechische und römische Altertum. Das harte, duftende, mit angenehmem Geruch verbrennende Holz galt für unvergänglich und unzerstörbar; aus Cypressenstämmen bauten die Phöniker ihre Handelsschiffe; das Holz diente bei Griechen und Römern zu Tempelthüren, Gedenktafeln, Särgen, Götterbildern, und wegen dieser Verwendung ward die C. allgemein verbreitet. Homer kennt bereits ihr Holz; Cypressenhaine finden sich häufig erwähnt. Weit später kam die C. nach Italien und galt nun auch hier in orientalischer Weise als Symbol der Trauer; zur Zeit des Augustus wurden schon allgemein Leichenaltar und Scheiterhaufen mit Cypressenzweigen umsteckt. Aber bei aller Pflege gedieh die C. in Italien doch weniger als im Orient, und Cypressenhaine finden sich in Italien nirgends. Berühmt sind die von zahllosen hohen Cypressen beschatteten Kirchhöfe der Türken auf der asiatischen Seite von Konstantinopel. Die Alpen hat die C. nicht überstiegen. Holz und Früchte der C. waren ehemals offizinell, und in duftende Cypressenwälder schicken arabische Ärzte die Brustkranken. Die großfrüchtige C. (C. macrocarpa *Hartw.*), ein 18 m hoher Baum aus Kalifornien, mit breiter, etwas pyramidenförmiger, ziemlich geschlossener Krone und Beerenzapfen von 2,6 cm Durchmesser, gedeiht noch bei Metz sehr gut. Die C. von Goa (blaugrüne C., C. pendula *L'Hérit.*), baumartig, mit verlängerten, oft überhängenden Nebenästen, bildet eine ziemlich durchsichtige, hell blaugrüne Pyramide und trägt kleine Beerenzapfen, stammt wahrscheinlich aus Mexiko. Die Weihrauchcypresse (C. thurifera *H. B. K.*), ein hoher Baum mit abstehenden Haupt- und Nebenästen, gleicht erwachsen einem Lebensbaum, hat kleine Beerenzapfen, stammt aus den höhern Terrassen Mexikos und schwitzt ein wohlriechendes, dort wie Weihrauch benutztes Harz aus. Die Trauercypresse (C. funebris *Endl.*, C. pendula *Staunt.*), ein ziemlich hoher Baum mit länglicher Krone, überhängenden Ästen und meist etwas länglichen Beerenzapfen, aus Japan und China, wird in der Heimat auf Gräber gepflanzt. Bei den Lebensbaumcypressen (Chamaecyparis *Spach*) stehen die letzten Verästelungen stets flach und blattartig, und die Beerenzapfen reifen im ersten Jahr (bei den echten Cypressen erst im zweiten). Die Zedercypresse (weiße Zeder, C. Thyoides *L.*, Chamaecyparis sphaeroidea *Spach*), ein hoher Baum mit nicht geschlossener Krone, abgestumpft blau- oder graugrünen Nadeln und rundlichen, bereiften Beerenzapfen, in Nordamerika, südlich bis Carolina, gedeiht auch bei uns und wird in mehreren Varietäten kultiviert. Das Holz kommt als weißes Zedernholz im Handel vor. C. Lawsoniana *A. Murr.*, ein bis 30 m hoher Baum mit pyramidenförmiger, dunkel- und mattgrüner Krone und rundlichen, bereiften Beerenzapfen, aus dem westlichen Nordamerika, eine der besten neuern Erwerbungen unsrer Gärten, wächst schnell, wird aber bei uns nicht hoch. Als C. bezeichnet man häufig auch den Lebensbaum, Thuja occidentalis, als virginische C. Taxodium distichum, als Gartencypresse oder unechte C. Santolina Chamaecyparissus.

Cypressengewächse (Cupressineae), s. Koniferen.

Cypressenkraut, s. Santolina.

Cypria (griech. Kypris), Beiname der Venus (Aphrodite), von der Insel Cypern, wo sie am eifrigsten verehrt ward; Cypripor (von Cypridis puer, »Sohn der Aphrodite«), veralteter Ausdruck bei Dichtern des vorigen Jahrhunderts für Eros (Amor).

Cypriānus, Thascius Cäcilius, der Heilige, einer der namhaftesten Kirchenväter, welcher nächst seinem Lehrer Tertullian auf die Ausbildung der lateinischen Kirche in Denkart und Sprache den größten Einfluß ausgeübt hat, wurde zu Anfang des 3. Jahrh. geboren und trat in Karthago als Lehrer der Rhetorik auf. 246 ließ er sich taufen und wurde schon wenige Monate nachher zum Priester geweiht. 248 zum Bischof von Karthago gewählt, zog er sich vor den Verfolgungen unter Kaiser Decius in die Wüste zurück, wirkte aber auch von hier aus durch Briefe für das Wohl seiner Gemeinde. Nach seiner Rückkehr nach Karthago 251 war sein ferneres Leben ein beständiger Kampf mit denen, welche in Bezug auf die Frage nach der Beurteilung des Abfalles in den Verfolgungen entweder zu lax waren, wie die Partei des Novatus und Felicissimus, die sich wegen der angeblichen Strenge des Bischofs von diesem lossagten und einen Gegenbischof, Fortunatus, aufstellten, oder allzu rigoristische Ansichten hegten, wie die Novatianer (s. d.). Wegen seiner Bestreitung der Gültigkeit der Ketzertaufe vom römischen Bischof Stephanus exkommuniziert, stellte er 256 auf einer Synode zu Karthago den Grundsatz auf, daß dem römischen Bischof trotz des Primats des Petrus eine oberrichterliche Autorität über andre Bischöfe nicht zuerkannt werden dürfe. Unter Kaiser Valerian ward er 14. Sept. 258 enthauptet. Seine Werke, unter denen besonders das Büchlein »De unitate ecclesiae« (besonders hrsg. von Krabinger, 1853) von Bedeutung ist, indem es die Einheit der Kirche in den Episkopat verlegt, so daß, wer sich vom Bischof lossagt, sich von der Kirche trennt, damit aber jede Hoffnung auf die Seligkeit verliert, wurden zuletzt herausgegeben von Hartel (Wien 1868–71, 3 Bde.). Vgl. Peters, Der heilige Cyprian von Karthago (Regensb. 1877); Fechtrup, Der heil. Cyprian, sein Leben ꝛc. (Münch. 1878); O. Ritschl, C. von Karthago und die Verfassung der Kirche (Götting. 1885).

Cypridīna (Entomis), s. Muschelkrebse.

Cypridīnenschiefer (Entomisschiefer), s. Devonische Formation.

Cyprin, s. Idokras.

Cyprīnus, Karpfen.

Cyprīpedium *L.* (Frauenschuh, Marienschuh, Venusschuh), Gattung aus der Familie der Orchideen, mit kriechendem Wurzelstock und nur am Grund beblättertem Schaft, welcher eine oder wenige Blüten trägt, deren Honiglippe Ähnlichkeit mit einem Pantoffel hat. C. Calceolus *L.* (europäischer Frauenschuh), mit 30 cm hohem Schaft, elliptisch-lanzettförmigen Blättern und einer bis zwei gipfelständigen, bis 5 cm im Durchmesser haltenden Blüten, wächst auf Kalkboden in deutschen Wäldern. Viele prachtvolle Arten aus Asien und Nordamerika werden als dankbar blühende und leicht zu erhaltende Zierpflanzen kultiviert. C. venustum *Wall.*, aus Nepal, hat zweizeilige, 20–26 cm lange, hell gefleckte Blätter, einen kurzen, schwarzviolett behaarten Schaft und langdauernde, große, sehr schöne rötlichgrüne, purpurrötlich und blaßbraun gezeichnete Blüten (s. Tafel »Zimmerpflanzen I.«). S. Tafel »Orchideen«.

Cypris, s. Muschelkrebse.

Cyprius, ein aus einer Anakrusis und einem Choriambus bestehender Vers: ⏑ – ⏑ ⏑ –, z. B. Amabilitas.

Cypsĕlus, Segler; Cypselidae (Segler), Familie aus der Ordnung der Segler (s. d.).

Cypsĕlus, Tyrann von Korinth, s. Kypselos.

Cyrano de Bergerac, Dichter, s. Bergerac.

Cyrenaica, Landschaft, s. Kyrenaika.

Cyrēne, Stadt, s. Kyrene.

Cyrēnenmergel, s. Tertiärformation.

Cyrillĭka, die beim Druck der Kirchenbücher der griechisch-katholischen Konfession angewandte, auch Kirchenslawisch genannte Schrift. Sie ist dem Griechischen entsprungen und war als geschriebene Schrift noch bis Ende vorigen Jahrhunderts bei den Südslawen im Gebrauch, hat aber bei diesen den lateinischen oder Antiquatypen weichen müssen.

Cyrillus (Kyrillos), 1) C. von Jerusalem, berühmter Kirchenvater, geboren um 315, erhielt um 345 die Priesterweihe. Zu Jerusalem als Lehrer angestellt, schrieb er 348 die 23 katechetischen Vorträge, welche das bedeutendste erhaltene Dokument des populären Religionsunterrichts in der alten Kirche sind. 350 zum Bischof vorgerückt, spielte er in den arianischen Streitigkeiten anfangs eine unklare Rolle, begegnet uns aber 381 auf dem Konzil zu Konstantinopel als Vertreter der rechtgläubigen Kirchenlehre. Er starb 386. Seine Werke wurden herausgegeben von Touttée (Par. 1720; neue Ausg., Lyon 1844, 2 Bde.), Reischl und Rupp (Münch. 1845—60, 2 Bde.). Vgl. Plitt, De Cyrilli Hierosol. orationibus catecheticis (Heidelb. 1855); Gonnet, De S. Cyrilli Hierosol. catechetico (Par. 1876).

2) C. von Alexandria, Kirchenvater, wurde zu Alexandria geboren und von seinem Oheim, dem dortigen Patriarchen Theophilus, erzogen, welchem er auch 412 auf dem Patriarchenstuhl nachfolgte. Sofort ließ er alle Kirchen der Ketzer zu Alexandria schließen und vertrieb 415 die Juden aus der Stadt. Hat er auch nicht direkt den christlichen Pöbel zur Ermordung der heidnischen Philosophin Hypatia gereizt, so mußte doch sein zelotisches Gesamtverhalten denselben zu dem verbrecherischen Akt ermutigen. Am bekanntesten aber ist sein Name durch seinen Angriff auf den Patriarchen zu Konstantinopel, Nestorius, geworden. Als dieser der Maria das Prädikat »Gottesmutter« verweigerte, schleuderte C. zwölf Anathematismen gegen ihn und ließ ihn auf dem Konzil zu Ephesus 431 verdammen. Trotz kaiserlicher Absetzung beider Patriarchen erhielt sich C. auf seinem Patriarchenstuhl und starb 444. Er schrieb eine Apologie des Christentums gegen Julian in zehn Büchern. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Johann Aubert (Par. 1638, 7 Bde.). Vgl. Kopallik, C. von Alexandria (Mainz 1881).

3) C. und Methodius, Apostel der Slawen. Bei der herrschenden Abneigung dieses Volksstammes gegen deutsches Wesen faßte der Herzog Rastislaw den Entschluß, die durch deutsche Missionäre begonnene Christianisierung seiner Länder von Konstantinopel aus vollenden zu lassen. Kaiser Michael III. sandte ihm das Brüderpaar Methodius und Konstantin. Letzterer, geb. 827, hatte sich unter der Leitung von Photius eine reiche Bildung angeeignet und hieß allgemein »der Philosoph«; geschichtlich bekannt ist er unter seinem Mönchsnamen C. Nachdem die der slawischen Sprache kundigen Brüder schon zuvor für die Bekehrung der Chasaren in Cherson und der Bulgaren, deren König Bogoris, durch Methodius 861 getauft, seinen Unterthanen das Christentum aufzwang, thätig gewesen, begaben sie sich jetzt an die March und Donau. C. schuf zunächst ein slawisches Alphabet und eine slawische Bibelübersetzung; auch der Gottesdienst wurde in der Landessprache gehalten und dadurch das entscheidende Übergewicht über die römische Mission gewonnen. Vom Papste dafür zur Verantwortung gezogen, starb C. in Rom 868, während sein überlebender älterer Bruder, 868 in Rom zum Bischof der Mähren geweiht, die Bekehrung der Slawen vollendete. Zum zweitenmal (879) zu seiner Rechtfertigung (insbesondere wegen der in slawischer Sprache abgehaltenen Messe) nach Rom gerufen, gewann Methodius den Papst Johann VIII. für seine Missionspraxis und kirchlichen Organisationen und starb 885. Beide Brüder wurden später kanonisiert. Ihr Tag ist in der römischen Kirche der 9. März, in der griechischen der 11. Mai. Vgl. Wattenbach, Beiträge zur Geschichte der christlichen Kirche in Mähren und Böhmen (Wien 1849); Ginzel, Geschichte der Slawenapostel Cyrill und Method (Leitmeritz 1857); E. Dümmler und Miklosich, Die Legende vom heil. C. (Wien 1870).

4) C. Lukaris, bekannt durch seine Unionsbestrebungen zwischen der griechischen und der protestantischen Kirche, geboren um 1572 auf der Insel Kandia, studierte in Venedig und Padua, verweilte längere Zeit in Genf, wo er die reformierte Kirche schätzen lernte, wurde 1602 Patriarch von Alexandria, 1621 von Konstantinopel. Hier bekämpften sich damals mit wechselndem Glück die französische Diplomatie und die englische; im Anschluß an jene betrieben die Jesuiten eine Annäherung der griechischen Kirche an die römische, während C. mit englischer und holländischer Unterstützung für die Vereinigung mit der reformierten arbeitete und 1629 ein die Hauptlehren derselben sich aneignendes Glaubensbekenntnis nach Genf sandte. Viermal ab- und wieder eingesetzt, erlag er endlich 1638 seinen Feinden; als Landesverräter bei dem Sultan verdächtigt, ward er auf dessen Befehl erdrosselt und sein Leichnam ins Schwarze Meer geworfen. Vgl. Pichler, Der Patriarch C. Lukaris und seine Zeit (Münch. 1861).

Cyrtanthus *Ait.* (Bogenlilie), Gattung aus der Familie der Amaryllidaceen, schöne Zwiebelgewächse vom Kap, mit einzeln stehenden Blüten an einem blattlosen Schaft, von denen mehrere Arten bei uns als Zierpflanzen kultiviert werden. C. obliquus *Ait.*, die größte und prächtigste Art, hat ausdauernde, stumpfe, dickliche, glatte, bläulich graugrüne, reichlich 45 cm lange, bis 3 cm breite, flache, schief gebogene, zweizeilig stehende Blätter und hängende, reichlich 6,5 cm lange, am Grund mennigrote oder gelbrote, dann rotgelbe und an der Spitze grüne Blüten.

Cyrus, s. Kyros.

Cysten, in der Botanik Ruhezustände gewisser beweglicher Organismen der niedern Kryptogamen, welche sich unter gewissen Umständen unter Aufhören ihrer Bewegung mit einer festen Zellhaut umkleiden und erst nach längerer Ruhe aus dieser Hülle entweder ganz oder nach vorheriger Teilung wieder beweglich austreten; so z. B. bei Schwärmsporen und Plasmodien mancher Myxomyceten (s. Pilze). — Auch im Tierreich kommen C. vor und bilden die Umhüllungen für zeitweilige Ruhezustände von Infusorien und Eingeweidewürmern. Sie werden in der Regel von ihren Bewohnern selbst abgeschieden und sind gewöhnlich sehr undurchlässig gegen viele Flüssigkeiten, widerstehen der Austrocknung lange Zeit etc. Meist haben sie die Gestalt einer Kugel, bieten also eine möglichst geringe Oberfläche dar. Besonders bekannt sind die Finnen, d. h. C. von Bandwürmern, welche innerhalb derselben als Blasen-

würmer sozusagen ihre Puppenruhe durchmachen.— In der Medizin ist Cyste s. v. w. Balggeschwulst.

Cysticercus, Blasenwurm, s. Bandwurm.

Cystin $C_3H_7NSO_2$ findet sich in manchen Harnsteinen, in Harnsedimenten, in der Niere und Leber, bildet farb-, geruch- und geschmacklose Kristalle, löst sich in Mineralsäuren und Alkalien, nicht in Wasser, reagiert neutral, bildet aber mit Säuren salzartige Verbindungen.

Cystis (griech.), Blase, Balggeschwulst; C. fellea, die Gallenblase; Cystitis, Blasenkatarrh.

Cystocele (griech.), Blasenbruch.

Cystococcus, s. Protococcus.

Cystoid, mehrfächerige Cyste oder Balggeschwulst.

Cystoideen, s. Krinoideen.

Cystokarp (griech.), s. v. w. Blasenfrucht, das Fruchtorgan der Florideen (s. Algen, S. 341).

Cystolithen, s. Kalkeinlagerungen.

Cystolithiasis (griech.), Blasensteinkrankheit.

Cystoma (griech.), Balggeschwulst als primäre Neubildung, auch jede größere Cystengeschwulst überhaupt; C. ovarii, Eierstockscystoid.

Cystophora, Blasenrobbe.

Cystoplegie (griech.), Blasenlähmung.

Cystopus *Lév.*, Pilzgattung aus der Familie der Peronosporeen, Schmarotzerpilze in lebenden Pflanzen, deren Mycelium im Innern der grünen Teile, oft auch der Blütenorgane lebt und aus querwandlosen, ziemlich weiten Schläuchen besteht, und deren Sporen (Konidien) unter der Epidermis des befallenen Teils von kurzen, blasigen Fruchthyphen zu mehreren kettenförmig abgeschnürt und darauf nach Abstoßung der Epidermis verstäubt werden. Außerdem werden auch an den im Innern des Pflanzenteils befindlichen Myceliumschläuchen Geschlechtsorgane erzeugt, deren Produkt, die sogen. Oospore, erst nach Zerstörung des Pflanzenteils im nächsten Jahr keimt, während die Konidien sogleich nach der Reife keimfähig sind (vgl. Pilze). Sie erzeugen, wie die Peronosporen, bei der Keimung im Wasser Schwärmsporen, die ihrerseits dann einen Keimschlauch in die Spaltöffnungen der Nährpflanze treiben. Auch die Oospore erzeugt bei der Keimung sehr zahlreiche Schwärmer. C. candidus *Lév.* (weißer Rost) findet sich häufig auf verschiedenen Kreuzblütlern (besonders auf Hirtentäschel und Leindotter) und bildet mit seinen Konidien weiße, fleckenartige Lager auf den befallenen, oft verunstalteten und vorzeitig absterbenden Pflanzenteilen. Andre Arten leben auf Tragopogon, Portulaca rc.

Cystospasmus (griech.), Blasenkrampf.

Cystotomie (griech.), Blasenschnitt, Eröffnung der Harnblase.

Cythēra (griech. Kythera), Insel, s. Cerigo.

Cytherēa (griech. Kythereia), die Cytherische, Beiname der Venus (Aphrodite).

Cytineen, dikotyle Pflanzenfamilie, mit den Rafflesiaceen (s. d.) verwandte, auf Wurzeln andrer Pflanzen wachsende Schmarotzer mit kurzem, nur von Schuppen bekleidetem Stengel, der in den Achseln der Schuppen die Blüten trägt oder auch nur eine einzige endständige Blüte hat. Ihre eigentlichen Vegetationsorgane sind als ein oft kuchenförmig gestalteter Thallus dem Gewebe der Nährpflanzen eingesenkt (vgl. Solms-Laubach, Über den Thallus der Rafflesiaceen, in »Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle«, Bd. 13). Die Blüten sind zwitterig oder eingeschlechtig, sie haben ein röhrig-glockenförmiges Perigon mit Staubblättern, die zu einer Röhre verwachsen sind; die meist verwachsenen Griffel bilden eine Säule, die oben eine lappig-kopfige Narbe trägt. Das unterständige Ovar besitzt 6—8 wandständige, mit zahlreichen Samenknospen bedeckte Placenten. Die Frucht ist eine einfächerige, vielsamige Beere. Die Familie wird neuerdings mit den Rafflesiaceen (s. d.) vereinigt und enthält nur die Gattung Cytinus *L.*

Cytinus *L.* (Hypocist), Gattung aus der Familie der Cytineen, niedrige, gefärbte, auf Wurzeln schmarotzende Gewächse mit schuppenförmigen Blättern, monözischen oder diözischen Blüten und beerenartigen Früchten. Vier Arten in den Mittelmeerländern, in Südafrika und Amerika. C. Hypocistus *L.*, eine dunkelgelbe, auf den Wurzeln verschiedener Arten von Cistus im südlichen Europa, Nordafrika und Kleinasien wachsende, einjährige Pflanze, besteht nur aus einem Busch niedriger, saftiger, mit Schuppen bekleideter Stengel, an deren obern Enden die Blüten sich entwickeln. Aus ihrem Saft bereitete man ein Extrakt (Hypocistensaft, Zistensaft), welches säuerlich, herb und zusammenziehend schmeckt, arzneilich angewendet wurde und in den südlichen Ländern noch immer gebräuchlich ist.

Cytisus *L.* (Geißklee, Bohnenbaum, Bohnenstrauch), Gattung aus der Familie der Papilionaceen, Sträucher, selten Bäume mit handförmig dreizähligen Blättern, die selten auf ein Blättchen reduziert sind oder fehlen, in Trauben, kopfig oder gebüschelt stehenden Blüten und länglicher oder linealer, zusammengedrückter, vielsamiger Hülse. Etwa 35 Arten im Mittelmeergebiet und auf den Kanarischen Inseln. C. Laburnum *L.* (Goldregen, Kleebaum), aus Italien und dem südöstlichen Europa, einer unsrer schönsten Ziersträucher, 6 m hoch, mit gestielten, unterseits behaarten Blättern und gelben Blumen in langen, herabhängenden Trauben. Dieser Strauch wird in mehreren Varietäten kultiviert. Blätter und Samen waren sonst offizinell. Die unangenehm bitter und scharf schmeckenden Samen enthalten Cytisin $O_{20}H_{27}N_3O$, welches in farb- und geruchlosen Kristallen erhalten werden kann, bitter, schwach kaustisch schmeckt, leicht löslich und sublimierbar ist, stark alkalisch reagiert, meist zerfließliche Salze bildet und giftig ist. Auch die Rinde und Blätter des Strauches sind giftig. Das Holz ist sehr hart, wird mit der Zeit schön braunschwarz (falsches Ebenholz) und dient zu mathematischen und musikalischen Instrumenten. Der Strauch eignet sich auch zur Forstkultur, da er auf dem magersten und trockensten Boden fortkommt; am besten gedeiht er auf Kalkboden. C. purpureus *Scop.*, in Norditalien, Kärnten, Kroatien rc., ein niedriger Strauch mit meist unbehaarten Blättern und roten, seitenständigen Blüten, wird als Zierstrauch kultiviert und ist besonders auf Laburnum-Stamm veredelt als Kronenbaum sehr schön. C. hirsutus *L.*, 1,3 m hoch, rauhhaarig, bisweilen zottig, mit behaarten Blättern, seiten- oder gipfelständigen, gelben Blüten und oft etwas gekrümmten, behaarten Hülsen, in Mittel- und Südeuropa und im Orient. C. alpinus *Jacq.*, 0,6 m hoch, liegend, mit anliegend behaarten Blättern, nur seitenständigen, gelben Blüten und behaarter, gerader Hülse, soll noch wertvolleres Holz besitzen als C. Laburnum und wird, wie die genannten und noch manche andre Arten, in mehreren Varietäten als Zierstrauch kultiviert.

Cytoblast (griech.), s. v. w. Zellkern (s. Zelle).

Cytōden (kernlose Zellen) werden den mit einem Kern (s. d.) versehenen Zellen im engern Sinn gegenübergestellt. S. Zelle.

Cyzicus, Stadt, s. Kyzikos.

Czacki (spr. tschatzki), Tadeusz, Graf, poln. Schriftsteller, geb. 28. Aug. 1765 zu Porych in Wolhynien, erhielt bei einem Oheim in Danzig seine Erziehung und 1785 von König Stanislaus August eine Stelle beim Hofgericht in Warschau mit dem Auftrag, das geheime Kronarchiv zu ordnen, wurde 1788 vom Reichstag zum Mitglied der Schatzkommission erwählt und später als eifriger Anhänger der Konstitution vom 3. Mai 1791 von der Kommission mit der Berichterstattung an den Senat beauftragt. Als nach der zweiten Teilung Polens seine Güter eingezogen worden waren, ließ er sich als Professor zu Krakau nieder. Kaiser Paul I. gab ihm seine Güter zurück. Dem Kaiser Alexander I. legte er einen Plan vor, den vernachlässigten öffentlichen Unterricht in den altpolnischen Provinzen zu heben, und erwirkte die Gründung eines Gymnasiums zu Kremenez, dessen Direktor er dann wurde. Wegen seines Eifers, in der Jugend Liebe zur polnischen Volkstümlichkeit zu wecken, seitens des russischen Gouvernements der Verführung der Jugend angeklagt, rechtfertigte er sich 1807 in Petersburg so glänzend, daß ihn der Kaiser zum Stellvertreter des Fürsten Czartoryiski, des Kurators des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Gouvernements, ernannte. Er gründete mit einem Opfer von 500,000 Thaler von seinem eignen Vermögen mehrere Erziehungsanstalten. Er starb 8. Febr. 1813 in Dubno. Seine Werke erschienen Posen 1843—45 in 3 Bänden. Sein Hauptwerk handelt von den polnischen und litauischen Gesetzen (»Olitewskich i polskich prawach«, Warschau 1800, 2 Bde.).

Czajkowski (spr. tschai-), Michael (Sadyk Pascha), poln. Emigrant und Novellist, geb. 1808 zu Hilczyniec in der Ukraine, machte 1831 unter Oberst Rozycki alle Kämpfe bis nach dem Fall von Warschau mit, worauf er sich nach Paris begab. Von der französischen Regierung als geheimer Agent nach Konstantinopel gesandt, trat C. 1851 in türkischen Dienst und zum Islam über, nahm den Namen Mohammed Sadyk an, focht im orientalischen Krieg (1853—1856) als Pascha an der Spitze der sogen. Kosaken des Sultans gegen die Russen vor Silistria und in der Dobrudscha, söhnte sich 1873 mit der russischen Regierung aus und lebt jetzt in Litauen. Als Schriftsteller hat C. eine in Hinsicht auf Stil und Darstellungsweise ganz originelle Romangattung geschaffen. Die meisten seiner Erzählungen spielen in der Ukraine und enthalten historische Gemälde aus dem Leben der Kosaken und Donauslawen. Die Kraft und das Feuer der Darstellung, das Leidenschaftliche, oft Fragmentarische, das sie kennzeichnet, hat ihnen auch in Deutschland Anerkennung verschafft. Als sein vorzüglichstes Werk gilt die Erzählung »Wernyhora« (Par. 1837), welche alsbald in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde (deutsch, Leipz. 1843). Die übrigen sind: »Powieści kozackie« (Par. 1837; deutsch: »Kosakensagen«, Glogau 1838); »Kirdżali« (Par. 1839; deutsch, Stuttg. 1843); »Stefan Czarniecki« (Par. 1840); »Koszowata« (das. 1841); »Hetman Ukrainy« (das. 1841; deutsch von Jordan: »Der Kosakenhetman«, Leipz. 1843); »Bulgaria« (1874) u. a. Eine neue, von C. selbst revidierte Ausgabe seiner Erzählungen erschien Leipzig 1862—74 in 10 Bänden.

Czakó (spr. zakō), Siegmund, ungar. Dramendichter, geb. 1820 zu Déés in Siebenbürgen als der Sprößling einer vornehmen Familie. Einem früh erwachenden unwiderstehlichen Drang folgend, wurde er wandernder Schauspieler und brach mit seiner Familie, die sich hierdurch entehrt glaubte. Er schrieb (meist für die Wandertruppe, der er angehörte) eine Reihe von Dramen, die teilweise noch heute auf dem Repertoire der ungarischen Bühne stehen; namentlich: »Chantrey«, »Maler und Vampir«, »Kaufmann und Seemann«, »Das Testament«, »Leona«, »Die Leichtfertigen«, »Ritter Johann«, in welchen allen sich eine große dramatische Kraft und dämonische Leidenschaftlichkeit kundgeben. Durch seine mißlichen äußern Verhältnisse tief verbittert, mit sich und der Welt zerfallen, machte er seinem Leben 14. Dez. 1847, erst 27 Jahre alt, freiwillig ein Ende.

Czakot, s. Tschako.

Czapka (spr. tschāp-), ursprünglich die viereckige Mütze der polnischen Ulanen, jetzt für diese Waffengattung allgemein angenommene Kopfbedeckung. Die »Tatarka« (s. d.) der österreichischen Ulanen war eine Abart der C.

Czar (spr. zahr), s. Zar.

Czarniecki (spr. tscharnjetzki), Stephan, berühmter poln. Feldherr, geb. 1599, trat früh in das polnische Heer ein, legte seine ersten Waffenproben 1633 auf dem Zug des Königs Wladislaw IV. gegen den Zaren Michael Feodorowitsch ab, focht dann als Rittmeister gegen die Ukrainischen Kosaken und als Oberst gegen die Tataren. Im Kosakenaufstand 1648 gefangen und zwei Jahre in Haft gehalten, rächte er sich später durch den Sieg über dieselben bei Beresteczko. Als Kastellan von Kiew besetzte er 1655 bei dem Einfall der Schweden in Polen Krakau und erzwang sich durch eine zwei Monate lange heldenmütige Verteidigung eine ehrenvolle Kapitulation. 1656 zum Oberbefehlshaber der kleinen polnischen Armee ernannt, mußte er sich zwar bei Golemba vor den Schweden zurückziehen, schloß hingegen die schwedische Avantgarde am rechten Ufer des San ein, folgte dem Feind auf dem Fuß nach Sendomir, griff ihn bei Kozienice, Warka und Lowitsch mit Glück an, drang in Großpolen ein und führte Kasimir in seine Hauptstadt zurück. Statt jedoch nach Cznarnieckis System den kleinen Krieg fortzusetzen, ließ sich der König zu der Schlacht bei Warschau (28.—30. Juli) verleiten, die er verlor, und infolge deren er flüchten mußte. C. führte ihn jedoch unter großen Gefahren nach Warschau zurück, wofür er mit dem Palatinat von Rotrußland und zwei Starosteien belohnt ward. Nachdem C. den Fürsten von Siebenbürgen 1657 zum Frieden gezwungen, rückte er zur Unterstützung der von dem schwedischen König Karl X. Gustav angegriffenen Dänen in Pommern ein und drang bis Stettin vor, wandte sich dann gegen die inzwischen in Polen eingefallenen Russen und trug viel zu dem blutigen Sieg bei Polonka (27. Juni 1660) bei. Sodann trieb er die Kosaken von Polock nach Kiew, überschritt den Dnjepr und bemächtigte sich mehrerer Plätze an diesem Fluß. Mit dem erblichen Besitz der Grafschaft Tykozin nebst Bialystok und dessen Umgebung belohnt, starb er 1665 im Feldlager zu Sokolowko in Wolhynien.

Czarnikau (Tscharnikau), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, an der Netze, 17 km von der Eisenbahnstation Schönlanke, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, eine Dampfmahl- und Dampfsägemühle, Bierbrauerei, Getreide-, Vieh- und Holzhandel und (1880) 4483 Einw. (2096 Evangelische, 1486 Katholiken und 896 Juden).

Czartoryiski (spr. tschartorühski), Herzöge von Kleman und Zukow, berühmte polnische, ursprünglich litauische Familie, angeblich aus dem Geschlecht der Jagellonen, von Korygiello, Fürsten von Czerniechow

und Siewierz, der 1390 in der Schlacht bei Wilna fiel, abstammend, trat bei Beginn des 17. Jahrh. von der griechischen zur römisch-katholischen Kirche über, legte sich darauf von dem Städtchen Czartoryisk in Wolhynien den Namen C. bei und ward in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben. Eine jüngere Linie, C.-**Korzec**, starb 1810 in der männlichen Linie mit dem Fürsten Joseph Klemens aus. Erwähnenswert sind:

1) **Michael Friedrich**, geb. 26. April 1696, Großkanzler von Litauen, hielt es als mütterlicher Oheim des Königs Stanislaus Poniatowski mit den Russen und trug nicht wenig zur ersten Teilung Polens bei, schenkte aber allen seinen Unterthanen die Freiheit. Er starb 13. Aug. 1775.

2) **Adam Kasimir**, Neffe des vorigen, Sohn des Fürsten August Alexander, geb. 1. Dez. 1734, ward nach Augusts III. Tod als Kandidat für den polnischen Thron aufgestellt, mußte aber Stanislaus Poniatowski weichen. Er trat nach der ersten Teilung Polens wegen seiner in Galizien gelegenen Besitzungen in österreichische Dienste. Kaiser Joseph ernannte ihn zum Feldmarschall und verlieh ihm das Prädikat Durchlaucht sowie das ungarische Indigenat. An dem Reichstag von 1788 bis 1791 und an den Bestrebungen des polnischen Adels, dem Vaterland die Unabhängigkeit wiederzuerringen, nahm er eifrigen Anteil, suchte aber vergeblich den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der Krone Polens und den österreichischen Kaiser zur Vermittelung den eigennützigen Absichten Rußlands gegenüber zu bewegen. Zum Senator Palatinus ernannt, zog er sich auf seine Güter zurück und starb 22. März 1823 zu Sieniawa in Galizien. Seine Gemahlin **Isabella Fortunata**, geborne **Gräfin von Flemming**, geb. 1743 zu Warschau, gleich berühmt durch Schönheit und Geist wie durch ihren Patriotismus, lebte nach dem Tod ihres Gemahls auf ihrer reizenden Besitzung Pulawy, wo sie nicht nur prächtige Gärten, sondern auch Volksschulen, Fabriken und in dem sogen. Tempel der Sibylle eine berühmte Sammlung polnischer Altertümer anlegte. Während des Aufstandes von 1830 war ihr Schloß ein Hospital für die verwundeten und ein Zufluchtsort für die flüchtenden Patrioten. Nach dem unglücklichen Ausgang der Revolution zog sie sich nach Wysock in Galizien zurück, wo sie 17. Juni 1835 starb. Ihre Tochter **Maria Anna**, geb. 15. März 1768, vermählte sich 1784 mit dem Herzog Ludwig von Württemberg, von dem sie aber 1792 geschieden wurde, und hat sich durch den polnischen Roman »Malvina« (Warschau 1818) einen Namen gemacht. Sie starb 21. Okt. 1854 in Paris.

3) **Adam Georg**, Fürst, ältester Sohn des vorigen, geb. 14. Jan. 1770, vollendete seine Bildung auf der Universität Edinburg und zu London und nahm am Freiheitskampf Kosciuszkos rühmlichen Anteil. Nach der dritten Teilung Polens 1795 nebst seinem Bruder Konstantin als Geisel nach Petersburg geschickt, trat er hier mit dem jungen Großfürsten Alexander in freundschaftliche Beziehungen. Nach seiner Thronbesteigung ernannte ihn Alexander zum Gehilfen des Ministers des Auswärtigen und zum Kurator sämtlicher Unterrichtsanstalten in Litauen und Weißrußland. C. gehörte zu dem sogen. Triumvirat, das Alexanders persönlichen Rat bildete. Er hoffte durch Alexander die Wiederherstellung eines unabhängigen Polen unter einem russischen Großfürsten zu erreichen. Um durch Schwächung der Teilungsmächte seine polnischen Pläne zu fördern, betrieb er 1805 die Kriegserklärung an Napoleon und begleitete Alexander in den Krieg, nahm aber nach demselben seine Entlassung, ohne jedoch sein Vertrauen zu verlieren. Wiewohl er 1812 im russischen Reichsrat zu gunsten seiner unglücklichen Nation sprach und sein Vater sich offen Napoleon I. anschloß, blieb C. doch an Alexanders Seite und erhielt 1815 die Würde eines Senator Palatinus des Königreichs. Auf dem Wiener Kongreß übte er wesentlichen Einfluß auf die Abfassung der vom Kaiser Alexander den Polen gegebenen Verfassungsurkunde aus. 1817 vermählte er sich mit der Prinzessin Anna Sapieha. Mit Freimütigkeit sprach er auf dem ersten Reichstag als Mitglied der Senatorenkammer von den Vorteilen konstitutioneller Verfassungen und suchte auch als Kurator der Universität Wilna die Nationalität Polens zu heben, ward aber 1823 von dem ihm mißtrauenden Großfürsten Konstantin seiner Stelle enthoben und lebte von nun an auf seinem Stammsitz Pulawy nur der Kunst und den Wissenschaften. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 trat er auf Lubeckis Einladung dem von diesem gebildeten Administrationsrat in Warschau bei, ward zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt und berief den Reichstag auf den 18. Dez. 1830. Am 30. Jan. 1831 mit dem Vorsitz in der Nationalregierung betraut, brachte er über die Hälfte seines Vermögens dem Vaterland zum Opfer dar, legte aber nach den Greuelthaten des 15. und 16. Aug. 1831 sein Amt nieder, verließ, als sich Krukowiecki an die Spitze der Regierung gedrängt hatte, Warschau und diente als gemeiner Soldat in dem Korps des Generals Ramorino, bis dieser zu Anfang September 1831 auf österreichisches Gebiet übertrat, worauf auch C. Polen verließ. Von der Amnestie von 1831 ausgeschlossen, lebte er fortan in Paris und galt als das Haupt der aristokratischen (weißen) Partei der polnischen Emigranten, die in ihm den künftigen konstitutionellen König Polens sah und ihn 1838 förmlich dazu wählte. Seine Güter in Polen wurden konfisziert. Die von der österreichischen Regierung über seine Besitzungen in Galizien infolge des polnischen Aufstandes von 1846 verhängte Sequestration ward 1848 wieder aufgehoben. Im April 1848 erließ er den Bauern auf seiner Herrschaft Sieniawa in Galizien die Frondienste und gab ihnen ihre Besitzungen zu eigen. Mit Rußland söhnte er sich auch unter Alexander II. nicht aus und nahm die ihm 1856 angebotene Amnestie nicht an. Er starb 15. Juli 1861 auf dem Schloß Montfermeil bei Paris. Er hinterließ eine Tochter, **Isabella**, vermählt mit dem Grafen Johann Dzialynski in Posen, und zwei Söhne, **Witold C.**, geb. 6. Juni 1824, der 1845 in spanische Dienste trat, sich später mit der Gräfin Marie Grocholska vermählte und 1865 starb, und **Ladislas C.**, geb. 3. Juli 1828, der seit des Vaters Tode der Führer der aristokratischen Partei der polnischen Emigration ist. Derselbe vermählte sich 1855 mit einer (1864 verstorbenen) Tochter der Königin Christine von Spanien. 1872 vermählte er sich mit der Prinzessin Margarete von Orléans, Tochter des Herzogs von Nemours.

4) **Konstantin**, Bruder des vorigen, geb. 28. Okt. 1773 zu Pulawy, ging nach der zweiten Teilung Polens mit seinem ältern Bruder, Adam, auf Wunsch der Kaiserin Katharina 1795 nach Petersburg und trat hier als Offizier in die Garde ein. Dem Großfürsten Konstantin als Generaladjutant zugeteilt, verblieb C. bis 1799 in Petersburg, kehrte nach Pulawy zurück und ging 1801, nach dem Tode des Kaisers Paul, nach Moskau zur Krönung des Kaisers Alex-

ander. 1803 vermählte er sich mit einer Prinzessin Radziwill, trat 1809, zur Zeit des Großherzogtums Warschau, unter Fürst Joseph Poniatowski in die polnische Armee ein und errichtete ein Regiment auf eigne Kosten. Nach dem Tod seiner ersten Gemahlin (1808) vermählte sich C. (1810) mit Maria, Gräfin Dzierzanowska, ging 1811 nach Paris, machte unter Napoleon 1812 den russischen Feldzug mit, beteiligte sich an den Kämpfen bei Smolensk und an der Moskwa (bei letzterer Affaire wurde ihm das Pferd unter dem Leib durch eine Kanonenkugel getötet) und wurde aus diesem Anlaß durch das Offizierkreuz der Ehrenlegion aus der Hand Napoleons ausgezeichnet. Wegen Kränklichkeit verließ er 1813 den Dienst und ging auf Reisen. 1816 begab er sich auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Alexander nach Petersburg und ward zum kaiserlichen Generaladjutanten ernannt, zog sich wegen anhaltender Kränklichkeit jedoch schon 1818 ins Privatleben zurück. Nachdem er abwechselnd einige Jahre in Polen, Frankreich, Italien und in der Schweiz zugebracht, ließ er sich 1828 in Wien bleibend nieder. 1832 kaufte er von dem englischen Botschafter Lord Cowley die Villa van der Nüll in Weinhaus (bei Wien), die er mit einer kostbaren Gemäldesammlung, besonders aus den altitalienischen Schulen, ausstattete und als echter Kunstmäcen zum Sammelpunkt der Elite der Wiener Künstlerwelt gestaltete. C. starb 23. April 1860 in Wien.

5) Georg, jüngster Sohn des vorigen, geb. 24. April 1828, widmete anfangs seine ganze Thätigkeit der Kritik auf dem Gebiet der schönen Künste und zwar vorzugsweise der Musik und der dramatischen Kunst. Von 1855 bis 1865 redigierte er im Verein mit seinem Bruder Konstantin die »Rezensionen und Mitteilungen über Theater und Musik«, ein Fachblatt, das sich namentlich auch in Deutschland eines guten Rufs erfreute. Nach dem Tod seines Vaters übernahm er die ihm zufallenden bedeutenden Güter in Galizien, und diese gaben seiner Thätigkeit eine andre Richtung. Durch Einführung einer rationellern, auf die Fortschritte der Neuzeit basierten Bewirtschaftung, durch Errichtung von Fabriken und Volksschulen trug er zur Hebung der Bodenkultur und zur Verbesserung der Lage der Landbevölkerung in seinem Bezirk wesentlich bei. 1861 vermählte er sich mit der Tochter des Wiener Arztes Johann Czermak. 1867 von der Stadt Jaroslau zum Abgeordneten in den galizischen Landtag gewählt, gewann er auch bald auf politischem Gebiet bedeutenden Einfluß und gilt heute als anerkannter Führer der föderalistischen Partei in Galizien. 1873 wurde er auch in den Reichsrat gewählt.

Czaslau (Caslav), Stadt, s. Tschaslau.

Czech (spr. tsch-), 1) Franz Hermann, Priester des Piaristenordens, geb. 20. Sept. 1788 zu Münchengrätz in Böhmen, trat 1808 zu Leipnik in Mähren in den genannten Orden, wurde dann Lehrer am Gymnasium zu Nikolsburg und studierte zu Kremsier Philosophie, dann Theologie. Zum Priester geweiht, wirkte er an der k. k. Theresianischen Ritterakademie zu Wien bis 1816 als Präfekt der Zöglinge der Humanitätsklassen, dann bis 1819 als Präfekt der Philosophen und Professor der Philosophie, wurde 1818 Religionslehrer am k. k. Wiener Taubstummeninstitut und bestrebte sich als solcher, die deutsche Artikulations- oder Lautmethode S. Heinickes mit der französischen des Abbé de l'Epée (Zeichensprache) zu verschmelzen und den Unterricht der Taubstummen nach Grasers (s. d.) Vorschlag in die allgemeine Volksschule einzuführen. Beide Bestrebungen mußten in der Hauptsache mißlingen; doch bleibt Czechs Verdienst, für das Taubstummenwesen vielfach angeregt zu haben, davon unberührt. Im J. 1839 zum Professor der Theologie an der k. k. Akademie der bildenden Künste ernannt, mußte er schon im folgenden Jahr wegen Krankheit sein Amt aufgeben, lebte eine Zeitlang in Wien, begründete dann, 1845 ins Piaristenkollegium zu Nikolsburg zurückgekehrt, die israelitische Taubstummenschule daselbst; starb 28. Juli 1847. Einige von ihm herausgegebene Lehrbücher, so die »Denk- und Sprachlehre« (Wien 1836), waren zu ihrer Zeit angesehen und verbreitet. — 2) Swatopluk, Dichter, s. Čech.

Czechen, s. Tschechen.

Czegléd (spr. tze-), Stadt im ungar. Komitat Pest, an der Budapest-Szegediner Linie der Österreich.-Ungarischen Bahn gelegen, mit Bezirksgericht, großer Dampfmühle und (1881) 24,872 Einw. (meist Calvinisten), Ackerbau, Viehzucht und Weinbau. Hier fand 25. Jan. 1849 ein Treffen gegen die Ungarn statt.

Czekanowski (spr. tsche-), Alexander, Erforscher Sibiriens, geb. 1832 im Gouvernement Wolhynien, besuchte das Gymnasium und die Universität zu Kiew, studierte 1855—57 in Dorpat zuerst Medizin, dann Mineralogie und wurde 1863 in den polnischen Aufstand verwickelt und nach Sibirien verbannt. In Padun interniert, versorgte er die akademischen Museen mit zoologischen und botanischen Sammlungen und erhielt 1868 die Erlaubnis, nach Irkutsk überzusiedeln. Im Auftrag der dortigen sibirischen Abteilung der kaiserlichen Geographischen Gesellschaft stellte er bis 1872 geologische Untersuchungen im Gouvernement Irkutsk an und unternahm 1873 eine Expedition an die untere Tunguska und den Olenek, 1875 zur Olenekmündung und Lena. In demselben Jahr begnadigt, kehrte C. 1876 nach Petersburg zurück und bereitete sich sogleich zu einer neuen Reise nach der Chatanga und Anabara vor, nahm sich aber schon 30. Okt. 1876 in einem Anfall von Schwermut das Leben. Seine sehr bedeutenden Leistungen sind zum Teil im 11. Bande der »Sapiski« der sibirischen Abteilung (1874) sowie in Petermanns »Mitteilungen« (1874 ff.) niedergelegt.

Czelakowski, s. Celakovsky.

Czempin (Tschempin), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Kosten, an der Breslau-Posener Eisenbahn, mit evangelischer und kath. Kirche und (1880) 2156 Einw.

Czenstochowa (Tschenstochow), Kreishauptstadt im polnisch-russ. Gouvernement Piotrkow, links an der Warthe (Warta) und an der Warschau-Wiener Eisenbahn, besteht aus zwei früher gesonderten Teilen, der Alt- und Neustadt, die jetzt durch eine schöne Straße miteinander verbunden sind. Alt-C., von der Warthe bespült, hat 2 Kirchen und 12 sehr besuchte Kram- und Viehmärkte mit besonders starkem Absatz an Tuch, Hüten, Leinwand und leinenen Zeugen, die bis Warschau, Petersburg, Moskau und Nishnij Nowgorod verführt werden. Neu-C. (Czenstochowka) liegt am Fuß des Klarenbergs und hat 3 Kirchen. Die Bevölkerung von C. (1879: 15,522 Seelen) nährt sich teilweise durch die Verfertigung von Heiligenbildern, Amuletten, Rosenkränzen, Glaskorallen, Skapulieren rc. Auf der entgegengesetzten Seite des Klarenbergs liegt die Vorstadt Sta. Barbara; auf der Höhe des Bergs selbst aber befindet sich ein Kloster vom Orden des heil. Paul des Eremiten mit einem wunderthätigen Marienbild (einem schwarzbraunen, sehr unscheinbaren Bild byzantinischen Ursprungs), welches der berühmteste Wallfahrtsort für die Katholiken Ruß-

lands ist und selbst von Schlesien, Posen und Westpreußen sowie von Galizien her besucht wird. Die Zahl der Wallfahrer beträgt im Jahresdurchschnitt 50—60,000. Das Kloster ist überreich an Schätzen, war in früherer Zeit stark befestigt und stand bis 1765 unter dem militärischen Kommando eines Ordensgeistlichen. 1770 wurde fast die ganze Altstadt von C. durch eine Feuersbrunst zerstört. Das Kloster, schlechthin das »Eremitenkloster« genannt, wurde schon vom König Wladislaw Jagello gestiftet, der auch das heilige Marienbild aus Belcz in Galizien nach C. schaffte, und war ehedem so reich, daß ihm der 15. Teil sämtlicher Güter in Polen gehörte oder verpfändet war. 1430 überfielen und plünderten es die Hussiten; 1500 wurde der Anfang mit der Befestigung desselben gemacht; 1655, 1657, wo König Johann Kasimir sich hinter seine Mauern flüchtete, und 1704 wurde es von den Schweden hartnäckig, aber erfolglos belagert; 1772 erlag es dagegen den Russen und 1793 den Preußen. Auch 1809 wurde das Kloster arg mitgenommen, und vier Jahre später wurden seine Wälle geschleift.

Czeremosz (spr. tscheremosch), rechtsseitiger Nebenfluß des Pruth, entspringt auf dem karpathischen Waldgebirge, bildet, in nordöstlicher Richtung fließend, die Grenze zwischen Galizien und der Bukowina und mündet unterhalb Waskautz, nordwestlich von Czernowitz.

Czermak (spr. tscher-), 1) Johann Nepomuk, Mediziner, geb. 17. Juni 1828 zu Prag, studierte in Wien, Breslau und Würzburg, ward in Prag Assistent am physiologischen Institut, habilitierte sich daselbst für Physiologie und mikroskopische Anatomie, wurde 1855 Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Graz, 1856 Professor der Physiologie in Krakau, 1858 in Pest, bis er 1860 sein Lehramt niederlegte und nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er ein physiologisches Privatlaboratorium errichtete. Im J. 1865 wurde er als Professor der Physiologie nach Jena berufen, von wo er 1869 nach Leipzig übersiedelte. C. erbaute hier auf seine eignen Kosten ein physiologisches Laboratorium mit einem Hörsaal (sogen. Spektatorium), welche durch ihre äußerst zweckmäßigen Einrichtungen sehenswert sind. Er starb 16. Sept. 1873 in Leipzig. Sein Hauptverdienst besteht in der Einführung und Anwendung des Kehlkopfspiegels zu diagnostischen und physiologischen Zwecken. Er schrieb: »Der Kehlkopfspiegel und seine Verwertung für Physiologie und Medizin« (Leipz. 1860, 2. Aufl. 1863; vielfach übersetzt) und veröffentlichte außerdem eine Anzahl populärwissenschaftlicher Vorträge (gesammelt Wien 1869). Seine »Gesammelten Schriften« (Leipz. 1879, 2 Bde.) enthalten eine biographische Skizze von A. Springer.

2) Jaroslaw, böhm. Maler, Bruder des vorigen, geb. 1. Aug. 1831 zu Prag, studierte auf der dortigen Akademie, in Antwerpen und dann in Brüssel unter Gallait, der entscheidenden Einfluß auf ihn gewann. Seine ersten Werke behandelten zumeist Motive aus der böhmischen Geschichte, namentlich der Hussitenzeit, dann aber wandte er sich dem Genre zu. 1850 entstanden die normännischen Fischer im Kahn, die Bibel lesend. Sein Hofpoet Rudolfs II., auf der Brücke von Prag bettelnd (1854 im Österreichischen Kunstverein), erwarb ihm zuerst einen bedeutendern Ruf. Eine Reise, die er 1858 durch Mähren, Ungarn, Kroatien, Bosnien, Dalmatien und Montenegro unternahm, und die ihm ein reiches Studienmaterial lieferte, erschloß ihm ein neues Gebiet. So entstanden seine Montenegrinerin mit dem schlafenden Kind (1861); seine Istrianerin, ein nacktes Kind liebkosend; seine Montenegrinerin, mit dem Gewehr ihren verwundeten Mann bewachend; die Slowakin, ihr Kind ankleidend, dessen Gesicht in einem Spiegel erscheint (1863); der Raub einer Herzegowinerin durch Türken (1867); der Transport eines verwundeten montenegrinischen Führers und die Rückkehr der Montenegriner in ihr verwüstetes Dorf (1877), in welchem die Verzweiflung der Heimgekehrten über die Greuel der Türken in ergreifender Weise geschildert ist. Vgl. Mitschke, Jar. C. und sein Gemälde: die Hussiten vor Naumburg (Naumb. 1883). C. starb 23. April 1878 in Paris.

Czernagorischen Unabhängigkeit, Orden der, s. Danilo-Orden.

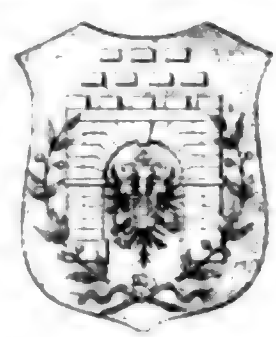
Czerna Hora (spr. tscher-), 1) Berggipfel der östlichen Beskiden, bei Svidnik (663 m). — 2) Berggipfel des karpathischen Waldgebirges, an der Quelle des Pruth (2051 m).

Czernebog, s. Tschernebog.

Czerninsche Gemäldegalerie (spr. tsch-), im Palais des Grafen Czernin zu Wien, enthält etwa 300 Gemälde meist niederländischer Meister (Rubens, van Dyck, Ruisdael, Potter, Rembrandt, van Huysum und van der Meer).

Czernoseker (spr. tscher-), s. Böhmische Weine.

Czernowitz (spr. tscher-, rumän. Czernăuz), Hauptstadt des österreich. Herzogtums Bukowina, malerisch am Pruth, unweit der rumänischen und russischen Grenze in 220 m Meereshöhe gelegen, Station der Eisenbahn von Lemberg nach Jassy, ist eine reinliche, freundliche Stadt, hat zwei Plätze (Austriaplatz mit dem Austriadenkmal und Franz-Josephs-Platz mit Parkanlagen), an hervorragenden Gebäuden eine neue griechische Domkirche, eine armenische Kirche in gotischem Stil, eine Synagoge, ein Regierungsgebäude u. a. und zählt mit ihren vier Vorstädten (1880) 45,600 (1869: 33,884) Einw., nach Nationalität und Konfession sehr gemischt (Deutsche, Ruthenen, Polen, Rumänen, Armenier; Katholiken des römischen, griechischen und armenischen Ritus, Griechisch-Orientalische, Lutheraner, 14,449 Israeliten). Die Industrie umfaßt an Fabriken eine Bierbrauerei, zwei Dampfmühlen, eine Sägemühle, Ölfabrik, Maschinenfabrik etc.; der Handel, besonders nach Rußland und Rumänien, ist lebhaft. An Bildungsinstituten besitzt C. vor allen die am Tag der Feier der 100jährigen Vereinigung der Bukowina mit Österreich (4. Okt. 1875) unter dem Namen »Franz-Josephs-Universität« eröffnete Hochschule. Dieselbe hat eine theologische (griechisch-orientalische), rechts- und staatswissenschaftliche und philosophische Fakultät, besitzt eine Bibliothek (50,000 Bände), einen botanischen Garten, ein chemisches Laboratorium nebst naturhistorischen Museen und zählte 1883/84: 36 Dozenten und 223 Studierende. Außerdem sind hier vorhanden: ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Staatsgewerbeschule, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt und eine landwirtschaftliche Lehranstalt, dann ein Landesmuseum und ein Theater. C. ist der Sitz der Landesregierung der Bukowina, eines Landesgerichts, einer Finanzdirektion, eines Brigadekommandos, einer Postdirektion, einer Handels- und Gewerbe-



Wappen von Czernowitz.

kammer, eines griechisch-orientalischen Erzbistums, der Güterdirektion des reichen griechisch-orientalischen Religionsfonds und hat an sonstigen öffentlichen Instituten eine Bodenkreditanstalt, Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, eine Sparkasse, ein Strafhaus, eine Landesgebäranstalt und 2 Spitäler. In der Nähe der 575 m hohe Berg Cecina, merkwürdig wegen der Altertümer, die hier im Mauerschutt gefunden wurden (Reifkrone, Schwert ꝛc.).

Czerny (spr. tschern-), 1) **Georg Petrowitsch**, genannt **Karadjordje** (»schwarzer Georg«), Anführer der Serben im Kampfe für ihre Freiheit, geb. 21. Dez. 1766 zu Wischewac bei Kragujewatz von armen Eltern, zog mit diesen in früher Jugend höher ins Gebirge nach Topola, nahm gleich an der ersten Erhebung des serbischen Volkes gegen die türkische Herrschaft (1787) teil, mußte aber fliehen, erschoß, ehe er über die Save ging, seinen Vater, der ihm zu folgen sich weigerte, den er aber nicht in die Hände der Türken fallen lassen wollte, und trat in das serbische Freikorps, das mit den Österreichern gegen die Türken kämpfte. Nach dem Frieden von Sistowa (1791) wandte er sich wieder nach Österreich und wurde Waldhüter in einem Kloster. Später kehrte er nach Topola zurück und ward Viehhändler. Als aber die Janitscharen in Belgrad den milden Pascha Hadschi Mustafa 1801 ermordeten, das Volk hart bedrückten und alle angesehenen Männer ermordeten, stellte sich C. 12. Febr. 1804 in Sibnitza an die Spitze der Erhebung gegen die Türken. Eine Versammlung in Semendria ernannte C. zum Kommandanten der serbischen Streitmacht. 1804 und 1805 säuberte er das ganze Land von den Türken, denen nur Belgrad verblieb. Da aber C. mit den serbischen Aristokraten zerfiel, die, durch ihn ihre Macht gefährdet glaubend, unter russischem Einfluß der Volksversammlung (Skuptschina), mit der C. zu regieren gedachte, 1805 einen Senat von zwölf Mitgliedern entgegenstellten, so drangen Ende 1806 die Türken von neuem ins Land ein und schlugen das von den Aristokraten gegen sie geführte Heer. C. wurde durch seinen Sieg am Mischarsko-Polje und die Eroberung Belgrads zum zweitenmal der Befreier seines Vaterlandes. Da aber die russische Regierung, unter deren Protektorat die Aristokraten durch Beschluß vom 23. Mai 1807 Serbien stellten, gegenüber der Pforte nicht entschieden vorging, so führte C. auf eigne Faust den Krieg fort, mußte jedoch 1810 selbst bei den Russen Hilfe suchen und wurde von diesen als »Oberfeldherr von Serbien« anerkannt und unterstützt, worauf er zum drittenmal das Land von den Türken befreite. Auf dieses Verdienst gestützt, ließ er sich 1811 auf einer Volksversammlung von neuem zum alleinigen Kriegsherrn ernennen, während der Senat die Leitung der Zivilangelegenheiten erhielt. Er lebte nun auf seinem Bauerngut zu Topola zwei Jahre lang als anerkannter Gebieter Serbiens, während die Pforte im Bukarester Frieden Serbien eine gewisse Unabhängigkeit zugestand. Als aber im Kampf gegen Frankreich 1813 der Zar Serbien der Pforte preisgab, schwächte C. durch Teilung seine Streitmacht und konnte das Vordringen der Türken nicht hindern. C. trat daher im Oktober 1813 nach Österreich über und wurde dann zu Chotin in Bessarabien interniert. Erst 1817 kehrte er mit neuen Befreiungsplänen nach Serbien zurück, wurde aber auf des Fürsten Milosch, seines Rivalen, Veranstaltung in Abzagna bei Semendria ermordet. C. war von riesiger Gestalt, ausdrucksvollen Gesichtszügen, tapfer und kühn, aber schrecklich in seinem Jähzorn; seinen Bruder ließ er eines Vergehens wegen aufknüpfen. Über seinen Sohn Alexander Karageorgiewitsch, gest. 3. Mai 1885, s. Alexander 23).

2) **Karl**, Klavierspieler und Komponist, geb. 21. Febr. 1791 zu Wien, wo sein Vater, Wenzel C., ein geborner Böhme, Klavierlehrer war, machte seine Studien erst unter Beethovens, dann unter Clementis Leitung und wußte den Unterricht dieser beiden Meister so gut zu benutzen, daß er bald selbst zu den angesehensten Künstlern Wiens zählen konnte und später neben Hummel als das Haupt der von Mozart begründeten Wiener Klavierschule allgemein anerkannt wurde. Namentlich von 1818 an entfaltete er eine höchst erfolgreiche Lehrthätigkeit, der unter andern Liszt, Thalberg, Döhler und Kullak ihre Ausbildung verdanken, zugleich aber eine erstaunliche Fruchtbarkeit als Komponist. Seine Arbeiten auf diesem Gebiet, ungefähr 900 Werke, meist für Klavier (die ungedruckt gebliebenen sowie die zahlreichen Arrangements nicht mitgerechnet), zeichnen sich zwar nicht durch Tiefe und Originalität aus, bekunden jedoch durchweg den form- und stilgewandten Musiker sowie den einsichtigen Kenner des Klaviers und der auf demselben zu erzielenden Wirkungen. Von bleibendem Wert sind jedenfalls seine Etüdenwerke: die Schule der Geläufigkeit, der Fingerfertigkeit, des Virtuosen ꝛc. C. starb 15. Juli 1857. Da er sparsam gelebt hatte und unverheiratet geblieben war, hinterließ er ein ansehnliches Vermögen, das er testamentarisch zu Zwecken der edelsten Art bestimmte, nachdem er schon während seines Lebens große Summen zur Unterstützung von Künstlern ꝛc. verwendet hatte.

Czerski (spr. tsch-), **Johann**, Mitstifter der deutschkatholischen Kirchengemeinschaft, geb. 1813 zu Werlubie in Westpreußen, ward 1842 zum Priester geweiht. Zuerst Vikar an der Domkirche in Posen, wurde er im März 1844 in gleicher Eigenschaft nach Schneidemühl i. Schl. versetzt. Hier trat C. 22. Aug. 1844 mit einem Teil seiner Gemeinde aus der römischen Kirche aus und gründete eine »christlich-apostolisch-katholische Gemeinde«. Schon auf dem ersten deutschkatholischen Konzil zu Leipzig im März 1845 nahm C. einen konservativen Standpunkt ein, indem er an der Gottheit Christi festhielt. Später bereiste C. alljährlich einen großen Teil Deutschlands, um in freireligiösen Vereinen Vorträge zu halten. Vgl. seine Schriften: »Rechtfertigung meines Abfalles von der römischen Hofkirche« (Bromb. 1845) und »Joh. Czerskis Leben und Wirken« (das. 1845). S. Deutschkatholiken.

Czetz (spr. zetz), **Johann**, bekannt durch seine Teilnahme an der ungarischen Insurrektion, geb. 1822 zu Gidofalva im Szeklerland, trat 1842 als Leutnant in ein österreichisches Infanterieregiment, kam 1846 zum österreichischen Generalstab, im Juni 1848 in das ungarische Kriegsministerium und dann als Militärreferent zum Landesverteidigungsausschuß, wo er mit den Führern der Insurrektion bekannt wurde. Kossuth ernannte ihn zum Chef des Generalstabs in Siebenbürgen und übergab ihm an Stelle Baldaccis das Kommando der dortigen Armeetrümmer. Bald hatte C. die Armee reorganisiert und rechtfertigte das Vertrauen, das ihm der Obergeneral Bem schenkte. Er wurde im Mai 1849 zum General und Kommandierenden in Siebenbürgen befördert; doch konnte er wegen einer Verletzung am Fuß nicht persönlich an den Operationen gegen die vordringenden Russen teilnehmen. Nach der Katastrophe von Világos ging er nach Ungarn, wo er den Winter hindurch bei Freunden verborgen blieb, bis er im Frühjahr 1850 seine Flucht über Hamburg nach England

ausführen konnte. Hier gab C. seine »Memoiren über Bems Feldzug in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849« (Hamb. 1850) heraus.

Czoernig (spr. tschör-), Karl von, Freiherr von Czernhausen, Staatsmann und Statistiker, geb. 5. Mai 1804 zu Tschernhausen in Böhmen, studierte zu Prag und Wien und kam, 1828 im Staatsdienst angestellt, nach Triest und Mailand, wo er 1834 zum Präsidialsekretär ernannt wurde. Im J. 1841 als Direktor der administrativen Statistik nach Wien berufen, organisierte er hier die Statistische Anstalt und gab die regelmäßig erscheinenden »Tafeln der Statistik der österreichischen Monarchie« (Wien 1841 ff.) heraus. Er ward 1846 zum Hofrat bei dem Generalrechnungsdirektorium ernannt und unter Beibehaltung des Statistischen Büreaus in das Handelsministerium berufen. An der Neugestaltung Österreichs nahm C. thätigen Anteil durch die ihm übertragene Organisierung mehrerer Zentralstellen, wie der Zentralseebehörde zu Triest (1850—52), der Zentralkommission für Erhaltung der Baudenkmäler (1853—63), welche durch ihre Leistungen sich allgemeine Anerkennung erwarb, endlich der statistischen Zentralkommission (1863—65). Im J. 1850 ward er Sektionschef im Handelsministerium und erhielt die Oberleitung der öffentlichen Bauten (1852), dann des Staatseisenbahnwesens (1853—59), in welcher Stellung er unter anderm das Eisenbahnkonzessionsgesetz bearbeitete. Im J. 1852 wurde er in den Freiherrenstand erhoben und 1859 zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt. 1866 trat C. in Ruhestand und lebt seitdem in Görz. Seine umfassendste Arbeit ist die große ethnographische Karte der österreichischen Monarchie, aus 9 Blättern bestehend und von 3 Bänden Text (Wien 1855—57) begleitet. Von seinen Schriften verdienen hervorgehoben zu werden: »Österreichs Neugestaltung von 1848 bis 1858« (Wien 1859, 2 Bde.); »Das österreichische Budget für 1862, verglichen mit jenen der vorzüglichern andern Staaten« (das. 1862, 2 Bde.); »Statistisches Handbuch für die österreichische Monarchie« (4. Aufl., das. 1861); »Darstellung der Einrichtungen über Budget, Staatsrechnung und Kontrolle in Österreich, Preußen, Sachsen, Bayern 2c.« (das. 1866); »Das Land Görz und Gradiska« (das. 1873); »Görz, Österreichs Nizza« (das. 1874); »Die alten Völker Oberitaliens« (das. 1885); »Die ethnologischen Verhältnisse des österreichischen Küstenlandes« (Triest 1885).

Czortkow (spr. tsch-), Stadt in Galizien, am Sereth, südöstlich von Lemberg und an der Eisenbahn Stanislau-Hussiatyn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit zwei Schlössern, einem Dominikanerkloster, Bierbrauerei, Öl- und Likörfabrikat on und (1880) 3524 Einw.

Czuczor (spr. zuhor), Georg, ungar. Dichter und Gelehrter, geb. 17. Dez. 1800 zu Andód im Komitat Neutra, trat 1824 in den Benediktinerorden, war 1825—35 Lehrer an den Gymnasien zu Raab und Komorn und lenkte als solcher durch seine Heldengedichte: »Die Augsburger Schlacht« (1824) und »Der Reichstag zu Arad« (Pest 1828) die Aufmerksamkeit auf sich. Später folgten: »Botond« (Pest 1831) und »Johann Hunyady« (2. Aufl., das. 1833). Im J. 1835 zum Sekretär der ungarischen Akademie erwählt, zog er nach Pest, wo 1836 seine »Poetischen Werke«, von Toldy gesammelt, erschienen. Der erotische Inhalt derselben wie überhaupt Czuczors freies Leben bewirkten seine Zurückberufung ins Kloster und ein Verbot seiner Schriften. Erst 1842 erlangte er die Lehr- und Schreibfreiheit wieder. Er veröffentlichte eine vortreffliche Übersetzung des Cornelius Nepos (2. Aufl., Pest 1843) und ein »Leben Washingtons« (das. 1845) und ward 1844 von der Akademie mit Ausarbeitung des großen akademischen Wörterbuchs betraut, eine Aufgabe, der er jedoch wegen mangelnder wissenschaftlich-linguistischer Schulung nicht gewachsen war, so daß die von ihm verfaßten Teile des groß angelegten Werkes mit ihrer phantastischen Etymologie durchaus unbrauchbar sind. Wegen eines im »Kossuth Hirlapja« abgedruckten Gedichts: »Riadó« (»Weckruf«), wurde C. im Januar 1849 von Windischgrätz zu sechsjährigem Festungsarrest in Eisen verurteilt, dann bei der Einnahme Ofens durch die Ungarn befreit und, nachdem er sich freiwillig wieder gestellt und einige Zeit auf der Festung Kufstein gesessen hatte, 1850 amnestiert. Er starb 9. Sept. 1866 in Pest, bis zu seinem Tod mit dem großen Wörterbuch der Akademie beschäftigt, das 1874 durch Fogarassy beendigt wurde. Außer den oben genannten Dichtungen hat C. Volkslieder, Balladen, Legenden und Elegien verfaßt. Seine gesammelten Gedichte erschienen in 3 Bänden (Pest 1858).

Czyhlarz (spr. tschilarsch), Karl, Ritter von, Rechtslehrer, geb. 17. Aug. 1833 zu Lobositz in Böhmen, studierte zu Prag Rechtswissenschaft und begab sich nach einer kurzen Praxis als Advokaturkonzipient nach Berlin, um sich für die Dozentur des römischen Rechts auszubilden, wurde sodann Studienpräfekt am Theresianum in Wien, 1863 außerordentlicher und 1869 ordentlicher Professor des römischen Rechts in Prag. Er schrieb: »Das römische Dotalrecht« (Gießen 1870); »Zur Lehre von der Resolutivbedingung« (Prag 1871); »Grundriß der Institutionen« (das. 1879); »Zur Geschichte des ehelichen Güterrechts im böhmisch-mährischen Landrecht« (Leipz. 1883). Dem böhmischen Landtag gehört C. als verfassungstreuer Abgeordneter seit 1866 an. Im J. 1879 wurde er in den erblichen Ritterstand erhoben.

D.

D (de), **d**, lat. **D**, **d**, der weiche oder tönende dentale Verschlußlaut. Er entsteht nach der gewöhnlichsten Aussprache dadurch, daß eine aus den Lungen emporgetriebene Luftsäule die Stimmbänder in schwingende Bewegung versetzt, aber im Mund einem durch Kontakt des vordern Teils der Zunge mit dem Gaumen bewirkten Verschluß begegnet, aus dem sie durch plötzliches Öffnen dieses Verschlusses hervorplatzt. Neben dem tönenden d gibt es jedoch auch ein tonloses, das z. B. in Mittel- und Süddeutschland und am Rhein herrscht und sich vom t nur durch die geringere Intensität der Artikulation unterscheidet. Daher kommt auch die häufige Verwechselung von d und t besonders in der mitteldeutschen Aussprache. Im Auslaut wird das deutsche d überall wie t gesprochen, z. B. in und (spr. unt). Ein andrer Unterschied gründet sich auf die Artikulationsstelle; der Physiolog Brücke unterscheidet hiernach vier Arten des d

(und der Zahnlaute überhaupt): das **alveolare**, das **cerebrale**, das **dorsale** und das **dentale d**. Das alveolare d, durch Anlegung der Zungenspitze an das hintere Zahnfleisch der obern Schneidezähne gebildet, scheint besonders in Norddeutschland, das dorsale d, mit dem Zungenrücken gebildet, mehr in Süddeutschland vorzukommen; das cerebrale d findet sich z. B. im Sanskrit, das einen besondern Buchstaben dafür hat, und im Englischen. Das deutsche d ist, geschichtlich betrachtet, in der Regel durch Lautverschiebung (s. d.) aus einem dentalen aspirierten oder Reibelaut entstanden, der z. B. im Englischen noch vorliegt (vgl. »drei« mit engl. three); der letztere Laut ist seinerseits durch Lautverschiebung aus t entstanden, das sich in den übrigen indogermanischen Sprachen findet. So lautet das erwähnte Zahlwort im Sanskrit tragas, lat. tres, griech. treis. Der Buchstabe D hieß phönikisch **Daleth**, daher griech. **Delta**.

Abkürzungen.

D oder **d**: Als römisches Zahlzeichen steht D (entstanden aus der Hälfte des Zeichens CIↃ = 1000) für 500 und D̄ für 5000. In römischen Inschriften ist D oder d = Decimus, Deo, die, divus ꝛc.; in juristischen Werken D = Digesta. Auf den neuen deutschen Reichsmünzen bedeutet D München, auf österreichischen Münzen Graz, auf preußischen von 1817 bis 1848 Düsseldorf, auf ältern französischen Lyon. In der internationalen Telegraphie heißt D »dringendes Telegramm«. In der Musik ist D = Discantus (lat.) oder Dessus (franz.), Diskant; d = destra (ital.), rechte Hand. Auf Rezepten steht D oder d für detur (lat.), es werde gegeben; in der Ophthalmologie für Dioptrie (s. d.). In Handelsbüchern ist D = Debet (s. d.). In England d = Penny (Mehrzahl Pence), wie es früher für lat. denarius und franz. denier stand, woraus unser Pfennigzeichen (₰) entstanden ist. Auf Korrekturbogen ist d. oder ₰ = deleatur (lat.), es werde getilgt.

D. A. = Divus Augustus.

d. a. = dicti anni (lat.), besagten Jahrs.

d. c. = da capo (s. d.).

D. C. = District of Columbia.

D. C. und *D. C. fil.* bei botan. Namen = De Candolle (s. d.).

D. C. L. in England = Doctor of Civil Law, Doktor des Zivilrechts.

D. D. in römischen Inschriften = Diis (den Göttern), oder = domus divina (Kaiserhaus); in England = Doctor of Divinity (lat. Doctor Divinitatis), Doktor der Theologie.

d. d. = de dato (lat.), von heute, oder dicto die, am genannten Tag; auch = dono dedit, er hat zum Geschenk gegeben, hat gestiftet.

d. d. d. = dat, donat, dedicat (s. d.).

D. G. = Dei gratia (lat.), durch Gottes Gnade, »von Gottes Gnaden«.

d. h. = de hodierno, vom heutigen (Tag).

d. m. = destra mano (ital.), rechte Hand, oder: mit der rechten Hand (zu spielen).

D. M. in England = Doctor of Music, Doktor der Musik.

D. M. (S.) = Diis Manibus (Sacrum), »den abgeschiedenen Seelen geweiht«, die übliche Einleitung auf römischen Grabsteinen und Weihinschriften (vgl. Manen).

D. Ö. A. V. = Deutsch-Österreichischer Alpenverein.

D. O. M. = Deo Optimo Maximo (lat.), »dem besten, höchsten Gott«, nämlich dem Jupiter (geweiht), römische Tempelinschrift.

D. R. P. = Deutsches Reichspatent.

d. s. in der Musik = dal segno (s. Segno).

D. Sc. in England = Doctor of Science (engl.), Doktor der Naturwissenschaften.

D. T. = Dakota Territory (s. Dakota).

D. u. j. = Doctor utriusque juris, Doktor beider Rechte.

D. V. = Deo volente (lat.), so Gott will.

D, in der Musik Name einer der sieben Stammtöne des Systems, nach moderner Oktaventeilung (von C ab) der des zweiten, nach älterer (von A) der des vierten. Über die Solmisationsnamen des D vgl. **Solmisation**. In Frankreich, Italien ꝛc. heißt d jetzt einfach re.

Daaden, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Altenkirchen, an der Eisenbahn Deutz-Gießen, mit Amtsgericht, evang. Kirche, Eisenerzgruben, Eisenhüttenwerk und (1880) 1675 Einw.

Daalder, bis 1816 niederländ. Silbermünze im Wert von 2,609 Mk.

Daawi (arab.), alles auf Gerichtspflege Bezügliche, so D.-Naziri, s. v. w. Justizminister, D.-Wekili, s. v. w. Advokat, d. h. ein in der juridischen Stilistik bewanderter Mann.

Daba, ein merkwürdiges Höhlensommerdorf in Tibet, wie sie dort und im Lößgebiet Chinas vielfach vorkommen, unter 79° 57′ östl. L. v. Gr., 31° 13′ nördl. Br., 4536 m ü. M. Die Thalwände, aus Löß und Gerölle bestehend, sind voll Aushöhlungen, außen geglättet und getüncht und einige als Scheuern, andre während des Sommers als Wohnungen benutzt; auch ein buddhistisches Kloster ist unterirdisch untergebracht. Als solche hat man aber meist steinerne Häuser mit flachen Dächern. Die Außenseite ist oft phantastisch bemalt, so daß das Ganze, aus der Ferne von oben gesehen, das Bild einer Stadt mit Türmen und Zinnen gibt. Das Klima ist kalt und scharf, die Schneegrenze liegt auf dieser Seite des Himalaja erst bei 6100 m Höhe. Im Hochsommer entwickelt sich in D. lebhafter Tauschhandel in Salz, Borax und Moschus gegen Reis, Thee ꝛc. Vgl. H. v. Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien, Bd. 3 (Jena 1872).

Dabbeh (Debbe), ansehnlicher Ort in Nubien, an der Strombiegung des Nils nach N., 30 km oberhalb Alt-Dongola, Hauptstation für die von Dongola nach Dar Fur und durch die Bajudawüste nach Kordofan gehenden Karawanen.

Daber, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Naugard, 14 km von der Eisenbahnstation Freienwalde in Pommern, hat eine gotische Kirche (17. Jahrh.), eine Schloßruine, Dextrinfabrik, Landwirtschaft und (1880) 2271 Einw.

Dabistan, berühmtes Werk eines mohammedanischen Gelehrten, Mohsan, mit dem Beinamen Fani (der Vergängliche), der aus Kaschmir gebürtig war und im 17. Jahrh. lebte. Es handelt von zwölf verschiedenen Religionen des Orients.

Dabrath, Levitenstadt des Stammes Isaschar, am Berg Tabor; jetzt Deburijeh.

Dabrowa (spr. dombrówa), Marktflecken in Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein großes Schloß, bedeutende Pferdemärkte und (1880) 3317 Einw.

Dabu, franz. Handelsposten an der Westküste von Afrika (Pfefferküste), an der gleichnamigen Bai, mit gutem Ankergrund, hoch gelegen und mit einem reichbewaldeten, dicht bevölkerten Hinterland, das viel Palmöl liefert.

Da capo (ital., abgekürzt d. c. oder D. C., »von Anfang«) deutet in der Notenschrift an, daß ein Tonstück nochmals von vorn gespielt werden soll und zwar bis zu der Stelle, welche der Komponist durch das Wort Fine (»Ende«) oder durch eine Fermate (𝄐) als eigentlichen Schluß kenntlich gemacht hat. Über das D. der großen Arie (Dakapoarie) s. Arie. Auch ist D. ein überall gebräuchlicher beifälliger Zuruf an Sänger u. dgl., das eben vorgetragene Stück zu wiederholen.

Dacca (Dhaka), Regierungsbezirk (Division) in der britisch-ostind. Präsidentschaft Bengalen, 38,839 qkm (706 QM.) groß mit (1881) 8,700,939 Einw., ein durchaus ebenes, von zahlreichen Flußläufen durchzogenes Gebiet, wird im SW. vom Brahma-

putra, von Goalundo ab vom Ganges, im O. von der Megna, im N. vom Distrikt Meimensingh begrenzt. Während der Regenzeit stark überflutet, so daß die Gegend auf weiten Strecken als meerartiger See erscheint, welchen die Dörfer und Städte, die teilweise auf künstlichen Erhöhungen angelegt sind, inselartig überragen, trägt der südliche Teil des Bezirks in der Fruktifikationszeit die ergiebigsten Ernten, ist Mißjahren und Trockenheit nicht ausgesetzt und deswegen die Kornkammer Bengalens. Der durchschnittliche Ertrag des Reises von 1/3 Hektar ist 13—26 Ztr. Öde Flächen finden sich nur im nördlichen Teil; hier allein ist der Boden gewellt und auf größern Strecken von dichtem, von Tigern und andern Raubtieren bevölkertem Niederwald bestanden. Hauptkultur ist Reis, in welchem sich in jeder größern Stadt ein sehr lebhafter Handel entwickelt, dann Jute und Baumwolle. In der Bevölkerung wiegt das Blut der vorarischen Bewohner vor; im S. sind die zahlreichen Tschandal von großem ethnographischen Interesse (vgl. E. Schlagintweit, Indien, Leipz. 1881). Der Religion nach sind 5,531,859 Mohammedaner, 3,122,624 Hindu und 15,408 Christen. Zu europäischer Berühmtheit ist D. durch seine feinen Musselingewebe gelangt; die geschicktesten Weber in Indien wohnen hier. Durch Zählen der Fäden und Wägen eines Stücks von gewisser Länge und Breite bestimmte man im D.-Musselin die Feinheit des Garns zu Nr. 380; es ist dies zwar bedeutend weniger als bei europäischen, mit Maschinen dargestellten Geweben, die in Schaustücken selbst Nr. 700 aufweisen (wobei jedoch ein für den Gebrauch haltbarer Stoff nicht mehr hergestellt wird); die D.-Garne sind dagegen bedeutend dauerhafter als die europäischen. Das Gewebe fühlt sich infolge der Nichtanwendung von Stärke und der ausschließlichen Anfertigung mit Handarbeit sehr zart an. Zu den feinsten, durchsichtigen Geweben wird nur Garn benutzt, welches einige Jahre alt ist. Am teuersten bezahlt sind Malmal Khas oder Königsmusselin (20 Mk. das Meter), Abrawan (»fließend Wasser«, mit 6 Mk.). Vgl. Watson, The textile manufactures of India (Lond. 1866). — Die Stadt D. mit (1881) 79,076 Einw., zu fast gleichen Teilen Hindu und Mohammedaner, zur Zeit der Selbständigkeit Bengalens zeitweise Regierungssitz, ist ein bedeutender Handelsplatz für Reis aus dem Delta, Indigo und Hölzer aus Tippera und Thee aus Assam und unter der englischen Verwaltung Sitz vieler Behörden und Schulen. Eine Besonderheit ist das hier angelegte Elefantendepot. Am 6. Aug. 1874 wurde der Grundstein zu einem großartigen Wasserwerk gelegt. Europäer haben Jutereinigungsmaschinen errichtet, und man hofft von dem seit 1874 sich mächtig regenden Sinn der Eingebornen für Anlage mechanischer Spinnereien und Webereien eine Wiederbelebung der stark zurückgegangenen Weberei, welcher bisher die englischen Kalikos erfolgreiche Konkurrenz machten. Bei der bequemen, durch Dampfer vermittelten Wasserverbindung mit dem Meer hat der Bezirk eine gute Zukunft; die Eisenbahn endet seit 1. Jan. 1871 an seiner Westgrenze, bei Goalundo am Ganges.

D'accord (franz., spr. dakohr), übereinstimmend.

Dach, derjenige Teil eines Gebäudes, welcher dessen Inneres von oben gegen Regen, Schnee und Sonne schützen soll. Zu diesem Zweck, namentlich zur Ableitung des Schnee- und Regenwassers, muß die Dachfläche stets eine mehr oder minder geneigte sein. Neigungsgrad und Form des Daches sind abhängig von den klimatischen Einflüssen, der Art der Deckung, dem ökonomischen Wert und den ästhetischen Anforderungen. In Bezug auf die Dachneigung unterscheidet man: das altdeutsche D., dessen Sparrenlänge meist der Tiefe des Gebäudes gleich ist, dessen Sparren also mit der Balkenlage gleichseitige Dreiecke bilden; das neudeutsche (Winkel-) D., dessen Sparren oben unter einem rechten Winkel zusammenstoßen, dessen Höhe also bei einer Neigung der Dachfläche von 45° der halben Gebäudetiefe gleich ist; das flache (griechische) D., dessen Höhe ein Viertel der Tiefe (Breite) mißt; das italienische D., dessen Höhe ein Drittel der Tiefe beträgt, und das Altandach, dessen geringe Neigung das Herumgehen auf demselben

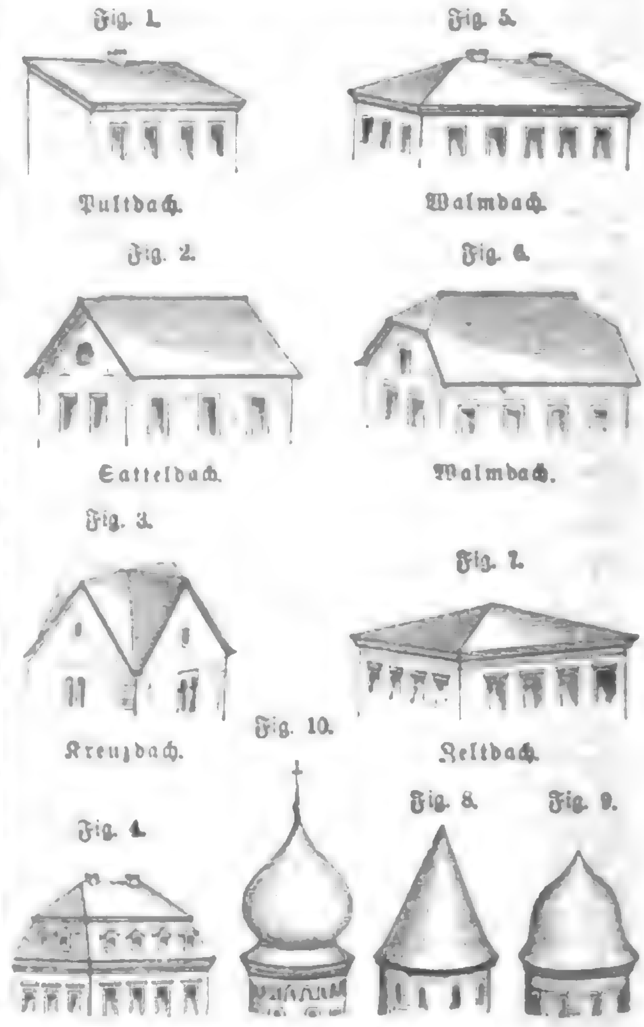


Fig. 1. Pultdach. Fig. 5. Walmdach. Fig. 2. Satteldach. Fig. 6. Walmdach. Fig. 3. Kreuzdach. Fig. 7. Zeltdach. Fig. 4. Mansardendach. Fig. 10. Zwiebelkuppel. Fig. 8. Kegeldach. Fig. 9. Kaiserdach.

gestattet. Unter einem Halb-, Drittel-, Viertel-, Zehnteldach versteht man allgemein ein solches, dessen Tiefe bez. das Zwei-, Drei-, Vier-, Zehnfache der Höhe 1 beträgt. Nach der Form des Daches unterscheidet man folgende Arten. Das **Pultdach**, auch **Taschen-** oder **Halbdach** (Fig. 1), besteht aus nur einer Dachfläche, erhebt sich schräg von der niedrigen Vorderwand zu der bis an den Giebel (First) des Daches reichenden Hinterwand und wird gewöhnlich bei Seitengebäuden, Schuppen und Ställen angewendet. Das Sattel- oder Giebeldach (Fig. 2) hat zwei meist von den Langseiten des Gebäudes aufsteigende, gegeneinander geneigte Dachflächen, welche oben in einer scharfen Kante, dem First, zusammenstoßen und zwischen den beiden senkrechten Giebelmauern liegen. Diese Dächer werden auch deutsche Dächer genannt, weil man sie am häufigsten in den ältern Städten Deutschlands findet. Durchschneiden sich zwei Satteldächer unter einem rechten Winkel, so entsteht das

Kreuzdach (Fig. 3). Das gebrochene, neufranzösische oder Mansardendach (Fig. 4), so genannt von seinem Erfinder François Mansard, besteht aus einem steilen untern und einem flachen obern Teil, kam zuerst in Paris in Aufnahme, wo man durch seine Anwendung eine den Etagenbau beschränkende Verordnung umgehen konnte und fand später auch in andern Ländern ziemlich allgemeine Verbreitung. Bei dem holländischen oder Walmdach liegen auf den beiden Giebelmauern, die entweder mit den Hauptmauern in gleicher Höhe abgeschnitten (Fig. 5), oder etwa zwei Drittel der Breite des Gebäudes über jene hinaufgeführt sind (Fig. 6), Dachflächen, welche dann Halbwalme, Krüppelwalme, Kühlenden oder welsche Hauben heißen. Diese Dächer findet man häufig auf frei stehenden Häusern. Das Zeltdach (französisch pavillon, Fig. 7), eine Untergattung des Walmdaches, bildet eine flache Pyramide auf einer regelmäßigen quadratischen Grundfläche. Auf Türmen gestaltet sich dasselbe zur aufstrebenden schlanken Pyramide. Das Kegeldach (Fig. 8) bildet die Überdeckung eines runden Gebäudes oder Gebäudeteils. Dächer mit gekrümmten Sparren sind: das Tonnen- oder Cylinderdach mit kreissegmentförmigen oder parabolischen Sparren und rechteckiger Grundfläche, das Kuppeldach, dessen Querdurchschnitte Halbkreise, Kreissegmente oder Parabeln und dessen Grundflächen Kreise oder regelmäßige Vielecke sind, und das geschweifte D. wie das Kaiserdach (Fig. 9) und die Zwiebelkuppel (Fig. 10), welches aus ein- und ausgeschweiften, in einer Spitze zusammenlaufenden Dachflächen besteht und sich namentlich an ältern Kirchtürmen findet. Die Dächer bestehen aus dem Dachstuhl (s. d.) und der Dachdeckung (s. d.).

Geschichtliches. Ursprünglich bestanden die Wohnungen der Menschen lediglich aus einem D., das auf dem Boden stand. Als sich dieselben in von Mauern umschlossene Bauwerke verwandelten, auf welchen das D. ruhte, nahm dasselbe verschiedene Formen an. Die Dächer der Morgenländer waren und blieben flach, waren mit Backsteinen gemauert, mit breiten Steinen oder mit einer Erdschicht, oft auch mit Marmor- oder Metallplatten belegt und mit einer gegen den Hof zu niedrigen, nach der Straße hin höhern Brustwehr versehen. Mitten darüber ging ein Kanal, aus dem das Regenwasser in den Hof herabfloß. Auf dem D. hielt man sich bei gutem Wetter auf, um freie Luft und Aussicht zu genießen; hier badete, speiste, schlief man in den Sommermonaten rc., weshalb auch Gärten, Fischbehälter, Bäder rc. sich daselbst befanden, was sich bis jetzt erhalten hat. Waren die Häuser von gleicher Höhe, so konnte man von D. zu D. gehen. Runde und gewölbte Dächer waren selten und galten für sehr prächtig. Die Dächer der Griechen hatten insgemein eine mehr oder minder flache Erhöhung und sprangen in den ältesten Zeiten weit über das Gebäude hervor, was aber wegen Verfinsterung der Straßen von Aristides, Themistokles und dem Areopag verboten wurde. In spätern Zeiten bildeten bei prächtigern Wohngebäuden die platten Dächer künstliche, mit Säulen ausgeschmückte Altane, an welchen große, mit Bildsäulen verzierte Erker hervorragten. Die Tempel hatten zum Teil gar keine Dächer; sonst war das D. gewöhnlich von Stein, bei runden Tempeln gewölbt, bei viereckigen dreiseitig prismatisch, bei letztern gewöhnlich mit einem mit Basreliefs geschmückten Giebel oder Frontispiz. Die römischen Wohnhäuser hatten oft nach orientalischer Sitte ein plattes D. mit ungefähr 20 Proz. Gefälle zur Ableitung des Regenwassers, oft mit Gärten, selbst Obst- und andern Bäumen besetzt. Häufiger waren aber schiefe Dächer, die den neuern Pultdächern glichen. Öffentliche Gebäude, besonders Tempel, bekamen entweder ein rundes oder ein Satteldach, das ungefähr ein Achtel der Breite zur Höhe hatte, wodurch zwei Giebel, die Hauptzierde der Tempel, entstanden. Gegen das Ende der Republik ging diese Dachgattung auch auf die Wohnhäuser über, und Cäsar war einer der ersten, die ihren Häusern solche Giebel gaben. Diese Dächer waren mit Hohlziegeln statt der frühern Schindeln gedeckt, indem man wahrscheinlich zuerst solche Ziegel aufnagelte, die an beiden Seiten einen erhabenen Rand hatten, und dann da, wo die Ränder der beiden Ziegel zusammenstießen, einen Hohlziegel in Kalk auflegte, um alle Fugen zwischen den untern Ziegeln gehörig zu decken.

Dach (in der Geologie), s. Hangendes.

Dach, Simon, Liederdichter, geb. 29. Juli 1605 zu Memel, wo sein Vater Dolmetsch der litauischen Sprache war, besuchte die Schulen zu Memel, Königsberg, Wittenberg und Magdeburg, studierte in Königsberg Theologie und Philosophie, ward 1633 Kollaborator und 1636 Konrektor an der Domschule daselbst und infolge eines dem Kurfürsten von Brandenburg geweihten Gedichts 1639 Professor der Dichtkunst. Der Tod seines Freundes, des Dichters Robert Roberthin (1648), versenkte ihn in tiefe Schwermut; er starb 15. April 1659. Seine zahlreichen geistlichen und weltlichen Lieder sind in verschiedenen Sammlungen und fliegenden Blättern zerstreut, besonders in den »Geistlichen Arien« des Organisten Heinrich Albert (4. Aufl., Königsb. 1652—54; nachgedruckt, Leipz. 1657). Die Gelegenheitsgedichte auf das kurbrandenburgische Haus erschienen nach seinem Tod unter dem Titel: »Kurbrandenburgische Rose, Adler, Löwe und Zepter« (Königsb. 1661). Eine kritische Ausgabe seiner »Gedichte« veranstaltete Österley (Litterar. Verein in Stuttgart, 1877). Eine Auswahl seiner weltlichen Gedichte befindet sich in Müllers »Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts«, Bd. 5 (Leipz. 1823); eine neue gab Österley (das. 1876) heraus. D. war das Haupt der Königsberger Dichtergruppe, welche sich von den schlesischen Poeten der Zeit dadurch unterschied, daß ihre Mitglieder den Zusammenhang mit der naivern volksmäßigen Lyrik früherer Zeit bis zu einem gewissen Punkt bewahrten. So brachte auch D. wohl in rhetorisch-prunkhaften Gedichten der Gelehrtenpoesie seiner Zeit sein Opfer, traf aber in andern weltlichen und geistlichen Liedern den Ton echter Empfindung. Sein bekanntes »Anke von Tharau« z. B. (ein niederdeutsches Gedicht, zur Hochzeit seines Freundes, des Pfarrers Portatius, mit Anna Neander in des Bräutigams Namen verfaßt) ward zum Volkslied; das »Lob der Freundschaft« klingt wie aus einem bessern Jahrhundert, und seine geistlichen Lieder: »Sei getrost, o meine Seele«, »Ich bin ja, Herr, in deiner Macht« u. a. stehen in jener Zeit nur den Gerhardtschen nach. Überwiegend ist bei ihm wie bei seinen Genossen eine weiche, elegische Stimmung über die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens. Vgl. Gebauer, Simon D. und seine Freunde als Kirchenliederdichter (Tübing. 1828).

Dacha, in Südafrika wilder Hanf, der von Kaffern, Hottentoten und Buschmännern rein oder mit Tabak vermischt geraucht wird.

Dachau, Marktflecken mit städtischer Verfassung im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, 505 m ü. M., auf

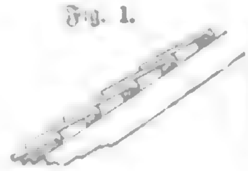
einer Anhöhe an der Amper und der Eisenbahnlinie München-Ingolstadt-Treuchtlingen, Sitz eines Bezirksamtes und eines Amtsgerichts, hat ein hoch gelegenes Schloß mit einem aussichtsreichen Hofgarten, 2 Kirchen, ein Distriktskrankenhaus, ein Denkmal des Kurfürsten Karl Theodor und (1880) 3101 fast nur kath. Einwohner, welche Papier- und Malzfabrikation, Bierbrauerei und wichtigen Getreide- und Holzhandel betreiben. D. war im Mittelalter der Stammsitz eigner Grafen aus dem Hause Scheyern, die 1182 ausstarben, worauf es durch Kauf an das Haus Wittelsbach kam. Im Dreißigjährigen Krieg eroberten es die Schweden 1633 und später (1648) abermals nach einer nicht unbedeutenden Schlacht daselbst. Auf dem rechten Ufer der Amper breitet sich bis zur Isar und gegen Freising hin das Dachauer Moos aus, eine 37 km lange und über 7 km breite Sumpfebene, die größtenteils mit Riedgras bewachsen und nur stellenweise durch Torfstich und Entwässerung (besonders von Schleißheim aus) kultiviert und mit Ansiedelungen, z. B. Augustenfeld, Karlsfeld, Ludwigsfeld rc., besetzt ist.

Dachauer Banken (Sandbanken), Schwindelanstalten, die in den Jahren 1871 und 1872 in München bestanden und gegen sehr hohe Prozente Depositengelder auf kurze Kündigung annahmen, indem sie darauf rechneten, aus immer weiter folgenden neuen Einlagen Verzinsung und etwanige Kapitalrückzahlungen bestreiten zu können. Durch die Zurückziehung der Gelder aus den öffentlichen Sparkassen, durch Kündigung von Hypothekendarlehen, durch Aufnahme von Hypothekengeldern, wozu die Sucht des unverständigen Volkes, die hohen Zinsen zu erlangen, Ursache wurde, steigerte sich die Erscheinung zu einer öffentlichen Kalamität, welche die Regierung in amtlichen Erlassen laut beklagte. Die bekannteste der Anstalten war die der ehemaligen Schauspielerin Adele Spitzeder, deren Inhaberin noch durch besondere Kunstgriffe, namentlich durch ostentative Wohlthätigkeit und Anlehnung an die ultramontane Partei, ihren Kredit zu verstärken suchte. Als Ende 1872 die Zahlungsunfähigkeit dieser größten Bank gerichtlich festgestellt und die Inhaberin 20. Juli 1873 wegen betrügerischen Bankrotts zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, war dieser ganzen Klasse von Anstalten der Boden entzogen. Die Einlagen bei der Spitzeder berechneten sich auf ungefähr 8½ Mill. Gulden, in die sich ca. 30,000 Gläubiger teilten. Vgl. Gugl, Die D. B. (Münch. 1872).

Dachdecker, im weitern Sinn Arbeiter, dessen Beschäftigung darin besteht, das Deckmaterial der Dächer auf dieselben zu bringen und dort zu befestigen; im engern Sinn Handwerker, welcher die Eindeckung von Dächern mit Ziegeln oder Schiefern ausführt. Die Ziegeldächer werden nach den verschiedenen Gegenden teils von Maurern, teils von besondern Ziegeldeckern, hier und da auch von Tünchern eingedeckt. Die Schieferdächer werden in der Regel durch besondere Schieferdecker, die Kupferdächer vom Kupferschmied, Zink-, Blech- und Bleidächer vom Klempner oder Zinngießer eingedeckt. Strohdächer decken entweder die Landleute selbst oder Tagelöhner, die sich ausschließlich damit beschäftigen; Bretter- oder Schindeldächer schlagen die Zimmerleute auf.

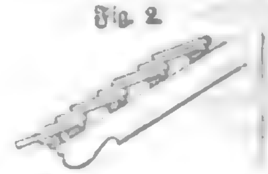
Dachdeckung, der auf dem Dachstuhl (s. d.) ruhende, zum Schutz des Gebäudes bestimmte Teil des Daches. Sie besteht aus dem Deckmaterial und einer zu dessen Unterstützung und Befestigung dienenden Unterlage. Man unterscheidet harte Deckung, wenn sie mit Ziegeln, Schiefer, Glas oder Metall, insbesondere mit Zink, verzinktem Eisenblech, Kupfer oder Gußeisen, weiche Deckung, wenn sie mit Holz, Stroh, Rohr, Pappe, Asphalt oder Holzzement bewirkt wird. Das Ziegeldach erhält eine Neigung von 30—45° und erfordert eine mehr oder minder weite Lattung zur Unterstützung der Ziegel. Nach der Form der Ziegel und der Art ihrer Eindeckung unterscheidet man das einfache Ziegeldach (Fig. 1), das Doppeldach, bei

Fig. 1.



Einfaches Ziegeldach.

Fig. 2.



Kronen- oder Ritterdach.

welchem sich die Ziegel über die Hälfte überdecken, das Kronen- oder Ritterdach (Fig. 2), das Breitziegel- oder Pfannendach mit flachen Ziegeln, das Krumm- oder Krempziegeldach mit ∽-förmig gekrümmten Ziegeln, das Falzziegeldach, das Hohlziegeldach, das sogen. italienische Dach aus breiten Flachziegeln mit aufrechten Rändern nebst Hohlziegeln, welche die letztern samt den zwischen ihnen befindlichen Lücken überdecken. Zur Eindeckung von Ziegeldächern, deren Dachraum viel Licht erfordert, werden auch Glasziegel oder Glaspfannen verwendet, welche den gebrannten ähnlich geformt sind. Meist werden sie an Stelle von Dachfenstern angewandt und einzeln oder in Gruppen zwischen die gebrannten Ziegel eingedeckt. Ziegeldächer sind im allgemeinen billig, aber schwer und erfordern starke Dachstühle, ziehen Wasser an und lassen leicht Kälte und Wärme durchdringen.

Fig. 3.



Schieferdach.

Das Schieferdach erhält eine Neigung von nicht unter 20° und erfordert meist eine Schalung zur Unterlage (Fig. 3) sowie Befestigung der Schiefer mit Nägeln. Nach Beschaffenheit, Form und Größe der Schiefer sowie nach Art ihrer Eindeckung unterscheidet man das deutsche Schieferdach mit kleinern, rhombischen, quadratischen oder sechseckigen, das englische Schieferdach mit größern, ähnlich geformten und das französische Schieferdach mit quadratischen Steinen.

Fig. 4.

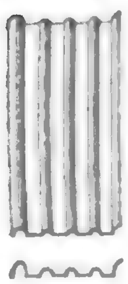


Schieferdeckung auf Winkeleisen.

Sind eiserne Dachstühle, deren Pfetten aus Winkeleisen bestehen (Fig. 4), mit Schiefern einzudecken, so werden die Nägel um diese letztern umgebogen, um die Schiefer auf denselben zu befestigen. Die Schieferdächer sind vergleichsweise leicht und dicht, haben ein gefälliges Äußere; ihre Steine klappern aber bei starkem Wind, werden bei Bränden leicht glühend und fliegen dann oft weit, wodurch sie die Feuersgefahr weiter tragen. Zu den Dachbedeckungen von oder vor Räumen, welche viel Licht erfordern, wie bei Bahnhofshallen, Oberlichtsälen, Perrondächern u. dgl., wird in neuerer Zeit besonderes Dachglas (geblasenes Dachglas, Rohglas, gegossenes Glas, Gußglas) von 9—12 mm Stärke hergestellt, welches gewöhnlich zwischen eisernen Sparren auf zwei verschiedene Arten eingedeckt wird. Die Glastafeln werden entweder in die Falze von ⊥-förmigen Fenstersprosseneisen so eingelegt, daß die obern über die untern etwas übergreifen, mit Glaserkitt verstrichen und durch kleine, seitlich an jene Sprossen genietete Winkellappen und

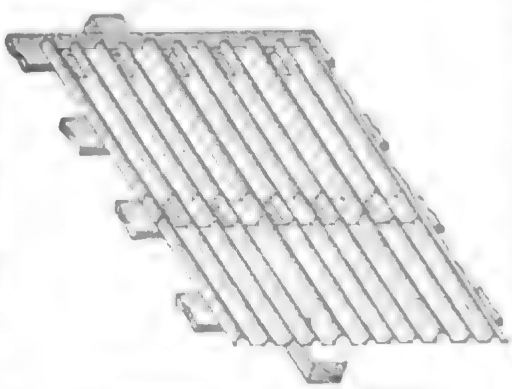
Stifte am Abrutschen oder Aufklappen verhindert, oder sie werden so über rinnenförmige Sparren gelegt, daß ein Zwischenraum zum Abfluß des Wassers bleibt, und mittels federnder Querbänder und Bolzen auf den Sparren festgehalten. Die **Metalldächer** erhalten Neigungen von 10° und darüber und erfordern, wenn sie mit glatten Metallblechen gedeckt werden, eine Verschalung, während sie bei Anwendung von gewellten oder gerippten Metallblechen auch durch mehr oder minder starke Pfetten unterstützt werden können. Das **Kupferdach** ist zwar das haltbarste, aber auch das teuerste, das **Zinkdach** aus glattem oder Wellblech zur Zeit wohl das verbreitetste Metalldach. Außer denselben ist zu erwähnen die D. mit Schwarz- und Weißblech, mit Blei und mit verzinktem Eisenblech. Die Eindeckung mit Zinkblech erfolgt nach verschiedenen Systemen. Beim Falzsystem werden die rechtwinkeligen Bleche in der Länge oder Quere oder in der Länge und Quere durch Falze verbunden. Beim Leistensystem erhalten die Tafeln in der Fallrichtung keine feste Längenverbindung, sondern werden an den Seiten meist nur aufgekantet und über zwischengelegten Holzleisten durch Blechstreifen verbunden. Bei der Rautendeckung für steilere Dächer werden quadratische Bleche an allen vier Seiten durch einfache wulstförmige Falze verbunden. Bei dem Rinnensystem (namentlich für Balkone) vermeidet man alle überstehenden Leisten, Falze oder sonstigen Erhöhungen und erhält eine vollkommen glatte Fläche. Um aber an Mansardendächern die unschönen großen, glatten Flächen zu vermeiden, wird die Schuppendeckung angewandt und aus schuppenartig gepreßten Zinkblechen oder aus rautenförmig zugeschnittenen und bisweilen ebenfalls gepreßten Blechen mit Falzen hergestellt. Statt der Zinkbleche kommen in neuerer Zeit auch verzinkte Eisenbleche zur Verwendung, welche kleinere oder größere Platten bilden und an den Seitenkanten mit sich überdeckenden Wülsten versehen werden. Die Zinkwellbleche erfordern bei einer Überdeckung von etwa 10 cm eine Unterstützung nur in der Mitte und an den Enden durch hölzerne oder eiserne Latten, an welche sie mit Zinkhaften befestigt werden. Statt der Zinkwellbleche werden in neuerer Zeit der noch größern Tragfähigkeit wegen verzinkte Eisenwellbleche zur D. verwendet, welche auf hölzerne oder eiserne Pfetten gelegt und mit denselben vernietet oder verschraubt werden. Hierher gehört die in Fig. 5a bis 5d dargestellte D. mit dem sogen. **Blechschiefer.**

Fig. 5a.



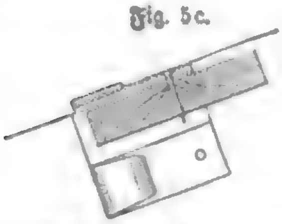
Einzelner Blechschiefer.

Fig. 5b.



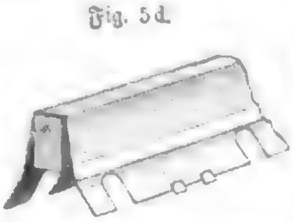
Zusammenfügung der Blechschiefer.

Fig. 5c.



Befestigung der Blechschiefer.

Fig. 5d.

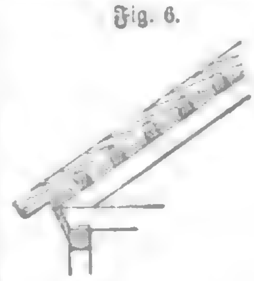


Stück der Firsteindeckung.

Fig. 5a—5d. Metallbedachung mit Blechschiefer.

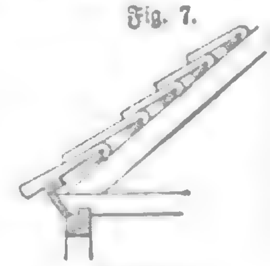
Die zur weichen Deckung gehörigen **Holzdächer** bestehen entweder aus 40—100 cm langen, 7—13 cm breiten, 1—1,5 cm starken Schindeln aus Tannen-, Fichten- oder Eichenholz, welche auf eine Lattung, oder aus gespündeten oder mit Leisten auf den Fugen versehenen Brettern, welche normal auf die Dachpfetten genagelt werden. Die **Stroh- und Rohrdächer** erhalten eine Neigung von über 50° und werden bez. aus Bündeln (Schauben) von Stroh und Rohr hergestellt, welche man in doppelten Lagen von 30—40 cm Dicke mittels Strohbändern auf Dachlatten befestigt (Fig. 6). Da Holz-, Stroh- und Rohrdächer sehr feuergefährlich sind, so hat man sie in vielen Staaten verboten, wo sie entweder durch Dächer aus Strohlehmschindeln, Dachpappe oder besonders durch die sogen. Estrichdächer ersetzt werden. Die Strohlehm- oder Streichschindeln sind aus Querstöcken, Stroh und Lehm auf Streichtischen bereitete Tafeln von 7—10 cm Dicke, welche im Verband mittels Bindeweiden auf Latten befestigt (Fig. 7) und in den Fugen mit Lehm verstrichen werden. Die Deckung mit **Dach- oder Steinpappe** (s. Dachpappe) erfordert eine Dachneigung von 10—15° und bedarf einer Schalung, worauf die Pappe in Rollen mit Überdeckung aufgezogen und an den Fugen mit Teer und Steinkohlenpech gedichtet wird. Nach der Deckung bestreicht man das Dach mit einer Mischung aus Teer und gelöschtem Kalkpulver und bestreut die ganze Fläche mit scharfem, gesiebtem Flußsand oder mit Steinkohlenasche, was alle zwei Jahre wiederholt werden muß. Zu den **Estrichdächern,** welche die aus einzelnen Stücken zusammengesetzte D. durch eine über die ganze Dachfläche ausgebreitete Masse ersetzen, gehören: die **Asphaltbedachung,** das nach seinem Erfinder benannte **Dornsche Dach,** die Lehm-, Holzkohlen- u. Steinkohlenaschen-Mastixdächer und das in neuerer Zeit sich verbreitende **Holzzementdach.** Die Asphaltdeckung besteht aus einer mit Steinkohlenteer gestrichenen, mit Packleinwand überzogenen Schalung, worüber eine ca. 15 mm starke Decke von zusammengeschmolzenem Mineralteer u. Asphalt ausgebreitet, mit Sand bestreut und zum Schutz gegen die Sonne mit dünnem Kalkmörtel gleichmäßig überzogen wird. Die Hauptüberzugsmasse der Dornschen D. besteht aus einer Mischung von Lehmbrei mit ausgelaugter Gerberlohe, welche über einer engen Lattung (Fig. 8) mit der Maurerkelle aufgetragen, mit

Fig. 6.



Strohdach.

Fig. 7.



Dach mit Streichschindeln.

Fig. 8.



Dornsches Dach.

dem Reibebrett geglättet und mit Sand bestreut wird. Diese Lage wird mehrmals mit Steinkohlenteer gestrichen, mit feinem Sand stark übersiebt und alle etwa entstandenen Risse mit Lehm, Sand und Teer dicht verstrichen. Die Hauptmasse der erwähnten übrigen Estrichdächer ist der aus Lehmpulver, faseriger Lohe und Steinkohlenteer gemengte Lehmmastix, der aus trocknem Lehmpulver, gestampfter Holzkohle und Steinkohlenteer zusammengeschmolzene Holzkohlenmastix und der aus Steinkohlenasche und Steinkohlenteer bereitete Steinkohlenaschenmastix. Die Deckungsarbeit ist derjenigen des Dornschen Daches ähnlich. Über Holzzementdächer s. Holzzement.

Dachel, s. v. w. Luppe.

Dachel (Dakhel, arab. Wad el D.), eine zu Ägypten gehörige Oase der Libyschen Wüste, unter 25° 41′ nördl. Br. und 29°—29° 35′ östl. L. v. Gr., drei Tagereisen westlich von Chargeh, hat sehr fruchtbaren Boden, zahlreiche warme Quellen (36° C.), die durch Bohrung leicht noch vermehrt werden können, und zählt 15 Ortschaften, bewohnt von 20,000 Fellahs, echten Abkömmlingen der alten Ägypter und von zutraulichem und friedfertigem Charakter (s. Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 10). Nomadisierende Araber, deren Hauptbeschäftigung in der Zucht von Kamelen, in der Begleitung der Karawanen und gelegentlich in Räuberei besteht, gibt es hier nicht. Die Sommerhitze ist sehr groß, während der Regenzeit die Temperatur wechselnd. Im Mai und Juni weht aus SW. der äußerst heftige Chamsin. Die Kulturerzeugnisse sind Datteln, die in zahllosen winzigen, sorgsam angebauten Gärtchen gezogen werden, welche von stachligen Gehegen oder Lehmmauern umgeben sind, ferner Suntakazien (Acacia nilotica) an den Wassergräben zwischen den Getreidefeldern, vereinzelt auch Oliven, Feigen und Weintrauben, in Menge Apfelsinen und Zitronen, seltener wieder Bananen, Granaten, Aprikosen, Maulbeeren, dann (als Hauptnahrungsmittel neben den Datteln) Weizen, Reis und Durra, ferner Klee, in geringerer Menge Linsen, Erbsen, Mais, Tabak, Indigo, Baumwolle. Die Fläche des Kulturlandes der Oase wird zu 500—1000 qkm geschätzt. Die Viehzucht ist nur unbedeutend; die ganze Oase besitzt wenige und unansehnliche Pferde und eine kleine Anzahl Rinder der ägyptischen Rasse. Das häufigste Haustier ist der Esel; auch an Schafen und Ziegen ist kein Mangel, ebenso findet man Puter und Hühner, weniger Enten; Gänse scheinen ganz zu fehlen. Der bedeutendste Ort ist El Kasr D., eine ansehnliche Stadt mit herrlichen Palmengärten, in denen alle oben genannten Früchte gedeihen, 30—40 heißen Quellen, einem altägyptischen Tempel und ca. 6000 Einw. Auch sonst finden sich zahlreiche Ruinen altägyptischer Dörfer in D., das man in Verbindung mit Chargeh mit Grund für die Oase Herodots hält. D. wurde im Januar 1874 von Rohlfs auf seiner Expedition durch die Libysche Wüste besucht. S. Karte »Ägypten«. Vgl. Rohlfs, Drei Monate in der Libyschen Wüste (Kassel 1875).

Dachfenster, Fenster, die an den Dachflächen angebracht werden, um den Dachräumen Licht und Luft zuzuführen. Bei den gewöhnlichen Dachfenstern stehen auf einer auf die Sparren aufgekämmten Unterschwelle zwei Pfosten, die einen Rahmen tragen, auf dem die Dachfenstersparren ruhen, die hinten unter einem möglichst spitzen Winkel an die Dachsparren stoßen, wenn sie nicht unmittelbar bis zum First hinauflaufen. Die sogen. Ochsenaugen (franz. œil de bœuf) haben eine lotrechte Vorderwand mit kreisrunder oder ovaler Öffnung und Satteldach und fanden früher besonders bei Mansarden- und Kuppeldächern Anwendung. Sie haben aber mit jenen den Fehler gemein, daß da, wo ihre Bedeckung mit dem Dach zusammenstößt, das Regenwasser leicht eindringt und die Fäulnis der Sparren und Latten herbeiführt. Um diesem Übelstand zu begegnen, hat man die Fledermäuse (Froschmäuler oder Schwalbenschwänze) eingeführt, die sich von jenen dadurch unterscheiden, daß sich ihre Bedeckung zu beiden Seiten in das Dach verläuft. Für Bodenräume genügen meist in den Dachflächen angebrachte (liegende) Oberlichtfenster, sogen. Dachklappen von Gußeisen, Zinkblech oder verzinktem Eisenblech. Bei größern Fensterflächen werden die Glastafeln durch eisernes Sprossenwerk unterstützt. Bei Ziegel- und Schieferbedachung wird auch durch starke Glasplatten, welche zwischen die Dachziegel eingedeckt sind, Oberlicht hergestellt (s. Dachdeckung). Kleine, halbkreisförmige, aus gebrannten Thonzellen oder Metall gebildete, in die Dachflächen eingesetzte Fensterchen heißen Kappfenster oder Dachluken. Bei versenktem Dachgebälk werden die zur Erleuchtung der Dachräume bestimmten Fenster noch in den Umfassungswänden (der Drempel- oder Kniestockswand) angebracht. Vgl. Kappfenster.

Dachgesims, eine mit mehr oder minder reichen Gliedern versehene steinerne oder hölzerne Bekrönung der Mauer unmittelbar unter dem Dach, welche das Gebäude abdecken und zugleich vor dem von dem Dach abfließenden Wasser schützen soll. Die Anordnung der Gliederung des Dachgesimses richtet sich nach dem Charakter des Gebäudes. Gewöhnlich wird das D. in drei Teile abgeteilt. Der unterste, unterstützende Teil erhält meist ein Plättchen und einen umgekehrten Karnies oder Zahnschnitt, der mittelste oder Hauptteil die sogen. hängende Platte und der oberste, bekrönende Teil ein Plättchen, Karnies und Rundstäbchen. Große Dachgesimse werden bisweilen in vier Teile geteilt, von denen der dritte Zahnschnitte oder Sparrenköpfe erhält, während die übrigen wie die vorigen behandelt werden. Die Höhe des Dachgesimses richtet sich nach der Höhe der Fassade und kann bei 7 m Haushöhe ca. 35 cm, bei 10 m Gebäudehöhe 50 cm, bei 20 m Gebäudehöhe 90 cm bis 1 m betragen. Die Ausladung ist von der Anordnung des Ganzen abhängig, erreicht aber gewöhnlich höchstens die Höhe des ganzen Dachgesimses. Man verfertigt die Dachgesimse aus Stein (Werkstücken oder gebrannten Ziegeln) oder Holz (profilierten Sparren- und Balkenköpfen). Das D. gewöhnlicher Gebäude besteht nur aus Brettern, welche an die schräg verschnittenen Balken angenagelt werden.

Dachlauch, s. Sempervivum.

Dachpappe (Stein-, Teerpappe), zähe Pappe von filzartigem Gefüge in einzelnen Bogen oder in Rollen (Pappe ohne Ende), welche 2—3 Minuten in kochenden Steinkohlenteer oder in eine Lösung von Steinkohlenpech in schwerem Steinkohlenteeröl getaucht oder auch nur mit solcher Masse gestrichen, mit Sand bestreut und getrocknet werden. Gute D. muß vom Teer vollständig durchdrungen sein, und um dies sicher zu erreichen, wird empfohlen, die in kochenden Teer getauchte und getrocknete Pappe in heißes Wasser zu tauchen, wieder zu trocknen und nochmals in den kochenden Teer zu bringen. Man verarbeitet in der Regel Pappe, von welcher 1 qm etwa 1 kg wiegt; die fertige D. wiegt dann 2,5—3 kg. Asphaltdachfilz ist ein ähnliches Fabrikat aus komprimierter Watte, die aus Abfällen von Flachsspinnereien hergestellt wird. D. soll 1785 von Faxa in Schweden zur Bekleidung von Schiffen be-

nutzt worden sein, in Deutschland gebraucht man sie seit etwa 40 Jahren. Über die Herstellung der Dachpappendächer s. Dach. Vgl. Luchmann, Die Fabrikation der D. (Wien 1883).

Dachpfannen, s. Mauersteine.

Dachrecht, s. v. w. Traufrecht.

Dachreiter (Donjon), aus dem Dachfirst hervortretender Turm, welcher auf einem mit Sprengwerk versehenen Kehlgebälk steht und zur Verzierung, auch zum Anbringen einer Uhr, einer kleinen Glocke ꝛc. dient.

Dachrinne, eine an der untern Seite der Dachfläche, der sogen. Dachtraufe, angebrachte, zur Aufnahme und Ableitung des Wassers bestimmte, 12,5—15 cm weite Rinne von Holz, Eisen, Zink-, Kupferblech oder Blei, die vermittelst eiserner Haken (Rinneisen) an den Sparren befestigt wird. Bildet die D. den obersten Karnies des Simses, so wird sie Karniesrinne genannt. Die Ableitung des Wassers aus der Rinne geschieht durch Ausgußrohre, die 1,75 bis 2 m über das Dach hervorspringen, durch eiserne Streben gestützt werden und zuweilen mit Drachenköpfen u. dgl. verziert sind, oder besser durch 7,5—10 cm weite, längs des Gebäudes senkrecht herunterlaufende und durch eiserne Bänder (Schlaucheisen, Rohrschellen) an der Mauer befestigte oder auch in die Mauer gelegte Rohre (Dachrohre, Dachschläuche, Abfallrohre).

Dachs (Meles *Storr.*), Säugetiergattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Marder (Mustelida), mit der einzigen Art M. Taxus *Pall.* (gemeiner D.). Dies Tier ist 75 cm lang, mit 18 cm langem Schwanz, kaum 30 cm hoch und bis 20 kg schwer, mit gedrungenem, starkem Leib, dickem Hals, langem Kopf, stark zugespitzter Schnauze, kleinen Augen und Ohren, starken Krallen an den Vorderfüßen, kurzem, behaartem Schwanz und einer am After liegenden Drüsentasche. Der Pelz ist lang- und steifhaarig, am Rücken weißgrau und schwarz gemischt, an den Seiten rötlich, an den Füßen und der Unterseite schwarzbraun; der Kopf ist weiß mit einem matten, schwarzen Streifen, welcher an der Schnauze beginnt und sich verbreiternd über Auge und Ohr verläuft. Das Weibchen (Fehe) ist kleiner und heller gefärbt. Der D. bewohnt Europa bis zum 60. Breitengrad und das mittlere und nördliche Asien bis zur Lena. Seine Wohnung ist ein unterirdischer Bau, in dem er, meist ganz einsam, den größten Teil seines Lebens verbringt. Derselbe wird an einsamen Orten auf der Sonnenseite bewaldeter Hügel in Vorhölzern, welche nicht weit von Fluren entlegen sind, selbst an unbewaldeten Gehängen mitten in der Flur angelegt und hat 4—8 sehr lange Röhren, von denen aber nur eine oder zwei gewöhnlich von ihm befahren werden, die übrigen teils Flucht-, teils Luftröhren sind. Die Hauptwohnung im Bau ist der 1,25—1,5 m unter der Erdoberfläche liegende »Kessel«, zu dem mehrere Röhren führen, und der so groß ist, daß er dem Tier zur Ruhestätte und zur Erziehung der Jungen dienen kann. Vor allen ähnlichen Behausungen von Tieren zeichnet sich der Dachsbau durch große Sauberkeit aus. Bisweilen bewohnt der D. einen und denselben Bau mit dem Fuchs. Daß dieser ihn durch Absetzen seiner Losung vertreibe, ist eine Jägerfabel. Der D. haust regelmäßig in den untern, der Fuchs in den obern Röhren und Kesseln. Der D. ist ein mißtrauisches, einsiedlerisches, mürrisches Tier, welches auf seine Ruhe und Sicherheit ungemein bedacht ist. Nur zur Nachtzeit sucht er Nahrung, die aus Bucheckern, Eicheln, Wurzeln, Obst, Beeren, Trüffeln, Rüben, Schnecken, Engerlingen, Regenwürmern besteht; doch frißt er auch Vogeleier und junge Vögel, junge Hasen, Maulwürfe, Mäuse, Ottern und andre Reptilien, scharrt Hummel- und Wespennester aus und vernichtet oft in Weinbergen massenhaft Trauben. Höchst selten raubt er junge Enten und Gänse. Im Notfall nimmt er Aas. Im ganzen frißt er aber nicht viel und trägt auch nicht viel in den Bau. Am Tage liegt er sich sonnend vor seinem Bau und macht wohl auch kleine Ausflüge; sein Gang ist sehr langsam, schleppend und schwerfällig. Bei eintretender Kälte begibt er sich zur Winterruhe in seinen Bau und liegt hier zusammengerollt mit dem Kopf zwischen den Vorderbeinen. Der Winterschlaf wird häufig unterbrochen, und im Januar oder Februar verläßt er schon wieder zeitweise den Bau. Die Paarungszeit fällt in den Oktober, und nur dann lebt der D. gesellig mit seinem Weibchen; im Februar wirft die Dächsin 3—5 blinde Junge, welche noch bis zum Herbst denselben Bau mit ihr bewohnen und im zweiten Jahr ausgewachsen sind. Der D. erreicht ein Alter von 10—12 Jahren. Sein Fleisch ist eßbar, aber wenig wohlschmeckend, bisweilen trichinenhaltig; sein Fell wird, weil es für den Regen undurchdringlich ist, zu Jagdtaschen, Kofferüberzügen, Fußdecken u. dgl. verwendet. Die Haare geben Malerpinsel. Ehedem war das Fett (Dachsfett) und das getrocknete Blut (Dachsblut) offizinell. Das Fett liegt im Spätherbst oft gegen drei Finger dick auf dem Rücken. Es ist gelblichweiß, riecht wie Gänsefett, ist sehr flüssig und kann mit Schweineschmalz gemischt gegessen werden. Die Jagdmethoden, welche man zur Erlegung des Dachses anwendet, sind der Ansitz in mondhellen Nächten auf dem Bau sowie das Hetzen durch Hunde, welche ihn des Nachts, wenn er den Bau verlassen hat, aufsuchen und entweder greifen, oder zu Bau treiben, wobei er sich in Dachshauben oder Säcken, welche vor die Röhren gelegt werden, fängt. Außerdem wird er in starken, gut befestigten Tellereisen (s. d.) gefangen, die nach Verstopfung der übrigen Röhren vor die Hauptröhre des Baues gelegt werden, in welchem der D. festgespürt ist. Die beliebteste Jagd ist jedoch das Dachsgraben. Man verlegt sämtliche Röhren und läßt in die Hauptröhre scharfe Dachshunde ein, welche man durch Zuruf und Klopfen auf den Bau ermuntert. Die Hunde treiben den D. im Bau hin und her, bis er sich fest vor ihnen stellt. Legt man sich mit dem Ohr auf den Boden, so hört man bald, daß die Hunde unausgesetzt an derselben Stelle Laut geben, und nun wird mit dem Graben begonnen. Mit Rodehacke und Spaten wird ein kleiner, rechtwinkelig über dem mutmaßlichen Verlauf der Röhre angelegter Schacht (Einschlag) genau über der Stelle, an welcher die Hunde laut sind, so tief eingetrieben, bis man auf die Röhre gelangt. Hat man die Stelle richtig gewählt, so trifft man auf die dachsvorliegenden Hunde und kann den D. mit einer Dachszange fassen und herausziehen. Das Wildschongesetz beschränkt die Schußzeit des Dachses für Preußen auf Oktober und November. Alt eingefangene Dachse sind jeder Behandlung und Erziehung unzugänglich, während sorgfältig erzogene junge Dachse sehr zahm und anhänglich werden.

Dachs, australischer, s. v. w. Wombat.

Dachsbeil, s. v. w. Dexel.

Dachschiefer, s. Thonschiefer.

Dachshund, s. Hund.

Dachspäne (Dachspließen), dünne, gespaltene Brettchen, welche bei Eindeckung von Dächern unter die Fugen der Dachziegel gelegt werden, um dem Eindringen des Wassers vorzubeugen.

Dachstein, eine mächtige Berggruppe der Salzkammergutalpen, südlich vom Hallstädter See (s. Karte »Salzkammergut«), ist wie das Berchtesgadener Land durch tiefe Einschnitte von ihren Umgebungen gesondert und stellt auf ihrem Gipfel eine Hochebene von 1600—2200 m Höhe dar, die von Hochgipfeln umkränzt ist. Steil stürzt die Nordseite ab zum Hallstädter und zum Hintern Gosausee, nicht minder steil der viel höhere Südrand in das Thal der Enns. Hier ragen auch die höchsten Berge empor: der eigentliche D., die höchste Spitze der Salzkammergutalpen (2996 m), auf dessen Gipfel das Karls-Eisfeld und kleinere Gletscher sich ausbreiten, und westlich hart daneben, durch eine Senke von jenem getrennt, der senkrecht emporragende Felsenturm des Thorsteins (2944 m). Beide Gipfel, der D. insbesondere, werden oft (von Hallstadt, Gosau oder Ramsau bei Schladming aus über die Simonyhütte) bestiegen. Die gründlichsten Forschungen über die Gebirgsgruppe verdankt man Professor F. Simony in Wien.

Dachstein, Wolfgang, geistlicher Liederdichter, war zu Anfang des 16. Jahrh. katholischer Priester in Straßburg, trat 1524 zum Luthertum über und ward Vikar und Organist an der Thomaskirche daselbst; starb um 1530. Von ihm sind die noch heute gesungenen Kirchenlieder: »O Herr, wer wird Wohnung han« (Ps. 15), »Der Töricht spricht: es ist kein Gott« (Ps. 53) und »An Wasserflüssen Babylon« (Ps. 157).

Dachsteinbivalve (Megalodus triqueter), das charakteristische Leitfossil des Dachsteinkalks, s. Triasformation.

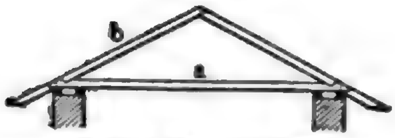
Dachstuhl, der zur Unterstützung der Dachdeckung (s. d.) dienende Teil des Daches (s. d.). Dem Material nach unterscheidet man hölzerne Dachstühle, Dachstühle aus Holz und Eisen, gußeiserne, schmiedeeiserne und gemischt-eiserne Dachstühle (aus Schmiede- und Gußeisen). Da von dem Material sowohl die Form der einzelnen Konstruktionsteile der Dachstühle als auch deren Verbindungsweise abhängt, so ist die Konstruktion der hölzernen, gußeisernen und schmiedeeisernen Dachstühle wesentlich verschieden, während die Dachstühle aus gemischtem Material sich denjenigen Dachstuhlkonstruktionen anschließen, aus deren Material sie vorwiegend bestehen. Da ferner die gußeisernen Dachstühle durch die schmiedeeisernen zur Zeit verdrängt sind, so betrachten wir vorzugsweise die Grundtypen der hölzernen und schmiedeeisernen Dachstühle unter Hinweis auf diejenigen Teile derselben, welche bei Anwendung gemischten Materials aus Eisen oder aus Holz hergestellt werden.

I. Hölzerne Dachstühle (Fig. 1—20). Fig. 1—18. Hölzerne Dachstühle mit geraden Sparren. Der in Fig. 1 dargestellte einfache Sparrendachstuhl besteht aus den Dachbalken (Hauptbalken) a, welche bei gemauerten Umfangswänden auf eichenen Mauerlatten, bei hölzernen Fachwerkwänden auf Dachrahmen (Blattstücken) ruhen, und den Sparren b, welche bei kleinen Spannweiten nicht, bei zunehmenden Spannweiten, insbesondere wenn sie bei gewöhnlichen Stärken über 4 m lang werden, entweder durch Kehlbalken c (Fig. 2—6), welche man von unten in die Sparren einzapft, oder durch Pfetten g (Fig. 8, 9), welche man nach der Längsrichtung des Daches unter die Sparren legt, unterstützt werden. Man unterscheidet hiernach die Kehlbalken- und Pfettendächer. Die Sparren werden in dem Dachfirst durch Schlitzzapfen (s. Holzverband, Fig. 12) verbunden und an die Dachbalken angezapft oder angelattet. Kehlbalken werden bei geringerer Länge nicht (Fig. 2), bei größerer Länge durch eine oder mehrere Stuhlpfetten e auf besondern senkrechten Stuhlsäulen d (Fig. 3—5) oder auch, wenn der Dachraum möglichst frei bleiben soll, durch geneigte Stuhlsäulen i mit Spannriegeln k und Kopfbändern h (Fig. 6) unterstützt. Die Pfetten sind je nach ihrer Lage am Dachfuß, an dem Dachfirst oder zwischen beiden bez. Fußpfetten l, Firstpfetten f oder Zwischenpfetten g (Fig. 7 u. 8), wovon die erstern meist unmittelbar auf den Dachbalken ruhen. Die First- und Zwischenpfetten werden meist durch Streben n (Fig. 7—9) getragen, welche bei kleinern Dachstühlen nicht (Fig. 7), bei größern Längen und Lasten entweder durch einfache oder doppelte Kehlzangen o (Fig. 8), durch Gegenstreben p (Fig. 9), durch senkrechte Stuhlsäulen d (Fig. 10 u. 11) oder, wenn möglichst viel Raum frei bleiben soll, durch Streben q (Fig. 12) und zwar ohne (Fig. 10) oder in Verbindung mit Kehlzangen o (Fig. 11 u. 12) unterstützt werden. Diese besondern Unterstützungen der Pfetten werden unter jedem dritten bis vierten Sparren angebracht und die Pfetten so stark genommen, daß sie allein die zwischen den so unterstützten Sparren befindlichen Leersparren tragen können. Der D. besteht also dann aus Haupt- und Zwischenbindern, welche nach der Länge des Dachstuhls durch die Pfetten verbunden sind. Wo die Dachbalken nicht auf, sondern zwischen den Umfangsmauern liegen, wie dies bei Kniestöcken der Fall ist (Fig. 12), werden die Sparrenenden durch Stichbalken oder Stichzangen r gepackt, welche mit den Streben verblattet (s. Holzverband) werden. Der Mansardendachstuhl (Fig. 13) besteht aus zwei Teilen, wovon der obere Teil als einfacher Sparrendachstuhl ohne oder mit Kehlbalken (Fig. 1 u. 2), der untere Teil als dessen Untergestell konstruiert ist, welches im wesentlichen aus senkrechten Stuhlsäulen d mit Kopfbändern h (Fig. 13) oder aus liegenden Stuhlsäulen i mit Spannriegel k und Kopfbändern h (Fig. 6) besteht. Finden längere Dachbalken keine genügende Unterstützung, z. B. durch Scheidemauern von unten, wie dies bei Dachstühlen über Sälen und ähnlichen größern Räumen der Fall ist, so können dieselben durch Hängwerke (Fig. 14 u. 15) von oben unterstützt werden. Hierbei hängen die Hauptbalken mittels Hängeisen an einer (Fig. 14), zwei (Fig. 15) oder an mehreren Hängsäulen s, welche von zwei Streben n (Fig. 14) oder von zwei Streben q (Fig. 15) mit Spannriegel k mittels Zapfen und Versatzung (s. Holzverband) getragen werden. Längere, durch Pfetten belastete Streben bedürfen einer weitern Unterstützung, welche entweder durch Kehlzangen o (Fig. 14) oder durch Hängsäulen s (Fig. 15) bewirkt wird. Die Dachbalken der Leerbinder werden entweder durch Oberzüge t (Fig. 14), an welche sie angeschraubt werden, oder durch Unterzüge u (Fig. 15), welche mittels Trageisen an den Hängsäulen befestigt sind, unterstützt. Räume, welche oben einen wagerechten Abschluß nicht erhalten und durch Zwischenwände nicht unterbrochen werden sollen, wie dies unter andern bei Reit-, Exerzier-, Markthallen der Fall ist, werden durch Sprengwerke überdacht (Fig. 16—18), bei welchen die Sparren durch einfache (Fig. 16 u. 18), doppelte (Fig. 17) oder mehrfache Pfetten unterstützt werden. Bei weiter gespannten Hallen werden die Sprengwerke mit Hängwerken kombiniert, wie dies Fig. 17 und 18 zeigen.

Fig. 19 und 20. Hölzerne Dachstühle mit gekrümmten Sparren. Die Sparren von Bogendächern werden entweder, nach der im 16. Jahrh. von Philibert de l'Orme angegebenen Konstruktion, aus

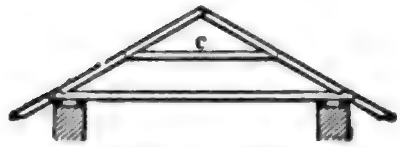
Hölzerne Dachstühle.

Fig. 1.



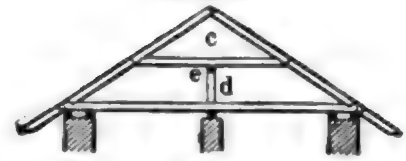
Einfacher Sparrendachstuhl.

Fig. 2.



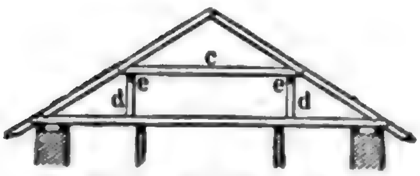
Kehlbalkendachstuhl.

Fig. 3.



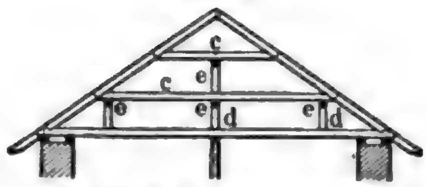
Einsäuliger Kehlbalkendachstuhl

Fig. 4.



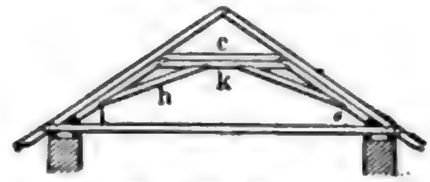
Zweisäuliger Kehlbalkendachstuhl.

Fig. 5.



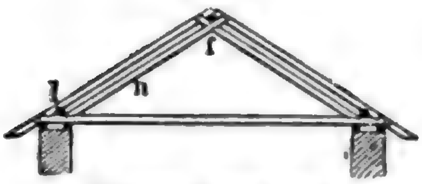
Dreisäuliger Kehlbalkendachstuhl.

Fig. 6.



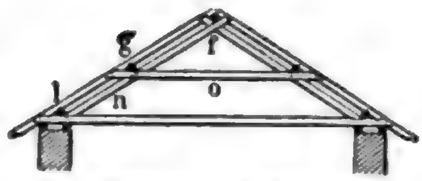
Liegender Kehlbalkendachstuhl.

Fig. 7.



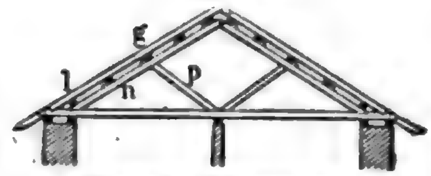
Einfacher Pfettendachstuhl.

Fig. 8.



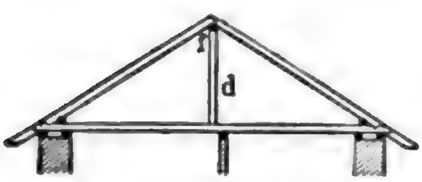
Doppelter Pfettendachstuhl.

Fig. 9.



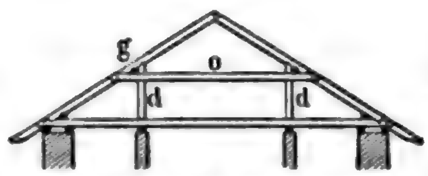
Mehrfacher Pfettendachstuhl.

Fig. 10.



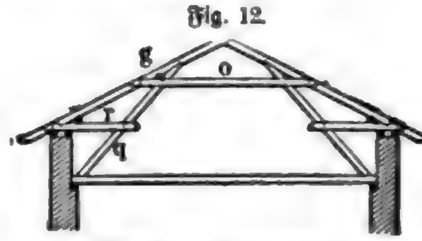
Einfacher stehender Pfettendachstuhl.

Fig. 11.



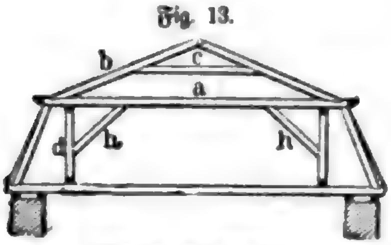
Doppelter stehender Pfettendachstuhl.

Fig. 12.



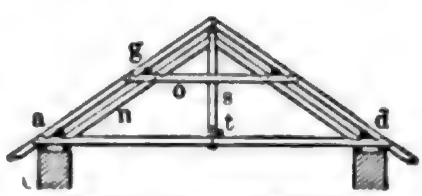
Liegender Pfettendachstuhl.

Fig. 13.



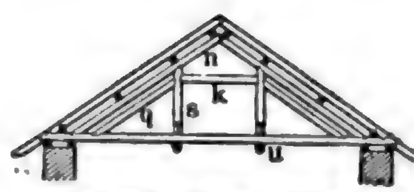
Mansardendachstuhl.

Fig. 14.



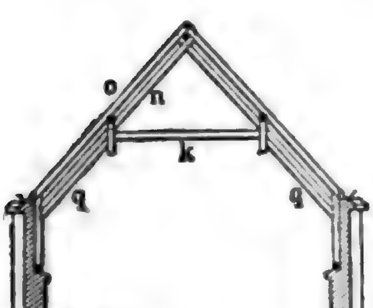
Einfacher Hängwerkdachstuhl.

Fig. 15.



Doppelter Hängwerkdachstuhl.

Fig. 16.



Sprengwerkdachstuhl.

Fig. 17.

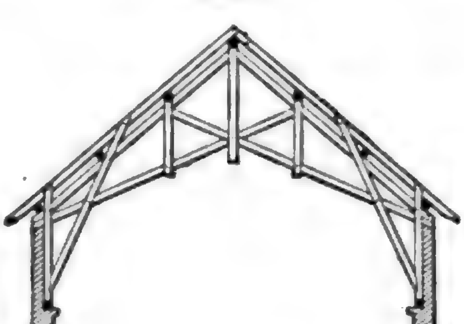


Fig. 18.

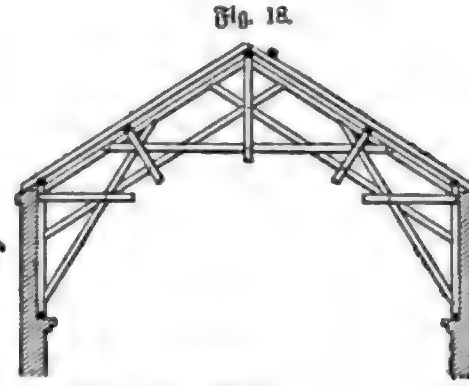


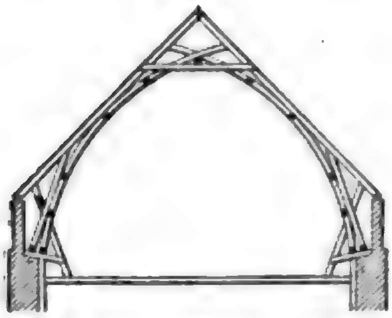
Fig. 17 und 18. Hängende Sprengwerkdachstühle.

Fig. 1—18 Hölzerne Dachstühle mit geraden Sparren.

mehreren lotrechten Lagen außen rund geschnittener Bohlenstücke mit versetzten Fugen mittels Holznägel oder, nach der später von Oberst Emy angegebenen Methode, aus wagerecht aufeinandergelegten, gebogenen und unter sich verbolzten Bohlen hergestellt. Fig. 20 zeigt einen Bogendachstuhl, dessen Sparren b aus

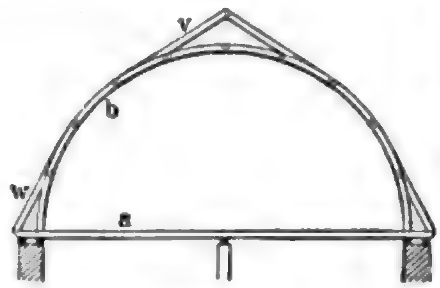
lotrechten Bohlen bestehen, wobei die Wasserableitung oben durch aufgesattelte gerade Sparrenstücke v, unten durch Aufschieblinge w befördert wird. Fig. 19 zeigt ein kombiniertes System, wobei die eigentlichen

Fig. 19.



Dachstuhl mit gekrümmten Bohlensparren.

Fig. 20.



Bogendachstuhl.

Fig. 19 und 20. Hölzerne Dachstühle mit gekrümmten Sparren.

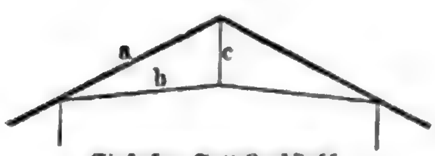
Träger des Dachstuhls aus Bohlenbogen, die Sparren aus geraden Balken bestehen.

II. **Eiserne Dachstühle.** Fig. 21–30. Eiserne Dachstühle mit geraden Sparren. Der in Fig. 21 dargestellte einfache Satteldachstuhl besteht aus dem Sparren a, dem Zuganker b und dem Hängeisen c.

streben g und Zugstangen hi bewirkt wird. Der letztere zeichnet sich durch seine gefällige Form aus, während vergleichende Rechnungen ergeben haben, daß der deutsche D. unter übrigens gleichen Umständen unter den drei angeführten Konstruktionen der ökonomisch vorteilhafteste ist. Hat der D. außer seinem eignen Gewicht die Last eines belasteten Gebälks zu tragen, so entsteht, je nachdem jeder Hauptbalken ein-, drei- oder mehrmals aufzuhängen ist, der einfache, doppelte oder mehrfache Hängwerkdachstuhl (Fig. 28—30), letztere beide mit den Gegenstreben d. Der zur Versteifung der Dachfläche gegen Winddruck dienende Windverband besteht in gekreuzten Zugdiagonalen, welche in die von den einzelnen Sparren und Pfetten gebildeten Felder eingeschaltet werden. Die Detailverbindung dieser Teile erfolgt an dem Sparrenfuß meist durch gußeiserne Lagerstühle ohne oder mit besondern Unterlagsplatten, im First und an den einzelnen Knotenpunkten mittels schmiedeeiserner Laschen und Niet- oder Schraubenbolzen.

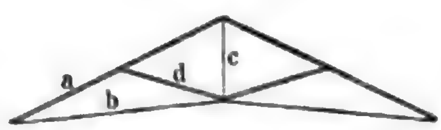
Eiserne Dachstühle.

Fig. 21.



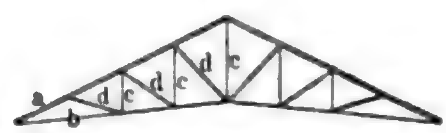
Einfacher Satteldachstuhl.

Fig. 22.



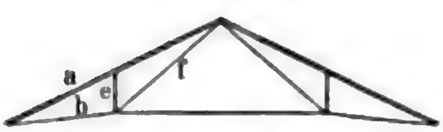
Einfacher deutscher Dachstuhl.

Fig. 23.



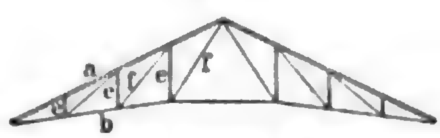
Mehrfacher deutscher Dachstuhl.

Fig. 24.



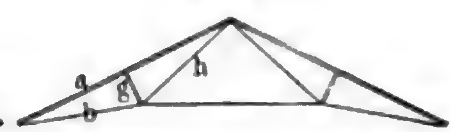
Einfacher englischer Dachstuhl.

Fig. 25.



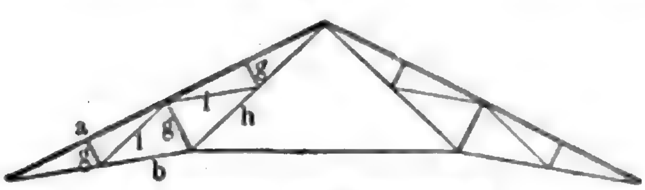
Mehrfacher englischer Dachstuhl.

Fig. 26.



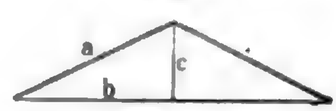
Einfacher französischer Dachstuhl.

Fig. 27.



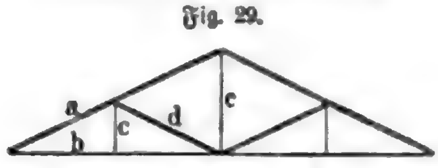
Mehrfacher französischer Dachstuhl.

Fig. 28.



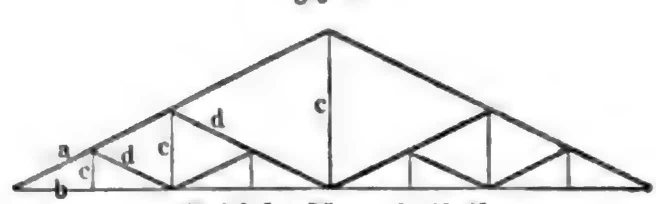
Einfacher Hängwerkdachstuhl.

Fig. 29.



Doppelter Hängwerkdachstuhl.

Fig. 30.



Mehrfacher Hängwerkdachstuhl.

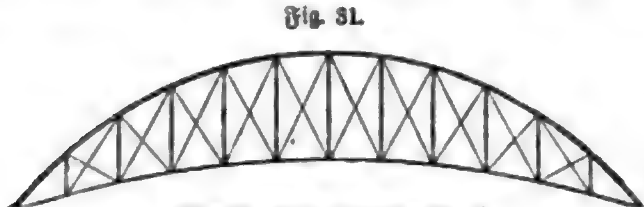
Fig. 21—30. Eiserne Dachstühle mit geraden Sparren.

Die Längsverbindung wird durch schmiedeeiserne Pfetten aus <-, [- oder ∑-Eisen gebildet, welche auf die Sparren genietet werden. Bei zunehmender Spannweite bedürfen die Sparren weiterer Unterstützung, welche beim deutschen D. (Fig. 22 u. 23) durch geneigte Streben d, beim englischen D. (Fig. 24 u. 25) durch lotrechte Streben e und Zugstangen f, beim französischen D. (Fig. 26 u. 27) durch Normal-

Fig. 31 u. 32. Eiserne Dachstühle mit gekrümmten Sparren. Die Binder dieser Dachstühle bilden Bogenfachwerke, deren Gurte über ihren Stützpunkten entweder zusammengeführt (Fig. 31), oder getrennt (Fig. 32) sind, während man beide durch Fachwerk, hier lotrechte Druckstangen und gekreuzte Zugdiagonalen, aussteift. Auch hier wird die Längsverbindung der Bänder durch eiserne Pfetten, der

Windverband durch ein in die Nähe der Dachoberfläche gelegtes System von gekreuzten eisernen Diagonalen bewirkt. Die eisernen Kuppeln erhalten radiale Sparren und eine genügende Zahl eiserner Ringe, während zur Aussteifung der Kuppel in die von beiden gebildeten Felder gekreuzte Zugstangen eingeschaltet werden. Die Aussteifung der eisernen Tonnen- und Kuppeldachstühle unterscheidet sich also dadurch, daß bei erstern in den vertikalen Binderebenen, bei letztern in der Dachfläche selbst bewirkt wird.

Fig. 31.



Sichelförmiger Tonnendachstuhl.

Fig. 32.



Scharnier-Tonnendachstuhl.

Fig. 31 und 32. Eiserne Dachstühle mit gekrümmten Sparren.

Eiserne Dächer werden nicht nur wegen der durch sie hölzernen Dächern gegenüber verminderten Feuersgefahr und größern Dauerhaftigkeit, sondern auch wegen der Möglichkeit, größere Räume ohne Zwischenstützen zu überspannen, mit Vorteil mehr und mehr angewandt. Über geschlossenen Räumen, welche feuergefährliche Gegenstände bergen sollen, worin sich nach etwa ausgebrochenen Bränden eine Hitze von über 500° entwickeln kann, bei welcher das Eisen zu erweichen und biegsam zu werden beginnt, sind eiserne Dächer als nicht mehr feuersicher anzusehen und deshalb auszuschließen oder nur mit Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, welche das Eisen ihrer Teile vor Erweichung schützen.

III. Dachstühle aus Holz und Eisen schließen sich meist den unter II aufgeführten Formen der schmiedeeisernen Dächer an, wobei die gedrückten Teile aus Holz, die gezogenen Teile aus Eisen hergestellt und beide mittels besonderer gußeiserner Schuhe und Bolzen verbunden werden. Gewöhnlich sind es nur die Sparren oder auch die auf den Sparren liegenden Pfetten, welche man der leichtern Befestigung der Dachdeckung wegen aus Holz herstellt.

IV. Dachstühle aus Gußeisen erhalten gußeiserne Sparren, welche aus mehr oder minder langen, mittels Flantschen und Bolzen untereinander verschraubten Stücken zusammengesetzt waren (Dianabad in Wien, Kornhalle in Paris), sind aber durch die schmiedeeisernen Dachkonstruktionen verdrängt.

V. Gemischt-eiserne Dachstühle. Bei diesen Dachstühlen, welche übrigens denen der schmiedeeisernen Dächer ganz ähnlich sind, werden meist nur mehr oder minder kurze Streben, z. B. die Normalstreben des französischen Dachstuhls, aus Gußeisen hergestellt, welche man mit gabel- oder zapfenförmigen Enden versieht und durch Schraubenbolzen mit den übrigen schmiedeeisernen Teilen verbindet. Näheres hierüber s. in den Werken über Baukonstruktionslehre von Breymann und von Wanderley.

Dachwurzel, s. Sempervivum.

Dachziegel, s. Mauersteine.

Dacien (Dacia), bei den Römern Name des zwischen Theiß, Pruth, Karpathen und Donau gelegenen fruchtbaren, an Getreide, Holz und Metallen reichen Landes. Die Bewohner desselben, thrakischer Abstammung, die Agathyrsen des Herodot, von den Griechen Geten, von den Römern meist Daker oder Dacier genannt, waren ihrer kriegerischen Gesinnung halber gefährliche Nachbarn Roms. König Boerebistes erweiterte das dacische Reich zwischen 60 und 50 v. Chr. bis zum Borysthenes im O. und bis in die Norischen Alpen im W. Die Dacier fielen mehrmals in Mösien ein und mußten von Augustus und den folgenden Kaisern wiederholt zurückgetrieben werden. Domitian erkaufte nach mehrjährigen Kämpfen in schmählicher Weise den Frieden von dem König Decebalus. Erst Trajan tilgte durch die Dacischen Kriege diese Schmach des römischen Namens. 101 n. Chr. brach er gegen Decebalus auf; derselbe, in drei Schlachten besiegt, mußte 103 Unterwerfung geloben. Der Bruch dieser Zusage führte schon 104 den Kaiser über die neuerbaute steinerne Brücke (Pons Trajani) am Eisernen Thor nochmals nach D. Die Eroberung der Hauptstadt Sarmizegetusa (beim heutigen Varhely im nördlichen Siebenbürgen) entschied die Unterjochung des Landes und seine Verwandlung in eine römische Provinz (107), nachdem sich Decebalus aus Verzweiflung selbst getötet hatte. Ein Teil der überwundenen Eingebornen zog ostwärts an den Borysthenes und ließ sich hier unter dem Namen Tyrageten nieder. Die Zurückgebliebenen nahmen viele Kolonisten unter sich auf und wurden sehr rasch so gründlich romanisiert, daß die Einwohner Daciens (Rumänen oder Walachen) noch heute eine romanische Sprache reden. Als 271 der Kaiser Aurelianus den Goten das Land räumte und die römischen Kolonisten nach Mösien versetzte, nannte er das Uferland rechts der Donau Dacia ripensis, um wenigstens den Namen des Verlornen zu behaupten. Die Ureinwohner behaupteten ihre Wohnsitze, wurden aber von fremden Völkern wiederholt unterjocht und teilweise (so in Siebenbürgen) verdrängt. Vgl. Neigebaur, D., aus den Überresten des klassischen Altertums (Kronstadt 1851); Rösler, Dacier und Romänen (Wien 1866); Derselbe, Romänische Studien (Leipz. 1871); J. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern (Innsbr. 1877); Derselbe, Die romanischen Landschaften des römischen Reichs (das. 1881).

Dacier (spr. daßjeh), 1) André, franz. Philolog, geb. 6. April 1651 zu Castres in Oberlanguedoc, studierte zu Saumur unter Tanneguy Lefèbre, ging 1672 nach Paris, trat hier 1685 zum Katholizismus über, wurde 1695 Mitglied der Akademie der Inschriften und der französischen Akademie, die ihn 1713 auch zu ihrem ständigen Sekretär erwählte, 1708 Bibliothekar des Königs im Louvre und starb 18. Sept. 1722. Er hinterließ eine Ausgabe des Festus und Verrius Flaccus (Par. 1681, Amsterd. 1699) »in usum Delphini« (s. Dauphin) sowie mittelmäßige Übersetzungen des Horaz (Par. 1681—89, 10 Bde.), der »Poetik« des Aristoteles (1697), mehrerer Dialoge des Platon (1699, 2 Bde.), des Epiktet (1715), der »Lebensbeschreibungen« des Plutarch (1721, 8 Bde.) u. a.

2) Anne, die gelehrte Tochter des gelehrten Tanneguy Lefèbre und Gattin des vorigen, geboren im

März 1654 zu Saumur, kam nach dem Tod ihres Vaters 1672 nach Paris, verheiratete sich 1683 und starb, ohne daß ihre überlegene Gelehrsamkeit das Glück der Ehe getrübt hätte, 17. Aug. 1720. Sie edierte den Kallimachos (Par. 1674), bearbeitete »in usum Delphini« den Florus (1674), Aurelius Victor (1681), Eutropius (1683), Dictys Cretensis und Dares Phrygius (1684) und übersetzte Anakreon und Sappho (1681), einige Stücke des Plautus (1683) und Aristophanes (1684, erste französische Übersetzung), den Terenz (1688), die »Ilias« (1699) und die »Odyssee« (Amsterd. 1708). Bekannt sind ihre Streitschriften: »Traité des causes de la corruption du goût« (1714), worin sie Homer gegen Lamotte verteidigte, und »Homère défendu contre l'apologie du père Hardouin« (1716), worin sie den Versuch des Jesuiten Hardouin, mit wunderlichen Erklärungen Homer zu Hilfe zu kommen, zurückwies. Eine neue Ausgabe ihrer Homer-Übersetzung erschien 1850.

3) Bon Joseph, Baron, franz. Historiker, geb. 1. April 1742 zu Valognes in der Normandie, studierte Theologie, ward 1772 Mitglied der Akademie der Inschriften und 1782 deren beständiger Sekretär. Er stiftete das Komitee der Handschriften, welches die »Notices et extraits« aus den ungedruckten Werken der Pariser Bibliothek herausgab. 1784 begann er eine vollständige Ausgabe der Chronik von Froissart zu veranstalten, deren Druck aber schon während des ersten Bandes unterbrochen wurde. Als Mitglied der Munizipalität der Stadt Paris 1790 hatte D. die neue Verteilung der Steuern zu besorgen; das Finanzministerium jedoch, das ihm Ludwig XVI., der ihn oft zu Rate zog, anbot, schlug er aus. Während der Revolution lebte er in tiefer Zurückgezogenheit und erschien erst 1795 bei der Stiftung des Nationalinstituts, dessen Mitglied er wurde, wieder. 1800 wurde er erster Vorsteher der Nationalbibliothek, 1802 Mitglied des Tribunats und 1823 der Akademie und starb 4. Febr. 1833 in Paris. Außer seiner Übersetzung des Älian (1772) und der Ausgabe der »Cyropädie« Xenophons (1777, 3 Bde.) sind zu erwähnen: »Histoire de l'Académie des inscriptions« sowie »Rapport sur les progrès de l'histoire et de la littérature ancienne depuis 1789 jusqu'à 1808« (1810, neue Ausg. 1862).

Dacit, Gestein, s. Andesite.

Da Costa, Isaak, holländ. Dichter und Schriftsteller, geb. 14. Jan. 1798 zu Amsterdam als Sohn einer angesehenen, aus Portugal stammenden jüdischen Kaufmannsfamilie. Seine ersten poetischen Versuche lenkten die Aufmerksamkeit des Dichters Bilderdijk auf ihn, der seitdem seine weitere Ausbildung überwachte und bald in den vertrautesten Verkehr mit ihm trat. Im J. 1817 begab sich D. behufs der Vollendung seiner Studien nach Leiden, wohin auch Bilderdijk übersiedelte. Nachdem er 1818 zum Doktor der Rechtsgelehrsamkeit und 1821 zum Doktor der Philosophie promoviert worden, trat er 1822 zum Christentum über. Schon hatte er sich als Dichter einen so geachteten Namen erworben, daß er nach Bilderdijks Tod (1831) allgemein als dessen Nachfolger im Rang des ersten niederländischen Dichters bezeichnet ward. Er starb 28. April 1860. Von seinen poetischen Werken sind als die wichtigern hervorzuheben: »Poëzij« (1821–22, 2 Bde.); »Politieke poëzy« (1854); »Hesperiden« (1855). Sein Schwanengesang »De slag by Nieupoort« ist stellenweise das Trefflichste, was er geleistet hat. Außerdem versuchte sich D. auch auf historischem und theologischem Gebiet. Besonders zu nennen ist »Israël en de volken« (1849). Seine Schriften wurden wiederholt neu aufgelegt; die Dichtwerke erschienen neuerdings gesammelt in 3 Teilen (Haarlem 1861–62).

Dactylis *L.* (**Knaulgras**), Gattung aus der Familie der Gramineen, perennierende Gräser mit zweizeiliger Rispe, seitlich zusammengedrückten, zwei- bis siebenblütigen Ährchen, gekielten, zusammengedrückten Hüll- und Deckspelzen, von denen die letztern kurz begrannt sind. D. glomerata *L.* (**Hundsgras**, s. Abbildung), mit knaulförmig in der Rispe stehenden Grasährchen, sehr gemein auf trocknem, besserm Boden, am schönsten auf berieselten, bodenkräftigen Wiesen, äußerst ertragreich, nahrhaft, ein Schnittgras erster Klasse, bleibt aber auf trocknem, weniger kräftigem Sandland zu klein und wird zu hart. Der Gebrauchswert der Samen beträgt 17 Prozent.



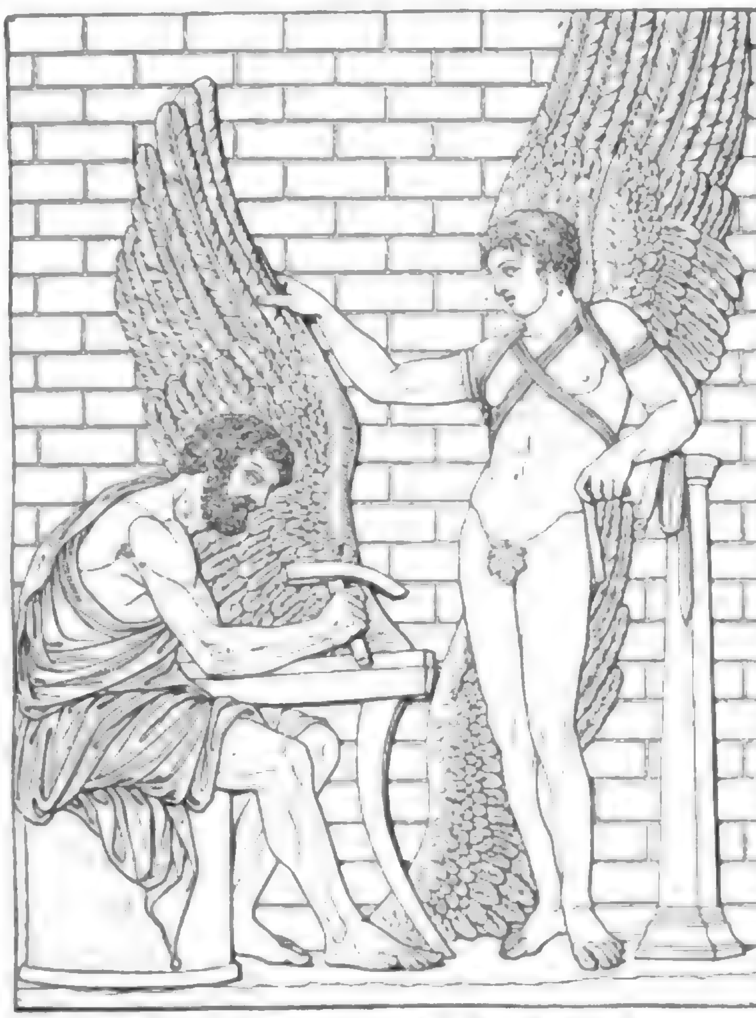
Dactylis glomerata (Hundsgras).

Dädala (»Schnitzbilder«), Name eines eigentümlichen Festes der Böotier zu Ehren der Hera. Nach der Sage hatte sich die Göttin einst mit Zeus überworfen und auf dem Kithärongebirge verborgen. Da ließ Zeus das Gerücht verbreiten, er wolle sich mit einer andern vermählen, und zugleich ein aus Eichenholz geschnitztes Bild in bräutlichem Schmuck auf einem Wagen mit zahlreichem Gefolge und unter Absingung von Hochzeitsliedern am Kithäron vorüberfahren. Voller Eifersucht stürzte sich Hera auf die vermeintliche Nebenbuhlerin; als sie aber das hölzerne Bild fand, löste sich ihr Zorn in Lachen. Sie versöhnte sich mit ihrem Gemahl, setzte sich selbst auf den Brautwagen und stiftete zum Andenken das Fest, das fortan alle sieben Jahre von den Platäern allein (**kleine D.**), alle 60 Jahre aber von sämtlichen böotischen Bundesstädten gemeinsam (**große D.**) gefeiert wurde.

Dädalēum (griech.), s. Phänakistoskop.

Dädalos (Daidalos), der berühmteste griech. Künstler der mythischen Zeit, Sohn des Metion und Urenkel des Königs Erechtheus zu Athen, Zeitgenosse des Theseus und Minos. Als Architekt, Bildner und Techniker allgemein bewundert, mußte er aus Athen fliehen, weil Künstlerneid ihn zur Ermordung seines Schülers und Neffen Talos verleitet hatte, und fand beim König Minos von Kreta Schutz. Hier verfertigte er die Kuh der Pasiphae, erbaute einen Tempel der Göttin Britomartis sowie für den Minotaur das Labyrinth, ward aber von Minos wegen der für die Pasiphae gefertigten Kuh mit seinem Sohn Ikaros ins Labyrinth gesperrt. Sie entflohen von da mittels künstlicher Flügel von Wachs und Leinwand. Ikaros zwar stürzte in das nach ihm benannte Meer, D. aber

entkam nach Sizilien, wo er bei dem König Kokalos Aufnahme fand; der ihn auch hierher verfolgende Minos wurde von Kokalos oder dessen Töchtern in einem warmen Bad erstickt (s. Minos). D. führte in Sizilien verschiedene Wasser- und andre Bauten aus und ging dann mit Aristäos nach Sardinien, wo er für den König Jolaos großartige Werke (die Dädaleen) ausführte. Zu Capua und Cumä in Unteritalien errichtete er dem Apollo Tempel. Selbst in Ägypten läßt ihn die Sage herrliche Proben seiner Kunst geben, z. B. ein Propylon am Hephästostempel zu Memphis und ein Holzbild im Tempel selbst. Von den zahlreichen auf D. zurückgeführten statuarischen Arbeiten sah Pausanias noch einen Herakles zu Theben und zu Korinth, eine Athene in Knosos u. a., lauter Holzbilder im steifen ägyptischen Stil, aber lebensvoller als die ägyptischen Vorbilder. Auch für Zimmermann und Schiffer soll D. manches (z. B. Axt, Säge, Bohrer, Segelstangen) erfunden haben. D. ist nicht eine historische Person, sondern ein Gesamtname, auf den das Altertum die ältesten Erzeugnisse der Architektur, Holzschneidekunst und die nützlichsten technischen Erfindungen, deren Urheber unbekannt waren, zusammentrug. Gerade die auf Kreta ihm zugeschriebenen Werke sind aber derart, daß sie auf einen kosmischen Bildner, auf einen Gott deuten, wie denn der Dichter Pindaros geradezu den Namen D. für Hephästos setzte. Auf Ähnliches leiten die attischen Sagen von der Abstammung des D. von Erechtheus, mit dessen Beziehungen zur Athene, auf Ähnliches endlich die wesentliche Identität des D. mit unserm »Wieland dem Schmied«, wie sie A. Kuhn in der »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung« (Bd. 4, S. 95) überzeugend nachweist. Auf den Denkmälern finden sich drei Szenen der Dädalossage behandelt: das Zimmern der hölzernen Kuh, das Anfertigen der Flügel (Relief in Villa Albani bei Rom, s. Abbildung) und die Katastrophe des Ikaros, den D. am Ufer betrauert (häufig in pompejanischen Wandbildern).



Dädalos und Ikaros. Relief in Villa Albani (Rom).

Dadapbaum, s. Erythrina.

Dadüchos (griech.), Fackelträger, Beiname der Mondgöttin (Artemis), der die verlorne Tochter mit Fackeln suchenden Ceres ꝛc.; insbesondere Name des zweiten Oberpriesters bei den eleusinischen Mysterien, dessen Amt in mehreren athenischen Familien erblich war. Vgl. Eleusinien.

Daira (Daira), in der griech. Mythologie ein göttliches Wesen der eleusinischen Geheimlehre, Tochter des Okeanos, oft der Persephone gleichgesetzt.

Dael (spr. dahl), Jan van, niederländ. Blumen- und Früchtemaler, geb. 27. Mai 1764 zu Antwerpen, arbeitete seit 1786 in Paris, wo ihn der Hof von Napoleon I. bis Karl X. mit Bestellungen überhäufte, und starb 20. März 1840. Zwei große Bilder von ihm, das Opfer der Flora und das Grabmal der Julie, sind in der Leuchtenbergschen Galerie zu St. Petersburg; andre befinden sich in Parma, im Lyoner Museum, im Louvre ꝛc.

Daendels (spr. dahn-), Hermann Wilhelm, niederländ. General, geb. 21. Okt. 1762 zu Hattem im Geldernschen, nahm als Anhänger der Patrioten an den 1787 in den Niederlanden ausgebrochenen Unruhen Anteil, mußte daher, als die Sache der Patrioten unterlag, fliehen und unternahm in Dünkirchen glückliche Handelsspekulationen. 1793 leistete er als Oberstleutnant dem General Dumouriez bei dessen Zuge gegen Holland bedeutende Dienste, wurde 1794 Brigadegeneral, nahm bei dem neuen Zuge gegen Holland unter Pichegru (1795) die Insel Bommel und das Fort St. Andreas, trat nach der Proklamation der Batavischen Republik als Divisionsgeneral in deren Dienste und übte bei den Regierungs- und Verfassungsveränderungen einen bedeutenden Einfluß aus. Als Gegner der demokratischen Partei, die am Ruder war, ging er nach Paris und ward von hier vom französischen Direktorium wieder nach Holland gesandt, um für die Aristokratie eine neue Revolution einzuleiten, was ihm auch gelang. Mit dem General Brune operierte er 1799 in Nordholland mit Erfolg gegen die Engländer und Russen, worüber zu vergleichen sein »Rapport des opérations du lieutenant-général D., depuis le 22 août jusqu'à la capitulation de l'armée anglaise et russe, le 18 oct. 1799«. Anfeindungen bewogen ihn, 1803 seine Entlassung zu nehmen. Beim Ausbruch des Kriegs von 1806 erhielt er vom König von Holland das Kommando einer Division und bemächtigte sich im Oktober Ostfrieslands und Westfalens, wofür er zum General der Kavallerie und im Februar 1807 zum Marschall von Holland und Generalgouverneur der ostindischen Besitzungen ernannt wurde, die er von 1808 bis zur englischen Invasion 1811 mit Umsicht und Energie verwaltete. Mehrerer Willkürlichkeiten angeklagt, ward er zurückgerufen und veröffentlichte 4 Bände Akten-

stücke über seine Verwaltung. Er machte sodann unter Napoleon I. den Feldzug von 1812 bis 1813 mit und verteidigte als Gouverneur von Modlin diese Stadt bis zum Äußersten. In seinem Vaterland bewarb er sich umsonst um einen militärischen Posten; erst im Oktober 1815 erhielt er den Auftrag, die Verwaltung der wiedererworbenen Besitzungen auf der Goldküste von Afrika zu ordnen. Er benahm sich hier sehr energisch, beförderte die Anlegung neuer Pflanzungen und hinderte nach Kräften den Sklavenhandel. Er starb 2. Mai 1818.

Daeva, s. Dew.

Dafar (Saphar), eine 1880 von Maskat besetzte Landschaft in Südarabien, an der Küste des Arabischen Meers, bewohnt von räuberischen Beduinen, den Beni Gurreh, welche in sechs Stämme zerfallen. Die große Stadt D., welche einst hier lag, wurde um 1520 von den Portugiesen zerstört.

Daffinger, Moritz Michael, Maler, geb. 25. Jan. 1790 zu Wien, wurde auf der Akademie Schüler Fügers und widmete sich dann der Porzellanmalerei. Seit 1809 war D. ausschließlich im Porträtfach und zwar insbesondere mit der Elfenbeinminiaturmalerei beschäftigt. Später ließ er sich von dem englischen Porträtmaler W. Lawrence beeinflussen, welcher 1815 aus Anlaß des Kongresses in Wien anwesend war. Seine Porträte, über tausend an der Zahl, sind meist im Besitz der österreichischen Aristokratie. Später malte er die Blumenflora Österreichs in 200 Nummern. D. starb 22. Aug. 1849 in Wien.

Dag (Dagr, »Tag«), in der nord. Mythologie Sohn Dellings und der Nött (»Nacht«), ward von Alfadr beauftragt, mit Pferd und Wagen jeden Tag die Erde zu umfahren, wobei das Pferd Skinfaxi (»Glanzmähne«) Luft und Erde erleuchtete.

Dagadó-Forras (»schwellende Quelle«), Schwefelquelle im Bihargebirge bei dem Dorf Kalugyer im ungarischen Komitat Bihar.

Dagana (Daghana), Hauptort des gleichnamigen Kreises im franz. Senegambien, Arrondissement St.-Louis, am linken Ufer des Senegal, inmitten schöner Gärten und Pflanzungen, mit (1879) 1873 Einw. und Ausfuhr von Gummi.

Däge, Eduard, Maler, geb. 10. April 1805 zu Berlin, erhielt seine Ausbildung auf der Kunstakademie, hernach im Atelier des Professors Wach und bereiste später Italien. Durch sein anmutiges Bild: die Erfindung der Malerei, nach Plinius (1832, Berliner Nationalgalerie), machte er sich zuerst bekannt. Altarbilder lieferte er für eine Kirche in Rostock, in Kyritz, für die protestantische Kapelle in Marienbad, für die katholische Kirche in Sigmaringen u. a.; ferner nahm er teil an der Ausmalung der Kapelle des königlichen Schlosses zu Berlin und der Halle des Museums daselbst. Er hat daneben auch Genrebilder gemalt, meist mit religiösem Anstrich, wie: der wohlthätige Mönch, der Meßner von einem Knaben durchs Wasser geleitet (Gegenstücke, das letztere in der Berliner Nationalgalerie), die Einkleidung der Nonne, die Zuflucht zum Altar, das Weihwasser u. a. Seit 1838 war er als Lehrer an der Antikenklasse der Akademie thätig und führte von 1861 bis 1875 die Direktorialgeschäfte derselben. Er starb 6. Juni 1883.

Dagg (holländ.), auf Schiffen ein Tauende als Züchtigungsmittel, daher »durch die Daggen laufen«, s. v. w. Spießruten laufen.

Dagget, s. v. w. Birkenteer.

Dagh (türk.), Berg, Gebirge.

Daghestan (»Gebirgsland«), Landschaft in Kaukasien, die sich vom östlichen Abhang des Kaukasus bis zum Kaspischen Meer erstreckt, im N. vom Terekschen Landstrich, im S. von den Gouvernements Tiflis und Baku begrenzt wird, hat einen Flächeninhalt von 29,637 qkm (538 QM.) mit (1881) 526,915 Einw. (s. Karte »Rußland«). Dieser dreieckige Landstrich ist von Gebirgen durchzogen, welche vom Kaukasus ausgehen und sich zum Teil über die Grenze des ewigen Schnees (bis an 4000 m) erheben; nur in der Nähe der Küste trifft man Flachland. Er wird von einer Menge von Flüssen bewässert, unter denen als die bedeutendsten der aus vier (Koisu genannten) Flüssen sich bildende Sulak und der Samur mit zahlreichen Mündungsarmen hervorzuheben sind. Auch viele heiße Quellen findet man. Das Klima ist in den niedrigen Teilen sehr mild und im Sommer meist sehr trocken. Im höhern Gebirge ist die Luft kälter. Das Gebirgsland produziert wenig Getreide (vornehmlich Hirse); mit Mühe kann das Vieh das ganze Jahr über mit Futter versorgt werden. Schafe werden in großer Menge gehalten, die Schätzung von 1870 ergab über 1,7 Mill. Stück. Fruchtbar und gut angebaut ist das Flachland, wo die edelsten Früchte gedeihen und das Klima zeitweise geradezu heiß ist. Die Regenmenge an der Küste ist beträchtlich. Jagdbares Wild und einzelne Raubtiere (Bären, Wölfe 2c.) finden sich in den waldreichen Gebirgsgegenden. An Erzen ist das Land arm. Die Bevölkerung von D. gehört vielen Nationalitäten an. Von den 1875 ermittelten 485,524 Einw. waren 98,305 Awaren, 88,045 Darginer, 86,620 Küriner, 72,807 Tataren, 35,511 Andier, 35,139 Lasen, der Rest Tabassaraner, Kutuler, Juden, Perser, Armenier, Russen, Agulen u. a. Das Gebiet zerfällt in die Derbentsche Stadthauptmannschaft und die Stadt Petrowsk und in die Bezirke Temirchan-Schura, Gunib, Kasikumuch, Andi, Awar, Kaitago-Tabassaran, Kjura, Samur und Darginsk. Die wichtigsten Orte sind Derbent (1881: 15,582 Einw.) mit bedeutendem Handel, der Ausgangspunkt für die Kaukasische Mauer (s. d.), und Petrowsk (früher Tarku) mit 3631 Einw., beide am Kaspischen Meer. — Mit den Persern hatten die Einwohner in der Zeit der Sassaniden (3. bis 7. Jahrh.) häufige Kämpfe zu bestehen; die Fernhaltung der nördlichen Völker war Zweck der Kaukasischen Mauer. Während das Flachland Daghestans persische Provinz wurde, blieben die Einwohner des innern D. freie Bergvölker unter eignen Chanen. Seit aber Rußland 1801 von Grusien Besitz genommen, mußte es bestrebt sein, auch das nördlich davon liegende D. an sich zu bringen, das damals noch Grusien von Rußland trennte und so den Verkehr zwischen beiden Ländern erschwerte und bedrohte. Gefährlich wurde die Situation vollends, als der Muridismus (s. d.) unter den Bergvölkern Daghestans feste Wurzeln faßte. Während des türkisch-russischen Kriegs 1828—29 mußte man ihnen freie Hand lassen; nach dem Friedensschluß rückten Truppen in D. ein und sicherten sich (1831—1832) zunächst das Küstengebiet, durch welches die Straße nach Grusien führte. Zum ersten Schritt gegen das innere D. nötigte Schamyl (s. d.), der die awarische Chanfamilie verdrängt hatte und sich als Haupt der Muriden den Russen entgegenstellte. Mit der Unterwerfung desselben 1859 kam dann auch D. thatsächlich in den Besitz der Russen (s. Kaukasien). Vgl. Cunynghame, Travels in the eastern Caucasus, especially in Dagestan etc. (Lond. 1872).

Dagö (Dago, Dagen oder Dagden), eine zum russ. Gouvernement Esthland gehörige Insel, am Eingang des Finnischen Meerbusens, nördlich von der Insel Ösel, von welcher sie nur durch eine schmale

Meerenge, den Söälosund, getrennt ist (s. Karte »Livland ꝛc.«). Sie ist von N. nach S. 47 km lang, von O. nach W. etwa 55 km breit und hat 955 qkm (17 QM.) Flächeninhalt. Ihre Küsten sind durch Welleneinspülung sehr zerrissen und überall von Untiefen, Sandbänken und kleinen Eilanden umgeben, wodurch die Schiffahrt in der Nähe ihrer Ufer sehr gefährlich wird. Auf der äußersten Spitze des westlichen Vorgebirges, Dagerort genannt, steht deshalb ein Leuchtturm. Die Insel ist meist eben und zeigt eine Abdachung von S. nach N.; an der Nordostküste und im Innern sind große Sümpfe (zusammen 14,000 Hektar), in denen man viele erratische Blöcke findet. Da das Erdreich im N. meist steinig ist und Wälder mehr als ein Viertel der Insel bedecken (besonders Fichten), ist nur der südliche und südwestliche Teil, der einen fruchtbaren, mergelhaltigen Boden zeigt, zum Anbau von Getreide geeignet, obwohl auch dieser hinter der Wiesenkultur bedeutend zurücksteht. Die 15,000 Bewohner bestehen zu ²/₃ aus Esthen, zu ¹/₃ aus Schweden und Deutschen und nähren sich von Ackerbau, Viehzucht, Fisch- und Robbenfang, Holzfällen, Kalkbrennen und einigem Handel, der sich in den beiden kleinen Hafenplätzen Hohenholm und Tiefenhafen konzentriert. D. ward 1645 von Dänemark an Schweden und 1721 von letzterm an Rußland abgetreten.

Dagobert, fränk. Könige aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) D. I., Sohn Chlotars II., König von 628 bis 638, war zu schwach, um dem Majordomus Pippin von Landen das Gegengewicht zu halten, doch der letzte Merowinger, der noch einigermaßen selbständig regierte, schändete aber seine sonst gerechte Regierung durch den Mord von 10,000 Bulgarenfamilien, die vor den Avaren bei ihm Schutz suchten, und kämpfte unglücklich gegen die Slawen. Vgl. Double, Le roi D. (Par. 1879); Albers, König D. in Geschichte, Legende und Sage (Kaisersl. 1884).

2) D. II., Sohn des austrasischen Schattenkönigs Siegbert, Enkel des vorigen, ward nach dem Tod seines Vaters 656 von Pippins Sohn Grimoald in ein irländisches Kloster gesendet, jedoch 674 von den Austrasiern nach ihres Königs Childerich Tod auf den Thron erhoben, aber 678 ermordet.

3) D. III., Sohn Childeberts III., folgte diesem 711 als Schattenkönig und starb 715.

Dagon, Hauptgottheit der alten Philistäer, als Schöpfungsprinzip, als beherrschende Macht über Menschenleben und Schicksal verehrt, den Saaten und dem Ackerbau vorstehend. Erwähnt werden Tempel zu Asdod und zu Gaza. Sein Bild, sonst menschlich, hatte einen Fischrumpf (jedenfalls, um die Idee der Fruchtbarkeit anzudeuten). Sein weibliches Seitenstück war die Derketo (s. d.).

Dagopa, s. Tope.

Dagoumer (spr. -gumeh), Guillaume, franz. Philosoph, geboren um 1650 zu Pont-Audemer, gest. 1745 in Courbevoie als Rektor der Pariser Universität, welche er in seiner Schrift »Requêtes de l'université de Paris« (1724) gegen die Jesuiten verteidigte. Doch wußten letztere die Unterdrückung seiner Schriften durchzusetzen. Er führte einen ungeregelten Lebenswandel und ward deshalb von Lesage in seinem »Gil Blas« unter dem Namen Guyomar vorgeführt.

Dagsburg (franz. Dabo), Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Saarburg i. Lothr., Kanton Pfalzburg, in schöner Gegend des Wasgenwaldes, 13 km von der Eisenbahnstation Lützelburg, mit Sägemühlen und (1880) 2757 Einw. Darüber stand einst auf einem 532 m hohen Sandsteinfelsen das Schloß der Grafen von D., welches 1677 von den Franzosen zerstört wurde. Die Grafschaft D. gehörte seit 1049 einer Nebenlinie des herzoglichen Hauses von Niederlothringen, kam um 1300 durch Heirat an die Grafen von Leiningen und wurde 1679 französisches Lehen, doch erst im Lüneviller Frieden (1801) definitiv an Frankreich abgetreten.

Dagstuhl, ehemalige reichsunmittelbare Herrschaft mit Schloß im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Merzig, am Fuß des Hochwaldes unweit der Saar; Hauptort derselben ist der Flecken Wadern (s. d.).

Daguerre (spr. -gähr), Louis Jacques Mandé, Maler, geb. 1789 zu Cormeilles in der Normandie, bildete sich unter Degoti und lieferte für die Pariser Theater Dekorationen von bisher nicht gesehener Schönheit. Mit dem Maler Bouton konstruierte er 1822 das Diorama, welches sehr beifällig aufgenommen wurde. Seine weitern Bemühungen bezogen sich hauptsächlich auf die Fixierung des Bildes in der Camera obscura, blieben aber zunächst erfolglos. Im J. 1826 verband er sich zu diesem Zweck mit Joseph Nicéphore Nièpce, einem reichen Privatmann, welcher schon seit 1814 ähnliche Versuche angestellt hatte. Beide arbeiteten nun gemeinsam, und 1829 verbanden sie sich durch einen gerichtlichen Akt zur weitern Verfolgung ihrer Erfindungen. Nièpce starb aber 3. Juli 1833, und wie aus den Kontrakten seines Sohns mit D. hervorgeht, verbesserte dieser nun die bisherigen Methoden sehr wesentlich. Das Resultat seiner Bemühungen wurde 1839 durch Arago bekannt gemacht, und auf dessen und Gay-Lussacs Antrag erhielt D. eine jährliche Pension von 6000 und die Erben von Nièpce eine solche von 4000 Frank, während das Verfahren der Daguerreotypie durch die französische Akademie veröffentlicht wurde. D. starb 12. Juli 1851 in Petit-Brie bei Paris. Er schrieb: »Historique et description des procédés du daguerréotype et du diorama« (Par. 1840 u. öfter); »Nouveau moyen de préparer la couche sensible des plaques destinées à recevoir les images photographiques. Lettre à M. Arago« (das. 1844; deutsch, Köln 1844). Vgl. Ernouf, Les inventeurs du gaz et de la photographie (Par. 1885).

Daguerreotypie (spr. -gär-), s. Photographie.

Daguet (spr. dagäh), Alexander, schweizer. Historiker und Pädagog, geb. 12. März 1816 zu Freiburg, war 1837–43 Professor der Geschichte an der dortigen Zentralschule, dann, wegen seiner liberalen Ansichten entlassen, Direktor des Lehrerseminars im Berner Jura, 1848–57 Direktor der Kantonschule von Freiburg und Vizepräsident des Rats für öffentlichen Unterricht und ist seit 1866 Professor an der Akademie zu Neuchâtel. Daguets Hauptwerk ist die »Histoire de la confédération Suisse« (7. Aufl., Neuchâtel 1879; deutsch, Aarau 1867). Von seinen übrigen Schriften nennen wir: »Biographie de Guillimann« (Freiburg 1843); »Cornélius Agrippa chez les Suisses« (1846); »Études sur l'histoire littéraire de la Suisse avant le X. siècle« (1847); »Revue des principaux écrivains de la Suisse française« (1857); »De l'enthousiasme de la Suisse pour la cause de Neuchâtel« (1858); »Abrégé de l'histoire de la confédération Suisse« (1871); »Manuel de pédagogie ou d'éducation« (4. Aufl. 1881). D. redigierte auch eine Zeitlang die pädagogische Zeitschrift »Émulation« und später den »Éducateur«.

Dahabiye (arab., »die Goldene«), langes, schmales Nilschiff mit Verdeck und Kajütte (Kabine), deren Boden unter der Wasserlinie liegt.

Daher, ein Nomadenvolk des Altertums, an der Ostküste des Kaspischen Meers bis zum Oxus und dem Oxianischen See (Aralsee) hin. Die D., wahrscheinlich Vorfahren der heutigen Turkmenen, waren gute Krieger und dienten als reitende Bogenschützen unter Darius, Alexander und Antiochos.

Dahl, 1) Johann Christian Claussen, Maler, geb. 24. Febr. 1788 zu Bergen in Norwegen, bezog 1811 die Akademie von Kopenhagen und kam 1818 nach Dresden, wo er Mitglied und Professor der Akademie wurde. Von hier aus machte er Reisen durch die Alpengegenden Deutschlands, besuchte Italien und kehrte zweimal in seine nordische Heimat zurück. Fleißige Naturstudien führten ihn zu einer eigentümlichen realistischen Richtung, der es aber an vollendeter Technik mangelte. Zwei große Gemälde aus der charaktervollen Natur seiner Heimat stellen den Sturz der Tinterrare in Obertellemarken und eine Thalschlucht mit Wasserfall an der Küste von Bergen dar. Auch verfaßte er ein Werk über die nordische Holzarchitektur, betitelt: »Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühsten Jahrhunderten in den innern Landschaften Norwegens« (Dresd. 1837). D. starb 14. Okt. 1857 in Dresden.

2) Wladimir Iwanowitsch, unter dem Pseudonym Kosak Luganskij bekannter russ. Schriftsteller, geb. 1802 als der Sohn eines bei der russischen Flotte im Schwarzen Meer angestellten, aus Sachsen eingewanderten Arztes, ward im Seekadettenkorps zu Petersburg erzogen und trat 1819 als Marineoffizier in den entsprechenden Dienst ein. Da ihm derselbe nicht zusagte, studierte er in Dorpat Medizin und verweilte als Militärarzt 1828—29 auf dem Kriegsschauplatz in der Türkei wie 1830 auf dem in Polen. Einige Jahre darauf beteiligte er sich an der Expedition des Grafen Perowski nach Chiwa und war, von da zurückgekehrt, elf Jahre lang als Kanzleichef im Ministerium des Innern thätig, worauf er als Präsident des Apanagenkontors in Nishnij Nowgorod angestellt ward. Nachdem er 1858 auch diesen Dienst aufgegeben, lebte er, ganz seinen Studien sich widmend, bis an sein Ende in Moskau. Er starb 22. Okt. (a. St.) 1872. D. hat eine Reihe Erzählungen hinterlassen, die sich namentlich durch ein tiefes Verständnis des Volkslebens und vortreffliche, wahrhaft typische Schilderungen auszeichnen. Diese Vorzüge treten am meisten hervor in den »Raskásy Kosaká Lugánskaho« (»Erzählungen des Luganschen Kosaken«) und »Raskásy is naródnaho býta« (»Erzählungen aus dem Volksleben«). Zu seinen vorzüglichsten Novellen gehören ferner: »Chmehl« (»Der Rausch«), »Sson i jaw« (»Der Traum und das Wachen«), »Dwórnik« (»Der Hausknecht«), »Denschtschik« (»Der Offiziersbursche«) ꝛc., welche letztern besonders als treffliche psychologische Schilderungen hervorzuheben sind. Außerdem veröffentlichte D. eine reiche Sammlung russischer Sprichwörter (Mosk. 1862, 2. Ausg. 1879) und ein Lexikon der russischen Sprache (das. 1861—68, 4 Bde.; 2. Ausg. 1882), das jedoch höhern wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügt. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 8 Bänden (Petersb. 1860—61).

3) Johannes Siegwald, Maler, geb. 16. Aug. 1827 zu Dresden als Sohn von D. 1), erhielt von diesem den ersten Unterricht in der Kunst und bildete sich später unter Wilh. Wegener vorzugsweise in der Tiermalerei aus. Nachdem er noch drei Jahre die Akademie in Dresden besucht hatte, ging er, da ihn die Tierbilder Landseers fesselten, 1851 nach London und besuchte von da aus auch Paris. Die besten Motive zu seinen Tierbildern nahm er aus Norwegen, der Heimat seines Vaters, deren Natur er gründlich studierte. Die Dresdener Galerie besitzt zwei seiner Gemälde: den Fehlschuß und eine Fähre in Norwegen.

4) Hans, Maler, geb. 19. Febr. 1849 zu Hardanger in Norwegen, war anfangs schwedischer Offizier und bildete sich seit 1873 auf der Kunstschule in Karlsruhe unter Gude und Riefstahl und in Düsseldorf unter v. Gebhardt und W. Sohn zum Landschafts- und Genremaler aus. Seit 1876 hat er eine Reihe von Gemälden ausgestellt, auf welchen Landschaft und Staffage nach Motiven aus seiner Heimat mit gleicher Liebe behandelt sind, und die meist durch ihren humoristischen Inhalt fesseln, während das Kolorit oft hart und glasig ist. Seine Hauptbilder sind: ein Naturkind, das Spiel der Wellen, Damenpensionat auf der Eisbahn, Letzte Ölung, weibliche Anziehung und Hinter dem Segel.

Dahlak (Dahalak), Inselgruppe an der Küste Abessiniens, liegt der Bai von Massaua gegenüber und umfaßt drei Hauptinseln: Groß-D., Nohra und Nokra, und zahlreiche Klippen. Sie bestehen aus 10—13 m hohen, zerrissenen, weißen Kalkfelsen und besitzen wegen der magern Dammerde nur geringe, mit der des afrikanischen Festlandes übereinstimmende Vegetation. Die aus Vermischung von Nubiern mit Arabern entstandene, etwa 1500 Seelen starke Bevölkerung wohnt in zehn Dörfern unter einem Scheich, welcher seine Belehnung vom ägyptischen Gouverneur in Massaua erhält. Zur Römerzeit war die Hauptinsel das Zentrum einer äußerst ergiebigen Perlenfischerei und ihre Kaufleute wegen ihres Reichtums berühmt. Aber diese Perlenfischereien sind längst erschöpft und verlassen. Ruinen deuten darauf hin, daß die Portugiesen im 16. Jahrh. hier eine Niederlage hatten. Vgl. v. Heuglin, Reise nach Abessinien (Jena 1868).

Dahlberg, Erik Jonsson, Graf von, schwed. Feldmarschall, geb. 10. Okt. 1625 zu Stockholm, fungierte seit 1646 als Kammerschreiber bei der pommerschen Kammer und ward 1647 mit Untersuchung sämtlicher schwedischer Festungen in Pommern, Brandenburg, Mecklenburg, Bremen und Westfalen beauftragt. Als Ingenieur bei der schwedischen Armee legte er neue Festungswerke bei Thorn an und zeichnete sich sowohl in dem polnischen als in dem folgenden Krieg mit Dänemark so aus, daß er 1660 die Stelle eines Oberstleutnants und das Adelsdiplom erhielt und rasch zu höhern Würden stieg. Er wurde 1693 schwedischer Reichsgraf, Feldmarschall und Generalgouverneur von Bremen und Verden und 1696 von Livland. 1700 verteidigte er Riga gegen die Sachsen, trat 1702, als Karl XII. wider seinen Willen gegen Polen zog, zurück und starb 16. Jan. 1703 in Stockholm. Wegen seiner Verdienste um Verbesserung des Festungsbaues in Schweden ward er der Vauban Schwedens genannt. Sein Hauptwerk: »Suecia antiqua et hodierna« (Stockh. 1700, 2 Bde.), besteht nur aus Kupferstichen ohne Text.

Dahlbom, Anders Gustav, Entomolog, geb. 3. März 1806 zu Forssa in Ostgotland, studierte seit 1826 zu Lund Entomologie, ward daselbst 1830 Dozent der Naturgeschichte, 1843 Intendant des entomologischen Museums und starb 3. Mai 1859. Sein Hauptwerk ist: »Hymenoptera europaea praecipue borealia« (Bd. 1, Lund 1843—45; Bd. 2, Berl. 1854).

Dahlen, 1) Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Oschatz, 3 km vom Bahnhof D. an der Leipzig-Riesa-Dresdener Eisenbahn, 155 m ü. M., hat ein gräflich Bünausches Schloß mit großem Park, eine alte Kirche und (1880) 2877

evang. Einwohner, die Eisengießerei, Wagen- und Zigarrenfabrikation, Bierbrauerei und Landwirtschaft betreiben. — 2) Stadt, s. Rheindahlen.

Dahlgrén, 1) Karl Fredrik, schwed. Dichter und humoristischer Schriftsteller, geb. 20. Juni 1791 zu Stensbruk in Ostgotland, studierte zu Upsala Theologie, wirkte seit 1815 als Prediger zu Stockholm (zuletzt an der Hauptkirche daselbst) und starb 2. Mai 1844. Als Schriftsteller trat D. zuerst in Atterboms Zeitschriften: »Phosphorus« und »Poetisk Kalender« auf und gewann mehrmals Preise. Auch gab er selbst fast jährlich Musenalmanache heraus, die außer metrischen Arbeiten auch Novellen und komische Erzählungen von ihm enthielten. Als Dichter bewegt er sich stets mit außerordentlicher, zuweilen freilich auch übereilter Leichtigkeit; am ausgezeichnetsten ist er in der Naturschilderung und Darstellung idyllisch-burlesker Szenen in Bellmans Manier. Viele seiner Gedichte sind ins Volk übergegangen. Wir nennen von seinen Schriften: »Aurora« (Stockh. 1815, 2 Tle.); »Mollbergs epistlar« (das. 1819—20, 2 Bde.); »Odalgumman«, poetisches Quodlibet (das. 1829); »Aftonstjernan« (das. 1832 ff.) und den ausgezeichneten Roman »Nahum Fredrik Bergströms krönika« (das. 1833). Seine dramatischen Dichtungen, wie die Posse »Ulla Winblads födelsedag« und das Lustspiel »Argus i Olympen«, hatten keinen Erfolg. Das Gelungenste aus seinen Schriften enthalten die beiden Sammlungen: »Ungdomskrifter« (Stockh. 1829, 2 Bde.) und »Samlade skrifter« (das. 1834 Bd. 1). Eine Gesamtausgabe seiner Werke (»Samlade arbeten«) besorgte Arvidsson (Stockh. 1847—1852, 5 Bde.; 3. Aufl. 1875).

2) John Adolf, Seemann, geb. 1810 zu Washington, ward 1826 Midshipman, 1837 Leutnant, 1855 Kommandeur. Er ist der Erfinder der nach ihm benannten schweren gußeisernen Schiffsgeschütze, die sich im Sezessionskrieg schlecht bewährten (32 schwere Rohre zersprangen); er führte auch die 12- und 24-pfündige Bronzehaubitze in der amerikanischen Flotte ein. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs ward er Befehlshaber des Washingtoner Kriegshafens und 1862 Chef des Geschützwesens. Er führte mehrfach Geschwader, übernahm 1869 wieder das Kommando des Washingtoner Hafens und starb 12. Juli 1870. Er schrieb: »System of boat armament in the United States navy« (1852); »Naval percussion locks and primers« (1852); »Shells and shell guns« (1856). Vgl. M. V. Dahlgren, Memoir of John A. D. (Boston 1882).

3) Fredrik August, schwed. Dichter und Schriftsteller, geb. 20. Aug. 1816 im Kirchspiel Nordmark (Wermland), studierte zu Upsala, trat dann in den Staatsdienst, war erst im Reichsarchiv, dann lange Zeit im geistlichen Departement thätig und wurde 1874 zum Kanzleidirektor des Gesundheits- und Armenamtes ernannt. Seit 1871 ist er Mitglied der schwedischen Akademie. Er schrieb zahlreiche volkstümliche Lieder, die 1875—76 gesammelt erschienen, die Dichtung »Sappho på Leukas« (1841), die ihm einen akademischen Preis eintrug, ferner Dramen, wie: »Vermländingarne«, das mehr als hundertmal gegeben wurde (4. Aufl. 1879), »Ett äfventyr på Hegeborg« (»Ein Abenteuer auf Hegeborg«, 1854), »Kaffe förbuudet« (»Das Kaffeeverbot«, 1855) ꝛc., und zahlreiche Übersetzungen dramatischer Musterwerke des Auslandes. Auch verfaßte er eine Geschichte des schwedischen Theaters (1866) und gab ein vortreffliches Wörterbuch: »Ordlista öfver svenska språket« (4. Aufl. 1881), heraus.

Dahlhausen, Landgemeinde im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Bochum, an der Ruhr und den Linien Steele-Hagen und Bochum-D. der Preußischen Staatsbahn, mit (1880) 3478 Einw. (davon 1801 Evangelische), Eisenhammerwerken und Steinkohlengruben.

Dahlia, Pflanzengattung, s. Georgina.

Dahlia, violette Anilinfarbe, s. Anilin, S. 591.

Dahlin, s. v. w. Inulin.

Dähling, Heinrich, Maler, geb. 1773 zu Hannover, kam 1794 nach Berlin, wo er als Miniaturmaler Beifall fand, und widmete sich dann in Paris der Ölmalerei. Die Darstellung eines Schiffbruchs verschaffte ihm in Berlin einen Namen, so daß er 1814 Lehrer an der Kunstakademie wurde. Er starb 1850 in Potsdam. Von seinen religiösen Werken sind zu erwähnen: die Abnahme vom Kreuz (in der Potsdamer Garnisonkirche) und Christus die Mühseligen und Beladenen zu sich rufend. Als Genremaler huldigte D. der Romantik.

Dahlmann, Friedrich Christoph, hervorragender Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 13. Mai 1785 zu Wismar als schwedischer Unterthan, erhielt seine erste wissenschaftliche Ausbildung in der mangelhaften Lateinschule seiner Vaterstadt; 1802 bezog er die Universität Kopenhagen, wo ein mütterlicher Oheim sich seiner annahm. Vorwiegende Neigung führte ihn dem Studium der Philologie zu; doch fand er die Lehrer, die er in Kopenhagen traf, wenig geeignet, ihn zu fördern, und entschloß sich daher 1804, nach Halle zu gehen, wo Friedr. Aug. Wolf eine so große Anziehungskraft ausübte. Seine Studien wurden durch eigne Krankheit und den Tod seines Vaters, der nur dürftige Mittel hinterließ, unterbrochen, und er kam noch einmal nach Kopenhagen, aber nur um Privatstudien zu treiben, und hielt sich dann mehrere Jahre in Wismar auf. 1809 reiste er nach Dresden, wo er mit Heinrich v. Kleist innige Freundschaft schloß, und von wo er mit diesem während des französisch-österreichischen Kriegs das Schlachtfeld von Aspern besuchte. In Wittenberg erwarb er 1810 mit einer Abhandlung über Ottokar von Böhmen den philosophischen Doktorgrad; 1811 habilitierte er sich in Kopenhagen als Privatdozent der Philologie, erhielt aber 1812 den Auftrag, an der Universität Kiel geschichtliche Vorlesungen zu halten, und wurde 1813 als außerordentlicher Professor daselbst angestellt. In der Festrede (Kiel 1815), die er bei der von der Universität veranstalteten Feier der Schlacht bei Waterloo hielt, mahnte er mit ernsten Worten zur Arbeit an der politischen Wiedergeburt Deutschlands. Als Sekretär der schleswig-holsteinischen Ritterschaft trat er mit Eifer und Entschiedenheit für deren Rechte ein und geriet hierdurch in eine oppositionelle Stellung zur dänischen Regierung. Er ward nicht zum ordentlichen Professor befördert und nahm daher bereitwillig 1829 einen Ruf nach Göttingen als Professor der deutschen Geschichte und der Staatswissenschaften an. Hier widmete er sich mit großem Erfolg der Lehrthätigkeit, wurde aber wiederum in die Politik verwickelt, indem er, nach der sogen. Göttinger Revolution (Januar 1831) als Deputierter der Universität an den Generalgouverneur Herzog von Cambridge abgesandt, dessen Vertrauen gewann, bei Feststellung der Verfassung zu Rate gezogen und von der Universität zu ihrem Vertreter in der Zweiten Kammer gewählt wurde. Sowohl seine Reden als seine Artikel in der »Hannöverschen Zeitung« erregten durch ihren rücksichtslosen Freimut und ihr nach allen Seiten selbständiges Urteil vielfach Anstoß, und er fühlte sich

mit seinen politischen Ansichten isoliert. Eine Frucht seiner damaligen praktischen und theoretischen Studien in der Politik war das Handbuch der Politik: »Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt«, von welchem nur der 1. Band (Götting. 1835; 3. Aufl., Berl. 1847) erschienen ist. Dem schönen, dankbaren Wirkungskreis, den sich D. in Göttingen geschaffen hatte, wurde ein plötzliches Ende gemacht durch den Verfassungsbruch König Ernst Augusts 1837. D. verfaßte den Entwurf einer Protestation, welche das Verfahren des Königs für einen Staatsstreich erklärte, der niemand von dem auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid entbinden könne; sechs von Dahlmanns Kollegen unterschrieben diese Erklärung. Ihre Absetzung und Ausweisung war bekanntlich die Folge davon. D., der über die Verfassungsfrage noch das klassische Pamphlet »Zur Verständigung« schrieb, begab sich zunächst nach Leipzig, wo man ihm eine Stätte ruhigen Wirkens schaffen zu wollen schien, ein Plan, der aber an der Ängstlichkeit des Ministeriums scheiterte. Nun ging er nach Jena, wo er seine vortreffliche »Geschichte von Dänemark« (Hamb. 1840—43, 3 Bde.) schrieb, die leider nur bis zur Reformation reicht. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ward D. 1. Nov. 1842 als Professor an die Universität Bonn berufen. Hier gewann er bald eine ausgedehnte Wirksamkeit. Seine Vorlesungen wurden die besuchtesten in Bonn, er galt weithin als politische Autorität, und auch die Regierung holte in wichtigen Universitätsangelegenheiten seinen Rat ein. Obwohl Dahlmanns Persönlichkeit, seine Zurückhaltung u. Schwerfälligkeit ihn wenig begünstigten, ward D. doch populär. Unter den Vorlesungen, die er in Bonn hielt, ragten besonders die über die englische und französische Revolution durch ihre politische Bedeutung hervor; sie wurden bald auch gedruckt (»Geschichte der englischen Revolution«, Leipz. 1844; 6. Aufl. 1864; »Geschichte der französischen Revolution«, das. 1845; 3. Aufl. 1864), fanden reißenden Absatz und bestimmten das politische Urteil der gebildeten Mittelklassen in Deutschland. An der Veranstaltung der Germanistenversammlungen, welche, in den Jahren 1846 und 1847 gehalten, die Bedeutung eines deutschen Vorparlaments hatten, nahm D. den lebhaftesten Anteil. Eine sehr wichtige, einflußreiche Rolle spielte er in der nationalen Bewegung des Jahrs 1848. Gleich im Beginn derselben wurde er von dem neuernannten Minister Grafen Schwerin zur Teilnahme an den Beratungen über die preußische Verfassung aufgefordert, bald nachher als preußischer Vertrauensmann zum Bundestag nach Frankfurt geschickt, darauf sogar zum eigentlichen Bundestagsgesandten ernannt, was er jedoch ablehnte, da er überzeugt war, in freierer Stellung mehr wirken zu können. Der Verfassungsentwurf der 17 Vertrauensmänner, in welchem der Einheitsgedanke zu so entschiedenem Ausdruck kam, ist hauptsächlich Dahlmanns Werk. Auch war er Referent des Verfassungsausschusses der Nationalversammlung. In der Frage der Hegemonie war er für die Einigung unter Preußens Führung mit Ausschluß Österreichs, fand aber damit weder beim König von Preußen noch bei der Mehrheit des Parlaments Beifall. Überhaupt fehlten ihm für eine praktische Politik die rasche Erkenntnis des Möglichen und Praktischen und der kühne Entschluß, wie sein Verhalten 1. Sept. in der Frage des Malmöer Waffenstillstandes und seine Unfähigkeit, ein Ministerium zu bilden, zeigten. Doch trat er 1849 noch entschieden für das preußische Kaisertum ein. Zur Teilnahme an der Gothaer Versammlung und zur Unterstützung der preußischen Unionsbestrebungen entschloß sich D. nur mit großer Selbstüberwindung: er war überzeugt, daß jener Weg nicht zum Ziel führen werde. Doch ließ er sich in das Erfurter Parlament wählen und trat auch im Sommer 1850 in die preußische Erste Kammer ein, wo er den überstürzenden Restaurationsbestrebungen mutig, aber ohne Erfolg entgegentrat. Später zog er sich ganz aus dem politischen Leben zurück und widmete sich mit Eifer seinem Lehramt. Mehr und mehr vereinsamt, überließ er sich dem Gefühl bitterer Resignation und schöpfte erst seit der Wendung der Dinge in Preußen 1858 neuen Mut. Er starb 5. Dez. 1860, als einer der bedeutendsten Politiker und edelsten Patrioten Deutschlands anerkannt. Von seinen Schriften sind neben der Ausgabe von Neocorus' »Geschichte der Dithmarschen«, in sächsischer Sprache (Kiel 1827), noch zu erwähnen: »Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte« (Bd. 1, Altona 1821; Bd. 2: »Herodot«, 1824); »Quellenkunde der deutschen Geschichte«, für eigne Vorträge der deutschen Geschichte geordnet (Götting. 1830; 5. Aufl., hrsg. von Waitz, 1883). Seine 1826 in Kiel gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte Dithmarschens gab Kolster (Leipz. 1873) ergänzt heraus. Vgl. A. Springer, Friedr. Christ. D. (Leipz. 1870—72, 2 Bde.).

Dahlonega, Hauptort der Grafschaft Lumpkin im nordamerikan. Staat Georgia, auf hohem Hügel schön gelegen, mit landwirtschaftlichem College und 602 Einw. Die Goldgruben (Tau-lau-ne-ca bedeutet »gelbes Gold«) sind fast erschöpft, und die Münzstätte ist 1863 eingegangen.

Dahme, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Jüterbog-Luckenwalde, durch Zweigbahn mit Uckro (Linie Berlin-Dresden) verbunden, hat eine Pfarrkirche und (1880) 5400 fast nur evang. Einwohner, welche starke Tuch- und Schuhwaren-, ferner Zigarren-, Kessel-, Töpferwarenfabrikation und Bierbrauerei betreiben. D. ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Landwirtschaftsschule und eine agrikulturchemische Versuchsstation. Historisch bekannt ist der Ort durch das Gefecht vom 7. Sept. 1813 zwischen den (siegenden) Preußen und Franzosen. Bei D. entspringt der Fluß D., der unterhalb Golßen flößbar und bald darauf auch schiffbar wird und nach 75 km langem Lauf als »wendische Spree« bei Köpenick in die Spree mündet.

Dahn, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Pirmasens, 204 m ü. M., an der Lauter in einem wilden Thal des Wasgenwaldes, mit Amtsgericht, Burgruine, Sägemühlen und (1880) 1389 kath. Einwohnern.

Dahn, 1) Friedrich, Schauspieler, geb. 18. April 1811 zu Berlin, war erst für die Kanzel bestimmt, entschied sich aber bald für die Bühne und begann 1829 am Königsstädtischen Theater in Berlin seine Laufbahn. Als jugendlicher Liebhaber seit 1830 am Breslauer, von 1831 bis 1834 am Hamburger Stadttheater engagiert, gewann er sich durch sein Talent, das von glänzenden Mitteln unterstützt wurde, die Gunst des Publikums. Seit 1834 gehört er dem Münchener Hoftheater an, als dessen Ehrenmitglied er sich 1878 von der Bühne zurückzog. Hauptrollen in früherer Zeit waren: Don Karlos, Mortimer, Beaumarchais, Gaston; später: Tell, Egmont, Dunois. Der letzten Periode gehören an: Lear, Wallenstein, Oberförster, Feldern und viele Repräsentationsrollen. Verheiratet war D. seit 1833 mit Konstanze Le Gay (geb. 1814 zu Kassel), die früher als »Wunderkind« aufgetreten und seit 1829 in Hamburg en-

gagiert war, aber 1850 wieder von ihm geschieden wurde. Durch Schönheit, Geist und Feuer ausgezeichnet, erzielte sie als jugendlich-tragische und heitere Liebhaberin hier wie in München, wo sie von 1834 bis zu ihrer Pensionierung (1865) auftrat, durchschlagende Erfolge. — Beider Sohn Ludwig D., geb. 12. März 1843 zu München, bildete sich unter der Leitung seiner Eltern zum Schauspieler aus und debütierte in München erfolgreich als Kosinsky. Im September 1860 ward er in Weimar engagiert, wo er Gelegenheit hatte, im Cyklus der Shakespeareschen Königsdramen in bedeutenden Rollen mitzuwirken, wurde dann 1865 als erster jugendlicher Liebhaber an das Hoftheater zu Berlin, von hier im September 1873 an das deutsche Hoftheater zu Petersburg berufen und trat 1878 in den Verband des Münchener Hoftheaters. Zu seinen besten Leistungen gehören: Schiller, Mortimer, Leopold von Dessau, Gringoire.

2) (D.-Hausmann) Marie, seit 1853 zweite Frau von D. 1), geb. 17. Juni 1830 zu Wien, Tochter eines beliebten Komikers am Leopoldstädter Theater, debütierte 1845 in Mannheim mit solchem Erfolg, daß sie sofort einen Engagementsantrag für Frankfurt a. M. erhielt, und nahm 1849 nach einem glänzenden Gastspiel ein lebenslängliches Engagement an der Hofbühne zu München. Im Besitz des ersten jugendlichen Faches hatte sie Gelegenheit, ihre Vielseitigkeit zu bewähren, und ihr Gretchen, Klärchen, ihre Julie, Luise, Jane Eyre wie ihre Rosalinde, Katharina, Margarete Western erhielten sie in der Gunst des Publikums. Vor einiger Zeit hat sie den Übergang in fein-, ja selbst chargiert-komische und edle Mütterrollen mit Glück bewerkstelligt. Sie charakterisiert scharf und mit vollständiger Verleugnung ihrer Persönlichkeit, z. B. als Geheimrätin im »Störenfried«, Claudia in »Emilia Galotti«, die alte Felbern in »Hermann und Dorothea«.

3) Julius Sophus Felix, Rechtsgelehrter, Geschichtsforscher und Dichter, geb. 9. Febr. 1834 zu Hamburg als Sohn von D. 1) und dessen erster Gattin, Konstanze D. (geborne Le Gay), studierte 1849 bis 1853 in München und Berlin Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichte und habilitierte sich 1857 in München als Dozent für deutsches Recht, wurde 1862 außerordentlicher Professor daselbst, 1863 ordentlicher Professor in Würzburg, 1869 korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, 1872 Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg und ordentlicher Professor für deutsches Recht in Königsberg. 1885 ward er zum Geheimen Justizrat ernannt. Als juristischer Schriftsteller hat sich D. bekannt gemacht durch folgende Arbeiten: »Über die Wirkung der Klagverjährung bei Obligationen« (Münch. 1855), »Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurteile« (das. 1857), »Das Kriegsrecht« (Würzb. 1870; ins Französische übersetzt, Antwerp. 1870), »Handelsrechtliche Vorträge« (Leipz. 1875), »Deutsches Rechtsbuch« (Nördling. 1877), »Deutsches Privatrecht« (Leipz. 1878, 1. Abt.), »Die Vernunft im Recht« (Berl. 1879) und durch Redaktion der »Zeitschrift für Gesetzgebung« (mit Behrend; Bd. 8, Berl. 1875). Außerdem besorgte er in 3. Ausgabe Bluntschlis »Deutsches Privatrecht« mit selbständiger Darstellung des Handels- und Wechselrechts (Münch. 1864). Von seinen historischen Arbeiten sind hervorzuheben: die Monographie »Prokopius von Cäsarea« (Berl. 1865) und das umfassend angelegte rechtsgeschichtliche Werk »Die Könige der Germanen« (Münch. u. Würzb. 1861—71, 6 Abtlgn.). Seine neuesten hierher gehörigen Schriften sind: »Westgotische Studien« (Würzb. 1874); »Langobardische Studien« (Leipz. 1876, 1. Bd., 1. Abt.); »Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker« (Berl. 1881—1884, 3 Bde.); »Geschichte der deutschen Urzeit« (als 1. Band der »Deutschen Geschichte« in Giesebrechts »Geschichte der europäischen Staaten«, Gotha 1883, 1. Hälfte). Von Wietersheims »Geschichte der Völkerwanderung« bearbeitete D. die 2. Auflage (Leipz. 1880—81, 2 Bde.). Seine kleinen Schriften erschienen gesammelt unter dem Titel: »Bausteine« (1.—6. Reihe, Berl. 1879—84). Der lebhafte Verkehr mit dem Münchener Dichterkreis hat auch die reiche poetische Begabung Dahns früh zur Entfaltung gebracht, die sich am glänzendsten auf dem Gebiet des historischen Romans bekundet. Zeugnis davon geben: »Ein Kampf um Rom« (Leipz. 1876, 4 Bde.; 10. Aufl. 1884); »Odhins Trost« (das. 1880, 5. Aufl. 1884); »Kleine Romane aus der Völkerwanderung« (das. 1882—85, 4 Bde.); »Die Kreuzfahrer« (4. Aufl., Berl. 1885, 2 Bde.). An lyrischen Produkten nennen wir: »Gedichte« (Leipz. 1857; zweite Sammlung, Stuttg. 1873; 3. Aufl., Leipz. 1883); »Zwölf Balladen« (das. 1875); »Balladen und Lieder« (das. 1878). Episch sind: »Harald und Theano« (Berl. 1855); »Sind Götter?« (Stuttg. 1874; 4. Aufl., Leipz. 1882); »Die Amalungen« (das. 1876) und »Walhall«, germanische Götter- und Heldensagen (das. 1884). Weniger bedeutend sind seine dramatischen Dichtungen: »Markgraf Rüdeger« (Leipz. 1875), »König Roderich« (das. 1875, 2. Ausg. 1876), »Deutsche Treue« (das. 1875), »Sühne« (das. 1879), »Skaldenkunst« (das. 1882) u. die Lustspiele: »Die Staatskunst der Frau'n« (das. 1877) und »Der Kurier nach Paris« (das. 1883). Auch verschiedene Operntexte, wie: »Armin« (1880), »Der Fremdling« (1880), »Der Schmied von Gretna-Green« (1881), hat D. verfaßt.

Dahomé (Dahomey), westafrikan. Negerstaat in Oberguinea (s. Karte »Guinea«), grenzt im W. an Aschanti, im O. an Joruba; nach N. ist die Begrenzung unsicher, nach S. wird es durch die beiden genannten Reiche zusammengedrängt und durch europäische Ansiedelungen vom Meer abgeschnitten, so daß ihm von der Küste (Sklavenküste) nur eine kurze Strecke mit dem wichtigen Hafen Whydah angehört. Der Umfang des Landes wird auf 10,000 qkm (180 QM.) geschätzt. Die Küste ist teilweise von Riffen besäumt und völlig schutzlos, und die Einfahrten in die Flüsse bieten infolge der vorliegenden Barren manche Gefahr. Hinter dem schmalen Küstensaum ziehen Lagunen tief ins Land hinein und verpesten bei niedrigem Wasserstand durch ihre Ausdünstungen die schwüle Atmosphäre. Dann steigt das Land wellenförmig an zu weiten Hochebenen, welche zum Teil mit ausgedehnten, üppigen Wäldern bedeckt sind. Die Bevölkerung, deren Zahl einige Reisende auf 900,000, andre dagegen auf nur 150,000 Seelen geschätzt haben, gehört zur Negerrasse; die höhere Klasse ist oft von schönen Gesichtszügen, während die untere durch große Häßlichkeit hervorsticht. Ihre Sprache, das Ewe (grammatisch dargestellt von Schlegel, Stuttg. 1857), ist nach Fr. Müller mit den übrigen Sprachen der Küste von Guinea verwandt; nach Lepsius schließt sie sich durch den Gebrauch von Nominalpräfixen auch an den großen südafrikanischen Bantusprachstamm an. Die Staatsform von D. bietet das Äußerste einer absoluten Monarchie; die ganze Bevölkerung, selbst die höchsten Würdenträger sind nur Sklaven des Herrschers. Der obersten Beamten sind (nach Vallons Mitteilungen, 1860) vier: der

Mehu, der an der Spitze des Handelswesens und der Abgaben steht, die Obergewalt über das Heer hat und alle Verhandlungen vermittelt, eine der gefürchtetsten Personen des Reichs; der Minghan, der mit der Polizei und der Rechtsverwaltung betraut ist (gleichsam das Organ des Volkes vor dem König, wie der Mehu das des Königs vor dem Volk); der Tolonnu oder erste Verschnittene, der absolute Chef des königlichen Hauses, der auch die Aufsicht über die Frauen des Palastes hat, und der Cambodé oder Großkämmerer, der die Ausgänge des Palastes bewacht, dem König, wenn er ausgeht, den Weg von allen Steinen säubert 2c. Nächst diesen Beamten steht der Avoghan oder Vizekönig von Whydah, der Helfershelfer des Mehu, ohne den niemand mit D. Handel treiben kann; sodann der Gao und der Poassu, die beiden Chefs der Armee. Außerdem gibt es auch weibliche Oberbeamte. Der König ist an die strengste, mit lächerlichen Zügen erfüllte Etikette gebunden. Um etwas von ihm zu erlangen, muß man vor allem seine Favoritinnen durch reiche Geschenke gewinnen; der Einfluß und die Intrigen dieser Frauen sind gewaltig. Dasselbe gilt von der Mutter des Königs, von den Müttern seiner Vorgänger, der Mutter des Mehu, des Minghan 2c., die immer Mütter haben, da nach dem Tode der wirklichen Mutter eine andre dazu ernannt wird. Einmal im Jahr bringt jeder seinen schuldigen jährlichen Tribut, und während der von seinem ganzen Hof umgebene König mit der einen Hand nimmt, teilt er mit der andern Hand freigebig an die ganze, in Masse nach der Hauptstadt Abome berufene Volksmenge aus. Dabei aber gehört die scheußlichste Menschenschlächterei zu dem mit völliger Gleichgültigkeit betrachteten religiösen Zeremoniell aller Hoffeste. Zahlreiche europäische Gesandtschaften haben umsonst versucht, diesen Greueln Einhalt zu thun. Behufs des Verkehrs mit den Unterchefs 2c. hält der Hof Racaders oder Boten. Der ganze Staat ist militärisch organisiert. Der König wählt selbst die Häuptlinge der Ortschaften, welche die nötigen Krieger auf eigne Kosten zu erhalten haben. Außer der gewöhnlichen Armee bilden 5000 weibliche Krieger die eigentliche königliche Garde, welche auf königliche Kosten unterhalten wird und aus fünf Abteilungen besteht: der Artillerie, mit Säbeln, kupfernen Tromblons und 25—30 Geschützen bewaffnet; den Elefantenjägerinnen, der tapfersten Schar, die einen blauen Turban mit hohen Hörnern, den Dolch im Gürtel und eine lange Flinte tragen; der Infanterie, mit Säbel und Flinte bewaffnet; den Mäherinnen, mit glänzenden Sturmhauben und 1—1,5 m langen, aufrecht stehenden Sensenklingen, und den Bogenschützen, die ein Elite- und Paradekorps bilden und Bogen und Köcher nebst einem kleinen Dolch führen; letztere sind zugleich die Tänzerinnen ersten Ranges. Die Offiziere tragen ein silbernes Armband am linken Arm und auf dem Rücken einen Schweif von weißen Baumwollschnüren. In der Armee der Männer bestehen dieselben Abteilungen. Man hat nur Steinschloßflinten und im Land gefertigte schlechte Säbel. Übrigens gilt die Weiberarmee für kriegerischer, tapferer und grausamer als die männliche und ist dem König rücksichtslos ergeben. Kavallerie ist, da es an Pferden fehlt, nicht vorhanden; nur der König und einige Chefs haben das Recht, zu reiten. Die Nordostgrenze des Reichs ist fortwährend militärisch besetzt, und jede Stadt, in welcher sich eine königliche Residenz befindet, hat eine Garnison. Die Religion der Dahomeer ist der gröbste Fetischismus: sie erkennen einen guten und einen bösen Geist an, verehren aber besonders den letztern, den sie fürchten. Der im Land verbreitetste Kultus scheint ein priapischer; die männlichen oder weiblichen Fetische werden angerufen und mit Palmöl begossen. Die Priester und Priesterinnen werden selbst vom König geehrt. Erstere, deren Kopf fast immer auf der rechten Seite rasiert ist, kleiden sich sehr reich; die Priesterinnen schmücken ihr Haar mit Kauris und Perlen, während sonst die Frauen in D. mit kahlem Kopf gehen; den Oberkörper schmücken Federn und Halsbänder, außerdem tragen sie einen leichten, durch einen Gürtel festgehaltenen Rock. Soll irgend eine Stelle für geheiligt erklärt werden, so stellt der Priester dort auf einem gegabelten Stock einen kleinen Topf aus rotem Thon auf, dessen Deckel etwas Palmöl enthält, und umgibt ihn mit flatternden Bändchen. Darauf legt jeder Vorübergehende achtungsvoll etwas Nahrung für den Fetisch, der hier haust. Solche Töpfe trifft man zahlreich im Lande. Die Fetischgötter, aus rotem Thon geformt, stehen am Eingang der Städte und Dörfer, wo jeder Kaufmann den Zehnten und die heilige Gabe abliefern muß. Man verehrt auch Schlangen, deren sich mehrere Hundert in einem Haus befinden, und die nachts überall umherschweifen. Die Quelle des Reichtums in D. ist der Ackerbau, der ziemlich verständig betrieben wird. Die Produkte desselben sind: Mais, Hirse, Maniok, Bohnen, Yams, süße Bataten und Arachisnüsse, worin die Hauptnahrung des Volkes besteht. Auch alle Arten von Gemüsen gedeihen sehr gut in den Gärten. Auf allen Pflanzungen, die sich weit ausbreiten, werfen Palmenreihen oder die zu Bäumen gewordenen Bohnensträucher ihren schützenden Schatten und halten zugleich von den Feldern die schädlichen Wirkungen des Regens und Windes ab. Übrigens bebaut man meist nur hoch gelegene Striche und sanfte Abhänge und zieht tiefe Gräben zur Ableitung des Wassers. Als Haustiere zieht man in großer Menge Hämmel, Ziegen, große Schweine, Truthühner, Hühner, Enten, Gänse, Tauben und Perlhühner. Rebhühner, Wachteln, Turteltauben und Wasservögel sind gemein, Hasen, Hirsche und Gazellen dagegen selten. Der Gewerbfleiß liefert Baumwollgewebe, harte Thongefäße in Gestalt von Kalebassen, eiserne Klingen und Ackergeräte, Leder, vegetabilische Seide, Farbwaren 2c. Aus dem roten Thon, aus dem fast durchweg der Boden besteht, fertigt man harte Blöcke zum Aufbau der endlosen Mauern, welche das Grundeigentum der Häuptlinge umziehen, und sehr dauerhafter Häuser. Man versteht auch Stoffe zu sticken und zwar mit europäischer Wolle und Seide. Das Öl aus den Früchten der Ölpalme erhält man einfach durch Auspressen derselben in einem Trog und durch Anwendung schwacher Wärme. Der Handel mit diesem Öl nimmt beständig zu, obwohl der König seine Abgaben davon fortwährend steigert. Zahllose junge Ölpalmen sind rings um alle Dörfer gepflanzt worden. Zur Zeit der Ernte bieten die Märkte in den großen Plätzen Toffo, Allaba, Whydah 2c. ein äußerst belebtes Gemälde. D. könnte mindestens 5000 Ton. jährlich exportieren, aber gerade zur Zeit der Ernte zieht der König und mit ihm die meisten Männer auf Kriegszüge aus. Der Ölhandel ist jetzt an die Stelle des früher von der Küste aus schwunghaft betriebenen Sklavenhandels getreten, hat den letztern aber keineswegs ganz verdrängt. Als Münze dienen die Kauris, deren 2000 den Wert von 1 span. Thaler haben. Die Dahomeer haben dieselben musikalischen Instrumente wie alle andern Völker dieser Küstenländer: das Tamtam, die Elefantenzähne, die Kalebasse voll

Knöchelchen, die doppelte Schelle, auf die man mit einem kleinen Stock schlägt; auch die Rohrflöte und die Harfe (sechssaitige Guitarre) hört man spielen. Von Harmonie und Melodie haben sie aber kaum eine Ahnung. Allgemein bei den Bewohnern beliebt ist der Tanz, der nach der größten Körperanstrengung ihre Erholung bildet, wobei auch der Branntwein nicht gespart wird. Die höchsten und ältesten Chefs, selbst der König, verschmähen es nicht, vor dem Volk zu tanzen.

D. hat sich erst in neuerer Zeit, seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts (gleichzeitig mit den Aschanti), aus kleinen Anfängen durch die Umsicht seines damaligen Herrschers Guadia Trudo, die Tapferkeit seiner Bewohner und die Uneinigkeit der kleinen angrenzenden Herrscher zu einer bedeutenden Macht erhoben, die sich bald durch die Eroberung Whydahs bis zur Seeküste ausdehnte und noch in neuerer Zeit immer gewachsen ist, indem der kleine Staat von Annagou und die zahlreichen kleinen Republiken der Mahi im Konggebirge von den Dahomeern unterjocht wurden. Vgl. Dalzel, History of D. (Lond. 1793); Forbes, D. and the Dahomians (das. 1851, 2 Bde.); Guillevin, Voyage dans l'intérieur du royaume de D. (Par. 1862); Burton, A mission to Gelele, king of D. (2. Aufl., Lond. 1864, 2 Bde.); Skertchly, D. as it is (das. 1874); Chappet, Quatre années au Dahomey (im »Bulletin de la Société de géographie de Lyon« 1882).

Dahragrotten, Berghöhlen im Dahragebiet zwischen Mostaganem und Tener in Algerien, in welchen 1845 ca. 500 dorthin geflüchtete Kabylen dadurch ihren Tod fanden, daß der Oberst Pélissier, um nicht durch einen Angriff dieser schwer zugänglichen Höhlen Verluste zu erleiden, vor denselben nasses Holz anzünden ließ, durch dessen Rauch die Flüchtlinge erstickten.

Dahr el Kodib, der höchste Gipfel des Libanon, unter 34° 18′ nördl. Br. gelegen, ein kahler, steiler Schneeberg von 3063 m Höhe, an dessen Fuß im W. die berühmte Zederngruppe (1925 m ü. M.) steht.

Daillé (spr. dajē, Dalläus), Jean, berühmter reform. Theolog, geb. 1594 zu Châtellerault in Poitou, ward Prediger 1625 zu Saumur und 1626 zu Charenton bei Paris; er präsidierte als solcher 1659 auf der letzten reformierten Nationalsynode und starb 1670 in Paris. D. war einer der gelehrtesten der gleichzeitigen Theologen. Unter seinen vielen Werken hat besonders der gegen die Annahme einer dogmatischen Übereinstimmung der Kirchenväter gerichtete »Traité de l'emploi des Pères pour le jugement des différents de la religion« (Genf 1632) bleibenden Wert.

Daily News (engl., spr. dehli njuhs, »Tägliche Nachrichten«), Titel einer in London erscheinenden großen liberalen Zeitung, deren Auflage über 100,000 Exemplare beträgt. Noch verbreiteter ist der »Daily Telegraph« (250,000).

Daimiel, Bezirksstadt in der span. Provinz Ciudad Real, unweit des Rio Azuel, an der Eisenbahn von Ciudad Real nach Manzanares, mit (1878) 9652 Einw., welche Wollen- und Leinweberei, Ziegel-, Drainageröhren- und Seifenfabrikation und Branntweinbrennerei betreiben. 10 km nordöstlich von D. entspringen die »Ojos del Guadiana«.

Daimios (»große Landeigentümer«), die Buke oder der Militäradel Japans. Sie waren aus Heerführern im Mittelalter, besonders zur Zeit Yoritomos, hervorgegangen und bis 1870, wo sie mediatisiert wurden, die großen Grundbesitzer im japanischen Feudalreich. Jedes Daimiat war ein größeres oder kleineres Feudalreich in sich und nur abhängig vom Shōgun (s. d.). Im J. 1862 gab es 255 D., welche in 3 Sanke, 36 Kokushiu, 75 Tozama und 141 Fudai zerfielen. Die Sanke, die drei ersten Familien des Landes, besaßen die Fürstentümer Owari, Kishiu und Mito; an Macht und Einkommen (nicht an Ansehen) wurden sie nur von den drei Kokushiu (Herren von Provinzen) Kaga, Satsuma und Sendai überragt. Das Haus Mayeda oder der Daimio von Kaga beherrschte die Provinzen Kaga, Noto und Echiu am Japanischen Meer, welche 1,027,000 Koku Reis brachten.

Dainos (Plural von Daina), Name der Volkslieder der Litauer, von denen eine Anzahl von Nesselmann (Berl. 1853) übersetzt wurde; vgl. Litauische Sprache und Litteratur.

Dainties (engl., spr. dehntis), Leckerbissen.

Daira (arab.), der Privatgrundbesitz des Chedive von Ägypten.

Dairi (japan., »großes Innere«), ein alter Titel des Mikado (s. d.), früher von den Jesuiten und Holländern vielgebraucht, aber seit der Restauration von 1868 nicht mehr üblich.

Dajak (Dlo-Ngadschu), ein zur malaiischen Rasse gehöriger Volksstamm auf Borneo, der die Hauptmasse und zugleich den ältesten Teil der Bevölkerung der Insel bildet (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 23). Sie zerfallen in die Biadschu, die Bewohner der Südküste von Borneo, zwischen der Mündung des Baritoflusses und dem Gebirge von Kota-Waringin (wozu die Olo-Pulopetak, Olo-Mengkatip, Olo-Sampit ꝛc. gehören), die Ot-Danom, im Innern der Insel an den Flüssen, und in die D.-Paré, an der Ostseite. In ihrer Körper- und Gesichtsbildung zeigen die D. den charakteristischen Typus der Malaien. Sie sind von mittlerer Größe, schmächtig gebaut, aber kräftig und ausdauernd, namentlich unermüdliche Fußgänger. Ihre Hautfarbe ist ein bald helleres, bald dunkleres Braun, das Haar stets schwarz und lang. Von Charakter werden sie als ehrlich und zuverlässig geschildert; beleidigt und gereizt, sind sie jedoch rachsüchtig und grausam. Ihre Zahl wird auf ca. 2½ Mill. berechnet. Die gewöhnliche Kleidung besteht bei den Männern aus einem schmalen Lendengurt (Tschawat) und einem Streifen um Stirn und Hinterkopf; die Frauen tragen einen engen, bis an die Kniee reichenden Rock und einen großen, aus Stroh oder Nipablättern geflochtenen Hut. Das Hauptnahrungsmittel der D. bildet Reis, der mit großer Sorgfalt angebaut wird. Haustiere sind Schweine, Hunde und Hühner; doch wird ihr Fleisch, wie das der Affen und Krokodile, nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen. Die Verfassung der D. ist mit derjenigen der übrigen malaiischen Völker identisch. An der Spitze der verschiedenen Stämme stehen Häuptlinge, deren Würde teils erblich ist, teils durch Stimmenmehrheit der Stammesmitglieder übertragen wird. Indessen ist die wirkliche Gewalt der Radschas unbedeutend, da alle wichtigern Angelegenheiten durch Volksversammlungen geregelt werden. Recht wird nach den traditionell bestehenden Gesetzen gesprochen. Die D. sind ein kriegerisches, wenn auch nicht besonders tapferes Volk. Ihre Hauptwaffen sind das dolchähnliche Parang, große, säbelartige Messer (Mandau) und das Sumpit, ein langes Bambusrohr, aus dem sie hölzerne, mit Fischzähnen oder Eisen versehene und vergiftete Pfeile schießen. Blutrachefehden vererben sich unter den Stämmen von Geschlecht zu Geschlecht; dabei besteht als Ehrensache die greuliche Sitte des Kopferbeutens (Menayau), indem man Wehrlose beider

Geschlechter aus sicherm Hinterhalt überfällt und ihnen den Kopf abschneidet, um ihn als Kriegstrophäe aufbewahren zu können. Wer noch keinen abgeschnittenen Kopf aufweisen kann, darf nicht heiraten, und nach der Zahl solcher Köpfe, deren manches Haus über 100 aufweist, richtet sich das Ansehen des Besitzers. Gewöhnlich vereinigen sich mehrere zu einem Mordzug (Ngadschu); Züge in größerm Maßstab, an welchen 800—1000 Personen teilnehmen, heißen Assan und sind als Kriegführung anzusehen. Zum Schutz gegen Säbelhiebe und Pfeile dienen eine mit Baumwolle wattierte Jacke und eine Art Harnisch aus Fellen oder Baumrinde, außerdem hölzerne Schilde. Die Wohnungen der D. sind lange, schuppenartige, auf 2—6 m hohen Pfählen ruhende Gebäude (in Süd- und Ostborneo von 60—70 m Länge) mit niedrigen Wänden und einem spitz zulaufenden Dach, doch ohne Fenster. Das Haus ist durch eine Scheidewand in einen Vorder- und einen Hinterraum abgeteilt, welch letzterer wieder in so viele Räume zerfällt, als Familien unter dem gemeinsamen Dach wohnen sollen. Zur Verteidigung der Dörfer gegen feindliche Angriffe dienen kleine Bambuspfähle (Ranju), welche im hohen Gras in kleinen Abständen voneinander angebracht werden. Die D. sind in der Regel ausgezeichnete Schmiede, welche mit ihren unvollkommenen Werkzeugen besonders gute Schwerter verfertigen; das dazu nötige Eisen wird von ihnen selbst gegraben und geschmolzen. Die häuslichen Arbeiten ruhen auf den Frauen, die aber im übrigen von den Männern gut behandelt werden. In Bezug auf die Ehe herrscht durchweg die Monogamie. Die Toten wurden ehemals häufig verbrannt und die Asche in irdenen Gefäßen aufbewahrt; gegenwärtig werden sie in der Regel begraben, seltener in hölzernen Kisten im Wald über der Erde aufbewahrt. Bis zur Bestattung der Leiche ruht alle Arbeit; überall wird dem Verstorbenen (wenn auch erst nach der Beerdigung) ein Menschenopfer dargebracht. Zu den ursprünglichen religiösen Vorstellungen der D. gehört der Glaube an die Geister der Verstorbenen. Als Aufenthalt derselben werden die hohen Berge betrachtet und ihnen dort Speise- oder Hühneropfer dargebracht. Viele Stämme im O. verehren auch Sonne, Mond und Sterne. An den früher hier vorhandenen Buddhismus erinnern die Ruinen von Buddhatempeln und mancherlei Inschriften, die sich noch heute vorfinden. Jener Periode, an die jetzt jede Erinnerung fehlt, dürften auch heilig gehaltene antike Gefäße (Tapayan), verzierte Vasen ohne Henkel, mit Abbildungen von Blumen, Drachen u. a. angehören, von denen einzelne in dem Ruf besonderer Wunderkraft stehen, so daß von weit und breit förmliche Wallfahrten zur Heilung von Krankheiten und zur Befreiung von Bezauberungen zu ihnen unternommen und oft blutige Kämpfe um ihren Besitz geführt werden. Sonst herrscht viel Aberglaube, der sich besonders in der Verehrung von Talismanen (Steinen, Krokodilzähnen ꝛc.) und in sogen. Gottesurteilen äußert. Eine große Rolle unter den D. spielen die Balians, Frauen, welche zugleich als öffentliche Sängerinnen, Tänzerinnen, Priesterinnen, Wahrsagerinnen, Zauberinnen sowie als Hebammen u. Ärztinnen fungieren. Die Sprache der D. gehört nach Fr. Müller zur malaio-javanischen Gruppe der malaiischen Sprache und zerfällt in zahlreiche Dialekte; eine Grammatik derselben lieferte K. v. d. Gabelentz (Leipz. 1852). Von einer Litteratur ist nicht die Rede, es fehlt selbst an einer Schrift; aber in mündlicher Überlieferung sind Geistesprodukte, zum Teil Erzählungen aus alter Zeit, erhalten worden. Vgl. Buddingh, Neerlands-Oost-Indië-Reizen (Rotterd. 1859—61); Perelaer, Etnographische beschrijving der D. (Zalt-Bommel 1870); Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo (Jena 1882).

Dak (Dawk), in Ostindien Bezeichnung für Post.

Dakahlieh, Provinz (Mudirieh) von Unterägypten, am rechten Ufer des Damiettearms des Nils, im N. vom Mensalehsee begrenzt, 2061 qkm (37,5 QM.) groß mit (1877) 531,954 Einw., eine von unzähligen Kanälen durchschnittene, fruchtbare Ebene, welche Getreide, Baumwolle, Flachs, Indigo, Tabak u. a. hervorbringt. Hauptort ist Mansura am Nil.

Dakar, Hafenstadt im franz. Senegambien, Arrondissement Gorée, auf der gleichnamigen Halbinsel, die in das Cabo verde ausläuft, gegenüber der Insel Gorée, von der sie durch einen 2 km breiten Meereskanal getrennt wird, ist Sitz eines Bischofs, Station französischer Missionäre und der Dampferlinien Messageries maritimes, Wörmann, der vereinigten British and African und African und zählt (1879) 1035 Bewohner, davon 200 Weiße inkl. Militär. Frankreich nahm 1857 von D. Besitz, seit 1862 sucht man durch bedeutende Arbeiten einen brauchbaren Hafen zu schaffen, so daß der Platz in strategischer wie in kommerzieller Hinsicht von hoher Wichtigkeit werden muß. Eine Eisenbahn nach St.-Louis wurde 6. Juli 1885 eröffnet.

Dakka, s. Dacca.

Dakiki, Abû Mansûr Mohammed, nach einigen aus Tûs, nach andern aus Bochara gebürtig, einer der bedeutendsten persischen Dichter vor Firdusi, hat seinen Namen besonders dadurch noch verewigt, daß er auf Befehl des Samanidenfürsten Nûh ben Mansûr (975—997) die erste dichterische Bearbeitung der altiranischen Königssagen begann, die später von Firdusi so herrlich fortgeführt und in vollendetster Weise zum Abschluß gebracht wurde. D. selbst, wie auch Firdusi in seinem »Schâhnâme« erwähnt, hat davon nur 1000 Verse (aus der Geschichte des Guschtasp) vollendet, da er schon in frühem Alter durch die meuchlerische Hand eines Türkenknaben seinen Tod fand. Er hat viele Kasiden (Lobgedichte) zum Preis der Samanidenfamilie gedichtet und in Ghaselen, die ziemlich deutlich verraten, daß er stark dem vom Islam verpönten Parsismus anhing, hauptsächlich den Wein verherrlicht. Alles, was uns von ihm an Gedichten erhalten ist, findet sich in persischem Text und metrischer deutscher Übersetzung zusammengestellt in Ethés »Rûdagis Vorläufer und Zeitgenossen« (in »Morgenländische Forschungen«, Leipz. 1875).

Dakota (»die sieben Ratsfeuer«, s. Tafel »Amerikanische Völker«, Fig. 12), ein zahlreicher Indianerstamm im NW. der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von den Franzosen Sioux, von andern auch Naudowessies (Nadowessier) genannt, welcher Name aus dem Wort Nadoesi entstanden ist, womit die Odschibwä die D. zu bezeichnen pflegen. Das vornehmste Volk dieses Stammes sind die eigentlichen D., welche das Gebiet zwischen dem obern Mississippi im O. und den Black Hills und Rocky Mountains im W., südlich bis etwa zum Platte und zur Mündung des Siouxflusses bewohnen. Sie umfassen sieben verbündete, aber voneinander unabhängige Völker. Die vier östlichen dieser Horden sind unter dem Namen Mdewakantonwan (franz. Gens du lac), Wahpetonwan, Wahpekutes und Sisitonwan als alte Feinde der Odschibwä bekannt; die erste ist die einzige unter ihnen, welche Ackerbau treibt. Weniger bekannt sind die drei andern,

mehr westlichen Völker, die **Janktonwan**, **Janktonwanna** und **Titonwan**, welche wandernd umherziehen und seit alters einen fortwährenden Raubkrieg gegen alle am Missouri und seinen Zuflüssen lebenden Indianer führen. Die Zahl dieser D., die zu den intelligentesten und kriegerischten Stämmen der Union zählen, schätzt man gegenwärtig auf ca. 46,900 (30,600 in Dakota, 9900 in Montana, 6300 in Wyoming). Vor zwei Jahrhunderten wurden sie von französischen Missionären besucht und in der Zivilisation weiter gefördert, als irgend ein andrer Stamm im NW. gelangt war. Sie sind treffliche Reiter und kühne Jäger, die im Sommer dem Büffel über die Prärie folgen, während sie im Winter ihre Hütten längs der mit Busch und Wald bestandenen Ufer der Seen und Flüsse aufschlagen. Über die übrigen zu den D. gehörenden Horden s. Indianer. Noch in neuester Zeit hatten die Truppen der Vereinigten Staaten mit den D. unter dem Häuptling Sitting Bull Kämpfe zu bestehen. Grammatiken der Dakotasprache lieferten Riggs (Washingt. 1852), v. d. Gabelentz (Leipz. 1852) und Röhrig (Washingt. 1873). Vgl. Hayden, Contributions to the ethnography and philology of the Missouri Valley (Philad. 1862); Poole, Among the Sioux of Dakota (New York 1881).

Dakota (abgekürzt D. T.), Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, liegt zwischen 42° 30′—49° nördl. Br. und 96° 20′—104° westl. L. v. Gr. und grenzt nördlich an Britisch-Amerika, östlich an Minnesota und Jowa, südlich an Nebraska und westlich an Wyoming und Montana. Der schiffbare Missouri durchströmt das Gebiet in diagonaler Richtung. Östlich von ihm zieht sich das unfruchtbare Plateau du Coteau du Missouri in südlicher Richtung zwischen ihm und seinem Nebenfluß D. oder James River hin, und noch weiter östlich liegt eine Seenplatte (das Plateau du Coteau des Prairies), welche sich in nördlicher Richtung fortsetzt. Hier im NO. des Gebiets liegt der salzige Minniwaken- oder Teufelssee (486 m ü. M.). Westlich vom Missouri steigt die Prärie allmählich bis zum Fuß der bis 1900 m hohen metallreichen und teilweise bewaldeten Schwarzen Berge (Black Hills) an. Endlich liegt im SW. ein wüster Strich von Mauvaises Terres oder Bad Lands. Außer dem bereits genannten Missouri, dessen wichtigste Nebenflüsse der Yellowstone und Big Cheyenne sind, verdient noch der gleichfalls schiffbare Red River des Nordens Erwähnung, der einen Teil der Ostgrenze bildet. Das Klima ist im S. mild, im N. aber sehr streng. Das Territorium umfaßt 386,153 qkm (7013 QM.) und zählte 1870: 40,501, im J. 1880 aber 162,345 Einw., darunter 401 Neger, 238 Chinesen und 28,559 Sioux oder Dakota und andre Indianer, von welchen 27,168 noch in Stämmen leben und in ihren Revieren Büffel, Elens, Hirsche, Antilopen, Bären, Wölfe, Ottern, Marder 2c. jagen, deren Felle einen wichtigen Handelsartikel bilden. Die Hauptansiedelungen der Europäer liegen im südöstlichen Teil des Gebiets (wo Yankton, die ehemalige Hauptstadt), im Thal des Red River und im Bergbaubezirk der Black Hills. Geeignetes Land für Ackerbau und Viehzucht bieten die Flußthäler und Prärien in Fülle. Angebaut werden vornehmlich Weizen, Hafer und Mais (1883: 2,590,000 hl Getreide). An Vieh zählte man 1880: 45,000 Pferde und Maultiere, 141,400 Rinder, 30,000 Schafe und 63,000 Schweine. Ungemein reich an Metallen sind die Black Hills (Ertrag 1883: 3,200,000 Doll. Gold, 150,000 Doll. Silber; aber auch Eisen, Blei 2c. kommen vor). Die Kohlenlager im SW. sind noch kaum in Angriff genommen (Ertrag 1883: 50,000 Ton.). Die Industrie (1880: 251 Anstalten mit 868 Arbeitern) ist noch in der Kindheit. Von Eisenbahnen (1884: 380 km) durchschneidet die Nordpacificbahn das Gebiet von O. nach W. D. hat die übliche Territorialverfassung. Seine Revenue belief sich 1884 auf 274,215, die Territorialschuld auf 262,000 Doll. Hauptstadt ist Bismarck. — D. ist ein Bestandteil des ehemaligen Louisiana und wurde 1861 zuerst als Territorium organisiert. Durch Regelung der Grenzen und Neubildung der Territorien Idaho (1863) und Wyoming (1868) wurde es auf seinen jetzigen Bestand reduziert. Die ersten Ansiedler (seit 1859) hatten viel von der Feindseligkeit der Indianer zu leiden, was 1863 zu einem Indianerkrieg führte. Schon seit 1881 liegt ein Gesetzentwurf vor, nach welchem das südliche D. zum Staat erhoben, das nördliche als Territorium Pembina abgetrennt werden soll.

Dakryocystitis (griech.), Entzündung des Thränensackes.

Dakryolith (griech.), Thränenstein.

Daktylen, s. Idäische Daktylen.

Daktyliomantie (Daktylomantie, griech.), bei den Alten die Kunst, aus den Bewegungen lebloser Gegenstände, die in der Hand gehalten wurden, namentlich von Fingerringen, wahrzusagen. Ein unter Zeremonien geweihter Ring wurde von einer verhüllten, um den Kopf geschornen, in den Händen Eisenkraut haltenden Person unter Gebetformeln an einem Faden befestigt und über einer runden, am Rand mit Buchstaben bezeichneten Tafel oder Metallschale im Kreis bewegt, und die Buchstaben, auf welche er sprang, wurden behufs der Beantwortung der gestellten Frage zusammengesetzt. Ein großer Zauberprozeß unter Kaiser Valens, den Ammianus Marcellinus ausführlich mitteilt, machte diese Wahrsagungsart im Altertum besonders berühmt. Vgl. C. Sterne, Die Wahrsagung 2c. (Weimar 1862).

Daktyliothek (griech.), Ringbehältnis, Ringkästchen; insbesondere eine Sammlung von Gemmen, Kameen, geschnittenen Steinen, Ringsteinen (Gemmenkabinett), im Altertum meist eine Zierde des Tempelschatzes. Die älteste D. in Rom stammte von Scaurus, Sullas Stiefsohn, her. Mithridates besaß eine reiche D., die sein Überwinder Pompejus nach Rom ins Kapitol bringen ließ und dem Jupiter weihte. Cäsar legte sechs Daktyliotheken im Tempel der Venus Genetrix an, und unter Augustus stiftete Marcellus, der Sohn der Octavia, eine andre in den Tempel des palatinischen Apollo. Als in dem verfallenden römischen Reich auch die Glyptik außer Übung kam, rettete fromme Prunksucht bedeutende Werke dieser Art, um damit Kleinodienkästchen, Reliquienschreine, die Deckel der Ritualbücher und die Kirchengefäße zu schmücken. Petrarcas Begeisterung für Überreste alter Kunst machte zuerst in Italien auf jene wertvollen Kunstprodukte des Altertums aufmerksam. Es legten Daktyliotheken an: die Häuser Gonzaga in Mantua und Farnese in Rom, Este in Modena und Lorenzo de' Medici der Prächtige in Florenz und, als diese zerstört worden, ein späterer Medici eine neue, die Grundlage der noch bestehenden florentinischen, der reichsten unter allen, die gegen 4000 Steine enthält; in Rom außer den Päpsten Julius II. und Leo X. auch der Prälat Maria Piccolomini und die Königin Christine von Schweden (Museum Odescalchi, in Spanien). Später angelegte Daktyliotheken waren die in der vatikanischen Bibliothek, in den Palästen Barberini und Strozzi (jetzt in

Petersburg). Gegenwärtig sind die wichtigsten öffentlichen Sammlungen geschnittener Steine: die im Münz- und Antikenkabinett zu Wien, die reichste an sehr großen Kameen von unschätzbarem Wert in der Nationalbibliothek zu Paris, in der Eremitage zu Petersburg, in der königlichen Bibliothek im Haag, in den Uffizien zu Florenz und im Museum zu Neapel, letztere insbesondere bereichert durch das ehemalige Borgiasche Kabinett. Unter den Sammlungen geringern Umfangs verdient das Museum in Berlin besondere Erwähnung wegen der mit demselben vereinigten Sammlung von Stosch, welche Winckelmann beschrieben hat. — D. nennt man auch eine Sammlung von Kupferstichen, die Gemmen darstellen und zwar entweder Gemmen mit Gegenständen von einerlei Art, z. B. solche mit Bildnissen von Philosophen (von Bellori), Abraxasgemmen (von Chifflet), Gemmen mit Inschriften (von Ficoroni), mit den Namen der Verfertiger (von Stosch), oder die Steine einer ganzen Sammlung, z. B. die Sammlung von Gori in dem Museum Florentinum sowie die von Wicar und Mongez daselbst, die frühern Pariser von Mariette, die des Herzogs von Orléans, die von Leblond und Lachaux und die Wiener, von Eckhel in Abbildungen herausgegeben. Nächstdem sind noch anzuführen die Abbildungen der Sammlungen von Odescalchi, Gravelle, Stosch, Bossi und dem Herzog von Marlborough. Unter den Sammlungen von Abbildungen nach abgegossenen Gemmen (Pasten) ist die Lippertsche in Dresden die berühmteste.

Daktylologie (Daktylonomie, griech., »Fingerrechnen«), die Kunst, an den Fingern zu rechnen, die älteste Art zu rechnen, deren man sich sowohl beim Rechnenlernen als auch im gewöhnlichen Leben bediente, nicht bloß so, wie wir es heutigestags noch thun, sondern indem man den einzelnen Fingern, je nachdem sie ausgestreckt, eingeschlagen oder gekrümmt gehalten wurden, bestimmte Zahlwerte beilegte. Vgl. Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, Bd. 1 (Leipz. 1880); Stoy, Zur Geschichte des Rechenunterrichts (Jena 1876).

Daktylosymphysis (griech.), s. Syndaktylie und Verwachsung.

Daktylus (griech., »Finger«), ein Versfuß, der aus einer langen und zwei kurzen Silben besteht: –⏑⏑, hat einen geflügelten, hüpfenden Charakter, der sich am schärfsten im gleitenden Reim (z. B. prächtige, mächtige) ausprägt. Seine beiden Kürzen können an gewissen Stellen mehrfüßiger Verse in eine Länge zusammengezogen werden. Der zweifüßige Vers kommt selten vor; der dreifüßige findet sich in der archilochischen Strophe katalektisch mit dem Hexameter zu einem Distichon verbunden (z. B. Horaz' Oden, IV, 7); der vierfüßige ebenso in der alkmanischen Strophe (z. B. Horaz' Oden, I, 7). Die griechischen Lyriker bedienten sich gern des daktylischen Rhythmus, Alkäos und Sappho insbesondere in logaödischer Verbindung. Im Deutschen finden wir Daktylen vorzüglich zur Schilderung bewegten Naturlebens oder jubelnder Freude angewendet, wie z. B. in dem Engelschor in Goethes »Faust« (Christ ist erstanden! Freude den Sterblichen ꝛc.) oder in dem Gedicht »Lüfteleben« von Rückert. Oft bilden sie auch mit Trochäen Strophe und Gegenstrophe, wie in Schillers »Frauenwürde«, oder bei trochäischen Versen eine Art zweizeiliger Refrains. In angemessenem Wechsel mit dem Spondeus bildet der D. das größere epische und elegische Versmaß, den Hexameter und Pentameter, die wichtigsten unter den sogen. daktylischen Versen.

Dal (schwed.), Thal.

Dalai Lama (»Priester-Ozean«), ursprünglich mongolische, dann in allgemeinen Gebrauch gekommene Bezeichnung des obersten Priesters aller Buddhisten in China und den Nebenländern sowie der Buddhisten auf russischem Territorium. Nach einer in Tibet im 15. Jahrh. n. Chr. aufgekommenen Anschauung setzt in ihm der Buddha, der Stifter des Buddhismus (s. d.), sein Erlöserwerk fort und wird stets in ihm wiedergeboren; seit dem 17. Jahrh. ist der D. zugleich der weltliche Herrscher von Tibet (s. d.), dessen Hauptstadt Lhassa auch der Sitz des D. ist. Seit 1746 sicherten sich die Chinesen größere Gewalt in Tibet und über den D. Nach den Buddhisten findet die Wiedergeburt des Buddha als Kind statt; nach dem Ableben des D. erfolgt unter den tibetischen Kindern ein Suchen nach der neuen Buddhaverkörperung. Die chinesische Regierung hat Sorge getragen, daß nur ein Kind aus einer ihr ergebenen Familie als neuer D. anerkannt werde; die gröbsten Betrügereien kommen dabei vor. Als Regent ist der D. lediglich Puppe, die Regierung wird thatsächlich von chinesischen Mandarinen geführt. Der tibetische Titel des D. lautet Gyal-va-rin-po-tsche (der »Allerhöchste, Kostbarste«). Mit dem Papste darf er nicht verglichen werden; er ist von demselben unterschieden nicht bloß durch den Umstand, daß er als eine Verkörperung der Gottheit gedacht wird, sondern auch darin, daß gleichzeitig mehrere ihm ähnliche Verkörperungen existieren, von denen besonders der in Europa unter dem Namen Tescho Lama oder Bogdo Lama bekannte eine der seinen ziemlich analoge Gewalt ausübt, und daß er über die Priester nicht im entferntesten eine so allgemeine Gewalt besitzt wie der Papst. Vgl. Köppen, Die Religion des Buddha, Bd. 2 (Berl. 1859); E. Schlagintweit, Buddhism in Tibet (Leipz. 1863); Fr. Mayers, Illustrations of the Lamaist system in Tibet, drawn from Chinese sources (im »Journal of the Royal Asiatic Society«, neue Serie, Bd. 4).

Dalai-Nor, Name von zwei Seen in der östlichen Mongolei, von denen der eine, auch Kulu-Nor genannt, unter 49° nördl. Br. und nahe der russischen Grenze (Transbaikalien) gelegen, einen Umfang von 290 km hat und von SW. her den Kerulun aufnimmt. Sein Abfluß am Nordostende führt anfangs den Namen Dalaigol und ergießt sich später als Argun in den Amur. Der zweite, unter 117° östl. L. v. Gr. und 43° 20′ nördl. Br., wurde von Prschewalskij 1871 besucht und als der größte See der südöstlichen Mongolei bezeichnet. Er hat einen Umfang von 65 km, nimmt vier kleine Zuflüsse auf, hat aber keinen Abfluß, ist salzig und fischreich, aber, in einer Höhe von 1400 m gelegen, den größten Teil des Jahrs mit Eis bedeckt. An seinem Südostufer liegt das Kloster Darchanula; die Umgegend besteht aus hügeligen, meist salzhaltigen Steppen.

Dalarne (schwed., »die Thäler«), nach der frühern, im Munde des Volkes noch jetzt gewöhnlichen Benennung das rauhe, aber auch an herrlichen Landschaften reiche, an den beiden Dalelfen und dem Siljansee gelegene Gebirgsland oder der nördlichste, das jetzige Län Kopparberg (s. d.) oder Falun umfassende Teil des eigentlichen Schweden, wird von den Dalkarlar oder Dalekarliern (»Thalkerlen, Thalmännern«) bewohnt, nach denen man gewöhnlich, aber fälschlich, die Provinz Dalekarlien nennt. Die Bewohner, deren Zahl (Ende 1883) 191,057 beträgt, sind von den übrigen Schweden durch Sitten, Sprache und Gewohnheiten wesentlich unterschieden. Sie bil-

den einen kraftvollen, großen, wohlgebauten, schlanken Schlag einfacher und biederer, abgehärteter und arbeitsamer Menschen, die sich durch Patriotismus, freien Sinn, Tapferkeit, Gastfreundschaft und Festhalten an ihren angestammten Rechten auszeichnen. Beide Geschlechter lassen das blonde Haar über die Schultern herabhängen. Die Männer tragen einen niedrigen, runden Hut mit breitem Rand, weiße oder blaue Überröcke, blaue Strümpfe und Schuhe, im Winter Pelze; Frauen und Mädchen weiße leinene Jacken und Häubchen, weiße stehende Halskragen, farbige wollene Schürzen und rotwollene Strümpfe. Die Schuhe haben hohe Absätze und meist Sohlen aus Birkenrinde. Die Wohnhäuser sind mit Schindeln gedeckt und rot angestrichen. Die Dalekarlier sprechen ihren eignen Dialekt; übrigens ist ihnen auch das Runenalphabet geläufig, und noch im vorigen Jahrhundert (ja wohl hier und da noch jetzt) gebrauchten sie den altnordischen Runenstab als immerwährenden Kalender. Die Dalekarlier reden jedermann, selbst den König, vertraulich mit Du an. Außer dem Ackerbau herrscht rege Hausindustrie, in welcher besonders Webekämme, Wanduhren, hölzerne Geräte, Sensen, Sägen, Schleifsteine und künstliche Haararbeiten gefertigt werden. Im Frühjahr wandern viele aus, um in andern Provinzen Schwedens Arbeit zu suchen. In der schwedischen Geschichte spielen diese Bauern eine große Rolle. An ihrer Tapferkeit brachen sich mehrmals die gegen Schwedens Freiheit gerichteten Angriffe, und Gustav Wasa, Gustav Adolf und Karl XII. hatten ihnen oft ihre Siege zu danken.

Dalavadia, im Mittelalter bis gegen Ausgang des 12. Jahrh. eine Landschaft in Irland, welche den größten Teil der jetzigen Grafschaft Down und die südliche Hälfte von Antrim umfaßte.

Dalayrac (spr. dalärad), Nicolas, s. Alayrac.

Dalberg, altes und hochangesehenes Geschlecht, das seinen Ursprung von einem Römer, Gajus Marcellus, einem Verwandten von Christus, ableitete, ursprünglich Kämmerer von Worms genannt nach dem ihnen erbeignen Kämmereramt des Hochstifts Worms. Heribert, Kämmerer von Worms, ward 990 Erzbischof von Köln, krönte 1002 Kaiser Heinrich II., starb 16. März 1021 und ward später kanonisiert. Bedeutend erhöht wurde die Macht des Geschlechts durch den Ritter Gerhard, Kämmerer von Worms, welcher 1318 durch seine Gemahlin Greta von D. die bedeutenden Güter nebst dem Namen dieser alten Familie (von einer im kurpfälzischen Oberamt Kreuznach gelegenen Burg D. oder Dalburg) an die seinige brachte, so daß fortan die Kämmerer von Worms, genannt D., mit Fürsten wetteifern konnten. »Ist kein D. da?« fragte seit Maximilian I. bei jeder deutschen Kaiserkrönung der Herold, worauf der anwesende Sprößling des Geschlechts vom Kaiser den ersten Ritterschlag erhielt, eine Ehre, die in alten den Habsburgern geleisteten Diensten ihren Ursprung haben soll. Den Freiherrentitel bekam das Geschlecht 1654. Das Geschlecht besteht noch in einer Spezziallinie (Heßloch). Viele Mitglieder der Familie bekleideten hohe weltliche und geistliche Würden. Besonders nennenswert sind:

1) Johann, Kämmerer von Worms, genannt von D., eifriger Beförderer der wieder auflebenden Wissenschaften in Deutschland, geb. 1455, brachte als Kanzler des Kurfürsten Philipp von der Pfalz die Universität Heidelberg zu ihrer höchsten Blüte und ward 1482 unter dem Namen Johann III. Bischof von Worms. Die Berufung des Rudolf Agricola nach Heidelberg, die Gründung der Universitätsbibliothek, die Errichtung der Neuen Börse, eines besondern Kollegiums für Juristen zur Beförderung des Studiums der bürgerlichen Rechte waren Dalbergs Werk. Er war Vorsteher der von dem Humanisten Celtes gestifteten Societas Celtica und stand mit den namhaftesten Gelehrten seiner Zeit im Verkehr. Er starb 1503. Vgl. Zapf, Über das Leben und die Verdienste Johann v. Dalbergs (Augsb. 1796).

2) Franz Eckenbert, kurmainz. Oberamtmann in Kirweiler und Ritterhauptmann am Oberrhein, geb. 1674, wurde der Stifter der ältern Mainzer oder D.-Dalbergschen Linie, welche 1848 erlosch.

3) Wolfgang Eberhard, Kammerpräsident und Oberamtmann zu Oppenheim, Beförderer der Künste und Wissenschaften, gest. 1737, stiftete die jüngere Mannheimer oder D.-Hernsheimer Linie, welche 1833 erlosch.

4) Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von, Kämmerer von Worms, letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, später Fürst-Primas des Rheinischen Bundes und Großherzog von Frankfurt, geb. 8. Febr. 1744 zu Mannheim als Sohn von Franz Heinrich v. D., kurfürstlich mainzischem Geheimrat und Statthalter von Worms, wurde für den geistlichen Stand erzogen, erlangte 1762 zu Heidelberg die Würde eines Doktors der Rechte und wurde 1768 Domkapitular zu Mainz, Domherr zu Würzburg und Worms, 1772 Wirklicher Geheimer Rat und Statthalter zu Erfurt. Ohne tiefere Bildung, aber wohlwollend und liebenswürdig, wirkte er hier erfolgreich für die Handhabung des Rechts, für Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, für die Wiedererhebung der gesunkenen Universität und für die Einigkeit der katholischen und lutherischen Landesbewohner. Mit Wieland, Herder, Goethe und Schiller stand D. in lebhaftem Verkehr. 1787 ward er Koadjutor im Erzstift und Kurfürstentum Mainz und im Hochstift Worms sowie 1788 auch im Bistum Konstanz und Erzbischof von Tarsos. Doch blieb er in Erfurt. Am 1. Jan. 1800 folgte er im Bistum Konstanz und 25. Juli 1802 dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph v. Erthal im Erzbistum Mainz, aber nur in dem Überrest des Kurstaats, dem Fürstentum Aschaffenburg, dem Gebiet Erfurt und dem Eichsfeld, da die linksrheinischen Besitzungen des Erzstifts an Frankreich abgetreten waren. D. war durch die Protektion Frankreichs, dem er sich fortan anschloß, der einzige geistliche Fürst des Reichs, dem der Reichsdeputationshauptschluß mit der Würde eines Kurerzkanzlers einen Staat bildete, wozu die Fürstentümer Regensburg, Aschaffenburg und die Grafschaft Wetzlar verwendet wurden. Hier empfing D. 23. April 1804 die Huldigung. Bei der Kaiserkrönung Napoleons I. verweilte er in Paris, um sich mit dem Papst über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Deutschland zu besprechen; er wurde von demselben zum Metropoliten von ganz Deutschland außer Preußen und Österreich ernannt. D. glaubte aufrichtig durch engen Anschluß an Napoleon Deutschland wieder aufrichten zu können. Bei der Errichtung des Rheinbundes mußte er sein Amt als Kurerzkanzler niederlegen, wurde aber unter Beibehaltung seiner erzbischöflichen Würde souveräner Fürst-Primas dieses Bundes und Vorsitzender in der Bundesversammlung; zugleich wurden ihm die Stadt Frankfurt sowie alle Souveränitätsrechte über die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim auf der rechten Seite des Mains und über

die Grafschaft Rheineck zugesprochen. Frankfurt, der Sitz des Rheinbundes, wurde 1807 seine Residenz. 1810 trat er Regensburg an Bayern ab und erhielt dafür die Fürstentümer Hanau und Fulda mit dem Titel eines Großherzogs von Frankfurt und der Bestimmung, den Vizekönig Eugen als Regierungsnachfolger anzunehmen. D. besaß, nachdem er sich einmal Napoleon, den er bewunderte, untergeordnet hatte, weder die Einsicht, die Ziele des Eroberers zu erkennen, noch die Energie, das immer drückendere Joch abzuschütteln; er ließ alle Demütigungen über sich ergehen, schließlich, ohne auch nur einen Widerstand zu versuchen. Im November 1813 legte er die Großherzogswürde nieder, zog sich später in sein Erzbistum Regensburg zurück und starb hier 10. Febr. 1817. Ein großes Verdienst erwarb sich D. um die Hebung des Schulwesens in seinen Sprengeln. Seine zahlreichen Schriften beziehen sich auf Gegenstände aus den verschiedensten Gebieten, aus Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaften ꝛc., und atmen den Geist der Aufklärung des 18. Jahrh. Er war ein zwar oberflächlicher und unklarer Geist, aber ein Mann von edler Gesinnung und besten Absichten, der namentlich Gelehrte und Dichter gern unterstützte (wie denn unter andern Schiller eine Zeitlang einen Jahrgehalt von ihm bezog), freilich in seiner politischen Haltung nicht die nötige Festigkeit und Selbständigkeit bewies. Im Dom zu Regensburg, wo er begraben ist, ließ ihm sein Neffe ein Denkmal aus karrarischem Marmor setzen. Vgl. J. Müller, K. Th. v. D., der letzte Fürstbischof (Würzb. 1874); Beaulieu-Marconnay, Karl v. D. und seine Zeit (Weimar 1879, 2 Bde.).

5) Wolfgang Heribert, Freiherr von, Kämmerer von Worms, Bruder des vorigen, geb. 1749, ward Intendant des Mannheimer Theaters, dann seit 1803 badischer Staatsminister, erhob das Mannheimer Theater zu hoher Blüte. Bekannt ist er namentlich durch seinen Verkehr mit Schiller, dessen erste Dramen er zu Mannheim aufführen ließ, wobei er sich öfters kleinlich und engherzig zeigte. Er starb als badischer Staatsminister 28. Sept. 1806 in Mannheim. Er schrieb mehrere eigne und bearbeitete fremde, namentlich Shakespearesche, Dramen für die Aufführung. An ihn sind Schillers »Briefe an den Freiherrn v. D.« (Karlsr. 1819) gerichtet. Vgl. Koffka, Iffland und D. (Leipz. 1865).

6) Johann Friedrich Hugo, Freiherr von, Bruder des vorigen, geb. 17. Mai 1752 zu Koblenz, war Domkapitular zu Trier, Worms und Speier und starb 26. Juli 1812 in Aschaffenburg. Er zeichnete sich sowohl als Klavierspieler wie auch als vielseitiger Komponist aus, namentlich aber als Musikschriftsteller. Von seinen dahin gehörigen Arbeiten sind zu nennen: »Vom Erkennen und Erfinden« (Frankf. 1791); »Untersuchungen über den Ursprung der Harmonie ꝛc.« (Erfurt 1801); »Über die Musik der Indier« (a. d. Engl. des William Jones, das. 1802).

7) Emmerich Joseph, Herzog von, Kämmerer von Worms, Diplomat, Sohn von D. 5), geb. 30. Mai 1773 zu Mainz, trat 1803 in badische Staatsdienste, ging dann als badischer Gesandter nach Paris, wo er mit Talleyrand in nähere Verbindung trat, übernahm während des Feldzugs von 1809 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten im Großherzogtum Baden, vertauschte aber nach dem Frieden den badischen Staatsdienst und wegen seiner auf dem linken Rheinufer, mithin in dem damaligen Frankreich liegenden Stammgüter das deutsche Staatsbürgerrecht mit dem französischen und wurde von Napoleon I., dessen Heirat mit Marie Luise er einleitete, 1810 zum Herzog und Staatsrat erhoben, während er zugleich eine Dotation von 4 Mill. Frank auf das Fürstentum Baireuth erhielt. Als Talleyrand in Ungnade fiel, zog sich auch D. zurück, ward jedoch im April 1814, als jener an die Spitze der provisorischen Regierung getreten war, zu einem der fünf Regierungsmitglieder ernannt, welche die Restauration der Bourbonen beförderten. Er wohnte als bevollmächtigter Minister Frankreichs dem Wiener Kongreß bei und unterzeichnete dort 1815 auch die Ächtung des Kaisers, wogegen ihn dieser nach seiner Rückkehr unter die zwölf Verbannten setzte, deren Güter konfisziert wurden. D. erhielt jedoch nach der zweiten Restauration der Bourbonen das Verlorne zurück, wurde Staatsminister und Pair von Frankreich und 1816 Gesandter am Turiner Hof. In der Folge lebte er zu Paris und in den letzten Jahren seines Lebens auf seinem Schloß Herrnsheim, wo er 27. April 1833 starb.

Dalbergia *L. fil.*, Gattung aus der Familie der Papilionaceen, kletternde Sträucher und Bäume mit unpaarig gefiederten Blättern, achselständigen Blütentrauben und dünnen, flachen, ein- oder mehrsamigen Hülsen. Etwa 60 Arten im tropischen Asien, Afrika und Amerika. D. latifolia *Roxb.* (ostindischer Rosenholzbaum), auf Malabar und Koromandel, gibt dunkel purpurrotes, sehr schweres, feinkörniges Holz, welches gute Politur annimmt und als Blackwood, ostindisches Rosenholz nach Europa gebracht und vielfach benutzt wird. D. Sissoo *Roxb.*, im nördlichen Indien, gibt ein gröberes, sehr dauerhaftes, dunkelbraunes Holz, welches zu Lafetten, Eisenbahnschwellen und als Schiffbauholz benutzt wird. Von D. melanoxylon *Perott.*, in Westafrika, stammt das Ebenholz vom Senegal.

Dalbosee, ein Teil des Wenersees (s. d.) in Schweden.

Dalekarlien, Landschaft, s. Dalarne.

Dalelf, Hauptfluß der schwed. Landschaft Dalarne, entsteht aus zwei Armen, der Österdalelf und der Westerdalelf. Jene kommt aus der Alp Salfjallet an der norwegischen Grenze sowie aus dem See Gröfvelsjö, bildet dann den Siljansee (s. d.) bei Mora, verläßt denselben wieder bei Leksand und vereinigt sich bei Djurås mit der breiten und reißenden Westerdalelf, die sich aus der Vereinigung der Flüsse Löra und Fulu bildet, von denen jener an der norwegischen Grenze, dieser in den Fuluseen seinen Ursprung hat. Die ungemein fischreiche D. durchfließt sodann das südwestliche Dalekarlien, bildet mehrere Wasserfälle, weshalb sie nur streckenweise schiffbar ist, erweitert sich mehrmals zu ansehnlichen Seen und mündet östlich von Gefle bei Elfkarleby nach einem Laufe von 450 km in den Bottnischen Meerbusen. Ihr Stromgebiet beträgt 31,834 qkm (578 QM.). Kurz vor seiner Mündung bildet der Fluß noch einen berühmten Wasserfall (s. Elfkarleby). Der Lachsfang unterhalb des Wasserfalls ist der ergiebigste in Schweden und trägt jährlich etwa 45,000 Mk. ein.

Daleminzien (Dalamince), vormals großer slaw. Gau im heutigen Sachsen, der, zwischen Elbe und Mulde eingeschlossen, sich ungefähr von Meißen bis in die Gegend von Dahlen erstreckte und bei Meißen auch über die Elbe reichte. Die Slawen selbst nannten den Landstrich Glomaci, ein Name, der von einer Quelle herrühren soll, die einen den Slawen heiligen See (den heutigen Polzschener See bei Lommatzsch) bildete. Die heutige Stadt Lommatzsch (Glomaci) war schon im 9. Jahrh. Hauptort des

Gaues. Andre Orte desselben waren: Meißen, Doblin (Döbeln), Grimmi (Grimma), Rocheletz (Rochlitz), Oszechs (Oschatz), Gana oder Jana, slawische Hauptfestung (vielleicht Jahna an der Jahne), Coloci (Kolditz an der Mulde). Die slawischen Bewohner des Gaues, ein Hauptstamm der Sorben, nannten sich Glomaci und waren wahrscheinlich Verwandte der in das alte Dalmatien eingewanderten Wenden, weshalb sie bei den Deutschen meist nur Daleminzier, Dalamanter, Dalmaten oder Dalmatier hießen. Ludwig der Deutsche zwang sie, mit Heeresmacht in ihr Gebiet eindringend, 856 zur Zinspflichtigkeit. Allein sie empörten sich in den folgenden Jahrzehnten wiederholt und gaben 908, wo sie die Ungarn zu Hilfe riefen, den Anlaß zu deren verheerenden Einfällen in Deutschland. Erst König Heinrich I. gelang ihre endgültige Unterwerfung, der 927 ihre Hauptfestung Jana eroberte. Um weitere Abfälle zu verhüten, errichtete Heinrich in ihrem Lande die Mark Meißen (s. d.). Das slawische Grundeigentum fiel den sächsischen Kriegern anheim, die Slawen selbst wurden leibeigen. Seitdem verschmilzt die Geschichte der Daleminzier mit der Geschichte der Markgrafschaft Meißen.

Daler, frühere schwed. Geldrechnungseinheit, à 4 Mk. oder 32 Ör in Silber- oder Kupferwährung, wobei 1 D. Silber- = 3 D. Kupferwährung war. 1 Riksdaler Spezies war = 6 D. Silberwährung, 1 D. Silberwährung = 77,04 Pf. deutscher Währung.

Dalhousie (spr. delhausi), Name einer 1656 m ü. M. im äußern Himalaja gelegenen Gesundheitsstation im englisch-indischen Reich im Pandschab, Distrikt Gurdaspur, genannt zu Ehren des Generalgouverneurs über Indien zwischen 1848 und 1851, Lord D. Sie zählt (1880) 1600 Einw.

Dalhousie (spr. delhūsi oder -hausi), 1) James Andrew Broun-Ramsay, Marquis von, Generalgouverneur von Britisch-Indien, geb. 22. April 1812, Sprößling einer alten schottischen Familie, studierte in Oxford, gelangte 1837 für die Grafschaft Haddington ins Unterhaus und 1838 nach seines Vaters Tod ins Oberhaus, wo er sich der Torypartei anschloß. Im J. 1843 ward er Vizepräsident, 1845 Präsident des Handelsamtes und Mitglied des Geheimen Rats; in diesen Ämtern verteidigte er die Aufhebung der Kornzölle und widmete den Eisenbahnfragen besondere Aufmerksamkeit. Nachdem er im Juli 1846 mit dem Ministerium Peel zurückgetreten war und es abgelehnt hatte, sein Amt unter Russell beizubehalten, ward er 1847 zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt, wo er im Januar 1848 eintraf. Seine Regierung ist epochemachend für Indien geworden. Bald nach seiner Ankunft brach der zweite Pandschabkrieg aus, der 1849 nach manchen Wechselfällen mit Annexion des bisherigen Sikhstaats endete. Auch mit Birma wurde ein glücklicher Krieg geführt, der die Erwerbung des mittlern Teils der jetzigen britischen Provinz Birma zur Folge hatte. D. erhielt dafür 1849 den Dank des Parlaments und die Ernennung zum Marquis. Insbesondere segensreich war aber seine Verwaltung für die innere Entwickelung des Landes und namentlich die Ausbildung seiner Verkehrsmittel. Wesentlich auf seine Veranlassung entstand das meist durch Aktiengesellschaften erbaute Eisenbahnnetz; 4000 Meilen Telegraphenleitungen und 2000 Meilen Landstraßen wurden unter ihm angelegt. Auch die Errichtung von Gesundheitsstationen für Truppen wie Beamte sowie die Organisation einer geordneten Verwaltung im Pandschab wie in Birma war sein Verdienst. Fehlerhaft war dagegen sein Vorgehen gegen das dicht bevölkerte Königreich Audh, das im Herzen von Hindostan gelegen war. Schlechte Regierung und Nichterfüllung der Verträge, welche die Könige (Radschas) von Audh mit der ostindischen Regierung geschlossen hatten, führten zur Annexion dieses Landes; sie wurde nach Dalhousies Abtreten von der Regierung vollzogen, muß aber, als von D. eingeleitet, ihm zur Last gelegt werden. Die Vertreibung der Großen dieses Reichs aus ihrem erblichen Besitz war einer der wichtigsten Gründe für die Hartnäckigkeit, mit welcher der Aufstand von 1857 hier auftrat. Aus Gesundheitsrücksichten legte D. im März 1856 sein Amt nieder und lebte seitdem zurückgezogen in England. Er starb nach längern Leiden 19. Dez. 1860 auf seinem Stammsitz Dalhousie Castle. Vgl. Arnold, History of the Marquis of Dalhousie's administration of British India (Lond. 1863–64, 2 Bde.).

2) Fox Maule-Ramsay, Lord Panmure, Graf von, Vetter des vorigen, geb. 22. April 1801, diente bis 1831 in der Armee, trat 1835 ins Parlament, schloß sich den Whigs an und wurde nacheinander Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Vizepräsident des Handelsamtes und 1846 Kriegsminister. Im J. 1852 verlor er dies Amt durch die Auflösung des Ministeriums Russell, erhielt es 1855 unter Palmerston wieder und führte dasselbe während der letzten Zeit des Krimkriegs und der Kämpfe mit Persien und China. In das neue Kabinett Palmerstons 1859 trat er nicht wieder ein. Er starb 6. Juli 1874 auf seinem Landsitz Brechin Castle in Schottland.

Dali, Vorgebirge, s. Idalion.

Dalias, Stadt in der span. Provinz Almeria, am Fuß der Sierra de Gador gelegen, mit (1878) 9361 Einw. In der Nähe eine Grotte mit Mineralquellen.

Dalibor von Kozojed, ein böhm. Ritter, nach welchem noch jetzt ein an der Nordostseite des Hradschin zu Prag gelegener alter Turm den Namen Daliborka führt, ward 1498 wegen Bauernaufwiegelung in den genannten Turm gesetzt und brachte es hier durch bloßes Üben ohne allen Unterricht zu einer außerordentlichen Virtuosität auf der Geige. Daher das Sprichwort »Etiam Daliborem fames musicam docet«. D. wurde später hingerichtet. Das Ganze klingt sagenhaft, ist aber beglaubigt. Der genannte Turm, ein Rest der alten Befestigung des Hradschin, diente bis 1720 als Staatsgefängnis; als solches erscheint es gesetzlich seit 1564 angeführt.

Dalimil, böhm. Dichter und Geschichtschreiber des 15. Jahrh., aus Meseritz gebürtig, Domherr zu Altbunzlau, angeblich Verfasser einer sagenhaften tschechischen Reimchronik, die von Tschechs Ankunft in Böhmen bis 1314 reicht und sich eigentlich nur durch ihren antigermanischen Charakter auszeichnet. Sie erschien zuerst gedruckt in Prag 1620 unter dem Titel: »Kronika stará klåštera Boleslavského etc.« (neue Ausg. von Hanka, Prag 1849 und auf Grund einer ältern, in Cambridge gefundenen Handschrift von Jireček in den »Fontes rerum bohemicarum«, das. 1878); eine ältere deutsche gereimte Übersetzung wurde durch den Litterarischen Verein (Bd. 48) in Stuttgart von Hanka herausgegeben.

Dalin, Olof von, schwed. Dichter und Geschichtschreiber, geb. 29. Aug. 1708 zu Vinberga in Halland, widmete sich erst der Medizin, dann der Philosophie und Geschichte, ward 1737 Bibliothekar des Königs, 1749 Lehrer des Kronprinzen, nachmaligen Königs Gustav III., 1755 Reichshistoriograph, 1756 verabschiedet und vom Hofe verwiesen, 1761 wieder zu

Gnaden angenommen und 1763 Kanzler des Hofs; starb 12. Aug. d. J. Er erwarb sich große Verdienste um die ästhetische Litteratur seines Vaterlandes, indem er den derben und schwerfälligen Ernst der bisherigen Dichter durch Scherz und eine leichte Darstellung verdrängte, nahm aber auch der schwedischen Sprache durch Einmischung fremdartiger Wörter, Redensarten und Wendungen einen Teil ihrer eigentümlichen Kraft und Fülle. Seinen Ruf begründete er 1733 durch die Zeitschrift »Den Svenska Argus« und sein episches Gedicht »Svenska friheten« (Stockh. 1742, 1755). Auch als dramatischer Dichter versuchte er sich mit der Tragödie »Brynhilda« und dem Lustspiel »Den afundsjuke«, in welch letzterm er eine gewisse Ähnlichkeit mit Holberg verriet. Seine kleinern Schriften erschienen unter dem Titel: »Vitterhets arbeten« (Stockh. 1761—67, 6 Bde.), besser unter dem Titel: »Poetiska arbeten« (1756, 4 Bde.). Durch seine »Svea rikes historia« (Stockh. 1747 f., 3 Bde.; deutsch, Wism. 1756—64) legte er den Grund zu einer kritischen Behandlung der schwedischen Geschichte. Wichtig sind Botins »Anmärkningar« dazu. Eine neue Auswahl seiner Schriften erschien Stockholm 1873. Vgl. Warburg, Olof D. (Stockh. 1884).

Dalj, Markt im slawon. Komitat Veröcze, an der Donau, Knotenpunkt der Bahnen nach Szegedin, Essek und Brod, mit (1881) 7461 Einw., Pferde- und Schweinezucht, Fischerei, Landwirtschaft und Produktenhandel.

Dalkeith (spr. dellkihth), Stadt in Edinburghshire (Schottland), am Zusammenfluß von North und South Esk hoch gelegen, liefert Hüte, Seife und Wollwaren, hat wichtigen Getreidehandel und (1881) 6931 Einw. Dabei Dalkeith Palace, Sitz des Herzogs von Buccleuch, und Newbattle Abbey, Sitz des Marquis von Lothian. In der Umgegend sind Steinkohlen- und Eisengruben.

Dall, 1) Caroline Healey, nordamerikanische, besonders für die Frauenrechte wirkende Schriftstellerin, geb. 1824 zu Boston, verheiratete sich 1844 mit dem Pfarrer Charles D. in Baltimore, der 1855 als Missionär nach Ostindien ging, und lebt gegenwärtig in Boston. Von ihren zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Essays and sketches« (1848); »Woman's right to labor« (1860); »The college, market and court« (ihr Hauptwerk über die Frauenfrage, 1868); ferner »Patty Gray's journey« (1869—70, 3 Bde.); »The romance of the association« (1875) und »My first holiday« (1882), die Beschreibung einer Reise durch Colorado, Utah und Kalifornien.

2) William Healey, Naturforscher und Reisender, Sohn der vorigen, geb. 21. Aug. 1845 zu Boston, studierte an der Harvard-Universität Zoologie und vergleichende Anatomie, setzte 1863 in Chicago seine Studien fort und begleitete F. W. Foster auf seiner Forschungsreise am Obern See. Im J. 1865 schloß er sich dem wissenschaftlichen Korps der russisch-amerikanischen Telegraphenexpedition an, führte nach Kennicotts Tode deren selbständige Leitung und machte, als das Unternehmen aufgegeben wurde, auf eigne Kosten eine Forschungsreise durch Alaska (bis Herbst 1868), deren Resultate er in »Alaska and its resources« (Bost. 1870) veröffentlichte. 1871—73 untersuchte er die Aleuten sehr eingehend, um dann 1874 und 1880 seine Forschungen in Alaska wieder aufzunehmen, deren die Ureinwohner betreffenden Resultate der ersten Reise er in »Tribes of the extreme Northwest« (Washingt. 1876) niederlegte.

Dallas (spr. dälläs), Stadt im N. des nordamerikan. Staats Texas, am obern Trinity River, in fruchtbarer Gegend, hat Ölmühlen, lebhaften Handel mit Korn, Baumwolle, Wolle, Häuten und Vieh und (1880) 10,358 Einw.

Dallas (spr. dälläs), George Mifflin, nordamerikan. Staatsmann, aus einer alten schottischen Familie, Sohn des Alexander James D., welcher während der Präsidentschaft Madisons Finanzminister war und 1817 starb, geb. 10. Juli 1792 zu Philadelphia, studierte Rechtswissenschaft, wurde Mitglied der Legislatur von Pennsylvanien und wirkte 1828 durch Rede und Schrift für die Wahl Jacksons zum Präsidenten. Bald darauf wurde er Bundessenator und that sich besonders in den Kämpfen gegen die Nationalbank hervor. Während der Jahre 1836—39 war D. Gesandter in Petersburg; 1844 wurde er Vizepräsident der Republik und entschied namentlich durch seine Stimme über die neue Zollgesetzgebung, welche im Senat geteilte Meinungen hervorgerufen hatte. Am 4. März 1845 trat er von der Vizepräsidentschaft ab und hielt sich nach der Niederlage seiner demokratischen Parteigenossen 1849 eine Zeitlang von der Politik völlig fern, nur seiner juristischen Praxis obliegend, bis ihn Buchanan 1857 zum Gesandten in England ernannte, in welcher Stellung er ein gutes Einvernehmen zwischen beiden Staaten herzustellen suchte. Am 16. Mai 1861 erhielt er auf dem Gesandtschaftsposten Adams zum Nachfolger, kehrte nach Amerika zurück und sprach sich in dem Bürgerkrieg entschieden für Erhaltung der Integrität der Union aus. Er starb 31. Dez. 1864.

Dallastypie, ein 1873 von dem Engländer Duncan Dallas angewendetes Ätzverfahren zur Herstellung von auf der Buchdruckpresse druckbaren, erhabenen Gravierungen (vgl. Galvanographie).

Dalläus, Joh., s. Daillé.

Dalldorf, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, 8 km nordwestlich von Berlin, an der Linie Berlin-Stralsund der Preußischen Staatsbahn, mit der großen Irrenheilanstalt der Stadt Berlin und (1880) 2127 Einw.

Dalles (richtiger Dalluth, hebr.), Armut.

Dalles, Stadt im nordamerikan. Staat Oregon, am Columbiafluß, der hier zwischen steilen Basaltwänden nur 98 m breit dahinschießt, schön gelegen, mit (1880) 2232 Einw.

Dalling and Bulwer, Henry Lytton Earle Bulwer, Lord, engl. Diplomat und Schriftsteller, geb. 1805, Sohn des Generals William Earle Bulwer und älterer Bruder von Edward Bulwer, dem nachmaligen ersten Lord Lytton, war seit 1829 nacheinander Attaché der englischen Gesandtschaften in Berlin, Brüssel und im Haag, trat 1830 ins Parlament, ward 1835 Legationssekretär in Brüssel und 1837 in Konstantinopel, wo er einen Handelsvertrag mit der Pforte zu stande brachte, 1839 Botschaftssekretär in Paris, 1843 bevollmächtigter Minister am spanischen Hof, wo er 1844 den Frieden zwischen Marokko und Spanien vermittelte. Im Mai 1848 mußte er wegen eines gegen die Gewaltschritte des Ministeriums Narvaez erhobenen Protestes und angeblicher Begünstigung republikanischer Aufstände Madrid verlassen. Das Unterhaus billigte Bulwers Benehmen, derselbe wurde in den Ritterstand erhoben, und später erkannte das spanische Kabinett seine Übereilung an. Im August 1848 ging Bulwer in geheimer Mission nach Paris, ward 1849 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Washington, wo er den sogen. Clayton-Bulwer-Vertrag schloß, fungierte 1852—55 als Gesandter in Toscana und seit Ende 1857—66 als Botschafter in Konstantinopel, wo er

nach der Thronbesteigung des Sultans Abd ul Asis großen Einfluß gewann. Er starb 24. Mai 1872 in Neapel, nachdem er im März 1871 als Baron Dalling and Bulwer zum Peer erhoben worden war. Als Schriftsteller hat er sich einen geachteten Namen erworben durch die Schriften: »France, social, literary, political« (Lond. 1833, 2 Bde.; deutsch 1835—1836, 2 Bde.); »The monarchy of the middle classes« (das. 1834, 2 Bde.; deutsch, Aachen 1836, 3 Bde.); »Historical characters« (5. Aufl., Lond. 1875; deutsch, Leipz. 1871) und eine Biographie Palmerstons (bis 1846 reichend; 3. Aufl., Lond. 1871, 2 Bde.; deutsch bearbeitet von Ruge, Berl. 1871, nicht fortgesetzt), die von Ashley (1874) beendet wurde.

Dalloah, s. Palmzucker.

Dall' Ongăro, Francesco, ital. Dichter und Patriot, geb. 1808 zu Mansue, einem kleinen Ort in der Provinz Treviso, studierte Theologie auf dem Seminar della Salute zu Venedig, dann in Padua, nahm die kirchlichen Weihen und hielt nun Vorlesungen über humanistische Studien. Da man ihm 1835 das Predigen untersagte, ließ er sich nach Jahresfrist in Triest nieder, wo er eine große litterarisch-patriotische Thätigkeit entwickelte, bis er 1847 infolge einer freisinnigen Rede, die er bei einem zu Ehren Cobdens veranstalteten Bankett hielt, aus Triest ausgewiesen wurde. Von nun an führte D. das Leben eines Verbannten. Wir finden ihn zuerst in Siena, dann in Florenz, Mailand, Turin, Rom, Venedig. In letzterer Stadt gab er 1848 eine kleine populäre Zeitung: »Fatti e non parole«, heraus (das Priestergewand hatte er längst abgelegt) und war der Hauptanstifter der Bewegung vom 11. August. Dann eilte er nach Rom, wo er Mitglied der Konstituierenden Versammlung ward und als Garibaldis Kommissar die »erste italienische Legion« organisierte. Nach dem Fall Roms verweilte er als Flüchtling erst in der Schweiz, dann in Belgien und Paris, bis ihm das Jahr 1859 die Rückkehr nach Italien eröffnete. Er wurde zum Professor der Litteratur in Florenz ernannt; zehn Jahre später folgte er einem Ruf an die Universität zu Neapel, wo er fortan blieb und 10. Jan. 1873 starb. Dall' Ongaros zahlreiche Schriften in Poesie und Prosa sind teils litterarischen, teils politischen Inhalts, aber alle von demselben edlen, liberalen und patriotischen Geiste durchdrungen. Wir nennen: »Poesie« (1840, 2 Bde.), denen er den ersten dichterischen Ruhm verdankte; die Dramen »Il Fornaretto«, »I Dalmati« und »Marco Cralievic« (1834), »Bianca Capello«, für die Ristori geschrieben und eins seiner berühmtesten Stücke, und »L'ultimo de' baroni« (1864); die Komödien »Fasma« (deutsch 1870) und »Il tesoro«, ein nicht unglücklicher Versuch der Wiederherstellung zweier Menanderscher Stücke; ferner: »Novelle vecchie e nuove« (Flor. 1869), Szenen aus dem italienischen Leben (oft aufgelegt); »Fantasie drammatiche e liriche«, Legenden, dramatische Stücke, Hymnen (das. 1866); »Racconti« (das. 1870); die berühmten »Stornelli italiani« (Mail. 1863), eine Art Volkslieder, die sehr populär wurden; »Alghe della laguna«, Lieder im venezianischen Dialekt; »Poesie e scene vernacole« und »Storia del diabolo«, eine Dante-Studie. Ein Band »Scritti d'arte« erschien nach seinem Tod (Mail. 1873). Biographien von D. schrieben Barbiera (Vened. 1873), Mongeri (Mail. 1873) und De Gubernatis (Flor. 1875).

Dalm., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. W. Dalmann (geb. 1787 zu Heinseberg, gest. 1828 in Stockholm; Entomolog).

Dalmann, Johannes, Hydrotechniker, geb. 4. März 1823 zu Lübeck, widmete sich nach einer dreijährigen Lehrzeit 1842 als Zimmermeister in Berlin technischen und naturwissenschaftlichen Studien, ward 1845 Wasserbaukondukteur und 1850 Wasserbauinspektor zu Hamburg. Auf einer Reise durch Belgien, Frankreich, Holland und England sammelte und verarbeitete D. ein reiches wissenschaftliches Material, welches er in einer epochemachenden Spezialschrift über »Stromkorrektionen im Flutgebiet« (Hamb. 1856) niederlegte. 1863 mit der obersten Direktion des Wasserbauwesens in Hamburg und Kuxhaven betraut, hat er Hamburgs Strom- und Hafenbauten, den mächtig gesteigerten Verkehrsbedürfnissen dieser Stadt entsprechend, in großem Maßstab umgestaltet. Er starb 27. Aug. 1875 in Wunsiedel.

Dalmatien, Königreich und österreich. Kronland, der südlichste Teil des Kaiserstaats, umfaßt ein schmales Küstengebiet an der Ostseite des Adriatischen Meers, das zwischen 44° 45′ und 42° 10′ nördl. Br. und zwischen 14° 45′ und 18° 58′ östl. L. v. Gr. liegt und im N. von Kroatien (ehemalige Militärgrenze), im O. von Bosnien, der Herzegowina und Montenegro, im S. und W. vom Meer begrenzt wird; ferner etwa 50 größere Inseln und zahlreiche Felseneilande (Scoglien). Im J. 1878 wurde auf Grund des Berliner Vertrags das Gebiet von Spizza (43 qkm) mit D. vereinigt. Die größte Länge des Landstrichs beträgt 556, die größte Breite 74 km, der Flächeninhalt 12,832 qkm (233 QM.). Durch die herzegowinischen Landstriche Klek und Sutorina wird das Festland in drei Teile geteilt.

[Physische Beschaffenheit.] Der Bodenbeschaffenheit nach ist D. eine von NW. gegen SO. zerfurchte Karstfläche mit einzelnen Berginseln und hohem Randgebirge. Auch die Reihe langgestreckter Inseln zeigt denselben Charakter. Festland und Inseln haben in der Regel steile, felsige Küsten und teilen die Kahlheit der Berge und die Wasserarmut. Am niedrigsten ist das Land zwischen der Küste und der Zermanja, in dem nur ausnahmsweise einzelne Höhen 600 m erreichen. Ein höheres Bergland erfüllt den Teil zwischen Kerka und Narenta (Smilaja, 1516 m). Der Hochkette des Vellebit an der kroatischen Grenze (Sveto Brdo, 1754 m), den eine Kunststraße (in 1008 m Höhe) überschreitet, folgt nach dem Einschnitt der Zermanja die Orlavica (1209 m), an die sich die Kette der Dinarischen Alpen anschließt, mit dem M. Dinara (1811 m, s. d.) und andern Gipfeln, welche gegen SO. niedriger werden, während das Küstengebirge an Höhe zunimmt. In diesem steigt der Mossor bis 1339 m, der wegen seines botanischen Reichtums berühmte Biokovo bis 1766 m auf. Die Berge im Ragusaner Gebiet stehen an Höhe zurück, die wenigsten erreichen 1200 m (Sniesnica 1241 m); dagegen findet man in der Landschaft Cattaro die höchsten Erhebungen Dalmatiens, darunter den Orjen mit 1898 m. Nur die größern südlichen Inseln zeigen bedeutendere Erhabenheiten (M. San Vito auf Brazza 785 m, San Niccolò auf Lesina 634 m, der Hum auf Lissa 592 m); die nördlichen sind niedrig, nur auf Arbe übersteigt ein Gipfel 400 m. Die geologische Formation bewirkt das Dasein zahlreicher Höhlen, unter welchen die Äskulapgrotte am Sniesnica und die Grotte von Verlicca nennenswert sind. Eigentliche Ebenen hat D. nicht; der größte ebene Raum befindet sich zwischen Knin und Ostrovizza, etwa 8 qkm groß. D. ist im ganzen ein wasserarmes Land. Die meisten kleinen Inseln haben kein Quellwasser. Man hilft sich daher überall mit Zisternen, zum Teil natürlichen, die durch Hunger-

quellen gefüllt werden, indem man deren Lauf abdämmt, zum Teil künstlichen, die aber gewöhnlich im Sommer vertrocknen. Unter den Küstenflüssen ist nur die Narenta von Bedeutung, von der aber bloß die versumpfte Mündung D. angehört. Die andern wenigen Küstenflüsse sind: die Zermanja (die außerhalb der Grenze entspringt), die Kerka mit der Cikola und die Cettina. Alle sind tief eingeschnitten; die Kerka bildet mehrere Wasserfälle, worunter die bei Scardona die bedeutendsten sind. Auch die Cettina stürzt, bevor sie das Meer erreicht, in einen tiefen Schlund. Alle übrigen Gewässer bestehen aus kleinen Bächen, welche häufig nur bei Regenwetter erscheinen und im Karstboden verschwinden. Außer dem salzigen Branasee (29 qkm) besitzt D. periodisch trockne Becken, die das Regenwasser füllt; so die Seen nächst Zara, Imoski, Vergorac. Es fehlt in D. nicht an Sümpfen (132 qkm); doch haben nur die im Delta der Narenta gelegenen, an deren Trockenlegung seit mehreren Jahren gearbeitet wird, größern Umfang. Das Adriatische Meer bespült in einer Länge von 560 km die Küste von D. Durch die vielen Vorgebirge, Halbinseln und Landengen werden eine Menge Kanäle, Meerengen, Buchten und Baien gebildet, welche für die Schiffahrt um so wohlthätiger sind, als die Küste fast durchaus sehr steil ist. Die vorzüglichsten dieser Meeresstraßen sind: der Canale della Morlacca, der Kanal von Brazza und der Kanal der Narenta. Zu den wichtigsten Meerbusen gehören jener von Spalato und die Bocche di Cattaro, mit ihren Seebecken und Engen der landschaftlich schönste Teil des Landes. Die größte Halbinsel ist die Landzunge von Sabbioncello. Längs der ganzen Küste macht sich eine schwache Strömung von SO. nach NW. bemerkbar, die Corrente generale, welche bei Südwinden am fühlbarsten ist. Ebbe und Flut beträgt nicht mehr als $^2/_3$ m über oder unter der gewöhnlichen Wasserhöhe; nur bei heftigem Wind erreicht sie 1 m. Die bedeutendsten der bewohnten Inseln sind (von N. nach S.): Arbe, Pago, Brazza (die größte und bevölkertste Insel), Lesina, Lissa, Curzola, Lagosta und Meleda. Im allgemeinen hat D. das wärmste Klima aller österreichischen Länder, obschon es durch die Seeluft bedeutend gemildert wird. Das Küstenland hat nur selten einen eigentlichen Winter mit Schnee und Eis, und selten fällt das Thermometer unter den Gefrierpunkt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Zara 14,8° C., in Ragusa 16,8° C.; die mittlere Regenmenge stellt sich auf 78—80 cm. Der Südost (Scirocco) ist der vorherrschende Wind, seltener weht der Nordwest (Mistral); der gefürchtete Nordost (Bora) tritt so oft ein, als die kalte Luft der höhern Regionen mit der erhitzten Luft der niedern gewaltsam sich ausgleicht. Gewitter sind häufig, über 40 im Jahresdurchschnitt.

[**Bevölkerung.**] Die Bevölkerung Dalmatiens betrug 1869: 458,611, 1880: 476,101 Personen, so daß auf 1 qkm 37 Einwohner kommen. Die dünnste Bevölkerung fällt auf die Bezirkshauptmannschaft Benkovac (20), die dichteste auf die von Lesina (55). Die Bevölkerung verteilt sich auf 81 Ortsgemeinden und 841 Ortschaften mit 80,149 bewohnten Häusern. Der zahlreichste unter den in D. vertretenen Volksstämmen ist der serbische (93 Proz.), dessen Angehörige im Innern Morlaken genannt werden. Nördlich von der Cettina nähern sich Körperwuchs, Dialekt, Tracht, Gebräuche immer mehr dem kroatischen Typus; auf den Inseln ist der Einfluß des italienischen Idioms bemerkbar. Die Slawen bedienen sich außer dem lateinischen Alphabet auch (für gottesdienstliche Bücher) des Cyrillischen und glagolitischen Alphabets. Den nächst zahlreichen Volksstamm bilden die Italiener (5,8 Proz.), vorzugsweise in den Hafenstädten und auf den Inseln ansässig. In den größern Städten befinden sich 3400 Deutsche. Etwa 900 Albanesen bewohnen Borgo Erizzo bei Zara, gegen 250 Juden spanischer Abkunft machen den Rest der Bevölkerung aus. In Beziehung auf Körpergestalt ist der Dalmatiner ausgezeichnet durch einen hohen Wuchs, ausdrucksvolle Züge, scharfe Sinne und ungewöhnliche Kraft. Er ist ausdauernd, seine Nahrung und Lebensweise einfach, sein Geist bildungsfähig. In manchen Gegenden ist noch jetzt die Blutrache üblich. Der Anzug ist so mannigfaltig, daß z. B. fast jede Gemeinde der Bocche di Cattaro sich durch besondere Tracht auszeichnet. In religiöser Beziehung bekennen sich über 83 Proz. der Bewohner zur römisch-katholischen und $16^1/_3$ Proz. zur orthodoxen griechischen Kirche; die Evangelischen, die unierten Griechen und die Juden machen zusammen kaum 500 Seelen aus. Die römisch-katholische Kirche zählt einen Erzbischof (zu Zara), fünf Bischöfe (zu Sebenico, Spalato, Lesina, Ragusa und Cattaro). Die orientalischen Griechen haben zwei Bistümer (zu Zara und Cattaro), welche der Czernowitzer Metropolie unterstehen; die Klöster (68 römisch-katholische, 11 griechische) beherbergen 533 Mönche u. 109 Nonnen.

An Bildungsanstalten bestehen außer den bischöflichen Seminaren und Klosterlehranstalten: 4 Obergymnasien (Zara, Spalato, Ragusa, Cattaro), eine Oberrealschule (Spalato), eine Unterrealschule (Zara), eine Lehrerbildungsanstalt (Borgo Erizzo) und eine Lehrerinnenbildungsanstalt (Ragusa), endlich 2 nautische Schulen (Cattaro, Ragusa). Volksschulen gibt es 340. Während 1871 nur 17 Proz. der schulpflichtigen Kinder die Volksschulen besuchten, ist dieses Verhältnis 1880 schon auf 68 Proz. gestiegen. Ein Museum zu Zara ist im Werden, das zu Spalato enthält die in Salona aufgefundenen Altertümer.

[**Naturprodukte. Landwirtschaft ꝛc.**] Wenige Länder haben verhältnismäßig eine solche Mannigfaltigkeit der Vegetation wie D. Bis zum Fuß der Gebirge kann man zwei Erdstriche unterscheiden. Auf die kahle, felsige Küste folgt ein fetter, aus Mergel, Thon und schwarzer Kohle bestehender Boden. Mangel an Bewässerung, die Vernichtung der Wälder unter der venezianischen Herrschaft, die bei Stürmen mitgeführten Salzteilchen hindern aber das üppige Gedeihen der Pflanzenwelt, namentlich des Baumwuchses, welcher schon durch die Überzahl von Schafen und Ziegen äußerst gefährdet ist. Pinien hat D. nur wenig, um so häufiger sind Cypressen und Strandkiefern. Die Gebüsche bestehen aus Pistazien, Myrten, Wacholder, Johannisbrotbäumen ꝛc. Eine besonders reiche Flora hat die Insel Lesina, wo auch der Rosmarin einige Strecken bedeckt. In den südlichen Gegenden gedeihen Gewächse des südlichsten Europa im Freien, namentlich Kaktus, Agave, selbst die Dattelpalme. Das Ackerland nimmt nur 11 Proz. der Oberfläche ein, dagegen die Weiden (darunter freilich viel wüste Strecken) 47 Proz. Die Weingärten bedecken $6^1/_3$ Proz., Gärten und Wiesen gegen 4 Proz., der im Innern des Landes spärlich vorkommende Wald nur 30 Proz. Die kargen Erträgnisse des Ackerbaues (ca. 1,650,000 hl Kornfrüchte, hauptsächlich Mais, Gerste und Weizen, 45,000 hl Hülsenfrüchte, 250,000 hl Kartoffeln, 25,000 hl Rüben) reichen für den Bedarf nicht hin; dagegen bleibt von dem erzeugten, mitunter vorzüglichen Wein (1,150,000 hl) und vom Olivenöl (über 100,000 metr. Ztr.) ein Teil zur Ausfuhr übrig. Vortrefflich ge-

deihen Weichseln (die den Maraskino liefern), Mandeln, Melonen, Feigen, Granatäpfel ohne alle Pflege. Zur Bereitung von Insektenpulver wird Chrysanthemum gebaut (Jahresertrag über 10,000 metr. Ztr.). Das Grasland liefert 250,000 metr. Ztr. Heu und Grumt und die wenigen Wälder etwa 300,000 Festmeter Holz. Der Wert des Realbesitzes und des Kulturbodens wird auf 37,5 Mill. Gulden geschätzt. Die **Viehzucht** kann sich bei dem Mangel an Futterbau und dem geringen Ertrag des Graslandes nicht heben. Pferde (20,256 Stück) dienen als Reit- und Saumtiere, so auch Maultiere (7732 Stück) und Esel (19,082 Stück). Bei dem geringen Stande des Rindviehs (89,728) und seiner Verwendung beim Ackerbau sind Milch, Butter, Kalbfleisch nur Nebenprodukte und zu Leckerbissen geworden. Zahlreich sind nur Schafe (824,191 Stück) und Ziegen (217,155 Stück), daher Hammelfleisch die gewöhnlichste Nahrung. Schweine (29,432 Stück) trifft man nicht häufig. Die Jagd findet nur an dem zahlreichen Wassergeflügel (namentlich im Narentadelta) einen ergiebigen Ertrag. Auf den Inseln wird Bienenzucht betrieben (Honig von Solta). Von hoher Bedeutung für D. ist die **Fischerei**, namentlich auf Sardellen, deren Fang die Einwohnerschaft einer Anzahl von Dörfern ausschließlich beschäftigt. Die Fische (22 genießbare Gattungen) bilden gesalzen und gedörrt einen wichtigen Handelsartikel. Bei Sebenico werden auch Korallen gewonnen. Der Boden Dalmatiens birgt wenig **mineralische** Schätze. Braunkohlen (bei Siveric) geben einen Ertrag von 220,000 metr. Ztr. Dagegen sind Kalkstein- und Marmorbrüche ergiebiger, den größten Wert aber liefert das Meer mittels der Salinen auf den Inseln Arbe und Pago und zu Stagno (1883: 75,000 metr. Ztr.).

[**Industrie, Handel und Verkehr.**] Die **Industrie** ist in D. mit Ausnahme der Likörfabrikation (Maraskino, Zaratiner Rosoglio) und der Erzeugung der Flaschen für dieselbe, der Kalk- u. Ziegelbrennerei, der Seifenfabrikation und der Ölpressen kaum halb entwickelt; sogar die Mahlmühlen sind noch im primitivsten Zustand. Die Seidenindustrie ist seit einigen Jahrzehnten im Betrieb, ohne jedoch bisher einige Bedeutung erlangt zu haben. Dagegen sind die Landbewohner äußerst geschickt in der Verfertigung alles dessen, was sie zu ihrem häuslichen Bedarf brauchen, als: Tuch, grobes Leinen, Schuhzeug, Seilwerk, Körbe, Hüte 2c. Sehr wichtig ist der Schiffbau; kleinere Schiffe werden an mehreren Orten gebaut, große Werften sind bei Ragusa und zu Milna auf der Insel Brazza. **Schiffahrt** ist ein Hauptgewerbe der Dalmatiner, welche seit Jahrhunderten für die geübtesten Seefahrer im Adriatischen Meer gelten. Die Handelsmarine von D. umfaßt 510 Schiffe mit 77,285 Ton. und einer Bemannung von 14,042 Personen. Schiffe weiter Fahrt sind darunter 102 mit 53,725 T. Der Schiffbau liefert jährlich 180—200 neue und 100 umgebaute und ausgebesserte Fahrzeuge, meist Barken. Der Schiffsverkehr in den 54 dalmatischen Häfen beläuft sich jährlich auf ca. 20,000 Schiffe mit 3,200,000 T. Der **Handel** Dalmatiens besteht zum großen Teil im Transit der Waren aus und nach Bosnien und der Herzegowina. Der Warenverkehr kann zu etwa 16 Mill. Gulden angenommen werden, wovon auf die Einfuhr zur See (Schaf- und Baumwollwaren, Mehl, Faßdauben) 33 Proz., auf die Einfuhr zu Lande (Getreide, Tabak, Schlachtvieh) 8½ Proz., auf die Ausfuhr (Olivenöl, Insektenpulver, Schaf- und Ziegenfelle, Wein, Likör, Fische, Seesalz) über 36 Proz., auf den Transitverkehr 22 Proz. kommen. Als besonderes Zollgebiet hat D. seit 1880 zu existieren aufgehört, es wurde gleichzeitig mit dem Hinterland Bosnien-Herzegowina dem allgemeinen österreichisch-ungarischen Zollgebiet einverleibt. Mit Bosnien und der Herzegowina findet der Verkehr wegen Mangels an Straßen durch Saumtiere statt, und die Waren müssen zu diesem Behuf in kleine Kolli von höchstens 75 kg Gewicht abgeteilt werden. Als Marktplätze dienen Ragusa, Cattaro u. a. O. Seit 1877 ist eine Staatsbahnlinie von Spalato zum Kohlenbecken von Siveric mit Abzweigung nach Sebenico (105 km), dann seit 1885 eine solche von Metkovic nach Mostar in der Herzegowina (43 km) im Betrieb. Kunststraßen erhielt D. erst durch die österreichische Regierung. Die wichtigsten sind die Strada mediterranea, welche das Land der Länge nach durchzieht, und die Strada littoral, welche von Zara bis Almissa führt. Seit 1831 ist die Straße über den Vellebit (s. oben) eröffnet, welche die kürzeste Linie zwischen Zara und Karlstadt herstellt. Nach der Herzegowina führt die Straße im Narentathal von Metkovic nach Mostar. Insgesamt besitzt D. 2522 km Landstraßen. Die **Häfen** Dalmatiens bedürfen selten künstlicher Nachhilfe; in militärischer Beziehung wichtig ist der am offenen Meer liegende Hafen von Rogosnica. Einer der ausgezeichnetsten Häfen ist Porto di San Giorgio auf der Nordseite der Insel Lissa. Die beste Zuflucht im Winter für ganze Geschwader bietet der Canale di Calamotta. Der Hafen von Ragusa selbst ist klein und dem Scirocco ausgesetzt; dagegen ist die etwas nördlicher gelegene Bucht von Gravosa für die größte Marine geräumig genug und sicher. Ausgezeichnet ist die Bocche di Cattaro, die selbst gegen die heftigste Bora sichert. Kriegshäfen sind: Lissa, Zara und Cattaro. Den größten Handelsverkehr haben die Häfen von Spalato, Zara, Sebenico und Gravosa.

[**Verwaltung 2c.**] Die politische Einteilung in Bezirkshauptmannschaften, deren Größe und Bevölkerung sind aus folgender Tabelle zu ersehen:

Bezirkshauptmannschaften	QKil.	Einw. 1880	Bezirkshauptmannschaften	QKil.	Einw. 1880
Benkovac . .	1581	31 003	Metkovic .	377	10 509
Cattaro . .	678	33 757	Ragusa . .	775	36 307
Curzola . .	590	21 812	Sebenico . .	961	39 176
Imoski . .	641	27 443	Sinj . . .	1335	40 103
Knin . . .	1411	41 884	Spalato . .	1886	91 151
Lesina . . .	413	22 911	Zara . . .	1636	60 161
Macarsca .	548	19 884			

Die politische Oberbehörde ist die Statthalterei. Zu Zara fungieren ein Oberlandes- u. ein Landesgericht; zu Spalato, Ragusa, Cattaro sind Kreisgerichte; dazu bestehen 33 Bezirksgerichte. In Zara, Spalato und Ragusa bestehen Handels- u. Gewerbekammern. Der **Landtag** von D. ist zusammengesetzt aus dem kath. Erzbischof und dem griechisch-orientalischen Bischof von Zara und 41 Abgeordneten (10 aus den Höchstbesteuerten, 1 der Landeshauptstadt, 7 der Städte, 3 aus den Handelskammern und 20 der Landgemeinden). In den Reichsrat wählt D. 9 Deputierte: 1 die Höchstbesteuerten, 2 die Städte und Handelskammern und 6 die Landgemeinden. D. trägt an direkten Steuern kaum volle 600,000 Gulden ein, an indirekten 1,6 Mill., wovon über die Hälfte auf das Salz- und Tabaksmonopol kommt. Im **Wappen** (s. Tafel »Österreich.-ungar. Landeswappen«) führt D. drei gekrönte goldene Leopardenköpfe, Ragusa drei blaue rechte Schrägbalken, Zara einen geharnischten Reiter und Cattaro (Österreichisch-Albanien) einen roten Löwen. Die Flagge ist die der österreichischen Marine. Hauptstadt ist Zara.

Vgl. Petter, Das Königreich D. (Gotha 1857, 2 Bde.); Noë, D. und seine Inselwelt (Wien 1870); Schiff, Kulturbilder aus D. (das. 1875); Schatzmayr, D., geograph.-histor.-statist. Beschreibung (Triest 1877); »Landeskunde des Königreichs D.« (das. 1876); Swida, Das Königreich D. (Wien 1882); Stefanovicz-Vilovsky, Die Serben im südl. Ungarn, in D. etc. (Teschen 1884); Bidermann, Die Bestandteile des heutigen Königreichs D. (in der Wiener »Statist. Monatsschrift« 1885), und das seit 1871 in Zara erscheinende Jahrbuch »Manuale del regno di Dalmazia«.

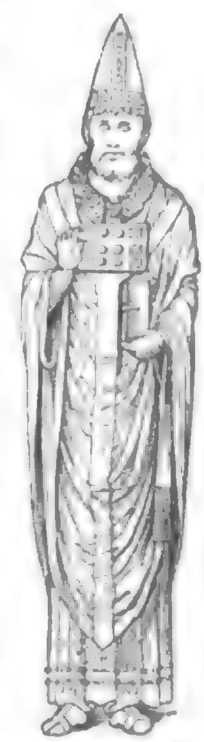
Geschichte.

Das alte D., ein Teil von Illyrien, erhielt seinen Namen von der Handelsstadt Delminium oder Dalmium, welche um 200 v. Chr. Hauptstadt eines eignen Gebiets (Dalmatia) zwischen dem Adriatischen Meer, dem Fluß Titius (Kerka) und dem Bebischen Gebirge wurde. Die Bewohner desselben, Dalmatä oder Dalmatii, die von der Jagd, Fischerei und Viehzucht, vorzüglich aber vom Raub lebten, gerieten wiederholt in Krieg mit den Römern, die, nachdem sie um 168 v. Chr. das jüngere Ardiäerreich unter dem König Gentius vernichtet und so das Land vom See bei Skutari (lacus Labeaticus) bis zum Naro (Narenta) unterworfen hatten, 156 ihre Herrschaft, wenigstens an der Küste, begründeten. 117 eroberte Metellus den Vorort Salona, und um 78 näherte sich die gänzliche Eroberung Dalmatiens ihrem Ende. Unter Cäsars Statthalterschaft über Gallien und Illyrien erhoben sich aber die Dalmatiner mit den übrigen Illyriern zur Bekriegung der mit den Römern verbündeten Liburner, vernichteten 50 ein von Cäsar gesandtes Heer sowie 48 v. Chr. 15 Kohorten und 3000 Reiter unter Gabinius und bequemten sich erst nach der Beendigung des Bürgerkriegs zu einem mäßigen Tribut. Nach Cäsars Tod verweigerten sie jedoch denselben wieder, und ihre völlige Unterjochung bewirkte erst Statilius Taurus 23 v. Chr. Befestigt wurde die Eroberung zuletzt durch die Unterdrückung des großen dalmatisch-pannonischen Aufstandes 10 n. Chr. Das Land bildete seitdem mit Liburnia und Japydia die Provinz Illyricum. Römische Kultur verbreitete sich nun über das Land, Wein- und Ackerbau gewannen eine bis jetzt nicht wieder erlangte Ausdehnung, blühende Handelsstädte erhoben sich an den zahlreichen Buchten der Küste, und das Land lieferte dem römischen Heer die besten Soldaten, selbst einige Kaiser, wie den Diokletian. Bei der Teilung des römischen Reichs wurde D. zum occidentalischen Kaisertum geschlagen, aber schon nach dem Tode des Honorius mit dem orientalischen Kaisertum vereinigt, dessen Schicksal es nun mehr als ein Jahrhundert hindurch teilte. Um 481 finden wir Odoaker bemüht, das Land bei seiner italischen Herrschaft festzuhalten. Mit Einwilligung des Kaisers Zeno kam es 489 unter die Herrschaft des ostgotischen Königs Theoderich d. Gr. und bildete seit 491 einen Teil des ostgotischen Königreichs Italien, ward aber durch Belisar und sodann nach Totilas' Wiedereroberung durch Narses von neuem mit dem orientalischen Kaisertum vereinigt. Im 6. Jahrh. (insbesondere 569–598) nahmen die Avaren das Land in Besitz und behielten es bis zum Anfang des 7. Jahrh., worauf die kroatisch-serbischen Slawen das Binnenland und einen Teil der Küste einnahmen. Eine kurze Zeit gehörte der nordwestliche Teil von D. zum Reich Karls d. Gr., während Byzanz die Oberhoheit über die vorzugsweise romanischen Küstenstädte behauptete. Doch überwog auch da bald die nachbarliche Macht der kroatischen Fürsten im nordwestlichen, die der serbischen Slawen, namentlich der Narentaner, im südöstlichen Teil. Die Kroatenfürsten gerieten darüber mit Venedig in Streit, welcher zu gunsten der Kroaten endete, so daß der König Crescimir Peter seit 1052 den Titel eines Königs von D. annahm. König Demetrius von Zwonimir nahm seine Länder, also auch D., vom Papst Gregor VII. zu Lehen und behauptete sich gegen die vereinigten Byzantiner und Venezianer bis zu seinem 1089 erfolgten Tod. Mit seinem Nachfolger Stephan erlosch kurz nachher die Reihe der kroatisch-dalmatischen Nationalkönige, und D. wurde von nun an der Zankapfel aller benachbarten Reiche und der Tummelplatz der wildesten Oligarchie. König Wladislaw von Ungarn, Schwager des Königs von Kroatien und D., machte seine Ansprüche auf Kroatien geltend, wurde hier als Landesherr anerkannt, und sein Nachfolger Koloman eröffnete einen Krieg um den Besitz Dalmatiens mit Venedig, der nach den verschiedensten Wechselfällen, insbesondere im Zeitalter der ungarischen Anjous (1310–82), in den Jahren König Siegmunds durch den 1433 mit den Venezianern abgeschlossenen Waffenstillstand endete, wobei D. zwischen beiden Mächten geteilt wurde. Im Anfang des 13. Jahrh. wanderten die Morlaken (s. d.) in D. ein, und 1242 ward es von den Mongolen schwer heimgesucht. Dazu dauerten die Kämpfe zwischen Ungarn und Venedig fort, und seit 1462 begannen auch die Osmanen regelmäßige Unternehmungen gegen Kroatien und D., die zwar an den festen Städten scheiterten, aber dem offenen Land großen Schaden zufügten. Die Venezianer behaupteten sich indes in ihren dalmatischen Besitzungen und vergrößerten dieselben durch Eroberungen und Verträge mit der Türkei. Ragusa allein behauptete inmitten aller Kämpfe seine Unabhängigkeit und war selbst die 1203 eingegangene lästige Verbindlichkeit, seine »Grafen« oder »Rektoren« der Republik aus Venedig zu nehmen, bereits nach 150 Jahren wieder los geworden und verstand es, durch eine ungemein vorsichtige Haltung zwischen Ungarn, Venedig und der Pforte seinen Bestand zu erhalten. Im Karlowitzer Frieden 1699 trat die Pforte den südlichen Teil von D. an Venedig ab, welches die Dalmatiner so für sich zu gewinnen wußte, daß sie seine treuesten Unterthanen waren und aufs tapferste gegen die Türken kämpften, und während Venedig seine schönsten Besitzungen in der Levante den Türken überlassen mußte, vermochten diese mit aller ihrer Macht nicht, das kleine D. zu erobern. Venedigs Herrschaft in D. umfaßte seit den Friedensschlüssen mit der Pforte von 1671 und 1699: als vecchio acquisto (alte Erwerbung) alles bereits früher erworbene Küstengebiet, dessen Grenzlinie der Provveditore Nani unterhandelt hatte (daher linea Nani), und als nuovo acquisto infolge der Grenzregulierung durch den Provveditore generale Mocenigo (linea Mocenigo) einen großen Teil des Contado von Zara, einen Teil der Distrikte von Sebenico und Troni, die Distrikte Knin und Drenis, endlich Teile der Distrikte Scardona, Spalato, Siga, Almissa, Mucarsca und Narenta. Der Friede von Passarowitz 1718 gab D. als venezianischem Besitz die Grenzen, welche es noch gegenwärtig hat, indem als acquisto novissimo der Rest der letztgenannten Distrikte des acquisto nuovo hinzukam. Beide zusammen bildeten das Bergland (il montano). Die aus der Zeit der einstigen Unabhängigkeit herrührenden Munizipalstatuten bildeten die Grundlage des Gemeindewesens. Der Repräsentant der höchsten gerichtlichen, politischen und militärischen Gewalt war

in jeder Stadt der von Venedig gesandte Conte-Capitano, welcher seinerseits unter dem in Zara residierenden Generalprovveditore der Provinz stand. Für Hebung des materiellen Wohlstandes sowie für Förderung der geistigen Bildung der Bewohner durch Schulunterricht geschah von seiten Venedigs äußerst wenig. Dennoch war die Trauer allgemein, als die Dogenrepublik infolge des Friedens von Campo Formio 12. Mai 1797 aufhörte und das bisherige venezianische D. unter österreichische Herrschaft kam. Im Preßburger Frieden (1805) mußte Österreich D. an Napoleon I. abtreten, der es nach Vertreibung der Russen zum Königreich Italien schlug. Nachdem er im Wiener Frieden (1809) auch noch den ungarischen Teil von D. erhalten, bildete er 1810 aus dem gesamten D. mit Hinzufügung der von Österreich auf dem rechten Ufer der Save abgetretenen Gebiete die sogen. illyrischen Provinzen seines Kaisertums. Im J. 1814 fiel D. an Österreich zurück und ward mit dem Ragusanischen und einem Teil von Albanien 1816 zu einem eignen Königreich erhoben. Von seiten der österreichischen Regierung geschah nun zwar etwas mehr für die materielle und geistige Hebung des Landes, doch wurden dadurch keine großen Sympathien gewonnen. Infolge der Ereignisse von 1848 ward D. dem Ban von Kroatien untergeordnet. Da jedoch in D. die slawischen Einwohner fast nur den niedern Ständen angehörten und politisch unmündig, die leitenden Personen im Landtag italienisch waren, so wollte D. von einer Verbindung mit Kroatien nichts wissen. Daher sprach der dalmatische Landtag den Wunsch aus, im Verband der deutsch-slawischen Provinzen zu bleiben, und beeilte sich, den Wiener Reichstag zu beschicken. Nur eine kleine Partei war slawisch gesinnt und verlangte in einer 9. Okt. 1861 dem Kaiser übergebenen Adresse wirklich die Wiederherstellung des »dreieinigen« Königreichs, für das sie in Bezug auf den österreichischen Staatsverband dieselbe Selbständigkeit beanspruchte, welche Ungarn bis zur Revolution von 1849 besessen. Daß indes die Einwohner weder wirklich zivilisiert noch innerlich mit dem Kaiserstaat verbunden waren, zeigte der Aufstand von 1869. Als nämlich die Regierung im Oktober 1869 eine allgemeine Landwehrrekrutierung ausführen wollte, erschien dies den Umwohnern der Bocche (Bucht) von Cattaro als ein Attentat auf ihre Freiheit; sie widersetzten sich mit bewaffneter Hand, vertrieben die Beamten, belagerten das Fort Dragalj und vernichteten ein gegen sie geschicktes Detachement. Auf ihren Bergen waren sie fast unangreifbar. Mehrere Regimenter wurden mit Verlust zurückgeschlagen, und die Insurgenten bekamen neuen Zuzug aus dem Innern des Landes sowie aus Montenegro. Erst dem General v. Rodich gelang es, durch Versprechung von Amnestie und Schadenersatz sowie der Freiheit von der Wehrpflicht die Bocchesen zu bewegen, die Waffen niederzulegen und sich zu unterwerfen, so daß im Februar 1870 die Ruhe wiederhergestellt war. Die Kaiserreise nach D. (im April und Mai 1875), welche den Anlaß zu einer Fülle örtlicher Ovationen darbot, erschien später, als die Okkupation Bosniens und der Herzegowina, dieser natürlichen Hinterlande Bosniens (1878), zur Wirklichkeit wurde, als Vorläuferin der großen Aktion Österreichs und galt überdies den Dalmatinern als Bürgschaft der Verwirklichung so mancher die materielle Lage des Landes betreffender Hoffnungen. Inzwischen hatte die slawische Partei in D. immer mehr Boden gewonnen und schließlich die Mehrheit im Landtag erlangt. Der Widerstreit der Parteien, der italienischen und slawischen Autonomisten und der Anhänger des kroatischen Ideals eines dreieinigen Königreichs: Kroatien, Slawonien, D. (Bosnien und Herzegowina eingerechnet), dauerte mit wechselnder Heftigkeit fort. Im Gefühl ihrer numerischen Überlegenheit und im Besitz der Mehrheit im Landtag, begann die kroatische Nationalpartei angriffsweise gegen die Italiener und Deutschen vorzugehen und die Schulen zu slawisieren. Auch brach 1881 im südlichen D., in den Bocche und der sogen. Krivoscie (s. d.) von neuem ein Aufstand wegen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht aus, der erst 1882 unterdrückt wurde. Vgl. außer den ältern Geschichtswerken über D. von Bomann (Vened. 1778), Lago (Zara 1809), Kreglianovich-Albinoni (das. 1809): Cattalinich, Storia della Dalmazia (Zara 1835, 3 Bde.); Solitro, Documenti storici sull 'Istria e la Dalmazia raccolti e annotati (Vened. 1844); »Prospetto cronologico della storia della Dalmazia con riguardo alle provincie slave contermine« (2. Aufl., Zara 1878); Pacor, Die Operationen in den Bocche von Cattaro 1869 (Wien 1870).

Dalmatien, Herzog von, s. Soult.

Dalmatika, aus Dalmatien stammendes langes, weißes Oberkleid mit Ärmeln, der römischen Tunika ähnlich, ward in Purpur von den alten Kaisern getragen und vom Papst Silvester I. (um 320) als Amtskleid der Diakonen (daher auch diaconale genannt) eingeführt; ein seidener Überwurf mit kurzen Ärmeln, früher ganz geschlossen, so daß er über den Kopf angezogen wurde; jetzt an den Seiten mit einem tiefen Einschnitt (s. Figur). Die Farbe richtet sich nach den Vorschriften der Liturgie für die verschiedenen Fest- und Sonntage und nach den Verrichtungen an denselben. Eine ganz ähnliche weiße D. gehörte früher zu den Pontifikalgewändern des Bischofs und eine von dunklem violetten Seidenstoff zum Krönungsornat der deutschen Kaiser, z. B. die berühmte Kaiserdalmatika in der Sakristei der Peterskirche zu Rom.



Dalmatika (Figur des 14. Jahrh.).

Dalmatius (Delmatius), Neffe Kaiser Konstantins d. Gr., ward 333 zum Konsul, 335 zum Cäsar ernannt, erhielt bei der Teilung des Reichs durch Konstantin d. Gr. Illyricum, Makedonien und Griechenland, wurde aber 337 nach Konstantins Tod nebst sonst allen übrigen Verwandten der neuen Kaiser getötet.

Dalmatow, Stadt im russ. Gouvernement Perm, Kreis Schadrinsk, am Isset (zum Tobol), hat 2 Kirchen und ein befestigtes Kloster, Ziegelbrennereien, Gerbereien und Talgsiedereien und (1875) 4337 Einw. Die Stadt bildet einen bedeutenden Fleischmarkt; jährlich werden aus Sibirien 300—800,000 Pud Fleisch für die Arbeiter in den uralischen Minen, ferner Fische, Häute, Butter ꝛc. herbeigeführt.

Dalmellington, Industrieflecken in Ayrshire (Schottland), mit 1515 Einw., Wollspinnerei, Decken- und Teppichfabrikation.

Dalou (spr. daluh), **Jules**, franz. Bildhauer, geb. 1838 zu Paris, trat mit elf Jahren in die Zeichen-

schule der Rue de l'école de médecine, wo er von Carpeaux im Zeichnen und im Modellieren nach der Antike unterrichtet wurde und solche Fortschritte machte, daß dieser ihn in sein Atelier nahm. Mit 18 Jahren trat er in das Atelier Durets, fühlte sich aber auch bei ihm nicht voll befriedigt. Er arbeitete fortan Modelle für Bronzegießer und Goldschmiede, bis er 1862 in der Ausstellung mit einer Genrestatue in Gips debütierte, der dann 1870 eine Stickerin folgte, die einen Preis erhielt. Während des Kriegs trat er in die Nationalgarde, wurde der Teilnahme am Aufstand der Kommune beschuldigt und floh nach England, wo seine Arbeiten große Anerkennung fanden. Er schuf Terrakottestatuetten, die Marmorgruppe: eine Mutter, die ihr Kind wiegt (Sammlung des Marquis von Westminster), zahlreiche Porträtstatuetten und 1877 die lebensgroße Terrakottegruppe: eine Bäuerin aus der Bretagne, die ihr Kind säugt. Dann kehrte er nach Paris zurück und erhielt im Salon von 1883 für zwei große figurenreiche, durchaus malerisch aufgefaßte Reliefs: Sitzung der französischen Deputiertenkammer vom 23. Juni 1789 und eine allegorische Verherrlichung der Republik, die Ehrenmedaille des Salons. Das erstere hat er im Auftrage des Staats für die Deputiertenkammer in Marmor ausgeführt. Er ist ein begabter Naturalist, welcher sich eng an Carpeaux anschließt, ohne jedoch dessen Extravaganzen zu teilen.

Dalry (spr. dalrih, »Königsthal«), Binnenstadt im nördlichen Ayrshire (Schottland), mit den Blair-Eisenwerken, Kohlengruben und (1881) 5010 Einw.

Dalrymple (spr. dällrimpl oder dälrimpl), 1) Sir David D., Lord Hailes, schott. Rechtsgelehrter und Historiker, geb. 28. Okt. 1726 zu Edinburg, studierte in Utrecht, trat nach seiner Rückkehr 1748 als Anwalt auf, ward 1766 Mitglied des Obergerichts, 1776 Lordkommissar des Justizhofs und nahm als solcher den Titel Lord Hailes an. Er starb 29. Nov. 1792. Als Schriftsteller ist er besonders durch seine »Annals of Scotland from the accession of Malcolm III. surnamed Canmore to the accession of Robert I.« (Edinburg 1797, 3 Bde.) und seine Polemik gegen Gibbon bekannt. Auch schrieb er: »Memorials and letters relating to the history of Britain in the reign of James I.« (Edinb. 1762) und »of Charles I.« (das. 1766); »Historical memorials« (das. 1769) u. a.

2) Alexander, Geograph und Reisender, Bruder des vorigen, geb. 24. Juli 1737, trat noch jung in die Dienste der Ostindischen Kompanie, machte seit 1789 mehrere Reisen nach den Südseeinseln und entwarf Zeichnungen von den besuchten Küsten. Die Kompanie ernannte ihn darauf zu ihrem Hydrographen, und auf Grund eines von ihm entworfenen Projekts machte Cook 1768—71 seine erste Reise um die Welt. D. starb 19. Juni 1808 in London. Eine Sammlung seiner Seekarten gab er heraus in der »General collection of nautical publications« (Lond. 1753) und in dem »Oriental repertory from April 1791 to January 1795« (das. 1791). Auch schrieb er: »Historical collection of the several voyages and discoveries in the Pacific Ocean« (Lond. 1770, 2 Bde.).

Dal segno (ital.), s. Segno.

Dalsland (Dal), Landschaft im südlichen Schweden, früher, als zu Norwegen gehörend, »Marker« genannt, zwischen dem Wenersee und Norwegen gelegen, bildet den kleinern nördlichen Teil des Läns Elfsborg, ist 4190 qkm (76 QM.) groß und wird von (1880) 85,845 Menschen bewohnt. Nur der am Wenersee belegene südöstliche Teil, etwa ein Zwölftel des Ganzen, ist eben und fruchtbar; alles übrige ist ein Gebirgsland, dessen bedeutendste Höhen aber kaum 240 m erreichen. Besonders merkwürdig sind die großen Lager von Meeresschnecken auf Höhen von 70—100 m, die sogen. »Riesentöpfe«, von denen man 75 kennt, und die bedeutenden tiefen Spalten in den Bergen. Das Land ist sehr reich an Gewässern. Durch die Mitte desselben erstreckt sich von dem Wenersee gegen W. eine Kette von terrassenförmig übereinander liegenden schönen Landseen, welche sich durch schnell strömende Flüsse ineinander ergießen und die Anlage des Dalslandskanals ermöglicht haben. Von diesen Seen ist Store Le, 60 km lang, 101 m ü. M., zum Teil zu Norwegen gehörend, der westlichste und höchste; er fließt ab in den Lelången, 30 km lang, 92,6 m ü. M., in welchen sich von N. her die beiden großen, zum Teil auch zu der Landschaft Wermland gehörenden Seen Östra Silen (103 m ü. M.) und Westra Silen (95,6 m ü. M.) ergießen, und welcher dann in den 15 km langen, 4 km breiten Laxsjö (74 m ü. M.) eintritt, der endlich durch die Upperudså bei Köpmannebro in den Wener abfließt. Diese ganze Seenkette ist durch das D.-Kanalsystem 1864—67 von dem Baumeister Nils Ericson schiffbar verbunden worden, und es sind dazu 29 Schleusen erforderlich gewesen. Von diesen hat die unterste die Dimensionen des Götakanals und gestattet daher größern Fahrzeugen, bis Upperud zu gelangen; die übrigen sind kleiner (32 m lang, 4,3 m breit und 1,6 m tief). Der interessanteste Punkt ist bei dem Eisenwerk Håfverud im O. des Sees Aklången, in welchen drei Senk- und eine bestimmende Schleuse sowie ein frei über einem bedeutenden Wasserfall schwebender, von starken eisernen Platten zusammengefügter, 750 metr. Ztr. schwerer Aquädukt hinaufführen. Die Anlagekosten dieses Kanals haben über 3 Mill. Mk. betragen, wovon der Staat 1,2 Mill. bestritten hat. Die schiffbare Verbindung des nördlich von diesem Fahrwasser belegenen Sees Animmen mit dem Wener durch einen kurzen Kanal mit einer Schleuse ist jüngst erfolgt. Die Wälder, freilich stark ausgebeutet, bedecken über 1160 qkm, Waldwirtschaft, Viehzucht und Ackerbau sind die Hauptnahrungsquellen. Wegen des Holzreichtums sind viele Eisenwerke vorhanden, die aber ihr Roheisen aus Wermland holen, denn es gibt nur einen einzigen Hochofen (bei Billingsfors). Von Eisenbahnen durchschneidet die große Bergbezirksbahn Göteborg-Falun, 1879 vollendet, den östlichsten Teil des Landes, und 1879 ist auch die Dalslandsbahn Sunnanå-Frederikshald, welche sich an die vorige bei Mellerud anschließt, eröffnet.

Dalston (spr. dahlst'n), nördlicher Stadtteil von London (s. d.), in welchem das deutsche Hospital, eine deutsche Kirche und ein deutsches Waisenhaus (Kaiser Wilhelms-Stiftung) liegen.

Dalton (spr. dall'n), 1) Stadt im West Riding von Yorkshire (England), im NO. von Huddersfield, an einem Zufluß des Calder, mit (1881) 6170 Einw. — 2) (D. in Furneß) Stadt in Lancashire (England), in dem Furneß genannten Bezirk, 5 km nördlich von Barrow, mit Eisenhütten, Gerberei, Malzdarren und (1881) 13,350 Einw. Dabei die Ruinen der berühmten Furneß-Abtei.

Dalton (spr. dahlt'n), 1) John, Chemiker und Physiker, geb. 5. Sept. 1766 zu Eaglesfield in Cumberland als der Sohn eines armen Wollwebers, war seit 1781 Hilfslehrer zu Kendal in Westmoreland und widmete sich hier mathematischen und physikalischen Studien. 1785 wurde er mit seinem Bruder Jonathan Vorsteher der Schule in Kendal, und 1788 begann er meteorologische Beobachtungen, die er sein

ganzes Leben hindurch fortsetzte. 1793 ging er als Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften an das Kollegium zu Manchester und starb 27. April 1844 daselbst. Seine vorzüglichsten physikalischen Arbeiten beziehen sich auf die Ausdehnung und Mischung der Gase und die Elastizität der Dämpfe; in der Chemie hat er sich durch Aufstellung der atomistischen Theorie und wesentliche Förderung der Lehre von den festen Proportionen, durch Untersuchungen über die Absorption der Gase durch das Wasser, über Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff, die Sauerstoffverbindungen des Stickstoffs 2c. große Verdienste erworben. Er schrieb: »Meteorological essays and observations« (Manchester 1793, 2. Aufl. 1834) und das »New system of chemical philosophy« (das. 1808—1827; deutsch, aber nicht vollständig, von Wolff, Berl. 1812—14, 2 Bde.). Am Eingang der Royal Institution zu Manchester wurde ihm noch bei seinen Lebzeiten eine Statue errichtet. Vgl. Henry, Life and researches of D. (Lond. 1854).

2) John, Physiolog, geb. 2. Febr. 1825 zu Chelmsford in Massachusetts, ward auf dem Harvard College gebildet und gewann 1857 mit seinem »Essay on the Corpus luteum« den von der American Medical Association ausgesetzten Preis. Sein Hauptwerk: »Treatise on human physiology« (New York 1859, 7. Aufl. 1882), trug ihm die Professur an einer der medizinischen Schulen der Stadt New York und zugleich an dem Long Island Hospital College zu Brooklyn ein. Während des Bürgerkriegs war er eine Zeitlang Direktor des Medizinalwesens der Potomacarmee. Er schrieb noch: »Treatise on physiology and hygiene« (1868) und »Experimental method in medical science« (1882).

3) William, engl. Journalist und Jugendschriftsteller, ward 1831 als Sproß einer alten Yorkshirefamilie geboren und lieferte schon früh Beiträge für Zeitschriften. Er war eine Zeitlang am »Daily Telegraph«, später am »Morning Herald« und am »Standard« thätig, gab auch selbst ein »Monatsmagazin« heraus und ist Mitbegründer des Savage-Klubs in London. Er behandelt mit Vorliebe transatlantische Stoffe und weiß dabei die ihm mangelnde Selbstanschauung durch Belesenheit und Phantasie zu ersetzen. Seine Hauptschriften sind: »The wolf-boy of China« (1857); »The English boy in Japan« (1859); »The war-tiger, a tale of the conquest of China« (1859); »The white elephant« (1860); »Lost in Ceylon« (1860); »Will Adams, the first Englishman in Japan« (1861); »Cortes and Pizzarro« (1862); »The nest-hunters« (1863); »The tiger-prince, or adventures in the wilds of Abyssinia« (1863); »The wasps of the ocean« (1864); »Lost among the wild men« (1866); »The story of Mark Raffles« (1871); »The powder monkey« (1874).

Daltonismus, ein angeborner Fehler des Farbensinns, infolgedessen der daran Leidende nicht im stande ist, gewisse Farben als solche wahrzunehmen und von andern Farben zu unterscheiden. Es gibt sehr verschiedenartige Fehler des Farbensinns, welche mit besondern Namen belegt worden sind. Wenn Blau und Grün nicht unterschieden wird, so bezeichnet man den Fehler als Akyanoblepsie. Der häufigste Fehler dieser Art ist aber der D., welcher seinen Namen von dem englischen Chemiker Dalton führt und vorzugsweise dadurch charakterisiert ist, daß dabei die Wahrnehmung des Roten fehlt. Die an D. Leidenden halten Rot für Aschgrau. Dalton selbst erzählt von sich: Karmesin gleicht mir dem Blau, welchem man ein wenig Dunkelbraun beigemischt hat, Violett dem Blau. Die Rose wie das Veilchen sehe ich blau; die frische Gesichtsfarbe eines jungen Mädchens erscheint mir wie ein Tintenfleck; das Blut gleicht dem Dunkelgrün der Flaschen. Rot und Scharlach erscheinen mir bei Tage aschgrau. Grün halte ich für Braun und Braun für Grün 2c. Der D. sowohl als die übrigen Fehler des Farbensinns kommen häufiger vor, als man gewöhnlich voraussetzt, und können notorisch vererbt werden. Die Sehschärfe ist bei dem angebornen D. ganz normal. Nach der Youngschen Hypothese, wonach die Farbenwahrnehmungen auf den drei Grundempfindungen für Rot, Grün und Violett beruhen sollen, würde sich der D. einfach als Rotblindheit auffassen lassen. Vgl. Farbenblindheit und Farbensinn.

Daltonsches Gesetz betrifft die Spannkraft der Dämpfe in gaserfüllten Räumen und sagt aus, daß die Spannkraft eines Gemenges von Dämpfen und Gasen (falls dieselben nicht chemisch aufeinander wirken) gleich ist der Summe der Spannkräfte der einzelnen Gemengteile. Vgl. Verdampfung.

Dalwigk, Karl Friedrich Reinhard, Freiherr von, hess. Minister, geb. 19. Dez. 1802 zu Darmstadt, Sohn des Freiherrn Reinhard von D., großherzoglich hessischen Generalleutnants (gest. 1844), trat 1828 in den großherzoglich hessischen Staatsdienst, ward 1842 Kreisrat in Worms, erhielt 1845 das Provinzialkommissariat der Provinz Rheinhessen und 1848 das Territorialkommissariat in der Bundesfestung Mainz (vgl. über seine damalige Thätigkeit: »Einige Bemerkungen zu den Denkwürdigkeiten des Generals v. Hüser, von R. Freiherrn v. D.«, Darmst. 1878), war 1850 kurze Zeit Bundestagsgesandter und ward 1. Juli d. J. zum Ministerpräsidenten und zugleich zum Minister des großherzoglichen Hauses, des Äußern und des Innern ernannt. Seine innere Politik war eine Politik der entschiedensten Reaktion. Er suchte zum Teil die vormärzlichen Zustände wiederherzustellen und ahmte mit besonderer Vorliebe das System Napoleons III. nach. So wurde namentlich die Gemeindeverfassung nach französischem Muster eingerichtet und für die Wahlen das System der offiziellen Kandidaturen eingeführt. Willkürmaßregeln gegen die Beamten und eine kleinliche Beaufsichtigung derselben waren damit verbunden. Auch auf kirchlichem Gebiet verfolgte er einseitig reaktionäre Bestrebungen. Er begünstigte in der protestantischen Kirche die ultra-orthodoxe Richtung, während er zugleich die ultramontanen Elemente des Katholizismus durch die Konvention mit dem Bischof Ketteler von Mainz zu stärken suchte, durch welche er seine eigne Regierung in völlige Abhängigkeit von dem Bischof brachte. In den deutschen Angelegenheiten zeigte sich D. als entschiedener Partikularist und als ein fast fanatischer Gegner Preußens. Im Verein mit Beust und mit v. d. Pfordten war sein Bestreben darauf gerichtet, die Idee einer deutschen Trias zu verwirklichen. In den langjährigen Verhandlungen über die Bundesreform und über den französischen Handelsvertrag hielt er diese Idee mit Konsequenz fest und ließ sich durch das mehrmalige Scheitern seiner Pläne nicht von immer neuen Versuchen abhalten. Auch in der schleswig-holsteinischen Frage vertrat er mit Entschiedenheit den mittelstaatlichen Standpunkt. 1866 schloß er sich Österreich an, flüchtete vor dem Anmarsch der preußischen Mainarmee mit dem Großherzog nach München und rief die Hilfe Frankreichs an, mußte aber dann den Frieden schließen, wie ihn der Sieger diktierte. Obwohl er nun die Militärkonvention mit Preußen

und 1870 den Vertrag über den Eintritt Hessens in das Deutsche Reich abschloß, erhielt er 6. April 1871 doch auf Wunsch des Berliner Hofs in gnädigster Form seine Entlassung und starb 28. Sept. 1880 in Darmstadt.

Daly, großer, teilweise noch unerforschter Fluß in dem zur Kolonie Südaustralien gehörenden Nordterritorium, entspringt als Katharine auf dem großen Tafelland der Carpentariahalbinsel und nimmt nach seiner Vereinigung mit dem von W. kommenden Florafluß den Namen D. und zugleich eine nordwestliche Richtung an. Er ergießt sich in die an seiner Mündung nur ¾ Faden tiefe Ansonbai des Timormeers. Der Fluß soll einer der bedeutendsten des Kontinents und bei Hochwasser bis zur Telegraphenstation aufwärts schiffbar sein. Wiltshire befuhr ihn 1876: 29 km aufwärts; in demselben Jahr stellte Mc Minn seine Identität mit dem Katharine fest; 1877 besuchte ihn Sergison.

Dam, Wegemaß in Anam, = 2 Li, = 890 m.

Dama, Damhirsch, s. Hirsch.

Dama (Damra, Damara), ein den Hottentoten entnommener und allgemein gebräuchlicher Name für das Volk der Herero, einen zu den Bantuvölkern gehörigen Volksstamm im westlichen Südafrika, dessen Wohnsitze zwischen 22° 58′ und 19° 30′ südl. Br. und dem Atlantischen Ozean bis zu einer Linie einige Grade westlich vom Ngamisee liegen (s. Karte bei »Kapland«). Dies Gebiet besteht aus drei Teilen, einem wüsten Küstenstrich, dem landeinwärts nach O. hin gelegenen Gebirgsland und aus dem an letzteres östlich anstoßenden, nach der Kalahariwüste hin sich erstreckenden ganz flachen Steppenland. In dem fast wasserlosen Küstenstrich leben einige Hundert Menschen, die Topnaar, zumeist vom Ertrag des Fischfangs. Der einzige, mehr und mehr versandende Hafen ist die Walfischbai. Im Gebirgsland, welches in einzelnen Gipfeln 2600 m Höhe erreicht, herrscht von Mai bis Mitte November Trockenheit; die Vegetation beschränkt sich meist auf die Thäler, in denen sich auch Wasser findet. Die Berge zeigen zahlreiche Spuren von Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Gold; doch ist nur das erste bisher ausgebeutet worden und zwar eine Zeitlang mit glücklichem Erfolg durch die Walfishbay copper mining company, bis eine verderbliche Viehseuche den Transport zur Walfischbai unmöglich machte. Im N., wo sich dichte Akazien- und Kameldornwälder finden, hausen noch die gewöhnlichen Tiere Afrikas. Früher war die Jagd auf Elefanten, Strauße u. a. sehr ergiebig; diese Erwerbsquelle ist aber infolge sinnloser Verwüstung fast ganz versiegt. Von hier fließen der Swakop, Omaruru u. a. der Küste zu, die sie jedoch nur in äußerst seltenen Jahren erreichen. Das Präriengebiet zeigt große Einförmigkeit des Bodens und der Vegetation. Im nördlichsten Teil, dem gebirgigen und von Regenflüssen durchfurchten Kaoko, regnet es häufiger, die Vegetation ist auch üppiger; dies Gebiet ist aber trotzdem fast menschenleer. Die Zahl der D. wird auf 80,000 geschätzt, wozu noch 50,000 Bergdama kommen. Sie führen verschiedene Namen: die westlichen Stämme nennen sich Ovaherero, die östlichen werden als Ovambandscheru bezeichnet, im NO. wohnen die Ovampo. Sie alle sind Nomaden, halten große Herden von Rindern und Schafen, leben aber fast nur von der Milch, kleideten sich früher allein in mit Fett gegerbte Felle, jetzt aber auch in europäische Zeuge; als Schmuck dienen Muscheln und schwere Eisenzierate, die, wie alles andre Eisen, von den Ovampo kommen. Zwischen diesen reichen Nomaden und ihren Knechten, namentlich aber im nordöstlichen Bergland und an der Südgrenze, wohnen die Bergdama oder Haukhoin (»rechte Menschen«), ein rätselhaftes schwarzes Volk, das auf der tiefsten Kulturstufe steht und von den D. wegen der diebischen Eingriffe in ihre Herden grimmig gehaßt wird. Die Bergdama sprechen die Namasprache, die Sprache der D. aber, das Otjiherero, gehört zu der westlichen Gruppe der Bantusprachen (s. Bantu) und ist ausführlich dargestellt von H. Hahn (Berl. 1857). Die Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen hat im Lande der D. bereits seit einer Reihe von Jahren Stationen angelegt, von denen sie jetzt elf besitzt. Sie errichtete auch in Otyimbingue, später in Rehoboth und Okahandya große Warenniederlagen, und von hier aus betrieb die mit 708,000 Mk. Kapital gegründete Missions-Handelsaktiengesellschaft in Barmen einen anfangs großartige Verhältnisse annehmenden Handel, der aber durch schlechte Verwaltung nach wenigen Jahren zu Grunde ging. — Das Land suchten die englischen Kolonisten der Kapkolonie 1876 an sich zu bringen, doch gestattete die englische Regierung nur die Besitznahme der Walfischbai (s. d.), welche den Ausfuhrhafen für dieses Gebiet bildet, aber eigentlich zum Großnamaqualand gehört. Der 150 km breite wüste Küstenstreifen wurde 1884 von dem Bremer Kaufmann Lüderitz erworben und unter deutschen Reichsschutz gestellt.

Damalas, Nikolaus M., der bedeutendste griech. Theolog der Gegenwart, geb. 1842 zu Athen, studierte in Athen, Erlangen, Halle, Leipzig und London, erlangte 1863 mit einer historischen Arbeit: »De civitatibus«, in Erlangen die Doktorwürde und wurde 1866 außerordentlicher, 1871 ordentlicher Professor in Athen. Als die Altkatholiken römischer Konfession eine Vereinigung mit der griechischen Kirche planten, war D. einer der drei Theologen, welche 1885 in Bonn im Namen des heiligen Synods von Athen die Verhandlungen führten. Er ist Verfasser mehrerer geschätzter Werke, worunter: »Über die Prinzipien«, »Katechese«, »Einleitung in das Neue Testament«. Auch seine Vorlesungen über Hermeneutik des Neuen Testaments erschienen im Druck.

Daman (Damão), portug. Enklave an der Westküste der englisch-ostindischen Präsidentschaft Bombay, vom Flüßchen D. durchzogen, 80 qkm groß mit (1870) 40,980 Einw. (meist Hindu) und der Stadt D. als Vorort, welche, 162 km nördlich von Bombay gelegen und mit diesem durch Eisenbahn verbunden, zwei Forts, viele christliche Kirchen und einen guten Ankerplatz besitzt, aber, da seit 1845 der Opiumhandel von den Briten nicht mehr geduldet wird, nur unbedeutenden Küstenhandel treibt. Die Portugiesen besitzen die Stadt seit 1558.

Daman, s. v. w. Schliefer.

Damara, Volk, s. Dama.

Damanhûr, Hauptort der unterägypt. Mudirieh (Provinz) Bahari, in der Nähe des Mahmudiehkanals und an der Eisenbahn, mit (1882) 23,353 Einw. D. ist wichtiges Entrepot für den Handel mit Baumwollenstoffen und Wolle und besitzt mehrere Fabriken zur Egrenierung der Baumwolle. Die auf einem Hügel gelegene Stadt macht mit ihren zahlreichen Minarets in der Ferne einen angenehmen Eindruck, der aber bei näherer Besichtigung schnell zerstört wird.

Damaratos, s. Demaratos.

Damas (spr. -mâ), 1) Etienne Charles, Chevalier, dann Herzog von D.-Cruz, franz. Generalleutnant, geb. 19. Febr. 1754 auf dem Schloß Cruz in Nivernais, focht als Hauptmann in Ostindien gegen die Engländer, ward hier gefangen, aber später

ausgewechselt, worauf er den Befehl über ein Infanterieregiment erhielt. Während der Revolution nahm er in der royalistischen Armee an dem Feldzug von 1792 teil, und 1794 bildete er in England und Holland eine Legion, die jedoch bei Quiberon vernichtet wurde. Als Maréchal de Camp begleitete er den Herzog von Angoulême auf dessen Reisen und erhielt nach der ersten Restauration den Grad eines Generalleutnants, nach der zweiten das Kommando einer Militärdivision, die Pairswürde und den Herzogstitel. Nach der Julirevolution aus der Pairsliste gestrichen, weil er den Eid verweigerte, lebte er zurückgezogen auf seinem Schloß bei Menou und starb 30. Mai 1846.

2) Joseph François Louis Charles César, Graf, dann Herzog von, geb. 28. Okt. 1758, machte als Oberst die Feldzüge von 1780 und 1781 in Amerika mit. Nach seiner Rückkehr mit dem Oberbefehl über ein Dragonerregiment betraut, sollte er mit diesem die beabsichtigte Flucht Ludwigs XVI. decken, verließ aber sein widerspenstiges Regiment und begab sich zu dem König nach Varennes, wo er verhaftet wurde. In Paris zum Tod verurteilt, aber begnadigt, folgte er dann dem Grafen von Artois nach Italien, ward 1795 zum Maréchal de Camp ernannt und war im Begriff, an der Expedition von Quiberon teilzunehmen, als er bei Calais Schiffbruch litt und in die Hände der Republikaner fiel. Unter dem Konsulat wieder in Freiheit gesetzt, begleitete er den Grafen von Artois als Generaladjutant nach Isle-Dieu, diente von 1797 bis 1801 in der Armee Condés und ward nach der Restauration zum Pair von Frankreich, Generalleutnant und Kapitän der Chevau-legers ernannt. Er folgte Ludwig XVIII. 1815 nach Belgien, ward dann Kommandant der 18. Militärdivision zu Dijon, 1825 Herzog und starb 5. März 1829 in Paris. In den »Mémoires relatifs à la révolution« (Bd. 20, Par. 1823) befindet sich von ihm ein Bericht über das Ereignis von Varennes.

3) François Etienne, franz. General, geb. 22. Juni 1764 zu Paris, nahm von 1792 an unter Mounier, Jourdan und Kléber an allen Kämpfen der französischen Rheinarmee teil, ward Generaladjutant, sodann Chef von Klébers Generalstab und Brigadegeneral. Er erzwang 2. Juli 1796 den Übergang der Sambre- und Maasarmee über den Rhein bei Neuwied. 1798 trat er wieder als Chef des Generalstabs unter Klébers Kommando und nahm rühmlichen Anteil an den Feldzügen in Ägypten und Syrien. Doch fiel er bei Bonaparte in Ungnade, wurde in den Moreauschen Prozeß verwickelt und verhaftet, aber auf Verwendung Murats freigelassen, der ihn 1806 zum Militärkommandanten seines Herzogtums Berg und zum Staatsrat ernannte. Als Mainz im Mai 1814 den Alliierten übergeben wurde, kommandierte D. daselbst die 1. Division. Ludwig XVIII. vertraute ihm sodann die Organisation und das Kommando der Garde von Paris an. Während der Hundert Tage leistete er Napoleon I. den Schwur der Treue, ward aber nichtsdestoweniger 1816 zum Generalinspektor der Gendarmerie ernannt, als welcher er 23. Dez. 1828 in Paris starb.

4) Roger, Graf von, franz. General, Bruder von D. 2), geb. 1765, trat in seinem zwölften Jahr in das Regiment des Königs, entwich dann, trat in russische Dienste und machte 1787 den Krieg gegen die Türken mit. Ein kühner und glücklicher Angriff auf das türkische Admiralschiff sowie sein Sturm auf Otschakow gewannen ihm die Gunst der Kaiserin von Rußland, die ihn zum Obersten ernannte. Gegen Ende 1789 kehrte er nach Paris zurück, ging aber nach dem Ausbruch der Revolution nach Wien, erhielt zu Jassy das Kommando eines russischen Regiments und hatte großen Anteil an der Eroberung von Ismail. Im September 1792 begleitete er den Grafen von Artois in die Champagne, nach dem kläglichen Ende dieses Feldzugs nach Petersburg und nach England und befehligte dann in der Rheinarmee des Prinzen Condé eine Legion in den Feldzügen von 1796 und 1797. Als aber die Armee in russischen Sold trat, ging er nach Italien, erhielt zu Neapel das Kommando einer Division unter Macks Oberbefehl, und sein Korps war das einzige in diesem schmählichen Feldzug, welches die militärische Ehre rettete. Auch 1805 zeichnete er sich als Befehlshaber neapolitanischer Truppen aus. 1814 ward er in alle seine frühern Würden wieder eingesetzt und zum Generalleutnant und Befehlshaber von Lyon ernannt. Nach fruchtlosen Anstrengungen, bei Napoleons I. Rückkehr von Elba die Truppen in Gehorsam zu erhalten, folgte er Ludwig XVIII. nach Belgien. Nach der zweiten Restauration ward er zum Mitglied der Deputiertenkammer gewählt, vom König aber wieder auf seinen Posten als Gouverneur von Lyon zurückversetzt. Er starb 18. Sept. 1823.

5) Ange Hyacinthe Maxence, Baron von, franz. General, geb. 30. Sept. 1785 zu Paris, ging während der Revolution mit seiner Familie nach Deutschland und von da nach Rußland, machte seit 1805 als Offizier der russischen Armee alle Feldzüge gegen die Franzosen mit, trat nach der Restauration als Maréchal de Camp in die französische Armee und erhielt 1815 den Befehl über die 8. Militärdivision in Marseille. 1823 befehligte er eine Division im spanischen Feldzug und übernahm 1824 das Portefeuille des Kriegsministeriums. Da er in die ungerechten Maßregeln gegen die Offiziere des Kaiserreichs nicht einstimmte, übertrug ihm Villèle im Oktober 1824 das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, das er bis zum 4. Jan. 1828 behielt. Später war D. Gouverneur des Herzogs von Bordeaux, dem er 1830 in die Verbannung folgte. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er auf dem Lande den Wissenschaften und seiner Familie und starb 6. Mai 1862.

Damascenus, Johannes, s. v. w. Johannes Chrysorrhoas (s. Johannes).

Damaskios, der letzte Lehrer des Neuplatonismus zu Athen, geboren um 470 n. Chr. zu Damaskus, in Athen von den Neuplatonikern Marinos, Isidoros von Gaza und Zenobotos unterrichtet, Nachfolger der letztgenannten auf dem Lehrstuhl, ward, als Justinian 529 die Akademie zu Athen schließen ließ, verbannt, begab sich nach Persien zum König Chosroes, kehrte jedoch um 533 ins oströmische Reich zurück, nachdem jener im Friedensschluß mit Byzanz die ungestörte Übung der heidnischen Philosophie erwirkt hatte. D.' weitere Lebensschicksale sind unbekannt. Von seinen Schriften wurden die »Quaestiones de primis principiis« von J. Kopp herausgegeben (Frankf. a. M. 1826). Vgl. Ruelle, Le philosophe D. (Par. 1861).

Damaskus (arab. Dimischk-e' Scham), Hauptstadt der asiatisch-türk. Provinz Suria (Syrien), im Rang die fünfte Stadt des osmanischen Reichs, in entzückender Lage am östlichen Fuß des Antilibanon, etwa 700 m ü. M., in dem weiten Thal von D. (El Gutah) mit einer Bevölkerung von 48,000 Seelen in 134 Dörfern, das, außerordentlich reich an Getreide und Früchten, von den Orientalen als das schönste der vier irdischen Paradiese gepriesen wird. Der Barrada (Chrysorrhoas) durchströmt in mehreren Armen die

Stadt, bewässert dann die stundenweit ausgedehnten Gärten und Felder der Umgegend und verliert sich endlich gegen O. hin in Sümpfen. Die Stadt ist von festen Mauern mit Türmen und Gräben umgeben und hat neun Thore. Die Straßen sind krumm, staubig und unsauber und führen nach orientalischer Weise zwischen kahlen, fensterlosen Lehmwänden hin; aber das Innere der Häuser, die Hofräume und Gärten sind zum Teil glänzend und durch Blumenpracht, Säulenhallen und Springbrunnen überaus lieblich. Die schnurgerade, an 2 km lange Hauptstraße der Stadt soll dieselbe sein, welche in der Apostelgeschichte (9, 11) als die »gerade« erwähnt wird. Im übrigen hat D. trotz seines hohen Alters nur wenig Altertümer (einen römischen Aquädukt, einige Inschriften und Säulen ꝛc.) aufzuweisen. Unter den sehr zahlreichen Moscheen (angeblich 248) ist die berühmteste die Moschee der Omejjaden (Herakliosmoschee), ursprünglich eine Kirche des heil. Johannes, welche an der Stelle eines korinthischen Tempels errichtet und später von Abd ul Malik (705–715), dem fünften Kalifen des Hauses der Omejjaden, in das jetzige, durch seine Pracht und Schönheit ausgezeichnete Wunderwerk arabischer Baukunst umgewandelt wurde. Den Mittelgang des Gebäudes bilden zwei Reihen von je 40 ungeheuern Säulen von Serpentin, Granit, Porphyr und vielfarbigem Marmor; vier Thore öffnen sich gegen die vier Himmelsgegenden. Von den drei Minarets genießt »Mâdinet Isâ« besondere Verehrung wegen der Sage, daß am Jüngsten Tag Jesus sich auf dieses Minaret vom Himmel herablassen werde. Das größte Heiligtum der Moschee ist die Kapelle, wo das Haupt Johannis des Täufers ruhen soll, obschon es zur Zeit des byzantinischen Reichs nach Konstantinopel gebracht wurde. An nichtmohammedanischen Gotteshäusern besitzt D. 10 Synagogen, eine griechische, eine maronitische, eine syrische, eine armenische Kirche und 3 römisch-katholische Klöster. Merkwürdig ist auch das umfangreiche Serail im NW. der Stadt, das 1219 erbaut wurde und jetzt als Citadelle benutzt wird. Ausgezeichnet ist D. ferner durch Glanz und Schönheit seiner Kaffeehäuser. Auch zeigt man hier die Grabmäler zweier Gemahlinnen des Propheten (der Umm Selma und Umm Habiba) sowie die Grabstätten mehrerer Kalifen, Heiligen, Weisen, Dichter und der beiden Sultane Nureddin und Salaheddin. Die **Bazare** von D. (über 30 an der Zahl) sind die originellsten im Morgenland; sie ziehen sich in unendlichen Verzweigungen bedeckter Passagen um die Moschee der Omejjaden herum und haben vor den meisten andern des Orients den Vorzug, daß sie alles zum Lebensgenuß und Lebensverkehr Erforderliche in sich fassen. In ihnen findet man herrliche Karawanseraien, Warenhäuser, eine Börse, Schlafstätten fremder Kaufherren, Bäder, Kaffeehäuser und klare, frische Quellen. Unmittelbar bei der Großen Moschee befindet sich der umfangreichste Bazar in ganz Syrien, der durch Bogen in 16 Abteilungen getrennt ist. Im N., W. und S. breiten sich vor den Thoren drei große Vorstädte aus; die bedeutendste ist die südliche, der Meidan. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 150,000 (früher 400,000), bestehend aus 6000 Juden und 18,000 Christen (Armeniern, Griechen ꝛc.), im übrigen aus christenfeindlichen Mohammedanern. Vor dem großen Christengemetzel 1860 zählte man 32,000 Christen in D. In industrieller Beziehung ist D. berühmt durch seine Bäckereien und Konditorwaren, sein Rosenöl (aus der Damaszener Rose), seine Seidenmanufakturen. Der schwere Damast wird zwar noch hier verfertigt, jedoch von ähnlichen Fabriken in Westeuropa übertroffen. Die Anzahl der Webstühle für seidene Zeuge und gemischte Baumwolle wird auf 4000 angegeben. Auch Gold- und Silberfäden werden in beträchtlicher Menge verfertigt, ferner Gold- und Silberstoffe aller Art, elegante Sattlerarbeiten und Geschirre, feine Öle, Parfümerien, Balsame und andre Toilettenartikel, Teppiche ꝛc. Ehedem, bevor Tamerlan die Waffenschmiede von D. fortführte, hatten auch seine Säbelklingen Weltruf. Auch die Garküchen von D. (etwa 400) sind nicht zu vergessen. Der **Handel** der Stadt ist noch jetzt ziemlich bedeutend und wird hauptsächlich mit Europa über Beirût, Aleppo, Tripolis, Akka und mit Bagdad durch eine französische konzessionierte Gesellschaft, welche täglich 16 Frachtwagen entsendet, sowie vermittelst Karawanen von jährlich 2000 Kamelen betrieben. Auch die große Pilgerkarawane für Mekka sammelt sich hier alljährlich im September. Haupthandelsartikel sind: Südfrüchte, Wein, Olivenöl. Unter den Erzeugnissen der Umgegend sind die großen Damaszener Pflaumen und die Damaszener Trauben, welche, am Stocke getrocknet, die besten Rosinen geben, hervorzuheben. Die Einfuhr betrug 1884: 12,2 Mill., die Ausfuhr 4,8 Mill. Frank. D. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Geschichte. In der Geschichte erscheint D. zuerst zur Zeit des Königs David, welcher D. nach einem blutigen Krieg eroberte. Doch machte es sich schon unter Salomo wieder unabhängig, und die Könige von D. benutzten die Spaltung des israelitischen Reichs, um auf die nördlichen Teile desselben Angriffe zu machen. Besonders Benhadad I. und II. und Hasael bedrängten das Reich Israel wiederholt. Das Reich von D. umfaßte den ganzen Osten Syriens, ward aber 810 v. Chr. von den Assyrern unterworfen. Sowohl unter der assyrischen als später unter der babylonischen und persischen Herrschaft blieb D. eine blühende Stadt und Hauptstadt Syriens; erst unter den Seleukiden verlor es diese Stellung. Als Antiochos Dionysios 85 im Kriege gegen die Araber blieb, ward deren Anführer Aretas I. von den Damaszenern zur Herrschaft berufen. Seine Nachkommen herrschten seit 64 v. Chr. unter römischer Oberhoheit, bis 105 n. Chr. Trajanus D. der römischen Provinz Syrien einverleibte. Das Christentum faßte hier frühzeitig Wurzel, und Paulus wurde hier zum Christentum bekehrt. Seit Hadrian führte die Stadt den Ehrentitel Metropolis, Kaiser Philippus machte sie zu einer römischen Kolonie. Diokletian legte daselbst gegen die Sarazenen bedeutende Waffenfabriken, Magazine und Festungswerke an. Später wurde D. der Sitz eines Bischofs und dem oströmischen Reich einverleibt. 635 eroberten es die Araber unter dem Kalifen Omar nach zweimonatlicher Belagerung. Omar residierte abwechselnd hier und zu Mekka; Moawija, der Stammvater der omejjadischen Kalifen, verlegte seine Residenz hierher, und seine Nachkommen sowie die ersten Abbassiden residierten von 660 bis 753 daselbst. Nachdem Almansor Bagdad zu seiner Residenz gemacht, wurde D. durch Statthalter verwaltet, von denen mehrere ein eignes Sultanat begründeten. So ward es 877 von Achmed, dem Tuluniden, dem Kalifat entrissen, wechselte aber öfters die Dynastie. Auch in den Kreuzzügen wurde wiederholt um den Besitz von D. gekämpft. 1148 belagerten die Kreuzfahrer D. ohne Erfolg. 1154 ward es von dem Sultan Nureddin von Aleppo erobert. Nach Nureddins Tod kam es in die Gewalt Saladins und teilte hierauf meist das Los von Aleppo und Ägypten. Timur schlug 5. Jan. 1401 die Ägypter unter den Mauern von

D. und legte der Stadt eine Brandschatzung von 1 Mill. Dukaten auf. Trotzdem diese bezahlt wurde, drang das Heer in die Stadt ein und verheerte sie mit Feuer und Schwert (25. März 1401). Wegen seiner wichtigen Lage für den Handel des Orients ward D. von neuem aufgebaut. Später waren die Mamelucken als Herrscher Ägyptens auch Herren von D., bis es im Herbst 1516 dem türkischen Sultan Selim I. gelang, Stadt und Gebiet dem osmanischen Reich einzuverleiben. Seit dieser Zeit war D. als Sitz eines türkischen Statthalters ein wichtiger Bestandteil des Reichs. Am 14. Juni 1832 eroberte es Ibrahim Pascha für seinen Vater, den Vizekönig Mehemed Ali von Ägypten, und dieser erhielt es 1833 von der Pforte nebst Syrien und Palästina abgetreten; aber schon 1840 nötigten die europäischen Großmächte Mehemed Ali, Syrien dem Sultan zurückzugeben. Seitdem ist D. wieder türkisch und der alte schlechte Zustand wiederhergestellt. 1840 (noch unter ägyptischer Herrschaft) fand hier eine große Judenverfolgung statt, bei welcher der fanatische französische Konsul Graf Ratti-Menton die Hauptrolle spielte. In den Tagen vom 9.—16. Juli 1860 fand hier eine furchtbare Metzelei der Christen durch die fanatisierte mohammedanische Bevölkerung statt, infolge deren die christliche Bevölkerung aus D. und den benachbarten Orten meist nach Aleppo und in andre sichere Plätze übersiedelte und erst nach genügenden Garantien für ihre Sicherheit zurückkehrte. Die Anstifter und Hauptschuldigen jener Metzelei wurden von der Pforte am Leben gestraft. Vgl. *Kremer*, Topographie von D. (Wien 1855); *Porter*, Five years in D. (2. Aufl., Lond. 1870).

Damāst, gemustertes, meist einfarbiges Köpergewebe aus Seide, Wolle, Leinen, Baumwolle, aus zweien oder mehreren dieser Spinnstoffe, stammt aus dem Orient und soll von den Einwohnern der Stadt Damaskus (vgl. *Damaszener Stahl*), nach andern von den Babyloniern erfunden worden sein. Es wird aber auch in Ostindien und China gefertigt und wurde in Europa zuerst von Holländern und Italienern nachgeahmt. Noch im 17. Jahrh. bezog man es nur aus Italien, während jetzt der beste D. in Deutschland, England und Frankreich verfertigt wird. Der D. erhält sein Muster lediglich durch die eigentümliche Webart und unterscheidet sich von dem Drell durch die bei weitem künstlichere Musterung, weshalb er auch meistenteils mittels der Jacquardmaschine gewebt wird. Zu den *Seidendamasten* gehören die prachtvollsten ein- und mehrfarbigen Gewebe, oft mit Goldfäden, zu Möbelstoffen, Tapeten, Vorhängen, Tischdecken, aber auch zu Kleidern, Kirchenornamenten ꝛc. Sie werden in Deutschland besonders in Berlin, Krefeld und Lechhausen hergestellt. Die *Wolldamaste* werden aus hartem, glänzendem Kammgarn, bei uns namentlich in Sachsen angefertigt und zu Möbelstoffen und Vorhängen benutzt; sie sind aber bedeutend zurückgedrängt durch die *halbwollenen Damaste* aus hartem Kammgarn und Baumwolle, welche oft zwei- und dreifarbig vorkommen und wie jene verwendet werden. *Leinendamast* dient zu Handtüchern, Servietten, Tafeltüchern und wird deshalb stets abgepaßt, d. h. nach bestimmtem Maß mit Einfassung, Mittel- und Eckstücken gewebt. Damastartige, klein gemusterte Stoffe kommen als *Halbdamast* vor. Der englische Leinendamast aus Maschinengarn ist sehr schön, verliert aber wegen der starken Appretur in der Wäsche viel von seinem Glanz. Häufig ist der Leinendamast aus gebleichtem und ungebleichtem Garn hergestellt, wo dann das Muster weiß in gelb oder grau erscheint. In Deutschland liefern namentlich Großschönau, Löbau, Zittau, Schmiedeberg, Warendorf, Bielefeld, Salzwedel, Neuhaus und Sommerhausen in Bayern, Mühlburg in Baden, Warnsdorf und Haida in Böhmen Leinendamast. *Baumwollendamaste* sind bedeutend billiger als die leinenen, werden auch sehr geschmackvoll hergestellt, erreichen aber nie die eigenartige Schönheit von jenen.

Damastes, im griech. Mythus, s. *Prokrustes*.

Damastpapier, weißes und verschieden getöntes Glanzpapier, welches durch Einpressen von Blumen ein dem Damastgewebe ähnliches Aussehen erhalten hat. Es wird viel in der Buchbinderei und in der Kartonagenfabrikation verwendet.

Damăsus, Name zweier römischer Päpste: 1) D. I., geb. 305, Papst von 366 bis 384, aus Portugal gebürtig, gelangte durch einen blutigen Kampf mit seinem Gegner Ursinus, bei dem 187 Menschen getötet und viele verwundet wurden, auf den päpstlichen Stuhl und bewies sich, solange er denselben innehatte, als ein heftiger Gegner der Arianer. Er war mit dem Kirchenvater Hieronymus befreundet und hat denselben zur Abfassung der verbesserten lateinischen Bibelübersetzung (der sogen. Vulgata) veranlaßt. Er selbst war Dichter, und es sind noch jetzt zahlreiche lateinische Epigramme von ihm vorhanden. Er starb 384 im 80. Lebensjahr und wurde heilig gesprochen. Sein Gedächtnistag ist der 11. Dezember. Vgl. *Rade*, D., Bischof von Rom (Freib. i. Br. 1882). — 2) D. II., vorher unter dem Namen Poppo Bischof von Brixen, ward vom Kaiser Heinrich III. 25. Dez. 1047 als Papst eingesetzt und 17. Juli 1048 geweiht, starb aber wenige Wochen darauf 9. Aug. 1048.

Damaszener Pflaumen, s. Chrysophyllum und *Pflaumenbaum*.

Damaszener Stahl (*damaszierter Stahl*), ein ursprünglich im türkischen Asien und in Persien dargestelltes, innig miteinander verschweißtes Gemenge von Stahl und Eisen, welches besonders zu Waffen verarbeitet wird und beim Beizen der blank gefeilten und geschliffenen Oberfläche mit einer Säure eigentümliche, aus hellen und dunkeln Linien zusammengesetzte Zeichnungen (*Damast*, *Damaszierung*) erhält. Der Name dieses zur Zeit der Kreuzzüge bekannt gewordenen Stahls wird gewöhnlich von der Stadt Damaskus hergeleitet, wo damaszierte Waren in großer Menge und von vorzüglicher Qualität gefertigt wurden. Das Wort damask bedeutet indes nur s. v. w. bunt durchwunden, und die Stadt Damaskus soll ihren Namen dieser Grundbedeutung des Wortes um ihrer schönen Lage willen verdanken. Das Charakteristische der damaszierten Waren beruht auf der Eigenschaft des Stahls, besonders des gehärteten, von Säuren langsamer aufgelöst zu werden als Schmiedeeisen, so daß Arbeitsstücke, die aus mehreren Lagen von Stahl und Eisen bestehen, beim Ätzen tiefer liegende mattgraue, dem Eisen entsprechende und höher liegende helle, dem Stahl entsprechende Streifen erhalten. Diese Arbeiten zeichnen sich durch sehr große Zähigkeit aus und verdanken dieselbe sowohl der Verwebung der Fasern als auch der Verbesserung des Materials durch das bei der Bereitung erforderliche fleißige Ausschmieden und Schweißen. Das im Orient gebräuchliche Verfahren zur Darstellung von D. S. ist nicht genau bekannt, in Europa werden dünne Stäbchen von Schmiedeeisen und Stahl (oder auch von hartem und weichem Schmiedeeisen) in gehöriger Anzahl zu einem Bün-

del parallel nebeneinander gelegt und zusammengeschweißt. Die erhaltene Stange wird in die Länge geschmiedet, in 2—3 Teile zerhauen, die man wieder aufeinander legt und zusammenschweißt. Dies Verfahren liefert nach öfterer Wiederholung einen Stab, in welchem Eisen und Stahl in sehr dünnen Lagen miteinander wechseln. Man macht denselben rotglühend, befestigt ihn mit einem Ende im Schraubstock und windet ihn schraubenförmig zusammen. Wird er dann wieder glatt geschmiedet, so kommen die Schraubenwindungen mehr oder weniger in eine gemeinschaftliche Ebene zu liegen, und beim Beizen erhält man viele symmetrisch gestellte kleine Figuren, deren Linien um so zarter sind, je mehr beim Schmieden die Metalle zu feinen Fäden ausgearbeitet wurden. Man umwindet auch Stahlschienen von 2,5—4 cm Breite und 1,5 mm Dicke in weiten Schraubenwindungen mit Eisendraht von 1,5 mm Dicke, drückt durch Hämmern im rotglühenden Zustand den Draht in die Stahlschienen, legt darauf mehrere so bearbeitete Schienen aufeinander, schweißt sie zusammen und zerteilt sie, nachdem man sie ausgestreckt, in mehrere Teile, welche abermals zusammengelegt, unter sich zusammengeschweißt und ausgeschmiedet werden. Schmiedet man aus diesem Material eine Klinge, so zeigt dieselbe nach dem Abschleifen beim Beizen mit Essig und Salpetersäure eine recht gute einfache, in ihrer Unregelmäßigkeit aber sehr vom Zufall abhängige Damaszierung. Man verwendet den D. S. zu Klingen und Gewehrläufen, welch letztere aus zusammengeschmiedeten Bändern von hartem und weichem Eisen (auch wohl von Stahl und Eisen) auf gewöhnliche Weise hergestellt werden. Der Materialaufwand zu diesen Läufen ist sehr groß wegen des höchst beträchtlichen Abbrandes bei den vielen Schweißungen; ein fertiger Lauf von 1—1,5 kg erfordert manchmal 50 kg rohes Stabeisen. — Beim echten D. S. kann man die Zeichnungen abschleifen und dann durch Beizen immer wieder von neuem hervorrufen, und dies Verhalten unterscheidet den D. S. von Nachahmungen, die auf viel einfachere Weise dargestellt werden. Man erhält z. B. glänzende, etwas erhabene Zeichnungen auf mattem Grunde (damaszierte Arbeit), wenn man auf einer fein polierten Stahlfläche alle Stellen, die blank bleiben sollen, mit einer Lösung von Ätzgrund in Terpentinöl bedeckt und den so vorbereiteten Stahl über eine Mischung von Kochsalz mit etwas Schwefelsäure hält. Die sich entwickelnden Dämpfe von Salzsäure beizen den freien Stahl matt, und wenn man dann den Ätzgrund abwäscht, so ist der Zweck erreicht.

Die sehr alte Herstellung des Damaszener Stahls scheint durch die Not veranlaßt worden zu sein, indem man aus Mangel an Stahl alte Eisenstücke zusammenschweißte. Herodots Kollesis bedeutete indes mehr eine Auflötung eines Metalls auf das andre, und der Erfinder dieses Verfahrens, Glaukos von Chios, kann daher nicht als Erfinder des Damaszierens genannt werden. Die zu Turin befindliche Isistafel ist eine Art Damaszierung. Später, als unter Domitian Waffenfabriken zu Damaskus angelegt wurden und dieses sich zu einem Haupthandelsplatz erhoben hatte, erhielt das Damaszieren seinen jetzigen Namen. Durch die Kreuzzüge kam eine große Menge vortrefflicher Stahlarbeiten nach Europa, wo man in jener kriegerischen Zeit bald bemüht sein mußte, auch dem einheimischen Fabrikat die Güte und Schönheit des ausländischen zu geben. Die meisten Versuche jener und der spätern Zeit lieferten indes kein genügendes Resultat. Vor allem mangelte den in Europa gefertigten Klingen der Damast, das sogen. Wasser, worunter man die regelmäßig wiederkehrenden, fast symmetrischen Figuren versteht. Erst in der Neuzeit ist es den Bemühungen von Clouet (1780—90), Bréant, Mille, Duc de Luynes (1835), Anosow (1844) und namentlich Crivelli (1820) gelungen, Nachbildungen zuerzeugen, welche den orientalischen Mustern weder in Güte noch in Schönheit der Form nachstehen.

Damaszieren, s. Damaszener Stahl. Man nennt Damaszierung (franz. damasquinure) auch das Einhämmern von Silber oder Gold in Metallarbeiten, besonders in Schwertklingen. Richtiger bezeichnet man diese Technik jedoch als Tauschierarbeit (s. d.).

Dambach, Stadt in Elsaß-Lothringen, Bezirk Niederelsaß, Kreis Schlettstadt, am Fuß des Wasgenwaldes und an der Eisenbahn Schlettstadt-Zabern, mit kath. Kirche, starkem Weinbau und (1880) 3132 Einw.; dabei die Schloßruine Bernstein. D. erhielt 1340 Stadtrecht.

Dambach, Otto, namhafter Rechtsgelehrter, geb. 16. Dez. 1831 zu Querfurt, studierte 1848—51 in Berlin, wurde daselbst 1853 Doktor der Rechte, 1856 Gerichtsassessor und war dann als Beamter der Staatsanwaltschaft beim Berliner Stadtgericht thätig, bis er 1862 als Justitiarius in das Generalpostamt berufen ward, bei welcher Behörde er noch jetzt die Stelle eines Geheimen Oberpostrats und ersten Justitiarius der Reichspost- und -Telegraphenverwaltung bekleidet. In dieser Stellung hat er an allen großen Entwickelungsphasen des deutschen Post- und Telegraphenwesens teilgenommen und namentlich das Reichspostgesetz vom 28. Okt. 1871 abgefaßt. 1873 wurde er zum außerordentlichen Professor der Rechte an der Universität Berlin ernannt, wo er über Strafrecht, Staatsrecht und Völkerrecht liest. Er schrieb: »Beiträge zu der Lehre von der Kriminalverjährung« (Berl. 1860); »Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken« (das. 1871); »Das Telegraphenstrafrecht« (das. 1872; ins Franz. übers., Bern 1872); »Das Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reichs vom 28. Okt. 1871 erläutert« (Berl. 1872, 4. Aufl. 1881); »Das Musterschutzgesetz vom 11. Jan. 1876« (das. 1876); »Das Patentgesetz für das Deutsche Reich« (das. 1877); »Der deutsch-französische Litterarvertrag« (das. 1883). Mit Heydemann veröffentlichte er: »Die preußische Nachdrucksgesetzgebung« (Berl. 1863) und als Fortsetzung dazu: »Gutachten des königlich preußischen litterarischen Sachverständigenvereins über Nachdruck und Nachbildung aus den Jahren 1864—73« (Leipz. 1874). Auch bearbeitete er in Holtzendorffs »Handbuch des deutschen Strafrechts«, Bd. 3—4, die Materie »Nachdruck und Nachbildung« (Berl. 1874—77).

Damböck, Marie, s. Straßmann-Damböck.

Dambowitza, Fluß, s. Dimbowitza.

Dame (franz.; ital. Dama, Donna, v. lat. domina, »Herrin«), Ehrentitel, der ursprünglich nur den adligen Frauen zustand und als Notre Dame sogar der Muttergottes gegeben wurde. Später setzte man meist das zueignende Fürwort ma (Madame) vor. Die Königin von Frankreich wurde Madame angeredet (hier also gleichbedeutend mit Majestät), und die königlichen Prinzessinnen Frankreichs hießen Dames oder Mesdames de France (weiteres s. Madame). D. d'honneur ist Bezeichnung einer Hofdame, welcher diese Würde aus Rücksicht auf ihren Stand oder den ihres Mannes verliehen ist (s. Ehrendame), wäh-

rend D. de la cour jede D. genannt wird, welche Zutritt bei Hofe hat. Unter Dames du palais (Palastdamen) verstand man am französischen Hofe früher alle Damen, welche zum Hofstaat der Prinzessinnen gehörten und ihnen je nach der Art ihres Dienstes und gemäß ihrer Rangordnung aufwarten mußten. Den ersten Platz unter ihnen nahm die Oberhofmeisterin (D. d'honneur) ein; diejenige, welche speziell mit der Toilette beauftragt war, hieß D. d'atours. Ironisch, aber allgemein nennt man schon seit langer Zeit die Fisch- und Hökerweiber der großen Pariser Markthalle, überhaupt sämtliche Marktweiber Damen (les dames de la halle), weil sie dem König bei gewissen Gelegenheiten gratulieren und einen Blumenstrauß überreichen durften. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. kam der Titel D. auch nach Deutschland, wurde anfangs nur in anrüchiger Bedeutung gebraucht und gelangte erst allmählich zu Ehren. Jetzt gebraucht man das Wort D., besonders in Frankreich, für Frauen der bessern Stände, während man bei uns wieder mehr zu dem deutschen Wort Frau zurückgekehrt ist (vgl. Dietrich, Frau und D., Marb. 1864). — In den französischen Spielkarten heißt D. die im Rang zwischen dem König und dem Buben stehende Figur, im Schachspiel die Königin; vgl. auch Damespiel.

Damen der christlichen Liebe, s. Damen Unsrer Lieben Frau von der christlichen Liebe.

Damen des heiligen Herzens oder des Glaubens Jesu (franz. Dames du sacré cœur), Frauenorden, s. Paccanaristen.

Damenfriede, der Friede von Cambrai (s. d.).

Damenisation, s. Solmisation.

Damentuch, s. Halbtuch.

Damen Unsrer Lieben Frau von der christlichen Liebe (Damen von St. Michael), Frauenorden, gestiftet 1640 von Eudes Mézeray zu Caen, 1651 nach Augustinerregel bestätigt, erloschen 1790, wieder aufgeblüht 1807, bezweckt die besondere Verehrung der Herzen Jesu und Marias und Bekehrung unordentlich lebender Frauenzimmer. Die Tracht ist weiß mit schwarzem Schleier, auf dem Skapulier ein silbernes Herz mit dem Bilde der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskind, von einem Kranz aus Lilien und Rosen umgeben.

Damen von der christlichen Liebe und der armen Kranken (franz. Filles de la charité), von der Jungfrau de Grâce 1633 zu Paris gestifteter, 1657 vom König von Frankreich, 1660 vom Papst sanktionierter Orden mit dem Zweck der Verpflegung armer Kranken, des Jugendunterrichts und der Verbreitung christlichen Lebens. Noch jetzt ist der Orden, der im Volksmund Sœurs grises (»graue Schwestern«, von der Kleidung) heißt, in Frankreich und Belgien verbreitet.

Damenwinde, s. v. w. Passatwinde.

Damerghu, eine 1851 von Barth besuchte Landschaft an der Südgrenze der Sahara gegen Bornu, ein langgestrecktes (110 km), welliges und fruchtbares Oasenland, bewohnt teils von Negern, welche das Kanuri sprechen, teils von Haussa, die sich mit Berbern mehr oder weniger vermischt haben. Der wichtigste Ort ist der kleine Handelsplatz Taghelel an der Karawanenstraße von Air nach Kano.

Damerow, Heinrich Philipp August, Mediziner, geb. 28. Dez. 1798 zu Stettin, studierte seit 1817 in Berlin, habilitierte sich daselbst 1822 als Privatdozent, wurde 1830 außerordentlicher Professor und 1832 beim Kuratorium für Krankenhausangelegenheiten beschäftigt. 1836 ging er als Arzt und Direktor des provisorischen Irrenheilinstituts nach Halle, arbeitete dann mehrere Jahre in der Medizinalabteilung des Kultusministeriums und kehrte erst 1842 nach Halle zurück, um die Direktion der nach seinen Plänen erbauten Irren-, Heil- und Pfleganstalt für die Provinz Sachsen bei Halle zu übernehmen. Er starb 22. Sept. 1866 in Halle. Damerows Hauptverdienst beruht in einer wesentlichen Verbesserung der Anlagen der Irrenanstalten in Deutschland. Er schrieb: »Über die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pfleganstalten« (Leipz. 1840); »Sefeloge, eine Wahnsinnsstudie« (Halle 1853); »Zur Kretinen- und Idiotenfrage« (Berl. 1858); »Über die Grundlage der Mimik und Physiognomik, als freier Beitrag zur Anthropologie und Psychiatrie« (das. 1860). Mit Fleming und Roller gründete D. 1844 die »Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie« (Berl.).

Damersamen, s. Daphne.

Damespiel, Brettspiel sehr hohen Alters, wird zwischen zwei Personen, in Deutschland meist auf einem gewöhnlichen Schachbrett (**Damenbrett**) von 64 schwarzen und weißen Feldern mit 12 schwarzen und 12 weißen Steinen (**Damensteinen**) gespielt. In andern Ländern, z. B. in Frankreich, benutzt man dagegen ein Brett von 100 Feldern, und jeder Spieler nimmt 20 Steine. Das Brett wird so gestellt, daß man ein weißes Eckfeld zur Rechten hat. Der eine Spieler erhält die (12 oder 20) weißen Steine, die er auf die untern (12 oder 20) schwarzen Felder setzt, der andre die (12 oder 20) schwarzen Steine, womit er die obern (12 oder 20) schwarzen Felder belegt. Auf den leer gebliebenen zwei Reihen beginnt nun das Spiel durch schräges Gegeneinanderziehen der Steine auf den schwarzen Feldern, so daß die weißen Felder ganz unberührt bleiben: es gilt, mit seinen Steinen in die letzte feindliche Reihe, in die Dame, zu kommen, wodurch der Stein, mit dem dieses gelungen, zur Dame wird, d. h. freiere Bewegung erhält; dazu müssen einzelne Steine vom Brett weggenommen, »geschlagen«, werden. Durch die Weise, wie geschlagen wird, unterscheiden sich die Arten des Damespiels, von denen die bekanntesten die deutsche, polnische und Schlagdame sind. Bei den zwei ersten Arten siegt, wer dem Gegner alle Steine geschlagen hat, während bei der Schlagdame der gewinnt, dessen Steine alle geschlagen sind. Vergißt man zu schlagen, wenn man konnte, so darf der Stein, mit welchem man hätte schlagen können, vom Gegner »geblasen«, d. h. genommen, werden. Ist ein Stein in die Dame gekommen, so wird dies dadurch bezeichnet, daß man auf einen solchen Stein einen andern gleichartigen setzt. Die Dame darf sowohl rückwärts als vorwärts (doch immer nur einen Schritt) ziehen und schlagen. Das Spiel heißt remis, wenn beide Spieler so geschwächt sind, daß keiner es gewinnen kann. Bei der polnischen Dame, welche zuerst 1723 in Paris und zwar auf einem Brett von 100 Feldern gespielt wurde, dürfen die einfachen Steine zwar nur vorwärts ziehen, aber sowohl rückwärts als vorwärts schlagen. Die Dame aber kann in jeder schrägen Richtung vorwärts oder rückwärts gehen, soweit sie will, wenn nur nicht auf dem Weg zwei Steine (eigne oder fremde) hintereinander stehen, in welchem Fall sie nur bis an diese ziehen kann. Bei der englischen Dame schlägt jeder Stein nicht nur vor- und rückwärts in schräger, sondern auch in gerader Richtung. Eine besondere Art des Damespiels ist Schaf und Wolf, wobei mit vier Steinen gegen einen (vier Schafe gegen den Wolf) gespielt wird. Der Wolf hat die Aufgabe, den Schafen in den Rücken zu kommen, d. h. zwischen ihnen

hindurchzugehen, was aber die Schafe bei richtigem Spiel verhindern können. S. Mühlenspiel.

Damgarten, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stralsund, Kreis Franzburg, unweit der mecklenburgischen Grenze, an der Mündung der Recknitz in den Ribnitzer Meerbusen, mit einem Schloß, einer Glashütte, Getreidehandel, Schiffbau, Reederei, Fischerei und (1880) 1750 evang. Einwohnern. — D. wurde 1258 vom Fürsten Jaromar II. von Rügen mit Stadtrechten versehen und befestigt, erhielt das lübische Recht, die Fischerei bis nach Barth und Zollfreiheit im ganzen rügischen Land sowie Freiheit von allen Abgaben. In D. wurde 1322 der Friede zwischen dem Rügenfürsten Wizlaw III. und Heinrich dem Löwen von Mecklenburg geschlossen. Von 1638 bis 1815 war D. schwedisch.

Damghan, Stadt in der pers. Provinz Irak Adschmi, am Südabhang des Elburz und der Straße von Teheran nach Schahrud, mit 2000 Einw., vielleicht das alte Hekatompylos. Die weite Ausdehnung seiner jetzt zerfallenen Umfassungsmauern zeugt von der ehemaligen Größe der Stadt.

Damhirsch, s. Hirsche.

Damia, in der griech. Mythologie eine besondere Form der Demeter, in Epidauros und auf Ägina verehrt; bei den Römern Name der Bona Dea, wie Damium der ihres Opfers und Damiatrix der Name ihrer Priesterin.

Damiāna, die Blätter von Turnera aphrodisiaca *L. F.* und T. diffusa *Willd.*, zwei strauchartigen Pflanzen aus der Familie der Turneraceen, von denen erstere vorzugsweise das westliche Mexiko, die andre auch die Antillen und die brasilische Provinz Bahia bewohnt. Die Blätter riechen fein aromatisch, an Kamillen mahnend und schmecken nicht unangenehm aromatisch. Geruch und Geschmack verdankt die Drogue kleinen, kugeligen oder verkehrt-eiförmigen Drüschen, welche sich auf der untern Epidermis, reichlicher bei T. diffusa, finden. Zu Ende des 17. Jahrh. erwähnt der spanische Missionär Juan Maria de Salvatierra die D. und sagt, daß dieselbe seit alten Zeiten in Mexiko zur Anregung des Nervensystems gebräuchlich sei. Die Eingebornen benutzten die Blätter, um für anstrengende Streifzüge sich zu kräftigen oder nach Strapazen die erschöpften Lebensgeister wieder zu wecken. Noch heute wird die D. vom mexikanischen Landvolk wie bei uns Kaffee und Thee benutzt. Sie liefert, mit Wasser übergossen und mit Zucker versüßt, ein wohlschmeckendes Getränk und ist in neuerer Zeit auch nach Europa gekommen.

Damiāni, Peter, lat. Petrus de Honestis, einer der einflußreichsten Geistlichen des 11. Jahrh., geb. 1007 zu Ravenna, hütete in seiner Jugend die Schweine, studierte, von seinem wohlhabend gewordenen Bruder Damianus, dessen Namen er auch aus Dankbarkeit annahm, unterstützt, zu Faenza und Parma und wurde, unbefriedigt von einem weltlichen Leben, das er geführt, Abt von Santa Croce d'Avellano im Stift Gubbio, als welcher er die Geißelübungen in eine Methode brachte, aber auch auf die Verbesserung des Kirchenregiments und der Sitten des Klerus hinzielende Schriften verfaßte, darunter das »Liber Gomorrhianus«, das die Ausschweifungen des Klerus so nackt und anschaulich schildert, daß der Papst das Buch unterdrückte. 1057 zum Kardinal und Bischof von Ostia erhoben, eiferte D. seitdem in Gemeinschaft mit Hildebrand (später Gregor VII.) gegen die Simonie und für das Cölibat, so namentlich auch auf dem Laterankonzil von 1059, und setzte die Umwandlung der Kanoniker in besitzlose regulierte Chorherren vom Orden des heil. Augustin durch. Der Abscheu vor der Sittenlosigkeit der römischen Geistlichkeit bewog ihn 1061 zur Rückkehr ins Kloster. Allein schon 1062 mußte er als päpstlicher Legat zur Reformation des Klosters Clugny nach Frankreich gehen. Obwohl D. die Herrschsucht und den Hochmut Hildebrands nicht teilte, so ordnete er sich ihm doch unter und verfocht mit der ihm eignen volkstümlichen Beredsamkeit die Sache des Papsttums. Dem Kaiser Heinrich IV. trat er 1069 mit so ernstlichen Vorstellungen entgegen, daß derselbe fast ohne Widerrede sein Vorhaben der Ehescheidung aufgab. Damianis letzte Sendung ging nach Ravenna, dessen Bürger nach dem Tod ihres kaiserlich gesinnten Erzbischofs der römischen Kirche wiedergewonnen wurden. Auf der Rückreise starb er 23. Febr. 1072 in Faenza. Seine Briefe, Reden, Biographien von Heiligen und Traktate wurden vom Kardinal Cajetan gesammelt und mehrmals (am besten Vened. 1743, 4 Bde.) herausgegeben. Als Philosoph hat er in seiner »Epistola de Dei omnipotentia« die weitgehendsten Ansichten über die göttliche Allmacht, welche auch das Geschehene ungeschehen machen, Allgegenwart, vermöge welcher Gott den Raum erfüllen und auch nicht erfüllen, und Allwissenheit, kraft welcher Gott alles mit einem und zwar einfachen Blick umfassen könne, aufgestellt. Vgl. A. Vogel, Peter D. (Jena 1856); Neukirch, Das Leben des P. D. (Götting. 1875).

Damianistinnen, s. Klarissinnen.

Damiens (spr. damjāng), Robert François, bekannt durch den Mordversuch gegen Ludwig XV., geb. 9. Jan. 1715 zu Tieuloy bei Arras, war Schlosserlehrling, dann Soldat, desertierte zweimal, kam als Bedienter nach Paris und sammelte hier in einem Jesuitenkollegium einige Kenntnisse. Infolge eines Diebstahls flüchtig, trieb er sich fünf Monate lang unter allerlei Namen in der Gegend von Dünkirchen und Brüssel umher und kam, körperlich und geistig geschwächt, besonders durch häufiges Opiumessen, im Dezember 1756 nach Paris zurück. Der allgemeine Tadel, welchen damals die Regierung Ludwigs XV. und besonders sein despotisches Verfahren gegen das Parlament erfuhr, versetzte D. in eine außerordentliche Aufregung; fast wahnsinnig rannte er 3. Jan. 1757 nach Versailles, wartete 5. Jan. die Ausfahrt des Königs nach Trianon ab und versetzte diesem, hinter einer Säule vorspringend, einen Messerstich in die rechte Seite. In den Verhören und unter den wiederholten Qualen der Folter leugnete er jede Mitwissenschaft andrer und blieb dabei, daß er den König nicht habe töten, sondern nur auf bessere Gedanken bringen wollen. Dennoch wurde er 28. März 1757 auf dem Grèveplatz zu Paris, nachdem ihm die rechte Hand durchstochen und bei einem gelinden Feuer verbrannt worden war, mit glühenden Zangen gezwickt, von vier Pferden zerrissen und zuletzt verbrannt. Seine ganze Verwandtschaft wurde auf ewig aus Frankreich verbannt und das Haus, in welchem D. geboren war, niedergerissen.

Damiette (arab. Dumyât), Stadt in der unterägyptischen Provinz Gharbieh, am rechten Ufer des phatnitischen Nilarms, 8 km von dessen Mündung in das Mittelmeer und unweit des Mensalehsees, in sehr schöner und fruchtbarer Gegend, ist halbmondförmig gebaut, hat einige schöne Moscheen (eine derselben ist eine alte christliche Kirche), mehrere Bazare und Marmorbäder, stattliche Kasernen, sonst aber nur am Flußufer hübschere Häuser; die Straßen zeichnen sich durch Sauberkeit aus. D. ist Sitz eines koptischen Bischofs und eines deutschen Konsuls. Die

Einwohner (1882: 43,616) sind sehr thätig und wohlhabend. Sie unterhalten namentlich einen ansehnlichen Handel mit gesalzenen Fischen nach Syrien und mit dem in der sumpfigen und ungesunden Umgegend in Fülle gewonnenen vortrefflichen Reis. Auch der Handel mit Kaffee, Bohnen und Leinen (aus dem in der Umgebung wachsenden trefflichen Flachs bereitet) sowie mit Indigo, den ebenfalls die Umgegend liefert, ist nicht unbedeutend. Die Mündung des Flusses, der von zahlreichen elegant dekorierten Gondeln (Canjes genannt) bedeckt ist, schützen zwei Türme, von einer kreisförmigen Batterie umschlossen. In der Nähe von D. stand das alte Thamiatis, das zur Zeit der Kreuzzüge, wo es als Schlüssel Ägyptens galt, mehrmals belagert, zuletzt 1249 von Ludwig dem Heiligen erobert, aber kurze Zeit darauf von dem Mameluckem Melik es Saleh wieder genommen und später von dem Sultan Bibars völlig zerstört wurde. Die Stadt wurde darauf etwas südlicher an der jetzigen Stelle wieder aufgebaut. Die Franzosen eroberten D. 1798 und erfochten hier 1. Nov. 1799 unter Kléber einen wichtigen Sieg über die Türken; aber die Briten unter Sidney Smith entrissen es ihnen wieder und gaben es den Türken zurück, unter deren Botmäßigkeit es blieb, bis es 1833 Mehemed Ali erhielt.

Damiron (spr. -öng), Jean Philibert, franz. Philosoph, geb. 10. Jan. 1794 zu Belleville (Rhône), war Schüler Cousins, widmete sich dann dem Lehrfach und wurde zugleich Mitarbeiter am »Globe«, zu dem er zahlreiche Artikel beisteuerte, welche er 1828 gesammelt unter dem Titel: »Essais sur l'histoire de la philosophie en France au XIX. siècle« (3. Aufl., Par. 1834, 2 Bde.) herausgab. Kurz darauf zum Professor an der Sorbonne und später zum Mitglied der Akademie ernannt, verfaßte D. eine Reihe von Werken, unter denen der »Cours de philosophie« (2. Aufl. 1842, 2 Bde.), der »Essai sur l'histoire de la philosophie en France au XVII. siècle« (1846, 2 Bde.) und die »Mémoires pour servir à l'histoire de la philosophie du XVIII. siècle« (1858—64, 3 Bde.) die bedeutendsten sind. Durch seine Herausgabe der »Nouveaux mélanges philosophiques« seines Freundes Jouffroy und die in einer spätern Auflage derselben den Orthodoxen zu Gefallen gemachten Änderungen veranlaßte er eine lebhafte Polemik. Er starb 11. Jan. 1862 in Paris. Auch schrieb er: »Souvenirs de vingt ans d'enseignement à la faculté de lettres de Paris« (1859); »Conseils à des enfants d'ouvriers« (1861).

Damjanich, Johann, ungar. General im Revolutionskrieg, geb. 1804 zu Pancsova im Militärgrenzbezirk, serbischer Abkunft, trat, sehr mangelhaft gebildet, in ein Grenzregiment und wurde erst im 40. Jahr Hauptmann. Er trat 1848 mit Kossuth in Verkehr und suchte die Grenzregimenter zu gewinnen, organisierte beim Ausbruch der Unruhen in der Bacska und im Banat ein Bataillon mobilisierter Nationalgarde, die »Rotkäppler«, und zeichnete sich an der Spitze desselben bei den blutigen Kämpfen gegen die Serben, seine Todfeinde, welchen er die Ausrottung zuschwor, mehrfach aus. Bei dem Einmarsch von Windischgrätz wurde er zur Deckung der Theiß kommandiert und führte hier den Überfall von Szolnok aus, worauf er zum General befördert wurde. Bei den entscheidenden Bewegungen, welche den Rückzug der Ungarn zur Folge hatten, focht er unter Görgei. Bei dem Einzug in Komorn brach er das Bein, übernahm, wiederhergestellt, in Arad den Befehl, mußte sich aber nach der Katastrophe von Világos den Russen ergeben, wurde an die Österreicher ausgeliefert und starb, ein riesig starker Mann mit wildem Gesichtsausdruck, der Tapfersten einer, 6. Okt. 1849 in Arad mit zwölf andern ungarischen Generalen am Galgen.

Damm, jede sich in die Länge erstreckende künstliche Erd-, Sand-, Faschinen-, Knüttel- oder Steinerhöhung auf dem trocknen Land oder an Fluß- und Seeufern und im letztern Fall bisweilen gleichbedeutend mit Deich (s. d.). Entweder dienen die Dämme dazu, bei Grundbauten oder Schlämmungen der Flüsse das Wasser abzuhalten, um Anstauungen zu erzeugen oder Eisenbahnen, Straßen und Wege über Gewässer, Vertiefungen und Morastboden zu führen. Man unterscheidet hiernach Fangdämme, Wehrdämme, Eisenbahn-, Straßen- und Wegdämme. Die Höhe eines Dammes muß so viel betragen, daß derselbe stets eine vor Überschwemmungen gesicherte Straße bildet. Die obere Breite des Dammes beträgt bei eingeleisigen Eisenbahnen mindestens 4 m, bei doppelgeleisigen Bahnen mindestens 7,5 m, bei Straßen 7,5—10 m, bei Wasserdämmen mindestens 2 m, während die untere Breite sich aus der obern und den beiden durch die Dammhöhe und das Böschungsverhältnis bedingten Ausladungen zusammensetzt. Zur Herstellung eines Dammes als Unterbau einer Eisenbahn oder Straße zieht man durchlässigen Boden: Sand, Kies oder Steinschotter, den lehmigen oder thonigen Bodenarten vor und gibt denselben das ihnen entsprechende Böschungsverhältnis von 1—1½ m Ausladung auf 1 m Höhe. Dammböschungen von größerer Höhe erhalten in Abständen von 2—3 m wagerechte Absätze, sogen. Bankette von je 0,5 m Breite, welche das Einreißen von Wasserfurchen erschweren und die Böschungen zum Zweck ihrer wirtschaftlichen Benutzung zugänglich machen. Man bedient sich entweder eines allmählichen Auftragens in Schichten von 0,25—0,5 m Höhe oder der sogen. Kopfschüttung, wobei der D. durch wiederholtes Abstürzen des Bodens an seinem Ende in der ihm zukommenden Höhe fortgeführt wird. Wo die zu dem Dammkörper verwendete Bodengattung eine Besamung der Böschungsflächen nicht ohne weiteres gestattet, wird derselbe mit fruchtbarer Erde 15—20 cm hoch bedeckt und mit Gras oder Klee eingesäet, um die Oberfläche der Böschungen zu befestigen und ertragsfähig zu machen. An stark strömendem Wasser wird der D. bis zum Hochwasserstand mit Steinen bekleidet. An Flüssen muß noch ein genügend breites Vorland bleiben, damit der D. nicht überflutet und hierdurch beschädigt werde. Die Außenböschung (nach der Wasserseite) legt man in der Regel mit flacherm Böschungsverhältnis an als die Innenböschung. Je schwerer, fetter und bindender das Erdreich ist, desto mehr Haltbarkeit wird erzielt. Thonerde, mit feinem Sand vermischt, ist am geeignetsten. Die innern Dossierungen der zum Abhalten der Hochwasser angelegten Dämme oder Deiche müssen, wenn dieselben nicht aus Steinen, Faschinen oder Knütteln konstruiert sind, mit Rasen belegt oder mit Gras besamt werden, damit der D. selbst mehr Festigkeit erhält und das Ausspülen desselben vermieden wird. Durch Stampfen gibt man dem Erdreich die gehörige Festigkeit. Ist der Untergrund moorig, sumpfig oder kiesig, so ist es möglich, daß das Wasser unter dem D. durchsickert und den Kulturboden hebt, wodurch er oft eine größere Störung erleidet, als wenn er vom Wasser überflutet worden wäre. In solchem Fall muß man zuvörderst einen hinlänglich breiten und tiefen Graben ziehen, denselben mit Letten ausstampfen und auf diesem erst den D. aufbauen. Die Böschungen dürfen

nicht weniger als 1—1⅓ m Anlage auf 1 m Höhe haben. Solange der D. noch nicht vollkommen befestigt ist, müssen die Böschungen jedes Frühjahr geplatscht werden. Da, wo der D. starken Strömungen ausgesetzt ist, und wo ihm der Eisgang leicht schaden kann, muß man am Fuß Hecken anlegen oder Weidenbäume anpflanzen. In neuerer Zeit hat man den Dämmen zu ihrer Befestigung einen durchgehenden Betonkern gegeben. D. der Schmelzöfen heißt derjenige Teil des Sammlungsraums für die geschmolzene Masse, der von Zeit zu Zeit durchstochen wird, um dieselbe abzulassen.

Damm (Mittelfleisch, griech. Perinäum), bei Säugetieren der Raum zwischen After und Geschlechtsteilen, ist im weiblichen Geschlecht viel kürzer als im männlichen, fehlt beim Embryo eine Zeitlang und bei den Schnabeltieren zeitlebens. An ihm liegen einige Muskeln für den After und die Geschlechtsteile. Selbständige Erkrankungen des Dammes werden fast nur durch Gewaltwirkung hervorgebracht, wie beim Springen aus größerer Höhe, beim Baden durch einen Sprung auf einen Pfahl unter dem Wasser oder beim Sturz von Baugerüsten. Dabei wird leicht die Harnröhre zerrissen, und es entsteht eine Infiltration der Gewebe mit Harn, welche zu umfänglicher Verjauchung und zum Tod führen kann. Beim Geburtsakt entstehen häufig Dammrisse, doch reißt meist nur die Haut und Unterhaut an der hintern Scheidenkommissur, selten setzt sich ein tiefer Riß bis zum Mastdarm fort. Unter sorgfältiger Reinhaltung heilen diese Risse, zumal wenn sie durch Nähte vereinigt sind, in wenig Tagen. Senkungsabscesse am D. sind meist Folgen geschwüriger Zerstörung im Mastdarm (s. Mastdarmfistel). Über Dammbruch s. Bruch, S. 484.

Damm, 1) (Altdamm, ehemals Damba) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Randow, an der Mündung der Plöne in den Dammschen See (der 4 km lang und 2 km breit ist) und an der Berlin-Stettin-Danziger Eisenbahn, mit Kolberg durch Sekundärbahn verbunden, hat ein Amtsgericht, eine Kirche, ein neues Krankenhaus, bedeutende Zementfabrik, Fabriken für Papierstoff, Chemikalien (besonders Pottasche und Kaliumsulfat), Dampfmühlen, besuchte Viehmärkte, Heuhandel und mit der Garnison (Trainbataillon Nr. 2) (1880) 4995 fast nur evang. Einwohner. D. ist mit Stettin durch einen 1299 angelegten Damm und die Eisenbahn (beide mit vielen Brücken über die zahlreichen Oderarme) verbunden. — D. war schon 1121 unter dem Namen Badam stark befestigt, ward aber bald darauf nebst der Umgegend von den Polen gänzlich verheert. Im 13. Jahrh. erblühte es von neuem und erhielt 1249 von Herzog Barnim I. Stadtrecht. Im Dreißigjährigen Krieg wurde D. arg mitgenommen, seine Befestigungen aber seit 1646 von den Schweden verstärkt. Der Große Kurfürst ließ die Stadt 1676 besetzen, doch fiel sie erst 1720 an Preußen. Friedrich II. schenkte die Festungswerke den Bürgern zur Anlage von Gärten, ließ die Stadt aber seit 1759 neu befestigen. — 2) Dorf im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Aschaffenburg, an der Aschaff, 132 m ü. M., nördlich bei Aschaffenburg, mit kath. Kirche, Papierfabrik, Obstbau und (1880) 2758 meist kath. Einwohnern. — 3) Stadt, s. Neudamm.

Dammann, Karl, tierärztlicher Lehrer und Schriftsteller, geb. 22. Okt. 1839 zu Greifswald, studierte in Berlin Tierarzneikunde und erlangte 1861 die tierärztliche Approbation, wurde 1863 Kreistierarzt in Kottbus, 1865 Professor an der landwirtschaftlichen Akademie zu Proskau. Nach dem Tod Fürstenbergs ward D. 1873 an die Akademie zu Eldena und nach deren Auflösung 1877 an die Tierarzneischule in Hannover berufen. 1881 wurde er zum Direktor derselben und bald darauf zum Medizinalrat ernannt. 1874—81 fungierte er als Präsident des deutschen Veterinärrats, 1876 gehörte er als Mitglied der nationalliberalen Partei dem preußischen Abgeordnetenhaus an. Außer zahlreichen Abhandlungen in Fachzeitschriften schrieb er: »Die Gesundheitspflege der landwirtschaftl. Haussäugetiere« (Berl. 1883—86).

Dammara *Lamb.* (Dammarfichte), Gattung aus der Familie der Koniferen, immergrüne, hohe, harzreiche Bäume der polynesischen und hinterindischen Inseln sowie Australiens, mit fast wirteligen Ästen, lederigen, fast gegenständigen, meist zweizeiligen, eiförmigen oder eilanzettlichen Blättern, diözischen Blüten und eiförmigen bis eikugeligen Zapfen mit breit geflügelten Samen. D. australis *Don.* (Kaurifichte, s. Tafel »Industriepflanzen«), ein schöner, bis 60 m hoher Baum, welcher 4,5 m Stammdurchmesser erreicht, wächst an der Ostküste des nördlichen Australien und bildet auf Neuseeland mächtige Wälder. Er gleicht in der Jugend unsrer Fichte, bildet aber im Alter eine verzweigte, schirmförmige Krone; Zweige und Äste des Baums starren von Harztröpfchen, und unten am Stamm und am Wurzelstock sammelt sich das Harz in Knollen bis zu 50 kg. Dies Harz und ein ähnliches Produkt von D. ovata *Moore*, in Neukaledonien, kommt als Kauriharz (Kaurikopal) in den Handel. Das Holz gleicht unserm Tannenholz und dient zu Masten, Spieren und als Bauholz. D. orientalis *Lamb.*, ein auf Borneo, Java, Sumatra, den Philippinen und besonders auf den Molukken häufig vorkommender, bis 30 m hoher Baum mit pyramidaler Krone, ist gleichfalls sehr harzreich und liefert den Manila- oder ostindischen Kopal, nicht, wie man bisher annahm, das Dammaraharz; er wird auf Amboina und Java kultiviert. Das sich ausscheidende Harz erhärtet oft zu fußlangen Massen, die wie Eiszapfen vom Baum herabhängen. Auch durch Einschnitte in Stamm und Äste gewinnt man Harz in großen Stücken. D. robusta *Moore*, in Queensland, liefert Möbelholz. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Dammaraharz (Dammar, malaiisch »Licht«; Katzenaugenharz, Steinharz), das aus den Stämmen von Engelhartia spicata *Blume*, einem auf den Molukken heimischen Baum, ausschwitzende und in ähnlicher Weise wie bei uns der Terpentin gewonnene Harz, bildet rundliche oder stalaktitische Massen, ist farblos oder gelblich, klar und durchsichtig, bisweilen mit bimssteinartiger Kruste überzogen, nicht hart, leicht zerreiblich, auf dem Bruche glasglänzend, riecht angenehm balsamisch, ist im Alter fast geruchlos, gibt beim Kauen ein weißes, an den Zähnen haftendes Pulver, spez. Gew. 1,01—1,06 (1,097—1,123), erweicht bei 75°, wird bei 100° dickflüssig, bei 150° dünnflüssig, löst sich nicht vollständig in Alkohol und Äther, wohl aber in fetten und ätherischen Ölen. Es besteht aus 13 Proz. sauerstofffreiem, amorphem Dammaryl, welches sich an feuchter Luft zu Dammarylsäure oxydiert; von letzterer enthält das Harz 36 Proz., außerdem wenig Gummi und Mineralbestandteile. Das D. eignet sich sehr gut zur Bereitung von Firnis; derselbe ist zwar nicht so hart und dauerhaft wie Bernstein- oder Kopalfirnis, aber billig, farblos, klar und glänzend und eignet sich zum Überziehen von Ölgemälden, Zeichnungen ꝛc. Außerdem findet er mannigfachste Verwendung in der Technik und muß oft den wertvollern Kopalfirnis und Bern-

steinfirnis ersetzen. Aus Abfällen von D. wird durch Zusammenschmelzen ein schlackenartiges, schmutzig graues Produkt erhalten, welches als **Kunstdammar** (**holländisches D.**) in den Handel kommt. Als **schwarzes D.** kommt das Harz mehrerer asiatischer Canarium-Arten in den Handel. Am häufigsten wendet man den **Dammarafirnis** mit Terpentinöl an und erhitzt zur Bereitung desselben 2 kg durchsichtiges D. (nicht gepulvert) mit 4 kg Terpentinöl in einem emaillierten eisernen Gefäß. **Australisches D.**, **Kauriharz**, s. Kopal.

Dammartin (spr. -täng, D. en Goële), Stadt im franz. Departement Seine-et-Marne, Arrondissement Meaux, Station der Nordbahn, mit zwei Kirchen, Spitzenfabrikation, Handel mit Getreide und Wein und (1876) 1780 Einw. Die ehemalige, nach D. benannte **Grafschaft** kam 1227 durch Heirat an Philipp Hurepel, Sohn König Philipps II., 1258 an die Herren von Trie, später an verschiedene Häuser, ward 1632 nach dem Tode des Marschalls von Montmorency, des letzten Besitzers, vom König eingezogen und dem Haus Bourbon-Condé geschenkt.

Dammastock, Berggipfel in der Ostgruppe der Berner Alpen, im Schneestock 3633 m hoch, umgeben vom **Galenstock** (3598 m), **Tierberg** (3440 m), **Sustenhorn** (3511 m) u. a. Von den Lagern ewigen Schnees (**Dammafirn** 2c.) steigen beträchtliche Eisströme in die Thäler hinab, so der Rhônegletscher, der Triftgletscher, der Steingletscher (letztere zwei zum Gebiet des Gadmenwassers), der Wallebühlfirn, der Kehlegletscher und der Wintergletscher (diese drei zur Göschener Reuß) u. a. In dieser mächtigen Gruppe begannen die Ersteigungen der höchsten und schwierigsten Gipfel mit dem Sustenhorn (G. Studer 7. Aug. 1841) und dem Galenstock (Desor und Dollfuß 18. Aug. 1845); es folgten 1864 der Schneestock (Wenger 7. Juli), der Spitzberg (Naillard und Fininger 21. Juli), der D. (Hoffmann 28. Juli), der Hintere Tierberg (Preiße 1. Aug.), das Diechterhorn (Schwarzenbach 2. Aug.); 1865 wurden der Kilchlistock (A. Hoffmann-Burckhardt 14. Juli) und der Stücklistock (E. Hoffmann und J. Hoffmann-Merian 27. Aug.) bezwungen. 1868 wurde oberhalb des Triftgletschers am Thältistock eine Klubhütte (**Trifthütte**, 2515 m) errichtet. Oberhalb des über dem Urserenthal hangenden Tiefengletschers entdeckten 1866 die Thalleute von Guttannen (Hasli) eine Kristallhöhle, etwa 30 m über dem Gletscherrand. Dieselbe war bis nahe an die Decke mit einer Masse erdigen, chloritartigen Schuttes, Quarzstücken und Granitblöcken angefüllt. Die Untersuchung förderte eine Menge großer und kleiner Rauchtopase (Morion) aus dem Schutt hervor, im ganzen gegen 150 metr. Ztr. Unter den bedeutendern Exemplaren ragen durch Größe und Schönheit hervor: der »Großvater« (133 kg), der »König« (127 kg), »Karl der Dicke« (105 kg) u. a. So bildete der Fund ein Seitenstück zu den ältern am Zinkenstock (s. Finsteraarhorn) und im Wallis.

Damme, 1) Marktflecken und Amtssitz im Großherzogtum Oldenburg, südlich von Vechta, mit Amtsgericht, Leinweberei, Schweinehandel und (1880) 758 kath. Einwohnern. Die Umgegend ist reich an germanischen Altertümern (Gräber, Opfersteine 2c.). — 2) Dorf in der belg. Provinz Westflandern, Arrondissement Brügge, 4 km nordöstlich von dieser Stadt, einst befestigt und ein bedeutender Seehafen, mit einem Denkmal des vlämischen Dichters Jakob Maerlant (seit 1860) und (1884) 1038 Einw.

Dammerde, s. v. w. humose Erde oder Ackerkrume; s. Boden, besonders S. 108.

Dammerkirch (franz. Dannemarie), Stadt in Elsaß-Lothringen, Bezirk Oberelsaß, Kreis Altkirch, am Rhein-Rhônekanal und an der Eisenbahn Mülhausen-Altmünsterol (Belfort), ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein großes Kanalbassin und (1880) 1121 kath. Einwohner.

Dammersfeld, eine der bedeutendsten Erhebungen des Rhöngebirges, zwischen Fulda und Sinn, dem Kreuzberg gegenüber, 930 m hoch, hat einen langen und breiten, mit großen Mooren und Wiesen bedeckten Rücken, auf dem sich noch eine Kuppe erhebt, die eine schöne Fernsicht gewährt. Die Wiesen des Dammersfeldes lieferten zur Zeit der fuldaischen Fürsten als Domäne 4500 Ztr. des besten Heus und nährten obendrein noch eine bedeutende Rinderherde; das alte große Schweizerhaus stand noch lange auf dem Bergrücken.

Dämmerung, die Helligkeit, welche die Sonne einige Zeit vor ihrem Aufgang (Morgendämmerung) und nach ihrem Untergang (Abenddämmerung) verbreitet, und welche des Morgens zunimmt, wie sich die Sonne dem Horizont nähert, und des Abends abnimmt, wie sie sich von demselben entfernt. Sie entsteht dadurch, daß die Sonnenstrahlen die höhern Luftschichten noch treffen und diese, weil sie nicht vollständig durchsichtig sind, einen Teil des auf sie fallenden Lichts zurückwerfen und zerstreuen. Ohne Atmosphäre oder bei vollständiger Durchsichtigkeit derselben würden auf unsrer Erde Licht und Finsternis unmittelbar und ohne Übergänge einander folgen. Wie nun die D. zunächst abhängig ist vom Stande der Sonne, so wird sie in ihrem Verlauf und in ihren einzelnen Erscheinungen ganz vom Zustand der Atmosphäre beherrscht, soweit derselbe das Verhalten zum Licht zu modifizieren vermag. Weil aber die Atmosphäre in Bezug auf ihre Reinheit, Feuchtigkeit, Temperatur, Ruhe und Bewegung fortwährenden Schwankungen unterworfen ist, so ist auch die D. zu verschiedenen Zeiten an demselben Ort sehr ungleichartig. Ist die Luft recht rein, so bemerkt man bald nach Sonnenuntergang diametral dem Untergangspunkt gegenüber einen blaugrauen, bogenförmig begrenzten Raum am Himmel, welcher den von der Erde auf die Atmosphäre geworfenen Schatten bezeichnet. Dieser Raum wurde von Mairan **Gegendämmerung** genannt. Er ist gewöhnlich durch einen weißlichen Streifen von dem übrigen rötlichen Himmel getrennt, eine Folge der Zusammenwirkung des roten und blauen Lichts. Mit sinkender Sonne hebt sich der Schatten mehr und mehr und erreicht den Zenith, wenn die Sonne 6½° unter dem Horizont steht. Zu dieser Zeit werden die größern Sterne sichtbar. Die orangefarbene Abendröte zieht sich unterdessen immer mehr nach dem westlichen Horizont zusammen, und über ihr zeigt sich ein weißer, bogenförmig begrenzter Raum, den man **Dämmerungsschein** zu nennen pflegt. Die Abendröte verschwindet dann immer mehr und mehr und sinkt endlich unter den westlichen Horizont hinab, worauf auch die kleinsten Sterne sichtbar werden. Dies ist das Ende der **astronomischen D.**, bei welchem die Sonne 18° unter dem Horizont sich befindet. Ein Kreis, welcher 18° unter dem Horizont und parallel mit diesem am unsichtbaren Teil des Himmels gezogen wird, heißt der **Dämmerungskreis**, und da, wie schon erwähnt, die D. von der Atmosphäre bedingt wird, so kann man aus der Lage des Dämmerungskreises auf die Höhe der Atmosphäre schließen, die sich hiernach zu etwa 9 geogr. Meilen ergibt. Die Dauer der D. ist also abhängig von der Zeit, in welcher die Sonne den Dämmerungs-

kreis erreicht, und diese Zeit ist verschieden je nach der Neigung und Stellung des von der Sonne an einem Tag durchlaufenen Kreises. In dem Maß, wie die Sonne schräger gegen den Horizont herabsinkt, braucht sie offenbar mehr Zeit, den Dämmerungskreis zu erreichen, weil sie einen größern Weg zurückzulegen hat als da, wo sie mehr senkrecht zum Horizont untergeht. Letzteres findet in der Nähe des Äquators statt, während die Bahn der Sonne immer schräger gegen den Horizont liegt, je mehr man sich vom Äquator nach N. oder nach S. entfernt. Die D. ist daher am Äquator am kürzesten und wird gegen die Pole zu immer länger. Für gewisse Orte und Zeiten sinkt die Sonne überhaupt nicht 18° tief unter den Horizont, es findet dann eine ununterbrochene (mitternächtliche) D. statt. Unter dem Äquator schwankt die Dauer der astronomischen D. zwischen 72 und 79 Minuten, unter 40° nördl. oder südl. Br. beträgt die Dauer der astronomischen D. zur Zeit der Äquinoktien 95 Minuten, zur Zeit des kürzesten Tags 103 Minuten und zur Zeit des längsten Tags 125 Minuten; unter 50° nördl. oder südl. Br. dauert die astronomische D. zur Zeit der Äquinoktien 115 Minuten, zur Zeit des kürzesten Tags 126 Minuten, und zur Zeit des längsten Tags sinkt die Sonne nur noch bis 16½° unter den Horizont und tritt deshalb die Zeit der **hellen Nächte** ein, welche unter 50° nördl. Br. 1. Juni, unter 70° 26. März und unter dem Pol 29. Jan. beginnt. Als Anfang und Ende der **bürgerlichen** D. nimmt man den Moment an, wo man im Zimmer ohne Kerzenlicht die gewöhnlichen Beschäftigungen noch nicht oder nicht mehr vorzunehmen im stande ist. Diese Bestimmung ist ungenau, indem es von der Güte der Augen, der Lage des Lokals und andern Umständen abhängt, ob daselbst noch gelesen oder sonst etwas ausgeführt werden kann. Das Lesen größerer Schrift gelingt etwa noch, solange der Sonnenmittelpunkt nicht die Tiefe von 6½° unter dem Horizont erreicht hat. Die Dauer der bürgerlichen D. beträgt ungefähr ein Drittel von der der astronomischen. Unter 50° nördl. Br. findet die kürzeste Dauer der bürgerlichen D. 14. März und 29. Sept. statt, wenn die Sonne 2° 29′ südliche Deklination hat. Dieselbe beträgt 40 Minuten, während die kürzeste Dauer der astronomischen D. unter dieser Breite 1 Stunde 53 Minuten beträgt. Am Äquator findet das ganze Jahr über so gut wie kein Unterschied in der Dauer der bürgerlichen D. statt, indem sie in den Äquinoktien 24, in den Solstitien 25 Minuten währt. Mit dem wachsenden Unterschied der Tageslängen wächst auch der Unterschied in der Dauer der D. In der heißen Zone spricht sich das Aufhören der bürgerlichen D. wie überhaupt die Dämmerungserscheinungen deutlicher aus als in der gemäßigten und kalten Zone.

Dämmerungsfalter (Schwärmer, Sphingidae), Familie aus der Ordnung der Schmetterlinge (s. d.).

Dammgrube, eine tiefe Grube vor Schmelzöfen, in welche das geschmolzene Metall abgelassen wird.

Dammkultur, s. Moor.

Dammscher See, s. Damm 1).

Damnabel (lat.), verdammenswert, abscheulich.

Damnātur (lat.), »wird verdammt« zur Nichtveröffentlichung, bei der Bücherzensur Formel, wonach ein Buch oder eine Stelle darin nicht durch den Druck veröffentlicht werden durfte. Gegensatz: imprimatur (s. d.).

Damnifizieren (lat.), einem Schaden zufügen, ihn benachteiligen; Damnifikant, der Beschädiger; Damnifikāt, der Beschädigte; s. Damnum.

Damno (kaufmännisch für ital. Danno, lat. Damnum), Verlust, Schade, insbesondere an Börsenpapieren, Hypotheken u. dgl.; das Gegenteil von Agio (s. d.), daher D. auch s. v. w. Disagio oder Perte.

Damnum (lat.), Schade, im weitern Sinn jeder Nachteil, welchen jemand in irgend einer Beziehung erleidet; im engern und im juristischen Sinn ein Vermögensnachteil. Dieser Nachteil kann entweder darin bestehen, daß unser bereits vorhandenes Vermögen verringert wird (positiver Schade, d. emergens, d. im engern Sinn), oder darin, daß man etwas, was man ohne das benachteiligende Ereignis erhalten haben würde, nun nicht erhält, daß also ein erlaubter Gewinn vereitelt wird (negativer Schade, lucrum cessans). Die Ursache des Schadens liegt entweder in einem Zufall (casus, d. fatale), d. h. in einem Ereignis, welches nicht einer Person zur Schuld zu rechnen ist, oder in einer unerlaubten Handlung eines andern (dolus, culpa, mora), oder in beidem zugleich (casus mixtus). Die Folge einer durch Schuld zugefügten Beschädigung kann bestehen in der Verpflichtung, das durch die Verletzung Erhaltene wieder herauszugeben, dem andern den entzogenen Besitz wieder einzuräumen, das gestörte Recht wieder anzuerkennen, den vorigen Zustand wiederherzustellen, wegen künftiger Störung Sicherheit zu leisten, aber auch in wirklicher Strafe und jedenfalls in der Verpflichtung, dem Geschädigten Schadenersatz zu leisten, d. h. die widerrechtliche Vermögensverringerung durch Hingabe eines entsprechenden Vermögensteils wieder auszugleichen, vorausgesetzt, daß der Schade überhaupt in Geld angeschlagen werden kann (s. Schadenersatz). Übrigens wird das D. in der Regel nur dann rechtlich berücksichtigt, wenn bereits wirklich ein Schade eingetreten ist, nicht, wenn ein solcher erst droht. Eine Ausnahme besteht für das D. infectum. Wenn nämlich jemand von dem baufälligen Gebäude eines andern im Fall des Einsturzes desselben einen Schaden zu befürchten hat, so kann er von dem Eigentümer desselben oder von demjenigen, der das Gebäude kraft eines dinglichen Rechts besitzt, Kautionsleistung wegen des zu befürchtenden Schadens (cautio damni infecti) fordern.

Damoiseau (spr. -möasoh, Damoisel), in Frankreich der Edelknappe, Junker, welcher reiche Edelleute begleitete und bei Tisch aufwartete, selbst aber von den untern Knechten bedient wurde. Der in adliger Zucht und Sitte ausgebildete D. wurde Schildknappe, dann Ritter; jetzt s. v. w. Jungfernknecht, Stutzer.

Damoiselle (Demoiselle, spr. -möasell), ursprünglich Bezeichnung für adlige Fräulein, welche bei vornehmen Damen eine ähnliche Stellung einnahmen wie die Edelknappen (s. Damoiseau) bei den Rittern; dann auch für die Frauen der Schildknappen. Vorzugsweise hieß Mademoiselle später die dem König am nächsten verwandte unverheiratete Prinzessin, während jetzt diesen Titel in Frankreich jedes erwachsene ehrbare Mädchen führt. Auch in Deutschland wurde bis ins zweite Viertel des 19. Jahrh. jede unverheiratete Dame des bessern Bürgerstandes Demoiselle (volkstümlich verkürzt Mamsell) genannt im Gegensatz zu dem adligen »Fräulein«. Demoiselle d'honneur, s. v. w. Brautjungfer. La grande Demoiselle, Beiname der Herzogin von Montpensier (s. d.), der Tochter Gastons von Orléans, des Bruders Ludwigs XIII.

Damōkles, Günstling des ältern Dionysios von Syrakus. Einst rühmte er diesen als den glücklichsten aller Sterblichen. Dionysios bot ihm darauf sein Glück an und ließ ihm in seinem Palast alle

Herrlichkeiten und Genüsse zur Verfügung stellen. D. war entzückt über dies Los; als er aber, über sich blickend, ein Schwert gewahrte, das von der Decke herab an einem Pferdehaar gerade über seinem Haupt hing, erkannte er die Unsicherheit und Gefahr des irdischen Glücks und beschwor den Tyrannen, ihn zu entlassen, weil er seines Glücks bereits satt sei. Daher »das Schwert des D.« sprichwörtlich für eine mitten im Besitz äußern Glücks unablässig drohende Gefahr.

Dämon (griech.), ursprünglich s. v. w. Gottheit, später insonderheit Name für gewisse Mittelwesen zwischen der Gottheit und den Menschen, teils guter Art (Schutzgeister, Genien), teils böser Natur. In letzterm Sinn haben der Glaube an Dämonen und die Lehre von denselben (Dämonologie) eine bedeutende Rolle in der Philosophie, Religion und Poesie gespielt. Die lediglich mit Mitteln der Phantasie arbeitende Spekulation der alten Religionsvölker war fast allenthalben bemüht, die Stufenleiter, welche man von den niedrigsten Produkten der Erde bis herauf zum Menschen reichen sah, durch die Annahme von Wesen zu ergänzen, welche dieselbe Stufenleiter vom Menschen weiter bis hinauf zur obersten Gottheit fortführen sollten. So nahmen die Ägypter eine ungeheure Zahl Dämonen auf der Erde, in der Luft, im Wasser an. Die Inder verehrten neben Brahma, Wischnu und Siwa mehr als 30,000 Dämonen (Dewetas). Die Chaldäer kannten neben ihren mit dem Sterndienst zusammenhängenden himmlischen Geistern auch solche, deren Aufenthalt und Wirksamkeit an bestimmte Gegenden gebunden war, und noch tiefer unten die verfinsterten Geister, die auf und in der Erde und in ihrer Atmosphäre wohnten, wie die Feuer-, Licht-, Feldgeister 2c. In ein System gebracht finden wir die Dämonenlehre bei den Persern, welche dem Ormuzd außer den sieben Amschaspands (s. d.) viele gute Genien, dem Ahriman außer den sieben Dews (s. d.) noch zahllose böse Geister unterordneten. In den ältern Schriften der Hebräer spielt die Dämonologie eine ganz untergeordnete Rolle; nur wenige Eindringlinge aus den eben besprochenen Religionen machen sich bemerklich. Mit voller Macht dagegen drang der Glaube an die Dämonen in das jüdische Bewußtsein ein seit der Berührung mit dem Parsismus während der jüdischen Exile. Die Geister wurden nun in gute und böse (s. Teufel) unterschieden, beide wieder in Klassen geteilt, mit Namen belegt und mit Ämtern betraut, insbesondere als Schutzengel für Städte und Länder bezeichnet. Auf die Einwirkung der bösen Dämonen führte man jede Krankheit, insonderheit Tobsucht, Epilepsie, plötzliches Stumm- oder Taubwerden, auch alle Arten von Geistesgestörtheit zurück. Dies die »Besessenen« oder »unsaubern Geister« des Neuen Testaments. Eine noch vollständigere Ausbildung und eine erschöpfende, mit fast naturgeschichtlicher Genauigkeit verfahrende Terminologie erhielt die Dämonologie im Gnostizismus, Rabbinismus und Kabbalismus, so daß es zuletzt keinen Teil der Natur und der Verhältnisse des Lebens gab, über die man nicht Geister gesetzt hätte.

Bildete sich die Dämonologie bei den orientalischen Völkern vornehmlich dogmatisch-poetisch aus, so gestaltete sich dieselbe bei den Griechen mehr poetisch-philosophisch. Der alte Sprachgebrauch bezeichnet mit D. die Gottheit als waltende und auf den Menschen einwirkende Macht. Der D. ist es daher, welcher den Menschen bald mit höherer Begeisterung erfüllt, bald aber auch mit Wahnsinn und Unheil schlägt, und jede eminente Kraft oder That wird eine dämonische genannt, da sie für die Wirkung der Gottheit oder des Dämons galt. Indessen schon bei Hesiod wird der Glaube an ganze Scharen und verschiedene Klassen von Dämonen als Zwischenwesen zwischen den Göttern und den Menschen bestimmt ausgesprochen, und zwar umschweben sie den Menschen als unsichtbare Wächter über Recht und Unrecht, auch als Reichtumsspender, oder sie wirken und schaffen in der irdischen Sphäre als Natur- und Elementargeister wohlthätig oder verderblich. Nachmals haben die Philosophen diesen Glauben mit vielen einzelnen Beziehungen auf das Natur- und das menschliche Seelenleben (auch mit Übertragung auf die geheimnisvolle Geisterwelt der Verstorbenen) immer weiter ausgebildet. Besonders in zwei Richtungen tritt derselbe hervor, insofern die Dämonen einesteils als dienende Kräfte und begleitende Umgebung der einzelnen Kultusgötter gedacht werden (in welcher Anwendung sie häufig individuellere Gestalt und Namen annehmen), andernteils als den einzelnen Menschen (auch Völkern) zugesellte Geisterwesen erscheinen, welche dieselben von der Geburt an auf allen ihren Lebenswegen begleiten. Die Einwirkung dieser Dämonen äußerte sich bald zum Schutz und Heil, bald zum Schaden der Menschen. Daher nahm man später wohl auch zwei Dämonen für jeden einzelnen an: einen guten und einen bösen; indessen war der allgemeine Glaube der, daß von dem D. jedes einzelnen Gutes oder Böses komme, daß der D. des einen mächtig oder wohlwollend, der des andern schwach oder übelwollend sei. Schon Pindar kennt diesen Glauben an einen individuellen D. des einzelnen, der somit zugleich das persönliche Schicksal des Menschen bezeichnet. In gleichem Sinn spricht Sokrates von seinem »Dämonion« als von einem guten Geist, welcher ihn von den ersten Jahren seines Lebens an begleitet und stets von Unrechtem abgehalten habe. In der Folgezeit freilich verband sich mit dem Worte D. immer entschiedener der Begriff des Bösen und Verderblichen. Eine große Rolle spielt die Dämonologie auch in der neuplatonischen Philosophie, welche den ganzen Polytheismus der Griechen in ihr System mit aufnahm in Gestalt des Glaubens an Dämonen, die als Untergötter der Natur und allen Lebensbeziehungen vorstehen, als demiurgische Mittelwesen zwischen den hilfsbedürftigen Menschen und der Gottheit vermitteln sollten. Wieder anders entwickelte sich die Dämonologie bei den Römern, welche nicht bloß die griechischen Ideen, sondern auch orientalische durch Vermittelung Etruriens aufnahmen und weiterbildeten. Hier erscheinen die Dämonen als sogen. Genien (s. Genius). Mit diesen Vorstellungen geht dann der Dämonenglaube der Christen der ersten Jahrhunderte parallel. Nicht nur, daß die alten heidnischen Götter auch bei ihnen als Dämonen noch lange fortlebten, sie glaubten auch in Anlehnung an altjüdische Vorstellungen, wie Lactantius bezeugt, an zahlreiche auf das Menschengeschlecht stark einwirkende, durch Menschen auch zu bannende Mittelmächte, die als gefallene Engel oder als Giganten (Söhne der Engel und der Töchter der Menschen) gedacht wurden. Alle diese Geister galten für durchaus böse und dem Reiche Gottes wie dem Heil der Menschen feindlich; man hielt sie für die Urheber des Unheils in der Natur (Erdbeben, Seuchen 2c.) wie in der sittlichen Welt; ja, sie sind selbst die Urheber des ganzen Heidentums, wozu sie das Menschengeschlecht verführt haben, um es desto unmittelbarer in ihrer Gewalt zu behalten. — Auch bei fast allen übrigen Völkern finden wir in den verschie-

denartigsten Ausprägungen den Glauben an gute und böse Geister, welche auf die Menschen einen wohlthätigen oder verderblichen Einfluß ausüben. Der Glaube an Gespenster, der Glaube an das jüdische Nachtgespenst Lilith, die Sagen von Koboldes, Poltergeistern, Nixen, Bergmännchen, Windgeistern, Werwölfen u. a., Afriet und Goul (grausame Gespenster der Araber), das Gespenst von Looe bei Ossian und die Feuergeister der Grönländer, auch der gesamte Hexenglaube 2c. gehören mehr oder weniger in diese Kategorie. Vgl. Ukert, Über Dämonen, Heroen und Genien (Leipz. 1850); Gerhard, Über Wesen, Verwandtschaft u. Ursprung der Dämonen und Genien (Berl. 1852); Lehrs, Populäre Aufsätze (2. Aufl., Leipz. 1875); Hild, Étude sur les démons dans la littérature et la religion des Grecs (Par. 1881).

Damon und **Phintias**, zwei durch ihre Freundschaft berühmt gewordene Pythagoreer zu Syrakus. Aristoxenos erzählt nach der selbst angehörten Erzählung des jüngern Dionysios von Syrakus bei Jamblichos: Unter den Vertrauten des jüngern Dionysios entstand Streit über den Lebensernst und die Freundestreue der Pythagoreer. Um sie zu erproben, wurde Phintias eines Anschlags auf das Leben des Dionysios beschuldigt und zum Tod verurteilt. Er bat nur um Aufschub des Urteils bis zum Untergang der Sonne, damit er seine Angelegenheiten ordne. Als Bürgschaft für die Wiederkehr des Freundes aber setzte Damon sein Leben ein. Schon neigte sich die Sonne zum Untergang, als Phintias, an einer frühern Rückkehr verhindert, atemlos ankam. Erstaunen ergriff alle Anwesenden, und Dionysios, die Freunde umarmend, bat, als der dritte in ihren Bund aufgenommen zu werden, was ihm jedoch abgeschlagen wurde. Nach Cicero geschah das Erzählte unter dem ältern Dionysios. Schillers »Bürgschaft« folgt dem Hyginus (Fab. 257), der die Freunde Möros und Selinuntios nennt.

Dämonion, s. Sokratischer Dämon.

Dämonisch wird im modernen Sprachgebrauch jeder geistige Einfluß genannt, welcher dem Menschen als eine unentrinnbare Macht entgegentritt und ihm hierdurch verhängnisvoll wird oder doch zu werden droht. D. können ihm daher auch die Fügungen der äußern Geschicke erscheinen, insofern sich in ihnen ein innerer, geistiger Zusammenhang offenbart, nicht minder der geistige Einfluß, welcher von der bloßen persönlichen Erscheinung oder von den Willensäußerungen eines Menschen ausgeht, sowie endlich die Triebe, Begierden, Leidenschaften des eignen Herzens und Geistes (Dämonie eines Blicks, der Leidenschaft, des Geistes 2c.). In der Kunst ist der Schein des Dämonischen besonders in der Tragödie (»Richard III.«, »Lady Macbeth«) wirksam verwendet worden. Vgl. Dämon.

Dämonismus (griech.), Glaube an Dämonen.

Dämonomachie (griech.), Kampf mit Dämonen.

Dämonomanie (griech., Besessensein), eine eigentümliche Geisteskrankheit, wobei der Kranke die feste Wahnidee hegt, er sei vom Teufel oder andern bösen Geistern (Dämonen) besessen und er müsse sich nun der neuen in ihm steckenden Persönlichkeit angemessen betragen, weshalb er Geister aus sich sprechen läßt oder wie ein Tier brüllt 2c. (s. Besessene). Die D. kommt gewöhnlich vor als Teilerscheinung der Melancholie (s. d.).

Damophon von Messene, griech. Bildhauer des 4. Jahrh. v. Chr., der für seine Heimat eine große Anzahl von Götterbildern schuf, zum Teil in der schwierigen Goldelfenbeintechnik (Chryselephantin) oder in Nachahmung derselben aus Gold und Marmor. Besonders reich war Megalopolis an Werken desselben.

Dampf, jeder gasförmige Körper, welcher durch die Wirkung der Wärme aus einer Flüssigkeit entstanden ist (vgl. Verdampfung). Um den D. einer Flüssigkeit unvermischt mit Luft zu erhalten, fülle man eine am einen Ende zugeschmolzene, 80—90 cm lange Glasröhre mit Quecksilber bis auf einen kleinen Raum, welchen man nun noch mit der zu verdampfenden Flüssigkeit, z. B. mit Äther, vollgießt. Man verschließt nun die Röhre, welche jetzt nur die beiden Flüssigkeiten, aber keine Luft enthält, luftdicht mit dem Finger, bringt die verschlossene Mündung unter die Oberfläche einer in tiefem Gefäß befindlichen Quecksilbermenge, entfernt den Finger und stellt die Röhre lotrecht (Fig. 1). Über der Quecksilbersäule, welche noch in der Röhre stehen geblieben ist, gewahren wir ein wenig Flüssigkeit, der darüber befindliche Raum aber scheint leer zu sein; er ist jedoch nicht leer, sondern von vollkommen durchsichtigem und daher unsichtbarem Ätherdampf erfüllt. Wäre nämlich dieser Raum leer, so müßte die in der Röhre stehen gebliebene Quecksilbersäule so hoch sein, daß sie dem äußern Luftdruck, welcher auf die Oberfläche des Quecksilbers im Gefäß drückt, das Gleichgewicht halten könnte, also so hoch wie die Quecksilbersäule in einem gleichzeitig beobachteten Barometer. Sie steht aber viel niedriger und zeigt dadurch an, daß im Innern der Röhre ein Gegendruck ausgeübt wird, der nur von dem Ausdehnungsbestreben oder der Expansivkraft (Spannkraft, Tension) eines über dem Quecksilber befindlichen gasförmigen Körpers, nämlich des Ätherdampfes, herrühren kann. Da dieser Druck im Verein mit der in der Röhre stehenden Quecksilbersäule dem durch den Barometerstand gemessenen äußern Luftdruck das Gleichgewicht hält, so braucht man nur die Höhe dieser Quecksilbersäule von der Barometerhöhe abzuziehen, um den Druck des Ätherdampfes, durch die Höhe einer Quecksilbersäule ausgedrückt, zu erfahren. Bleibt die Temperatur der Umgebung (aus welcher die Flüssigkeit die zu ihrer Verdampfung erforderliche Wärme entnommen hat) unverändert, so bildet sich kein weiterer D. mehr, obgleich noch flüssiger Äther über dem Quecksilber vorhanden ist; der Raum über dem Quecksilber vermag also bei dieser Temperatur nur eine begrenzte Dampfmenge aufzunehmen, und wir sagen deshalb, er sei mit D. gesättigt oder mit gesättig-

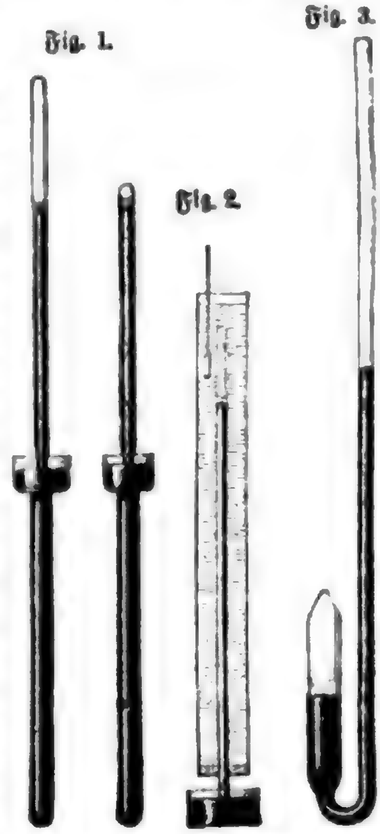


Fig. 1. Dampfbildung über Quecksilber. Fig. 2. Ermittelung der Spannkraft des Wasserdampfes. Fig. 3. Ermittelung der Spannkraft des Dampfes bei Temperaturen über dem Siedepunkt.

tem D. erfüllt. Vergrößern wir aber diesen Raum, indem wir die Röhre in die Höhe ziehen (ohne jedoch ihre Mündung aus dem Quecksilber zu heben), so bildet sich in dem Maß, als der Raum größer wird, neuer D. aus der Flüssigkeit, so daß der Raum mit D. von der gleichen Beschaffenheit wie vorhin gesättigt und der Dampfdruck unverändert bleibt, was man daran erkennt, daß die in der Röhre gehobene Quecksilbersäule die nämliche Höhe behält, bis die gesamte vorhandene Äthermenge verdampft ist. Wird nun, nachdem keine Flüssigkeit mehr, sondern nur noch D. über dem Quecksilber vorhanden ist, durch weiteres Herausziehen der Röhre der Raum noch mehr vergrößert, so steigt die Quecksilbersäule und zeigt dadurch an, daß der Druck des nun nicht mehr gesättigten Dampfes abnimmt und zwar in demselben Verhältnis abnimmt wie seine Dichte (nach dem Mariotteschen Gesetz). Drückt man alsdann die Röhre wieder in das Quecksilber hinab, so wächst anfangs die Spannkraft des nicht gesättigten Dampfes, dem Mariotteschen Gesetz entsprechend, mit seiner Dichte, die Quecksilbersäule wird wieder niedriger, bis ihre ursprüngliche Höhe und damit der Sättigungszustand erreicht ist. Verkleinert man durch ferneres Hinabdrücken den Dampfraum noch mehr, so beobachtet man, daß von nun an die Höhe der Quecksilbersäule und somit auch die Spannkraft des Ätherdampfes ungeändert bleibt; gleichzeitig sieht man flüssigen Äther in immer zunehmender Menge über dem Quecksilber sich ansammeln, bis endlich die ganze Dampfmenge in Flüssigkeit verwandelt ist. Während also der ungesättigte D. dem Mariotteschen Gesetz gehorcht, indem sein Druck im umgekehrten Verhältnis zum Rauminhalt sich ändert, fügt sich der gesättigte D. diesem Gesetz nicht; durch Raumverminderung wird seine Spannkraft nicht erhöht, sondern es wird nur bewirkt, daß eine entsprechende Dampfmenge sich zu Flüssigkeit verdichtet, während der übriggebliebene Raum mit gesättigtem D. von unveränderter Spannkraft gefüllt bleibt. Der Druck, welchen der D. im Sättigungszustand ausübt, ist demnach der größte, welchen er bei der herrschenden Temperatur erreichen kann, und man bezeichnet daher den gesättigten D. auch als solchen, der für seine Temperatur die höchstmögliche Spannkraft besitzt, oder der sich im Maximum seiner Spannkraft befindet.

Wird ein Raum, welcher gesättigten D. nebst der Flüssigkeit, aus welcher derselbe entstanden ist, enthält, höher erwärmt, so verdampft eine neue Flüssigkeitsmenge, und der Raum sättigt sich für diese höhere Temperatur mit D. von größerer Dichte und höherm Drucke. Kühlt man nachher den Raum wieder ab auf die vorige Temperatur, so schlägt sich die neugebildete Dampfmenge als Flüssigkeit nieder, und der Raum bleibt für die niedrigere Temperatur mit der frühern Dampfmenge gesättigt. Jeder Temperatur entspricht eine bestimmte Spannkraft des gesättigten Dampfes; um dieselbe z. B. für Wasserdampf zu ermitteln, bringt man ein wenig Wasser in den luftleeren Raum eines Barometers (Fig. 2), welches daselbst sofort teilweise verdampft und den Raum mit gesättigtem D. füllt. Die Barometerröhre wird mit einem weiten Rohr umgeben, welches Wasser enthält, das man nach und nach von 0° auf 100° erwärmt. Mit wachsender Temperatur sieht man die Quecksilbersäule in der Röhre immer tiefer sinken, bis bei 100° das Quecksilber innerhalb und außerhalb der Röhre gleich hoch steht. Die Spannkraft des Dampfes für irgend eine Temperatur aber findet man, wenn man die Höhe jener Quecksilbersäule von derjenigen in einem gleichzeitig beobachteten Barometer abzieht. Die folgende Tabelle gibt die Spannkraft des gesättigten Wasserdampfes bis 100°, ausgedrückt durch die Höhe der Quecksilbersäule (in Millimetern), welcher sie das Gleichgewicht hält:

Temperatur °C.	Spannkraft Millim.	Temperatur °C.	Spannkraft Millim.	Temperatur °C.	Spannkraft Millim.
—30	0,4	15	12.7	60	148.8
—25	0,6	20	17,4	65	186.9
—20	0,9	25	23,5	70	233,1
—15	1,4	30	31,6	75	288,5
—10	2,1	35	41,8	80	354,6
— 5	3,1	40	54,9	85	433,0
0	4,5	45	71,4	90	525,5
5	6,5	50	92,0	95	633,8
10	9,2	55	117,5	100	760,0

Wie diese Tabelle zeigt, liefert das Wasser beim Gefrierpunkt (0°) noch D., der die Quecksilbersäule um 4½ mm herabzudrücken vermag. Selbst aus dem Eis entwickelt sich noch Wasserdampf; um für Temperaturen unter dem Gefrierpunkt die Spannkraft zu messen, umgibt man den obern Teil der Barometerröhre mit einer entsprechenden Kältemischung. Beim Siedepunkt des Wassers (100°) erreicht der gesättigte Wasserdampf den nämlichen Druck wie die atmosphärische Luft oder den Druck einer Atmosphäre, welcher bekanntlich (s. Barometer) dem Druck einer Quecksilbersäule von 760 mm Höhe das Gleichgewicht hält. Das Quecksilber in der Röhre ist jetzt bis zur Oberfläche des äußern Quecksilbers herabgedrückt; bei noch höherer Erwärmung würde der D. im stande sein, den Luftdruck zu überwinden und unten aus der Röhre durch das Quecksilber zu entweichen. Für Temperaturen über dem Siedepunkt ist daher das beschriebene Verfahren zur Bestimmung der Spannkraft des Dampfes nicht mehr brauchbar. Man kann sich alsdann der Vorrichtung Fig. 3 bedienen; eine zweischenkelige Röhre mit einem kurzen und weiten und einem engen, längern Schenkel wird, während die Spitze des kurzen Schenkels noch offen ist, zum Teil mit Quecksilber gefüllt, welches sich in beiden Schenkeln gleich hoch stellt. Über das Quecksilber im kurzen Schenkel bringt man Wasser und erhält dasselbe so lange im Kochen, bis der sich entwickelnde D. alle Luft aus diesem Schenkel ausgetrieben hat, und schmelzt dann die Spitze des kurzen Schenkels rasch zu. Bei 100° steht alsdann das Quecksilber in beiden Schenkeln, von denen der längere offen geblieben ist, gleich hoch, weil der gesättigte D. von 100° dem in den offenen Schenkel hereinwirkenden Druck der Atmosphäre das Gleichgewicht hält. Erwärmt man aber höher, indem man z. B. den untern Teil der Vorrichtung in ein heißes Ölbad taucht, so steigt das Quecksilber im langen Schenkel, und die gehobene Quecksilbersäule gibt den Überschuß des Dampfdrucks über den äußern Luftdruck an. Beträgt z. B. die Höhe dieser Quecksilbersäule 760 mm, so hält die Spannkraft des Dampfes dem doppelten Luftdruck oder einem Druck von 2 Atmosphären das Gleichgewicht, deren eine durch den Druck der atmosphärischen Luft selbst, die andre durch den gleichgroßen Druck der 760 mm hohen Quecksilbersäule dargestellt wird. Überhaupt pflegt man der bessern Übersicht wegen diese höhern Dampfspannungen statt unmittelbar durch die entsprechenden Quecksilberhöhen lieber in »Atmosphären« (zu je 760 mm Quecksilber) auszudrücken, wie dies auch in der folgenden kleinen Tabelle, welche die Spannkraft des gesättigten Wasserdampfes für höhere Temperaturen gibt, geschehen ist.

Temperatur ° C.	Spannkraft Atm.	Temperatur ° C.	Spannkraft Atm.	Temperatur ° C.	Spannkraft Atm.
100	1	148,3	4,5	170,8	8
111,7	1,5	152,2	5	175,8	9
120,6	2	155,9	5,5	180,3	10
127,8	2,5	159,2	6	213,0	20
133,9	3	161,5	6,5	236,2	30
139,2	3,5	165,3	7	252,5	40
144,0	4	168,2	7,5	265,9	50

Man sieht aus dieser und der vorigen Tabelle, daß die Spannkraft des gesättigten Dampfes mit steigender Temperatur in immer rascherm Verhältnis zunimmt, weil ja nicht bloß die Temperatur (die Wucht der dahinfliegenden Moleküle, s. Wärme), sondern durch erneute Verdampfung auch die Dichte (die Anzahl der in gleichem Raum enthaltenen Moleküle) wächst. Damit aber neuer D. sich bilden und der Raum sich sättigen könne, muß dafür gesorgt werden, daß noch Flüssigkeit vorhanden und mit dem D. in Berührung sei. Wäre nämlich bereits alle Flüssigkeit verdampft, und würde die Temperatur noch weiter gesteigert, so würde sich der D. der Temperaturzunahme proportional ausdehnen, oder es würde, wenn man ihm keine Ausdehnung gestattete, sein Druck in ebendiesem Verhältnis wachsen (Gay-Lussacsches Gesetz); der Raum enthält dann nicht mehr die ganze Dampfmenge, die er bei der herrschenden Temperatur aufzunehmen vermöchte, und ist daher nicht mehr gesättigt. Solchen ungesättigten D. nennt man auch überhitzt, weil seine Temperatur höher ist als diejenige gesättigten Dampfes von gleicher Spannkraft.

Dampf, Pferdekrankheit, s. Dämpfigkeit der Pferde; pfeifender D., s. Kehlkopfspfeifen.

Dampfaufzüge, s. Gichtaufzug.

Dampfbad, s. Bad.

Dampfbildung, s. Dampf und Verdampfung.

Dampfbodenkultur, die Bearbeitung des Bodens mit dem Dampfpflug (s. d.).

Dampfboot, s. Dampfschiff.

Dampfbüchse, der Schieberkasten der Dampfmaschine.

Dampfdarre, s. Samendarre.

Dampfdichte, das spezifische Gewicht eines Dampfes, d. h. die Zahl, welche angibt, wieviel schwerer der Dampf ist als ein gleicher Raumteil Luft bei gleichem Druck und gleicher Temperatur. Um das spezifische Gewicht eines Dampfes zu bestimmen, läßt man nach einem von Gay-Lussac zuerst angewendeten und von Hofmann verbesserten Verfahren in den leeren Raum eines Barometers, dessen weites Rohr in Kubikzentimeter geteilt ist, ein kleines Fläschchen mit eingeriebenem Stöpsel aufsteigen, das eine gewogene Menge der zu verdampfenden Flüssigkeit enthält. Die Barometerröhre ist von einem weitern Rohr umgeben, durch welches aus einem kleinen Kessel die Dämpfe einer Flüssigkeit (Wasser oder Anilin) von bekanntem Siedepunkt geleitet werden. Infolge der Erwärmung treibt die in dem kleinen Fläschchen enthaltene Flüssigkeit den Stöpsel heraus und verwandelt sich vollständig in Dampf, der die Temperatur jenes Siedepunktes annimmt. Das Gewicht dieses Dampfes ist aus der Wägung des Fläschchens bereits bekannt, sein Rauminhalt wird an der eingeteilten Barometerröhre abgelesen, sein Druck ergibt sich als der Unterschied des gleichzeitig beobachteten Barometerstandes und der Höhe der in der Barometerröhre noch stehen gebliebenen Quecksilbersäule. Man kennt also alles, was nötig ist, um das Gewicht des Dampfes mit demjenigen eines gleichen Raumteils Luft von gleichem Druck und gleicher Temperatur zu vergleichen. Für schwerer verdampfbare Körper wandte Dumas das folgende Verfahren an. Eine Glaskugel, welche zu einer Spitze mit feiner Öffnung ausgezogen ist, wird zuerst mit Luft gefüllt gewogen, dann eine kleine Menge des zu untersuchenden Stoffs hineingebracht und nun in einem mit Wasser, Öl oder einem geschmolzenen Metall gefüllten Bad bis zu einer bekannten Temperatur erhitzt. Die Substanz verdampft, ihr Dampf vertreibt die Luft, und schließlich ist die Kugel, nachdem alle Flüssigkeit in Dampf verwandelt ist, nur noch mit Dampf gefüllt, dessen Druck gleich dem äußern Luftdruck ist und daher am Barometer abgelesen werden kann. Nun wird die Spitze zugeschmolzen und die mit Dampf gefüllte Glaskugel abermals gewogen. Dann bricht man die Spitze unter Wasser ab, durch den Luftdruck füllt sich die Kugel mit Wasser, und eine nochmalige Wägung ergibt ihren Rauminhalt, denn so viele Gramm das sie erfüllende Wasser wiegt, so viele Kubikzentimeter hält sie. Das Gewicht des Dampfes findet man, wenn man vom Gewicht der mit Dampf gefüllten Kugel das Gewicht der luftleeren Kugel, also das Gewicht des Glases, abzieht; das letztere aber findet man, wenn man das anfänglich bestimmte Gewicht der mit Luft gefüllten Kugel um das leicht zu berechnende Gewicht der in ihr enthalten gewesenen Luft vermindert. Man kennt also wie vorhin Gewicht und Rauminhalt, Druck und Temperatur des untersuchten Dampfes. Nach dem »Verdrängungsverfahren« von Viktor Meyer wird ein zweischenkeliges Glasrohr, dessen einer erweiterter Schenkel oben zugeschmolzen ist, ganz mit Quecksilber (oder geschmolzenem Woodschen Metall) gefüllt, die gewogene Flüssigkeit in einem kleinen zugestöpselten Fläschchen in den geschlossenen Schenkel eingeführt und nun das Ganze in den Dämpfen siedenden Schwefels erhitzt. Das Fläschchen öffnet sich, und der Dampf der Flüssigkeit verdrängt eine ihm an Rauminhalt gleiche Menge des flüssigen Metalls. Aus dem Gewicht des ausgeflossenen Metalls erfährt man also den Rauminhalt des Dampfes, während sein Druck gleich ist dem Barometerstand, vermehrt um die Höhe der Quecksilbersäule, welche nach vollendetem Ausfluß im offenen Schenkel noch über dem Niveau im andern Schenkel stehen geblieben war. Es sind somit wiederum alle zur Ermittelung der D. notwendigen Größen bekannt. Da nach dem Avogadroschen Gesetz (s. d. und Wärme) in gleichen Raumteilen gasförmiger Körper bei gleichem Druck und gleicher Temperatur gleichviele Moleküle enthalten sind, so sind die Dampfdichten den Molekulargewichten proportional und stimmen mit denselben vollkommen überein, wenn man sie statt auf atmosphärische Luft auf Wasserstoffgas bezieht, dessen Molekulargewicht man = 2 annimmt.

Auf atmosphärische Luft bezogen, ergeben sich für nachstehende Körper folgende Dampfdichten:

Ammoniak . . .	0,59	Benzol	2,76
Wasser	0,62	Chloroform . . .	4,20
Alkohol	1,61	Terpentinöl . . .	4,76
Essigsäure	2,08	Brom	5,54
Schwefel	2,21	Quecksilber . . .	6,96
Äther	2,57	Jod	8,71

Dampfdom, s. Dampfkessel.

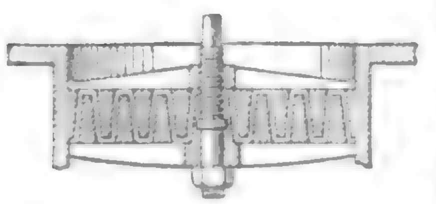
Dampfdruckregulatoren, s. Druckregulatoren.

Dämpfen, die Behandlung mit Wasserdampf, kommt in verschiedenen Industriezweigen zur Anwendung und wird meist in der Weise ausgeführt, daß man die zu dämpfenden Gegenstände (Spinnfasern, Garne, Gewebe, Holz etc.) in Kasten bringt und Dampf zu-

leitet. — In der Kochkunst heißt D. (schmoren, dünsten, franz. dauber, étuver) diejenige Zubereitungsart des Fleisches (besonders des Rindfleisches), bei welcher man dasselbe im verschlossenen Gefäß unter Hinzuthat von Butter oder Fett und Bouillon im eignen Dampf gar werden läßt.

Dampfentwässerungsapparate (Dampftrockner, Wasserabscheider), Vorrichtungen, welche dem Wasserdampf das für den Betrieb von Dampfmaschinen schädliche, in Nebelform darin enthaltene Wasser entziehen, wirken (abgesehen von der Erhitzung des Dampf- und Wassergemisches in über dem Dampfkessel angebrachten Rohren): 1) Durch Verminderung der Geschwindigkeit des Dampfstroms, indem man demselben einen so großen Querschnitt bietet, daß sich wenigstens ein Teil des Wassers infolge seines größern spezifischen Gewichts abscheidet. Die auf diesem Prinzip beruhenden D. sind fast gar nicht im Gebrauch, weil sie zu voluminös ausfallen. 2) Durch bedeutende Erniedrigung der Spannung des Dampfes (Drosseln des Dampfes), indem man ihn zwingt, unter Überwindung einer großen Reibung durch eine Anzahl kleiner Öffnungen zu strömen. Die dabei aufgewendete Arbeit setzt sich in Wärme um, und diese verdampft das mitgerissene Wasser. Ein derartiger Dampfentwässerungsapparat ist von Glaser konstruiert u. besteht aus zwei ineinander greifenden Ringsystemen, welche zwischen sich eine Reihe enger, ringförmiger Spalten lassen (Fig. 1).

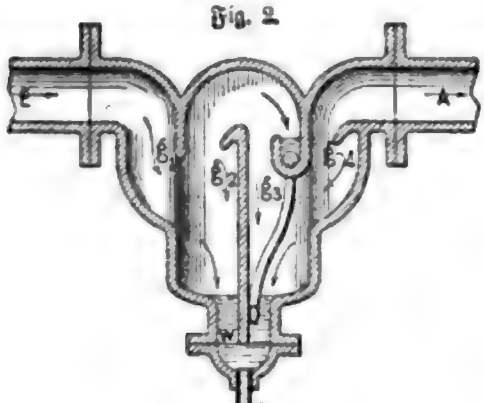
Fig. 1.



Glasers Dampfentwässerungsapparat.

3) Durch Einführung des Wasser- und Dampfgemisches in gekrümmte Bahnen, wobei die größere Trägheit und die damit zusammenhängende größere Zentrifugalkraft des Wassers deren Abscheidung zu bewirken hat. Hierher gehört der Dampfentwässerungsapparat von Schmidt (Fig. 2). Der bei E

Fig. 2.



Dampfentwässerungsapparat von Schmidt.

ein- und bei A austretende Dampf wird beim Durchströmen des Apparats durch die mit Haken und Rinnen versehenen Scheidewände gezwungen, einen schlangenförmig gewundenen Weg zurückzulegen. Die hierbei durch die Zentrifugalkraft ausgeschleuderten Wasserteilchen werden durch die Haken $g_1\,g_2\,g_4$ und durch die Rinne g_3 aufgefangen und nach dem Wasserabfluß w geleitet (aus der Sammelrinne g_3 mittels eines in dieselbe mündenden Röhrchens), damit das einmal abgeschiedene Wasser möglichst wenig mit dem Dampf in Berührung kommt. Die wiederholte Schleuderwirkung wird in den erweiterten Querschnitten der beiden Sammelkammern durch das Beharrungsvermögen der sich nach unten bewegenden Wasserteilchen unterstützt. Aus dem Wasserabfluß wird das Wasser durch ein Rohr a abgeführt, und gewöhnlich geschieht die Abführung entweder in der Weise, daß man den Apparat höher als den Kessel stellt und das Rohr a in den Kessel bis unter den Wasserspiegel hineinführt, so daß das Wasser einfach durch sein Gewicht kontinuierlich hineinfließt, oder aber, wo die Verhältnisse eine solche Rückleitung des Wassers nicht gestatten, durch zeitweises Öffnen eines im Rohr a angebrachten Hahns, besser jedoch durch Anschließung eines selbstthätig wirkenden Kondensationswasserableiters (s. d.).

Dampfer, s. v. w. Dampfschiff.

Dämpfer (ital. Sordino, franz. Sourdine), Vorrichtungen, mittels deren man die Stärke des Tons der Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente vermindert. Die ältern Tafelklaviere und auch unsre Pianinos haben zweierlei Dämpfervorrichtungen, nämlich die allen Klavieren, auch den Flügeln, gemeinsamen D., welche nach Loslassen der Taste den Ton sofort ersticken, und eine zweite Art, die durch ein besonderes Pedal regiert wird und nur ausgiebige Schwingungen der Saiten verhindert, kleine dagegen zuläßt. Diese letztere Art der Dämpfung ersetzt die Verschiebung der Flügel, gibt aber einen durchaus abweichenden Effekt, so daß es zu verwundern ist, daß unsre Flügelfabrikanten nicht außer der Verschiebung auch noch diese Art der Dämpfung anbringen, was ersprießlicher wäre als alle die Spielereien wie Prolongationspedal ꝛc. Die D. der Streichinstrumente sind ähnlich wie der Steg geformte Holzkämmchen mit gespaltenen Zinken, welche auf den Steg fest aufgeklemmt werden. Dieselben vermögen zwar nicht ein starkes Schwingen der Saiten zu verhindern, da dieses vom Angriff des Bogens abhängt; wohl aber modifizieren sie stark die Übertragung der Schwingungen durch den Steg auf den Resonanzboden. Der Timbre des gedämpften Klanges der Streichinstrumente ist ein ganz andrer als der des freien und hat etwas an den Klang der Oboe Gemahnendes, ein wenig Näselndes, das im Piano traumhaft verschleiert und im Mezzoforte seltsam gedrückt, wie aus Fesseln sehnend sich losringend klingt. Für die Blechblasinstrumente gebraucht man als D. durchbohrte Holzkegel, die in die Stürze eingeschoben werden und den Timbre stark verändern durch Hemmung der Molekularschwingungen des Blechkörpers selbst, aber zugleich als halbe Deckung wirken, d. h. die Tonhöhe etwas verändern; ihre Anwendung ist darum eine mißliche, und man hat neuerdings kompliziertere D. konstruiert. Das Stopfen der Horn- und Trompetentöne mit der Hand ist auch Dämpfung und die dadurch hervorgebrachte Veränderung des Timbre dem entsprechend. Der Klang der Trommeln wird gedämpft durch Einschaltung eines Tuchstreifens od. dgl. zwischen die Schnarrsaite und das Fell, der Klang der Pauken durch Berührung des Felles mit der Hand.

Dampffähre, flaches Dampfschiff (von den kleinsten Abmessungen bis zu mehreren Tausend Tonnen Gehalt) zum Übersetzen von Personen, Gütern, Fuhrwerken oder Eisenbahnzügen über Flüsse, Landseen und Meeresarme; s. Dampfschiff.

Dampffarben, s. Zeugdruckerei.

Dampfflinte, s. Dampfgeschütz.

Dampfgeschütz. Die Verwandtschaft der Expansionskraft des verbrennenden Schießpulvers mit derjenigen eingeschlossener Wasserdämpfe hat bald nach Erfindung der Dampfmaschinen zu dem Versuch geführt, Wasserdämpfe zum Forttreiben von Geschossen aus Flinten- und Kanonenläufen zu verwenden. 1745 (?) soll bereits eine Dampfkanone in London existiert haben. 1805 unternahm James Watt derartige Versuche, General Chasseloup machte weitere Vorschläge, Girard baute 1814 mehrere sechsläufige Dampfbatterien zur Verteidigung von Paris, welche angeblich 900 Schüsse in der Minute abgeben konnten und 1815 hinter den Wällen placiert wurden, ohne indes praktische Verwendung zu finden. 1823 nahm der amerikanische Ingenieur Perkins Girards Idee wieder auf und konstruierte eine Dampfflinte und ein vierpfündige Kugeln schießendes D., welches 1835 in London, wo der Erfinder es ausstellte, großes Aufsehen erregte. In neuerer Zeit hat Bessemer eine Dampfschießmaschine vorgeschlagen, aus der er in einer Minute mehrere Tausend Gewehrkugeln mit 380 m Geschwindigkeit feuern wollte. Bis jetzt waren alle derartige Versuche ohne Erfolg, weil es der Technik noch nicht gelang, Dampf von hoher Spannung (von mindestens 100 Atmosphären) in genügender Menge zu entwickeln und zuzuleiten.

Dampfgummi, s. Dextrin.

Dampfhammer, s. Hammer.

Dampfheizung, s. Heizung.

Dämpfigkeit der Pferde (Dampf, Hartschlägigkeit [hart, niedersächs. »Herz«], Herzschlag, Herzschlägigkeit, Herz- oder Heuschlechtigkeit, Engbrüstigkeit, Asthma), jede dauernde, fieberlose Atembeschwerde der Pferde, die sich dadurch äußert, daß das Atmen bei Anstrengungen, beim Laufen oder schweren Ziehen, übermäßig beschleunigt wird und sich nach der Anstrengung nur sehr langsam wieder beruhigt. Die D. wird durch chronische Lungenfehler (Lungendämpfigkeit), durch Herzfehler (Herzdämpfigkeit) oder durch Lähmungen der Muskeln und Verengerung in den obern Luftwegen (Hartschnaufigkeit, Kehlkopfspfeifen, s. d.) bedingt. Jede von diesen verschiedenen Arten der D. wird von besondern Symptomen begleitet. Beim Kehlkopfspfeifen bildet sich im Moment der Inspiration ein pfeifendes Geräusch. Pferde, die an Lungendämpfigkeit leiden, zeigen nach der Bewegung zuweilen Ausfluß von wässerigem Schleim aus der Nase (feuchter Dampf); in andern Fällen fehlt dieser Ausfluß (trockner Dampf). Im ausgeruhten Zustand atmen die dämpfigen Pferde gewöhnlich nicht beschleunigt. Bei der Lungendämpfigkeit besteht oft ein matter und dumpfer, zuweilen auch ein scharfer Husten. Als Ursache der Lungen- und Herzdämpfigkeit ist am meisten die anstrengende Arbeitsleistung der Pferde anzusehen. Daneben wirkt die Fütterung großer Quantitäten Heu, besonders von verdorbenem (verschimmeltem) Heu, nachteilig. Dem Kehlkopfspfeifen liegt in vielen Fällen eine erbliche Anlage zu Grunde, welche sich häufig bei der Zucht des englischen Vollblut-Rennpferdes geltend macht. Die D. ist in der Regel unheilbar und gilt, da sie den Wert der Pferde erheblich beeinträchtigt, in allen europäischen Staaten als Gewährsmangel (s. d.).

Dampfjacke, s. v. w. Dampfmantel.

Dampfkanone, s. v. w. Dampfgeschütz.

Dampfkessel (hierzu Tafeln »Dampfkessel I u. II«), Apparate, in welchen Wasserdampf zum Betrieb von Dampfmaschinen oder zum Heizen, Sieden und Abdampfen erzeugt wird, sollen bei gehöriger Explosionssicherheit die größtmögliche Dampfmenge mit möglichst wenig Brennmaterial erzeugen, Bedingungen, deren Erfüllung von zweckmäßigem Material, Form und Dimensionen sowie verschiedenen Hilfsapparaten abhängig ist. Das gebräuchlichste Material der D., gewalztes Eisenblech, wird nur ausnahmsweise (Feuerbuchsen) durch das dauerhaftere, aber erheblich teurere Kupfer- oder neuerdings versuchsweise durch das wegen größerer Festigkeit zwar dünner anzuwendende (Brennmaterialersparnis), aber dennoch kostspieligere und stellenweise ungleich harte Stahlblech ersetzt. Das starke, die Wärmeleitung verringernde Wandungen voraussetzende Gußeisen darf wegen seiner Sprödigkeit nur zu kleinen Kesseln und Kesselteilen verwendet werden. Die einzelnen Blechplatten werden durch Nietung (neuerdings auch zuweilen Schweißung) verbunden. Obgleich die Wärmeausnutzung möglichst dünne Wandungen wünschenswert macht, so muß ihre Dicke doch so groß sein, daß sie dem zuweilen sehr bedeutenden Dampfdruck (bis 10 Atmosphären) mit Sicherheit Widerstand leisten. Die Stärke der Wände ist bei gegebenem Material abhängig von Form und Dimensionen des Kessels sowie von der Höhe des Dampfdrucks.

Zu jedem D. gehört eine Feuerungsanlage, bestehend aus Feuerraum (Herd) und den Feuer- oder Rauchkanälen, in welchen die Feuergase um den Kessel herumziehen, um dann in den Schornstein oder die Esse zu gelangen. (Nur in den Fällen, wo man die abziehenden Verbrennungsgase eines Ofens, z. B. des Puddelofens, zur Dampfkesselfeuerung benutzt, ist ein besonderer Feuerraum am Kessel nicht vorhanden.) Die Feuerungsanlage eines Dampfkessels muß so beschaffen sein, daß eine möglichst vollkommene Verbrennung des Brennmaterials (Holz, Kohle, Torf, Stroh oder Gas) herbeigeführt wird; es muß daher dafür gesorgt sein, daß die nötige Luftmenge in den Feuerraum einströmt, um das Brennmaterial möglichst vollständig in die Endprodukte der Verbrennung, d. h. in Kohlensäure und Wasserdampf, überzuführen. Durchschnittlich sind für 1 kg Holz oder Torf 10 kg = 7,7 cbm, für 1 kg Braunkohle 12 kg = 9,2 cbm, für 1 kg Steinkohle 22 kg = 17,0 cbm und für 1 kg Holzkohle oder Koks 24 kg = 18,5 cbm Luft erforderlich. Über die zweckmäßigen Formen und Details der Dampfkesselfeuerungen s. Feuerungsanlagen. Ebenso wichtig wie die Erzeugung einer möglichst großen Wärmemenge aus dem Brennmaterial ist auch die möglichst vollkommene Abgabe dieser Wärme an das im D. vorhandene Wasser, welche nur durch eine gehörig große Heizfläche zu erreichen ist. Heizfläche heißt der von den Feuergasen bestrichene Teil der Kesseloberfläche, und zwar unterscheidet man dabei die direkte Heizfläche, d. h. diejenige, welche die Umgebung des Feuerraums bildet und von der strahlenden Wärme des Feuers getroffen wird, von der indirekten Heizfläche, welche ihre Wärme nur durch die Berührung mit den Feuergasen erhält (1 qm der ersten wirkt auf die Wasserverdampfung ca. dreimal so stark als 1 qm der letztern). Es können bei Anwendung mittelguter Steinkohle pro QMeter Heizfläche 15—20 kg Wasser stündlich verdampft werden, jedoch ist es für die Wärmeausnutzung besser, pro QMeter eine geringere stündliche Verdampfung anzunehmen (etwa nur 10–15 kg pro QMeter Heizfläche), also die Heizfläche des Kessels etwas größer zu machen, als für die erforderliche Dampfmenge unumgänglich nötig ist. Speziell bei Dampfkesseln für Dampfmaschinen rechnet man durchschnittlich pro Pferdekraft 1,5 qm Heizfläche. Nach der Größe der Heizfläche bemißt man die

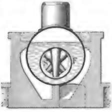


Fig. 7. Querschnitt.

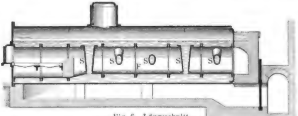


Fig. 6. Längsschnitt.

Fig. 6, 7. Flammrohrkessel mit Quersiedern (Gallowaykessel).

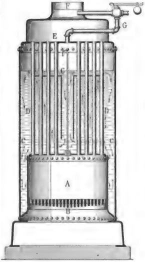


Fig. 23. Vertikalkessel von Babcock und Wilcox.

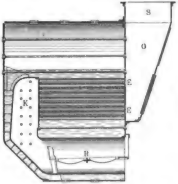


Fig. 9. Längsschnitt.

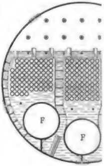


Fig. 10. Quers

Fig. 9, 10. Schiffsdampfkessel.

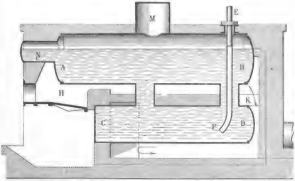


Fig. 13. Dampfkessel mit Vorwärmer. Längsschnitt.

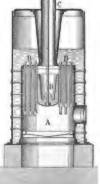


Fig. 24. Fieldkessel.

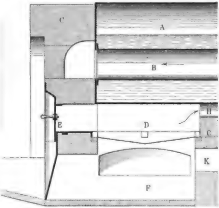


Fig. 3. Längsschnitt.

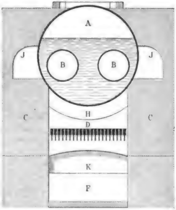
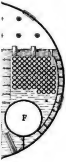


Fig. 4. Querschnitt.

Fig. 3, 4. Zweiflammrohrkessel mit Unterfeuerung.



…chnitt.

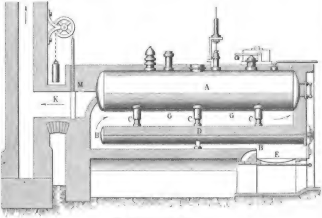


Fig. 12. Zweisiederkessel.



Fig. 25. Röhre des Fieldkessels.

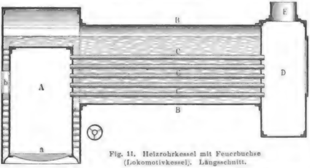


Fig. 11. Heizrohrkessel mit Feuerbuchse (Lokomotivkessel). Längsschnitt.

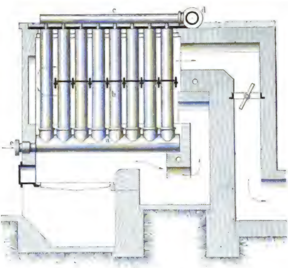


Fig. 18. Röhrenkessel von Howard.

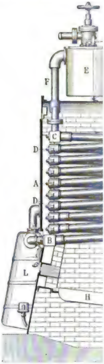


Fig. 19.

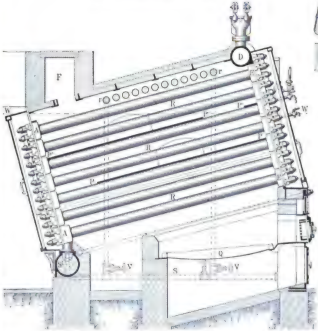
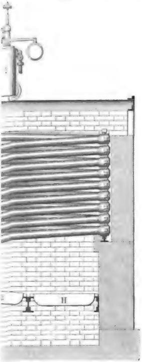


Fig. 20. Rootscher Wasserrohrkessel.



Fig. 17. Querschnitt



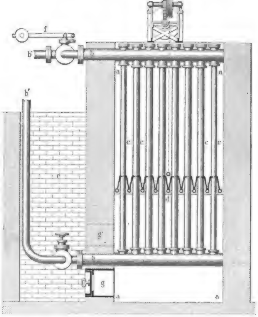
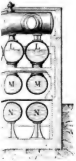


Fig. 27. Greens Economiser (Brennstoffsparer).

19. Bellevillekessel.



des Ten Brink-Kessels.

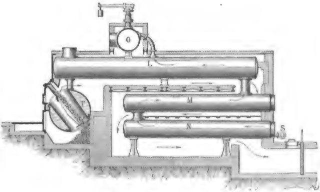


Fig. 16. Ten Brink-Kessel.

s Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Dampfkessel«.

Größe des Verbrennungsrostes; man rechnet auf 1 qm Heizfläche 0,03—0,05 qm Rostfläche (totale Rostfläche), wobei die Summe sämtlicher Spalten des Rostes (freie Rostfläche) ca. 0,01 qm betragen soll. Von außerordentlicher Wichtigkeit für die gute Wirkung der Heizfläche ist außer ihrer Größe noch die gegenseitige Anordnung des Wasser- und Feuergasstroms. In dieser Hinsicht unterscheidet man nach Redtenbacher Nichtstromkessel, Parallelstromkessel und Gegenstromkessel, je nachdem das Wasser im Kessel keine Strömung in der Längsrichtung der Heizkanäle besitzt oder die Strömung des Wassers mit derjenigen der Verbrennungsgase gleiche oder entgegengesetzte Richtung hat. Die letztere Anordnung ist die wirksamste, weil dabei wegen der an den einzelnen Stellen der Heizfläche herrschenden verhältnismäßig großen Temperaturdifferenzen zwischen dem Kesselwasser und den Feuergasen eine beschleunigte Wärmeaufnahme stattfindet. Endlich ist bei der Heizfläche noch auf ihre innere (Wasserseite) und äußere (Feuerseite) Reinheit zu sehen, weil durch außen anhaftenden Ruß und innen angesetzten Kesselstein nicht nur die Wärmeleitungsfähigkeit verringert, sondern auch leicht eine allmähliche Zerstörung des Eisens herbeigeführt wird.

Die Leistung eines Kessels drückt man durch seine Verdampfungsfähigkeit (Verdampfung) aus, indem man angibt, wieviel Kilogramme Dampf durch Verbrennung von 1 kg mittelguter Steinkohle in ihm erhalten werden (man spricht z. B. bei einem D. von einer sechsfachen Verdampfung, wenn in ihm 1 kg Kohle 6 kg Dampf erzeugt). Bei gut angelegten Kesseln erhält man als Mittel eine sechs- bis siebenfache Verdampfung, während der Theorie nach mit 1 kg Kohle etwa 10—12 kg Wasser verdampft werden könnten.

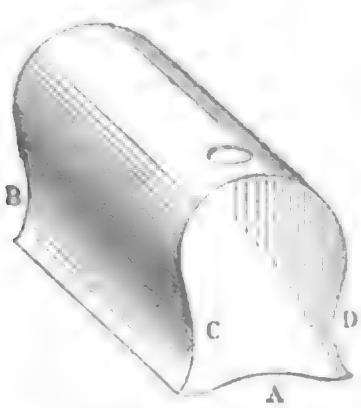
Man unterscheidet der Lage nach horizontale (liegende) und vertikale (stehende) D. Eine andre Unterscheidungsart ist die in stationäre (feste) und lokomobile (bewegliche) Kessel; die stationären Kessel sind meist mit gemauerten Feuerungsanlagen umgeben und haben eine Heizfläche von normaler Größe, während die lokomobilen Kessel nicht eingemauert sind und vielfach eine anormal geringe Heizfläche bekommen müssen (die Kessel der Lokomotiven haben pro Pferdekraft nur ca. 0,34 qm Heizfläche), weil sie sonst für die Beweglichkeit zu schwer würden.

Horizontale Dampfkessel.

Die wichtigsten Formen der horizontalen D. sind folgende:

1) Der Wattsche Wagen- oder Kofferkessel (Fig. 1), bei welchem das Feuer an der Unterfläche A hin und dann noch einmal an den Seiten B C D um den ganzen Kessel herumgeht, nutzt das Brennmaterial ganz gut aus, ist jedoch den modernen großen Dampfspannungen gegenüber nicht widerstandsfähig genug, weshalb er nicht mehr ausgeführt wird und nur noch historisches Interesse hat. Da cylindrische und kugelförmige Gefäße einem innern Druck am besten Widerstand leisten, so gibt man jetzt allen Dampfkesseln Formen, welche möglichst aus Cylinder- und Kugelflächen zusammengesetzt sind.

Fig. 1.



Wattscher Kofferkessel.

2) Der Cylinderkessel (Walzenkessel), in Fig. 2 dargestellt, wird meist liegend, aber auch stehend ausgeführt (z. B. in Puddelwerken) und bekommt im Maximum 1,33 m Durchmesser bei einer Länge von 5—7 m, wobei er etwa für eine achtpferdige Dampfmaschine genügenden Dampf liefert.

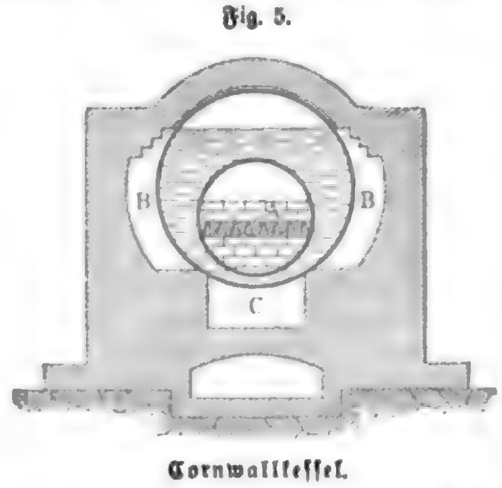
Fig. 2.



Cylinderkessel.

3) Die Rauch- oder Flammrohrkessel. Das Bestreben, die Heizfläche des Kessels zu vergrößern, führte zur Anwendung von Rauch- oder Flammrohren im Kessel, einem oder zwei weiten cylindrischen, den Kessel der Länge nach durchziehenden Rohren, durch welche die Feuergase streichen. Verschiedene Arten derselben sind: a) Der D. mit einem oder zwei Flammrohren und Unterfeuerung, daran kenntlich, daß die Feuerung vorn unter dem Kessel liegt und die Heizgase zunächst unter dem Kessel entlang, dann erst durch die Flammrohre ziehen. Fig. 3 und 4 auf Tafel »Dampfkessel I« zeigen einen Zweiflammrohrkessel mit Unterfeuerung. A Kessel, B Flammrohre, C Mauerwerk, D Rost, E Feuerthür, F Aschenfall, K Luftzuführungskanal, dessen heiße Wände die Luft vor dem Eintritt ins Feuer zum Zweck besserer Verbrennung erwärmen, H der von der Feuerluft zuerst durchzogene Kanal unter dem Kessel, BB die nach diesem durchstrichenen Rauchrohre, JJ die letztgetroffenen Kanäle zu beiden Seiten des Kessels. b) D. mit einem oder zwei Flammrohren und Innenfeuerung. Häufig bringt man bei den Flammrohrkesseln die Feuerung im Innern der Flammrohre an (Innenfeuerung) und nennt sie dann Cornwallkessel, wenn sie nur ein Flammrohr, Lancashirekessel (Fairbairnkessel), wenn sie deren zwei besitzen. Fig. 5 ein Cornwall-Kessel. Das Flammrohr eines solchen darf nicht unter 0,8 m Durchmesser haben. Die Heizgase durchziehen zunächst das Rohr A von vorn nach hinten, gehen danach auf den beiden Seiten des Kessels in den Kanälen BB wieder nach vorn und endlich, in C wieder vereinigt, zum zweitenmal nach hinten in den Schornstein. c) Flammrohrkessel mit Vorfeuerung, von denen mit Innenfeuerung nur dadurch unterschieden, daß sich das Feuer nicht in dem Flamm-

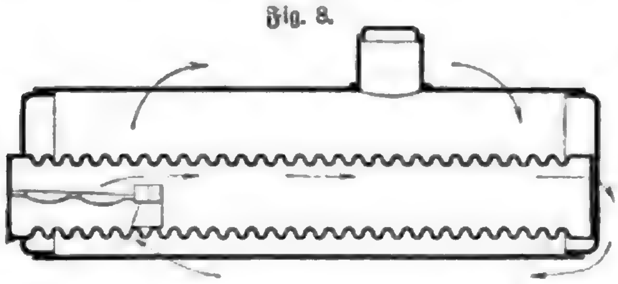
Fig. 5.



Cornwallkessel.

rohr selbst, sondern in einem davor aufgemauerten Raum befindet, ist nur für geringwertiges, nasses Brennmaterial (erdige Braunkohle, Lohe, Sägespäne) zu empfehlen. Von diesen Flammrohrkesseln sind namentlich die mit Innenfeuerung wegen ihrer guten Wärmeausnutzung und des bequemen Ofenbaues noch immer sehr beliebt, obwohl sie an dem großen Übelstand leiden, daß die Flammrohre äußern Druck erfahren und infolgedessen leicht eingedrückt werden, sobald der Normaldruck überschritten oder das Material der Rohre etwas angegriffen ist, und obwohl sie wegen der erforderlichen großen Durchmesser und Wandstärken sehr schwer werden. d) Der Flammrohrkessel mit Quersiedern (Gallowaykessel), Fig. 6 und 7 auf Tafel I, eine Modifikation des gewöhnlichen Flammrohrkessels, wobei im Flammrohr F konische Siederohre S (Gallowayröhren) kreuzweise angeordnet sind, die einerseits die Verdampfungsfähigkeit des Kessels erhöhen sollen, anderseits aber auch zur Versteifung des Flammrohrs beitragen. Bezüglich der Verdampfungsfähigkeit ist jedoch der Nutzen der Quersieder nicht so groß, als man erwarten könnte; außerdem führen dieselben den Nachteil herbei, daß das damit versehene Flammrohr sich nicht gut von innen reinigen läßt. e) D. mit gewelltem Flammrohr (Foxsche D.). Das Flammrohr ist hier

Fig. 8.



Dampfkessel mit gewelltem Flammrohr (Foxscher D.).

(Fig. 8) der ganzen Länge nach gewellt und erhält dadurch eine außerordentliche Vergrößerung der Festigkeit, zugleich auch eine Vergrößerung der Heizfläche. Die gewellten Flammrohre haben in den letzten Jahren große Verbreitung gefunden.

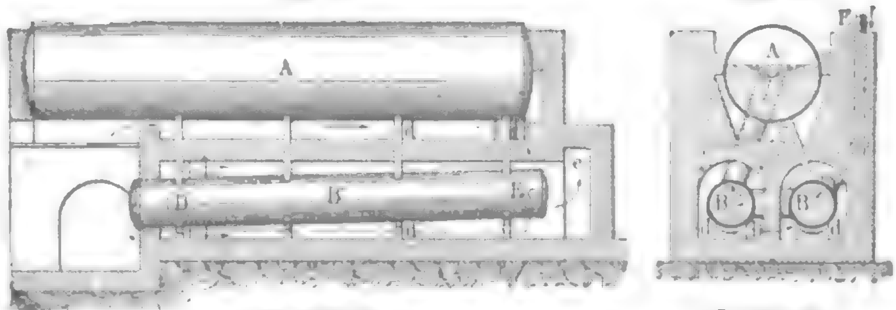
4) Feuerrohrkessel (Heizrohrkessel) sind D., bei welchen statt der ein oder zwei weiten Flammrohre eine große Anzahl enger Röhren verwendet sind. a) Heizrohrkessel mit Unterfeuerung oder Kessel mit rückkehrenden Heizrohren, ein horizontaler, cylindrischer, bis auf ungefähr zwei Drittel seiner Höhe von einer großen Zahl von Heizröhren durchzogener Kessel. Die Feuergase gehen von der vorn unter dem Kessel befindlichen Feuerung unter dem Kessel hinweg bis ans Ende, wo sie in eine hintere Rauchkammer eintreten, um von dieser aus die Heizrohre rückwärts zu durchströmen, sich in einer vordern Rauchkammer zu sammeln und dann in den Schornstein geleitet zu werden. Für stationäre Kessel ist diese Kesselform zwar mit Bezug auf gute Wärmeausnutzung und Widerstandsfähigkeit gegen hohen Druck ganz gut konstruiert, jedoch nur für sehr reines Kesselwasser empfehlenswert, da die innere Reinigung des Kessels vom Kesselstein zwischen den Rohren sehr umständlich und nur möglich ist, wenn man die Rohre herausnimmt. In sehr gedrungener Form findet eine Abart dieser D. als Schiffsdampfkessel Verwendung (Fig. 9 und 10, Tafel I). Der Kessel hat drei Feuerungen F, die auf den Rosten R entwickelten Flammen schlagen in den ganz von Wasser umspülten Kammern K empor und treten durch 193 Feuerrohre E nach der gemeinschaftlichen Rauchkammer O, von welcher die Gase durch einen eisernen Schornstein S abgeführt werden. Diese Kessel nutzen die Wärme gut aus und sind bei mäßigem Druck (von 4–6 Atmosphären) als Schiffskessel fast ausschließlich im Gebrauch, während man bei höherm Druck (s. unten) übermäßig starke Bleche verwenden muß, weshalb man versucht hat, die Wasserrohrkessel als Schiffskessel zu verwenden; doch hat sich bisher noch keine Konstruktion der Wasserrohrkessel für den Schiffsdienst recht geeignet gezeigt. b) Heizrohrkessel mit Feuerbuchse, Lokomotivkessel (Fig. 11, Tafel I) besitzen gleich den Flammrohrkesseln mit Innenfeuerung einen innern Feuerherd, der hier zu einem viereckigen Kasten, der Feuerkiste oder Feuerbuchse A, ausgebildet ist. Die Seitenwände der Feuerbuchse sind von den Wänden eines äußern Kastens derart umgeben, daß ringsherum ein Abstand von ca. 8 cm bleibt, welcher mit dem Kesselraum in direkter Verbindung steht, so daß die Feuerbuchsenwände innen mit Wasser bedeckt sind. Zwischen der Decke der Feuerbuchse und der Decke des äußern Kastens befindet sich ein größerer Zwischenraum, der in seinem untern Teil und zwar bis auf mindestens 10 cm über dem Feuerbuchsendeckel mit Wasser erfüllt sein muß, um diesen vor dem Erglühen, Durchbiegen und Rosten zu schützen. Die meist ebenen Feuerbuchsenwände sind zur Versteifung durch Stehbolzen mit den Wänden des Außenkastens verbunden, der Deckel ist durch aufgenietete Winkeleisen, Anker ꝛc. versteift. Die ganze Feuerbuchse ist behufs größerer Feuerbeständigkeit aus Kupferblech hergestellt. An der Vorderseite bei b befindet sich die Feuerthür, unten bei a der Rost, an die Hinterseite schließt sich der eigentliche Kessel B von cylindrischer Form an, in welchem die Heizrohre C liegen und zwar so, daß sie von der Hinterseite der Feuerbuchse bis zur Hinterseite des Kessels reichen und so den Feuergasen gestatten, von der Feuerbuchse durch den Kessel in die Rauchkammer D und weiter in den Schornstein E zu ziehen. Dieser Kessel eignet sich, weil er die Feuerung vollständig umschließt und gar keiner Mauerung bedarf, besser als jeder andre für den Transport und wird daher bei Lokomotiven und Lokomobilen verwendet. Übrigens ist er schwer von innen zu reinigen und besonders an der Feuerbuchse leicht reparaturbedürftig, Nachteile, welche man bei lokomobilen Kesseln mit in den Kauf nehmen muß.

5) Siederohrkessel, Kessel, die außer einem cylindrischen Hauptkessel noch einen oder mehrere mit ersterm verbundene, darunter oder daneben im Feuer liegende und mit Wasser gefüllte starke Rohre (Siederohre, Sieder) haben. a) Siederohrkessel mit Unterfeuerung sind mit einem, zwei oder drei unter dem Hauptkessel liegenden und durch starke Verbindungsstutzen mit ihm verbundenen Siederohren versehen, unter welchen die Feuerung und der erste Feuerkanal liegen, so daß die Sieder die erste Hitze des Feuers bekommen, während der durch ein Zwischengewölbe von den Siedern getrennte Hauptkessel erst in zweiter Linie von den Feuergasen getroffen wird. Nach der Anzahl der Siederohre bezeichnet man diese Kessel als Einsiederkessel (Einsieder, Doppelkessel mit Unterfeuerung) oder Zweisiederkessel (Zweisieder) oder als Dreisiederkessel (Dreisieder). Fig. 12 (Tafel I) zeigt einen Zweisiederkessel. Der Hauptkessel A ist von den zwei Siedern B (in der Figur ist nur einer sichtbar), welche zuerst von dem auf dem Rost E brennenden Feuer getroffen werden, durch ein Gewölbe D getrennt, durch welches die Ver-

bindungsstutzen CCC hindurchgehen; die Feuergase ziehen unter dem Gewölbe, die Sieder bespülend, nach hinten, dann aufwärts und in dem Zug GG unter dem Hauptkessel wieder nach vorn, endlich in einem zu G parallelen Zug, der von ihm nur durch eine zwischen dem Gewölbe D und dem Kessel A aufgeführte Scheidemauer getrennt ist, zum zweitenmal nach hinten und durch den Fuchs K unter dem Regulierschieber M vorbei in den Schornstein. Bei den Ein- und Dreisiederkesseln ist die Einmauerung und Flammenführung eine ganz ähnliche. — Der Ober- oder Hauptkessel der Siederohrkessel erhält 1—1,3 m Durchmesser und höchstens 10 m Länge; die Sieder müssen so weit sein, daß sie bequem befahren werden können (Durchmesser mindestens 0,5 m). Die Verbindungsstutzen müssen, um den sich in den Siedern heftig entwickelnden Dampf leicht in den Hauptkessel zu lassen, für jeden Sieder einen Gesamtquerschnitt von mindestens 1/60 der Heizfläche dieses Sieders haben.

Siederkessel mit zwei oder drei Siedern stehen in ihrem Verdampfungsvermögen den Flammrohrkesseln mit Innenfeuerung wenig nach; weil sie aber auf Festigkeit günstiger beansprucht sind, können sie aus schwächern Blechen hergestellt werden und kosten daher weniger; anderseits kann man sie aber auch für hohe Dampfdrucke verwenden. Ihre Reinigung von außen und innen läßt sich leicht bewerkstelligen. b) **Siederohrkessel mit Zwischenfeuerung** haben die Feuerung unter dem Hauptkessel, so daß dieser die erste Hitze empfängt, während die Sieder das zunächst in sie eintretende Wasser für den Hauptkessel vorwärmen, weshalb man in diesem Fall die Sieder auch Vorwärmer (Vorwärmrohre) nennt. Fig. 13 (Tafel I) zeigt einen D. mit einem Vorwärmer (Doppelkessel mit Zwischenfeuerung). Unter dem cylindrischen Oberkessel AB wird auf dem Rost H gefeuert, so daß die Rauchgase zunächst unter dem Oberkessel entlang nach hinten ziehen, dann bei K sich nach unten wenden u. am Vorwärmer CD in einem Seitenkanal von hinten nach vorn streichen, um auf der andern Seite desselben, nach hinten ziehend, endlich in den Schornstein zu treten. EF ist das bis nahezu auf den Boden des Vorwärmers geführte Speiserohr, N ein Stutzen zur Befestigung des Wasserstandglases ꝛc. (s. unten), M der Dampfdom, aus dessen oberm Teil der Dampf, nachdem er den größten Teil des beim Kochen mitgerissenen Wassers abgegeben hat, zum Verbrauch entnommen wird. Bei der in unsrer Figur gegebenen Anordnung mit zwei Verbindungsstutzen gleicht sich die Temperatur des im Ober- und Unterkessel befindlichen Wassers bald aus, indem die entstehende Zirkulation das kältere zugespeiste Wasser nach oben und dafür Wasser aus dem Oberkessel nach unten führt. Will man jedoch die Wärme der Heizgase möglichst ausnutzen, so bringt man nur einen Verbindungsstutzen an einem Ende des Vorwärmers an, führt das Wasser am entgegengesetzten Ende ein und sorgt dafür, daß dieses Ende die letzte Hitze erhält. Das Wasser hat dann eine den Heizgasen entgegengesetzte Strömung, und ein solcher Kessel ist ein **Gegenstromkessel** (Gegenströmer). Hierbei muß man die Vorsicht anwenden, dem Vorwärmer nach dem Speiseende hin ein wenig Neigung zu geben, weil sonst an demselben durch Dampfansammlung leicht das Wasser verdrängt und das entblößte Blech zum Erglühen gebracht wird. Vielfach wendet man Kessel mit zwei Vorwärmern an, bei welchen das Gegenstromprinzip noch weiter ausgebildet ist. In Fig. 14 u. 15 (einem Gegenströmer mit zwei unter dem Kessel liegenden Vorwärmern) sind A der Oberkessel, B und B′ zwei Sieder, c der Verbindungsstutzen zwischen A und B, D derjenige zwischen B und B′, E das Speiserohr, d gußeiserne Stutzen für den Kessel und die Vorwärmer, e der Fuchs. Die Feuergase umziehen die Kesselteile in der durch die Pfeile angegebenen Weise, zuerst unter dem Oberkessel nach hinten, dann B umspülend nach vorn, endlich an B′ entlang wieder nach hinten in den Fuchs e. So vorzüglich einerseits die Gegenströmer in Bezug auf Wärmeausnutzung funktionieren, so leiden sie jedoch anderseits daran, daß sich bei ihnen, wenn sie mit kaltem, nicht vorgewärmtem Wasser gespeist werden, an dem Speiseende bald innere und äußere Zernagungen zeigen. Diejenigen Teile nämlich, in welche das kalte Speisewasser mit einer unter 100° liegenden Temperatur eintritt, beschlagen, wie Fensterscheiben bei kalter Witterung, von den in den Rauchgasen enthaltenen Wasserdämpfen,

Fig. 14. Fig. 15.



Längsschnitt. Querschnitt.

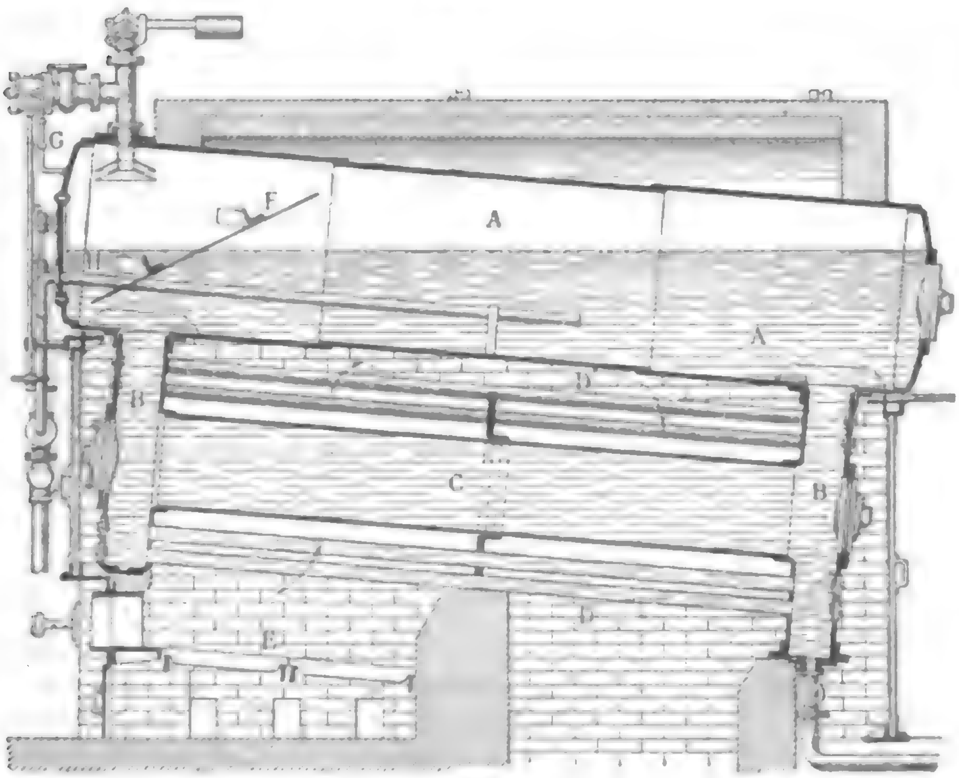
Gegenstromkessel mit zwei Vorwärmern

und die nach und nach herabrinnenden Wassertropfen führen eine Verrostung des Eisens von außen herbei. Im Innern bilden sich bei der Erwärmung Luft und Kohlensäurebläschen, welche zur Oxydation der innern Eisenflächen führen. Dieser Übelstände wegen soll man, wenn man überhaupt die Gegenströmer anwenden will, dieselben stets mit auf 100° vorgewärmtem Wasser speisen (über die dazu erforderlichen Vorwärmer s. unten). Zu den Gegenströmern gehören auch die sogen. **Ten Brink-Kessel** (Fig. 16 u. 17, Tafel II). Der Teil, von welchem sie ihren Namen haben, die **Ten Brink-Feuerung** (Ten Brink-Apparat von Ten Brink in Arlen [Baden], 1860 zuerst für Lokomotivkessel konstruiert), besteht aus einem quer liegenden kurzen, dicken Rohr, welches von zwei konischen Feuerrohren schräg durchdrungen und mit dem Kessel durch cylindrische Stutzen verbunden ist. In den Feuerrohren befinden sich stark geneigte Roste, in deren Verlängerung nach außen rechteckige Zuführungskanäle für die Kohle angebracht sind. Die Flammen der in dem untern Teil des Rostes brennenden Kohlen streichen über dem von oben her frisch zugeführten Brennmaterial hinweg, bringen dasselbe zur Vergasung und entzünden die Gase (s. **Feuerungsanlagen und Rauchverbrennung**). Der ganze Kessel wird aus neun mit Wasser gefüllten Rohren LMN, dem Ten Brink-Apparat T und einem Dampfsammler O gebildet. Bei S tritt das Speisewasser in die untersten Rohre ein und tritt auf dem durch die punktierten Pfeile angegebenen Weg in den obern Kessel L und von da als Dampf in den Dampfsammler O, von wo aus die Dampfableitung stattfindet.

Den entgegengesetzten, durch voll ausgezogene Pfeile markierten Weg machen die auf den Ten Brink-Rosten entwickelten Heizgase. Die Gegenströmung ist also vollkommen durchgeführt.

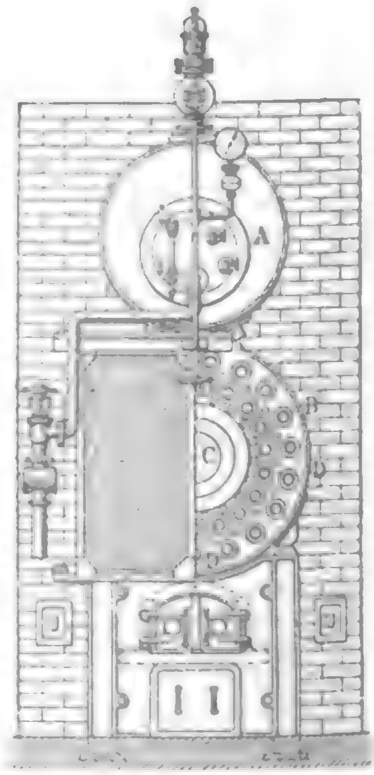
6) **Wasserrohrkessel** stehen zu den Siederkesseln ungefähr in demselben Verhältnis wie die Feuerrohr- zu den Flammrohrkesseln; sie bestehen aus einer Anzahl enger, mit Wasser gefüllter Rohre, die durch Zwischenstücke in verschiedener Weise verbunden sind. Sie verdanken ihre Entstehung dem Bestreben, möglichst viel und stark gespannten Dampf (bis zu 10 und mehr Atmosphären) in verhältnismäßig kleinen Kesseln bei großer Explosionssicherheit zu gewinnen. Natürlich wird hier wegen der engen Gefäße der Wasserraum im Verhältnis zur Heizfläche sehr gering und ist daher auch der im Kessel aufgespeicherte Wärmevorrat ein unbedeutender, aus welchem Grund sich diese Kessel im Gegensatz zu den früher behandelten, mit großen Wassergefäßen versehenen nur da empfehlen, wo es sich um eine ziemlich regelmäßige Dampfentnahme handelt. Die engen Gefäße der Wasserrohrkessel sind schon bei geringen Wandstärken sehr widerstandsfähig und können daher leicht großen Dampfdruck mit Sicherheit aushalten. Hierzu kommt noch, daß bei diesen Kesseln eine Explosion sich immer nur auf eine oder eine geringe Anzahl der engen Röhren beschränkt, so daß hier die Explosionen im Vergleich zu denen andrer D. viel weniger Schaden anrichten. Aus diesem Grund nennt man die Wasserrohrkessel auch **Sicherheitskessel**, **nicht explodierende D.** 2c., obwohl auch bei ihnen von einer absoluten Sicherheit gegen Explosion nicht die Rede ist. Ein D. mit noch verhältnismäßig weiten Röhren, also ziemlich großem Wasserraum, und daher für nicht allzu stark wechselnden Dampfverbrauch recht verwendbar ist a) der **Röhrenkessel von Howard** (**Howardkessel**, **Howards Sicherheitskessel**, Fig. 18 auf Tafel II).

Fig. 21.



Längsschnitt.

Fig. 22.



Querschnitt.

Fig. 21 und 22. Heines Dampfkessel.

Derselbe besteht aus vertikalen Wänden von je acht Rohren b, welche mit ihren untern Enden in ein horizontales Rohr a mit acht Stutzen dampfdicht eingepaßt sind, auf ihren Decken aber verhältnismäßig enge Rohre tragen, durch welche sie mit dem darüberliegenden Dampfsammelrohr c in Verbindung stehen. Solche vertikale Rohrwände (Batterien) werden fünf und mehr je nach verlangter Kesselgröße in einen Ofen gelegt, oben durch ein gemeinschaftliches Dampfrohr d, unten durch ein Speiserohr e verbunden. Die Feuergase ziehen vom Rost aus unter den eng zusammenliegenden horizontalen Rosten nach hinten, dann um die untern Teile der vertikalen Rohre herum nach vorn und über einer gußeisernen Scheidewand hinweg an den obern Rohrstücken vorbei zum zweitenmal nach hinten in den Schornstein. Bei neuern Howardkesseln liegen die Rohre b der Batterien der bequemern Reinigung wegen nahezu horizontal, während die Rohre a, nahezu vertikal liegend, als Dampfsammelrohre dienen. b) Der **Bellevillekessel** (Fig. 19 der Tafel II) besteht aus einem Bündel nahezu horizontal liegender, geschweißter schmiedeeiserner Rohre von 80—100 mm Weite, welche mittels besonderer, aus schmiedbarem Gußeisen hergestellter Verbindungsstücke A zu fünf nebeneinander liegenden **Rohrelementen** (in der Figur ist nur eins sichtbar) von zickzackförmig aufsteigender Gestalt verbunden sind, so daß jedes Element als ein einziges langes, schwach ansteigendes Rohr betrachtet werden kann. Das Speisewasser tritt durch das allen fünf Elementen gemeinschaftliche Speiserohr B in die untersten Röhren der Elemente, welche die stärkste Hitze erhalten, und bewegt sich teils noch als Wasser, teils als Dampf in jedem Element, sämtliche Rohre durchströmend, nach oben durch das gemeinschaftliche Dampfrohr C und das aufsteigende Rohr F in den Dampfsammler E. HH sind die Roste, L ist ein Schlammsammler, DD sind durch je eine Schraube verschlos-

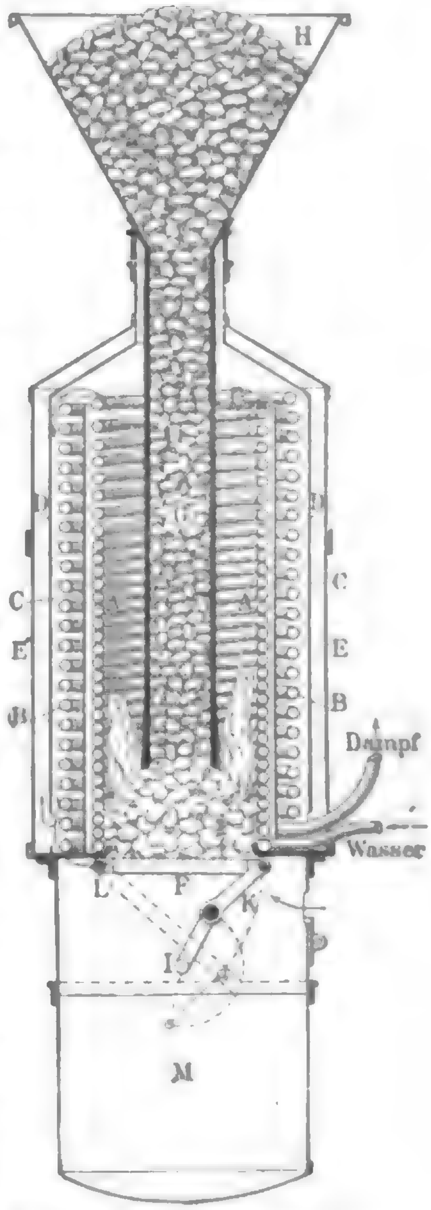
sene Reinigungsöffnungen für die Rohre. Im Prinzip ähnlich ist letzterm Kessel der D. zu Lilienthals gefahrlosem Dampfmotor, der bei den stehenden Dampfkesseln (s. unten) beschrieben ist. c) Der Rootsche **Wasserrohrkessel** (Rootkessel, Fig. 20 der Tafel II) unterscheidet sich von dem Bellevillekessel dadurch, daß die Anfangspunkte A sämtlicher Rohre R eines Elements einerseits und die sämtlichen Endpunkte E anderseits miteinander durch eigentümliche Kopfstücke in Verbindung stehen und alle Rohre des Kessels, nach dem Dampfrohr D um etwa 20° ansteigend, parallel liegen. Der in einem Rohr entwickelte Dampf wird sich daher nicht durch sämtliche darüberliegende Rohre hindurchzuzwängen brauchen, sondern einen nähern Weg direkt durch die höher gelegenen Verbindungen EE nach dem Dampfsammelrohr D suchen. Auf dem Rost Q brennt das Feuer, dessen Flammen direkt die untersten Rohre mit dem frisch zugespeisten Wasser treffen, um durch die hintere Öffnung der Platte PP, zwischen dieser und einer zweiten Platte P′P′ hinstreichend, die mittlern Rohre zu heizen und endlich zwischen PP′ und dem Deckengewölbe nach dem Fuchs F zu ziehen, hierbei einesteils den Dampf trocknend, der in den über der Wasserlinie WW liegenden Rohrteilen und im Dampfsammler D vorhanden ist, anderenteils das Speisewasser in der Vorwärmschlange rr anzuwärmen. S′ ist ein Sammelbassin für das warme Wasser, V sind Ventile, welche ein Ausschalten der Vorwärmschlange und ein direktes Speisen des Kessels durch das Rohr S gestatten.

Die einzelnen hier beschriebenen Kesselsysteme kombiniert man nun noch in der verschiedensten Weise und zwar hauptsächlich in der Absicht, um die Vorteile der Kessel mit großem Wasserraum und derjenigen mit kleinem Wasserraum mehr oder weniger zu vereinigen. So verwendet man D. mit Siedern und Rauchrohren zugleich (**kombinierte Siederauchrohrkessel**), D. mit Siedern und seitlichen Vorwärmern, kombinierte Innenfeuerkessel und Heizröhrenkessel (System Piedboeuf), kombinierte Siederohr- und Heizrohrkessel (System Piedboeuf), kombinierte Wasserrohr- und Siederohrkessel (System Heine), kombinierte Belleville- und Rootkessel (System Baissel u. Komp.) u. v. a. Vielfach werden auch die reinen Wasserrohrkessel mit größern Wassergefäßen verbunden, welche nicht im Feuer liegen, sondern nur den Zweck haben, in ihrem Wasser durch den eintretenden Dampf Wärme aufspeichern zu lassen, weshalb man bei der Bestimmung ihrer Wandstärken nicht auf Wärmeleitung, sondern nur auf die Festigkeit Rücksicht zu nehmen braucht. Diese Gefäße sind daher der Explosionsgefahr viel weniger ausgesetzt als solche von gleicher Form und Größe, deren Wandungen als Heizfläche dienen. Hierher gehören unter andern die Kessel von Steinmüller, von Büttner, Walter u. Komp. und von J. G. Schmidt. Als Beispiel für einen kombinierten Kessel ist in Fig. 21 u. 22, S. 452, Heines D. dargestellt. A schräg liegender Oberkessel mit daran befestigten kurzen, cylindrischen Wasserkammern BB, welche durch den Sieder C und die Wasserrohre DD miteinander verbunden sind. Von dem Rost E ziehen die Heizgase in der Richtung der Pfeile um die Kesselteile herum. F ist ein Blech, welches die mitgerissenen Wasserteile zurückhalten soll; bei G findet die Dampfentnahme, bei H die Speisung statt.

Vertikalkessel.

Die Vertikalkessel werden außerordentlich mannigfaltig ausgeführt, jedoch stets so, daß sie äußerlich im ganzen die Form eines stehenden Cylinders zeigen. Es sollen hier außer dem schon erwähnten stehenden Walzenkessel noch beispielsweise beschrieben werden: Der **Vertikalkessel von Babcock u. Wilcox** (Fig. 23, Tafel I) hat Ähnlichkeit mit einem Lokomotivkessel, nur sind die Feuerrohre aufrecht gestellt. A ist eine runde Feuerbuchse mit dem Rost B, C der eigentliche cylindrische Kessel mit den Feuerrohren D, durch welche die Feuergase in die Rauchkammer E und den Schornstein F entweichen, bei G findet die Dampfentnahme statt. Der **Fieldkessel** (Fig. 24 u. 25, Tafel I) besteht, wie die vorbeschriebenen, aus einem cylindrischen Vertikalkessel B mit runder Feuerbuchse A, von welcher aus die Rauchgase durch den obern Kesselteil durchdringenden Schornstein C abziehen. Um aber die Flamme an direktem Eintritt in diesen zu hindern, ist in die Feuerbuchse von obenherein Hohlkörper aus Schamottemasse D eingehängt, der in derselben einen ringförmigen Raum herstellt. In diesem hängen von der Feuerbuchsendecke aus zahlreiche dünnwandige, oben offene, unten verschlossene Rohre, mit Wasser gefüllt, hinab. In diese Rohre sind dünnere Rohre (Kernrohre) mittels dreier Vorsprünge (Fig. 25) von obenher so eingehängt, daß das Kesselwasser in den Zwischenraum eintreten kann. Es entsteht dann eine starke Strömung des an der Rohrwand stark erhitzten Wassers und der Dampfblasen in dem Ringraum nach oben und eine entgegengesetzte des minder heißen Kesselwassers durch die Kernrohre. Der Fieldkessel zeichnet sich durch rasche Dampferzeugung, Ökonomie an Brennstoff und Gewährung großer Heizfläche in kleinem Raum aus. Der D. zu **Lilienthals gefahrlosem Dampfmotor** besteht aus einem langen, dünnen kupfernen oder eisernen Rohr, welches derart spiralförmig gewunden ist, daß zwei von den Windungen gebildete konzentrische Cylinder entstehen, A (Fig. 26) mit aufsteigenden, B mit absteigenden Windungen, beide voneinander durch einen Cylinder aus Eisenblech getrennt. F ist der Rost, bei

Fig. 26.



Kessel zu Lilienthals gefahrlosem Dampfmotor.

L mittels der Kurbel I und der Stange K drehbar, um bei der Einstellung des Betriebes das noch auf ihm befindliche Material in den Aschentopf M fallen zu lassen. G Kohlenrohr mit Fülltrichter H zur Beschickung des Rostes. Das Innere des Eisenblechcylinders C bildet den ersten Feuerzug, der Zwischenraum zwischen C und einem zweiten Blechcylinder D den zweiten, der Raum zwischen D und dem äußern Mantel E den dritten Feuerzug, von welchem sich oben der Schornstein abzweigt. Das Wasser tritt kontinuierlich unten in die innere Schlange ein und zwar in Form von heißem, durch einen Oberflächenkondensator aus dem Abdampf der zugehörigen Dampfmaschine erhaltenem Kondensationswasser und wird fast momentan in ein Gemisch von Wasserblasen und Dampf verwandelt, welches bei seinem Durchgang durch A und B allmählich an Wassergehalt verliert, bis es am untern Ende von B als ziemlich trockner Dampf zur Maschine abgeht. Dieser Kessel ist außerordentlich explosionssicher und bedarf zu seiner Aufstellung einer sehr geringen Grundfläche, weshalb er mit der dazu gehörigen Maschine für das Kleingewerbe sehr geeignet ist. Die Vertikalkessel im allgemeinen finden nur da zweckmäßige Verwendung, wo man auf eine eng bemessene Grundfläche angewiesen ist.

Über die Dampfkessel der sogen. feuerlosen Lokomotiven und die Heinemannsche Maschine s. **Lokomotive**; s. auch **Dampfofen**.

Dampfkesselarmatur.

Für den regelmäßigen und sichern Betrieb der D. sind noch eine Anzahl Apparate erforderlich, welche, unter dem Namen Dampfkesselarmatur (**Montierung, Garnierung**) zusammengefaßt, die Erwärmung und Zuführung des Speisewassers, das Ablassen des gesamten Kesselwassers, das Trocknen und Abführen des Dampfes, die Kontrollierung des Wasserstandes im Kessel, die Messung des im D. herrschenden Druckes 2c. bezwecken.

Das Vorwärmen des Speisewassers. Häufig kann man wesentliche Ersparnisse an Brennmaterial machen und auch die Haltbarkeit des Dampfkessels verlängern, wenn man das Wasser vorwärmt, ehe man es in den D. leitet. Hierzu dienen die **Vorwärmer** (wohl zu unterscheiden von den ebenso benannten Siedern der Siederkessel mit Zwischenfeuerung). Als Wärmequelle benutzt man entweder die vom Kessel abziehenden Rauchgase oder den Abdampf der Dampfmaschine. Ersteres ist nur dann zweckmäßig, wenn bei der normalen Arbeit des Kessels die Heizgase mit höherer Temperatur entweichen, als zur Herstellung hinreichenden Zugs erforderlich sein würde; letzteres findet bei Hochdruckdampfmaschinen ohne Kondensation statt. Fig. 27 (Tafel II) stellt Greens Economiser (Brennstoffsparer), einen Vorwärmer für Benutzung der abziehenden Heizgase, dar. Er steht in dem erweiterten Abzugskanal (Fuchs) a a a a und ist zusammengesetzt aus den Rohren b b und c c. Von den Rohren b b liegen 6—8 und mehr batterieartig nebeneinander und sind mit je 7 oder 8 vertikalen Rohren c von 1 qm Oberfläche versehen, deren für jede Pferdekraft des Dampfkessels eins anzubringen ist. Alle untern Rohre münden in das Zuleitungsrohr b′ und die obern in das zum Kessel führende Rohr b″. Von der Grube e aus ist der Apparat durch g und g′ zugänglich, f ist ein Sicherheitsventil (s. d.). Die Schaber d halten die Rohre rußfrei. Die mittels des abziehenden Dampfes wirkenden Vorwärmer bestehen entweder in einem gußeisernen Kasten, welcher vom Abdampf durchzogen wird, wobei er das auf eingelegten Platten in dünnen Schichten hinrieselnde Wasser bestreicht, oder aus einem System von Rohren, welche, im Innern vom Dampf durchströmt, außen von dem vorzuwärmenden Wasser umgeben sind.

Über das Speisen (die Wasserzuführung) der D. und die Speisevorrichtungen s. **Dampfkesselspeiseapparate**. S. auch weiter unten die polizeilichen Bestimmungen für Dampfkesselanlagen.

Beobachtung des Wasserstandes im Kessel. Über die normale Höhe des Wasserstandes und die in Deutschland unbedingt erforderlichen Apparate zur Wasserstandsbeobachtung s. weiter unten die polizeilichen Bestimmungen. Die Beschreibung der hierher gehörigen Apparate (Wasserstandsglas, Wasserstandshähne, Schwimmer) s. **Wasserstandszeiger**. Über die Apparate, welche das Sinken des Wasserstandes im D. unter die normale Höhe selbstthätig durch ein Signal zu erkennen geben, s. **Lärmapparate**.

Die Apparate zur **Beobachtung des im D. herrschenden Dampfdrucks** sind die **Manometer** (s. d.). Zur **Sicherung gegen Überschreitung des vorgeschriebenen Maximaldrucks** im Kessel dienen die **Sicherheitsventile** (s. d.). Zur Vermeidung eines zu starken Sinkens des Dampfdrucks beim Erkalten durch Kondensation wendet man bei den verhältnismäßig schwachwandigen Niederdruckkesseln, welche durch den Überdruck der atmosphärischen Luft leicht eingedrückt werden könnten, sogen. **Luftventile** an, kleine Ventile, die durch eine schwache Feder zugehalten werden u. sich bei äußerm Überdruck nach innen öffnen.

Die **Dampfableitung** soll so erfolgen, daß man möglichst trocknen Dampf (ohne mitgerissene Wasserteilchen) erhält, weshalb man häufig auf oder über dem Kessel stehende oder liegende **Dampfsammler** (Dampfdome, Dome) anbringt; auch legt man Platten vor die Öffnung des **Dampfableitungsrohrs** (**Dampfleitung**), von welchen die mit aufsteigenden Wasserteilchen zurückprallen sollen. Zur Abscheidung der dennoch in die Dampfleitungsrohre gelangten Wasserbläschen dienen die **Dampfentwässerungsapparate** (Wasserabscheider, Dampftrockner), s. d. Um anderseits auch das Wasser zu entfernen, welches durch Kondensation sich in langen Dampfrohrleitungen und besonders auch da bildet, wo der Dampf zum Kochen und Heizen dient, wendet man **Kondensationswasserableiter** (s. d.) an. Für die Verwendung des Dampfes in Dampfmaschinen ist es jedoch auf alle Fälle vorteilhafter, die Kondensation in der Leitung möglichst durch Überhitzen des Dampfes im Kessel und durch Umhüllungen des Leitungsrohrs mit schlechten Wärmeleitern zu vermeiden. Derartige Wärmeschutzmaterialien oder Wärmeisoliermittel gibt es eine ganze Reihe, von denen die Leroysche Masse die verbreitetste ist. Jeder Kessel muß durch ein **Dampfabsperrungsventil** außer Verbindung mit der Dampfleitung gesetzt werden können, insbesondere muß von mehreren zu einem Betrieb vereinigten Kesseln mit gemeinsamer Dampfleitung jeder ein besonderes Absperrungsventil bekommen. Jeder Kessel muß mit einem **Abblasehahn** oder **Abblaseventil** versehen sein, um durch diese entweder für die Reinigung des Kessels vom Kesselstein gänzlich oder behufs Austreibung des den meisten Schmutz oder Schlamm enthaltenden Wassers nur teilweise vom Wasser entleert zu werden (das sogen. **Abblasen**). Jeder größere Kessel muß mindestens ein **Mannloch** haben, d. h. eine ovale Öffnung von ca. 350 mm Breite und 550 mm Länge, welche während des Betriebes durch einen innen anliegenden Deckel geschlossen ist und bei der Kesselrevision und bei etwanigen Reparaturen nach Entfernung des Deckels zum

Befahren des Dampfkessels, d. h. zum Einsteigen einer Person, dient. Auch das Abschlagen des Kesselsteins, jener steinharten Kruste, welche sich aus ursprünglich im Wasser aufgelösten, jedoch bei der Verdampfung ausscheidenden Bestandteilen (Kalk, Gips) bildet, erfordert das Befahren des Kessels. Über die Mittel, der Kesselsteinbildung vorzubeugen, s. **Kesselstein**. Endlich gehört zur Dampfkesselarmatur noch die **Dampfpfeife** (s. d.).

Gesetzliche Bestimmungen.

Die Anlage von Dampfkesseln unterliegt nach § 24 der Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 gewissen polizeilichen Bestimmungen, welche unterm 29. Mai 1871 vom Reichskanzleramt publiziert worden sind. § 1: Gußeisen ist für feuerberührte Wandungen der Kessel oder Kesselteile von mehr als 25 cm lichter Weite bei Cylindergestalt und mehr als 30 cm bei Kugelgestalt der D. verboten. Feuerrohre von Messing dürfen 10 cm Durchmesser nicht überschreiten. § 2: Die Feuerzüge an ihrer höchsten Stelle müssen mindestens 10 cm (bei Schiffskesseln nach deren Größe 15—25 cm) unter dem niedrigsten Wasserspiegel des Kessels liegen. Diese Bestimmungen finden nicht Anwendung auf D., welche aus Siederohren von weniger als 10 cm Weite bestehen, sowie auf solche Züge, in denen ein Erglühen des mit dem Dampfraum in Berührung stehenden Teils der Wandungen nicht zu befürchten ist. § 3 verordnet die Anwendung eines Speiseventils; § 4 das Vorhandensein von zwei zuverlässigen, voneinander unabhängigen, jede für sich ausreichenden Speisevorrichtungen. § 5: Jeder D. muß ein Wasserstandsglas und eine zweite zur Erkennung des Wasserstandes taugliche Vorrichtung besitzen. § 6: Bei Anwendung von Probierhähnen muß der unterste in der Ebene des festgesetzten niedrigsten Wasserstandes stehen; auch muß man die Hähne in gerader Richtung durchstoßen können. § 7: Der festgesetzte niedrigste Wasserstand ist am Wasserstandsglas und an der Kesselwandung oder dem Mauerwerk zu bezeichnen. § 8: Jeder D. oder Komplex von Dampfkesseln mit gemeinsamem Dampfsammler muß mit wenigstens einem zuverlässigen Sicherheitsventil, jeder lokomobile Kessel mit zwei solchen versehen sein. Die Ventile müssen jederzeit gelüftet werden können und sind höchstens so zu belasten, daß sie bei Eintritt der für den Kessel festgesetzten Dampfspannung sich öffnen. § 9: Jeder Kessel muß ein (Schiffskessel zwei) zuverlässiges Manometer mit einer Marke der höchsten Dampfspannung besitzen. § 11: Jeder neu aufzustellende D. muß vor der Einmauerung durch Wasserdruck geprüft werden und zwar Kessel für nicht mehr als 5 Atmosphären Überdruck auf den doppelten Betrag, die übrigen mit einem Druck, welcher den beabsichtigten Druck um 5 Atmosphären übersteigt. Die Kesselwandungen dürfen durch die Proben ihre Form nicht bleibend verändern und beim höchsten Druck Wasser aus den Fugen nur als Nebel oder in feinen Perlen austreten lassen. § 12: Nach jeder größern Ausbesserung ist die Prüfung zu wiederholen. § 13: Bei der Prüfung ist ein offenes Quecksilbermanometer oder das amtliche Kontrollmanometer anzuwenden, für dessen Anbringung jeder D. eine passende Vorrichtung haben muß. § 14 verbietet die Aufstellung von Dampfkesseln für mehr als 4 Atmosphären Überdruck und solcher, bei denen das Produkt aus der feuerberührten Fläche in QMetern und der Dampfspannung in Atmosphärenüberdruck mehr als 20 beträgt, unter bewohnten Räumen oder in solchen, wenn dieselben überwölbt oder mit fester Balkendecke versehen sind. An jedem unter bewohnten Räumen aufgestellten D. muß die Einwirkung des Feuers sofort gehemmt werden können. Ausgenommen hiervon sind die aus Siederohren von unter 10 cm bestehenden und in Bergwerken oder Schiffen aufgestellten D. Zwischen dem Kesselmauerwerk und den Gebäudewänden muß ein Zwischenraum von mindestens 8 cm verbleiben. — Für Eisenbahnlokomotivkessel gelten die besondern Bestimmungen des Bahnpolizeireglements vom 3. Juni 1870. Die Anweisung des königlich preußischen Handelsministers vom 11. Juni 1871 bestimmt mit Rücksicht auf § 8 der obigen Bekanntmachung, daß die zulässige Belastung der Sicherheitsventile bei der Prüfung mit Hilfe eines Kontrollmanometers oder eines Quecksilberröhren-Manometers reguliert werden muß. Eine Überlastung der Sicherheitsventile macht die Kesselbesitzer straffällig.

Nach dem Gesetz vom 3. Mai 1872, betreffend den Betrieb der D., sind die Besitzer von Dampfkesselanlagen oder ihre Vertreter sowie die Kesselwärter verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß während des Betriebes die bei Genehmigung der Anlage oder allgemein vorgeschriebenen Sicherheitsvorrichtungen bestimmungsmäßig benutzt und Kessel, die sich nicht in gefahrlosem Zustand befinden, nicht im Betrieb erhalten werden. Die Besitzer müssen amtliche Revision des Betriebes gestatten, die dazu nötigen Arbeitskräfte und Vorrichtungen bereit stellen und die Kosten der Revision tragen. Die äußere amtliche Untersuchung findet alle zwei, die innere alle sechs Jahre statt. Erstere besteht vornehmlich in einer Prüfung der ganzen Betriebsweise des Kessels; die innere erstreckt sich auf den Zustand der Kesselanlage überhaupt und umfaßt auch die Prüfung der Widerstandsfähigkeit der Kesselwände und des Zustandes des Kesselinnern. Werden bei der Untersuchung erhebliche Unregelmäßigkeiten im Betrieb ermittelt, so kann nach Ermessen des Beamten im folgenden Jahr die äußere Untersuchung wiederholt werden. Gefahr drohende Kessel sind außer Betrieb zu setzen und nach der Reparatur noch einmal zu untersuchen. S. auch **Dampfkesselüberwachung**. Von der bevorstehenden innern Untersuchung wird der Besitzer mindestens vier Wochen vorher unterrichtet, und der Sachverständige sucht sich mit dem Besitzer über die Wahl des Zeitpunktes für die Untersuchung zu verständigen, um den Betrieb sowenig wie möglich zu beeinträchtigen.

Über die Entwickelung des Dampfkesselbaues gibt die preußische Statistik der letzten sechs Jahre lehrreichen Aufschluß. Es waren vorhanden zu Anfang der Jahre

	1879	1885
Feststehende Dampfkessel	32411	41421
Bewegliche Dampfkessel und Lokomobilen	5536	9191
Schiffsdampfkessel	702	1211

Auch die Verwendung vorteilhafterer Kesselformen zeigt eine bedeutende Zunahme, denn es betrug die Zahl der Kessel zu Beginn der Jahre

	1879	1885
Einfache Walzenkessel	3916	3888
Walzenkessel mit Siederohren	8279	9013
Engrohrige Siederohrkessel	640	1121
Flammrohrkessel mit 1 Flammrohr	6149	7091
Flammrohrkessel mit 2 Flammrohren	7916	11666
Flammrohrkessel mit Quersiedern	341	1194
Heizrohrkessel ohne Feuerbuchse	1478	2220
Feuerbuchsenkessel mit vorgehenden Heizrohren	1287	2157
Feuerbuchsenkessel mit rückkehrenden Heizrohren	218	831
Feuerbuchsenkessel mit Siederohren	885	1642
Kessel andrer Konstruktion	1302	1098
Zusammen:	32411	41421

Eine unmittelbare Folge der gesteigerten Verwendung vorteilhafterer Kesselformen aber ist die erhebliche Zunahme der Kessel mit hohem Atmosphärendruck; es wurden nämlich in Preußen gezählt zu Beginn der Jahre

Kessel mit einem Atmosphärenüberdruck von	1879	1885
unter bis 2 Atmosphären	1165	1084
über 2 bis 5 Atmosphären	27067	31071
über 5 Atmosphären	4179	9013
nicht festgestellt	—	253
Zusammen:	32411	41421

Vgl. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 1 (2. Aufl., Braunschw. 1875); Fallenstein, D., deren rationelle Konstruktion, Anlage und Betrieb (Stuttg. 1861); Bernoulli, Dampfmaschinenlehre (5. Aufl., das. 1865); Scholl, Führer des Maschinisten (10. Aufl., Braunschw. 1883); Reiche, Anlage und Betrieb der D. (2. Aufl., Leipz. 1876); Derselbe, Die D. der Wiener Weltausstellung (das. 1874); Derselbe, D. und Dampfmaschinen auf der Gewerbeausstellung zu Düsseldorf (Aachen 1881); Radinger, Die D., im offiziellen österreichischen Weltausstellungsbericht (Wien 1874); Frantz, Dampfkesselanlage und Betrieb nach der neuesten Gesetzgebung Deutschlands und Österreichs (Waldenburg 1872); Schönflies, Berechnung der Dampfkesselanlagen (Elberf. 1874); v. Gutbier, Hilfsbuch für den Dampfkesselbetrieb, die Gewichts- und Druckvergleichungen (Kiel 1874); Wilson, Die D., deren Festigkeit, Konstruktion und ökonomischer Betrieb (deutsch, Braunschw. 1878); Thielmann, Handbuch über vollständige Dampfkesselanlagen (2. Aufl., Leipz. 1880); Derselbe, Die neuesten Forschungen über Dampfkesselanlagen (das. 1882); Beretta und Desnos, Die neuern Dampfkesselkonstruktionen (deutsch von Uhland, das. 1880 ff.); Jicinsky, Behelfe zur richtigen Beurteilung der Dampfkesselfeuerungen (Wien 1881); Flimmer, Dampfkesselzerstörungen und deren Verhütung (Leipz. 1884); Meißner, Die neuesten Vorschriften über D. in Preußen (2. Aufl., das. 1884); Münter, Dampfkesselrevisionsbuch (4. Aufl., Halle 1884).

Dampfkesselarmatur, s. Dampfkessel, S. 454.

Dampfkesselexplosion, ein fast momentanes Zerreißen oder Zerspringen eines Dampfkessels, welches eintritt, wenn das Material desselben dem inwendigen Dampfdruck nicht mehr genügenden Widerstand leistet, und wobei Teile oder Bruchstücke in der Regel mit geschoßartiger Heftigkeit auf weite Entfernungen fortgeschleudert, mächtige Ergießungen siedenden Wassers erzeugt und oft erschreckende Verheerungen angerichtet werden. Obgleich es nicht bei allen Explosionen möglich ist, die Ursachen genau zu ermitteln, so ist doch festgestellt worden, daß in den meisten Fällen entweder der Erbauer (durch schlechte Konstruktion oder schlechtes Material), der Wärter (durch nachlässige Wartung) oder der Besitzer des Kessels (durch Sorglosigkeit) an der D. schuld hatte. Hervorgerufen kann die D. werden entweder dadurch, daß der Kessel zu schwach ist, um dem normalen Dampfdruck zu widerstehen, oder daß die Kesselwandungen von einem bedeutend über das normale Maß angewachsenen Druck gesprengt werden, oder aber daß beide Umstände zusammentreffen. Daß ein Kessel von vornherein zu schwach gewesen sei, um dem normalen Dampfdruck widerstehen zu können, kann wegen der vor der Benutzung ausgeführten Wasserdruckproben kaum angenommen werden; dagegen kann ein Kessel bei fehlerhafter Konstruktion, Anwendung schlechten Materials oder unverständiger Wartung so geschwächt und abgenutzt werden, daß er schon beim gewöhnlichen Dampfdruck explodiert. Derartige Schwächungen des Kessels sind Risse, die er durch wiederholte Biegungen der Bleche, wie sie mit Temperaturschwankungen verbunden sind, erhalten kann, sowie Zerfressung durch Rosten von innen oder außen. Hat sich erst einmal ein großer Riß gebildet, so kann durch denselben plötzlich eine Menge Dampf austreten, und es entsteht im Kessel eine momentane Druckverminderung, welche bei der verhältnismäßig hohen Wassertemperatur eine kolossale, plötzliche Dampfentwickelung, verbunden mit mächtigem Aufwallen des Wassers, zur Folge hat, so daß der Kessel zerrissen wird.

Durch einfache allmähliche Spannungssteigerung wird ein Kessel nur bei grober Unachtsamkeit des Heizers oder bei einer unglücklicherweise gleichzeitig eintreffenden Unbeweglichkeit der Sicherheitsventile und des Manometers explodieren können. Dagegen sind sehr gefährlich die plötzlichen Spannungssteigerungen, wie sie auf verschiedene Weise herbeigeführt werden können. Vor allem ist hier das Glühendwerden der Kesselwandungen zu erwähnen, welches insofern doppelt gefahrbringend ist, als es einerseits leicht zu einer rapiden Dampfentwickelung Veranlassung geben kann, anderseits aber auch die Festigkeit des Kessels vermindert (da glühendes Eisen viel weniger widerstandsfähig ist als kaltes). Die Kesselwände können nun dadurch stellenweise oder ganz überhitzt oder glühend werden, daß entweder der Wasserstand bis unter die obere Grenze der Heizkanäle sinkt (Wassermangel, tritt am häufigsten durch zu lange verzögerte Speisung, also durch die Schuld des Wärters, aber auch durch unvorhergesehenes Undichtwerden oder Lecken des Kessels ohne Verschulden des Wärters ein), oder dadurch, daß sich auf der Kesselwandung eine dicke, die Wärmeleitung stark hemmende Kesselsteinschicht gebildet hat, oder auch dadurch, daß sich unter einer Schicht von losgelösten Kesselsteinstücken eine Dampfblase entwickelt hat, welche den Wasserzutritt verhindert. Gewöhnlich reicht das bloße Glühen von Teilen der Kesselwände noch nicht aus, um eine Explosion hervorzurufen, oder wenigstens kann eine solche durch rechtzeitiges Eingreifen in der Regel noch vermieden werden. Dagegen ist eine D. unvermeidlich, wenn auf diese entblößten Stellen plötzlich Wasser gelangt, weil dann eine so kolossale und plötzliche Dampfentwickelung eintritt, daß die schon durch das Glühen geschwächten Kesselwände unmöglich widerstehen können. War Wassermangel die Ursache des Erglühens, so bringt daher das Nachspeisen von frischem Wasser unfehlbar eine Explosion hervor. Dieselbe tritt auch ein, wenn der Kesselstein, welcher die Ursache des Erglühens der Kesselwand war, plötzlich Sprünge bekommt, durch welche das Kesselwasser zu dem glühenden Eisen treten kann, oder wenn die erwähnte Dampfblase zufällig einen Abzug erhält und dadurch dem Wasser Platz macht. Die einzige Möglichkeit, einen schon glühenden Kessel zu retten, ist dadurch gegeben, daß man durch Herausreißen des Feuers und Öffnen der Feuerthüren und der Reinigungsthüren der Feuerzüge (wobei kalte Luft unter dem Kessel hinwegstreicht) eine Abkühlung des Kessels herbeiführt, indem man zugleich jede Dampfabführung vermeidet und dem Sicherheitsventil die Abführung des noch entstehenden Dampfes überläßt. Vor allen Dingen darf man, auch wenn das Glühen durch Wassermangel herbeigeführt ist, unter keinen Umständen Wasser einführen, bevor der Kessel gehörig abgekühlt ist.

Jedenfalls muß ein solcher Kessel, bevor er wieder in Betrieb gesetzt wird, sorgfältig untersucht und, wenn das Glühen dem Blech geschadet hat, repariert werden.

Nach Boutigny tritt bei der Wasserbenetzung der erglühten Kesselwandungen zunächst der sogen. sphäroidale Zustand (Leidenfrosts Phänomen) ein, d. h. das Wasser bleibt über den glühenden Stellen, ohne diese zu berühren, in Form von kugelförmigen Tropfen stehen, welche zuerst langsam zu verdampfen beginnen und erst dann, wenn die Eisenfläche sich bis auf einen gewissen Grad abgekühlt hat, fast momentan in Dampf verwandelt werden. Die Anschauung, daß durch glühend gewordenes Kesselblech das Wasser in Sauerstoff und Wasserstoff zerlegt und diese Gasmischung (Knallgas) entweder durch die glühenden Wände selbst oder durch zufällig im Kessel durch Reibung des Dampfes entstehende elektrische Funken zur Explosion gebracht werde und dadurch auch die D. herbeiführe, wird vielfach bestritten.

Außer dem Erglühen der Kesselwände wird von vielen (nach Dufour) auch der Siedeverzug als eine Ursache plötzlicher starker Dampfentwickelung angesehen. Es hängt nämlich die Temperatur, bei welcher das Wasser zu sieden beginnt (Siedepunkt), von dem auf seiner Oberfläche lastenden Druck ab. Das Sieden kann frühstens dann eintreten, wenn der aus dem Wasser sich entwickelnde Dampf diesen Druck eben zu überwinden im stande ist. Doch kann das Wasser bedeutend über seinen Siedepunkt erhitzt werden, ohne sich in Dampf zu verwandeln (Siedeverzug, Überhitzung), wenn es völlig luftfrei ist und Erschütterungen fern gehalten werden. Wenn sich aber nach Überschreitung des normalen Siedepunktes infolge einer Erschütterung Dämpfe bilden, so entwickeln sie sich sogleich massenhaft und tumultuarisch. Der Siedeverzug kann auch durch Druckverminderung über dem Wasser herbeigeführt werden. Auf diese Thatsache gestützt, erklärt Dufour die während der Ruhezeit oder unmittelbar darauf folgende D. in nachstehender Weise. Sobald bei einem in Betrieb stehenden Kessel die Feuerung eingestellt wird, tritt im Dampfraum eine Druckverminderung ein, so daß die Verhältnisse gegeben sind, unter welchen das Wasser leicht in den überhitzten Zustand treten kann. Ist das einmal geschehen, so wird durch eine beim Wiederbeginn des Betriebes fast unvermeidliche Erschütterung des Kessels eine rapide Dampfentwickelung entstehen, welcher die Festigkeit der Kesselwände nicht gewachsen ist. Doch hat diese Anschauung auch ihre Gegner, welche meinen, daß die Explosionen nach den Betriebspausen dadurch entstehen, daß durch das von neuem angefachte Feuer die Kesselplatten ziemlich schnell und stark, die darüberliegende Kesselsteinschicht viel langsamer erhitzt wird und so durch die verschiedene Ausdehnung ein Reißen und Abspringen des Kesselsteins herbeigeführt und die glühende Kesselwand der Wasserberührung ausgesetzt wird, wodurch dann eine heftige Dampfentwickelung und die D. verursacht wird.

Die Vorsichtsmaßregeln, welche einem Kesselbesitzer zur Vermeidung von Dampfkesselexplosionen zu empfehlen sind, bestehen vor allem darin, daß er die Dampfkessel nur von den besten und renommiertesten Firmen bauen läßt, von welchen die Wahl einer zweckmäßigen Konstruktion und guten Materials zu gewärtigen ist, daß er schon gebrauchte Kessel nie ohne vorherige Untersuchung durch einen zuverlässigen Sachverständigen kauft und in Betrieb setzt, und daß er seinen Kessel tüchtigen und gewissenhaften Wärtern anvertraut, welche ihrerseits dafür zu sorgen haben, daß die Sicherheitsventile, Wasserstandszeiger, Speiseapparate 2c. in gutem Zustand bleiben, daß die Feuerung regelmäßig geschieht, daß alle Stöße und Erschütterungen der Kessel vermieden und die Dampf- und Sicherheitsventile nur langsam geöffnet werden, daß alle schlechten Stellen, Sprünge und Risse rechtzeitig repariert werden, daß stets hinreichender Wasservorrat im Kessel ist, und daß eine oftmalige und sorgfältige Reinigung vom Schlamm und Kesselstein vorgenommen wird.

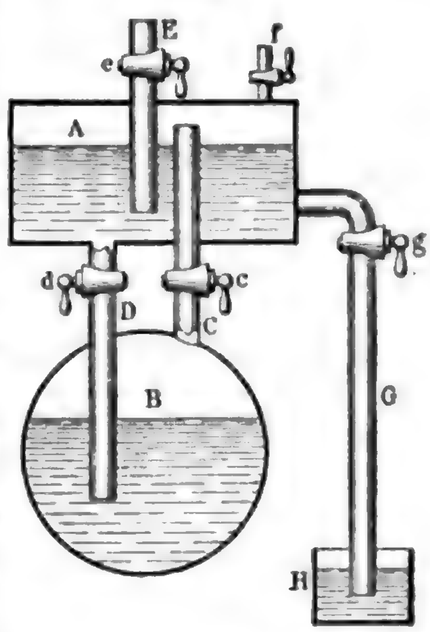
Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die von 1877 bis 1882 in Deutschland stattgehabten Dampfkesselexplosionen u. die dabei verunglückten Personen:

Jahr	Anzahl der Dampfkesselexplosionen, mutmaßlich verursacht durch					Hierbei verunglückte Personen
	mangelhafte Konstruktion u. schlechtes Material	mangelhafte Wartung	Erglühen infolge von Wassermangel oder Kesselstein	Abnutzung, Beschädigung, Alter	Zusammen	
1877	6	4	5	5	20	58
1878	10	1	3	7	21	32
1879	5	2	6	5	18	78
1880	3	4	8	5	20	28
1881	3	1	6	1	11	27
1882	2	2	2	5	11	48

Vgl. Fischer, Zur Geschichte der Dampfkesselexplosionen (»Dinglers Journal« 1874, Bd. 213, S. 296); Flimmer, Dampfkesselzerstörungen und deren Verhütung (Leipz. 1884), und die Litteratur bei Artikel »Dampfkessel«.

Dampfkesselspeiseapparate (Dampfkesselspeisevorrichtungen) dienen zum Einpressen von Wasser in die Dampfkessel durch das Speiserohr (ein in das Kesselinnere führendes, unter dem Wasserspiegel, jedoch nicht zu nahe an der Kesselwand ausmündendes Rohr), wobei der im Kessel herrschende Dampfdruck zu überwinden ist. Die gewöhnlichsten D. sind einfach wirkende Druckpumpen, die entweder mit der zum Dampfkessel gehörigen Dampfmaschine verbunden sind, oder teils von der Hand eines Arbeiters (Handpumpen), teils von einer besondern kleinen Dampfmaschine betrieben werden (Dampfspeisepumpen, Dampfpumpen). Über die Konstruktion der Pumpen s. Pumpen. Eine zweite seit den letzten Dezennien ebenfalls sehr gebräuchliche Art der D. sind die Injektoren (Dampfstrahlpumpen, s. Injektor). Bei Kesseln, durch welche Heizungsanlagen u. Kochapparate mit Dampf gespeist werden, findet häufig der Retour d'eau (Wasserrücklauf) Verwendung (Fig. 1). A ist ein cylindrisches

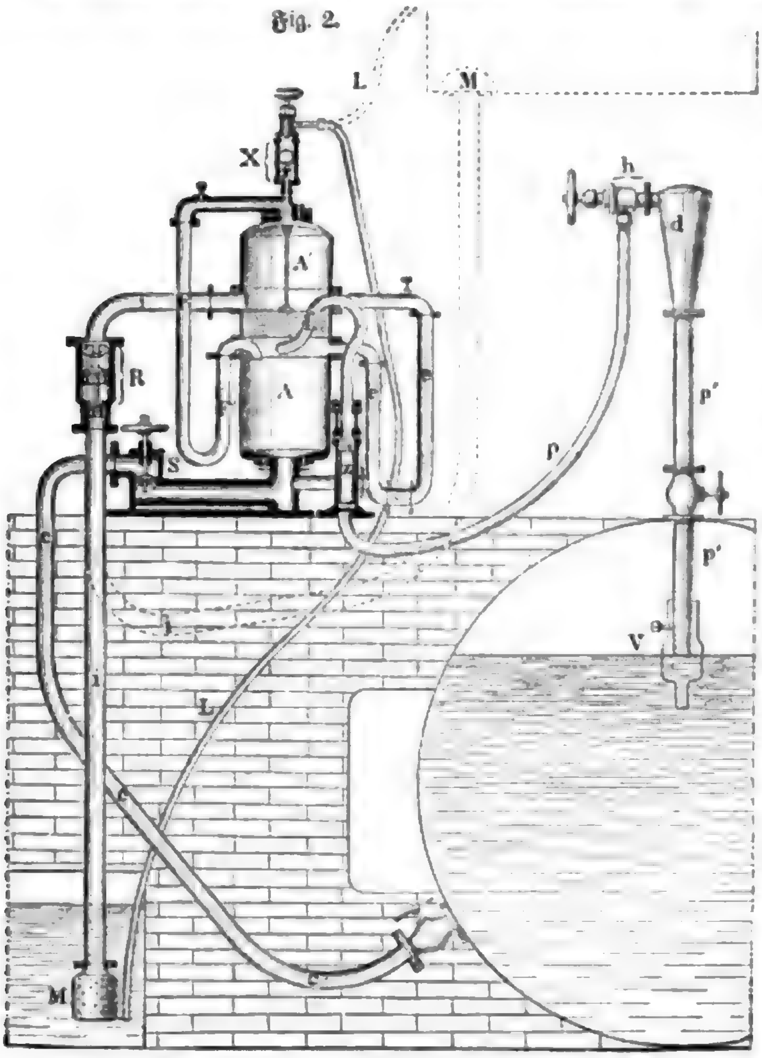
Fig. 1.



Retour d'eau (Wasserrücklauf).

Sammelgefäß, in welchem das in den Röhren der Heizungsanlage 2c. kondensierte Wasser durch das Rohr E zufließt. Dasselbe steht für gewöhnlich außer Verbindung mit dem Dampfkessel B, indem die Hähne c und d geschlossen sind, jedoch mit der äußern Luft durch den Hahn f in Verbindung, damit das Wasser frei einströmen kann. Hat sich A bis nahe an die Mündung des Rohrs mit Wasser gefüllt, so schließt man e und f und öffnet c und d, so daß nunmehr das Wasser vermöge seines Eigengewichts durch das Rohr D in den Kessel fällt, dagegen sich das Gefäß A durch das Rohr C mit Dampf anfüllt. Wenn man nun wieder c und d schließt, so kann man entweder

Fig. 2.



Cohnfelds Dampfkesselspeiseapparat.

durch Öffnung von e und f wieder Kondenswasser nach A fließen oder aber e und f geschlossen lassen und dadurch bewirken, daß der Dampf in A sich nach kurzer Zeit kondensiert und ein Vakuum bildet, so daß A sich nach Öffnung des im Saugrohr G befindlichen Hahns g mit frischem Speisewasser aus dem tiefer gelegenen Reservoir H füllt.

Mit den bisher beschriebenen Dampfkesselspeiseapparaten ist man ohne besondere Vorrichtungen nicht im stande, kontinuierlich zu speisen, d. h. man kann, weil die Dampfentwickelung und Dampfentnahme bei einer Kesselanlage durchaus nicht gleichmäßig bleibt, diese D., die einen ziemlich gleich bleibenden Wasserstrom zuführen, nicht dauernd arbeiten lassen, ohne übermäßig starke Schwankungen des Wasserstandes herbeizuführen. Vielmehr ist man darauf angewiesen, die betreffenden D. jedesmal, wenn der Wasserstand sich der äußerst erlaubten untern Grenze nähert, in Gang und nach gehöriger Speisung wieder außer Thätigkeit zu setzen. Diese diskontinuierliche Speisung hat den Nachteil, daß sie, wenn der Kesselwärter aus Unaufmerksamkeit oder Bequemlichkeit nur in großen Zwischenräumen speist, auf einmal zu große Quantitäten frischen Wassers in den Kessel gelangen lassen, wodurch die Kesselwassertemperatur momentan erniedrigt und die Dampfentwickelung vermindert, anderseits aber der Heizer veranlaßt wird, zur Kompensierung zeitweise zu stark zu feuern und dadurch Rauch und Rußbildung herbeizuführen. Wartet der Heizer mit dem Speisen vollends, bis Teile der Heizfläche vom Wasser entblößt und glühend werden, so ist dadurch die Vorbedingung zu einer Dampfkesselexplosion gegeben. Man ist deshalb darauf bedacht gewesen, die Dampfkesselspeisung kontinuierlich zu machen. Es läßt sich das bei den Speisepumpen dadurch erreichen, daß man Reguliervorrichtungen anbringt, welche vom Heizer nach den Angaben der Wasserstandzeiger des Kessels justiert werden müssen. Hierher gehört z. B. Maxims Regulatur für Speisepumpen, bestehend in einem über dem Saugrohr angebrachten Reguliercylinder mit darin beweglichem, unter Federdruck stehendem Regulierkolben. Bei Niedergang des Pumpenkolbens wird das unter ihm befindliche Wasser so lange in den Raum unter dem Regulierkolben gedrängt, bis der Federdruck stärker wird als der im Dampfkessel herrschende Druck, worauf der Rest des Hubwassers in den Kessel gelangt, während beim Aufgang des Pumpenkolbens immer erst das Wasser aus dem Reguliercylinder in die Pumpe tritt, ehe neues Wasser angesaugt wird. Je mehr daher die Feder vom Heizer mittels einer Regulierschraube angespannt wird, desto weniger Wasser kann in den Regulierraum und desto mehr in den Kessel gelangen und umgekehrt.

Will man nun die Speisung kontinuierlich und zugleich ganz unabhängig vom Heizer machen, so muß man andre Apparate anwenden, welche jedesmal bei geringem Sinken des Wasserspiegels unter die mittlere Höhe selbstthätig eine geringe Quantität Wasser einführen. Von diesen selbstthätigen Speiseapparaten ist der von Cohnfeld der verbreitetste (Fig. 2). Im Ruhezustand ist der ganze Apparat mit Wasser gefüllt. Sinkt nun im Kessel das Wasser zu tief, so tritt bei V Dampf in das Rohr p′, welches oben mit dem Wasserfänger d versehen ist, und geht durch das Ventil h, Rohr p und Apparat z f nach A. Infolgedessen gelangt zunächst das in dem Behälter A vorhandene Wasser durch das Rohr c in den Kessel. Ein Teil des Dampfes tritt ferner durch ein Rohr F′F in den Behälter A′ und drückt das hier vorhandene Wasser durch e e′ nach A. Indem sich der Dampf hierbei zum Teil kondensiert, entsteht ein luftverdünnter Raum, und es tritt Wasser aus dem Reservoir M durch das Rohr i und Ventil R in den Behälter A′, bis dieser wieder gefüllt ist. Zwei selbstschließende Ventile S und z verhindern ein Rücklaufen des Wassers durch c und p. Das Ventil z besteht aus einem langen Cylinder, der sofort in die Höhe schnellt, sobald in A und A′ der Dampfdruck bis zu einem gewissen Grad abnimmt und dadurch

den Dampfzutritt zum Apparat fast ganz abschließt. Die obere Fläche von z ist nämlich mit einigen kleinen Kerben versehen, welche so viel Dampf durchlassen, daß der Cylinder niedersinkt, sobald die Luftverdünnung in A und A' aufhört und das Wasser in p' und p wieder steigt. Sinkt letzteres darauf unter das Niveau im Kessel, so beginnt das Spiel von neuem. Zur Entfernung von Luft dient das Ventil X mit Ventilkugel r und den Luftröhren LL. Der Cohnfeldsche ebenso wie andre selbstthätige D. (von Ritter und Mayhew, Langensiepen 2c.) finden immer ausgedehntere Verwendung. Jeder Dampfkessel muß nach dem Gesetz mit zwei zuverlässigen, voneinander unabhängigen Speisevorrichtungen versehen sein. Im Speiserohr muß kurz vor seiner Einmündung in den Dampfkessel ein nach dem Kesselinnern aufschlagendes Ventil (Speiseventil) angebracht sein, welches auf jeden Fall ein Austreten von Wasser aus dem Kessel verhindert. Es empfiehlt sich ferner, am untersten Ende des Saugrohrs der D. ein besonderes Saugventil anzubringen. Litteratur s. bei Art. »Dampfkessel«.

Dampfkesselüberwachung und **Dampfkesselüberwachungsvereine.** In Deutschland und den benachbarten Staaten hat man im Interesse der allgemeinen Sicherheit den Betrieb der Dampfkessel unter eine besondere Verantwortlichkeit gestellt u. kontrolliert diese polizeilich. Die Dampfkessel werden nicht nur vor ihrer Aufstellung einer Untersuchung auf vorschriftsmäßige Konstruktion und Festigkeit unterworfen, sondern jeder aufgestellte und in Betrieb genommene Dampfkessel unterliegt von Zeit zu Zeit einer amtlichen technischen innern und äußern Untersuchung; jene findet alle sechs, diese alle zwei Jahre statt. Die amtlichen Untersuchungen erfolgen meist durch die Baubeamten, auf Bergwerken, Salinen 2c. durch die Bergrevierbeamten. Dampfkessel, deren Besitzer Vereinen angehören, welche eine regelmäßige und sorgfältige Überwachung der Kessel vornehmen lassen, können von der amtlichen Revision befreit werden. Diese Vereine sind in jüngster Zeit zu großer Ausbreitung gelangt und wachsen noch stetig. In Deutschland haben sich diese Vereine zu einem Verband der Dampfkesselüberwachungsvereine zusammengethan. Die Vereins-Kesselüberwachung gewinnt immer mehr die Oberhand über die amtliche Dampfkesselüberwachung, was zum großen Teil seinen Grund darin hat, daß die Vereinsbeamten speziell im Dampfkesselwesen außerordentlich erfahrene Ingenieure sind und ihnen deshalb seitens der Kesselbesitzer das größte Vertrauen entgegengebracht wird.

Dampfkochtopf, s. Digestor.

Dampfkochung, das Erhitzen von Flüssigkeiten mit Dampf, welcher in einem besondern Kessel erzeugt wird. In vielen Fällen kann man den Dampf aus dem Dampfkessel durch ein metallenes Rohr direkt in die betreffende Flüssigkeit leiten. Der Dampf gibt dann seine Wärme sehr vollständig ab und wird selbst wieder zu Wasser verdichtet, welches sich der zu kochenden Flüssigkeit beimischt. Bei dieser Methode wird die Flüssigkeit also verdünnt, sie ist aber in allen Fällen, wo dies nicht in Betracht kommt, sehr vorteilhaft, und man erhält z. B. direkt sehr konzentrierte Lösungen, wenn man den Dampf auf Salz, Zucker u. dgl. wirken läßt; leitet man ihn zu Farbholzspänen, so entsteht eine sehr starke Brühe, und der Farbstoff wird dem Holz vollständig entzogen. Besondere Wichtigkeit hat die Methode auch für die Landwirtschaft. Gekochtes Futter wird vom Vieh viel besser verdaut als ungekochtes, und man erreicht also mit einer kleinern Menge gekochten Futters dasselbe Resultat wie mit einer größern Menge rohen Futters. Nun kann man leicht berechnen, wieviel vorteilhafter es ist, wenn man das Futter durch hinzugeleiteten Dampf bis auf den Siedepunkt des Wassers erhitzt, als wenn man es mit Wasser übergießt und dies dann zum Kochen erhitzt. Zu diesem Zweck sind von Gall, Richmond u. Chandler, Eckert u. a. zweckmäßige Apparate konstruiert worden. — Darf das aus dem Dampf verdichtete Wasser nicht mit der zu kochenden Flüssigkeit in Berührung kommen, so wendet man Gefäße mit doppeltem Boden an und leitet zwischen beiden Böden den im Dampfkessel erzeugten Dampf. Diese Art der D. wird namentlich angewandt, wo in einer zu erhitzenden Flüssigkeit zugleich feste Körper vorkommen, also z. B. beim Scheiden des Rübensafts, in der Färberei, wenn man Zeuge in die Flotte tauchen will, 2c. Hat man es aber nur mit einer gleichartigen Flüssigkeit zu thun, so legt man ein oder zwei Schlangenrohre (Heizschlangen) in den Kessel, in welchem gekocht werden soll, und leitet den Dampf durch die Rohre. Hier ist die durch den Wasserdampf erhitzte und von der Flüssigkeit berührte Metallfläche größer, und die Erhitzung verläuft deshalb schneller. Bei dem Robertschen Verdampfungsapparat sind mehrere Hundert Rohre mit ihren Enden in entsprechenden Öffnungen zweier horizontaler Scheiben befestigt, die den cylindrischen Raum des Verdampfungsgefäßes, den Dampfheizraum, unten von dem kleinen gewölbten Bodenraum und oben von dem geräumigen Saftdampfraum trennen. Der Bodenraum steht also mit dem Saftdampfraum durch die Rohre in Verbindung, und eingelassener Saft füllt erstern, letztern und die Rohre; der eingelassene Dampf umspült den obern und den untern Boden sowie die Rohre und erhitzt dadurch den Saft. Die D. bietet besonders den Vorteil, daß man mit Einer Feuerung viele Gefäße erhitzen, und daß man zu den Kochgefäßen sehr häufig hölzerne Fässer od. dgl. benutzen kann, da dieselben mit Feuer nicht in Berührung kommen, und namentlich den, daß ein Anbrennen vollständig vermieden wird. — Auch für die Küche hat man daher die D. angewendet und für gewisse Zwecke mit großem Vorteil. Man gießt in einen Topf einige Zoll hoch Wasser und stellt einen mit drei Füßen versehenen zweiten Boden aus Drahtgeflecht oder siebartig durchlöchertem Blech hinein. Diesen Boden darf das Wasser nicht berühren; erhitzt man nun zum Kochen, so dringt der Dampf durch die Öffnungen des zweiten Bodens und wirkt auf die auf demselben befindlichen Körper. Mit größerm Vorteil und namentlich für Speiseanstalten wendet man geschlossene Töpfe an und leitet in jeden derselben aus einem Dampfkessel ein Dampfrohr. Man kann dann den Druck beliebig steigern und erhält in kürzester Zeit sehr wohlschmeckende Speisen.

Dampfkran, s. Kran.

Dampfkrumpe, das Dekatieren des Tuches mit Wasserdampf.

Dampfkugel, s. v. w. Äolipile; im Kriegswesen (Stankkugel) ein Gemenge aus Harz, Pech, Salpeter, Schwefel, Kohle, Sägespänen 2c., welches zum Ausräuchern des Feindes aus Gebäuden und Minengalerien, des starken Rauches wegen auch als Tagessignal gebraucht, jetzt zu ersterm Zweck durch Pulversäcke u. dgl. ersetzt zu werden pflegt.

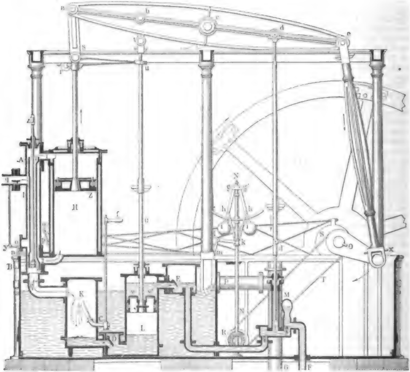
Dampfkutsche, s. Lokomotive.

Dampfleitung, s. Dampfkessel, S. 454, unter »Dampfkesselarmatur«.

Dampfmantel (Dampfjacke), Vorrichtung an Dampfmaschinen, welche bezweckt, den Cylinder vor Abkühlung zu schützen, indem man ihn mit einem Mantel umgibt und in letztern Dampf leitet.

Dampfmaschine (hierzu Tafel »Dampfmaschine I und II«), eine Kraftmaschine, die mit gespanntem Wasserdampf betrieben wird. Derjenige Teil, welcher zunächst die Kraft des in einem Dampfkessel erzeugten gespannten Dampfes aufnimmt, ist der Dampfkolben, ein Kolben, welcher sich in einem cylindrischen Raum (Dampfcylinder) dicht anschließend hin den Kolben gar kein Druck ausgeübt werden, während auf der andern Seite der Druck der atmosphärischen Luft herrscht. Dadurch wird der Kolben wieder zurückgetrieben. Hierbei wirkt der Dampf also nicht direkt, sondern durch Erzeugung eines Vakuums. Bei den modernen Dampfmaschinen ist entweder die erstere Wirkungsart (durch direkten Dampfdruck) oder beide (direkter Dampfdruck und Erzeugung eines Vakuums durch Kondensation) im Gebrauch, während man von der zweiten ohne die erste jetzt keine Verwendung mehr macht.

Fig. 1.



Wattsche Niederdruckmaschine.

und her bewegen läßt. Der Dampf kann auf zweierlei Arten zur Wirkung gebracht werden. Läßt man nämlich in den Cylinder von einer Seite Dampf von einer höhern Spannung als der der umgebenden Luft treten, während die andre Seite mit der Atmosphäre kommuniziert, so wird der Kolben von dem Dampfe vorwärts bewegt, es wirkt also der Dampf in diesem Fall durch direkten Druck. Sperrt man dagegen den Dampf ab, sobald der Kolben das Ende des Cylinders erreicht hat, und kühlt man den nunmehr mit Dampf gefüllten Cylinder mit Hilfe von kaltem Wasser ab, so kondensiert sich der Dampf zu Wasser, und da dies einen bedeutend kleinern Raum einnimmt als der Dampf, so wird der übrige Raum nahezu leer sein. Daher wird von dieser Seite auf

Die Wattsche Niederdruckmaschine.

Die erste wirklich praktische D. ist von James Watt erfunden worden. Watt wandte Dampf von geringer Spannung ($1-1\frac{1}{2}$ Atmosphäre Totaldruck) an, weshalb man diese Art Maschinen Wattsche Niederdruckmaschinen nennt. Eine solche (Fig. 1) diene, als Vorbild aller modernen Dampfmaschinen, zur Erläuterung des Prinzips der D. H ist der gußeiserne, zum Schutz gegen Abkühlung mit einem zweiten Cylinder (Mantel) umgebene Dampfcylinder, in welchem der Kolben (Dampfkolben) Z dicht anschließend beweglich ist. Die zweckmäßige Dampfverteilung über, resp. unter dem Kolben wird durch die Steuerung herbeigeführt wie folgt. Am Boden und am Deckel des Cylinders sind die Dampf-

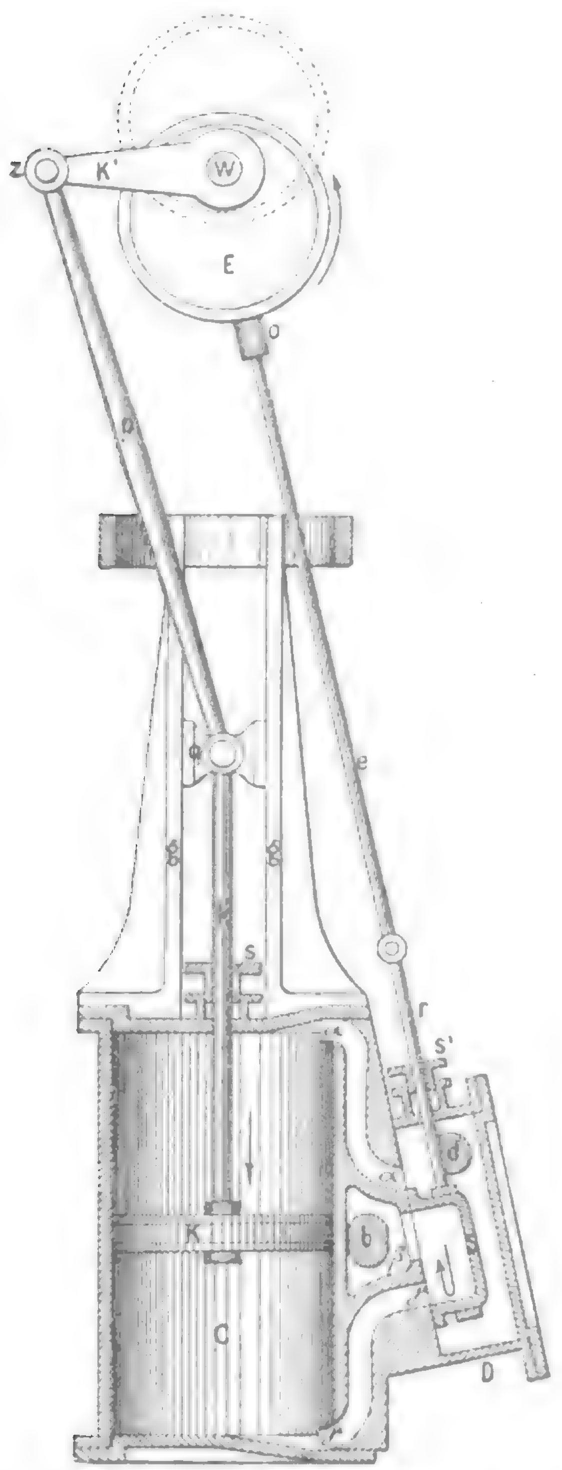
kanäle 1 und 2 angegossen, welche zu dem cylindrischen Steuerkasten I führen, der durch das Rohr q vom Kessel aus mit Dampf gespeist wird. In dem Steuerkasten I befindet sich ein röhrenförmiger, hohler Schieber AB, welcher die Verteilung des Dampfes bewerkstelligt. Er besitzt nämlich zwei Vorsprünge A und B, welche die Öffnungen des Cylinders gerade vollständig bedecken können und bald über, bald unter denselben befindlich sind. Die Bewegung des Schiebers wird von außen durch eine damit in Verbindung stehende Stange vom Kopf z mittels des auf der Schwungradwelle sitzenden Exzentriks S, der Exzenterstange Sp, des (in der Figur halb verdeckten) Winkelhebels po′ und einer (in der Figur unsichtbaren) nach z aufwärts führenden Stange geleitet. In der Figur geht eben der Dampfkolben nach oben; der Dampf, welcher im Steuerkasten die Schieberröhre von außen ganz umspült, strömt durch den Kanal 2 fortwährend ein und drückt den Kolben aufwärts. Der Dampf über dem Kolben strömt oben in den Steuerkasten ein und durch den hohlen Schieber und das Rohr q′ in den Kondensator K, wo er durch das eingespritzte Wasser momentan verdichtet und dadurch fast vollständig aus dem obern Teil des Treibcylinders herausgezogen wird, so daß der Kolben durch den gegen seine untere Seite wirkenden Überdruck des Dampfes nach oben getrieben wird. Ist der Kolben am Cylinderdeckel angelangt, so hat sich der Schieber aus seiner untersten Lage so weit nach oben bewegt, daß die Fläche A über der obern, B über der untern Einlaßöffnung des Cylinders steht, so daß jetzt der Kesseldampf in den obern Cylinderteil strömt und den Kolben niederdrückt, während zugleich der unterhalb des Kolbens in den Kondensator tretende Dampf sich verdichtet und ein Vakuum bildet. Ist der Kolben am untern Boden des Cylinders angelangt, so wechselt der Schieber abermals seine Stellung, so daß der Kolben wieder nach oben getrieben wird. Das durch die Röhre C in den Kondensator infolge des äußern Luftdrucks eingespritzte Abkühlungswasser, dessen Zuflußmenge man durch einen Hahn mittels der Kurbel bei f reguliert, sowie die aus dem Wasser des Dampfkessels mit dem Dampf in den Kondensator gelangte Luft werden durch eine besondere Pumpe, die **Luftpumpe** L, fortgeschafft. Geht deren Kolben nach unten, so läßt er bei geschlossenen Ventilen D und E die in der Pumpe vorhandene Luft und das Wasser durch seine Ventile v und v′ in den obern Pumpenteil treten, um sie beim nächsten Aufgang durch das sich öffnende Ventil E hinauszubefördern und zugleich eine neue Portion von Luft und Wasser durch das Ventil D aus dem Kondensator aufzusaugen. Aus E fließt ein Teil des Wassers und die eingeführte Luft durch einen besondern Kanal ab; ein andrer Teil des Wassers gelangt durch eine niedergehende Röhre in die **Speisepumpe** M, eine gewöhnliche Druckpumpe (s. Pumpe), welche das Wasser durch die Röhre F nach Bedarf in den Kessel zurückbefördert. Durch das Rohr GP tritt kaltes Wasser aus einem Brunnen unter dem Einfluß des äußern Luftdrucks in das den Kondensator umgebende, vollständig abgeschlossene Gefäß. Der Antrieb der Luft- und Kaltwasserpumpe geschieht vom Balancier abcde aus mittels der Stangen tu′ und dd′. An dem Dampfkolben sitzt eine Stange (Kolbenstange), welche luftdicht durch die auf dem Cylinderdeckel befindliche Stopfbüchse (s. d.) geht und durch die Stange sa mit dem Balancier abcde in Verbindung gesetzt ist. Die Stange sa bildet mit ab, bu und us zusammen das Wattsche Parallelogramm, während cb, btu und ur die Wattschen **Lemniskoidenlenker** darstellen, Mechanismen, welche eine geradlinige Führung der Punkte t und s bezwecken (s. **Geradführung**). Bei l ist eine sogen. **Kurbelstange** (**Bleuelstange**) ex angebracht, welche die **Kurbel** (oder den **Krummzapfen**) OX bei X ergreift und um den Mittelpunkt herumdreht. Mit der Kurbel steht das **Schwungrad** durch die **Schwungradwelle** in Verbindung. Dasselbe überwindet, einmal in rotierender Bewegung, durch seine lebendige Kraft (oder Trägheit) die Totpunkte und gleicht überhaupt die bei der Übertragung der Bewegung auf die Kurbel stattfindenden Druckverschiedenheiten aus. Um den Gang der D. trotz eines veränderlichen Widerstandes oder ungleichmäßiger Dampfproduktion möglichst gleichmäßig zu machen, wie das zum Betrieb vieler Etablissements, z. B. von Spinnereien, nötig ist, macht man die Zuströmung des Dampfes automatisch veränderlich. Man bringt nämlich in der Dampfröhre vor ihrer Einmündung in den Steuerkasten bei q eine Klappe an, eine sogen. **Drosselklappe** (ähnlich einer Ofenklappe), welche je nach ihrer Stellung den Querschnitt der Dampfröhre mehr oder weniger verengert. Die Stellung dieser Klappe ist nun in folgender Weise von der Geschwindigkeit, mit der sich das Schwungrad dreht, abhängig gemacht. Von der Schwungradwelle geht eine endlose Schnur STR um ein Rad R und setzt dieses in Umdrehung. Dieses Rad greift vermittelst einer konischen Zahnung in ein konisches Rad der Welle NN ein. Es wird also auch diese Welle in eine entsprechende Umdrehung versetzt. An den Punkten g und g′ sind die Zapfen zweier Stangen gh und g′h′, an deren Endpunkten zwei massive Kugeln i befestigt sind. Bei der Umdrehung der Welle NN werden auch die Kugeln i in Umdrehung versetzt; infolge der Zentrifugalkraft suchen sie sich aber von der Welle NN zu entfernen und um die Punkte g und g′ aufwärts zu bewegen. Dem entsprechend wird auch durch Vermittelung der bei h und h′ angreifenden Stangen der auf der Welle gleitende Ring k und das in einer Rille des letztern liegende Ende des Winkelhebers klm gehoben werden. Die Bewegung des Winkelhebels klm wird durch die Stange mn, einen zweiten Winkelhebel oy und eine aufwärts führende Stange so auf die Drosselklappe q übertragen, daß dieselbe den Dampfrohrquerschnitt unter sein mittleres Maß verengert, also verhältnismäßig wenig Dampf zuströmen läßt, sobald die D. zu schnell läuft, dagegen die Durchgangsöffnung größer macht, also mehr Dampf zutreten läßt, sobald die D. ins Schleppen gerät.

Hochdruckmaschinen.

Die modernen Dampfmaschinen weichen von den Wattschen in der Konstruktion vielfach ab. Zunächst ist die ganze Anordnung der Maschine eine andre (Fig. 2 zeigt das Schema einer gewöhnlichen modernen D.), indem der Balancier fast immer fortfällt und die Bleuelstange qpz sich mit einem Gelenk direkt an das Ende der durch die Stopfbüchse s geführten Kolbenstange k anschließt. Auch erfolgt die Geradführung dieses letztern nicht mehr durch gelenkig verbundene Stangen (**Gelenkgeradführung**), sondern durch das zwischen den **Gleitschienen** gg hin- und hergleitende **Querhaupt** (Kreuzkopf) q. Die Stellung des Dampfcylinders ist oftmals noch eine vertikale, wie bei Watt, meistens jedoch eine horizontale, weil dadurch die D. an Stabilität gewinnt. Die Steuerungen der D. sind ungemein mannigfaltig. Die gewöhnlichste von ihnen hat als Dampfverteilungsorgan den sogen. Muschel-

schieber (S), der in dem Schieberkasten D über den Dampfkanälen α, β und γ hin- und hergleitet. Er erhält seine Bewegung von dem auf der Schwungradwelle W sitzenden, um 90° gegen die Kurbel K' verstellten Exzentrik E mittels der Exzenterstange oe und der durch die Stopfbüchse s' geführten Schieberstange r.

Fig. 2.

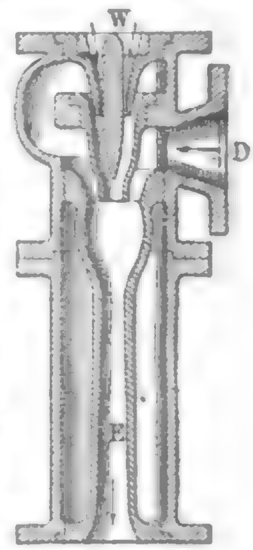


Hochdruckdampfmaschine ohne Balancier.

Befindet sich daher der Kolben K in der Mitte des Cylinders C, so steht der Schieber in einer seiner Endstellungen und umgekehrt. Bei der Stellung der Figur steht der Schieber in seiner untersten Stellung, der Kolben in der Mitte, der durch das Rohr d in den Schieberkasten gelangte Dampf tritt daher durch $\alpha\alpha$ über den Kolben und drückt ihn abwärts, wobei der vom vorigen Hub in C befindliche Dampf durch $\gamma\gamma$, die Höhlung des Schiebers S, β und b entweicht. Bei Ankunft des Kolbens am Boden des Cylinders wird der Kanal $\gamma\gamma$ für den Dampfeintritt frei, während $\alpha\alpha$ durch die Schieberhöhlung mit dem Abzugsrohr b in Verbindung gesetzt wird, so daß der unten eintretende Dampf den Kolben aufwärts und letzterer den über ihm stehenden Dampf aus dem Cylinder hinaustreibt. Vorteilhaft werden als Dampfverteilungsorgane auch Ventile und Hähne angewendet, welche durch Exzenter, Hebel, Hebedaumen *rc.* bewegt werden. Dergleichen Steuerungen sind weiter unten beschrieben.

Da die mit Dampf von niederer Spannung arbeitenden Wattschen Maschinen nicht die günstigste Ausnutzung der Wärme gestatten, so verwendet man jetzt allgemein Dämpfe von höherm Druck und nennt die Maschinen **Mitteldruckmaschinen**, wenn sie mit einem Dampfdruck von $1\frac{1}{2}-3$ Atmosphären, dagegen **Hochdruckmaschinen**, wenn sie mit einem Druck von 3—12 Atmosphären arbeiten. Während bei den Niederdruckmaschinen die Kondensation ein integrierender Bestandteil war, kann sie bei den Mittel- und Hochdruckmaschinen auch fortgelassen werden, wie das z. B. da geschieht, wo gutes Speisewasser nur in geringen Mengen vorhanden ist, oder wo eine besondere Einfachheit der D. wünschenswert ist. Allerdings werden unter sonst gleichen Bedingungen die Dampfmaschinen ohne Kondensation mehr Dampf und daher mehr Brennmaterial verbrauchen als Kondensationsmaschinen. Von den gewöhnlichen, nach dem Prinzip des Wattschen konstruierten Kondensatoren weicht der Körtingsche Strahlkondensator (Fig. 3) vollständig ab, indem er ohne Luftpumpe arbeitet u. die Luftleere durch einen bei W mit einem Gefälle von ca. 5 m einfallenden Wasserstrahl erzeugt, der den bei D eintretenden Abdampf verdichtet und mit sich durch das Rohr E fortreißt.

Fig. 3.



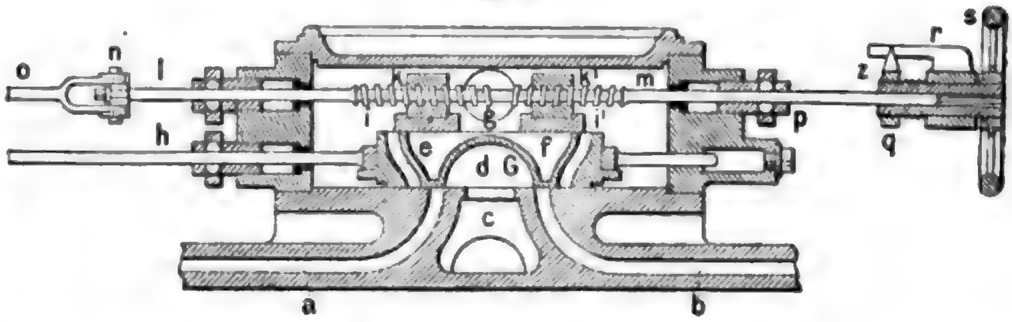
Körtings Strahlkondensator.

Expansionsmaschinen.

Einen großen Vorteil kann man bei Hochdruckmaschinen durch Anwendung der Expansion des Dampfes im Cylinder erzielen, indem man den Dampfzufluß vor vollendetem Kolbenlauf absperrt. Hat der Dampf eine Spannung von 5 Atmosphären, so hebt er so vielmal 5,170 kg, als der Kolben QZentimeter hat. Sperrt man nun den Dampfzufluß ab, wenn der Cylinder bis zur Hälfte mit diesem Dampf gefüllt ist, so wird der Kolben mit seiner Last sich nicht weiterbewegen; vermindert man darauf aber die Last, so wird sich der Dampf sofort weiter ausdehnen, bis seine Expansivkraft wiederum mit der Last im Gleichgewicht ist. Bei einer Verminderung der Last auf die Hälfte könnte sich der Dampf auf das doppelte Volumen ausdehnen und wäre dann noch eben im stande, diese Last zu heben. Der Dampf leistete also in diesem Fall eine um mehr als die Hälfte größere Wirkung. Denkt man sich den Kolbenlauf in 20 Stationen geteilt, und sperrt man den Dampf ab, wenn der Kolben den vierten Teil seines Wegs vollendet hat, so wird der Dampf während der fünf ersten Stationen mit seiner vollen Kraft gleich 1 auf den Kolben drücken, bei der sechsten Station aber nur

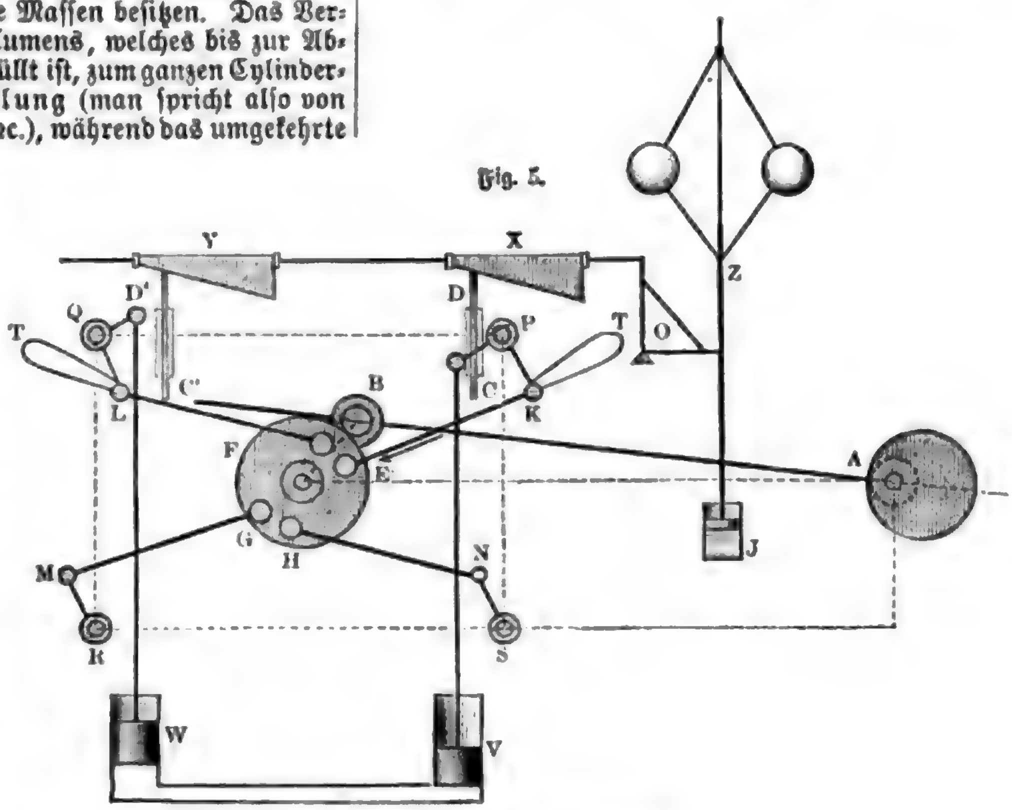
mit $^{5}/_{6}$, weil der Raum sich ohne Dampfzufluß um $^{1}/_{5}$ vergrößert hat, bei der siebenten nur mit $^{5}/_{7}$ seiner ersten Kraft, bei der achten mit $^{5}/_{8}$, bei der zwanzigsten endlich nur mit $^{5}/_{20}$. Die Summe aller Wirkungen wäre in diesem Fall 11,56, während man bei ungehindertem Einströmen des Dampfes bis zur Vollendung des Kolbenlaufs, also bei vierfachem Dampfverbrauch, doch nur eine Wirkung = 20 erhalten würde. Die Expansionsmaschinen, welche also bedeutend an Dampf u. deshalb an Kohlen sparen, bedürfen größerer Cylinderdurchmesser und größerer Kolbengeschwindigkeit. Soll sich aber die Maschine mit gleichförmiger Geschwindigkeit bewegen, so muß das Schwungrad sehr groß und schwer sein, damit es aus der ersten Wirkung des nicht expandierten Dampfes genug lebendige Kraft aufnehmen kann, um während der Expansionswirkung bei gleichbleibender Last den Kolben fortzubewegen. Expansionsmaschinen ohne Drehung müssen aus gleichem Grund schwer in Bewegung zu setzende Massen besitzen. Das Verhältnis des Cylindervolumens, welches bis zur Absperrung mit Dampf gefüllt ist, zum ganzen Cylindervolumen heißt die **Füllung** (man spricht also von $^{1}/_{2}$ Füllung, $^{1}/_{3}$ Füllung 2c.), während das umgekehrte Verhältnis **Expansionsgrad** oder kurzweg **Expansion** genannt wird (daher die Ausdrücke doppelte, dreifache 2c. Expansion). Die Expansion des Dampfes kann nun entweder in einem oder in zwei Cylindern erfolgen. Zur Expansion in einem Cylinder hat man besondere, sogen. **Expansionssteuerungen** nötig, deren verbreitetste die Meyersche mit zwei Schiebern und zwei Exzentriks ist (Fig. 4). Die beiden Schieber liegen dicht übereinander. Der untere G (**Grundschieber**) besteht aus einem muldenförmigen Teil d, zu dessen beiden Seiten je ein Kanal (e und f) angebracht ist. Wenn dieser Schieber durch ein Exzentrik und die Stange h in passender Weise bewegt wird, so läßt er den Dampf abwechselnd durch e und a oder durch f und b aus dem durch g mit der Dampfleitung in Verbindung stehenden Schieberkasten in den Cylinder treten, während zugleich der Abdampf im ersten Fall durch b, im zweiten durch a in die Schieberhöhlung tritt und von da durch c entweicht. Die obere Seite des Grundschiebers ist eben und dient einem zweiteiligen Schieber kk' (**Expansionsschieber**) als Auflager. Derselbe wird durch ein zweites Exzentrik mittels der Stange l in der Weise bewegt, daß bei der relativen Bewegung der beiden Schieber übereinander die Öffnungen e, resp. f in geeigneten Momenten abgeschlossen werden, so daß dann der Dampf, obwohl die Grundschieberstellung den Eintritt noch gestatten würde, nicht mehr in den Cylinder gelangen kann. Die Stange m des Expansionsschiebers ist mit einem Stück rechten und einem Stück linken Schraubengewindes i und i' derart versehen, daß die beiden Teile k und k' des Schiebers bei der Drehung der Stange einander genähert oder voneinander entfernt werden können, wodurch der Expansionsgrad verändert werden kann. Um die Drehung der Stange vornehmen zu können, hat man die Stange l auf der Vorderseite drehbar in dem gegabelten Ende n der Exzenterstange o befestigt und durch die Hinterwand des Schieberkastens vermittelst der Stopfbüchse p hindurchgeführt. Auf der Stange sitzt eine Hülse q mit Feder und Nute, so daß sich die Stange wohl darin hin und her bewegen, aber nicht unabhängig darin drehen kann. Diese Hülse ist in einem Lager r drehbar und außerhalb desselben mit Schraubengewinde versehen. Wird sie an einem Handrad s gedreht, so wird zugleich mit den Schieberhälften ein

Fig. 4.



Meyersche Expansionssteuerung mit Doppelschieber.

Fig. 5.



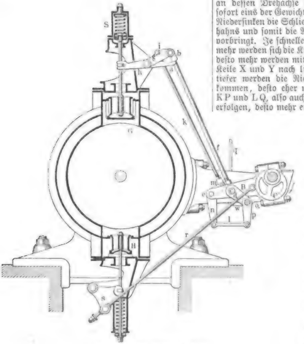
Schema der Corliß-Steuerung.

Zeiger z auf einer Skala bewegt, so daß man stets ablesen kann, mit wie starker Expansion die D. arbeitet.

Präzisionssteuerungen.

Die Regulierung der Expansion muß hier mit der Hand vorgenommen werden, während der Regulator, wenn ein solcher vorhanden ist, auf eine Drosselklappe wirkt. Die neuern Expansionssteuerungen sind nun so eingerichtet, daß der Expansionsgrad von dem Regulator selbstthätig, dem Arbeitswiderstand der Maschine entsprechend, verändert wird. Unter diesen Steuerungen sind in letzter Zeit besonders

Fig. 8.



Präzisionssteuerung von Sulzer.

die sogen. Präzisionssteuerungen in Aufnahme gekommen, von welchen die Corliß-, die Sulzer- und die Collmannsteuerung am bekanntesten geworden sind. Die Steuerungsorgane derselben sind Ventile und Hähne; eine recht zweckmäßige Präzisionssteuerung mit Schiebern zu konstruieren, ist bisher noch nicht gelungen, obwohl viele dahin zielende Versuche gemacht sind (Steuerungen von Rider, Klein, Becker, Webers, Menck, Hambrock ꝛc.). Die erste Präzisionssteuerung wurde von Corliß, einem Amerikaner, konstruiert, aber vorerst nur auf Hahnsteuerungen angewendet.

Fig. 5 (S. 463) zeigt das Schema der ursprünglichen Konstruktion einer Corliß-Steuerung. In größter Nähe des Cylinders sind die vier Hähne PQRS angebracht, von welchen P und Q den Einlaß, R und S den Auslaß des Dampfes bewirken. Die Drehung derselben erfolgt durch die vier Zugstangen EK, FL, HN, GM, welche an der Scheibe FEHG sitzen, die ihrerseits durch die Stange BA von dem auf der Schwungradwelle befindlichen Exzentrik A aus in hin- und hergehende Drehbewegung um ihre horizontale Mittelpunktachse versetzt wird. Um nun das möglichst momentane Öffnen und Schließen der Dampfwege zu bewirken, gehen die Stangen EK, FL an die Hebel PK, QL, sind aber bei KT und LT zum Zweck des Federns schleifenartig gestaltet und können hierdurch die Hebel mit Nasen erfassen und loslassen. In dem Moment, in welchem ein durch den Keil X oder Y gesteuerter Riegel DC oder D^1C^1 die Stange EK oder LF von dem zugehörigen Hebel KP oder LQ, an dessen Drehachse ein Hahn sitzt, auslöst, tritt sofort eins der Gewichte V, W in Wirksamkeit, dessen Niedersinken die Schließung des Dampfzuströmungshahns und somit die Absperrung des Dampfes hervorbringt. Je schneller nun die Maschine geht, desto mehr werden sich die Kugeln des Regulators Z heben, desto mehr werden mit Hilfe des Winkelhebels O die Keile X und Y nach links verschoben werden, desto tiefer werden die Riegel DC und D^1C^1 zu stehen kommen, desto eher wird die Auslösung der Hebel KP und LQ, also auch die Absperrung des Dampfes erfolgen, desto mehr endlich wird der Dampf expandieren und umgekehrt. Um das zu schnelle Fallen der Gewichte V und W zu verhindern, bewegen sie sich in sogen. Wasserbremsen, die ganz ebenso konstruiert sind wie die Katarakte bei den Kataraktmaschinen (s. Katarakt). Um den Auslösungsmechanismus gegen Stöße und heftige Bewegungen zu schützen, die im Gefolge starker Schwankungen des Regulators vorkommen, ist an dessen nach unten verlängerter Hülse ein Kolben angebracht, der ohne Dichtung in einen mit Wasser gefüllten Cylinder J taucht. — Von den äußerst mannigfaltigen Veränderungen und Verbesserungen der Konstruktionen seien hier hervorgehoben die Steuerung von Spencer und Inglis und die von Wheelock. Erstere hat durch Einführung von Luftpuffern mit Spiralfedern eine kompendiöse Anordnung erhalten. Fig. 6 (Tafel I) zeigt Cylinder und Steuerung derselben teils in der äußern Ansicht, teils im Durchschnitt. Mit der durch die Exzenterstange K in oszillierende Bewegung gesetzten Steuerscheibe W sind die Hebel der Dampfauslaßhähne B durch die Stangen E u. R in fester Verbindung, während die Schubstangen SS der Einlaßhähne A von den Hahnhebeln gelöst werden können, worauf die Exzentersteuerung nicht mehr auf sie wirkt. Diese Auslösung erfolgt gerade dann, wenn die Dampfabsperrung geschehen soll, und der Schieberhahn ist dann plötzlich der Einwirkung der im Cylinder D befindlichen Pufferfedern ausgesetzt, welche ihn mittels einer der aus D heraustretenden Pufferstangen und des über das Drehungskreuz hinaus verlängerten Hahnhebels sofort in die abschließende Stellung bringen. In dieser Stellung bleibt der Hahn bis nahe zur Vollendung

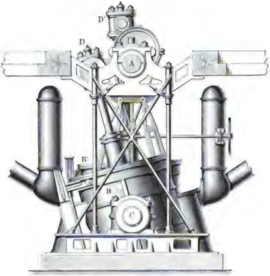


Fig. 18. Oszillierende Zwillingsschiffsmaschine.

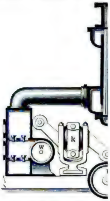
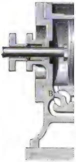


Fig. 21. Oberflächenkondensator eine

Durchsc



F

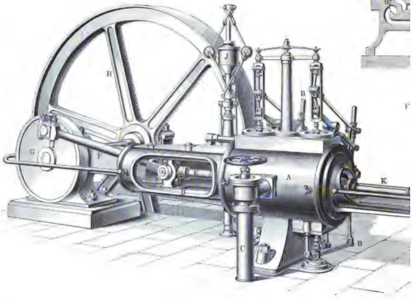
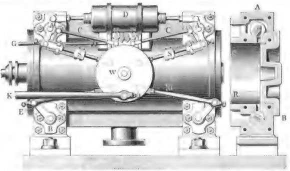


Fig. 11. Vollständige Dampfmaschine mit Collmann-Steuerung.

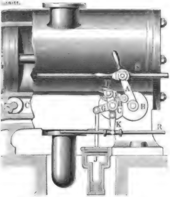


…er Schiffsmaschine (Durchschnitt).

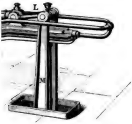


Ansicht. Durchschnitt.

Fig. 6. Corlißmaschine. Steuerung von Spencer und Inglis.



…g. 7. Dampfmaschine von Wheelock.



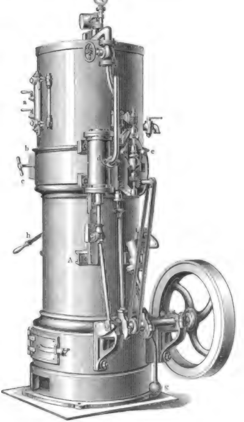


Fig. 24. Vertikale Kesseldampfmaschine.

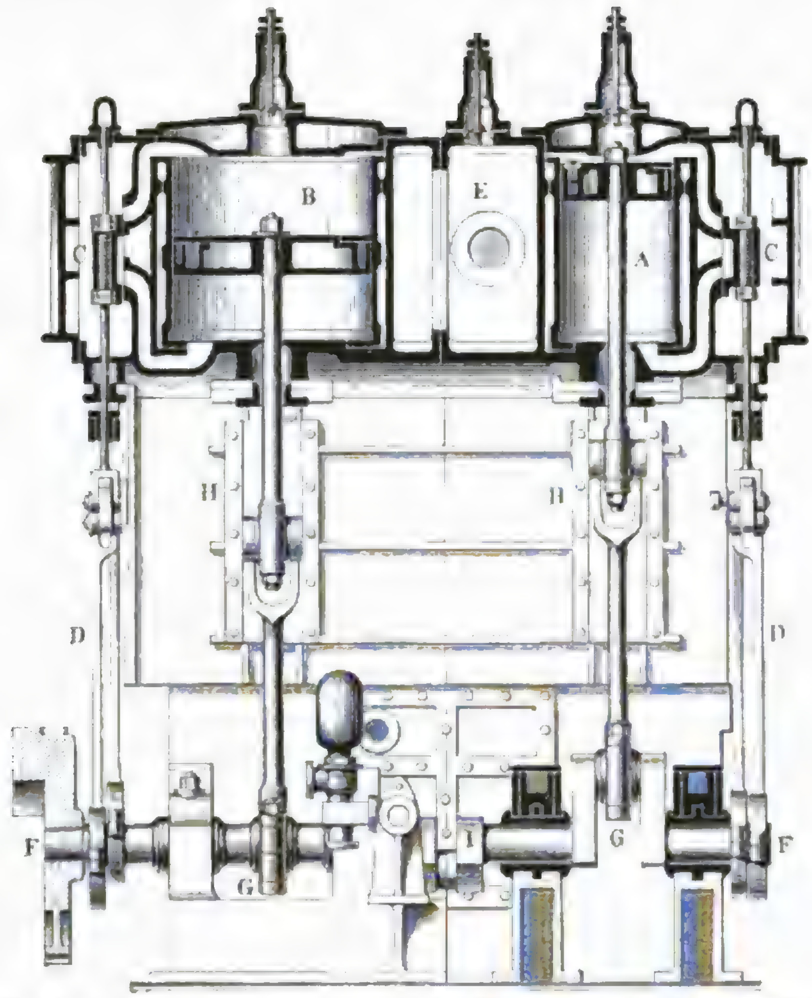
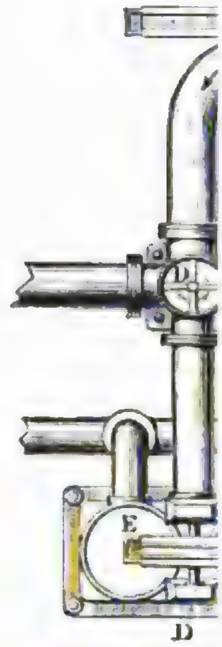


Fig. 20. Receiver-Compoundmaschine für Schraubenschiffe (Durchschnitt).





Fi

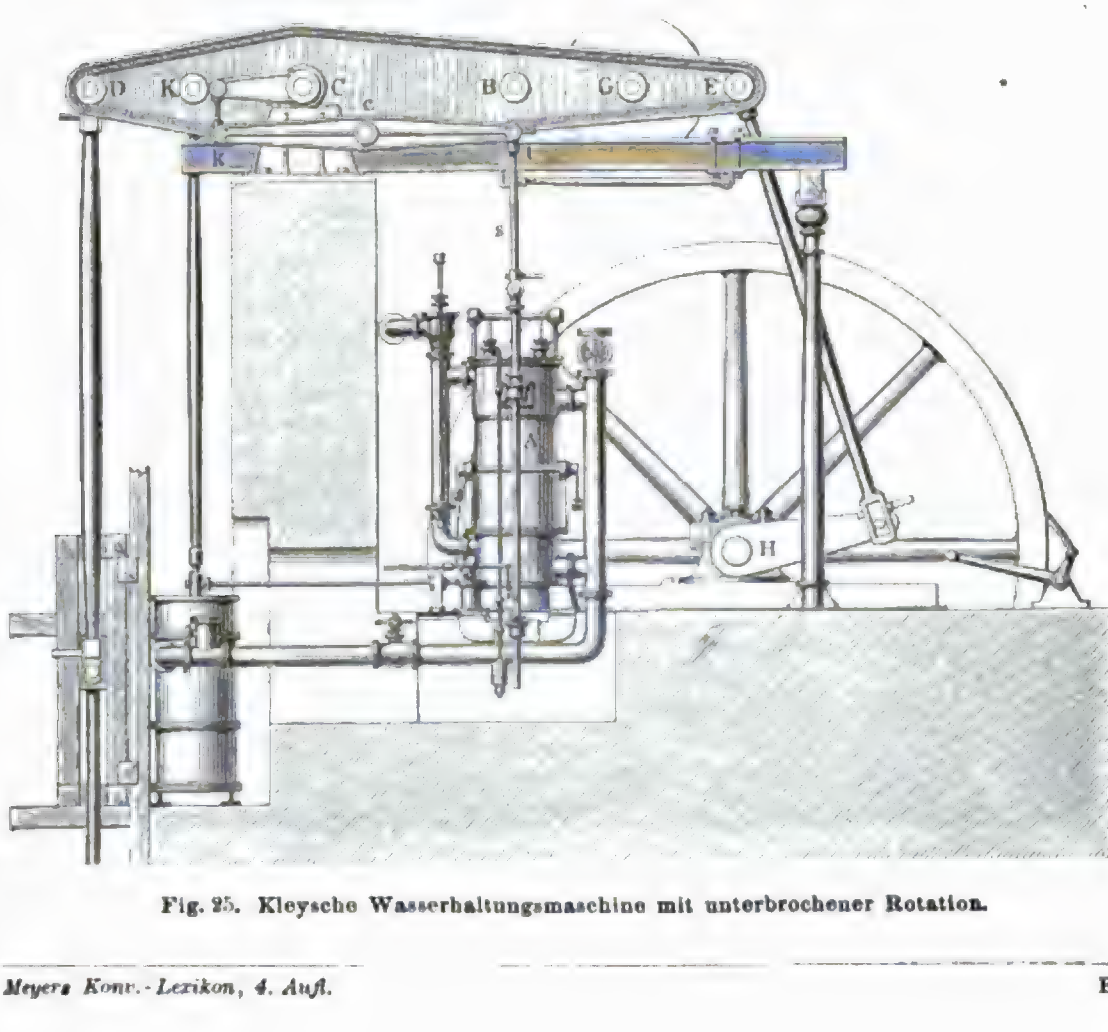


Fig. 25. Kleysche Wasserhaltungsmaschine mit unterbrochener Rotation.

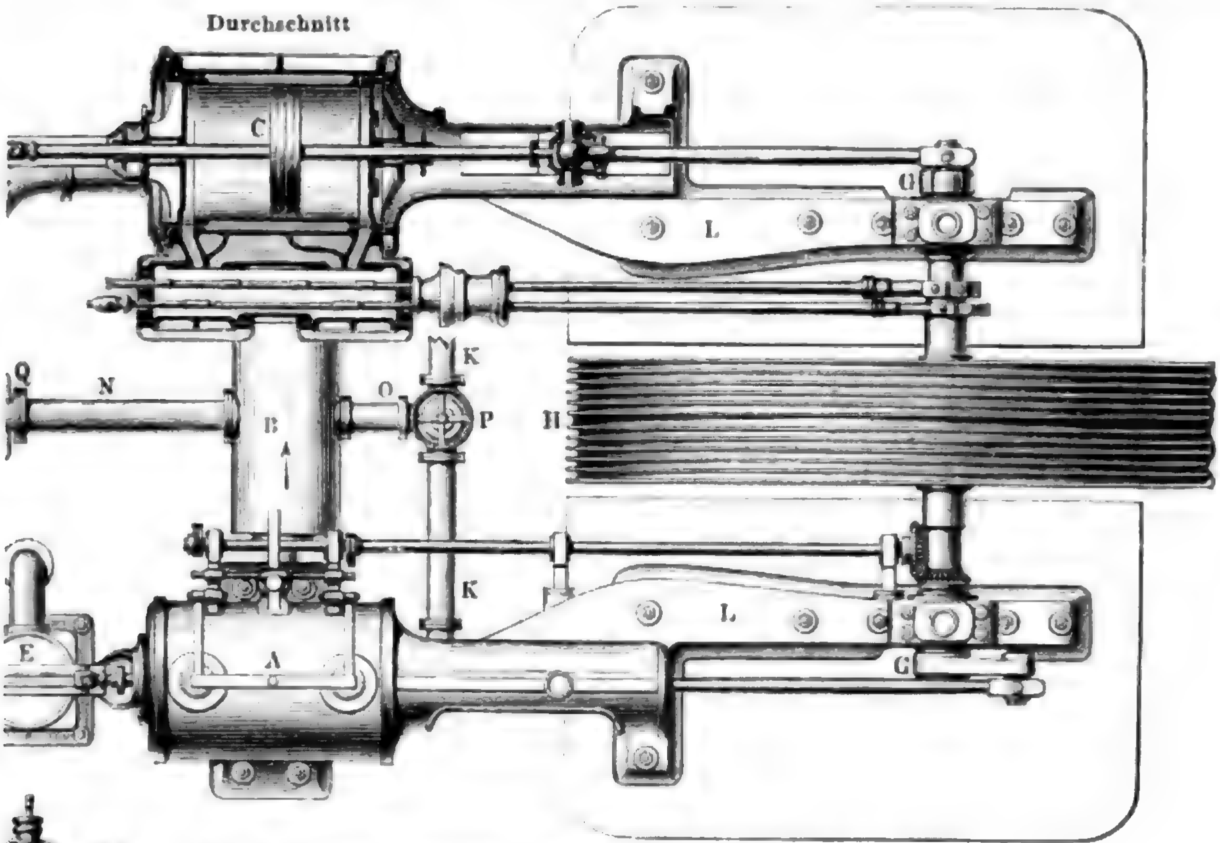
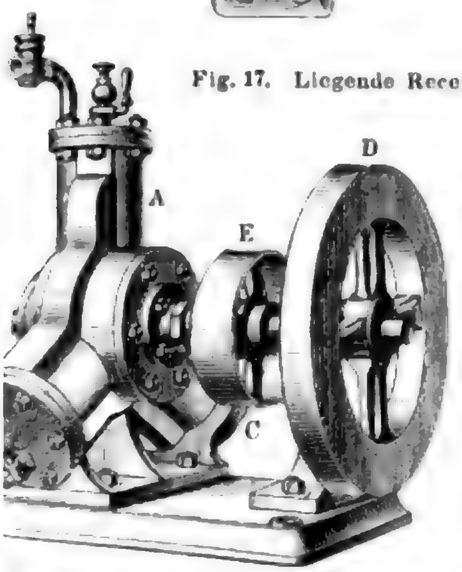


Fig. 17. Liegende Receiver-Compoundmaschine (Ansicht von oben).



23. Dreicylinder-Compoundmaschine.

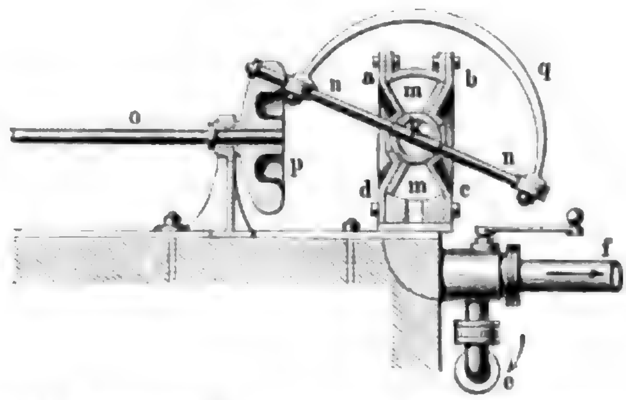


Fig. 24. Rotierende Dampfmaschine (Scheibenmaschine). (Schematisch.)

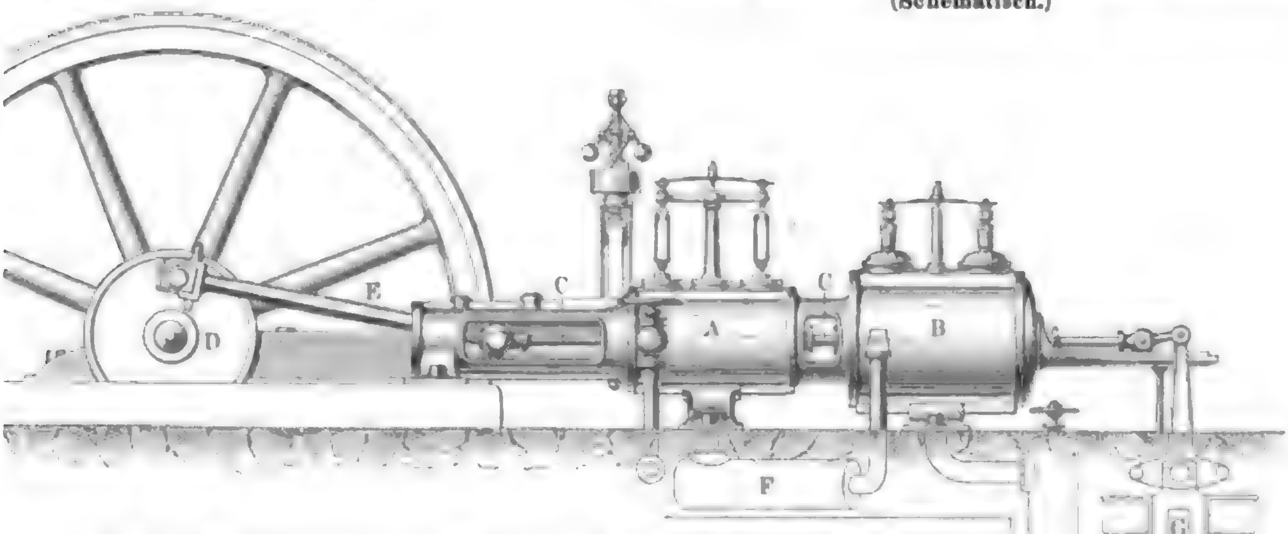
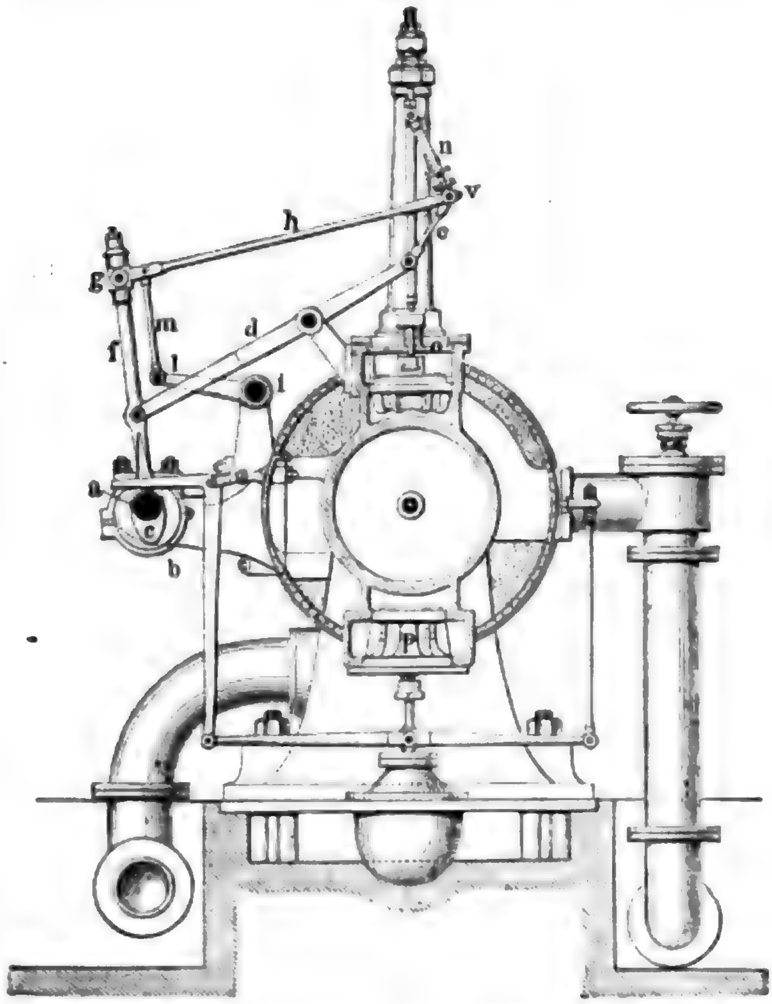


Fig. 15. Dampfmaschine nach Woolfschem System mit Collmann-Steuerung.

des Kolbenhubes, wird dann aber wieder durch Einrücken der Schubstangen S gesteuert und für das nächste Dampfgeben geöffnet. Die Stange G geht vom Regulator an den Hebel F, der mittels zweier Zahnsegmente die Bewegung auf den zweiten Hebel F überträgt; von hier aus gehen Stangen CC an leichte Hebel, deren Daumen zwischen den federnden Ausläufern der Stangen SS spielen und diese auseinander treiben, wenn der Regulator die Absperrung verlangt. Dann gleiten die Stahlbacken jener Ausläufer über die Stangenköpfe der Hebel und fangen sich zur richtigen Zeit wieder in den Einschnitten. Die D. von **Wheelock** (Fig. 7, Tafel I) zeichnet sich durch höchst ökonomische Anordnung der Hähne, Einfachheit des äußern Mechanismus und dadurch gewährleistete Dauerhaftigkeit ihrer beweglichen Teile aus. Auf der untern Seite des Cylinders befindet sich an jedem Ende je ein Verteilungshahn B für den Dampfein- und -Auslaß und ein Expansionshahn C. Auf der rechten Seite der Figur ist die äußere Steuerung zu sehen. Sie besteht aus dem von der Exzenterstange S aus bewegten Hebel A, der mit dem Verteilungsschieber B fest verbunden ist, dem Winkelhebel G des Expansionsschiebers und der mit A drehbar verbundenen Auslöseklinke E. Geht der Hebel A aus der abgebildeten Stellung nach rechts, so wird der an dem obern Ende von G drehbar angebrachte (in der Figur punktierte) Würfel F durch einen übergreifenden Vorsprung der Klinke E mit nach rechts gezogen, wobei sich beide Hähne B und C öffnen und Dampf rechts hinter den Dampfkolben tritt. Sobald aber der untere sichelförmige Teil von E gegen die Nase H stößt, hebt er E etwas an und läßt dabei den Würfel F aus dem erwähnten Vorsprung von E frei werden, so daß nun der Hebel G unter der Einwirkung des Luftpuffers J rückwärts gedreht, der Expansionshahn C geschlossen und dadurch der Dampf abgesperrt wird. Die Nase H ist nun an einem Zahnrad befestigt, welches mit einem am Hebel K angebrachten Zahnsegment in Eingriff steht und mittels desselben vom Regulator aus durch die Stange R derart verstellt wird, daß H je nach dem zu schnellen oder zu langsamen Gang der Maschine später oder früher von dem sichelförmigen Ansatz der Klinke E getroffen und dem entsprechend der Expansionsgrund verändert wird. Bei der Linksbewegung von A fällt dann jedesmal die Klinke E mit ihrem Vorsprung hinter den Würfel F wieder ein. Auf der linken Seite der Maschine sind die Steuerungsorgane symmetrisch zur rechten angeordnet.

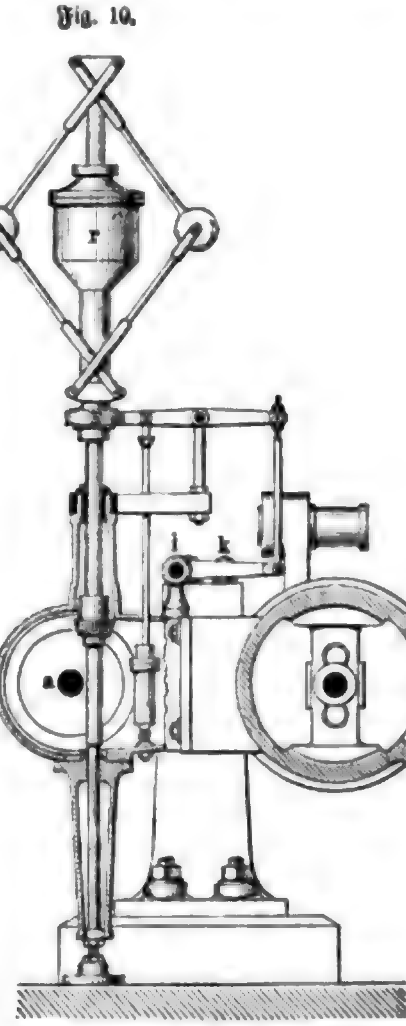
Die eigentliche Ausbildung und ausgedehnteste Verwendung erfuhr die Präzisionssteuerung an den Ventilmaschinen, bei welchen ein fast momentanes Schließen der Dampfkanäle möglich ist. Sehr verbreitet ist von hierher gehörigen Konstruktionen die **Präzisionssteuerung von Sulzer**, von welcher Fig. 8 (S. 464) die an einem Cylinderende liegende Hälfte darstellt. Zur Seite der Maschinenachse liegt die **Steuerwelle**, welche im Sinn des Pfeils rotiert. Von einem auf ihr sitzenden Exzentrik C wird die Bewegung für ein Einlaß- (G) und ein Auslaßventil H entnommen. Der Punkt c der kurzen Exzenterstange B wird durch die bei o drehbare Schiene d auf einem

Fig. 9.



Querschnitt durch den Cylinder.

Fig. 10.

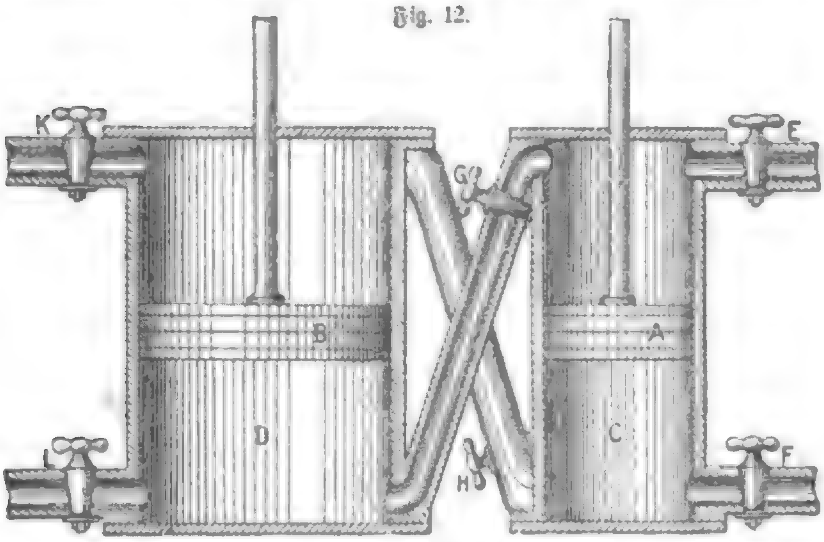


Querschnitt am Regulator.

Collmann-Steuerung.

Kreisbogen geführt, wobei das Auge e der Exzenterstange eigentümliche Kurven beschreibt. Im Punkt c greift auch noch die Stange f an, welche an ihrem andern Ende mit dem daran drehbaren Übertrager i b durch die Schiene g kreisbogenförmig geführt wird. Punkt i des winkelförmig gestalteten Übertragers i b steht mittels der Stange k indirekt durch den Arm m mit dem Punkt e der Exzenterstange in Verbindung. Dieser Mechanismus bringt eine eigentümliche herzförmige Kurve des Übertragers hervor, so daß Arm a des Ventilhebels h während des ersten Teils der Dampfkolbenbewegung vom Daumen b des Übertragers abwärts gedrückt und das Einlaßventil G gehoben wird, bis Daumen b sich so weit nach rechts bewegt hat, daß a von ihm abgleitet, somit der Ventilhebel h frei wird und das Ventil G unter der Einwirkung der Spiralfeder S sich schließt, worauf dann in der Maschine die Expansion beginnt. Nun bildet der Arm m mit n einen Winkelhebel, der vom Regulator aus durch die Stange q, den Winkelhebel w o p und die Zugstange l je nach der Geschwindigkeit der Maschine verstellt wird, wobei dann die vom Übertrager i b beschriebene Kurve und mithin auch der Expansionsgrad entsprechend geändert wird. Das Auslaßventil H wird mittels des Hebels s von der Stange r bewegt. — Von allen andern bisher beschriebenen Steuerungen unterscheidet sich die Collmann-Steuerung dadurch vorteilhaft, daß sie das Einlaßventil nicht frei fallen läßt, sondern demselben bis zum Schluß eine durch den Mechanismus bedingte Bewegung erteilt, weshalb hier unwillkommene Stöße vermieden sind und selbst bei schnellem Gang der Maschine eine vollkommen zuverlässige und exakte Wirkung erzielt wird. Die Collmann-Steuerung (Fig 9 u. 10, S. 465) wird durch eine zur Maschinenachse parallele Steuerwelle a in Bewegung gesetzt, welche mit je einem in der Nähe eines Cylinderendes befindlichen Exzentrik b je ein Einlaßventil o und mit je einem Daumen c ein Auslaßventil p öffnet und schließt. Jedes Exzentrik erteilt einem Haupthebel d, dessen freies Ende an einem Schenkel e eines Kniehebels angreift, eine schwingende Bewegung. Auf der Verlängerung der Exzenterstange f ist ein Gleitstück g verschiebbar, welches vermittelst einer Verbindungsstange h mit dem Mittelgelenk v des genannten Kniehebels verbunden ist. Die Stellung dieses Gleitstücks kann durch den Regulator r mittels der auf der Welle i befestigten Hebel k und l und der Koppel m verändert werden. Der zweite Schenkel n des genannten Kniehebels greift an der geradlinig geführten Ventilstange an. Im Moment der Öffnung eines Einlaßventils befindet sich die Zentrale des betreffenden Exzentriks ungefähr in horizontaler Lage, während der Kniehebel gestreckt ist. Das nun nach unten gehende Exzentrik erteilt dem untersten Kniehebelgelenk eine nach aufwärts gerichtete Bewegung, welche in ihrer ganzen Größe auch auf die Ventilstange übertragen würde, wenn nicht im weitern Verlauf der Kniehebel durch das auf der verlängerten Exzenterstange sitzende Gleitstück vermittelst der Stange h durchgedrückt würde. Es entsteht hierdurch in dem obern, mit der Ventilstange verbundenen Gelenk eine Bewegung, welche aus der der Vollfüllung entsprechenden Bewegung des untersten Kniegelenks und der durch die Durchbiegung des Kniees hervorgerufenen entgegengesetzten Bewegung des obern Kniegelenks resultiert. Je schneller nun die Maschine läuft, und je weiter durch den Regulator das Gleitstück von der Achse a entfernt wird, um so größer ist dessen durchbiegende Wirkung, um so größer wird die auf das Sinken des Ventils wirkende Bewegung, um so eher schließt dasselbe den Dampf ab, so daß die Maschine wieder auf ihre normale Geschwindigkeit gebracht wird. Fig. 11 (Tafel I) zeigt eine vollständige D. mit Collmann-Steuerung. A Cylinder, BB Steuerung, C Dampfleitung mit Absperrventil, D Grundführung, E Querhaupt, F Bleuelstange, G Kurbelscheibe, H Schwungrad, J Regulator, K rückwärts verlängerte Kolbenstange, welche mittels des Lenkers L den Hebel M bewegt. Letztere betreibt die unterhalb der Maschine stehende Kondensation.

Fig. 12.



Woolfsche Dampfmaschine. Längsschnitt.

Mehrcylindrige Expansionsmaschinen. Weit besser noch als in den Expansionsmaschinen mit einem Cylinder, läßt sich in den zweicylindrigen die Expansion des Dampfes ausnutzen. Bei diesen Dampfmaschinen, die auch Compoundmaschinen heißen, kommt der Dampf in zwei verschieden großen Cylindern hintereinander in der Weise zur Wirkung, daß er, mit dem Kesseldruck in den kleinern Cylinder (Hochdruckcylinder) tretend, nach der Absperrung in geringem Grad expandiert, dann jedoch in dem großen Cylinder (Niederdruckcylinder) zu einer bis zur äußersten Grenze gehenden Expansion gebracht wird. Diese Dampfmaschinen wirken deshalb so vorteilhaft, weil man einerseits im stande ist, mit ihnen sehr große Expansionsgrade zu erreichen, ohne daß dadurch die Gleichmäßigkeit des Ganges in gleichem Maß beeinträchtigt würde wie bei Eincylindermaschinen, und weil anderseits die Temperaturdifferenzen zu beiden Seiten der Kolben geringer sind als bei Eincylindermaschinen, so daß beim Dampfeintritt in die Cylinder eine geringere Kondensation entsteht. Durch beide Umstände wird eine Dampf- und somit auch eine Kohlenersparnis herbeigeführt. Man unterscheidet nun zwei Klassen von Compoundmaschinen, die erste derselben enthält solche Dampfmaschinen, bei welchen die Kurbeln der zu beiden Cylindern gehörigen Kolben entweder gleich gerichtet, oder um 180° versetzt sind und der Dampf direkt aus dem kleinen Cylinder in den großen übertritt. Solche Dampfmaschinen heißen Woolfsche Maschinen oder Maschinen nach Woolfschem System. In

die zweite Klasse gehören diejenigen Maschinen, deren Kurbeln um einen rechten Winkel verstellt sind. Bei diesen Maschinen ist zwischen beiden Cylindern ein Sammelraum (Receiver) nötig, in welchem sich der Dampf aufhält, wenn er den kleinen Cylinder verläßt, jedoch wegen der eigentümlichen Kurbelstellung noch nicht in den großen Cylinder eintreten kann. Diese Maschinen heißen **Compoundreceivermaschinen**, werden aber im gewöhnlichen Gebrauch häufig schlechtweg **Compoundmaschinen**, besser jedoch **Receivermaschinen** genannt.

Das Prinzip einer Woolfschen Maschine zeigt Fig. 12. C ist der kleine, D der große Cylinder, deren Kolben, mit zwei gleichgerichteten Kurbeln in Verbindung stehend, gleichmäßig auf- und niedergehen. Tritt nun frischer Dampf durch E über den Kolben A, so ist zugleich auch Hahn H geöffnet (dagegen G, F und K geschlossen), so daß der vom vorigen Hub unter A befindliche Dampf über B tritt, während der Raum unter letzterm durch L mit dem Kondensator in Verbindung steht. Beide Kolben gehen also gleichzeitig abwärts, der Dampf zwischen A und B drückt durch seine Spannung B nach unten und A nach oben; da aber B größer ist als A, so bleibt stets ein den Kolben B abwärts bewegender Druck übrig, proportional dem Unterschied der beiden Kolbenflächen. Nachdem beide Kolben den tiefsten Stand erreicht haben, ist der Cylinder D mit dem ursprünglich in C befindlich gewesenen Dampf gefüllt, und dieser ist um das 3½- bis 5fache expandiert. Beim Kolbenwechsel öffnen sich die Hähne F, G und K, und die beiden Kolben steigen unter denselben Verhältnissen in die Höhe, wie sie niedergegangen sind. Dabei ist während eines Schubes der Druck auf die Kurbel minder veränderlich als bei Expansionsmaschinen mit nur einem Cylinder, und der Kohlenverbrauch ist sehr gering.

Fig. 13.

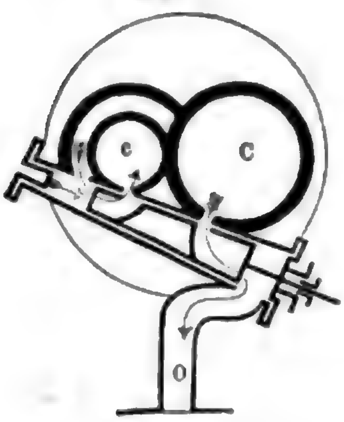
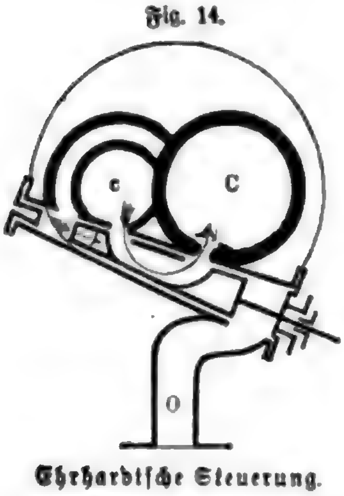


Fig. 14.

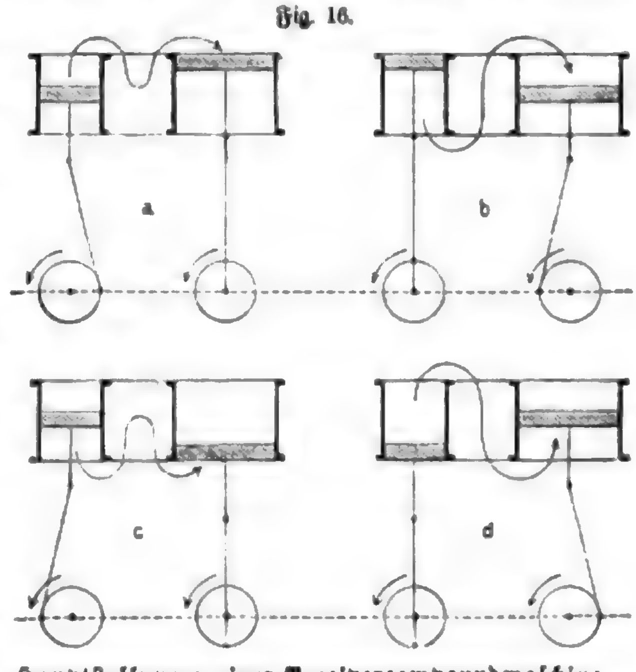


Ehrhardtsche Steuerung.

Eine Woolfsche Maschine, welche von den gewöhnlichen Konstruktionen wesentlich abweicht und namentlich eine originelle Steuerung besitzt, ist von **Ehrhardt** angegeben und von der Dinglerschen Maschinenfabrik in Zweibrücken ausgeführt worden. Diese Maschine ist namentlich gegenüber den verschiedenen Variationen des Corliß-Systems sehr einfach. Die beiden Cylinder sind zusammengegossen und zusammen mit dem Steuerungsgehäuse in einem größern Cylinder zur Vermeidung von Wärmeverlusten eingeschlossen. Die Kolben bewegen sich in entgegengesetzter Richtung, wodurch die Druckwirkungen auf die Schwungradlager sich zum größten Teil ausgleichen. Die beiden Steuerungshähne werden durch eine Querwelle von der Kurbelwelle aus in eine kontinuierliche Drehung versetzt; an jedem Ende der Cylinder ist ein solcher Hahn angebracht, welcher zugleich beide Cylinder steuert, und dessen Funktion sich aus der schematischen Darstellung (Fig. 13 und 14) ergibt. Der Dampf tritt zunächst in den Mantel des kleinen Cylinders c, von hier durch den Steuerungshahn in den kleinen Cylinder hinter den Kolben, während gleichzeitig für den vor dem entgegengesetzt sich bewegenden Kolben des großen Cylinders C austretenden Dampf der Ausweg O zum Kondensator durch den Steuerungshahn geöffnet ist. Am andern Ende der Cylinder muß gleichzeitig der vor dem kleinen Kolben hergetriebene Dampf hinter den Kolben im großen Cylinder hinüber expandieren können, weshalb der andre Steuerungshahn die in Fig. 14 skizzierte zweite Position einnehmen muß. Bei der nächsten halben Drehung der Schwungradwelle oder der Steuerungshähne haben die letztern ihre gegenseitige Stellung selbstverständlich vertauscht. Fig. 15 (Tafel II) zeigt eine vollständige D. nach Woolfschem System mit Collmann-Steuerung. Hier sind die beiden Cylinder A und B hintereinander angeordnet, so daß sie eine gemeinschaftliche Kolbenstange C C haben, welche von der Kurbel D mit der Bleuelstange E angetrieben wird. F ist das Verbindungsrohr zwischen beiden Cylindern, G die Kondensation.

Noch gleichmäßiger als bei diesen Woolfschen Maschinen wird der Gang bei den **Receivercompoundmaschinen**. Die beiden rechtwinkelig verstellten Kurbeln einer solchen Maschine sitzen in Wirklichkeit auf Einer Achse, sind aber der größern Anschaulichkeit wegen in der das Prinzip der Receiver-

Fig. 16.



Hauptstellungen einer Receivercompoundmaschine.

maschine veranschaulichenden Fig. 16 so gezeichnet, als ob sie auf verschiedenen Wellen angebracht wären. Bei der Kurbelstellung a befindet sich der kleine Kolben in der Mitte seines Aufganges, der große Kolben im obern Totpunkt. Dabei drückt der Kesseldampf gegen den kleinen Kolben; der während der ersten Hälfte des Aufganges des kleinen Kolbens ausgetretene Oberdampf wurde von dem zwischen beiden Cylindern befindlichen (in der Skizze fortgelassenen) **Receiver** aufgenommen und beginnt in diesem Moment gegen die Oberfläche des großen Kolbens zu wirken. Bei der unter b dargestellten Kurbelstellung

befindet sich der kleine Kolben am Ende seines Aufganges, und es beginnt jetzt der unter ihm wirksam gewesene Dampf in den Receiver zu treten, welch letzterer inzwischen den großen Cylinder mit Dampf gespeist hat, jedoch vor dem Zutritt des neuen Dampfes aus dem kleinen Cylinder, also vor Beendigung desselben Hubes des großen Kolbens, gegen dessen Cylinder verschlossen wurde, so daß der Dampf in diesem durch weitere Expansion zu wirken beginnt. Während des Überganges von b bis zur Stellung c ist die Expansion im großen Cylinder beendet, inzwischen der kleine Kolben unter der Einwirkung des Kesseldampfes bis in die Mitte seines Niederganges gekommen und hat dabei einen Teil des unter ihm befindlichen Dampfes in den Receiver gedrängt, welcher sich oben nach dem großen Cylinder hin öffnet. Dabei wirkt jetzt der Receiverdampf von unten gegen den großen Kolben, bis dieser die unter d dargestellte Stellung erreicht hat, wird aber wieder vor dem Eintritt des über dem kleinen Kolben wirksam gewesenen Dampfes abgesperrt. Von der Stellung d gehen die Kolben und Kurbeln zurück in die Stellung a 2c.

Eine liegende Receivercompoundmaschine neuester Konstruktion von 250 Pferdekräften ist in Fig. 17 (Tafel II) dargestellt. Der Dampf gelangt hier durch Rohr K nacheinander in den kleinen oder Hochdruckcylinder A, den Receiver B, den großen oder Niederdruckcylinder C und endlich in den Kondensator, der mit zwei Luftpumpen EE versehen ist. Der Hochdruckcylinder ist mit Collmann-Steuerung versehen und erhält je nach dem Widerstand der durch die D. betriebenen Arbeitsmaschine mehr oder weniger große Füllung, deren Maß durch den Regulator bestimmt wird. Der Niederdruckcylinder hat Meyersche Schiebersteuerung. Die beiden Kurbeln GG sind rechtwinkelig gegeneinander verstellt und treiben das als Schwungrad dienende Seilrad H, über dessen Umfang in entsprechenden Nuten zehn Hanfseile zur Übertragung auf die Transmissionswellen gelegt sind. LL sind sogen. Bajonettbalken, welche die Lager der Schwungradwelle fest mit den Cylindern verbinden. Man kann die Maschine auch mit jedem der beiden Cylinder allein arbeiten lassen. Hierzu dienen die Rohre N und O. Zum Absperren des Dampfes bei Abstellung der Maschine dient das Absperrventil P, während Q das Einspritzwasser des Kondensators reguliert.

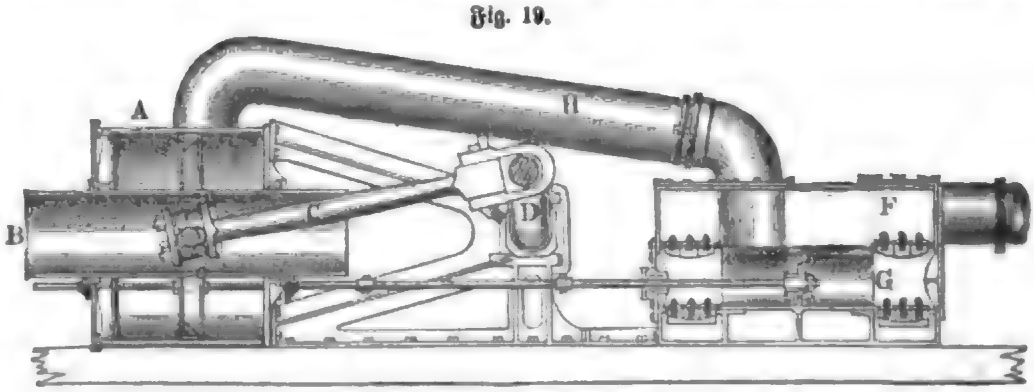
Dampfmaschinen mit Umsteuerung.

Unter gewissen Verhältnissen nehmen die Dampfmaschinen besondere, von den bisher beschriebenen abweichende Formen an. Häufig kommt es vor, daß die Dampfmaschinen abwechselnd vor- und rückwärts laufen müssen, so bei Winden, bei den sogen. Fördermaschinen der Bergwerke (mittels welcher Erze und Menschen auf- und abwärts befördert werden), bei Lokomotiven und Schiffsmaschinen, Dampfstraßenwalzen, bei gewissen Walzwerken (Reversierwalzwerke) 2c. In solchen Fällen bedarf die D. eines geeigneten Mechanismus, der sogen. Umsteuerung (s. Steuerung). Bei Anwendung nur eines Dampfcylinders mit einer Kurbel würde die Ingangsetzung solcher Maschinen in dem Fall Schwierigkeiten machen, daß die D. im sogen. Totpunkt, d. h. so steht, daß Kurbel und Bleuelstange in einer geraden Linie liegen. Außerdem kann man bei diesen Maschinen Schwungräder nicht wohl verwenden, weil dieselben der erwünschten schnellen und exakten Umsteuerung entgegenarbeiten würden, so daß sie mit nur einem Dampfcylinder einen sehr unregelmäßigen Gang haben würden. Deshalb werden diese Dampfmaschinen jetzt ausnahmslos mit zwei Cylindern versehen, deren Kurbeln um 90° verstellt sind (Zwillingsmaschinen), wodurch die Totpunkte gänzlich vermieden sind.

Schiffsmaschinen.

Bei Schiffsmaschinen hat man mit dem beengten Raum zu rechnen, in welchem sie aufgestellt werden. Eine Form, die sehr wenig Platz braucht, ist diejenige der oszillierenden D., bei welcher die Bleuelstange fortfällt und der Cylinder um zwei in Lagern drehbare hohle Zapfen schwingt, so daß der Kopf der Kolbenstange unbehindert der Kurbelbewegung folgen kann. Die Dampfzuleitung und -Abführung erfolgt durch diese hohlen Zapfen mittels angeschlossener und durch Stopfbuchsen abgedichteter Rohre. Die Steuerung erfolgt durch Schieber, welche durch die

Fig. 19.



Trunkmaschine, Längsschnitt.

schwingende Kolbenbewegung hin und her bewegt werden. Diese Maschinen sind dadurch, daß sie an den Stopfbuchsen leicht undicht werden, in Mißkredit gekommen und werden daher als Landdampfmaschinen gar nicht mehr, als Schiffsmaschinen nur noch zum Betrieb von Raddampfern gebaut. Fig. 18 (Tafel I) zeigt eine oszillierende Zwillingsschiffsmaschine. A Radwelle, BB' oszillierende Cylinder, C Schwingungsachse, DD' die Kurbeln. — Beliebt sind als Schraubenschiffsmaschinen die sogen. Trunkmaschinen. Dieselben sind dadurch in der Längsrichtung verkürzt, daß man die Kolbenstange als weites Rohr ausgeführt hat, in dessen Mitte die Kolbenstange angreift. Fig. 19: Trunkmaschine. A Cylinder, B Kolbenstange, C Bleuelstange, D Kurbel, H Abführungsrohr, welches in den Kondensator F mündet, G Luftpumpe. Im übrigen werden bei Schraubenschiffen auch vielfach stehende Maschinen angewendet, deren Cylinder, an Gerüsten befestigt, über der Schraubenwelle stehen, und welche wegen ihrer äußern Ähnlichkeit mit Dampfhämmern auch Hammermaschinen genannt werden. Hierbei wird nun jetzt sehr häufig das Compoundreceiversystem verwendet, welches überhaupt bei Schiffsmaschinen zuerst erprobt und erst im Lauf des letzten Jahrzehnts auch auf Landdampfmaschinen übertragen wurde. In Fig. 20 (Tafel II) ist eine Receivercompoundmaschine für Schraubenschiffe in der Form einer Hammermaschine dargestellt. HH ist das Maschinengerüst, A der kleine, B der große Cylinder, E der Receiver, CC Dampfschieber, DD die Um-

steuerung, FF die Schraubenwelle mit den Kurbeln GG für die Dampfcylinder und der Kurbel I zum Betrieb der Luftpumpe des Kondensators.

Die Seeschiffe sind infolge des Salzgehalts des Meerwassers zur Verhütung einer starken Salzinkrustierung der Kesselwände gezwungen, in kurzen Zeiträumen einen Teil des Kesselwassers durch Abblasen oder Auspumpen zu entfernen, wodurch große Wärmeverluste bedingt sind, welche man vermeiden kann, wenn man sich zur Kesselspeisung vollständig salzfreies Kondensationswasser verschafft, welches jedoch bei der gewöhnlichen Kondensation durch Wassereinspritzung nicht erhalten werden kann, weshalb man auf Seeschiffen mit Vorteil Oberflächenkondensatoren (Fig. 21, Tafel I) anwendet. Der bei a eingeführte Abdampf der Maschine verteilt sich durch eine große Anzahl enger Röhren r und wird dadurch, daß die letztern im Kasten fortwährend durch die Kaltwasserpumpe w mit Wasser bespült werden, kondensiert; das Kondensationswasser wird mit der beigemengten Luft durch b von der Luftpumpe L herausgepumpt. k ist das Querhaupt der Schiffsmaschine.

Kesseldampfmaschinen.

Über die besondern Formen der Lokomotive und Lokomobile s. d. Einen Übergang von den feststehenden oder stationären Dampfmaschinen zu den Lokomobilen bildet die transportable, unfahrbare D. (Kesseldampfmaschine), bei welcher die ganze D. am Kessel angebracht ist. Eine vielfach angewandte vertikale Kesseldampfmaschine zeigt Fig. 22 (Tafel I). A der vertikale Dampfkessel, a Wasserstandsglas, b Rauchrohr mit Registerklappe c, d Dampfcylinder, e Regulator, g Saugkopf der Speisepumpe, h Handhebel einer Reservespeisepumpe. Das Schwungrad dient zugleich als Riemenscheibe zur Übertragung der Kraft auf irgend eine Arbeitsmaschine.

Drei- und Viercylindermaschinen.

Zum direkten Betrieb von Arbeitsmaschinen mit sehr hohen Tourenzahlen, welche von gewöhnlichen Dampfmaschinen nicht mehr erreicht werden können, wendet man sogen. Drei- und Viercylindermaschinen an, z. B. zum Betrieb von Walzwerken, Kreissägen, Zentrifugalpumpen, Ventilatoren, auch magnetelektrischer Maschinen. Bei diesen sind die drei oder vier einfach wirkenden Cylinder der D. symmetrisch in einem um die Kurbelwelle beschriebenen Kreise so angeordnet, daß ihre Bleuelstangen sämtlich an derselben Kurbel angreifen. Die Vorzüge dieser Maschinen sind ihre Kleinheit und Kompaktheit und besonders die Möglichkeit, eine große minutliche Umdrehungszahl zu erreichen, ohne daß sich Stöße bemerkbar machen. Auch auf diese Maschine hat man das Compoundsystem anzuwenden versucht (Fig. 23, Tafel II). ABC sind die drei verschieden großen Cylinder, welche der Dampf der Reihe nach durchläuft, indem er dabei allmählich expandiert, D Schwungrad, E Riemenscheibe.

Rotierende Dampfmaschinen.

Man hat auch Dampfmaschinen konstruiert, welche den Dampf direkt eine rotierende Bewegung, ohne Zuhilfenahme eines hin- und hergehenden Kolbens, hervorbringen lassen (sogen. rotierende Dampfmaschinen). Dieselben beruhen auf dem Prinzip der Kapselräder (s. Pumpen und Gebläse) oder einem ähnlichen. Eine Form der rotierenden D., die sogen. Scheibenmaschine, zeigt Fig. 24 (Tafel II). a b c d ist das Gehäuse, bei a b und c d kugelförmig, bei a d und b c kegelförmig gestaltet. In der Mitte liegt die Kugel k mit der daran befestigten Scheibe m. Von d c bis zur Kugel k reicht eine Scheidewand, für welche die Scheibe m einen entsprechenden Schlitz hat. Der von s aus eintretende Dampf drückt auf die eine Seite der Scheibe m und wälzt sie dabei derart auf den Kegelflächen des Gehäuses herum, daß die durch den Bügel q verstärkte Stange n einen Kegel beschreibt, wodurch die Scheibe p der Betriebswelle o in Umdrehung versetzt wird. Der wirksam gewesene Dampf entweicht bei f. Der einzige Vorteil, den rotierende Maschinen den Kolbenmaschinen gegenüber gewähren können, die Möglichkeit, sehr große Tourenzahlen ohne Vorgelege zu erreichen, wird durch den Kardinalfehler aller bisher bekannten Konstruktionen, das Undichtwerden der beweglichen Teile, reichlich aufgewogen. Gegenwärtig hat man, um für den Betrieb der sehr schnell laufenden elektromagnetischen Maschinen passende Motoren zu bekommen, den rotierenden Dampfmaschinen erneute Aufmerksamkeit geschenkt.

Kataraktmaschinen.

Im Gegensatz zu den rotierenden Dampfmaschinen bedarf man auch solcher, welche gar keine Rotation hervorbringen, nämlich für alle solche Fälle, wo es nur auf eine hin- und hergehende (alternierende) Bewegung ankommt, wie bei Dampfhämmern, Dampframmen, durch Dampfkraft getriebenen Pumpen und Gebläsen ꝛc. Über die Form der D. bei Dampfhämmern und Dampframmen s. Hammer und Ramme. Pumpen und Gebläse werden durch Dampfmaschinen direkt entweder so getrieben, daß man für die Steuerung der D. eine Hilfsrotation einschaltet (d. h. daß man den Pumpenkolben oder Gebläsekolben direkt durch die Dampfkolbenstange in hin- und hergehende Bewegung setzt und nur deshalb noch einer Welle mit Schwungrad mittels eines geeigneten Mechanismus von der Kolbenstange eine rotierende Bewegung erteilen läßt, um von jener Welle die Bewegung der Steuerung in gewöhnlicher Weise herzuleiten), oder so, daß man jede Rotation vermeidet und die Steuerung von der Kolbenstange ausführen läßt. Dieser letztere Fall tritt besonders häufig bei den Wasserhaltungsmaschinen der Bergwerke und den Pumpmaschinen der Wasserleitungen ein, wo man dann die sogen. Kataraktmaschinen oder Dampfmaschinen mit Kataraktsteuerung anwendet. Dieselben sind dadurch charakterisiert, daß das Dampfeinströmungsventil der D. nicht von der Steuerung selbstthätig, sondern dadurch geöffnet wird, daß ein Katarakt, ein durch Wasserwiderstand im Niedersinken verzögerter Kolben (s. Katarakt), der durch die Steuerung gehoben war, auf seinem tiefsten Standpunkt angelangt, der Steuerung einen Anstoß erteilt, und daß die Maschine nach vollendetem Hube bis zur neuen Auslösung durch den Katarakt stillstehen bleibt. Der große Vorteil dieser Konstruktion für besagte Zwecke ist der, daß man innerhalb ziemlich weiter Grenzen durch Regulierung des Katarakts die Hubpausen der Maschine je nach der zu bewältigenden Wassermenge verlängern oder verkürzen kann. Dagegen leiden diese Maschinen an einer durch die plötzliche Umkehr der Kolbenbewegung hervorgebrachten sehr starken Beanspruchung der Teile sowie daran, daß der Hub kein ganz bestimmter ist, so daß der Kolben bei vorkommenden Unregelmäßigkeiten durchgehen, d. h. gegen den Cylinderdeckel schlagen und diesen zertrümmern, kann, endlich auch daran, daß die Hubzahl pro Minute eine gewisse nicht zu hohe Grenze nicht überschreiten kann. Alle diese Übelstände werden bei der Kleyschen Wasserhaltungsmaschine mit unterbrochener Rotation (Fig. 25, Tafel II) vermieden. A ist der Dampfcylinder, dessen Kolben- und Bleuelstange bei B auf einen Balancier wirkt. Der letztere trägt

in D das Pumpengestänge und in G das zur Ausbalancierung desselben erforderliche Gegengewicht. Die Bewegung der Steuerstange s wird von einem auf der Achse C des Balanciers befestigten Hebel C K mittels des Hilfsbalanciers k c t herbeigeführt. H ist eine vom Punkt E des Balanciers aus mittels Bleuelstange und Kurbel getriebene Schwungradwelle. Durch diese Anordnung wird erzielt, daß man die Maschine sowohl so laufen lassen kann, daß die Kurbel nur zwischen den Totpunkten hin- und herschwingt, während zwischen jeder Schwingung eine durch den Katarakt bestimmte kürzere oder längere Pause eintritt, oder aber so, daß unter gänzlicher Beseitigung der Pausen eine kontinuierliche Drehung der Kurbel nach einer Richtung eintritt, wobei der Katarakt seinen Einfluß auf den Gang der Maschine ganz verloren hat und man letztere so schnell laufen lassen kann, als die Pumpen nur immer vertragen.

In neuester Zeit fängt man vielfach an, den Dampf nicht mehr im gesättigten Zustand, wie er sich über dem Wasser des Kessels bildet, anzuwenden, sondern als überhitzten, indem man denselben nach seinem Austritt aus dem Kessel in einem oder mehreren Rohren durch die abziehenden Feuergase über seine Kesseltemperatur erwärmt, während seine Spannung gleich der des Dampfes im Kessel bleibt. Diese Überhitzung des Dampfes ist mit erheblichen Vorteilen verbunden, vor allem mit einem nicht unbeträchtlichen ökonomischen Gewinn, welcher bis 10 Proz. Kohlenersparnis betragen kann, weil nämlich zur Volumvergrößerung des Dampfes ganz unverhältnismäßig weniger Wärme gebraucht wird als zur Erzeugung des Dampfes aus Wasser. Ein solcher überhitzter Dampf hat noch den Vorteil, vollkommen trocken zu sein und bei der Expansion so zu bleiben, während der gesättigte Dampf viel Wasser in Nebelform mit sich fort in den Cylinder reißt, wo es sich niederschlägt und, wenn es nicht beizeiten entlassen wird, große Unzuträglichkeiten (Zersprengung des Cylinders oder Verbiegen der Kolbenstange) zur Folge haben kann.

Berechnung der Leistung der Dampfmaschinen.

Die Größe der Arbeit einer D. wird gefunden, wenn man den nützlichen (resultierenden) Druck des Dampfes gegen den Kolben mit dem Weg multipliziert, welchen derselbe pro Hub oder pro Sekunde zurücklegt. Beträgt z. B. der Durchmesser des Dampfkolbens 0,248 m, der Hub desselben 0,534 m, übt der Dampf im Cylinder pro QMeter einen mittlern Druck von 83,400 kg (= 3,283 Atmosphären), und schätzt man die Größe der schädlichen Widerstände (bei einer ohne Kondensation arbeitenden Maschine) auf 15,000 kg, so erhält man einen nützlichen Druck von 83,400 − 15,000 = 18,400 kg, und der Kolben wird mit einer Nutzkraft fortgeschoben (beim Kolbenquerschnitt = 0,0483 qm), die gleich ist 18,400 . 0,0483 = 888,72 kg. Erfolgen nun in der Minute 132 einfache Kolbenspiele, so bewegt sich der Kolben mit einer mittlern Geschwindigkeit pro Sekunde von $\frac{132}{60}$. 0,534 = 1,175 m. Die Nutzarbeit, welche auf die Welle des Schwungrades übertragen wird, ist mithin 888,72 . 1,175 = 1045 Meterkilogramm oder $\frac{1045}{75}$ = 13,93 Maschinenpferden. Das pro Sekunde verbrauchte Dampfvolumen beträgt theoretisch 0,0483 . 1,175 = 0,0568 cbm; der pro Stunde verbrauchte Dampf beträgt theoretisch 0,0483 . 1,175 . 3600 = 204,5 cbm = 204,5 . 1,72 = 351,7 kg, also pro Stunde und Pferdekraft $\frac{351,7}{13,93}$ = 25,3 kg. Zur Berechnung der Leistung einer mit Expansion arbeitenden Maschine kann man von nachstehender Tabelle Gebrauch machen, welche die Totalarbeit von 1 cbm Wasserdampf bei verschiedenen Absperrungen unter Voraussetzung der Pressung einer Atmosphäre angibt:

Volumen nach der Expansion in Kubikmetern	Größe der korrespond. Arbeit in Meterkilogr.	Volumen nach der Expansion in Kubikmetern	Größe der korrespond. Arbeit in Meterkilogr.
1,00	10333	2,20	18481
1,05	10837	2,40	19380
1,10	11318	2,60	20207
1,15	11778	2,80	20973
1,20	12217	3,00	21686
1,25	12639	3,20	22353
1,30	13044	3,40	22979
1,40	13810	3,60	23570
1,50	14523	3,80	24128
1,60	15190	4,00	24658
1,70	15816	4,20	25163
1,80	16407	4,40	25643
1,90	16966	4,60	26103
2,00	17496	4,80	26542

Bei halber Füllung einer wie oben dimensionierten D. (also bei doppelter Expansion) wird der Dampfverbrauch pro Stunde halb so groß sein (= 175,9 kg), während die Arbeit $\frac{17496}{2 . 10333}$. 13,93 = 12,0 Pferdekräfte beträgt, so daß auf 1 Stunde und 1 Pferdekraft ein Dampfverbrauch von $\frac{175,9}{12}$ = 14,66 kg kommt. Die wirkliche Leistung unsrer D. sowie der wirkliche Dampfverbrauch werden sich jedoch wegen auftretender schädlicher Widerstände und Dampfverluste etwas anders herausstellen. Über die Leistungen der verschiedenen Maschinengattungen gibt folgende Tabelle Andeutungen:

Anzahl der theoretischen Maschinenpferdekräfte,
welche durch das Verbrennen von 0,5 kg Kohlenstoff bei verschiedenen Dampfspannungen entwickelt werden können.

Dampfspannung in Atmosphären Korrespondierende Temperatur	1 100°	2 121,4°	3 135,1°	4 149,06°	5 153,08°	6 160,2°	7 166,5°	8 172,1°
Maschinen mit Absperrung und Kondensation	1166	1766	2130	2391	2595	2762	2904	3028
Maschinen ohne Absperrung mit Kondensation	756	842	873	889	899	905	910	913
Maschinen mit Absperrung ohne Kondensation	0	523	883	1147	1356	1528	1675	1805
Maschinen ohne Absperrung und Kondensation	0	434	605	696	753	792	820	841

Als die vorzüglichsten Maschinen ergeben sich hieraus die Maschinen mit Absperrung und Kondensation, und man sieht, daß ihre Leistung mit der Dampfspannung wächst. Viel weniger leisten die Maschinen mit Absperrung ohne Kondensation, und bei den Maschinen ohne Absperrung mit Kondensation wächst die mechanische Arbeit mit der Spannkraft des Dampfes sehr wenig.

Für praktische Zwecke ermittelt man die effektive Leistung der D. an der Schwungradwelle mit dem Bremsdynamometer oder Pronyschen Zaum und dessen Verbesserungen (die sogen. Bremsleistung oder

gebremste Leistung), während die vom Dampf auf den Kolben übertragene Arbeit durch den Indikator (s. d.) ermittelt wird (die sogen. indizierte Leistung). Erstere fällt wegen der durch Reibung verbrauchten Arbeit des Kolbens, der Geradführung ꝛc. immer geringer aus als letztere.

Geschichte.

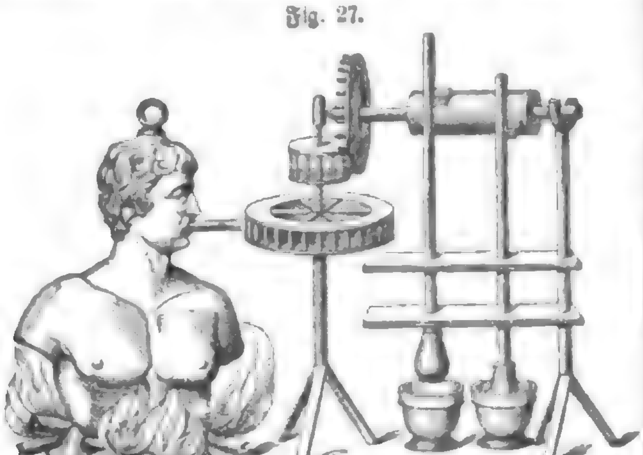
Daß das Wasser, wenn es in einem Gefäß über Feuer erhitzt wird, in einen Zustand übergeht, in welchem es eine große Kraft zu äußern vermag, mußte schon sehr früh wahrgenommen werden. Als erste Versuche, Dampf zur Erzeugung von Bewegung zu benutzen, sind der sogen. Heronsball u. die auf dem Prinzip des Segnerschen Rades beruhende Äolipile, Fig. 26 (beide von Heron von Alexandria 120 v. Chr. beschrieben), zu erwähnen. Nach einer Mitteilung von Leonardo da Vinci, der wahrscheinlich aus einem verloren gegangenen arabischen Text geschöpft hat, soll auch schon Archimedes vorgeschlagen haben, die Spannkraft des Dampfes zu benutzen u. zwar zum Fortschleudern eines Geschosses aus einem kurzen Rohr. Die Alten haben also sehr wohl Kenntnis von der Dampfkraft gehabt; aber sie kamen nicht über die angedeuteten Ideen hinaus, und ebensowenig zeigt sich irgend welcher nennenswerte Fortschritt bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts. Joh. Branca ließ 1629 den aus einem verschlossenen Gefäß durch ein gebogenes Rohr ausströmenden Dampf gegen ein

Fig. 26.



Äolipile.

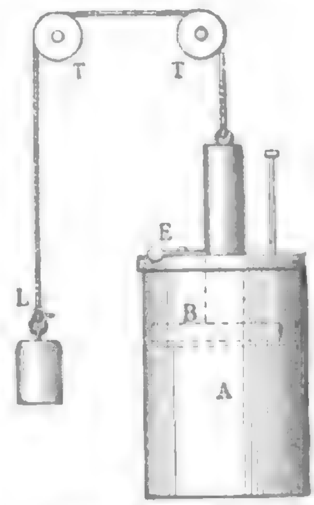
Fig. 27.



Brancas Maschine.

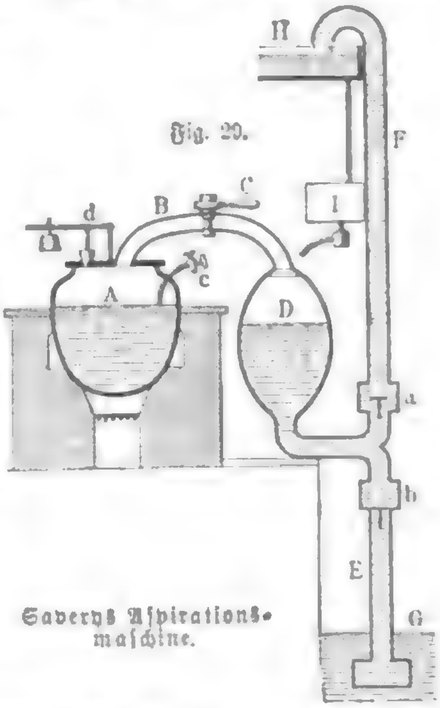
Schaufelrädchen strömen (Fig. 27), welches durch Räderübersetzung ein kleines Pochwerk in Bewegung setzen sollte. Man könnte noch einige derartige Versuche mehr aufzählen, würde aber damit immer nur weiter bestätigen, daß vor der Entwickelung der modernen Naturwissenschaft die eigentliche Idee der D. völlig unbekannt war. Erst als Torricellis Beweis von der Schwere der Luft und die staunenerregenden Versuche Otto v. Guerikes mit der Luftpumpe das Verlangen erweckt hatten, den Luftdruck industriell zu verwerten, gelang es dem Marburger Professor Dionysius Papin, eine Vorrichtung anzugeben, mittels welcher auf einfache Weise durch Dampf ein leerer Raum gewonnen werden kann. Er erhitzte (Fig. 28) etwas Wasser in einem oben offenen Hohlcylinder A, wobei ein dicht anschließender Kolben B in dem Maß der Dampfentwickelung durch ein Gegengewicht L an einem über Rollen T geführten Seil in die Höhe gezogen wurde, bis er seinen höchsten Stand erreicht hatte, in welchem er durch den Riegel E arretiert wurde. Nach Entfernung des Feuers trat eine Abkühlung und Kondensation des Dampfes ein, und infolge des sich bildenden Vakuums wurde der Kolben nach Auslösung des Riegels E durch den Druck der Atmosphäre zurückgetrieben, dabei das Gewicht L anhebend. Diese Vorrichtung ward 1690 bekannt gemacht, doch fand der neue Gedanke wenig Anerkennung. 1698 hatte sich der Bergwerksbeamte Savery in England einen Apparat zum Heben von Wasser und zur Bewegung von Arbeitsmaschinen patentieren lassen (Fig. 29). Der Dampf tritt bei Öffnung des Hahns C aus dem Kessel A (mit Speiserohr c und Sicherheitsventil d) durch das Rohr B nach D, kondensiert sich nach Verschließung von C dadurch, daß man von J auf D kaltes Wasser herabfließen läßt, so daß durch das sich bildende Vakuum Wasser aus G durch E und das Saugventil b angesogen wird, welches nach Wiedereröffnung von C durch den Dampfdruck, das Druckventil a passierend, durch F nach H getrieben wird. Der dabei in D eintretende Dampf kondensiert sich wieder, saugt wieder Wasser an ꝛc. Papin verbesserte diese Maschine und scheint mit einer solchen ein Dampfschiff ausgestattet zu haben, mit welchem er die Fulda befuhr. Doch wurde ihm das Schiff bei einem Streit von Matrosen zerschlagen. Viel brauchbarer war schon Newcomens atmosphärische D. (Fig. 30, S. 472), welche 1712 zuerst zum Fördern von Wasser aus einer Steinkohlengrube zu Griff in Warwickshire verwendet wurde. Sie besteht aus einem Cylinder B, in welchen von unten aus einem Dampfkessel A Dampf durch das Rohr C eintritt, wobei nun der Kolben D ebenso wie bei der Vorrichtung Papins durch ein Gegengewicht K, welches durch die Kette H, den Balancier F, eine zweite

Fig. 28.



Papins Maschine.

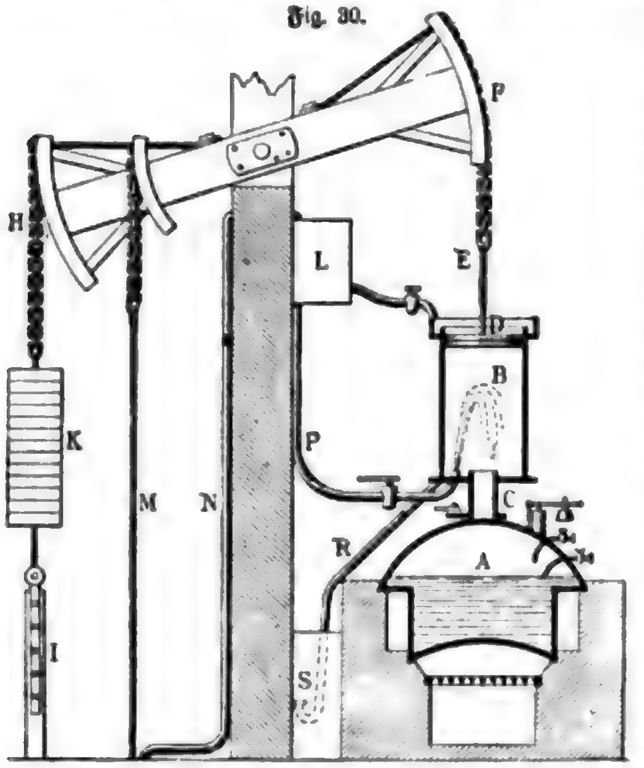
Fig. 29.



Saverys Aspirationsmaschine.

Kette und die Stange E mit dem Kolben in Verbindung steht und zugleich das Pumpengestänge I herabdrückt, in die Höhe gezogen wird. Alsdann wird der Dampfzutrittshahn C geschlossen und aus dem Gefäß L Wasser durch Rohr P in den Cylinder gespritzt, wobei eine Kondensation des Dampfes eintritt und infolge des im Cylinder entstehenden Vakuums der Kolben durch den Luftdruck heruntergedrückt wird, so daß das Gegengewicht mit dem Pumpengestänge gehoben wird. RS ist ein Ableitungsrohr für das Kondensationswasser, M das Gestänge zu einer kleinen Pumpe, die mittels des Druckrohrs N das Reservoir L gefüllt erhält. An dieser Maschine geschah das Öffnen und Schließen der Hähne durch einen Arbeiter, ein solcher (Potter mit Namen) verband die Hähne durch Schnüre mit bewegten Maschinenteilen und erfand so die selbstthätige Steuerung.

Fig. 30.



Newcomens Dampfmaschine.

Bis 1770 erhielt sich die D. wesentlich auf diesem Standpunkt, und es war James Watt vorbehalten, sie durch die glänzendsten Erfindungen auf eine ungleich höhere Stufe und zu einem solchen Grade der Vollkommenheit zu bringen, daß man selbst bis auf den heutigen Tag nicht im stande gewesen ist, größere, bedeutsamere und sehr wesentliche Verbesserungen in den Hauptteilen der Maschine anzubringen. Watt war der Schöpfer der D. von der Form und Einrichtung, wie sie jetzt allgemein benutzt wird. Bei seiner ersten, 1768 erbauten Maschine bewirkte der Dampf zugleich durch Druckwirkung und Erzeugung eines Vakuums durch Kondensation den Niedergang des Kolbens, während er durch Gegengewichte wieder in die Höhe gezogen wurde; die Kondensation fand in einem besondern Kondensator statt. Solche Maschinen wurden namentlich in den Bergwerken von Cornwall zur Wasserhaltung angewendet und sind noch bis vor kurzem unter dem Namen Cornwall-Maschinen im Betrieb gewesen. Schon 1769 trug sich Watt mit der Idee einer Expansionsmaschine, brachte dieselbe jedoch erst 1778 zur Ausführung. 1778 und 1779 kam Watt auf den Gedanken, Kurbel, Lenkstange und Schwungrad auch bei der D. anzuwenden; da er aber mit der Sicherung durch ein Patent zögerte, so kamen ihm andre zuvor, und er sah sich lange auf die von ihm erfundene Sonnen- und Planetenradanordnung beschränkt. Im J. 1774 hatte er dem Unterhaus die Zeichnung einer doppelt wirkenden D. vorgelegt, und 1782 brachte er eine solche zur Ausführung. Zwei Jahre später erfand er das Parallelogramm, und gleichzeitig ließ er sich die Anwendung des Zentrifugalpendels patentieren, dessen man sich schon früher bei englischen Windmühlen bedient hatte. Durch alle diese Verbesserungen war die D. über die einseitige Verwendung in den Bergwerken hinausgehoben; es war ihr ein neues, unabsehbares Feld eröffnet, und bald bürgerte sie sich nun auch in Baumwollspinnereien, Bierbrauereien, Mühlen, Walzwerken ꝛc. ein. Ungemein schnell verbreiteten sich die Dampfmaschinen auf den britischen Inseln; Watt hatte sich 1769 mit Boulton associiert, und aus ihrer Fabrik in Soho bei Birmingham gingen die ersten Dampfmaschinen hervor. Im J. 1776 wurde die erste große Maschine von 50 Zoll Kolbendurchmesser für ein Wasserpumpwerk bei Tipton in Staffordshire geliefert, 1778 eine ähnliche von 58 Zoll für Ketley in Shropshire. Die erste D. für die Manchester-Baumwollspinnerei lieferte Watt 1782 an Arkwright. Schon 1810 wurde die Zahl der in Großbritannien arbeitenden Dampfmaschinen auf 5000 geschätzt. In Frankreich baute Périer 1780 die erste D. nach Watts System, aber 1810 zählte man erst 200 Dampfmaschinen. In Preußen wurde die erste D. 1788 in Tarnowitz zum Wasserheben aufgestellt. Die zweite folgte 1822 in der Berliner königlichen Porzellanmanufaktur, und erst von 1830 an datiert die allmählich zunehmende Verwendung der Dampfkraft. Hannover erhielt 1832, Württemberg 1841 die erste D. Schon 1799 ersetzte Murdock in der Soho-Fabrik die Ventile der Steuerung durch einen Schieber, und Murray in Leeds führte den Muschelschieber und die exzentrische Scheibe ein und lieferte die erste D. ohne Balancier. Die erste wirklich brauchbare Hochdruckmaschine baute der Amerikaner Evans zum Betrieb einer Getreidemahlmühle, und in England wurde eine solche von Trevithick und Vivian 1802, zunächst nur als transportable Maschine, bald aber auch in vielseitigen andern Anordnungen, gebaut. Seit dieser Zeit kam die Hochdruckmaschine nicht wieder außer Gebrauch; die verhältnismäßig günstigen Resultate, welche sie lieferte, wurden zunächst Hauptveranlassung, daß man eine bereits 1781 von Hornblower versuchte Anordnung weiter ausbildete, nämlich Maschinen mit zwei Cylindern von verschiedener Weite, in denen der Dampf zunächst gegen den Kolben des kleinern, dann gegen den Kolben des größern Cylinders wirkte und zuletzt kondensiert wurde. Hornblower scheiterte mit seiner Idee an den Patentrechten Watts; dagegen lieferte Woolf 1804 nach dem Erlöschen des Wattschen und des Hornblowerschen Patents Zweicylindermaschinen. Maudslay lieferte 1807 Dampfmaschinen ohne Balancier von einer bis dahin unbekannten Symmetrie und Eleganz, welche überall großen Beifall ernteten. Eine oszillierende D. führte Murdock 1785 im Modell aus; praktische Anwendung fand sie aber erst 1820 durch Cavé in Paris und 1822 durch Manby in England. Direkt wirkende Maschinen mit unbeweglichem, liegendem Cylinder wurden zuerst 1801 von Symington gebaut; doch stand ihrer weitern Ausbreitung vorderhand das unbegründete Vorurteil im Weg, daß sich die Cylinder einseitig ausarbeiten und die Kolben schwerer dicht zu erhalten sein würden. Erst nach

1831, wo Stephenson angefangen hatte, bei seinem damaligen Dampfwagen ausschließlich Maschinen mit horizontalem Cylinder zu benutzen, kam man zu andern Ansichten und freilich auch zu zweckmäßigern Konstruktionen, und heute gehören die liegenden Maschinen zu den beliebtesten und bewährtesten. Die letzten Jahrzehnte haben namentlich eine sehr weit getriebene und glückliche Ausarbeitung aller Details gebracht; es sind zahlreiche neue Konstruktionen angegeben worden, und vorzüglich hat sich der Erfindungsgeist auf die Expansionsvorrichtungen geworfen, während man in allerneuester Zeit besonders auf die Verbesserung der zweicylindrigen Expansionsmaschinen und namentlich der Receivercompoundmaschinen hindrängt.

Die ersten Maschinen, welche eine Leistungsfähigkeit von 100 Pferdekräften besaßen, erregten großes Aufsehen, während man gegenwärtig sehr viel größere Maschinen mehrfach in Betrieb gesetzt hat. Zur Trockenlegung des Haarlemer Meers wurden drei Woolfsche Dampfmaschinen aufgestellt, deren Cylinder je 2,2 und 3,76 m Durchmesser hatten, mit 350 bis 500 Pferdekräften arbeiteten und pro Kolbenschub mittels Pumpen von 3 m Hub 66 cbm Wasser durchschnittlich 5 m hoch hoben. Diese Maschinen haben in zehn Jahren 45,000 Acres Land trocken gelegt und im ganzen etwa 8000 Mill. cbm Wasser fortgeschafft. Das englische Schiff Leviathan erhielt für den Räderbetrieb eine viercylindrige D. von ca. 1200 Pferdekräften und zum Schraubenbetrieb gleichfalls eine viercylindrige Maschine, die 2500 Pferdekräfte entwickeln soll. Die Maschinen des Panzerschiffs König Wilhelm aber besitzen 8664 Indikatorpferdekräfte. Man hat die Gesamtstärke aller Dampfmaschinen der Erde vor zehn Jahren (wohl etwas zu hoch) auf 15 bis 20 Mill. Pferdekräfte geschätzt; dies ist etwa 30mal soviel wie die absolute Arbeitsstärke, welche der Rhein vom Bodensee bis zum Meer entwickelt; dagegen ist die Arbeitsstärke des Niagara auf einer kurzen Strecke seines Laufes (Stromschnellen und Fall) zu 12,5 Mill. Pferdekräfte, d. h. zu etwa 0,66 der Stärke sämtlicher Dampfmaschinen der Erde, geschätzt worden. Alle diese Maschinen, um den Niagarafall geschart, würden bei 16stündiger täglicher Arbeit kaum im stande sein, dessen Wassersturz wieder auf die Höhe der Stromschnellen zu schaffen. Erscheint bei solchem Vergleich die benutzte Dampfkraft geringfügig, so zeigt doch eine andre Betrachtung sehr bald, welche eminente Bedeutung sie für die Menschheit besitzt. Die 1000 Mill. Menschen, welche auf der Erde leben, würden im günstigsten Fall 70 Mill. Arbeiter stellen können, und diese würden bei täglich zwölfstündiger angestrengter Arbeit noch nicht ganz 12 Mill. Pferdekräfte, also etwa 0,66 von dem, was die Dampfmaschinen leisten, repräsentieren. Da nun aber thatsächlich noch nicht 7 Mill. Menschen industriell arbeiten, so haben die Dampfmaschinen schon jetzt die wirklich geleistete industrielle Arbeit des Menschengeschlechts sehr weit überholt. Leider stehen aber auch unsre besten Dampfmaschinen in der Ausnutzung der durch Verbrennung der Kohle erzeugten Wärme noch auf sehr niedriger Stufe, und jene Leistung wird daher nur mit einem verhältnismäßig ganz enormen Aufwand von Brennmaterial erzielt. 1 kg Steinkohle ergibt bei seiner Verbrennung etwa 12,000 Wärmeeinheiten, deren jede 1 kg Wasser um 1° C. zu erwärmen vermag und 424 Meterkilogramm Arbeitsleistung entspricht, so daß man bei Verbrennung von 1 kg Steinkohle theoretisch 12,000 . 424 = 2,544,000 Meterkilogramm erhält. Die besten Dampfmaschinen geben jedoch von 1 kg Kohle ca. 810,000 Meterkilogramm, also etwa 16 Proz. des theoretischen Effekts, während z. B. Wassermotoren ca. 75 Proz. Nutzeffekt ergeben.

Die D. hat auf die gesamte Industrie einen ungeheuern Einfluß ausgeübt, ja sie hat dieselbe gewissermaßen erst geschaffen, indem sie den Gewerben eine Vergrößerung des Arbeitsvermögens bot und sofort eine bedeutende Erhöhung der Leistungen hervorbrachte. Sie veranlaßte eine Verbesserung der Werkzeuge, welche durch sie in Bewegung gesetzt wurden, und führte zur Erfindung neuer Arbeitsmaschinen, durch deren vorzügliche Produkte sie selbst wieder an Vollendung gewann. An der Erfindung der D. haben alle Nationen Anteil, aber vor allen hat England mit erstaunlicher Rührigkeit die Verwertung der neuen Idee betrieben. Der gesamte Maschinenbau lag anfangs fast ausschließlich in seinen Händen, und erst allmählich gelangte Frankreich und noch später Deutschland zu selbständiger Bethätigung. In der Folge sind viele sehr wesentliche Vervollkommnungen in beiden Ländern ersonnen worden, und der Maschinenbau hat sich auch in ihnen schnell zu hoher Blüte entfaltet. Cavé in Paris und Borsig in Berlin müssen als die hervorragendsten Industriellen auf diesem Gebiet genannt werden. Auch Amerika hat sich an der Entwickelung des Maschinenwesens lebhaft beteiligt und sich dabei durch eine originelle Auffassung der Konstruktionen hervorgethan. Wenn aber England seine Führerschaft in der neuesten Zeit mehr und mehr verloren hat, so hat es dies hauptsächlich der mindern Berücksichtigung wissenschaftlicher Hilfsmittel zuzuschreiben. Die D. ist Schritt für Schritt mit dem Fortschreiten der Wissenschaften ausgebildet worden; sie hat auch durch die neuesten Forschungen in der Physik gewonnen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die neue Wärmelehre die D. oder allgemeiner die Wärmemaschine in neue, von den gegenwärtigen auf das vorteilhafteste sich unterscheidende Bahnen leiten werde. In Deutschland und Frankreich ist die wissenschaftliche Seite der D. mit besonderm Eifer gepflegt worden, und Poncelet, Navier, Pambour, Redtenbacher, Zeuner, G. Schmidt u. a. haben sich in dieser Hinsicht große Verdienste erworben.

Über die Entwickelung der Dampfmaschinenindustrie in Preußen gibt folgende Tabelle Aufschluß:

Jahr	Dampfmaschinen[1]	Pferdekräfte	Jahr	Dampfmaschinen[1]	Pferdekräfte
1837	423	7514	1852	2833	92476
1840	634	12279	1855	4085	161774
1843	1090	27241	1861	8685	365631
1846	1491	41130	1878	37320	2891867
1849	1969	67150			

[1] Inkl. Schiffsmaschinen und Lokomotiven.

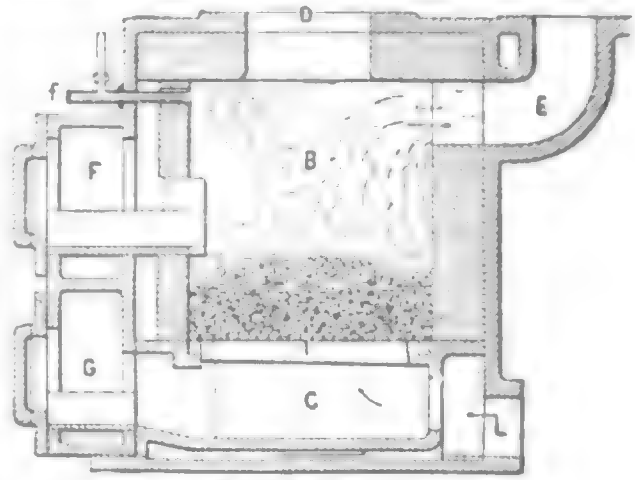
In Deutschland waren am Beginn des Jahrs 1879, mit Einschluß der Maschinen von 92 Kriegsdampfern und 10,398 Lokomotiven, 1165 Dampfschiffe, 70,185 Dampfkessel und 65,170 Dampfmaschinen mit 4,510,637 Pferdekräften à 75 Meterkilogramm Leistung in der Sekunde vorhanden. In Frankreich zählte man 1869: 32,891 Dampfmaschinen mit 1,720,244 Pferdekräften, in England 1870—72: 52,440 Dampfmaschinen mit 3,336,267 Pferdekräften, während 1870—73 die Dampfmaschinen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Zahl 53,124 mit 3,818,310 Pferdekräften erreichten. Sehr interessant ist die Verteilung der Dampfkraft auf die verschiedenen Gewerbszweige, wie sie für Preußen 1878 folgendermaßen ermittelt wurde:

		Pferdekräfte
1)	Land- und Forstwirtschaft, Weinbau, Gärtnerei	3683
2)	Bergbau, Hütten- und Salinenwesen . . .	508357
3)	Industrie der Steine und Erden	24107
4)	Metallverarbeitung	22544
5)	Industrie der Maschinen, Werkzeuge u. Apparate	20499
6)	Chemische Industrie	10415
7)	Industrie der Heiz- und Leuchtstoffe	6727
8)	Textilindustrie	87147
9)	Papier- und Lederindustrie	24569
10)	Industrie der Holz- und Schnitzstoffe . . .	22907
11)	Industrie der Nahrungs- und Genußmittel .	110018
12)	Industrie der Bekleidung und Reinigung . .	2358
13)	Baugewerbe	786
14)	Polygraphische Gewerbe	1471
15)	Künstlerische Betriebe für gewerbliche Zwecke.	52
16)	Handelsgewerbe	268
17)	Verkehrsgewerbe exkl. Schiffsdampfmaschinen.	2969
18)	Beherbergung und Erquickung	6
19)	Häusliche Zwecke.	922
20)	Maschinenbauanstalten mit Eisengießereien .	26827
21)	Dünger- und Leimfabriken	399
22)	Mühlenverbindungen	5159
23)	Andre gemischte Gewerbe.	5563
	Zusammen:	887753

Vgl. »Abhandlungen der königlich preußischen technischen Deputation für Gewerbe, 1. Teil: Geschichte der Dampfmaschinen« (Berl. 1826); Farey, A treatise on the steam engine (Lond. 1827); Arago, Zur Geschichte der Dampfmaschinen (»Sämtliche Werke«, Bd. 5, Leipz. 1856); Bernoulli, Handbuch der Dampfmaschinenlehre (5. Aufl., Stuttg. 1865); Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 1 (2. Aufl., Braunschw. 1875); Weisbach, Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik, Bd. 2 (5. Aufl., das. 1875); Scholl, Führer des Maschinisten (10. Aufl. von Brauer, das. 1883); Emsmann, Die D. (Leipz. 1858); Schmidt, Die Fortschritte in der Konstruktion der Dampfmaschinen 1854–63 (das. 1862–64, 3 Bde.); Neumann, Die stationären und lokomobilen Dampfmaschinen und Dampfkessel (2. Aufl., Weimar 1874); Redtenbacher, Resultate für den Maschinenbau (5. Aufl., Heidelb. 1870); Hrabák, Die Dampfmaschinenberechnung mittels praktischer Tabellen (Prag 1877); Derselbe, Hilfsbuch für Dampfmaschinentechniker (Berl. 1883); v. Reiche, Die Untersuchung der Dampfkessel und Dampfmaschinen auf der Gewerbeausstellung zu Düsseldorf (Aachen 1881); Derselbe, Der Dampfmaschinenkonstrukteur (das. 1880–83); Thurston, Die D. (bearbeitet von Uhland, Leipz. 1880); Uhland, Die Dampfmaschinen mit Schiebersteuerung (das. 1880); Derselbe, Die Corliß- und Ventil-Dampfmaschinen (das. 1879); Derselbe, Die Woolfschen und Compounddampfmaschinen (das. 1882); Radinger, Dampfmaschinen mit hoher Kolbengeschwindigkeit (Wien 1872).

Dampfmesser, s. Manometer.

Dampfofen, von Hock in Wien konstruierter Apparat zur Gewinnung eines Dampf- und Feuergasgemisches, welches zum Betrieb eines nach Art einer Dampfmaschine eingerichteten Motors benutzt werden soll. Derselbe besteht aus einem gußeisernen Kasten, der im Innern mit einer starken Ausfütterung von feuerfestem Material versehen ist, damit die Ofenwandungen keinen Schaden erleiden. B ist der Feuerraum, F die Feuerthür, G eine zum Aschenfall C führende Thür, D eine verschließbare Öffnung, durch welche die Verbrennungsgase beim Anheizen entweichen können, E das Rohr, welches zum Motor führt. Das im Raum B brennende Feuer ist von der den Ofen umgebenden Luft dicht abgeschlossen und wird durch künstliche Luftzuführung unter den Rost vermittelst einer (in der Figur fortgelassenen) Luftkompressionspumpe, die bei L angeschlossen wird, unterhalten. In die heißen Verbrennungsgase wird bei f durch eine Pumpe ein gewisses Quantum nebelartig



Hocks Dampfofen.

zerstäubtes Wasser eingeführt, welches bei seiner äußerst rapid erfolgenden Verdampfung einen großen Teil der Wärme der Feuerluft in sich aufnimmt, so daß die Temperatur des nunmehr aus Verbrennungsgasen und Wasserdampf bestehenden Gemisches bedeutend reduziert ist. Diese Temperatur hängt wesentlich von dem Quantum des eingeführten Wassers ab und läßt sich daher so regulieren, daß sie auf den zu betreibenden Motor keine zu schnell korrodierende Wirkung ausübt. Mit einem solchen D. kann eine Dampfmaschine jedes beliebigen Systems verbunden werden. Um den Druck im Ofen unabhängig von Belastungsänderungen der Maschine konstant zu erhalten, ist eine besondere Reguliervorrichtung für die Luft- und Wasserzuführung angebracht, bestehend in einem kleinen, mit dem Luftzuführungsrohr kommunizierenden Cylinderstutzen, welcher mit einem dicht anschließenden, verschiebbaren, dem Druck im Innern des Ofens entsprechend belasteten Kolben geschlossen ist. Wächst der Druck über die festgesetzte Grenze hinaus, so hebt der Kolben die Belastung und mit ihr ein Gestänge, welches die Saugventile der Kompressions- und der Wasserpumpe ausschaltet, so daß diese so lange außer Thätigkeit gesetzt werden, bis im Ofen wieder der normale Druck eingetreten ist. Nach den Angaben der Maschinenfabrik und Eisengießerei zu Löbersdorf bei Wien, welche den Bau solcher Dampföfen übernommen hat, sollen die Anlagekosten derselben nicht geringer sein als diejenigen gewöhnlicher Dampfkessel, dagegen die Betriebskosten sich im Vergleich zu diesen um 30–50 Proz. vermindern. Wahrscheinlich aber wird durch mitgerissene Aschenteile und die heißen, trocknen Gase ein starkes Verschleißen des Motors eintreten.

Dampfomnibus, s. Lokomotive.

Dampforgel, ein von dem Amerikaner Donnay erfundenes Orgelinstrument, bei welchem statt des Windes Dampf angewendet wird, und das entweder zum Ableiern von Melodien (mittels einer drehbaren Stiftwalze) oder zum Spielen auf einer Klaviatur dient.

Dampfpfeife, eine Pfeife, welche durch Dampf zum Ansprechen gebracht wird. Das Dampfrohr ist an seiner Mündung mit einer kreisrunden Scheibe versehen, so daß der Dampf nur am Rande des Rohrs durch eine feine ringförmige Spalte entweichen kann. Der Spalte gegenüber befindet sich in geringem Ab-

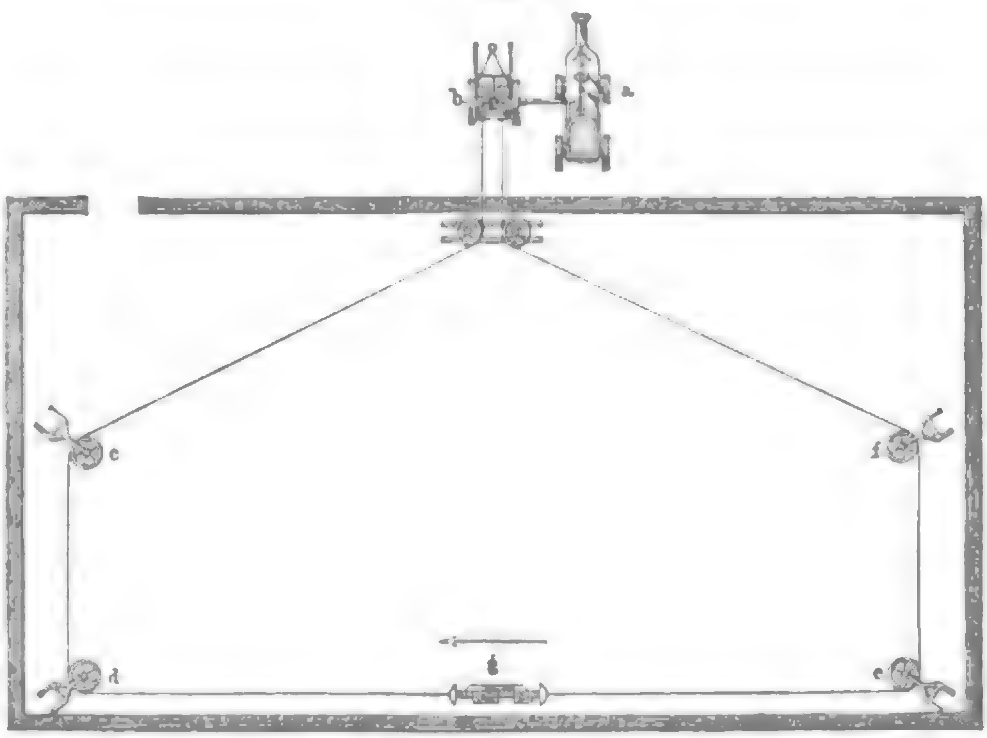
stand der Rand einer Glocke, und indem der Dampf sich an dem scharfen Glockenrand stößt und sich nach innen und außen zerteilt, gerät er in der Glocke in Vibrationen und erzeugt den bekannten durchdringenden Ton. Dampfpfeifen sind an Dampfmaschinen und als Warnungsapparate an Dampfkesseln im Gebrauch.

Dampfpferd, s. v. w. Pferdekraft.

Dampfpflug (hierzu die Tafel »Dampfpflug«), mechan. Vorrichtung zur Beackerung des Bodens mit Hilfe der Dampfkraft. Die Ausbildung der Dampfpflüge bis zur praktischen Brauchbarkeit datiert aus der Zeit von 1860 an, wenn man sich auch schon lange Zeit vordem um die Konstruktion des Dampfpflugs bemüht hatte. Selbst vor Erfindung der Dampfmaschine beschäftigten sich einzelne mit der Herstellung von Bodenbearbeitungsgeräten, welche ohne Spannvieh, wahrscheinlich durch die Kraft des Windes, in Bewegung gesetzt werden sollten. So ließen sich z. B. David Ramsey u. Thomas Wildgoose 1618 in England eine Maschine patentieren, welche ohne Spannvieh pflügen, düngen und säen sollte. Der Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, kam sofort auf den Gedanken, einen D. zu konstruieren, der freilich in damaliger Zeit keinen Erfolg erringen konnte. Ebensowenig gelang dies zahlreichen spätern Konstrukteuren bis in die neueste Zeit.

Alle bisher konstruierten Dampfpflüge lassen sich im wesentlichen in zwei Gruppen teilen: 1) in solche, bei welchen die Betriebsmaschine mit den Bodenbearbeitungsinstrumenten über den Acker fährt, und 2) in solche, bei welchen der Motor während der Bearbeitung des Bodens stillsteht und die Kulturinstrumente durch eine geeignete Seiltransmission in Bewegung setzt. Die erste dieser Gruppen hat manches Bestechende, namentlich die große Einfachheit und Billigkeit, dagegen den erheblichen Übelstand, daß stets die schwere Masse der Zugmaschine mit bewegt werden muß. Auch ist es bisher nicht gelungen, dieselbe derartig zu konstruieren, daß sie gegen das Einsinken vollständig gesichert ist. Aus diesem Grund hat man heutigestags dieses System, welches noch im J. 1860 mit entschiedenem Beifall aufgenommen wurde, zu gunsten des zweiten Systems gänzlich aufgegeben. Es läßt sich jedoch die Vermutung aussprechen, daß bei weiterer Vervollkommnung der Straßenlokomotiven das direkte Dampfpflugsystem wieder in Aufnahme kommen wird. Die bekanntesten Ausführungen desselben waren die rotierenden Kultivatoren von Romaine und Usher; bei ersterm befanden sich die Grubberzinken auf einer von der Maschine in Umdrehung versetzten Trommel angeordnet. Die Arbeit des Romaineschen Dampfpflugs war eine vortreffliche, der Boden wurde in vollkommener Weise bis zu beträchtlicher Tiefe gelockert. Andre, und zu diesen gehörte auch Usher, brachten komplette Pflugsätze mit Kolter, Schar und Streichbrett am Umfang der rotierenden Trommel an, womit sie jedoch keine Erfolge erzielen konnten. — Die zweite Gruppe von Dampfpflügen, bei welcher die Bewegung durch eine Drahtseiltransmission erfolgt, hat in der Praxis bessern Erfolg errungen. Wer der Erfinder derselben ist, möchte heutigestags schwer festzustellen sein. Bereits 1833 versuchte ein gewisser Heathcoat und nach ihm Lord Tweeddale und Lord Willoughby d'Eresby die Konstruktion derartiger Dampfpflüge, jedoch mit gänzlicher Erfolglosigkeit, und in gleicher Weise scheiterten viele spätere Versuche, welche sich eine ähnliche Aufgabe stellten. Erst zu Anfang der 50er Jahre nahm das System eine praktischere Gestaltung an und zwar, als sich John Fowler, Smith-

Fig. 1.



Howards Umkreisungssystem.

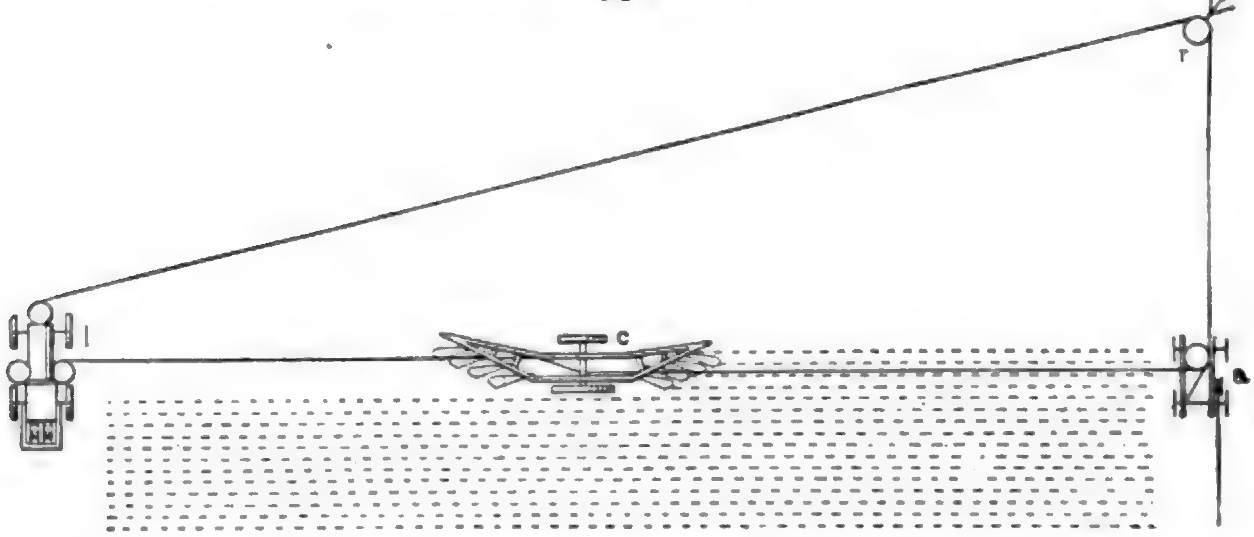
Woolston und James Howard mit der weitern Ausbildung des Dampfpflugs beschäftigten. Fowler führte auf der ersten Londoner Ausstellung 1851 seinen Drainpflug vor. Dieser originelle Apparat wurde durch ein starkes Hanfseil von einem Göpel aus in Bewegung gesetzt. Statt des Pferdegöpels wurde dann bald eine Lokomobile, statt des Hanfseils ein Drahtseil benutzt, und nun war es nur noch erforderlich, die Disposition und Anordnung der einzelnen Teile für den praktischen Gebrauch auszubilden.

Man muß berücksichtigen, daß auch in dieser Zeit, unmittelbar nach der ersten Londoner Ausstellung, die transportable Dampfmaschine, die Lokomobile, bis zur praktischen Brauchbarkeit vervollkommt wurde, ein Umstand, welcher den Konstrukteuren der Dampfpflüge außerordentlich zu statten kam; denn sicherlich hat der Mangel einer gut konstruierten Lokomobile viel zum Scheitern der frühern Versuche beigetragen. Bis vor einigen Jahren konnte man die Dampfpflüge noch einteilen in solche, deren Motor eine einfache landwirtschaftliche Lokomobile war, und in solche mit selbstbeweglichen Motoren (Straßenlokomotiven, Feldmaschinen). In neuester Zeit sind jedoch die erstern vollständig durch die zweite Gruppe verdrängt worden, da diese infolge der leichten Versetzbarkeit

der Apparate eine erheblich höhere Leistung sichert. Der verbreitetste D. des Systems mit gewöhnlicher Lokomobile war der in der Textfig. 1 dargestellte ältere Howardsche D., das sogen. Umkreisungssystem (Round about-system). Dasselbe ist zu gleicher Zeit von Howard und einem praktischen Landwirt, Smith-Woolston, ausgebildet worden. Die Lokomobile a steht außerhalb des zu bearbeitenden Ackerstücks und betreibt einen Windeapparat b, ebenfalls wie die Lokomobile transportabel angeordnet, in welchem sich zwei Windetrommeln befinden. Jede derselben kann durch passende Kuppelungen in und außer Verbindung mit der Lokomobile gebracht werden. Das Seil wird von den Trommeln durch Führungsrollen c, d, e und f nach der in der Zeichnung angegebenen Disposition geleitet. Die Rollen werden mittels Anker in dem Boden befestigt und durch den Zug des Seils vollständig eingezogen. Bei g ist der Kultivator, Pflug, Grubber oder Egge, eingeschaltet. Der Arbeitsmodus ist folgender: Wird von der Maschine die in der Zeichnung links befindliche Windetrommel in Bewegung gesetzt, so windet diese das Seil auf; der Kultivator bewegt sich somit von e nach d, in der Richtung des Pfeils. Bei d angelangt, wird diese Rolle um die Breite der gezogenen Furchen verstellt und die andre Seiltrommel in Betrieb gesetzt. Hierbei windet diese das Seil auf; der Pflug bewegt sich also von d nach e, während das demselben nachfolgende Seil von der jetzt lose auf ihrer Achse befindlichen linken Seiltrommel ausgeworfen wird. Alsdann wird die Ankerrolle e um die Breite der gezogenen Furchen versetzt und so fortgearbeitet, bis das ganze von dem Seil umspannte Stück gepflügt ist. Dieses System gestattet übrigens mancherlei Modifikationen. Die Lokomobile kann z. B., anstatt in der Mitte, an einer Seite stehen; das umspannte Ackerstück kann eine unregelmäßige Form besitzen, wobei es nur erforderlich ist, an den Ecken und Krümmungen Ankerrollen zu befestigen. Zum Betrieb gehören fünf Arbeiter: der Maschinenführer, ein Mann an der Winde, ein Mann auf dem Pflug und zwei Arbeiter an den Ankerrollen, außerdem 2–3 Jungen zur Beaufsichtigung der Seilträger. Beim Umstellen der Apparate auf ein neues Ackerstück werden die einzelnen Teile durch Spannvieh transportiert; die Aufstellung selbst nimmt bei mittelmäßig geübten Arbeitern etwa 2 Stunden Zeit in Anspruch.

In neuerer Zeit fanden anstatt der Eckanker d und e stets selbstbewegliche Ankerwagen Verwendung, wie solche bei dem in der Folge zu besprechenden D. benutzt werden. Ferner wurde das Umkreisungssystem mit einer Straßenlokomotive verwendet, welche Kombination noch heutigestags in Anwendung ist.

Fig. 2.

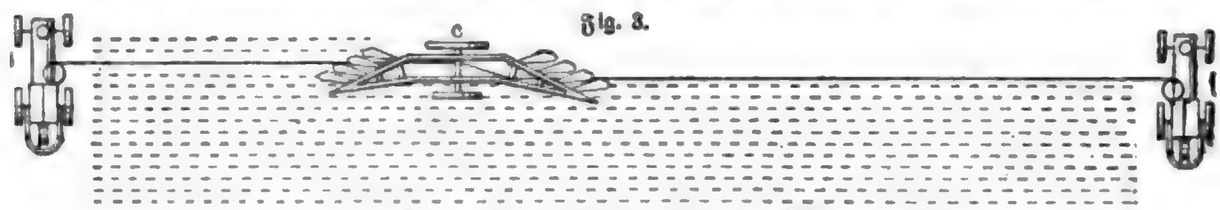


Einmaschinensystem.

Die nunmehr zu besprechenden Dampfpflüge besitzen sämtlich die Straßenlokomotive als Motor. Im wesentlichen können dieselben nach der Anzahl der Betriebsmaschinen eingeteilt werden, so daß wir das Einmaschinensystem und das Zweimaschinensystem zu unterscheiden haben. Beide Systeme sind die in der Gegenwart vorwiegend angewendeten Arten von Dampfpflügen.

1) Das Einmaschinensystem (Textfig. 2 und Fig. 1 der Tafel »Dampfpflug«). Der Motor l und der Ankerwagen a, d. h. ein mit scharfen Rädern versehener Wagen, welcher mit einer Seilscheibe und einem automatischen Fortbewegungsapparat versehen ist, stehen an den beiden Kopfenden des zu bearbeitenden Ackers; zwischen denselben wird der Kultivator c hin- und hergezogen. Die Seilleitung geht von zwei an der Lokomotive angebrachten Windetrommeln (s. Fig. 3 der Tafel) über den Ankerwagen, dessen scharf in den Boden einschneidende Räder eine seitliche Verschiebung verhindern, alsdann über die im Boden verankerte Rolle r. Abwechselnd rückt der Motor, bez. der Ankerwagen beim Anlangen des Kultivators um die doppelte Furchenbreite vor. Sobald der Anker-

Fig. 3.



Zweimaschinensystem.

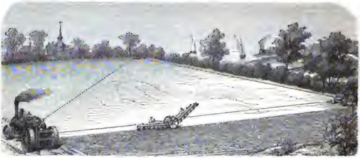


Fig. 1. Einmaschinensystem.

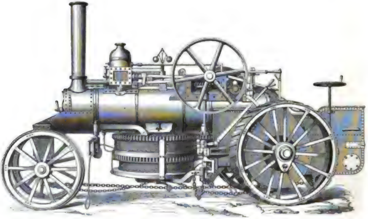


Fig. 3. Lokomotive des Einmaschinensystems.

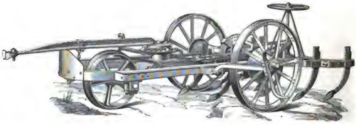


Fig. 6. Wendekultivator.



Fig. 2. Zweimaschinensystem.

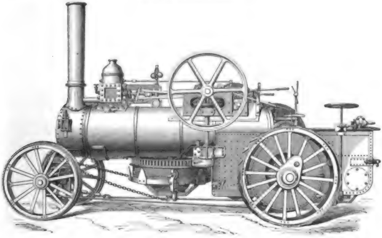


Fig. 4. Lokomotive des Zweimaschinensystems.

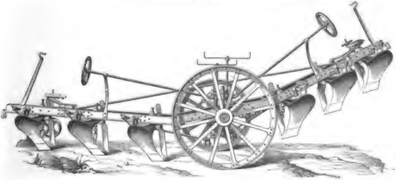


Fig. 5. Balancierpflug.

wagen bei der Rolle r anlangt, wird diese entsprechend versetzt.

2) Das Zweimaschinensystem hat zur Zeit die meiste Verbreitung. An jedem Ende des Ackerstücks befindet sich, wie die Textfig. 3 und Tafelfig. 2 darstellen, je eine Lokomotive l mit einer zumeist unter dem Kessel angebrachten Windetrommel (s. Fig. 4 der Tafel). Das Seil wird von beiden Trommeln nach dem Kultivator c geführt, während dieser sich abwechselnd von der einen Maschine zur andern bewegt, so daß also diejenige Maschine, zu welcher der Pflug hingezogen wird, in Betrieb, die andre dagegen ausgelöst ist. Nach dem Anlangen des Pflugs bei der arbeitenden Maschine fährt diese stets um die doppelte Breite der gezogenen Furchen vor, der gewendete Pflug wird in die neue Furchenreihe eingesteuert, worauf der Betrieb der an der andern Maschine befindlichen Windetrommel eingerückt wird ꝛc. Die Aufstellung der Apparate kann bei diesem System in kürzester Zeit bewerkstelligt werden; die Länge des Seils ist im Vergleich zu der bei den andern Systemen außerordentlich gering. Dieses System wird von verschiedenen Fabrikanten in Anwendung gebracht, gewöhnlich aber das Fowlersche genannt, da sich gerade die spezielle Anordnung dieses Erfinders am meisten bewährt hat.

Bodenbearbeitungsgeräte der Dampfpflüge. Zur Dampfkultur verwendet man die verschiedenartigsten Geräte, wie Pflüge, Grubber, Eggen, Walzen, ferner eine Reihe von Spezialgeräten für bestimmte Zwecke, wie Forstkulturpflüge, Entsteinungsmaschinen ꝛc. Der fast allgemein angewendete Pflug ist der Balancierpflug (s. Fig. 5 der Tafel), ursprünglich von Fisken erfunden, jedoch von Fowler zu seiner jetzigen Vollkommenheit ausgebildet. In einem in der Mitte abbalancierten und drehbaren Gestell befinden sich auf jeder Seite schräg hintereinander 3—6 vollständige Pflugsätze, welche mithin gleichzeitig eine Reihe von Furchen ziehen. Das Gestell ist derartig abbalanciert, daß nur durch das Übergewicht des Arbeiters, welcher auf jeder Seite des Apparats Platz nehmen kann, ein Senken der betreffenden Seite stattfindet, wodurch die andre Seite, welche die Furchen nach entgegengesetzter Richtung ziehen würde, schwebend gehalten wird. Fowlers Kultivator (s. Fig. 6 der Tafel) ist derartig eingerichtet, daß er durch den Zug der Maschinen umgewendet werden kann. Die arbeitenden Instrumente werden je nach der Bodenbeschaffenheit und dem Zweck der Arbeit in verschiedener Gestalt und Anzahl kombiniert. Sie erfüllen aber alle Anforderungen, welche an eine gute Bodenbearbeitung gestellt werden können.

Bei einer Parallele der derzeit benutzten Dampfpflüge kommen nur das Einmaschinensystem und das Zweimaschinensystem in Betracht. Ersteres besitzt den Vorzug der Billigkeit gegenüber dem letztern, während dieses sich auszeichnet durch die große Leistung (siehe unten), durch die einfachste Art der Aufstellung, durch geringste Seillänge, durch die Möglichkeit des schnellen Umsetzens der Apparate auf ein neues Ackerstück und endlich durch die geringste Abnutzung der Maschinen. Jede der beiden Maschinen ist nur die Hälfte der Arbeitszeit in Funktion, während die Maschine des Einmaschinensystems kontinuierlich arbeitet. Der Führer kann demnach die Maschinen in den Pausen stetig revidieren, schmieren ꝛc., was bei der hohen Inanspruchnahme der Maschinen nur erwünscht ist.

Bezüglich der Arbeit des Dampfpflugs in der Praxis haben sich als Vorzüge der Dampfbodenkultur herausgestellt, daß man sogleich nach der Ernte mit dem Umbrechen der Stoppelfelder beginnen kann, also in einer Zeit, in welcher in den meisten Wirtschaften weder Arbeiter noch Spannvieh zum Pflügen disponibel sind. Daß ein Boden, welcher unmittelbar nach der Ernte den wohlthätigen Einflüssen der Atmosphäre offen gelegt wird, eine ganz andre Beschaffenheit annimmt, als wenn er bis zum Spätherbst, wie dies sonst häufig der Fall ist, geschlossen liegt, bedarf keiner weitern Ausführung. Ferner ist zu berücksichtigen, daß das Festtreten des Bodens durch die breiten Hufe der Zugtiere gänzlich vermieden wird. Vier Ochsen am Pflug verursachen bei gewöhnlicher Breite der Furchen etwa 400,000 Fußtritte pro Hektar; der Boden wird hierdurch in einer Weise geknetet und gepreßt, daß man in der That darüber staunen muß, daß solcher Boden überhaupt noch Früchte trägt. Der wichtigste Vorzug der Dampfkultur besteht aber in der weitaus bessern Arbeit gegenüber dem Pflügen mit Spannvieh. Diese ist jetzt überall anerkannt, namentlich auf nassem Boden spricht sie sich aufs deutlichste aus. Schließlich ist noch zu berücksichtigen, daß man mit Einführung des Dampfpflugs einen Teil des Spannviehs abschaffen kann. All dieses zusammen ergibt bei rationeller Anwendung des Dampfpflugs eine größere Erntesicherheit und höhere Ernteerträge. Letztere sind überall und zwar oft in evidentem Maß konstatiert worden, wo der D. mehrere Jahre hindurch in Betrieb war. Selbst erhebliche Mehrkosten, wie sie der Betrieb des Dampfpflugs gegenüber dem Spannpflug oft verursacht, werden hierdurch aufs reichlichste aufgewogen. Als Nachteile des Dampfpflugs sind hauptsächlich die folgenden anzuführen: Die Anschaffungskosten desselben sind außerordentlich hoch; einschließlich der Steuer und Fracht kostet der Fowlersche Apparat mit zwei Maschinen in Deutschland ca. 50,000 Mk., ein Betrag, welcher schwer von den einzelnen Wirtschaften aufgebracht werden kann. Man hat deshalb mehrfach auf genossenschaftliche Weise den D. beschafft oder auch mit gutem Erfolg ein Mietsystem eingeführt, wobei der Vermieter sich die Kosten des Pflügens pro Hektar nach einem vereinbarten Satze zahlen läßt. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der D. nicht überall arbeiten kann. Überall, wo sich Terrainschwierigkeiten ergeben, wo sich viele und große Steine im Boden befinden, wo Baumstämme nicht vollständig ausgerodet sind, auf sumpfigem Ackerland, auf sehr kleinen Parzellen, ist der D. nicht zu gebrauchen. Das Entfernen der Steine, das Ausroden von Wurzeln, das Trockenlegen und Arrondieren der Äcker sind aber Meliorationsarbeiten, welche unter allen Umständen dem D. vorangehen müssen. Im übrigen ist noch hervorzuheben, daß öfters Betriebsstockungen durch Brüche an den Apparaten vorkommen, welche sich jedoch bei verständiger Behandlung nicht als so erheblich herausgestellt haben, wie man anfänglich vermutete. Schließlich müssen auch noch die unvermeidlichen Schwierigkeiten hervorgehoben werden, welche mit dem Anlernen der Arbeiter verbunden sind.

Leistung des Dampfpflugs. In den nachfolgenden Angaben sind speziell die Erfahrungen zu Grunde gelegt, welche mit Fowlerschen Dampfpflügen erzielt wurden.

1) Einmaschinensystem mit zehnpferdiger Lokomotive. Tägliche Leistung:

mit dem Vierfurchenpflug . . .	ca.	5	Hektar	20—25	cm tief
„ „ Dreifurchenpflug . . .	„	3,5	„	30—35	„ „
„ „ Grubber	„	6	„	22—25	„ „
„ „ „	„	5	„	30—35	„ „
„ „ 3 m breiten Krümmer	„	11	„	15	„ „

Kohlenverbrauch pro Tag ca. 700 kg.
Zahl der erforderlichen Arbeiter: 3.

2) Zweimaschinensystem mit Motoren von 16 Pferdekräften. Tägliche Leistung:

mit dem Sechsfurchenpflug . .	ca. 10	Hektar	20—25	cm tief
" " Vierfurchenpflug	" 6	"	30—36	" "
" " Grubber	" 12	"	20—25	" "
" " "	" 9	"	30—35	" "
" " 4,5 m breiten Krümmer	" 25	"	15	" "

Bei der Vergleichung der Dampfkultur mit der Spannkultur müssen in erster Reihe die Ernteergebnisse in Betracht gezogen werden; denn die Schlußfrage kann nicht sein: was kostet ein Hektar mit Dampfkraft zu pflügen im Vergleich zum Pflügen mit dem Spannpflug? sondern: was bringt ein Hektar mit Dampfkraft gepflügten Ackers im Vergleich zu letzterm? Und diese Frage wird von der Praxis allgemein zu gunsten des Dampfpflugs beantwortet. Ein Beispiel mag dies erläutern: genaue Aufzeichnungen auf der erzherzoglich Albrechtschen Herrschaft Béllye in Ungarn, auf welcher eine Anzahl von Dampfpflügen seit 1872 in Thätigkeit ist, lieferten folgende Ergebnisse über die Ernteerträge der mit Dampf- und Spannkraft bearbeiteten Äcker:

Fruchtart	Vor Einführung des Dampfpflugs		Nach Einführung des Dampfpflugs		Mehrertrag durch den Dampfpflug
	Ernteertrag Hekt. pro Hektar	Durchschnitt von Jahren	Ernteertrag Hekt. pro Hektar	Durchschnitt von Jahren	Hektol. pro Hektar
Weizen . . .	19,75	6	23,7	6	3,95
Gerste	22,5	9	29,9	9	7,40
Hafer	36,0	9	36,4	9	0,40
Mais in Kolben	66,75	9	75,18	9	8,43
Rüben	335 Ztr.	9	424 Ztr.	9	89 Ztr.

Sämtliche vorliegenden Berichte geben den Beweis, daß der D., wenn er auch in Zukunft noch mancherlei Verbesserungen erfahren wird, doch jetzt bereits für viele Fälle mit außerordentlichem Vorteil in Anwendung gebracht werden kann. Er findet auch, nachdem zur Zeit ein gewisser Abschluß in der Konstruktion eingetreten ist, von Jahr zu Jahr immer ausgedehntere Verbreitung. Vgl. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 2 (2. Aufl., Braunschw. 1875); »Der Fowlersche D. in seiner Konstruktion und Anwendung« (Berl. 1872); Perels, Handbuch des landwirtschaftlichen Maschinenwesens (2. Aufl., Jena 1880); Derselbe, Die Dampfbodenkultur (Berl. 1870); Fritz, Handbuch der landwirtschaftlichen Maschinen (das. 1880); Wüst, Landwirtschaftliche Maschinenkunde (das. 1882); Boysen und Wüst, Bericht über die Dampfpflugkonkurrenz zu Banteln (das. 1882); »Die Herrschaft Béllye«, herausgegeben durch den Ungarischen Landes-Agrikulturverein in Budapest (Wien 1883).

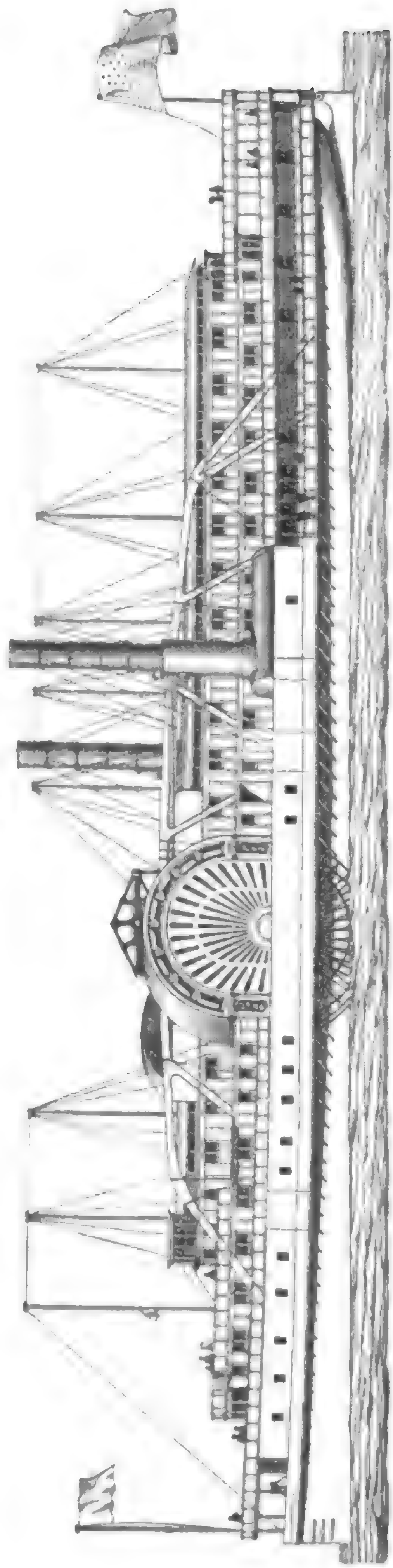
Dampfpumpe, s. Pumpe.

Dampframme, s. Ramme.

Dampfsammler, s. Dampfkessel, S. 454.

Dampfschiff (Dampfboot, Dampfer), jedes Schiff, welches durch eine oder mehrere an Bord eingebaute Dampfmaschinen bewegt wird. Nach der Art des Propellers unterscheidet man Rad-, Schrauben- und Prallschiffdampfer. Auf Raddampfern, der ältesten Art von Dampfschiffen, bilden meist zwei durch eine gemeinschaftliche Welle verbundene, seitlich außenbords angeordnete Schaufelräder den Propeller; nur wenn für jedes Rad eine Maschine vorhanden ist, sitzen die Räder auf zwei getrennten Wellen. Fig. 1 zeigt den Typus amerikanischer Flußdampfer mit zwei Seitenrädern. Bisweilen wird auch ein einzelnes Schaufelrad (Ruderrad) als Propeller benutzt, welches dann am Hinterschiff angeordnet ist. Diese

Fig. 1.



Amerikanischer Strom- und Küstendampfer.

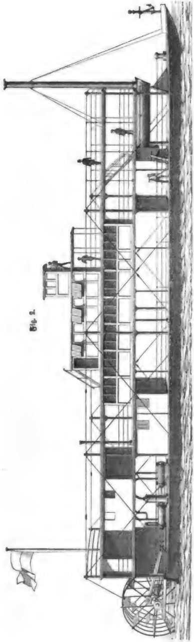


Fig. 2.

Heckraddampfer.

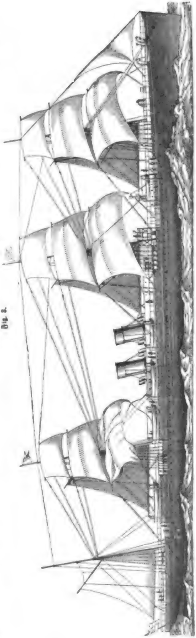
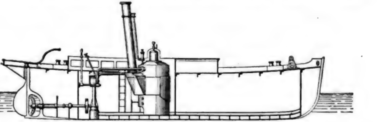


Fig. 3.

Ozean-Schraubendampfer.

Heckraddampfer (Fig. 2) verdienen im beschränkten Fahrwasser den Vorzug, da sie das Schiff nicht um die Breite der Räder, einschließlich ihrer Kasten, verbreitern, sich also der Schiffsbreite anpassen. Die Achse aller Raddampfer liegt querschiffs und trägt auf Seitenraddampfern an ihren äußersten Enden, also außenbords, die Radpropeller, welche unterschlächtigen Wasserrädern ähneln. Ihr Durchmesser wird, entsprechend der verlangten Fahrgeschwindigkeit des Schiffs, möglichst groß gewählt; von den Schaufeln tauchen am besten nur drei zugleich, wobei die mittlere senkrecht steht, während die andern eben tauchen. Nach einer Verbesserung lassen die Räder dem jedesmaligen Tiefgang gemäß kleine Verrückungen in radialer Richtung zu. Außerdem ist noch der Unterschied zwischen festen und beweglichen Schaufeln zu erwähnen; diese stellen sich beim Eintauchen und beim Heraustreten senkrecht und erzielen dadurch, obgleich im Bau umständlicher und während des Betriebes oft reparaturbedürftig, eine etwas größere Leistung. Die Fortbewegung des Radschiffs erfolgt durch den Wasserdruck gegen die eingetauchten Schaufeln. Die Größe dieses Drucks ist abhängig von der Umdrehungsgeschwindigkeit des Rades und vom Flächen-

stand von einem gemeinschaftlichen Körper (der Nabe) ausgehen, der auf dem Ende der Propellerwelle befestigt ist. Diese Welle liegt längsschiffs, meist über der Kiellinie, und geht wasserdicht durch die hintere Wand des Schiffs. Der Propeller taucht ganz unter Wasser und wirft durch die schraubenförmige Neigung seiner Flügel (Blätter) das Wasser, welches dieser Schraube als »Mutter« dient, in entsprechender Richtung als sprudelnde Masse von sich. Der Schraubenpropeller verlangt ein scharf zulaufendes Hinterschiff in seinen Unterwasserteilen, damit der Zufluß der Wasserstrahlen mit Leichtigkeit sich vollzieht. In den meisten Schraubendampfern bewegt sich der Propeller in einem Ausschnitt vor dem Steuer. Am zahlreichsten sind in der Handelsflotte die 4- und 3-Flügelschrauben, in der Kriegsmarine werden 2-Flügelschrauben oft vorgezogen für solche Schiffe, welche lange Reisen, zum Teil wenigstens, unter Segel allein machen, weil diese Schraubenform, entsprechend gestellt, den geringsten Widerstand bietet. Die größere Zahl der Flügel, in der französischen Marine meist unbeliebt, sichert den gleichmäßigern Gang des Schiffs, macht aber das Aufheißen des Propellers, d. h. das Hochbringen des-



Schraubendampfer kleinster Art

inhalt der tauchenden Schaufelfläche. In den Kriegsmarinen, welche jetzt zum weitaus größten Teil aus Dampfern bestehen, finden Raddampfer nur noch beschränkte Anwendung als Avisos, Jachten, Hafenschiffe ꝛc., weil große und frei liegende Propeller dem Feind ein willkommenes Ziel für sein Geschützfeuer darbieten und Ein Treffer genügt, um das Schiff außer Gefecht zu setzen. Auch in der Handelsflotte sind Raddampfer, wenigstens auf dem Ozean, schon verdrängt worden aus Gründen, welche später bei einem Vergleich von Rad und Schraube erörtert werden sollen. Dagegen ist die Zahl der Raddampfer in der Binnenschiffahrt sehr beträchtlich, da ihr geringer Tiefgang sie überall dort möglich macht, wo der Schraubenpropeller schon den Grund aufwühlt oder gar aufstößt. Die großen und zahlreichen Binnengewässer Nordamerikas sind zur Zeit die eigentliche Heimat der Raddampfer, sie überragen die Zahl der Schraubenschiffe dort ganz bedeutend und nehmen selbst sehr große Dimensionen an, z. B. als Fährschiffe und Küstenfahrer. Die Palastdampfer der Fallriver-Stonington- und andrer Linien, welche 2000 Passagiere bequem logieren können, sind Raddampfer.

Die zweite Art der Dampfschiffe, um etwa 30 Jahre jünger als die Raddampfer, die Schraubendampfer (Fig. 3 u. 4), weichen bezüglich ihrer Bauart sowie hinsichtlich ihrer Maschinen und Propeller ganz bedeutend von ihren Konkurrenten ab. Ihr Propeller, die Schiffsschraube, besteht aus 2—6 schraubenförmig gewundenen Flügeln, welche in gleichmäßigem Ab-

selben über den Wasserspiegel, was für die Fortbewegung unter Segel allein nicht selten beliebt wird, unbequem, oft sogar unmöglich. Die Form der Flügel, sowohl die Breite als der Neigungswinkel ihrer Schraubenfläche, bietet manche Verschiedenheiten. Man kann jetzt, obschon häufig andre Formen auftreten und die bestehenden Formen allmählich ineinander übergehen, fünf Hauptformen unterscheiden: die ältere, die Griffith-, die Hirsch-, die Yarrow- und die Thornycroft-Schraube, welche durch die Figuren veranschaulicht sind. Fig. 5 zeigt die ältere, jedoch in der Handelsflotte der Hauptsache nach noch heute stark verbreitete gewöhnliche Schraube, welche meist 3, oft auch 4 und als Reserveschraube 2 Flügel besitzt, die sich »windschief« und radial erstrecken und am Umfang (oder doch annähernd so) die größte Breite haben. Fig. 6 zeigt die Zweiflügel-Griffith-Schraube in Ansicht und Längsschnitt, welche sich durch kugelförmige Nabe und gebogene Flügel auszeichnet, deren größte Breite etwa in ihrer Längenmitte liegt. Immerhin bleibt der schraubenartig gewundene Flügel nur ein unvollkommenes Wurfinstrument, welches das Wasser in gewundenen, divergierenden Strahlen in Gestalt einer wirbelnden Wassersäule von sich wirft. Durch die Abweichung der Strahlen voneinander wird die Wurfgeschwindigkeit des Wassers insofern beeinträchtigt, als ein Teil des geworfenen Wassers die Richtung seitwärts nimmt. Um dem so geworfenen Wasserstrahl mehr Schluß in sich selbst zu geben und den Seitenabfluß

zu verhindern, benutzt Hirsch (Fig. 7) Schraubenflügel, deren gewundene Fläche sich zwar der Griffithform anschließt, die jedoch in der Endprojektion die Figur eines Kreisbogens erhält, der mit der konkav gekrümmten gewundenen Fläche das Wasser aufnimmt. Obschon die Hirschschraube bei dem Rückwärtsgehen des Schiffs, wobei die konvexe Krümmung der Flügel gegen das Wasser tritt, nicht mehr leistet als die Griffithschraube, so hat sich ihre Konstruktion für die schnellere Fortbewegung des Schiffs, worauf es hauptsächlich ankommt, als die vorteilhafteste bewährt. Die Yarrowschraube (Fig. 8) zeichnet sich durch schmale, lange, spitz auslaufende Flügel (2—3) aus und ist wie die Thornykrofftschraube (Fig. 9) an Bord englisch-amerikanischer Schiffe nicht selten. Sie zeigt stark nach hinten gekrümmte Flügel, um mit Hilfe der so gewonnenen langen Hebelarme große Fahrgeschwindigkeit zu bewirken, welche für Torpedoboote vorzugsweise angestrebt wird. Fig. 10 zeigt einen neuern Propeller.

Der Schraubenpropeller wird aus Gußeisen, Gußstahl u. Bronze angefertigt, für die Kriegsmarine in neuester Zeit aus Phosphor- und Manganbronze; die Schraubenwelle wird dort, wo sie aus der Schiffswand tritt, durch eine Stopfbüchse geführt, welche den Eintritt des Wassers in die Schiffsräume hindert. Die Schraubenwelle besteht meist aus mehreren Teilen; ihr vorderes Ende, die Kurbelwelle, wird von der Dampfmaschine gedreht, u. ihr letztes Ende oder deren Verlängerung trägt die Schraube. Zwischen beiden sind auf großen Schiffen Transmissionswellen eingeschaltet. Der von der Schraube erzeugte Seitendruck wird von einem besondern Lager, dem Druck- oder Stoßlager, aufgenommen. Der Effekt der Schraube ist von dem Tiefgang des Schiffs unabhängiger als der des Rades, da die Schraube stets unter Wasser bleiben soll, wenn es auch einen Unterschied macht, ob sie gegen das dichtere Wasser in der Tiefe oder nahe der Oberfläche arbeitet; auch ist die Wirkung ihrer Flügel auf das Wasser eine dauernde; die nachteiligen Wirkungen, die beim Ein- und Austritt der Schaufelräder stattfinden, fallen bei der Schraube weg. Zum Kriegsdienst eignen sich Schraubendampfer wegen der versteckten Lage ihres Treibapparats, und weil sie in ihrer ganzen Breitseite Raum für die Aufstellung von Geschützen geben, weit besser als Raddampfer. Dagegen ist die Schraube besonders in seichtem Fahrwasser gefährdet. Sehr unvorteilhaft für Reparaturen ist endlich die unzugängliche Lage der Schraube, die ein Auswechseln während der Fahrt meist unstatthaft macht und im Hafen das Docken des Schiffs erfordert. Im J. 1881 kam bei Gelegenheit des Unfalls, welcher die Vandalia betroffen, der Umstand zur Sprache, daß die Schraubenwelle durch langen Gebrauch wie jede andre Welle infolge der Erschütterungen kristallinisch wird und dann leicht bricht. Dieses Kristallinischwerden scheint aber so spät einzutreten, daß es nur geringe praktische Bedeutung erlangt, weil die Wellen in der Regel wegen andrer Mängel schon früher ausgewechselt werden müssen.

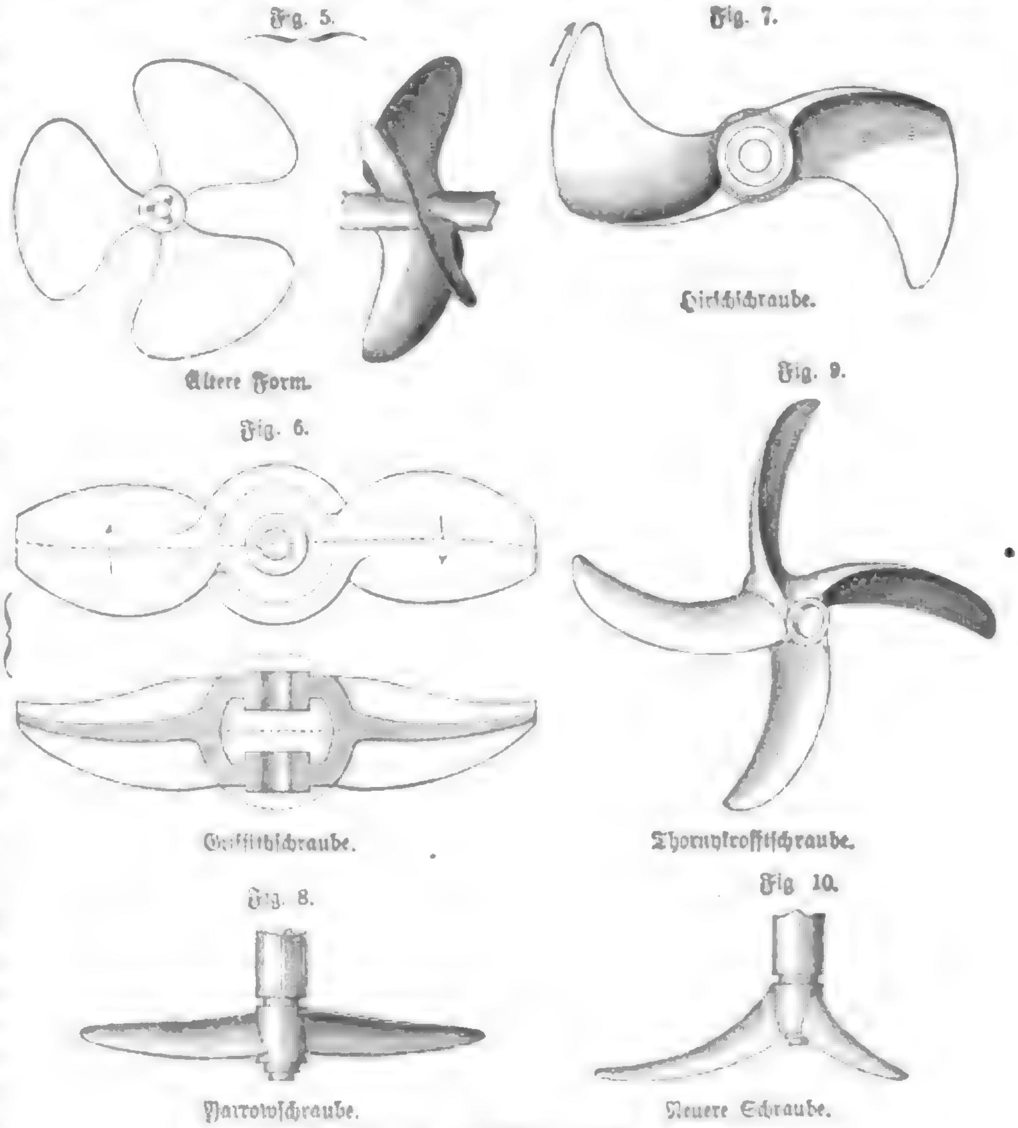
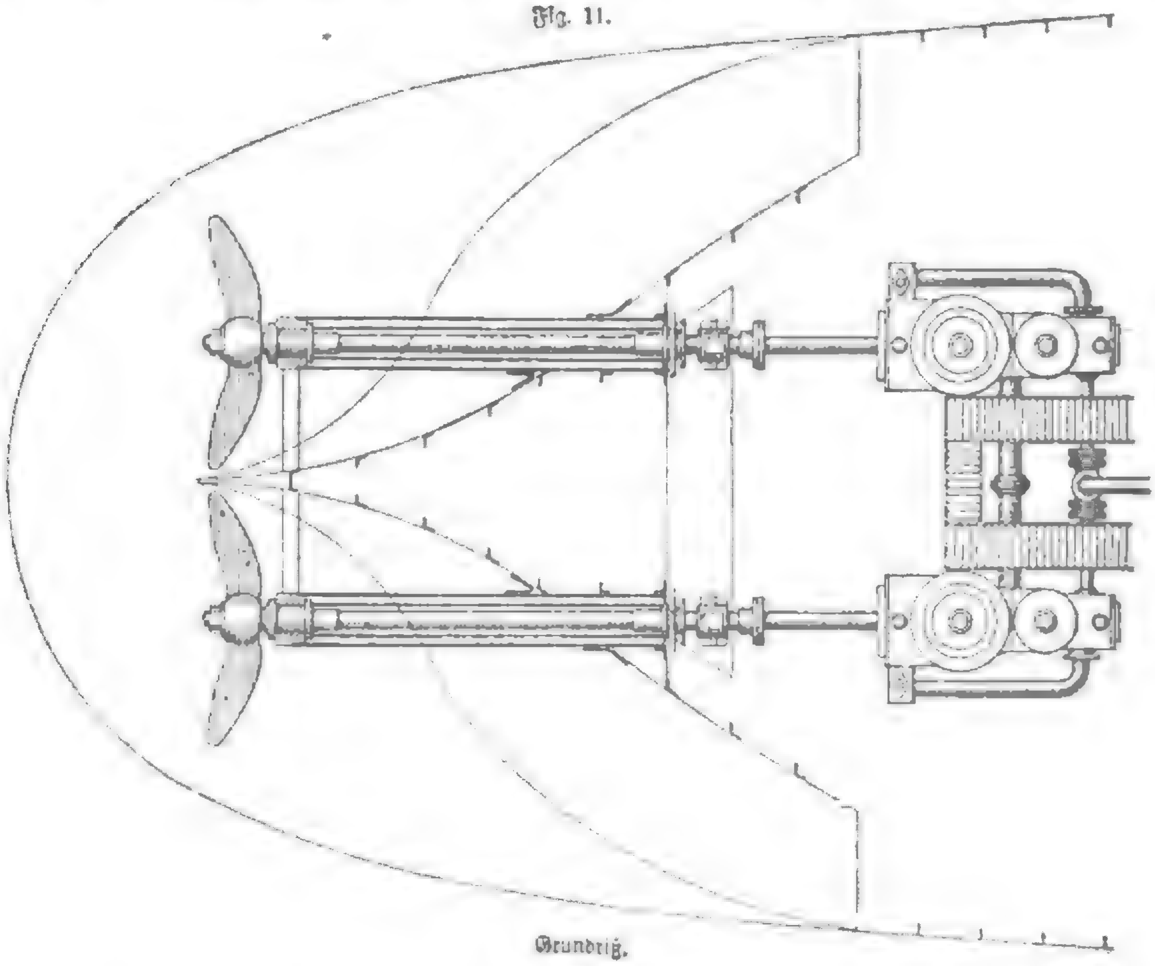


Fig. 5—10. Schiffsschrauben.

Etwa seit 1862 baut man auch Schiffe mit **Zwillingsschrauben**, bei welchen nicht Eine Schraubenachse in der Mittellinie des Schiffs liegt, sondern deren zwei in der rechten und linken Hälfte des Schiffs angebracht sind und, aus dem Schiff hinten und seitlich neben dem Steuerruder (Fig. 11 u. 12) hervorragend, je eine Schraube tragen. Diese Konstruktion hat in der Kriegsmarine vorzugsweise Eingang gefunden, unter anderm sind größte englische Panzerschiffe mit Zwillingsschrauben ausgestattet. Die Schwierigkeit, dem Kopf der Schraubenwellen mit dem Schiffskörper hinreichend starke Verbindung zu geben, ist leichter zu überwinden als die Nachteile einer Konstruktion mit zwei vollständig gesonderten Hinterschiffen nebeneinander, wie sie das in Bordeaux

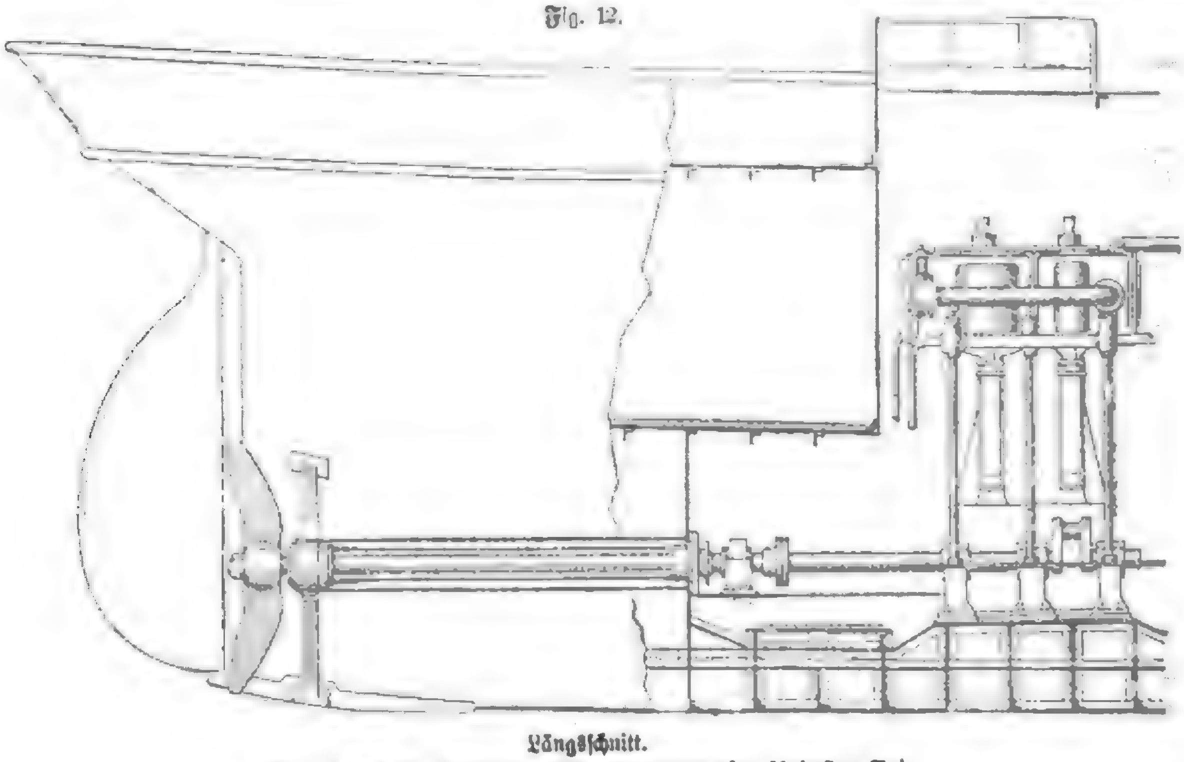
gebaute frühere deutsche Panzerfahrzeug Prinz Adalbert und die englische Panzerkorvette Penelope hatten, bei denen der Abstrom des Wassers sehr ungünstig war und die Haltbarkeit des Schiffskörpers sehr angegriffen wurde. Ein Hauptvorteil des Zwillingsschraubensystems ist, daß der Bruch einer Welle noch nicht die Bewegungsfähigkeit des Fahrzeugs vernichtet, da mit der zweiten Schraube bei verminderter Geschwindigkeit die Fahrt fortgesetzt werden kann. Außerdem werden durch Anwendung zweier Schrauben die Erschütterungen vermindert, durch vermehrte

Fig. 11.



Grundriß.

Fig. 12.



Längsschnitt.

Fig. 11 und 12. Zwillingsschraubendampfer kleinster Art.

Widerstandsfläche wird die Schnelligkeit der Schiffe vergrößert, die Anordnung der Maschinen erleichtert und das Schiff manövrierfähiger. Die größere Schnelligkeit dieser Schiffe kann aber nur durch verhältnismäßig größern Kostenaufwand gegenüber der

Anwendung von nur einer Schraube mit gleicher Kraft erreicht werden.

Eine dritte Klasse von Dampfschiffen ist nach dem Turbinen- oder hydraulischen Reaktionssystem gebaut. In diesen »Prallschiffen« wirkt die Zentrifugalkraft eines im Schiff eingebauten Wurfrades, welches durch die Dampfmaschine bewegt wird und durch Röhren im Boden des Schiffs das Wasser empfängt, das, vom Umfang des Rades nach zwei Knierohren geleitet, aus deren beweglichen, horizontal liegenden Ausflußschenkeln mit großer Geschwindigkeit ausströmt. Da zur Erreichung des größten Effekts der freie Abfluß des Wassers soviel wie möglich durch nichts behindert werden darf, so geschieht dieser Abfluß unmittelbar über der Oberfläche des Fahrwassers horizontal längsschiffs. Geschieht der Abfluß des Wassers in horizontaler Richtung nach hinten zu, so bewegt sich das Schiff vorwärts; werden die Abflußrohre so gedreht, daß der Ausfluß nach vorn stattfindet, so geht das Schiff rückwärts. Bei schräger Lage der Röhren geht das Schiff langsamer, während ihre senkrechte Lage den Stillstand des Schiffs bewirkt; werden aber die beiden Röhren einander entgegengesetzt gestellt, so dreht sich das Schiff um seine Achse. Die Geschwindigkeit des Schiffs wächst und fällt in dem Maß, wie der Sinus des Neigungswinkels, den das Abflußrohr gegen den Horizont bildet, an Größe zu- oder abnimmt. Infolge dieser Eigenschaften steht den Turbinenschiffen eine außerordentliche Lenkbarkeit zur Verfügung. Trotz derselben scheiterte ihre allgemeine Einführung am geringen Effekt dieses Propellers; dergleichen Konstruktionen sind, weil der Fortgang ihrer Schiffe nicht über 10 Meilen zu steigern war, nur vereinzelt geblieben.

Bauart der Dampfschiffe.

Äußerlich unterscheiden sich Dampfer und Segelschiffe sehr wesentlich. Zwar verursacht (abgesehen von den Raddampfern, deren Schaufelräder von großen, halbcylindrischen Radkasten umschlossen sind) der Motor im Äußern keine auffallende Veränderung, denn man kann beim Schraubenschiff nur den Ausschnitt für die Schraube vor dem Steuerruder sowie beim Prallschiff nur die Ausflußrohre sehen. Aber der ganze Habitus des Dampfers ist ein andrer, auch abgesehen von dem Schornstein, der auf Kriegsschiffen zuweilen teleskopisch eingerichtet und nicht selten doppelt und mehrfach vorhanden, zuweilen auch zum Umlegen (der Brücken wegen) eingerichtet ist, und abgesehen von der Takelage, welche auf allen Dampfern viel schwächer ist und weiter auseinander stehende Masten führt als auf Segelschiffen. Der Bau des Dampferrumpfes ist viel gestreckter als der des Seglers: dieser ist etwa viermal so lang als breit, der Seedampfer ist fünf- bis sieben- und neuerdings oft zehnmal so lang als breit, der Flußdampfer sogar acht- bis sechzehnmal. Früher baute man die Dampfer ausschließlich aus Holz, jetzt aus Eisen oder Stahl.

Für Berechnung der Maschinen beim Bau eines Dampfers muß der Widerstand bekannt sein, den das Schiff bei seiner Bewegung im Wasser erleidet. Im allgemeinen wächst der Widerstand mit der Größe des Hauptquerschnitts und mit dem Quadrat der Geschwindigkeit des Schiffs. Zur Bestimmung des Widerstandes ist indessen das Produkt aus dem Hauptquerschnitt und jenem Quadrat der Geschwindigkeit noch mit einer je nach der Bauart des Schiffs groß oder klein ausfallenden Zahl, dem Widerstandskoeffizienten, zu multiplizieren. Diesen Widerstandskoeffizienten von vornherein haarscharf anzugeben oder ihn gar zu berechnen, ist unmöglich; durch Versuche hat sich herausgestellt, daß derselbe für sehr gute Schiffsformen 0,05—0,10 beträgt, bei einem prismatischen Schiff ohne alle Verfeinerung der Form dagegen 1,1. Für wirklich gut geformte Schiffe dürfte anzunehmen sein, daß der Widerstand fast nur von der Reibung des Wassers an den Schiffswänden herrührt, entsprechend der Reibung, welche in Röhren fließendes Wasser erleidet. Dem entsprechend bedürfen sehr lange Schiffe stärkerer Maschinen als kürzere von gleichem Querschnitt, wie sie in Nordamerika auf den Binnendampfern teilweise noch im Gebrauch sind.

An die Dampfkessel der Dampfschiffe, welche meist in der Mitte des Schiffs und möglichst tief liegen, aber auf nordamerikanischen Booten nicht selten auf dem Hauptdeck aufgestellt sind (Fig. 1), stellt man in vielen Beziehungen ähnliche Anforderungen wie an die der Lokomotiven, und die günstigen Erfahrungen, welche man bei diesen mit Röhrenkesseln gemacht hat, führten, namentlich seit Benutzung hoch gespannter Dämpfe, zur allgemeinen Einführung dieser Kesselgattung auf Dampfschiffen. In Seedampfern, welche ihre Kessel mit Seewasser speisen, bringt dessen Salzgehalt den Übelstand hervor, daß sich bei fortschreitender Verdampfung eine Salzkruste auf der innern Kesselwandung ablagert, welche die Verdampfung erschwert und die Verbrennung der Kesselbleche veranlaßt. Seedampfer waren daher gezwungen, in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen einen Teil des Kesselwassers abzulassen und aus See zu ersetzen. Wegen des damit verbundenen bedeutenten Wärmeverlustes ist die Oberflächenkondensation, bei der ein Rohrsystem angewandt wird, in welchem der Dampf mit durch Seewasser gekühlten Metallflächen in Berührung kommt, eingeführt worden. Das so gewonnene Kondensationswasser wird mittels der Speisepumpe in die Kessel zurückgeschafft. Die Oberflächenkondensation gewährt bedeutende Ersparnis (20 Proz.) an Brennmaterial und hat namentlich auch die Anwendung hoch gespannter Dämpfe auf Seeschiffen ermöglicht. Die Spannung der Dämpfe beträgt jetzt durchschnittlich 6 und erreicht mehr als 8 Atmosphären. Ein weiterer Vorteil ist für Niederdruckmaschinen durch die Überhitzung des Dampfes erzielt worden, welche für den Kesseldampf auf seinem Weg nach den Cylindern die Wärme der abziehenden Heizgase nutzbar macht. Das Heizmaterial der Schiffskessel ist vorzugsweise Steinkohle und Anthracit; die Wal- und Robbenboote verbrennen auch Fischrückstände, und auf dem Schwarzen Meer und der Wolga werden mit großem Vorteil Petroleum-Destillationsrückstände benutzt.

Die Dampfmaschinen der Dampfschiffe gehören sehr verschiedenen Systemen an. Die hauptsächlichsten Maschinentypen für Radschiffe sind Oszillations-, Diagonal-, Balancier- und Turmmaschinen. Unter diesen Maschinenformen ist die Balanciermaschine eine der ältesten, die in Europa nun aber fast ganz ausgestorben ist. Nachdem sie ihre ursprüngliche Gestalt, welche das erste in Europa bewährte Dampfboot (der Bellsche Komet) 1812 auf dem Clyde zwischen Glasgow und Greenock zeigte, mannigfach verändert und modernisiert hatte, war sie zum herrschenden Typus geworden. Sehr verschieden davon ist die amerikanische Balanciermaschine, welche lange schon und gegenwärtig noch die herrschende Maschinenform auf den Fahrzeugen der Binnengewässer des östlichen Nordamerika bis zum St. Lorenzstrom hinauf darstellt, aber auch auf flach gehenden Küstendampfern der allergrößten Art dort noch heute heimisch ist. Während die englische Balanciermaschine

zwei Balanciers neben dem Cylinder besitzt, hat ihre amerikanische Schwester nur einen über dem Cylinder liegenden, aber hoch über sämtliche Decke emporragenden Balancier, so daß Gang und Stillstand der Maschine aus großer Ferne in Sicht sind (Fig. 1, S. 478). Diese Hochbalanciermaschine hat die Vorzüge der Leichtigkeit, Billigkeit, bequemen Zugänglichkeit und leichten Bedienung; sie zeichnet sich außerdem durch langen Hub (10—14 Fuß) aus. Wie diese beiden Formen, zählt auch die Turmmaschine zu den ältesten an Bord. Sie ist in England und Amerika neben der Balanciermaschine, aber nicht in gleich starkem Maß, auf Flußdampfern verbreitet und in der Union durch Stevens eingeführt. Es ist gleichfalls eine Maschinenform mit aufrecht stehendem Cylinder, die Kolbenführung liegt über demselben, wo sie sich hoch hinaufbaut, daher der Name steeple engine dieser aufrecht stehenden Maschine mit rückgreifender Kurbelstange. Sie beansprucht nur geringen Flächenraum, ist leicht und billig und besitzt weniger bewegliche Teile als die Balanciermaschine beider Arten; aber sie konzentriert den Druck ihres Gewichts auf eine nur kleine Fläche des Schiffsbodens, und ihr Hub ist auch durch die Tiefe des Schiffs beschränkt.

Die Oszillationsmaschine, von Trewithick eingeführt und von Penn zu höchster Vollkommenheit ausgebildet, eine der besten Formen für Radschiffe, verbindet die Kolbenstange direkt mit dem Kurbelzapfen, während ihr Cylinder schwingt. Immer oder doch fast immer zweifach an Bord vorhanden, wirkt sie am besten mit einem Überdruck von 2 Atmosphären, ist in neuerer Zeit aber auch nach dem Compoundprinzip (welches gegenwärtig fast den ganzen Schiffsmaschinenbau beherrscht) gebaut worden. Sie besitzt den Vorzug großer Einfachheit und geringer Zahl ihrer beweglichen Teile. Langer Hub kann ihr dadurch erteilt werden, daß man die Mittellage des Cylinders, statt vertikal, in geneigter Lage anordnet. Mit Diagonalmaschine wird diejenige Form der Maschine mit direkt wirkender Kurbelstange bezeichnet, deren Cylinder geneigt liegt und zwar in Radmaschinen mit Hochlage der Radwelle. Sie beginnt der Oszillationsmaschine scharfe Konkurrenz auf Flußschiffen zu machen. Sie beansprucht zwar beträchtlichen Raum in der Länge des Schiffs, jedoch nicht so viel, wie die Oszillations- und Seitenbalanciermaschinen querschiffs fordern; sie ist etwas schwerer und teurer als die übrigen Typen, wenigstens in ihrer ältern Konstruktion, dafür aber geeignet für große Kraftentfaltung in wenig tief tauchenden Schiffen und dort überall am Platz, wo es auf ängstliche Raumersparnis eben nicht ankommt. Vorteilhaft für sie ist auch, daß ihr Gewicht sich auf eine größere Basis verteilt, wodurch der Schiffskörper gleichmäßiger beansprucht wird.

Die Einführung der Schraubendampfer stellte der Maschinenbaukonstruktion schwierige Aufgaben. Statt der Hoch- und Querschiffslage der Maschine und Propellerwelle mußte sie die Längsschiffs- und Tieflage acceptieren, und außerdem verlangte die Schraube eine schnellere Rotation als das Rad, um leistungsfähig zu werden. Für die Oszillationsmaschinen wurde der Wellenstrang so geneigt, daß die Cylinder unter ihm schwingen konnten, während das andre Wellenende so tief zu liegen kam, wie es die Tauchung des Propellers verlangte, woraus eine stark schräge Lage der Wellenleitung resultierte. Andre stellten den Cylinder über die Kurbelwelle, so daß die Kolbenstange nach unten arbeitete. Auch die Turmmaschine wurde versucht, indem ihr die horizontale Lage gegeben und die Kolbenführung diesem Umstand entsprechend abgeändert wurde, ein erfolgreiches Experiment, das endlich zur Konstruktion der noch heute üblichen, auf Kriegsschiffen häufig adoptierten Maschinenform führte, die unter dem Namen horizontale Maschine mit rückgreifender Kurbelstange bekannt ist. Ebenso wurde die Maschine mit direkt wirkender Kurbelstange in horizontaler Lage mit den entsprechenden Änderungen montiert, was gleichfalls zu brauchbaren Konstruktionen, die in der Kriegsmarine noch heute Anwendung finden, geführt hat. Diese Form besitzt thatsächlich große Vorzüge im Vergleich mit andern Horizontalmaschinen. Wenn sie auch hinsichtlich der von ihr beanspruchten Breite den andern Formen nachsteht, so zeichnet sie sich doch durch größere Zugänglichkeit ihrer Partien vorteilhaft aus. Seit Einführung höhern Dampfdrucks, gegen den sich die Kriegsmarinen auffallend lange gesträubt haben, so daß ihnen die Handelsflotten darin weit voraus waren und noch sind, Torpedoboote ausgeschlossen, ist diese Form ganz besonders für die Bewegung von Kriegsschiffen geeignet.

Der Cylinder der eben besprochenen Maschinenform ist auch über die Kurbelwelle gestellt worden, so daß er umgekehrt erscheint, indem die Kolbenstange nach unten wirkt. Dieser Typus (Hammermaschine, weil ihr Aufbau mit dem Dampfhammer große Ähnlichkeit hat) ist in der Handelsflotte allgemein der herrschende, an Bord von Ozeandampfern sogar der alleinherrschende geworden. Was die Überlegenheit der Hammermaschine über die andern Formen vor allem bezeugt, ist die bequeme Zugänglichkeit ihrer gesamten Partien, die überall an Bord gefordert werden muß, in Handelsdampfern aber von weit größerer Bedeutung ist als in Kriegsschiffen. In ihrer einfachsten Form besteht die Hammermaschine aus einem auf zwei Säulen ruhenden Cylinder, flankiert auf einer Schiffsseite von dem Kondenser, auf der andern von der Steuerung. Die Kurbelstange verbindet Kreuzkopf und Wellenkurbel, ein Schwungrad auf der Kurbelwelle regelt die Wellendrehung. Am häufigsten ist die Form der Zwillingshammermaschine; die beiden Cylinder werden in größern Ausführungen von einem Bockgestell getragen, Kurbelwelle und Kurbeln sind aus dem Ganzen. Der Kondenser hat annähernd zentrale Lage, um den Schwerpunkt der Konstruktion möglichst in die Mittellinie des Schiffs zu bringen Die Hammermaschinen werden jetzt allgemein als Compoundmaschinen gebaut, deren Hochdruckcylinder oft auf den Niederdruckcylindern stehen, und deren Kolben desselben Systems an gemeinschaftlichen Kolbenstangen arbeiten, sodann aber namentlich auch als Dreicylinder-Compoundmaschinen, welche für große Kraftentfaltung ganz entschieden geeignet sind. Selbst sechs Cylinder haben schon Anwendung gefunden.

Auch die Diagonalmaschine hat eine Umwandlung erfahren, um sie für Schraubenschiffe brauchbar zu machen. Die Cylinder wurden umgekehrt, so daß die Kurbelstangen, der Tieflage der Kurbelwelle entsprechend, nach unten arbeiten. Bevor die Hammermaschine allgemein als die beste Form für Handelsdampfer erkannt worden, war dieser Typus zuerst nicht unbeliebt, kam dann aber infolge häufigen Bruches der Kurbelwelle immer seltener zur Anwendung. Eine Abart dieser, auch nach dem Compoundprinzip eingeführten Maschine ist dadurch geschaffen worden, daß nur ein Cylinder (in der Regel der kleine) geneigt, der andre aber über die Kurbelwelle gestellt ist. — Außer den bisher erwähnten Maschi-

nenformen, welche sich sämtlich aus den Radmaschinen entwickelten, ist eine Form zu erwähnen, welche speziell für den Schraubenpropeller geschaffen und an Bord von Kriegsschiffen von hoher Bedeutung geworden ist: die durch Penn eingeführte **Trunkmaschine**. Sie ist für große Kraftentfaltung bei Anwendung niedrigen Dampfdrucks vorzüglich brauchbar, eignet sich aber nicht für hoch gespannten Dampfdruck.

Volkswirtschaftliche Bedeutung der Dampfschiffe.

In volkswirtschaftlicher und handelspolitischer Beziehung hat die Erfindung des Dampfschiffs und die allgemeine Benutzung desselben eine wahre Revolution hervorgebracht. Vor allem bedeutungsvoll wurde der von Wind- und Wasserströmungen nun ziemlich unabhängige regelmäßige und schnelle Verkehr zwischen Europa und den übrigen Weltteilen, welcher durch die Dampfschiffahrt (s. d.) eine in früherer Zeit nicht geahnte Ausdehnung erhalten hat. Die Ein- und Ausfuhr der für ein Land notwendig oder entbehrlich gewordenen Produkte ist eine wesentlich andre geworden, seitdem ein regelmäßiger Verkehr zu Wasser durch Dampschiffe ins Leben gerufen ist. Daß die Dampfschiffe ihren Zwecken immer mehr genügen, ist eine besondere Errungenschaft der neuesten Zeit. Die Sicherheit des Verkehrs hat durch die wachsende Solidität des Schiffbaues und der Maschinen fortwährend Steigerung erfahren. Auch die Schnelligkeit der Dampfschiffe hat durch Aufstellung verbesserter Schiffsformen, durch richtig gewähltes Verhältnis zwischen der Kraft der Maschinen und dem Widerstand des Schiffs Bedeutendes erreicht. Die Fahrt zwischen Irland und New York ist schon wiederholt in 6–7 Tagen (gegen 17—25 Tage beim Beginn der Dampfschiffahrt) vollendet worden. Während man durchschnittlich mit Rücksicht auf die Ungleichmäßigkeit des Wetters die Schnelligkeit der Seedampfer auf 14 Seemeilen in der Stunde berechnete, gibt es nun auch Hochseedampfer, welche 18 Meilen laufen. Der Wunsch, die Transportkosten möglichst zu verringern, führte zu der Konstruktion außergewöhnlich großer Schiffe. Wenn das Eigengewicht des Schiffs mit seiner Ladefähigkeit in gleichem Verhältnis wüchse, wenn das zur Reise erforderliche Brennmaterial ebenfalls in geradem Verhältnis zur Größe des Schiffs stände, so wäre kein Zweifel, daß unter Voraussetzung gleicher Sicherheit und Schnelligkeit kleine und große Schiffe in der angedeuteten Beziehung denselben ökonomischen Wert haben müßten. Die eigentlich tote Last der Schiffe, ihr Eigengewicht, steht indessen keineswegs in einem geraden Verhältnis zu ihrer Ladefähigkeit. Im Gegenteil wird der eigne Bau für große Schiffe unverhältnismäßig leichter und billiger, und hierin liegt der Hauptvorteil derselben. Anderseits gebrauchen die Dampfer bedeutende Quantitäten von Brennmaterial, und je mehr sie davon führen, desto weniger Ladung können sie nehmen; mit weniger Kohlen müssen sie weite Umwege machen, um ihren Bedarf zu ergänzen, und auf diesen Zwischenhäfen haben sie unverhältnismäßig hohe Preise zu zahlen. Alle diese Gründe drängten zum Bau immer größerer Dampfer. Der entschiedenste Repräsentant dieses Gedankens ist der 1852—57 auf der untern Themse von Scott Russell und Brunel erbaute Great Eastern, das größte Schiff der Welt, ursprünglich zur Fahrt zwischen England und Australien bestimmt, wobei es unterwegs nie Kohlen nehmen sollte, aber seiner passenden Größe wegen meist zur Legung von Telegraphenkabeln verwandt. Der Great Eastern, welcher Rad- und Schraubendampfer zugleich ist, ist 207 m lang und 25,3 m breit; Raddurchmesser 17 m, Schraubendurchmesser 7,3 m, Gewicht der Schraube 60 Ton., 7 Masten, 6500 QYards Segelfläche, Raum für 3000 Reisende. Es sind aber Ozeandampfer in beständiger Fahrt, welche jenem Riesenschiff nur wenig an Größe nachstehen.

Dampffähren (Trajektschiffe).

Eigentümliche Verwendung haben Dampfschiffe als **Dampffähren (Trajektschiffe)** gefunden, besonders zur Vermittelung des Eisenbahnverkehrs über Ströme, Seen und Meeresarme. Man benutzt dazu entweder Räder- oder Schraubendampfer, oder man verrichtet die Überfahrt durch Zug an Ketten oder Seilen vom Schiff aus. In beiden Fällen aber wird das Schiff selbst als Prahm (Ponton) konstruiert. Zuerst sind derartige Dampffähren bei den Trajektanstalten der Edinburg-Perth-Dundee-Eisenbahn über den Firth of Forth und Firth of Tay benutzt worden; dann fanden sie Nachahmung bei der Homburg-Ruhrorter Rheintrajektanstalt, beim Elbübergang der Lüneburg-Lauenburger Bahnstrecke, als Trajektanstalt über den Nil bei der Bahn von Alexandria nach Kairo, beim Übergang über den Detroit in Kanada und beim Transport der Eisenbahnwagen von der Württembergischen Staatseisenbahn über den Bodensee auf die Schweizerische Nordostbahn. Man benutzt dabei Pontondampfschiffe, große, besonders breite, aber nicht sehr hohe Fahrzeuge mit Schornsteinen an der Seite. Ihr besonders starkes Deck dient zur Aufnahme der Eisenbahnwagen, die durch eine schiefe Ebene vom Ufer aus oder auch senkrecht durch hydraulisches Hebewerk auf das Schiff und von demselben mittels am Ufer aufgestellter Dampfmaschinen befördert werden. Das Deck (die Plattform) dieses Schiffs ist der Länge nach mit Bahnschienen belegt, um den ganzen Zug mit einemmal aufnehmen zu können. Die Lokomotiven und Tender bleiben jedoch am Ufer zurück und werden an dem andern Ufer abgelöst. Auf den Schiffen finden die Passagiere bequeme Kajütten. Zu der zweiten Gattung von Dampffähren gehört z. B. die zum Übersetzen von Fuhrwerken der Essen-Osterrather Eisenbahn bestimmte Trajektanstalt über den Rhein bei Rheinhausen unweit Duisburg, welche, um die Fähren in völlig geradliniger Fortsetzung mit den Eisenbahngeleisen an beiden Ufern und deshalb rechtwinkelig gegen die Stromrichtung überführen zu können, mit drei Drahtseilen und außerdem mit einer Kette ausgestattet ist. Ein Zugseil von 33 mm Durchmesser dient dazu, das Fährschiff von Ufer zu Ufer zu schaffen; ein damit paralleles Halteseil von 46 mm Durchmesser erzwingt die bestimmte Fahrrichtung, ein Ankerseil dient zum Verankern des jedesmaligen Halteseils und eine in der Stromrichtung durchgehende Kette zur Befestigung der Ankertaue. Dampfmaschine und Kessel liegen in der Längsrichtung des Schiffs hintereinander und nehmen kaum ein Drittel der Breite des 7,85 m breiten Schiffs ein, während der übrige Raum zur Aufstellung der Eisenbahnwagen frei bleibt.

Geschichte des Dampfschiffs.

Mechanische Mittel und Kombinationen zur Fortbewegung von Schiffen ohne Handruder und Segel sind schon in sehr früher Zeit versucht worden. Vielleicht haben die Chinesen zuerst Schiffe mit Ruderrädern an beiden Seiten gebaut; sicherer scheint zu sein, daß der Konsul Appius Claudius 263 v. Chr. die römische Armee nach Sizilien auf Schiffen übersetzte, welche statt der Ruder Schaufelräder hatten, die von wahrscheinlich am Göpel arbeitenden Ochsen in Umdrehung gesetzt wurden. Im J. 1472 veröffentlichte Valturius die Abbildung zweier Galeeren, welche gleichfalls durch Schaufelräder (fünf an jeder

Seite des Schiffs) bewegt werden sollten. Die Räder sollten durch eine gekröpfte Welle in der Mitte und unter Mithilfe von Seilen entsprechend zur gemeinsamen Aktion vereinigt werden. Die Erfindung, den Dampf als Triebkraft zu benutzen, hat man einige Zeitlang dem spanischen Seekapitän Blasco de Gary (1543) zugeschrieben; indes hat Mac Gregor nachgewiesen, daß hier ein Mißverständnis vorlag und nur von Experimenten die Rede sein kann, Schiffe durch Schaufelräder, welche von Menschen betrieben wurden, in Bewegung zu setzen. Die ersten Patente auf verschiedene mechanische Mittel, Schiffe ohne Handruder und Segel zum Fortlauf zu bringen, datieren in England von 1618; doch ist hinsichtlich deren Ausführung nichts bekannt geworden. Somit beginnt die Geschichte der Dampfschiffe thatsächlich erst mit dem 1681 von Papin geschriebenen Buch, in welchem er den Vorschlag machte, die Dampfkraft zur Bewegung der Schiffe zu benutzen. Papin wurde einige Jahre darauf Professor der Physik in Marburg, und es ist völlig zweifellos, daß er 27. Sept. 1707 mit einem von ihm angegebenen Ruderradschiff, wobei der Wasserdampf als bewegende Kraft benutzt wurde, auf der Fulda von Kassel nach Münden gefahren ist. Papin wollte mit diesem Schiffchen nach England übersetzen und scheint den Durchgang bei Münden, da ihm die obrigkeitliche Erlaubnis versagt worden war, mit Gewalt versucht zu haben. Dabei zerstörten ihm die dortigen Schiffer sein Fahrzeug, und dies Mißgeschick entmutigte ihn so sehr, daß er alle weitern Bemühungen aufgab. Im J. 1736 erhielt Hull ein Patent auf die Verwendung der Newcomenschen atmosphärischen Dampfmaschine zur Umdrehung von Ruderrädern auf Schiffen. Doch ist von einer Ausführung seiner Ideen nichts bekannt. Interessant ist, daß schon damals der Physiker Daniel Bernoulli vorgeschlagen hat (in seiner 1727 bearbeiteten und 1738 in Straßburg erschienenen »Hydrodynamica«), Schiffe durch die Reaktion von an ihrem Hinterteil unter dem Wasserspiegel ausströmendem Wasser in Bewegung zu setzen. Im J. 1753 erinnerte Bernoulli in einer von der Pariser Akademie gekrönten Preisschrift über den besten Schiffsmotor an diesen Vorschlag, gab aber dabei einer nach Art der Windräder konstruierten Schraube den Vorzug. Auf den Ruhm, das D. erfunden zu haben, macht auch Frankreich große Ansprüche, obwohl erst 1774 Auxiron und 1775 Périer Dampfboote konstruierten, welche aber viel zu langsam liefen, als daß sie zur weitern Verfolgung der Sache hätten anregen können. Im J. 1776 begann auch der Marquis Joffroy auf dem Doubs seine Versuche, und 1783 soll dieser mit einem größern Boot bei Lyon eine kurze Zeit gegen den Strom gefahren sein. Wegen der Geringfügigkeit des Erfolgs lehnte indes Calonne das Patentgesuch ab, und ein erneuter Versuch, den Joffroy 1816 unternahm, nachdem bereits die Korvette L'Elise aus der Themse über den Kanal bis Paris gedampft war, schlug gleichfalls fehl. In England begann man ungefähr um dieselbe Zeit mit derartigen Bemühungen. Im J. 1787 befuhr Patrick Miller den Firth of Forth mit einem Doppelboot, welches von zwei durch Handhaspel umgedrehten Ruderrädern bewegt wurde, und im folgenden Jahr benutzte er zum Betrieb der Räder eine zweipferdige, von Symington erbaute Dampfmaschine zu einer erfolgreichen Probefahrt auf dem Landsee zu Dalswinton. Im J. 1785 hatte Bramah ein englisches Patent auf Schrauben als »Schiffspropeller« erhalten; aber 1787 befuhr Fitch mit dem ersten Schraubendampfer den Schuylkill, und noch in demselben Jahr kam Rumsey in Philadelphia mit einem Boot zu stande, welches die Reaktionskraft aus Röhren fließenden Wassers als Motor benutzte. Dies war das erste Prallschiff. Beide Amerikaner scheiterten auch in England, bez. Frankreich an ihren Arbeiten an Widerwärtigkeiten und Unglücksfällen verschiedener Art. Dagegen schleppte Symington, der den Lord Dundas für Dampfschiffahrtsversuche interessiert hatte, 1801 durch sein mit einer doppelt wirkenden Wattschen Dampfmaschine und einem Heckrad ausgestattetes Schiff 1802 auf dem Forth- und Clydekanal zwei Kanalboote mit einer Geschwindigkeit von 3,25 engl. Meilen die Stunde. Symington gebührt das Verdienst, zum erstenmal die Verbesserungen miteinander vereinigt zu haben, welche die Basis des heutigen Systems der Dampfschiffe bilden; seine Bemühungen scheiterten jedoch am Unverstand der Kanalschiffahrtsgesellschaft, bei der auch Lord Dundas mit seiner bessern Erkenntnis nicht durchzudringen vermochte. 1803 hatte der Amerikaner Robert Fulton mit einem Dampfboot auf der Seine Versuchsfahrten angestellt, reüssierte aber vollständig erst mit seinem D. Clermont, welches 7. Okt. 1807 den Hudson von New York bis Albany mit einer Maximalgeschwindigkeit von 5 engl. Meilen befuhr. Dieses Schiff war 42,67 m lang, 4,57 m breit und mit zwei an den Schiffsseiten angeordneten Ruderrädern von 4,7 m Durchmesser ausgestattet. Nach der Versuchsfahrt wurde es sofort als Passagierboot benutzt, und damit war die Dampfschiffahrt eröffnet. Fulton kann jedoch nicht als Erfinder wesentlicher Teile des Schiffs betrachtet werden; er benutzte eine Dampfmaschine von Watt, die Ruderräder von Miller, die Kombination der Räder mit der Maschine wesentlich nach den Ideen Symingtons, und die Gestalt des Schiffs war vorzugsweise auf Beaufoys Versuche gestützt. Seine Erfolge fanden aber so großen Anklang, daß schon 1812 mehr als 50 in Nordamerika erbaute Dampfer die dortigen Flüsse befuhren. Im J. 1818 lief in New York das für die Fahrt New York-Liverpool-St. Petersburg bestimmte dreimastige D. Savannah vom Stapel und vollendete seine erste Fahrt von Savannah bis Liverpool in 26 Tagen, wobei 18 Tage unter Dampf. Amerikaner verbesserten die Dampfschiffe mit großer Energie, sie erreichten eine Geschwindigkeit von 10 Knoten, und so schnell breitete sich nun die Dampfschiffahrt aus, daß 1823 schon über 300 Schiffe die Flüsse, Seen und Küsten befuhren. Charakteristisch für diese Dampfer waren die auf Deck gebauten Passagierräume, welche, noch jetzt dort üblich, sich auch auf unsern Flußdampfern einbürgerten.

In Europa wurde das erste dauernd in Fahrt gestellte D. 1812 von Wood im Auftrag von Bell an der Clydemündung erbaut und noch in demselben Jahr als Passagierboot zwischen Greenock und Glasgow benutzt. Bell hatte anfänglich mit John Thomson in Verbindung gestanden, und diesem gelang es 1812, auf eigne Hand ein D. zu bauen, welches schneller lief als das von Bell; fast gleichzeitig erbaute Robertson ein D., welches in Europa die erste Reise zur See machte. Ein andrer Glasgower Mechaniker, Buchanan, erfand 1813 die feathering paddle-wheels, deren Schaufeln in vertikaler Richtung ein- und austraten und auch so durch das Wasser gingen, aber in der Praxis sich nicht bewährten (s. S. 480). Die englischen Dampfschiffunternehmungen hatten guten Erfolg, 1815 fuhren in England und Schottland schon 20, im J. 1823 über 160 Boote. Deutsche Flüsse (Rhein und Elbe) wurden 1818 zuerst von englischen Dampfern befahren, aber

auf der Donau erschien erst 1830 ein D. In Frankreich datiert die Dampfschiffahrt von 1820, und drei Jahre später soll man dort mit dem Bau von Kriegsdampfschiffen begonnen haben. Die erste größere Dampfschiffahrtsgesellschaft war die General Steam-Navigation Company, deren Schiffe eine Geschwindigkeit von 9 Knoten erreichten. Sie wurde 1825 gegründet; in demselben Jahr benutzte auch ein englisches Schiff die Dampfkraft zur Aushilfe seiner Segelkraft auf der Fahrt nach Kalkutta, und ein andres englisches D. vollendete die erste Fahrt nach Ostindien ausschließlich mit Dampfkraft in 113 Tagen, wovon 10 Tage zum Anlegen und zur Aufnahme frischer Kohlen gebraucht wurden. Im J. 1830 besaß England schon 815 Dampfschiffe und fünf Jahre später 538. Im J. 1833 baute Lang das erste englische Kriegsdampfschiff, eine Fregatte von 110 Pferdekräften und 807 Ton., die 360 T. Kohlen an Bord nehmen konnte und zuerst ohne Mithilfe der Segelkraft die Fahrt über den Atlantischen Ozean vollendete. — Einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des Dampfschiffs bildet die Anwendung der Schraube als Motor, die 1829 zu Triest Joseph Ressel gelang. Die Schraube hatte einen und einen halben Umgang, 1,57 m Gewindehöhe und lag völlig unter Wasser zwischen Hintersteven und Steuerruder. Leider veranlaßte ein geringfügiger Unfall bei der Probefahrt die österreichische Polizei, alle weitern Versuche zu untersagen, und so hörte man nichts von der Anwendung der Schraube bis 1836, wo Smith in England großes Aufsehen mit einem Schraubendampfer erregte. Es gelang ihm, die Verwendbarkeit seiner Schraube für Fluß- und Seeschiffe darzuthun, und nach mehreren Versuchen erhielt er von der englischen Admiralität den Auftrag zum Bau eines größern Schraubendampfers. Dies Schiff, der Archimedes, machte 1839 seine Probefahrten mit so gutem Erfolg, daß von da ab die Schraube nach und nach auch bei andern Nationen Eingang fand. Die Probefahrten des Archimedes ergaben, daß eine kurze, zweigängige Schraube wirksamer und überhaupt vorteilhafter ist als eine lange, eingängige. Ericsson, der gleichzeitig mit Smith auftrat, benutzte dagegen zwei hintereinander liegende Räder mit je acht getrennten Schraubenflächen, welche beide nach entgegengesetzten Richtungen ansteigen, sich aber auch nach verschiedenen Richtungen umdrehen. Diese Konstruktion bewährte sich so gut, daß sie in Nordamerika, wohin Ericsson übersiedelte, allgemein angenommen ward und auch in Frankreich Verbreitung fand. Smith hatte eine Geschwindigkeit von 9,75 Knoten erreicht, Ericsson aber fuhr mit 10 Knoten. Inzwischen hatten sich in England große Dampfschiffahrtsgesellschaften gebildet, und 1843 lief das von Brunel erbaute eiserne Schiff Great Britain, der erste mit einer Schraube versehene Ozeandampfer, vom Stapel. Er hatte 98 m Decklänge, war 15 m breit, besaß eine Lastigkeit von 3500 Ton., 4 Dampfmaschinen von 2000 Pferdekräften und eine vierflügelige Schraube von 4,7 m Durchmesser und 8,5 m Steigung. Ein ausgezeichnetes Schraubenlinienschiff, den Napoleon, mit vierflügeliger Schraube erbaute Dupuy de Lôme von 1848 bis 1852 und erreichte mit demselben eine Geschwindigkeit von 12—13, selbst 14 Knoten. Das größte Aufsehen aber erregten Brunel und Scott Russell mit ihrem Great Eastern, der 1852 begonnen und 1857 vollendet wurde. Dies Schiff (s. S. 485) war zwar finanziell ein entschiedener Fehlschlag, lieferte aber die wertvollsten Ergebnisse bezüglich des Baues eiserner Schiffe.

Die neueste Zeit hat für Seeschiffe den Vorzug der Schraube endgültig dargethan; die erste Compoundmaschine erhielt 1854 der Dampfer Brandon, seitdem wurde der Dampfsdruck von 19 bis auf 45 und mehr Kilogramm gesteigert. Trotz dieser Erfolge der Compoundmaschinen zögerten die Kriegsmarinen sowie die großen Dampferlinien und Reeder lange, bevor sie sich zur Einführung derselben entschlossen. Der erste Reeder, welcher die Hoch- und Niederdruckmaschine adoptierte, war die Pacific Steam-Navigation Company. Seit 1869 ist die Compoundmaschine in allgemeinem Gebrauch, doch erst 1872 entschlossen sich die Cunardlinie und die Peninsular and Oriental Company zur Adoptierung derselben, und die Kriegsmarinen sind deren Beispiel später gefolgt.

Die dritte Art von D.-Motoren, die Reaktionsröhren (Turbinenschiff, Prallschiff, Spritzschiff), wurde, wie erwähnt, schon 1727 von Daniel Bernoulli vorgeschlagen (s. S. 486); Allen ließ sich dasselbe Triebmittel 1729 patentieren, und Albert Euler erörterte 1764 neben der Verwendung von Ruderrädern und Schrauben auch die der Reaktion des Wassers bei seinem Ausfluß aus gekröpften Röhren. Das erste Schiff mit Reaktionsröhren wurde aber 1787 von Rumsey erbaut; dann ruhte die Idee, bis die Edinburger Mechaniker Ruthven Vater und Sohn 1850 ein kleines Boot mit Reaktionspropeller zu stande brachten. Dies Boot soll eine Geschwindigkeit von 8 Knoten erreicht haben, aber weitere Versuche mißlangen. Seydel, dessen Prallschiff Albert 1855 vom Stapel lief, nahm das Reaktionspropellersystem wieder auf. Die vollkommene Manövrier- und Steuerfähigkeit des Schiffs und seine Verwendbarkeit für jeden Tiefgang regten die Maschinenfabrik Cockerills in Seraing zur Nachfolge an; 1866 machte das von der englischen Admiralität erbaute eiserne Panzer-Dampfkanonenboot Waterwitch mit Reaktionspropeller auf der Themse fast 9 Knoten Fahrt. Ein von der deutschen Marine 1870 erbautes Torpedoboot, der Rival, arbeitete ökonomischer als das englische Schiff, erreichte aber auch nur 7 Knoten Fahrt. Bei allen diesen Prallschiffen wirkt der Dampf durch Vermittelung einer Maschine auf das Reaktionswasser, bei Fleischers Hydromotor dagegen direkt. Der Bewegungsmechanismus dieses Systems ist im Prinzip mit dem der Dampfmaschine von Savery (s. Dampfmaschine, S. 471) und dem des Pulsometers verwandt. Bei ersterer wird durch Kondensation des Dampfes in einem geschlossenen Gefäß eine Luftleere erzeugt, so daß es leicht voll Wasser gesaugt werden kann, welches sich durch den Dampfsdruck auf eine gewisse Höhe heben läßt. Der Dampf, welcher nun das Gefäß füllt, kondensiert sich, und das Spiel beginnt von neuem. Von dieser Maschine unterscheidet sich das Pulsometer nur dadurch, daß es zwei Gefäße enthält, und daß Abschluß und Zuleitung des Dampfes wie bei der Steuerung einer Dampfmaschine selbstthätig erfolgen. Als ein vierter Motor kann die Kette oder das Seil betrachtet werden, welches bei der Tauerei (s. d.) angewandt wird.

Vgl. Scott Russell, Treatise on steam and steam-navigation (Lond. 1841); Tredgold, Treatise on steam-engines and steam-navigation (das. 1845); Woodcroft, A sketch of the origin and progress of steam-navigation (das. 1849); Main und Braun, The marine steam-engine (das. 1849); Burgh, Modern marine engineering (das. 1872); Derselbe, Modern marine compound engines (Lond. u. New York 1873); R. Murray, Treatise on marine engines and steam-vessels (Lond. 1878); Fincham,

History of naval architecture (das. 1851); A. und R. Murray, Ship-building in iron and wood (2. Aufl., Edinb. 1875); Russell, The modern system of naval architecture (Lond. 1865, 3 Bde.); Rankine, Ship-building (das. 1866); Bourne, A treatise on the screw propeller (neue Ausg., das. 1867); Reed, Ship-building in iron and steel (das. 1869); Seaton, Manual of marine engineering (das. 1883); Pollock, Modern ship-building (das. 1885); Steinhaus, Eisenschiffbau (Hamb. 1867); Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 4 (Braunschw. 1872); Knorr, Schiffs-Dampfmaschinenkunde (Berl. 1867); Marchetti, Die Schiffsdampfmaschine (Wien 1867); Schwarz-Flemming, Kesselabteilung auf Dampfschiffen (Berl. 1873, 2 Tle.); Ernst, Schiffsmaschinendienst (Triest 1870—71, 3 Bde.); Busley, Die Schiffsmaschine (2. Aufl., Kiel 1884 ff.); Amman, Handbuch zur Vorbereitung auf die Prüfung der See-Dampfschiffsmaschinisten (das. 1884); Freminville, Études sur les machines compound (Par. 1878).

Dampfschiffahrt, derjenige Zweig der Schiffahrt (s. d.), bei welchem der natürliche Motor durch einen Dampfmotor ersetzt wird. Die D. ist von Wind und Strömungen im hohen Grad unabhängig, daher in der Ununterbrochenheit und Schnelligkeit der Fahrt von elementaren Einflüssen wenig behindert und kann den kürzesten Wasserweg einschlagen. Sie eignet sich daher für jene Lasten, für welche Raschheit, Regelmäßigkeit der Beförderung und Betriebskapital-Ersparnis die wesentlichen Faktoren des Transports bilden. Indem die Dampfschiffe gleichfalls von den Luft- und Meeresströmungen Gebrauch machen, ist der Dampf allerdings nicht die alleinige Triebkraft, sondern wirkt teils subsidiär, teils die Segelkraft unterstützend. Dadurch wächst einerseits die Schnelligkeit der Fortbewegung, anderseits werden dadurch aber auch die Kosten der Triebkraft vermindert.

Die erste eigentliche D. mit Erfolg für ernste Zwecke war diejenige Fultons auf dem Hudson zwischen New York und Albany, welche 1807 begann. Einige Jahre später wurde die große Neuerung nach Europa übertragen durch den zwischen Glasgow und Greenock fahrenden Komet. 1820 zählte England 35 Dampfschiffe, 1836 schon 388. In Deutschland wurden die ersten im J. 1818 in Gang gesetzt, ziemlich gleichzeitig auf der Weser von Bremen nach Vegesack, auf der Spree und auf dem Rhein. Im nächsten Jahr durchschnitt zum erstenmal ein Dampfschiff den Atlantischen Ozean, die Savannah, welche von dem Hafen gleichen Namens in 26 Tagen nach Liverpool und von da nach Stockholm und Kronstadt fuhr, aber den Dampf nur aushilfsweise benutzte, wenn das Segeln weniger als vier Seemeilen in der Stunde ergab. Es dauerte übrigens noch fast 20 Jahre, ehe diesem ersten Versuch die nachhaltige Einrichtung transatlantischer Linien folgte. Erst im Frühling 1838 brachen der Sirius und der Great Western, von Bristol nach New York und zurück fahrend, hierfür endgültig die Bahn. Liverpool, bei den dadurch aus dem Feld geschlagenen schnellen und schön eingerichteten Postsegelschiffen stark interessiert, hatte Bristol den Vorsprung gelassen, holte aber seine sonst längst überwundene ältere Nebenbuhlerin um den atlantischen Handel bald wieder ein und wurde dann der Hauptplatz für die ozeanischen Linien, namentlich die nach Amerika. Am 4. Juli 1840 eröffnete die berühmte Cunardlinie von dort aus ihre Fahrten nach Halifax und New York. Am 16. März 1842 wurde von England aus die erste Dampferfahrt um die Erde unternommen; in demselben Jahr hatte England bereits tausend Dampfschiffe, heute mehr als viermal soviel. Es kam diesem Wachstum sowie der Eröffnung der ozeanischen Linie überhaupt zu statten, daß etwa gleichzeitig mit ihrem Beginn die Schraube erfunden wurde, welche den Rumpf des Fahrzeugs so viel unverwundbarer macht. Heute hat der Schraubendampfer den Raddampfer von der hohen See nahezu verdrängt.

Die D. auf **Binnengewässern** ist namentlich in minder kultivierten, aber von Strömen, Flüssen, Kanälen und Seen durchzogenen Ländern von größter Bedeutung geworden. In solchen Ländern sind die Wasserstraßen anfänglich die einzigen, für lange die hauptsächlichsten Verkehrsadern, und der Dampfverkehr auf denselben ist dann von großer zivilisatorischer Wichtigkeit. Im Osten von Europa erfüllen namentlich die Donau, die Kama und die Wolga eine solche Aufgabe; in Nordamerika fiel sie, bevor das Eisenbahnnetz daselbst seine jetzige große Ausdehnung erlangte, dem Mississippi, Missouri, dem St. Lorenzstrom, dem Erie-, Michigan-, Huronen-, Obern See u. a. zu; in Brasilien ist der Amazonenstrom durch seine D. ein Kulturträger ersten Ranges geworden, und Afrikas Erschließung mittels der D. auf dem Congo ist jetzt nur noch als eine Frage der Zeit zu betrachten. In hochkultivierten Gegenden dagegen hat man längs der Ströme schon frühzeitig Eisenbahnen errichtet, wodurch die Dampflokomotiven zu Wasser und zu Lande oft in scharfe Konkurrenz zu einander geraten. Bei der **Küstenschiffahrt** auf den Gewässern der mehr oder weniger von Ländern umschlossenen europäischen Meere: Nord-, Ostsee, Mittelmeer, Schwarzes Meer, sowie in Afrika und Australien ist die D. in lebhaften Wettkampf mit der Segelschiffahrt getreten, die dort immer noch die größte Thätigkeit entfaltet. Die diese Meere durchziehenden mehr lokalen Dampferlinien finden ihre Besprechung unter den diese Meere behandelnden Artikeln. Den größten Umfang und die wichtigste Bedeutung für den Welthandel hat die D. **auf hoher See** erlangt. Unleugbar ist die gegenwärtige Zeit eine Zeit der Krisis für die Segelschiffahrt. Die großen Vorteile, welche ihr die Fortschritte in der maritimen Geographie und Meteorologie brachten, sind von den Dampfern eingeholt, und allmählich wenden sich nun die Frachten diesen zu, so daß das Verhältnis der Dampfschiffe zu den Segelschiffen zu gunsten der erstern in steter Zunahme begriffen ist. Dazu drängt auch die stetig zunehmende Richtung des Welthandels. Die Ware muß bei dem Florieren der Differenzgeschäfte an den Börsen möglichst rasch geliefert werden. Je kostbarer dieselbe ist, desto weniger ist Zinsverlust bei möglichst schnellem Transport vorhanden, und es sind daher vorzugsweise die kostbaren Güter und die Spekulationsobjekte, welche die Dampfer zusehends mehr befrachten. So sind neben den an keine bestimmten Fahrzeiten gebundenen und mehr der Beförderung minderwertiger Massengüter dienenden **Frachtdampferlinien** zur Zeit die Linien, deren Hauptaufgabe in der regelmäßigen und schnellen Beförderung wertvoller Güter, von Passagieren und der Post liegt (**Schnelldampfer- oder Postdampferlinien**), zu den wichtigsten Trägern des überseeischen Verkehrs geworden. An der Organisation des Postdampferverkehrs nehmen alle wichtigen Kulturnationen, ausgenommen die asiatischen, teil. Den Vorrang vor allen behauptet England, dessen Postdampferlinien die zahlreichsten sind. Deutschland hat neuerdings die zweite Stelle in diesem Wettstreit der see-



Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl.

Bibliographisches


Spitzbergen
MEER
Karisches Meer
St. Petersburg
Archangel
Berlin
Paris
Tobolsk
Omsk
Tomsk
Chinesisches Reich
Turkestan
Teheran
Persien
Arabien
Ägypten
Brit. Indien
Kalkutta
Ceylon
Peking
Nanking
Kanton
Tokio
STILLER
OZEAN
Luzon
Philippinen
Mindanao
Celebes
Marianen
Karolinen
Seychellen
Sansibar
Amiranten
INDISCHER
OZEAN
Mauritius
Port Louis
Kapstadt
AUSTRALIEN
N.S.Wales
Sydney
Tasmanien
Auckland
Verbindungen mit dem Orient.
Öst.-Ungarn
Rumänien
Serbien
Bulgarien
Türkei
Konstantinopel
Klein Asien
Sardinien
Sicilien
Tunis
Malta
Tripolis
Mittelländ. Meer
Cypern
Alexandria
Kairo
Afrika
M. Montenegro
Gr. Griechenland
P. Piräus
Russische Schiffe

fahrenden Mächte erlangt. Dann folgen Frankreich, Nordamerika, Italien, Holland, Belgien, Spanien und die südamerikanischen Staaten. Ein großer Teil der bestehenden Postdampfschifflinien ist auf dem Weg der **staatlichen Subvention** zur Entstehung gelangt, da die Verkehrsbeziehungen zwischen den betreffenden Ländern vor der Einrichtung der Linien meist noch nicht rege genug waren, um die Kosten der Fahrten aus den Erträgnissen des Personenverkehrs und der Frachten allein zu decken. Nachdem die Fahrten zur Einrichtung gelangt waren, haben dieselben meist indes eine solche Verkehrsentwickelung zur Folge gehabt, daß viele Linien der staatlichen Beihilfe ganz entbehren konnten. Immerhin steuern zur Zeit noch die meisten Staaten namhafte Summen zur Unterstützung der Dampfschiffahrtsgesellschaften (meistens in der Form von Vergütungen für die Postbeförderung) bei. Nachdem auch das Deutsche Reich (Gesetz vom 6. April 1885) Beihilfen für die Einrichtung und Unterhaltung von Postdampfschiffsverbindungen verwilligt hat, stellt sich (nach dem Stand von 1885) das Verhältnis, in welchem die einzelnen Staaten Subventionen bewilligt haben, pro Jahr folgendermaßen dar:

Frankreich	20 299 708	Mark
Dazu an Schiffahrtsprämien für die Postbeförderung ca.	6 000 000	"
Ferner von der Kolonialregierung in Kochinchina	868 410	"
Großbritannien (mit dessen asiat. Besitzungen)	12 779 820	"
Britische Kolonien in Australien	3 845 000	"
Kapkolonie	1 600 000	"
Deutschland a) bis 1885	320 000	"
Deutschland b) hierzu von 1886 ab auf Grund des Gesetzes v. 6. April 1885	4 400 000	"
Italien	7 003 998	"
Österreich-Ungarn	4 000 000	"
Niederlande (mit Niederländisch-Indien)	270 000	"
Belgien	600 000	"
Portugal	320 000	"
Rußland (1,575,400 Rubel)	5 041 280	"
Vereinigte Staaten	1 180 000	"
Mexiko ca.	2 000 000	"
Zentral- und südamerikanische Staaten ca.	7 687 500	"
Japan	807 960	"
Hawai	887 050	"

Was die deutsche Postdampfersubvention anbetrifft, so sind 4 Mill. Mk. für die Postdampfschiffsverbindung zwischen Deutschland einerseits und Ostasien sowie Australien anderseits bestimmt, während 400,000 Mk. für die Einrichtung und Unterhaltung einer Zweiglinie von Triest über Brindisi nach Alexandria verwilligt wurden. Eine weitere Subvention für eine Dampferlinie nach West- und Ostafrika wurde vom Reichstag nicht bewilligt.

Die nachfolgenden Angaben enthalten eine Zusammenstellung der wichtigsten Postdampferlinien und zugleich die wesentlichsten Daten der für die Würdigung der Kulturbestrebungen unsrer Zeitepoche sehr lehrreichen Entwickelungsgeschichte des **interozeanischen** Dampferverkehrs. Wie ein Blick auf die beigegebene Karte lehrt, sind am zahlreichsten die Postdampferlinien auf dem Atlantischen Ozean zwischen Europa und Nordamerika, sodann folgen die Linien zwischen Europa und Südamerika, die Suezkanalroute sowie die Linien zwischen Nord- und Südamerika.

Übersicht der wichtigsten Postdampferlinien.

(Hierzu »Übersichtskarte des Weltverkehrs«.)

A. Nach Nordamerika.

a) Englische Linien. 1) Die schon erwähnte, 1840 von Cunard für monatlich einmalige Fahrten von Liverpool ab mit 2 Dampfern eröffnete **Cunardlinie**. 1850 besaß die Cunardlinie bereits 8 Dampfer, welche monatlich zweimal kursierten; 1860 wurde eine wöchentliche Verbindung hergestellt und zugleich der Dienst auf der Route zwischen Halifax, St. Thomas und Colon eröffnet. Gegenwärtig unterhält die Cunardlinie mit mächtigen Dampfern eine wöchentlich zweimalige Verbindung zwischen Liverpool und New York über Queenstown und zwischen Liverpool und Boston (weiteres s. Cunard). 2) Die **Inmanlinie**, zweimal wöchentlich zwischen Liverpool über Queenstown nach New York. 3) Die **National Steam-Ship Company**, 4) die **White Star-Linie** und 5) die **Guionlinie** fahren je wöchentlich einmal zwischen Liverpool und New York. 6) Die **Anchorlinie**, im Besitz von 41 Dampfern, wöchentlich einmal zwischen Glasgow und New York und zwischen Liverpool über Queenstown nach New York. 7) Die **Allan- oder Canadianlinie**, mit 41 Dampfern, wöchentlich zweimal von Glasgow, Dundee, Belfast, Liverpool und London nach Quebec, Montreal, Halifax, Portland, Boston, Philadelphia, Baltimore. 8) Die **Dominionlinie** begann ihre Thätigkeit 1870 und fährt mit 12 Dampfern von Liverpool sowie von Bristol nach Quebec.

b) Deutsche Linien. Die erste direkte Dampfschiffsverbindung zwischen Deutschland und Amerika wurde von Bremen aus unter finanzieller Subvention seitens der bedeutendern deutschen Staaten und der Vereinigten Staaten von Amerika begründet. Am 19. Juni 1847 traf das erste Bremer Dampfschiff, Washington, von Bremen in New York ein, und bald kursierten 2 Dampfer regelmäßig zwischen beiden Häfen; es war dies der Anfang des jetzt zu so bedeutender Entwickelung gelangten direkten deutschen Dampferverkehrs nach Amerika. In Hamburg versuchte zuerst der Reeder Henry Roman (1850) eine direkte Dampfschiffsverbindung mit New York herzustellen; diese Versuche mißlangen. 1) Die 1847 errichtete, anfangs nur auf den Betrieb mit Segelschiffen berechnete **Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft** nahm Romans Projekte wieder auf und begann 1856 mit der Einrichtung monatlich einmaliger Dampfschiffahrten zwischen Hamburg und New York, welche den Grund des nunmehr zu großer Bedeutung herangewachsenen Unternehmens legten; später kam eine zweite Linie nach New York über Havre sowie Linien nach Mexiko und Westindien hinzu. 1885 besaß die Gesellschaft eine Flotte von 25 für transatlantische Fahrten bestimmten Schraubendampfern von 59,514 Ton. und eigne Anlegeplätze in Hamburg, Havre, New York und St. Thomas. 2) Der **Norddeutsche Lloyd**, 1857 in Bremen begründet, begann seine direkten Fahrten nach New York im J. 1858 mit anfangs nur 4 Schiffen, welche monatlich einmalige Fahrten verrichteten. Infolge des steigenden Verkehrs wurden die Fahrten bald verdoppelt und endlich zu wöchentlich zweimaligen Fahrten ausgedehnt. Dann wurden 1868 eine wöchentlich einmalige Expedition nach Baltimore und für Frühjahr und Herbst eine monatlich einmalige nach Galveston ins Leben gerufen. Eine Linie nach den La Plata-Staaten und den brasilischen Häfen wurde 1876 eröffnet, und 1885 übernahm der Lloyd die Beförderung der Post nach Ostasien und Australien. Die Dampferflotte der Gesellschaft zählt bereits 49 Dampfer mit 92,467 Ton. Tragfähigkeit. 3) Die **Deutsche Transatlantische Dampfschiffahrtsgesellschaft (Adlerlinie)**, zwischen Hamburg und New York direkt, alle 14 Tage einmal.

c) Französische Linien. Der Vorgang Englands rief auch in Frankreich Bestrebungen zur Hebung des transatlantischen Verkehrs hervor. Durch das Gesetz vom 17. Juni 1857 ward der französische Finanzminister ermächtigt, die Herstellung einer direkten Dampfschiffsverbindung zwischen Frankreich und Amerika mit Hilfe einer vom Staat zu bewilligenden Subvention vorzubereiten. Die desfallsigen Maßregeln führten zum Abschluß eines Vertrags mit der Compagnie générale maritime und dem Crédit mobilier (vom 24. April 1861), wonach diese Gesellschaften sich verpflichteten, gegen einen Staatszuschuß von jährlich 9,300,000 Frank direkte Dampfschiffsverbindungen auf den Routen Havre-New York und St.-Nazaire-Aspinwall mit Anschlüssen nach Guadeloupe, Mexiko und Cayenne einzurichten. Die Konzession wurde der nunmehr Compagnie générale transatlantique genannten Gesellschaft auf 20 Jahre erteilt. 1862 begannen die Fahrten, welche zur Zeit zwischen Havre über Brest nach New York monatlich zweimal stattfinden. Wegen der Routen nach Mittelamerika s. unten (B c). Die Gesellschaft zählt mit der gleich mächtigen Kompanie Messageries maritimes (vgl. C c) zu den bedeutendsten französischen Dampfschiffunternehmungen. 1885 besaß dieselbe eine Flotte von 65 Dampfern mit 135,400 Ton. Tragfähigkeit.

d) Holländische Linien. Zwischen Rotterdam und New York (Niederländisch-Amerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft), wöchentlich einmal.

e) Belgische Linien. Die Red Star-Linie fährt mit 10 Dampfern unter Kontrakt mit der belgischen Regierung wöchentlich zwischen Antwerpen und New York u. monatlich zwischen Antwerpen u. Philadelphia.

B. Nach Westindien und Mittelamerika.

a) Englische Linien. 1) Die erste direkte Dampfschiffsverbindung von England nach Westindien wurde von der Royal Mail Steam Packet Company unter staatlicher Subvention hergestellt. Die Dampfer laufen monatlich zweimal von Southampton nach St. Thomas, von wo sich Zweigrouten nach Colon, Tobago, Havana, Tampico, San Juan und Santa Marta anschließen. Die Royal Mail Steam Packet Company besteht seit 1839 und dehnte 1843 ihre Fahrten nach Südamerika aus (vgl. C a 1). Die westindische Linie wurde 1849 eingerichtet. Zur Zeit besitzt die Gesellschaft 29 große Dampfer von 68,000 Ton. 2) Die West India and Pacific Steam-Ship Company (Aspinwalllinie), zwischen Liverpool u. Colon abwechselnd über Barbados, La Guaira, Puerto Cabello oder über Port au Prince, Kingston, Veracruz und Tampico oder endlich über St. Thomas, Santa Marta und Sabanilla, monatlich dreimal.

b) Deutsche Linien. Bis 1869 bestanden nur englische und französische Dampferlinien nach Westindien. Der Mangel einer deutschen Verbindung machte sich um so fühlbarer, als aller Verkehr nach Westindien durch fremde Vermittelung unter Opfern an Geld und Zeit ausgeführt werden mußte, während die Ausfuhr Westindiens nach Deutschland und umgekehrt sich mehr und mehr hob. Diese Erwägungen bestimmten die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft, eine direkte Dampfschiffsverbindung nach Westindien ins Leben zu rufen, welche im März 1871 eröffnet wurde und über Havre nach St. Thomas, La Guaira, Puerto Cabello, Curassao 2c. mit Anschluß via Colon nach der Westküste Amerikas monatlich dreimal fährt. 1879 wurde die Gesellschaft durch Gewährung einer Subvention seitens der Postverwaltung bewogen, eine direkte monatliche Verbindung mit Mexiko via Havre herzustellen. Der Verkehr auf dieser Linie nahm schon nach wenigen Jahren einen solchen Umfang an, daß die Gesellschaft freiwillig auf die Staatsunterstützung verzichten konnte.

c) Französische Linien. Die schon unter A c aufgeführte Compagnie générale transatlantique unterhält zwei Linien: 1) Zwischen St.-Nazaire und Veracruz über Santander, St. Thomas und Havana, monatlich einmal, mit den Seitenlinien St. Thomas-Colon, St. Thomas-Fort de France, Guadeloupe, Martinique und Fort de France-Cayenne. 2) Zwischen St.-Nazaire und Colon über Fort de France, La Guaira und Sabanilla, monatlich einmal.

d) Spanische Linien zwischen Cadiz und Veracruz über Teneriffa, Puerto Rico und Havana.

C. Nach Südamerika (Ostküste).

a) Englische Linien. 1) Die unter B a 1 aufgeführte Royal Mail Steam Packet Company, zwischen Southampton und Rio de Janeiro über Lissabon, St. Vincent, Pernambuco und Bahia, mit Fortsetzung bis Montevideo und Buenos Ayres, monatlich zweimal. 2) Die Liverpool, Brazil and River Plate Steam-Navigation Company, zwischen Liverpool und Montevideo (Buenos Ayres, Rosario) über Lissabon, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, monatlich zweimal.

b) Deutsche Linien. 1) Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft. Zur Hebung der Handelsverhältnisse der deutschen Kolonien in Brasilien wurde 1869 von dem Schiffsmakler August Bolten in Hamburg die erste direkte deutsch-südamerikanische Dampfschiffsverbindung ins Leben gerufen. Zur Zeit unterhält die Gesellschaft mit 16 Dampfern zwei Linien, welche je zweimal im Monat von Hamburg abgehen, die erste nach Montevideo, Buenos Ayres, San Nicolas und Rosario, die zweite über Lissabon nach Bahia, Rio de Janeiro und Santos, eventuell nach São Francisco. 2) Der Norddeutsche Lloyd errichtete 1876 eine monatlich einmalige Fahrt von Bremerhaven nach Rio de Janeiro, Montevideo und Buenos Ayres und zurück. Die Fahrten waren anfangs mit Verlusten für die Gesellschaft verbunden und wurden erst rentabel, als dieselbe 1878 dazu überging, eine zweite Fahrt hinzutreten zu lassen. Es zeigte sich, daß die Vervollkommnung der Beförderungsmittel einen neuen Verkehr hervorrief, dessen Erträgnisse einen vollen Ersatz für die aufgewendeten Mehrkosten des Transports gewährten. Seit 1882 verkehren die Lloyddampfer monatlich zweimal zwischen Bremen über Antwerpen mit Montevideo und Buenos Ayres und monatlich einmal über Antwerpen und Lissabon mit Bahia, Rio de Janeiro und Santos.

c) Französische Linien. 1) Die Gesellschaft Messageries maritimes, welche seit April 1860 unter Subvention der französischen Regierung monatlich einmal Fahrten nach Bordeaux, Coruña, Lissabon, Dakar, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, Rosario, Santos, Montevideo, Buenos Ayres unterhält, ist gleichfalls auf Grund des Gesetzes vom 17. Juni 1857, welches auch die Compagnie générale transatlantique ins Leben rief, errichtet worden. An Stelle älterer Verträge ist für die Leistungen der Gesellschaft durch einen 1875 geschlossenen Vertrag eine einheitliche Grundlage geschaffen worden. Danach hat die Gesellschaft außer der vorbezeichneten Linie für den indo-chinesischen Dienst eine Hauptlinie, Marseille-Schanghai, und vier Zweiglinien (nach Jokohama, Mauritius, Kalkutta und Batavia) sowie außerdem zahlreiche Linien im Mittelmeer gegen eine Jahressubvention von 12,955,287 Frank zu unterhalten. Außerdem besteht noch eine von der Kolonie

Kochinchina subventionierte Linie Singapur-Saigon-Haiphong (Tongking). Die Dampferflotte der Gesellschaft zählte 1885: 56 Dampfer von 136,964 Ton. 2) Die Schiffe der Chargeurs réunis fahren monatlich von Havre über Lissabon nach Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro und Santos und über Teneriffa oder Bordeaux nach Montevideo, Buenos Ayres u. Rosario.

D. Nach Südamerika (Westküste).

Die Verbindungen mit der südamerikanischen Westküste werden durch die zwischen Europa und Colon fahrenden Dampfer, zwischen Colon und Panama mittels Eisenbahn und von Panama ab durch die wöchentlich einmal verkehrenden Dampfer der Pacific Steam-Navigation Company unterhalten. Außerdem bestehen noch folgende direkte Verbindungen über die Magelhaensstraße:

a) Englische Linien. Die Pacific Steam-Navigation Company, zwischen Liverpool und Valparaiso über Bordeaux, Lissabon, Rio de Janeiro, Montevideo mit Fortsetzung von Valparaiso über Arica und Port Islay nach Callao.

b) Deutsche Linien. Die Gesellschaft Kosmos, gegründet 1872, fährt mit 14 Dampfern von etwa 20,000 Ton. monatlich zweimal zwischen Hamburg und Callao über Antwerpen, Dartmouth, St. Vincent, Montevideo, Port Stanley, Punta Arenas, Corral, Coronel, Talcahuano, Valparaiso, Iquique, Arica und Mollendo und von November bis März nach folgenden Häfen Zentralamerikas: Punta Arenas, Corinto, Amapala, La Union, La Libertad, Acajutla, San José de Guatemala und Champerico.

E. Nach Afrika.

Für den direkten Dampfschiffsverkehr nach Afrika:

a) Englische Linien. 1) Seit 1850 die jetzt vereinigten British and African Steam-Navigation Company und African Steam-Ship Company mit 24 Dampfern unter Kontrakt mit der englischen Regierung für die Besorgung der Post zwischen England und West- und Südwestafrika, zwischen Liverpool, Madeira, Teneriffa, Gran Canaria, Gorée, Bathurst, Sierra Leone, Monrovia, Kap Palmas, Half Jack, Cape Coast Castle, Akkra, Keta, Lagos, Bonny, Benin, Akassa, Braß, Opobo, Neucalabar, Fernando Po und Altcalabar wöchentlich, über Gabun, Black Point, Landana, Congo, Ambrizette, Kinsembo, Ambriz und Loanda monatlich; Camerun wird von jedem dritten Dampfer angelaufen, von Hamburg nach Mossamedes gehen Dampfer 14tägig. 2) Die Union Steam-Ship Company mit 17 Dampfern von Southampton über Plymouth, Madeira und St. Helena nach Kapstadt, Mosselbai, Port Elizabeth, Port Alfred und East-London, alle 14 Tage und alle 4 Wochen von Hamburg über dieselben Häfen. 3) Die Linie Donald, Currie and Company (Castle-Mail- oder Currielinie) von London über Dartmouth und Lissabon nach Kapstadt und Durban, monatlich zweimal, mit monatlicher Fortsetzung nach Lourenço Marques, Mosambik, Sansibar, gelegentlich auch nach Mauritius und Tamatave. Beide Linien (2 und 3) werden von England und der Kapkolonie, 3) auch von Portugal subventioniert. Seit September 1885 läßt die Castle Mail Packet Company unter Kontrakt mit dem Congostaat ihre Dampfer von Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Lissabon, Madeira nach Banana, Ambriz, São Paolo de Loanda, Algoabai, East-London und Lourenço Marques laufen.

b) Deutsche Linien. Seit 1880 war von dem Hamburger Reeder Wörmann eine monatlich einmalige direkte deutsch-afrikanische Dampfschiffsverbindung von Hamburg über Madeira nach den westafrikanischen Hafenorten eingerichtet worden, welche 1885 in die Afrikanische Dampfschiffs-Aktiengesellschaft (Wörmannlinie) umgeschaffen wurde. Dieselbe macht mit 8 Dampfern 14tägige Fahrten nach Westafrika und zwar so, daß einmal im Monat ein Dampfer nach den Häfen der Westküste von Gorée bis Camerun und einmal im Monat ein Dampfer von Hamburg direkt nach Camerun und nach den südlichen Häfen bis São Paolo de Loanda expediert wird.

c) Portugiesische Linien. Empreza Nacional mit 5 Schiffen, monatlich von Hull über Lissabon bis Mossamedes.

F. Nach Ostasien und Australien.

a) Englische Linien. 1) Die Peninsular and Oriental Steam-Navigation Company, gegründet 1840, die mächtigste der britischen Dampferkompanien, mit 52 großen Dampfern von 172,697 Ton. und großen Depots in Southampton, Marseille, Brindisi, Alexandria, Suez, Aden, Kolombo, Singapur, Hongkong, Melbourne &c. Sie hat Kontrakte für Besorgung der Post mit England, Indien und Australien abgeschlossen. Für den Post- und Schnellverkehr war früher Marseille der Ausgangspunkt, jetzt wird derselbe über Brindisi gelenkt. Die Dampfer gehen von London wöchentlich über Gibraltar, Malta und Port Said nach Suez, wo sie die über Triest, Venedig, Ancona, Brindisi, Alexandria und von da ab per Bahn eingetroffenen Postsachen und Passagiere aufnehmen. Von Suez gehen die Dampfer entweder zweimal monatlich über Aden nach Kolombo, Madras und Kalkutta oder wöchentlich über Aden nach Bombay und von dort zweimal monatlich nach Kolombo, Pinang, Singapur, Hongkong, Schanghai und Jokohama. In Kolombo zweigt sich die australische Linie ab, zweimal monatlich nach dem King George-Sund, Adelaide, Melbourne und Sydney. 2) Die British India Steam-Navigation Company hat gleichfalls Kontrakte für Besorgung der Post abgeschlossen mit den Regierungen von England, Indien und Australien; sie besitzt 78 Dampfer (darunter allerdings viele kleinere) und fährt zweimal monatlich von London via Suez nach Kolombo, Madras und Kalkutta, von London nach Algier, Port Said, Suez, Aden, Sansibar, Karatschi, Bombay, von London via Suez nach Batavia, Thursday Island, Cooktown, Townsville, Bowen, Mackay, Rockhampton und Brisbane. 3) Die Orient Steam-Navigation Company fährt unter Kontrakt mit der Regierung von Neusüdwales zweimal monatlich von London über Plymouth, Neapel und durch den Suezkanal nach Adelaide, Melbourne, Sydney. 4) Die Ocean Steam-Ship Company von London und Liverpool über Suez, Pinang, Singapur und Hongkong nach Schanghai. 5) Die Anchorlinie von Liverpool über Gibraltar, Port Said, Suez, Aden nach Bombay oder über Kolombo nach Kalkutta.

b) Deutsche Linien. 1) Die Deutsche Dampfschiffreederei zu Hamburg (Kingsinlinie) fährt bereits seit Jahren mit 11 erstklassigen Dampfern dreiwöchentlich von Hamburg über Pinang, Singapur und Hongkong nach Japan. 2) Der Norddeutsche Lloyd hat 1885 einen Kontrakt mit der deutschen Reichsregierung abgeschlossen, wonach er gegen eine Subvention von 4,400,000 Mk. von 1886 an 15 Jahre lang folgende Linien unterhält: A. für den Verkehr mit Ostasien: a) von Bremerhaven über Antwerpen, Port Said, Suez, Aden, Kolombo, Singapur und Hongkong nach Schanghai; b) eine Anschlußlinie von Hongkong über Jokohama, Hiogo nach einem noch zu bestimmenden Hafen von Korea und über Na-

gasaki zurück nach Hongkong; B. für den Verkehr mit Australien: a) von Bremerhaven über Antwerpen, Port Said, Suez, Aden, Tschagosinseln nach Adelaide, Melbourne und Sydney, wobei eine Weiterfahrt bis Brisbane freigestellt bleibt; b) eine Anschlußlinie von Sydney über die Tongainseln nach Apia (Samoa) und zurück nach Sydney; C. eine Zweiglinie von Triest über Brindisi nach Alexandria. Auf den Linien nach Ostasien und Australien sind in jeder Richtung jährlich 13, auf der Mittelmeerlinie 26 Fahrten zum Anschluß an jene Linien zu machen. Für die ostasiatische und australische Hauptlinie sind je 5, für die Zweiglinie je 1, für die Mittelmeerlinie 2 Dampfer, außerdem noch Reservedampfer zu halten. Die Fahrgeschwindigkeit muß mindestens auf der ostasiatischen Hauptlinie 12, auf der australischen Hauptlinie 11½, auf der Mittelmeerlinie 12 Knoten betragen. In die Konkurrenz der englischen und französischen Dampfer werden die deutschen Schiffe in der Weise eingefügt, daß jedesmal in den Zwischenraum von 11 Tagen, welcher jetzt monatlich zweimal zwischen den französischen und englischen Schiffen liegt, die Abgangszeit der deutschen Dampfer fällt. 3) Die Slomansche Dampfschifflinie fährt monatlich von Hamburg durch den Suezkanal nach Adelaide, Melbourne und Sydney.

c) Französische Linien. Gesellschaft Messageries maritimes, monatlich zweimal von Marseille über Neapel, Port Said, Suez, Aden, Kolombo, Singapur, Saigon nach Schanghai, mit Zweiglinien von Kolombo über Ponditscherri und Madras nach Kalkutta, von Singapur nach Batavia, von Hongkong nach Jokohama. Ferner monatlich einmal von Marseille über Port Said, Suez, Aden, Mahé, Réunion und Mauritius nach Adelaide, Melbourne, Sydney und Numea (Kaledonien), mit einer Zweiglinie von Réunion nach Tamatave, Ste.-Marie, Vohemar, Diego-Suarez, Nossi Bé, Mayotte, Majunga, Mosambik. Die Gesellschaft erhält eine Subvention von der französischen Regierung, auf der australischen Linie auch von den australischen Kolonien.

d) Österreichisch-ungarische Linien. Österreichischer Lloyd. Aus Triest über Brindisi, Suez, Dschidda, Massaua, Aden, Bombay, Kolombo, Pinang, Singapur nach Hongkong, monatlich zweimal mit monatlicher Seitenlinie von Kolombo nach Madras und Kalkutta; ferner von Konstantinopel über Port Said, Suez, Dschidda und Hodeida nach Aden alle 6 Wochen. Die Gesellschaft unterhält auf diesen und den das Mittelmeer (s. d.) befahrenden Linien 86 Dampfer und wird von der österreichisch-ungarischen Regierung mit 1,7 Mill. Gulden subventioniert.

e) Italienische Linien. Navigazione generale italiana, entstand 1882 durch Vereinigung der bis dahin rivalisierenden Gesellschaften Florio und Rubattino und ist seitdem zu großer Bedeutung gelangt. Dieselbe besitzt 93 Dampfer von 137,530 Ton. und unterhält außer zahlreichen Linien im Mittelmeer eine monatliche Linie über Genua, Livorno, Neapel, Messina, Catania, Port Said u. Suez nach Bombay, jeden zweiten Monat eine Verbindung mit Kalkutta u. vier Fahrten jährlich über Ceylon nach Singapur, wobei zwei Fahrten jährlich bis Batavia ausgedehnt werden.

f) Niederländische Linien. 1) Gesellschaft Nederland, mit 14 Dampfern von Amsterdam über Southampton, Marseille, Suez nach Sumatra und Java, unter Subvention der niederländischen Regierung, alle 10 Tage. 2) Rotterdamsche Lloyd, von Rotterdam über Marseille nach Padang, Batavia, Samarang und Surabaja, monatlich zweimal.

g) Spanische Linien. Die Linien Marques del Campo und Compañia general von Liverpool über Vigo, Coruña, Santander, Cadiz, Valencia, Cartagena, Barcelona, Suez nach Manila monatlich.

6. Amerikanische Linien.

Zwischen den Häfen der Ostküste von Nord-, Mittel- und Südamerika werden zahlreiche Dampfschiffsverbindungen durch die United States and Mexican Mail Steam-Ship Company, die West India Mail Steam-Ship Company, die American Steam-Ship Company (Atlas), die United States and Brazil Steam-Ship Company sowie durch zwei brasilische Linien, die Companhia Brazileira dos Paquetes a Vapor und die Companhia intermediaria dos Portos do Sul, unterhalten. Zu wichtigen Weltverkehrslinien sind seit Herstellung der Pacificbahn über den nordamerikanischen Kontinent endlich die Dampfschiffsverbindungen zwischen Nordamerika und Ostasien geworden. Dieselben werden unterhalten durch 1) die Pacific Mail Steam-Ship Company, die größte der amerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaften, zwischen San Francisco und Jokohama mit Fortsetzung nach Schanghai, monatlich zweimal unter Subvention der Postverwaltung der Vereinigten Staaten, und zwischen San Francisco und Sydney über Honolulu und Auckland, monatlich einmal unter Subvention von Neuseeland und Neusüdwales, und 2) die California, Oregon and Mexico Steam-Ship Company, zwischen San Francisco und Honolulu.

II. Asien.

In neuester Zeit beschafften sich China und Japan nach europäischem Vorbild ansehnliche Flotten von Dampfern, welche auch auf europäischen Werften erbaut wurden. Die China Merchants' Steam-Navigation Company besaß vor dem Krieg mit Frankreich eine sehr bedeutende Dampferflotte, welche aber beim Ausbruch der Feindseligkeiten an eine amerikanische Firma verkauft wurde. Die japanische Mitsu Bishi Company wurde 1875 zu einer Seehandelsgesellschaft erweitert; sie besitzt 11 größere Dampfer von 14,099 Ton. nebst vielen kleinern und macht bereits Fahrten nach Amerika und Europa.

Über die Fahrzeiten der Postdampfer werden von dem deutschen Reichspostamt in regelmäßigen Terminen ausführliche Übersichten veröffentlicht.

Die Handelsdampferflotte der Erde im Jahr 1885/86.
(Nach ihrer Tragfähigkeit geordnet; nach dem Büreau Veritas.)

Staaten	Dampfer über 100 Tonnen		Staaten	Dampfer über 100 Tonnen	
	Zahl	Tonnen		Zahl	Tonnen
Großbritannien	4852	4159005	Chile	22	15511
Frankreich	505	498646	Portugal	23	14024
Deutschland	509	410064	Mexiko	22	11621
Vereinigte Staaten	355	357269	Argentinien	13	8782
			China	8	6804
Spanien	314	237500	Türkei	14	6270
Niederlande	174	143991	Peru	6	4639
Italien	147	128146	Hawai	9	2662
Rußland	210	105802	Haiti	5	2529
Norwegen	266	103792	Sansibar	2	1750
Österreich	102	93043	Uruguay	4	1507
Schweden	311	91226	Tunis	2	1204
Dänemark	177	89957	Rumänien	3	1102
Belgien	60	73700	Venezuela	3	540
Japan	102	59306	Costarica	2	425
Griechenland	55	33573	Siam	2	351
Brasilien	82	30795	Äquatorial	1	249
Ägypten	31	22615	San Domingo	1	108

Während im Weltverkehr bis 1860 die Segelschiffe noch den ausschlaggebenden Teil für die

gesamte Handelsmarine bildeten, hat seit jener Zeit die Zunahme der Dampfschiffe angefangen, den überwiegenden Teil des Verkehrs an sich zu ziehen. Nach angestellten genauen Berechnungen und unter der Berücksichtigung, daß jede Tonne eines Dampfschiffs den gleichen Nutzeffekt bringt wie etwa 3 Tonnen eines Segelschiffs, ist die Leistungsfähigkeit der Dampferflotte von 3 Proz. im J. 1834 auf 6 Proz. im J. 1840, 8,85 Proz. im J. 1850, 17,64 Proz. im J. 1860, 29,92 Proz. im J. 1870 und 58,34 Proz. der gesamten Handelsmarine im J. 1883 angewachsen, eine Umwandlung, welche noch in der Weiterentwickelung begriffen ist und auf die Verdrängung des Segelverkehrs für alle wichtigern Verkehrsbeziehungen hinausgeht. Von sämtlichen Schiffsfrachten wurden befördert:

	durch Dampfer	durch Segelschiffe
1850:	14 Proz.	86 Proz.
1860:	29 "	71 "
1870:	43 "	57 "
1880:	61 "	39 "

Zu einer Beleuchtung der Zunahme der Dampfschiffe im Vergleich zur Entwickelung der Eisenbahnen dienen die nachfolgenden Zahlen:

Jahr	Eisenbahnen Kilom.	Dampfschiffe Tonnen	Jahr	Eisenbahnen Kilom.	Dampfschiffe Tonnen
1831	332	32000	1861	106886	803008
1841	8591	105121	1866	145114	1423232
1846	17424	139978	1871	235375	1939089
1851	38022	263679	1876	309641	3293072
1856	68148	575923	1883	443441	5992292

Hiernach haben sich in allen Ländern der Erde in der Zeit von 1831 bis 1850 die Eisenbahnen noch fast doppelt so rasch entwickelt als die Dampfschiffe, von 1851 bis 1871 gehen beide Transportmittel ziemlich gleichen Schritt, und seitdem ist die prozentuelle Zunahme der Dampfer doppelt so hoch als diejenige der Eisenbahnen.

Die Leistungsfähigkeit der Handelsdampferflotten ist in dem letzten Dezennium in außerordentlicher Weise gewachsen. Während 1871 den 9,689,752 Ton. der Segelschiffe aller Nationen 1,715,176 Dampfertonnen oder, da 1 Dampfertonne = 3 Seglertonnen ist, 5,145,528 Dampfertonnen gegenüberstanden, weisen die Segelschiffe heute 12,834,027 T., die Dampfer aber 5,992,292, resp. 17,976,876 T. auf. Der gegenwärtige Stand der Dampferflotte aller Staaten wird durch die auf das Jahr 1885/86 bezügliche Tabelle (S. 492) veranschaulicht.

Es ist hierbei zu bemerken, daß die in den statistischen Werken enthaltenen Zahlen über den Dampferverkehr nur mit großem Vorbehalt aufzunehmen sind, da in dem vielfach abwechselnden Gemisch von Küstenfahrern und Schiffen langer Fahrt die Absonderungen nicht durchweg eingehalten sind und überhaupt die Divergenz der Quellen, aus denen die betreffenden statistischen Angaben geschöpft werden (Parlamentsvorlagen, Konsularberichte, kaufmännische und andre Veröffentlichungen), die erforderliche Übereinstimmung in den Grundlagen der statistischen Aufstellungen vermissen läßt. Als Dampfer langer Fahrt pflegt man solche zu bezeichnen, deren Rauminhalt größer als 50 englische Netto-Registertonnen ist, und nur solche sind in unsrer obigen Aufstellung berücksichtigt. Die besten und zuverlässigsten Nachweise über den Bestand an Seeschiffen werden aus den Schiffsregistern der Seetransport-Versicherungsgesellschaften geschöpft. An der Spitze dieser Register stehen das vom Bureau Veritas alljährlich herausgegebene, welches allerdings nur die Dampfschiffe mit 100 und mehr Registertonnen Raumgehalt anführt, und das vom Germanischen Lloyd jährlich herausgegebene »Internationale Register«.

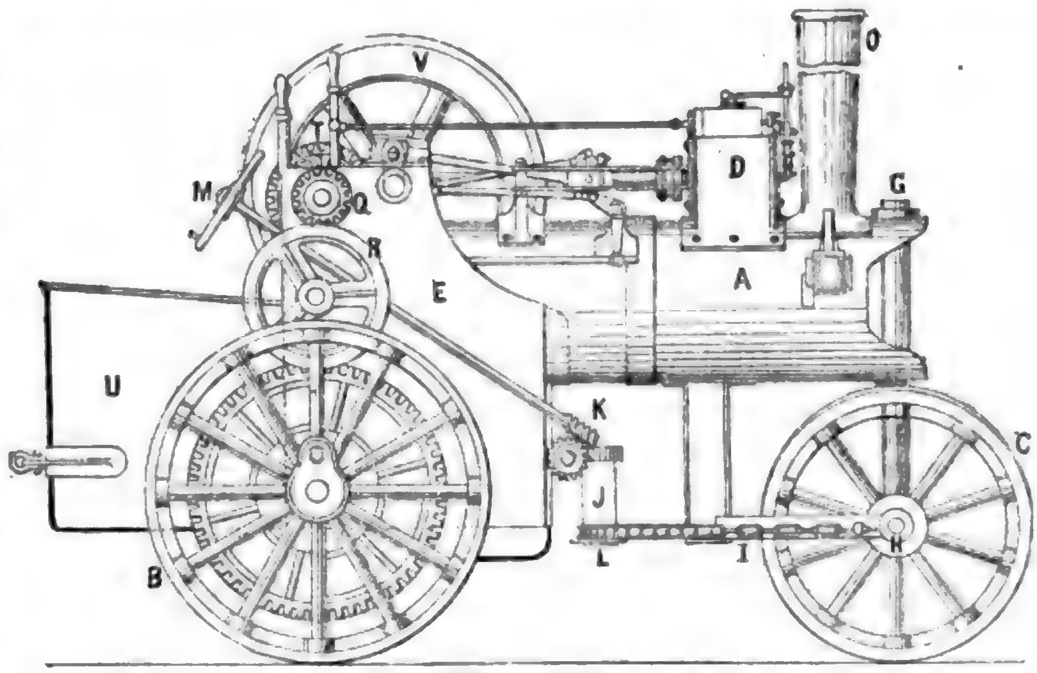
Litteratur: Sax, Die Verkehrsmittel, Bd. 1 (Wien 1878); »Statistik des Deutschen Reichs«; Kiaer, Statistique internationale de la navigation maritime (Christian. 1881); Lindsay, History of merchant shipping (Lond. 1872—74, 4 Bde.); Peeble, Chronological history of steam-navigation (Philad. 1883); Zetzsch, Die Ozean-Dampfschiffahrt (Weim. 1885).

Dampfsparapparate, s. v. w. Kondensationswasserableiter.

Dampfspritze, s. Feuerspritze.

Dampfstrahlgebläse } s. Injektor und Strahl-
Dampfstrahlpumpe } apparate.

Dampfstraßenwalze (Dampfwalze). Während man zur Herstellung der Schotterstraßen früher ausschließlich schwere, von Pferden gezogene Walzen (Pferdewalzen) benutzte, verwendet man jetzt zu diesem



Dampfstraßenwalze.

Zweck vielfach mit Vorteil die Dampfstraßenwalzen, da dieselben bei geringern Kosten der Walzarbeit mehr als Pferdewalzen leisten und auch eine festere und glattere Oberfläche der Straßen zu stande bringen. Die Figur zeigt eine D. Dieselbe besteht aus einer Lokomobile mit dem Kessel A, der Feuerbuchse E, dem Führerstand U, dem Schornstein O, dem Dampfcylinder D und dem Schwungrad V. Getragen wird das Ganze von zwei Paaren sehr breiter Räder, deren hinteres (B)

von der Schwungradwelle aus durch eine Zahnradübersetzung T Q R getrieben wird und somit, auf der Straße sich abwälzend, die ganze Maschine vorwärts bewegt, indem es zugleich vermöge des auf ihm ruhenden Teils des Maschinengewichts die Unterlage in der Radbreite entsprechenden Streifen eben und fest macht. Das vordere Räderpaar C dreht sich um nahezu horizontale Zapfen H, welche an einer senkrechten, im Maschinengestell drehbaren Achse G befestigt sind. Durch Drehung der Zapfen H um G kann man die Maschine wie mit den Vorderrädern eines gewöhnlichen Wagens lenken. Dazu ist eine Gelenkkette I von dem Ende des einen Zapfens H um ein Kettenrad L bis zum andern geführt. An einem Handrad M kann man vom Führerstand U aus das Kettenrad mit Hilfe eines Räderwerks K J links oder rechts herumdrehen, wodurch entweder der linke oder rechte Zapfen H um die Achse G nach hinten gedreht wird und die Walze während des Ganges nach links oder rechts abweicht. Die beiden Räder C treffen mit ihren tiefsten Punkten immer zusammen, während sie mit ihren höchsten Punkten so weit auseinander stehen, daß zwischen ihnen die Achse G bis zu den Zapfen H hinunterreichen kann. Damit nun trotzdem die Räder unten in einer horizontalen Linie aufruhen, verjüngen sich dieselben, ihrer schrägen Stellung entsprechend, nach außen hin ein wenig. Die Breite der Vorderräder, welche ebenfalls ebnend und komprimierend auf die Unterlage wirken, ist so gewählt, daß sie gerade zwischen die zu beiden Seiten der Maschine liegenden Hinterräder hineinpassen würden, so daß bei der Vorwärtsbewegung der Maschine zuerst ein Streifen von der Breite der Vorderräder zusammengenommen, dann von den nachfolgenden Hinterrädern zwei zu beiden Seiten dicht an den mittlern Streifen herangehende Streifen der Straße von der Breite je eines Hinterrades bearbeitet werden. Die erste Anregung zur Konstruktion und Verwendung gußeiserner Walzen für Wegebauzwecke gab 1787 Kassart; doch scheint man deren Vorteile erst in den 30er Jahren unsers Jahrhunderts erkannt zu haben, wenigstens stammen alle Nachrichten über allgemeinere Verwendung erst aus dieser Zeit. Seit Anfang der 50er Jahre wurden zuerst in Paris Versuche mit Dampfstraßenwalzen angestellt, worauf sich dieselben bald verbreiteten. In Deutschland hat man jedoch erst in den 70er Jahren angefangen, Dampfstraßenwalzen zu verwenden.

Dampftopf, s. Kondensationswasserableiter.

Dampftrockner, s. Dampfentwässerungsapparate.

Dampfwagen, s. Lokomotive.

Dampier (spr. dämmpir), William, der kühnste Seefahrer des 17. Jahrh., geb. 1652 zu East Coker in der engl. Grafschaft Somerset, ging schon in seinem 14. Jahr zur See und wurde 1674 Aufseher über eine Plantage in Jamaica. Dann beteiligte er sich bei der Gewinnung von Kampescheholz in der Campechebai, erwarb sich dabei eine sehr genaue Kenntnis jener Gegenden, die er später in seinen »Voyages to the bay of Campeachy« und »Treatise on winds and tides« (Lond. 1729) niederlegte. Auf einer neuen Reise nach Jamaica fiel er in der Negrilbai einer Schar von Flibustiern in die Hände, an deren abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen er sich beteiligte. Nachdem er dann 1679—91 als Freibeuter dreimal die Südsee befahren und unter anderm auch die Inselgruppe der Batanes entdeckt sowie die Nordwestküste Australiens besucht hatte, wurde er durch die Beschreibung seiner Fahrten: »New voyage round the world« (Lond. 1697—1707, 3 Bde. mit Kupfern; deutsch von Kind, Leipz. 1783, 4 Bde.) mit dem Grafen Orford, dem ersten Lord der Admiralität, bekannt. Durch diesen beauftragt, eine Entdeckungsreise nach Australien zu unternehmen, verließ D. mit dem Schiff Roebuck 26. Jan. 1699 England, berührte Brasilien und bei Eintrachtsland die Westküste des Australkontinents, entdeckte die Sharksbai und den nach ihm benannten Archipel, ging nach Timor, drang bis zur Westküste von Neuguinea vor, umschiffte das Kap Rabo, verfolgte die Nordküste bis zur Insel Schouten, segelte dann gegen Osten, entdeckte mehrere Inseln und gelangte zur Südostspitze von Neuirland, die er Kap St. George nannte. Die nach ihm benannte Dampierstraße (s. d.) überzeugte ihn endlich, daß das östlich liegende Land, welches er Neubritannien nannte, von der Küste von Neuguinea getrennt sei. Auf der Rückreise erlitt er 22. Febr. 1701 bei der Insel Ascension Schiffbruch und mußte mit seiner Mannschaft mehrere Wochen auf dieser Insel verweilen, bis vorbeisegelnde englische Schiffe ihn aufnahmen und nach der Heimat brachten, wo er einen Bericht seiner Reise veröffentlichte. Im J. 1703 rüstete er sich zu einer neuen Reise, befehligte 1705 ein Schiff in der Südsee, schrieb als Rechtfertigung seiner frühern Raubzüge: »Vindication of my voyage to the South Sea in the ship St. George« und begleitete 1708—11 als Steuermann Woodes Roger auf seiner Reise um die Welt. Ort und Zeit seines Todes sind unbekannt. Mehrere nach ihm benannte Punkte Australiens und eine von Brown aufgestellte Pflanzengattung, Dampiera, australische Sträucher aus der Familie der Kampanulaceen, erhalten sein Andenken.

Dampierarchipel, eine Inselgruppe an der Nordwestküste von Australien, aus etwa 20 dürren und felsigen Inseln bestehend, welche durch die Mermaidstraße in zwei Gruppen geteilt wird. Die größte ist Rosemary in der östlichen Gruppe.

Dampierinsel, eine Insel an der Nordostküste von Neuguinea, mit einem gegen 1600 m hohen, thätigen Vulkan.

Dampierland, Halbinsel an der Nordwestküste Australiens, in der britisch-austral. Kolonie Westaustralien, im O. vom Kingsund begrenzt. Die nördlichste Spitze ist Kap Lévêque, an der Nordwestküste sind die Beaglebai und die Carnotbai bemerkenswert. D. wurde 1879 von A. Forrest und 1879—80 von Brockman durchforscht und erwies sich als reich an Gras, Palmen, Wasser und Wild.

Dampierre (spr. dangpjähr), 1) Heinrich Duval, Graf von, österreich. Feldherr, geb. 1580 im Bistum Metz, diente zuerst dem Kaiser Rudolf II. in Ungarn und Siebenbürgen, besiegte 1604 die Insurgenten, ward aber bald darauf von Stephan Bocskay aus Siebenbürgen verdrängt und suchte 1605 Gran vergeblich gegen die Türken zu halten. Darauf zum kaiserlichen Kriegsrat, Kämmerer und Obersten ernannt, leistete er 1616—17 Dienste gegen die Venezianer. In den böhmischen Unruhen 1618 nahm er mit einem zusammengerafften Heer Bistritz weg und entsetzte das vom Grafen Thurn besetzte Budweis, ward jedoch durch Mangel zum Rückzug genötigt. Im folgenden Jahr siegte er mit Buquoy und Wallenstein bei Tein über Ernst von Mansfeld und befreite dadurch Wien, ward aber dann nach Mähren zurückgedrängt. 1620 mit 10,000 Mann gegen Bethlen Gabor geschickt, fiel er bei einem tollkühnen Angriff auf Preßburg 9. Okt.

2) Auguste Henri Marie Picot, Marquis de, General der franz. Republik, geb. 11. Aug. 1756 zu

Paris, trat als Leutnant bei der Garde ein, ging auf Urlaub nach England und Deutschland und machte sich in Berlin mit dem preußischen Militärwesen bekannt, dessen eifriger Bewunderer er ward. Als eifriger Anhänger der Revolution wurde er 1791 Adjutant des Marschalls Rochambeau und bald darauf Oberst eines Dragonerregiments, mit dem er den Krieg von 1792 eröffnete. Er befehligte unter Dumouriez in der Champagne und avancierte nach dem Treffen von Valmy zum Divisionsgeneral. Sein mutiger Angriff auf die österreichischen Verschanzungen bei Jemappes (6. Nov.) trug das meiste zu dem hier erfochtenen Sieg bei. 1793 mit ungefähr 15,000 Mann zur Deckung der Belagerung Maastrichts an der Roer aufgestellt, ward er von der österreichischen Übermacht bei Aldenhoven (1. März) geschlagen und bis nach Lüttich zurückgeworfen. In der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (18. März) befehligte er das Zentrum. Nach Dumouriez' Abfall von der Sache des Konvents erhielt er als zuverlässiger Republikaner den Oberbefehl über das bis auf 30,000 Mann zusammengeschmolzene und entmutigte Heer. Gedrängt von den Konventskommissaren, mußte er trotz aller Gegenvorstellungen die Offensive wieder ergreifen. Er kämpfte bei Quiévrain 6. Mai 1793 erfolglos gegen die Verbündeten, verlor durch eine Kanonenkugel ein Bein und starb zwei Tage darauf.

Dampierstraße, 1) von Dampier 1700 entdeckte Meerenge zwischen der Nordostküste von Neuguinea (Kaiser Wilhelms-Land) und dem Westende von Neubritannien, wird durch die Insel Rook in zwei Straßen getrennt, von denen die westliche (Vitiazstraße) die breiteste und sicherste, die östliche durch kleine Inseln und Bänke gefährdet ist. — 2) Gleichfalls von Dampier 1700 aufgefundene Meeresstraße zwischen der Nordwestspitze von Neuguinea und der Insel Waigêu, von allen Straßen zwischen dem Indischen und Stillen Ozean die bequemste und sicherste.

Damrosch, Leopold, Komponist und Violinspieler, geb. 22. Okt. 1832 zu Posen, studierte nach dem Wunsch seiner Eltern in Berlin Medizin, setzte aber seine schon früher leidenschaftlich betriebenen Musikstudien gleichzeitig fort, indem er beim Konzertmeister Ries im Violinspiel, bei Dehn in der Komposition Unterricht nahm, und ging endlich, nachdem er 1854 als Doktor promoviert hatte, ganz zur Kunst über. Sein Debüt als Violinspieler in Magdeburg (1855), dann in Berlin (1856) hatte guten Erfolg; bald darauf berief ihn Liszt in die großherzogliche Kapelle nach Weimar; 1858 wurde er Dirigent des Orchestervereins zu Breslau und 1866 Kapellmeister des Stadttheaters daselbst. Ein entschiedener Anhänger der neuen Musikrichtung (Berlioz, Wagner, Liszt), hat er für dieselbe sowohl als Dirigent wie als Schriftsteller (in der »Neuen Zeitschrift für Musik«) gewirkt. Im J. 1872 siedelte er nach New York über, wo er in der Folge als Dirigent des Singvereins Arion und der von ihm neugegründeten Vereine Oratorio Society (1873) und New York Symphony Society (1878) sowie als Schriftsteller, Violinspieler und Gesanglehrer eine angesehene Stellung einnahm und 15. Febr. 1885 starb. Unter seinen mannigfachen Kompositionen sind besonders seine Lieder (12 Hefte), ein Violinkonzert und einige Chorwerke (»Brautgesang«, »Ruth und Naemi« 2c.) zu erwähnen. — Seine Gattin Helene D., geborne v. Heimburg, ist eine treffliche Liedersängerin.

Damster Diep, Kanal in der Provinz Groningen, 1598 zur Verbindung der Hauptstadt Groningen über Appingadam (daher der Name D.) mit Delfzyl und der Ems angelegt. 1883 wurden auf ihm 190,000 cbm an Gütern befördert.

Dan, Sohn Jakobs von Rahels Magd Bilha und der nach ihm benannte israelitische Stamm, vor der Einnahme Kanaans 62,700 Streiter stark. Letzterer ward von Josua an das Mittelländische Meer gewiesen und östlich von Benjamin und Juda, nördlich von Ephraim, südlich von Simeon begrenzt. Die dazu gehörigen Städte sind Jos. 19, 41—46 verzeichnet. In der Richterzeit zog ein Teil dieses Stammes aus seinem angewiesenen Gebiet nach dem äußersten Norden Palästinas, eroberte die phönikische Stadt Lais oder Leschem und nannte sie D. (Josua 19, 47; Richt. 18). Nach dem Exil verschwindet der Stamm aus der Geschichte und den jüdischen Geschlechtsregistern (1. Chron. 6).

Dan, Stadt an der Nordgrenze Palästinas im Stamm Naphtali, Kolonie der Daniten, früher zu Sidon gehörig und Lais genannt, war stets ein Sitz des Götzendienstes und seit Jerobeam ein Hauptort des Stierkultus; jetzt Tell el Kadi.

Dan, Fluß in Nordamerika, s. Roanoke.

Dana, Fluß in Ostafrika, s. Tana.

Dana (spr. dehnä), 1) Richard Henry, amerikan. Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Nov. 1787 zu Cambridge in Massachusetts, Sohn von Francis D. (gest. 1811), der an dem Befreiungskampf und den politischen Ereignissen der folgenden Zeit hervorragenden Anteil genommen, erhielt seine Erziehung in Newport auf Rhode-Island und studierte dann im Harvard College die Rechte. Er praktizierte eine Zeitlang als Advokat, widmete sich aber dann ausschließlich litterarischer Beschäftigung. Von 1817 bis 1820 schrieb er für die »North American Review« eine Reihe von Artikeln über die englischen Dichter, gründete 1825 eine Zeitschrift: »The idle man«, die mit dem zweiten Jahrgang wieder einging, und arbeitete in der Folge besonders für die »New York Review«, welche damals der Dichter Bryant leitete. In den Jahren 1839—40 hielt er in Boston, New York und Philadelphia Vorlesungen über Shakespeares Charaktere, die außerordentlichen Beifall fanden und zu seinen gediegensten Leistungen gehörten. Seit 1842 lebte D. zurückgezogen auf einem kleinen Landgut bei Boston, wo er 2. Febr. 1879 im Alter von 91 Jahren starb. Seine bedeutendsten Dichtungen sind: »The change of home«, »The dying raven« (1825) und »The Bucaneer« (1827), welch letztere sich besonders durch großartige Schilderung der Phänomene des Ozeans auszeichnet. Eine Sammlung seiner »Poems and prose writings« erschien zu New York 1850, 2 Bde.; seine »Poetical works« allein mit denen von Poe, auch London 1857.

2) James Dwight, Geolog, geb. 12. Febr. 1813, zu Utica im Staat New York, studierte Mathematik und Naturwissenschaft zu New Haven in Connecticut, wurde als Lehrer der Mathematik bei der Flotte angestellt, bereiste 1833—35 das Mittelmeer, war 1835 und 1836 Assistent Sillimans und begleitete 1838 als Geolog und Mineralog die Expedition von Wilkes zur Erforschung des Großen Ozeans. Nach einer Reise um die Welt kehrte er 1842 zurück und bearbeitete in Washington die wissenschaftlich sehr wertvollen Berichte über seine Reise: »Report on zoophytes« (Washington 1846), »Report on the geology of the Pacific« (das. 1849), »Report on crustacea« (das. 1852—54). Seit 1855 lebt D. in New Haven als Professor der Naturgeschichte am Yale College. Er schrieb noch: »System of mineralogy« (mit Brush, 5. Aufl. 1883), das vollständigste Lehrbuch der Mine-

ralogie, das aber leider in der Kristallbezeichnung keine der in Deutschland herrschenden Methoden angenommen hat; »Text book of geology« (1864); »Manual of mineralogy« (8. Aufl. 1878); »Manual of geology« (1874, 10. Aufl. 1880); »Corals and coral-islands« (2. Aufl. 1879); »Text book of mineralogy« (mit E. Salisbury Dana, 2. Aufl. 1880). Auch gibt er das von seinem Schwiegervater Silliman begründete »American Journal of Science« heraus. — Derselben Familie gehören an: James Freeman D., geb. 1793 zu Exeter in New Hampshire, gest. 1827 als Professor der Chemie am medizinischen College in New York, besonders durch seine »Mineralogy and geology of Boston and vicinity« (1818) bekannt, sowie dessen Bruder Samuel Luther D., geboren im Juli 1795 zu Amherst im Staat New Hampshire, erst Militär, dann Arzt und namentlich durch seine Schriften über Gegenstände der Agrikultur- und technischen Chemie bekannt.

3) Richard Henry, der jüngere, Sohn von D. 1) und ebenfalls Schriftsteller, geb. 1. Aug. 1815 zu Cambridge in Massachusetts, trat 1832 ins Harvard College, mußte aber eines Augenübels wegen 1834 das Studium vorläufig aufgeben und unternahm zur Kräftigung seiner Gesundheit eine große Reise, die er 1837 in seinem Werk »Two years before the mast« (3. Aufl., New York 1869) beschrieb. Das Buch fand in Amerika wie in England als das treueste Gemälde vom Leben und Treiben der Seeleute an Bord, ihren täglichen Arbeiten, Freuden und Leiden großen Beifall. Nach seiner Rückkehr studierte er bis 1840 Jurisprudenz und ließ sich noch in demselben Jahr als Advokat zu Boston nieder. Bald darauf veröffentlichte er sein berühmtes Werk »The seaman's friend« (New York 1841; 10. Aufl., Lond. 1869), das ihm den Ruf eines ausgezeichneten Kenners des Völker- und Seerechts erwarb. D. war einer der Begründer der Freibodenpartei, ein einflußreiches Mitglied der Massachusetts Constitutional Convention von 1853 und ein hervorragender Teilnehmer an der republikanischen Bewegung von 1856. Als solcher trug er viel zur Wahl der Präsidenten Lincoln (1860) und Grant (1868) bei. In dem Hochverratsprozeß gegen Jefferson Davis (1867—68) vertrat D. die Regierung der Vereinigten Staaten. Im J. 1876 wurde er vom Präsidenten Grant zum Gesandten in London ernannt, jedoch vom Senat nicht bestätigt. Er starb auf einer Reise 6. Jan. 1882 in Rom. Von seinen litterarischen Erzeugnissen sind noch sein Reisetagebuch »To Cuba and back« (New York 1859), einige biographische Skizzen (über Professor Channing, Allston u. a.) und seine »Letters on Italian unity« (Bost. 1871) zu erwähnen. Auch besorgte er eine neue Ausgabe von Wheatons »Elements of international law« (New York 1866).

Danaë, in der griech. Mythe Tochter des Akrisios, wurde von ihrem Vater, dem ein Orakel verkündete, daß der Sohn der D. ihn töten werde, in einen Turm eingeschlossen, hier aber von Zeus in Gestalt eines goldenen Regens besucht und von ihm Mutter des Perseus. Darauf von Akrisios samt ihrem Kind in einem Kasten dem Meer übergeben, wurde sie nach Seriphos getrieben, hier vom Schiffer Diktys ans Land gerettet und dann von dessen Bruder, dem König Polydektes, zur Gemahlin erhoben (weiteres s. Perseus). Nach italischen Mythographen kam D. auch nach Italien, baute Ardea, vermählte sich mit Pilumnus und gebar demselben den Daunus, des Turnus Vater oder Ahnherrn. Unverkennbar ist D. Personifikation des von Dürre heimgesuchten Erdbodens, auf welchen der befruchtende Regen des Himmelsgottes sich ergießt, worauf alles in neuem Licht erglänzt (der Lichtheros Perseus geboren wird). Unter den bildlichen Darstellungen der Hauptszene des Danaemythus ist besonders das Gemälde auf einem Krater aus Cäre im streng schönen Stil des 5. Jahrh. bemerkenswert. Vgl. P. Schwarz, De fabula Danaeia (Halle 1881).

Danäer, alter Name der Bewohner von Argos, nach Danaos (s. d.), der daselbst eine Herrschaft begründete. Da im Trojanischen Krieg Argos unter Agamemnon den Vorrang hatte, so übertrug Homer den Namen D. auf die Hellenen überhaupt. Ein Danaergeschenk ist ein verdächtiges und unheilbringendes, von dem hölzernen Pferd her, welches die Griechen bei ihrem Scheinabzug vor Troja zurückließen, und vor dessen Aufnahme in die Stadt (nach Vergils Aen., II, 49) der Priester Laokoon vergebens warnte: »Ich fürchte die D., zumal wenn sie Geschenke bringen« (»Timeo Danaos et dona ferentes«).

Danaïden, s. Danaos.

Danakil (Einzahl: Dankali), der arabische und allgemein gebräuchliche Name für die zahlreichen Nomaden- und Fischerstämme, welche die Küstenstrecken und Inseln am Ostrand Afrikas südlich von der Adulisbai bis zum Tadschurragolf und von da nach SW. bis gegen Schoa bewohnen. Sie nennen sich selbst Afer (Einzahl: Afri) und werden in Abessinien nach einem ihrer Stämme Adal, in Tadschurra Adel, Adajel genannt. Die D., deren wichtigste Stämme die Ankala, Messar, Adali und Modaito sind, gehören zu den äthiopischen Hamiten und sind im ganzen wohlgebaut, hager und mittelgroß. Die Hautfarbe ist weizengelb oder kaffeebraun, das krause Haar wird in der Mitte hoch emporgekämmt und hängt an den Seiten herab; die Weiber flechten es in zahlreiche Strähnen. In Brust und Magengrube werden drei- und viereckige Figuren eingeschnitten. Die Kleidung ist sehr dürftig. Als Bewohner eines wasser- und vegetationsarmen Landes sind die D. Nomaden, halten Kamele, Schafe und Ziegen und beschäftigen sich mit Karawanentransport und Sklavenhandel; nur im anmutigen, seenreichen Aussathal wird Ackerbau betrieben. Sie leben meist von Milch. Sie sind fanatische Bekenner des Islam und bilden kein staatliches Ganze; einige beherrscht Sultan Mohammed Hanferi von Aussa. Das einzige sie verknüpfende Band ist ihre zuerst von Isenberg in seinem »Vocabulary of the Dankali language« (Lond. 1840) lexikalisch bearbeitete Sprache. Unruhig, wild und grausam, haben diese kriegerischen Stämme alle Angriffe auf ihre karge Heimat mit rücksichtsloser Entschlossenheit abzuwehren gewußt; in dem genannten Aussathal am Aussasee wurde 1876 die von Munzinger befehligte, 350 Mann starke ägyptische Truppenabteilung vernichtet. An der Danakilküste liegen das italienische Assab und das französische Obok (s. Karte »Ägypten«). Vgl. Scaramucci und Giglioli, Notizie sui D. (1884); Licata, Assab e i Danachili (Mail. 1885).

Danaos, in der griech. Mythe König von Argos im Peloponnes, Sohn des Belos und der Anchinoe, Bruder des Ägyptos, war aus Chemmis in Ägypten gebürtig, zugleich aber als Urenkel von Epaphos (durch Io Enkel des Inachos) von argivischer Abstammung. Zum Herrscher von Libyen bestellt, floh er vor Ägyptos, der ihm nach Thron und Leben trachtete, nach Rhodus und von da nach Argos. Seine 50 mit verschiedenen Frauen erzeugten Töchter, die Danaiden, folgten ihm und führten in Lindos auf Rhodus den Dienst der Athene ein. In Argos

bemächtigte sich D. der Herrschaft und gründete dem Apollon Lykios einen Tempel. Er soll die Bewohner des wasserarmen Landes gelehrt haben, Brunnen zu graben; auch sandte er seine Töchter aus, um Quellen zu suchen, wobei Amymone von Poseidon umarmt wurde, der ihr zuliebe in der Landschaft Lerne einen unerschöpflichen Quell hervorsprudeln ließ. Wie durch Auffindung von Quellen, machten sich die Danaiden auch um die agrarische Kultur des Landes durch Einführung der Thesmophorien (s. d.) verdient. Unterdessen hatte Ägyptos seine 50 Söhne (vermutlich Personifizierungen der Flüsse und Ströme, wie die 50 Danaiden die der Quellen und Bäche) zur Verfolgung des D. abgeschickt; in Argos angekommen, erhielten sie dessen Töchter zur Ehe versprochen. In der Brautnacht aber erdolchte jede der Danaiden auf D.' Geheiß ihren Verlobten (im Sommer versiegen die argivischen Flüsse, nur die Quellen nicht); Hypermnestra allein verschonte den ihr liebgewordenen Lynkeus und wurde dafür vom Vater vor Gericht gestellt, aber freigesprochen und später noch mit Lynkeus vermählt. Da sich für die übrigen keine Freier wieder fanden, so stellte D. Wettkämpfe an und teilte den Siegern die Töchter als Preis zu. In der Folge soll sich Lynkeus zum Rächer seiner Brüder aufgeworfen, seine Schwägerinnen nebst dem Schwiegervater getötet haben und König von Argos geworden sein. Nach D. wurden die Bewohner von Argos fortan Danaer genannt. Sein Grabmal auf dem Marktplatz zu Argos sah noch Pausanias, ebenso sein Standbild mit dem des Lynkeus und der Hypermnestra zusammen in Delphi. In der Unterwelt wurden die meuchelmörderischen Danaiden verdammt, beständig Wasser in ein durchlöchertes Faß zu schöpfen (daher »Faß der D.«, ein Bild nie endender, immer vergeblicher Arbeit). Die Sage von D. und den Danaiden behandelt das Drama »Die Schutzflehenden« von Äschylos.

Danbury (spr. dännbörl), Stadt im nordamerikan. Staat Connecticut, Grafschaft Fairfield, am Still River, hat bedeutende Hut-, Hemden- und Nähmaschinenmanufakturen und mit Gebiet (1880) 11,666 Einw. Die Stadt ward im Befreiungskampf 27. April 1777 von den Engländern durch Feuer verwüstet und der General der amerikanischen Truppen, Wooster, dabei tödlich verwundet.

Danby, s. Leeds (Herzöge).

Dancarville (spr. -wil), Pierre François Hugues, fälschlich d'Hancarville, gelehrter Abenteurer, geb. 1. Jan. 1729 zu Marseille, spielte eine Zeitlang in Berlin den Grafen, kam aber wegen Schulden ins Gefängnis, lebte dann zu Rom als Baron Du Han, besorgte in Neapel die Herausgabe des Hamiltonschen Werkes über die etruskischen Vasen, erhielt in Florenz vom Großherzog die Aufsicht über die Mediceische Sammlung übertragen, die er in einem großen, mit 300 Kupfern versehenen Werk beschrieb, ging später nach Padua, dann nach Venedig und starb hier 9. Okt. 1805. Seine Werke, von denen wir die »Antiquités étrusques, grecques et romaines« (Neapel 1766, 4 Bde. mit kolorierten Kupfern), »Veneres et Priapi uti observantur in gemmis antiquis« (Leiden, eigentlich Neapel 1771, 2 Bde. mit Kupfern), »Monuments de la vie privée des douze Césars, d'après une suite de pierres gravées sous leurs règnes« (Caprea 1780, mit Kupfern), »Mémoires du culte secret des dames romaines« (das. 1784, mit Kupfern) und »Recherches sur l'origine, l'esprit et les progrès des arts dans la Grèce« (Lond. 1785, 3 Bde. mit Kupfern) nennen, sind der Kupfer wegen geschätzt.

Danckelmann, 1) Eberhard Christoph Balthasar, Freiherr von, brandenburg. Staatsmann, geb. 23. Nov. 1643 zu Lingen, wo sein Vater oranischer Rat und Landrichter war, studierte, sehr früh entwickelt, in Utrecht, ward 1663 Erzieher des Prinzen Friedrich (nachmaligen Königs Friedrich I. von Preußen) und erwarb sich trotz seiner Strenge nicht nur die Liebe seines Zöglings und das Vertrauen des Großen Kurfürsten, der ihn zum Geheimen Kammer- und Lehnsrat ernannte, sondern blieb auch nach beendeter Erziehung als Geheimer Sekretär und vertrauter Ratgeber beim Prinzen und stand diesem mit uneigennütziger Aufopferung zur Seite. 1688 ernannte ihn Friedrich III. nach seinem Regierungsantritt zum Geheimen Staats- und Kriegsrat, 1692 zum Präsidenten der Regierung zu Kleve und 1695 zum Premierminister und Oberpräsidenten. Von Kaiser Leopold I. ward er mit seinen Brüdern in den Reichsfreiherrenstand erhoben, erhielt für sich und seine Nachkommen die Erbpostmeisterwürde und 1696 eine Hauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse. Die auswärtigen Geschäfte leitete D. im Sinn des Großen Kurfürsten, als Finanzminister suchte er Manufakturen und Fabriken zu heben, ordnete, um den Ertrag der Domänen zu erhöhen, eine eigne Hofkammer an, aus welcher später ein Domänendirektorium wurde, und suchte Friedrichs Hang zu übermäßigen Ausgaben auf nützliche Gegenstände zu leiten, wie die Gründung der Universität Halle und der Akademie der Künste und die Prachtbauten in Berlin. Seine Macht erweckte den Neid andrer, die Einsetzung seiner sechs Brüder in einflußreiche Ämter verstärkte die Abneigung gegen das »Danckelmannsche Siebengestirn«, und D. vermehrte den Haß, der gegen ihn sich ansammelte, durch seine rücksichtslose Strenge gegen alle Untergebenen. Als er auch die Kurfürstin Sophie Charlotte durch seine Opposition gegen die welfische Hauspolitik sich zur Feindin machte, gelang es seinen Feinden, Fuchs, Barfus, Dohna u. a., ihn zu stürzen. D. erhielt 27. Nov. 1697 plötzlich seine Entlassung mit einer Pension von 10,000 Thlr., ward jedoch kurz darauf nach Peitz in strenge Haft gebracht und in förmliche Untersuchung gezogen. Er verteidigte sich zwar gegen die meist unbegründeten Beschuldigungen (290 Klagepunkte), welche überdies zu der Strenge des Verfahrens außer Verhältnis standen, und die Richter mußten sich nach mehrjähriger Untersuchung außer stande erklären, ein Strafurteil auszusprechen; dennoch ward er durch Kabinettsorder Friedrichs I. zu lebenslänglicher enger Haft verurteilt und seine Güter eingezogen, wie er auch seine Pension und die ihm erblich zugesagten Würden und sonstigen Vorteile verlor. Erst 1702 erhielt er einige Festungsfreiheit, und 1707 erlaubte ihm der König, in Kottbus zu wohnen, und bewilligte ihm aus seinem konfiszierten Vermögen eine jährliche Einnahme von 2000 Thlr. Eine Versöhnung zwischen dem König und seinem ehemaligen Erzieher fand nicht statt. Friedrich Wilhelm I. berief ihn nach seiner Thronbesteigung 1713 auf eine ehrenvolle Weise an den Hof und bat ihn um seinen Rat. Eine Revision seines Prozesses und eine Rückgabe seiner Güter fanden indes nicht statt. D. starb 31. März 1722 in Berlin. Von seinen sechs Brüdern, die in seinen Sturz nicht verwickelt wurden, war Nikolaus Bartholomäus, geb. 25. Mai 1650, kurfürstlich brandenburgischer Gesandter in Wien und beim Friedensschluß zu Ryswyk und starb 27. Okt. 1739 zu Lodersleben in Thüringen. Er ist Stammvater aller jetzt lebenden Glieder des Geschlechts. Vgl. Breßlau und Isaacsohn,

Der Fall zweier preußischer Minister: D. und der Großkanzler Fürst (Berl. 1878).

2) **Bernhard**, Forstmann, geb. 5. April 1831 im Forsthaus Obereimer bei Arnsberg, studierte 1850–1852 auf der Forstakademie zu Eberswalde unter Pfeil und 1855–56 in Berlin, war in der Folge als Hilfsarbeiter bei der Regierung in Posen und beim preußischen Finanzministerium und praktisch in der Verwaltung thätig, wurde 1862 Oberförster zu Hambach bei Jülich, 1864 Forstinspektor in Potsdam, 1866 als Direktor der Forstakademie nach Eberswalde berufen und 1868 zum Oberforstmeister befördert. Die Einrichtung des forstlichen Versuchswesens in Preußen und der für dasselbe geschaffenen wissenschaftlichen Zentralstelle zu Eberswalde (unter der Bezeichnung »Hauptstation des forstlichen Versuchswesens«) ist von D. angeregt und durchgeführt worden. D. gibt seit 1869 die »Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, zugleich Organ für forstliches Versuchswesen« (Berl.) und das Jahrbuch der preußischen Forst- und Jagdgesetzgebung und Verwaltung« heraus. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Forstakademien oder allgemeine Hochschulen?« (Berl. 1872); »Die forstliche Ausstellung des Deutschen Reichs auf der Wiener Weltausstellung 1873« (das. 1873); »Ablösung und Regelung der Waldgrundgerechtigkeiten« (das. 1880, Teil 1); »Die Forstakademie Eberswalde von 1830 bis 1880« (das. 1880); »Gemeindewald und Genossenwald« (das. 1882); »Die deutschen Nutzholzzölle« (das. 1883); »Über die Grenzen des Servitutrechts und des Eigentumsrechts bei Waldgrundgerechtigkeiten« (das. 1884).

Dancla, Jean Charles, Violinspieler und Komponist, geb. 19. Dez. 1817 zu Bagnères de Bigorre, erhielt seine Ausbildung am Pariser Konservatorium im Violinspiel durch Baillot, in der Komposition durch Berton und Halévy und errang 1833 den ersten Violinpreis sowie 1838 den zweiten Preis für Komposition. Seit 1857 ist er als Lehrer des Violinspiels am genannten Konservatorium angestellt. Unter seinen zahlreichen Violinkompositionen zeichnen sich seine Konzerte und instruktiven Werke (»Méthode élémentaire et progressive de violon«, »École de l'expression«, »École de la mélodie« 2c.) aus. — Auch seine jüngern Brüder, **Arnaud** (gest. 1862) und **Léopold** D. (geb. 1823), haben sich, ersterer als Cellist, letzterer als Geiger, Ruf erworben.

Dancourt (spr. dangkuhr), eigentlich Florent Carton, franz. Schauspieler und Bühnendichter, geb. 1. Nov. 1661 zu Fontainebleau, ward Advokat, trat, nachdem er eine Schauspielerin geheiratet, 1685 selbst als Schauspieler auf und machte sich als solcher wie durch seine Theaterstücke allgemein beliebt. 1718 zog er sich auf sein Gut in der Provinz Berry zurück und starb hier 6. Dez. 1725. Die besten seiner Lustspiele oder Possen, die amüsante Tagesgeschichten behandeln und sich durch lebendigen Dialog und nicht eben feine, aber meist glückliche Einfälle auszeichnen, sind: »Le chevalier à la mode« (1687), »Les vendanges de Suresnes«, »Mari retrouvé«, »Bourgeoises de qualité«, »Les trois cousines«, »Le galant jardinier«. Seine Werke erschienen am vollständigsten Paris 1760, 12 Bde.; in Auswahl 1810, 5 Bde., und 1822, 3 Bde. D. hat mit großer Geschicklichkeit und Naturtreue den Charakter des Dorfs und seiner Bewohner darzustellen gewußt; Voltaire räumt ihm nach Molière den ersten Rang in der Posse ein. Seine Frau Thérèse Lenoir de la Thorillière und ihre beiden Töchter waren namhafte Schauspielerinnen. Vgl. Ch. Barthélemy, La comédie de D. (Par. 1882).

Dandenong, kleiner Ort südöstlich von Melbourne in Australien, berühmt durch den nahen Staatsforst mit seinen Riesenbäumen, den höchsten der Welt, und der Ferntree-Gully, einer durch prachtvolle Farnbäume ausgezeichneten Schlucht.

Dandin (franz., spr. dangdäng), der Held einer Molièreschen Komödie, ein reicher Bauer, der infolge einer Heirat mit einer Adligen in allerlei Fatalitäten gerät. Sein wiederholter Ausruf: »Vous l'avez voulu (meist verändert in: Tu l'as voulu), George Dandin!« ist sprichwörtlich geworden für selbstverschuldete Widerwärtigkeiten.

Dandolo, eine der zwölf ersten venezianischen Familien, berühmt durch viele aus ihrer Mitte hervorgegangene Staatsmänner, Gelehrte, Feldherren und vier Dogen. Bemerkenswert sind besonders:

1) **Enrico**, der berühmteste der Familie, Gründer der Herrschaft Venedigs über das Mittelmeer. Geboren um 1108, widmete er sein ganzes Leben Staats- und Handelsgeschäften. Als er 1173 als Gesandter nach Konstantinopel ging, befahl der Kaiser Manuel, ihn zu blenden. Doch verlor D. nicht ganz das Augenlicht. Er ward 1192 Doge. Unter seiner Regierung wurde ein Teil der dalmatischen Küste unterworfen, über Padua und andre Städte des venezianischen Festlandes eine Art Schutzherrlichkeit erworben, das mächtige Pisa aber bei Modone 1195 geschlagen. Durch einen Handelsvertrag mit dem armenischen König Leo (1201) öffnete D. den Venezianern den Handel nach Armenien, Persien und Mesopotamien und sicherte die Verbindung mit Trapezunt. Mit Hilfe der Kreuzfahrer eroberte er Triest, Zara, die Hauptstadt Dalmatiens, dann die albanische Küste, die Jonischen Inseln und 17. Juni 1203 Konstantinopel, sodann dieselbe Stadt nach der Ermordung des von ihm auf den Thron erhobenen Kaisers Alexios nochmals 12. April 1204. Hierauf errichtete er daselbst das »lateinische Kaisertum«, ließ den Grafen Balduin von Flandern zum Kaiser wählen und erlangte in der vertragsmäßig vorgenommenen Teilung des Reichs für Venedig die wichtigsten Küstenplätze vom Schwarzen Meer bis Epirus, einige Inseln des Archipels, die des Jonischen Meers, ein ganzes Quartier der Stadt Konstantinopel und durch Tausch mit Bonifacius von Montferrat auch Kreta; obendrein wurde ihm Handelsfreiheit nebst manchen andern Vorrechten durch das ganze Reich zugestanden. Als die von den schwer bedrückten Griechen herbeigerufenen Bulgaren Adrianopel erobert und Kaiser Balduin 14. April 1205 geschlagen hatten, eilte D. herbei und rettete das Heer der Lateiner wenigstens vor gänzlichem Untergang. Noch war der drangvolle Sturm nicht beschworen, als D. 1. Juni 1205 in Konstantinopel starb. Sein Grabmal in der Sophienkirche daselbst wurde 1453 von den Türken zerstört.

2) **Francesco**, Doge von 1328 bis 1339, bezwang das mächtige Haus della Scala (1334–38), wodurch Venedig zuerst Besitz auf dem Festland Italiens und freie Schiffahrt auf dem Po erlangte.

3) **Andrea**, 1342–54 Doge, schloß einen Bund mit dem Papste, dem König von Cypern, dem griechischen Kaiser und dem Hochmeister der Johanniter gegen die Türken, stellte durch Verträge mit dem Tatarenchan die erschütterten Handelsverbindungen Venedigs am Schwarzen Meer wieder her und unterwarf 1346 das abgefallene Zara und 1348 Capo d'Istria. Er starb 7. Sept. 1354. D. schrieb eine lateinische Geschichte Venedigs (»Chronicon«), welche sich durch Unbefangenheit und Genauigkeit auszeichnet; auch Dandolos Briefwechsel mit Petrarca hat sich erhalten.

Vgl. Simonsfeld, Andrea D. und seine Geschichtswerke (Münch. 1876).

4) Girolamo, Sohn des Silvestro D., des letzten Admirals der Republik Venedig, geb. 26. Juli 1796, nahm 1848 an der Erhebung Venedigs teil, ward Direktor des großen Staatsarchivs bei Frari und starb 26. März 1866 als letzter seines Stammes. Er schrieb: »La caduta della repubblica di Venezia ed i suoi ultimi cinquant' anni« (Vened. 1855).

Dandolo, 1) Vincenzo, Graf, Chemiker und Agronom, geb. 26. Okt. 1758 zu Venedig, studierte in Padua Chemie und Pharmazie, errichtete in Venedig ein Lehrinstitut, nahm lebhaften Anteil an den politischen Ereignissen seiner Zeit, war später Mitglied des Großen Rats der Cisalpinischen Republik, dann fünf Jahre Gouverneur von Dalmatien, lebte hierauf, wegen seiner Verdienste um letzteres Land von Napoleon I. in den Grafenstand erhoben, auf seinen Gütern bei Varese und starb daselbst 12. Dez. 1819. D. machte sich um Verbesserung der Straßen, des Acker- und Weinbaues in der Lombardei sowie namentlich der Seidenzucht verdient. Er schrieb: »Fondamenti della fisico-chimica applicati alla formazione de' corpi e de' fenomeni della natura« (Vened. 1796), ein Werk, worin er die Entdeckungen der Naturwissenschaften bis auf die letzte Zeit zusammenfaßte, und das binnen wenigen Jahren sechs Auflagen erlebte; »Les hommes nouveaux, ou moyens d'opérer une regénération morale« (1799, 2. Aufl. 1801); »Enologia« (Mail. 1812, 2 Bde.); »Il buon governo de' bachi de seta« (das. 1816, 2 Bde.); »Storia de' bachi da seta« (das. 1818–19, 3 Bde.). Seine Memoiren gab Compagnoni heraus (Mail. 1820).

2) Tullio, Graf, ital. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geboren im September 1801 zu Varese im Lombardischen, studierte in Zara, Varese und Pavia und suchte dann seine Bildung durch Reisen zu erweitern, deren Eindrücke er in zahlreichen Schriften niederlegte. Hierher gehören: »Viaggio per la Svizzera occidentale« (Mail. 1829–35, 11 Bde.); »Schizzi di costumi« (1836); »Reminiscenze e fantasie« (1841, 2 Bde.) u. a. Später wendete er sich geschichtlichen Studien zu, während er gleichzeitig einen streng kirchlichen Charakter in seinen Schriften immer entschiedener ausprägte. Wir erwähnen davon: »Studii sul secolo di Pericle« (1835); »Studii sul secolo d'Augusto« (1837); »Roma e l'imperio sino a Marco Aurelio« (1844), wovon das 6. Buch unter dem Titel: »Cristianesimo nascente« (1854) besonders erschien; »San Francesco d'Assisi e due suoi discepoli« (1847); »I secoli de' due sommi italiani Dante e Colombo« (1852, 2 Bde.); »L'Italia nel secolo passato sino 1789« (1854, 2 Bde.); »Il pensiero pagano ed il pensiero cristiano ai giorni dell' impero« (1855, 3 Bde.); aus den Urkunden: »Monachismo e leggende« (1856); »Storia del pensiero nel medio evo« (1857); »Roma pagana e Roma cristiana« (1860); »Il secolo di Leone X« (1861–68, 3 Bde.); »Storia del pensiero nei tempi moderni« (1864; 2. Aufl. 1870–71, 3 Bde.). D. starb 6. April 1870 in Urbino.

3) Emilio, ital. Patriot und Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1831 zu Varese im Lombardischen, beteiligte sich 1848 an der Revolution zu Mailand, kämpfte dann als Freischärler gegen die Österreicher in der Lombardei und in Tirol, späterhin in Rom gegen die Franzosen und schrieb eine Geschichte dieser zweijährigen Kämpfe. Darauf bereiste er 1850 bis 1851 die Ionischen Inseln, einen Teil von Griechenland, Ägypten, den Sudân und die Wüste von Bajuda, Syrien und Palästina und legte seine Beobachtungen in »Viaggio in Egitto, nel Sudan, in Siria ed in Palestina 1850–51« (Mail. 1854, mit zwei Karten) nieder. Bei dem Ausbruch des Krimkriegs ging D. als Offizier zum Kriegsschauplatz, wurde aber auf Einsprache Österreichs entlassen und kehrte nach Mailand zurück, wo er bereits 20. Febr. 1859 infolge eines Brustleidens starb. Seine Biographie schrieb G. Carcano (Turin 1872).

Dandy (engl., spr. dänndi, Mehrzahl: Dandies, wahrscheinlich von dandle, tändeln), ein feiner Herr der eleganten Welt, der sich des Ungewöhnlichen und Auffallenden in Kleidung und Benehmen befleißigt; dann s. v. w. tonangebender Modeherr, Geck. Das deutsche »Stutzer« entspricht dem englischen D. nur unvollkommen. In neuerer Zeit wird dasselbe mehr und mehr durch den Ausdruck Swell verdrängt.

Danebrog (von Brog, »Fahne«), das dänische Reichsbanner.

Danebrogsorden (Orden des dänischen Reichsbanners), der zweite der dänischen Ritterorden, soll der Sage nach von Waldemar II. gestiftet worden sein zum Andenken an das Wunder, daß in der Schlacht von Reval (15. Juni 1219) in höchster Not ein rotes Banner mit dem weißen Kreuz aus den Wolken gefallen sei und ihm den Sieg gebracht habe. In Wirklichkeit wurde der Orden erst von Christian V. gestiftet, indem derselbe 12. Okt. 1671 (dem Tag nach seines Kronprinzen (Friedrichs IV.) Geburtstag, zur Verherrlichung desselben die ersten 19 Ritter vom Danebrog ernannte. Am 1. Dez. 1693 erhielt der Orden seine Statuten, nach welchen derselbe nur eine Klasse hatte, nur an Adlige erteilt wurde und die Zahl der Ritter 50 nicht übersteigen sollte. Diese Statuten blieben in Kraft, bis Friedrich VI. (28. Juni 1808) den Orden bedeutend erweiterte und, indem er ihn auch Unadligen zugänglich machte, in drei Klassen teilte: Großkommandeure (von denen es nie mehr als drei auf einmal gab) und Großkreuze (entsprechend den frühern »Weißrittern«), Kommandeure, 1864 in zwei Grade geteilt, mit und ohne Bruststern, und Ritter, wozu noch Danebrogsmänner kommen, d. h. solche, zu deren bescheidener Lebensstellung ein Ritterkreuz nicht passend gefunden wurde, und die in bedrängter Lage Unterstützung erhalten. Indes wird dies »Ehrenzeichen« Rittern aller Klassen als besondere Auszeichnung noch besonders verliehen. Das Ordenszeichen ist ein längliches goldenes Kreuz, weiß emailliert mit roten Rändern und schmaler goldener Einfassung, darüber der Namenszug des regierenden Königs und eine goldene Krone. Auf dem Avers des Kreuzes steht in der Mitte ein W (Waldemar) und verteilt auf den vier Armen 1219, 1671, 1693 u. 1808; auf dem Revers »Gud og Kongen« (»Gott und der König«), zwischen jedem Arm eine goldene Krone. Das Kreuz der Danebrogsmänner ist dasselbe, nur ganz von Silber. Die Großkommandeure tragen das Kreuz ohne Inschrift, statt dessen mit Diamanten verziert, an silberner Kette um den Hals; die Großkreuze das Kreuz ohne Krone, aber mit Brillanten, am Band von der rechten Schulter nach der linken Hüfte; die Kommandeure das Kreuz um den Hals, die Ritter im Knopfloch. Der Bruststern der ersten Klassen ist ein vielstrahliger silberner Stern, auf welchem das einfache Kreuz mit dem W, der Krone und der Devise liegt. Das Band ist weiß mit schmalen roten Rändern. Ordenstage sind des Königs Geburtstag, ferner der 28. Januar, 15. April und 28. Juni. Vgl. Werlauff, Om Danebrog og Danebrogsordenen (Kopenh. 1872). S. Tafel »Orden«.

Dänemark (hierzu Karte »Dänemark«), das kleinste der drei skandinavischen Königreiche, umfaßt seit dem Krieg von 1864 nur noch die eigentlichen dänischen Länder, bestehend aus den Inseln zwischen der Ostsee und dem Kattegat und dem größern nördlichen Teil der Halbinsel Jütland zwischen dem Kattegat und der Nordsee. Es liegt zwischen Deutschland (im S. von Schleswig), Schweden und Norwegen (gegen O. und N.) und der Nordsee (gegen W.) und erstreckt sich von 54° 33′ bis 57° 45′ nördl. Br. und von 8° 4′ bis 15° 10′ (Bornholm) östl. L. v. Gr. Die Halbinsel Jütland bildet einen schwach gekrümmten, nach W. zu konvexen Bogen, der hier wenig zerrissen, vielmehr ziemlich abgerundet ist; die östliche Seite des Landes und die Inseln zeigen dagegen deutliche Spuren des Andranges der Gewässer der Ostsee, welche das niedrige, wenig felsige Land leicht zernagt haben.

Areal und Bevölkerung.

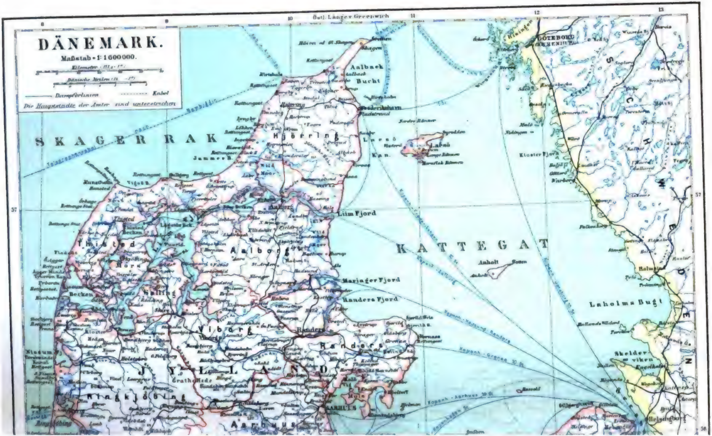
Von den dänischen Inseln sind die größten: Seeland (Själland) mit Amak (Amager), Möen, Fünen (Fyen), Laaland, Falster, Langeland, Arö, Taasinge und in der Ostsee Bornholm. Unter den Inseln nebst der Halbinsel Jütland versteht die dänische Staatspraxis das Königreich; die übrigen Besitzungen in Europa und Amerika (die Färöer, Island, die Küste von Grönland und die westindischen Inseln) werden als Nebenländer betrachtet. Wie die nachstehende Tabelle zeigt, umfaßt das ganze Königreich D. 38,245 qkm (695,91 QM.) mit (1880) 1,969,039 Einw., nebst den Färöern (mit 1328 qkm [24,06 QM.] und 11,220 Einw.) 39,673 qkm (719,97 QM.) und 1,980,259 Einw. Außerdem haben Island 102,872 qkm (1867,00 QM.) und 72,445 Einw., die westindischen Inseln Ste.-Croix, St. Thomas und St. John 310 qkm (5,62 QM.) und 33,763 Einw.; Grönland hatte 1880 ca. 10,000 Einw.

Ämter	Areal 1881 QKilom.	Areal 1881 QM.	Einwohner 1. Febr. 1880	Einwohner Auf 1 QK.
Kopenhagen (Stadt)	19,8	0,36	234850	298
Kopenhagen (Amt)	1209,4	21,96	121438	
Frederiksborg	1354,9	24,59	83347	61
Holbäk	1681,6	30,52	93340	56
Sorö	1473,4	26,74	87509	59
Prästö	1674,5	30,39	101169	60
Bornholm	584,1	10,60	35364	61
Maribo	1669,0	30,29	97007	58
Odense	1772,0	32,16	128877	73
Svendborg	1646,4	29,88	117577	71
Die Inseln:	13085,1	237,48	1100528	84
Hjörring	2817,8	51,14	100548	36
Thisted	1694,3	30,75	64007	38
Aalborg	2898,8	52,60	96204	33
Viborg	3034,9	55,08	93 69	31
Randers	2435,4	44,20	104321	43
Aarhus	2478,9	44,99	140886	57
Veile	2332,9	42,34	108514	47
Ringkjöbing	4532,0	82,25	87406	19
Ribe	30 4,9	55,08	73257	24
Halbinsel Jütland:	25259,4	458,43	868511	34
Dänemark:	38344,5	695,91	1969039	51

Bodenbeschaffenheit.

Hinsichtlich der **Bodenformation** ist kein großer Unterschied zwischen den einzelnen Teilen des Königreichs D., mit Ausnahme Bornholms und der Erteholme. Der nordöstliche Teil der Insel Bornholm ist eine Gneisgranitebene, eine Fortsetzung der Bodenformation Skandinaviens (s. Bornholm). Auch der Boden der Erteholme besteht aus Gneisgranit. Sonst herrschen in D. Thon und Sand vor, an der Oberfläche mit organischen Bestandteilen gemischt, wodurch eine fruchtbare Dammerde gebildet ist. Die untern Schichten gehören auf den Inseln und in dem mittlern und nördlichen Teil Jütlands zur Kreideformation. Aus Kreide bestehen der Stevns Klint (auf Seeland), 41 m hoch, und der Möens Klint (höchster Punkt 132 m). Andre Formationen sind der Saltholmskalk auf der Insel Saltholm und der Faxekalk, welch letzterer teilweise als Baumaterial benutzt wird (bei Faxe auf Seeland); zwischen Faxe und Kopenhagen ist eine wasserführende Sandschicht, deren Wasser die artesischen Brunnen in Kopenhagen speist. Im südlichen und westlichen Jütland gehören die untern Schichten zur Braunkohlenformation. Dieselbe besteht meist aus Thon und Sand und enthält an vielen Stellen Braunkohle und Bernstein, auf Mors und in Thy (im N. des Limfjords) jedoch eine Art Schiefer, welche Moler genannt wird und aus fossilen Infusorien gebildet ist. Der Oberfläche nach teilen sich die Formationen in den Geschiebethon, den Geschiebesand, die Heiden, die Dünen, die Marsch und die Moore. Der Geschiebethon ist fruchtbar, mit schönen Buchenwäldern bewachsen und sehr hügelig, aber ohne zusammenhängende Hügelreihen; er bildet die Oberfläche namentlich auf den Inseln und im östlichen Jütland (höchster Punkt Gyldenlöves Höj auf Seeland, 126 m). Der Geschiebesand bildet zusammenhängende Hügelreihen (Aaser), namentlich im nördlichen Seeland, dem südlichen Fünen (höchster Punkt Fröbjerg Bavnehöj, 132 m) und in vielen Gegenden Jütlands, wo er hügelige, nur teilweise angebaute Heiden (Bakkeheder) bildet. Die ebenen Heideflächen im westlichen Jütland werden durch Geschiebesand gebildet, welcher auf einer Schicht von Al (namentlich Sandal, einer eisenhaltigen Sandsteinmasse) ruht. Im ganzen nimmt das Heideland in Jütland ein Areal von ca. 5700 qkm ein. Drei große Hügelinseln, welche verhältnismäßig fruchtbar und meist kultiviert sind, erheben sich aus der umliegenden Alformation. Die höchsten Punkte in Jütland sind Eiersbavnehöj (172 m, der höchste Punkt Dänemarks) und Himmelbjerget (157 m). Die Dünen erreichen eine Höhe von 30 m und bedecken von Skagen bis Blaavandshuk längs der Westküste Jütlands ein Areal von ca. 570 qkm. Der vom Meer in der Flutzeit niedergeschlagene feine Lehm bildet das Erdreich in den Marschen, deren es in Jütland jedoch nur wenige (die Tipper) gibt. Endlich findet man in D. einzelne, bisweilen umfangreiche Strecken von Torfmooren bedeckt, welche in Waldmoore, Pfuhlmoore und Heide- oder Hochmoore geteilt werden.

Das D. zunächst umflutende **Meer** ist nur durch Lotsen und Leuchten bei seiner meist geringen und stark wechselnden Tiefe für die Schiffahrt bequem. Westlich von Jütland liegt die Nordsee, hier Westsee genannt. Derjenige Teil der Nordsee, welcher zwischen Jütland und Norwegen liegt, heißt Skagerrak; derjenige Teil, welcher von Skagen (Nordspitze Jütlands) nach Blaavandshuk geht (die eiserne Küste), ist sehr gefährlich wegen der parallel laufenden Sandbänke; am gefährlichsten ist Hornsrev (Hornsriff), welches ca. 37 km weit hinausreicht. Durch Rettungsstationen u. a. und in den letzten Jahren durch Anlegung des Hafens Esbjerg (s. d.) hat die Regierung den der Schiffahrt drohenden Gefahren zu begegnen gesucht. Mit der Umsegelung von Skagenshorn tritt der Schiffer in das **Kattegat** ein, welches nicht minder gefährlich ist, indem hier noch zu den übrigen Gefahren die nicht unbedeutende Strömung des Meers aus der Ostsee hinzukommt; trotz der größern Tiefe des Fahrwassers


DÄNEMARK.
Maßstab = 1:1600000.
Kilometer
Dänische Meilen
Dampferlinien
Kabel
Die Hauptstädte der Ämter sind unterstrichen
Östl. Länge v. Greenwich
SKAGERRAK
KATTEGAT
Hjörring
Aalborg
Thisted
Viborg
Randers
Ringkjöbing
Aarhus
JYLLAND
Aalbaek Bucht
Lim Fjord
Mariager Fjord
Randers Fjord
Laholms Bugt
Anholt
Läsö
Skagen
Frederikshavn
Göteborg
Halmstad
Helsingborg
Kattegat



Meyers Konv. Lexikon, 4. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel „Dänemark“.

an der schwedischen Küste segeln die Schiffe doch am liebsten in der Nähe der jütländischen, welche gute Häfen enthält und von Schären frei ist; auch kommt hier der Landwind den Schiffern zu gute. Drei Meeresstraßen verbinden das Kattegat mit der Ostsee: der Öresund, gewöhnlich Sund genannt, 107 km lang von Kullen im N. bis Falsterboriff im S., zwischen 3,75 km bei Helsingör und 30 km zwischen Kopenhagen und Malmö breit und in den ziemlich schmalen Fahrwässern Drogden und Flintenrinne zu beiden Seiten der Insel Saltholm wenigstens 7 m tief; der Große Belt, zwischen Seeland und Fünen, von sehr wechselnder Breite, doch noch an der schmälsten Stelle über 15 km breit, wegen seiner zahlreichen Sandbänke der Schiffahrt sehr gefährlich, und der Kleine Belt, zwischen Jütland und Fünen, an der schmälsten Stelle bei Middelfart nur 0,625 km breit, bei reißender Strömung der Schiffahrt nicht minder gefährlich als der Große Belt. Der früher in allen drei Meerengen entrichtete Sundzoll ist durch einen 14. März 1857 zwischen der Regierung von D. und 15 andern abgeschlossenen Vertrag mit 60,952,650 Kronen abgelöst worden. Wegen der Gefährlichkeit und Seichtigkeit der dänischen Meere sind an verschiedenen Stellen Leuchtfeuer aufgestellt, im ganzen 73, darunter 7 Feuerschiffe und 29 Hafen- und Postleuchtfeuer; von den übrigen 37 befinden sich an der Westküste 3, am Kattegat 12, im Sund 4, im Großen Belt 12, im Kleinen Belt 2 und in der Ostsee 4. Auch sind an gefährlichen Stellen Rettungsstationen eingerichtet. Jütland, teilweise auch die Inseln haben tiefe Buchten, Fjorde genannt, welche das Land oft mehr als zur Hälfte durchschneiden. Sie sind der Schiffahrt meist sehr förderlich, doch mehr noch dem Fischfang; in neuerer Zeit hat man bemerkt, daß ihre Tiefe an mehreren Orten abnimmt. Die größte dieser Buchten ist der Limfjord (s. d.) in Jütland. Weit unbedeutender ist der Mariagerfjord, welcher, 37 km lang, sich bis Hobro erstreckt. Hierauf folgt der 22 km lange Randersfjord, ein wenig südlicher bis zur Stadt Randers, wo sich die Guden-Aa in denselben ergießt; sodann der Horsensfjord, bei der Stadt Horsens, der tiefe Veilefjord und der Koldingfjord. An der Westseite befinden sich zunächst dem Limfjord (mit Thyborönkanal) Thorsminde, die Mündung für den durch einen schmalen Landrücken von der Nordsee getrennten Nissumfjord, 19 km lang und mit einer Schleuse versehen, und Rymindegab, die Mündung für den gleichfalls durch einen schmalen Landrücken von der Nordsee getrennten, 45 km langen Ringkjöbingfjord. Auf Seeland ist im N. der Insel der Isefjord, welcher gegen W. den Lammefjord, gegen S. den Holbäksfjord, gegen O., doch mit südlicher Erweiterung, den Roeskildefjord aussendet. Auf Fünen liegt der nicht tiefe Odensefjord. Alle diese Fjorde enthalten salziges Wasser, dessen Salzgehalt indes auf der östlichen, dem Kattegat zugekehrten Seite geringer ist als auf der westlichen, von der Nordsee bespülten. Außerdem gibt es noch eine große Anzahl Buchten, welche dänisch Vig oder Bugt genannt werden; zahlreicher auf der Ostseite als auf der Westseite, bieten mehrere derselben vortreffliche Häfen dar.

Binnenseen finden sich in großer Menge; mehrere sind indes nur Niederungen, die sich mit Wasser gefüllt haben. Nicht alle stehen mit dem Meer in Verbindung. Die bedeutendsten sind: auf Seeland der Arre-, Fure- und tiefe Esromsee (s. d.); auf Laaland der Maribosee; in Jütland der Mos- und Filsee. Außerdem gibt es eine Menge Sümpfe und Moräste, besonders in Jütland. Dort ist im N. des Limfjords der große Vildmose (69 qkm) und im S. des Limfjords der kleine Vildmose (55 qkm), in denen die Torfbildung noch nicht ganz vollendet ist. Vermöge seiner Lage und physischen Beschaffenheit kann D. keine großen Flüsse haben. Die kleinen Flüsse, welche man wie in Norwegen Aa (Plur. Aaer) nennt, münden fast alle in Fjorde oder Vige. In Jütland sind die bedeutendsten: an der östlichen Abdachung, in das Kattegat fließend, die Kolding-, Veile- und Guden-Aa (s. d.); in die Nordsee ergießen sich von S. nach N.: die Konge- (Grenze gegen Schleswig), Varde- (in die Hjertingbucht), Skjern- oder Lönborg- (in den Ringkjöbingfjord), Stor- (in den Nissumfjord) und Uggerby-Aa; in den Limfjord die Skals und die Skive-Aa; in Seeland fließt gegen S. die Sus- (Suus-) Aa, 82 km lang; auf Fünen ist die 60 km lange, für Prahme schiffbare Odense-Aa. An Kanälen sind in Jütland der Silkeborgkanal an der erwähnten Guden-Aa und der Frederiks VII. Skive-Kanal zur Kanalisierung des Limfjords. Auf Seeland ist nur der Frederiksvärkkanal von Bedeutung, er wird benutzt zur Verhütung der Überschwemmungen des Arresees und für den Betrieb der Fabriken von Frederiksvärk; in Fünen der Odensekanal, von Odense in den Odensefjord, 2,6—3,2 m tief.

Das Klima ist bei einer Breitenausdehnung von nur 3° ziemlich gleichmäßig; doch ist dasselbe wegen der Nähe der See viel milder, als man bei der nördlichen Lage des Landes erwarten sollte. Man nimmt an, daß die mittlere Temperatur gegen N. mit jedem Breitengrad um ½° C. abnimmt. Im Vergleich zu Deutschland ist D. auch in den besten Distrikten rauher, besonders durch kalte Seewinde, welche das Land von O. und W. treffen. Der trockne, kalte Nordwestwind, welcher im Frühjahr im nördlichen Jütland an der Westküste weht, heißt Skai; er treibt den vom Meer abgesetzten feinen Sand weit in das Land hinein und zerstört den Pflanzenwuchs. Höchst unangenehm und der Gesundheit nachteilig ist dort auch der dicke Nebel, welchen man Havguse nennt; er stellt sich gewöhnlich in warmen Sommertagen einige Stunden vor Sonnenuntergang ein und zieht in niedrig streichenden Wolken schnell gegen W. der Küste zu. In Kopenhagen bringen im Jahr 159 Tage Regen, Schnee und Hagel; im ganzen Land ist die Zahl solcher Tage durchschnittlich 150, darunter 34 Tage mit Schnee. Die jährliche Regenmenge beträgt in Westjütland 0,66 m, in Ostjütland 0,61 m, in Fünen 0,59 m und in Seeland 0,58 m. Die mittlere Temperatur für Kopenhagen ist +7,4° C., für das ganze Land 6,5—8,5° C.; am wärmsten sind die südlichen Inseln sowie Ärö, Langeland, Laaland und Falster, am kältesten das innere und nördliche Jütland; die Küsten sind im ganzen ½—1° wärmer als das Innere. Das Klima ist im ganzen kein ungesundes; nur auf den niedrigen Inseln, wie Laaland, herrscht besonders nach warmen Sommern häufig Fieber. Der Barometerstand (auf 0° reduziert) ist 0,760 m.

Bewohner. Geistige Bildung.

Der Däne ist mutig, ausdauernd und phlegmatisch. Er ist praktisch, ein guter, doch langsamer Beobachter, im täglichen Leben und in der Wissenschaft ein nüchterner Denker. Doch liegt in seinem Charakter ein Hang zur Schwärmerei; deshalb zeigt er große Empfänglichkeit für Poesie, aber daneben auch, vielleicht infolge der Einwirkung des Klimas und der Lebensweise, nicht selten Neigung zur Schwermut.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung (vgl. die Tabelle,

(S. 500) ist auf den Inseln anderthalbmal so groß als auf der Halbinsel. Abgesehen vom Amt Kopenhagen hat Fünen die größte Dichtigkeit und zwar eine drei- bis viermal so große als das westliche Jütland. Die Bewohnerzahl im eigentlichen D. und den Färöern betrug 1870: 1,794,733, so daß der jährliche Zuwachs (1870–80) = 0,99 Proz. war; in Island war die Bewohnerzahl 1870: 69,763, in Grönland 9825, auf den westindischen Inseln 37,821 (also über 10 Proz. mehr als in 1880). Im eigentlichen D. waren 1880:

	männlich	weiblich
überhaupt	967 360	1 001 679
davon ledig	589 394	577 922
verheiratet	340 878	340 581
verwitwet	35 097	79 805
geschieden	2 556	3 421

Die Zahl der Trauungen betrug im Jahresdurchschnitt (1878–82) 14,913, die der Geburten 65,030 (darunter 11 Proz. uneheliche), der Todesfälle 39,869. Selbstmorde kommen häufig vor, jährlich etwa 26 auf 100,000 Einw. Die Zahl der überseeischen Auswanderer belief sich 1878–82 im ganzen auf 31,332 (1882: 11,614), die Mehrzahl derselben begab sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika (29,828). Von der Bewohnerzahl wohnten 1880: 563,930 in den Städten. Mit Ausnahme Kopenhagens, welches mit der damit zusammenhängenden Nachbarstadt Frederiksberg jetzt (1885) über 300,000 Einw. zählt, sind die übrigen Städte klein. Von ihnen zählen über 10,000 Einw.: Aarhus, Odense, Aalborg, Randers und Horsens. Die Bevölkerung besteht jetzt fast ausschließlich aus Dänen. Von den Einwohnern des eigentlichen D. waren 1880: 12,007 in Schleswig, 11,145 in dem übrigen Deutschland, 24,148 in Schweden und 4821 in dem übrigen Ausland geboren. Die Gesamtzahl der Ausländer war also 62,121, wozu man noch 1306 in den dänischen Nebenländern Geborne fügen kann. Endlich wohnen noch in den Heiden einige Hundert der sogen. Kjeltringer (Tatere, Tataren), wahrscheinlich Nachkommen inländischer Vagabunden, mit Zigeunern gemischt. Dem Religionsbekenntnis nach war die überwiegende Mehrzahl der evangelisch-lutherischen Kirche zugethan, nämlich 1,951,513; daneben gab es 1363 Reformierte, 892 Methodisten und Anglikaner (meistens in den Städten), 3687 Baptisten (meistens auf dem Land), 1036 Irvingianer, 2985 römische Katholiken (meistens in Kopenhagen und demnächst in den übrigen Städten), 646 zu andern christlichen Sekten Gehörende, 3946 Israeliten (davon 3030 in Kopenhagen), 1722 Mormonen, 8 Mohammedaner, 167 unbekannt und 1044 ohne positive Religion.

Die allgemeine **Volksbildung** in D. ist eine befriedigende, weil seit 1814 Schulzwang existiert; doch nimmt D. jetzt kaum eine so hohe Stelle in dieser Richtung ein wie früher. In hygieinischer Hinsicht wurde (1883) durch eine Regierungskommission dargelegt, daß der Zustand der Schulen (namentlich auf dem Land) und der Schüler (namentlich der Mädchen) teilweise sehr unbefriedigend war. Die Anzahl der schulpflichtigen Kinder im Königreich ist etwas über 200,000 auf dem Land und gegen 43,000 in den Städten außer Kopenhagen, wo 30,000 Kinder unterrichtet werden. Gymnasien bestehen in mehreren Städten, auch in Kopenhagen; hier aber benutzt die überwiegende Mehrzahl der Zöglinge die Privatanstalten. Zur Heranbildung der Volksschullehrer bestehen vortreffliche Seminare. Auch Lehrerinnen sind in den Volksschulen thätig, besonders in den Städten. D. hat eine einzige **Universität**, die zu Kopenhagen (1479 gegründet), mit 45 Professoren, 1261 Studierenden in 5 Fakultäten (theologischer, juristischer und staatswissenschaftlicher, medizinischer, philosophischer und mathematisch-naturwissenschaftlicher). In Verbindung mit der Universität besteht eine polytechnische Lehranstalt. Außerdem besitzen Sorö und Herlufsholm (s. d.) Akademien oder allgemeine gelehrte Schul- und Erziehungsanstalten (vgl. Paluden, Den höiere skolevaesen etc., 1885). Ferner hat das Königreich ein theologisches Seminar, eine königliche chirurgische Akademie, eine Veterinär- und Landwirtschaftsschule, verschiedene Schulen zur Ausbildung des Militärs ꝛc. Die Fortbildungsschulen auf dem Land (Höjskoler) sind von großer Bedeutung für den Bauernstand; in den Städten werden jetzt viele technische und Handelsschulen (auch für Frauen) errichtet. D. hat gelehrte Gesellschaften für dänische Litteratur, für dänische Geschichte ꝛc. sowie auch mehrere Bibliotheken, zum Teil von außerordentlicher Bedeutung. Die Gesellschaften haben namentlich ihren Sitz in Kopenhagen, wo auch die drei größten Bibliotheken des Landes sind (s. Kopenhagen). Die Zahl der Zeitungen in D. war 1882: 178, die Zahl der Zeitschriften 211; von Büchern und kleinern Schriften wurden 1882: 2371 Bände gedruckt. Die dänische Kunst hat sich das schönste Denkmal in den Werken des Bildhauers Bertel Thorwaldsen gesetzt, die in dem Thorwaldsenschen Museum in Kopenhagen gesammelt sind. In der Gemäldegalerie des Staats befindet sich eine Sammlung der meisten dänischen Meister (Eckersberg, Marstrand).

Nahrungszweige.

In betreff des **Einkommens** bestehen zwischen den einzelnen Klassen der Bevölkerung zwar erhebliche Unterschiede, doch nicht von derselben Schärfe wie in vielen andern Ländern. In Kopenhagen hatten 1880: 75,6 Proz. der Steuerpflichtigen 800–2400 Kronen, 23 Proz. 2400–20,000 und 1,4 Proz. über 20,000 Kr. jährliches Einkommen. Das gesamte Nationalvermögen Dänemarks wurde für das Jahr 1884 zu 6–7 Milliarden Kr. berechnet. Nach der Volkszählung 1880 lebten

		Erwerbsthätige männl.	Erwerbsthätige weibl.	Angehörige männl.	Angehörige weibl.	Gesinde männl.	Gesinde weibl.	Zusammen
1) als Beamte, Künstler ꝛc.		36 212	5 055	24 280	50 012	2 889	13 236	131 684
2) als Rentiers, Pensionäre ꝛc.		7 691	12 979	3 968	14 167	374	5 168	44 347
3) von Landwirtschaft	Hauptpersonen	138 975	29 102	159 566	289 126	88 495	74 275	925 152
	Gehilfen	41 454	4 089	32 684	66 438	428	520	
4) als Seefahrer, Fischer	Hauptpersonen	12 085	68	11 058	21 998	156	840	53 905
	Gehilfen	4 157	46	1 114	2 354	1	28	
5) von Industrie	Hauptpersonen	73 722	17 319	65 354	134 048	4 731	10 681	451 219
	Gehilfen	58 663	11 539	28 879	45 763	48	472	
6) von Handel und Verkehr	Hauptpersonen	212[illegible]8	4 489	20 012	44 210	5 341	14 712	131 272
	Gehilfen	11 362	1 015	4 013	5 093	36	731	
7) als Tagelöhner ꝛc.		48 948	15 858	42 679	87 426	42	518	195 471
8) als Arme, Arrestanten ꝛc.		—	—	14 685	18 304	—	—	32 989
		456 527	101 559	408 292	778 939	102 541	121 181	1 969 039

Landwirtschaft.

Fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts stand der Ackerbau in D. auf einer sehr niedrigen Stufe, woran besonders die Abhängigkeit der Bauern (namentlich die »Vornedskab«, eine Art von Leibeigenschaft auf den Inseln) und die »Gemeinschaft des Bodens« die Schuld trugen. Friedrich IV. (1699–1730) hatte wohl die »Vornedskab« aufgehoben, aber statt dieser wurde später der »Stavnsbaand« im ganzen Land eingeführt, wodurch die Bauern als militärpflichtig gezwungen wurden, bis ins höhere Mannesalter auf dem Gut ihres Herrn zu verbleiben. Erst 1781 wurde die »Gemeinschaft des Bodens« abgeschafft und den Bauern dann erlaubt, Frondienste und Zehnten durch Geld abzulösen. Am 20. Jan. 1788 wurde durch Verordnung der »Stavnsbaand« aufgehoben. Später begannen die Arbeiten zur Herstellung einer neuen Matrikel (Flurbuch), die aber erst um die Mitte unsers Jahrhunderts beendet wurden. Der Normalboden, d. h. der beste Boden des Landes, ist in dieser Matrikel mit der Zahl 24 bezeichnet, so wie man ihn bei dem Dorf Karlslunde im Amt Kopenhagen fand, wo er in einer Tiefe von 47 cm wenig Kalk, 4/12 schwarze Dammerde, 3/12 Thon und 5/12 Sand enthält, und durch sorgfältige Berechnung gelangte man zu der Bestimmung, daß 28,000 qm (= 2,8 Hektar) Land zur Taxe 24 eine Tonne Hartkorn ausmachen sollten und für die Waldungen das Doppelte. Nur für Bornholm wurden 19,350 qm als Einheit angenommen, so daß also hier eine Tonne Hartkorn nur etwa zwei Drittel einer Tonne Hartkorn des übrigen Landes ist. Auf den Inseln enthält eine Tonne Hartkorn durchschnittlich 5,5 Hektar, in Jütland durchschnittlich 14,1 Hektar, im ganzen D. 9,1 Hektar. Das gesamte Areal der Äcker und Wiesen nebst der Hälfte des Hartkorns der Wälder, weil diese nach einer alten Matrikel veranschlagt sind, betrug 1. April 1873: 376,154 Ton. Hartkorn, wozu man noch 8780 T. Bornholmer Hartkorn fügen muß. Von diesen 376,154 T. Hartkorn fallen 6878 T. auf die Städte und 369,276 T. auf die Landgüter. Letztere verteilen sich auf folgende Weise:

Größe jedes Landguts	Auf den Inseln		In Jütland		Insgesamt	
	Zahl	Areal in Tonnen Hartkorn	Zahl	Areal in Tonnen Hartkorn	Zahl	Areal in Tonnen Hartkorn
über 12 Tonnen	1669	33953	787	18289	18[illegible]6	52242
2—12 Tonnen	25308	136710	26298	109066	51606	245776
1—2 Tonnen	6279	9135	13074	18878	19353	28013
Unter 1 Tonne	67574	18583	63588	20227	131162	38810
Katen ohne Land	11788	—	19465	—	31253	—

Die Güter mit über 12 T. Hartkorn sind die sogen. Haupthöfe; die größten Haupthöfe gehören größtenteils zu Grafschaften, Baronien und Stammhäusern, welche jedoch seit 1849 nicht mehr errichtet werden dürfen. Die Güter mit 1 (oder 2) bis 12 T. Hartkorn sind die sogen. Bauerngüter oder Höfe. Die Güter mit weniger als 1 T. Hartkorn (Katen) werden »Häuser« genannt. Die »Höfe« und Katen verteilten sich 1873, nach der Art des Besitzes, auf folgende Weise. Während der dänische Bauer vor 100 Jahren beinahe nie in selbständigem Besitz des Hofs war, zählte man 1. April 1873: 63,984 Höfe mit 282,418 T. Hartkorn in selbständigem Besitz und in »Erbpacht mit Recht zum Verkauf und zur Verpfändung« (davon 25,646 mit 143,663 T. Hartkorn auf den Inseln und 38,338 mit 138,755 T. Hartkorn in Jütland) und 8831 Höfe mit 43,613 T. Hartkorn in Erbpacht und Pacht auf Lebenszeit (davon 7010 mit 36,135 T. Hartkorn auf den Inseln und 1821 mit 7478 T. Hartkorn in Jütland), ferner 106,477 Katen mit 31,482 T. Hartkorn in selbständigem Besitz und in Erbpacht (davon 47,143 mit 12,485 T. Hartkorn auf den Inseln und 59,334 mit 18,997 T. Hartkorn in Jütland) und 24,685 andre Katen mit 7328 T. Hartkorn (davon 20,431 mit 6098 T. Hartkorn auf den Inseln und 4254 mit 1230 T. Hartkorn in Jütland), endlich 19,638 Katen ohne Land in selbständigem Besitz und in Erbpacht (davon 6143 auf den Inseln und 13,495 in Jütland) und 11,615 andre Katen ohne Land (davon 5645 auf den Inseln und 5970 in Jütland).

Die Zahl der Höfe »in selbständigem Besitz« hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr vergrößert, nicht allein infolge der Einführung der Konstitution (1849), sondern auch dank den Bemühungen der Gesellschaft der Bauernfreunde. Der frühere Unterschied zwischen dem »privilegierten« und dem »unprivilegierten« Hartkorn wurde, auch formaliter, durch ein Gesetz vom 27. Juni 1850 aufgehoben, sowohl hinsichtlich der Steuern als der Kommunalabgaben. Die dadurch Betroffenen wurden vom Staat entschädigt und zwar durch Obligationen, die auf den 15fachen (für diejenigen, welche unter 200 T. Hartkorn besaßen, den 20fachen) Betrag der Abgabenerhöhung lauteten. Der Bildung von übergroßen Gütern hat man entgegengewirkt, indem es mit der unten genannten Ausnahme verboten ist, Bauerngut einem »Haupthof« einzuverleiben. Bauernhöfe zu parzellieren, ist zwar gestattet; doch muß ein Areal von mindestens 2 T. Hartkorn als Rest verbleiben. Um den selbständigen Besitz der »Bauernhöfe« zu fördern, hatte der Staat sehr günstige Bedingungen festgestellt, durch welche der Übergang von der Pacht zum eignen Besitz auf den Staatsgütern den Pachtern und ihrer Familie sehr erleichtert wurde. Um aber auch die Verkäufer zu ermuntern, ist es durch verschiedene Gesetze für eine Reihe von Jahren den Gutsherren erlaubt worden, für jedes Quantum Hartkorn, welches zu eignem Besitz verkauft wird, ein Neuntel des Quantums aus dem restierenden Hartkorn als »freies Land« auszunehmen und als Land des »Haupthofs« zu betrachten. Den Pachter als solchen hat man dadurch begünstigt, daß die Summe, welche er beim Antritt der Pacht erlegen soll, seiner Familie teilweise zurückbezahlt werden kann, wenn er binnen kurzer Zeit nach der Übernahme der Pacht stirbt. Außer der Antrittssumme hat der Pachter dem Gutsherrn verschiedene Ablösungssummen für Frondienst rc. zu bezahlen; die Leistung dieser Dienste in Natura ist jetzt verhältnismäßig selten. Zu weiterer Förderung des Bauernstandes hat der Staat den »Pachtzwang« eingeführt, d. h. es sollen die »Höfe« rc., welche nicht von den Besitzern selbst bebaut werden, in Pacht (welche immer für die Lebenszeit des Pachters und seiner Frau gilt) gegeben werden. Die Pachtfrage, welche eine sehr große Rolle in der innern Politik Dänemarks seit 1849 gespielt hat, verliert allmählich ihre Bedeutung, je mehr das Bauerngut in selbstän-

digen Besitz übergeht. Während die Zahl der Höfe, auf welchen der Pachtzwang ruhte, 1869: 8904 betrug mit einer gesamten Hartkornmenge von 48,470 T., war sie 15 Jahre später (1884) auf 4901 mit einer gesamten Hartkornmenge von 25,222 T. oder nur 8 Proz. des gesamten Hartkorns der Bauernhöfe gesunken. Auch für die Katen ist eine Reihe Bestimmungen getroffen, um die Rechte der Kätner zu beschützen; doch ist die Stellung der Kätner nur wenig günstig. Außer dem Staat haben auch die landwirtschaftlichen Vereine sehr viel für den Ackerbau gethan; hervorzuheben sind die Königliche Gesellschaft für Landwirtschaft und die Gesellschaft für Bepflanzung der Heiden. Durch 90 verschiedene Unternehmungen sind in den zwei Dezennien 1858—77 trocken gelegt 31,570 Hektar vom Areal der Meerbusen ꝛc. und 10,714 Hektar vom Areal der Binnenseen ꝛc. Der durchschnittliche Preis für 1 T. Hartkorn auf eignen Gütern war 1845—49 ca. 2200 Kronen, 1860—69 ca. 4578 Kr., 1875 ca. 7686 Kr. (8488 Kr. auf den Inseln und 7124 Kr. in Jütland); jetzt ein wenig höher. Das ganze Areal beträgt (1881) 3,781,517 Hektar. Davon waren besäet mit

Weizen . . .	55735 Hektar	Hülsenfrüchten .	23474 Hektar
Roggen . . .	266938 "	Mengkorn . .	91709 "
Gerste	310011 "	Kartoffeln . .	44609 "
Hafer	400931 "	Flachs, Hanf, Hopfen ꝛc. .	15730 "
Buchweizen . .	20145 "		

Außerdem nahmen ein:

Wiesen u. Brache	1537291 Hektar	Moore, Heiden ꝛc.	669373 Hektar
Gärten . . .	24812 "	Bauplätze, Wege, Gewässer . .	85785 "
Wald	205043 "		

Der durchschnittliche jährliche Wert (1879—83) der Getreide- und Heuernte beträgt 300 Mill. Kr.

Naturprodukte.

Unter den Produkten des Tierreichs bilden die dänischen Pferde (1881: 347,561 Stück) einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel. Das eigentliche dänische Pferd ist nicht groß, aber schön gebaut, kräftig und lebhaft. Nicht minder bedeutend ist die Rindviehzucht (1881: 1,470,078 Stück), die teils zur Milchwirtschaft, teils auch zum Zweck der Ausfuhr betrieben wird. Die Schafzucht (1881: 1,548,613 Stück) hat bisher keinen so großen Aufschwung genommen wie in mehreren Gegenden Deutschlands. Schweine werden sehr viel gezogen (1881: 527,417) und spielen gleichfalls eine große Rolle für die Ausfuhr. Ziegen gibt es nur wenige. Die Zahl der Bienenkörbe war 1881: 132,883. Von wilden Tieren finden sich Füchse, Hasen, Wiesel, Iltisse, Marder, Robben, Fischottern, Meerschweine (Delphine) in dem Kleinen Belt und Strandvögel, Schnepfen, Haselhühner, Moorhühner, besonders Eidergänse auf Bornholm und Christiansö. Fische werden in großer Menge in den Fjorden und an der ganzen Küste gefangen, hauptsächlich Heringe, Thunfische, Lachse, Kabeljaue, Schollen, Aale, Makrelen, Steinbutten und Rochen; aber der Fischfang wird weniger lebendig betrieben, als man erwarten sollte. Zur Fischerei müssen auch der Austern- und der Hummerfang gerechnet werden. Die Jagd ist im ganzen unbedeutend. Die eingehegten Wälder bedecken, wie oben erwähnt, 205,043 Hektar, wovon 118,167 Hektar auf den Inseln und 86,876 Hektar in Jütland liegen; sie bestehen besonders aus Buchen, Eichen, Birken, Elsen, Espen, Ebereschen, Weiden u. a. Die Mitte und die Westseite von Jütland ist fast ganz waldlos, doch sind auf den Heiden ca. 10,000 Hektar große Pflanzungen entstanden. Bauholz wird meist eingeführt, Brennholz durch Torf, welcher sich in großer Menge findet, Braunkohle und Seetange ersetzt. In der Mitte von Jütland, wo die Heide sich breit und zusammenhängend über ein Areal von wenigstens 5700 qkm ausbreitet, ist auch das Heidekraut nützlich, indem es von Schafen und Ziegen gefressen wird, das einzige Brennmaterial liefert und zum Dachdecken sowie als Streu verwendet wird. An Mineralien ist das Land nicht reich. Es findet sich Bernstein an der Westküste Jütlands, Porzellanerde auf Bornholm, Raseneisen in Jütland, Zement auf Bornholm, ebendaselbst auch Steinkohlen, ferner Walkererde, Vitriol, Salpeter, Kreide, Kalk, Töpferthon und schlechter Marmor auf Bornholm; endlich sind noch die sogen. Bornholmer Diamanten (schöne Bergkristalle) zu erwähnen.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die dänische Industrie, namentlich die Fabrikthätigkeit, spielt keine große Rolle, teilweise, weil der Mangel an Feuerungsmaterial den Betrieb erschwert. Indes ist in neuerer Zeit ein bedeutender Fortschritt gemacht worden. Da eine Industriestatistik nur für Kopenhagen (s. d.), aber nicht für ganz D. vorliegt, soll nur allgemein bemerkt werden, daß D. mehrere große Maschinenfabriken besitzt (Burmeister u. Wain), daß ferner die Porzellan- und Fayencefabriken nicht ohne Bedeutung sind und neuerdings sehr viele Ziegeleien entstanden sind. Papiermühlen finden sich bei Kopenhagen, zu Silkeborg und sonst, sind aber weniger wichtig. Dagegen sind die Manufakturwarenfabriken zahlreich und von Bedeutung. Hinsichtlich der Fabrikation von Nahrungs- und Genußmitteln sind namentlich die Dampfmühlen, die Brennereien und neuerdings die Rübenzuckerfabriken hervorzuheben. Die einheimische Produktion von Rohzucker stieg 1874—83 von 1,283,441 kg auf 7,761,020 kg, wovon 4,842,180 kg im Land verbraucht wurden; trotzdem hat sich auch die Zuckereinfuhr von 1879 bis 1883 von ca. 29 Mill. auf 30,7 Mill. kg erhöht. Es finden sich noch mehrere Zuckerraffinerien und ca. 80 Tabaksfabriken. Die Branntweinbrennereien haben in den letzten Jahren an Zahl und Ertrag erheblich abgenommen. Während 1880 noch 219 Brennereien etwa 420,000 hl Branntwein produzierten, betrug 1882 der Ertrag von 184 Etablissements nur 367,000 hl. Die Zahl der Fabriken, in welchen auch Kinder beschäftigt waren, und die deshalb unter Aufsicht der Fabrikinspektionen stehen, betrug 1882: 707, wo 2618 Kinder zwischen 10 und 14, 2296 zwischen 14 und 18 Jahren, 14,203 erwachsene männliche u. 4498 erwachsene weibliche Arbeiter thätig waren. Die Zahl der feststehenden Landdampfkessel war Anfang 1884: 2776 mit 29,815 Pferdekräften. Wenn man zur Industrie den gesamten Gewerbebetrieb zieht, so waren, wie oben angeführt, 1880 mit der Industrie beschäftigt 91,041 Hauptpersonen mit 58,663 männlichen und 11,539 weiblichen Gehilfen. Die Hausindustrie ist nicht ohne Bedeutung. Aus Flachs und Wolle macht man das Hvergarn, Leinwand, Strümpfe, Pferdedecken, Säcke ꝛc. In Jütland werden viele Holzschuhe (Holschen) verfertigt.

Der dänische Handel hat sich im großen und ganzen unabhängig von der Administration entwickelt. Das Zollgesetz von 1797 war ein für seine Zeit sehr liberales und zweckmäßiges, das Gesetz vom 4. Juli 1863, durch welches alle Ausfuhrzölle aufgehoben wurden, beruhte auch auf freihändlerischen Grundsätzen, war aber ohne besondere Rücksicht auf die einzelnen Gewerbe und die konkreten Verhältnisse des Landes abgefaßt; trotzdem ist dieses Gesetz noch das geltende, aber die öffentliche Meinung verlangt eine Reform des Zolltarifs, bei welcher dem Aufschwung der In-

dustrie und der für den Zwischenhandel günstigen Lage Dänemarks Rechnung getragen wird. Der zu Ende des vorigen Jahrhunderts sehr bedeutende Handel Kopenhagens geriet bis gegen 1830 in Verfall, ist aber seitdem wieder in steter Zunahme begriffen. Neuerdings ist der rege Handelsstand der Hauptstadt mit Erfolg bemüht, neue Handelsverbindungen anzuknüpfen.

Im folgenden sind Menge und Werte der wichtigern Einfuhr- und Ausfuhrartikel Dänemarks in den Jahren 1878—82 angegeben:

Durchschnittliche Ein- und Ausfuhr 1878—82.

	Menge		Wert in Kronen	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
Pferde . . . . St.	4313	12182	1287430	9571420
Rindvieh . . . . -	14628	94909	2519538	20861996
Schafe, Ziegen ꝛc. -	19926	76305	295159	2663212
Schweine . . . . -	14897	298365	729362	19962620
Fische, frische . kg	1359827	4947889	980608	1665519
Fleisch . . . . . -	8905738	6584636	2422294	4913527
Eier . . . . . St.	1590040	35013640	117004	1625353
Butter . . . . . kg	2809969	12418491	5047710	23626217
Fische, getrocknet -	9566990	4722494	2510278	1290671
Dünger (natürl., künstlicher) . . -	16452969	6334333	1380064	735399
Fett . . . . -	4106325	1472083	3400685	1275587
Weizen } unvermahlen -	42752044	26570452	8223690	5006052
Roggen } unvermahlen -	36654349	38267534	4729272	5682476
Hafer } unvermahlen -	8798482	21019082	1007273	2654045
Gerste } unvermahlen -	4207954	106812303	576249	16717056
Mais } unvermahlen -	47875120	4617740	4985004	513444
Weizen } Mehl u. Grütze -	1038729	46068301	2073559	11717314
Roggen } Mehl u. Grütze -	318416	10628200	50525	2021345
Kleie . . . . . . -	24908901	2324275	2349777	228416
Sämereien . . . hl	270310	22189	7132100	936544
Ölkuchen . . . . kg	17243850	2854149	2038345	387672
Hopfen . . . . . -	475678	14501	1299558	62694
Wein ꝛc. . . . . hl	2787083	279421	1869319	168845
Andre Getränke -	1715623	4515091	1614162	2035244
Kaffee . . . . . kg	7355088	2211584	9562267	2837042
Zucker . . . . . . -	28390246	4708728	12699446	1960553
Tabak . . . . . . -	3420095	213896	4108451	416748
Früchte . . . . . -	4966995	521124	2694277	255954
Farbstoffe . . . . -	2748520	430969	2282441	365757
Manufakturwaren:				
von Baumwolle kg	6623135	806502	13861715	1347339
von Wolle . . . -	2268853	306609	17041645	2748192
von Seide . . . -	118979	8801	4709446	378395
Glas, Glaswaren -	2261179	251562	2346142	194603
Metalle, rohe . . -	14054631	6858324	1748216	389411
Eisen und Stahl, verarbeitet . . . -	46508506	4093163	13661246	1656442
Andre Metalle, verarbeitet . . . -	1708609	244798	3763178	560758
Holz (Bauholz ꝛc.), roh . . -	264804421	3444922	10844318	162251
Holzwaren . . . -	8861863	1557478	1656791	2708771
Galanteriewaren -	182717	7871	1627035	96618
Steinkohlen . . . -	680684520	6066772	11175613	993960
Petroleum ꝛc. . . -	14132244	1980524	2955241	653719

Die wichtigsten Einfuhrartikel waren also: Kolonialwaren (Mehreinfuhr 23,1 Mill. Kronen jährlich), Getränke (Mehreinfuhr 1,2 Mill. Kr.), Manufakturwaren (Mehreinfuhr 31,1 Mill. Kr.), Metalle (Mehreinfuhr 16,6 Mill. Kr.), Holz (Mehreinfuhr 9,6 Mill. Kr.), Steinkohlen (Mehreinfuhr 10,2 Mill. Kr.). Die wichtigsten Ausfuhrartikel waren: Tiere (Mehrausfuhr 48,2 Mill. Kr. jährlich), Fettwaren (Mehrausfuhr 20,5 Mill. Kr.), Getreide ꝛc. (Mehrausfuhr 24,6 Mill. Kr.). Der durchschnittliche Gesamtwert der Einfuhr in den Jahren 1878—82 betrug 223,0 Mill. Kr. (1882: 253,1), der Ausfuhr 175,0 Mill. Kr. (1882: 188,0). Die Hauptverkehrsländer waren:

Länder	Einfuhr	Ausfuhr	Verkehr insgesamt
	Millionen Kronen		Proz.
Deutschland	83,5	58,1	35,5
Großbritannien und Irland .	51,8	68,0	30,0
Schweden	24,7	24,5	12,3
Norwegen	6,1	13,0	4,8
Amerika	15,7	1,5	4,3
Rußland	8,9	1,2	2,5
Dänische Nebenländer ꝛc. .	6,1	4,4	2,7
Alle andern Staaten . . .	26,2	5,2	7,9
Zusammen:	223,0	175,9	100,0

Der Bestand der Handelsflotte im eigentlichen D. war folgender:

Anfang	Segelschiffe		Dampfschiffe			Zusammen	
	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Pferdekräfte	Zahl	Tonnen
1880	2953	203159	192	48799	13326	3145	251958
1884	2857	185354	258	81042	20361	3115	266396

Im J. 1883 gestaltete sich der Schiffsverkehr Dänemarks wie folgt:

Fahrzeuge	Eingelaufen		Ausgelaufen	
	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen
A. Küstenschiffahrt.				
Segelschiffe	13205	181972	13470	140050
Dampfer	7427	210855	7595	212616
Zusammen:	20632	392827	21065	352666
B. Auswärtiger Handel.				
Segelschiffe	17458	827479	16226	111543
Dampfer	9068	892131	8906	370287
Zusammen:	26526	1719610	25132	481830

Die wichtigsten Handelsstädte sind: Kopenhagen, Aarhus, Aalborg, Korsör, Helsingör, Frederikshavn, Esbjerg, Randers, Odense, Nakskov und Svendborg. Wie die auswärtige Handelspolitik durchgehends freihändlerische Grundsätze verfolgt, ist auch die Gesetzgebung für den Binnenhandel sehr liberal. Durch das Gesetz von 1857 wurden alle Gewerbe (mit wenigen Ausnahmen) frei. Dem Handel dienen mehrere Kanäle (s. oben) und zahlreiche Chausseen, darunter die Hauptwege 9—13 m breit; die Länge der Chausseen beträgt auf den Inseln 2993 km oder 0,22 pro QKilometer, in Jütland 3595 km oder 0,1[illegible]8 pro QKilometer.

Die Eisenbahnen Dänemarks hatten zu Anfang 1879 eine Gesamtlänge von 14[illegible]0 km, und seitdem sind mehrere Strecken hinzugekommen, so daß die Gesamtlänge zu Anfang 1884: 1817 km betrug, wovon 1497 km Staatsbahnen. Die seeländischen Eisenbahnen erstrecken sich von Kopenhagen teils gegen N. nach Helsingör, teils gegen W. durch die Mitte der Insel über Roeskilde nach Korsör (Überfahrt über den Großen Belt nach Nyborg). Bei Roeskilde zweigt sich gegen S. eine Bahn ab, die nach Masnedsund führt, wo die Überfahrt nach Orehoved auf Falster stattfindet, von wo die Bahn sich nach Nykjöbing und von da nach Laaland fortsetzt, das in seiner ganzen Länge von einem Schienenweg durchzogen ist. Von Roeskilde führt eine zweite Zweigbahn gegen W. über Holbäk nach Kallundborg ab. Eine andre Bahn verbindet Kopenhagen mit Frederikssund, eine Seitenlinie der Nordbahn führt von Hilleröd nach Gröfted u. a. Die jütische Halbinsel wird von der schleswigschen Grenze an von zwei Bahnen durchzogen, von denen die eine an der Ostküste bis Frederikshavn (Dampfschiffahrt nach Göteborg), die andre an der Westküste bis Thisted reicht. Drei das

Land von O. nach W. durchschneidende Bahnen verbinden diese Linien miteinander. Fredericia ist durch Dampfschiffahrt mit Strib auf Fünen verbunden, wo die Bahn die Insel über Odense nach Nyborg (Überfahrt nach Korsör) durchzieht. Diese Linie versendet Stränge südwärts nach Svendborg, Faaborg, Assens.

Die Telegraphen hatten 1882 eine Länge von 3660 km und die Drähte eine solche von 9998 km mit 310 Stationen (inkl. 162 Eisenbahntelegraphenstationen). Die Zahl der internen Depeschen betrug 1882: 486,765, der Depeschen im Verkehr mit dem Ausland 306,273, der im Transit 399,082, zusammen 1,192,120. Die Post beförderte 1882—1883: 36,648,734 Briefe, 819,441 Postanweisungen (25,594,040 Kronen), 313,857 Postvorschüsse (3,497,277 Kr.), 1,823,845 Paketstücke, die 4,808,342 kg wogen, 32,148,680 Nummern von Zeitungen und Zeitschriften. Über die in D. bestehenden Banken s. Banken. Die Zahl der eigentlichen Sparkassen zu Anfang 1881 war 446, die Einlagen 254,150,412 Kr., und außerdem besaßen die Kassen ein Vermögen von 13,311,959 Kr. Die Münzen werden in Kopenhagen geprägt. Die frühere Reichsmünze war der Rigsdaler à 6 Mark à 16 Schilling. Infolge einer zwischen den Regierungen von Schweden-Norwegen und D. 18. Dez. 1872 abgeschlossenen Münzkonvention, welche aber, da sie von dem norwegischen Storthing verworfen worden war, 27. Mai 1873 zwischen Schweden und D. allein abgeschlossen und von Norwegen erst 16. Okt. 1875 angenommen wurde, ist das ganze Münzsystem vollständig umgebildet und auf Goldwährung begründet worden, wobei die Münzen des einen Staats auch in den beiden andern als gesetzliche Zahlungsmittel anerkannt werden. Danach heißt die Einheit der Münze Krone, welche an Wert gleich ist einem schwedischen und einem halben dänischen Rigsdaler und einem viertel norwegischen Speciesdaler und in 100 Öre geteilt wird. In Gold werden 10- und 20-Kronenstücke (und jetzt auch 5-Kronenstücke) geprägt, von denen 248 der erstern 1 kg feines Gold enthalten, aber jedes Stück, da es aus 9/10 feinem Gold und 1/10 Kupfer (Münzgold) geprägt wird, 4,803 g wiegt. An Scheidemünzen sind vorhanden: in Silber Stücke von 2 und 1 Krone (= 1 1/8 Mark), 50, 25 und 10 Öre und in Bronze Stücke von 5, 2 und 1 Öre. Der dänische Fuß ist dem rheinischen gleich (= 0,314 m) und teilt sich in 12 Zoll und 144 Linien; 2 Fuß machen eine Elle, wonach in D. gewöhnlich gerechnet wird, 6 Fuß einen Faden. Das Feldmaß wird nach Tonnen bestimmt, eine Tonne Land enthält 14,000 □Ellen (0,55 Hektar). Das Getreide wird nach Lasten bestimmt, von denen jede 22 Ton. (à 1,391 hl) hält. Die Tonne Bier enthält 1,31 hl, die Tonne Butter 112 kg, die Tonne Kohlen 120 kg. Von den Flüssigkeitsmaßen hält ein Faß Wein 4 Orhoft, 24 Anker, 912 Potter (à 0,968 Lit.). Das Pfund ist jetzt das französische und deutsche halbe Kilogramm; eine dänische Meile enthält 7,53 km.

Staatsverfassung und Verwaltung.

D. ist seit 5. Juni 1849 eine erbliche konstitutionelle Monarchie. Der König ist unverantwortlich, seine Person heilig und unantastbar. Die Minister dagegen können ihrer Amtsführung wegen zur Verantwortung gezogen werden. Der König erklärt Krieg, schließt Frieden, Bündnisse und Handelstraktate und hebt sie auf; doch kann er dabei nicht ohne Einwilligung des Reichstags irgend einen Teil des Landes abtreten. Die Erbfolge des Königreichs D. ist durch das von Friedrich III. 1665 gegebene sogen. Königsgesetz bestimmt, aber 1853 zu gunsten des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg abgeändert worden (s. Geschichte). Der Staatsrat besteht aus sieben Ministern: der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegs, der Marine, der Finanzen, der Justiz, der Kirche und Schule und des Innern. Nach der jetzt geltenden Verfassung, dem am 28. Juli 1866 revidierten Grundgesetz von 1849, geschieht die Volksrepräsentation in dem Reichstag, dem Folkething und dem Landsthing. Die Zahl der Mitglieder des letztern ist auf 66 bestimmt; davon ernennt der König 12 auf Lebenszeit, die übrigen werden größtenteils durch indirekte Wahlen mit Zensus für das Wahlrecht und Quotientwahlen, wonach auch die Minoritäten der Wahlmänner repräsentiert werden, gewählt; in Kopenhagen werden 7, in den größern Wahlkreisen, umfassend Städte und ländliche Distrikte, 45, auf Bornholm 1 und auf den Färöern 1 auf acht Jahre gewählt, so daß nach vier Jahren immer die Hälfte ausscheidet. Die Anzahl der Mitglieder des Folkethings soll ungefähr in dem Verhältnis von 1 zu 16,000 Einw. stehen und ist jetzt 102. Zu der Wahl derselben, jedesmal auf drei Jahre, sind die Ämter nach ihrer Bewohnerzahl in Wahlkreise geteilt, 2 in 4, 10 in 5, 3 in 6, 2 in 7, 1 (Bornholm) in 2 und die Hauptstadt in 9, wozu noch die Färöer mit 1 kommen. Die Mitglieder des Folkethings gehen aus direkten allgemeinen Wahlen aller 30jährigen selbständigen, unbescholtenen Männer hervor. Das jährliche Budget soll erst dem Folkething vorgelegt werden. Sämtliche Mitglieder des Folkethings und des Landsthings erhalten Diäten. Jedes Thing ist berechtigt, Gesetze vorzuschlagen und für seinen Teil anzunehmen. Kein Gesetzentwurf ist als angenommen zu betrachten, bevor er nicht dreimal von dem Thing verhandelt worden ist. Das Folkething kann die Minister vor dem Reichsgericht anklagen. Auch der König hat ein solches Recht, nicht allein den Ministern gegenüber, sondern auch mit der Einwilligung des Folkethings gegen andre, wegen Verbrechen, welche er als besonders gefährlich für den Staat betrachtet. Sämtliche Mitglieder des »höieste Ret« (obersten Gerichtshofs) und eine entsprechende Zahl der Mitglieder des Landsthings, von diesem Thing auf vier Jahre gewählt, bilden zusammen das Reichsgericht. Kein Reichstagsabgeordneter kann während der Versammlung des Reichstags ohne Zustimmung des Things, wozu er gehört, Schulden halber seiner Freiheit beraubt oder gefänglich eingezogen oder zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden, außer bei Ergreifung auf frischer That; für seine Äußerungen auf dem Reichstag kann keins der Mitglieder ohne Einwilligung des Things zur Verantwortung außerhalb desselben gezogen werden. Die Versammlungen der Thinge sind in der Regel öffentlich. Den Staatsbürgern ist die freie Religionsübung gewährleistet; es besteht völlige Freiheit der Presse und des Vereinswesens, doch können öffentliche Versammlungen unter freiem Himmel verboten werden, wenn man von ihnen Gefahr für die öffentliche Ruhe befürchten darf. Jeder waffenfähige Mann ist verpflichtet, mit seiner Person zur Verteidigung des Vaterlandes beizutragen. Jedes in der Gesetzgebung an Adel, Titel und Rang geknüpfte Vorrecht ist abgeschafft. — Island hat unter dem 5. Jan. 1874 eine eigne Verfassung erhalten.

D. wird in administrativer Hinsicht außer der Hauptstadt und den Färöern in die oben angegebenen 18 Ämter eingeteilt, an deren Spitze Amtmänner

stehen, die jedoch in den sieben Stiftsstädten oder den Wohnsitzen der Bischöfe den Titel »Stiftsamtmann« führen; die Ämter sind wieder in Herreder oder Birke und in Kirchspiele oder Sogn geteilt, von denen jedes eine eigne Kommune bildet; außerdem aber bildet jede Stadt eine Kommune mit eigner Jurisdiktion. In kirchlicher Hinsicht bestehen sieben Stifter (ausgenommen Island, das seinen eignen Bischof hat), an deren Spitze ein Bischof steht, und die wieder in 71 Propsteien zerfallen. Die Zahl der Priester erreicht ca. 1220. Der Bischof von Seeland, welcher in Kopenhagen wohnt, ist der Primas; zu seinem Sprengel gehören außer den fünf zuerst auf der Tabelle (S. 500) erwähnten, auf Seeland belegenen Ämtern, mit Ausnahme der Insel Samsö, welche in dieser Hinsicht zu Aarhus gehört, auch Bornholm, die Färöer und die westindischen Inseln Dänemarks; das Stift Fünen umfaßt die beiden Ämter Odense und Svendborg, das Stift Laaland-Falster das Amt Maribo. In Jütland bestehen die vier Stifter Aalborg, Viborg, Aarhus und Ribe; die Grenzen ihrer Sprengel fallen aber nicht mit denen der Ämter zusammen. Der Bischof und der Stiftsamtmann bilden die Stiftsobrigkeit; diese und die Pröpste bilden das »Landemode«, ein geistliches Gericht für geistliche Amtsvergehen. Öffentlichkeit und Mündlichkeit sollen für die ganze Rechtspflege durchgeführt werden; in Kriminalsachen und in Sachen, welche aus politischen Gesetzübertretungen entstehen, sollen Geschworne entscheiden; doch harren diese Bestimmungen noch der Durchführung. Die niedrigsten Gerichte sind in D. die königlichen Thinggerichte in jedem Herred und die Stadtgerichte. Hierauf folgen als zweite Instanz die königlichen Landesobergerichte zu Kopenhagen und Viborg. Die letzte Instanz hat das Oberappellationsgericht (höjeste Ret) zu Kopenhagen. Die Gefängnisstrafen sind: einfaches Gefängnis, Gefängnis bei Wasser und Brot, Korrektionshaus (zum Teil Zellenhaft) und Zuchthaus; das Zuchthaus auf Christianshavn (Kopenhagen) ist für weibliche Verbrecher, das Zuchthaus in Horsens für ältere männliche und für rückfällige Verbrecher bestimmt, das Korrektionshaus Vridslöselille (auf Seeland) für jüngere männliche Verbrecher. Die Polizeiverwaltung ist außerordentlich ausgedehnt. An der Spitze derselben stehen die Amtmänner, in den größern Städten Polizeidirektoren.

Finanzen.

Das Steuersystem des Königreichs ist in diesem Jahrhundert im höchsten Grad vereinfacht worden, zuletzt namentlich durch das Gesetz vom 20. Juni 1850, welches zehn verschiedene kleine Steuern aufhob und eine einzige, die Verteilungssteuer, an ihre Stelle setzte. Die direkten Abgaben des Königreichs sind außer dieser: die alte Steuer (Gammelskat), die Landsteuer, die Bausteuer (in den Städten) und die Rangsteuer. Die indirekten Steuern setzen sich zusammen aus Zoll-, Branntwein-, Stempelabgaben und verschiedenen Gebühren. Die Kommunalabgaben sind: Haussteuer nach Etagenareal ꝛc. (in den Städten), Hartkornsteuer (auf dem Land) und eine Art Einkommen- oder Haushaltungssteuer ꝛc. Zum Amtsrepartitionsfonds wird von jeder Kommune eine Abgabe erlegt, um solche Ausgaben zu bestreiten, die das Amt als solches angehen. Auf den Grundstücken ruht die sogen. Bankhaft, welche zwangsweise nach dem Staatsbankrott und bei der Verwandlung der Reichsbank in eine Nationalbank entstand (1813—18); sie bestand früher in einer Abgabe von 6 Proz. des Wertes der Grundstücke, ist aber heute erheblich geringer. Die Staatsschuld betrug in Kronen:

	1880	1883
Innere	1599[illegible]4945	187170560
Äußere	13903667	18684 6[illegible]7
Zusammen:	173838612	200855227
Dagegen Aktiva	98158442	86757726
Wirkliche Schuld:	75685170	114097501
Dagegen Baukosten d. Staatsbahnen	72115573	135668[illegible]35

Die Staatsrechnungsablage ergibt für das Finanzjahr 1882/83 an Einnahmen 53,524,340, an Ausgaben 50,749,749 Kr. Das Budget für 1884/85 ist in Einnahme auf 53,700,909, in Ausgabe auf 46,996,552 Kr. veranschlagt, mithin wird ein Überschuß von 6,704,357 Kr. erwartet. Unter den Ausgaben sind 2,571,463 Kr. außerordentliche.

Einnahmen.	Kronen	Hauptposten der ordentlichen Ausgaben.	Kronen
Indirekte Steuern	33518000	Kosten der Staatsschuld	9724400
Einfuhrzölle, Spielkartenstempel, Rübenzuckersteuer	23437000	Kriegsministerium	9240317
Branntweinsteuer	2826000	Marine	5769694
Stempelsteuer	2475000	Öffentliche Arbeiten	3921302
Sporteln	2014000	Pensionen	3486052
Erbschaftssteuer	1[illegible]18000	Finanzministerium	3186903
Direkte Steuern	92679[illegible]0	Justiz	2572952
Grundsteuer	69[illegible]8000	Ministerium des Innern	2253747
Gebäudesteuer	2275500	Kultus und Unterricht	1427077
Rangsteuer	54400	Zivilliste und Apanagen	1225760
Staatseisenbahnen	3582181		
Domänen u. Forsten	11[illegible]6230		

Die kürzlich über die Finanzlage der dänischen Gemeinden angestellte Erhebung ergibt für das Jahr 1882 folgende Resultate:

	Stadtgemeinden außer Kopenhagen Kronen	Landgemeinden Kronen
Einnahme und Ausgabe	7699398	14124294
davon: Vermögensertrag	862888	48[illegible]410
Abgaben	322[illegible]770	9584101
aus Anleihen	15[illegible]7931	3042291
Ausgaben: öffentliche Fürsorge	979909	5053865
Schulwesen	996931	3607113
Wegebau	359986	1135138
Kosten der Kommunalschuld	2235405	2710388
Passiva ultimo 1882	15233565	15483565
Aktiva ultimo 1882	30037481	37561835

Heer und Flotte.

Die Einrichtung des Heerwesens beruht auf den Gesetzen vom 6. Juli 18[illegible]7. Die Dienstpflicht, mit beendetem 22. Lebensjahr beginnend, dauert acht Jahre in Linie und Reserve, acht Jahre in der sogen. Verstärkung (Landwehr). Jährlich werden 11,000 Mann ausgehoben. Die Dienstzeit beträgt bei der Infanterie 6 Monate, bei der Kavallerie 9 Monate ꝛc.; dazu kommen die Übungen in der Verstärkung (einige Jahre nacheinander 30 Tage). Die Truppen unter zwei lokalen Generalkommandos bestehen aus: A. Fußvolk: 5 Brigaden und die Garde, jede Brigade hat 2 Regimenter, jedes Regiment 3 Linienbataillone und ein Verstärkungsbataillon, jedes Bataillon 4 Kompanien. Die Garde besteht aus einem Linien- und einem Verstärkungsbataillon. Im Krieg wird für jedes Regiment und für die Garde eine Depotabteilung gebildet. B. Reiterei: 5 Regimenter (mit je 486 Pferden, außer Offizierspferden) à 3 Eskadrons und eine Schule (im Krieg Depot) und im Krieg eine Ordonnanzeskadron. C. Artillerie: die Feldartillerie hat 2 Regimenter, ein jedes aus zwei Abteilungen mit je 6 Linien- und 2 Verstärkungsbataillo-

nen bestehend; die Festungsartillerie hat 2 Bataillone, das eine aus 4 Linien- und 2 Verstärkungskompanien, das andre aus 2 Linien- und 1 Verstärkungskompanie bestehend; hierzu Trainabteilung und technische Abteilungen. D. Genietruppen: 5 Linienkompanien, 3 Reservekompanien. Dazu Stäbe, Trains, Administration, Ärzte ꝛc. Im Krieg zählt jedes Infanteriebataillon 800, jede Eskadron 120 Köpfe, jede Feldbatterie 167, jede Kompanie der Festungsartillerie 400 Köpfe. Mit 1000 Mann Genietruppen und 4000 Offizieren und Unteroffizieren wird das Heer im Krieg im ganzen 33,000 Köpfe zählen. Die Feldartillerie hat 8,7 cm Hinterladungskanonen in Batterien von je 8 Kanonen. Die Festungsartillerie ist hauptsächlich für die Verteidigung Kopenhagens bestimmt. Außer Kopenhagen (mit der Citadelle Frederikshavn), der einzigen Festung (Seebefestigung) von Bedeutung, sind Befestigungen bei Helsingör (Kronborg), Fredericia, Korsör, Frederikshavn und Hals angelegt. Die **Flotte** zählte 1885: A. Panzerschiffe: 2 Fregatten (44 Kanonen und 2690 Pferdekräfte), 6 schwimmende Batterien (38 Kanonen, 12,640 Pferdekräfte), 2 Torpedoschiffe (7 Kanonen, 3056 Pferdekräfte); B. unbepanzerte Dampfer oder Dampfer mit Panzerbekleidung ohne Bedeutung: 5 Fregatten und Korvetten (96 Kanonen, 6560 Pferdekräfte), 5 Schoner (26 Kanonen, 4040 Pferdekräfte), 13 eiserne Kanonenboote (29 Kanonen), 5 Dampftorpedoboote erster Klasse, 7 zweiter Klasse, 1 Torpedotransportschiff. Daneben noch ein Raddampfer (für den König), verschiedene Übungsschiffe, Transportschiffe und Boote ꝛc. Die Bemannung sämtlicher Kriegsschiffe fordert in Friedenszeiten 4195 Köpfe, darunter 226 Offiziere. Kriegshafen und Arsenal ist Kopenhagen.

Die **Flagge** (Danebrog, s. Tafel »Flaggen II«) ist hochrot mit weißem, sie rechtwinkelig durchschneidendem Kreuz und dem Namenszug des Königs in der Mitte; bei Kriegsschiffen ohne letztern, vorn mit zwei Spitzen. Die **Nationalfarbe** ist Rot und Weiß. Das **Wappen** (s. Tafel »Wappen«) besteht aus einem Schild, quadriert durch das Danebrogskreuz mit einem Herz- und Mittelschild; der Herzschild hat rechts zwei rote Querbalken in goldenem Feld (Oldenburg), links ein goldenes Kreuz in Blau (Delmenhorst), der Mittelschild im obern Teil rechts ein weißes Nesselblatt in Rot (Holstein), links im rechten Teil einen silbernen Reiter in Rot (Dithmarschen), im linken Teil einen goldenen Pferdekopf und Pferdehals in Rot (Lauenburg); der Hauptschild hat im ersten Felde drei blaue Löwen (früher Leoparden) in Gold zwischen roten Herzen (eigentlich Seeblättern, D.), im zweiten zwei blaue gekrönte Löwen in Gold (Schleswig), im dritten dreiteiligen oben rechts einen weißen gespaltenen Fisch mit Krone in Rot (Island), links einen weißen, schwarzfleckigen Bock in Blau (Färöer), unten einen aufrecht stehenden weißen Bären in Blau (Grönland), im vierten oben einen über drei rote Herzen schreitenden Löwen in Gold (Jütland), unten einen goldenen gekrönten Lindwurm in Rot (Wenden). D. hat zwei **Orden**: den Danebrogsorden (s. d.) und den Elefantenorden (s. d.). Ein dritter, de l'Union parfaite, wurde zum Andenken der Vermählung Christians VI. von dessen Gemahlin Sophie Magdalene 1732 gestiftet. Eine 1848 gestiftete Verdienstmedaille wird in Gold und Silber verliehen.

[**Litteratur.**] Falbe-Hansen und Scharling, Danmarks Statistik (Kopenh. 1878–85); Bergsö, Den Danske Stats Statistik (das. 1844–53, 4 Tle.); Ersley, Geographische Beschreibung des dänischen Staats (Schlesw. 1853); Derselbe, Den Danske Stat, en geographisk Skildring for Folket (Kopenh. 1855–57); Berghaus, Schweden, Norwegen und D. (Berl. 1857); Baggesen, Den Danske Stat (2. Aufl., Kopenh. 1862); Trap, Statistik-topographisk Beskrivelse af Kongeriget Danmark (2. Aufl., das. 1872–79, 6 Tle. mit Karten über jedes Amt); Grove, Danmark. Illustreret Rejsehaandbog (3. Aufl., das. 1879, 3 Tle.; deutsch von Lohse, Leipz. 1874); Both, Kongeriget Danmark, en historisk-topografisk Beskrivelse (2. Aufl., Kopenh. 1882–85, 2 Tle.); die ausführlichen Arbeiten des königlich dänischen Statistischen Büreaus (besonders »Statistisk Tabelværk«, 1835–85). **Karten**: die noch unvollendete »Generalstabens topographiske Kaart over Danmark« (seit 1845, die Inseln 1:80,000, Jütland 1:40,000, neuerdings 1:20,000); für die Inseln die 1869–71 erschienene »Generalkaart over Sjaelland, Moen, Laaland og Falster« (3 Blätter in 1:160,000) und die 1882 in demselben Maßstab begonnene »Generalkaart over Jylland« (in 9 Blättern, wovon 8 fertig).

Geschichte.

Dänemark im Mittelalter.

Die Anfänge der dänischen Geschichte verlieren sich in sagenhaftes Dunkel, während die beglaubigte Geschichte kaum ein Jahrtausend umfaßt. Ehe diese beginnt, weiß die Sage von einem heroischen Zeitalter zu erzählen, welches voll ist von kühnen Thaten und Fahrten der nordischen Helden. Die erste historische Spur von D. möchte sich in Pytheas' von Massilia Reisebericht finden, welcher auf seinen Fahrten die Westküste Jütlands erreichte. Hierher wird auch die Heimat der Cimbern verlegt (daher der Name **Cimbrische Halbinsel**). Auch die Angeln und Sachsen, welche in der Mitte des 5. Jahrh. England eroberten, gingen von den dänischen Gestaden aus. In das entvölkerte Land rückten Dänen aus Seeland und Schonen nach und unterwarfen alles Land bis an die Eider. Als einer ihrer ältesten Könige wird **Harald Hildetand** genannt, der 695 in der Brávallaschlacht gegen den Schwedenkönig Sigurd Ring fiel. Des letztern Enkel Sigurd Schlangenauge herrschte dann über das Dänenreich. Seine Nachkommen wurden aus Jütland durch einen aus Norwegen herübergekommenen Zweig der Ynglinger verdrängt. Diesem Haus gehörten die Könige an, welche zur Zeit Karls d. Gr. auftraten: Siegfried, zu dem Wittekind und andre sächsische Edle vor dem Zorn Karls d. Gr. flohen, Gottfried oder Göttrik, der die Abotriten und Franken bekämpfte und zum Schutz gegen letztere das Danewerk baute, von Karl d. Gr. 810 deshalb bekriegt, aber noch vor dem Zusammenstoß mit diesem erschlagen wurde. Gottfrieds Sohn Harald, der nach längern Wirren die Herrschaft erlangte, nahm 826 zu Mainz das Christentum an, welches im Norden namentlich durch den zum Bischof von Hamburg ernannten Ansgarius ausgebreitet wurde. Auch sein Bruder und Nachfolger Horich nahm das Christentum an. Nichtsdestoweniger dauerten die Angriffe der Dänen auf das fränkische Reich fort: Hamburg wurde wiederholt hart mitgenommen und die Raubzüge der »Wikinger« an den nördlichen Küsten fortgesetzt. Daneben fanden häufige Fehden innerhalb des Reichs selbst statt. Fester begründet wurde der dänische Staat durch **Gorm den Alten**, einen Nachkommen Sigurds Schlangenauge, welcher nach Verdrängung der Ynglinger die Inseln mit der jütischen Halbinsel vereinigte, das Christentum aber wieder auszurotten

suchte, bis er von König Heinrich I. besiegt und genötigt wurde, die Herstellung der alten deutschen Mark bis zur Eider und die Wiedereinrichtung des Christentums zu gestatten. Er starb 936. Sein Sohn **Harald Blauzahn** mußte sein Reich vom Kaiser Otto I., der bis zum Ottensund (Limfjord) vordrang, zu Lehen nehmen und sich taufen lassen. Haralds Sohn Sven Gabelbart und sein Enkel **Knut** (Kanut, 1014—35), der größte mittelalterliche Herrscher des skandinavischen Nordens, eroberten England und Norwegen; Knut gewann auch Schleswig zurück und bildete so ein großes skandinavisch-englisches Reich, das er staatlich zu einigen und zu zivilisieren versuchte. Er war ein eifriger Freund des Christentums, das unter ihm das Heidentum völlig überwand. Nach seinem Tod fielen die drei Reiche wieder auseinander. Doch begründete Knuts Schwestersohn Svend Esthridson (1047—76) nach Besiegung Magnus' des Guten von Norwegen eine Dynastie, die **Ulfinger**, welche 400 Jahre lang die Herrschaft behielt. Er mußte die Oberhoheit des deutschen Kaisers Heinrich IV. anerkennen und ordnete die kirchlichen Verhältnisse des Reichs, dessen Bistümer sämtlich dem Erzstift Bremen untergeordnet waren. Seine fünf Söhne bestiegen nacheinander den Thron: Harald Hein (1076—80), Knut der Heilige (1080—86), Olaf Hunger (1086—1095), Erich Eingod (1095—1103) und Niels (Nikolaus, 1103—34). Unter ihnen befestigte sich die Kirche und wurde die Herrschaft über die Wenden in Mecklenburg und Pommern ausgedehnt. Erich Eingods Sohn Knut Laward war vom Kaiser Lothar zum König der Abotriten gekrönt. Als Niels' Sohn Magnus 1131 Knut ermordete, wurde er 1134 von Knuts Bruder Erich besiegt und getötet, darauf Niels vertrieben. Nach dem Tod Erich Emunds (1137) wüteten innere Kämpfe, bis dessen Sohn Svend 1152 von Kaiser Friedrich I. mit D. belehnt wurde. Aber auch er geriet mit Verwandten in Streit und wurde 1157 auf der Gratheheide von Knut Lawards Sohn **Waldemar I.** geschlagen und auf der Flucht getötet.

D. umfaßte damals mit Einschluß Schleswigs, der Inseln und des jetzt zu Schweden gehörenden südlichen Teils der skandinavischen Halbinsel etwa 100,000 qkm, war aber größtenteils von Wäldern bedeckt. Der frühere Fürstenstand hatte sich ganz unter die Macht der Könige beugen müssen; dagegen bildete sich aus der Leibgarde, den »Hauskerlen«, der Könige ein neuer Adel. Noch aber beruhte die Kraft des Staats vornehmlich auf der Zahl seiner freien Männer, deren im 11. und 12. Jahrh. gegen 15,000 gewesen sein sollen, und neben denen es zahlreiche Unfreie und Sklaven gab. **Waldemar I.**, d. Gr. (1157—82), der nicht von der Volksgemeinde zu Isöre, sondern auf einem Herrentag in Roeskilde zum König ausgerufen und vom Erzbischof von Lund gekrönt wurde, mußte zwar 1162 Kaiser Friedrich I. huldigen, unterwarf aber Rügen und erlangte auch eine Oberhoheit über Norwegen. Ihm folgte sein schon bei seinen Lebzeiten als Thronfolger anerkannter und gekrönter Sohn **Knut VI.** (1182—1201). Derselbe, ein Schwiegersohn Heinrichs des Löwen, verweigerte Friedrich I. die Huldigung, unterdrückte einen Aufstand der Bauern und erhob Adel und Klerus zu den bevorzugten Ständen im Reich im Gegensatz zum dritten Stand. Er zwang die Herzöge von Pommern und Mecklenburg, ihre Lande von ihm zu Lehen zu nehmen, und nannte sich König der Dänen und Slawen. 1201 unterwarf er auch Holstein und Hamburg. Sein Bruder und Nachfolger **Waldemar II.**, »der Sieger« (1202—41), gewann, begünstigt durch die Thronstreitigkeiten im Deutschen Reich, Lauenburg und erhielt 1215 die Reichslande nördlich der Elbe und an der Ostsee von Friedrich II. als Preis eines Bündnisses förmlich abgetreten. Der Kreuzzug, den er 1219 gegen die Esthen unternahm, fügte die Ostküste des Baltischen Meers dem Reich hinzu. Hamburg und Lübeck gehorchten ihm, Stralsund wurde 1209 zur Sicherung der dänischen Herrschaft über Pommern und Rügen angelegt. Waldemars Ostseeflotte soll 1400 Schiffe, seine Kriegsmacht 160,000 Mann stark gewesen sein. Doch brach diese schnell erworbene Macht noch rascher zusammen, als Graf Heinrich von Schwerin den König durch einen kühnen Handstreich in seine Gewalt brachte (1223) und die vertriebenen oder unterworfenen Fürsten sich erhoben. Auch Kaiser Friedrich II. wollte diese Gelegenheit benutzen, die verlornen Reichslande wiederzugewinnen, und brachte nach langen Unterhandlungen einen Vertrag zustande, in welchem Waldemar seine Freiheit durch Verzichtleistung auf alles Land im Süden der Eider erkaufte (1225). Als er bald darauf versuchte, Holstein wiederzuerobern, wurde er von den Grafen von Holstein und dem Herzog von Sachsen bei Bornhövede 22. Juli 1227 entscheidend geschlagen. Damit war das dänische Übergewicht auf lange Zeit gebrochen. Waldemar sah sich genötigt, die Eroberungsgedanken aufzugeben, und widmete die letzten Jahre seiner Regierung den innern Angelegenheiten. Er brachte viele königliche Güter und Gerechtsame, die der Adel für seine Kriegsdienste zu gewinnen gewußt hatte, an die Krone zurück, ließ ein neues Gesetzbuch abfassen und erleichterte die Lasten des Volkes. In Esthland, das ihm von allen Eroberungen allein geblieben war, stiftete er das Bistum Reval.

Unter seinen Nachfolgern folgte für D. eine Zeit der Bürgerkriege und innerer Zerrüttung. Sein Sohn **Erich Pflugpfennig** (1241—50) wurde von seinem Bruder **Abel** (1250—52) getötet, nach dessen Ermordung der dritte Bruder, **Christoph** (1250 bis 1259), folgte. Dessen Sohn **Erich Glipping** (1259—85) behauptete sich nur mit Mühe auf dem Thron und wurde endlich ermordet. Unter seinem unmündigen Nachfolger **Erich Menved** (1285—1320) wurde das Land von den Norwegern furchtbar verheert und durch unglückliche Kriege ausgesogen. Der Klerus erlangte zuletzt eine ganz unabhängige Stellung, und der Adel beschränkte bei der Thronbesteigung des schwachen **Christoph II.**, Erichs Bruder (1320), durch eine Wahlkapitulation, welche die Rechte der vier Stände, des Klerus und Adels, der Bürger und Bauern, festsetzte, die königliche Macht; Fünen und Falster wurden erbliche Lehen und entzogen sich dem königlichen Einfluß, in Schleswig begründete das Haus Schauenburg eine fast unabhängige Macht, andre Landesteile mußten an Schweden abgetreten werden. Da Christoph trotz der Wahlkapitulation willkürlich regierte, ward er 1326 abgesetzt und der Schauenburger Waldemar III. zum König gewählt, der jedoch schon 1330 abdankte. Nun wurde wieder Christoph II. König, nach dessen Tod 1332 acht Jahre lang kein König herrschte und das Reich durch innere Wirren der Auflösung nahe war. Erst Christophs Sohn, der staatskluge **Waldemar IV.**, »Atterdag« (1340—75), stellte, auf deutsche Söldner gestützt, in energischer Weise die Ordnung wieder her und brachte die entfremdeten Glieder an das Reich zurück, so daß D. 1360 wieder denselben Umfang hatte wie zu den Zeiten Gorms des Alten und Waldemars I. Die Rechte der Stände erkannte er durch die

Kallundborger Handfeste (1360) an. Das ferne Esthland verkaufte er an den Deutschen Orden, dagegen suchte er seine Macht auf Kosten Schwedens und der Hansestädte zu vergrößern. Er eroberte Gothland und machte unermeßliche Beute in dem reichen Wisby (1361), das sich von dem durch diesen Überfall erlittenen Schaden nie wieder erholte. Die Hanseaten unternahmen darauf einen Rachezug und plünderten Kopenhagen, wurden aber an der Küste von Schonen so entscheidend geschlagen, daß sie 1363 unter nachteiligen Bedingungen Waffenstillstand schließen mußten. Vier Jahre später, während Waldemar auf Reisen im Ausland war, erneuerten sie den Krieg im Bund mit Schweden und einem Teil des über Waldemars strenges Regiment erbitterten jütischen Adels. Kopenhagen wurde aufs neue geplündert, das Land weithin verheert. Endlich schlossen die Stände 1370 ohne Zuziehung des Königs zu Stralsund Frieden mit den Hansestädten, bewilligten denselben die ausgedehntesten Privilegien und verpflichteten sich, keinen neuen König anzuerkennen, es sei denn mit dem Rate der Städte. Waldemar sah sich genötigt, nach seiner Rückkehr diesen Friedensschluß zu genehmigen.

Dänemark als Vormacht der Kalmarischen Union.

Indessen bot sich für D. bald die Gelegenheit, sich durch enge Verbindung mit den andern skandinavischen Staaten dieser Abhängigkeit von den Hansestädten einigermaßen zu entziehen. Nach Waldemars Tod (1375) übernahm seine einzige Tochter, **Margarete**, die Gemahlin des norwegischen Königs Hakon, die Vormundschaft für ihren Sohn Olaf und wurde nach dem Tode desselben 1387 als Herrscherin von D. und Norwegen anerkannt. 1388 wurde sie von den im Aufstand gegen ihren König, Albrecht von Mecklenburg, begriffenen Schweden gleichfalls zur Königin gewählt. Als ihr durch den Sieg bei Arelwalde (24. Febr. 1389) die Vertreibung dieses Gegners gelungen war, setzte die kinderlose Fürstin durch, daß ihr Großneffe Erich, der Sohn des Herzogs von Pommern, zu ihrem Nachfolger gewählt wurde; dann berief sie 1397 die Stände der drei Reiche nach Kalmar und brachte hier das unter dem Namen der **Kalmarischen Union** bekannte Grundgesetz zu stande, nach welchem fortan zu ewigen Tagen nur Ein König über die drei Reiche sein und nach König Erichs Tod keine einseitige Königswahl, sondern nur eine allgemeine im Namen der drei Reiche vorgenommen werden, jeder Krieg, jede Verteidigung des Reichs, jedes Bündnis und jeder Vertrag mit fremden Staaten allen drei Reichen gemeinsam sein, dabei aber jedes seine eignen Rechte und Gesetze behalten sollte. Nun trachtete Margarete auch danach, das entfremdete Schleswig wieder an die dänische Krone zu bringen. Sie ließ 1410 ein Heer in das Land einrücken, hatte aber nur einen Teil desselben erobert, als sie 1412 starb. Ihr Neffe **Erich** folgte in den drei Reichen; doch waren die partikularistischen Bestrebungen in Schweden so stark, daß mehrmals Aufstände ausbrachen und das Land sich 1435 einen eignen Reichsverweser wählte. Auch der Krieg, welchen Erich gegen die Grafen Heinrich und Adolf von Holstein führte, um sie wieder ganz unter die dänische Herrschaft zu bringen, endigte nach vielen gegenseitigen Verwüstungen 1432 damit, daß Graf Adolf von Holstein im Besitz des Herzogtums Schleswig blieb und die Hansestädte, welche gegen D. mitgekämpft hatten, ihre Privilegien behielten. Zuletzt erhob sich auch der dänische Adel, der unter Verdrängung der übrigen Stände eine große Machtstellung erlangt hatte, gegen Erichs Mißregierung. Der alternde König versuchte vergeblich, seine Macht wiederherzustellen, und flüchtete dann 1439 nach seinem pommerschen Heimatsland, wo er 1459 starb. Der Wunsch, die Union aufrecht zu erhalten, hatte die Stände der drei Reiche bewogen, Erichs Neffen, den bayrischen Prinzen **Christoph**, zum König zu wählen. Als auch dieser Fürst, welcher 1440 dem Grafen Adolf Schleswig als erbliches Fahnenlehen übertrug, 1448 kinderlos starb, wurde in Schweden der bisherige Reichsvorsteher Karl Knutson, in D. Graf **Christian I. von Oldenburg** (1448–81) zum König gewählt, nachdem er in einer Wahlhandfeste dem aus dem Adel gebildeten Reichsrat die freie Königswahl bestätigt und sich verpflichtet hatte, ohne dessen Zustimmung keine Steuern zu erheben, keine Lehen, Ämter u. dgl. an Ausländer zu vergeben, die Verwaltung des Kronguts einer Aufsicht zu unterwerfen &c. Christian wurde 1450 in Norwegen und 1457 nach Karl Knutsons Vertreibung auch in Schweden zum König gewählt, so daß die skandinavische Union hergestellt war. 1460 wurde er von den schleswig-holsteinischen Ständen zum Herzog gewählt, mußte aber auch hier deren Wahlrecht anerkennen und die Ungeteiltheit beider Länder bestätigen. Schweden jedoch verlor er durch seine Niederlage am Brunkeberg (10. Okt. 1470) an die Sture. Sein Nachfolger **Johann** (1481–1513), der Schleswig-Holstein mit seinem Bruder Friedrich teilte, so daß die Herzogtümer fortan in einen königlichen (Segebergschen) und Gottorpschen Teil zerfielen, erlangte 1497 durch die Versöhnung mit den Sture auch die schwedische Krone wieder, übte aber thatsächlich keine Herrschaft aus.

Reformationszeit.

Unter Johanns Sohn **Christian II.** zerriß die Union vollständig. Dieser Fürst, der ebenso große Vorzüge wie Fehler besaß, empfing 1513 die dänische und norwegische Krone und vermählte sich darauf mit Isabella, der Schwester Kaiser Karls V., ohne sich jedoch von seiner Geliebten, der Holländerin Düveke, zu trennen, deren Mutter Sigbrit Willums großen Einfluß auf ihn ausübte. Er bemühte sich, die Übermacht des Adels zu beschränken, Bürger- und Bauernstand zu heben und den selbständigen dänischen Handel zu befördern, um den Einfluß der Hansa zu beseitigen, und siedelte Holländer auf der Insel Amak an. Schweden ward, nachdem der Reichsverweser Sten Sture im ersten Treffen von 1520 gefallen war, zwar unterworfen; doch entzündete Christian durch das sogen. Stockholmer Blutbad den Krieg von neuem. Während Gustav Wasa Schweden von der Kalmarischen Union für immer losriß, so daß bloß Norwegen mit D. vereinigt blieb, führte die Härte, mit welcher Christian die Opposition der Geistlichkeit und des Adels zu brechen versuchte, auch in D. zum Aufstand. In einer Versammlung zu Viborg 1523 kündigten die beiden Stände dem König den Gehorsam auf und beriefen seinen Oheim **Friedrich I.** (1523–33) auf den Thron, nachdem er die alte Handfeste beschworen. Der Adel ließ sich vom neuen König alle verpfändeten Güter und andre wichtige Vorrechte einräumen; ebenso benutzten die Hanseaten die Umstände zu ihrem Vorteil, und zuletzt mußte Friedrich auch den Dithmarschen alle ihre Vorrechte bestätigen. Dagegen sah sich Gustav Wasa genötigt, seinen Plan, die Dänen aus Schonen und ihren andern Besitzungen in Schweden zu vertreiben, aufzugeben, ja Friedrich zur Eroberung von Malmö und zur Erlangung der Krone von Norwegen Hilfe zu leisten. Auf der Versammlung der Reichsstände zu Odense 1527 gestattete Friedrich beiden Konfessionen in seinen Reichen Duldung, besetzte aber später

die erledigten Bistümer nur mit solchen Männern, welche der Reformation zugethan waren. Zu gleicher Zeit verbreitete sich die Reformation auch in Norwegen. Zwar wurden nach Friedrichs I. Tod von Lübeck unter seinem unternehmenden Bürgermeister Wullenweber in Verbindung mit andern Hansestädten und mit England Versuche gemacht, Christian II. wieder zurückzuführen und überhaupt die Macht Dänemarks zu beschränken, ein Kampf, in welchen auch die Gegensätze von Katholiken und Protestanten, von Adel und Geistlichkeit, Städten und Bauern hineingezogen wurden; doch endigte diese Grafenfehde, in welcher die schon im 14. und 15. Jahrh. schwer geschädigte Freiheit und Kraft des Bauernstandes vollends zu Grunde ging, damit, daß der älteste Sohn König Friedrichs, der Herzog Christian von Schleswig-Holstein, als Christian III. (1536—59) König von D. wurde. Mit seinem Sieg trat D. fortan an die Stelle der Hansa als Vormacht der Ostsee.

Christians wichtigstes Werk war die Durchführung der lutherischen Reformation auf dem Reichstag zu Kopenhagen (1536), welche für längere Zeit die Herrschaft des deutschen Geistes in Litteratur und Wissenschaft begründete. Da der Klerus infolge davon alle weltliche Macht verlor und die Städte auf die öffentlichen Angelegenheiten nie einen irgend bedeutendern Einfluß ausgeübt hatten, so blieb als freier, mächtiger Stand nur der Adel übrig, der sich jetzt mit der Krone durch das säkularisierte Kirchengut bereicherte. Die Reichstage, in denen alle Stände vertreten waren, hatten ihren politischen Einfluß an den Reichsrat verloren, welcher aus den höchsten Kronbeamten und andern vom König aus dem Adel zu wählenden Mitgliedern bestand. Da nun in der Wahlkapitulation Christians I. D. für ein »freies Wahlreich« erklärt worden war und das regierende Geschlecht keineswegs ein eigentliches Erbrecht auf den Thron hatte, vielmehr die Wahl eines neuen Königs durch weitere an den Reichsrat zu machende Zugeständnisse erkauft werden mußte, so wurde die Stellung der Krone dem Adel gegenüber immer schwächer, zumal da dem König infolge der Teilung der Herzogtümer Schleswig-Holstein unter ihn und die jüngern Brüder nur eine geringe Hausmacht zu Gebote stand. Ja, das Vorbild des schleswig-holsteinischen Adels, der in den Herzogtümern bedeutende Vorrechte genoß und seit der Thronbesteigung der Oldenburger zahlreich in D. eingewandert war, trieb auch den dänischen Adel zur Erweiterung seiner Macht an, wie denn überhaupt der Einfluß des deutschen Adels in D. bis zum 19. Jahrh. ein bedeutender war und der Schwerpunkt der Regierung fast ohne Unterbrechung bei ihm lag. Während aber mit dem Verlust wichtiger Kronrechte an den Adel das Königtum bald zum leeren Schattenbild herabsank, ward auch die Kraft des Reichs durch unglückliche Kriege mit Schweden erschüttert. Schon Christians III. Nachfolger Friedrich II. (1559—88) kriegte 1563—70 aus dynastischer Rivalität erfolglos gegen diese aufstrebende Macht. Sein Sohn Christian IV. (1588—1648), unter den dänischen Königen durch Regententugenden einer der hervorragendsten, begann, von brennendem Ehrgeiz nach Kriegsruhm getrieben, 1611 einen neuen Krieg mit Schweden und eroberte Kalmar und Öland, für deren Rückgabe Schweden im Frieden von Knäröd 1613: 1 Mill. Thlr. bezahlen mußte. Aber als er sich in die deutschen Angelegenheiten mischte und als Kreishauptmann von Niedersachsen an der Spitze der protestantischen Stände in Norddeutschland 1625 dem Kaiser und der katholischen Partei entgegentrat, erlitt er 1626 bei Lutter am Barenberg durch Tilly eine vollständige Niederlage, verlor Holstein, Schleswig und Jütland an die kaiserlichen Truppen und sah sich durch Wallensteins maritime Pläne sogar auf seinen Inseln bedroht. Zwar gewährte der Kaiser, dem es hauptsächlich auf die Unterdrückung der Protestanten in Deutschland ankam, D. gegen das Versprechen, sich nicht mehr zu deren gunsten einzumischen, und gegen den Verzicht auf die erworbenen niedersächsischen Stifter 1629 den Frieden von Lübeck, in dem es die verlornen Lande wiedererhielt. Doch mußte D. fortan den Vorrang in der Ostsee und in Norddeutschland dem siegreichen Schweden abtreten, dessen Erfolgen es vergeblich durch diplomatische Verhandlungen Einhalt zu thun versuchte. Christians zweideutige, ja feindselige Haltung veranlaßte endlich die Schweden, 1643 den Krieg zu erklären. Torstensson rückte in Holstein ein, schwedische und holländische Schiffe griffen die Flotte an, und D. mußte im Frieden von Brömsebro die Provinzen Jemtland und Herjedalen, die Inseln Gothland und Ösel an Schweden abtreten und diesem Befreiung vom Sundzoll zugestehen. Erfolgreicher war Christians Thätigkeit für die innern Angelegenheiten, Gesetzgebung und Finanzverwaltung, für Kirche und Schule, Handel und Schiffahrt, Ausdehnung und Befestigung des Kolonialbesitzes. Noch unglücklicher im Kriege gegen Schweden war sein Nachfolger Friedrich III. (1648—70), welcher in den Friedensschlüssen von Roeskilde (1658) und Kopenhagen (1660) die dänischen Besitzungen jenseit des Sundes, nämlich Schonen, Halland, Blekinge und Bohus, an Schweden abtreten und auf die Lehnshoheit über Schleswig Verzicht leisten mußte.

Dänemark als absolutes Königreich.

Dieses nationale Unglück dem äußern Feind gegenüber und der geringe Patriotismus, welchen der Adel dabei bewiesen, führten einen politischen Umschwung im Innern herbei. Da nämlich auf dem am 8. Sept. 1660 einberufenen Reichstag der Reichsrat und Adel in engherziger Selbstsucht nichts von ihren Vorrechten dem allgemeinen Besten opfern wollten, so verbanden sich die Geistlichkeit unter dem Bischof Svane und die Bürgerschaft unter dem Kopenhagener Bürgermeister Nansen und übertrugen dem König die volle erbliche Souveränität, es ihm zugleich anheimgebend, die Reichsverfassung endgültig festzustellen, worauf Friedrich 18. Okt. 1660 die Huldigung als erblicher und absoluter König empfing. Die neue Verfassung wurde festgesetzt durch das von Schuhmacher (Griffenfeldt) entworfene und vom König 14. Nov. 1665 vollzogene sogen. Königsgesetz, worin bestimmt wurde, daß der König lutherischer Konfession sein müsse, das Reich nicht teilen, das Königsgesetz nicht verletzen dürfe, im übrigen aber nur Gott für seine Handlungen Rechenschaft schuldig sei. Zur Erbfolge sollte sowohl die männliche als die weibliche Linie berechtigt sein. Der Reichsrat wurde abgeschafft. Nur seine soziale Bevorzugung blieb dem Adel; doch mußte er auch diese seit 1671 mit einem neugeschaffenen Hofadel teilen. Eine abhängige Beamtenhierarchie und eine zuverlässige Militärmacht waren fortan die Hauptstützen des Königtums. Friedrichs Nachfolger Christian V. (1670—99) benutzte die Macht, welche das Königtum erlangt hatte, zu umfassenden Reformen in der Gesetzgebung (dänisches Gesetzbuch von 1683) und Verwaltung sowohl in Norwegen als in D. Ein neuer Krieg gegen Schweden (1675—79) wurde meist glücklich geführt, endete aber infolge der Intervention Frankreichs erfolglos, indem D. seine Eroberungen herausgeben mußte.

Dagegen gelang es dem König, durch Vertrag mit den näher berechtigten Erben die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, wo die regierende Linie 1667 ausgestorben war, an sein Haus zu bringen. Friedrich IV. (1699—1730) erleichterte die Lage der Bauern und hob 1702 die Leibeigenschaft auf. Doch blieb die Haftbarkeit der Bauern an der Scholle bestehen, und die neueingerichtete Landmiliz beruhte wesentlich auf dieser Grundlage. Handel und Industrie wurden befördert, die Post in staatliche Verwaltung genommen, der Volksunterricht auf dem flachen Land begründet. Die Finanzen wurden in gute Ordnung gebracht. Am Nordischen Krieg als Gegner Karls XII. von Schweden sich beteiligend, kämpfte Friedrich unglücklich und mußte im Frieden zu Travendal (1700) alle frühern Verträge bestätigen und die Souveränität des Herzogs von Holstein-Gottorp ausdrücklich anerkennen. Nach Karls Niederlage nahm er den Kampf wieder auf und brach in Schonen ein, erlitt aber 1710 eine vollständige Niederlage bei Helsingborg, worauf der Krieg unentschieden fortdauerte und erst durch den Frieden zu Frederiksborg 1720 beendet wurde, in dem D. gegen Herausgabe seiner pommerschen Eroberungen den gottorpschen Anteil an Schleswig, den Sundzoll und 600,000 Thlr. von Schweden erhielt. Als 1742 der Sohn des hierdurch verkürzten Herzogs von Holstein-Gottorp als Peter III. Kaiser von Rußland wurde, entstanden wegen des gottorpschen Anteils längere Verwickelungen, die erst 1773 dadurch beseitigt wurden, daß derselbe gegen Oldenburg und Delmenhorst ausgetauscht wurde.

Christian VI. (1730—46) und in noch höherm Grad sein trefflicher Sohn Friedrich V. (1746—66) erwarben sich, unterstützt von den ausgezeichneten Ministern Schulin und dem ältern Bernstorff, Verdienste um die Ausbildung der Gesetzgebung, verbesserten das Unterrichtswesen und bemühten sich, den dänischen Handel durch Handelsverträge und durch Anlegung von Bankinstituten zu fördern. Zahlreiche fremde Gelehrte, Dichter und Künstler wurden nach D. berufen, um das geistige Leben zu heben. Am Hof und in Adelskreisen sprach man nur deutsch und französisch. In der auswärtigen Politik bemühte sich die Regierung, durch strenge Neutralität während der Kriege unter den Nachbarstaaten D. die Segnungen des Friedens zu erhalten. So hatte der königliche Absolutismus ein Jahrhundert lang mit weiser Selbstbeschränkung zum Nutzen des Landes gewirkt, und auch Christian VII. (1766—1808) schien seine Macht in demselben Sinn gebrauchen zu wollen, solange er Bernstorff als Minister zur Seite hatte (1750 bis 1770). Bald aber verfiel der König in eine Geisteskrankheit, und der allmächtige Einfluß, den seit 1770 der Günstling des Königspaars, Struensee, erlangte und den er benutzte, um zwar zahlreiche Reformen im Sinn der Aufklärung einzuführen, die Justiz zu verbessern, Monopole, Zünfte, Innungen aufzuheben und den Beamtenstand von unwürdigen Elementen zu reinigen, was aber alles in gewaltthätiger, übereilter Weise und unter ausschließlichem Gebrauch der deutschen Sprache geschah, rief bald eine Reaktion des nationalen Dänentums und des orthodoxen Luthertums hervor, die sich mit einer Palastintrige der Königin-Mutter gegen die Königin Karoline Mathilde, Struensees Freundin, 1772 zu dessen Sturz verbanden. Der neue oberste Minister, Guldberg, beseitigte die deutschen Beamten und die liberalen Reformen, setzte durch eine Indigenatsordnung fest, daß nur Inländer zu Ämtern und Ehrenstellen befördert werden dürften, und begünstigte ausschließlich die dänische Sprache und Litteratur. Allerdings trat 1784, als der Kronprinz Friedrich an Stelle des blödsinnigen Königs die Zügel der Regierung ergriff und den jüngern Bernstorff an die Spitze der Geschäfte berief, wieder eine Wendung ein. Bernstorff führte in allen Zweigen der Staatsverwaltung heilsame Reformen ein, in denen er sich die großartigen Ideen der französischen Revolution, aber in gemäßigter Weise, zum Muster nahm, und begünstigte ihre Erfolge durch eine vorsichtige und friedfertige auswärtige Politik. Während der Kriege unter den großen Seemächten entwickelte sich die dänisch-norwegische Handelsflotte zu ungemeiner Blüte. Ferner hob Bernstorff in den Herzogtümern die Leibeigenschaft auf (1804), beseitigte auch in D. die letzten Reste derselben (1788) und erließ Vorschriften über die Regelung und Ablösung der Frondienste.

Weniger glücklich war die auswärtige Politik der Regierung nach Bernstorffs Tod (1797). Als die Briten 1799 und 1800 dänische Fregatten wegnahmen, trat D. 16. Dez. 1800 der von Rußland gegen britische Übergriffe gestifteten bewaffneten Neutralität bei. England sah darin eine Kriegserklärung und sandte eine Flotte unter Parker und Nelson in die Ostsee, welche 2. April 1801 vor Kopenhagen die dänische Flotte schlug und die Stadt selbst bombardierte. Als der russische Kaiser Alexander I. kurz darauf eine Konvention mit England abschloß, wurde D. allein zu einem höchst nachteiligen Frieden mit England genötigt, der seinen Handel gänzlich lahmlegte. Die Erbitterung hierüber hielt die dänische Regierung ab, den bei der Unmöglichkeit, die Neutralität zu bewahren, allein richtigen Weg einzuschlagen und ein enges Schutz- und Trutzbündnis mit England zu schließen. Der gedrückte Stand der Finanzen, die vermehrte Staatsschuld und die Notwendigkeit, die Flotte möglichst wiederherzustellen, geboten Ruhe, daher D. 1805 an dem neuen Kriege gegen Frankreich keinen Teil nahm. Dennoch sandte England aus Furcht, Napoleon möchte jetzt, wo er über so viele Küstenländer Europas gebot, auf seinen alten Plan einer Landung in England zurückkommen und dazu die dänische Flotte benutzen, eine Flotte von 18 Linienschiffen, 7 Fregatten und 25,000 Mann Landungstruppen 1807 ins Kattegat und verlangte Dänemarks Allianz mit England, die Auslieferung der dänischen Flotte als Unterpfand und die Übergabe von Kronenborg. Als der Kronprinz diese Forderungen zurückwies, bombardierten die Engländer drei Tage lang Kopenhagen und führten die dänische Flotte weg und zwar jetzt nicht als Unterpfand, sondern als Beute. Der Kronprinz verband sich hierauf mit Frankreich, erklärte den Krieg an England und, wegen des zweideutigen Benehmens beim letzten Angriff der Engländer, auch an Schweden. Die Folge war der Verlust der dänischen Kolonien; Island und Helgoland wurden von den Engländern genommen und bloß ein Angriff Schwedens auf Norwegen glücklich zurückgeschlagen. Danach blieb D. aufs engste an die Interessen Napoleons I. geknüpft, und auch nach dem Feldzug von 1812 bestand das dänisch-französische Bündnis fort. Die Folge hiervon war, daß sich Friedrich VI. (1808-39) nach der Schlacht bei Leipzig durch die Okkupation Jütlands genötigt sah, 14. Jan. 1814 den Frieden zu Kiel zu schließen, in welchem D. Norwegen gegen Schwedisch-Pommern an Schweden, Helgoland an England abtrat, Trankebar aber nebst den übrigen Kolonien zurückerhielt, außerdem ein Heer von 10,000 Dänen zum Kriege gegen Frankreich unter des Kronprinzen von Schweden

Oberbefehl zu stellen versprach. Auf dem Wiener Kongreß, dem König Friedrich VI. persönlich beiwohnte, erhielt D. für Schwedisch-Pommern von Preußen Lauenburg nebst 1 Mill. Thlr.; dieses neue Herzogtum wurde in den wesentlichsten Beziehungen mit Holstein vereinigt und so in den Deutschen Bund aufgenommen.

Vom Wiener Kongreß bis zum Londoner Protokoll.

Das Ergebnis der dänischen Politik während der Revolutionskriege, namentlich der Verlust des vier Jahrhunderte mit D. verbundenen Norwegen, wurde vom dänischen Volk bitter und schmerzlich empfunden; denn dasselbe sah sich jetzt unter den Staaten Europas zu einer bedeutungslosen Macht dritten Ranges herabgedrückt. Um so stärker machte sich nun die nationale Reaktion gegen das Ausland, namentlich gegen das Deutschtum, bemerkbar, welche durch Struensees schroffes Vorgehen geweckt und durch die kriegerischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte gesteigert worden war. Während bisher Hof und Adel mehr deutsch als dänisch gewesen waren und das eigentliche D. weniger für das Hauptland als für einen Annex der deutschen Herzogtümer hatte gelten können, suchten die Dänen nun durch eine entschiedene Hervorkehrung ihrer Nationalität, durch die Schöpfung einer nationalen Kunst und Litteratur und durch innere Reformen die Verluste gutzumachen, welche D. an äußerer Macht erlitten hatte. Durch die Kriegslasten, die langjährige Handelsstockung und schlechte Finanzwirtschaft war der öffentliche wie der Privatwohlstand untergraben. Die Staatsschuld war in den Jahren 1800—14 von 28 auf 100 Mill. Thlr., die Zettelschuld (unfundiertes Papiergeld) auf 142 Mill. gestiegen. Durch eintretenden partiellen Staatsbankrott ward das Papiergeld völlig entwertet. Die Regierung belegte zwar alles Grundeigentum mit einer Abgabe von 6 Proz. des Wertes, doch ward dadurch der finanziellen Bedrängnis nicht abgeholfen, und Ende 1816 belief sich die Staatsschuld noch auf 116⅓ Mill. Reichsbankthaler. Zwar gelang es selbst Möstings weiser Verwaltung nicht völlig, die Ausgaben mit den Einnahmen in ein angemessenes Verhältnis zu bringen; doch konnte man wenigstens allmählich die Zinsen für die Staatsschuld regelmäßig zahlen, der Kredit hob sich wieder, und eine neue Flotte wurde hergestellt. Neue Häfen wurden zu Frederikshavn und Helsingör angelegt und auch sonst viel für den Handel, die innere Verwaltung des Staats, besonders für die Justiz, gethan. Das Unterrichtswesen ward verbessert, jedes wissenschaftliche Bestreben begünstigt. Zu gleicher Zeit wurde das Verlangen nach einer konstitutionellen Verfassung laut, namentlich nach der französischen Julirevolution 1830. Indessen alles, was nach längern Verhandlungen zuletzt erreicht wurde, waren die Gesetze vom 28. Mai 1831 und vom 15. Mai 1834, in welchen die ständischen Verhältnisse reguliert wurden. Die Inseln, Jütland, Schleswig, Holstein nebst Lauenburg erhielten Provinzialstände nach dem Muster der preußischen, jede Provinz für sich, und der König versprach, die Entwürfe allgemeiner Gesetze, welche Personen- und Eigentumsrechte, Kommunalangelegenheiten und Lasten beträfen, den Ständen zur Beratung vorlegen und Anträge und Beschwerden von ihnen annehmen zu wollen. Die Stände für die Inseln versammelten sich in Roeskilde, die für Jütland in Viborg, die für Holstein in Itzehoe, die für Schleswig in Schleswig. Zugleich erfolgte eine Trennung der Justiz von der Administration, jedoch nur in den höhern Instanzen. Schleswig und Holstein erhielten eine besondere Provinzialregierung.

Alle diese Anordnungen wurden von dem Volk mit geringer Teilnahme aufgenommen; der intelligentere Teil erkannte wohl, daß in denselben für die höhere Entwickelung der bürgerlichen und politischen Freiheit keine Garantie gegeben war. Jedoch betrachtete man sie als eine Abschlagszahlung und nahm in den Ständeversammlungen erwünschten Anlaß, um die vielfachen Mißstände in Regierung und Verwaltung, besonders auf finanziellem Gebiet, aufzudecken. Als nach Friedrichs VI. Tod (3. Dez. 1839) sein Vetter Christian VIII. (1839—48) den Thron bestieg, wurde die Opposition des liberalen Teils der Bevölkerung heftiger. Man hegte große Erwartungen von diesem König, der eine nicht unbedeutende politische Laufbahn durchgemacht hatte, ein Mann von Geist und Einsicht war und bereits vielfach Beweise seiner liberalen Gesinnung an den Tag gelegt hatte. Diese Hoffnungen wurden jedoch bald durch einen »offenen Brief« des Königs an alle seine Länder, der zwar Verbesserungen in der Verwaltung versprach, doch die Verfassung durchaus nicht berührte, enttäuscht. Die durch die Unzufriedenheit hierüber gesteigerte liberale Agitation vereinigte sich nun besonders in den gebildeten Kreisen der Hauptstadt mit den nationalen Bestrebungen. Besuche der schwedischen Studenten in Kopenhagen, der dänischen und norwegischen in Stockholm und Upsala schienen eine Verbindung der drei Völker anbahnen zu wollen und belebten die Ideen des Skandinavismus von neuem. Man sprach schon von der Wiederherstellung der Kalmarischen Union für den nicht unwahrscheinlichen Fall des Aussterbens des Königshauses. Einstweilen war die Partei der Nationalliberalen (oder Eiderdänen) namentlich bemüht, Schleswig, das man für ein dänisches Land ansah, und dessen vertragsmäßige Unteilbarkeit von Holstein man nicht anerkennen wollte, enger mit D. zu verbinden.

Eine ähnliche Bewegung, nur mit entgegengesetztem Ziel, bereitete sich in den Herzogtümern vor. Auch hier wünschte man eine Erweiterung der ständischen Rechte. Dann aber wurde man sich hier ebenfalls der nationalen Zusammengehörigkeit mit Deutschland bewußt und begann, den Zusammenhang mit D. als eine Fremdherrschaft anzusehen. Besonders das Bündnis Dänemarks mit dem Unterdrücker des deutschen Volkes, Napoleon I., hatte in Schleswig-Holstein den nationalen Gegensatz geschärft. Während die Dänen Schleswig danisieren wollten, suchten die Schleswig-Holsteiner in Schleswig die deutsche Sprache zur alleinigen für die höhere Verwaltung, die Justiz und den höhern Unterricht zu machen. Auch hier hoffte man endlich für den Fall des Aussterbens der dänischen Königsfamilie im Mannesstamm auf die völlige Trennung von D. Zwischen diesen entgegengesetzten Bestrebungen, welche sich immer heftiger bekämpften, standen das Königtum und die höhere Büreaukratie, in welcher der dänisch gesinnte schleswig-holsteinische Adel zahlreich vertreten war. Diese wünschten vor allem die Erhaltung des dänischen Gesamtstaats, und ihre Aufgabe wäre es also gewesen, durch schonende Mäßigung und durch ausgleichende Gerechtigkeit die streitenden Parteien zu versöhnen, die nationalen Gegensätze zu mildern und die D. und den Herzogtümern gemeinsamen Interessen zu betonen und zu pflegen. Namentlich würde eine rechtzeitige Befriedigung der liberalen Wünsche wesentlich dazu beigetragen haben. Dies versäumte Christian VIII. Ja, er rief durch den »offenen Brief« vom 8. Juli 1846, in dem er die dänische weibliche Erbfolge auch für die Herzogtümer

festsetzen zu wollen erklärte, Beunruhigung in denselben und Proteste der erbberechtigten Agnaten, der Stände und des Deutschen Bundes hervor.

Am 20. Jan. 1848 starb Christian VIII., und sein Sohn Friedrich VII. (1848—63) bestieg den Thron. Bereits am ersten Tag seines Regierungsantritts erließ er einen »offenen Brief«, in welchem er versprach, die Bewohner sämtlicher Landesteile mit gleicher Liebe zu umfassen und die von dem verstorbenen König beabsichtigte Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Staats zum Ziel zu bringen. Am 28. Jan. folgte ein Reskript, betreffend die Einführung einer Verfassung, die gleichzeitig die unantastbaren Rechte im allgemeinen sowie die besondern Rechte und Interessen sämtlicher Unterthanen sichern sollte, zu welchem Zweck die Einführung besonderer Stände für das Königreich D. und die Herzogtümer Schleswig und Holstein, welche zu gewissen Zeiten in gleicher Anzahl vom Königreich und von den Herzogtümern gemeinschaftlich zu tagen hätten, verheißen wurde. Das Reskript befriedigte weder die nationalen noch die liberalen Wünsche. Während die eifrig national Gesinnten meinten, die beabsichtigte Verfassung müsse den Einfluß des Deutschen Bundes auf die Angelegenheiten des Königreichs D. verstärken, vor allem aber die Einverleibung Schleswigs in D. verlangten, waren andre unzufrieden, daß sich das Reskript über die konstitutionellen Freiheiten, wie über das Steuerverweigerungsrecht der Stände, Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Minister, erweitertes Wahlrecht, nur vag aussprach. Die Februarrevolution 1848 fand unter diesen Umständen auch zu Kopenhagen ihren Widerhall. Die eiderdänische Partei hielt 11. März zur Besprechung der schleswigschen Frage eine große Versammlung im Kasino ab und erklärte nach leidenschaftlichen Reden Clausens und Tschernings das Herzogtum Schleswig für eine dänische Provinz, deren Wille nicht in Betracht kommen dürfe. Darauf folgten noch weitere öffentliche Demonstrationen, infolge deren der König das bisherige Ministerium entließ und 22. März das »Kasino«-Ministerium berief, in welchem die entschiedensten Eiderdänen, wie Monrad, Bluhme, Orla Lehmann, Tscherning, saßen. Eine Proklamation vom 24. enthielt das neue Programm »D. bis an die Eider«. Dieselbe gab die Losung für den Abfall Schleswig-Holsteins von D. und für den Beginn des Kriegs, an dem sich auf seiten der Herzogtümer auch Deutschland beteiligte (s. Schleswig-Holstein), während England und Rußland D. zwar keine direkte Hilfe leisteten, aber ihre diplomatische Unterstützung versprachen. Das dänische Volk gab im allgemeinen während des Kriegs die größten Beweise von Patriotismus und Opferwilligkeit. Der Krieg endigte auch durch den Sieg bei Idstedt (24. und 25. Juli 1850), noch mehr aber infolge der schwächlichen Politik Preußens und Österreichs, welche die Herzogtümer im Stiche ließen, in einer für D. vorteilhaften Weise: es gelang der dänischen Regierung, die außerdeutschen Großmächte und Schweden zu einer Erklärung für die Aufrechthaltung der Integrität (Unteilbarkeit) der dänischen Monarchie in London 2. Juni 1850 zu vereinigen, welcher 2. Aug. d. J. auch Österreich beitrat. Darauf wurde im Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1851 der Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg von D. und Rußland zum eventuellen Thronfolger in dem Gesamtstaat designiert und im Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 von allen Großmächten und von Schweden als solcher anerkannt. Die näher berechtigten Agnaten in D. verzichteten zu seinen gunsten, und der dänische Reichstag genehmigte die neue Thronfolgeordnung 31. Juli 1853. Die Genehmigung des deutschen Bundestags ward sowenig eingeholt wie die der Agnaten in Schleswig.

Neuere Zeit bis 1864.

Gleichzeitig ward in D. die innere Verfassungsangelegenheit in Angriff genommen. Anfang Juli 1848 erschien das neue Wahlgesetz für die konstituierende Volksvertretung, und 23. Okt. wurde dieselbe vom König eröffnet. Noch ehe jedoch das Verfassungswerk zum Abschluß gediehen war, fand Anfang November 1848 ein unerwarteter Wechsel des Ministeriums statt. Dasselbe hatte nämlich als subsidiäre Friedensbasis die Teilung Schleswigs vorgeschlagen und demgemäß eine Instruktion an den königlichen Gesandten in London ausgefertigt; der König verweigerte aber die Unterschrift, und eine mit über 20,000 Unterschriften versehene Adresse an den König verlangte die strengste Aufrechthaltung des Eiderprogramms. So wurde denn das Kabinett durch den Eintritt eifriger Eiderdänen, wie Clausen und Madvig, ergänzt; neu traten ein: Etatsrat Bang (Inneres), Professor Madvig (Kultus), Graf Sponneck (Finanzen). Das Grundgesetz, wonach das System der indirekten Wahlen zum Landsthing adoptiert und die Wählbarkeit zu demselben durch einen Zensus beschränkt wurde, kam 5. Juni 1849 zum Abschluß. Dann ging man an die Regelung der Verhältnisse Dänemarks zu den Herzogtümern, und das Ministerium arbeitete die Kundmachung vom 28. Jan. 1852 aus, welche eine Art von Gesamtstaatsordnung enthielt. Nach derselben sollte der dänische Staat aus drei Hauptteilen bestehen: dem Königreich, dem Herzogtum Schleswig und den Herzogtümern Holstein und Lauenburg. Jeder Teil sollte seine eigne Volksvertretung und seine eignen verantwortlichen Ministerien haben, alle drei Teile aber durch eine gemeinschaftliche Verfassung geeinigt werden. Dies Programm stieß in den Herzogtümern auf Widerstand, da es dieselben trennte, und fand den Beifall der Eiderdänen nicht, weil es Schleswig nicht ganz mit D. vereinigte. Als daher die Majorität des Folkethings 1853 die zunächst vorgelegten Gesetze über die Zolleinheit des Gesamtstaats und über die Erbfolge, welche künftig nur in der männlichen Linie stattfinden sollte, verwarf, erklärte der Ministerpräsident Bluhme die Eiderpolitik für unausführbar und den Verträgen widersprechend, löste das Folkething auf und erlangte im neuen Reichstag eine regierungsfreundliche Majorität, welche beide Gesetze genehmigte.

Hierauf verkündigte die Regierung 26. Juli 1854 die Gesamtstaatsverfassung für D. und die Herzogtümer, nach welcher der Reichsrat für die ganze Monarchie aus 50 Mitgliedern bestehen und der König davon 20, darunter 4 holsteinische, ernennen sollte. Beim Finanzgesetz sollte der Reichsrat nur beratend, bei neuen Steuern beschließend sein. Er sollte mindestens alle zwei Jahre in Kopenhagen zusammenkommen und vom 1. Sept. an in Wirksamkeit treten. Die Überraschung war allgemein, die öffentliche Stimmung in D. dem Gesetz entgegen. Der Reichsrat selbst, dessen Sitzungen schon 2. Okt. wieder geschlossen wurden, nahm sofort eine oppositionelle Stellung gegen die Regierung ein, und eine noch ernstere Opposition fand das Ministerium in dem wieder eröffneten dänischen Reichstag. Dazu liefen auch aus dem Lande die dringendsten Adressen gegen das Ministerium ein. Zuerst schien der König fest zum Ministerium stehen zu wollen und löste den Reichstag auf. Da aber die neuen Wahlen ebenfalls gegen

die Regierung ausfielen, so gab das Ministerium Bluhme 3. Dez. seine Entlassung ein und wurde durch ein neues, wiederum eiderdänisches, unter Bang ersetzt. Das dem neuen Reichstag im Dezember vorgelegte Programm lautete dahin, daß unter Vorbehalt einer definitiven Regelung die Gesamtstaatsverfassung insoweit abgeändert werden solle, daß die Gesamtrepräsentation in Finanz- und Gesetzgebungsangelegenheiten beschließend, die Zahl der vom König zu ernennenden Mitglieder beschränkt, in den äußern Angelegenheiten endlich die Neutralitätspolitik festgehalten werden solle. Ein Antrag von Scheel-Plessen, die Herzogtümer über die neue Verfassung zu befragen, wurde abgelehnt. Die Herzogtümer wurden als erobertes, daher rechtloses Land behandelt, und der Übermut des auf seinen Sieg über die Rebellion stolzen Volkes sprach sich in der gewaltthätigen Danisierung Schleswigs, der Vertreibung oder Maßregelung aller Deutschgesinnten und der rücksichtslosen Verletzung nicht bloß der nationalen, sondern auch der materiellen Interessen Schleswig-Holsteins aus. Nachdem der dänische Reichstag 1855 seine Zustimmung zur Gesamtstaatsverfassung gegeben, ward sie 2. Okt. 1855 publiziert, die Beamten darauf vereidigt und 1. März 1856 der Reichsrat in Kopenhagen eröffnet. Bei der Überzahl der Dänischgesinnten war es nicht anders möglich, als daß die deutschen Vertreter der Landesrechte stets in der Minderheit blieben. Am 14. März stellten 14 Reichsräte aus den Herzogtümern den Antrag auf neue Verfassungsvorlagen für die Herzogtümer, der aber nach langen Kämpfen 25. April verworfen wurde. Die Domänen waren in der Gesamtverfassung als gemeinschaftlich bezeichnet, und die Regierung beantragte daher, sie zum Verkauf von Domänen in den Herzogtümern zu ermächtigen. Trotz des Protestes der deutschen Abgeordneten wurde diese Vollmacht erteilt und, obwohl die deutschen Großmächte dagegen als eine Verletzung der im Londoner Protokoll garantierten Rechte Einspruch erhoben, das Gesetz publiziert und mit dem Verkauf begonnen.

Eine neue Beeinträchtigung der Herzogtümer war die vom Reichsrat beschlossene und vom König sanktionierte Verwendung der Sundzollablösungsgelder (s. Sundzoll), welche D. nach längern Verhandlungen im Betrag von 32 Mill. Thlr. gegen Verzicht auf den Sundzoll erhielt, für das Königreich D., während die Herzogtümer vertragsmäßigen Anteil an denselben hatten. Der Herzogtümer Holstein und Lauenburg, als Mitglieder des Deutschen Bundes, vermochte sich nun wenigstens der deutsche Bundestag anzunehmen. Daher bemühte sich die dänische Regierung, die Stände der beiden Herzogtümer 1857 zur Annahme der sie betreffenden Paragraphen der Gesamtstaatsverfassung zu bewegen. Dies gelang jedoch nicht. Den Forderungen des Bundestags, die Gesamtstaatsverfassung so zu ändern, daß die Selbständigkeit und die gleichberechtigte Stellung der Herzogtümer gesichert wären, suchte die dänische Regierung anfangs durch allerhand Ausflüchte auszuweichen, erklärte sich 15. Juli 1858 bereit, die Gesamtverfassung vom 2. Okt. 1855 als für Holstein und Lauenburg »mittlerweile außer Wirksamkeit seiend zu betrachten«, bis die Feststellung der verfassungsmäßigen Stellung der Herzogtümer auf dem Weg der Unterhandlung erfolgt sei, und hob erst, als der Bundestag die Einleitung des Exekutionsverfahrens beschloß, 7. Nov. 1858 die Gesamtstaatsverfassung für Holstein und Lauenburg auf. Eine Vereinbarung mit den holsteinischen Ständen über eine neue Verfassung für die Gesamtmonarchie kam nicht zu stande. Der König gab überhaupt unter dem Einfluß der in Kopenhagen herrschenden nationalliberalen Partei seinen frühern dynastischen Standpunkt ganz auf und lenkte in die Bahnen der eiderdänischen Politik ein. Auf Bitten des Landsthings, welches im Januar 1863 in einer Adresse den Wunsch nach einer weitern Ausscheidung Holsteins und dafür einer um so engern Vereinigung Schleswigs mit dem eigentlichen D. aussprach, trennte der König durch Verordnung vom 30. März 1863 Holstein von der bisherigen Gemeinsamkeit mit den übrigen Teilen des Königreichs. Dagegen wurde Schleswig ganz offen als dänische Provinz behandelt und durch Verstärkung der Befestigungen am Danewerk und auf den Düppeler Höhen militärisch gesichert. Die letzte Konsequenz der eiderdänischen Politik war es, daß die Regierung dem am 28. Sept. 1863 eröffneten Reichsrat den Entwurf einer für das eigentliche D. und das Herzogtum Schleswig gemeinsamen Verfassung vorlegte. Dieses Staatsgrundgesetz fand rasch die Genehmigung des Gesetzgebenden Körpers; schon 13. Nov. ward dasselbe unter stürmischem Beifall der Tribünen mit 41 gegen 16 Stimmen angenommen. Die eiderdänische Demokratie der Hauptstadt jubelte; sie hatte in der Erreichung des lange angestrebten Ziels einen glänzenden Triumph gefeiert. Die noch fehlende königliche Sanktion war natürlich mit Sicherheit zu erwarten, und dann sollte die neue Ordnung schon mit 1. Jan. 1864 in Kraft treten.

Gerade in diesem Augenblick starb unerwartet 15. Nov. 1863 der König. Als Nachfolger Friedrichs VIII. bestieg der sogen. Protokollprinz, Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, als Christian IX. den dänischen Thron. Im eigentlichen Königreich geschah dieses vollkommen rechtlich, da hier der Londoner Vertrag durch den Verzicht der näher Berechtigten und durch die Zustimmung des Reichstags unbestrittene Gültigkeit erlangt hatte. Gleichwohl war auch hier der neue König der Zustimmung des Volkes keineswegs sicher, und durch die Forderungen und Drohungen der aufgeregten Kopenhagener Bevölkerung ließ sich Christian IX. 18. Nov. bewegen, der neuen Verfassung seine Zustimmung zu geben; am 1. und 2. Dez. wurde dieselbe amtlich publiziert und sollte in der That 1. Jan. 1864 in Vollzug treten. Dies gab dem Widerstand, der sich in den Herzogtümern sofort gegen die Thronbesteigung Christians IX. erhoben hatte, erst Kraft und Nachhaltigkeit. Die Stände erklärten sich für den Prinzen von Augustenburg als legitimen Erben und riefen den Schutz des Bundes für die Rechte des Landes und des Prinzen an. Als der Bund noch im Dezember 1863 Holstein und Lauenburg durch sächsische und hannöversche Truppen besetzen ließ, räumten die Dänen, ihrer Politik getreu, diese Lande ohne Schwertstreich. Nun aber verlangten Österreich und Preußen auf Grund des auch im Londoner Protokoll bestätigten Rechts Schleswigs und Holsteins auf Zusammengehörigkeit und gemeinschaftliche Verfassung 16. Jan. 1864 die Aufhebung der eiderdänischen Verfassung. In thörichtem Vertrauen auf die Hilfe der Großmächte, namentlich Englands, lehnte das Ministerium Monrad die Forderung ab und führte damit einen neuen deutsch-dänischen Krieg herbei. Die österreichischen und preußischen Truppen überschritten 1. Febr. die Eider und zwangen die Dänen unter Meza durch einige Gefechte und eine Umgehung ihrer linken Flanke 5. Febr. zur Räumung des Danewerks. Dieselben zogen sich hinter die Düppeler Schanzen

zurück, welche 18. April von den Preußen erstürmt wurden, während die Österreicher in Jütland eindrangen. Auf einer Konferenz der Mächte in London (25. April bis 25. Juni), welche vermitteln wollte, lehnte D. in hartnäckiger Verblendung sowohl eine Personalunion der Herzogtümer mit D. als eine Teilung Schleswigs ab. Der Krieg begann also von neuem mit der Eroberung Alsens durch die Preußen (29. Juni) und der Besetzung ganz Jütlands. Schon war ein Übergang der Verbündeten nach Fünen geplant, als D. 18. Juli Waffenstillstand schloß und im Frieden zu Wien 30. Okt. 1864 die drei Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Österreich und Preußen abtrat.

Neueste Zeit.

Durch die Abtretung der drei Herzogtümer war D. auf einen Umfang beschränkt, wie es ihn so klein noch nie gehabt hatte. Der seit 1850 hochgeschwellte Nationalstolz des Volkes hatte eine empfindliche Demütigung erlitten. Indes war der Geist des Volkes ungebrochen, und es wandte seine Kräfte mit verdoppeltem Eifer und überraschendem Erfolg der Hebung seiner geistigen und materiellen Kultur zu. Die bisher ausschließlich herrschende nationalliberale und eiderdänische Partei, deren Politik so völlig Schiffbruch gelitten, verlor allerdings ihren Einfluß und die Hauptstadt ihr Übergewicht über das Land. Als der Reichstag 3. Okt. 1864 wieder zusammentrat, erhob die Partei der Bauernfreunde in beiden Thingen das Verlangen nach einer Wiederherstellung der ursprünglichen Verfassung von 1849. Die eiderdänische Verfassung vom 18. Nov. 1863 war allerdings seit dem Verlust Schleswigs gegenstandslos geworden und das Verlangen ihrer Aufhebung nicht ungerechtfertigt. Aber das Ministerium Bluhme wollte höchstens zugestehen, daß der Reichsrat auf verfassungsmäßigem Weg seiner Rechte und Befugnisse sich begebe und der Reichstag gleichfalls in korrekt konstitutioneller Form diese letztern an sich nehme. Das gab dem Ministerium eine vorteilhaftere Position und erlaubte ihm, Bedingungen für die neue Verfassung zu stellen. Das Folkething lehnte indes die Vorschläge des Ministeriums über die Verfassungsrevision, namentlich den neuen Wahlmodus, ab. Es wurde 1865 aufgelöst, aber in seiner alten Zusammensetzung wieder gewählt, so daß Bluhme zurücktrat und Graf Frijs-Frijsenborg ein neues Ministerium bildete, welches 1866 die neue Verfassung mit dem Reichstag vereinbarte. Im Oktober 1866 erfolgten die Wahlen zu den beiden Thingen des Reichstags auf Grund der neuen Verfassung, und als der König denselben 12. Nov. eröffnete, konnte er auf eine dem dänischen Volk sehr erfreuliche Aussicht hinweisen: die im 5. Artikel des Prager Friedens bestimmte Rückgabe der nördlichen Distrikte des Herzogtums Schleswig, unter der Voraussetzung freilich, daß die Bevölkerung in freier Abstimmung sich dafür ausspreche. Zwar führten die Verhandlungen mit Preußen über die Ausführung des Artikels zu keinem Resultat, da D. die von Preußen geforderten Garantien für die abzutretenden deutschen Gemeinden nicht geben wollte. Indes solange Napoleon, der Urheber jenes Artikels, mächtig war, konnte D. auf Nordschleswig hoffen. Als der Krieg 1870 zwischen Deutschland und Frankreich ausbrach, war die öffentliche Meinung in D. einer Allianz mit Frankreich zur Wiedererlangung des Verlornen nicht abgeneigt. Indes der rasche Verlauf des Kriegs und der Sturz Napoleons zwangen D. zur Neutralität. Wenn auch einige Annäherungsversuche an das neue Deutsche Reich stattfanden, so war die tiefe Verstimmung im Volk gegen Deutschland doch so fest gewurzelt und kam so oft zum Ausbruch, daß engere Beziehungen und ein Vertrauensverhältnis zwischen beiden Staaten unmöglich waren. Deutschland zog es daher vor, sich im Oktober 1878 mit Österreich über die Aufhebung des Art. 5 zu verständigen, und veröffentlichte dies zur großen Überraschung der Dänen im Januar 1879, als eben der dänische Hof bei der Vermählung des Herzogs von Cumberland mit der Prinzessin Thyra seinen deutschfeindlichen Gesinnungen einen etwas taktlosen Ausdruck gegeben hatte.

Einen wichtigen Gegenstand der Verhandlungen des Reichstags bildete die Reorganisation des Heer- und Verteidigungswesens. Ein neues Wehrpflichtgesetz, welches die allgemeine Wehrpflicht einführte, wurde im Januar 1869, ein Gesetz über die Reorganisation des Heers im Januar 1873 angenommen. Dagegen sträubte sich die Majorität des Folkethings, die Kosten für die Vermehrung der Truppen und der Marine und die geplanten großartigen Befestigungsanlagen zu bewilligen. Die Regierung, immer noch etwas unter dem Einfluß der eiderdänischen Partei stehend, wollte Dänemarks militärische Stärke möglichst erhalten, damit es einen wichtigen Faktor in allen kriegerischen Verwickelungen spielen könne, und vor allem seine Verteidigung gegen Deutschland sichern. Dies erforderte aber sehr kostspielige Anlagen und war doch im Ernstfall nutzlos, da dann nur Kopenhagen, allenfalls Seeland zu schützen war. Daher geriet das Folkething, in welchem die eiderdänische oder jetzt konservative Partei die Mehrheit an die Bauernpartei und die Radikalen verloren hatte, mit der Regierung in heftigen Konflikt. Das der Bauernpartei oder der Linken allzu konservative Ministerium Holstein-Holsteinborg (seit 1870) wurde 1874 durch das liberalere Kabinett Fonnesbech ersetzt. Dies erreichte auch nichts, und es wurde nun 1875 ein rein büreaukratisches Ministerium unter Estrup gebildet, welches sich auf das Landsthing stützte, das von der Regierung als ein dem Folkething gleichstehender Faktor im Staat bezeichnet wurde. Dies hatte zur Folge, daß bei jeder Auflösung und Neuwahl des Folkethings die Opposition wuchs und 1876 auf 74 Mitglieder der Opposition gegen 27 Regierungsfreunde stieg. Da das Folkething nicht bloß das Landesverteidigungsgesetz, sondern auch das Budget ablehnte, wurde 1877 ein provisorisches Finanzgesetz durch königliche Verordnung erlassen. 1879 erlangte zwar die Regierung die Genehmigung des Budgets, da die Opposition sich in zwei Parteien, Gemäßigte und Radikale, spaltete, und 1880 auch die Annahme zweier Gesetze, welche die Stärke des Landheers und der Marine festsetzten. 1881 brach aber aus Anlaß einer Mehrforderung für die Beamtenbesoldungen der Streit von neuem und schärfer aus. Eine zweimalige Auflösung des Folkethings im Sommer 1881 minderte die Opposition nicht und bekräftigte dieselbe in ihrer Forderung, daß sich die Regierung dem Volkswillen füge. Diese jedoch leugnete, daß in D. das parlamentarische Regierungssystem herrsche, und berief sich auf die Zustimmung des gleichberechtigten Landsthings; zugleich stand die Hauptstadt Kopenhagen mit ihrer Presse auf ihrer Seite. Trotz 13maliger Beratung kam das Finanzgesetz 1881 nicht zu stande, und das Ministerium regierte mit einem provisorischen Budget. 1882—84 kam zwar das Budget zu gesetzlichem Abschluß, die Festungs- und Flottengesetzvorlage wurde aber im Folkething von der Tagesordnung

abgesetzt, und da die Regierung sich hartnäckig weigerte, das Landsthing aufzulösen, die Neuwahlen von 1884 aber die radikale Mehrheit im Folkething noch verstärkten, so beschloß das letztere, alle Anträge der Regierung von vornherein zu beanstanden und von der Beratung so lange abzusetzen, bis das Ministerium Estrup zurückgetreten sei. Dieses wich jedoch nicht, sondern griff 1. April 1885 wiederum zu dem Auskunftsmittel eines vorläufigen Finanzgesetzes. Die Linke mußte sich mit einem Protest begnügen.

[Litteratur.] Die Quellen der Geschichte Dänemarks sind gesammelt in: »Scriptores rerum danicarum«, herausgegeben von Langebek, Suhm &c. (Kopenh. 1772—1878, 9 Bde.); »Monumenta historiae danicae. Historiske Kildeskrifter og Bearbeidelser af dansk Historie«, herausgegeben von Rördam (1871—84); »Regesta diplomatica historiae danicae« (1847—85); Reedtz, Répertoire historique et chronologique des traités conclus par la couronne de Danemark jusqu'à 1800 (1826); »Danske tractater«, 1751—1879 (1874—85, 4 Bde.). Daran schließen sich als Bearbeitungen der ältesten Zeit an: »Den danske Riimkrönike« (hrsg. von Molbech, 1825); »Saxonis Grammatici historia danica« (hrsg. von Müller und Velschow, 1839—58, 3 Bde.); P. E. Müller, Sagabibliothek (1817—20, 3 Bde.); L. C. Müller, Danmarks Sagnhistorie (2. Aufl. 1874); Worsaae, Danmarks Oldtid (1843); Petersen, Danmarks Historie i Hedenold (2. Aufl. 1854, 3 Tle.).

Bearbeitungen der ganzen Geschichte sind: Meursius, Historia danica (1746); L. Holberg, Danmarks Historie (1732—35, neueste Ausg. 1856); Suhm, Historie af Danmark (1782—1828, 14 Tle.; deutsch von Gräter, Leipz. 1830, 2 Bde.); Baden, Danmarks Riges Historie (1829—32, 5 Bde.); C. F. Allen, Det danske Sprogs Historie i Slesvig (1857—58, 2 Bde.; deutsch, Schlesw. 1857—58); Molbech, Fortällinger af den danske Historie (1837—38, 2 Bde.); Dahlmann, Geschichte von D. (Hamb. 1840—43, 3 Bde.); C. F. Allen, De tre nordiske Rigers Historie under Hans, Christiern II., Frederik I., Gustav Vasa, Grevefeiden (1497—1536) (1864—72, 5 Bde.); C. M. Öttinger, Geschichte des dänischen Hofes von Christian II. bis Friedrich VII. (Hamb. 1857—59, 8 Tle.); C. Paludan-Müller, De förste Konger af den oldenborgske Slägt (1874); Kjellgren, Danmarks Historia (Stockh. 1862); Lundblad, Histoire de Danemark et de Norvège (Tours 1863); Barfod, Fortällinger af Fädrelandets Historie (4. Ausg. 1872—74, 2 Bde.); Fabricius, Illustreret Danmarks Historie for Folket (1862, 2 Bde.); Allen, Haandbog i Fädrelandets Historie (8. Aufl. 1881; deutsch von Falk, Kiel 1846); L. C. Müller, Danmarks Historie (2. Aufl. 1876 ff.); Thorsöe, Den danske Stats Historie fra 1800 til 1864 (1876 ff.).

Dänemarkstraße, Meerenge zwischen Ostgrönland und Island, einziger Ausweg des ostgrönländischen Polarstroms; an der östlichen Seite geht ein Arm des Golfstroms nach Norden.

Dänengeld (Danagild), eine früher in England (seit 991) erhobene und anfangs zur Leistung des Tributs an die dänischen Könige bestimmte Grundsteuer. Dieselbe belief sich auf 1 Schilling von der hide Landes (wie die Hufe eine Ackernahrung), daher der spätere Name hidagium.

Danco, 1) Giovanni, ital. Dichter, geb. 16. Mai 1824 zu St.-Rémy im Piemontesischen, erhielt seine Erziehung zu Genua und wurde dann Lehrer am Collegio Nazionale daselbst, wo er gegenwärtig die Stelle eines Provinzialinspektors des öffentlichen Unterrichts bekleidet. Außer Schriften, welche sich auf Unterrichtsangelegenheiten beziehen, veröffentlichte er eine Reihe sehr beachtenswerter Dramen, Romane und lyrischer Gedichte. Hierher gehören: die Tragödie »Suleika« (1856), der das mit großem Beifall aufgenommene Drama »Elisa di Montalpino« folgte; der durch edle Einfachheit der Darstellung ausgezeichnete Roman »Il castello di Bardespina« (1871); die lyrische Sammlung »Versi« (1871) und die epische Dichtung »Gotama« (1876), worin die Geschichte eines indischen Anachoreten erzählt wird. Von den weitern Werken des Dichters nennen wir: »Considerazioni sul bello« (1877); »Un Sogno« (1879); »Aleardo Aleardi« (1879); den Roman »Le memorie d'un galantuomo« (1880); »Rafaëllo Sanzio Temosforo« (1880) und »Poesie« (1885).

2) Felice, ital. Schriftsteller, geb. 1825 zu Asti, machte seine Studien in Turin und ist gegenwärtig Direktor des Lyceums zu Cuneo. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Vite scelte di Piemontesi illustri« (Turin 1858, 2 Bde.); »La monarchia italiana sotto lo scettro della casa di Savoia« (1861); »Dello spirito dell' arte« (1863); »Fasti di casa Savoia« (1866); »Monale«, Idyll (1871); »Italia e Spagna«, Gedicht (1872); »Diritti e doveri dei cittadini« (1873) u. »Vita di Giuseppe Monticone« (1877).

Danewerk (dän. Dannevirke, Limes Normannicus, Danorum Vallum), der alte berühmte Grenzwall der Dänen gegen die Deutschen in Schleswig, auf dem nördlichen Ufer der Eider, von der Küste der Ostsee bis zu der der Nordsee oder von dem Dorf Hollingstedt bis südlich von der Stadt Schleswig, wo die jütländische Halbinsel die geringste Breite hat, in einer Länge von 15 km und einer Höhe von 8—13 m sich erstreckend, ward 808 von dem Dänenkönig Gottfried (Göttrik) errichtet, um die Grenzmark seines Landes von dem alten Vaterland der unter fränkische Botmäßigkeit geratenen Ostsachsen abzusondern. Gottfried ließ in dem errichteten Wall ein einziges Thor (Wieglesdor, »Weglaßthor«, oder Heggedor, »Heckenthor oder Hegthor«) anbringen, durch welches allein die Verbindung mit den Grenznachbarn stattfinden sollte. Die Bewachung des Walles ward einem besondern Grenzwächter (custos normannici limitis) anvertraut. 974 ward das D. von Kaiser Otto II. erstürmt. Die durch die Abtretung Schleswigs 1027 an die Dänen zurückgekommenen Überreste des Danewerks wurden im 12. Jahrh. von Waldemar d. Gr. erneuert und durch eine steinerne Mauer verstärkt. Zum letztenmal vergrößert wurde der Wall im 14. Jahrh. durch die Königin Margarete; von nun an ließen ihn die Herzöge als bedeutungslos verfallen. Erst im schleswig-holsteinischen Krieg von 1848 bis 1849 erhielt das D. wieder eine historische Bedeutung durch die Schlacht bei Schleswig 23. April 1849; doch befand sich dasselbe in einem so ungenügenden Zustand, daß die Befestigung dem ersten Anlauf der Preußen erlag. Auch im deutsch-dänischen Krieg 1864 stützte sich die dänische Armee unter Meza auf das D., das nach 1850 mit großem Kostenaufwand und auf Grund eines wohldurchdachten Plans zu einer sehr starken Position ausgebaut worden war. Nachdem jedoch die Deutschen über die Schlei gegangen waren, räumten die Dänen 5. Febr. den Wall ohne Schwertstreich. Für die Sieger hatten die Befestigungen des Danewerks keinen Wert und wurden deshalb abgetragen. Vgl. Lorenzen, Dannevirke og Omegn (2. Aufl., Kopenh. 1864); Kaufmann, Der Rückzug von Danewirk und dessen geheime Geschichte (a. d. Dän., Berl. 1865).

Danforth's oil, der flüssigste Teil des Petroleums.

Dangast, Dorf im oldenburg. Amt Varel, am Jadebusen, in der Nähe der Eisenbahnstation Varel, mit 245 Einw. und besuchtem Seebad.

Dange (spr. dannje), Fluß im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, entspringt in Kurland, tritt bei Krottingen in Preußen ein und fällt nach 52 km langem Lauf (23 km schiffbar) bei Memel (4,7 m tief) in das Tief von Memel, die Verbindung des Kurischen Haffs mit der Ostsee.

Danhauser, Joseph, Maler, geb. 18. Aug. 1805 zu Wien, bildete sich auf der Akademie daselbst unter Peter Krafft und trat zuerst als Historienmaler auf. Szenen aus Pyrkers »Rudolf von Habsburg« erwarben ihm die Gunst des Verfassers, der ihn für einige Zeit nach Venedig zog. Er trat hier mit seinen Darstellungen aus dem modernen Künstlerleben, den bekannten Malerateliers (dem Scholarenzimmer eines Malers, dem Fleischerhund im Maleratelier ꝛc.), auf. Nach Vollendung einiger historischer Gemälde und des Hauptaltarblattes für den Dom zu Erlau, die Marter des heil. Johannes darstellend, wandte er sich ausschließlich dem Genre zu, worin er sich mit Humor bewegte. Seine Hauptarbeiten sind: der Augenarzt; der geheilte Blinde; der Prasser (gestochen von Stöber); die Testamentseröffnung; die Klostersuppe; Wein, Weib und Gesang; die aufgehobene Pfändung ꝛc. Sein letztes Bild war: der Feierabend. Er starb 4. Mai 1845. D. besaß einen glücklichen Humor und scharfe Beobachtungsgabe; seine Ausführung ist sehr sorgfältig, seine unter dem Einfluß der Zeit stehende Farbe etwas glasig.

Dänholm, kleine Insel im Strelasund, der Rügen vom Festland scheidet, Stralsund (s. d.) gegenüber.

Daničić (spr. -itschitsch), Georg, serb. Philolog, geb. 6. April 1825 zu Neusatz, studierte in Wien Sprachwissenschaft, ward 1856 Bibliothekar der Nationalbibliothek in Belgrad und 1859 Professor der Litteraturgeschichte am dortigen Lyceum. Da er 1865 als Freidenker von letzterm Lehrstuhl entfernt und ins Ministerium des Innern als Sekretär versetzt werden sollte, ließ er sich in Agram nieder, wo er, von der südslawischen Akademie zum Sekretär ernannt, 17. Nov. 1882 starb. Seine erste Arbeit war: »Rat za srbski jezik a pravopis« (Ofen 1847), worin er sich sogleich als tüchtiger slawischer Sprachforscher offenbarte. Von seinen übrigen Schriften nennen wir: »Mala srbska grammatika« (1850); »Srbska sintaksa« (1858); »Oblici srbskoga jezika« (1863). Mit Hilfe des Fürsten Michael von Serbien und dessen Gattin Julie, welcher D. das Serbische lehrte, ward es letzterm möglich, das große altserbische Wörterbuch »Rječnik iz književnih starina srbskih« (1863—64, 3 Bde.) herauszugeben. Außerdem besorgte D. die Herausgabe mehrerer alter serbischer Schriften und half Vuk bei Herausgabe seines Wörterbuches und seiner Nationallieder.

Daniel (hebr., »der Richter Gottes«, d. h. der im Namen Gottes Recht spricht), ein Hesek. 14, 14. 20; 28, 3 mit Noah und Hiob zusammen genannter frommer Dulder der Vorzeit. Seine legendenhafte Geschichte erzählt das nach ihm genannte, in unsern lateinischen und deutschen Bibeln in die Zahl der sogen. vier großen Propheten aufgenommene Buch des hebräischen Kanons. Hiernach gehörte er zu den unter Jojakim in das babylonische Exil weggeführten Juden, erlangte schon unter Nebukadnezar eine hohe Stelle am Hof, die er auch unter Dareios und Kyros trotz aller gegen ihn gesponnenen Hofkabalen behauptete. Das halb chaldäisch, halb hebräisch geschriebene Buch, welches dieses erzählt, ist, wie Bleek, De Wette, Hitzig, Ewald, Lücke, Bunsen, Dillmann, Hilgenfeld, Graf, Kuenen zur Evidenz erhoben haben, erst Jahrhunderte nach der babylonischen Gefangenschaft geschrieben worden und zwar unter Antiochos Epiphanes 165 v. Chr. In der Weise der Apokalyptik (s. d.) wird die Verkündigung der Zeitereignisse bis auf die Gegenwart des Verfassers einem früher lebenden Seher als Weissagung in den Mund gelegt. Die Leser sollen dadurch in den Zeiten der syrischen Religionsnot getröstet und gestärkt werden, sofern alle scheinbaren Widerwärtigkeiten als vorausbedachte Teile des göttlichen Weltplans erscheinen, dessen letztes Ziel in einer demnächst anbrechenden Herrschaft des Volkes Gottes auf Erden besteht. Vgl. Hitzig, Das Buch D. (Leipz. 1850).

Daniel, 1) Arnaud, provençal. Dichter aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., stammte aus dem Périgord und lebte zum Teil am Hof König Richards I. von England, zum Teil an den kleinern Höfen Südfrankreichs. Nach einer spätern Überlieferung beschloß er sein Leben im Kloster. D. dichtete meist in Sextinen, huldigte aber dem dunkeln und gekünstelten Stil, und seine 17 noch vorhandenen Lieder bieten daher für das Verständnis große Schwierigkeiten. Er wurde von seinen Zeitgenossen hochgeschätzt; selbst Dante zählt ihn zu den vorzüglichsten Troubadouren und bezeichnet ihn als den ersten Sänger der Liebe. Daß er, wie man früher annahm, auch epische Dichtungen verfaßt habe, hat sich als ein Irrtum herausgestellt.

2) Samuel, engl. Dichter und Historiker, geb. 1562 zu Taunton in der Grafschaft Somerset, studierte zu Oxford, widmete sich dann der Poesie und Geschichte und wurde von der Königin Elisabeth als Dichter gekrönt, von Anna, der Gemahlin Jakobs I., aber zum Kammerherrn ernannt. Er starb im Oktober 1619 zu Beckington in der Grafschaft Somerset. Sein bestes Werk ist seine »History of England« (Lond. 1613—18, 2 Bde., u. öfter; fortgesetzt von J. Russell bis 1484, das. 1650). Als Dichter ist D. durch seine lyrischen Poesien, insbesondere durch seine Sonette, von einiger Bedeutung. Dagegen sind seine größern Gedichte, namentlich die »History of the civil wars between the houses of York and Lancaster« (1599), wenig mehr als gereimte Prosa. Seine »Poetical works« erschienen London 1623 und 1718, 2 Bde.

3) Gabriel, franz. Historiograph, geb. 8. Febr. 1649 zu Rouen, ward Jesuit und lehrte in den Kollegien des Ordens Philosophie, Humaniora und Theologie, kam zuletzt als Bibliothekar in das Profeßhaus seines Ordens nach Paris, erhielt von Ludwig XIV. den Charakter eines königlichen Historiographen und starb 23. Juni 1728. Seine »Voyage du monde de Descartes« (Par. 1691) ward auch ins Lateinische, Englische und Italienische übersetzt (neue Aufl., das. 1696; mit den »Nouvelles difficultés touchant la connaissance des bêtes« vermehrt, zum letztenmal 1739, 2 Bde.). Gegen Pascals »Lettres provinciales« verteidigte er die Jesuiten in den »Entretiens de Cléandre et d'Eudoxe sur les lettres provinciales« (Rouen 1694; auch ins Lateinische, Spanische, Italienische und Englische übersetzt). Sein Hauptwerk: »Histoire de France« (beste Ausgabe mit Fortsetzung bis 1715 von B. Griffet, Par. 1755—57, 17 Bde., und von Lombard, Amsterd. 1755—58, 24 Bde.; deutsch, Nürnb. 1756—63, 16 Bde.; einen Abrégé in 9 Bdn. gab der Verfasser 1724 heraus), ermangelt des Quellenstudiums und der historischen Treue und dient, obwohl dies mit jesuitischer Kunst verdeckt

wird, den Interessen des Hofes und Klerus. Bekannt ist noch seine »Histoire de la milice française« (Par. 1721, 2 Bde.; im Auszug von Allatz, das. 1773, 1780, 2 Bde.).

4) Hermann Albert, geograph. Schriftsteller, geb. 18. Nov. 1812 zu Köthen, studierte 1830—34 in Halle Theologie, wirkte dann lange Jahre als Professor am Pädagogium daselbst und starb 13. Sept. 1871 in Leipzig, wohin er sich, nachdem er 1870 sein Lehramt niedergelegt, zurückgezogen hatte. Daniels großes und bleibendes Verdienst ist es, der Geographie, die er im Sinn Ritters behandelte, durch geschmackvolle Darstellungsweise in seinen verschiedenen Lehrbüchern die Schulen und die Teilnahme der gebildeten Welt gewonnen zu haben. Schon 1844 veröffentlichte er ein »Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten« (64. Aufl. 1885), gesellte diesem einen »Leitfaden« für niedere Anstalten bei (151. Aufl. 1885) und legte die Summe seiner Kenntnisse in dem »Handbuch der Geographie« (Leipz. 1859–63, 3 Tle.; 5. Aufl. 1880–83, 4 Bde.) nieder, von dem ein Auszug 1883 in vierter Auflage (daneben illustrierte Ausgabe in 2 Bdn.) erschien. Alle diese Werke sind in mehrere Sprachen, sogar ins Spanische und Neugriechische, übersetzt worden. Auf theologischem Gebiet hat er sich als Hymnolog durch die Werke: »Thesaurus hymnologicus« (Halle 1841–56, 5 Bde.) und »Codex liturgicus« (das. 1847—55, 4 Bde.) verdient gemacht. Vgl. »H. A. D., ein Lebensbild« (Halle 1872).

Daniell (spr. dännjĕll), 1) Thomas, engl. Maler und Radierer, geb. 1749 zu Kingston at Thames, lernte von 1773 an in der Londoner Akademie und stellte von 1774 bis 1784 Blumen und Landschaften aus. In letzterm Jahr ging er mit seinem Neffen William nach Indien. 1799 wurde er Mitglied der Akademie. Er starb 19. März 1841 in London. Seit seiner Rückkehr malte er meist indische Landschaften, Tigerjagden u. dgl. Er veröffentlichte: »Antiquities and views in India« (143 illuminierte Kupfer und ein Oktavband Text, Lond. 1799—1808); »A picturesque voyage to India, by the way of China« (50 illuminierte Kupfer, das. 1810).

2) William, engl. Maler und Radierer, Neffe des vorigen, geb. 1769, begleitete seinen Oheim nach Indien, wurde 1822 Mitglied der königlichen Akademie und starb 16. Aug. 1837 in New Camden Town. Er hat eine Menge Zeichnungen und Stiche für Werke geliefert; so war er Mitarbeiter an den bei dem vorigen genannten. Ferner gab er heraus: »A series of views of London etc.« (12 kolorierte Blätter, Lond. 1812); »Interesting selections of animated nature« (60 Bl., das. 1809; 2. Ausg. mit 120 Bl. 1820); »A voyage round Great Britain — in the summer 1813« (das. 1814 – 20, 4 Bde.); »Illustrations of the island of Staffa« (9 kolorierte Bl., das. 1818). Nach seinem Tod erschien: »Eastern legendary tales and oriental romances etc.«, Stahlstiche nach Daniells Zeichnungen (Lond., 2 Bde.). Ein Gemälde von ihm, A view of the long walk, Windsor, befindet sich in der königlichen Sammlung.

3) Samuel, engl. Maler, Bruder des vorigen, geb. 1777 zu London, ging früh nach dem Kap der Guten Hoffnung und drang tief in das Innere Afrikas ein, kam 1804 nach London zurück, ging aber zwei Jahre später nach Ceylon, wo er 1811 starb. Nach seinen Zeichnungen erschienen: »African scenery and animals« (30 Kupfer, Lond. 1804—1805, 2 Tle.); »A picturesque illustration of the scenery etc. of Ceylon« (12 Kupfer, das. 1808); »Sketches representing the native tribes etc. of Southern Africa, from drawings by the late S. D., engraved by Will. D.« (48 Lithographien, das. 1820).

Daniellsches Element, s. Galvanische Batterie.

Daniels, Alexander Joseph Aloys Reinhard von, namhafter deutscher Rechtsgelehrter, geb. 9. Okt. 1800 zu Düsseldorf, studierte seit 1818 in Heidelberg und Bonn Rechtswissenschaft, trat 1821 als Auskultator bei dem Oberlandesgericht zu Paderborn in den preußischen Staatsdienst, war seit 1826 Kammergerichtsassessor, bis Mitte 1830 am rheinischen Appellationsgerichtshof zu Köln, dann beim Landgericht in Kleve, seit Juni 1843 als Appellationsgerichtsrat am rheinischen Revisions- und Kassationshof zu Berlin beschäftigt und trat bei Vereinigung des letztern mit dem Obertribunal (1852) als Rat in dieses ein. Zugleich hatte er seit 1844 an der Universität über deutsche Rechtsgeschichte und den Code Napoléon Vorlesungen gehalten. 1848 Mitglied der zu Vereinbarung der preußischen Verfassung berufenen Nationalversammlung und der von ihr niedergesetzten Verfassungskommission, vertrat er entschieden die Prärogativen der Krone, sprach gegen das Steuerverweigerungsrecht und gegen die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden. 1849 in die Erste Kammer gewählt und 1854 vom König zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses berufen und zum Kronsyndikus ernannt, bewies er sich hier als einer der Vorkämpfer des »christlichen Staats« und als entschiedener Gegner jeder liberalen Neuerung, wie er auch als Referent für die rheinische Gesetzgebung ebenfalls konservativen Grundsätzen die ausgedehnteste Geltung zu verschaffen suchte. Er starb 4. März 1868 in Berlin. Seine zahlreichen Schriften sind teils privatrechtlichen, teils prozessualischen, teils rechtsgeschichtlichen Inhalts. Hervorzuheben sind: »Grundsätze des rheinischen und französischen Strafverfahrens« (Berl. 1849); »Lehrbuch des gemeinen preußischen Privatrechts« (das. 1851—52, 4 Bde.; zweite Bearbeitung, das. 1862); »Rechtsdenkmäler des deutschen Mittelalters« (mit v. Gruben und Kühns, das. 1857—63, 2 Abtlgn. in 3 Bdn.); »Spiegel der deutschen Leute« (das. 1858); »Handbuch der deutschen Reichs- und Staatenrechtsgeschichte« (Tübing. 1859—63, 2 Tle. in 4 Bdn.); »System des preußischen Zivilrechts« (Berl. 1866, 2 Bde.). Am bekanntesten ist seine Abhandlung »Alter und Ursprung des Sachsenspiegels« (Berl. 1853), worin er ebenso wie in den »Rechtsdenkmälern« gegen Homeyer die unhaltbare Ansicht verteidigte, daß der Sachsenspiegel nur ein Auszug aus dem Schwabenspiegel und dem Sächsischen Weichbildrecht sei.

Danien (spr. daniāng), s. Kreideformation.

Danilewskij, Grigorij Petrowitsch, russ. Schriftsteller, geb. 14. (26.) April 1829 auf dem Gute Danilowka im Kreis Isjum des Gouvernements Charkow, wurde in der »adligen Pension« zu Moskau erzogen, studierte darauf in Petersburg Jura und erhielt 1850 eine Anstellung im Ministerium der Volksaufklärung, in dessen Auftrag er Reisen in die Krim und nach Finnland unternahm und in den Klosterarchiven der Gouvernements Charkow, Kursk und Poltawa arbeitete. Nachdem er 1857 seinen Abschied genommen, zog er sich auf seine Besitzung im Gouvernement Charkow zurück, wo er zwölf Jahre blieb; seit 1869 lebt er wieder in St. Petersburg und zwar als Mitredakteur des offiziellen »Regierungsanzeigers«. Die ersten schriftstellerischen Versuche von D. datieren aus dem Jahr 1847; einen Ruf aber erwarb er sich erst später durch seine Erzählungen, welche durch ein gewisses ethnographisches Element

charakterisiert sind, und seine historischen Romane. Wir nennen von seinen Werken: »Die Freiheit. Zwei Romane aus dem Leben der Flüchtlinge« (1864); »Das ukrainische Altertum. Materialien zur Geschichte der Litteratur und Kultur der Ukraine« (1866, von der Akademie der Wissenschaften mit dem Uwarowschen Preis gekrönt); die Romane: »Die neunte Welle« (1874) und »Mirowitsch« (1879) und die kleinern Erzählungen: »Großmütterchens Paradies« (1874), »Das Dorf Sorokopanowka«, »Potemkin an der Donau« (1878) u. a. Mehreres von D. ist auch in deutscher Sprache (in Reclams »Universalbibliothek«) erschienen, z. B. »Die Nonnenklöster in Rußland« (Übersetzung von »Die neunte Welle«), »Mirowitsch« u. a.

Danilo, Pietrowitsch Njegosch, Fürst von Montenegro, geb. 25. Mai 1826 in einem Dorf bei Cattaro, wurde, nachdem er sich in Wien einige Zeit aufgehalten hatte, nach dem Tod seines Oheims, des Vladika Peter II. Petrowitsch, 31. Okt. 1851 Fürst. Um die bisher vereinigte geistliche und weltliche Würde zu trennen, ließ er mit russischer Zustimmung und Subvention die geistliche Metropolitanwürde an einen Verwandten übertragen, sich selbst aber 21. März 1852 vom Volk als Fürst der ganzen Tschernagora anerkennen. 1855 vermählte er sich mit Darinka Kvekitschewa, der Tochter eines reichen Großhändlers in Triest. Seine Regierung war, wie die seiner Vorgänger, eine äußerst bewegte. Ein Versuch der Pforte, Montenegro, das 1852 einen Krieg mit den Türken begonnen, durch Omer Pascha zu unterjochen, scheiterte 1853 an der Intervention Österreichs, das an dem Fortbestand dieses Hinterlandes der dalmatischen Küste ein Interesse hatte. D. begann nun seine Regierung im Innern zu befestigen und das, was er unter Kultur verstand, einzuführen. Er unterdrückte das frühere System der kleinen Tyrannen, welche für willkürliche Taxen einzelne Distrikte verwalteten, sorgte für die Sicherheit des Landes, richtete Schulen ein und suchte auch die Beziehungen der Kirche zum Staat zu regeln. Als Rußland die zugesagten Subsidien nicht mehr zahlte, suchte D. durch persönliche Anwesenheit am französischen Hof 1857 Frankreichs Sympathien für sich zu gewinnen, was ihm auch gelang; zugleich aber gedachte er auch von der Pforte gegen Anerkennung der Oberhoheit derselben über sein Land Vergrößerungen und Handelserleichterungen zu erreichen. Dies erschütterte sein Ansehen beim Volk und veranlaßte die Bildung mehrerer Verschwörungen gegen D., an denen selbst Verwandte desselben teilhatten, die aber entdeckt wurden. Am 12. Aug. 1860 ward D. zu Cattaro, im Begriff, in einen Kahn zu steigen, von Todoro Kaditsch aus Lorana, welcher als der Teilnahme an einer Verschwörung verdächtig aus Montenegro hatte fliehen müssen, durch eine Kugel meuchlerisch getroffen, infolgedessen er am folgenden Tag starb. Ihm folgte auf dem Thron der von ihm adoptierte älteste Sohn seines Bruders Mirko, Nikolaus Pietrowitsch Njegosch.

Danilo-Orden, montenegrin. Militär- und Zivilorden, erhielt 1855 seine jetzige Gestalt zum Gedächtnis der »czernagorischen Unabhängigkeit«. Er hat vier Klassen: Großkreuze, Kommandeure erster und zweiter Klasse und Ritter. Das Großkreuz, welches nur Fürsten verliehen wird, besteht in einem blauen, rot eingefaßten Goldkreuz, in dessen Mittelschild die gekrönte russische Chiffer *Д I* (Danilo I.) von Gold steht. Dasselbe umgibt ein blauer, weiß eingefaßter Reif mit der Umschrift: »Fürst der Schwarzen Berge«. Der Revers des Mittelschildes trägt die Zahlen 1852—53 und die Umschrift: »Für Unabhängigkeit der Schwarzen Berge«. Über dem Kreuz befindet sich die Fürstenkrone in Gold mit flatterndem Bande. Die Großkreuze tragen dazu auf der linken Brust einen silbernen Stern mit acht Strahlen, zwischen welchen glatte Silberstrahlen hervorgehen. Auf dem Stern liegt obiges Kreuz ohne Krone. Die Kommandeure erster Klasse tragen das gleiche Kreuz und den gleichen Stern, nur kleiner, ersteres um den Hals, letztern auf der rechten Brust, die Kommandeure zweiter Klasse das Kreuz ohne Stern. Die Ritter tragen ein silbernes, schwarz emailliertes Kreuz mit demselben roten Mittelschild.

Danilovgrad, Stadt in Montenegro, an der Zeta, mit 2000 Einw., erst 1871 angelegt. In der Umgegend fanden 8.—10. Okt. 1876 und 17.—25. Juni 1877 siegreiche Gefechte der Montenegriner gegen die Türken statt.

Danilow, 1) Kreisstadt im russ. Gouvernement Jaroslaw, am Fluß Pelanda und an der Eisenbahn Jaroslaw-Wologda, hat 2 Kirchen, ein Kreisgericht, eine Kreisschule und (1881) 5040 Einw., die Handel mit Seidenwaren, Leinwand und Cerealien treiben. — 2) (Danila) Kloster im russ. Gouvernement Olonez, am Wigosee, berühmter Wallfahrtsort.

Dänische Litteratur. Als die ältesten Erzeugnisse einer spezifisch dänischen Nationallitteratur betrachtet man gewöhnlich die Volks- und Heldenlieder (Kæmpeviser) des Mittelalters. Dieselben sollen sich bis zum Ende des 11. Jahrh. zurückverfolgen lassen. Da sie indes erst ein halbes Jahrtausend später aufgezeichnet wurden und infolge der langen mündlichen Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht erheblich umgestaltet sein dürften, wird sich die Frage, ob sie ursprünglich dänisch oder altnordisch gewesen sind, niemals mit Sicherheit entscheiden lassen. Ihrem Stoff nach knüpfen sie in der Regel an die alten skandinavischen Helden- und Natursagen an, berichten von dem Leben, den Thaten und Sitten des Ritterstandes, von den Nixen, Kobolden und sonstigen Zauberwesen sowie endlich von historischen Persönlichkeiten und Vorgängen der damaligen Geschichtsepoche. Allem Anschein nach haben wir die Urheber dieser Poesien nicht im eigentlichen Volk, sondern vielmehr im Ritterstand zu suchen; doch läßt sich nachweisen, daß sie sehr bald Gemeingut weiterer Kreise geworden und bei den Tanzfestlichkeiten des Volkes zur Verwendung gekommen sind. Gesammelt wurden sie erst gegen Ende des 16. Jahrh. von Vedel (»Hundrede Viser med oplysende Anmærkninger«, 1591); später sind dann von Peder Syv, Abrahamson, Rahbäk, Nyerup und Rasmussen Nachträge geliefert worden, so daß uns jetzt im ganzen etwa 450 dieser alten Lieder aufbewahrt sind.

Ungleich wichtiger als Sprach- wie als Kulturdenkmäler sind die mittelalterlichen Gesetzsammlungen. Besonders die wachsende Macht der Kirche und die dadurch bedingten erhöhten Ansprüche der Geistlichkeit machten schon früh eine Fixierung des kanonischen Rechts notwendig, wie die fortwährenden Streitigkeiten zwischen den staatlichen Behörden einerseits und Adel und Klerus anderseits die Feststellung der weltlichen Gesetzesnormen bedingten. Dazu kam, daß seit Anfang des 12. Jahrh. viele junge Adlige sich an den Universitäten von Paris und Bologna mit dem eben wieder erwachten Studium des kanonischen und altrömischen Rechts beschäftigten und nach ihrer Rückkehr für die Reorganisation der dänischen Gesetzgebung thätig waren. So entstanden 1162 das schonensche und 1170 das seeländische Kirchenrecht, beide in dänischer Sprache. Dieselben

ruhen im wesentlichen auf denselben Grundlagen wie die gleichzeitige kanonische Gesetzgebung andrer Länder, streben aber ersichtlich danach, den besondern Verhältnissen ihres Landes möglichst Rechnung zu tragen. Noch mehr gilt dies von den gleichzeitig erlassenen weltlichen Gesetzen, so von dem schonenschen (Skaanske Lov) 1160, dem seeländischen (Sællandske Lov) von König Waldemar 1170 und vor allen Dingen von dem jütländischen (Jyske Lov), welches 1241 auf dem Reichstag zu Vordingborg erlassen wurde und noch heute die Grundlage der dänischen Gesetzgebung bildet. (Litteratur in: Chr. Stemann, Den danske Retshistorie indtil Christian V.s Lov, Kopenh. 1871, und Kolderup-Rosenvinge, Grundrids af den danske Retshistorie, das. 1821 u. öfter; deutsch, Berl. 1825.)

Außer diesen beiden Gruppen von Litteraturdenkmälern und einer »Dänischen Reimchronik« aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. sind fast alle Schriften der vorreformatorischen Zeit in lateinischer Sprache abgefaßt. Sie gingen in der Regel aus den Klöstern hervor und behandelten historische und religiöse Stoffe. Auf die Weiterentwickelung der Litteratur oder auf das geistige Leben der Nation haben diese Schriften keinen Einfluß ausgeübt.

Selbst die Reformation führte keinen wesentlichen Aufschwung der dänischen Nationallitteratur herbei. Freilich wurde durch sie die Macht der Geistlichkeit und damit die Herrschaft des Lateinischen als Schriftsprache gebrochen, dafür aber gewann nunmehr das Deutsche als Sprache der Gebildeten die Oberhand. Nicht wenig trug dazu der gelehrte, deutsch redende Friedrich I. (1523—33) bei, der deutsche Gelehrte nach Dänemark hereinzog und es nach und nach dahin brachte, daß die dänische Sprache den höhern Ständen fast ganz abhanden kam. Dennoch aber ließ sich die einmal erwachte nationale Begeisterung nicht ganz zurückdämmen, und der nach dem Tod Friedrichs I. entbrannte Bürgerkrieg vermochte sie nur noch zu schüren. Besonderes Verdienst um diese volkstümliche Richtung erwarb sich Christian Pedersen (1480—1554), der mit Recht als der Vater der dänischen Schriftsprache bezeichnet wird. Er hatte in seiner Jugend in Paris studiert, war dann Kanzler beim Erzbischof Johan Vese geworden und hatte in dieser Stellung bereits mündlich und schriftlich für die Hochhaltung der Muttersprache gewirkt. Auf Grund seiner Sympathien für den gefangenen König Christian II. hatte er indessen 1528 ins Ausland fliehen müssen. Er war nach Wittenberg gegangen, wo er durch Luther für die Sache der Reformation gewonnen worden war. Sofort hatte er mit der Übersetzung der Bibel ins Dänische begonnen und schon 1529 in Antwerpen, wohin er sich mittlerweile begeben hatte, das Neue Testament erscheinen lassen. Zwei Jahre später erschienen dann auch noch die Psalmen und ein Aufruf über »Börn at holde i Skole«, welch letzterer offenbar durch das bekannte Sendschreiben Luthers vom Jahr 1524 veranlaßt worden war. Vergleicht man diese Schriften Pedersens mit andern gleichzeitig erschienenen, z. B. mit der 1524 von Hans Mikkelsen veranstalteten Übersetzung des Neuen Testaments, so ersieht man sofort, mit welch unglaublicher Meisterschaft er die dänische Sprache handhabte. Seine Schriften erregten daher auch ein solches Aufsehen, daß es ihm schon 1532 gestattet wurde, nach seinem Vaterland zurückzukehren und in Malmö eine Buchdruckerei zu eröffnen. Aus dieser ging nun im Lauf der nächsten Jahre eine große Anzahl volkstümlicher Schriften hervor, so z. B. mehrere historische Volksbücher, eine Menge kleinerer religiöser Schriften, ein Arzneibuch fürs Volk und 1550 endlich die erste vollständige dänische Bibelübersetzung, die hinsichtlich der Sprache noch heute als ein Meisterwerk ersten Ranges dasteht.

Unter den Zeitgenossen Pedersens ragt vor allen der Ripener Bischof Hans Tausen (1494—1561) hervor. Auch er beschäftigte sich hauptsächlich mit religiösen Arbeiten, veröffentlichte z. B. eine Übersetzung der fünf Bücher Mosis, eine Passionsgeschichte, eine Postille und als Hauptwerk endlich eine verbesserte Ausgabe des 1528 in Malmö erschienenen dänischen Gesangbuches (1544). Dieselbe wurde indessen schon ein Vierteljahrhundert später abgeschafft und hat darum für die weitere Entwickelung der kirchlichen Poesie nur insofern Bedeutung gehabt, als sie für spätere ähnliche Arbeiten maßgebend gewesen ist. Die hervorragendste unter diesen ist Thomas Kingo (1634—1703) »für Dänemark und Norwegen verordnetes Gesangbuch«, das 1689 und in zweiter, wesentlich umgearbeiteter Ausgabe 1699 erschien. Es ist dies eins der schönsten geistlichen Liederbücher, welche die evangelische Kirche besitzt. Endlich verdienen aus dieser Periode noch genannt zu werden: Frands Vormordsen (1491—1551), der Davids Psalmen und Luthers kleinen Katechismus übersetzte; Anders Arrebo (1587—1637), der in der dänischen Litteratur eine ähnliche Rolle spielt wie Martin Opitz in der deutschen, und Arild Hvitfeld (1549—1609), der »Danmarks Riges Krönike« in 10 Bänden (Kopenh. 1595—1604) veröffentlichte. Aber trotz des eifrigen Bemühens aller dieser Männer und noch vieler andrer blieb die dänische Sprache in den höhern Gesellschaftskreisen verpönt.

Da erschien Ludvig Holberg (1684—1754) und mit ihm eine neue Epoche der dänischen Nationallitteratur. Er ist nicht allein der Begründer der modernen dänischen Bühne, sondern der skandinavischen dramatischen Litteratur überhaupt. Ohne irgend welche Vorbilder und verfolgt von dem Hohn des »gebildeten Publikums«, schuf er in wenigen Jahren eine durchaus selbständige dänische »Schaubühne«, die, verglichen mit der gleichzeitigen Gottschedschen, die höchste Bewunderung einflößen muß. Einzelne von seinen Stücken, besonders »Der politische Kannengießer« und »Jeppe auf dem Berge«, sind auch in Deutschland viel gegeben worden, und auf der dänischen Bühne werden sie noch heutigestags gespielt. Seine Stoffe entnimmt Holberg immer der Gegenwart, deren Thorheiten er mit köstlichem Humor zu geißeln versteht. Besonders persifliert er die Sucht, ausländische Sprache und Sitte nachzuäffen, in geradezu genialer Weise. Auf diese Weise erreichte er durch Spott, was seine Vorgänger vergebens durch Belehrung zu erreichen versucht hatten: dänische Sprache und Denkweise kam wieder zu Ehren und bildete den Boden, auf welchem die neue volkstümliche Litteratur emporblühen konnte. Glücklicherweise fand sich bald nach Holbergs Tod eine neue Kraft, welche das Begonnene weiterzuführen imstande war. Es war dies Johannes Ewald (1743—81), der, obwohl er schon im frühen Mannesalter starb, für die Entwickelung der dänischen Litteratur von hervorragender Bedeutung geworden ist. Am größten ist er als Lyriker, doch steht er auch als Tragödiendichter sehr hoch. Wie Holberg der Vater des Lustspiels, so ist er der Begründer des dänischen Trauerspiels. Um diese beiden Männer herum und meistens durch sie angeregt, gruppiert sich eine ganze Anzahl kleinerer Geister, wie: Chr. Falster (gest. 1765), der

beißende und sprachgewandte Satiren schrieb; Brauman Tullin (gest. 1765), der besonders das Lehrgedicht, daneben aber auch die Satire pflegte; Hans Adolf Brorson (gest. 1764), dessen »Troens rare Klenodie« zu dem Schönsten gehört, was die geistliche Dichtung in Dänemark hervorgebracht hat. Weitaus der hervorragendste Nachfolger Holbergs und Ewalds ist indessen der Norweger Johan Herman Wessel (1742—1785), der allerdings in seinen Schriften vielfach norwegische Ausdrücke und Redewendungen gebraucht, seiner ganzen Individualität nach aber mehr Däne als Norweger ist. Er war sehr jung nach Dänemark gekommen und hatte dort eine Litteratur vorgefunden, welche schon auf dem besten Weg war, die von Holberg und Ewald vorgezeichneten nationalen Bahnen zu verlassen. Wie in Deutschland, hatte nämlich auch in Dänemark das sogen. klassische französische Drama seinen Eingang gefunden, und wie dort Lessing, so trat hier Wessel gegen dasselbe auf, aber nicht wie der deutsche Gelehrte in der schweren Rüstung der Wissenschaft, sondern wie einst Holberg in dem leichten Gewand der Satire. So entstand sein »Trauerspiel«: »Kjærlighed uden Strømper« (»Liebe ohne Strümpfe«, 1772), eine in ihrer Art einzig dastehende Parodie. Durch dieselbe machte er mit Einem Schlag das französische Drama in Dänemark unmöglich; leider aber besaß er nicht den nötigen sittlichen Halt, um selbst die Erbschaft Holbergs und Ewalds anzutreten. Zerrüttete finanzielle Verhältnisse führten ihn dem Trunk in die Arme, und als er im Alter von 43 Jahren starb, war »Kjærlighed uden Strømper« sein einziges größeres Werk. Mit seinem Tod schließt die Glanzperiode der dänischen Litteratur.

Die folgende Epoche, von Wessels Tod bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, brachte kaum etwas Nennenswertes hervor. Ihr Hauptmerkmal ist überspannter Rationalismus, ebenso überspannter Patriotismus, widerliches Strebertum und eine daraus entspringende wüste Polemik aller gegen alle. Daß dabei die Politik mit der Dichtkunst verquickt wurde, ja in ihren Erzeugnissen oft genug die Hauptrolle spielte, kann in einem Zeitalter, welches sich unmittelbar an die glänzende Karriere Brandts und Struensees anschließt, nicht wundernehmen; träumte doch damals jeder Dutzendmensch, sein Leben möglicherweise noch in einem Ministerfauteuil beschließen zu können. Eine rühmliche Ausnahme von diesen Leuten bildet Peder Andreas Heiberg (1758—1841). Allerdings ist auch seine Hauptstärke in der Polemik zu suchen, aber man muß wenigstens zugeben, daß er sich derselben nicht um äußerer Vorteile willen bediente. Im Gegenteil, sein Auftreten gegen die Reaktion, welche in der Abschaffung der Preßfreiheit gipfelte, war ein so energisches, daß er nach Beendigung mehrerer politischer Prozesse 1799 des Landes verwiesen wurde. Ein Geistesverwandter von Heiberg war Malthe Konrad Brun (1775—1826). Schon im Alter von 19 Jahren gab er eine Zeitung: »Vækkeren«, heraus, in welcher er für die Prinzipien der französischen Revolution eintrat. Als sie unterdrückt wurde, schrieb er »Jerusalem Skomagers Reise til Maanen« und »Aristokraternes Katekismus« (1796), gründete dann wieder eine Zeitschrift: »Fluesmækkeren«, und wurde endlich in einen Prozeß verwickelt, dem er sich durch die Flucht nach Paris entzog. Hier ist er später als Geograph unter dem Namen Malte-Brun berühmt geworden. Ein andrer, nicht minder bekannter Schriftsteller dieser Periode war Knud Lyne Rahbek (1760—1830), der sich besonders als Ästhetiker einen Namen erworben hat, in den letzten 30 Jahren seines Lebens aber vollständig vom öffentlichen Leben zurücktrat. Er gab mit dem Norweger Kristen Pram (1756—1821) die ästhetische Zeitschrift »Minerva« (1785—89 und 1791—1806) heraus, durch welche er energisch in die litterarischen Streitigkeiten der damaligen Zeit eingriff und einen nicht unbedeutenden Einfluß ausübte. Zu erwähnen sind noch: Ole Johan Samsö, der Verfasser des Dramas »Dyveke«; Levin Sander, dessen nationales Trauerspiel »Niels Ebbesen« mit großer Begeisterung aufgenommen wurde und lange Zeit hindurch als Vorbild galt; ferner der gefühlswarme Lyriker Thomas Thaarup und, als Bindeglied zwischen dieser Periode und der folgenden, der wegen seines lyrischen und komischen Talents auch in Deutschland bekannte Jens Baggesen (1764—1826).

Teils durch das Studium der deutschen Philosophen Kant und Fichte, für welches Baggesen das Interesse rege gemacht hatte, teils durch die Anregung Schellings, dessen Ideen in dem jungen Norweger Henrik Steffens (1773—1845) einen ebenso beredten wie begeisterten Anwalt fanden, teils auch infolge der strengen Zensurverordnung vom Jahr 1799 wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts in Dänemark eine durchaus neue Richtung in der Litteratur angebahnt. Hatte man sich gegen Ende des vorigen mit einem geradezu naiven Eifer um unbedeutende ästhetische Fragen oder gleichgültige rationalistische Theorien herumgestritten, so begann jetzt die Periode einer ernsten und ersprießlichen wissenschaftlichen Forschung. Aber neben diesem höhern Streben, welches naturgemäß nur die obern Schichten des Volkes erfassen konnte, machte sich auch ein volkstümliches breit, welches sehr günstig gegen die Verschwommenheit und Charakterlosigkeit der voraufgegangenen Zeit abstach. Die Ereignisse, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ganz Europa in Aufruhr versetzt hatten, dann die Beteiligung Dänemarks an den Napoleonischen Kriegen, die Wegnahme der dänischen Flotte durch die Engländer, der Krieg mit den Schweden (1808) und der Verlust Norwegens (1814): alles dies trug dazu bei, freiheitliche Ideen und ein erhöhtes Nationalbewußtsein im Volk zu entflammen.

Der Mann, welcher dieser Stimmung am besten Ausdruck zu geben verstand und dadurch das Haupt der neuen Schule wurde, war Adam Gottlob Öhlenschläger (1779—1850). Durch Steffens für die Ideen der deutschen Romantiker gewonnen, begann er 1802 seine dichterische Laufbahn als Lyriker (»Digte«, »Freias Alter«, »Langelandsreisen« und »Jesu Liv i den tilbagevendende Natur«) und als Epiker (»Thors Reise til Jotunheim« und »Vaulundurs Saga«), worauf er durch seinen abenteuerlich-romantischen »Aladdin eller den vidunderlige Lampe« zum tragischen Drama überging. Auf diesem Gebiet hat er seine schönsten Erfolge errungen, so durch »Hakon Jarl« (1807), Baldur hin Gode« (1807), »Palnatoke« (1807) und »Axel og Valborg« (1808). Leider besaß er den Ehrgeiz, auch deutscher Dichter sein zu wollen, und übersetzte zu diesem Zweck seine Werke ins Deutsche. Ja, das Drama »Correggio« (1809) gab er sogar ursprünglich nur in der fremden Sprache heraus. Sein deutscher Stil war aber viel zu schwerfällig und seine ganze Weltanschauung viel zu spezifisch dänisch, als daß dieses Streben von Erfolg hätte gekrönt sein können. In Dänemark galt er indessen noch bis in die 70er Jahre hinein, ja gilt in gewissen Kreisen heute noch als der hervorragendste Dichter, den die skandinavischen Völker jemals hervorgebracht haben. Sein Hauptnebenbuhler war

Nikolai Frederik Severin Grundtvig (1783—1872), welcher ein größeres episches Werk, ebenfalls in altnordischem Geist, schrieb (»Optrin af Kæmpelivets Undergang i Norden«, 1808), aber trotz dieser und ähnlicher Schriften als Dichter keinen nennenswerten Erfolg errang. Glücklicher war er als Theolog und später als Freiheitskämpfer. Ein begabterer Dichter war der gleichgesinnte Adolf Wilhelm Schack v. Staffeldt (1769—1826), der indessen trotz seiner Gedankentiefe und seines Phantasiereichtums wenig beachtet wurde und erst in neuerer Zeit durch Georg Brandes richtig gewürdigt worden ist. Damals leuchtete eben Öhlenschlägers Licht noch so hell, daß ein andres daneben nicht oder kaum bemerkt wurde. Eine Ausnahme von dieser Regel bildete jedoch Bernhard Severin Ingemann (1789—1862), welcher jahrzehntelang der beliebteste Romanschriftsteller Dänemarks war und noch heute der Liebling der heranwachsenden Jugend ist. Seine Romane beruhen sämtlich auf historischen Ereignissen, die er indessen mit großer Freiheit für seine Zwecke umgemodelt hat; außerdem schrieb er Novellen und Gedichte, von welch letztern besonders die geistlichen berühmt geworden sind. Als Gegner Ingemanns und Grundtvigs trat Johan Ludvig Heiberg (1781—1860) auf. Seine geistvolle Auffassung des Lebens wie seine leichte Sprachbehandlung machen alle seine Schöpfungen gleich ansprechend. Die meisten Erfolge errang er als Dramatiker, besonders als Baudevillendichter und -Bearbeiter; doch steht er auch als Lyriker ziemlich hoch. Außerdem dichtete er das national-romantische Schauspiel »Elverhøi« (1828), welches seiner Zeit sehr viel Aufsehen erregte und noch heute oft gegeben wird. Als Direktor des königlichen Theaters in Kopenhagen, an welchem seine Frau lange Jahre als hervorragendste Schauspielerin des Nordens wirkte, hat er auch indirekt sehr viel für die Hebung des dänischen Dramas gethan. Auch Karsten Hauch (1791—1872) erntete mit seinen Dramen und Romanen reichen Erfolg und trug durch seine ästhetischen Abhandlungen wesentlich zur Läuterung des poetischen Geschmacks bei. Noch glücklicher war Steen Steensen Blicher (1782—1848), der besonders durch seine jütländischen Novellen die Herzen des Volkes im Sturm eroberte. Blicher hat als erster das Genre bearbeitet, welches später durch Gotthelf und Auerbach in Deutschland unter dem Namen »Dorfgeschichten« bekannt geworden ist; außerdem war er einer der ersten Dialektdichter der dänischen Litteratur. Halb durch Ingemann, halb durch Blicher beeinflußt ist Johan C. Chr. Brosböll (Carit Etlar, geb. 1820), welcher in Dänemark noch heute die sogen. alte Schule repräsentiert. Seine Hauptvorzüge sind eine glühende Phantasie und eine erstaunliche Kombinationsgabe. Unter den Novellisten ragt in dieser Periode hervor Frau Gyllembourg-Ehrenswärd (1773—1856), die Mutter Heibergs, welche in ihrem 53. Lebensjahr in der von ihrem Sohn redigierten »Flyvende Post« mit der Erzählung »En Hverdagshistorie« debütierte und sich bald einen geachteten Namen in der Geschichte der dänischen Litteratur erwarb. In mehrfacher Beziehung mit ihr verwandt ist de Saint-Aubain (Karl Bernhard, 1798—1865), der jedoch mit Bezug auf die Tiefe des Gefühls hinter ihr zurücksteht. Volkstümlicher noch als die beiden letztgenannten wurde Christian Winther (1796—1876). Er hat als Sänger des Landlebens die d. L. mit zahlreichen Romanen und lyrischen Gedichten bereichert, in denen sich Wahrheit, Ursprünglichkeit und Tiefe in trefflichster Weise zu einem harmonischen Ganzen vereinigen. Sein hervorragendstes Werk ist wohl das romantische Epos »Hjortens Flugt« (1856). Winther ist ohne Zweifel derjenige, welcher, ohne direkt ein Schüler Heibergs zu sein, am meisten dazu beigetragen hat, die ästhetischen Grundsätze des letztern zum schnellen und allgemeinen Durchbruch zu bringen. Ebenfalls ein bedeutender Lyriker ist Henrik Hertz (1798—1870), der eine Wiederbelebung der Baggesenschen Muse anstrebte und zu diesem Zweck im »Gjengangerbreve« (1830) eine scharfe Polemik gegen Öhlenschläger und Heiberg führte. Außerdem ist er als dramatischer Dichter bekannt geworden, so durch das romantische »Kong René's Datter« und verschiedene andre Arbeiten leichtern Kalibers. Auch in Thomas Overskou (1798—1874) gewann die Bühne einen gewandten und oft sinnigen Dramatiker, während die übermütigen Studentenkomödien Jens Chr. Hostrups (geb. 1818) der Schauspielkunst ein neues und ergiebiges Feld eröffneten. Alle diese Männer werden indessen weit überragt von Hans Christ. Andersen (1805 bis 1875), der in seinen weltberühmt gewordenen Märchen selbst den unscheinbarsten Vorgängen und Erscheinungen Poesie einzuhauchen versteht. Ebenso naiv und sinnig wie seine Märchen sind auch seine lyrischen Gedichte, von denen Chamisso einige ins Deutsche übertragen hat (»Es geht bei gedämpfter Trommel Klang« u. a.). Als Romanschriftsteller und als Dramatiker dagegen war Andersen minder erfolgreich; selbst sein Roman »O. T.« (Odense Tugthus) hat nur vorübergehend das Interesse der dänischen Lesewelt fesseln können. Gedankenreicher und tiefer, aber ebendarum dem großen Publikum weniger zugänglich als Andersen war Fr. Paludan-Müller (1809—76). Er debütierte 1832 mit dem auch in Deutschland bekannt gewordenen romantischen Schauspiel »Kjærlighed ved Hoffet« (»Liebe am Hof«) und ließ von da ab lyrische und romantische Dramen, gereimte Märchen, poetische Erzählungen, epische, lyrische und didaktische Gedichte in bunter Reihenfolge erscheinen. Weitaus am hervorragendsten unter diesen vielen Zeichen seiner erstaunlichen Produktivität ist indessen das umfangreiche Epos »Adam Homo«, dessen erster Teil 1841 und dessen Schluß erst 1848 erschien. Es ist sehr breit angelegt und darum hier und da etwas ermüdend, aber es steckt so voll tiefer Gedanken und ist so durch und durch originell, daß kaum irgend eine Litteratur eine Parallele dazu dürfte aufweisen können. Eine eigenartige Dichternatur ist auch Erik Bögh (geb. 1822), wenn auch freilich in ganz anderm Sinn als Paludan-Müller. Was ihn auszeichnet, ist hauptsächlich seine leichte, angenehme Schreibart und sein nie versiegender Humor. Er ist in erster Linie Feuilletonist, und man darf wohl sagen, daß er während der 60er Jahre als solcher den Geschmack der litterarischen Kreise Kopenhagens so gut wie ausschließlich beherrschte. In jeder Beziehung streng konservativ, war er einer der erbittertsten Gegner von Georg Brandes und der von ihm vertretenen Litteraturrichtung (s. unten). Am bekanntesten sind seine »Forelæsninger« und die unter dem Titel »Dit og Dat« gesammelten Feuilletons. Außerdem hat er etwa ein Hundert Theaterstücke ins Dänische übersetzt oder bearbeitet sowie einige Originale geschrieben, von denen »Fastelavnsgildet« und »Huldrebakken« die erwähnenswertesten sind. Nach dem Durchbruch der neuern Richtung in der dänischen Litteratur ist er vom öffentlichen Leben fast ganz zurückgetreten. Ein ebenso unversöhnlicher Feind der

neuern Schule wie Bögh ist Parmo Karl Ploug (geb. 1813), der Hauptvertreter und Hauptsänger des sogen. Skandinavismus, einer politischen Richtung, welche eine engere Vereinigung der drei skandinavischen Reiche herbeizuführen strebte. Hervorragender als Bögh und Ploug ist Chr. Knud Fr. Molbech (geb. 1821), ebenfalls ein Vertreter der ältern Schule. Seine lyrischen Gedichte sind vielleicht das Vollendetste und jedenfalls das Wohlklingendste, was man nach dieser Richtung hin in der dänischen Litteratur besitzt. Auch als Dramatiker ist er hervorragend; so zeugt z. B. sein Trauerspiel »Dante« von einer dramatischen Kraft und (besonders in der von ihm selbst umgearbeiteten deutschen Übersetzung) von einer Bühnenkenntnis, wie man sie bei dänischen Schriftstellern sehr selten antrifft. Auch sein »Ambrosius« enthält zahlreiche und hohe Schönheiten, obwohl die Sentimentalität des Helden einigermaßen unangenehm wirkt. Außerdem ist Molbech durch eine vorzügliche Übersetzung von Dantes »Göttlicher Komödie« bekannt und berühmt geworden. Minder vielseitig, aber auf dem Gebiet des Romans und der Novelle recht bedeutend ist Vilhelm Bergsöe (geb. 1835). Er war zuerst Zoolog, mußte aber infolge eines Augenleidens, welches ihn seiner Sehkraft beraubte, diesen Beruf aufgeben und widmete sich fortan der Litteratur. Sein erstes größeres Werk war der Novellencyklus »Fra Piazza del Popolo«; doch hat er erst mit dem Roman »Fra den gamle Fabrik« einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Seine populären naturwissenschaftlichen Abhandlungen hat er unter dem Titel »Fra Mark og Skov« gesammelt erscheinen lassen. Eine eigenartige Stellung in der dänischen Litteratur nimmt Meir Aron Goldschmidt (geb. 1819) ein. Schon im Alter von 21 Jahren gründete er das satirische Wochenblatt »Korsaren«, welches die nicht ausgesprochene Tendenz hatte, für den Sturz des Absolutismus im Volk zu wirken, und bald einen ungeheuern Einfluß errang. Aber das befriedigte den kühnen Redakteur noch nicht; er unternahm eine längere Reise ins Ausland, um die großen sozialen und politischen Bewegungen zu studieren, und gründete nach seiner Rückkehr (1847) die Monatsschrift »Nord og Syd«, welche später als »Ude og Hjemme« fortgesetzt wurde. Durch diese Zeitschriften, welche er mit sehr großem Geschick redigierte, hat er auf seine Zeit einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Später verlegte er sich indessen ausschließlich auf die dichterische Produktion und schrieb eine große Reihe von Novellen und Romanen sowie ein zweibändiges Werk unter dem Titel: »Livs-Erindringer og Resultater«. In dem letztern neigt er sich sehr einem seltsamen Mystizismus zu, der sich am ehesten mit der Hartmannschen Lehre vom Unbewußten vergleichen läßt. Wenig gelesen, aber recht lesenswert ist Hans Peder Holst (geb. 1811), der als Lyriker und Epiker viel Schönes hervorgebracht und auch einige allerliebste Novellen geschrieben hat, ebenso Hans Vilhelm Kaalund (geb. 1818), dessen Gedichtsammlungen »Et Foraar« und »Et Efteraar« kaum ein einziges Gedicht enthalten, welches nicht mit Ehren seinen Platz verteidigen könnte. Ferner sind zu erwähnen: der geschmackvolle Lyriker Emil Aarestrup (1800–1856), der Romanschriftsteller Hermann Fr. Ewald (geb. 1821) und der verdienstvolle Übersetzer Shakespeares, Edvard Lembcke (geb. 1815).

Der Hauptzug in der Dichtung der 50er und 60er Jahre war jene eigentümliche Duselei, welche sich als Skandinavismus bezeichnete. Dieselbe ist wohl in erster Linie zurückzuführen auf die Schwärmerei für die altnordische Vorzeit, welche in Dänemark durch die Dichtungen Öhlenschlägers und in Schweden durch Ling, Tegnér, Geijer u. a. wachgerufen worden war. Dazu kam der Krieg von 1848 bis 1850, der in den skandinavischen Ländern einen derartigen Deutschenhaß hervorrief, daß man den geistigen Verkehr mit Deutschland so gut wie ganz aufgab. Dadurch aber verstopfte man sich zugleich den Kanal, durch welchen man bisher so ziemlich mit allen Kulturvölkern in Verbindung gestanden hatte. Es war das freilich ein Resultat der skandinavischen Bewegung, welches die Führer derselben nicht vorausgesehen hatten; da es nun aber einmal eingetreten war, mußte die bittere Pille wenigstens etwas überzuckert werden. Dies geschah dadurch, daß man alles, was nicht skandinavisch war, als faul und verrottet hinstellte, daß man alles Nordische besang als etwas halb Übernatürliches und die »nordische Kraft, welche die Welt hätte beherrschen können«, als das einzige Mittel pries, um »der Sache der Menschheit den Sieg zu erringen« (Ploug). Diese phantastische Idee von der hohen weltgeschichtlichen Mission der skandinavischen Völker hatte sich damals in den Köpfen fast aller »Gebildeten« eingenistet, und es konnte also nicht ausbleiben, daß sie auch in der Litteratur und speziell in der Lyrik zur Geltung kam. Aber ebenso unumgänglich notwendig war es, daß gegen eine so einseitige Bewegung über kurz oder lang eine kräftige Reaktion eintreten mußte, und daß dann der beschränkte Nationalismus umschlagen mußte in einen ebenso vagen Kosmopolitismus. Diese Umwandlung vollzog sich zu Anfang der 70er Jahre vornehmlich unter dem Einfluß von Georg Brandes (geb. 1842). Er bewirkte dies hauptsächlich durch eine Reihe von Vorträgen, welche er im Winter 1871/72 über die »Hauptströmungen in der Litteratur des 19. Jahrhunderts« hielt, und welche später im Druck erschienen sind. Er wies darin nach, daß man in andern Ländern, namentlich in Frankreich, Deutschland und England, schon längst die Reaktion überwunden habe, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts gegen die Litteratur der Aufklärungszeit angekämpft habe, daß aber in Dänemark wie in den skandinavischen Ländern überhaupt diese Reaktion noch in vollster Blüte stehe. Diese Vorträge riefen eine derartige Aufregung hervor, daß Brandes es vorzog, sein Vaterland zu verlassen. Aber die Saat hatte schon Früchte getragen, und zudem kämpfte Brandes von Berlin aus, wohin er sich begeben hatte, in der von ihm und seinem Bruder Edvard Brandes herausgegebenen Zeitschrift »Det nittende Aarhundrede« noch unerschrocken weiter. So gelang es ihm, in wenigen Jahren eine Schule zu bilden, welche jetzt nicht allein in Dänemark, sondern auch in Norwegen und Schweden fast die alleinherrschende ist. Einer der ersten und hervorragendsten Schüler des so schnell zur Berühmtheit gelangten Meisters war der Botaniker Jens Peder Jacobsen (1847–85), der bisher nur als energischer Vertreter der Darwinschen Theorien und Übersetzer der Werke Darwins hervorgetreten war. Seine erste Novelle: »Mogens« (1872) bildet, gewissermaßen den Grenzstein zwischen der ältern und der neuern Litteraturrichtung im Norden. Später hat er noch einige Novellen geschrieben, die mit dem »Mogens« zu einem Band vereinigt sind (»Mogens og andre Noveller«), sowie zwei Romane: »Fru Marie Grubbe« und »Niels Lyhne«. Dauernde Kränklichkeit und finanzielle Sorgen drückten ihn indessen so nieder, daß er in den letzten Jahren seines Lebens nichts Weiteres produziert hat. Dennoch aber

wird er stets als der Hauptvertreter der naturalistischen Schule in Dänemark betrachtet werden müssen, denn das Wenige, was er hervorgebracht, steht alles in seiner Art einzig da. Neben Jacobsen verdient in erster Linie Holger Drachmann (geb. 1846) genannt zu werden. Er ist unbedingt weitaus der begabteste Vertreter der modernen Richtung, aber die Leichtigkeit, mit der er produziert, veranlaßt nicht selten, daß er Werke erscheinen läßt, an die er bei näherer Betrachtung selbst die Feile würde angelegt haben. Dennoch gibt es unter seinen zahlreichen Werken kaum eins, welches nicht sofort den genialen Dichter verrät. In neuerer Zeit hat sich übrigens Drachmann von den »Brandesianern« losgesagt (»Skyggebilleder fra Rejser i Ind- og Udlandet«, 1883), ohne deswegen, wie seine Gegner zuweilen behaupten, ins Lager der Romantiker überzugehen. Eine sehr interessante und liebenswürdige Dichterpersönlichkeit ist Sophus Schandorph (geb. 1836). Wie Jacobsen früher Naturforscher und Drachmann Marinemaler, so war Schandorph Gymnasiallehrer, bis er, wie so viele andre, durch Brandes zum Bewußtsein seiner dichterischen Befähigung erweckt wurde. Schandorph steht einzig da in der Schilderung des seeländischen Bauernlebens wie des Kopenhagener Kleinbürgertums. Sein »Smaafolk«, »Thomas Fris's Historie«, »Stine bliver Gaardmandskone«, »Kjærlighed paa Trommesalen« (in »Novelletter«) und »Et Levnetsløb fortalt paa Kirkegaarden« (in »Fem Fortællinger«) sind nach dieser Seite hin wahre Perlen. Reich begabt ist auch Herman Bang (geb. 1858), aber sein ungemein exzentrisches Wesen scheint ihn an der nötigen Vertiefung zu hindern. Er ist Romanschriftsteller, Dramatiker, Schauspieler, Recitator, Wanderredner und Feuilletonist und wird, wenn erst in seinem Streben eine gewisse Stabilität Platz greift, auf jedem dieser Gebiete Bedeutendes leisten können. — Auf dem Gebiet des Dramas ist Edvard Brandes (geb. 1847), der Bruder Georg Brandes', der Hauptvertreter der neuern Richtung. Man merkt ihm freilich an, daß er von Henrik Ibsen ziemlich stark beeinflußt ist; doch bezieht sich das mehr auf die Wahl seiner Stoffe als auf die Behandlung derselben. Sein hervorragendstes Werk dürfte »Et Besøg« sein; ferner hat er geschrieben: »Lægemidler«, »Gyngende Grund« und »Et Brud«. Auch Peder Nansen ist ein vielversprechender junger Dramatiker.

Wissenschaftliche Litteratur.

Wie in der Dichtkunst, so war auch in der wissenschaftlichen Litteratur mit Holberg eine neue Epoche angebrochen; namentlich begann man, der Geschichte eine gründliche wissenschaftliche Behandlung zu teil werden zu lassen. Auszeichnung verdienen in dieser Beziehung außer Holberg selbst, der eine vortreffliche »Danmarks Historie« in 3 Bänden (das erste populäre Werk dieser Art) und eine »Almindelig Kirkehistorie« schrieb, der Isländer Arne Magnusson (gest. 1730) als Quellensammler, Hans Gram (1685—1748) und sein Schüler Jakob Langebek (1710—1775), der Herausgeber der »Scriptores rerum danicarum«, denen sich der spätere Fred. Suhm (1728—1798), der Verfasser einer 14bändigen, dennoch unvollendeten »Historie af Danmark«, anreiht. Ein sehr fruchtbarer und verdienstvoller Schriftsteller der Holbergschen Zeit war außerdem Erik Pontoppidan (1698—1764), der außer geschichtlichen und statistischen auch naturwissenschaftliche und theologische Werke in dänischer, deutscher und lateinischer Sprache verfaßte, während F. Christian Eilschow (gest. 1750) für Popularisierung der Philosophie thätig war und Jens Höjsgaard (gest. 1773) als Forscher auf dem Gebiet der dänischen Sprache Bedeutendes leistete. Großartig ist dann der Aufschwung, welcher sich mit Beginn des 19. Jahrh. und im Verlauf desselben auf allen Gebieten wissenschaftlicher Thätigkeit kundgibt. Die Leistungen in dieser Periode nach allen Richtungen hin sind so zahlreich, daß hier nur der hervorragendsten Erscheinungen in jedem Fach gedacht werden kann. Auf dem Felde der Theologie ist in erster Reihe der schon oben als Dichter erwähnte Grundtvig zu nennen, der den Kampf gegen den Unglauben und Nationalismus der Zeit mit Erfolg aufnahm, zugleich für den nordischen Einheitsgedanken und die Entwickelung eines freien und kräftigen Volkslebens wirkte und auf das geistige Leben in Dänemark von tiefgreifendem Einfluß war. Neben Grundtvig sind als die bedeutendsten Theologen anzuführen: Jakob Peder Mynster (1775—1850), Bischof von Seeland, und Henrik Nikolai Clausen (1793—1877), der namhafteste Vertreter der kritischen Richtung innerhalb der Theologie. Auch Hans Lassen Martensen (geb. 1808), der Verfasser von »Den christelige Ethik«, gelangte zu einer weit über Dänemark hinausreichenden Berühmtheit. Als Übergangsglied zwischen Theologie und Philosophie kann Sören Aaby Kierkegaard (1813—55) gelten, der »größte Denker Dänemarks«, der das Grundprinzip des Christentums in einer höchst eigentümlichen Weise auffaßte und in gewisser Hinsicht eine Parallele zu L. Feuerbach bildet. Die eigentliche Philosophie fand Vertretung durch Frederik Christian Sibbern (1785—72), der, von Schelling wesentlich beeinflußt, als Professor an der Kopenhagener Universität großen Einfluß auf die studierende Jugend ausübte, im übrigen nicht nur als philosophischer Schriftsteller, sondern auch als Dichter (»Udaf Gabrielis' Breve til og fra Hjemmet«) mit Erfolg thätig war; ferner durch Rasmus Nielsen (geb. 1809), der, in Kierkegaards Fußstapfen tretend, den Kampf gegen die Theologie als Wissenschaft fortführte und in seinen Vorträgen wie in seinen Schriften (»Grundideernes Logik«, »Natur og Aand« 2c.) eine hinreißende Beredsamkeit entwickelte. Den entschiedenen Gegensatz von Nielsens Auffassung des religiösen Prinzips bildet Hans Bröchner (1820—1876), der auch wertvolle Beiträge zur Geschichte der Philosophie lieferte. Auf dem Gebiet der Naturwissenschaften ist vor andern Hans Christian Örsted (1777—1851), der Entdecker des Elektromagnetismus und Verfasser zahlreicher gediegener Schriften über Gegenstände der Physik, hervorzuheben. Besondere Erwähnung verdient sein weitverbreitetes Buch »Aanden i Naturen«, worin er seine naturphilosophischen Ideen geistvoll und anziehend entwickelt. Außer ihm sind als Naturforscher ersten Ranges zu nennen: der Botaniker und Pflanzengeograph Joachim Frederik Schouw (1789—1852), der Geolog und Chemiker Johan Georg Forchhammer (1794 bis 1864) und der Zoolog Japetus Steenstrup (geb. 1813), welch letzterer sich auch um die Archäologie verdient gemacht hat. Die Altertumsforschung ward infolge der erwachenden Begeisterung für die Vorzeit des Nordens mit besonderm Eifer betrieben. Am erfolgreichsten geschah dies durch Peder Erasmus Müller (1776—1834), den Bearbeiter der Altertumsschriften (»Sagabibliothek«), und den Isländer Finn Magnusson (1791—1846), der mit tiefer Gelehrsamkeit besonders die Mythologie und ältere Kulturgeschichte des Nordens behandelte. Auf dem sprach- und litteraturgeschichtlichen Gebiet leistete namentlich Niels Matthias Petersen (1781

bis 1862) Vorzügliches, während die eigentliche vorgeschichtliche Archäologie von Christian Thomsen (1788—1865) in gründlichster Weise behandelt ward und Jens Worsaae (geb. 1821) durch seine zahlreichen Schriften archäologischen und historischen Inhalts die Altertumswissenschaft auf den hohen Standpunkt erhob, den sie jetzt in Dänemark einnimmt. Als Historiker der neuern Zeit sind hervorzuheben: Erik Christian Werlauff (1781—1871), besonders als Kulturhistoriker ausgezeichnet; Christian Molbech (1783—1857); namentlich aber Karl Ferdinand Allen (1811—77), der Verfasser des leider unvollendet gebliebenen Werkes »De tre nordiske Rigers Historie 1497—1537«, worin sich umfassendes historisches Wissen mit bedeutendem Darstellungstalent vereinigt. Ausgezeichnet sind auch die Arbeiten von Frederik Schjern (geb. 1816), Kaspar Peder Paludan-Müller (»Grevens Feide«, »De første Konger af den oldenborgske Slægt«) u. a. Mit den geschichtlichen und archäologischen Forschungen gingen die Sprachstudien Hand in Hand. Große Verdienste hat sich auf diesem Gebiet (neben dem schon genannten Petersen) Christ. Molbech durch seine lexikalischen Arbeiten erworben; das Bedeutendste aber leistete Rasmus Christian Rask (1787 bis 1831), der durch seine Schriften den Grund für eine umfassende und systematische Behandlung der altnordischen Sprache legte und einer der Begründer der vergleichenden Sprachforschung war. In der klassischen Philologie endlich hat sich Johan Nikolai Madvig (geb. 1804) europäischen Ruf erworben.

Als Begründer der wissenschaftlichen dänischen Litteraturgeschichte gilt R. Nyerup durch sein Werk »Den danske Digtekonsts Middelalder« (mit Rahbäk, 1805—1808). Ihm folgten Rahbäk, Udsigt over den danske Digtekonst under Frederik V. og Christian VII. (1819—28); Molbech, Forelæsninger over den danske Literatur (1839); Thortsen, Historisk Udsigt over den danske Literatur indtil Aar 1814 (6. Aufl. 1866), und Petersen, Bidrag til den danske Literaturs Historie (2. Aufl. 1871). Ferner sind zu nennen: J. L. Heiberg, Udsigt over den danske skjönne Literatur (1831); J. Ström, Dansk Literaturhistorie (1871); Fr. Winkel-Horn, Den danske Literaturs Historie (1880); J. Müller, Haandbog i den danske Literatur (1880), sowie für die Blüteperiode G. Brandes, Ludvig Holberg og hans Tid (1884; deutsch, Berl. 1885). Die Geschichte des Dramas schrieb Th. Overskou in »Den danske Skueplads i dens Historie« (1859—74). Von deutschen Quellen sind zu nennen: Strodtmann, Das geistige Leben in Dänemark (Berl. 1873); Wollheim da Fonseca, Nationallitteratur der Skandinavier (das. 1874—1877) und namentlich Winkel-Horn, Geschichte der Litteratur des skandinavischen Nordens (Leipz. 1880).

Dänische Sprache. Die d. S. bildet mit der schwedischen den südöstlichen Zweig der historisch nicht mehr erreichbaren altnordischen (nordgermanischen) Ursprache. Der mittelalterliche Ausdruck dönsk tunga (lingua danica) bezeichnet nicht speziell die Sprache der Dänen, sondern ethnographisch die Nordgermanen. Die südlichen Schriftsteller nahmen die Bezeichnung für das Ganze von dem damals mächtigsten und ihnen nächsten Teil. Die Geschichte der selbständigen dänischen Sprache können wir seit Ende des 13. Jahrh. verfolgen, woher die ältesten Urkunden (Gesetzbücher der dänischen Provinzen), welche bereits dialektische Spaltungen zeigen, datieren. Ihre heutige Schrift- und Redegestalt erhielt sie in der Mitte des 16. Jahrh. Aus dem seeländischen Dialekt hatte sich im 14. und 15. Jahrh. bereits eine allgemeine Schriftsprache gebildet, die mit der Reformation durch Buchdruck und größere litterarische Thätigkeit sich auch im Laienstand befestigte und ausbildete. Als erstes bedeutenderes Denkmal der einheitlichen neudänischen Sprache darf die Übersetzung der Lutherbibel (1550) gelten. Seitdem beeinflußten ihre Entwickelung wesentlich zwei Faktoren: 1) Abschwächung der Lautform und Vereinfachung der Flexion durch Formübertragung, 2) das Eindringen fremder Wörter in den Sprachschatz. Zuerst brachten Kirche und Gelehrsamkeit lateinische, dann die Wirksamkeit des Birgittenordens (seit dem 15. Jahrh.) schwedische, im 16. und 17. Jahrh. die Sprache der Diplomatie und höhern Gesellschaft französische Wörter. Alles das war aber verschwindend gegenüber dem deutschen Einfluß, der ja durch die geographische Lage wie durch politische und kulturgeschichtliche Verhältnisse bedingt war. Durch die Hansa und seit dem 15. Jahrh. durch das deutsche Regentenhaus kam eine Unzahl niederdeutscher Wörter ins Dänische, überhaupt der überwiegende Teil des deutsch-dänischen Wortschatzes, namentlich die Ausdrücke für Handel, Gewerbe und Schiffahrt. Während dies durch persönlichen Verkehr vermittelt ward, drang das Hochdeutsche seit der Reformation zunächst nur durch Schrift und Litteratur ein, um erst im 18. Jahrh. (unter Christian VI. und Christian VII.) unmittelbar zu wirken, als unter Struensees Verwaltung die Staatsangelegenheiten und der öffentliche Unterricht vorwiegend in hochdeutscher Sprache und von deutschen Beamten geleitet wurden. Erst gegen Ende des 18. Jahrh. ward durch nationale Dichter, wie Ewald, eine selbständigere Ausbildung des Dänischen angebahnt und zu Anfang des 19. Jahrh. ebensowohl durch die Wiederaufnahme altnordischer Studien wie infolge der meisterhaften Behandlung der Sprache durch Baggesen, Öhlenschläger (die jedoch auch deutsch dichteten), Grundtvig u. a. vollendet. Dies Streben dauert fort, aber es entspringt jetzt nicht mehr puristischen, sondern nationalen Motiven. Gleichwohl ist noch heute mehr als ein Drittel der dänischen Wörter deutschen Ursprungs. — Das Gebiet der dänischen Sprache ist das Königreich Dänemark, Nordschleswig (wo sie aber nur neben Nieder- und Hochdeutsch gesprochen und wenig neben Hochdeutsch geschrieben wird) und Norwegen, wo sie Schrift- und höhere Gesellschaftssprache ist. Dialekte treten hauptsächlich zwischen dem dänischen Festland und den Inseln hervor; in Norwegen herrscht härtere Aussprache, und vieles ist aus der Volkssprache aufgenommen. Die d. S. ist die weichste und modernste unter den skandinavischen, doch nicht so wohllautend wie die schwedische. Das Alphabet ist wesentlich das deutsche, nur w fehlt (wofür v steht); dazu kommen noch ä (oder æ) und ö (oder ein durchstrichenes o) und seit neuester Zeit, dem Schwedischen entlehnt, å (für aa). Der Gebrauch lateinischer Schrift (Antiqua) statt der deutschen (Fraktur) ist im Dänischen heute viel ausgedehnter als bei uns, sogar in politischen Zeitschriften (z. B. »Fädrelandet« und »Dagbladet«). Die Geltung der Schriftzeichen ist aber vielfach verschieden: aa (å) = o, u (zum Teil) = o, y (zum Teil) = ö &c. Im J. 1869 suchte eine Versammlung dänischer, norwegischer und schwedischer Gelehrten in Stockholm eine wenigstens annähernde Einheit der Orthographie festzustellen; starrer Widerspruch von vielen Seiten hat die Sache bis jetzt aufgehalten. Die erste Grammatik des Dänischen erschien 1668

in Kopenhagen, von Eriksen Broby (Pontoppidanus) verfaßt; andre lieferten P. Syv (1685), Høysgaard (1743), J. Baden (1785 u. 1792), Abrahamson (1812), Bloch (1817). Sie und mehrere andre noch sind verzeichnet und besprochen in Petersens »Bidrag til den danske Literaturs Historie« (Bd. 3—5). Von neuern Grammatikern sind zu nennen: Rask (ursprünglich englisch, dann ins Dänische übersetzt und zu Grunde gelegt von N. M. Petersen in seiner »Dänischen Sprachlehre für Deutsche«), Lökke (im Anschluß an J. Grimms Grammatik nach historisch-komparativer Methode), Munch, Lyngby, Jessen. Das norwegische Dänisch ward von Knudsen (Christiania 1856) und J. Aasen (»Det norske Folkesprogs Grammatik«, 2. Ausg., das. 1864) bearbeitet. Die für Deutsche brauchbarste dänische Grammatik ist die von Th. Möbius (Kiel 1871), musterhaft in jeder Beziehung. Einige dänisch-lateinische Wörterbücher gab es schon im 16. Jahrh.; ihnen folgten später die von Aphelen, Jak. Baden, Reisler (Kopenh. 1799; 3. Aufl. von Prim, 1810), G. H. Müller (Schlesw. 1800; neu bearbeitet von Guldberg, Kiel 1807, 4 Bde.), Leth (1800), Ingerslev (1850). Das große »Dansk Ordbog« der dänischen Akademie (Kopenh. 1793—1881) ist von verschiedenen bearbeitet, wird aber von Molbechs »Dansk Ordbog« (das. 1833; 2. Aufl. 1859, 2 Bde.) übertroffen. Dänisch-deutsche Wörterbücher lieferten Amberg (Kopenhagen 1810), Bresemann (das. 1852—55, 2 Bde.), Kaper (2. Aufl., das. 1880; besonders empfehlenswert), Helms (Leipz. 1858, 2. Aufl. 1871); ein deutsch-dänisches J. Kaper (2. Aufl., Kopenh. 1878), ein dänisch-isländisches Gislason (das. 1851), ein dänisch-norwegisch-schwedisches Dalin (Stockh. 1869), ein dänisch-französisches Borring (das. 1853—56, 2 Bde.), ein dänisch-englisches Ferall (4. Aufl., das. 1873). Ein »Dansk Dialekt-Lexicon« gab Molbech (Kopenh. 1841) heraus, ebenso ein »Dansk Glossarium« (das. 1853—66) für die veralteten Wörter; Kalkars »Ordbog til det ældre danske Sprog« (das. 1881 ff.) ist noch nicht vollendet. Dyrlund gab eine »Udsigt over de danske Sprogarter« (Kopenh. 1857), P. E. Müller eine »Dansk Synonymik« (das. 1829, 2 Bde.; 3. Aufl. von Dahl, 1872), Thortsen eine »Forsög til en dansk Metrik« (das. 1833—34, 2 Bde.) heraus. Das neueste und beste Werk über dänische Metrik sind E. v. d. Reckes »Principerne for den danske Verskunst« (Kopenh. 1882, 2 Bde.). Die auf dem Stockholmer Orthographenkongreß festgesetzten Regeln brachte in Anwendung Sv. Grundtvig in »Dansk Retskrivnings-Ordbog« (Kopenh. 1870). Treffliche Arbeiten über die Geschichte des Dänischen sind von Petersen (»Det danske, norske og svenske Sprogs Historie«, Kopenh. 1829 bis 1830, 2 Bde.) und Molbech (»Det danske Sprogs historiske Udvikling«, das. 1846). Ein regeres Leben in der Sprachforschung ward erst mit dem Anfang des 19. Jahrh. sichtbar, obschon die Zahl der Arbeiter in diesem Fach überhaupt verhältnismäßig nicht groß ist.

Danischmend (türk., »Gelehrter«), Titel der türk. Geistlichen niedern Ranges, die in einer Dschami (Moschee) den Dienst verrichten. Endschümeni D. (»Versammlung der Gelehrten«), die Anfang der 50er Jahre in Konstantinopel gegründete, aber bald wieder eingegangene Akademie der Wissenschaften.

Dänischwohld (Dänischer Wald), eine Halbinsel in Schleswig-Holstein, zwischen den Busen von Eckernförde und Kiel, mit sehr fruchtbarem Boden.

Danisieren, zu Dänen, dänisch machen, verdänen.

Dankberg, Gustav, Bildhauer, geb. 1819 zu Halle bei Bielefeld, kam in seinem 20. Jahr als Tischlergeselle nach Berlin und machte hier seine ersten künstlerischen Studien unter der Leitung des Bildhauers Holbein. Seinen Ruf begründete er durch dekorative Arbeiten an der Borsigschen Fabrik in Moabit (1845), dann folgte die Ausschmückung des Babelsberger Schlosses, der Kurfürstenkammer im königlichen Schloß, des Schweriner Schlosses, des Schlosses des Fürsten von Hohenzollern in Löwenberg, des Palastes des Prinzen Friedrich Wilhelm, des Orangeriegebäudes in Sanssouci 2c. Die sich immer mehr anhäufenden Bestellungen von fürstlichen und Privatpersonen brachten ihn auf den Gedanken, ein großes Etablissement mit einer Muster- und Modellsammlung für architektonische Ornamentik zu begründen. Das Gebäude, welches er zu diesem Zweck aufführen ließ, enthielt zahllose Gegenstände der Skulptur und Plastik, Büsten, Figuren, Reliefs, Friese, Karyatiden, Säulen, Kapitäler, Pilaster, Konsolen und architektonische Gliederungen. D. besaß eine reiche Erfindungsgabe, die sich in den zahllosen verschiedenen Motiven und Modifikationen aller Arten der Ornamentik kundgibt. Eine Reihe reizender Brunnen- und Fontänengruppen ist aus seinem Atelier hervorgegangen. Er starb 13. Okt. 1866 in Berlin.

Dankmar, s. Thankmar.

Dankow (Donkow), Kreisstadt im russ. Gouvernement Rjäsan, am Don, hat 2 Kirchen, ein Kreisgericht, eine Kreisschule, ein kaiserliches Salz- und Kornmagazin, einen Kaufhof und (1879) 2153 Einw.

Dankwart, im Nibelungenlied der Bruder Hagens von Tronege, Marschall des Burgunderkönigs. Er tritt erst in der zweiten Hälfte des Gedichts mit in den Vordergrund, indem er es ist, gegen welchen Blödel, Etzels Bruder, in der Herberge den Kampf beginnt. Im darauf folgenden allgemeinen Kampfe fällt D. durch Helferichs Hand.

Dannebrogsorden, s. Danebrogsorden.

Dannecker, Johann Heinrich von, Bildhauer, geboren 15. Okt. 1758 zu Stuttgart, wurde seit dem Jahr 1771 in der Karlsschule gebildet und zwei Jahre später in die Bildhauerabteilung aufgenommen, wo er den Unterricht Le Jeunes genoß. Seit 1780 Hofbildhauer, war er für die Ausschmückung der herzoglichen Schlösser mit Genien, Kindern und Karyatiden thätig. Einen engen Freundschaftsbund schloß er während dieser Zeit mit Schiller, Zumsteeg und dem Bildhauer Scheffauer. Im J. 1783 besuchte er mit Scheffauer Paris, wo er in Pajous Atelier arbeitete und unter anderm einen sitzenden Mars schuf. Mit Scheffauer ging er 1785 nach Rom, wo das Studium der Antike und namentlich der Umgang mit Canova belehrend und ermunternd auf ihn einwirkten. Auch Herder und Goethe lernte er hier kennen. In Rom entstanden seine ersten Marmorwerke, die Statuen des Bacchus und der Ceres, jetzt im königlichen Schloß zu Stuttgart. 1790 kehrte er ins Vaterland zurück. Die äußere Stellung, in die ihn der Herzog versetzte, beschränkte zunächst seine reformatorische Thätigkeit, da D. als Professor der bildenden Künste an der Karlsakademie sich den Anordnungen des Herzogs fügen mußte und außerdem viele Zeit mit Anfertigung von Skizzen und Entwürfen für denselben hinbrachte. Doch gestalteten sich seine Verhältnisse immer günstiger, je höher durch die einzelnen Marmorwerke sein Künstlerruhm stieg. Die hervorragendsten Notabilitäten wurden von ihm porträtiert. Zu seinen Schülern gehören F. Distelbarth, F. S. Zwerger, H. Imhoff, Wagner u. v. a. Die letzten Jahre seines Lebens wurden getrübt durch Geistesschwäche, die sich bis zum Verlust des Gedächtnisses steigerte. Nach-

dem er 1839 die Direktion der Kunstschule niedergelegt, starb er 8. Dez. 1841. D. gehört zu denjenigen Bildhauern, welche durch engen Anschluß an die Antike die plastische Kunst ihrer Zeit zu regenerieren suchten. Nur fand er zu monumentaler Bethätigung weniger Gelegenheit als seine gleichstrebenden Zeitgenossen Canova, Flaxman, G. Schadow, Thorwaldsen und Rauch. Das erste Werk Daneckers nach seiner Heimkehr von Rom war ein Mädchen, das um einen Vogel weint. Um 1795 entstanden: Psyche, die von dem Flußgott halb tot aus dem Wasser getragen wird, und Hektor, der den Paris der Weichlichkeit beschuldigt; um 1796 die liegende Sappho mit der Lyra zur Seite (jetzt in Monrepos), zwei Opferdienerinnen in Gips (in der Favorite zu Ludwigsburg). Im J. 1797 vollendete er die erste Büste Schillers nach der Natur und in Lebensgröße (in der Bibliothek zu Weimar). Eine zweite kolossale in karrarischem Marmor, ein geniales Werk, das er in seinem Atelier zurückbehielt, befindet sich, leider von dem schwachsinnig gewordenen Künstler selbst in dem herrlichen Lockenschmuck verstümmelt, im Danneckerkabinett des Museums zu Stuttgart; eine dritte Büste Schillers fertigte D. für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern. Diese Schillerbüsten sind die besten unter den Bildnissen seines berühmten Schulfreundes. Im J. 1804 führte er das Grabmal des Grafen Zeppelin in Marmor aus (im Park zu Ludwigsburg). 1806 begann D. seine Ariadne auf dem Panther (im Bethmannschen Garten in Frankfurt a. M.). Das Werk ist in karrarischem Marmor ausgeführt und zeigt ein mit üppigen Reizen begabtes Weib, nackt in halb liegender Stellung auf dem fortschreitenden Tiere ruhend, den Kopf von der Linken unterstützt und mit der Rechten den Fuß des untergeschlagenen Beins fassend. Wenn auch überschätzt, bleibt es doch ein Meisterwerk, das dem Künstler für alle Zeiten einen hervorragenden Platz in der Kunstgeschichte sichert. Um dieselbe Zeit fertigte D. das Modell zu der Wasser- und Wiesennymphe am Bassin des obern Sees der Stuttgarter Anlagen und für den König Friedrich von Württemberg eine Statuette des Amor mit gesenktem Pfeil und Bogen. Im J. 1814 führte er das Modell zur Psyche für den englischen General Murray aus. Um diese Zeit empfing D. die Idee zu seiner Christusstatue, welche er volle acht Jahre lang mit sich herumtrug, bis ihm ein Traumgesicht das Urbild zu seinem Ideal zeigte. Das Modell war 1818 vollendet und versinnbildlicht Christus als den Mittler zwischen Gott und dem Menschen, der die heilige Lehre offenbarend spricht: »Durch mich geht der Weg zum Vater«. Der Heiland deutet mit der Rechten auf sich selbst, mit der Linken zum himmlischen Vater. Das Werk wurde (1824 in Marmor vollendet) von der Kaiserin von Rußland für die neue Kirche in Moskau erworben; eine zweite Ausführung desselben in Marmor, vom Künstler 1831 vollendet und von energischerm Ausdruck, befindet sich in der Thurn und Taxisschen Gruftkirche in Regensburg. Außer diesen Werken vollendete D. noch das Grabmonument der Erbprinzessin Ida von Oldenburg, die Statue des Evangelisten Johannes, 1826 für die Begräbniskapelle auf dem Rothenberg gearbeitet, ferner eine Reihe Basreliefs, bekannt als »Danneckers Traum«, ein Basrelief, die tragische Muse darstellend, wie sie sich auf die Muse der Geschichte stützt. In der Geschichte der Bildhauerkunst steht D. zwischen Canova und Thorwaldsen; es fehlte ihm die geniale schöpferische Kraft, dafür aber war ihm im vollen Maß eine fein fühlende, ästhetische Natur verliehen. Er war der erste, welcher die von Canova ausgegangene Anregung aufzunehmen und fortzupflanzen verstand; seine Hauptvorzüge sind das warme, sinnige Leben, das er aus seinem eignen Reichtum auf seine Gebilde übertrug, das zarte Naturverständnis, das sich bei ihm vom höchsten geistigen Ausdruck im Menschenantlitz bis zu den eigentümlichsten Gebärden des Tiers erstreckt, und der liebevolle technische Fleiß, von dem seine Werke Zeugnis geben. Eine Auswahl seiner Werke, mit Biographie, wurde von Grüneisen u. Wagner (Hamb. 1841) herausgegeben.

Dannemarie (spr. dann'marih), Dorf im franz. Departement Doubs, 11 km südwestlich von Besançon, an der Eisenbahn nach Dijon gelegen. Hier 23. Jan. 1871 Gefecht der deutschen 14. Division mit dem französischen 20. Korps, indem die Armee Manteuffels der retirierenden Bourbakischen Armee den Rückzug nach Lyon zu verlegen suchte.

Dannemora, Kirchspiel im schwed. Län Upsala, nördlich von Upsala, durch Zweigbahn mit der Station Örbyhus an der Linie Upsala-Gefle verbunden, 71,3 qkm mit (1880) 1237 Einw., berühmt durch sein reiches Eisenfeld, das sich bis ins Kirchspiel Film erstreckt und vorzügliches Eisen liefert. Die Minen, gegen 80 an der Zahl, von denen jetzt jedoch nur 20 bearbeitet werden, liegen auf einem 2,1 km langen, 150—210 m breiten, ziemlich ebenen, wenig erhöhten, von Seen und einem Torfmoor umgebenen Grund und bilden eine sogen. offene Pinge, einen Abgrund von mehr als 160 m Tiefe mit senkrechten, schwarzen Wänden, in denen erst die Gruben und Schächte sich befinden. Das Erz gibt eine Ausbeute von 40—50 Proz. Roheisen und ist von so guter Beschaffenheit, daß es großenteils ohne allen Zusatz geschmolzen wird. Es wird meist durch Sprengen gewonnen. Die Ausbeute belief sich 1879 in 14 Gruben auf 48 Mill. kg Eisenerz, die zum großen Teil in mehreren naheliegenden Eisenwerken, unter denen Österby und Löfsta die größten sind, verschmolzen werden. In Bearbeitung sind die Minen von D. bereits seit 1480. Sie sind im Privatbesitz einer Gewerkschaft, welche viele der vornehmsten Familien des Landes unter sich zählt. Durch Unverstand war man nahe daran, das ganze Bergwerk zu zerstören, indem man das zu Tage geförderte taube Gestein in den nahen, 8—10 m höher gelegenen Grubensee warf, dieses den zähen, thonartigen Boden des Sees durchdrang, worauf das Wasser den aus Gerölle und Sand bestehenden Zwischenraum durchströmte und die Gruben anfüllte. Nur durch die Aufführung einer kostspieligen, zum Teil 10 m hohen, mit Puzzolanzement verbundenen Mauer von fein behauenem Granit, hinter welcher Thon eingestampft wurde, ist man im stande gewesen, das Wasser abzuhalten. Bei D. findet sich auch Dannemoragranat, eine Abart des braunen Granats mit Streifungen auf den Kernflächen.

Dannenberg (Danneberg), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Lüneburg, an der schiffbaren Jeetzel, 2 km vom Bahnhof D. an der Wittenberge-Buchholzer Eisenbahn, ist altertümlich gebaut, hat ein Amtsgericht, eine Kirche, ein altes Schloß, ein Johanniterhospital für die Provinz Hannover und (1880) 1960 evang. Einwohner, welche Spinnerei, Bierbrauerei und Handel mit Vieh, Leinen und Hopfen treiben. — In der alten Burg D. wurde König Waldemar II. von Dänemark 1223—25 durch den Grafen Heinrich von Schwerin in strenger Haft gehalten. Burg und Herrschaft D. gehörten seit dem 12. Jahrh. einem Grafengeschlecht, welches 1312 die Grafschaft an Herzog Otto von Braunschweig und Lüneburg

verkaufte. Doch wurde sie erst 1376 dem Herzogtum Lüneburg völlig einverleibt. Bereits im 13. Jahrh. ist die Stadt D. nachzuweisen. Bei der Länderteilung unter den Söhnen Ernsts des Bekenners kamen Stadt und Amt D. 1569 an Herzog Heinrich von Braunschweig als besonderes Fürstentum; sein Sohn Julius Ernst aber erbte Braunschweig, und D. fiel 1671 an die Linie Celle.

Dannenberg, Hermann, Numismatiker, geb. 1824 zu Berlin, wo er als Landgerichtsrat lebt. Er bearbeitete hauptsächlich die Münzen des deutschen Mittelalters in zahlreichen, zum Teil umfangreichen Aufsätzen in Fachzeitschriften (z. B. in der »Wiener numismatischen Zeitschrift« und in v. Sallets »Zeitschrift für Numismatik«). Sein Hauptwerk ist das mit Unterstützung der preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene, für die Münzkunde Deutschlands epochemachende Werk »Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit« (Berl. 1876, mit 61 Tafeln).

Dannenberger, Johann Friedrich, Industrieller, geb. 25. Nov. 1786 zu Berlin, erlernte seit 1797 die Kattundruckerei, entdeckte 1807 durch Zufall den Dampffarbendruck und verwertete sein Studium von Hermbstädts Farbenchemie als Kolorist; 1810 hörte er bei Hermbstädt ein Kollegium und etablierte sich 1812 in Berlin als Zeugdrucker. Durch geschickte Benutzung neuer Methoden erwarb er sich bald bedeutenden Ruf, so daß er seine Fabrik schnell erweitern konnte. Im J. 1814 erhielt er ein Patent auf Türkischrot mit Weiß und Applikationsfarben, 1816 auf den heute fast allein üblichen Walzendruck (Rouleausdruck von kupfernen Walzen); seit 1819 betrieb er seine Fabrik mit Dampfkraft. 1838 verkaufte er dieselbe, 1839 trat er in die Direktion der Berlin-Anhalter Eisenbahn, und 1849 ward er Mitglied des Herrenhauses und der Hauptverwaltung der Darlehnskassen. Er starb 25. Febr. 1873 in Berlin.

Danner, Luise Christine, Gräfin von, geb. 21. April 1815 zu Kopenhagen von bürgerlichen Eltern, Namens Rasmussen, erhielt eine sorgfältige Erziehung, wurde zur Gouvernante gebildet und bekleidete diese Stelle in mehreren Familien. Später trat sie in das Ballett des Theaters zu Kopenhagen. Sie gewann die Neigung des ehemaligen Buchdruckers, spätern Kammerherrn und königlichen Privatsekretärs Berling und eröffnete mit dessen Beihilfe zu Kopenhagen einen Putzladen. Hier knüpfte der Kronprinz von Dänemark, nachmaliger König Friedrich VII., ein Liebesverhältnis mit ihr an, das 7. Aug. 1850 zum Abschluß einer morganatischen Ehe führte. Sie ward zur Gräfin von D. erhoben und übte in den damaligen Parteikämpfen einen nicht unbedeutenden Einfluß aus. Nach Friedrichs VII. Tod (1863) zog sie sich mit einem großen Vermögen nach Cannes in Frankreich zurück. Sie starb 6. März 1874 in Genua.

Danno (ital.), Schade, Verlust.

Dannreuther, Edward, Klavierspieler, geb. 4. Nov. 1844 zu Straßburg von englischen Eltern, erhielt, nachdem seine Familie nach Amerika übergesiedelt, den ersten Musikunterricht in Cincinnati, seine weitere Ausbildung jedoch am Leipziger Konservatorium durch Moscheles (Klavier) und Richter (Komposition) und ließ sich nach beendigten Studien 1863 in London nieder, wo er als Lehrer und Virtuose bald eine hervorragende Stellung errang. Auf die Geschmacksbildung seiner Landsleute hat er namentlich dadurch fördernd gewirkt, daß er die Werke zeitgenössischer Meister, vor allen Richard Wagners, dem Verständnis weiterer Kreise vermittelte. In diesem Sinn begründete er 1872 den Londoner Wagner-Verein und leitete die von demselben veranstalteten Konzerte. Die gleiche Kunstrichtung verfolgt er auch als Schriftsteller in dem 1873 von ihm veröffentlichten Werk »Richard Wagner, his tendencies and theories«, dem später noch die englischen Übersetzungen von Wagners Abhandlungen: »Zukunftsmusik« und »Beethoven« folgten.

Dannsensteine (Danzelsteine), s. Gräber.

Danrémont (spr. dang-remóng), Charles Marie Denis, Graf de, franz. General, geb. 8. Febr. 1783 zu Chaumont (Obermarne), trat 1803 in die Militärschule zu Fontainebleau, ward 1807 Adjutant Marmonts, stand 1809 bei dem Heer in Dalmatien, 1811 und 1812 in Spanien und Portugal, machte die Hauptschlachten und Feldzüge 1813 und 1814 mit und ward noch von Napoleon I. zum Obersten befördert. Nach der Restauration erhielt er das Kommando der Legion des Departements Côte d'Or, ward 1821 Maréchal de Camp und führte 1823 eine Abteilung des 5. Korps der Armee nach Spanien. 1830 kommandierte er bei der Expedition nach Algier die 1. Brigade der 2. Infanteriedivision. Nach der Julirevolution erklärte er sich für die neue Dynastie, ward zum Generalleutnant befördert und erhielt 1832 das Kommando der 8. Militärdivision in Marseille. 1833 ward er Generalinspektor der Infanterie und 1835 Pair. 1837 nach dem unglücklichen Ausgang der ersten Expedition gegen Konstantine zum Generalgouverneur von Algerien ernannt, wußte er die eingeborne Bevölkerung durch Energie und versöhnende Maßregeln im Zaum zu halten und unternahm wohlgerüstet eine zweite Expedition gegen Konstantine, fiel aber bei der Rekognoszierung am Tag vor dem glücklichen Sturm 12. Okt. 1837.

Danse macabre (spr. dängs makábr), s. Totentanz.

Danseuse (franz., spr. dangßöhs'), Balletttänzerin, in der Theatersprache speziell Solotänzerin.

Dansville (spr. dännswill), Ortschaft im nordamerikan. Staat New York, Grafschaft Livingston, im Geneseethal, 50 km südlich von Rochester, mit einer Kaltwasserheilanstalt und (1880) 3625 Einw.

Dantan (spr. dangtáng), 1) Jean Pierre, franz. Bildhauer, geb. 26. Dez. 1800 zu Paris, Schüler Bosios, bildete sich auf der Akademie in Paris und dann zu Rom, wo er sich dem Porträt zuwendete. Schon in Italien schuf er Karikaturstatuetten, in denen er das physisch Lächerliche in Physiognomie oder Gestalt hervorhob, ohne jedoch dadurch die physiognomische Ähnlichkeit zu verwischen, und durch welche er sich, besonders nach seiner Rückkehr nach Frankreich (1830), einen bedeutenden Ruf erwarb. Unter denselben befinden sich die Talleyrands, Wellingtons, Broughams, d'Orsays, O'Connells des Herzogs von Cumberland, König Wilhelms IV., Rossinis, Victor Hugos, Souliers und Liszts. Auch die ideale und ernste Skulptur kultivierte er. Fast von allen Notabilitäten Frankreichs fertigte er kleine Porträtgipsbüsten und große Büsten. Er starb 6. Sept. 1869 in Baden-Baden.

2) Edouard, franz. Maler, geb. 26. Aug. 1848 zu Paris, Sohn des vorigen, trat in das Atelier von Pils ein und zeigte frühzeitig eine so hervorragende Begabung, daß er 1867 den Auftrag erhielt, in dem Giebelfeld einer Kapelle in Marnes ein großes Gemälde der heiligen Dreieinigkeit in Wachsfarben auszuführen. 1869 stellte er sein erstes Bild, eine Episode aus dem Untergang von Pompeji, im Salon aus. Nach dem Krieg malte er teils Szenen aus der antiken Mythologie und Geschichte, teils, inspiriert durch die Traditionen seiner Familie, Darstellungen

von Bildhauerateliers, welche sich durch Zartheit des Tons, durch naturwahre Charakteristik des Stofflichen und durch feine Lichtführung auszeichnen. 1872 erschien im Salon das Porträt seines Vaters, der an einer Marmorbüste arbeitet, 1874 Herkules zu den Füßen der Omphale und ein Mönch als Holzbildhauer (Museum von Nantes), 1875 das Diskosspiel (Museum von Rouen), 1876 die Nymphe Salmacis, 1880 ein Atelierwinkel, in welchem wiederum sein Vater, an einem Relief arbeitend, dargestellt ist (im Luxembourg-Museum zu Paris), und 1881 das Frühstück des Modells im Maleratelier. 1883 erhielt er für das Innere eines Bauernhauses in Villerville auf der internationalen Ausstellung in München eine zweite Medaille.

Dante Alighieri (spr. aligjehri), der größte Dichter Italiens und einer der tiefsten Geister aller Zeiten und Völker, wurde wahrscheinlich an einem der letzten Tage des Mai 1265 zu Florenz geboren und erhielt in der Taufe den Namen Durante, der nach der herrschenden Sitte in Dante abgekürzt wurde und ihm so dauernd verblieben ist. Seine Familie gehörte zu den alten florentinischen Geschlechtern und stand auf seiten der Guelfen. D. selbst nennt als seinen Stammvater den Cacciaguida, einen tapfern Krieger (geboren um 1090), welcher eine Alighieri aus dem Pothal zur Frau hatte. Einer ihrer Söhne (gestorben um 1200) nahm den Namen der Mutter an und ward so der Stifter des Geschlechts der Alighieri zu Florenz. Von der Jugend des Dichters weiß man thatsächlich wenig, da die romanhaft und tendenziös aufgeputzten Mitteilungen seines ersten Biographen Boccaccio nur mit Vorsicht aufzunehmen sind. Erst die gründlichen Forschungen der neuern Zeit, namentlich Balbos und Fraticellis, haben ein ziemlich klares Bild von Dantes Lebensgang hergestellt. Der Vater, ein Rechtsgelehrter, starb schon 1270, hinterließ aber ein ziemliches Vermögen an liegenden Gründen, und die Mutter, Donna Bella, übertrug nun die Erziehung ihres Knaben dem gelehrten Staatssekretär der Republik, Brunetto Latini, der selbst als Dichter in Ruf stand, und dem D. später an einer Stelle seiner »Komödie« ein rührend schönes Denkmal setzte. Unter Brunettos Leitung machte sich D. mit allem bekannt, was damals im Bereich der Gelehrten lag, und beschäftigte sich neben den strengen Studien auch mit den heitern Künsten; er war Freund der Maler Giotto und Oderisi, wie er auch selbst zeichnete, sowie des Sängers und Musikers Casella. Wie früh er die Dichtkunst getrieben, läßt sich nicht bestimmen; wohl aber sagt er selbst, daß er die Provençalen kannte und bewunderte. Von dichterischen Freunden nennt D. den ausgezeichneten Guido Cavalcanti, an welchen das erste öffentlich von ihm bekannt gemachte Sonett gerichtet ist, und den er später verbannt sehen mußte, und Cino da Pistoja, welcher später den D. in einer Kanzone beklagt; andre waren Dante da Majano, Dino Frescobaldi &c. Eng verbunden mit seiner Liebe zur Poesie ist seine idealische Liebe zu Beatrice, der Tochter eines angesehenen Bürgers, Folco de Portinari, die er 1274, kaum neun Jahre alt (sie selbst zählte acht), bei einem Maifest zu Florenz zuerst gesehen hatte, worüber D. selbst in seinem Erstlingswerk: »La vita nuova«, berichtet. Von dieser ersten Jugendliebe blieb ihm der tiefste Eindruck für das ganze Leben und steigerte sich in ihm zu jener Verklärung und Bedeutung Beatrices, wie er sie in seinem großen Gedicht verewigt hat. Daher setzt es unsern Begriffen gemäß allerdings in Erstaunen, zu erfahren, daß D. ein oder zwei Jahre (1291) nach Beatrices frühem Tod sich mit Donna Gemma aus dem vornehmen Geschlecht der Donati verheiratet habe, und manche sind geneigt, die ganze Mitteilung Dantes über jenen Gegenstand in symbolischem Sinn aufzufassen. Richtiger dürfte es sein, die Sache mit dem damals aus der Provence her noch fortwirkenden ritterlichen Frauendienst in Verbindung zu bringen, nach welchem Ehe und Minne nebeneinander bestehen konnten, ohne sich gegenseitig zu beirren. Daß der lernbegierige Zögling, herangewachsen, in den Orden der Franziskaner getreten, aber noch vor Ablauf des Noviziats wieder ausgeschieden sei, ist eine Sage. In Wirklichkeit hat er wohl seine Studien in Bologna und Padua fortgesetzt und ist etwa 1288 in die Vaterstadt zurückgekehrt, um sich nach dem Vorbild seines väterlichen Freundes und des trefflichen Priors Giano della Bella den Staatsgeschäften zu widmen. Er ließ sich, wie das Gesetz es damals vorschrieb, in eine Zunft und zwar in die der Ärzte und Apotheker aufnehmen, zog 1289, als die Ghibellinen von Arezzo aus wieder einmal einen Sturm auf Florenz zu unternehmen gedachten, mit gegen sie zu Felde und focht 11. Juni tapfer bei Campaldino, wobei er in große Gefahr geriet. Im folgenden Jahr war er bei dem Zug nach Pisa, durch welchen unter Anführung des Podestà Novello da Polenta die Feste Caprona erobert wurde. Außerdem ist in der Zeit von 1295 bis 1301 von verschiedenen Gesandtschaften die Rede, zu welchen D. verwendet wurde. Als er das gesetzliche Alter von 35 Jahren erlangt hatte, wurde er in die Zahl der Prioren gewählt (1300) und zwar nicht, wie es gewöhnlich geschah, durch das Los, sondern durch freie Wahl; ein Amt, das für ihn, nach seinem eignen Ausspruch, die Quelle all seines spätern Unglücks wurde. Florenz, im ganzen guelfisch, war doch in zwei Parteien: die »Weißen« und die »Schwarzen«, geteilt, von denen die erstern mehr ghibellinisch gesinnt, die letztern dagegen unbedingte Anhänger des Papstes waren. Dantes patriotischer Eifer brachte es dahin, daß der Senat die Häupter beider Parteien aus Florenz verwies; doch entbrannte, da der Senat die Weißen begünstigte, der Kampf bald von neuem. Als die Schwarzen in Rom beschlossen, Karl von Valois, der sich eben zu einem Kriegszug gegen Sizilien rüstete, als Friedensstifter nach Florenz zu senden und mit seiner Hilfe die gegnerische Partei niederzuwerfen, schickten die Weißen Abgeordnete nach Rom, um dem Papst Vorstellungen zu machen und womöglich die Ankunft Karls zu hintertreiben. Zu dieser Gesandtschaft gehörte auch D., der sich der Sache der Weißen zuneigte. Er verließ Florenz, um nie wieder dahin zurückzukehren. Während er noch in Rom war, rückte Karl von Valois, vom Papst unterstützt, Anfang November 1301 in Florenz ein und rief sofort die Schwarzen zurück. Es kam zu einem Gericht über die Weißen, und D. mit 14 andern wurde 10. März 1302 zu 8000 Lire Geldbuße und zu zweijähriger Verbannung (resp. Feuertod im Betretungsfall) verurteilt. Seine Güter wurden eingezogen, sein Haus in der Stadt der Plünderung des Pöbels preisgegeben. Empört über die Unbill und die Beschimpfung, die ihm durch diesen Spruch widerfahren, eilte D. von Rom, wo er natürlich nichts ausgerichtet hatte, zunächst nach Siena und von da nach Arezzo, um hier mit den übrigen Geächteten Rats zu pflegen, was zu thun sei. Als Bitten und friedliche Maßregeln keinen Erfolg hatten, beschlossen die Flüchtlinge, die Rückkehr mit Waffengewalt zu erzwingen, und unternahmen 20. Juli 1304 einen Angriff auf Florenz. Der-

selbe scheiterte indessen, und D., der vielleicht gar nicht daran teilgenommen, wurde nun auf Lebenszeit in die Acht erklärt. Tief erbittert zog er sich von den andern Geächteten zurück und nahm das Asyl an, das Graf Guido Salvatico im Val Casentino ihm anbot. Inzwischen war sein ältester Sohn herangewachsen und sollte in Padua seine Studien beginnen. Um ihn wiederzusehen, begab sich D. 1306 nach Padua, scheint sich aber nicht lange daselbst aufgehalten zu haben. Im Sommer 1307 machte Papst Clemens V. einen Versuch, den vertriebenen Weißen zur Rückkehr nach Florenz zu verhelfen; es kam in Mugello zu einer Zusammenkunft der Beteiligten, und auch D. fand sich dazu ein. Allein die Unterhandlungen zerschlugen sich; die »schlechte und dumme Bande« der Weißen benahm sich so unwürdig, daß sich D. vollständig von ihr lossagte, um fortan »für sich allein Partei zu machen«. Allein wanderte er nun im Land umher, um zu erfahren, »wie scharf versalzen fremdes Brot schmeckt, wie hart es ist, fremde Treppen zu steigen«. Auch der Schmerz sollte dem Verstoßenen nicht erspart bleiben, »alles Teure«, das er in Florenz hatte zurücklassen müssen, durch einen plötzlichen Tod zu verlieren: seine Gattin und die beiden jüngsten Söhne starben 1308 an der Pest. Von den Orten, an welchen D. verweilte, kennt man mit Bestimmtheit nur einige. Nachdem er kurze Zeit in der Lunigiana (zwischen Lucca und Genua) beim Marchese Morello Malaspina gerastet (auf dessen Schloß er vielleicht den ersten Plan zur »Commedia« entwarf), wandte er sich nach Verona, wo eben (1308) der heldenmütige Can della Scala (Can grande) Mitregent seines schwachen Bruders Alboin geworden war, und ging von hier, wie wenigstens Boccaccio berichtet, nach Paris, wo er sich in theologische Studien vertiefte. Die Kunde von dem Zug König Heinrichs VII. nach Italien erweckte wieder neue Hoffnungen in ihm und rief ihn in das Vaterland zurück. D., der schon früher einen Ermahnungsbrief an die Fürsten und Völker Italiens erlassen hatte, sich dem Kaiser als dem »Retter des Landes« zu unterwerfen, begrüßte diesen zu Mailand (Dezember 1310) und schrieb, als ihm derselbe zu lange in Oberitalien zögerte, einen feurigen Brief, der ihn aufforderte, ungesäumt die Axt an die Wurzel des Übels, Florenz, zu legen (11. April 1311). Eine dritte Epistel richtete D. sodann an die Florentiner selbst und verkündete darin seiner Vaterstadt das Schicksal Sagunts. Florenz antwortete mit einem Dekret (9. Sept. 1311), das die Ächtung Dantes in den schärfsten Ausdrücken bestätigte und ihn »auf ewige Zeiten« verfemte, während es zugleich offene Partei für die »heilige Kirche« gegen den Kaiser nahm. Die Belagerung der Stadt, welche der Kaiser im Sommer 1313, nachdem er im Juni 1312 in Rom gekrönt worden war, unternahm, hatte keinen Erfolg; er mußte unverrichteter Sache abziehen, und als er sie mit neuen Kräften wieder aufnehmen wollte, ereilte ihn bei Siena der Tod (24. Aug. 1313). Ob D. persönlichen Anteil an diesen Begebenheiten genommen, oder wo er sich um diese Zeit aufgehalten, ist nicht mit Sicherheit ermittelt. Über ein Dutzend Ortschaften und Klöster in den verschiedensten Gegenden Italiens haben in der Folge die Ehre beansprucht, des Heimatlosen Asyl und Herberge gewesen zu sein. Wahrscheinlich ist, daß er sich zunächst dem ihm von Arezzo her befreundeten Uguccione della Faggiuola, der das Haupt der Ghibellinen von Toscana und Herr von Pisa war, angeschlossen (dem er, wie man berichtet, den ersten Teil der »Commedia« dedizierte, wie er den zweiten Teil dem Marchese Moroello Malaspina gewidmet haben soll), und daß er nach Heinrichs VII. Tod alle Hoffnung aufgegeben und sich einzig mit der Vollendung seines großen Gedichts beschäftigt hat. Von Pisa scheint er sich nach der Romagna gewandt zu haben, wo er etwa 1315 mit seinen beiden Söhnen Pietro und Jacopo und seiner Tochter Beatrice nach Ravenna kam; der Fürst Guido Novello da Polenta gewährte ihnen dort eine bleibende Stätte. Um diese Zeit ward dem berühmt gewordenen Dichter endlich die Erlaubnis zur Rückkehr nach Florenz durch einen Freund ausgewirkt, unter der Bedingung, daß er sich »der Form wegen« einer kurzen Verhaftung und einer Geldstrafe unterwerfe und in einer Kirche seine Schuld durch ein Sühnopfer anerkenne. Mit großartigem Selbstbewußtsein wies aber D. in einem noch erhaltenen Brief den Antrag unter solchen Bedingungen zurück, und so ward das Verbannungsurteil im Oktober 1315 abermals »auf ewige Zeiten« bestätigt und merkwürdigerweise erst 1494 ausdrücklich aufgehoben. In Ravenna brachte er wohl den dritten Teil seiner »Commedia« vollständig zu Ende (um 1319); auch soll er nach Boccaccio während dieser Zeit zahlreiche Schüler unterrichtet und zum Dichten in der italienischen Volkssprache angeleitet haben. Im Sommer 1321 ging er dann, wie weiter berichtet wird, in einer diplomatischen Mission seines Gastfreundes nach Venedig, erkrankte dort und wurde, dem Tod nahe, nach Ravenna zurückgebracht, wo er 14. Sept. 1321 im Alter von 56 Jahren starb. Er ward in der Grabkapelle neben der Franziskanerkirche in einem marmornen Sarg feierlich bestattet. Der Fürst selbst hielt ihm eine Leichenrede, und nur seine eigne Verbannung, die im folgenden Jahr erfolgte, vereitelte seine Absicht, ihm ein prächtiges Denkmal zu errichten. — Im J. 1483 ließ Bernardo Bembo, Vater des berühmten Kardinals, die Grabstätte mit einem Denkmal schmücken und darauf eine angeblich von D. selbst verfaßte Inschrift setzen. Durch den Kardinallegaten Domenico Maria Corsi ward 1692 die verfallene Grabstätte notdürftig restauriert; erst 1780 erfuhr sie durch Luigi V. Gonzaga eine gründliche Reparatur. Im J. 1813 stellte Canova Dantes Marmorbüste im Pantheon zu Rom auf. Florenz reklamierte die Gebeine des Dichters, der in seinem letzten Willen ausdrücklich verlangt hatte, daß sie unter keinen Umständen an seine undankbare Vaterstadt ausgeliefert werden sollten, wiederholt (zuletzt noch 1864), aber immer vergeblich und hat erst 1829 in der Kirche Santa Croce seinem großen Sohn ein Denkmal von der Hand Riccis errichten lassen. Während der Kardinal Bertrando di Poggetto Dantes Gebeine als die eines Ketzers zum Feuer verurteilen wollte, hallte ganz Italien vom Ruhm des Dichters wider. Fünf Jahrzehnte nach des Dichters Tod errichtete seine Vaterstadt einen besondern Lehrstuhl zur Erläuterung seines Werkes, auf den Boccaccio berufen ward, und andre Städte, wie Pisa, Bologna, Mailand, folgten dem Beispiel von Florenz nach. — Sein Volk aber gab ihm den Beinamen des »Göttlichen«. — Nach Boccaccios Beschreibung war D. ein Mann von mittlerer Größe, im Alter etwas gekrümmt, doch würdig und stets in vornehmer Kleidung einhergehend, sein Gesicht lang, mit einer Habichtsnase und großen, ausdrucksvollen Augen; die Kinnbacken waren stark und die untere Lippe etwas hervorspringend, Bart und Haupthaar schwarz, dicht und kraus, der Ausdruck des Gesichts schwermütig und tiefsinnig, die Farbe desselben bräunlich. Raffael hat ihn in dem unter

dem Namen der »Disputa« bekannten Gemälde im Vatikan zu Rom zwischen Thomas von Aquino und Scotus und in einem andern Gemälde daselbst, dem »Parnaß«, neben Vergil und Homer angebracht. In Florenz befindet sich eine Wachsmaske, die über der Leiche des Dichters abgenommen sein soll und von Rauch abgeformt wurde. Ein Bildnis Dantes auf einer Medaille entdeckte 1832 Misserini; ein Freskobildnis des jugendlichen Dichters (wie man annimmt, von Giotto, um 1295) wurde 1840 an einer Wand der Cappella del Podestà zu Florenz wieder aufgefunden. Statuen von D. befinden sich zu Florenz (zwei, von Pazzi und Demi), Verona (von Zannoni), Padua (von Vela) und Neapel (von Angelini).

Die 600jährige Wiederkehr des Geburtstags Dantes im Mai 1865 gab in Italien Anlaß zu einer nationalen Jubelfeier, die namentlich in Florenz 14. bis 16. Mai in großartigster Weise begangen wurde. Man feierte D. als »den Vorläufer der politischen Einheit des Vaterlandes und als den Anwalt für Freiheit und Recht in der christlichen Welt«. Den Kernpunkt des Festes bildete die Enthüllung der Statue Dantes (von Enrico Pazzi) auf dem Santa Croce-Platz, gegenüber der Kirche. In Ravenna, der Grabstätte des Dichters, wo man die Feier 24. und 25. Juni beging, erhielt dieselbe durch eine überraschende, kurz zuvor gemachte Entdeckung ein besonderes Interesse. Während man bislang gar nicht anders gewußt hatte, als daß die sterblichen Überreste Dantes in dem Marmorsarg bestattet lägen, den Guido da Polenta 1321 ihnen gegeben, wurde 26. Mai (1865) bei einer baulichen Reparatur an der Franziskanerkirche, mehrere Schritte von der Dantekapelle entfernt, ganz zufällig eine Kiste eingemauert gefunden mit der Aufschrift: »Dantis ossa a me Fra Antonio Santa hic posita anno 1677 die ... Octobris«. Das Innere enthielt die auseinander gebrochenen Stücke eines menschlichen Skeletts, und eine zweite Inschrift besagte: »Dantis ossa denuper revisa 3. Junii 1677«. Bei Eröffnung des Marmorsargs zeigte sich derselbe wirklich leer; nur einige Knochenstücke enthielt er, welche gerade an dem in der Kiste gefundenen Skelett fehlten, so daß die Identität der Gebeine außer Zweifel zu sein scheint. Wahrscheinlich hatte Santi, der 1677 Kanzler des Klosters war, den Reliquienschatz verborgen in der Befürchtung, derselbe könne bei der damals beabsichtigten und 1692 ausgeführten Reparatur des Mausoleums aus der Grabkapelle entführt werden.

Dantes Tochter starb 1350 als Nonne in Ravenna. Von seinen beiden Söhnen war der jüngere, Jacopo di D., bei dem Tode des Vaters in Ravenna und lebte noch 1342 in Florenz, wo er einen Teil der konfiszierten Güter des Vaters zurückkaufte. Man schreibt ihm einen Kommentar über das »Inferno« zu, betitelt: »Chiose di Jacopo figliuolo di D. sopra la Commedia etc.« (hrsg. von Vernon, Flor. 1845), sowie mehrere Gedichte. Das Geschlecht des Dichters wurde durch den ältern Sohn, Pietro, fortgepflanzt und erlosch in seiner männlichen Linie erst 1547, wo der Name Alighieri dann mit der weiblichen Linie auf die Saregi überging, die noch heute in Verona leben und sich nach dem großen Dichter nennen.

Die kleinern Schriften Dantes.

Wie über Dantes Leben genaue Nachrichten fehlen, so ist auch hinsichtlich seiner Werke schwer anzugeben, wann und wo die einzelnen begonnen und vollendet wurden. Als frühste seiner Schriften ist »Das neue Leben« (»La vita nuova«) zu nennen, ein seltsames Werk, das um 1293—95 (D. sagt: »vor dem Eintritt in mein Mannesalter«) abgefaßt wurde. Es berichtet über die Geschichte seiner Jugendliebe zu Beatrice und enthält die Gedichte, welche derselben ihre Entstehung verdanken, aber durchweg von prosaischen, teils schwungvollen und ergreifenden, teils trocknen und pedantischen Erklärungen begleitet, die über Anlaß und Bedeutung jedes einzelnen Gedichts besondere Auskunft geben und so eine Art Kommentar bilden, der das Ganze in den Bereich der Allegorie rückt. Die »Vita nuova« erschien zum erstenmal gedruckt mit den Kanzonen des D. und seinem Leben von Boccaccio (Flor. 1576) und erlebte über 30 Ausgaben. Zu den besten derselben gehören die vom Marchese Trivulzio (Mail. 1827), die nach einer Handschrift aus dem 15. Jahrh. (Pesaro 1828), die von Giuliani (»La vita nuova e il canzoniere di D.«, Flor. 1868), von d'Ancona (Pisa 1872) und von Witte (Leipz. 1876). Deutsche Übersetzungen lieferten Fr. v. Oynhausen (Wien 1824), K. Förster (Leipz. 1842), Jacobson (Halle 1877). Das zweite bedeutende Werk Dantes: »Das Gastmahl« (»Il convito«), ist ein nicht minder seltsames Buch als die »Vita nuova« und wurde wahrscheinlich 1303 in Arezzo begonnen. D. setzte sich darin vor, 14 in Bezug auf sein Liebesverhältnis zu Beatrice gedichtete Kanzonen gelehrt zu erläutern und zwar so, als wären sie wiederum nur allegorisch gemeint und bezögen sich auf seine Liebe zur Philosophie. Indessen haben nur drei der Kanzonen ihren Kommentar in diesem Sinn erhalten; das Werk blieb unvollendet. Den Namen »Gastmahl« gab er dem Buch, das als erstes Beispiel wissenschaftlicher Prosa in italienischer Sprache wichtig ist, weil er die Erklärung gleichsam als Brot zu den Gerichten der Kanzonen auftischen wollte. Zum erstenmal gedruckt ward dasselbe Florenz 1490, dann Venedig 1521 u. öfter. Eine vortreffliche neue Ausgabe mit ausführlichem Kommentar besorgte Giuliani (Flor. 1874, 2 Bde.); eine deutsche Übersetzung gab Kannegießer (»Dantes prosaische Schriften«, Leipz. 1845). Kritische Arbeiten darüber lieferten Monti (Mail. 1823), Witte (Rom 1825), Scolari (Padua 1828) und Selmi (Turin 1865). — Das dritte Hauptwerk unter den kleinern Schriften bilden die lyrischen Gedichte Dantes (»Rime«), die, erotischen und philosophischen Inhalts und zu verschiedenen Zeiten entstanden, in mehr oder weniger vollständigen Sammlungen mehrfach erschienen. Für die älteste derselben darf Cinos und G. Novellos Ausgabe der »Canzoni e madrigali di D.« (Vened. 1518 u. Mail. 1518), ein äußerst seltenes Werk, gelten. Die erste, ziemlich vollständige Ausgabe dieser lyrischen Gedichte bilden die vier ersten Bücher der »Sonetti e canzoni di diversi autori toscani« (Flor. 1527, Vened. 1532 u. öfter; zuletzt: »Amori e rime di D.«, Mantua 1823); neuere Ausgaben besorgten Fraticelli (Flor. 1861) und Giuliani (das. 1863 u. 1868). Als Anhang zu den »Rime« findet man in einigen Ausgaben »Rime spirituali« (geistliche Lieder), aus einer Paraphrase der sieben Bußpsalmen und dem sogen. »Credo di D.« bestehend, beides jedoch unecht und dem D. nur untergeschoben, um ihn zu einem bußfertigen Mönch zu machen. Gesondert sind die »Sette salmi« abgedruckt worden in »Raccolta di rime antiche toscane« (Palermo 1817), das »Credo« in »Saggio di rime di diversi buoni autori« (Flor. 1827). Deutsche Übersetzungen der »Rime« veröffentlichten Kannegießer (»Dantes lyrische Gedichte«, mit einer Abhandlung von Witte, worin Echtes und Unechtes zu unterscheiden versucht wird; 2. Aufl., Leipz.

1842) und C. Krafft (»Dantes lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel«, Regensb. 1859).

Auch in **lateinischer Sprache** hat D. mehreres abgefaßt, so das Werk »De monarchia«, gleichsam sein politisches Glaubensbekenntnis, worin er sich offen als Ghibelline bekennt und das Kaisertum als ein ebenso göttliches wie dem Heil der Menschheit notwendiges Institut der Kirche ebenbürtig gegenüberstellt. Er fordert eine weltliche Universalmonarchie und spricht der Kirche, sobald sie sich in Streit und Hader zur weltlichen Herrschaft dränge, alle Autorität ab. Das Werk entstand um die Zeit, als Heinrich VII. das kaiserliche Ansehen in Italien wiederherzustellen bemüht war (zwischen 1310 und 1313), nach andern in den letzten Jahren des Dichters. Gedruckt ward es zuerst in Basel 1559. Neuere Ausgaben besorgten K. Witte (2. Aufl., Wien 1874) und Giuliani (in »Opere latine di D.«, Flor. 1878–82, 2 Bde.), eine Übersetzung Hubatsch (Leipz. 1873). Vgl. **Böhmer**, Über Dantes Monarchie (Halle 1866). — Eine andre Schrift in lateinischer Prosa ist die Abhandlung »De vulgari eloquentia« (»Über die Volkssprache«), worin er teils den Vorzug der neuern Sprache Italiens, wie er sie zu schaffen bemüht war, vor den Idiomen andrer neuerer Völker und vor den einzelnen Mundarten Italiens selbst zu zeigen sucht, teils auch die verschiedenen neuern Dichtungsarten charakterisiert. Das unvollendet gebliebene Werk entstand wohl um 1203 und erschien zuerst in einer italienischen Übersetzung von Trissino (Vicenza 1529 u. öfter), das Original mit Noten von Corbinelli (Par. 1577), in neuerer Ausgabe von Torri (Livorno 1850), Giuliani (Flor. 1878). Eine deutsche Übersetzung gab Kannegießer (Leipz. 1845). Vgl. **Böhmer**, Über Dantes Schrift »De vulgari eloquentia« (Halle 1868). — Auch zwei »Eklogen« in lateinischen Hexametern hinterließ D., deren Echtheit jedoch nicht sicher ist. Sie erschienen zuerst vollständig, aber fehlerhaft in »Carmina illustrium poetarum italorum« (Flor. 1718); besser gab sie Dionisi aus einer Handschrift der »Laurentiana« in seinen »Aneddoti IV« nebst den beiden dazugehörigen Gedichten des Giovanni di Virgilio heraus. Sie fallen in die Jahre 1320 und 1321 und beantworten ablehnend die Aufforderung des genannten Virgilio, einige große Begebenheiten der Zeit in römischer Sprache zu besingen und nach Bologna zu kommen. Eine Übersetzung dieser Eklogen, deren Sprache weit besser ist als die der prosaischen Werke Dantes, findet sich bei Krafft (s. oben). Die bis jetzt aufgefundenen **Briefe** Dantes, zum Teil sehr wichtig für die Kenntnis des Dichters und seiner Werke, finden sich in Wittes Sammlung »Dantis epistolae quae exstant cum notis« (Padua 1827). In neuerer Zeit fand Theod. Heyse neun weitere Briefe Dantes auf, die in der Briefsammlung Dantes von Aless. Torri (Verona 1843) enthalten sind, wo sich auch die seltene »Quaestio de aqua et terra« findet, eine Abhandlung über die damals viel erörterte Frage, ob das Meer irgendwo höher sei als das daraus hervorragende Land, welche D. 1320 zu Verona vorlas (zuerst gedruckt Vened. 1508; neu hrsg. von Giuliani, Flor. 1881). Eine Gesamtausgabe der »Opere minori« Dantes lieferte Fraticelli (Flor. 1861—62, 3 Bde.).

Die »Divina Commedia«.

Dasjenige Werk aber, welches Dantes Namen unsterblich gemacht hat, ist die »Divina Commedia«. Warum D. sein Werk **Komödie** nennt, ergibt sich aus seiner Schrift »De vulgari eloquentia«, worin er drei Arten des Stils aufstellt: den tragischen oder höhern, den komischen oder niedern und den elegischen oder klagenden. Der Beiname »die göttliche« (divina) entstand erst nach des Dichters Tod, und zwar findet sich derselbe schon in einigen Manuskripten der »Vita di D.« von Boccaccio und in mehreren Handschriften des Gedichts; die erste Ausgabe mit der Bezeichnung »Divina C.« scheint die von Venedig 1516 zu sein. Das Gedicht ist eine Art Vision, welche den Zustand und das Leben der Seelen nach dem Tod in den drei Reichen des Jenseits schildert, und zerfällt dem entsprechend in drei Abteilungen: Hölle (Inferno), Fegfeuer (Purgatorio) und Paradies (Paradiso). Jede dieser Abteilungen besteht aus 33 Gesängen, so daß das Ganze, mit der Einleitung als erstem Gesang, 100 Gesänge von zusammen 14,230 Versen in der Terzinenform umfaßt, als deren Erfinder D. dasteht. Kein andres Gedicht hat einen so bis ins einzelnste gehenden architektonischen Bau wie diese »Commedia«. Das »Inferno« enthält (außer dem Vorhof) neun Höllenkreise, desgleichen das »Purgatorio« neun Räume: den Vorhof, sieben Büßerterrassen und das irdische Paradies auf dem Gipfel des Läuterungsbergs. Das »Paradiso« endlich besteht ebenfalls aus neun kreisenden Himmeln, über denen das Empyreum als der unbewegliche Sitz der Gottheit schwebt. Die Grundidee des Gedichts ist nun die einer Wanderung des Dichters durch diese drei Welten der Geister, die er auf höheres Geheiß unternimmt. Er findet sich um die Mitte seines Lebens in einem wilden Wald verirrt; als er bei Tagesanbruch dessen Ende erreicht und einen sonnigen Berg erklimmen will, hindert ihn daran die Erscheinung eines Panthers, eines Löwen und einer Wölfin. Im Begriff, wieder in die Tiefe des Waldes zurückzukehren, erscheint ihm der Schatten Vergils (gleichsam das Symbol der weltlichen Autorität) und verkündet ihm, zu seiner Rettung müsse ein andrer Weg eingeschlagen werden; er selbst werde ihn führen und ihm auf dem Weg die verdammten Seelen in der Hölle und die büßenden im Purgatorium zeigen; wolle er noch höher, zu den Seligen emporsteigen, so müsse ihn dann eine würdigere Seele geleiten. Dantes Zweifel werden durch die Angabe Vergils, Beatrice habe ihm diesen Auftrag gegeben, beschwichtigt. Die Wanderung geht nun zunächst durch die **Hölle**, welche einen bedeutenden Teil der Erdrinde einnimmt und einen Trichter bildet, dessen Spitze sich im Mittelpunkt der Erde befindet, und dessen Wände treppenartig durch mehrere rund umherlaufende Stufen abgeteilt sind. Auf diesen Stufen, die sich von der ersten bis zur neunten immer mehr verengern, befinden sich die Verdammten; im Vorhof diejenigen, welche auf der Erde ohne Ehre und ohne Schande gelebt haben; im ersten Kreis die edlen Geister der Vorzeit, welche zwar untadelhaft gelebt, aber die Taufe nicht empfangen haben; in den folgenden Kreisen aber der Reihe nach, dem Grade der Lasterhaftigkeit und der Schwere der Strafen entsprechend, die Wollüstigen, die Schlemmer, die Geizigen und Verschwender, die Zornigen und Rachsüchtigen, sodann in den tiefer gelegenen Kreisen die Epikureer und Ketzer, die Gewaltthätigen gegen ihren Nächsten und gegen Gott, die Lügner und Betrüger in den verschiedenen Gestalten und schließlich die Verräter an Verwandten, Freunden, Wohlthätern und Vaterland. In der Mitte dieses Kreises steht der Beherrscher dieses Reichs, Dis oder Luzifer, das böse Prinzip, mit den Füßen im Mittelpunkt der Erde. An dem Leib desselben emporsteigend, gelangen die Wanderer, dem Lauf eines klaren Baches folgend, aus der Schlucht hinaus auf die entgegengesetzte Erdhälfte, wo sich aus den Flu-

ten, welche diese ganz bedecken, der Berg des Purgatoriums erhebt. Am Uferrand empfängt sie Cato von Utica, der Wächter dieses Reichs. Der Läuterungsberg bildet einen steilen Kegel und ist in sieben rund herumlaufende Terrassen geteilt, die von den verschiedenen Abteilungen der Büßenden bewohnt werden und durch schmale Treppen, deren jede von einem Engel bewacht wird, in Verbindung stehen. In umgekehrter Ordnung der Hölle steigen hier Laster und Buße vom Schwerern zum Leichtern auf. Die unterste Terrasse nehmen die Hochmütigen ein, dann folgen nach der Reihe die Neidischen, die Zornigen, die sittlich Säumigen, die Geizigen und Verschwender, die Schwelger und endlich die von Weltlust Erfüllten. Nachdem die Reisenden sämtliche Terrassen durchwandert haben, gelangen sie von der letzten in das über derselben gelegene irdische Paradies. Hier verschwindet Vergil, und Beatrice (das Symbol der kirchlichen Autorität darstellend) übernimmt des Dichters Führung durch das dritte Reich, dessen Einteilung auf den zu Dantes Zeit noch herrschenden Ansichten vom Weltensystem beruht. Hiernach besteht dieses Reich aus zehn übereinander liegenden und als hohle, durchsichtige Kugeln zu denkenden Himmeln, welche die im Mittelpunkt des Universums liegende Erde umgeben, und von deren ersten sieben jeder nach einem bestimmten Gestirn benannt ist, nämlich der Himmel des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter und des Saturn. Den achten bildet die Sphäre der Fixsterne, den neunten die des Primum mobile, welches allen übrigen ihre Bewegung verleiht. Jeder dieser Himmel wird von einer besondern Klasse von Seelen bewohnt, welche alle diese verschiedenen Stufen durchlaufen müssen, bevor sie in den zehnten, den unbeweglichen Lichthimmel, das Empyreum, den eigentlichen Sitz der Seligen, gelangen. Nachdem D. an Beatrices Seite auch dieses ganze Reich durchwandert hat, verschwindet auch sie und übergibt ihn dem heil. Bernhard, durch dessen Vermittelung er schließlich des Anblicks des göttlichen Angesichts in einer mystischen Vision teilhaftig wird. Während der ganzen Wanderung durch die drei Welten werden Gespräche mit historisch bekannten, zumeist erst kürzlich verstorbenen Menschen geführt, die bald Abscheu und Entsetzen, bald tiefe Wehmut erregen; tiefsinnige Fragen der Theologie und Philosophie werden gelegentlich erörtert, und die bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse Italiens, die entarteten Zustände der Kirche wie des Staats werden mit edlem sittlichen Zorn geschildert, so daß sich die Dichtung zu einem umfassenden, erhabenen und ergreifenden Zeitgemälde gestaltet. Namentlich sind es die beiden ersten Abteilungen des Gedichts, welche durch die Kunst ihrer Organisation, die Mannigfaltigkeit und Plastik ihrer Gestalten und das Interesse ihrer historischen Bezüge den Leser fortwährend fesseln, während sich die letzte Abteilung durch höchste Erhabenheit der Gesinnung und Empfindung auszeichnet. — Was aber die Deutung des Gedichts als eines allegorischen Ganzen wie seiner Allegorien im einzelnen betrifft, so haben sich in den sechs Jahrhunderten seines Bestehens die verschiedensten Geister auf die verschiedenartigste Weise daran versucht. Im allgemeinen herrschte früher die moraltheologische Deutung vor, wie denn auch Schlosser die Grundidee in diesem Sinn auslegt. Nach ihm hätte D. in seinem Gedicht den Weg besungen, auf dem er von der sinnlichen Liebe zur himmlischen, von weltlichen Bestrebungen zum betrachtenden Leben und zur innern Seligkeit gelangt sei, so daß das Gedicht gleichsam die Epopöe der menschlichen Erlösung darstellt. In unserm Jahrhundert, besonders seit Marchettis und Rosettis Auftreten, hat sich dagegen die Auffassung der »Commedia« als einer Dichtung von wesentlich politischem Charakter Geltung verschafft und ist in Italien gegenwärtig die herrschende geworden. Man betrachtet sie als ein großartiges Strafgedicht, eine an die persönlichen Schicksale des Dichters anknüpfende politische Satire auf die Verworfenheit seines Zeitalters, auf die durch die Päpste in Schmach und Schande gestürzte Menschheit, die nur durch die volle Entfaltung der kaiserlichen Herrschermacht reorganisiert werden könne. So wurden denn z. B. auch die allegorischen »Raubtiere« der Einleitung zur »Hölle« als bestimmte historische Gestalten gedeutet: der bunt gefleckte Panther (früher als Sinnenlust bezeichnet) als Florenz mit seinen Parteien der Schwarzen und Weißen, der Löwe (früher Ehrgeiz) als Frankreich, speziell Karl von Valois, die gierige Wölfin (früher Habsucht) als die römische Kurie, speziell Bonifacius VIII. Indessen so sehr die dem Gedicht zu Grunde liegende Allegorie den Kenner und Forscher entzückt, so ist doch mit großer Kunst alles so eingerichtet, daß auch der Leser, der die Allegorie nicht sucht und nicht will, sondern alles bloß als Geschichte und Gemälde, als poetische Darstellung der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens betrachtet, gefesselt und von Bewunderung erfüllt wird.

Wann D. sein großes Werk angefangen und wann er die einzelnen Teile vollendet habe, diese Fragen werden verschieden beantwortet. Mit ziemlicher Bestimmtheit ist jedoch anzunehmen, daß er das »Inferno« nicht vor 1314, das »Purgatorio« nicht vor 1318 beendigt haben kann, da darin noch Begebenheiten dieser Jahre erwähnt werden; wahrscheinlich ist auch, daß die 13 letzten Gesänge erst acht Monate nach Dantes Tod aufgefunden wurden, was Dionisis Ansicht, die Vollendung des Ganzen falle in das Jahr 1320, nicht widerspricht. Die »Divina Commedia« wurde bald in unzähligen Abschriften in Italien verbreitet, und noch heute besitzen die Bibliotheken Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Englands eine große Zahl derselben, die freilich alle durch Korruptionen entstellt sind und durch Varianten voneinander abweichen. Die Zahl aller Kodices schätzt Cancellieri auf 452.

[Ausgaben.] Die Zahl sämtlicher Ausgaben des berühmten Gedichts wurde 1882 auf 347 angegeben, wovon 15 auf das 15. Jahrh., 30 auf das 16. Jahrh., 3 auf das 17. Jahrh., 31 auf das 18. und 268 auf das 19. Jahrh. entfallen. Von der größten Seltenheit sind die drei ältesten Drucke: der von Foligno (klein Folio, mit dem Titel: »La commedia di D. A. delle pene e punizj de' vizj e de' meriti e premj della virtù«), von Jesi (groß Quart) und von Mantua (Folio), alle drei aus dem Jahr 1472 (in einer Prachtausgabe zusammen neu hrsg. von Lord Vernon, Lond. 1858). Nicht viel jünger ist eine (wahrscheinlich 1474) in Neapel erschienene Ausgabe in klein Folio. Von Wichtigkeit sind außerdem die von Vendelin (Vened. 1477), die Nidobeatina (Mail. 1477—78) und die Giuntina (Flor. 1506). Auch die Ausgabe von Florenz 1481, mit dem Kommentar des Landino, ist ziemlich selten und namentlich wegen der vielen darin enthaltenen Kupfer geschätzt. Ein besonderes (aber unverdientes) Ansehen erwarb sich die von Pietro Bembo besorgte, bei Aldus zu Venedig 1502 erschienene Ausgabe, deren Text daher von sämtlichen folgenden des 16. Jahrh. wiederholt

und im wesentlichen auch von der Crusca ihrer ersten Ausgabe (Flor. 1595) zu Grunde gelegt wurde. Der Cruscatext blieb zwei Jahrhunderte lang in ausschließlicher Geltung. Der erste, der seine Mängel erkannte, war Lombardi; seine Ausgabe erschien Rom 1791, 3 Bde., u. öfter (zuletzt Padua 1822, 5 Bde.). Noch mehr that Dionisi für die Reinigung des Textes, indem er in seiner Ausgabe (Parma 1795, 3 Bde.) auf den ältesten der vorhandenen Kodices, den angeblich von Villani 1343 angefertigten, als den korrektesten zurückging. Andre bemerkenswerte Ausgaben sind die von Zatta (Vened. 1757, 5 Bde. mit 110 Kupfertafeln), die Pisaner (1804—1809, 4 Bde., Folio), die von Poggiali (Livorno 1807, 4 Bde.), von Romualdi Zotti (Mail. 1808—1809, 3 Bde.), die Florentiner Folioausgabe mit dem Kommentar Biagiolis (1817—19, 4 Bde. mit vielen Kupfern), die von Sicca besorgte im »Parnasso classico italiano« (Padua 1827), die von Ugo Foscolo (Lond. 1825), die dritte Ausgabe der Crusca (Flor. 1837, 2 Bde.) und als die vorzüglichsten die neuern Ausgaben von Bianchi (7. Aufl., das. 1868), von K. Witte (Berl. 1862), auf sorgfältigster Vergleichung der vier korrektesten Kodices (Villani, Caetani, Vaticanus und Berolinus) beruhend, und von Scartazzini (Leipz. 1874—82, 3 Bde., mit Kommentar).

[**Übersetzungen.**] Für den ersten Übersetzer Dantes in lateinischen Versen hält man gewöhnlich den Olivetanermönch Matteo Ronto (gest. 1443); doch teilt Viviani ein offenbar älteres Bruchstück einer lateinischen Übersetzung mit. Andre Übersetzungen ins Lateinische sind von Carlo d'Aquino (Neap. 1728, 3 Bde.) und von Piazza (1848). Ins Spanische wurde das Gedicht übersetzt von Fernandez de Villegas (Burgos 1515; neue Ausg., Madr. 1867), neuerdings von Manuel Aranda y Sanjuan (das. 1868); ins Französische unter andern von Grangier (1596—97, 3 Bde.), von d'Artaud de Montor (1811 bis 1813, 3 Bde.; neue Ausg. 1845), von Calemard de Lafayette (1835, 2 Bde.), von Fiorentino (12. Aufl. 1881), von de Mongis (3. Aufl. 1875), von S. Rhéal (1843—56, 6 Bde.), von Ratisbonne (4. Ausg. 1870), von Mesnard (1854—57, 3 Bde.), von Lamennais (in Prosa, 1862), von Raynard (1878); ins Englische von H. Boyd (1785, 1812, 3 Bde.), von F. Carey (1814, 3 Bde.), von N. Howard (1807), von W. Hume (1812), von Wight (1833), von Cary (1851, neueste Ausg. 1871, in Terzinen), von Dayman (1865, in Terzinen), von Longfellow (1865, neue Ausg. 1877), von W. M. Rossetti (1865, in reimlosen Jamben), von Ford (1871), von Minchin (1884, in Terzinen), von Sibbald (1884); ins Russische von Dmitri Min (die »Hölle«, in Prosa, Petersb. 1843); ins Polnische von A. Stanislawski (Posen 1870); ins Dänische von Molbech (die »Hölle«, Kopenh. 1851, in Terzinen); ins Schwedische von K. Wilh. Böttiger (in »Italienska studier«, Upsala 1853, in reimlosen Versen); ins Holländische von Hacke van Mijnden (Haarl. 1867—1870) und von A. S. Kok (das. 1864). Die älteste deutsche Übersetzung ist die von Bachenschwanz (2. Aufl., Leipz. 1767—69, 3 Bde.) in Prosa; ihr folgte eine von Jagemann in freien Jamben (Weim. 1780 bis 1785, 7 Bde.). Einige Stellen der »Hölle« hat auch A. W. Schlegel (in den »Horen« 1795) übersetzt. Außer diesen ersten Versuchen liegen Übertragungen des Gedichts vor von Kannegießer (Leipz. 1814—21, 5. Aufl. 1873), von Streckfuß (Halle 1824—26, 3 Bde.; 9. Aufl. 1871) in Terzinen; von J. B. Hörwarter und K. v. Enk (Innsbr. 1830—31, 3 Bde.; 2. Aufl., Wien 1877) in Prosa; die vorzügliche Übersetzung von Philalethes (König Johann von Sachsen) in reimlosen Jamben (Dresd. 1839—40, 3 Bde.; neue Ausg., Leipz. 1865—66, 3 Bde.; 3. Abdruck 1877); von Heigelin (Blaubeuren 1836, 3 Bde.) und von Kopisch (Berl. 1840, 3. Aufl. 1882) ebenfalls in reimlosen Versen; von G. v. Berneck (Pforzh. 1841; 2. Aufl., Stuttg. 1856) und von Graul (»Hölle«, Leipz. 1843) in Terzinen; von Jul. Braun (Berl. 1863, 1. Bd.: »Hölle«) in freien Versen; von Blanc (Halle 1864), von Eitner (Hildburgh. 1865, 3 Bde.), von Witte (Berl. 1865, 3. Aufl. 1877) in reimlosen Jamben; von Josepha v. Hoffinger (Wien 1865, 3 Bde.), von A. Dörr (Darmst. 1867, nur 17 Gesänge der »Hölle«), von W. Krigar (Berl. 1870—71, mit den Illustrationen von G. Doré), von R. Baron (Oppeln 1870), von Fr. Notter (Stuttg. 1871—72, 2 Bde.), von K. Bartsch (Leipz. 1877), von Francke (das. 1883—85) in Terzinen. Auch gibt es eine hebräische Übersetzung der »Hölle« von Formiggini (Triest 1869) und eine neugriechische von Musurus Pascha (Lond. 1882). — Erwähnung verdienen Flaxmans Zeichnungen zur »Divina Commedia«, die, von Pistrucci gestochen, unter dem Titel: »Atlante Dantesco« (Mail. 1822) erschienen. Auch Cornelius und Genelli haben Zeichnungen dazu geliefert. In neuester Zeit sind die schon erwähnten Illustrationen von Doré zur »Divina Commedia« besonders beliebt geworden. Zur Orientierung auf den verschiedenen Schauplätzen der »Divina Commedia« können M. A. Caetanis bildliche Darstellungen derselben unter dem Titel: »La materia della Divina Commedia dichiarata in VI tavole« (Rom 1855; 2. Ausg., das. 1872) dienen.

[**Kommentare ꝛc.**] Der Kommentare, welche bald den ästhetischen Wert des Gedichts, bald die darin auftretende Theologie und Philosophie, bald die geschichtlichen Thatsachen, bald die politischen Tendenzen des Dichters behandeln, sind unzählige. Fast sämtliche Manuskripte sind mit Kommentaren und Randglossen versehen, und ebenso sind die meisten Ausgaben erläutert und kommentiert. Die ältesten authentischen Kommentare sind der des Jacopo della Lana (noch vor 1328 geschrieben, gedruckt in der Ausgabe der »Divina Commedia« von Vendelin de Spira, 1477; neue Ausg., Mail. 1865, Quart, und Bologna 1866) und der unter dem Namen: »L'antico, il buono, l'ottimo« bekannte (hrsg. von Torri, Pisa 1827—29, 3 Bde.). Dem 14. Jahrh. gehören ferner an der Kommentar des Florentiner Anonymus (hrsg. von Fanfani, Bologna 1866—74), der des Boccaccio (hrsg. von Milanesi, Flor. 1863, 2 Bde.), der von Benvenuto Rambaldi von Imola (Imola 1855—56, 3 Bde.), der des Francesco de Buti (Pisa 1858—62, 3 Bde.) und der von Guiniforte Barziza (Marseille 1838). Aus dem 15. Jahrh. stammt der oben schon erwähnte Kommentar des Landino (zuerst Flor. 1481); aus dem 16. Jahrh. sind Vellutello (Vened. 1544 u. öfter) und Bern. Daniello da Lucca (das. 1568) als Kommentatoren zu erwähnen. Vgl. Hegel, Über den historischen Wert der ältern Dantekommentare (Leipz. 1878). Von den neuern Erklärern sind als die wichtigsten hervorzuheben: Lombardi (Rom 1791, 3 Bde., u. öfter; am besten Padua 1822, 5 Bde.), Rossetti (Lond. 1826—27, 2 Bde.; wegen seiner einseitigen Auffassung anfänglich scharf angegriffen), Tommaseo (Vened. 1837 u. öfter, am besten Mail. 1865), Bianchi (7. Aufl., Flor. 1868), Fraticelli (3. Aufl., das. 1871), de Marzo (das. 1864—82, 3 Bde.) und Scartazzini (in seiner Textausgabe, Leipz. 1874—82), welcher das gesamte vorliegende Material kritisch verarbeitet. Die Vorläufer Dantes behandelt d'Ancona (»I pre-

cursori di D.«, Flor. 1874). Von neuern deutschen Werken über D. sind, von den Biographien (s. unten) abgesehen, hervorzuheben: Ruth, Studien über D. (Tübing. 1853); Pfleiderer, Dantes Göttliche Komödie, übersichtlich dargestellt (Stuttg. 1871); ferner Wittes verschiedene wichtige Aufsätze zur Dante-Litteratur, gesammelt unter dem Titel: Dante-Forschungen. Altes und Neues (Halle 1869 u. Heilbr. 1879, 2 Bde.); Scartazzini, Abhandlungen über D. (Frankf. 1880) u. a. In Frankreich brachten nicht unwichtige Beiträge zur Kenntnis Dantes und seiner Zeit: Fauriel in »D. et les origines de la littérature italienne« (Par. 1854, 2 Bde.), Ozanam in »D. et la philosophie catholique au XIII. siècle« (5. Aufl., das. 1869) und K. Hillebrand in »Dino Compagni, étude historique et littéraire sur l'époque de D.« (das. 1862). Auch E. Daniels »Essai sur la Divine Comédie« (Par. 1873) ist zu nennen. In Deutschland gab das Dante-Jubiläum Anlaß zur Gründung der Dante-Gesellschaft, die sich 1865 in Dresden unter der Ägide des Dantekundigen Königs Johann von Sachsen konstituierte und bis jetzt vier Bände ihres »Jahrbuchs« (Leipz. 1867—77) herausgegeben hat.

Als Hilfsmittel zum Studium der »Divina Commedia« dienen Blancs »Vocabolario Dantesco« (Leipz. 1852) nebst dem »Versuch einer philologischen Erklärung dunkler und streitiger Stellen der Göttlichen Komödie« (Halle 1860—65, unvollendet), D. M. Granatas »Florilegio e dizionario Dantesco« (Neap. 1855), G. J. Ferraris »Enciclopedia Dantesca« (Mail. 1863—77, 5 Bde.), Boccis »Dizionario storico, geografico, universale della Divina Commedia« (Rom 1874) u. a. Bibliographische Verzeichnisse aller Ausgaben, Übersetzungen und Erläuterungsschriften geben de Batines' »Bibliografia Dantesca« (Prato 1845—48, 5 Bde.) mit der Fortsetzung von Carpellini (Siena 1866) und Ferrazzis »Manuale Dantesco« (Bassano 1865—77, 5 Bde.). Die Dante-Litteratur von 1865 bis 1879 enthält die »Bibliographia Dantea« von Petzholdt (2. Ausg., Dresd. 1880); speziell die deutsche: Scartazzinis Werk »D. in Germania« (Mail. 1881—83, 2 Bde.). Eine encyklopädische Übersicht der ganzen Dante-Forschung bietet Scartazzinis »Dantologia« (Mail. 1883).

[Biographische Litteratur.] Die Lebensumstände des Dichters sind von keinem seiner Zeitgenossen ausführlich aufgezeichnet worden. Boccaccios Buch »Dell' origine, vita, studj e costumi del chiarissimo D. A.« ist leicht und schwungvoll geschrieben, aber reich an Willkürlichkeiten und mehr Roman als Geschichte, ein Panegyrikus, der allerdings das Außerordentliche im Wesen des Dichters lebhaft erkennen läßt. Was Spätere, wie Villani, Bardini, Polentone, über D. veröffentlicht haben, hat geringe Bedeutung. Weit wichtiger ist die Biographie Dantes von Leonardo Bruni (Perugia 1617, Flor. 1672). Den obersten Rang aber unter den italienischen Biographen des Dichters behaupten Gius. Pelli (»Memorie per servire alla vita di D.«, Vened. 1758; neue Ausg., Flor. 1823), Cesare Balbo (»Vita di D.«, Turin 1839, 2 Bde.) und besonders Fraticelli, dessen Werk (»Storia della vita di D.«, Flor. 1861) eine erschöpfende Zusammenstellung des biographischen Stoffes und kritische Sichtung desselben enthält, ohne indessen auf eine künstlerische Gestaltung Bedacht zu nehmen. Unter den deutschen biographisch-litterarischen Werken über D. sind hervorzuheben: Schlosser, D. (Leipz. u. Heidelb. 1855); Floto, D., sein Leben und seine Werke (Stuttg. 1858); Wegele, Dantes Leben und Werke (3. Aufl., Jena 1879); Grieben, D., eine Studie (Köln 1865); Scartazzini, D., seine Zeit, sein Leben und seine Werke (2. Aufl., Frankf. 1879); Scheffer-Boichorst, Aus Dantes Verbannung (Straßb. 1882); Derselbe, D. im Exil (das. 1885). Eine französische Biographie Dantes liegt vor von d'Artaud de Montor (Par. 1841). Vgl. Paur, Über die Quellen zur Lebensgeschichte Dantes (Görl. 1862).

Dante da Majāno, ital. Dichter, Freund des Dante Alighieri, aus Majano in Toscana gebürtig, blühte um 1290 und stand bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen als Dichter, obwohl sich seine Gedichte weder durch Inhalt noch Form auszeichnen. Seine Sprache ist roh und noch voll provençalischer Wendungen, sein Ausdruck gezwungen, seine Bilder trivial, und der Inhalt seiner Poesien geht nicht über die gewöhnlichen Liebesbeteurungen und Liebesklagen, wie sie bei den provençalischen Dichtern im Gebrauch waren, hinaus. Es haben sich von ihm etwa 40 Sonette, 5 Balladen und 3 Kanzonen erhalten, die sich in mehreren Sammlungen, namentlich in den »Poeti del primo secolo della lingua italiana« (Flor. 1816, 2 Bde.) und in »Raccolta di rime antiche toscane« (Palermo 1817, 4 Bde.), abgedruckt finden. Vgl. Nina.

Dante-Gesellschaft, s. Dante (S. 536).

Dantier (spr. dangtjeh), Henri Alphonse, franz. Historiker, geb. 1810 zu Noyon, widmete sich dem Lehrfach und wurde von der Regierung wiederholt zu wissenschaftlichen Untersuchungen nach Italien, nach Belgien, Deutschland, England etc. entsendet. Von seinen Werken nennen wir: »Histoire du moyen-âge« (1852); »Études sur les Bénédictins« (1864, 2 Bde.); »Les monastères bénédictins d'Italie« (1866, 2 Bde.); »L'Italie, études historiques« (1874, 2 Bde.) und »Les femmes dans la société chrétienne« (1878, 2 Bde.), die drei letztgenannten preisgekrönt.

Dantiscus, Johannes, eigentlich Flachsbinder, auch von Höfen (a Curiis), neulatein. Dichter, geb. 31. Okt. 1485 zu Danzig (daher D.), besuchte das Gymnasium zu Krakau, trat noch vor 1501 in die Dienste des polnischen Hofes und beteiligte sich 1502—1503 an dem Feldzug gegen die Tataren, bereiste 1504—1505 die Küsten Griechenlands, Palästina, Italien und studierte nach seiner Rückkehr in Krakau. Seit 1509 erscheint er als Sekretär und Botschafter des polnischen Königs Siegmund I. und wird als solcher bis 1532 zu den bedeutendsten diplomatischen Verhandlungen verwendet, auch in Wien von Maximilian I. und dann während eines vierjährigen Aufenthalts in Spanien 1529 von Karl V. zum Ritter geschlagen. Nachdem er 1530 das Bistum Kulm erhalten, lebte er seit 1532 nur seinem geistlichen Amt, wurde 1537 Fürstbischof von Ermeland und starb 27. Okt. 1548 in Frauenburg. Seine Gedichte, zum Teil gesammelt von Böhm (Bresl. 1764), sind meist Gelegenheitsgedichte, zuerst durchaus weltlichen, zuletzt mehr religiösen, paränetischen Inhalts, doch alle Gegensätze des Lebens beiseite schiebend; sie zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken und Reinheit der Sprache aus. Vgl. Czaplicki, De vita et carminibus J. de Curiis Dantisci (Bresl. 1855).

Danton (spr. dangtong), Georges Jacques, einer der hervorragendsten Männer der französischen Revolution, geb. 28. Okt. 1759 zu Arcis sur Aube, beim Beginn der Revolution 1789 Advokat in Paris, vergeudete in grenzenloser Liederlichkeit seinen geringen Verdienst und war durch Laster und Genüsse aller Art abgestumpft. Mirabeau erkannte in ihm eine bedeutende Stütze seiner Pläne, und wirklich war D. wie zum Revolutionär geboren. Seine Gestalt war kolossal, seine Stimme von durchdringen-

der Gewalt, das Gesicht häßlich, von Pockennarben zerrissen, aber doch imponierend, das kleine Auge stechend und kühn, seine Rede phantastisch und ergreifend. Er besaß eine ungeheure, rücksichtslose Energie, kühnen Mut und einen weiten, umfassenden Blick. Am 14. Juli 1789 begeisterte er die Massen zum Angriff auf die Bastille. Bald darauf Präsident des Distrikts der Cordeliers, klagte er im Sinn der Jakobiner 10. Nov. 1790 die Minister bei der Nationalversammlung an und stiftete mit Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine und Marat den Klub der Cordeliers, der den Klub der Jakobiner bald in politischem Fanatismus überbot, ohne sich von ihm zu trennen. Mit dem Herzog von Orléans trat er in engere Verbindung und ward ein Genosse seiner wüsten Orgien. Nach Mirabeaus Tod immer entschiedener auftretend, schlug er die ihm vom Hof gemachten Anträge aus, und auf seinen Ruf versammelte sich 17. Juli 1791 das Volk auf dem Marsfeld, um Absetzung des Königs und Gericht über ihn von der Nationalversammlung zu verlangen. Lafayette und Bailly dämpften den Aufstand zwar, und D. mußte sich durch die Flucht der gegen ihn ausgesprochenen Verhaftung entziehen, kehrte aber bald darauf unter dem Schutz des Volkes nach Paris zurück und ward der Konstituierenden Versammlung zum Trotz Substitut des Prokurators der Pariser Stadtgemeinde. Die Erstürmung der Tuilerien und den Sturz des Königtums 10. Aug. 1792 bereitete er hauptsächlich vor, und nach dem Sieg des Pariser Pöbels setzte er seine Ernennung zum Justizminister durch. Das Vorrücken der feindlichen Heere in der Champagne und das Wiederauftauchen der royalistischen Partei in Paris gaben ihm den Vorwand zur Organisierung der Septembermorde. D. ließ sich hierbei nicht von Grausamkeit und Blutdurst leiten; ja, einzelnen, die ihn um Rettung anflehten, ließ er dieselbe angedeihen, z. B. Dupont, Barnave, Lameth und dem Abbé Barthélemy. Vielmehr wollte er durch die Bluthat den Royalisten Angst einjagen und, da er für sich selbst keine Rückkehr mehr sah, durch einen wilden Frevel des Fanatismus sie auch der Nation unmöglich machen. Als der Konvent zusammentrat, legte D. sein Ministerium nieder und begab sich 30. Nov. 1792 mit Lacroix nach Belgien, um das revolutionäre Element auch dort auszubreiten. Von hier aus stimmte er für den Tod des Königs und zwar ohne Bedingung. In Belgien hauste er nach seiner gewöhnlichen Weise; Staats- und Kirchengüter wurden, teilweise zu seiner Bereicherung, konfisziert und verschleudert, die ihm entgegenstrebenden Parteien mit blutigem Eifer verfolgt, aber auch hier persönliche Rechte und Bitten nicht unberücksichtigt gelassen. Indessen suchte er sich nach seiner Rückkehr nach Paris im März 1793 den Girondisten zu nähern, um mit ihrer Hilfe der Pöbelherrschaft einen Damm entgegenzusetzen und eine Diktatur des Konvents aufzurichten, ward aber als Mörder und Plünderer von jenen zurückgewiesen und nahm daher, als sie ihn durch eine Anklage wegen Hochverrats 1. April sogar stürzen wollten, von neuem mit dem Berge gegen die Gironde Partei. Obwohl er nun mit zum Sturz der Gironde beitrug, wünschte er doch nicht die Hinrichtung der Girondisten. Diese Mäßigung machte ihn verdächtig; obgleich er das Gesetz des Maximum (Brottaxe) sowie die Besoldung der Sansculotten noch durchsetzte, sank sein Ansehen doch täglich; von dem Wohlfahrtsausschuß, in welchem seine Todfeinde als Mitglieder saßen, wurde er ausgeschlossen. Er begab sich nun nach seiner Heimat Arcis und heiratete. Im November 1793 kam er zurück, entschlossen, dem widerlichen Treiben der Hébertisten ein Ende zu machen und der Menschlichkeit und Vernunft wieder Geltung zu verschaffen, und noch auf die Mitwirkung Robespierres vertrauend. Doch dieser benutzte den Kampf zwischen den Dantonisten und den Hébertisten, um erst diese, dann jene zu stürzen. In der Nacht vom 31. März zum 1. April 1794 wurde D. verhaftet. Am 3. April erschien er mit seinen Freunden Desmoulins, Westermann, Lacroix, Phélipeaux 2c. vor dem Revolutionstribunal. Die Anklage lautete auf Entwürfe Dantons, den Herzog von Orléans auf den Thron zu setzen, auf sein Mitwissen um Dumouriez' Verrat 2c. D. behandelte die Richter mit Verachtung und rief bei der Verkündigung des Todesurteils: »Man opfert uns einigen feigen Räubern, aber sie werden ihren Sieg nicht lange genießen; ich ziehe Robespierre nach. Der Feige! ich allein besaß die Macht, ihn zu retten.« Am 5. April 1794 bestieg D. mit seinen Freunden das Schafott. Als das Volk an der Guillotine Beifall brüllte, rief er: »Schweig still, undankbares Volk!«, und dem Henker sagte er: »Ein Riemen ist genug, heb' den andern für Robespierre auf«. Sein tragisches Geschick gab G. Büchner Stoff zu einem genialen Drama. Vgl. Bougeart, Danton documents authentiques (Brüssel 1861).

Danubius, Fluß, s. Donau.

Danvers (spr. dännwers), Gemeinde im nordamerikan. Staat Massachusetts, 4 km von Salem, mit Irrenhaus, Fabriken und (1880) 6598 Einw.

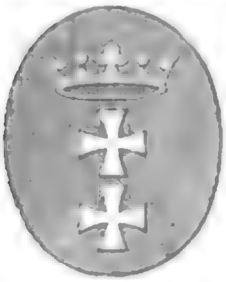
Danville (spr. dännwill), 1) Stadt an der Ostgrenze des nordamerikan. Staats Illinois, am Vermillion River, in wald- und kohlenreicher Gegend, mit Fabriken und (1880) 7733 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Boyle im nordamerikan. Staat Kentucky, hat ein Taubstummeninstitut, mehrere höhere Schulen und (1880) 3074 Einw.; war bis 1792 Hauptstadt des Staats. — 3) Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, am östlichen Arm des Susquehanna, Grafschaft Montour, hat ein Irrenhaus, Eisenhütten und (1880) 7839 Einw. — 4) Stadt im nordamerikan. Staat Virginia, Grafschaft Pittsylvania, am schiffbaren Dan, dicht bei der Grenze von Nordcarolina, hat bedeutende Tabaksfabriken und (1880) 7526 Einw.

Danz, Heinrich Ämilius August, deutscher Rechtsgelehrter, geb. 11. Dez. 1806 zu Jena, Sohn des Theologen Joh. Traugott Lebrecht D. (geb. 1769, gest. 1851), habilitierte sich 1831 an der Universität seiner Vaterstadt und wurde dort 1834 außerordentlicher, 1843 ordentlicher Professor der Rechte und Oberappellationsgerichtsrat. Er starb 17. Mai 1881 in Jena. Er schrieb: »Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts« (Leipz. 1840, 2 Tle.; 2. Aufl. 1871—1873); »Der sakrale Schutz im römischen Rechtsverkehr« (Jena 1857); »Die Wirkung der Kodifikationsformen auf das materielle Recht« (Leipz. 1861); »Aus Rom und Byzanz« (Weim. 1867).

Danzel, Theodor Wilhelm, Ästhetiker und Litterarhistoriker, geb. 4. Febr. 1818 zu Hamburg, am Johanneum und akademischen Gymnasium daselbst, seit 1837 auf den Universitäten zu Leipzig, Halle und Berlin gebildet, habilitierte sich 1845 an der Universität zu Leipzig und starb daselbst 9. Mai 1850. D. gehörte anfänglich der Hegelschen Richtung an, von welcher er sich in der Schrift »Über die Ästhetik der Hegelschen Philosophie« (Hamb. 1844), der eine andre: »Über Goethes Spinozismus« (das. 1843), vorangegangen war, emanzipierte. In Opposition gegen Gervinus schrieb er seine beiden litterarhistorischen Hauptwerke: »Gottsched und seine Zeit« (Leipz. 1848) und »G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke«

(Bd. 1, das. 1850; Bd. 2, hrsg. von Guhrauer, 1853—1854; neue Aufl. von v. Maltzahn und Boxberger, Berl. 1881), die erste würdige Biographie Lessings. »Gesammelte Aufsätze« von D. gab Otto Jahn (Leipz. 1855) heraus.

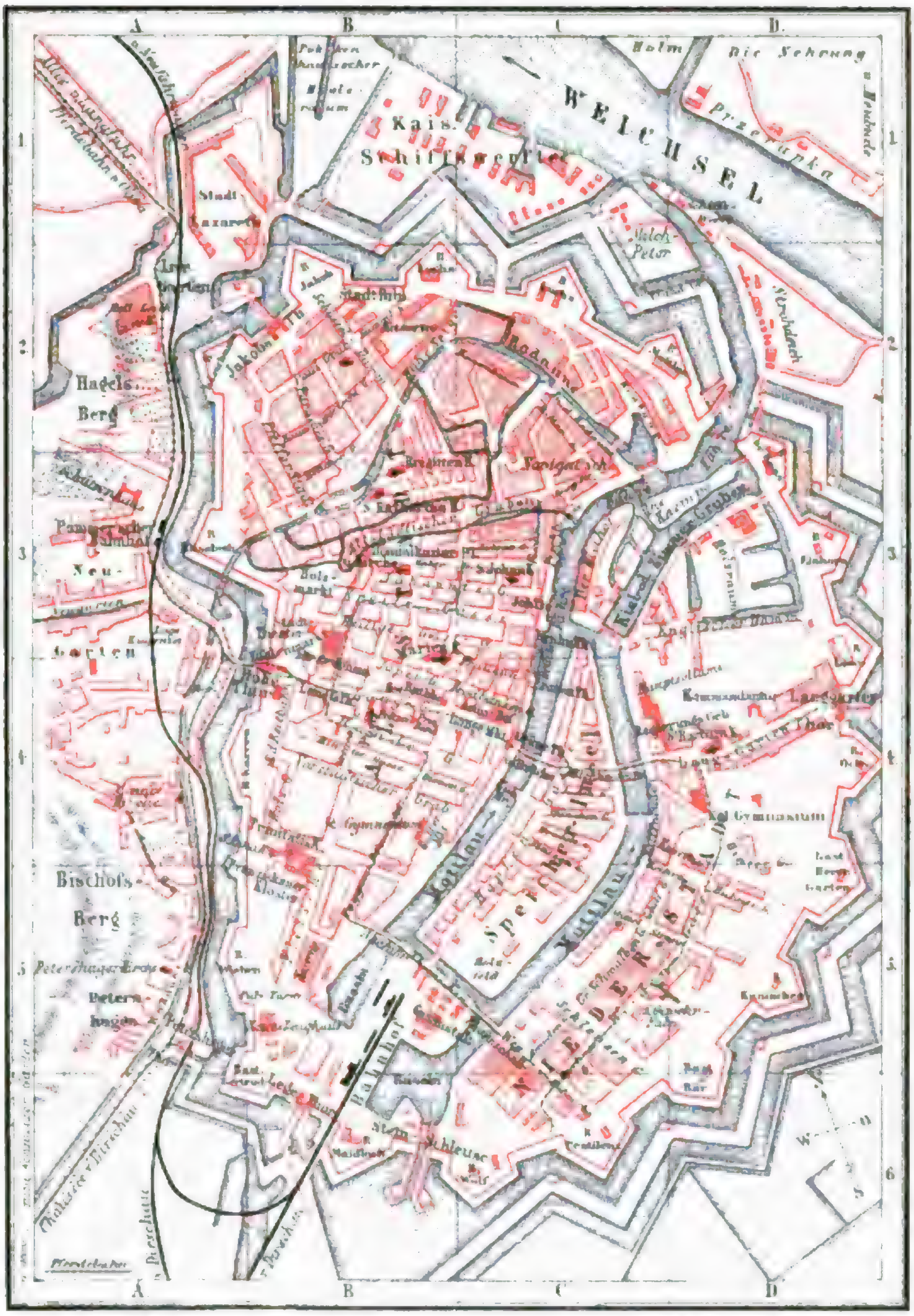
Danzig (poln. Gdansk, hierzu der Stadtplan), Hauptstadt des preuß. Regierungsbezirks D. (s. S. 541), Festung ersten Ranges, einst eine mächtige Hansestadt und noch jetzt als Handelsplatz wichtig, liegt anmutig am linken Ufer des westlichsten (jetzt toten) Arms der Weichsel, ca. 6 km von der Ostsee und an den Eisenbahnlinien Dirschau-D.-Neufahrwasser und Berlin-Stettin-D. Im W. schließen beträchtliche Höhen (Bischofs-, Hagelsberg 2c.) die Stadt ein; auf den übrigen Seiten ist sie von üppigen Wiesen und fruchtbaren Niederungen umgeben. Sie wird in mehreren Armen von der Mottlau durchflossen, die, früher von nur 2,5 m Tiefe, jetzt durch Baggerung bis zu 4,5 m vertieft ist, so daß die größten Handelsschiffe bis in die Mitte der Stadt und zur Speicherinsel gelangen können, welch letztere, von zwei Armen der Mottlau umgeben, hauptsächlich mit großen Niederlagen für Getreide bebaut ist. Im J. 1885 wurden Speicher und Lagerhöfe durch eine Eisenbahn mit dem Güterbahnhof D.-Legethor verbunden. An der Westseite fließt die Radaune. Beide Flüsse vereinigt münden unterhalb D. in die Weichsel. Die eigentliche Stadt besteht aus fünf Teilen: der Altstadt, der Rechtstadt, der Vorstadt und der Niederstadt, südlich von der Speicherinsel, wo sich längs eines Mottlauarms große Holzniederlagen befinden, und dem Langgarten. Die alten, aus dem 16. Jahrh. stammenden Thore: das Jakobsthor, das Neugarter, Petershager und Olivaer Thor, sind, um dem steigenden Verkehr zu genügen, abgebrochen und durch eiserne Thore ersetzt worden; das Hohe Thor, eins der bedeutendsten monumentalen Bauwerke des 16. Jahrh., nach Art der römischen Triumphbogen, von welchem die Langgasse, die schönste Straße Danzigs, auf den Langen Markt führt, wurde mit der Prinkammer freigelegt und restauriert. Neun Vorstädte umlagern den westlichen Halbkreis der Stadt, unter denen einige ziemlich entfernt liegen: St. Albrecht (4 km südlich), Altschottland, Schidlitz, Langfuhr, die schönste Vorstadt (4 km im NW.), wohin eine prachtvolle doppelte Lindenallee führt, Neuschottland und Neufahrwasser, der Hafen von D. Mit Ausnahme Nürnbergs und einiger rheinischer Städte hat D. unter allen deutschen Städten die am schärfsten ausgeprägte Physiognomie, und nirgends vergegenwärtigen die Gebäude so verständlich die Geschichte und den Geschmack ihrer Zeit. Zu den Eigentümlichkeiten der Häuser gehörten früher besonders die sogen. Beischläge, die seit dem letzten Jahrzehnt wegen der dadurch veranlaßten Beschränkung der Kommunikation aus allen Hauptstraßen entfernt wurden. Die Häuser Danzigs stehen fast alle mit der schmalen Giebelseite nach der Straße zu und dehnen sich ganz unverhältnismäßig nach hinten aus. Oft steht die schmale Hinterfronte an der parallel laufenden Hintergasse, oder es befindet sich zwischen Vorder- und Hintergebäude ein kleiner Hof, auf dem ein Seitengebäude die beiden Hauptteile verbindet. Wo aber Grund und Boden aufs äußerste beschränkt war, da baute man in die freie Luft. Daher sind viele Häuser Danzigs sehr hoch und turm- und laternenartig luftig. Sehr hohe und eng nebeneinander gestellte Fenster von kristallklarem Spiegelglas geben den Fassaden etwas Glasartiges, Durchbrochenes und Glänzendes. Die Dachspitzen streben meist in zierlichen Formen arabeskenartig in die Höhe und sind gewöhnlich von einer Fahne oder irgend einer Figur eingenommen. In der ganzen Architektur Danzigs spricht sich derselbe Geist abgeschlossenen, selbstbewußten, kräftigen Bürgertums aus, der die Stadt einst so groß gemacht. Die stattlichsten Teile derselben sind die Langgasse und der Lange Markt bis südlich zur Mottlau, die mit den prächtigsten alten Bauten prangen, von denen auch einzelne Häusern in Portugal und Italien nachgeahmt sind. Auch die öffentlichen Gebäude sind meist großartig. Unter den 23 Kirchen der turmreichen Stadt, von denen 8 katholisch sind, ist die 1343—1502 erbaute Oberpfarrkirche zu St. Marien die bedeutendste und zugleich eine der größten evangelischen Kirchen, die es gibt. Sie mißt 104 m in der Länge, 34,8 m in der Breite und über 23,3 m in der Höhe, hat drei gleich hohe und lange Schiffe mit 37 großen Fenstern, einen 76 m hohen Turm nebst 10 kleinern Türmen. Eine Eigentümlichkeit dieser Kirche sind die nach innen hineingezogenen, überwölbten und zu Kapellen benutzten Strebepfeiler, wodurch die Kirche eigentlich fünfschiffig wird. Sie enthält zwei Kunstschätze: ein Jüngstes Gericht aus dem J. 1467, vermutlich von Memling, und einen kunstvoll in Holz geschnitzten Hochaltar (von M. Schwartz, 1511—17), der erst in neuerer Zeit seine Vollendung erhalten hat. Vor wenigen Jahren sind auch in Schränken der Sakristei kostbare Paramente von hohem Kunstwert gefunden worden. Der Dichter M. Opitz ruht in dieser Kirche. Die älteste Kirche ist die Katharinenkirche (1326—30) mit einem schönen Glockenspiel. Außerdem besitzt D. zwei Synagogen und ein mennonitisches Bethaus. Die hervorragendsten weltlichen Gebäude sind das großartige gotische Rathaus in der Rechtstadt, in seinem Hauptkern aus dem 15. Jahrh., mit einem zierlichen, 82 m hohen Turm und einem ehernen Springbrunnen daneben, und das altstädtische Rathaus, ein Renaissancebau (1587 vollendet). Auch das Kranthor und das Zeughaus sind altertümliche Gebäude. Auf dem Langen Markt steht der Artus- oder Junkerhof (die großen Kaufleute hießen im Mittelalter hier »Junker«), dessen Inneres eine einzige große, viereckige, von vier Granitsäulen getragene und in der eigentümlichsten Weise mit Gemälden und Schnitzwerk aus der Sagenwelt verzierte Halle bildet, welche ehedem zu Gelagen bestimmt war und jetzt als Börse dient. Endlich ist noch die berühmte alte Mühle von 18 Gängen an der Radaune zu erwähnen, die ehemals der Stadt in jeder Stunde einen Dukaten abgeworfen haben soll, der sogen. Stockturm und das spätgotische, 1871 restaurierte Franziskanerkloster (das einzige noch vorhandene Klostergebäude), dessen oberes und unteres Geschoß die städtische Gemäldegalerie und Altertümersammlung einnimmt, während das mittlere zum Lokal des Realgymnasiums bestimmt ist. Von neuern Gebäuden sind hervorzuheben: das Oberpostdirektionsgebäude, Postamtsgebäude, das Landeshaus und das Dikasterialgebäude (Sitz des Oberpräsidiums), beide auf Neugarten, die Viktoriaschule und die Artilleriekaserne.


Wappen von Danzig.

Die Befestigungen der Stadt bestehen aus einem Hauptwall mit 20 Bastionen. Sämtliche Gräben vor dem Hauptwall sind mit Wasser angefüllt, und die Umfassung ist zu zwei Dritteln durch die

DANZIG.

Altmoden-Gasse C5
Altstädt. Graben BC3
Artus-Hof C4
Asch-Brücke B5
Bahnhof B5
Bassin B5,6
Baumgartsche G.sse B2
Bischofs Berg A5
Bleihof, Der C3
Böttcher-Gasse B3
Brabank C2
Brandt-Gasse C4
Breite Gasse BC3
Brigitten-Kirche B3
Brotbänken-Gasse C4
Burg-Straße C3
Butter-Markt B4
Diener-Gasse B4
Dominikaner-K. B3
Dominikaner-Pl. B3
Dry Dock (Trocken D.) C1
Englischer Damm D3
Fähre C3
Fisch-Brücke C3
Fisch-Markt C3
Fleischer-Gasse B4,5
Franziskaner Kl. B4
Frauen-Gasse C4
Frauen-Thor C4
Gasanstalt B5
Gewehr-Fabr. Königl. C5
Grüne Brücke C4
Grünes Thor C4
Gymnasium C4
Hagels-Berg A2
Haker-Gasse BC3
Haupt-Zollamt C4
Heilige-Geist-Gasse BC3
Heilige-Leichnam K. A2
Hinter-Gasse B4,D4
Hohes Thor B4
Holm-Insel CD1
Holz-Feld C5
Holz-Gasse B4
Holz-Markt B3
Holz-Raum D3
Hopfen-Gasse C4,5
Hühner-Berg C6
Hunde-Gasse B4
Irr-Garten A2
Jakobs-Thor B2
Johannis-Gasse BC3
Johannis-Kirche C3
Johannis-Thor C3
Jopen-Gasse B4
Juden-Gasse C4
Kämpe, Die D3
Kaserne D4
Ketterhager Gasse B4
Kielgraben CD3
Kohlen-Markt B3
Kommandantur D4
Kran-Thor C3
Kuh-Brücke C4
Lange Brücke C4,3
Lange Markt C4
Langfuhr, Nach A1
Lang-Garten D4
Langgarter Thor D4
Lang-Gasse B4
Lang-Gassen Thor B4
Lege-Thor B6
Loge Eugenia A3
Marien-Kirche B3
Marienwerft, Kaiserl. B1
Mattenbuden C4
Mennoniten Kirche A4
Milchkannen-Br. C4



Maßstab 1 : 22000

Milchkannen-Gasse C4
Milch-Peter C1
Mottlau, Fluß B6-D1
München-Gasse C4
Navigations-Schule C3
Nehrung, Die D1
Neugarten A3
Neugarten-Straße A3
Oliva, Nach A1
Paradies-Gasse B2
Pauls Grab-Kirche B2
Petershagen A5
Petershager Kirche A5
Petershager Thor A5
Pfand-Graben CD2
Pfeffer-Stadt B2,3

Pockenhausscher Holzraum B1
Poggen-Pfuhl B5,4
Polizei B4
Pommerscher Bhnh. A3
Post B4
Privatbank, Danz. B4
Przeraphu D1
Pulver-Turm B5
Radaune, An der C2
Radaune Fluß C2-A5
Rammbaum C2
Rathaus B4
Regierungs Geb. C4
Reitbahn, An der B4
Reiter-Gasse CD5

Ritter-Gasse C2
Rosen-Gasse CD5
Samt-Gasse B2
Sankt Anna-Kirche B4
– Barbara-Kirche D4
– Katharina-Kirche B3
Schiffswerft D1
Schiff-Gasse C5
Schleusen-Gasse C5
Schüssel-Damm B2
Schützenhaus A3
Schwalben-Gasse, Gr. C5
Schwarzen Meer, Im A4,5
Speicher-Insel C5,4
Sperlings-Gasse C5
Stadt-Bibliothek B2

Stadt-Lazarett A1
Stadt-Theater B3
Stein-Schleuse B6
Strohdeich D2
Stützen-Gasse C4
Thornsche Brücke C5
Thornscher Weg BC5
Thran-Graben C4
Tobias-Gasse C3
Trinitatis-Kirche B4
Vorstadt. Graben B4
Weiden-Gasse CD5
Werft, Kaiserliche B1
Zeughaus, Altes B4
Zeughaus, Neues B5
Zimmer-Graben CD3

Weichsel und durch Überschwemmungen gedeckt, die mittels der Steinschleuse am Legethor bewirkt werden können. Der Hauptwall hat daher nur vor drei Fronten kleine Ravelins und Lünetten als Außenwerke vor sich, aber nach den überschwemmbaren Seiten im N., O. und W. hin einen bedeckten Weg mit Glacis. Auf der nordwestlichen Seite ist der Thalrand der sehr nahen Radaune bedeutend höher als der Wall, weshalb nach dieser Seite sieben Bastionen mit Kavalieren angelegt sind. Zugleich hat man die nahe an die Stadt hintretenden Höhen als zweite Verteidigungslinie mit selbständigen Werken besetzt, welche die Stadt von außen decken. Das stärkste liegt auf dem Hagelsberg (russisches Grab genannt), bestehend aus vier Bastionen und mehreren Seitenwerken; weiter südlich ist der befestigte Bischofsberg mit zwei halben und einer ganzen Bastion nebst Ravelins. Der Hagelsberg ist durch eine bedeckte Kaponniere mit der Stadt verbunden. Neun Defensivkasernen in den Werken verstärken die Verteidigungsfähigkeit des Platzes. Auch mehrere einzelne Außenwerke sind an wichtigen Punkten vorgeschoben. Namentlich zieht sich von der Nordseite der Stadt eine Reihe von Werken längs der Weichsel bis an ihre Mündung, wo sie mit den Batterien am Kanal Neufahrwasser oder Hafenkanal endigen. An diesem Kanal, der 970 m lang und 26 m breit ist und wegen Versandung der alten Weichselmündung angelegt wurde, ist bei Neufahrwasser der Hafen von D., mit einer großen Steinmole und zwei Leuchttürmen versehen und durch Dampfschiffahrt (wie durch Eisenbahn) mit der Stadt verbunden; der Bau eines neuen Hafenbassins an der westlichen Seite des Hafenkanals wurde 1871 begonnen. Gegenüber an der rechten Seite der Weichselmündung liegt die Festung Weichselmünde, ein bastioniertes Viereck, welches mit der Westerschanze und mehreren Forts den Flecken und Kanal Neufahrwasser und die Reede deckt. Durch den Holm, eine befestigte große Insel der Weichsel, und mehrere Forts wird die Verbindung zwischen D. und dem 4 km entfernten Weichselmünde bewerkstelligt. Zwischen dem Meer und Neufahrwasser liegt der in einen schattigen Park verwandelte Küstenstrich Westerplatte. Der frühere Ausfluß der Weichsel ist, seitdem 1. Febr. 1840 der Strom die Sanddüne bei dem Dorf Neufähr durchwühlte und sich eine neue Mündung machte, ganz geschlossen, so daß die Seeschiffe nur durch den Hafenkanal von der Reede in die Weichsel gelangen. Der Weichseldurchbruch ist an der Mündung zu sehr versandet und darum für Schiffe nicht zu benutzen, dennoch aber durch ein Fort geschützt.

Nach dem Zensus von 1871 hatte D. 88,974, 1875: 97,931 und 1880: 108,551 Einw., worunter 74,833 Protestanten, 30,455 Katholiken und 2736 Juden. Die Garnison zählt 6568 Mann. Unter den industriellen Anstalten sind namentlich hervorzuheben: die Schiffswerften, darunter die große kaiserliche Werfte mit Trockendock und 1580 Arbeitern, die königliche Artilleriewerkstatt und die Gewehrfabrik mit zusammen 823 Arbeitern, 14 Brauereien, darunter eine großartige Aktienbrauerei in dem nahen Kleinhammer, ferner 2 Spritfabriken (Danziger Goldwasser), welche bedeutend für den Export arbeiten, 6 Bernsteinwarenfabriken, 3 Tabaksfabriken, 6 große Mahlmühlen (Export zur See 1884: 6 Mill. kg), 8 Dampfschneidemühlen, eine große Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, Schiffs- und Kesselschmieden, Fabriken für Drahtseile und Tauwerk, ätherische Öle, Farben, Lack, Firnis, Dachpappe, Zündwaren, Öfen, Seife und Lichte, Papier, Glas u. a. Der Handel Danzigs, genährt durch Eisenbahnen, Fluß- und Seeschiffahrt, ist sehr bedeutend; sein schnelleres Wachsen wird indes beeinträchtigt durch das russische Zollsystem und das dadurch begünstigte Emporblühen russischer Ostseehäfen sowie auch durch die Konkurrenz des günstiger gelegenen Stettin. Die Messe (Dominikmarkt), welche, 5. Aug. beginnend, alljährlich in D. abgehalten wird, hat neuerdings an geschäftlicher Bedeutung sehr abgenommen. Auf den Seeverkehr entfällt etwa die Hälfte des Eingangs und ein Drittel des Ausgangs. Der Wert des Handels seewärts allein bezifferte sich 1884 bei der Einfuhr auf 58,2 Mill. Mk. (namentlich Heringe, Baumwolle, Roheisen, Droguen, Steinkohlen, Kaffee, Häute und Felle), bei der Ausfuhr, die durch den Rückgang des Getreide- und Holzexports bedeutend abnahm, auf 64,6 Mill. Mk. (auf 11,0 Mill. für Weizen, 24 Mill. Zucker, 11 Mill. Holz, ferner Spiritus, Roggen, Gerste, Mehl). Auf den Weichselverkehr entfielen im Eingang 311,185 Ton. (namentlich Weizen, Roggen, Holz, Zucker), auf den Ausgang 205,100 T. (Steinkohlen, Eisen, Salz); die Eisenbahnen führten fort 254,804 T. (Steinkohlen, Eisen, Holz, Salz, Baumwolle, Heringe, Getreide, Zucker). Die Reederei Danzigs ist in beständigem Rückgang, sie bestand Ende 1871 aus 118 Schiffen von 147,925 cbm, worunter allerdings nur 8 Dampfer von 2485 cbm, Ende 1884 aus 62 Segelschiffen von 89,367 cbm und 18 Schraubendampfern von 24,926 cbm, zusammen 80 Schiffen von 114,293 cbm, war also um 33,632 cbm gesunken. Der Schiffsverkehr zeigt gleichfalls eine Abnahme, seewärts liefen 1884 ein: 1790 Schiffe von 791,334 T. (906 Dampfer von 590,851 T.), aus: 1805 Schiffe von 796,065 T. (909 Dampfer von 592,096 T.). Auf der Weichsel verkehrten 19,523 Schiffe (darunter 10,299 Dampfer) und 575 Holztraften. Dabei ist aber die beträchtliche Zahl der in Ballast gehenden Fahrzeuge inbegriffen. Den Geldverkehr vermitteln die Reichsbankhauptstelle (1884 mit einem Umsatz von 618,6 Mill. Mk.), die Danziger Privataktienbank, der Sparkassenaktienverein, die Westpreußische landschaftliche Darlehnskasse, der Danziger Hypothekenverein u. a. Die Stadt besitzt Gas- und Wasserleitung (letztere 1884 bis Neufahrwasser ausgedehnt), Kanalisation und eine 3,3 km lange Pferdebahn nach Ohra. Von den sieben in D. erscheinenden Zeitungen (davon ein Wochenblatt) ist die »Danziger Zeitung« die bedeutendste. Von Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten finden sich 2 Gymnasien, 2 Realgymnasien, eine städtische und 7 private höhere Töchterschulen; ferner eine Handelsschule, Navigationsschule, Provinzialgewerbeschule, Fortbildungsschule, Taubstummenschule; dazu ein Hebammeninstitut, mehrere gelehrte Gesellschaften, 2 Sternwarten, eine Bibliothek mit 100,000 Bänden und einigen Manuskripten, eine Gemälde- und Antiquitätensammlung (s. oben), ein Theater, Stadtmuseum, Provinzial-Kunstgewerbemuseum, Kunstschule; ferner gute Armenanstalten, 2 Waisen- und 2 Krankenhäuser (Marienkrankenhaus und Diakonissenanstalt), ein Lazarett unter städtischer Verwaltung und ca. 130 milde Stiftungen, darunter einige sehr bedeutende, wie das Heilige Leichnams-Hospital, das Elisabethhospital, das Gertrudenhospital u. a. D. ist auch Zentralsitz der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger (1865 gegründet) und des Deutschen nautischen Vereins sowie mehrerer gewerblicher Bildungs- u. Unterstützungsvereine. Es ist der Sitz des Oberpräsidenten, der Regierung, des Landesdirektoriums, der westpreußischen Landschaftsdirektion, des Landratsamtes, Landgerichts (für die

neun Amtsgerichte zu Berent, D., Dirschau, Karthaus, Neustadt, Putzig, Schöneck, Preuß.-Stargard und Zoppot), Lotsenamtes, Hauptzollamtes, einer Provinzialsteuerdirektion, von 3 Superintendenturen, einer Oberpostdirektion, von zwei Eisenbahnbetriebsämtern, mehrerer Konsuln &c. Die Garnison umfaßt die Stäbe der 2. Division, der 3. und 4. Infanterie- und 2. Kavallerie-Brigade, die Inf.-Reg. Nr. 4, 5 und 128, 3 Eskadrons Husaren Nr. 1, ein Feld- und ein Fußartillerie-Reg., ein Pionier-Bataillon, ein Landwehr-Bezirkskommando (Nr. 45). D. ist der Geburtsort von Hevel, Fahrenheit, Chodowiecki, Archenholz, Koppe, Johannes Falk, Johanna Schopenhauer, H. Döring u. a. In der Umgegend sind außer den schon erwähnten Punkten noch die Badeorte Brösen (2 km westlich von Neufahrwasser) und Zoppot (s. d.) und der Flecken Oliva (s. d.) mit dem Karlsberg zu nennen.

[**Geschichte.**] Die Stadt D., über deren Gründung Dunkel herrscht, stand schon zu Ende des 10. Jahrh. in Blüte und Ansehen und wurde damals die Hauptstadt von Oberpommern (Pommerellen). Adalbert, Bischof von Prag, predigte hier 997 das Christentum. Herzog Subislaw umgab D., damals Gidanie (ein Name, der auf die Goten zurückgeführt wird) genannt, 1185 mit Mauern. 1221 eroberte es König Waldemar II. von Dänemark, verlor es aber schon 1225 an Swantopolk III. von Pommern. Derselbe rief gegen die herandringenden Preußen, die D. 1225 erstürmten, die Hilfe der Deutschen Ordensritter an, die aber aus Helfern bald Unterdrücker wurden. Ähnlich erging es sodann seinem Sohn Mestwin II. mit den gegen seinen Bruder zu Hilfe gerufenen Brandenburgern, von denen er 1271 seine Hauptstadt zurückerobern mußte. Als derselbe 1295 ohne männliche Erben starb, fiel D. an Przemyslaw II. von Polen, nach dessen Tod (1296) sein Erbe Wladislaw Lokietek abermals den Deutschen Orden gegen Brandenburg zu Hilfe rief. Der Markgraf von Brandenburg wurde nun zwar geschlagen; der Deutsche Orden besetzte aber die Stadt und behielt sie, da die versprochene Entschädigung nicht aufzutreiben war, als Eigentum (1310); ja, der Polenkönig Kasimir III. mußte sie im Vertrag von Kalisch 1343 dem Hochmeister Ludolf förmlich zugestehen. Trotz aller dieser Kämpfe hatte D. an Wohlstand ungemein zugenommen und trat um 1350 dem Bunde der Hansa bei. Aus jener Zeit stammen viele bedeutende Bauten, namentlich die Anlage der Rechtstadt (1340), der Jungstadt (1380) und der Vorstadt (1393). Unter dem Hochmeister Konrad von Jungingen (1393—1407) erscheint D. zuerst kriegerisch thätig, indem es für den Schwedenkönig Albrecht Stockholm besetzte und durch seinen Kampf mit den seeräuberischen Vitalienbrüdern auch mit Margarete von Dänemark in einen Krieg verwickelt wurde. Als infolge der Niederlage Ulrichs von Jungingen bei Tannenberg (1410) die Macht des Deutschen Ordens sank, benutzte D. diesen Umstand, um sich vom Orden loszumachen; nach mannigfachen Streitigkeiten erfolgte die gänzliche Lossagung Danzigs von dem Orden und die Erwählung des Königs Kasimir IV. von Polen zum Schutzherrn (1454). D. wurde dadurch zu einem kleinen Freistaat; es durfte in Gemäßheit des ihm erteilten Privilegium Casimirianum seine Ämter selbst besetzen, erhielt die vollständige Gerichtsbarkeit (nach eignem Gesetzbuch, Danziger Willkür genannt), Befreiung von allen Zöllen und Abgaben und von der Rechnungslegung über seine Einkünfte, das Münzrecht, das Recht, eigne Besatzung zu halten, und völlig freie Entscheidung über Krieg, Bündnisse und Frieden. Die Oberhoheit des Königs von Polen repräsentierte ein Glied des Stadtrats, der Burggraf; die Stadt hielt in Warschau ihren Sekretär und stimmte auf Reichstagen und bei Königswahlen mit. Die vier Stadtteile wurden nun zu einem Ganzen vereinigt und dem rechtstädtischen Rat untergeordnet. Streitigkeiten mit dem König wegen Besetzung des Bistums Ermeland führten zu dem achtjährigen Pfaffenkrieg (1472—80), in welchem sich zwar Danzigs Macht, aber auch die polnische Antipathie gegen diese Stadt bewährte. Schon 1523 nahm D. die Reformation an, die jedoch nicht ohne heftige innere Kämpfe festen Fuß fassen konnte. Am verderblichsten für die Zukunft der Stadt war die Durchstechung der Großen Kampe, einer Flußinsel vor der Spaltung der Weichsel (in Weichsel und Nogat), seitens der Elbinger und Marienburger, wodurch die Tiefe des Fahrwassers im Verlauf eines Jahrs um die Hälfte vermindert wurde. Als 1575 Stephan Báthori zum König von Polen gewählt wurde, wollte ihn D. nicht anerkennen und erklärte sich für Kaiser Maximilian II., welcher der Stadt bedeutende Handelsvorteile zusichern ließ. Selbst nach des letztern Tod (1576) wollte D. dem König Stephan die Huldigung nur gegen bedeutende Zugeständnisse leisten. D. wurde daher belagert, verteidigte sich aber 1577 so entschlossen, daß der König mit einer Abbitte und der Zahlung von 200,000 Gulden sich begnügte. 1656 belagerten die Schweden die Stadt zu Wasser und zu Lande, wurden aber durch Hilfstruppen des Königs Johann Kasimir und durch eine holländische Flotte vertrieben, worauf die Holländer mit dem Großen Kurfürsten den Elbinger Vertrag 10. Sept. über die Neutralität Danzigs vereinbarten, den Schweden allerdings nicht anerkannte. 1734 wurde D., weil es den König Stanislaus Leszczynski aufgenommen hatte, von den Russen und Sachsen unter Münnich belagert und trotz tapferer Gegenwehr nach mehrmonatlicher Einschließung durch ein Bombardement 9. Juli zur Kapitulation genötigt. Bald darauf entstanden zwischen Magistrat und Bürgerschaft Streitigkeiten, die erst 1752 eine neue Gesetzgebung beilegte. Bei der ersten Teilung Polens 1772 behielt die Stadt zwar ihre Freiheit; aber da sie von preußischem Gebiet umschlossen, von starken Zöllen hart bedrückt war, so nahmen Handel, Kunstfleiß und Bevölkerung immer mehr ab.

Bei der zweiten Teilung Polens 1793 kam die Stadt an Preußen. Ihr tief gesunkener Wohlstand begann seitdem schnell wieder aufzublühen. Das Jahr 1806 wurde aber für D. wieder sehr verderblich. Schon vor der Kriegserklärung wurde der Hafen von den Schweden blockiert und von England auf die preußischen Schiffe Embargo gelegt. Nach den Schlachten bei Jena und Auerstädt wurden in D. die Rüstungen zum Widerstand mit Eifer betrieben, die 21,700 Mann starke Besatzung genügend verproviantiert, die Niederung unter Wasser gesetzt und die Vorstädte zum Teil demoliert. Schon Anfang März rückten die Franzosen unter Marschall Lefebvre vor die Stadt; trotz tapferer Verteidigung durch den Gouverneur Kalckreuth setzten sich die Belagerer 1. April auf dem Zigankaberg fest und nahmen in der Nacht vom 12. auf den 13. April auch die Kalkschanze an der Weichsel. Sie wurde ihnen zwar wieder entrissen, aber die Danziger sahen sich genötigt, dieses höchst wichtige Werk selbst zu zerstören. In der Nacht vom 23. auf den 24. begann das Bombardement der Stadt, das, nachdem Lefebvre am 25. vergeblich zur Übergabe auf-

gefordert hatte, mit Nachdruck fortgesetzt wurde. Der furchtbarste Angriff der Belagerer 21. Mai wurde noch einmal abgeschlagen, erschöpfte aber den letzten Pulvervorrat. Als nun auch die Lebensmittel auf die Neige gingen, die Besatzung auf 7000 Mann zusammengeschmolzen, dagegen die Streitmacht des Feindes durch die Ankunft des Marschalls Mortier auf 60,000 Mann angewachsen war, kapitulierte die Stadt 24. Mai. Die Besatzung verließ am 27., wo auch Weichselmünde kapitulierte, die Festung mit Kriegsehren und der Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Den Einwohnern aber ward eine Kriegssteuer von 20 Mill. Frank mit der Bewilligung allmählicher Bezahlung auferlegt. Der Marschall Lefebvre erhielt den Titel eines Herzogs von D. Im Tilsiter Frieden vom 9. Juli 1807 wurde D. als Freistaat mit einem Gebiet von 2 Lieues, die durch die willkürliche Erklärung Napoleons I. auf 2 deutsche Meilen im Umkreis ausgedehnt wurden, unter Frankreichs, Preußens und Sachsens Schutz anerkannt; doch blieb fortwährend ein französischer Gouverneur daselbst in Garnison, und durch das Kontinentalsystem war der Handel mit England zerstört. Beim Rückzug aus Rußland gelang es den französischen und polnischen Truppen des 10. französischen Armeekorps, sich in die Stadt zu werfen. Da erschien gegen Ende Januar 1813 ein aus 6000 Mann Kosaken bestehendes russisches Einschließungskorps, welches jedoch bald durch ein Korps von 7000 Mann Infanterie und 2500 Mann Kavallerie mit 60 Feldgeschützen unter dem Kommando des Generalleutnants v. Loewis abgelöst wurde. Die elfmonatliche Belagerung brachte wieder schwere Drangsale über die Stadt. Die heftigsten Ausfälle und Angriffe fanden 4. Febr., 5. März, 27. April und, nachdem 1. Juni das Belagerungsheer durch 8000 Mann preußischer Landwehr unter dem Grafen Dohna verstärkt worden war, 9. Juli statt. Nach dem Waffenstillstand vom 24. Aug. übernahm der Herzog Alexander von Württemberg den Oberbefehl der Belagerungsarmee und fügte 28. und 29. Aug., 1., 7. und 17. Sept. und 1. Nov. den Belagerten große Nachteile zu, während ein englisches Geschwader die Stadt von der Seeseite her beschoß. Endlich kam 17. Nov. eine Kapitulation zu stande, nach welcher die Garnison 1. Jan. 1814 mit der Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu dienen, nach Frankreich entlassen werden sollte. Diese Bedingungen erhielten jedoch die Genehmigung des Kaisers Alexander I. nicht, und General Rapp mußte die Bedingung eingehen, daß alle Franzosen nach Rußland abgeführt wurden.

Mit dem 3. Febr. 1814 kehrte D. unter Preußens Oberherrschaft zurück, worauf die alte Verfassung wiederhergestellt ward. 1816 wurde D. der Sitz der Regierung des Danziger Bezirks, des Konsistoriums und des Oberpräsidiums von Westpreußen. Rasch erfolgten nun, namentlich auf Veranlassung des Oberpräsidenten v. Schön, zahlreiche und in alle Zweige tief eingreifende Verbesserungen. Großen Schaden erlitt die Stadt 1829 durch einen Durchbruch der Weichsel, 1831 durch die asiatische Cholera und durch einen Brand im Juni 1858. Seit 1863 hat die städtische Verwaltung einen neuen, großartigen Aufschwung genommen, hervorgerufen durch die Amtsthätigkeit des Oberbürgermeisters v. Winter. Ihm verdankt die Stadt die Anlage einer Wasserleitung und die Kanalisation, die hier zuerst auf dem Kontinent durchgeführt ist. Seitdem haben sich die Gesundheitsverhältnisse der Stadt erheblich gebessert. Nach der Teilung der ehemaligen Provinz Preußen (1. Juli 1878) ist D. Hauptstadt der Provinz Westpreußen geworden.

Vgl. Gralath, Geschichte Danzigs (Königsb. 1789 bis 1792, 3 Bde.); Duisburg, Geschichte der Belagerungen und Blockaden Danzigs seit den frühsten Zeiten (Danz. 1808); Derselbe, Historisch-topographische Beschreibung Danzigs (das. 1816); Blech, Geschichte der siebenjährigen Leiden der Stadt D. (das. 1815, 2 Bde.); Löschin, Geschichte Danzigs (das. 1822, 2 Bde.); Derselbe, D. und seine Umgebungen (4. Aufl., das. 1860); Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte unter der Herrschaft des Deutschen Ordens (Leipz. 1858); J. C. Schultz, D. und seine Bauwerke (54 Kupfertafeln, Berl. 1873); Brandstäter, Land und Leute des Kreises D. (Danz. 1879); »D. in naturwissenschaftlicher und medizinischer Beziehung« (Festschrift zur 53. Naturforscherversammlung, das. 1880); Wernick, Führer durch D. (das. 1873); Rudolf, Führer durch D. (2. Aufl., das. 1884).

Der Regierungsbezirk D. (s. Karte »Ost- und Westpreußen«) zählt auf 7956 qkm (149,5 QM.) (1880) 569,181 Einw., davon 289,449 Evangelische, 271,685 Katholiken und 6567 Juden, und zerfällt in die neun Kreise:

Kreise	QKilom.	QMeilen	Einw.	Einw. auf 1 QKilom.
Berent	1235	22,40	46324	37
Danzig (Stadt)	20	0,37	108551	—
Danzig (Land)	1056	21,65	80232	76
Elbing (Stadt)	12	13,97	35842	—
Elbing (Land)	608		37316	61
Karthaus	1308	25,34	59268	42
Marienburg	812	14,71	59819	73
Neustadt	1432	26,01	64698	45
Stargard	1383	25,14	77131	56

Danzig, Herzog von, s. Lefebvre.

Danziger Bucht, eine nach der Stadt Danzig benannte Einbuchtung der Ostsee in das Festland von Ost- und Westpreußen, die bis an ihre Mündung (von Brüsterort bis Rixhöft) gegen 82 km Breite hat. Innerhalb derselben befindet sich im W. die Putziger Wiek, gebildet durch die vorspringende Landzunge Hela; im SO. zieht sich, von der Frischen Nehrung abgeschnitten, das Frische Haff hin. Der nördliche Teil der Ostküste ist die sogen. Bernsteinküste. Dieser Busen liegt lange im Eis und hat gegen die Küste 6—50, gegen die offene See hin 40—160 m Tiefe. Leuchttürme befinden sich zu Brüsterort, Pillau, bei Neufahrwasser, zu Hela und Heisterneſt auf der Halbinsel Hela und zu Rixhöft. S. Karte »Ost- und Westpreußen«.

Danziger Goldwasser (Danziger Lachs), feiner, farbloser Likör, in welchem Blattgoldflitterchen verteilt sind.

Danziger Nehrung, der schmale, niedrige, zum Teil fruchtbare und gut angebaute Landstrich in Westpreußen zwischen der Ostsee und den beiden Weichselarmen, der östlich in die Frische Nehrung ausläuft.

Danziger Werder, fruchtbare Marschgegend in Westpreußen, südlich von der Stadt Danzig, zwischen der Weichsel, Mottlau und Radaune, mit starker Rindvieh- und Pferdezucht und Getreidebau.

Danziger Willkür, s. Danzig, S. 540.

Daonellaschichten, s. Triasformation.

Daphne (»Lorbeer«), in der griech. Mythe Tochter des arkadischen Flußgottes Ladon oder des Amyklas oder des thessalischen Peneios und der Gäa (Erde).

Apollon liebte sie, hatte aber einen Nebenbuhler an Leukippos, des Königs Önomaos von Elis Sohn, der ihr als Jungfrau verkleidet folgte, aber auf Apollons Veranstaltung entdeckt und von den Nymphen getötet wurde. Dann auch vor dem Gott fliehend, wurde sie von ihrer Mutter aufgenommen und in den dem Apollon heiligen, immer grünenden Lorbeerbaum verwandelt.

Daphne, im Altertum ein durch den Reiz seiner landschaftlichen Szenerie berühmter Cypressen- und Lorbeerhain, etwa 7½ km südwestlich vom syrischen Antiochia, das nach ihm den Beinamen »bei D.« führte, hatte einen herrlichen Tempel des Apollon und der Artemis, welcher 362 n. Chr. abbrannte, sowie eine feste königliche Burg und war Lieblingsaufenthalt der Seleukiden, des Pompejus und andrer vornehmer Römer, die jedoch den Ort durch ihre Üppigkeit in übeln Ruf brachten. Jetzt Bêt el Mâ (»Haus des Wassers«), ohne bedeutendere Altertümer, aber noch heute durch überaus reiche Vegetation ausgezeichnet.

Daphne *L.* (griech., bei Homer Lorbeer, Kellerhals, Seidelbast), Gattung aus der Familie der Thymeläaceen, Sträucher, seltener Bäumchen mit sehr entwickelter, zäher, scharfer Rinde, ganzrandigen, meist in einen Stiel auslaufenden, lederigen und meist bleibenden, selten krautigen, sommergrünen Blättern, terminalen, selten seitenständigen Blüten in Büscheln, Köpfen, selten in Rispen oder Trauben und Beeren mit fleischiger oder lederartiger Schale. 36 Arten im gemäßigten Europa und Asien. D. Cneorum *L.* (Steinröschen), in Süd- und Mitteleuropa, ein schöner Zierstrauch mit langen, niederliegenden Zweigen, bleibenden, länglich-spatelförmigen Blättern und sechs- bis zehnblütigen, wohlriechenden, roten Blütenköpfen; Blätter und Früchte wirken brechenerregend und purgierend. D. Gnidium *L.*, in den Mittelmeerländern, hat linien-lanzettförmige, lang- und feingespitzte, sommergrüne Blätter und weiße oder rötliche, wohlriechende Blüten in armblütigen, achselständigen Trauben. Die Rinde wird in Südeuropa wie bei uns die von D. Mezereum angewendet. Die getrockneten Früchte, Purgierkörner, Keller- oder Brennwurzbeeren, wirken drastisch purgierend und brechenerregend. D. Laureola *L.* (Zeiland, Zindelbast, Lorbeerkraut), ein kleiner Strauch auf den Gebirgen Mittel- und Südeuropas, in Kleinasien und auf den Azoren, mit bleibenden, elliptisch-spatelförmigen Blättern und hängenden, achselständigen Trauben mit 4—5 grünlichgelben Blüten, muß bei uns im Winter gedeckt werden. Die Rinde findet dieselbe Anwendung wie die der folgenden Art. D. Mezereum *L.* (gemeiner Seidelbast, Kellerhals, wilder Pfefferstrauch, s. Tafel »Giftpflanzen II«), in Wäldern von fast ganz Europa, im Orient und in Sibirien, bis 1,25 m hoher, wenig ästiger Strauch, vor dem Ausbruch der Blätter blühend, hat lanzettförmige, glatte, abfallende Blätter, an den Seiten der Zweige zu zwei und drei ansitzende, rote, wohlriechende Blüten und rote Beeren. Alle Teile, mit Ausnahme der Blüten, riechen gerieben unangenehm, ziehen auf der Haut Blasen und wirken innerlich sehr scharf giftig. Offizinell war früher die Rinde (Seidelbast-, Kellerhals-, deutsche Pfefferrinde, Zeiland, Cortex Mezerei), welche im Winter vom Stamm und von den stärkern Ästen (auch von der Wurzel) gesammelt wird. Sie ist außen graubraun, innen schwach gelblichgrün, riecht frisch unangenehm, getrocknet gar nicht, schmeckt aber scharf, anhaltend brennend und bewirkt Rötung der Haut und selbst Blasen. Der wirksame Bestandteil ist ein Harz, aber nicht näher bekannt. Außerdem enthält sie Daphnin, ein indifferentes bitteres Glykosid. Innerlich wirkt die Rinde giftig. Man benutzte sie früher bei Syphilis, Gicht, Rheumatismus, als Kaumittel bei Lähmung der Zunge, zu Pflastern und Salben. Die sehr scharfen Früchte, Baccae Coccognidii, Piper germanicum (Kellerhalsbeeren, Damersamen, Stech- oder Nachbeeren), waren früher gleichfalls offizinell; auch bereitete man daraus Farbstoff und benutzt sie noch jetzt in Sibirien zum Schminken. D. odora *Thunb.*, aus Japan, mit glänzenden, zugespitzt-eiförmigen Blättern und weißen oder roten, sehr wohlriechenden Blüten, wird in Gewächshäusern kultiviert. Von D. cannabina *Lour.*, im Himalaja, wird der Bast zur Papierfabrikation verwendet.

Daphnephágos (griech., »Lorbeeresser«), bei den alten Griechen Beiname der Wahrsager, angeblich, weil das Kauen der Lorbeerblätter die Gabe der Weissagung erhöhen sollte.

Daphnephorien, ein dem Apollon zu Ehren in Delphi, Tempe und in Böotien begangenes Fest zur Erinnerung an seine Sühne von dem Morde des Python. In Theben wurde dasselbe dem Apollon Ismenios alle neun Jahre gefeiert. Vor dem Festzug trug ein schöner Knabe (Daphnephoros) einen mit 365 Lorbeer- und Blumenkränzen umwundenen Olivenstab (Kopo) mit einer Kugel auf der Spitze, an welcher kleinere Kugeln herabhingen, während in der Mitte des Stabes eine mittelgroße Kugel ruhte, angeblich als Symbol für Sonne, Mond, Planeten.

Daphnia, Wasserfloh.

Daphnis, in der griech. Mythologie Sohn des Hermes, des Herdengottes, und einer sizilischen Nymphe, war Schüler des Pan in der Musik, während er seine Herden am Fuß des Ätna weidete, und angeblicher Erfinder der bukolischen Poesie, Liebling der Götter und Menschen, Geliebter der Najade Echenais oder Nomia oder Nais oder Lyke, ward infolge seiner Treulosigkeit gegen dieselbe des Augenlichts beraubt, aber von Hermes in den Himmel entrückt, nach Ovid in einen Stein verwandelt; nach Theokrit starb er vor Liebesgram.

Daphnogēne *Unger*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Lauraceen (s. d.).

Daphnoideen, s. Thymeleen.

Dapĭfer (lat., »Speiseaufträger«), am Hof der spätern römischen Kaiser der mit der Aufsicht über die Speisen betraute Hofbeamte; im Mittelalter s. v. w. Truchseß.

Daponte, Lorenzo, ital. Operndichter, geb. 10. März 1749 zu Ceneda im Venezianischen, kam in das geistliche Seminar zu Treviso und erhielt bereits 1771 eine Professur an dieser Anstalt, wurde indessen seiner freiern philosophischen Ansichten wegen seines Amtes nach kurzer Zeit wieder enthoben und bald auch aus dem Gebiet der Republik Venedig verwiesen. Er begab sich über Görz nach Dresden, wo er an dem Grafen Marcolini einen Gönner fand und auch litterarisch thätig war. Allein infolge eines Liebesverhältnisses mußte er auch Dresden wieder verlassen und wandte sich nun nach Wien, wo er die Stelle eines Theaterdichters an der kaiserlichen Hofbühne erhielt. Nachdem er einige Operntexte geschrieben, trat er 1785 mit Mozart in Verbindung und schrieb »Figaro« und »Don Juan« für denselben. Gleichzeitig dichtete er für Salieri den »Axur« und den »Baum der Diana«. Von Kaiser Leopold II. entlassen, ging er nach Triest, folgte von da einem Ruf an die Ita-

lienische Oper in London und wandte sich später nach New York, wo er anfangs in der italienischen Sprache unterrichtete und sich sodann, in allen Unternehmungen unglücklich, in verschiedenen Berufsarten versuchte. Zuletzt gründete er eine Italienische Oper, die er bis zu seinem Tod leitete. Er starb 17. Aug. 1838 in New York. Sein wechselvolles Leben hat er selbst in seinen »Memorie« (New York 1823—27, 4 Bde.; deutsch, Gotha 1861) geschildert.

Dappenthal (Vallée des Dappes), ein 7 km langes jurassisches Thal an der französisch-waadtländischen Grenze, durch welches die jetzt durch die Festung dritten Ranges Les Rousses gesperrte Bergstraße nach Gex und Genf führt. Der von Frankreich immer wieder aufgenommene Streit um den Besitz dieses wichtigen Passes ist 1862 durch eine neue Grenzregulierung beigelegt worden.

Dapper, Olfert, Arzt und geograph. Schriftsteller, lebte meist in Amsterdam und starb 1690. Er lieferte (nach Quellen, die zum Teil sehr selten geworden sind) kompilatorische Beschreibungen von Syrien und Palästina (Rotterd. 1667; deutsch von Meursen, Amsterd. 1681), von Ägypten, Libyen, Guinea, Äthiopien und Abessinien (das. 1668, deutsch 1670), von Amerika (Augsb. 1671), vom Reich des Großmoguls (Amsterd. 1672), von Persien (das. 1672; deutsch von Beer, Nürnb. 1681—88, 3 Bde.), von Vorderasien (Rotterd. 1677; deutsch von Beer, Nürnb. 1681), von den Inseln des Mittelländischen Meers (Amsterd. 1688; deutsch, Augsb. 1688), von Morea (Amsterd. 1688). Einen Auszug seiner Werke gab Mannling in »Dapperus exoticus curiosus« (Frankf. 1717, 2 Tle.).

Dapsang (auch als K2 bezeichnet), höchster Gipfel der Karakorumkette, der südöstliche Eckpfeiler Zentralasiens unter 35° 28′ nördl. Br. und 77° 10′ östl. L. v. Gr., ist mit 8619 m Höhe der zweithöchste Berg der Erde.

Dâr, in der Nubasprache s. v. w. Land, Gebiet; daher in Namen von Landschaften in Nubien und im östlichen Sudân häufig vorkommend.

Darab (Darabdschird), Stadt in der pers. Provinz Farsistan, ostsüdöstlich von Schiraz, in einer von Bergen umschlossenen fruchtbaren Ebene zwischen Kornfeldern und Palmen gelegen, hat saubere Straßen, viele Gärten und 4000 (nach ältern Angaben, wohl übertrieben, 12,000) Einw., darunter viele Juden. Südlich davon die Ruine von Alt-D. mit einem Relief aus der Sassanidenzeit. Am nahen Kuh i Mumijeh quillt ein schwarzes Erdöl hervor, das gesammelt und erhärtet unter dem Namen Belessun (Balsam) oder Mum als kostbare Arznei in den Handel kommt.

Darapti, bei den alten Logikern Name des ersten Schlußmodus in der dritten Figur, dessen Vordersätze allgemein bejahend sind, während der Schlußsatz besonders bejaht (A A I); z. B. alle Rosen sind wohlriechend, alle Rosen sind Blumen, also sind einige Blumen wohlriechend. Vgl. Schluß.

Dararier, Sekte, s. Darazi.

Darazi (Darasi, Darari), Mohammed Ebn Ismail el, Stifter der mohammedan. Sekte der Dararier (Dararianer), welche lange Zeit im Libanon, westlich von Damaskus, lebten. D. kam 1017 nach Ägypten, wo er durch seine in einem Buch niedergelegte Lehre, daß der regierende Kalif Al Hakem göttlicher Abstammung sei, die Leitung der Regierungsgeschäfte erlangte, indessen sehr bald vor dem aufgeregten Volk aus Kairo fliehen mußte, als er seine Schrift in der Moschee verlas. Von Al Hakem unterstützt, ging er nach Syrien, wo er durch seine Lehre von der Seelenwanderung, Erlaubnis des Weintrinkens und freien geschlechtlichen Verkehrs viele Anhänger gewann. Er fiel um 1020 im Kampf gegen die Türken.

Dâr Banda, Landschaft, s. Banda.

Darboy (spr. -böa), Georges, Erzbischof von Paris, geb. 16. Jan. 1813 zu Fayl-Billot (Obermarne), besuchte das Seminar zu Langres, wurde 1836 zum Priester geweiht und zum Pfarrgehilfen von St.-Dizier, 1840 aber zum Professor an dem Seminar in Langres ernannt. Als das Seminar einem religiösen Orden übergeben wurde, verließ D. dasselbe und begab sich 1845 nach Paris, wo er sich durch eine treffliche Übersetzung der Werke des Dionysius Areopagita (Par. 1845) bereits bekannt gemacht hatte. 1846 wurde er zum Almosenier des Collège Henri IV und zum Titularkanonikus der Metropole ernannt. Im November 1854 begleitete er den Erzbischof nach Rom und erhielt vom Papste den Titel eines apostolischen Protonotars erster Klasse; 1855 wurde er zum Titulargeneralvikar von Paris, 1859 zum Bischof von Nancy, 10. Jan. 1863 zum Erzbischof von Paris befördert. Auch wurde er 8. Jan. 1864 zum Großalmosenier des Kaisers, 5. Okt. 1864 zum Senator, im August 1866 zum Mitglied des öffentlichen Unterrichtsrats ernannt. Er war von gemäßigter Haltung und ein Feind der jesuitischen Richtung, weswegen sich Pius IX. auch hartnäckig weigerte, dem vom kaiserlichen Hof sehr begünstigten Bischof die Kardinalswürde zu verleihen. Auf dem vatikanischen Konzil bestritt D. offen die Opportunität des Unfehlbarkeitsdogmas, protestierte gegen die aufgedrängte, eine freie Beratung zur Illusion machende Geschäftsordnung, trat mehrmals, besonders in seiner Rede vom 20. Mai 1870, für die Rechte der Bischöfe in die Schranken und stimmte gegen das Dogma. Doch nach Proklamierung desselben fügte er sich stillschweigend. Nach seiner Rückkehr nach Paris im Juli 1870 blieb er sowohl während der Belagerung als nach dem Aufstand vom 18. März 1871 auf seinem Posten. Am 4. April wurde D., um als Geisel für gefangene Kommunisten zu dienen, verhaftet und am Abend des 24. Mai nebst dem Präsidenten Bonjean, dem Pfarrer Deguerry und drei andern Geistlichen in dem Hof des Gefängnisses von La Roquette erschossen. Am 5. Juni ward unter Teilnahme von Deputationen der großen Staatskörper das feierliche Leichenbegängnis Darboys gehalten. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen: »Les femmes de la Bible« (8. Aufl., Par. 1876); »Les saintes femmes« (4. Aufl. 1877); »La vie de Saint-Thomas Becket« (1860); »Œuvres pastorales« (1876, 2 Bde.).

Darbysten (Darbychristen oder Plymouthbrüder), eine zwischen 1820 und 1830 in England entstandene chiliastische Sekte, nach ihrem Stifter John Darby, vormaligem anglikanischen Geistlichen, genannt, welche, in dem gegenwärtigen Kirchenwesen nur einen allgemeinen Abfall vom Christentum, eine »Bileamskirche«, erblickend, die Wiederkunft Christi als demnächst bevorstehend erwartet und sich in freier gottesdienstlicher Vereinigung ohne alle kirchliche Organisation und in Zurückgezogenheit vom weltlichen Treiben auf dieselbe vorzubereiten sucht. Die Mitglieder derselben nannten sich »Brüder« oder »Brüder in dem Herrn«. Den Namen Plymouthbrüder erhielten sie von der Stadt Plymouth, wo sie sich zuerst in größerer Anzahl um Darby sammelten. Von dem anglikanischen Klerus verfolgt, wandte sich Darby 1838 nach Genf und 1840 nach Lausanne, wo er, durch die damaligen waadtländischen Dissidentenbewegun-

gen unterstützt, zahlreiche Anhänger fand. Er starb 28. April 1882 bei London. Seine Anhänger gewannen auch in Württemberg Boden. Vgl. Herzog, Les frères de Plymouth et John Darby (Lausanne 1845); Grunewald in den »Jahrbüchern für deutsche Theologie« 1870.

D'Arcet (spr. darssä), Jean Pierre Joseph, Chemiker, geb. 31. Aug. 1777 zu Paris, ward 1801 Münzwardein und starb 2. Aug. 1844 in Paris als Generalmünzwardein sowie als Mitglied des Generalkonseils der Fabriken und Manufakturen und des Salubritätskonseils im Departement Seine. Er lieferte für die chemische Technik mehrere wertvolle Arbeiten, verbesserte die Pulverfabrikation und die Darstellung der Bronze und bronzeartigen Legierungen, entdeckte, daß zinnreiche Bronze durch wiederholtes Ablöschen hämmerbar und sehr zäh wird, gab die Zusammensetzung eines sehr leichtflüssigen Metalls an und erfand 1802 das Verfahren zur Scheidung des Goldes vom Silber mit Hilfe von Schwefelsäure. Dies 1816 noch verbesserte Verfahren ermöglicht die Abscheidung eines sehr geringen Goldgehalts aus großen Mengen Silbers. Er untersuchte die nährenden Bestandteile der Knochen und die Verarbeitung der Kastanien auf Zucker; auch bemühte er sich um die Beseitigung der schädlichen Einflüsse bei verschiedenen Gewerben und schrieb über die gesundheitsgemäße Einrichtung der Hospitäler.

D'Arcets Metall, s. Wismutlegierungen.

Dardanariät, ein jetzt veralteter strafrechtlicher Begriff, bedeutete seiner Zeit jedes rechtswidrige Unternehmen zu dem Zweck, die zum gewöhnlichen Gebrauch dienenden Lebensbedürfnisse oder andre Gegenstände des Handelsverkehrs zu verteuern oder einen gänzlichen Mangel daran herbeizuführen; eine Handlungsweise, welche in frühern Reichsgesetzen mit Landesverweisung und Vermögenskonfiskation bedroht war. Den Namen D. leitet man von einem Schwarzkünstler, Dardanarius, ab, einem berüchtigten römischen Kornwucherer. Die neuere Strafgesetzgebung faßt das D. als Verbrechen oder Vergehen nicht auf, es hat insbesondere auch das deutsche Strafgesetzbuch dasselbe fallen lassen und den Begriff damit ein für allemal aus dem geltenden Strafrecht gestrichen.

Dardanellen, die nach der alten Stadt Dardanos in Troas benannten vier festen Schlösser zu beiden Seiten der das Marmarameer mit dem Ägeischen Meer verbindenden Meerenge (Hellespont), welche als der Schlüssel von Konstantinopel betrachtet werden (s. das Spezialkärtchen auf der Karte »Mittelmeerländer«). Den ersten, etwa 4 km breiten Eingang aus dem Ägeischen Meer in die Meerenge bewachen die neuen Schlösser Sedil Bahr auf europäischer und Kum Kale auf asiatischer Seite, die 1658 unter Sultan Mohammed IV. zum Schutz gegen die Venezianer angelegt wurden. Etwa 20 km nordöstlich davon liegen, 2 km voneinander entfernt, äußerst malerisch die alten Dardanellenschlösser, die Mohammed II. gleich nach der Eroberung Konstantinopels erbauen ließ: Kilid Bahr (»Meeresriegel«) in Europa und Kale Sultanie (Tschanak Kalessi) in Asien. Beide heißen gewöhnlich die alten Schlösser von Rumeli und Anadoli. Weiter nördlich wurden seit 1867 vier Küstenbatterien erbaut und zwar auf asiatischer Seite die Batterie Medschidie (14 Geschütze), unweit nördlich von Kale Sultanie, und Nagara (14 Geschütze), an der Stelle des alten Abydos, auf europäischer Seite Namasigja (26 Geschütze) und Degirmenburnu (19 Geschütze), südlich und nördlich von Kilid Bahr. Im ganzen enthielten die Befestigungen an den D. 1874 ca. 250 ältere und neuere glatte Kanonen, welche 1877 zum Teil durch Kruppsche ersetzt wurden. Der Handel der D. konzentriert sich in dem Hafen von Kale Sultanie, wo sich ein deutsches Konsulat befindet, und hat sich nach dem letzten Krieg erheblich gesteigert; an demselben sind besonders Frankreich, Österreich-Ungarn und Großbritannien beteiligt. Im türkischen Zolljahr 1883/84 wertete die Ausfuhr (besonders Gerste, Erbsen, Fichtenrinde und Valonea, d. h. der an Gerbsäure reiche Fruchtbecher der dortigen Eiche) 1,2 Mill. Frank, die Einfuhr (Zucker, Kaffee, Reis, englische Kohlen, Manufakturwaren) 1,1 Mill. Fr. Die Ufer sind gleichmäßig mit Weingärten, Hecken und Dörfern in reicher Abwechselung eingefaßt. Am Ausgang liegt als bedeutendste Uferstadt Gallipoli, nach welcher die Meerenge auch wohl Straße von Gallipoli genannt wird, gegenüber in Asien Lapsaki (Lampsakos), ein unbedeutendes Dorf mit schöner Moschee. Die Dardanellenstraße hat einige Untiefen und außerdem eine sehr heftige Strömung, die bei Nordwind fast unwiderstehlich ist, am wenigsten dagegen bei Südwind sich bemerklich macht.

405 v. Chr. wurde hier am Ägospotamos, südlich von Gallipoli, durch Wegnahme der athenischen Flotte seitens der Spartaner unter Lysandros der Peloponnesische Krieg entschieden. Am Eingang der D. fanden 1499 und 20. Juli 1657 Seeschlachten statt, beide zwischen den Venezianern und den Türken; 1499 unterlagen die letztern, und 1657 wurde ihre Flotte fast vernichtet; dagegen wurde die venezianische Flotte 1694 dort geschlagen. Die sorglosen Türken erhielten im vorigen Jahrhundert, im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellenschlösser, dieselben so wenig im Verteidigungszustand, daß sie nach und nach gänzlich verfielen. Erst nachdem 1770 ein russisches Geschwader unter Admiral Elphinstone ungehindert in die Meerenge eingedrungen war, ließen sie die Forts wiederherstellen. Allein lange dauerte dieser gerüstete Zustand der D. bei der Schlaffheit der Türken auch jetzt nicht. Schon 1807 wurde eine Durchfahrt durch dieselben von dem englischen Admiral Duckworth mit acht Linienschiffen, vier Fregatten nebst mehreren Brandern und Bombardierbooten ohne Verlust bewerkstelligt, in deren Folge 20. Febr. zum erstenmal eine feindliche Flotte vor Konstantinopel erschien. Schon früher und dann in dem 1809 zwischen England und der Pforte abgeschlossenen Friedensvertrag hatte erstere Macht in die Forderung der Pforte, daß kein nichttürkisches Kriegsschiff in die Dardanellenstraße und in den Bosporus einlaufen dürfe, eingewilligt, und im September 1841 wurde ein Vertrag zwischen den fünf europäischen Großmächten und der Pforte unterzeichnet, welcher festsetzte, daß kein Kriegsschiff in die D. einlaufen dürfe. Beim Beginn des orientalischen Kriegs ankerte die englisch-französische Flotte im Juni 1853 im S. von Kum Kale in der Besikabai, von wo sie Ende Oktober in die Dardanellenstraße einlief und 3. Nov. in der Beikosbai Anker warf. Im ersten Anhang zu den Pariser Friedensartikeln von 1856 wurde der Vertrag von 1841 der Hauptsache nach bestätigt; doch behielt sich der Sultan vor, leichten, den Gesandtschaften fremder Mächte zur Verfügung gestellten Fahrzeugen durch besondere Fermane die Durchfahrt zu gestatten; die Befestigungen an den D. wurden darauf von der Pforte bedeutend erweitert und verstärkt. Nachdem das Londoner Protokoll vom 13. März 1871 die Schließung der D. von

neuem bestimmt hatte, liefen im Februar 1878 dennoch englische Kriegsschiffe in das Marmarameer durch die D., um Konstantinopel vor einer Eroberung durch die Russen zu schützen. Der Berliner Friede vom 13. Juli 1878 legte dem Sultan von neuem die Pflicht auf, kein fremdes Kriegsschiff die D. passieren zu lassen.

Kleine D. heißen die beiden Schlösser am Eingang des Meerbusens von Lepanto, der den Peloponnes von Mittelgriechenland scheidet: Kastro Rumelias auf dem Festland und Kastro Moreas im Peloponnes.

Dardanellengeschirr, glänzend und farbenreich glasierte Fayencegefäße, welche an der Dardanellenküste und im Innern Kleinasiens für den Hausgebrauch verfertigt werden. Bemerkenswert sind darunter langhalsige Krüge mit blaugrüner, gelber und brauner Glasur und mit rohen Malereien, Vergoldungen und Reliefs. Hauptfabrikationsort ist Kutahia, wo die alte Fabrik, deren Blüte in das 14. und 15. Jahrh. fällt, wieder in Betrieb gesetzt worden ist.

Dardäner, illyr. Volksstamm in Obermösien an der obern Morawa. Ihr Gebiet ward von Diokletian zu einer besondern Provinz Dardania mit der Hauptstadt Naissus (Nisch) erhoben. D. hießen auch die Bewohner der mythischen Stadt Dardania am Fuß des Ida in Kleinasien (s. Dardanos) sowie die mit den Trojanern verbundenen Teukrer.

Dardania, Stadt, s. Dardaner.

Dardănos, im Altertum Stadt in der Landschaft Troas, am Hellespont zwischen Ilion und Abydos gelegen, Kolonie der Äolier. Hier im Peloponnesischen Krieg 411 v. Chr. Seeschlacht zwischen den Athenern und Peloponnesiern, später Friedensschluß zwischen Sulla und Mithridates, 84 v. Chr. Im Frieden mit Antiochos d. Gr. wurde die Stadt für frei erklärt. Von D. erhielten die Dardanellenschlösser ihren Namen.

Dardănos, nach der griech. Mythe ein Sohn des Zeus und der Elektra, einer der Töchter des Atlas, der mythische Stammvater der Dardaner (Troer) und durch Äneas auch der Römer. Sein Heimatsland war Arkadien, wo er mit seiner ersten Gattin, Chryse, die bei ihrer Vermählung von Pallas das Palladion und die Heiligtümer der großen Götter als Mitgift erhalten hatte, den Deimas und Idäos erzeugt haben soll. Des D. Bruder Jasos oder Jasion wird nach den einen vom Blitz erschlagen, nach andern von D. ermordet, was dann wieder dessen (zunächst wohl durch Wassers- und Hungersnot veranlaßte) Auswanderung über wild empörtes Meer, als Sühne, begründen muß. Auf der Wanderung war Samothrake für D. und Idäos nur Station. Auch von hier durch Überschwemmung vertrieben, wandten sie sich nach dem asiatischen Festland, wo D. am Fuß des Idabergs, vom König Teukros freundlich aufgenommen und durch die Gnade, die der Sohn bei der »idäischen« Göttermutter fand, nun aufs neue dem Schutz der Götter befohlen, die feste, noch in vorhistorischer Zeit zu Grunde gegangene Stadt Dardania gründete. Mit seiner zweiten Gattin, Bateia, der Tochter des Teukros, zeugte er den Zakynthos, den Erichthonios und den Ilos und ward so Stammvater des troischen Königshauses.

Dardesheim, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halberstadt, mit evang. Pfarrkirche, Ackerbau und (1880) 1482 Einw.

Dardistan (Land der Dardu, früher Darada, s. Karte »Zentralasien«), Land in Hochasien, das im N. vom Karakorum (mittlere Paßhöhe 5550 m), im W. von der Gebirgskette, welche Tschitral im N. abschließt (mit Gipfeln bis 5594 m Höhe), im O. von der Gebirgskette zwischen dem Indus und dem Krischnaganga (Diamer, 8114 m), im NO. von den Landschaften Rongdo und Balti begrenzt wird. Das Land ist in viele Thäler zerlegt, deren mittlere Höhe zu 1500 bis 2000 m angenommen werden kann; erforscht ist nur das Thal von Gilgit bis Jassin durch Hayward, der hier 1870 ermordet wurde, dann von Hasora bis Gilgit durch Leitner, den die Regierung des Pandschab 1864 zu sprachlichen Untersuchungen dahin absandte. Der Reisende A. Schlagintweit wurde 1856 durch Aufstände in Gilgit am Vordringen nördlich von Hasora verhindert. Das Gilgitthal ist reich an Wein und Aprikosen, erzeugt auch vorzüglichen Weizen. Die Thäler zu beiden Seiten des Indus sind wahrscheinlich im Klima wie in Produkten dem nahen Tschitral ähnlich und mögen in geschütztern Lagen an fruchtbarem Ackerland wie Getreide keinen Mangel haben; die Bergflächen sind dagegen kalt und unbewohnbar. Gerühmt wird schon von den alten Geographen wie im indischen Epos der Goldreichtum, den neuere Nachrichten bestätigten. Abgeschlossen und nur auf wenigen Pässen zugänglich (die Reise von Srinagar, der Hauptstadt von Kaschmir, bis Gilgit erfordert 22 Tagereisen, von Skardo am Indus dahin 14 Tagemärsche), wurde D. langer Zeit als ein Sitz der Wunder und Heiligkeit betrachtet. Die Bevölkerung bilden die Dardu (Darada, von den angrenzenden Völkern Kandschut genannt, deren Hauptstamm sich selbst Schinali oder Schinalok nennt), jetzt schiitische Muselmanen, im 3. Jahrh. v. Chr. Buddhisten. Arischen Stammes, sind sie breitschulterig, gut proportioniert, mit braunem, auch schwarzem Haar und braunen Augen. Thätig und ausdauernd, fassen sie schnell und haben scharfen Verstand. Sie kleiden sich in Wolle, eine wollener Sack dient als Mütze, die Füße werden mit Leder umbunden. Sie zeigen in den Lebensgewohnheiten und Sitten große Ähnlichkeit mit den Bewohnern des nördlichen Kaschmir; ihre Sprache ist aber merkwürdigerweise eine sanskritische, die in viele Dialekte zerfällt, mit Beimischung persischer Wörter. Auch zum Schreiben bedient man sich persischer Schriftzeichen. Die Dardu sind somit Arier, wie die Bewohner im Kuenlün und in Turkistan. Ihre Zahl kann nicht groß sein; selbst die Hauptorte, wie Gilgit, bestehen nur aus 200 Häusern. In politischer Beziehung zerfällt D. in so viele staatliche Gemeinschaften (Chanate), wie es Thäler gibt. Es werden eine Menge Namen genannt; die bedeutendsten dieser Gebiete sind die von Hasora, Gilgit und Jassin. Der Radscha von Kaschmir sucht sie unter seine Botmäßigkeit zu bringen und führt fortwährend Krieg gegen sie. Durchschlagende Erfolge sind noch nicht erzielt worden; doch wurden die Landschaften Gilgit wie Jassin von den letzten Reisenden durch kaschmirsche Truppen verwüstet gefunden. Gefährlich sind die Dardu den Karawanen, welche von Badachschan durch Wakhan nach Kaschgar gehen. Der Darkotpaß nach dem Oxus, längs des War Tschagam, wurde von Europäern noch nicht begangen; zum Transport größerer Massen, insbesondere für europäisches Militär, scheint dieser Paß russischerseits für gangbarer gehalten zu werden als die durch Tschitral dahin führenden und 1870—71 erforschten Pässe, denn »der nächste Weg aus Turkistan nach Indien (heißt es) führt die russische Armee durch Kaschmir«. Vgl. Leitner, Results of a tour in D. etc. (Lahor 1867—70, 4 Bde.); »On the races and languages of D.« (im Journal der Londoner

Ethnologischen Gesellschaft 1870) und den Aufsatz über D. im »Geographical Magazine« (Lond. 1875).

Dardschiling (Darjiling, »weite Insel der Meditation«), tibet. Name eines Distrikts im britischen Anteil des östlichen Himalaja, Präsidentschaft Bengalen des englisch-indischen Kaiserreichs, 3195 qkm (58 QM.) groß mit (1881) 155,179 Einw. Das Gebiet wurde 1835 von Sikkim an England abgetreten und kam wegen seiner Lage im Himalaja sofort als Gesundheitsstation in Aufnahme. Erweitert wurde es seit 1849. Mit Einführung der bis dahin unbekannten Kulturen des Theestrauchs, der Kaffee- und Cinchonapflanze und neuerdings der Baumwolle in der Tarai gewann D. auch eine Bedeutung als Produktionsgebiet. Für Cinchona hat sich das Klima als günstig bewährt; 1874 wog die zu Chinin verarbeitete Rinde bereits 1989 Pfd. Immer größere Ausdehnung gewinnt die Theekultur, da Thee hier noch in einer Höhe von 2000 m gedeiht und der niedrige Preis des Landes Kapitalisten anzieht. Im J. 1875 waren 8968 Hektar mit Thee angebaut und wurden 4,6 Mill. Pfd. Thee geerntet. — Der Ort D., liegt 2184 m ü. M., auf dem Dschillapahar, einem Kamm der Gungkette, welche von der westlich davon ziehenden Singhalilakette sich abzweigt. Er besteht zumeist aus Villen im Stil der englischen Landhäuser und ist für Kalkutta die nächste Himalajastation mit europäischen Bequemlichkeiten, zugleich Militärsanatorium für die Truppen in Hindostan bis Allahabad. D. bietet bei herrlicher Landschaft reine, erfrischende Luft (mittlere Temperatur 12,5° C.); nur Feuchtigkeit und Regenmenge wirken etwas ungünstig. Die Eisenbahn führt bis an den Fuß des Gebirges. Die Bevölkerungszahl von D. hat sich in den letzten Jahren mehr als verdoppelt, sie betrug 1881: 7018 Seelen. Die Eingebornen sind meist Leptscha (s. d.). Vgl. Hathorn, Handbook of Darjiling (1863).

Dardu, Volksstamm, s. Dardistan.

Dareikos, s. Daricus.

Dareios (Darjawush, Darius), pers. Königsname. 1) D. I. Hystaspis, Sohn des Hystaspes (Vistâçpa), aus dem alten persischen Königsgeschlecht der Achämeniden, geb. 550 v. Chr., nahm schon unter Kyros eine hohe Stellung ein, begleitete Kambyses als Leibwächter nach Ägypten und trat nach dessen Tod 522 als Haupt des Königshauses an die Spitze der Verschwörung gegen den falschen Smerdis. Fünf Tage nach der Ermordung desselben traten, wie die Sage erzählt, die sieben Verschwornen zusammen, um über die Verfassung des Reichs zu beratschlagen. Die Ansicht des D., welcher sich für die Monarchie erklärte, erhielt den Sieg, und es ward beschlossen, derjenige solle König sein, dessen Roß, wenn sie an einem bestimmten Tag der Sonne entgegenritten, zuerst wiehere. Die List des Stallmeisters des D., welcher das Pferd den Tag zuvor auf dem zur Zusammenkunft bestimmten Platze zu einer Stute gebracht hatte und dadurch dessen Wiehern veranlaßte, entschied die Wahl zu gunsten des D. In Wirklichkeit ward D. nach der Ermordung des Smerdis 521 König, weil er der erste achämenidische Prinz war. Er hatte noch mehrere Jahre mit Empörungen in allen Teilen des Reichs zu kämpfen; besonders hartnäckig wehrte sich Babylon, das er erst 518 mit Hilfe des Zopyros (s. d.) unterwarf. Durch die allmähliche Unterdrückung dieser Aufstände, welche er durch ein großes Reliefbild und Inschriften auf einer Felswand in Bagistana (s. Bisutun) verherrlichte, gründete D. das Perserreich aufs neue. Zur bessern Verwaltung desselben teilte er es in 20 Satrapien, führte regelmäßige Abgaben statt der frühern Geschenke ein und bestimmte die Entrichtung derselben in Produkten der Provinzen. Er selbst schlug sein Hoflager in Susa auf, von wo er sein Reich regierte. Auch dessen Grenzen erweiterte er, indem er die Völker südlich vom Kaukasus unterwarf und auch das nordwestliche Indien eroberte. 515 unternahm D. den berühmten Eroberungszug nach Westen gegen die Skythen, überschritt mit 700,000 Mann eine Brücke, die über den Bosporus geschlagen ward, unterwarf Thrakien und Makedonien und wandte sich gegen die Donau, über welche er ebenfalls eine Brücke schlug, ließ sich aber durch verstellte Flucht der Skythen bis an den Daros (die Wolga) verlocken, so daß er nur mit einem Verlust von 80,000 Kriegern die Donau wieder erreichte und völlig verloren gewesen wäre, hätten die Jonier, denen die Obhut der Brücke anvertraut war, auf die Aufforderung des Miltiades dieselbe zerstört. D. ließ einen großen Teil seines Heers unter Megabazos in Thrakien und kehrte selbst nach Susa zurück. Auf die Nachricht, daß die kleinasiatischen Jonier in Verbindung mit den Athenern einen Aufstand versucht und Sardes verbrannt hatten, nahm D. seinen Bogen, legte einen Pfeil darauf und schoß ihn in die Luft, indem er ausrief: »O höchster Gott, gewähre mir Rache an den Athenern«. Hierauf mußte ein Diener ihm täglich beim Essen dreimal zurufen: »Herr, gedenke der Athener«. Der erste Feldzug gegen jene aber verunglückte 492 durch das Scheitern seiner Flotte am Vorgebirge Athos, der zweite 490 durch die unglückliche Schlacht bei Marathon. Mit der Zurüstung eines dritten beschäftigt, starb D. 485, nachdem er noch den Abfall der Ägypter vernommen hatte. Vgl. Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs D. (Berl. 1873).

2) D. II. Nothos (eigentlich Ochos), natürlicher Sohn des Artaxerxes Longimanus, wußte, nachdem seines Vaters einzig rechtmäßiger Sohn, Xerxes II., von seinem natürlichen Bruder Sogdianos getötet worden war, das Heer und einen Teil der Großen zu gewinnen und bestieg mit ihrer Hilfe 424 v. Chr. den Thron; seine Brüder ließ er ermorden. Er regierte aus seinem Harem durch Eunuchen und Weiber, besonders durch Parysatis. Seine Regierung ist voll von Aufständen und Hofintrigen. Mehrere dieser Empörungen wurden glücklich, aber grausam niedergeschlagen; doch behauptete sich Amyrtäos im Besitz Ägyptens, das er 414 durch Abfall erworben hatte, bis zu seinem Tod 408. Unter D. übte Persien besonders durch Tissaphernes, den Satrapen Vorderasiens, und dessen Nachfolger, den jüngern Kyros, bedeutenden Einfluß auf die griechischen Angelegenheiten aus und zwar meist durch Unterstützung der Spartaner gegen die Athener, wodurch auch der Peloponnesische Krieg zu gunsten Spartas entschieden wurde. D. starb nach 19jähriger Regierung 405 in Babylon; ihm folgte sein ältester Sohn, Artaxerxes II.

3) D. III., vor seiner Thronbesteigung Kodomannos genannt, der letzte König der Perser, war der Sohn des Achämeniden Arsanes und der Sisygambis, Tochter des Artaxerxes II., hatte sich früh durch Tapferkeit im Kriege gegen die Kadusier ausgezeichnet und wurde hierfür von Artaxerxes Ochos zum Statthalter von Armenien ernannt. Auf den Thron gelangte er, als letzter Sprößling des königlichen Stammes, 336 v. Chr. durch den Eunuchen Bagoas, Befehlshaber der königlichen Garde, der Artaxerxes durch Gift aus dem Wege geräumt und den dann zum König erhobenen Arses gleichfalls ermordet hatte. Als Bagoas nicht lange danach auch für D. den Gift-

becher mischte, wurde er von diesem gezwungen, ihn selbst zu leeren. Unter des D. Regierung fand das Reich der Achämeniden seinen Untergang. Der makedonischen Macht und ihrem Beherrscher Alexander waren das altersschwache, zerrüttete Perserreich und der schöne, edle und sanftmütige, aber schwache D. nicht gewachsen. Bei Issos 333 trat D. seinem großen Gegner Alexander zum erstenmal gegenüber, riß aber durch seine übereilte Flucht das ganze Heer ins Verderben und ließ seine Familie in der Gewalt des Siegers. Nachdem sein Anerbieten, die Herrschaft über Asien mit Alexander zu teilen, abgewiesen worden, ward er 331 wiederum besiegt. Als er vom Schlachtfeld von Gaugamela ins Innere von Asien flüchtete, wurde er von dem treulosen Satrapen Bessos als Gefangener behandelt und, als Alexander rasch verfolgend sich näherte, 330 verräterischerweise tödlich verwundet. Ein Makedonier reichte ihm den letzten Labetrunk und erhielt von ihm den Auftrag, Alexander für die seiner Familie gegenüber bewiesene Großmut zu danken. Alexander traf ihn nicht mehr lebend. Er ließ die Leiche nach Persepolis bringen und in der königlichen Gruft beisetzen.

Dareiosvase, antikes, jetzt in Neapel befindliches Prachtgefäß, das 1851 in einem Grab zu Canossa (dem altem Canusium) gefunden wurde, hat eine Höhe von 1,30 m, einen größten Umfang von 1,93 m und ist besonders merkwürdig durch das großartige Gemälde, welches den mittlern Teil schmückt und sich als ein ideales Denkmal der Perserkriege in ihrer ethischen Bedeutung darstellt. Dasselbe ist in drei Abteilungen gegliedert (oben: Hellas, dem die Götter schützend zur Seite stehen; in der Mitte: Dareios, mit seinen Großen den Zug gegen Griechenland beschließend; unten: der Schatzmeister des Königs und die beisteuernden Provinzen) und gehört seinem poetischen Inhalt nach zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der unteritalischen Vasenmalerei. Noch andre kleinere Darstellungen (Amazonenkampf, Bellerophon und die Chimära ꝛc.) enthält die Vase.

Dar el Beida, Stadt, s. Casablanca.

Daremberg, Charles Victor, Mediziner, geb. 14. April 1817 zu Dijon, studierte in Paris, wurde 1844 Bibliothekar daselbst, hielt seit 1864 Vorlesungen über Litteratur und Geschichte der Medizin und starb 25. Okt. 1872 in Mesnil le Roi. Er gab Übersetzungen aus den Werken altgriechischer Ärzte, so des Hippokrates (2. Aufl. 1855), des Oribasios (mit Bussemaker, 1853—60), des Galenos (1854), des Rufus von Ephesos (1860), heraus, lieferte eine kritische Ausgabe des Celsus (Leipz. 1859) und mehrere Übersetzungen aus dem Deutschen und schrieb: »État de la médecine entre Homère et Hippocrate« (1869); »Histoire des sciences médicales« (1870); »Cours sur l'histoire de la médecine et de la chirurgie« (1872). Das von ihm begonnene »Dictionnaire des antiquités grecques et romaines« (1873 ff.) wurde von Saglio fortgesetzt.

Dares, ein Phrygier (D. Phrygius), bei Homer Priester des Hephästos, soll noch vor Homer eine »Ilias« in griechischer Sprache geschrieben haben. Als eine lateinische Bearbeitung derselben gibt sich die nach dem vorangeschickten Widmungsschreiben von Cornelius Nepos an Sallust (!) gerichtete »Historia de excidio Troiae« aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. aus. Wie Diktys, war diese Schrift für die Dichter des Mittelalters eine Hauptquelle der Sagen von dem Trojanischen Krieg. Neuere Ausgaben von Dederich (Bonn 1835; auch mit Diktys, das. 1837) und Meister (Leipz. 1873). Vgl. Dunger, Die Sage vom Trojanischen Krieg in den Bearbeitungen des Mittelalters (Programm, Dresd. 1869); Meister, Über D. von Phrygien (Bresl. 1871); Körting, Diktys und D. (Halle 1874).

Dar es Salam, großer Hafenplatz an der Ostküste von Afrika, südlich der Insel Sansibar, an der Ostseite der weiten Mündung des gleichnamigen Flusses, mit 1500 Einw. und gutem, durch eine Korallenbarre geschütztem Hafen, wurde Ende 1885 vom Sultan von Sansibar an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft abgetreten. Eine Fahrstraße führt 130 km weit in die an Kopalharzen u. a. reiche Landschaft Usaramo.

Dareste de la Chavanne (spr. darest d' la schawann), Cléophas, franz. Historiker, geb. 28. Okt. 1820 zu Paris, besuchte die École des chartes, ward 1847 Professor der Geschichte an der Faculté des lettres in Grenoble, 1849 in Lyon, 1871 Rektor der Akademie in Nancy, dann in Lyon. Einer der eifrigsten Klerikalen, ward D. 6. Dez. 1878 wegen ultramontaner Intoleranz gegen Studenten in Lyon zur Disposition gestellt; starb 6. Aug. 1882. Er schrieb: »Éloge de Turgot« (Par. 1846); »Histoire de l'administration en France depuis Philippe-Auguste« (1848), »Histoire des classes agricoles en France« (1854, 2. Aufl. 1858), welche beiden Werke von der Akademie gekrönt wurden; ferner eine vortreffliche »Histoire de France« (1865—79, 9 Bde.; 2. Aufl. 1877), die zweimal den Preis Gobert erhielt, und »Histoire de la Restauration« (1879, 2 Bde.). — Sein Bruder Rodolphe, geb. 1824, seit 1877 Rat am Kassationshof und seit 1878 Mitglied des Instituts, schrieb verschiedene rechtsgeschichtliche Werke.

Daret (spr. -räh), Pierre, franz. Maler und Kupferstecher, geboren um 1604 zu Paris, hielt sich einige Zeit in Italien auf und starb 29. März 1678 auf dem Schloß Luque bei Dax. D. widmete sich erst der Malerei, dann dem Kupferstich; er stach nach französischen, italienischen und niederländischen Meistern des 17. Jahrh., wie Blanchard, Le Sueur, Vouet, Stella, Sarrazin, Baroccio, Carracci, Caravaggio, G. Reni, G. Seghers, van Dyck, Just. van Egmont, mit fester Zeichnung und sorgsamem Vortrag; doch fehlte es seiner Behandlung an Weichheit. Er bildete tüchtige Schüler, darunter Fr. Poilly. Viele Porträte seiner Zeitgenossen hat er uns aufbewahrt.

Dar Fertit, eine erst 1871 von Schweinfurth erforschte Landschaft in Zentralafrika, zwischen 6½ und 8½° nördl. Br., südlich von Dar Fur im Gebiet des Bahr el Arab. Das Land besteht wesentlich aus einer großen Thoneisensteindecke, die nach W. zu allmählich ansteigt und von einer Anzahl bedeutender Hügelkuppen von Granit inselartig durchbrochen wird. Diese Kuppen deuten mit den zahllosen einzelnen Granitplatten die höchsten Gipfel längst abgetragener Gebirgskämme an. Von den sämtlich dem Bahr el Arab tributären Flüssen sind die wichtigsten (von W. nach O.): der Biri, Kuru, Pango oder Dembo und der Dschur mit dem Wau. Ihre wasserreichen Quellen liegen im Niam-Niamland, von wo sie gleich als ansehnliche Ströme nach D. übertreten und hier, ohne viel Zuflüsse zu empfangen, nach N. dem Bahr el Arab und Gazellenstrom zufließen. Der Vegetationscharakter entspricht dem des Niam-Niamlandes, d. h. es mischen sich bereits westafrikanische Gewächse hier mit denen des Ostens. Auch insofern zeigt die Flora einen eigentümlichen Dualismus, als trockne Steppen und überfeuchtete Uferwaldungen und Waldgalerien miteinander wechseln. Die Fauna ist dieselbe wie im übrigen Mittelafrika. Die ethnographischen Verhältnisse zeigen ein Bild der größten

Verwirrung. »Nirgends wohl«, sagt Schweinfurth, »sieht man auf so beschränktem Raum, wie ihn die kleinen Kulturstrecken in der Umgebung der Dêm (Ansiedelungen) darbieten, eine derartige Anhäufung zusammengewürfelter Rassen.« Die Bewohner des Landes sind echte Neger. Im O. trifft man auf die schon früher bekannten Bongo oder Dor; weiter westlich folgen Golo und Sſêre, oft untereinander gemischt. Die Sſêre, ursprünglich ein Sklavenstamm der Niam-Niam, scheinen erst in neuerer Zeit und zwar infolge der Entvölkerung des Landes durch den Sklavenhandel von S. her eingewandert zu sein. Äußerlich den Bongo ähnlich, unterscheiden sich doch Golo und Sſêre sprachlich von jenen und nähern sich in ihren Sitten und Gebräuchen den Niam-Niam. Am weitesten westlich, am Biri, wohnen die Kredsch, aus einer Unzahl kleiner Stämme bestehend. In kleinern Mengen sind Niam-Niam und im N. Baggara-Araber im Land angesiedelt. D. ist noch immer eine der wichtigsten Domänen des Sklavenhandels und infolgedessen stark entvölkert. Die ursprüngliche Bevölkerung, ausgezeichnet durch sanfte Gemütsart, beschäftigt sich vorzugsweise mit Ackerbau und ist durch die kaum zu erschwingende Zahl der von den verschiedenen im Land seßhaften ägyptischen Handelsgesellschaften benötigten Träger, durch Kornmangel und Knechtung durch die vielen aus Dar Fur und Kordofan stammenden Fremden in einen sehr traurigen Zustand versetzt worden. Von ihren verpalisſadierten Niederlassungen (Seriben) aus durchstreifen die ansässigen Dschellaba (Sklaven- und Elfenbeinhändler) das Land weit und breit, alles verwüstend, Not und Unglück überall hinbringend. Da der Elfenbeinhandel stark im Abnehmen begriffen ist, so erscheinen die nach Kordofan, Dar Fur ꝛc. ausgeführten Sklaven als das Hauptprodukt des Landes, welches nominell wenigstens von den Ägyptern in Besitz genommen ist. Die wichtigste Niederlassung ist die Seriba Siber im Kredschland. S. Karte »Congoländer«. Vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika (neue Ausg., Leipz. 1878).

Dar Fur (Dar For, »Land der For«), bisher Provinz des ägypt. Sudân (s. Karte »Ägypten ꝛc.«), zwischen 10—14° nördl. Br. und 22—28° östl. L. v. Gr. gelegen, wird im O. von Kordofan, im S. von Dar Fertit, im W. von Wadai, im N. von der Libyschen Wüste begrenzt und bildet eine ungeheure Oase von 452,000 qkm (8200 QM.) Umfang, in welcher einzelne wüste Striche und Grassteppen mit Urwald abwechseln. Durch die Mitte zieht in der Richtung von NO. nach SW. eine Reihe von vulkanischen Gebirgsmassen mit erloschenen Kratern (Dschebel Medob, bis 1100 m, Dschebel Marrah, bis 1830 m hoch, mit zahlreichen andern Spitzen, dazwischen Dschebel Tagabo und Wanda). Es ist der am besten bewässerte und daher am dichtesten bewohnte Teil. Von hier kommen alle Gewässer; die im N. und NO. den Gebirgen entströmenden vereinigen sich zum Wadi el Melk, welcher bei Debbeh in den Nil mündet; im O. nimmt Wadi el Koh alles Wasser auf und verliert sich später in der weiten Ebene im S., im W. führen Wadi Barreh oder Turah und Wadi Azum in das Wadi Cadja und zum Bahr el Salamat, im S. zieht Wadi Gendy zum Bahr el Arab. In der Regenzeit bildet der südliche Teil des Landes einen großen See, in der Trockenzeit ist der fette Boden von Spalten zerrissen. Der östliche Teil (Gize) ist wie der westliche sandig, hier wird nur wenig Getreidebau getrieben; der nördliche ist gleichfalls wenig angebaut, aber im mittlern wird Ackerbau auf Weizen, Duchn, Durra, Sesam, Baumwolle u. a. emsig betrieben. Vielfach wird der starke einheimische Tabak gebaut, im S. gedeiht die Delebpalme und an der Ostgrenze noch der Affenbrotbaum. An Metallen (Gold, Kupfer, Antimon, Blei, Eisen) scheint das Land reich zu sein, doch werden nur Kupfer und Eisen gewonnen. Salz erhält man durch Auslaugung des Bodens. Überall sieht man ungeheure Herden, im N. ausschließlich von Kamelen, im S. von buckligen oder langhörnigen Rindern und Schafen. Ziegen gibt es überall, Pferde aber wenig; die letztern sind klein, aber sehr ausdauernd. Die Einwohner, deren Zahl Mason auf höchstens 1½ Mill. schätzt, bestehen zur Hälfte aus For, den Bewohnern des gebirgigen zentralen Teils, 500,000 Arabern, im übrigen aus Tukruri und Fulbe. Die For (s. Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 11), ein Negervolk, sind der herrschende Stamm; sie sind sehr reinlich und fleißig, fanatische Mohammedaner von weit höherer Bildung als die Nubier, fertigen Baumwollzeuge, Zierate aus Kupfer- und Eisendraht, Glaswaren, Messer, Beile, Lanzen u. a. und bedürfen somit fast gar keiner fremden Waren. D. ist eins der Haupthandelszentren des Sudân und das große Entrepot zwischen Zentralafrika und Ägypten. Hier treffen die zahlreichen Karawanen zusammen, welche Elfenbein, Rhinozeroshörner, Straußfedern, Gummi, Natron, Alaun u. a. (früher namentlich Sklaven) aus Innerafrika bringen und, nachdem sie sich im nördlichen Teil des Landes vereinigt haben, oft 15,000 Kamele stark ihren Weg nach Ägypten nehmen. Die Hauptstadt Fascher el Tendelti ist, wie alle andern Orte, eine weitläufige Ansammlung von Lehmhütten, war bis zur Eroberung durch den Mahdi Sitz des ägyptischen Gouverneurs, durch eine Telegraphenlinie mit Chartum verbunden und hatte, wie die ehemalige Hauptstadt Cobbe, Dara u. a., eine ägyptische Garnison.

Die Ureinwohner von D., die Dadscho, unstreitig Neger, wurden durch den jetzt herrschenden Stamm der For zurückgedrängt. Der Islam wurde erst unter Soliman Solon (1596—1637) hier eingeführt. Die Geschichte der einheimischen Sultane bietet nichts Bemerkenswertes. Unter dem Vorwand, daß entflohene Mameluken in Kordofan Zuflucht gefunden, sandte Mehemed Ali, Pascha von Ägypten, 1821 seinen Schwiegersohn Mohammed Bei El Defterdar gegen D., das sich ihm nach einer mörderischen Schlacht unterwarf. Ein Versuch jenes, den Abu Madian, einen jüngern Bruder des Sultans Mohammed Fahdel, der von diesem in einer Art Gefangenschaft gehalten worden war, mit Waffengewalt auf den Thron von D. zu setzen (1833), scheiterte durch eine Meuterei der rumelischen Hilfstruppen, und D. ward aufs strengste gegen Ägypten abgesperrt. Mit Ägypten blieb D. fortwährend auf gespanntem Fuß, und die immer mehr zunehmende Macht dieses Landes, seine Ausdehnung nach Süden hin ward von den Sultanen mit Eifersucht überwacht. Schon seit Jahren war das Verhältnis zwischen den Nachbarn ein feindseliges, das in offene Feindschaft überging, als Ägypten unter dem Einfluß der europäischen Mächte die Einfuhr der Sklaven aus D. verbot und damit diesem Land eine seiner reichsten Einnahmequellen verstopfte. Nachdem Sultan Brahim 1873 mit dem im Süden von D. stationierten ägyptischen Bei Siber in offenen Kampf geraten war, rückte von Kordofan aus ein ägyptisches Korps unter Ismail Pascha in D. ein, schlug Sultan Brahim, der im Kampfe fiel (Oktober 1874), und eroberte D. für Ägypten. Kurz zuvor war das Land, welches Browne und Cuny schon

früher, aber mit geringem Erfolg besucht hatten, von Nachtigal gründlich erforscht worden; der ägyptische Generalstab machte 1875 und 1876 genaue Aufnahmen und Untersuchungen eines großen Teils Dar Furs, namentlich in Bezug auf seinen Metallreichtum. In neuester Zeit unterwarf sich der Mahdi das Land, nachdem der Österreicher Slatin, Gouverneur von Dara, zur Kapitulation gezwungen worden war. S. Karte »Ägypten &c.« Vgl. Palme, Beschreibung von Kordofan und einigen angrenzenden Ländern (Stuttg. 1843); Perron, Voyage au Darfur, par le cheikh Mohammed Ebn Omar el Tounsy (Par. 1845); Pfund, Reisebriefe aus Kordofan und D. (Hamb. 1878); »Petermanns Mitteilungen« 1875, 1880 und 1884.

D'Argen., bei zoolog. Namen Abkürzung für Anton Joseph Dezallier d'Argenville (geb. 1680, gest. 1765 in Paris als Maître de Comptes. Weichtiere).

Dargomyschsky, Alexander, russ. Komponist, geb. 2. Febr. 1813 im Gouvernement Tula, erhielt seine musikalische Ausbildung in Petersburg durch Schoberlechner und trat 1831 in das kaiserliche Hausministerium ein, ohne jedoch deshalb seine musikalischen Studien zu vernachlässigen. Erst 1835, nachdem er bereits eine große Anzahl von kleinern Vokalwerken mit und ohne Begleitung geschrieben, widmete er sich ausschließlich der Musik. Infolge einer in den 40er Jahren unternommenen Studienreise ins Ausland völlig gereift, konnte er 1847 zu Moskau mit der Oper »Esmeralda« glanzvoll in die Öffentlichkeit treten. Dieser folgte 1856 die Oper »Russalka«, welche noch größern Beifall fand; eine dritte dramatische Arbeit, die Ballettkantate »Das Bacchusfest«, kam erst 1867 (ebenfalls in Moskau) zur Aufführung. D. starb 17. Jan. (a. St.) 1869 in Petersburg, seinem ständigen Wohnsitz, mit Hinterlassung einer unvollendeten Oper: »Der steinerne Gast« (nach Puschkin), deren Ausarbeitung zwei der begabtesten jüngern Komponisten Rußlands, Rimski-Korsakow und Cesar Cui, übernahmen. D. gilt mit Recht als einer der würdigsten Repräsentanten der national-russischen Oper und hat zu deren Ausbildung auf Grund der Prinzipien R. Wagners wesentlich beigetragen.

Dargun, Marktflecken in Mecklenburg-Schwerin, am Klostersee unweit der pommerschen Grenze, 13 km vom Bahnhof Demmin, mit Amtsgericht und (1880) 2278 Einw., bildet mit dem Dorf Röcknitz eine 2 km lange Straße, an deren Ende das Schloß steht, vormals eine Cistercienserabtei (1172 gestiftet, 1552 säkularisiert).

Dari, Same von Sorghum tartaricum, s. Sorghum.

Daribba, ägypt. Getreidemaß, = 2 Ardeb.

Daricus (Dareikos, nämlich Stater), die altpers. Königsmünze, namentlich das Goldstück, etwa vom Gewicht von 8,4 g. Das Gepräge ist der knieende König als Bogenschütze, die Rückseite zeigt ein vertieftes Viereck. Selten kommen goldene Doppeldariken desselben Gepräges vor, häufig sind die kleinen Silbermünzen derselben Art. In den kleinasiatischen Teilen des persischen Reichs wurden ähnliche größere Silberstücke geprägt von gutem griechischen Stil, zuweilen auch mit griechischen Namen von Statthaltern, im Gewicht von etwa 14,9 g. Jeder Versuch, die Dariken unter bestimmte Perserkönige zu verteilen, ist verfehlt. S. Tafel »Münzen des Altertums«, Fig. 9.

Darielpaß (die Porta Caucasi oder Cumana der Römer), malerisch schöner Gebirgspaß, welcher das Hochgebirge des Kaukasus (mit dem 5041 m hohen Kasbek) und das Tiefland in der Gegend von Wladikawkas verbindet, und durch welchen die größte Chaussee des Kaukasus, die grusinische Heerstraße (von Tiflis über Wladikawkas durch die Kabarda nach Mosdok), führt, die nördlich vom D. über den Krestowaja Gora (Kreuzberg) in einer Höhe von 2422 m gelegt ist.

Darien, Bezirk im kolumbian. Staat Panama, erstreckt sich vom Golf von D. oder Uraba des Karibischen Meers bis zum Golf von San Miguel des Stillen Ozeans und ist ein dicht bewaldetes, regenreiches Hügelland, welches nirgends die Höhe von 800 m zu übersteigen scheint. Vom untern Atrato aus führt ein nur 142 m hoher Paß zum obern Tuira, einem 270 km langen Zufluß des Golfs von San Miguel, der 170 km weit schiffbar ist. Das Land ist goldreich. Die einstigen spanischen Niederlassungen sind meist von Flibustiern zerstört worden, so daß das Gebiet 1870 nur 9594 Einw. zählte.

Darien, Stadt im nordamerikan. Staat Georgia, an der Mündung der Altamaha in den Atlantischen Ozean, mit vorzüglichem Hafen, vor Ausdehnung der Eisenbahnen zweiter Baumwollhafen der Union, jetzt stiller Ort mit (1880) 1543 Einw. D. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Darii, bei den alten Logikern Name des dritten Schlußmodus in der ersten Figur, mit allgemein bejahendem Ober- und besonders bejahendem Unter- und Schlußsatz (AII), z. B. alle Gelehrten sind Menschen, Hinz und Kunz sind Gelehrte, also sind Hinz und Kunz Menschen. Vgl. Schluß.

Darius, s. Dareios.

Darja (pers.), See, Strom.

Darjiling, Ort, s. Dardschiling.

Darkehmen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, an der Angerapp und der Eisenbahn Insterburg-Prostken, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Kreislazarett und (1880) 2983 evang. Einwohner, welche Tuch-, Messingwaren- und Maschinenfabrikation sowie Getreidehandel treiben und besuchte Pferdemärkte abhalten.

Darlaston (spr. dárlast'n), Stadt in Staffordshire (England), bei Wednesbury (s. d.), mit Kohlengruben, Eisenwerken und (1881) 13,574 Einw.

Darlehen (lat. Mutuum), derjenige Vertrag, bei welchem jemand (der Gläubiger, creditor, mutuo dans) dem andern (Schuldner, debitor, mutuo accipiens) eine Summe Geldes oder eine Quantität andrer vertretbarer Sachen (res fungibiles, Fungibilien, z. B. Getreide) zum Eigentum gegen die Verbindlichkeit übergibt, ihm seiner Zeit eine gleiche Quantität von gleicher Beschaffenheit zurückzugeben. Zur Vollziehung des Vertrags war ursprünglich die Übergabe der Sachen erforderlich; doch wird heutzutage, wo die Klagbarkeit der Kontrakte infolge des veränderten Verkehrs sich wesentlich erweitert hat, ein D. auch dann angenommen, wenn von seiten des Kreditors eine eigentliche Übergabe der Sachen nicht erfolgt war, z. B. wenn ausgemacht worden ist, daß jemand den Erlös eines ihm zum Verkauf gegebenen Gegenstandes oder das bereits aus einem andern rechtlichen Grund, z. B. als Depositum, in seinen Händen befindliche Geld als D. behalten soll, ingleichen wenn jemand seinen Schuldner beauftragt, die schuldige Summe einem andern als D. zu geben &c. Der Empfänger wird Eigentümer der Sachen und trägt als solcher die Gefahr. Daher kann auch nur derjenige gültig ein D. geben, welcher Eigentümer der Sache ist und freie Disposition darüber hat, oder wer sonst zur Veräußerung fremder Sachen befugt ist, z. B. der Bevollmächtigte des Eigentümers, der Vormund &c. Hieraus folgt, daß bevormundete Per-

sonen: Unmündige, Wahn- und Blödsinnige, gerichtlich erklärte Verschwender, ein D. gültig nicht geben können, ebensowenig wie jemand fremde Sachen ohne Einwilligung des Eigentümers zum D. geben kann. Durch die Annahme eines Darlehens entsteht für den Empfänger die Verbindlichkeit der Rückzahlung; daher kann nur derjenige ein D. aufnehmen, welcher sich rechtsgültig verbindlich machen kann. Demnach können unter Vormundschaft stehende Personen: Unmündige, Wahnsinnige rc., ohne Zustimmung des Vormundes und ebenso Ehefrauen ohne Zustimmung des Ehemanns in rechtsverbindlicher Weise kein D. aufnehmen. Das römische Recht beschränkt infolge des Macedonianischen Senatsbeschlusses (senatus consultum Macedonianum) überdies die Darlehnsfähigkeit des in väterlicher Gewalt Stehenden. Veranlassung dazu hatte ein Vatermord gegeben, den ein gewisser Macedo infolge des Andringens seiner Gläubiger verübte. Die Forderung desjenigen, der einem Hauskind ein D. gibt, wird durch die Einrede aus diesem Senatsbeschluß (exceptio senatus consulti Macedoniani) beseitigt. Das preußische Landrecht hat außerdem noch die Darlehnsfähigkeit der königlichen Prinzen, der Offiziere und der königlichen Schauspieler weitern Beschränkungen unterworfen. Der Darlehnsschuldner hat die Verbindlichkeit, eine gleiche Quantität und Qualität zurückzugeben; daher gehört die Zahlung der Zinsen nicht zum Wesen des Darlehnskontrakts, vielmehr müssen Zinsen stets besonders verabredet worden sein. Nur rücksichtlich der Verzugszinsen erleidet dies eine Ausnahme, indem der säumige Schuldner vom Fälligkeitstermin an Verzugszinsen und zwar landesübliche Zinsen zu bezahlen hat. Das deutsche Handelsgesetzbuch (Art. 287) hat für Handelsgeschäfte die Höhe der Verzugszinsen auf 6 Proz. normiert. Dem Wesen des Darlehnsvertrags widerspricht die Verabredung, etwas andres zurückzugeben, als was geliehen worden ist, da es in einem solchen Fall gar kein D. wäre. Nur in Bezug auf ein Gelddarlehen findet dies insofern nicht Anwendung, als es hier bei der Rückzahlung im allgemeinen nur auf eine dem Wert nach gleiche Summe ankommt, weshalb auch das D., wenn nicht etwas Besonderes ausgemacht ist, nicht in den empfangenen Münzsorten zurückgezahlt zu werden braucht. Umgekehrt kann aber auch der Schuldner nicht in jeder beliebigen Münzsorte Rückzahlung leisten; es ist z. B. der Gläubiger nicht verpflichtet, das D. in lauter kleinen oder Scheidemünzen anzunehmen. Nach dem unterm 24. Jan. 1857 zwischen fast allen deutschen Staaten, Österreich mit inbegriffen, abgeschlossenen Münzvertrag ist kein Gläubiger verbunden, eine Zahlung in Scheidemünze anzunehmen, soweit die zu zahlende Summe nicht den Wert der kleinsten groben Münze, d. h. nicht unter 5 Silbergroschen (50 Pf.) oder ¼ Gulden, beträgt. Die Rückzahlung eines Darlehens ist an die festgesetzte Zeit gebunden. Ist keine Rückzahlungszeit ausgemacht, so ist das D. zu jeder Zeit fällig und kann sofort gefordert werden; so nach gemeinem Recht und auch nach dem königlich sächsischen Zivilgesetzbuch, § 1077. Dagegen setzt das preußische allgemeine Landrecht, I, 11, § 761 f., bei Darlehen von über 150 Mk. eine vierteljährige, bei geringern Beträgen eine Aufkündigungsfrist von vier Wochen fest. Dem Darlehnsgeber steht die Klage auf Rückzahlung des Darlehens (actio mutui s. condictio certi ex mutuo) zu, und es geht dieselbe aktiv wie passiv auf die Erben über. Besondere Vorschriften enthielten frühere Gesetze über den Beweis eines Darlehens durch ein schriftliches Schuldbekenntnis des Darlehnsempfängers. Nach römischem Recht insbesondere bewies ein solches Schulddokument mit voller Wirksamkeit erst nach zwei Jahren, von der Ausstellung an gerechnet. Für Deutschland ward dies jedoch durch das deutsche Handelsgesetzbuch und durch das Einführungsgesetz zur Zivilprozeßordnung beseitigt. Nur bei Schuldurkunden, welche zum Eintrag ins Grundbuch bestimmt sind, besteht jene Beschränkung in manchen Staaten, z. B. in Württemberg, aber nicht in Preußen, noch fort. Von dem Darlehnskontrakt unterscheidet sich der Leihkontrakt (commodatum) dadurch, daß jemand (commodans) dem andern (commodatarius) eine nicht vertretbare Sache zu einem bestimmten Gebrauch, jedoch ohne Vergütung und unter der Bedingung übergibt, daß er nach gemachtem Gebrauch die Sache wieder zurückgebe. Hier wird also der Empfänger nicht Eigentümer. Vgl. Heimbach, Die Lehre von dem Creditum (Leipz. 1849); Storch, Der heutige Darlehnsvertrag (Berl. 1878); Huschke, Die Lehre des römischen Rechts vom D. (Stuttg. 1882).

Darlehnskassen heißen die in Deutschland mehrfach zu dem Zweck geschaffenen Kreditanstalten, einem augenblicklichen Notstand durch Gewährung von Darlehen auf kurze Zeit (3—6 Monate) zu mäßigem Zins und gegen Hinterlegung von Sicherheiten abzuhelfen. Sie unterscheiden sich von Volksbanken, von den Raiffeisenschen D. und ähnlichen Instituten dadurch, daß sie nur vorübergehend Dienste leisten, keinen geschäftsmäßigen Charakter tragen und aus letzterm Grund auch nur vom Staat ins Leben gerufen wurden. Solche D. wurden 1848 in Berlin und in größern Provinzialstädten Preußens zur »Beförderung des Handels und des Gewerbebetriebs« errichtet und der Preußischen Bank in Verwaltung gegeben. Die nötigen Mittel wurden durch Ausgabe eines Papiergeldes, Darlehnskassenscheine genannt, beschafft, welches keinen Zwangsumlauf hatte und den Betrag von 10 Mill. Thlr. nicht überschreiten sollte. 1852 wurden diese D. wieder geschlossen. Auch 1866 wurden in Preußen und andern deutschen Ländern, dann 1867 aus Veranlassung des ostpreußischen Notstandes, ferner 1870 bei Ausbruch des französischen Kriegs im Gebiet des Norddeutschen Bundes solche Kreditanstalten hergestellt. 1866 sollten in Preußen bis zu 25 Mill. Thlr., 1870 bis zu 80 Mill. Thlr. an Darlehnskassenscheinen ausgegeben werden dürfen. Eine ähnliche Einrichtung bestand auch zur Zeit der Handelskrisis in Hamburg. Unzweifelhaft können die D. in Notzeiten gute Dienste leisten, wenn nur die zur Verhütung von Mißbrauch nötige Vorsicht bei Gewährung von Kredit geübt und die Ausgabe des Papiergeldes innerhalb mäßiger Grenzen gehalten wird.

Darlehnskassenvereine, ländliche (Raiffeisensche Darlehnskassen oder Darlehnsvereine), sind landwirtschaftliche Kreditgenossenschaften, welche zur Befriedigung des Kreditbedürfnisses kleiner und mittlerer Landwirte, insbesondere zur Vermittelung des Personal- (und Mobiliar-) Kredits, dienen. Man nennt die Hauptart derselben nach ihrem Begründer Raiffeisen (Bürgermeister früher in Flammersfeld, später in Heddesdorf bei Neuwied) auch Raiffeisensche Darlehnskassen. Die D. entstanden zuerst in der preußischen Rheinprovinz (seit 1862, insbesondere seit 1868) und verbreiteten sich von dort auch in andern Teilen Deutschlands, vorzugsweise im westlichen und südlichen Deutschland. Die D. beruhen, wie alle genossenschaftlichen Kreditvereine, auf dem Prinzip der Solidarhaft, nehmen Kredit und geben gegen genügende

Sicherheit und unter zweckentsprechenden Rückzahlungsbedingungen Darlehen an ihre Mitglieder. Da diese Darlehen meist für Zwecke verwandt werden, welche eine Verflüssigung der aufgewandten Summen nicht in kurzer Zeit gestatten, so sind sie auf längere Fristen zu gewähren.

Die D. können in folgenden wichtigen Punkten der Organisation und der Geschäftsführung voneinander abweichen: 1) Sie können entweder Mitgliederanteile (Geschäftsanteile) bilden oder nicht. Gegen die Bildung von Mitgliederanteilen spricht, daß dadurch die Vereine zu spekulativen Erwerbsvereinen werden können (Erstrebung möglichst hoher Dividenden, übermäßige Ausdehnung der Geschäfte, ungenügende Berücksichtigung der Interessen der Kreditbedürftigen, unvorsichtige Kreditgewährung). Will man dieser nicht zu unterschätzenden Gefahr begegnen, so muß statutarisch eine mäßige Maximaldividende, deren Höhe (4½—5 Proz.) eine solche Geschäftsführung verhindert, vorgesehen werden. Schwerer ist ferner die Gründung solcher Vereine, da ihnen manche fern bleiben, weil ihnen die Mittel fehlen, die Mitgliederanteile einzuzahlen ꝛc. Ferner wird die Geschäfts- und Buchführung durch die Gewinnverteilung erschwert. Anderseits spricht für die Mitgliederanteile: daß dann auch Wohlhabendere, auch ohne Darlehen zu beanspruchen, veranlaßt werden, dem Verein beizutreten und hierdurch dessen Kredit zu erhöhen; ferner, daß die Vereine eine Art von Zwangssparkassen (durch die zwangsweise Bildung der Mitgliederanteile) werden, auch daß, weil der Eintritt erschwert ist, leichter unsolide, für den Verein gefährliche ärmere Personen fern gehalten werden. Der weitern Gefahr, daß der Reservefonds zu hoch werde und dadurch zu einer Teilung und damit zur Auflösung des Vereins anreize, kann vorgebeugt werden einmal durch die statutarische Bestimmung, daß derselbe alsdann nicht zu gunsten der Mitglieder verwendet werden dürfe, ferner durch eine Erschwerung des Auflösungsbeschlusses und endlich durch eine mit dem Anwachsen des Reservefonds zunehmende Ermäßigung des Zinsfußes. 2) Mit dem Verein kann eine Sparkasse verbunden sein oder nicht. 3) Die Vereine können sich auf größere oder kleine Bezirke (eine Gemeinde oder wenige nahe bei einander liegende Gemeinden) erstrecken. Hiernach wird, je nach örtlichen und persönlichen Verhältnissen, die eine oder die andre Einrichtung die zweckmäßigere sein.

Für die Raiffeisenschen Darlehnskassen sind namentlich folgende Punkte charakteristisch: 1) Sie sind nur für kleine Landwirte bestimmt, wollen diesen aber möglichst ihren ganzen Geldbedarf zu produktiver Verwendung in ihren Wirtschaften beschaffen. Sie geben Kredit auch auf längere, aber stets begrenzte Zeit (bisher höchstens auf zehn Jahre). Bei allen längern Darlehen behalten sich aber die Vereine für Notfälle ein Kündigungsrecht (von vier Wochen) vor. Sie nehmen Kredit, bisher wenigstens, meist auf kürzere Zeit (Darlehen mit Kündigungsfristen). 2) Grundsätzlich bilden sie keine Geschäftsanteile; wo sie aber dazu, um eingetragene Genossenschaften zu werden, durch die Gerichte nach § 3, Nr. 5 des Genossenschaftsgesetzes vom 4. Juli 1868 gezwungen (die Praxis der Gerichte ist eine verschiedene) oder aus andern Gründen dazu veranlaßt werden, bestimmen sie, daß niemand mehr als einen Geschäftsanteil haben und die auf jeden Anteil entfallende Dividende nicht mehr betragen darf, als von den Vereinsschuldnern Zinsenprozente gezahlt werden. Die widerwillig zur Bildung von Geschäftsanteilen gezwungenen Vereine setzen dieselben in der Regel in ganz geringer Höhe fest. 3) Der Vereinsbezirk ist ein möglichst kleiner, in der Regel eine Pfarrei oder Gemeinde, und die Vereine dürfen nur Personen, welche innerhalb dieses Bezirks wohnen, als Mitglieder aufnehmen. 4) In den Reservefonds wird bei den Vereinen ohne Mitgliederanteile der ganze Reingewinn, bei den andern der Reingewinn abzüglich der Dividenden abgeführt. Derselbe ist unteilbares gemeinschaftliches Vereinsvermögen und soll bis zur Höhe des für den Verein notwendigen Betriebskapitals anwachsen. Ist dieser Fall eingetreten, so sollen die Zinsen und der ferner eingehende Gewinn zu gemeinnützigen Zwecken verwendet werden. Bei einer Auflösung des Vereins bleibt der Reservefonds einem künftigen neuen Darlehnskassenverein reserviert, und die Auflösung kann nur erfolgen, wenn nicht mehr als zwei Mitglieder sich gegen dieselbe aussprechen. 5) Die Vereine zahlen an keine Funktionäre mit Ausnahme des Rechners Vergütungen für ihre Mühewaltungen und erstatten höchstens die baren Auslagen. 6) Sie machen es sich auch noch zur Aufgabe, durch Bildung von Untergenossenschaften und durch etwanige sonstige Einrichtungen, sowohl in sittlicher als materieller Beziehung, die Verhältnisse der Mitglieder zu verbessern.

Organisation und Geschäftsführung dieser Vereine wurden von Schulze-Delitzsch u. a. im Anfang der 70er Jahre heftig angegriffen. Man bekämpfte insbesondere den Mangel an Mitgliederanteilen, und daß die Vereine längere Kredite gäben, als sie selbst empfingen. Die Angriffe sind indes in der Hauptsache ungerechtfertigt. Richtig ist nur, daß die Vereine, wenn sie auch bisher bei der Befolgung des zweiten Prinzips selbst in Zeiten allgemeiner Krisen thatsächlich in keine Verlegenheit gerieten, doch, um selbst die Möglichkeit einer solchen auszuschließen, suchen müssen, einen Teil ihres auf längere Zeit ausgeliehenen Betriebskapitals ebenfalls auf längere Zeit unkündbar zu erhalten. Das aber ist möglich durch die Anlehnung an größere Kreditinstitute, am besten an ein eignes zentrales Kreditinstitut, durch welches die im Interesse der bäuerlichen Bevölkerung wünschenswerte Gründung von ländlichen Darlehnskassenvereinen in geeigneter Weise ergänzt werden könnte.

Vgl. Raiffeisen, Die D. (4. Aufl., Neuwied 1883); Derselbe, Anleitung zur Gründung von Darlehnskassenvereinen (das. 1884); A. Held, Die ländlichen D. in der Rheinprovinz ꝛc. (Jena 1869); Th. Kraus, Die Raiffeisenschen D. in der Rheinprovinz (Bonn 1875—77, 2 Hefte); L. Löll, Die bäuerlichen D. nach Raiffeisen ꝛc. (Würzb. 1878); Märklin, Die D. (Karlsr. 1880); H. Schulze-Delitzsch, Die Raiffeisenschen Darlehnskassen ꝛc. (Leipz. 1875).

Darley (spr. dahrli), Felix, nordamerikan. Zeichner und Illustrator, geb. 23 Juni 1822 zu Philadelphia, wurde zum Kaufmannsstand bestimmt und wuchs ohne Unterricht in der Kunst auf. In seinen Mußestunden führte er Holzschnitte für das Saturday Museum aus, ging 1848 nach New York und wurde hier mit Illustrationen für Washington Irvings Werke beauftragt. Dann zeichnete er Illustrationen zu den Werken von Cooper, Dickens, Hawthorne und andern klassischen Schriftstellern sowie zu Judds Roman »Margareta«, aber auch freie Kompositionen, z. B. Washingtons Einzug in New York, das erste Aufblühen der Freiheit, ein räuberischer Einfall in Virginia, Emigranten, von Indianern angegriffen, und eine römische Straßenszene. Mehrere Jahre lang zeichnete er die Vignetten zu den Staatsbanknoten. Später bereiste er verschiedene Länder Euro-

pas und brachte zahlreiche Zeichnungen aus dem Volksleben sowie Architekturbilder heim. Zu seinen jüngsten Arbeiten, in denen sich reiche Phantasie und glücklicher Humor bemerklich machen, gehören: die von Indianern überfallenen Puritaner, der Schulknabe, die Wanderung zum Meer, die Schafhürde, der Kavallerieangriff bei Fredericksburg in Virginia und ein Cyklus von Zeichnungen zu Lossings »Geschichte der Vereinigten Staaten« (deutsche Ausg., Stuttg. 1878).

Darling (engl.), Liebling.

Darling, größter, 2370 km langer Nebenfluß des Murray in Australien und längster Fluß des Kontinents. Er entsteht aus der Vereinigung des Balonne (von seiner nur 96 km von der Ostküste entfernten Quelle in den Darling Downs Condamine genannt) und des Barwan, welcher links den Macintyre, Gwydir, Namoi oder Peel, Castlereagh, Macquarie und Bogan aufnimmt. In seiner zuerst südwestlichen Richtung kommt dem D. als rechter Nebenfluß (aber nur höchst selten) der Warrego zu; später schlägt er eine südliche Richtung ein und mündet unterhalb Wentworth in den Murray. Bei hohem Wasserstand fahren Dampfer bis über Bourke hinauf; oft verwandelt sich der Fluß aber in eine Kette von tiefen Lachen. An seinen Ufern wird nur Viehzucht, Ackerbau aber nirgends betrieben; doch sind bereits mehrere ansehnliche Ortschaften entstanden, welche durch die neuerdings im Hinterland aufgefundenen wichtigen Lager von Kupfer (bei Bourke), Gold und Silber (Barrier- und Stanleykette) einen schnellen Aufschwung gewinnen.

Darlington, Stadt im S. der engl. Grafschaft Durham, in fruchtbarer Gegend, hat eine vom 12. bis 15. Jahrh. erbaute Kirche (St. Cuthbert), ein Lehrerseminar, Werkstätten für den Bau von Lokomotiven, Eisenhütten und Walzwerke, lebhaften Verkehr und (1881) 35,102 Einw., worunter zahlreiche Quäker.

Darlington, William, Botaniker, geb. 28. April 1782 zu Birmingham in Pennsylvanien, unternahm die botanische Erforschung zunächst seiner Heimat (»Flora cestrica«, Philad. 1837), dann der Vereinigten Staaten (»Agricultural botany«, das. 1847) und unternahm 1806 als Schiffsarzt eine Reise nach Ostindien, deren Ergebnisse er in den »Letters from Calcutta« publizierte. Er war 1815—17 und 1819—1823 Mitglied des Kongresses und starb 23. April 1863 in Westchester.

Darlingtonia *Dec.*, Gattung aus der Familie der Sarraceniaceen, enthält acht in Nordamerika heimische Arten. D. californica *Dec.*, an sumpfigen Stellen in Kalifornien, ist ausdauernd, mit wurzelständigen, etwa 30 cm langen Blättern, deren hohler Stengel nach unten sich verjüngt, in einer halben Drehung um seine Achse gewunden und mit starken und feinen Adern gezeichnet ist. An der Spitze wölbt er sich und bildet einen Sack von der Größe eines Hühnereies, an dessen Unterseite sich eine Öffnung von 1,3 cm befindet. Das an der Spitze des Stengels entspringende, verhältnismäßig kleine Blatt ist am Grund verschmälert und tief in zwei fast lanzettförmige Lappen gespalten. Die Innenseite des hohlen Stengels ist mit abwärts gerichteten Haaren besetzt, so daß Insekten, welche hineinkriechen, sicher gefangen werden. Außerdem finden sich auf der Wandung der Höhlung Drüsen, welche eine wässerige Flüssigkeit absondern. Die ansehnlichen, purpurrötlichen Blüten stehen einzeln nickend auf 60—120 cm hohen, mit kleinen Blättchen besetzten Stengeln, und die Frucht ist eine fünfteilige, etwa 2,5 cm lange, vielsamige Kapsel. S. Tafel »Insektenfressende Pflanzen«.

Darm (Darmkanal, -Schlauch, -Rohr, Intestinum), die Verdauungshöhle im Innern der Tiere. In seiner einfachsten Form besteht er nur aus dem Magen (s. d.), sondert sich jedoch bei den meisten Tieren in drei Abschnitte: Vorderdarm (mit Speiseröhre und Kaumagen), Mitteldarm (eigentlicher Magen) und Hinterdarm. Nur der Mitteldarm und ein Teil des Hinterdarms dienen alsdann zur Verdauung, während der vordere meist nur die Zuleitung (durch den Mund) und die Zerkleinerung der Speisen besorgt, von denen die unverdauten Reste durch den Endabschnitt des Hinterdarms, den sogen. End- oder Mastdarm, hindurch und mittels des Afters nach außen gelangen. Im engern Sinne, namentlich bei den Wirbeltieren, versteht man unter D. die hinter dem Magen gelegenen Teile des Darmkanals, die sich gewöhnlich von dem weiten Magen durch größere Enge (Dünndarm) unterscheiden und häufig sehr lang sind. Die unmittelbar dem Magen folgende Strecke des Dünndarms wird bei den Säugetieren Zwölffingerdarm, der Rest Dünndarm im engern Sinn genannt bis auf das letzte Stück, welches nach seiner bedeutendern Weite Dickdarm heißt und meist auch einen Blinddarm zum Anhang hat. (Leerdarm, Krummdarm und Grimmdarm, s. unten.) Drüsige Anhangsorgane des Vorderdarms sind die Speicheldrüsen (s. d.), des Mitteldarms Leber (s. d.) und Bauchspeicheldrüse (s. d.). Bei manchen Fischen ist der Anfang des Mitteldarms dicht am Pförtner des Magens mit den sogen. Pförtneranhängen (appendices pyloricae), d. h. Blindschläuchen von verschiedener Form und Gruppierung, auch wohl der ganze Mitteldarm innen mit einer spiralig verlaufenden Schleimhautfalte (Spiralklappe) zur Vergrößerung der Oberfläche und zur Verlangsamung des Durchganges der Speisen ausgestattet. Bei den Vögeln hat der Hinterdarm gewöhnlich zwei Blinddärme, bei den Säugetieren meist nur einen oder auch (Bären) gar keinen; am Ende des Blinddarms befindet sich häufig ein besonderer Anhang, der sogen. Wurmfortsatz. Der Hinterdarm ist von sehr verschiedener Länge, doch bleibt sein Endstück (Mastdarm) stets kurz. Die Ausmündung desselben geschieht bei den meisten Wirbeltieren zusammen mit den Gängen der Harn- und Geschlechtswerkzeuge in einen besondern Raum, die sogen. Kloake, bei den Säugetieren, mit Ausnahme der Schnabeltiere, jedoch getrennt von jenen, durch den After direkt nach außen.

Beim Menschen (s. Tafel »Eingeweide«) liegt der D. in der Bauch- und Beckenhöhle und ist beim Erwachsenen im Durchschnitt 8 m, also etwa fünfmal so lang wie der Körper. Der vorderste Abschnitt heißt Zwölffingerdarm (intestinum duodenum), weil seine Länge der Breite von zwölf Fingern entspricht. Dieser hat bei mittlerm Füllungsgrad einen Durchmesser von etwa 4 cm; er bildet eine nach rechts gewendete Schlinge, in deren Höhlung die Bauchspeicheldrüse liegt; in ihn münden der Ausführungsgang dieser Drüse sowie der Gallengang gemeinschaftlich ein. Der eigentliche Dünndarm ist ein 4—8,5, gewöhnlich 5,5—6 m langes, in vielfache Schlingen gelegtes Rohr; seine ersten zwei Fünftel heißen Leerdarm (i. jejunum), der Rest Krummdarm (i. ileum). Dem letztern folgt der Dickdarm (i. crassum) mit einer Länge von 1,1—2,3, meist 1,3—1,6 m und einer Weite von 4—6 cm; an der Grenze von beiden befindet sich innen eine kreisförmige Schleimhautfalte, die sogen. Blinddarmklappe (valvula Bauhini s. coli). Der Dickdarm besitzt einen weiten, sackförmigen Anhang, den sogen. Blinddarm

(s. caecum), von 6—8 cm Länge; dieser wiederum trägt einen blind endigenden, nur 5—7 mm weiten und etwa 5—8 cm langen Anhang, den sogen. wurmförmigen Anhang oder Wurmfortsatz (processus vermiformis). Der Dickdarm steigt zunächst bis zur untern Fläche der Leber empor (aufsteigender Grimmdarm, colon ascendens); dann geht er als Quergrimmdarm (c. transversum) am untern Rande des Magens nach links zur Milz hinüber; hier biegt er wieder um und verläuft als absteigender Grimmdarm (c. descendens) links abwärts, bildet dann eine S-förmige Krümmung und geht zuletzt in den etwa 16 cm langen Mastdarm (intestinum rectum) über. Dieser senkt sich gerade von oben nach unten und mündet durch den After nach außen. Die Wand des Darmrohrs besteht aus drei deutlich gesonderten Häuten, welche durch eine dünne Schicht zwischengelagerten Bindegewebes miteinander verwachsen sind. Die äußerste (sogen. seröse) Haut gehört dem Bauchfell (s. d.) an und befestigt den D. in der Bauchhöhle, jedoch so, daß seine einzelnen Teile aneinander verschiebbar bleiben. Die mittlere oder die Muskelhaut besteht aus einer äußern Längsfaser- und einer innern Ringfaserschicht; die durch sie hervorgerufenen unwillkürlichen Bewegungen des Darms gleichen denen eines Wurms, heißen peristaltische Bewegungen und schreiten vom Magen her gegen den After hin fort. Nur bei krankhaften Zuständen kommen auch die in umgekehrter Richtung verlaufenden, antiperistaltischen Bewegungen vor, welche den Inhalt des Darms nach dem Magen zurückdrängen, so daß selbst der Inhalt des Dickdarms, also Kot, erbrochen werden kann. Die Ringfaserschicht bildet am Ende des Mastdarms einen 1 cm breiten Muskelring, den innern Schließmuskel des Afters (sphincter ani internus), welcher durch den äußern, innerhalb gewisser Grenzen der Willkür gehorchenden Schließmuskel unterstützt wird und schon im Ruhezustand den After leicht geschlossen hält. Die Längsfaserschicht erstreckt sich über den ganzen Dünndarm als zusammenhängende Lage, ist hingegen am Dickdarm auf drei etwa 9 mm breite Bänder (taeniae coli) beschränkt, welche erst von der S-förmigen Krümmung an sich über den ganzen Umfang des Darms ausbreiten. Die innerste der drei Häute des Darmrohrs endlich ist die Schleimhaut, eine weiche, etwa 1 mm dicke, an Blut- und Lymph- (resp. Chylus-) Gefäßen sowie an Drüsen überaus reiche Membran, welche an ihrer freien Fläche mit einer Lage von Epithelzellen überkleidet ist. Die Schleimhaut des Dünndarms ist in zahlreiche Querfalten (Kerckringsche Falten, s. d.) gelegt und in ihrer ganzen Länge mit kleinen Zotten, den Darmzotten (villi intestinales), besetzt; diese saugen aus dem Speisebrei den Chylus (s. d.) auf und führen ihn der Säftemasse des Körpers zu. Durch sie, welche in einer Zahl von etwa 4 Mill. vorhanden sein mögen, wird die resorbierende Fläche der Schleimhaut auf das Fünffache gebracht und erreicht so eine Ausdehnung von 2,5 qm, also fast das Doppelte der äußern Leibesoberfläche. Ferner befinden sich in der Schleimhaut des Dünndarms verschiedene Drüsen. Überall zwischen den Darmzotten kommen die sogen. Lieberkühnschen Drüsen (s. d.) zur Absonderung des Darmsaftes (succus entericus) in ungeheurer Anzahl vor. Auf das Anfangsstück des Zwölffingerdarms sind beschränkt die traubenförmigen Brunnerschen Drüsen, die eine dem Bauchspeichel ähnliche Flüssigkeit absondern. Zerstreut über den ganzen Dünndarm, aber in mäßiger Anzahl kommen ferner kleine Lymphdrüsen oder geschlossene (die sogen. solitären) Follikel, etwa von der Größe eines Hirsekorns, vor (s. Lymphdrüsen) und gruppieren sich im untern Abschnitt des Dünndarms zu den sogen. Peyerschen Drüsen (s. d.). Die Schleimhaut des Dickdarms bildet zahlreiche Falten, welche ½—1 cm in die Höhle des Darms vorragen; sie besitzt keine Zotten und von den oben genannten Drüsen nur die Lieberkühnschen und die solitären Lymphfollikel. Die Arterien des Darms stammen aus den beiden Gekrösarterien; die Venen münden in die Pfortader; die Nerven (nervi splanchnici) gehören zum Sympathikus (s. d.). Über die Verrichtungen des Dünndarms s. Verdauung.

Die Krankheiten des Darms sind größtenteils Erkrankungen der Schleimhaut, welche aber auf die andern Häute übergreifen können (s. Darmgeschwüre); sie sind sehr selten auf die Muskel- und Nervenschicht des Darms beschränkt (Darmverfettung), selten auch ist die seröse Haut einziger Sitz des Leidens, da dasselbe gewöhnlich Teilerscheinung einer allgemeinen Bauchfellentzündung zu sein pflegt. Viele Affektionen kommen in gleichmäßiger Häufigkeit in allen Abschnitten des Darms vor, z. B. der Katarrh, die Amyloidentartung, Blutungen 2c., andre dagegen haben mehr begrenzte Regionen, wie die runden Geschwüre des Magens und Zwölffingerdarms, die Zottenpigmentierung im Leerdarm, die typhösen Veränderungen im untern Teil des Dünndarms, die Ruhr im Dickdarm, die Syphilis im Mastdarm. Für Geschwulstbildungen sind namentlich die verschiedenen engen Stellen des Darmrohrs disponiert, zuerst der Schlund, die enge Stelle im obern Drittel der Speiseröhre, der Mageneingang, sein Ausgang, die Blinddarmklappe und der After. Die Geschwülste sind so überwiegend krebsiger Natur, daß die wenigen Schleimhautpolypen, Myome, Fettgeschwülste, welche sonst noch vorkommen, dagegen ganz zurücktreten.

Darmanhang, s. Darmdivertikel.

Darmatmung, s. Atmung, S. 17.

Darmbein, s. Becken.

Darmdivertikel (lat.), blinde Anhänge des Darms, welche mit dem Darmrohr in Verbindung stehen. Man unterscheidet 1) das angeborne oder wahre D., welches einen Rest des fötalen Nabelganges darstellt und ca. 1 m oberhalb der Bauhinischen Klappe im Dünndarm zuweilen vorkommt; 2) falsche D., welche oft in großer Anzahl im Dünn- und Dickdarm beobachtet werden, ohne daß über ihre Entstehung Genaueres bekannt wäre. Dem D. kommt nur die Bedeutung einer anatomischen Merkwürdigkeit zu.

Darmeinklemmung (Incarceratio intestini), s. Bruch, S. 486, und Darmverschlingung.

Darmentzündung (Enteritis), diejenigen entzündlichen Affektionen des Darmkanals, welche von der Schleimhaut des Darms ausgehen und diese vorzugsweise betreffen, während die Entzündungen des serösen Überzugs der Därme zur Bauchfellentzündung gehören. Die D. tritt hauptsächlich in drei Formen auf, nämlich als katarrhalische D. oder Darmkatarrh, als kruppöse und diphtheritische D. Der Darmkatarrh gehört zu den am häufigsten vorkommenden Krankheiten. Er wird gewöhnlich veranlaßt durch Diätfehler aller Art, wohin auch Vergiftungen und Alkoholmißbrauch zu rechnen sind, durch Stauung des Bluts bei Herzfehlern, Leberschrumpfung, Geschwulstbildungen in der Bauchhöhle, durch Kotstauungen, fremde Körper, Eingeweidewürmer, Erkältungen des Unterleibes und der Füße, heftige Gemütsbewegungen, namentlich Angst und Schreck, 2c. Zu

gewissen Zeiten häufen sich, ohne daß man die Ursache davon genau kennt, die Fälle von Darmkatarrh in einer bestimmten Bevölkerungsgruppe an, was man dann auf Rechnung des herrschenden Genius epidemicus bringt. Die epidemisch auftretende, entweder katarrhalische oder diphtheritische D. des Dickdarms bezeichnet man als Ruhr. Die akuteste und bösartigste, gleichfalls teils katarrhalische, teils diphtheritische Form s. unter Cholera. Nur selten wird das Darmrohr in seiner ganzen Länge vom Katarrh befallen; bald ist nur oder doch vorzugsweise der Dünndarm, bald vorzugsweise oder ausschließlich der Dickdarm, selten bloß der Zwölffingerdarm davon ergriffen. Die anatomischen Veränderungen, welche die Darmschleimhaut zeigt, bestehen beim akuten Katarrh in Rötung und Schwellung der Schleimhaut, welche an ihrer Oberfläche mit einer ansehnlichen Schicht eines trüben und leicht abstreifbaren Schleims überzogen ist. Dieser Schleim enthält massenhafte Cylinderepithelzellen, deren schnelle Bildung und Abstoßung zum Wesen des Katarrhs gehört. Nicht selten findet man eine Schwellung der lymphatischen Gebilde, welche in der Schleimhaut eingebettet sind, nämlich der solitären Lymphfollikel und der Peyerschen Drüsenhaufen. Zumal bei kleinen Kindern erreicht die Schwellung der Lymphfollikel des Darms manchmal einen bedeutenden Umfang. Bei dem chronischen Katarrh treten die Rötung und Schwellung der Schleimhaut mehr zurück, dagegen nimmt letztere häufig eine graue, schieferähnliche Farbe an; das schleimige Sekret auf der Oberfläche ist spärlicher, aber zäher, von mehr glasigem Aussehen. Nicht selten entstehen in den geschwollenen Lymphfollikeln Absceßbildungen (s. Darmgeschwüre). Bei ganz kleinen Kindern findet man nach langwierigen, tödlich verlaufenden Darmkatarrhen oft weiter nichts als eine auffallende Blässe, Dünnheit und leichte Zerreißbarkeit des Darmrohrs.

Die Symptome des Darmkatarrhs sind verschieden nach dem Sitz der Affektion in den einzelnen Abschnitten des Darmrohrs. Bei den selten vorkommenden Katarrhen des Zwölffingerdarms ist, wenn die Affektion auf dieses Darmstück beschränkt bleibt, außer Appetitlosigkeit und Stuhlverstopfung vorzugsweise die Gelbsucht zu erwähnen, welche dadurch bedingt wird, daß die Schwellung der Darmschleimhaut sich in den gemeinschaftlichen Gallengang fortsetzt, diesen verstopft und also der Galle nicht erlaubt, sich in den Darm zu ergießen. Das wichtigste Symptom beim akuten Katarrh des Dünn- und Dickdarms ist der Durchfall. Die Stuhlentleerungen sind nicht bloß flüssiger, weil eine starke wässerige Ausscheidung aus den Blutgefäßen der Darmwand in die Höhle des Darms stattfindet, sondern sie folgen auch schneller aufeinander, weil die wurmförmigen Bewegungen des Darms beim akuten Katarrh sehr lebhaft und selbst stürmisch sind. Dem Durchfall geht gewöhnlich Kollern im Leib voraus. Schmerzen und andre Beschwerden pflegen, abgesehen vom Durchfall, zu fehlen, wenn der Katarrh auf den Dünndarm beschränkt ist. Dagegen ist der Katarrh des Dickdarms in der Regel mit kolikartigen kneipenden Schmerzen verbunden, die anfallsweise eintreten und nach erfolgter Stuhlentleerung sich bessern. Die Kräfte und der Ernährungszustand des Patienten bleiben normal, wenn die Ausleerungen nicht zu massenhaft und zu häufig sind. Verlieren aber die Ausleerungen das Aussehen und den Geruch nach Kot, werden sie wässerig, dünnflüssig, farblos, und wiederholen sie sich sehr oft, so bewirken sie, zumal bei kleinen Kindern, einen hohen Grad von Erschöpfung und Abmagerung. Der Leib ist beim akuten Darmkatarrh zuweilen mäßig aufgetrieben, und es entleeren sich mit dem Durchfall große Mengen übelriechender Gase. Schwere Darmkatarrhe gehen mit Fieber einher. Setzt sich die Entzündung bis auf den Mastdarm fort, so sind beständiger Stuhldrang und schmerzhafte Gefühle im After (Stuhlzwang) vorhanden. — Der chronische Darmkatarrh ist bei Erwachsenen gewöhnlich nicht von Durchfall begleitet, im Gegenteil leiden die Kranken häufig an Stuhlverstopfung, die abgehenden Kotmassen sind aber in reichlichen zähen Schleim eingehüllt. Es treten dabei leicht abnorme Zersetzungen des Darminhalts mit reichlicher Entwickelung stinkender Gase, Auftreibung des Leibes, Oppressionsgefühl, Blähungen 2c. ein. Die Kranken verlieren dabei die Kräfte, magern ab, haben eine bleiche, schmutzig graugelbe Gesichtsfarbe. Sie bilden sich ein, an der Leber zu leiden, sind verstimmt und werden von hypochondrischen und selbst melancholischen Stimmungen heimgesucht. Krankheitszustände dieser Art sind für den Patienten wie für seinen Arzt überaus lästig und im ganzen schwer zu beseitigen, aber meist ohne besondere Gefahr.

Der chronische Darmkatarrh der Kinder verläuft bald mit, bald ohne Fieber, fast immer aber in Gestalt eines hartnäckigen und erschöpfenden Durchfalles, infolge dessen die Kinder im höchsten Grad abmagern und sehr häufig ein Opfer des Todes werden. Besonders sind ganz kleine Kinder, kurz nach dem Entwöhnen, dieser gefährlichen Krankheit (Diarrhoea ablactatorum) ausgesetzt (s. Darmschwindsucht).

Die kruppöse D. kommt in ihrer reinen Form äußerst selten, am ehesten noch bei Vergiftungen mit ätzenden Substanzen, zur Beobachtung. Sie ist öfters verbunden mit der diphtheritischen D. Diese betrifft bald den Dünndarm, bald den Dickdarm oder beide Abschnitte zugleich. Sie entwickelt sich meist auf der Grundlage schwerer einfacher D., z. B. epidemisch bei der als Ruhr bezeichneten Krankheit, bei Cholera, bei Darmschwindsucht, Kotstauungen, Einklemmungen 2c. Die Darmdiphtheritis beruht in einem Absterben der oberflächlichen Schleimhautschichten, welche dann abgestoßen werden und Substanzverluste hinterlassen, die auf der Höhe der Falten zu liegen pflegen. Als Ursache sind Bakterienvegetationen zu betrachten. Die Erscheinungen gleichen denen des heftigen akuten Katarrhs.

Die Behandlung des Darmkatarrhs hat sich zunächst mit der Beseitigung seiner Ursachen zu beschäftigen. Liegt dem akuten Darmkatarrh eine Erkältung zu Grunde, so hat der Kranke das Bett zu hüten, er mag einige Tassen warmen Thee (Kamillen- oder Pfefferminzaufguß) genießen und warme Tücher oder einen naßkalten Umschlag auf den Leib legen, welcher bald warm wird und dann längere Zeit liegen bleiben muß. In einem rauhen Klima wird man sich durch wollene Strümpfe, durch eine Leibbinde aus Flanell und (namentlich die Frauen) durch das Tragen von Beinkleidern aus Barchent und andern dichten Stoffen gegen Darmkatarrhe schützen können. Ist der Darmkatarrh die Folge von Diätfehlern oder einer unzweckmäßigen Ernährungsweise, so muß die Diät reguliert werden. Bei kleinen Kindern hat man in dieser Beziehung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Milchdiät vertragen sie während der Dauer eines Durchfalles gewöhnlich nicht; man muß sie dann mit kräftigen Fleischbrühen, mit etwas süßem Wein (Malaga), mit kleinen Portionen fein geschabten rohen Rindfleisches oder mit der neuerdings von Professor Leube in Erlangen an-

gegebenen Fleischsolution (vom Apotheker Mirus in Jena zu beziehen) zu erhalten suchen. Jedenfalls aber muß vorher noch ein Versuch mit Mutter- oder Ammenmilch gemacht werden. Sind harte zurückgehaltene Kotmassen die Ursache des Katarrhs, so hat die Kur mit einem Abführmittel zu beginnen, welches in gewissen Fällen häufig, fast täglich wiederholt werden muß; auch kann durch Klystiere nachgeholfen werden. Gegen chronischen Darmkatarrh mit habitueller Stuhlverstopfung werden die Belladonnapillen als außerordentlich wirksam gerühmt. Eine Hauptaufgabe bei der Behandlung des Darmkatarrhs ist die Bekämpfung des Durchfalles, wenn dieser Gefahr zu bringen droht. Man versucht es zunächst mit schleimigen Getränken (Hafer- oder Gerstenschleim), mit Suppen von gebranntem Mehl u. dgl. Unter den Arzneien ist das Opium das souveräne Mittel, welches aber seiner Giftigkeit wegen, und weil es in vielen Fällen nicht am Platz ist, nur vom Arzt verordnet werden darf und bei Kindern, die dasselbe schlecht vertragen, **niemals** zu reichen ist. Ferner sind zusammenziehende Mittel, wie Tannin, Bleisalze in Klystierform, oft Salzsäure oder bloße Wärme von Wirkung. Bei chronischer Diarrhöe stehen die Bäder von Kissingen, Ems, Karlsbad, Marienbad in gutem Ruf.

Eine ganz eigentümliche und höchst gefährliche Form der D. ist die Entzündung des Blinddarms und seines wurmförmigen Anhanges (Typhlitis). Diese entsteht zuweilen durch Erkältung, meist durch fremde Körper, Kirschkerne, Fischgräten u. dgl., welche sich in dem engen Wurmfortsatz einkeilen, diesen in Entzündung und oft in Verschwärung versetzen. Dieser Prozeß schreitet unter der Form einer eiterigen Infiltration, der Erweichung, Verschwärung und des brandigen Zerfalles auf den Bauchfellüberzug des Blinddarms und Wurmfortsatzes fort, und es kommt zu einer umschriebenen Bauchfellentzündung (Perityphlitis). Häufig wird der Blinddarm oder Wurmfortsatz von dem vorhandenen Geschwür durchbohrt, dann tritt der Inhalt des Darms in den Bauchfellsack über, und es entsteht eine allgemeine und fast ausnahmslos in kürzester Frist tödliche Unterleibsentzündung. War vorher eine Verwachsung des Blinddarms mit seiner Umgebung eingetreten, so bilden sich in der Umgebung des Blinddarms Jaucheherde, welche im glücklichen Fall durch die äußere Haut aufbrechen und sich entleeren, ohne daß notwendig eine allgemeine Unterleibsentzündung eintreten müßte. Diese letztern Fälle können zwar ausheilen, aber oft bedingen auch sie nach längerer Dauer durch allgemeine Erschöpfung den Tod des Patienten. Diese Blinddarmentzündung (Typhlitis stercoralis) gibt sich zu erkennen durch eine harte und schmerzhafte Geschwulst in der Gegend der rechten Darmbeinschaufel, welche nicht deutlich abgegrenzt ist. Es besteht hartnäckige, wenn auch nicht absolute Stuhlverstopfung. Dazu kommt häufig Übelkeit, Würgen und Erbrechen von kotig riechenden Massen (Ileus), welche durch antiperistaltische Darmbewegungen in den Magen zurückgedrängt worden sind. Die Geschwulst in der rechten Unterbauchgegend wird immer schmerzhafter, der Kranke kann selbst die leiseste Berührung dieser Gegend kaum ertragen. Bessert sich die Krankheit, so geschieht es durch Entleerung größerer Mengen von übelriechenden Kotmassen unter den heftigsten reißenden Schmerzen im Bauch. Schreitet die Krankheit aber fort, so stellen sich die Erscheinungen einer Bauchfellentzündung (s. d.) ein. — Die Behandlung der Blinddarmentzündung führt nur dann zum Ziel, wenn sie rechtzeitig eintritt und umsichtig geleitet wird. Ist der Fall noch frisch und noch kein Erbrechen vorhanden, so gebe man eine starke Dosis (2—3 Eßlöffel) Rizinusöl und suche dadurch die Kotmassen zu entleeren. Gelingt dies nicht, tritt vielmehr Erbrechen hinzu, so sehe man davon ab, den Stuhl durch Abführmittel zu erzwingen. Dann müssen große Mengen von warmem Wasser mit einem Zusatz von Honig oder Öl durch eine Klystierspritze oder besser durch die Klysopompe in den Mastdarm eingebracht werden. Außerdem setze man 10—20 Blutegel in die rechte Unterbauchgegend auf die dort befindliche Kotgeschwulst und unterhalte eine starke Nachblutung. Hierauf werden anhaltend feuchtwarme Umschläge auf die schmerzhafte Stelle des Unterleibes gelegt. Gegen die heftigen Schmerzen, wenn sie nicht durch die Blutentziehung und die Kataplasmen beseitigt werden können, sowie gegen das Erbrechen und bei drohender Gefahr der Perforation sind subkutane Einspritzungen einer Morphiumlösung anzuwenden. Eine etwa eintretende Unterleibsentzündung ist nach den für diese gültigen Regeln zu behandeln. Bilden sich Abscesse in der Umgebung des Blinddarms, so müssen dieselben mit dem Messer frühzeitig und ausgiebig eröffnet werden, um der Jauche den Ausfluß zu verstatten. Selbst in Fällen der Genesung muß der Kranke auf das sorgfältigste beobachtet und behandelt werden. Die Kranken erholen sich gewöhnlich nur sehr langsam von ihrem schweren Leiden. Überdies bleiben öfters schmerzhafte harte Partien im Unterleib, ja sogar Knickungen und Verengerungen des Darmrohrs zurück.

Darmfäule, veraltete Bezeichnung einer chronischen Darmentzündung beim Rind.

Darmfistel, krankhafte Verbindung der Darmhöhle mit der äußern Körperoberfläche oder einem benachbarten Hohlorgan, z. B. dem Magen, der Harnblase, oder mit einem andern Darmstück. Die D. stellt meistens einen engen Kanal dar, durch welchen während der Verdauung Darminhalt entleert wird. Je nach der Stelle, an welcher die D. liegt, unterscheidet man Magen-, Dünndarm-, Dickdarm- und Mastdarmfistel. Die erstern sind sehr selten, die Mastdarmfisteln (s. d.) ungleich häufiger. Die Fisteln zwischen Magen, Dünn- oder Dickdarm und der äußern Körperoberfläche entstehen entweder nach einer Verletzung (Schuß oder Messerstich) oder durch eine langsame Verschwärung, welche ihren Beginn entweder im Darm nehmen, oder von der Haut aus nach innen vordringen kann. Zuweilen wird die Verschwärung durch eine Krebsbildung mit Zerfall der Krebsmasse eingeleitet; bei Kindern beobachtet man zuweilen in der Gegend des Nabels eine D., welche von tuberkulösen Geschwüren des Darms oder des Bauchfelles ausgegangen ist. Solche Fisteln, welche bei Bruchoperationen absichtlich angelegt werden, indem man nach Entfernung brandiger Darmschlingen die gesunden Darmwände mit der Haut vernäht und zur Heilung bringt, nennt man **künstlichen After**. Die Behandlung der D. ist meist sehr langwierig, da der hervorquellende Darminhalt die Heilung des Fistelganges stört; bei tuberkulösen oder krebsigen Geschwüren ist eine Heilung wegen der Allgemeinkrankheit kaum möglich.

Darmgegend, s. Bauch.

Darmgeschwüre kommen im ganzen Verdauungskanal, vom Rachen bis zur Aftermündung, vor. Man unterscheidet im eigentlichen Darm: 1) **Traumatische** D., welche durch spitze, scharfe Fremdkörper, im Mastdarm durch ungeschickte Einführung von Klystierspritzen verursacht werden, je nach dem Grade der Verletzung bald nur oberflächliche Schrunde (Erosio-

nen) bilden, bald die Darmwand in ihrer ganzen Dicke durchdringen können. Sie sind verhältnismäßig selten, haben keine charakteristischen Formen und werden nur dann gefährlich, wenn sich eiterige Entzündungen der Darmwand, ihres Bauchfellüberzugs oder des losen Bindegewebes ihrer Umgebung (z. B. bei der Perityphlitis, s. Darmentzündung) an sie anschließen. 2) Embolische D., welche bei Herzfehlern zuweilen im ganzen Darm verbreitet vorkommen, sich aber sonst wesentlich auf den Zwölffingerdarm beschränken und daselbst in Form runder, scharfrandiger Defekte auftreten, über deren Einzelheiten dasselbe gilt, was beim Magengeschwür (s. d.) ausführlich beschrieben ist. 3) Follikulargeschwüre, welche im Dünn- und Dickdarm bei chronischer Darmentzündung beobachtet werden und aus Vereiterung der Follikel in der Submukosa hervorgehen; sie sind eine der häufigsten anatomischen Grundlagen der Darmschwindsucht (s. d.), zeichnen sich durch unterminierte Ränder aus und heilen sehr schwer. 4) Tuberkulöse D. haben ihren Sitz meist im Dünndarm, seltener in dem Magen oder den tiefern Dickdarmabschnitten. Sie entstehen durch Neubildung hirsekorngroßer Tuberkeln in der Schleimhaut, welche zerfallen und einen zunächst kleinen linsenähnlichen (lentikulären) Substanzverlust zurücklassen. In der Umgebung schießen dann neue Knoten auf, die wiederum aufbrechen, und so vergrößern sich die Geschwüre oft zu großen ringförmigen oder gürtelförmigen Verschwärungen (Ulcera annularia). Während die Follikulargeschwüre ihren Sitz in den tiefen Schichten der eigentlichen Schleimhaut haben, können die Tuberkeln schließlich alle Lagen der Darmwand durchsetzen und zum Durchbruch in die Bauchhöhle führen. Schon früh erkennt man sie daran, daß äußerlich auf der Serosa an den Geschwürsstellen grauweiße Tuberkeln aufsitzen. Sie heilen selten und kommen meist bei allgemeiner Schwindsucht vor. 5) Typhöse D. haben ihren Sitz vorwiegend in den Peyerschen Drüsenhaufen des tiefsten Dünndarmabschnitts, seltener im Dickdarm. Sie liegen daher meist dem Ansatz des Gekröses gegenüber, im Dickdarm an Stelle der Einzelfollikel. Diese D. nehmen ihren Ausgang aus einer markigen Anschwellung und lymphatischen Wucherung der genannten Drüsen; diese Wucherung zerfällt und bildet einen Schorf, der nach seiner Abstoßung das Geschwür hinterläßt. Gewöhnlich reicht der Defekt bis zur Ringmuskulatur, zuweilen jedoch durch alle Schichten, so daß nicht so selten Durchbruch zu stande kommt. Die typhösen D. heilen am besten und bilden zarte, höchst unscheinbare Narben. 6) Diphtheritische D. Dieselben sind ausgezeichnet durch ihren oberflächlichen Sitz im Dünndarm, auf der Höhe der Falten, und im Dickdarm, wo sie ihre Lieblingsstätte haben, auf den hervorragenden Leisten der sogen. Tänien und Haustra. Den Anlaß zur Verschwärung bilden hier Bakterienwucherungen, welche die Schleimhaut zum Absterben und Zerfall bringen. Diese Art der D. kommt vor unter epidemischen Einflüssen (Ruhr, Cholera) bei Kotstauungen und als Verstärkung chronischer einfacher Darmentzündung (s. d.). Beim Heilen hinterlassen sie mitunter höchst beschwerliche und gefahrbringende Verengerungen (Stenosis, Strictura intestinalis). 7) Syphilitische D. stellen sich nur selten im Dünndarm, häufiger dagegen im Mastdarm bei Frauenzimmern ein und zeichnen sich vor allen andern Formen durch Umfang, chronischen Verlauf und durch die Neigung zu starken Schrumpfungen aus. Die durch sie bedingten Verengerungen steigern sich zuweilen bis zum völligen Verschluß (Atresia) des Darmrohrs und können nur operativ beseitigt werden. 8) Als letzte Gruppe seien die krebsigen D. genannt, welche gewöhnlich als flache Gallertkrebse am Magen, Dünndarm und vornehmlich im Mastdarm vorkommen. Am letztern Ort geben sie gelegentlich Anlaß zu Verwechselungen mit den beiden früher erwähnten Kategorien, da auch sie Verengerungen im Gefolge haben und nur operativ behandelt werden können.

Darmgicht, s. Kotbrechen; D. der Bienen, s. Tollkrankheit.

Darmkanal, s. Darm.

Darmkatarrh, s. Darmentzündung.

Darmlarve, s. Entwickelungsgeschichte.

Darmnabel, s. Nabel.

Darmnaht (Enterotomie), chirurg. Operation, durch welche der Bauch und darauf der Darm künstlich eröffnet werden. Die D. ist äußerst lebensgefährlich und wird sehr selten ausgeführt, einmal um bei krankhaftem Verschluß des Darms den von oben andrängenden Inhaltsmassen einen Weg nach außen zu schaffen (künstlicher After), oder um eingeklemmte, brandig gewordene Darmstücke zu entfernen. Zuweilen geht der D. die Entfernung (Resektion) eines durch Brand oder Geschwülste entarteten Darmstücks vorauf. Namentlich bei Geschwüren und Krebs des Magens ist seit 1880 zuweilen die D. ausgeführt worden; dauernden Erfolg hat man kaum je erzielt.

Darmperforation, s. Darmgeschwüre.

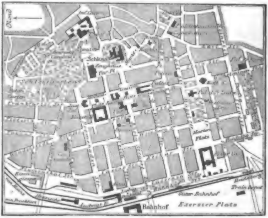
Darmsaft, ein von der Schleimhaut des Darmkanals, speziell von den tubulösen Lieberkühnschen und acinösen Brunnerschen Drüsen, geliefertes Sekret. Er stellt eine farblose Flüssigkeit von alkalischer Reaktion dar, die neben unbedeutenden Mengen von Eiweiß mineralische Bestandteile und wahrscheinlich auch ein diastatisches Ferment enthält. Eine eiweißverdauende Kraft kommt dem D. nicht zu, allem Anschein nach wirkt er vielmehr ausschließlich auf die Kohlehydrate ein. Eine hervorragende Bedeutung des Darmsaftes für die Verdauung ist nicht nachgewiesen.

Darmsaiten, s. Saiten.

Darmschwindsucht (Phthisis meseraica, Enterophthisis, Phthisis oder Tabes intestinalis) bezeichnet eine Mehrheit krankhafter Prozesse des Darms und der zugehörigen Gekrösdrüsen, welche in chronischem Verlauf zu einer Aufhebung der Verdauung und damit zu allgemeiner Auszehrung führen. Vorzugsweise gehören hierher geschwürige Zerstörungen des Darms, durch Schwellung, Vereiterung oder Verkäsung der Follikel hervorgebracht, dann die tuberkulöse Verschwärung und die Verkäsung und Tuberkulose der Gekrösdrüsen; zuweilen gesellt sich zu einem der genannten Prozesse noch eine Amyloidentartung der Darmzotten oder eine diphtheritische Darmentzündung. Die D. kommt sehr häufig bei Kindern, aber auch bei Erwachsenen vor, welche an Lungenschwindsucht, an tuberkulöser Bauch- oder Brustfellentzündung oder allgemeiner Tuberkulose leiden. Mitunter entsteht sie jedoch primär oder wenigstens als Hauptleiden, wo sie sich auf der Grundlage einer skrofulösen Krankheitsdisposition aus chronischem Katarrh des Verdauungsapparats entwickelt. Das nächste Symptom bildet ein chronischer, oft unstillbarer Durchfall und demnächst der langsam fortschreitende Verfall der Kräfte. Zuweilen schwindet das Fettgewebe so stark, daß die Kranken zum Skelett abmagern, zuweilen begleitet die D. im Gegenteil reichlicher Ansatz von Fett bei bleichem, pastosem

Aussehen der Haut, Schwellung der Lymphdrüsen zu faustgroßen Paketen, rhachitischer Auftreibung der Gelenke. Die D. verlangt sorgfältige ärztliche Behandlung, kräftige Ernährung, gute Luft, am besten in klimatischen Kurorten, Kissingen, Lippspringe oder Solbädern. In vorgeschrittenen Fällen endet die D. gleich der Lungenschwindsucht meistens tödlich, da einerseits nicht selten Durchbruch der Geschwüre und Bauchfellentzündung sich zur D. hinzugesellen, anderseits Amyloidentartung des Darms überhaupt nicht heilbar zu sein scheint. Vgl. Auszehrung und Lungenschwindsucht.

Darmstadt, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Hessen (s. Plan), liegt in der Mitte zwischen Rhein und Main, 145 m ü. M., da, wo die Vorhöhen des Odenwaldes und der Bergstraße in die Ebene übergehen, beinahe gleichweit von den Rhein- und Mainstädten Mainz, Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg, nicht allzu weit vom Neckar (Heidelberg, Mannheim) entfernt. Wenn die geographische Lage hiernach nicht ungünstig erscheint, so verdankt doch nicht dieser, sondern ihrer Eigenschaft als Residenz, im Mittelalter der Grafen von Katzenelnbogen, in der neuern Zeit der Landgrafen, spätern Großherzöge von Hessen, die Stadt ihre jetzige Bedeutung. Sie besteht aus der Altstadt, mit engen u. winkeligen Straßen, und der Neustadt, welche durch das großherzogliche Schloß und den Paradeplatz voneinander getrennt werden. Die Neustadt besteht aus breiten, schönen Straßen, welche zum Teil mit Alleen bepflanzt sind sowie zahlreiche mit hübschen Anlagen geschmückte freie Plätze und mehrere große, parkähnliche Gärten umschließen. Sechs Eisenbahnlinien laufen in D. zusammen, welche in zwei Hauptbahnhöfe einmünden (s. unten). Betritt man von den Bahnhöfen, denen gegenüber das 1875 erbaute Bankgebäude u. vor welchen die Bronzebüste des in D. geborenen Chemikers Justus v. Liebig steht, die Stadt, so gelangt man in die wichtigste Straße derselben, die Rheinstraße, die auf den schönsten Platz der Stadt, den achteckigen Luisenplatz, und zum großherzoglichen Schloß führt. An dem Luisenplatz liegen das 1881 erbaute schöne Postgebäude, das Kollegiengebäude (seit 1780), das Ständehaus und das Alte Palais; auf dem Platz erhebt sich das Ludwigsmonument, eine 43 m hohe Sandsteinsäule mit dem 7 m hohen, nach Schwanthalers Entwurf von Stiglmayr aus Erz gegossenen Standbild Ludwigs I., des ersten Großherzogs von Hessen. Von dem Luisenplatz nach S. führt die breite Wilhelminenstraße zur Rotunde der katholischen Kirche (1827 erbaut von Moller), in der Nähe das Palais des Prinzen Karl, in welchem sich das Original der von Holbein d. jüng. gemalten Madonna des Bürgermeisters Meyer befindet; nach N. zu gelangt man auf den Mathildenplatz mit dem Neuen Kollegium, dem Justizgebäude und dem Marstall. Von hier nach NW. liegt einer der neuesten Stadtteile, das sogen. Blumenthalviertel mit dem Wilhelmsplatz, auf welchem das Metzdenkmal steht. Vom Luisenplatz nach O. schreitend, gelangt man zum großherzoglichen Schloß, einem aus verschiedenen Jahrhunderten stammenden Komplex von Bauten, der von einem tiefen, jetzt in Gartenanlagen verwandelten Graben umgeben ist. Die ältesten Teile gehören noch der Katzenelnbogener Zeit an, so der Hofkonditoreibau im Schloßkirchenhof. Die andern diesen Hof umgebenden Bauten entstammen in der Hauptanlage der Regierung des Begründers der hessen-darmstädtischen Linie, Georgs I. (1567–96). Der Glockenspielbau wurde von Ludwig VI. (gest. 1678), die großen Massen der neuern Schloßteile mit ihren vier Pavillons sind von 1717 an durch Landgraf Ernst Ludwig errichtet. Das Schloß enthält die dem Land gehörigen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Solche sind: 1) die Hofbibliothek mit ungefähr 500,000 Bänden, darunter 1400 Inkunabeln und vielen Holzschnittwerken; 2) das Alte Mu-

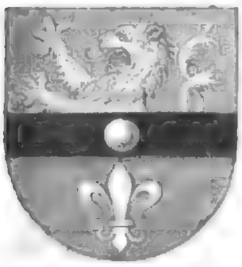


Plan von Darmstadt.

seum, ägyptische, römische und germanische Altertümer, eine Münzsammlung sowie kunstgewerbliche und ethnographische Gegenstände enthaltend; 3) das Kupferstichkabinett; 4) die Gemäldegalerie, besonders ausgezeichnet durch Werke der altdeutschen und niederländischen Schulen; 5) die naturwissenschaftlichen Sammlungen, darunter die paläontologische von besonderer Bedeutung; 6) der Antikensaal. Auch das Staatsarchiv befindet sich im Schloß.

Vom Schloß nach N., den Theater- und Paradeplatz begrenzend, liegen das nach dem Brand von 1871 neuerbaute Hoftheater und das 1771 von Schuknecht errichtete Zeughaus, dessen Dachkonstruktion ein Wunder ihrer Zeit war, da sie ohne Säule den 100:50 m in der Grundfläche messenden Raum überspannt. Vor dem Zeughaus steht das 1879 enthüllte Kriegerdenkmal, zwischen ihm und dem Theater die Standbilder Philipps des Großmütigen und Georgs I. Von hier aus betritt man den Herrengarten mit dem Grabmal der »großen Landgräfin« Karoline Henriette, Gemahlin Ludwigs IX. (gest. 1774), welches die von Friedrich d. Gr. gestiftete Marmorurne mit der Inschrift: »Femina sexu, ingenio vir« trägt. Auf der andern Seite des Schlosses liegt der Marktplatz mit dem aus dem 16. Jahrh. stammenden Rathaus, unweit davon die Stadtkirche aus dem 15. Jahrh., im 17. Jahrh. umgebaut, mit dem Renaissancegrabmal

von Georg I. (gest. 1596). Die andern Kirchen sind: die Stadtkapelle, die schon erwähnte katholische Kirche mit den Grabmälern der Großherzogin Mathilde und des Prinzen Friedrich und die am äußersten Nordostrand der Stadt neuerbaute Martinskirche. An der katholischen Kirche befindet sich das Neue Palais, Wohnung des Großherzogs, von da nach W. der Marienplatz mit dem Denkmal der in den Napoleonischen und Befreiungskriegen gefallenen Hessen und der Kavalleriekaserne. Die in neuerer Zeit durch einen großen Anbau vergrößerte Infanteriekaserne liegt in der Alexanderstraße, die Artilleriekaserne in Bessungen, die Trainkaserne vor der Stadt, im W. Bemerkenswert sind die schönen, wohleingerichteten Schulbauten der Stadt, darunter die Realgymnasialschule am Kapellplatz, die Knabenmittelschule in der Friedrichstraße, mehrere Volksschulhäuser. Als Vergnügungslokal in der Stadt (Konzerte) ist der Saalbau zu nennen. Die Zahl der Einwohner betrug Ende des vorigen Jahrhunderts erst 6700; 1816 zählte D. bereits 15,391 und nach der letzten Zählung (1880) mit der Garnison (Stab der 25. Division, der 49. und 50. Infanteriebrigade und 25. Kavalleriebrigade, 3 Inf.-Bat. Nr. 115, 2 Esk. Dragoner Nr. 23, 3 Esk. Dragoner Nr. 24) 41,199 und mit Bessungen, das bereits ganz mit D. verwachsen ist, 48,769 Einw., davon 39,880 Evangelische, 7340 Katholiken, 1352 Israeliten.



Wappen von Darmstadt.

Handel und Industrie sind im Aufschwung begriffen; Gegenstände des Handels sind: Eisen, Petroleum, Früchte, Mehl, Wein und Landesprodukte; die Industrie erstreckt sich auf chemische Fabrikation, Hutfabrikation, Maschinenbau, Eisengießerei, Tabak, Spielkarten, Tapeten, technische Instrumente, Bierbrauerei u. a. Geldinstitute sind: die Bank für Handel und Industrie, die Bank für Süddeutschland, eine Reichsbanknebenstelle, Volksbank, Landwirtschaftliche Genossenschaftsbank u. a. D. durchschneiden die Main-Neckarbahn (Frankfurt-Heidelberg) und die Main-Rheinbahn (Mainz-Aschaffenburg), und es gehen davon aus die Riedbahn (D.-Worms) und die Odenwaldbahn (D.-Eberbach). An Bildungsanstalten besitzt D. außer der Bibliothek und den Sammlungen (s. oben) die technische Hochschule, das Ludwig-Georgs-Gymnasium, das Realgymnasium, die Realschule, die Viktoriaschule (höhere Mädchenschule) und gute Mittel- und Volksschulen sowie Privatmädchenschulen (Hoffmannsche Schule u. a.). D. zählt 17 wissenschaftliche Vereine und 14 Zeitschriften, darunter 4 täglich erscheinende Zeitungen. An Wohlthätigkeitsanstalten und milden Stiftungen besitzt D. 26, unter den Krankenanstalten sind das städtische Hospital, das Alicehospital und das Landkrankenhaus zu nennen. D. hat einen Zentralfriedhof, einen botanischen Garten, Gas- und Wasserleitung. Es ist Sitz der obersten Landesbehörden des Großherzogtums, der Ministerien, des Oberkonsistoriums, der Oberrechnungskammer, der Regierung für Starkenburg, eines Kreisamtes, Oberpostamtes, eines Hauptsteueramtes, einer Zentralstelle für Landesstatistik und Gewerbe, eines Oberlandes- und Landgerichts für die 18 Amtsgerichte zu Beerfelden, D. I und II, Fürth, Gernsheim, Groß-Gerau, Groß-Umstadt, Hirschhorn, Höchst, Lorsch, Michelstadt, Reinheim, Waldmichelbach, Wimpfen, Zwingenberg (für welche eine Kammer für Handelssachen in D. besteht), Langen, Offenbach a. M. und Seligenstadt (für welche eine Handelskammer zu Offenbach besteht).

D. ist der Geburtsort von H. P. Sturz, Joh. Heinrich Merck (Goethes Freund), den Kupferstechern Heß und Jakob Felsing, dem Orientalisten F. E. Schul, Justus v. Liebig, General v. d. Tann u. a. Im benachbarten Ober-Ramstadt ist der Humorist Lichtenberg geboren.

Die Umgebungen der Stadt sind sehr waldreich und haben namentlich im O. und S. ausgedehnte Laubwaldungen mit schönen Partien und Spaziergängen; Vergnügungsorte sind: die Ludwigshöhe mit Aussichtsturm, Fasanerie und Einsiedel (im Wildpark), Traisa, Ober- und Nieder-Ramstadt (Stationen der Odenwaldbahn), in größerer Nähe der Karlshof. Von den großherzoglichen Gärten vor der Stadt sind die Rosenhöhe mit dem Mausoleum des großherzoglichen Hauses (Grabmal einer jung verstorbenen Prinzessin, von Rauch; Grabmal der Großherzogin Alice, von der Königin Viktoria von England gestiftet, ausgeführt von Böhm) und die Mathildenhöhe mit dem Hochreservoir des städtischen Wasserwerks zu nennen. 6 km westlich liegt der große Artillerieschießplatz, bestimmt für das 11. Korps (Regimenter 11, 25 und 27), das brandenburgische Fußartillerieregiment Nr. 3 und das württembergische (14.) Korps. D. ist der Ausgangspunkt für Ausflüge in die Bergstraße und den Odenwald.

Geschichte. In Urkunden des 8.—11. Jahrh. erscheint ein Dorf Darmundestat und war bis 1257 im Lehnsbesitz der Reichsministerialen von Dornberg. Dann vom Grafen Diether III. von Katzenelnbogen eingezogen, erhielt es 1330 Stadtrecht, und bis 1375 war die alte Burg vollendet. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie der Grafen von Katzenelnbogen 1479 kam D. durch Heirat an Hessen. 1518 hatte D. eine heftige Belagerung durch Franz v. Sickingen zu bestehen, die durch einen Vergleich endete. Im Schmalkaldischen Krieg (1546) ward die Stadt von einem niederländisch-spanischen Korps unter dem Grafen von Büren mit List eingenommen, geplündert und das Schloß in die Luft gesprengt. D. blieb nun lange Zeit in seinen Trümmern liegen. Die Stadt erholte sich erst unter dem Landgrafen Georg I. von Hessen, der D. zu seiner Residenz wählte (1567) und Stifter der hessen-darmstädtischen Linie wurde. 1622 wurde D. von den Truppen Ernsts von Mansfeld geplündert, 1688 und 1693 von den Franzosen gebrandschatzt. Seine glänzendste Periode begann mit der Regierung Ludwigs X. (als Großherzog Ludwig I., 1790—1830). Die alten Mauern wurden größtenteils abgetragen, die Stadt nach allen Richtungen erweitert, ganze Straßen mit schönen Gebäuden und eine Menge trefflicher Bildungsanstalten gegründet. In D. wurde 1820—22 der sogen. Darmstädter Handelskongreß (zur Beratung über ein gemäßigtes Mautsystem und über gemeinschaftliche Zölle) von den Bevollmächtigten mehrerer süddeutscher Staaten gehalten und im April 1852 die sogen. Darmstädter Koalition gegen den preußischen Zollverein (s. d.) geschlossen. Vgl. Karl Wagner, D. (Beschreibung und Geschichte, Darmst. 1842); Walther, Darmstädter Antiquarius (das. 1857); Derselbe, D. wie es war und wie es geworden (das. 1865); Mitzenius, D. (Führer, das. 1871).

Darmsteine (Kotsteine), harte, steinähnliche Körper von sehr verschiedener Form und Größe, welche sich zuweilen im Darmkanal bilden, indem sich Kalksalze schichtenförmig um einen harten, zurückgehaltenen Kotknollen oder um einen fremden Körper, einen

Kirschkern, ein verschlucktes Knochenstück ꝛc., ablagern. Beim Menschen kommen solche D. höchst selten und meist in dem engen, wurmförmigen Anhang des Blinddarms vor und rufen hier Entzündung hervor, welche zur Verschwärung und Durchlöcherung des Wurmfortsatzes sowie zu tödlicher Bauchfellentzündung führen kann. Bei gewissen Tieren, namentlich bei Pferden, kommen solche D. im Blinddarm sehr häufig, meist in mehrfacher Anzahl und bis zu einem Gewicht von vielen Pfunden vor. Diese D. bestehen fast nur aus kohlensaurem Kalk, sind rundlich oder facettiert, von glatter Oberfläche, weißgrauer Farbe, hart und schwer, von grob geschichtetem Bau und enthalten als Kern gewöhnlich ein Stück Eisen, Blei oder einen andern zufällig mit dem Futter verschluckten fremden Körper, welcher als die veranlassende Ursache zur Bildung der D. anzuklagen ist.

Darmstenōse, s. v. w. Darmverengerung.

Darmverengerung (Darmstenose, Strictura, Stenosis intestinalis) kommt selten angeboren vor und dann überwiegend oft im Mastdarmende, selten im Dünndarm durch klappenartigen häutigen Verschluß des Darmrohrs. Meistens ist die D. der Ausgang eines chronischen Verschwärungsprozesses, s. Darmgeschwüre.

Darmverschlingung, Bezeichnung für Lageveränderungen des Darms, welche zu mehr oder minder vollständigem Verschluß des Darmrohrs führen. Man unterscheidet zwei Hauptformen der D., die Invagination und die Achsendrehung. Die Invagination (Einscheidung) besteht in der Einstülpung (Intussuszeption) eines Darmstücks in das andre. Dieselbe erfolgt gewöhnlich in der Richtung der peristaltischen Darmbewegung, d. h. von oben nach unten, indem ein dem Magen näher gelegener Teil des Darms in einen daran anstoßenden, dem After näher gelegenen Darmabschnitt eingestülpt wird. Selten findet die Einscheidung in umgekehrter Richtung, nämlich von unten nach oben, vom Mastdarm gegen den Magen hin, statt. Die D. erfolgt in der Regel auf die Weise, daß einzelne Abschnitte des Darmrohrs stark zusammengezogen, überhaupt in lebhafter Bewegung sind, während andre, an jene angrenzende Abschnitte erweitert, gelähmt und bewegungslos sind. Der verengerte Teil schiebt sich dann gleichsam von obenher in den gelähmten Teil hinein. Wenn aber der eingeschobene Teil nicht sofort wieder in seine ursprüngliche Lage zurückkehrt, so wird er von dem einscheidenden Darmabschnitt erfaßt und in demselben Sinn immer weiter vorgeschoben, wie der Darm seinen Inhalt, Speisebrei oder Kot, vorwärts drängt. Auf diese Weise können mehrere Fuß lange Darmstrecken eingestülpt werden. Hierbei muß natürlich allemal das Gekröse, an welchem der eingescheidete Darmabschnitt befestigt ist, mit in die D. hereingezogen, gedehnt und gezerrt werden, während der invaginierte Darm sich entsprechend zusammenfaltet, so daß die sich bildende Geschwulst der Därme viel kürzer erscheint, als dies der natürlichen Länge des betreffenden Darmstücks entspricht. Die entferntere Ursache der D. ist meist ein katarrhalisch-entzündlicher Zustand des Darmrohrs, der zur partiellen Lähmung des letztern führt. Manchmal beruht dieselbe darauf, daß eine von der Darmwand ausgehende und in das Darmlumen hereinragende Geschwulst (Schleimhautpolyp u. dgl.) von der peristaltischen Bewegung des Darms gefaßt und im Darmrohr vorwärts gedrängt wird. Weil aber die Geschwulst mit der Darmwand verwachsen ist, so muß hierbei die letztere nachgezogen, d. h. eingestülpt, werden. Die D. kommt nach chronischen Darmkatarrhen oft kurz vor dem Tod vor und ist am häufigsten bei Kindern und Greisen. Die Achsendrehung (Volvulus) beruht auf einer »innern Einklemmung« oder Umschnürung des Darms durch Verwachsungen, auf abnormen Strängen in der Bauchhöhle, Zerreißungen des Netzes und Hindurchgleiten des Darms durch den Netzspalt, auf Brüchen oder Verengerungen des Darmlumens, kurzum auf zahlreichen Umständen, welche die Fortbewegung des Darminhalts erschweren oder verhindern. Hierdurch schieben sich die zu oberst gelegenen Darmschlingen unter dem Nachrücken der Speisemassen weit vorwärts, und sobald die Spannung ihren Höhepunkt erreicht, schlägt sich das Gekröse um und erleidet eine Achsendrehung. Beide Formen sind in ihren Folgezuständen einander sehr ähnlich. Die ersten Erscheinungen bestehen in Kotstauung und absoluter Stuhlverstopfung. Meist folgt sofort Erbrechen, das sich unter intensiven Leibschmerzen steigert; es wird gelber Darminhalt von üblem Kotgeruch herausbefördert (Ileus), und unter diesem Bild kann in wenigen Tagen der Tod eintreten. In andern Fällen, besonders bei Invagination, entsteht nicht so selten brandiges Absterben größerer Darmstücke, wodurch zuweilen der Verschluß gehoben wird; in der Regel aber entwickelt sich eine Bauchfellentzündung, welche bald in akutem, bald in mehr schleichendem Verlauf unter allgemeinem Kräfteverfall das Leben beschließt. Die D. ist somit ein höchst gefährliches, meist tödliches Leiden, dessen Behandlung noch heute höchst unsicher und meist erfolglos ist. Früher pflegte man den Kranken ein paar Pfund metallisches Quecksilber verschlucken zu lassen in der Hoffnung, daß dieses durch seine Schwere die Stockungen und Verlagerungen beheben möchte. Der Erfolg hat diese Erwartung so selten bestätigt, daß das Verfahren ganz aufgegeben worden ist. Bei der heutigen Vervollkommnung der Chirurgie ist in allen richtig erkannten frischen Fällen der Bauchschnitt und die Zurückbringung der Verschlingung dringend geboten, da nur auf diese Weise eine Möglichkeit rationeller Behandlung sich ergibt, die zwar nicht gefahrlos, aber doch auch nicht aussichtslos ist. Sobald allgemeine Bauchfellentzündung oder Brand des Darms eingetreten ist, so ist der übelste Ausgang zu befürchten; die spezielle Behandlung ist dann auf die Bauchfellentzündung (s. d.) zu richten.

Darmzotten, s. Darm.

Darnétal, Stadt im franz. Departement Niederseine, Arrondissement Rouen, 4 km östlich von Rouen an der Eisenbahn nach Amiens gelegen, mit (1876) 5618 Einw., Baumwollspinnerei, Fabrikation von Tuch und andern Geweben sowie Stoffdruckerei.

Darnis, tripolitan. Stadt, s. Derna.

Darnley (spr. -li), Heinrich Stuart, Lord, zweiter Gemahl der Königin Maria Stuart von Schottland, der älteste Sohn des Grafen Lennox und der Lady Margarete Douglas und von beiden Seiten mit dem königlichen Haus in Schottland und England verwandt, geb. 7. Dez. 1541, in England erzogen, kehrte 1565 nach Schottland zurück und gewann durch körperliche Schönheit und anmutiges Betragen die Königin so vollständig, daß diese gegen den Wunsch der Königin Elisabeth von England und ihres Halbbruders, des Grafen Moray, sich mit ihm 29. Juli 1565 zu Edinburg vermählte, nachdem sie ihm tags zuvor den Königstitel übertragen hatte. Doch dauerte das gute Einvernehmen zwischen den Gatten nicht lange. Durch sein hochfahrendes, rohes Auftreten, seinen Mangel an feinerer Bildung und seine gesteigerten Ansprüche auf Ehre und Macht ent-

fremdete sich D. seine Gemahlin. Aus Eifersucht auf den steigenden Einfluß des Italieners Riccio, des Geheimschreibers der Königin, und auf die Gunst, in der er bei ihr stand, drang D. am Abend des 9. März 1566 mit andern schottischen Großen im Schloß zu Edinburg durch einen geheimen Eingang in das Zimmer der Königin, in deren Gegenwart Riccio, der sich nebst einigen andern Vertrauten daselbst befand, von den Verschwornen ermordet wurde. Maria, anfangs als Gefangene bewacht, söhnte sich scheinbar mit D. aus, verließ mit diesem die Hauptstadt, bot Moray und andern Großen die Hand zur Versöhnung und zwang mit deren Hilfe die Mörder zur Flucht. Darnleys schwächliches und unwürdiges Benehmen während dieser Vorgänge ließ ihn die Zuneigung seiner Gemahlin vollends verlieren, und ihr Verhältnis wurde auch durch die Geburt des spätern Jakob VI. (I.) 19. Juni 1566 nicht besser. Man sprach schon von Scheidung und von andern Mitteln, wodurch Maria ihres Gemahls entledigt werden sollte. Als D. im Dezember 1566 in Glasgow, wohin er sich zu seinem Vater begeben hatte, an den Pocken erkrankte, stattete ihm Maria hier einen Besuch ab, versöhnte sich dem Anschein nach mit ihm, bewog ihn, ihr nach Edinburg zu folgen, und ließ ihm vor der Stadt ein kleines Landhaus als Wohnung herrichten, wo sie ihn häufig besuchte, bisweilen sogar übernachtete. Die Nacht vom 9. auf den 10. Febr. 1567 brachte Maria aber in Edinburg zu, um der Hochzeit einer ihrer Dienerinnen beizuwohnen. In derselben Nacht gegen 3 Uhr ward des Königs Haus durch Pulver in die Luft gesprengt, er selbst erdrosselt; seinen Leichnam fand man in einem benachbarten Garten. Als seine Mörder bezeichnete die öffentliche Stimme Bothwell und die Königin; während die Schuld jenes feststeht, sind über die Frage nach Marias Mitwissenschaft und Teilnahme an dem Verbrechen die Meinungen der Geschichtsforscher noch heute ebenso geteilt wie vor 300 Jahren. Nach Darnleys Tod ging der Titel eines Lords D. auf den jüngern Zweig der Lennox über, der 1672 mit Charles Stuart ausstarb, worauf König Karl II. als nächster männlicher Verwandter seinen natürlichen Sohn von der Herzogin von Portsmouth zum Herzog von Richmond und Lennox, Grafen von March und D. in Schottland erhob, den seine Nachkommen noch führen. Den Titel Graf von D. in Irland hat seit 1725 die Familie Bligh inne, die in weiblicher Linie von dem Hause Stuart stammt.

Daroca, Bezirksstadt in der span. Provinz Saragossa, liegt malerisch in dem wohlbebauten Thal des Jiloca, hat alte Ringmauern mit Türmen, ein prachtvolles Felsenschloß und (1878) 3247 Einw. Bemerkenswert ist der im 16. Jahrh. erbaute, 700 m lange Tunnel, welcher bei Regen das Hochwasser zum Jiloca ableitet und sonst als Weg dient. Hier 1121 Sieg Alfons' I. über die Mauren. Im S. der Stadt liegt der salzhaltige See Gallocanta.

Darondeau (spr. -rongdoh), Benoît Henri, ausgezeichneter franz. Hydrograph, geb. 8. April 1805 zu Paris, wurde auf der polytechnischen Schule daselbst gebildet, nahm 1828—35 an der französischen Küstenaufnahme teil, machte 1835—37 zu hydrographischen und physikalischen Studien eine Reise um die Welt und leitete seitdem die verschiedensten Küstenaufnahmen im Mittelmeer, z. B. 1840 bei Sizilien, 1841 bei Sardinien, 1851 und 1853—57 an den italienischen Küsten. 1865 wurde er an die Spitze des Korps der Ingenieur-Hydrographen der französischen Marine gestellt und zum Mitglied des Bureau des longitudes ernannt. Er starb 1. März 1869 in Paris. D. veröffentlichte 4 Bände physikalischer Beobachtungen über seine Weltreise, eine Karte der Magelhaensstraße, nautische Instruktionen über die verschiedensten Teile der Welt, eine Beschreibung des Nadelkaps u. a. Auch gab er 1845—47 die »Mémoires hydrographiques«, 1848—53 die »Annales hydrographiques« heraus, gründete das »Livre des phares de toutes les côtes du globe« und zeichnete eine große Anzahl Karten für die Marine.

Darre, Anstalt zum Trocknen oder schwachen Rösten vegetabilischer Stoffe (Obst, Getreide, Flachs, Holz, Malz 2c.), um dieselben entweder zum längern Aufbewahren oder zu weiterer technischer Verwendung geeignet zu machen. Vgl. die betreffenden Artikel. D. beim Geflügel auch s. v. w. Darrsucht.

Darren, im Hüttenwesen ein Oxydationsprozeß, bei welchem blei- und silberhaltiges Kupfer unter Luftzutritt durchgeglüht wird, so daß das Blei mit dem Silber ausseigert, sich oxydiert und als leicht flüssiges Gemisch von Metalloxyden (Darrschlacke) in die Darrgassen des Darrofens abfließt, während das gereinigte Kupfer (Darrlinge) ungeschmolzen zurückbleibt.

D'Arrest, Astronom, s. Arrest.

Darro, Nebenfluß des Jenil (zum Guadalquivir) in Spanien, mündet bei Granada.

Darrsucht, veralteter Name für schleichende, mit Abmagerung und allgemeinem Kräfteverfall verbundene Leiden, z. B. Altersschwäche, Rückenmarksschwindsucht, Pädatrophie (D. der Kinder), Krebskachexie, Bleivergiftung (chronische Form und Ausgänge) 2c. D. heißt auch die auffallende Abmagerung, welcher mehrere Arten der Haustiere, namentlich die größern Säugetiere, ausgesetzt sind, und deren Charakter darin besteht, daß, obwohl die Tiere fressen, doch eine immer größere Abmagerung entsteht. Ursache des Übels ist die Erkrankung irgend eines für die Ernährung wichtigen Organs, z. B. der Lunge, der Leber, des Magens, des Darms und namentlich der Lymphdrüsen. Die hauptsächlichsten Symptome sind: Abmagerung, unreine, trockne, welke oder auch steife, harte Haut; trocknes, glanzloses, struppiges Haar; zusammengefallener oder (bei jüngern) aufgetriebener, dicker, aber schlaff herabhängender Bauch, Freßgier oder Gelüste; dann Bleichsucht, Blutarmut, Erschöpfung, Zehrfieber. Der Erfolg der Behandlung ist zweifelhaft; man bemühe sich daher, die Verdauung und Assimilation zu befördern. Man schone vor allen Dingen die Tiere, gebe ihnen ein gutes, nahrhaftes, aber leichtverdauliches Futter, z. B. Hafer- und Gerstenschrot, gewürzhaftes, gutes Heu oder Grünfutter, Mohrrüben, Disteln, und lasse sie, wenn es die Jahreszeit erlaubt, auf gute, vorzüglich mit gewürzhaften Kräutern bewachsene Weiden gehen. Die Hautthätigkeit ist durch tägliches Putzen anzuregen, bei langem Haar ist das Scheren vorteilhaft. Bei Durchfall sind trocknes Futter und warme Bedeckung des Körpers angezeigt. Bei sauer riechendem Kot setze man etwas Kreide zum Futter oder Natron oder Magnesia zum Getränk. Auch beim Hausgeflügel zeigt sich bisweilen infolge Mangels an gutem und hinreichendem Futter und Getränk ein ähnliches Leiden, welches sich aber durch gutes Körnerfutter, Grünfutter und frisches Trinkwasser meist rasch beseitigen läßt. Stubenvögel leiden an einer andern Art D. (Darre). Die Patienten lassen die Flügel hängen, werden traurig und verlieren die Federn oder reißen sich dieselben aus. Zur Beseitigung des Übels ist namentlich öfters wiederholte gründliche Reinigung des Käfigs durch Abbrühen oder Abwaschen mit nachfolgender

Ausräucherung mit Schwefel angezeigt. Im Sommer gebe man den Vögeln viel Grünes. — Mit D. bezeichnet man auch eine **Pflanzenkrankheit**, die besonders an Bäumen auftritt und in einem sich immer wiederholenden Dürrwerden einzelner Zweige in größerer oder geringerer Häufigkeit besteht. Dieser Erscheinung, welche mit dem infolge von Trockenheit eintretenden Dürrwerden, das stets die ganze Pflanze ergreift, nicht zu verwechseln ist, können jedenfalls sehr verschiedenartige, nicht immer mit Sicherheit anzugebende Ursachen zu Grunde liegen, sowohl ungünstige Beschaffenheit des Mediums, wie giftige Gase, Rauch u. dgl., schädliche Bodenbestandteile als auch innere Veranlassungen; insbesondere hängt in vielen Fällen die Erscheinung mit dem allmählichen Erlöschen der Lebensthätigkeit zusammen, wobei gewöhnlich die vom Boden entferntesten Teile zuerst der D. anheimfallen. Derartige Bäume nennt man **gipfeldürre**. Diesem Zustand fällt von oben herab ein Teil des Baums nach dem andern zum Opfer.

Dar Runga, Gebiet im östlichen Sudân (Nordafrika), südlich von Wadai und dem Bahr es Salamat, von dem es durch eine große morastige, zur Regenzeit fast unpassierbare Wildnis getrennt ist. Das Land wird vom Aukadebbe und dessen zahlreichen Nebenflüssen durchzogen, ist wegen seiner bösartigen Mücken und Fliegen gefürchtet, deshalb auch arm an Rindern, Eseln und Pferden; die letztern schützt man möglichst durch Überzüge aus Strohgeflechten und hält sie in den Häusern. Kamele und andres Zugvieh sind zu dauerndem Aufenthalt nicht geeignet. Die Bewohner, Neger von großem und starkem Wuchs, sind kriegerisch und eifrige Jäger der zahlreichen Elefanten und Rhinozerosse, welche sie zu Pferde mit Lanzen erlegen. Das dazugehörige Dar Kuti, das 14 Dörfer zählt, ist ein an Elfenbein sehr ergiebiges Land, in dem sich zahlreiche Kaufleute aus den Nachbarländern angesiedelt haben.

Darrygras, s. Hiërochloë.

Darß, bewaldete Halbinsel an der pommerschen Küste, zum Kreis Franzburg des Regierungsbezirks Stralsund gehörig, im W. mit dem mecklenburg-schwerinschen Fischland zusammenhängend, im O. durch den Prerowstrom, der jetzt aber gegen die Ostseeseite zugeschüttet ist, von der Insel Zingst getrennt; daselbst liegen die Dörfer Born und Wiek. Die Nordspitze Darßerort trägt einen Leuchtturm.

Darstellende Künste, s. v. w. bildende Künste, besonders aber die Reihe von Künsten, deren Ziel es ist, fremde Kunstproduktionen zu reproduzieren und auf möglichst vollendete Weise zur Anschauung zu bringen, also poetische (rhetorische) und musikalische Deklamation, Mimik, Schauspielkunst und Orchestik.

Darstellung, im ästhetischen Sinn des Wortes die Vorführung eines innerlich Vorgestellten für die äußere Wahrnehmung. Dieselbe ist successiv, wenn das Vorzuführende selbst eine Vorstellungsreihe, simultan, wenn es ein gleichzeitiges Ganze von Vorstellungen ist. Jenes findet z. B. in der Schauspiel-, dieses in der bildenden Kunst statt. Ob das innerlich Vorgestellte ein frei erfundenes oder der Wirklichkeit (Natur und Geschichte) entlehntes sei, ist dabei von keiner Wichtigkeit; dagegen ist es für die D. von der größten Bedeutung, daß jenes und dessen sinnlich wahrnehmbare Verkörperung einander vollkommen decken. Je unvollkommener die Kongruenz, es sei aus was immer für einem Grunde, desto weiter bleibt die D. hinter dem Darzustellenden zurück. Der häufigste Grund jener Inkongruenz, von der Nachlässigkeit oder dem absichtlichen Nichtwollen des Darstellers abgesehen, liegt in der Unvollkommenheit der Darstellungsmittel. Dieselben teilen sich, je nachdem die äußere Wahrnehmung des Darzustellenden durch das Auge oder das Ohr erfolgen soll, in sichtbare (Gebärdensprache, Bildersprache) und hörbare (Lautsprache, Tonsprache), woraus die Einteilung in bildnerische, redende und musikalische D. sich ergibt. Letztere beide, deren Darstellungsmittel, das Hörbare, zeitlich (eine Aufeinanderfolge von Worten und Tönen) ist, eignen sich vorzugsweise zur D. von Vorstellungsreihen (Begebenheiten und Handlungen), die erstgenannte dagegen, deren Darstellungsmittel, das Sichtbare, räumlich (Umriß, Fläche und Körper, beleuchtet und dunkel, farblos oder gefärbt) ist, zur D. eines gleichzeitig vorhandenen Ganzen von Vorstellungen (Stimmungen und Situationen). Je nachdem die D. des innerlich Vorgestellten durch diesen Vorstellenden selbst oder durch andre erfolgt, unterscheidet man **produzierende** oder **reproduzierende** D. Jene gibt der Redner, der seine Rede, der Dichter, der seine Dichtung, diese der Prediger, welcher die Predigt, der Rhapsode oder Schauspieler, welcher die Dichtung eines andern vorträgt. Ähnlich wie die letztern verhalten sich der ausführende Musiker, der vervielfältigende Künstler (Stecher, Bildgießer &c.) zum Komponisten und Originalbildner. Dabei ist zu bemerken, daß um der Unvollkommenheit der Darstellungsmittel willen, in welchen die produzierende D. niedergelegt ist (Laut- und Notenschrift &c.), für die reproduzierende D. manche Lücke übrigbleibt, die sie aus Eignem zu ergänzen und so in gewissem Sinn selbst produzierend darzustellen genötigt wird. Dies tritt insbesondere bei der Kunst des Schauspielers und des ausführenden Musikers stark hervor, wo der Dichter für Ton, Haltung, Gebärde, der Komponist für Tempo, Modulation, Ausdruck nur wenige unzureichende Angaben in Worten hinzufügen kann. Gefordert wird, daß der Darsteller in solchen Fällen kongenial mit dem Dichter und Komponisten, d. h. so verfahre, daß das von diesem ursprünglich innerlich Vorgestellte in möglichster Fülle und Reinheit zur äußern Erscheinung komme.

Darstellung Christi, christliches Fest, wird in der katholischen Kirche am 2. Februar (Mariä Reinigung, Lichtmeß) gefeiert (nach Luk. 2, 22 ff.).

Darstellung der Jungfrau Maria, s. Marienfeste.

Dartford, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, liegt 24 km östlich von London, am **Darent**, der 4 km unterhalb in die Themse mündet, hat 2 große Anstalten für Blödsinnige, Papier- und Pulvermühlen sowie andre Fabrikanlagen und (1881) 10,567 Einw.

Dartmoor (spr. dartmūr), eine granitische Insellandschaft in der engl. Grafschaft Devon, nordöstlich von Plymouth, 500 qkm groß, war ehemals stark bewaldet, ist jetzt aber von Moor und Heideflächen bedeckt, aus denen Granitblöcke hervorragen. Höchster Punkt ist der Yeer Tor (633 m).

Dartmouth (spr. -möth), 1) Hafenstadt in Devonshire (England), an der Mündung des Dart in den Kanal, terrassenförmig am Abhang der Hügel gelegen, mit (1881) 5580 Einw. Den landumschlossenen Hafen verteidigt ein am Eingang desselben gelegenes Schloß. Er ist großen Schiffen zugänglich, und die afrikanischen Postschiffe segeln ihn regelmäßig an; aber die Einfuhr belief sich 1884 auf nur 43,157, die Ausfuhr auf 9395 Pfd. Sterl. D. ist Sitz eines deutschen Konsuls. D. hatte früher größere Bedeutung. 1190 schiffte sich Richard Löwenherz mit seinen Kreuzfahrern hier ein; 1347 stellte die Stadt 31 Schiffe für die Belagerung von Calais. Zweimal plünderten die Franzosen die

Stadt, ihr letzter Angriff aber, 1404, wurde zurückgeschlagen. 1646 wurde D. von Fairfax erstürmt. — 2) Hafenort im nordamerikan. Staat Massachusetts, an der Buzzardbai, mit (1880) 3430 Einw.

Daru (spr. -rü), 1) Pierre Antoine Noël Bruno, Graf, franz. Finanzmann, Dichter und Geschichtschreiber, geb. 12. Jan. 1767 zu Montpellier, trat im 16. Jahr in den Militärdienst und war Kriegskommissar, als er sich 1789 der Revolution anschloß. 1793 als verdächtig verhaftet, erhielt er erst 9. Thermidor seine Freiheit, nicht aber seine Stelle wieder. 1795 ward er Chef einer Abteilung im Kriegsministerium und bald darauf Chef der Intendantur bei der Donauarmee. Während dieser Geschäftsführung vollendete er seine vortreffliche Übersetzung des Horaz (»Traduction en vers des poésies d'Horace«, Par. 1800; 6. Aufl. 1823, 2 Bde.), die seinen litterarischen Ruf begründete. Napoleon I. benutzte ihn bei der Kriegsverwaltung und zu immer wichtigern Geschäften, erhob ihn in den Grafenstand und ernannte ihn zum Minister und Bevollmächtigten bei den Friedensschlüssen von Preßburg, Tilsit und Wien. 1805, 1807 und 1809 war er Generalintendant in Preußen und Österreich. 1811 ward er Staatssekretär und bekämpfte im Ministerkonseil Napoleons Eroberungspläne. Nach der Restauration teilte er anfangs mit andern Anhängern Napoleons das Los der Zurücksetzung, ward aber 1818 zum Pair ernannt und stimmte nun im Sinn der gemäßigten Partei. Seit 1828 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, starb er 5. Sept. 1829 auf seinem Landsitz Becheville bei Meulan. Seine »Cléopédie, ou théorie des réputations littéraires« (Par. 1800) ist ein Gedicht voll Geist und feiner Wendungen. Sein Hauptwerk ist jedoch die »Histoire de la république de Venise« (Par. 1819, 7 Bde.; 4. Aufl. 1853, 9 Bde.; deutsch von Ruprecht, Leipz. 1854, 4 Bde.). Minder anziehend und gründlich ist die »Histoire des ducs de Bretagne« (4. Aufl., Par. 1828, 4 Bde.; deutsch von Schubert, Leipz. 1831, 2 Bde.). Ein nachgelassenes didaktisches Gedicht, »L'astronomie« (Par. 1836), gehört zu Darus besten poetischen Leistungen.

2) Martial Noël Pierre, Graf, Bruder des vorigen, geb. 2. Juli 1774, war ebenfalls einer der treuesten Anhänger Napoleons I., unter dem er mehrere militärische und administrative Ämter bekleidete, namentlich als Armeeintendant thätig war. Er starb 18. Juli 1827. — Sein Sohn Charles Martial, Graf D., geb. 14. April 1816, hat sich als Schriftsteller im Fach der Rechtsgelehrsamkeit und Nationalökonomie einen Namen gemacht.

3) Napoléon, Graf, Sohn von D. 1), geb. 11. Juni 1807 zu Paris, besuchte die polytechnische Schule, trat in die Artillerie ein und nahm 1847 als Kapitän seinen Abschied. Seit 1832 Mitglied der Pairskammer, war er ein eifriger Anhänger des Julikönigtums und beteiligte sich namentlich an der Erörterung volkswirtschaftlicher Fragen. Nach der Februarrevolution war er Vertreter des Departements Manche, wo er reichen Grundbesitz hat, in der Nationalversammlung und schloß sich den gemäßigten Republikanern an. Wegen seines Protestes gegen den Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 ward er auf kurze Zeit verhaftet und lebte dann in Zurückgezogenheit, aus der er erst 1869 bei den allgemeinen Wahlen heraustrat; er siegte als konservativ-liberaler Kandidat über den offiziellen Kandidaten de Tocqueville. Er gehörte zu den Führern der neuen liberalen Mittelpartei und war Haupturheber der Interpellation der 116, welche die Einführung des parlamentarischen Systems verlangten. Anfang 1870 trat er in das Ministerium Ollivier als Minister des Äußern und zeigte sich als entschiedenen Gegner der Kurie beim vatikanischen Konzil. Als er bemerkte, daß Napoleon III. durch die Veranstaltung des Plebiszits sich die Rückkehr zum frühern Absolutismus ermöglichen wollte, reichte er mit Buffet 13. April seine Entlassung ein und zog sich ins Privatleben zurück, aus dem er erst nach Beendigung des deutsch-französischen Kriegs wieder hervortrat, indem er 1871 zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt wurde. Er saß hier im rechten Zentrum und gehörte zur monarchistischen Partei. Seit 1876 Senator, wurde er dieser politischen Richtung wegen 1879 nicht wieder gewählt. D. ist seit August 1860 Mitglied der Akademie für moralische und politische Wissenschaften. Er schrieb: »Le comte Beugnot« (1865).

Daruvár, Markt und Kurort im slawon. Komitat Pozega, an der Toplicza, mit 3 Kirchen, schönem Schloß, Bezirksgericht, Marmorbrüchen und (1881) 9575 Einw. Das stark besuchte Bad hat fünf indifferente Quellen (40—47° C.). Bei D., das schon zur Römerzeit bestand, hatten die Tempelherren einen Hauptsitz.

Darvar, ostind. Stadt, s. Dharwar.

Darw., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für C. Darwin (s. d.).

Darwas, Gebirgsland in Zentralasien, das sich längs des Thals Pjandsh und der Grenze von Schugnan bis Kuljab erstreckt und über die Thäler der beiden großen Flüsse Wantsch und Chulljas ausdehnt. Die Hauptbevölkerung besteht aus Tadschik, neben welchen nur wenige Kara-Kirgisen vorkommen. Getreide wird wenig gezogen, dagegen ist die Baumwollkultur sehr verbreitet. Ausfuhrgegenstände sind außer Baumwolle noch Eisen und Gold. D. ist ein sehr schwer zugängliches Land, und bis auf zwei gibt es keine für Saumtiere passierbaren Wege. Städte existieren in D. nicht; Kalai chun, Kalai wantsch, Tschil dara und Tabi dara sind Befestigungen. Erstgenannter Ort ist Zentrum der Administration. D. war bis vor kurzem ein Vasallenstaat von Bochara, faktisch aber so gut wie unabhängig. Als der Schah 1877 die dem Emir von Bochara schuldigen Geschenke verweigerte und sich für unabhängig erklärte, rückte ein bocharisches Heer ein, die Darwaser wurden total geschlagen, der Schah gefangen genommen und das Land den Besitzungen des Emirs Mozzafar einverleibt.

Darwen (Over-D.), Fabrikort in Lancashire (England), 5 km südlich von Blackburn, erst in neuerer Zeit von Bedeutung, mit (1881) 29,747 Einw., hat Papiermühlen, Tapetenfabriken und eine großartige Baumwollspinnerei (India mills).

Darwin, 1) Erasmus, Arzt, Naturforscher und didaktischer Dichter, geb. 12. Dez. 1731 zu Elton in der Grafschaft Nottingham, studierte zu Cambridge und Edinburg Medizin, praktizierte eine Zeitlang in Litchfield und lebte später in Breadwall bei Derby, wo er 18. April 1802 starb. In seinen Hauptwerken, den Gedichten: »The botanic garden« (Lond. 1781 u. ö.), »The temple of nature« (1803) und »Zoonomia, or the laws of organic life« (1794—98), gab er ein vollständiges System der Entwickelungstheorie und verfolgte fast die gleiche biologische Richtung wie sein berühmter Enkel, der gewissermaßen ein Programm ausgeführt hat, welches sein Großvater entwarf und hinterließ. Die Rätsel der Vererbung, der Anpassung, der Schutzmittel von Pflanzen und Tieren, der geschlechtlichen Zuchtwahl, der insektenfressenden Pflanzen, die Analyse der Gemütsbewegungen und sozio-

logischen Triebe ꝛc. finden sich bereits in den Werken des ältern D. besprochen. Er schrieb noch: »Phytonomia, or the philosophy of agriculture and gardening« (1800; deutsch von Hebenstreit, Leipz. 1801, 2 Bde.); »A plan for the conduct of female education etc.« (1797; deutsch bearbeitet von Hufeland: »Anleitung zur Erziehung des weiblichen Geschlechts«, Berl. 1822); »Poetical works« (1806, 3 Bde.). Sein Leben beschrieben Miß Seward (Lond. 1804) und Ch. Darwin mit Krause (Leipz. 1880). Vgl. Cröme, Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände aus Darwins »Botanic garden« (Hamb. 1810).

2) Charles Robert, Enkel des vorigen, Naturforscher, geb. 12. Febr. 1809 zu Shrewsbury als Sohn des Arztes Rob. Waring D., bethätigte seit früher Jugend als eifriger Sammler sein Interesse an der Natur, bezog 1825 die Universität Edinburg, um Medizin zu studieren, wobei ihm seine Abneigung gegen Leichensektionen hinderlich wurde. In der Absicht, sich nunmehr dem Studium der Theologie zu widmen, besuchte er seit 1827 das Christ's College zu Cambridge, woselbst der Botaniker Henslow ihn in seiner Neigung, die Naturwissenschaften zu studieren, bestärkte, und erhielt hier 1831 den ersten akademischen Grad. Durch die Lektüre von Humboldts Werken von Begeisterung für den Besuch tropischer Länder ergriffen, schloß er sich in demselben Jahr der fünfjährigen Expedition des Beagle unter Kapitän R. Fitzroy an, besuchte Brasilien, die Magelhaensstraße, die Westküste Südamerikas und die Inseln der Südsee und kehrte im Oktober 1836 nach England zurück. Seit 1842 lebte er, durch eine von seiner langen Seereise zurückgebliebene Kränklichkeit vielfach in seinem unermüdlichen Arbeitsdrang behindert, sehr eingezogen auf seinem Landsitz (Down bei Beckenham in Kent) und bekleidete hier die Stelle eines Grafschaftsmagistrats. D. hatte auf seiner Erdumseglung ein ungemein reiches Material gesammelt, dessen Verarbeitung ihn lange beschäftigte. Nachdem er 1837—38 eine Reihe von geologischen Arbeiten in verschiedenen wissenschaftlichen Journalen veröffentlicht hatte, deren erste, gleich seiner letzten Arbeit, die geologische Thätigkeit der Regenwürmer betraf, ließ er 1839 das Tagebuch seiner Beobachtungen (»Journal of researches in natural history and geology«) als dritten Teil der von Fitzroy herausgegebenen Beschreibung der Expedition folgen, und 1845 erschien dasselbe Werk selbständig als »Voyage of a naturalist round the world« (deutsch von Dieffenbach, Lond. 1844; neu übersetzt von V. Carus, Stuttg. 1875). Die zoologische Ausbeute der Reise wurde von Owen, Waterhouse, Gould, Bell und Jenyns bearbeitet und, von D. mit einer Einleitung versehen, als »Zoology of the voyage of H. M. S. Beagle« (1840—48, 5 Bde.) herausgegeben. Eine neue Ausgabe erschien 1884 unter dem Titel: »Natural history and geology. Voyage of H. M. S. Beagle«. Hatte schon die 1842 veröffentlichte Schrift über den Bau und die Verbreitung der Korallenriffe (2. Aufl. 1874; deutsch, Stuttg. 1876) neben der zoographischen auch eine geologische Bedeutung als erste plausible Erklärung der Formen und Entstehungsweisen der Korallenriffe gehabt, so waren mehrere andre Arbeiten Darwins ausschließlich der Geologie, vorzüglich Südamerikas, gewidmet. Dahin gehören: »Geological observations on volcanic islands« (1842); »Geological observations on South America« (1846; 2. Aufl., mit dem vorigen, 1876). Als geschickter Zoolog und Paläontograph sowie als glücklicher und gewandter Experimentator zeigte sich D. in seinen Untersuchungen über die Rankenfüßer, von welchen die Ray Society das »Monograph of pedunculated and sessile Cirripedia« (1851 bis 1853, 2 Bde.) veröffentlichte, während in den Schriften der Palaeontographical Society Monographien über fossile Rankenfüßer erschienen. Später folgten Untersuchungen über die Bewegungen der Schlingpflanzen, über den Di- und Trimorphismus von Linum, Lythrum und Primula und über die Befruchtung der Orchideen durch Insekten (»On the various contrivances by which British and foreign orchids are fertilized«, 1862). Alle diese Arbeiten, so wichtig sie an sich auch waren, erscheinen doch nur als Vorstudien zu dem epochemachenden Werk über den Ursprung der Arten (»On the origin of species by means of natural selection«, 1859), welches, bald darauf in fast alle lebenden Kultursprachen übersetzt, den lebhaftesten Widerspruch auf der einen, die begeistertste Zustimmung auf der andern Seite hervorrief, in der Folge aber eine völlige Revolution und neue Epoche für die Naturforschung anbahnte. D. hatte die erste Anregung zur Verfolgung der Frage über den Ursprung der jetzt lebenden Arten des Tier- und Pflanzengeschlechts während seiner Reise um die Welt erhalten, indem ihm gewisse Thatsachen der geographischen Verbreitung organischer Wesen und namentlich die nahe Verwandtschaft gewisser heute lebender Bewohner Südamerikas mit den daselbst in ihren Resten gefundenen ausgestorbenen Tieren aufgefallen waren. Längeres Nachdenken überzeugte ihn, daß diese Thatsachen nur durch die Annahme einer Abstammung der jetzigen, wenn auch vielfach veränderten Lebewesen von den frühern erklärbar seien, und daß somit der damals noch von allen Koryphäen der Naturforschung festgehaltene Lehrsatz von der Konstanz oder Unveränderlichkeit der Arten unhaltbar sei. Er begann nunmehr auf seinem Gut eifrige Studien über die Veränderlichkeit von Haustieren (namentlich Tauben) und Kulturpflanzen unter dem Einfluß der Züchtung anzustellen und mit großer Umsicht die unendlichen Beobachtungsreihen zu sammeln, die für ihre weitgehende Veränderlichkeit Anhaltspunkte lieferten. Es war ihm dabei allmählich klar geworden, daß in der lebenden Natur ein Faktor thätig sein müsse, der, in analoger Weise wie der Einfluß der künstlichen Züchtung wirkend, aus den überall freiwillig entstehenden Varietäten der Tiere und Pflanzen diejenigen mit besondern Charakteren versehenen Formen (Arten) hervorzüchtet, welche die andern überleben. Längst war er überzeugt, dieses Prinzip in der »natürlichen Auslese« durch den »Kampf ums Dasein« (s. Darwinismus) gefunden zu haben, würde aber, seiner Zurückhaltung und Vorsicht gemäß, vielleicht noch lange gezögert haben, seine Ansichten über die lebende Natur öffentlich auszusprechen, wenn er nicht im Sommer 1858, als der Reisende A. R. Wallace ähnliche Ansichten veröffentlichen wollte, durch seine Freunde Lyell und Hooker zur Herausgabe einer ältern, jenen Forschern seit früher bekannten Abhandlung über den Ursprung der Arten und dann seines schon erwähnten Hauptwerkes gedrängt worden wäre. Er bezeichnete es sogleich als einen Vorläufer, dem die ausführenden Kapitel mit den Belegen folgen sollten, und eröffnete die Reihe dieser Spezialwerke mit dem zweibändigen Werk über das »Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustand der Züchtung« (»Variation of animals and plants under domestication«, 1868). Diesem an Thatsachen und Schlüssen ungemein reichhaltigen Werk, welches die Summe seiner einschlägigen Beob-

achtungen zog, ließ er wenige Jahre später das wiederum zweibändige Werk über die »Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl« (»The descent of man and on selection in relation to sex«, 1871) folgen, welches einen neuen Sturm gegen den Verfasser und seine Theorien heraufbeschwor, weil in demselben der bisher außer Betracht gelassene Mensch in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zur übrigen Tierwelt behandelt wurde. Dieselbe Richtung setzte das im folgenden Jahr veröffentlichte Werk über den »Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren« (»Expression of the emotions in men and animals«, 1872) fort, indem auch auf diesem mehr geistigen Gebiet die auffallendsten Beziehungen nachgewiesen wurden. Ein neues Forschungsgebiet eröffnete D. in seinen »Insektenfressenden Pflanzen« (»Insectivorous plants«, 1875), wobei in dem Nachweis der sonderbaren Ernährungsweise dieser Pflanzen von tierischen Stoffen wieder seine Befähigung als Experimentator glänzend hervortritt. Dasselbe gilt von seinem demnächst erschienenen Werk über die »Kreuz- und Selbstbefruchtung der Pflanzen« (»Cross-and self-fertilisation of plants«, 1876), in dem auf Grund höchst ausgedehnter Versuchsreihen der Nachweis erbracht wurde, daß für die meisten Pflanzen Kreuzung vorteilhafter als Selbstbefruchtung sei, ein Nachweis, der die zahlreichen Arbeiten Darwins über den Einfluß der Insekten auf die Kreuzung der Pflanzen zum Abschluß brachte und den betreffenden Abschnitt seines Wirkens krönte. Ein neues, noch in Diskussion befindliches Gebiet eröffnete sein nächstes Werk über das »Bewegungsvermögen der Pflanzen« (»The power of movement in plants«, 1880), und in seinem letzten Werk über die »Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer« (»The formation of vegetable mould by the action of erdworms«, 1881) kehrte er zu einem früh ins Auge gefaßten Lieblingsgegenstand zurück, dem er ein halbes Jahrhundert hindurch seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Immer noch mit neuen Problemen beschäftigt, starb er 19. April 1882 und wurde in der Westminsterabtei bestattet.

Darwins Einfluß auf die Naturforschung ist ein so großer gewesen, daß man ihn mit Vorliebe und gutem Rechte den »Kopernikus oder Newton der organischen Welt« genannt hat. Binnen wenigen Jahrzehnten ist ein Umschwung in den Ansichten, Methoden und Zielen der Naturforscher, vor allen der Zoologen und Botaniker, eingetreten, wie er in der Geschichte der organischen Forschung seinesgleichen nicht hat. Indem D. ferner den Menschen als Glied der lebenden Natur reklamierte, hat er zugleich die Menschenwissenschaften in eine lebendige Berührung und Wechselwirkung mit der Naturwissenschaft gebracht, und die genetische Methode, die Verfolgung des Werdenden und der Entwickelung, um das Gewordene besser zu verstehen, ist das Schibboleth der heterogensten Forschungsgebiete geworden. Er hatte die Freude, den vollständigsten Triumph seiner Lehren zu beobachten, und namentlich in Deutschland fand er das früheste Verständnis und begeisterte Anhängerschaft. Der heftige, anfangs von persönlichen Angriffen nicht freie Kampf seiner Gegner war längst verstummt; auch die rücksichtslosesten unter ihnen wurden durch die milde und versöhnliche Form, in welcher er seine Ansichten verteidigte, entwaffnet. Noch mehr aber gewann er die Geister durch seinen das Fernste verknüpfenden Scharfsinn und seine nie ruhende Vorsicht im Prüfen der eignen Schlüsse, sowie die Herzen durch seine Milde und Gerechtigkeit im Urteil, durch seine Hingebung für die Freunde und durch seine Aufrichtigkeit und Bescheidenheit den eignen Leistungen gegenüber. Eine deutsche Übersetzung von Darwins »Gesammelten Werken«, mit Ausnahme der Monographie über die Cirripeden, besorgte V. Carus (Stuttg. 1875–82, 13 Bde.). Eine Sammlung und Übersetzung von Darwins »Kleinern Schriften« gab E. Krause (Leipz. 1886) heraus. Vgl. E. Krause, Ch. D. und sein Verhältnis zu Deutschland (Leipz. 1885). Eine ausführlichere Biographie bereitet einer seiner Söhne, Francis D., vor.

Darwinismus (Darwinsche Theorie), dasjenige naturphilosophische System, welches Charles Darwin zur Erklärung des Naturlebens in seinem Zusammenhang aufgestellt hat, und welches gegenwärtig von der überwiegenden Mehrzahl der jüngern Naturforscher als die beste bisher gegebene Erklärung der Rätsel des Lebens betrachtet wird. Die Darwinsche Theorie gipfelt in Beweisen für die sogen. Abstammungs- oder Deszendenztheorie (s. d.), die durch sie erst zu dem Rang einer annehmbaren Theorie erhoben wurde. Seit dem Erscheinen des grundlegenden Werkes über die »Entstehung der Arten« (1859) hat dieses System durch seinen Urheber selbst wie durch andre und namentlich durch deutsche Forscher bedeutend an Zuwachs und Festigkeit des Gefüges gewonnen, wovon wir nachstehend nur kurz die Umrisse andeuten können.

Die Grundlagen des D. bilden die drei Erfahrungsthatsachen der Veränderlichkeit, der Vererbungsfähigkeit und der Überproduktion der Lebewesen. Gegenüber dem Linné-Cuvierschen Dogma von der Konstanz der Arten zeigte Darwin zunächst durch sein auf der Reise um die Welt und durch langjährige Beobachtung auf dem Gebiet der Züchtung gewonnenes und außerordentlich reichhaltiges Material, daß die Veränderlichkeit oder das Variationsvermögen der Pflanzen und Tiere viel weiter gehe und eine viel weiter tragende Thatsache sei, als man bisher geglaubt. Die tägliche Erfahrung ergibt, daß die zu einer sogen. Art gerechneten Individuen einander ebensowenig jemals absolut gleichen wie die Glieder einer menschlichen Familie, daß sie vielmehr in größerm oder geringerm Grad einander unähnlich sind, also von dem vermeintlichen Urbild der Art abweichen. Schon die Beobachtung wild lebender Pflanzen und Tiere bestätigt dies, und man hat in allen systematischen Übersichten stets Nebenformen aufführen müssen, welche als klimatische, lokale rc. Varietäten entweder in einen gewissen Bezug zu den umgebenden Bedingungen gesetzt, oder einfach als Vorkommnisse, für die man eine Erklärung nicht weiter suchen zu müssen glaubte, hingenommen wurden. Die Erfahrungen der Tier- und Pflanzenzüchter erweitern diese Beobachtungen namentlich durch den Nachweis, daß kein einziges Organsystem des lebenden Körpers von diesem Variationsvermögen frei ist. Die ungeheure Mannigfaltigkeit unsrer Kulturpflanzen und Haustiere (man denke z. B. an die Spielarten der Gartenblumen und Obstsorten oder an die von Darwin zum besondern Gegenstand seiner Studien gemachten Taubenrassen) bietet selbst bei Anerkennung der Mitwirkung von Hybridationen das ausgiebigste Beweismaterial gegen das Dogma von der Unveränderlichkeit der Art. Die Varietäten aber sind nach Darwins Auffassung nichts andres als beginnende Arten, und es kommt nur darauf an, daß sie sich weit genug von der Stammform entfernen, um als selbständige, neue Arten zu gelten. Die Ursache der meisten Abson-

derungen ist wahrscheinlich in äußern Einwirkungen zu suchen, auf welche jeder Organismus in bestimmter, eigentümlicher Weise reagiert, wie dies schon Etienne Geoffroy de Saint-Hilaire in seinen Darlegungen über den Einfluß des äußern Mittels behauptet hatte. Nur in den seltensten Fällen kann man begreiflich den bedingenden Faktor der Umwandlung und noch seltener die Art seiner Wirkung feststellen, aber einige Beispiele beweisen die Wirksamkeit dieser äußern Einflüsse hinlänglich. So ändern bestimmte Tiere infolge einer abweichenden Nahrung die Farbe, wie z. B. Kanarienvögel durch fortgesetzte Beimischung von spanischem Pfeffer zu ihrer Nahrung eine tief orangerote Färbung annehmen. Anderseits kann man bei gewissen Blattkrebsen bestimmte Formverwandlungen beliebig hervorrufen, indem man den Salzgehalt des Wassers, in welchem sie leben, vermehrt oder vermindert. Einen direkten abändernden Einfluß der Temperatur zeigen gewisse Schmetterlinge, die einen sogen. Saisondimorphismus darbieten, bei denen nämlich aus überwinterten Puppen Schmetterlinge hervorgehen, die durch Färbung und Flügelschnitt von der Sommerbrut sehr verschieden sind. Aber die Winterform kann künstlich im Sommer erzielt werden, wenn die Puppen der Sommerbrut in einen Eiskeller gebracht werden, und dieses Beispiel ist besonders lehrreich, weil es die nachwirkenden Einflüsse der äußern Bedingungen auf alle Lebensperioden erweist. Alle derartigen Änderungen sind in der Regel nicht auf ein Organ oder Organsystem beschränkt, vielmehr sind gewisse Änderungen immer mit solchen in andern Organen verknüpft, wie die Farbe der Haare und der Augen oder die Geweihbildung mit dem Fehlen aller obern Zähne oder der Schneidezähne. Man nennt dieses noch vielfach dunkle Verhalten das Gesetz von den Wechselbeziehungen oder der Korrelation der Organe. Einer der wichtigsten Faktoren ist die schon von Lamarck betonte Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs von Körperteilen (funktionelle Anpassung). Jedermann erinnert sich der kräftigen Arme des Arbeiters, der starken Beine der Tänzer und Fußwanderer. Auf der andern Seite schwinden Organe, die außer Gebrauch gesetzt werden, alsbald dahin, so die Augen der beständig im Finstern lebenden Tiere, die Füße der festwachsenden und die meisten äußern Organe der Schmarotzertiere. Es sind dies Fälle von einer sogen. direkten Anpassung an neue Lebensbedingungen, insofern hier die Variation unmittelbar das Zweckmäßige bewirkt, nämlich Stärkung durch fortgesetzten Gebrauch und Schwund bei aufgehobenem. Am stärksten werden solche äußere umwandelnde Umstände einwirken, wenn ein Organismus in eine völlig neue Umgebung mit sehr veränderten Lebensverhältnissen gebracht wird, z. B. in ein fernes Land. Wir können diesen Einfluß täglich an Europäern studieren, wenn sie nur ein Menschenalter in Nordamerika zugebracht haben, und offenbar wird der verändernde Einfluß der Auswanderung in ferne Länder (Migration) bei Tieren und Pflanzen noch viel größer sein als beim Menschen, der sich vielen Natureinflüssen entzieht. Daher hat auch Moritz Wagner im Gegensatz zur Darwinschen Theorie eine besondere Migrations- oder Separationstheorie aufgestellt, welche die Mannigfaltigkeit der Tier- und Pflanzenwelt aus der räumlichen Trennung der Varietäten oder aus einer direkten Anpassung an überall verschiedene Lebensbedingungen erklären will, so daß jedes Wesen seinen besondern Schöpfungs- oder besser Entstehungsmittelpunkt habe. Das letztere mag richtig sein, aber jedenfalls genügt diese Theorie nicht, um die sogen. Anpassung (s. d.), d. h. die zweckmäßige Ausrüstung der Lebewesen für die neuen Lebensbedingungen, zu erklären. Man kann vernunftgemäß weder annehmen, daß die Kälte der Polarzone weiß gefärbte und dickpelzige Tiere direkt erzeugt habe, noch daß solche Tiere etwa, weil sie aus andern Gründen eine weiße Farbe und einen dicken Pelz erhalten haben, nach der Polarzone ausgewandert wären; die Migration ist eben, wie so viele andre mitwirkende Faktoren, nur eine kompliziertere Veränderungsursache und kann die Befestigung der Variation zuweilen dadurch befördern, daß sie auswandernde abgeänderte Individuen strenger isoliert und dadurch die geschlechtliche Vermischung mit den unverändert gebliebenen Individuen hindert.

Das zweite Hauptprinzip des D. beruht in der Vererbungsfähigkeit der neuerworbenen Eigentümlichkeiten, welche ebenfalls durch zahllose Beobachtungen bestätigt wird und sich zuweilen bis auf willkürlich erzeugte Verstümmelungen erstreckt. Nicht nur finden wir in der Natur konstante Lokalformen von Pflanzen und Tieren, welche diese Vererbungsfähigkeit bestätigen, sondern auch die gesamte Praxis der Züchter beruht auf der genauen Kenntnis und richtigen Anwendung gewisser Gesetze der Erblichkeit (s. d.). Das wichtigste derselben ist, daß eine neuentstandene Variation am sichersten und gewöhnlich sogar befestigt und gesteigert wieder auftreten wird, wenn zwei nach derselben Richtung variierende Individuen miteinander gepaart werden (Inzucht). Anderseits werden Abänderungen wieder verschwinden, wenn durch die Paarung mit unveränderten Individuen die Vererbungskraft der neuerworbenen Eigenschaften durch die stärkere Vererbungstendenz der ältern Eigenschaften überwogen und geschwächt wird. Isolierung wird deshalb die Erhaltung neuer Variationen befördern, ungehinderte Kreuzung, sofern sie den Rückschlag zur Stammform begünstigt (s. Atavismus), sie hindern.

Variabilität und Erblichkeit sind als Thatsachen der Erfahrung nicht zu bestreiten, aber aus ihrem Zusammenwirken ist man noch nicht im stande, die Thatsache der vollendeten Anpassung der neuen Arten an neue Lebensverhältnisse, die Zweckmäßigkeit und gesteigerte Vollkommenheit der Organisation, die uns in der Stufenleiter der Wesen entgegentritt, zu erklären, mögen wir nun bloß die heute lebenden oder auch die ausgestorbenen ins Auge fassen. Von den wunderbaren Erfolgen der künstlichen Züchtung überrascht, fragte sich Darwin, ob nicht auch in der freien Natur ein Verhältnis sich finden möge, welches im stande wäre, eine der auswählenden Thätigkeit des Züchters entsprechende Wirkung zu äußern, indem es die Entstehung bestimmter Varietäten begünstigte. Durch das Studium eines Buches des Nationalökonomen Malthus über die Mißverhältnisse, welche in der menschlichen Gesellschaft durch die starke Bevölkerungszunahme im Gegensatz zu der beschränkten Anzahl der Nährstellen entstehen, wurde Darwin zu der Erkenntnis geführt, daß ein ähnlicher Kampf ums Dasein (struggle for life), wie ihn Malthus unter den Menschen schildert, in sogar noch erhöhtem Maßstab unter den Tieren und Pflanzen wegen ihrer zum Teil ungeheuern Vermehrungsfähigkeit entbrennen und die Folge haben müßte, daß nur die den obwaltenden Lebensverhältnissen am besten entsprechenden Varietäten erhalten werden. Dies Prinzip der sogen. natürlichen Auslese oder natürlichen

Züchtung wurde übrigens gleichzeitig mit Darwin von Wallace zur Erklärung der Wesenmannigfaltigkeit und der Zweckmäßigkeit ihres Baues angewendet (Zuchtwahl- oder Selektionstheorie).

Um die Wirkungsweise der natürlichen Auslese zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Mitbewerbung wegen der Gleichartigkeit der Ansprüche an Boden, Nahrung, Sicherheit gegen Nachstellungen ꝛc. unter den Angehörigen derselben Art am stärksten sein würde, und daß hier geringe körperliche Vorzüge nach der einen oder andern Richtung, z. B. auf einem trocknen Boden und in einer trocknen Jahreszeit das Vermögen, mit etwas weniger Feuchtigkeit auszukommen, oder die Fähigkeit, durch eine bestimmte Färbung den Feinden besser zu entgehen, zum Sieg führen können; es ist das Überleben des Passendsten, wie Herbert Spencer den Vorgang genannt hat. Die vielbewunderte Zweckmäßigkeit des Baues und die vollkommene Anpassung bestimmter Organismen für ihre Lebensverhältnisse sind in dieser Auffassung nichts andres als die Endergebnisse eines allseitigen Variationsvermögens im allgemeinen Konkurrenzkampf; nur das unter den gegebenen Verhältnissen Zweckmäßigste kann gegen seinesgleichen aufkommen und Fortdauer erringen. Einige Beispiele werden die Sache deutlicher machen. Es ist seit langem bekannt, daß sehr viele Tiere in die Farbe ihrer Umgebung gekleidet sind, z. B. die Polartiere in die Farbe des Schnees, die Wüstentiere in ein sandgelbes Gewand; die auf der Erde lebenden Tiere sind häufig grau oder graubunt, die Baumraupen und Frösche grün, viele Seetiere sind beinahe durchsichtig wie Glas. Die Theorie der natürlichen Auslese erklärt, daß sie diese Schutzfarben erlangen konnten, weil auf diese Weise gefärbte Varietäten ihren Feinden am besten entgehen oder die zu ihrer Nahrung dienenden Tiere leichter beschleichen konnten, da sie sich von ihrer Umgebung nicht unterschieden. Bei vielen Tieren ist diese Nachahmung oder Mimikry bis auf die Zeichnung der Rinden oder Blätter ausgedehnt worden, auf denen sie gewöhnlich unbeweglich sitzen, z. B. bei Nachtschmetterlingen, Heuschrecken, Raupen ꝛc. Anderseits findet man sehr viele giftige oder widrig schmeckende und duftende Seetiere, Raupen, Schmetterlinge, Amphibien und Reptilien so lebhaft gefärbt und gezeichnet, daß man sie bereits von weitem von dem Grund, auf welchem sie sitzen, unterscheiden kann. Diese Tiere werden, wie man sich durch den Versuch überzeugen kann, von den Tieren, denen ihresgleichen zur Beute dienen, gemieden; die grell gefärbten und von ihrer Nährpflanze stark abstechenden Raupen werden z. B. nicht von Vögeln angerührt, welche unscheinbar gefärbte Raupen begierig fressen. Man kann daher annehmen, daß es sich hierbei um Trutzfarben handelt, d. h. um Farben, die sich durch die natürliche Auslese zu Warnungssignalen ausgebildet haben, an denen Vögel und andre Insektenfresser gern gemiedene Tiere schon von weitem erkennen. Wallace und Bates haben ferner die Entdeckung gemacht, daß derartige auffällig gekleidete Tiere, welche nur wenig Verfolger besitzen, von andern Arten nach Form und Färbung nachgeahmt werden, so daß sich zwei oder mehrere einander im sonstigen Bau ganz fern stehende Tiere im Aussehen sehr ähnlich werden. Man bezeichnet diese namentlich bei Schmetterlingen, aber oft auch bei andern Insekten, Vögeln und Reptilien beobachtete Erscheinung als Nachahmung geschützter Arten oder Mimikry im engern Sinn.

Was hier in Bezug auf die äußere Färbung mit einigen Worten ausgeführt wurde, bezieht sich aber auch auf den innern Bau, auf die gesamte Organisation, ja auf die Instinkte und Geistesfähigkeiten der Tiere; überall muß die natürliche Auslese das für die bestimmte Lebensweise Zweckmäßigste hervorgebracht haben. Hierher gehören natürlich auch Waffen und Panzer der Tiere, Verstärkungen des Gebisses für besondere Zwecke, Umgestaltungen der Füße zu Lauf-, Scharr-, Greif- und Ruderfüßen, bei den Pflanzen Aussäungsvorrichtungen, welche die möglichste Verbreitung einer Pflanze sichern, ꝛc. Die erlangte Zweckmäßigkeit ist in allen Einzelfällen eine relative, denn eine allen Verhältnissen der einen Lebensweise (z. B. dem Wasserleben) angepaßte Tierart wird in den meisten Fällen für andre Verhältnisse (z. B. für das Leben auf der Erde oder auf Bäumen) sehr unzweckmäßig organisiert erscheinen. Indessen läßt sich unschwer verstehen, wie die Auslese als treibendes Agens auch zu Steigerungen der allgemeinen Leistungsfähigkeit führen, d. h. eine Vervollkommnung der Lebewesen von niedern Stufen zu höhern bewirken konnte. Das hierfür von der Auslese in Bewegung gesetzte Prinzip ist hauptsächlich das der Arbeitsteilung (s. d.). Die Vollkommenheitsstufe eines Lebewesens prägt sich stets am einfachsten dadurch aus, daß sein Körper zur Ausführung der verschiedenartigsten Leistungen immer spezialisierter entwickelte Organe ausgebildet hat. An die Stelle einer gleichartigen, alle Lebensthätigkeiten ausführenden Substanz, wie des Protoplasmas der niedersten Urwesen, treten, wenn wir etwas höher steigen, allmählich Substanzteile, die durch besondere Eigenschaften besondern Leistungen angepaßt sind. Aus gemeinsamen Funktionskreisen löst sich ein Glied nach dem andern, um in höhern, zusammengesetztern Formen durch besondere Teile oder Organe vertreten zu werden. Nicht plötzlich wachsen dabei dem Körper neue Organe zu, sondern es findet meist ein Funktionswechsel statt; die Haut, welche bisher das Allgemeingefühl vermittelte, wird an besondern Stellen empfindlicher für Lichtwirkungen und an andern für Geschmacks- und Geruchsempfindungen; aus der früher nur nebenbei den Gasaustausch vermittelnden Schwimmblase der Fische entstand die Lunge der Lufttiere ꝛc. Es liegt aber auf der Hand, daß solche Spezialisationen von der Auslese begünstigt werden müssen, da durch sie immer mehr Wesen zum Genuß besonderer Nährstellen im Naturhaushalt befähigt wurden, unter denen dann die Konkurrenz stets leistungsfähigere Organisationen schaffen mußte, immer unter der Voraussetzung der, soweit wir sehen, unbegrenzten Variationsfähigkeit. Natürlich darf dieser Fortschritt zu höherer Vollkommenheit nicht wie ein allgemeines Ziel oder wie ein Endzweck betrachtet werden, denn das würde den Thatsachen widersprechen. Wir sehen vielmehr, daß, wenn auch im allgemeinen ein steter Fortschritt zu höhern Organisationen in der Natur seit jeher stattgefunden zu haben scheint, dabei doch auch zahllose Rückschritte und häufig ein tiefes Herabsinken von bereits erlangten Stufen höherer Organisation unter Tieren und Pflanzen stattgefunden hat. Eine Krebsart, die sich im Laufe vieler Generationen daran gewöhnte, auf Kosten andrer Wesen von deren Säften zu leben, konnte dadurch vielleicht gewisse bei der ältern, selbständigen Ernährungsweise stehen gebliebene Geschwister überleben und büßte dabei durch Nichtgebrauch alle Sinnes- und Bewegungsorgane ein, für sie war der Rückschritt vorteilhafter als der Fortschritt, und so haben auf einigen ozeanischen Inseln einige Käfer

und sonstige Insekten, welche das Flugvermögen durch Verlust der Flügel ganz eingebüßt haben, über ihre geflügelten Kollegen das Übergewicht erlangt, wahrscheinlich, weil die fliegenden durch diese Fertigkeit immer wieder in Gefahr gerieten, bei heftigem Wind ins Meer geweht zu werden.

Einen ähnlichen ehemaligen Verlust muß man bei den Zweiflüglern unter den Insekten voraussetzen, denn die meisten andern Insekten haben vier Flügel, und in der That gewahrt man bei genauerm Hinschauen an der Stelle der beiden Hinterflügel zwei kleine Stummel, die in der Entwickelung immer von neuem erscheinenden Überreste der verlornen Organe (rudimentäre Organe). Solchen Beweisen eines in irgend einer Richtung stattgehabten Rückschritts begegnet der aufmerksame Naturbeobachter in großer Anzahl, sowohl bei Pflanzen als bei Tieren. Dahin gehören z. B. die verkümmerten Staubfäden weiblicher Blüten, die Augäpfel völlig blinder Tiere, die Zähne junger Wale, die Schwanzwirbel und Muskeln schwanzloser Wirbeltiere, die Beinstummel fußloser Schlangen und Eidechsen 2c. Diese rudimentären Organe sind weit entfernt, irgendwie nützlich zu sein, ihrem Inhaber zuweilen geradezu schädlich, wie der Blinddarm und die Schilddrüse des Menschen, welche beide ohne ersichtlichen Nutzen unter Umständen Verderben und Krankheit herbeiführen.

Die bisher angedeuteten Hypothesen suchen die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der organischen Bildungen durch mechanische Prinzipien zu erklären. Eine Reihe von Erscheinungen der organischen Natur fallen aber nicht unmittelbar unter den Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, und hier läßt sich alles das zusammenfassen, was die ästhetische Seite der Natur angeht, auf die Schönheit oder Unschönheit der äußern Erscheinung, Farbenpracht, Formenreiz, Duft und Geschmack, Bezug hat. Auch auf dem ästhetischen Gebiet hat Darwin zuerst die Wege des nähern Verständnisses eröffnet und zwar in seinem 1871 erschienenen Buch über die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Er zeigte, daß auch eine zufällig erlangte äußere Schönheitszunahme einem Tier von Nutzen werden könne, sofern bei der Paarung schönere Tiere augenfällig bevorzugt werden und zuerst, bez. allein unter ihresgleichen dazu gelangen, sich fortzupflanzen. In der Regel ist es das männliche Geschlecht, welches auffallende äußere Zieraten erlangt und mit denselben kokettiert, wie z. B. der männliche Pfau, Paradiesvogel, Fasan 2c. Die Weibchen, welche einfacher gefärbt erscheinen, üben eine Wahl aus und verhalten sich der Konkurrenz der Männchen gegenüber wie Preisrichter, die sich selbst als Preis hergeben. In der Regel erwirbt das stärkste Männchen den Preis im Ringkampf, oft besteht aber der Wettkampf nur in einem Entfalten der körperlichen Schönheit oder im Wettgesang vor dem wählenden Weibchen. Da nun die schönern und stärkern Männchen am meisten Aussicht haben, sich fortzupflanzen, so schließt Darwin, daß das unscheinbare Weibchen der Stammform am meisten gleicht, und daß die Schönheit der Männchen allmählich durch geschlechtliche Zuchtwahl entwickelt worden ist. Das Weibchen nimmt vielleicht darum keinen Teil an dieser Verschönerung, weil ihm beim Brüten die größte Unscheinbarkeit zum Schutz gegen seine Feinde nützlich ist. Auch die männlichen Jungen gleichen zuerst stets der Mutter, also der mutmaßlichen Stammform, und erlangen erst im Lauf ihrer fernern Entwickelung jenen auszeichnenden Schmuck des Männchens. Gegen diese Erklärung sind zwar von Wallace und Mantegazza beachtenswerte Einwände erhoben worden, doch haben dieselben keine wahrscheinlichere Theorie zur Erklärung der Steigerung geschlechtlicher Zieraten an deren Stelle zu setzen gewußt.

Durch eine ähnliche Betrachtungsweise hat man auch die Schönheit und den Wohlgeruch der Blumen nach mechanischen Prinzipien aus einem Züchtungsprozeß hergeleitet, bei welchem die dem Blumenstaub und dem Honig nachgehenden Insekten als die Züchter anzusehen sind, welche die durch Größe, Farbenschönheit oder Wohlgeruch ausgezeichneten Blüten, weil sich dieselben ihnen schon aus einiger Entfernung sichtbar machten, bevorzugten und, indem sie zu ihrer Befruchtung und Fortpflanzung beitrugen, die Steigerung ihrer Anziehungskraft bewirken konnten. Auch auf diesem von teleologischem Standpunkt schon im vorigen Jahrhundert durch Kölreuter und Sprengel bearbeiteten Feld wirkten Darwins Arbeiten bahnbrechend, und er zeigte zunächst an den Orchideen, daß sich hierbei die innigsten Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Insekten herausgebildet haben, und daß die Kreuzung der Blüten mit fremdem Pollen, wie sie die Insekten bewirken, für die Nachkommenschaft von Vorteil ist, indem die Samen kräftiger ausfallen als bei Selbstbefruchtung. Kann man sich nun erklären, wie sich aus den ältern Gewächsen mit unscheinbaren Blüten, die der Wind befruchtete, solche mit farbenreichen und duftenden Blüten entwickelt haben, so haben Darwins Arbeiten auch den Schlüssel für viele andre Umbildungen des Pflanzenreichs gegeben, z. B. für die Entstehung der besondern Wachstumsart der Kletterpflanzen und für die abnorme Ernährungsweise der insektenfressenden Pflanzen. Schon sein Großvater hatte darauf hingewiesen, daß viele Pflanzen die Fähigkeit erlangt haben, sich durch Dornen, Nesselhaare, Harzausschwitzungen, scharfe Öle und Giftstoffe gegen die Angriffe unerwünschter Gäste, die nichts zu ihrer Fortpflanzung beitragen, zu schützen, und auch hier haben sich höchst merkwürdige Wechselbeziehungen entwickelt, indem z. B. manche Gewächse durch Ameisen, denen sie Unterkunft und Honignahrung gewähren, vor dem Besuch andrer, ihr Laub verzehrender Insekten geschützt werden. Auf diesem die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren behandelnden Gebiet haben namentlich Fritz und Hermann Müller, Delpino, Kerner die Erkenntnis beträchtlich erweitert.

Man begreift ohne Mühe, wie durch die zahllosen Wechselbeziehungen der lebenden Natur, unter dem regelnden Einfluß der natürlichen Auslese und geschlechtlichen Zuchtwahl im Lauf unübersehbarer Zeiträume vielleicht aus sehr geringen Anfängen jene ungeheure Mannigfaltigkeit der Pflanzen- und Tierformen, die wir bewundern, entwickelt worden sein kann. Erst dadurch wird das natürliche System der Pflanzen und Tiere, bei denen man schon längst von Verwandtschaftsbeziehungen und natürlichen Familien sprach, verständlicher, und das ganze Reich des Lebens löst sich in wenige Hauptstämme, von denen sich unter Einordnung der ausgestorbenen, fossilen Formen die andern ableiten lassen, kurz das Gesamtsystem wird ein genealogisches, und die heute lebenden Arten lassen sich als die letzten grünenden Verzweigungen von Ästen verstehen, deren Stämme und Wurzeln in der grauesten Vorzeit ruhen. Die Gattungen lassen sich dann ebenso den Hauptzweigen, die Familien und Ordnungen den Nebenästen und die Klassen den Hauptästen am Stamm

des Lebens vergleichen, und so wird die immer entferntere Formenverwandtschaft der einzelnen höhern Gruppen verständlicher, als sie jemals war. Bei der Aufsuchung dieser Verwandtschaften ist vor allem die Gleichwertigkeit (Homologie) der Teile blutsverwandter Tiere maßgebend, und man darf sich nicht von bloßen, durch ähnliche Lebensverhältnisse und Mimikry, also durch Vorgänge, die man unter dem Namen der konvergenten Züchtung zusammenfaßt, erzeugten Analogien täuschen lassen. So ist die Ähnlichkeit der äußern Körpergestalt bei Regenwürmern, Blindwühlern u. Schlangen durch die gleiche Lebensweise und nicht durch Blutsverwandtschaft bedingt, und Schmarotzerpflanzen der verschiedensten Klassen nehmen eine gewisse Ähnlichkeit miteinander an, indem die Blätter sich zurückbilden und die Chlorophyllbildung unterbleibt. Hierbei bleibt vor allem die Entwickelungsgeschichte maßgebend, indem die Homologie der Bildungen früh hervortritt, während die durch konvergente Züchtung hervorgebrachten Analogien zweier Tiere meist erst ganz zuletzt hervortreten. Erschwert wird die Aneinanderreihung der zu einander gehörigen Formen dadurch, daß zahlreiche Zwischen- und Übergangsformen im Lauf der Zeiten ausgestorben sind, so daß wir im glücklichsten Fall hoffen dürfen, diese die Lücken des Systems ausfüllenden Formen im fossilen Zustand zu finden. Sehr viele solcher Lücken, die noch vorhanden waren, als Darwin seine diesbezügliche Ansicht vom natürlichen System aufstellte, sind inzwischen bereits ausgefüllt worden, so z. B. die tiefe Kluft, welche ehemals die Vögel von den übrigen Wirbeltieren trennte, durch die Auffindung der Archaeopteryx und der gezahnten Vögel.

Die Stärke und der Wert des D. beruht in der schon von Kant geforderten mechanischen Erklärung der organischen Natur, durch welche gezeigt werden soll, wie alle Organismen und ihr zweckmäßiger Bau im Lauf einer langen Entwickelung allmählich geworden sein können, also in dem Ersatz der vorher geplanten Zweckmäßigkeit durch die gewordene Zweckmäßigkeit, weil sich nur das unter den gegebenen Verhältnissen Zweckmäßigste erhalten konnte. Der hierin gegebenen Bekämpfung des teleologischen Prinzips verdankt der D. einerseits seine Bedeutung für die Philosophie, anderseits die vielfachen Angriffe von seiten der Theologen und teleologischen Naturforscher. Aber nicht weniger wichtig als die Erklärung des Zweckmäßigen ist die des Unzweckmäßigen und Bösen in der Natur, deren Dasein man sonst nur durch viele Winkelzüge, oder indem man sie einem bösen Prinzip zuschrieb, zu erklären wußte. Sie erklären sich aber sehr leicht, wenn wir bedenken, daß sich die durch die natürliche Auslese erlangte Zweckmäßigkeit immer nur auf das betreffende Wesen und seine Lebensweise selbst beziehen kann, also unter Umständen nicht ausschließen, ja eher dahin drängen wird, dasselbe den übrigen Lebewesen möglichst gefährlich zu machen. Das Raubtiergebiß, der Giftzahn der Schlangen, das Gift vieler Pflanzen sind solche Errungenschaften. Dadurch, daß er aus demselben Prinzip die relative Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit, also z. B. auch die der rudimentären Organe, erklärte, wurde Darwin jener Newton der organischen Welt, den noch Kant erwartete. Eine besondere Lehre zur Erklärung unzweckmäßiger Bildungen (Dysteleologie) hat sich nach dieser Richtung ausgebildet.

Eine solche philosophische Bewegung mußte bald bedeutende Dimensionen annehmen und eine Menge wissenschaftlicher Gebiete in Mitleidenschaft ziehen. Ein festeres Gefüge empfing der D. zuerst durch das organisatorische Talent Häckels, welcher ihm in mehreren populären Schriften die Gestalt eines abgerundeten naturphilosophischen Systems gab. Während Darwin in seinem grundlegenden Werk mehrere erschaffene niedere Formen angenommen und den Menschen vorläufig außer Betracht gelassen, behandelte Häckel in seiner »Generellen Morphologie« (1866) bereits alle Organismen von demselben Gesichtspunkt, indem er die niedersten Urwesen oder Protisten als durch freiwillige Entstehung (generatio aequivoca) hervorgegangen annahm und von ihnen, wie von einer gemeinsamen Wurzel, einerseits das Pflanzenreich und anderseits das Tierreich ableitete und das Menschengeschlecht als einen besonders weit entwickelten Zweig des letztern hinstellte. Infolge dieser genealogischen Betrachtungsweise der lebenden Natur wurde Häckel zum Entwerfen von sogen. Stammbäumen sowohl für die Gesamtheit als für die einzelnen Abteilungen veranlaßt, die zunächst nichts sein können und sein sollen als Forschungsprogramme oder Fragebogen, deren Bestätigung oder anderweite Ergänzung der Weiterforschung anheimgestellt wird. Ferner stützte er die Entwickelungstheorie durch den Hinweis auf die Entwickelung des Einzelwesens, weil sich hier oftmals der Parallelismus mit der Entwickelung der Klasse, Gattung und Art aufdrängt. Schon in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts hatten die Embryologen auf diesen Parallelismus hingewiesen (s. Entwickelungsgeschichte), durch welchen man z. B. aus dem Auftreten der Kiemenspalten bei den Embryonen höherer Wirbeltiere auf die Abstammung derselben von Kiementieren geschlossen hatte. Durch Huxley, Fritz Müller und Häckel wurde der Nachweis geführt, daß die individuelle Entwickelungsgeschichte einer Art (Ontogenie) in vielen Fällen ein getreues Nachbild der Geschichte ihres Stammes (Phylogenie) sei, und als sogen. biogenetisches Grundgesetz (s. Entwickelungsgeschichte) von Häckel formuliert. Die Entwickelungsgeschichte wurde so zum Beweismittel der Darwinschen Theorie und konnte in gewissen Fällen sogar als Wegweiser zur Ermittelung der natürlichen Verwandtschaften und der Abstammung dienen. Eine solche Gelegenheit trat bei der Entdeckung Kowalewskys über die übereinstimmende Entwickelung der Seescheiden und des Lanzetttiers (Amphioxus) ein, durch welche zuerst eine Anknüpfung des Stammes der Wirbeltiere mit den niedern Tieren und speziell mit den Würmern angedeutet wurde. Bei den Larven verschiedener Seescheiden wurden nämlich Andeutungen der Chorda oder des Rückenstabes, eines embryonischen Organs der Wirbeltiere, entdeckt, die dort in der weitern Entwickelung durch Rückbildung wieder verschwinden (s. Entartung) und Häckel zur Aufstellung einer besondern ausgestorbenen Mittelklasse zwischen Wirbeltieren und Wirbellosen führten, die als Chordatiere, Chordonier oder Rückenstrangtiere bezeichnet wurden. Eine ähnliche Rekonstruktion versuchte Häckel bald danach auf eine gemeinsame Larvenform der meisten echten Tiere, der Darmlarve oder Gastrula, indem er eine ihr ähnliche selbständige Tierform, die Gastraea, als die gemeinsame Stammform aller eigentlichen Tiere bezeichnete, in seiner viel angefochtenen Gasträatheorie (s. Entwickelungsgeschichte). Das Studium der Entwickelungsgeschichte ist so zu einer sehr fruchtbaren Disziplin geworden, besonders in den Arbeiten von Häckel, Fritz Müller, Weismann, O. Schmidt, Balfour u. a.

Eine ähnliche Befruchtung erfuhr das Studium der vergleichenden Anatomie und der Paläontologie durch die neuen Gesichtspunkte des D. Auf dem Gebiet der erstern haben insbesondere die Arbeiten von Gegenbaur, Huxley und Kowalewsky die Erkenntnis der natürlichen Verwandtschaft und der Beziehungen der einzelnen Gruppen zu einander gefördert; die klassischen Untersuchungen des erstern erwiesen die Homologie der Teile aller zu einer und derselben Abteilung gehörigen Tiere, zumal der Knochen des Schädels, Rumpfes und der Extremitäten aller höhern und niedern Wirbeltiere. Huxley wies unter anderm die völlige Übereinstimmung des Körperbaues bei Affen und Menschen bis in die kleinsten Details des Gehirn- und Gliederbaues nach und arbeitete so den Werken Darwins und Häckels über die Abstammung des Menschen vor, deren Erscheinung die Theorie krönte, aber natürlich einen großen Sturm hervorrief. Beiläufig mag hier bemerkt werden, daß weder von Huxley, Darwin oder Häckel noch von irgend einem unterrichteten Darwinisten jemals die ihnen von ununterrichteten Gegnern zugeschriebene Ansicht ausgesprochen worden ist, daß der Mensch vom Gorilla oder von sonst einem heute lebenden anthropoiden Affen abstamme; es ist vielmehr stets von ihnen hervorgehoben worden, daß dieselben mit dem Menschen nur die Spitzen divergierender Zweige eines gemeinschaftlichen Stammes sein könnten, der auf einen gemeinsamen Urzeuger zurückführe. Es handelt sich also nach darwinistischen Ansichten hier um Vetterschaft, nicht um Ahnenschaft.

Sehr wichtige Unterstützungen hat der D. durch den paläontologischen Nachweis einerseits von sogen. Übergangsformen, die jetzt getrennt erscheinende Tier- und Pflanzenabteilungen verbinden, wie z. B. der schon erwähnte Urvogel (Archaeopteryx), anderseits durch Auffindung ganzer Reihen ineinander übergehender und der Zeitfolge entsprechend nacheinander auftretender Tiere erhalten. Vor allem wichtig ist der paläontologische Nachweis, daß in allen Abteilungen einfacher organisierte Lebensformen den höher stehenden in strenger Stufenfolge vorausgegangen sind. So begannen im Pflanzenreich Algen, Farne, Schafthalme und Lykopodiaceen, d. h. Pflanzen ohne Blüten- und Samenbildung, die Reihe, es folgten die Ursamenpflanzen, zu denen Nadelhölzer und Cykadeen gehörten, und erst dann traten die höhern, Blumen tragenden Gewächse auf die Schaubühne; im Tierreich erschienen nacheinander wirbellose Tiere, Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugetiere. Auch in jeder Unterabteilung gingen, soweit es sich irgend übersehen läßt, einfacher gebaute Formen den höher stehenden voraus, so unter den Säugern die Beuteltiere, während der Mensch sich erst in den jüngsten Schichten fossil findet. Bei einzelnen Tieren konnte die Umwandlung durch zahlreiche Zwischenformen, die sich zu mehr oder weniger lückenlosen Reihen verbinden lassen, verfolgt werden. Eins der lehrreichsten Beispiele hierfür bietet eine Süßwasserschnecke (Planorbis multiformis), von welcher Hilgendorf 1866 einen vollständigen Stammbaum mit mehreren divergierenden Ästen im Steinheimer Süßwasserkalk nachweisen konnte. Ähnliche lückenlose Reihen sind von andern Forschern bei Trilobiten, Brachiopoden, Ammoniten und andern Tieren beschrieben worden. Das größte Aufsehen in dieser Richtung haben die Untersuchungen über die fossilen Säugetiere, namentlich über die fossilen Pferde und andre Huftiere, von Rütimeyer, Kowalewsky, Huxley, Marsh u. a. erregt. Durch mehr als ein halbes Hundert Arten, von denen die meisten in Nordamerika gefunden worden sind, hat sich der Stammbaum des Pferdes bis in die frühste Eocänzeit zurück verfolgen lassen. Schritt für Schritt zeigen die fossilen Gattungen Eohippus, Orohippus, Mesohippus, Miohippus, Pliohippus, Protohippus und Hipparion, wie aus einem kleinen fünfzehigen Huftier, nicht größer als ein Fuchs, durch lauter allmähliche Übergänge das Einhufergeschlecht hervorgegangen ist; die Verkümmerung der Seitenzehen, die Umbildung der Bein- und Armknochen, die Veränderung des Gebisses, das Wachstum des Gehirns und alle andern im Skelett ausgedrückten Veränderungen während dieses ungeheuern Zeitraums haben sich paläontologisch nachweisen lassen, so daß hier ein Beweis für die Wahrheit der Deszendenztheorie vorliegt, wie er nicht bündiger verlangt werden kann. Überhaupt ist in den letzten Jahren durch die Untersuchungen französischer, englischer, deutscher und namentlich amerikanischer Paläontologen der Stammbaum zahlreicher Tiere, deren ältere Reste in Europa selten sind, aufgehellt worden, so namentlich derjenige der Raubtiere, Nashörner, Schweine, Hirsche, der kamelartigen Tiere und andrer Wiederkäuer.

Eine der nächsten Folgen der Erstarkung des D. war, daß er eine Reihe andrer Wissenschaften in seine Kreise zog. In der Geologie hatte Lyell bereits das Prinzip der allmählichen Entwickelung gegenüber der Katastrophentheorie zur vollsten Geltung gebracht. Du Prel wandte die Lehre vom Kampf ums Dasein mit Glück auf die Astronomie an, indem er zeigte, daß die verschlungenen Bahnen der Weltkörper so lange Eliminationen bewirken mußten, bis für die übrigbleibenden völlig freie Bahn geschaffen wurde. Die Medizin beginnt namentlich in neuester Zeit in der Lehre von den Infektionskrankheiten von darwinistischen Betrachtungen über die Formwandlungen der Krankheitspilze und ihre Anpassung an verschiedene Lebensweise Nutzen zu ziehen und darwinistische Erklärung der Ansteckung, Immunität &c. zu versuchen. Nägeli, Pasteur und andre Forscher haben auf diesem Gebiet bemerkenswerte Erfolge erzielt. Selbst die Chemie blieb nicht unberührt, sofern Pfaundler u. a. zeigten, daß auch unter den Elementarstoffen und Verbindungen von einem Kampf ums Dasein gesprochen werden müsse. Der folgenschwerste und bedeutungsvollste Akt dieser Übertragung der das ganze Weltall beherrschenden Naturgesetze auf die Entwickelungserscheinungen des Alls bestand aber offenbar darin, daß, wie einst die Erde durch Kopernikus aus ihrer Mittelpunktsstellung geworfen wurde, nunmehr der Mensch selbst, der bisher eine Ausnahmestellung einzunehmen gewillt war und als über der Natur stehend namentlich in seinem geistigen Leben betrachtet worden war, als ein zugehöriger Teil des Ganzen reklamiert und mitten in die Natur hinein versetzt wurde. Damit zog der D. auch die Geisteswissenschaften in seine Kreise, und es begann nun eine nie vorher dagewesene Wechselwirkung zwischen den sogen. objektiven und den subjektiven Wissenschaften; alle boten Berührungspunkte, und ihre Bearbeitung vom entwickelungsgeschichtlichen Standpunkt hat auf manche derselben ein ganz überraschendes Licht geworfen. In diesem Sinn zeigt sich die Menschenhistorie mit allen ihren Verzweigungen als ein Glied der allgemeinen Naturhistorie, und die Naturgeschichte rechtfertigt damit erst wirklich ihren Namen, indem sie sich als wirklich historische Wissenschaft entpuppt. Die Geschichtswissenschaft, soweit sie den Menschen und seine geistigen Kräfte und Lei-

stungen betrifft, wird durch eine »Vorgeschichte« ergänzt, und die »Vorgeschichte des Menschen« findet wiederum in einer Entwickelungsgeschichte der Erde, des Sonnensystems und des Weltalls ihre ergänzende Vorgeschichte, wobei immer dieselben treibenden Kräfte und dieselben regelnden Gesetze der Entwickelung zu Grunde gelegt werden.

Sofern die Durchforschung der jüngern Erdschichten das hohe Alter des Menschengeschlechts durch echt fossile Funde längst bestätigt hat, und da die vorhistorischen Forschungen zahlreiche Anhaltspunkte für die Entwickelung des Menschen aus niedern, tierähnlichen Zuständen beibrachten, sind Anthropologie und Ethnologie alsbald nach darwinistischen Grundsätzen behandelt worden. Hier gingen ältere französische und englische Forscher voran, wie Boucher de Perthes, Christie, Lartet, Lyell, Lubbock, Tylor, Spencer u. a., während die deutschen Gelehrten, wie Bastian, Virchow u. a., vielfach einen antidarwinistischen Standpunkt einnehmen. Inzwischen sind jedoch die Erfolge der von entwickelungsgeschichtlichen Prinzipien ausgehenden Forscher in der Erklärung der menschlichen Zustände, z. B. hinsichtlich des Ursprungs der Sprache und der Gefühlsäußerungen, der Sitten und Gebräuche, der Gesetze und Religionssysteme, der Gesellschaftsbildungen und Verträge, der Fähigkeiten und Kunstfertigkeiten, so schlagend ans Licht getreten, daß die Frage, welche Richtung auf diesem Gebiet siegreich sein werde, kaum mehr zweifelhaft erscheinen kann. Was den Ausdruck der menschlichen Gemütsbewegungen durch Mienenspiel und Gesten betrifft, so hat auch auf diesem anscheinend fernab liegenden Gebiet Darwin 1872 den ersten sichern Grund gelegt, indem er zeigte, daß unter den höhern Tieren, wie unter den Menschen selbst, eine übereinstimmende Physiognomik entwickelt ist, um die Grundempfindungen, wie Freude, Schmerz, Anhänglichkeit, Furcht, Schrecken, Zorn etc., auszudrücken. Auf dieser Grundlage haben dann Wundt, Preyer u. a. weitergebaut und den Grund zu einer Lehre von einer Entstehung der Instinkte und des Geistes (Psychogenesis, s. d.) gelegt. Was den Ursprung des sprachlichen Ausdrucks der Empfindungen und Gedanken betrifft, so haben über die körperliche Anlage besonders Jäger und Preyer fruchtbare Gedanken entwickelt. Die Bildung der Begriffe und die Weiterentwickelung der Sprache im mehr oder weniger entschieden darwinistischen Sinn haben besonders Pictet, Geiger, Steinthal, Schleicher, Bleek, Whitney u. a. zu ihrer Aufgabe gemacht und dabei gezeigt, daß sich die Wortformen sowohl als die verschiedenen Sprachen vielfach ganz ähnlich entwickelt, verbreitet und verdrängt haben wie die lebendigen Organismen. Für eine darwinistische Behandlung der Psychologie ist eine materielle Unterlage geschaffen worden, seitdem Hitzig, Fritsch, Ferriar, Munck u. a. die Übereinstimmung der menschlichen mit den tierischen Gehirnfunktionen experimentell nachgewiesen haben, und wie es im menschlichen Gehirn ein besonderes Organ für die Sprache gibt, so nehmen die meisten neuern Psychologen an, daß sich das Denkvermögen und die Fähigkeit, abstrakte Vorstellungen und Begriffe zu bilden, Hand in Hand mit der Sprache entwickelt haben müssen. Das Verhältnis zu den Sinneseindrücken ist namentlich durch Helmholtz, die physische Grundlage durch Meynert, Bain und Maudsley, die Funktion des Gedächtnisses durch Hering, die allgemeine Psychologie durch Horwicz und Spencer bearbeitet worden. Die hierher gehörigen Betrachtungen berühren sich mit denen über das Verhältnis der Ethik und Philosophie zum D., und in beiden Gebieten hat man auf Spinoza zurückgegriffen und die hier auftretenden Fragen im monistischen Sinn zu lösen gesucht. Der Monismus nimmt nicht nur die Einheit von Geist und Materie, sondern auch eine gleichmäßig fortschreitende Entwickelung beider an, und in diesem Sinn haben Carneri, Noiré, Wundt, Caspari sowie neuerdings Frohschammer und Häckel die einschlägigen Fragen zu lösen gesucht. Die Kulturgeschichte vom darwinistischen Standpunkt ist außer von den oben genannten englischen Forschern, die vom ethnologischen Standpunkt ausgehen und die Zustände der wilden Völker zur lehrreichen Vergleichung heranziehen, in mehr historisch-kritischer Richtung von Hellwald, auf psychologischer Grundlage mit besonderer Rücksicht auf Mythologie und Entwickelung der religiösen Vorstellungen von Caspari, Twesten, Lang, Strauß u. a. behandelt worden. Die Gesellschaftswissenschaften und Politik haben unter andern Bagehot, Spencer, Lilienfeld in diesem Sinn betrachtet, die Rechtswissenschaften Post und Fick, die Medizin Kühne u. a., so daß beinahe kein Gebiet des menschlichen Forschens und Denkens von dieser bedeutenden Geistesbewegung unberührt geblieben ist. Den einenden Mittelpunkt aber, in welchem sich alle diese Wissenschaften und Bestrebungen zusammenfinden, bildet der befruchtende Gedanke, daß der Mensch mit allem seinen Denken und Empfinden, mit allem seinen Können und seinen Einrichtungen ein Gewordenes ist, wie die gesamte Natur.

Vgl. Ch. Darwin, Gesammelte Werke (deutsch von Carus, Stuttg. 1875–82, 13 Bde.); Derselbe, Kleinere Schriften (hrsg. von Krause, Leipz. 1886); Wallace, Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl (deutsch von A. B. Meyer, Erlang. 1870); Häckel, Generelle Morphologie (Berl. 1866, 2 Bde.); Fritz Müller, Für Darwin (Leipz. 1864); Weismann, Studien zur Deszendenztheorie (das. 1875–76, 2 Tle.). Mehr darstellend sind: Häckel, Schöpfungsgeschichte (7. Aufl., Berl. 1879); G. Jäger, Die Darwinsche Theorie (Wien 1869); Seidlitz, Die Darwinsche Theorie (2. Aufl., Leipz. 1875, mit ausführlichen Litteraturangaben); O. Schmidt, Deszendenzlehre und D. (2. Aufl., das. 1875); Spencer, Prinzipien der Biologie (deutsch, Stuttg. 1876). Ganz populär gehalten sind: Büchner, Sechs Vorlesungen über die Darwinsche Theorie (4. Aufl., Leipz. 1876); Ratzel, Sein und Werden der organischen Welt (das. 1869); Dodel, Die neuere Schöpfungsgeschichte (das. 1875); Carus Sterne, Werden und Vergehen (3. Aufl., Berl. 1885). Über die Stellung des Menschen in naturhistorischer Beziehung handeln insbesondere: Huxley, Zeugnisse für die Stellung des Menschen (deutsch von Carus, Braunschw. 1863); Häckel, Anthropogenie (3. Aufl., Leipz. 1877); Lyell, Das Alter des Menschengeschlechts (deutsch von Büchner, 2. Aufl., das. 1874). Von den gegnerischen Schriften seien hervorgehoben: Wigand, Der D. (Braunschw. 1873–76, 3 Bde.), und v. Baer, Studien aus dem Gebiet der Naturwissenschaften (Petersb. 1876). Die Einwürfe des erstern sind von Jäger (»In Sachen Darwins contra Wigand«, Stuttg. 1874), die des letztern, welche sich nur gegen einzelne Punkte wenden, von Seidlitz (»Beiträge zur Deszendenztheorie«, Leipz. 1876) zurückgewiesen worden. Vielfach abweichende Ansichten erörtert C. v. Nägeli, Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre (Münch. 1884). Seit 1877 vertritt den D. eine besondere Monatsschrift: »Kosmos« (Stuttg.).

Dasa, Volk in Nordafrika, s. Tibbu.

Daschkow, Katharina Romanowna, Fürstin, Tochter des russischen Generals Grafen Woronzow, geb. 28. März 1743 zu Petersburg, ward im Alter von 15 Jahren mit dem Fürsten D. vermählt, verlor aber schon nach drei Jahren ihren Gatten und ward 1762 Staatsdame der Kaiserin Katharina II. Sie hatte hervorragenden Anteil an der Verschwörung gegen Peter III. und trug wesentlich zur Thronbesteigung Katharinas bei. Sie fiel bald darauf in Ungnade, ward nach Moskau verwiesen, verließ nach einiger Zeit Rußland und trat mit Voltaire und den französischen Encyklopädisten in Verbindung. Später nach Petersburg zurückgerufen, trug sie viel zu den Fortschritten der Aufklärung in Rußland bei, versah seit 1783—96 den Posten eines Direktors der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und eines Präsidenten der von ihr 1783 gegründeten russischen Akademie (jetzigen zweiten Abteilung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften), war Mitglied vieler auswärtiger gelehrter Gesellschaften und thätige Mitarbeiterin an dem Wörterbuch der russischen Akademie, welches unter ihrem Vorsitz zu Ende gebracht ward. Auch schrieb sie verschiedenes, z. B. Lustspiele und kleine Dramen in russischer Sprache, und gab 1783—85 eine Zeitschrift heraus unter dem Titel: »Der Gesprächsgenosse der Freunde der russischen Litteratur«. Die Hauptmitarbeiterin war Katharina. Auf Befehl Kaiser Pauls mußte sie eine Zeitlang auf einem ihr gehörenden, in einer Wildnis gelegenen Bauerngut leben. Sie starb 4. (16.) Jan. 1810 in Petersburg. Ihre Memoiren wurden englisch herausgegeben von Mistreß Bradford (Lond. 1840, 2 Bde.), russisch von A. Herzen (1856; neue Ausg., Leipz. 1876), deutsch Hamburg 1857, 2 Bde.

Daschkowa, Flecken im russ. Gouvernement Mohilew, Kreis Staryi-Bychow, am Dnjepr, mit etwa 1000 Einw. Hier 10. Juli 1812 siegreiches Treffen der Russen unter Rajewsky gegen die Franzosen unter Davoût.

Dase, Johann Martin Zacharias, Schnellrechner, geb. 23. Juni 1824 zu Hamburg, zeigte schon in seiner Jugend eine leidenschaftliche Vorliebe für das Rechnen und widmete der Übung darin fast jede freie Stunde. Seit 1839 gab er öffentliche Produktionen als Rechenkünstler in den Hauptstädten Deutschlands, überall durch sein Talent Bewunderung erregend. So multiplizierte er in Wien eine 40ziffrige Zahl mit einer andern 40ziffrigen in 40 Minuten, in Wiesbaden eine 60ziffrige mit einer andern 60ziffrigen in 2 Stunden 59 Minuten bei lebhafter Unterhaltung der Gesellschaft und zog in München die Quadratwurzel aus einer 60ziffrigen Zahl in 20 Minuten und eine aus einer 100ziffrigen in 52 Minuten aus. Er starb 11. Sept. 1861 in Hamburg. D. schrieb: »Tafeln der natürlichen Logarithmen der Zahlen« (Wien 1850) und »Der Kreisumfang für den Durchmesser 1, auf 200 Dezimalstellen berechnet« (in Crelles »Journal für Mathematik« 1844).

Dasent, Sir George Webbe, engl. Gelehrter, geb. 1818 auf der Insel St. Vincent, ward am King's College zu London und in Oxford gebildet und 1852 Advokat am Middle Temple zu London. Er war auch eine Zeitlang Hilfsredakteur der »Times«, ward im Februar 1870 von der Regierung zum Mitglied der obersten Prüfungskommission (Civil Service Commissioner) ernannt und erhielt 1876 die Ritterwürde. D. gehört zu den gründlichsten Kennern des Nordischen, insbesondere des Isländischen. Unter seinen Arbeiten auf diesem Gebiet sind zu nennen: die Übersetzung der jüngern Edda (1842); »Theophilus Eutychianus, from the original Greek in Icelandic, Low German and other languages« (1845); »The Norsemen in Iceland« (1858); »Popular tales from the Norse« (1859, 3. Aufl. 1864); »The story of Burnt Njal« (1861); »The story of Gisli the outlaw« (1866); »The Vikings of the Baltic, a tale of the X. century« (1875, 3 Bde.; die Geschichte der Jomswikinger behandelnd). Nebenbei hat er sich auch im Roman versucht mit: »Annals of an eventful life« (5. Aufl. 1870), »Three to one« (1872) und »Half a life« (1874). Eine Sammlung seiner Essays veröffentlichte er 1873 unter dem Titel: »Jest and earnest«.

Dash (spr. dasch oder däsch), eigentlich Gabrielle Anna Cisterne de Courtiras, Vicomtesse de Saint-Mars, gewöhnlich Gräfin von D. genannt, franz. Romanschriftstellerin, geb. 2. Aug. 1804 zu Poitiers als Tochter einer angesehenen und reichen adligen Familie, verheiratete sich sehr früh und widmete sich, nach dem Verlust ihres Vermögens, der schriftstellerischen Thätigkeit. Sie lieferte mehrmals im Lauf eines Jahrs 5—6 Romane. Ihre Stoffe sind beinahe ausschließlich der vornehmen oder doch der vornehm thuenden Welt entnommen und besonders deren Verirrungen in der Liebe mit einer nichts weniger als weiblichen, aber doch nicht ungraziösen Offenheit bloßgelegt. Man braucht nur die Titel einzelner dieser (auch ins Deutsche übersetzten) Romane, wie: »Les amours de Bussy-Rabutin« (1850), »La pomme d'Ève« (1853), »Les galanteries de la cour de Louis XV« (1861), »Les derniers amours de Mad. Dubarry« (1864), »Comment tombent les femmes« (1867), »Les aventures d'une jeune mariée« (1870) 2c., zu nennen, um erraten zu lassen, wes Geistes Kinder hier vorliegen. D. starb 11. Sept. 1872.

Dasjespiß (Dassepiß, Dassipiß), s. Klippschliefer.

Dasra und Nasatja, s. Açvin.

Dassätine, s. Deßjätina.

Dassel, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Hildesheim, Kreis Einbeck, am Solling und unweit der Ilme, 152 m ü. M., durch Zweigbahn mit Salzderhelden verbunden, hat eine große Eisenhütte, Steinbrüche (Steinplatten) und Kalksteinbrüche und (1880) 1580 meist evang. Einwohner. D., schon 920 erwähnt, war der Sitz sächsischer Dynasten, von denen die Raugrafen von D. abstammten. In nächster Nähe das Remontedepot Erichsburg und die Burgruine Hunnesrück.

Dassel, Grafen (Raugrafen) von, altes sächs. Geschlecht, dem Rang nach die zweite der zwölf Grafenfamilien, aus denen die Sachsen ihre Herzöge wählten. Als Stammvater des Hauses wird Walther, Graf von D. und Rewenober, genannt, der um 700 lebte. Historisch berühmt ist Adolf der Kühne, Graf von D., Neffe des Erzbischofs Reinald zu Köln (s. d.). Als Heinrich der Löwe 1189 in das Gebiet des Grafen Adolf von Schauenburg eindrang, mußte Adolf von D., der in Abwesenheit des Grafen regierte, nach Lübeck flüchten und das Land preisgeben, worauf Heinrich unter anderm die alte Handelsstadt Bardowiek zerstörte. Doch sammelte D. ein Heer und brachte 1190 den Anhängern Heinrichs an der Trave eine große Niederlage bei, infolge deren sich Heinrich zum Frieden bequemte. Mit Graf Dietrich von D. erlosch 1329 das Grafengeschlecht.

Dasselbeulen, **Dasselfliegen**, s. Bremen, S. 383 ff.

Dassow, Marktflecken in Mecklenburg-Schwerin, am Einfluß der schiffbaren Stepenitz in den Das-

sower **Binnensee** (rechts zur Trave), 15 km vom Bahnhof Schönberg i. M., mit evang. Kirche, Fischerei und (1880) 1499 Einw. Ehemals stand in D. die Burg **Dersau**, die bis zu Anfang des 13. Jahrh. von den Grafen zu Holstein bewohnt war und um 1263 zerstört wurde.

Dasychira, s. Buchenspinner.

Dasymeter (Baroskop, Luftwage, Wagemanometer), ein von Guericke 1650 erfundenes Instrument, welches die Veränderungen der Dichtigkeit der Luft erkennen läßt. Es besteht aus einem Wagebalken, der an einem Ende einen mit Luft gefüllten und zugeschmolzenen Glasballon, am andern ein kleines verstellbares Gold- oder Platingewicht trägt. Hält das Gewicht dem Ballon bei einer bestimmten Dichtigkeit der Luft das Gleichgewicht, so senkt sich der Ballon nach dem Archimedischen Gesetz bei abnehmender und steigt bei zunehmender Dichtigkeit der Luft.

Dasypodius (Rauchfuß, Hasenfuß), **Konrad**, Mathematiker, geb. 1531 zu Straßburg, später Professor der Mathematik an der Universität und Kanonikus an der Thomaskirche daselbst; starb 26. April 1600. Er ist der Schöpfer der berühmten Uhr des Straßburger Münsters, welche unter seiner Leitung 1572—74 von Isaak und Josias Habrecht aus Schaffhausen angefertigt wurde. Diese alte Uhr, welche bis zum Tode des letzten Habrecht 1732 von den Nachkommen der Erbauer in stand gehalten wurde, 1789 aber stockte, wurde 1842 durch eine andre, noch kunstreichere von Schwilgué ersetzt. Vgl. Blumhof, Vom alten Mathematiker K. D. (Götting. 1798).

Dasyprocta, Aguti.

Dasypus, Gürteltier.

Dasyuridae (Beutelmarder), Familie der Beutelτiere (s. d.).

Dasyūrus, Beutelmarder.

Data, s. Datum.

Dataria (Datarie), diejenige Abteilung der Curia gratiae oder päpstlichen Verwaltungsbehörde, von welcher kirchliche Gnadensachen, Dispensationen 2c. expediert, auch kleinere Pfründen besetzt werden. An ihrer Spitze steht ein Kardinal mit dem Titel **Prodatarius**, unter ihm der **Datarius** und mehrere **Subdatarien**. Der Name D. ist von der Unterschrift der Erlasse: Datum Romae, apud S. Petrum, Gegeben zu Rom, beim heil. Peter (im Vatikan), entlehnt.

Dat, donat, dedicat (lat., abgekürzt d. d. d.), »gibt, weiht, widmet«, bei den Römern übliche Inschrift auf Göttern geweihten Gegenständen, jetzt in lateinischen Schriften Formel der Dedikation.

Dat Galenus opes, dat Justinianus honores, pauper Aristoteles cogitur ire pedes (lat.), Galen (die Arzneikunst) gibt Schätze, Justinian (die Rechtsgelehrsamkeit) Ehrenstellen, der arme Aristoteles (die Philosophie) muß zu Fuße gehen.

Dati, **Carlo Roberto**, ital. Gelehrter, geb. 2. Okt. 1619 zu Florenz, ward 1640 Mitglied der Accademia della Crusca, als welches er Smarrito hieß, und nahm an der Ausarbeitung der dritten Ausgabe des Wörterbuchs derselben Anteil. Er wurde 1648 Professor der alten Sprachen zu Florenz und starb 11. Jan. 1675 daselbst. Sein Hauptwerk sind die »Vite de' pittori antichi« (Flor. 1667; neue Ausg., Mail. 1831). Seine »Prose fiorentine raccolte dallo Smarrito«, von denen er nur den ersten Band (Flor. 1661) lieferte, wurden von Bottari u. a. fortgesetzt (das. 1716—45, 18 Bde.), so daß das Ganze 18 Bände ausmacht. Briefe von ihm gab Moroni (Flor. 1825), den »Discorso dell' obligo di ben parlare la propria lingua« Fanfani (das. 1870) heraus.

Datieren, s. Datum.

Datio (lat.), die Handlung des Gebens. **D. ad manum creditoris**, das Übergeben des Schuldners in die Hand des Gläubigers, fand einst im alten Rom statt, wenn der Schuldner weder zahlungsfähig war, noch einen Bürgen stellen konnte, und dauerte bis zur Abtragung der Schuld. **D. in solutum**, Überlassung von Sachen an Zahlungs Statt (s. Annahme an Zahlungs Statt).

Datisca *L.* (Strauchkraut), Gattung aus der Familie der Datiskaceen, Stauden mit wechselständigen, fiederspaltigen Blättern, kleinen Blüten in rispigen Trauben und vielsamigen Kapseln. **D. Cannabina** *L.* (gelber Hanf), auf Kandia und im Orient heimisch, wird 1,5—2 m hoch, ist im Habitus dem Hanf ähnlich und wird als Zierpflanze kultiviert. Der Stengel liefert spinnbare Bastfaser. Aus den Blättern gewinnt man das **Datiscagelb**, **Datiscin** $C_{21}H_{22}O_{12}$, ein in farblosen Nadeln kristallisierendes, in Wasser schwer, in Alkohol leicht lösliches Glykosid, welches neutral reagiert, mit Alkalien tiefgelbe Lösungen gibt und intensiv und dauerhaft gelb färbt. Mit Alaun gebeiztes Zeug erhält davon eine dauerhafte gelbe Farbe.

Datisi, bei den alten Logikern Name des vierten Schlußmodus in der dritten Figur, mit allgemein bejahendem Obersatz und besonders bejahendem Unter- und Schlußsatz (A I I); z. B. der Fromme ist gottesfürchtig, viele Fromme sind arm, also sind viele Arme gottesfürchtig. Vgl. Schluß.

Datiskaceen, dikotyle, aus wenigen Arten bestehende Pflanzenfamilie von zweifelhafter systematischer Stellung, vielleicht zu den Passiflorinen gehörig. Über die D. vgl. De Candolle in »Prodromus«, Bd. 15.

Datismus (griech.), Ausdruck oder Sprechweise nach Art des persischen Satrapen Datis, welcher bei Marathon befehligte und das Griechische schlecht sprach; daher s. v. w. fehlerhafte Ausdrucksweise, besonders Häufung sinnverwandter Wörter.

Dativ, s. Kasus.

Dato (ital., v. lat. datum, »gegeben«), in der Kaufmannssprache s. v. w. heute; a d., von heute an; nach d., nach heute, vorzüglich auf Wechseln gewöhnlich. Daher: **Datowechsel**, solche, deren Verfalltag durch Bezugnahme auf den Tag der Ausstellung angegeben ist, z. B. »In drei Monaten zahlen Sie 2c.« oder »Drei Monate nach d. (a d., de d., auf d., vom d., d., von heute, nach heute 2c.) zahlen Sie 2c.« Die Bezugnahme auf das Datum der Ausstellung heißt **Datoklausel**.

Datolith (Dystolith, Esmarkit, Humboldtit, prismatischer Dystomspat), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Turmalingruppe), kristallisiert monoklinisch, kurz säulenförmig oder dick tafelartig und findet sich in Drusen und grobkörnigen Aggregaten. Er ist wasserhell, weiß, grünlichgrau, rötlichweiß, glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend, Härte 5—5,5, spez. Gew. 2,9—3; er besteht aus wasserhaltigem borsauren und kieselsauren Kalk $H_2Ca_2B_2Si_2O_{10}$ mit 21,85 Proz. Borsäure und kommt vor auf Magneterzlagern im Gneis bei Arendal in Norwegen und auf der Insel Utoen, gangartig im Diorit bei Andreasberg, ebenso im Diorit von Connecticut und im Tunnel von Bergen Hill in New Jersey, ferner zu Niederkirchen bei Wolfstein in Rheinbayern auf Klüften; zu Theiß in Südtirol auf Amethyst im Innern von Chalcedonkugeln; im Melaphyr der Seißeralp bei Bozen und im Serpentin zu Toggiana in der Emilia.

Datsche (russ.), Landhaus, Sommerwohnung.

Datschitz, Stadt in der Markgrafschaft Mähren, an der Thaya, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein altes und ein neues Schloß, 2 Kirchen (darunter die schöne gotische Pfarrkirche), ein Franziskanerkloster (seit 1660), eine gewerbliche Fortbildungsschule, Spiritusbrennerei, Bierbrauerei, Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen, Brettsäge und (1880) 2497 Einw.

Dattelmuschel, s. Bohrmuscheln.

Datteln, schwarze, s. Diospyros.

Dattelpalme, s. Phoenix.

Dattelpflaumenbaum, s. Diospyros.

Dattenberg, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, mit einer Burgruine mit reizender Aussicht ins Rhein- und Ahrthal, einem bedeutenden Basaltsteinbruch, einer Bleierzgrube und (1880) 810 Einw.

Datum (lat., »gegeben«), in den lateinisch abgefaßten Urkunden des Mittelalters die Formel, welche der Angabe der Zeit (meist auch des Orts) der Ausstellung derselben vorangestellt wurde, oft in Verbindung mit Actum (s. d.), was den Zeitpunkt angibt, in welchem über den Inhalt des betreffenden Schriftstücks verhandelt wurde. Gegenwärtig bedeutet D. (als Substantiv) s. v. w. Orts- und Zeitangabe selbst. Die Art und Weise der Angabe des Jahrs und Tags, das Datieren, war in verschiedenen Ländern und Zeiten verschieden. Die Alten pflegten nach den Regierungsjahren ihrer Könige und obersten Magistratspersonen zu datieren. Die abendländischen Völker datierten im Mittelalter ebenso, gaben aber zugleich oder auch allein das Jahr nach der Geburt Christi in ihren Urkunden an und fügten oft auch noch die Indiktion oder Römerzinszahl hinzu. Als Tag setzte man den Monatstag entweder nach der Zahlordnung oder nach dem Namen eines Heiligen oder Festes. Datieren heißt auch die Zeitrechnung für etwas Bestehendes von einem Ereignis an beginnen. D. ut supra, ut retro, das D. wie oben, wie umstehend. In der Statistik ist D. jede einzelne Beobachtung über den Zustand einer Erscheinung in einem gegebenen Raum und zu einer bestimmten Zeit. Man beschränkt diesen Ausdruck auf die Teilbeobachtung einer bestimmten Massenbeobachtung. War diese Beobachtung eine systematische, dann sind auch die Daten systematische. Beliebig aus verschiedenen Zeiten und Räumen zusammengestellte Beobachtungen sind nicht Teile einer fortlaufenden Beobachtungsreihe, wie solche die Statistik verlangt. Daten (Data, Mehrzahl von D.), Thatsachen, Thatsächliches; bei Euklid und andern Geometern Sätze, welche aussagen, daß, wenn gewisse Dinge gegeben, andre mit gegeben sind. Data et Accepta, Ausgabe und Einnahme. Vgl. Dato.

Datumwechsel. Alle Orte auf der Erde, welche unter demselben Meridian liegen, haben in demselben Moment Mittag, ihre Uhren stimmen völlig überein; dem Längenunterschied zweier Orte von 1° entspricht ein Mittagsunterschied von 4 Minuten in der Zeit, und Orte, deren Meridiandifferenz eine große ist, haben mithin Zeitunterschiede, welche sich auf viele Stunden belaufen können. In den Stunden, welche der Mitternacht naheliegen, betrifft der Unterschied also auch Wochentag und Datum und in der Neujahrsnacht das Jahr. Geht man in der Mitternachtsstunde des neuen Jahrs von einem Ort nach W., so stößt man auf Orte, bei denen der Jahreswechsel noch nicht eingetreten ist, und umgekehrt bei der Wanderung nach O. auf Orte, bei denen der Wechsel bereits eingetreten ist. Setzt man die Bewegung nach O. oder W. bis 180° fort, so beträgt der Zeitunterschied 12 Stunden, und wandert man nochmals um 180°, so gelangt man wieder zu dem Ausgangspunkt, gerät nun aber in Verlegenheit, nicht sowohl was die Tagesstunde, als vielmehr was Datum und Wochentag angeht. In dieser Lage befinden sich offenbar zwei Reisende, welche von demselben Orte, der eine nach W., der andre nach O. ausgehend, an einem um 180° entfernten Ort, also auf der Hälfte ihres Wegs um die Erde, zusammentreffen. Daher hängen Wochentag und Datum auf den Inseln im Großen Ozean, welche jetzt christliche Zeitrechnung haben, lediglich davon ab, ob die Christen von W. oder von O. her dorthin gelangt sind. Die Portugiesen und Holländer gingen um das Kap der Guten Hoffnung und kamen also zu ihren Entdeckungen und Besitznahmen von W. her; die Spanier dagegen segelten durch die Magelhaensstraße oder später von den westlichen amerikanischen



Scheidelinie für Wochentag und Datum.

Küsten gegen W., kamen also zu den von ihnen entdeckten und zum Teil besetzten Inseln von O. her, und so mußten letztere einen Tag weniger im Wochentag oder im Datum des Kalenders zählen als die erstern. Macao an der chinesischen Küste und Manila auf Luzon sind z. B. um etwa 7,5° in der Länge oder etwa 30 Minuten in der Zeit voneinander entfernt; aber Macao, von den Portugiesen besetzt, zählt im Datum einen Tag mehr als die Spanier in Manila. Ganz Amerika bekam von O. her, nur Alaska von W. den europäischen Wochentag; russische und englische Pelzhändler an der Grenze hatten also verschiedene Wochentage, und als die Vereinigten Staaten Alaska kauften, mußten Datum und Wochentag geändert werden. Obenstehende Kartenskizze zeigt die Linie, welche die Orte voneinander scheidet, die verschiedenen Wochentag und verschiedenes Datum haben; westwärts von derselben zählt man als Datum und Wochentag einen Tag mehr als ostwärts. Die Mitternachtsstunde des neuen Jahrs tritt auf der ganzen Erde zuerst auf der ostwärts von Neuseeland gelegenen Chathaminsel ein. Die Schiffer berücksichtigen jene Linie aber

nicht, sie lassen in ihrem Schiffsjournal bei jedesmaligem Überschreiten des 180.° v. Gr. einen Wechsel des Datums und Wochentags eintreten; bei der Fahrt von O. nach W. wird ein Wochentag und ein Datum überschlagen, bei der Fahrt von W. nach O. aber wird zwei Tage hintereinander dasselbe Datum und derselbe Wochentag geschrieben.

Datūra *L.* (aus dem Sanskrit; Stechapfel), Gattung aus der Familie der Solanaceen, kahle oder schwach behaarte Kräuter, Sträucher oder Bäume mit zerstreut stehenden, gestielten, großen, ganzrandigen oder grob buchtig gezahnten Blättern, meistens großen, einzeln in den Astachseln und endständigen Blüten und eiförmiger oder runder, stachliger oder unbewehrter Fruchtkapsel mit zahlreichen nierenförmigen Samen. Etwa 12 (21) Arten in den gemäßigten und warmen Klimaten. D. Stramonium *L.* (Stechapfel, Dornapfel, Rauhapfel, Krötenmelde, Igelskolben, Stachelnuß, Tollkraut, s. Tafel »Giftpflanzen II«), einjährig, bis 1 m hoch, mit wiederholt gabelästigem Stengel, eiförmigen, buchtig gezahnten, spitzen Blättern, großen, weißen, auch bläulichen Blüten und eiförmiger, derb stachliger Kapsel; stammt wahrscheinlich aus den Ländern um das Kaspische oder Schwarze Meer, findet sich durch ganz Mittelasien und Arabien, über Suez bis Senaar und die Abessinischen Alpen, in Europa bis Norwegen, auch in Nordamerika, Westindien, Brasilien und am Kap, überall an Wegen, auf Schutthaufen, in der Nähe der Dörfer und Städte. Die Blätter sind offizinell, sie haben vorzüglich beim Welken einen widrigen, betäubenden, durch Trocknen schwächer werdenden Geruch und einen ekelhaft bittersalzigen Geschmack und gehören, wie die länglich nierenförmigen, fast halbkreisrunden, flach gedrückten, sehr feingrubig punktierten, mattschwärzlichen oder braunen, ölig und scharf bitterlich schmeckenden Samen, zu den narkotisch scharfen Giften. Als wirksamen Stoff enthalten sie Atropin (die Samen 0,1 Proz., die Blätter 0,2—0,3 pro Mille), außerdem kristallisierbares und sublimierbares, nicht basisches Stramonin. Man wandte früher die Blätter und daraus bereitete Präparate wie Belladonna an, am häufigsten bei Geisteskrankheiten und Asthma (hier oft in der Form von Zigarren, Stramoniumzigarren); jetzt sind sie, wie die in ähnlicher Weise benutzten Samen, fast ganz außer Gebrauch gekommen. Landleute geben bisweilen den Schweinen einen Fingerhut voll Stechapfelsamen, um sie recht fett zu machen; Pferdehändler suchen mit Hilfe desselben abgemagerten Pferden ein gutes Ansehen zu verschaffen; in verbrecherischer Absicht ist der Same zur Bereitung einschläfernder Getränke benutzt worden. Vergiftungen kommen am häufigsten mit dem Samen vor, da Kinder mit den klappernden, hübschen Kapseln gern spielen. Man gibt bei Vergiftungen zunächst Brech- und Abführmittel. Der Stechapfel wird schon von Theophrast beschrieben, auch Dioskorides kennt ihn; doch scheint er sich erst im Mittelalter, ursprünglich zum Teil durch Kultur, in Europa verbreitet zu haben; medizinisch benutzte ihn zuerst Störck in Wien 1762. D. Tatula *L.*, ein Sommergewächs aus Mexiko oder Venezuela, größer als die vorige Art, mit bläulichem bis violettem Stengel, sonst ihr sehr ähnlich, bei uns in Gärten, ist auch in seinen Eigenschaften ganz der vorigen Art gleich. D. Metel *L.*, mit herzförmigen, ganzrandigen und flaumigen Blättern und weißen, zarten Blumen, die fast wie Lilien riechen, sich aber nur bei Nacht öffnen, soll noch narkotischer als der gemeine Stechapfel sein, wird in Ostindien, Arabien und andern Ländern als Heilmittel benutzt, doch noch häufiger zur Bereitung der im Orient bei den Mohammedanern gewöhnlichen Berauschungsmittel in Verbindung mit Hanf, Opium, Gewürzen ꝛc. verwendet. D. ceratocaula *Ort.*, mit prächtigen, sehr großen, weißen, auswendig an den Ecken mehr oder minder violetten oder blaßviolett gefärbten, abends sehr wohlriechenden Blumen, dient als Zierpflanze, ebenso D. fastuosa *L.*, mit sehr schönen, großen, weißen, bisweilen auswendig violetten, auch mit gefüllten Blumen, welcher in Indien und China wie der Stechapfel bei uns benutzt wird. D. arborea *L.* (Brugmansia candida *Pers.*), in Peru, 3—4 m hoch, mit großen, länglich zugespitzten, ganzrandigen Blättern, sehr großen, hängenden, weißen, besonders gegen Abend wohlriechenden Blumen und glatten Früchten, wird häufig bei uns in Gärten gezogen. In Peru werden die Blätter und eine daraus bereitete Salbe als erweichende, zerteilende und schmerzstillende Mittel häufig gebraucht. D. suaveolens *H. Bonpl.*, ebenfalls in Peru, hat ebenso große, aber noch köstlicher riechende Blüten. D. sanguinea *Ruiz* et *Pavon* (Brugmansia bicolor *Pers.*), an wüsten Stellen, in hoch gelegenen Gegenden von Peru und Kolumbien einheimisch, strauch- oder baumartig, hat große, hängende Blüten, die von der Basis bis zur Mitte gelb, an der obern Hälfte rot und mit 15 blutroten Streifen durchzogen sind. Aus den Früchten bereiten die Peruaner einen Trank (Tonga), der, wenn er verdünnt ist, Schlaf macht, konzentriert aber leicht Anfälle von Wut erregt, die durch häufig getrunkenes kaltes Wasser gestillt wird. Die Priester des Sonnentempels in der Stadt Sagomozo, dem peruanischen Orakelsitz, kauten, um sich zu inspirieren, Körner dieser Pflanze, und daraus hat man geschlossen, daß die Samen von D. Stramonium einst zu Delphi in gleicher Weise benutzt worden seien.

Daturin, s. v. w. Atropin.

Dat veniam corvis, vexat censura columbas, sprichwörtlich gewordener Vers aus Juvenals »Satiren« (II, 63): Raben gewährt Nachsicht die Kritik, doch schilt sie die Tauben.

Daub, Karl, spekulativer Theolog, geb. 1765 zu Kassel, ward 1791 in Marburg akademischer Dozent. Im J. 1794 folgte er einem Ruf als Lehrer der Philosophie nach Hanau, 1795 als ordentlicher Professor der Theologie nach Heidelberg, wo er 1836 starb. Sein »Lehrbuch der Katechetik« (Heidelb. 1801) steht noch auf dem Standpunkt des Kantschen Kritizismus; dagegen entstanden unter dem Einfluß der Schellingschen Identitätsphilosophie die »Theologumena« (das. 1806) nebst der »Einleitung in das Studium der Dogmatik« (1810). Das mystische Element trat hervor in der Schrift »Judas Ischariot, oder Betrachtungen über das Böse im Verhältnis zum Guten« (Heidelb. 1816—18, 2 Tle.), ward aber verdrängt durch den Einfluß Hegels in der Schrift »Die dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens« (das. 1833). Nach seinem Tod erschien von Marheineke und Dittenberger eine Sammlung seiner »Theologischen und philosophischen Vorlesungen« (Berl. 1838—44, 7 Bde.). Vgl. Rosenkranz, Erinnerungen an K. D. (Berl. 1837); D. F. Strauß, Charakteristiken und Kritiken (2. Aufl., Leipz. 1844).

Daub., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für L. J. M. Daubenton (s. d.).

Dauba, Stadt im nördlichen Böhmen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Pfründnerspital, Hopfenhandel und (1880)

1879 Einw. Nahe dabei das Waldsteinsche Schloß Neuperstein mit Park.

Dauben, s. Faß.

Daubensee, s. Dubensee.

Daubenton (spr. dobangtong), Louis Jean Marie, Naturforscher, geb. 29. Mai 1716 zu Montbar in Burgund, studierte zu Paris Medizin, praktizierte in seiner Vaterstadt und ward 1745 Aufseher und Erklärer am naturhistorischen Kabinett in Paris. Er lieferte zu den fünf ersten Bänden der Buffonschen Naturgeschichte anatomische Beiträge, welche in wissenschaftlicher Hinsicht den bedeutendsten Teil des ganzen Werkes bilden. Seine Untersuchungen über die Verbesserung der Wollproduktion der Schafe, veröffentlicht in seiner »Instruction pour les bergers« (1782), retteten ihn vor den Verfolgungen der Revolution, indem er sich dadurch, als der Politik fern stehend, ein Sicherheitszeugnis des Konvents auswirkte. 1783 wurde D. Lehrer der Ökonomie an der Veterinärschule auf dem Schloß Alfort bei Paris, 1795 Professor der Naturgeschichte an der Normalschule zu Paris und Direktor des naturhistorischen Kabinetts daselbst. Er starb 31. Dez. 1799 in Paris.

Daubigny (spr. dobinji), Charles François, franz. Maler, geb. 15. Febr. 1817 zu Paris, Schüler seines Vaters, eines Miniaturmalers, und P. Delaroches, beteiligte sich bereits seit 1838 mit Landschaften klassischer Richtung an den Ausstellungen, kam aber erst zu Anfang der 50er Jahre zu voller Entwickelung und allgemeiner Anerkennung. Sein Streben war darauf gerichtet, die Landschaft von den poetischen und subjektiven Zuthaten zu befreien, welche ihr nach seiner Meinung noch die Romantiker, wie Diaz, Dupré und Rousseau, gegeben hatten, und ein ungeschminktes und unmittelbares Abbild der Natur zu liefern. Die persönliche Empfindung des Malers durfte bei der Wiedergabe des Gesehenen nicht mitsprechen. Wenn seine zufälligen Vorwürfe poetisch waren, so wurde es seine Landschaft auch. Er trug aber keine poetische Stimmung in dieselbe hinein. Um schließlich jedem Verdacht absichtlichen poetischen Reizes aus dem Weg zu gehen, wählte er die reizlosesten und unscheinbarsten Motive, nur allein nach der absoluten Wahrheit strebend. Gleichwohl gab aber stets ein gewisses Stimmungselement den Ton für seine delikate Färbung an. Schließlich verlor er sich in eine Skizzenhaftigkeit, welche sich mit der Wiedergabe des allgemeinen Eindrucks begnügte. Seine Hauptwerke sind: die Schleuse im Thal zu Opteroz, (1853), der Frühling (1857, beide im Luxembourgmuseum), die Ufer der Oise (1859), der Mondaufgang und die Mühlen in Dordrecht (1872). Seine Malweise hat viele Nachahmer gefunden, von denen jedoch wenige das Vorbild erreichen. Er veröffentlichte: »Voyage en bâteau«, Album von 15 Radierungen, mit Vorrede von Fr. Henriet (Par. 1862). Er starb 19. Febr. 1878 in Paris. Vgl. Henriet, Charles D. et son œuvre (Par. 1875).

Daubrée (spr. dobré), Gabriel Auguste, Geolog, geb. 25. Juni 1814 zu Metz, besuchte von 1834 an die polytechnische Schule, wurde 1838 Ingénieur des mines im Departement Niederrhein, 1839 Professor der Mineralogie und Geologie zu Straßburg, 1855 Ingénieur en chef des mines, 1861 Professor der Geologie am Musée d'histoire naturelle in Paris und im folgenden Jahr außerdem Professor der Mineralogie an der École des mines, 1867 Generalinspektor der Bergwerke und 1872 Direktor der École nationale des mines. Er bereiste einen großen Teil Europas behufs geologischer Untersuchungen, lieferte eine »Description géologique et minéralogique du département du Bas-Rhin« (Straßb. 1852) und machte Untersuchungen über das Auftreten von Gold im Bett und Thal des Rheins, über Entstehung der eisenhaltigen Mineralien in den Seen und Mooren (1843) und über die Erzlagerstätten Skandinaviens. Sein Hauptverdienst besteht in der Anwendung des Experiments auf geologische Fragen. Durch Einwirkung von Wasserdampf auf Metallchloride in glühenden Porzellanröhren gelang ihm die Darstellung von Zinnstein, Eisenglanz und Quarz; mit Hilfe von überhitztem Wasser verwandelte er Thon in Glimmer, vulkanisches Glas in Trachyt, Holz in Anthracit und stellte eine ganze Reihe von Silikaten dar. Andre Arbeiten betrafen die Meteoriten, die kapillare Infiltration von Wasser bei Gegendruck, die Entstehung von Sand und Schotter, die transversale Schieferung, die Spaltenbildung, die Umwandlung von Serpentin in Olivin, die Bildung von Schwefelmetallen und Zeolithen ꝛc. Er schrieb: »Observations sur le métamorphisme« (Par. 1858; deutsch von Söchting, Berl. 1861); »Recherches expérimentales sur le striage des roches dû au phénomène erratique« (das. 1858); »Recherches expérimentales sur des phénomènes qui ont pu produire le métamorphisme« (das. 1857–1860); »La chaleur intérieure du globe« (das. 1866); »Expériences synthétiques relatives aux météorites« (das. 1866); »Rapport sur les progrès de la géologie expérimentale«, in den »Rapports officiels«, welche bei der Ausstellung von 1867 veröffentlicht wurden (in erweiteter Form als »Substances minérales«, 1868), und das zusammenfassende Werk »Études synthétiques de géologie experimentale« (deutsch von Gurlt, Braunschw. 1880).

Daucus, s. Mohrrübe.

Daud., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für François Marie Daudin (geb. 1776, gest. 1804 in Paris); schrieb: »Traité d'ornithologie« (1800, 2 Bde.); »Histoire naturelle des reptiles« (1802–1803, 8 Bde.).

Daudet (spr. doddä), 1) Erneste, franz. Schriftsteller, geb. 31. Mai 1837 zu Nîmes als Sohn eines wohlhabenden, streng royalistisch gesinnten Fabrikanten, kam 1857 nach Paris, erhielt hier eine Stelle im Kabinett des Herzogs von Morny, wurde später Kabinettschef des Großreferendars im Senat und beteiligte sich zugleich mit politischen und belletristischen Artikeln an vielen Zeitungen von Paris und der Provinz. 1873–78 war er Direktor des »Journal officiel« und einer der Vertrauten des Ministers des Auswärtigen, Decazes, mit welchem er sich der orléanistischen Partei anschloß. Außer zahlreichen Romanen, wie: »La Vénus de Gordes« (1866), »Fleur de péché« (1872), »Raymond Rocheray« (1875), »Marthe« (1876), »Zarah Marsy« (1878), »Les reins cassés« (1885) u. a., hat er sich auch durch historische Schriften einen Namen gemacht. Hierher gehören: »Le cardinal Consalvi 1800–1824« (1866); »Le ministère de M. de Martignac« (1875); »La terreur blanche« (1876); »Le procès des ministres« (1877); »Souvenirs de la présidence du maréchal de Mac-Mahon« (1880); »Histoire des conspirations royalistes du Midi sous la Révolution« (1881); »Histoire de la Restauration« (1882) u. a. Noch veröffentlichte er »Mon frère et moi« (1882) über sein und seines Bruders Alphonse Jugendleben.

2) Alphonse, franz. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 13. Mai 1840 zu Nîmes, besuchte in Lyon das Gymnasium, ward sodann, noch sehr jung, Klassenaufseher (maître d'études) am Collège zu Sarlande

und siedelte, als ihn unüberlegte Streiche in dieser Stellung unmöglich gemacht hatten, 1857 nach Paris über, um hier sein Glück als Schriftsteller zu versuchen. In Paris lächelte ihm bald das Glück. Zwar seine ersten litterarischen Versuche, die Dichtungen: »Les Amoureuses« (1858) und »La double conversion« (1861), hatten nur geringen Erfolg; doch gelang es dem Dichter 1861, als Sekretär in den Dienst des Herzogs von Morny zu treten, der sein Talent erkannte und ihm die Mittel zu Studienreisen nach Italien, Ägypten und dem Orient gewährte. Die zunächst erscheinenden Werke, wie der Roman »Le chaperon rouge« (1863), die Dramen: »Le dernier idole« (1862) und »L'œillet blanc« (1865), erregten bereits Aufmerksamkeit. Es folgten die charakteristischen Schilderungen: »Le petit Chose, histoire d'un enfant« (1868; deutsch u. d. T.: »Der kleine Dingsda«, Berl. 1877), worin der Schmerz und das Glück des Dilettantismus in der Kunst wie im Leben zur Darstellung gelangen, und »Lettres de mon moulin« (1869), die Novelle »Lettres à un absent« (1872), ferner die auf dem Hintergrund des großen Kriegs sich abhebende politische Erzählung »Robert Helmont, journal d'un solitaire« (1874) nebst dem komisch-satirischen Roman »Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon« (einer Persiflage des Franctireurwesens) und die »Contes du lundi« (1875; deutsch von Born, Basel 1880), welche den Namen Daudets immer bekannter machten, bis er mit dem Erscheinen des Sensationsromans »Fromont jeune et Risler aîné« (1874; deutsch, Berl. 1876), welcher über 60 Auflagen erlebte und einen akademischen Preis erlangte, mit einemmal in die Reihe der gelesensten und gesuchtesten Schriftsteller trat. Der bald darauf folgende Roman »Jack«, die Geschichte eines Arbeiters (1876), vermochte den Ruhm des Schriftstellers nur zu befestigen, während die spätern: »Le Nabab« (1877) und »Les rois en exil« (1879), beide reich an beißenden Anzüglichkeiten auf hervorragende Persönlichkeiten der Gegenwart (z. B. den Herzog von Morny), einen Abfall bezeichnen, obwohl es ihnen nicht an äußerm Erfolg fehlte. Neuere (zumeist auch ins Deutsche übersetzte) Werke sind: »Nouma Roumestan« (1882); »L'évangeliste« (1883); »L'enfance d'une Parisienne« (1883) und »Sapho« (1884). Die düstern Gegenstände, welche D. zum Stoff seiner Romane wählt, die sittlichen Konflikte, die sozialen Fragen (Kokottenwirtschaft, Ehebruch, Perfidie, Arbeitermisere ꝛc.) scheinen zwar in der pessimistischen Behandlung, die er ihnen obendrein angedeihen läßt, jeder Poesie abhold zu sein und zu widerstehen; gleichwohl kann man nicht leugnen, daß der furchtbare, oft gräßliche und vor keiner Nudität zurückscheuende Realismus des Schriftstellers den Leser oft bis zu der Grenze der Konzession an diese Art von Schriftstellerei hinzureißen vermag, so mächtig ist der Zauber, den Daudets Feder ausübt. Von seinen Theaterstücken sind noch »Lise Tavernier« und »L'Arlésienne« (mit Musik von G. Bizet) und die Dramatisierungen seiner Hauptromane (»Fromont«, »Jack« u. a.) zu erwähnen. Vgl. Gerstmann, Alphonse D., sein Leben und seine Werke (Berl. 1883, 2 Bde.).

Dauergewebe, s. Meristem.

Dauerlaute (lat. Continuae), s. Lautlehre.

Dauersporen, Sporen, die erst nach längerer oder kürzerer Ruhezeit zu einer neuen Pflanze auskeimen.

Dauletschâh, Ibn Alâ-addaulah Bachtîschâh, pers. Litteraturhistoriker, geboren zu Samarkand in der ersten Hälfte des 15. Jahrh., begann im 50. Lebensjahr seine »Taskirat alschu'arâ« (Biographien persischer Dichter) niederzuschreiben, die er 1487 vollendete und dem als Wesir wie als Dichter gleich berühmten Mir Ali Schir widmete. Das Werk enthält in sieben Büchern und einem Appendix eine (leider wenig kritische) biographisch-anthologische Darstellung von 140 persischen Dichtern, beginnend mit Rudagi, dem Samanidendichter, wozu noch in der Einleitung zehn berühmte arabische Dichter kommen. Eine umfassende Inhaltsangabe des Werkes mit Auszügen daraus in französischer Übersetzung gab Silv. de Sacy im 4. Bande der »Notices et extraits, etc.«; auch von Hammer wurde es für seine »Geschichte der schönen Redekünste Persiens« (Wien 1818) exzerpiert, nur leider mit wenig Geschmack und nicht fehlerfrei. Die Biographien des Hafis und Anwari in persischem Text mit lateinischer Übersetzung gab Vullers heraus (Gießen 1839 u. 1868).

Daulis, im Altertum feste Stadt in Phokis, an der Straße nach Delphi auf einem steilen Felsen gelegen, Sitz des Königs Tereus und Schauplatz der Mythe von der Philomele und Prokne; wurde erst von den Persern, dann von Philipp von Makedonien am Ende des phokischen Kriegs zerstört, war aber noch in der Römerzeit durch seine Lage eine starke Festung. Sie besaß Heiligtümer der Athene Polias, der Artemis und des Serapis. Jetzt das Dorf Davlia mit Trümmern der Mauern der alten Stadt.

Daullé (spr. dolé), Jean, franz. Kupferstecher, geb. 8. April 1707 zu Abbeville, lernte bei R. Hecquet, wurde 1742 durch sein Porträt Rigauds Akademiker und starb 23. April 1763 in Paris. Daullés Historienblätter sind wenig hervorragend, da es seinem Stichel an der nötigen Kraft fehlte; sehr gut dagegen hat er die koketten Genrebilder von Fr. Boucher, die glatten Marinen von Jos. Vernet und die gespreizte Eleganz der gleichzeitigen französischen Porträte wiedergegeben. Hervorzuheben sind die Bildnisse von Cath. Mignard, Gräfin Feuquières nach Rigaud, Mlle. Favart nach C. van Loo, Marguerite de Valois, Comtesse de Caylus nach Rigaud, Jean Mariette nach J. Pesne, J. B. Rousseau nach Aved. D. arbeitete leicht, seine Behandlung ist frei und malerisch.

Daumas (spr. doma), Eugène, franz. General, geb. 4. Sept. 1803, trat 1822 in die Armee, beteiligte sich seit 1835 an den Feldzügen gegen Abd el Kader, bei welchem er sich 1837—39 als Konsul zu Mascara befand, leitete dann das arabische Departement in Algerien und wurde 1850 als Direktor der algerischen Angelegenheiten in das Kriegsministerium berufen. 1858—59 war er Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft. Er starb Anfang Mai 1871 in Camblanes bei Bordeaux. D. veröffentlichte: »Exposé de l'état actuel de l'Algérie, etc.« (Algier 1844); »Le Sahara algérien« (Par. 1845); »Le grand désert, ou itinéraire d'une caravane du Sahara au pays des Nègres« (3. Aufl. 1861); »La grande Kabylie« (1847, mit Fabar); »Mœurs et coutumes de l'Algérie« (1853, 4. Aufl. 1864); »Les chevaux de Sahara« (1851, 7. Aufl. 1874; deutsch, 2. Aufl., Berl. 1858), sein für die Pferdezucht wichtiges Hauptwerk mit einem interessanten Kommentar Abd el Kaders; »La Kabylie« (1857); »La vie arabe et la société musulmane« (1869) u. a.

Daumen (Pollex), der an der Speichenseite gelegene Finger der Hand oder im weitern Sinn der Vordergliedmaße. Der menschliche D. hat zur Grundlage einen in der Hand selbst verborgenen Knochen und zwei frei hervortretende Glieder (Phalangen);

ersterer (Metakarpal- oder Mittelhandknochen) ist mit demjenigen des Zeigefingers nur durch Haut und Muskeln, nicht auch durch Bänder verbunden, daher unabhängig von ihm und den übrigen Fingern (s. Hand). An dem entsprechenden Knochen der Handwurzel ist er mittels eines sogen. Sattelgelenks so leicht beweglich eingelenkt, daß der D. den andern Fingern gegenübergestellt werden kann. Die hierzu erforderlichen Muskeln (sogen. Abzieher, Anzieher, Gegenübersteller) setzen mit ihrer Fleischmasse den **Daumenballen** zusammen; außer ihnen sind noch Beuger und Strecker für den D. und seine einzelnen Phalangen vorhanden. Der D. des Affen verhält sich dem des Menschen ganz ähnlich, bei den übrigen Säugetieren hingegen, mit Ausnahme der Halbaffen, fehlen die Muskeln zur Gegenüberstellung. Am Fuß des Menschen ist die große Zehe durch ihre Einlenkung und die der Daumenmuskulatur entsprechenden Muskeln ebenfalls freier beweglich als die übrigen Zehen, ja sie kann sogar bei Fischern, Wilden und handlosen Menschen ziemlich weit gegenübergestellt und zum Greifen benutzt werden. Weit mehr ist dies bei den Affen der Fall, welche bekanntlich ihre Füße wie Hände gebrauchen. Da aber die übrigen Knochen der hintern Extremität der Affen denen des menschlichen Fußes und nicht denen der menschlichen Hand gleichen, so ist dieselbe keine Hand, sondern ein Fuß (**Greiffuß**), mithin sind die Affen so gut wie die Menschen Zweihänder (und bilden so zusammen mit letztern die Gruppe der Primaten oder Bimanen). Man hat nur dann ein Recht darauf, sie als Vierhänder zu bezeichnen, wenn man die Hand ausschließlich physiologisch, nämlich nur in ihrer Wirksamkeit, betrachtet und so das Wort »Hand« als »handartiges Greiforgan« definiert, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob Bau und Beziehungen zum Rumpf auch denen der menschlichen Hand entsprechen. Der Streit über die Vier- oder Zweihändigkeit des Affen ist also nur auf Grund der erwähnten Verschiebung der Begriffe möglich und erledigt sich mit einer Klarstellung derselben ohne weiteres. Übrigens haben auch die Halbaffen sowie gewisse (kletternde) Beuteltiere zwei Greiffüße. — Im **Maschinenwesen** heißen D. (auch **Däumlinge, Frösche, Kämme** oder **Wellfüße**) die aus dem Umfang einer Welle (**Daumenwelle**) schief herausstehenden Keile, durch welche beim Umdrehen der Welle in senkrechten Führungen gehende Stangen (z. B. die Pochstempel der Pochwerke) um so viel gehoben oder Hebel (z. B. die Stiele von Helmhämmern) um eine Achse so weit gedreht werden, bis sie über den äußersten Punkt der D. hinweggegangen sind und nun unter der Einwirkung der Schwere oder der Kraft einer Feder in ihre ursprüngliche Lage zurückfallen, um von dem nächsten D. in derselben Weise erfaßt zu werden.

Daumer, Georg Friedrich, Dichter und philosoph. Schriftsteller, geb. 5. März 1800 zu Nürnberg, eine reichbegabte, aber exzentrische, das ganze Leben lang zwischen Gegensätzen hin und herschwankende Natur, warf sich anfangs als Student zu Erlangen dem Pietismus, dann der Schellingschen Philosophie in die Arme und ging als Professor am Gymnasium zu Nürnberg (seit 1822) und, nach der wegen Kränklichkeit erfolgten Niederlegung seines Amtes, als Privatgelehrter zur entschiedensten Polemik gegen das Christentum, das er ganz von der Erde verdrängt wissen wollte, seit 1859 aber zum ultramontanen Katholizismus über, zu dessen extremsten Vorkämpfern er zählte. Er starb 14. Dez. 1875 in Würzburg. Von seinen zahlreichen Schriften gehören »Die Urgeschichte des Menschengeistes« (Berl. 1827) und »Andeutungen eines Systems spekulativer Philosophie« (Nürnb. 1831) seiner philosophischen, mehrere kleinere unter dem Namen Amad. Ottokar erschienene sowie die folgenden: »Philosophie, Religion und Altertum« (das. 1833), »Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte« (das. 1835), »Der Feuer- und Molochdienst der Hebräer« (Braunschw. 1842) und »Die Geheimnisse des christlichen Altertums« (Hamb. 1847, 2 Bde.), seiner antitheologischen Richtung an. In den letztern suchte er zu beweisen, daß die Hebräer in der ältesten Zeit und auch die Christen in den ersten Jahrhunderten Menschen geopfert hätten. An die Stelle des Christentums sollte eine »Religion der Liebe und des Friedens« treten, die er in dem Werk »Religion des neuen Weltalters« (Hamb. 1850, 3 Bde.) zu konstruieren suchte. Aus seiner dritten Periode stammen: »Meine Konversion« (Mainz 1859); »Aus der Mansarde« (das. 1860—62, 6 Hefte); »Das Christentum und sein Urheber« (das. 1864); »Christina Mirabilis und Joseph von Copertino, als Vorläufer einer neuen künftigen Menschengattung« (Paderb. 1864); »Aphorismen über Tod und Unsterblichkeit« (Leipz. 1865); »Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit« (das. 1867, 2 Bde.); »Das Wunder, seine Bedeutung, Wahrheit und Notwendigkeit« (gegen Frohschammer, Strauß u. a., Regensb. 1874). Als Dichter hat sich D. durch »Bettina« (Nürnb. 1837), eine metrische Umschreibung einzelner Stellen aus dem »Briefwechsel Goethes mit einem Kind«, die unter dem Pseudonym Eusebius Emmeran veröffentlichte »Glorie der heiligen Jungfrau Maria« (das. 1841), insbesondere aber durch die Gedichtsammlungen: »Mahomet« (Hamb. 1848) und die »Liederblüten des Hafis« (das. 1846—51, 2 Sammlungen), graziöse Nachdichtungen, die in freien Variationen den echten Geist des Originals atmen, einen bleibenden Platz in der Geschichte deutscher Dichtung verschafft. Außerdem hat er »Frauenbilder und Huldigungen« (Leipz. 1853, 2. Aufl. 1858), »Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch« (Frankf. 1855, 2 Bde.), »Marianische Legenden und Gedichte« (Münst. 1859), »Schöne Seelen. Ein Legenden- und Novellensträußchen« (Mainz 1862), auch eine Reihe von Mitteilungen über Kaspar Hauser, der in seinem Haus lebte (Nürnb. 1832, Frankf. 1859 u. Regensb. 1873), veröffentlicht.

Daumier (spr. domjeh), Honoré, franz. Zeichner und Karikaturist, geb. 26. Febr. 1808 zu Marseille, machte sich durch die von ihm im »Charivari« erschienene Reihenfolge des »Robert Macaire« zuerst einen Namen. Seine Darstellungen haben die possierlichen und lächerlichen Szenen und Vorfälle des Tags, Albernheiten an merkwürdigen Leuten, die Kehrseiten von großen Dingen, Modethorheiten zum Gegenstand. Die komische Seite des gemeinen Spießbürgerlebens und das Lächerliche der individuellen Natur wußte D. scharf und kräftig, ja sogar oft brutal auszudrücken. Bemerkenswert sind in dieser Beziehung: »Bons bourgeois«, »Pastorales«, »Locataires et propriétaires«, »Les papas«, »Les beaux jours de la vie« und seine »Représentants représentés«, eine Sammlung Karikaturporträte von etwa 100 Repräsentanten der Konstituante und Legislative, sowie auch seine »Idylles parlementaires«, Meisterstücke des drastischen politisch-satirischen Witzes, welche an die beste Zeit der griechischen Komödie erinnern. Die beiden letztern sind Früchte der 48er Revolution. Er starb 10. Febr. 1879 in Valmondois.

Daumont (spr. domóng, franz. Attelage à la D.), Viergespann mit Stangenreiter.

Daun, Marktflecken und Kreisort im preuß. Regierungsbezirk Trier, 397 m ü. M., östlich von Prüm, an der Lieser, in einer der höchsten Gegenden der Eifel, 22 km vom Bahnhof Gerolstein (Linie Köln-Trier), hat (1880) 807 kath. Einwohner, Gerberei, Käsefabrikation und in der Umgegend sehr zahlreiche Säuerlinge, unter denen der sogen. Dauner Becher, ein eisenhaltiger Natronsäuerling, am meisten benutzt wird. Auf hohen Basaltfelsen neben dem Orte die ehemalige Reichsfeste D., der Stammsitz des gräflichen Geschlechts D. In der Umgegend befinden sich drei kleine Seen (Maare) vulkanischen Ursprungs. Vgl. Hoersch, Beschreibung des Pfarrbezirks D., Geschichte der Grafen von D. (Daun 1877).

Daun (Dhaun), 1) Wierich Philipp Lorenz, Graf D. von Tiano, Marchese von Rivoli, geb. 19. Okt. 1669, Sprößling eines alten gräflichen Geschlechts, dessen Stammschloß in der Nähe des Städtchens D. in der Eifel lag, und welches im 17. Jahrh. nach Österreich übersiedelte, Sohn des Feldmarschalls Wilhelm D., im Feldzug von 1696 gegen die Türken genannt und 1701 in Italien General im Armeekorps des Prinzen Eugen von Savoyen, zeichnete sich als österreichischer Feldmarschallleutnant 1706 durch die Verteidigung Turins aus, wofür er zum Feldzeugmeister ernannt ward. Als solcher verteidigte er Pavia und schützte Neapel, welches er dann auf kurze Zeit als Vizekönig verwaltete. Hierauf mit dem Oberkommando von Italien betraut, trieb er Villars aus Italien zurück und nötigte Papst Clemens XI. 1709 zum Frieden. Im Feldzug von 1710 focht er weniger glücklich. Dennoch schenkte ihm Karl III. von Neapel das Fürstentum Tiano und ernannte ihn 1713 nochmals zum Vizekönig von Neapel, wo er sich die Liebe des Volkes erwarb. Im J. 1719 ward er Kommandant von Wien, dann Gouverneur der Niederlande und später (1728) von Mailand, das er jedoch vor den Franzosen räumen mußte, als der polnische Thronfolgekrieg ausbrach (1733). Deshalb in Ungnade gefallen, erlangte er schließlich seine völlige Rehabilitation. Er starb 30. Juli 1741 in Wien.

2) Leopold Joseph, Graf, k. k. österreich. Feldmarschall, Sohn des vorigen, geb. 24. Sept. 1705 zu Wien, schlug, obwohl für den geistlichen Stand bestimmt, die militärische Laufbahn ein, machte den Krieg 1718 gegen Spanien auf Sizilien, dann (1734 und 1735) den in Italien und am Rhein und als Generalmajor den Türkenkrieg von 1737 bis 1739 mit. Zum Feldmarschallleutnant befördert, focht er im österreichischen Erbfolgekrieg anfangs gegen die Preußen in Schlesien, dann unter dem Prinzen Karl von Lothringen gegen die Franzosen. Im zweiten Schlesischen Krieg wohnte er den Schlachten bei Hohenfriedberg und bei Soor bei und ward noch 1745 zum Feldzeugmeister ernannt. In dieser Eigenschaft kommandierte er nach Abschluß des Dresdener Friedens in den Niederlanden in den ohne sein Verschulden für die Alliierten unglücklichen Feldzügen von 1746 und 1747. Um dieselbe Zeit heiratete er die Gräfin Fuchs, verwitwete Gräfin Nostitz, und befestigte sich dadurch in der Gunst seiner Monarchin. Nach dem Aachener Frieden (1748) ward er mit Entwerfung und Einführung der neuen Heeresorganisation betraut und entwarf das sogen. Daunsche Reglement von 1749. Auch ward durch ihn 1751 die Militärakademie zu Wiener-Neustadt errichtet. 1754 zum Feldmarschall ernannt, stand er beim Anfang des Siebenjährigen Kriegs in Mähren, wandte sich sodann gegen Friedrich II., der nach der Schlacht bei Prag diese Stadt eingeschlossen hielt, und lieferte ihm die siegreiche Schlacht von Kolin (18. Juni 1757), worauf Friedrich Böhmen räumen mußte. Als nach dem Sieg der Preußen bei Leuthen der Prinz Karl von Lothringen von der Armee abtrat, legte die Kaiserin den Oberbefehl in Dauns Hände, worauf er den König bei Hochkirch überfiel (14. Okt. 1758) und einen Sieg erfocht, den er aber wegen der ihm eignen Vorsicht und Bedächtigkeit nicht gehörig ausnutzte. D. gedachte darauf, den Feldzug durch eine rasche Wegnahme Dresdens zu enden; doch scheiterte sein Projekt an der Wachsamkeit des dortigen Befehlshabers, Generals v. Schmettau. Den Feldzug von 1759 beschloß D. siegreich mit dem Gefecht von Maxen, in welchem das 11,000 Mann starke preußische Korps des Generals Fink gefangen ward. Im J. 1760 beobachtete D. aus seinem festen Lager unweit Pirna den König, bis dieser durch Laudons Operationen nach Schlesien gezogen wurde, folgte ihm dann nach Sachsen, wo Friedrich Dresden belagerte, und im Spätsommer 1760 nach Schlesien, wo er jedoch durch sein Zögern die Niederlage Laudons bei Liegnitz veranlaßte. Auch bei Torgau (3. Nov. 1760) ward ihm der Sieg durch Zietens kühn erneuerten Angriff und seine eigne Verwundung entrissen. Zu seiner Herstellung begab er sich nach Wien, wo er mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde. 1762 übernahm er wieder den Oberbefehl in Schlesien. So günstig auch die Lage des Königs von Preußen durch den russischen Thronwechsel geworden war, so konnte er doch D. nicht aus seiner festen Stellung am Zobtenberg vertreiben, dieser aber ebensowenig den Verlust von Schweidnitz hindern. Noch während des Kriegs hatte D. das Präsidium des Hofkriegsrats angetreten und war in diesem Wirkungskreis eifrig bemüht, alle Erfahrungen aus sieben Feldzügen auf seine schon früher in Angriff genommenen Reformen anzuwenden. Er starb 5. Febr. 1766. An Popularität war dem österreichischen Fabius Cunctator, wie man D. nannte, sein Waffengenosse Laudon überlegen, während D. nicht ohne Eifersucht gegen Laudons Erfolge demselben Lacy vorzog. D. war ein tüchtiger General; er besaß jedoch den Fehler allzu großer Bedächtigkeit, weshalb er die errungenen Siege nicht energisch genug verfolgte. Seinem raschen Gegner war er deshalb nicht gewachsen. Vgl. »Der deutsche Fabius Cunctator, oder Leben und Thaten Sr. Exz. des Herrn Leopold Grafen von D.« (Frankf. u. Leipz. 1759—60, 2 Tle.).

Daunen, s. Federn.

Daunia, im Altertum ein Teil der ital. Landschaft Apulien, zwischen dem Aufidus (Ofanto) und Frento (Fortore), dem Adriatischen Meer und dem Apennin (den größten Teil der heutigen Provinz Foggia umfassend). Den Namen D. leitete man ab von Daunus, einem alten König dieses Landes, der wegen Zwistigkeiten aus seiner Heimat Illyrien ausgewandert war und hier ein Reich gegründet hatte.

Daunou (spr. donu), Pierre Claude François, ausgezeichneter franz. Gelehrter, Publizist und Staatsmann, geb. 18. Aug. 1761 zu Boulogne sur Mer, trat 1777 in die Kongregation des Oratoriums, lehrte Theologie, Philosophie und Litteratur an mehreren Kollegien, schloß sich der Revolution an und wurde 1791 Großvikar des konstitutionellen Bischofs von Pas de Calais. 1792 als Abgeordneter des Departements Pas de Calais in den Nationalkonvent berufen, bestritt er die Kompetenz der Ver-

sammlung als Gerichtshof im Prozeß Ludwigs XVI. und trug auf Gefangenschaft des Königs während des Kriegs, dann auf Verbannung an. Dies wie seine Verteidigung der Girondisten gegen die Partei des Bergs brachte ihn ins Gefängnis, aus dem ihn jedoch der Sturz Robespierres 9. Thermidor befreite. Von nun an beteiligte er sich im Konvent an allen Gesetzentwürfen, welche eine neue Organisation des Staats bezweckten, und entwarf namentlich die Konstitution vom Jahr III. Im Rate der Fünfhundert wurde er mit der Organisation der römischen Republik beauftragt, und nach dem 18. Brumaire half er die Konstitution vom Jahr VIII entwerfen. Später trat er in das Tribunat, ward 1801 Bibliothekar des Panthéon, 1804 Direktor des Archivs des Gesetzgebenden Körpers und 1807 des Reichsarchivs. Die Restauration nahm ihm diese Stelle, die Julirevolution gab sie ihm aber zurück, worauf er die Professur der Geschichte niederlegte, die er seit 1819 am Collège de France bekleidet hatte. Seit 1818 Mitglied der Deputiertenkammer, gehörte er in derselben zur liberalen Opposition und wirkte namentlich für den öffentlichen Unterricht. 1834 zog er sich von aller öffentlichen Wirksamkeit zurück und starb kurz nach seiner Ernennung zum Pair 20. Juni 1840. D. war Mitglied und beständiger Sekretär der Akademie der Inschriften und schönen Künste sowie Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Essai sur l'instruction publique« (Par. 1793); »Essai sur la constitution, etc.« (das. 1793), worin die Grundzüge des Gesellschaftsstaats entwickelt werden; »Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'imprimerie« (das. 1802) und »Essai historique sur la puissance temporelle des papes« (das. 1810), das Resultat gründlicher Forschung, 1813 auf höhern Befehl vernichtet, erst 1818, freilich mit Abänderungen, und zuletzt 1828 (das., 4 Bde.) wieder abgedruckt. D. besorgte auch eine vollständige Ausgabe von Rulhières »Histoire de l'anarchie de Pologne« (Par. 1807, 4 Bde.) und die beste Ausgabe der Werke Boileaus wie der Schriften Chéniers und Laharpes. Sein Hauptwerk ist der »Cours d'études historiques« (Par. 1842—49, 20 Bde.). Seit der Restauration war er Hauptredakteur des »Journal des Savants«, und in der letzten Zeit beschäftigte er sich mit der Herausgabe französischer Geschichtschreiber in der Sammlung von Bouquet. Vgl. Taillandier, Documents biographiques sur D. (2. Aufl., Par. 1847).

Daunus, s. Daunia.

Dauphin (franz., spr. dofäng, lat. Delphinus), ursprünglich und zwar seit dem Grafen Guigo IV. von Viennois (1140), der einen Delphin als Schildzeichen geführt haben soll, Herrschertitel der Grafen von Vienne, der souveränen Herren der Dauphiné in Frankreich, später Titel des präsumtiven Thronerben von Frankreich. Humbert II. vermachte nämlich 1349 die Dauphiné an Karl von Valois, den Enkel Philipps VI. von Frankreich, unter der Bedingung, daß der älteste Sohn des Königs stets diesen Titel führen sollte (s. Dauphiné). Noch unter Ludwig XI. hatte der D. bedeutende, fast souveräne Rechte; später sank die Würde zum bloßen Titel herab, bis nach der Julirevolution auch dieser abgeschafft wurde. Der letzte, welcher ihn führte, war der Herzog von Angoulême, ältester Sohn Karls X. Die Gemahlin des Dauphins hieß Dauphine. Auch die Grafen von Auvergne führten früher den Titel D., wenigstens vom Grafen Wilhelm VIII. im 12. Jahrh. an. Zum Gebrauch für den Unterricht des Dauphins ließ Ludwig XIV. unter der Aufsicht des Gouverneurs desselben, des Herzogs von Montausier, von Bossuet und Huet, den Lehrern des Dauphins, eine Ausgabe der römischen und griechischen Klassiker (in usum Delphini) besorgen, die mit Ausnahme des Ovid, der zu Lyon gedruckt wurde, in 64 Quartbänden zu Paris 1674—1730 erschien, und in welcher alle sogen. anstößigen Stellen beseitigt waren.

Dauphiné (spr. dofi-, Delphinatus), ehemalige Provinz Frankreichs im Gebiet der Westalpen, umfaßt die heutigen Departements Isère, Drôme und Oberalpen und wird im O. von den Alpen, im S. von der Provence, im N. und W. von dem Rhône begrenzt und von drei Nebenflüssen des letztern, der Isère, Drôme und Durance, durchströmt. Sie zerfällt in die gebirgige Oberdauphiné im O. und die Niederdauphiné im W. (vgl. sonst die einzelnen Departements). In der Oberdauphiné hat sich manche alte Volkseigentümlichkeit in Sitten und Gebräuchen erhalten. In der Volkssprache ist, was die Hochlande anlangt, das keltische Element vorherrschend, wogegen das Flachland sich mehr zu dem romanischen Idiom hinneigt; doch sind in beiden verschiedene Unterdialekte bemerkbar. Hauptstadt war Grenoble. Die sogen. sieben Wunder der D. sind: der Mont inaccessible (der unersteigliche Berg) oder Mont aiguille (Nadelberg), die Grotte von La Balme, der Tour sans venin (Turm ohne Gift), die Fontaine ardente (der brennende Brunnen), die Höhlen von Sassenage, die Fontaine vineuse, deren Wasser wie Wein schmeckt, und die zitternde Wiese von Gap. Abgesehen von den beiden erstgenannten, haben die übrigen »Wunder« nichts Wunderbares. — Die D., einst das Gebiet der Allobroger, bildete sich als Lehnsfürstentum des arelatischen Königreichs durch die Vereinigung mehrerer Lehen mit der Grafschaft Vienne oder Albon, deren Besitzer den Titel Dauphin führten. Die Dynastie der Grafen von Albon herrschte von 1063 an. Mit Guigo VI., der ein eifriger Anhänger Kaiser Friedrichs I. war, starb gegen Ende des 12. Jahrh. diese Dynastie aus. Seine Erbtochter Beatrix heiratete in zweiter Ehe den Herzog Hugo von Burgund. Ihr Sohn Guigo VII. Andreas (gest. 1237) eröffnete die zweite Dynastie. Ihm folgte sein Sohn Guigo VIII., der mit Karl von Anjou, welcher auf sein Land Ansprüche machte, viele Händel hatte und 1269 starb. Das Bestreben der Dauphins, die Landeshoheit zu erringen, blieb zwar wegen der Macht der fünf Bischöfe des Landes teilweise vergeblich; doch erfreuten sie sich fast durchgehends der Gunst der deutschen Kaiser, bei denen sie das Seneschallamt des arelatischen Reichs bekleideten. Mit Guigos VIII. Sohn Johann, dem dritten Dauphin aus dem burgundischen Hause, starb diese Dynastie 1281 wieder aus. Ihm folgte seine Schwester Anna, Gemahlin des Grafen Humbert I. von Latour du Pin, dessen Sohn Johann II. Stifter der dritten Dynastie wurde. Sein Bruder Humbert II. schloß 1335 mit Savoyen Frieden, ordnete die Rechtspflege in der D. und vergrößerte ihr Gebiet. Nachdem er aber 1335 durch einen Sturz aus dem Fenster seinen einzigen ehelichen Sohn verloren, trat er sein Land 1349 gegen eine Jahresrente von 120,000 Goldgulden an Karl von Valois, nachmaligen König Karl V., ab unter der Bedingung, daß der jedesmalige französische Thronerbe den Titel »Dauphin« nebst dem dazu gehörigen Wappen führen, daß das Land seine Integrität und seine zu dem Ende von dem abtretenden Herrscher noch besonders bestätigten Freiheiten behalten und nie dem französischen Reich völlig einver-

leibt werden solle. Schon 1355 wurden indes Faucigny und im Utrechter Frieden 1713 auch die übrigen, im Osten der Alpen gelegenen Gebietsteile an Savoyen abgetreten; ebenso riß die Krone Frankreich allmählich alle Hoheitsrechte, welche die deutschen Kaiser noch bis in die Mitte des 14. Jahrh. in der D. ausgeübt hatten, an sich. Vgl. Chapuis-Montlaville, Histoire du D. (Par. 1827, 2 Bde.); Guy-Allard, Dictionnaire historique, géographique etc. du D. (Grenoble 1864 – 65, 2 Bde.); Lory, Description géologique du D. (das. 1864, 2 Bde.); Chorier, Histoire générale du D. (Valence 1883, 2 Bde.); Joanne, D. et Savoie (Reisehandbuch, 1883).

Daurien (spr. da-ūrien), Alpenland im südöstlichen Sibirien, das sich vom Ostufer des Baikalsees bis zum Argunfluß (an der chinesischen Grenze) ausdehnt und in administrativer Hinsicht zur russischen Provinz Transbaikalien (s. d.) gehört. Es war bis zur Erwerbung der Amurländer das östlichste russische Gebiet und von jeder Beziehung zum Westen abgeschnitten. Sein Klima hindert die Entwickelung landwirtschaftlicher oder industrieller Unternehmungen, und die Erschließung des Westens hat keine großartige Steigerung der Produktion nach sich gezogen. D. bleibt deshalb auch jetzt noch, seitdem es das Vorland des weiten Amurgebiets geworden ist, wesentlich auf den Abbau der mineralischen Schätze im Kreis von Nertschinsk (s. d.) angewiesen. Vgl. Radde, Das russische D. (in »Petermanns Mitteilungen 1860«).

Dausch, Konstantin, Bildhauer, geb. 30. Nov. 1841 zu Waldsee in Oberschwaben, wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf und arbeitete als Steinmetz in seinem Geburtsstädtchen. Während seiner Wanderjahre in der Schweiz und in Bayern zeigte er nicht nur eine große Geschicklichkeit in der Führung des Meißels, sondern auch bereits jenen idealen Zug zu höhern Aufgaben, welcher sich in seinen spätern Leistungen ausspricht. Nachdem er in München eine Zeitlang bei der plastischen Ausschmückung des neuen Rathauses beschäftigt gewesen war und die Kunstschule besucht hatte, wanderte er 1869 nach Rom. Hier gründete er 1873 ein Atelier, in welchem er zunächst zahlreiche Porträtbüsten modellierte und das Gipsmodell einer kolossalen Gruppe: Simson und Delila, schuf. Unter seinen übrigen Marmorwerken nennen wir: die Reliefs der vier Jahreszeiten, Erato, Kalliope und Erato, eine zweimal ausgeführte Bacchantin, eine Flora, die Reliefs: Tag und Nacht, Euterpe, die kolossalen Gruppen: Alter und Jugend und Siegfried mit dem Drachen, eine trauernde Figur für ein Grabdenkmal und Herkules mit dem Kentauren. D. ist dem heutigen Realismus in der Skulptur abhold, das Element seiner Kunst ist das Antike und Klassische.

Dautzenberg, Michael, vläm. Schriftsteller, geb. 6. Dez. 1808 zu Haarlem im Limburgischen von unbemittelten Eltern, versah erst eine Schreiberstelle, war dann Hilfsschullehrer an verschiedenen Orten und erhielt endlich 1838 einen Posten bei der Société générale in Brüssel, deren Beamter er bis an sein Ende blieb. Er starb 4. Febr. 1869. D. gehörte zu den tüchtigsten Kämpfern für die vlämische Sprache und war zugleich einer derjenigen, welche alles Heil für dieselbe nur in dem innigsten Anschluß an Deutschland erblickten. Sein bekanntestes Werk ist das »Volksleesboek« (Brüssel 1854), das er ebenso wie die »Verhalen uit de geschiedenis van België« (Gent 1856, 3. Aufl. 1867) gemeinsam mit van Duyse verfaßte, und das vier Preise davontrug. Auch als Übersetzer aus dem Französischen und Deutschen ins Vlämische war er thätig, wie er umgekehrt Nolet de Brouweres Gedicht »Das große deutsche Vaterland« (1857) aus dem Vlämischen ins Deutsche übertrug. Seine Gedichte gab teils er selbst (»Gedichten«, Brüss. 1850), teils nach seinem Tod sein Schwiegersohn Frans de Cort (»Verspreide en nagelatene gedichten«, das. 1869; 2. Aufl. 1875) heraus. 1857 begründete er die pädagogische Zeitschrift »De Tœkomst«.

Dauw, s. Zebra.

Davallieen, Unterfamilie der Polypodiaceen, s. Farne.

Davel (spr. -well), **Johann Daniel Abraham**, politisch-religiöser Märtyrer, geb. 1669 zu Cully am Genfer See, diente unter dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough mit Auszeichnung und nahm hierauf an dem Schweizer Bürgerkrieg von 1712 rühmlichen Anteil. Nach dem Ende desselben unter Ernennung zum Major der Milizen der Waadt entlassen, fühlte er sich infolge der tyrannischen Verwaltung Berns getrieben, sein Vaterland von der Herrschaft Berns zu befreien. Am 31. März 1723 rückte er plötzlich mit 500—600 Mann in Lausanne ein, versammelte den Stadtrat, legte demselben ein Manifest vor, worin der Regierung von Bern eine Menge von Fehlern vorgeworfen wurde, und erklärte darauf seinen Plan, das Waadtland von der Hoheit Berns zu befreien. Der Rat berichtete jedoch den Vorgang sofort nach Bern, und D. ward verhaftet. In der Untersuchung beharrte er auch auf der Folter darauf, daß ihm sein Unternehmen unmittelbar von Gott eingegeben worden sei, und daß er keinen Mitschuldigen habe. Er wurde darauf enthauptet. Im J. 1841 ward ihm bei Cully ein Denkmal gesetzt. Vgl. »Mémoires pour servir à l'histoire des troubles arrivés en Suisse à l'occasion du Consensus« (Amsterd. 1728).

Davenant (spr. déwwinänt), **William**, engl. Dramatiker und Theaterunternehmer, geb. 1605 zu Oxford, kam als Page der Herzogin von Richmond an den Hof und in die Familie von Fulke Greville, Lord Brooke, einem Freund von Sir Philip Sidney. Nach dem Tod seines Gönners wandte sich D. dem Theater zu. Er begann 1629 mit einem Trauerspiel: »Albovine, king of the Lombards«, dem er bald zwei Schauspiele: »The cruel brother« und »The just Italian«, folgen ließ. 1634 schrieb er eine Maske: »The temple of love«, welche von der Königin und ihren Hofdamen in Whitehall aufgeführt werden sollte. Auch die Heldenthaten des Prinzen Rupert zur See besang er in einem Gedicht (»Madagascar«) und machte sich als Höfling und Verfasser von Masken und Spielen so beliebt, daß er nach Ben Jonsons Tod 1637 dessen Stelle erhielt und 1639 Direktor der königlichen Schauspiele wurde. Während des Bürgerkriegs zeichnete er sich im Dienste des Königs aus, zog sich aber, als die Partei Karls I. unterlag, nach Frankreich zurück, wo er zum Katholizismus übertrat. Später zu einer Expedition nach Virginia verwendet, geriet er in die Gefangenschaft der Parlamentspartei. Im Gefängnis zu Cowes Castle setzte er sein schon in Frankreich begonnenes Heldengedicht »Gondibert« fort, jedoch ohne es je zu vollenden, was kein großer Schade war; denn obgleich es der Philosoph Hobbes der »Äneide« und »Ilias« gleichstellte, wurde es von Kritikern von besserm Geschmack verworfen. Aus seiner zweijährigen Haft entlassen, eröffnete D. im Mai 1656 ein Schauspielhaus, »Rutland House«, indem er das Verbot dramatischer Darstellungen dadurch umging, daß er »Opern« aufführte, die in Italien und Frankreich eben Mode wur-

den; so brachte er den ersten Teil seiner »Siege of Rhodus«, mit Instrumental- und Vokalmusik, häufigem Szenenwechsel reich ausgestattet, auf die Bühne. Nach der Restauration wurde D. poeta laureatus und erhielt eins der zwei dramatischen Gesellschaften verliehenen Patente; seine Gesellschaft führte den Titel »Schauspieler des Herzogs von York« und spielte zuerst in Portugal Row, dann in Dorset Gardens. In seinem Patent wurde zuerst gestattet, die Damenrollen von Frauen spielen zu lassen. Dies und die Vervollkommnung der Maschinerie und Szenerie, die Einführung des Reims und des französischen Einflusses, besonders Corneilles, verschlug das englische Drama für immer aus seiner nationalen Bahn. D. starb 17. April 1668 und ward in der Westminsterabtei beigesetzt. Seine Werke erschienen gesammelt London 1673.

Davenport (spr. dewwenport), Stadt im nordamerikan. Staat Iowa, am Mississippi, der hier Stromschnellen bildet, der Stadt Rock Island (s. d.) in Illinois gegenüber, mit welcher sie durch eine stattliche Brücke in Verbindung steht. Die Stadt liegt teils hoch, auf den Bluffs, teils unten im Thal, sie hat Maschinenbau, Sägemühlen, Wollfabriken 2c., ist Stapelplatz für Getreidehandel und hat (1880) 21,831 Einw.

Daventry (spr. dewwentri, lokal dántri), Stadt in Northamptonshire (England), nahe den Quellen von Avon und Nen, hat große Pferdemärkte, Fabrikation von Stiefeln und Peitschen und (1881) 3859 Einw.

David, Hauptstadt des Departements Chiriqui im Staat Panama, 11 km oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Stillen Ozean, hat Anbau von Tabak und Kaffee, Viehzucht, lebhaften Handel und (1870) 7906 Einw.

David, der zweite König von Israel, ein alle Ideale des jüdischen Volkes umfassender und darum auch für die Messiaslehre des Christentums bedeutsamer Name. D., der Sohn Isais, eines nicht unbegüterten Mannes von gutem Geschlecht aus Bethlehem im Stamm Juda, that sich, kaum dem Knabenalter entwachsen, in den Feldzügen Sauls durch kecken Mut hervor, erschlug im Zweikampf einen feindlichen Recken, Goliath genannt, und ward von Saul zum Obersten der Leibwache und zum Tischgenossen erhoben; auch gab er ihm seine Tochter Michal zum Weib, und sein Sohn Jonathan schloß mit D. enge Freundschaft. Da aber Saul den Argwohn faßte, daß D. mit Samuel und der Priesterpartei, welche dem neuerrichteten Königtum feindlich gesinnt waren, gegen ihn und seine Herrschaft sich verschworen habe, mußte D. vor seinem Zorn flüchten. Er versuchte den Stamm Juda zu einer Empörung aufzureizen, doch ward dieselbe unterdrückt, und D. fand bei den Philistäern, den Erbfeinden seines Volkes, Aufnahme. Mit ihrer Hilfe erhob er die Fahne des Aufstandes gegen Saul und trat dann förmlich in ihre Dienste. Als aber Saul und sein Sohn Jonathan, Davids Freund, 1033 v. Chr. im Kampf gegen die Philistäer gefallen waren, kehrte D. in sein Vaterland zurück und wurde zunächst vom Stamm Juda, nach der Ermordung Isboseths 1025 aber vom gesamten israelitischen Volk zu Hebron als König anerkannt. Nach echt orientalischer Despotenweise begann er seine Regierung damit, daß er Sauls ganze männliche Nachkommenschaft, mit Ausnahme eines gebrechlichen Knaben, ermorden ließ. Seine glänzende Regierung (1025—993) brachte diese Greuel in Vergessenheit. Er eroberte zunächst die Stadt der Jebusiter, an deren Stelle er eine starke Burg, Zion, erbaute. Auf diese gestützt, führte er während der ersten 13 Jahre seiner Regierung glückliche Kriege wider die Philistäer, Moabiter, Edomiter, Syrer, Ammoniter und andre Nationalfeinde, so daß sein Reich von der Nordspitze des Roten Meers und den Grenzen Ägyptens bis nach Damaskus reichte. Die große Kriegsbeute weihte er Jehovah und dankte ihm für die Rettung aus so großen Gefahren und für seine Siege durch schwungvolle Lieder (s. Psalmen). Nun organisierte er sein Reich durch zweckmäßige, dauernde Einrichtungen. Die Stadt der Jebusiter, die er Jerusalem nannte, machte er zu seiner Residenz und zur Hauptstadt des Reichs; er erbaute sich daselbst einen Palast, befestigte die Stadt stark und vergrößerte sie durch Ansiedelung von Einwohnern aus den Nachbarstämmen. Dann brachte er die Bundeslade nach Jerusalem und erhob es zum Mittelpunkt des nationalen Kultus, dessen Pflege er einem neuorganisierten, von dem Königtum abhängigen und ihm ergebenen Priesterstand übertrug. Aus den Tributen der unterworfenen Völkerschaften und den Einkünften der königlichen Güter bildete er einen ansehnlichen Schatz und errichtete eine meist aus Fremden bestehende Leibwache für seinen persönlichen Schutz. Die waffenfähige Mannschaft des Volkes ließ er mustern und das Aufgebot in zwölf Abteilungen von je 24,000 Mann teilen. Die Fürsten und Richter der Stämme wurden von ihm ernannt. Doch war seine Regierung oft willkürlich-despotisch und durch Einflüsse des Harems bestimmt. Daher erregte sie in Israel allmählich Mißstimmung, und als sein Sohn Absalom, diese benutzend, eine Empörung versuchte, um seinen Vater zu stürzen, fand er in allen Teilen des Reichs, ja unter den vertrautesten Räten des Königs Anhänger, dessen Herrschaft nur durch eine List Husais gerettet wurde. D. mußte auf das linke Jordanufer flüchten und sein Reich mühsam wiedererobern. Einen neuen Aufstand erregte er kurz vor seinem Tod, als er nicht seinen ältesten Sohn, Adonia, sondern Salomo, den Sohn der Bathseba, die er Uria geraubt hatte, zu seinem Nachfolger bestimmte. Adonias Versuch, sein Erbrecht zu behaupten, mißlang. D. starb 993. Seine Verdienste um Israel waren groß, und die Priesterschaft, welche ihm ihre Bedeutung verdankte, pries D., der ein lebendiges religiöses Gefühl besaß, als »den Mann nach dem Herzen Gottes«. Aber neben seiner Thatkraft und Tapferkeit, seiner Klugheit und Umsicht hatte er auch häßliche Charakterzüge: Selbstsucht, Grausamkeit und eine heimtückische Rachsucht, welche ihn noch auf seinem Sterbebett bewog, seinem Sohn Salomo die Ermordung von Männern zu empfehlen, denen er, wie Joab, seinen Thron verdankte, oder denen er selbst Schonung verheißen.

David, Könige von Schottland: 1) D. I., jüngster Sohn Malcolms III., regierte 1107—24 in den südlichen Teilen Schottlands und beherrschte 1124—1153 das ganze Königreich, dessen erster feudaler Monarch er war. In den Kämpfen seiner Nichte Mathilde mit König Stephan von England unterstützte er die erstere und fiel deshalb 1138 in England ein.

2) D. II., Sohn Roberts I., folgte diesem 1329 im Alter von vier Jahren, wurde nach der Schlacht von Duplin 1332, durch welche Eduard Baliol sich der Herrschaft bemächtigte, nach Frankreich in Sicherheit gebracht, kehrte aber 1341 nach Baliols Flucht zurück, fiel in England ein und wurde in der Schlacht bei Nevils Croß 17. Okt. 1346 gefangen genommen. 1357 wurde er von seinen Ständen aus der Gefangenschaft gelöst; er starb 22. Febr. 1371.

David, armen. Gelehrter des 5. Jahrh. n. Chr., von den Armeniern vorzugsweise der Philosoph (Imas-

dasor) genannt, geboren im Dorf Nerken in der armenischen Provinz Duruperan, war Schüler Mesrobs und Sahaks und bildete sich in Griechenland, namentlich in Athen, unter dem Eklektiker Syrianus. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, wirkte er hier in den letzten Dezennien des 5. Jahrh. und starb um 500. Er hat mehrere Werke des Aristoteles ins Armenische übersetzt und mehrere Kommentare, z. B. zu des Aristoteles »Kategorien«, sowie andre Schriften philosophischen und theologischen Inhalts verfaßt, welche meist noch ungedruckt in den Bibliotheken liegen. Vgl. Neumann, Mémoires sur la vie et les ouvrages de D. (Par. 1829).

David, 1) Gerard, niederländ. Maler, wurde um 1450 zu Ouwater geboren, bildete sich unter dem Einfluß von Memling, trat 1484 in die Malergilde zu Brügge und 1515 in diejenige von Antwerpen und starb 13. Aug. 1523 in Brügge. Von seinen Altarbildern haben sich die Taufe Christi in der Akademie und die Kreuzabnahme in der Kirche St.-Basile zu Brügge, eine Madonna mit weiblichen Heiligen und Engeln im Museum zu Rouen und ein Christus am Kreuz im Berliner Museum erhalten.

2) (Davidis) Franz, Prediger zu Klausenburg in Siebenbürgen und erster Superintendent der dortigen Unitarier, ward zuerst lutherischer Prediger zu Klausenburg, dann für den Calvinismus gewonnen und trat endlich 1566 zum Unitarismus über. Als Irrlehrer zu ewigem Gefängnis verurteilt, starb er 1579. Sein Andenken wurde 24. Aug. 1879 auf einer Synode der Unitarier (s. d.) zu Pest unter dem Vorsitz des Superintendenten Joseph Ferencz aus Klausenburg gefeiert. Aus seinen Anhängern, den Davidisten, entstanden die jüdisch gesinnten Unitarier (Judaizanten), die alle Verehrung Christi, als eines natürlichen Menschen, verwarfen; aus diesen wieder die Sabbatarier, die das Neue Testament verwerfen und den Messias noch erwarten.

3) Christian, Missionär der Brüdergemeinde und geistlicher Liederdichter, geb. 1690 zu Senftleben in Mähren, erlernte das Zimmermannshandwerk, gründete mit andern mährischen Auswanderern 17. Juli 1722 die Kolonie der Mährischen Brüder am Hutberg in der Lausitz, die dann Herrnhut genannt ward. Später machte er Missionsreisen nach Holland, Livland, Pennsylvanien und mehrmals nach Grönland und starb 3. Febr. 1751 in Herrnhut.

4) Jacques Louis, franz. Maler, Begründer der neuern französischen Malerschule, geb. 30. Aug. 1748 zu Paris, war zuerst Viens Schüler, erhielt 1771 für sein Bild: Mars im Kampf mit Minerva (jetzt im Louvre) einen zweiten sowie für sein Gemälde: die Liebe des Antiochos und der Stratonike den ersten Preis und bekam dadurch die Mittel, sich 1774 mit seinem Lehrer nach Rom begeben zu können, wohin derselbe als Direktor der französischen Akademie übersiedelte. In Rom widmete sich D. mit voller Kraft dem Studium der Antike, Michelangelos und Raffaels, welch letzterer besonders seinen Ehrgeiz anstachelte, der in höherm Grad als ursprüngliche Begabung die Triebfeder seines Strebens wurde. Daneben wirkten Reni und Domenichino auf ihn ein. Diese verschiedenartigen Einflüsse zeigen sich auch in seinem Erstlingsbild, dem 1779 vollendeten heil. Rochus mit den Pestkranken vor der Madonna (Marseille). Nachdem er 1781 nach Paris zurückgekehrt war, brachte er hier 1783 einen Belisar (Museum zu Lille) und 1784 eine trauernde Andromache zur Ausstellung, welche ihm die Aufnahme in die Akademie verschaffte. Im Auftrag des Königs malte er darauf den Schwur der Horatier (1784, im Louvre), welcher im Salon von 1785 einen wahren Sturm der Begeisterung hervorrief, weil die im Verborgenen glühende revolutionäre Flamme darin neue Nahrung fand. Man übersah darüber das Theatralische der Situation, das unwahre Pathos und die trockne Färbung. Für dieses Bild hatte D. wiederum neue Studien in Rom gemacht. In derselben Richtung bewegten sich die Gemälde: Sokrates, den Giftbecher trinkend (1787), und Brutus, dem die Leichen seiner Söhne ins Haus gebracht werden (1789, im Louvre, wo sich auch das 1788 gemalte: Paris und Helena, befindet). An die Revolution schloß sich D. mit großer Begeisterung, nicht nur thätig in die Politik eingreifend, sondern auch mit der ihm eignen Energie das ganze Gebiet der Kunst unter seine tyrannische Herrschaft zwingend. Im Auftrag der Gesetzgebenden Versammlung begann er den Schwur im Ballhaus, eine riesenhafte Komposition, die jedoch unvollendet geblieben ist (im Louvre). Als entschiedener Republikaner ward er 1792 Mitglied des Corps électoral von Paris und Konventsdeputierter und stimmte als solcher für den Tod des Königs. Den Einfluß, welchen ihm, neben seinem Künstlerruf, seine politische Stellung gab, benutzte D. dazu, um in jenen Zeiten des Umsturzes so vieler Institute der Kunst manches zu erhalten. Auf der andern Seite betrieb er jedoch die Aufhebung der Akademie. In seiner Macht stand es, der Zerstörung vieler Kunstwerke Einhalt zu thun; er unterließ es aber, weil er, rücksichtslos auch auf dem Felde der Kunst, von den vielen alten Denkmälern der Malerei, Skulptur und Architektur nichts als gut anerkannte, sondern auch hier vom Grund aus neu schaffen wollte. Als eifriger, an allen Grausamkeiten teilnehmender Jakobiner und Freund Robespierres übte er auch im Wohlfahrtsausschuß bedeutenden Einfluß aus; doch hatte dies die Folge, daß er in den Sturz Robespierres mit verwickelt, eingekerkert und nur durch die Amnestie vom 26. Okt. 1795 und die eifrigen Bemühungen seiner Schüler und Verehrer gerettet ward. Während dieser wechselvollen Erlebnisse vollendete er zwei realistisch aufgefaßte Gemälde, den Tod Lepelletiers de Saint-Fargeau und den Tod Marats. Im Gefängnis entstand der Entwurf zu seinem Sabinerinnenraub, den er 1799 ausführte (Louvre). Während der Herrschaft Napoleons I. trug der ehemalige Jakobiner kein Bedenken, die Thaten und Feste des Kaisertums durch seinen Pinsel zu verherrlichen. Davids Hauptwerke aus jener Zeit sind: Napoleon zu Pferde, den St. Bernhard hinansprengend (Museum zu Versailles; Berliner Schloß, Trophäe Blüchers); die Krönung Napoleons (Museum zu Versailles, »le sacre« genannt); Napoleon im Kaiserornat; die Verteilung der Adler 1810 (Museum in Versailles); das Fest auf dem Stadthaus zc. Außerdem schuf er noch 1814 Leonidas in den Thermopylen (im Louvre), das Porträt Pius' VII. und das meisterhafte Bildnis der auf einem Ruhebett hingestreckten Madame Récamier (Louvre). Mit Napoleons ging auch Davids Glücksstern in Frankreich unter. Als Königsmörder wurde er 1816 aus der Liste der Mitglieder des Instituts gestrichen und aus Frankreich verbannt. Eine Einladung des Königs von Preußen nach Berlin, wo er die Direktion sämtlicher Kunstanstalten übernehmen sollte, schlug er aus und zog sich nach Brüssel zurück, um wenigstens in der Nähe Frankreichs zu weilen. Hier legte er trotz seines Alters und sonstigen Mißgeschicks den Pinsel noch nicht aus der Hand, sondern malte noch Bild auf Bild, stellte sie in Gent,

Brüssel und einige auch in Paris aus, war aber nicht dazu zu bewegen, auf dem Weg der Bitte die Gnade des Königs von Frankreich zu gewinnen. D. starb 29. Dez. 1825 in Brüssel. Seine letzten größern Gemälde, die jedoch seine alternde Hand und abnehmende Energie deutlich verraten, sind: der Zorn des Achilles (1819), Mars von Venus und den Grazien entwaffnet, Amor und Psyche und der Abschied der Nymphe Eucharis von Telemach (1820). D. hat über 400 Schüler herangebildet, unter denen Gros, Gérard, Drouais, Girodet, Ingres, Abel de Pujol und Drolling die bedeutendsten sind, und einen bis auf die Gegenwart reichenden Einfluß auf die moderne französische Malerei geübt. Auch hat er den Grund zu der gediegenen technischen Bildung gelegt, welche einen Hauptvorzug der französischen Schule ausmacht. Ein eigentlich schöpferisches Talent war er jedoch nicht. Nur in einigen von seiner antikisierenden Richtung unabhängigen, auf naturalistische Auffassung gegründeten Bildnissen hat er Dauerndes geschaffen, während im übrigen seine Bedeutung eine historische ist. Vgl. J. L. Jules David (Davids Enkel), Le peintre Louis D. Souvenirs et documents inédits (Par. 1880, mit Kupferwerk).

5) Christian Georg Nathan, dän. Journalist und Staatswirtschaftslehrer, geb. 16. Jan. 1793 zu Kopenhagen von jüdischen Eltern, studierte auf der Universität seiner Vaterstadt und wurde 1830 zum Professor der Staatswirtschaft ernannt. 1834 begründete er, nach Einführung der Provinzialstände, das der innern Politik gewidmete Journal »Fädrelandet«, ward aber schon nach wenigen Monaten angeklagt, Unzufriedenheit mit der Regierung des Königs gezeigt und die absolutistisch-monarchische Regierung überhaupt getadelt zu haben. Zwar ward er von der Anklage freigesprochen, jedoch von seinem Lehrstuhl entfernt. Seine Zeitschrift setzte er trotzdem fort. 1839 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach England und ward 1840 zum Bürgerrepräsentanten in Kopenhagen und zum Deputierten der ständischen Versammlung in Roeskilde ernannt. Seit 1841 Mitglied des Rats in Kopenhagen und der Kommission für das Gefängniswesen, bereiste er 1841 und 1842 auf königliche Kosten England, Belgien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland, um das Gefängniswesen dieser Staaten kennen zu lernen. Von 1841 bis 1843 gab er ein »Nyt statsœkonomisk Archiv« heraus. 1848 wurde er in den konstituierenden Reichstag gewählt, reichte aber eine schriftliche Erklärung ein, in welcher er sich entschieden gegen dieses Repräsentativsystem aussprach. Doch war er auch auf den spätern Reichstagen, namentlich dem von 1851 bis 1852, thätig und stand namentlich der Partei der »Bauernfreunde« als Vertreter der Hauptstadt gegenüber. Nachdem er seit 1849 als Oberinspektor des Gefängniswesens fungiert hatte, übernahm er 1854 die Direktion des Statistischen Büreaus sowie 1858 die der Bank. 1864—65 war er Finanzminister. Er starb 18. Juni 1874.

6) Johannes Baptista, einer der gelehrtesten und um die niederdeutsche Sprachkunde verdientesten Vlämen, geb. 25. Jan. 1801 zu Lier, war 1822—25 und 1830-31 Professor am Kleinen Seminar zu Mecheln, dann Direktor des Kollegiums daselbst und seit 1834 Professor der belgischen Geschichte und vlämischen Litteratur an der katholischen Hochschule zu Löwen, wo er 24. März 1866 als Ehrendomherr von Mecheln, Mitglied der belgischen und andrer Akademien und Präsident der Gesellschaft »Med tyd en vlyt« starb. Außer seinen sprachlichen Lehrbüchern (»Eenige regels over de vlaemsche taal«, Mecheln 1823; »Nederduitsche spraekkunst«, 3. Aufl., das. 1839, 2 Bde.; »Eerste beginselen der nederduitsche spraekkunst«, 10. Aufl. 1858, u. a.) und pädagogisch-litterarischen Zeitschriften (»De Middelaer«, 1840—43; »De School- en Letterbode«, 1844—45) gab er eine Übersetzung der »Nachfolge Christi«, Bilderdijks »De geestenwareld en het waerachtig Goed« (Löwen 1843) und »De ziekte der geleerden« (2. Aufl., das. 1854) sowie die »Rymbybel van Jakob van Maerlant« (Brüssel 1858) mit Einleitung und Anmerkungen (letztere auch mit Glossar) heraus und verfaßte mehrere bedeutende historische Werke, von denen besonders die »Vaderlandsche historie« (Löwen 1842—1864, 10 Bde.) und »Geschiedenis van de stad en heerlykheid van Mechelen« (das. 1854) zu nennen sind. Ein nachgelassenes Werk: »Nederlandsche gedichten met taal- en letterkundige aanteekeningen«, erschien Löwen 1869.

7) Félicien César, Komponist, geb. 13. April 1810 zu Cadenet im Departement Vaucluse, erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht als Chorknabe der Kirche St.-Sauveur zu Aix (Provence) und seine wissenschaftliche Ausbildung im dortigen Jesuitenkollegium, widmete sich aber bald ausschließlich der Musik und erhielt im Alter von 19 Jahren die Kapellmeisterstelle an der genannten Kirche. Allein schon ein Jahr später (1830) gab er diese Stellung wieder auf, um nach Paris zu gehen, wo er im Konservatorium unter Fétis' Leitung Komposition studierte. Um diese Zeit wußte die Sekte der Saint-Simonisten den jungen Musiker an sich zu ziehen, und bald war er einer der begeistertsten Anhänger des Père Enfantin. Als sich die Brüderschaft 1832 nach Ménilmontant zurückzog, schied D. aus dem Konservatorium und war einer der 40 Genossen, welche in dem dort gefundenen Asyl einen festen Sitz des neuen Glaubens zu gründen versuchten. Die Chöre, die er hier als Organist der Gesellschaft schrieb, wurden von den Brüdern gern gesungen, ohne jedoch über die Mauern der Stiftung hinauszubringen. Als sich die Gemeinde der Saint-Simonisten zu Anfang des Jahrs 1833 auflösen mußte, wandten sich mehrere Mitglieder derselben, unter ihnen D., nach Konstantinopel, wurden aber hier verhaftet und schließlich nach Smyrna gebracht, von wo sie weiter nach Ägypten reisten. Mit einem Genossen (Barrault) zog D. weiter nach Kairo, wo er (wie früher in Smyrna) den Lebensunterhalt für sich und seinen Gefährten durch Unterricht erwarb. Von hier ging D. allein nach Oberägypten, kehrte jedoch nach Ausbruch der Pest über Beirut nach Paris zurück, wo er 1835 anlangte. Während der folgenden Jahre machte er wiederholt den Versuch, die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Kompositionen zu lenken, indessen jedesmal ohne Erfolg, bis er 1844 mit der Symphonie-Ode »Le Désert« (»Die Wüste«) auftrat, deren Aufführung im Pariser Konservatorium den bis dahin unbeachtet gewesenen Komponisten alsbald zur musikalischen Berühmtheit und zum Helden des Tages machte. Dies Werk, in welchem D. seine Reiseeindrücke in Tönen schilderte und dabei einer von seinem Reisegefährten Colin (gleichfalls Saint-Simonist) verfaßten Dichtung folgte, zählt bei dem Reichtum und der Originalität seiner Erfindung sowie hinsichtlich der wirksamen Verwendung der vokalen und instrumentalen Mittel zu den wertvollsten Erzeugnissen der von Berlioz in Frankreich eingeführten sogen. Programmmusik. Durch den Pariser Erfolg aufgemuntert, trat D. 1845 eine Rundreise ins

Ausland an und brachte besonders in Deutschland seine Werke an zahlreichen Orten zur Aufführung, fast überall mit enthusiastischem Beifall. Später veröffentlichte er noch mehrere Werke dieser Art, darunter »Colomb« und »Moïse«, von denen jedoch keine den Erfolg der »Wüste« gehabt hat. Auch einige Opern, wie: »La perle du Brésil« (1851), »Herculanum« (1859), »Lalla Roukh« (1862), »Le saphir« (1865), brachte er in Paris zur Aufführung; die bedeutendste ist die zweitgenannte. Von seinen übrigen Werken sind besonders die Streichquartette (»Les quatre saisons«), zwei Nonette für Blasinstrumente, eine Symphonie in F, Lieder rc. hervorzuheben. D. erhielt 1869 von der französischen Akademie den großen Staatspreis von 20,000 Frank und wurde nach Berlioz' Tod (1869) Bibliothekar am Konservatorium und bald darauf auch Mitglied des Instituts. Er starb 29. Aug. 1876 in St.-Germain en Laye bei Paris.

8) Ferdinand, Violinspieler und Komponist, geb. 19. Juni 1810 zu Hamburg, ließ sich daselbst schon als zehn- und elfjähriger Knabe öffentlich hören und kam in seinem 13. Jahr zu Spohr, dessen Unterricht er drei Jahre lang genoß. Nach dieser Zeit machte er mit seiner Schwester, der Pianistin Frau Dulken, einige Kunstreisen und nahm dann ein Engagement im Orchester des Königsstädtischen Theaters in Berlin an. Drei Jahre später wurde er von dem livländischen Baron v. Liphardt als Führer eines Privatquartetts nach Dorpat berufen, vollendete hier seine Studien in der Komposition und im Violinspiel und bildete sich zugleich durch Leitung eines Musikvereins zum Orchesterdirigenten. Bis zum November 1835 verweilte er in Dorpat, die Kunstreisen abgerechnet, die er während dieser Zeit nach Petersburg, Moskau, Riga und andern großen Städten Rußlands machte, kehrte dann nach Deutschland zurück, gab in Berlin und andern Städten Konzerte und wurde 1836 auf Veranlassung Mendelssohns als Konzertmeister an das Leipziger Gewandhaus berufen, wo er in der Folge eine einflußreiche Wirksamkeit als Lehrer, Führer des Orchesters, Komponist und Bearbeiter älterer Werke für sein Instrument ausübte. Er starb 19. Juli 1873 zu Klosters in Graubünden. Davids Spiel zeichnete sich aus durch einen vollen, edlen Ton, Leichtigkeit und Eleganz der Bogenführung, große Fertigkeit in Passagen und geistvollen Vortrag. Seinen Erfolg als Lehrer bezeugt eine große Anzahl von vortrefflichen Schülern, die er teils privatim, teils als Lehrer am Leipziger Musikkonservatorium gebildet hat. Was seine Kompositionen betrifft, so gehören die für sein Instrument (verschiedene Konzerte, dann Variationen, Etüden, Kapricen rc.) zu den besten der neuern (nach-Spohrschen) Zeit. Außer diesen hat er auch für andre Instrumente, z. B. für Posaune, Klarinette, Viola, Violoncello, wirkungsvolle Konzerte komponiert sowie einige Symphonien, Quartette, mehrere Hefte Lieder mit Klavierbegleitung rc., die ehrenvolle Anerkennung fanden. Eine komische Oper seiner Komposition, »Hans Wacht«, die 1852 in Leipzig zur Aufführung kam, ist reich an Schönheiten im einzelnen, erwies sich jedoch im ganzen als zu wenig dramatisch wirksam, um sich auf dem Repertoire zu erhalten. Ein großes Verdienst erwarb sich D. auch durch die Herausgabe älterer Werke für die Violine, unter welchen namentlich die Konzerte von Bach, Mozart u. a. sowie die unter dem Namen: »Die hohe Schule des Violinspiels« herausgegebene Sammlung von Violinstücken aus dem 17. und 18. Jahrh. zu nennen sind.

9) Jérôme Frédéric Paul, Baron, franz. Politiker, geb. 30. Juni 1823 zu Rom, Enkel von D. 4), trat mit zwölf Jahren in die Kriegsmarine, diente zwei Jahre auf einem Schulschiff, fand aber keinen Gefallen am Seedienst, besuchte 1842—44 die Militärschule in St.-Cyr und wurde dann als Unterleutnant zu einem Zuavenregiment in Algier versetzt. 1846 zum Vorsteher eines arabischen Büreaus ernannt, wurde er, da er mit der Sprache der Eingebornen sehr vertraut war, nacheinander den Generalen Cavaignac, Ladmirault und dem Generalgouverneur Randon beigegeben, welcher ihn 1852 zum Kommandanten des Militärbezirks Beni-Mansours in Kabylien ernannte. Nachdem er 1854 als Ordonnanzoffizier des Prinzen Napoleon den Krimkrieg mitgemacht, nahm er 1857 mit dem Rang eines Kapitäns seinen Abschied. 1859 als offizieller Kandidat in den Gesetzgebenden Körper gewählt, gehörte er zu den eifrigsten Anhängern des Kaiserreichs und bekannte sich zu klerikal-konservativen Grundsätzen. Er begründete den bonapartistisch-ultramontanen Klub der Arkadier und bekämpfte das liberale Ministerium Ollivier. Seit 1867 war er Vizepräsident der Kammer. Eine hervorragende Rolle spielte er im Juli 1870. Auf seine Veranlassung hauptsächlich stellte der Abgeordnete Cochery 5. Juli die bekannte Interpellation über die hohenzollernsche Kandidatur, und als Thiers u. a. 15. Juli vor dem Krieg warnten, überhäufte sie D. mit Schmähungen und mit Beschuldigungen des Verrats. Durch seine Haltung in der Kammer und durch seinen persönlichen Einfluß am Hof trug er viel dazu bei, daß der Kaiser und Ollivier sich den Krieg aufdrängen ließen. In dem am 10. Aug. vom Grafen Palikao gebildeten Kabinett erhielt er das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Als die Revolution vom 4. Sept. diesem letzten kaiserlichen Kabinett ein Ende gemacht, verschwand D. von der öffentlichen Bühne. Erst 1876 gelang es ihm wieder, seine Wahl zum Deputierten der Gironde durchzusetzen; er starb 28. Jan. 1882 auf seinem Schloß Langon (Gironde). Er schrieb: »Actualités et souvenirs politiques« (1874).

10) Armand, Abbé, franz. Reisender und Naturforscher, aus der Umgegend von Bayonne stammend, erhielt seine Erziehung im Collège von Savona, kam 1861 zu Missionszwecken nach China, verwandte aber seine Zeit meist auf naturwissenschaftliche Reisen nach der Mongolei, dem Sichangebirge und 1864 nach Schol, einem etwa 370 km nördlich von Peking gelegenen Berggebiet. Im Park der Pekinger Sommerresidenz entdeckte er sodann den Elaphurus Davidianus, einen bisher noch nicht bekannten Hirsch, und drang 1868 auf einer zweijährigen Reise bis Tibet und den Kuku-Nor vor. Mitte 1870 kehrte er nach Frankreich zurück, ging aber 1872 wieder nach China, forschte in den Provinzen Tschekiang, Schensi, Kiangsi und Fukian, worauf er sich 3. April 1874 wieder nach Frankreich einschiffte. Er veröffentlichte seine Berichte in den »Nouvelles archives du musée d'histoire naturelle de Paris«, in der »Revue des Deux Mondes« und im »Bulletin de la Société de géographie de Paris«. Außerdem schrieb er: »Journal de mon troisième voyage d'exploration dans l'empire chinois« (Par. 1875) und »Les oiseaux de la Chine« (mit Oustalet, das. 1877).

David d'Angers (spr. dangscheh), Pierre Jean, franz. Bildhauer, geb. 12. März 1788 zu Angers, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Vater, einem Holzschnitzer, und kam dann nach Paris, wo er sich anfangs seinen Unterhalt durch Steinarbeiten erwarb und später in das Atelier des Bildhauers

Roland trat. Im J. 1810 nahm ihn auch der Maler David unentgeltlich in sein Lehratelier auf, während ihm seine Vaterstadt ein jährliches Stipendium von 500 Frank aussetzte. D. gewann nun 1811 mit einem den Tod des Epaminondas darstellenden Relief den römischen Preis. In Rom nahm er sich vornehmlich die Antike zum Muster und arbeitete auch einige Zeit in Canovas Atelier. Im J. 1816 begab er sich nach Paris zurück, wo er bald eine lebhafte Thätigkeit entwickelte. Mit seinem ersten Werk, der Statue von Ludwig Condé (Schloßhof zu Versailles), einer Arbeit voll sprühenden Lebens und von einer damals ungewöhnlichen Kühnheit der Bewegung, stellte er sich sofort in schroffen Gegensatz zu der herrschenden klassizistischen Richtung und hielt am Realismus, abgesehen von kleinen Schwankungen, mit einer starken, stetig wachsenden Betonung des physiognomischen Ausdrucks bis zu seinem Tod fest. Die Fruchtbarkeit seiner Phantasie und die Leichtigkeit im technischen Schaffen begünstigten eine äußerst umfangreiche Thätigkeit, die sich freilich nicht selten in dekorative Flüchtigkeit verlor. Im J. 1828 besuchte er Weimar, 1834 München, Stuttgart, Berlin und Dresden. Das Ergebnis dieser Reisen waren von der ersten die Büsten Goethes, von der zweiten die Büsten Schellings, Danneckers, Tiecks und Rauchs, sämtlich in kolossaler Größe modelliert; die Goethebüste, welche der Künstler 1831 dem Dichter als Geschenk zusandte, ist in der Bibliothek zu Weimar aufgestellt. Von 1835 bis 1837 beschäftigte D. die Ausschmückung des Giebelfeldes am Panthéon, in welchem er die berühmtesten Männer Frankreichs seit der Revolutionszeit um das dankbare Vaterland gruppierte. Andre Werke Davids sind: die heil. Cäcilie, zu Paris; Bonchamp, in der Kirche St.-Florent le Vieil, 1824; ein griechisches Mädchen, das eine Lorbeerkrone auf Bozzaris' Grab niederlegt; Talma, im Théâtre français; Christus, Maria und St. Johannes, in der Kathedrale von Angers, 1830; ein junger Hirt, sich im Wasser besehend, im Museum daselbst; Grabmal des Generals Foy, auf Père Lachaise, 1831; Madame Staël, in einem Saal des Instituts; Jefferson, in Philadelphia; Philopömen, im Louvre; Cuvier, in Mömpelgard und im Jardin des Plantes; Corneille, zu Rouen, 1834; Racine, zu La Ferté Milon; die Büsten Franz' I. und Ambr. Parés, Viscontis, Camille Jordans, Béclards, Coopers, Cas. Delavignes, Raoul Rochettes, Jerem. Benthams, Fénelons, Montesquieus, Racines, Heinrichs II., Lacépèdes, Cas. Périers, Kératrys, Rossinis, Lafayettes, Sieyès', Chateaubriands; die Basreliefs: der Genius des Kriegs und der Befestigung, an der Fontäne des Bastilleplatzes; die Reihe sämtlicher komischer und tragischer Dichter, im Schauspielsaal des Odéon, jeder von dreien seiner personifizierten Werke begleitet. Mit den Jahren wuchs seine Lust an der menschlichen Physiognomie dergestalt, daß er auf alle berühmten Männer Jagd machte und ihre Züge wenigstens in Medaillons festhielt, deren vollständigste Sammlung, 550 an der Zahl, sich im Louvre befindet. In der Politik radikaler Oppositionsmann, gab er mit Carnot Barères Memoiren heraus und war auch Mitglied der Konstituante von 1848. Nach dem Staatsstreich aus Frankreich verbannt, erhielt er später die Erlaubnis zur Rückkehr und starb 5. Jan. 1856 in Paris. In seiner Vaterstadt ist ein Museum begründet worden, welches seinen Namen trägt, und in welchem sich seine sämtlichen Werke in Abguß oder Skizzen befinden. Auch wurde ihm daselbst ein Standbild (von L. Noël) errichtet. Vgl. H. Jouin, D., sa vie, son œuvre, ses écrits et ses contemporains (Par. 1878).

David Joriszoon, d. h. Sohn des Georg, Schwärmer und Erzketzer des 16. Jahrh., geb. 1501 zu Brügge, war zuerst Glasmaler. Verspottung der von Priestern getragenen Monstranz in Delft zog ihm die Strafe des Staupbesens, der Zungendurchstechung und der Verbannung zu. Er hielt sich seit 1534 zur Sekte der Wiedertäufer, bildete sich aber später einen eignen Kreis von Anhängern, indem er lehrte, daß er als der von den Propheten verheißene Emanuel gesandt sei, würdige Kinder für das Reich Gottes zu sammeln und von dem Zwang des Gesetzes, insbesondere vom Joch der Ehe und dem Vorurteil der Scham, zu befreien. Die Davidisten trieben ihr Wesen zwar im stillen, wurden aber seit 1538 von der holländischen Regierung grausam verfolgt und hingerichtet. D. schrieb 1542 sein berüchtigtes »Wonderboek«, das ein ungeheures Aufsehen machte, ihn aber auch zwang, sich nach Basel zu begeben, wo er sich unter dem Namen Johann von Brügge aufhielt und äußerlich zur reformierten Kirche bekannte. Er starb unerkannt als angesehener Mann 1556, aber nach drei Jahren ward sein Körper mit seinen Schriften verbrannt. Seine Anhänger, Davidisten oder Joristen, erhielten sich trotz aller Verfolgungen in Holland bis in das 17. Jahrh. Vgl. Nippold in der »Zeitschrift für historische Theologie« 1863—64.

David von Augsburg, mystischer Schriftsteller und einer der frühsten Lehrer des Franziskanerordens in Deutschland, lebte zu Regensburg, seit 1243 in Augsburg, war Lehrer und Freund Bertholds von Regensburg (s. d.) und starb 1272 in Augsburg. Außer zahlreichen lateinischen Schriften verfaßte er auch asketische Schriften in deutscher Sprache, von denen Pfeiffer sechs in »Deutsche Mystiker des 13. Jahrhunderts« (Leipz. 1845) herausgegeben hat. Dieser hält ihn auch für den Verfasser des Schwabenspiegels.

David von Dinant, scholastischer Lehrer in Paris um 1200, soll ein Buch: »De divisionibus«, geschrieben haben und wird, weil seine Lehre im gleichen Jahr (1209) mit derjenigen des Amalrich von Bena verdammt wurde, gewöhnlich als Mitbegründer des mittelalterlichen Pantheismus genannt. Wahrscheinlich dagegen war er der erste Scholastiker, welcher seine Anregung von maurischen Kommentatoren des Aristoteles erhalten hat. Vgl. Jundt, Histoire du panthéisme populaire au moyen-âge (Par. 1875).

Davidisten, s. oben: David Joriszoon.

Davidow, Karl, Violoncellspieler, geb. 15. März 1838 zu Goldingen in Kurland, erhielt seine Ausbildung zu Moskau (1854—58), wo er neben der Musik besonders eifrig Mathematik trieb, begab sich dann zum ausschließlichen Studium der erstern nach Leipzig und trat 1859 im dortigen Gewandhaus mit Beifall als Solist auf. Nachdem er bis 1862 als erster Violoncellspieler im Leipziger Orchester sowie als Lehrer am Konservatorium gewirkt hatte und durch wiederholte während dieser Zeit unternommene Kunstreisen zur Berühmtheit gelangt war, folgte er einem Ruf nach St. Petersburg, wo er als kaiserlicher Kammervirtuose und Lehrer am Konservatorium, seit 1876 auch als Direktor dieser Anstalt thätig ist. Vollendete technische Durchbildung, schöner und edler Ton, endlich geist- und geschmackvoller Vortrag erheben D. in die erste Reihe der jetzt lebenden Violoncellisten. Als Komponist hat er sich in Konzerten und kleinern Stücken für sein Instrument sowie in Klaviersachen und Liedern bewährt.

Davidowich, Paul, Baron, österreich. General, geb. 1737 zu Ofen in der dortigen Serbengemeinde, diente zuerst seit 1757 im Siebenjährigen Krieg, dann

als Major im bayrischen Erbfolgekrieg (mit Auszeichnung bei Habelschwerdt), seit 1783 als Grenzeroberst und ward 1788—90 gegen die aufständischen Belgier geschickt. Im darauf folgenden Kriege gegen die Franzosen zeichnete er sich besonders bei Neerwinden, Marchiennes und Wattignies aus, ward 1796 Feldmarschallleutnant und kommandierte im November unter Alvinczy das Armeekorps, welches durch das Etschthal bis Mantua vordringen und diese Stadt entsetzen sollte, eine Aufgabe, deren Lösung ihm nicht gelang. Er focht jedoch wieder mit Auszeichnung besonders bei Novi, Caldiero und auf dem ganzen Rückzug des Erzherzogs Karl nach Ungarn 1805. Im J. 1807 ward er mit der Besichtigung der festen Plätze in Serbien beauftragt, erhielt dann das Kommando in Komorn und starb 18. Febr. 1814 daselbst.

Davidskorn, s. Gerste.

Davidson, 1) Samuel, gelehrter Theolog, geb. 1808 zu Ballymena in Irland, trat in die presbyterianische Geistlichkeit und wurde 1835 Professor der biblischen Kritik zu Belfast, 1842 Professor der biblischen Litteratur und der Kirchengeschichte an dem neuerrichteten Independenten-Kollegium zu Manchester. Außer Übersetzungen von Werken deutscher Gelehrten schrieb er: »Sacred hermeneutics« (Lond. 1843); »Ecclesiastical polity of the New Testament« (1848); »Treatise of biblical criticism« (2. Aufl. 1855, 2 Bde.); »The canon of the Bible« (3. Aufl. 1880); »Introduction to the New Testament« (1848 bis 1851, 3 Bde.); »An introduction to the study of the New Testament« (2. Aufl. 1882, 2 Bde.) und »The doctrine of last things« (1882). Sein Lehramt bei den Independenten mußte er infolge des durchaus freien Charakters seiner Forschungen 1857 aufgeben und wurde 1862 zum Examinator an der Universität London gewählt.

2) Thomas, Geolog u. Paläontolog, geb. 17. Mai 1817 zu Edinburg, verlebte seine Jugend in Frankreich und Italien, ward 1858 Ehrensekretär der Geological Society, später Vizepräsident der Paläontographischen Gesellschaft zu London. Er starb 16. Okt. 1885. Hauptwerke: »On British fossil Brachiopoda« (3 Bde. mit 171 Tafeln; deutsch von Süß, Wien 1856); »Illustrations and history of Silurian life« (1868).

Davies (spr. dehwis), 1) Sir John, ausgezeichneter engl. Jurist, Staatsmann und Dichter, geb. 1570 zu Westbury in Wiltshire, am Queen's College zu Oxford gebildet, studierte die Rechte und trat nach einer bewegten Jugend 1601 als Mitglied für Corf Castle in das Parlament. Jakob I. wurde ihm sehr gewogen und ernannte ihn zum Solicitor, dann zum Attorney General in Irland; 1607 ward D. zum Ritter geschlagen und 1612 zum Sprecher des ersten irischen Parlaments ernannt. Nach England 1615 zurückgekehrt, sollte er das Amt eines Oberrichters (Lord chief justice) bekleiden, starb jedoch noch vor seiner Installation, vom Schlagfluß getroffen, 7. Dez. 1616. Als Poet machte sich D. in seiner Jugend durch ein Gedicht über die Tanzkunst: »Orchestra«, und ein andres über die Unsterblichkeit der Seele bekannt, das er »Nosce te ipsum« überschrieb und 1599 der Königin Elisabeth widmete. Eine Sammlung von Lobgedichten auf letztere erschien unter dem Titel: »Hymns to Astraea«. Seine Epigramme ließ die geistliche Zensur verbrennen. Eine vollständige Sammlung seiner Dichtungen, die sich durch elegante Diktion und Korrektheit auszeichnen, gab Grosart heraus (Lond. 1876, 2 Bde.).

2) John (Joannes Davisius), Philolog, geb. 1679 zu London, studierte in Cambridge, wurde 1711 Geistlicher zu Fan Ditton, später Kanonikus zu Ely und Professor zu Cambridge, wo er 22. März 1732 starb. Wir verdanken ihm Ausgaben des Maximus Tyrius (Cambridge 1703), Cäsar (das. 1706 u. 1727), Minucius Felix (das. 1707 u. Glasgow 1805) und von mehreren philosophischen Werken Ciceros, auch eine Gesamtausgabe der »Opera philosophica« desselben (das. 1736, 6 Bde.).

Davila, Enrico Caterino, ital. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 30. Okt. 1576 zu Pieve di Sacco bei Padua, kam als Page an den französischen Hof und stand dann seit 1594 in französischen Kriegsdiensten. 1599 kehrte er nach Italien zurück, setzte seine Studien zu Padua fort, lebte eine Zeitlang in Parma, wo er Mitglied der Akademie der Innominati ward, und trat hierauf in venezianische Dienste. Die Republik übertrug ihm wichtige militärische Ämter auf Kreta, in Dalmatien und Friaul und gestand ihm die Auszeichnung zu, im Senat zur Seite des Dogen zu sitzen. Auf einer Berufsreise ward er 1631 zu San Michele bei Verona meuchelmörderisch erschossen. Seine »Storia delle guerre civili di Francia« (1559—98, Vened. 1630 u. öfter; zuletzt Mail. 1807, 6 Bde.), mehrfach übersetzt, ins Französische von Mallet und Grosley (Par. 1757, 3 Bde.), ins Englische von Cotterel (Lond. 1666), ins Deutsche von Reith (Leipz. 1792—95, 5 Bde.), ist eine der besten Quellen für die Geschichte jenes Zeitraums.

Davillier (spr. -wilje), Jean Charles, Baron de, franz. Kunsthistoriker, geb. 27. Mai 1823 zu Rouen, widmete sich, in unabhängigen Verhältnissen lebend, dem Studium der bildenden und vornehmlich der gewerblichen Künste. Auf mehreren Reisen nach Spanien betrieb er speziell die Erforschung spanischer Kunst. Er starb 3. März 1883 in Paris. Seine Hauptwerke sind: »Histoire des faïences hispano-moresques à reflets métalliques« (1861); »Histoire des faïences et porcelaines de Moustiers, Marseille, etc.« (1863); »Cabinet du duc d'Aumont et les amateurs de son temps« (1870); »Les porcelaines de Sèvres de Madame du Barry« (1870); »L'Espagne« (1874), mit 309 Zeichnungen von G. Doré (in verschiedene Sprachen übersetzt); »Fortuny, sa vie, son œuvre, sa correspondance« (1875); »Les arts décoratifs de l'Espagne« (1879); »Recherches sur l'orfèvrerie en Espagne, etc.« (1880) und »Les origines de la porcelaine en Europe« (1883).

Davioud (spr. dawjuh), Gabriel Jean Antoine, franz. Architekt, geb. 30. Okt. 1823 zu Paris, studierte in der École des beaux-arts und der Zeichenschule und arbeitete dann für die Präfektur von Paris an dem neuen Plan von Paris. 1849 erhielt er den zweiten großen Preis von Rom. Sein erstes größeres Werk war das Theater von Etampes (1850). Nachdem er eine Reihe von Baubeamtenstellen innegehabt, wurde er 1855 Straßen- und Gartendirektor. Nach seinen Plänen wurden mehrere Bauten zur Verschönerung im Bois de Boulogne ausgeführt. Auch der Longchamp verdankt ihm zahlreiche Anlagen ebenso die Plätze von Paris. 1859 errichtete er die Fontäne St.-Michel und vollendete das Panorama der Champs Elysées, 1860—62 die Arbeiten auf der Place des Arts et Métiers. Am Kanal St.-Martin, im Park Monceaux und im Akklimatisationsgarten dirigierend, vollendete D. später auf der Place du Châtelet zwei Theater, welche durch ihre zweckmäßige Einrichtung für den modernen Theaterbau typisch geworden sind. Ihm verdankt man auch den Trocadéropalast für die Pariser Weltausstellung, den er mit Bourdais ausführte. D. starb 6. April 1881 in Paris.

Davis (spr. dehwis), 1) John, engl. Seefahrer, geboren zu Sandridge in Devonshire, segelte 1585 mit zwei Fahrzeugen von Dartmouth ab, um eine nordwestliche Durchfahrt zu finden, entdeckte 20. Juli die Ostküste von Grönland, welche er Desolationland nannte, und fuhr dann nach anfangs südwestlichem Kurs in die ihm zu Ehren benannte Straße bis 64° 15′ nördl. Br. Er sah ihren westlichen Rand angeblich bis 66° 40′, drang jedoch nicht weiter nördlich vor, suchte hierauf noch eine Zeitlang vergeblich nach der vermuteten nordwestlichen Durchfahrt, wobei er eine Menge Inseln entdeckte, und langte 29. Sept. wieder in Dartmouth an. Eine zweite Entdeckungsreise im folgenden Jahr hatte kein besseres Resultat und brachte ihn zu der Vermutung, daß der äußerste Norden von Amerika aus lauter Inseln bestehe. Auf einer dritten Reise (1587) drang er bis 73° Breite vor und traf auf die Cumberlandinseln; Not und widrige Winde zwangen ihn aber zur schleunigsten Rückkehr. Im J. 1591 begleitete er Cavendish auf seiner zweiten Expedition nach der Südsee, trennte sich aber von diesem und entdeckte 14. Aug. 1592 die Falklandinseln. Darauf machte er mehrere Seereisen nach Ostindien und ward 27. Dez. 1605 in einem Gefecht mit Japanern an der Küste von Malakka erschlagen. Seine Schrift »The world's hydrographical description« findet sich in Hakluyts Sammlung »The principal navigations, voyages, traffiques and discoveries«, Bd. 3 (Lond. 1600), eine Beschreibung seiner Fahrt nach Ostindien (1598) in Harris' »Collection of voyages«.

2) Edward, engl. Flibustier, segelte 27. Aug. 1685 aus dem Hafen von Realejo aus, erreichte die Galapagos, kreuzte dann in Zentralamerika 1686 an den Küsten von Peru und Chile, wo er mehrere Städte plünderte, kehrte von da nach den Galapagos zurück und segelte 1687 nach Süden, wobei er unter 27° südl. Br. auf die Osterinsel traf, die er jedoch nicht besuchte. Darauf ging er nach Juan Fernandez, umschiffte das Kap Horn, landete nördlich von der La Plata-Mündung und kehrte 1688 über Philadelphia nach England zurück. Eine Schilderung seiner Reisen gibt Burney in »Discoveries in the South Sea« (Lond. 1803).

3) Sir John Francis, engl. Diplomat und Sinolog, geb. 1795 zu Portland Place, ward 1816 der Gesandtschaft Lord Amhersts in Peking attachiert, 1834 Adjunkt von Lord Napier, um verschiedene Angelegenheiten mit China zu ordnen, und 1840 Generalinspektor des ganzen britischen Handels in China sowie 1843 Gouverneur der Kolonie Hongkong. 1845 ward er zum Baronet ernannt, worauf er 1848 seine Stelle niederlegte, um nach Europa zurückzukehren. D. hat eine Reihe interessanter Werke über China sowie Übersetzungen aus dem Chinesischen publiziert, von denen wir anführen: »Chinese novels« (Lond. 1822); »Hien wun shoo: Chinese moral maxims« (1823); »The fortunate union, a romance« (1829, 2 Bde.); »The Chinese: a description of the empire of China and its inhabitants« (1836, neue Ausg. 1857; deutsch, 2. Aufl., Magdeb. 1843); »Sketches of China« (2. Aufl. 1845, 4 Bde.); »China during the war and since the peace« (1852, 2 Bde.); »Poeseos sinicae commentarii: the poetry of the Chinese« (neue Ausg. 1870); »Chinese miscellanies« (1865).

4) Jefferson, Präsident der konföderierten Südstaaten von Nordamerika, geb. 3. Juni 1808 in Kentucky, folgte in früher Jugend seinem Vater, einem Pflanzer, nach Mississippi und trat, gut vorgebildet, 1824 in die Militärakademie zu West Point ein, die er 1828 als Unterleutnant verließ. Er that sich in den Kämpfen gegen die Indianerstämme rühmlichst hervor. 1835 ging er nach Mississippi zurück, wo er, im Besitz einer Baumwollplantage, sich nicht bloß eifrig der Kultur des Bodens, sondern auch staatsökonomischen und politischen Studien widmete. 1845 zum Mitglied des Kongresses erwählt, schloß er sich der demokratischen Partei an. Nach Ausbruch des Kriegs mit Mexiko gab D. im Juli 1846 seine Dimission als Mitglied des Kongresses, um sich an die Spitze der freiwilligen Karabiniers von Mississippi zu stellen, die ihn zu ihrem Obersten wählten. Bei der Belagerung von Monterey (September 1846) war er einer der Unterhändler, welche die Bedingungen der Kapitulation der Mexikaner feststellten, und bei Buena Vista (22. und 23. Febr. 1847) trug er wesentlich zum Sieg bei. Weniger ehrenvoll als seine kriegerische Thätigkeit war seine Mitwirkung bei den finanziellen Angelegenheiten des Staats Mississippi. Derselbe hatte sich nämlich durch Unterstützung leichtsinnig kreierter und geleiteter Banken mit Schulden überbürdet und Bons ausgegeben, die er nicht wieder einlösen konnte. D. war eifriger Fürsprecher der »Repudiation« dieser Bons, d. h. der Nichtanerkennung der Verpflichtungen, welche der Staat übernommen. 1848 für Mississippi in den Bundessenat gewählt, widmete er hier seine Thätigkeit hauptsächlich den militärischen Angelegenheiten, trat als Verteidiger des Sklavenwesens auf und war stets bemüht, die Bundesmacht den Einzelstaaten gegenüber soviel wie möglich zu beschränken. 1851 gab er seinen Sitz im Senat auf, um sich als Kandidat der demokratischen Partei um das Amt eines Gouverneurs seines Staats zu bewerben, konnte jedoch gegen den Kandidaten der Unionspartei, Foote, nicht aufkommen. 1852 leistete er der demokratischen Partei große Dienste, indem er die Wahl Pierces zum Präsidenten durchsetzen half, und ward von diesem 1853 zum Kriegssekretär ernannt. Als das bedeutendste Mitglied des Kabinetts dieses schwachen Präsidenten beherrschte er nicht bloß diesen völlig, sondern wußte auch die meisten andern Kabinettsmitglieder nach seinem Willen zu lenken. Er wirkte erfolgreich für die Interessen der Sklavenstaaten und zeigte sich stets als entschiedenen Gegner der Abolitionisten. Nach der Wahl Buchanans zum Präsidenten (1857) schied D. aus dem Ministerium und nahm wieder seinen Sitz im Senat für Mississippi ein. Als im Januar 1861 auch dieser Staat seinen Abfall von der Union erklärte, verließ D. mit den übrigen Sezessionisten den Senat und kehrte nach Hause zurück. Kurze Zeit darauf ward er vom Kongreß der abgefallenen Staaten zu Montgomery in Alabama zum Präsidenten der Konföderation des Südens auf sechs Jahre ernannt und 16. Febr. in sein Amt eingeführt. In dieser Stellung entwickelte er eine große Umsicht und Thatkraft. Nicht nur als Staatsmann, sondern auch in militärischen Dingen bekundete er ungewöhnliche Erfahrung und Überblick, so daß er in jeder Hinsicht als Seele und Haupt der südstaatlichen Bewegung gelten konnte. Als in der dreitägigen Schlacht bei Richmond die Entscheidung zu ungunsten der Südstaaten unter Lee gefallen und Richmond nicht länger zu behaupten war, flüchtete D., mußte sich aber im Mai 1865, nachdem wegen angeblicher Mitwissenschaft an Lincolns Ermordung ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden, bei Irwinsville in Georgia mit wenigen treu gebliebenen Begleitern einer Kavallerietruppe gefangen geben. Er wurde längere Zeit gefangen gehalten, anfangs sehr streng, später milder behandelt und zuletzt ganz auf

freien Fuß gesetzt. 1868 amnestiert, ließ er sich als Direktor einer Versicherungsgesellschaft in Memphis nieder. Eine Rechtfertigung seiner Sache versuchte er in dem Werk »The rise and fall of confederate government« (New York 1881, 2 Bde.). Vgl. Alfriend (Anhänger D.'), The life of Jefferson D. (Cincinnati 1868), und Pollard (Gegner D.'), The life of Jefferson D. (Philad. 1869).

5) Edwin Hamilton, nordamerikan. Archäolog, geb. 22. Jan. 1811 in der Grafschaft Roß (Ohio), unternahm schon als Student am Kenyon College zu Gambier 1829—33 eine Reihe von Ausgrabungen in der Nachbarschaft, setzte diese Nachforschungen in den alten Dämmen und Erdhügeln von Ohio nach Überresten eines ausgestorbenen Geschlechts 15 Jahre lang fort und veröffentlichte die Resultate derselben unter dem Titel: »Monuments of the Mississippi valley«. Im J. 1837 promovierte er in Cincinnati, praktizierte dann als Arzt in Chillicothe und ward 1850 Professor am Medical College zu New York. Er schrieb noch: »Report on the statistics of calculous disease in Ohio« (1850).

6) Nathan, engl. Reisender und Archäolog, geb. 1812, widmete sich früh dem Studium arabischer und hebräischer Altertümer, gab eine Zeitlang das »Hebrew Christian Magazine« heraus und wurde dann Prediger einer Dissentergemeinde. Nachdem er Nordafrika wiederholt besucht hatte, erhielt er 1856 auf Anregung des Grafen Clarendon, damaligen Ministers des Auswärtigen, den Auftrag, Nachforschungen auf der Ruinenstätte des alten Karthago anzustellen. Als Früchte dieser Reise publizierte er: »Carthage and her remains« (1861) und »Ruined cities within Numidian and Carthaginian territories« (1862). Er starb 6. Jan. 1882 in Florenz. Außer den genannten Werken schrieb D. noch: »Tunis, or selections from a journal kept during a residence in that regency« (1841); »A voice from North and South Africa« (über die Religionen und Sitten der Bewohner Nordafrikas, 1844); »Evenings in my tent, or wanderings in Balad Ejjareed« (über die soziale und politische Lage verschiedener Araberstämme in der Sahara, 1854, 2 Bde.); »Arabic reading lessons with the elements of Arabic grammar« (1855).

7) Andrew Jackson, amerikan. Spiritist, geb. 11. Aug. 1826 zu Blooming Grove im Staat New York, kam mit 16 Jahren als Schuhmacherlehrling unter den Einfluß eines somnambulen Magnetiseurs, Livingston, und zeigte hier überraschende Phänomene der Hellseherei. Im J. 1844 geriet er in die ersten Verzückungen, nahm einen Geistlichen, Fishbough, als Amanuensis an und siedelte nach New York über. Hier diktierte er 1845 sein erstes und bedeutendstes spiritistisches Werk: »The principles of nature, her divine revelations and a voice to mankind« (New York 1847, 2 Bde.; 30. Aufl. 1869), das trotz des bunten und wirren Mischmasches von ontologischen, kosmischen, theologischen, spirituellen und naturalistischen Ideen Spuren großer geistiger Befähigung zeigt. Nach Vollendung dieses Buches gab er sich nicht mehr zu magnetischen Manipulationen her, studierte aber viel, sammelte eine große Zahl von Anhängern und schrieb oder diktierte zahlreiche Werke, nach seinem Vorgeben unter dem Einfluß unsichtbarer Geister und im Zustand größerer oder geringerer Verzückung. Die hauptsächlichsten derselben sind: »The great harmonia« (1850—60, 6 Bde.); »The approaching crisis« (1852, 2. Aufl. 1869); »The Penetralia« (1856, 5. Aufl. 1866); »A stellar key« (1867, 5. Aufl. 1868) u. a., zum Teil auch in deutscher Übersetzung. Seine Autobiographie erschien unter dem Titel: »Magic staff« (1857, 8. Aufl. 1867). D. redigierte 1860—64 die in New York erscheinende Wochenschrift »Herald of Progress«; 1863 gründete er daselbst ein »Lyceum des Fortschritts für Kinder« und legte seine Ansichten über die Einrichtung von Sonntagsschulen in einem »Handbook« nieder (6. Aufl. 1868). Gegenwärtig wohnt er zu Orange in New Jersey. Eine Darstellung seines Lebens- und Entwickelungsganges sowie der Hauptpunkte seines Systems gibt Gottschall in »Die mystisch-sozialen Gemeinden der Gegenwart« (»Unsre Zeit« 1869).

Davisstraße (spr. dehwis-), die von dem engl. Seefahrer Davis 1585 entdeckte und nach ihm benannte Straße zwischen Grönland im O. und Cumberland im W., welche aus dem Atlantischen Ozean nordwärts in die Baffinsbai führt. Durch sie geht auf der Westseite ein aus dem Arktischen Archipel stammender Treibeisstrom, welcher weiter südlich den Namen Labradorströmung annimmt; auf der Ostseite führt eine aus dem Atlantischen Ozean kommende Strömung nach N. Über die Tiefen der D. haben die Lotungen der »Valorous« (1875) Aufklärung geliefert.

Davits (engl., spr. dehwits), eiserne, oben an der Schiffswand von Seeschiffen stehende Kräne, welche so gebogen sind, daß ihre obern Enden weit über die Schiffsseite hinausragen, so daß Boote, ohne sich an der Schiffswand zu reiben, hinaufgezogen und herabgelassen werden können. Die in Wörterbüchern sich findende deutsche Bezeichnung Penterbalken ist ganz ungebräuchlich.

Davos, ein freundliches Hochalpenthal des schweizer. Kantons Graubünden (1560 m ü. M.), der Sage nach erst im 13. Jahrh. entdeckt und wegen seiner versteckten Lage (rätoromanisch davo, dahinten) D. genannt. Es ist jetzt eins der besuchtesten Alpenthäler, als Luftkurort mit Oberengadin wetteifernd. Der Sitz dieses Kurlebens verteilt sich unter die beiden Nachbarorte: D. am Platz, den Hauptort des Thals, und D. Dörfli, jenes über Wiesengründe zerstreut, dieses an dem tiefgrünen Davoser See gelegen. Die Kurgäste sind besonders Brustkranke, die auch den Winter hier zubringen. Nach der Engadiner Seite schneiden drei Seitenthäler in das Hochgebirge ein: das romantische Sertig, an dessen Eingang das Bad Clavadel mit schwefelhaltiger alkalischer Quelle liegt, und das Flüela- und Dischmathal, den beiden Kurorten gegenüber, jenes zum fahrbaren Flüela-, dieses zum höhern und wildern Scalettapaß ansteigend, beide einsamer und enger als das D. und mit Felstrümmern übersäet (s. Alpenstraßen). Auch das Hauptthal wird abwärts wilder. Von Frauenkirch kommt man, angesichts des auf der linken Thalseite liegenden Spinabades (Schwefelwasser), nach Glaris und damit an den Eingang der wilden Züge, wo der von Lawinenzügen vielfach zerrissene Waldweg längs des steilen Felsenabhanges in einer Höhe von mehr als 300 m über dem Thalwasser hinführt, im Sommer aber ungefährlich ist. Auch weiter abwärts rauscht der Thalfluß, das (Davoser) Landwasser, durch tiefe Schluchten, um sich bei Filisur-Alveneu mit der Albula zu vereinigen. Für die Mehrzahl der Besucher des D. bildet das Prätigau die Eingangshalle (von Klosters führt eine Bergstraße hinüber), doch ist der Eintritt von Chur über Alveneu auf der oben genannten Landwasserstraße landschaftlich weit lohnender. Die Thalbevölkerung, (1880) 3561 Köpfe stark, ist durchaus deutscher Zunge und gehört meist dem protestantischen Bekennt-

nis an. Über D. als klimatischen Kurort vgl. die Schriften von Spengler (Bas. 1869), Waters (das. 1871), Ramann (2. Aufl., das. 1876) und Riemer (Leipz. 1879).

Davoût (spr. dāwu, Davoust), 1) Louis Nicolas D., Herzog von Auerstädt, Fürst von Eggmühl, franz. Marschall, geb. 10. Mai 1770 zu Annoux (Yonne) aus einer angesehenen adligen Familie, war in Brienne Mitschüler Bonapartes und ward 1788 Leutnant in einem Kavallerieregiment. Der Revolution schloß er sich mit Begeisterung an und ward 1791 Chef eines Freiwilligenbataillons. In den Schlachten von Jemappes und Neerwinden focht er unter Dumouriez mit Auszeichnung und erließ bei Dumouriez' Abfall eine energische Proklamation an die Armee. Im Juli 1793 ward er zum Brigadegeneral ernannt, durch das Dekret aber, welches alle ehemaligen Adligen aus der Armee ausschloß, genötigt, seine Entlassung zu nehmen. Nach dem 9. Thermidor trat er mit seinem vorigen Rang bei der Moselarmee ein, focht 1795 unter Pichegru in der Rheinarmee, geriet beim Fall von Mannheim in Gefangenschaft, ward aber nach einigen Monaten wieder ausgewechselt und zeichnete sich unter Moreau bei dem Übergang über den Rhein (20. April 1796) aus. Dann focht er in Italien unter Bonaparte, den er auch nach Ägypten begleitete. Dort gewann er als Kavalleriegeneral dessen Vertrauen und ward nach seiner Rückkehr 1800 zum Divisionsgeneral und zum Oberbefehlshaber der Kavallerie der italienischen Armee, nach der Schlacht bei Marengo zum Chef der Grenadiere der Konsulargarden, nach Napoleons I. Thronbesteigung aber zum Marschall von Frankreich und Befehlshaber der kaiserlichen Garde ernannt. Im Oktober 1805 befehligte er das 3. Korps der Armee in Österreich und führte in der Schlacht von Austerlitz den rechten Flügel derselben. Im Oktober 1806 operierte er mit dem rechten Flügel selbständig und schlug das preußische Hauptheer 14. Okt. bei Auerstädt. Deshalb zum Herzog von Auerstädt erhoben, nahm er noch an den Schlachten bei Eylau, Heilsberg und Friedland teil und ward zum Generalgouverneur des Großherzogtums Warschau ernannt. In dem neuen Krieg mit Österreich 1809 siegte er 22. April bei Eggmühl, befehligte in der Schlacht bei Wagram den rechten Flügel und trug hier durch seine Umgehung des Feindes zur Entscheidung wesentlich bei. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Eggmühl und 1811 zum Generalgouverneur des Departements der Elbmündungen. Im russischen Feldzug befehligte er das 1. Korps, schlug 23. Juli 1812 Bagration bei Mohilew und bewirkte durch geschickte Bewegungen in der Schlacht von Witebsk (27. Juli), daß das Korps des Generals Doctorow von den Truppen Bagrations und der Westarmee unter Barclay de Tolly abgeschnitten und fast aufgerieben wurde. Nach dem unglücklichen Rückzug organisierte er seine Truppen in Sachsen und wandte sich dann nach der untern Elbe. Am 31. Mai 1813 rückte er in die bis dahin von General Tettenborn besetzte Stadt Hamburg ein und legte ihr zur Züchtigung für ihren Abfall von Frankreich sogleich eine Geldbuße von 48 Mill. Frank auf, welche Summe er auch zum großen Teil mit erbarmungsloser Strenge eintrieb. Am 5. Nov. ließ er die Bank mit einem Kassenbestand von 7,489,343 Mk. Bko. in Beschlag nehmen, gegen Ende des Jahrs mehr als 20,000 Menschen aus der Stadt treiben und die Wohnungen von mehr als 8000 niederbrennen, nachdem er schon vorher mehrere Unruhige mit dem Tod bestraft hatte. So grausam dies Verfahren, so militärisch trefflich war seine Verteidigung gegen die Alliierten, die ihn von allen Seiten einschlossen und belagerten. Erst 31. Mai 1814 übergab er auf Befehl Ludwigs XVIII., und nachdem seine Streitkräfte durch Krankheiten und Mangel dezimiert worden waren, die Stadt. Nach der Rückkehr Napoleons 1815 ward er Kriegsminister. Als nach dem Sieg bei Waterloo die Verbündeten gegen Paris vorrückten, schloß er, von den Kammern zum Oberbefehlshaber ernannt, 3. Juli eine Militärkonvention mit Blücher und Wellington ab, nach welcher er die französische Armee hinter die Loire führte, wo er sich 14. Juli Ludwig XVIII. unterwarf, auch die Armee dazu aufforderte und das Kommando dem Marschall Macdonald übergab. 1819 zum Pair von Frankreich erhoben, starb er 1. Juni 1823. D. war ein vortrefflicher Soldat und Feldherr, ehrlich, treu, gewissenhaft, uneigennützig, streng gegen sich und andre, ein vortrefflicher Gatte und Familienvater. Seine Handlungsweise bei der Verteidigung Hamburgs rechtfertigte er in einem »Mémoire des Marschalls D. an Ludwig XVIII.« (Hamb. 1814). Vgl. Chenier, Histoire de la vie du maréchal D. (Par. 1866); Marquise Blocqueville (Davoûts Tochter), Le maréchal D., prince d'Eckmühl, raconté par les siens et par lui-même (das. 1879–80, 3 Bde.); E. Montégut, Le maréchal D. (das. 1882); »Correspondance du maréchal D. 1801—15« (hrsg. von Mazade, das. 1885, 4 Bde.).

2) Léopold Claude Etienne Jules Charles D., Herzog von Auerstädt, franz. General, geb. 9. Aug. 1829, Großneffe des vorigen, dessen Herzogstitel nach Erlöschen von dessen direkten Nachkommen (1853) von Napoleon III. 1864 auf ihn übertragen wurde, trat 1847 in die Schule von St.-Cyr und ging von da als Leutnant in die Infanterie des französischen Heers über, in welcher er 1856 zum Kapitän und 1859 zum Major befördert wurde. 1870 zum Obersten ernannt, befehligte er im deutsch-französischen Krieg das 11. Infanterieregiment und geriet in deutsche Kriegsgefangenschaft. Aus derselben zurückgekehrt, nahm er an den Kämpfen gegen die Pariser Kommune teil und erwarb sich die besondere Gunst von Thiers, der ihn schon 1871 zum Brigadegeneral ernannte. Er befehligte zuerst eine Infanterie-, dann eine Artilleriebrigade, ward 1877 zum Divisionsgeneral und Kommandeur der 13. Division im 7. Armeekorps befördert und 24. Jan. 1879 vom Kriegsminister Gresley zum Chef des Großen Generalstabs berufen. Im August 1880 übernahm er das Kommando des 10. Armeekorps in Rennes. Er veröffentlichte 1870 ein »Projet de réorganisation militaire«.

Davus sum, non Oedipus (lat.), Sprichwort aus Terenz: »Ich bin Davus (im römischen Lustspiel Name eines beschränkten Kopfes) und nicht Ödipus (der Löser des Rätsels der Sphinx)«, d. h. ich bin kein Meister im Erraten.

Davy (spr. dehwi), Sir Humphry, Chemiker, geb. 17. Dez. 1778 zu Penzance in Cornwall, war seit 1795 Lehrling bei einem Wundarzt, welcher zugleich die Apothekerei betrieb, und kam dann als Gehilfe zu Beddoes in Bristol, der ihn 1798 in seiner medizinischen Anstalt (Pneumatic Institution) beschäftigte. Davys erste Arbeit betraf das Stickstoffoxydul, welches Beddoes als Heilmittel benutzte. Im J. 1801 ward er Hilfslehrer und 1802 Professor der Chemie an der Royal Institution in London, auch hielt er Vorlesungen am Board of Agriculture. 1812 erhielt er die Ritterwürde, und 1820—27 fungierte er als Präsident der Royal Society. Er starb 29. Mai 1829

in Genf. D. galt am Ende des ersten Dezenniums unsers Jahrhunderts als der bedeutendste Chemiker; mit vorzüglicher Begabung, neue Hilfsmittel für die experimentale Ermittelung der Zusammensetzung der Körper in Anwendung zu bringen, vereinigte er eine damals seltene Unabhängigkeit von den herrschenden Theorien und brachte zuerst in dem von Lavoisier aufgestellten System der Chemie eine wesentliche Abänderung zur Geltung. Im J. 1806 begannen seine Arbeiten über die Einwirkung des elektrischen Stroms auf chemische Verbindungen, welche ihn zur Entdeckung des Kaliums und Natriums, der Erdalkalimetalle und des Bors führten. Anderseits lehrte er seit 1810 das Chlor als einfachen Körper betrachten und gab damit den Anstoß zu den wichtigsten Reformen in der Theorie der Salze. Seine Arbeiten ließen die Beziehungen zwischen den chemischen und elektrischen Kräften klarer und bestimmter hervortreten, auch suchte er die Wärmeerscheinungen auf Bewegungen der kleinsten Teilchen der Körper zurückzuführen. Im J. 1815 konstruierte er die nach ihm benannte Sicherheitslampe. Er schrieb: »Chemical and philosophical researches, chiefly concerning nitrous oxid and its respiration« (Lond. 1800; deutsch von Nasse, Leipz. 1812—14, 2 Bde.); »Elements of chemical philosophy« (1812; deutsch von Wolff, Berl. 1814); »Elements of agricultural chemistry« (1813, zuletzt 1855; deutsch von Wolff, Berl. 1814, von Hermbstädt, das. 1817); »On the safety-lamp and on flame« (1828); »Salmonia, or the days of fly-fishing« (1828, 5. Aufl. 1870; deutsch von Neubert, Leipz. 1840); »Consolations in travel, or the last days of a philosopher« (7. Aufl. 1869; deutsch von Martius, Nürnb. 1833). Die gesammelten Werke, herausgegeben von John D., erschienen in 9 Bänden, London 1839. Vgl. Paris, The life of Sir Humphry D. (Lond. 1831, 2 Bde.), und die von seinem Bruder John D. herausgegebenen »Memoirs of the life of Sir H. D.« (das. 1836, 2 Bde.; deutsch von Neubert, Leipz. 1840); »Fragmentary remains, literary and scientific of Sir H. D.« (Lond. 1858).

Davyn, s. Nephelin.

Davyscher Flammenbogen, s. Galvanische Wärmeentwickelung.

Dawdon (spr. dahdön), s. Seaham Harbour.

Dawe (spr. dah), Georg, engl. Maler und Kupferstecher, geb. 8. Febr. 1781 zu London, stach schon im 14. Lebensjahr die Porträte der Königinnen Elisabeth und Maria nach Graham und im 20. nach eigner Zeichnung das Monument des Marquis Cornwallis. Sein erstes Gemälde: Achilles beim Tode des Patroklos, erhielt 1803 den Preis der königlichen Akademie zu London; demselben folgten 1804 Noemi und ihre beiden Schwiegertöchter, 1809 eine Szene aus Cymbeline, Andromache und das Porträt der Gattin Thomas Hopes. Letzteres brachte den Künstler so in die Mode, daß es fortan zum guten Ton gehörte, sich von D. malen zu lassen. Nachdem er drei Jahre im Gefolge des Herzogs von Kent gereist war, porträtierte er auf dem Kongreß zu Aachen (1818) viele der dort versammelten Fürsten und Staatsmänner. Vom Kaiser Alexander I. zum Hofmaler ernannt, malte er in Petersburg über 400 in einer Galerie der Eremitage aufgestellte Porträte russischer Helden. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit kehrte er im Frühjahr 1829 nach England zurück und starb 15. Okt. d. J. in London.

Dawes (spr. dahs), Richard, engl. Philolog, geb. 1708, studierte in Cambridge, wurde 1738 Vorsteher der Grammar school in Newcastle, lebte zuletzt einsam in Henworth und starb daselbst 1766. Er schrieb die berühmten »Miscellanea critica« (Cambr. 1745, zuletzt Lond. 1827).

Dawison, Bogumil, berühmter Schauspieler, geb. 15. Mai 1818 als der Sohn einer armen Familie zu Warschau, wurde Abschreiber, dann Schildermaler, zuletzt Schreiber in der Redaktion der Warschauer »Gazeta«. Hier erlernte er bald die deutsche und französische Sprache, avancierte vom Schreiber zum Übersetzer und trat als Theaterrezensent auf. Von dem Schauspieler Kudlicz für die Bühne gebildet, debütierte D. 1837 mit Beifall, begab sich 1839 nach Wilna, gastierte in Warschau und fand endlich an der Lemberger Bühne ein dauerndes Engagement. Die Gastspiele Löwes und der Rettich brachten in ihm den Entschluß, deutscher Schauspieler zu werden, zur Reife. Er machte eine Reise nach Frankreich und Deutschland, suchte sich, zurückgekehrt, eine gute deutsche Aussprache anzueignen und trat 9. Aug. 1841 im deutschen Theater zu Lemberg auf. Anfangs wegen der Aussprache getadelt, studierte er trotzdem deutsche Rollen und reiste 1846 nach Breslau, wurde aber hier wie in Stettin u. a. O. abgewiesen. Von L. Schneider empfohlen, spielte er in Hamburg 13. Febr. 1847 zum erstenmal in Deutschland und frappierte anfangs durch seine Neuheit, bis die Gewalt der Leidenschaft, die Macht der Naturwahrheit in seinem Spiel Anerkennung fand. 1849 folgte er einer Einladung zum Gastspiel am Wiener Burgtheater, dessen Folge ein Engagement war, ging dann 1854 an die Dresdener Hofbühne über, wo er 1864 auf Lebenszeit engagiert wurde, löste aber auch hier sein Engagement wieder, um in allen wichtigern Städten Deutschlands, 1866 auch in Amerika zu gastieren. Durch Überanstrengung körperlich und geistig gebrochen, kehrte er, der Kunst verloren, nach Dresden zurück und starb daselbst 1. Febr. 1872. Mephistopheles und Franz Moor, Monaldeschi und der alte Spielwarenhändler, Mark Anton und Hamlet, Alba und Karlos, Karl V. und Riccaut de la Marlinière, Harleigh und Stephan Foster, Molière und Marinelli, Richard III., Narziß und Lear waren bewunderte Leistungen Dawisons.

Dawk, s. Dak.

Dawkins (spr. dahkins), William Boyd, engl. Geolog und Anthropolog, geb. 26. Dez. 1838 zu Buttington in Montgomeryshire, empfing seine Erziehung in Rossall Hall und auf der Universität Oxford und ward 1862 der königlichen Kommission zur geologischen Untersuchung Großbritanniens beigeordnet. 1869 in Manchester zum Kurator des Museums ernannt, las er 1870 am Owen's College über Geologie und ward 1874 Professor, gleichzeitig Präsident der Geographischen Gesellschaft; im Jahr darauf unternahm er eine Reise um die Welt. Er schrieb: »Cave hunting. Researches on the evidences of caves respecting the early inhabitants of Europe« (Lond. 1874; deutsch von Spengel, Leipz. 1876) und »Early man in Britain and his place in the tertiary period« (1880).

Dawley Magna (spr. dahli), Stadt in Shropshire (England), mit Kohlen- und Eisengruben, Schmiedehämmern und Kalkbrennereien und (1881) 9200 Einw.

Dawydów, Denis Wasiljewitsch, russ. Kriegsschriftsteller und Dichter, geb. 27. Juli (a. St.) 1784 zu Moskau, trat 1801 in das Gardekavallerieregiment, nahm teil an den russischen Feldzügen in Deutschland, an der Donau und in Schweden, führte 1812 ein Korps von Parteigängern, 1814 ein Husarenregiment unter Blücher und wurde 1815 zum

Generalmajor befördert. 1825—27 war er in Persien thätig, und 1831 kämpfte er in Polen vor Warschau und in der Schlacht bei Lisbik so rühmlich, daß er zum Generalleutnant ernannt wurde. Er starb 8. Mai 1839 auf seinem Gut bei Moskau. D. dichtete, meistens im Biwak, Satiren, Elegien, Dithyramben und Episteln, besonders aber Soldatenlieder, welche weite Verbreitung fanden. Für die besten seiner militärischen Schriften hält man die »Erinnerungen an die Schlacht bei Preußisch-Eylau« und den »Versuch einer Theorie des Parteigängerkriegs« (1821). Seine gesammelten Werke mit Biographie gab Smirdin (Petersb. 1848) heraus; seine »Memoiren« erschienen in der Zeitschrift »Russkaja Starina« (1872).

Dax (spr. dacks), Arrondissementshauptstadt und Badeort im franz. Departement Landes, 40 m ü. M., links am Adour, über welchen eine schöne Steinbrücke nach der Vorstadt Sablar und die Brücke der Südbahnlinie D.-Pau führen, ist von betürmten Mauern umgeben, welche bis in die Römerzeit zurückreichen, 1858 aber leider teilweise niedergerissen wurden, hat ein altes Kastell, eine Kathedrale nebst mehreren andern schönen Kirchen, ein Collège, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Mineralienkabinett und (1880) 9005 Einw., welche feine Liköre und Fayence erzeugen und bedeutenden Handel mit Landesprodukten treiben. D. ist das alte Aquae Tarbellae (im Mittelalter Acqs genannt), an der Straße von Asturien nach Burdigala gelegen und schon von den Römern als Heilbad benutzt. Die Quellen von D. haben eine Temperatur von 25—62° C. und sind schwefel- und kalkhaltig. Sie speisen das Bassin der Fontaine Chaude und ein modernes Badeetablissement (Les Baignots), wirken auf das Nerven- und Gewebesystem und werden besonders gegen Rheumatismen angewendet. D. ist die Vaterstadt der Brüder Ducos (des Konsulatskollegen Napoleons und des Generals). Vgl. Léon, Guide manuel aux eaux thermales de D. (1867).

Daxweiler, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Kreuznach, mit (1880) 739 Einw., Eisenerzbergbau und den Eisenhüttenwerken Stranberger Neuhütte u. Rheinböllerhütte am Güldenbach.

Dayak, Volk, s. Dajak.

Daylesford (spr. dehlsförd), Stadt in der britisch-austral. Kolonie Victoria, nordwestlich von Melbourne, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist. D. verdankt seine Existenz den noch immer ergiebigen Goldfeldern, treibt jetzt aber auch viel Ackerbau und hat (1881) 3892 Einw.

Days of humiliation (engl., spr. dehs oww jumiliëhsch'n, »Tage der Demütigung«), die beiden Bußtage in England: der 30. Jan., der Tag der Hinrichtung des Königs Karl I. 1649, und der 2. Sept., der Tag des großen Brandes von London 1666.

Dayton (spr. däht'n), Stadt im nordamerikan. Staat Ohio, am schiffbaren Miami, 80 km von Cincinnati, eine der schönsten Städte des Staats, mit über 30 m breiten, von Bäumen beschatteten Straßen, stattlichen öffentlichen Gebäuden, unter denen die dem Parthenon nachgeahmte Gerichtshalle hervorragt, und hübschen Privathäusern. D. hat (1880) 38,678 Einw. Seine Industrie befaßt sich mit der Herstellung von Eisenbahnwagen, Maschinenbau, Baumwoll- und Papierfabrikation. Bei der Stadt liegen ein Irrenhaus und ein großartiges Invalidenhaus (Soldiers' Home) inmitten eines ausgedehnten Parks. D. wurde 1796 gegründet.

Daza (spr. dasa), Hilarion, Präsident der Republik Bolivia, geb. 1840 zu Sucre, von niederer Abstammung und teilweise indianischem Blut, hieß eigentlich Grosolé, nahm aber infolge von Familienzwistigkeiten den Namen seiner Mutter, D., an. 18 Jahre alt, ließ er sich während einer Revolution als Freiwilliger in die Armee der Liberalen einreihen und wurde, als diese siegte, rasch befördert. Sein Anteil an mehreren andern siegreichen Erhebungen verschaffte D. einen gewissen Ruf und die Gunst Melgarejos, der ihn während seiner Präsidentschaft 1867 zum Oberstleutnant und zweiten Kommandeur der zur Erforschung der Flüsse Pilcomayo und Bermejo ausgesandten Expedition ernannte. Doch 1871 verbündete er sich mit Oberst Juan Granier zum Sturz Melgarejos und brachte an der Spitze seines Kürassierregiments die Bevölkerung von La Paz zur Unterwerfung unter Morales, der ihn zum General und Kriegsminister beförderte. Nach dem Tod Ballivians bewarb er sich selbst um die Präsidentschaft, und da die Wahlen unentschieden ausfielen, bemächtigte er sich 1876 mit Gewalt der Herrschaft, die er mehrere Jahre durch rücksichtslose Tyrannei behauptete. 1879 erklärte er Chile den Krieg, bemächtigte sich der chilenischen Bergwerke in Atacama und ernannte sich selbst zum Oberbefehlshaber des bolivianischen Heers. Als die Chilenen in Atacama einfielen, zog er mit den bolivianischen Truppen nach dem südlichen Peru, wo er sich mit den Peruanern unter Prado vereinigte. Da er aber im November 1879 dem verbündeten Heer nicht zu Hilfe kam, sondern auf dem Marsch von Tacna nach San Francisco umkehrte, so daß General Buendia von den Chilenen geschlagen wurde, empörte sich das Heer in Tacna gegen ihn, und D. mußte Ende 1879 in das Ausland flüchten.

Däzel, Georg, Forstmann, geb. 5. Febr. 1752 zu Furth in der Oberpfalz, wurde nach beendeten Universitätsstudien Lehrer der Philosophie und Mathematik an der kurfürstlichen Pagerie in München, 1790 Lehrer der Forstwissenschaft an der Forstschule daselbst, 1803 Direktor der Forstschule in Weihenstephan, 1807 Professor der Forstwissenschaft in Landshut, später wieder in München und starb 5. April 1847 in Regensburg. Er schrieb: »Praktische Anleitung zur Taxierung der Wälder« (Münch. 1786; 2. Aufl. unter dem Titel: »Praktische Anleitung zur Forstwissenschaft, Vermessung, Taxierung etc. der Wälder«, 1788; später als »Lehrbuch der praktischen Forstwissenschaft«, das. 1802, 2 Bde., erschienen); »Über Forsttaxierung und Ausmittelung des jährlichen nachhaltigen Ertrags« (das. 1793); »Über die zweckmäßigste Methode, große Waldungen zu messen« (das. 1799; 2. Aufl. von Neubauer, 1819); »Tafeln für Forstmänner zur Bestimmung des Inhalts der Walzen etc.« (6. Aufl., das. 1860).

Dazio grande (»großer Zoll«), eine wilde, vom obern Tessin durchbrauste, von der Gotthardbahn durchschnittene Felsschlucht im schweizer. Kanton Tessin, 948 m ü. M., vereinigt mit den schauerlichen Felsbildungen der Via mala das liebliche Bild eines grünen Bergstroms und der Alpenflora. Sie trennt Livinen in Ober- und Unter-Livinen. Hier erhoben (vor 1798) die Urner als Herren des Thals einen großen Zoll, den sie angeblich von der Familie Varesi erwarben.

Dcsne., *Dne.*, *Dce.*, bei botan. Namen Abkürzung für J. Decaisne (s. d.).

ddt. (dt.), Abkürzung für dedit, er hat gegeben.

D dur (ital. Re maggiore, franz. Ré majeur, engl. D major), s. v. w. D mit großer (harter) Terz. Der D dur-Akkord = d fis a. Über die D dur-Tonart, 2 ♯ vorgezeichnet, s. Tonart.

Dé, le Maître au (spr. mät'r oh, »der Meister mit dem Würfel«), französische, unter den Kupferstich-

sammlern übliche Bezeichnung für einen italienischen Kupferstecher, welcher in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. thätig war und sich an Marc Anton anschloß. Er stach nach Raffael, Giulio Romano u. a.

Dea (lat.), Göttin.

Dea Dia, bei den alten Römern eine Erd- und Ackergöttin, speziell Göttin der römischen Stadtflur. Der Hain derselben lag unweit der Stadt am rechten Ufer des Tiber, an der Via Campana; ihr Dienst wurde teils hier, teils in der Stadt von den Arvalischen Brüdern (s. d.) versehen und zwar an drei Tagen im Mai, zur Zeit, da die ersten Feldfrüchte reif waren. Vgl. Acca Larentia.

Deadwood (spr. deddwudd), Bergbaustadt im nordamerikan. Territorium Dakota, in den Black Hills (s. d.), mit 3777 Einw.

De Ahna, Heinrich, Violinspieler, besonders Meister in der Interpretation klassischer Kompositionen, geb. 22. Juni 1832 zu Wien, machte seine Studien dort unter Mayseders und später in Prag unter Mildners Leitung. Nachdem er schon im Alter von zwölf Jahren in Wien, London ꝛc. als Violinspieler aufgetreten, wurde er 1849 vom Herzog von Koburg-Gotha zum Kammervirtuosen ernannt, sprang aber trotz allen Erfolgs wieder von der Musik ab und trat im Herbst 1851 in die österreichische Armee ein, in welcher er 1853 zum Leutnant befördert wurde und den italienischen Feldzug mitmachte. Nach dem Friedensschluß wendete er sich wieder der Musik zu, machte Kunstreisen durch Deutschland und Holland und ließ sich 1862 in Berlin nieder, wo er seit 1868 als Konzertmeister am Opernhaus und Lehrer des Violinspiels an der Hochschule für Musik thätig ist.

Deák (spr. dāh-āk), Franz, ungar. Staatsmann, geb. 17. Okt. 1803 zu Kehida, dem Stammgut seiner Familie im Zalaer Komitat, widmete sich auf der Akademie zu Raab rechts- und staatswissenschaftlichen Studien und that sich bei den Komitatsverhandlungen durch schlagende Beredsamkeit bald hervor. Für die Jahre 1832—36 und 1839—43 in den Landtag gewählt, schwang er sich durch sein parlamentarisches Talent und charaktervolle, patriotische Haltung zum Führer der Opposition empor. Sein Verdienst war es besonders, daß der unter schlimmen Aussichten eröffnete Landtag 1840 mit einer Aussöhnung zwischen König und Volk endete, ohne daß den Rechten des Landes etwas vergeben worden wäre. Die Wahl für den Landtag von 1843 schlug D. aus, weil er in der Frage über die Besteuerung des Adels seine selbständige Ansicht gegenüber der konservativen Partei festhielt und die Reformpartei seine Wahl mit Gewalt durchsetzen wollte. 1845 trat er gegen Apponyis »Administratorensystem« in die Schranken, mahnte aber auch die Liberalen zum mäßigen und redlichen Wollen. Von dem Landtag von 1847 hielt ihn Kränklichkeit fern, nichtsdestoweniger ward das Programm der liberalen Opposition unter seinen Auspizien festgestellt; erst nach den Märzereignissen von 1848 widmete er sich wieder ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten. Unter dem ersten konstitutionellen Ministerium des Grafen Ludwig Batthyányi mit dem Justizministerium betraut, betrieb er eifrig legislatorische Arbeiten und faßte den Plan, das ungarische Justizwesen einer durchgreifenden Reform zu unterwerfen. An legalen Formen festhaltend, legte er, als Kossuth 17. Sept. 1848 an die Spitze der Geschäfte trat, sein Ministerium nieder, sich nur noch als Deputierter am Reichstag beteiligend. Beim Herannahen von Windischgrätz (Ende 1849) stimmte D. für Unterhandlung und war Mitglied jener Deputation, welche an den Fürsten abgeschickt wurde, um noch einen Vermittelungsversuch zu machen. Als dieser Schritt fruchtlos blieb, zog sich D. in seinen Geburtsort ins Privatleben zurück. Zwar versuchte das Ministerium Schwarzenberg seine Unterstützung bei der Reorganisation Ungarns zu gewinnen; aber er konnte sich nicht dazu verstehen, bei Umgestaltungsversuchen mitzuwirken, welche die Selbständigkeit und die alte Verfassung Ungarns in dem zentralisierten Kaiserstaat aufgehen lassen wollten. Erst als das kaiserliche Diplom vom 20. Okt. 1860 die Wiederherstellung der frühern Verfassungsverhältnisse Ungarns in Aussicht stellte, ließ er sich von dem Hofkanzler Vay mehrfach zu Rate ziehen und trat in der Presse zur Mäßigung ermahnend und vermittelnd auf, indem er sich zwar für die Aufrechterhaltung der Gesetzgebung von 1848 erklärte, aber nur insoweit, als sie keinerlei Beeinträchtigung der Rechte einzelner nach sich ziehe. Am 11. März 1861 von Pest zum Landtagsabgeordneten erwählt, bildete D. eine eigne gemäßigte Partei, die sogen. »Adreßpartei«, im Gegensatz zu der radikalen »Beschlußpartei«. Sein Adreßentwurf vom 13. Mai erlangte, freilich nur nach sehr heftigen Verhandlungen, die sich bis in den Juli hineinzogen, die Zustimmung der beiden Häuser des Landtags. Der Kaiser aber lehnte die Adresse mit Rücksicht auf das Februarpatent ab, worauf D. eine zweite umfangreiche Auseinandersetzung entwarf, welche das Oktoberdiplom wie die Reichsverfassung vom Februar 1861 als Vernichtung der Rechte Ungarns und somit als unannehmbar für den Landtag bezeichnete. Während der ganzen Schmerlingschen Periode hielt D. an diesen Grundsätzen fest; als jedoch im Sommer 1865 der Föderalismus in Österreich zu neuer Geltung und auch Ungarn zu gute kam, war es nicht Deáks Partei, sondern die der Altkonservativen, mit der die Regierung in Verbindung trat. Indessen auf dem am 14. Dez. 1865 eröffneten Landtag gebot D. über eine sehr ansehnliche Majorität, welcher der Präsident und Vizepräsident des Abgeordnetenhauses, Szentiványi und Graf Julius Andrássy, angehörten. Die Landtagsadresse war wieder Deáks Werk und zeigte unverändert den Standpunkt der frühern. Nach der entschiedenen Rückäußerung der Krone geschah es dann gleichfalls auf seinen Antrag, daß man nicht sofort zum Bruch schritt, sondern eine (Siebenundsechziger-)Kommission niedersetzte behufs Feststellung der gemeinsamen Reichsangelegenheiten. Den Entwurf dieses Ausschusses nahm die Regierung sodann nach dem Krieg im Sommer 1866 zum Ausgangspunkt weiterer Verhandlungen mit Ungarn. Daß diese zum Ziel führten, verdankte man zum großen Teil der Mäßigung Deáks. Er selbst trat zwar nicht in das neue ungarische Ministerium, allein es setzte sich dasselbe aus lauter Mitgliedern seiner Partei zusammen. Im wesentlichen war D. seit dem Ausgleich mit der österreichischen Regierung ausgesöhnt. Er übte durch seine Persönlichkeit wie durch seine Partei, welche freilich nicht immer die von ihm gewünschte Mäßigung zeigte, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, zumal Graf Andrássy aus seiner Partei hervorging. Nach innen vertrat D. einen gemäßigten Liberalismus. Er starb 29. Jan. 1876 in Budapest. Obwohl er den Bestand der Partei, die seinen Namen getragen, überlebt hatte, waren die segensreichen Folgen seiner staatsmännischen Weisheit noch keineswegs verschwunden, und bei dem Tode Deáks erinnerten sich alle Parteien, welche Verdienste sich der Verstorbene um das Vaterland erworben. Er wurde daher mit königlichen Ehren

3. Febr. in Budapest beigesetzt und die Errichtung eines großartigen Denkmals von den Staatsbehörden beschlossen. Die Reden Franz Deáks wurden von Kónyi herausgegeben (Pest 1881 ff.). Vgl. Pulszky, Franz D. (deutsch, Leipz. 1876); Csengery, F. D. (deutsch, das. 1877); »Francis D., Hungarian statesman« (hrsg. von Grant Duff, Lond. 1880).

Deal (spr. dihl), Seestadt in der engl. Grafschaft Kent, an der Straße von Dover, als Seebad vielbesucht und durch ihre Lotsen berühmt, aber ohne bedeutendern Handel (s. Dover). D. hat mit dem benachbarten Walmer (1881) 12,731 Einw. Von den drei Schlössern, die Heinrich VIII. 1539 zu seinem Schutz baute, mußte Sandown Castle infolge des Vordringens des Meers abgerissen werden, Deal Castle ist in Privatbesitz übergegangen, aber Walmer Castle ist noch immer Residenz des Lord-Wardens der Cinque Ports (s. d.). Bei letzterm steht ein Marinehospital. D. hat keinen Hafen, sondern nur die durch die Goodwin Sands (s. d.) geschützte Reede the Downs.

De Amicis (spr. -ítschis), Edmondo, ital. Belletrist, geb. 21. Okt. 1846 zu Oneglia in Ligurien, trat nach zurückgelegten Lycealstudien in die Militärschule zu Modena, verließ dieselbe als Leutnant und nahm 1866 teil an der Schlacht von Custozza. Im nächsten Jahr übernahm er die Redaktion der Zeitschrift »Italia militare« zu Florenz, in welcher er zuerst seine Skizzen aus dem Militärleben (»La vita militare«, 1869; 8. umgearbeitete Aufl. 1885) veröffentlichte, die neben seinen »Novellen« (5. Aufl. 1884) durch die frische Unmittelbarkeit des Stils bald eine Lieblingslektüre des italienischen Publikums wurden. Nach dem Einzug der Italiener in Rom trat D. aus der Armee aus, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er unternahm zahlreiche und weite Reisen nach Spanien, England, Holland, Nordafrika, der Türkei, Frankreich rc., und diese gaben ihm Stoff zu ebenso vielen anziehenden Reiseschilderungen. Wir nennen von denselben: »La Spagna« (1873, 8. Aufl. 1884); »Ricordi di Londra« (8. Aufl. 1881); »L'Olanda« (7. Aufl. 1882); »Marocco« (11. Aufl. 1885); »Costantinopoli« (13. Aufl. 1883, 2 Bde.); »Pagine sparse« (1877, 8. Aufl. 1884); »Ricordi di Parigi« (4. Aufl. 1879, 2 Bde.). Einen historisch-politischen Hintergrund haben die »Ricordi di Roma« (1870—1871) und das Werk »Roma libera« (1872). D. verbindet mit Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung einen gewissen künstlerischen Idealismus und gilt heute als der populärste Schriftsteller Italiens. Später erschienen seine »Poesie« (1881), die das ganze originelle Talent des Autors von der glänzendsten Seite zeigen, ferner »Ritratti letterarii« (1881) und ein ebenso humor- wie gemütvolles Buch über die Freundschaft: »Gli amici« (1882, 2 Bde.). Viele seiner Werke wurden auch übersetzt (einige Erzählungen deutsch in Heyses »Italienischen Novellisten«).

Dean (engl., spr. dihn), s. v. w. Dekan.

Dean Forest (spr. dihn förrest), hügeliger Wald- und Heidebezirk im W. von Gloucestershire (England), zwischen den Flüssen Severn und Wye, umfaßt 10,520 Hektar und zählt etwa 18,000 Einw., die Bergbau auf Kohlen und Eisen treiben oder Steine brechen. Das Gebiet ist Eigentum der Krone und zerfällt in sechs Distrikte (Walks), die von einem Lord-Warden verwaltet werden.

Dease (spr. dihs'), Peter Warrens, ein Beamter der Hudsonbaikompanie, begleitete Franklin 1825 auf seiner Reise im Gebiet des Mackenzie und an der Nordküste Amerikas und unternahm 1837—39 mit Thomas Simpson eine Expedition, um die früher gemachten Aufnahmen zu erweitern. Sie kamen von der Mackenziemündung westlich über Franklin's Return Reef hinaus bis zum Kap Barrow und setzten, nachdem sie am Bärensee überwintert, im nächsten Jahr ihre Forschungen nach der andern Seite hin fort. Der fernste Punkt, den sie hier auf sehr beschwerlichen Bootsfahrten erreichten, war das Kap Britannia, östlich von Backs fernstem Punkt Point Ogle, unsern Boothia Felix, so daß im ganzen nur noch ca. 60 engl. Meilen der Küste unbekannt blieben. D. starb 1863 in Kanada.

Dea Syria (Syrische Göttin), s. Derketo.

Death Valley (spr. deth walli, »Thal des Todes«), wüstes Thal im SW. des nordamerikan. Staats Kalifornien, zwischen dem Telescope Range (3260 m) und dem Funeral Range, in dessen Mitte ein abflußloser See, 37 m unter dem Meeresspiegel, liegt. Nur einige Kakteen u. zwerghafte Artemisien gedeihen dort.

Deauville (spr. dohwil), Seebad im franz. Departement Calvados, Arrondissement Pont l'Évêque, an der Mündung der Touques in den Kanal gegenüber von Trouville gelegen, in den letzten Jahren sehr in Aufschwung gekommen, mit schönem Kasino, eleganten Villen, Wettrennen und (1876) 1514 Einw.

Debaklieren (franz.), einen Hafen von den leeren (ausgeladenen) Schiffen räumen. Der Aufseher über diese Arbeit (Debaklage) heißt Debakleur.

Deballieren (franz.), Waren entballen, auspacken; Deballage, Auspackung.

Débandade (franz., spr. debangdahd), die zerstreute Fechtart im Gegensatz zu der geschlossenen, auch der ungeordnete Rückzug; en d., in Auflösung.

Debankieren (debanquieren, franz.), beim Hasardspiel die Bank sprengen.

Debardieren (franz.), ein Schiff ausladen, Waren löschen; daher Debardage, die Ausladung eines Schiffs; Debardeur, Schiffsauslader, auch Name einer Maske mit dem Kostüm eines solchen.

Debarkieren (debarquieren, franz.), ausschiffen, landen; in der Marine gebräuchlicher Ausdruck für Landung von Truppen. Dazu gehören Prahme, welche gebrauchsfertig oder zerlegt an Bord der Flotte eingeschifft sind. Zu Wasser gebracht, werden mehrere derselben zusammengekuppelt und mit gemeinschaftlicher Plattform ausgerüstet, auf denen die Geschütze mittels Beibooten geschleppt werden. Außerdem sind Landungsbrücken nötig. Ein aus zwei Prahmen gebildetes Floß kann ca. 60 Mann Infanterie oder 9 Kavalleristen mit ihren Pferden oder ein Geschütz samt Zubehör befördern. In der Neuzeit wurde das größte Debarquement (Debarkierung) bei Beginn des Krimkriegs bewirkt, indem vom 14. bis 18. Sept. 1854 die Armee der Verbündeten (64,000 Mann) von der vereinigten britisch-französisch-türkischen Flotte bei Eupatoria gelandet wurde.

De Bary, Heinrich Anton, Botaniker, geb. 26. Jan. 1831 zu Frankfurt a. M., studierte seit 1849 in Heidelberg, Marburg und Berlin Medizin, ließ sich 1853 in Frankfurt a. M. als Arzt nieder, habilitierte sich aber schon 1854 als Dozent der Botanik in Tübingen, ward 1855 als Professor der Botanik nach Freiburg berufen und erhielt 1859 die ordentliche Professur daselbst; 1867 folgte er einem Ruf nach Halle und 1872 nach Straßburg, wo er als erster Rektor der neuerrichteten Universität fungierte. De Barys hauptsächlichste Leistungen beziehen sich vorzugsweise auf die Pilze und Myxomyceten; insbesondere verdankt man ihm vielfach erweiterte Kenntnisse über den Entwickelungsgang der Pilze, über die Mehrfachheit ihrer Fruchtorgane, über den Genera-

tionswechsel (z. B. bei den Rostpilzen) und über sexuelle Vorgänge bei den Pilzen. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Beitrag zur Kenntnis der Achlya prolifera« (Berl. 1852); »Untersuchungen über die Brandpilze und die durch sie verursachten Krankheiten der Pflanzen« (das. 1853); »Untersuchungen über die Familie der Konjugaten« (Leipz. 1858); »Die Mycetozoen, ein Beitrag zur Kenntnis der niedersten Tiere« (das. 1859, 2. Aufl. 1864); »Recherches sur le développement de quelques champignons parasites« (Par. 1863); »Die gegenwärtig herrschende Kartoffelkrankheit, ihre Ursache und Verhütung« (Leipz. 1861); »Über die Fruchtentwickelung der Askomyceten« (das. 1863); »Beiträge zur Morphologie und Physiologie der Pilze« (Frankf. 1864—82, 5 Tle.); »Morphologie und Physiologie der Pilze, Flechten und Myxomyceten« (Leipz. 1866); »Über Schimmel und Hefe« (2. Aufl., Berl. 1874); »Vergleichende Anatomie der Vegetationsorgane bei den Phanerogamen und Farnen« (Leipz. 1877); »Vergleichende Morphologie und Biologie der Pilze, Mycetozoen und Bakterien« (das. 1882); »Vorlesungen über Bakterien« (das. 1885). Auch gab er »Mikrophotographien nach botanischen Präparaten« (Straßb. 1878) heraus und redigiert seit 1866 die »Botanische Zeitung«.

Debatte (franz., Diskussion), mündliche Beratung in geordneter Rede und Gegenrede; daher debattieren, einen Gegenstand in geordnetem Verfahren mündlich erörtern. Der Ausdruck D. wird besonders von den Verhandlungen in parlamentarischen Körperschaften, Gemeindevertretungen, öffentlichen Versammlungen und Sitzungen von Kollegien gebraucht. Die D. wird von dem Vorsitzenden eröffnet, geleitet und geschlossen nach Maßgabe der Geschäftsordnung (s. d.), welche für die betreffende Körperschaft gegeben ist. Die Bestimmungen der verschiedenen Geschäftsordnungen sind zwar im einzelnen vielfach voneinander abweichend, doch können für die D. in den Sitzungen der Volksvertretungen wie in den öffentlichen Versammlungen, namentlich Wählerversammlungen, folgende Regeln als feststehende bezeichnet werden, indem die parlamentarischen Verhandlungsformen auch in solchen Versammlungen analoge Anwendung finden. Ist über einen Gegenstand von dem Vorsitzenden die D. eröffnet, so darf nur derjenige das Wort nehmen, welchem es nach vorgängiger Meldung von dem Vorsitzenden erteilt worden ist. Es ist nicht statthaft, den Redner aus der Versammlung heraus zu unterbrechen und Zwiegespräche mit ihm anzuknüpfen; doch sind Zwischenrufe, insoweit sie nicht in Störungen ausarten, nicht absolut untersagt, ebensowenig wie Ausdrücke des Beifalls oder des Mißfallens. Dem Vorsitzenden steht, was die Zulassung oder das Verbot solcher Meinungsäußerungen anbetrifft, eine gewisse diskretionäre Gewalt zu. Dem Redner ist die freie Rede gewährt, doch findet diese Redefreiheit in der Disziplinargewalt des Vorsitzenden und, was die Versammlungen und Vereinssitzungen anbetrifft, in den gesetzlichen Vorschriften über das Vereins- und Versammlungsrecht ihre Begrenzung. Mitglieder gesetzgebender Versammlungen können außerhalb der letztern wegen Äußerungen, die sie in der parlamentarischen D. gethan haben, nicht zur Verantwortung gezogen werden. Der Vorsitzende kann jedoch bei vorkommenden Ungehörigkeiten den Redner unterbrechen, auch zur Ordnung oder zur Sache rufen; letzteres dann, wenn der Redner sich allzu weit vom Gegenstand der Beratung entfernt. Bei wiederholter Ordnungswidrigkeit kann dem Redner durch Beschluß der Versammlung das Wort entzogen werden, ebenso wenn er sich fortgesetzt von dem Gegenstand, welcher zur D. steht, entfernen sollte. Indessen ist es für einen gewandten Redner nicht allzu schwer, Gegenstände zu berühren und zu besprechen, die an und für sich mit dem Gegenstand der D. in gar keinem oder doch nur in losem Zusammenhang stehen. Hat sich niemand mehr zum Wort gemeldet, so schließt der Vorsitzende die D., und es kommt zur Abstimmung. Es kann jedoch der Schluß der D. auch dadurch herbeigeführt werden, daß aus der Versammlung heraus ein Schlußantrag gestellt wird. Nimmt die Versammlung den Antrag auf Schluß der D. an, so werden dadurch die noch gemeldeten Redner präkludiert. In den Geschäftsordnungen der gesetzgebenden Körper ist indessen regelmäßig vorgesehen, daß ein Schlußantrag nur dann zur Abstimmung gelangen kann, wenn er von einer Anzahl von Mitgliedern (30 nach der Geschäftsordnung des deutschen Reichstags) unterstützt ist. Nach dem Schluß der D. können nur noch persönliche Bemerkungen, welche sich auf die vorhergegangene Diskussion beziehen, zugelassen werden, und es gehört ein besonderes Geschick dazu, sachliche Bemerkungen in das Gewand von persönlichen zu kleiden und so dennoch anzubringen, obwohl die D. geschlossen ist. Übrigens ist es Brauch oder geschäftsordnungsmäßige Vorschrift, daß Antragsteller oder Berichterstatter nicht nur das Wort zur Einleitung der D. erhalten, sondern daß ihnen nach Schluß der D. auch das Schlußwort zusteht. Für den deutschen Reichstag ist zu beachten, daß die Bevollmächtigten zum Bundesrat jederzeit gehört werden müssen. Nimmt daher nach Schluß der D. ein Mitglied des Bundesrats im Reichstag noch das Wort, so gilt die D. wieder als eröffnet. Für die parlamentarischen Verhandlungen ist der Unterschied zwischen Generaldebatte (Generaldiskussion) und Spezialdebatte (Spezialdiskussion) von besonderer Wichtigkeit. Bei den Beratungen über Regierungsvorlagen und Gesetzesvorschläge, die aus der Initiative des Parlaments hervorgehen, findet nämlich eine Unterscheidung zwischen allgemeiner und besonderer Beratung statt. Die allgemeine oder generelle D. beschäftigt sich mit den Grundsätzen der Vorlage überhaupt; sie erörtert dieselben nach allgemeinen Gesichtspunkten. Die Spezialdebatte geht auf die Einzelheiten der Vorlage ein, sie erörtert in der Detailberatung die einzelnen Bestimmungen derselben. So dient z. B. die Generaldiskussion des Staatshaushaltsetats dazu, die Finanzlage und die Finanzpolitik des Staats und der Staatsregierung im allgemeinen zu besprechen, während in der Spezialdebatte die Etats der einzelnen Ressorts geprüft, die einzelnen Etatspositionen diskutiert und zur Abstimmung gebracht werden. Nach der Geschäftsordnung des deutschen Reichstags insbesondere beschränkt sich die erste Beratung (Lesung) der Regierungsvorlagen und der parlamentarischen Initiativanträge auf die allgemeine Erörterung. Die erste Lesung schließt damit, daß sich das Haus darüber schlüssig macht, ob die Vorlage zunächst einer Kommission zur Vorberatung überwiesen, oder ob die zweite Lesung alsbald im Plenum stattfinden soll. Die zweite Beratung ist für die Spezialdebatte bestimmt. Die einzelnen Artikel und Paragraphen werden diskutiert und zur Abstimmung gebracht. Die dritte Beratung verbindet eine nochmalige Generaldebatte mit einer nachfolgenden abermaligen Spezialdiskussion, an welche sich die Schlußabstimmung über das Ganze anschließt. In den Beratun-

gen der Kommissionen (Ausschüsse) der parlamentarischen Körperschaften sind im wesentlichen dieselben Grundsätze wie für die D. in den Plenarverhandlungen maßgebend, nur daß jene nicht wie die letztern der Regel nach öffentlich sind.

Debauche (franz., spr. debohsch), Ausschweifung; debauchieren, ausschweifen, ein wüstes Leben führen, verführen, besonders im militärischen Sinn früher s. v. w. zur Desertion verleiten; debauchant, ausschweifend, verführerisch; Debaucheur, Schwelger, Wüstling.

Debellieren (lat.), völlig besiegen, überwältigen; Debellation, Überwältigung, völlige Unterwerfung und folgeweise Einverleibung eines Staats in das Gebiet der siegreichen Macht.

De Belloy (spr. -löa), Pierre Laurent, eigentlich Buirette, franz. Tragiker, geb. 17. Nov. 1727 zu St.-Flour, wendete sich wider den Willen seines Oheims, eines berühmten Pariser Advokaten, der dramatischen Kunst zu und trat unter dem Namen D. in Rußland als Schauspieler auf. Im J. 1758 ging er nach Paris zurück, um seine Tragödie »Titus« zur Aufführung zu bringen, die aber vollständig durchfiel. Mehr Erfolg hatte seine »Zelmire« (1760), wie die vorige eine Nachahmung des Metastasio. Den entschiedensten Beifall aber fand »Le siège de Calais« (1765), obwohl sich viele Geschmacklosigkeiten, schlechte Verse und Anachronismen darin finden. Es war aber ein nationales Stück, welches in der Zeit der politischen Ohnmacht die Ehre des französischen Namens und den Ruhm der französischen Waffen in jedem Vers pries. In ähnlicher Weise wurden in »Gaston et Bayard« (1771) hauptsächlich die nationalen Helden gefeiert. Der Erfolg dieser beiden Stücke verschaffte ihm 1771 die Aufnahme in die Akademie. Weniger gelang die Schilderung der Leidenschaften in »Gabrielle de Vergy« (1772), der die Geschichte der Dame von Fayel zu Grunde liegt. »Pierre le Cruel« (1772), aus der spanischen Geschichte, ist eins seiner schwächsten Stücke. D. starb 5. März 1775. Außer den Tragödien hat er »Fragments historiques«, »Poésies fugitives«, »Observations sur la langue et la poésie françaises« herausgegeben. Seine »Œuvres« erschienen 1779 und 1787 in 6 Bänden.

Debent (lat.), Schuldner.

Debentür (lat.), zurückzuzahlender Zollvorschuß; Empfangschein, Quittung.

Debet (lat., »er schuldet«; in der Mehrzahl: Debent), in der Buchhaltung gebräuchliche Überschrift derjenigen Blattseite eines Kontos, auf welcher die dasselbe belastenden Beträge verzeichnet sind (im Gegensatz zu Credit, »er hat gut«), in neuerer Zeit mehr und mehr durch das deutsche »Soll« (Mehrzahl: »Sollen«) verdrängt. Vgl. Buchhaltung.

Debilität (lat.), Schwäche, Kraftlosigkeit.

Debir, das Allerheiligste (hebr. Kodesch, Kodaschim) des Salomonischen Tempels.

Debit (franz., spr. -bih), der Vertrieb, der Verkauf einer Ware; daher Debitant, besonders derjenige, der eine Ware im kleinen an die Konsumenten verkauft (debitiert, in Österreich: verschleißt), im Gegensatz zu dem Fabrikanten, der jenem die Ware in Kommission gibt. In der französischen Kaufmannssprache ist Débit außerdem s. v. w. Debet (s. d.), daher debitieren auch s. v. w. belasten, eine Summe jemand zur Last schreiben.

Debitkommissionen (lat.), von den vormaligen deutschen Reichsgerichten in Schuldsachen der Reichsstände ernannte Kommissionen, die mit Untersuchung des Vermögensbestandes, gütlicher Verhandlung und Administration des Konkurses beauftragt waren.

Debitmasse, s. v. w. Konkursmasse.

Debitor (lat.), Schuldner.

Debitum (lat.), Schuld, Schuldigkeit; d. conjugale, eheliche Pflicht; d. feudale, Lehnspflicht; d. proprium, eigne im Gegensatz zur fremden Schuld (d. alienum).

Debitverfahren, Konkursprozeß.

Debitwesen, s. v. w. Schuldenwesen.

Deblockieren (debloquieren, franz.), die Blockade eines Platzes aufheben, ihn entsetzen; in der Buchdruckerei einen in Ermangelung des rechten einstweilen verkehrt eingesetzten (blockierten) Buchstaben mit dem richtigen vertauschen.

De Boni, Filippo, ital. Schriftsteller, geboren um 1820 zu Feltre im Venezianischen als Sohn armer Eltern, mußte frühzeitig das geistliche Kleid anlegen, verließ aber bald den Priesterstand wieder und trat als Hauslehrer in eine adlige Familie zu Venedig, von wo er sich nach Florenz begab. 1846 zur Flucht genötigt, ließ er sich in Lausanne nieder, wo er seine bekannten republikanischen Flugblätter »Così la penso« herausgab. Während der Revolution von 1848 finden wir ihn in Mailand als Redakteur der von Mazzini gegründeten »Italia del Popolo« thätig. Nach dem Wiedereinzug der Österreicher ging er nach Toscana, sodann nach Rom, wo ihn die dortige Republik zum Gesandten in der Schweiz ernannte. Der Sturz der Republik in Rom verhinderte seine Rückkehr ins Vaterland. Er nahm teil an der bekannten »Tipografia elvetica« in Capolago und hielt sich dann in Zürich auf, wo er kärglich von den Berichten über europäische Verhältnisse lebte, welche er für die »Tribuna« in Buenos Ayres schrieb. 1859 endlich ins Vaterland zurückgekehrt, trat er 1860 ins Parlament, wo er stets der Linken angehörte und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um gegen das Papsttum zu kämpfen. Er starb 7. Nov. 1870 in Florenz. Seine Hauptschriften sind folgende: »Gli Eccelini e gli Estensi. Storia del secolo XIII« (Veneb. 1841, 3 Bde.); »Voci dell' anima« (Lausanne 1846); »Sull' arte e sugl' artisti italiani« (Flor. 1844); »Domenico Veneziano e Andrea del Castagno«, Drama (Turin 1851); »La chiesa romana e l'Italia« (Mail. 1863); »L'inquisizione e i Calabro-Valdesi« (das. 1864); »Ragione e dogma« (Siena 1866); »Dell' incredulità degl' Italiani nel medio evo« (Mail. 1868).

Debōrah, israelit. Prophetin, Richterin und Heldin, Frau des Lapidoth, welche auf dem Gebirge Ephraim Recht sprach, warf im Verein mit Barak, dem Sohn Abinoams, das bereits 20 Jahre schwer auf Israel lastende Joch des kanaanitischen Königs Jabin von Hazor ab. Deborahs und Baraks Siegeslied, ein wertvolles Überbleibsel der althebräischen Volkspoesie, findet sich im Buch der Richter 5.

Debordieren (franz.), austreten, von Flüssen die Ufer überschwemmen; im Kriegswesen den Gegner überflügeln; Debordement, Überschwemmung; Ausschweifung, Zügellosigkeit.

Debouchee (franz. débouché, spr. -buhschē), der Ausgang aus einer Schlucht, einem Defilee 2c.; daher debouchieren, im Kriegswesen s. v. w. aus einem Defilee hervortreten, worauf dann die Truppe aus der Marschkolonne zum Gefecht aufmarschieren kann.

Deboursieren (franz., spr. -burß-), auslegen, vorschießen; Debours oder Deboursement, Auslage.

Debra Tabor, Landschaft im nördlichen Abessinien (Amhara), in welcher auf dem 2496 m hohen Hügel Samara sich die prächtige Residenz des Negus Ne-

gesti (s. d.) befindet. Eine steile Basalttreppe führt zur Plattform des mit einer Batterie gekrönten Hügels. In D. lagert gewöhnlich die Hauptmacht des abessinischen Heers.

Debraux (spr. döbroh), Paul Emile, einer der populärsten franz. Liederdichter, geb. 1796 zu Anceroille (Meuse), erhielt eine Stelle an der Bibliothek der medizinischen Schule, die er indessen aus Liebe zur Unabhängigkeit nach einigen Jahren aufgab, wurde 1823 wegen seiner Angriffe auf die Regierung zu mehrmonatlicher Haft verurteilt und starb 12. Febr. 1831. Immer heiter und lustig trotz der ärmlichsten Verhältnisse, besang er Vaterland, Wein und Liebe in leichten, frischen Liedern, die zwar Eleganz und Feinheit oft vermissen lassen, dafür aber um so lieber in Kneipe und Werkstatt gesungen wurden. Man hat ihn den »Béranger de la canaille« genannt. Am bekanntesten sind die Lieder: »La Colonne«, »Le Mont Saint-Jean«, »Bélisaire«, »T'en souviens-tu?«, »Les barricades«, »Prince Eugène«, »Fanfan la Tulipe«, »La veuve du soldat«, »Marengo«. Eine vollständige Sammlung seiner »Chansons« gab Béranger heraus (Par. 1833, 3 Bde.).

Debreczin (spr. däbrätzin, ungar. Debreczen), königliche Freistadt und Sitz des ungar. Haidukenkomitats, in einer sandigen und wasserarmen Ebene (Debrecziner Heide) an der Vereinigung der Ungarischen Nordost- und der Ungarischen Staatsbahn gelegen, ist ein Ort mit echt magyarischem Typus und seit jeher der Hauptsitz des Protestantismus. Ansehnliche Gebäude sind: die reformierte und Franziskanerkirche, das Piaristenkloster, Rathaus, Sparkassengebäude, mehrere Fabriken, die große Stephansdampfmühle und das Akademiegebäude der Reformierten. D. zählt (1881) 51,122 rein ungarische, meist reformierte Einwohner, die größtenteils Ackerbau und Viehzucht betreiben oder sich dem Handel und einzelnen Gewerben widmen. Die beiden erstern werden sehr gefördert durch die ausgedehnten und fruchtbaren Ebenen, welche die Stadt umgeben, und auf denen ungeheure Herden von Vieh Nahrung finden, wie anderseits Weizen, Hirse, Tabak und Wassermelonen auf ihnen vorzüglich gedeihen. In industrieller Beziehung sind die Seife, die Lebkuchen, die thönernen Pfeifenköpfe sowie die Würste und Schinken von D. weitverbreitete Handelsartikel. Im übrigen erstreckt sich der Handel insbesondere auf Speck, Getreide, Knoppern, Tabak, Hornvieh, Schweine, Pferde, Honig, Schafkäse 2c. D. besitzt eine Handels- und Gewerbekammer, eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank und mehrere große Geldinstitute; ferner an Bildungsinstituten die bereits erwähnte Akademie, eine der größten und reichsten reformierten theologischen Lehranstalten in Ungarn, mit einer Bibliothek von über 90,000 Bänden (darunter seltene Werke und Manuskripte) sowie mit wertvollen mathematischen, physikalischen und naturhistorischen Sammlungen. Außerdem befinden sich in D. eine landwirtschaftliche höhere Lehranstalt, städtische Oberrealschule, Handels- und Gewerbeschule, ein reformiertes Ober- und ein katholisches Untergymnasium, eine katholische Hauptschule und andre Erziehungsinstitute, mehrere Waisenhäuser, Armenanstalten und Spitäler. D. hat ein schönes Theater und einen Dampftramway und ist der Sitz eines Gerichtshofs, einer Finanzdirektion und eines Tabaks-, Forst- und Steuerinspektorats. — Der Ursprung der Stadt ist unbekannt. Sie hatte in den Kämpfen zwischen den Türken und Ungarn wie später des Glaubens wegen viel zu leiden. Im J. 1567 wurde auf der hier gehaltenen Synode das reformierte Glaubensbekenntnis angenommen. Auf dem 1711 abgehaltenen Kongreß unterwarfen sich die Ungarn dem habsburgischen Haus. Durch den Landtagsbeschluß von Preßburg 1715 wurde die Stadt, was schon unter Leopold I. geschehen war, nochmals zur königlichen Freistadt erhoben. Im J. 1849 war D. eine Zeitlang (9. Jan. bis 30. Mai) Sitz des ungarischen Reichstags; 15. März d. J. sprach hier Kossuth in der Großen reformierten Kirche die Unabhängigkeit Ungarns von Österreich aus. Das 1859 von Österreich veröffentlichte Patent gegen die Reformierten wurde ungeachtet militärischen Einschreitens nicht angenommen und in der zweiten (Kleinen) Kirche die Freiheit der Reformierten auf Grund der Sanktion von 1790 durchgeführt.

Debrecziner Heide, die Ebene um die Stadt Debreczin, ein Teil der großen ungarischen Tiefebene, ist teils eine Sandwüste, teils (im S.) fruchtbarer Weideboden, auf dem zahllose Ochsen-, Schaf- und Schweineherden weiden und Weizen, Hirse, Buchweizen, Tabak und Wassermelonen gedeihen. Die D. H. hat, soweit sie zur Stadt gehört, 830 qkm Flächenraum; sonst (auch Hortobágyer Pußta genannt) erstreckt sie sich über das Hundertfache. Merkwürdig sind die vielen Natronseen, welche im Sommer austrocknen und eine 0,6—1,3 cm Zoll dicke Sodakruste am Boden zurücklassen, die gesammelt wird und sich alle 3—4 Tage erneuert. In Ungarn nennt man sie weiße Seen (Fehér tó), weil sie mit einem schneeähnlichen Überzug bedeckt sind. Der Boden ist glimmerhaltiger Quarzsand. Die Ufer der Seen sind mit Salicornia, Salsola und andern salzhaltigen Pflanzen der Meeresküste bedeckt.

Debrosses (spr. döbroß), Charles, franz. Geschichtsforscher, geb. 17. Febr. 1709 zu Dijon, veröffentlichte »Lettres sur l'état de la ville d'Herculanum« (Dijon 1750), welche die ersten Nachrichten über die dortigen Ausgrabungen brachten, die Frucht einer 1739 unternommenen italienischen Reise. 1756 schrieb er auf Buffons Anregung die »Histoire des navigations aux terres australes« (Dijon 1756, 2 Bde.; deutsch von Adelung, Halle 1767, 2 Bde.), in welcher er die neuentdeckten Länder und Inseln der Südsee als Australien und Polynesien bezeichnete. Daran schlossen sich: »Traité de la formation mécanique des langues« (Par. 1765, 2 Bde.; neue Ausg. 1801; deutsch von Hißmann, Leipz. 1777), worin er den Ursprung der Sprachen aus der natürlichen Fähigkeit des Menschen, die Artikulation der Organe zu verändern, erklärte, und »Sur le culte des dieux fétiches« (Dijon 1760; deutsch von Pistorius, Stralf. 1785). Sein Hauptwerk ist: »Histoire de la république romaine dans le cours du VII. siècle par Salluste« (Dijon 1777, 3 Bde.; deutsch von Schlüter, 1799), eine Frucht jahrelanger Beschäftigung mit Sallust, worin er die gründlichste Kenntnis des römischen Lebens an den Tag legte. D. starb als Präsident des Parlaments von Bourgogne 17. Mai 1777 auf einer Reise in Paris. Seine »Lettres familières écrites d'Italie en 1739 et 1740« (Par. 1799) wurden zuletzt von Colomb herausgegeben (1885). Vgl. Mamet, Le Président de Brosses (Par. 1875).

Debuchieren (franz., spr. -büsch-), aus dem Busch hervorbrechen; seinen Stand, sein Lager verlassen.

Debure (spr. döbühr), Guillaume François, franz. Bibliograph, geb. 1731 zu Paris, besaß daselbst eine Buchhandlung und begründete durch seine bibliographischen Arbeiten, namentlich durch die »Bibliographie instructive« (Par. 1763—68, 7 Bde.; »Supplément«, das. 1769, 2 Bde.; Ergänzungsband von Née

de la Rochelle, 1782), die Bibliographie in Frankreich. Er starb 15. Juli 1782. — Auch sein Vetter, der Buchhändler Guillaume D., geb. 10. Mai 1734, gest. 4. Febr. 1820, erwarb sich durch seine ausgezeichneten Kataloge, deren die »France littéraire« 43 aufzählt, um die Bibliographie bleibendes Verdienst.

Debuskieren (franz., spr. -büs-), den Feind aus einer vorteilhaften Stellung vertreiben.

Debuskōp (griech.), s. Kaleidoskop.

Debüt (franz. début, spr. -büh), der erste Anfang einer Sache, das erste öffentliche Auftreten mit einem Erzeugnis, namentlich die erste Rolle, in welcher ein Schauspieler oder Sänger auftritt; daher debütieren, zum erstenmal auftreten; Debütant, Debütantin, die Person, welche eine Antrittsrolle gibt.

Dec., bei botan. Namen Abkürzung für De Candolle (s. d.).

Décadence (franz., spr. -dängs), Verfall, Abnahme.

Décadi, im franz. Revolutionskalender der zehnte, der Ruhe gewidmete Tag einer Dekade.

Decaen (spr. dökäng), 1) Charles Matthieu Isidore, Graf, franz. General, geb. 1769 zu Creuilly bei Caen, diente vor Mainz in Klébers Generalstab, dann aber namentlich gegen die Vendéer. 1796 zum Generalmajor befördert, ward er unter Moreaus Oberbefehl beauftragt, bei Straßburg eine Passage über den Rhein vorzubereiten, setzte unter heftigem Kartätschenfeuer über den Fluß, nahm eine Batterie und richtete sie gegen den Feind. Als Führer der Avantgarde entschied er den Tag von Ettlingen (10. Juli 1796). Bei dem Rückzug Moreaus befehligte er die Nachhut. 1800 zum Divisionsgeneral ernannt, nahm er München durch einen Handstreich, entschied den Sieg von Hohenlinden und ward 1802 Generalkapitän der französischen Inseln Ile de France und Bourbon im Indischen Ozean, die er bis 1810 gegen die Engländer behauptete. Nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er den Befehl über die Armee in Katalonien, wo er die Engländer zwang, die Belagerung von Tarragona aufzuheben. Hierfür ward er zum Grafen erhoben. Nachdem er 12. und 13. Sept. 1813 die Engländer am Paß von Ordal und bei Villafranca geschlagen hatte, zog er sich nach Frankreich zurück und suchte vergeblich Bordeaux zu retten. Nach der Abdankung des Kaisers schloß er sich Ludwig XVIII. an. Als Napoleon I. 1815 von Elba zurückkehrte, war D. Gouverneur der 11. Division in Bordeaux und bemühte sich, die Herrschaft der Bourbonen aufrecht zu erhalten, sah sich aber bald von seinen Truppen verlassen und nahm von Napoleon das Kommando der 10. Militärdivision an. Nach der Schlacht von Waterloo ward er infolge des Gesetzes vom 23. Okt. verhaftet, aber durch Ordonnanz des Königs in Freiheit gesetzt. Fortan lebte er in Zurückgezogenheit und starb 9. Sept. 1832.

2) Claude Théodore, franz. General, Sohn des vorigen, geb. 1811 zu Utrecht, wurde nach Absolvierung der Militärschulen 1829 Unterleutnant, diente längere Zeit in Algier, kam 1855 als Oberst in die Krim, wurde wegen seines bei der Erstürmung des Malakow bewiesenen Muts zum Brigadegeneral ernannt und erhielt bei seiner Rückkehr nach Frankreich das Kommando einer Brigade der kaiserlichen Garde. 1859 machte er den italienischen Feldzug mit, wurde am Tag nach der Schlacht bei Magenta an Stelle des gefallenen Generals Espinasse zum Divisionsgeneral befördert und zeichnete sich in der Schlacht bei Solferino aus, wo er das bei San Cassiano schon verlorne Gefecht in Verbindung mit La Motterouge wieder für die Franzosen gewann. 1870 befehligte er die 4. Infanteriedivision im 3. Armeekorps unter Bazaine, und als dieser das Kommando über die Rheinarmee übernahm, erhielt D. 12. Aug. das Kommando des 3. Korps. Am 14. Aug. in der Schlacht bei Colombey-Nouilly wurde er tödlich verwundet und starb 17. Aug. in Metz.

Decagynus (griech.), zehnweibig, eine Blüte mit zehn Griffeln. Davon Decagynia, Ordnung in den ersten 13 Klassen des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zehnweibigen Blüten umfassend.

Decaisne (spr. dökähn), 1) Henri, belg. Maler, geb. 27. Jan. 1799 zu Brüssel, gest. 17. Okt. 1852 in Paris, Schüler Davids, Girodets und Gros', ausgezeichnet durch naturgetreue Behandlung und glänzende, aber gefällige und anmutige Färbung, besonders in Porträten. Seine bekanntesten Werke sind: eine indische Familie in der Verbannung; der Paria und der junge Brahmane; Milton, seinen Töchtern das »Verlorne Paradies« diktierend; Abschied Karls I.; Margarete von Valois.

2) Joseph, Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 11. März 1809 zu Brüssel, widmete sich anfangs der Malerei, studierte seit 1823 Medizin in Paris, ward 1848 Professor der Botanik am Musée d'histoire naturelle, 1851 am Jardin des plantes und starb 10. Febr. 1882 in Paris. Er lieferte: »Herbarii timoriensis descriptio«, eine Flora der Insel Timor nach dem im Museum vorhandenen Material (Par. 1835); »Plantes de l'Arabie heureuse, recueillies par Botta« (das. 1841); »Histoire de la maladie des pommes de terre en 1845« (das. 1845); »Flore élémentaire des jardins et des champs« (mit Lemaout, das. 1855, 2 Bde.; 2. Aufl. 1865); »Traité général de botanique descriptive et analytique« (das. 1867); »Le jardin fruitier du Muséum« (das. 1858—75, 9 Bde.); »Manuel de l'amateur des jardins« (mit Naudin, das. 1862—72, 4 Bde.).

Decălo, s. v. w. Calo (s. d.).

Decamerōne, Titel der berühmten Novellensammlung des Boccaccio (s. d.).

Décampement (franz., spr. -kangp'mäng), der Aufbruch aus dem Lager; dekampieren, das Lager abbrechen, sich aus dem Staub machen.

Decamps (spr. dökäng, Descamps), Alexandre Gabriel, franz. Maler, geb. 3. März 1803 zu Paris, war Schüler des Akademikers Abel de Pujol, verließ aber bald dessen Weg, um in engerm Anschluß an die Natur und unter Einwirkung von Delacroix eine eigentümliche Richtung einzuschlagen. Seine koloristische Entwickelung fand ihre Hauptnahrung durch einen einjährigen Aufenthalt in Konstantinopel und Kleinasien 1827—28, wo er in Farbe und Sonnenschein sein Kunstelement fand. Nachdem er sich mit der türkischen Patrouille, den gelehrten Hunden und dem Hundehospital (1831) seinen Weg vorgezeichnet, ließ er noch eine Reihe von orientalischen Genrebildern folgen, bei welchen er es vornehmlich auf den Effekt der Farbe und des blendenden Sonnenlichts anlegte; so: die türkische Wache (1834), die mit einer Schildkröte spielenden Kinder (1836), die Zuschauer bei einer Hinrichtung (1839), die ausgelassene türkische Schuljugend (1842), der türkische Metzger (1843), das türkische Kaffeehaus etc. Nebenher widmete er sich besonders der Beobachtung des Tierlebens, vornehmlich mit seiner ironischer Charakterisierung, die dann zu parodistischen Schöpfungen, besonders in Affengruppen, führte. Seine Affen als Musiker, als Köche, als Bäcker, als Metzger zeigen eine drastische Persiflage menschlicher Physiognomie. Das erfolgreichste von seinen Affenbildern sind die Singes experts,

eine bissige, aber witzige Satire gegen die vormalige akademische Kunstjury, die seine Bilder zu den jährlichen Kunstausstellungen häufig nicht zuließ. Gern bewegte sich D. auch in Darstellungen des französischen Landlebens. Auch hat er historische Kompositionen ausgeführt, wie z. B. die Belagerung von Clermont (1842), die Niederlage der Cimbern (1843), den Sieg Josuas über die Ammoniter, die jedoch beweisen, daß für historische Stoffe seine Begabung nicht ausreichte, und neun Szenen aus dem Leben Simsons (1845), große kartonartige Zeichnungen in Reißkohle, an welchen die Landschaften durch malerischen Reiz die Figuren weit übertreffen. Außerdem hat man von ihm eine Menge Aquarelle, Zeichnungen und Lithographien. In den letzten Jahren seines Lebens hat er auch landschaftliche Studien nach Motiven aus dem Wald von Fontainebleau mit Figuren gemalt. D. fand 22. Aug. 1860 ein tragisches Ende. Ein passionierter Jäger, ritt er bei einer kaiserlichen Parforcejagd im Wald von Fontainebleau ein wildes Pferd, welches, scheu geworden, ihn gegen einen Baumstamm warf, wodurch ihm die Hirnschale zerschmettert ward. Vgl. Moreau, D. et son œuvre (Par. 1869).

De Candolle (spr. dökangdoll), 1) Augustin Pyrame, Botaniker, geb. 4. Febr. 1778 zu Genf als Sprößling einer adligen Familie aus der Provence, welche aus konfessionellen Rücksichten 1558 nach Genf übergesiedelt war, widmete sich, durch einen Aufenthalt auf dem Land und durch Vauchers Vorlesungen angeregt, der Botanik. Im Winter von 1796/97 hörte er zu Paris Vorlesungen über Chemie, Physik und Botanik und glaubte zu erkennen, daß die letztere ihre weitere Ausbildung vorzüglich von der Hilfe der beiden zuerst genannten Disziplinen zu erwarten habe. Im J. 1797 erschien De Candolles erste dahin einschlagende Arbeit über die Ernährung der Flechten. Auch seine »Essais sur les propriétés médicales des plantes comparées avec leurs formes extérieures et leur classification naturelle« (Par. 1804, 2. Aufl. 1816; deutsch von Perleb, Aarau 1818) gehören hierher. Er bearbeitete den Text zu Redoutés »Plantes grasses« (Par. 1799—1829, Bd. 31) und zu desselben »Liliacées peintes« (das. 1802—1808, 4 Bde.) und eine »Astragalogia« (das. 1802), während er zu gleicher Zeit in Verbindung mit Delessert durch Gründung der Société philanthropique und der Société d'encouragement pour l'industrie nationale gemeinnützige Tendenzen verfolgte. Im J. 1802 ward er zum Honorarprofessor an der Akademie zu Genf ernannt, blieb jedoch in Paris und hielt 1804 seinen ersten botanischen Kursus am Collège de France. Als Benjamin Delessert 1801 das reiche Herbarium der Familie Burmann gekauft hatte, schenkte er die Dubletten seinem Freunde D.; später erwarb dieser die ebenfalls ansehnliche Pflanzensammlung L'Héritiers. Dies die Grundlagen des Herbariums, welches D. auf 70—80,000 Arten brachte, und das als einer der größten naturwissenschaftlichen Schätze Europas betrachtet werden darf. Die »Flore française« (Par. 1805, 4 Bde.; dieselbe Ausgabe vermehrt um 2 Bde., 1815), obwohl als dritte Auflage von Lamarcks gleichnamigem Buch angekündigt, ist als De Candolles eignes Werk anzusehen. Im Auftrag der Regierung bereiste D. 1806—12 Frankreich und Italien zum Behuf botanischer und agronomischer Forschungen und gab als Resultat dieser Reisen das Supplement zur »Flore« und die »Rapports« (Par. 1813) heraus. Im J. 1807 zum Professor an der Akademie zu Montpellier ernannt, trat D. dies Amt 1810 an, legte dasselbe jedoch 1816 nieder und ging nach Genf, wo der Staatsrat für ihn eine eigne Professur errichtet hatte. Hier wirkte er sowohl durch seine Vorlesungen und seine wissenschaftliche Thätigkeit wie auch als Mitglied des Rats und als Präsident der Société des arts bis zu seinem Tod, 9. Sept. 1841. D. bethätigte sich als praktischer Systematiker und beschreibender Botaniker wie keiner vor oder nach ihm; vor allem aber entwickelte er die Theorie der Systematik, die Gesetze der natürlichen Klassifikation mit großer Klarheit und Tiefe und stützte sich dabei auf morphologische Untersuchungen, die für die ganze Systematik äußerst fruchtbar wurden. Er begründete die Lehre vom Abortus und von der Verwachsung der Organe. Auch für die Physiologie und Pflanzengeographie leistete er Bedeutendes. Sein großes Werk »Regni vegetabilis systema naturale« (Par. 1818—21, Bd. 1 und 2) hatte er auf einer zu breiten Grundlage begonnen, als daß er es hätte vollenden können; daher zog er es im »Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis« (das. 1824 bis 1873, 17 Bde., von denen Bd. 8 ff. von seinem Sohn u. a. bearbeitet sind) in eine kürzere Form zusammen; in diesem Werk sind die phanerogamischen Pflanzenfamilien nach dem natürlichen System De Candolles aufgeführt und sämtliche bis dahin bekannten Gattungen und Arten kurz beschrieben. Außerdem schrieb er: »Théorie élémentaire de la botanique« (Par. 1813; 2. Aufl. von seinem Sohn, 1844; deutsch von Sprengel, Leipz. 1820, 2 Bde.); »Organographie végétale« (Par. 1827, 2 Bde.; deutsch von Meisner, Stuttg. 1828, 2 Bde); »Physiologie végétale« (Par. 1832, 3 Bde.; deutsch und mit Anmerkungen von Röper, Stuttg. 1833—35); »Collection des mémoires pour servir à l'histoire du règne végétale« (Par. 1828—38, 3 Bde.); »Essai élémentaire de géographie botanique« im 18. Teil des »Dictionnaire des sciences naturelles«. Seine Bibliothek und seine Pflanzensammlung vermachte D. seinem Sohn mit der Bedingung, beides dem Studium zugänglich sein zu lassen wie bisher und an der Beendigung des »Prodromus« fortzuarbeiten. Vgl. De la Rive, A. P. D., sa vie et ses travaux (Par. u. Genf 1851); »Mémoires et souvenirs de A. P. D., écrits par lui-même« (hrsg. von seinem Sohn, das. 1862).

2) Alphonse Louis Pierre Pyrame, Sohn des vorigen, Botaniker, geb. 28. Okt. 1806 zu Paris, studierte an der Akademie in Genf Rechtswissenschaft und veröffentlichte außer zahlreichen rechtswissenschaftlichen und statistischen Abhandlungen: »Le droit de grâce« (Genf 1829) und »Les caisses d'épargne de la Suisse« (das. 1838). Er war Mitglied des Großen Rats und gab als Präsident der Société des arts während 25 Jahren die Jahresberichte derselben heraus. Durch den Einfluß seines Vaters mehr und mehr zur Botanik hingezogen, wurde er nach dem Tode desselben zum Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens zu Genf ernannt. Von seinen botanischen Werken sind zu erwähnen: »Introduction à l'étude de la botanique« (Par. 1835, 2 Bde.; deutsch von Bunge, 2. Aufl., Leipz. 1844); »Géographie botanique raisonnée« (Par. 1855, 2 Bde.), sein bedeutendstes Werk, welchem er hauptsächlich seinen Ruf als Pflanzengeograph verdankt; »Lois de la nomenclature botanique« (das. 1867; deutsch, Basel 1868); »Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles« (Genf 1873); »Origine des plantes cultivées« (Par. 1883; deutsch, Leipz. 1884). Im Verein mit andern Gelehrten setzte er den »Pro-

dromus« seines Vaters fort (s. oben), gab dessen »Mémoires et souvenirs« (Genf 1862) heraus und veröffentlichte zahlreiche naturwissenschaftliche Untersuchungen in Fachjournalen. Mit seinem Sohn **Casimir Pyrame** (geb. 1836), welcher auch verschiedene Monographien im »Prodromus« bearbeitet hat, gab er heraus: »Monographiae phanerogamarum prodromi nunc continuatio nunc revisio« (Par. 1878 bis 1881, 4 Bde.).

Decandrus (griech.), zehnmännig, eine Blüte mit zehn Staubgefäßen. Davon Decandria, die zehnte Klasse im Linnéschen Pflanzensystem, welche die Pflanzen mit zehn freien Staubgefäßen enthält.

De Castro, Giovanni, ital. Schriftsteller, geb. 1835 zu Padua, betrieb in Mailand klassisch-philologische und rechtswissenschaftliche Studien, wandte sich dann aber der journalistischen Thätigkeit zu. Nachdem er die Zeitschriften: »Il Caffè« und »Il Panorama« redigiert hatte, die wiederholt Konfiskationen erlebten, bethätigte er sich von 1861 an in hervorragender Weise am Mailänder »Politecnico« und half 1863 den »Circolo della Libreria italiana« gründen. Seit 1866 vorzugsweise der Lehrthätigkeit zugewendet, erhielt er schließlich eine Professur an der königlichen Akademie der Künste in Mailand, die er noch jetzt bekleidet. Von seinen zahlreichen und mannigfaltigen Schriften seien erwähnt: »Ugo Foscolo« (1861); »I processi di Mantova« (1864); »L'Europa contemporanea« (1865); »Storia di un cannone« (1866); die Erzählungen: »Anime sorelle« (unter dem Pseudonym Aldo, 1866) und »Tempeste del cuore« (1869); Ore giovanili« (1871) u. a. Eine erziehende Tendenz haben: »Il libro del soldato« (1861); »I benefattori dell' umanità« (1871) und »La morale dell' operaio« (1873). Die spätern Werke sind meist geschichtlichen Inhalts: »Storia di nostra casa« (1873); »Arnaldo da Brescia e la rivoluzione del XII. secolo« (1875); »Fulvio Testi e le corti italiane nella prima metà del XVII. secolo« (1875); »I popoli dell' antico Oriente« (1878, 2 Bde.); »La storia nella poesia popolare milanese« (1879); »Milano e la Repubblica cisalpina giusta le poesie, le caricature ed altre testimonianze dei tempi« (1879); »Fratellanze secrete« (1880); »Cento anni fa« (1881); »Storia d'Italia dal 1799 al 1814« (1881) u. a.

Decatur (spr. dihkātör), Stadt im nordamerikan. Staat Illinois, am Sangamon River, 60 km östlich von Springfield, in fruchtbarer Gegend, mit Fabriken und (1880) 9547 Einw.

Decazes (spr. dökahs'), 1) Elie, Herzog D. und von Glücksbjerg, franz. Staatsmann, geb. 28. Sept. 1780 zu St.-Martin de Laye (Gironde), studierte auf dem Collège zu Vendôme die Rechte, praktizierte in Libourne als Advokat, ward 1805 Richter am Tribunal der Seine und 1806 vom König Ludwig von Holland nach dem Haag berufen. Nachdem er sich durch freimütige Verteidigung der Interessen Hollands die Ungnade Napoleons I. zugezogen und den zurückgetretenen König Ludwig nach Böhmen und Österreich begleitet hatte, ward er 1811 Rat der Kaiserin-Mutter und beim obersten Gerichtshof des Reichs. Nach Napoleons I. Sturz schloß er sich den zurückgekehrten Bourbonen an, weigerte sich 1815, den Kaiser nach seiner Rückkehr von Elba zu beglückwünschen, und ward deshalb aus Paris verwiesen. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII. ward er von diesem sofort zum Polizeipräfekten von Paris und im September 1815 zum Staatsrat und Minister-Staatssekretär der Polizei ernannt und zum Grafen erhoben, während er infolge seiner Vermählung mit der reichen Erbin de Sainte-Aulaire, der Großnichte des vorletzten Fürsten von Nassau-Saarbrücken, von dem König von Dänemark zum Herzog von Glücksbjerg ernannt wurde. Durch sein liebenswürdiges Wesen und seine geistvolle Unterhaltung gewann er die Gunst Ludwigs XVIII. in hohem Grad und stimmte mit diesem in dem Streben überein, den Ausschreitungen der Ultraroyalisten entgegenzutreten. Er bewirkte daher die Auflösung der Chambre introuvable, die Aufhebung der Ausnahmegesetze und die Verminderung des Wahlzensus. 1818 wurde er an die Spitze eines neuen gemäßigt-liberalen Ministeriums gestellt und übernahm selbst das Innere. Den Widerstand der Ersten Kammer gegen das neue Wahlgesetz beseitigte er 1819 durch einen Pairsschub von 60 Mitgliedern und milderte die Preßgesetze. Als aber die Royalisten ihn heftig angriffen und die Liberalen nur immer größere Forderungen stellten, entschloß er sich zu einer Schaukelpolitik und ersetzte 19. Nov. die liberalen Mitglieder des Kabinetts durch konservative. Indes die unversöhnlichen Ultraroyalisten benutzten die Ermordung des Herzogs von Berri (13. Febr. 1820) zu einer Anklage gegen D., dessen revolutionäre Politik die That veranlaßt haben sollte. Diesem Sturm war er nicht gewachsen, und als er in der Kammer sogar persönlich beleidigt und von einem wütenden Deputierten der Teilnahme am Mord geziehen wurde, endlich selbst die Familie des Königs seine Entlassung forderte, legte er 17. Febr. das Portefeuille nieder. Der König ernannte ihn zum Zeichen seiner fortdauernden Freundschaft zum Herzog und schickte ihn als Gesandten nach London, von wo er aber schon im Mai 1821 von Villèle zurückberufen wurde. D. ging nun auf seine Güter in Südfrankreich und begründete hier große Kohlen- und Eisenwerke bei dem von ihm erbauten Flecken Decazeville (Aveyron). Als Mitglied der Pairskammer schloß er sich der gemäßigt-liberalen Partei, nach der Julirevolution 1830 dem König Ludwig Philipp an und ward 1834 zum Großreferendar der Pairskammer ernannt. 1848 zog er sich ganz von den Staatsgeschäften zurück und widmete sich ausschließlich der Verwaltung seiner Güter. Er starb 24. Okt. 1860.

2) Louis Charles Elie Armanieu, Herzog D. und von Glücksbjerg, geb. 29. Mai 1819 zu Paris, ältester Sohn des vorigen, betrat die diplomatische Laufbahn und ward 1843 französischer Geschäftsträger in Madrid, dann Gesandter hier und in Lissabon, schied aber 1848 wie sein Vater aus dem öffentlichen Leben aus. Erst 1871 trat er wieder in die öffentliche Thätigkeit als Mitglied der Nationalversammlung, in welcher er sich dem rechten Zentrum anschloß und einer der Führer der Monarchisten war, wurde im Juni 1873 Nachfolger des Herzogs von Broglie auf dem Botschafterposten in London und 26. Nov. 1873 bei der Neubildung des Broglieschen Ministeriums Minister des Auswärtigen. Dies blieb er auch unter den folgenden Ministerien, da Mac Mahon aus politischen Rücksichten das Auswärtige Amt nicht zu oft seinen Inhaber wechseln lassen wollte. Äußerlich hielt D. die guten Beziehungen zu allen Mächten, auch zu Deutschland, aufrecht. Im geheimen aber suchte er eine Koalition gegen dieses, namentlich mit Rußland, zu stande zu bringen und spann während der orientalischen Krisis allerlei Ränke, um sich den Russen zu nähern. Daß er auch nach dem reaktionären Staatsstreich vom 16. Mai 1877 Minister blieb, wurde ihm von den Liberalen sehr verdacht, und er fiel daher, nachdem er 24. Okt. seine Entlassung genommen, bei allen fernern Wahlen durch.

Decazeville (spr. dökahßwil), Stadt im franz. Departement Aveyron, Arrondissement Villefranche, an der Orléansbahn, mit (1876) 5968 Einw., Bergbau auf Eisen und Kohlen und großartigen Eisenwerken, welche 3000 Arbeiter beschäftigen und jährlich im Durchschnitt 30,000 Ton. Roheisen produzieren. Die Eisenwerke wurden 1827 von Herzog Decazes gegründet, nach welchem der Ort den Namen führt.

Deccan, Land, s. Dekhan.

Decebălus, König der Dacier zur Zeit der Kaiser Domitianus und Trajanus, gelangte durch die freiwillige Abdankung des Königs Duras zur Herrschaft. Er begann einen Krieg gegen die Römer (86—88 n. Chr.), schlug den Oppius Sabinus, Domitians Statthalter in Mösien, und eroberte einen großen Teil dieser Provinz. Zwar drang später Cornelius Fuscus, Oberster der kaiserlichen Leibwache, mit einem großen Heer wieder über die Donau vor; doch auch er unterlag, und Domitian, zugleich von den Quaden bedrängt, sah sich trotz eines Siegs seines Feldherrn Julian bei Tapä endlich genötigt, mit D. einen schmählichen Frieden zu schließen und in demselben den Daciern einen Tribut zu bewilligen. Trajan aber begann 101 den Krieg von neuem, der 102 mit D.' Unterwerfung endete. Doch schon 104 versuchte D. das römische Joch abzuwerfen; allein durch Trajan, welcher über die Donau beim jetzigen Orsova eine auf steinernen Pfeilern ruhende Brücke schlug, ins Innere des Landes gedrängt, zuletzt auch seiner Hauptstadt Sarmizegetusa beraubt, gab er sich den Tod. Sein Kopf wurde nach Rom gebracht, Dacien in eine römische Provinz verwandelt (106). Neuerdings wird vielfach angenommen, daß »D.« nicht ein Eigenname sei, sondern »König« oder »Fürst« bedeute.

Decelēa, Demos, s. Dekeleia.

Decem (lat., Dezem), zehn; der Zehnte als Abgabe an Geistliche; seinen D. bekommen, das, was einem gebührt (oft etwas Unangenehmes), bekommen.

Decempĕda (lat.), die zehnschuhige Meßrute der Feldmesser; daher Decempedator, Feldmesser.

Decem primi (lat., »die zehn Ersten«) bildeten zu Rom in der ältern Zeit einen Ausschuß des Senats, welcher aus den zehn angesehensten Senatoren bestand. Diesem Muster entsprechend, hatten auch die Munizipien und Kolonien des römischen Reichs in späterer Zeit ihre Senate mit einem Ausschuß der D. p., welcher vor den übrigen Mitgliedern durch den Besitz gewisser Vorrechte ausgezeichnet war. Auch außerdem kommen bei verschiedenen Körperschaften D. p. als Bevorzugte und Vorsteher vor, z. B. bei den Liktoren, Herolden u. a.

Decemviri (lat.), s. Dezemvirn.

Decendium (lat.), im römischen Recht eine Frist von zehn Tagen, in welcher gegen ein gefälltes Urteil an das zuständige Obergericht appelliert werden mußte, wenn man den Eintritt der Rechtskraft desselben verhindern wollte. Die Frist wurde nach gemeinem deutschen Recht vom Augenblick der Verkündung des Urteils an gerechnet, während nach den neuern Prozeßordnungen der Tag, an welchem der Rechtsspruch verkündet wurde, bei der Berechnung der Notfrist nicht mitgerechnet ward. Die moderne Gesetzgebung hat das D. (fatale) nicht beibehalten.

Decennium (lat.), Zeitraum von zehn Jahren; daher Decennalia, ein Fest, welches die römischen Kaiser mit Opfern, Spielen und Spenden feierten, so oft zehn Jahre ihrer Regierung vorüber waren. Augustus ging mit dem Brauch voran.

Decentius, Vetter oder Bruder des Magnentius, von diesem 351 n. Chr. zum Cäsar ernannt, ward bei der Verteidigung Galliens von dem Alemannenkönig Chnodomar besiegt und tötete sich nach des Magnentius Tod 353 selbst.

Deceptioninsel (spr. dissepsch'n-), eine Insel im südlichen Polarmeer, unter 63° 2' südl. Br. und 60° 45' westl. L. v. Gr., zu Neusüdshetland gehörend, besteht nur aus großen, bis 550 m aufsteigenden Massen von Lava und Asche, die unter ewigem Schnee verborgen liegen, und hat mehr als 150 dampfende Öffnungen und heiße, von Eisbergen umstarrte Quellen. Sie ist nichts andres als ein schmaler, 8 km messender Rand um den jetzt von Meerwasser angefüllten Krater, der den schönen Hafen Foster bildet. Ein vom Kapitän Henry Foster 1829 hier niedergelegtes, 1842 von Smiley wieder aufgefundenes Maximum- und Minimumthermometer registrierte für die 13 Jahre eine Minimumtemperatur von —20,5° C.

De Cesare (spr. tschessare), Carlo, ital. Nationalökonom und Politiker, geb. 1824 zu Spinazzola in Apulien, studierte die Rechte zu Neapel, trat zuerst als Dichter hervor mit den lyrischen Sammlungen: »Le ore di solitudine« und »Le armonie« sowie mit dem Roman »Il conte di Minervino« (1845). Ihnen folgten die Werke: »Dell' amministrazione della giustizia nel regno delle due Sicilie« (1849); »Delle opere penali di P. Ulloa« (2. Ausg. 1852) und »Intorno alla ricchezza pugliese« (1853). Beteiligt an den revolutionären Bestrebungen von 1849 bis 1853, wurde er eine Zeitlang eingekerkert. Nach der Befreiung Italiens wurde ihm 1860 das Generalsekretariat der Finanzen zu Neapel, 1868 das des Ackerbaues, der Industrie und des Handels übertragen; auch wurde er zu wiederholten Malen ins Parlament gewählt. Gegenwärtig ist er Senator des Königreichs und Rat am obersten Rechnungshof. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften, welche den tüchtigen Gelehrten und Denker verraten, haben ein allgemeines Interesse: »Il mondo civile ed industriale nel XIX. secolo« (1857); »Della scienza statistica« (1857); »Dell' educazione alle arti e mestieri« (1859); »Del potere temporale del Papa« (2. Aufl. 1861); »Il passato, il presente e l'avvenire della pubblica amministrazione nel regno d'Italia« (1865); »La Germania moderna« (2. Aufl. 1874); »Le due scuole economiche« (2. Aufl. 1875); »Le nuove storie« (1876) und eine Biographie Scialojas (1879).

Decetia, Stadt, s. Decize.

Dechalandieren (franz., spr. -schalangd-), jemand um seine Kunden bringen, auch Kunden durch unfreundliche Behandlung ꝛc. verscheuchen.

Dechamps (spr. döschäng), Adolphe, belg. Staatsmann, geb. 18. Juni 1807 zu Melle in Ostflandern, bekannte sich früher zu republikanischen Anschauungen, schloß sich aber dann unter dem Einfluß Lamennais' der klerikalen Richtung an. Seine Artikel im Genter »Journal de Flandres« und in der Brüsseler »Emancipation« verschafften ihm 1834 einen Sitz (für Ath) in der Zweiten Kammer, wo er sich besonders bei den Verhandlungen über die Neugestaltung der Gesetze über den höhern Unterricht (1835) und über die Gemeindeverfassung (1836) beteiligte. 1841 wurde D. Gouverneur der Provinz Luxemburg, blieb aber Mitglied der Kammer, in welcher er bei dem Gesetz über den niedern Unterricht (1842) eifrig mitwirkte, und erhielt 1843 das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten. Als Minister wirkte er besonders für die Vollendung des großen belgischen Eisenbahnnetzes und war in politischer Hinsicht ein entschiedener Anhänger der damals geltenden sogen. gemischten,

d. h. liberale und katholische Elemente vereinigenden Richtung. Nach Nothombs Sturz und dem Eintritt van de Weyers (1845) übernahm D. die Leitung des Auswärtigen, welchen Posten er auch noch bei de Theux' Eintritt (1846) bis zum definitiven Sieg der Liberalen (August 1847) behauptete. In der Kammer gehörte er seitdem zu der klerikalen Opposition und unterhielt hier wie in der 1837 mit de Decker gegründeten katholischen »Revue de Bruxelles« bis 1851 den Kampf gegen die liberale Partei. Er starb 19. Juli 1875 in Scailmont bei Manage. Er schrieb: »Le second empire, dialogues politiques« (Brüss. 1859); »L'empire et l'Angleterre« (das. 1860); »Jules César, l'empire jugé par l'empereur«; »La convention de Gastein, la France et l'Allemagne« (das. 1865); »Les partis en Belgique« (das. 1866) ꝛc. — D.' jüngerer Bruder, **Victor**, geb. 6. Dez. 1810, seit Dezember 1869 Erzbischof von Mecheln, war einer der Führer der ultramontanen Partei in Europa und vor wie auf dem vatikanischen Konzil einer der eifrigsten Verfechter der päpstlichen Unfehlbarkeit; seit 1875 zum Kardinal ernannt, starb er 30. Sept. 1883.

Dechant, s. Dekan.

Décharge (franz., spr. -schársch, »Entlastung«), die Entlastung eines Rechnungsführers nach Ablegung der Rechnung durch Gutheißen der letztern; daher **dechargieren**, s. v. w. entlasten, das Resultat einer Rechnung anerkennen und genehmigen. Besonders wichtig ist die D. für das Rechnungswesen öffentlicher Korporationen, namentlich der Gemeinden und Kommunalverbände, für welche die Stelle, die den rechnungsführenden Beamten zu dechargieren, und die Art und Weise, wie dies zu geschehen hat, genau bestimmt sind. Im konstitutionellen Staatsleben hat die Volksvertretung der Regierung mit Rücksicht auf den zwischen beiden vereinbarten Etat nach Abschluß und Vorlegung der Staatshaushaltsrechnungen die D. zu erteilen. Hierdurch wird die Staatsregierung von einer weitern Haftverbindlichkeit für die etatsmäßige Verwendung der Staatsmittel entbunden. Bei Aktiengesellschaften und Genossenschaften erteilt die Generalversammlung, zumeist auf Vorschlag einer Revisionskommission, die D. nach Prüfung und Feststellung der von der Direktion und vom Aufsichtsrat vorzulegenden Bilanz und Jahresrechnung. — In der ältern **Kriegskunstsprache** bezeichnet D. das gleichzeitige Abfeuern der Gewehre durch die Truppenkörper, zuweilen auch **Generaldecharge** genannt. — Im **Bauwesen** ist D. s. v. w. Strebeband, Kopfband, Winkelband, Bug, auch ein meist aus Ziegeln hergestellter Entlastungsbogen über dem Sturz einer Thür- oder Fensteröffnung.

Dechargenmauer, s. Mauerwerk.

Dechen, Heinrich von, Geognost, geb. 25. März 1800 zu Berlin, studierte 1818—19 daselbst das Bergfach, arbeitete dann auf den Steinkohlengruben bei Sprockhövel in der Nähe von Witten, ward 1820 Bergeleve und arbeitete bis 1822 bei den Bergämtern in Bochum und Essen. Nach einer längern Reise machte er 1824 in Berlin sein Examen als Bergamtsassessor, ward dann im Ministerium des Innern beschäftigt und 1828 in Stellvertretung eines Mitgliedes des Oberbergamts nach Bonn gesandt. Im J. 1831 wurde er zum Oberbergrat und vortragenden Rat im Ministerium ernannt, erhielt 1834 die außerordentliche Professur für Bergbaukunde an der Universität in Berlin und wurde 1841 Berghauptmann und Direktor des Oberbergamts zu Bonn. 1848 präsidierte er in Berlin einer Kommission für Berggesetzgebung; 1859 übernahm er die interimistische Direktion der Abteilung für Bergwesen im Handelsministerium, kehrte aber 1860 als Oberberghauptmann nach Bonn zurück und verwaltete sein Amt bis 1864, wo er in den Ruhestand trat. D. hat auf vielen Gebieten der Mineralogie und Geognosie zahlreiche und zum Teil sehr bedeutende Arbeiten geliefert, namentlich erwarb er sich um die Erforschung der Rheinlande und Westfalens große Verdienste und lieferte vorzügliche Kartenwerke. Von seinen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: »Geognostische Umrisse der Rheinlande« (mit v. Oynhausen und Laroche, Berl. 1825, 2 Bde.) und »Geognostische Karte der Rheinlande« (mit denselben, das. 1825); »Geognostische Übersichtskarte von Deutschland, England, Frankreich und den Nachbarländern« (das. 1839, 2. Bearbeitung 1869); »Sammlung der Höhenmessungen in der Rheinprovinz« (Bonn 1852); »Geognostische Führer« in das Siebengebirge (das. 1852, 2. Bearbeitung 1861), zur Vulkanreihe der Vordereifel (das. 1861, 2. Aufl. 1885), zum Laacher See (das. 1864); »Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reich« (Berl. 1873). D. leitete auch die amtliche geognostische Untersuchung der Rheinprovinz und Westfalens, als deren Resultat die »Geologische Karte« von 1855 bis 1865 in 34 Sektionen erschien, dazu Erläuterungen (Bonn 1870—84, 2 Bde.). Im Auftrag der Deutschen Geologischen Gesellschaft gab er die »Geologische Karte von Deutschland« (Berl. 1869, 2 Blätter, mit Text) heraus.

Dechenhöhle, berühmte Tropfsteinhöhle, bei Iserlohn im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, an der Eisenbahn Letmathe-Iserlohn, 267 m lang, 1868 entdeckt und nach dem Oberberghauptmann v. Dechen benannt.

Dechenit, Mineral aus der Ordnung der Phosphate, findet sich nur mikrokristallinisch in traubenförmigen oder dünnschaligen Aggregaten, ist rot bis braun, fettglänzend, kantendurchscheinend, Härte 3,5, spez. Gew. 5,81—5,83, besteht aus vanadinsaurem Bleioxyd PbV_2O_6 mit 45—49 Proz. Vanadinsäure. Er kommt vor im dunkelroten Letten des Bunten Sandsteins bei Niederschlettenbach in Rheinbayern, Zähringen bei Freiburg, Kappel in Kärnten.

Decher, ein Zählmaß im Leder- und Pelzhandel, = 10 Stück; 4 D. sind 1 Zimmer.

Dechiffrierkunst, s. Chifferschrift.

Deci... (lat.), s. Dezi...

Decidŭa (lat.), abfallende Haut, verdickte, gewucherte Uterusschleimhaut, die zur Zeit der Menstruation in ihren oberflächlichen Schichten durch fettige Entartung sich ablöst und mit dem unbefruchteten Ei ausgestoßen wird (D. menstrualis). Ist jedoch ein befruchtetes Ei aus dem Eierstock in die Gebärmutter gelangt, so verfettet sie nicht, sondern entwickelt sich mächtig weiter und umhüllt das Ei (D. der Schwangerschaft.).

Deciduata, s. Säugetiere.

Decima (lat., nämlich pars), der zehnte Teil, Zehnte; decimae anni, die 40tägigen Fasten; **dezimabel**, zehntbar, zehntpflichtig.

Decima, Bronzemünze in Spanien, = 0,1 Real.

Décime (spr. -ßihm), franz. Münze, = 0,1 Frank oder 10 Centimes = 8,05 Pfennig, wird in Frankreich, Italien (10 Centesimi), Rumänien (10 Bani), Serbien (10 Para), Bulgarien (10 Stotinki) aus Kupfer, in Belgien (10 Centimes) und der Schweiz (Batzen, 10 Rappen) aus Nickellegierung geprägt.

Decina (spr. -tschina, »Zehner«), früheres Handelsgewicht in Rom, = 10 Libbre = 3,391 kg.

Deciso (ital., spr. -tschi-), entschieden, bestimmt.

Decīsum (lat.), s. v. w. Dezision (s. d.).

Decius, Name eines römischen plebejischen Geschlechts, von dem besonders berühmt sind:

1) **Publius D. Mus**, war im ersten Samniterkrieg 343 v. Chr. Kriegstribun unter dem Konsul A. Cornelius Cossus und rettete das von den Feinden in einem Gebirgsthal in Samnium eingeschlossene Heer durch kühne Besetzung einer das feindliche Lager beherrschenden Höhe, von welcher aus er sich selbst mit seiner Schar, nachdem das Hauptheer der Gefahr entronnen war, durch das feindliche Lager zu den Seinigen durchschlug. Der Konsul verlieh D. dafür einen goldenen Kranz und 100 Ochsen, und vom Heer empfing er einen doppelten Belagerungskranz von Gras. Drei Jahre später (340) wurde D. mit T. Manlius Torquatus zum Konsul gewählt. Da um diese Zeit sich die latinischen Völkerschaften gegen Rom erhoben, so marschierten die Konsuln mit vier Legionen nach Kampanien, wo sie den Feind in der Nähe von Capua fanden. Ein Traum verkündete ihnen, daß dem Volk, dessen Feldherr die feindlichen Scharen und mit ihnen sich selbst dem Tod weihe, der Sieg beschieden sei. Jeder gelobte hierauf, den Spruch zu erfüllen, sobald sein Flügel anfangen würde zu weichen. Als nun in der Schlacht des D. Leute wichen, weihte er nach der vom Oberpriester vorgesagten Formel die Feinde und sich selbst den Göttern der Unterwelt und sprengte unter die Feinde, welche bestürzt zurückwichen. D. fand den gesuchten Tod und errang damit den Sieg.

2) **Publius D. Mus**, Sohn des vorigen, war 312 v. Chr. mit M. Valerius Konsul, blieb aber, während sein Kollege in den Samniterkrieg zog, krankheitshalber in Rom zurück. 309 war er Legat des Diktators L. Papirius Cursor und mit M. Valerius Befehlshaber der römischen Ritter in der Schlacht bei Longulä gegen die Samniter. 308 zum zweitenmal Konsul, zog er gegen die Etrusker, besiegte die Tarquinier und Volsinier und andre etruskische Völker, worauf sämtlichen Etruskern der Waffenstillstand auf ein Jahr gegen Besoldung und Bekleidung des römischen Heers verwilligt wurde. 306 wurde er Magister equitum des Diktators P. Cornelius Scipio Barbatus, 304 Zensor und mit seinem Amtsgenossen Quintus Fabius Maximus Schöpfer der vier städtischen Tribus. Sein Ansehen und das Gewicht seiner Worte trugen 300 wesentlich zur Annahme des Ogulnischen Gesetzes über Teilnahme der Plebejer am Augurat und Pontifikat bei; er selbst ward einer der neuerwählten Pontifices. Mit Quintus Fabius 297 abermals zum Konsul ernannt, schlug er die mit den Samnitern verbündeten Apulier bei Maleventum und verheerte hierauf in Gemeinschaft mit Fabius fünf Monate lang das samnitische Gebiet. Für das Jahr 295 wurden D. und Quintus Fabius wieder zusammen zu Konsuln gewählt, da Rom durch die vereinigte Macht der Etrusker, Samniter, Umbrer und Gallier bedroht war. D. befehligte bei Sentinum den linken Flügel gegen die Gallier. Als die römischen Ritter vor den gallischen Streitwagen zurückwichen, stürzte sich D. nach seines Vaters Beispiel, durch den Pontifex maximus den unterirdischen Göttern und der Mutter Erde geweiht, unter die Feinde und fand so seinen Tod, errang aber den Römern den Sieg.

Decius, Gajus Messius Quintus Trajanus, röm. Kaiser, 249–251 n. Chr., zu Budalia in Niederpannonien geboren, ward vom Senat, als der Kaiser Philippus Arabs um Unterstützung gegen die aufrührerischen Truppen bat, wegen seiner Weisheit und Tüchtigkeit dazu ausersehen, Gehorsam und Disziplin unter dem Heer wiederherzustellen, wurde aber von demselben genötigt, selbst den Purpur anzunehmen, besiegte Philippus bei Verona und führte darauf 250 und 251 in Mösien und Thrakien Krieg gegen die Goten, gewann über sie einige Vorteile, wurde aber 251 bei Philippopolis geschlagen und fand in der Schlacht nebst seinem gleichnamigen Sohn, den er zum Cäsar ernannt hatte, den Tod. Er war während seiner Regierung fortwährend bemüht, die Zustände des Reichs zu verbessern und in Rom die gute alte Sitte wiederherzustellen, weshalb er auch die Zensur in der alten Weise wieder einführen wollte; im Zusammenhang damit steht es wahrscheinlich, daß er das Christentum als eine Neuerung verfolgte und viele Christen hinrichten ließ, was für ihn selbst die Folge hatte, daß er von den christlichen Schriftstellern im Widerspruch mit den heidnischen als grausamer Tyrann geschildert wird.

Decius, Nikolaus, geistlicher Liederdichter, war anfangs Mönch, später Propst des Klosters Steterburg bei Wolfenbüttel, erklärte sich dann für die Reformation, ward 1522 Lehrer in Braunschweig und 1524 Prediger in Stettin, wo er 1541 durch Gift gestorben sein soll. Von ihm rühren die bekannten Kirchenlieder: »Allein Gott in der Höh' sei Ehr'« (1526), »Heilig ist Gott der Vater« (1531) und »O Lamm Gottes unschuldig« (1531) her, die ursprünglich in niederdeutscher Sprache abgefaßt waren.

Decize (spr. dössihs'), Stadt im franz. Departement Nièvre, Arrondissement Nevers, auf einer Felseninsel der Loire, an der Mündung des Aron und am Ausgangspunkt des Nivernaiskanals sowie an der Bahn Nevers-Chagny, hat eine alte Kirche (St.-Aré, mit Krypte aus dem 10. und Chor aus dem 11. Jahrh.), (1876) 3547 Einw., Bergbau auf Kohlen (Ausbeute 1883 gegen 200,000 Ton.) und Eisen, Gips- und Kalkbrennerei, Glasfabrikation (jährlich über 3 Mill. Flaschen) und Handel. D. ist das Decetia der Alten und gehörte zu Gallia Lugdunensis; hier hielt Cäsar eine Versammlung mit dem Rate der Äduer ab.

Deck (Verdeck), Name der horizontalen, von Querbalken getragenen Plankenbedeckung der Schiffsräume oder der verschiedenen horizontalen Abteilungen im innern Raum eines Schiffs. Kleine Fahrzeuge haben bloß ein D., größere Schiffe aber mehrere, große Kriegsschiffe bis zu vier und selbst fünf volle Decke übereinander, wobei auch der über einer solchen Plankendeckung befindliche Raum als »D.« bezeichnet wird. Zu unterst liegt im Schiff der »Raum« (Hull) für die Ladung; dann folgt das Zwischendeck, welches in Passagierdampfern für die Passagiere dritter Klasse dient und auf Kriegsschiffen zu Wohnräumen für die Mannschaft benutzt wird. Dann folgt das erste eigentliche D., bei Glattdeckkorvetten das oberste und Oberdeck genannt. Auf Fregatten und gedeckten Korvetten folgt über diesem D. noch eins, bei Zweideckern noch zwei, bei Dreideckern (den größten Kriegsschiffen) noch drei Decke, die, weil beiderseits mit Geschützen besetzt, auch Batterien genannt werden; erst die oberste Batterie wird vom Oberdeck nach oben geschlossen. Auf dem Oberdeck erheben sich zuweilen noch partielle Decke, welche nicht durch die ganze Schiffslänge gehen; dasjenige, welches die vordere Spitze des Schiffs bedeckt, heißt Back (früher Vorkastell) und dasjenige, welches das hintere Ende des Schiffs bedeckt, Schanze (früher Hinterkastell). Jedes D. (d. h. nicht der Raum, sondern die horizontalen Scheidewände) besteht aus schmalen Dielen, die, längsschiffs laufend, besonders auf den Deck-

balken ruhen und durch eiserne Diagonalverbindungen oft verstärkt, zuweilen auch gepanzert werden. Das D. steigt stets nach der Mitte zu etwas an, damit das Wasser ablaufe und auf Kriegsschiffen der Rücklauf der Geschütze nach dem Abfeuern gehemmt werde. Meist hat das D. auch noch eine Steigung nach vorn und hinten, und dann sagt man: »das D. hat Spring« (Sprung). Amerikanische Schiffe besitzen nicht selten ein hurrican deck, d. h. ein zum Spaziergang bestimmtes D. (das Dach der Deckbauten, welche auf dem eigentlichen obersten D. frei stehend errichtet sind).

Deck, Theodor, franz. Thonwarenfabrikant, geb. 1823 zu Gebweiler (Elsaß), studierte Physik und Chemie und verwendete die Ergebnisse seiner Studien anfangs auf Seidenfärberei und später auf die Fabrikation von Fayenceöfen. Nachdem er seine Kenntnisse auf Reisen in Deutschland, Österreich und Ungarn erweitert, gründete er 1856 eine Ofenfabrik in Paris und begann seit 1859 Versuche in der Keramik, die sich so schnell vervollkommten, daß er bereits 1861 die in ihrer Technik schwierigen Fayencen von Oiron (Henri II) nachbilden konnte. Später erfand er eine neue Art von Fayencen, die in Nachahmung von alten chinesischen und persischen Fayencen einen noch reichern metallischen Reflex geben. Da er die Mitarbeiterschaft hervorragender Maler (unter andern Hamons) zu gewinnen wußte, erhielten seine Erzeugnisse auch eine hohe künstlerische Vollendung. Auf Grund seiner Leistungen auf der Weltausstellung von 1878 erhielt er die Ehrenmedaille und das Offizierskreuz der Ehrenlegion.

Deckblatt (Bractea), jedes zu einem Blütenstand gehörige Blatt, in dessen Achsel eine Blüte oder ein Zweig des Blütenstandes entspringt (vgl. Blütenstand); auch das die Zigarre umschließende Tabaksblatt (s. Zigarren).

Decke, in der Baukunst der obere Abschluß eines innern Gebäuderaums (Zimmers etc.), der zugleich den Fußboden des darübergelegenen Raums bildet. Die Decken sind entweder von Stein (s. Gewölbe) und dann meist nach Bogen oder nach einer Horizontalen mit Bogen an den Wänden überwölbt, oder von Holz (Fig. 1—6) und dann meist horizontal oder in der Mitte horizontal und nur an den Seiten, wo sie sich an die Mauern anschließen, durch Gesimse oder Konsolen besonders unterstützt, oder von Eisen und dann aus eisernen Balken bestehend, zwischen welche man ein Netzwerk aus dünnen eisernen Stäben einlegt, das mit Gips vergossen wird, und auf welche man oben einen Brettbelag auf Lagerhölzern befestigt (die Pariser Deckenkonstruktionen, Fig. 7—9). Statt des Gipses haben Fox und Barret eine Konkretlage auf Stakhölzern verwendet, welche auf eisernen Trägern ruht und oben die Lagerhölzer mit dem Fußbodenbelag aufnimmt (Fig. 10). Bisweilen wird jenes eiserne Netzwerk auch mit hohlen Töpfen ausgefüllt (Fig. 11) oder Wellblech auf die eisernen Balken gelegt, welches wieder mit Sand ausgefüllt und mit einem Bohlen- oder Plattenbelag versehen wird. Die eisernen Träger hat man auch durch Wellbleche mit hohen Wellen, sogen. Trägerwellbleche (Fig. 12a), ersetzt, in deren Rinnen die zur Aufnahme der Fußbodendielen dienenden Lagerhölzer eingelassen werden, während die Zwischenräume mit trocknem Sand ausgefüllt werden (Fig. 12b). Die größte Länge des Wellblechs ist bis 3,50 m, es kann daher bei Räumen von nicht über 3,25 m Breite mit beiden Enden direkt auf Mauern verlegt werden (Fig. 12b). Diese

Fig. 1.



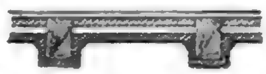
Einfache Balkendecke.

Fig. 2.



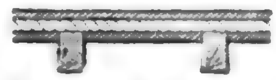
Kassettendecke ohne Stuck.

Fig. 3.



Kassettendecke mit halbem Windelboden und Stuck.

Fig. 4.



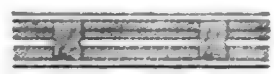
Gestreckter Windelboden mit Lehmestrich.

Fig. 5.



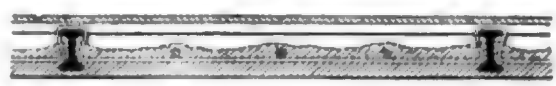
Halber Windelboden.

Fig. 6.



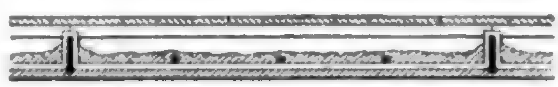
Ganzer Windelboden.

Fig. 7.



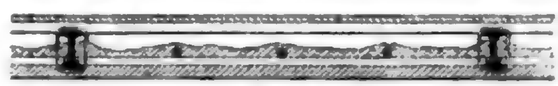
Eiserne Decke nach dem allgemeinen Pariser System.

Fig. 8.



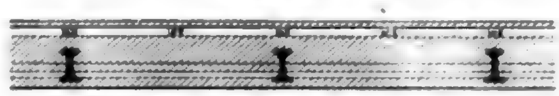
Eiserne Decke, System Vaux.

Fig. 9.



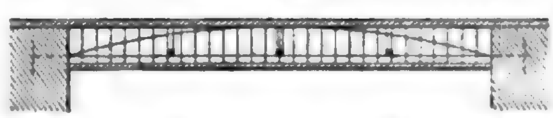
Eiserne Decke, System Thuasne.

Fig. 10.



Eiserne Decke, System Fox und Barret.

Fig. 11.



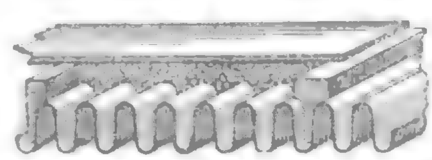
Decke mit eisernen, durch Töpfe ausgefüllten Rostfeldern

Fig. 12a.



Trägerwellblech.

Fig. 12b.

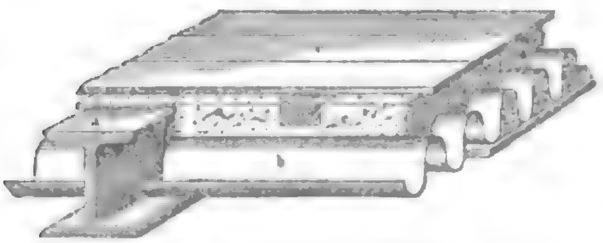


Decke mit Brettern über Trägerwellblech.

Decken sind wasserdicht und verlangen eine nur geringe Konstruktionshöhe. Ist ein Raum so breit, daß zu seiner Überdeckung eine Wellblechlänge nicht ausreicht,

so schaltet man eiserne Träger von der I-Form ein. Das Trägerwellblech kann hierbei auf die untere oder obere Flantsche der Hauptträger verlegt werden. Erstere Art der Verlegung zeigt Fig. 12c, worin a den

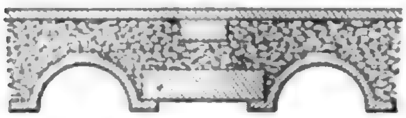
Fig. 12c.



Decke mit Trägerwellblech.

Hauptträger, b das Trägerwellblech, c das Füllmaterial, d das Fußbodenunterlager und e den Fußboden darstellt. Der Stoß, d. h. die Stelle, an welcher zwei benachbarte Bleche zusammentreffen und mit einer Endwelle übereinander fassen, muß stets, sobald das Füllmaterial aus trocknem Sand, Schutt oder Asche besteht,

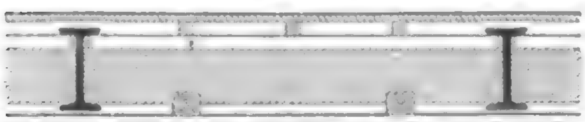
Fig. 13.



Decke mit Brettern über Belageisen.

vorher mit Estrich, Asphalt oder Zement gedichtet werden. Auch Belageisen wendet man statt der I-Träger an (Fig. 13), zwischen welche man Ziegel legt und den darüber befindlichen Raum mit trocknem Sand ausfüllt, der die eichenen Lagerhölzer für die Fußbodendielen aufzunehmen hat. Man kann auch den halben Windelboden auf gewalzte Träger

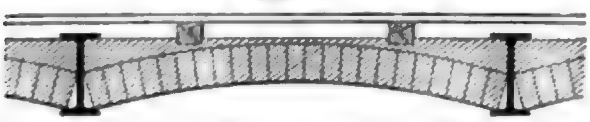
Fig. 14.



Decke mit gewalzten Trägern und halbem Windelboden.

legen (Fig. 14), indem man Stückhölzer (Stakhölzer) auf die untern Flantschen der I-Träger legt, mit Strohlehm überzieht und mit trocknem Sand verfüllt, der die Lagerhölzer mit den Fußbodendielen aufnimmt. Als eine Kombination eiserner und steinerner Decken ist endlich die in Fig. 15 dargestellte

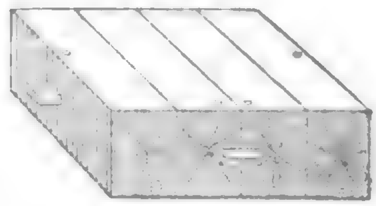
Fig. 15.



Decke mit gewalzten Trägern und Gewölben aus hohlen Back- oder Tuffsteinen.

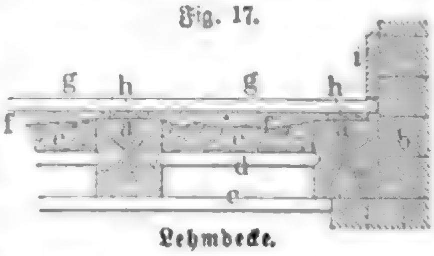
Anordnung zu betrachten, der zufolge schmale, aus massiven oder (wenn die Decke möglichst leicht sein soll) aus hohlen Backsteinen bestehende Gewölbe zwischen die I-Träger gespannt werden. Obwohl die steinernen und eisernen Decken mehr oder minder feuersicher sind, so werden doch, besonders in Wohnräumen, bis jetzt vorzugsweise die hölzernen Decken angewandt, unter welchen folgende Arten speziell hervorzuheben sind. Die **Dobbel-** oder **Döbeldecken** (Fig. 16) bestehen aus dicht aneinander gelegten, durch Döbel untereinander verbundenen oder aus etwas auseinander gelegten Balken, zwischen welche die Döbelhölzer in Falze dicht nebeneinander gelegt u. oben mit Schutt oder Sand bis zur Balkenoberkante ausgefüllt, die Balken selbst unten mit Lättchen beschlagen oder gerohrt und dann geputzt werden. Beide Deckenarten werden nur in holzreichen Gegenden angewandt. Bei den ökonomischern Decken werden die Balken weiter auseinander gelegt und entweder, wie bei den **Hohldecken**, nur mit Querbrettern benagelt, oder, wie bei den **Lehmdecken** (Fig. 17), in der halben Höhe ihrer Seiten mit Nuten versehen, in welche entweder Brettstücke, Stück- oder Stakhölzer d möglichst dicht aneinander quer eingeschoben und entweder zuvor mit Lehmstroh umwickelt, oder später mit Lehm e überfüllt werden. Hierauf kommt eine Schicht Sand f, während auf die Balken zur Ausgleichung Polsterhölzer h und auf diese die Fußbodendielen g genagelt werden. Unter den Balken a bei c wird gerohrt und geputzt (halbe Windelböden). Bei den **Balkendecken** werden die Zwischenräume der Balken durch abgehobelte und gegliederte Brettstücke, welche auf seitlich angenagelten, gleichfalls profilierten Leisten ruhen, ausgefüllt und die nach unten hervorstehenden Balken ebenfalls mit Gliederungen versehen. Bei den **Brettdecken** sind gehobelte Bretter unter die Balken und Latten mit gegliederten Kanten über die Fugen genagelt (**geschalte Decken**). Die **Lattendecken** bestehen aus 2—3 cm dicken, nach oben etwas abgeschrägten Latten, welche mit 2—3 cm Zwischenraum an die untere Seite der Balken genagelt, mit Haarkalk oder Strohmörtel ausgefüllt und dann mit Gipsmörtel überzogen sind. Bei den **ausgemauerten Decken** werden die Zwischenräume der Balken ganz flach mit gebrannten Steinen ausgewölbt, weshalb man die Balken zum bessern Anschluß der Steine nach oben etwas schräg behaut. Die **Bogendecken** werden aus Brettern oder Bohlen konstruiert, mit Latten verschlagen und geputzt. **Feuerfeste Decken** werden aus Eisen und Stein hergestellt, indem man ein System von Unterzügen oder Trägern konstruiert und die Zwischenräume entweder durch Gewölbe schließt (Fig. 15), oder mit Steinplatten überdeckt. Die **Ziegelfußböden** bestehen aus zwei übereinander verplatteten Ziegellagen mit versetzten Stoßfugen, sind 7½ bis 10 cm stark und kehren die glatten Flächen nach außen. Behufs Herstellung von Decken aus **Gußmörtel** wird in dem zu überdeckenden Raum ein der Deckenform entsprechendes, dicht verschaltes Gerüst aufgestellt, auf welches dann der schnell erhärtende Zement- oder Traßmörtel aufgetragen wird; nach vollständigem Erhärten wird das Gerüst mit Vorsicht hinweggenommen. Häufig bringt man Gesimse (s. **Gesims**) entweder an der D. selbst oder unmittelbar unter derselben an den Wänden so an, daß sie

Fig. 16.



Dobbel- oder Döbeldecke.

Fig. 17.



Lehmdecke.

eine Vermittelung mit der Wand bilden. Größern Deckengesimsen gibt man zu diesem Zweck eine große Hohlkehle, die **Voute**. Der Deckenputz (s. d.) bleibt entweder ganz glatt und wird dann meist gemalt, oder er wird mit andern Verzierungen, namentlich Feldern (daher **Felder-** oder **Kassettendecken**), versehen. Die gewöhnlichsten Deckenverzierungen bestehen in von Gips gezogenen, aus einigen Gliedern bestehenden Gesimsen und Einfassungen, während die reichern Decken mit den verschiedensten Stuckverzierungen versehen werden (s. Plafond und Plafondmalerei). Vgl. unter andern Breymann, Allgemeine Baukonstruktionslehre (Stuttg. 1866–70, 2 Abtlgn.); Brandt, Lehrbuch der Eisenkonstruktionen (2. Aufl., Berl. 1870), und Klasen, Handbuch der Hochbaukonstruktionen in Eisen (Leipz. 1875).

Decke, in der Jägersprache das Fell des Elch-, Rot-, Dam- und Rehwildes.

Deckelkapsel, in der Botanik, s. Pyxidium.

Decken, in der Jägersprache das Festhalten eines Schweins durch Hatzhunde, indem diese sich an die Gehöre, die Keulen oder an das Kurzwildbret (die Hoden) hängen; in der Technik eine Methode des Auswaschens (s. d.); in der Pferdezucht s. v. w. beschälen.

Decken, Karl Klaus von der, namhafter Afrikareisender, geb. 8. Aug. 1833 auf Kotzen in der Mark Brandenburg, besuchte das Gymnasium zu Lüneburg, darauf die Kadettenschule in Hannover und trat 1850 in hannöverschen Militärdienst, den er aber 1860 verließ, um sich ausschließlich der Erforschung Afrikas zu widmen. Auf Barths Rat ging er nach Sansibar, begann im Oktober d. J. die Reise von Quiloa nach dem Nyassasee, ward aber durch die Treulosigkeit des arabischen Führers seiner Karawane zur Umkehr genötigt. Im folgenden Jahr unternahm er mit Thornton von Mombas aus eine Expedition nach den Bergländern des Kilima Ndscharo, bestimmte die Höhe dieses vulkanischen Schneebergs, nahm den See Ipe auf und zeigte, daß der den See durchströmende Dasseta der Oberlauf des Rufu oder Pangani sei. Im Oktober 1862 unternahm er in Begleitung von O. Kersten eine dritte Reise und erstieg den Kilima Ndscharo bis zur Höhe von 4200 m, machte 1863 eine Seereise längs der ostafrikanischen Küste nach Ibo, Kap Delgado und Lamu in der Absicht, sich über Réunion nach Madagaskar zu begeben, sah sich aber durch die politischen Wirren, welche auf letzterer Insel ausgebrochen waren, veranlaßt, nach Sansibar und von dort nach Europa zurückzukehren, wo er sogleich eine große Expedition zur Erforschung afrikanischer Flüsse ausrüstete. Im Oktober 1864 ging er über Ägypten, Aden und die Seschellen nach Sansibar und begab sich im Frühjahr 1865 mit zwei aus Europa in Segelschiffen herübergebrachten und in Sansibar zusammengesetzten Dampfern zur Dschubamündung. Dort verlor er leider den kleinern der Dampfer, erreichte indes in dem größern 15. Sept. Berdera. Als er aber die Fahrt auf dem Fluß fortsetzte, erhielt das Schiff 25. Sept. einen starken Leck, der zum Verlassen desselben zwang. D. eilte mit Link, um Hilfe zu holen, nach Berdera zurück, wurde dort aber von den Somal ermordet; dasselbe Geschick traf einen Teil der zurückgebliebenen Mitglieder, so daß nur fünf Europäer und sechs Neger sich nach Sansibar retten konnten. Das von D. gesammelte Material wurde von Kersten im Verein mit Fachgelehrten in dem Werk »Baron K. K. von der Deckens Reisen in Ostafrika« (Leipz. 1869–79) in 4 Bänden, von denen Bd. 1 und 2 den beschreibenden Teil enthält, veröffentlicht.

Deckenmalerei, s. Plafondmalerei.

Deckenputz, der untere mehr oder minder verzierte Überzug (s. Putz) der Decke (s. d.) von Hochbauten. Der gewöhnliche D. besteht zunächst in einer an die untere Fläche der Deckenbalken genagelten Belattung oder Schalung und Berohrung, wobei die einzelnen zum Festhalten des Deckenbewurfs dienenden Rohre durch angenagelte Querdrähte festgehalten werden. In neuerer Zeit verwendet man unter anderm auch Latten, an welche mittels Querdrähten und Nägeln doppelte Rohrgewebe angehängt werden (Patent Stauß und Ruff). Die auf die eine oder andre Art berohrten Decken werden mit grobem Kalkmörtel ausgeworfen, hierauf wird ein Überzug von feinerm Kalkmörtel gebracht, welchem man bei elegantern Decken oder des schnellern Trocknens wegen mehr oder minder viel Gips hinzufügt, und zuletzt die Tünchung vorgenommen.

Deckenzeug, s. v. w. Kotzen.

Decker, Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie. Georg D., geb. 23. April 1596 zu Eisfeld in Thüringen, ging nach Basel und errichtete dort die Universitätsbuchdruckerei; starb 1661. Nach ihm wurde das Geschäft in ununterbrochener Reihenfolge teils in Basel (als Rats- und Universitätsbuchdruckerei), teils in Kolmar (als französische Parlaments- und Hofbuchdruckerei) in der Familie fortgeführt bis 1802, wo es J. J. Thurneißen daselbst käuflich erwarb. — Ein Sprößling der Familie, **Georg Jakob D.**, geb. 12. Febr. 1732 zu Basel, wandte sich nach Berlin, wo er die sehr herabgekommene Buchdruckerei seines Schwiegervaters Jean Grynäus übernahm und schnell zu Bedeutung und Ansehen hob. Er erhielt 1763 den Titel, 1765 auch die Rechte eines königlichen Hofbuchdruckers und entwickelte nun neben seiner typographischen zugleich eine bedeutende buchhändlerische Thätigkeit als Verleger. Im J. 1787 erhielt er das mit wertvollen Rechten verbundene erbliche Prädikat als Geheimer Oberhofbuchdrucker. Nachdem er bereits 1792 seine Geschäfte seinem gleichnamigen Sohn abgetreten, starb er 17. Nov. 1799. **Georg Jakob D.** der jüngere erweiterte das Geschäft noch mehr, z. B. durch Errichtung der Hofbuchdruckerei in Posen 1794, durch Ankauf der Sommerschen Hofbuchdruckerei in Potsdam, durch Einführung der Stereotypie und der Stanhopepresse. Nach seinem Tod (26. Aug. 1819) gingen die Geschäfte auf seine beiden Söhne, **Karl Gustav** (geb. 23. Jan. 1801, gest. 20. April 1829) und **Rudolf Ludwig** (geb. 8. Jan. 1804), über, welch letzterer bei Gelegenheit des 100jährigen Jubiläums 1863 in den erblichen Adelstand erhoben wurde und gleich seinen Vorgängern erfolgreich für weitere Hebung der verschiedenen Zweige seines Geschäfts thätig war. Mit seinem Tod (12. Jan. 1877) erlosch die Firma »Königliche Geheime Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker)«. Die Druckerei ging durch Kauf in Besitz und Verwaltung des Deutschen Reichs über und wird seit 1879, mit der Preußischen Staatsdruckerei vereinigt, als »Reichsdruckerei« weitergeführt; die Verlagshandlung (»R. v. Deckers Verlag«) kam in Privatbesitz. Von den Deckerschen Verlagswerken sind besonders hervorzuheben: die Werke Friedrichs d. Gr. in verschiedenen Ausgaben und das Neue Testament, deutsch durch Luther, nach der Ausgabe von 1545, ein mit Holzschnitten nach Cornelius und Kaulbach geschmücktes, nur in 80 Exemplaren in Olifantfolio bei Gelegenheit der Weltindustrieausstellung 1851 hergestelltes Prachtwerk, Bodenstedts Werke, Wittes Dante-Ausgabe etc. Vgl. Potthast, Die Abstammung der Familie D. (Berl. 1863).

Decker, 1) (Dekker, Dekkar) Thomas, fruchtbarer engl. Dramatiker, geboren um 1570, seinen Lebensverhältnissen nach ziemlich unbekannt, begann in den letzten Jahren der Königin Elisabeth für das Theater zu schreiben. Sein »Phaëton« wurde 1597 aufgeführt, andre Stücke folgten rasch. Am bekanntesten wurden die Komödie »Old Fortunatus, or the wishing-cap« (1600 gedruckt) und »The honest whore«. Ben Jonson verspottete ihn auf der Bühne in seinem »Poëtaster« (als Crispinus), was ihm D. in dem Stück »Satiromastix«, wenn auch sehr schonend, heimzahlte (1602). Schon ein Jahr später verfaßte Ben Jonson mit D. gemeinsam eine Maske für die City zur Feier der Thronbesteigung Jakobs, wie D. denn auch mit Webster, Rowley, Marston u. a. in Gemeinschaft arbeitete. D. machte sich übrigens auch als Prosaist durch scharfe und treffende Sittenschilderungen bekannt, als deren vorzüglichste »The Gull's hornbook, or fashions to please all sorts of gulls« (1609; neue Ausg., Bristol 1812) zu nennen ist. D. blieb auch unter der neuen Regierung ein unermüdlicher Dramen- und Gelegenheitsschreiber und starb um 1640 in London. Die erste Gesamtausgabe der »Dramatic works« erschien London 1873, 4 Bde.

2) Cornelis, holländ. Maler, geboren um 1620, war Schüler des S. Ruisdael, trat 1643 in die Gilde zu Haarlem und starb 1678 daselbst. Er malte Waldlandschaften, welche von A. van Ostade und van den Velde mit Figuren versehen wurden, in der Art des Hobbema. Bilder von ihm besitzen die Galerien von Kopenhagen, Berlin und Rotterdam und das Louvre in Paris.

3) Karl von, preuß. General, militärischer und belletristischer Schriftsteller, geb. 21. April 1784 zu Berlin, trat 1797 in die Artillerie, wurde 1800 Leutnant, wohnte den Feldzügen von 1806 und 1807 bei, erwarb bei Eylau den Orden pour le mérite, trat 1809 als Rittmeister in das Korps des Herzogs von Braunschweig-Öls, 1813 als Hauptmann im Generalstab wieder in preußische Dienste und nahm an den Schlachten von Dresden, Kulm und Leipzig und an den Feldzügen von 1814 und 1815 ehrenvollen Anteil. Im J. 1816 ward er Dirigent einer Abteilung des topographischen Büreaus, 1817 Major und geadelt, 1818 Lehrer an der Artillerie- und Ingenieurschule, 1829 Brigadier der 8., dann der 1. Artilleriebrigade, nahm als Oberst 1841 seinen Abschied, ward 1842 noch zum Generalmajor befördert und starb 29. Juni 1844. Er schrieb: »Das militärische Aufnehmen« (Berl. 1815); »Die Artillerie für alle Waffen« (das. 1816) nebst »Ergänzungstaktik der Feldartillerie« (das. 1837); »Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit« (das. 1817); »Die Gefechtslehre der Kavallerie und reitenden Artillerie« (das. 1819); »Der kleine Krieg« (das. 1822, 4. Aufl. 1844); »Bonapartes Feldzug in Italien 1796 und 1797« (das. 1825); »Taktik der drei Waffen: Infanterie, Kavallerie und Artillerie« (das. 1833—34, 2 Tle.); »Generalstabswissenschaft« (das. 1830; neu bearbeitet von seinem Sohn, 1862); »Die Schlachten und Hauptgefechte des Siebenjährigen Kriegs« (das. 1837); »Algerien und die dortige Kriegführung« (das. 1842). Mit Rühle v. Lilienstern begründete D. 1816 das noch heute bestehende »Militärwochenblatt«, seit 1821 war er Mitherausgeber der »Militär-Litteraturzeitung«. Unter dem Pseudonym Adalbert vom Thale schrieb D. auch mehrere Lustspiele.

4) Pierre Jacques François de, belg. Politiker, geb. 25. Jan. 1812 zu Zèle in Ostflandern, ward bei den Jesuiten gebildet und widmete sich in Paris und Gent dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit. Neben der advokatorischen Praxis in Brüssel sich mit Eifer journalistischer Thätigkeit widmend, ward er zuerst Mitredakteur des »Journal de Flandres« und gründete 1837 mit Dechamps die klerikale »Revue de Bruxelles«, die 1851 einging. Auch gab er 1835 zwei Bändchen Gedichte unter dem Titel »Religion et amour« heraus. 1839 ward er für Dendermonde in die Deputiertenkammer gewählt und schloß sich der ultramontanen Partei an, suchte aber eine gewisse Mittelstellung zwischen den extremen Parteistandpunkten einzunehmen. Auch nahm er sich der Rechte der vlämischen Bevölkerung auf die Gleichberechtigung ihrer Sprache an. Seine politischen und sozialen Theorien setzte er in mehreren Schriften, wie: »Du pétitionnement en faveur de la langue flamande« (1840), »De l'influence du clergé en Belgique« (1843), »Quinze ans de 1830 à 1845« (1845), »L'esprit de parti et l'esprit national« (1852) rc., auseinander. Seine »Études historiques et critiques sur les monts-de-piété en Belgique« (1844) verschafften ihm einen Sitz in der belgischen Akademie. Nachdem das liberale Kabinett Brouckère 2. März 1855 seine Entlassung genommen, übernahm D. am 30. desselben Monats in dem neuberufenen Ministerium Vilain XIIII. das Portefeuille des Innern. Mit seinen Vermittelungsversuchen scheiterte er schließlich an dem Wohlthätigkeitsgesetz, das unter der Firma der Freiheit der milden Stiftungen diese völlig in die Hände des Klerus zu spielen versuchte. Da die Aufregung im Land bis zu tumultuarischen Bewegungen stieg und die Wahlen der Gemeinderäte im Oktober 1857 sehr zu gunsten der Liberalen ausfielen, trat das Kabinett ab. Er beteiligte sich darauf an den berüchtigten Finanzoperationen von Langrand-Dumonceau und wurde einer der Direktoren der »Christlichen Bank«. Als ihn trotzdem das klerikale Ministerium d'Anethan im November 1871 zum Gouverneur der Provinz Limburg ernannte, erregte dies beim Volk so großen Anstoß, daß es in Brüssel zu tumultuarischen Auftritten kam, die nicht bloß Deckers Rücktritt, sondern auch den des Ministeriums und die Berufung eines neuen Ministeriums de Theux zur Folge hatten. D. wurde auch in den Langrandschen Kriminalprozeß verwickelt, aber 1877 außer Verfolgung gesetzt.

Deckfarben (Gouachefarben, Körperfarben), undurchsichtige Farben, welche die Farbe der Fläche, auf welche sie aufgetragen werden, mehr oder weniger vollständig verdecken (s. Gouachemalerei).

Deckflügler, s. Käfer.

Deckgarn (Decknetz), ein Garn, welches zum Fang an der Erde sitzender Vögel über diese gezogen wird (s. Nachtgarn und Tyraß).

Deckhengst, s. v. w. Beschäler, s. Beschälen.

Deckklärsel, eine konzentrierte reine Zuckerlösung, welche zum Auswaschen, Decken, von Zucker dient.

Decklabung, im Seehandelsrecht Bezeichnung für solche Güter, welche auf das Verdeck eines Schiffs verladen werden. Der Umstand, daß dadurch das Schiff leicht überladen, und daß dadurch die Mannschaft bei ihren Arbeiten gehindert werden kann, rechtfertigt das Verbot der D. Doch ist die D. in England bei solchen Gütern gestattet, die gewohnheitsmäßig auf Deck verladen zu werden pflegen, während in Frankreich bei der kleinen Küstenschiffahrt jenes Verbot nicht Platz greift. Das deutsche Handelsgesetzbuch behält es der Landesgesetzgebung vor, das Verbot in Ansehung der Küstenschiffahrt ebenfalls zu beseitigen, ohne daß jedoch von dieser Befugnis Ge-

brauch gemacht worden wäre. Das deutsche Handelsgesetzbuch richtet das Verbot an den Verfrachter, während es im französischen und belgischen Recht gegen den Schiffer (Kapitän) gerichtet ist. Das Verbot greift jedoch nur insoweit Platz, als der Befrachter die D. nicht ausdrücklich gestattet hat. Vgl. Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 567, 710; franz. Code de commerce, art. 229, 421; belg. Code de commerce, l. II, art. 20.

Deckoffiziere, in der Marine der Rang zwischen den Offizieren und Unteroffizieren (sie rangieren nach den Offizieren und vor den Unteroffizieren mit Portepee): Steuermann, Bootsmann, Feuerwerker, Maschinist, Meister (Zimmermeister), Materialienverwalter, Torpeder und Mechaniker. Es gibt zwei Klassen, von welchen die erste durch das vorgesetzte Wort »Ober« gekennzeichnet wird (s. Marine).

Deckpflanzung, Anpflanzung von Sträuchern zum Verdecken eines häßlichen Gegenstandes im Garten ꝛc., muß dicht und genügend hoch sein. Der Zweck wird das ganze Jahr hindurch vermittelst Koniferen oder andrer immergrüner Gehölze erreicht, die aber durch ihre Einförmigkeit stören, deshalb mit Laubhölzern vermischt sein sollten, namentlich mit solchen, die das Beschneiden vertragen und dadurch ermöglichen, daß die D. unten nicht kahl werde. Wenn aber die Gehölze mit abfallendem Laub von den immergrünen verdrängt, d. h. getötet, worden sind, dann kann man sie durch andre ersetzen, und man wird dann immer solche wählen müssen, welche auch im Schatten, bez. unter und zwischen andern noch gedeihen, wie die Traubenkirsche (Prunus Padus), der Haselnußstrauch (Corylus Avellana), Wildjasmin (Philadelphus coronarius), Weißdorn (Crataegus oxyacantha) u. a.

Deckspelzen, s. Ährchen.

Decksträucher, zu Deckpflanzungen sich eignende Sträucher.

Deckung, im Kriegswesen im allgemeinen alles, was gegen feindliches Feuer, gegen Sicht und feindliche Angriffe schützt; im Sinn der Befestigungskunst der Schutz, den einzelne Tirailleure, Schützenlinien oder Truppenabteilungen hinter Hecken, Bäumen, Mauern, Erdhaufen, Löchern, Gruben, Dämmen, Terrainwellen ꝛc. finden. Hiernach unterscheidet man natürliche und künstliche Deckungen; erstere bietet das Gefechtsfeld, letztere werden von den Truppen hergerichtet, oder erstere werden auch künstlich verstärkt, z. B. durch Anschütten von Erde an Mauern, Hecken, durch Anlegen von Hindernismitteln (s. d.). Im Festungskrieg sollen Brustwehren, Traversen, Panzerungen ꝛc. gegen Flachfeuer (s. d.), bombensicher eingedeckte Räume, wie Kasematten, Hohltraversen, Hangards, Unterstände ꝛc., gegen Wurffeuer decken. Diese Deckungen haben durch die in der Neuzeit außerordentlich gesteigerte Treffsicherheit und Geschoßwirkung der Geschütze und Gewehre an Wert so gewonnen, daß die Feldtruppen aller Armeen zu schleunigerer Herrichtung von Deckungen, z. B. Schützenlöchern, Schützengräben, Geschützeinschnitten, in weit reicherm Maß als früher mit tragbarem Schanzzeug ausgerüstet sind. Ruhende oder marschierende Truppen decken sich gegen überraschende Angriffe des Feindes durch Vorposten, Avantgarde ꝛc. (s. Sicherheitsdienst). Unter D. einzelner Terrainabschnitte, Operationsgebiete ꝛc. versteht man deren Sicherung gegen feindliche Unternehmungen durch zweckmäßige Aufstellung oder Bewegung eigner Truppen. — Der Fechter deckt sich, indem er eine Stellung oder Auslage wählt, welche dem Gegner nur wenige, leicht zu verteidigende Blößen darbietet (s. Fechtkunst.)

Deckung, im Handelswesen alles, was jemandem, welcher zum Vorteil eines andern eine Vermögensleistung gemacht hat oder machen soll, Sicherheit für den Ersatz des von ihm Aufgeopferten oder diesen Ersatz selbst bietet. Ein auf Schaffung dieser Sicherheit oder dieses Ersatzes gerichtetes Rechtsgeschäft heißt Deckungsgeschäft, Revalierungsgeschäft, Revalisationsgeschäft. Nach obigem unterscheidet man D. als Sicherheit und D. als Ersatz. In einem weitern Sinn wird die D. verstanden, wenn man damit die Maßregeln meint, welche jemand allgemein ergreifen kann, um sich vor Verlusten im Rechtsverkehr zu schützen oder solche sich selbst zu ersetzen; in diesem letztern Sinn spricht man von sich decken im Börsenverkehr, bei Realisationsgeschäften, deren Zweck es ist, Spekulationsgeschäfte zu decken, von D. in Kost-, Report- und Prolongationsgeschäften, ferner vom Deckungskauf und Deckungsverkauf (Deckungskauf als Selbsthilfekauf; s. Gareis in Endemanns »Handbuch des Handelsrechts«, Bd. 1, S. 619, 732 ff.). Der oben vorangestellte Begriff einer D. im juristisch-technischen Sinn läßt erkennen, daß die D. sowohl in der Rolle der Sicherstellung als in der der Ersatzleistung hauptsächlich in den Fällen einer aufgetragenen oder unaufgetragenen Geschäftsführung für einen andern (Mandat und negotiorum gestio) zur praktischen Verwertung kommt, im Handelsverkehr namentlich bei Anweisungen, insbesondere bei Bankanweisungen (Checks) und bei gezogenen Wechseln. Wer einen Wechsel oder Check, welcher auf ihn gezogen ist, annimmt und zahlt (acceptiert und honoriert), der kann von dem Aussteller des betreffenden Papiers D. (Revalierung) beanspruchen, d. h. verlangen, daß ihm der zur Zahlung aufgewendete Betrag ersetzt werde. In diesem Fall ist die Zahlung auf Kredit (à découvert, in blanco, auf Borg) geschehen und die D. demnach der nachfolgende Ersatz des anweisungsgemäß bezahlten Betrags. Dies dürfte aber der bei weitem seltenere Fall und die D. dem Bezogenen des Wechsels oder der Anweisung in der Regel bereits vor der Fälligkeit übermittelt sein. Beim Check ist dies regelmäßig Voraussetzung. Die D. kann auch in einem Schuldverhältnis liegen, inhaltlich dessen der Zahlende (Deckungsberechtigte) Schuldner des auf ihn ziehenden Ausstellers der Anweisung oder des Wechsels ist. Im Wechsel wird die Art der D. übungsgemäß durch die sogen. Revalierungsklausel angedeutet, welche lautet: »und stellen den Wert in Rechnung« od. dgl.; »laut Bericht«, d. h. so, wie durch den Avisbrief des nähern mitgeteilt wird. In den Wechseln auf fremde Rechnung verwahrt sich der Aussteller gegen die Verpflichtung zur D. ausdrücklich und zwar regelmäßig durch die Worte »und stellen den Wert auf Rechnung des Herrn N. N.«, nämlich eines Dritten, dessen Name gewöhnlich mit den Anfangsbuchstaben angedeutet wird, so z. B. in der Kommissionstratte, welche der Aussteller für Rechnung eines Kommittenten trassiert, und durch deren Zahlung dieser letztere dem Zahlenden deckungspflichtig wird. Bei Notenbanken heißt D. der Betrag, welcher zum Zweck der eventuellen augenblicklichen Einlösung der emittierten Banknoten in Vorrat gehalten werden muß (vgl. Deutsches Bankgesetz vom 14. März 1875, § 13 u. 17). Unter bankmäßiger D. wird die D. verstanden, welche in der Hingabe oder Hinterlegung von barem Geld oder leicht zu versilbernden Wertpapieren nach näherer Bestimmung besteht.

Deckungswechsel, s. Depotwechsel.

Declaratio libelli (lat.), im frühern Prozeß die Erläuterung der Klage oder eines sonstigen Partei-

vorbringens, namentlich die Erklärung der vortragenden Partei über die von ihr gebrauchten Ausdrücke, also die Auslegung derselben. Nach modernem Prozeßrecht soll der Richter von Amts wegen durch geeignete Fragestellung (Fragerecht) darauf hinwirken, daß unklare Vor- und Anträge erläutert und erklärt werden, so namentlich nach der deutschen Zivilprozeßordnung (§ 130). Nach deutschem Prozeßrecht (Zivilprozeßordnung, § 240) ist jede Berichtigung oder Ergänzung der Klage in thatsächlicher und in rechtlicher Beziehung zulässig, sofern dieselbe nicht etwa eine Änderung des Klagegrundes enthält.

Declaration of Rights (engl., spr. dicklarehsch'n öw reits), die Erklärung, wodurch der am 22. Jan. 1689 in Westminster zusammengetretene Konvent die Grundprinzipien der englischen Konstitution aussprach, infolge deren Wilhelm von Oranien auf den britischen Thron berufen wurde, im wesentlichen eine Wiederholung und Erweiterung der frühern Petition of Rights (s. d.).

Declaratio sententiae (lat.), im frühern Prozeßrecht die Erläuterung eines dunkeln, mehrdeutigen oder unbestimmten gerichtlichen Erkenntnisses durch den Richter, welcher dasselbe erteilt hat. Eine solche konnte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten vom Richter jederzeit von Amts wegen vorgenommen, aber auch von den Parteien mittels besondern Deklarationsgesuchs erbeten werden. Die deutsche Zivilprozeßordnung kennt die Erteilung eines deklaratorischen Urteils (sententia declaratoria oder auch bloß declaratoria) nicht mehr. Die Partei, welche sich durch die Unklarheit des Urteils geschädigt glaubt, muß vielmehr von den geordneten Rechtsmitteln im gegebenen Fall Gebrauch machen und den höhern Richter angehen.

Decomposita (lat.), in der Grammatik, s. Zusammensetzung.

Décompte (franz., spr. -kongt), Ab-, Gegenrechnung, besonders von Kommissionären über verkaufte Waren; Abgang an einer Ware.

Dekor (franz.), Verzierung, besonders Malereien, Vergoldungen und Reliefs auf Thon- und Glaswaren.

Decorated style (engl., spr. deckorehted steil, »verzierter Stil«), Bezeichnung für eine Epoche der gotischen Architektur in England, welche das 14. Jahrh. einnimmt, und in welcher die Zierformen sich über das ganze architektonische Gerüst erstreckten. Das bezeichnendste Beispiel ist die Fassade der Kathedrale von York (s. Tafel »Baukunst X«, Fig. 1).

De Cort, Frans, der bedeutendste lyrische Dichter der Vlamingen, geb. 21. Juni 1834 zu Antwerpen, besuchte das dortige Athenäum und sollte sich dem Handelsstand widmen, trat aber 1857 aus seinem Kontor, um zusammen mit Jan van Ryswyck eine liberale Zeitung: »De Grondwet«, herauszugeben, übernahm 1858 die Redaktion der »Schelde«, ward 1860 Agent einer Dampfschiffgesellschaft und 1861 Sekretär des Generalauditeurs beim Cour militaire in Brüssel, wo er seit 1862 nebenbei die pädagogisch-litterarische Monatsschrift »De Toekomst« redigierte und 18. Jan. 1878 starb. De Corts dichterische Phantasie war keine hochfliegende, aber Gefühlstiefe und Stimmungsfülle zeichnen die meisten seiner Lieder aus, und besonders als Sänger der stillen Freuden des häuslichen Lebens und des Eheglücks wird er nur von wenigen übertroffen. Auch als Übersetzer von Gedichten aus fremden Sprachen hat er Vortreffliches geleistet. Er gab mehrere Jahre lang einen sehr beliebten Almanach: »Jan en Alleman« (Antwerp.), heraus, ferner »De shcoonste liederen van Robert Burns« (Brüssel 1862) und ließ seinen ersten »Liederen« (Antwerp. 1857—59, 2 Bde.) andre Sammlungen unter den Titeln: »Zingzang« (Brüssel 1866) und »Liederen« (Groning. 1868) folgen.

Decorum (lat.), Schicklichkeit, Anstand.

Décourt (franz., spr. -kuhr), s. Dekort.

Découvert (franz., spr. -kuwähr), Stückmangel, an der Börse Mangel des zur Deckung nötigen Papiers; à d. verkaufen, ungedeckt (ohne zu besitzen) verkaufen.

Decrescendo (ital., spr. -krescheńndo), »abnehmend« an Tonstärke, schwächer werdend (anschaulich ausgedrückt durch >——). Vgl. Crescendo.

Decretāles epistolae (lat.), s. Dekretalen.

Decretorius (lat.), entsprechend, den Ausschlag gebend; daher: d. annus, das Normaljahr 1624; d. dies, der 1. Januar 1624, als Normaltag, auch kritischer Tag und Todestag.

Decretum (lat.), s. Dekret.

Decrētum Divi Marci (lat., »das Dekret des höchstseligen Marcus«), eine Verordnung des römischen Kaisers Mark Aurel, welches die eigenmächtige Inbesitznahme von Sachen seitens eines Gläubigers zum Zweck seiner Befriedigung bei Strafe des Verlustes des Forderungsrechts dieses Gläubigers verbietet. Vgl. Selbsthilfe.

Decticus, s. Heuschrecken.

Decubitus (lat.), s. Aufliegen.

Decumāna (sc. porta, lat.), s. Lager.

Decumates agri (lat.), s. Agri decumates.

Decuria, Decurio, s. Dekurie etc.

Decussatim (lat.), in Form einer römischen Zehn (X), kreuzweise.

Decussis (lat.), röm. Münze, = 10 As, ein kolossales gegossenes Kupferstück mit Romakopf und Schiff und dem Zahlzeichen X (= 10), äußerst selten.

De dato (lat.), abgekürzt d. d., vom Tag der Ausfertigung an.

Dedecker, s. Decker 4).

Dedekind, 1) Friedrich, Dichter des 16. Jahrh., geboren um 1525 zu Neustadt an der Leine, studierte in Wittenberg Theologie, ward 1551 Prediger in seiner Vaterstadt, 1575 Pastor zu Lüneburg, wo er 27. Febr. 1598 starb. Sein Hauptwerk ist der »Grobianus« in lateinischen Versen (zuerst Frankf. 1549; deutsch von Scheidt, zuerst Worms 1551), ein didaktisch-satirisches Sittengemälde der Zeit. Seine Dramen: »Der christliche Ritter« (Ülzen 1576) und »Der bekehrte Papist« (Lüneb. 1596) haben eine religiöse, insbesondere lutherische, Tendenz.

2) Konstantin Christian, Dichter, geb. 1628 zu Rheinsdorf im Anhaltischen, gest. 1713 als gekrönter Poet, kursächsischer Steuerkassierer und Kammermusikus in Dresden, war Mitbegründer des Elbschwanenordens (»Concord«) und machte sich besonders durch sein Schäferspiel »Filareto« (Dresd. 1665) und seine geistlichen Opern (darunter der »Siegende Jesus«, »Stern aus Jakob«) bekannt, die als »Neue geistliche Schauspiele, bequemet zur Musik« (das. 1670) und »Heilige Arbeit über Freud und Leid der alten und neuen Zeit, in musikbequemen Schauspielen angewendet« (das. 1676) erschienen.

Dedekorieren (lat.), entehren, schänden; Dedekoration, Entehrung, Schändung.

Dedemsvaart, Kanal in der Provinz Overyssel, welcher Hasselt an dem Zwarte Water mit Gramsbergen an der Vecht verbindet, seit 1809 in einer fast öden Gegend blühende Kolonien (D., Slagharen, Lutten) mit ca. 12,000 Einw. ins Leben rief und jährlich von mehr als 6000 Schiffen (1883 mit einer Ladung von 508,119 cbm) befahren wird.

Dedignieren (lat.), verachten, etwas seiner nicht würdig erachten; Dedignation, stolze Verachtung, Geringschätzung.

Dedikation (lat.), bei den Römern die feierliche Einweihung eines öffentlichen Gebäudes, besonders eines Tempels, entweder durch einen der Konsuln, oder durch den Erbauer des Tempels, oder durch zwei vom Volk eigens dazu gewählte Kommissare (duumviri dedicando templo), aber immer unter dem Beistand der Pontifices. Der Pontifex maximus sprach ihnen die Einweihungsformel vor. Die D. erteilte dem durch sie den Göttern übergebenen Tempel 2c. Heiligkeit, so daß niemand daran mehr eine Änderung vornehmen oder Ansprüche darauf erheben durfte. Der Tag der D. galt als der Geburtstag des Gottes. Jetzt gebraucht man das Wort für die Zueignung oder Widmung von Schriften, Kunstsachen 2c. an eine Person (auch eine verstorbene), eine Sitte, die schon bei den Alten im Gebrauch war. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst pflegen Schriftsteller ihr Werk teils aus Dank, teils, um es zu empfehlen 2c., jemand zu dedizieren.

Dedinówo, Marktflecken im russ. Gouvernement Moskau, Kreis Kolomna, an der Oka, mit einer Schiffswerfte, auf der alle zum Transport des Korns aus den getreidereichen Gegenden Mittel- und Südrußlands nach Moskau bestimmten Fahrzeuge (Strusen) erbaut werden.

Dedit (lat., abgekürzt ddt. oder dt.), er hat gegeben, bezahlt.

Dediticii (lat.), s. Dedition.

Deditieren (dedieren), zu etwas das Dedit (s. d.) hinzusetzen, eine Schuld als bezahlt notieren.

Dedition (lat.), Übergabe, Ergebung, besonders bei den Römern die feierliche Ergebung einer Stadt oder eines Volkes auf Gnade und Ungnade. Diejenigen Völker, welche sich so ergeben hatten, die Dediticii, waren der Willkür des Siegers völlig preisgegeben; sie wurden indes je nach Umständen mehr oder weniger hart behandelt, mußten oft die Waffen ausliefern, Geiseln stellen, römische Besatzungen aufnehmen, die Mauern ihrer Städte niederreißen; es kam aber auch vor, daß sie, wenn ihre Ergebung eine mehr freiwillige war, unter Bewahrung der Selbstverwaltung als Schutzverbündete angenommen wurden. Den gleichen Namen Dediticii führte die unterste Klasse der Freigelassenen, nämlich diejenigen, die als Sklaven eine entehrende Strafe erlitten hatten. Sie konnten weder Cives noch Latini werden, durften nicht in Rom leben, ihr Nachlaß fiel an den ehemaligen Herrn zurück.

Dedizieren (lat.), zueignen, widmen; vgl. Dedikation.

Dedjuchin, Bergstadt im russ. Gouvernement Perm, mit (1879) 3954 Einw. und großen, der Krone gehörigen Salzwerken, die früher durchschnittlich $1^3/_4$ Mill. Pud Sudsalz erzeugten, deren Ertrag aber neuerdings abgenommen hat.

Dedo (»Finger«), früheres span. Längenmaß, = 1,741 cm.

Dedommagement (franz., spr. -mäsch'máng), Entschädigung; dedommagieren, schadlos halten.

Dédoublement (franz., spr. -dublmáng, griech. Chorise), Verdoppelung durch Halbierung, in der Botanik Bezeichnung des Falles, daß Teile eines zusammengesetzten Blattgebildes durch sehr frühe Teilung aus einer gemeinsamen Grundanlage hervorgehen und später das Aussehen ebenso vieler selbständiger Blätter darbieten. Bei Staubblättern ist das D. z. B. bei den Kruciferen sehr verbreitet.

Dedoublieren (franz., spr. -du-), um die Hälfte vermindern; im Militärwesen: beim Marsch in halbe Züge abbrechen.

Deductis deducendis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden, auch nach Beweis des zu Beweisenden; deductis impensis, nach Abzug der Kosten.

Deducto aere alieno (lat.), nach Abzug der Schulden.

Deduktion (lat.), im philosophischen Sinn, im Gegensatz zur Induktion (s. d.), die »Ableitung« eines Besondern aus einem Allgemeinen, wie jene die eines Allgemeinen aus Besonderm. So läßt sich aus dem Satz, daß der binomische Lehrsatz für jeden wie immer beschaffenen Exponenten gelte, deduzieren, daß er auch für gebrochene und imaginäre Exponenten gelten müsse. Jener Satz selbst aber ist aus der vollständigen Aufzählung aller möglichen Arten von Exponenten induziert. Im weitern Sinn wird jeder Beweis, der nicht auf bloße Anschauung des zu Beweisenden, in welchem Fall er Demonstration (s. d.) heißt, sondern aus Gründen geführt wird, D. genannt. Die sogen. transcendentale D. in der kritischen Schule ist der Form nach ein hypothetischer Schluß, bei welchem aus dem Gesetztsein eines notwendig zu Denkenden auf das Gesetztsein desjenigen geschlossen wird, ohne welches dasselbe nicht gedacht werden kann. So wird die Idealität des Raums (und der Zeit) als subjektive Anschauungsform von Kant dadurch deduziert, daß ohne dieselbe die Mathematik als Wissenschaft nicht denkbar wäre. Aber auch die Produktion des äußern Weltbildes von seiten des Ichs wird von Fichte aus dem Grund als unerläßlich deduziert, weil die Realisierung des Sittengesetzes durch Überwindung der Sinnlichkeit ohne die letztere als »Material der Pflichterfüllung« undenkbar wäre. Daß aus dem notwendig Denkenmüssen das Sein des notwendig als seiend Gedachten nicht folge, überhaupt sich das Sein aus dem Denken nicht »herausklauben« lasse, hat Kant bei seiner Kritik des ontologischen Beweises scharfsinnig erkannt, seine idealistische Nachfolgerschaft, welche Denken und Sein als identisch setzte, minder scharfsichtig verkannt. Die gleichfalls D. genannte deductio ad absurdum fällt mit dem indirekten oder apagogischen Beweis (s. Apagoge), der aus der Unmöglichkeit der notwendigen Folgen aus einer Annahme auf die Unerlaubtheit dieser selbst schließt, zusammen. — Im Prozeß ist D. jede rechtliche Ausführung oder Beweisführung. Man spricht von einer D. der Klage, sofern jede Klage ein Syllogismus ist, in welchem das Gesuch an das Gericht um Gewährung des Rechtsschutzes die Konklusion bildet und aus einer Mehrzahl von Prämissen hervorgeht, durch welche der Richter von der Richtigkeit des Gesuchs überzeugt werden soll. Ganz analog ist die Gegendeduktion des Beklagten. Ebenso gibt es ein Deduktions- und Gegendeduktionsverfahren im Beweis, sofern jeder Teil und zwar im modernen Prozeßverfahren in der mündlichen Verhandlung darzulegen und auszuführen versucht, daß seine Beweisführung gelungen, die des Gegenteils aber mißlungen oder entkräftet worden sei. Soll die D. politische oder staats- und völkerrechtliche Ansprüche begründen, so nennt man sie auch Staatsschrift. Große Sammlungen solcher Deduktionen enthalten die »Staatskanzlei« von Faber und Reuß sowie Lünigs, Jenichens und Siebenkees' »Bibliotheca deductionum«, auch Klübers »Staatsarchiv des Deutschen Bundes«.

Deduzieren (lat.), herleitend beweisen, darthun; den Rechtsbeweis aus andern schon erwiesenen Sätzen oder Rechten führen.

Dee (spr. dih), Name mehrerer Flüsse in Großbritannien. Die bedeutendsten sind: 1) D. in Nordwales, entspringt in Merionethshire, fließt durch den Balasee und an Llangollen und Chester vorbei und ergießt sich nach 126 km Laufs in weiter Mündung in das Irische Meer; er ist nicht schiffbar, aber an der Mündung kanalisiert. — 2) D. in Schottland, entspringt auf den Cairngormbergen, durchfließt in östlicher Richtung den Südwesten der Grafschaft Aberdeen, scheidet diese dann von der Grafschaft Kincardine und mündet nach 140 km Laufs, nur auf eine kurze Strecke schiffbar, bei Aberdeen in die Nordsee; er bildet mehrere Fälle. — 3) D. in der schott. Landschaft Galloway, mündet nach 74 km langem Lauf unterhalb Kirkcudbright in den Solwayfirth.

Deep, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Greifenberg, an der Mündung der Rega, 12 km vom Bahnhof Treptow a. R., hat eine Rettungsstation für Schiffbrüchige, starke Fischerei, ein besuchtes Seebad und 400 Einw.

Deer Lodge City (spr. dihr lodsch ssitti), Stadt im nordamerikan. Territorium Montana, am obern Hellgate River, in goldreicher Gegend, 100 km südwestlich von Helena, 1418 m ü. M., mit Zuchthaus und (1880) 941 Einw.

Deés (spr. dä-esch), Stadt in Siebenbürgen, Sitz des ungar. Komitats Szolnok-Doboka, am Zusammenfluß des Großen und Kleinen Szamos und an der Szamosvölgyer Eisenbahn (Klausenburg-D.), mit Schloßruine, interessantem alten Tökölyschen Palais, 3 Kirchen, Franziskanerkloster, schönem Komitats- und Stadthaus, Spital und (1881) 6191 meist ungar. Einwohnern, die Gewerbe (Leinweberei), Handel und Weinbau betreiben. D. hat einen Gerichtshof und war einst der Sitz der Grafen Bethlen. In der Nähe liegt das ungarisch-rumänische Dorf Deésakna, mit D. durch Eisenbahn verbunden, mit 1879 Einw. und bedeutenden Steinsalzgruben.

Deésakna, Salzbergwerk, s. Deés.

De facto (lat.), der That nach, faktisch, abgesehen davon, ob etwas auch rechtlich begründet (de jure) ist oder geschieht; daher de facto et absque jure, eigenmächtig und widerrechtlich.

Defäkation (lat.), Läuterung, Reinigung.

Defäkationskalk, s. v. w. Gaskalk, der Kalk, mit welchem Leuchtgas gereinigt worden ist.

Defamation (lat.), s. v. w. Diffamation.

Defatigieren (lat.), ermüden, ermatten; Defatigation, Ermüdung, Ermattung.

Défaut (franz., spr. -foh), Mangel, Fehler; Nichterscheinen vor Gericht.

Defavorabel (franz.), ungünstig, abgeneigt.

Defäzieren (lat.), von Hefe reinigen, läutern.

Defékt (lat.), mangelhaft, unvollzählig; als Substantiv s. v. w. Mangel, Fehler; daher Defektbogen, s. v. w. fehlender oder beschädigter Bogen; Kassendefekt, der in der Kasse gegen den buchmäßigen Bestand weniger vorhandene Betrag (Manko); Defekte der Beamten bei Kassen und öffentlichen Verwaltungen werden, was den Betrag und die Ersatzpflicht betrifft, von der Aufsichtsbehörde festgestellt. Solche Beschlüsse sind nach der Gesetzgebung verschiedener Staaten sofort vollstreckbar, so z. B. nach preußischem Recht, welches aber dem Beamten außer dem Rekurs an die höhere Verwaltungsbehörde auch das Betreten des Rechtswegs binnen Jahresfrist gestattet. Dasselbe gilt nach dem deutschen Reichsbeamtengesetz (§ 134 ff.). Hat der Beamte sich Gelder, welche er in amtlicher Verwahrung hatte, rechtswidrig zugeeignet, so trifft ihn die schwere Strafe der Unterschlagung (s. d.); defektieren, eine Rechnung in Beziehung auf etwanige Rechnungsfehler durchsehen.

Defektion (lat.), Abfall, Abtrünnigkeit; Abnahme, Schwinden der Kräfte.

Defektiv (lat.), mangelhaft, unvollzählig; Defektivkirchen, bei den Katholiken alle von der römischen Kirche als der allein wahren abgefallenen Kirchen.

Defektivum (lat.), ein beugungsfähiges Wort, von dem aber nicht alle Formen im Gebrauch sind.

Defenders (engl., spr. difenn-, »Verteidiger«), eine politische Verbindung in Irland, deren Zweck die Aufrechterhaltung und Erlangung politischer und religiöser Freiheit war, und deren Ursprung auf die Zeit des Siegs Wilhelms III. über die Irländer am Boynefluß (30. Juni 1690) zurückgeführt wird. Mit den Häuptern der presbyterianischen Partei verbanden sich nach jener Schlacht die gedrückten Katholiken, um Schutz gegen politische Verfolgung zu suchen. Doch scheint die Verbindung den Namen D. und den bestimmten Zweck, Irland vom englischen Joch zu befreien, erst gegen Ende des 18. Jahrh. angenommen zu haben. Sie hatte den wesentlichsten Anteil an den Aufständen von 1797 bis 1798. Nach dem unglücklichen Ausgang des letzten Versuchs, die britische Regierung zu politischen Konzessionen zu zwingen, löste sich die Verbindung auf. Aber Geist und Tendenz der D. erhielten sich und bildeten die Grundlage zu des Agitators Daniel O'Connell Repealassociation.

Defendieren (lat.), verteidigen; Defendénd, der zu verteidigende Angeklagte; Defendént, der Verteidiger.

Defension (lat.), Verteidigung, im juristischen wie im militärischen Sinn; insbesondere nach Verfall des Rittertums und Heerbanns bis ins 18. Jahrh. hinein in den deutschen Staaten Bezeichnung der Landmiliz (Defensioner) und der darauf bezüglichen, mit den Ständen abgeschlossenen Verträge (Defensionsrezesse), ferner der dazu zu stellenden Landesverteidigung, zunächst nur Fußvolk, bald auch Ritterpferde und »Artholerey«.

Defensionskasematten und Defensionskasernen, zur Gewehr- oder Geschützverteidigung eingerichtete Kasematten im Gegensatz zu Wohnkasematten. Bei den Festungsbauten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts häufig angewendet, finden sie im neuern Festungsbau der vernichtenden Wirkung der Artillerie gegenüber keine Anwendung mehr.

Defensive (lat.), diejenige der beiden Hauptformen kriegerischer Thätigkeit, bei welcher es, im Gegensatz zur Offensive (s. d.), auf Verteidigung, nicht auf Angriff abgesehen ist. In der D. erwartet man den Feind in einer Aufstellung und wehrt seinen Angriff ab. Man bedient sich der reinen D. aber nur so lange, als man ihrer der eignen Schwäche wegen bedarf, und gibt sie auf, sobald man sich zum Angriff stark genug fühlt. Eine gute D. muß offensive Momente haben. Es wird deshalb die Stellung zur D. so gewählt, daß sich neben oder innerhalb einer starken Verteidigungslinie ein günstiges Angriffsfeld findet. Ein berühmtes Beispiel dafür bietet die Schlacht bei Austerlitz. Napoleon hielt sich so lange defensiv, bis die Russen und Österreicher sich mit voller Macht auf seinen rechten Flügel, der langsam wich, geworfen hatten. Dann brach er plötzlich gegen das feindliche Zentrum und den rechten Flügel vor, wo die Truppen stark weggezogen waren, und entschied die Schlacht durch die Wegnahme der Höhen von Pratzen. Man unterscheidet zwischen strategischer und taktischer D. Die strategische D. bezweckt Abwarten der Operationen des Gegners. Die taktische D. betrifft das

Verhalten in einer Schlacht. Friedrich II. hielt sich im Siebenjährigen Krieg strategisch in der D., taktisch ergriff er stets die Offensive. Die Franzosen blieben zu Beginn des Kriegs 1870 sowohl strategisch als taktisch in der D. Sie erwarteten den Feind im Land und wiederum in einzelnen Positionen den Angriff der verschiedenen deutschen Armeen. Die Schlachten bei Wörth, Saarbrücken, Metz und Sedan sind französischerseits reine Defensivschlachten gewesen. Defensivstellung heißt diejenige Stellung, welche das Vordringen des Feindes in einer bestimmten Richtung verhindern oder wenigstens erschweren soll. Bedingungen einer guten Defensivlinie sind: Stützpunkte für die Flanken, freie Aussicht vor der Fronte, Annäherungshindernisse im wirksamsten Bereich der Batterien, natürliche Deckung gegen das feindliche Feuer, verdeckte Aufstellung der Reserven und Möglichkeit zum Übergehen in die Offensive. Wo die Natur solche Hilfsmittel versagt, muß die Kunst sie zu ersetzen suchen, teils durch Anwendung der Fortifikation, teils durch zweckmäßige Verteilung der Waffengattungen; stets kann und muß die Kunst auch die besten Positionen noch verstärken. Befindet sich ein fester Platz in der Nähe der Stellung, so gewinnt diese dadurch sehr an Festigkeit. Die besten Defensivstellungen bietet ein wellenförmiges, stellenweise durchschnittenes und bedecktes Terrain. Defensivlinien sind ausgedehntere Terrainabschnitte, welche durch Befestigungen verstärkt sind.

Defenslinie (Streichlinie), im Festungsbau beim bastionierten Tracee die Verlängerung der Face bis zum Kurtinenpunkt; Defenswinkel, der durch D. und Kurtine gebildete Winkel; vgl. Bastion.

Defensor (lat.), Verteidiger, gerichtlicher Anwalt, Sachwalter, bevollmächtigter Geschäftsführer, Vertreter einer Stadt, Gemeinde, Korporation ꝛc., namentlich der Verteidiger im Strafverfahren. Man unterscheidet hier zwischen dem freiwillig erwählten und dem von Amts wegen aufgestellten sogen. Offizialdefensor (s. Verteidigung). D. civitatis hieß vor Konstantin d. Gr. der mit Besorgung eines Geschäfts seitens einer Stadt Beauftragte; später ein Beamter, der die Bürger vor Bedrückung durch die Statthalter und andern Unbilden zu schützen, auch Anteil an der Jurisdiktion hatte.

Defensor fidĕi (lat., »Beschützer des Glaubens«), Ehrentitel, den Heinrich VIII. von England vom Papst Leo X. für die Schrift gegen Luther erhielt, in welcher er die päpstliche Gewalt, den Ablaß und die sieben Sakramente verteidigte.

Defĕrens (lat.), deferierender Kreis, s. Epicykel.

Deferént (lat.), der einem andern einen Eid Zuschiebende (s. Eid); auch s. v. w. Angeber; auf Münzen Zeichen des Prägorts oder des Münzmeisters.

Deferénz (lat.), Unterwürfigkeit, Ehrerbietung, Willfährigkeit; Berichterstattung.

Deferieren (lat.), einem etwas hinterbringen, berichten, anzeigen; in der Rechtssprache s. v. w. genehmigen, bewilligen, z. B. einem Gesuch d.; auch s. v. w. antragen, anbieten, z. B. einen Eid.

Deferveszieren (lat.), erkalten, sich allmählich abkühlen; im Eifer nachlassen. Deferveszenz, das allmähliche Erkalten; Nachlassung im Eifer.

Défi (franz., spr. defih), Herausforderung zum Kampf.

Défiance (franz., spr. -āngs), Mißtrauen, Argwohn; défiant, mißtrauisch.

Defiance (spr. difeiens), Stadt im NW. des nordamerikan. Staats Ohio, am schiffbaren Maumee, mit (1880) 5907 Einw. D. steht an der Stelle des 1794 von General Wayne erbauten gleichnamigen Forts.

Deficiendo (ital., spr. -fitschénndo), musikal. Vortragsbezeichnung: »nachlassend« an Tonstärke und Bewegung, wie mancando und calando.

Deficiente pecunia (lat.), bei Geldmangel; deficiente pecu deficit omne nia, Scherzvers mit Auseinanderreißung des Wortes pecunia, etwa: Wo es gebricht an G E, mangelt auch alles L D.

Defigurieren (lat.), verunstalten, entstellen. Defiguration, Verunstaltung.

Defilee (franz. Défilé, »Wegenge«), jeder Weg oder Durchgang, der durch Terrainhindernisse so beengt ist, daß er nur in verhältnismäßig schmaler Fronte zu marschieren gestattet. Defileen können zur Verbindung zweier Terrainabschnitte dienen, wie z. B. Brücken und Dammwege, oder es sind Wege, die in schwer zugänglichem Terrain fortlaufen und oft mehrere Meilen lang sind, z. B. Straßen in Thälern, Gründen, Ortschaften, Wäldern, morastigen Niederungen ꝛc. Das D. wird zum Engpaß, wenn es durchs Gebirge führt und sehr schmal ist; seine Ausgänge werden Deboucheen (s. d.) genannt. Defileen spielen im Krieg eine Rolle, wenn sie auf der Rückzugslinie verfolgter Korps liegen und nicht umgangen werden können, oder wenn der Feind ein Korps am Debouchieren aus einem D. zu hindern sucht, oder endlich, wenn er ein von einem Korps besetztes D. erobern will, wobei es dann zu Defileegefechten kommt, deren Verlauf meist durch die dabei zur Verwendung kommenden Waffengattungen sowie durch die Beschaffenheit des Defilees selbst bestimmt wird. In der Regel sind die Kämpfe in und vor Defileen sehr blutig, wofür die Kriegsgeschichte zahlreiche Beispiele liefert. Man sucht deshalb ein D. so schnell wie möglich zu durchschreiten. Defilieren heißt auch bei Paraden der Vorbeimarsch der Truppen an dem Vorgesetzten.

Defilement (franz., spr. -fil'māng), in der Befestigungskunst eine solche Anordnung des Profils und der Richtung der einzelnen Linien eines Werkes im Grundriß, daß das Innere von erhöhten Punkten im Schußbereich aus nicht eingesehen, auch die Linien nicht von seitwärts der Länge nach bestrichen (enfiliert) werden können. Ersteres erreicht man durch das vertikale, letzteres durch das horizontale D. Die einzelnen Linien des Werkes legt man womöglich so, daß ihre Verlängerung in ein Terrain fällt, welches dem Angreifer die Aufstellung von Geschütz zur Bestreichung überhaupt nicht gestattet; sonst verschafft man den hinter der Brustwehr stehenden Verteidigern die nötige Deckung durch Bonnets und Traversen (s. d.), die in solchen Abständen angelegt werden, daß ein auf dem Bankett aufrecht stehender Mann von seitwärts nicht gesehen und direkt beschossen werden kann; die Wirkung indirekten Feuers wird durch diese Anlagen wenigstens abgeschwächt. Das vertikale D. zur Bestimmung der Höhe der Brustwehr wird in der Art ausgeführt, daß man von der Kehllinie des Werkes aus über 2—2,5 m hohe Stangen nach den höchsten Punkten im Vorterrain visiert; die Schnittpunkte der Visierlinien über der abgesteckten Brustwehr ergeben sodann die dieser an der Feuerlinie zu gebende Höhe. Wird das D. nur durch Konstruktion auf einer Zeichnung bestimmt, so heißt es graphisches D. Vgl. Blesson, Die Lehre vom graphischen D. (1828); »Handbuch für den allgemeinen Pionierdienst«, in Abteilungen (Berl. 1872—80).

Definieren (lat.), den Inhalt eines Begriffs angeben, s. Definition.

Definition (lat.), in der Logik die Angabe des Inhalts eines Begriffs, d. h. sowohl der Merkmale, aus welchen derselbe zusammengesetzt ist (was die Ma-

terie), als der Art, in welcher dieselben untereinander verbunden sind (was die Form desselben genannt wird). In der D. des Begriffs Mensch = sinnlich-vernünftiger Erdenbewohner machen die Merkmale: sinnlich-vernünftig, Erde, Bewohner, die Materie, dagegen die Anordnung derselben, durch welche der Hauptbestandteil: Bewohner, durch die Angabe des Wohnorts: Erde, auf diese eingeschränkt und durch die nähere Bestimmung der Sinnlichvernünftigkeit von andern Erdenwesen unterschieden wird, die Form der D. aus. Dieselbe ist eine bloße Namenerklärung (Nominaldefinition), wenn sie keinen weitern Wert hat, als anzugeben, welchen Sinn der Definierende mit einem gewissen Wort (Namen, nomen) verbinde; dagegen ist sie eine Sacherklärung (Realdefinition), wenn sie denjenigen Sinn angibt, der von jedermann mit einem gewissen Wort verbunden werden muß, wenn dasselbe einen richtigen und gültigen (d. h. der Sache gemäßen) Begriff bezeichnen soll. Jene hat sowie alles, was aus derselben (wenn auch folgerichtig) abgeleitet wird, nur für den Definierenden (subjektive), diese dagegen sowie die daraus gezogenen Konsequenzen für jedermann (objektive) Geltung. Solange nicht ausgemacht ist, ob eine gewisse D. eine wirkliche Sach- oder eine bloße Namenerklärung sei, ist ihre Geltung daher eine bloß provisorische; jene Untersuchung selbst aber fällt mit der Aufgabe wissenschaftlicher Forschung überhaupt zusammen, welche darin besteht, wahre, d. h. für jedermann gültige (objektive), Begriffe zu schaffen. Dieselbe wird je nach der verschiedenen Natur der zu definierenden Begriffe auf verschiedene Weise geführt werden müssen, anders bei rein empirischen und wieder anders bei mathematischen und im engern Sinn philosophischen (logischen, metaphysischen und ästhetischen) Begriffen, und die Anweisung zu derselben gehört daher in die Methodenlehre der besondern Wissenschaften. Dagegen lassen sich gewisse Eigenschaften angeben, welche jede D. notwendig besitzen muß, widrigenfalls sie unmöglich eine sachgemäße sein, die sie aber auch besitzen kann, ohne darum eine solche sein zu müssen. Dazu gehört: daß sie widerspruchsfrei sei, d. h. daß die von ihr zu einem Ganzen vereinigten Merkmale sich nicht untereinander ausschließen, z. B. rundes Viereck (daß sie keine contradictio in adjecto [s. d.] enthalte); ferner, daß sie vollständig sei, d. h. alle diejenigen Merkmale umfasse, welche im Inhalt eines gewissen Begriffs wirklich gedacht werden; weder zu weit, indem sie statt des Inhalts, welcher dem zu definierenden Begriff allein, einen solchen angibt, der ihm mit andern gemeinsam eigen ist, z. B. ein ebenes Dreieck ist ein System dreier Punkte (wobei der Umstand vergessen ist, daß diese nicht in derselben Geraden liegen dürfen); noch zu eng, indem sie statt des Inhalts des zu Definierenden denjenigen angibt, der nur einer Art desselben eigen ist, z. B. Catos D., ein Redner sei ein Mann, der trefflich und im Reden erfahren sei (da es doch auch Redner geben kann, die nicht eben treffliche Männer sind). Endlich gehört zu den Vorbedingungen einer guten D., daß sie dasselbe Merkmal nicht (versteckt oder offen) zweimal, und ebenso, daß sie den zu definierenden Begriff nicht selbst (heimlich oder augenscheinlich) in sich aufnehme, d. h. daß sie weder überfüllt noch eine Zirkelerklärung sei. Ersterer Fehler findet bei folgender Erklärung der Parallellinien statt: daß sie Linien seien, welche, in derselben Ebene gelegen, bei gleicher Richtung überall gleiche Abstände voneinander haben, da letztere Eigenschaft schon aus den beiden erstern folgt. Letzterer Fehler dagegen zeigt sich in der D. des vernünftigen Lebens, welche die stoische Schule gab, wonach dasselbe in der Übereinstimmung mit der Natur bestehen soll, während diese selbst als Weltenvernunft verstanden, das Vernunftgemäße daher durch sich selbst definiert wird. Weitere Fehler der D. sind: die Tautologie, wo statt des Inhalts des Begriffs nur ein gleichbedeutendes Wort (z. B. Lebenskraft = Kraft des Lebens); das Hysteron-Proteron, wo statt der Inhaltsangabe ein Begriff gesetzt wird, dessen Gültigkeit von jener des zu Definierenden abhängt (z. B. Größe ist das der Vermehrung und Verminderung Fähige, beides setzt die Erklärung der Größe schon voraus); die Substituierung eines bloßen (wenn auch noch so treffenden) Bildes (z. B. Platons Erklärung, daß das Gute die Sonne im Reich der Ideen sei); die Angabe des Umfanges des Begriffs statt seines Inhalts (z. B. Kegelschnitt ist diejenige Kurve, welche entweder Kreis, Parabel, Ellipse oder Hyperbel ist). Bei der Unzulänglichkeit bloßer Nominal- und der Seltenheit wirklicher Realdefinitionen (deren Ersetzung durch jene namentlich in der Philosophie oft zu den nachteiligsten Folgen geführt hat, wovon Spinozas D. der Substanz- und Fichtes D. des Ichbegriffs Beispiele liefern) kann die Stelle der D. durch die Angabe des nächsten Gattungsbegriffs und des spezifischen Artmerkmals (z. B. Phanerogamen sind Pflanzen mit sichtbaren Befruchtungswerkzeugen) vertreten werden, durch welche die Stellung des Begriffs sowohl nach oben zu dem zunächst übergeordneten als nach der Seite zu den ihm nebengeordneten angegeben, seine Stelle im System also genau angegeben ist, daher sich die klassifizierenden (besonders die beschreibenden Natur-) Wissenschaften dieser Form zu bedienen pflegen. Auch genügt oft zu besondern Zwecken eine bloße Verständigung durch Hervorhebung eines besonders charakteristischen Merkmals oder statt der Verdeutlichung des Begriffs (durch die D.) eine Veranschaulichung desselben durch die Beschreibung seines Gegenstandes entweder im fertigen oder im Zustand des Werdens (sogen. genetische D., welche jedoch als Konstruktion des Gegenstandes des Begriffs, z. B. der Kreisfigur, nicht mit der Konstruktion des Begriffs, d. h. mit dessen allmählicher Zusammensetzung aus seinen Merkmalen, zu verwechseln ist).

Definitiv (lat.), entscheidend, bestimmt.

Definitivum (lat.), in der Sprache der Diplomatie eine endgültige Erklärung oder Vertragsbestimmung; auch die endgültige Regelung eines Rechtsverhältnisses, im Gegensatz zu einem Provisorium, einer nur vorläufigen Ordnung der Dinge. In diesem Sinn stellt man auch dem provisorisch zu einem Amt Berufenen den definitiv Angestellten gegenüber.

Definitoren (lat.), s. Definitorium.

Definitorium (lat.), bei den Mönchsorden eine Anzahl in den Provinzialkapiteln gewählter Mönche, welche dem General oder Provinzial in allen wichtigen Ordensangelegenheiten beizustehen und mit ihm oder statt seiner die Visitation der Klöster zu besorgen hatten; in der protestantischen Kirche meist s. v. w. Konsistorium. Die in dem D. Angestellten heißen Definitoren.

Definitum (lat.), der zu definierende, wie Definiens, der oder die definierenden Begriffe. Vgl. Definition.

Defizient (lat.), ein Fehlender, Abtrünniger, Schuldner, Invalide; daher Defizientenpriester, im katholischen Kirchenwesen ein zur Thätigkeit als Seelsorger untauglich gewordener Priester.

Defizit (lat., »es fehlt«, als Hauptwort: »das Fehlende«), besonders gebräuchlich bei dem Staatsfinanzwesen, in welchem es den Unterschied zwischen der Einnahme und der Ausgabe bezeichnet, um dessen Betrag die erstere zu gering ist. Zu unterscheiden sind budgetmäßiges und wirkliches D. Ersteres ist dasjenige, welches schon im Voranschlag des Staatshaushalts erscheint. Letzteres ist das Ergebnis thatsächlich erfolgter Einnahmen und Ausgaben. Im weitern Sinn spricht man von einem D., wenn die laufenden Gesamtausgaben durch die laufenden Gesamteinnahmen nicht gedeckt werden. Ein eigentliches D. ist dann vorhanden, wenn die ordentlichen Einnahmen nicht zureichen, um die ordentlichen Ausgaben zu decken, oder wenn die außerordentlichen Ausgaben nicht innerhalb derjenigen Zeit gedeckt werden, in welcher sie wirken. Das D. bedeutet demnach, daß diejenigen, welchen die Ausgaben zu gute kamen, dieselben nicht voll zu tragen haben. Auch bei geordneter Finanzverwaltung sind Defizits nicht immer zu vermeiden, da sowohl die Einnahmen hinter den Erwartungen zurückbleiben, als auch die Ausgaben die Ansätze des Voranschlags übersteigen können (Mißwachs, Krieg, überhaupt unvorhergesehene Umstände). Chronische Defizits sind die Folge schlechter Finanzverwaltung, welche nur die Gegenwart im Auge hat und der Zukunft sorglos Lasten auf Lasten zuschiebt. Treue Begleiterinnen derselben sind die Unwirtschaftlichkeit und auch leicht die Korruption. Die Mittel zur Deckung eines Defizits und zur Vermeidung desselben sind: Minderung der Ausgaben, Erhöhung der Einnahmen oder beides zugleich. In den zivilisierten Ländern kommt, da die Ausgaben mit steigender Kultur sich erhöhen, im wesentlichen nur das zweite Mittel in Betracht. Da die Benutzung der gewöhnlichen außerordentlichen Deckungsmittel für die Zukunft entweder die Einnahmen schmälert (Verkauf von Staatsgütern), oder die Ausgaben erhöht (Verzinsung und Tilgung der Schuld), so können drohende chronische Defizits im allgemeinen zuletzt nur durch Erhöhung der Einnahmen aus Steuern beglichen werden. D. (Kassendefizit) heißt auch die Summe, welche an dem Status einer Kasse zufolge des durch die Bücher gegebenen Ausweises fehlt (s. Defekt), sowie der durch die kaufmännische Bilanz sich herausstellende Verlust (Unterbilanz).

Deflagrator (Hares Spirale, Kalorimotor, lat.), ein veralteter galvanischer Apparat, welcher aus einer sehr großen Kupferplatte besteht, die mit einer gleich großen Zinkplatte in der Weise spiralförmig zusammengerollt ist, daß sich die beiden durch Tuchstreifen voneinander getrennten Metalle nicht berühren. Das Plattenpaar, in verdünnte Schwefelsäure gesenkt, bildet ein galvanisches Element (s. Galvanische Batterie), welches wegen seines geringen innern Widerstandes in einem kurzen und deswegen wenig Widerstand darbietenden Schließungsdraht einen starken Strom und dem entsprechend starke Erwärmung hervorbringt.

Deflektieren (lat.), ablenken; Deflektor, abgestutzter Kegel von Blech, auf Schornsteine zu setzen, zur Verhütung des Rauchens.

Defloration (lat.), das Abblühen, Schwächung einer Jungfrau; daher Deflorationsgelder, die Entschädigung, welche der Schwängerer (Deflorator) der Geschwängerten (Deflorata) für die geraubte Jungfrauschaft in manchen Ländern geben muß.

Deflorieren (lat.), der Blüte berauben; daher eine Jungfrau entehren, schwächen.

Defluieren (lat.), abfließen, ablaufen.

Defoe (spr. difoh), Daniel, engl. Politiker und Schriftsteller, geb. 1661 zu London als Sohn eines Fleischers Foe, wie dieser ein eifriger Dissenter. Er widmete sich zunächst dem Handel, griff aber schon früh durch Schriften in die religiösen Umtriebe ein, welche die Regierung der letzten Stuarts kennzeichnen. Dadurch verdächtig, entzog er sich seinen Gegnern durch Reisen auf dem Kontinent. Seit seiner Rückkehr nannte er sich D. Von neuem warf er sich in den Parteikampf, aber selbst die Dissenters wollten von seinen Vorschlägen nichts wissen. Erst die Landung Wilhelms von Oranien verschaffte ihm Anerkennung. Sein »Essay on projects« (1697), volkswirtschaftlichen Inhalts, lenkte die Aufmerksamkeit des Königs auf ihn. Diesem wie seinem ganzen Haus treu ergeben, wehrte D. die auf Wilhelm als einen Fremden gemachten Angriffe durch das satirische Gedicht »The trueborn Englishman« (1701) glänzend ab, indem er nachwies, daß die Engländer selbst ein Mischvolk seien und dieser Eigenschaft manchen Vorzug verdanken. Als nach Wilhelms Tode die Verfolgung der Dissenters sich erneute, stimmte er ironisch in das Treiben der Hochkirchler ein durch »The shortest way with the Dissenters« (1702); bald aber wurde der Verfasser der beißenden Satire erkannt und zu Pranger und Gefängnis verurteilt. Der öffentliche Schimpf gestaltete sich indessen zu einem Triumph, die Haft wurde verkürzt. Bei den Verhandlungen über die Union Englands und Schottlands bediente sich die Regierung seiner als Unterhändler, und er löste seine Aufgabe mit Glück und Geschick. Ungefähr gleichzeitig mit dem Tode der Königin Anna zog er sich vom politischen Leben zurück. Er starb 1731 zu London in dürftigen Verhältnissen. Unsterblich machte ihn »The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York« (1719; übersetzt von Altmüller, Hildburgh. 1869). Das Werk, von Rousseau als erziehende Jugendschrift ersten Ranges gerühmt, verlegt seinen Schwerpunkt in die Entwickelung eines Charakters, der alles eigner Kraft verdankt. In alle europäischen und viele außereuropäische Sprachen wurde es übersetzt und zahlreich bis ins 19. Jahrh. nachgeahmt (s. Robinson). Ähnliche Abenteurergeschichten Defoes, die ihre Entstehung dem beispiellosen Erfolg des »Robinson« verdanken, z. B. »Captain Singleton«, sind längst vergessen. Vollständige Ausgaben seiner Werke erschienen London 1840—43, 3 Bde. (mit Biographie von Hazlitt), und Oxford 1840 bis 1841, 20 Bde. (mit Biographie von W. Scott; neue Ausg. 1857, 7 Bde.), in 1 Band, mit Biographie von Chalmers, 1869. Spezielle Lebensbeschreibungen haben geliefert W. Wilson (Lond. 1830, 3 Bde.), Lee (das. 1869, 3 Bde.), Minto (das. 1879).

Defoliation (lat.), Entblätterung, Laubfall.

Deform (lat.), mißgestaltet; deformieren, verunstalten; Deformationen (Verunstaltungen), in der Botanik diejenigen Mißbildungen von Pflanzen, welche nicht auf gewissen Veränderungen der morphologischen Gesetze beruhen, wie z. B. die Chloranthie, der Abortus, die Pelorien 2c., sondern durch ein ganz unregelmäßiges Wachstum gewisser Teile zu stande kommen. Es gehören dahin z. B. die Verbänderungen der Stengel, die abnorme Bildung des Blumenkohls, die Kräuselung und ähnliche Erscheinungen der Blätter (vgl. die einzelnen Artikel). Deformitäten, Mißgestaltungen des lebenden Körpers, finden sich sowohl im Tier- als im Pflanzenreich. Die der Tiere und Menschen sind teils angeboren, teils erworben; jene sind die sogen. Mißbildungen (s. d.), diese entstehen entweder infolge von Krankheiten, z. B.

von Rhachitis, oder durch mechanische Verletzungen und die diesen folgenden Heilungsprozesse.

Defr., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für M. Defrance (geb. 1758 zu Caen, gest. 1850 in Sceaux); schrieb: »Tableau des corps organisés fossiles« (Par. 1824).

Defraudation (Defraude, lat., »Hinterziehung«), das durch die Nichtentrichtung öffentlicher Abgaben dem Staat oder einer Gemeinde gegenüber begangene Vergehen, insbesondere die Hinterziehung von Zöllen und indirekten Steuern. Defraudieren, eine derartige Abgabe hinterziehen; Defraudant, derjenige, welcher sich einer solchen Hinterziehung schuldig macht. Das deutsche Zollgesetz vom 1. Juli 1869 unterscheidet zwischen Konterbande und D.: jene besteht in der Einfuhr, Ausfuhr oder Durchfuhr verbotener Gegenstände und wird mit Konfiskation sowie mit einer Geldbuße zum doppelten Wert, jedoch nicht unter 30 Mk., bestraft; diese in dem Versuch der Hinterziehung der Eingangs- oder Ausgangsabgaben, worauf neben der Konfiskation der Waren die Erlegung des vierfachen Betrags der vorenthaltenen Abgabe steht. Verletzung des amtlichen Warenverschlusses ohne Absicht einer Gefällentziehung wird mit Geldstrafe bis zu 900 Mk. gebüßt, andre Zuwiderhandlungen geringerer Art mit einer solchen bis zu 150 Mk. Rückfälle in Konterbande oder D. ziehen das erste Mal Verdoppelung der Geldbuße, die folgenden Male Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren, falls das richterliche Ermessen nicht bei Geldbuße stehen bleibt, nach sich. Unter erschwerenden Umständen tritt eine Verschärfung der Strafe um die Hälfte ein. Komplottmäßige Verbindung zu Konterbande oder D. zieht Freiheitsstrafen bis zu sechs Monaten, im Widersetzungsfall oder bei dauernder Bandenstiftung bis zu zwei Jahren nach sich. Dasselbe gilt bei der Schmuggelei unter dem Schutz einer Versicherung oder mit bewaffneter Hand. Übrigens wird der Ausdruck D. auch gleichbedeutend mit Unterschlagung gebraucht. Vgl. Löbe, Das deutsche Zollstrafrecht (Berl. 1881).

Defrayieren (franz., spr. defrä-), jemand zehrungs- und kostenfrei halten, z. B. auf Reisen.

Defregger, Franz, Maler, geb. 30. April 1835 zu Stronach bei Dölsach im Tiroler Pusterthal als Sohn eines Bauern, begann schon in früher Jugend beim Viehhüten zu zeichnen und in Holz zu schneiden und ging 1860 mit seinem aus dem Verkauf des väterlichen Guts gewonnenen Vermögensanteil nach Innsbruck, um unter Leitung des Professors Stolz Bildhauer zu werden. Da er jedoch mehr Geschick zum Maler zeigte, ging er nach München und besuchte die Kunstakademie noch ohne entschiedenen Erfolg. Nach einem Aufenthalt in Paris (1863—65) und in seiner Heimat trat er 1867 in das Atelier Pilotys, und jetzt fand er das Gebiet, auf welchem sich seine Begabung schnell entwickeln sollte, indem er Motive aus dem Tiroler Volksleben zu behandeln begann. Seine ersten Bilder: Försters letzte Heimkehr (1867), Speckbacher und sein Sohn (1868), der Ringkampf (1869) und die beiden Brüder (1871), hatten ihm bereits durch gemütvolle Auffassung und tiefe Empfindung einen geachteten Namen erworben, als ihn eine Rückenlähmung auf das Krankenlager warf. Doch fand er in Bozen Heilung, und aus Dankbarkeit malte er für die Kirche zu Dölsach eine Madonna von modernem Gesichtsausdruck, aber in der Komposition sich an venezianische Vorbilder anschließend (1873). Nachdem er allmählich seine Kraft wiedergewonnen, entstanden: der Tanz auf der Alm (1872), das Preispferd und die italienischen Bettelsänger (1873) und diejenigen Bilder, welche seinen Ruhm sicher begründet haben: das letzte Aufgebot, eine ergreifende und auch durch die Energie der Charakteristik bedeutende Szene aus dem Tiroler Aufstand von 1809 (1874, im Wiener Belvedere), und das Seitenstück dazu, die Heimkehr der Sieger (1876, Berliner Nationalgalerie). In die Zwischenzeit fallen: der Besuch in der Sennhütte, die Bestrafung des Hundes, das Tischgebet (städtisches Museum in Leipzig) und ähnliche Bilder aus dem Leben der Älpler, welche eine große Popularität erlangten. D. strebte jedoch über die Genremalerei zur Historienmalerei hinaus und machte auf diesem Gebiet den ersten Versuch in lebensgroßen Figuren mit dem Todesgang Andreas Hofers (1878, Museum in Königsberg). Trotz der tiefgehenden und reichen Charakteristik fehlt es dem Bild an lebensvoller, einheitlicher Komposition und an gleichmäßiger, sich auf alle Teile erstreckender koloristischer Durchbildung. Auf Bildern kleinern Umfanges tritt Defreggers hartes und buntes Kolorit hinter der Lebendigkeit und Anmut der Figuren und der glücklichen Erfindung und gemütvollen Erfassung des Moments zurück. Für Bilder mit lebensgroßen Figuren, unter denen noch die Briefleserinnen (1879), die Erstürmung des Rotenturmthors in München (Pinakothek daselbst) und Vor dem Sturm (Tiroler Aufstand) zu nennen sind, reichen jedoch seine koloristischen Fähigkeiten nicht aus. Auch fehlt es ihm an dramatischer Kraft, um Leidenschaften in höchster Erregung zu schildern. Einen vollen Erfolg fanden auch in den letzten Jahren wiederum seine Gemälde kleinern Umfanges, wie: Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck, Ankunft zum Tanz, der Salontiroler und der Urlauber. D. ist einer der vorzüglichsten Genremaler Deutschlands, welcher das Volksleben mit richtigem Blick und mit voller Wahrheitsliebe am glücklichsten von seiner heitern Seite erfaßt hat. Er ist Professor an der Münchener Akademie und besitzt die großen Medaillen der Ausstellungen von Berlin und München.

Defrugieren (lat.), ein Feld abnutzen, ausmergeln; Defrugation, Abnutzung.

Defter (türk.), Register, Schematismus, Inventar, Archiv. D. Chane, der Ort, an welchem die offiziellen Aktenstücke auf der Pforte aufbewahrt werden, d. h. Registratur. D. Emini, Archivar.

Defterdar, der Finanzdirektor in den türk. Wilajets. Vor Einführung der Reformen war D. der Titel des Finanzministers, der heute den Namen Malije Naziri führt.

Defunctus (lat.), ein Verstorbener; defuncta, eine Verstorbene; Defunktion, Ableben, Tod.

Deg., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für K. Degeer (s. d.).

Dega, abessin. Landschaft, s. Deka.

Degagement (franz., spr. -gāsch'māng), Ungezwungenheit, Befreiung von einer Verbindlichkeit ꝛc.; in der Baukunst ein verborgener Nebenausgang, insbesondere Geheimtreppe; in der Holzschneidekunst Bezeichnung für die Reinheit und Schärfe der Umrisse.

Degagieren (franz., spr. -schi-), befreien, losmachen; in der Kriegskunst eine im Gefecht bedrängte Truppe von der Berührung mit dem Feind los machen, z. B. durch eine Kavallerieattacke; in der Fechtkunst das Umgehen der Klinge des Gegners unterhalb, gewöhnlich mit einem Nachstoß verbunden. Degagiert, frei, ungezwungen (besonders vom Benehmen gebraucht).

Degeer, Karl, Baron, Entomolog, geb. 1720 zu Farsprang in Schweden, war Schüler Linnés, wurde 1761 schwedischer Hofmarschall und starb 1778 in Stockholm. Er schrieb: »Mémoires pour servir à

l'histoire des insectes« (Stockh. 1752—78, 7 Bde.; deutsch von Göze, Nürnb. 1776—83, 7 Bde.). Einen Auszug bilden die »Genera et species insectorum« von Retz (Leipz. 1783).

Degeeria, s. Springschwänze.

Degen (v. franz. Dague), ursprünglich eine Waffe der Ritter: langer Dolch mit dreischneidiger Klinge, der an der Seite getragen ward; im 16. Jahrh. schon häufig mit Schwert gleichgestellt; jetzt ein Seitengewehr (vorzugsweise Stoßwaffe, als solche leicht und kunstvoll zuerst Ende des 15. Jahrh. in Toledo gefertigt) mit gerader, schmaler, langer Klinge, die sich durch die gerade Form vom Säbel, durch die schmale, lange, an der Spitze, öfters auch in der ganzen Länge zweischneidige Klinge vom Pallasch unterscheidet. Die Klinge ist mit einem Korbgefäß versehen, das häufig nur einen vom Stichblatt zum Knopfe führenden Bügel hat, die Scheide, meist aus Leder, zuweilen aus Metall gefertigt, mit einem Beschlag. Der D. wurde seit dem 16. Jahrh. von der ganzen europäischen Kavallerie wie den Pikenieren und Musketieren getragen. Gegenwärtig ist er als Pallasch (s. d.) bei den Kürassieren und als Offiziersdegen bei den preußischen Fußtruppen, mit Ausnahme der Jägeroffiziere und Offiziere bei den Füsilieren, vertreten. Der preußische Offiziersdegen ist als Stoßdegen konstruiert mit 75—80 cm langer, einschneidiger, an der Spitze auch auf dem Rücken zugeschliffener Klinge und wiegt 0,75 kg; der Kürassierdegen hat eine Klinge von etwa 1 m und wiegt 2 kg. Der D. gehört auch zur Uniform der obern Militär- und Staatsbeamten; letztere tragen am D. ein goldenes, Offiziere ein silbernes Portepee. Früher gehörte der D. zum Anzug jedes Gebildeten und wurde als dreischneidiger Galanteriedegen mittels des **Degenhakens** in dem Bunde der kurzen Beinkleider oder mittels einer über das Kleid gehenden **Degenkuppel** über der Schulter getragen. Jetzt trägt man den D. entweder an einem um den Leib gegürteten oder unter der Uniform an einem über die Schulter gehenden Degengehenk.

Degen, im Altdeutschen s. v. w. Knabe, auch Diener oder Gefolgsmann, schließlich, wie noch jetzt, s. v. w. Held, tapferer Kriegsmann. Das Wort hat mit dem gleichlautenden, die Waffe bezeichnenden Wort nichts gemein.

Degen, schwarzer, s. v. w. Birkenteer.

Degĕner (lat.), entartet, der Entartete (der »Unartige«, Beiname Albrechts II., Markgrafen von Meißen).

Degeneration (lat.), Ausartung (s. d. und Entartung); degenerieren, ausarten, entarten.

Degenfeld, Christoph Martin, Freiherr von, aus einem alten schwäbischen Geschlecht, geb. 1599 zu Eybach, diente im Dreißigjährigen Krieg zuerst unter Wallenstein und Tilly, dann in den Niederlanden unter Spinola, trat 1632 in schwedische Dienste über und focht unter Gustav Adolf als Oberst der Reiterei bei Nürnberg und Lützen. Vom Herzog Bernhard von Weimar nach Villingen gesandt, schlug er 1633 hier die Kaiserlichen, ward aber zwei Jahre darauf von ihnen geschlagen. Vom König Ludwig XIII. von Frankreich 1635 zum Generalobersten der ausländischen Reiterei ernannt, ging er 1645 in den Dienst der Republik Venedig über und leistete derselben als Generalgouverneur von Dalmatien durch glückliche Kämpfe gegen die Türken wichtige Dienste. 1648 zog er sich auf seine Güter in Schwaben zurück und starb 13. Okt. 1653. Von seinen Söhnen starben die meisten den Soldatentod; der jüngste, Hannibal v. D., kämpfte als bayrischer Feldmarschall gegen die Türken und starb 1691 als venezianischer Generalkapitän von Morea in Nauplia. Vgl. Thürheim, Christoph Martin, Freiherr v. D., und dessen Söhne (Wien 1881). — Christoph Martins v. D. Tochter Maria Susanna Loysa, geb. 1636, war anfangs Hoffräulein bei Charlotte von Hessen, der Gemahlin des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der sich nach Trennung von seiner Gemahlin 1657 morganatisch mit ihr vermählte und ihr vom Kaiser den Titel einer Raugräfin erwirkte. Sie starb 18. März 1677 in ihrem 14. Kindbett. Vgl. Lipowski, Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, und Maria Susanna Loysa, Raugräfin von D. (Sulzb. 1824).

Degenfeld-Schonburg (Schomberg), August, Graf von, österreich. General, geb. 10. Dez. 1798 zu Groß-Kanizsa in Ungarn, Nachkomme des vorigen, trat jung in die österreichische Armee, machte den Feldzug von 1815 sowie den von 1821 nach Piemont mit, ward 1835 Major und Militärreferent beim Armeekorpskommando in Böhmen, 1843 Oberst des böhmischen Infanterieregiments Rainer und 1848 Generalmajor. Im italienischen Feldzug von 1848 hatte D. keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, um so mehr in dem von 1849 in Piemont. Bei Novara die Avantgarde des 4. Armeekorps unter dem Grafen Thurn befehligend, trug er durch rechtzeitigen Angriff auf die rechte Flanke der Piemontesen nicht wenig zum Sieg bei. Im Oktober 1849 ward er zum Feldmarschallleutnant und zum Vizegouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt und bekleidete, durch administratives und organisatorisches Talent hervorragend, von 1851 bis 1858 mehrere der höchsten Kriegsämter. Beim Ausbruch des italienischen Kriegs von 1859 befehligte er das in Bologna stationierte 8. Armeekorps, erhielt nach der Schlacht bei Magenta den Oberbefehl im venezianischen Küstenland, um etwanigen Landungsversuchen der Franzosen zu begegnen, und rückte nach dem Frieden von Villafranca in die Stelle des zurücktretenden Generals Schlick als Oberkommandant des 2. österreichischen Armeekorps ein. Zum Feldzeugmeister befördert, übernahm er 20. Okt. 1860 das Kriegsministerium, trat aber 1864 zurück und starb 5. Dez. 1876 in Altmünster bei Gmunden (Oberösterreich).

Degenkräuter, s. Xyrideen.

Deger, Ernst, Maler, geb. 15. April 1809 zu Bockenem (Hannover), bildete sich auf der Akademie in Berlin und dann zu Düsseldorf unter Schadow. Nach vierjährigem Aufenthalt in Italien (1837-41) führte er in Gemeinschaft mit Karl und Andreas Müller und Fr. Ittenbach im Auftrag des Grafen von Fürstenberg die Freskogemälde aus der Geschichte Christi in der Apollinariskirche bei Remagen am Rhein aus und nach Vollendung dieser Arbeit (1851), die als das bedeutendste monumentale Werk der Düsseldorfer Schule betrachtet wird, im Auftrag des Königs von Preußen die religiös-dogmatischen Wandmalereien in der Kapelle der Burg Stolzenfels am Rhein. D. war seit 1869 als Lehrer der religiösen Historienmalerei an der Düsseldorfer Akademie angestellt. Seine Werke sind durch Vervielfältigungen weit verbreitet. Sie zeichnen sich durch edle Einfachheit und geistvolle Komposition aus, und da sie sämtlich tiefster Frömmigkeit entstammen, so wirken sie auch mit ergreifender Innigkeit und Wahrheit selbst auf Nichtkatholiken. D. starb 27. Jan. 1885 in Düsseldorf.

Degérando (spr. -scherāngdo), Joseph Marie, Baron von, franz. philosophischer Schriftsteller, geb. 29. Febr. 1772 zu Lyon, ging nach vollendeten Studien 1797 mit seinem Freund Camille Jordan nach

Paris und nach dem 18. Fructidor, wo dieser geächtet wurde, nach Deutschland, wo er als gemeiner Soldat in Massénas Armee trat. Unter Napoleon I. Generalsekretär im Ministerium des Innern, wurde er nach der Restauration zum Pair erhoben; starb 12. Nov. 1842 als Vizepräsident des Staatsrats. Seine erste, von der Akademie gekrönte Abhandlung erweiterte er später in der Schrift »Des signes et de l'art de penser, considérés dans leurs rapports mutuels« (Par. 1800, 4 Bde.), worauf seine von der Berliner Akademie gekrönte Abhandlung »De la génération des connaissances humaines« (Berl. 1802), ein Vorläufer seiner »Histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connaissances humaines« (Par. 1804, 3 Bde.; 2. Aufl. der 1. Abt., das. 1822—23, 4 Bde.; 2. Abt. 1847; deutsch von Tennemann, Marb. 1806—1807, 2 Bde.), des besten französischen Werkes über die Geschichte der Philosophie, folgte. Verdienstlich sind seine philanthropischen Schriften: »Le visiteur du pauvre« (Par. 1820, 3. Aufl. 1826; deutsch von Schelle, Quedlinb. 1831); »Du perfectionnement moral, ou de l'éducation de soi-même« (Par. 1825 u. öfter, 2 Bde.; deutsch von Schelle, Halle 1829, 2 Bde.); »Éducation des sourds-muets de naissance« (Par. 1827, 2 Bde.) und besonders die umfassende Darstellung des Armenwesens: »De la bienfaisance publique« (das. 1839, 4 Bde.). Seine »Institutions du droit administratif« (Par. 1829, 2 Bde.) wurden in zweiter Auflage (1842—45, 5 Bde.) von Boulatignier und Blanche vollendet.

Degerloch, Dorf im württemb. Neckarkreis, 6 km südlich von Stuttgart, mit Weinbau und (1880) 2237 Einw.; Vergnügungsort der Stuttgarter.

Deggendorf, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, links an der Donau (über welche eine 345 m lange eiserne Brücke und eine Eisenbahnbrücke führen), an der Mündung des Perlbaches und an der Eisenbahn Plattling-Eisenstein, hat eine Wallfahrtskirche zum Heiligen Grab (oft von mehr als 30,000 Pilgern besucht), 5 andre Kirchen, eine Waisenerziehungsanstalt, eine Präparandenschule, Gas- und Wasserleitung und (1880) 6226 meist kath. Einwohner (nur 75 Protestanten), welche Obst- und Flachsbau, lebhaften Handel (mit Garn, Flachs, Holz, Getreide, Vieh 2c.) und Schiffahrt betreiben. Die Industrie besteht in Papier-, Zündhölzer- und Steinzeugröhrenfabrikation, Mühlenbetrieb, Bierbrauerei, Gerberei, Wachsbleicherei, Wollspinnerei (zwei Etablissements) und Tuchfabrikation. D. ist Sitz eines Landgerichts (für die sieben Amtsgerichte zu Arnstorf, D., Grafenau, Hengersberg, Osterhofen, Regen, Viechtach), eines Bezirksamtes, Rentamtes und einer Kreisirrenanstalt. In der Nähe das Bergschloß Natternberg und das Benediktinerstift Metten mit einer Studienanstalt (Gymnasium und Lateinschule). D. ist ein alter Ort. Im J. 1337 wurden hier sämtliche Juden ermordet. Im Dreißigjährigen Krieg (1633 und 1638) litt die Stadt sehr; 1744 wurde sie von Batthyány geplündert und 1748 von Karl von Lothringen verbrannt; 1822 brannten 211 Gebäude ab.

Deggingen, Dorf im württemberg. Donaukreis, Oberamt Geislingen, an der Fils, mit (1880) 1869 kath. Einwohnern, welche teils als Maurer und Gipser im Sommer ausziehen, teils Handel mit selbstverfertigten Spindeln, Dreherarbeiten, Schröpfköpfen 2c. treiben. Dabei die Wallfahrtskirche Ave Maria.

Dego, Flecken in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, an der Bormida und der Oberitalienischen Eisenbahn, mit (1881) 412 Einw. Hier erfocht 16. April 1796 Bonaparte einen Sieg über die Österreicher unter Beaulieu.

Degorgieren (franz., spr. -schi-), ausschlämmen, ausräumen, lüften, reinigen; bei Bereitung moussierender Weine die auf dem Kork abgelagerte Hefe entfernen.

Degot, s. v. w. Birkenteer.

Degout (franz., spr. -guh), Ekel, Widerwille; degoutant (spr. -tang), Ekel erregend, widerlich; degoutieren, Ekel erregen, mit Widerwillen erfüllen; etwas abgeschmackt oder widerwärtig finden.

Degradation (lat.), im allgemeinen die Herabsetzung auf eine niedrigere Stufe, Amts- oder Standesherabsetzung, Ehrenstrafe; besonders die Herabsetzung eines Beamten aus einem höhern Amt in ein niederes, als Disziplinarstrafe. Hinreichender Grund zur D. eines Geistlichen sind nach katholischem Kirchenrecht Meuchelmord, Notzucht, Blutschande, offenbare Ketzerei, Verfälschung päpstlicher Briefe und alle Verbrechen, worauf Todesstrafe steht. Die D. ist hier die Entkleidung von den geistlichen Standesrechten, welche bezüglich der Pfarrer von dem Bischof, in Ansehung der Bischöfe von dem Papst vollzogen wird. Das moderne Staats- und Strafrecht nimmt auf die D. der katholischen Kirche keinerlei Rücksicht mehr, wie sie denn auch für die evangelische Kirche längst unpraktisch geworden ist. Im Kriegswesen wurde früher von der D. ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht; man unterschied einfache und schimpfliche D., bei welcher letztern dem Betroffenen Epauletten, Borten 2c. durch Henkershand von der Uniform abgerissen wurden, ebenso hatte man bei der einfachen D. die zum Gemeinen und die weniger schimpfliche zu einer niedern, doch nicht niedrigsten Charge. Gegenwärtig findet in den europäischen Heeren, ausschließlich Rußlands und der Türkei, die D. nur noch bei Personen des Unteroffizierstandes zum Gemeinen statt; bei Offizieren ist an ihre Stelle die Entfernung aus dem Heer, in außerdeutschen Heeren Kassation getreten. Bei Zivilbeamten ist die Strafe der D. überall außer Gebrauch gekommen.

Degradieren (lat.), herabsetzen, erniedrigen.

Degraissieren (franz., spr. -gräß-), ab-, entfetten.

Dégras (franz., spr. -gra, Gerberfett, Abfett), das beim Entfetten von sämischgarem Leder gewonnene Fett, besteht aus Thran, der durch Einwirkung der Luft mehr oder weniger verändert ist, und bildet je nach dem Thran, von welchem es stammt, ein dick- oder dünnflüssiges, braunes, graues oder gelbes, trübes Öl von mildem Geschmack. Es eignet sich trefflich als Lederschmiere, bringt leicht in lohgares Leder ein, schlägt an der Sonne nicht aus, und das damit getränkte Leder erhitzt sich nicht, wenn es auf Haufen liegt. Da die Nachfrage nach D., welches man namentlich zum Zurichten des lohgaren Leders benutzt, sehr bedeutend ist, so wird es besonders dargestellt, indem man mit schlechten Fellen die Manipulationen des Sämischgerbens immer von neuem wiederholt, bis sie in Fetzen zerfallen. Das aus den Fellen zuerst ausgerungene oder ausgepreßte Fett bildet die beste Sorte. Man bringt aber die ausgerungenen Fette noch in lauwarme Pottaschenlösung und erhält dabei eine Fettemulsion, die sogen. Weißbrühe (Urläuter), welche bei der Zersetzung mit Schwefelsäure eine geringere Sorte D. abscheidet. Auch kommen Mischungen von Thran oder Olein der Stearinfabriken mit etwas Gerbsäure, Kalkseife und Wasser unter dem Namen D. in den Handel.

Degravieren (lat.), belästigen, beschweren; Degravation, Belästigung.

Degré (franz.), Stufe, Staffel, Grad.

Degressivsteuerfuß, s. Steuern.

De Grey (spr. greh), Fluß an der Nordküste von Westaustralien, welcher auf den Riponhügeln entspringt und rechts den bedeutendern Oakover aufnimmt. Sein Flußbett ist im untern Lauf 100—130 m breit, im größten Teil des Jahrs trocken und mit Bäumen bestanden; nur vereinzelte Wasserbecken finden sich in größern Entfernungen. Der Fluß wurde 1861 von Gregory erforscht, Cowle überschritt ihn 1866 in seinem untern, Warburton 1873 in seinem obern Lauf. Das Land an seinen Ufern ist grasreich und fruchtbar.

Degrossieren (franz.), aus dem Groben oder Rohen herausarbeiten für die nachfolgende feinere Ausarbeitung.

De Gubernätis, Angelo, ital. Orientalist, Dichter und Litterarhistoriker, geb. 7. April 1840 zu Turin aus adliger Familie, betrieb philologische Studien an der Turiner Universität und schrieb vom 17. Jahr an Dramen, deren zwei: »Pier delle Vigne« und »Don Rodrigo«, 1860 zu Turin von dem Schauspieler Rossi, jenes mit gutem, dieses mit geringerm Erfolg, zur Aufführung gebracht wurden. Auch arbeitete er für Journale. Im November 1862 ging er mit Zurücklegung eines schon erhaltenen Lehramtes am Gymnasium zu Chieri, im Besitz eines Staatsstipendiums, nach Berlin und studierte unter Bopp und Weber mit solchem Eifer Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft, daß man für gut fand, ihn schon 1865 als Professor ans Istituto degli studii superiori in Florenz zu berufen. Hier wurde er indes durch persönlichen Verkehr mit dem eben dort weilenden Bakunin in die Umtriebe der republikanisch-sozialistischen Partei mit hineingezogen, verzichtete, um ganz unabhängig zu sein, noch in demselben Jahr auf seinen Lehrstuhl und vermählte sich mit einer Nichte Bakunins. Nachdem aber eine Entfremdung zwischen ihm und diesem eingetreten und er, bei erlangter besserer Einsicht, von der Partei desselben sich wieder losgesagt hatte, bewarb er sich neuerdings um die Lehrstelle seines Faches, die man ihm denn auch nach einigem Zögern wieder zuerkannte und die er noch gegenwärtig bekleidet. Von wissenschaftlichen Werken veröffentlichte er in diesen Jahren zunächst: »I primi venti inni del Rigveda« (Text und Übersetzung 1864); »La vita ed i miracoli del Dio Indra« (1866); »Studii sull' epopea indiana« (1868); »Fonti vediche dell' epopea« (1867); »Piccola enciclopedia indiana« (1868); »Storia comparata degli usi nuziali« (1869); »Novelline di San Stefano« (1869). Seine poetische und journalistische Thätigkeit hatte inzwischen nicht geruht. Schon 1862 hatte er die Zeitschrift »L'Italia letteraria« gegründet, 1867—68 redigierte er die »Rivista orientale«, 1869 die »Rivista contemporanea«, 1869—76 die »Rivista europea«, später das »Bollettino italiano degli studii orientali«, 1881—82 die »Cordelia«. Als dramatischer Dichter brachte er noch: »Werner« (1859), »La morte di Catone« (1863), dann einige Schauspiele, deren Stoff er der indischen Sage entnahm: die Trilogie »Il re Nala«, das beste und bekannteste Werk des Dichters, mit großem Erfolg in Turin aufgeführt (1869; das mittlere Stück deutsch von Marx, 1870), »Re Dasarata«, gleichfalls von Rossi aufgeführt (1871), und »Maya« (1872); ferner »Romolo« (1873), »Romolo Augustolo, elegia drammatica« (1876) und noch ein indisches Drama: »Savitri« (1877). Auch veröffentlichte er 1866 einen Roman: »Gabrielle« (im Feuilleton der »Perseveranza«). Seinen Ruf als Gelehrter machte er zu einem europäischen mit den weiterhin erschienenen Werken: »Zoological mythology« (Lond. 1872; deutsch von Hartmann, Leipz. 1873; franz. von Regnaud, Par. 1874, 2 Bde.), einer von einzelnen Irrtümern nicht freien, aber höchst verdienstvollen vergleichenden Darstellung der Tiersage; »Storia comparata degli usi natalici« (1872); »Storia comparata degli usi funebri« (1873); »Mitologia vedica« (1875); »Storia dei viaggiatori italiani nelle Indie orientali« (1875); »Mythologie des plantes« (Par. 1878, 2 Bde.); »Matériaux pour servir à l'histoire des langues orientales en Italie« (1879); »Lettere sopra l'archeologia indiana« (1881) und »Letture sopra la mitologia comparata« (1881). Zu alledem kommen noch umfangreiche biographische und litterarhistorische Arbeiten: die »Ricordi biografici« (1873), lebendig und eingehend geschriebene Biographien italienischer Schriftsteller der neuesten Zeit enthaltend; das große »Dizionario biografico degli scrittori contemporanei« (1879—80); die Monographien: »Giovanni Prati« (1860), »Dall' Ongaro« (1875), »Alessandro Manzoni« (1879), »Manzoni e Fauriel« (1880) und »Eustachio Degola« (1882); endlich: »Manuale di storia della letteratura indiana« (1882) und die groß angelegte »Storia universale della letteratura« (Mail. 1882—85, 18 Bde.). In der Rastlosigkeit und Vielseitigkeit seines litterarischen Wirkens ist D. eine fast einzig dastehende Erscheinung.

Degummieren, s. Seide.

Degustation (lat.), Probe, z. B. Weinprobe, dann Kauf auf Probe (Handel nach Belieben, Kauf aufs Kosten, Kauf ad gustum, ad degustationem, sub gustatione, à l'essai, auf Besicht), d. h. ein Kaufvertrag, bei welchem sich der Käufer eine Ausprobung der Ware vorbehält. Nach dem deutschen Handelsgesetzbuch handelt es sich in solchen Fällen um einen bedingten Kauf, und der Käufer ist vor erfolgter Erprobung und Genehmigung nicht gebunden. Vgl. Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 339.

De gustibus non est dispūtandum (lat.), Sprichwort: »Über den Geschmack darf man nicht streiten«.

Degustieren (lat.), kostend prüfen.

Degutt, s. v. w. Birkenteer.

Dehiscentia (lat.), das Aufspringen der Kapselfrüchte (vgl. Frucht).

Dehli (Delhi), Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks (Commissionership) von 14,526 qkm (264 QM.) mit (1881) 1,907,984 Einw. in der angloindischen Provinz Pandschab, einst die größte Stadt Indiens, die noch gegen Ende des 17. Jahrh. London an Größe und Einwohnerzahl übertraf, und nacheinander glanzvoller Mittelpunkt verschiedener Dynastien, jetzt gegen früher gesunken, aber immer noch eine der bedeutendsten indischen Städte und wegen seiner vielen Ruinen das »Rom Asiens« zubenannt. Die jetzige, von Schah Dschahan gegründete Stadt zählt (1881) 173,393 Einw. (darunter 95,484 Hindu und 72,519 Mohammedaner) und liegt in 252 m Höhe an niedrigen Felshügeln, auf dem rechten Ufer der Dschamna oberhalb des von den Pândawa im 13. Jahrh. v. Chr. gegründeten alten D. oder Indraprastha (jetzt Indabat bei D.). Zahlreiche Ruinen bedecken meilenweit die Umgebung. Das älteste beglaubigte Denkmal ist eine Erinnerungssäule aus Schmiedeeisen, im 2. Jahrzehnt des 4. Jahrh. n. Chr. errichtet zur Feier eines Siegs über zentralasiatische Völker. Aus dem Beginn des 14. Jahrh. stammt die Anlage Tughlakabad, südlich der jetzigen Stadt, ein Werk der Herrscher aus der Tughlakdynastie; strom-

aufwärts rückte die Residenz Mitte des 14. Jahrh., und Firoz Schah gab Zeugnis von seinem Bausinn durch seine Feste (Kotila) mit der sie überragenden, 13 m hohen Asokasäule, die ursprünglich am Fuß des Gebirges stand und von dort unter großen Schwierigkeiten herbeigeschafft wurde. Timurs Zerstörung (1398) bewirkte die Verödung von D.; erst Humâyun baute (1533) auf der Stelle des alten Indraprastha wieder ein Fort; Schah Dschahan (Kaiser 1628–58) gründete dann die jetzige Stadt, erbaute neben vielen andern Gebäuden den Residenzpalast der Großmoguls und die Dschamnamoschee und machte D. zum Sitz jener glänzenden Hofhaltung, die, dem staunenden Europa von Reisenden und Missionären unter Ausschmückung mit zahlreichen Fabeln erzählt, den Ruf der Großmoguls als der reichsten Fürsten der Erde begründeten. Der alte Residenzpalast, ein überaus weitläufiges Gebäude, in seinen schönsten Teilen aus weißem Marmor, mit vielen prachtvollen Skulpturen, ist mit einer Längsseite gegen die Dschamna gerichtet. Die Eingänge bilden zwei prächtige Thore; man kommt zuerst in einen äußern Vorhof, aus welchem ein kleines Thor zu dem mit Marmorplatten belegten, weiter gegen O. hinter dem Hof des äußern Throns gelegenen innern Thronhof führt. Einst stand in dem Prunkgebäude dieses Hofes, dem »Staatsratszimmer«, der berühmte Pfauenthron, der aus schweren, mit Diamanten und Perlen ausgelegten Goldplatten gearbeitet war, und zu dessen beiden Seiten sich goldene Pfauen mit ausgebreitetem Edelsteingefieder, über diesen aber ein aus einem einzigen Smaragd geschnittener Papagei in natürlicher Größe befanden. Nadir Schah, der große persische Eroberer (1736–47), raubte alle Kleinodien; der jetzt noch vorhandene Thronstuhl ist ein unscheinbares Möbel. Innerhalb der Mauern dieses Palastes, der eine kleine Stadt für sich bildet, wohnte bis zum letzten Aufstand der Großmogul als englischer Pensionär, mit britischer Wache am Westeingang; nach Unterdrückung der Meuterei 1857 wurde der Nachkomme der Könige von D. nach Rangun, der Hauptstadt von Britisch-Birma, verbannt. Das andre Hauptgebäude der Stadt, die Dschamnamoschee (s. Tafel »Baukunst VIII«, Fig. 15), ist die prächtigste der 40 Moscheen Dehlis. Sie erhebt sich auf einem 9,5 m hohen, 140 m breiten und langen Viereck von roten Sandsteinquadern; die Moschee selbst ist aus weißem Marmor erbaut, der mosaikartig mit rotem Sandstein abwechselt. Den Haupteingang bildet eine große und prächtige Freitreppe, an deren beiden Seiten je fünf andre Eingänge sich befinden, zu deren mittelstem je wieder eine Freitreppe führt. Die Decke der Moschee bilden drei weiße Marmorkuppeln mit schwarzen Streifen, und an jedem Ende der Fronte erhebt sich ein 45,6 m hohes Minaret. Etwa 14 km östlich von der Stadt steht der berühmte Kutab Minar, das kolossale, 76 m hohe Minaret einer unvollendeten Moschee, das sich im Anklang an die buddhistischen Tempel als riesige, verjüngte Säule von 14,5 m unterm Durchmesser erhebt, durch Galerien in mehrere Absätze geteilt und mit röhrenförmigen Kannelierungen bedeckt; der Bau fällt vermutlich in die Zeit von 1196 bis 1235 n. Chr. Rund um die Moschee liegen die Trümmer von Alt-D. Die Bedeutung von D. beruht gegenwärtig auf der Größe seines Handels; am lebhaftesten ist der Verkehr im Tschandni-Tschauk (»der im Mondschein strahlende Markt«). Die Stadt liegt an der nach dem Pandschab führenden Eisenbahn und bildet den Ausgangspunkt für die Bahn durch Radschputana nach Bombay.

D. nimmt geschichtlich den ersten Rang unter den Städten Indiens ein; es kommt unter dem Namen Indraprastha (griech. Indabara) schon in dem altindischen Epos »Mahâbhârata« vor. Der Name D. stammt von einem Fürsten Dilu, der im 1. Jahrh. v. Chr. 10 km stromabwärts der heutigen Stadt einen Burgbau aufführte. Nach wechselnden Schicksalen unter einheimischen Fürsten, wobei D. so gründlich verwüstet wurde, daß es 1052 durch Anang Pal II. neu bevölkert werden mußte, wurde D. 1011 n. Chr. von dem Ghasnawidensultan Mahmud erobert, geplündert und das Land zu einer Provinz des Ghasnawidenreichs unter eignen Radschas gemacht. Allmächtig geworden, eroberte der Ghoride Mohammed (1193) die Stadt wieder. Der Gouverneur Kutb ud din Ai Beg machte sich unabhängig, gründete ein selbständiges mohammedanisches Reich, machte D. zu seiner Hauptstadt und entfaltete hier großen Glanz. Seit 1290 folgen afghanische Dynastien, bis 1398 der Mongolenchan Timur nach Besiegung des unfähigen Sultans Mahmud D. erobert, ausplündert und niederbrennt. Als die Stadt allmählich sich wieder erholt hatte, kam sie 1450 unter die afghanische Dynastie Bahlol Lodi; diese stürzte 1526 ein Nachkomme Timurs, Baber, der sich zum Großmogul erklärte. Sein Nachfolger war Schah Dschahan, dem D. Mitte des 17. Jahrh. seine jetzige Lage verdankt. 1738 eroberte Nadir Schah von Persien die Stadt und ließ an einem Tag 30,000 (nach andern Nachrichten sogar 225,000) Hindu töten; nach zwei Monaten zog er heim mit einer Beute von mehr als 420 Mill. Mk. Am 30. Dez. 1803 wurde D. an die Engländer abgetreten. Im Sommer 1857 versuchten die fanatisierten Muselmanen die Herrschaft der Briten abzuwerfen, vertrieben und ermordeten die Europäer und riefen den Großmogul Mohammed Bahadur Schah zum König von Indien aus. Am 20. Sept. 1857 wurde die Stadt nach einer regelrechten Belagerung von den englischen Truppen gestürmt und der Scheinkönig nach Hinterindien verbannt. Über die zahlreichen Baudenkmäler in D. vgl. »Archaeological Survey of India«, Bd. 1 u. 4 (Kalkutta 1871–74); E. Schlagintweit, Indien (mit vielen Abbildungen aus D., Leipz. 1882).

Dehn, Siegfried Wilhelm, Musiktheoretiker, geb. 25. Febr. 1799 zu Altona, widmete sich, nachdem er auf dem Gymnasium zu Plön seine Schulbildung empfangen, erst der Forstwissenschaft, dann 1819–1822 in Leipzig dem Studium der Rechte, beschäftigte sich aber daneben eifrig mit der Tonkunst. Nachdem er 1824 seinen festen Wohnsitz in Berlin genommen, genoß er den Unterricht des Komponisten Bernhard Klein und wählte dann die Musik zu seinem Beruf. Obwohl er mehrere Instrumente, namentlich das Violoncello, mit Fertigkeit spielte, so wandte er sich doch vornehmlich der Theorie zu und brachte es darin zu sehr verdienstlichen Leistungen. Außer einer trefflichen Ausgabe der sieben Bußpsalmen des Orlandus de Lassus (Berl. 1838) und einer reichen Sammlung von Musikstücken aus dem 16. und 17. Jahrh. (12 Hefte) veröffentlichte er eine »Theoretisch-praktische Harmonielehre« (das. 1840, 2. Aufl. 1860) und die »Lehre vom Kontrapunkt« (hrsg. von seinem Schüler Bernhard Scholz, das. 1858; 2. Aufl. 1882). Auch setzte er die von Gottfried Weber 1842–48 redigierte Zeitschrift »Cäcilia« fort und gab eine mit Zusätzen vermehrte Übersetzung der »Notice biographique sur Roland de Lattre« von Delmotte (Berl. 1837) heraus. Im J. 1842 ward er als Kustos der königlichen Bibliothek zu Berlin für die musikalische Abteilung angestellt und erhielt 1850 den Professorentitel. Er starb 12. April 1858. Zu seinen Schülern in der Kompo-

sition gehören unter andern Glinka, Kullak, Kiel, Rubinstein und Albert Becker.

Dehnbarkeit (Geschmeidigkeit), die Eigenschaft eines Körpers, durch äußern Druck, Zug, Drehung seine Gestalt verändern zu können, ohne dabei zu zerreißen; der D. entgegen steht die Sprödigkeit. Die D. kommt vielen Körpern in sehr hohem Grad zu, bei denen sich dann zugleich eine außerordentlich große Kohäsion ihrer Teile offenbart. Spezielle Arten der D. sind: Hämmerbarkeit (Streckbarkeit) und Zähigkeit (Tenazität, Längendehnbarkeit). Unter der erstern versteht man die Fähigkeit eines Körpers, durch Hämmern oder Walzen in Bleche oder dünne Blätter ausgedehnt zu werden, weshalb man sie auch Flächendehnbarkeit nennen kann, die nicht immer mit der Längendehnbarkeit vereinigt vorkommt; letztere ist die Fähigkeit eines Körpers, sich in Draht ausziehen zu lassen. Eisen ist im Drahtzug weit dehnbarer als unter dem Blechhammer; Blei und Zink lassen sich dagegen zu dünnen Blättchen schlagen oder walzen, aber nicht zu Drähten ausziehen, was jedoch Platin wieder gestattet. Letzteres kann man gleichwohl nicht zu so dünnen Blechen verarbeiten wie Gold und Silber, ohne daß es wie Spinnengewebe netzartig, löcherig wird. Daraus geht schon hervor, warum die D. nur zu den sogen. relativen Eigenschaften der Körper gezählt wird, indem sie nicht allen Körpern zukommt, am allerwenigsten aber der Materie im allgemeinen. Geringe Beimengungen eines fremden Stoffes und schnelles Erkalten vermindern zuweilen die D. beträchtlich; auch das Hämmern, Walzen und Drahtziehen vermindern bei manchen Metallen die D., indem sie dieselben verdichten. Es macht sich deshalb in der Praxis oft nötig, die Metalle mehrmals zu erhitzen und an der Luft langsam abkühlen zu lassen, um das Zerreißen zu verhindern. Die D. ist ferner sehr abhängig von der Temperatur, und im allgemeinen wächst sie mit der Wärme. Manche Metalle sind unter allen Bedingungen dehnbar, z. B. Platin, Gold, Silber, Kupfer; andre Körper sind bei gewöhnlicher Temperatur spröde und werden erst bei Wärmegraden, welche dem Schmelzpunkt mehr oder weniger nahe liegen, geschmeidig. Hierher gehören: Glas, Schellack, Wachs, dann Zink, Zinn, Wismut, Arsen ꝛc. Reines Zink läßt sich bei gewöhnlicher Temperatur zu dünnen Blechen ausschmieden, ohne an den Kanten zu bersten. Das im Handel vorkommende Zink ist dagegen spröder und bricht leicht. Zwischen 100 und 150° C. aber läßt es sich schmieden, zu dünnen Blechen walzen und zu feinem Draht ausziehen, und bei 205° C. wird es wieder so spröde, daß es in einem bis zu dieser Temperatur erhitzten Mörser zu Pulver zerstoßen werden kann. Ähnlich verhält sich schwefelhaltiges Eisen, welches in gewöhnlicher Temperatur schmiedbar ist, aber wegen seiner Sprödigkeit in der Rotglühhitze den Namen rotbrüchiges Eisen erhalten hat. Andre Körper werden dehnbar, wenn sie Wasser einsaugen, z. B. tierische Häute, Leim, Gummi, dann Töpferthon ꝛc. Gold ist äußerst streckbar; es läßt sich ebensowohl zu dem feinsten Draht ausdehnen, wie zu äußerst dünnen Platten durch Walzen umarbeiten. Nach Réaumur kann 1 Gran (0,06 g) Gold zu 250 qcm ausgedehnt und eine Unze (30 g), welche als Würfel etwa 1 cm Seite hat, in eine Fläche von 14,5 qm ausgebreitet werden. Auf dem aus vergoldeten Silber hergestellten Drahte, der auf Lyoner Tressen verarbeitet wird, beträgt die Dicke der Goldschicht nur 0,000012 mm und zeigt doch alle dem Gold eigentümlichen Merkmale. Taucht man einen solchen Draht in Salpetersäure, so wird zwar das Silber angegriffen und bei längerer Dauer aufgelöst, nicht so das Gold; letzteres bleibt dann als eine Röhre zurück. Platindraht läßt sich nicht so fein zubereiten wie Golddraht; gleichwohl hat Wollaston dergleichen von 0,0008 mm Dicke gefertigt, und Becquerel hat Stahldraht bis zu einem Durchmesser von 1/30 mm bis 128 mm Länge ausgezogen. Dies konnte auf die Weise erreicht werden, daß das auszuziehende Metall als feiner Draht in ein dickeres Stück Silber eingelassen wurde, welches dann mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln zu möglichst feinem Draht ausgezogen wurde. Natürlich verlängert sich dabei das eingeschlossene Metall in gleichem Grad, und wenn man schließlich das äußere Metall mit geeigneten Mitteln entfernt, so bleibt der feine Draht des andern zurück. Glas, bei gewöhnlicher Temperatur äußerst spröde, läßt sich, wenn man es stark erhitzt, zu sehr feinen Fäden ausziehen, die nach dem Erkalten eine Biegsamkeit besitzen, welche derjenigen von Gespinstfasern ähnlich ist.

Dehn-Rothfelser, 1) Hans, Architekt, geb. 1500, erbaute unter Kurfürst Moritz von Sachsen die Schlösser zu Radeberg, Moritzburg, Senftenberg und das Residenzschloß in Dresden (um 1550) im Stil der deutschen Frührenaissance. Er starb 1561 als Oberbaumeister der Festung und des Schlosses in Dresden.

2) Heinrich, Architekt, Nachkomme des vorigen, geb. 6. Aug. 1825 zu Hanau, trat nach Beendigung seiner Studien 1847 als Baukondukteur in den Dienst des Kurfürsten von Hessen, war vornehmlich in Wilhelmshöhe thätig und wurde 1865 als Oberhofbaumeister und Lehrer an der Kunstakademie nach Kassel berufen. Nach 1866 eröffnete sich ihm auch eine größere praktische Thätigkeit, da ihm der Neubau der Gemäldegalerie in Kassel übertragen wurde, welchen er in den Jahren 1872—77 im Stil der italienischen Renaissance ausführte. Im J. 1878 wurde er als Regierungs- und Baurat an die Regierung in Potsdam berufen und 1880 provisorisch, 1882 definitiv zum Konservator der Kunstdenkmäler im preußischen Staat und zum vortragenden Rat im preußischen Kultusministerium ernannt. In dieser Stellung hat er eine umfangreiche Thätigkeit entfaltet, welche durch seinen 29. Juni 1885 erfolgten Tod zu einem vorzeitigen Abschluß kam. Er gab heraus: »Mittelalterliche Baudenkmäler in Kurhessen« (Kassel 1862—66); »Die Baukunst in der Ausstellung von 1867 und die neueste Bauthätigkeit in Paris« (das. 1868); mit W. Lotz »Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel« (das. 1870) und »Das Gemäldegaleriegebäude in Kassel« (Berl. 1879).

Dehodencq (spr. dö-odängk), Alfred, franz. Maler, geb. 23. April 1822 zu Paris, war Schüler Cogniets, bildete sich aber mehr noch durch einen langen Aufenthalt in Nordafrika und in Spanien aus, von wo er auch die Mehrzahl seiner Motive hernahm. Die Galerie des Luxembourgpalastes besitzt von ihm den Stierkampf, und sein Erzähler in Marokko vom Salon 1877 fand auch auf der Pariser Weltausstellung 1878 lebhaften Beifall. 1873 erwarb der Staat sein Gemälde: Jude, zu einer Dorfhochzeit gehend (Museum zu Orléans). Unter seinen übrigen Arbeiten sind zu nennen: das jüdische Konzert, das jüdische Fest, Boabdil, die Strafe der Diebe in Marokko, die Söhne des Paschas, Verhaftung eines Juden in Tanger, marokkanische Gefangene, das Frühstück auf der Farm, Bourbonnais und die Judenbraut. Seine Charlotte Corday, Christoph Kolumbus, die Erweckung von Jairus' Töchterlein, Bacchus, der Ausmarsch der Mobilgardisten 1870 repräsentieren neben

zahlreichen Familienporträten eine andre Seite seines Schaffens. Das in Tanger gemalte Bild: Hinrichtung einer Jüdin in Tanger, wurde von einer empörten Volksmenge in seinem Atelier zerstört. Er starb 3. Jan. 1882 in Paris.

De hodierno die (lat.), vom heutigen Tag an.

Dehors (franz., spr. dö-ōr, meist in der Mehrzahl gebraucht), die Außenseite, auch der äußere Anstand.

Dehortieren (lat.), abmahnen, abraten; Dehortation, Abmahnung.

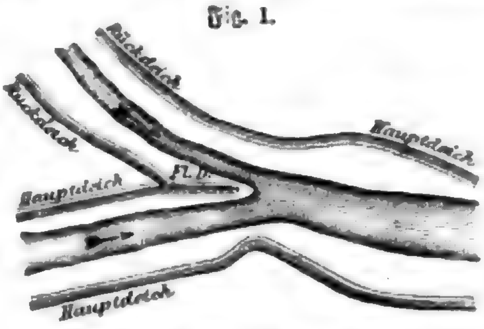
Dehra-Dun, ein Distrikt der englisch-ind. Nordwestprovinzen, 3089 qkm (56 QM.) groß mit (1881) 144,070 Einw., im äußern Himalaja, seit 1815 im Besitz der Engländer, die hier in den Höhen von 2100 m und mehr (in Landaur, Masauri ꝛc.) große Heilstationen für leidende, durch das Klima geschwächte Europäer (Zivil und Militär) angelegt haben. Die Stadt Dehra, mit (1881) 18,959 Einw., 692 m ü. M., mit einer mittlern Jahrestemperatur von 21,2° C., ist weltbekannt geworden als Sitz des indischen Vermessungsamtes (Great Trigonometrical Survey), welches hier 1835 die Messung der nördlichen Basis für seine Arbeiten durchführte, die von hier aus veröffentlicht werden. Mit der Eisenbahnstation Saharanpur ist D. durch eine vortreffliche, 66 km lange Kunststraße verbunden.

Dei (Dey, arab., v. Daju, »Prätendent«), von 1600 bis 1830 das Oberhaupt der den Raubstaat Algerien (s. d.) beherrschenden Janitscharenmiliz. Neben diesem besorgte anfangs noch ein von der Pforte ernannter Pascha die eigentliche Regierung des Landes; seit 1710 ward jedoch kein besonderer Pascha mehr ernannt, sondern diese Würde dem jedesmaligen D., der von der Pforte bestätigt werden mußte, erteilt. Der D. selbst nannte sich Wali (Statthalter), Beglerbeg (Fürst der Fürsten) und Seraskier (Oberbefehlshaber). Die Deis wurden durch die Wahl der Janitscharenmiliz zu Algier ernannt, bei der es sehr tumultuarisch herging. Wenn die Minorität sich nicht unterwerfen wollte, so kam es oft zum Blutvergießen, und nicht selten wurde der Gewählte bald wieder von der Gegenpartei ermordet. Der Neugewählte mußte, wenn ihm sein Leben lieb war, die Würde annehmen. Man setzte ihn auf den Thron, bekleidete ihn mit dem Ehrenkaftan, worauf er den Eid leisten und vorzüglich beschwören mußte, für die regelmäßige Bezahlung der Janitscharen zu sorgen. Ein solcher Regierungswechsel war gewöhnlich mit vielen Hinrichtungen verbunden. Die Regierungen der Deis waren selten von langer Dauer, und die meisten starben keines natürlichen Todes. Denn während der D. einerseits durch kein Gesetz am grausamsten Despotismus gehindert war, so war er doch anderseits der Sklave seiner Janitscharen, in deren Willen er sich fügen mußte, und die in ruhigen Zeiten durch einen ihm zur Seite stehenden Diwan, außerdem aber durch Aufruhr und Mord seine Macht beschränkten. Nach der gewöhnlichsten Meinung heißt D. (eigentlich Dai) Oheim von mütterlicher Seite; die Türken betrachteten nämlich den Großherrn als ihren Vater, den Staat Algerien als ihre Mutter und den D. als Bruder des letztern. Auch die Regenten von Tunis und Tripolis, die eigentlich Bei heißen, werden von den Europäern häufig D. genannt.

Deïaneira (Dejanira), nach griechischer Mythe Tochter des Öneus, Königs von Kalydon in Ätolien, und der Althäa, Schwester des Meleagros, entging nach dessen Tod mit Gorge dem Geschick, wie ihre Schwestern in Perlhühner verwandelt zu werden, lockte durch ihre Reize viele Freier an und wurde von Herakles dem Acheloos (s. d.), dem sie verlobt war, in heißem Kampf abgerungen. Sie gebar demselben mehrere Söhne, verursachte aber später wider ihren Willen dessen Tod und erhängte sich aus Schmerz darüber (s. Herakles).

Deich, Erddamm zum Schutz niedrig gelegener Ländereien vor Überflutung. Deiche werden am Meer, an Seen, Strömen und Flüssen angelegt, sind also See- oder Flußdeiche. Nach deren Zweck unterscheidet man Sommer- und Winterdeiche. Die Sommerdeiche sollen das Land und seine Früchte vor den im Sommer vorkommenden Hochwassern schützen, während sie bei den höchsten Wasserständen überflutet werden; die Winterdeiche (Hauptdeiche, Banndeiche, Fig. 1 u. 2) sollen den höchsten Fluten auch

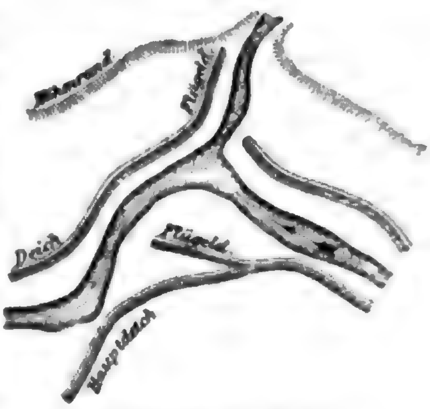
Fig. 1.



Situation der Deiche.

in den übrigen Jahreszeiten Widerstand leisten. Geschlossene Deiche lehnen sich an hochwasserfreie Höhen an, wodurch die Niederung von allen Seiten geschützt wird; offene Deiche enthalten Lücken, schützen also nicht vor Überschwemmung, halten aber nachteilige, bei Hochwasser eintretende Ablagerungen und Auskalkungen von den Ländereien ab. Rückdeiche oder Rückstaudeiche (Fig. 1) sind solche, welche sich längs eines Nebenflusses erstrecken. Grodendeich ist ein Hauptdeich, der auf bereits fest gewordenes Land (Groden, Deichgroden) zu liegen kommt u. nur von hohen Fluten erreicht wird.

Fig. 2.



Situation der Deiche.

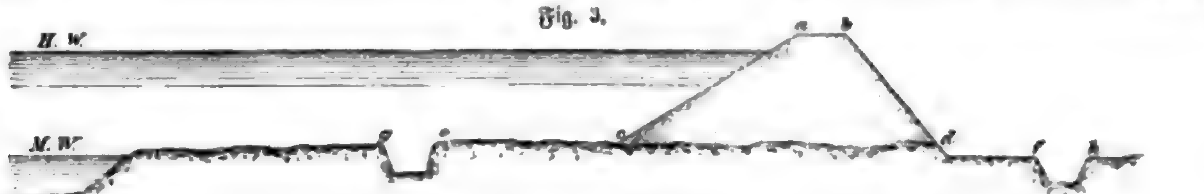
Die Ländereien und Grundstücke, welche durch die Deiche geschützt werden, nennt man Binnendeichsland oder Binnenland; diejenigen aber, welche zwischen dem D. und dem Wasser liegen und zum Schutz des Deiches wesentlich beitragen, Außendeichsland (Butenland, Vorland). Die zum Deichbau dienende Erde wird von dem Vorland entnommen, da ein Ausgraben des Bodens hinter dem D. leicht zum Durchquellen des Wassers Veranlassung geben würde und die vor dem D. ausgehobenen Gruben bei Hochwasser allmählich wieder mit Schlick ausgefüllt werden. Deiche, die kein Vorland mehr haben, und an deren Fuß der Strom dicht hinfließt, oder die auf bösem Wind liegen, nennt man Schaar- oder Gefahrdeiche. Wird dagegen vor dem D. so viel Land gewonnen, daß darauf ein zweiter Hauptdeich errich-

tet werden kann, wobei aber der ältere zur Fürsorge beibehalten wird, so heißt jener *Schlaf-* oder *Sturmdeich*. *Flügel-* oder *Schenkeldeiche* nennt man die Teile eines Deiches, die vom Hauptdeich schräg über das Vorland gehen (Fig. 1 u. 2). *Schlickdeiche* dienen zum Auffangen des Schlicks. Ein *Blockdeich* ist ein auf morastigem Boden errichteter D. Das Vorland dient dazu, das Durchflußprofil des Hochwassers zu vergrößern und bei gewöhnlichem Wasserstand den D. vor dem Unterwaschen zu schützen. Die Breite desselben läßt sich nicht allgemein bestimmen, an großen Strömen muß sie oft 100—200 m und mehr betragen. Alles kommt darauf an, den Wert des zu schützenden Landes gegen den des Vorlandes und gegen die Baukosten richtig abzuwägen. Bei Feststellung der *Deichlinie* sind alle scharfen Ecken möglichst zu vermeiden und durch Bogen abzurunden, die Höhe des Deiches muß den höchsten in Aussicht genommenen Wasserstand um 0,25—0,5 m übersteigen. Auch muß man, da die aufgeworfene (wenn auch festgestampfte) Erde stets etwas zusammensinkt, 1/15—1/10 der Höhe zugeben und in sumpfigen Gegenden außerdem die Senkung des Grundes (Deichanker, Deichfuß, Deichstuhl) im voraus veranschlagen. Beim D. unterscheidet man die Krone oder

gebessert werden, weil bei schwellendem Wasser, welches die beschädigte Stelle angreift, der Schade meist reißend schnell wächst. Kleine Öffnungen in der innern Böschung, durch welche das Wasser dringt, kann man interimistisch mit kegelförmigen Zapfen verkeilen, Öffnungen in der äußern Böschung durch Pechleinwand, Wachstuch, Erdsäcke oder ähnliche wasserdichte Stoffe verschließen. Erreicht das Wasser die Kappe des Deiches, so müssen die zu niedrigen Stellen rasch erhöht werden, denn die kleinste Verletzung der Kappe durch überfließendes Wasser (*Kappenstürzung*) hat sonst fast immer einen Deichbruch zur Folge. Endlich erweist sich zur Sicherung des Binnenlandes vor Überflutungen auch häufig die Anlage von *Deichsielen* oder *Deichschleusen* (s. Siel) als notwendig. Sie dienen dazu, das Wasser, welches sich innerhalb des Deiches durch Schnee und Regen oder wohl auch durch Zuströmungen aus höhern Gegenden sammelt, abzuführen.

Die Wichtigkeit der Deiche für die Abwendung der nachteiligen Folgen, welche durch Überschwemmungen von Meeren, Seen und Flüssen für das Land entstehen, hat zur Bildung von *Deichverbänden* und zur gesetzlichen Regelung des Deichwesens, zur Aufstellung von *Deichordnungen*, Veranlassung gege-

Fig. 3.



Deichquerprofil.

Kappe ab (Fig. 3), die äußere oder Außenböschung ac und die innere oder Innenböschung bd. Wichtigere Deiche erhalten noch eine Außenkrone ec und eine Innenkrone df, welche nötigen Falls durch besondere Gräben eg und fh (Außenkronen-, Innenkronengraben) bez. von dem Vorland und Binnenland abgegrenzt werden. Die Stärke des Deiches bemißt sich nach dem zu leistenden Widerstand und der Festigkeit des Materials. Die Kappe sollte nie schmäler als 2 m werden; soll der Damm fahrbar sein, so ist diese Breite zu vermehren, ebenso bei sehr hohen Deichen. Die Böschungen müssen desto flacher sein, je weniger Zusammenhang das Material hat, woraus der D. gebaut wird. Man kann annehmen, daß fester Thon oder Lehm unter einem Winkel von 35—40, mittelfeste Erde unter 30—35, Sand unter 18—24° liegen bleibt. Sanddämme müssen daher am flachsten abgeböscht werden. Die äußere Böschung ist flacher als die innere zu halten, weil jene den Andrang des Wassers unmittelbar auszuhalten hat; auf der Landseite genügt es in der Regel, wenn die Erde und ihre Bekleidung festliegt. Die Böschungslinie ist gewöhnlich eine gerade; die Kappe wird ein wenig konvex gebildet, um dem Regenwasser Abfluß zu gewähren. Die Erddeiche werden schichtweise gebaut, indem man die Erde in Schichten von 0,25—0,5 m aufbringt und jede einzelne für sich feststampft. Die Böschungen des Deiches müssen eine Bekleidung mit Rasen (Sohden, daher *Besohdung*) oder Luzerne erhalten, um das Austrocknen und Ablösen der Erde zu verhindern. Läßt sich eine dichte Rasen- oder Kleedecke nicht anbringen, so muß der D. durch Strohmatten, welche mit hölzernen Krampen befestigt werden, durch Rutengeflechte, besser durch Bohlenbekleidung oder Steindossierungen, verwahrt werden. Beschädigungen des Deiches müssen womöglich im ersten Entstehen aus-

ben. Die Deichverbände bestehen aus allen Inhabern der durch die Deiche geschützten Grundstücke, welchen ein Ausschuß der Deichgenossenschaft, die sogen. *Deichgeschwornen*, an deren Spitze ein *Deichgraf* (Deichhauptmann, Deichinspektor) steht, vorgesetzt ist. Die den Deichverbänden obliegenden Pflichten, die Deichlast, zerfällt in *ordentliche* und *außerordentliche*. Jene begreift die regelmäßige, nicht durch besondere Ereignisse veranlaßte Unterhaltung der Deiche. Von ihr werden alle Inhaber (auch Pachter) der durch die Deiche geschützten Grundstücke getroffen, und zwar muß hierbei gegen sonstige bei den Reallasten gültige Rechtsregeln der Nachfolger die Rückstände seines Vorgängers übernehmen. Zur außerordentlichen Deichlast gehören die Fälle der Beihilfe und der Nothilfe. Beide werden beansprucht, wenn die Erhaltung des Deiches die Kräfte der einzelnen Verpflichteten übersteigt. Die *Nothilfe* tritt ein, wenn bei hoher Sturmflut oder bei Eisgang die Deiche in Gefahr oder wenn Kappenstürzungen wirklich geschehen sind, oder wenn ein Teil des Deiches bereits weggerissen und ein Durchbruch des Wassers wirklich erfolgt ist. Die ältesten Deichordnungen stammen aus dem 13. Jahrh. Als das wichtigste und vollständigste Deichrecht erscheint die am 29. Juli 1743 veröffentlichte Deichordnung für das Herzogtum Bremen. Unter den neuern Deichordnungen sind das preußische Gesetz über das Deichwesen vom 28. Jan. 1848 und die Oldenburger Deichordnung vom 8. Juni 1855 hervorzuheben. Der Hauptgrundsatz des Deichrechts ist: »kein Land ohne D. und kein D. ohne Land«, d. h. alle von einem Hauptdeich umfaßten Grundstücke, welche ohne denselben der Überschwemmung ausgesetzt sein würden, sind deichpflichtig, und die Deichpflicht ist von dem Grundstück, worauf sie haftet, unzertrennlich. Ausnahmen von

der Deichlast gibt es nicht. Wer die auf seinem Grundstück ruhende Deichlast nicht übernehmen will oder kann, wird desselben nach älterm Recht verlustig: »wer nicht will deichen, muß weichen«. Auch konnte man sich von der Deichpflicht durch Aufgabe des Landes mittels symbolischer Einsteckung eines Spatens befreien. Wer diesen Spaten herauszog, erwarb das Grundeigentum gegen Übernahme auch der rückständigen Deichlasten (sogen. Spatenrecht). Heutzutage findet wegen rückständiger Deichlasten die exekutivische Beitreibung im Administrativverfahren statt. Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 321, 326) bedroht die vorsätzliche Zerstörung oder Beschädigung von Deichen mit Gefahr für das Leben oder die Gesundheit andrer mit Gefängnis von 3 Monaten bis zu 5 Jahren. Ist durch die Handlung eine schwere Körperverletzung verursacht worden, so tritt Zuchthausstrafe bis zu 5 Jahren und, wenn der Tod eines Menschen die Folge war, Zuchthausstrafe von 5 bis zu 15 Jahren ein. Bei fahrlässiger Beschädigung wird Gefängnisstrafe ausgesprochen. Vgl. außer den Handbüchern über die Wasserbaukunst von Franzius und Sonne (Leipz. 1879), Hagen (3. Aufl., Berl. 1874), v. Chiolich-Löwensberg (Stuttg. 1861—66) u. a.: Wehrmann, Eindeichung des Oderbruches (Berl. 1861); Dannemann, Melioration des Warthebruches (das. 1867); Nieberding, Wasserrecht und Wasserpolizei im preußischen Staat (das. 1868); Rust, Das Deichwesen an der untern Elbe (das. 1870); Perels, Handbuch des landwirtschaftlichen Wasserbaues (2. Aufl., das. 1884); Peyrer, Österreichisches Wasserrecht (Wien 1880); Kletke, Das Deichwesen des preußischen Staats (Berl. 1868); Parey, Das Deichbuch (gesetzliche Bestimmungen, Danzig 1871).

Deichselrecht, eine bei aneinander stoßenden Bauerngehöften vorkommende Servitut, welche gewöhnlich mit dem Traufrecht verbunden ist und in der Berechtigung besteht, daß der Besitzer des diesseitigen Gutes die Deichsel des in seinem Schuppen oder seiner Scheune untergebrachten Wagens durch eine in der Wand angebrachte Öffnung (Deichselloch) auf des Nachbars Grundstück (Garten) reichen lassen darf. Dafür hat der Belastete gewöhnlich das Recht, an die Wand des jenseitigen Gebäudes unter dem Schutz der Bedachung seine Räder, Leitern und andre Gerätschaften aufzustellen oder aufzuhängen und ins Trockne zu bringen.

Deidesheim, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Neustadt, am Fuß der Haardt und an der Linie Monsheim-Neustadt a. H. der Pfälzischen Eisenbahn, hat 3 Kirchen, ein reichdotiertes Bürgerhospital (gegründet 1494) und (1880) 2744 Einw. (191 Evangelische), welche berühmten Weinbau und Weinhandel sowie Bereitung von Obstkonserven treiben.

Deidesheimer, s. Pfälzer Weine.

Deifizieren (lat.), vergöttern; Deifikation, Vergötterung.

Deï gratia (lat., »von Gottes Gnaden«), Formel, welche die regierenden Herren ihren Titeln vorsetzen. Sie war anfangs bloß ein demütiges Bekenntnis der Abhängigkeit vom höchsten Wesen. So fügten sie zuerst die Bischöfe auf dem Konzil zu Ephesos bei der Verurteilung des Nestorius 431, später auch Äbte und Äbtissinnen, ja sogar Mönche und Kapläne ihren Titeln in Briefen und Urkunden bei. Bei den Päpsten kommt sie in Zusammenstellung mit dem Prädikat servus servorum, auch mit dem Zusatz: Dei et ecclesiae gratia vor. Seit Mitte des 13. Jahrh., als der Papst für den Statthalter Christi auf Erden galt, schrieb sich die hohe Geistlichkeit »Von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnaden« (»Dei et apostolicae sedis gratia«), wie sich die Bischöfe noch jetzt schreiben. Von der Geistlichkeit nahm Pippin der Kleine die Formel D. an, und von ihm ging sie auf die fränkischen Könige, deutschen Kaiser und alle souveränen christlichen Fürsten über, und sie hat allmählich die Bedeutung bekommen, daß sie den unmittelbar göttlichen Ursprung der königlichen Gewalt (Königtum von Gottes Gnaden), im Gegensatz zum Ursprung aus dem Willen des Volkes, ausdrücken soll.

Deiker, 1) Johannes, Maler, geb. 27. Mai 1822 zu Wetzlar, wo sein Vater Zeichenlehrer am Gymnasium und Maler war, begann seine Studien in Frankfurt a. M. bei J. Becker und widmete sich hauptsächlich der Porträtmalerei. Nach Wetzlar zurückgekehrt, gewann er die Gunst des Fürsten zu Solms-Braunfels, auf dessen Schloß an der Lahn er viele Jahre zubrachte. Hier wurde er durch die großen Wälder und Wildgehege veranlaßt, sich ausschließlich der Darstellung von Tieren und Jagdszenen zuzuwenden. 1868 ließ er sich in Düsseldorf nieder. Er behandelt das Leben der Hirsche, Rehe, Wildschweine und der andern jagdbaren Tiere des deutschen Waldes in anschaulicher Weise und ist zugleich ein feiner Beobachter der landschaftlichen Stimmungen.

2) Karl Friedrich, Bruder des vorigen, Maler, geb. 3. April 1836 zu Wetzlar, wurde Schüler der Zeichenakademie in Hanau und begann unter dem Direktor Pélissier seine künstlerischen Studien, die er dann bei J. W. Schirmer in Karlsruhe fortsetzte. Seit 1864 lebt er in Düsseldorf. Er malt mit Vorliebe Hochwild und Wildschweine und schildert gern Hirschkämpfe, fliehendes Hochwild, vom Jäger verfolgt, Sauhatzen u. dgl. Auch Geier und Falken, Szenen aus dem Leben der Füchse hat er mit Glück behandelt. Eine Sauhatz (1870) befindet sich im Museum zu Köln. Er hat auch zahlreiche Jagdszenen für illustrierte Blätter und Jagdbücher gezeichnet.

Deime, Fluß im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, ursprünglich ein Kanal, jetzt ein schiffbarer Arm des Pregels, der sich bei Tapiau nach N. abzweigt und bei Labiau in das Kurische Haff mündet. Er wurde 1405 vom Deutschen Orden schiffbar gemacht und hat einen Lauf von 41 km Länge und 1,5 m Tiefe. Durch den Großen Friedrichsgraben ist er mit dem Nemonien verbunden.

Deimos und **Phobos** (lat. Terror und Pavor, »Schrecken und Furcht«), in der griech. Mythologie die Söhne und beständigen Begleiter des Ares.

Deinárchos (lat. Dinarchus), der letzte der zehn attischen Redner, geboren um 361 v. Chr. zu Korinth, war Schüler des Theophrast zu Athen und blühte daselbst unter der Verwaltung des Demetrios Phalereus, obwohl er als Fremder nur für andre Reden schreiben durfte. Nach Demetrios' Vertreibung als Freund der makedonischen Herrschaft bedroht, begab er sich 307 nach Chalkis auf Euböa und kehrte erst 292 nach Athen zurück, wo er, halb erblindet und von einem Freund um sein Vermögen gebracht, über 70 Jahre alt, starb. Von seinen zahlreichen Reden (mindestens 58) haben sich nur drei, auf den Harpalischen Prozeß bezügliche (darunter eine gegen Demosthenes), erhalten, die von seiner Kunst keine besonders günstige Anschauung geben (außer in den Sammlungen griechischer Redner hrsg. von Mätzner, Berl. 1842, und Blaß, Leipz. 1871; Kommentar von Wurm, Nürnb. 1828). Nach dem Urteil der Alten hatte er als Redner keinen ihm eigentümlichen Charakter, sondern ahmte bald Lysias, bald Hyperides, bald Demosthenes nach, ohne sie

jedoch zu erreichen. Vgl. Blaß, Die attische Beredsamkeit, Bd. 3 (Leipz. 1880).

Deinhardstein, Johann Ludwig, Bühnendichter, geb. 21. Juni 1794 zu Wien, widmete sich hier anfangs rechts- und staatswissenschaftlichen, dann klassischen und ästhetischen Studien und erhielt 1827 eine Professur der klassischen Litteratur und Ästhetik in seiner Vaterstadt. Im J. 1832 zum Vizedirektor des Hofburgtheaters und zum Wirklichen Regierungsrat ernannt, bekleidete er erstere Stelle bis 1841 und besorgte die Zensur der eingereichten Stücke. 1830 erhielt er die Redaktion der »Jahrbücher der Litteratur«, welche er bis zu deren Schluß 1851 führte. Er starb 12. Juli 1859 in Wien. D. ist Verfasser zahlreicher Theaterstücke, welche, ohne höhere künstlerische Bedeutung und Originalität zu besitzen, durch bühnengerechtes Arrangement, gebildete Sprache und herzlichen Ton den Beifall des Publikums fanden. Sie sind gesammelt in seinen »Dramatischen Dichtungen« (Wien 1816), seinem »Theater« (das. 1827, 1833) und seinen »Künstlerdramen« (Leipz. 1845, 2 Bde.). Einzeln erschienen das Lustspiel »Ehestandsqualen« (Wien 1820) und das nach dem »Teuerdank« bearbeitete Gedicht »Erzherzog Maximilians Brautzug« (das. 1832). Am besten gefielen »Hans Sachs« (Wien 1829), ein Bühnengemälde voll gelungener Charakteristik, das in mehrere Sprachen übersetzt worden ist, und das Lustspiel »Garrick in Bristol« (das. 1834). Mit seinen »Künstlerdramen« bahnte D. nicht ohne Glück eine neue Gattung der dramatischen Poesie an. Was er im Fach des ernsten Dramas geschrieben, beschränkt sich auf einige kleinere Stücke rührenden Charakters, wie »Der Gast« und »Floretta«. In »Fürst und Dichter« brachte er zuerst Goethe auf die Bühne, indem er hier die Klatschereien und Intrigen vorführte, die den Frankfurter Bürgerssohn aus seiner Stellung am weimarischen Hofe verdrängen sollten. Besser gelang ihm die Schilderung Voltaires in dem fein angelegten Konversationsstück »Die rote Schleife«. Deinhardsteins »Gesammelte dramatische Werke« erschienen Leipzig 1848 bis 1857, 7 Bde.; auch gab er heraus »Klassisches Theater des Auslandes« (Wien 1855–56, 2 Bde.). Anmutig sind seine lyrischen »Gedichte« (Berl. 1844) und die »Erzählungen und Novellen« (Pest 1846).

Deinheiro, früher portugiesisches und brasil. Probiergewicht, = $^1/_{12}$ Marco = 1,333 Lot des frühern deutschen Silberprobiergewichts.

Deinokrates (lat. Dinocrates), Architekt aus Makedonien, trug, bereits bekannt durch den Wiederaufbau des von Herostratos niedergebrannten Dianentempels zu Ephesos, Alexander d. Gr. den Plan vor, den Berg Athos zu einer menschlichen Gestalt umzubilden, in der linken Hand mit einer Stadt, in der rechten mit einer großen Schale, worin sich das Wasser aller Flüsse des Bergs sammeln und dann dem Meer zuströmen sollte. Der Plan kam nicht zur Ausführung. Berühmt sind D.' Stadtanlage von Alexandria und die Errichtung des Scheiterhaufens des Hephästion. Später soll D. noch den Tempel der Arsinoe, der Gemahlin des Ptolemäos Philadelphos, mit Magnetstein zu wölben angefangen haben, damit ihr aus Eisen gefertigtes Bild in der Luft zu schweben schiene; angeblich verhinderte aber sein Tod die Ausführung dieses Werkes.

Deinos, bei den Griechen ein halbkugelförmiger Kessel aus Thon oder Metall zum Mischen des Weins mit Wasser.

De intĕgro (lat.), von neuem.

Deïokes (Dajauku), nach Herodot der erste von Assyrien unabhängige König der Meder, 710–655 v. Chr., der, wegen seiner Klugheit und Gerechtigkeit zunächst zum Richter gewählt, allmählich königliche Gewalt zu gewinnen wußte. Er ließ als feste Residenz Ekbatana bauen, wählte sich aus den vereinigten sechs Stämmen eine Leibwache aus, sorgte für die geordnete Verwaltung des Staats, errichtete ein ausgedehntes Spioniersystem und war der eigentliche Gründer medischer Königsmacht und Zivilisation. In Wirklichkeit war D. ein den Assyrern unterthäniger medischer Stammeshäuptling. Sein Sohn und Nachfolger war Phraortes.

Deïphŏbe, nach griech. Mythe Tochter des Glaukos, Priesterin des Apollon und der Artemis, hatte ihren Sitz in einer Höhle bei Cumä, wo sie den Äneas in die Unterwelt führte, und soll nach Servius, dem Erklärer des Vergil, jene Sibylle sein, welche dem Tarquinius die Sibyllinischen Bücher verkaufte (s. Sibylla). Apollon gewährte ihr ein Alter von 700 Jahren; aber da sie um Jugend zu bitten vergaß, erging es ihr wie Tithonos (s. d.): sie ward zuletzt ganz kraftlos und schwand wie ein Schatten dahin.

Deïphŏbos, in der griech. Mythe Sohn des Priamos und der Hekabe, einer der tapfersten Helden Trojas. Er und Paris sollen den Achilleus getötet haben. Da er stets gegen die Auslieferung der Helena gestimmt hatte, so richtete sich der Haß der Griechen, nächst dem Paris und Hektor, am meisten auf ihn. Sein Haus ward bei der Eroberung der Stadt zuerst zerstört und er selbst, von Helena, mit der er sich (nach späterer Sage) nach Paris' Tod vermählt hatte, verraten, von Menelaos schmählich verstümmelt.

Deïphontes, nach griech. Mythus Sohn des Herakliden Antimachos, heiratete die Hyrnetho, Tochter des Temenos, und half diesem den Thron der Temeniden in Argos aufrichten, wofür ihn Temenos, seine eignen Söhne, die ihm nach dem Leben gestellt hatten, zurücksetzend, zu seinem Nachfolger in Argos ernannte. Nach Pausanias dagegen gelangte Keisos, Temenos' ältester Sohn, zur Herrschaft in Argos, während D. mit Hyrnetho zu Epidauros lebte, wo er von seinen Schwägern allerlei Feindseligkeiten erduldete. Als zwei derselben ihre Schwester einst mit Gewalt entführt hatten und D. ihnen nachsetzte, wurde Hyrnetho von ihrem Bruder Phalkes im Handgemenge getötet. Das Schicksal der Frau war Gegenstand einer Tragödie (»Temenos«) des Euripides.

Deipnon, bei den alten Griechen die Hauptmahlzeit zwischen Frühstück (Ariston) und Abendessen (Dorpon), gegen Sonnenuntergang gehalten.

Deipnosophisten (griech.), Leute, die während der Mahlzeit lehrreiche Gespräche führen; auch Titel eines Buches von Athenäos (s. d.).

Deïr el Kamar (»Mondkloster«), früher Hauptort der Drusen in Syrien, jetzt Hauptort des Mutessarifliks Dschebel i Libnan, liegt 900 m ü. M., am Abhang des Libanon und bietet mit seinen weißen, von mächtigen Felsen überragten Häusern und den auf Terrassen angelegten Gärten einen überaus malerischen Anblick. Die Bewohner (meist Maroniten), etwa 8000 an Zahl, treiben Weinbau und Seidenzucht und verfertigen mit Gold und Silber durchwebte seidene Kopftücher. 1860 war D. Schauplatz einer Christenniedermetzelung. Auf der gegenüberliegenden Thalwand das große Schloß Bteddin, Sitz des christlichen Paschas des Libanon.

Deisidämonie (griech.), Geisterfurcht, heilige Scheu vor Dämonen.

Deïsmus (lat.), im philosophischen Sinn der abstrakte Gottesglaube ohne außerordentliche Offenbarung, überhaupt ohne lebendige und innere Beziehung

Gottes zur Welt (im Gegensatz zum Theismus); das System, welches einen von der Welt nicht bloß geschiedenen (im Gegensatz zum Pantheismus), sondern auch verschiedenen, ihr äußerlich gegenüberstehenden Gott als letzte Ursache aller Dinge annimmt. Charles Blount war einer der ersten, welche sich in diesem Sinn Deisten nannten; ihm folgten vornehmlich Tindal und Morgan. Die Denk- und Sinnesweise dieser Männer ging aus den kirchlich-politischen Wirren Englands im 17. Jahrh. und aus dem Widerspruch der zurückgebliebenen Theologie gegen die fortgeschrittene Wissenschaft hervor. Vorgänger dieses D. war Eduard Herbert (s. d.), Lord von Cherbury, der zuerst den Begriff und die Zulänglichkeit der natürlichen Religion entwickelte. Ihm nahe steht Thom. Browne (s. d.), Verfasser der »Religio medici« und andrer deistischer Schriften. Charles Blount (gest. 1693) trat vornehmlich als witziger und ironischer Widersacher der biblischen Geschichte auf. Bestimmter, umfassender und feindseliger wurden diese Angriffe, seitdem 1694 die Preßfreiheit eingeführt worden war und John Locke die »Vernünftigkeit des Christentums« (»The reasonableness of Christianity«, 1695) als Losung ausgegeben hatte. Seitdem wurde das Christentum oft geradezu als Priesterbetrug bekämpft, immer seiner historischen Bedeutung und Grundlage beraubt. Graf Anthony Shaftesbury (s. d.) strebte eine reine diesseitige Religion der Schönheit und Tugend an und führte eine schalkhafte Polemik gegen das Christentum als gegen eine durch den Gedanken ewiger Vergeltung getrübte Sittlichkeit. Gleichzeitig suchte John Toland (gest. 1722) in einem Hauptwerk der ganzen Richtung (»Christianity not mysterious«, 1696) den Wunderbegriff aus der christlichen Religion zu entfernen und kam durch Anton Collins (gest. 1729), welcher das Recht des freien Denkens als allgemeines Menschenrecht beanspruchte, für dieselbe Richtung der Name Freidenker auf. Thom. Woolston, der einzige Märtyrer unter seinen Genossen (gest. 1733 im Gefängnis), gebrauchte die alte Methode, die Wundergeschichten zu allegorisieren, als Hülle für seine Angriffe auf die evangelische Geschichte. Matth. Tindal (gest. 1733) leugnete die Idee und Möglichkeit der Offenbarung und nannte die Heilige Schrift eine Urkunde der natürlichen Religion, das Christentum so alt wie die Schöpfung (»Christianity so old as the creation«, 1730, das Hauptmanifest des D.), die Kirche in Hobbes' Sinn eine Institution des Staats. Der Arzt Thom. Morgan (gest. 1743) suchte alles Geschichtliche im Judentum und Christentum als Priesterbetrug zu entlarven. Thom. Chubb (gest. 1747) fand das Wesen des Christentums in einer auch unabhängig von ihm Bestand habenden Moralität und natürlichen Religion. Lediglich als Mittel für Staatszwecke erscheint die Religion auch bei Lord H. Bolingbroke (s. d.). Eine Satire auf die Ideale der Kirche stellt die »Fabel von der Biene« von Bernhard Mandeville (s. d.) dar. In der Weise der historischen Kritik dagegen trat Peter Annet (gest. 1768) gegen die Auferstehung und andre Wunder ins Feld. Endlich schlug in David Hume (s. d.) der D. in Skeptizismus um. In der Geschichte der Kirche machte der englische (eigentliche) D. große Epoche. Derselbe entwickelte in sich eine Fülle des Scharfsinns und geistiger Bildung, behauptete sich aber meist unter den höhern Ständen, gewöhnlich nur als Gleichgültigkeit gegen die Kirche sich kundgebend. In Frankreich ergriff und steigerte der Encyklopädismus (Diderot) die negative Richtung des englischen D., während Voltaire von der Geistes-, Rousseau von der Gemütsseite her die positive Richtung desselben vertraten. In Deutschland entwickelte sich der D. teils als Evangelienkritik (»Wolfenbütteler Fragmente«, Reimarus), teils als Aufklärungsphilosophie und theologischer Rationalismus. Innerhalb der katholischen Kirche tragen einen rein deistischen Charakter die Theophilanthropen in Frankreich seit 1796 durch Lareveillère-Lepeaux, mit einem Kultus der natürlichen Religion, 1802 aufgelöst, 1829 vergeblich wieder angeregt, und die französische katholische Kirche des Abbé Chatel seit 1831, mit stark politischer Färbung. Dem Judentum gab vornehmlich Mendelssohn einen Anstoß zu einer innerlichen Entwickelung, welche, fast natürlich zum D. fortschreitend, als jüdische Reform besonders in Deutschland und Frankreich Vertreter fand. Vgl. Lechler, Geschichte des englischen D. (Stuttg. 1841); Pünjer, Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation (Braunschw. 1880).

Deisselberg, basaltischer Kegelberg auf dem Plateau von Paderborn, westlich bei Trendelburg, 386 m hoch, einer der nördlichsten deutschen Basaltberge.

Deisten, s. Deismus.

Deister, niedrige, aber waldreiche Bergkette in der preuß. Provinz Hannover, zwischen der Weser und Leine im Fürstentum Kalenberg, zieht sich von Springe in nordwestlicher Richtung 22 km weit bis Rodenberg, parallel dem die Weser begleitenden Süntelgebirge, von dem sie durch ein von der Kaspaue durchflossenes Thal getrennt wird. Beide Bergzüge fallen steil gegen SW. ab und zeigen eine dammartige, hier und da durch Vertiefungen unterbrochene, kettenartige Bildung. Der höchste Punkt des Deisters ist der 403 m hohe Höfeler bei Wennigsen. Das Gebirge hat einige ergiebige Steinkohlengruben und Sandsteinbrüche. Am Nordwestende desselben schließen sich jenseit der Kaspaue die Bückeberge (s. d.) an.

Deistersandstein, s. Wealdenformation.

Deität (lat.), Gottwesenheit, Gottheit.

Dej., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Graf P. F. Dejean (s. d.).

Dejanira, s. Deianeira.

Déjazet (spr. -schasä), Pauline Virginie, franz. Schauspielerin, geb. 30. Aug. 1797 zu Paris, betrat schon als fünfjähriges Kind das Théâtre des jeunes Artistes am Kapuzinerkloster, spielte dann mit glänzendem Erfolg auf den Kindertheatern der Rue de Bondy und der Rue Dauphine, trat in den Variétés in Knabenrollen auf, ebenso in Bordeaux und Lyon und übernahm 1821 im Gymnase die jungen Burschen, Schüler etc. Von hier kam sie an das Théâtre des Nouveautés und ging 1834 an das Théâtre du Palais-Royal über, dem sie seinen schönsten Glanz verlieh. Von 1844 bis 1849 war sie Mitglied der Variétés, trat dann an verschiedenen Theatern von Paris, auch wiederholt in der Provinz und in London auf und übernahm 1859 die Direktion der Folies-Dramatiques, die sie in Théâtre D. umtaufte. Im J. 1868 trat sie von der Bühne ab, kehrte aber von neuem zu ihr zurück, als sie 1874 in einer Vorstellung zu ihren gunsten (Einnahme 60,000 Frank) aufgetreten war, und starb 1. Dez. 1875. Außerordentliche Lebendigkeit, Witz, das Talent, entschiedene Zweideutigkeiten so sagen zu können, daß sie ihr verziehen wurden, und eine unbeschreibliche Schalkhaftigkeit in ihrem ganzen Wesen machten sie zu einem der glänzendsten Sterne der Pariser Bühne. Beurmann sagte treffend: »Sie ist die Königin der Vaudevilles, die Grisette par excellence, die reizendste und

liebenswürdigste Sünderin von Paris, die geistreichste und witzigste Salondame der Hauptstadt«. 1869 erhielt sie von Napoleon III. eine Pension von 2000 Frank. Eine Sammlung ihrer stets treffenden, geistreichen Einfälle enthält das Buch »Le perroquet de D.« Vgl. Lecomte, V. D. (Par. 1866), und Duval, V. D. (das. 1876). — Ihr Sohn Eugène D., gest. 19. Febr. 1880 in Paris, hat sich durch eine Reihe von Operetten: »Un mariage en l'air« (1861), »L'argent et l'amour« (1863), »Monsieur de Belle-Isle« (1865) u. a., ihre Tochter Hermine (gest. 18. Dez. 1877) ebenfalls durch eine Komposition und als Sängerin bekannt gemacht.

Dejean (spr. döschāng), 1) Jean François Aimé, Graf, franz. General, geb. 6. Okt. 1749 zu Castelnaudary, diente unter Dumouriez in Belgien und wurde 1793 zum Kommandanten des Geniekorps und Direktor der Befestigungen, 1794 unter Pichegru zum Brigadegeneral und nach dem berühmten Rheinübergang in der Nacht vom 5. zum 6. Sept. 1795 zum Divisionsgeneral befördert. Von Bonaparte zum Staatsrat ernannt, erhielt er die Aufsicht über die Küsten von Bretagne. Nachdem er bei Marengo mitgefochten, war er als Präsident der Konsulta von Genua bei der neuen Organisation Italiens beschäftigt. 1802 wurde er zum französischen Kriegsminister ernannt und verwaltete dies Amt, bis ihm 1809, da man ihm die schlechte Verteidigung von Antwerpen zur Last legte, das Portefeuille genommen wurde. 1810 ward er zum Grafen, 1812 zum Senator ernannt und war Vorsitzender des Kriegsgerichts über die Generale Mallet, Lahorie und Guidal, bei welcher Gelegenheit er eine ehrenvolle Unabhängigkeit bewies. 1814 schloß sich D. den Bourbonen an, ward Pair und Gouverneur der polytechnischen Schule, trat aber 1815 wieder zu Napoleon I. über, verlor deshalb nach der zweiten Restauration seine Stelle als Pair, erhielt sie 1819 wieder, ward Generaldirektor in der Kriegsadministration, nahm 1820 seinen Abschied und starb 12. Mai 1824 in Paris.

2) Pierre François Aimé Auguste, Graf, Entomolog, Sohn des vorigen, geb. 10. Aug. 1780 zu Amiens, studierte anfangs Medizin, trat, noch sehr jung, in den Militärdienst, begleitete seinen Vater nach Holland und zeichnete sich später als Kommandeur eines Dragonerregiments in Spanien aus. Als Brigadegeneral focht er in fast allen Schlachten des russischen Feldzugs, ward 1813 Divisionsgeneral und 1814 zur Disponibilität gestellt. 1815 fungierte er bei Waterloo als Napoleons I. Adjutant; nach der zweiten Restauration ward er verbannt, kehrte aber 1818 nach Frankreich zurück, trat 1824 in die Pairskammer, 1830 wieder in den aktiven Dienst und machte den Feldzug in Belgien mit. Er starb 18. März 1845. Von Jugend auf eifrig mit dem Studium der Ornithologie und Entomologie beschäftigt, brachte er während seiner Feldzüge und seines Exils in Kärnten, Krain, Steiermark und Dalmatien sowie durch seine Verbindung mit fast allen Entomologen Europas eine Sammlung zu stande, die als die größte und reichste des Kontinents angesehen werden kann. Er lieferte 1821 einen systematischen Katalog der Käfer (2. Aufl. 1833—37) und schrieb: »Iconographie des coléoptères d'Europe« (Par. 1829 bis 1836, 5 Bde.) und »Species générales des coléoptères« (das. 1825—37, 5 Bde.; den 6. Band fügte Aubé hinzu), ein zwar unvollendetes, aber klassisches Werk. Mit M. Boisduval gab er heraus: »Histoire naturelle et iconographie des coléoptères d'Europe« (Par. 1828—38, 50 Lfgn.). Die Mehrzahl der von D. aufgestellten Spezies wie auch seine Änderungen im System haben allgemeine Anerkennung gefunden.

Dejektion (lat.), Ab- und Ausstoßung; D. aus dem Besitz, gewaltsame Entsetzung aus dem Besitz. In der Medizin bezeichnet man mit D. die Exkremente, den Auswurf, und was sonst vom Körper des Kranken stammt.

Dejerieren und **Dejeration**, s. Dejurieren.

Dejeuner (franz., spr. -schöneh), die erste Mahlzeit des Tags, das Frühstück, besteht in Deutschland in der Regel aus Kaffee oder Thee mit Weißbrot oder Kuchen, in Frankreich aus schwarzem Kaffee oder Schokolade, in England aus Thee mit Eiern und Fleisch. In Frankreich nennt man ganz speziell D. (déjeuner à la fourchette, Gabelfrühstück) diejenige Hauptmahlzeit, welche gegen 12 oder 1 Uhr genossen wird und aus einer oder mehreren warmen und kalten Speisen besteht. Dieses D. unterscheidet sich vom Mittagsessen, dem Diner, durch die Zahl und Art der Gerichte, namentlich aber durch die Art, wie es serviert wird. Man pflegt es ohne Tischtuch aufzutragen. Geschäftsleute dejeunieren in der Regel nicht in der Familie, sondern im Restaurant, da die Arbeits- und Geschäftszeit durch eine eigentliche Frühstückspause nicht unterbrochen wird. Déjeuner dînatoire (richtiger D.-dîner), ein größeres, feines Frühstück an Stelle eines Mittagsmahls. Der Unterschied von letzterm besteht darin, daß es zu früherer Stunde (zwischen 12—2 Uhr mittags) stattfindet, und daß die Gerichte in andrer Auswahl und Reihenfolge aufgetragen werden. D. dansant, ein Frühstück, an welches sich Tanz anschließt. Dejeunieren, frühstücken. — Le Déjeuner war auch Name eines Schriftstellervereins unter dem ersten Kaiserreich.

Dejizieren (lat.), herabwerfen; ausstoßen, aus dem Besitz vertreiben.

Dejotărus, Tetrarch (Vierfürst) von Galatien, erhielt wegen der wichtigen Dienste, die er den römischen Feldherren Sulla, Servilius Isauricus, Murena, Lucullus und Pompejus in den Kriegen in Asien geleistet, vom römischen Senat den Königstitel und die Herrschaft über Kleinarmenien und stand mit M. Cato, Pompejus, Cäsar, Crassus, den Brüdern M. und Quintus Cicero, M. Brutus u. a. in Verbindung. Im Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar schloß er sich dem erstern an und zog ihm mit 600 Reitern zu Hilfe, trennte sich aber nach der Schlacht bei Pharsalus von Pompejus und begab sich nach Galatien zurück, wo er durch den Angriff des Pharnakes in größte Bedrängnis geriet. Als Cäsar 47 v. Chr. gegen Pharnakes zu Felde zog, wurde er von D. unterstützt, weshalb er denselben begnadigte, in seiner Königswürde bestätigte und ihm den größten Teil seines Reichs zurückgab. Cäsar hielt sich damals eine Zeitlang am Hof des D. in Lucejum auf und da man bei diesem einen Groll gegen Cäsar wegen Verkürzung seines Besitzes voraussetzte, so benutzte auf Anstiften der Schwiegersöhne des D., Brogitarus und Kastor, des letztern Sohn Kastor diesen Umstand, um zu Rom 45 den D. anzuklagen, daß er Cäsar während seines Aufenthalts in Lucejum habe ermorden wollen, was nur durch den Eintritt unerwarteter Umstände verhindert worden sei. Cicero übernahm die Verteidigung des Angeklagten mit Geschick und brachte es wenigstens dahin, daß Cäsar die Sache fallen ließ. D. aber tötete aus Rache die Eltern Kastors. Cäsars Tod brachte eine neue Wendung in die Angelegenheiten des D. Er ließ der Fulvia, der Gemahlin des Antonius, eine

ungeheure Summe auszahlen, und sofort erschien eine Verordnung, angeblich aus Cäsars Papieren, durch welche D. in alle seine frühern Besitzungen wieder eingesetzt wurde. Dieser hatte indes nicht einmal diese Verordnung abgewartet, sondern sich ohne weiteres aller der Länder wieder bemächtigt, welche Cäsar ihm entzogen hatte. Als Cassius nach Kleinasien kam, suchte D. Neutralität zu beobachten; erst als Brutus selbst zu ihm kam, erklärte er sich für die Verschwornen und sandte ihnen seinen Feldherrn Amyntas nach Griechenland zu Hilfe. Derselbe trat nach der Niederlage der Republikaner zu Octavianus und Antonius über, ward freundlich aufgenommen, und D. blieb im Besitz aller seiner Länder. D. starb 40 v. Chr. in sehr hohem Alter.

De jure (lat.), von Rechts wegen; Gegensatz: De facto (s. d.).

Dejurieren (dejerieren, lat.), eidlich bekräftigen; Dejuration (Dejeration), eidliche Beteurung.

Deka (griech.), zehn, oft in Zusammensetzungen, besonders im metrischen Maß, vorkommend, so Dekagramm, 10 g; Dekaliter, 10 Lit.; Dekameter, 10 m; Dekaster, 10 Ster.

Deka (Dega), der höchst gelegene der drei Klimagürtel des abessinischen Hochlandes, welcher von 2700 bis zu 4500 m Höhe reicht. Bei Tage zeigt das Thermometer hier 7—10° R., bei Nacht sinkt es häufig unter den Gefrierpunkt. Von Anfang Juni bis Anfang September regnet es jeden Tag, oft fallen die Regengüsse wochenlang ununterbrochen, später hören sie ganz auf. Hagelstürme sind nicht selten. Die Vegetation wird charakterisiert durch wilde Rosen (Rosa abyssinica), Jasmin (Jasminium floribundum), goldig blühendes Hartheu (Hypericum Roeperianum), die Kugeldistel (Echinops giganteus), baumförmige Wacholder, Heidekrautbäume, den Kussobaum (Brayera anthelminthica) sowie die merkwürdige, den Yukkas ähnliche Gibarra (Rhynchopetalum montanum); an den hohen, kahlen Felsen wuchern Flechten, Mose und Farne, darunter Serabisu oder Frauenhaar (Adiantum Capillus Veneris). An die D. schließt sich von 2400 bis 1600 m die Woinadeka, das »Weinland«, in welchem die Temperatur zwischen 11 und 21,5° R. schwankt. In dieser Region zeigen sich schöne, der tropisch-afrikanischen Pflanzenwelt angehörige Bäume, wie Adansonien, Sykomoren, Taubenbäume (Cordia abyssinica), Sterkulien, Bananen u. a. Vgl. Abessinien.

Dekabristen (Dezembermänner, v. russ. dekaber, Dezember), die Teilnehmer jenes Aufstandes, welcher im Dezember 1825 unter mehreren Offizieren der russischen Armee zum Ausbruch kam, die den vergeblichen Versuch machten, den damals erfolgten Thronwechsel zu einer eingreifenden Staatsveränderung zu benutzen. Seit dem längern Aufenthalt russischer Offiziere in Deutschland und in Frankreich während der letzten Napoleonischen Kriege und der dreijährigen Okkupation Frankreichs hatte sich dieser Kreise, besonders der Gardeoffiziere, Unzufriedenheit mit den heimischen Zuständen bemächtigt. Eine Umgestaltung der russischen Staatsverhältnisse war das Ziel dieser Männer, welches einige Zeit selbst dem Kaiser Alexander nicht fern lag. Aber der Abschluß der Heiligen Allianz und die darauf folgende, fast ganz Europa beherrschende Reaktion stempelte die Beschäftigung mit solchen Zielen zu einem Staatsverbrechen, und aus den jungen militärischen Reformatoren wurden Verschwörer. Dieselben bildeten verschiedene geheime Gesellschaften, welche sich in zwei große Gruppen teilten, den nördlichen und den südlichen Bund. Jener, dessen Hauptquartier in Petersburg war, hatte an seiner Spitze den hierfür untauglichen Fürsten Sergius Trubezkoi; dieser, dessen Leiter sich in Kiew befanden, stand unter dem fähigen und entschlossenen Obersten Paul v. Pestel, dem Adjutanten des Generals Grafen von Wittgenstein. Pestel hatte bereits eine russische Verfassung ausgearbeitet und darin die Verhältnisse in der Schweiz und in Nordamerika zum Muster genommen. Die Ausführung solcher idealistischer Pläne setzte den Sturz des russischen Kaisertums voraus, und es wurde auch beschlossen, eine Truppenmusterung, welche Kaiser Alexander im Mai 1826 in Südrußland veranstalten wollte, zur Ermordung des Kaisers und zum Umsturz der Regierungsform zu benutzen. Aber Alexander starb 1. Dez. 1825 in Taganrog, und nun mußten die noch nicht gehörig vorbereiteten Verschwörer rasch handeln, um zu verhindern, daß eine neue kaiserliche Regierung sich festsetze. Sie benutzten daher den Umstand, daß man von der Thronentsagung des ältesten kaiserlichen Bruders, des Großfürsten Konstantin, damals Vizekönigs in Polen, unter dem Volk nichts wußte, und stellten denselben als den rechtmäßigen Thronfolger, den zweiten Bruder Alexanders, Nikolaus, aber als Usurpator hin. Unter dem Vorwand, die Rechte des erstern zu verteidigen, erregten die D. 26. Dez. 1825 einen Militäraufstand in Petersburg gegen den neuen Kaiser Nikolaus. Der Aufstand, welchem es vollständig an der Leitung fehlte (Fürst Trubezkoi war nirgends zu sehen), wurde von Nikolaus mit Kartätschen niedergeschlagen, der Bund im Süden gleichfalls unterdrückt. Oberst Pestel wurde infolge einer Denunziation gefangen genommen und aufgehängt, ebenso der tüchtige Oberst Murawjew-Apostol, Rylejew u. a., die übrigen Verhafteten, gegen 120, meist nach Sibirien geschickt. Vgl. die anonym erschienene Schrift des Barons Andreas v. Rosen (s. d.): »Aus den Memoiren eines russischen Dekabristen« (2. Aufl., Leipz. 1874).

Dekade (griech.), eine »Zehnzahl«, insbesondere eine Zeit von zehn Monaten, Wochen, Tagen; in Frankreich (décade) die zehntägige Woche im republikanischen Kalender, der danach Décadrier hieß. Jeder der zwölf Monate, die 30 Tage zählten, zerfiel nämlich in drei Dekaden. Vgl. Kalender.

Dekadisches Zahlensystem (Dekadik), dasjenige System von Zahlen, worin zehn die Basis der Einteilung ist und zehn Einheiten einer Ordnung eine Einheit der nächsthöhern bilden. Vgl. Zahlensystem.

Dekaëder, ein zehnflächiges Polyeder.

Dekagōn (griech.), Zehneck, insbesondere ein regelmäßiges.

Dekagonalzahl, eine Zahl von der Form $n(4n-3)$; für $n = 1, 2, 3, 4, 5 \ldots$ erhält man 1, 10, 27, 52, 85, 126... Vgl. Polygonalzahl.

Dekalieren, s. v. w. Kalieren (s. d.).

Dekalkierpapier, dünnes, festes, am besten aus Hanf erzeugtes Papier zum Übertragen (Dekalkieren) von Stein- oder Kupferdruckzeichnungen auf Thonwaren, Porzellan, Blechwaren &c., welches mit den betreffenden Zeichnungen bedruckt und dann mit Kopallack überzogen ist. Zum Gebrauch wird das D. an der Bildseite mit Terpentinöl bestrichen, damit an den Gegenstand angerieben, danach auf der Rückseite mit Wasser angefeuchtet. In diesem Zustand läßt es sich sodann mit Hinterlassung des Bildes abziehen (Abziehbilder). In neuester Zeit werden zum Abziehen auf Papier (Briefe &c.) die Bilder, statt mit Lack, mit Leim überzogen und beim Gebrauch mit Wasser angefeuchtet.

Dekalōg (griech.), die Zehn Gebote (s. d.).

Dekamĕron (griech.), s. Decamerone.

Dekān (griech., lat. Decanus), in der katholischen Kirche der dem Kapitel eines Stifts vorstehende Kanonikus (Dechant, an Kathedralkirchen Domdechant); in der protestantischen Kirche s. v. w. Superintendent, geistlicher Inspektor; im Universitätswesen der an der Spitze einer Fakultät stehende Professor (s. Universitäten); in England Dean genannt.

Dekanāt, Amt, Würde eines Dechanten; Dekanei, Amtswohnung und Sprengel eines Dechanten.

Dekantieren (Abgießen), Trennung einer Flüssigkeit von einem Bodensatz, ersetzt das Filtrieren, führt aber nur dann zum Ziel, wenn sich der Bodensatz schnell und vollständig absetzt. Man neigt dann das Gefäß vorsichtig und kontinuierlich und läßt so viel von der klaren Flüssigkeit abfließen, wie möglich ist, ohne daß Teilchen des Niederschlags mit fortgerissen werden. Da dies, namentlich bei leichten, voluminösen Niederschlägen, ungenügend gelingt, so verwendet man zum D. verschiedene Hilfsmittel. Man benutzt z. B. einen Topf, welcher in aufsteigender Linie mit einer Reihe von Löchern versehen ist, die mit Pfropfen verschlossen werden. Hat sich der Niederschlag vollständig abgesetzt, so zieht man, von oben anfangend, einen Pfropfen nach dem andern, bis man dicht über dem Niederschlag angelangt ist. Auch mit Hilfe eines Hebers kann man d., muß dann aber den in die Flüssigkeit eintauchenden Schenkel desselben am Ende ein wenig in die Höhe biegen, damit der in den Heber hineingesogene Strom nicht Teilchen des Niederschlags mit fortreißen kann. Man benutzt ferner Gefäße, die ebenso hoch wie weit und dicht über dem Boden mit einer Öffnung versehen sind. In letzterer steckt ein Rohr, welches in dem Gefäß aufgerichtet und niedergelegt werden kann. Hat sich nun der Bodensatz gut abgesetzt, so legt man das bis dahin aufrecht stehende Rohr allmählich um und läßt durch dasselbe die Flüssigkeit abfließen, bis die Rohrmündung den Bodensatz berührt. Vorteilhaft versieht man das freie Ende des Rohrs mit einer gelochten und mit Leinwand überzogenen Trommel, weil man dann die Flüssigkeit viel weiter abziehen kann, ohne daß Teile des Bodensatzes mitgerissen werden. Das D. findet häufig Anwendung beim Auswaschen (s. d.) von Niederschlägen.

Dekapieren (franz.), die mit einem galvanischen Metallüberzug zu versehenden Metallgegenstände durch Ausglühen, Behandeln mit Sodalösung, verdünnten Säuren und Kratzbürsten reinigen.

Dekapŏlis (»Landschaft der zehn Städte«), der nördliche Teil Peräas in Palästina, benannt nach zehn daselbst befindlichen Städten, welche nach der makedonischen Eroberung von Griechen besetzt worden waren. Ihre Namen werden verschieden angegeben; die meiste Wahrscheinlichkeit hat folgender Katalog: Skythopolis auf dem rechten Jordanufer (heute Beisan), Philadelphia (Ammân), Pella (Fahil), Gadara (Mkes), Abila (Abil), Dion, Kapitolias (Bet Râs), Hippos (Samra), Gerasa (Dscherasch) und Kanatha. Die Lage sämtlicher Städte ist noch heute durch Ruinen bezeichnet. Die Dekapolisstädte bildeten übrigens kein zusammenhängendes Ganze, sondern mehr eine politische Verbindung in republikanischen Formen, im Gegensatz zu den zwischen ihnen zerstreuten Herrschaftsgebieten der Tetrarchen mit jüdisch-syrisch-arabischer Bevölkerung. Die Bevölkerung derselben war sehr betriebsam, vorwiegend hellenisch in Sprache, Sitte, Kunst und Religion.

Dekarbonisation, Befreiung von Kohlenstoff.

Dekartieren, die in die Postkarte eingetragenen (inkartierten) Sachen vor der Auslieferung abstempeln.

Dekastichon (griech.), Strophe von zehn Versen.

Dekastylos (griech.), Bezeichnung für einen an der Fronte mit zehn Säulen geschmückten griechischen Tempel.

Dekatieren (franz. décatir, »den Preßglanz [cati] benehmen«), s. Appretur und Tuch.

Dekatylsäure, s. Kaprinsäure.

Dekeleia (lat. Decelea), attischer Demos, nördlich von Athen, zwischen Parnes und Pentelikon, ward von den Spartanern im Peloponnesischen Krieg 413 v. Chr. auf des Alkibiades Rat besetzt und zu einem festen Platz gemacht, der den Verkehr Athens mit dem getreidereichen Euböa abschnitt. Daher heißt der letzte Teil des Peloponnesischen Kriegs der Dekeleische Krieg (413—404).

Deken, Agathe, holländ. Dichterin, geb. 10. Dez. 1741 bei Amstelveen unweit Amsterdam als Kind verarmter Landleute, ward als dreijährige Waise in das Waisenhaus der Rhynsburger Kollegianten zu Amsterdam aufgenommen und daselbst erzogen. Einige poetische Versuche bewogen die Amsterdamer litterarische Gesellschaft Diligentiae omnia, für ihre weitere Ausbildung zu sorgen. Sie kam als Gesellschafterin zu einer Jungfrau, Maria Bosch, die, ebenfalls Dichterin, ihre Freundin wurde. Aber der letztern 1773 erfolgter Tod gab Agathe wieder der Dürftigkeit preis, bis die Witwe des Predigers Wolf, Elisabeth Bekker (s. d.), sie 1777 als Gesellschafterin aufnahm. Bald die vertraute Freundin dieser geistreichen Frau, schrieb sie mit ihr meist gemeinschaftlich eine Reihe von Romanen und teilte fortan ihr Schicksal. Sie starb wenige Tage nach ihrer Freundin 14. Nov. 1804. Als lyrische Dichterin zeichnete sich D. besonders im religiösen Lied aus. Sie gab heraus: »Stichtelyke gedichten« (Haag 1775); »Ekonomische liedjes« (das. 1782, 3 Bde.); »Liederen voor den boerenstand« (Leiden 1804); »Liederen voor kinderen« (das. 1804).

Dekhan (Deccan, v. sanskr. Dakschinâ, die »rechte, d. h. südliche, Weltgegend«), der südliche Teil von Vorderindien, welcher im N. von Hindostan, im übrigen vom Meer (Arabischen Meer und Indischen Ozean) begrenzt wird und südlich im Kap Komorin ausläuft (s. Karte »Ostindien«). Genauer umfaßt D. das Dreieck, das im N. von der südlich der Tapti streichenden Kette und ihrer Fortsetzung, dem Hügelland am rechten Ufer der Godaweri entlang, im O. von den östlichen Ghats, im W. von den Westghats begrenzt wird, im S. gegen die Gebirge auf der Südspitze Indiens in der Phalgat genannten Senkung endet, welche die Eisenbahn von Madras nach Kalikat durchzieht. Es ist ein nach O. sich abdachendes Tafelland, rauh und stark gewellt im W., mit ausgedehnten Ebenen im O. Das Hochland hat im W. eine Höhe von 1000—1300 m, im Zentrum von 500—600 m. Alle Flüsse entspringen in den westlichen Ghats, nehmen ihren Lauf nach O. und münden in den Bengalischen Meerbusen. Der Boden besteht mit Ausnahme der zwischendurch vorkommenden alluvialen und diluvialen Ablagerungen ziemlich allgemein aus einer schwarzen Erde (Zersetzungsprodukt des für D. charakteristischen Trapps) oder aus einem verwitterten roten Laterit. Beide sind fruchtbar, obwohl so verschieden in ihren Eigenschaften, wie schwerer und leichter Boden sein können. Zur Ertragsfähigkeit braucht der Boden Bewässerung; zahlreich sind Teiche und Bewässerungsanlagen aus laufenden Flüssen. Ungewöhnliche Trockenheit verursachte 1876—77 vollständigen Mißwachs; die Regie-

rung verausgabte für Armenanstalten 195 Mill. Mk., und dennoch starben 1,340,000 Menschen buchstäblich Hungers oder erlagen Krankheiten infolge Schwächung des Körpers durch vorausgegangene Entbehrungen. Das Klima im D. ist wärmer als im nördlichen Indien; es wird durch die Isothermen von 27,3 bis 27,8° C. bezeichnet; mit je 162 m nimmt die Wärme um ca. 1/2° C. ab. Der Winter ist wegen der Klarheit der Nächte frischer, als die Höhe allein es erwarten läßt. In politischer Beziehung gehört D. gegenwärtig zum Teil zu den Zentralprovinzen und den Präsidentschaften Bombay und Madras; weite Gebieten beherrschen der Nizam von Haidarabad und der Radscha von Maissur. Die Küste längs des westlichen Ghatgrenzgebirges heißt **Konkon**; hier besitzen die Portugiesen Goa. Die Bevölkerung des D. bilden Marathen, Telugu und Reste der muskelstarken Gruppe der ostindischen Urbewohner Bhil und Kol. — In der *Geschichte Indiens* hat das D. erst in den letzten Jahrhunderten vorübergehend einen entscheidenden Einfluß geltend gemacht. Vom 3. bis 14. Jahrh. waren die Könige von Orissa die Machthaber im Land. In der ersten Hälfte des 14. Jahrh. begründete dann Allah ud Din die Herrschaft der Muselmanen über D., und muselmanische Dynastien nahmen die Stelle der Hindufürsten ein, die sich nur in wenigen Staaten zu erhalten vermochten. Von größerer Bedeutung wurde der von Siwadschi (einem kleinen Landbesitzer, der sich zum glücklichen Kämpfer gegen den Großmogul Aurengzib emporschwang) 1676 gestiftete Staat der *Marathen* (s. d.). Dieselben traten 1774 als Gegner der Engländer auf; 1782 kam es zum vorläufigen Frieden, 1818 wurde das Marathenreich im D. dem englischen Gebiet einverleibt.

Dekker, 1) *Jeremias de*, holländ. Dichter, geb. 1609 zu Dordrecht, widmete sich dem Handelsstand in Amsterdam; starb 1666 daselbst. Seine Dichtungen zeichnen sich durch reine Sprache und kernigen Ausdruck aus, weniger durch Schwung und poetische Gedanken. Sein erstes größeres poetisches Werk war: »De klaagliederen van Jeremias«, dem bald andre folgten. Seine satirischen Gedichte, z. B. »Lof der geldzucht«, und seine Epigramme (»Puntdichten«) gehören zu dem Bessern, was die Litteratur jener Zeit in dieser Gattung aufzuweisen hat. Im »Goede vrijdag« (Karfreitag) besang er den Tod Christi in einer Reihe von Gedichten. Am besten ist seine häusliche Poesie. Ausgaben seiner Dichtungen, die er bescheiden »Rym-oeffeningen« nannte, besorgten Brouerius van Nidek (Amsterd. 1726, 2 Bde.) und Geijsbeek (das. 1827, 2 Bde.).

2) *Eduard Douwes*, holländ. Schriftsteller, geb. 1820 zu Amsterdam, kam im 20. Jahr nach Java und bekleidete dort 17 Jahre lang eine Steuerassistentenstelle. Durch seinen Widerstand gegen die Mißbräuche der Kolonialverwaltung kam er um diese Stellung und suchte seitdem in Holland seine Erfahrungen publizistisch zu verwerten. Den größten Eindruck machte der Roman »Max Havelaar« (Amsterd. 1860), den er unter dem seither beibehaltenen Schriftstellernamen *Multatuli* veröffentlichte. Die javanischen Zustände sind darin mit glänzender Farbe und glühendem Gefühl geschildert; Natur und Menschen des Südostens und ihre Ausbeutung durch die holländischen Beamten und Kaufleute treten in das hellste Licht. Von seinen übrigen Werken, in denen überall der Unmut des im Kampf unterlegenen Edlen hervortritt, seien erwähnt: »Indrukken van den dag« (Arnh. 1860); »Minnebrieven« (Amsterd. 1861, 7. Aufl. 1881); »Ideeën« (das. 1862—77, 7 Bde.); »Herdrukken« (das. 1865); »Duizend en eenige hoofdstukken over specialiteiten« (Delft 1871); »Millioenen studiën« (das. 1872) u. a. Auch als Dramatiker machte sich D. einen Namen durch sein Trauerspiel »De bruid daarboven« (1862) und das Drama »Vorstenschool« (1875), das zu den beliebtesten Stücken des heutigen Repertoires gehört. D. lebt seit mehreren Jahren in Wiesbaden.

3) *Thomas*, engl. Dichter, s. *Decker*.

Deklamation (lat.), der kunstgerechte Vortrag eines stilistischen Produkts, durch welchen nicht nur der Sinn desselben treu und verständlich wiedergegeben, sondern auch die Gemütsstimmung, in welcher das Stück verfaßt ist, auf den Hörer übergetragen wird. Die ersten Bedingungen einer guten D. sind eine auf Ausbildung und Gewandtheit der Sprachorgane beruhende richtige Aussprache und Betonung der Worte und Silben sowie die gehörige, das Verständnis erleichternde Beobachtung der durch die Interpunktion gegebenen syntaktischen Pausen, von welchen die rhetorischen wohl zu unterscheiden sind. Dies die *grammatische* D., welche sich zur *charakterisierenden* gestaltet, wenn nicht nur der Sinn und Charakter des Stücks, sondern auch das von dem Autor bei der Abfassung und von dem Deklamator beim Vortrag Empfundene durch sie ihren angemessenen Ausdruck findet. Hierzu sind notwendige Erfordernisse eine volltönende, starke, biegsame Stimme, die sich den verschiedenen Gemüts- und Seelenstimmungen leicht anbequemt und danach modifiziert, Geläufigkeit der Zunge, richtige Anwendung der verschiedenen Tonlagen und der mannigfaltigen Nüancen derselben je nach den Stimmungen und Affekten, welche das Stück ausdrücken soll. Von großer Wichtigkeit ist ferner das Atemholen, das nur bei solchen Stellen der Rede eintreten darf, wo ein Absetzen geboten oder erlaubt ist, und das nie hörbar werden darf. Weitere Erfordernisse sind genaue Beobachtung des Redeaccents, also Hervorhebung der wichtigern Begriffe und Vorstellungen durch stärkere Betonung; Beobachtung des dem Inhalt des Stücks entsprechenden Grades von Geschwindigkeit der Rede, die bei leidenschaftlicher oder affektvoller Erregung sich steigern, bei ruhiger Betrachtung, auch behufs des Ausdrucks gedämpfter Gemütsstimmung sich mäßigen muß. Endlich gibt es noch eine *personifizierende* D., welche den Charakter einer Person, der gewisse Stimmungen, Empfindungen, Vorstellungen, Grundsätze ꝛc. beigelegt werden, zum Ausdruck zu bringen sucht und zwar entweder den ganzen Menschen nach seiner physischen und geistigen Individualität wie nach seinen äußern Lebensverhältnissen oder nur eine in diesem Menschen vorwiegende bestimmte Empfindung, Vorstellung, Leidenschaft ꝛc. Den ganzen Menschen sucht der dramatische Künstler zur Anschauung zu bringen, wobei er außer der Rede auch das Kostüm und die Maske zu Hilfe nimmt; die Darstellung einer vorübergehenden Gemütsbeschaffenheit aber ist vornehmlich Aufgabe der D. Der Deklamator unterscheidet sich besonders dadurch von dem Schauspieler, daß er in eigner Person auftritt, wie der Redner, während jener eine andre Person darstellt. Über die *Gebärden* (Aktion, Gestikulation und Mimik), welche die D. unterstützen und verdeutlichen sollen, läßt sich nur eine Regel geben, die, richtig befolgt, vor jeder Verirrung bewahren wird: der Vortragende wende allein jene Gebärden an, die im wirklichen Leben von natürlichen und gebildeten Menschen bei solchen Empfindungen und in solchen Situationen, wie er sie vorzutragen hat, gemacht werden. Alle Malerei, sowohl mit der Stimme als mit Mienen und

Händen, ist vom Übel und wirkt störend. Das Gedicht bleibt die Hauptsache, die D. ist stets nur etwas Untergeordnetes, und je mehr der Vortragende sich auf verständige Weise individuell unterzuordnen weiß, desto mehr wird sein Vortrag wirken.

Aus Quintilians »Rhetorik« geht hervor, daß die Alten rücksichtlich jeder Art der Rede Forschungen sowohl über die Stimme als über die Mittel, sie zu heben und zu stärken, angestellt haben. Die Erteilung eines eignen Unterrichts darüber war sogar einer besondern Profession vorbehalten. Es ist dies die der Phonasken, Stimmmeister (der Laubesche Vortragsmeister?) oder nach Varro Stimmhähne, welche sich den Tonkünstlern und Ärzten anreihten, die Stimmorgane in der gehörigen Stärke des Tons übten und dafür diätetischen Rat und Hilfsmittel gaben. Überall, hauptsächlich beim Vortrag schwerer und Nachdruck erfordernder Stellen, befand der Phonaskos sich zur Seite, um nötigen Falls sogleich Ton und Takt anzugeben. Dies war indes nur bei der öffentlichen Rede der Fall, wogegen die Schauspieler auf der Bühne eine andre musikalische Begleitung ihrer D. durch eine Art Flöte (tibia), außerdem ihren Musikmeister oder Taktangeber und selbst ihren Souffleur (hypoboleus, monitor) hatten. Im Mittelalter wurde die D. sehr vernachlässigt, bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften aber wieder hervorgesucht, und seitdem hat sie sich da wieder gehoben, wo die schönen Künste geschätzt werden und insbesondere die Beredsamkeit den Weg zu den höchsten Ehrenstellen, wie in den konstitutionellen Staaten, eröffnet. Schocher (»Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben?«, Leipz. 1792) stellte ein eignes System von Regeln für die D. auf und wurde dadurch der Begründer der Deklamatorik oder der Theorie der D. Vgl. außerdem: Klopstock, Über Sprache und Dichtkunst (Hamb. 1779); Bielefeld, über die D. als Wissenschaft (das. 1807); Wötzel, Geschichte der D., nach Schochers Ideen (Leipz. 1815); O. Guttmann, Gymnastik der Stimme (3. Aufl., das. 1876); Agnes Schebest, Rede und Gebärde (das. 1863); R. Benedix, Der mündliche Vortrag (3. Aufl., das. 1871, 3 Bde.); R. Genée, Poetische Abende (neue Ausg., Erfurt 1880); Palleske, Die Kunst des Vortrags (Stuttg. 1880).

In der Musik, speziell in der Vokalkomposition, ist D. die Umwandlung des poetischen Rhythmus (Metrums) in einen musikalischen. Ein Lied ist schlecht deklamiert, wenn eine leichte Silbe einen starken musikalischen Accent oder eine lange Note erhält, oder wenn eine schwere Silbe oder ein durch den Sinn hervorgehobenes Wort in der Melodie eine untergeordnete Stellung auf dem leichten Taktteil und in kurzen Noten erhält. Die poetische und musikalische Accentuation müssen einander im allgemeinen decken, ohne daß darum die Melodie zur regelmäßigen Stanfion zu werden braucht. Das schlichte, populäre Lied folgt meist streng dem Gang des Metrums, das Kunstlied dagegen gestaltet dasselbe freier, verlängert und verkürzt die Perioden durch Silbendehnungen, durch Folgen einer Anzahl kurzer Töne 2c.

Deklaranten (Kreuzzeitungs-D.) wurden die Mitglieder der streng konservativen Partei in Preußen genannt, welche in einer im Februar 1876 in der Kreuzzeitung veröffentlichten Erklärung gegen die von Bismarck 9. Febr. im Reichstag gethane Äußerung protestierten, daß jeder, der die Kreuzzeitung halte und bezahle, sich indirekt an der Lüge und Verleumdung beteilige, deren sich die Zeitung 1875 gegen die höchsten Beamten des Reichs (Bismarck selbst, Camphausen und Delbrück wurden in mehreren Artikeln der Beteiligung an Gründerspekulationen bezichtigt) schuldig gemacht habe.

Deklaration (lat.), Erklärung; in der Logik s. v. w. Definition; im Rechtswesen die offizielle Angabe über einen Zustand oder eine Thatsache, insbesondere die eine Haftverbindlichkeit bedingende Erklärung (so deklariert der Schuldner seine Insolvenz vor Gericht, der Absender dem Frachtführer Wert und Beschaffenheit von ihm überlieferten Gütern); besonders üblich im Steuerwesen als Angaben über Thatsachen, welche zur Bemessung der Steuerschuldigkeit dienen; dann im Handel die für Zwecke der Frachtberechnung, statistischer Erhebungen oder der Verzollung vom Warenführer abzugebende Erklärung über die Gegenstände, welche über die Grenze verbracht werden sollen. In Deutschland werden generelle und spezielle D. unterschieden. Die generelle D., welche bei der Einfuhr auf Eisenbahnen (Ladungsverzeichnis) oder von der See her (Manifest) abzugeben ist, muß nach dem Zollgesetz von 1869 enthalten: die Zahl der Wagen oder bei Schiffen Namen oder Nummer; Namen und Wohnort der Warenempfänger; Zahl der Kolli, Verpackungsart, Zeichen und Nummern derselben, Gattung der Waren im allgemeinen; außerdem beim Eingang auf der Eisenbahn das Bruttogewicht der Waren. Die Richtigkeit dieser Angaben muß der Deklarant versichern und durch seine Unterschrift verbürgen. In der speziellen D., deren es in der Regel für weitere Abfertigung der eingeführten Waren, dann bei Waren, welche nicht auf der Eisenbahn oder zu Schiff eingehen, bedarf, sind Menge und Gattung der Waren nach den Benennungen und Maßstäben des Zolltarifs anzugeben sowie, welche Abfertigungsform begehrt wird. Die D. hat in der Regel schriftlich zu erfolgen. Die mündliche D. ist zugelassen bei Ladungen, für welche weniger als 9 Mk. Zoll zu zahlen ist, dann bei von Reisenden mitgeführten und nicht für den Handel bestimmten Gegenständen. Bei nicht rechtzeitiger Abgabe der Deklarationen werden die Waren auf Kosten und Gefahr der Interessenten in amtlichen Gewahrsam genommen. Unrichtige oder unterlassene D. verbotener Gegenstände, falsche spezielle Deklarationen u. dgl. konstituieren den Begriff der strafbaren Konterbande oder Defraudation. Der Regel nach wird diese schon dann als verübt angenommen, wenn die betreffenden Thatsachen erwiesen sind; des Nachweises der rechtswidrigen Absicht bedarf es nicht. Waren, welche mit der Post eingehen, muß eine im Ausland ausgestellte D. (Inhaltserklärung) beigegeben sein. Ebenso sind Sendungen, welche mit der Post nach dem Ausland gehen, mit 2—4 teils in deutscher, teils in englischer oder französischer Sprache ausgestellten Deklarationen zu versehen. Für dieselben sind gedruckte Formulare zu benutzen.

Deklaration, böhmische, die Kundgebung, welche der Tschechenführer Rieger verfaßte und dem Vorsitzenden des böhmischen Landtags 22. Aug. 1868 überreichte. In dieser Deklaration veröffentlichten 82 tschechische Abgeordnete ihr politisches Programm und begründeten ihr Nichterscheinen im neugewählten Landtag damit, daß das historische Staatsrecht der böhmischen Krone nur dann die gehörige Berücksichtigung finden könne, wenn die böhmische Nation gegenüber dem österreichischen Staat und dem Kaiser auf gerechte Weise vertreten sei. Deklaranten nennen sich die Unterzeichner der Deklaration sowie deren Anhänger. Vgl. Léger, La diète de Bohême et le fédéralisme (Par. 1868).

Deklarationsgesuch, s. Declaratio sententiae.

Deklarieren (lat.), erklären, aufklären, erläutern, eine amtliche Erklärung (namentlich im Zoll- und Steuerwesen) abgeben; s. Deklaration.

Deklination (lat.), in der Grammatik die Abwandlung (Flexion) eines Wortes durch Anfügung der Kasusendungen, s. Kasus. Entsprechend sind die Ausdrücke deklinieren, ein Nomen nach den Regeln der D. flektieren, abwandeln; deklinabel, was dekliniert werden kann. In der Astronomie ist D. s. v. w. Abweichung. Über D. des Magnets (magnetische D.) s. Magnetismus.

Deklinationsnadel, s. Magnetismus.

Deklinatorium (lat., Deklinationsbussole), s. Magnetismus.

Deklinograph (Deklinometer), eine von Füß in Berlin konstruierte Vorrichtung zur graphischen Aufzeichnung von Deklinationsdifferenzen, besitzt zwei Stahlspitzen, von denen die eine mit dem zur Deklinationseinstellung dienenden beweglichen Faden des Mikrometers, die andre mit den festen Teilen des Okularstücks verbunden ist. Gegen diese Spitzen wird im Augenblick der Einstellung ein Papierstreifen gedrückt, und der Abstand der beiden von den Spitzen gemachten Marken, der später ausgemessen werden kann, gibt die Deklinationsdifferenz.

Dekokt (lat., »Absud«), s. Abkochen.

Dekolletiert (franz.), mit bloßem Hals, bis zur Brust entblößt, von der Damentracht mit tief ausgeschnittenen Kleidern.

Dekollieren (franz.), enthaupten, köpfen.

Dekolorieren (lat.), entfärben, sich entfärben; erblassen, verschießen; Dekoloration, Entfärbung.

Dekolorimeter, Instrument zur Bestimmung des Entfärbungsvermögens der Knochenkohle 2c., wird besonders in der Zuckerfabrikation benutzt. Derartige Instrumente haben Payen, Bentzke, Stammer u. a. konstruiert; doch ist jedes Kolorimeter zu demselben Zweck brauchbar.

Dekomponieren (lat.), Zusammengesetztes auseinander nehmen, zerlegen.

Dekomposition (lat.), Zersetzung; Auflösung eines Körpers in seine Grundbestandteile.

Dekomptieren (franz., spr. -kongt-), abrechnen, abziehen; in Gegenrechnung bringen. Vgl. Décompte.

Dekontenance (franz., spr. -kongt'nängs), Bestürzung, Verwirrung, Fassungslosigkeit; dekontenancieren, aus der Fassung bringen.

Dekonzertieren (franz.), aus dem musikalischen Zusammenspiel (Konzert) herausbringen, die Harmonie stören; aus der Fassung bringen, verwirren.

Dekoration (latein.), im allgemeinen jede Ausschmückung oder Verzierung irgend eines Gegenstandes, welche ihm ein gefälligeres Aussehen zu geben bezweckt. Die D. von Gebäuden muß mit dem Charakter des Gebäudes im Einklang stehen; die D. darf nicht die Wirkung der Hauptform beeinträchtigen und den Eindruck des Ganzen verändern, sondern muß beides heben. Die Massen der D. dürfen nie zu groß, aber ebensowenig zu vereinzelt sein. Soll ein Gebäude nur wenig Verzierungen erhalten, so ziehe man vor, dieselben auf einen Hauptteil, z. B. das Portal u. dgl., zu konzentrieren, statt sie über die ganze Fläche des Gebäudes zu verteilen, wo sie nur geringen Eindruck machen würden. Ebenso darf man bei reicher Verzierung die dekorativen Elemente nicht zu gleichmäßig über die ganze Außenseite des Gebäudes verteilen, sondern muß dem Auge des Beschauers hier und da eine unverzierte Fläche als Ruhepunkt darbieten und nur die für die Bestimmung des Gebäudes besonders wichtigen Stellen auf diese Weise auszeichnen, wodurch zugleich die einzelnen Verzierungen nur an Wert gewinnen können. Die Mittel zur D. der Gebäude sind teils körperliche, teils chromatische. Die körperlichen sind: rein architektonische, wie Simse, Konsolen, Verdachungen, Lisenen, Strebepfeiler 2c., welche als Darstellungen notwendiger Teile sich aus der Konstruktion des Gebäudes ergeben; ornamentale, wie Laub- und Blumenwerk, Ranken, Akroterien 2c., und rein plastische, d. h. Tier- und Menschengestalten, Karyatiden 2c. Die chromatische oder farbige D. eines Gebäudes wird durch farbige oder Sgraffitomalereien, durch Glasmosaik, durch farbige Marmoreinlagen, durch Bronzen u. dgl. bewerkstelligt. Die D. muß sich nach dem Baustil des Gebäudes richten, also verschieden sein, je nachdem dieses dem griechischen, maurischen, romanischen, gotischen oder Renaissancestil angehört. Sie muß sich ferner nach der Örtlichkeit richten, an welcher sie anzubringen ist, im Äußern derber, im Innern des Gebäudes feiner und hier wieder an den Decken leichter als an den Wänden gehalten werden, und sie muß endlich dem Charakter des Bauwerks angepaßt sein, für welches sie bestimmt ist, und denselben symbolisch zum Ausdruck bringen. Die D. der innern Räume der Gebäude ist nach gleichen Grundsätzen durchzuführen, indem Malerei, Plastik und die gewerblichen Künste zusammen arbeiten. Im weitesten Sinn erstreckt sich die D. von Innenräumen auf die Ausstattung mit Vertäfelungen, Teppichen, Portieren, Stoffen, Gemälden, Möbeln, Geräten, Pflanzen, Nippsachen u. dgl. Vgl. Zimmerausstattung. — Im engern und gewöhnlichern Sinn ist D. die Theatermalerei oder vielmehr die Gesamtheit der materiellen, auf die Vergegenwärtigung des Örtlichen abzweckenden Hilfsmittel der Bühne, soweit sie der Malerei unterliegen. Hierzu gehören die Kulissen, der Grund oder die Gardine (besser Kurtine oder Kortine), wodurch am Ende der Bühne die Aussicht geschlossen wird, die Vor- und Ansätze und die Soffiten, welche die Decke bilden. Der Dekorationsmaler muß, um die örtliche Täuschung hervorzubringen, vorzüglich die Linear- und Luftperspektive verstehen und die Wirkung des Lichts, namentlich des Lampenlichts, sowie die Größe der darzustellenden Gegenstände, Häuser, Bäume 2c., richtig berechnen können. Ein brillantes Kolorit, zweckmäßige Anwendung des Halbdunkels, der Schatten- und Lichtmassen sind bei dieser Malerei um so notwendiger, als ihre eigentliche Aufgabe darin besteht, frappante Täuschung und momentanes Wohlgefallen hervorzubringen. Die reizendste Abenddekoration bietet bei Tageslicht kaum einen erträglichen Anblick dar. Die Mittel des Dekorationsmalers, der übrigens mehr andeuten, als ausführen soll, sind Wasserfarben, weil sie schnellere Arbeit gestatten und nicht blenden. Schon die Alten kannten die D. der Bühne. Als der älteste Dekorationsmaler wird Aristarchos genannt, welcher auf Veranlassung des Äschylos zuerst die Regeln der Perspektive auf die Schaubühne in Athen angewendet haben soll. Die tragische Bühne zeigte bei den Alten Säulen, Statuen, Paläste und andre der Würde hoher Personen angemessene Verzierungen; die komische Privathäuser, Dächer, Fenster und andre dem gewöhnlichen Leben angehörige Gegenstände; die satirische Bäume, Höhlen, Grotten, Berge. Die Veränderung der D., wie sie jetzt gebräuchlich ist, war den Alten unbekannt; sie blieb durch die ganze Dauer des Stücks eine und dieselbe. Die neuere Art von Dekorationen entstand um 1530 in Italien, wo Serlio die ersten einführte. Auf der

englischen Bühne wurde noch zu Shakespeares Zeit das meiste nur angedeutet. Prachtvolle Dekorationen eignen sich mehr für die Oper als für das recitierende Schau- und Lustspiel. Das Höchste an Dekorationen wird gegenwärtig in der Feerie oder dem Ausstattungsstück geleistet (Wandeldekorationen). Ausgezeichnete Dekorationsmaler der neuern Zeit sind de Pian, Schinkel, Gropius, Neefe, Quaglio, J. Hoffmann, Brückner, Brioschi, Lechner, Lütkemeyer u. a. — D. heißt auch Auszeichnung durch Orden, Medaillen &c.

Dekórt (franz. Décourt, engl. Deduction, Abatement, ital. Diffalco, Sconto), im Handel im allgemeinen jeder willkürliche, vereinbarte oder usancemäßige Abzug wegen schlechter Beschaffenheit der Ware oder wegen Mangels an Maß und Gewicht; im besondern der ortsübliche Abzug bei Zahlungsverbindlichkeiten. In Hamburg ist D. der bei den einzelnen Waren verschieden bemessene übliche Nachlaß (Rabatt) für sofortige, d. h. einen Tag nach Empfang der Ware erfolgende, Zahlung. Davon dekourtieren (dekortieren), s. v. w. in Abzug bringen.

Dekoupieren (franz., spr. -ku-), zerlegen, zerschneiden.

Dekouragieren (franz., spr. -kuraschi-), entmutigen; Dekouragement (spr. -kuräschmāng), Entmutigung.

Dekourtieren (dekortieren), s. Dekort.

Dekouvrieren (franz., spr. -kuw-), entdecken, offenbaren, zu erkennen geben.

Dekreditieren (franz.), den Kredit, den guten Ruf einer Person oder Sache schmälern; vgl. Diskreditieren.

Dekremént (lat.), Abnahme, Verfall.

Dekrepit (franz.), sehr alt, abgelebt.

Dekrepitieren (lat., Verknistern), das Zerspringen von Kristallen, die mechanisch eingeschlossenes Wasser (Dekrepitationswasser) enthalten, infolge der Dampfbildung beim Erhitzen. Besonders lebhaft dekrepitieren Kochsalz, schwefelsaures Kali, Salpeter.

Dekreszénz (lat.), Abnahme, Verringerung; dekreszieren, abnehmen, schwächer werden, verfallen.

Dekrēt (lat. Decretum), im allgemeinen jede Verfügung oder Entscheidung, jeder Erlaß einer Behörde; die von der Staatsregierung an eine bestimmte Person erlassene Verfügung (Anstellungs-, Besoldungs-, Bestallungs-, Aufnahme-, Entlastungsdekret u. dgl.); im engern Sinn eine richterliche oder überhaupt obrigkeitliche Verfügung, welche auf einseitiges Ansuchen der Parteien ergeht, im Gegensatz zur Entscheidung nach rechtlichem Gehör beider Teile, dem sogen. Bescheid (Erkenntnis, Sentenz, Urteil, Entscheidung). Diejenigen richterlichen Dekrete, welche sich bloß auf die Leitung des Prozesses beziehen, teilt man ein in Ladungsdekrete (citationes), Kommunikativdekrete, behufs Mitteilung einer Prozeßschrift erlassen, und Notifikationsdekrete, welche zum Zweck der Benachrichtigung einer Partei von einer Prozeßhandlung ergehen. Ihrem Inhalt nach sind die Dekrete monitorisch, wenn der Partei nur eröffnet wird, daß es ihr freistehe, einer Handlung beizuwohnen, oder arktatorisch, wenn ihr etwas befohlen wird. Übrigens wurden früher auch Endurteile zuweilen als Dekrete (Dezisivdekrete) bezeichnet, während für Dekrete, welche im Lauf eines Prozesses ergingen, der Ausdruck »Interlokute« gebräuchlich war.

Dekretalen (lat., Literae decretales, Decretales epistolae), Antwortschreiben und Entscheidungen, welche die Päpste auf Anfragen andrer oder aus eignem Antrieb an die Bischöfe verschiedener Länder über streitige oder zweifelhafte Fälle der Kirchendisziplin und Kirchenzucht zu erlassen pflegten. Dergleichen Dekrete galten anfangs nur als gute Ratschläge und wurden als solche je nach den obwaltenden Umständen und Verhältnissen von den übrigen Bischöfen gleich den Aussprüchen andrer angesehener Kirchenlehrer benutzt. Allein schon seit dem 5. Jahrh. beanspruchten sie obligatorische Kraft auf Grund des Wesens des päpstlichen Primats. Die Verbreitung jener D. geschah durch Mitwirkung derjenigen Bischöfe, an die sie zunächst gerichtet waren. Seit dem 5. Jahrh. aber fanden sie auch in die Sammlungen der Kanones Aufnahme und wurden bald den Konzilienbeschlüssen gleichgestellt. Am bekanntesten ist die Sammlung der sogen. falschen D. des Pseudo-Isidor (s. d.). Über die in das Corpus juris canonici aufgenommenen Dekretalensammlungen vgl. Corpus juris.

Dekretieren (lat.), verfügen, eine amtliche Verordnung erlassen, eine Dekretur (s. d.) erteilen.

Dekretisten (lat.), im Mittelalter Rechtsgelehrte, welche, im Gegensatz zu den Legisten oder Anhängern des römischen Rechts, das kanonische Recht als die begründende Quelle aller Staatsverhältnisse betrachteten, daher stets für die Oberhoheit des Papstes stimmten und sich auf die Decreta Paparum (s. Dekretalen) beriefen. D. (auch Dekretalisten) hießen insbesondere die Lehrer, welche auf den mittelalterlichen Universitäten Vorlesungen über das Decretum Gratiani und die päpstlichen Dekretalen hielten.

Dekretūr (lat.), kurze Verfügung, Anweisung einer Behörde; insbesondere die auf eine Eingabe von dem betreffenden Beamten gesetzte Verfügung, durch welche das Sekretariats- und Kanzleipersonal zur Ausfertigung des nötigen Bescheides angewiesen wird. In einer solchen D. ist der Inhalt der auszufertigenden Verfügung selbst kurz angedeutet.

Dekrotteur (franz., spr. -öhr), Stiefelputzer.

Dekrottoir (franz., spr. -oahr), die Schuhreinigungsbürste oder das Kratzeisen (vor der Thür).

Dekurie (lat.), eine Abteilung von 10 Personen, namentlich im alten Rom die 10 Ritter und 10 Senatoren, welche jede Kurie der 3 patrizischen Tribus hatte, nach den 10 Dekaden oder den 10 Geschlechtern, in welche jede Kurie zerfiel. Da jede Tribus aus 10 Kurien bestand, so gab es zusammen 30 Ritter- und ebensoviel Senatorendekurien. Im Heer bildeten 3 Ritterdekurien unter je einem Dekurio eine Turma. Auch sonst kommt der Name häufig für Abteilungen größerer Körperschaften und zwar ohne Rücksicht auf die Zehnzahl vor. Dies letztere ist namentlich der Fall bei den Dekurien der Richter, deren es unter Augustus vier gab, während die Zahl der Richter sich auf 4000 belief.

Dekurio (lat.), der Vorsteher einer Dekurie (s. d.), z. B. Decurio equitum, Anführer von zehn Reitern, sodann überhaupt einer Reiterabteilung. Ferner hießen so die Mitglieder der Senate in den Munizipien und Kolonien des römischen Reichs, wahrscheinlich, weil sie als Vertreter von Abteilungen der Einwohner angesehen wurden. Zur Zeit der Republik und unter den ersten Kaisern war ihr Amt sehr angesehen und mit vielen Vorteilen verknüpft. Unter den spätern Kaisern aber, namentlich seit Konstantin, wurde das Dekurionat eine drückende Last, weil seine Befugnisse durch die Herrscher immer mehr eingeschränkt wurden, und besonders, weil die Mitglieder derselben zu immer lästigern Leistungen und schwereren Opfern herangezogen wurden, indem sie nicht nur für ihre Stadt große Aufwendungen machen, sondern auch für die öffentlichen Steuern, deren Einziehung

ihnen aufgetragen wurde, und die bei den zerrütteten finanziellen Verhältnissen der Städte schwer aufzubringen waren, aus eignen Mitteln aufkommen mußten. Daher pflegte man allerlei Mittel anzuwenden, um sich dieser Last zu entziehen, und es mußten harte Strafen angeordnet werden, um der Entvölkerung der Munizipalsenate vorzubeugen. Heiden und Juden mußten unter christlichen Kaisern ebenso gut Dekurionen werden wie Christen unter heidnischen Regenten; es kam sogar vor, daß Aufnahme in den Senat als Strafe diktiert wurde. Trotz dieser Herabsetzung und Entwürdigung überlebte der Dekurionenstand die römische Herrschaft im Abendland und ist für die Erhaltung der römischen Verfassung in verschiedenen Städten während des Mittelalters von bedeutendem Einfluß gewesen.

Dekurs (lat.), Verlauf.

Dekursion (lat.), das Herab-, Abwärtslaufen (eines Flusses); dekursiv, abwärts laufend.

Dekussiert (lat.), gekreuzt, Anordnung gegenständiger Blätter, bei welcher die aufeinander folgenden Blattpaare rechtwinkelig sich kreuzen (vgl. Blatt).

Del., Abkürzung für Delaware (Staat).

Del., auf Korrekturbogen Abkürzung für das lat. dele (tilge) oder deleatur (es werde getilgt); unter Kupferstichen s. v. w. delineavit, er hat (es) gezeichnet.

De la Bèche (spr. bähsch), Sir Henry Thomas, Geolog, geb. 1796 zu London, widmete sich, nachdem er eine Zeitlang im Militärdienst gestanden, ausschließlich seinen Studien, machte 1819 eine geologische Reise durch die Schweiz und Italien, unternahm dann in Verbindung mit Conybeare in England geologische Untersuchungen und entdeckte den Plesiosaurus. In Jamaica begütert, benutzte er 1825 einen Aufenthalt daselbst zur Untersuchung der geognostischen Struktur der Insel. Er schrieb: »Geological notes« (Lond. 1830), »Sections and views of geological phenomena« (1830), »Geological manual« (1831; deutsch von H. v. Dechen, Berl. 1832), »Researches in theoretical geology« (1834; deutsch, Quedlinb. 1836), »How to observe« (1835), »Geological observer« (1853; deutsch von Dieffenbach, Braunschw. 1853) u. a., lieferte treffliche geognostische Karten und gründete das Museum der praktischen Geologie in London. Er starb 13. April 1855. England verdankt ihm eine genaue geologische Durchforschung und Beschreibung des Landes, welche er zum großen Teil auf eigne Kosten ausführte. Als Direktor der Geological Survey arbeitete er aber auch im Auftrag der Regierung und erhielt 1848 die Ritterwürde.

Delaborde (spr. -bórd), 1) Jean Joseph, franz. Finanzmann, geb. 1724 zu Jacca in Spanien, gewann zu Bayonne im Handel mit Westindien und Spanien ein außerordentliches Vermögen, ward hierauf von Ludwig XV. zum Hofbankier ernannt und erwarb sich besonders des Ministers Choiseul Vertrauen. Seine Besitzung Laborde wurde zum Marquisat erhoben, doch machte er nie Gebrauch von dem Titel. Nach dem Sturz Choiseuls zog auch D. sich aus den meisten Geschäften zurück. Als aber beim Ausbruch des amerikanischen Freiheitskriegs die französische Regierung in Geldverlegenheit war, schaffte er durch persönlichen Kredit in kurzer Zeit 12 Mill. Livres in Gold und machte dadurch das Auslaufen der Expedition unter Rochambeau möglich. Später führte er eine Menge großer und prachtvoller Bauten aus; er gab jährlich 24,000 Frank zur Unterstützung der Armen und 1788 zur Errichtung von vier großen Hospitälern in Paris 400,000 Fr. her. Während der Schreckenszeit lebte D. in der Stille auf seinem Schloß Méréville, bis er seines Reichtums wegen vor das Revolutionsgericht gebracht wurde. Auf die Anschuldigung hin, mit Wucherern in Verbindung gestanden zu haben, wurde er 18. April 1794 zum Tod verurteilt und noch an demselben Tag hingerichtet. — Von seinen vier Söhnen hatten zwei, die in der Marine dienten und den unglücklichen Lapérouse begleiteten, noch ehe dessen Schiff verloren ging, ihren Tod an der Küste von Kalifornien gefunden. Der älteste, François Louis Joseph, Graf D., diente ebenfalls in der Marine, wurde später königlicher Schatzmeister und Mitglied der Nationalversammlung und wanderte nach deren Schluß nach England aus, wo er 1801 in London starb.

2) Alexandre Louis Joseph, Marquis, jüngster Sohn des vorigen, franz. Staatsmann und Kunstschriftsteller, geb. 15. Sept. 1774 zu Paris, ging beim Ausbruch der Revolution nach Wien und machte in österreichischen Kriegsdiensten die ersten Feldzüge gegen die französische Republik mit. Nach dem Friedensschluß von Campo Formio 1797 kehrte er in sein Vaterland zurück, bereiste aber sodann England, Holland, Italien und Spanien; die Früchte dieser Reise waren: »Itinéraire descriptif de l'Espagne« (Par. 1808, 5 Bde.; 3. Aufl., mit Zusätzen von Humboldt und Bory de Saint-Vincent, 1827—28, 6 Bde.) und »Voyage pittoresque et historique en Espagne« (das. 1807—15, 4 Bde.; 2. Aufl. 1823). Wegen seiner genauen Kenntnis Spaniens und Österreichs nahm ihn Napoleon I. auf seinem Zug nach Madrid 1808 und 1809 nach Österreich als Begleiter mit, und nach der Einnahme Wiens erhielt er für die Dauer der Okkupation die Verwaltung der kaiserlichen Domänen. Später wurde er zum Requetenmeister beim kaiserlichen Staatsrat zu Paris ernannt; dann befand er sich bei der Gesandtschaft nach Wien, welche in Napoleons Namen um die Hand Marie Luisens anhielt. Seit 1822 mehrmals zum Deputierten der Stadt Paris erwählt, zeichnete er sich in der Kammer durch freimütige und geistreiche Reden aus. An der Julirevolution nahm er lebhaften Anteil, wie er denn auch den Protest der Deputierten gegen die Unrechtmäßigkeit der Ordonnanzen Karls X. mit unterzeichnet hatte. Er war darauf eine Zeitlang Seinepräfekt, dann Adjutant bei Ludwig Philipp, seit 1834 wieder Deputierter für Paris, 1837 und 1839 für das Departement Seine-et-Oise, legte aber 1841 sein Mandat nieder. Er starb 19. Okt. 1842 in Paris. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen die »Description des nouveaux jardins de la France et de ses anciens châteaux« (Par. 1808, 2 Bde.), der sich ein andres Prachtwerk: »Les monuments de la France, classés chronologiquement« (1815—36, 2 Bde.), anschloß, und »Versailles ancien et moderne« (1840).

3) Léon, Marquis, franz. Archäolog und Reisender, Sohn des vorigen, geb. 12. Juni 1807 zu Paris, machte 1825 mit seinem Vater eine Reise nach dem Orient, über die er in der »Voyage dans l'Arabie pétrée« (Par. 1830—33) berichtete, kam 1828 als Sekretär zur französischen Gesandtschaft nach Rom, war während der Julirevolution Adjutant des Generals Lafayette, 1831 Talleyrands Sekretär in London, 1832 in gleicher Eigenschaft bei der Gesandtschaft im Haag und 1834 zu Kassel und wurde 1841 zum Deputierten und 1842 in die Akademie gewählt. Später ward er Konservator der modernen Skulptur im Louvre und 1856 Direktor der Reichsarchive und Senator. Er starb 25. März 1869. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen: »Flore de l'Arabie pé-

trée« (Par. 1833); »Recherches sur la découverte de l'imprimerie« (1836) und »Histoire de la gravure en manière noire« (1839); »Voyage en Orient: Asie-Mineure et Syrie« (1837—1862, 2 Bde. mit 180 Tafeln); »Commentaire géographique sur l'Exode et les Nombres« (1842, 2 Bde.); »Le palais Mazarin« (selten, 1847); »Les anciens monuments de Paris« (1846, unvollendet); »Les ducs de Bourgogne« (1849—51, 2 Bde.; unvollendet); »Catalogue raisonné des émaux« (1853, 2 Bde.); »Le Parthénon« (1854, 30 Tafeln; unvollendet); »Athènes aux XV., XVI. et XVII. siècles« (1855, 2 Bde.); »La Renaissance des arts à la cour de France« (1855, Bd. 1: die Malerei); »De l'union des arts et de l'industrie« (1856, 2 Bde.); »Les archives de la France« (1867); »Glossaire français du moyen-âge« (1872).

4) Henri, Graf, franz. Maler und Kunsthistoriker, geb. 2. Mai 1811 zu Rennes, Sohn des Generals Henri D., bildete sich unter P. Delaroche und stellte in der Folge eine Reihe von Landschaften und Historienbildern aus, so: Hagar in der Wüste (im Museum zu Dijon, 1836), die Bekehrung des heil. Augustinus (1837, vom Staat angekauft), die Einnahme von Damiette und die Johanniterritter von Jerusalem, beide für die Galerie in Versailles (1841 und 1845), eine Passion (in der Kathedrale von Amiens, 1848), Tod der Monika (1838). 1855—85 war er Konservator des kaiserlichen Kupferstichkabinetts, seit 1868 Mitglied der Akademie und seit 1874 Sekretär derselben. Bekannter als durch seine Gemälde wurde D. durch seine kunstgeschichtlichen Arbeiten: »Études sur les beaux-arts en France et en Italie« (1864, 2 Bde.); »Mélanges sur l'art contemporain« (1866); »Ingres, sa vie, ses travaux« (1870); »Le cabinet des estampes de la Bibliothèque nationale« (1875); »La gravure en Italie avant Marc-Antoine« (1883). Er gab auch die »Lettres et pensées« von Hippolyte Flandrin heraus und war Mitarbeiter an Blancs »Histoire des peintres«.

Délabrement (franz., spr. -labr'mang), Zerrüttung, Verfall; Abgetragensein (von Kleidern).

Delacroix (spr. dölakröa), 1) Eugène, franz. Maler, Hauptrepräsentant der sogen. romantischen Schule, geb. 26. April 1799 zu Charenton St.-Maurice bei Paris, war Schüler Guérins, dessen Richtung er aber, mit genialer Kühnheit die von der ältern klassischen Schule gezogenen Schranken durchbrechend, bald verließ, um eine neue Bahn einzuschlagen. Alle seine Werke beurkunden sein Streben nach imponierender Wirkung, nach scharfen Kontrasten in oft übertriebenem Ausdruck, nach grellem, besonders in der Beleuchtung beruhendem Effekt. Dieses Streben gab sich schon in seinem ersten, für die französische Malerei epochemachenden, im Salon von 1822 ausgestellten Werk: Dante und Vergil, über den See der Höllenstadt fahrend (im Louvre), kund. Einen noch größern, die Anhänger der Davidschen Schule niederschmetternden Eindruck machte 1824 das aus dem Enthusiasmus für den griechischen Freiheitskampf herausgewachsene Gemetzel von Chios (Louvre), welches gewissermaßen als das Manifest der romantischen Schule zu betrachten ist. Nachdem D. 1825 noch eine Reise nach London gemacht und dort mit der englischen Litteratur, besonders mit Shakespeare und Byron, näher bekannt geworden, entfaltete er eine große, fast an Rubens erinnernde Fruchtbarkeit und behandelte Stoffe aus der Mythologie, der christlichen Religion, der Politik, dem Volksleben, der Poesie und der Allegorie. Daneben schuf er Schlachtengemälde, Porträte, Konversations-, Marine- und Tierstücke in Öl und Aquarell, umfangreiche Fresken und selbst Radierungen. Der berechneten schematischen Gruppierung der klassischen Schule setzte er ein buntes Gestaltengewimmel entgegen. Überall in seiner Malerei zeigt sich wilde, ungebändigte Kraft und Energie, die ihn mit der Davidschen Schule in schroffen Gegensatz bringen mußte. Während er aber in Bezug auf Farbenreichtum, lebendigen Ausdruck, wirkungsvolle Komposition und Darstellung noch unübertroffen ist, läßt er Eleganz und Korrektheit sowie Erhabenheit des Stils oft vermissen, nicht minder die volle Durchführung seiner meist nur mit anscheinend skizzenhafter Leichtigkeit hingeworfenen Werke. Seine im Nachlaß gefundenen Studien haben jedoch ergeben, daß er ein vortrefflicher Zeichner war, welcher mit Absicht den Umriß der koloristischen Wirkung opferte. Während der Künstler auf der einen Seite leidenschaftlich gepriesen ward, traf ihn von der andern ungebührliche Herabsetzung. D. war vornehmlich der Abgott der neuerungslustigen Jugend unter den Künstlern und hat unter dieser zahlreiche Schüler und Nachahmer, wiewohl er keine eigentliche Schule gebildet hat. Von seinen größern Werken sind zu nennen: Hellas, trauernd auf den Ruinen Missolunghis (1826); die Enthauptung des Dogen Marino Falieri (nach Byron); Milton mit seinen Töchtern; Christus am Ölberg (in der Kirche St.-Paul zu Paris); Sardanapal auf dem Scheiterhaufen; die Göttin der Freiheit, das Volk führend (im Louvre), und der Tod des Bischofs von Lüttich, nach W. Scotts »Quentin Durward«. Im J. 1832 wurde der Künstler einer außerordentlichen Gesandtschaft beigegeben, welche Ludwig Philipp an den Kaiser von Marokko abgehen ließ, bedeutungsvoll dadurch, daß von nun ab der französischen Malerei ein neues und ebenso weites wie der Farbenlust zusagendes Feld eröffnet wurde, nämlich der Orient. Im Orient erhielt der Kolorismus von D. durch den Einfluß des Sonnenlichts erst seine volle Reife, wofür die Genrebilder: algierische Frauen im Harem (1834, Louvre), die jüdische Hochzeit in Marokko und die Konvulsionäre von Tanger ein glänzendes Zeugnis ablegen. Die koloristische Weiterentwickelung ist aber auch an seinen Historiengemälden zu erkennen, wie in Ludwig dem Heiligen in der Schlacht gegen die Engländer auf der Brücke von Taillebourg an der Charente (in Versailles), Medea (1838, in Lille), Kleopatra (1839), dem Urteil Trajans (1840), der Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer (im Louvre), dem Tod Mark Aurels (1845, in Toulouse), Christus am Kreuz (1847), Kreuzabnahme (in der Kirche St.-Louis zu Paris) 2c. Im Bibliotheksaal des Luxembourg malte er an der Decke historische Bilder, worunter das Hauptbild Dante und Vergil unter den berühmtesten Dichtern, Philosophen, Staatsmännern und Helden des Altertums darstellt. Im jetzigen Palais du Corps législatif schmückte er den sogen. Salon du Roi mit den allegorischen Gestalten der Gerechtigkeit, der Industrie, der Landwirtschaft und des Kriegs sowie mit den Genien der Wissenschaft, der Kunst, des Landlebens und der Stärke. Zu den letzten Werken D.' gehören das große mythologische Mittelbild am Plafond der Apollogalerie des Louvre, den Kampf Apollos mit dem Python darstellend, und die Darstellungen des Kampfes Michaels gegen Luzifer, der Vertreibung Heliodors und des Ringkampfes zwischen Jakob und dem Engel in der Engelkapelle der Kirche St.-Sulpice zu Paris. Außerdem entwarf er 17 Lithographien zur Übersetzung des Goetheschen »Faust« von A. Stapfer (1828) und Illustrationen zu Shakespeares »Hamlet« (1843).

Überhaupt waren Szenen aus den Werken der genannten Dichter sowie aus Walter Scotts Romanen D.' Lieblingsstoffe. Als Schriftsteller trat er mit einem Aufsatz über Michelangelo und dessen Jüngstes Gericht in der »Revue des Deux Mondes« (1837) sowie mit verschiedenen Beiträgen zum »Plutarque français« auf. D. starb 13. Aug. 1863. Erst längere Zeit nach seinem Tod wurde seine Wertschätzung als größter Meister der französischen Schule nach David allgemein, wodurch eine umfangreiche Litteratur über ihn hervorgerufen wurde. Vgl. Moreau, E. D. et son œuvre (Par. 1873); Ph. Burty, Lettres de D. (das. 1880, 2 Bde.); Chesneau, L'œuvre complète d'E. D. (das. 1885). Vgl. Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipz. 1867); Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst, Bd. 1 (das. 1884), und in Dohmes »Kunst und Künstler«.

2) Auguste, franz. Maler, geb. 1812 zu Boulogne sur Mer, gest. 1868 daselbst, bewegte sich vorwiegend in Küstendarstellungen seiner Heimat wie des afrikanischen Nordens und in Genrebildern aus dem Gebiet des bäuerlichen Idylls wie afrikanischen Lebens.

De Laet (spr. lāt), Johan Jakob (mit dem Pseudonym Johan Alfried), vläm. Schriftsteller, geb. 13. Dez. 1815 zu Antwerpen, studierte in Löwen Medizin und machte 1839 sein Doktorexamen, gab aber die Praxis bald wieder auf, um in Brüssel ein vlämisches Blatt: »Vlaemsch België«, zu gründen, in welchem er für die Sprache und Rechte der Vlämen eintrat. Als dasselbe 1845 einging, gründete er mit Bleeschhouwer in Antwerpen den »Roskam«, ein satirisches, gegen die Franzosenfreunde gerichtetes Blatt, übernahm 1849 die Redaktion des »Journal d'Anvers« und 1851 die der »Emancipation« in Brüssel, ward aber plötzlich des journalistischen und politischen Treibens überdrüssig und trat an die Spitze einer großen Bäckerei in Antwerpen, die er seitdem leitete. Auch als Mitglied der belgischen Abgeordnetenkammer ist D. als einer der eifrigsten Verfechter der vlämischen Sache aufgetreten. Von seinen frühern belletristischen Schriften, welche in Bezug auf Stil und Form für klassisch gelten, sind namentlich der auch wiederholt ins Deutsche übersetzte Roman »Het huis van Wesenbeke« (Antwerp. 1842), die Dorfgeschichte »Het lot« (das. 1846; deutsch: »Der Spieler«, Hannov. 1847) und seine »Gedichten« (Antwerp. 1848) zu nennen. Seine meisten Novellen erschienen in den Zeitschriften: »Noordstar« (1840—41) und »Taelverbond« (1845—46).

Delagoabai, große Bucht an der Ostküste Südafrikas, unter 26° südl. Br., der südlichste Teil der portugiesischen Besitzungen an dieser Küste (s. Karte beim Artikel »Kapland«). Der Name ist eine Korruption von Bahia de Lagoa (Bai der Lagune), da der niedrige Südstrand häufig mit Wasser bedeckt ist, was den Aufenthalt hier zu einem sehr ungesunden macht. Die Portugiesen nennen die Bucht Bai von Lourenço Marques, nach dem Mann, der 1545 hier die gleichnamige Stadt gründete, die freilich gegenwärtig nur aus einer schmalen Straße von 80 Häusern und einigen kleinen Gäßchen besteht, das Ganze von einer 20 m hohen Steinmauer eingeschlossen. Die Zahl der Einwohner (Portugiesen, Araber, Banianen) beträgt nur 300. Die Kaffern, welche in der Stadt nachts nicht geduldet werden, wohnen in der Zahl von einigen Tausend außerhalb der Thore auf einem nahen niedrigen Hügelzug, der Berea. Der Ort ist Sitz eines Gouverneurs, unter dessen Kommando eine kleine Garnison steht, und eines deutschen Konsuls. In der Nähe das großartige Etablissement der Ostafrikanischen Telegraphenkompanie. Der Handel ist sehr unbedeutend, obschon derselbe, um die hohen englischen Zölle in Natal zu vermeiden, namentlich seit dem Zurückweichen der Tsetsefliege mit Transvaal zugenommen hat. Er ist ein fast einseitiger, da die Einfuhr in europäischen Erzeugnissen, die Ausfuhr in dem von den Kaffern als Lohn erworbenen Gold besteht, und wird, da die Ausführung der projektierten Eisenbahn (s. Transvaal) noch in weiter Ferne steht, durch die schwerfälligen Ochsenwagen der Kaffern vermittelt. Die Stadt steht durch die Dampfer der Castle Mail-Linie (von Portugal subsidiert) mit Natal und Mosambik in monatlicher Verbindung. Der Schiffsverkehr betrug 1883: 29 Dampfer von 16,599 Ton. und 17 Segelschiffe von 3918 T. Die D. mißt von O. nach W. 25, von N. nach S. 35 km und wird durch eine schmale Landzunge gebildet, welcher die Insel Inyack, die kleine Elefanteninsel und zahlreiche Klippen vorgelagert sind. Der gute Ankergrund zwischen dem Festland und den Inseln sowie die Schönheit der Umgebung haben der Bai den Namen Baia Formosa verschafft. Mehrere Flüsse: Maputu, Tembe und Umbelosi (die beiden letztern bilden den English River), Comati (King George River), fallen in die Bai. Um den Besitz der D. haben Engländer und Portugiesen schon seit 1823 gestritten, indem die erstern den ganzen südlichen Teil mit Einschluß der genannten Inseln beanspruchten und später Lourenço Marques gegenüber die Niederlassung Bombay gründeten, welche sie zur Endstation einer nach Transvaal zu bauenden Eisenbahn bestimmt hatten. Zwar wurde ihnen durch den 1872 zum Schiedsrichter angerufenen Präsidenten der französischen Republik, Mac Mahon, der Besitz 1875 abgesprochen; sie wußten aber, um der Transvaalrepublik den freien Zugang zum Meer zu versperren, Portugal 1880 durch den Lourenço Marques-Vertrag zur Abtretung der D. zu bewegen. Dieser Vertrag fand indessen beim portugiesischen Volk den heftigsten Widerspruch, und man ließ ihn in der Folge fallen.

Délaissement (franz., spr. -läß'māng), Überlassung, Abtretung; Verlassenheit, Hilflosigkeit.

Delambre (spr. dölāngbr), Jean Baptiste Joseph, Astronom, geb. 19. Sept. 1749 zu Amiens, studierte in Paris Philosophie, wandte sich, seit 1771 Erzieher im Haus des Generalpachters d'Assy in Paris, mathematischen und auf Lalandes Rat, der ihm auf einem kleinen Observatorium, das ihm Assy errichten ließ, unterbrachte, astronomischen Studien zu. Nach Entdeckung des Uranus durch Herschel gab er 1781 die ersten Tafeln dieses Planeten heraus. Bald darauf fing er auch an, neue Sonnentafeln zu entwerfen, sowie ihn später Tafeln des Jupiter und Saturn beschäftigten: »Tables de Jupiter et Saturne« (Par. 1789); »Tables du Soleil, de Jupiter, de Saturne, d'Uranus et des satellites de Jupiter« (das. 1792); »Tables du Soleil« (das. 1806); »Tables écliptiques des satellites de Jupiter« (das. 1817). Im J. 1795 ward er Mitglied des Längenbüreaus, 1803 Sekretär des Instituts und 1807 Professor der Astronomie am Collège de France. Sein Hauptwerk ist die mit Méchain ausgeführte große Gradmessung von Dünkirchen bis Barcelona, die 1792 begonnen, jedoch durch die Schreckensherrschaft unterbrochen ward. Wegen seiner gemäßigten Gesinnungen von der Kommission der neuen Maße ausgeschlossen, ward D. erst nach zwei Jahren wieder angestellt und erhielt nun die Erlaubnis zur Fortsetzung jener Messung, die er 1799 vollendete. Seinen Bericht über diese damals genaueste Gradmessung, welche zur Fest-

stellung des Normalmeters dienen sollte, erstattete D. in der »Base du système métrique décimal« (Par. 1806—10, 3 Bde.). Im J. 1808 wurde er Schatzmeister der Universität, 1815 trat er in den Ruhestand und starb 19. Aug. 1822 in Paris. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: »Méthodes analytiques pour la détermination d'un arc du méridien« (Par. 1799); »Tables trigonométriques décimales, calculées par Borda, revues et augmentées« (das. 1801); »Abrégé d'astronomie« (das. 1813); »Astronomie théoretique et pratique« (das. 1814, 3 Bde.); »Histoire de l'astronomie« (das. 1817 bis 1823, 6 Bde.) u. a.

Delamettrie, s. Lamettrie.

Delangle (spr. -längl), Claude Alphonse, franz. Staatsmann, geb. 6. April 1797 zu Varzy, widmete sich nach Vollendung seiner Rechtsstudien der advokatorischen Praxis, fungierte, durch bedeutende rednerische Begabung sich auszeichnend, von 1840 bis 1846 als Generaladvokat am Kassationshof und ward dann Generalprokurator, in welcher Stellung er unter anderm bei dem Prozeß gegen den Herzog von Praslin präsidierte. 1846 ward er in die Kammer gewählt, verließ aber nach der Februarrevolution die politische Laufbahn und widmete sich wieder der advokatorischen Praxis. Nach Ludwig Napoleons Erhebung zum Präsidenten schloß er sich diesem an und ward 30. Dez. 1852 zum Generalprokurator am Kassationshof und zum ersten Präsidenten des kaiserlichen Gerichtshofs sowie später zum Senator ernannt. Am 14. Juni 1858 übernahm er das Ministerium des Innern, 5. Mai 1859 aber unter Ernennung zum Großsiegelbewahrer das der Justiz. 1863 nahm er seine Entlassung als Minister und wurde zum ersten Vizepräsidenten des Senats, 1865 zum Generalprokurator am Kassationshof ernannt. Er starb 21. Dez. 1869. Unter seinen Schriften ist zu erwähnen: »Traité sur les sociétés commerciales« (Par. 1843, 2 Bde.).

Delaplanche (spr. -plängsch), Eugène, franz. Bildhauer, geb. 1836 zu Paris, trat in das Atelier von Duret, ging 1864 nach Rom und erregte 1868 durch seine ersten Arbeiten: ein Kind, auf einer Schildkröte reitend, und ein Schafhirt (beide im Museum zu Marseille), Aufmerksamkeit, die sich noch steigerte, als er 1870 seine etwas derb, aber gesund naturalistisch aufgefaßte Eva nach dem Sündenfall ausstellte, die ins Museum des Luxembourg kam. Unter seinen folgenden Arbeiten fanden besonders die heil. Agnes, die Marmorstatue der Liebesbotschaft, die Marmorgruppe der mütterlichen Erziehung (1873), die heilige Jungfrau mit der Lilie und die Statue der Musik in versilberter Bronze (Salon von 1877) wegen der vollendeten Naturwahrheit in der Formenbehandlung großen Beifall. Für die Marmorausführung der Musik erhielt er 1878 die Ehrenmedaille des Salons. Auch für den plastischen Schmuck öffentlicher Bauten war er thätig, z. B. für die Kirchen St.-Eustache und St.-Joseph, für die Neue Oper und den Palast des Trocadéro. Seine sitzende Figur Aubers für die Neue Oper (1881) bezeichnet wegen der innigen Verschmelzung geistiger und physischer Lebendigkeit bis jetzt den Höhepunkt seines Schaffens.

Delaporte (spr. dölapórt), 1) Michel, franz. Bühnendichter, geboren im September 1806 zu Paris, machte seine Studien auf dem Collège zu Amiens und widmete sich später (1824) unter Regnault der Malerei und Zeichenkunst, bis ihn ein Augenleiden nötigte, dieser Thätigkeit zu entsagen. Fortan wandte er sich der Schriftstellerei zu und verfaßte (seit 1835) teils allein, teils in Gemeinschaft mit andern eine große Reihe von Vaudevilles, die auf zahlreichen Bühnen zur Aufführung kamen, zum Teil mit bedeutendem Erfolg. Unter den von ihm allein geschriebenen Stücken fanden »Cabrion« (1845), »La femme de ménage« (1851) und »Toinette et son carabinier« (1856) den meisten Beifall. Zu seinen Mitarbeitern gehören Cogniard (z. B. »Le nouveau pied de mouton«, 1850), Bayard (»La nouvelle Hermione«, 1858), Anicet-Bourgeois (»Les amours de Mr. et Mme. Denis«, 1845), namentlich aber Varin, mit dem er »Un hercule et une jolie femme« (1861), »Ah, que l'amour est agréable!« (1862), »Une femme qui bat son gendre« (1864), »L'ange de mes rêves«, »La dame aux giroflées«, »Le Marquis d'Argencourt« (1867), »Madame Pot-au-feu« (1869) u. a. verfaßte. D. starb 30. Sept. 1872.

2) Marie, franz. Schauspielerin, geb. 27. Sept. 1838 zu Paris, trat 1852 ins Konservatorium und erhielt 1854 den zweiten Preis im Lustspiel. Sie debütierte 1855 im Gymnase dramatique und blieb 14 Jahre an diesem Theater, wo sie eine große Anzahl von Rollen schuf. Seit 1868 ist sie Mitglied des Michaeltheaters in Petersburg. Zu ihren vorzüglichsten Rollen gehören: Cécile in »Montjoye«, Jeannine in den »Ideen der Madame Aubray«, Camille in »Héloïse Paranquet«, Froufrou.

De la Rive (spr. rihw), Auguste Arthur, Physiker, geb. 9. Okt. 1801 zu Genf, wurde 1823 Professor der Physik an der dortigen Akademie und starb 27. Nov. 1873 daselbst. Seine zahlreichen Untersuchungen beziehen sich zum größten Teil auf die Elektrizität und den Magnetismus; doch verdankt man ihm auch wichtige Forschungen über die spezifische Wärme der Gase (mit Marcet), über die Temperatur der Erdrinde und über das Nordlicht. Er erfaßte 1828 zuerst die Idee, Silber und Kupfer in alkalischen Bädern galvanisch zu vergolden, und legte damit den Grund zu der spätern bedeutenden Ausbildung der Galvanoplastik. Von 1836 bis 1841 redigierte er die »Bibliothèque universelle de Genève«, als Supplemente zu derselben »Archives de l'électricité« (Par. u. Genf 1841—45) und mit Marignac u. a. »Archives des sciences physiques et naturelles« (1846—60); auch schrieb er: »Traité de l'électricité théorique et appliquée« (Par. 1854—1858, 3 Bde.) und eine Biographie des ältern De Candolle (Genf 1851).

Delaroche (spr. -rósch), Paul (eigentlich Hippolyte), franz. Maler, geb. 17. Juli 1797 zu Paris, war kurze Zeit Schüler des Landschaftsmalers Watelet und arbeitete dann vier Jahre lang im Atelier von Gros, an dessen realistische Historienbilder, wie die Pestkranken in Jaffa, er anknüpfte. Sein erstes, im Salon von 1822 ausgestelltes Bild: Joas, als Kind von Josabeth dem Tod entrissen, war noch nicht frei von dem Klassizismus und dem gespreizten Pathos seiner Schulzeit. In der Jeanne d'Arc, im Gefängnis vom Kardinal von Winchester verhört (Salon von 1824), gab sich jedoch bereits das Bestreben kund, historische Realität mit romantischer Empfindung zu verbinden. Hierauf folgten 1827 eine Szene aus der Bartholomäusnacht (Museum in Königsberg) und der Tod der Königin Elisabeth von England (im Louvre), durch Kolorit, Kleiderpracht, Lichtgebung und Komposition ebenso hervorragend und epochemachend wie durch die historische Kraft und Wahrheit. Noch bedeutender und von reicherer dramatischer Bewegung war ein drittes Bild desselben Jahrs: die Ermordung des Präsidenten Duranti durch den Pöbel. Der Salon von 1831 brachte vier Hauptwerke, welche

ihn besonders populär gemacht haben: Richelieu, die beiden Verschwörer de Thou und Cinq-Mars auf einem dem seinigen angehängten Schiff die Seine hinauf zum Tod führend, und Mazarin, krank in glänzendem Hofkreis am Kartenspiel teilnehmend, die großen historischen Bilder: Cromwell am Sarg Karls I. (im Museum zu Nîmes) und die Kinder Eduards IV. von England im Tower im Moment vor ihrem Tod (Louvre). Im Salon 1834 trug das Gemälde: Jane Grays Hinrichtung im Tower den Preis davon, 1835 die Ermordung des Herzogs von Guise (im Besitz des Herzogs von Aumale), mit welchem Bild er den Höhepunkt in seinen historischen Darstellungen, die meist tragische Katastrophen schilderten, erreichte. Ehe jedoch das letztere Werk an die Öffentlichkeit gelangte, hatte sich in D. ein Umschwung von der historischen zur idealen Richtung vollzogen, veranlaßt durch den Auftrag, die Madeleinekirche auszumalen, wozu er sich 1834 durch eine Reise nach Italien vorbereitete. Die Ausführung des Werkes ward zwar wegen der Anordnung der Mitbeteiligung Zieglers von ihm abgelehnt; die Früchte seiner Studien aber bekundeten sich besonders in seinem größten, 1841 vollendeten Werk, dem sogen. Hémicycle, einem Wandgemälde im halbrunden Saal der École des beaux-arts, die Apotheose der bildenden Künste darstellend, einer Komposition mit 74 Figuren auf einem Flächenraum von 16 m Länge und 5 m Höhe. D. hat hier eine Reihe von Künstlern, welche drei verschiedenen Jahrhunderten angehören, zu einem malerisch wirkungsreichen Bild gruppiert, welches jedoch aus Mangel an Einheit und Größe des Stils keinen monumentalen Eindruck hervorruft. Auch ist es ihm nicht gelungen, die allegorischen Figuren mit den realistisch-historischen Gestalten harmonisch zu vereinigen. Das Bild ist auf mit siedendem Öl getränktem Stein mit Öl gemalt. Als er 1843 wiederum Italien besuchte, gewann seine Neigung zum Idealen eine religiöse Richtung durch den Tod seiner Gemahlin, so daß die Werke seines letzten Jahrzehnts vorwiegend diesem Gebiet angehören, wie die Pietà, Maria am Kreuzigungstag in ihrer Kammer, Maria am Fuß des Kreuzes, Marias Heimweg von Golgatha, Maria in Betrachtung der Dornenkrone, die im Tiber treibende Leiche einer Märtyrerin. Historie und historisches Genre pflegte er nur noch, wenn der Gegenstand seiner trüben Stimmung entsprach, wie in der Abführung Marie Antoinettes nach dem Urteilsspruch (1852) und in den Girondisten im Gefängnis (1836—1846). Sonst suchte er innige Motive aus dem italienischen Volksleben, wie z. B. die ruhenden Pilger an der Piazza di San Pietro (Galerie Raczynski in Berlin). An zwei Bestellungen: Napoleon, auf dem Maultier gedankenvoll über den St. Bernhard reitend und nach der Schlacht bei Waterloo zu Fontainebleau (Museum zu Leipzig), reihte sich auch eine bedeutsame Thätigkeit als Porträtist: unter andern sind der Papst Gregor XVI., Abel Rémusat, Guizot, Thiers, der General Changarnier, de Salvandy, Pourtalès 2c. von ihm gemalt worden. Delaroches Gemälde sind fast alle von den besten Kupferstechern Frankreichs, Mercuri, Henriquel-Dupont, Prudhomme, Prévost, Martinet, Gérard u. a., gestochen und daher in weiten Kreisen bekannt geworden. Seine vier historischen Gemälde zu Versailles sind, wie dies den meisten großen Künstlern Frankreichs bei diesen Aufgaben begegnete, seine untergeordnetsten Werke. Auch in der Plastik hat sich D. mit Erfolg versucht, wie sein heil. Georg in Bronze beweist. Er war seit 1832 Mitglied des Instituts und mehrerer Akademien, Inhaber des preußischen Ordens pour le mérite und starb 4. Nov. 1856. Wie Delacroix das Haupt der romantischen Richtung, so ist D. das Haupt der französischen Geschichtsmalerei. Den von David und seinen Nachfolgern eingeschlagenen Weg verlassend, brach er ihr eine neue Bahn, indem er zwischen der romantischen und klassizistischen Richtung geschickt vermittelte. Ein Genie wie Delacroix war er jedoch nicht, sondern eine kühle, nüchterne Natur ohne Phantasie. Korrektheit der Zeichnung, Wärme und Durchsichtigkeit des Kolorits, wirkungsvolle Kontraste von Licht und Schatten, breite Pinselführung und namentlich große Gewandtheit in der Stoffmalerei zeichnen seine Werke aus. D. war aber weniger der Maler der Ereignisse, der historischen Thatsachen selbst als der Eindrücke, die sie auf die Seele der daran Beteiligten hervorbrachten, wodurch der Beschauer gleichsam Teilnehmer der Handlung wird. Vgl. Jul. Meyer, Geschichte der französischen Malerei (Leipz. 1867); Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst, Bd. 1 (das. 1884).

De la Rue (spr. rüh), Warren, Naturforscher, geb. 18. Jan. 1815 auf Guernsey, wurde in Paris erzogen und trat in seines Vaters Geschäft als Kartenfabrikant und Papierhändler. Hier konstruierte er zahlreiche Maschinen und beschäftigte sich auch mit chemischen Prozessen. In diese Zeit fallen z. B. seine Maschinen für Buntpapier, Pappen- und Kouvertfabrikation sowie die Bemühungen zur Verbesserung des photographischen Papiers. Bei den Ausstellungen von 1851, 1855 und 1862 fungierte er als Jurymitglied. Nachdem er bereits seit 1852 auf einem kleinen Observatorium auf seinem Wohnhaus zu Canonbury (London) Doppelsternbeobachtungen angestellt hatte, erbaute er 1857 ein Observatorium zu Cranford in Middlesex und begründete hier seinen Ruhm durch die glänzenden Erfolge, welche er bei der Anwendung der Photographie auf astronomische Erscheinungen erzielte. Im J. 1860 ging er mit der Himalaja-Expedition nach Spanien und gewann eine Reihe ausgezeichneter Photographien von der totalen Sonnenfinsternis 18. Juli. 1874 errichtete er ein physikalisches Laboratorium mit einer elektrischen Batterie von 11,000 Zellen, die er mit Hugo Müller zu wichtigen Experimenten benutzte. Später stellte er mit Balfour Stewart und Loewy Beobachtungen auf dem Kewer Observatorium an und veröffentlichte die Resultate als »Researches on solar physics«.

De la Rue books (engl., spr. ru buds), Notizbücher in festem, aber biegsamem Ledereinband.

Delassement (franz., spr. -lass'mäng), Erholung; delassieren, sich erholen, ausruhen.

Delät (lat.), jemand, dem etwas zuerkannt, besonders ein Eid zugeschoben wird (s. Eid); auch derjenige, gegen den eine Anzeige erstattet ist.

Delation (lat.), Anzeige; im Erbrecht (delatio hereditatis) der Anfall einer Erbschaft im Unterschied von deren Erwerb (Acquisition). Die D. tritt bei der Erbfolge aus einem Testament mit dem Tode des Erblassers ein. Die D. der Intestaterbfolge setzt überdies noch das Nichtvorhandensein eines Testaments voraus. Nach deutschem Recht kann ein Erbe aber auch durch Vertrag bestimmt werden, so daß also noch ein dritter Delationsgrund zu der D. aus dem Gesetz und der D. aus einem Testament hinzukommt. Der Zustand der D. hört mit dem eigentlichen Erwerb, also etwa mit der Erklärung der Annahme oder mit entsprechenden konkludenten Handlungen, auf. Im Prozeß ist Eidesdelation s. v. w. Zuschiebung eines Haupteides.

Delatoren (lat.), eigentlich »Überbringer, Anzeiger«, vorzugsweise in der römischen Kaiserzeit die Angeber oder Denunzianten, die ein Gewerbe daraus machten, um sich die Gunst der Kaiser und sich selbst persönliche Vorteile zu verschaffen, solche, welche den Kaisern verdächtig oder auch nur mißliebig waren, insbesondere wegen angeblicher Majestätsverbrechen anzuklagen und zur Verurteilung zu bringen. Sie kamen zuerst unter Tiberius empor und übten nachher unter schlechten Kaisern, wie Caligula und Domitian, ihre verderbliche, Haß und Mißtrauen verbreitende Wirksamkeit, während sie unter bessern Kaisern, wie Titus, Nerva, Trajan, durch Verbannung oder sonstige Strafen unterdrückt wurden. Der Gewinn eines Delators bestand gewöhnlich in dem vierten Teil der dem Angeklagten auferlegten Strafsumme oder seines verfallenen Vermögens; daher auch der Name Quadruplator.

Delatōrisch, in der Weise der Delatoren, angeberisch, verleumderisch.

Delatyn, Marktflecken in Galizien, Bezirkshauptmannschaft Nadworna, in einem Gebirgskessel am Pruth gelegen, hat ein Bezirksgericht, Salzquellen und Salzsiederei, Bäder und Molkenkuranstalt und (1880) 4495 Einw.

Delaunay (spr. dölonäh), 1) Charles Eugène, Mathematiker, geb. 9. April 1816 zu Lusigny bei Troyes, besuchte seit 1834 mit großem Erfolg die polytechnische Schule, vertrat 1841—48 Biot an der Sorbonne, wurde Professor der höhern Mechanik an der polytechnischen Schule zu Paris, 1862 Mitglied des Bureau des longitudes und geriet später in heftige Kämpfe mit Leverrier über die Beobachtungen auf der Pariser Sternwarte, die damit endigten, daß D. 1870 an Leverriers Stelle zum Direktor derselben ernannt wurde. D. ertrank 5. Aug. 1872 durch Umschlagen eines Nachens im Hafen von Cherbourg. Er schrieb: »Cours élémentaire de mécanique« (1850; 10. Aufl., Par. 1884; zum Teil deutsch bearbeitet von Schellen, 3. Aufl., Braunschw. 1868); »Cours élémentaire d'astronomie« (1853; 7. Aufl., Par. 1884); »Traité de mécanique rationelle« (1856; 7. Aufl., das. 1883); außerdem zahlreiche mathematische Abhandlungen. Sein Hauptwerk, eine der hervorragendsten Leistungen der neuern Astronomie, ist die »Théorie de la lune« (Par. 1860—67, 2 Bde.; unvollendet). Vgl. Thévenot, Biographie de C. E. D. (Par. 1878).

2) Louis Arsène, franz. Schauspieler, geb. 21. März 1826 zu Paris, besuchte das Conservatoire 1843-45 und debütierte 1846 im Odéon, wo er zwei Jahre lang jugendliche Liebhaber spielte. Im J. 1848 trat er als Dorante im »Menteur« am Théâtre français auf und wurde schon nach zwei Jahren Sociétär. Unter seinen zahlreichen Schöpfungen auf der ersten Bühne Frankreichs ragen besonders die in Emile Augiers Stücken, z. B. in »Le fils de Giboyer« (deutsch: »Ein Pelikan«, von Laube) und »Paul Forestier«, in vielen Proverbes von Alfr. de Musset, im »Lion amoureux« von Ponsard und in »Hernani« von Victor Hugo hervor, in welch letzterm er einen seiner größten Triumphe feierte. Vermählt ist D. mit der Schauspielerin Marie Favart (s. d.).

3) Elie, franz. Maler, geb. 12. Juni 1828 zu Nantes, Schüler von Flandrin und Lamothe, erlangte 1856 den großen Preis für Rom und trat 1865 mit einem Bilde, der Kommunion der Apostel, auf, welches, zwar auf die Nachahmung Raffaels gegründet, doch eignen poetischen Schwung und Wärme des Gefühls verriet. Es kam in das Museum des Luxembourg, ebenso wie die drei folgenden historischen und mythologischen Kompositionen: die Pest in Rom (1869), der Tod des Nessus (1870) und Diana (1872). Von seinen spätern Schöpfungen sind zu nennen: der Triumph Davids (1874) und der Sturz Ixions in den Hades (1876). Er hat auch zahlreiche Porträte gemalt und dekorative Malereien in der Kirche Ste.-Trinité und in der Neuen Oper (Triumph des Gesanges) ausgeführt.

Delavigne (spr. dölawinj), Jean François Casimir, berühmter franz. Dichter, geb. 4. April 1793 zu Havre, bewies schon auf der Schule (Lycée Napoléon) ungewöhnliches poetisches Talent durch einen Dithyrambus auf die Geburt des Königs von Rom (1811). 1813 erschien sein Dithyrambus auf Delilles Tod, 1814 sein Gedicht »Charles XII à Narva«, 1815 »La découverte de la vaccine«, womit er von der Akademie den ersten Nebenpreis gewann, und 1818 seine »Messéniennes«, mit denen er die Herzen der Nation im Sturm eroberte. Diese politischen Klagelieder waren der Ausfluß eines glühenden Patriotismus, dem der Schmerz über die Invasion und der Haß gegen die fremden Unterdrücker beredte Worte liehen. Er erhielt darauf den Posten als Bibliothekar an der Staatskanzlei, verlor ihn aber 1822 wieder, als er in neuen »Messéniennes« den Befreiungskampf der Griechen besang; dafür machte ihn der Herzog von Orléans zum Bibliothekar des Palais Royal, und dieses Amt bekleidete er bis an seinen Tod. Die Bühne betrat D. mit dem Trauerspiel »Vêpres Siciliennes« (1819), welches trotz der Zurückweisung durch das Théâtre français einen großartigen Erfolg davontrug. Diesem Stück folgten das Lustspiel »Les Comédiens« (1820), das Trauerspiel »Le Paria« (1821) und die Lustspiele: »L'école des vieillards« (1823) und »La princesse Aurélie« (1828). Ersteres, sein bestes Lustspiel, trug ihm einen Sitz in der Akademie (1825) ein; eine Pension, die Karl X. ihm anbot, schlug er jedoch aus. Von einer Reise, die er nun infolge seiner geschwächten Gesundheit nach Italien machte, brachte er außer sieben neuen »Messéniennes« eine bedeutende Veränderung seiner dichterischen Anschauungen zurück, welche sich in der Tragödie »Marino Faliero« (1829) zuerst dokumentierte. Denn wenn D. sich früher möglichst genau den Regeln des klassischen Dramas angeschlossen hatte, so näherte er sich jetzt dem Lager der Romantiker in der Absicht, die beiden Schulen zu versöhnen; sein Versuch hatte brillanten Erfolg. Die Julirevolution begeisterte ihn zu den volkstümlich gewordenen Gesängen: »La Parisienne« (komponiert von Auber), »La Varsovienne« ꝛc. und zu zweien seiner besten »Messéniennes«: »Une semaine à Paris« und »Le chien du Louvre«. 1832 wurde sein »Louis XI« aufgeführt, wie »Marino Faliero« eine Mischung von Tragischem und Komischem, aber entschiedener dem Zeitgeschmack huldigend. Das Trauerspiel »Les enfants d'Édouard« (1833) und besonders das Lustspiel »Don Juan d'Autriche« (1835) gehören wegen der Lebendigkeit der Handlung und des poetischen Schwunges zu den besten Stücken des Dichters. Die einaktige Tragödie »Une famille au temps de Luther« (1836) erweckte nur mäßiges Interesse; nicht mehr die politische Komödie »La popularité« (1838) und die Tragödie »La fille du Cid« (1839). Seine letzten Werke waren das Lustspiel »Le conseiller-rapporteur« (1841) und der mit seinem Bruder (s. unten) verfaßte Text zu der Oper »Charles VI« (1843, Musik von Halévy). Als er zum zweitenmal seine erschütterte Gesundheit wiederherstellen wollte, starb er 11. Dez. 1843 in Lyon. D. ist neben Bé-

ranger der Hauptvertreter der liberalen Richtung der zeitgenössischen Poesie. Mit großem Geschick und feinem Geschmack verstand er es, die Stimmung der Menge, ihren Haß und ihre Liebe, in echt poetische Formen zu kleiden. So war er der Mühe des eignen Schaffens überhoben; aber mit der Begeisterung des Tags verblaßten auch die Kinder seiner Muse. D. ist hauptsächlich Lyriker; einzelne seiner Gedichte, besonders auch die Chöre des »Paria«, überraschen durch Wärme und Innigkeit des Gefühls, Eleganz und Reinheit des Ausdrucks. Seine Bühnenwerke stehen weit tiefer; es fehlen ihm die Gabe der Erfindung, der Schwung der Phantasie, die Freudigkeit des eignen Schaffens; es sind äußerst geschickte, geistvolle Werke, aber man merkt das Mühsame, Gemachte. In allem Technischen ist er Meister. Sein Stil schließt sich einerseits eng an Racine an und erlaubt sich anderseits, besonders seit seinem »Louis XI«, gewisse Freiheiten, die dem strengen, klassischen Geschmack wenig zusagten: ein Bild seines unentschiedenen, vorsichtig lavierenden Charakters. Seine Werke erschienen bei Didier (1843, 6 Bde.; 1856, 4 Bde.), bei Charpentier (1851, 4 Bde.), zuletzt bei Didot (1870, 4 Bde.). — Sein Bruder **Germain**, geb. 1. Febr. 1790, gest. 30. Nov. 1868 in Paris, hat als Verfasser von Vaudeville- und Operntexten einen Namen gewonnen. Mit Scribe lieferte er die Texte zur »Stummen von Portici«, zum »Schnee«, zu Meyerbeers »Robert der Teufel«, »Hugenotten« u. a.

Delaware (spr. dellawärr), Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt auf der Westseite der Catskillberge im Staat New York in zwei Hauptarmen, **Mohawk** und **Popacton** genannt, welche sich an der Grenze von Pennsylvanien (nahe am 42.° nördl. Br.) vereinigen. Von hier an hat der Fluß einen sehr gewundenen Lauf, da er die ganze Kette der Blauen Berge zu durchbrechen hat, ehe er in die atlantische Küstenebene eintritt. Der Hauptdurchbruch, das Water Gap genannt, liegt auf der Grenze von New Jersey und Pennsylvanien, wo die felsigen Uferwände vom Wasser aus senkrecht zu 424 m Höhe aufsteigen und der tiefe Fluß fast 4 km weit enge Schluchten durchbraust. Unterhalb derselben, bei Easton, empfängt er rechts seinen größten Nebenfluß, den Lehigh. Sein letzter Durchbruch ist bei Trenton, wo er 25 Stromschnellen bildet und mit einem Wasserfall und einer Wendung gegen SW. in die Ebene tritt. Er mündet unterhalb Philadelphia, nachdem er kurz zuvor noch den Schuylkill aufgenommen hat, in die Delawarebai (39° nördl. Br.), die im S. vom Kap Henlopen, im N. vom Kap May eingefaßt wird und 90 km lang und 35—50 km breit ist. Die ganze Länge des Flusses beträgt 512 km, wovon die letzten 65 km (bis Philadelphia) für die größten Schiffe fahrbar sind. Ein 99 km langer Kanal begleitet den Fluß von Philadelphia aufwärts bis nach Easton. Außerdem steht derselbe durch Kanäle mit dem Raritan und mit dem Hudson (bei Jersey City und Rondout) in Verbindung. Fluß und Bai haben ihren Namen vom Lord De la Warr, Gouverneur von Virginia, der 1610 in letztere vordrang; entdeckt ward dieselbe 1609 von Hudson.

Delaware, Freistaat in Nordamerika (s. Karte »Vereinigte Staaten ꝛc.«), nach Rhode-Island der kleinste der Union, umfaßt den nordöstlichen Teil der Halbinsel zwischen der Chesapeake- und Delawarebai, grenzt nördlich an Pennsylvanien, westlich und südlich an Maryland, östlich an den Atlantischen Ozean bis zum Kap Henlopen und nordöstlich an die Bai und den Fluß D. und hat von N. nach S. eine Ausdehnung von 148 und von O. nach W. von 15—60 km. Das Land ist im ganzen flach, nur der nördliche Teil wird am äußersten Ende durch Vorberge der Appalachen hügelig. Die Küste ist sumpfig, niedrig und ohne natürliche Häfen. Eine Menge kleiner Flüsse (Creeks), welche sich teils in den Delaware und die gleichnamige Bai, teils in die Chesapeakebai und in den Ozean ergießen, bewässern den Staat. Der Boden im S. ist sandig und mit Salzmarschen wechselnd. Die Sümpfe im S., namentlich der berühmte große Cypreß Swamp, der 20 km lang und mit mannigfaltigen Bäumen, immergrünen Sträuchern und giftigen Schlangen angefüllt ist, haben eine torfige, auf weißem Meeressand liegende Unterlage. Der nördliche Teil des Staats hat schweren Thon- und fruchtbaren Weizenboden. Das Klima ist mild, im N. sehr gesund; in den Sumpfgegenden kommen häufig Fieber vor. D. hat ein Areal von 5231 qkm (95 QM.) mit (1870) 125,015, (1880) 146,608 Einw., von denen 26,442 Farbige sind. Die Schulen wurden 1883 von 29,122 Kindern besucht, die 6 Colleges von 58 Studenten. Von der Oberfläche sind 60 Proz. landwirtschaftlich verwertet, 22 Proz. Wald. Mais und Weizen, Kartoffeln und Bataten sind die wichtigsten Gegenstände des Feldbaues. Pfirsiche und Erdbeeren werden massenhaft gezogen und ausgeführt. An Vieh zählte man 1880: 22,000 Pferde, 4000 Maultiere, 47,800 Rinder, 22,000 Schafe und 48,000 Schweine. Die Austern- und andern Fischereien sind von einiger Bedeutung. Die Waldungen in den südlichen Niederungen liefern noch immer viel Bauholz. Der Bergbau beschränkt sich auf Gewinnung von etwas Eisenerz. Von den (1880) 746 gewerblichen Anstalten mit 12,638 Arbeitern sind am wichtigsten die Schiffswerften (1576 Arb.), die Lederfabriken (982 Arb.), die Baumwollfabriken (945 Arb.), die Wagenbauwerkstätten (860 Arb.), die Eisen- und Stahlwerke (867 Arb.), die Fabriken von eisernen Röhren und die Kornmühlen. D. besitzt (1881) 182 Seeschiffe von 19,931 Ton. Gehalt; der Wert seiner Ausfuhr über See war 1883—84: 533,347 Doll. Ein Eisenbahnnetz von (1884) 352 km durchschneidet das Land und ein Schiffskanal (21 km lang) den Nacken der Halbinsel, so daß Schiffe, ohne ins offene Meer zu stechen, von Philadelphia nach Baltimore gelangen können. Die Verfassung vom Jahr 1831 ist noch wesentlich in Kraft. Der Gouverneur wird direkt vom Volk auf vier Jahre gewählt und kann nicht wieder gewählt werden. Die neun Senatoren werden gleichfalls vom Volk auf vier, die 21 Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt und beziehen Diäten. Die Richter ernennt der Gouverneur, und sie sind während guten Betragens unabsetzbar. Stimmrecht haben die 22 Jahre alten weißen Bürger (seit kurzem auch die Neger). Pranger und Peitsche sind noch gesetzliche Strafen. Die Finanzen des Staats sind gut geordnet (Revenuen 1883/84: 117,458 Doll., Schuld Dezember 1883: 864,750 Doll.). Hauptstadt ist Dover, wichtigste Stadt aber Wilmington. — D. wurde zuerst von Schweden und Finnen unter dem Namen **Neuschweden** kolonisiert. Im J. 1630 bauten sie ein Fort bei Lewes (an der Mündung des Delaware) und 1631 ein zweites bei Wilmington. Das Land kam indessen schon 1655 durch Eroberung unter niederländische Hoheit, und 1664 wurde es in das von den Engländern den Niederländern abgenommene und von Karl II. dem Herzog von York verliehene Territorium eingeschlossen, welch letzterer es 1682 an William Penn übertrug. Seitdem blieb D. bis 1775 nominell mit Pennsylvanien vereinigt, obgleich es unter dem Namen der »Untern Länder des De-

laware« (Lower countries of the Delaware) seit 1703 eine besondere Regierung hatte. Als solche wurde D. auf dem ersten Kongreß zu New York 1765 vertreten. D. ist einer der wenigen Staaten, welche die jetzige Konstitution der Vereinigten Staaten (in einer Konvention 3. Dez. 1787) einstimmig annahmen. Während des Sezessionskriegs blieb D. der Union treu.

Delaware, Stadt im nordamerikan. Staat Ohio, 40 km nördlich von Columbia, ist Sitz der 1845 gestifteten wesleyanischen Universität und eines wesleyanischen College für Damen, hat eine Mineralquelle und (1880) 6897 Einw.

Delawaren (Lenni Lenape), ein zur Familie der östlichen Algonkin gehöriger Indianerstamm in Nordamerika, bewohnte ehedem (seit Anfang des 16. Jahrh.) das Thal des Delaware und den Küstenstrich am Meer südlich bis ans Kap Hatteras und bildete in einigen seiner Unterabteilungen den mächtigen Fünfvölkerbund, der auch die Mohikaner einschloß. Mit der steigenden Macht der Irokesen verloren die D. ihre Unabhängigkeit; 1744 wichen sie an den Susquehanna, in der Folge immer weiter nach Westen zurück, bis sie sich schließlich am Verdigrisfluß im Indianergebiet niederließen. Ihre Zahl beträgt jetzt kaum noch 1000 Köpfe. Sie treiben etwas Ackerbau und Viehzucht, ihre Hauptbeschäftigung aber ist Jagen und Fischen. Ihrer Sprache verdankt die Länderkunde unter anderm Namen wie Massachusetts, Alleghany, Connecticut, Mississippi ꝛc. Eine Grammatik derselben lieferte Zeisberger (Philad. 1827). Vgl. Heckewelder, Narrative of the mission of the United Brethren among the Delaware and Mohegan Indians (Philad. 1820).

Delbrück, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Minden, Kreis Paderborn, am Haustenbach, 16 km vom Bahnhof Paderborn, hat ein Amtsgericht, eine Kirche (früher besuchter Wallfahrtsort) und (1880) 1284 kath. Einwohner. Hier erlitten 18. Dez. 1410 Erzbischof Friedrich von Köln und Graf Adolf von Kleve durch Bischof Wilhelm von Paderborn und die Bewohner von D. eine Niederlage.

Delbrück, 1) Martin Friedrich Rudolf, preuß. Staatsmann, geb. 16. April 1817 zu Berlin, Sohn des 1830 als Superintendent in Zeitz verstorbenen Geheimrats Joh. Friedr. Gottl. D., welcher 1800—1809 die Erziehung der beiden ältern Söhne Friedrich Wilhelms III. (des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers Wilhelm) leitete. D. studierte in Bonn, Göttingen und Berlin die Rechte und trat 1837 in den preußischen Staatsdienst. Er arbeitete an den Gerichten in Halle und Merseburg als Auskultator und Referendar und ward bereits 1842 nach Ablegung der großen juristischen Staatsprüfung als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium berufen. Hier machte er sich besonders bei der Generalverwaltung der Steuern, bei welcher er speziell beschäftigt war, verdient und wurde deshalb 1844 in das neugebildete Handelsministerium versetzt, in welchem er 1848 Ministerialdirektor und Chef der Handelsabteilung wurde. Seine erste bedeutende Leistung war der Sieg Preußens über die Handelspolitik Österreichs 1853. Nachdem er 1851 Hannover und Oldenburg für den Zollverein gewonnen, gelang es ihm damals, die deutschen Staaten, welche von Österreich für dessen Aufnahme in den Zollverein schon gewonnen waren, zur Erneuerung des bisherigen Zollvereins auf zwölf Jahre zu bestimmen. Österreich mußte sich mit einem Zoll- und Handelsvertrag mit dem Zollverein begnügen. Er schloß darauf noch weitere Handelsverträge mit Frankreich, Belgien, Italien und andern Staaten, in denen er die Grundsätze des Freihandels, denen er huldigte, allmählich zur Geltung brachte. Eine ähnliche Krisis wie 1853 hatte er 1864—65 zu überwinden, als die süddeutschen Staaten sich weigerten, den französischen Handelsvertrag zu genehmigen. Indes auch diesmal gelang es ihm durch Standhaftigkeit und Ausdauer, den Zollverein zu erhalten und nach 1866 denselben in unitarischem Sinn umzugestalten. Bismarck ließ D. in handelspolitischen Dingen völlig freie Hand und schloß sich ganz seinen Ansichten an. Er räumte ihm einen noch größern Wirkungskreis an seiner Seite ein, indem er im August 1867 seine Ernennung zum Präsidenten des Bundeskanzleramts und 1868 zum preußischen Staatsminister ohne Portefeuille veranlaßte. D. vertrat fortan den Kanzler sowohl im Bundesrat als im Reichstag und zeigte bei den Verhandlungen des letztern eine ungewöhnliche Sachkenntnis, Sicherheit und Schlagfertigkeit in der Verteidigung der Regierungsvorlagen, während er gleichzeitig durch konstitutionelle Haltung und Mäßigung sich das Vertrauen der Majorität erwarb. Er war Bismarcks »rechte Hand«. Hervorragend war seine Thätigkeit bei den Unterhandlungen mit den süddeutschen Staaten im Herbst 1870, zuerst in München, dann in Versailles, und seine Verteidigung der Versailler Verträge im norddeutschen Reichstag im Dezember. In dankbarer Erinnerung an die großen Verdienste Delbrücks um die Gründung des Deutschen Reichs erhielt D. 1871 einen Anteil an der Dotation (200,000 Thlr.). Auch im neuen Reich behielt er das Präsidium des Reichskanzleramts und beherrschte den immer gewaltiger anwachsenden Geschäftsbereich desselben vollständig. Inzwischen aber hatten sich die volkswirtschaftlichen Ansichten des Reichskanzlers von denen Delbrücks geschieden. Während letzterer die Staatsgewalt auf die Erhaltung der Rechtssicherheit für alle geschäftlichen Unternehmungen beschränkt wissen wollte, faßte Bismarck den großen Plan seiner sozialpolitischen Reformen und beschloß zunächst, die Eisenbahnen Deutschlands an das Reich zu bringen. Er teilte davon D. nichts mit, und dieser erkannte daraus, daß eine Gemeinschaft des Handelns zwischen Bismarck und ihm nicht mehr möglich sei. Er bat daher um seine Entlassung, die er 1. Juni 1876 auch erhielt. 1878 in den Reichstag gewählt, widersetzte er sich in der Reichstagssession 1879, freilich vergeblich, mit Aufbietung aller seiner Sachkenntnis und Erfahrung der Annahme des neuen Zolltarifs, namentlich der Getreide- und der Industrieschutzzölle. D. schrieb: »Der Artikel 40 der Reichsverfassung« (Berl. 1882).

2) Berthold, Sprachforscher, geb. 26. Juli 1842, Neffe des vorigen, studierte Philologie auf der Universität zu Halle, insbesondere vergleichende Grammatik unter Pott, später in Berlin unter A. Weber Sanskrit, ließ sich in der Folge in Halle als Privatdozent nieder und bekleidet seit 1869 die Professur der vergleichenden Sprachwissenschaft und des Sanskrits an der Universität zu Jena. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: »Syntaktische Forschungen« (Halle 1871—79, 4 Bde.); »Das altindische Verbum aus den Hymnen des Rigweda seinem Bau nach dargestellt« (das. 1874); »Einleitung in das Sprachstudium« (2. Aufl., Leipz. 1884; engl., das. 1882), worin die Probleme der jetzigen Linguistik erörtert werden, u. a. Auch gab er »Vedische Chrestomathie mit Anmerkungen und Glossen« (Halle 1874) heraus.

3) Hans, Historiker, geb. 11. Nov. 1848 zu Bergen (Insel Rügen), studierte Geschichte in Heidelberg,

Greifswald und Bonn und wurde, nachdem er den Feldzug von 1870 mitgemacht hatte, 1874 Erzieher des Prinzen Waldemar von Preußen, dritten Sohns des Kronprinzen, in welcher Stellung er bis zum Tode des Prinzen (27. März 1879) verblieb. Hierauf privatisierte er, bis er sich im Januar 1881 an der Universität in Berlin als Privatdozent habilitierte; 1885 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. 1882 ward er in das Abgeordnetenhaus, 1884 in den Reichstag gewählt, wo er sich der freikonservativen oder Reichspartei anschloß. Außer der Dissertation über die Glaubwürdigkeit Lamberts von Hersfeld und verschiedenen Studien zur englischen Verfassungsgeschichte in der Sybelschen »Historischen Zeitschrift« und den »Preußischen Jahrbüchern« schrieb er namentlich: »Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau« (Berl. 1880, Bd. 4 u. 5; als Fortsetzung des von G. H. Pertz unvollendet hinterlassenen Werkes) und einen Auszug daraus unter gleichem Titel (das. 1882, 2 Bde.). Seit März 1882 gab D. gemeinsam mit Gans, Edlem zu Putlitz, die »Politische Wochenschrift« heraus, trat aber 1883 in die Redaktion der »Preußischen Jahrbücher« ein.

Deleatur (lat.), s. Del.

Delebpalme, s. Borassus.

Delécluze (spr. dölellühs'), Etienne Jean, franz. Maler und Schriftsteller, geb. 1781 zu Paris, gest. 1863 in Versailles, besuchte zuerst das Atelier von Gros und erhielt auf der Ausstellung von 1808 die große goldene Medaille für sein Gemälde: Andromache, gab jedoch 1816 die Malerei auf und übernahm die Kunstkritik im »Lycée français«, später im »Moniteur«, sodann im »Journal des Débats« als eifriger Parteigänger Davids. Er schrieb: »Précis d'un traité de peinture« (1827); »Florence et ses vicissitudes« (1837, 2 Bde.); »Léopold Robert« (1838); »Grégoire VII, Saint-François d'Assise et Saint-Thomas d'Acquino« (1844, 2 Bde.); »Louis David, son école et son temps« (1855); »Souvenirs de soixante années« (1862) u. a. Unter seinen Romanen und Novellen ist »Justine de Liron« (1832) ein kleines litterarisches Meisterwerk.

Delegāt (lat.), Bevollmächtigter, derjenige, welcher infolge einer Anweisung die Schuld eines andern (Delegant) übernimmt (s. Delegation).

Delegation (lat., im Rechtswesen »Überweisung«), eine Unterart der Novation, d. h. des Vertrags, welcher geschlossen wird, um eine bestehende Obligation aufzuheben und eine andre an die Stelle derselben zu setzen. Meist besteht die D. in dem Rechtsgeschäft, wodurch an die Stelle des alten Schuldners ein neuer Schuldner tritt, und zwar erfolgt dieses Eintreten im Auftrag des erstern und unter Zustimmung des Gläubigers. Der Umstand, daß der alte Schuldner mit zustimmen muß, unterscheidet die D. von der Expromission. Der erste Schuldner (Delegant, delegans) überweist seine Schuldverpflichtung an einen andern, dieser andre (Delegat, delegatus) tritt in des erstern Schuld und steht für die Erfüllung der Verpflichtung ein, und der Gläubiger (Delegatar, delegatarius) nimmt diese Veränderung an. Eine D. kann aber auch so vorkommen, daß an die Stelle des alten Gläubigers ein neuer Gläubiger tritt, indem der bisherige Gläubiger (delegans) seine Forderungen einem andern (delegatarius, Delegatar) überweist und der Schuldner (delegatus, Delegat) diesen nun als seinen Gläubiger anerkennt. Von der Zession unterscheidet sich diese D. wesentlich dadurch, daß in jener gar keine Novation enthalten ist, indem der Schuldner gegen seinen alten Gläubiger nicht frei wird, wie bei der D. Bei der D. wird eben das bisher bestehende Obligationsverhältnis gänzlich aufgelöst und durch den Eintritt des neuen Gläubigers oder Schuldners ein neues Schuldforderungsverhältnis zwischen dem Delegatar und dem Debitor, resp. creditor delegatus begründet. Auch versteht man unter D. Übertragung der Gerichtsbarkeit für einen einzelnen Fall oder für eine Klasse von Geschäften, daher die Ausdrücke delegierte Gerichtsbarkeit, delegierter Richter. Das moderne Staatsrecht und so insbesondere auch das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz gehen von dem Grundsatz aus, daß niemand seinem gesetzlichen Richter entzogen werden darf. Es kann also von einer D. eines Richters nur dann die Rede sein, wenn der nach Gesetz und Diensteinrichtung berufene Richter im gegebenen Fall seinen Funktionen nicht obliegen kann, z. B. wenn er mit Recht abgelehnt worden ist, so daß ein andrer Richter an seine Stelle treten muß.

Delegation (ital. Delegazione), im ehemaligen Kirchenstaat die Regierungsbehörde einer Provinz und letztere selbst. War der an der Spitze der Verwaltung stehende Delegat (Bevollmächtigte) ein Kardinal, so heißt er Legat und seine Provinz Legation. In Österreich-Ungarn heißen Delegationen die legislativen Körper, welche das dem österreichischen Reichsrat und dem ungarischen Reichstag zustehende Gesetzgebungsrecht hinsichtlich der gemeinsamen Angelegenheiten ausüben. Jede der beiden Delegationen besteht aus 60 Mitgliedern, von welchen ein Drittel vom Herrenhaus (Magnatentafel), zwei Drittel vom Abgeordnetenhaus (Repräsentantentafel) auf ein Jahr gewählt werden. Die Delegationen werden alljährlich abwechselnd nach Wien und Budapest einberufen. Die Beschlüsse, welche jede der beiden Delegationen in abgesonderter Sitzung faßt, werden gegenseitig schriftlich mitgeteilt; wenn ein dreimaliger Schriftwechsel nicht zur Einigung führt, so erfolgt die Entscheidung durch gemeinsame Abstimmung in gemeinschaftlicher Plenarsitzung.

Delegieren (lat.), jemand abordnen, (mit Auftrag und Vollmacht) absenden; etwas übertragen, überweisen (s. Delegation). Delegierter, Abgeordneter, Beauftragter.

Delektieren (lat.), ergötzen, laben; delektabel, ergötzlich, angenehm; Delektation, Ergötzung, Labung.

Delektion (lat.), Wahl, Auswahl; Aushebung (von Soldaten).

Delémont (spr. dölemóng; weniger gut Délémont, deutsch Delsberg), Bezirkshauptstadt im schweizer. Kanton Bern, im Delsberger Thal (s. Birs), Station der Bahnlinien Basel-Belfort und Basel-Biel-Bern, 436 m ü. M., mit Schloß (ehemals Sommerresidenz der Bischöfe von Basel) und (1880) 3007 Einw., am bekanntesten als Zentrum des Eisensteinbaues und der Eisenindustrie des Berner Jura. Die Lager befinden sich im Thal von D., teils in unmittelbarer Nähe des Städtchens, teils zwischen Dévelier und Boécourt-Séprais; sie sind 40—50 m tief und haben eine Mächtigkeit von ca. 1 m. Die Ausbeute beträgt jährlich ca. 75,000 metr. Ztr. Roheisen. Die Haupterzeugnisse der Hochöfen von Rondez und Choindez sind Gußwaren aller Art zu Gasometern und Gas- und Brunnenleitungen, Bahnmaterial ꝛc.; die Feuer von Undervélier liefern Schmiedeeisen; Lucelle (Kupelofen) fabriziert Doppelguß, meistens für Maschinenbau. So versorgen die jurassischen Gruben noch sechs Hochöfen, welche 15 Frischfeuer beschäftigen.

Delen, Dirk van, holländ. Maler, geboren um 1605 zu Heusden, bildete sich unter dem Einfluß des

Frans Hals, war seit 1626 zu Arnemuyden in Seeland ansässig, wo er auch Bürgermeister war, und starb 16. Mai 1671 daselbst. Seine Architekturstücke, die vom Ende der 20er Jahre an datiert sind, kommen nicht häufig vor. Er liebte es, prunkvolle Gemächer, von Säulenhallen umgebene Höfe mit angrenzenden Parkanlagen, das Innere reich ausgestatteter Kirchen im Barockstil darzustellen, die von Palamedes, Dirk Hals, Codde u. a. mit Staffage versehen wurden. Seine Zeichnung ist korrekt, seine Farbe hell, wenn auch etwas bunt, und sein Kolorit leicht und flüssig. Hauptwerke befinden sich im Wiener Belvedere (ein Gartenpalais mit vornehmer Gesellschaft, 1640), im Louvre zu Paris (Palasthof mit Ballspielern, 1628), im Berliner Museum (Palasthof mit Kavalieren, 1647), im Antwerpener Museum, in Braunschweig, in der Eremitage zu St. Petersburg (das Innere des Tempels von Jerusalem, 1627).

Delepierre, Octave, belg. Schriftsteller, geb. 4. April 1804 zu Brügge, studierte in Gent die Rechte, praktizierte in Brüssel eine Zeitlang als Advokat und betrat nach der Septemberrevolution die diplomatische Laufbahn. Er wurde 1849 zum Legationssekretär und belgischen Generalkonsul in London ernannt, wo er 22. Aug. 1879 starb. Seine zahlreichen Schriften beziehen sich teils auf Geschichte und alte Litteratur, teils auf Bibliographie und nationale Archäologie. Wir nennen davon: »Précis des annales de Bruges« (1835); »De l'origine des Flamands« (1841); »Galerie des artistes brugeois« (Brügge 1840, seit van Eyck); »Les traditions et légendes de Flandre« (Lille 1834); »Le roman du Renard« (Brüssel 1838, nach einem vlämischen Manuskript des 12. Jahrh.); »Examen de ce que renferme la bibliothèque du Musée britannique« (das. 1846); »Histoire littéraire des fous« (Lond. 1860); »Historical difficulties and contested events« (das. 1868); »Revue analytique des ouvrages écrits en centon« (das. 1868); »Essai historique et bibliographique sur les rébus« (das. 1870); »La parodie chez les Grecs, chez les Romains, chez les modernes« (das. 1870); »Supercheries littéraires« (das. 1872); »Tableau de la littérature du centon« (das. 1875, 2 Bde.); »L'enfer. Essai philosophique et historique« (das. 1877). Außerdem veranstaltete D. Neudrucke von seltenen alten Werken, z. B. »Aventures de Tiel Ulenspiegel, etc.« (Brügge 1835, 2. Ausg. 1840), »Macaronéana, ou mélanges de littérature macaronique, etc.« (Par. 1852), und gab mit G. Brunet die »Bibliothèque bibliophilo-facétieuse« heraus.

Delescluze (spr. döläklühs'), Louis Charles, franz. Kommunist, geb. 20. Okt. 1809 zu Dreux, übernahm 1835 die Redaktion des belgischen »Journal de Charleroi«, nachdem er wegen politischer Umtriebe aus Frankreich hatte flüchten müssen, und ward 1841 Chefredakteur des »Impartial du Nord« zu Valenciennes. Nach der Februarrevolution ward er zur Belohnung für seine Thätigkeit für dieselbe als Generalkommissar der französischen Republik in die Departements du Nord und Pas de Calais gesandt, kam aber in Konflikt mit dem Prokurator und mußte, vom Minister desavouiert, seine Entlassung einreichen. Er gründete in demselben Jahr in Paris das Journal »La Révolution démocratique et la Liberté républicaine«, ward aber sehr bald wegen seiner aufrührerischen sozialistischen Artikel zu anderthalb Jahren Gefängnis und 10,000 Frank Geldstrafe und 1849 sogar zur Deportation verurteilt. Es gelang ihm, nach England zu entkommen; 1853 kehrte er nach Paris zurück, ward aber schon zwei Monate nach seiner Rückkehr als Mitglied verbotener Gesellschaften zu vierjährigem Gefängnis verurteilt und, nachdem er mehrere Jahre in verschiedenen Gefängnissen zugebracht, nach Cayenne transportiert, wo er bis 1859 blieb. Über seine Gefangenschaftsleiden veröffentlichte er: »De Paris à Cayenne; journal d'un transporté« (1867). Nach seiner Rückkehr hielt er sich lange ruhig, bis ihm das 1868 von ihm gegründete Journal »Réveil«, in welchem er die Ideen der Internationale vertrat, neue Verurteilungen zuzog. Nach dem Sturz des Kaiserreichs 1870 glaubte er seine kommunistischen Ansichten verwirklichen zu können, bewirkte den Aufstand gegen die Regierung der nationalen Verteidigung 31. Okt. 1870 und ward nach dessen Scheitern verhaftet, aber ohne Strafe freigelassen. Ebenso beteiligte er sich an der Revolte vom 22. Jan. 1871. Bei den Wahlen vom 8. Febr. im Seinedepartement zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, legte er sein Mandat nieder, als er nach dem Aufstand vom 18. März zum Mitglied der Kommune (26. März) erwählt worden war. Hier spielte er bald eine hervorragende Rolle. Zuerst Mitglied der Kommission für äußere Angelegenheiten, trat er 4. April in die Exekutivkommission ein, stürzte 9. Mai den Wohlfahrtsausschuß, veranstaltete die Wahl eines neuen, dessen Präsident er ward, und übernahm nach dem Sturz Cluserets und der Abdankung Rossels auch die Leitung der Kriegskommission. Von immer wachsendem Fanatismus erfüllt, entwickelte er eine ungeheure Energie, unterdrückte alle feindseligen Journale und suchte die Disziplin unter der bewaffneten Mannschaft zu heben, die Verteidigungsmittel zu verstärken. Als er den Untergang der Kommune voraussah, stellte er 20. Mai in einer Sitzung der Kommune den Antrag, vor dem Eindringen der Truppen alle öffentlichen Gebäude vermittelst Petroleums in Brand zu stecken und die Geiseln zu erschießen. Als 28. Mai das letzte Bollwerk der Aufständischen, die Buttes Chaumont, von den Versailler Truppen genommen war, stieg D. auf die Barrikade in der Rue d'Angoulême, die entblößte Brust den anstürmenden Soldaten entgegenhaltend, und ward von fünf Kugeln durchbohrt.

Delessert (spr. döläßähr), Benjamin, Baron, Bankier und Fabrikant in Paris, geb. 14. Febr. 1773 zu Lyon, Sohn des Bankiers Etienne D. (geb. 1735, gest. 1816) aus einer calvinistischen Familie, der 1777 von Lyon nach Paris übersiedelte und sich um Handel und Industrie in Frankreich sehr verdient machte. D. diente zu Anfang der Revolution in der Artillerie, mußte jedoch nach dem 10. Aug. 1792 als Anhänger Lafayettes die Armee verlassen und übernahm 1795 das Bankgeschäft seines Vaters. 1801 legte er in Passy großartige Runkelrübenzuckerfabriken an und wurde wegen seiner Verdienste um die inländische Industrie von Napoleon I. zum Mitglied der Ehrenlegion und 1813 zum Kommandanten einer Legion der Pariser Nationalgarde ernannt. Nach der Restauration ward er Mitglied der Kommission für die Verbesserung der Gefängnisse, jedoch nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen wieder entsetzt. 1817 vom Seinedepartement als Deputierter in die Kammer gewählt, gehörte er derselben bis 1838 ununterbrochen an. Er hatte seinen Sitz im linken Zentrum und gehörte zu den entschiedensten und thätigsten Mitgliedern der freisinnigen Partei. Er starb 1. März 1847 in Paris. Ein thätiger Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften, ließ er das Prachtwerk »Icones selectae plantarum« (Par. 1820—39, 5 Bde., jeder Band mit 100 Kupfern) auf seine Kosten drucken. Er

machte sich als Vorstand der Armenhäuser von Paris, als Mitbegründer der Sparkassen in Frankreich und der »Société philanthropique« sowie durch freigebige Fürsorge für die Arbeiter und namentlich auch durch höchst liberale Unterstützung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen sehr verdient und war Besitzer einer von seinem Vater begründeten wertvollen Gemäldesammlung (mit Raffaels Madonna: la Vierge de la Maison d'Orléans) und Kupferstichsammlung, auch einer der reichsten Naturaliensammlungen. Noch gab er heraus: »Recueil de coquilles décrites par Lamarck« (1841 ff.) und schrieb: »Des avantages de la caisse d'épargne et de prévoyance« (1835); »Les bons exemples, nouvelle morale en action« (mit Degérando, 3. Ausg. 1867); »Guide du bonheur« (1839, 4. Aufl. 1855) u. a. — Sein ältester Bruder, François Marie, geb. 1780, war Chef eines Bankhauses, einer der Regenten der Bank von Frankreich sowie Mitglied des Instituts und starb 1867. Der zweite Bruder, Gabriel, geb. 17. März 1786 zu Paris, war Fabrikant in Passy unter dem Kaiserreich, Brigadegeneral der Pariser Nationalgarde nach der Julirevolution und vom 6. Sept. 1836 bis 24. Febr. 1848 Polizeipräfekt zu Paris; starb 29. Jan. 1858 daselbst. Dessen Sohn Alexandre Henri Edouard, geb. 15. Dez. 1828, begleitete Saulcy auf seiner Reise nach Palästina (1850) und berichtete darüber in »Voyage aux villes maudites« (1853, 4. Ausg. 1855). Er war Mitbegründer des »Athénaeum français« und hat sich auch sonst als Belletrist bekannt gemacht.

Delessit, Mineral aus der Ordnung der Silikate (Chloritgruppe), findet sich mikrokristallinisch in schuppigen und kurzfaserigen Individuen, welche in den Melaphyren teils vollständige konzentrisch-schalige Mandeln, teils nur die Krusten von andern Mandeln und Geoden bilden. D. ist oliven- bis schwärzlichgrün, Härte 2—2,5, spez. Gew. 2,89. Er besteht aus einem wasserhaltigen Doppelsilikat von Magnesia, Eisenoxydul, Thonerde und Eisenoxyd.

Delestage (franz., spr. -stahsch), das Ausladen des Ballastes aus einem Schiff; auch das Überbordwerfen desselben (auf hoher See).

Deletär (deletērisch, lat.), schädlich, von zerstörender Wirksamkeit, tödlich.

Deletion (lat.), Vertilgung, Vernichtung.

Delfino, Stadt, s. Delphinion.

Delfland, Landstrich von 300 qkm in der niederländ. Provinz Südholland, zwischen Rhynland, Schieland, der Maas und dem Meer, zerfällt in Westambachten und Ostambachten; der ungemein fruchtbare Boden wird zum Bau von Gemüsen, Obst und Trauben, besonders aber Flachs und Hanf benutzt.

Delfshaven, Städtchen in der niederländ. Provinz Südholland, in der Nähe von Rotterdam, hat eine große Menge Geneverfabriken, zwei Fabriken für Dampfmaschinen, einigen Handel und Schiffahrt und (1883) 12,705 Einw. Früher war die Stadt der Hafen von Delft; der Admiral Piet Hein, der in D. geboren wurde, hat hier (seit 1870) ein Standbild.

Delft, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, Arrondissement Haag, südöstlich vom Haag, an der Eisenbahn Rotterdam-Amsterdam, ist von vielen Kanälen durchschnitten und durch einen derselben mit Haag verbunden, ziemlich regelmäßig und freundlich gebaut, aber wenig belebt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der Prinzenhof, worin 10. Juli 1584 Wilhelm I. von Oranien durch Balthasar Gerardsz erschossen wurde (jetzt Kaserne); das große, 1618 erbaute Rathaus mit wertvollen Gemälden; das Zeughaus (für die im Haag gegossenen Geschütze); die gotische Alte Kirche (an Stelle eines ältern Baues im 15. Jahrh. errichtet) mit etwas geneigtem Turm und den Denkmälern der Admirale Tromp und Piet Hein, des Eroberers der spanischen Silberflotte 1628, und des Naturforschers Leeuwenhoek; die Neue Kirche (1412—76 erbaut) mit einem berühmten Glockenspiel, einem 95 m hohen Turm und der Gruft des Hauses Oranien-Nassau sowie dem Grabmal des in D. gebornen Hugo Grotius und dem prachtvollen Marmormausoleum des Prinzen Wilhelm (von H. de Keyzer und Quellinus 1621). Die Zahl der Einwohner betrug 1. Jan. 1885: 27,241, wovon fast ein Drittel Katholiken sind. Im 17. und 18. Jahrh. hatte die Stadt berühmte Fabriken für Fayence und Steingut, deren Erzeugnisse (s. Delfter Fayencen) weit und breit bekannt waren; gegenwärtig ist nur noch eine dieser Fabriken im Betrieb. Außerdem befinden sich hier Fabriken für Decken, Tapeten, Gewehre, Seife, Öl, Glas, Essig, Bier, Leder, Genever und mathematische Instrumente. Der Handel ist nicht unbedeutend. An wissenschaftlichen Anstalten hat D. eine polytechnische Schule (1882 mit 335 Studierenden), eine Schule zur Heranbildung indischer Beamten, ein Gymnasium und eine höhere Bürgerschule, eine Artillerie- sowie eine Bauschule mit Modellkammer (ehemals in der Reichswerfte zu Amsterdam). Auch besitzt D. eine große Irrenanstalt. Die freundliche Umgebung enthält viele Windmühlen und hübsche Gartenhäuser. D. wurde im 11. Jahrh. (1071) von dem lothringischen Herzog Gottfried dem Buckligen erbaut, später wiederholt von großen Feuersbrünsten heimgesucht, namentlich 1654 (wo ein Pulverturm mit 75,000 kg Pulver in die Luft flog und unter den Trümmern der Stadt 1200 Menschen begrub). Zur Zeit der Batavischen Republik war D. die Hauptstadt eines Departements gleichen Namens.

Delfter Fayencen, stark glasiertes, weißes Gebrauchsgeschirr, welches seit dem Ende des 16. Jahrh. bis zum Ende des 18. Jahrh. in Delft angefertigt wurde. Seine charakteristische Eigentümlichkeit ist die blaue Bemalung, welche sich an japanische und chinesische Vorbilder anschließt. In der Mitte des 17. Jahrh. erreichte die Fabrikation ihre Blütezeit. A. de Keyzer ahmte das chinesische blaue Porzellan nach. Dann kamen auch bunte Farben neben der blauen auf. Man fertigte nicht nur Gegenstände für den Gebrauch (eiförmige Krüge, Schüsseln, Körbe, Schalen, Blumenvasen, Tulpenständer, Spucknäpfe), sondern auch Menschen- und Tierfiguren, Geigen und ähnliche Spielereien. Durch den massenhaften Export der D. F. verbreitete sich ihre Dekoration auch anderswo, besonders in England und Deutschland. S. Tafel »Keramik«, Fig. 10. Vgl. Havard, Histoire de la faïence de Delft (Par. 1878).

Delftware, mit Fayenceblau (s. Indigo) gefärbtes oder bedrucktes Baumwollgewebe.

Delfzijl (spr. -seil), Hafenstadt in der niederländ. Provinz Groningen, Arrondissement Appingedam, an der Mündung der Fivel in den Dollart und an der Eisenbahn Groningen-D., hat als Gemeinde (1883) 5997 Einw. D. hat viele Öl- und Sägemühlen, Kalkbrennereien, Ziegeleien, einen guten Hafen, Fischerei und Schiffahrt (1884 liefen 462 Schiffe von 202,059 cbm Gehalt ein). Hier beginnen der neue Schiffahrtskanal und der sogen. Lange Kanal, der aus dem Dollart, zunächst in die kanalisierte Fivel oder das Damster Diep (s. d.), nach Groningen und von da über Leeuwarden und Franeker nach Har-

lingen führt als eine 104 km lange Schiffahrtslinie für Trekschuiten. D. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Delgado, Vorgebirge an der Ostküste von Südafrika, am nördlichen Eingang in die Straße von Mosambik, an der Mündung des Rowuma. Das Land südlich davon bildet den portugiesischen Distrikt Cabo D. mit dem Hauptort Ibo.

Delhi, Stadt, s. Dehli.

Deli (türk., »Narr, Tollkühner, Wagehals«), in den frühern türkischen Heeren Name einzelner Wagehälse der türkischen Kavallerie, die im Kampf blind auf den Feind losgingen, wobei sie meist von Opium berauscht zu sein pflegten. Ihr Befehlshaber hieß Delibaschi. Die Großwesire hatten sonst 400—500, ja die beiden Köprili 2000 solcher Delis als Leibwache, die im Feld beritten war, in Konstantinopel aber zu Fuß vor dem Großwesir hermarschierte, wenn er sich nach dem Diwan begab.

Delia, Beiname der Artemis, von ihrer Geburt auf Delos; auch Name der daselbst gefeierten Feste. Die kleinen Delien wurden jährlich am 6. Thargelion (Ende Mai) gefeiert und besonders von den Athenern beschickt, die großen Delien, die Hauptversammlungen der ionischen Amphiktyonen, alle fünf Jahre am 6. und 7. Thargelion gehalten und, wie auch die kleinen Delien, mit Spielen verbunden. Auch die in dem böotischen Delion dem Apollon zu Ehren gefeierten Feste hießen D.

Delibāl (türk.), betäubender Honig, der in Kleinasien von den Bienen aus dem Honigsaft des pontischen Seidelbastes (Daphne pontica) bereitet wird.

Delibation (lat.), Wegnahme, Verminderung.

Deliberation (lat.), Beratschlagung, Erwägung.

Deliberationsfrist, s. Bedenkzeit.

Deliberieren (lat.), beratschlagen, erwägen.

Delibes (spr. dölihb), Léon, franz. Komponist, geb. 1836 zu St.-Germain du Val (Sarthe), wurde 1848 Schüler des Pariser Konservatoriums (speziell von Le Couppey, Bazin, Adam und Benoist), 1853 auf Adams Empfehlung Akkompagnateur am Théâtre lyrique und wenig später Organist an der Kirche St.-Jean et St.-François. 1855 kam seine erste einaktige Operette: »Deux sacs de charbon«, auf dem Théâtre des Folies-Nouvelles zur Aufführung, welcher bald andre in den Bouffes parisiens folgten. Das Théâtre lyrique brachte zwei einaktige komische Opern: »Maître Griffard« (1857) und »Le jardinier et son maître« (1863). Mehr und mehr zeigte sich D.' Talent für eine feine, graziöse, heitere Musik; doch kam derselbe erst in sein eigentliches Element, als sich ihm die Pforten der Großen Oper öffneten, an welcher er 1865 als zweiter Chordirektor angestellt wurde. 1866 brachte diese das Ballett »La source« (in Wien als »Naila, die Quellenfee« gegeben), zu dem D. in Gemeinschaft mit einem Polen (Minkus) die Musik geschrieben hatte; der Erfolg der von D. komponierten Nummern war ein entscheidender. 1870 folgte das Ballett »Coppélia«, das seinen Ruf als Komponist endgültig feststellte, 1876 das Ballett »Sylvie, ou la nymphe de Diane«. Inzwischen war auch die komische Oper »Le roi l'a dit« 1873 mit großem Erfolg zur Aufführung gelangt und ist seitdem auch über deutsche Bühnen gegangen. Für D.' bestes Werk gilt »Coppélia«; bei den übrigen schädigt nicht selten das mangelhafte Libretto den Erfolg der Musik. D. hat späterhin seine Chordirektorstelle aufgegeben und ist seit 1880 Professor der Komposition am Pariser Konservatorium.

Delicāto (ital., delicatamente, con delicatezza), musikal. Vortragsbezeichnung: »geschmackvoll«, fein, d. h. durchsichtig und zart.

Delice (franz., spr. -ihs), Wonne, Behagen.

Deliciae (lat., »Ergötzlichkeiten«), in älterer Zeit beliebter Titel für dichterische Sammelwerke, z. B. D. poetarum italorum, D. poet. gallorum, D. poet. germanorum etc. (sämtlich in 14 Bdn., Frankf. a. M. 1608—19). Bei den Römern hießen D. auch gewisse Sklaven (meist Kinder, Zwerge und Mißgeburten), die zur Unterhaltung ihrer Herren dienten. — D. generis humani (»Zierde des Menschengeschlechts«), Ehrenbeiname des römischen Kaisers Titus.

Delictum (lat.), Verbrechen (s. d.).

Delieren (lat.), auslöschen, wegwischen, tilgen.

Deligeorgis, Epaminondas, griech. Minister, geb. 1829 zu Missolunghi, trat zuerst bei der Revolution von 1862 und der Begründung des neuen Throns Georgs I. in den Vordergrund der Politik. Er war in der Kammer, in welcher er sich durch glänzende Rednergabe auszeichnete, bald der Führer einer Partei, welche nach außen eine friedliche Politik, namentlich Freundschaft mit der Türkei, erstrebte, nach innen freiheitliche Grundsätze in Gesetzgebung und Verwaltung verwirklichen wollte. Nachdem er 1870 nach dem Rücktritt von Zaimis kurze Zeit Ministerpräsident gewesen, übernahm er 1872 wieder die Bildung eines Kabinetts und brachte eine Vereinbarung mit der italienisch-französischen Gesellschaft, welche die Laurionbergwerke besaß, zu stande, infolge deren die Bergwerke auf Griechenland übergingen. 1874 gestürzt, war er 1876 drei Tage Ministerpräsident, übernahm aber im März 1877 von neuem das Ministerium und befolgte während des russisch-türkischen Kriegs eine friedliche Politik, da er durch eine gütliche Verständigung mit der Pforte mehr zu erreichen hoffte als durch Krieg. Im Koalitionsministerium vom Juni 1877 erhielt er die Finanzen, trat aber zurück, als im Januar 1878 die Regierung sich zur Teilnahme am Krieg entschloß. Er starb 27. Mai 1879. Seine politischen Reden erschienen 1880 in Athen (2 Bde.).

Deligiannis (Delyannis), Theodor P., griech. Staatsmann, aus einer der angesehensten Familien des Peloponnes zu Gortynia geboren, studierte in Athen die Rechte und rückte im praktischen Staatsdienst schnell bis zu den höchsten Stellungen auf. Dem König Otto befreundet, mißbilligte er als Unterstaatssekretär die Angriffe, in deren Folge der König resignierte. Die konstituierende Nationalversammlung betrachtete ihn als eins ihrer hervorragendsten Glieder und bestimmte ihn zum Minister des Äußern. 1867, während des Aufstandes in Kreta, war er Gesandter in Paris und seitdem wiederholt Minister des Äußern, Kultus und der Finanzen. In dem sogen. ökumenischen Ministerium von 1877 stimmte er für den Krieg. Als Minister des Äußern neben Komunduros wurde er erster Bevollmächtigter bei dem Berliner Friedenskongreß, wo seine Gewandtheit trotz der schwierigen Situation für Griechenland Thessalien und einen großen Teil von Epirus gewann. Doch ward nach seinem Rücktritt aus dem Ministerium nicht das ganze Gebiet besetzt, welches D. errungen hatte. Seit dem Tod Komunduros' war D. das Haupt der Opposition, im April 1885 trat er an die Spitze des neuen Ministeriums.

Deligny (spr. dölinji), Edouard Jean Etienne, franz. General, geb. 12. Dez. 1815 zu Ballan (Indre), trat 1835 als Leutnant in das 13. leichte Infanterieregiment und diente über 20 Jahre in Algerien, wo er sich sowohl bei den kriegerischen Unternehmungen als in den arabischen Büreaus auszeichnete. Er ward 1844 zum Kapitän befördert, 1848 zum Bataillonschef, 1852 zum Obersten und 1855 zum Brigadegene-

ral. 1859 erhielt er als Divisionsgeneral den Oberbefehl über die Division von Oran und unterdrückte mehrere Aufstände der Araber. Von Oran ward er 1869 abberufen, um das Lager von Châlons zu befestigen, und stand 1870 im deutsch-französischen Krieg an der Spitze einer Division der Rheinarmee, mit welcher er in den Schlachten vor Metz kämpfte und Ende Oktober nach der Kapitulation von Metz in deutsche Gefangenschaft geriet. Er wurde in Münster interniert und schrieb hier die Broschüre »1870. Armée de Metz« (Par. u. Brüss. 1870–71), in welcher er als einer der ersten Bazaine die Schuld an dem Unglück der Rheinarmee beimaß. 1873—79 führte er den Oberbefehl über das 4. Armeekorps in Le Mans. Er ward darauf zum Generalinspekteur der Armee ernannt, aber 1880 zur Disposition gestellt.

Delikāt (franz.), lecker, wohlschmeckend; fein, sinnreich; zartfühlend, empfindlich, heikel. Delikatesse, Feinheit, Zartsinnigkeit, Zartgefühl; Leckerbissen.

Delikt (lat.), s. Verbrechen.

Delila (die »Schmachtende«), philistäische Geliebte Simsons, im Thal Sorek, verriet denselben an ihre Landsleute, nachdem sie von ihm das Geheimnis seiner Stärke erforscht hatte (Richt. 16, 4 ff.).

Delille (spr. dölihl), Jacques, franz. Dichter, geb. 22. Juni 1738 zu Aigue-Perse in der Auvergne als der natürliche Sohn des Advokaten Montanier, erhielt im Collège Lisieux zu Paris eine vorzügliche Schulbildung und wurde Lehrer an den Gymnasien von Beauvais und Amiens, dann in Paris. Schon früh bewies er ein großes poetisches Talent, berühmt aber wurde er erst 1769 durch seine Übersetzung von Vergils »Georgica«. Die ganze litterarische Welt, besonders Voltaire, verherrlichte den Dichter. 1772 wurde er in die Akademie gewählt, seine Aufnahme verzögerte sich aber wegen seiner Jugend bis 1774. Nachdem er seine Lehrthätigkeit mit einer Professur der lateinischen Poesie am Collège de France vertauscht hatte, erschien 1782 sein erstes größeres Originalwerk, das Lehrgedicht »Les jardins, ou l'art d'embellir les paysages«, mit welchem er einen großen Erfolg errang, besonders da er zugleich ein vorzüglicher Vorleser war. Nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Konstantinopel, wohin er den französischen Gesandten Grafen von Choiseul-Gouffier begleitete, fand er seine Lage durch die Revolution vollständig verändert; er behielt zwar seine Freiheit, verlor aber seine Einkünfte von 30,000 Frank aus der Abtei von St.-Séverin, die ihm der Graf von Artois verliehen hatte. Unter dem Direktorium machte er eine Reise durch Deutschland und England, kehrte 1802 nach Frankreich zurück und übernahm wieder seine Professur sowie seine einflußreiche Stellung in der Gesellschaft. Er starb 1. Mai 1813, nachdem er in den letzten Jahren vollständig erblindet war. Sein bestes Werk ist die Übertragung der »Georgica«; hier treten seine Vorzüge, Korrektheit der Sprache und des Rhythmus, Eleganz und Leichtigkeit des Versbaues, Feinheit des Geschmacks und Reichtum der Phantasie, aufs glänzendste hervor; aber oft ist das Original vergewaltigt, und sein gezierter Stil und seine gesuchten Bilder lassen erkennen, daß er zu sehr auf den Geschmack seiner Zeit Rücksicht nimmt. Viel geringer sind seine eignen Leistungen: meist lose aneinander gereihte Bilder ohne Plan, ohne Einheit, ohne Zusammenhang; selbst Stil und Versbau sind zuweilen schwach. Am tiefsten stehen seine spätern Übersetzungen; es sind meist Nachahmungen ohne Saft und Kraft. Seine Werke (gesammelt von Michaud, 1824, 16 Bde.; Didot, 1847) erschienen in folgender Ordnung: »Les Géorgiques de Virgile« (Par. 1769, 1782 u. öfter); »Les Jardins« (1782); »L'homme des champs, ou les Géorgiques françaises« (1800); »Poésies fugitives« (1802); »Dithyrambe sur l'Être suprême et l'immortalité de l'âme« (1802); »Le malheur et la pitié« (1803); »L'Énéïde de Virgile« (1804); »Le paradis perdu« (1805); »L'imagination, poème en huit chants« (1806); »Les trois règnes de la nature« (1809); »La Conversation« (1812). Eine Übersetzung des »Essay on man« von Pope erschien acht Jahre nach seinem Tod.

Delimitieren (lat.), abgrenzen; Delimitation, Grenzberichtigung.

Delinieren (lat.), zeichnen, entwerfen; Delineation, Zeichnung, Entwurf, Grund-, Abriß; delineavit, s. Del.

Delinquént (lat.), Verbrecher.

Deliquium (lat.), das Zerfließen von Körpern, namentlich von Salzen, wenn sie so viel Wasser aus der Atmosphäre anziehen, daß sich zuletzt eine konzentrierte Lösung bildet; auch das Schmelzen durch Wärme. Daher deliquescieren, zerfließen; deliquescent, zerfließend, zerschmelzend.

Delirieren (lat.), irre reden, s. Delirium.

Delirium (lat.), Irresein, Phantasieren, Irrereden, eine Erscheinung, welche bei krankhaften Zuständen sehr verschiedener Art vorkommt und darin besteht, daß die Kranken infolge einer Gehirnstörung zu Reden oder Handlungen veranlaßt werden, welche mit den äußern Verhältnissen nicht im Einklang stehen. Das Irrereden im weitern Sinn kommt bei Geistesstörungen sehr häufig vor. Gewöhnlich aber gebraucht man den Ausdruck D. oder Delirieren nur im engern Sinn für das Irresein bei Krankheiten, mit Ausschluß der Geisteskrankheiten. Am häufigsten wird das D. beobachtet bei schweren fieberhaften Krankheiten, namentlich den sogen. Infektionskrankheiten (z. B. bei Typhus, Blattern, Scharlach, Masern), aber auch bei den sogen. entzündlichen Fiebern, z. B. bei Hirnhautentzündung, Lungenentzündung. Nach heftigen Verwundungen, wenn sich Wundfieber einstellt, kommt das Wundfieberdelirium (D. traumaticum) vor. Irrereden ist ferner eine häufige Erscheinung bei akuten Vergiftungen mit narkotischen Giften und anästhetischen Mitteln (Morphium, Belladonna, Chloroform), auch bei den eigentlichen Dyskrasien oder den Blutentmischungskrankheiten (Zurückhaltung der Harn- und Gallenbestandteile im Blut). Seltener wird Irrereden bei fieberlosen Krankheiten, wie bei Hysterie und Epilepsie, und nach großen Blutverlusten und dadurch bedingter Gehirnanämie beobachtet. Das D. ist immer ein Beweis dafür, daß das Gehirn in seinen Verrichtungen gestört ist, und die Ursache dieser Störung liegt teils in einem übermäßigen oder abnorm geringen Zufluß von Blut zum Gehirn, teils darin, daß das im Gehirn zirkulierende Blut durch fremdartige, giftähnlich wirkende Stoffe verunreinigt ist. In Beziehung auf die Heftigkeit und die Art der Äußerung ist das D. sehr verschieden. Zuweilen ist es mehr ein stilles, sanftes Irrereden, die Kranken murmeln nur so vor sich hin, zupfen an der Bettdecke (D. blandum, tranquillum, mussitans, mite), wie dies vorzüglich in den höhern Stadien der nervösen Fieber, wenn bereits eine größere Schwäche eingetreten ist, vorkommt; in andern Fällen herrschen wilde Delirien (D. furibundum, furiosum) vor, wobei die Kranken heftig reden, schreien, fort wollen, aus dem Bett springen oder wenigstens große Unruhe zeigen, fortwährend mit den Armen gestikulieren 2c. Können die Kranken aus dem Irresein durch eine bestimmte An-

rede, durch Rufen ihres Namens zu lichten Augenblicken erweckt werden, wie dies öfters beim Typhus beobachtet wird, so nennt man die Delirien **typhomanische**. Das D., welches bei den oben erwähnten Krampfzuständen zeitweilig sich einstellt (D. spasticum, nervosum, periodicum), hat in Bezug auf Gefahr eine sehr geringe Bedeutung, während dagegen namentlich die erste Form des D. eine sehr schwere Erkrankung bezeichnet. Da das D. nicht eine Krankheit für sich, sondern nur ein Symptom und zwar sehr verschiedener Krankheiten ist, so kann es selbstverständlich nicht Gegenstand einer besondern Behandlung sein. In den meisten Fällen ist überhaupt das D. keiner Behandlung zugänglich. Immerhin aber ist es in den Fällen, wo das D. im Verlauf einer fieberhaften Krankheit vorkommt, ganz zweckmäßig, wenn man kalte Umschläge oder einen Eisbeutel auf den Kopf legt, Senfteige an den Waden appliziert und beruhigende Mittel gibt, sofern nicht die Grundkrankheit, z. B. Typhus, derartige Eingriffe widerraten erscheinen läßt.

Eine besondere Art des D. ist das D. tremens (lat., **Säuferwahnsinn**, Mania potatorum), welches das wesentliche Symptom einer selbständigen, durch Alkoholmißbrauch entstehenden Gehirnkrankheit ausmacht. Es äußert sich teils in Sinnestäuschungen, teils in stillen oder wilden Delirien, wobei gewöhnlich ein starkes Zittern der Glieder und der Zunge vorhanden ist. Die Kranken glauben Mäuse und andre Tiere zu sehen und suchen diese zu erhaschen oder sie zu vertreiben, sie wischen deshalb beständig auf ihrer Haut oder der Bettdecke, um die Tiere, Spukgestalten, Würmer u. dgl. zu entfernen, welche namentlich während der Dunkelheit in Masse auf sie losstürmen, nach ihnen schnappen und sie in jeder Art ängstigen. Zuweilen sind die Delirien wahnsinnartig, die Kranken glauben sich von Feinden umgeben, schreien und toben, schlagen um sich und wollen entfliehen, sich aus dem Fenster stürzen. Andre Kranke sind dagegen stets heiter, lachen und schwatzen beständig. Der Gesichtsausdruck ist bald zornig gereizt, bald ruhig. Die Delirien machen zeitweise Pausen und kehren dann um so heftiger wieder. Die Kranken verlangen fortwährend nach Getränken, besonders geistigen, genießen aber sonst gar nichts. Eine Haupterscheinung dabei ist die vollkommene Schlaflosigkeit. Die Haut schwitzt sehr, die Augenlider sind gerötet, Lippen und Zähne trocken, rußig belegt; der Stuhl ist verstopft, der Urin sparsam, der Puls gewöhnlich nicht beschleunigt. Allmählich werden die Kranken erschöpft, und es stellt sich dann zeitweise Schlaf ein. Zuweilen tritt jedoch auch der Tod ein, nachdem heftiges Toben vorausgegangen und die Kranken zusehends verfallen sind. Als Nachkrankheiten bleiben manchmal Geistesstörungen zurück. Der Ausbruch der Krankheit wird entweder durch starke Exzesse im Branntweintrinken oder durch plötzliche Entziehung desselben bei Gewohnheitstrinkern hervorgerufen; oft wird er durch andre akute Leiden, wie Lungenentzündung, Knochenbrüche, Operationen 2c., begünstigt. Am häufigsten kommt das D. im Mannesalter vom 30. bis 50. Lebensjahr vor. Die Dauer desselben ist meist kurz, auf einige Tage beschränkt, selten zieht es sich wochenlang hinaus; jedoch treten später leicht neue Anfälle des D. ein. Das D. tremens ist eine schwere Krankheit, die in 15 Proz. der Fälle mit dem Tod endigt; als anatomische Grundlage der Störung ergibt sich meist eine chronische Entzündung der Hirnhäute, Blutüberfüllung und Ödem des Gehirns. Die Behandlung besteht zunächst darin, daß man Gewohnheitstrinkern nicht plötzlich den Alkohol entzieht und ihnen kräftige Nahrung und Wein verordnet. Als sicherste Mittel gegen das D. galten bisher das Opium und das Morphium, welche man in großen schlafmachenden Dosen reichte. Seit einigen Jahren ist dazu noch das Chloralhydrat gekommen, welches wegen seiner prompten schlafmachenden Wirkung namentlich in solchen Fällen unschätzbar ist, wo das D. durch einen Knochenbruch oder andre schwere Verletzungen zum Ausbruch gekommen ist und der Kranke sich also nicht bewegen darf. Bei drohender Herzschwäche dagegen ist das Chloral durchaus zu vermeiden! Wegen der Gefahr für andre Kranke sind Deliranten zu bewachen und in besondere Zimmer zu legen. Kann man den Kranken herumgehen lassen, ohne befürchten zu müssen, daß er sich Schaden thut, so ist dies deshalb gut, weil derselbe dadurch sich am besten so ermüdet, daß ihn das Bedürfnis des Schlafs überkommt. Man hat deshalb auch in manchen Fällen an D. Erkrankte von zwei kräftigen Männern fassen und so lange umherführen lassen, bis die Ermüdung aufs höchste gesteigert war. Nur völlige Unterlassung des Mißbrauchs geistiger Getränke, namentlich des Branntweins, schützt vor Wiederholung der Anfälle; leider fallen die Kranken aber meist früher oder später in ihre alte Gewohnheit des Trinkens zurück. Vgl. Rose, D. tremens und D. traumaticum (Stuttg. 1884).

Delisches Problem (Duplicatio cubi, Verdoppelung des Würfels), eine im Altertum sehr berühmte geometrische Aufgabe, über deren Entstehung zwei Sagen bestehen. Nach der einen ließ der König Minos seinem Sohn ein Grabmal in Würfelform errichten, welches durch Unvorsichtigkeit des Baumeisters zu klein ausfiel. Es sollte daher der marmorne, 100 Fuß lange, ebenso breite und hohe Würfel weggenommen und ein andrer, doppelt so großer an des vorigen Platz gesetzt werden. Die andre Sage berichtet, daß das Orakel zu Delos zur Beseitigung einer Pest in Athen den Rat erteilt habe, den Altar des Apollon, der die Form eines Würfels hatte, zu verdoppeln. Da niemand über die Seitenlänge des zu erbauenden Altars Bescheid zu erteilen wußte, kam die Frage an Platon, der in seiner Verlegenheit den Griechen andeutete, daß dem Gott eigentlich an der Verdoppelung des Würfels nichts liege, sondern vielmehr daran, daß das Studium der Geometrie mehr betrieben werde. Ist a die Seite des gegebenen Würfels, x die des gesuchten, welcher den mfachen Inhalt des ersten haben soll, so muß $x = a \sqrt[3]{m}$ sein, und wenn m keine Kubikzahl (8, 27 2c.) ist, so läßt sich der Wert x nicht durch eine geometrische Konstruktion im Sinn der Alten, d. h. bloß mit Benutzung von geraden Linien und Kreisen, finden. Wohl aber gelingt eine solche Konstruktion, wenn man Kegelschnitte und andre krumme Linien anwendet, und die Geometer des Altertums und der Renaissance haben eine Menge derartiger Konstruktionen angegeben, auch zu diesem Zweck mehrere krumme Linien ersonnen. Da man eine Kubikwurzel bis zu jedem Grade der Genauigkeit berechnen kann, so hat das Problem für die praktische Berechnung keine Schwierigkeit. Vgl. Montucla, Histoire des recherches sur la quadrature du cercle (Par. 1754, 1831); Reimer, Historia problematis de cubi duplicatione (Götting. 1798).

Delisle (spr. döliht), 1) **Guillaume**, franz. Geograph, geb. 28. Febr. 1675 zu Paris, gab zahlreiche Kartenwerke heraus, die sich durch Eleganz und Schärfe des Stiches vor den frühern rühmlich auszeichneten, wurde 1702 Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, erhielt den Titel eines königlichen Geo-

graphen und von Ludwig XIV. den Auftrag, den Dauphin (nachherigen König Ludwig XV.) in der Erdkunde zu unterrichten. Im Auftrag Peters d. Gr. lieferte er eine große Karte des Kaspischen Meers, dessen wahre Lage und Gestalt dadurch zuerst bekannt wurde. Außerdem verfaßte D. einen »Traité du cours des fleuves« (Par. 1720). Er starb 5. Jan. 1726. D. war der erste, der eine wissenschaftlich vergleichende Geographie anbahnte, indem er bei seinen Werken stets auch die Arbeiten von Reisenden und die Werke der Naturforscher benutzte.

2) Joseph Nicolas, Bruder des vorigen, Astronom, geb. 4. April 1688 zu Paris, ward Professor am Collège de France und hatte als solcher die Astronomen Lalande und Messier zu Schülern. Im J. 1725 siedelte er nach Rußland über und wurde der Begründer einer astronomischen Schule bei der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, aus welcher mehrere russische Astronomen von Ruf hervorgingen. Im J. 1740 beobachtete er in Sibirien den Durchgang des Merkur durch die Sonne. Er hatte auch vielen Anteil an der Herausgabe des großen Kyrilowschen Atlas des russischen Reichs und trug durch seine Reisen zur Bereicherung der Physik und Erdkunde bei. Seine astronomischen Beobachtungen beziehen sich namentlich auf Finsternisse. Im J. 1747 kehrte er wieder nach Paris zurück und starb 11. Sept. 1768. Er schrieb: »Mémoires sur les nouvelles découvertes au nord de la mer du Sud« (Par. 1752); »Mémoires pour servir à l'histoire de l'astronomie, de la géographie et de la physique« (Petersb. 1738, 4 Bde.); »Eclipses circumjovialium, sive immersiones quatuor satellitum Jovis, ad annos 1734, 1738 et menses priores 1739« (hrsg. von Kirch, Berl. 1734).

3) Louis, nach einem von mütterlicher Seite angenommenen Beinamen de la Croyère genannt, Bruder des vorigen, ebenfalls Astronom, bereiste, um die Lage mehrerer wichtiger Standpunkte in Rußland astronomisch zu bestimmen, das Gouvernement Archangel und Sibirien bis nach Kamtschatka und begleitete den Kapitän Bering auf seiner Fahrt 1741 von Kamtschatka nach Amerika, starb aber 22. Okt. d. J., als er eben von der amerikanischen Küste zurückgekommen war, in der Awatschabai.

4) Léopold Victor, franz. Paläograph und Historiker, geb. 24. Okt. 1826 zu Valognes (Manche), besuchte seit 1847 die École des chartes und veröffentlichte in der »Bibliothèque« derselben mehrere wichtige Abhandlungen, wie »Recherches sur les revenus publics en Normandie au XII. siècle« und »Les monuments paléographiques concernant l'usage de prier pour les morts«. Ebenso wurde ihm für seine Lösung der Aufgabe »Rechercher la condition de la classe agricole en Normandie au moyen-âge« (1851) von seiten der Akademie der Preis Gobert zu teil. D. erhielt 1852 eine Anstellung an der kaiserlichen Bibliothek, wurde 1857 zum Mitglied der Akademie der Inschriften und 1874 zum obersten Vorstand der Bibliothek ernannt. Von seinen Werken führen wir an: »Cartulaire normand de Philippe-Auguste« (1852); »Catalogue des actes de Philippe-Auguste« (mit einer reichhaltigen Einleitung, 1856); »Recueil de jugements de l'échiquier de Normandie au XIII. siècle« (1860); »Inventaire des manuscrits du fonds latin« (1863—71, 5 Bde.); »Documents sur les fabriques de faïence de Rouen« (1865); »Observations sur l'origine de plusieurs manuscrits de la collection de M. Barrois« (1866); »Histoire du château et des sires de Saint-Sauveur-le-Vicomte« (1867); »Le cabinet des manuscrits de la Bibliothèque nationale« (1869—81, 3 Bde.); »Chronique de Robert de Torigni« (1872—74, 2 Bde.); »Inventaire général et méthodique des manuscrits français« (1876—78, 2 Bde.); »Mélanges de paléographie et de bibliographie« (1880). Auch leitet er die Herausgabe des »Recueil des historiens des Gaules et de la France«.

Délit (franz., spr. -lih), im Code pénal Bezeichnung der zweiten Klasse der strafbaren Handlungen, die nur vor dem Zuchtpolizeigerichtshof abgeurteilt werden und bloß die sogen. Peine correctionnelle nach sich ziehen, im Gegensatz zu den schweren Crimes und den noch geringern Contraventions. Dem D. entspricht im deutschen Reichsstrafgesetzbuch der Begriff des »Vergehens« im Gegensatz zu »Verbrechen« und »Übertretung«.

Delitsch, Otto, Geograph, geb. 5. März 1821 zu Bernsdorf bei Lichtenstein in Sachsen, studierte zu Leipzig Theologie und wurde Ostern 1850 als Lehrer an der Realschule daselbst angestellt. Frühzeitig dem Studium der Erdkunde zugethan, schrieb er: »Zur Geschichte der sächsischen Landkarten« (Programm 1858) und veröffentlichte mit dem Direktor Vogel Netzatlanten auf Wachspapier zum Kartenzeichnen und Wandkarten auf Wachstuch. Seit 1866 an der Universität Leipzig für Geographie habilitiert, wurde er 1874 zum außerordentlichen Professor ernannt. Er starb 15. Sept. 1882. Er bearbeitete unter anderm Steins »Geographie für Schule und Haus« in 26. und 27. Auflage, 1866 Nachträge und Ergänzungen zu Steins »Handbuch der Geographie und Statistik«, für dasselbe Handbuch 1871 Westindien und die Südpolarländer, redigierte 1869—78 die von ihm begründete geographische Zeitschrift »Aus allen Weltteilen«, schrieb: »Beiträge zur Methodik des geographischen Unterrichts« (2. Aufl., Leipz. 1878), »Deutschlands Oberflächenform« (Bresl. 1880) und gab Band 1 und 2 von Daniels »Handbuch der Geographie« in neuer Bearbeitung heraus.

Delitzsch (ehedem Delcz, Dehliz), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, 94 m ü. M., an der Löbber und an den Eisenbahnlinien Magdeburg-Zerbst-Leipzig und Halle-Guben, hat 4 Kirchen, darunter eine katholische, ein Schloß und (1880) 8225 Einw. (168 Katholiken); die Industrie erstreckt sich auf Strumpfwirkerei, Zigarren- und Schuhwarenfabrikation, Elfenbein- und Holzschnitzerei, Mühlenbetrieb und Bierbrauerei; lebhaft ist der Handel mit Gemüse und Gartenfrüchten. D. ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Realprogymnasium, ein Schullehrerseminar, eine Strafanstalt für weibliche Personen und eine Gasleitung. D. gehörte zuerst zum Bistum Merseburg; nach der Teilung Sachsens kam es an die albertinische Linie und später an das Haus Sachsen-Merseburg. Das Schloß wurde im Dreißigjährigen Krieg zerstört, 1691 aber wieder aufgebaut und zum Witwensitz jenes Fürstenhauses bestimmt. Nach dem Aussterben des letztern (1738) fiel D. an Kursachsen und wurde 1815 preußisch. D. ist Geburtsort des Physikers Ehrenberg (1796) und des Nationalökonomen Schulze-Delitzsch (1808). Vgl. Lehmann, Chronik der Stadt D. (1852).

Delitzsch, Franz, Theolog, besonders als Exeget und Hebraist ausgezeichnet, geb. 23. Febr. 1813 zu Leipzig, habilitierte sich 1842 ebendaselbst, ward 1846 als ordentlicher Professor der Theologie nach Rostock, 1850 in gleicher Eigenschaft nach Erlangen und 1867 wieder nach Leipzig berufen, wo er noch jetzt wirkt. Aus gründlichen Studien über die jüdisch-rabbinische

Litteratur flossen seine Werke: »Geschichte der jüdischen Poesie« (Leipz. 1836); »Beiträge zur mittelalterlichen Scholastik unter Juden und Moslemen« (das. 1841); »Jesus und Hillel, mit Rücksicht auf Renan und Geiger verglichen« (3. Aufl., Erlang. 1879). Von theologischen Gesichtspunkten stark beeinflußt sind D.' exegetische Arbeiten, darunter die Kommentare zu Habakuk (Leipz. 1843), zum Hohenlied (das. 1851), zur Genesis (4. Aufl., das. 1873), zum Psalter (4. Aufl., das. 1883), zum Hiob (2. Aufl., das. 1876), zum Jesaias (3. Aufl., das. 1879), zu den Sprüchen (1873), zum Brief an die Hebräer (das. 1857), zum Hohenlied und Prediger (das. 1875). Auch gab er die Schrift »Jesurun, isagoge in grammaticam et lexicographiam linguae hebraicae« (Leipz. 1838) heraus, worin er in Übereinstimmung mit Fürst einen Zusammenhang zwischen dem semitischen und indogermanischen Sprachstamm zu erweisen suchte, und »Jüdisch-arabische Poesien aus vormuhammedanischer Zeit« (das. 1874). Mehrere seiner populären erbaulichen Schriften haben große Verbreitung gefunden, besonders sein Kommunionbuch »Das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi« (6. Aufl., Dresd. 1876), seine »Vier Bücher von der Kirche« (das. 1847), sein (gewissermaßen zur Goethe-Litteratur gehöriges) Buch »Philemon, oder von der christlichen Freundschaft« (2. Aufl., Stuttg. 1858). Diesen schließen sich an: »Handwerkerleben zur Zeit Jesu« (3. Aufl., Erlang. 1878); »Ein Tag in Kapernaum« (2. Aufl., Leipz. 1872); »Durch Krankheit zur Genesung« (das. 1873) u. a. Auf wissenschaftlichem Gebiet bewegen sich noch: »Die biblisch-prophetische Theologie« (Leipz. 1845); »Neue Untersuchungen über Entstehung und Anlage der kanonischen Evangelien« (das. 1853, Teil 1); »System der biblischen Psychologie« (2. Aufl., das. 1861); »System der christlichen Apologetik« (das. 1869); »Physiologie und Musik in ihrer Bedeutung für die Grammatik, besonders die hebräische« (das. 1868) und »Handschriftliche Funde« (das. 1861—1862). — Sein Sohn Friedrich D., geb. 3. Sept. 1850, hat sich als Assyriolog einen Namen gemacht und bekleidet gegenwärtig die Professur der Assyriologie an der Universität zu Leipzig. Er veröffentlichte: »Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft« (Leipz. 1873, 2. Ausg. 1884); »Assyrische Studien« (das. 1874); eine Bearbeitung der »Chaldäischen Genesis« von G. Smith (das. 1876); ferner »Assyrische Lesestücke« (autographiert, 2. Aufl., das. 1878); »Wo lag das Paradies?« (das. 1881); »The Hebrew language viewed in the light of Assyrian research« (Lond. 1883); »Die Sprache der Kossäer« (das. 1884). — Ein andrer Sohn, Johannes D., geb. 1846 zu Rostock, seit 1872 Dozent an der theologischen Fakultät in Leipzig, schrieb: »Das Lehrsystem der römischen Kirche« (Gotha 1875, Bd. 1), starb aber schon 3. Febr. 1876.

Delius, Nikolaus, Gelehrter, besonders namhafter Shakespeare-Kritiker, geb. 19. Sept. 1813 zu Bremen, studierte Sprachwissenschaft auf den Universitäten zu Bonn, Berlin und wieder in Bonn, besuchte dann zu wissenschaftlichen Zwecken England und Frankreich, ließ sich 1841 als Dozent in Berlin nieder und siedelte von da 1846 nach Bonn über, wo er 1855 zum außerordentlichen, 1863 zum ordentlichen Professor ernannt wurde und noch gegenwärtig wirkt. Seine Vorlesungen erstrecken sich über Sanskrit (doch nur in den ersten Jahren des Bonner Aufenthalts), romanische und namentlich englische Sprache und Litteratur. Unter seinen Schriften nehmen diejenigen, welche sich auf die Kritik und Erklärung der Werke Shakespeares beziehen, die erste Stelle ein. Es gehören hierher außer verschiedenen kleinern Arbeiten in Zeitschriften: die Ausgabe des »Macbeth« (Brem. 1841); »Die Tiecksche Shakespeare-Kritik« (Bonn 1846); »Der Mythus von W. Shakespeare« (das. 1851); »Über das englische Theaterwesen zu Shakespeares Zeit« (das. 1853); »J. Payne Colliers alte handschriftliche Emendationen zu Shakespeare ꝛc.« (das. 1853); das »Shakespeare-Lexikon« (das. 1852); »Abhandlungen zu Shakespeare« (Elberf. 1878); namentlich aber die große kritische Ausgabe der sämtlichen Werke Shakespeares (das. 1854—61, 7 Bde.; mit Nachträgen 1865; 5. Ausg. 1882, 2 Bde.); endlich Abhandlungen in den »Jahrbüchern« der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, im »Jahrbuch für romanische und englische Litteratur« ꝛc. Noch ist seine Erstlingsschrift: »Radices pracriticae« (Bonn 1839), zu erwähnen, die einen Anhang zu Lassens grammatischem Werk über die Prâkritmundart bildet, und der Schrift »Der sardinische Dialekt des 13. Jahrhunderts« (Bonn 1868). Auch veröffentlichte er »Gedichte« (Brem. 1853) und lieferte wertvolle Beiträge zur Kenntnis der romanischen Litteratur in der Ausgabe von Waces altfranzösischer Dichtung »Saint-Nicolas« (Bonn 1850) und in den »Provençalischen Liedern« (das. 1853).

Delivrieren (franz.), befreien; ausliefern.

Deliziös (franz. délicieux), köstlich, wohlschmeckend.

Delkredĕre (ital., franz. Ducroire, engl. Guaranty), Gutstehen oder Einstehen für die Solvenz eines andern; im wesentlichen also ist die Übernahme des D. eine Bürgschaftsübernahme. Im kaufmännischen Kommissionsgeschäft steht der Kommissionär für die Zahlung oder für die anderweite Erfüllung der Verbindlichkeit desjenigen, mit welchem er im Vollzug des ihm gewordenen Auftrags kontrahiert hat, dem Kommittenten gegenüber nur dann D. für diesen Dritten, wenn die Verpflichtung zum Delkrederestehen von ihm ausdrücklich übernommen oder am Ort seiner Niederlassung Handelsgebrauch ist. Ein Kommissionär, welcher dem Auftraggeber D. steht, ist diesem für die gehörige Erfüllung unmittelbar und persönlich insoweit haftbar, als die Erfüllung überhaupt aus dem Vertragsverhältnis gefordert werden kann. Als Gegenleistung für diese besondere Verpflichtungsübernahme hat der Kommissionär neben dem Recht auf die gewöhnliche Provision noch einen Anspruch auf eine besondere Vergütung (Delkredereprovision), deren Satz je nach der Dauer und Größe des mit dem D. übernommenen Risikos verschieden ist (meist 1—2 Proz., seltener 3 und mehr Prozent). Nach kaufmännischem Sprachgebrauch versteht man unter Delkrederekonto das Konto für unsichere Forderungen. Vorschußvereine, Aktiengesellschaften und ähnliche Institute bilden zuweilen einen Delkrederefonds, welcher zu bevorstehenden Abschreibungen auf unsichere Forderungen und drohende Verluste bestimmt ist.

Dellak (arab., »Kneter«), Badediener im islam. Osten, welche ehedem aus jungen, bartlosen und schönen Tscherkessen und Abessiniern rekrutiert wurden.

Dellal (arab.), Marktschreier; Makler.

Della Robbia, s. Robbia.

Delle (spr. däl, deutsch Dettenried), Flecken im franz. Departement Oberrhein, im schönen Thal der Allaine, dicht an der Schweizer Grenze und an den Eisenbahnen von Belfort und Montbéliard nach der Schweiz gelegen, mit (1876) 1425 Einw., Geburtsort des französischen Generals Schérer. D. ward im französisch-deutschen Krieg 1870/71 gelegentlich der Kämpfe um Belfort (s. d.) oft genannt.

Delligsen, Marktflecken im braunschweig. Kreis Gandersheim, 130 m ü. M., an der Wispe, hat Fabrikation von Holzwaren und Schuhleisten, ein Eisenwerk (Karlshütte) und (1880) 1619 Einw.

Delling (Dellingr), in der nord. Mythologie der dritte Gemahl der Nott (Nacht): Morgendämmerung. Der glänzende Sohn dieses Paars war Dag (Tag).

Dellingshausen, Nikolai, Baron von, Naturforscher, geb. 5. (17.) Okt. 1827 zu Kattenack in Esthland, wurde im Pagenkorps zu Petersburg erzogen, diente ein Jahr in der russischen Armee, studierte 1846—54 in Dorpat, Leipzig, Heidelberg, übernahm 1854 die Verwaltung seiner Erbgüter, wurde 1868 Hauptmann der estländischen Ritterschaft und lebte auf seinen Gütern wissenschaftlichen Studien. Er schrieb: »Versuch einer spekulativen Physik« (Leipz. 1851); »Grundzüge der Vibrationstheorie der Natur« (das. 1872); »Beiträge zur mechanischen Wärmetheorie« (Heidelb. 1874); »Die rationellen Formeln der Chemie auf Grundlage der mechanischen Wärmetheorie« (das. 1874—77, 2 Bde.); »Das Rätsel der Gravitation« (das. 1880); »Die Schwere« (Stuttg. 1884).

Del Lungo, Isidoro, ital. Litterarhistoriker und Kritiker, geb. 20. Dez. 1841 zu Montevarchi im obern Arnothal, studierte auf den Universitäten zu Siena und Pisa die Rechtswissenschaften und wurde 1862 Professor am Gymnasium zu Faenza, dann in Casale, Siena und 1868 in Florenz. Er ist Mitglied der Akademie der Crusca in Florenz und Mitredakteur des von derselben herausgegebenen Wörterbuchs. Sein Hauptwerk, welches den Zweck verfolgt, die Echtheit der Chronik zu verteidigen, ist: »Dino Compagni e la sua cronaca« (Flor. 1879—80, 3 Bde.). Neben vielen andern Arbeiten, die er in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, erschienen von ihm: »Versi« (Flor. 1858); »Leggende del secolo XIV« (das. 1862); »Prose volgari inedite e poesie greche e latine edite ed inedite di Angelo Poliziano« (das. 1867); »Scritti storici di Enrico Cangini« (das. 1876); »La critica italiana dinanzi agli stranieri e all' Italia« (das. 1877); »Dell' esilio di Dante« (das. 1881).

Dellys, Hafenstadt in Algerien, Provinz Algier, östlich von der Stadt Algier, mit (1881) 9807 meist mohammedan. Einwohnern. Die Stadt, jetzt ein wichtiger militärischer Posten, besteht aus dem alten Teil, der ehemaligen Residenzstadt Barbarossas, und dem neuen, von den Franzosen erbauten Teil, hat eine Gewerbeschule und treibt Handel mit Getreide, Öl, Salz rc. An der Stelle von D. stand zur Zeit der Römer die Kolonie Rusfucurrus, von der nur noch wenige Überbleibsel vorhanden sind.

Delme, Nebenfluß der Ochtum, der in der hannöverschen Grafschaft Hoya entspringt, die Grafschaft und Stadt Delmenhorst durchfließt und nach 59 km langem Lauf bei Haßbergen mündet.

Delme, Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Château-Salins, mit Amtsgericht u. (1880) 679 Einw.

Delmenhorst, Stadt und Amtssitz im Großherzogtum Oldenburg, westlich von Bremen, an der Delme und der Bremen-Oldenburger Eisenbahn, mit evang. Kirche, Amtsgericht, Nebenzollamt, bedeutender Korkindustrie, Kammgarnspinnerei, Pferdemärkten und (1880) 3177 (als Gemeinde 5406) Einw. D. ward 1230 gegründet und 1247 mit einer festen Burg ausgestattet. Bald darauf kam es als bremisches Lehen an die Grafen von Oldenburg, war 1272—1447 Hauptort einer oldenburgischen Linie und fiel dann an Oldenburg zurück. Doch besetzte es 1483 der Bischof Heinrich von Münster, und erst 1547 wurde es zurückerobert. Nach dem Aussterben der oldenburgischen Grafen (1667) ging D. an Holstein über und wurde mit Dänemark vereinigt. 1679 wurde das Schloß D. von den Franzosen genommen und bald darauf abgebrochen. 1773 kam die Grafschaft D. durch Tausch an die holstein-gottorpsche Linie Oldenburgs und dadurch wieder an Oldenburg.

Del Mont, Deodaat, eigentlich van der Mont, gewöhnlich aber mit jener Italienisierung des Namens genannt, niederländ. Architekt, Ingenieur, Astronom und Maler, geb. 1581 zu St. Truiden, hielt sich zugleich mit Rubens von 1600 bis 1608 in Italien auf und war mit dem letztern in innigster Freundschaft verbunden. 1608 ließ er sich als Meister im Antwerpener Zunftbuch einschreiben. Er trat in die Dienste des Herzogs von Pfalz-Neuburg, ward geadelt und auch vom König von Spanien als Ingenieur beschäftigt. Er starb im November 1644 in Antwerpen. Von seinen Gemälden ist nur eine Verklärung Christi im Museum zu Antwerpen bekannt, die eine schwache Nachahmung von Raffaels Transfiguration ist.

Delmotte, Henri Philibert Joseph, belg. Bühnendichter, geb. 14. Mai 1822 zu Boudour im Hennegau, studierte die Rechte, trat dann in den Staatsdienst und ward schließlich Kreiskommissar in Nivelles. Gegenwärtig lebt er zurückgezogen in Brüssel. Als Bühnendichter verfolgt D. die Tendenz, an Stelle der aus Paris importierten Stücke auf den belgischen Bühnen Dichtungen Bahn zu brechen, welche von nationalem Geist erfüllt sind und lokale Zustände behandeln, und wirklich versteht er es vorzüglich, den Lokalton zu treffen und die Belgier der mittlern Stände zu zeichnen, wie sie sind, ohne in soziale Tendenzen zu verfallen. Gedruckt erschienen von ihm: »Poésies« (Brüssel 1846) und »Comédies« (das. 1873) sowie zahlreiche Artikel in Revuen rc. Zu gunsten der Bildung und Förderung eines nationalen Theaters der französisch redenden Belgier führte D. 1879—80 in Flugschriften und Zeitungsartikeln eine sehr lebhafte Polemik.

Deloche (spr. dölósch), Maximin, franz. Historiker, geb. 27. Okt. 1817 zu Tulle, war mehrere Jahre bei der Administration der Provinz Konstantine in Algerien thätig und bekleidete seit 1853 verschiedene Posten im französischen Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten. Unter seinen Werken verdienen »Étienne Baluze, sa vie et ses œuvres« (Par. 1858), »Cartulaires de l'abbaye de Beaulieu« (das. 1859) u. »Études sur la géographie de la Gaule, etc.« (das. 1864) Hervorhebung. Beide letztere Werke wurden mit Preisen gekrönt. Ferner schrieb er: »La Trustis et l'antrustion royal sous les deux premières races« (Par. 1873).

Delogement (franz. spr. -losch'mäng), das Aus- oder Abziehen, der Aufbruch, Abmarsch.

Delogieren (franz., spr. -schi-), auszuziehen nötigen, ausquartieren; vertreiben (z. B. den Feind aus einer gedeckten Stellung); auch abziehen, ab-, aufbrechen, den Platz räumen.

Delolme (spr. dölólm), Jean Louis, schweizer. Rechtsgelehrter, geb. 1740 zu Genf, war daselbst als Advokat thätig. Infolge des Anstoßes, den seine Schrift »Examen des trois points des droits« erregte, mußte er aus Genf flüchten. Er begab sich nach England und schrieb hier publizistische und staatsrechtliche Werke, die ihm einen geachteten Namen erworben haben. 1775 kehrte er in sein Vaterland zurück und starb 16. Juli 1806. Sein berühmtestes Werk ist: »Constitution de l'Angleterre« (Amsterd. 1771; zuletzt Par. 1822, 2 Bde.), welches er selbst ins Englische (Lond. 1772; oft aufgelegt, zuletzt

hrsg. von Macgregor, 1853) und ins Deutsche (Leipz. 1776, auch Altona 1819) übersetzte. Nächstdem ist zu nennen: »A parallel between the English government and the former government of Sweden« (Lond. 1772). Noch verdienen Erwähnung: »The history of the flagellants« (Lond. 1777) und »An essay containing a few strictures on the union of Scotland with England« (das. 1787).

Delong, George Washington, Nordpolarreisender, geb. 1844 zu New York, machte 1873 eine Fahrt ins Nördliche Eismeer zur Aufsuchung der »Polaris« mit und übernahm 1879 die Führung der sogen. Bennettschen Polarexpedition, welche mit dem Schiff Jeannette, auf drei Jahre verproviantiert, durch die Beringsstraße dem Nordpol zustreben sollte. Das Schiff ging 13. Juni 1881 zwischen 77 und 78° nördl. Br. und etwa 155° östl. L. unter; die Mannschaft suchte auf drei Booten die Nordküste Sibiriens zu erreichen. Hier fand D. mit fast allen Insassen seines Boots auf dem Marsch nach den russischen Ansiedelungen an der untern Lena seinen Tod. Vgl. Nordpolarexpeditionen.

Delonginseln, s. Neusibirische Inseln.

Delonia, s. Delvinon.

Delord (spr. dölōr), Taxile, franz. Schriftsteller, geb. 25. Nov. 1815 zu Avignon von protestantischen Eltern, machte seine Studien 1830—34 zu Marseille und ließ sich 1837 in Paris nieder, wo er sich als Journalist an mehreren Zeitschriften beteiligte, bis er 1842 die Chefredaktion des »Charivari« übernahm, die er mit kurzer Unterbrechung bis 1858 führte. Seiner litterarischen Thätigkeit für dieses Blatt verdankte er zunächst seinen Ruf. Später war er vorzugsweise bei der Redaktion des »Siècle« beteiligt. Bei den Ergänzungswahlen vom 2. Juli 1871 wurde er vom Departement Vaucluse in die Nationalversammlung gewählt, wo er auf der äußersten Linken seinen Sitz nahm. Er starb 16. Mai 1877. D. ließ außer zahlreichen Beiträgen für die verschiedensten Journale mehrere selbständige Werke erscheinen, z. B. »Physiologie de la Parisienne« (Par. 1851), »Matinées littéraires« (das. 1860) und besonders eine »Histoire du second empire« (das. 1868—75, 6 Bde.), die bei der Opposition lebhaften Beifall fand.

Delorme (spr. dölórm), 1) (De L'Orme) Philibert, franz. Architekt, geboren um 1515 zu Lyon, kam mit 14 Jahren nach Rom, wo er die antiken Baudenkmäler studierte. 1536 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er vom Kardinal du Bellay nach Paris berufen und später zum königlichen Architekten u. Rat ernannt. Er erbaute das Rundell zu Fontainebleau, die Schlösser zu Anet und Meudon, den korinthischen Portikus an der Kapelle von Villers-Cotterets, das Grabmal der Valois an der Kirche von St.-Denis, das Mausoleum in derselben (mit Primaticcio); ferner entwarf er 1564 im Auftrag der Königin Katharina von Medicis die Pläne zu den Tuilerien, die indessen nur zum Teil von ihm ausgebaut wurden. Er starb 8. Jan. 1570 in Paris. L. war einer der ersten französischen Architekten, welche die Gotik in ihrem Vaterland durch die Frührenaissance ersetzten. Er gab heraus: »Nouvelles inventions pour bien bastir, etc.« (Par. 1561); »Le premier tome de l'Architecture de Philibert D.« (das. 1567). Vgl. Lübke, Geschichte der französischen Renaissance (2. Aufl., Stuttg. 1885).

2) Marion, berühmte franz. Kurtisane, geb. 3. Okt. 1613 zu Blois aus einer bürgerlichen Familie, kam in früher Jugend nach Paris, wo sie eine bedeutende Erbschaft antrat, war zuerst die Geliebte des Dichters Desbarreaux und fesselte durch ihre Anmut den unglücklichen Cinq-Mars, Günstling des Königs, der sogar mit ihr heimlich verheiratet gewesen sein soll; doch huldigten ihr auch andre vornehme Personen am Hof, ja selbst Ludwig XIII. sowie die Prinzen Condé und Conti. Zur Zeit der Fronde hielten die Anhänger der unzufriedenen Prinzen ihre Zusammenkünfte bei ihr. Nach der Verhaftung der Prinzen Condé und Conti sollte auch sie in den Kerker geworfen werden, starb aber plötzlich 2. Juli 1650. Dieser geschichtlichen Thatsache gegenüber meldet die Sage, D. habe das Gerücht ihres Todes selbst verbreitet, um glücklich nach England zu entkommen, sei später zurückgekehrt und habe, nachdem sie drei Männer, darunter einen Räuberhauptmann, geheiratet, bis 1706 (nach andern gar bis 1741) gelebt. Alfred de Vigny hat ihre Schicksale in seinem Roman »Cinq-Mars«, Victor Hugo in einem Drama bearbeitet. Vgl. Méry, Les confessions de Marion D. (Par. 1850—51, 4 Bde.).

3) Pierre Claude François, franz. Maler, geb. 28. Juli 1783 zu Paris, war Schüler Girodets, bildete sich in Rom nach Raffael und Michelangelo und starb 8. Nov. 1859 in Paris. Seine bedeutendsten Schöpfungen sind: der Tod Abels, der Tod Leanders, beide gestochen von Laugier; Hero und Leander; die Erweckung der Tochter Jairi; ferner Wandmalereien in den Kirchen St.-Gervais, St.-Eustache, Notre Dame de Lorette und in der Kapelle von Epernon. D. bewies sich darin als Vertreter der frostigen, theatralisch-akademischen Richtung der Davidschen Schule.

Delos (jetzt Mikra Dili, »Klein-D.«), eine der Kykladen im Ägeischen Meer, ein schmaler, etwa 5 km langer, $1^{1}/_{4}$ km breiter, 3 qkm großer Granitrücken mit dem Berg Kynthos in der Mitte (106 m), jetzt verödet, im Altertum aber eine blühende und als Nationalheiligtum der Griechen hochgefeierte Stätte. Einst, wie der Mythus erzählt, schwamm die Insel auf dem Meer, bis sie Poseidon für die umherirrende, von der Hera verfolgte Leto (Latona) an vier diamantenen Säulen befestigte. Leto gebar hier den Apollon und die Artemis (daher deren Beinamen Delios und Delia); die Insel war deshalb ein heiliger Ort und wurde ein Hauptsitz der Verehrung beider Gottheiten, nachdem schon vorher ein orientalisches Götterpaar dort verehrt worden war. Zahlreiche Tempel und Kunstwerke schmückten sie; namentlich galt der prachtvolle Apollontempel mit der Kolossalstatue des Gottes, einem Weihgeschenk der Naxier, allen Griechen als größtes Heiligtum. Es war ein dorischer Bau aus dem Beginn des 4. Jahrh. v. Chr. von 29,40 m Länge und 13,55 m Breite, wie die seit 1877 von Homolle für das französische archäologische Institut ausgeführten Nachgrabungen gezeigt haben. Nördlich von ihm stand ein merkwürdiger Altar, der ganz aus Stierhörnern, den Symbolen des Lichts, zusammengesetzt war und zur Entstehung des sogen. Delischen Problems (s. d.) Veranlassung gab. Sämtliche ionische Staaten schickten hierher feierliche Gesandtschaften (Theorien) mit reichen Opfergaben, und unermeßliche Schätze häuften sich in den Tempeln der Insel an. Auch befand sich in D. ein Orakel, das zur Zeit seiner Blüte als eins der zuverlässigsten galt, und alle fünf Jahre wurde daselbst das berühmte Delische Fest mit Wettgesängen, Wettkämpfen und Spielen aller Art gefeiert, woran alle Stämme Griechenlands teilnahmen. Die frühsten Bewohner der Insel waren Karier; etwa tausend Jahre vor Christo wurde sie von den Joniern besetzt. Sie stand lange Zeit hindurch unter eignen Priesterkönigen und war insonderheit als Mittelpunkt für die große athenische

Bundesgenossenschaft wichtig. Infolge der Heiligkeit des Apollontempels ward seit 476 die Bundeskasse hier bewahrt. Einige Jahrzehnte später kam die Insel in Abhängigkeit von Athen, erfreute sich aber nach dem Sturz dieser Macht durch die Makedonier von neuem der Freiheit. Als Handelsplatz blühte die Stadt D., deren Ruinen nördlich von denen des Tempels liegen, erst nach Korinths Zerstörung auf, namentlich ward sie ein vielbesuchter Sklavenmarkt und wegen ihrer Zollfreiheit Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem Schwarzen Meer und Alexandria. Ein schwerer Schlag, von dem sie sich nie wieder erholte, traf die Insel, welche selbst die Perser geschont hatten, im Mithridatischen Krieg. Menophanes, der Feldherr des Mithridates, landete 87 mit einer Truppenabteilung bei der offenen Stadt, ermordete und verkaufte die wehrlosen Einwohner und plünderte und zerstörte die Stadt und das Heiligtum mit seinen zahlreichen Kunstschätzen. Nach dem Friedensschluß (84 v. Chr.) kam D. in die Hände der Römer, die es später den Athenern zurückgaben. Jetzt bildet die ganze Insel eine mit Schutt und Trümmern bedeckte Einöde. Von den Prachtbauten des Altertums sind noch einige Trümmer des Apollontempels, des Theaters und Gymnasiums vorhanden; Homolles Ausgrabungen legten diejenigen des Letoon, des Artemision, des Schatzhauses etc. frei. Auf dem Kynthos, wo das älteste Apollonheiligtum und in römischer Zeit ägyptische Kultstätten lagen, finden sich auch Reste einer aus antiken Trümmern erbauten fränkischen Burg. Neben D. liegt jenseit einer 0,6 km breiten Meerenge die Insel Rheneia (»Groß-D.«), die den Begräbnisplatz von D. bildete, da auf dem heiligen D. niemand geboren werden, auch niemand sterben und ein Grab finden durfte (D. selbst wurde 426 v. Chr. durch die Athener von den früher dort bestatteten Leichen gereinigt). Sie besteht aus zwei mehrfach ausgezackten Bergmassen, die bis 150 m ansteigen und durch einen schmalen Isthmus miteinander verbunden sind; sie ist 17 qkm groß, noch öder und kahler als D. und wird wie dieses nur zeitweise von Hirten und Schiffern besucht. Vgl. Lebègue, Recherches sur D. (Par. 1876).

Deloyāl (franz., spr. -lŏajăll), treulos, unredlich; **Deloyalität**, Untreue, Unredlichkeit.

Delphi (griech. Delphoi), kleine, aber wegen ihres berühmten Orakels wichtige Stadt Griechenlands, in Phokis am Parnaß, lag in einer Höhe von 700 m auf einer halbkreisförmigen Berglehne unterhalb zweier steil abstürzender Felswände (Phädriaden und Hyampeia genannt), ringsum von einer großartigen, feierlich-ernsten Natur umgeben. Am Fuß der Hyampeia entspringt die Kastalische Quelle, die im Altertum einen Lorbeerhain tränkte und dann durch D. zum Fluß Plistos herunterfloß. Der oberste Teil der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt enthielt innerhalb einer Umfassungsmauer den großen Apollontempel, den eigentlichen Sitz des Orakels, nebst mehreren kleinern Tempeln, Priesterwohnungen, Thesauren (Schatzhäusern zur Aufbewahrung der Weihgeschenke) etc. Auch das Theater, die Lesche der Knidier, eine Art Herberge, geschmückt mit berühmten Wandgemälden des Polygnot (Darstellungen aus dem trojanischen Sagenkreis), ferner das Grabmal des Neoptolemos, die Stoa der Athener, das Buleuterion (Rathaus) u. a. befanden sich hier. Der älteste Name von D., der schon bei Homer vorkommt, war Pytho, weil Apollon dort den Drachen Python erlegt und dadurch den Anbau möglich gemacht hatte. Vor Apollon wurden andre Götter (Gäa, Themis, Poseidon) hier verehrt. Der Apollontempel selbst war, nachdem ein älterer Bau 548 v. Chr. abgebrannt war, durch den Baumeister Spintharos aus Korinth besonders auf Kosten des reichen athenischen Geschlechts der Alkmäoniden prachtvoller denn zuvor aufgebaut und 478 vollendet worden. Er war im dorischen Stil aufgeführt und auf allen Seiten mit Bildwerken reich verziert. Am Eingang fiel der Blick auf Sprüche der sieben Weisen, als: »Erkenne dich selbst«, »Nichts zu sehr« u. a. Die Cella des Tempels umschloß außer einer Apollonstatue den Omphalos (Erdnabel), einen kegelförmigen Block von weißem Marmor, der als der Mittelpunkt der Erde galt; dahinter, im Opisthodom, befand sich die eigentliche Orakelstätte, ein Erdschlund, aus welchem ein kalter, angeblich begeisternder Luftzug emporstieg. Über demselben stand ein kolossaler eherner Dreifuß mit einem Sitz für die Priesterin (Pythia). Die Oberleitung des Orakels befand sich in den Händen von fünf Hauptpriestern, die durchs Los aus gewissen Familien Delphis auf Lebenszeit gewählt wurden und großen Einfluß auf die Orakelsprüche hatten. Die Pythia mußte über 50 Jahre alt, von ehrlicher Herkunft und in ihrem Lebenswandel unbescholten sein; auch trug sie jungfräuliche Kleidung. Übrigens durften nur Männer das Orakel befragen, und jeglicher mußte vorher beten und opfern. Durch Fasten, einen Trunk aus der Quelle Kassotis und Kauen von Lorbeerblättern vorbereitet, begab sich sodann die Pythia ins Adyton und bestieg nach mancherlei geistaufregenden Vorbereitungen den lorbeergeschmückten Dreifuß. Allmählich brachte sie der aufsteigende Luftzug in Ekstase, und unter krampfhaften Zuckungen stieß sie einzelne Worte aus, welche der neben ihr stehende Priester (der Prophetes) auffing und, zu einem Spruch ausgeführt, dem Fragenden verkündete. Die Orakelsprüche waren, wie das in der Natur der Sache lag, meist rätselhaft und verschiedener Auslegung fähig. In älterer Zeit wurden sie in poetischer Form gegeben, später mußte Prosa genügen. Übrigens war die ganze Umgebung der Stadt voll von geweihten Stätten und Erinnerungen und dem Volk ein Heiligtum sowie der Schauplatz hoher Feste (die pythischen Agonen). In zahlloser Menge prangten hier unter dem Schutz des Gottes die Meisterwerke der Kunst, die Kostbarkeiten und frommen Weihgeschenke der Völker, der Städte und der Könige.

Als Entdecker des delphischen Orakels nennt die Sage den Hirten Koretas, der, durch seine Ziegen aufmerksam gemacht, in den Erdschlund sah. Die erste Gründung eines Heiligtums zu D. wird auf die benachbarte Stadt Krisa, eine kretische Kolonie, zurückgeführt, unter deren Oberherrschaft D. in der Folge stand. Da es eine dorische Gründung war, so breitete sich sein Ansehen besonders durch die dorische Wanderung (1104 v. Chr.) aus. Mittelpunkt einer großen hellenischen Amphiktyonie, welche besonders nord- und mittelgriechische Staaten umfaßte, und deren Vertreter (Hieromnemonen) jährlich zweimal sich versammelten, ward das delphische Heiligtum ein Hauptfaktor der Entwickelung und Verbreitung des Hellenismus. Lange Zeit hindurch wirkte es fast bei jedem wichtigen Ereignis, bei jedem Unternehmen von höherer Bedeutung mit; die Wirren des öffentlichen und privaten Lebens, die Anordnungen der Gesetzgeber und die gottesdienstlichen Einrichtungen unterlagen seiner Entscheidung. Auch die Wiederherstellung und feste Einrichtung der Olympischen Spiele durch Lykurg und Iphitos wurde unter delphischen Auspizien vorgenommen. Die Pythia war

eine religiös-politische und selbst sittlich-wirksame Macht, von der die größten Dichter, namentlich Pindar, Äschylos und Sophokles, mit hoher Ehrfurcht sprechen, und an welche von allen Seiten feierliche Gesandtschaften abgingen, Rat, Aufklärung und Verhaltungsmaßregeln begehrend. Schon die Alten sammelten die Sprüche des Orakels, und noch jetzt besitzen wir deren genug, um die vielseitige Wirksamkeit des Instituts zu erkennen. Aber auch im Ausland war das delphische Heiligtum ein mächtiges Organ für die Verbreitung des Hellenismus, teils durch die zahlreichen Kolonien, welche auf des Gottes Befehl die Griechen nach Kleinasien, Italien, Sizilien, Afrika ꝛc. sandten, teils durch die Verbindung, in welche fremde Völker und Herrscher (Gyges, Kröſos, Tarquinius Superbus) mit dem Orakel traten. Die Oberherrschaft Krisas über die Stadt und das Heiligtum dauerte noch lange nach der dorischen Wanderung fort, bis der Mißbrauch derselben zu einem Kriege gegen die Krisäer führte, der 586 mit der Zerstörung der Stadt endigte. Das Gebiet derselben ward eingezogen und dem Gott als Eigentum gegeben, die Einwohnerschaft zu Tempelsklaven gemacht. D. wurde dadurch selbständiger; der dortige Rat bestand aus den Mitgliedern der delphischen Adelsfamilien. Doch hatte D. öfters mit den Phokern Streitigkeiten, so 447, wo Perikles die Phoker unterstützte, während D. von Sparta Hilfe erhielt. Hatte noch zur Zeit der Perserkriege das Orakel den wohlthätigsten Einfluß auf das Zusammenhalten der Griechen gegen den Nationalfeind geübt, so begann mit dem Peloponnesischen Krieg, mit der wachsenden Aufklärung und dem religiösen Indifferentismus sein Verfall. Die Delphier selbst übervorteilten die zuströmenden Fremden und dienten in den politischen Wirren der die meisten Vorteile versprechenden Partei, meist die Zerwürfnisse fördernd, statt zu versöhnen und zu vereinigen. Im Peloponnesischen Krieg finden wir den pythischen Apollon auf der Seite der Peloponnesier als der Kontinentalmacht, weshalb Perikles die Athener gegen ihn einzunehmen suchte. Später war aus einem ähnlichen Grund Epaminondas des Gottes Gegner. Die Eingriffe der Phoker in die Rechte der Stadt und des Heiligtums, die darauf folgenden Heiligen Kriege mit der Plünderung des Tempels durch die phokischen Feldherren Philomelos, Onomarchos und Phaläkos (355—346) beschleunigten das Sinken Delphis und boten zugleich dem König Philipp von Makedonien eine willkommene Veranlassung, sich in die Amphiktyonie einzudrängen und das Patronat des Orakels an sich zu reißen. Ein neuer Glücksstern schien für D. aufzugehen, nachdem 279 wie durch ein Wunder die Macht der Gallier unter Brennus in der unmittelbaren Nähe des Heiligtums (wie 480 die der Perser) zurückgescheucht worden war. Sulla und Nero durften jedoch später ungestraft die damals noch vorhandenen delphischen Kunstschätze wegschleppen. Erst seit Hadrian begann mit der neubelebten Achtung vor Griechenlands Kunst, Religion und Litteratur auch wieder eine bessere Zeit für D., eine zweite und letzte Blüte, deren beredter Zeuge Plutarch ist. Mit dem Untergang des hellenischen Heidentums schließt dann auch die Geschichte Delphis. Von den Kirchenvätern angegriffen, von den Neuplatonikern verteidigt, von Konstantin d. Gr. für sein Konstantinopel geplündert, zuletzt noch von Julianus vor seinem Zug nach Persien befragt, wurde das Orakel von Theodosius d. Gr. gegen Ende des 4. Jahrh. für erloschen erklärt und geschlossen. An der Stelle des alten D. liegt jetzt ein ärmliches, von Albanesen bewohntes Dorf, Kastri. Von dem prachtvollen, oftmals geplünderten Apollontempel sind noch Reste des Unterbaues vorhanden, auch sonst zahlreiche Trümmer: Mosaikfußboden, Säulenreste, Sarkophage ꝛc.; am besten erhalten ist eine halb in Felsen gehauene Rennbahn. Die Kastalische Quelle sprudelt noch immer in ihr altes Bassin. Vgl. **Hüllmann**, Würdigung des delphischen Orakels (Bonn 1837); **Götte**, Das delphische Orakel in seinem politisch-religiösen und sittlichen Einfluß auf die Alte Welt (Leipz. 1839); **Döhler**, Die Orakel (Berl. 1862); **A. Mommsen**, Delphika (Leipz. 1878).

Delphica (sc. mensa, lat.), ein bei den Römern sehr gebräuchlicher Tisch, der die Form eines griechischen Dreifußes hatte, auf dem eine runde Marmorplatte lag.

Delphin, im Militärwesen die früher in Delphinform gestalteten Henkel bronzener Geschützrohre; dann ein Kriegswerkzeug der Alten: ein eiserner Kolben, unten spitz und mit Widerhaken versehen, den man an Segelstangen hoch am Mast aufhing und mittels eines auf Rollen gehenden Taues auf feindliche Schiffe herabfallen ließ, um diese zu zerschmettern oder durch Einbohren des Delphins in das Verdeck festzuhalten, z. B. bei Verteidigung von Hafeneinfahrten.

Delphin, Sternbild am nördlichen Himmel, zwischen Adler und Pegasus an der Milchstraße, bei 308° Rektaszension und 15° nördlicher Deklination, zählt 31 mit bloßem Auge sichtbare Sterne, darunter 5 dritter Größe, von denen 4 einen kleinen Rhombus bilden. Es stellt den D. vor, welcher den Arion wohlbehalten durchs Meer trug.

Delphināt (Delphinatus), die Dauphiné.

Delphine (Delphinida *Duv.*), Familie der Wale, mittelgroße oder kleine Wale (Cete) mit schlankem Leib, kleinem, nicht vom Rumpf abgesetztem Kopf, zahlreichen nahezu gleichen, konischen Zähnen im ganzen Verlauf oder in einem Teil der beiden bisweilen schnabelartig verlängerten Kiefer, einem einzigen quer stehenden, halbmondförmigen Spritzloch, kleiner Schwanz- und Brustflosse und bisweilen fehlender Rückenflosse. Sie bewohnen alle Meere vom hohen Norden bis zum Äquator, finden sich aber auch in Flüssen und Seen, wandern oft in starken Scharen, schwimmen sehr gewandt und schnell, sind wenig scheu, gefräßig, raubgierig und grausam, fressen Weich-, Krusten- und Strahltiere und bewältigen selbst den Walfisch; einige sollen aber auch von Vegetabilien leben. Sie zeigen unter sich große Anhänglichkeit; sobald aber einer von ihnen getötet ist, fressen sie den Leichnam mit großer Gier. Die Weibchen werfen nach einer Tragzeit von etwa zehn Monaten ein oder zwei Junge, säugen diese lange, behandeln sie mit großer Sorgfalt und beschützen sie in der Gefahr. Die D. sollen langsam wachsen, aber ein sehr hohes Alter erreichen; ihre schlimmsten Feinde sind ihre eignen Familienglieder, die meisten aber gehen zu Grunde, indem sie bei blinder Verfolgung ihrer Beute auf den Strand geraten; im Todeskampf stöhnen und ächzen sie und vergießen dabei reichliche Thränen. Zur Unterfamilie der **Butzköpfe** (Phocaenina *Gray*), deren Angehörige einen vorn abgerundeten Kopf ohne eigentlichen Schnabel und ganz seitlich, ziemlich hoch stehende Brustflossen haben, gehört der **Weißfisch** (**Beluga**, Beluga leucas *Gray*), welcher 4—6 m lang wird, keine Rückenflosse besitzt, in der Jugend bräunlich oder bläulichgrau, dann gescheckt, im Alter fast milchweiß ist und die Meere nördlich vom 56.° bewohnt; er lebt gesellig, macht große Wanderungen, hält sich aber in der Nähe der Küste, nährt sich von kleinen Fischen,

Krebsen und Kopffüßlern und steigt bei der Jagd in die Flüsse. Er wird von den Grönländern und Eskimo in starken Netzen gefangen; Fleisch und Speck sind wohlschmeckend, besonders Brust- und Schwanzfinne. Das Fleisch wird namentlich für den Winter aufbewahrt, und insofern ist der Weißfisch der wichtigste aller Wale. Die Haut wird getrocknet und gegerbt und findet vielfache Verwendung. Die Walfischfänger betrachten die Beluga als Vorläufer des Walfisches und segeln oft tagelang in ihrer Gesellschaft, ohne sie zu belästigen. Die Samojeden stecken Belugaschädel auf Pfähle als Opfer für ihre Götter. Der Schwertfisch (Orca gladiator *Gray*), bis 9 m lang, hat seinen Namen von der 1,5 m hohen, unten breiten, oben verschmälerten, nach dem Schwanze zurückgebogenen Rückenflosse; er ist kräftig und gedrungen gebaut, mit 60 cm langen Brustflossen und 1,5 m breiter Schwanzflosse, oben schwarz, unten scharf abgesetzt weiß, über und hinter dem Auge mit länglichem weißen Fleck (daher Widderdelphin), ein halbmondförmiger bläulicher oder purpurfarbener Streifen steht hinter der Rückenflosse; er bewohnt die nördlichen Meere, steigt bis Frankreich und Japan hinab und fand sich im Altertum zahlreich im Mittelmeer. Er lebt in kleinen Trupps, ist wohl der schönste aller Wale, dabei sehr mutig, raubsüchtig und gefräßig; schon die Alten erzählen von seiner Bösartigkeit; er greift mit Vorliebe den Walfisch an und reißt ihm große Stücke Speck vom Leib. Den Hai noch übertreffend, ist er das furchtbarste Raubtier des Meers. Er macht auf alle Wale und Robben Jagd, frißt aber auch Fische und kommt daher oft an die Flußmündungen. Die Jagd auf ihn ist sehr schwierig und gefahrvoll, der Nutzen gering. Der Braunfisch (Meerschwein, Tümmler, Phocaena communis *Less.*), 2—3 m lang, mit spindelförmigem Leib, oben dunkel schwarzbraun oder schwarz, unten weiß, hat eine dreieckige, mäßig große, breitwurzelige, niedrige Rückenflosse und zahlreiche Zähne; er lebt gesellig im Nordatlantischen Ozean, von Grönland bis Nordafrika, auch in der Ostsee, ist häufig in der Nordsee, macht regelmäßige Wanderungen, geht bis zum Mittelmeer, liebt die Küste, steigt weit in die Flüsse hinauf (bis Paris, Magdeburg), ist sehr gefräßig und verfolgt namentlich die Heringe und Lachse, wobei er die Netze zerreißt, weshalb man ihm eifrig nachstellt. Sein Fleisch ist wohlschmeckend, die Römer bereiteten Würste daraus; frisch und gesalzen ist es für die Strandbewohner und Schiffer wertvoll; den Thran genießen die Grönländer, die Haut gibt gutes Leder. Das Weibchen wirft nach neun- oder zehnmonatlicher Tragzeit ein oder zwei Junge, welche es mit großer Liebe hegt und mutig verteidigt. Dieser Delphin folgt gern den Schiffen und ergötzt durch seine Fertigkeit im Schwimmen, wobei er abwechselnd mit Kopf und Schwanz ab- und aufwärts schlägt und gleichzeitig den Leib nach oben und unten krümmt. Zur Unterfamilie der Grindwale (Globiocephalina *Gray*), bei denen Kopf und Schädel der vorigen ähnlich, aber geschwollen sind, die sichelförmigen Brustflossen weit unten und die kurze Rückenflosse vor der Mitte des Körpers stehen, gehört der sehr häufige Grind- oder schwarze Delphin (Grindwal, Globiocephalus globiceps *Cuv.*), mit stark gewölbter, geradlinig abfallender Stirn, sehr niedriger Rückenflosse und wenigen starken, ziemlich langen, aber sehr hinfälligen Zähnen. Er wird 5—7 m lang, ist oberseits glänzend schwarz, mit einem weißen, herzförmigen Fleck auf der Brustflosse, welcher sich streifenartig bis gegen den After hin verlängert, unterseits grauschwarz, bewohnt die nördlichen Meere, unternimmt weite Wanderungen bis Gibraltar, lebt höchst gesellig, frißt Fische und Mollusken und strandet oft in ganzen Herden, da diese blindlings ihrem Führer folgen. Dies benutzt man auch bei der Jagd und treibt die Herden auf das Land. Der Grindwal ist eins der wichtigsten Tiere für die Nordländer, Fleisch und Speck werden frisch, gesalzen und getrocknet gegessen; der Thran ist sehr wertvoll, die Haut dient zu Riemen, die Knochen zu Zäunen. Bei der Unterfamilie der eigentlichen D. (Delphinina *Gray*) ist der verhältnismäßig kleine Kopf zu einer schnabelförmigen, scharf von der Stirn geschiedenen Schnauze verlängert, deren Kiefer mit sehr zahlreichen bleibenden Zähnen besetzt sind; die Brustflossen stehen ganz seitlich, die Rückenflosse fast auf der Mitte der Oberseite, die Schwanzflosse ist verhältnismäßig sehr groß und halbmondförmig. Hierher gehört der gemeine Tümmler (Delphinus Tursio *Fabr.*), ein stark und kräftig gebautes, 3—4,5 m langes, oben schwarzes oder schwärzlichbraunes, unten weißes Tier, welches sich in Trupps von 6—8 Stück vom Mittelmeer bis zum Eismeer überall findet und sehr schnell schwimmt. Der eigentliche Delphin (Delphinus delphis *L.*, s. Tafel »Wale«), 2—2,5 m lang, ist oben dunkel schwarzgrau, grünlich schimmernd, unterseits scharf abgeschnitten, blendend weiß, seitlich spärlich gefleckt, hat lange, am Oberrand ausgeschnittene, gegen die Spitze hin sichelförmig verschmälerte Brustflossen, eine sehr schwankende Zahl graziler Zähne, langgeschlitzte Augen hinter und über dem Mundwinkel und überaus kleine Ohren; das Spritzloch liegt zwischen den Augen. Er bewohnt die Meere der nördlichen Halbkugel, geht auch in die Flüsse, hält sich meist in Trupps von 6—10 Stück (Schulen), bisweilen aber auch in großen Scharen zusammen und zeigt die allen Delphinen eigne Spiellust besonders ausgeprägt; er umschwärmt die Schiffe, fortwährend tauchend, und sendet jedesmal schnaubend einen Wasserstrahl in die Höhe, sobald er die Oberfläche des Wassers erreicht. Er jagt Fische, Krebse und Weichtiere, besonders auch die fliegenden Fische, und ist sehr gefräßig; das Weibchen wirft nach zehnmonatlicher Tragzeit 1—2 Junge, welche erst nach zehn Jahren erwachsen sein sollen. Der Delphin war im Altertum allgemein beliebt; noch heute wird er wenig verfolgt (indem man ihn auf den Strand jagt), obwohl sein Fleisch eine ziemlich wohlschmeckende Speise geben kann. Früher benutzte man die Leber, den Thran und die Asche auch als Heilmittel. Die Inia (Inia boliviensis *d'Orb.*), 2—3 m lang, ist schlank gebaut, mit schmalem, rundlichem, steif behaartem Schnabel, am obern Ende ausgeschnittenen Brustflossen und einer sehr niedrigen Rückenflosse, oben blaßbläulich und unten rosenrötlich; sie bewohnt die Flüsse Südamerikas zwischen 10 und 17° südl. Br., schwimmt langsam und ruhig, meist in kleinen Gesellschaften, und lebt von Fischen und ins Wasser gefallenen Baumfrüchten. Das Fleisch ist hart und wird nur in der Not gegessen; Speck und Haut sind geringwertig. Das Tier wird daher, namentlich aber, weil sich an dasselbe die wunderlichsten Fabeleien knüpfen, nicht verfolgt. Auch im Ganges findet sich ein Delphin mit langem, dünnem Schnabel, Platanista gangetica *Cuv.*, welcher 2 m lang wird, von Fischen und Früchten lebt und wegen seines angeblich heilkräftigen Specks verfolgt wird. Der Delphin war im Altertum Symbol und Attribut des Neptun, Wahrzeichen vieler Seestädte (Tarent, Gades, Messina u. a.) und Küstenländer. Die Dichter lieferten begeisterte Schilderungen von dem Leben und Treiben des Tiers

(Arion), und die Künstler stellten den Delphin gern dar. Neptun, dem er die Amphitrite gewinnen half, hat ihn bald in der Hand, bald unter den Füßen. Auf Städtemünzen erscheint er häufig mit dem Dreizack, auf delphischen auch mit einer Ziege.

Delphinien, ein in Athen dem Apollon (s. d.) als Frühlingsgott im April gefeiertes Fest.

Delphinion, im Altertum Stadt auf der Ostküste der Insel Chios, jetzt Delfino; auch ein Tempel des delphischen Apollon zu Athen, mit einem von Ägeus errichteten Gerichtshof, wo über diejenigen Recht gesprochen wurde, welche behaupteten, eine Tötung mit rechtlicher Befugnis begangen zu haben.

Delphinit, s. Epidot.

Delphinium *Tourn.* (Rittersporn), Gattung aus der Familie der Ranunkulaceen, ein- oder zweijährige oder ausdauernde Kräuter mit abwechselnden, handförmig geteilten Blättern, in gipfelständigen Trauben oder Rispen stehenden, meist blauen oder violetten, gespornten Blüten und mehrsamigen Balgkapseln. Etwa 40 der nördlichen gemäßigten Erdhälfte angehörende Arten. D. Ajacis *L.* (Gartenrittersporn), einjährig, mit aufrechtem, 30—120 cm hohem, fast einfachem Stengel, vielfach in linienförmige, glatte Läppchen geteilten Blättern und in langen, dichten Trauben vereinigten, schönen Blüten, in Südeuropa, wird in vielen Varietäten als Gartenzierpflanze kultiviert. Man unterscheidet Hyazinthenrittersporn, mit großen, gewöhnlich stark gefüllten Blumen, Ranunkelrittersporn, der etwas höher wird und spitze Blütentrauben besitzt, deren einzelne Blumen fast dachziegelförmig aus kleinen Blumenblättern zusammengesetzt sind, und Zwergrittersporn. D. Consolida *L.* (Feldrittersporn, Hornkümmel), einjährig, mit 30—50 cm hohem, ästigem Stengel und in lockern, rispenartigen Trauben stehenden, blauen Blüten, wächst allenthalben in Deutschland auf Getreidefeldern. Kraut, Blüten und Samen waren früher offizinell; auch war ein damit bereitetes Augenwasser im Gebrauch, und selbst ein Bündel blühender Pflanzen pflegten Studierende als augenstärkend im Arbeitszimmer aufzuhängen. Man kultiviert mehrere Varietäten (Levkojenrittersporn), von denen der Kaiserrittersporn besonders schön ist. Die Samen von D. peregrinum *L.* und D. tenuissimum *Sibth.*, in Südeuropa, namentlich in Griechenland, waren bei den altgriechischen Ärzten als wirksames Mittel gegen den Skorpionstich im Gebrauch. D. Staphisagria *L.* (scharfer Rittersporn, Stephans-, Läuse- oder Wolfskraut, Rattenpfeffer), einjährig, mit steifem, zottigem Stengel, handförmig fünfspaltigen Blättern und kurzgespornten, blaßvioletten Blüten an langen Blütenstielen, ist in Südeuropa, auch in Süddeutschland einheimisch. Die Samen, Stephans- oder Läusekörner, sind scharf narkotisch, graubraun, flach, drei- oder viereckig, runzelig, riechen zerstoßen unangenehm und schmecken bitter und äußerst scharf. Sie enthalten 0,1 Proz. farbloses, amorphes, anhaltend scharf schmeckendes, in Wasser schwer lösliches, basisches Delphinin $C_{24}H_{35}NO_2$, welches stark giftig ist, auf die Haut eingerieben dauernder und kräftiger wirkt als Veratrin und bei schmerzhaften Affektionen angewandt worden ist. Die Stephanskörner wirken innerlich brechenerregend, purgierend und waren früher als drastisches Abführ- und Brechmittel im Gebrauch, wurden später nur noch äußerlich in Salben- oder Pulverform gegen Ungeziefer und Krätze angewandt und sind jetzt ganz obsolet. Von D. camptocarpum *C. Koch*, in Nordpersien, bilden die blühenden Stengel im zerkleinerten Zustand eine in Persien Gul-i-zalil, im indischen Handel Sparak oder Isparik genannte Farbware zum Gelbfärben. Von den ausdauernden Arten, wie D. elatum *L.* und D. grandiflorum *L.*, beide mit blauen Blüten, aus Sibirien, und D. nudicaule *Torr.* et *Gr.* und D. cardinale *Hook.*, beide mit scharlach-orangeroten Blüten, aus Kalifornien, werden viel Varietäten und Hybriden (D. formosum *hort.*, D. hybridum *hort.*) als Zierpflanzen kultiviert.

Delphinsäure, s. v. w. Valeriansäure.

Delphīnus (lat.), s. v. w. Dauphin.

Delphische Amphiktyonie, delphisches Orakel &c., s. Amphiktyonen und Delphi.

Delphos, Postdorf im nordamerikan. Staat Ohio, mit (1880) 3814 Einw., Fabriken u. Franziskanerkloster.

Delpino, Federico, Botaniker, geb. 27. Dez. 1833 zu Chiavari in Ligurien, studierte zu Genua Mathematik, machte 1851 eine kurze botanische Reise nach Konstantinopel und Odessa und trat dann in das Verwaltungsfach. 1864 begann er die Blüteneinrichtungen der Asklepiadeen und ihre Befruchtung durch Insekten zu studieren und machte eine Anzahl der überraschendsten Entdeckungen. Hierauf untersuchte er in derselben Richtung auch andre Pflanzenfamilien und widmete sich, als er von Parlatore in Florenz zum Assistenten ernannt wurde, vollständig der Botanik. 1871 erhielt er die naturgeschichtliche Professur an der Forstakademie zu Vallombrosa, und 1873 unternahm er eine Erdumseglung auf der Fregatte Garibaldi, kehrte aber schon 1874 von Brasilien nach Italien zurück, wo er im folgenden Jahr die Professur der Botanik in Genua erhielt. Obwohl durch seine teleologische Auffassung der heute herrschenden Weltauffassung schroff gegenüberstehend, hat D. durch eine Fülle scharfsinniger Beobachtungen die biologische Kenntnis der Pflanzen und besonders der Blumen in hervorragendster Weise gefördert. Er schrieb: »Sugli apparecchi della fecondazione nelle piante antocarpee« (Flor. 1867); »Ulteriori osservazioni sulla dicogamia nel regno vegetale«; »Sulla darwiniana teoria della pangenesi« (Tur. 1869) u. a.

Delpit (spr. -pih), Albert, franz. Roman- und Bühnendichter, geb. 30. Jan. 1849 zu New Orleans als der Sohn eines reichen Tabakshändlers, kam in früher Jugend nach Frankreich, wo er in Paris und Bordeaux seine Studien absolvierte, und betrat dann die schriftstellerische Laufbahn, zunächst als Mitarbeiter an den von A. Dumas (Vater) gegründeten Blättern: »Le Mousquetaire« und »Le d'Artagnan«. Nachdem er den Krieg als Freiwilliger mitgemacht, erhielt er für einen Band Gedichte: »L'invasion« (1872), sowie für die Dichtung »Le repentir, ou récit d'un curé de campagne« (1873) akademische Preise, vermochte aber im übrigen weder mit seinen dramatischen Versuchen: »Robert Pradel« (1874), »Le message de Scapin« (1876) und »Les chevaliers de la patrie« (1877) noch mit seinen Romanen: »Les compagnons du roi« (1874), »Jean-Nu-Pieds« (1874), »La vengeresse« (1876), »Les mystères du Bas-Meudon« (1877), »Le fils de joie« (1877) u. a. so recht durchzudringen, bis er sich endlich mit »Le fils de Coralie« (1879) bei der Lesewelt wie (in dramatischer Bearbeitung) auf der Bühne vollste Anerkennung verschaffte. Durch »Le mariage d'Odette« (1880) gelangte er vollends in das Fahrwasser der katholisierenden guten Gesellschaft und errang eine neue Auszeichnung von seiten der Akademie.

Delsberg, Stadt, s. v. w. Delémont.

Delta, griech. Name des Buchstaben D, s. »D«.

Delta (griech.), Bezeichnung der nur wenig über den Meeresspiegel sich erhebenden Landstrecken und Inseln, welche man oft an den Mündungen der Ströme findet, deren Arme sich zwischen ihnen hinziehen, um sich ins Meer (Meeresdelta) oder in einen See (Binnendelta) zu ergießen. Sie entstehen durch den von dem Fluß mitgeführten, hier abgelagerten Schlamm und Sand und werden mit dem Namen D. bezeichnet, weil sie mitunter eine dreieckige, also der Form des griechischen Buchstaben D. (Δ) ähnliche, Gestalt haben; die Basis des Dreiecks ist dem Meer zugekehrt, die Spitze dem Land. Im weitern, rein genetischen Sinn werden alle Neubildungen von Festland an den Mündungen der Flüsse in das Meer oder in einen Binnensee ohne Rücksicht auf ihre Form als Deltas bezeichnet. Es lassen sich im Hinblick hierauf die Flüsse teilen in solche, welche zur Bildung von Festland nichts beitragen, und in landaufbauende. Erstere münden entweder ohne Erweiterung des Rinnsals (z. B. Duero, Guadiana) oder mit trichterförmiger Erweiterung (Ästuarium; Elbe, Weser, Themse). Die landaufbauenden Flüsse besitzen entweder einfache Mündungen (Ebro, Arno) oder geteilte, und in letzterm Fall lassen sich wieder solche ohne Erweiterung des Rinnsals (Po, Rhein, Donau) oder mit erweiterten Mündungskanälen (Ganges, Brahmaputra) unterscheiden. Die Ursachen der Deltabildung suchte man bislang fast allgemein in dem Mangel an Ebbe und Flut in den betreffenden Meeresteilen, wobei man besondern Reichtum der Flußläufe an transportiertem Material, langsamen Abfall des Meeresgrundes, Trägheit der Bewegung im Unterlauf des Flusses als die Deltabildung unterstützende Faktoren betrachtete. Neuerdings hat Rud. Credner den Satz aufgestellt, daß das Auftreten von Deltas regelmäßig zusammenfällt mit der Existenz säkularer Hebungen der benachbarten Küstenstriche, während sie überall fehlen, wo die Küste in einer langsamen Bewegung nach abwärts begriffen ist, und daß sich diese Erscheinung in den Binnenseen wiederholt insofern, als nur die in Seen mit sinkendem Wasserspiegel einmündenden Flüsse Deltas bilden, während die letztern fehlen, wenn sich der Wasserspiegel des Sees hebt. Ausnahmen von dieser Regel erkennt er nicht an, sondern sucht sie durch lokale Verhältnisse zu erklären. So sei das in ein Senkungsgebiet fallende Nildelta überhaupt ein prähistorisches, das nur an Stellen noch Zuwachs zeige, wo künstlich angelegte Kanäle und Dämme Ablagerungen des Schlammes hervorrufen. Die für die Pogegend behauptete Senkung existiere überhaupt nicht, sondern reduziere sich auf ein Zusammensickern der Erdmassen infolge des Ausfaulens zahlreich eingeschlossener vegetabilischer Reste. Abgesehen von der Hypothese, deren Richtigkeit von mehreren Seiten bezweifelt worden ist, enthält Credners Arbeit eine sehr verdienstvolle Kritik der für Größe, Wachstum 2c. der Deltas angegebenen Zahlen, die wir deshalb dieser Arbeit entnehmen. Credner zählt überhaupt 143 größere deltabildende Flüsse, welche sich auf die Erdteile, zugleich mit der Unterscheidung als Meeresdelta oder als Binnendelta, wie folgt verteilen:

	Meeresdeltas	Binnendeltas	Summa
Europa	38	16	54
Asien	42	14	56
Amerika	15	2	17
Afrika	11	1	12
Australien und Polynesien	4	—	4

Legt man behufs einer Vergleichung zwischen der Anzahl deltafreier und derjenigen deltabildender Ströme die von Klöden angenommene Zahl selbständiger Flüsse zu Grunde, so sind unter 171 Strömen 26 hinsichtlich ihrer nähern Mündungsverhältnisse unbekannt; unter dem Rest (145) gibt es 70 deltabildende und 75 deltafreie Ströme.

Gruppiert man ferner die Flüsse nach ihrer Stromlänge, so resultiert folgende Tabelle:

	Stromlänge in Meilen			
	über 200	200—100	100—50	unter 50
Flüsse mit Deltamündungen	26	22	8	14
" " offenen Mündungen	13	13	21	28

Zieht man die vier Kolumnen in zwei zusammen: Ströme **über** und **unter** 100 Meilen Stromlänge, so überwiegen in der ersten Abteilung die Flüsse mit Deltas fast um das Doppelte (48 gegen 26), während sich das Verhältnis bei den kleinern Flüssen fast genau umkehrt (22 gegen 49). Über die Flächenausdehnung der Deltas gibt folgende Tabelle Aufschluß:

Name des Deltaflusses	Flächeninhalt Hektar	Länge Kilom.	Breite Kilom.
Ganges und Brahmaputra	8250435	354	321,8
Mississippi	3185933	320	300
Nil	2219400	170,6	—
Donau	258795	74,2	74,2
Rhône	75000	—	—
Aude	20000	—	—
Niger	—	148,4	326,5
Memel	—	51,9	46,3
Wolga	—	448	—
Ural	—	—	53,3

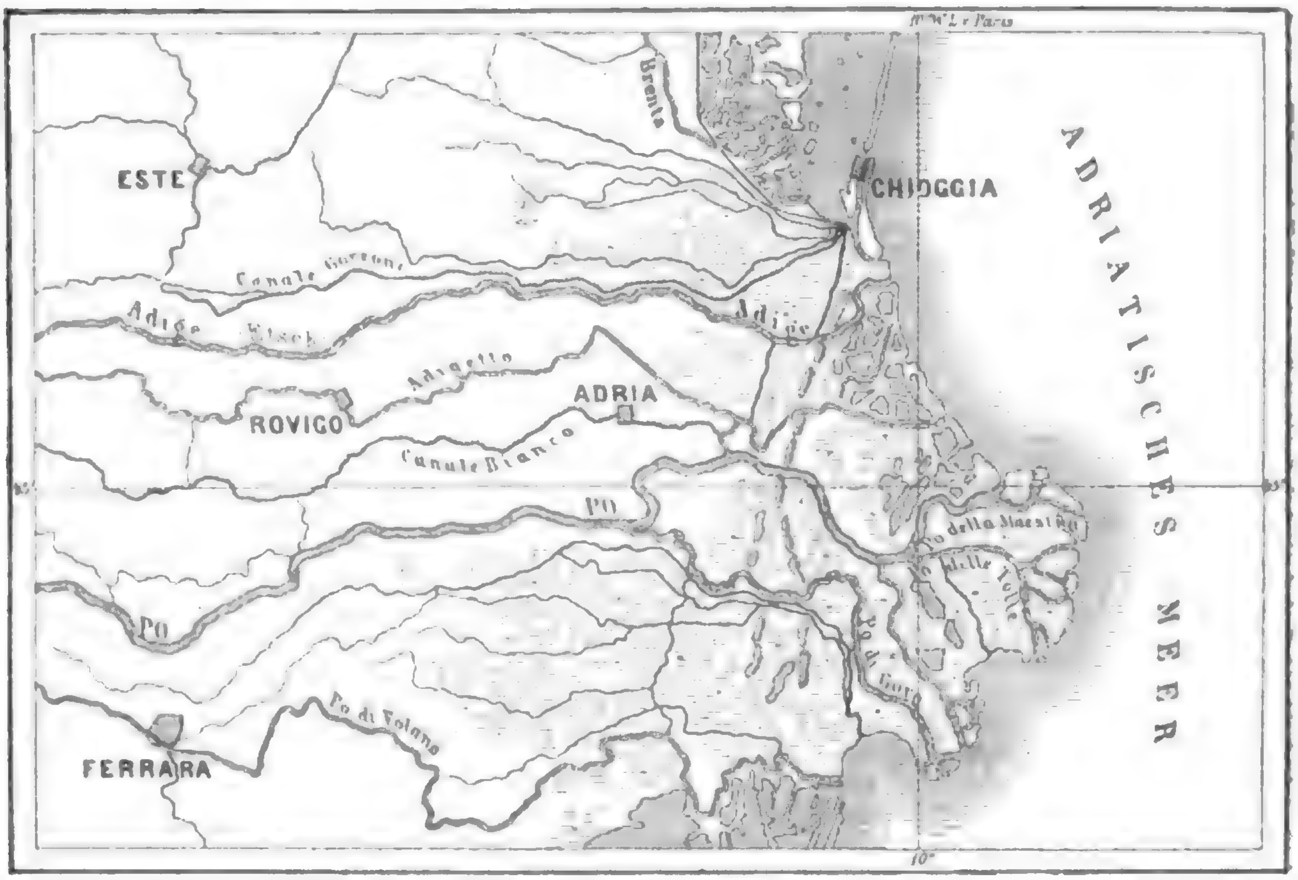
Als zuverlässige Zahlen für die Mächtigkeiten der Ablagerungen lassen sich angeben: Für das Nildelta im Mittel 10 m Mächtigkeit, mitunter 14—15 m, für den Rhein bis über 60 m, Rhône bis über 100 m, Po etwa 120 m, an einzelnen Stellen bis zu 172,5 m. Für die Mächtigkeit der Deltabildung des Mississippi lassen sich 9—16 m in der Gegend von New Orleans annehmen; seewärts vermehrt sich die Mächtigkeit schnell und bedeutend. Am Ganges wurden im Durchschnitt 18 m gemessen.

Am unzuverlässigsten sind die Angaben über den jährlichen Zuwachs der Deltabildungen. So schwanken die Angaben für das Mississippidelta beispielsweise zwischen 80 und 495 m jährlichen Zuwachses. Was von einigermaßen zuverlässigen Zahlen in der Litteratur niedergelegt ist, enthält die folgende Tabelle:

	Jährliches Wachstum
Delta des Terek	495 Meter
" " Po	70 "
" " Rhône (Mittelmeer)	58 "
" " Euphrat und Tigris	54 "
" " Hoangho	30 "
" " Peiho	24 "
" der Donau	12 "
" des Arno	6 "
" der Donau (Sulina)	4 "
" des Nils	4 "
" " Rhône (Genfer See)	3 "
" " Tiber (Ostia-Arm)	3 "
" " Hérault	2 "
" " Saigon	2 "
" der Traun (Hallstätter See)	1 "
" des Tiber (Fiumicino)	1 "

Als Beispiel des kartographischen Bildes einer Deltabildung geben wir in der Abbildung die Pomündung. Ehedem mündete der Po bei Ravenna, das, wie Venedig in Lagunen gelegen, bis zum Mittel-

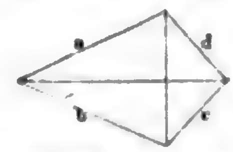
alter ein Seehafen war und jetzt über 7 km vom Meer entfernt liegt; erst im 12. Jahrh. hat er sich nördlicher gewendet. Schon damals aber war das alte Adria, im Altertum ebenfalls am Meer gelegen, etwa 12 km von diesem entfernt. Die Teilung des Flusses beginnt bereits 126 km vom Meer, indem zuerst die Forsetta links zum Tartaro abgeht, um, mit andern Gewässern vereint, als Canale Bianco dem Meer zuzuströmen. Bei der zweiten Teilung geht rechts der Po di Volano (einst Hauptfluß) ab, der an Ferrara vorbeifließt (wo er den Po di Primaro nach Süden entsendet) und nordöstlich von Comacchio das Meer erreicht. Bei der dritten Teilung geht der vielbefahrene Po di Goro rechts ab, und der Hauptarm, Po della Maestra, verzweigt sich weiterhin noch in verschiedenen Abteilungen, welche in 15 Mündungen das Meer erreichen. Die Enden der von den zwei Hauptarmen des Po gebildeten Landzunge erstreckten sich vor der Ausgrabung des Taglio di Porto Viro (1600) im Mittel auf etwa 18,5 km jenseit Adria. Gegenwärtig liegt der äußerste Punkt der Küste 33,3 km von Adria entfernt. Eine lange zurückgelassene Dünenreihe bezeichnet noch jetzt die ehemalige Küste, über welche die neuern Ablagerungen, mit Seen untermischt, östlich vorspringen. Vgl. Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde (4. Aufl., Leipz. 1883); Rud. Credner, Die Deltas, ihre Morphologie, geographische Verbreitung und Entstehungsbedingungen (Ergänzungsheft zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1878).



Delta des Po (1:840,000).

Deltamuskel (Musculus deltoideus), der Heber des Arms, ein dreieckiger Muskel, welcher am obern Achselrand entspringt und sich spitz zulaufend an der Mitte des Oberarmknochens ansetzt.

Deltoid, ebenes Viereck, in welchem zwei von einer Ecke ausgehende Seiten a und b (s. Figur) und ebenso die von der Gegenecke ausgehenden Seiten c und d einander gleich sind. Die Diagonalen desselben stehen rechtwinkelig aufeinander; diejenige, welche die erwähnten beiden Ecken verbindet, halbiert die Winkel an denselben und halbiert auch die andre Diagonale.



Deltoiddodekaeder, von Deltoiden (s. d.) eingeschlossene zwölfflächige Kristallgestalt, Hemieder des tesseralen Triakisoktaeders; s. Kristall.

Deltour (spr. deltuhr), Nicolas Félix, franz. Schriftsteller, geb. 8. Sept. 1822 zu Paris, erhielt seine Bildung auf dem Collège Louis le Grand und der École normale daselbst, lehrte dann an verschiedenen Lyceen, wurde 1871 Akademieinspektor, 1875 unter Wallon Kabinettschef im Ministerium des öffentlichen Unterrichts und fungiert seit 1879 als Generalinspektor des niedern Unterrichtswesens. Sein Hauptwerk ist: »Les ennemis de Racine au XVII. siècle« (1857), das 1884 in vierter und vermehrter Auflage erschien.

Delūbrum (lat.), ursprünglich Sühn- und Reinigungsort; dann s. v. w. Tempel, Heiligtum.

Deluc (spr. dölük), Jean André, Geolog und Meteorolog, geb. 8. Febr. 1727 zu Genf, studierte Naturwissenschaft und begründete seinen Ruf durch Untersuchungen über die Veränderungen der Atmosphäre und durch Barometermessungen. Er gehörte zu den eifrigsten Mitgliedern der Genfer Volkspartei, ward 1770 Mitglied des Großen Rats, begab sich aber bald darauf nach London, wo er 1773 Vorleser der Königin von England wurde. Im J. 1798 ward er zum Professor der Philosophie und Geologie zu Göttingen ernannt; doch lebte er niemals dort, sondern abwechselnd in Berlin, Hannover, Braunschweig und London und starb 7. Nov. 1817 in Windsor. Er schrieb: »Recherches sur les modifications de l'atmosphère, ou théorie des baromètres et des thermomètres«

(Genf 1772, 2 Bde.; 1784, 4 Bde.; deutsch von Gehler, Leipz. 1776); »Lettres physiques et morales sur les montagnes, et sur l'histoire de la terre et de l'homme« (Haag 1778—80, 6 Bde.); »Nouvelles idées sur la météorologie« (Par. 1787, 2 Bde.; deutsch von Wittekopp, Berl. 1788); »Lettres à Blumenbach sur l'histoire physique de la terre« (Par. 1798); »Introduction à la physique terrestre par les fluides expansibles« (das. 1803, 2 Bde.); »Voyage géologique dans le Nord de l'Europe« (Lond. 1810, 3 Bde.); »Voyage géologique en Angleterre« (das. 1811, 2 Bde.); »Voyages géologiques en France, en Suisse et en Allemagne« (das. 1813, 2 Bde.).

Deludieren (lat.), verspotten, täuschen, äffen.

Déluge (franz., spr. -lühsch), Überschwemmung, Sündflut. Vgl. Après nous le déluge.

Delusion (lat.), Verspottung, Täuschung; delusorisch, täuschend, trügerisch.

Delvau (spr. -woh), Alfred, franz. Schriftsteller, geb. 1825 zu Paris, war 1848 Sekretär Ledru-Rollins, des damaligen Ministers des Innern; starb 3. Mai 1869 in Paris. Als Schriftsteller begann er 1850 mit dem einaktigen Lustspiel »Le roué innocent«, dem er eine Reihe verschiedenartiger Werke folgen ließ, wie: »Histoire de la révolution de Février« (1850); »Les murailles révolutionnaires«, eine Sammlung der Wahlprogramme, Anzeigen, Dekrete 2c. der letzten Republik (1851, 2 Bde.); »Au bord de la Bièvre« (1854); »Histoire de la campagne d'Italie, etc.« (1859); »Les Cythères parisiennes, histoire anecdotique des bals, etc.« (1864); »Dictionnaire de la langue verte« (1865), ein Werk, das besondern Lärm machte, weil es zum großen Teil aus den wenige Jahre zuvor erschienenen »Excentricités du langage français« von Loredan-Larcher entlehnt war. Ferner schrieb er: »Le fumier d'Ennius« (1863); eine Biographie Gérards de Nerval (1865); »Histoire anecdotique des barrières de Paris« (1865); »Les lions du jour«, Bilder aus Paris (1866); »Henri Murger et la Bohême« (1866); »Les sonneurs de sonnet, 1540—1866« (1867) u. a. Auch gab er die »Bibliothèque bleue« (1859—60, 3 Bde.) sowie die »Collection des romans de chevalerie, mis en prose française moderne« (1869, 4 Bde.) heraus. Seine spezifisch Pariser Schriften, denen ein bleibender kulturgeschichtlicher Wert nicht abgesprochen werden kann, sind jetzt in den Originalausgaben ungemein gesucht.

Delvaux (spr. -woh), Lorenz, niederländ. Bildhauer, geb. 1695 zu Gent, Schüler Gery Heydelbergs und Plumiers, arbeitete seit 1717 in London, von 1727 bis 1733 in Italien, wurde 1734 Hofbildhauer Kaiser Karls VI., später des Herzogs Karl von Lothringen und der Maria Theresia. Er starb 24. Febr. 1778 in Nivelles, wo er hauptsächlich gelebt hatte. Seine Hauptwerke sind: die Kanzel der Kathedrale St. Bavo zu Gent, eine kolossale Statue des Herkules im Alten Hof zu Brüssel, das Mausoleum Leonhards van der Noot in der Karmeliterkirche daselbst, die Statue des heil. Livinus im Genter Museum.

Delvauxit (spr. -wo-), s. Phosphoreisensinter.

Delvenau, Nebenfluß der Elbe, im preuß. Kreis (Herzogtum) Lauenburg, ist von Mölln bis Lauenburg kanalisiert und bildet in Verbindung mit der ebenfalls (1390—98 von Lübecker Kaufleuten) kanalisierten Stecknitz eine 56 km lange und 0,9 m tiefe Wasserstraße zwischen Elbe und Trave.

Delvigne (spr. delwinj), Henri Gustave, franz. Militär, geb. 1799 zu Hamburg, war einer der ersten, welcher auf die Notwendigkeit der Einführung gezogener Gewehre für die Infanterie hinwies und den Eintritt des Geschosses in die Züge durch dessen Stauchung auf dem Kammerrand zu erreichen suchte. Er schrieb als Unterleutnant: »Recherches sur le feu de l'infanterie« (1826) und kommandierte bei der Expedition gegen Algier ein Korps von 100 Schützen, die mit Gewehren seines Systems und mit Wallbüchsen bewaffnet waren. 1838 wurde sein Gewehr bei den Chasseurs eingeführt. Beim Ausbruch der Julirevolution ging er nach Toulon und starb daselbst 18. Okt. 1876. Er lieferte auch Explosionsgeschosse, Revolver, Zimmergewehre, Rettungsapparate, besonders Rettungsraketen, und schrieb: »Exposé d'un nouveau système d'armement pour l'infanterie« (Par. 1836); »Observations sur un nouveau modèle de carabin rayée et sur le feu des tirailleurs en Afrique« (das. 1836); »Sur l'emploi des belles cylindro-coniques évidées« (das. 1843 u. 1849).

Delvinon (Delonia), Hauptstadt der gleichnamigen albanes. Landschaft im türkischen Wilajet Janina, 20 km von der Küste, von Oliven-, Zitronen- und Granatenpflanzungen umgeben, hat ein festes Schloß, mehrere Moscheen und 6000 Einw. (ein Drittel Mohammedaner), welche viel Öl erzeugen und Handel mit Südfrüchten treiben.

Delwig, Anton Antonowitsch, Baron, russ. Lyriker, geb. 6. Aug. (a. St.) 1798 zu Moskau, erhielt seine Erziehung im Zarskoje Seloschen Lyceum, gleichzeitig mit Puschkin, dessen vertrauter Freund er wurde, und verriet frühzeitig ungewöhnliche poetische Gaben und große Begeisterung für Poesie, während er im übrigen nur geringe Fortschritte machte. Nachdem er 1817 das Lyceum verlassen, erhielt er eine Stelle im Bergdepartement, wurde dann Bibliothekargehilfe an der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek und 1825 Beamter für besondere Aufträge im Ministerium des Innern. Sein Haus bildete von jetzt ab den Sammelpunkt der litterarischen Welt Petersburgs, und namentlich die vielversprechende jüngere Generation (Puschkin, Glinka, Barjatinskij, Fürst Wjäsemsky 2c.) gruppierte sich um ihn. Im Verein mit den letztern gab er 1825—32 den Almanach »Ssewernyje zwety« (»Nordische Blumen«) heraus. Er starb bereits 14. Jan. (a. St.) 1831 in Petersburg. Unter Delwigs eignen dichterischen Produktionen sind namentlich seine im russischen Volksliederton gehaltenen Gedichte hervorzuheben, von denen einige ganz ins Volk übergegangen sind; seine übrigen Gedichte ermangeln der Leichtigkeit und vollendeter Formgewandtheit. Sammlungen seiner Poesien erschienen 1829 und 1839. Der erste Band der »Ssewernyje zwety« wurde von P. Bartenew (Mosk. 1881) neu herausgegeben.

Dema (Diuma genannt), Fluß im russ. Gouvernement Orenburg, entspringt im Gebirge Obschtschij Syrt, durchströmt ebene, trockne, steppenähnliche Gegenden und mündet nach einem Laufe von 380 km unterhalb Ufa in die Bjelaja.

Demādes, Redner und Staatsmann zu Athen, talentvoll, schlagfertig und voll Mutterwitz und, obwohl ohne höhere Bildung, von hinreißender Beredsamkeit, aber gesinnungslos u. käuflich; von niederer Herkunft, diente er in frühern Jahren als Ruderknecht, schwang sich aber bald zum Rival des Demosthenes empor, gegen den er wiederholt auftrat, ohne selbst eine bestimmte Politik zu verfolgen. Bei Chäroneia 338 v. Chr. in makedonische Gefangenschaft geraten, erwarb er sich durch kecken Freimut die Gunst Philipps, bewirkte seine und der übrigen athenischen Gefangenen Freilassung, ward aber zugleich durch reiche Geschenke für das makedonische Interesse gewonnen. Nach

Philipps Tod gelang es ihm in Gemeinschaft mit Phokion, die Rache Alexanders von Athen abzuwenden; er sicherte sich auch die Gunst dieses Königs und benutzte dieselbe, um den großen Aufwand zu bestreiten, welchen seine üppige Lebensweise erheischte. Mehrmals zogen ihm seine Bestechlichkeit und sein Luxus bedeutende Geldstrafen und selbst die Atimie zu; von letzterer entbanden ihn jedoch die Athener, als sie seiner zu einer Gesandtschaft an Antipatros bedurften, um von demselben die Zurückziehung der makedonischen Besatzung aus Munychia zu erlangen. Aber Antipatros, durch aufgefangene Briefe von verräterischen Umtrieben des D. auch gegen seine Person unterrichtet, ließ ihn mit seinem Sohn Demeas hinrichten (319 oder 318). Das Fragment einer Rede (abgedruckt in Bekkers »Oratores attici«, Bd. 3, Berl. 1823), das von ihm herrühren soll, ist wahrscheinlich unecht. Vgl. H. Lhardy, De Demade oratore atheniensi (Berl. 1834).

Demagōg (griech., »Leiter des Demos, Volksführer«), im alten Griechenland derjenige, welcher durch persönliches Ansehen und Kraft der Rede das Volk beherrschte und daher dessen Berater und Leiter war. Jetzt verbindet man mit dem Worte D. meistens eine üble Bedeutung, die aber ursprünglich nicht darin lag. Man verbindet nämlich mit Demagogie den Begriff der Spekulation auf die Leidenschaften und auf die niedrigen Neigungen des Volkes. Nach der Verschiedenheit der Verfassungen der Staaten und im Verlauf der Zeit hat das Wort D. sehr verschiedene Bedeutungen erhalten, die alle Abstufungen vom Volksführer bis zum Volksverführer umfassen. Beispiele sehr verschiedenartiger Demagogie bietet uns besonders die Geschichte Athens. So war Perikles mit seinen demokratischen Bestrebungen ein D., so hoch er auch sonst über einem Kleon, Hyperbolos u. a. stehen mochte, welche ihren Einfluß auf das Volk zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchten. Das alte Rom gibt ein vollständiges Bild vom Entstehen bis zum Untergang der Demagogie und damit der Freiheit des Bürgertums. Solange nämlich die Verfassung unangefochten aristokratisch war, konnte eine eigentliche Demagogie nicht zur Geltung kommen. Erst als die Plebejer die politische Nichtigkeit, zu welcher sie verurteilt waren, schmerzlicher zu empfinden anfingen, griff mit dem Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie auch die Demagogie in die Gestaltung des öffentlichen Lebens ein. Von der höchsten Wichtigkeit wurde das Institut der Volkstribunen, die fortan als die privilegierten Demagogen des römischen Volkes dastehen. Im Tribunat konzentrierten sich Macht und Gunst des Volkes, und nach demselben begann daher, je rascher die Demokratie Sieg auf Sieg gewann, ein wahrer Wettlauf der Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen, obgleich diese Würde selbst mit jedem solchen Sieg immer mehr an ihrer populären Bedeutung verlieren mußte. Die Notwendigkeit dieses Instituts im Kampf war die Seele desselben; nach dem vollständigen Sieg des demokratischen Prinzips konnte es die Herrschaft um so weniger behaupten, als die Entsittlichung bereits zu tief um sich gegriffen hatte. Darum scheiterten die hochherzigen Bestrebungen mehrerer römischer Demagogen, wie die der edlen Gracchen, und so kam es dahin, daß durch Talent und Glück siegreiche Feldherren Ansehen und Macht des Staats an sich rissen und Senat und Volk unter die Herrschaft der Imperatoren fielen. Aber auch in dem modernen Staatsleben traten nicht selten neben die Staatsmänner, in deren Händen gesetzlich die Leitung des organisierten Staatswesens lag, Demagogen aus der Mitte des Volkes, welche vermöge einer frei übertragenen Autorität an die Spitze der Bewegung traten. Wenn sie sich hier mit Glück und Talent auf die Dauer behaupteten, so legten sie meistens ihren Charakter als Demagogen ab; in der Regel aber geht der D., nachdem er die Volksgunst verloren hat, im Kampf mit der gesetzlichen Staatsgewalt unter. Der moderne Sprachgebrauch versteht zumeist unter einem Demagogen einen Menschen, der in aufwieglerischer Weise um die Gunst der großen Menge buhlt und staatsgefährliche Agitationen betreibt. Diese Tendenz legte man auch den geheimen politischen Verbindungen bei, welche nach der Gründung des Deutschen Bundes infolge des Unbefriedigtseins durch die neue politische Gestaltung Deutschlands sich bildeten. Man bezeichnete deren Wirken mit dem Namen demagogische Umtriebe, zu deren Unterdrückung und Bestrafung die Mainzer Zentraluntersuchungskommission niedergesetzt ward. Die Überschwenglichkeiten des Burschentums jener Zeiten und einzelne beklagenswerte Ausschreitungen, wie namentlich die blutige That Sands, riefen jene häßliche »Demagogenriecherei« hervor, und Männer wie Jahn, Arndt u. a. hatten darunter zu leiden, nachdem der deutsche Bundestag selbst infolge der Karlsbader Beschlüsse gegen die demagogischen Umtriebe vorgegangen war. Ähnliches ist auch 1830 nach der französischen Julirevolution und nach den Erschütterungen, welche dieselbe in Deutschland nach sich zog, geschehen, indem 1833 durch Bundesbeschluß eine anderweite Zentraluntersuchungskommission in Frankfurt a. M. niedergesetzt wurde. Gewöhnlich gehören die Demagogen der radikalsten Partei an, z. B. Lassalle, Gambetta ꝛc. Ein politisch gebildetes und freisinnig und gut regiertes Volk hat die Demagogen und ihre Agitationen wenig zu fürchten; eine rohe und despotisch regierte Nation wird dagegen leicht durch demagogische Umtriebe in den revolutionären Taumel hineingerissen. Wahrhaft konstitutionellen Staatsregierungen wird es mit Hilfe der Volksvertretung in den meisten Fällen nicht allzu schwer werden, die verderblichen Wühlereien staatsgefährlicher Demagogen zu unterdrücken.

Demanchieren (franz., spr. demangsch-), in der technischen Terminologie der Streichinstrumente s. v. w. aus einer Lage (Position) in die andre übergehen, mit der linken Hand am Hals (manche) des Instruments hinauf- oder heruntergleiten.

Demandieren (lat.), einem etwas über-, auftragen; Demandation, Auftrag.

Demanova, s. Deménfalu.

Demant, s. v. w. Diamant.

Demantelieren (franz., spr. demangt-), die Ringmauern einer Stadt niederreißen; wehrlos machen.

Demarātos (Damaratos), 1) ein Korinther aus dem vornehmen Geschlecht der Bacchiaden, der sich, als die Bacchiaden durch den Tyrannen Kypselos aus Korinth vertrieben wurden, nach Tarquinii in Etrurien wandte und sich dort niederließ. Sein Sohn Lucumo, nachher Tarquinius Priscus (s. d.) genannt, wanderte nach Rom aus, wo er sich der Herrschaft zu bemächtigen wußte.

2) König von Sparta, Sohn des Ariston, war ein entschiedener Gegner der ehrgeizigen Pläne seines Mitkönigs Kleomenes, widersetzte sich 507 v. Chr. dem Angriff auf Athen und ward auf Betrieb des erbitterten Kleomenes vom delphischen Orakel für untergeschoben erklärt und der königlichen Würde beraubt. Er begab sich 491 nach Persien und gewann bei König Dareios großen Einfluß. Er begleitete 480

Xerxes auf seinem Zug nach Griechenland und war ihm stets ein freimütiger Ratgeber. Er unterrichtete zwar die Spartaner von dem Feldzug des Xerxes, doch wäre Sparta ohne Zweifel verloren gewesen, hätte Xerxes des D. Aufforderung, Kythera zu besetzen, befolgt. Seine Nachkommen herrschten noch nach 100 Jahren als Dynasten in Phrygien.

Demarch (Demarchos, griech.), Vorsteher, Leiter, Verwalter eines (attischen) Demos; Demarchie, Würde eines Demarchen.

Démarche (franz., spr. -marsch), Gang; Maßregel.

Demarkation (franz.), Abgrenzung.

Demarkationslinie, Begrenzungslinie, eine durch Übereinkunft zwischen zwei Mächten oder kriegführenden Heeren bestimmte Linie, welche von beiden Teilen nicht überschritten werden darf. Meist vereinigt man sich über eine solche bei eingegangenen Waffenstillständen oder angeknüpften Friedensunterhandlungen, um für die Dauer der erstern oder bis zum wirklichen Friedensschluß jeder Kollision der beiderseitigen Heere vorzubeugen. Um diesen Zweck desto sicherer zu erreichen, wird gewöhnlich für beide Teile je eine besondere Linie bezeichnet und das ganze dazwischenliegende Terrain für neutral erklärt; in der Regel folgt auch die D. soweit wie möglich natürlichen Terraingegenständen, Flüssen, Bächen, Wegen ꝛc. In einem solchen Fall heißt dann im weitern Sinn auch dieser ganze trennende Raum die D. Vorzugsweise unter diesem Namen bekannt ist die infolge des Baseler Friedens zwischen Preußen und der französischen Republik auf Grund eines besondern Vertrags vom 17. Mai 1795 bestimmte D., welche die Franzosen sich anheischig machten in ihren militärischen Operationen nicht zu überschreiten, um dadurch den Kriegsschauplatz von den preußischen Staaten fern zu halten. D. heißt auch s. v. w. Grenzlinie, besonders wenn sie vorher streitige Grenzen bestimmt. Eine solche D. zwischen den portugiesischen und spanischen Entdeckungen bestimmte der 1494 zu Tordesillas zwischen Johann II. von Portugal und dem König Ferdinand von Kastilien geschlossene Vertrag, welcher eine nähere Bestimmung der von Papst Alexander VI. 6. Mai 1493 festgesetzten Linie enthielt, und wonach alles, was 370 Seemeilen östlich von den Inseln des Grünen Vorgebirges entdeckt werden würde, den Portugiesen, was westlich, den Spaniern gehören sollte. Auch bei Abgrenzungen von Ländern nach Maßgabe der Nationalität pflegen Demarkationslinien gezogen zu werden, ebenso bei Gebietsabtretungen, welche durch einen Krieg herbeigeführt wurden. So ist z. B. in den Friedenspräliminarien von Versailles vom 26. Febr. 1871, Art. 1, die D. genau bestimmt, indem Frankreich auf alle seine Rechte und Ansprüche auf diejenigen Gebiete verzichtete, welche östlich von dieser Linie gelegen sind (vgl. Reichsgesetzblatt 1871, Nr. 26).

Demarteau (spr. dömartoh), Gilles, franz. Kupferstecher, geb. 1722 zu Lüttich, wurde 1764 Mitglied der Akademie von Paris und starb daselbst 1776. D. rühmte sich, der Erfinder der Krayonmanier zu sein, während dieser Ruhm dem François gebührt. Doch hat D. dies Verfahren verbessert und mit großem Geschick ausgeübt. Er hat sehr viel produziert; in dem von ihm herausgegebenen »Catalogue des estampes gravées au crayon d'après différents maîtres qui se vendent à Paris chés D., etc.« sind 664 Nummern aufgezählt. D. bediente sich häufig eines aus D und einem Hammer (marteau) darin zusammengesetzten Monogramms. Vgl. »Gilles D., graveur du roi, sa vie et son œuvre« (Brüssel 1882).

Demaskieren (franz.), die Maske abnehmen, entlarven; im Kriegswesen vor einer Batterie die Deckungen entfernen, sie dem Auge des Feindes bloßlegen; es geschieht meist durch Eröffnen des Feuers.

Demath (Demat, Diemat), früheres Feldmaß in Marschländern, in Eiderstedt und Nordstrand für Marschland 216, für Geestland 324, im Amt Bredstedt für Marschland 180, für Geestland 300, im Amte Tondern 227,812, auf Sylt und Föhr 180, auf den Halligen 432, in der Landschaft Stapelholm 360 QRuten à 21,023 qm.

Demawend (im Altertum Jasonius Mons), höchster Gipfel des Elburzgebirges im nördlichen Persien, nordöstlich von Teheran, erhebt sich 5630 m hoch, ist ein Vulkan im Zustand der Solfataren, wie bedeutende Schwefelablagerungen, Entwickelung heißer Dämpfe, bis 52° R. heiße Quellen, Basalt, Schlacken und Bimsstein beweisen.

Dembea, See, s. Tana 1).

Dembe Wielke, russisch-poln. Dorf bei Praga, am rechten Weichselufer. Hier 31. März 1831 Gefecht zwischen den siegreichen Polen unter Skrzynecki und den Russen unter Diebitsch-Sabalkanski.

Dembinski, Heinrich, poln. General, geb. 16. Jan. 1791 im Krakauischen, besuchte 1806—1809 die Ingenieurakademie zu Wien und trat dann als gemeiner Soldat in ein polnisches Jägerregiment. Als 1812 der Feldzug gegen Rußland eröffnet wurde, war er Leutnant, ward auf dem Schlachtfeld von Smolensk von Napoleon I. selbst zum Kapitän ernannt und focht 1813 bei Leipzig mit. 1815 kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er in Zurückgezogenheit lebte. Beim Ausbruch der Revolution von 1830 wurde er Major eines Regiments, das sich in der Woiwodschaft Krakau bildete, erhielt aber bald darauf den Oberbefehl über die mobile Nationalgarde dieses Gebiets und focht mit diesem Korps in der Schlacht bei Grochow. Bald darauf stellte ihn der Oberfeldherr Skrzynecki an die Spitze einer Kavalleriebrigade, mit welcher D. in dem Gefecht bei Kuflew den Feldmarschall Diebitsch mit einem Heer von 60,000 Mann einen Tag lang aufhielt. Eine nicht minder glänzende Waffenthat war die Erstürmung der für uneinnehmbar gehaltenen Brücke bei Ostrolenka. Hierauf marschierte D. mit einer kleinen Schar mitten durch das von feindlichen Heeresmassen überschwemmte Land nach Warschau, wo er sofort zum Gouverneur und nach Skrzyneckis Rücktritt zum Oberfeldherrn ernannt, aber auf diesem Posten schon nach wenigen Tagen durch Krukowiecki ersetzt wurde. Er trat dann in Rybinskis Korps ein, führte bei dessen Übertritt auf preußisches Gebiet die Nachhut und überschritt 5. Okt. 1831 ebenfalls die Grenze. Er begab sich darauf nach Frankreich und trat 1843 in die Dienste Mehemed Alis von Ägypten, der ihn mit der Reorganisation der ägyptischen Armee beauftragte, kehrte aber bald wieder nach Paris zurück. 1848 verließ er sein Asyl und bemühte sich, eine Verbindung der Slawen mit den Magyaren zu stande zu bringen. Nachdem er den Slawenkongressen in Breslau und Prag beigewohnt, ging er nach Debreczin, dem damaligen Sitz der ungarischen Regierung, und ward daselbst 5. Febr. 1849 zum Oberkommandanten der revolutionären Hauptarmee ernannt. Die Eifersucht Görgeis aber sowie die Abneigung der Truppen gegen den hochfahrenden Ausländer bereiteten ihm vielfache Schwierigkeiten. Als D. nach der unglücklichen Schlacht bei Kapolna (26.—28. Febr. 1849) beim Rückzug hinter die Theiß aus Unkenntnis des Terrains falsche Dispositionen traf, forderte ihn das

gesamte ungarische Offizierkorps zur Abdankung auf, die auch die Regierung annahm. Indes wurde der weitere Frühlingsfeldzug, erst unter Vetters und später unter Görgeis Oberkommando, größtenteils nach den von D. schon früher entworfenen Plänen ausgeführt. D. war darauf mehrere Monate in der Operationskanzlei zu Debreczin beschäftigt, bis er im Juni 1849 beim Herannahen der Russen das Kommando der ungarischen Nordarmee erhielt. Doch resignierte er noch vor Eröffnung des Sommerfeldzugs, weil sein Plan, in Galizien einzufallen, von der ungarischen Regierung nicht gebilligt wurde. Als infolge der zwischen Kossuth und Görgei entstandenen Differenzen das Oberkommando von letzterm an Mészáros überging (2. Juli), wurde diesem D. als Generalquartiermeister an die Seite gegeben, in welcher Eigenschaft er den Rückzug der Theißarmee bis Szegedin und die Schlacht bei Szöreg (5. Aug.) leitete. D. zog sich von hier nach Temesvár zurück, wo er von der vereinigten österreichisch-russischen Macht aufs Haupt geschlagen und seine Armee völlig auseinander gesprengt wurde. D. rettete sich mit Kossuth und den andern Revolutionshäuptern auf türkisches Gebiet. Im Juli 1850 nahm er seinen Aufenthalt zu Paris, wo er seitdem in völliger Zurückgezogenheit lebte und 13. Juni 1864 starb. Von ihm rühren her: »Mein Feldzug nach und in Litauen und mein Rückzug von Kurszany nach Warschau« (hrsg. von Spazier, Leipz. 1832); »Mémoires« (Par. 1833); »Denkwürdigkeiten über den ungarischen Krieg 1848 und 1849« (das. 1849) und »Memoiren über den Aufstand von 1830 bis 1831« (poln., Krakau 1878, 2 Bde.). Vgl. Danzer, D. in Ungarn (Wien 1873).

Demegorie (griech.), öffentliche Rede in einer Volksversammlung.

Démêlé (franz.), Handgemenge, Streit; demelieren, Verwirrtes entwirren, lösen.

Demembrieren (franz., spr. -mangbr-), zergliedern, zerstückeln; Demembrement (spr. -mangbrmäng), Zerstückelung, Vereinzelung.

Dĕmen (griech.), Plural von Demos (s. d.).

Demenagieren (franz., spr. -schi-), aus einer Wohnung ausziehen, umziehen; Demenagement, Umzug.

Deménfalu (Demanova, d. h. Damiansdorf), Dorf im ungar. Komitat Liptau, Bezirk Szent-Miklós, mit berühmten Tropfsteinhöhlen und 340 Einw.

Dementi (franz., spr. -mangtih), ein Lügennachweis, eine Lügenzeihung; Behauptungen ein D. entgegensetzen, sie für erlogen erklären; jemand ein D. geben, ihn der Unwahrheit zeihen, Lügen strafen; sich ein D. geben, sich in Widerspruch verwickeln. **Dementieren**, der Unwahrheit zeihen, Lügen strafen; auch verleugnen, in Abrede stellen.

Dementia (lat.), Blödsinn; D. paralytica, s. Paralytische Geisteskrankheit.

Demer, Fluß in den belg. Provinzen Limburg und Südbrabant, entspringt in der Gegend von Tongern, wird bei Diest schiffbar und mündet nach 93 km langem Lauf unterhalb Aerschot in die Dyle, nachdem er die Nebenflüsse Herck, Geete, Velpe und Lambek aufgenommen.

Demerāra, ein Fluß im brit. Guayana, entspringt im Maccarigebirge unter $4^1/_2°$ nördl. Br., hat einige bedeutende Katarakte und mündet nach einem Laufe von etwa 300 km bei Georgetown in den Atlantischen Ozean. Er ist 120 km weit schiffbar, und etwa 44 km weit sind seine Ufer mit blühenden Ansiedelungen besetzt.

Demerāra, eine der drei Grafschaften von Britisch-Guayana, östlich vom Essequebo bis jenseit des Demerara reichend, mit der Hauptstadt Georgetown (s. d.).

Demerieren (lat.), sich um etwas verdient machen; Demerént, einer, der sich verdient gemacht hat.

Démerite (franz., spr. -rit), Verschuldung; demeritieren, sich etwas zu schulden kommen lassen.

Demeritenhäuser, in der kathol. Kirche geistliche Gefängnisse für diejenigen Geistlichen, welche wegen Übertretung der kirchlichen Satzungen zur Haft und Bußübung verurteilt worden sind. Sie stehen unter staatlicher Aufsicht.

Demersion (lat.), Untertauchung, Versenkung.

Demēter, in der griech. Mythologie die Göttin des Ackerbaues und der bürgerlichen Ordnung, war die Tochter des Kronos und Schwester des Zeus. Als Vertreterin der Fruchtbarkeit der Erde (die natürlich als Mittelpunkt der Welt erscheint) tritt sie in mancherlei Beziehung zu den drei Brüdern, die sich in die Herrschaft der Welt geteilt hatten. Dem Zeus gebar sie die Persephone (Proserpina), dem Poseidon, der die in eine Stute verwandelte Göttin in Gestalt eines Hengstes überwand, eine Tochter und das Roß Arion. Ihre Tochter Persephone ward ihr von Hades, wie der 1772 in Moskau entdeckte Homerische Hymnus auf D. erzählt, bei Nysa, nach der gewöhnlichen Sage bei Enna auf Sizilien geraubt. Neun Tage irrte D. umher, die Tochter suchend, deren Hilferuf nur Hekate und Helios gehört hatten. Als ihr am zehnten Tag letzterer den Raub entdeckte, mied sie zürnend den Olymp und ging zu Keleos nach Eleusis. Dort setzte sie sich in Gestalt einer bejahrten Frau im Schatten einer Olive an einem Brunnen (Parthenion oder Kallichoron) nieder. Von des Keleos Töchtern freundlich begrüßt und nach der Heimat gefragt, erzählte sie, sie heiße Dos (die Suchende?), sei durch Räuber aus Kreta geraubt, diesen aber entflohen, und bat um Aufnahme. Die Mutter der Jungfrauen, Metaneira, nahm die Fremde auf und vertraute ihr ihren jüngsten Sohn, Demophon, zur Wartung an. So erweist sich die Göttin des Ackerbaues, der Baum- und Viehzucht und aller Kultur, die sie im Gefolge haben, auch durch Pflege und Erziehung der Helden als Begründerin und Festigerin der Volkskraft und der Gemeinde. D. legte den Knaben des Nachts ins Feuer, um ihm ewige Jugend zu verschaffen, ward aber von Metaneira belauscht und durch das Jammergeschrei derselben gestört. Die Göttin gab sich zu erkennen und gebot den Bau eines Heiligtums bei dem Brunnen, in dem sie dann wohnte. Noch immer zürnend, ließ sie Mißwachs auf Erden eintreten. Zeus entsandte endlich den Hermes in die Unterwelt, um die Persephone zurückzuführen, und bewilligte, daß dieselbe nur den Winter im unterirdischen Dunkel, die übrige Zeit bei der Mutter zubringe. Nun erst ließ D. versöhnt die Saat wieder emporsprossen und kehrte auf den Olymp zurück. Zuvor aber lehrte sie die Herrscher von Eleusis, Triptolemos, Diokles, Eumolpos und Keleos, den Gebrauch der heiligen Opfer und die eleusinischen Weihen; ihrem Liebling Triptolemos (s. d.) insbesondere übertrug sie das Geschäft der Verbreitung des Ackerbaues und ihres Dienstes. Das Gedeihen der Feldfrucht bleibt stets der Mittelpunkt in dem weitgreifenden Walten dieser Göttin, hat aber außer der Anwendung auf das Politische noch nach zwei Seiten seine Symbolik und Parallele: in Bezug auf Zeugung, Geburt und Kinderpflege und in Bezug auf Bestattung und Verkehr mit dem Reich der Toten überhaupt. So war D. als Göttin des weiblichen Lebens, im besondern der Ehe, nahe verwandt mit der Bona Dea der Römer, und

als solcher wurden ihr ganz besonders die **Thesmophorien** (s. d.) gefeiert, das Fest der (Ehe-) Satzungen (Ende Oktober als Saatzeit). Aber auch als Göttin der Gesittung überhaupt, welche als Folge des Ackerbaues angesehen wurde, galt die D. Thesmophoros, und »vordemeterisches« Leben war gleichbedeutend mit wildem nomadischen Leben. Verehrt wurde D. außer in Eleusis, dem uralten Sitz des Demeterkultus, besonders auf Kreta und den nördlichen Eilanden, in Argolis, Arkadien, auf der Westküste von Asien, in Sizilien und Italien. Ihr Dienst bestand zum Teil in einem Geheimdienst. Zu den ihr geweihten Festen gehörten außer den genannten Thesmophorien die athenischen Proerosien, das Fest, das dem Bestellen der Felder voranging; die **Chloen**, Opfer für die reifende, aber noch grünende Saat; die

Fig. 1.



Demeter (Wandgemälde zu Pompeji).

Haloen (»Tennenfest«); die **Thalysien**, das Fest der Erstlingsopfer von Feldfrüchten, und die **Eleusinien** (s. d.). Die Römer identifizierten D. mit ihrer Ceres (s. d.), einer ursprünglich altitalischen Göttin. Vgl. Preller, D. und Persephone, ein Cyklus mythologischer Untersuchungen (Hamb. 1837); Förster, Der Raub und die Rückkehr der Persephone (Stuttg. 1874). Dichterisch verarbeitet ist der Mythus der D. in Schillers »Klage der Ceres« und »Das eleusische Fest«.

In den Kunstdenkmälern gewinnt D. erst ziemlich spät größere Bedeutung. Während die ältere Zeit ihr Verhältnis zu Poseidon, mit dem sie im Zwölfgötterkreis zusammengestellt wird, sowie ihr Wirken in der Natur in eigentümlicher Symbolik andeutet (so bildet sie Onatas für Phigalia mit Pferdekopf, Delphin und Taube in der Hand), betont die spätere Kunst vorzugsweise ihr Verhältnis zu Persephone, deren Verlust und Wiedergewinnung Kultus und Kunst gleich sehr gefeiert haben. So prägt sich in D., wesentlich unter Mitwirkung der attischen und zwar zum Teil erst der Praxitelischen Schule (Praxiteles selbst bildete sie in einer Gruppe), das Ideal der Mütterlichkeit aus in den matronalen Formen, der vollen Bekleidung und der Verschleierung des Hinterhauptes, am edelsten verklärt in der sitzenden Statue von Knidos (jetzt im Britischen Museum in London). Üppiger wird ihre Erscheinung in der römischen Kunst, die auch die halbe Entblößung des Busens nicht scheut, ihr Mohn und Ähren in die Hand gibt, den Fruchtkorb zur Seite stellt, auch den Ährenkranz auf das Haupt drückt. In dieser Auffassung, auf stattlichem Thron sitzend, zeigt sie ein pompejanisches Wandgemälde (Fig. 1). Hier und schon in griechischer Zeit wird ihr meist eine größere Fackel in die Hand gegeben. Wie sie mit fliegendem Gewand auf einem Drachenwagen dem Räuber ihrer Tochter (s. Persephone) nacheilt, wird auf Sarkophagreliefs häufig dargestellt; noch beliebter ist, namentlich auf Vasenbildern, die Aussendung des Triptolemos, der die Gabe der D., die

Fig. 2.



Demeter und Persephone, den jungen Triptolemos weihend (Relief von Eleusis, Athen).

Kornähren, über die Erde verbreitet. Dieser Akt in streng religiöser Auffassung ist auf einem kolossalen Flachrelief des edelsten attischen Stils, welches in Eleusis gefunden wurde und sich jetzt im Nationalmuseum zu Athen befindet, wiedergegeben (Fig. 2). Man sieht links die jugendlichere Gestalt der Persephone, mit langem mädchenhaften Haar und Zepter, welche die Ähren an Triptolemos gibt. Hinter ihm steht in reicher matronaler Bekleidung, die lange Fackel in der Linken, D., dem Jüngling einen Kranz (aus Bronze, daher fehlend) aufsetzend. In Reliefdarstellungen der Mysterienweihe hat die sitzende D. den Modius auf dem Kopf, die verhüllte Ciste in der Linken, ein zum Opfer dienendes Schweinchen in der Rechten. Vgl. Overbeck, Griechische Kunstmythologie, 4. Buch: »D. und Kora«, mit Atlas (Leipz. 1873 ff.).

Demeter, Demitrija, südslaw. Dichter, geb. 21. Juli 1811 zu Agram aus einer griechischen Familie, studierte in Wien und Padua Medizin, trat aber, diesen Beruf aufgebend, in den Staatsdienst und ward Redakteur des Amtsblattes »Narodne novine«. Spä-

ter redigierte er die Zeitschrift »Danica«. Er starb 24. Juni 1872 in Agram, wohin er sich 1861 als pensionierter Statthaltereisekretär zurückgezogen hatte. Seinen Hauptruf erlangte D. durch seine Dramen: »Ljubav i dužnost« (»Liebe und Pflicht«), »Krvna osveta« (»Die Blutrache«) und das Trauerspiel »Teuta«. Außerdem veröffentlichte er das lyrisch-epische Gedicht »Grobničko polje«, mehrere Novellen und machte sich als Übersetzer, namentlich zahlreicher dramatischer Werke, verdient. Seine Bühnenstücke erschienen gesammelt in 2 Bänden (1838—44).

Demetoka (Dimotika), Stadt im türk. Wilajet Adrianopel, im Thal des Kisil Delisu, eines rechten Zuflusses der Maritza, und an der Eisenbahn von Adrianopel nach der Küste des Ägeischen Meers, Sitz eines griechischen Bischofs, mit 6—8000 Einw., meist Mohammedanern, welche Seidenzucht und Töpferei treiben; geschichtlich merkwürdig als Geburtsstadt Bajesids I. (1347) und als Aufenthaltsort Karls XII. von Schweden (Februar 1713 bis Oktober 1714). Über D. Ruinen eines alten Schlosses.

Demetrias, im Altertum Hafenstadt in der thessal. Landschaft Magnesia, am Pagasäischen Meerbusen, von Demetrios Poliorketes 290 v. Chr. gegründet und nach ihm benannt, oft Residenz der makedonischen Könige, durch ihre Lage in der Nähe des Pelion, des Passes Tempe und der Thermopylen wie durch die angrenzende Ebene (neben Chalkis und Korinth) einer der drei Hauptschlüssel von Griechenland. Deshalb bemächtigten sich ihrer 196 die Römer, darauf 192 die Ätolier; 191—169 war sie in makedonischem Besitz und wird noch im 6. Jahrh. n. Chr. erwähnt. Geringe Überreste davon auf dem Hügel Goritza bei Volo.

Demetrios, Name mehrerer Könige von Makedonien und Syrien.

[**Könige von Makedonien.**] 1) D. I., Poliorketes (»Städteeroberer«), Sohn des Antigonos Monophthalmos, stand seinem Vater in den unmittelbar nach dem Tod Alexanders d. Gr. ausgebrochenen Kämpfen tapfer zur Seite, führte zuerst 312 v. Chr. ein selbständiges Kommando, wurde in demselben Jahr von Ptolemäos bei Gaza geschlagen, siegte aber bald darauf bei Myus. Er wurde sodann von Antigonos nach Babylon geschickt, das er aber nicht erobern konnte. 307 zog er als Befreier von dem Joch des Kassandros in Athen ein, wurde von den Athenern mit Ehren überhäuft, eroberte Kypros, wo er namentlich bei der Eroberung der Stadt Salamis durch den Bau von Belagerungsmaschinen sich den Beinamen Poliorketes erwarb (306), und nahm darauf, wie auch sein Vater Antigonos, die Königswürde an. Nachdem er 304 Rhodus vergeblich belagert, vertrieb er 303 Kassandros abermals aus Griechenland, wurde zum Feldherrn der Griechen ernannt und von den Athenern wie ein Gott verehrt, verlor aber sodann, von seinem Vater nach Asien berufen, mit dem letztern die Entscheidungsschlacht bei Ipsos (301). Nach längerm Umherschweifen bemächtigte er sich Athens wieder, wobei er die unzuverlässigen Athener mild behandelte, und benutzte die Wirren in Makedonien, um 294 den Thron an sich zu reißen. Durch sein hochfahrendes Wesen und seine Verschwendung machte er sich bald verhaßt, wurde im Kriege gegen Ptolemäos, Lysimachos, Seleukos und Pyrrhos von seinen Soldaten verlassen und mußte 287 aus Makedonien fliehen. 286 mußte er sich Seleukos ergeben, der ihn nach Apamea in Syrien bringen ließ, wo D. 283 im 54. Jahr seines vielbewegten Lebens starb.

2) D. II., des Antigonos Gonatas Sohn, Enkel des vorigen, folgte 239 v. Chr. ungestört seinem Vater im Besitz des makedonischen Throns. Seine zehnjährige Regierung ist bloß durch Kämpfe mit Alexander von Epirus und den barbarischen Grenzvölkern von Makedonien bezeichnet. Seine Pläne gegen Griechenland konnte er nicht ausführen, da der Ätolische und Achäische Bund bereits zu mächtig geworden waren. Er fiel 229 im Kampf gegen die Dardaner. Ihm folgte in der Regierung sein siebenjähriger Sohn Philipp III., der aber bald von Antigonos Doson entthront wurde.

3) D. III., König Philipps III. von Makedonien Sohn, wurde als Geisel 197 v. Chr. von seinem Vater nach Rom gesendet, 191 entlassen, aber 184 wieder als Gesandter nach Rom geschickt, wo er mit Auszeichnung behandelt wurde, deswegen durch die Ränke seines ältern Bruders, Perseus, des Einverständnisses mit den Römern und verräterischer Absichten auf den Thron angeklagt und 181 auf Befehl seines Vaters vergiftet.

[**Könige von Syrien.**] 4) D. I., Soter, Sohn Seleukos' IV., Philopator, lebte zur Zeit der Ermordung seines Vaters als Geisel in Rom, entwich aber 163 v. Chr. nach dem Tode des Antiochos Epiphanes, der nach dem Tode des Seleukos die Herrschaft an sich gerissen, aus Rom, um den syrischen Thron in Besitz zu nehmen, fand eine Partei in Syrien, stürzte 161 die Herrschaft des Antiochos Eupator, den er ermorden ließ, und wurde auch bald von den Römern anerkannt. Sogleich befreite er die Babylonier von der Tyrannei der Satrapen Timarchos und Herakleides (daher der Name Soter, d. h. Retter). Gegen die Juden, die sich unter den Makkabäern erhoben, sandte er nach und nach vier Kriegsheere unter Nikanor und Bakchides ab, ohne jedoch in festen Besitz Palästinas zu kommen, wandte sich sodann gegen Kappadokien, vertrieb daselbst den König Ariarathes und setzte den Orophernes auf dessen Thron, der jedoch kurz darauf wieder von jenem verdrängt wurde. Der Trunkenheit ergeben und grausam, machte sich D. bei seinen Unterthanen und Nachbarn so verhaßt, daß der von Ptolemäos, Attalos und Ariarathes unterstützte Alexander Balas als angeblicher Sohn des Antiochos Epiphanes gegen ihn auftreten konnte und auch wirklich Anhänger fand. Von ihm in die Enge getrieben und dann in einer Schlacht (151) besiegt, ward er auf der Flucht getötet.

5) D. Nikator (Nikanor) II., Sohn des vorigen, flüchtete nach dessen Tod nach Kreta, kehrte aber 147 v. Chr. nach Syrien zurück und bemächtigte sich des Landes mit Hilfe des Ptolemäos Philometor von Ägypten, nachdem Alexander Balas 146 ermordet worden war. D. wurde eine Zeitlang durch einen Aufstand der Antiochener unter Tryphon vertrieben, wogegen er sich mit Jonathan Makkabäus verband, mit dem er sich auch bald entzweite. Aber er gelangte bald wieder in den Besitz des Throns, zog 140 gegen Arsakes, König von Parthien, wurde aber nach mehreren Siegen von diesem durch List gefangen genommen und nach Hyrkanien gesandt. Doch behandelte ihn der parthische König sehr gut, gab ihm seine Tochter zur Ehe und versprach ihm Wiedereinsetzung in Syrien. Als nun des D. Bruder Antiochos Sidetes, der sich 139 Syriens bemächtigt hatte, dem Partherkönig bedrohlich erschien, entließ dieser 130 D., welcher Antiochos vertrieb und aufs neue den Thron bestieg; allein ein Krieg gegen Ägypten und seine Härte machten ihn bei den Unterthanen so verhaßt, daß Ptolemäos Physkon einen jungen Alexandriner, Alexander Zabina, als Gegenkönig aufstellen konnte. D., bei Damaskus von diesem geschlagen, kam in Tyrus, vergeblich eine Zuflucht suchend, ums Leben (126).

Demetrios Phalēreus (d. h. aus Phaleron, Hafenstadt Athens), griech. Philosoph, geboren in niedrigem Stand um 345 v. Chr., Theophrasts Schüler, gewann in Athen als Redner so großen Einfluß, daß ihn König Kassandros 318 an die Spitze der Verwaltung der Stadt erhob. Seine zehnjährige Verwaltung war die glücklichste Periode in der spätern athenischen Geschichte, was die Athener dadurch anerkannten, daß sie ihm 360 Statuen, so viele, wie sie Tage im Jahr zählten, errichteten. Als 307 Demetrios Poliorketes gegen Athen rückte, ging D., von den wankelmütigen Athenern zum Tod verurteilt, nach Alexandria, wo er, von Ptolemäos Lagi ehrenvoll aufgenommen, diesen bei der Anlegung der Bibliothek unterstützte. Dessen Nachfolger Ptolemäos Philadelphos schickte ihn jedoch nach Oberägypten ins Exil, wo er nach 283, angeblich am Biß einer Schlange, starb. D. gehörte als Philosoph zur peripatetischen Schule und hinterließ zahlreiche Schriften, von denen aber keine auf uns gekommen ist. Ihm wird mit Unrecht ein (wohl vom Sophisten Demetrios aus Alexandria unter Mark Aurel verfaßtes) rhetorisches Werk: »Über den Ausdruck«, beigelegt, herausgegeben am besten im 9. Teil der »Rhetores graeci« von Walz (Stuttg. 1836). Vgl. Ostermann, De Demetrii Phalerei vita etc. (2 Tle., Hersfeld 1847 u. Fulda 1857).

Demetrius (Dimitri), Fürsten, Großfürsten und Zare von Rußland: 1) D. I. Alexandrowitsch, Sohn des Großfürsten Alexander I. Newskij, ward 1258 von diesem zum Fürsten von Nowgorod ernannt, nach dessen Tod zwar von seinen Unterthanen vertrieben, nach seines Nachfolgers Jaroslaw I. Tod jedoch wieder eingesetzt. Nach dem Tode des Großfürsten Wasilij Wladimir 1276 bestieg er den großfürstlichen Thron, fand aber an seinem Bruder Andreas einen erbitterten Feind und wurde von demselben mit Hilfe der Tataren vertrieben. Später erlangte er den Thron wieder und behauptete sich unter beständigen Widerwärtigkeiten bis zu seinem Tod 1294.

2) D. II., Sohn des Großfürsten Michael, folgte 1320 seinem von Georg Danilowitsch ermordeten Vater als Fürst von Nowgorod, mußte aber dem Tatarenchan sein Wort geben, daß er um das Großfürstentum mit dem Mörder seines Vaters nicht weiter streiten wolle. Als jedoch 1325 beide in der Horde des Chans zusammentrafen, stieß D. seinen Todfeind nieder, wofür ihn der Chan 15. Sept. 1326 hinrichten ließ.

3) D. III. Konstantinowitsch, Fürst von Susdal, 1360 vom Tatarenchan als Großfürst von Moskau eingesetzt, mußte schon 1362 dem D. IV. weichen und starb 1383 als Mönch.

4) D. IV. Iwanowitsch, Donskoi, folgte 1363, vom Tatarenchan als Großfürst bestätigt, dem vorigen, suchte den innern Fehden der Lehnsfürsten und den verheerenden Einfällen Nowgorodscher Freibeuter zu steuern und ließ seit 1367 den Kreml zu Moskau erbauen, wohin er seine Residenz verlegte. Er erwehrte sich 1368 glücklich der Litauer, und als der Tatarenchan Mamai in Rußland einfiel, um Michael von Twer auf den Thron von Moskau zu setzen, wußte ihn D. zu versöhnen und ward von demselben im Besitz des Großfürstentums bestätigt. Ein Krieg mit dem Fürsten Michael von Twer endete mit der Unterwerfung Michaels. Darauf zog D. gegen die kasanischen Bulgaren, zwang ihren Sultan Machmet zur Unterwerfung, brach dadurch offen mit dem Chan Mamai und schlug das gegen ihn geschickte Heer desselben 11. Aug. 1378. Zwei Jahre später (6. Sept. 1380) erfocht er auf der Ebene von Kulikowo einen großen Sieg über die von dem Chan selbst befehligten Tataren und erhielt deshalb den Ehrennamen Donskoi, d. h. der Donische. Dem neuen Chan, Tochtamysch, gelang es aber schon 1382, Moskau zu erobern, wo seine Scharen entsetzlich hausten. D., der nach Kostroma geflohen war, soll bei seiner Rückkehr über 24,000 Erschlagene gefunden haben. Unter diesen Umständen gelang es ihm nicht, die vollständige Befreiung Rußlands von den Tataren zu erreichen. Er starb 19. Mai 1389, seinen 17jährigen Sohn Wasilij als Nachfolger hinterlassend.

5) Jüngster Sohn Iwans IV., des Schrecklichen, geb. 19. Okt. 1583, wenige Monate vor dem Tod seines Vaters, ward unter Zar Feodor Iwanowitsch mit seiner Mutter Maria nach Uglitsch verwiesen und daselbst, wahrscheinlich auf Befehl des Boris Godunow (s. d.), ermordet. Nach andern Angaben rettete ihn seine Mutter, indem sie ein ähnliches Kind unterschob. Aus der Ungewißheit seines Todes entstanden die falschen D. (Pseudo-Demetrius), deren erster 1603 auftrat und nach der, wie man auf Grund der Ergebnisse der neuesten Forschungen annehmen kann, fälschlichen Angabe derer, die ihn für unecht hielten, ein Mönch aus dem Kloster Tschudow, Namens Grischka Otrepjew, gewesen sein soll. Er entdeckte sich zuerst dem Fürsten Wisniewezki in Litauen, bei dem er in Diensten stand, und dann dem Woiwoden von Sandomir, Mniszek, der ihn dem polnischen König Siegmund III. vorstellte und ihm seine Tochter Marina zur Gemahlin gab. Um Einfluß auf Rußland zu gewinnen, unterstützten ihn die Polen, und er begann nun den Krieg gegen Boris, der, wiederholt geschlagen, plötzlich starb, wie einige meinen, an Gift. Boris' Sohn und Nachfolger Feodor ward kurz, bevor D. 1605 in Moskau einzog und den Thron bestieg, nebst seiner Mutter erdrosselt. D. regierte mit Kraft und Umsicht; doch brachte er durch allerlei Neuerungen in Tracht und Sitte, insbesondere durch seine Bevorzugung der abendländischen Kultur, die Großen des Reichs gegen sich auf; als seine Braut, die katholische Marina Mniszek, mit 2000 Polen in Moskau erschien, erregte die Haltung der letztern allgemeinen Unwillen. Während der Hochzeitsfeier entstand ein Aufstand in Moskau; der Pöbel und ein Soldatenhaufe, vom Fürsten Wasilij Schuiskij, dem D. schon früher einen Verrat großmütig verziehen, geführt, brach in den Kreml ein, wobei D. und viele Polen ermordet wurden. Marina, kaum dem Tod entronnen, ward in den Kerker geworfen. Vgl. über D. die russischen Schriften von Usträlow (Petersb. 1831—35, 5 Bde.) und Kostomarow (1864); Mérimée, Der falsche D. (deutsch, Leipz. 1869); Pierling, Rome et D. (Par. 1878), u. a. Schiller benutzte seine Geschichte zu seinem unvollendeten Drama »D.«

Ein zweiter falscher D. trat sehr bald, nachdem Wasilij Schuiskij den Thron bestiegen, auf, gab sich für Eine Person mit dem ersten aus und behauptete, sich aus Moskau gerettet zu haben. Er schlug wiederholt die Truppen des Zaren und fand besonders Anhang, als die herrschsüchtige Marina nach ihrer Befreiung ihn als ihren Gemahl anerkannte. Er residierte längere Zeit im Dorf Tuschino in der unmittelbaren Nähe von Moskau und besetzte eine große Menge von Städten in der ganzen Umgegend, insbesondere im Norden Rußlands, so daß der Zar Wasilij Schuiskij genötigt wurde, die Hilfe Schwedens im Kampf gegen den Prätendenten und die ihn unterstützenden Polen in Anspruch zu nehmen. Das stark befestigte Kloster Troizk hatte von den »Tuschinzy«, wie die Anhänger

des zweiten D. genannt wurden, eine lange Belagerung auszuhalten. Als aber der polnische Hetman Zolkjewski nach Wasilijs Sturz Moskau für Siegmunds III. Sohn Wladislaw in Besitz nahm, floh der Pseudo-Demetrius nach Kaluga und ward dort 1610 ermordet. Ein dritter falscher D. trat 1611 eine kurze Zeit in Nowgorod auf.

Demetz (spr. dömäß), Frédéric Auguste, franz. Philanthrop, geb. 12. Mai 1796, bekleidete bis 1840 verschiedene Richterämter. 1835 von seiner Regierung in Begleitung des Architekten Blouet zum Studium der Strafanstalten nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gesandt, überzeugte er sich von den Nachteilen des pennsylvanischen Isolierungssystems für jugendliche Verbrecher, besuchte dann noch in Belgien und den Niederlanden die Ackerbaukolonien für Vagabunden und gründete mit seinem Freunde de Bretignière de Courteilles (gest. 1854) die Ackerbau- und Strafkolonie zu Mettray bei Tours nach dem Grundsatz moralischer Besserung. Um sich ein fähiges Hilfspersonal zu schaffen, gründete D. 1839 zu Mettray eine »Gesellenschule«, nahm die Unterstützung des Richterstandes und der Verwaltung in Anspruch und rief so eine Strafkolonie ins Leben, die, sich selbst erhaltend, eine Durchschnittsbevölkerung von 700 Seelen zählt. D.' System (s. Gefängniswesen) gewann nach und nach immer mehr Eingang, sowohl in Frankreich als in andern Ländern Europas, und das berühmte, von Sir Walter Crofton gegründete irische Strafsystem für Erwachsene ist dem von D. in manchen Stücken nachgebildet worden. Einer der eifrigsten Verfechter dieses Systems in Deutschland ist F. v. Holtzendorff. Außer seinen jährlichen Rapporten veröffentlichte D. über seine Strafkolonie: »Projet d'établissement d'une maison de refuge pour les prévenus acquittés, à leur sortie de prison« (Par. 1836); »Lettre sur le système pénitentiaire« (das. 1838) und das verdienstliche Werk »Rapports à M. le comte de Montalivet sur les pénitenciers des États-Unis« (das. 1839). D. starb 15. Nov. 1873 bei Tours.

Demeublieren (franz., spr. -möb-), die Möbel aus einem Zimmer fortschaffen; Demeublement (spr. -möblmáng), Ausräumung.

Demi (franz., spr. d'mi), halb, häufig in Zusammensetzungen; à d., zur Hälfte.

Demidow, reiches russ. Geschlecht, dessen Stammvater Nikita D., um 1665 geboren, ursprünglich Hammerschmied zu Tula, während des schwedischen Kriegs Peter d. Gr. Kanonen und Gewehre lieferte. Unter seiner Leitung legte 1699 die russische Regierung zu Newjansk im Distrikt Jekaterinburg die erste Eisengießerei in Sibirien an, die D. mit so viel Geschick verwaltete, daß ihn der Kaiser adelte und ihm 1702 die ganze Eisengießerei schenkte. Durch einen glücklichen Zufall entdeckte D. 1725 in Sibirien die Minen von Kolyba, deren Ausbeute den unermeßlichen Reichtum seiner Familie begründete. Außer diesem sind besonders hervorzuheben: 1) Paul Grigorjewitsch, geb. 1738, gest. 1821, gelehrter und freigebiger Förderer der Naturwissenschaften, namentlich der Botanik; Gründer des botanischen Gartens zu Moskau.

2) Nikolai Nikititsch, Graf von, geb. 1773 zu Petersburg, verwaltete seine großen Bergwerke in ausgezeichneter Weise und berief zum Zweck eines rationellen Betriebes derselben zahlreiche deutsche Beamte und Bergleute dahin. Im Krieg 1812 errichtete er auf eigne Kosten ein Regiment und führte dasselbe. Nach dem Frieden lebte er längere Zeit in Paris und Florenz, versammelte an beiden Orten die hervorragendsten Gelehrten und Künstler um sich und verwendete sein Vermögen mit fürstlicher Freigebigkeit zu wohltätigen Zwecken und zur Förderung der Kunst. Er starb 1828.

3) Paul, Sohn des vorigen, geb. 17. Aug. 1798 zu Petersburg, ward im Lycée Napoléon zu Paris erzogen, machte die Feldzüge 1812—14 mit, nahm 1826 als Rittmeister den Abschied, war 1831—34 Gouverneur von Kursk, gab zu einer Stiftung für die Witwen und Waisen der im Türkenkrieg gefallenen Offiziere ein Kapital von 625,000 Rubel sowie eine halbe Million zum Besten der Wohltätigkeitsanstalten in Moskau und eine gleiche Summe zur Erleichterung des Schicksals der nach Sibirien Verwiesenen her. Auch der Petersburger Akademie der Wissenschaften wies er bedeutende Fonds zu, woraus diese seit 1831 jährlich die Demidowschen Preise für die besten russischen Werke verteilte. Er starb 5. April 1840 in Mainz.

4) Anatolij, Fürst, Bruder des vorigen, geb. 1813 zu Moskau, wurde in Paris erzogen, rief in Petersburg und andern Städten Rußlands die großartigsten Wohltätigkeitsanstalten ins Dasein und gründete bei dem ersten Auftreten der Cholera in Petersburg auf seine Kosten ein Hospital, wo er selbst an der Pflege der Kranken sich beteiligte. Kunst und Wissenschaft suchte er nach allen Seiten hin zu fördern, weshalb er auch Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde. In den Jahren 1837—40 veranstaltete er eine wissenschaftliche Expedition namhafter Naturforscher und Ingenieure nach Südrußland, um die dort vermuteten mineralischen Schätze, namentlich die zur Weckung und Förderung der Industrie unentbehrlichen Steinkohlenlager, aufzusuchen und überhaupt jene Länder nach allen Richtungen hin zu erforschen. Er selbst untersuchte mit dem französischen Gelehrten de Sainson die ganze Nordküste des Schwarzen Meers und die Halbinsel Krim in geschichtlicher und statistischer Beziehung. Die Ergebnisse dieser wissenschaftlichen Expedition stellte er zusammen in dem Prachtwerk »Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée, par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie, exécuté en 1837« (Par. 1839 bis 1849, 4 Bde.; 2. Ausg. 1854; deutsch von Neigebaur, Bresl. 1854, 2 Bde.), dem ein »Album de voyage« (Par. 1849, 100 Blätter) folgte; ein Auszug aus jenem Reisewerk ist »La Crimée« (1855; deutsch, Bresl. 1855). Auch ein »Album pittoresque et archéologique de la Toscane« (1871) hat man von D. Außerdem erschienen von ihm: »Lettres sur l'empire de Russie« (Par. 1840); »Observations météorologiques etc. à Nyjne-Tagielsk« (das. 1839 ff.) ꝛc. Er vermählte sich im Oktober 1841 in Florenz mit der Prinzessin Mathilde Bonaparte, der Tochter des Königs Jérôme. Weil er als Bekenner der griechischen Kirche das Versprechen gab, die aus dieser Ehe entspringenden Kinder in der römisch-katholischen Religion erziehen zu lassen, ward er aus dem russischen Staatsdienst entlassen und nach Petersburg zur Verantwortung geladen. Hier gewann er die Gunst des Kaisers wieder und durfte nach Paris zurückkehren. Schon 1845 trennte er sich von seiner Gemahlin, der er eine ansehnliche Leibrente aussetzen mußte. Er war hierauf zuerst Attaché der russischen Gesandtschaft in Rom und dann russischer Geschäftsträger am großherzoglichen Hof zu Florenz, wo er zu gunsten des regierenden Hauses wie des päpstlichen Stuhls 1849 eine höchst umsichtige Thätigkeit entwickelte. Beim Ausbruch des Krimkriegs schenkte er dem russischen Staatsschatz 1 Mill. Silberrubel und ward dafür

zum Wirklichen Staatsrat ernannt. Vom Großherzog von Toscana war er schon früher zum Fürsten von San Donato ernannt worden. Er lebte seitdem meist in Florenz und starb 29. April 1870 in Paris. Seine Gemäldegalerie, welche zu den größten und wertvollsten Privatmuseen Europas gehörte, wurde durch Versteigerung überallhin zerstreut.

Demijohn (indisch-engl., spr. dèmmidschonn), große Flasche (Ballon) in Korbgeflecht, zum Transport von Flüssigkeiten, wie Rum, Chemikalien 2c.

Demi-lune (franz., spr. d'mi-lün), Halbmond; im Festungswesen s. v. w. Ravelin.

Demimonde (franz., spr. d'mi-móngd), »Halbwelt«, eine durch das gleichnamige Drama des jüngern Dumas (1855) in Aufnahme gekommene Bezeichnung für die in Großstädten (namentlich Paris) stark vertretene Klasse von Abenteurern höherer Gattung, welche im Äußern Sitten und Lebensweise der vornehmen Stände nachzuahmen sucht; insbesondere für anrüchige und zweifelhafte, aber äußerlich in aller Eleganz auftretende Frauenzimmer.

Demir Hissar (»Eisenburg«), Stadt im türk. Wilajet Salonichi, an der Kurschowa, einem östlichen Zufluß des Struma, mit 5 Moscheen, Schloß, alten Felsgräbern und 8000 überwiegend türk. Einwohnern.

Demîri, Kamâl aldin Abulbakâ Mohammed ben Musa, arab. Naturhistoriker und schafiitischer Rechtsgelehrter, geb. 1349 zu Kairo, bekleidete lange Zeit die Professur der Traditionen an der Kapelle Ruknia und die Professur an der Moschee El Azhar (beide in Kairo), machte mehrere Male die Pilgerfahrt nach Mekka und starb im November 1405. Er schrieb ein großes zoologisches Wörterbuch: »Das Leben der Tiere« (»Hayât-alhaiwân«), das, auf 284 Quellenwerken fußend, 931 Tiere eingehend beschreibt. Er veranstaltete eine größere (Bulak 1867) und eine kleinere Ausgabe davon, von denen er erstere schon 1371 vollendet haben soll. Bochart in seinem »Hierozoicon« hat dieses Tierleben fleißig benutzt; Tychsen, de Sacy u. a. haben kleinere Texte daraus veröffentlicht. Eine persische Übersetzung des Werkes befindet sich in der Bibliothek des Arsenals zu Paris; eine ungedruckte französische Übersetzung hat Petit de la Croix angefertigt.

Demirkapu, s. Eisernes Thor.

Demiß (lat.), niedergeschlagen, kleinlaut, kleinmütig; Demission, Niedergeschlagenheit, Kleinmut.

Demission (franz.), s. v. w. Dimission.

Demitzas, Margarites G., neugriech. Schriftsteller, geb. 1830 zu Lychnidon (Ochrida) in Albanien, studierte 1856—59 Philologie in Athen und 1859-61 in Berlin, promovierte in Leipzig mit einer Arbeit über die Geschichte seiner Vaterstadt, war dann 1862—65 Rektor in Monastir, 1865—69 Gymnasialdirektor in Salonichi und wirkt seitdem als Professor am Lehrerinnenseminar und Inhaber einer Privatlehranstalt in Athen. Er veröffentlichte an 20 Schriften meist zur Geographie und Geschichte Griechenlands, darunter: »Chronographie und Topographie Makedoniens« (preisgekrönt in Paris), kritische Textberichtigungen des Strabon, kritische Untersuchungen über den Stamm Skanderbegs, über die wirkliche Vaterstadt des Päonios, eine Reise durch Ägypten (preisgekrönt in Venedig) u. a.

Demiúrg (griech., »Werkmeister, Bildner«), bei den christlichen Gnostikern die Gottheit als Weltschöpfer, der Judengott, den sie als den Weltschöpfer ansahen, aber zugleich für ein Wesen hielten, welches von dem höchsten Gott erst in unendlicher Entfernung abstamme und ebenso unfähig sei, Vollkommenes zu wollen, als den Widerstand der ewigen Materie zu bändigen (s. Gnosis und Gnostiker). Bei den Neuplatonikern bezeichnet D. die Weltseele, von welcher die sichtbare Welt, gleichsam als ihr Leib, gebildet wurde, bei den Kirchenvätern aber zuweilen den Logos, sofern derselbe als das Organ Gottes bei der Weltschöpfung gedacht ward. Bei den Griechen war D. Bezeichnung für Gewerbtreibende, welche (auch Künstler und Ärzte gehörten dazu) zu Athen in alten Zeiten neben den Eupatriden (Adel) und Geomoren (Zinsbauern) den dritten Stand bildeten. In den dorischen Städten hießen Demiurgen die höchsten obrigkeitlichen Personen.

Demjansk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nowgorod, mit (1881) 1283 Einw. In der Nähe sind die großen Gradierwerke von Staraja Russa.

Demme, 1) Hermann Christian Gottfried, deutscher Kanzelredner und Schriftsteller, geb. 7. Dez. 1760 zu Mühlhausen, ward daselbst Subkonrektor des Gymnasiums und 1796 Superintendent, 1801 aber als Generalsuperintendent und Konsistorialrat nach Altenburg berufen, wo er 24. Dez. 1822 starb. D. schrieb unter dem Pseudonym Karl Stille: »Der Pächter Martin und sein Vater« (Leipz. 1792—93, 2 Tle.; 3. Aufl. 1802, 3 Bde.); »Erzählungen« (Riga 1792—93, 2 Tle.); »Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben« (Leipz. 1793); »Abendstunden in dem Familienkreis gebildeter und guter Menschen« (Gotha 1804—1805, 2 Bde.) u. a. Auch bearbeitete er die neuen Gesangbücher in Mühlhausen und im Herzogtum Altenburg.

2) Wilhelm Ludwig, Sohn des vorigen, geb. 20. März 1801 zu Mühlhausen, begann 1826 die advokatorische Praxis in Altenburg, nahm, seit 1837 in eine langwierige Untersuchung verwickelt, 1849 seinen Wohnsitz in Jena, 1850 in Würzburg, dann in Hildburghausen, zuletzt wieder in Würzburg, wo er 26. März 1878 starb. Er machte sich besonders als Fortsetzer von Hitzigs »Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege« (Leipz. 1837—52) sowie durch das »Buch der Verbrechen« (das. 1851—1854, 3 Bde.) bekannt.

Demmin, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, an der Peene, welche bis hierher für kleine Seeschiffe fahrbar ist und rechts oberhalb die Tollense, links unterhalb die Trebel aufnimmt, an der Berlin-Stralsunder Eisenbahn, hat drei Vorstädte, eine evang. Pfarrkirche (St. Bartholomä) mit schönem Turm und (1880) mit der Garnison (9. Ulanen-Reg.) 10,507 Einw. (293 Katholiken und 103 Juden). Die Industrie umfaßt 3 Eisengießereien und Maschinenfabriken (eine mit Glockengießerei), eine Zuckerfabrik, Bierbrauerei, Kalk- und Ziegelbrennerei. D. hat einen lebhaften Handel mit Getreide, Wolle, Butter, Eisen, Kohlen und Kalk. Es ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Gymnasium, ein Hospital und eine Gasleitung; der Magistrat besteht aus 11, die Stadtverordnetenversammlung aus 24 Mitgliedern. — D., im Mittelalter Timin, Demmyn, auch Dammyn genannt, ist schon um 840 als wichtiger Handelsplatz nachzuweisen. Im 12. Jahrh. hatte es schon Mauern und ward 1148 von Erich V. von Dänemark vergeblich belagert, jedoch 1164 von Heinrich dem Löwen erstürmt und zerstört. 1191 wieder aufgebaut, ward die Stadt 1211 von dem König Waldemar II. von Dänemark erobert, der sich in ihrem Besitz bis zu seiner Niederlage bei Bornhövede 1227 behauptete. D. erhielt zwischen 1235 und 1240 das lübische Recht und trat der Hansa bei. In den Jahren 1627—39 wurde die Stadt abwechselnd von den Kaiserlichen und den

Schweden genommen und kam im Westfälischen Frieden mit Vorpommern an Schweden. In den Jahren 1659, 1676 und 1715 wurde sie von den Brandenburgern erobert; 1721 ward zwar nicht die Stadt, aber ihr Weichbild am linken Ufer der Peene wieder an die Schweden abgetreten, die 1757 und 1758 auch die Stadt vorübergehend besetzten. Später wurden die Festungswerke geschleift. Im J. 1815 kam das ganze Weichbild von D. an Preußen.

Demmin, August, Kunstschriftsteller, geb. 1. April 1823 zu Berlin, begab sich in seinem 17. Jahr nach Paris, wo er seine Universitätsstudien beendete und bis 1872 ansässig blieb. Während dieses ganzen Zeitraums verwendete er einen großen Teil jedes Jahrs zu ausgedehnten Reisen in ganz Europa behufs Kunststudien, hauptsächlich auf dem Gebiet der Keramik und der Waffenkunde. Seine Hauptwerke sind: »Guide de l'amateur de faïences et porcelaines, etc.« (4. Aufl., Par. 1873, 3 Bde.) und »Guide des amateurs d'armes et armures anciennes« (das. 1869; deutsche Bearbeitung u. d. T.: »Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung«, Leipz. 1869; 2. Aufl. 1885); »Encyclopédie historique, archéologique, biographique etc. des beaux-arts plastiques« (Par. 1872—80, 5 Bde. mit 6000 Abbildungen); »Keramikstudien« (Leipz. 1882—83). Für Ch. Blancs »Histoire des peintres de toutes les écoles« bearbeitete er die deutschen Meister. Seit 1873 lebt er in Wiesbaden, wo sich auch seine reichen Sammlungen befinden, die er (Leipz. 1882) beschrieb. Auf belletristischem Gebiet bewegte er sich in den Lustspielen: »Unsre Sammler«, »Dichtertrübsal«, »Buridans Esel«, den Schauspielen: »Die Pirkheimer«, »Wieland der Schmied«, nachdem er schon 1864 einen Roman: »Une vengeance par le mariage«, veröffentlicht hatte; neuerlich folgte die Romantrilogie »Das Tragikomische der Gegenwart« (Leipz. 1883—84).

Demmler, Georg Adolf, Architekt, geb. 22. Dez. 1804 zu Güstrow, bezog 1819 die Bauakademie in Berlin, ward 1823 Feldmesser in Potsdam, trat 1824 in den mecklenburgischen Staatsdienst, ward 1837 Hofbaumeister in Schwerin und 1841 Hofbaurat. Von ihm rühren bis 1851 die Pläne zu den hauptsächlichsten Hochbauten in Schwerin, besonders die zum Schloß, zum Arsenal und zum Marstall, her. Wegen Anteils an der politischen Bewegung von 1848 bis 1850 im J. 1851 ohne Pension entlassen, weshalb seine genialen Entwürfe zum Schloßbau nicht durch ihn, sondern unter mannigfachen Abweichungen durch Stüler zur Ausführung kamen, kehrte er erst nach längern Reisen durch Europa 1857 nach Schwerin zurück, wo er wieder Mitglied des Bürgerausschusses wurde. Er war Mitstifter des Nationalvereins 1859, der Friedens- und Freiheitsliga in Genf und der deutschen Volkspartei in Stuttgart 1868. 1877 wurde er von den Sozialdemokraten im Leipziger Landkreis in den Reichstag gewählt, verzichtete aber 1878 auf eine Wiederwahl. Durch seine politischen Neigungen hat er seiner künstlerischen Thätigkeit, welche, in der Schule Schinkels gereift, in dem Ausdruck monumentaler Bedeutung ihren Höhepunkt erreichte, ein vorzeitiges Ziel gesetzt. Er starb 2. Jan. 1886.

Demobilmachung (Demobilisation, franz., Abrüstung), das Übergehen aus dem Kriegs- in den Friedensstand, bestehend in Auflösung der nur für den Krieg formierten Truppenteile und Verbände, Entlassung der für die Kriegszeit einberufenen Mannschaften, Verkauf der überzähligen Pferde, Aufhören der Feldverpflegung und Kriegszulagen zc. Vgl. Mobilmachung.

Democritus, Christianus, s. Dippel.

Demodex, s. Milben.

Demodŏkos, der gottbegeisterte, blinde Sänger der Phäaken auf Scheria, dem die Muse »die Augen nahm und süße Gesänge gab«. Im Haus des Königs Alkinoos singt und spielt er zum Mahl, auf dem Markt zum Tanz. In Odysseus' Gegenwart trägt er die Sagen vom Streite des Odysseus und Achilleus, von der Liebe des Ares und der Aphrodite, von dem hölzernen Roß vor, mit dessen Hilfe die Griechen Ilion eroberten. Am Thron des Apollon zu Amyklä war D. abgebildet, wie er zum Tanz der Phäaken seinen Gesang anstimmt.

Demogeot (spr. dömoschoh), Jacques Claude, franz. Litterator, geb. 5. Juli 1808 zu Paris, wirkte anfangs als Professor an den Kollegien zu Beauvais, Rennes, Bordeaux und Lyon, bis er 1843 als Professor der Rhetorik an das Lyceum St.-Louis zu Paris berufen wurde. Später lehrte er an der Faculté des lettres. Demogeots Werke gehören vorzugsweise der Litteraturgeschichte an. Wir nennen: »Étude sur Pline le jeune« (an der Spitze einer Ausgabe der Briefe dieses Autors, 1845—50); »Les lettres et les hommes de lettre au XIX. siècle« (1856), gekrönte Preisschrift; »Histoire de la littérature française« (1857, 21. Aufl. 1884), sein Hauptwerk; »Tableau de la littérature française au XVII. siècle« (1859) und die minder gelungene »Histoire des littératures étrangères« (1880, 2 Bde.). Weniger bekannt sind seine poetischen Produkte: »Roméo et Juliette« (Drama, 1852), »Paris nouveau« (episch-lyrische Schilderungen, 1857) und die unter dem Pseudonym Jacques erschienenen »Contes et nouvelles en vers« (1860). Auch veröffentlichte er zwei geschätzte Berichte an den Minister des öffentlichen Unterrichts über die Erziehung in den Unterrichtsanstalten Englands und Schottlands (1868 u. 1870) und »Notes sur diverses questions de métaphysique et de littérature« (1877).

Demogerónten (griech.), »Volksälteste« oder Gemeindevorsteher, welche schon im Altertum, dann auch während des Mittelalters in den griechischen Gemeinwesen eine Art von Lokalobrigkeit bildeten. Sie wurden von den Bürgern gewählt und gewannen sich infolge der Vererbung ihres Amtes in einzelnen Familien nach und nach die Stellung einer Art von Lokal- oder Provinzialadel, der namentlich im Peloponnes eine bevorzugte Stellung einnahm. Sie hießen auch Archonten, Ephoren, Proestoi, türkisch Kodscha-Baschi.

Demographie und **Demologie** (v. griech. dēmos, »Volk« und zwar das Volk in Beziehung zum Staat, im Gegensatz zu ethnos, d. h. dem Volk, betrachtet in Bezug auf die Abstammung und ohne Rücksicht auf Staatsangehörigkeit), Wissenschaften vom Volk. Unter Demographie wird die einfache Beschreibung des Volkes verstanden; Rümelin faßt sie als Volks- und Staatenkunde auf, also als gleichbedeutend mit der historisch-politischen Richtung der Statistik im Gegensatz zu der mathematischen. Engel bezeichnet sie als Schilderung der sozialen und politischen Eigenschaften und Fähigkeiten des Volkes, namentlich der staatlichen und andern menschlichen Gemeinschaften. Dagegen bedeutet nach ihm Demologie die Lehre von der Entstehung, dem innern einheitlichen Wesen und der Veränderung der staatlichen und andern menschlichen Gemeinschaften. Vgl. Rümelin, Zur Theorie der Statistik (in »Reden und Aufsätze«, neue Folge, Freiburg 1881); Engels Darstellung seines demologischen Systems in der »Zeitschrift des Preußischen Statistischen Büreaus« (11. Jahrg., 1871);

Guillard, Éléments de statistique humaine, ou Démographie comparée (Par. 1855). Vgl. auch Statistik.

Demoiselle (franz., spr. d'möasäl), s. Damoiselle.

Demokedes, berühmter Arzt aus Kroton in Unteritalien, hielt sich eine Zeitlang in Ägina und Athen auf und ward (ca. 530 v. Chr.) hochbesoldeter Leibarzt des Tyrannen Polykrates von Samos. Nach dem Sturz des Polykrates (522) als Gefangener nach Sardes gebracht, gelangte er durch eine glückliche Kur am König Dareios Hystaspis zu hohen Ehren und Reichtümern, vollends als er die Königin Atossa von einem Brustgeschwür befreit hatte. Aus Sehnsucht nach seiner Heimat ließ er durch Atossa dem König den Gedanken an eine Unterwerfung des Westens eingeben, und als zunächst Kundschafter nach Griechenland und Italien ausgesandt wurden, begleitete D. dieselben als Führer und entfloh von Tarent, wo sie gelandet waren, nach Kroton. Trotz der Forderung des Dareios wurde er von seinen Landsleuten nicht ausgeliefert. Er heiratete eine Tochter des Athleten Milon und wurde 504 bei einem Aufstand gegen die Pythagoreische Aristokratie, der D. angehörte, erschlagen.

Demokrat (griech.), Anhänger, Angehöriger der Demokratie (s. d.); **Demokratismus**, Anhänglichkeit an die Demokratie.

Demokratie (griech., »Volksherrschaft«) bezeichnet sowohl eine Staatsform als eine politische Partei und Parteirichtung, wie denn auch die Ausdrücke **Demokrat** (Angehöriger der D.) und **demokratisch** (die D. betreffend, auf die D. bezüglich) in dieser zweifachen Bedeutung gebraucht werden. Das Wesen der demokratischen Staatsbeherrschungsform besteht darin, daß die Staatsgewalt verfassungsmäßig der Gesamtheit der Staatsangehörigen zusteht. Die D. als Staatsform findet sich zuerst in Griechenland, wo sie die Herrschaft des Demos, d. h. die den freien Vollbürgern zustehende Staats- und Regierungsgewalt, bedeutete. Hat man dagegen das demokratische Streben (**Demokratismus**) im Auge, so versteht man unter D. diejenige Parteirichtung oder die Angehörigen derjenigen Partei, welche dem Volkswillen in der Gesetzgebung und in der Verwaltung des Staats eine entscheidende Bedeutung eingeräumt wissen will. Es ist dabei keineswegs notwendig, daß solche Parteibestrebungen die Staatsform der D. zum Endziel haben; sie können vielmehr auch in dem Rahmen der Monarchie sich geltend machen. Was die D. als Staatsform anbetrifft, so ist die Dreiteilung der Staatsbeherrschungsformen in Monarchie, D. und Aristokratie auf Aristoteles zurückzuführen. Eigentlich gehört dazu auch noch die Theokratie, d. h. die im Altertum bei den Israeliten bestehende Staatsbeherrschungsform, bei welcher die Gottheit selbst als das Oberhaupt des Staats, welches durch die Priester herrschte, aufgefaßt wurde; eine Idee, an die sich auch in den mohammedanischen Staaten gewisse Anklänge vorfinden. Jene Dreiteilung wird aber von vielen dadurch beseitigt, daß sie die Staatsverfassungsformen auf nur zwei Kategorien zurückführen, je nachdem sich die Staatsgewalt in der Hand eines Einzelnen oder einer Mehrheit von Personen befindet. In der Monarchie erscheint nämlich ein Einzelner als Regierender, während alle übrigen Staatsangehörigen Regierte sind. In der Republik, unter welcher Bezeichnung D. und Aristokratie zusammengefaßt werden, ist das Volk oder doch eine bevorzugte Klasse desselben der Regierende, die Einzelnen als solche sind die Regierten. Die Monarchie bedeutet die Fürstensouveränität, die Republik die Volkssouveränität. In der demokratischen Republik besteht vollständige Gleichheit und Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen, deren Gesamtheit die regierende Macht im Staate darstellt, welcher die Einzelnen als solche unterworfen sind. In der Aristokratie dagegen wird diese Herrschaft durch einen bevorzugten Stand oder eine bevorzugte Klasse der Staatsangehörigen ausgeübt, und die Angehörigen dieser Klasse, welche das Volk repräsentieren, stellen sich in ihrer Gesamtheit als die Regierenden dar, während sie in ihrer Einzelstellung ebenfalls als Regierte erscheinen. Im Zusammenhang mit jener Dreiteilung des Aristoteles, welche sich übrigens auch in den Schriften Ciceros findet, pflegt man als deren Ausschreitungen und zwar als diejenige der Alleinherrschaft die **Tyrannis** oder **Despotie** (Willkürherrschaft), als die Ausartung der Aristokratie die **Oligarchie**, d. h. die Herrschaft einiger besonders reicher oder vornehmer Personen, und als Ausschreitung der D. endlich die **Ochlokratie**, die Herrschaft der rohen Masse des Pöbels, zu bezeichnen.

Die D. insbesondere ist entweder eine **unmittelbare**, auch **autokratische** genannt, oder eine **mittelbare, repräsentative**. In jener regiert das Volk nicht bloß durch die Männer seiner Wahl, sondern es übt die wichtigsten Rechte der staatlichen Machtvollkommenheit unmittelbar selbst aus, während in dieser das Volk nur indirekt durch die von ihm gewählten Vertreter herrscht. Dabei liegt es aber in der Natur der Sache, daß die unmittelbare D. nur in einem kleinen Staatsgebiet möglich ist, wie sich denn dieselbe heutzutage nur noch in einigen kleinen Schweizer Kantonen findet. Anders im Altertum, welchem unser heutiges Repräsentativsystem, dessen Ausbildung das große Verdienst der englischen Nation ist, völlig fremd war. Die alte Welt kannte nur die unmittelbare D., weshalb die letztere auch von manchen Publizisten und namentlich von Bluntschli die **antike**, die repräsentative dagegen die **moderne** D. genannt wird. Wie der spartanische Staat und die altrömische Republik das Muster einer Aristokratie, so war Athen das Muster dieser unmittelbaren oder antiken D. Die Volksbeschlüsse waren hier für das gesamte Staatsleben maßgebend, und die völlige Gleichstellung aller freien Staatsgenossen ging in Athen so weit, daß bei der Wahl der Beamten des Freistaats nicht die persönliche Tüchtigkeit, sondern das blinde Los entschied, und daß man völlig unbescholtene, ja um das Vaterland hochverdiente Männer, deren Übergewicht gefürchtet ward, dem Grundsatz der allgemeinen Gleichheit opferte und durch geheime Abstimmung, den Ostrazismus, verbannte. In dieser völligen Gleichstellung aller Bürger lag aber auch der Keim zu dem Verfall Athens, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß die schrankenlose Gleichberechtigung aller leicht zu einem verderblichen Dünkel und zu einer verhängnisvollen Selbstüberhebung und Überschätzung der Massen führt, daß die Herrschaft der vielköpfigen und veränderlichen Menge regelmäßig zu politischen Schwankungen und zur Bildung entgegengesetzter Parteien, schließlich aber zur Gewaltherrschaft einzelner ehrgeiziger Männer, zur Despotie, führt. Daher konnte Polybios es mit Recht als das Naturgesetz der Staaten bezeichnen, daß auf die D. die Despotie folge, und die moderne Geschichte Frankreichs zeigt uns, daß dieser Satz nicht bloß für das Altertum zutreffend war. Für die repräsentative D., wie sie uns gegenwärtig in den meisten Schweizer Kantonen und nun auch in Frankreich, vor allem aber in den Vereinigten Staaten Nordamerikas entgegen-

tritt, liegt jene Gefahr weniger nahe. Hier herrscht das Volk nur mittelbar durch die von ihm periodisch gewählten Vertreter, zu denen die tüchtigsten Kräfte und die Besten aus dem Volk herangezogen werden sollen, so daß man die repräsentative D. nicht mit Unrecht eine Wahlaristokratie genannt hat. Wird es dann zur Wahrheit, daß die Tugend, nach Montesquieu das Prinzip der D., das bestimmende Moment für das politische Leben des Volkes und seiner Vertreter wird, dann kann sich der Staat auf der breiten Basis der Gleichheit aller Staatsbürger zu jener hohen Blüte und die Vaterlandsliebe der Staatsgenossen zu jener großartigen Opferfreudigkeit erheben, wie sie sich in der nordamerikanischen Union gezeigt hat. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß in dem europäischen Staatsleben das monarchische Prinzip zu fest gewurzelt zu sein scheint, als daß die D. hier auf die Dauer Boden gewinnen könnte, wenn man auch nicht so weit gehen will wie Dahlmann, der es als »Unsinn und Frevel« bezeichnete, wollte man unsern von monarchischen Ordnungen durchdrungenen Weltteil in Republiken des Altertums umwandeln. Zudem haben wir in der konstitutionellen Monarchie diejenige Staatsform gefunden, welche unbeschadet des monarchischen Prinzips auch dem Volk seinen Anteil an der Staatsverwaltung und an der Gesetzgebung sichert. Dem aristokratischen Prinzip dagegen ist die moderne Zeitrichtung nicht günstig, während demokratische Grundsätze in unserm Staatsleben mehr und mehr zur Geltung gelangt sind. Dahin gehören insbesondere die Rechtsprechung in Strafsachen durch Volksgenossen, die Selbstverwaltung der Gemeinden, die Mitwirkung des Volkes durch seine Vertreter bei der Gesetzgebung und im Deutschen Reich wie in einzelnen deutschen Staaten neuerdings auch das allgemeine Stimmrecht. Die konstitutionelle Monarchie selbst charakterisiert sich als eine Verbindung des monarchischen und des demokratischen Prinzips, indem sie der Volksvertretung das Steuerbewilligungsrecht, das Recht der Kontrolle der Staatsfinanzverwaltung und damit der Verwaltung überhaupt und vor allen Dingen das Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung einräumt. Der Volkswille kommt hier durch die Volksvertreter in bestimmender Weise zur Geltung. Die Souveränität aber bleibt dem Monarchen. Sie findet in der Unverantwortlichkeit desselben ihren Ausdruck; aber seine Anordnungen auf dem Gebiet der Staatsverwaltung und der Gesetzgebung bedürfen der Gegenzeichnung des Ministers, welcher die Verantwortlichkeit gegenüber der Volksvertretung zu übernehmen hat. Man hat daher die konstitutionelle Monarchie auch wohl eine demokratische Monarchie genannt und von demokratisch-konstitutionellen Monarchien gesprochen.

Freilich ist der Umstand, daß man seit langer Zeit gewöhnt ist, den Ausdruck D. als die Bezeichnung einer Staatsform zu gebrauchen, geeignet, über das Wesen der D. als politischer Parteirichtung Mißverständnisse aufkommen zu lassen. Man denkt sich die demokratische Partei schlechthin mit dem Endziel einer Republik, einer D. als Staatsform, während sich in den letzten Jahrzehnten nicht wenige Politiker als Demokraten bezeichneten, welche an dem monarchischen Prinzip festhielten. Auch jetzt nennen sich z. B. die Angehörigen der süddeutschen Volkspartei Demokraten, ohne damit die Beseitigung der Monarchie als ihr Endziel bezeichnen zu wollen. Auch in Preußen haben neuerdings Liberale die Parteibezeichnung der D. wieder aufgenommen (Philipps, Lenzmann u. a.), ohne etwa die Monarchie abschaffen zu wollen, wie denn auch 1848 der Führer der preußischen Demokraten, Benedikt Waldeck, die konstitutionelle Monarchie als sein Ziel bezeichnete. Waldeck formulierte die damaligen Forderungen der D. folgendermaßen: »Wir Demokraten wollen das Urwählerrecht, Selfgovernment, Gleichheit der Besteuerung und gleiche Rechte vor dem Gesetz«. Jener Umstand, daß man unter D. als politische Partei diejenige versteht, welche den Schwerpunkt in die Verwirklichung des Volkswillens auf dem Gebiet der Gesetzgebung und der Verwaltung des Staats gelegt wissen will, macht es auch erklärlich, daß man selbst in einer demokratischen Republik, also in einem Staat, in welchem die D. als Staatsform zu Recht besteht, gleichwohl von einer besondern Partei der D. sprechen kann. So stehen sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die beiden großen Parteien der Demokraten und der Republikaner gegenüber. Allerdings wollen die Gegner derjenigen, welche demokratische Prinzipien vertreten, diesen vielfach nicht zugestehen, daß ihre Bestrebungen mit dem monarchischen Prinzip verträglich seien, und man behauptet nicht selten, daß die demokratische Parteirichtung zur D. als Staatsform führen müsse. Die bloße Parteibezeichnung D. schließt dies indessen, wie gesagt, keineswegs in sich, ebensowenig, wie die Bezeichnung »Aristokratie« für die mehr konservativen Elemente der Nation und für alle diejenigen, welche im öffentlichen Leben eine bevorzugte Stellung einnehmen oder doch einnehmen wollen, die Annahme begründen könnte, daß es sich auf seiten der Angehörigen einer Aristokratie in diesem Sinn um das Streben nach einer aristokratischen Staatsform handle. Anders liegt die Sache allerdings bei der Sozialdemokratie, welche die Errichtung eines freien Volksstaats, also einer Republik, mit sozialer Gleichstellung aller Volksgenossen anstrebt (s. Sozialdemokratie). Daher liegt die Frage nahe, ob es sich nicht empfehlen möchte, die Parteibezeichnung D. für diejenigen, welche an der Monarchie festhalten, ganz fallen zu lassen, da sie nur zu leicht zu Mißverständnissen Veranlassung geben kann. Vgl. außer den Lehrbüchern des Staatsrechts und der Politik: Zöpfl, Die D. in Deutschland (2. Aufl., Stuttg. 1853); Schvarcz, Die D. (Leipz. 1877 ff., Bd. 1); Derselbe, Elemente der Politik (Pest 1880 ff.); May, Democracy in Europe (Lond. 1877, 2 Bde.).

Demokritos, griech. Philosoph aus Abdera, einer ionischen Kolonie in Thrakien, geboren wahrscheinlich um 460 v. Chr., der Sohn reicher Eltern, verwendete sein Vermögen auf ausgedehnte Reisen, auf denen er, wie er selbst von sich rühmte, von allen Menschen seiner Zeit das meiste Land durchirrt und die meisten unterrichteten Männer unter den Lebenden gehört habe. Seine Kenntnisse erstreckten sich, wie das erhaltene Verzeichnis seiner überaus zahlreichen Schriften zeigt, über den ganzen Umfang des damaligen Wissens (sogar über die Kriegskunst), so daß ihn darin unter den Spätern nur Aristoteles übertroffen zu haben scheint. Von den Schriften selbst sind nur Fragmente erhalten. Seine Zeitgenossen nannten ihn den »lachenden« Philosophen, wohl nicht nur deshalb, weil ihm seine abderitischen Mitbürger, die Lalenburger des griechischen Altertums, Stoff genug zum Spotte darbieten mochten, sondern hauptsächlich aus dem Grund, weil seine theoretische Lehre von dem Wesen der Dinge eine »heitere«, d. h. gleichmütige, von Affekten der Furcht wie der Hoffnung ungestörte, Gemütsstimmung zur praktischen Folge hatte, die er Wohlgemutheit (Euthymia) nannte und als das höchste Gut bezeichnete. Jene Lehre ist ein konsequenter und

zwar atomistischer Materialismus, dessen wesentliche Grundzüge sich bei den materialistisch gesinnten Naturforschern unsrer Tage beinahe unverändert wiederfinden. D. verwirft die Annahme eines vom körperlichen Stoffe verschiedenen geistigen Prinzips (wie es der Nus seines Vorgängers Anaxagoras war), welches die Dinge seinem Endzweck gemäß gestalte, und führt das Werden der Dinge auf die den unteilbaren Elementen der Materie, den gleichfalls körperlichen Atomen, von Anbeginn innewohnende Bewegung im Leeren, d. h. auf (mechanisch) wirkende Ursachen, zurück. Jene sind voneinander nicht der Beschaffenheit (wie bei Anaxagoras), sondern bloß der Gestalt nach verschieden (indem jedes Atom die Form je eines der regelmäßigen geometrischen Körper: Kugel, Cylinder, Pyramide, Würfel ꝛc. hat). Folgerichtig können auch die aus Atomen zusammengesetzten Körper nicht qualitativ, sondern nur quantitativ, d. h. der Gestalt, der Ordnung und Lage ihrer Elemente nach, unterschieden sein, wobei die Größe der Körper der Menge und ihre Schwere dem Vielfachen der Schwere der letztern entspricht. Aus den genannten Verschiedenheiten lassen sich alle Mannigfaltigkeiten der Erscheinungswelt erklären, wie »ja aus den nämlichen Buchstaben die Tragödie und Komödie wird«. Weder bei den Atomen noch bei deren Eigenschaften, ebensowenig wie bei deren Bewegung, darf man nach einer Ursache fragen; sie sind sämtlich ewig. Doch liegt es in der Natur der Schwere, daß die größern (also auch schwereren) Atome eine raschere Bewegung und zwar nach unten annahmen, wodurch die kleinern (und folglich leichtern) verdrängt und nach oben getrieben, auch durch den Zusammenstoß der bei dieser Gelegenheit zusammenstoßenden Atome Seitenbewegungen bewirkt wurden, aus welchen ein sich allmählich immer weiter ausbreitender Wirbel entstand, der die Weltbildung herbeiführte. Wie sich beim Würfeln des Getreides von selbst Spreu zur Spreu und Korn zum Korn findet, so mußte durch die wirbelnde Bewegung durch Naturnotwendigkeit das Leichtere zum Leichten, das Schwerere zum Schweren gelangen und durch dauernde Verflechtung der Atome der Grund zur Bildung größerer Atomenaggregate (Körper) und ganzer Körperwelten gelegt werden. Einer der auf diesem Wege gewordenen Körper ist die ursprünglich wie alles übrige in Bewegung befindlich gewesene, allmählich zur Ruhe gelangte Erde, aus deren feuchtem Zustand die organischen Wesen hervorgegangen sind. Auch die Seele ist ein Atomenaggregat, d. h. ein Körper, aber ein solcher, dessen Bestandteile die vollkommensten, d. h. feinsten, glatten und kugelförmigen, diejenigen Atome sind, welche der Erscheinung des Feurigen entsprechen. Teile derselben werden, solange das Leben währt, durch Ausatmen an die Luft abgegeben, durch das Einatmen aus derselben als Ersatz aufgenommen. Ebenso lösen sich von den uns umgebenden Dingen unaufhörlich feine Ausflüsse ab, welche durch die Öffnungen unsers Leibes (die Sinnesorgane) an die im Innern desselben befindliche Seele gelangen und dort durch Eindruck ihnen ähnliche Bilder erzeugen, welches die Sinneswahrnehmungen sind. Letztere bilden die einzige, aber, da jene Ausflüsse auf dem Weg zur Seele mehr oder weniger störende Umbildungen erfahren können, nichts weniger als unbedingt zuverlässige Quelle unsrer Erkenntnis, die sich daher nicht über die Stufe der Wahrscheinlichkeit erhebt. Zu der Seele, die von Natur die Erkenntnis möglich macht, verhält sich der übrige Mensch (sein Leib) nur wie deren »Zelt«; wer die Gaben der erstern liebt, liebt das Göttliche, wer die des Leibes liebt, das Menschliche. Erkenntnis aber, indem sie Einsicht gewährt in das Ansich der Dinge, d. h. die Atome und das Leere, während alle Unterschiede nur für uns (in der sinnlichen Erscheinung) sind, und in die gesetzliche Notwendigkeit des Verlaufs der Dinge, der weder einer Leitung durch außen stehende Mächte bedürftig noch einer Störung durch solche zugänglich ist, befreit von thörichter Furcht wie von eitler Hoffnung und bewirkt jene Gelassenheit (Ataraxie), welche das höchste Gut und zugleich die wahre Glückseligkeit ist. D. soll bei dieser Weltbetrachtung das 100. Lebensjahr erreicht haben; inwiefern dieselbe ausschließlich sein eignes Werk oder von seinem gewöhnlich mit ihm zugleich genannten, aber noch weniger gekannten Landsmann Leukippos (s. d.) entlehnt war, läßt sich aus Mangel genauer Nachrichten nicht mehr entscheiden. Die Fragmente seiner Schriften wurden am vollständigsten von Mullach herausgegeben (Berl. 1843). Vgl. H. Ritter, D., in Ersch' und Grubers Encyklopädie; Liard, De Democrito philosopho (Par. 1873); auch Wielands »ziemlich getreue« (Krug) Darstellung des D. in dessen »Abderiten«. — Nach D. hat E. Jul. Weber sein Buch »D., oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen« (das sonst mit D. nichts gemein hat) betitelt.

Demolieren (franz.), zerstören, z. B. Festungswerke, Gebäude oder Brücken. Demolition, Zerstörung; Demolitionsbatterien, im Festungskrieg Angriffsbatterien, welche nicht sichtbares Mauerwerk durch indirekten Schuß aus schweren, kurzen Kanonen (15 u. 21 cm) zerstören sollen. Demolitionsminen, Minen, welche vom Verteidiger unter Festungswerken ꝛc. angelegt sind, um diese nach der Eroberung durch den Feind in die Luft sprengen zu können.

Demologie, s. Demographie.

Demōnax, griech. Philosoph der cynischen Schule, aus Kypros gebürtig, lebte zu Athen im 2. Jahrh. n. Chr., starb, über 100 Jahre alt, heitern Mutes, wie er gelebt hatte, eines freiwilligen Todes, um den Schwächen des Alters zu entgehen, und ward auf öffentliche Kosten begraben. Lukian hat sein Leben beschrieben und dasselbe als Muster einer praktischen Lebensphilosophie hingestellt. Vgl. Recknagel, Commentatio de Demonacte (Nürnb. 1857); Fritzsche, De fragmentis Demonactis (Rostock 1866); Bernays, Lucian und die Cyniker (Berl. 1879).

Demonēsi (Prinzeninseln), türk. Inselgruppe im Marmarameer, am Eingang zum Bosporus, besteht aus neun Eilanden, die sich sehr malerisch aus dem klaren Wasser erheben, und von denen die vier größern bewohnt sind. Ehemals waren sie ganz den Griechen überlassen, so daß kein Türke dort wohnen durfte. Kaiserin Irene, die Witwe Leos IV., lebte nach ihrem Sturz hier als Verbannte.

Demonetisieren (franz.), Münzen außer Kurs setzen; Demonetisierung eines Metalls (Entwährung) heißt das seitherige Währungsmetall nicht mehr als solches verwenden. So wird durch Übergang von der Silber- zur Goldwährung das Silber demonetisiert. In Deutschland werden zwar keine Silberkurantmünzen mehr geprägt, sondern aus Silber nur noch Scheidemünzen hergestellt; jedoch ist die Demonetisierung des Silbers insofern keine vollständige, als noch der Silberthaler gesetzliches Zahlmittel in unbeschränktem Betrag ist (vgl. Währung).

Demonstrabel (lat.), beweisbar, erweislich; Demonstrabilität, Erweislichkeit.

Demonstrandum (lat.), zu beweisen; quod erat d., was zu beweisen war, Schlußformel namentlich von mathematischen Beweisen.

Demonstratio a baculo ad angulum (auch Argumentum baculinum, lat.), der Beweis durch den Stock (statt durch Gründe).

Demonstration (lat.), dem strengen Wortsinne nach der Gegensatz zur Deduktion (s. d.) im weitern Sinn, d. h. ein Beweis, der nicht wie diese aus Gründen, sondern aus der unmittelbaren Anschauung des zu Beweisenden geführt wird. Dieselbe setzt die Anschaubarkeit des zu Beweisenden voraus und ist daher nur in solchen Wissenschaften anwendbar, die von der sinnlichen (oder einer nichtsinnlichen, der sogen. reinen, transcendentalen, intellektualen oder absoluten) Anschauung zugänglichen Objekten handeln. Beweise dieser Art, die deshalb auch vorzugsweise »schlagende« heißen, besitzen einen solchen Grad von Überzeugungskraft, daß das Bewußtsein der Möglichkeit des Gegenteils gänzlich erstickt zu werden pflegt. Daher werden umgekehrt Beweise, welche die gleiche Wirkung ausüben, auch wenn sie nicht aus der Anschauung geführt werden, um jenes Umstandes willen auch Demonstrationen genannt. — Unter D. versteht man auch die Vorzeigung zergliederter und präparierter **Körperteile** mit Erklärung und Erläuterung derselben behufs des anatomischen Unterrichts. — Im Rechtswesen versteht man unter D. die bei einem Rechtsgeschäft hinzugefügte nähere Bezeichnung der Sache oder der Handlung, welche den Gegenstand dieses Rechtsgeschäfts bildet, oder die genauere Beschreibung einer Person, welche dabei auf die eine oder andre Weise in Frage kommt. So versteht man namentlich bei letztwilligen Verfügungen unter D. die nähere Bezeichnung der Person des letztwillig Bedachten oder der Sache, welche den Gegenstand der letztwilligen Zuwendung bildet. Zur Gültigkeit eines Rechtsgeschäfts ist nämlich erforderlich, daß auf seiten des Disponenten oder der Kontrahenten der Wille vorhanden war, das betreffende Rechtsgeschäft abzuschließen, und daß dieser Wille in äußerlich erkennbarer Weise erklärt worden ist. Eine bei dieser Willenserklärung untergelaufene irrige und unrichtige Bezeichnung aber schließt die Gültigkeit des Rechtsgeschäfts selbst nicht aus, wofern nur der Wille des Betreffenden überhaupt erkennbar ist: »Falsa demonstratio non nocet«. — Im politischen Leben versteht man unter einer D. die Handlung einer Person, einer Mehrheit von Parteigenossen, einer Staatsregierung oder Staatsbehörde, welche mit der Absicht vorgenommen wird und darauf berechnet ist, den Standpunkt, welchen die Demonstrierenden in Ansehung einer politischen Frage einnehmen, in geeigneter Weise kundzugeben; so z. B. dadurch, daß sich eine Partei in einer landständischen Versammlung der Abstimmung enthält, oder durch eine einem hervorragenden Parteimitglied dargebrachte Ovation u. dgl.

Im Kriegswesen bezeichnet man mit D. eine dem Feind wahrnehmbare Bewegung, welche diesem den wahren Plan verbergen und ihn zu falschen Maßregeln verleiten soll. Solche Demonstrationen beginnen oft bereits beim strategischen Aufmarsch, werden aber am häufigsten beim Angriff auf weit ausgedehnte Stellungen oder bei Flußübergängen mit möglichst geringen Streitkräften unternommen, um solche der Stelle nicht zu entziehen, wo die Entscheidung gesucht werden soll; man trifft Vorkehrungen, macht Scheinangriffe an verschiedenen Orten und geht z. B. dort über den Fluß, wo der Gegner etwa die Gegenmaßregeln vernachlässigt. Die Demonstrationen müssen stets so geleitet werden, daß aus ihnen eventuell sofort ein ernster Angriff werden kann. Das demonstrative Verhalten, die Demonstrative, ist besonders den Vortruppen eigentümlich, und ganz besonders eignet sich Kavallerie für demonstrative Maßregeln. Man macht Demonstrationen dadurch unwirksam, daß man dem Feinde dreist entgegenrückt, um zu erkennen, mit wem man es zu thun hat. Bei einem entschlossenen Feind sind Demonstrationen, die nicht ernst durchgeführt werden können, stets gefährlich.

Demonstrativ (lat.), beweisend, darlegend, veranschaulichend.

Demonstrative (militär.), s. Demonstration.

Demonstrativum (lat.), s. Pronomen.

Demonstrātor (lat.), Darsteller, Erklärer.

Demonstrieren (lat.), anschaulich machen, beweisen; ad oculos d., die Sache klar vor Augen legen; ad hominem d., s. v. w. mit dem argumentum ad hominem beweisen (s. Argument).

Demontieren (franz., spr. -mongt-), eigentlich s. v. w. vom Pferde absetzen, unberitten machen; dann überhaupt unbrauchbar machen, z. B. ein Geschütz, daher insbesondere militärischer Ausdruck für das Bekämpfen feindlicher Artillerie im Festungskrieg (s. d.), um Geschütze und deren Deckungen (Brustwehren, Scharten) durch den direkten und möglichst frontalen Schuß zu zerstören. Das D. verlangt große Treffsicherheit der Geschütze, und deshalb werden dazu Kanonen mit großer Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse, schwere 9 und 12 cm und 15 cm Ringkanonen, auf den zulässig kleinsten Entfernungen (900—1200 m, die Ringkanonen bis 1500 m) verwendet. — Demontierbatterien sind die vom Belagerer möglichst frontal der zu demontierenden Festungslinie gegenüber zum D. angelegten Batterien. In der Technik nennt man D. das Auseinandernehmen von Maschinen.

Demŏphon, 1) griech. Heros, Sohn des Theseus und der Phädra, Herrscher von Athen, kämpfte (in der nachhomerischen Mythe) mit vor Troja und befreite dort seine Großmutter Äthra aus der Sklaverei, in welcher Helena dieselbe hielt. Auf der Rückreise verlobte er sich mit Phyllis, der Tochter des thrakischen Königs Sithon, begab sich aber noch vor der Vermählung zur Ordnung seiner Angelegenheiten nach Athen, und als er nicht zur bestimmten Zeit zurückkehrte, erhängte sich Phyllis; sie ward in einen Baum verwandelt. Als Diomedes, auf seiner Rückkehr von Troja nach Attika verschlagen, dieses Land, ohne es zu kennen, plünderte, stürzte sich D. den Eindringlingen entgegen, tötete einige und erbeutete das Palladion. Er war der erste, welcher deshalb vor den attischen Gerichtshof »beim Palladion« gestellt wurde. Später schützte er die Herakliden vor dem sie verfolgenden Eurystheus und erlegte diesen im Kampf. Sein Bruder und Gehilfe ist Akamas, der ebenfalls mit vor Troja kämpfte und auf Kypros, wohin er eine Kolonie geführt hatte, starb.

2) Sohn des eleusin. Königs Keleos und der Metaneira und Pflegling der Demeter (s. d.).

Demoralisieren (franz.), entsittlichen, sittlich verderben; daher Demoralisation, sittliche Verwilderung, Sittenverderbnis; demoralisiert, moralisch heruntergekommen, entsittlicht, entmutigt.

De mortuis nil nisi bene (lat.), Sprichwort: »Von Gestorbenen (rede) nichts als Gutes«.

Demos (griech.), Volk, insbesondere ein solches, in dessen Händen die Staatssouveränität ruht; dann Land, Gebiet, Bezirk, Gau; in Attika Gemeinde, Unterabteilung einer Phyle, deren es ursprünglich 100, später 174 waren (s. Athen und Attika); die Mitglieder eines D. hießen Demoten. In den dorischen Staaten bildeten die Demen den Gegensatz zur Polis, wie bei uns Land (Dorf, Flecken) zu Stadt. Die

Vorsteher der Demen hießen in Attika Demarchen, in den dorischen Staaten Demon Prostatai.

Demosthenes, 1) Sohn des Alkisthenes, athen. Feldherr, ein kühner, weitblickender Mann, reich an Ideen, unerschöpflich an Hilfsmitteln, ein vortrefflicher Taktiker und bei den Truppen beliebt, drang im Peloponnesischen Krieg auf Erweiterung der athenischen Macht im Ionischen Meer, that sich 425 v. Chr. besonders durch die für Athen so erfolgreiche Besetzung der Insel Pylos in Messenien hervor, fiel in Sizilien, wohin er dem Nikias und Lamachos Verstärkung brachte, nach der Niederlage der Athener am Asinaros tapfer kämpfend in die Hände der Syrakusier, die ihn hinrichteten (413 v. Chr.).

2) Der größte Redner des Altertums, geb. 383 v. Chr. im attischen Demos Päania. Schon in seinem siebenten Jahr des Vaters, eines wohlhabenden Waffenfabrikanten, beraubt, entschied er sich frühzeitig für den Beruf eines Redners, obwohl er eine schwache Stimme und undeutliche Aussprache hatte und an kurzem Atem litt. Nachdem er unter der Leitung des Isäos seine rhetorischen Studien gemacht, trat er 364 als Ankläger gegen seine Vormünder auf, die ihn um sein Vermögen betrogen hatten. Zwar verurteilt, wußten sich diese doch der Wiedererstattung des Unterschlagenen zu entziehen, so daß D., um seine und der Seinigen Existenz zu fristen, sich der allerdings einträglichen Thätigkeit des Redenschreibens für andre zuwenden mußte. Sein erster Versuch, vor dem Volk aufzutreten, mißlang vollständig, vornehmlich wegen der Mangelhaftigkeit seines Vortrags. Doch ließ sich D. nicht abschrecken, sondern wußte mit übermenschlicher Energie die Hindernisse, welche ihm seine schwache Brust und schwere Zunge bereiteten, zu überwinden und sich in der Aktion vorzüglich unter Anleitung des Schauspielers Satyros zu vervollkommnen. So vorbereitet, trat er 356 wieder öffentlich auf, diesmal mit dem besten Erfolg. Bald wandte er sich der staatsmännischen Thätigkeit zu; sein Ziel war die Wiederherstellung der Hegemonie Athens auf Grund innerer Tüchtigkeit und die Erhaltung der griechischen Freiheit, deren Bedrohung durch Philipp von Makedonien er früh erkannte. Der Kampf gegen den Landesfeind, die Indolenz seiner Mitbürger und die im makedonischen Sold stehende Partei, deren Haupt Äschines war, boten ihm reiche Gelegenheit, die ganze sittliche Energie seiner Persönlichkeit und die Macht seiner Rede zu zeigen. Zum erstenmal erhob er seine Stimme gegen den Makedonier 351 in der ersten seiner Philippischen Reden, welche den Erfolg hatte, daß die Athener sich aufrafften und Philipp an der Besetzung des Thermopylenpasses, des Schlüssels zum eigentlichen Griechenland, verhinderten. Dagegen ließen es die Athener trotz seiner drei Olynthischen Reden geschehen, daß Philipp 348 die höchst wichtige Stadt Olynth eroberte. D. mußte selbst zum Frieden raten, der aber durch die Intrigen der makedonischen Partei sehr zu ungunsten Athens ausfiel. Bald veranlaßten ihn die unaufhörlichen Übergriffe Philipps, aufs neue gegen diesen in gewaltigen Reden (der zweiten und dritten Philippischen, 344 und 341) aufzutreten, indem er gleichzeitig die äußerste Thätigkeit entfaltete, die einer kräftigen Politik und Kriegführung im Weg stehenden Mißbräuche abzustellen und Athens Streitmacht zu verstärken. Sein Verdienst war es, daß 340 Philipp der Krieg erklärt und das bedrohte Byzanz gerettet wurde. Allein der 339 ausbrechende zweite Heilige Krieg gab Philipp die gewünschte Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten Griechenlands zu mischen. Er drang in Böotien ein, und als die Bemühungen des D. ein Bündnis Athens mit Theben zu stande brachten, kam es 338 zur Entscheidungsschlacht bei Chäroneia, durch welche die Freiheit Griechenlands vernichtet wurde. Zwar suchten Äschines und sein Anhang D. die Schuld an dem Unglück zuzuschieben; doch er besaß in solchem Grade die Achtung der Athener, daß diese ihm die öffentliche Leichenrede für die bei Chäroneia Gefallenen übertrugen. Nach dem Tod Philipps (336) suchte D. Athen zum Aufstand gegen Alexander zu bestimmen, allein das energische Auftreten des letztern gegen Theben verhinderte jeden Versuch. Nur mit Mühe entging D. der verlangten Auslieferung an Alexander. Schon 337 hatte Ktesiphon für D. die Auszeichnung eines goldenen Kranzes für seine Verdienste beantragt, war aber von Äschines wegen Gesetzwidrigkeit des Antrags angeklagt worden. Als Äschines 330 seine Klage erneuerte, errang D. mit seiner berühmten Rede vom Kranz einen solchen Sieg über ihn, daß er in die Verbannung gehen mußte. Dagegen gelang es 324 seinen Gegnern, seine Verurteilung wegen angeblicher Bestechung durch Harpalos (s. d.) herbeizuführen. Außer stande, die Strafsumme von 50 Talenten zu bezahlen, wurde er ins Gefängnis geworfen, entfloh aber nach Ägina, um schon 323 feierlich und ehrenvoll zurückgerufen zu werden. Nach dem unglücklichen Ausgang des Lamischen Kriegs von der makedonischen Partei zum Tod verurteilt, floh er in den Poseidontempel auf der kleinen Insel Kalauria bei Trözene und gab sich hier, als die Schergen Antipatros' ihn ergreifen wollten, durch Gift den Tod (12. Okt. 322). Von bildlichen Darstellungen des gewaltigen Mannes sind hervorzuheben eine Herme aus pentelischem Marmor in München und eine lebensgroße Marmorstatue im Vatikan zu Rom. Ein jetzt in England befindliches Terrakotterelief zeigt ihn als Schutzflehenden am Altar des Poseidon zu Kalauria.

Die Reden des D. sind der reinste, treueste Spiegel seines Charakters. Glühende Vaterlandsliebe, Erhabenheit und Reinheit der Gesinnung, tiefe Wehmut über den Verfall seines Zeitalters, durchdringender Scharfblick in die gefährlichen Pläne des schlauen Makedoniers, tiefe Menschenkenntnis und große Staatsklugheit: dies alles leuchtet aus jeder Staatsrede entgegen. D. wollte nicht gefallen, sondern überzeugen; stets war es die Sache selbst, die Wahrheit der Überzeugung, die ihn auf die Rednerbühne führte, wo er durch umsichtige Anordnung des Stoffs und zeitgemäße Einreihung schlagender Gründe und Beweise, Gründlichkeit, Gewandtheit und Schärfe der Gedankenentwickelung, Innigkeit der Empfindung und Festigkeit der Gesinnung so gewaltig wirkte. Seine Sprache ist großartig und doch schlicht, reich und doch nicht überladen, ernst und doch gefällig, gedrängt und doch fließend, lieblich und doch eindringlich. Das Altertum kannte 65 echte Reden des D.; uns sind unter seinem Namen 60, teils Staats-, teils Gerichtsreden, erhalten, von denen jedoch 27 mehr oder weniger verdächtig sind. Zweifelhaft ist auch die Echtheit von 56 Proömien zu Staatsreden und 6 Briefen, die ihm beigelegt werden. Von den Gesamtausgaben der Reden (außer in den Sammlungen der attischen Redner) sind hervorzuheben: die von Vömel (Par. 1843–45, 2 Bde.; neue Ausg. 1868), von Dindorf (Oxf. 1846–1851, 9 Bde.; Textausgabe, Leipz. 1855–56, 3 Bde.) und von Bekker (das. 1854–55, 3 Bde.). Außerdem besorgte Vömel kritische Ausgaben der Philippischen Reden (Halle 1857), der Reden gegen Äschines (Leipz. 1862) und der gegen Leptines (das. 1866).

Auch die Ausgaben ausgewählter Reden (mit erklärenden Anmerkungen) von Westermann und v. Bamberg (3 Bde., in der Weidmannschen Sammlung) und von Rehdantz (6. Aufl., Leipz. 1881) sind zu nennen. Andre Herausgeber verschiedener Reden sind F. A. Wolff, Buttmann, Ammersfoordt, Dissen, Franke, Weber, Rudiger ꝛc. Übersetzungen sämtlicher Reden besitzen wir von Papst (Stuttg. 1836—42, 19 Bdchn.), ausgewählter Reden von Westermann (das. 1860—68, 4 Tle.), Rauchenstein und Döderlein (das. 1860), der Staatsreden von Jacobs (2. Aufl., Leipz. 1833). Vgl. Schäfer, D. und seine Zeit (Leipz. 1856—58, 3 Bde.; 2. Aufl. 1882 ff.); Boullée, Histoire de Démosthène (2. Aufl., Par. 1868); Croiset, Des idées morales dans l'éloquence politique de Démosthène (das. 1874); Blaß, Die attische Beredsamkeit, 3. Abt. (Leipz. 1877).

Demōtisch (griech.), gemein, volkstümlich; demotische Schrift, s. Hieroglyphen.

Demours (spr. dömuhr), Pierre, Augenarzt, geb. 1702 zu Marseille, studierte in Avignon und Paris, wurde Demonstrator und Aufseher des naturhistorischen Kabinetts bei dem königlichen Garten und legte sich dann besonders auf das Studium der Augenkrankheiten. Nach ihm wird die hintere Membran der Hornhaut (Membrana Demoursii) benannt. Er schrieb: »Sur le crapaud mâle accoucheur de la femelle« (1741); »Sur la structure cellulaire du corps vitré« (1741); »Observations sur la cornée« (1741). Er starb 26. Juni 1795.

Demtis deméndis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden.

Demut (lat. Humilitas) steht dem Hochmut (s. d.) entgegen. Beide kommen darin überein, daß der wirkliche Wert der eignen Persönlichkeit verkannt, aber von dem Hochmütigen höher, von dem Demütigen dagegen niedriger angeschlagen wird, als er thatsächlich ist. Die D. geht, falls die Geringschätzung seiner selbst lediglich eine Maske, der demütige Schein nur geheuchelt, in Duckmäusertum und das ihr gebührende Lob in Verurteilung über.

Denain (spr. dönäng), aufblühende Industriestadt im franz. Departement Nord, Arrondissement Valenciennes, nahe der Schelde und der Selle, an der Nordbahn, im Zentrum eines ausgedehnten Kohlengebiets, mit Kohlengruben, bedeutenden Eisenwerken, Spiritus- und Zuckerfabriken und (1881) 16,006 Einw., deren Zahl 1851 erst 1714, 1861 schon 10,254 betrug. Geschichtlich denkwürdig ist D. durch den Sieg der Franzosen unter Marschall Villars über das schwächere Heer Prinz Eugens 27. Juli 1712. Ein Obelisk erinnert an die Schlacht.

Denār (Denarius), Zehner, älteste röm. Silbermünze, wurde zuerst 269 v. Chr. geprägt und war normal 4,55 g (1/72 Pfd.) schwer; dann aber bald reduziert, blieb sie bis auf Nero unverändert 3,90 g (1/84 Pfd.) schwer. 1 D. = 10 As = 82 Pf. Teile des Denars waren der Quinarius (1/2) und der Sestertius (1/4). Wertzeichen des Denars ist X oder X̶. Das Gepräge in früherer Zeit war auf der einen Seite meist ein behelmter und geflügelter weiblicher Kopf (wahrscheinlich der Roma), auf der andern die beiden Dioskuren zu Pferde, später auch die Viktoria (oder Diana) auf dem Zweigespann; ebenso bei Quinarien und Sestertien, die nur in den Wertzeichen (V oder Q und HS oder IIS) sich vom D. und unter sich unterscheiden. Der römische D. zur Zeit der spätern Republik kam der etwas leicht ausgemünzten attischen Drachme (zu etwa 80 Pariser Gran) so nahe, daß man beide im gemeinen Leben für gleich annahm und daher auch noch in der Kaiserzeit, wo der D. viel leichter geworden war, der Name Drachme durch D. übersetzt wurde und umgekehrt. Nero reduzierte den D. von neuem und führte zuerst die Legierung mit Kupfer ein, welche in der Folge eine immer stärkere wurde. Der Silberdenar wurde dadurch zur Scheidemünze, behielt aber seinen Münzwert von 1/25 Aureus. Diese erst in den letzten Zeiten der Republik geprägte Goldmünze (mißbräuchlich Denarius aureus genannt) wog ursprünglich 8,18 g, wurde aber gleichfalls bald reduziert und sank unter Caracalla auf 6,55 g. Später, unter Gallienus, trat die größte Verwirrung ein bis auf Konstantin, welcher die Goldmünze auf 4,55 g festsetzte und ihr den Namen Solidus gab. Der Silberdenar hatte durch die Münzverschlechterung des 3. Jahrh. seine Geltung als 1/25 Aureus verloren und war zu einer kleinen Rechnungsmünze herabgesunken; Diokletian stellte den D. aus reinem Silber wieder her. Von den Römern ging der D., wenigstens dem Namen nach, auf andre Völker über und war unter den Karolingern = 1/12 Solidus. Die Silbermünze hat fast durch das ganze Mittelalter die offizielle, oft auf den Münzen selbst vorkommende Bezeichnung Denarius. Von den Byzantinern ging der Golddenar als Dinar auf die Araber über und kam durch diese in den Orient. In neuerer Zeit erschien der D. als Denier in Frankreich und Denaro in Italien. Das bisher gebräuchliche Zeichen ₰ für Pfennig und d für Penny findet im D. seinen Ursprung. S. Tafel »Münzen des Altertums« und »Münzen des Mittelalters«.

Denāro, in den frühern nordital. Staaten die kleinste Geldrechnungseinheit, = 1/12 Soldo oder 1/240 Lira, überhaupt aber 1/240 der betreffenden Geldrechnungseinheit, der Maßeinheit. In Piemont und der Lombardei eine bei der Numerierung des Seidengarns übliche Gewichtsgröße. Bis 1854 war in Piemont der Haspelumfang (Faden) eine alte Pariser Aune = 1,188 m, und die Numerierung gab das Gewicht von 400 Faden in alten Denari an (1 D. = 0,05336 g). In Mailand war der Seidengarndenaro = 0,05099, und in Krefeld rechnet man dem entsprechend 70 Mailänder Denari = 67 Turiner Denari. Seit 1854 hat in Turin das Gebinde eine Länge von 450 m, und die Numerierung gibt das Gewicht desselben in halben Dezigrammen (0,05 g) an, welche noch jetzt D. genannt werden.

Denationalisieren (lat.), entnationalisieren, einen der Nationalität berauben.

Denaturalisieren (lat.), einen aus dem bisherigen Unterthanenband entlassen; davon Denaturalisation.

Denaturieren (franz.), einen Körper mit gewissen Substanzen mischen, um ihn zu bestimmter Verwendung untauglich zu machen. Am häufigsten denaturiert man Salz und Spiritus, welche bei der Benutzung als Genußmittel einer Besteuerung unterliegen, dagegen steuerfrei bleiben, wenn sie zu gewerblichen Zwecken verwendet werden. Die denaturierenden Beimischungen müssen so gewählt werden, daß sie das Salz und den Spiritus zur Benutzung als Genußmittel untauglich machen, aber die Verwendung zu bestimmten andern Zwecken nicht beeinträchtigen. Zum D. von Salz, welches als Viehsalz dienen soll, eignen sich daher nur Substanzen, welche dem Vieh weder schädlich noch unangenehm sind. In den Zollvereinsstaaten dient zur Denaturierung von Vieh- und Dungsalz 0,25 Proz. Eisenoxyd oder Rötel, außerdem 1 Proz. Pulver von unvermischtem Wermutkraut, wenn Siedesalz, und 0,5 Proz. desselben Pul-

vers, wenn Steinsalz für Viehsalzbereitung verwendet wird. Das Wermutpulver kann auch durch die doppelte Menge gepulverter Heuabfälle ersetzt werden und zwar so, daß zum Siedesalz mindestens noch 0,25, zum Steinsalz mindestens noch 0,12 Proz. Wermutpulver verwendet werden muß. Auch darf bei Steinsalz, statt 0,5 Proz. Wermutpulver, 0,25 Proz. Holzkohle zugefügt werden. Fabriksalz wird denaturiert durch 5 Proz. kalciniertes oder 11 Proz. kristallisiertes Glaubersalz oder durch 5 Proz. Kieserit und 0,5 Proz. gemahlene Holzkohle oder Asche. Außerdem sind mit Genehmigung für chemische Fabriken, Seifensiedereien, Gerbereien ꝛc. auch andre, für sie besonders passende Denaturierungsmittel (Seifenpulver, Palmöl, Kokosöl, Thran, Petroleum, Kupfer- und Eisenvitriol, Karbolsäure, Zinnchlorid, Alaun) zulässig. Spiritus wird durch Zusatz von 10 Proz. Holzgeist (Methylalkohol) denaturiert, soweit nicht für bestimmte Gewerbe eine andre Denaturierung zugelassen ist.

Denbigh (Dinbych, spr. dénnbi), altertümliche Hauptstadt von Denbighshire (Wales), im Thal des Clwyd, am Abhang eines steilen Hügels, auf dessen Gipfel eine Burgruine thront, mit (1881) 6491 Einw. Früher hatte es Handschuh- und Stiefelfabrikation und Gerbereien, jetzt treibt es lebhaften Handel in landwirtschaftlichen Produkten.

Denbighshire (spr. dénnbischir), Grafschaft im engl. Fürstentum Wales, grenzt nördlich an das Irische Meer und ist von Flintshire, Cheshire, Shropshire, Montgomery-, Merioneth- und Carnarvonshire umgeben. Das Areal beträgt 1720 qkm (31,2 QM.). D. ist ein Hügelland und eignet sich großenteils nur zur Weide, wird aber von einigen fruchtbaren Thälern durchschnitten, unter denen das des Clwyd das wichtigste ist. Seiner vielen landschaftlichen Schönheiten wegen gehört es zu einer der besuchtesten Gegenden von Wales. Die Grafschaft hatte 1881: 111,740 Einw. Von der Oberfläche sind 39 Proz. Ackerland, 40 Proz. Wiesen und Weide, 4½ Proz. Wald. An Vieh zählte man 1884: 13,219 Pferde, 63,434 Rinder, 253,016 Schafe, 26,561 Schweine. Der Bergbau beschäftigt (1880) 4536 Arbeiter und liefert Steinkohlen (500,000 Ton.), Eisen (20,000 T.), Blei, Zink und etwas Silber. Die Industrie ist von untergeordneter Bedeutung. Ruabon und Wrexham sind die volkreichsten Städte; Denbigh ist Hauptstadt.

Dender (Dendre), Fluß in der belg. Provinz Ostflandern, entspringt aus zwei Quellflüssen, die sich bei Ath im Hennegau vereinigen, wird bei Alost schiffbar, mündet nach einem Laufe von 105 km bei Dendermonde in die Schelde. Nebenflüsse sind: Stille und Marcq.

Dendermonde (franz. Termonde), befestigte Hauptstadt eines Arrondissements in der belg. Provinz Ostflandern, an der Mündung der schiffbaren Dender in die Schelde, über welche hier (seit 1825) eine Brücke führt, Knotenpunkt der Belgischen Staatsbahn, hat eine alte Frauenkirche mit Gemälden von van Dyck und (1881) 8883 Einw., welche Leinenfabrikation, Baumwollspinnerei und Bierbrauerei betreiben. D. hat eine höhere Knabenschule, ein bischöfliches Seminar, eine Akademie der Zeichenkunst und ist Sitz eines Tribunals. — 1483 wurde die Stadt von den Brabantern für Erzherzog Maximilian genommen, 1583 von den Franzosen erobert, aber 1584 von den Spaniern wiedergenommen. 1667 belagerte Ludwig XIV. D. ohne Erfolg; 1706 ging es an Österreich über, und im österreichischen Erbfolgekrieg ergab es sich 1745 den Franzosen. Kaiser Joseph II. ließ 1784 die Festungswerke schleifen, doch wurden sie 1822 wiederhergestellt.

Dendrah (Dendera), Ort in Oberägypten, eine Tagereise nördlich von Theben am linken Nilufer, Kene gegenüber, hat seinen Namen von der alten ägyptischen Stadt Tantarer (griech. Tentyris), deren merkwürdige Ruinen in der Nähe des Dorfs auf einer Bergebene am Rande der Wüste liegen. Berühmt ist unter denselben besonders ein der Hathor, der Göttin der Unterwelt, gewidmeter Tempel, der, zur Zeit der 6. Dynastie entstanden, später umgebaut, seine gegenwärtige Gestalt, eine Kopie des uralten Heiligtums, unter den letzten Ptolemäern und ersten römischen Kaisern erhielt. Das Gebäude, an dessen Vollendung 200 Jahre gearbeitet wurde, ist vortrefflich erhalten und ausgezeichnet durch Großartigkeit und Reinheit der Architektur wie durch Reichtum und saubere Ausführung der Bildwerke und Hieroglyphen. Wände und Säulen sind mit feiner Skulptur ganz bedeckt. Die Wandskulpturen im Innern stellen die im Opfern begriffenen Kaiser Augustus, Tiberius, Claudius und Nero in durchaus altägyptischer Weise vor; durch das Portal gelangt man in eine unter Augustus begonnene, unter Nero vollendete imposante Halle, die von 24 Säulen in vier Reihen getragen wird und im Innern 27,5 m hoch und 43 m lang ist. Darauf folgen drei Säle von verschiedener Größe und ein von elf Zellen umgebenes Adyton. Der ganze Tempel hat 81 m Länge und 34 m Breite. Neben der westlichen Ecke des großen Baues liegt ein kleines, unter Nero vollendetes Heiligtum der Isis, zu dessen Pylonen ein Dromos von 170 Schritt Länge führte, und 90 Schritt nördlicher heute halb verschüttet das Mamisi (Geburtshaus), der Hathor gewidmet, früher fälschlich Typhonium genannt. Eine Beschreibung des Tempels, mit Abbildungen, lieferte Mariette Bei (Par. 1871, Supplement 1874). An der Decke der Halle des Haupttempels fand man neben der riesenhaften Gestalt der Himmelsgöttin Nut (daher auch Himmelssaal genannt) den berühmten Tierkreis, der sich seit 1822 im ägyptischen Museum zu Paris befindet. Auf demselben erscheint der Löwe als Anfangszeichen nach dem Durchschnittspunkt der Ekliptik und des Weltäquators. Von der Lage dieser Durchschnittspunkte hängt aber der Ort des Solstitiums ab, der immer in der Mitte von beiden liegen muß. Auf dem Tierkreis von D. ist er im Krebs verzeichnet. Aus dieser Abweichung vom gegenwärtigen Stande der Sonne glaubte man auf das Alter dieses Tierkreises zurückschließen zu können, und nur das machte eine Differenz, ob man jenes Solstitium als Winter- oder als Sommersolstitium betrachtete. Der gelehrte, noch nicht entschiedene Streit darüber hat die verschiedensten Behauptungen hervorgerufen, wie denn z. B. Fourier die Entstehung desselben zwischen 2500 und 2100, Lalande um 1300 oder 1200, Biot nicht vor 716, Visconti nicht vor 328 setzt. Vgl. Mariette, D., description du grand temple (Par. 1873–75, 4 Bde.); Dümichen, Baugeschichte des Denderatempels (Straßb. 1877); Riel, Der Tierkreis und das feste Jahr zu D. (Leipz. 1878).

Dendriten (griech.), baumförmig verästelte Aggregate, welche Mineralien und lösliche Salze unter günstigen Umständen bilden können. Hierher gehören die schwarzen (Pyrolusit) oder braunen (Brauneisenstein) Zeichnungen, welche sich mitunter auf engen Fugen und Klüften des Mergels sowie des Sand- und Kalksteins finden. Sie sind dadurch entstanden, daß in die Haarspalten des Gesteins Lösungen von

Mangan- und Eisensalzen eindrangen, aus denen sich infolge einer Verdunstung des Lösungsmittels die unlöslichen Oxyde ausschieden. Eine andre Entstehungsweise haben die Baum- oder Strauch-, auch federartigen Aggregate, welche an gediegenen Metallen, einigen Metallverbindungen sowie an verschiedenen löslichen Salzen beobachtet werden. Hier ist die Verästelung Folge der Kristallisation und daher symmetrisch. Gediegenes Silber zeigt moosartige Gebilde, deren Verästelungen sich, da die Grundform ein reguläres Oktaeder ist, unter rechten Winkeln schneiden. Ähnliche Formen zeigen Gold und Kupfer, wie auch lösliche Salze beim Verdunsten des Lösungsmittels nicht selten D. bilden. Vgl. Metallbäume und Mineralien (morphologische Eigenschaften). S. Tafel »Mineralien«, Fig. 6.

Dendrobium *Swartz* (Baumwucherer, Knotenstengel), Gattung aus der Familie der Orchideen, ausdauernde, in ihrem Habitus sehr abweichende Gewächse, meist in Ostindien und dem Archipel heimisch, aber auch in Ostaustralien, auf den Südseeinseln und auf Neuseeland vertreten, wachsen in ihrer Heimat an den Zweigen der Bäume, von welchen sie mit ihren wurzelnden Stengeln herabhängen. Von den etwa 200 bekannten Arten werden über 80 in Gewächshäusern als Zierpflanzen gezogen.

Dendrocopus, s. Spechte.

Dendrocygna, s. Enten.

Dendrolithen (griech.), versteinerte Reste vorweltlicher Baumstämme, zeigen oft so gut erhaltene Struktur, daß sie namentlich mit Hilfe des Mikroskops nach Familien, Gattungen und Arten unterschieden werden können. Nadelhölzer und Farne sind am häufigsten unter den D. vertreten.

Dendrologie (griech.), die »Wissenschaft von den Bäumen«, aber mit der Beschränkung auf diejenigen, welche in einem bestimmten Land im Freien aushalten und zu Anpflanzungen benutzt werden können. Die gut durchforschte Flora eines Landes hat es nur mit einer ziemlich sicher abgeschlossenen Zahl von Arten zu thun; aber die D. erhält jährlich neuen und sehr bedeutenden Zuwachs an Arten, Varietäten, Formen, da Reisende und Gärtner bemüht sind, neue Gehölze einzuführen und die Zahl der vorhandenen durch Kulturvarietäten zu vermehren. Eine der schwierigsten Aufgaben der D. ist es nun, eine richtige Nomenklatur der Gehölze herzustellen, die Synonyme zu ermitteln und die nicht selten von gewinnsüchtigen Handelsgärtnern aufgestellten falschen Namen als solche nachzuweisen. Die Arbeit des Dendrologen ist aber um so schwieriger, als die Gehölze wegen ihres spätern und seltenern Blühens viel schwieriger zu bestimmen sind als krautartige Gewächse und überdies die Kulturvarietäten mehr oder weniger leicht aus ihrem geschlossenen Formenkreis heraustreten und je nach den herrschenden Kulturverhältnissen variieren. Manche Gehölze bewahren auch bei sehr langer Kultur mit großer Zähigkeit die ursprüngliche Form; andre bilden schon nach wenigen Jahrzehnten Varietäten, die dann sogar geschlechtlich aufeinander einwirken und die Zahl der Formen noch weiter vermehren helfen. Kreuzungen zwischen verschiedenen Arten kommen gleichfalls sehr häufig vor, und so läßt sich die spezifische Natur mancher Pflanzen erst nach jahrelanger Beobachtung feststellen, und oft gelangt man nur durch immer wiederholte Aussaaten und Auswahl der erhaltenen Pflanzen zum Ziel. Der Kunstgärtner macht auch solche Aussaaten, aber er wählt von den Sämlingen zu weiterer Behandlung immer diejenigen aus, welche sich am meisten von der ursprünglichen Form entfernen, und erhält dadurch sein immer wechselndes Material für den Markt. Der Dendrolog verfährt in seinem Baumgarten (Arboretum) umgekehrt: er sucht bei seinen Aussaaten nach denjenigen Exemplaren, welche am meisten der ursprünglichen Form sich zu nähern scheinen, und ermittelt auf solche Weise die Abstammung unsrer Zier- und Nutzgehölze. Blutbuche und Pyramideneiche konnten die Gärtner vor 10—15 Jahren nur auf ungeschlechtlichem Weg vermehren; gegenwärtig sind die Varietäten schon so konstant geworden, daß bei der Aussaat nur 20, höchstens 50 Proz. der Sämlinge zurückschlagen, und bei rationellem Verfahren wird man sie in 40—50 Jahren ganz konstant erhalten, so daß nur sehr lange im entgegengesetzten Sinn fortgeführte Aussaaten die ursprünglichen Arten werden erkennen lassen.

Die D. steht im Dienste der Landschaftsgärtnerei und Landesverschönerung und hat dieser ein möglichst reiches Material zu liefern. Baumpflanzungen finden sich in den ältesten Zeiten; die Schönheit und Majestät der Bäume hat überall und zu allen Zeiten mächtig auf das Gemüt der Menschen eingewirkt, und dem Baumkultus (s. d.) begegnet man schon in den ersten Anfängen aller Kultur. Früh entwickelte sich auch bei semitischen, indischen und iranischen Völkern im mittlern und südlichen Asien die Gartenkunst, und von den Chinesen haben die Engländer die ersten Anregungen zur Ausbildung jenes Gartenstils erhalten, welchen man jetzt als den vollkommensten schätzt. Die Römer gefielen sich in geschmacklosem Verschneiden von Bäumen und Gesträuchern zu Tiergestalten, Namenszügen &c., und die Franzosen trieben diese Richtung durch Lenôtre auf eine geistlose Spitze. Während dieselbe aber im Norden Europas nur allzu willige Nachahmung fand, ging man in Südfrankreich ganz andre Bahnen und suchte in glücklicher Erkenntnis der eigentümlichen Schönheit verschiedenartiger Gehölze den Bestand durch Einführungen aus dem Süden und Osten Europas und besonders aus Nordamerika zu vergrößern. Das erste dendrologische Werk, Duhamels »Traité des arbres et arbustes« (Par. 1755, 2 Bde.), konnte schon 250 Gehölze von diesem Terrain beschreiben und abbilden. In den Niederlanden gelangte gleichzeitig die Landschaftsgärtnerei zu bedeutender Entwickelung, und Knoop lieferte in seiner »Dendrologie« (Leeuwarden 1763, Amsterd. 1790) eine wissenschaftliche Übersicht des vorhandenen Materials. Als dann der englische Gartenstil auch in Deutschland Anerkennung und Nachahmung fand, entstanden, namentlich im Südwesten, mehrere noch jetzt berühmte Anlagen, von denen besonders die in Harbke bei Helmstedt und Schloß Weißenstein (jetzt Wilhelmshöhe) wichtig sind, weil sie für die D. epochemachend wurden. Der Braunschweiger Duroi gab 1771—72 das erste klassische dendrologische Werk: »Die Harbkesche wilde Baumzucht« (Braunschw., 2 Bde.; mit Vermehrungen und Veränderungen von Pott, das. 1791—1800, 3 Bde.), heraus, und Mönch lieferte ein »Verzeichnis ausländischer Bäume des Lustschlosses Weißenstein« (Leipz. u. Frankf. 1785). Weißenstein hatte seine nordamerikanischen Hölzer namentlich durch den Freiherrn v. Wangenheim, der als Hauptmann der hessischen Garde 1778 nach Nordamerika gegangen war, erhalten; in Frankreich aber vermehrte André Michaux durch seine Reisen in Persien (1782—85) und Nordamerika (1785—96) die Zahl der kultivierten Gehölze. Dort begann 1801 die Herausgabe des »Nouveau Duhamel« (2. Aufl. von Duhamels »Traité«, Par.

1801—19, 7 Bde.), während in Deutschland Kerner 1783 die inländischen (Stuttg. 1783—92, 9 Hefte) und 1796 die ausländischen Gehölze (Leipz., 4 Hefte) zu beschreiben anfing. In diese Epoche gehören außerdem Schmidts »Österreichische Baumzucht« (Wien 1792—1822, 4 Bde.) und das bahnbrechende Werk von Willdenow: »Wilde Baumzucht« (Berl. 1796, 2. Aufl. 1811). Hayne begann mit Guimpel und Willdenow 1815 die Abbildungen deutscher und 1819 die der fremden Holzarten und schrieb seine »Dendrologische Flora der Umgegend und der Gärten Berlins« (Berl. 1822); Loudons »Arboretum et Fruticetum britannicum« (Lond. 1838, 8 reich illustrierte Bände) blieb bis in die neueste Zeit der hauptsächlichste wissenschaftliche dendrologische Ratgeber. Aber erst durch Kochs »Dendrologie« (Erlang. 1869—72, 2 Bde.) hat die D. eine dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechendere Ausbildung erfahren. Das dendrologische Material ist in den letzten Jahren außerordentlich stark vermehrt worden. Willdenow beschrieb 1811 nur 770, Koch führt nahezu 1400 Arten auf; nun hat sich aber seit Willdenow die Liebhaberei für Ab- und Spielarten und Formen ungemein entwickelt, und mit Hinzurechnung der letztern stehen der Gärtnerei jetzt weit über 3000 verschiedene Gehölze, die bei uns im Freien aushalten, zur Verfügung. Vgl. noch Lauche, Deutsche D. (Berl. 1880); Hartwig und Rümpler, Illustriertes Gehölzbuch (das. 1875).

Dendrometer (griech., Baummesser), jedes Instrument, mittels dessen die meßbaren Verhältnisse stehender Bäume ermittelt werden. Zur Messung der Baumhöhen bedient man sich eines Höhenmessers (Hypsometers), der vorzugsweise D. genannt wird, zur Messung des Durchmessers eines Meßbandes oder einer Kluppe (s. d.), zur Ermittelung der Holzmasse durch Untertauchen von Holzstücken unter Wasser eines Xylometers (s. d.). Vgl. auch den Art. »Holzmeßkunde«.

Deneb (arab., »Schwanz«), der hellste Stern (zweiter Größe) im Sternbild des Schwans. Denebola (D. el Asad), zweithellster Stern im Sternbild des Löwen, am Schwanz desselben.

Denegation (lat.), Verweigerung. Daher Denegatio audientiae, Verweigerung des rechtlichen Gehörs. Wenn ein Richter widerrechtlich einer Partei die nachgesuchte rechtliche Hilfe verweigert, so kann dieselbe durch Einlegung der geordneten Rechtsmittel auf rechtliches Gehör dringen, auch bei dem Justizministerium Beschwerde führen. Diese Beschwerde nannte man früher Querela denegatae justitiae. Nach Art. 77 der deutschen Reichsverfassung kann auch der Bundesrat Beschwerden über verweigerte oder gehemmte Rechtspflege in einem Bundesstaat annehmen und deren Erledigung veranlassen. D. debiti conjugalis, Verweigerung der ehelichen Pflicht.

Denegieren (lat.), verweigern, abschlagen.

Deneschka (Denuschka, Denga), russ. kupferne Scheidemünze, = ½ Kopeke.

Denfert-Rochereau (spr. dängfähr-rosch'roh), Pierre Marie Philippe Aristide, franz. Offizier, geb. 11. Jan. 1823 zu St.-Mairent, zeichnete sich auf der polytechnischen Schule und auf der Applikationsschule in Metz durch wissenschaftliches Streben aus, trat 1845 als Leutnant in das Geniekorps, machte den Krimkrieg mit und wurde beim Beginn des Kriegs von 1870 zum Kommandanten von Belfort ernannt und zum Obersten befördert. Mit großer Geschicklichkeit und Thatkraft verteidigte er die Festung, die er rasch verproviantierte und durch Befestigung der Perches verstärkte, gegen die deutsche Armee vom Oktober 1870 bis zum Februar 1871. Er schlug alle Angriffe zurück, hielt ein furchtbares Bombardement aus, kapitulierte erst, als die Pariser Regierung ihn ausdrücklich dazu ermächtigte, und zog 18. Febr. 1871 mit seinen 12,000 Mann aus der Festung mit allen kriegerischen Ehren ab. Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 wurde er vom Departement Oberrhein und, nachdem er infolge der Abtretung des Elsaß sein Mandat niedergelegt, 2. Juli von drei Departements in die Nationalversammlung gewählt, in welcher er sich der republikanischen Partei anschloß und sehr freiheitliche Ansichten kundgab. Auch als Mitglied der reformierten Generalsynode vertrat er gegen die starre Orthodoxie Guizots freisinnige Grundsätze. Wegen dieser Gesinnung ward er im aktiven Dienst nicht wieder angestellt. Seit 1876 Mitglied der Deputiertenkammer, starb er 11. Mai 1878 in Versailles. Er ward auf Staatskosten begraben und 1880 ihm in Belfort eine Statue errichtet. Vgl. Marais, Un français: le colonel D. (neue Ausg., Par. 1885).

Denga, russ. Münze, s. Deneschka.

Dengelgeist, nach schwäbischer Sage eine Personifikation des Todes (Sensenmann), nach welcher dieser in der Gestalt eines alten bärtigen Mannes auf den Kirchhöfen sitzen und seine Sense schärfen (»dengeln«) soll. Bei Hebel ist es ein Engel in weißem Gewand mit goldenen Flügeln, dessen Wirksamkeit an Hermes Nekropompos (»Totengeleiter«) erinnert. Nach dem Sinn der Sense befragt, gibt er wohl den Bescheid, er mähe nur Futter für des Christkindleins Esel, des heil. Fridolin Kühe; aber aus seinen sonstigen Mitteilungen entnimmt man doch, daß er wesentlich dabei beteiligt ist, wenn ein Mensch stirbt: er drückt die Augen zu, er erweckt auch dereinst wieder, »wenn es Zeit ist«.

Dengeln, das Schärfen der aus Schweißstahl gefertigten Sensen durch Hämmern auf einem kleinen Amboß, wodurch die Schneide dünn ausgetrieben wird. Das Nachschleifen erfolgt mittels eines Wetzsteins. Das D. ist nur bei Sensen aus zähem Material möglich, weil sonst leicht ein Ausspringen stattfindet. Es erfordert viel Übung, um die ungleichmäßige Härte des Blattes berücksichtigen zu können. Besonders harte Stellen werden trocken gedengelt, um sie bei der stattfindenden Erwärmung zu erweichen, während weiche Stellen beim D. mit kaltem Wasser genetzt werden. Dengelmaschinen sind nach Art eines kleinen Fallhammers gebaut; ihre Anwendung ist eine sehr beschränkte.

Dengesich (Dinzio), einer der zahlreichen Söhne Attilas, wurde nach seines Vaters Tod 454 von dem Gepidenkönig Ardarich am Fluß Netad in Pannonien geschlagen, wobei sein ältester Bruder, Ellak, den Tod fand, und stiftete nun mit den noch lebenden Brüdern ein Reich am Schwarzen Meer, von wo aus er gegen Ostgoten und Römer häufige Kriege führte. Er wurde 469 in Thrakien von dem römischen Magister militum Anagastus erschlagen und sein Haupt in der Rennbahn zu Konstantinopel zur Schau ausgestellt.

Dengler, Leopold, Forstmann, geb. 17. Nov. 1812 zu Karlsruhe, studierte 1832—34 auf der Forstschule daselbst, war 1839—48 Bezirksförster, seitdem Forstlehrer und Bezirksförster in Karlsruhe; starb 27. Jan. 1866 daselbst. Er schrieb: »Weg-, Brücken- und Wasserbaukunde für Forst- und Landwirte« (Stuttg. 1863) und gab die vierte Auflage von Gwinners »Waldbau« (das. 1858) und seit 1858 die »Monatsschrift für Forst- und Jagdwesen« heraus.

Denham (spr. dénnäm), 1) Sir John, engl. Dichter, geb. 1615 zu Dublin als einziger Sohn des Sir John D., Baron of the Exchequer, studierte in Oxford die Rechte und ward Bachelor of arts. 1641 gab er sein Trauerspiel »The Sophy« heraus, dessen Stoff aus Herberts Reisen entlehnt war und auch von Robert Baron behandelt wurde. Bald darauf ward er High Sheriff der Grafschaft Surrey und Gouverneur von Farnham Castle; doch legte er das letztere Amt nieder und begab sich nach Oxford zum König Karl I., dem er während der bürgerlichen Unruhen wesentliche Dienste leistete. Er begleitete auch Karl II. ins Exil, kehrte aber 1652 nach England zurück, wo er beim Grafen von Pembroke zu Witton ein Asyl fand. Nach der Restauration ward er zum Oberaufseher der königlichen Gebäude ernannt und erhielt am Krönungstag Karls II. den Bathorden. Eine unglückliche Heirat raubte ihm eine Zeitlang den Verstand. Er starb 19. März 1668. D. war in England der erste, der die beschreibende Poesie kultivierte und, namentlich durch sein Gedicht »Cooper's Hill« (Lond. 1643), der Schöpfer einer neuen Art von poetischen Landschafts- und Naturgemälden ward; er gesellt sich dadurch den Mitbegründern der neuenglischen Poesie bei. Gesammelt erschienen seine poetischen Werke zu London 1684, zuletzt daselbst 1719; mit den Gedichten E. Wallers zusammen herausgegeben von Gilfillan, 1857.

2) Dixon, engl. Reisender, geb. 1. Jan. 1786 zu London, erhielt seine Bildung in der königlichen Kriegsschule zu London, diente dann als Freiwilliger in dem spanischen Kriege gegen Napoleon I. und machte den Feldzug in den Niederlanden mit. 1821 erhielt er die Erlaubnis, sich der Expedition Oudneys und Clappertons nach Innerafrika anzuschließen, brach mit ihnen im Februar 1822 von Tripolis nach Mursuk in Fezzan auf und erreichte 4. Nov. Lari am Tsadsee, dessen geographische Lage er bestimmte. Darauf begab er sich nach Kuka, der Residenz des Sultans von Bornu, wo er einem Kriegszug gegen die Fulbe beiwohnte. Verwundet und gefangen, entkam er durch seine Geistesgegenwart und erreichte mit den Trümmern des Heers Bornu. Von seinen Wunden kaum genesen, unternahm er eine Reise den südlich in den Tsadsee einmündenden Schariflus aufwärts, wurde aber an weiterm Vordringen durch das Mißtrauen und die Wildheit der Bewohner verhindert. Wieder mit Clapperton vereinigt, besuchte er Sokoto im Reich der Fulbe und kehrte mit ihm im April 1824 über Tripolis, Italien und Frankreich nach England zurück. Ende 1826 wurde er zum Oberstleutnant und Intendanten von Sierra Leone, dann zum Gouverneur dieser Kolonie ernannt, starb aber schon 9. Juni 1828 in Freetown am Fieber. Sein Reisebericht ist in der von Barrow herausgegebenen »Narrative of travels and discoveries in Northern and Central Africa« (Lond. 1826) enthalten.

Denia, Bezirksstadt in der span. Provinz Alicante, am Meer gelegen, hat Ruinen eines Kastells, einen Hafen, welcher mit Algier in Dampfschiffsverbindung steht und den Hauptplatz für die Ausfuhr der Rosinen von Valencia bildet (jährlich gegen 10 Mill. kg), zahlreiche römische Altertümer und (1878) 8623 Einw., welche Handel mit Südfrüchten und Zuckerraffinerie betreiben. D. wurde von den Massiliensern angelegt und nach dem dortigen Tempel der Diana von den Römern Dianium genannt. Dem Sertorius diente die Stadt als Zufluchtsort. 1245 wurde sie den Mauren durch Jakob I. von Aragonien entrissen.

Denier (spr. dönjeh), nach dem römischen Denar benannte franz. Silbermünze, anfänglich ganz fein, seit Philipp I. schlecht (mit Kupfer versetzt) und seit Heinrich III. nur von Kupfer, = 1/240 Livre tournois = 0,33 Pf. Der D. d'or oder Liard war eine Rechnungsmünze von 3 Deniers tournois. D. war auch ein französisches Gewicht, = 1,275 g, und eine bei der Numerierung des Seidengarns gebräuchliche Gewichtsgröße, = 0,0531 g. Man ermittelt, wieviel Deniers eine Strähne Seide von 476 m (ancien titre) oder von 500 m (nouveau titre) wiegt.

Denifle, Friedrich Heinrich Suso, kathol. Theolog, geb. 16. Jan. 1844 zu Imst im Oberinnthal, trat 1861 zu Graz in den Dominikanerorden, erhielt 1866 die priesterliche Weihe, war seit 1870 in Graz im dortigen Dominikanerkloster thätig und wurde 1880 als Generaldefinitor seines Ordens für Deutschland nach Rom berufen, wo er als Unterarchivar im Vatikan für die neue Ausgabe der Schriften des Thomas von Aquino thätig ist. Die Hauptschriften Denifles sind (außer seiner Ausgabe von H. Susos Schriften, Augsb. 1878 ff., und vielen wissenschaftlichen Aufsätzen, namentlich in Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum«): »Die katholische Kirche und das Ziel der Menschheit« (Graz 1872); »Das geistliche Leben. Eine Blumenlese aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts« (3. Aufl., das. 1880); »Der Gottesfreund im Oberland und Nikolaus von Basel« (Münch. 1875); »Taulers Bekehrung kritisch untersucht« (Straßb. 1879); »Zu Susos ursprünglichem Briefbuch« (Graz 1875); »Das Buch von geistlicher Armut« (mit dem Nachweis, daß Tauler nicht der Verfasser desselben sei, Münch. 1877), und die auf 4 Bände berechnete »Geschichte der Universitäten im Mittelalter« (Berl. 1885, Bd. 1). Seit 1885 gibt er mit Ehrle das »Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters« (Berl.) heraus.

Denigrieren (lat.), anschwärzen, verleumden; Denigration (franz. Denigrement), Verleumdung, Herabsetzung; Denigrant, Verleumder.

Deniliquin, Stadt in der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, Hauptort des großen sogen. Riverinadistrikts, am Edwardsfluß, durch Eisenbahn mit Echuca und dadurch mit Melbourne verbunden, mit nur 3000 Einw., aber wichtig als Handelszentrum für die reichen Weidedistrikte, von denen es umgeben ist, und mit ansehnlichen öffentlichen Gebäuden, einem Hospital, 4 Banken und 3 Zeitungen.

Denina, Giacomo Carlo, ital. Geschichtschreiber, geb. 28. Febr. 1731 zu Revel in Piemont, studierte zu Turin die schönen Wissenschaften und Theologie und erhielt 1754 die Professur der Humaniora zu Pignerol, welche er aber durch eine der Geistlichkeit mißfällige Komödie, die er durch seine Schüler aufführen ließ, verlor. 1756 ward er außerordentlicher Professor der Rhetorik an der Universität zu Turin, später Professor der griechischen Sprache und der italienischen Litteratur daselbst, aber, da er eine der Geistlichkeit feindliche Schrift: »Dell' impiego delle persone«, einem Verbot zuwider heimlich in Florenz herausgab, seiner Stelle entsetzt, auf sechs Monate in das Seminar zu Vercelli geschickt und nach Ablauf dieser Strafzeit nach seinem Geburtsort Revel verwiesen. Erst 1781 ward ihm erlaubt, nach Turin zurückzukehren; 1782 folgte er einem Rufe Friedrichs d. Gr. nach Berlin, wo er in die Akademie aufgenommen wurde und später den Titel eines Legationsrats und ein Kanonikat in Warschau erhielt. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrat von Piemont zum Bibliothekar der Universität zu Turin; bevor er aber noch das Amt angetreten, übertrug ihm Napoleon I. für die Dedikation seines »Clef des

langues« die Stelle eines kaiserlichen Bibliothekars in Paris, wo er 5. Dez. 1813 starb. Seine zahlreichen historischen Arbeiten über das alte Griechenland, über Preußen und Friedrich d. Gr., über Deutschland rc., zum Teil französisch geschrieben, sind jetzt meist von keiner Bedeutung mehr; nur einige, wie »Delle revoluzioni d'Italia libri ventiquattro« (Tur. 1769—1770, 3 Bde.; deutsch von Volkmann, Leipz. 1771—1773, 3 Bde.; in spätern Ausgaben fortgesetzt, z. B. Veneb. 1800, 5 Bde.) und die »Storia dell' Italia occidentale« (das. 1809—10, 6 Bde.), sind auch in der Gegenwart noch von Interesse. Sein Epos »La Russiade« (Berl. 1799—1800) enthält eine Verherrlichung Peters d. Gr.

Denis, 1) Johann Michael Cosmus, Dichter und Bibliograph, geb. 27. Sept. 1729 zu Schärding am Inn, ward von Jesuiten erzogen und trat 1747 zu Wien in den Orden der Jesuiten ein, die ihn verschiedentlich als Lehrer und Prediger verwendeten. Als seine Gesundheit die Anstrengungen des Reisepredigens nicht mehr vertrug, wurde er (1759) Professor der schönen Wissenschaften und der Litteraturgeschichte an dem von den Jesuiten geleiteten Theresianum zu Wien, und seine Wirksamkeit war hier so erfolgreich, daß er auch nach Vertreibung des Ordens (1773) seine Stelle behielt. Zugleich wurde er Bibliothekar an dem Institut und, als Joseph II. auch dieses aufhob, in richtiger Würdigung seiner Fähigkeiten zum Kustos der kaiserlichen Bibliothek ernannt, in welcher Stellung er auch unter Leopold II. mit dem Titel Hofrat verblieb. Er starb 29. Sept. 1800. D. hat sich um die Bildung in seinem Vaterland, das er zuerst mit der Litteratur des nördlichen Deutschland bekannt machte, große Verdienste erworben. Seine poetischen Vorbilder waren Ossian, den er in Hexametern übersetzte (»Die Gedichte Ossians, eines alten keltischen Dichters, aus dem Englischen übersetzt«, Wien 1768), und Klopstock, dessen Bardengesänge er in seinen eignen, unter dem Namen des Barden Sined (Anagramm von D.) gedichteten, von hohem Patriotismus erfüllten Liedern und Oden nachahmte. Sie erschienen unter dem Titel: »Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von Michael D.« (Wien 1773), später mit Ossian zusammen als »Ossians und Sineds Lieder« (das. 1784, 5 Bde.; neue Aufl. 1791, 6 Bde.). Seine verdienstvollen bibliographischen Arbeiten sind: »Grundriß der Bibliographie und Bücherkunde« (Wien 1774); »Grundriß der Litteraturgeschichte« (das. 1776); »Einleitung in die Bücherkunde« (das. 1777, neue Aufl. 1795—96); »Wiens Buchdruckergeschichte bis 1560« (das. 1782, nebst Nachtrag 1793). Sein »Litterarischer Nachlaß« ward herausgegeben von J. F. v. Retzer (Wien 1802, 2 Bde.). Vgl. v. Hofmann-Wellenhof, Michael D. (Innsbr. 1881).

2) Paul, Architekt und Ingenieur, geb. 26. Juni 1795 zu Mainz, vollendete als Schüler der polytechnischen Schule in Paris 1814 und 1815 seine Fachstudien und trat 1817 in den bayrischen Staatsdienst. In den Jahren 1832 und 1833 machte er eine Reise nach Belgien, Frankreich, England und Nordamerika, wurde 1834 der bayrischen Ministerialkommission für den Bau des Main-Donaukanals als Techniker beigegeben und führte 1835 die erste Eisenbahn in Deutschland, die Nürnberg-Fürther, aus. Unter seiner Leitung ward auch die München-Augsburger sowie die Taunusbahn ausgeführt. Im J. 1842 ging er als Kreisbaurat nach Speier, wo er den Bau der pfälzischen Bahnlinien leitete, auch an der Ausführung der Worms-Mainzer Bahn teilnahm. Im J. 1856 wurde er zum Direktor der Bayrischen Ostbahn ernannt und baute bis 1866 deren Netz aus. Er starb 2. Sept. 1872 in Dürkheim.

Denislü, Stadt im türk. Wilajet Aidin in Kleinasien, an einem Nebenfluß des Menderes Tschai (Mäander), 380 m ü. M., in fruchtbarer Gegend, mit 2—3000 Einw. und Fabrikation von Maroquin.

Denitrierung, s. Schwefelsäure.

Deniz (türk.), Meer.

Denk, Johannes, Wiedertäufer im 15. Jahrh. Über seine Jugend weiß man nichts Sicheres. 1523 Rektor der Sebaldusschule zu Nürnberg, wurde er 1524 als Anhänger Münzers aus der Stadt verwiesen, hielt sich 1525 in Augsburg (von wo er aus demselben Grund flüchten mußte) und 1526 in Straßburg bei seinem Gesinnungsgenossen Hetzer auf. Auch von hier vertrieben, fand er endlich nach mannigfachen Irrfahrten in Süddeutschland und der Schweiz durch Ökolampadius Aufnahme in Basel, woselbst er im November 1527 an der Pest starb. In Streitschriften griff er die Reformatoren heftig an; mit Hetzer (s. d.) zusammen übersetzte er die »Propheten« ins Deutsche (Worms 1527). Vgl. Keller, Ein Apostel der Wiedertäufer (Leipz. 1882).

Denkart als Art, wie überhaupt, und **Denkungsart** als Art, wie über gewisse Gegenstände (meistens solche, bei welchen der Wert des Denkenden selbst von der Beschaffenheit seines Denkens über dieselben abhängt) gedacht wird, werden im gewöhnlichen Leben als gleichbedeutend gebraucht. Streng genommen, unterscheiden sich beide Ausdrücke aber durch den Umstand, daß bei der D. auf die das Denken im allgemeinen beherrschenden logischen Gesetze, bei der Denkungsart dagegen auf die Prinzipien derjenigen besondern Gegenstände Rücksicht genommen wird, an welchen sie sich äußert. Da von jenen die Form, von diesen dagegen der Inhalt der Erkenntnis, d. h. des Denkens, das den Anspruch auf Wahrheit macht, abhängt, so kann man sagen, daß sich verschiedene Denkarten durch die Form, verschiedene Denkungsarten hingegen durch ihren Inhalt unterscheiden. Jene stellen daher gleichsam verschiedene Gattungen des Denkens (wie die auf verschiedenen Lebensgesetzen beruhenden Pflanzen und Tiere verschiedene Reiche des Organischen), diese dagegen verschiedene Arten derselben Gattung (wie alle Tiergattungen Arten des animalischen Organismus) dar. Beispiele verschiedener Denkarten liefern z. B. das Platonische und das Aristotelische Denken, deren ersteres zwischen je zwei Gegensätzen ein vermittelndes Drittes zuläßt, während das letztere ein solches verwirft, für deren ersteres daher der sogen. Satz des ausgeschlossenen Dritten kein logisches Denkgesetz ist, während er dem andern als solches gilt. Beispiele verschiedener Denkungsarten dagegen liefern z. B. die abweichenden Ansichten eines Soldaten (oder Edelmanns) und eines Philosophen wie Schopenhauer über das Duell, das jener vom Gesichtspunkt des Standesvorurteils, dieser dagegen vom moralischen aus betrachtet. Bei Denkern, deren D. verschieden, ist das Denken der Art nach verschieden, während bei solchen, die bloß in der Denkungsart abweichen, das Denken der Art nach gleich und nur der Gesichtspunkt, von dem beide rücksichtlich des Beurteilten ausgehen, verschieden ist. Der nicht endende Streit zwischen philosophischen Schulen, die einander in der D. entgegenstehen (wie die Platonische und Aristotelische oder Hegels und Kants), ist daher ebenso erklärlich wie die Aussicht auf Verständigung zwischen solchen, die nur in der Denkungsart verschieden sind, offenbar. Von jenen

vermag keiner den andern zu überweisen, weil jedem das logische Denken des andern für unlogisch gilt. Von diesen dagegen ist anzunehmen, da sie dieselben Beweisgesetze anerkennen, daß der Vorzug einer gewissen Denkungsart vor allen übrigen dereinst für sie sämtlich einleuchtend gemacht werden kann. Die Verschiedenheit der Denkarten erstreckt ihren Einfluß über das ganze, jene der Denkungsarten dagegen nur über ein besonderes Gedankengebiet; erstere hat in ihrem Gefolge entgegengesetzte Weltanschauungen, diese dagegen nur entgegengesetzte Auffassungen auf begrenztem, z. B. politischem, religiösem, moralischem oder ästhetischem, Gebiet. Der Grund der Verschiedenheit der letztern liegt ausschließlich in der Verschiedenheit des Stoffes, welcher dem Denker zur Verarbeitung geboten, der Grund der Verschiedenheit jener (z. B. des Platonischen und des Aristotelischen Lehrgebäudes) überdies in der Verschiedenheit der Denkgesetze, nach welchen derselbe verarbeitet wird. Die Verschiedenheit des Stoffes aber hat ihren Ursprung in der Verschiedenheit dessen, was dem Einzelnen oder einer Mehrheit von solchen (einem Stand, Volk, einer kirchlichen oder politischen Partei, einer nach Thatsachen der Erfahrung in Natur und Geschichte oder nach einem Wertmesser menschlicher Handlungen und Kunstschöpfungen forschenden Schule) als positive Thatsache (theoretische) oder als ausgemachter Wert (praktische Denkungsart, mit Recht oder Unrecht) gilt. Zu dem Mangel an Übereinstimmung über dasjenige, was als Thatsache gelten darf, tragen Umstände des Ortes und der Zeit, welche die eigne Beobachtung entweder erschweren, oder gänzlich unmöglich machen, die Zeugnisse fremder Wahrnehmung aber verdächtig erscheinen lassen, u. dgl. bei. Der Mangel an Übereinstimmung über dasjenige, was als (sittlich) gut im Wollen, als (ästhetisch) schön im Schaffen angesehen werden solle, wird gleichfalls durch äußere Umstände, durch die (nach Stand, Land, Zeitalter) abweichende Erziehung, Unterricht, Umgang, Beispiel u. dgl., verursacht. In Bezug auf das, was als Thatsache oder als ausgemachter Wert von jedermann anerkannt werden müsse, läßt sich eine gläubige (leicht) und eine skeptische (schwer zu befriedigende), in Bezug auf den Kreis derjenigen, innerhalb deren Übereinstimmung der Denkungsart herrscht, eine vereinzelte, eine partikuläre (d. h. einem Stand, Volk, Zeitalter, einer bestimmten politischen oder kirchlichen Partei, einer wissenschaftlichen Schule oder allgemeinen Bildungsstufe eigne) und eine universale (d. h. für jedermann, zu jeder Zeit und an jedem Ort gültige) Denkungsart unterscheiden. Der Träger der ersten erscheint als Sonderling, jener der zweiten als Repräsentant jener Mehrheit (jenes Standes, Volkes, jener Partei 2c.), deren Denkungsart er zu der seinen gemacht hat, jener der dritten als Stimme der unpersönlichen (theoretischen oder praktischen) Vernunftidee. Alle drei können als theoretische Denkungsart in der Form sowohl des geschulten (als Gedankensystem) wie des ungeschulten Denkens (als Volks- und Spruchweisheit), als praktische in der Form sowohl des von der Einsicht beherrschten bewußten (als Charakter) wie des unbewußten Wollens (als Naturell) auftreten. Die Denkungsart eines Standes, Volkes, Zeitalters 2c. macht dasjenige aus, was man den Standes-, Volks-, Zeitgeist 2c. nennt.

Denkbrote, s. Schaubrote.

Denken, im allgemeinen (formalen) Sinn jedes Vorstellen, das im Gegensatz zum Einzelvorstellen (Empfinden und Anschauen) Mannigfaltiges in Eins zusammenfaßt; im engern (materialen) Sinn aber jedes Vorstellen, das mit dem Anspruch auf Geltung auftritt, ohne sich zur Rechtfertigung desselben auf die unmittelbare Anschauung des Gedachten, sei es durch den äußern oder einen innern Sinn, zu stützen. In jenem Sinn legt man auch dem Kind und Narren ein D. bei; in diesem wird gesagt, daß der Empiriker, der sich auf das Zeugnis des äußern, wie der Mystiker auf jenes eines (angeblichen) innern Sinnes beruft, nicht denke, sondern anschaue. Das D. ist keine ursprüngliche (wie das Empfinden und Anschauen durch den äußern oder einen innern Sinn), sondern eine abgeleitete Thätigkeit und setzt ein entweder (sensualistisch) durch den äußern oder (intuitiv) durch einen innern Sinn dargebotenes Material, die unverbundenen Einzelvorstellungen (Empfindungen und Anschauungen), voraus. Mit Rücksicht auf diese, welche gleichsam die Bausteine darstellen, aus welchen das D. seinen Bau aufführt, kann es auch als die höhere Thätigkeit angesehen werden. Die Zusammenfassung selbst zeigt verschiedene Form, je nachdem das Zusammengefaßte verschieden ist. Besteht das letztere aus Einzelvorstellungen (Empfindungen und Anschauungen), so heißt das Zusammenfassen derselben Begreifen, die Zusammenfassung selbst Begriff; sind die in Eins zusammenzufassenden Vorstellungen dagegen selbst schon Begriffe, so heißt deren Zusammenfassen, wenn es unmittelbar, d. h. ohne Hilfe von Zwischenbegriffen, erfolgt, Urteilen, die Zusammenfassung selbst ein Urteil, wenn es mittelbar erfolgt, d. h. durch Zwischenbegriffe, Schließen und die Zusammenfassung selbst ein Schluß. Begreifen, Urteilen und Schließen sind die Formen, in welchen jedes D. sich vollzieht, und die daher Denkformen heißen. In Bezug auf die Art, wie die Zusammenfassung vor sich geht, läßt sich willkürliches und notwendiges (besser gesagt: willenloses) D. unterscheiden. Ersteres, bei welchem die Verknüpfung des Mannigfaltigen weder infolge äußern Zwanges noch innerer Nötigung, sondern nach der gesetzlosen Laune des Verknüpfenden erfolgt, wird gewöhnlich nicht D., sondern Dichten genannt, hat aber doch mit jenem die Denkformen gemein. Dasselbe bringt seiner phantastischen, weder durch den Gang der Natur noch den Zwang des Denkinhalts geregelten Freiheit gemäß eine durchaus willkürliche, märchenhafte Gedankenwelt hervor, in welcher das dem Ort und der Zeit nach Entlegenste aneinander gerückt, das dem Sinne nach Unverträglichste zusammen gedacht wird, und die sowohl mit der Erfahrung als mit der Vernunft im Widerspruch stehen kann. Das notwendige (willenlose) D. aber ist entweder ein durch die Gewalt der Naturgesetze des (psychischen) Vorstellens auf- oder durch die Macht der Normalgesetze des (logischen) Denkens abgenötigtes. Ersteres bewirkt, daß gleichzeitig oder nacheinander Gegebenes (es sei seinem Inhalt nach verträglich oder nicht) zusammen gedacht werden muß; letzteres befiehlt, daß seinem Inhalt nach Unverträgliches (auch wenn es gegeben ist) nicht zusammen gedacht werden darf. Jenes wird empirisches, dieses logisches D., letzteres auch wohl im strengen Sinn des Wortes allein wirkliches D. genannt. Die Eigentümlichkeit des erstern besteht darin, daß die Zusammenfassung des gleichzeitig oder nacheinander Gegebenen in Eins (der empirische Begriff) zwar unvermeidlich, aber, wenn die zusammengefaßten Merkmale einen Widerspruch einschließen, vom logischen Standpunkt aus doch unerlaubt sein kann. Tritt dieser Fall ein (wie es bei gewissen Erfahrungsbegriffen, z. B. dem Begriff des Dinges mit

mehreren Merkmalen, der Materie, der Veränderung u. a., wirklich geschieht), so hat das empirische D., wenn es nicht unlogisch (antilogisch) sein will, sich einer Bearbeitung nach den Normalgesetzen des Denkens (d. h. nach den Denkgesetzen, s. d.) so lange zu unterziehen, bis es für logisches, d. h. denkbares, D. gelten darf. Die so gewonnenen Begriffe sind Kunstprodukte des logischen Denkens, die durch den Denkgesetzen entsprechende Bearbeitung der Naturprodukte des empirischen Denkens hervorgebracht werden. Die Wissenschaft von den Naturgesetzen des Denkens ist ein Teil der Psychologie, jene von dessen Normalgesetzen dagegen die Denklehre, Logik (s. d.). Die Anweisung zu der Bearbeitung des empirischen nach den Normalgesetzen des logischen Denkens bildet die logische Kunstlehre, die sich zur Logik so verhält wie die Kunstlehren der einzelnen Künste (Tonkunst ꝛc.) zu deren Ästhetiken (d. h. zu den Lehren von deren Normalgesetzen); die Bearbeitung selbst ist die logische Kunst, die Denkbarmachung (Rationalisierung) des empirisch Gedachten, deren Frucht die Philosophie (s. d.), d. h. diejenige Wissenschaft ist, welche durch Bearbeitung von Begriffen entsteht.

Denkendorf, Pfarrdorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Eßlingen, an der Kersch, hat eine Klosterkirche, Obst-, Kraut-, Flachs- und Hanfbau und (1880) 1517 Einw. In dem ehemaligen Kloster der Chorherren vom Heiligen Grab (gegründet 1120) befand sich bis 1810 eine Klosterschule.

Denker, Marie, Schauspielerin, geb. 1814 zu Nienstedten in Schleswig-Holstein als die Tochter eines Gärtners, spielte zuerst in Lübeck, dann in österreichischen Provinzstädten Kinderrollen. Als jugendliche Liebhaberin debütierte sie in Preßburg, ging dann nach Graz und Brünn und nahm 1838 ein Engagement am Wiener Hofburgtheater an, von wo sie in Prag, Leipzig, Breslau, Hamburg ꝛc. gastierte. 1841 für Mannheim engagiert, schied sie von dort noch in demselben Jahr, als ihr eine glänzende Stellung am Hoftheater in München angeboten wurde. Hier gehörte sie seitdem zu den Lieblingen des Publikums und starb 30. März 1882. Sie spielte zuerst mit besonderm Glück Rollen wie Goldschmieds Töchterlein, Baronin im »Ball zu Ellerbrunn«, später Orsina, das Weib aus dem Volk, endlich nach ihrem Übergang in das ältere Fach: Generalin in »Mutter und Sohn«, Volumnia in »Coriolan« ꝛc.

Denkfäden, s. Zizit.

Denkgesetze, die Regeln, nach welchen das Denken sich als logisches, im Gegensatz zu den Gesetzen des Denkens, nach welchen dasselbe sich als natürliches richtet. Jene sind Normal-, diese Naturgesetze des Denkens; jene beziehen sich auf den Inhalt (das Was), diese auf die Art und Weise des Gegebenseins (das Wie) der Gedanken. Jene enthalten die Bedingungen, unter welchen Gedanken für wahr oder falsch, gültig oder ungültig angesehen werden dürfen, diese dagegen die Bedingungen, unter welchen Gedanken, sie seien wahr oder falsch, Erkenntnisse oder Irrtümer, überhaupt entstehen können, thatsächlich entstehen und notwendig entstehen müssen. Angabe der erstern ist Sache der Logik (s. d.) oder Denklehre, Angabe der letztern Sache der Psychologie (s. d.) oder der Lehre vom Denken (im weitesten Sinn). Werden die D. in Worten ausgesprochen, so entstehen daraus die sogen. Grundsätze oder Prinzipien des (logischen) Denkens, wie der Satz, daß das Nichtnichtzudenkende wahr, das Nichtzudenkende falsch sei (Satz der Denknotwendigkeit); daß jeder Denkinhalt sich selbst gleich und daher jedem andern ungleich sei (Satz der Identität und des Widerspruchs); daß die Wahrheit jedes Denkinhalts entweder ohne Grund (Grundwahrheit) oder in der Wahrheit eines andern begründet (Folgewahrheit) sei (Satz des zureichenden Grundes); daß zwischen je zwei einander ausschließenden Denkinhalten kein dritter (Satz des ausgeschlossenen dritten), oder, daß zu je zwei einander ausschließenden ein dritter, beide zur Einheit zusammenfassender Denkinhalt möglich sei (Satz der Einheit der Gegensätze; s. Gegensatz).

Denklehre, s. v. w. Logik.

Denkmäler (Denkmale), s. Monument.

Denkmünze (Medaille), ein nicht für den Verkehr bestimmtes Metallstück in Form einer Münze, das zur Erinnerung an eine bestimmte Begebenheit, eine Person ꝛc. verfertigt ist. Dem griechischen Altertum war der Begriff der Denkmünzen oder Medaillen völlig fremd. Wenn sich auch hin und wieder auf griechischen Münzen Andeutungen eines bestimmten historischen Faktums finden, wenn auch bisweilen bei besonders wichtigen Ereignissen Münzen von ungewöhnlicher Form und besonderm Gepräge geschlagen wurden: so sind dies doch immer nur kursierende Geldstücke, nicht, wie in späterer Zeit, Erinnerungs- oder Schaustücke. So werden z. B. auf sizilischen Münzen häufig die Siege in den Spielen dargestellt, besonders schön auf den um 400 v. Chr. geprägten syrakusischen Zehndrachmenstücken aus der Zeit Dionysius' I., mit einem von Viktoria bekränzten Viergespann. Auch finden sich in dieser Zeit bisweilen die Namen der Stempelschneider auf den Münzen genannt. Die Geldstücke der römischen Republik zeigen sehr häufig Ahnenbilder oder historische Ereignisse aus der Geschichte der Vorfahren der Münzbeamten. In der römischen Kaiserzeit treten große, oft mit einem breiten verzierten Rand umgebene Bronzestücke von schönem Gepräge auf, welche wohl nicht kursierendes Geld waren, sondern vielleicht geschenkweise verteilt wurden. Seltener sind ungewöhnlich große Silber- und Goldstücke, welche unter Domitian beginnen. In späterer Zeit, etwa seit 300 n. Chr., finden wir Goldmedaillons der Kaiser, welche, obgleich meist mit Bezeichnung des Münzfußes versehen, nach dem man die Goldstücke ausprägte, vielleicht eine Art Orden oder Ehrenzeichen waren. In der byzantinischen Zeit verschwinden diese Stücke; auch das übrige frühere Mittelalter kennt keine Denkmünzen in unserm Sinn. Erst im J. 1390 treten in Italien wirkliche Erinnerungsmedaillen auf; es sind die in Kupfer und Silber geprägten schönen Stücke des Franz Carrara auf die Eroberung von Padua. Im Anfang des 15. Jahrh. sind die bereits 1393 beginnenden rechenpfennigartigen Erzeugnisse venezianischer Münzmeister bemerkenswert. Schon vor der Mitte des 15. Jahrh. finden wir plötzlich die Medaillenkunst in ihrer höchsten Blüte: der Maler Vittore Pisano aus dem Veronesischen arbeitete bereits um 1440 eine Anzahl großer Porträtmedaillons in Bronze, nach einem (Wachs-?) Modell gegossen und, wenn der Guß nicht ganz scharf war, ziseliert oder wohl richtiger erst modelliert, dann in Blei abgegossen und ziseliert und von diesen (in einigen Exemplaren erhaltenen) Bleimodellen in Bronze abgegossen und wiederum zuweilen ziseliert. Diese großartigen, alle spätern Werke weit übertreffenden Stücke des Pisano zeigen ein Porträt auf der Vorderseite, auf der Rückseite meist eine sinnige Allegorie. Bewunderungswürdig ist die großartige Naturwahrheit edler Tiere (Löwe, Pferd, Adler), welche Pisano für die Rückseiten seiner Medaillen sorgfältig nach der Natur zeichnete, wie uns seine erhaltenen

Studienblätter beweisen. Besonders schön sind die Medaillons auf Lionello von Este, Alfons, König von Neapel, und auf Piccinino; sehr merkwürdig ist das Medaillon auf den vorletzten byzantinischen Kaiser, Joannes Paläologos, welcher 1439 in Florenz war. Keiner seiner Zeitgenossen und Nachfolger hat Pisano erreicht; doch verdienen Erwähnung die ihm an Großartigkeit der Auffassung am nächsten stehenden Marescotti und Matteo de Pastis, der im Porträt vorzügliche Sperandio, Boldu, Guazzaloti oder Guacialoti u. a. Merkwürdig sind die von italienischen Künstlern (z. B. vom Maler Gentile Bellini) verfertigten trefflichen Porträtmedaillons des als Kunstfreund bekannten Sultans Mohammed, welcher 1453 Konstantinopel eroberte. Geprägte Schaustücke (kursierendes Geld) finden wir vor 1500 in Bologna und Mailand; die Stempel sind vielleicht von dem berühmten Maler und Goldschmied Francesco Francia verfertigt. In späterer Zeit, besonders aber im 16. Jahrh., zeichnen sich die oft gegossenen italienischen Medaillen durch freie und geistreiche Arbeit aus. Interessant sind die guten, aber vom Künstler selbst überschätzten geprägten Stücke des Benvenuto Cellini; doch weisen auch das 17., sogar noch das 18. Jahrh. manche gute Leistung in Italien auf. Gute französische Gußmedaillen des 16. Jahrh. sind selten. In Deutschland begann diese Kunst etwas später als in Italien, einer der ersten und zugleich der vorzüglichste Medailleur ist Albrecht Dürer, dem man mit Sicherheit mindestens zwei gegossene einseitige Stücke zuschreiben kann: einen weiblichen Kopf von vorn (seine Frau?), von 1508, und seinen Vater (gest. 1502), von 1514. Die übrigen deutschen Medaillen (meist Bildnismedaillen, von den Dargestellten zur Verteilung an Freunde bestimmt) sind zuerst ebenfalls gegossen und oft ziseliert, meist zweiseitig und namentlich in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. oft von außerordentlicher Schönheit und Sorgfalt der Arbeit, besonders die Nürnberger, Augsburger, auch die Schweizer. Unter letztern sind die von Jakob Stampfer die ausgezeichnetsten; die den meisten andern weit überlegenen Nürnberger Künstler sind sämtlich unbekannt, doch hat möglicherweise der berühmte Kupferstecher H. S. Beham 1540 derartige Werke in Speckstein geschnitten. Gut und kräftig sind die Arbeiten des schon zu seiner Zeit sehr geschätzten Augsburgers Hans Schwarz, meist 1518 und 1519. Von der Mitte des 16. Jahrh. an begann die Kunst zu sinken; geprägte, weniger kunstvolle Medaillen werden häufiger, doch erhält sich in Deutschland wie auch in Frankreich und den Niederlanden bis ins 17. Jahrh. hinein eine vortreffliche Technik. Abgesehen von den künstlerisch interessanten Stücken, sind im 16. und besonders im 17. Jahrh. eine große Masse von historisch merkwürdigen und von satirischen Schaustücken erwähnenswert. In späterer Zeit, namentlich im 18. Jahrh., finden wir eine große Vorliebe für sogen. restituierte Medaillen, d. h. ganze Suiten von Bildnissen berühmter Männer oder Königsreihen; bereits Tobias Wolf, einer der ausgezeichnetsten Medailleure des 16. Jahrh., auch der sonst lobenswerte Schweizer Hedlinger haben derartige Arbeiten verfertigt. Je größer im 17. und 18. Jahrh. die Masse der (fast immer geprägten) Medaillen wird, desto weniger bieten dieselben künstlerisches oder wissenschaftliches Interesse; es sind meist geschmacklose Erzeugnisse der Perücken- und Zopfzeit, nur die dargestellten Personen verleihen ihnen einigen Reiz. Zu erwähnen sind die oft noch vorzüglichen deutschen Medaillen Gustav Adolfs, die des Großen Kurfürsten (zum Teil von dem vortrefflichen, auch als Eisenschneider berühmten Gottfried Leygebe), die des ersten preußischen Königs, die Ludwigs XIV. Wenig Erfreuliches bieten die meist schlecht ausgeführten Medaillen Friedrichs d. Gr. Einen neuen Aufschwung nimmt die Medaillenkunst unter Napoleon I., dessen schöne Medaillen, meist von Andrieu, mit trefflichen Köpfen und geistreich gedachten Rückseiten allen neuen Künstlern Vorbilder sein sollten. In neuerer Zeit haben sich besonders Barre in Paris, welcher ein unerreichtes Meisterstück der Prägekunst im Renaissancestil mit den Köpfen der Familie Ludwig Philipps verfertigte, Wyon in London, L. Wiener in Brüssel und Voigt in München (zuletzt in Rom) ausgezeichnet; doch ist es keinem der neuern Medailleure gelungen, die ideale Schönheit des Pisano und seiner Nachfolger und die kraftvolle Naturwahrheit der deutschen Medaillen des 16. Jahrh. auch nur annähernd zu erreichen. — Den Übergang der Medaillen zu den Münzen bilden die auf besondere Ereignisse geprägten Geldstücke, fast nur (abgesehen von den antiken Münzen) der neuern Zeit angehörend, z. B. die Krönungsthaler, Siegesthaler, auch die früher sehr beliebten Geldstücke mit Allegorien, Bibelsprüchen (Spruchgroschen) 2c. Eine andre Art der Denkmünzen sind die als **Ehrenzeichen** verteilten Metallstücke, deren Vorbild die erwähnten Goldmedaillons der römischen Kaiserzeit sind. Die Medaillenkunde hat eine zahlreiche Litteratur. Ein wichtiges Sammelwerk sind die Tafeln des **Heräus** (neuer Abdruck, Wien 1828), ferner die betreffenden Teile des »Trésor de numismatique, etc.« mit unbrauchbarem Text. Vgl. ferner **Bergmann**, Medaillen auf berühmte 2c. Männer des österreichischen Kaiserstaats (Wien 1844—57); J. **Friedländer**, Münzen und Medaillen des B. Cellini; Andrea Guacialoti; welche sind die ältesten Medaillen? (Berl. 1855); **Derselbe**, Die italienischen Schaumünzen des 15. Jahrhunderts (1430—1530), mit autotypen Abbildungen (das. 1880—82); **Armand**, Les médailleurs italiens (Par. 1879, 2 Bde.); **Grüber**, Roman medaillons in the British Museum (Lond. 1874, mit 66 Tafeln); **Erman**, Deutsche Medailleure des 16. und 17. Jahrhunderts (Berl. 1884). Eine lehrreiche Übersicht gewährt die im Berliner Museum ausgestellte Auswahl (vgl. **Friedländer und Sallet**, Das königliche Münzkabinett, Berl. 1877).

Denkschrift, ein amtlicher oder in amtlicher Form gehaltener ausführlicher Bericht über eine staats- oder völkerrechtliche oder auch eine wichtige Privatangelegenheit; auch größere Abhandlungen einer gelehrten Körperschaft, z. B. einer Akademie, werden Denkschriften genannt.

Denkspruch (griech. **Apophthegma**, lat. Sententia), ein kurzer Satz, der eine wichtige Wahrheit oder Lebensregel enthält und wegen seiner Kürze leicht im Gedächtnis behalten werden kann. Dergleichen Denksprüche bilden den eigentlichen Kern der morgenländischen Weisheit, und die Sprüche Salomonis, die Bücher Sirach und der Weisheit bestehen größtenteils aus solchen. Aus dem griechischen Altertum sind besonders die Denk- oder Sinnsprüche der sogen. sieben Weisen bekannt. Kraft und Kürze, Klarheit und Wohlklang sollen sich in einem D. vereinigen; doch bleibt die Gediegenheit der Idee immer die Hauptsache. In epischen und besonders dramatischen Dichtungen dürfen Sentenzen nur da eingeflochten werden, wo sie, eine wichtige Wahrheit schlagend aussprechend, aus dem Gegenstand wie von Natur hervorbrechen. Ein D. wird zum **Wahlspruch** (symbolum), wenn irgend jemand ihn als obersten Grund-

satz seines Handelns hinstellt. In frühern Zeiten waren dergleichen Wahlsprüche sehr im Gebrauch. Über die heraldischen Denksprüche (Wappensprüche) vgl. Devisen.

Denkübungen, planmäßig geordnete Unterredungen, die bezwecken, Kinder zur Bildung richtiger Begriffe und Urteile anzuleiten, waren seit v. Rochows (1734—1805) Vorgang in der für »Aufklärung« des Verstandes schwärmenden pädagogischen Welt der rationalistischen Zeit sehr beliebt. Richtig verstanden und wohlgeleitet, sind sie auch berechtigt und bezeichnen gegenüber der geistlosen, lediglich gedächtnismäßigen Art der Belehrung, wie sie früher vorherrschte, einen wesentlichen Fortschritt. Auf der andern Seite liegt die Gefahr der Übertreibung und der Verleitung der Schüler zur Altklugheit sehr nahe. Was an der Idee der D. richtig war, findet seine Erfüllung in den Anschauungs- und Sprechübungen, die nach den Falkschen Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Okt. 1872 »den Schreib- und Leseunterricht vorbereiten und auf seinen weitern Stufen begleiten«. Abgesonderten Unterricht für die D. oder die Übungen im mündlichen Ausdruck fordert der Lehrplan der heutigen Volksschule nicht mehr. Vgl. Anschauungsunterricht. Die umfangreiche Litteratur über D. findet man ziemlich vollzählig in Zerrenner, Methodenbuch (5. Aufl., Magdeb. 1839, S. 229), und Niemeyer, Grundsätze der Erziehung (neue Ausg. von Rein, Langensalza 1878, Bd. 2, S. 37 ff.).

Denkungsart, s. Denkart.

Denkverse (lat. Versus memoriales), Verse, die zum leichtern Einprägen von Regeln, geschichtlichen Daten u. dgl. dienen. Sie verdanken ihren Ursprung der Beobachtung, daß Rhythmus und Reim starke Hilfen (Brücken) für das Gedächtnis sind. In der spätlateinischen, mittelalterlichen und humanistischen Pädagogik sehr beliebt, verloren sie in der neuern Zeit in dem Maß an Geltung, als das Verfahren des Unterrichts sich auf tiefere psychologische Erkenntnis gründete. Bekannt sind die noch in der Grammatik gebräuchlichen Kasus- und Genusregeln, namentlich der lateinischen Sprache; ferner die logische Regel: Asserit A, negat E, sed universaliter ambo; asserit I, negat O, sed particulariter ambo; die rhetorische: Quis, quid, ubi, per quos, quoties, cur, quomodo, quando, und die Übersicht der sieben freien Künste: Gram. loquitur, Dia. verba docet, Rhe. verba colorat, Mus. canit, numerat Ar., Geo. ponderat, As. colit astra.

Denkwürdigkeiten, s. Memoiren.

Denmark Hill, südliche Vorstadt Londons, viel von deutschen Kaufleuten bewohnt.

Denne-Baron (spr. dänn-baróng), Pierre Jacques René, franz. Schriftsteller, geb. 1780 zu Paris als Sohn einer reichen Familie, widmete sich neben philologischen Studien seiner Neigung zur Poesie, übersetzte in Versen den Properz und Fragmente aus Vergil, Lucan und Claudian, in Prosa Anakreon, Properz etc. und hinterließ auch eine Reihe eigner Gedichte, wie: »Héro et Léandre«, nach Musäos (1806), »La nymphe Pyrène« (1823), die Idyllensammlung »Fleurs poétiques« (1825) u. a. Er starb 5. Juni 1854 zu Paris in ziemlich dürftigen Umständen. D. war ein eleganter und graziöser Dichter, doch fehlte es ihm an Charakterfestigkeit und Konsequenz, besonders aber an Fleiß und Ausdauer; darum sind seine eignen Schöpfungen nur weiche lyrische Ergüsse eines Träumers, seine Übersetzungen oft flüchtig und ungenau. Er war ein Hauptmitarbeiter am »Dictionnaire de la conversation«.

Denner, 1) Johann Christoph, Erfinder der Klarinette, geb. 13. Aug. 1655 zu Leipzig, war Sohn eines Horndrechslers, der bald nach Nürnberg übersiedelte, und erwarb sich eine große Geschicklichkeit in der Anfertigung von Holzblasinstrumenten. Versuche, die Konstruktion der Schalmei zu verbessern, führten ihn gegen 1700 zur Erfindung der Klarinette, die sich bald zur Rolle eines Hauptinstruments aller Orchester aufschwang. D. starb 20. April 1707 in Nürnberg. Die von ihm begründete Instrumentenfabrik wurde nach seinem Tod von seinen Söhnen weitergeführt und gelangte zu großer Blüte.

2) Balthasar, Maler, geb. 15. Nov. 1685 zu Hamburg, kopierte schon im achten Jahr Kupferstiche und machte sich, in Altona und Danzig unter der Leitung mittelmäßiger Lehrer bald auf seinen eignen Weg hingewiesen, mit dem Technischen der Ölmalerei so schnell vertraut, daß er in einem Alter von 14 Jahren Porträte lieferte. Doch mußte er auf Verlangen seiner Eltern von 1701 bis 1707 die Kaufmannschaft erlernen. Im letztern Jahr kam er nach Berlin, wo sich ihm die Akademie und mit ihr die Künstlerlaufbahn öffnete, die er fortan nicht wieder verließ. Bald stand er als Porträtmaler in solchem Ruf, daß er an mehrere Höfe eingeladen wurde. Für den Kopf einer alten Frau, den er 1721 in London malte, erhielt er von Kaiser Karl VI., dem er dieses Bild übersandte, 4700 Kaisergulden. Für denselben Kaiser malte D. 1725 als Gegenstück den Kopf eines Greises, beide jetzt im Wiener Belvedere. D. wanderte von einem Hof zum andern; in Mecklenburg, München, Köln, Hamburg, Kopenhagen, Wolfenbüttel, Schleswig etc. fertigte er zahlreiche Bildnisse vornehmer Herren, so die des Herzogs Christian August, Administrators von Holstein-Gottorp, des Kurfürsten August II. von Sachsen, des Kaisers Peter III. von Rußland, des Kronprinzen Friedrich Adolf von Schweden u. a. Als er sich endlich in Braunschweig eine bleibende Stätte gründen wollte, starb er 14. April 1747 in Rostock. Denners Ruhm gründet sich hauptsächlich auf seine Bildnisse alter Leute, die er mit unsäglicher Genauigkeit und mit den feinsten Pinselstrichen durchführte, so daß jedes Härchen und Schweißpörchen, jede Vertiefung und Falte im Gesicht erscheinen. Die Mehrzahl seiner Werke macht jedoch durch den Mangel an jedem geistigen Ausdruck, die glatte, geleckte Farbe und die peinliche Detaillierung einen leblosen, wachsfigurenartigen Eindruck. Erfreulicher sind seine mit breiterm Pinsel gemalten Porträte, die freilich auch an Schwächlichkeit der Zeichnung und geleckter Farbe leiden. Bei der Ausführung der Gewänder bediente er sich häufig fremder Hände.

Dennery (auch d'Ennery, eigentlich Philippe), Adolphe, franz. Dramatiker, geb. 17. Juni 1811 zu Paris, israelitischer Abkunft, war erst Schreiber bei einem Notar, versuchte sich dann als Journalist und errang 1831 mit einigen Stücken auf einem Boulevardtheater die ersten Bühnenerfolge. Seitdem hat er eine unglaubliche Fruchtbarkeit entwickelt und sich bis in die Gegenwart nächst Anicet-Bourgeois als der beliebteste Vorstadtbühnendichter Frankreichs behauptet. Die Zahl seiner Stücke, die er teils in Gemeinschaft mit andern, teils allein produzierte, beträgt etwa 200. Wir nennen von letztern die Dramen: »L'honneur de ma fille« (1835), »Le tremblement de terre de la Martinique« (1840), »La grâce de Dieu, ou la nouvelle Fanchon« (in Deutschland u. d. T.: »Fanchon, das Leiermädchen« bekannt), »La perle de Savoie« (1842), »Le marché de Londres« (1845), »Marie Jeanne« (1845, deutsch: »Ma-

rie Anne, ein Weib aus dem Volk«, eins der wirksamsten Volksschauspiele der Epoche), »L'Angelus« (1846), »Les oiseaux de proie« (1854), »L'histoire d'un drapeau« (1860), »La prise de Pékin« (1861), »Les deux orphelines« (1873) 2c.; die Lustspiele und Vaudevilles: »Le changement d'uniforme« (1836), »La dette à la bamboche« (1841), »Paris voleur« (1844), »Le mari anonyme« (1847), »Les mémoires de Richelieu« (1853) 2c. und die Feerien: »Les 500 diables« (1854), »Aladdin, ou la lampe merveilleuse« (1863), »La comtesse de Lerins« (1876), »Le tribut de Zamora« (Text zu der Gounodschen Oper, 1881) u. a. Zu seinen gewöhnlichen Mitarbeitern gehörten: Alexandre Dumas, Brésil, Anicet-Bourgeois, Cormon, Grangé, Plouvier, Paul Foucher, Clairville, Hector Crémieux, Jules Verne u. a. Das jetzt sehr besuchte Seebad Cabourg in der Normandie ist eine Schöpfung Dennerys.

Dennewitz, Dorf in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Jüterbog-Luckenwalde, mit 320 Einw., bekannt durch die Schlacht am 6. Sept. 1813. Napoleons I. Lieblingsprojekt, die Wegnahme Berlins, war durch Oudinots Niederlage bei Großbeeren (s. d.) 23. Aug. vorerst mißlungen, aber noch nicht aufgegeben worden; vielmehr sollte Ney einen neuen Versuch auf die preußische Königsstadt wagen und deren Besitz erkämpfen. Die französische Armee hatte sich nach Wittenberg zurückgezogen, und von hier brach Ney 4. Sept. in der Richtung nach D. und Jüterbog auf. Er hatte die Korps Bertrand, Reynier und Oudinot, das 4., 7. und 12., über 70,000 Mann, bei sich. Schon bei Zahna stieß 5. Sept. das Korps Oudinot auf die Vorhut des Generals Tauenzien unter General Dobschütz und warf sie trotz tapfern Widerstandes zurück. Dieselbe vereinigte sich mit dem Korps Tauenzien, das nun unter fortwährenden Gefechten gegen Jüterbog zurückwich. Auf die Nachricht hiervon brach Bülow auf, um am Morgen des 6. die Franzosen in der linken Flanke zu fassen. Er meldete seinen Entschluß dem Oberbefehlshaber der Nordarmee, dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte; dieser befahl zwar nicht, wie bei Großbeeren, den Rückzug, sondern gab die Erlaubnis zum Angriff, behielt aber doch die Brigade Borstell zurück, so daß Bülow mit seinen übrigen drei Brigaden und den 10,000 Mann unter Tauenzien gegen die bedeutende Übermacht des Feindes fast den ganzen Tag standhalten mußte. Der Kampf fand auf drei verschiedenen Schlachtfeldern statt: zwischen Jüterbog und D. schlug sich Tauenzien mit Bertrand, zwischen D. und Niedergörsdorf ein Teil des Bülowschen Korps mit der Division Durutte von Reynier, südlich davon beim Dorf Gölsdorf die andern Teile des Bülowschen Korps mit den sächsischen Divisionen Sahr und Lecoq. Tauenzien, im Begriff, rechts abzumarschieren, um sich mit Bülow zu vereinigen, stieß auf das Korps Bertrand und begann gegen 9 Uhr die Schlacht gegen einen fast doppelt so starken Feind. Er hielt vier Stunden lang aus, und als seine Truppen ermatteten und Bülows Hilfe schon nahe war, ließ er seine Reiterei gegen den Feind anstürmen und drängte ihn gegen Rohrbeck zurück. Am Nachmittag griff Bülow in den Kampf ein, indem seine Brigade Thümen bei Görsdorf den Feind angriff. Dieselbe hatte einen harten Stand, mußte ihre letzten Reserven in den Kampf führen, und erst gegen 4 Uhr gelang es, das Dorf D. zu nehmen und die Franzosen über den sumpfigen Bach Aa zurückzuwerfen. Um das Dorf Gölsdorf und den Windmühlenberg, wo eine französische Batterie stand, kämpften stundenlang die Brigaden Krafft und Hessen-Homburg gegen die Sachsen unter Reynier, nahmen endlich Dorf und Anhöhe, mußten aber, als das frische Korps Oudinot den Sachsen zu Hilfe kam und nun 40 Bataillone gegen 15 standen, nach verzweifeltem Kampf das Dorf räumen und schienen der Übermacht erliegen zu müssen. Da kam noch zur rechten Stunde, gegen 4 Uhr, auf Bülows dringendes Gesuch, Borstell mit seiner Brigade an trotz Bernadottes Gegenbefehl. Aufs neue wurde gestürmt, die Franzosen aus dem Dorf hinausgedrängt; aber sie kamen mit verstärkten Kräften und nahmen es wieder. Der Kampf wogte unentschieden hin und her, die Franzosen hatten hier noch die Überzahl. Da beging Ney, der den Überblick über das Ganze verloren hatte, den Fehler, das ganze Oudinotsche Korps von Gölsdorf nach Rohrbeck abzurufen, wo eben Tauenzien und die Brigade Thümen das Korps Bertrand aufs äußerste bedrängten. Als Oudinot ankam, war dieses Korps und die Division Durutte bereits in wilder Flucht, in welche auch die Truppen Oudinots mit fortgerissen wurden, während die Preußen ihren Angriff auf Gölsdorf erneuerten, die Sachsen nach tapferer Gegenwehr hinauswarfen und zum Rückzug zwangen. Nur wenige schwedische und russische Truppenteile hatten sich am Kampf beteiligt. Bernadotte blieb bei Eckmannsdorf stehen; nicht einmal die noch frische schwedische Reiterei schickte er zur Verfolgung ab, so daß, da die Preußen vom neunstündigen Kampf erschöpft waren, der Feind vor völliger Vernichtung bewahrt wurde. Auch in den folgenden Tagen hinderte Bernadotte jede kräftige Ausnutzung dieses Siegs. Die Verluste der Preußen, welche 50,000 gegen 70,000 standen, betrugen an Toten und Verwundeten 9000 Mann; aber sie nahmen 15,000 Franzosen gefangen und erbeuteten 80 Kanonen und über 400 Munitions- und andre Wagen. In völliger Auflösung kam die Armee Neys in Wittenberg an; die Schuld an der Niederlage schoben die Franzosen den Sachsen zu. General Bülow wurde später in den Grafenstand erhoben und erhielt den Ehrennamen Bülow von D. Auf der Walstatt steht ein eisernes Monument zur Erinnerung an jene denkwürdige Waffenthat.

Dennewitz, Graf Bülow von, s. Bülow 1).

Dennis, John, engl. Dramatiker und Kritiker, geb. 1657 zu London, vollendete seine Bildung in Cambridge und auf Reisen, worauf er sich der Litteratur, besonders der dramatischen, widmete, wenn auch ohne besondern Erfolg. Als unverträglicher Kritiker, welcher Addisons »Cato« und Popes »Lockenraub« getadelt, erwarb er sich einen Platz in des letztern »Dunciade« und ward außerdem der Gegenstand einer sarkastischen Abhandlung, welche Pope gemeinsam mit Swift herausgab. Seinen herabgekommenen Vermögensverhältnissen half der Herzog von Marlborough durch eine Stelle auf; in seinen alten Tagen erhielt D. auch von der Direktion des Haymarket-Theaters ein Benefiz, für das sein früherer Gegner Pope großmütig den Prolog schrieb. D. starb 6. Jan. 1734. Seine Stücke erschienen gesammelt London 1697—1720, seine »Select works« daselbst 1718, 2 Bde.

Denobilitieren (neulat.), entadeln, des Adels entkleiden; Denobilitation, Entziehung des Adels. Die Bestimmung, wonach bei gemeinen Verbrechen Verlust des Adels eintritt, ging in das deutsche Strafgesetzbuch nicht über.

Denominandi jus (lat.), s. v. w. Präsentationsrecht bei Besetzung von Ämtern.

Denomination (lat.), Benennung, Ernennung, Namhaftmachung; auch die uneigentliche Benennung

einer Person oder Sache (Art Metonymie), wenn dieselbe, statt mit ihrem eignen Namen, nach einem andern Gegenstand, welcher mit ihr in Beziehung steht, benannt wird, z. B. »Bacchus« statt Wein, der »Corse« statt Napoleon ꝛc.

Denominativum (lat.), ein von einem Namen abgeleitetes Wort (vgl. Derivatum).

Denominātor (lat.), der Nenner eines Bruches, im Gegensatz zum Numerator, dem Zähler.

Denominieren (lat.), ernennen.

Denon (spr. dönóng), Dominique Vivant, franz. Maler und Kunstgelehrter, geb. 4. Jan. 1747 zu Givry bei Châlon sur Saône, sollte die Rechte studieren, bildete sich aber zum gewandten Weltmann aus und war in kurzer Zeit der Liebling der vornehmen Gesellschaft in Paris. Dies bahnte ihm den Weg zu Ludwig XV., der ihm die Aufsicht über eine Sammlung antiker Steine übergab. Die Gunst des Königs nutzte er aus, um als Gesandtschaftskavalier nach Petersburg zu gehen. Nach Ludwigs Tod wurde er Gesandter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft und benutzte seine Muße zu häufigen Besuchen in Ferney; aus dieser Zeit stammen mehrere von ihm gemalte Bildnisse Voltaires sowie das Bild: le déjeûner de Ferney. Dann begleitete er den Grafen von Clermont d'Amboise, französischen Gesandten, nach Neapel, wo er sieben Jahre blieb und zuletzt die Funktionen eines Geschäftsträgers besorgte. Hier beschloß er, sich dem Studium der Kunst zu widmen. Sein Lieblingsfach wurde die Kupferstecherei. Damals entstand des Abbé Saint-Non »Voyage pittoresque de Naples et de Sicile«, zu welcher D. den Text lieferte. Bis zur französischen Revolution hielt er sich meist in Italien, zuletzt in der Schweiz auf. Als er hier erfuhr, daß sein Name auf der Emigrantenliste stehe, eilte er nach Paris, wo der Maler David sich seiner annahm. Durch Robespierre, der dem gewandten Mann seine Gunst schenkte, erhielt D. seine Güter wieder und ward von der Emigrantenliste gestrichen. Während der Revolution widmete er sich ausschließlich künstlerischer Thätigkeit, bis er sich mit Genehmigung Bonapartes der ägyptischen Expedition anschließen durfte. Er war in Ägypten beschäftigt, die Gegenden, Baudenkmäler, Kriegsszenen und Schlachtenpläne zu zeichnen und so das Andenken jenes Zugs zu erhalten. Nach Frankreich zurückgekehrt, schrieb er die »Voyage dans la Basse et la Haute Egypte« (Par. 1802, 2 Bde. mit Atlas). Später ernannte ihn Napoleon I. zum Generaldirektor der Museen. Als solcher hatte D. alle Kunstunternehmungen zu leiten, durch welche Napoleons Wirken verherrlicht werden sollte; namentlich wurde unter ihm die Vendômesäule errichtet. Als Direktor des Medaillenkabinetts ließ er viele Medaillen schlagen; in der ebenfalls unter ihm stehenden Porzellanfabrik zu Sèvres entstand das sogen. olympische Tafelgerät, welches Napoleon dem Kaiser Alexander I. zum Geschenk machte. Noch wichtiger war der Anteil, den D. an Napoleons Kunsträubereien in Europa hatte. D. besorgte in den okkupierten Sammlungen die Auswahl dessen, was nach Paris wandern sollte, um im Musée Napoléon seinen Platz zu erhalten. Daher ward er nach dem Einzug der Verbündeten in Paris einige Zeit in Haft gehalten. Die Bourbonen ließen ihn anfangs in seinen Ämtern, entsetzten ihn aber nach den Hundert Tagen, weil er dem zurückkehrenden Kaiser zugeeilt war. Nach wie vor Mitglied des Instituts, zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und starb 27. April 1825 in Paris. Die von ihm vorbereitete Herausgabe einer Beschreibung seiner reichen Kunstsammlung ward von seinem Neffen Amaury Duval besorgt unter dem Titel: »Monuments des arts du dessin chez les peuples, tant anciens que modernes, recueillis par etc., pour servir à l'histoire des arts« (Par. 1829, 4 Bde.). Vgl. La Fizelière, L'œuvre originale de Vivant D. (Par. 1872—73, 317 Blätter).

Dénouement (franz., spr. -numáng), Entwickelung, Lösung eines Knotens, namentlich im Drama.

De novo (lat.), von neuem.

Dens (lat.), der Zahn, in der Anatomie auch zahnartiger Fortsatz an Knochen.

Densimēter (lat.), s. Aräometer.

Densität (lat.), Dichtigkeit.

Dent (franz., spr. dáng, »Zahn«), in der Erdbeschreibung Bezeichnung für die schroffen, zackenförmigen Gipfel der Gebirge, welche sich namentlich bei steil aufgerichteten Schichten bilden. Und zwar geschieht dies vorzugsweise bei größern Erhebungen, in welchen bei den geschichteten Gebirgsarten die Schichten seltener horizontal liegen und auch der zerstörende Einfluß der Atmosphäre größer ist. Synonym mit D. sind die Bezeichnungen Pik, Aiguille, Horn, Kogel u. a. Ausgezeichnete Beispiele sind die 4364 m hohe D. Blanche und die 3425 m hohen Dents de Veisivi im schweizerischen Kanton Wallis, D. du Midi (3185 m, s. Midi) und D. de Morcles (2972 m) in den Berner Alpen, D. de Brenlaire (2356 m) und D. de Dy (1826 m) in den Freiburger Alpen und D. du Nivolet oder Mont Margeriaz (1866 m) in den Savoyer Alpen.

Dentale (lat.), Zahnlaute, s. Lautlehre.

Dentātus, s. Curius Dentatus.

Dente, Marco, da Ravenna, ital. Kupferstecher, geboren um 1490, war ein Schüler oder Nachahmer von Marc Anton Raimondi und stach nach diesem, nach Giulio Romano u. a. etwa 70 Blätter, welche durch eine sorgfältige Technik hervorragend sind, aber in der Reinheit der Zeichnung hinter seinem Vorbild zurückbleiben. Gleichwohl wurden seine Stiche oft für solche von Marcanton gehalten. Er soll 1527 bei der Einnahme Roms ums Leben gekommen sein.

Dentelierte Arbeit (Dentelure, franz.), ausgezackte Arbeit, Spitzen, Kanten ꝛc.

Dentelles (franz., spr. dangtähl, »Zähnchen«), franz. Bezeichnung für geklöppelte Spitzen.

Dentes (lat.), die Zähne.

Dentirostres, s. v. w. Zahnschnäbler.

Dentist (lat.), Zahnarzt, s. Zahnarzneikunde.

Dentition (lat.), Zahndurchbruch, das Zahnen der Kinder. Vgl. Zähne und Zahnen der Kinder.

Denton (spr. dennt'n), Fabrikstadt in Lancashire (England), 7 km nordöstlich von Stockport, mit (1881) 7660 Einw.

D'Entrecasteauxinseln (spr. dangtr'kastoh-), Gruppe an der Südostspitze von Neuguinea, bestehend aus den Inseln Goodenough, Fergusson, Welle und Normanby, zusammen 3140 qkm (57 QM.). Sie wurden 1874 von Moresby aufgefunden und untersucht.

Denture (franz., spr. dangtühr), Zahnwerk, Gebiß.

Denudieren (lat.), entblößen; Denudation, Entblößung.

Denunziation (Denunciatio), im allgemeinen Meldung, Angabe, Anzeige jeder Art; im Strafprozeß die freiwillige, ohne vorherige Aufforderung erfolgte Benachrichtigung der Behörde von dem Vorhaben oder von der Verübung eines Verbrechens. Der Anzeigende ist der Denunziant, der durch die Anzeige Betroffene der Denunziat. Die D. ist ihrer Form nach entweder eine schriftliche oder eine mündliche, eine öffentliche oder eine private, je nach-

dem sie von einem verpflichteten Beamten oder von einer Privatperson ausgeht, und zwar ist jedermann berechtigt, dem Gericht Anzeige von einem beabsichtigten oder begangenen Verbrechen zu machen, verpflichtet nur dann, wenn dies im Gesetz ausdrücklich bestimmt ist. Eine wissentlich falsche D. verpflichtet nicht bloß zur vollen Schadloshaltung des dadurch Benachteiligten, sondern wird überdies kriminell bestraft (s. Anzeige). Erscheint die D. begründet, so wird daraufhin das Strafverfahren eingeleitet. Anonyme Denunziationen verpflichten zunächst nur zu solchen den Grund oder Ungrund der Anzeige aufklärenden Untersuchungshandlungen, welche für die Ehre der beschuldigten Person ohne Nachteil sind. Im gewöhnlichen Leben verbindet man übrigens mit dem Worte D. nicht selten den Begriff des Gehässigen und Heimtückischen, indem man dabei eine aus Beweggründen niederer Art erfolgte D. im Auge hat.

Denunzieren (lat.), ankündigen; jetzt nur noch in üblem Sinn: anzeigen, angeben.

Denuschka, russ. Münze, s. Deneschka.

Denver, Hauptstadt des nordamerikan. Staats Colorado, in der Steppe am obern Platte, 25 km vom Fuß des Felsengebirges, 1585 m ü. M., erst 1858 gegründet, hob sich rasch mit dem Bau der Eisenbahn, hatte 1870 bereits 4759, 1880 aber 35,630 Einw. D., die »Queen City of the Plains« genannt, hat breite Straßen, eine Universität, eine Kathedrale, ein Rathaus und ein Opernhaus, 12 Schulen, 5 Banken, eine Münzstätte, Schmelz-, Eisen- und Stahlhütten, eine Maschinenbauwerkstätte, Fabriken für Herstellung von Fensterrahmen, Sägemühlen, Glashütten 2c. Eine Wasserleitung führt ihr das Wasser des Archer Sees zu, Dampfröhren erwärmen ihre Häuser, Pferdebahnen vermitteln den Verkehr, und das elektrische Licht erleuchtet die Straßen.

Denzel, Bernhard Gottlieb, Pädagog, geb. 29. Dez. 1773 zu Stuttgart, studierte auf den Seminaren zu Denkendorf, Maulbronn und Tübingen Theologie, war dann Erzieher in Frankfurt a. M., Vikar an verschiedenen Orten, seit 1802 Pfarrer in Schaffhausen und kehrte 1806 als Pfarrer zu Pleidelsheim nach Württemberg zurück. Im J. 1811 als Inspektor des neuerrichteten Schullehrerseminars und zugleich als Diakonus nach Eßlingen versetzt, erregte er durch seine praktisch-pädagogische Thätigkeit im Sinn Pestalozzis, dem er persönlich näher getreten war, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, so daß ihm die nassauische Regierung 1817 den Auftrag erteilte, das dortige Schulwesen neu zu organisieren. Bald darauf wurde er zum Direktor und ersten Lehrer des Seminars zu Eßlingen ernannt und erhielt gleichzeitig von seiner Regierung den Charakter als Professor, von der nassauischen den eines Oberschulrats. Im J. 1832 zum Prälaten erhoben, starb er 13. Aug. 1838. D. hat wesentlich zur Ausbreitung der Pestalozzischen Ideen in Süddeutschland beigetragen. Unter seinen zahlreichen, heute wenig mehr gelesenen Schriften ragt hervor die »Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer« (2. u. 3. Aufl., Stuttg. 1825—39, 4 Bde.); vgl. ferner »Denzels Entwurf des Anschauungsunterrichts, praktisch ausgeführt von Wrage« (Altona 1837—40, 2 Tle.; oft aufgelegt).

Denzinger, Franz Joseph, Architekt, geb. 1821 zu Lüttich, zog mit seinem Vater, der dort Professor an der Universität war, infolge der Ereignisse von 1830 nach Würzburg, machte hier auf der Universität seine Studien und ging dann auf die polytechnische Schule und die Akademie zu München. Er trat in den Staatsdienst, erhielt 1854 eine Anstellung als Zivilbauingenieur bei der Regierung zu Regensburg und wurde 1859 Dombaumeister für den Ausbau des gotischen Doms in Regensburg, eine Aufgabe, deren er sich in einem Zeitraum von zehn Jahren in glänzender Weise entledigte. Die beiden herrlichen Türme wurden 1869 vollendet, das Querschiff 1872. Er wurde auch mit der Wiederherstellung und dem Ausbau der 1867 durch Brand zerstörten Domkirche und des Pfarrturms zu Frankfurt a. M. beauftragt, siedelte deshalb 1870 dorthin über und löste auch diese Aufgabe in befriedigendster Weise. Bedeutendere von ihm ausgeführte Bauwerke sind: das Badegebäude der Saline zu Kissingen, das chemische Laboratorium der Universität Erlangen, die Stadtpfarrkirche zu Burghausen, das städtische Archivgebäude zu Frankfurt a. M. und die Dreikönigskirche daselbst.

Deo annuénte oder **favente** oder **juvante** (lat.), mit Gottes Segen oder Hilfe.

Deo consilium (lat.), bei Gott ist Rat.

Deodánd (v. lat. Deo dandum, »Gott zu geben«), im Mittelalter ein Gut, das wegen eines verursachten Schadens, z. B. Tötung oder Verletzung eines Menschen, verwirkt war und dem Beschädigten oder dessen Erben oder dem Staat anheimfiel oder zu einem wohlthätigen Zweck verwendet werden mußte (daher der Name). Das D. ist aus dem mosaischen besonders in das englische Recht übergegangen, wo es sich in frühern Zeiten auch auf die Hinterlassenschaft der Selbstmörder, die dem Staat verfiel, bezog.

Deo gratias (lat.), Gott sei Dank.

Déols (spr. deóll, auch Bourg de D. oder Bourg Dieu), Flecken im franz. Departement Indre, Arrondissement Châteauroux, 1 km nördlich von dieser Stadt, an der Indre, mit Ruinen einer Abtei (aus dem 10. Jahrh.), in welcher während ihres Aufenthalts in Frankreich die Päpste oft residierten, und (1876) 2334 Einw.

Deonerieren (lat.), entlasten; **Deoneration**, Entlastung.

Deontologie (grch.), Pflichtenlehre; bei J. Bentham (s. d.) Bezeichnung der Ethik oder Moralphilosophie.

Deotyma, Pseudonym, s. Luszczewska.

Depaktion (lat.), Vergleich.

Departement (franz., spr. -t'mang), Verteilung einer Sache auf mehrere, z. B. Département des tailles, des quartiers 2c., d. h. Verteilung der Steuern, der Quartiere unter das Militär 2c.; dann s. v. w. Geschäftsbezirk, Fach oder Behörde, in welchem Sinn es namentlich gegenwärtig mit Ministerium gleichbedeutend gebraucht wird, z. B. das D. der auswärtigen Angelegenheiten, das Finanzdepartement 2c.; endlich Bezeichnung eines größern Bezirks bei der Einteilung eines Landes. In letzterm Sinn kam das Wort besonders in Aufnahme, als in Frankreich während der Revolution durch Beschluß vom 14. Dez. 1789 die frühere Landeseinteilung in Provinzen abgeschafft und eine neue, in Departements, eingeführt wurde, die nach der Menschenzahl, dem Flächeninhalt und den direkten Steuern geregelt ward. Hauptsächlich sollte durch die neue Einteilung dem alten, eingewurzelten Gegensatz der einzelnen Provinzen zu einander entgegengewirkt und größere Einheit der Verwaltung hergestellt werden. Die Ausführung besorgte der Abbé Sieyès. Anfangs wurde das Land in 83 Departements eingeteilt, die in der Folge durch die allmählichen Vergrößerungen des Reichs bis auf 140 sich vermehrten und nach der Restauration wieder auf 86 reduziert wurden. Die gegenwärtige Zahl derselben beträgt 87 (vor dem Krieg von 1870: 89)

Jedes D. zerfällt in Frankreich in Arrondissements, diese in Kantons und diese in Gemeinden (s. Frankreich). Man ahmte diese Einteilung im Königreich Italien und andern nach französischen Grundsätzen organisierten Staaten nach.

Departieren (lat.), verteilen; Departition, Verteilung.

Depaszieren (lat.), abweiden, abfressen.

Depauperieren (lat.), verarmen, arm machen; Depauperation, Verarmung.

Depekoration (neulat.), Abnahme des Viehstandes.

Depekulation (lat.), Kassendiebstahl; depekulieren, eine öffentliche Kasse bestehlen.

Depellieren (lat.), vertreiben, verstoßen.

Dependénz (lat.), Abhängigkeit, Zubehör; Dependenzen (Dependenzien), s. v. w. Pertinenzien; dependieren, von einem abhängen, einem unterworfen sein; dependént, abhängig.

Depennieren (ital.), in der Kaufmannssprache s. v. w. etwas ins Buch Eingetragene durch Ausstreichen als nicht mehr geltend bezeichnen.

Depense (franz., spr. -pängs), Ausgabe, Aufwand; depensieren, Aufwand machen.

Deperditen (lat.), Einbuße.

Depeschen (Depechen, franz., v. ital. dispaccio), amtliche Schreiben, welche zwischen dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und den ihm unterstellten diplomatischen Agenten gewechselt werden; sie sind eigentlich von der einen Seite die fortlaufenden Ergänzungen der Instruktionen und von der andern Berichte. Fremden diplomatischen Agenten stellt man nicht D., sondern Noten zu. Den Namen haben die D. von der Notwendigkeit ihrer schleunigen Besorgung. Im weitern Sinn versteht man unter D. überhaupt Zufertigungen von Wichtigkeit, die durch Kuriere oder sonst auf schleunigem Weg befördert werden. Geheime Mitteilungen werden vielfach in Geheimschrift depeschiert (chiffrierte D.). Mit Rücksicht auf die schnelle Beförderung hat man den Namen der D. schlechtweg auf die Telegramme übertragen (telegraphische D.); daher depeschieren, eilig befördern, absenden (besonders Telegramme).

Depeuplieren (franz., spr. -pöp-), entvölkern, veröden.

Dephlegmieren (lat.-griech.), bei den alten Chemikern die Abscheidung des Wassers aus einer sauren oder spirituösen Flüssigkeit, also s. v. w. konzentrieren; Dephlegmatoren, s. Destillation.

Dephlogistisch (griech.), unentzündlich, unbrennbar.

Dephlogistisieren (griech.), nach der Stahlschen Theorie einen Körper seines Phlogistons (s. d.) berauben, d. h. ihn oxydieren, verbrennen.

Depilieren (lat.), enthaaren, einen rupfen, ihm das Seinige nehmen; Depilation, Enthaarung; Depilatorium, Enthaarungsmittel, s. Haare.

Depingieren (lat.), abmalen, schildern.

Deplacement (franz., spr. -plaß'mäng), die von einem Schiffe verdrängte Wassermenge, s. Schiff.

Deplacieren (franz., spr. -ßie-), etwas von seinem Platz fortrücken; jemand seines Amtes entsetzen; deplaciert, am unrechten Ort, übel angebracht.

Deplacierungsmethode (Verdrängungsmethode), s. Auslaugen.

Deplaisance (franz., spr. -pläsängs), Abneigung, Widerwille; deplaisant, unangenehm, mißliebig.

Deplaisir (franz., spr. -pläsihr), Unlust, Mißvergnügen.

Deplanieren (lat.), ebnen.

De plano (lat.), obenhin, kurzweg, ohne Umstände.

Deplantieren (lat.), verpflanzen, versetzen; Deplantation, Verpflanzung.

Deplorābel (lat.), bejammernswert.

Deployieren (franz., spr. -plōaji-, »ausbreiten, entfalten«) bedeutet im Militärwesen s. v. w. aufmarschieren, insbesondere aus der geschlossenen Kolonne in die Linie übergehen. Beim D. hält die Tetenabteilung, wodurch es sich vom Aufmarsch (s. d.) unterscheidet. Bei Übungen deployiert die Infanterie durch einen Flankenmarsch, im Gefecht marschiert sie auf das Kommando »Deployiert, marsch, marsch!« im Laufschritt auf kürzestem Weg in Linie auf, um eine längere Feuerlinie zu erlangen. Bei Kavallerie und Artillerie ist D. ein Abschwenken mit Zügen und ein Wiedereinschwenken der Züge hinter ihrem Platz in der Fronte; bei beiden Waffen ist das D. jetzt außer Gebrauch.

Depolarisieren (lat.), der Polarisation berauben; Depolarisation, Entziehung der Polarisation.

Depōnens (lat.), nach herkömmlichem Ausdruck der griechisch-lat. Grammatik ein Zeitwort in Leideform, aber die Bedeutung des Leidens »ablegend«. Man nahm z. B. an, daß sequitur (»folgt«) auf eine Bedeutung wie ducitur (»wird geführt«) zurückgehe.

Deponieren (lat.), etwas ab-, niederlegen, aussagen; in Verwahrung geben. Deponént, der etwas niederlegt (s. Depositum); auch der Sachverständige oder Zeuge, der vor einer Behörde etwas aussagt.

Depopularisieren (lat.), der Volksgunst berauben.

Depopulation (lat.), Entvölkerung.

Deport (franz.), Kursabschlag, beim Prolongationsgeschäft Gegensatz zu Report oder Kursaufschlag (s. Banken und Börse). D. ist die Kursdifferenz, die der Stückeleiher beim Rückkauf weniger zahlt. Der D. ist abhängig von dem Zinssatz für kurze Darlehen, der zur Zeit herrscht, und demjenigen Zins, den man durch den Ankauf des in Prolongation genommenen Papiers erzielt. Papiere, deren laufender Zins hoch ist, bedingen daher bei der Prolongation einen D., während diejenigen mit hohem laufenden Zins gleichzeitig nur mit einem Report prolongiert werden.

Deportation (lat., »Wegführung«), diejenige Art der Verbannung, wobei der Bestrafte an einen bestimmten Ort verwiesen und mehr oder minder in seiner Freiheit beschränkt wird. Diese unter den ersten römischen Kaisern aufgekommene Art des Exils bestand darin, daß nicht ein allgemeiner Bann ausgesprochen (aquae et ignis interdictio), sondern eine Stadt oder bestimmte Insel (deportatio in insulam), die wenigstens 50,000 Schritt (10 geogr. Meilen) vom festen Land entfernt liegen mußte, auch nicht Kos, Rhodus, Lesbos oder Sardinien sein durfte, oder sonst ein entlegener, meist überseeischer Ort dem Verurteilten als Aufenthaltsort angewiesen wurde. Die Kaiser pflegten anfangs zur aquae et ignis interdictio oft auch noch D. zu verfügen, gleichsam als höhern Grad der Verbannung, während in andern Fällen dem Verbannten die Wahl seines Aufenthaltsorts überlassen blieb. Der zur D. Verurteilte erlitt capitis deminutio media (s. Capitis deminutio), und in der Regel war mit der D. auch Konfiskation verbunden; ja, nach dem Tode des Deportierten fielen die etwa von neuem erworbenen Güter dem Fiskus anheim. Von den neuern Staaten sind es Rußland, England und Frankreich, die besondere Systeme dieser Strafart ausgebildet haben. In Rußland steht die Strafe der D. nach Sibirien auf die verschiedensten Verbrechen, und zwar gibt es fünf Grade derselben: Aufenthalt in einer Stadt, Dienst in einem sibirischen Bataillon, Kolonisation, Arbeit in den Bergwerken, Einreihung in die Arrestantenkompanien. Durch den ersten Strafgrad verliert der Bestrafte

keins seiner bürgerlichen Rechte, darf sich nach seinem Gefallen beschäftigen und sich in einem bestimmten Umkreis frei bewegen. Doch steht er unter der Aufsicht des Bürgermeisters, der auch die Briefe einsieht, welche der Verbannte in die Heimat schreibt. Unter dieser Klasse befinden sich die meisten der wegen politischer Vergehen Verurteilten. Der den Bataillonen zugeteilte Verbannte steht unter einer strengen Disziplin, hat aber ebenfalls die Vergünstigung, unter der Aufsicht seiner Vorgesetzten Briefe in die Heimat schreiben und solche von daher empfangen zu dürfen. Auch erhält der Verurteilte, wenn ihm seinem Stand nach keine Arbeit zugemutet werden kann und er mittellos ist, von der Regierung ein Jahrgeld. Die dritte Klasse, die der Kolonisten (Poselentzi), entrichtet in den ersten drei Jahren keine Abgabe, in den folgenden sieben Jahren nur die Hälfte, und erst nach Verlauf von zehn Jahren ist sie denselben Auflagen unterworfen wie die Kronbauern, erlangt aber auch dieselben Rechte. Die vierte Klasse, die der Bergwerksarbeiter, ist rechtlos und steht vollständig außer dem Gesetz. Die anstrengende Arbeit, schlechte Kost und üble Behandlung machen dem Leben dieser Elenden ein baldiges Ende. Die fünfte Klasse, die der Arrestantenkompanien, wird in den Zuchthäusern zu den niedrigsten und entehrendsten Arbeiten gebraucht, geht fortwährend in Ketten und trägt den Kopf halb geschoren. Der Verbrecher kann durch gutes Betragen von einer Klasse zur andern aufrücken, bis er als Kolonist zu einem Wohlsein gelangt, das größer ist als das der frühern Leibeignen Rußlands. Durch die Thätigkeit dieser Menschenklasse gewinnt der Staat für seine nordasiatischen Besitzungen die Kräfte, deren er bedarf, um die Schätze jenes Landes auszubeuten. Für Sibirien sind die Deportierten nicht die Geisel, die sie für andre Länder werden, obgleich es auch hier nicht an übeln Erscheinungen fehlt. Das französische Strafgesetzbuch (Code pénal) vom 12. Febr. 1810 führte die D. als schwere und infamierende Strafe an dritter Stelle nächst der Todesstrafe und der Verurteilung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit auf. Während der Kriege des ersten Kaiserreichs hinderte jedoch die Unterbrechung des Verkehrs mit den Kolonien die Ausführung der D., und an die Stelle derselben trat lebenslängliche Detention des Verurteilten im Inland. Bei der Revision des Code pénal 1832 wurde dieser thatsächliche Zustand, welcher bis dahin fortbestanden hatte, zu einem rechtlichen gestaltet. Die D. nach den Kolonien wurde indessen durch Gesetz vom 8. Juni 1850 wieder in das Strafsystem aufgenommen, und zwar unterschied man nunmehr zwischen D. ersten und zweiten Grades. Die erstere wird an einem sicher umschlossenen überseeischen Orte (dans une enceinte fortifiée) verbüßt. Hierzu war das Thal von Waitahu auf der im Markesasarchipel gelegenen Insel Tahuata bestimmt. Die Déportation simple, bei mildernden Umständen und geringern Verbrechen anwendbar, sollte auf der Insel Nukahiwa vollstreckt werden. Die Sträflinge sollten nicht der strengen Aufsicht unterliegen wie bei der D. ersten Grades. Indessen wurde die D. nach Algerien und später nach Guayana (Hauptstadt Cayenne) vorgezogen. Verschiedene Dekrete dehnten die Strafe aus, welche namentlich auch auf politische Verbrechen Anwendung fand. Die Nebenstrafe des bürgerlichen Todes dagegen, welche bis dahin mit der D. verbunden gewesen war, wurde durch das Deportationsgesetz vom 8. Juni 1850 beseitigt. Was aber die Sache für Frankreich so unklar und schwierig machte, ist der Umstand, daß neben der D. als Strafe noch die sogen. Transportation als eine Maßregel der allgemeinen Sicherheit gehandhabt und nicht selten gemißbraucht ward. Man verstand darunter die Wegsendung politisch verdächtiger und der Sicherheit gefährlicher Individuen. Endlich wurden auch gemeine Verbrecher transportiert, um die Strafe der Zwangsarbeit in französischen Kolonien zu verbüßen. Durch Dekret vom 3. Sept. 1863 wurde Neukaledonien zum Vollstreckungsort für die Transportation bestimmt. Inzwischen hatte ein Gesetz vom 27. Febr. 1858 die Deportationsstrafe für alle Transportierten angedroht, welche eigenmächtig nach Frankreich zurückkehren würden. Der Aufstand der Kommune 1871 ließ die D. als politische Strafe wieder aufleben. Das Gesetz vom 23. März 1872 bezeichnete Neukaledonien als Deportationsort. Dazu kamen verschiedene Ausführungsbestimmungen, namentlich die Anordnung, daß bei der einfachen D. der Deportierte einen Erlaubnisschein zu gewerblicher und landwirtschaftlicher Thätigkeit, zunächst nur provisorisch, nach fünf Jahren aber definitiv, erhält. Neuerdings hat man die D. als Strafe gegen rückfällige Verbrecher sanktioniert. Der Deportierte kann jedoch nach sechsjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückkehren, wenn er sich über gute Führung, über Dienste, welche er der Kolonie erwiesen, und über die nötigen Subsistenzmittel ausweisen kann. Die D. ist über jedes Individuum zu verhängen, welches innerhalb des Zeitraums von zehn Jahren, in welcher Zeit die Strafjahre nicht mit inbegriffen sind, zwei Verurteilungen zu Zwangsarbeit oder Zuchthaus erlitten oder neben Einer solchen Strafe wegen schwerer Verbrechen zu Gefängnis oder zu mehr als drei Monaten Einschließung wegen Diebstahls, Betrugs, Unterschlagung, Vergehens gegen die Sittlichkeit, wegen Vagabondierens, Bettelns oder Arbeitsscheu zweimal verurteilt worden ist, endlich auch gegen jeden, der vier Verurteilungen zu Gefängnis wegen qualifizierter Verbrechen oder zu einer längern Einschließung wegen der vorgenannten strafbaren Handlungen erlitten hat. Unter Umständen kann auch nach sieben Verurteilungen die D. erfolgen, wenn nur zwei davon wegen solcher Verbrechen und Vergehen und auf mehr als drei Monate erfolgt sind. In England wurde durch das unter Elisabeth gegebene Gesetz zuerst Verbannung als Strafe für Gauner und Vagabunden festgesetzt, aber darin kein Verbannungsort besonders angegeben. Der Gebrauch, Verbrecher nach den britisch-nordamerikanischen Kolonien zu transportieren, datiert von Jakobs I. Regierung, von 1619, her. Da jedoch bei Ausführung dieses Systems große Mißbräuche einrissen, so wurde im vierten Regierungsjahr Georgs I. die D. nach Nordamerika durch eine Parlamentsakte geregelt. Da damals Kanada noch den Franzosen gehörte, so waren Neuengland und andre Provinzen der jetzigen nordamerikanischen Union und außerdem auch wohl die britisch-westindischen Kolonien die einzigen Länder, nach denen die im britischen Reich zur D. verurteilten Verbrecher gebracht werden konnten. Nachdem sich aber die erstgenannten Kolonien vom Mutterland losgerissen hatten, wurde Neusüdwales in Australien als Verbannungsort gewählt, welches alle Vorteile, die anderwärts fehlten, zu vereinigen schien. Die Hauptzwecke der britischen Regierung bei der Gründung der Kolonie von Neusüdwales waren folgende: das Mutterland von der Plage einer täglich zunehmenden Anhäufung von Verbrechern in den Gefängnissen und Zuchthäusern zu befreien; einen passenden Ort für die sichere Bewachung und die Bestrafung dieser Verbrecher wie auch für deren spätere und allmähliche Besserung zu

haben und eine britische Kolonie aus den allmählich gebesserten Verbrechern und den Familien freier Auswanderer, die von Zeit zu Zeit sich veranlaßt sehen möchten, in dem neuentdeckten Land sich anzusiedeln, zu bilden. Später wurden Strafkolonien in Tasmania und Westaustralien errichtet, bis 1858 die D. als Strafmittel vollständig beseitigt ward. Vgl. v. Holtzendorff, Die D. als Strafmittel (Leipz. 1859); d'Haussonville, Les établissements pénitentiaires en France et aux colonies (Par. 1875); Bertheau, De la transportation des récidivistes incorrigibles (das. 1882).

Depositär (lat.), beim Hinterlegungsvertrag derjenige, welcher eine Sache zur Aufbewahrung entgegennimmt; auch der Beamte, welcher zur Annahme von Depositen (s. d.) bestellt und ermächtigt ist, sowie der Bankier, welcher Geld und Wertsachen zum Depositum empfängt (s. Hinterlegung).

Depositen (Deposita, lat.), hinterlegte Sachen, namentlich Gelder (Depositengelder) und sonstige Wertobjekte, welche bei einer amtlichen Stelle, einem Bankier oder bei einer Depositenbank (s. d.) hinterlegt sind. Das von einem Bankgeschäft über die hinterlegten Gelder eröffnete Konto wird Depositen- (Deposito-) Konto genannt. Die Bescheinigung über eine stattgehabte Hinterlegung (s. d.) heißt Depositen- (Deposital-, Depot-) Schein. Öffentliche Kassen, welche zur Entgegennahme von D. bestimmt sind, werden Depositenkassen genannt (s. Hinterlegung).

Depositenbank, s. Banken, besonders S. 324.

Deposition (lat.), Hinterlegung, insbesondere die Hinterlegung von Wertobjekten bei einer Bank (Depositenbank), bei einem Kaufmann oder bei einer Behörde, nach Maßgabe der hierüber vorhandenen gesetzlichen Vorschriften (Deposital-, Hinterlegungsordnungen). Die über die erfolgte D. ausgestellte Bescheinigung heißt Depositen- (Depositions-, Depot-) Schein (s. Hinterlegung). Auch die Aussage einer Person vor einer Behörde, insbesondere die Vernehmlassung eines Zeugen oder Sachverständigen, wird D. genannt. Im Kirchenrecht versteht man unter D. die Absetzung eines Geistlichen, wobei derselbe des Amtes und der Anstellungsfähigkeit für alle Zeiten verlustig geht. Vgl. auch Pennalismus.

Depositor (lat.), s. v. w. Deponent, auch Beamter, welcher Depositen entgegennimmt (s. Hinterlegung).

Depositorium (lat.), Ort zum Aufbewahren; das Lokal zur Aufbewahrung von Depositen (s. d.); Archiv, in welchem Akten und andre wichtige Dokumente aufbewahrt sind; Kasse, bei welcher Geld und Geldeswert hinterlegt wird.

Depositowechsel, s. Depotwechsel.

Depositum (lat.), eine hinterlegte (deponierte) Sache; dann der Hinterlegungsvertrag (s. Hinterlegung).

Depossedieren (franz.), einen aus dem Besitz setzen; einen Fürsten aus seinem Reich verdrängen, entthronen; daher Depossedierte, Bezeichnung für die Monarchen, welche 1859 und 1861 in Italien ihre Länder verloren, ebenso für die deutschen Fürsten, welche 1866 infolge der preußischen Annexionen der Regierung entsetzt wurden. Die depossedierten Fürsten und ihre Familien behalten die monarchischen Ehrenrechte, Titel und Prädikate bei sowie das Recht der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern.

Depostieren (franz.), einen von einem Posten, einer Position, verdrängen.

Depot (franz., spr. -poh), überhaupt eine »Niederlage«, besonders von materiellen Streitmitteln, Geschütz, Munition, Montierungsstücken, Belagerungsbedürfnissen und ähnlichen Vorräten (daher die Ausdrücke Artillerie-, Batterie-, Traindepot etc.); dann eine Abteilung Truppen, die man nicht mit ins Feld nimmt, sondern die zur Ausbildung des Ersatzes etc. in den Garnisonen zurückbleibt. Solche Abteilungen heißen, je nach ihrer Stärke, Depotkompanien, Depotbataillone. In fremden Heeren, Österreich, Frankreich etc., sind diese Depots schon im Frieden vorhanden, in Deutschland werden dafür Ersatztruppen erst bei der Mobilmachung aufgestellt. S. Remontedepots. — Im Handel ist D. die Niederlage von Waren, Wertpapieren bei andern. In D. geben heißt bei jemand in Verwahrung geben, ein D. errichten ein beständiges Kommissionslager halten. Sind im Bankverkehr Wertpapiere in D. gegeben, so gelten sie als Pfand, sobald der Deponent Schuldner des Depositars wird. Offene und verschlossene Depots, s. v. w. offene und verschlossene Depositen (vgl. Banken, S. 324).

Dépôt de la guerre (franz., spr. depoh d'la gähr), im franz. Kriegsministerium das 1688 von Louvois als Sammelstelle für alle auf Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte bezüglichen Schriften gegründete Institut, wurde 1761 von Paris nach Versailles verlegt und durch Zuteilung des Dépôt des cartes et plans vergrößert, kam aber 1791 nach Paris mit den ausgedehntesten Befugnissen zurück. 1793 ward ihm auf Befehl des Konvents die berühmte Karte Frankreichs von Cassini zur Vollendung und wenig später eine Sammlung von 10,000 Karten überwiesen, unter denen sich seltene Exemplare aus ältester Zeit befinden. Das D. besitzt auch eine reiche Sammlung von Schriften militärischen und geographischen Inhalts sowie die Akten und Denkschriften aus den Kriegen der Republik und des ersten Kaiserreichs. Die beste Leistung des D. ist die 1817 auf Grund neuer Vermessungen im Maßstab von 1:80,000 begonnene Karte von Frankreich, die erst 1875 vollendet wurde. Die im Handel erscheinenden sogen. 1-Frankblätter sind durch Umdruck vom Kupferstich auf Stein übertragen. Ein Teil der Karten wird im D. selbst, der andre in Privatanstalten gedruckt. Die Gesamtproduktion belief sich 1875 auf 524,204 Blätter. Gegenwärtig bildet das D. das fünfte Büreau des État-major général des Kriegsministers und zerfällt in zwei Sektionen, von denen die erste alles auf die Aufnahme und Veröffentlichung von Karten Bezügliche bearbeitet und Werkstätten für Kupferstich, Photographie, Heliogravüre etc. besitzt, während die zweite Sektion Kriegsgeschichte und Militärstatistik bearbeitet. Unter Leitung des Generals de Vault hat das D. die Geschichte der 1677—1763 geführten Kriege Frankreichs in 125 Bänden veröffentlicht. — Ähnlich wie in Frankreich besteht auch in Belgien ein D. zu demselben Zweck. Vgl. Rey, Histoire de la carte de l'état-major (Par. 1877); Rouby, La cartographie au d. (das. 1878).

Depotenzieren (neulat.), entkräften, schwächen.

Depotplätze, Festungen, welche wesentlich zur Herstellung und Lagerung von Kriegsmaterial benutzt werden.

Depotwechsel (Deckungs-, Deposito-, Kautionswechsel), der einem Gläubiger zur Sicherung einer bereits bestehenden oder einer künftigen Forderung übergebene Wechsel. Letzteres ist namentlich im Kontokorrentverkehr üblich, während, was den erstern Fall anbetrifft, zumeist zur Sicherung von

Darlehns- oder Depositalforderungen D. gegeben werden. Ein solcher Wechsel, meist ein eigner Wechsel, ist allerdings zunächst nicht zur Weiterbegebung bestimmt, sondern vielmehr zur Hinterlegung bei dem ersten Empfänger, zu dessen Sicherung er dienen soll, solange das Kontokorrentverhältnis oder die Forderung besteht. Der Umstand, daß es sich um einen D. handelt, schließt jedoch an und für sich die wechselmäßige Begebung desselben nicht aus, selbst dann nicht, wenn der Wechsel in seinem Kontext oder in der Überschrift ausdrücklich als D. bezeichnet ist. Die in kaufmännischen Kreisen vielfach verbreitete gegenteilige Annahme ist nicht richtig, wenn auch der D. seiner Bestimmung nach nur ein Sicherungsmittel sein, so daß der Empfänger von dem D. nur dann Gebrauch machen soll, wenn der Aussteller oder der Acceptant seiner Hauptverbindlichkeit nicht nachkommt. Übrigens werden die D. nicht selten durch die Klausel »nicht an Order« ausdrücklich als Rektawechsel bezeichnet, d. h. von der Begebbarkeit ausgeschlossen.

Depouillieren (franz., spr. -pujī-), plündern, berauben.

Deppe, Ludwig, Komponist und Dirigent, geb. 7. Nov. 1828 zu Alverdissen (Lippe), studierte in Detmold Violin- und Klavierspiel sowie Komposition und ließ sich 1857, nachdem er unter Leitung Marxsens in Altona und Lobes in Leipzig seine Studien abgeschlossen, in Hamburg als Musiklehrer nieder. Hier an die Spitze eines Gesangvereins berufen, zeichnete er sich bald als Dirigent so sehr aus, daß ihm die größten Aufgaben übertragen wurden, namentlich Aufführungen Händelscher Oratorien in der Michaeliskirche, welche zu den Glanzpunkten des Hamburger Musiklebens der letzten Dezennien gehören. Nach größern Reisen übernahm D. 1871 die Leitung der Berliner Symphoniekapelle, gab dieselbe jedoch nach Jahresfrist wieder auf, um seine Thätigkeit vorwiegend größern Oratorienaufführungen sowie dem Unterricht zuzuwenden. Daneben hat er sich als Dirigent der 1876 ins Leben gerufenen schlesischen Musikfeste verdient gemacht. Unter seinen Kompositionen sind hervorzuheben: die Ouvertüren zu »Zriny« und »Don Karlos«, eine Symphonie in F und Chorlieder. Auch hat D. durch seine Instrumentierung mehrerer Händelscher Oratorien die richtige Würdigung dieses Meisters wesentlich gefördert.

Depping, Georg Bernhard, deutsch-franz. Geschichtschreiber, geb. 11. Mai 1784 zu Münster, begleitete 1803 einen französischen Emigranten nach Frankreich, wo er in Paris anfangs als Lehrer an einigen Erziehungsanstalten Anstellung fand, dann die neuern Sprachen studierte und für französische und deutsche Zeitschriften Beiträge lieferte. Er starb 6. Sept. 1853 in Paris, seit 1827 in Frankreich naturalisiert. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Merveilles et beautés de la nature en France« (Par. 1811; 9. Aufl., das. 1845); »Les soirées d'hiver« (3. Aufl. 1833; deutsch, Krefeld 1831); »Voyages d'un étudiant dans les cinq parties du monde« (1822, 2 Tle.); »La Grèce« (1823, 4 Bde.); »La Suisse« (2. Aufl. 1824, 4 Bde.); »Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au X. siècle« (1826, 2 Bde.; 2. Aufl. 1844; deutsch, Hamb. 1829); »Histoire du commerce entre l'Europe et le Levant depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique« (1832, 2 Bde.); »Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen zu Paris« (Leipz. 1832); »Les juifs dans le moyen-âge« (1834, neue Ausg. 1844; deutsch, Stuttg. 1834); »Geschichte des Kriegs der Münsterer und Kölner gegen Holland 1672—74« (Münst. 1840). Er setzte auch Liquets »Histoire de la Normandie« (Rouen 1835, 2 Bde.) fort und bearbeitete für die Sammlung historischer Dokumente die ältesten Statuten der Handwerke der Stadt Paris (1837) und eine Zusammenstellung der wichtigsten auf die Staatsverwaltung Ludwigs XIV. bezüglichen Aktenstücke (1850—55, 4 Bde.). Seine zuerst 1817 erschienene »Sammlung spanischer Romanzen« erschien in zweiter Auflage unter dem Titel: »Romancero castellano« (Leipz. 1844, 2 Bde.; Bd. 3 von F. Wolf, 1846).

Deprädieren (lat.), berauben, plündern; **Deprädation**, Beraubung, Plünderung.

Depravieren (lat.), verschlechtern, verderben; auch schlechter werden; **Depravation**, Verschlechterung.

Deprehension (lat.), Ergreifung, Festnehmung eines Verbrechers. Deprehensionis forum ist im Strafprozeß der Gerichtsstand des Ortes der Ergreifung oder der Betretung des Verbrechers. Nach gemeinem Recht konkurrierte dieser Gerichtsstand mit dem Gerichtsstand des Wohn- oder Aufenthaltsorts des Verbrechers (forum domicilii) sowie mit dem Gerichtsstand des begangenen Verbrechens (forum delicti), d. h. die Untersuchung und Bestrafung eines Verbrechers konnte ebenso gut von dem Gericht, in dessen Sprengel der Verbrecher ergriffen, wie von dem Gericht, in dessen Sprengel die That verübt wurde, oder auch von dem Gericht des Wohnorts des Verbrechers beansprucht werden. Die deutsche Strafprozeßordnung (§ 9) erklärt das Gericht, in dessen Bezirk der Beschuldigte ergriffen wurde, dann für zuständig, wenn die strafbare Handlung im Ausland begangen worden und ein sonstiger Gerichtsstand nicht begründet ist. Dasselbe gilt für den Fall, wenn die strafbare Handlung zwar im Inland begangen, jedoch weder der Gerichtsstand der begangenen That noch derjenige des Wohnorts ermittelt ist.

Deprekation (lat. Deprecatio injuriae, »Abbitte«), eine dem deutschen Recht eigentümliche beschämende Privatstrafe, auf welche früher bei Ehrverletzungen, entweder allein oder neben einer Geldstrafe oder einer Ehrenerklärung und Widerruf, erkannt werden konnte (s. Abbitte). — In der Rhetorik ist D. die Figur, wobei der Redner, statt mit Gründen zu wirken, sich bittweise an die Richter oder andern Zuhörer wendet. — In der Dogmatik versteht man darunter Fürbitte Christi für die Gläubigen bei Gott.

Deprekatūr (mittellat.), das bei einer Schenkung an Klöster und Kirchen von dem Schenkenden reservierte Anrecht auf die Einkünfte zeit seines Lebens; auch eine bis ins dritte Glied dauernde Erbpacht.

Depressaria, s. Motten.

Depression (lat.), in der Astronomie s. v. w. negative Höhe, d. h. die unter den Horizont fortgesetzte Verlängerung eines Höhenkreises. Von einem Stern, der 10° unter dem Horizont steht, sagt man, seine D. betrage 10°. Unter D. des Horizonts (Kimmtiefe) versteht man den Winkel, den die von dem Auge eines in einiger Höhe über dem Meeresspiegel befindlichen Beobachters aus nach dem scheinbaren Horizont gezogene gerade Linie mit der horizontalen Ebene einschließt. Diese D. kommt namentlich bei Höhenbeobachtungen zur See in Betracht, weil hier der scheinbare Horizont als Anfang für die Höhe genommen werden muß, da die schwankende Bewegung des Schiffs die Anwendung des Niveaus nicht gestattet. Durch die D. wird die Höhe eines Sterns vergrößert. — In der Physik heißt D. die Senkung des Flüssigkeitsspiegels in Haarröhrchen, welche

z. B. beim Eintauchen von Glasröhren in Quecksilber beobachtet wird. Diese D. macht sich auch bei Barometern geltend und muß mittels eigner Tabellen in Rechnung gezogen werden. Bei Thermometern spricht man von D. des Nullpunktes, welche darin besteht, daß das Quecksilber im Instrument nach der Bestimmung des Siedepunktes in schmelzendem Eis einen tiefern Stand erreicht als vor jener Bestimmung. Diese von einer nachdauernden Ausdehnung des Gefäßes herrührende D. muß bei genauen Beobachtungen nach der Methode von Pernet berichtigt werden (Pernet, Beiträge zur Thermometrie, Münch. 1875). — In der Meteorologie ist D. s. v. w. barometrisches Minimum, ein Gebiet niedrigen Luftdrucks, dessen Fortschreiten für die Gestaltung des Wetters von großem Einfluß ist. — In der Medizin versteht man unter D. eine gedrückte Gemütsstimmung oder Geistesabspannung.

In der Geographie heißt D. eine Landstrecke, welche tiefer als das Niveau der Ozeane liegt. Die größte D., von dem Flächeninhalt der Skandinavischen Halbinsel, bildet das Kaipische Meer mit seinen benachbarten Gebieten. Der Spiegel des Kaspischen Meers liegt 25,8 m tiefer als der des Schwarzen Meers, während der Spiegel des Toten Meers sogar 392 m unter dem des Mittelmeers liegt. Andre Depressionen liegen in der Sahara. Die westlichste und größte reicht angeblich bis in die Nähe des Atlantischen Ozeans und anderseits bis nördlich von Timbuktu, die zweite erstreckt sich von der Küstengegend der Kleinen Syrte südlich vom Atlas nach W. und umfaßt das Schattgebiet von Algerien und Tunis, welches die Franzosen mittels eines Kanals vom Meer her in eine Wasserfläche verwandeln wollen. Das dritte Depressionsgebiet der Sahara erstreckt sich von der Großen Syrte im S. des Plateaus von Barka nach S. und O. In diesem Gebiet liegt Sokna 284,27 m u. d. M. Auch die Danakilküstenebene am Roten Meer besitzt eine D., und in Nordamerika liegt die Coloradowüste in der nördlichen Verlängerung des Busens von Kalifornien auf 80 km weit 90 m u. d. M. D. nennt man auch eine in die Länge gedehnte Strecke zwischen zwei Hochlandschaften, in welcher die Höhe beider erheblich herabsinkt, wenn auch nicht bis unter die Meereshöhe.

Depressionsschuß (Senk- oder Plongierschuß), jeder unter die Horizontallinie gerichtete Schuß. Der Winkel, welchen die Schußrichtung mit letzterer bildet, heißt Depressionswinkel. In hoch gelegenen Befestigungen, z. B. in Ehrenbreitstein bei Koblenz, gibt es auch besonders für diesen Schuß konstruierte Depressionslafetten.

Depretiation (lat.), Entwertung, Wertherabsetzung, wird jeder Rückgang im Kurs der Wertpapiere oder auch des Preises von einem der beiden Edelmetalle (Gold und Silber) genannt; depretiieren, im Wert herabsetzen; herabwürdigen.

Depretis, Agostino, ital. Minister, geb. 31. Jan. 1813 zu Mezzana bei Stradella, studierte die Rechte, ließ sich als Advokat in Stradella nieder und beteiligte sich eifrig an den nationalen Bestrebungen der Italiener. 1849 war er Gouverneur von Brescia und wurde sodann in das sardinische Parlament gewählt, wo er sich der Linken anschloß und mehrmals Vizepräsident war. 1860 schloß er sich der Expedition Garibaldis nach Sizilien an, ward von diesem zum Prodiktator von Sizilien ernannt und betrieb mit Eifer den Anschluß der Insel an das Königreich Italien; er befahl 5. Aug. 1860, daß alle Beamten Viktor Emanuel den Eid der Treue leisten und alle Münzen des Königs Bildnis tragen sollten. Darüber zerfiel er mit Garibaldi und legte 17. Sept. sein Amt nieder. Am 3. März 1862 übernahm er im Ministerium Rattazzi das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten, trat 9. Febr. 1863 zurück, ward 28. Juni 1866 Marineminister, in welcher Stellung er den Prozeß gegen Persano wegen der Schlacht bei Lissa einleitete, und 4. Febr. 1867 auf kurze Zeit (bis 4. April) Finanzminister, trat aber dann an die Spitze der fortschrittlichen Opposition in der Zweiten Kammer gegen die Konsorteria und ward nach deren Sturz 18. März 1876 Ministerpräsident und Finanzminister. Doch konnte das Ministerium die eigne Partei, trotzdem sie bei den Neuwahlen im Oktober 1876 bedeutend verstärkt wurde, nicht zusammenhalten; besonders die in ihren Erwartungen getäuschten Süditaliener fielen bald von D. ab und ließen sich nicht dadurch beschwichtigen, daß dieser im Dezember 1877 Nicotera fallen ließ. Schließlich brach wegen der Verwaltung der angekauften oberitalienischen Bahnen im Ministerium Zwist aus, und weil D. bei einer Ministerkrisis im März 1878 das Kabinett nicht rekonstruieren konnte, trat er zurück. Als Cairoli bereits im Dezember 1878 wieder gestürzt wurde, bildete D. wieder ein aus den Führern der Gruppen der Linken gebildetes Ministerium, das aber wegen der Ablehnung des Vorschlags von D. betreffs der Mahlsteuer im Juli 1879 sich wieder auflöste. Im November vereinigte sich D. mit Cairoli und übernahm in dessen Ministerium das Innere, legte das Wahlreformgesetz in der Kammer vor und trat 1881 wieder an die Spitze des Kabinetts. Er führte die Wahlreform, die Abschaffung des Zwangskurses und den Ausbau des Eisenbahnnetzes durch und befestigte durch diese Erfolge seine politische Stellung, zumal er sich mehr und mehr gemäßigt und monarchisch gesinnt zeigte. 1885 übernahm er das Portefeuille des Auswärtigen.

De Pretis-Cagnodo, Sisinio, Freiherr, österreich. Minister, s. Pretis-Cagnodo.

Deprezieren (lat.), abbitten; ablehnen.

Deprimieren (lat.), niederdrücken, herabspannen.

Deprivation (lat.), Beraubung, insbesondere Entsetzung eines Geistlichen von seiner Pfründe.

De profundis (lat., »Aus der Tiefe«), Anfangsworte des 130. Psalms, der in der katholischen Kirche als Bußpsalm gesungen wird. D. steht in Frankreich häufig am Schluß von Todesanzeigen und bedeutet dann etwa s. v. w. »beten wir für ihn (oder sie)!«

Deptford (spr. dettförd), eine Vorstadt Londons, am rechten Themseufer, oberhalb Greenwich, in der Grafschaft Kent gelegen, mit großen Schlachthäusern, in denen alles in London vom Ausland ankommende Vieh geschlachtet werden muß (auf der ehemaligen königlichen Schiffswerfte), einem ausgedehnten königlichen Proviantmagazin, Kesselschmieden, Bau von Schiffsdampfmaschinen, Eisengießerei und (1881) 84,653 Einw.

Depurantia (lat.), s. Blutreinigende Mittel.

Depuration (lat.), Reinigung.

Deputat (Deputatum, lat.), im allgemeinen das, was jemand als ihm beschiedenes Teil zugedacht ist (daher die Redensart: »Der hat sein D.«, insbesondere, wenn ihm etwas Unangenehmes widerfahren ist). Besondere Bedeutung hat das D. im öffentlichen, namentlich im Beamtenrecht. Hier heißt D. das, was einem Beamten, Geistlichen, Lehrer oder einer sonstigen Person (Deputatist) außer dem ordentlichen Gehalt an Lebensmitteln, Holz rc. ausgesetzt und entweder unentgeltlich oder gegen einen bestimmten

regelmäßig niedrigen) Preis zu entrichten ist, z. B. Deputatgetreide, Deputatholz ꝛc. Wo diese Leistungen abgelöst und in feste Geldbeträge umgewandelt worden sind, pflegte man sich zur Bestimmung der letztern nach dem Durchschnittspreis der letzten 25 oder 20 Jahre (mit Auslassung der beiden teuersten und der beiden wohlfeilsten Jahre) zu richten. Die Verpflichteten haben dabei fast immer gewonnen, die Berechtigten häufig verloren. — Bei sequestrierten Stammgütern ist D. das, was dem Besitzer daraus zum Unterhalt ausgesetzt ist. Endlich bedeutet, wiewohl seltener, D. s. v. w. Besoldung, Bestallung, auch s. v. w. Apanage.

Deputation (lat.), Abordnung, Entsendung einiger Mitglieder aus einem Kollegium, einer größern Versammlung, Korporation oder sonstigen Genossenschaft zur Betreibung einzelner Angelegenheiten derselben; dann die abgesendeten Personen selbst; ferner eine Abordnung (Ausschuß) von einer Gemeindevertretung zur Verwaltung einzelner Zweige des Gemeindewesens (Armen-, Schul-, Gewerbe-, Steuer-, Einquartierungswesen ꝛc.). In den deutschen Freien Städten ist D. die offizielle Bezeichnung gewisser Verwaltungskollegien. Auch sind in vielen deutschen Staaten Deputationen zu Entscheidungen von Streitigkeiten zwischen Armenverbänden eingerichtet (s. Unterstützungswohnsitz). Ebenso wird der Ausdruck D. zur Bezeichnung parlamentarischer Kommissionen oder Ausschüsse gebraucht, welchen einzelne Vorlagen zur Vorberatung und zur Berichterstattung darüber im Plenum überwiesen werden. Von besonderer Wichtigkeit sind ferner die Deputationen, welche eine parlamentarische Körperschaft an den Monarchen, namentlich zur Überreichung einer Adresse, entsendet. Nach der Geschäftsordnung des deutschen Reichstags wird die Mitgliederzahl einer solchen D. auf Vorschlag des Präsidenten vom Reichstag bestimmt, während die einzelnen Mitglieder der D., welche dem Kaiser eine Adresse überreichen sollen, durchs Los bezeichnet werden. Im ehemaligen Deutschen Reiche gab es allgemeine oder Reichsdeputationstage und besondere Deputationstage, welche in den einzelnen Staaten von den Abgeordneten der Stände gehalten wurden. Beide waren wieder entweder ordentliche oder außerordentliche Deputationstage, je nachdem sie nach der in den Reichs- oder den Provinzialgesetzen vorgeschriebenen Verfassung oder außer der Ordnung wegen eingetretener besonderer Umstände gehalten wurden. Die von den Deputierten und kaiserlichen Kommissaren zu stande gebrachten und in einer Urkunde gesammelten Beschlüsse hießen Deputationsrezesse (Deputationsabschiede); vgl. Reichsdeputation. — Deputationen hießen auch früher die von einem Kollegialgericht abgeordneten Einzelrichter.

Deputatist, s. Deputat.

Deputatus (lat.), der Abgeordnete, Deputierte, der Angehörige einer Deputation (s. d.).

Deputieren (neulat.), abordnen, absenden.

Deputierte (lat.), »Abgeordnete«, die von einer Versammlung, einem Kollegium oder aus der Mitte sonstiger Genossen Abgesandten, welche für jene auftreten und dieselben vertreten sollen. So werden in größern Gemeinden einzelne Mitglieder zur Verwaltung besonderer Zweige des Gemeindewesens (Armen-, Schul-, Gewerbewesen ꝛc.) »deputiert«. Nach der preußischen Kreisverfassung sind die »Kreisdeputierten« die Vertreter des Landrats. Namentlich wird die Bezeichnung D. auch für Volksvertreter gebraucht (s. Volksvertretung). In Frankreich ist die Deputiertenkammer (Chambre des députés) die aus allgemeinen Wahlen hervorgehende Zweite Kammer.

De Quincey (spr. twinnsi), Thomas, engl. Schriftsteller, geb. 15. April 1785 zu Greenhay bei Manchester, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der frühzeitig starb, wurde zu Bath erzogen, entlief mit 16 Jahren heimlich nach London, wo er in die bitterste Not geriet, vollendete von 1803 an in Oxford seine Studien und ließ sich dann zu Grasmere in der Seengegend nieder, wo er zu Wordsworth, der dort wohnte, in vertrauliche Beziehungen trat und der Schriftstellerei zugeführt wurde. Schon seine ersten Versuche, Beiträge zum »London Magazine«, dem er fortan ein treuer Mitarbeiter blieb, hatten glänzenden Erfolg. Später (1832) siedelte er nach Laßwade bei Edinburg über, wo er sein übriges Leben, zuletzt in ziemlich dürftigen Umständen, verbrachte. Er starb 8. Dez. 1859 in Edinburg während eines Besuchs. Von seinen zahlreichen Schriften, die sich über die verschiedensten Gegenstände verbreiten und sich stets durch vollendeten Stil und geistvolle, wenn auch nicht immer gründliche Behandlung auszeichnen, sind als das bedeutendste seine »Confessions of an English opium-eater« zu nennen, die 1821 im »London Magazine«, 1822 als Buch erschienen und seitdem zahlreiche Auflagen erlebten. Dieses ergreifende Werk, das in seiner Eigenartigkeit gewissermaßen eine neue Spielart litterarischer Erzeugnisse bildet, ist eine Art Autobiographie, da der Verfasser selber der Gewohnheit des Opiumessens schon von Oxford her eine Reihe von Jahren hindurch im stärksten Grad frönte (er genoß eine Zeitlang täglich 320 Gran) und sich trotz alles Ankämpfens nie ganz davon befreien konnte. Ein Pendant dazu bilden die pathetisch beredten »Suspiria de profundis«. Auch die »Autobiographical sketches« (1853) sind hier anzureihen. Seine sonstigen Schriften bestehen in Essays philosophischen, theologischen, und kritischen Inhalts (auch über deutsche Litteratur), in Biographien, Erzählungen, Skizzen ꝛc. und einigen nationalökonomischen Werken, z. B. »The logic of political economy« (1844), worin die Irrtümer Malthus' u. a. in der Anwendung von Ricardos Theorie des Wertes nachgewiesen werden. Gesamtausgaben seiner Werke erschienen wiederholt, zuletzt in 16 Bänden (Edinb. 1880). Vgl. Page, Thomas De Q. His life and writings (2. Aufl., Lond. 1879, 2 Bde.); Masson, Thomas De Q. (das. 1881).

Der (Derr, Deir), Hauptort von Unternubien, am rechten Nilufer, 200 km oberhalb Assuân, mit 1000—1200 Einw., welche das Kensi oder Berberi sprechen. In der Umgebung Ruinen eines unter Ramses II., dem Sesostris der Griechen, also im 14. Jahrh. v. Chr. erbauten Tempels.

Dêr (arab.), s. v. w. Kloster (in Ortsnamen vorkommend).

Deradschat, einer der zehn Regierungsbezirke (Commissionerships) der englisch-ind. Provinz Pandschab, 45,781 qkm (814 QM.) mit (1881) 1,137,572 Einw., zerfällt in die drei Distrikte: Dera Ismael Chan, Dera Ghazi Chan und Bannu. Die bedeutendsten Städte sind Dera Ismael Chan (1881: 18,986 Einw.) und Dera Ghazi Chan (18,935 Einw.), beide mit bedeutender Fabrikation von Baumwoll- und Seidenstoffen und lebhaftem Handel mit diesen Fabrikaten, die in noch größerer Menge aus andern Teilen Indiens zugeführt werden, sowie mit Korn und Salz nach Afghanistan. Die Anwohner der Grenze (Afghanen) sind in viele Stämme gespalten und waren ein unruhiges, an Arbeit nicht gewöhntes, raublustiges Volk, das durch mehrfache kriegerische

Expeditionen zur Ruhe gezwungen werden mußte. Der Timuride Humayun errichtete aus dem Gebiet nach 1555 eine Provinz des Großmogulreichs.

Derai, ein atlasartiger, schwerer Seidenstoff zentralasiatischer Fabrikation.

Déraisonnement (franz., spr. -räsonn'mäng), unvernünftiges Geschwätz und Urteil.

Derajeh (Deraie), Stadt der arab. Landschaft Nedschd, unter 24° 38′ nördl. Br., an der Karawanenstraße vom Roten Meer nach dem Persischen Meerbusen, war zu Anfang des Jahrhunderts Hauptstadt der Wahabiten und bestand aus fünf Quartieren, von denen jedes mit einer Mauer umgeben war, wurde aber 1819 von Ibrahim Pascha zerstört, worauf der Beherrscher der Wahabiten seinen Sitz nach dem nahen El Riâd verlegte. D. hat gegenwärtig nur 1500 Einw.

Derangieren (franz., spr. -rangschi-), in Unordnung bringen, verwirren, stören. Derangement (spr. -rangsch'mäng), Unordnung, Verwirrung.

De rato (lat.), nach Beschluß.

Derb, von Mineralien eine unbestimmte Bezeichnung, gewöhnlich für formlose, eingewachsene Aggregate eines gleichartigen Minerals oder überhaupt für homogene kristallinische Bruchstücke von ziemlicher Größe gebraucht.

Derbe, Stadt in Lykaonien, südöstlich von Ikonion, bekannt als Sitz des Räuberfürsten Antipater; nach christlicher Tradition Geburtsort des Timotheus.

Derbend (türk., »Thor-Band«), Gebirgspaß, Straße; Derbendschi, Paß-, auch Straßenwächter.

Derbent (Derbend), die befestigte Hauptstadt des russ. Gebiets Daghestan in Kaukasien, mit einem Hafen am Kaspischen Meer, bildet mit der Umgegend die Stadthauptmannschaft D. von 303 qkm (5,5 QM.) und (1875) 16,552 Einw. D. war eine der Glanzstädte des Mittelalters, die den Namen Bab ül Abwab oder Porta portarum führte und Jahrhunderte hindurch der Sitz eines eignen Chans war, dem meist auch die Chanate von Kuba und Baku sowie die von Kürja und Kasikumuch zinsbar waren, und der gewöhnlich selbst wieder in Abhängigkeit von Persien stand. Die Lage der Stadt ist entzückend: sie dehnt sich längs der Gehänge eines mit Wein- und Obstgärten, Mais- und Krappfeldern bedeckten hohen Bergs aus, an dessen Wänden die Hütten und Häuser der reichern Bewohner oft wie Schwalbennester kleben. Die Wellen des Kaspischen Meers bespülen die Kais der Stadt. Diese bildet der Gestalt nach ein Viereck, ist mit einer hohen und starken Mauer umgeben und besteht aus drei verschiedenartigen Teilen: der Festung, die den obern Teil bildet und das stattliche Chanschloß enthält, wo jetzt der Gouverneur von Daghestan wohnt, dem mittlern Stadtteil, worin etwa 1000 Wohnhäuser stehen, und dem untern Stadtteil mit nur wenigen Wohngebäuden, zahlreichen Fischerhütten, Gasthäusern für die Schiffer, einem Zollhaus, einer Schiffswerfte und weit ausgedehnten Viehweiden. Die Zahl der Bewohner betrug 1806 nur gegen 4000 Seelen (darunter 500 Armenier, 100 Juden, außerdem Turkmenen, Kumüken 2c.), dagegen 1881: 15,582 Personen. Eine große Bedeutung kommt D. nicht zu; die Hauptshafenplätze an dieser Seite des Kaspischen Meers sind Perowsk und Baku. In der ältesten Zeit war D. der nördlichste Punkt, bis zu welchem Iranier aus Persien sich angesiedelt hatten; zum Schutz gegen die im N. wohnenden wilden Horden türkischer Abstammung war der Küstensaum bei D. mit der Kaukasischen Mauer geschlossen, die sich als Befestigung aller Paßübergänge quer über den Großen Kaukasus bis zum Engpaß Dariel fortzog, und von welcher zahlreiche Türme noch Zeugnis geben. D. hat viele Gebäude von historisch-archäologischer Merkwürdigkeit. Dazu gehören namentlich die große Moschee in der Mittelstadt, deren Vorhof mit marmornen Platten belegt ist, und das Schloß, die frühere Residenz des Chans, wo zuweilen auch die persischen Schahs auf ihren Zügen durch den Kaukasus verweilten. Dasselbe enthält prächtige, mit orientalischem Luxus ausgestattete Zimmer und besitzt einen mit Südfrüchten aller Art prangenden Garten mit persischen Kiosken, Springbrunnen u. a. Die russischen Anbauten in neuester Zeit haben den echt orientalischen Stil des interessanten Gebäudes leider etwas beeinträchtigt. Merkwürdig ist auch der Begräbnisplatz an der Nordseite der Stadt, wo sich viele alte Denksteine mit kufischen Inschriften vorfinden, sowie ein Mausoleum, worin 40 Helden bestattet liegen, die bei der Eroberung Daghestans durch die Araber vor den Thoren von D. fielen. Die Stadt hat eine orthodoxe und eine armenische Kirche, 17 Moscheen, 3 Synagogen, 21 Schulen, berühmte öffentliche Bäder, 3 Bazare, wo man prächtige Shawls, Teppiche und andre Seiden- und Baumwollstoffe, Spezereien 2c. ausgelegt findet, einen bedeckten Kanal, der vom Gebirge her der Stadt gutes Trinkwasser zuführt, einen Leuchtturm auf der Reede 2c. Die Einwohner nähren sich vorzüglich von Landwirtschaft, einigen Handwerken, Schiffahrt und Handel, welcher auf vier sehr lebhaft besuchten Jahrmärkten nicht unbedeutenden Absatz an die Bewohner der innern Gebirgsthäler erzielt. — Wie die Stadt im Altertum hieß, ist unbekannt. Der Name D. kommt erst seit Nushirwan (im 6. Jahrh.) vor, welcher das Chanat D. stiftete und die Stadt zur Residenz des Chans machte. Um 1220 wurde D. von den Mongolen erstürmt. Später bemächtigten sich die Türken unter Mustafa I. des untersten Stadtteils, doch wurden sie von Emir Hamse wieder daraus vertrieben. Im J. 1722 entrissen die Russen D. den Persern, und Peter d. Gr. ließ sich bei einem Triumphzug in Moskau die silbernen Schlüssel der eisernen Thore von D. vortragen. Im Frieden von 1723 behielten die Russen D., gaben es dann 1736 an Persien zurück, eroberten es aber 1796 unter dem Grafen Subow von neuem, worauf es 1813 in dem Vertrag von Gulistan definitiv mit dem russischen Kaukasien vereinigt wurde.

Derborence (Lac D., spr. -rängs), Bergsee im schweizer. Kanton Wallis, 1436 m ü. M., in den wilden Höhen des Chevillepasses gelegen, entstand 1749 durch die Felsstürze der Diablerets (s. d.).

Derby (spr. darrbi), 1) Hauptstadt der engl. Grafschaft Derbyshire, in offener Ebene am Derwent, hat in den ältern Stadtteilen enge und krumme Straßen mit roten Backsteinhäusern. Unter den Kirchen verdienen Beachtung die Allerheiligenkirche (aus der Zeit Heinrichs VII.) und die von St. Alkmund, beide mit hohen Türmen, dann die von Pugin erbaute katholische Kathedrale. Von andern Gebäuden und Anstalten erwähnen wir die Kornbörse, das Museum, die Freibibliothek, ein Seminar der Presbyterianer (Magee College) und ein Seminar für Lehrerinnen. Im S. der Stadt liegt ein Arboretum. Ein Denkmal ehrt den Chemiker H. Cavendish. D. hat (1881) 81,168 Einw. Die Seidenweberei, die hier 1717 zuerst in England eingeführt wurde, ist noch immer die bedeutendste Industrie der Stadt. Außerdem findet man hier die Maschinenbauwerkstätten der Midlandeisenbahn, Baumwollwarenfabriken, Walzwerke, Gießereien, Seifensiedereien 2c. Auch hat D. einen Ruf für

sein Porzellan und die aus Flußspat und Marmor hergestellten Schmucksachen. — 2) Vorstadt von Liverpool, s. West Derby.

Derby, 1) Edward Geoffrey Smith Stanley, Graf, früher Lord Stanley, engl. Staatsmann, geb. 29. März 1799 zu Knowsley Park in Lancashire, erzogen in Eton und im Christchurch College zu Oxford, trat 1822 in das Unterhaus ein und machte sich hier 1824 durch eine Rede zu gunsten der Hochkirche bemerkbar. Nachdem er unter Canning und Goderich das Unterstaatssekretariat der Kolonien bekleidet hatte, übernahm er 1830 im Ministerium Greys die Stelle eines Obersekretärs für Irland, wo damals die für die Aufhebung der Union zwischen Irland und England agitierende Partei infolge der prekären Stellung des Ministeriums, welches der Stimmen der irischen Mitglieder des Unterhauses nicht entbehren konnte, gesteigerte Forderungen stellte. In Windsor gewählt, hatte er gegen O'Connell oft ganz allein den parlamentarischen Kampf zu bestehen. Durch das leidenschaftliche Feuer seiner Rede, die aber keineswegs der scharfen Logik und des schlagenden Witzes entbehrte, erwarb er sich damals den Beinamen des »Ruprecht der Debatte«, in Irland aber den des »Skorpion Stanley«. Während der Beratung der Reformbill 1832 bewies er sich als eifrigen Verteidiger derselben, und als Obersekretär für Irland brachte er 1833 trotz O'Connells heftigen Widerstandes eine Zwangsbill, welche der Regierung die Herstellung der Ordnung in Irland ermöglichte, durch das Unterhaus. Bald nach Annahme dieses Gesetzes vertauschte er, weil er als eifriger Protestant den Standpunkt seiner Kollegen hinsichtlich der irischen Kirchenfrage nicht teilte, das Sekretariat für Irland mit dem Ministerium der Kolonien, setzte in dieser Stellung 1833 noch die Emanzipation der westindischen Sklaven durch, trat aber im Mai 1834, als das Ministerium durch weitere Einschränkung der protestantischen Staatskirche Irlands der dortigen Opposition eine neue Konzession machen wollte, mit Sir James Graham, Lord Ripon und dem Herzog von Richmond aus dem Kabinett. Die hiermit eingetretene Spaltung in der ehemaligen Reformpartei wurde eine definitive, als Stanley, der noch im November das Anerbieten Sir Robert Peels, in dessen Ministerium einzutreten, ausgeschlagen, nach dessen Rücktritt sechs Jahre lang mit der konservativen Opposition stimmte und endlich 1841, als Sir Robert Peel wieder ein konservatives Ministerium bildete, das Portefeuille der Kolonien übernahm. Er behielt letzteres vier Jahre und wurde während dieser Zeit im November 1844 als Lord Stanley ins Oberhaus versetzt. Als aber Sir Robert Peel gegen Ende 1845 sich für Aufhebung der Kornzölle erklärte, schied er aus dem Kabinett und erschien im folgenden Jahr im Oberhaus an der Spitze der protektionistischen Opposition. Als 1852 das durch Lord Palmerstons Austritt geschwächte Whigkabinett fiel, mußte bei der allgemeinen Zersetzung der Parteien Stanley, der inzwischen (30. Juni 1851) als Graf D. seinem Vater gefolgt war, als das Haupt der Konservativen die Bildung des Ministeriums übernehmen, das jedoch, da es in der Frage über den Kornzoll in der Minorität blieb, bald zurücktrat. D. wurde dafür Kanzler der Universität Oxford. Sein Versuch, 1855 nach dem Rücktritt Aberdeens ein konservatives Kabinett zu bilden, schlug fehl. Dagegen trat er 20. Febr. 1858 wieder an die Spitze der Regierung, beendigte den von dem Kabinett Palmerston hinterlassenen Krieg mit China durch den günstigen Vertrag von Tiëntsin und trat energisch gegen den indischen Aufstand auf, war aber nachgiebig gegen Frankreichs Forderungen in der Flüchtlingsfrage, doch unter Wahrung des äußern Anstandes. Indessen mußte er, von den Liberalen zu großer Parteilichkeit für Österreich beschuldigt und in der Frage der Parlamentsreform im Unterhaus unterlegen, 17. Juni 1859 zurücktreten. Seitdem nahm er regelmäßig seinen Sitz im Oberhaus, ohne ein eigentlicher Gegner der in vieler Beziehung toryistischen Interessen entsprechenden Politik Palmerstons zu sein. Popularität bei der Menge erweckte es ihm, als er bei der durch die Baumwollkrisis in den Fabrikdistrikten hervorgerufenen Not mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit zu helfen bemüht war. Seine Muße gehörte wissenschaftlicher Beschäftigung, und seine Übersetzung der »Ilias« in reimlosen Jamben (Lond. 1864, 10. Aufl. 1876), welche ebensosehr durch Treue wie poetischen Geist sich auszeichnet und binnen Jahresfrist fünf Auflagen erlebte, gibt ein ehrendes Zeugnis für seine klassische Bildung. Als nach dem Tod Palmerstons der Versuch Russells, das Ministerium in ähnlichem Geist wie unter Palmerston fortzuführen, ein rasches Ende nahm, ward D. 26. Juni 1866 noch einmal der Auftrag, ein Kabinett zu bilden, in welchem sein Sohn, Lord Stanley, die auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Dieses Ministerium D. wand sich denn auch durch eine sehr bewegte Reformdebatte glücklich hindurch, freilich auch eine Reformakte zu stande kommen lassend, radikaler, als sie jemals von einem whiggistischen Ministerium zur Vorlage gebracht worden ist. In den letzten Jahren von der Gicht sehr geplagt, reichte D. sein Entlassungsgesuch ein, dessen Annahme Stanley in der Unterhaussitzung 25. Febr. 1868 verkündete. Während der Session von 1868 beteiligte er sich nur sehr selten an den Debatten im Parlament, bekämpfte indessen hartnäckig die von Gladstone vorgeschlagene Abschaffung der Staatskirche in Irland. Seine letzte große Rede hielt er trotz schwerer körperlicher Leiden 17. Juni 1869 gegen die zweite Lesung der irischen Kirchenbill und unterzeichnete alsdann nach deren definitiver Annahme mit einer Minorität unnachgiebiger Lords als unversöhnlicher Gegner der Trennung von Kirche und Staat einen Protest gegen die Bill. D. starb 23. Okt. 1869 auf seinem Stammsitz Knowsley Park.

2) Edward Henry Smith Stanley, Graf, Sohn des vorigen, geb. 21. Juli 1826, saß bis zum Tod seines Vaters als Lord Stanley im Unterhaus für den Flecken Lyme Regis, bereiste den Orient und ward alsdann, zurückgekehrt, im März 1852 Unterstaatssekretär im ersten Ministerium seines Vaters. Nachdem er eine ihm von Palmerston angebotene hohe Stellung im Ministerium der Kolonien ausgeschlagen hatte, erhielt er in der zweiten Verwaltung seines Vaters (1858—1859) einen Sitz im Kabinett, und unter seiner Aufsicht wurde die Herrschaft über das ostindische Reich von der Handelsgesellschaft auf die Krone übertragen. Im dritten Kabinett seines Vaters Minister des Auswärtigen, nahm er im Juli 1867 an den Verhandlungen über Luxemburg hervorragenden Anteil, legte aber bei dem Antritt des liberalen Ministeriums Gladstone (Dezember 1868) sein Amt nieder und trat nach dem Tod seines Vaters ins Oberhaus. Im Kabinett Disraeli, das 20. Febr. 1874 gebildet wurde, übernahm er wieder das Ministerium des Auswärtigen, billigte aber keineswegs die auswärtige Politik des Premierministers und geriet namentlich in der orientalischen Frage, als Disraeli-Beaconsfield ein energisches Vorgehen gegen Rußland verlangte, mehrfach mit demselben in Konflikt. Als die Regierung 24. Jan. 1878 einen Kredit vom Parlament zu for-

dern beschloß und das Einlaufen der Flotte in die Dardanellen anordnete, verlangte D. nebst Carnarvon seine Entlassung, und Beaconsfield nahm deshalb den der Flotte gegebenen Befehl zurück. Als aber nach dem Frieden von San Stefano Beaconsfield ein entschiedenes Einschreiten zur Wahrung der Stellung Englands im Orient für durchaus geboten hielt und deshalb die Reserven einberief und andre militärische Vorbereitungen traf, schied D., der diese Maßregeln nicht billigte, 30. März aus der Regierung und wurde durch Lord Salisbury ersetzt. Während er nun im Oberhaus der Orientpolitik Beaconsfields entschiedene Opposition machte, näherte er sich, im Widerspruch mit den Traditionen seiner Familie, mehr und mehr der liberalen Partei, bis er sich im April 1879 durch einen offenen Brief an den Konservativen Verein von Lancashire geradezu von der konservativen Partei lossagte. Während der Wahlbewegung im Frühjahr 1880 machte er seinen weitreichenden Einfluß zu gunsten der Liberalen geltend und trat im Dezember 1882 als Staatssekretär der Kolonien in das Ministerium Gladstone ein, mit dem er im Juni 1885 seine Entlassung nahm. Er schrieb: »Claims and resources of the West-Indian colonies« (Lond. 1849).

Derby-Rennen (Derby-race), das großartigste und interessanteste engl. Pferderennen am Mittwoch vor Pfingsten (Derby-day), wurde von einem Grafen Derby 1780 ins Leben gerufen und wird jedes Jahr zu Epsom (s. d.) in der Grafschaft Surrey abgehalten. Es ist ein Flachrennen für dreijährige Pferde, wird über 1½ engl. Meilen gelaufen und trägt seinem Gewinner ohne Wetten zwischen 6000—7000 Pfd. Sterl. ein. In neuerer Zeit sind mit dem Namen »Derby« auch die Konkurrenzen um größere Rennpreise benannt worden, welche von Jockeyklubs und Rennvereinen gestiftet wurden.

Derbyshire (spr. darrbischir), Grafschaft im nördlichen England, grenzt nördlich an die Grafschaft York, östlich an Nottingham und Leicester, südlich an letzteres und an Stafford, westlich an Chester und Lancaster und umfaßt 2665 qkm (48,4 QM.). Der nördliche Teil ist ein Peak (s. d.) genanntes Gebirgsland, im High Peak zu 604 m ansteigend und vorwiegend aus Bergkalk bestehend. Der südliche Teil ist eine gewellte Ebene, meist fruchtbar und gut angebaut. Von den Flüssen ist nur der Trent mit seinem Nebenfluß Derwent nennenswert. Das Klima ist im N. rauh, im S. und W. aber mild und durchaus gesund. Die Grafschaft zählte 1881: 461,914 Einw. Von der gesamten Oberfläche bestehen 18,5 Proz. aus Ackerland (Klee, Weizen, Hafer, Gerste und Kartoffeln), 61 Proz. aus Weideland und 3,7 Proz. aus Wald. Der Viehstand zählte 1884: 21,253 Pferde, 145,808 Rinder, 195,059 Schafe und 40,010 Schweine. D. ist vorzugsweise Fabrik- und Bergwerksland. Die Bergwerke beschäftigen an 19,000 Arbeiter; gewonnen werden: Steinkohlen (jährlich 8 Mill. Ton.), Eisen (1882: 1,126,000 T.), Blei, Silber, Zink, Thonerde, Bausteine &c. Der Tropfstein einiger Höhlen (wie der Peakshöhle) wird vielfach als Zierat verarbeitet. In industrieller Beziehung sind die Baumwollfabrikation mit 14,872 Arbeitern, die Seidenfabrikation mit 2370 Arb., der Maschinenbau (3853 Arb.) und die verschiedenen Zweige der Eisenindustrie (8435 Arb.) hervorzuheben. Die Grafschaft liefert außerdem Spitzen (2233 Arb.), ausgezeichnetes Porzellan (803 Arb.), Thonpfeifen u. a. Kanäle und Eisenbahnen fördern den Verkehr. Hauptstadt ist Derby.

Dere (türk.), Thal.

Derebegs (türk., »Fürsten des Thals«), ehedem (im vortansimatischen Zeitalter) alttürkische Vasallendynastien in Kleinasien, die unter Oberhoheit des Sultans erbliche Verwalter und Kriegsanführer in ihren Gebieten waren. Ihre frühere bedeutende Macht wurde bereits durch Mahmud II. gebrochen.

Derecske (spr. -retschke), Markt im ungar. Komitat Bihar, mit (1881) 7630 Einw., reformiertem Untergymnasium, Ackerbau und Bezirksgericht. In der Nähe Sodaseen, aus denen im Sommer durch Auslaugen der trocknen Erde Soda gewonnen wird.

Derelikten (lat.), verlassene, aufgegebene Sachen.

Dereliktion (lat.), Verlassung; das Verlassen, Aufgeben einer Sache seitens des bisherigen Eigentümers ohne gleichzeitige Übertragung auf einen andern.

Derelinquieren (lat.), verlassen, den Besitz einer Sache aufgeben.

Derenbourg (ursprünglich Dernburg), 1) Joseph, Orientalist, geb. 21. Aug. 1811 zu Mainz, jüdischer Abkunft, studierte in Gießen und Bonn Orientalia und wandte sich 1839 nach Paris, wo er seine Studien fortsetzte und eine höhere Lehranstalt für Knaben jüdischer Konfession gründete, die er bis 1864 leitete. Dann sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen Forschungen widmend, wurde er 1871 zum Mitglied des Instituts erwählt und erhielt 1876 den für ihn geschaffenen Lehrstuhl der talmudischen und nachbiblischen Wissenschaften an der École pratique des hautes études. Sein Hauptwerk ist der »Essai sur l'histoire et la géographie de la Palestine« (Par. 1867). Außerdem veröffentlichte er, abgesehen von zahlreichen Beiträgen zu Geigers jüdischen Zeitschriften &c., die arabischen Inschriften der Alhambra (mit Übersetzung), die arabischen Fabeln von Lokman (1846), die zweite Ausgabe der »Makamen des Hariri« (»Séances de Hariri«, Par. 1847—52, mit Reinaud), eine Reihe von epigraphischen Noten im »Journal asiatique« (1877 besonders erschienen), »Manuel du lecteur« (1871), »Opuscules d'Aboul-Walid« (1880, mit seinem Sohn Hartwig), »Deux versions hébraïques du livre de Kalîlâh et Dimnâh« (1881), Abhandlungen über himjaritische Texte, hebräische Punktation u. a. D. ist auch Mitherausgeber des »Corpus inscriptionum semiticarum« der Akademie.

2) Hartwig, Orientalist, Sohn des vorigen, geb. 17. Juni 1844 zu Paris, studierte in Göttingen und Leipzig und erhielt von ersterer Universität den Doktortitel für seine gekrönte Preisschrift »De pluralium linguae arabicae et aethiopicae origine et indole« (Götting. 1867), arbeitete 1867—70 an dem Katalog der arabischen Handschriften der französischen Staatsbibliothek und lehrt seit 1875 Arabisch an der École des langues orientales; 1879 wurde er zum Professor ernannt. Er gab unter anderm den arabischen Grammatiker Sîbawaihi (»Le livre de Sîbawaihi«, arabischer Text, Par. 1881) und einen Katalog der arabischen Handschriften des Eskorial heraus.

Derenburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halberstadt, an der Holzemme, durch Zweigbahn mit Langenstein (Linie Halberstadt-Blankenburg) verbunden, mit evang. Kirche, Zuckerfabrik, bedeutendem Ackerbau und (1880) 2852 Einw. D., zuerst 998 erwähnt, war ehemals Hauptort einer Grafschaft, die zeitweise zu dem Stift Gandersheim und dem Bistum Halberstadt gehörte und im 17. Jahrh. an Brandenburg kam.

Derewnja, in Rußland Name für ein Dorf ohne Kirche, während ein Kirchdorf Sselo heißt.

Derfflinger, Georg, Reichsfreiherr von, brandenburg. Generalfeldmarschall, geb. 10. März 1606

in dem oberösterreichischen Dorf Neuhofen von evangelischen Eltern bäuerlichen Standes, mit denen er nach dem Bauernaufstand 1625 seine Heimat verließ, trat erst in ein Reiterregiment des Herzogs Johann Ernst von Weimar, endlich als Offizier in schwedische Dienste. Er ward 1635 bereits Oberstleutnant und zeichnete sich unter Banér und Torstensson als Reiterführer aus. Auch zu diplomatischen Missionen nach Stockholm und an Rákóczy ward er verwendet. Bald ward er zum Generalmajor befördert. 1646 heiratete er eine reiche Erbtochter, Frl. v. Schaplow, und lebte nach dem Westfälischen Frieden auf deren Gut Gusow in der Mark Brandenburg, bis er 1654 als Generalmajor der Kavallerie in brandenburgische Dienste trat. In der Schlacht von Warschau 1656 nahm er das feste Kloster Priment im Sturm und ward dafür zum Generalleutnant, 20. Juni 1657 zum Wirklichen Geheimen Kriegsrat und zum Generalfeldzeugmeister ernannt. Auch auf dem Kriege gegen Schweden 1658—1659 begleitete er den Kurfürsten. 1670 erhielt er die Würde eines Generalfeldmarschalls und die Oberleitung der Reiterei u. Artillerie. An dem Feldzug 1672—1673 nahm er wegen eines Streits mit dem Fürsten von Anhalt nicht teil. 1674 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, ging er als Gesandter nach Holland, um einen Allianz- und Subsidienvertrag abzuschließen, und begleitete darauf den Kurfürsten auf dem Feldzug im Elsaß. Während des Kriegs gegen die in die Mark Brandenburg eingebrochenen Schweden bemächtigte er sich 25. Juni 1675 mit außerordentlicher Kühnheit der von den Schweden besetzten Stadt Rathenow und bahnte dadurch dem Kurfürsten den Weg zu dem berühmten Sieg bei Fehrbellin 28. Juni 1675, bei dem er selbst tapfer mitkämpfte. 1677 leitete er die Belagerung von Stettin und ward nach dessen Eroberung Statthalter von Hinterpommern und dem Fürstentum Kammin und Obergouverneur aller pommerschen Festungen. Trotz seines vorgerückten Alters begleitete er den Kurfürsten in den neuen Feldzug, führte bei dem Angriff auf Rügen das Mitteltreffen und war unter den ersten, die 23. Sept. 1678 die Insel betraten. Nachdem er durch die Eroberung Stralsunds die Schweden vom deutschen Boden vertrieben, setzte er mit 9000 Mann und 30 Kanonen auf Schlitten über das Frische und Kurische Haff und schlug die Schweden bei Tilsit 1679. Er starb 4. Febr. 1695. Mit seinem ältesten Sohn, Friedrich, Freiherrn von D., der, 11. April 1663 zu Gusow geboren, 29. Jan. 1724 als Generalleutnant starb, erlosch sein Geschlecht; der jüngere war schon 1686 vor Ofen geblieben. Vgl. König, Authentische Nachrichten von dem Leben Derfflingers (Stendal 1786); Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale, Bd. 2 (3. Aufl., Leipz. 1872); Graf zur Lippe, D., biographische Skizze (Berl. 1875); Derselbe, D. (das. 1880); Fischer, Beiträge zur Geschichte des Feldmarschalls D. (das. 1884).

Derg (Lough D.), See auf der Grenze der irischen Grafschaften Tipperary und Galway, 35 km lang und 4—11 km breit, wird vom Shannon durchflossen. Im S. und W. umgeben ihn hohe Berge. An seinem untern Ende liegt Killaloe.

Deridieren (lat.), verlachen, verspotten.

Derime, s. v. w. Dirhem.

Derision (lat.), Verspottung; derisorisch, spöttisch.

Derivantia (lat.), ableitende Mittel, s. Ableitung.

Derivate (lat.), in der Chemie Verbindungen, welche aus einfachern dadurch entstehen, daß in diesen einzelne Atome oder Atomgruppen durch andre ersetzt werden. Trimethylamin $N(CH_3)_3$ ist ein Derivat des Ammoniaks NH_3, in welchem die drei Atome Wasserstoff durch drei Methylgruppen CH_3 ersetzt, substituiert, worden sind. Äthyläther $C_2H_5.O.C_2H_5$ ist ein Derivat des Alkohols $C_2H_5.OH$ und entsteht, indem an die Stelle des Wasserstoffatoms der Hydroxylgruppe OH eine Äthylgruppe C_2H_5 tritt.

Derivation (lat.), Ab- oder Herleitung; im Geschützwesen s. v. w. Deviation (s. d.).

Derivationsrechnung (Derivationskalkül, Ableitungsrechnung), die von Lagrange und Arbogast herrührende Begründung der Differentialrechnung auf die Entwickelung der Funktionen in Potenzreihen nach dem Taylorschen Lehrsatz (s. d.), wodurch der Begriff des unendlich Kleinen vermieden werden sollte. Vgl. Arbogast, Du calcul des dérivations (Straßb. 1800); Lagrange, Théorie des fonctions analytiques (Par. 1797, zuletzt 1881); Derselbe, Leçons sur le calcul des fonctions (das. 1806, zuletzt 1884); Hindenburg, Der Derivationskalkül und die kombinatorische Analysis (Leipz. 1803).

Derivatorisch (lat.), als ableitendes Mittel (Derivans) dienend.

Derivatum (lat.), ein »abgeleitetes« Wort, welches dadurch entsteht, daß man aus einem bestehenden Wort (in diesem Verhältnis Stammwort oder Primitivum genannt) durch Anhängung einer sogen. Ableitungssilbe oder Veränderung des Wurzelvokals ein neues bildet. Man unterscheidet dann wieder Denominativa, d. h. vom Nomen, und Verbalia, d. h. vom Zeitwort abgeleitete Wörter, z. B. Blümchen von Blume; tränken, Trunkenheit von trinken 2c.

Derivieren (lat.), her-, ableiten.

Derivierte Funktion, abgeleitete Funktion, s. v. w. Differentialquotient; s. Differentialrechnung.

Derkéto (auch Atargatis oder schlechthin syrische Göttin genannt), Göttin der alten Kanaaniter, wie die Aschera und die Mylitta der Babylonier eine der Geburt und Fruchtbarkeit günstige Gottheit, die aus der Feuchte schaffende Naturkraft repräsentierend und daher auch in derselben Weise wie jene verehrt. Die Hauptstätten ihres Kultes waren zu Askalon und Hierapolis; auch zu Astaroth-Karnain in Palästina hatte D. einen Tempel, den Judas Makkabäus zerstörte. Herodot nennt sie Aphrodite Urania und hält ihren Tempel zu Askalon für den ältesten der Göttin, von wo aus die Phöniker ihren Kultus nach Cypern und der Insel Kythera brachten. Der Ziegenbock, die Tauben und die Fische waren der D. geweiht. Dargestellt wurde sie als Weib, deren Leib von den Schenkeln an in einen gebogenen Fischschwanz (Symbol der fruchtbaren Naturkraft) auslief. Ihr Seitenstück war der Fischgott Dagon (s. d.). Nach griechischen Sagen galt D. für die Mutter der Semiramis, die sie mit einem syrischen Jüngling zeugte.

Derkyllidas (richtiger Derkellidas), Feldherr der Spartaner, war, nachdem er 411 v. Chr. Abydos und Lampsakos für Sparta gewonnen, eine Zeitlang Harmost in Abydos. 399 fiel er, die zwischen den Satrapen Pharnabazos und Tissaphernes obwaltende Spannung benutzend, in Äolis ein und nahm in wenigen Tagen eine Reihe von Städten. Nachdem er darauf einen Waffenstillstand mit Pharnabazos geschlossen, zog er im Frühling 398 nach der Thrakischen Chersones, deren Bewohner in Sparta Schutz gegen die räuberischen Einfälle der Thraker gesucht hatten, und führte quer über den Isthmus eine Schutzmauer auf. Nach der darauf folgenden Einnahme von Atarneus, Chios gegenüber, bekam er den Befehl, in Karien einzurücken und dort die Güter des Tissaphernes zu be-

drohen. Als Agesilaos infolge der Rüstungen der Perser 396 mit einem neuen Heer nach Asien kam, blieb D. noch einige Zeit bei ihm und rettete, als infolge von Konons Sieg bei Knidos (394) Sparta fast seine ganze überseeische Macht einbüßte, Abydos und Sestos durch seine Standhaftigkeit und Umsicht. Trotzdem mußte er 390 die Stelle eines Harmosten in Abydos an Anaxibios abtreten, der sich die Gunst der Ephoren zu erwerben gewußt hatte. Von da an wird D. nicht mehr erwähnt.

Derma (griech.), Haut; Dermapostase, Lokalisation einer andern Krankheit auf der Haut; Dermatalgie, Hautschmerz; dermatisch, die Haut betreffend, häutig; Dermatitis, Hautentzündung; Dermatodynie, Hautschmerz; Dermatologie (Dermologie), Hautlehre, Hautkunde; Dermatomykosis, durch Pilze bedingte Hautkrankheit; Dermatopathie, Hautkrankheit; Dermatopathologie, Lehre von den Hautkrankheiten.

Dermanyssus, **Dermatodectes** } s. Milben.

Dermatogēn (griech.), hautbildende Teilungsschicht, in der Pflanzenanatomie die äußerste Zellschicht der Embryoanlagen sowie des Stammscheitels bei den Phanerogamen. Aus ihr geht die gesamte Epidermis der Pflanze hervor. An der Wurzelspitze wird das D. von einer andern Schicht, dem Kalyptrogen, überdeckt.

Dermatologie etc. (griech.), s. Derma.

Dermatophagus, s. Milben.

Dermatophili (Haarbalgmilben), Familie aus der Ordnung der Milben (s. d.).

Dermatophyllītes *Göpp.*, vorweltliche Gattung der Erikaceen (s. d.).

Dermatoplastik (Dermoplastik, griech.), der Teil der plastischen Chirurgie, welcher sich mit den durch Hautdefekte entstandenen Entstellungen und Funktionsstörungen befaßt. Auch ein Zweig der Taxidermie (s. d.).

Dermatozōen (griech.), Schmarotzer, welche ausschließlich oder zeitweise in der Haut wohnen; Dermatozoonosen, die durch D. bedingten Hautkrankheiten.

Dermbach, Marktflecken im sachsen-weimar. Kreis Eisenach, an der Felda und der Feldabahn (Salzungen-Kaltennordheim), mit Bezirksdirektion, evangelischer und kath. Kirche, Korkschneiderei, Fabrikation von hölzernen Pfeifenköpfen und (1880) 1142 Einw. D. bildete 4. Juli 1866 den Schauplatz des ersten Kampfes zwischen der preußischen Mainarmee und den Bayern. Die einzelnen Gefechte fanden bei Neidhartshausen, Zelle, Wiesenthal und Roßdorf statt und werden häufig auch danach bezeichnet. Die bayrische Armee war 30. Juni bis Schmalkalden vorgedrungen und wandte sich von da westlich, um sich mit dem von Frankfurt und Gießen her langsam und ohne festen Plan anmarschierenden 8. Bundeskorps unter dem Prinzen Alexander südöstlich von Hersfeld zwischen Fulda und Werra zu vereinigen. Diese Vereinigung zu hindern, die beiden Armeen einzeln aufzusuchen und zu schlagen, war die Aufgabe, die sich General Vogel v. Falckenstein stellte. Er ließ daher, während die Division Beyer ihren Marsch gegen Fulda fortsetzte und die Division Manteuffel bei Lengsfeld in der Reserve stand, 4. Juli die 13. Division, Goeben, gegen die Bayern vorrücken. Die Brigade Kummer nahm die Dörfer Neidhartshausen und Zelle, drängte den Feind bis zu den Dörfern Diedorf und Fischbach zurück, stieß hier auf das Gros der Division Zoller und trat nach langem, heftigem Kampf dem Befehl Falckensteins gemäß den Rückzug an. Zu gleicher Zeit nahm auf dem linken preußischen Flügel die Brigade Wrangel das Dorf Wiesenthal, erstürmte den Nebelberg und drängte die Division Hartmann nach Roßdorf zurück. Sie hatte hier einen heftigen Kampf zu bestehen und ging wieder zurück. So kam es, daß die Bayern, welche schließlich ihre Hauptpositionen festhielten, sich, nicht ohne eine gewisse Berechtigung, den Sieg zuschrieben; doch erreichte Falckenstein seinen Zweck, indem sich die Bayern über die Rhön nach Kissingen zurückzogen und die Vereinigung mit dem 8. Korps aufgaben. Die Preußen verloren 4. Juli 340 Mann an Toten und Verwundeten, die Bayern 470 Mann an Toten und Verwundeten und über 100 Gefangene. Vgl. v. Goeben, Das Gefecht bei D. (Darmst. 1870).

Dermestes, Speckkäfer; Dermestini, Familie aus der Ordnung der Käfer: s. Speckkäfer.

Dermoid (Dermoidcyste), einfächerige Cyste, deren Wandung die Textur- und Strukturverhältnisse der äußern Haut wiederholt und einen Brei mit Epidermiszellen und Cholesterin, oft auch mit Haaren und in knöchernen Alveolen steckenden Zähnen enthält, findet sich besonders in Ovarien und Hoden, auch unter der Haut.

Dermologie (griech.), s. Derma.

Dermophrys, Nonnenvogel, s. Amadinen.

Dermoplastik (griech.), s. Dermatoplastik.

Derna (Darnis), Hafenstadt an der Küste von Tripolis, im Wilajet Barka, mit 1500—2000 Einw., Sitz eines Mudirs und einer türkischen Garnison von etwa 50 Mann in einem kleinen Fort. Die Stadt liegt zwischen zwei Hügeln und ist umgeben von Salzsümpfen, welche mit den Überflutungen der Regenzeit das Klima zu einem sehr ungesunden machen. Die Umgebung ist sehr fruchtbar, die Reede aber schlecht.

Dernburg, 1) Heinrich, Rechtslehrer, geb. 3. März 1829 zu Mainz, studierte in Gießen und Berlin und habilitierte sich 1851 als Privatdozent zu Heidelberg, wo er mit Brinckmann u. a. die »Kritische Zeitschrift für die gesamte Rechtswissenschaft« begründete. Er ward 1854 außerordentlicher und kurze Zeit danach ordentlicher Professor der Rechte in Zürich, 1862 an die Universität Halle berufen, als deren Vertreter im preußischen Herrenhaus (seit 1866) er auch zu politischer Thätigkeit im liberalen Sinn Gelegenheit erhielt. Im April 1873 wurde er an Rudorffs Stelle als Pandektist nach Berlin versetzt. In das Herrenhaus, aus welchem er infolgedessen ausschied, trat er bald darauf durch königliche Ernennung wieder ein. Seine hauptsächlichsten Werke sind: »Die Kompensation« (Heidelb. 1854, 2. Aufl. 1868); »Das Pfandrecht« (Leipz. 1860—64, 2 Bde.); »Die Institutionen des Gajus« (Halle 1869); »Lehrbuch des preußischen Privatrechts« (das. 1871—80, 3 Bde.; 4. Aufl. 1884 ff.); »Das Vormundschaftsrecht der preußischen Monarchie« (Berl. 1875, 3. Aufl. 1886); »Das preußische Hypothekenrecht« (mit Hinrichs, Leipz. 1877, Abt. 1); »Pandekten« (Berl. 1884 ff.).

2) Friedrich, Publizist, Bruder des vorigen, geb. 3. Okt. 1833 zu Mainz, studierte Rechtswissenschaft, wurde Hofgerichtsadvokat in Darmstadt, nahm nach dem Krieg von 1866 eine entschieden nationale und preußenfreundliche Stellung ein, bekämpfte als Landtagsabgeordneter und Führer der hessischen Fortschrittspartei die Dalwigksche Politik, wurde 1871 für Offenbach-Dieburg in den deutschen Reichstag gewählt, dem er bis 1881 angehörte, und übernahm 1875 die Chefredaktion der Berliner »Nationalzeitung«. 1883 nahm er an der Reise des deutschen

Kronprinzen nach Spanien als Berichterstatter teil und veröffentlichte darüber: »Des deutschen Kronprinzen Reise nach Spanien und Rom« (Berl. 1884). Außerdem schrieb er: »Russische Leute. Eine Sommerfahrt« (Berl. 1885).

Derogation (lat.), die Aufhebung eines Gesetzes durch ein später erlassenes anderweites Gesetz; dann insbesondere die Abänderung eines Gesetzes durch Aufhebung einzelner Bestimmungen im Gegensatz zur Abrogation, der vollen Aufhebung des ganzen Gesetzes; daher derogieren, schwächen, beschränken, außer Kraft setzen. Das Rechtssprichwort sagt: Lex posterior derogat priori, d. h. das der Zeit nach spätere Gesetz hebt das frühere auf.

Derosne (spr. dörohn), Charles, Apotheker und Industrieller, geb. 1780 zu Paris, erlernte die Pharmazie, etablierte sich in seiner Vaterstadt, begründete mit Cail (s. d.) großartige Maschinenfabriken und starb im September 1846 in Paris. Er entdeckte das Narkotin im Opium und lieferte mehrere chemische Untersuchungen, z. B. über das Aceton; die größten Verdienste erwarb er sich aber in Gemeinschaft mit Cail um die Zuckerfabrikation und Branntweinbrennerei.

Derosnesches Salz, s. v. w. Narkotin.

De Rossi, 1) Pellegrino Luigi Odoardo, Graf, ital. Staatsmann, geb. 13. Juli 1787 zu Carrara, widmete sich in Bologna dem Studium des Rechts, wurde 1812 Professor des Strafrechts daselbst, floh aber, da er 1815 von Murat das Amt eines Zivilkommissars in den Legationen angenommen, nach dessen Sturz nach Frankreich und ließ sich 1816 in Genf nieder, wo er Privatvorlesungen über Geschichte, Recht und Nationalökonomie eröffnete, 1819 den Lehrstuhl des römischen Rechts und des Kriminalrechts an der Akademie erhielt und 1820 in den Großen Rat der Republik gewählt wurde. 1832 von den Genfern als Gesandter zur Tagsatzung geschickt, arbeitete er hier den von derselben 1832 angenommenen, unter dem Namen Pacte Rossi bekannten Entwurf einer neuen Verfassung aus. Von der Tagsatzung zur Regelung des polnischen Emigrantenwesens nach Paris gesandt, trat er hier 1833 in den französischen Staatsdienst und erhielt 1834 den Lehrstuhl der politischen Ökonomie am Collège de France und einige Monate später die Professur des konstitutionellen Rechts an der Pariser Rechtsschule. 1838 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. 1839 zum Pair erhoben, legte er seine Lehrämter nieder und trat 1840 in den Staatsrat, wo er erst im Unterrichtswesen und später in den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt wurde. 1845 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Rom, erhielt im Mai 1846 den Rang eines Botschafters beim Vatikan u. ward zum französischen Grafen ernannt. An den Reformbestrebungen Pius' IX., dessen Wahl er befördert hatte, nahm er bedeutenden Anteil. Nach der Februarrevolution 1848 wurde er seiner Stellung als französischer Botschafter enthoben. Nachdem er, den nationalen Bestrebungen Italiens lebhaft zugeneigt, in Bologna zum Deputierten gewählt worden, übernahm er nach dem Sturz Mamianis 14. Sept. d. J. in dem neugebildeten päpstlichen Kabinett das Innere sowie provisorisch die Polizei und die Finanzen und damit die schwierige Aufgabe, die päpstliche Herrschaft mit den liberalen Forderungen zu versöhnen, ward aber schon 15. Nov. bei der Eröffnung der Deputiertenkammer auf der Freitreppe des Palastes der Cancellaria von Santo Costantini, einem radikalen Fanatiker, ermordet. Dies Attentat war das Signal zum Ausbruch der Revolution, welcher 23. Nov. die Flucht des Papstes folgte. Von Rossis Werken sind hervorzuheben: »Traité du droit pénal« (Par. 1829; 4. Aufl. 1872, 2 Bde.); »Traité de droit constitutionnel français« (das. 1836; 2. Aufl. 1877, 2 Bde.) und »Cours d'économie politique« (das. 1839—41, 2 Bde.; 4. Aufl. 1865).

2) Gian Battista, ital. Archäolog und Epigraphiker, geb. 23. Febr. 1822 zu Rom, erhielt daselbst auch seine gelehrte Bildung. Den archäologischen Studien zugewendet, veröffentlichte er seine ersten Arbeiten in gelehrten Zeitschriften. Er behandelte zunächst vornehmlich die christlichen Inschriften des 1. Jahrh. und richtete dann sein Augenmerk auf die gründliche Erforschung der römischen Katakomben. Die epochemachenden Ergebnisse seiner Forschungen, durch welche er sich als der Begründer und thatkräftigste Förderer der christlichen Archäologie erwies, liegen vor in den Werken: »Inscriptiones christianae urbis Romae septimo seculo antiquiores« (Rom 1857 ff.); »Roma sotterranea cristiana« (das. 1864 bis 1877, 3 Bde. mit Kupfern; auch ins Französische und Englische übersetzt); »Musaici cristiani« (aus den Basiliken Roms, das. 1872—87, 16 Hefte). Anderes von ihm enthält das »Bulletino di Archeologia cristiana«, das er selbst herausgibt (seit 1863). R. ist Professor an der Universität zu Rom und Mitglied der Pontificia Accademia d'archeologia sowie gelehrter Gesellschaften des Auslandes. Ein Verzeichnis seiner sämtlichen Schriften enthält das bei Gelegenheit seines Jubiläums erschienene »Albo dei sottoscrittori per la medaglia d'oro in onore del commendatore G. B. d. R.« (Rom 1882). Als Politiker gehört er der klerikalen Partei an.

Déroulède (spr. derulähd), Paul, franz. Dichter, geb. 2. Sept. 1848 zu Paris, Neffe des Dramatikers Emile Augier, hatte kaum seine juristischen Studien vollendet, als der Krieg von 1870 ausbrach. Er trat als Freiwilliger in ein Zuavenregiment, fiel bei Sedan in deutsche Gefangenschaft, entkam aber aus Breslau, als polnischer Jude verkleidet, nach Frankreich und kämpfte hier als Leutnant in der Armee von Chanzy, dann unter Bourbaki, mit dem er auch im Februar 1871 nach der Schweiz übertrat. Seinen Ruf und seine Popularität als Dichter verdankt er den frischen und schwungvollen, mitunter auch schwülstigen »Chants d'un soldat« (1872) und »Nouveaux chants d'un soldat« (1875), durch welche er die Revanchelust der Franzosen zu entflammen suchte, und die in einer Unzahl von Auflagen verbreitet wurden. Außerdem veröffentlichte D. mehrere Dramen, wie: »Juan Streuner« (1869), das patriotische Stück »L'hetman« (1877) und »La Moabite«, ein katholisierendes, in der pathetischen Manier H. de Borniers geschriebenes Schauspiel. Als Vorstand der Patriotenliga in Paris fuhr er bis in die neueste Zeit fort, leidenschaftlich für Revanche gegen Deutschland zu agitieren, und erregte namentlich im August 1882 durch sein Vorgehen gegen den deutschen Turnverein in Paris großes Aufsehen. Trotz seines Deutschenhasses wird D. als ein Kenner und Freund der deutschen Litteratur, besonders Goethes, gerühmt.

Déroute (franz., spr. -ruht), Abweg; Zerrüttung; insbesondere wirre Flucht eines geschlagenen, zersprengten Heers; deroutieren, in D. bringen.

Deroy (spr. döróä), Bernhard Erasmus, Graf, bayr. General, geb. 11. Dez. 1743 zu Mannheim als Sohn eines kurpfälzischen Generals französischen Ursprungs, trat früh in pfälzische Kriegsdienste, diente mit Auszeichnung im Siebenjährigen Krieg, ward 1792 Generalmajor, 1795 bei der Übergabe von Mann-

heim an die Franzosen kriegsgefangen und durfte mehrere Jahre nicht am Kriege gegen dieselben teilnehmen, kommandierte 1800 eine bayrische Brigade im Kriege gegen Frankreich und ward in der Schlacht von Hohenlinden gefangen. 1804 Generalleutnant, machte er sich um die Reorganisation des bayrischen Heers verdient, befehligte 1805 eine Division unter Davoût und wurde beim Angriff auf Tirol schwer verwundet. Er erhielt darauf den Oberbefehl in Tirol, machte 1806—1807 den Feldzug in Schlesien unter Jérôme Bonaparte mit, befehligte 1809 im Krieg mit Österreich wieder eine Division unter Lefebvre und zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Abensberg (20. April), bei Eggmühl (22. April) und bei der Einnahme von Innsbruck aus. 1811 zum General der Infanterie, Generalinspektor und Kommandanten von Niederbayern und der Oberpfalz ernannt, führte er 1812 eine Division des bayrischen Hilfskorps unter Saint-Cyr nach Rußland. In der Schlacht von Polock tödlich verwundet, starb er 23. Aug. 1812. In München ist ihm 1856 ein von Halbig modelliertes Standbild in der Maximiliansstraße errichtet worden. Vgl. Heilmann, Leben des Generals D. (Augsb. 1855).

Derriey (spr. derriä), Charles, franz. Stempelschneider und Schriftgießer, geb. 17. Aug. 1808 zu Moissey (Jura), erlernte die Buchdruckerkunst in Besançon und bildete sich selbst zum Graveur, Stempelschneider und Schriftgießer aus, ersann und erbaute auch selbst in eigner Werkstatt die für seinen Guß erforderlichen eigenartigen Maschinen. D. hat die Buchdruckerei mit einer außerordentlichen Anzahl künstlerisch vollendeter Einfassungen und Verzierungen sowie mit zahlreichen Sortimenten von Zierschriften bereichert; das von ihm herausgegebene »Album«, in welchem er seine Schöpfungen in ihren Elementen und in prachtvollen Anwendungen zur Anschauung brachte, ist ein Meisterwerk der Typographie aller Zeiten. Er starb 11. Febr. 1877 in Paris.

Derry, Stadt, s. v. w. Londonderry.

Derschawin, Gawriil Romanowitsch, der bedeutendste russ. Dichter des 18. Jahrh., geb. 3. Juli (a. St.) 1743 zu Kasan, Sohn eines armen Edelmanns, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, trat dann 1762 als Soldat in das Preobrashenskische Regiment in Petersburg ein und erhielt 1772 den ersten Offiziersrang. Im folgenden Jahr wurde er in der Suite des Generals Bibikow gegen Pugatschew nach Südrußland geschickt, wo er sich mehrfach auszeichnete, den Rang eines Kapitänleutnants und ein Gut erhielt, worauf er 1777 in den Zivildienst überging. Bis 1779 hatte D., unter dem Einfluß Lomonossows stehend, nichts Selbständiges geschaffen; erst in diesem Jahr erschien seine zum Krönungsfest der Kaiserin Katharina II. gedichtete, ohne sein Wissen von der Fürstin Daschkow veröffentlichte Ode »Felitza«, welche der Kaiserin ausnehmend gefiel und dem Dichter ein ansehnliches Geschenk einbrachte. Nun stieg D. ziemlich rasch die Stufenleiter zu den höchsten Ehren hinan. 1775 wurde er zum Gouverneur von Olonez, 1778 zum Gouverneur von Tambow ernannt, aber von diesem Posten durch die Ränke seiner Feinde, die seine rücksichtslose Offenheit sowie auch seinen Eigensinn nicht vertrugen, bald wieder enthoben und sogar vor Gericht gestellt. D. gelang es indessen, die Kaiserin von seinem Recht zu überzeugen, und sie ernannte ihn 1791 zu ihrem Staatssekretär. 1792 wurde er Geheimrat und Senator, 1794 Präsident des Kammergerichts, 1799 unter dem Kaiser Paul Reichsschatzmeister. Unter der Regierung Alexanders I. endlich zum Justizminister ernannt, blieb er in dieser Stellung bis 1803, wo er um seinen Abschied einkam. Er starb 9. Juli (a. St.) 1816 auf seinem Landgut Swanka im Nowgorodschen. In seiner Vaterstadt Kasan wurde ihm 1843 ein Denkmal errichtet. Derschawins Poesien zeichnen sich durch Kraft des Ausdrucks, Pracht der Bilder, Originalität der Gedanken und feine, schöpferische Behandlung der Sprache aus. Es kann sich bis Puschkin kein einziger russischer Dichter mit D. messen. Er war ein glühender Verehrer der Kaiserin Katharina II., und diese Verehrung begeisterte ihn zu manchem schönen, von hohem dichterischen Pathos getragenen Gedicht (obwohl man anderseits auch manche von hohlen Phrasen strotzende Gedichte bei ihm findet, welche der »Hofdichter« geschrieben); er war aber auch ein Freund der Wahrheit, eine ehrliche, kernige, leicht aufbrausende Natur, eine in der Zeit und in der Umgebung, in welcher er lebte, seltene Erscheinung. Sein bestes Gedicht ist seine Ode »Bog« (»Gott«), die in alle europäischen Sprachen und selbst ins Japanische (ins Deutsche von Altmann, Notter, Bodenstedt u. a.) übersetzt wurde. Gesamtausgaben der Werke Derschawins sind seit 1798 mehrfach erschienen; die letzte ist die vom Akademiker Grot herausgegebene und mit zahlreichen interessanten Anmerkungen versehene in 7 Bänden (Petersb. 1864—72). Die von ihm hinterlassenen Memoiren wurden erst lange nach seinem Tod veröffentlicht (»Zapiski D.«, Mosk. 1860). Die beste Biographie des Dichters lieferte Grot (Petersb. 1880).

Dervent, Bezirksstadt in Bosnien (Kreis Banjaluka), im Ukrinathal, Station der Bosnabahn (Brod-Zenica), mit (1879) 3225 meist mohammedanischen Einwohnern. D. ist Sitz eines Bezirksgerichts.

Derwent (»Klarwasser«), 1) Name einiger Flüsse in England: a) entspringt im Peak (s. d.) von Derbyshire, wird bei Derby schiffbar und mündet nach 80 km langem Lauf in den Trent; b) durchfließt die Seen Derwent Water (s. d.) und Bassenthwaite in Cumberland und mündet nach 60 km langem Lauf bei Workington in das Irische Meer; c) entspringt bei Harwooddale in Yorkshire, wird bei Malton schiffbar und mündet nach 96 km langem Lauf bei Barmby in die Ouse. — 2) Fluß in Tasmania, Abfluß des Sees St. Clair, fließt nach SO. und mündet unterhalb Hobart in die Sturmbai.

Derwent Conway, Pseudonym, s. Inglis.

Derwent Water, der »Edelstein« unter den Seen Cumberlands (England), obgleich nur 5 km lang. In ihn ergießen sich die von Southey besungenen Falls of Lodore. An ihm liegt Keswick (s. d.). Der Derwent (s. d.) ist sein Abfluß.

Derwisch (arab. Fakir, »Armer«), Name der mohammedan. Mönche. Obwohl Mohammed sagte: »Es ist kein Mönchtum im Islam«, gewann doch die Neigung des Wüsten bewohnenden Arabers zum einsamen und beschaulichen Leben bald das Übergewicht über das Wort des Propheten, und ein andres: »Die Armut ist mein Ruhm«, mußte zum Deckmantel dienen, unter welchem sich das Mönchtum schon 30 Jahre nach des Propheten Tod in den Islam einschlich. Seitdem haben sich in Arabien, Persien, Zentralasien und der Türkei die Orden der Fakire (Armen) und Derwische so sehr vermehrt, daß man von 72 Orden der Derwische spricht, wovon indessen im osmanischen Reich nur die Hälfte vertreten ist. Zwölf dieser Orden sind vor der Gründung des osmanischen Reichs, die andern aber erst seit dem Beginn des 14. Jahrh. gestiftet worden, der erste, der der Nakschbendi, unter Osman (1319), der letzte, der der Dschemali, unter Achmed III. (1750). 87 Jahre nach der Flucht des

Propheten erschien nach der mosleminischen Sage der Erzengel Gabriel dem Oweis aus Karn in Jemen und befahl ihm in Allahs Namen, der Welt zu entsagen und ein Leben der Betrachtung und Buße zu führen. Zu Ehren des Propheten, welcher am Tag der Schlacht bei Ohod zwei Zähne verloren hatte, ließ sich Oweis alle ausreißen und forderte von seinen Jüngern dasselbe Opfer. Mit mildern Ordensregeln traten die Scheichs (d. h. Alte, die Stifter, Vorgesetzten und Obern der Mönchsorden) Olwan (gest. 766), Ibrahim Edhem (gest. 777), Bajesid von Bestam (gest. 874) und Sirri Sakati (gest. 907), die Stifter der Orden Olwani, Edhemi, Bestami und Sakati, in seine Fußstapfen. Berühmter ist der Scheich Abd ul Kadir Gilani, der Stifter der Kadiri (1165), welcher zu Bagdad die Stelle des Grabhüters des großen Imams Abu Hanife bekleidete, und um dessen eignes Grab sich zu Bagdad die Gräber der berühmtesten mystischen Scheichs gruppieren, so daß die Stadt davon den Ehrennamen des Bollwerks der Heiligen erhalten hat. Der Orden der Rufai (gestiftet 1182 von Seid Ahmed Rufai) ist den europäischen Reisenden von Konstantinopel aus der bekannteste durch die Kunststücke des Säbelverschlingens, Feuerfressens und andre Gaukeleien. Sie führen den Ursprung ihrer Ordensgeheimnisse bis zu dem Inder Baba Reten zurück, welcher vor und nach dem Propheten ein halbes Jahrtausend gelebt, sich in Syrien und dann in den Alpen des Taurus aufgehalten und den Gebrauch jenes aus Haschisch verfertigten Opiats zuerst aus Indien gebracht haben soll, nach welchem die Meuchler des Alten vom Berge Haschischin (von den Europäern in Assassinen verderbt) genannt wurden. Zunächst nach den feuerfressenden Rufai kommen der Zeitfolge nach die Jünger des Scheichs Schehabeddin Sohrawerdi (gest. 1205), welche Nurbachschi, »die Lichtschenkenden«, heißen. Aus diesem Orden sind später Dschelaleddin Rumi, der Stifter der Mewlewi (gestiftet 1273), der Dichter der Lichtlehre, und Hadschi Beiram (gest. 1471), der Stifter der Beirami, hervorgegangen. Um dieselbe Zeit wurde in Ägypten der Orden der Bedewi gestiftet, der nur Beduinen den Zutritt gestattet. Unter allen vor der Gründung des osmanischen Reichs gestifteten Orden ist der der Mewlewi um seiner poetischen Mystik willen der angesehenste. Sein Einfluß wuchs, als Konia, der Sitz seiner Scheichs, dem osmanischen Reich einverleibt ward, hier das Studium persischer Litteratur und Dichtkunst aufblühte und mit den Fortschritten darin auch die Lichtlehre der Sofis, deren vorzüglichstes Organ Dschelaleddin Rumi war, nicht nur in der Zelle des Anachoreten, sondern auch in dem Kabinett des Staatsmanns mehr und mehr Aufnahme fand, so daß der Orden der Mewlewi als die bürgerliche Brüderschaft der Herren von der Feder, d. h. der Efendis oder Kanzleien, wie der Orden der Bektaschi, gestiftet von Hadschi Bektasch (gest. 1357), als die militärische Brüderschaft der Herren des Säbels, d. h. der Janitscharen, zu betrachten ist und deshalb nach Ausrottung dieser Prätorianer starken Verfolgungen ausgesetzt war. Zu Konia residiert noch jetzt der General (Schehabeddin) der Mewlewi in einem Kloster mit 500 Zellen und mit 500 Mönchen, von denen immer 400 auf Missionen sind. Er ernennt die Scheichs aller Klöster seines Ordens und schnallt dem neuen Sultan stets den Säbel Osmans um. Die Saadi, von Saadeddin Dschebari 1335 gestiftet, sind Gaukler, welche mit den Taschenspielerkünsten der Unverbrennbaren auch noch die der Schlangenbezauberer vereinigen. Später gestiftete Orden sind die der Ruscheni (1533), der Schemsi (1601) und der schon genannten Dschemali (1750). In der größten Blüte befindet sich heute das Ordenswesen in Zentralasien, wo die Ischane, d. h. Ordenshäupter, trotz ihres heftigen Kampfes mit der Ulemawelt sich des größten Einflusses auf die großen Massen der Moslems erfreuen. Jenseit des Oxus am meisten beliebt ist der der Nakschbendi, in der Türkei der der Mewlewis.

Im allgemeinen wohnen die Derwische vereinigt in Klöstern (Tekkije oder Chankah); einige sind auch verheiratet und dürfen dann außer dem Kloster wohnen, müssen aber wöchentlich einige Nächte im Kloster schlafen. Sie fasten, kasteien sich, üben strenge Gebräuche, führen gewisse religiöse Tänze auf, deren Hauptschwierigkeit in einem oft stundenlangen, meist aber 5—7 Minuten anhaltenden Drehen genau auf einer Stelle, erst mit auf der Brust gekreuzten, dann über den Kopf gehobenen Armen, wobei ihr weiter, gelöster Rock einen Kreis um sie bildet, besteht, worauf sie oft besinnungslos niederfallen (tanzende Derwische). Noch toller treiben es die heulenden Derwische, wozu die schon genannten Bedewi und Rufai gehören. Die Derwische tragen eine Tesbih (Rosenkranz) mit 33, 66 oder 99 Kügelchen, die sie nach Art eines Rosenkranzes abbeten. Da das Kloster ihnen keine Kleidung gewährt und sie, mit Ausnahme der Bektaschi (der eigentlichen Bettelmönche), auch nicht betteln dürfen, so müssen sie durch Handarbeit sich etwas zu verdienen suchen. Sie sind mild, wohlthätig und tolerant gegen die Christen. Ihre Kleidung besteht je nach den verschiedenen Orden in einem langen, wollenen, dunkeln Kittel, einem weiten, dunkelgrünen, bis auf die Knöchel reichenden, dünnen Rock darunter und einer hohen, zuckerhutähnlichen, spitzen Mütze (Kulah). Sie müssen aber als Abzeichen ihres Standes den Teber (Axt) zum Totschlagen der Leidenschaften, die Hirka (Mönchsmantel), den Asa (Stock) und den Keschkul (Schale) immer bei sich haben. Viele mohammedanische Fürsten, auch türkische Sultane, achteten die Derwische sehr hoch und beschenkten ihre Klöster reichlich, und noch jetzt sind sie nicht ohne politischen Einfluß. Sie sind durch das ganze türkische Reich verbreitet und stehen beim Volk in hohem Ansehen. Vgl. P. Brown, The dervishes or oriental spiritualism (Lond. 1868); Vambéry, Sittenbilder aus dem Morgenland (Berl. 1876).

Derwisch Pascha, Ibrahim, türk. General, geb. 1817 zu Konstantinopel, erhielt seine militärische Ausbildung auf der Genieschule daselbst, besuchte 1839—42 die École des mines in Paris, ward darauf Direktor verschiedener Bergwerke in Kleinasien, dann Professor der Chemie und Physik an der Militärschule in Konstantinopel, 1849 Divisionsgeneral, 1854 türkischer Kommissar in den Donaufürstentümern, 1855 oberster Leiter sämtlicher Kriegsschulen des Reichs, 1861 Generaldirektor der Bergwerke und Forsten, 1862 Befehlshaber eines Armeekorps gegen Montenegro, dann eine Zeitlang Botschafter in Petersburg, 1875 Generalgouverneur in Bosnien und der Herzegowina, wo er die Ausbreitung des Aufstandes durch seine Schroffheit beförderte, und 1877 Befehlshaber in Batum, das er mit solcher Geschicklichkeit verteidigte, daß die Russen in acht Monaten nicht die geringsten Fortschritte machten. Nach dem Frieden mußte er Batum den Russen übergeben, ward Kommandeur des 4. Armeekorps in Erzerum und 1879 der Garde in Konstantinopel und 1880 Generalgouverneur von Makedonien. Hier unterwarf er die aufständischen Albanesen, zwang dieselben auch zur Räumung Dulcignos und bekam 1882 den Auf-

trag, die Ordnung in Ägypten herzustellen; doch richtete er nichts aus.

Des (ital. Re bemolle, franz. Ré bémol, engl. D flat), in der Musik das durch ♭ erniedrigte D. Der Des dur-**Akkord** = des f as; der Des moll-**Akkord** = des fes as. Über die Des dur-**Tonart**, fünf ♭ vorgezeichnet, und die Des moll-**Tonart**, sechs ♭ und ein ♭♭ vorgezeichnet, s. **Tonart**.

Desabüsieren (franz.), einem eine Täuschung, einen Irrtum benehmen, ihn enttäuschen; **Desabusage**, Enttäuschung, Zurechtweisung.

Desaguadero, s. v. w. Abfluß, insbesondere auf den Abfluß des Titicacasees (s. d.) in Bolivia angewandt.

Desaignes (spr. dössänj), Flecken im franz. Departement Ardèche, Arrondissement Tournon, am Doux, mit einer prot. Kirche (auf den Ruinen eines römischen Tempels erbaut), Resten eines alten Schlosses, Thoren der alten Befestigungsmauer, einer alkalischen (kalten) Heilquelle und (1876) 564 Einw.

Desaix (spr. dössäh), **Louis Charles Antoine**, franz. General, geb. 17. Aug. 1768 zu St.-Hilaire d'Ayat in der Auvergne als Sprößling einer altadligen Familie, trat, 15 Jahre alt, als Unterleutnant in ein Infanterieregiment und ward 1791 zum Adjutanten des Generals Victor v. Broglie ernannt. Den ursprünglichen Ideen der französischen Revolution von Herzen zugethan, mißbilligte er die Greuel des 10. Aug. 1792 und die Schreckensherrschaft, blieb jedoch in Frankreich. 1792 mit seinem Regiment in das Elsaß zur Rheinarmee beordert, that er sich durch Tapferkeit und Umsicht hervor. 1793 wegen mutvoller Verteidigung der Weißenburger Linien gegen die Österreicher zum Brigadegeneral befördert, erstürmte er 26. Dez. 1793 das feste Lauterburg. 1794 befehligte er als Divisionsgeneral den rechten Flügel der Rheinarmee unter Michaud, focht mit Auszeichnung bei Kaiserslautern und wohnte der Belagerung von Mainz bei, nach deren Aufhebung er mit der Vorhut den Rückzug nach Landau und Pirmasens deckte. 1796 verteidigte er nach Moreaus Rückzug den Brückenkopf zu Kehl und übergab ihn erst nach hartnäckigem Kampf mit dem Erzherzog Karl 9. Jan. 1797 den Österreichern unter der Bedingung freien Abzugs mit allen militärischen Ehren. Als Moreau den Befehl erhielt, mit seinen Truppen den Rhein abermals zu überschreiten, bewerkstelligte D. unter höchst schwierigen Verhältnissen in der Nacht vom 19. zum 20. Jan. 1797 im Angesicht des Feindes diesen Übergang, wurde aber dabei durch einen Schuß in den Schenkel verwundet. Nach dem Vertrag von Leoben ging er nach Italien zu Bonaparte, der ihm für die Expedition nach Ägypten die Führung der Vorhut anvertraute. Bei der Einnahme von Malta eroberte D. 10. Juli 1798 das Fort St.-Julien und bedeckte sich dann in der Schlacht bei Chebrisseh an den Pyramiden sowie in den Gefechten mit Murad Bei und den Mameluden mit neuem Ruhm. Er allein vollbrachte die Eroberung des südlichen Ägyptens gegen einen an Streitkräften ihm weit überlegenen Feind und gewann durch Milde und Gerechtigkeit die Liebe der Einwohner. Nach der Landung der Engländer und Türken bei Abukir ward er von Kléber, dem Nachfolger Bonapartes im Oberbefehl, beauftragt, die Konvention von El Arisch (24. Jan. 1800) zu vollziehen. Als er darauf, um den Vertrag der französischen Regierung zu überbringen, 3. März von Alexandria abreiste, wurde er auf der Reise von einer englischen Fregatte aufgebracht und zu Livorno vom Admiral Keith einen Monat lang gefangen gehalten. Nach seiner Befreiung eilte er nach Italien, wo Bonaparte ihm das Kommando der Reserve übergab. Am 14. Juni 1800, als er am Nachmittag an der Spitze einer Division in die wankende Schlachtlinie Bonapartes bei Marengo einrückte und sich kühn den verfolgenden Österreichern entgegenwarf, durchbohrte ihm eine der ersten Kugeln die Brust, so daß er kurze Zeit darauf starb. Der Leichnam wurde einbalsamiert und im Hospiz auf dem St. Bernhard beigesetzt. Bonaparte, der die Absicht gehabt hatte, D. durch eine Heirat mit seiner Stieftochter Hortense an sich zu fesseln, ließ ihm auf seiner Begräbnisstätte ein Denkmal setzen; ein andres ward ihm durch Subskription zu Paris auf dem Dauphinplatz, ein drittes nach einem Staatsbeschluß auf der Place des Victoires (1815 wieder entfernt) und ein viertes Kehl gegenüber, auf der Halbinsel, von der Rheinarmee errichtet.

De Sanctis, 1) **Luigi**, der bedeutendste Theolog, welchen das katholische Italien an den Protestantismus verloren hat, geb. 1808. Als hoher Würdenträger des Papstes wurde er vom Studium der Bibel ergriffen, floh 1847 nach Malta, trat zur evangelischen Kirche über und wirkte mit großer Treue seit 1852 an der Turiner Gemeinde der Waldenser, dann in der »freien Kirche« (s. **Freie Gemeinde**), schließlich, als der von den Darbysten hereingeworfene Spiritualismus ihm hier unleidlich zu werden anfing, seit 1864 bis zu seinem Tod wieder bei den Waldensern, in deren Dienst er eine Professur an der seit 1861 bestehenden theologischen Fakultät in Florenz verwaltete. Er starb 1869.

2) **Francesco**, ital. Litterarhistoriker und Kritiker, geb. 1818 zu Morra im Neapolitanischen, gab bei seiner Vorliebe für Litteratur und Philosophie das begonnene Studium der Rechte bald wieder auf, bildete sich in der berühmten Privatlehranstalt Basilio Puotis zum vollendeten Stilisten und Rhetoriker und gründete, nachdem er einige Jahre (bis 1838) an der Militärschule della Nunziatella in Neapel gelehrt, selbst eine höhere Privatlehranstalt für Grammatik, Rhetorik, Ästhetik und Philosophie. Nächst hohem Ansehen als Lehrer erwarb sich D. auch den Ruf eines bedeutenden Kritikers durch Vorträge über Homer, Vergil, Dante, Shakespeare und Ariost, mit welchen er über die konservativen Anschauungen tonangebender Zeitgenossen hinausging. 1848 von der revolutionären Regierung zum Generalsekretär im Departement des öffentlichen Unterrichts ernannt, flüchtete er beim Eintritt der Reaktion nach Cosenza, wurde 1850 verhaftet und drei Jahre lang im Castello dell' Ovo zu Neapel eingekerkert gehalten. Hier befaßte er sich mit dem Studium des Deutschen, übersetzte Gedichte von Schiller und Goethe, die »Geschichte der Poesie« von Rosenkranz und Hegels »Logik«. Entlassen mit der Weisung, sich nach Amerika zu begeben, flüchtete er nach Malta und ging später nach Turin, wo er Vorträge über die »Divina Commedia« hielt, die durch geistreiche und originelle Auffassung ausgezeichnet waren. 1856 wurde er als Professor der Ästhetik und der italienischen Litteratur an das Polytechnikum in Zürich berufen, und 1860 ward ihm das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts im neapolitanischen, 1861 im Ministerium des Königreichs Italien unter Cavour übertragen. Von Matteucci (März 1862) gestürzt, kehrte er nach Neapel zurück und nahm seine Lehrthätigkeit wieder auf; auch gründete er das Journal »L' Italia«. Am öffentlichen Leben nahm er noch wiederholt als Parteigenosse der Linken im Parlament teil, versah vom März bis Dezember 1878 unter Cairoli von neuem

die Stelle eines Ministers des öffentlichen Unterrichts und bekleidete dieselbe ein drittes Mal unter dem Ministerium Cairoli-Depretis vom November 1879 bis Ende 1880. Er starb 28. Dez. 1883 in Neapel. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: die sehr geschätzte »Storia della letteratura italiana« (3. Ausg., Neap. 1879, 2 Bde.), welche leider nur bis zum 14. Jahrh. reicht; »Saggi critici« (das. 1868, 4. Aufl. 1881), die als Meisterwerke der Kritik in Italien gelten; »Saggio critico sul Petrarca« (das. 1869) und die »Nuovi saggi critici« (das. 1872, 2. Aufl. 1879).

Desappointieren (franz., spr. desapoängt-), jemand des Vorteils berauben, der auf etwas Zugesichertem beruhte; eine sichere Erwartung täuschen; Desappointement, fehlgeschlagene, vereitelte Hoffnung.

Desapprobieren (franz.-lat.; besser desapprouvieren, franz.), s. Disapprobieren.

Desargues (spr. däsárgh), Gérard, Geometer, geb. 1593 zu Lyon, machte als Ingenieur die Belagerung von La Rochelle mit, lebte dann als Privatmann in Paris, später auf seinem Landgut in Condrieu und starb 1662 in Lyon. Er suchte besonders neuern geometrischen Methoden Bahn zu brechen; von ihm rührt unter anderm die Vorstellung her, daß parallele Geraden sich in einem unendlich entfernten Punkt schneiden. Seine Werke sind von Poudra herausgegeben worden (Par. 1864, 2 Bde.).

Desarmieren (lat.), entwaffnen; daher aus einer Festung oder einzelnen Werken die Geschütze ꝛc. entfernen; beim Fechten: dem Gegner die Waffe aus der Hand schlagen oder entwinden.

Desätine und **Dessjatine**, s. Deßjätina.

Désaugiers (spr. desoschjeh), Marc Antoine Madeleine, franz. Liederdichter und Dramatiker, geb. 17. Nov. 1772 zu Fréjus, wurde für den geistlichen Stand bestimmt, verließ aber denselben im richtigen Gefühl mangelnden Berufs bald wieder und widmete sich nach einem Leben voll der buntesten Abenteuer, welche ihn in die Gefangenschaft der Schwarzen auf San Domingo und in die größte Lebensgefahr brachten, 1797 zu Paris der Bühne; aber erst 1805 gelang es ihm, bekannt zu werden. 1806 trat er in die lustige Gesellschaft »Le Caveau«, deren Präsident er bald wurde, und übernahm 1815 die Direktion des Vaudevilletheaters, das jedoch wegen scharfer Konkurrenz nicht zu rechter Blüte kommen konnte. Er starb 9. Aug. 1827 am Steinschnitt. Eine große Zahl seiner Stücke hat D. in Gemeinschaft mit andern fabriziert; von seinen eignen, meist einaktigen, nennen wir nur: »Les petites Danaïdes«, eine Parodie der gleichnamigen Oper, an der Porte St.-Martin 300mal hintereinander aufgeführt. Im allgemeinen sind seine Vaudevilles sehr leichte Ware, wie auch seine »Chansons«, die heute nicht mehr gelesen, kaum noch gesungen werden. Nur wenige, die einen ernstern Ton anschlagen und nicht für die Lust des Augenblicks bestimmt sind, wie: »La treille de la sincérité«, »Consolations de la vieillesse«, »Le Pour et le Contre«, werden aus der Litteratur nicht verschwinden und ein bleibendes Denkmal sein des liebenswürdigsten und lustigsten aller französischen Chansonniers. Seine »Chansons et poésies diverses« sind öfters aufgelegt worden (Par. 1808–16, 3 Bde.; 1827, 4 Bde.; 1858, 1 Bd.).

Desault (spr. dösoh), Pierre Joseph, franz. Mediziner, geb. 6. Febr. 1744 zu Magny-Vernais in der Franche-Comté, erlernte die Chirurgie bei einem Bader, bis er in das Kriegshospital zu Béfort kam, wo er sich namentlich in der Behandlung der Schußwunden übte. Im J. 1764 kam er nach Paris und erhielt schon nach zwei Jahren den Lehrstuhl der Anatomie daselbst. Er brach der Behandlung der Anatomie eine neue Bahn und vervollkommte besonders die chirurgische Anatomie. Später wurde er Professor an der École pratique, 1782 erster Chirurg an der Charité und 1788 am Hôtel-Dieu, auch Lehrer der chirurgischen Klinik an derselben; starb 1. Jan. 1795. D. ist der Stifter einer neuen chirurgischen Schule, die dem In- und Ausland viele der vorzüglichsten Wundärzte gegeben. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er Genauigkeit und Methode in das Studium der Chirurgie brachte, die Behandlung der Knochenbrüche durch Einführung besserer Verbandarten vervollkommte und zuerst die klinische Behandlungsweise der Wundarzneikunst in Frankreich einführte. Seine Lehre findet sich in den von seinen Schülern im Hôtel-Dieu gemachten und im »Journal de Chirurgie« (Par. 1791–95, 4 Bde.; deutsch, Frankf. 1801–1806, 12 Bde.) mitgeteilten Beobachtungen sowie in den von Bichat unter Desaults Namen herausgegebenen »Œuvres chirurgicales« (Par. 1798, 3 Bde.; neueste Ausg. von Roux, das. 1813; deutsch von Wardenburg, Götting. 1799–1800, 4 Bde.). Vgl. Labrune, Étude sur la vie et les travaux de D. (Besançon 1868).

Desavantage (franz., spr. desawangtahsch), Nachteil, Verlust; desavantagieren, benachteiligen.

Desaveu (franz., spr. desawöh), Verleugnung, Nichtanerkennung, Widerspruch.

Desavouieren (franz., spr. desawu-), in Abrede stellen, verleugnen, nicht anerkennen, widerrufen.

Desbordes-Valmore (spr. däbord-walmór), Marceline, franz. Schriftstellerin, geb. 20. Juni 1785 zu Douai, verlor früh ihre Mutter, debutierte mit 16 Jahren an der Komischen Oper, verließ aber die Bühne, als sie sich mit dem Schauspieler Valmore vermählte. Nun wandte sie sich ganz der Litteratur zu und veröffentlichte bald eine Reihe zarter, seelenvoller Gedichte, welche durch ihre tiefe Melancholie wie durch ihre große Anmut und Harmonie sich alle Herzen eroberten. Sie erschienen unter den Titeln: »Élégies et romances« (1818); »Élégies et poésies nouvelles« (1824); »Les pleurs« (1833); »Pauvres fleurs!« (1839); »Bouquets et prières« (1843). Außerdem schrieb sie mehrere gefühlvolle Novellen und Erziehungsschriften, z. B. »L'atelier d'un peintre«, »Le salon de Lady Betty«, »Violette« (deutsch, Leipz. 1840), »L'écolier« u. a. Sie starb 23. Juli 1859. Nach ihrem Tod erschien noch ein Band »Poésies inédites« (1860). Mit deutscher Innigkeit und Tiefe der Empfindung vereinigt die Dichterin französische Lebhaftigkeit und Grazie; ihre Elegien gehören zu den zartesten und innigsten, welche die französische Poesie hervorgebracht hat. Eine Ausgabe ihrer »Contes et scènes de la vie de famille« erschien 1874 (2 Bde.) und der »Poésies de l'enfance« zuletzt 1881. Vgl. Sainte-Beuve, Mad. D., sa vie et sa correspondance (1870).

Descamizados (span., »Ohnehemden«, analog den französischen Sansculottes), exaltierte, radikale Klubpartei, die 1820 in Spanien entstand.

Descamps (spr. däkáng), 1) Jean Baptiste, franz. Maler, geb. 1706 zu Dünkirchen, war in Paris Largillières Schüler und ließ sich dann in Rouen nieder, wo er 1791 starb. Er malte mit Vorliebe häusliche und ländliche Szenen, ist aber weniger durch seine Bilder als durch sein (kritikloses) Werk »La vie des peintres flamands, allemands et hollandais« (Par. 1753–63, 4 Bde.) bekannt.

2) Alexandre Gabriel, Maler, s. Decamps.

Descartes (spr. dākart), René, gewöhnlich Renatus Cartesius genannt, der Begründer der neuern Philosophie und der scharfsinnigste Denker der Franzosen, geb. 31. März 1596 zu La Haye in Touraine als Sohn eines Parlamentsrats, zeigte früh eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes, kam im achten Jahr ins Jesuitenkollegium zu La Flèche, wo ihm die Mathematik die meiste Befriedigung gewährte. Um Erfahrungen zu sammeln, nahm er, 21 Jahre alt, Kriegsdienste und machte unter Moritz von Oranien und Tilly Kriegszüge in Holland und Deutschland mit, focht in der Schlacht am Weißen Berg (8. Nov. 1620) unter Buquoy gegen die Böhmen und unter demselben Heerführer in Ungarn gegen die Türken, beschäftigte sich aber im stillen eifrigst mit wissenschaftlichen Arbeiten, deren erste, »De musica«, vor Breda verfaßt ward. Den Entschluß aber, allen Vorurteilen zu entsagen und auf sichern und unzweifelhaften Grundlagen alles von neuem durch selbständige Forschung aufzubauen, faßte er in dem einsamen Winterlager vor Neuburg (1619). Nachdem er zu diesem Zweck 1624 seinen Abschied genommen, widmete er sich eine Zeitlang in Paris mathematischen Studien, die ihm bald Ruf verschafften, ging aber, um völlige Muße zur Ausarbeitung seines Systems zu finden, 1629 nach Holland, wo er 20 Jahre in Verborgenheit und beständig seinen Aufenthaltsort wechselnd, mit Ausnahme kurzer Reisen nach Deutschland, England und Dänemark, fast ununterbrochen verweilte. Während dieser Zeit verfaßte er die meisten und bedeutendsten seiner Werke, von denen er jedoch diejenigen, durch welche er mit der Geistlichkeit in Konflikt gekommen, wie die Schrift »De mundo«, lange zurückhielt, fand alsbald Anhänger und erbitterte Gegner, wurde von dem auf ihn aufmerksam gewordenen Kardinal Richelieu nach Frankreich, von der gelehrten Königin Christine (1649) nach Schweden eingeladen, um ihr bei dem Plan der Stiftung einer Akademie der Wissenschaften behilflich zu sein. Letztern Ruf nahm er an, starb aber an den Folgen des ungewohnten nordischen Klimas schon 11. Febr. 1650 in Stockholm, von wo seine Leiche 1661 nach Paris gebracht und in der Kirche Ste.-Geneviève du Mont beigesetzt wurde.

Ungeachtet D. durch seine mathematischen und physikalischen Entdeckungen, insbesondere durch das von ihm aufgestellte Gesetz der Trägheit, einer der Väter der neuern Physik geworden ist, so galt ihm doch nicht, wie seinem Zeitgenossen Bacon, die äußere, sondern die innere Erfahrung als der Ausgangspunkt unsers Wissens. Die Ergebnisse der sinnlichen Erfahrung sind, wie die Thatsache der Sinnestäuschungen lehrt, dem Zweifel unterworfen; der Anfang der Forschung aber kann nach ihm nur ein Unbezweifelbares und zwar ein solches, aus dem sich ein weiteres folgern läßt, d. h. ein wirkliches Prinzip, sein. Ein solches aber ist der Satz: Ich denke, also bin ich (cogito, ergo sum); denn an der Thatsache, daß ich zweifle, d. h. denke, wäre auch dann kein Zweifel möglich, wenn alles, was ich denke, zweifelhaft wäre; aus dieser Thatsache aber folgt unmittelbar und ohne Schatten von Ungewißheit, daß ich bin, d. h. als denkendes Wesen bin; ob auch noch als körperliches etc., bleibt vorläufig dahingestellt. Das einzige Sein, dessen ich völlig gewiß bin, ist mein eignes, d. h. das Sein meines Geistes und seiner Gedanken, während das Sein der gesamten Körperwelt (auch meines eignen Leibes) ungewiß bleibt. Daß letztere ist, kann ich nur wissen, indem ich sie denke, d. h. eine Vorstellung von ihr habe; ob diese aber Erkenntnis oder bloße Einbildung sei, hängt von dem Grade der Verläßlichkeit ab, der meinen Gedanken selbst innewohnt. Fände sich unter den letztern eine Vorstellung, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach so geartet ist, daß ich sie mir nicht selbst gegeben oder gemacht haben kann, sondern daß sie notwendig mir gegeben, d. h. von mir empfangen (bei der Geburt schon mitgebracht), worden sein muß, so wäre die Existenz dieses Gebers ebenso notwendig gewiß wie meine eigne. Eine solche aber ist die Idee Gottes, d. h. eines vollkommensten Wesens, eines unbeschränkten Seins, welche, da ein solches dem Gefühl der Beschränktheit meines eignen Seins gerade entgegengesetzt ist, nicht von mir selbst herrühren kann und, da sie sich in meinem Bewußtsein findet, demselben angeboren sein, d. h. von Gott selbst in mir verursacht, deren Existenz in mir daher der unumstößliche Beweis für die Existenz ihres Gegenstandes (der Gottheit) außer mir sein muß. Durch diese dem D. eigentümliche Wendung des ursprünglich von Anselmus von Canterbury gebrauchten ontologischen Beweises für das Dasein Gottes ist neben meinem eignen das Sein Gottes, durch dieses aber sofort auch das Sein der von meinem Geist verschiedenen Körperwelt für mich gewiß. Denn da die Vorstellung der letztern, d. h. der äußern Welt und Natur, in meinem Geist vorhanden und zwar so unvermeidlich vorhanden ist, daß ich, auch wenn ich wollte, mich derselben nicht zu entschlagen vermöchte, so könnte dieselbe, wenn sie trotzdem nur Täuschung sein sollte, nur das Werk eines überlegenen, absichtlich täuschen wollenden Dämons sein, d. h. die Gottheit selbst müßte Urheberin dieser absichtsvollen Täuschung sein. Da eine solche mit der Idee eines vollkommensten, also durchaus wahrheitsliebenden Wesens unvereinbar ist, so folgt, daß die äußere Welt, d. h. daß alles dasjenige wirklich existiert, was wir nach Anleitung unsrer Sinne als das Ausgedehnte mit Klarheit und Deutlichkeit uns vorstellen, und daß es die Eigentümlichkeiten wirklich besitzt, welche wir in solchen Vorstellungen an ihm erkennen. Dieses Ausgedehnte heißt Körper oder Materie. Bei sorgfältiger Reflexion über den Begriff des Körpers finden wir, daß die Natur der Materie nicht in der Härte, Schwere, Färbung oder sonst in einer sinnenfälligen Eigenschaft besteht, da jede solche Eigenschaft von dem Körper hinweggedacht werden kann, ohne daß hierdurch sein Wesen für unser Vorstellen zerstört wird, sondern lediglich in der Ausdehnung. Diese allein, die als solche der Rechnung unterworfen werden kann, bildet nicht nur die Grundlage der Geometrie, sondern auch der Physik. Dadurch, daß der Körper Ausdehnung hat, die Seele aber keine, ist zwischen beiden eine diametrale Differenz gesetzt, die zur Folge hat, daß, während der Körper zerstört werden kann, die Seele unverwüstlich, d. h. unsterblich, ist. Beide Substanzen, Körper und Seele, deren Sitz D. in die Zirbeldrüse als das einzige unpaarige Organ im Gehirn verlegte, würden nun aber als direkt einander entgegengesetzt völlig beziehungslos aufeinander bleiben, die Seele würde nicht auf den Körper, dieser nicht auf jene einwirken, wenn nicht Gott, von dem beide unbedingt abhängig sind, auch beide durchdränge und so die angemessene Übereinstimmung zwischen ihnen herstellte, immer schaffend und vermittelnd, eine Behauptung, welche seinen Schüler Geulings (s. d.) auf die Hypothese des Okkasionalismus (s. d.) leitete. Da D. das Wesen der Seele bloß im sich selbst bewußten Denken erkannte, so sprach er den Tieren eine solche ab und bezeichnete sie als belebte Maschinen, ein Wort, das häufig ganz grobsinnlich mißverstanden worden ist. D. vollzog eine entscheidende

That, indem er als erste Bedingung von Philosophie aussprach, daß sie alle gegebene Erkenntnis, jede Voraussetzung von sich zu weisen habe (Cartesianischer Zweifel), um aus dem schlechthin Gewissen durch Denken die Welt der Wahrheit völlig neu sich aufzubauen und nichts gelten zu lassen, als was in diesem Wiederherstellungsprozeß die Probe gehalten habe. Von dem festen Punkte, den ihm das Selbstbewußtsein gewährt, ausgehend, ist er Vater der nachfolgenden Philosophien geworden und hat durch die Originalität und Selbständigkeit, durch die Klarheit und Einfachheit seines Gedankenganges und durch die Leichtigkeit und Natürlichkeit seiner Darstellung großen Einfluß geübt. Sein System erregte lebhaften Widerspruch bei Philosophen, insbesondere aber bei Theologen. Hobbes, Gassendi, Huet, Daniel Voetius, Schook, der Jesuit Valois u. a. traten als D.' Gegner auf, verfolgten ihn zum Teil fanatisch, klagten ihn des Skeptizismus und Atheismus an und erwirkten sogar in manchen Ländern, wie in Italien 1643, in Holland durch die Dordrechter Synode 1656, Verbote gegen seine Philosophie als eine gefährliche. Dagegen fand D. Anhänger in Holland und Frankreich (besonders unter den Jansenisten von Port-Royal und den Mitgliedern der Congrégation de l'Oratoire). Vornehmlich suchten De la Forge, Clerselier, Rochault, Regis, Arnauld, Pascal, Malebranche, Geulings u. a. sein System zu verbessern und weiter zu entwickeln.

Um die physiologische und psychologische Anthropologie hat sich D. trotz mehrerer Irrtümer manche Verdienste erworben; doch größerer und dauernderer Ruhm gebührt ihm als Mathematiker, als welcher er sich auch selbst seinen philosophischen und theologischen Gegnern gegenüber stets in einer ehrfurchtgebietenden Superiorität behauptete. Er ward der Schöpfer der analytischen Geometrie, erkannte zuerst die wahre Bedeutung der negativen Wurzeln der Gleichungen, fand die Anzahl der positiven und der negativen Wurzeln in den Abwechselungen der Zeichen für die Glieder jeder Gleichung, gab eine neue und sinnreiche Auflösung der Gleichungen des vierten Grades, führte zuerst die Exponenten ein und legte dadurch den Grund zur Rechnung mit Potenzen, lehrte, wie man an jeden Punkt einer geometrischen Kurve, mit Ausnahme der mechanischen oder transcendenten, Tangenten und Normalen ziehen kann, und zeigte, was vielleicht sein Hauptverdienst ist, wie man die Natur und Eigenschaft jeder Kurve durch eine Gleichung zwischen zwei veränderlichen Koordinaten ausdrücken kann, wodurch er der Geometrie eine neue Bahn eröffnete, auf der die schönsten Entdeckungen gemacht worden sind. Seine »Géométrie« (1637), welche Schooten mit einem trefflichen Kommentar begleitete (Leid. 1649), und seine »Dioptrique« (1639), welche zuerst das von Snellius entdeckte Gesetz der Brechung der Lichtstrahlen, die aus einem Mittel in ein andres übergehen, darlegte und die großen Entdeckungen von Newton und Leibniz vorbereitete, sind ein bleibendes Denkmal des großen Verdienstes, welches er sich um die physikalischen Wissenschaften erworben hat. Die nach ihm benannten Cartesianischen Teufel sind, gegen jene Entdeckungen gehalten, in der That nur Spielereien zu nennen. In seinen kosmogonischen Versuchen wollte er, ähnlich wie Demokrit und dessen atomistische Nachfolger, die Bewegung der Himmelskörper durch Wirbel erklären, welche in Strömungen des das Weltall erfüllenden Äthers bestehen sollten, eine Theorie, die, so großes Aufsehen sie auch im 17. Jahrh. machte, jetzt unter die Kuriosa gezählt wird. D.' Hauptschriften sind: »Discours de la méthode pour bien conduire la raison et chercher la vérité dans les sciences« (zugleich mit seinen Abhandlungen über die Dioptrik, die Meteore und die Geometrie, Leid. 1637; lat. 1644); »Meditationes de prima philosophia etc.« (Amsterd. 1641; hrsg. von Barach, Wien 1862); »Principia philosophiae« (Amsterd. 1644); »Traité des passions« (das. 1650; lat., das. 1656); »Traité de l'homme et de la formation du foetus« (das. 1668, lat. 1677). In mehrfacher Hinsicht lehrreich ist auch die Sammlung seiner Briefe (Frankf. a. M. 1692). Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke in lateinischer Sprache erschien zuerst Amsterdam 1670 bis 1683 und daselbst 1692—1701; in französischer Sprache herausgegeben von V. Cousin (Par. 1824—1826, 11 Bde.) und von Aimé-Martin in 1 Band (1881). Von Foucher de Careil sind »Œuvres inédites de D.« (Par. 1859—60) und »D., la princesse Élisabeth et la reine Christine, d'après des lettres inédites« (1879) veröffentlicht worden. Seine nur beiläufig in seinen Schriften (besonders in dem nicht bloß von den Affekten und Leidenschaften, sondern von jeder Gattung Gefühle, Neigungen und Empfindungen handelnden Buch »De passionibus«) geäußerten Ideen über die praktische Philosophie haben mehrere seiner Schüler in besondern Werken gesammelt. Das vorzüglichste darunter ist: »Ethica cartesiana s. ars bene beateque vivendi ad clarissimas rationes et sanae mentis ideas ac solidissima Ren. Cartes. principia formata« (Halle 1719, franz. 1692). Deutsche Übersetzungen von philosophischen Hauptschriften des D. haben K. Fischer (Mannh. 1863) und v. Kirchmann (Berl. 1870, 4 Tle.) veranstaltet. Sein Leben beschrieben Tepelius (Nürnb. 1674), Bayle (Amsterd. 1681) und Baillet (Par. 1691). Vgl. außer der anziehenden Schilderung Kuno Fischers in seiner »Geschichte der neuern Philosophie«, Bd. 1 (3. Aufl., Münch. 1878): Millet, D., sa vie, ses travaux, ses découvertes avant 1637 (das. 1867); Derselbe, D. etc. depuis 1637 (das. 1871); Bouillier, Histoire et critique du Cartésianisme (das. 1842); Derselbe, Histoire de la philosophie cartésienne (3. Aufl., das. 1868); Hock, Cartesius und seine Gegner (Wien 1835); Löwe, Das System des D. (das. 1867); Schmid aus Schwarzenberg, René D. und seine Reform der Philosophie (Nördling. 1859); Bertrand de Saint-Germain, D. considéré comme physiologiste et comme médecin (Par. 1869); Koch, Die Psychologie D.' (Münch. 1881); Natorp, D.' Erkenntnistheorie (Marb. 1882).

Descensus (lat.), Senkung, z. B. D. uteri, Gebärmuttersenkung.

Descensus ad inferos (lat.), s. v. w. Höllenfahrt Christi (s. d.). Unter diesem Titel hat Tischendorf (»Evangelia apocrypha«, Leipz. 1853) eine auf gnostischer Grundlage um 400 entstandene Legende von der Höllenfahrt herausgegeben, welche den zweiten Teil des schon zuvor bekannten Evangeliums des Nikodemus (s. d.) bildet.

Descente (franz., spr. dessängt) oder Grabendescente, im Festungskrieg der vom Angreifer für den Sturm ausgeführte, gegen feindliches Feuer gedeckte Gang aus dem Couronnement des Glacis in den Festungsgraben zum Grabenübergang und zur Bresche. Sie ist unterirdisch, wenn als Minengalerie angelegt, bedeckt, wenn mit der bedeckten Sappe, offen, wenn mit der offenen Sappe (s. d.) ausgeführt. In der Baukunst versteht man unter D. ein schief aufsteigendes Gewölbe unter oder über einer Treppe.

Deschamps (spr. däschāng), 1) **Emile**, franz. Dichter, geb. 20. Febr. 1791 zu Bourges, erregte schon 1812 durch einen Gesang: »La paix conquise«, die Aufmerksamkeit Napoleons I. und brachte 1818 ein mit Latouche gemeinsam gearbeitetes Lustspiel in Versen: »Le tour de faveur«, mit Beifall zur Aufführung. In dem damals ausbrechenden Streite der Klassiker und Romantiker schloß sich D. mit Begeisterung den letztern an, gründete mit Victor Hugo 1824 das Journal »La Muse française«, für das er unter dem Namen »der junge Moralist« Gedichte und Novellen wie auch kritische Abhandlungen schrieb, und erwies sich bald als einer der kühnsten und geschicktesten Vertreter der neuen Richtung. Seit 1848 zurückgezogen in Versailles lebend und zuletzt erblindet, starb D. 23. April 1871. Von seinen Werken sind weiter hervorzuheben: »Études françaises et étrangères« (1828–33), mit Übertragungen Goethescher und Schillerscher Gedichte; »Poésies« (1842); Bearbeitungen von Shakespeares »Macbeth« und »Roméo et Juliette« mit Kommentar (1844); »Poésies des crèches« (1854); ferner eine Reihe von Dramen ernster wie heiterer Natur, welche von namhaften Komponisten (Bellini, Halévy, Rossini, Auber) in Musik gesetzt wurden, und »Contes philosophiques« (1854). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1872–74 (6 Bde.).

2) **Antony**, franz. Dichter, geb. 12. März 1800 zu Paris, Bruder des vorigen, begann seine poetische Laufbahn mit einer Übersetzung von Dantes »Divina Commedia« (1829); zwei Jahre später erschienen seine »Satires politiques«, welche sich durch feste, männliche Sprache auszeichnen und doch auch dem poetischen Element sein Recht gönnen. In diesen Jahren kam bei ihm eine Geisteskrankheit zum Ausbruch, deren Keime er von frühster Jugend her in sich trug; in seinen Schmerzen und in der Verzweiflung über sein unheilbares Leiden findet der gequälte Dichter in den »Dernières paroles« (1835) oft Töne echter Poesie und von erschütternder Wahrheit. Er starb 29. Okt. 1869 in Passy. D. gehörte ebenfalls zum engsten Kreis der Romantiker und hat diese Richtung in zahlreichen Journalartikeln eifrig vertreten, besonders auch in seinen Reisestudien über Italien.

Deschanel (spr. däschanell), **Emile**, franz. Schriftsteller, geb. 14. Nov. 1819 zu Paris, besuchte hier die Normalschule, wurde Professor zu Bourges, später zu Paris, bekam aber infolge seiner Schrift »Catholicisme et socialisme« (1850) den Abschied. D. widmete sich nun völlig der Verbreitung republikanischer Ideen durch die Presse und als glänzender Redner. 1851 aus Paris flüchtig, hielt er in Brüssel sehr besuchte litterarische Vorlesungen und wurde, 1859 nach Paris zurückgekehrt, Mitarbeiter des »Journal des Débats«. Seit 1876 republikanisches Mitglied der Deputiertenkammer, ward er 1881 zum Professor der neuern Litteratur am Collège de France und zum Senator auf Lebenszeit ernannt. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »Les courtisanes grecques« (Par. 1859); »Histoire de la conversation« (1857); »Le mal et le bien qu'on a dit des femmes« (7. Aufl. 1867); »La vie des comédiens« (1860); »Causeries de quinzaine« (litterarische, durch Originalität der Charakteristik anziehende Kritiken, 1861); »Christophe Colomb et Vasco de Gama« (1862); »Physiologie des écrivains et des artistes« (1864); »Études sur Aristophane« (neue Ausg. 1877); »A bâtons rompus« (eine Sammlung moralischer und litterarischer Aufsätze, 1868); »Le peuple et la bourgeoisie« (1881); »Le romantisme des classiques« (1882).

Des Chapelles (spr. dä schapäll), **Le Breton**, berühmter Schachspieler und, obwohl einarmig, gleichzeitig Koryphäe des Billards, franz. General, geb. 7. März 1780, gest. 27. Okt. 1847.

Deschnaer Koppe, s. Böhmische Kämme.

Des Cloizeaux (spr. dä klŏasoh), **Alfred**, Mineralog, geb. 17. Okt. 1817 zu Beauvais (Oise), wurde nach Beendigung seiner Studien Repetent an der Kunst- und Gewerbeschule, dann an der Normalschule in Paris und später Professor an der Sorbonne. Er ermittelte mit großer Sorgfalt die kristallographischen und optischen Verhältnisse zahlreicher Mineralien und zeigte, wie die letztern zur Feststellung der Kristallsysteme benutzt werden können. Er machte grundlegende Beobachtungen über die Dispersion der optischen Achsen in ihren verschiedenen Modalitäten und entdeckte die Zirkularpolarisation des Zinnobers und den Mikroklin. Er schrieb: »Manuel de minéralogie« (Par. 1862, Bd. 1) und »Nouvelles recherches sur les propriétés optiques des cristaux« (das. 1867).

Descoudres (spr. dätuhdr), **Ludwig**, Maler, geb. 1820 zu Kassel, ging mit 19 Jahren nach München, wo er Schüler von Schnorr wurde. 1844 und 1845 bereiste er Italien und trat 1845 bei Sohn in Düsseldorf als Schüler ein, um von ihm und Schadow die Porträtmalerei zu erlernen. Seinen Ruf begründete er 1850 durch das nach Dante gemalte Bild: Francesca von Rimini, dem die büßende Magdalena, die Grablegung Christi (Galerie in Karlsruhe) u. a. folgten. Als Schirmer 1854 die Kunstschule in Karlsruhe gründete, wurde er von diesem dorthin berufen, bewies sich als Lehrer tüchtig und machte sich um die Blüte der Anstalt sehr verdient. Neben dieser Lehrthätigkeit schuf er eine Reihe größerer Werke, teils Genrebilder, teils biblische Gemälde. Er starb 23. Dez. 1878.

Des dur, s. Des.

Deseado (Puerto, Port Desire), Fjord an der Ostküste Patagoniens, in 47° 42′ südl. Br., an welchem Spanien 1780 ein bald darauf wieder verlassenes Fort anlegte, bildet einen vorzüglichen Hafen und ist von gutem Weideland umgeben. Einige Felseneilande in ihm sind mit Guano bedeckt.

Desenchantement (franz., spr. desangschangt'māng), das Freimachen oder Freiwerden von einer Bezauberung oder Leidenschaft; **desenchantieren**, entzaubern, von einer Leidenschaft heilen, nüchtern machen.

Desennuyieren (franz., spr. desanüji-), einem oder sich die Langeweile vertreiben, zerstreuen.

Desenrollieren (franz., spr. desang-), aus der Liste ausstreichen, einen Soldaten verabschieden.

Desenzāno (D. sul Lago), Marktflecken in der ital. Provinz Brescia, am westlichen Ufer des Gardasees und an der Eisenbahn von Venedig nach Mailand gelegen, hat ein Gymnasium, 8 Kirchen, ein Spital, Theater, Ruinen eines Minervatempels und (1881) 3105 Einw., welche Weinbau (Vino santo), Fischerei, Gerberei und bedeutenden Getreidehandel treiben. Der Hafen von D. ist der wichtigste italienische Hafen am Gardasee und vermittelt einen lebhaften Verkehr mit Südtirol und der Schweiz.

Desertierte Güter, verlassene Güter, s. Herrenlose Sachen.

Desertas (Deserters), Gruppe von drei kleinen Felseninseln an der Westküste Afrikas, südöstlich von Madeira, zuzeiten von Hirten und Fischern besucht.

Deserteur (franz., spr. -tör), s. Desertion.

Desertion (lat., »Verlassung«), die eigenmächtige Entfernung eines Soldaten von seiner Truppe oder von seinem dienstmäßigen Aufenthaltsort. Das deutsche Militärstrafgesetzbuch (§ 64 ff.) unterscheidet

zwischen der unerlaubten Entfernung und der Fahnenflucht. Erstere, das Wegbleiben vom Dienst, Verlassen der Truppe ohne Urlaub oder Überschreitung des Urlaubs, wird mit Freiheitsstrafe bis zu 6 Monaten bestraft, in leichten Fällen nur disziplinarisch mit Arrest, z. B., wie es öfters vorkommt, bei Rekruten, die aus Heimweh nach Hause gehen und nach einigen Tagen wiederkommen oder vom Vater zurückgebracht werden. Nur bei verschuldeter Abwesenheit über 7 Tage, im Feld über 3 Tage, tritt Gefängnis oder Festungshaft bis zu 2 Jahren ein. Dauert dieselbe im Feld länger als 7 Tage, so ist Freiheitsstrafe von 6 Monaten bis zu 5 Jahren verwirkt. Die Fahnenflucht schließt die Absicht dauernder Entziehung vom Dienst ein, wie z. B. das Beseitigen der Uniform, Reise ins Ausland ꝛc. sie darthun, und sie wird mindestens mit Gefängnis von 6 Monaten bis zu 2 Jahren, im Wiederholungsfall mit Gefängnis von 1—5 Jahren, im zweiten Rückfall mit Zuchthaus von 5—10 Jahren bestraft; im Feld ist die mildeste zulässige Strafe für Fahnenflucht 5 Jahre Gefängnis, in schweren Fällen tritt selbst Todesstrafe ein. Bei jeder Fahnenflucht muß auch auf Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes erkannt werden. Straferhöhend wirkt es, wenn mehrere eine Fahnenflucht verabreden und gemeinschaftlich ausführen. Schon der Versuch zur Fahnenflucht ist strafbar. Gegen abwesende Deserteure wird in contumaciam eine Geldstrafe von 150—3000 Mk. verhängt; kehren sie später zurück, oder werden sie ergriffen, so wird ein neues Verfahren eingeleitet. Die Verleitung und der Versuch einer Verleitung eines Soldaten zur D. und die Beförderung einer solchen werden nicht nur an Soldaten, sondern auch an Personen bestraft, welche dem Soldatenstand nicht angehören. Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 141) setzt für letztere Gefängnisstrafe von 3 Monaten bis zu 3 Jahren fest. Schon bei den Griechen wurde der Deserteur meist am Leben gestraft. Bei den Römern galt in Kriegszeiten jeder für einen Deserteur, der ohne Erlaubnis sich von seinem Korps weiter entfernte, als der Schall der Tuba reichte. Er wurde im Krieg meist zum Tod verurteilt; in Friedenszeiten verlor ein Ritter sein Pferd, und wer kein Ritter war, wurde zu einer niedrigern Klasse der Soldaten herabgesetzt. Bei den Heeren des Mittelalters waren die Strafen für D. sehr verschieden und richteten sich meist nach den Ansichten des Heerführers sowie nach den Schwierigkeiten, welche derselbe im Anwerben von Truppen fand. In Frankreich wurde 1550 unter Heinrich II. die Todesstrafe auf D. gesetzt; Karl V. erklärte die Ausreißer für vogelfrei; wer sie traf, konnte sie töten. In Italien, wo durch die Parteimietlinge (Kondottieri) die Mannszucht ganz in Verfall kam, war die D. etwas Allgemeines. Die Schweizer und Deutschen waren noch die zuverlässigsten Truppen. Das Werbesystem Deutschlands im 18. Jahrh. hatte unter vielen andern Nachteilen auch den der häufigen D. zur Folge, und selbst Friedrich d. Gr. vermochte dieses Übel nicht aus seinen Heeren zu verbannen. Eine Folge dieses Systems war die Errichtung von Auslieferungsverträgen, sogen. Kartellkonventionen, zwischen befreundeten Staaten. In unsrer Zeit kommt bei den europäischen Armeen die D. nur noch selten vor, was von der kürzern Dienstzeit, vorzüglich aber von der volkstümlichern Bildung der Heere herrührt. Am häufigsten ist sie und in hohem Grad bedenklich im englischen Heer, wo noch Werbung gesetzlich ist und die Soldaten oft desertieren, um sich sofort wieder gegen neues Handgeld bei einem andern Truppenteil anwerben zu lassen. — Übrigens finden die Bestimmungen des deutschen Militärstrafgesetzbuches über die D. auch auf die Angehörigen der Kriegsmarine Anwendung. Für die Schiffsleute auf Kauffahrteischiffen gilt die Bestimmung des Strafgesetzbuches (§ 298), wonach ein Schiffsmann, der mit der Heuer entläuft oder sich verborgen hält, um sich dem übernommenen Dienst zu entziehen, mit Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft wird, gleichviel, ob das Vergehen im Inland oder im Ausland begangen worden ist. Aber auch in solchen Fällen, in denen ein strafbarer Eigennutz des Schiffsmannes nicht vorliegt, wird das Entlaufen eines solchen, auch wenn er nicht mit der Heuer entweicht oder sich verborgen hält, nach der deutschen Seemannsordnung (§ 81 ff.) auf Antrag mit Strafe belegt. Zwischen den verschiedenen Seestaaten bestehen wegen Auslieferung desertierender Schiffsleute besondere Kartellverträge.

Unter D. versteht man auch die bösliche Trennung des einen Ehegatten von dem andern ohne hinreichenden Grund, indem er von ihm eigenmächtig in der Absicht, die Ehe nicht fortzusetzen, wegzieht. Auch die hartnäckige Verweigerung der ehelichen Pflichten wird als D. (quasi desertio) aufgefaßt. Da in beiden Fällen der Zweck der Ehe dadurch vereitelt wird, so ist in protestantischen Ländern die D. ein Ehescheidungsgrund, sowohl, wenn der Aufenthalt des Verlassenden (desertor, der Mann, desertrix, die Frau) bekannt ist, als auch, wenn ihn der andre Teil nicht weiß. Wenn der verlassene Ehegatte wegen der D. auf Ehescheidung klagt (Desertionsklage), so wird im ersten Fall der Verlassende unter Androhung einer Strafe (Zwangsmittel), die meist in Gefängnis besteht, zur Rückkehr oder zur Pflichterfüllung aufgefordert, worauf erst bei fortgesetzter Verweigerung die Trennung erfolgt. Im zweiten Fall begründet eine längere Abwesenheit, die nach verschiedenen Eheordnungen bald auf die Zeit von einem halben Jahr, bald von 2, 4, 7 Jahren bestimmt ist, nebst dem Mangel an Nachrichten die Vermutung der D. Gegen den Abwesenden erfolgt dann ein öffentliches Aufgebot (s. d.). Dieses gerichtliche Verfahren heißt der Desertionsprozeß.

Desertoria sententia (lat.), im frühern gemeinen Prozeßrecht Bezeichnung für dasjenige Urteil, welches ein eingewendetes Rechtsmittel aus dem Grund verwarf, weil die zur Einwendung gesetzte Notfrist versäumt wurde.

Deservieren (lat.), einem dienen, Dienst leisten; deserviert, für geleistete Dienste bezahlt.

Deserviten (lat.), Gebühren für geleistete Dienste, besonders das Honorar, welches einem Rechtsanwalt (s. d.) für seine Bemühungen zukommt.

Deservitenjahr (Annus deservitus), nach gemeinem Kirchenrecht beim Tod eines Geistlichen die verdienten, wenngleich noch nicht perzipierten Früchte des letzten Jahrs, welche den Erben des in letzterm Verstorbenen zukommen; zu unterscheiden von dem Sterbequartal, d. h. der Begünstigung, nach welcher die Erben oder Gläubiger eines verstorbenen Geistlichen die ganzen Einkünfte (auch Accidenzien) des laufenden Vierteljahrs (in welchem der Geistliche gestorben ist) genießen.

Desèze (De Sèze, spr. dössähs'), Raimond, Graf, franz. Staatsmann, geb. 1748 zu Bordeaux, widmete sich der Advokatur und ward durch die Verteidigung der Marquise d'Anglure dem Minister Vergennes bekannt und durch diesen nach Paris gezogen, wo er die Töchter Helvetius' verteidigte, der Königin Marie

Antoinette im Halsbandprozeß zur Seite stand und 1789 die Freisprechung des Generals der Schweizergarde, Besenval, bewirkte, der wegen Hochverrats angeklagt war. Er war einer der drei Verteidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalkonvents und lieferte in seiner Verteidigungsrede, die er in vier Nächten vollendete und 26. Dez. 1792 hielt, ein Meisterstück der Rechtsgelehrsamkeit. Später ward er als verdächtig verhaftet und erhielt erst nach dem 9. Thermidor die Freiheit wieder. Ludwig XVIII. überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen, ernannte ihn 1814 zum ersten Präsidenten des Kassationshofs und zum Großschatzmeister der königlichen Orden und, nachdem D. während der Hundert Tage dem Hof nach Gent gefolgt war, nach der zweiten Restauration zum Grafen, Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie. D. starb 2. Mai 1828 in Paris.

Desf.*, *Desfont., bei botan. Namen Abkürzung für R. L. Desfontaines (s. d.).

Desfontaines (spr. däfongtähn), 1) Pierre François Guyot, Abbé, franz. Litterator, geb. 1685 zu Rouen, wurde in einem Jesuitenkollegium erzogen, in seinem 15. Jahr in diesen Orden aufgenommen und zum Professor der Rhetorik zu Bourges befördert. In seinem 30. Jahr verließ er den Orden wieder, widmete sich den schönen Wissenschaften, ward Mitarbeiter am »Journal des Savants« und gab mit Fréron, Destrée, Granet u. a. periodische kritische Schriften heraus: »Le Nouvelliste du Parnasse« (1731—34, 5 Bde.), »Observations sur les écrits modernes« (1735 ff.), die oberflächlich und plump, aber sehr giftig geschrieben waren. Besonders durch letztere Schrift geriet er in überaus heftige Streitigkeiten mit Voltaire, dem er eigentlich zu tiefster Dankbarkeit verpflichtet gewesen wäre. Auf Voltaires »Critique des Observations, etc.« (1738) antwortete er mit dem skandalösen und verleumderischen Libell »Voltairomanie« (1738). Nur durch diesen Streit hat D. Bedeutung erlangt und verdient er erwähnt zu werden. Er starb 16. Dez. 1745 in Paris. Außer den genannten Schriften veröffentlichte er eine Übersetzung des »Gulliver« von Swift (1727) und des Vergil (in Prosa, 1743) und schrieb: »Racine vengé« gegen die Bemerkungen d'Olivets (1739).

2) D., René Louiche genannt, Botaniker, geb. 14. Febr. 1750 zu Tremblay (Ille-et-Vilaine), studierte in Paris Medizin, wendete sich aber später der Botanik zu und ward Direktor des botanischen Gartens. 1783—85 bereiste er Tunis und Algerien bis auf den südlichen Abhang des Atlas. Die Ausbeute dieser Reise lieferte die Grundlage zu seiner »Flora atlantica« (Par. 1798—1800, 2 Bde. mit 261 Tafeln). Nach seiner Rückkehr ward er Professor der Botanik am Jardin des Plantes. Er starb 16. Nov. 1833. D. lieferte Untersuchungen über den Bau der Monokotyledonenstengel in seinen »Mémoires sur l'organisation des Monocotyledonées« (»Mémoires de l'Institut national«) und schrieb außerdem: »Fragments du cours de botanique et de physique végétale« in der »Décade philosophique« 1794—96, dann auch besonders gedruckt; »Tableau de l'école botanique du Museum d'histoire naturelle de Paris« (1804; 3. Aufl. u. d. T.: »Catalogus plantarum horti regii parisiensis«, 1829; Nachtrag 1832); »Histoire des arbres et des arbrisseaux, qui peuvent être cultivés en pleine terre sur le sol de la France« (1809, 2 Bde.). Nach seinem Tod erschien: »Voyage dans les régences de Tunis et d'Alger« (1833).

Desh., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für G. P. Deshayes (s. d.).

Deshabillé (franz., spr. desabijé), bequemes Hauskleid für Frauen; deshabillieren, entkleiden.

Deshayes (spr. dä-äh), Gérard Paul, Naturforscher, geb. 13. Mai 1795 zu Nancy, studierte in Straßburg, kam 1819 nach Paris und widmete sich vorzüglich der Erforschung der fossilen Mollusken. Er nahm teil an mehreren wissenschaftlichen Expeditionen, wurde Professor der Naturgeschichte am Museum in Paris und starb 9. Juni 1875 in Boran (Oise). Seine wichtigsten Arbeiten beziehen sich auf die Tertiärformation, für welche er mit Lyell die Einteilung in Eocän, Miocän und Pliocän gab. D. schrieb: »Description des coquillages fossiles des environs de Paris« (Par. 1824—37, 3 Bde.); »Description des coquilles caractéristiques des terrains« (1831); »Traité élémentaire de conchyliologie« (1834—1858, 3 Bde.); »Description des animaux sans vertèbres, decouverts dans le bassin de Paris« (1857 bis 1865, 5 Bde.); »Conchyliologie de l'île de la Réunion-Bourbon« (1863). Auch gab er mit Milne Edwards die »Histoire naturelle des animaux sans vertèbres« von Lamarck (1836—46, 11 Bde.) neu heraus, bearbeitete die Mollusken zu der wissenschaftlichen Reise nach Morea, zu Cuviers Tierreich, zur »Encyclopédie méthodique« und lieferte eine Fortsetzung zu der »Histoire des mollusques terrestres et fluviatiles« von Férussac (1838—51). Für die »Exploration scientifique de l'Algérie« schrieb er die »Histoire naturelle des mollusques« (1845).

Deshima (Desima, Decima, »Vorinsel«), ein künstlich geschaffenes Inselchen an der Südseite der Stadt Nagasaki in Japan, von dieser nur durch einen überbrückten Kanalgraben getrennt. Es hat die Gestalt eines ausgebreiteten japanischen Fächers ohne Griff, ist 200 m lang und 70 m breit und war anfangs zur Aufnahme der portugiesischen Kaufleute bestimmt, 1641 aber als Handelsfaktorei den Holländern überwiesen, von denen hier 16—20 Personen im Dienste der Ostindischen Kompanie unter einem Residenten bis 1854 den beschränkten Handel mit Japan vermittelten. Der Gewinn an den Exportartikeln: Gold, Silber, Kupfer, Bronze, Porzellan, Lackwaren, Seide, Kampfer (jährlich für 660,000 Pfd. Sterl.), war ein enormer. Von den Ärzten der Faktorei haben Kämpfer, Thunberg, v. Siebold sich um die Erforschung Japans die größten Verdienste erworben.

Deshonnett (franz. déshonnête, spr. desönät), unanständig, unschicklich.

Deshonneur (franz., spr. desönör), Unehre, Schimpf; deshonorieren, entehren, beschimpfen.

Deshoulières (spr. däsuliähr), Antoinette, geborne De Ligier de la Garde, berühmte franz. Dichterin, geboren um 1637 zu Paris, erhielt eine gelehrte (besonders sprachliche) Erziehung, beschäftigte sich später auch mit Philosophie und ward Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. In den Unruhen der Fronde folgte sie ihrem Gatten, der sich dem Prinzen von Condé angeschlossen hatte, nach Holland, wurde dort wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes viel gefeiert, dann aber für die Kühnheit, mit der sie den rückständigen Sold ihres Gatten forderte, im Schloß Vilvorde bei Brüssel gefangen gesetzt, woraus sie ihr Gemahl mit Gewalt befreite. Nach ihrer Rückkehr nach Frankreich spielte sie unter dem Namen Amaryllis eine große Rolle in der Litteratur und starb 17. Febr. 1694. Madame D. war erzogen worden im Geiste des Hôtel de Rambouillet; sie war eine »Preziöse« vom reinsten Wasser. Das zeigt nicht nur ihr Auftreten gegen Racine und der Tadel Boileaus; ihre kleinern

Gedichte, ihre mißlungenen Tragödien, Komödien und Opern sind nichts als fades Gerede und voll süßlicher Sentimentalität; nur die Form der erstern ist vorzüglich. Zu ihrer Zeit aber wurde sie bis in den Himmel erhoben; man nannte sie »die zehnte Muse« und »französische Kalliope«. Am besten gelungen sind ihre »Idylles«, denen neben ihrer Anmut und Eleganz eine gewisse Natürlichkeit nachzurühmen ist. Ihre »Œuvres« (1687, 1695) erlebten viele Auflagen, besonders Paris 1747, 2 Bde., und 1799, 2 Bde. Eine Auswahl erschien 1882. — Ihre Tochter **Antoinette Thérèse**, geb. 1662, gest. 1718, erhielt für ihr Gedicht »L'éloge de l'établissement de Saint-Cyr« 1688 einen Preis von der Akademie; ihre Episteln, Chansons, Madrigale ꝛc. finden sich in der Ausgabe der Werke ihrer Mutter (1695). Vgl. Péricaud-Riné, Les deux D. (Lyon 1853); Deltour, Les ennemis de Racine (4. Aufl., Par. 1884).

Desiderabel (lat.), wünschenswert.

Desiderāt (Mehrzahl **Desiderata**, lat.), etwas als fehlend Vermißtes, Wünschenswertes, Mangel; **Desideration**, das Vermissen von, das Verlangen nach etwas; **desiderativ**, Verlangen ausdrückend; daher **Desiderativum**, in der Grammatik ein Zeitwort, das den Wunsch nach einer Handlung oder einem Zustand ausdrückt (s. Verbum).

Desiderāta (nach andern Berterad), Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, ward 770 von Karl d. Gr. auf Anraten seiner Mutter Bertha, wiewohl der gegen die Langobarden feindlich gesinnte Papst Stephan IV. dringend davon abriet, zur Gattin genommen, aber schon 771, ungewiß ob aus persönlichen Gründen oder auf Veranlassung Stephans, verstoßen.

Desiderieren (lat.), etwas vermissen, danach verlangen.

Desidērio da Settignano (spr. ßettinjāno), ital. Bildhauer, geb. 1428, bildete sich in Florenz nach Donatello oder unter dessen Leitung zu einem der edelsten Meister der italienischen Frührenaissance aus, welcher großes dekoratives Geschick mit feinstem Naturgefühl verband. Sein Hauptwerk ist das Grabmal des Staatssekretärs Marzuppini in Santa Croce zu Florenz, welches durch die reizvolle Ornamentik wie durch die feine Charakteristik des auf dem Sarkophag ruhenden Verstorbenen gleich ausgezeichnet ist. Ein Wandtabernakel in San Lorenzo ebendaselbst ist in der maßvollen Ornamentik und der feinen Durchführung der Figuren ebenso bedeutend. Die von Vasari gerühmte Marmorbüste der Marietta Strozzi, ein Meisterwerk der naturalistischen Porträtbildnerei des 15. Jahrh., befindet sich im Berliner Museum. Er starb 16. Jan. 1464.

Desiderium (lat.), Wunsch, Verlangen; pium D. (Mehrzahl: pia desideria), frommer Wunsch, der wahrscheinlich nicht in Erfüllung geht.

Desiderius, letzter König der Langobarden, von König Luitprand zum Marschall und Herzog von Tuscien ernannt, bestieg nach Aistulfs Tode den Thron mit Hilfe des Papstes Stephan III., dem er dafür bedeutende Schenkungen versprach, 757. Als er jedoch im Besitz der Gewalt war, erfüllte er seine Versprechungen sehr unvollkommen, suchte vielmehr den Kirchenstaat von sich abhängig zu machen. Darob geriet er in erbitterten Kampf mit den Päpsten, die sich um Beistand an Karl d. Gr. wandten, welcher die Tochter des D., Desiderata, die er geheiratet hatte, nach kurzer Ehe verstieß. Aus Rache hierfür nahm D. die von den Franken vom Thron ausgeschlossenen Söhne von Karlmann, Karls d. Gr. Bruder, in Pavia auf und verlangte vom Papste die Salbung derselben zu Königen des Frankenreichs. Als sich derselbe weigerte, überzog er ihn mit Krieg (773). Da D. alle Anträge Karls zurückwies, so zog dieser über die Alpen, umging die Klausen, durch welche D. die Alpenpässe hatte sperren lassen, und schloß diesen in Pavia ein, das sich 774 ergeben mußte. D. ward als Gefangener nach Frankreich gebracht, wo er starb. Sein Sohn Adalgis, der nach Konstantinopel geflüchtet war, machte später mehrere erfolglose Aufstandsversuche und fand sein Ende in der Verbannung. Die Sage hat die Geschichte D.' mannigfach ausgeschmückt. Vgl. Sigurd Abel, Untergang des Langobardenreichs in Italien (Götting. 1859).

Desidiōs (lat.), müßig, träge, lässig.

Designation (lat.), Verzeichnis, besonders spezielle Vermögensaufzeichnung bei gewissen rechtlichen Veranlassungen, z. B. im Konkurs D. der Aktiva und Passiva des Gemeinschuldners, bei Erbschaften D. zur Feststellung der Erbschaftsmasse, bei Vormundschaften zur Sicherstellung des Mündelvermögens. Eine eidliche D. oder Spezifikation hat oft die Wirkung und Kraft eines gerichtlich errichteten Inventars; namentlich wird das Beneficium inventarii (s. d.) regelmäßig auch auf Grund einer eidlichen Privatdesignation des Erben erteilt. **Aktendesignation** ist das Verzeichnis einer Anzahl Aktenbände, welche zu verschicken, **Besoldungsdesignation** das Verzeichnis der Einkünfte, welche mit der Stelle eines Geistlichen oder eines Lehrers verbunden sind, **Kostendesignation** die spezielle Aufzeichnung der Sporteln und Vorlagen, welche jemand an eine Behörde zu zahlen hat. Auch versteht man unter D. die spezielle Angabe der Waren, welche ein Zollamt zu passieren haben. **Designationsurteil** ist die durch gerichtliches Urteil erfolgte Feststellung der Reihenfolge, in welcher die Konkursgläubiger rangieren. Endlich bezeichnet D. auch die Bestimmung zu einem Amte, die bloß vorläufige Berufung, wobei die definitive Übertragung noch von bestimmten Bedingungen, z. B. der Bestätigung des Landesherrn, abhängig gemacht ist.

Designatoren (lat.), bei den Römern Beamte, welche bei festlichen Aufzügen u. dgl. die Ordnung zu überwachen hatten.

Designieren (lat.), bezeichnen, bestimmen; jemand für ein demnächst anzutretendes Amt bestimmen, im voraus ernennen.

Designolles Pulver (spr. desinjoll), s. v. w. Pikratpulver, s. Schießpulver.

Desikkation (lat.), Austrocknung.

Desinfektion (franz.), das Verfahren, durch welches man der Gesundheit schädliche Stoffe, besonders die als Überträger von Krankheiten, als Ansteckungsstoffe, erkannten mikroskopischen Organismen, die Bakterien, zu zerstören sucht. Bisweilen rechnet man zur D. auch die Maßregeln, welche vorbeugend gegen die Entstehung oder Ausbreitung der Ansteckungsstoffe ergriffen werden, und häufig verwechselt man D. mit **Desodorisation**, indem man die Schädlichkeiten von den durch übeln Geruch sich bemerkbar machenden Stoffen ableitet und den gewünschten Erfolg erreicht zu haben glaubt, sobald dieser Geruch verschwunden ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß übelriechende Gase, welche aus faulenden Substanzen, Exkrementen ꝛc. sich entwickeln und der Luft der Wohnräume sich beimischen, nachteilig sind, und insofern sind alle Maßregeln wertvoll, welche eine gründliche Beseitigung dieser Gase erreichen. Der Wert des Eisenvitriols, der Manganlaugen ꝛc. besteht darin, daß sie gewisse Fäulnisprodukte, wie Schwefelwasserstoff- und Ammoniakgas, binden und die Verbrei-

tung solcher Gase aus Abtrittsgruben, Klosetten ꝛc. verhindern. Dagegen ist es selbstverständlich vollkommen zwecklos, den Geruch der übelriechenden Gase durch stark riechende Räuchermittel zu maskieren. Die schädlichen Gase bleiben in dem Raum, und sie entgehen nur durch die Räucherung der Wahrnehmung, weil die entwickelten Wohlgerüche stärker als jene auf unser Geruchsorgan wirken. Die einfachste Ventilation würde in diesem Fall sehr viel wirksamer sein, da durch sie die schädlichen Gase beseitigt werden. Freilich würde auch gute Ventilation auf die Dauer wenig ausrichten, wenn nicht die Quelle jener Gase verstopft wird. Und dies gilt für alle Desinfektionsmaßregeln, denen man nicht den Kampf gegen Schädlichkeiten aufbürden soll, die auf andre Weise leicht und sicher beseitigt werden können. Es wäre thöricht, Zimmer desinfizieren zu wollen, in welche aus unreinen, feuchten Kellern, aus Kanälen, Abtritten ꝛc. beständig schädliche Gase eindringen, auf deren feuchten Wänden Tapeten verrotten, unter deren Dielen unreiner Schutt lagert, der gelegentlich durch einsickerndes Scheuerwasser angefeuchtet wird. Hier sind diese Übelstände zu beseitigen, und dann wird meist eine besondere D. gar nicht mehr erforderlich sein. Reinlichkeit, Trockenheit, reichliche Ventilation sind von der Gesundheitspflege als so wichtige Faktoren für das Wohlbefinden in den Wohnräumen anerkannt worden, daß auf sie in erster Linie zu achten ist. Nachdem dies aber geschehen, bleibt noch für die D. ein weites Gebiet, auf welchem große Anstrengungen gemacht werden müssen, wenn der Erfolg gesichert werden soll. Die neuern Untersuchungen haben gelehrt, daß die chemischen Produkte der Fäulnis, welche sich zum Teil durch übeln Geruch sehr bemerkbar machen, viel weniger zu fürchten sind als die Mikroorganismen, welche jene Fäulnisprozesse begleiten und vielleicht als deren fermentartig wirkende Urheber zu betrachten sind. Ein Mittel, welches nur die übeln Gerüche beseitigt, ohne jene Organismen zu töten, leistet also sehr wenig, und es war ein außerordentlicher Fortschritt, als man den scharfen Unterschied zwischen Desodorisation und D. machen lernte und vom Desinfektionsmittel verlangte, daß es jene Organismen töten müsse. Nun sind, wie es scheint, sehr viele bei Fäulnisprozessen auftretende Bakterien der menschlichen Gesundheit nicht nachteilig, und manche der gefährlichsten organisierten Krankheitsübertrager mögen in ihrer Entwickelung durch Fäulnisprozesse keineswegs begünstigt werden; dennoch muß man bis jetzt annehmen, daß faulende Stoffe im allgemeinen als Nährboden für Bakterien deren Vermehrung und Verbreitung befördern, und so werden sich alle Desinfektionsmaßregeln auf Unterdrückung von Fäulnisprozessen richten müssen. Die neuere Zeit hat aber auch direkte Beobachtungen über die Widerstandsfähigkeit der hier in Betracht kommenden Organismen gegen äußere Angriffe gebracht und damit angefangen, den Boden zu schaffen, von welchem aus allein der Wert bestimmter Desinfektionsmaßregeln beurteilt werden kann. Freilich richteten sich diese Beobachtungen nur auf bestimmte Organismen, und es scheint, als ob durchaus nicht alle gleich lebenskräftig sind, ja es ist bekannt, daß manche, welche Dauersporen erzeugen, dadurch die Fähigkeit besitzen, sehr energischen Angriffen zu widerstehen, und selbst nach langer Zeit aus dem Zustand der Ruhe wieder zu regster Lebensentfaltung übergehen können. Im allgemeinen sind die Bakterien sehr viel widerstandsfähiger, als man glauben möchte, und es hat sich mit Sicherheit herausgestellt, daß z. B. Räucherungen mit Chlor in belegten Krankenzimmern, also in einem Grade, daß Menschen dabei noch ohne Beschwerde atmen können, daß Besprengungen mit Karbolsäure, welche die Luft mit intensivem Karbolgeruch füllen, kaum eine andre Bedeutung haben als Räucherkerzen und vielleicht insofern mehr schaden, als nützen, als sie eine Sicherheit vortäuschen, die durchaus nicht vorhanden ist.

Im deutschen Reichsgesundheitsamt hat man die einzelnen Desinfektionsmittel auf ihre Wirksamkeit geprüft, indem man dieselben in berechneter Menge in geschlossenen Gefäßen auf künstlich gezüchtete Bakterien von Milzbrand, Rotlauf, Septichämie ꝛc. sowie auf deren Dauersporen einwirken ließ und nach verschieden langer Einwirkung diese Bakterien auf ihre Lebensfähigkeit prüfte. Nach den Ergebnissen bezeichnet man als zuverlässige Desinfektionsmittel solche, welche alle Mikroorganismen und ihre Keime töten, während die unzuverlässigen dies nur in bedingtem Grad erreichen. Es ist auch zu beachten, daß manche Desinfektionsmittel nur die Lebensthätigkeit der Bakterien herabsetzen, die sich gewissermaßen wieder erholen, nachdem die Einwirkung des Desinfektionsmittels aufgehört hat. Man darf ferner nicht vergessen, daß die Bakterien und ihre Keime sich durch die Luft verbreiten, so daß ein desinfizierter Gegenstand, sobald er mit der Luft wieder in freie Berührung gekommen ist, in kürzester Zeit von neuem infiziert werden kann, wenn nicht durch die D. eine solche Veränderung mit demselben vor sich gegangen ist, daß er für die Bakterien und ihre Entwickelung keinen Boden mehr bietet.

Der D. unterliegen bewohnte Räume und die in denselben befindlichen Gegenstände, Möbel, Betten, Kleidungsstücke und Wäsche, allerlei Abfallstoffe und Exkremente, dann auch Leichen und Kadaver sowie lebende Menschen und Tiere. Die Verschiedenartigkeit dieser Fälle fordert auch ein sehr verschiedenartiges Verfahren und eine Auswahl unter den Desinfektionsmitteln, welche zum Teil sehr beachtenswerte Nebenwirkungen ausüben und dadurch in manchen Fällen unanwendbar sind.

Das Chlor steht in altbewährtem Ruf als Desinficiens durch sein starkes Oxydationsvermögen; man entwickelt dasselbe am besten durch Übergießen von Chlorkalk mit Salzsäure und wendet es zur D. von Wohnungen, Krankenzimmern ꝛc. an. Das Chlor besitzt zwar keine absolut sichere desinfizierende Wirkung, besonders da sich seine Wirkung wesentlich auf die Oberfläche erstreckt; indessen wird es, in hinreichender Menge entwickelt, zur völligen D. leerer Räume sicher genügen. Zu diesem Zweck räumt man das zu desinfizierende Zimmer gänzlich aus, schafft vornehmlich auch alle Kleidungsstoffe und Möbel heraus, beseitigt vorteilhaft die Tapeten, da alle diese Stoffe durch das Chlor angegriffen werden, wäscht Fußboden, Wände, Fenster und Öfen, soweit dies thunlich, mit Sublimatlösungen (s. unten), dichtet alle Fugen und Ritzen an Fenstern ꝛc. und stellt nun den Chlorkalk in möglichst großen irdenen Schalen, um bei der Chlorentwickelung ein Überfließen zu verhindern, im Zimmer auf und zwar so, daß ein Teil in der Nähe der Decke, einer in mittlerer Höhe und einer am Fußboden placiert wird, wodurch ein möglichst gleichmäßiges Durchdringen der Luftschichten mit Chlor bewirkt wird. Um Luft durch Chlor zu desinfizieren, muß dieselbe 1—1½ Volumprozent des Gases enthalten, und man bedarf deshalb zur Entwickelung der nötigen Menge Chlor für 1 cbm Rauminhalt 0,25 kg Chlorkalk und 0,35 kg Salzsäure. Die

desinfizierende Wirkung des Chlors wird bedeutend erhöht durch starke Feuchtigkeit des betreffenden Raums, die man durch Besprengen des Zimmers und Zerstäuben von Wasser vor der D. erreicht. Man thut nun von dem Chlorkalk nicht mehr als ½ kg in je eine Schale, umwickelt diese Masse mit Filtrierpapier und stülpt darauf möglichst gleichzeitig in jede Schale eine Flasche mit Salzsäure, worauf man sich so schnell wie möglich aus dem fest zu schließenden Raum entfernt. Den Akt des Übergießens muß man vorher mit den Gehilfen ausproben, damit keine Verletzung durch zu stürmische Chlorentwickelung stattfinde. Nach 24 Stunden öffnet man den Raum, der als gänzlich desinfiziert angesehen werden kann, wenn das Chlor möglichst vollkommen aus dem Chlorkalk entwickelt ist. Der schwache Chlorgeruch, auch in der Umgebung des Raums, verschwindet bald. Chlorwasser und Chlorkalklösungen benutzt man zu Waschungen lebender Personen, und wenn die Kleider am Leibe desinfiziert werden sollen, so muß die betreffende Person in eine kleine Bude treten, in welcher Chlor entwickelt wird. Durch eine Öffnung in der Wand steckt sie den Kopf ins Freie, um das Chlor nicht einzuatmen. In seiner Wirkung und Anwendungsweise steht das Brom dem Chlor sehr nahe. Man benutzt es in der Form des Bromum solidificatum, in welcher das Brom von poröser Kieselgur aufgesogen ist und an der Luft allmählich verdampft. Es gehören nach den neuesten Ermittelungen zu einer annähernd vollkommenen D. eines Kubikmeters Raum 40 g Brom, doch erstreckt sich auch bei diesem Mittel die D. wesentlich auf die Oberfläche der Gegenstände. Auch in wässerigen Lösungen wirkt das Brom als gutes Desinficiens bei Waschungen ꝛc. Viel angewendet und bequem darzustellen ist die schweflige Säure, indem man sogen. Stangenschwefel auf eisernen Pfannen verbrennt, wobei man auf das Kubikmeter 20 g Schwefel rechnet. Auch hierbei unterstützt man die Wirkung wesentlich, indem man zuvor das Zimmer mit Wasserdämpfen sättigt. Die Anwendungsweise ist jedoch nicht ganz ungefährlich wegen der Feuersgefahr, und auch die desinfizierende Wirkung steht hinter der der beiden vorgenannten Stoffe zurück.

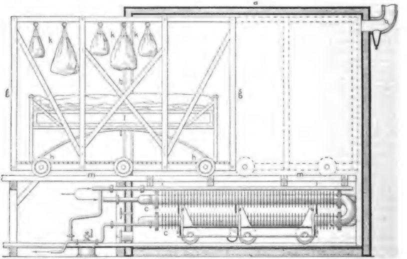
Während diese Mittel wesentlich zur D. von geschlossenen Räumen angewendet werden, ist die Karbolsäure ein bewährtes Mittel bei Waschungen, Verbänden und sonstigem Krankengebrauch. Dieselbe verhütet in ausgezeichneter Weise die Entwickelung aller bösartigen Spaltpilze und eignet sich gerade deshalb sehr gut zu antiseptischen Verbänden, einem Gebiet der Desinfektionslehre, welches, gegen Ende der 60er Jahre von Lister begründet, seitdem die gewaltigsten Fortschritte in der ganzen operativen Medizin bedingt hat. Weniger sicher ist nach Kochs Untersuchungen die Wirkung der Karbolsäure auf die Dauersporen der Bakterien, doch hindert sie dieselben immerhin an weiterer Entwickelung. Man wendet die Karbolsäure in 2–5proz. wässeriger Lösung an, doch muß man gerade bei der Wundbehandlung mit starken Lösungen vorsichtig sein, da durch Resorption von viel Karbol leicht Vergiftungserscheinungen eintreten können, die sich zunächst im Auftreten von dunkel bis schwarz gefärbtem Urin, sogen. Karbolurin, äußern. Zur D. der Schwämme und Instrumente bei Operationen wird die Karbolsäure allgemein angewendet. Sehr wichtig ist, daß Karbolsäure, in Öl gelöst (Karbolöl), gar keine desinfizierende Wirkung hat. In feinster Verstäubung wird die Karbolsäure als Spray bei Operationen zur fortgesetzten D. des Operationsfeldes benutzt und in Dampfform zur D. ganzer Räume. Hierbei ist jedoch die Wirkung derselben sehr unsicher, da es nach Koch äußerst schwer ist, den nötigen Karbolgehalt auf ein Kubikmeter Raum zu konzentrieren, und es erhellt daraus, wie schon oben bemerkt, daß ein Zimmer nicht als desinfiziert anzusehen ist, sobald sich Karbolgeruch bemerkbar macht. Die Salicylsäure wird als sehr bewährtes fäulniswidriges Mittel in der Stärke von 3 auf 1000 g Wasser ebenso wie die Karbolsäure angewendet. Das Thymol wird in der Stärke von 1:1000 benutzt, und beide Mittel eignen sich besonders zu fortgesetztem Gebrauch bei Wundbehandlung, da sie, auch bei längerer Anwendung, keine Vergiftungserscheinungen bewirken. Von sehr guter Wirkung bei der D. von Wunden ist ferner das erst seit kurzem hierzu benutzte Jodoform, welches bei offenen Wunden und Geschwüren den Heilungsprozeß in ausgezeichneter Weise unterstützt. Bei sehr reichlichem Gebrauch des Jodoforms hat man heftige Erregungen des Nervensystems, Tobsuchtsanfälle und psychische Störungen beobachtet, außerdem ist der intensive Geruch sehr störend. Übermangansaures Kali wird vielfach zweckmäßig zu Waschungen angewandt. Hatten die bisher aufgeführten Mittel eine gute, aber keine absolut sicher desinfizierende Wirkung, so besitzen wir in dem seit kurzer Zeit allgemein eingeführten Quecksilbersublimat ein Mittel, welches schon in einer Verdünnung von 1:1,000,000 das Wachstum der Spaltpilze erheblich beschränkt und in einer Lösung von 1:1000 in wenigen Minuten auch die widerstandsfähigsten Keime der Mikroorganismen tötet. Hiermit haben wir ein absolut sicheres Mittel, welches zur D. von Wunden, Verbänden, zum Waschen der Hände und aller möglichen Gegenstände verwendet wird. Es ist geruchlos und in der starken Verdünnung wenig giftig (in konzentrierterer Form gehört das Salz bekanntlich zu den heftigsten Giften und muß daher mit der größten Vorsicht behandelt werden!). Andre chemische Mittel, wie Chlorzink, Naphthalin ꝛc., sind als wertlos erkannt und verlassen. Von desodorisierenden Mitteln werden namentlich Eisenvitriol, welcher Schwefelwasserstoff und Ammoniak bindet, verdünnte Schwefelsäure, welche ebenfalls Ammoniak bindet, ferner Kalkmilch und Kalilauge, die den widrigen Geruch der Diarrhöekote beseitigen, angewandt. Kohle, Torfgruß und Erde wirken stark absorbierend und verhindern z. B. bei Pissoirs ebenfalls die Gasentwickelung; auch benutzt man Kohle heute sehr allgemein zur Filtration des Trinkwassers, welches durch die poröse Kohle hindurchsickert und in derselben von gelösten organischen Stoffen (aber nicht vollständig von Bakterien) befreit wird, wobei noch die Bequemlichkeit ist, daß nach längerm Gebrauch die Kohle nur bei Luftabschluß geglüht zu werden braucht, um wieder vollkommen gut zu funktionieren. Gebrannter Kalk wirkt durch seine Fähigkeit, Wasser, Kohlensäure und Schwefelwasserstoff zu binden; doch ist dabei die Entwickelung von Ammoniak störend.

Neben den chemisch wirkenden Desinfektionsmitteln gibt es noch ein souveränes, nämlich die Hitze. Während man aber früher allgemein glaubte, daß eine Temperatur von 100° ausreichend sei zur Tötung aller Bakterien, haben neueste Versuche von Koch und Wolfhügel gezeigt, daß die Keime der Bakterien in trockner, heißer Luft Temperaturen bis zu 140° längere Zeit hindurch ohne Schaden ertragen, und daß außerdem heiße Luft äußerst langsam in das Innere der Desinfektionsobjekte, z. B. Wäschebündel ꝛc., eindringt. Besser gestalten sich schon die Re-

sultate, welche man mit Wasserdampf im Kochtopf anstellte; doch auch hier bedurfte es geraumer Zeit, um z. B. Flüssigkeiten in Flaschen zu sterilisieren, d. h. alle Keime in denselben zu töten. Die beste Anwendung der Hitze besteht in der Form von strömenden Dämpfen, und man fand, daß auch die widerstandsfähigsten Keime nach 5—10 Minuten langer Einwirkung von Wasserdampf bei einer Temperatur von 100° getötet wurden, daß außerdem Leinwandpakete, in deren Mitte Sporen eingeschlossen waren, nach ca. 30 Minuten desinfiziert waren. Praktisch erprobt ist dies Verfahren im Berliner Barackenlazarett (Moabit), wo der Verwaltungsdirektor Mercke einen vortrefflich bewährten Apparat konstruiert hat.

Der Apparat (s. Figur) ist aus Mauersteinen, die mit Zement verbunden sind, hergestellt. Er hat die Raum geleitet, und nachdem auf diese Weise längere Zeit hindurch Temperaturen von mehr als 100° selbst in den dicksten Ballen erzielt worden sind, wird die Ventilation in Gang gebracht.

Dies Verfahren allein bietet zur Zeit die Garantie einer ausreichenden D., und Apparate wie die beschriebenen, welche mit irgend einer Dampfmaschine, etwa mit einer Lokomotive oder Lokomobile, in Verbindung gesetzt werden können, sollten deshalb nicht nur in Krankenhäusern, sondern in allen Städten vorhanden sein, damit polizeilich die D. der Betten, Wäsche, Möbel ꝛc. bei allen ansteckenden Krankheiten angeordnet und durchgeführt werden könnte. Die Bedingungen, welche ein guter Apparat zu erfüllen hätte, würden demnach sein: 1) eine Größe von ca. 10 cbm Rauminhalt, damit man Bettstellen, Ma-



Eiserner Desinfektionsapparat von Mercke. a Doppelte Wand; b Thüröffnung, durch welche der auf den Rollen h längs der Schienen m bewegliche Wagen g mit den zu desinfizierenden Betten und Kleidern k hineingeschoben wird. c Kupferspiralen zum Heizen.

Form eines länglichen Würfels und besitzt bei einer Höhe von 2,24 m einen benutzbaren Rauminhalt von 6,5 cbm. Wandungen, Fußboden und Decke bestehen aus doppeltem Mauerwerk, welches eine Isolierschicht von 7 cm Breite zwischen sich faßt, die mit Sägespänen ausgefüllt ist und ventiliert werden kann. Von der Mitte der Decke führt ein durch eine stellbare Klappe verschließbarer Schornstein nach außen. Zugänglich ist der Apparat durch zwei an der Längsseite angebrachte eiserne Doppelthüren, von denen die innere sich leicht seitlich an der Innenwand verschieben läßt, während die äußere vermittelst eiserner Schrauben fest an einen mit Filz gepolsterten eisernen Thürrahmen angepreßt wird. Jederseits von der Thür befinden sich 5 cm oberhalb des Fußbodens zwei runde Luftzuströmungsöffnungen von 5½ cm Weite, die verschließbar sind. Die Heizung des Apparats geschieht durch ein spiralig gewundenes, an Boden und Seitenflächen hingeleitetes Kupferrohr, welches eine hohe Temperatur zu erreichen gestattet. Beim Betrieb des Apparats wird nun Wasserdampf durch das Kupferrohr, gleichzeitig aber auch direkt in den tratzen ꝛc. hineinbringen kann und die übrigen Gegenstände nicht allzu dicht gepackt lagern muß, sondern getrennt voneinander in Beuteln aufhängen kann; 2) Vorrichtungen, welche eine Verpackung der zu desinfizierenden Gegenstände außerhalb des eigentlichen Raums ermöglichen, so daß sie etwa, wie der abgebildete Apparat darstellt, auf einem Wagen in den Heizraum hineingeschoben werden können; 3) gute Isolierung seiner Wandungen; 4) Heizung durch heiße Dämpfe, welche von außen zugeführt und nicht etwa in oder unter dem Apparat selbst erzeugt werden; 5) eine Vorrichtung, um die trockne Hitze und gute Ventilation zu erzielen.

Fassen wir nun die Hauptgruppen der Objekte der D. zusammen, so kommen bei Kranken zur Anwendung: Karbolsäure, Salicylsäure und Sublimat zu Verbänden und Abwaschungen, auch des ganzen Körpers. Leichen von an Cholera, Flecktyphus, Pocken ꝛc. gestorbenen Personen schlägt man in feuchte, mit Sublimat getränkte Tücher und schafft sie sobald wie möglich aus den Häusern. Die Bett- und Leibwäsche ansteckender Kranken und Verstorbenen thut man

gleich nach dem Gebrauch in Seifen- oder Karbollösungen und läßt sie dann durch Dampf desinfizieren. Benutzte Verbandstücke verbrennt man. Die Krankenräume selbst desinfiziert man, nachdem die Kranken evakuiert und alle transportabeln Gegenstände entfernt sind, durch Chlor oder Brom und thut gut, bei länger dauernden Epidemien öfters die Krankenräume wechseln zu lassen und die geleerten zu desinfizieren. Bettstellen, Matratzen, Decken, Teppiche u. dgl. werden durch Wasserdämpfe desinfiziert. Ärzte und Wärter schützen sich durch möglichste Reinhaltung ihres Körpers, regelmäßiges Baden und Waschen, auch mit Sublimat, häufiges Wechseln der Kleider und Wäsche, kräftige Ernährung und regelmäßiges Leben; auch muß darauf geachtet werden,

Fig. 1.

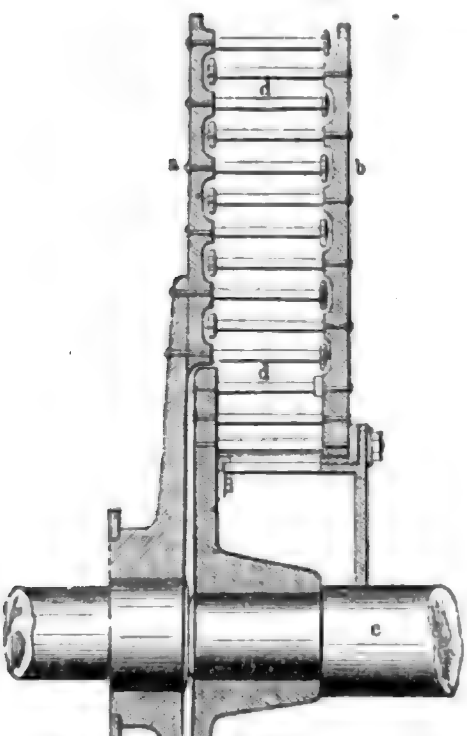
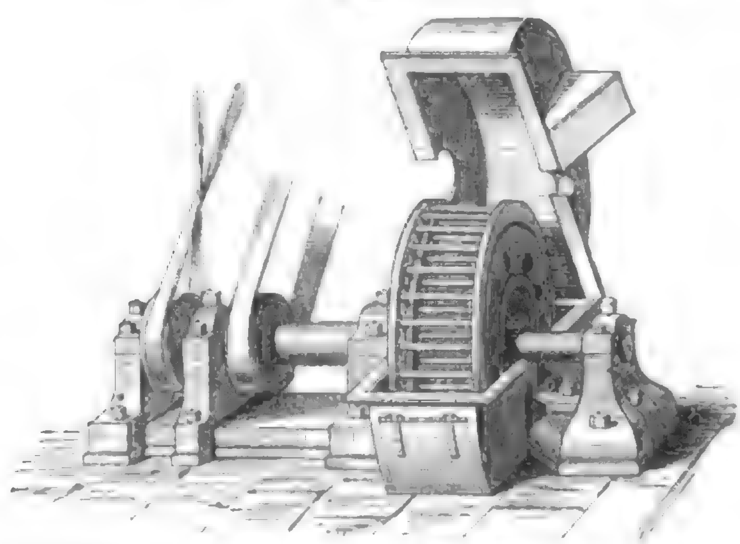


Fig. 2.



Desintegrator.

daß die Wärter nicht mit andern Personen verkehren. Die Dejektionen, besonders von Cholera-, Ruhr- und Typhuskranken, sind womöglich zu verbrennen; ist dies nicht möglich, so verhindert man die Entwickelung von Gasen durch Eisenvitriol, Ätzkalk und Chlorkalk sowie durch Bestreuen mit Kohle, Torf, Sägespänen, Gips oder Erde und begießt Senkgruben, Abtritte u. dgl. mit starken Karbol- und Sublimatlösungen. Trinkwasser wird abgekocht oder mit übermangansaurem Kali so lange versetzt, bis es eben deutlich schwach rot erscheint. Trübes oder beim Stehen sich trübendes Wasser klärt man durch etwas Alaun oder reine Soda. Sehr empfehlenswert ist das Ansäen schnell wachsender Pflanzen in der Nähe von Brunnen. Vgl. »Mitteilungen des kaiserlichen Gesundheitsamtes« (Berl. 1883); Reichardt, D. und desinfizierende Mittel (2. Aufl., Stuttg. 1881); Wernich, Desinfektionslehre (2. Aufl., Wien 1882).

Desintegrator (Schleudermühle), von Carr erfundene Maschine zur Zerkleinerung aller Arten nicht faserigen Materials, besteht aus zwei gegenübersitzenden Scheiben a b (Fig. 1 u. 2), welche sich mit großer Geschwindigkeit in entgegengesetzter Richtung um eine horizontale Achse c drehen und mit in konzentrischen Kreisen stehenden Stäben d d versehen sind, die fast von einer Scheibe bis zur andern reichen, aber nur an dem einen Ende befestigt sind. Das zu zerkleinernde Material wird der Maschine nahezu im Mittelpunkt der Scheiben zugeführt und alsbald durch die Zentrifugalkraft nach außen getrieben. Dabei langt es nach immer wiederholtem heftigen Zusammenprallen mit den Stäben zerkleinert an der Peripherie der Scheiben an. Der D. wirkt also lediglich durch Stoß, denn da die Stäbe sich nicht gegenseitig berühren, so kann von einem Mahlen durch Reibung zwischen zwei Flächen nicht die Rede sein. In einem D. von 1,25 m Durchmesser ist bei 400 Umdrehungen in der Minute die Geschwindigkeit jedes Schlagstabes im innersten Ring 16 m, im zweiten 19, im dritten 22 und im vierten 25 m pro Sekunde. Trifft nun ein Teilchen, von einem Schlagstab des innern Ringes zurückgestoßen, auf einen Schlagstab des zweiten Ringes, der in entgegengesetzter Richtung sich bewegt, so wird es mit einer Geschwindigkeit von 19—16, also 3 m, auf den dritten wieder in entgegengesetzter Richtung sich bewegenden Stab prallen und von diesem mit einer Geschwindigkeit von 22—3, also 19 m, auf den vierten Stab geschleudert werden, von welchem es endlich mit 25—19, also 6 m, Geschwindigkeit die Maschine verläßt und von der hölzernen Umhüllung aufgefangen wird. Durch diese wiederholte teilweise Aufhebung der Geschwindigkeiten wird die Kohäsion des in die Maschine gebrachten Materials überwunden. Die Leistung ist eine so außerordentliche, daß man den D. in vielen Fällen verwenden kann, wo gewöhnliche Mühlen versagen. Am häufigsten findet er Benutzung zum Zerkleinern von Quarz, Thon, Knochen, Erzen, Kohlen (zur Fabrikation von Briketten), Zucker, Zement, Schamotte, Porzellanerde, in der Düngerfabrikation, aber auch als Mahlmühle für Getreide. Durch manche Verbesserung hat man dem Apparat größere Stabilität und Dauerhaftigkeit zu verleihen gewußt. Indem man den Trommeldurchmesser vergrößerte, ward es möglich, die Umdrehungszahlen für die stark beanspruchten Wellen zu reduzieren; immerhin aber machen die größten bis jetzt gebauten Desintegratoren von 1,5 Durchmesser 400—500 Touren in der Minute; sie erfordern dann 15—20 Pferdekräfte zum Antrieb, leisten aber auch 20,000 kg pro Stunde selbst von sehr hartem Material. Desintegratoren der gewöhnlichen Größe von 1 m Durchmesser verarbeiten mit einer Betriebskraft von 7 Pferdekräften durchschnittlich 7000 kg Rohmaterial zu Pulver von ganz bedeuten-

der Feinheit. Als Mischapparat für verschiedene Thonsorten ist der D. trefflich geeignet, ebenso als Vorbereitung für Maschinen, die trocknen Thon zu verarbeiten, oder für Ziegelmaschinen, die grubenfeuchtes Material zu formen haben. Namentlich kalksteinhaltige oder schotterige Thonsorten werden auf solche Weise billig und zweckmäßig gereinigt und die störenden Beimengungen so gut verteilt, daß sie in der ganzen Masse unschädlich werden. Für die Verwendung des Desintegrators zum Mahlen von Getreide (dann auch Dismembrator genannt) ist besonders hervorzuheben, daß er ganz vortreffliches, gleichsam zart granuliertes Mehl liefert, und daß sogen. totgemahlenes Mehl nicht vorkommen kann. Fügt man den D. in den Mechanismus der Mühle ein, so fällt ihm die Aufgabe zu, ein sehr mehlreiches Schrot zu liefern. Der Weizen wird geputzt, zwischen Walzen leicht zerquetscht und dann in den D. gebracht. Das von diesem gelieferte sehr mehlreiche Schrot wird abgebeutelt, so daß man Mehl, Grieß und reines Schrot erhält, welche dann weiter verarbeitet werden. Das Produkt des Desintegrators soll enthalten 33 Proz. Mehl, 20 Proz. Dunst, 14 Proz. Grieß und 31 Proz. Schrot; das Mehl gehört aber nicht zu den sogen. feinen Auszügen, die bei der Hochmüllerei aus geputzten Grießen hergestellt werden, und da die Grießausbeute beim D. sehr gering ist, so eignet er sich nicht für Zwecke der Hochmüllerei. Besser verwendbar ist er für die Flachmüllerei, welche die feinen Mehle ebenfalls nicht liefert; doch sind auch hier die Vorteile fraglich, und gegenüber der österreichischen Hochmüllerei wäre die Einführung des Desintegrators, welcher allerdings bei richtiger Benutzung einen Fortschritt in der Flachmüllerei gewähren würde, immer nur eine halbe Maßregel. Vgl. Th. Carr, History and description of the desintegrating flour mill (Birmingham 1872); Kick, Die neuesten Fortschritte in der Mehlfabrikation (Leipz. 1883).

Desio, Flecken in der ital. Provinz Mailand, Kreis Monza, an der Eisenbahn Mailand-Como, mit der Villa Traversi (mit schönem Garten) und (1881) 5228 Einw.; bekannt durch das Treffen, in welchem 21. Jan. 1277 der ghibellinische Erzbischof Ottone Visconti den Napoleone Torriano, das Haupt der Guelfen, gefangen nahm.

Desipere in loco, s. Dulce est desipere etc.

Désirade, kleine, den Franzosen gehörende Kalksteininsel in Westindien, etwa 7 km östlich von Guadeloupe, 27 qkm groß mit 1600 Einw., die Fischerei treiben und etwas Baumwolle ziehen.

Desistieren (lat.), von etwas abstehen, es aufgeben.

Desjardins (spr. dä-schardäng), 1) Abel, franz. Geschichtschreiber, geb. 1814 zu Paris, erst Professor am Kollegium zu Angers, 1856 an dem zu Caen und seit 1857 an dem zu Douai, bereiste zu wissenschaftlichen Zwecken Italien, schrieb außer mehreren Schriften über das Tridentiner Konzil: »Vie de Jeanne d'Arc« (Par. 1854, 2. Aufl. 1862); »Études sur saint Bernard« (1849); »L'esclavage dans l'antiquité« (1857); »Charles IX, deux années de règne 1570—72« (1874) und »Une congrégation générale des cardinaux en 1595« (1875). Auch gab er in den »Documents inédits pour servir à l'histoire de France« (1859) die Akten über die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Toscana und das kunsthistorische Prachtwerk »La vie et l'œuvre de Jean de Boulogne« (1883) heraus.

2) Erneste, Bruder des vorigen, Archäolog und Historiker, geb. 30. Sept. 1823 zu Noisy sur Oise, Professor zu Angers, Dijon, Mâcon, Alençon, seit 1856 am Lycée Napoléon und seit 1861 Professor der Geographie an der École normale, bereiste zu wissenschaftlichen Zwecken dreimal (1852—58) Italien, im Auftrag der Regierung auch Ägypten und nahm als Sekretär der dazu bestellten Kommission thätigen Anteil an der Herausgabe der Werke Borghesis. Seit 1875 ist er Mitglied der Akademie. Seine Hauptwerke sind: »Voyage d'Horace à Brindes« (Par. 1853); »Antiquités de Parme« (1856); »Le Pérou avant la conquête espagnole« (1858); »Le Grand Corneille historien« (1861); »Du patriotisme dans les arts« (1862); die von der Akademie der Inschriften gekrönte Schrift »Aperçu historique sur les embouchures du Rhône« (1867); »Les juifs de Moldavie« (1867); »Géographie de la Gaule« (1870); »Technologie archéologique« (1873); »Géographie historique et administrative de la Gaule« (1876—85, 3 Bde.); »Acta musei nationalis hungarici« (1873); »Desiderata du Corpus inscriptionum latinarum de l'académie de Berlin« (1874—76, 5 Hefte) u. a. Auch schrieb er zahlreiche Aufsätze in verschiedene gelehrte Zeitschriften, besonders in den »Recueil des comptes rendus« der Sitzungen der Akademie der Inschriften, deren Chefredakteur er ist, und gab einen »Atlas de géographie ancienne d'Italie« (1852) sowie »La table de Peutinger« (1873) heraus.

Deskription (lat.), Beschreibung; in der Rhetorik lebhafte, möglichst anschauliche Schilderung eines Gegenstandes. Deskriptiv, beschreibend.

Desl., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Deslongchamps, Zoolog und Geognost in Lüttich (Zoophyten).

Deslys (spr. dälihs), Charles, franz. Schriftsteller, geb. 1. März 1821 zu Paris, erhielt seine Bildung auf dem Collège Charlemagne, bereiste Italien und war dann als Schauspieler in Südfrankreich thätig, bis ihn der günstige Erfolg seiner Novelle »Les bottes vernies de Cendrillon« (1846) bewog, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er schrieb für den »Courrier français« eine dithyrambische Geschichte der »Révolution de Février« und den Roman »La mère Rainette« (1851) und ließ dann eine lange Reihe ähnlicher Werke nachfolgen, von denen wir anführen: »La millionnaire« (1852); »La dernière grisette« (1853); »Mlle. Bouillabaisse« (1853) nebst der Fortsetzung: »Rigobert le rapin« (1854); »Les compagnons de minuit« (1857); »L'héritage de Charlemagne« (1864); »Le roi d'Yvetot« (1866); »Les récits de la Grève« (von der Akademie gekrönt, 2. Ausg. 1866); »Les compères du roi« (1867); »La maison du bon Dieu« (1875); »Le serment de Madeleine« (1875) u. a. Auch für die Bühne hat D. einiges geschrieben, z. B. das Drama »Le casseur de pierres« (1867).

Desm., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung 1) für A. G. Desmarest (s. d.) sowie für dessen Sohn gleichen Namens (Krebstiere, Vögel); 2) für C. Desmoulins, Anatom in Bordeaux (Echiniden); 3) für J. B. H. J. Desmazières, geb. 1796, gest. 1862 bei Lille (Gramineen Nordfrankreichs).

Desman, s. Rüsselmaus.

Desmarées (spr. dämareh), Georg, schwed. Maler, geb. 1697 zu Stockholm, begann hier bei P. Meytens sein Kunststudium, begab sich 1724 nach Amsterdam und lernte später hauptsächlich zu Venedig bei Piazetta. 1731 ließ er sich in München nieder, wo er kurfürstlicher Hofmaler wurde und 1776 starb. Die Zahl der Porträte D.' ist außerordentlich groß; von der bayrischen Fürstenfamilie existieren allein über 50. Außerdem malte er heilige und profane Bilder,

Altarblätter und Kompositionen aller Art, von welchen viele gestochen wurden. D. gebot über eine blühende, wenn auch oberflächliche Farbe und einen flotten Vortrag.

Desmarest (spr. dämaräh), **Anselm Gaëten**, Geolog, geb. 16. März 1784 zu Paris, starb als Professor der Zoologie 4. Juni 1838 in Alfort. Er schrieb: »Histoire naturelle des oiseaux« (Par. 1805, 12 Lfgn.); »Histoire naturelle des crustacés fossiles« (das. 1815); »Mammaliologie« (das. 1820—23, 2 Tle.).

Desmarets de Saint-Sorlin (spr. dämaräh d'ßäng-ßorläng), **Jean**, franz. Schriftsteller, geb. 1595 zu Paris, ein Günstling des Kardinals Richelieu, warf sich nach einer ausschweifend verbrachten Jugend einer schwärmerischen Frömmigkeit in die Arme und starb 28. Okt. 1676 in Paris. D. war eins der frühsten Mitglieder der französischen Akademie und der erste Kanzler derselben. Er verfaßte, von Richelieu angeregt, eine Anzahl dramatischer Stücke, darunter die Charakterkomödie »Les visionnaires« (1637), die großen Beifall fand, und die sogar Molière in einigen komischen Figuren zum Vorbild nahm; ferner epische Dichtungen, wie »Clovis« (1657), »Marie-Madeleine« (1669) 2c., zahlreiche religiöse Gedichte, polemische Abhandlungen u. a.

Desmidiaceen, Familie der Algen aus der Ordnung der Konjugaten; s. Algen, S. 342 f.

Desmin (**Stilbit, Strahlzeolith**), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Zeolithgruppe), kristallisiert monoklinisch, hauptsächlich in Zwillingsbildungen, ist farblos, rot, gelb, grau, braun, glasglänzend, Härte 3,5—4, spez. Gew. 2,1—2,2, besteht aus Kalkthonerdesilikat $CaAl_2Si_6O_{16}+6aq$, wobei ein kleiner Teil des Kalkes durch Natron und Kali vertreten ist, findet sich auf Erzlagern und Gängen bei Arendal, Andreasberg, Kongsberg, Rezbanya, meist in Blasenräumen plutonischer Gesteine im Fassathal, bei Gräben in Schlesien, Puna in Ostindien, auf den Färöern, besonders auf Island, auch im Granit von Baveno und Bodenmais, in Graubünden u. Nordamerika.

Desmodium *Desv.* (**Büschelkraut, Fesselhülse**), Gattung aus der Familie der Papilionaceen, Kräuter und Halbsträucher mit dreizähligen Blättern, in Trauben, Dolden oder Rispen gestellten Blüten und zusammengedrückten Gliederhülsen. Etwa 100 meist tropische Arten. D. gyrans *Dec.* (Hedysarum gyrans *L.*), in Bengalen, hat einen aufrechten, 1 m hohen, dünnen, ästigen Stengel, dreizählige Blätter mit einem langgestielten, bis 8 cm langen Endblättchen und viel kleinern, kurzgestielten Seitenblättchen und kleine, anfangs violette, später mennigrote, am Flügelrand blaue Blüten. Das Gewächs ist merkwürdig wegen der infolge der Einwirkung des Lichts, besonders bei Sonnenschein und kräftiger Vegetation, eintretenden, direkt wahrnehmbaren Bewegung der Blättchen: während das Endblättchen sich auf- und abwärts bewegt, machen die Seitenblättchen mit ihrer Spitze eine rotierende Bewegung (bei 35° in etwa 1,5 Minuten einen vollständigen Umlauf). Am Abend legen sich alle Blättchen zurück und kommen zur Ruhe.

Desmoid, eine Geschwulst, welche aus innig durchflochtenen Faserzügen besteht und zwischen denselben jüngere zellige Elemente enthält, tritt besonders am Uterus auf.

Des Moines (spr. di meun), Fluß im nordamerikan. Staat Iowa, entspringt einigen kleinen Seen an der Grenze von Minnesota, fließt in südöstlicher Richtung durch Iowa und mündet nach einem Laufe von 720 km unter 40° in den Mississippi. Er ist 300 km aufwärts, bis zur Stadt D., schiffbar.

Des Moines (spr. di meun), Hauptstadt des nordamerikan. Staats Iowa, an der Mündung des Racoon River in den schiffbaren Des Moines gelegen und von Hügeln umgeben, hat ansehnliche öffentliche Gebäude, unter denen das neue »Kapitol« hervorragt, rege Industrie (Maschinenbau, Papiermühlen, Brauerei 2c.) und (1880) 22,408 Einw. Die Umgebung ist reich an Steinkohlen und Wäldern. D. wurde 1846 gegründet und ist seit 1854 Hauptstadt des Staats.

Des moll, s. Des.

Desmologie (griech.), Lehre von den Gelenkbändern und den Verbänden und Bandagen, ein Hauptbestandteil der Chirurgie; s. Verband.

Desmoncus *Mart.*, Gattung aus der Familie der Palmen, kletternde oder mit aufrechtem, stachligem Stamm versehene Gewächse mit zerstreut stehenden, stachligen, gefiederten Blättern, welche in einem langen, gleichfalls mit krummen Stacheln bewaffneten, peitschenförmigen Fortsatz verlaufen, mit dem diese Gewächse sich anklammern. Die monözischen, gelben Blüten stehen in den Achseln der Blattstiele; die Früchte sind eiförmig oder fast rund, einsamig, rot, die Samen schwarz. Diese Palmen, von welchen man 18 Arten kennt, vertreten in den Wäldern Amerikas die asiatischen Calamus-Arten und bilden oft reizende Guirlanden und undurchdringliche Dickichte. Von der peruanischen D. prunifer *Pöpp.* werden die Früchte gegessen, und von D. macranthus *Mart.* in Brasilien benutzt man die Stämme und Blattstiele zu Küchengerätschaften. Nur wenige Arten werden in unsern Palmhäusern kultiviert.

Desmopathologie (griech.), die Lehre von den Krankheiten der Gelenkbänder.

Desmophlogōsis (griech.), Entzündung und entzündliche Reizung der Gelenkbänder.

Desmoulins (spr. dämuläng), **Benoit Camille**, einer der hervorragendsten Charaktere der französischen Revolution, geb. 2. März 1760 zu Guise in der Picardie, studierte auf dem Collège Louis le Grand zu Paris die Rechte, ward Advokat in Paris und warf sich mit glühender Begeisterung für Freiheit und Gleichheit, die er schon als Jüngling in Gedichten gefeiert, der Revolution in die Arme. Im Palais Royal wußte er durch feurige Reden die Menge zu entflammen, und als er 11. Juli 1789 sie aufforderte, ein Abzeichen für die Freiheitskämpfer anzulegen, und selbst ein Blatt von einem Baum an seinen Hut steckte, entstand der Gebrauch, Kokarden zu tragen. Beim Sturm auf die Bastille verkündigte er von den Trümmern herab den Franzosen Freiheit und Gleichheit. In seinem Journal »Révolutions de France et du Brabant« nannte er sich den »Procureur général de la lanterne« und erklärte offen, daß die Volkssouveränität die einzige Verfassungsart sei, welche der französischen Nation und jedermann, der des Namens Mensch nicht unwürdig sei, gezieme. Zu dieser Zeit heiratete D. Lucile Duplessis, ein schönes, geistreiches, von ihm leidenschaftlich geliebtes Weib. Obwohl Jugendfreund Robespierres, fühlte er sich doch mehr von dem gemütlichern Danton angezogen und stiftete mit diesem den Klub der Cordeliers. Fortan handelte er mit Danton in Gemeinschaft, auch 10. Aug. 1792 und bei den Septembergreueln. Von der Pariser Gemeinde in den Konvent gewählt, stimmte er für den Tod des Königs. Obgleich der Bergpartei angehörig, zollte er doch den Girondisten volle Achtung, suchte mit Danton auf eine Versöhnung der Parteien hinzuwirken und schlug, als dieser Versuch scheiterte und die Girondisten das Schafott besteigen mußten, die Begründung eines Gnadengerichts vor. In demselben Sinn

gab er im Januar 1794 seinen »Vieux cordelier« heraus, ein Blatt voll Geist, Witz und beißender Satire, in dem er die Tyrannei der Schreckensmänner schilderte und zur wahren Freiheit, zur Mäßigung und vernünftigen Handhabung der Gesetze aufforderte. Hébert, den er besonders angriff, klagte ihn an, die Wiederherstellung des Königtums zu beabsichtigen, und Robespierre, nachdem er seinen Freund vorher anscheinend verteidigt, trug in voller Versammlung auf die Verbrennung aller Nummern des »Vieux cordelier« an. Als D. trotzdem die Männer des Terrorismus und die Jakobiner nur noch heftiger angriff, ließ Robespierre 31. März 1794 D., Danton u. a. verhaften, worauf namentlich Saint-Just, D. persönlich verfeindet, dessen Verurteilung betrieb. Auf dem Blutgerüst 5. April 1794 rief er aus, auf die Guillotine deutend: »Dies ist also der Lohn für den ersten Apostel der Freiheit! Die Ungeheuer, die mein Blut fordern, werden mich nicht lange überleben!« Seine Gattin, die alles aufgeboten, um ihn zu retten, bestieg, erst 23 Jahre alt, 14 Tage nach ihm das Blutgerüst. Außer einer Menge Pamphlete und Flugblätter schrieb D.: »Discours de la lanterne aux Parisiens« (2. Aufl., Par. 1792); »Satires du choix des meilleures pièces de vers qui ont précédé et suivi la révolution« (das. 1792); »Histoire des Brissotins, ou fragments de l'histoire secrète de la révolution et des six premiers mois de la république« (das. 1793, 2. Aufl. 1794). Seine »Opuscules« erschienen Marseille, Straßburg und Paris 1790. Eine neue Ausgabe seiner Schriften besorgte Claretie (Par. 1874, 2 Bde.), welcher auch seine Biographie (das. 1875) schrieb.

Desmurgie (griech.), derjenige Teil der chirurgischen Therapie, welcher mit Verbänden, Apparaten etc. ausgeführt wird.

Desna (Deßna), Fluß im südwestlichen Rußland, entspringt in der Nähe der Stadt Jelnja im Gouvernement Smolensk, durchfließt die Gouvernements Orel und Tschernigow und ergießt sich nach einem Laufe von 890 km mit einer beträchtlichen Wasserfülle Kiew gegenüber in den Dnjepr. Von Brjansk an ist er auf fast 400 km schiffbar. Unter den Nebenflüssen ist links der fast 600 km lange Sem und rechts die flache, meilenweit übertretende Snow hervorzuheben. Die D. selbst hat niedrige Ufer, die im Frühjahr großen Überschwemmungen ausgesetzt sind, ist fischreich und wird von vielen Schiffen und Flößen befahren. Der Handel geht meist nach Jekaterinoslaw, Cherson, Nikolajew, Otschakow und Odessa und von hier aus zur See nach O. und W.; auch Deutschland bezieht einen großen Teil russischer Produkte und Manufakturen auf diesem Weg, namentlich Talg, Wolle, Hanf und Flachs, Fischleim, Kaviar etc.

Desnoiresterres (spr. dänŏartähr), Gustave, franz. Kultur- und Litterarhistoriker, geb. 20. Juni 1817 zu Bayeux, lebt als Mitarbeiter verschiedener Journale in Paris. Von seinen Schriften sind besonders diejenigen, welche sich mit dem Kulturleben des 18. Jahrh. beschäftigen, als Seitenstücke zu den verwandten Studien der Brüder Goncourt bemerkenswert. Sein von der Akademie preisgekröntes Hauptwerk in dieser Richtung ist: »Voltaire et la société française au XVIII. siècle« (Par. 1867–75, 8 Bde.). Außerdem nennen wir: »Les cours galantes« (1859–64, 4 Bde.); »La musique française au XVIII. siècle. Gluck et Piccini« (2. Aufl. 1875); »Grimod de la Reynière et son groupe« (1877); »Iconographie voltairienne« (1878); »Épicuriens et lettrés. XVII. et XVIII. siècles« (1879); »Les étapes d'une passion« (1882) und »La comédie satirique au XVIII. siècle« (1884).

Desnoyers (spr. dänŏajeh), 1) **Auguste Gaspard Louis Boucher**, Baron, franz. Kupferstecher, geb. 19. Dez. 1779 zu Paris, bildete sich seit 1791 bei Lethière, dann in der Akademie und arbeitete seit 1799 im Atelier Tardieus. Seinen Ruf begründete er 1804 mit dem Stich von Raffaels Madonna im Louvre, genannt la belle jardinière, und widmete seitdem seinen Grabstichel vornehmlich Raffaelschen Werken, deren Reihe er 1846 mit der Sixtinischen Madonna beschloß, die aber ganz mißverstanden und in moderne französische Eleganz und Koketterie übersetzt ist. Zu seiner Zeit hochgerühmt war das von ihm nach Gérard gestochene Bildnis Napoleons I. im Krönungskostüm (1808), das zur Verteilung an fremde Fürsten bestimmt war. 1825 wurde er zum ersten Kupferstecher des Königs ernannt, 1828 zum Baron erhoben und starb 16. Febr. 1857 in Paris. Treffliche Blätter sind: La vierge au linge, die Madonna da Foligno, die Madonna mit dem Fisch, die Madonna della Sedia, die Madonna aus dem Haus Alba, die Madonna Tempi, die heil. Katharina von Alexandria, die Heimsuchung der Elisabeth, alle nach Raffael. Sein Hauptwerk ist die Transfiguration nach Raffael, mit großer Freiheit und Sicherheit des Grabstichels bearbeitet. D. gab auch eine Sammlung von Kupferstichen nach antiken Gemälden, Bildern italienischer Meister etc. heraus, nach Zeichnungen, die er 1818 und 1819 in Italien angefertigt hatte, betitelt »Recueil d'estampes gravées d'après des peintures antiques italiennes, etc.« (34 Blätter, Par. 1821).

2) **Jules**, franz. Geschichtschreiber und Geolog, geb. 8. Okt. 1800 zu Nogent le Rotrou, widmete sich dem Studium der Naturwissenschaften und der Archäologie, wurde 1825 Sekretär der Naturwissenschaftlichen und 1830 der Geologischen Gesellschaft in Paris und 1834 Bibliothekar des naturhistorischen Museums. Auch war er Sekretär der Gesellschaft für die Geschichte Frankreichs seit ihrer Gründung und Mitglied des Komitees für die Herausgabe der »Documents inédits relatifs à l'histoire de France«. 1862 wurde er zum Mitglied der Akademie erwählt. Er schrieb: »Histoire du décroissement et de la destruction totale du paganisme dans les provinces de l'empire d'Occident« (1832); die preisgekrönte Schrift »Histoire des différentes incursions des Arabes d'Asie et d'Afrique en Italie« (1838); »Bibliographie historique et archéologique de la France« (1854); »Topographie ecclésiastique de la France jusqu'en 1790« (1854). Von seinen geologischen Schriften erwähnen wir: »Mémoire sur la craie et les terrains tertiaires de Cotentin« (1825); »Sur quelques systèmes de la formation oolithique du Nord-Ouest de la France« (1825); »Sur les cavernes et brèches à ossements des environs de Paris« (1842); »Observations sur les terrains tertiaires du Nord-Ouest et de l'Ouest de la France« (1852–53).

3) **Louis**, franz. Journalist und Schriftsteller, geb. 1805 in dem Dorf Replonges (Departement Ain), arbeitete zuerst auf einem Notariatsbüreau, ehe er (1828) nach Paris kam, um sich hier der Opposition anzuschließen. Der Reihe nach an den hervorragendsten Blättern liberaler Richtung thätig, gründete er 1832 den »Charivari«, wurde Mitbegründer des »Siècle«, und nachdem er sich auch als Schriftsteller (zuerst unter dem Pseudonym Derville) schon einen bedeutenden Namen gemacht hatte (durch Vaudevilles, besonders aber durch die mehrfach aufgelegten Romane: »Aventures de Jean-Paul Choppart«, 1836; »Aventures de Robert Robert«, 1840; »Mémoires d'une pièce de cent sous«, 1837), rief er das Blatt

»Messager des dames et des demoiselles« (1854) ins Leben. Er starb 17. Dez. 1868 in Paris.

Desobligeant (franz., spr. desoblischang), ungefällig, unfreundlich; **Desobligeante**, ein schmaler Wagen für zwei Personen.

Desobstruktiv (neulat.), gegen Verstopfung wirksam.

Desodorisation und **Desodorisierende Mittel**, s. Desinfektion, S. 705 u. 707.

Desokkupiert (franz.), unbeschäftigt, müßig.

Desolāt (lat.), verwüstet, öde; traurig, trostlos.

Desor, Eduard, Geolog, geb. 1811 zu Friedrichsdorf bei Homburg v. d. Höhe, studierte in Gießen und Heidelberg die Rechte, ging 1832, da er wegen seiner Teilnahme am Hambacher Fest in Untersuchung gezogen wurde, nach Paris und begann hier Ritters »Erdkunde« zu übersetzen. Bald aber widmete er sich ausschließlich der Geologie und siedelte, nachdem er Vogt und Agassiz kennen gelernt, nach Neuchâtel über. Er beteiligte sich dann an den Forschungen Agassiz' und schrieb eine Monographie über die Seeigel und »Geologische Alpenreisen« (deutsch von Vogt, 2. Aufl., Frankf. 1847). Er besuchte hierauf Skandinavien, um die erratischen Erscheinungen zu untersuchen, ging 1847 nach Amerika, erhielt eine Anstellung in der Coast Survey und nahm an der geologischen Aufnahme der Mineraldistrikte am Obern See und des Staats Pennsylvanien teil. Im J. 1852 kehrte er nach Neuchâtel zurück und übernahm hier die Professur der Geologie. Von der Stadt Neuchâtel in den Großen Rat gewählt, beantragte er die Wiederherstellung der Akademie, an deren Spitze er ununterbrochen wirkte. Er wurde auch Mitglied des eidgenössischen Schulrats und Abgeordneter an der Bundesversammlung, als welcher er 1873 zum Präsidenten des Nationalrats erwählt wurde. Im J. 1866 präsidierte er bei dem ersten anthropologischen Kongreß in Neuchâtel. Er starb 23. Febr. 1882 in Nizza. D. veröffentlichte: »Synopsis des échinides« (Par. 1858); »Geologische Beschreibung des Neuchâteler Jura«; »Über den Gebirgsbau der Alpen« (Wiesb. 1865); »Échinologie helvétique« (mit Loriol, das. 1869—72). Im Winter 1863—64 unternahm er mit Escher von der Linth und Martius eine wissenschaftliche Reise nach Algerien und der Sahara und schrieb über dieselbe: »Aus Sahara und Atlas, vier Briefe an J. v. Liebig« (Wiesb. 1865). Aus der letzten Zeit stammen eine »Monographie über die Pfahlbauten des Neuenburger Sees« (deutsch von Mayer, Frankf. 1866) und »Le bel âge du bronze lacustre en Suisse« (mit Favre, Par. 1874).

Desordre (franz.), Unordnung, Verwirrung.

Desorganisation (franz.), die völlige Zerstörung der Organisation; auch Verwirrung und Zerrüttung von Staats- oder Privatangelegenheiten. **Desorganisieren**, in Unordnung bringen, zerrütten.

Desoria, s. Springschwänze.

Desorientieren (franz.), verwirrt machen.

Desossieren (franz.), ausbeinen, die Knochen aus Fleisch, Geflügel ꝛc. herausnehmen.

Desoxydation (franz.), chem. Prozeß, durch welchen einer Sauerstoffverbindung der Sauerstoff zum Teil entzogen wird. Vgl. Reduktion.

Despékt (lat.), Verachtung, Entehrung, Schimpf; **despektieren**, herabsehen, verachten; **despektierlich**, verächtlich, geringschätzig.

Despeñaperros (Puerto de D.), berühmter und früher berüchtigter Engpaß in der Sierra Morena, durch welchen die Straße vom Hochplateau der Mancha in die andalusische Tiefebene und nun auch die Eisenbahn von Madrid nach Sevilla führt.

Desperādos (span., »Verzweifelte«), die sich außerhalb der Gesetze stellenden Mitglieder einer politischen (extrem radikalen) Partei.

Desperāt (lat.), verzweifelt, hoffnungslos; **Desperation**, Verzweiflung; **desperieren**, verzweifeln, alle Hoffnung aufgeben.

Desplaces (spr. däplāß), **Louis**, franz. Kupferstecher, geb. 1682 zu Paris, zierte viele der beliebtesten Kupferstichwerke damaliger Zeit mit Bildnissen und Historien und starb 1739 in Paris. Noch immer von Wert sind: der Triumph des Titus und Vespasian, nach Giulio Romano; die Anbetung der Könige, nach demselben; die Weisheit in Begleitung des Herkules, nach Paul Veronese; die Fußwaschung, nach Muziano; der Heiland zwischen den Mördern am Kreuz auf Golgatha, nach Carracci.

Despoblādo (span., »Einöde«), Name einer unbewohnten, nur mit dürftigem Gras und niederm Buschwerk besetzten Plateaulandschaft auf der Grenze von Bolivia und der Argentinischen Konföderation, östlich von Atacama, 3000 m hoch.

Despoina (griech., »Herrscherin«), Beiname mehrerer griechischer Göttinnen, z. B. der Artemis, Kybele, Athene, auch der Demeter, besonders aber der Persephone.

Despois (spr. däpŏā), **Eugène André**, franz. Schriftsteller, geb. 25. Dez. 1818 zu Paris, auf der Normalschule gebildet, war Lehrer der Rhetorik in Bourges, später in Paris, legte nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 seine Stelle nieder und widmete sich litterarischen Arbeiten. Seit 1870 als Unterbibliothekar an der Sorbonne angestellt, starb er 23. Sept. 1876 in Paris. Von seinen Schriften verdienen Hervorhebung: »La révolution d'Angleterre« (1861); »Les lettres et la liberté« (1865); das ironisch betitelte Buch »Le vandalisme révolutionnaire« (1868), worin die bedeutenden geistigen und moralischen Reformen des französischen Konvents dargelegt sind, und »Le théâtre français sous Louis XIV« (1874, 2. Aufl. 1882).

Despoliieren (lat.), berauben, plündern; **Despoliation**, Beraubung.

Desponsātus (lat.), Verlobter; Desponsata, Verlobte; Desponsatio, Verlobung, daher Desponsatio B. M. V., Fest der Verlobung Mariä, s. Marienfeste.

Desportes (spr. däpórt), 1) **Philippe**, franz. Dichter, geb. 1546 zu Chartres, erwarb sich nicht bloß durch seine Reisen (nach Rom im Gefolge eines Bischofs, nach Polen mit dem Herzog von Anjou) Kenntnis von Menschen und Dingen, sondern auch in hohem Grade das Zutrauen und die Zuneigung seines letztgenannten Herrn, der ihn als König Heinrich III. mit Pfründen und Wohlthaten überhäufte. Als Höfling und Lebemann folgte er den ausschweifenden Sitten seiner Zeit, zeigte sich aber zugleich als ein eifriger Beschützer und Förderer der Wissenschaft. Als Dichter hat er sich besondere Verdienste um die Reinheit der Sprache und Strenge der metrischen Formen erworben und darf als Vorläufer Malherbes angesehen werden. Er starb 5. Okt. 1606. Außer seinen eleganten, graziösen und harmonischen Gedichten hat er eine Übersetzung der Psalmen geliefert (1603) und eine Sammlung von »Prières et méditations chrétiennes« in guter Prosa. Eine neue Ausgabe seiner »Œuvres« besorgte Michiels 1858.

2) **François**, franz. Maler, geb. 24. Febr. 1661 zu Champigneul, lebte eine Zeitlang in Polen am Hof Sobieskis und dann in Paris, wo er bei Ludwig XV. in großer Gunst stand. Er starb 15. April 1743. Seine besten Werke sind Jagd- und Tierstücke.

Despōt (griech.), »Herr«, insbesondere von Sklaven; Hausherr; unter den griechischen Kaisern Ehrentitel für Prinzen oder Schwiegersöhne, auch Mitregenten, Statthalter von Provinzen und bevorrechtete Vasallen, Patriarchen ꝛc.; jetzt ein willkürlich schaltender Machthaber; s. Despotismus.

Despotismus (Despotie, griech.), diejenige Regierungsform, bei welcher lediglich der Wille und die Willkür des Herrschers entscheiden. Man bezeichnet damit den höchsten Grad und die Ausartung eines autokratischen oder absolutistischen Regierungssystems (Tyrannis, Willkürherrschaft). Aber nicht nur in der Monarchie ist ein D. möglich; auch in der Republik können Gewalthaber zeitweise despotisch auftreten, wenn es ihnen gelingt, lediglich nach ihrem Willen die Geschicke des Volkes zu bestimmen. In der Regel spricht man allerdings von D. in der Bedeutung von Fürstendespotismus, und man nennt denjenigen D., welcher im 17. und 18. Jahrh. in den meisten deutschen Territorien zu finden war, einen patriarchalischen D., weil damals das Verhältnis zwischen Landesherrn und Landeskindern in der That vielfach einen gewissen patriarchalischen Charakter angenommen hatte. Auch in Rußland, der eigentlichen Heimat des D. (»Despotisme tempéré par l'assassinat«, D. durch Meuchelmord gemäßigt), hat derselbe mildere Formen angenommen, so daß man jetzt wohl auch mit Beziehung auf das russische Reich von einem aufgeklärten D. sprechen kann. Übrigens wird der Ausdruck D. vom Staatsleben nicht selten auch auf andre Lebensverhältnisse übertragen. Man bezeichnet es im Gemeinde-, Kirchen-, Vereins- und Familienleben, im Beamten- und Militärwesen als D., wenn ein Einzelwille sich in ungerechtfertigter Weise andern gegenüber dominierend zur Geltung bringen will. So wird z. B. auch von einem Ministerdespotismus gesprochen, wenn sich das Übergewicht eines leitenden Staatsmannes nicht nur seinen Mitarbeitern und der Volksvertretung, sondern auch selbst dem Monarchen gegenüber in unzulässiger und übermäßiger Weise geltend macht.

Despoto-Dagh, Gebirge, s. Rhodope.

Despréaux (spr. däprēoh), s. Boileau-Despréaux.

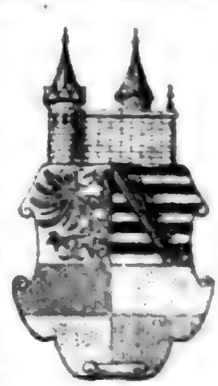
De Spuches, Giuseppe, Fürst von Galati, ital. Dichter und Gelehrter, geb. 1819 zu Palermo, erhielt in Lucca eine ausgezeichnete klassische Bildung, widmete sich dann in der Heimat philosophischen und juristischen Studien, wurde in der Folge Präsident der königlichen Kommission für Kunst und Altertum in Sizilien, auch Bürgermeister (sindaco) von Palermo und schließlich Mitglied des Parlaments. Er starb im November 1884. Seinen Ruf als Dichter hatte er bereits 1838 mit einer Übersetzung des »König Ödipus« von Sophokles begründet; ihr folgten andre poetische Übertragungen (Euripides' Tragödien, Palermo 1883, 2 Bde.; »Alcune versioni dal greco«, 1878) sowie beachtenswerte und durch Formgewandtheit ausgezeichnete Originaldichtungen (in drei Sprachen): »Carmina latina et graeca« (1877) und »Poesie« (Neapel 1868; neue Aufl., Palermo 1880). Seine übrige litterarische Thätigkeit bewegt sich auf archäologisch-litterarischem Gebiet, so: »Discorsi filologici« (1860); »Lettere illustrative di una greca iscrizione trovata in Taormina« (1863); »Epigrafi inedite ed altri oggetti archeologici« (1865); »Di due vasi grecosiculi« (1866); »Relazione di alcuni oggetti archeologici« (1871); »Alcuni scritti« (1881) u. a.

Despumieren (lat.), abschäumen; Despumation, Abschäumung.

Desquamation (lat.), s. Abschuppung.

Dessalines (spr. -lihn), Johann Jakob, unter dem Namen Jakob I. Kaiser von Haiti, geb. 1758 in Les Cormiers auf Haiti als Negersklave, machte sich bei der Erhebung der Insel als Adjutant Toussaint L'Ouvertures durch Tapferkeit und Grausamkeit einen Namen. Als hierauf nach dem Frieden von Amiens der Erste Konsul den General Leclerc zur Wiedereroberung der Insel sandte, erhielt D. den Oberbefehl im Westen der Insel und führte gegen die Franzosen längere Zeit einen kleinen Krieg, mußte aber 1. Mai 1802 sich zum Frieden bequemen. D. blieb General in französischen Diensten und erhielt das Gouvernement im Süden der Insel. Als aber General Rochambeau, der Nachfolger Leclercs, gegen die Neger mit großer Strenge auftrat, vereinigte sich D. mit Christophe, nahm durch einen Eilmarsch ein Korps Franzosen gefangen, die er aufhängen ließ, belagerte die Stadt Cap Haiti und brachte es im Verein mit einer englischen Flottille, welche die Stadt von der Seeseite einschloß, dahin, daß Rochambeau 19. Nov. 1803 die Stadt mit allen Kriegs- und Mundvorräten übergeben und mit seinen Truppen die Insel verlassen mußte. D. proklamierte nun die Unabhängigkeit der Insel, die ihren alten Namen Haiti wiedererhielt. Im Januar 1804 ernannte ihn eine von allen Offizieren unterschriebene Erklärung auf Lebenszeit zum Generalgouverneur der Republik mit der Gewalt, Gesetze zu geben, Krieg und Frieden zu beschließen und seinen Nachfolger zu bestimmen. Sogleich forderte er durch einen wütenden Aufruf Volk und Heer zur Vertilgung aller noch auf der Insel lebenden Franzosen auf und führte selbst seinen Befehl aufs schonungsloseste aus. Darauf brach er im April 1804 nach dem spanischen Teil der Insel auf, um auch diesen, namentlich die Stadt Santo Domingo, zu unterwerfen. Aber der von ihm gehoffte Sklavenaufstand erfolgte nicht, und als noch dazu französische Schiffe mit Mannschaft sich näherten, sah er sich genötigt, die Belagerung aufzuheben. Dafür führte er nach seiner Rückkehr eine neue Staatsverfassung ein, welche die Republik in eine Monarchie verwandelte und alle Gewalt in seine Hände legte, und ließ sich 8. Dez. 1804 auf dem Marsfeld von Port au Prince unter dem Namen Jakob I. feierlich zum Kaiser des haitischen Reichs krönen. Indessen übte er gegen alle Einwohner ohne Unterschied einen so zügellosen Despotismus, daß Christophe und Pétion 1805 einen Aufstand gegen ihn anstifteten, in dem er 17. Okt. 1806 ermordet wurde.

Dessau, Haupt- und Residenzstadt des Herzogtums Anhalt, liegt am linken Ufer der Mulde, welche 3 km unterhalb der Stadt in die Elbe mündet, und an der Berlin-Anhalter Eisenbahn, die sich bei D. nach Bitterfeld und Köthen spaltet, in einer angenehmen, durch die Kunst verschönerten, gartenähnlichen Ebene, enthält außer dem ältesten Stadtteil an der Mulde breite und regelmäßig angelegte, wenn auch wenig belebte Straßen mit großstädtischen Häusern und schöne Plätze, darunter den Großen Markt mit dem Standbild des »alten Dessauers«, den Neumarkt, seit 1858 mit dem des Herzogs Leopold Friedrich Franz (modelliert von Kiß), den Kleinen Markt mit dem 1867 errichteten Brunnendenkmal der Wiedervereinigung Anhalts, den Kaiser- und den Albrechtsplatz mit schönen An-



Wappen von Dessau.

lagen. Das herzogliche Schloß, 1748 erbaut und 1875 mit einem Vorbau im mittlern Renaissancestil geschmückt, enthält das herzogliche Archiv, eine wertvolle Gemäldegalerie (über 600 Ölbilder, namentlich gute Italiener und Niederländer des 17. Jahrh.) und in der sogen. Gipskammer Sammlungen von Kostbarkeiten, Kupferstichen, Münzen ꝛc. Hervorzuheben sind ferner: das 1856 nach Entwürfen von Langhans neu ausgebaute Schauspielhaus, das Palais des Erbprinzen, die Gebäude des Landgerichts und der Behörden, sämtlich Neubauten, und unter den vier Kirchen die Schloß- und Stadtkirche zu St. Marien, die 1506—12 erbaut, 1857 im Innern völlig restauriert wurde und die fürstliche Gruft sowie einige gute Bilder von Cranach (namentlich sein bekanntes Abendmahl mit den Bildnissen der bedeutendsten Förderer der Reformation) enthält, und die katholische Kirche von 1860. Die Juden haben eine 1861 im orientalischen Stil restaurierte Synagoge, in welcher bereits 1808 (vielleicht zuerst in Deutschland) deutsche Vorträge gehalten wurden. In der Nähe des Bahnhofs steht ein Denkmal zur Erinnerung an die im Krieg von 1870/71 Gefallenen. D. hatte 1880: 23,266 Einw. (477 Katholiken, 540 Juden) und 1884: 27,500 Einw., als Garnison ein Infanterie-Bataillon Nr. 93. Die mannigfaltige Gewerbthätigkeit beschäftigt mehrere Anstalten von bedeutendem Umfang, namentlich die Zuckerraffinerie (großartige Anstalt mit 900 Arbeitern), Tuchfabrikation, Maschinenbau und Eisengießerei, Wollgarnspinnerei, Tapeten- und Rouleausfabrikation; auch Kunstgärtnerei wird stark betrieben. Der Handel, durch die Eisenbahnen, die Anhalt-Dessauer Landesbank (seit 1847) und den 1860 neu errichteten Wallwitzhafen unterstützt, ist sehr lebhaft. Besonders ist D. als Getreidemarkt von Bedeutung. Die Stadt hat Gas- und Wasserleitung, und es erscheinen hier zwei Zeitungen. An Bildungsanstalten bestehen: ein Gymnasium mit Realgymnasium, eine höhere Töchterschule und ein Lehrerinnenseminar; außerdem ein herzogliches Hoftheater und eine Hofkapelle, die Vorzügliches leisten, eine herzogliche Bibliothek von über 30,000 Bänden und verschiedene künstlerische, wissenschaftliche und gemeinnützige Vereine. Zahlreich sind auch die milden Stiftungen, darunter das Versorgungshaus Leopoldsdank von 1749, das 1766—70 errichtete Armen- und Arbeitshaus mit trefflich eingerichtetem Krankenhaus und besonders die Armenversorgungsanstalt Amalienstift, von der Tochter des Fürsten Leopold, Henriette Amalie (gest. 1793), gegründet; in den Gebäuden der letztern hatte von 1774 bis 1793 das Basedowsche Philanthropin seinen Sitz, und gegenwärtig befindet sich darin eine bedeutende Gemäldesammlung, namentlich mit Gemälden niederländischer und deutscher Meister des 17. und 18. Jahrh. D. ist Sitz aller höchsten Landesbehörden: des Staatsministeriums, der Regierung, eines Landgerichts (für die elf Amtsgerichte zu Ballenstedt, Bernburg, D., Harzgerode, Jeßnitz, Koswig, Köthen, Oranienbaum, Roßlau, Sandersleben und Zerbst), des Konsistoriums, eines Hauptsteueramtes und eines preußischen Eisenbahnbetriebsamts. Die freundlichen Umgebungen der Stadt erhalten einen besondern Reiz durch die dem Publikum stets zugänglichen herzoglichen Gärten und Schlösser: Georgium, Luisium, Kühnau und Haideburg. Etwa 18 km entfernt liegt **Wörlitz** (s. d.) mit seinen altertümlichen Parkanlagen. In D. wurde der Philosoph Mendelssohn geboren; der Griechenliederdichter Wilhelm Müller und der Komponist Fr. Schneider lebten und wirkten daselbst.

Dessau (anfangs **Dissouwe**, dann **Deßo**) wurde wahrscheinlich unter Albrecht dem Bären in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. durch eingewanderte Flamänder erbaut; als Stadt wird es urkundlich zuerst 1213 erwähnt. Schon vor 1313 bestand hier eine von dem Klerus unabhängige Schule, die älteste in Anhalt. Nach der Überlieferung soll 19. Aug. 1467 die ganze Stadt, mit Ausnahme der Marienkirche, ein Raub der Flammen geworden sein. 1525 wurde hier zwischen dem Kurfürsten von Mainz und den Herzögen Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig ein Bund zur Aufrechthaltung der römisch-katholischen Kirche geschlossen. Seit der letzten Teilung Anhalts (1603) ist D. die Residenz des Fürsten von Anhalt-D. Im Dreißigjährigen Krieg traf mancherlei Kriegsnot die Stadt, die schon vorher durch die Pest sehr gelitten hatte, namentlich während der Kämpfe Ernsts von Mansfeld mit Wallenstein um die Dessauer Brücke 25. April 1626. Von neuem hob sich die Stadt unter dem Fürsten Leopold I., der die Wasserstadt, die Fürsten-, die Kavalier- und die Leipziger Straße anlegte. Fürst Leopold Maximilian erbaute das Schloß, sein Sohn Leopold Friedrich Franz legte die Fortsetzung der Kavalierstraße, die sogen. Franzstraße, an. Von Bedeutung war die am Ende des 18. Jahrh. von Basedow in D. begründete Erziehungsanstalt, das Philanthropinum, wodurch die Jugend im Geiste der damaligen Aufklärung herangebildet werden sollte; doch war die Gründung nicht von langer Dauer (s. oben). Der Neumarkt und die Neustadt haben erst seit 1825 ihre jetzige Gestalt erhalten. Vgl. **Siebigk**, Ein Bild aus Dessaus Vergangenheit (Dessau 1864); **Würdig**, Chronik der Stadt D. (das. 1876).

Dessauer Brücke, Brücke über die Elbe bei Roßlau in der Nähe von Dessau, bei der Wallenstein 25. April 1626 den Grafen Ernst von Mansfeld schlug.

Dessauer Marsch (»So leben wir ꝛc.«), volkstümliche Marschmelodie, benannt nach dem »alten Dessauer« (Fürst Leopold von Dessau), der bei seinem Einzug in Turin (nach Erstürmung der Stadt 7. Sept. 1706) damit empfangen wurde. Der Marsch, der fortan seine Lieblingsmelodie war und seinen Namen führte, ist daher nicht deutschen, sondern italienischen Ursprungs und ertönte bereits nach der Schlacht bei Cassano (16. Aug. 1705) zur Siegesfeier.

Dessert (franz., spr. -ssähr), Nachtisch, besteht hauptsächlich aus Früchten, Konfitüren, Torten, Zuckerwerk und die Verdauung anregenden Speisen, z. B. Käse. **Dessertweine**, süße oder besonders feurige Weine, welche zum Nachtisch in kleinen Spitzgläsern serviert werden. In England trinkt man als Dessertweine lediglich feine Bordeaux (Claret), Sherry und Portwein, in Frankreich ganz feine alte Bordeaux und Burgunder. Die Verwendung süßer Weine ist vorzugsweise in Deutschland gebräuchlich.

Desservant (franz., spr. -wang), in Frankreich ohne Mitwirkung der Staatsbehörde lediglich vom Bischof ernannter, daher entlaßbarer Pfarrverweser.

Desservieren (franz.), ein Amt, namentlich ein geistliches, ablehnen; die aufgetragenen Speisen abtragen.

Dessewffy, **Emil**, **Graf**, ungar. Politiker und Publizist, geb. 17. Aug. 1814 zu Eperies, beschäftigte sich frühzeitig mit Staatswissenschaften und lernte dann auf mehrjährigen Reisen die öffentlichen Zustände Belgiens, Deutschlands, Englands und Frankreichs aus eigner Anschauung kennen. 1830 zum Unternotar des Szabolcser Komitats ernannt, trat er bald als politischer Schriftsteller von durchaus konservativer Gesinnung auf, zunächst in Gemeinschaft

mit seinem genialen Bruder Aurel (geb. 1808, gest. 9. Febr. 1842), der bedeutendsten Kraft unter den Konservativen, gegen Széchényis (s. d.) Schrift »Hitel«, in den »Briefen aus dem Alföld« (1842), im »Század« ꝛc. und beteiligte sich namentlich 1844 an der Redaktion des »Budapesti Hirlap«. Während der Revolutionsjahre lebte er auf seinen Gütern, namentlich mit finanzwissenschaftlichen Studien beschäftigt, und veröffentlichte eine Schrift: »Über die schwebenden österreichischen Finanzfragen« (Pest 1856). Seit einiger Zeit Präsident der Ungarischen Bodenkreditanstalt, wurde er 1856 auch zum Vorsitzenden der ungarischen Akademie erwählt und erwarb sich in beiden Stellungen große Verdienste um Förderung der nationalen Kultur Ungarns. Gegen Ende des Jahrs 1865 in den Landtag gewählt, ward er durch Krankheit an der Ausübung seines Mandats gehindert. D. starb 10. Jan. 1866.

Dessi (Dissi), kleine Insel an der Westküste des Roten Meers, vor dem Golf von Adulis, an der nordwestlichen Spitze der Halbinsel Buri, mit geräumigem Hafen; ist seit 1859 französisch.

Dessin (franz., spr. dessäng, engl. design), »Zeichnung«, im französischen Sprachgebrauch eine jede künstlerische und für industrielle Zwecke dienende, im deutschen besonders eine solche, nach welcher eine Weberei, Stickerei oder ein ähnliches Kunstprodukt gearbeitet wird, oder das eingewebte, gestickte, gepreßte oder gedruckte Muster selbst. In Fabriken hat man dafür besondere Musterzeichner (Dessinateure), die anfangs in besondern Musterzeichenschulen (s. d.), jetzt in Fachschulen und Kunstgewerbeschulen ausgebildet werden. Beim Sticken wird das D. vom Papier, worauf es gezeichnet ist, auf das zu stickende Zeug übertragen, indem es, auf seinem ganzen Umriß mit Nadeln durchstochen, auf das Zeug gelegt und feiner Kohlenstaub oder gepulverte Kreide darauf gestreut wird; die auf dem Zeug entstandenen Punkte geben dann einen Umriß, nach welchem das Muster leicht mit Kreide, Rötel oder Tusche nachgezeichnet werden kann. Vgl. Bötticher, Dessinateurschule (Leipz. u. Berl. 1839); Fischbach, Stilistische Flachornamente (Hanau 1873); Hoffmann und Kellerhoven, Recueil des dessins (Par. 1858); Ch. Blanc, Grammaire des arts du d. (das. 1867); Dupont-Auberville, L'ornement des tissus (das. 1875).

Dessinateur (spr. -tör), Musterzeichner, s. Dessin.

Deßjätina (Dessätine, Dassätine), russ. Flächenmaß, = 2400 Quadratfaden = 1,0925 Hektar.

Deßna, Fluß, s. Desna.

Dessoff, Felix Otto, Komponist und Dirigent, geb. 14. Jan. 1835 zu Leipzig, erhielt seine Ausbildung am Konservatorium daselbst, war darauf als Musikdirektor in Düsseldorf, Aachen und Magdeburg thätig und wurde 1860 als Hofopernkapellmeister nach Wien berufen, wo er ein Jahr später auch als Kompositionslehrer am Konservatorium angestellt wurde. Nachdem er in diesen Stellen wie namentlich auch als Dirigent der philharmonischen Konzerte unter dem steigenden Beifall der Künstler und des Publikums bis 1875 gewirkt hatte, folgte er im genannten Jahr einem Ruf als Hofkapellmeister nach Karlsruhe, vertauschte jedoch diese Stellung 1880 mit der des ersten Kapellmeisters am damals eröffneten Operntheater zu Frankfurt a. M. Als Komponist hat er sich durch eine Anzahl gediegener Klavier- und Gesangswerke bekannt gemacht.

Dessoir (spr. -ßöahr), 1) Ludwig, eigentlich Leopold Dessauer, berühmter Schauspieler, geb. 15. Dez. 1810 zu Posen als der Sohn eines Kaufmanns, betrat hier schon mit 14 Jahren als Nanky (»Toni«) die Bühne, bei der er, nebenbei als Sekretär und Rollenabschreiber, 1½ Jahre verblieb. Dann führte er bei ambulanten Truppen und Sommertheatern ein Wanderleben, bis er in Mainz und Wiesbaden ein festes Engagement, 1834 ein solches in Leipzig fand, wo Laube zuerst auf ihn aufmerksam machte. Von 1836 bis 1837 spielte er in Breslau und unternahm darauf seine erste große Gastspielsreise nach Prag, Brünn, Wien (Burgtheater) und Pest und verweilte in der ungarischen Hauptstadt zwei Jahre, bis er einem Ruf nach Karlsruhe als Nachfolger E. Devrients folgte. Er wirkte dort zehn Jahre und gastierte in dieser Zeit in Mannheim, Stuttgart, Wien, Berlin, Leipzig und Hamburg, wo er den Antrag erhielt, Hoppés Stellung in Berlin einzunehmen, in der er bis zu seiner Pensionierung (Oktober 1872) verblieb. D. starb 30. Dez. 1874 in Berlin. Eine schwere Krankheit hatte ihm seit 1867 nicht mehr die Darstellung großer Rollen gestattet. Von seinen alljährlichen Gastspielen war besonders das im Verein mit Emil Devrient und Lina Fuhr unternommene in London epochemachend. Lewes stellte D. als Othello über Edmund Kean, das »Athenäum« über Macready und Brooks. Bis zu seinem Engagement in Berlin spielte D. alle ersten Liebhaberrollen, von da ab lenkte er ins Charakterfach ein; zuletzt spielte er fast ausschließlich die ersten Charakterrollen in klassischen Dramen. Selten hat ein Schauspieler in gleicher Weise wie D. durch die Tiefe und Folgerichtigkeit seiner Auffassung die Gebildeten befriedigt und die Menge durch das Überwältigende, durchaus Innerliche seiner Darstellung hingerissen. Am besten gelangen ihm die Charaktere, in denen eine dämonische Naturkraft mit philosophischer Reflexion sich paart. — Seine Gattin Therese, geborne Reimann, geb. 12. Juni 1810 zu Hannover, war bis 1832 Mitglied der Hofbühne daselbst und kam dann als erste Liebhaberin an das Stadttheater zu Leipzig, wo sie sich mit D. vermählte. Sie folgte letzterm 1835 nach Breslau, kehrte dann, nach der Trennung von ihm, an das Leipziger Theater zurück und folgte 1845 einem Ruf nach Mannheim, wo sie 7. April 1866 starb.

2) Ferdinand, Sohn des vorigen, ebenfalls Schauspieler, geb. 29. Jan. 1836 zu Breslau, war erst Landwirt, bildete sich dann in Mannheim für die Bühne aus und debütierte 1852 in Freiburg i. Br. als Fürst in »Dorf und Stadt«. Nachdem er mehrere Jahre sich in den verschiedensten Rollen auf kleinern Bühnen versucht hatte, finden wir ihn 1856—57 in Stettin in ersten komischen, auch in Charakterrollen und Buffos beschäftigt. Er gastierte dann in Kassel und Leipzig, wo er ein längeres Engagement annahm. 1861 verheiratete er sich mit Jenny Jenke und ging nach Riga und Bremen, von wo er 1863—64 als Regisseur und Darsteller für erste komische und ernste Charakterrollen in Weimar engagiert wurde, und kehrte auch nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Berlin 1867 dahin als Oberregisseur und Darsteller zurück. 1868—1869 war er Mitglied des Lobetheaters zu Breslau, trat 1870 in den Verband der Hofbühne zu Dresden, 1877 in den des Thaliatheaters zu Hamburg und leitete von 1878 bis 1879 das Dresdener Residenztheater, worauf er 1880 ein Engagement in Prag annahm. Zu seinen hervorragenden Rollen zählen: Bansen, Mephistopheles, Jago, Karlos, Shylock, Narziß, Argan, Falstaff.

Dessoles (spr. -ßoll), Jean Joseph Paul Augustin, Marquis, franz. General, geb. 3. Okt. 1767 zu Auch aus einer altadligen Familie, diente 1792 als

Kapitän in der Westpyrenäenarmee, wurde Adjutant des Generals Reynier und dem Generalstab attachiert, im Oktober 1793 zum Generaladjutanten ernannt und wohnte 1796 dem italienischen Feldzug unter Bonaparte mit Auszeichnung bei. 1797 zum Brigadegeneral befördert, befehligte er 1798 ein Reservekorps in Italien und rückte 7. Dez. mit seiner Division in Turin ein. Im März 1799 überstieg er zur Unterstützung Lecourbes, der nach dem Gefecht von Finstermünz im Innthal von den Feinden bedrängt war, an der Spitze von 4500 Mann das Stilfser Joch, vertrieb die Österreicher aus ihren Verschanzungen bei Glurns und Taufers und entschied das Treffen von Santa Maria (13. April 1798). Für diesen Sieg wurde er vom Direktorium zum Divisionsgeneral ernannt. Als Chef des Generalstabs des Oberkommandos der italienischen Armee bewies er bei Novi (16. Juli 1799) die glänzendste Tapferkeit, befehligte gegen Ende des Feldzugs die Truppen in Genua, ward auf Moreaus Verlangen Chef des Generalstabs der Rheinarmee und zeichnete sich bei Hohenlinden, Linz und bei den Übergängen über den Inn und die Salza aus. Nach Abschluß des Lüneviller Friedens (Dezember 1801) wollte ihn der Erste Konsul zum Staatsrat, Kriegssekretär und Mitglied des Verwaltungsrats ernennen, eine Gunst, die D. jedoch aus Anhänglichkeit an Moreau ablehnte. 1803, als es darauf ankam, Moreaus Freunde zu entfernen, ward er nach Hannover geschickt, um unter Mortier eine Division zu befehligen. Als alle Zivil- und Militärbehörden bei Eröffnung des Prozesses gegen Moreau dem Ersten Konsul Glückwunschadressen zusandten, gehörte D. zu den wenigen, die dies unterließen. Bonaparte verzieh ihm dies nie ganz, obwohl er ihn, um ihn an sein Interesse zu fesseln, 1804 zum Großoffizier der Ehrenlegion und 1805 sogar zum Gouverneur des Palastes von Versailles ernannte. 1808 erhielt D. das Kommando über ein Armeekorps in Spanien, zeichnete sich hier besonders im August 1809 bei Toledo, 18. Nov. bei Ocaña und beim Übergang über die Sierra Morena aus. Am 18. Jan. 1810 hielt er seinen Einzug in Cordova, wurde zum Gouverneur von Cordova, Jaen und Sevilla ernannt und erwarb sich durch Milde das Zutrauen der Spanier. Mit Napoleons System nicht übereinstimmend, zog er sich abermals aus dem Dienst und aufs Land zurück. 1812 zum Chef des Generalstabs bei der Armee des Vizekönigs von Neapel ernannt, nahm er nach der Eroberung von Smolensk seine Entlassung und lebte bis zur Restauration zurückgezogen auf einem Landsitz bei Paris. Nach der Rückkehr der Bourbonen ward er von Ludwig XVIII. zum Staatsminister und Pair von Frankreich ernannt und ihm zugleich das Kommando über sämtliche Nationalgarden übertragen. Da er sich aber als entschiedenen Anhänger konstitutioneller Ideen zeigte, legte er das Kommando nieder. Am 29. Dez. 1818 übernahm er die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten sowie den Vorsitz in dem von Decazes gebildeten liberal-konstitutionellen Ministerium und ward vom König zum Marquis erhoben, trat jedoch schon 1819 aus dem Ministerium, da er Decazes' Nachgiebigkeit gegen die Reaktion nicht billigte, aus und ward unter dem Ministerium Villèle 1822 auch aus der Liste der Staatsminister gestrichen. Er starb 3. Nov. 1828.

Desterro, Hauptstadt der brasil. Provinz Santa Catharina, auf der Westküste der fruchtbaren Insel Santa Catharina und durch einen 400 m breiten Meeresarm vom Festland getrennt, hat einen seichten Hafen mit veralteten Forts und einem Leuchtturm und etwa 10,000 Einw., unter denen zahlreiche Deutsche. 1884 liefen vom Ausland 106 Schiffe von 40,777 Ton., von brasilischen Häfen 157 Schiffe von 60,097 T. ein. Die Einfuhr betrug 2,258,778 Milreis, die Ausfuhr (Mandiokamehl, Bananen, Häute, Mais, Zucker, Reis ꝛc.) 997,268 Milreis. Die Herstellung künstlicher Blumen und von Schmucksachen aus Fischschuppen und Muscheln verdient Erwähnung. D. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Destillation (hierzu Tafel »Destillationsapparate«), chemische oder chemisch-technische Operation, bei welcher flüchtige Flüssigkeiten von nicht oder schwer flüchtigen Substanzen durch Einwirkung der Wärme getrennt werden sollen. Der Destillationsapparat, in welchem die D. ausgeführt wird, besteht aus einem Gefäß, in welchem das der D. zu unterwerfende Gemisch so stark erhitzt wird, daß sich die flüchtigen Bestandteile in Dampf verwandeln. Letzterer, welcher einen sehr viel größern Raum einnimmt als die Flüssigkeit, aus der er entstanden ist, entweicht durch ein Rohr aus dem Gefäß und gelangt in einen andern Teil des Apparats, in welchem er durch Abkühlung wieder in den flüssigen Zustand übergeführt wird. Die so gewonnene destillierte Flüssigkeit (welche im Strahl abfließt oder in einzelnen Tropfen herabfällt, destillat, daher der Name) heißt Destillat, der in dem Kochgefäß bleibende, nicht oder weniger flüchtige Bestandteil des Gemisches Destillationsrückstand. Von einer destillierenden Flüssigkeit sagt man, sie »destilliere über, gehe über, werde gebrannt, abgezogen«. So wird Wasser über aromatische Pflanzenteile abgezogen, damit es deren Geruch und teilweise auch deren Geschmack annehme. In der Regel wird die D. des Destillats halber ausgeführt, und der Destillationsrückstand ist wertlos oder wird höchstens als Nebenprodukt verwertet. Häufig aber handelt es sich umgekehrt um Gewinnung des Rückstandes, wenn nämlich eine Lösung bei Abschluß der Luft verdampft werden soll (um die Einwirkung des Sauerstoffs auf den gelösten Körper zu vermeiden), oder wenn man ein wertvolles Lösungsmittel, wie Alkohol und Äther, wiedergewinnen will.

Destillationsapparate.

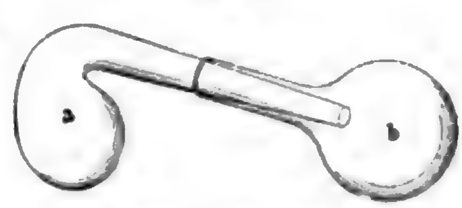
Die Destillationsapparate sind von verschiedener Beschaffenheit, je nach dem beabsichtigten Zweck,

Fig. 2.



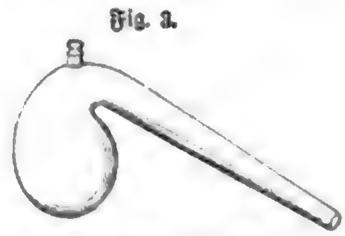
Füllen der Retorte.

Fig. 1.



Retorte und Kolben.

Fig. 3.

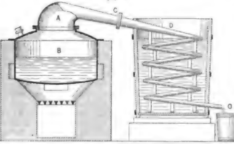


Tubulierte Retorte.

dem nötigen Temperaturgrad, der Natur und Menge der zu behandelnden Substanzen. Der einfachste Destillationsapparat besteht aus Retorte a und Kolben b (Fig. 1). Die gewöhnliche Glasretorte ist ein

nahezu kugel- oder eiförmiges Gefäß mit abwärts gebogenem, etwas konischem Halse; sie ist im Bauch sehr dünnwandig und kann deshalb, ohne zu springen, über freiem Feuer erhitzt werden. Beim Füllen der Retorten darf der Hals derselben nicht verunreinigt werden, weil sonst kleine Mengen der rohen Flüssigkeit in das Destillat gelangen würden. Man bedient sich deshalb zweier Rohre, steckt das weitere, wie in Fig. 2 angegeben, in den aufrecht stehenden Hals der Retorte, führt dann das längere, enge Trichterrohr ein und zieht dieses nach dem Füllen der Retorte zuerst wieder heraus. Bequemer sind die tubulierten Retorten (Fig. 3), welche in der obern Wandung eine Öffnung haben, die mit einem Pfropfen oder einem Glasstöpsel verschlossen werden kann. Die Öffnung, der Tubulus, nimmt einen durchbohrten Kork mit Glasrohr auf, wenn während der D. Flüssigkeit nachfließen, ein Gasstrom in die Retorte geführt werden soll. Dies geschieht häufig bei leicht sich zersetzenden Flüssigkeiten, wo die gebildeten Dämpfe schnell fortgeführt werden müssen, dann auch bei manchen chemischen Operationen, welche die Bildung irgend eines flüchtigen Körpers bezwecken, der sogleich,

Fig. 4.



Destillierblase.

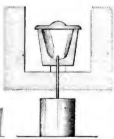
wie er sich bildet, Dampfgestalt annimmt und überdestilliert. Leitet man z. B. auf Phosphor, der in einer Retorte erwärmt wird, Chlorgas, so bildet sich Phosphorchlorür, und dieses destilliert über. Häufig destilliert man auch aus Kolben oder Kochflaschen, die mit einem durchbohrten Kork verschlossen werden. Ein weites Glasrohr führt die Dämpfe fort. Wenn die zu destillierende Flüssigkeit Glas angreift, muß man Retorten aus Blei, Platin oder anderm Material benutzen, und auch in der Technik werden die zerbrechlichen Glasretorten, wenn irgend möglich, durch metallene oder irdene Gefäße von verschiedener Form ersetzt. Am häufigsten benutzt man kupferne, oft innen verzinnte, kesselförmige Destillationsgefäße (Blasen) B (Fig. 4), auf deren kurzen, mit einer Flantsche versehenen Hals ein zinnerner Helm A gesetzt wird, welcher in ein seitwärts und abwärts gebogenes konisches Rohr C ausläuft. Man befestigt den Helm, welcher ebenfalls eine Flantsche besitzt, auf der Blase mit Schrauben, welche beide Flantschen und einen zwischen ihnen liegenden Kautschukring fest zusammenpressen. Ganz allgemein wird die Blase und bisweilen auch der Helm mit einer Tubulatur versehen. Auch größere Glasretorten werden bisweilen, wie bei der Schwefelsäurefabrikation, aus Ballon und Helm zusammengesetzt, und für manche Zwecke gibt man Destillationsgefäßen die Form von Dampfkesseln und mauert sie wie diese ein. Wo große Hitze notwendig ist, wird als Retorte oft ein eisernes oder thönernes Rohr angewandt; zur D. des Quecksilbers werden eiserne Flaschen benutzt, und das Zink destilliert man aus einem Apparat, wie ihn Fig. 5 zeigt. In den Hauptkörper, die Muffel, welche die Retorte vertritt, bringt man das Zinkerz mit Kohle und stellt den Apparat in einen Ofen, in welchem zu gleicher Zeit viele solche Apparate erhitzt werden. Das abgeschiedene Zink verflüchtigt sich bei hoher Temperatur und nimmt den Weg, wie er in Fig. 5 deutlich angegeben ist. Das senkrecht abgehende Rohr mündet weiter unten in eine Vorlage, in welcher sich das Zink sammelt. Nach beendeter Operation wird die Muffel durch kleine Thürchen geleert und von neuem beschickt. Eine bei der Darstellung des Zinks früher sehr gebräuchliche Destillationsvorrichtung besteht aus einem unten durchbohrten Tiegel, in welchem ein eisernes vertikales Rohr befestigt ist. Dies Rohr wird innerhalb des Tiegels mit einem Stöpsel aus Holz verschlossen, der Tiegel mit Erz und Kohle beschickt, der Deckel gut auflutiert und unter das Rohr ein passendes Gefäß gestellt. Feuert man nun, so verkohlt der Holzstöpsel, und die poröse Kohle gestattet den Zinkdämpfen den Abzug (abwärts gehende D., destillatio per descensum, Fig. 6). Sind die zu destillierenden Flüssigkeiten nicht sehr flüchtig, so daß ihre Dämpfe sich leicht kondensieren lassen, so genügt es oft, den Retortenhals, wie in Fig. 1, in den Kolben (Vorlage) zu stecken oder das aus der Kochflasche die Dämpfe ableitende Rohr in eine Flasche zu führen. Man legt oder stellt die Vorlage in ein Gefäß mit kaltem Wai-

Fig. 5.



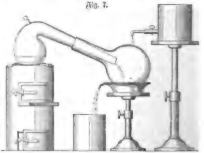
Muffel zur Destillation von Zink.

Fig. 6.



Abwärts gehende Destillation.

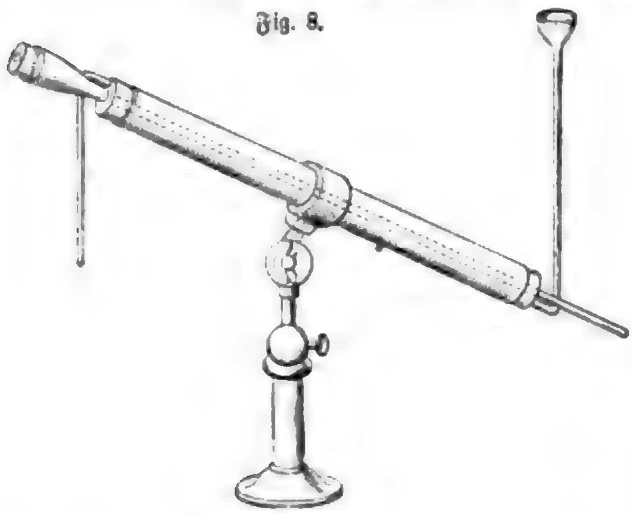
Fig. 7.



Destillationsapparat mit einfacher Kühlung.

ser und kühlt durch beständigen Zufluß von kaltem Wasser (Fig. 7). Bei der D. flüchtigerer Flüssigkeiten sind energischer wirkende *Kühlvorrichtungen* erforderlich. Am gebräuchlichsten ist der *Liebigsche Gegenstromapparat*. Derselbe besteht aus einem weiten Glas- oder Blechrohr, welches an beiden Enden mit zwei doppelt durchbohrten Pfropfen versehen

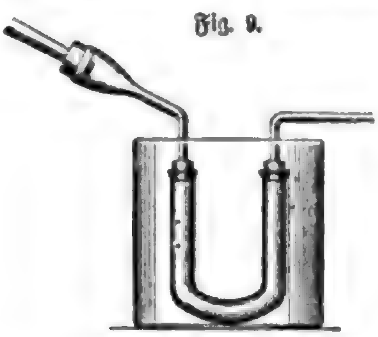
Fig. 8.



Liebigs Kühlapparat.

ist. Durch dies Rohr geht (Fig. 8) ein weites Glasrohr; ferner steckt in dem einen durchbohrten Kork ein aufwärts gehendes, oben zu einem Trichter erweitertes Rohr, durch welches kaltes Wasser zugeleitet wird, und in dem andern ein knieförmig gebogenes Abflußrohr für das erwärmte Wasser. Der ganze Apparat wird in geneigter Lage festgestellt und zwar so, daß das Trichterrohr an dem tiefsten Punkt einmündet, während das Abflußrohr die höchste Stellung einnimmt. Hier treten die heißen Dämpfe aus der Retorte ein und werden, da sie immer kälterm Wasser entgegenströmen, sehr vollständig abgekühlt und verdichtet. Ist das Destillat so flüchtig, daß es nur bei Anwendung großer Kälte flüssig erhalten werden kann, so verbindet man mit der Retorte und zwar vorteilhaft unter Einschaltung des Liebigschen Kühlapparats ein U-förmig gebogenes Rohr, welches in einem passenden Gefäß mit einer Kältemischung umgeben werden kann (Fig. 9). Bei den großen Destillierblasen benutzt man als Kühlapparat ein Faß, in welchem ein spiralförmig gewundenes Zinnrohr, die *Kühlschlange* D (Fig. 4), steckt. Diese wird vermittelst einer Flantsche oder Schraube mit dem Helm verbunden, während das untere Ende O außerhalb des Fasses mündet. Kaltes Wasser wird am Boden des Fasses zugeleitet, während das erwärmte durch ein Rohr nahe dem obern Rande des Fasses abfließt. Oft stellt man noch in die Schlange ein dünnwandiges Metallgefäß, welches das Schlangenrohr berührt und durch besondere Wasserzuleitung gekühlt wird. Man benutzt als Kühlapparat auch zwei ineinander geschachtelte dünnwandige Metallgefäße und läßt die zu kühlenden Dämpfe in den Raum zwischen beiden Gefäßen treten, während in das innere Gefäß und in das Faß, in welchem der ganze Apparat steht, beständig kaltes Wasser fließt. Bei manchen Operationen dienen als Kühlapparate auch Röhrensysteme, die lediglich durch Luft oder durch auffließendes Wasser gekühlt werden, oder man verbindet eine Reihe dreihalsiger Steinzeugflaschen (Bombonnes) miteinander, welche von den Dämpfen durchströmt werden.

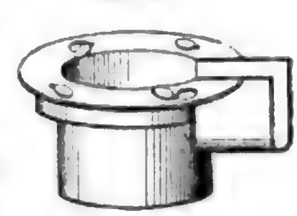
Fig. 9.



Vorlage für sehr flüchtige Destillate.

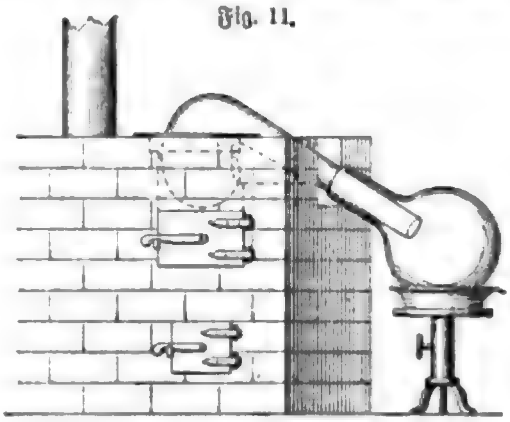
Glasretorten erhitzt man über freiem Feuer (Spiritus, Gas, Holzkohlen), sicherer im Wasser- oder Sandbad. Letzteres besteht aus einer Blechschale, auf deren Boden man 1 cm hoch trocknen gesiebten Sand streut. Auf diesen setzt man dann die Retorte und füllt die Schale wenigstens so hoch mit Sand, wie die Flüssigkeit in der Retorte steht. Manchmal muß die Retorte bis an den Hals in Sand vergraben werden. Fig. 10 zeigt ein solches Sandbad, eine *Kapelle*, für größere Retorten und zum Einsetzen in einen Windofen bestimmt. Fig. 11 zeigt eine eingemauerte Kapelle. Diese Vorrichtungen gewähren größere Sicherheit, weil die Retorte vor Zug und Stößen gesichert ist; man kann jedes beliebige Brennmaterial benutzen, und die Erhitzung ist eine viel gleichmäßigere, weil die größere oder geringere Lebhaftigkeit des Feuers nicht gleich durch die Sandschicht hindurch sich bemerkbar macht. Die D. verläuft darum viel regelmäßiger und kann bei guter Einrichtung mehr sich selbst überlassen bleiben. Mehrere derartige Kapellen, nebeneinander eingemauert und durch eine gemeinsame Feuerung erhitzt, bilden den *Galeerenofen*. Zum Schutz der Retorte benutzt man auch die sogen. *Beschläge*, Massen aus Thon und Kalk mit geeigneten Bindemitteln, mit denen man den Bauch der Retorte überzieht. Sie schützen die Retorten vor dem Zerspringen und gestatten bessere Regulierung der Temperatur als die Kapellen, ohne so großen Aufwand an Brennmaterial wie diese zu erfordern. Blasen werden ebenfalls mit direktem Feuer geheizt, sehr oft versieht man sie aber auch mit doppeltem Boden oder legt ein Schlangenrohr hinein, um sie mit Dampf zu heizen. In manchen Fällen kann letzterer direkt in die Blase geleitet werden. Man füllt z. B. einen aus siebartig gelochtem Blech oder aus Drahtgewebe angefertigten Korb, welcher denselben Durchmesser besitzt wie die Öffnung der Blase, mit aromatischen Kräutern, stellt den Korb in die Blase, verschließt diese mit dem Helm und leitet durch den Tubulus der Blase direkt Dampf ein. Dieser findet nun keinen andern Ausweg als durch

Fig. 10.



Sandbad.

Fig. 11.

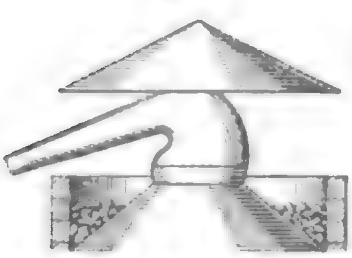


Eingemauerte Kapelle.

den Korb und verflüchtigt, indem er das Kraut durchdringt, das in demselben enthaltene ätherische Öl, dessen Dämpfe in der Kühlschlange zugleich mit dem Wasserdampf verdichtet werden. Manche sehr schwer flüchtige Körper sind überhaupt nur in der Weise zu destillieren, daß man in das Destillationsgefäß hochgespannten oder überhitzten Dampf leitet, welcher die Dämpfe der Substanz mit sich fortführt. Auch saugende Apparate (Exhaustoren) werden angewandt, um die in der Retorte gebildeten Dämpfe möglichst schnell herauszuschaffen.

Ist der Apparat zusammengesetzt, so feuert man vorsichtig an, bringt die Flüssigkeit schnell zum Sieden, mäßigt dann das Feuer und unterhält ein lebhaftes, gleichmäßiges Kochen. Besondere Vorsicht erfordern schäumende Flüssigkeiten, welche leicht übersteigen. Manche Flüssigkeiten kochen unter fortwährendem Stoßen; in solchen Fällen bringt man in die Retorte einen vielfach gebogenen Platindraht, Glasscherben oder Kohle, von deren Oberfläche aus die Dampfbildung dann gleichmäßig erfolgt. Scheidet sich während der D. ein fester Körper aus, z. B. Gips, schwefelsaures Bleioxyd, so stößt die Flüssigkeit oft so heftig, daß die Retorte zu zerspringen droht. In diesem Fall bedient man sich der in Fig. 12 dargestellten Vorrichtung.

Fig. 12.



Apparat zum Erhitzen stoßender Flüssigkeiten.

Ein konisch zusammengelegtes Blech ist in der Mitte so weit ausgeschnitten, daß der untere Teil der Retorte, in welchem sich der ausgeschiedene feste Körper sammelt, darin versenkt werden kann. Anstatt vom Boden, erhitzt man nun die Retorte von den Seiten durch Kohlen, die auf das Blech gelegt werden, und erzielt so ein gleichmäßiges Sieden. Diese Vorrichtung ist namentlich bei der Rektifikation der englischen Schwefelsäure empfehlenswert. Sehr gut wirkt auch ein Luftstrom, den man durch den Tubulus der Retorte mit Hilfe eines Glasrohrs bis auf den Boden derselben leitet; doch muß man statt gewöhnlicher Luft oft ein andres Gas anwenden. Nach Pellogio wird das stoßende Kochen leicht dadurch verhindert, daß man in den Tubulus der Retorte mittels eines durchbohrten Pfropfens ein Glasrohr einsetzt, welches bis fast auf den Boden der Retorte reicht, außerhalb seitwärts rechtwinkelig umgebogen und am äußersten Ende zu einem offenen feinen Haarröhrchen ausgezogen ist. Um Flüssigkeiten, die wegen ihrer leichten Zersetzbarkeit nicht bis zum Siedepunkt erhitzt werden dürfen, im *luftverdünnten Raum* zu destillieren, verbindet man die Retorte luftdicht mit einem tubulierten Kolben, der durch ein Glasrohr mit einer Luftpumpe in Verbindung steht. Sobald die Luftverdünnung einen hinreichend hohen Grad erreicht hat, schmelzt man das Glasrohr zu und destilliert nun unter gelinder Erwärmung der Retorte und sehr starker Abkühlung der Vorlage. Bisweilen ist es vorteilhaft, die D. nicht mit einer Retorten- oder Blasenfüllung zu Ende zu führen, sondern von der zu destillierenden Flüssigkeit beständig nachfließen zu lassen, bis sich endlich im Destillationsgefäß so viel nicht oder schwer flüchtige Substanzen angesammelt haben, daß man die D. unterbrechen muß. Soll das Destillat aus der Einwirkung zweier Substanzen aufeinander hervorgehen, so ist meist ein längeres Digerieren erforderlich, und man muß dann das zuerst erhaltene Destillat in die Retorte zurückgießen und abermals destillieren. Diese lästige Operation, das *Kohobieren*, wird vermieden, wenn man die Retorte mit aufwärts gerichtetem Kühlapparat verbindet, so daß die in letzterm verdichtete Flüssigkeit beständig in die Retorte zurückfließt. Ist endlich der Zweck erreicht, so bringt man den Kühlapparat in normale Lage und destilliert wie gewöhnlich.

Rektifikation.

Nicht immer wird der Zweck, welchen man mit der D. verfolgt, in einer einzigen Operation erreicht. Dann muß das Destillat zum zweitenmal destilliert werden, und diese zweite D. nennt man Rektifikation. Eine solche ist besonders erforderlich, wenn es sich bei der D. darum handelt, leichter und schwerer flüchtige Flüssigkeiten voneinander zu trennen. Erhitzt man ein Gemisch solcher Flüssigkeiten, so verflüchtigt sich zunächst diejenige, deren Siedepunkt am niedrigsten liegt. Ein in das Gemisch tauchendes Thermometer zeigt beständig annähernd dieselbe Temperatur, bis der größte Teil der flüchtigsten Flüssigkeit übergegangen ist. Alsdann steigt das Thermometer, es entwickeln sich reichlich Dämpfe der Flüssigkeit, deren Siedepunkt nunmehr der niedrigste ist, und wiederum bleibt das Thermometer stationär, bis der größte Teil auch dieser Flüssigkeit destilliert ist. Dies Verhalten ermöglicht die Trennung mehrerer Bestandteile eines Gemisches, wenn deren Siedepunkte hinreichend verschieden sind. Man unterbricht dann die D. zu geeigneten, durch das Thermometer angegebenen Zeitpunkten und sammelt die Destillate gesondert (*fraktionierte D.*). Da aber eine vollständige Trennung nicht sofort erreicht wird, so rektifiziert man die Destillate und fängt gesondert auf, was bei einer Temperatur von einigen Graden unter und über dem Siedepunkt der rein darzustellenden Flüssigkeit übergeht. Durch wiederholte Rektifikation und Einschränkung der Temperaturgrenzen erhält man endlich Produkte, bei deren D. die Temperatur vom Anfang bis zum Ende stationär bleibt. Zur Erleichterung der fraktionierten D. setzt man auf den an Stelle der Retorte benutzten Destillierkolben ein Rohr mit zwei oder mehr Kugeln (Fig. 13), in welchen die Dämpfe der weniger flüchtigen Substanzen verdichtet werden, so daß diese in den Kolben zurückfließen, während die Dämpfe der flüchtigsten Substanzen in den Kühlapparat gelangen. Ein Thermometer im obern Teil des Kugelrohrs zeigt die Temperatur der entweichenden Dämpfe an.

Fig. 13.

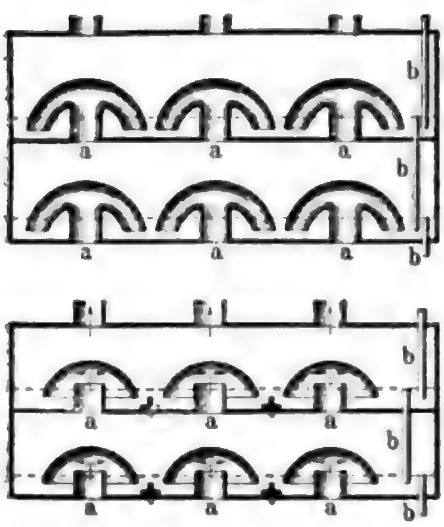


Fraktionierte Destillation.

In der Spiritusfabrikation, bei der Darstellung von Benzol ꝛc. kommt es darauf an, aus einem Flüssigkeitsgemisch (Alkohol und Wasser, Benzol und andre Teeröle) den einen Bestandteil möglichst schnell und vollständig und mit möglichst geringem Aufwand an Brennmaterial abzuscheiden. Man erreichte dies früher durch wiederholte Destillationen (Rektifikationen), benutzt jetzt aber Apparate, welche das Ziel schneller und vollständiger in einer einzigen Operation und dabei zum Teil kontinuierlichem Betrieb gestatten, so daß beständig die zu destillierende

Flüssigkeit in den Apparat eintritt, während Destillat und Destillationsrückstand ebenso beständig den Apparat verlassen. Diese komplizierten Apparate beruhen auf zwei verschiedenen Prinzipien. Erhitzt man eine Mischung von Alkohol und Wasser, so entwickelt sich Dampf, der bei seiner Verdichtung eine Flüssigkeit liefert, welche verhältnismäßig mehr Alkohol und weniger Wasser enthält und bei niedrigerer Temperatur siedet als die ursprüngliche Flüssigkeit, die bei hinreichend langem Sieden allen Alkohol abgibt, so daß reines Wasser zurückbleibt. Wird das erste Destillat abermals erhitzt, so wiederholt sich derselbe Vorgang, und man erhält abermals ein alkoholreicheres Produkt. Dies ist das **Prinzip der Rektifikation**. Werden nun die beim Erhitzen des Gemisches von Alkohol und Wasser sich entwickelnden Dämpfe auf eine bestimmte Temperatur, welche noch über dem Siedepunkt des Alkohols liegt, abgekühlt, so verdichtet sich aus denselben eine Flüssigkeit, ein Gemisch von Alkohol und Wasser, dessen Siedepunkt unmittelbar unter jener Temperatur liegt, während alkoholreichere Dämpfe (wie sie sich beim Sieden dieser Flüssigkeit entwickeln würden) unverdichtet bleiben.

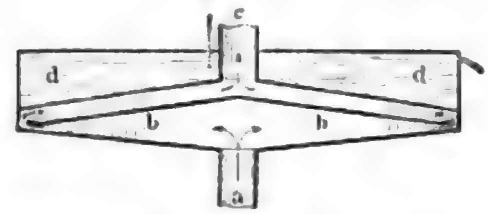
Fig. 14.



Rektifikatoren.

Die erhaltene Flüssigkeit ist also alkoholärmer, der verbleibende Dampf alkoholreicher als der ursprüngliche Dampf vor der Abkühlung. Dies ist das **Prinzip der Dephlegmation**, und die erwähnten Apparate enthalten Teile, in denen Rektifikation und Dephlegmation wiederholt zur Anwendung kommen. Das Produkt ist fast reiner Alkohol. Fig. 14 zeigt eine Form der Rektifikationsvorrichtungen. Es sind flache kupferne Becken, oft in großer Zahl übereinander stehend, zu Säulen angeordnet. Die durch die Rohre a eintretenden Dämpfe werden durch darüber befindliche Glocken oder gebogene Rohre genötigt, durch die Flüssigkeit zu gehen, welche sich anfangs in den Becken ansammelt, erhitzen dieselbe zum Sieden und bringen sie mithin zum Verdampfen. Durch die Tropfrohre b wird der Stand der Flüssigkeit in den Becken geregelt und die Flüssigkeit von einem Becken zum andern und in die Blase zurückgeführt. Selbstverständlich ist die Temperatur in den untern Becken höher als in den obern, weil sich in letztern alkoholreichere Flüssigkeit findet als in den erstern. Aus der destillierenden Flüssigkeit wird von Becken zu Becken mehr Wasser abgeschieden, welches schließlich in die Blase zurückgelangt. Einen Dephlegmator, das **Pistoriussche Becken**, zeigt Fig. 15. Es

Fig. 15



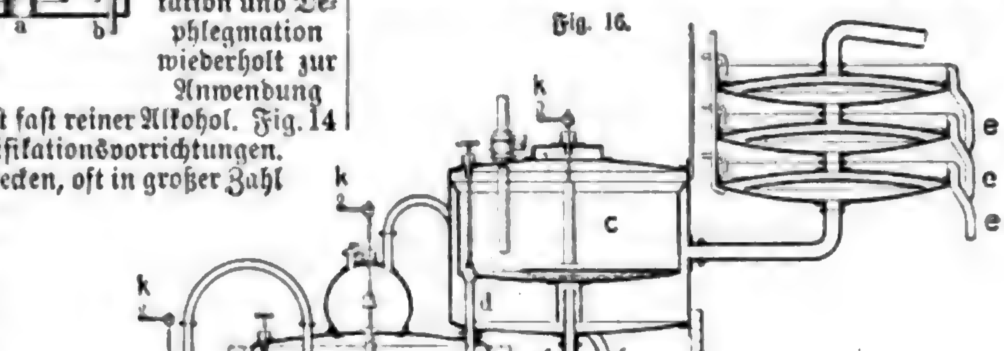
Pistoriussches Becken.

besteht aus einem runden kupfernen Becken mit einem Aufsatzrand d und einem lose eingelegten Zwischenboden b. Dieser letztere nötigt die durch a eintretenden Dämpfe, in der Richtung der Pfeile die untere und obere Fläche des Beckens zu bestreichen. Erstere wird durch die Luft, letztere durch auffließendes Wasser gekühlt. Die hierdurch niedergeschlagene alkoholärmere Flüssigkeit fließt durch a nach der Blase zurück, während der alkoholreichere Dampf durch c in der Richtung nach dem Kühler weiter geht.

Neuere Apparate für Großbetrieb.

Die zuletzt erwähnten Becken kommen zur Anwendung bei dem Pistoriusschen Apparat (Fig. 16). a und b sind zwei Blasen, c ein Behälter, in welchem die zu destillierende Flüssigkeit (die weingare Maische) vorgewärmt wird; h ist eine Niederschlag- oder Lutterblase. Die Maische fließt durch d in den Vorwärmer, wird hier erwärmt und dient zugleich zur teilweisen Dephlegmierung der Dämpfe, sie geht dann nach der ersten Blase b und, nachdem sie hier durch den Dampf, der aus der kochenden Maische in a entströmt, ihren Alkoholgehalt größtenteils verloren hat, nach der Blase a, wo sie noch durch den durch i eintretenden Dampf erhitzt wird. Die Blasen und der Vorwärmer sind mit Rührern versehen, welche durch die Kurbeln k bewegt werden. Die aus

Fig. 16.



Pistoriusscher Apparat.

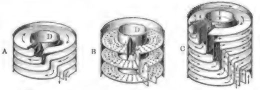
der Blase b entweichenden Dämpfe gelangen zunächst durch das Rohr f in die Blase h und bringen die hier angesammelte Flüssigkeit zum Kochen. Die Dämpfe, welche sich aus dieser Flüssigkeit entwickeln,

gelangen durch g in den untern Teil von c und erfahren hier durch den Boden und die Seitenbehälter des Maischbehälters eine Abkühlung. Die verdichtete Flüssigkeit wird durch die nachströmenden Dämpfe erhitzt, und es erfolgt eine abermalige Verdampfung, dann aber, indem die Dämpfe in die drei Becken eee gelangen, die Dephlegmierung, welche schließlich einen Alkohol von 80 Proz. liefert.

Sehr verbreitet sind namentlich in Frankreich und Belgien die Savalleschen Säulen- und Kolonnenapparate, deren Hauptteil die oben beschriebenen Verdampfer (Fig. 14) bilden. Sie sind meist für kontinuierlichen Betrieb eingerichtet, liefern aber nicht direkt hochgradigen Spiritus. Diese Apparate benutzt man gegenwärtig auch zur Darstellung von reinem Benzol (s. d.) aus Teerölen. Für die Abscheidung des Alkohols aus Wein und andern dünnen oder klaren Flüssigkeiten (nicht für Maischen) eignet sich der von Derosne verbesserte Apparat von Cellier-Blumenthal. Bei demselben (s. Tafel »Destillationsapparate«, Fig. 17) ist A die erste, B die zweite Blase, auf welcher die Säule CCD steht, deren unterer Teil CC zur D., der obere D zur Verstärkung dient. E ist der Vorwärmer mit darin liegender Schlange s, in welcher alkoholarme Flüssigkeit verdichtet wird. F ist der Kühler mit Schlangenrohr. Der zu destillierende Wein fließt durch k nach F, dient hier als Kühlflüssigkeit, und nachdem er sich erwärmt hat, steigt er in dem Rohr g auf, gelangt in den Vorwärmer E und wird hier durch ein horizontales Siebrohr r auf die Schlange gespritzt. Er erhitzt sich durch dieselbe weiter und fließt durch h in die Säule, wo er in der Abteilung D die Verstärkung bewirkt und dann unter immer stärkerer Erwärmung nach C, in die Blase B und endlich nach A gelangt. Während dieses Wegs verliert nun der Wein seinen Alkoholgehalt mehr und mehr und wird in der Blase B weiter, in der Blase A vollständig alkoholfrei. A hat direkte Feuerung, B wird durch die abgehenden Feuerungsgase erhitzt. Die Dämpfe gehen also von A nach B, dann nach C und D, also dem herabfließenden, sich erwärmenden Wein entgegen, und gelangen dann in die Schlange des Vorwärmers. Von jeder Windung dieser Schlange geht unten ein kurzes Röhrchen i ab und durch den Boden des Vorwärmers hindurch. Alle diese Rohre münden in ein Sammelrohr, welches geringen Fall nach dem Rohr t hat, und letzteres leitet die Flüssigkeit in die Kühlschlange. Von dem Sammelrohr, welches nach dem Kühler hin etwas geneigt liegt, gehen wieder drei Vertikalrohre ab, deren zwei in das Rohr m münden, während das dritte in das Rohr n geht. Diese Rohre haben Fall nach der Kolonne hin und sind mit Hähnen versehen. Schließt man alle Hähne, so fließt die in der Schlange verdichtete Flüssigkeit in den Kühler, und man erhält ein schwaches Destillat. Stehen die Hähne aber sämtlich oder zum Teil offen, so gelangt die verdichtete Flüssigkeit in die Säule zurück, und nur die alkoholreichsten Dämpfe, die in der Schlange des Vorwärmers nicht verdichtet wurden, gelangen nach F und werden hier verdichtet, so daß man einen sehr starken Spiritus erhält. Die Hähne m' und n' sind Probehähne und dienen zum Regulieren des Prozesses. Bei Beginn der Arbeit werden die beiden Blasen A und B mit Wein gefüllt. Ist dann die Flüssigkeit in A alkoholfrei (wovon man sich durch Abziehen einer Probe überzeugt), so läßt man einen Teil des Inhalts ab und nimmt gleich viel Flüssigkeit aus B hinzu, wo sich inzwischen schon aus der Säule kommende alkoholarme Flüssigkeit angesammelt hat. So geht es fort, man zieht in Unterbrechungen Schlempe aus A ab, während Wein kontinuierlich zufließt und das Destillat kontinuierlich abfließt.

Der Apparat von Gebrüder Siemens u. Komp. (s. Tafel »Destillationsapparate«, Fig. 18) besteht aus dem Vorwärmer A, der Maischkolonne B und dem Rektifikator C, welche durch die langen Bolzen mm zusammengehalten werden. Beim Betrieb stehen die Kammern bb des Vorwärmers A sowie ein Teil des Untersatzes c voll heißer Schlempe, die Kammern aa dagegen und der übrige Teil von c voll kalter, demnächst zu entgeistender Maische, welche durch die Schlempe vorgewärmt wird, ehe sie in die Kolonne B gelangt. Demgemäß tritt die Maische bei d in den Vorwärmer, passiert nacheinander in Form eines das Kernrohr D ringförmig umschlängelnden Bandes die Passagen aa, fällt in c hinab, passiert einen Teil des Untersatzes und tritt durch eine weite Öffnung nach der Mitte zu in das Kernrohr D, steigt in demselben aufwärts und ergießt sich bei f in die Maischkolonne B. Letztere besteht aus einer Anzahl übereinander gestellter Gefäßstücke (Einsätze) mit beiderseitig offenem Kernrohr und ringförmigem, gelöchertem Horizontalboden. Der Raum unter diesem Boden dient zum Abfangen und zur Aufnahme der aus der darunterliegenden Flüssigkeit aufsteigenden Dämpfe, während der Raum über dem Boden zur Aufnahme der zu entgeistenden Flüssigkeit selbst dient. In jedem dieser Einsätze kann die Maische beim Durchgang durch den Apparat nur ringförmig um den Kern herum zirkulieren und zwar nach Einer Richtung und auch nicht ganz herum, weil eine vertikale Rippe den ringförmigen Zusammenhang dieser Flüssigkeit verhindert, wohingegen eine untere Öffnung die Verbindung derselben mit der in dem tiefer liegenden Einsatz befindlichen Flüssigkeit vermittelt. Vermöge dieser Konstruktion der Maischkolonne unterliegt die in Form eines sehr langen Bandes darin befindliche Maische derart der Entgeistung durch die bei o zugeführten und nach oben wirkenden Dämpfe, daß die Wärme, welche ein Stück des Bandes entgeistet, immer wieder benutzt wird, um ein darüberliegendes Stück des Bandes zu entgeisten, ohne daß eine Vermischung benachbarter Bandstücke eintritt. Aus dem untersten Teil von B tritt die vollkommen entgeistete Maische als Schlempe in den Vorwärmer und fließt durch J bei K ab; der über den Einsätzen von B durch einfache Ringe gebildete Raum E dient als Steigraum. Der Apparat steht beim Betrieb bis zum Maischstandglas n voll Maische. Die aus der Maische entwickelten alkoholhaltigen Dämpfe steigen in den Rektifikator C, welcher aus einer Anzahl Gußeisenstücke derartig zusammengesetzt ist, daß eine Reihe von Kammern gebildet wird, die als Passagen teils für die alkoholhaltigen Dämpfe, teils für Kühlwasser dienen, welch letzteres den Vorgang der Rektifikation vermittelt. Die alkoholreichen Dämpfe gehen bei F in den Kühler S, während das im Rektifikator gebildete Phlegma sich auf den Böden der Kammern sammelt und, soweit es nicht durch den Prozeß der Rektifikation wieder verdampft wird, auf den Böden zurückfließend durch ein innen liegendes Rohr in die Maischkolonne zurücktritt. Das Kühlwasser tritt bei s in den Kühler S und gelangt durch t in den Rektifikator, passiert denselben und fließt bei h heiß ab. Der empfindliche Prober T dient zur Kontrolle der Arbeit. Die Figuren 18a, 18b, 18c geben Schnitte durch Vorwärmer, Maischkolonne und Rektifikator.

Einen kontinuierlichen Brennapparat, der beim ersten Abtrieb hochgradigen Spiritus von mindestens



A Vorwärmer. B Maischkolonne. C Rektifikator.
(Durchschnitte zu Fig. 18.)

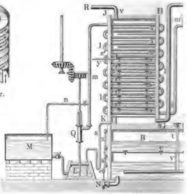


Fig. 20. Coffeys

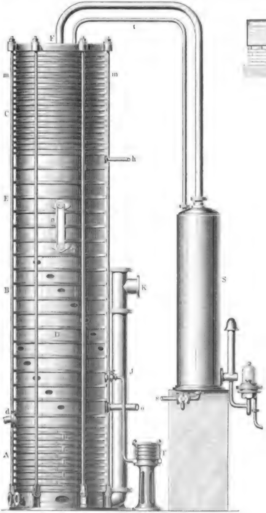


Fig. 18. Apparat von Gebrüder Siemens & Komp.

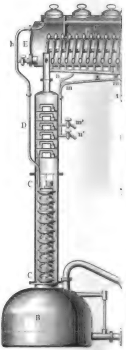
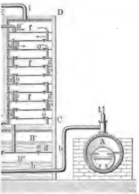
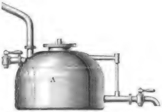


Fig. 17. Apparat



Blase.





von Cellier-Blumenthal.

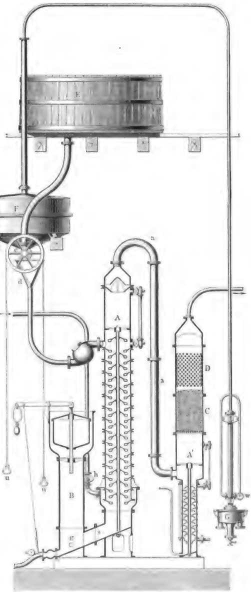


Fig. 19. Kontinuierlicher Brennapparat von Ilges.

94 Proz. liefert, hat Jlges konstruiert (Fig. 19 der Tafel). Aus dem Maischreservoir E wird die Maische durch einen Zweiweghahn c in den Maischregulator F gelassen. Die Größe des letztern ist so bemessen, daß sie dem stündlich abzutreibenden Quantum Maische entspricht, so daß man nur jede Stunde einmal zu füllen braucht. Nach der Füllung des Maischregulators wird c so gedreht, daß seine Ausflußöffnung nach dem Einlauftrichter d vollständig geöffnet ist. Die Drehung des Hahns erfolgt mittels einer Schnurscheibe und zweier Schnüre u u. Bei völliger Öffnung von c würde F sich sehr schnell entleeren, und um dies zu vermeiden, ist F geschlossen und steht durch das Rohr v mit dem Wassermanometer G in Verbindung. Die Maische kann deshalb nur in dem Maß abfließen, in welchem man den Luftzutritt durch das Ventil w gestattet. Ein Glasrohr am Wassermanometer läßt stets erkennen, wie weit F gefüllt ist. Durch den Einlauftrichter d und das anschließende Rohr mit Sicherheitskugel gelangt die Maische in die Maischsäule A, welche aus einzelnen Teilen zusammengeschraubt ist und im Innern an jeder Verschraubung einen trichterförmigen Ring besitzt, über welchem eine konische Haube so angebracht ist, daß die Maische beständig auf geneigten Flächen abwärts fließt. Ein Glasrohr am obern Teil der Maischsäule zeigt den Stand der Maische an. Der Dampfeintritt erfolgt durch den Hahn h. Durch den weiten Verbindungskanal s tritt die im untern Teil der Maischsäule völlig entgeistete Schlempe in den Schlempenregulator B, in dessen oberm Teil ein Schwimmer mittels Hebel und Kette den Schlempenauslaßhahn g so reguliert, daß B und A stets normal gefüllt sind. Der obere Teil der Maischsäule besitzt einen Prellboden zum Auffangen mitgerissener Flüssigkeitsteilchen. Das Rohr a führt die Alkoholdämpfe in die Luttersäule A', auf welcher der mit Porzellankugeln gefüllte Rektifikator C und der mit einem System verzinnter Kupferrohre versehene Dephlegmator D stehen. Aus letzterm gelangen die Alkoholdämpfe in den Kühler. Um den Betrieb zu kontrollieren, verdichtet man die Dämpfe des Abflußrohrs und untersucht den gewonnenen Niederschlag durch einen äußerst empfindlichen Schlempeprober.

Coffeys Blase, welche in England für fraktionierte Destillationen aller Art benutzt wird, zeigt die Anwendung des Dephlegmationsprinzips in eigentümlicher Ausbildung. Sie besteht (Fig. 20 der Tafel) aus einem Gefäß B und zwei Kolonnen, dem Analysator CDEF und dem Rektifikator GHJK. Das Gefäß ist durch cd in zwei Kammern B' und B'' geteilt. Die Scheidewand enthält zahlreiche Löcher zum Durchlassen des Dampfes und nach oben sich öffnende Ventile ee. Das unten hydraulisch abgeschlossene Rohr v reicht von der Scheidewand bis beinahe auf den Boden von B'' und kann durch die Stange t verschlossen werden. xx sind Wasserstandsgläser. Der Analysator ist durch Scheidewände gh mit zahlreichen Löchern und nach oben sich öffnenden Ventilen oo in 12 Kammern ff geteilt. Jede Scheidewand enthält ein Überlaufrohr p, welches 2,5 cm über die Platte hervorragt, so daß eine Flüssigkeitsschicht von entsprechender Höhe auf der Platte stehen bleibt; unten auf der nächsten Platte tauchen die Rohre in seichte hydraulische Verschlüsse, so daß kein Dampf durch sie entweichen kann. Der Rektifikator ist in 15 Kammern geteilt. Die untern 10 haben Scheidewände mit Löchern, Ventilen und Überlaufrohren. Über der obersten liegt eine massive Platte mit dem großen Loch w zum Durchlassen der Dämpfe und dem Überlaufrohr s'. Ein aufrechter Rand um w verhindert das Zurücklaufen der höchst rektifizierten Flüssigkeit. Unter s' befindet sich ein tieferer Wasserverschluß, aus welchem die Flüssigkeit durch y in eine Kühlschlange fließt. Die obersten 5 Kammern haben massive Scheidewände mit je einem großen Loch an abwechselnden Seiten, durch welches die Dämpfe aufwärts und die Flüssigkeiten abwärts gehen. Erstere werden dabei durch das Schlangenrohr mm gut gekühlt. Dies Rohr läuft in allen 15 Kammern in mehreren Windungen hin und her, und die Bogenstücke ll verbinden die Rohrstücke je zweier Kammern, so daß von der Pumpe Q an eine kontinuierliche Rohrführung durch alle Kammern des Rektifikators geht und oben bei n' in den Analysator mündet. Aus M wird L für die Pumpe Q gespeist. Diese liefert etwas mehr, als der Apparat braucht; der Überschuß fließt durch n nach M zurück. Das vom Dampfkessel A ausgehende Rohr bb verteilt sich in B'' in verschiedene durchlöcherte Zweigrohre. Bei Beginn der Arbeit wird das Rohr m mit der zu destillierenden Flüssigkeit gefüllt, dann die Pumpe außer Thätigkeit gesetzt und Dampf durch b zugeleitet. Dieser geht durch B' B'', durch z in den Analysator, durch i in den Rektifikator, in welchem er die Flüssigkeit erhitzt. Ist etwas mehr als die Hälfte des Rektifikators warm geworden, so setzt man die Pumpe wieder in Gang. Die Flüssigkeit strömt nun fast siedend bei n' in den Analysator und geht durch pp von Kammer zu Kammer abwärts, während der Dampf durch die Löcher der Platten tritt, auf jeder ein dünne Flüssigkeitsschicht passiert und dabei die flüchtigen Bestandteile vollständig austreibt. Ist B' beinahe voll, so läßt man den Inhalt durch v nach B'', welche Abteilung durch N entleert wird. Der Wasserdampf, mit dem Dampf der flüchtigen Bestandteile der Flüssigkeit beladen, geht durch i in den Rektifikator, umspült das Rohr mm und gibt an dasselbe Wärme ab, so daß viel Wasserdampf kondensiert wird, während die flüchtigen Dämpfe durch w entweichen, in vv noch mehr entwässert werden und durch R zum Kühlapparat entweichen. Die im Rektifikator verdichtete Flüssigkeit fließt durch s nach L zurück. Das Thermometer m' dient zur Regulierung der Operation, indem man nach dessen Angabe den Hahn im Rohr n stellt.

Trockne Destillation.

Die trockne Destillation (destillatio sicca) ist der Zersetzungsprozeß, welchen die organischen Körper durch die Einwirkung der Wärme bei Abschluß der Luft erleiden. Die Bezeichnung ist von der Art und Weise hergenommen, wie derselbe gewöhnlich eingeleitet wird. Die Körper werden in Glas- und Metallretorten ohne Zusatz von Wasser (also »trocken«) der Einwirkung der Wärme ausgesetzt und die Produkte, je nachdem sie bei gewöhnlicher Temperatur fest, flüssig oder gasförmig sind, in geeigneter Weise kondensiert und in passenden Gefäßen aufgefangen. Alle organischen Körper zersetzen sich bei hinreichend hoher Temperatur in einfachere Verbindungen. Manche geben dabei nur flüchtige Produkte, andre hinterlassen einen Rückstand, der sich schließlich auch bei höchster Temperatur nicht weiter verändert und wesentlich aus Kohlenstoff besteht. Die Zersetzungsprodukte der organischen Substanzen sind ungemein verschieden, und zwar liefert derselbe Körper je nach der Temperatur, welcher er ausgesetzt wird, verschiedene Produkte. Die gewöhnlichsten Produkte sind: Wasser, Kohlensäure, Kohlenoxyd, gasförmige, flüssige und starre Kohlenwasserstoffe, Essigsäure, Ammoniak, Phenole, Basen 2c. Organische Körper von sehr kompli-

zierter Zusammensetzung oder Gemenge, wie Holz, Torf, Steinkohlen ꝛc., liefern sehr zahlreiche Zersetzungsprodukte, eine wässerige Flüssigkeit, welche bei stickstofffreien Körpern sauer, bei stickstoffhaltigen alkalisch reagiert, Teer von ungemein komplizierter Zusammensetzung und Gase. Man macht von der trocknen D. auch in der Technik Gebrauch, namentlich werden Steinkohlen, Braunkohlen, Holz der trocknen D. unterworfen, teils um Leuchtgas zu gewinnen, wobei Teer, Ammoniak, Essigsäure, Methylalkohol als Nebenprodukt gewonnen werden, teils behufs Darstellung von Holzessig, Teer, Paraffin, Photogen, teils auch des Destillationsrückstandes halber, in welchem Fall die Operation Verkohlung (bei Holz, Torf) oder Verkokung (bei Steinkohle) genannt wird. Als Destillationsgefäße (Retorten) benutzt man häufig an einem Ende geschlossene Schamotterohre von ovalem oder ⌓-förmigem Querschnitt, welche in der Regel liegend eingemauert und am vordern offenen Ende mit einem eisernen Mundstück versehen werden, um einen eisernen, luftdicht schließenden Deckel aufschrauben und ein Dampf- oder Gasableitungsrohr anbringen zu können. Andre Apparate werden in der Paraffinindustrie, bei der Koksbereitung, bei der Verkohlung von Holz ꝛc. benutzt.

Im Volksmund heißt Destillation auch s. v. w. Spirituosenhandlung, und Destillieren fälschlich auch das Extrahieren von Vegetabilien mit Spiritus (Verwechselung mit Macerieren oder Digerieren).

Destilliertes Wasser (Aqua destillata), s. Wasser.

Destinatär (franz., auch Konsignatär), der Empfänger (Adressat) von Frachtgütern.

Destinieren (lat., franz.), bestimmen, ausersehen; Destination, Bestimmung, Endzweck.

Destituieren (lat.), ab-, entsetzen (des Amtes); Destitution, Amtsentsetzung; destituabel, absetzbar.

Destouches (spr. dätuhsch), 1) Philippe Néricault, franz. Lustspieldichter, geb. 1680 zu Tours, ward in Paris erzogen, war eine Zeitlang Schauspieler, nach andern Soldat und ging als Gesandtschaftsattaché mit dem Marquis de Puysieux nach der Schweiz. Hier fand er Muße, sein dichterisches Talent dem Theater zuzuwenden. Durch den Beifall, den seine Stücke fanden, erwarb er sich die Gunst des Regenten, des Herzogs von Orléans, der ihn 1717 als Geschäftsträger nach England sandte. Nach seiner Rückkehr (1723) wurde er zum Mitglied der Akademie gewählt, zog sich aber nach dem Tode des Regenten vom Theater zurück und starb 4. Juli 1754. Seine fünfaktige Komödie »Le glorieux« (1732) ist nach Villemain ein Meisterwerk der Bühne, in welchem sowohl Stoff, Entwickelung und Charakterzeichnung als auch die Komik und der Stil ausgezeichnet genannt werden könnten. In seinen übrigen Stücken aber läßt es D. an komischer Laune und Wahrscheinlichkeit zu oft fehlen, während sein Stil rein und elegant bleibt; besonders hervorzuheben ist, daß er seine Stücke von Lascivitäten frei hält. Am meisten Erfolg hatten: »Le philosophe marié« (1727), »Le dissipateur« (1736), »La fausse Agnès« (1759), welche auch in Deutschland durch Übersetzungen bekannt und beliebt waren. Seine »Œuvres« sind herausgegeben Amsterdam 1755—59, 5 Bde.; Paris 1822, 6 Bde.; seine »Œuvres choisies« veröffentlichte Auger (das. 1810, 2 Bde.).

2) Paul Emile (eigentlich Detouche), franz. Maler, geb. 16. Dez. 1794 zu Dampierre, bildete sich unter David, Guérin und Gros und besuchte später Italien. Anfänglich huldigte er der historischen Richtung, seinen Ruhm erlangte er jedoch erst, als er sich von der Davidschen Schule mehr entfernte und das bürgerliche Sittenbild kultivierte. Seine Rückkehr der gefallenen Tochter ins elterliche Haus (1827), die unterbrochene Unterzeichnung des Ehevertrags und die Liebe als Arzt (1831) fanden in Aquatintastichen ihres melodramatischen Inhalts wegen große Verbreitung. D. starb im Juli 1874 in Paris.

Destra (d. mano, ital., abgekürzt d. m. oder nur d.), rechte (Hand), in der Klaviermusik gebräuchliche Anweisung, eine Figur mit der rechten Hand zu spielen.

Destruktion (lat.), Zerstörung; Destruktor, Zerstörer; destruktiv, zerstörend; destruieren, zerstören; destruktibel, zerstörbar.

Destur (pers., »Norm, Erlaubnis«), in der Türkei Name der Sammlung von Gesetzen und Verordnungen; bei den Parsen (s. d.) Name der Oberpriester.

Destutt de Tracy (spr. -ütt dö traßi), 1) Antoine Louis Claude, Graf, namhafter philosoph. Schriftsteller, geb. 20. Juli 1754 zu Paris, war beim Ausbruch der französischen Revolution Oberst und Deputierter bei den Generalstaaten. Liberalen Ideen sich zuneigend, stimmte er für die Abschaffung der Adelsprivilegien, verließ dann im August 1792 mit seinem Freund und Gesinnungsgenossen Lafayette Frankreich, kehrte aber nach einiger Zeit heimlich nach Paris zurück, wurde 2. Nov. 1793 in Haft genommen und erhielt erst nach Robespierres Sturz seine Freiheit wieder. Während Napoleons Herrschaft war er Senator, und nach der Rückkehr der Bourbonen wurde er zum Pair ernannt. Er starb als Mitglied des Nationalinstituts 10. März 1836. Als Philosoph huldigte er dem Sensualismus, insbesondere der Richtung Condillacs, dessen Lehre er zu dem sogen. Ideologismus weiterbildete. Sein Hauptwerk sind die »Éléments d'idéologie« (Par. 1801—15, 5 Bde.; neue Aufl., das. 1824—25). Die beiden letzten Teile des Werkes, den »Traité de la volonté et de ses effets« enthaltend, geben eine Darstellung der politischen Ökonomie. Von seinen übrigen Schriften ist der »Commentaire sur l'esprit des lois de Montesquieu« (zuerst engl., Philad. 1811; franz., Par. 1819; deutsch von Morstadt, Heidelb. 1820—21, 2 Bde.) zu erwähnen.

2) Antoine César Victor, Graf, Sohn des vorigen, geb. 1781, machte als Offizier unter dem Kaiserreich die Feldzüge in Spanien und 1813 in Deutschland mit, nahm 1818 seinen Abschied und widmete sich der Bewirtschaftung seiner Güter. Seit 1827 ununterbrochen Kammermitglied bis zur Februarrevolution 1848, hielt er sich stets zur Opposition. Im Ministerium des Prinz-Präsidenten vom 20. Dez. 1848 erhielt er das Portefeuille der Marine, das er jedoch im Oktober 1849 wieder abgab. Seitdem auf seinen Gütern zu Paray lebend, starb er daselbst 13. März 1864. Litterarisch machte er sich durch agronomische und nationalökonomische Arbeiten bekannt. — Seine Gattin Marie de Tracy, aus Newtons Familie stammend, geb. 1789 zu Stockport, gest. 27. Okt. 1850, geistvoll und hochgebildet, schrieb: »Essais divers, lettres et pensées« (Par. 1855, 3 Bde.) und den vorzüglichen Roman »Martha«.

Desultoren, bei den Römern Kunstreiter, welche zwei Pferde im Reiten leiteten und während des Rennens von dem einen auf das andre voltigierten; daher desultorisch, »abspringend«, unstet, der Beharrlichkeit und Ausdauer ermangelnd.

Desumieren (lat.), entnehmen, entlehnen, herleiten; Desumtion, die Hernahme, Entlehnung.

Desunierte (disunierte, nichtunierte) **Griechen**, diejenigen Griechen, welche die Oberherrschaft

des Papstes nicht anerkennen; vgl. **Griechische Kirche**.

Desv., bei botan. Namen Abkürzung für A. N. **Desvaux** (spr. däwoh), geb. 1784 zu Poitiers, starb als Professor der Botanik in Bellevue bei Angers 1856.

Desvergers (spr. däwärscheh), **Joseph Marie Adolphe Noël**, franz. Orientalist und Archäolog, geb. 2. Juni 1805 aus einer alten Familie der Normandie, studierte auf der Schule der orientalischen Sprachen zu Paris und debütierte als Gelehrter mit einer Ausgabe von Abulfedas »Vie de Mahomet« (mit Übersetzung und Noten, Par. 1837). In der Folge veröffentlichte er: »L'histoire de l'Afrique sur la dynastie des Aghlabites« von Ibn Chaldoun (ebenfalls mit Übersetzung, 1841), machte 1842 eine Reise nach Neapel und Sizilien, um in Bibliotheken und Archiven alles auf die normännischen Ansiedelungen daselbst Bezügliche zu sammeln, ließ dann eine »Histoire de l'Arabie« (1847) erscheinen, unternahm eine neue Reise nach Griechenland und dem Orient und ließ sich schließlich auf einer Villa bei Rimini in Italien nieder, wo er über die etruskischen Altertümer Nachforschungen anstellte. Von der Akademie der Inschriften zum Mitglied ernannt, starb er 8. Jan. 1867 in Nizza. Von Schriften sind noch zu erwähnen: »Essai sur Marc-Aurèle d'après les monuments épigraphiques« (1860); »L'Étrurie et les Étrusques, ou dix ans de fouilles, etc.« (1864, 2 Bde. mit Atlas), sein Hauptwerk.

Desvres (spr. dähwr), Stadt im franz. Departement Pas de Calais, Arrondissement Boulogne, an der Eisenbahn nach St.-Omer, mit Überbleibseln eines von Franz I. erbauten Forts (1677 zerstört), einer Krypte aus dem 9. Jahrh. (Wallfahrtsziel vieler Kranken) und (1876) 3265 Einw., welche Leder, Zement und Fayence fabrizieren. Dabei eine Mineralquelle.

Deszendenten (lat.), Abkömmlinge, Verwandte in absteigender Linie; **Deszendenz**, Nachkommenschaft, Verwandtschaft in absteigender Linie (s. **Verwandtschaft**).

Deszendenztheorie (**Abstammungslehre, Umwandlungs-** [**Transformations-** oder **Transmutations-**] **Theorie**), die Lehre, daß die Lebewesen nicht seit jeher in der Gestalt, welche sie heute zeigen, existiert haben, sondern von anders gestalteten und in der Regel einfacher organisierten Wesen abstammen, so daß die höhere Organisation einzelner Gruppen als erst im Lauf der Zeiten ausgebildet betrachtet wird. Ähnlich klingende Ansichten sind schon im Altertum von Empedokles, Anaximandros und andern Philosophen ausgesprochen worden, in den letzten Jahrhunderten haben mancherlei Theologen und Naturforscher (die erstern, um die Arche Noah zu entlasten) die Ansicht ausgesprochen, daß wenigstens die einzelnen Arten einer Gattung, z. B. alle Mitglieder des Geschlechts der Katzen, Papageien, Weiden 2c., von einer gemeinsamen Urform abstammen möchten und zum Teil klimatische Varietäten der Urform sein könnten. Im vorigen Jahrhundert neigten Buffon und Goethe (der letztere im Anschluß an seine Metamorphosenlehre) diesen Ansichten zu, aber erst Erasmus Darwin (gest. 1802) brachte die Lehre in ein System, indem er meinte, einige wenige Urwesen könnten durch Selbstzeugung entstanden sein und hätten sich dann im Laufe vieler Generationen allmählich zu höhern Formen entwickelt. Als die Umwandlung befördernde Faktoren sah er bereits die Ausbildung der Gliedmaßen durch Gebrauchswirkung sowie die geschlechtliche Zuchtwahl (s. **Darwinismus**) an und erklärte auch bereits die rudimentären Gliedmaßen in dem heutigen Sinn als Überreste bei der Umwandlung außer Gebrauch gesetzter Gliedmaßen. Jean Lamarck, der gewöhnlich als der Begründer der D. angesehen wird, hat nur, wenn auch mit großem Scharfsinn, die Grundgedanken des ältern Darwin weiter ausgeführt, indem er namentlich die Anpassung der Lebewesen an neue Lebensbedingungen und die Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Gliedmaßen zur Grundlage seines zuerst 1809 in der »Philosophie zoologique« ausführlicher dargelegten Systems machte und dasselbe bis zu seiner letzten Konsequenz, der Abstammung des Menschen, ebenso wie Goethe und E. Darwin, verfolgte. Ähnliche Ansichten wurden auch von den Begründern der sogen. naturphilosophischen Schule in Deutschland, namentlich von Oken, Treviranus, Schelling u. a., vertreten, obwohl diese mehr an eine planmäßige Entwickelung durch einen in den Lebewesen liegenden Drang nach höherer Vollendung dachten und sich dabei an die Ergebnisse des Studiums der Entwickelungsgeschichte (s. d.) anlehnten, wobei sie z. B. die niedern Tiere wie Embryonalformen oder **Hemmungsbildungen** des Menschen als Urziel der Entwickelung ansahen. Diese Form der D. wird auch gelegentlich als **Evolutionstheorie** in neuerm Sinn bezeichnet. Eine noch andre Form wurde der D. durch Etienne Geoffroy de Saint-Hilaire gegeben, welcher meinte, die Weltentwickelung (le monde ambiant) und die mit derselben gegebene Veränderung der äußern Umstände, des sogen. **Mittels**, hätten den Hauptanteil an der Fortbildung der Wesen zu höhern Formen gehabt. Alle diese Theorien hatten keinen durchgreifenden Erfolg, diejenigen von Erasmus Darwin und Lamarck wurden von den exakten Naturforschern kaum beachtet; die Ansichten Geoffroys de Saint-Hilaire wurden in erbitterter Weise durch Cuvier als Vertreter des Konstanzdogmas bekämpft, während die naturphilosophische Schule in Deutschland namentlich durch E. v. Baer widerlegt wurde. Obwohl vor einigen Jahrzehnten die Wahrheit der D. durch den Verfasser der »Vestiges of creation« und durch Louis Büchner von neuem verteidigt wurde, blieben doch alle diese Versuche erfolglos, bis Darwin und Wallace in der natürlichen Zuchtwahl ein mechanisches Prinzip nachwiesen, durch welches das Fortschreiten der Wesen verständlich wird. Die Darwinsche Theorie (s. **Darwinismus**) ist die einzige Form der D., die sich bis heute lebensfähig erwiesen hat, und einige derselben in neuerer Zeit entgegengestellte Theorien, wie z. B. die der Heterogenesis oder sprungweisen Entwickelung Köllikers, haben so gut wie keine Beachtung gefunden. Die ältere Geschichte der D. findet man bei **Krause**, Erasmus Darwin (Leipz. 1880), die neuere in Häckels »Schöpfungsgeschichte« (7. Aufl., Berl. 1879). In Bezug auf Goethes Verhältnis zur D. vgl. **Kalischer**, Goethes Verhältnis zur Naturwissenschaft (Berl. 1878). Vgl. **Evolutionstheorie**.

Deszendieren (lat.), herabsteigen; sich herablassen; abstammen.

Deszension (lat.), Nachkommenschaft, Verwandtschaft; in der Astronomie s. v. w. Absteigung.

Detachement (franz., spr. -tatsch'mäng), eine zur Erfüllung eines selbständigen Auftrags von dem Hauptkorps abgesendete, meist aus allen Waffengattungen zusammengesetzte Truppenabteilung. Je nach dem Zweck des Detachements spricht man von einem Beobachtungs-, Rekognoszierungs-, Vorposten- und Flanken-D. Man macht alle Detachements so schwach,

wie es irgend der Zweck erlaubt, um nicht die Hauptkräfte unnötig zu schwächen. Interessant ist »Die Unternehmung des Detachements von Boltenstern im Loirthal« (»Kriegsgeschichtliche Einzelschriften«, Heft 1, Berl. 1883). Detachementsübungen, s. Manöver.

Detachierapparate, Vorrichtungen, welche ermöglichen, das zu Wasser gelassene Boot sehr schnell aus der Verbindung mit dem Schiff (hergestellt durch die Bootstaljen) zu befreien, um das Zerschlagen des Boots an der Schiffsseite zu verhindern. Von guten derartigen Apparaten muß verlangt werden: Einfachheit der Konstruktion, Bedienung des Detachierapparats durch eine einzige Person, damit beide Bootsenden gleichzeitig (vor allem nicht der Bug früher als das Hinterende) von der Verbindung befreit werden. Ob diese einheitliche Aktion vom Borde des Schiffs aus oder im Boot selbst ausgeübt wird, ist dabei nebensächlich. Das Zuwasserbringen des Boots muß auf ebenem Kiel geschehen und bei automatisch wirkenden Apparaten die Detachierung erst eintreten, wenn das ganze Bootsgewicht vom Wasser aufgenommen ist. Ein einseitiges Detachieren durch Hebung des einen Bootsendes infolge einer unterlaufenden See muß ausgeschlossen sein. Wenn irgend angängig, muß die Wiederherstellung der Verbindung des rückkehrenden Boots mit den Bootstaljen, d. h. mit dem Schiff, in gleicher Schnelligkeit und Zuverlässigkeit sich vollziehen. Über den Wert derartiger, nach vielen Systemen existierender Einrichtungen ist das Urteil des praktischen Seemanns sehr geteilt; die Zahl derjenigen, welche jeden besondern Detachierapparat verwerfen und auf Rückkehr zu den ältern Einrichtungen dringen, wobei nur der Heißstropp den Haken, die Bootstalje das korrespondierende Auge oder die Kausche aufnimmt, statt umgekehrt, ist keineswegs klein.

Detachieren (franz., spr. -schie-), von einem Ganzen einzelne Teile entsenden. Detachierte oder vorgeschobene Forts, s. Festung.

Detail (franz., spr. -tāj), die einzelnen Teile eines größern Ganzen, Einzelheiten, das Einzelne; en détail, in der Kaufmannssprache der dem Handel en gros entgegengesetzte Kleinhandel (Detailhandel), daher Detaillist oder Detailleur, ein Klein- oder Ausschnitthändler; detaillieren, etwas en détail behandeln, es ins einzelne eingehend, genau, umständlich erörtern oder ausführen. — In der Kunstsprache bezeichnet man mit D. einzelne Partien oder Teile eines Ganzen, im Gegensatz zum Ensemble, der Gesamtwirkung. Die stärkere oder geringere Betonung, die mehr oder minder eingehende Behandlung des D. ist eng mit dem Überwiegen der idealistischen oder realistischen Kunstrichtung verwachsen. Während die idealistische das D. meist als nebensächlich betrachtet, legt die realistische einen großen Wert darauf. Schon in der Kunst des ägyptischen und griechischen Altertums gehen beide Strömungen in einzelnen Perioden nebeneinander her. In der griechischen Plastik bevorzugte besonders die rhodisch-pergamenische Schule die Ausbildung des D., in der spätern Kunst die pompejanische Wandmalerei (Stillleben) und die römische Porträt- und Geschichtsbildnerei. Mit der Wiedererwachung des Naturgefühls durch die niederländische Schule der van Eycks trat dann die sorgfältige Behandlung des D. wieder in den Vordergrund, und daraus entwickelte sich allmählich die Stillleben-, Blumen- und Früchtemalerei. In der modernen Malerei hat die Ausbildung des D. wieder eine große Bedeutung gewonnen, welche von einer Gruppe von Künstlern (Malern und Bildhauern) bis zur miniaturartigen Feinheit und photographischen Treue getrieben wird. Detailzeichnung, geometrische Zeichnung im großen Maßstab von solchen einzelnen Baugegenständen, die in dem kleinen Maßstab des Baurisses nicht deutlich genug angegeben werden konnten; auch s. v. w. Situationszeichnung.

Detaille (spr. -tāj), Edouard, franz. Maler, geb. 5. Okt. 1848 zu Paris, trat mit 17 Jahren in das Atelier Meissoniers und stellte schon 1867 sein erstes Bild, das Atelier seines Meisters, im Salon aus. Bei seiner Vorliebe für Soldaten und Pferde widmete er sich aber besonders dem militärischen Genre und hatte bereits sowohl auf diesem Gebiet (Kürassiere ihre Pferde beschlagend, die Rast der Trommler) als mit eleganten, geistreich und lebendig gezeichneten Kostümbildern aus der Revolutionszeit (Eckplatz eines Cafés, die Incroyables) schöne Erfolge erzielt, als der Krieg von 1870 ausbrach, welchen er anfangs als Mobilgardist mitmachte. Seine Kunst war fortan der Verherrlichung der Tapferkeit und des Edelmuts seiner Landsleute gewidmet, und da er glückliche Wahl der Motive mit großer Lebendigkeit der Darstellung und höchster Virtuosität der Zeichnung zu verbinden wußte, errangen seine Kriegsbilder eine ausgedehnte Popularität, welche durch den Chauvinismus des Malers noch gehoben wurde. Seine Hauptwerke sind: die Sieger (1872), plündernde Preußen vor Paris, die Kürassiere von Maursbronn (1874), das Regiment auf dem Boulevard (1875), die Rekognoszierung (1876), Gruß den Verwundeten (1877), die Verteilung der Fahnen an die Armee (1881, in großem Maßstab und deshalb die Kraft des Kleinmalers D. überschreitend) und das Panorama der Schlacht von Champigny (1882, im Verein mit A. de Neuville). D. ist auch ein ausgezeichneter Aquarellmaler und veröffentlichte das Prachtwerk »L'armée française« (mit Text von Richard, 1885). Er ist Offizier des Ordens der Ehrenlegion.

Detektive (engl., spr. ditéktiw), in England und Amerika ein Mitglied der Entdeckungs- oder geheimen Polizei, daher man auch in Deutschland einen Geheimpolizisten einen D. nennt.

De tempŏre (lat.), zur rechten Zeit, rechtzeitig.

Detention (lat., Detinierung), das Innehaben eines Besitztums, s. Besitz; dann Gefangenhaltung, vorläufige Festnahme, Haft (s. d.). Detentor, einer, der etwas vorenthält, ein Besitztum innehat.

Deteriorieren (lat.), verschlechtern, verderben.

Determinanten (lat.), in der Mathematik gewisse Zahlenverbindungen, auf welche man bei Berechnung der Unbekannten aus einem System linearer Gleichungen kommt. Berechnet man auf gewöhnliche Weise x und y aus den zwei Gleichungen

$$a_1x + b_1y = k_1$$
$$a_2x + b_2y = k_2,$$

in denen a, b und k bekannte Größen sind und die ihnen unten angehängten Ziffern (Indices) die Nummer der Gleichung bezeichnen, so erhält man

$$x = \frac{k_1b_2 - k_2b_1}{a_1b_2 - a_2b_1}$$
$$y = \frac{a_1k_2 - a_2k_1}{a_1b_2 - a_2b_1}$$

Der gemeinschaftliche Nenner der beiden Formeln, $a_1b_2 - a_2b_1$, heißt nun die Determinante der Größen $\begin{matrix} a_1 & b_1 \\ a_2 & b_2 \end{matrix}$ und wird mit $\begin{vmatrix} a_1 & b_1 \\ a_2 & b_2 \end{vmatrix}$ bezeichnet. Man sieht ferner, daß der Zähler von x aus dem Nenner erhalten wird, wenn man k an die Stelle von a setzt, und ebenso wird der Zähler von y aus dem Nenner er-

halten, wenn man b durch k ersetzt. Die Zähler von x und y sind daher ebenfalls D., und zwar ist der Zähler von x gleich $\begin{vmatrix} k_1 & b_1 \\ k_2 & b_2 \end{vmatrix}$, der Zähler von y aber gleich $\begin{vmatrix} a_1 & k_1 \\ a_2 & k_2 \end{vmatrix}$. Ähnlich ist es auch bei n Gleichungen mit n Unbekannten. Als Beispiel mögen die vier Gleichungen

$$\begin{aligned} a_1x + b_1y + c_1z + d_1t &= k_1 \\ a_2x + b_2y + c_2z + d_2t &= k_2 \\ a_3x + b_3y + c_3z + d_3t &= k_3 \\ a_4x + b_4y + c_4z + d_4t &= k_4 \end{aligned}$$

mit den Unbekannten x, y, z, t dienen. Durch das gewöhnliche Eliminationsverfahren, bei welchem man aber alle gemeinschaftlichen Faktoren entfernen muß, erhält man x, y, z und t in Form von Brüchen, welche als Nenner den Ausdruck haben:

$$\begin{aligned} & a_1b_2c_3d_4 - a_1b_2c_4d_3 - a_1b_3c_2d_4 + a_1b_3c_4d_2 \\ & + a_1b_4c_2d_3 - a_1b_4c_3d_2 - a_2b_1c_3d_4 + a_2b_1c_4d_3 \\ & + a_2b_3c_1d_4 - a_2b_3c_4d_1 - a_2b_4c_1d_3 + a_2b_4c_3d_1 \\ & + a_3b_1c_2d_4 - a_3b_1c_4d_2 - a_3b_2c_1d_4 + a_3b_2c_4d_1 \\ & + a_3b_4c_1d_2 - a_3b_4c_2d_1 - a_4b_1c_2d_3 + a_4b_1c_3d_2 \\ & + a_4b_2c_1d_3 - a_4b_2c_3d_1 - a_4b_3c_1d_2 - a_4b_3c_2d_1, \end{aligned}$$

welchen man die Determinante der Größen

$$\begin{matrix} a_1 & b_1 & c_1 & d_1 \\ a_2 & b_2 & c_2 & d_2 \\ a_3 & b_3 & c_3 & d_3 \\ a_4 & b_4 & c_4 & d_4 \end{matrix}$$

nennt und dadurch bezeichnet, daß man die vorstehende Zahlengruppe links und rechts durch einen Vertikalstrich einschließt. Die Zähler von x, y, z und t sind ebenfalls D., und zwar erhält man die vier Zähler, wenn man im Nenner der Reihe nach a, b, c, d durch k ersetzt. — Was das Bildungsgesetz der Determinante betrifft, so besteht letztere aus 24 Gliedern, von denen 12 das Zeichen plus, 12 das Zeichen minus haben. Erstes Glied ist das Produkt $a_1b_2c_3d_4$, in welchem die Indices in der natürlichen Reihenfolge 1 2 3 4 stehen. Aus diesem ersten Glied, welches das Pluszeichen hat, erhält man alle andern, wenn man die vier Indices auf alle möglichen Arten versetzt (permutiert). Da die Anzahl der Permutationen von 4 Elementen gleich 1.2.3.4 = 24 ist, so hat unsre Determinante 24 Glieder. Man kann nun die sämtlichen Permutationen durch successive Vertauschung von je 2 Indices bilden, und ein Glied hat das Zeichen plus, wenn es aus dem ersten Glied $a_1b_2c_3d_4$ hervorgeht durch eine gerade Anzahl von Vertauschungen je zweier Indices, dagegen das Zeichen minus, wenn die Anzahl dieser Vertauschungen ungerade ist. Es hat also im Ausdruck unsrer Determinante das Glied $a_3b_4c_1d_2$ das Pluszeichen, denn man erhält aus der Reihenfolge 1 2 3 4 durch Vertauschung von 1 mit 3 und von 2 mit 4, also durch zwei Vertauschungen, die gewünschte Folge 3 4 1 2. Dagegen hat $a_4b_3c_1d_2$ das Zeichen minus, denn man hat drei Vertauschungen, 1 gegen 4, dann 1 gegen 3 und noch 3 gegen 2, vorzunehmen, um aus 1 2 3 4 der Reihe nach 4 2 3 1, 4 2 1 3 und endlich 4 3 1 2 zu erhalten. — Leibniz gebührt das Verdienst, zuerst auf die D. aufmerksam gemacht zu haben. Die Anwendung dieser Funktionen ist aber nicht beschränkt auf das oben besprochene Problem der Lösung eines Systems linearer Gleichungen. Die wirkliche Ausführung der Rechnung in Determinantenform würde sogar bei Zahlengleichungen, wenn deren Anzahl einigermaßen beträchtlich ist, wenig zu empfehlen sein. Vielmehr kommen D. in den verschiedensten Gebieten der Mathematik vor, und ihr Hauptnutzen besteht darin, daß sie eine symbolische Darstellung der Resultate komplizierter Rechnungen gestatten, ohne daß es der wirklichen Ausführung bedarf, während es möglich ist, aus den symbolischen Formen weitere Schlüsse zu ziehen, damit zu rechnen etc. Zu dem Zweck muß man natürlich die Eigenschaften der D. kennen, über welche die Lehrbücher nachzulesen sind. Vgl. Dietmann, Einleitung in die Lehre von den D. (Essen 1876); Baltzer, Theorie und Anwendung der D. (5. Aufl., Leipz. 1882); Günther, Lehrbuch der Determinantentheorie (2. Aufl., Erlang. 1877).

Determination (lat.), Bestimmung, logische Operation, vermöge deren einem Allgemeinbegriff bestimmende Merkmale hinzugefügt werden, wodurch man zu einem dem Inhalt nach reichern, dem Umfang nach jenem untergeordneten Begriff gelangt. Die Logik drückt den Grundsatz, daß ein durch ein bestimmtes Merkmal schon determinierter Begriff ohne Widerspruch nicht auch durch das entgegengesetzte Merkmal bestimmt werden kann, durch den Satz des ausgeschlossenen Dritten (principium exclusi medii inter duo contradictoria) oder den Satz der durchgängigen Bestimmbarkeit (principium omnimodae determinationis) aus, welcher also lautet: Von zwei entgegengesetzten Bestimmungen, wenn sie überhaupt auf einen Begriff sich beziehen, kann in derselben Beziehung nur die eine ihm beigelegt werden, während die andre ihm abzusprechen ist.

Determinieren (lat.), bestimmen, entscheiden; determiniert, bestimmt, entschlossen, entschieden; determinativ, bestimmend.

Determinismus (lat.), im allgemeinen ein Bestimmtsein durch Gründe, in besonderer Anwendung auf das menschliche Wollen die Abhängigkeit des letztern von Motiven der Intelligenz. In letzterm Sinn steht der D. ebenso dem Indeterminismus, welcher die gänzliche Unabhängigkeit des Wollens von Gründen jeder Art, wie dem Fatalismus gegenüber, welcher die Abhängigkeit des Wollens von außerhalb der Intelligenz gelegenen Gründen lehrt. Jener, der auch transcendentale Freiheit heißt, erklärt, indem er jeden bestimmenden Einfluß von Gründen jeder Art auf das Wollen, auch den der Vernunft und der Einsicht, in Abrede stellt, damit auch jede Leitung und Vervollkommnung des Wollens durch Erziehung und Unterricht für unmöglich. Dieser, indem er jeden Einfluß der Intelligenz auf das Wollen verwirft, hebt nicht nur, wie es seine Absicht ist, die Freiheit des Wollens, sondern das Wollen selbst auf, dessen Unterschied vom bloßen Streben und Begehren eben darin besteht, intelligentes, d. h. mit der Vorstellung der Erreichbarkeit des Begehrten verbundenes, Streben zu sein. Der D., indem er das Wollen einerseits bloßer Naturgewalt entzieht, anderseits dem Kausalgesetz der Motivierung durch Gründe der Intelligenz unterwirft, befreit von der Knechtung durch äußern Zwang und ermöglicht jene Herrschaft der Vernunft über das Wollen, worin die wahre (d. h. die sittliche) Willensfreiheit (s. Wille) besteht. Der Vorwurf, daß der D. die Zurechnung der That und die persönliche Verantwortung aufhebe, ist unbegründet; derselbe trifft vielmehr die beiden Gegensätze desselben: den Indeterminismus, weil er nur blindes, grundloses Wollen (d. h. Willkür, Laune), den Fatalismus, weil er kein (wirkliches) Wollen, sondern nur durch physische Reize erzwungenes Begehren kennt. Determinist, einer, der dem D. huldigt.

Deterrieren (lat.), abschrecken; Deterrition, Abschreckung durch Strafandrohung.

Detestieren (lat.) verwünschen, verfluchen, verabscheuen; Detestation, Anrufung jemandes, besonders

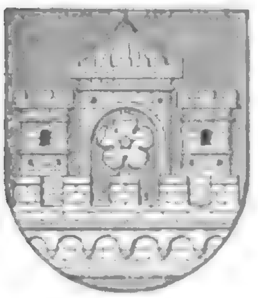
Gottes, zum Zeugen (vgl. Exekration); detestabel, fluchwürdig, verabscheuungswert.

Dethronisieren (neulat.), entthronen, vom Thron stoßen; Dethronisation, Entthronung.

Detinieren (lat.), zurück-, vorenthalten; einen gefangen halten; s. Detention.

Detlef, Karl, Pseudonym, s. Bauer 7).

Detmold, Haupt- und Residenzstadt des Fürstentums Lippe, freundlich gelegen am östlichen Fuß des Teutoburger Waldes, zwischen der Werre und einem linken Seitenbach (Berlebecke), an der Linie Herford-D. der Preußischen Staatseisenbahn, hat eine reformierte, eine lutherische und eine katholische Kirche, ein altes Residenzschloß im Renaissancestil, ein neues Palais (Residenz des Fürsten), einen großen Park auf dem Büchenberg mit dem fürstlichen Mausoleum, ein Theater, Landkrankenhaus, Zuchthaus, Gasbeleuchtung und (1880) mit der Garnison (1. Bataillon Nr. 55) 8053 meist protest. Einwohner, welche Bierbrauerei, Fabrikation von Etiketten, Steinnußknöpfen, Tabak und Zigarren, Bildhauerei in Holz und Stein u. a. betreiben. D. ist Sitz der Landesbehörden, eines Landgerichts (für die neun Amtsgerichte zu Alverdissen, Blomberg, D., Hohenhausen, Horn, Lage, Lemgo, Örlinghausen und Salzuflen), eines Amtsgerichts und hat ein Gymnasium, ein Realprogymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Lehrerseminar mit Taubstummenanstalt, eine Gewerbeschule, ein Waisenhaus, eine öffentliche Bibliothek und ein naturhistorisches Museum. Die städtischen Behörden bestehen aus dem Magistrat von 5 und dem Stadtverordnetenkollegium von 18 Mitgliedern; die Presse ist vertreten durch drei Zeitungen. — Zwischen D. und Horn, auf dem sogen. Winnfeld, fand nach gewöhnlicher Annahme die Varusschlacht statt. Aus Karls d. Gr. Zeit ist Theotmalli, Thiatmelle (»Volksgericht«) als Schauplatz eines Siegs über die Sachsen (Mai 783) bekannt. 1011 schenkte König Heinrich II. den Gau von D. an das Bistum Paderborn, welches später die edlen Herren von Lippe damit belehnte. Um 1350 erhielt D. unter der Regierung des Grafen Otto von Lippe Stadtrechte. Während der Soester Fehde wurde es 1447 von den hussitisch-böhmischen Kriegshorden erobert, 1547 mit der Burg durch einen Brand zerstört. Simon V. (gest. 1536) erbaute das jetzige Schloß und umgab es mit Wall und Graben. D. ist Geburtsstadt der Dichter Grabbe und Freiligrath. 5 km von der Stadt liegt die Grotenburg mit dem kolossalen Hermannsdenkmal, dessen Besuch der Stadt zahlreiche Touristen zuführt, und 7 km das fürstliche Jagdschloß Lopshorn mit Gestüt. Vgl. Thorbecke, Reisehandbuch für den Teutoburger Wald, D. ꝛc. (Detm. 1882).



Wappen von Detmold.

Detmold, Johann Hermann, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, geb. 24. Juli 1807 zu Hannover, widmete sich in Göttingen und Heidelberg juristischen Studien, ließ sich 1830 in Hannover als Advokat nieder, beschäftigte sich aber nebenbei viel mit Kunststudien und schrieb eine »Anleitung zur Kunstkennerschaft« (Hannov. 1833, 2. Aufl. 1845), einen Lokalscherz voll frischen Humors und scharf einschneidender Satire. Auch für Poesie hatte er Interesse und war mit Heinrich Heine befreundet. Nach Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes 1838 zum Deputierten der Stadt Münden erwählt, beteiligte er sich an dem passiven Widerstand gegen die neue Verfassung sowohl in der Kammer als in Zeitungskorrespondenzen und Privatbriefen und ward deshalb von der Regierung auf alle Weise verfolgt und 1843 zu einer Gefängnis- und Geldstrafe verurteilt. Er veröffentlichte damals die »Randzeichnungen« (Braunschw. 1843), die zu dem Besten im Genre der feinen Satire gehören. Konservativen Grundsätzen huldigend, zeigte er sich den revolutionären Bewegungen von 1848 entschieden abgeneigt, und im Mai 1848 im Osnabrückschen in die deutsche Nationalversammlung gewählt, schloß er sich der äußersten Rechten an. Als Mitglied des Verfassungsausschusses gehörte D. zu den wenigen, die sich aufs entschiedenste den Grundrechten und dem Verfassungsentwurf widersetzten und an dem Vereinbarungsstandpunkt festhielten. Viele Gegner machte er sich damals durch die Satire »Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer« (Frankf. 1849). In der Oberhauptsfrage opponierte er entschieden dem preußischen Kaisertum. Daher ließ er sich auch bewegen, nach Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. und dem Rücktritt Gagerns in das vom Reichsverweser gebildete neue Ministerium einzutreten, welches Österreich die Rückkehr zu den alten Verhältnissen ermöglichen sollte. Er übernahm das Portefeuille der Justiz, bald darauf, nach Grävells Austritt, auch noch das des Innern und hielt allen Versuchen gegenüber, das Ministerium und mit ihm den Reichsverweser zum Rücktritt zu bewegen, so lange stand, bis 21. Dez. 1849 der Reichsverweser selbst die Gewalt der Bundeszentralkommission übergab. D. ging nach Hannover zurück und wurde bald darauf vom König zum hannöverschen Bevollmächtigten bei der provisorischen Bundeszentralkommission, nachher zum Gesandten beim Bundestag ernannt. In dieser Stellung wirkte er dahin, das Bundesrecht wieder zum Ausgangspunkt der Ordnung der deutschen Verhältnisse zu gewinnen. Durch das Ministerium Münchhausen von seinem Frankfurter Posten abgerufen, kehrte D. im Juli 1851 nach Hannover zurück, wo er 17. März 1856 starb.

Detonation (lat.), in der Chemie s. v. w. Verpuffung.

Detonātor, in der Sprengtechnik die zur Entzündung von Nitropräparaten (Nitroglycerin, Dynamit) dienende Zündung aus Knallquecksilber ꝛc.

Detonieren (lat.), den Ton herunterziehen, einer der verbreitetsten Fehler mangelhaft gebildeter Sänger. Das D. ist gewöhnlich die Folge einer gewissen natürlichen Trägheit, in welchem Fall es leicht zu beseitigen ist; schlimmer ist es, wenn mangelhaftes musikalisches Gehör Ursache unreiner Intonation ist.

Detonsion (lat.), die Abscherung des Kopfes bei Mönchen; s. Tonsur.

Detorquieren (lat.), beugen; von sich abwenden, verdrehen (den Sinn von etwas); Detorsion, Wortverdrehung; Zuschiebung der Schuld.

Detour (franz., spr. -tuhr), Um-, Abweg; Umschweif, Winkelzug, Ausflucht; detournieren, ablenken, abschweifen.

Detractis detrahendis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden.

Detractis expensis (lat.), nach Abzug der Kosten.

Detrahieren (lat.), abziehen; verkleinern, verleumden. Detraktion, Wegnehmung, Entziehung; Verkleinerung, Verleumdung.

Detrekö, Burgruine oberhalb des Dorfs D.-Váralja (Blasenstein) im ungar. Komitat Preßburg, ehe-

mals im Besitz der Fugger, jetzt des Fürsten Pálffy, welcher hier ein Schloß mit Wildpark besitzt; unter dem Schloßberg eine Tropfsteinhöhle.

Detrektieren (lat.), verkleinern, beeinträchtigen; **Detrektation**, Verkleinerung, Beeinträchtigung.

Detresse (franz.), Beklemmung, Not.

De tri (Regula de tri), s. Proportion.

Detriment (lat.), Nachteil, Schade, Verlust.

De tripŏde dictum (lat.), vom Dreifuß herab gesprochen, d. h. ein orakelmäßiger Ausspruch, von dem Dreifuß, auf welchem die Apollonpriesterin Pythia saß, wenn sie Orakelsprüche erteilte.

Detrītus (lat.), Gerölle; in der Pathologie feinste, molekulär zerfallene Gewebstrümmer.

Détroit (franz., spr. -tröa), enger Paß, Meerenge.

Detroit (spr. ditreut), größte Stadt im nordamerikan. Staat Michigan, am 1 km breiten Detroitfluß, der den St. Clairsee mit dem Eriesee verbindet, mit vorzüglichem Hafen und Knotenpunkt zahlreicher Eisenbahnen. Am Fluß liegen Mühlen, Werften, Fabriken, Korn- und Warenspeicher und der großartige Güterbahnhof der Michiganbahn, hinter welchem die schöne, ja teilweise glänzend gebaute Stadt sich über eine Ebene von mäßiger Erhebung ausbreitet. Ein Park (Grand Circus) bildet den Mittelpunkt derselben, und von ihm laufen breite, von Bäumen beschattete Straßen strahlenförmig nach allen Richtungen aus. Aber in diesen Stern hat man noch ein rechtwinkeliges Straßennetz hineingebaut, so daß der Plan stellenweise ein ziemlich verwickelter ist. Am Campus Martius, das ein Kriegerdenkmal ziert, erheben sich die neue, aus Sandstein erbaute City Hall und das glänzende Opernhaus. An sonstigen öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: das Zoll- und Postamt, die Handelskammer und ein Zuchthaus. Unter den zahlreichen Kirchen zeichnet sich die katholische Kathedrale aus. Handel und Gewerbe blühen. Im J. 1880 beschäftigten die 919 gewerblichen Anstalten 16,110 Arbeiter in 31 Kleiderfabriken, 7 Eisen- und Stahlfabriken, 69 Stiefelfabriken, 41 Kornmühlen, 24 Gießereien und Maschinenbauwerkstätten, 28 Brauereien, 7 Schlächtereien, 62 Tabaksfabriken 2c. Zum Hafen gehörten 1884: 309 Schiffe von 93,546 Ton. Gehalt; der Handel geht hauptsächlich nach Kanada; ausgeführt wurden namentlich: Getreide, Holz, Wolle, Fleisch und Kupfer (von den benachbarten Kupferschmelzen), zusammen im Wert von 3,397,057 Doll., während die Einfuhr sich auf 1,851,825 Doll. belief. Es liefen 1883–84 in den Hafen vom Ausland ein 2937 Schiffe von 225,583 T. Das Schulwesen ist gut geordnet. Die öffentliche Bibliothek enthält 30,000 Bände. — Schon 1610 ließen sich französische Händler an der Stelle der heutigen Stadt nieder; doch erst 1701 erhielt diese Niederlassung, durch das Fort Pontchartrain geschützt, Bedeutung. Der Ort blieb seitdem ein wichtiger Militärposten und im Besitz der Franzosen bis 1759. Nach Beendigung des französisch-indianischen Kriegs kam er in die Hände der Engländer und wurde durch den Frieden von Versailles 1783 an die Vereinigten Staaten abgetreten. 1805 bis auf ein Haus niedergebrannt, wurde D. schöner als zuvor wieder aufgebaut, fiel 1812 im englisch-amerikanischen Krieg in die Macht der Engländer, wurde aber schon 1813 von den Amerikanern zurückerobert. Seine Wichtigkeit als Handelsplatz entfaltete sich erst seit Errichtung der Dampfschiffahrt auf den kanadischen Seen. Seitdem hat sich die Bevölkerung in steigender Progression vermehrt. Während sie 1820: 1842 und 1840: 9192 Seelen betrug, zählte D. 1870: 79,577 und 1880: 116,340 Einw.

Detrompieren (franz., spr. -trongp-), enttäuschen.

De Troy (spr. tröa), Jean François, franz. Maler, geb. 1679 zu Paris, Schüler seines Vaters, des Porträtmalers François D. (1645–1730), ging nach Italien, wo er bis zu seinem 27. Jahr blieb, und wurde nach seiner Rückkehr auf Grund einer Darstellung der Niobe und ihrer getöteten Kinder Mitglied und 1719 Professor der Akademie. Im J. 1738 wurde er Direktor der französischen Akademie in Rom und starb daselbst, im Begriff nach Frankreich zurückzukehren, 24. Jan. 1752. Er hat eine große Zahl von mythologischen, biblischen und historischen Gemälden für Kirchen und Schlösser geistvoll, aber flüchtig und ohne Wahrheit ausgeführt. (Hauptbilder: das Kapitel der Ritter des Heiligen Geistes, im Louvre zu Paris; die Pest, in Marseille.) Ungleich wertvoller und kulturgeschichtlich wichtiger sind seine anmutigen Genrebilder aus der Gesellschaft seiner Zeit, die zu den liebenswürdigsten Schöpfungen der Rokokozeit gehören (das Austernfrühstück, beim Herzog von Aumale; das Frühstück, im Museum zu Berlin; die Liebeserklärung, im königlichen Schloß daselbst).

Detrudieren (lat.), fortstoßen; verdrängen.

Detrunkieren (lat.), abhauen, kappen.

Detrusorium (lat.), s. Schlundstößer.

Dette (franz., spr. dett), Schuld, besonders Staatsschuld; d. flottante (engl. floating debt), die schwebende Schuld im Gegensatz zur fundierten (d. fondée).

Dettelbach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Kitzingen, 187 m ü. M., am Main und an der Würzburg-Nürnberger Eisenbahn, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein gotisches Rathaus, ein Frauenkloster mit Erziehungsanstalt, vorzüglichen Weinbau (Dettelbacher), Steinbrüche, Mühlenbetrieb und (1880) 2217 fast nur kathol. Einwohner. In der Nähe Wallfahrt mit einem 1505 erbauten Kloster, zu dessen Kirche wegen eines wunderthätigen Marienbildes (»Vesperbild«) stark gewallfahrtet wird. Schon zu Anfang des 9. Jahrh. stand an der Stelle von D. der königliche Meierhof Tetelbach, der damals der uralten Abtei zu Kitzingen gehörte. Im 14. Jahrh. kam D. an das Hochstift Würzburg, und 1484 erhielt es städtische Gerechtsame.

Dettingen, 1) Kirchdorf im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Bezirksamt Alzenau, am Main, 15 km unterhalb Aschaffenburg, mit (1880) 657 Einw. und Zündhölzerfabrik. Hier im österreichischen Erbfolgekrieg Sieg der verbündeten Engländer, Hannoveraner und Österreicher (der sogen. pragmatischen Armee), 42,000 Mann stark, unter Georg II. von England über die Franzosen unter Noailles 27. Juni 1743, welche den Verbündeten den Weg von Aschaffenburg nach Hanau hatten verlegen wollen. Vgl. Steiner, Beschreibung der Schlacht von D. (2. Aufl., Darmst. 1834). — 2) (D. unter Urach) Marktflecken im württembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Urach, 394 m ü. M., an der Erms und an der Linie Metzingen-Urach der Württembergischen Staatsbahn, hat eine alte Kirche, ein Schloß, eine Papierfabrik, Baumwollspinnerei und -Weberei, Obst- und Weinbau und (1880) 3119 evang. Einwohner. Das Schloß gehörte früher den Grafen von Achalm und kam bald an Württemberg. Graf Eberhard errichtete hier 1482 ein Chorherrenstift, das jedoch 1516 wieder aufgehoben wurde.

Dettmer, 1) Wilhelm, Opernsänger (Baß), geb. 29. Juni 1808 zu Breinum bei Hildesheim als Sohn eines Bauern, erhielt seine Schulbildung am Andreanum zu Hildesheim und später am Schullehrerseminar in Alfeld, das er aber bald verließ, um sich wan-

dernden Schauspielern anzuschließen. Seinen ersten Musikunterricht erhielt er von seinem Direktor Santo, und bald fand er Engagements in Hannover, Braunschweig, Breslau, Kassel, wo Spohr für ihn vom günstigsten Einfluß war, und Frankfurt a. M. Im J. 1842 gastierte D., bereits auf hoher Stufe der Künstlerschaft stehend, am Hoftheater in Dresden, wo er auch engagiert wurde und, nachdem er sich noch unter Miekſch' Leitung im Kunstgesang vervollkommt hatte, eine Reihe von Jahren hindurch der Liebling des Publikums war. Nichtsdestoweniger vertauschte er in den 60er Jahren das Dresdener Theater mit dem zu Frankfurt a. M., und hier wurde er bis zu seinem Rücktritt von der Bühne 1874 als Sänger und Darsteller nicht minder gefeiert. Er starb daselbst 28. Mai 1876.

2) Friedrich, Schauspieler, Sohn des vorigen, geb. 25. Sept. 1835 zu Kassel, ging, anfänglich zum Klaviervirtuosen bestimmt, heimlich zur Bühne, die er in Basel 1852 zuerst betrat, und erhielt 1853 ein Engagement in Danzig. Nach kürzerm Aufenthalt in Weimar (1855) und Hamburg (1855—56) wurde er 1856 Mitglied der Hofbühne zu Dresden und nahm dann ein abermaliges Engagement in Hamburg (1859—1860), um 1860 an das Dresdener Hoftheater zurückzukehren, wo er nun bis an seinen Tod eine sehr erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Er starb 24. Okt. 1880. D. erinnerte an Emil Devrient, dessen ganzes Rollenfach er sich angeeignet hatte, ohne ihn zu kopieren. Er besaß ein klangvolles, modulationsfähiges Organ, eine edle und charakteristische Haltung und ein natürliches, fein abgerundetes Spiel. Hauptrollen von ihm waren: Hamlet, Egmont, Uriel, Tell, Posa, Bolz, Fiesco, Richard II. ꝛc. Früher wirkte D. auch in der Oper mit, wozu ihn eine sympathische Baritonstimme befähigte; er sang den Barbier, Papageno, Scherasmin, Simeon, Don Juan u. a.

Detto (ital.), s. Dito.

Dettva, Markt im ungar. Komitat Sohl, an der Szlatina, mit (1881) 10,320 Einw.

Detumeszenz (lat.), Abnahme einer Geschwulst.

Detunata, Basaltkuppe im Siebenbürger Erzgebirge, 1200 m hoch; s. Karpathen.

Detur! (lat.), es werde gegeben! auf Rezepten, meist abgekürzt (D.).

Deube, veraltet, s. v. w. Diebstahl.

Deuben, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft und Amtshauptmannschaft Dresden, an der Weißeritz, im Plauenschen Grund und an der Dresden-Chemnitzer Eisenbahn, mit schöner Kirche, Samt-, Schmirgel-, Wasserglas-, Pappenfabrikation und (1880) 6115 meist evang. Einwohnern.

Deukalion, nach griech. Mythe Sohn des Prometheus und der Klymene, Enkel des Japetos, Herrscher im thessalischen Phthia und Gemahl der Pyrrha, des Epimetheus und der Pandora Tochter. Er verfertigte, als Zeus das Menschengeschlecht zu vertilgen beschlossen hatte, auf den Rat der Götter oder seines Vaters Prometheus einen hölzernen Kasten (Arche), in welchem er während der neuntägigen Flut auf den Wassern herumfuhr und endlich, von allen Menschen mit Pyrrha allein gerettet, auf dem Parnassos (nach andern auf dem Othrys in Thessalien, dem Ätna oder dem Athos) landete. Nach seiner Landung opferte er dem Zeus, und auf die Erklärung des Gottes, ihm einen Wunsch zu bewilligen, bildete er durch »Gebeine der großen Mutter« (Steine aus der Erde), die von ihm und Pyrrha rückwärts geworfen wurden, Menschen und wurde so der Stammvater des neuen Menschengeschlechts. Mit dem neuen Geschlecht gründete D. ein Reich, ungewiß wo, und zeugte mit Pyrrha den Hellen, Amphiktyon und die Protogeneia. Zum Andenken der Flut soll er das Trauerfest der Hydrophorien zu Athen gestiftet haben.

Deul, s. v. w. Luppe.

Deule (spr. döl), Fluß im franz. Departement Nord, entspringt nahe bei Carency unter diesem Namen, dient mit Hilfe mehrerer Schleusen zur Verbindung zwischen Lille, Lens und Douai, nimmt bei Lille die Marque auf und mündet nach einem Laufe von 86 km bei Deulemonde in die Lys.

Deulen (Düsen), kegelförmige Blechrohre, durch welche die Luft der Gebläse in die Form geleitet wird; vgl. Gebläse.

Deulino, Dorf im russ. Gouvernement Moskau, Kreis Dmitrow, unweit des Dreifaltigkeitsklosters, ist bekannt durch den Vertrag von 1618, in welchem der polnische Prinz Wladislaw der russischen Krone entsagte und der Zar Michael Feodorowitsch als rechtmäßiger Herrscher Rußlands von den Polen anerkannt wurde.

Dēus (lat.), Gott.

Deus (spr. dē-us), João de, portug. Lyriker der Gegenwart, geb. 8. März 1830 zu São Bartolomeu de Messines in Algarve, lebte lange Zeit zu Coimbra, wo er seit 1849 Rechtswissenschaft studiert hatte, nahm dann (1862) seinen Aufenthalt in Beja und zuletzt in seiner Vaterstadt, die ihn 1868 zum Abgeordneten nach Lissabon wählte. D. gilt bei seinen Landsleuten für den Begründer einer neuen Ära der portugiesischen Poesie. Seine Gedichte, die sich durch schlichte Volkstümlichkeit und Ursprünglichkeit auszeichnen, erschienen gesammelt unter den Titeln: »Flores do campo« (Lissab. 1870), »Ramo de flores« (Porto 1870) und »Folhas soltas« (das. 1876).

Deusdedit (»den Gott gegeben hat«, auch Adeodatus, »von Gott gegeben«), lat. Übersetzung des hebräischen Jonathan und Jehojanan (Johannes), Name eines Papstes und Heiligen, der 615—618 regierte. Sein Gedächtnistag ist der 8. November.

Deus ex machĭna (lat., »Gott aus der Maschine«), sprichwörtlich gewordener Ausdruck für die durch plötzliches Dazwischentreten einer Person oder eines Zufalls bewirkte und unerwartet günstige Lösung eines tragisch geschürzten Knotens im Drama oder auch im Roman. Ursprünglich kommt der Ausdruck von der antiken Tragödie her, in welcher es häufig geschah, daß die Katastrophe durch einen vermittelst der Maschinen herabgelassenen helfenden Gott zur Befriedigung der Zuschauer plötzlich gelöst wurde. Dahin gehört z. B. die Erscheinung des Herakles im »Philoktet« und der Artemis in der »Iphigenia in Tauris«. In den modernen Zauberspielen geschieht dies noch jetzt, und im modernen Lust- und Schauspiel sowie im Roman kann man jeden Inkognitofürsten oder reichen ostindischen Onkel ꝛc., der wie aus den Wolken fällt, um den Konflikt zu lösen, einen D. nennen. Auch auf plötzlich eintretende Ereignisse im gewöhnlichen Leben hat man den Ausdruck übertragen.

Deus omen avertat (lat.), Gott wende die schlimme Vorbedeutung ab! Das wolle Gott verhüten!

Deut (Duit), bis 1816 geprägte holländ. Scheidemünze, à 2 Pf. = 1/8 Stüber = 1/160 Gulden = 1 1/11 deutscher Pfennig, wurde auch für Ostindien und die Kapstadt geschlagen. Auch bezeichnet man mit D. eine wertlose Sache.

Deuteragonist (auch Deuterolog), im Drama der alten Griechen der von Äschylos eingeführte zweite Schauspieler, wie Protagonist (Protolog) der erste und Tritagonist (Hysterolog) der dritte.

Deuterogamie (griech.), zweite Ehe.

Deuterokanonische Bücher, s. Bibel, S. 880, und Kanonische Bücher.

Deuterolog (griech.), s. v. w. Deuteragonist (s. d.).

Deuteronomie (griech.), s. Pentateuch.

Deuteronomium (griech., »zweites Gesetz«), Name des 5. Buches Mosis, von der wahrscheinlich unrichtigen Voraussetzung aus, daß die Gesetzgebung der vier ersten Bücher durchweg die ältere sei; s. Pentateuch.

Deuteropathisch (griech.) nennt man Krankheiten, welche nicht selbständig, sondern im Gefolge und in Abhängigkeit von andern Krankheiten auftreten.

Deuteroprismen und **Deuteropyramiden** (griech.), durch ihre Stellung von den Prismen und Pyramiden im engern Sinn (Protoprismen und Protopyramiden) ebensowohl wie von den Tritoprismen und Tritopyramiden verschiedene Prismen und Pyramiden des quadratischen und hexagonalen Kristallsystems; vgl. Kristall.

Deuterosis (griech., Deuterose), Wiederholung; Deuterosen der Juden, Erklärungen und Ergänzungen des geschriebenen jüdischen Gesetzes.

Deuteroskopie (griech.), s. v. w. Zweites Gesicht.

Deutinger, Martin, Philosoph, geb. 1815 bei Langenpreising in Oberbayern, studierte in München Theologie und Philosophie unter Görres, Schelling und Baader, ward 1837 zum Priester geweiht, 1841 Dozent der Philosophie am Lyceum zu Freising, 1846 außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität München, wurde aber 1847 mit Döllinger, Lasaulx u. a. seiner Stelle enthoben und nach Dillingen versetzt, lebte seit 1852, in den Ruhestand getreten, wieder in München und starb 1864 im Bad Pfäfers. D. hat in seinem Hauptwerk: »Grundlinien einer positiven Philosophie« (Regensb. 1843–49, 7 Bde.), den Versuch einer Zurückführung aller Teile der Philosophie auf christliche Prinzipien gemacht, der sich auf Grund einer empirisch keineswegs unanfechtbaren und merklich theologisch gefärbten dualistischen Ansicht vom Wesen des Menschen aufbaut. Das Bewußtsein der Freiheit, verbunden mit jenem der Abhängigkeit, ist ihm zufolge die ursprüngliche Antinomie im menschlichen Selbstbewußtsein; aus der Wechselwirkung des Gegensatzes eines freien und unfreien Lebensgrundes gehen alle spezifisch menschlichen Thätigkeiten und deren Gesetze hervor. Derselben sind drei: je nachdem das freie Menschen-Ich, der Geist, seine Herrschaft übt nacheinander erstens über den idealen oder Gedankenstoff im Denken, zweitens über den realen oder materiellen Stoff im Können, drittens über sich selbst als sein eignes Objekt im sittlichen Handeln. Werk des erstern ist das Wahre, das also wesentlich Erkenntnis, des zweiten das Schöne, das wesentlich Kunst ist; aus dem dritten entspringt der vollendete sittliche Charakter. Von seinen zahlreichen andern Schriften sind zu erwähnen: »Geschichte der griechischen Philosophie« (Regensb. 1852–53, 2 Bde.) und »Über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Philosophie« (das. 1866, aus dem Nachlaß). Vgl. Kastner, Deutingers Leben und Schriften (Regensb. 1874); Neudecker, Studien zur Geschichte der deutschen Ästhetik (Würzb. 1879).

Deutlich, Bezeichnung eines Begriffs oder einer Vorstellung, wenn man aller einzelnen Merkmale derselben sich bewußt ist. Die Deutlichkeit ist von der Klarheit insofern verschieden, als diese darin besteht, daß man einen Begriff von andern Begriffen, jene dagegen darin, daß man die einzelnen Merkmale, die im Begriff selbst liegen, unterscheidet.

Deutoplasma, s. Protoplasma.

Deutsch (got. thindisk, althochd. diutisc, mittelhochd. diutsch, altsächs. thiudisc, niederd. düdesk, niederländ. duitsch, schwed. tysk, dän. tydsk) stammt von dem gotischen Substantiv thiuda (althochd. diota, »Volk«) ab und bedeutet daher ursprünglich s. v. w. volkstümlich, dem Volk angehörig, teils im Gegensatz zu dem, was bei einzelnen Stämmen vorkommt, teils zu dem Fremden, Ausländischen (zunächst Lateinischen und Welschen), so in Bezug auf Sitte, Leute etc., namentlich aber auf die Sprache. Im 10. Jahrh., als die deutschen Herzogtümer und Völker zu einem Reich vereinigt blieben, wurde dann das altdeutsche diutisc (latinisiert theodiscus) zum Volksnamen. Lange schwankte die Schreibweise zwischen deutsch und teutsch, das besonders im 17. Jahrh. im Gebrauch war; die ältere und nach Grimm allein richtige ist jedoch deutsch. Vgl. J. Grimm, Exkurs über Germanisch und D., in der »Deutschen Grammatik« (Bd. 1).

Deutsch, 1) Emanuel Oskar, Orientalist, geb. 31. Okt. 1831 zu Neiße i. Schl. von jüdischen Eltern, erwarb sich bei einem Oheim frühzeitig eine gründliche Kenntnis der hebräischen und chaldäischen Litteratur, vollendete dann seine Studien in Berlin und ging 1853 nach London, wo er eine Stelle an der Nationalbibliothek des Britischen Museums erhielt und durch seine der Förderung der semitischen Studien gewidmeten Arbeiten bald zu großem Ruf gelangte. Hierher gehören namentlich seine glänzenden Abhandlungen über den Talmud (deutsche Bearbeitung, 3. Aufl., Berl. 1880) und über den Islam (deutsch, das. 1874) in der »Quarterly Review« sowie seine Artikel über die »Targums« und den »Samaritanischen Pentateuch« in Smiths Bibellexikon; ferner: »Egypt, ancient and modern«, »Hermes Trismegistus«, »Judeo-arabic metaphysics«, »Semitic palaeography, culture and languages« u. a. D. starb 13. Mai 1872 in Alexandria, wohin er sich zur Stärkung seiner Gesundheit begeben hatte. Nach seinem Tod erschienen seine »Literary remains« (Lond. 1874, mit Biographie).

2) Nikolaus, Maler und Dichter, s. Manuel 1).

Deutsch-Altenburg, Dorf in Niederösterreich, Bezirk Bruck, an der Donau, unterhalb Wien, mit Schloß, einem an Altertümern reichen Museum, Schwefelquelle und (1880) 965 Einw. Auf einem Berg in der Nähe steht die Kirche St. Peter und Paul (aus dem 13. Jahrh.). Zwischen D. und Petronell lag das alte Carnuntum (s. d.).

Deutsch-Brod (tschech. Německý Brod), Stadt im südöstlichen Böhmen, an der Sazawa und der Österreichischen Nordwestbahn, welche sich hier nach Kolin und Pardubitz teilt, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat 2 Vorstädte, 5 Kirchen, darunter die Dechanteikirche mit altem Kunstwerk auf dem Turm (Ziskas Sieg über Siegmund darstellend), ein Rathaus mit altem Uhrwerk, ein Prämonstratenser-Chorherrenstift mit Oberrealgymnasium, Waisenhaus und (1880) 5436 Einw. An industriellen Unternehmungen bestehen in D. mehrere Mühlen, eine Dampfbrettsäge, Stärke- und Spodiumfabrik, Tuchfabriken und Glasraffinerie. — D., das schon 793 bestand, gehörte im 12. Jahrh. den Herren v. Lichtenburg, hatte um 1258 eine Deutschherrenkommende, erhielt 1278 Stadtrechte und ward 1321 zur Bergstadt erhoben. Hier 8. Jan. 1422 Sieg der Hussiten unter Ziska über Kaiser Siegmund. Der Sieger zerstörte die Stadt und vertrieb die deutschen Bewohner, so daß die Stadt erst nach

sieben Jahren wieder bevölkert wurde, dann an die Ritter von Lipa und (1620) an Österreich kam. Im J. 1637 wurde D. zur königlichen freien Stadt erklärt. Am 13. Nov. 1639 wurde sie von den Schweden eingenommen, geplündert und angezündet und 1644 nochmals heimgesucht.

Deutsch-dänische Kriege 1848—50 und 1864, s. Schleswig-Holstein.

Deutsche Farben. Die alte deutsche Reichssturmfahne bestand aus einem goldenen Banner mit einem zweiköpfigen schwarzen Adler im Felde, der des Kaisers Hauswappen auf der Brust trug; sie wurde an roter Stange mit silberner Spitze getragen. Dieselbe bestand bis zum Ausgang des Mittelalters, als Reichsfarben galten nach ihr Schwarz und Gelb (Gold). Erst die aus der patriotischen Begeisterung der Freiheitskriege hervorgegangene deutsche Burschenschaft wählte 1815 die Trikolore »Schwarz-(Karmesin) Rot-Gold« als Symbol des deutschen Vaterlandes zu ihrem Abzeichen. Ob bei dieser Wahl nur der zufällige Geschmack eines patriotisch begeisterten Mädchens (Amalie Nitschke), welche der Studentenschaft Jenas die erste schwarz-rot-goldene Fahne verehrte, oder das alte Reichsbanner, dessen goldenes Feld häufig auch von einem roten Streifen durchzogen war, den Ausschlag gegeben, gilt als streitige Frage. Die bald eintretende Verfolgung der Burschenschaften als des Herdes demagogischer Umtriebe zog jedoch auch deren Abzeichen in ihren Bereich, und ein Bundesbeschluß vom 5. Juli 1832 verbot das Tragen von Bändern, Kokarden etc. in diesen Farben. Gerade die Bedeutung, welche sie hierdurch erlangten, bewirkte, daß die liberalen deutschen Patrioten Schwarz-Rot-Gold als die Nationalfarben anerkannten, und verhalf ihnen in der Bewegung von 1848 zu glänzendem Sieg. Am 9. März d. J. wurde durch Bundesbeschluß der alte deutsche Reichsadler mit der Aufschrift »Deutscher Bund« als Bundeswappen angenommen und gleichzeitig damit die Farben Schwarz-Rot-Gold zu Farben des Deutschen Bundes erhoben. Jedoch mit Reaktivierung des Deutschen Bundes fand diese Glanzperiode der deutschen Farben bereits ihr Ende, ja in verschiedenen Staaten verfiel das Tragen derselben von neuem der polizeilichen Verfolgung. Erst bei Wiederbeginn der nationalen Bewegung wurde die »deutsche Trikolore« von neuem zum Nationalsymbol erhoben, und während des Frankfurter Fürstentags 1863 wehten sie stolz über dem Sitz der Bundesversammlung. 1866 wurden sie dann offiziell von den Bundesregierungen, welche sich gegen Preußen erklärt hatten, als gemeinsames Zeichen anerkannt, und das 8. deutsche Armeekorps, die »deutsche Reichsarmee«, trug im Kriege gegen Preußen als Feldzeichen eine schwarz-rot-goldene Armbinde. Als die preußenfeindliche Partei in Deutschland unterlag, ward bei der Gründung des Norddeutschen Bundes die Trikolore »Schwarz-Weiß-Rot« (die beiden ersten Farben offenbar mit Rücksicht auf die Landesfarben Preußens, die letzte, weil sie in den Landesfarben mehrerer andrer Staaten vorkommt) zum offiziellen Banner des Bundes bestimmt und ging von ihm 1871 auf das neue Deutsche Reich über. — Schwarz-Rot-Gold (Gelb) ist Landesfarbe der reußischen Fürstentümer, Schwarz-Gold-Rot diejenige des Königreichs Belgien. Vgl. Fürst Hohenlohe, Die deutschen Farben Schwarz-Gold-Rot (Stuttg. 1866); Hildebrandt, Wappen und Banner des Deutschen Reichs (Berl. 1870); Pallmann, Zur Geschichte der deutschen Fahne und ihrer Farben (das. 1871); »Die Kaiserfarben« (Wiesbad. 1871).

Deutsche Fortschrittspartei, s. Deutsche freisinnige Partei und Fortschrittspartei.

Deutsche freisinnige Partei, die im März 1884 durch die Verschmelzung (Fusion) der deutschen Fortschrittspartei und der liberalen Vereinigung (sogen. Sezessionisten) begründete Partei in Deutschland. Durch Beschluß jener beiden bis dahin getrennten Fraktionen im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhaus kam die Fusion 5. März 1884 zustande, um demnächst 15. und 16. März von allgemeinen Parteitagen der Fortschrittspartei und der liberalen Vereinigung, welche in Berlin abgehalten wurden, genehmigt zu werden. Von den 106 Mitgliedern der beiden Fraktionen im Reichstag traten 100 der neuen Partei bei. Die Verschmelzung erfolgte auf Grund von Einigungspunkten, welche zugleich als Programm der neuen Partei dienten. Man hatte sich in denselben über einige Punkte, in welchen die beiden Fraktionen bisher voneinander abgewichen waren, verständigt; namentlich hatte die Fortschrittspartei darein gewilligt, daß ihre bisherige programmmäßige Forderung der alljährlichen Feststellung der Friedenspräsenzstärke der deutschen Armee dahin modifiziert ward, daß die Feststellung derselben für jede Legislaturperiode (drei Jahre) verlangt wurde. Die in das Parteiprogramm der Deutschfreisinnigen mit aufgenommene Forderung der Organisation eines verantwortlichen Reichsministeriums gab zu einem hierauf bezüglichen Beschluß des Bundesrats Veranlassung, welcher diese Forderung in scharfer Weise zurückwies. Die neue Partei bildete ein Zentralkomitee mit dem Abgeordneten v. Stauffenberg als Vorsitzendem und den Abgeordneten Hänel und Virchow als Stellvertretern. An die Spitze des geschäftsführenden Ausschusses trat Eugen Richter, während der Abgeordnete Rickert sein Vertreter ward. Außerdem wurden die Abgeordneten Bamberger, v. Forckenbeck, Hänel und Klotz mit in den Vorstand berufen. Die Hoffnung, daß die neue Partei bei den Neuwahlen im Herbst 1884 bedeutend zunehmen und zu einer großen liberalen Partei sich erweitern werde, erfüllte sich nicht. Von 100 Mitgliedern schmolz die d. f. P. im Reichstag auf 65 (Herbst 1885) zusammen. Im Abgeordnetenhaus zählt sie seit 1885: 44 Mitglieder. Ihr Zentralbüreau befindet sich in Berlin, ihr offizielles Organ ist die ebendaselbst allmonatlich erscheinende »Parlamentarische Korrespondenz«, welche nur an Parteigenossen versandt wird.

Deutsche Heilstätte in Loschwitz, eine unter dem Protektorat der Königin Carola von Sachsen stehende Stiftung des Roten Kreuzes, welche von einem Stiftungsvorstand geleitet wird, an dessen Spitze ein von der Königin ernannter Vorsitzender steht. Die Stiftung soll mitwirken an der Erfüllung der Aufgaben der freiwilligen Krankenpflege. Sie besteht in einer Anstalt, welche nach den unterm 7. März 1875 bestätigten Statuten einen fünffachen Zweck verfolgt: 1) Aufnahme von Invaliden des deutschen Heers; 2) Kur und Verpflegung kranker und verwundeter Soldaten; 3) Vor- und Ausbildung von Krankenpflegepersonal; 4) Gewährung von freier Kur an Pflegepersonal, welches in der Ausübung des Berufs erkrankt ist, und 5) Aufnahme kranker Personen gegen Entgelt (Kuranstalt). In letzterer Beziehung hat sich die Anstalt bereits einen guten Ruf erworben. Gleichzeitig wird in der Anstalt ziemlich umfassende Armenkrankenpflege ausgeübt. Im Krieg soll die Heilstätte zugleich als Vereinslazarett dienen.

Deutsche Karten, s. Spielkarten.

Deutsche Legion, s. Fremdenlegion.

Deutsche Litteratur, im weitesten Sinn der Inbegriff der gesamten Schriftwerke des deutschen Volkes, insofern dieselben Geistesprodukte von bleibender und nachwirkender Bedeutung und dadurch Gegenstand fortgesetzten Anteils sind oder doch einen bestimmten geschichtlichen Wert für gewisse Perioden und Kulturentwickelungen gehabt haben. In der Regel unterscheidet man die deutsche Nationallitteratur von der wissenschaftlichen (gelehrten) Litteratur der verschiedensten Gebiete.

A. Nationallitteratur.

Der Begriff der Nationallitteratur, die uns hier zunächst und hauptsächlich beschäftigt, kann mit einer gewissen Willkür bald verengert, bald erweitert werden; immer aber bleibt es unzweifelhaft, daß die poetischen Schöpfungen im Mittelpunkt der Nationallitteratur stehen und den wichtigsten Teil derselben bilden. »Unter den Denkmälern der Litteratur sind die poetischen insofern die wichtigern, als sie, ihren Zweck in sich selbst tragend, auf eine freiere, deutsches Gemüt und deutschen Geist entschiedener aussprechende Weise entstanden sind als die meisten Werke der Beredsamkeit, das Wort im weitern Sinn verstanden, da bei deren Abfassung in der Regel praktische oder wissenschaftliche Zwecke vorzugsweise gewaltet haben« (Koberstein). Die außerhalb der Dichtung stehenden Werke der Nationallitteratur können im wesentlichen nur solche sein, welche sich durch eine durchgebildete, schöne Form auszeichnen und in gewissem Sinn eine ästhetische Wirkung hervorzubringen vermögen. Die Aufgabe der Geschichte der deutschen Litteratur bleibt es daher, der Entwickelung des deutschen Volksgeistes und der deutschen Sprache, wie sie sich in den Tausenden von Schriftwerken der bezeichneten Art darstellt, treu und sorgsam nachzugehen, die Wechselwirkung zwischen dem nationalen Leben und unsrer Litteratur klar zu machen, den Reichtum von Besonderheiten, die doch wieder einem allgemeinen Gesetz untergeordnet erscheinen, zu erfassen, die Entwickelungsbeziehungen zwischen den einzelnen Zeiträumen und Schöpfungen der Litteratur darzulegen, und durch historisch-ästhetische Betrachtung zum Genuß litterarischer Schöpfungen anzuleiten. Die Werke der deutschen Litteratur stellen eins der kostbarsten Besitztümer des deutschen Volkes dar; sie sind in verhängnisvollen Zeiten das einzige nationale Besitztum gewesen, und jeder Rückblick auf das Werden und Wachsen, Blühen und Welken, Streben und Irren in den Werken der Dichtung erschließt ein mächtiges Stück deutscher Geschichte und deutscher Eigenart. Von den ältesten Tagen bis auf die Gegenwart gehen in Vorzügen und Mängeln bestimmte erkennbare Grundzüge durch die Entwickelung der deutschen Litteratur; allem Wandel und Wechsel der Zeiten, der Sitten und Zustände, selbst der Sprache trotzend, treten, meist unbewußt und unbeabsichtigt, die geheimsten Regungen der Volksseele, die besondern Eigentümlichkeiten des deutschen Wesens in den Schriftdenkmälern zu Tage. Liegt auch die Periode der ausschließlichen Pflege der Litteratur und eines durchaus litterarischen Charakters der deutschen Kultur schon längst hinter uns, so wird doch keine Zeit aufhören können, an den Leistungen und Ehren der Nationallitteratur warmen, ja leidenschaftlichen Anteil zu nehmen.

Die Geschichte der deutschen Litteratur zerfällt naturgemäß in zwei große Hauptabschnitte, deren erster von den Anfängen und ältesten Zeugnissen der Litteratur bis zum Ausgang des Mittelalters, der zweite von da bis zur Gegenwart reicht. Die Unterabteilungen ergeben sich durch die Hauptperioden der nationalen Geschichte, des deutschen Kulturlebens, aus denen die Litteratur gedeihend und blühend oder in kümmerlicher Entfaltung erwachsen ist, mit denen sie in so engem Zusammenhang, so unablässiger Wechselwirkung gestanden hat, daß neuerlich eine Auffassung herrschend werden konnte, welche die Bedeutung der besondern Elemente und der individuellen Begabungen so gut wie verneinte. Zeigt es sich indessen, daß, je näher jede geschichtliche Darstellung der neuern Zeit rückt, je reicher die Quellen fließen, aus denen wir unsre Kenntnis über die einzelnen Träger der poetischen Litteratur schöpfen, die Mitwirkung jener Eigenart, der zufolge jeder Mensch gleichsam eine Welt für sich darstellt, immer bedeutsamer wird: so ist ein Anteil hoch stehender Einzelnen an der Entwickelung der Dichtung auch für jene Zustände und Gebiete anzunehmen, in denen für uns längst das Besondere im Allgemeinen untergetaucht erscheint.

Vorepoche. Heldensage und Heldensang.

Den Perioden der deutschen Litteratur, die sich historisch fixieren lassen, an deren Ein- und Ausgang bestimmte Werke und Namen stehen, und von denen spärliche oder reiche schriftliche Denkmäler und Zeugnisse vorhanden sind, ist eine Entwickelung, ja, wie man neuerdings geneigt ist anzunehmen, eine hohe Blüte deutscher Dichtung vorangegangen, deren Nachklänge weit in die Zeiten des Mittelalters hereinreichen. Unerkennbar bleibt, wann und wo die poetische Gestaltung der Götter- und Heldensage angehoben hat, deren Anfänge vielleicht schon jene Arier auf ihrem Zug von Asien nach Europa begleiteten, welche sich vom gemeinsamen indogermanischen Stamm ablösten und nach mancher dazwischenliegenden Entwickelung als Germanen mehrere Jahrhunderte vor Christo Norddeutschland bis zu den Mündungen des Rheins und die Küsten der Nord- und Ostsee bevölkerten, die Kelten süd- und westwärts vor sich herdrängend. Große Stämme dieser Germanen, vor allen das Volk der Goten, saßen noch weit im Osten zur Zeit, als Rom vor den Teutonen zitterte, welche schließlich die Feldherrnkunst des Marius überwand, als Cäsar mit Ariovist kämpfte, als das Heer des Varus vor den germanischen Stämmen im Teutoburger Wald erlag, und als in den Tagen Kaiser Trajans Tacitus in seiner »Germania« die erste genauere Kunde über die germanischen Völker gab und die rauhen, jugendfrischen, kriegerischen und häuslichen Tugenden derselben im Gegensatz zu der übersteigerten und alt werdenden Kultur der römischen Welt schilderte. Bei allen oder doch bei einer Mehrzahl der germanischen Stämme fanden sich nach dem Zeugnis der Römer Lieder, die schon Tacitus als »alte« bezeichnet. Der eine jener beiden »Merseburger Zaubersprüche«, die im 9. Jahrh. aufgeschrieben wurden, klingt an eine altindische Spruchformel an und deutet um Jahrhunderte zurück. Auch die ältesten Fassungen der Siegfriedsage, die Anfänge jener Tiersage, in deren Mittelpunkt der Fuchs steht, mögen weiter zurückreichen als die historische Kunde von unsern Urvätern. Aus der Vergleichung der Reste altheidnischer Gedichte mit den Dichtungen der Skandinavier und Angelsachsen, mit den uralten Rechtsformeln hat man mit einiger Sicherheit geschlossen, daß allen ältesten Gesängen durch Allitteration Form und Gestalt gegeben worden sei, eine Form, die besonders geeignet erscheint, ebendiese Lieder dem Gedächtnis einzuprägen und so von Mund zu Mund zu überliefern. Beweise im strengsten Wortsinn sind hier nicht möglich;

auch daß bei dem »Singen und Sagen«, welches nach dem Bericht des Tacitus gemeinsam geübt wurde, das Wort die Hauptsache, die »Musik« dagegen sehr unentwickelt war, läßt sich doch immer nur mit Wahrscheinlichkeit vermuten. Beweise, denen nicht zu widersprechen wäre, gibt es für diese Vorzeit, in welcher Überlieferung und Wiedergabe unmittelbarer Eindrücke, Mythe und lebendige Erinnerung, Namen der Stämme und Völker, historisch Beglaubigtes und Sagenhaftes ineinander verschwimmen, eben nicht. Auch als in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt die Germanen immer entschiedener in den Vordergrund der Geschichte treten, als mit der Periode der Völkerwanderung und des Ansturms deutscher Stämme gegen das zerbröckelnde römische Weltreich Menschen und Dinge deutlicher werden, bleibt die Kunde von der deutschen Dichtung dürftig und unzulänglich. Wohl hat der geistvolle Forscher und Darsteller recht, der sagt: »Verlorne Gedichte sind ebenso wichtig wie erhaltene, wenn man ihre Existenz beweisen und ihre Nachwirkungen feststellen kann« (Scherer). Und nicht minder wahr ist, daß es nicht leicht einen stärkern Beweis von der schöpferischen Macht einer Dichtung geben kann, als daß sie ohne schriftliche Fixierung wesentlich unverändert fortlebt, daß ihre Situationen, Gestalten und Hauptzüge zum Teil bis auf den Wortlaut zu spätern Geschlechtern gelangen. Immer aber ist es nur ein Rückschluß, der aus den spätern Gestaltungen der großen Heldensage, aus verwandten Erscheinungen bei den germanischen Völkern über dem Meer und aus einzelnen ganz unbedeutenden Resten auf die Blüte einer großen epischen Dichtung, unmittelbar nach der Völkerwanderung, gemacht wird. Die gewaltigen und erschütternden Kämpfe, durch welche die deutschen Völker im ersten Halbjahrtausend der christlichen Zeitrechnung hindurchgingen, konnten nicht anders als befruchtend auf den poetischen Geist und den poetischen Gestaltungstrieb wirken; Eindrücke und Erinnerungen von fortreißender Macht, das Hervortreten einzelner Heldengestalten, ungeheure Schicksalswechsel fanden ihren Widerklang in Heldenliedern, deren Mannigfaltigkeit sich mehr und mehr auf einzelne große Gruppen (Sagenkreise) konzentrierte. Wie stark die großen historischen Ereignisse, an denen die deutschen Stämme kämpfend und leidend Anteil nahmen, und in denen sie zum Teil ihren Untergang fanden, auf die Phantasie wirkten, ist aus den spätern mittelalterlichen Erneuerungen der Heldensage der Völkerwanderungszeit noch zu erraten. Der Grundcharakter dieser Poesie war heidnisch; an die heidnische Vergangenheit der Völker und die alten Überlieferungen knüpften die Dichter, oder wie man sie immer nennen will, auch dann noch an, als die Bekehrung der meisten deutschen Völker zum Christentum längst erfolgt war. Bei allen deutschen Völkern oder vielmehr Völkervereinen, deren hervorragendste in den Zeiten der großen Völkerwanderung Goten, Langobarden, Burgunder, Franken, Alemannen, Bayern, Thüringer, Sachsen und Friesen waren, werden in Fortbildung der ältern Lieder und unter den Einwirkungen der neuen Erlebnisse eigne Heldenlieder existiert haben, die inzwischen bald mannigfach aufeinander bezogen wurden und ineinander übergingen. Nachklänge der bei Tacitus erwähnten verlornen Lieder von Hermann dem Cherusker scheinen in andern Sagen vorhanden; Züge der gotischen Dichtungen von den Königsgeschlechtern der Balthen und Amaler und späterhin von Odoaker und Theoderich wurden weit verbreitet; die Gestalt Attilas (Etzels), des Hunnenkönigs, der mit seiner Augenblicksmacht Freiheit und Existenz beinahe aller germanischen Stämme gefährdete, kehrt in den verschiedenen Sagenkreisen wieder. So ist der Sagenforschung und der Kritik, welche den wesentlichsten Inhalt der alten, noch bis zum Schluß des ersten Jahrtausends erklingenden epischen Lieder festzustellen sucht, ein weites und wichtiges Feld eröffnet, und das Bewußtsein, daß eine mächtige, stoffreiche, von großartigem Leben und tausend Erinnerungen getränkte Dichtung vor der Zeit der geschriebenen Litteratur vorhanden war, muß festgehalten werden. Die Dichtungen selbst aber, von denen nach glaubhaften Berichten noch Karl d. Gr. im 8. und 9. Jahrh. einen großen Teil aufzeichnen ließ und lassen konnte, sind fast vollständig verloren gegangen. Als schriftliche Denkmäler der heidnischen und halbheidnischen Völkerwanderungsepoche besitzen wir nur unbedeutende Bruchstücke. Die beiden von G. Waitz 1841 in Merseburg aufgefundenen sogen. »Merseburger Zaubersprüche«, die ähnlichen von Miklosich 1857 entdeckten Formen sind minder wichtig als das um 800 von zwei Fuldaer Mönchen aufgezeichnete »**Lied von Hildebrand und Hadubrand**«, in der That die einzige volle Probe der Form und des Wesens der großen, einst allverbreiteten Heldenlieder. In zweiter Linie stehen lateinische Niederschriften eines im 10. Jahrh. von Ekkehard von St. Gallen in Hexametern bearbeiteten Gedichts von »Walther und Hiltgund« (»Waltharius von Aquitanien«), welches offenbar zu seiner Entstehungszeit ein deutsches Vorbild hatte, und eines an der Grenzscheide des 10. und 11. Jahrh. von dem Tegernseer Mönch Fromund in leoninischen Hexametern niedergeschriebenen Gedichts: »**Rudlieb**«. Einzelne Vorstellungen, die aus altheidnischen Gedichten in die kümmerlichen deutschen Dichtungsversuche der Geistlichen des 10. und. 11. Jahrh. hereinragen (so im »Wessobrunner Gebet« und in den Versen vom Jüngsten Gericht: »Muspilli«), die eigentümliche, an die alte epische Poesie gemahnende Auffassung des Erlösers als des Heerkönigs und reichen Volkskönigs im altsächsischen Gedicht »Heliand«, die Vergleichungen mit angelsächsischen und altnordischen Liedern kommen der Vorstellung, welche das Hildebrandslied gewähren kann, zu Hilfe. Letztes Resultat bleibt doch nach Jakob Grimms Wort: »Von althochdeutscher Poesie sind uns nur kümmerliche Bruchstücke gefristet, gerade so viel noch, um sicher schließen zu dürfen, daß Besseres, Reicheres untergegangen ist. Aber das Vermögen der Sprache, den nationalen Stil der Dichtkunst erkennen lassen uns nur die angelsächsischen und altnordischen Lieder, jene, weil sie dessen älteste, diese, weil sie eine noch heidnische Auffassung sind.«

I. Zeitraum.

Zeit der althochdeutschen geistlichen Dichtung.

Seit dem 4. Jahrh. war zuerst den in das römische Reich eindringenden, späterhin den andern deutschen Völkern das Christentum gepredigt worden. Am Ausgang des 8. Jahrh. bekehrte Karl d. Gr. die bis dahin heidnisch gebliebenen Sachsen mit Anwendung der äußersten Gewaltmittel. Mit den Heidenbekehrern, die ihre Klöster als Mittelpunkte des neuen kirchlichen Lebens im ganzen deutschen Land errichteten, kam auch die Herrschaft der lateinischen Sprache für kirchliche und geistliche Zwecke, für die neue christliche Bildung. Freilich übertrug schon im 4. Jahrh. der gotische Bischof **Ulfilas** (Wulfila) die Bibel (mit Ausnahme der Bücher der Könige) und hinterließ in dieser teilweise erhaltenen Übersetzung eins der kostbarsten Denkmäler für die Geschichte der deutschen Sprache, das einzige wesentliche Zeugnis

des sonst untergegangenen Gotischen. Aber das mutige Beispiel des arianischen Bischofs fand keine entsprechende Nachahmung, und nur das äußerste Bedürfnis drang den fränkischen, irischen und angelsächsischen Bekehrern im eigentlichen Deutschland nach und nach Übersetzungen einzelner Predigten, Glaubens- und Beichtformeln ab oder reizte zu eignen Abfassungen in der im ganzen doch für barbarisch erachteten Sprache. In der Hauptsache war es »dürftige Prosa«, was auf diesem Weg entstand. Dem Reichtum und der eigentlichen Macht der deutschen Sprache wichen die Geistlichen eher aus, als daß sie ihn suchten. Da sie die Lust des Volkes an den alten Liedern, welche in dieser Zeit der wandernde Spielmann noch von Herd zu Herd trug, als verderblich erachteten, in der Erinnerung an die kriegerischen Sagenhelden nicht mit Unrecht Rückfall ins Heidentum witterten, da sie sich lange in einem völligen Gegensatz zu der Vorstellungs- und Sinnesweise des Volkes befanden und das Gefühl dieses Gegensatzes in den Klosterschulen auch bei der heranwachsenden Generation genährt ward, so währte es geraume Zeit, bis ein Einklang zwischen der eigentlichen Volksnatur und Volkssitte und der neuen kirchlichen Ordnung eintrat. Spärlich waren unter solchen Umständen auch die poetischen Versuche, welche aus der neuen christlichen Bildung und aus den Reihen der Geistlichkeit hervorgingen. Einige Gesänge aus dem 9. Jahrh. (»Bittgesang an den heil. Petrus«, ein »Loblied auf den heil. Georg«, eine Bearbeitung des 138. Psalms), das »Wessobrunner Gebet« und das vom Jüngsten Tag handelnde Gedicht »Muspilli«, welches mit der heidnischen Vorstellung vom großen Weltbrand durchsetzt ist, zeigen die Dürftigkeit der Vorstellungen, die Ungelenkheit der Form. In poetischer Hinsicht wichtiger sind die beiden christlichen Hauptdichtungen der karolingischen Zeit: der in altsächsischer Mundart nach dem Evangelium des Matthäus und der Tatianischen Evangelienharmonie verfaßte, kräftig-einfache »Heliand« (Heiland), den ein niederdeutscher Dichter in den Tagen Ludwigs des Frommen (vielleicht im Auftrag desselben) schrieb, und der im direkten Anschluß an die Weise der allitterierenden Heldengesänge die tiefere Teilnahme des neubekehrten Sachsenvolkes an dem mächtigen Sohn Gottes als dem Völkerherrn und Landeswart zu wecken suchte, und die hochdeutsche »Evangelienharmonie« des Weißenburger Mönches Otfried vom Ende des 9. Jahrh., in welcher der Dichter den Franken ein christliches Heldengedicht zu schaffen beabsichtigte. Otfried war der erste, welcher an die Stelle der Stabreimform den Reim setzte und regelmäßigen Strophenbau einführte, womit er für einen Teil der folgenden Dichter vorbildlich wurde. Ungefähr derselben Zeit gehört das von einem Geistlichen verfaßte weltliche »Ludwigslied« an, welches einen Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt (881) feiert. In der Weise dieses auf ein Zeitereignis bezüglichen Liedes haben nach zuverlässigen Zeugnissen noch andre Lieder existiert, die namentlich während des 10. und im Übergang zum 11. Jahrh. zahlreicher wurden. Auch gemischt lateinische und deutsche Gedichte scheinen zu erweisen, daß zwischen der Spielmannsdichtung und der Poesie der Kleriker sich allmählich eine Wechselwirkung herstellte. In der lateinischen Klosterlitteratur dieses Zeitraums entwickelten sich überdies mancherlei Reime, welche später in der deutschen Litteratur aufgehen sollten, und so muß der ältesten Anfänge der Weihnachts- und Passionsspiele in kleinen lateinischen Dramen sowie der lateinischen Stücke der Gandersheimer Nonne Hroswitha (Roswitha) vom Ende des 10. Jahrh. gedacht werden, mit denen sie den in den Klöstern vielgelesenen Terenz verdrängen wollte.

Die Litteraturdenkmäler, auch im 10. Jahrh. noch vereinzelt, werden im 11. etwas zahlreicher; es treten bestimmtere Autorennamen, man kann noch nicht sagen erkennbare Dichterpersönlichkeiten, hervor. In der Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser (von der Thronbesteigung Heinrichs I., 919, bis zum Tod Heinrichs III., 1056) bestanden im wesentlichen die großen Formen der karolingischen Monarchie, des »theokratischen Kaisertums« fort; die emporstrebende streng kirchliche Auffassung samt der ganzen Vorstellungswelt der Geistlichkeit drang auch in die Volksmassen ein, obwohl mit Spott und Entrüstung bezeugt wird, daß die »Bauern« fortfuhren, von Siegfried und Dietrich von Bern zu singen. Die Legendenpoesie, mit den Pseudoevangelien, mit heimischen und fremden Wundergeschichten genährt, trat in den Vordergrund, fand inzwischen erst im 12. Jahrh. künstlerische Gestaltung. Dem 11. Jahrh. gehören die deutsche Psalmbearbeitung des St. Gallener Mönches Notker Labeo (gest. 1022), die Auslegung des »Hohenliedes« des Fuldaer Mönches Williram (gest. 1085 als Abt des Klosters Ebersberg), die biblischen Gedichte des Scholastikus Ezzo, auch das vielbesprochene kosmographische Gedicht »Merigarto« an. Im Übergang zum 12. Jahrh. verfaßte eine Frau Ava (gest. 1127 zu Göttweih) ein größeres Gedicht: »Vom Leben Jesu und vom Antichrist«, ihr angeblicher Sohn Heinrich ein Gedicht »Von des Todes Gehügede«. Die meisten Gedichte und poetischen Bruchstücke dieses Zeitraums erscheinen kunstloser, verwilderter; in manchen wechselt Poesie und Prosa. Die eigentlich althochdeutsche Sprache, von der die ganze Litteraturperiode den Namen der althochdeutschen führt, klingt mit Notker aus. Auch die altniederdeutsche (altsächsische) Sprache bewahrte höchstens bis zu diesem Zeitraum die alte Kraft und Fülle; die Zeugnisse eines litterarischen Lebens blieben ganz vereinzelt, der »Heliand« fand keine Nachahmung.

II. Zeitraum.

Zeit der Kreuzzüge. Aufschwung der Dichtung. Beginn der ritterlich-höfischen Poesie.

Im Wendepunkt des 11. zum 12. Jahrh. beginnt eine neue, hochinteressante und reiche Entwickelung der deutschen Litteratur, im wesentlichen an das Emporkommen und die weitere Durchbildung der als Mittelhochdeutsch bezeichneten Schriftsprache gebunden. Den stärksten Anteil an dem raschen Aufblühen einer großen geistlichen Litteratur in deutscher Sprache und einer ihr kühn zur Seite tretenden ritterlichen Dichtung hatten die Eindrücke der bewegten Zeit. Der unter Heinrich IV. beginnende Riesenkampf zwischen der weltlichen Gewalt und den Weltbeherrschungsansprüchen der Hierarchie, die gewaltigen, bunten und wechselnden Eindrücke der Kreuzzüge, die tausendfach neuen Lebensverhältnisse selbst, die in Deutschland aus dem Emporkommen der Landesfürsten, dem gesamten Lehnssystem und Städtewesen erwuchsen, die Aufwühlung der Volksseele bis in ihre Tiefen und die Erweiterung des Gesichtskreises förderten gleichmäßig das Gedeihen der Litteratur, welche sich fast ausschließlich in den Formen der Poesie darstellt und selbst in Weltbeschreibungen, Lebensgeschichten und historischen Werken die Übermacht einer gesteigerten Phantasie erkennen läßt. Das tiefe, innige Glaubensleben, das sich in

dieser Zeit geltend machte, schloß eine freudige, kräftige, selbst verwegene Weltlichkeit nicht aus, ja durchdrang sich in wundersamster Weise mit derselben; aus heimischem Leben und Fremde, aus Lektüre und Anschauung strömte den Dichtern eine Fülle der Stoffe wie der Empfindungen zu. Die niemals erstorbene und von den wandernden Spielleuten weiter getragene Volksdichtung erwacht gleichzeitig mit der ritterlichen Poesie zu neuem Leben, zieht höher strebende poetische Kräfte zur Neugestaltung ihrer alten großen Stoffe an, und das Mittel der Schrift wird für einzelne ihrer Bildungen in umfassenderer Weise in Anspruch genommen. Die ganze volle Entfaltung all dieses poetischen Lebens fand erst in der folgenden Periode unter den hohenstaufischen Kaisern statt, aber immerhin darf die Zeit von der Mitte des 11. bis gegen das Ende des 12. Jahrh. schon eine litterarisch reiche genannt werden.

Mit dem »Annolied«, zu Ehren des 1075 verstorbenen heil. Anno, Erzbischofs von Köln, gedichtet, mit der poetischen »Kaiserchronik« (bis 1147 reichend), die ältere Dichtungen in sich aufgenommen hat, mit dem »Lied von Alexander« des niederrheinischen Pfaffen **Lamprecht**, dem aus einem französischen Gedicht übersetzten »Rolandslied« des Pfaffen **Konrad**, die sämtlich der ersten Hälfte des 12. Jahrh. angehören, betreten wir das große Gebiet der epischen Dichtung, deren Stoffmischung sich schon hier offenbart. Gedichte von »König Rother«, »Orendel«, »St. Oswald«, die Sage von »Pilatus«, die »Legende der heil. Veronika« von **Wernher vom Niederrhein** weisen zum Teil auf die weltliche Spielmannsdichtung hin. Wie die alten Stoffe weiter bearbeitet wurden, geht aus »Reinhart Fuchs« von **Heinrich dem Gleißner** (Glichesäre), einem Elsässer, der nach französischem Vorbild dichtete, hervor. Vertreter der eigentlichen Kunstlyrik und der Anfänge des nachmals so ausgebreiteten Minnesanges treten gleichfalls in der ersten Hälfte und um die Mitte des 12. Jahrh. auf: so der Österreicher **von Kürenberg** (zwischen 1120—40?), der sich der Nibelungenstrophe bedient, und dem darum einzelne Forscher die Dichtung des Nibelungenliedes selbst zuschreiben wollen; so sein Landsmann **Dietmar von Aiste**, der Schwabe **Meinloh von Sevelingen**, der **Burggraf von Regensburg** und **Friedrich von Hausen**, der als Kreuzfahrer 1190 im Heiligen Land blieb. Mit dem letztern begann die Herübernahme der Weisen romanischer Lyrik in die deutsche Dichtung; rasch entfaltete sich eine große Abwechselung der Formen und der Liederarten. Die »Taglieder«, »Klagelieder«, »Leiche«, »Tanzlieder«, »Lob- und Rügelieder«, »Kreuzlieder« in der weltlichen Lyrik, die »Marienlieder« in der geistlichen begannen von allen Seiten zu erklingen.

III. Zeitraum.

Die Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung. Zeit der Hohenstaufen (Staufer).

Die höchste Blüte der mittelhochdeutschen Dichtung, vom Ende des 12. Jahrh. an, fiel mit der ruhmreichen Herrschaft der Kaiser aus dem staufischen Haus zusammen. Selbstgefühl, Thatkraft und Wohlstand aller Stände des deutschen Volkes waren mächtig gehoben, die gewaltigen Herrschergestalten Friedrichs I. (Rotbart), Heinrichs VI. und Friedrichs II., die fortwirkenden Eindrücke großen Weltverkehrs und siegreicher Kämpfe, gesteigerter und freudiger Lebensgenuß, namentlich an den Höfen und in den Kreisen des ritterlichen Adels, gaben der Periode den Charakter einer Glanzzeit. Die poetische Litteratur in allen Formen der erzählenden Dichtung, der Lyrik und Lehrdichtung, spärlich nur in dramatischen Gebilden, erlangt eine beinahe überwältigende Fülle und erstaunliche Breite. Ihre Hauptrepräsentanten waren jetzt nicht mehr Geistliche, sondern Männer ritterlichen Standes. Nahmen an der Minnedichtung Fürsten und Herren, selbst die staufischen Kaiser und Könige Anteil, so machten doch vorwiegend Glieder des niedern Adels, denen sich vereinzelt bürgerliche Meister anschlossen, die Dichtung zum Lebensberuf und suchten durch unablässiges Anrufen der »Milde« hochgepriesener Gönner Unterhalt und gelegentlichen Überfluß zu gewinnen. Daß neben diesen ritterlichen Sängern die fahrenden Spielleute nicht verschwanden, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Soweit Namen und Gestalten erkennbar sind, bevorzugten die ritterlich-höfischen Dichter die neuen weltlichen welschen Stoffe, die ihnen meist aus französischen Quellen zuflossen; indes bleibt es Thatsache, daß die endgültigen Gestaltungen der großen, auf rein deutschen Überlieferungen beruhenden Nationalepen, das »Nibelungenlied« und »Gudrunlied«, in die Blütezeit der ritterlichen Dichtung fallen und in Südostdeutschland der Entfaltung der ritterlichen Epik auf Grund fremder Sagen und Erfindungen zur Seite standen, vielleicht vorangingen.

Auf alle Fälle sind die **Volksepen**, voran »**Der Nibelungen Not**«, die großartigsten Denkmäler dieser Blütezeit deutscher Poesie. Das »Nibelungenlied« vereinigt die hervorragendsten Gestalten des niederrheinischen und burgundischen mit einzelnen des gotischen Sagenkreises; es sucht an erzählender und charakterisierender Kraft, an innerm Reichtum und gewaltiger hochdramatischer Steigerung, namentlich in der zweiten Hälfte, seinesgleichen. Wieviel auch in einzelnen Liedern und Abenteuern vorhanden gewesen sein mag, an der nun niedergeschriebenen Gestaltung, die in den Anfang dieser Periode hinaufreicht, muß eine mächtige dichterische Begabung entscheidenden Anteil gehabt haben. In minderm, aber noch immer hohem Grad begegnen uns die eindringlichen Vorzüge der volkstümlichen Epik im »**Gudrunlied**«, welches friesisch-normännische Sagen mit dem Hintergrund der See- und Raubzüge und der Kämpfe altgermanischer Seekönige gestaltet und namentlich im unübertrefflich schönen, seelisch tiefen letzten Teil auf einen großen Dichter zurückweist. Ferner im Zeitalter der ritterlichen Dichtung entstandene und wahrscheinlich ritterlichen Sängern angehörige Gestaltungen alter Sagenstoffe waren: »Die Rabenschlacht« und »Dietrichs Flucht« (beide von einem Heinrich dem Vogler), »Alphart«, »Walther und Hildegunde« (von einem steirischen Dichter, nur bruchstückweise erhalten), »Ortnit«, »Wolfdietrich«, »Der große Rosengarten«, »Biterolf«, »Laurin«, »Der kleine Rosengarten«, »Der Nibelungen Klage«, »Das Eckenlied«, »Dietrichs Drachenkämpfe«, »Goldemar« (von einem Tiroler Ritter, Albrecht von Kemenaten), von denen denn freilich ein Teil nur in spätern Überarbeitungen und Handschriften erhalten blieb.

Die **ritterlich-höfische Epik** im engern Sinn, mit Trägern, von deren Leben und Schicksalen wir meist einige Nachrichten besitzen, Dichtern, denen mehrere Werke angehören, und die beinahe alle auch in den Reihen der Lyriker (**Minnesänger**) stehen, hatte einen raschen Aufschwung, eine glänzende Entfaltung und verhältnismäßig raschen Verfall. Ihr erster namhafter Vertreter war **Heinrich von Veldeke** (zwischen 1175—90), aus dem Limburgischen, ein Edelmann vom Niederrhein, der auch sprachlich insofern Bedeutung hat, als er den Übergang vom »Mittelbeutschen«

zum eigentlichen Mittelhochdeutschen vertritt. Er schrieb außer einem legendarischen »Servatius« und Minneliedern seine »Eneide« (nach französischem Vorbild), deren Anlage und Ausführung auf die nachfolgende ritterliche Dichtung stark einwirkte. Gleichzeitig und wenig später entstanden der »Eraclius« des Meisters Otto, der »Karlmeinet« eines ungenannten Dichters, das »Lied von Troja« (Trojanerkrieg) des Herbart von Fritzlar. Höher in Weltauffassung und Kunst erhoben sich die großen Epiker der ersten Jahrzehnte des 13. Jahrh.: Hartmann von Aue, der in den Gedichten: »Der arme Heinrich«, »Erec«, »Gregorius vom Stein«, »Iwein« die verschiedensten Stoffe behandelt; Gottfried von Straßburg, dessen viel angefochtener »Tristan« durch glutvolle Leidenschaft und höchste Formvorzüge wie kein andres Gedicht der Zeit ausgezeichnet ist; Wolfram von Eschenbach, der tiefsinnigste, innigste, sprachgewaltigste und phantasiereichste ritterliche Dichter des deutschen Mittelalters, welcher im »Parzival« die über Frankreich nach Deutschland gelangte keltische Sage in wunderbarer und eigenartiger Richtung neu gestaltete, im Gedicht »Willehalm« einen Stoff des karolingischen Sagenkreises bearbeitete, im unvollendeten »Schionatulander« aber auf seine frühere Stoffwelt zurückgriff. Der Blütezeit gehören an Dichtungen von tieferm Gehalt und durchgebildeter Kunst noch an: »Flore und Blanscheflur« des Konrad Flecke, »Wigalois« des Wirnt von Gravenberg, »Lancelot« des Ulrich von Zatzikhoven. Gottfried von Straßburg fand später Fortsetzer in Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg, Wolfram von Eschenbach gleichfalls in dem Türheimer, in Ulrich von dem Türlin, Albrecht von Scharffenberg und den unbekannten Dichtern des »Wartburgkriegs« und des »Lohengrin«. Auch die Zeit zwischen 1220–60, obschon den ritterlichen Dichtern bereits minder günstig, brachte noch hervorragende Leistungen. Der Stricker dichtete außer den größern Epen »Daniel von Blumenthal« und »Karl« einzelne Fabeln und die im »Amis« vereinten Schwänke; Rudolf von Ems bewährte sich als fruchtbarer und glücklicher poetischer Erzähler im »Guten Gerhard«, »Baarlam und Josaphat«, »Wilhelm von Orlienz«, im »Alexander« und der unvollendeten »Weltchronik«; der »Pleier«, aus einem steirischen Geschlecht, vollendete nicht weniger als drei Epen aus dem Artuskreis: »Garel vom blühenden Thal«, »Tandarois und Flordibel«, »Meleranz von Frankreich«. Am höchsten unter allen erzählenden Gedichten der Nachblüte steht wohl der vortreffliche »Meier Helmbrecht« von Wernher dem Gartener, einem bayrischen Geistlichen zwischen 1234 und 1250. Selbst rein geistliche Stoffe wurden im Stil des höfischen Epos behandelt, so: »Die Kindheit Jesu« von Konrad von Fußesbrunn und die »Himmelfahrt Mariä« von Konrad von Heimesfurt. Gegen den Schluß des Jahrhunderts, unter ungünstigen Zeitumständen und bei rasch eintretender Kunstverwilderung, erhob sich noch ein fruchtbarer, phantasievoller Dichter bürgerlichen Ursprungs, Meister Konrad von Würzburg, der in lyrischen Gedichten und einer besondern »Klage der Kunst« freilich schon andeutet, daß guter Gesang jetzt bei Hof minder gefällt als schmähliche Worte, aber mit einer ganzen Reihe von erzählenden Gedichten: »Alexius«, »Silvester«, »Die goldene Schmiede«, »Engelhart und Engeltrud«, »Kaiser Otte«, »Das Herze«, »Partonopier und Meliur«, und dem ungeheuerlich großen Gedicht »Der Trojanische Krieg« die spröden Zeitgenossen zu gewinnen trachtete.

Neben der Epik blühte eine reiche ritterliche Lyrik. Außer Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue und Gottfried finden wir Heinrich von Morungen, Reinmar von Hagenau (Reinmar der Alte), Ulrich von Singenberg, Christian von Hameln, Leutold von Säben, Gottfried von Neifen, Burkard von Hohenfels, Ulrich von Lichtenstein (dessen »Frauendienst« zugleich ein lebendig anschauliches Bild des ungesund gewordenen Minnewerbens und Minnedienstes gewährt), Hildbold von Schwangau, Ulrich von Winterstetten, Reinmar von Zweter, alle überwiegend der weltlichen Minne huldigend, gelegentlich auch (namentlich in Marienliedern) ihrer religiösen Empfindung Ausdruck gebend oder zur politischen Lyrik hinüberneigend. Der größte lyrische Dichter der Periode, Walther von der Vogelweide (gest. 1230 bei Würzburg), wahrscheinlich ein Tiroler oder Franke, der in Österreich am kunstsinnigen Hof der Babenberger »singen und sagen gelernt« und am Hof Landgraf Hermanns von Thüringen gesungen, beherrscht das ganze Gebiet des Liedes. Seine Lieder lassen sich zwischen 1198 und 1228 fixieren. Ihm gelang es, in den künstlichsten Strophen der ritterlichen Lyrik die volle Frische des volkstümlichen Liedes zu erhalten; er ist »der vielseitigste, tiefste, männlichste lyrische Dichter Deutschlands«. Unter seinen Zeitgenossen und Nachfolgern bilden Nithart von Reuenthal, der Tannhäuser, Steinmar, Konrad von Kirchberg u. a. durch die Anlehnung an die volksmäßigen (dörfischen) Reigen eine besondere Gruppe innerhalb der ritterlichen Lyrik.

Auch die didaktischen Gedichte des Zeitraums stellen höfische Sitten und Tugenden (Hofzucht) in den Vordergrund, so: »Der Winsbeke« und (minder wertvoll) »Die Winsbekin«; »Der welsche Gast« des Thomasin von Zerclaere; Freidanks »Bescheidenheit«, des Tannhäusers »Hofzucht« und »Der Renner« des Hugo von Trimberg, der am Ausgang dieser Zeit (zwischen 1260 und 1309) entstand und einen allgemeinern Ton der Sittenpredigt anschlägt.

IV. Zeitraum.

Der Verfall der ritterlichen Dichtung und der Übergang zur bürgerlich-lehrhaften Poesie.

Am Ausgang des 13. Jahrh. war es entschieden, daß die ritterliche Dichtung keine Zukunft habe; der höfische Adel hatte aufgehört, Träger der besten Bildung der Zeit zu sein. Die edlen Sänger wurden wieder abgelöst von fahrenden Leuten bürgerlichen Ursprungs, welche freilich noch eine Zeitlang mit den Mitteln zu wirken suchten, durch welche die großen erzählenden Dichter und Lyriker der vergangenen Periode gewonnen hatten. Allegorie und übel angebrachte Gelehrsamkeit verdrängen das wirkliche Leben aus den epischen Dichtungen. So in der »Martina« des Deutschordensritters Hugo von Langenstein (um 1293 gedichtet), so im »Alexander« des Ulrich von Eschenbach (zwischen 1270—84), so im »Apollonius von Tyrland« des Wiener Arztes Heinrich von der Neuenstadt (um 1300), so in der »Deutschordenschronik« des Nikolaus von Jeroschin (um 1350). Einfacher blieben die großen Dichtungen geistlichen Stoffs und Gepräges, die jetzt in dem mannigfach heimgesuchten Deutschland wieder größern Beifall gefunden zu haben scheinen. Die große Legendensammlung eines ungenannten Dichters: »Das große Passional« (100,000 Verse), die legendarische »Geschichte der heil. Elisabeth«, die »Marienleben« von Bruder Philipp dem Kartäuser und Walther von Rheinau gehören hierher. Das rein allegorische Gedicht, welches im Anfang der Verfallzeit noch mit einer gewissen

Frische vereinbar war, wie »Die Jagd« des Hadamar von Laber erweist, wird bereits im »Maidenkranz« des Heinrich von Mügeln (um 1340) immer gespreizter und trockner. »Die Mörin« und »Der goldene Tempel« von Hermann von Sachsenheim (nach 1400) sowie »Die Blume der Tugend« von dem Tiroler Hans Vintler (1411) leiten zu den völlig didaktischen und in ihrer Lehrhaftigkeit rein ungenießbaren allegorischen Dichtungen hinüber, als deren letzte namhafte noch am Ausgang des 15. Jahrh. der »Teuerdank« Kaiser Maximilians I. hervortritt. Auch die wenigen ritterlichen Lyriker, die verspätet noch sangen, wie Graf Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein, suchten sich durch didaktische Wendungen und geistliche Mahnungen gleichsam zu rechtfertigen. Sie trafen hierin mit den bürgerlichen Didaktikern und strafenden Satirikern zusammen. Schon Heinrich zur Meise (Frauenlob, gest. 1318) hatte nach dieser Richtung eingelenkt, ebenso Heinrich der Teichner mit seinen Spruchgedichten und Peter Suchenwirt (in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh.); der Dominikaner Ulrich Boner gestaltete seine moralisierende Fabelsammlung: »Edelstein« (1330—1340) zu einem Lehrgedicht, das wiederum Spätern zum Muster diente. Die umherwandernden Dichter von Handwerk wandelten sich allmählich in »Meistersänger« um; sie legten großes Gewicht auf die Forterhaltung der künstlichen Formen der ritterlichen Kunst, deren Geist sie freilich in der völlig veränderten Zeit nicht erhalten konnten. Indem das bürgerliche Element mehr und mehr in den Vordergrund trat, begann sich rasch eine Scheidung zwischen den seßhaften, in den Städten die Kunst neben ihrem Handwerk ausübenden Meistersängern und den Vertretern des Meistergesanges zu vollziehen, welche »auf ihre Kunst ihr Brot suchten«. Die spätern Meistersänger beriefen sich allerdings noch auf umherziehende Meister, wie Bartel Regenbogen, den Schmied (vom Ende des 13. Jahrh.), auf Muskatblüt, den Gegner der Hussiten (erste Hälfte des 15. Jahrh.), auf Michael Behaim (1421—74), Weber, Kriegsmann und Berufsdichter, der, neben geistlichen und weltlichen Meisterliedern in 14 Meistertönen, die chronikalischen Gedichte: »Das Buch von den Wienern« (Aufruhr der Wiener gegen Friedrich III., 1462) und »Das Leben des Pfalzgrafen Friedrich I. bei Rhein« (1469) verfaßte. Im allgemeinen aber scheint dem in besondern »Zünften«, namentlich in den oberdeutschen Reichsstädten, gepflegten Meistergesang von vornherein eine Tendenz zum Bürgerlich-Ehrbaren, Ernst-Lehrhaften, ja, wie die Beziehung einzelner Meistersängerzünfte zu Begräbnisbrüderschaften &c. erweist, zum Erbaulichen und Andächtigen innegewohnt zu haben. Freilich vermochten die biedern bürgerlichen Meister weder die Ausschreitungen einzelner Genossen zu hindern, welche um die Wette mit den fahrenden Leuten, mit Geistlichen und Mönchen in derben und unzüchtigen Schwänken, Schmaus- und Trinkliedern den großen Haufen unterhielten, noch wußten sie mit ihren verschnörkelten und erkünstelten Weisen und Tönen den allgemeinen Verfall der eigentlich poetischen Kunst und die wachsende Sprachverwilderung aufzuhalten. Die gemeinsame mittelhochdeutsche Schriftsprache der großen Blütezeit verschwand im 14. und 15. Jahrh. in einer Art sprachlichem Chaos. Mundartliche Besonderheiten drängen sich überall vor; der Sinn für Reinheit der Reime, für den Wechsel von Hebungen und Senkungen im Vers, für Feinheit und Anmut wie für die Würde des Ausdrucks verlor sich völlig. Der Drang zum Neuen und Charakteristischen, der unverkennbar in dieser Verfallzeit sich geltend machte, kam zunächst doch mehr der Prosa als der Poesie zu gute, welche in diesem Zeitraum meist vom Abhub der verrauschten glänzenden Zeit lebte.

Von wirklicher Bedeutung für die Weiterentwickelung der Litteratur wurde die allmähliche Erstarkung der dramatischen Dichtung. Schon im 13. Jahrh. und zu Anfang des 14. Jahrh. waren die geistlichen Spiele, ursprünglich an kirchliche Feste geknüpft und in lateinischer Sprache geschrieben, teilweise vollständig deutsch geworden; in einem und dem andern lassen sich Spuren der höfischen Kunst erkennen, im allgemeinen aber gingen die Dichter und Bearbeiter der Weihnachts-, Oster- und Himmelfahrtsspiele (denen sich verhältnismäßig wenige Legendenspiele nach fremden Mustern hinzugesellten) ihren eignen Weg. Die poetische Individualität hatte hier zunächst wenig Raum; ein Spiel, entlehnt aus dem andern, geht in das andre über; gleichwohl trat eine wachsende Mannigfaltigkeit der frei erfundenen und detaillierten Szenen ein, welche den Spielen einen stets volkstümlichern Charakter gab. Von den Spielen dieser Art sind hier das »St. Gallener Weihnachtsspiel« und »St. Gallener Osterspiel«, das »Niederhessische Weihnachtsspiel« und »Kremnitzer Weihnachtsspiel«, das »Wiener Osterspiel«, »Innsbrucker Osterspiel«, das »Redentiner Osterspiel« (in niederdeutscher Sprache), die ausgedehnten, auf mehrtägige Darstellung berechneten »Passionsspiele« von Alsfeld, Friedberg, Frankfurt a. M. zu nennen. Unter den Himmelfahrtsspielen bietet das Tiroler besonderes Interesse. Apokrypher waren die Spiele von der »Kindheit Jesu«, »Mariä Himmelfahrt«, das höchst eigentümliche, 1322 zu Eisenach aufgeführte »Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen«, dessen Dichter man auch das Erfurter Spiel »Von der heil. Katharina« zuschreibt. Unter den Legendenspielen, welche Leben der Heiligen dramatisierten, finden wir das »Spiel vom heil. Georg«, das Kremsmünsterer »Spiel von der heil. Dorothea«, Spiele von »Susanna«, »Vom heil. Meinhard«, »Vom heiligen Kreuz« (die Legende der Helena, der Mutter Konstantins, behandelnd), fast alle dem 15. Jahrh. angehörig. Den bedeutendsten dramatischen Anlauf nahm im »Spiel von Frau Jutten« der Mühlhäuser »Meßpfaffe« Theodorich Schernbeck (1480).

Vom 15. Jahrh. an treten selbständig neben den geistlichen Spielen, in denen es an derben und possenhaften Szenen nicht mangelt, die Fastnachtsspiele hervor, welche in den Städten von Gesellschaften junger Leute, zunächst wohl in Privathäusern, umherziehend gespielt wurden, besondere Bedeutung in Nürnberg gewannen, wo zwei volkstümliche, auch als Dichter erzählender Schwänke und Meistersänger auftretende Poeten, Hans Rosenplüt (zwischen 1440 und 1480) und der Bader Hans Folz, sie weiterbildeten. Der reinere von ihnen war unzweifelhaft Rosenplüt, während der »Barbierer« Folz durch die üppigsten und zweideutigsten Scherze zu wirken suchte, vor keiner Unflätigkeit zurückschrak, aber viel frisches Leben und größere Gewandtheit im Aufbau und der Durchführung der Spiele entwickelte. Gelegentlich spielen die geistige Bewegung der Vorreformationsperiode (von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 16. Jahrh.), die Abneigung gegen das Treiben der entarteten Geistlichkeit, selbst der Anteil am politischen Leben und namentlich die Furcht vor den Türken herein. Zahlreiche Fastnachtsspiele sind ohne Namen der Dichter aufbewahrt, noch zahlreichere jedenfalls verschwunden.

Die alte Sagendichtung wie die ritterlich-höfische Epik erlebten in dieser Periode eine letzte eigenartige Wandlung. Wohl gab es noch einige wenige poetische Bearbeiter; noch am Ausgang des 15. Jahrh. dichtete der Maler Ulrich Füterer für Herzog Albrecht IV. von Bayern ein Epos über »Lancelot und die Tafelrunde«, welches mit dem Argonautenzug beginnt. Im allgemeinen aber entsprach es dem realistischen Sinn der unkünstlerisch gewordenen Zeit, daß die alten großen Epen in Prosaerzählungen aufgelöst wurden. Mit wirklichen Vorzügen und der kostbaren künstlerischen Form der Gedichte verschwanden gleichwohl auch einzelne Mängel. Da es sich um gedrängte Wiedergabe der Handlung und Charakteristik handelte, traten viele Äußerlichkeiten zurück; das Standesgefühl, welches die höfische Poesie erfüllt hatte, wich einer andern Auffassung der Dinge, die vielfach aus den sogen. Volksbüchern zu uns spricht. Großen Einfluß auf die rasche Entstehung und Verbreitung dieser Erzählungen in Prosa hatte die Erfindung des Buchdrucks, die überhaupt vom Ende des 15. Jahrh. an die Entwickelung der Litteratur mit bestimmte. Bis tief ins 16. Jahrh. hinein währte die im 15. beginnende Abfassung dieser Volksbücher, welche die Reste des Reichtums der mittelalterlichen deutschen Poesie mit einzelnen Bearbeitungen späterer fremder Dichtungen zugleich einer völlig veränderten Zeit überlieferten. »Loher und Maller«, »Hug Schapler«, »Melusine«, »Fierabras«, »Die Haimonskinder«, »Die schöne Magelone«, »Kaiser Octavianus«, »Herzog Ernst«, »Wigalois« und »Tristan«, die Schwanksammlungen: »Peter Leu« und »Tyl Eulenspiegel« bis zu den erst am Ende des 16. Jahrh. hervortretenden Volksromanen: »Doktor Faust« und »Die Schildbürger« vergegenwärtigen, wie trotz der vorwaltenden Verstandesrichtung der Zeit die Ansprüche der Phantasie auch in breiten Lebensschichten fortbestanden.

Daß in dem in Rede stehenden Zeitraum die Bedeutung, Ausbreitung und die Wirkung der Prosa, der geschichtlichen, beschreibenden und lehrhaften Litteratur, wuchsen, ward schon angedeutet. Einen entscheidenden Anteil am Gewinn einer auch formell wertvollen und die geistige wie sprachliche Weiterbildung der Nationallitteratur fördernden Prosa hatten vor allen die deutschen Mystiker des 14. Jahrh., unter denen Meister Eckhart (zwischen 1260 und 1327) der älteste war. Außer seinen Schriften wurden die von Nikolaus von Basel, Johann Tauler (gest. 1361, »Nachfolgung des armen Lebens Christi«), Heinrich Suso (gest. 1365, »Büchlein von der ewigen Weisheit«), Rulmann Merswin (gest. 1382, »Buch von den neun Felsen«), Otto von Passau (»Die vierundzwanzig Alten, oder der güldene Thron der minnenden Seelen«), ferner das Büchlein »Deutsche Theologia« von einem Frankfurter Priester (Ende des 14. Jahrh.) und die Predigten des spätern Johann Geiler von Kaisersberg (1445–1510, namentlich die über Seb. Brants »Narrenschiff«) von besonderer Wichtigkeit. In der darstellenden Prosa versuchten einzelne Chronisten sich schon jetzt zur Geschichtschreibung zu erheben, ohne daß ihnen dies sonderlich geglückt wäre. Die »Limburgische Chronik« des Stadtschreibers Johannes (um 1350), die »Thüringische Chronik« des Johannes Rothe von Eisenach (um 1420), die »Berner Chronik« von Diebold Schilling und die »Chronik der Eidgenossenschaft« von Petermann Etterlin ragen aus der Menge der Versuche hervor; ihr litterarischer Wert liegt in Ansätzen zu lebendigen Einzelschilderungen und sprachlichen Eigentümlichkeiten.

V. Zeitraum.

Das Reformationsjahrhundert.

Um die Mitte des 15. Jahrh. hatte während der langen ruhmlosen Regierung Kaiser Friedrichs III. der Verfall des Deutschen Reichs stetige Fortschritte gemacht; die kirchlichen Verhältnisse waren trotz der Reformkonzile von Konstanz und Basel immer unerquicklicher, die Entsittlichung und Verweltlichung der Geistlichkeit immer ärger geworden. Dabei trat eine weitreichende Veränderung aller frühern realen Lebensverhältnisse ein, deren Ursachen man nur vereinzelt begriff, deren Druck aber ganze Volksklassen und Stände traf, so daß schon durch diese Vorbedingungen eine Epoche der Gärung und des Kampfes gegeben gewesen wäre. Regten sich nun, wie es überall in Deutschland der Fall war, dabei Tausende von gesunden Kräften und Bestrebungen im einzelnen, drängten sich zwischen den absterbenden Bildungen des Mittelalters neue hochbedeutsame Lebensbildungen hervor, begegnete dem tiefreichenden Unmut und der weithin sichtbaren Zerrüttung anderseits ein frischer Aufschwung des Volksgeistes, Sehnsucht und zuversichtliche Erwartung einer Reform an Haupt und Gliedern, einer großen Veränderung zum Bessern: so mußte daraus ein Zustand chaotischer, aber frischer und im ganzen hoffnungsfreudiger Bewegung hervorgehen. So trafen die großen Bewegungen des Humanismus und der Reformation auf eine außerordentliche Empfänglichkeit der Einzelnen wie der Massen. Das Studium der Sprachen und Schriftwerke des klassischen Altertums gewann vom Ende des 15. Jahrh. an eine kaum abzuschätzende Verbreitung, Bedeutung und Einwirkung auch auf das deutsche Leben. In bemerkenswertem Gegensatz zum italienischen Humanismus zeigte der deutsche zunächst einen schwer wiegenden Ernst, pädagogisch reformatorische Tendenzen. Die Anfänge der großen geistigen Bewegung knüpften an die Fortbildungen der Mystik an; der Zusammenhang der ersten hervorragenden Humanisten mit den niederdeutschen Brüdern vom gemeinsamen Leben darf mit Recht betont werden. Die geistigen Grundstimmungen, aus denen der deutsche Humanismus erwuchs, und die er wiederum großzog und nährte, erfüllten auch einen Teil der Litteratur in der Volkssprache. Die moralisierende und satirische Richtung, die beständige Forderung und Erwartung einer kirchlichen Erneuerung, die sich in den lateinischen Schriften der Humanisten finden, beleben auch die deutschen Dichtungen und Prosawerke der Vorreformation. Der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der deutschen politischen und sozialen Zustände um die Wende des 15. und 16. Jahrh. entsprach eine ähnliche Mannigfaltigkeit der geistigen Leistungen und Versuche. Aber das eigentliche Ideal der Zeit blieb bewußt und unbewußt die kirchliche Reform, und die mächtige Bewegung der Kirchenreformation, die mit dem Auftreten Luthers 1517 ihren Anfang nahm, überwältigte und verschlang in Deutschland bald alle andern Bewegungen und Bestrebungen. Durch sie wurde der Volksgeist wie nie vorher oder nachher bis in seine letzten Tiefen erregt. Erlebte in der Reformation der vom Humanismus und der emporstrebenden Weltlichkeit bedrohte und im Kern mittelalterliche Geist ausschließlich kirchlich-religiöser Lebensrichtung seine gewaltigste Auferstehung, so verband er sich doch mit Elementen, die ausschließlich der neuern Zeit angehörten, und entfesselte, indem die große europäische Kircheneinheit des Mittelalters endgültig gebrochen ward, die freie Überzeugung und Empfindung der Individuen. Das

Jahrhundert gewaltiger Erschütterungen und Kämpfe, eines großartigen geistigen Ringens, an dem fast jeder einzelne nach Maßgabe seiner Kraft Anteil zu nehmen hatte, zeitigte starke und eigenartige Charaktere. Die deutsche Dichtung und Litteratur des 16. Jahrh., zunächst von den Doppelwirkungen des Humanismus und der Reformation durchdrungen, trat im Verlauf der letztern immer ausschließlicher in Abhängigkeit von der kirchlichen Bewegung. Die religiösen Kämpfe und das neue Glaubensbewußtsein durchdrangen alles Dasein, also auch alles litterarische Streben. Eine Fülle von Kraft und Leben, von geistiger Gewalt und fortreißender Überzeugung war der Litteratur besser verbürgt als die künstlerische Durchbildung und Läuterung. War sonach, wie Uhland hervorhebt (»Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert«), »die Dichtkunst dieses Zeitraums nur ein Werkzeug andrer Zwecke, so war doch dieses Werkzeug ein kräftig bewegtes, eine klingende, Funken schlagende Waffe. Sie ist oft mehr eine Fechtkunst als eine Redekunst, oder sie ist die Rede eines Predigers im Lager, der Gesang eines Landsknechts. Ohne Zartheit und Anmut, ist sie oft derb bis zur Roheit, ungeschliffen, wenn sie nicht Schärfe hätte; wo sie kunstreich sein will, wird sie steif und trocken; will sie sich zierlich gebärden, so wird sie ungelenk; hat sie Frieden, so wird sie langweilig. Aber auf dem Kampfplatz oder auf der Bühne frischer Volkslust offenbart sie ihre eigentümlichen Tugenden: Kraft im Ernst und im Scherz, tüchtigen Witz, gesunden Welt- und Hausverstand. Man muß sich zu den Streitgedichten immer den Mann und seine Kampfstellung hinzudenken, dann wird das starre Rüstzeug sich klirrend bewegen.«

Alle bezeichneten Eigenschaften der Reformationslitteratur sind in jenen Werken vom Ausgang des 15. Jahrh. bereits vorhanden, welche aus den Kreisen der Humanisten hervorwuchsen, und deren Verfasser nachmals nur teilweise sich der Reformation anschlossen. Hier begegnen uns Seb. **Brant** (1458—1521) mit seinem weitgepriesenen, wirkungsreichen und viel nachgeahmten »Narrenschiff«; Thom. **Murner** (1475—1536) mit den satirisch-didaktischen Dichtungen: »Schelmenzunft«, »Narrenbeschwörung« und »Gäuchmatt«; ferner die schweizerischen Dichter Pamphilus **Gengenbach** von Basel, Niklaus **Manuel** von Bern als Verfasser von frisch schildernden Gedichten und reformatorisch gestimmten Fastnachtsspielen; Johannes **Pauli** (Pfeddersheimer) mit den Erzählungen »Schimpf und Ernst«. Hierher gehören aber auch die deutschen Schriften des interessantesten ritterlichen Vorkämpfers der humanistischen Bewegung, des stürmischen Ulrich v. **Hutten** (1488—1523), die in ihrer spröden Rauheit noch auf die Periode zurückweisen, in welcher sich eine neuhochdeutsche Schriftsprache erst herauszuringen begann. Die niederdeutsche Litteratur empfing im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrh. im ideellen Zusammenhang mit der ganzen geistigen Bewegung der Zeit eine wertvolle Bereicherung durch die erneute Bearbeitung des »Reineke Fuchs« von 1498.

Im Mittelpunkt der gesamten deutschen Litteratur wie des gesamten deutschen Lebens des 16. Jahrh. stand die alles überragende Gestalt Martin **Luthers** (1483—1546). Der große Kirchenreformator ward auch der größte deutsche Schriftsteller der Zeit; mit seiner deutschen Übertragung der Bibel förderte, ja schuf er im eigentlichen Sinn des Wortes die **neuhochdeutsche Schriftsprache**, welche geistigen Schwung, Wortfülle, melodische Kraft, Biegsamkeit für die höchsten Aufgaben der Poesie und Redekunst erst erhielt und der Litteratur der Zeit einen epischen Hintergrund gab, »auf den nur zurückgedeutet werden durfte, um ganze Reihen von Vorstellungen und Empfindungen wie durch Zauberschlag zu erwecken« (Gödeke). Die große Zahl der übrigen Schriften Luthers ward für die gesamte Kampflitteratur des 16. Jahrh. geistiger Quell und ein Wortschatz zugleich, dessen Reichtum Tausende nutzten. Als Dichter brach Luther dem evangelischen **Kirchengesang** mit seinen Liedern die Bahn, in denen die Kraft, die Glut, selbst der Trotz seines Wesens vom freudigsten Glaubensgefühl und herzinniger Liebe durchdrungen erscheinen. Eine ganze Reihe evangelischer Liederdichter schloß sich an Luther an, unter ihnen Justus Jonas, Paul Eber, Veit Dietrich, Johannes Matthesius, Johann Walter, die Nürnberger Lazarus Spengler und Sebaldus Heyd, die Straßburger Wolfgang Dachstein, Heinrich Vogtherr, Wolfgang Capito, Paulus Speratus, der Deutschböhme Nikolaus Hermann und die Niederdeutschen Nikolaus Decius, Johannes Freder, Andreas Knöpken, unzähliger andrer zu geschweigen. Schon der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gehören dann die kirchlichen Sänger Cyriacus Spangenberg, Ludwig Helmbold, Kaspar Melissander, Philipp Nicolai u. a. an. Unter den poetischen Polemikern der Reformation ragt Erasmus **Alberus** mit Liedern und dem »Buch von der Weisheit und Tugend« (polemischen Fabeln) hervor. Die litterarischen Verteidiger der alten Kirche, wie Hieronymus Emser, Johann Cochläus, Georg Wicel, blieben beinahe wirkungslos. Auch die weltliche Dichtung bis herab auf die Unterhaltungslitteratur im gewöhnlichsten Sinn ward vom Geiste der Reformation ergriffen. Der größte und populärste weltliche deutsche Dichter des 16. Jahrh., der Nürnberger Schuhmacher Hans **Sachs** (1494—1576), war einer der begeistertsten Anhänger Luthers. Hervorragender Meistersänger, vor allem aber Meister der volkstümlichen poetischen Erzählung, des Schwanks und des Fastnachtsspiels, Vorläufer oder Begründer des weltlichen deutschen Dramas in größerm Stil, zeichnete er sich als phantasievoller, frohsinniger, heiter-verständiger, witziger Vertreter des protestantisch gesinnten deutschen Bürgertums aus; die Fruchtbarkeit seiner durch umfassende Lektüre genährten Erfindungskraft ward durch eine glückliche sprachschöpferische Leichtigkeit des Ausdrucks unterstützt. Die kaum übersehbare Masse seiner lyrischen, allegorischen und didaktischen Gedichte, gereimten Erzählungen, Fabeln, Schwänke, seiner Tragödien und Komödien, seiner Fastnachtsspiele ward vorbildlich beinahe für die ganze erzählende und dramatische Dichtung der Zeit. Sachs schlossen sich auf dem Gebiet des Dramas an: Paulus Rebhuhn (mit einer »Susanna« und »Hochzeit zu Kana«), Joachim Greff (»Judith«), Peter Probst, Sebastian Wild (mit Schauspielen biblischen und romantischen Stoffes), Jakob Ruof von Zürich (biblische und patriotische Schauspiele: »Wilhelm Tell«, »Wohl- und Übelstand einer löblichen Eidgenossenschaft«), Leonhard Culmann; als Dichter von geistlichen Spielen, Fastnachtskomödien, als poetischer und prosaischer Erzähler, als einer der Mitbegründer des Romans wie als Übersetzer Jörg **Wickram** von Kolmar (zwischen 1520 und 1557 thätig). Als poetische Erzähler zeichneten sich aus Burkard Waldis (»Esopus«), M. Montanus, H. W. Kirchhof (»Wend-Unmut«). Von den sonstigen für die Litteraturentwickelung der Folge wichtigen **Prosaikern** der Zeit, deren doch keiner an Luther heranreichte, ist der bedeutendste, durch seine

geistige Vielseitigkeit und Selbständigkeit wie durch seine Beziehungen zu den radikalen Parteien der Reformation wichtige, viel angefochtene Sebastian Franck (um 1500—1545), dessen »Weltbuch«, »Zeitbuch und Geschichtsbibel«, »Chronika des deutschen Landes« sowie die prächtigen Auslegungen der deutschen »Sprichwörter« Muster trefflicher Prosa geheißen zu werden verdienen. Lebendiger Auffassung und Darstellung begegnen wir auch in der »Bayrischen Chronik« des Johann Turnmayr von Abensberg (Aventinus, gest. 1534) und der »Schweizerchronik« des Ägidius Tschudi. Der Franckschen Sprichwörtersammlung folgte 1566 die des Johann Agricola; den Geschichtswerken schließen sich die charakteristischen Autobiographien des Götz v. Berlichingen, Thomas Platter und des schlesischen Ritters Hans v. Schweinichen an.

Die deutsche Dichtung der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., obschon im allgemeinen noch unter der Herrschaft derselben Einwirkungen und Antriebe stehend wie die der ersten Hälfte, zeigt doch bemerkenswerte Veränderungen. Die erste frische Begeisterung der großen Erhebung war verbraust, die Hoffnung auf eine einheitliche evangelische Nationalkirche und eine gleichzeitige Erneuerung der alten Herrlichkeit des Deutschen Reichs gescheitert; die reformatorische Stimmung war im Streite der alten und neuen Kirche, des Luthertums und des Calvinismus untergegangen, das Reich, obschon noch von keinem äußern Feind angegriffen, trotz Religionsfriedens innerlich zerrütteter als je zuvor. Der wüst werdende theologische Parteikampf und Wortstreit, in den ganz Deutschland wieder und wieder hineingezogen ward, erstickte und zertrümmerte alle nicht theologische Kultur; der Geist des Volkes verwilderte, die zunehmende Grausamkeit des deutschen Lebens machte sich gegen Ende des Jahrhunderts in der härtern, strengern Standesscheidung, den Greueln der Hexenprozesse, der stets barbarischer werdenden Justiz und tausend andern häßlichen Lebenserscheinungen mitten im materiellen Gedeihen geltend. In der Litteratur begann die volkstümliche Darstellung ins Rohe und Platte zu sinken; wo höhere Ansprüche erhoben wurden, drängten sich bereits unerfreuliche Nachahmung ausländischer Vorbilder und die Neigung zur Entfaltung von Gelehrsamkeit in die freischöpferische Thätigkeit herein.

Der hervorragendste deutsche Dichter und Schriftsteller der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. war Johann Fischart (Mentzer, zwischen 1540 und 1589), in den Kämpfen der Zeit auf protestantischer (calvinistischer) Seite viel beteiligt, scharfer Gegner der Jesuiten und der katholischen Gegenreformation, trotz umfassender Gelehrsamkeit eine auf volkstümliche Wirkung gestellte, kraftvolle humoristische Natur, der in seinen satirischen wie ernsthaften Dichtungen: »Eulenspiegel reimsweis«, »Flöhhatz, Weibertratz«, »Das glückhafte Schiff von Zürich«, in kleinen Prosaschriften, vor allem aber in seiner Bearbeitung des Rabelaisschen »Gargantua«: der »Affentheuerlichen Geschichtsklitterung«, ein vielseitig sprachgewaltiges, mit selbstgeschaffenen Schwierigkeiten virtuos spielendes Talent entfaltete und die Fülle und den überwältigenden Reichtum der deutschen Sprache noch einmal vor einem langwährenden Niedergang vor Augen stellte. Neben ihm traten als poetische Erzähler Wolfhart Spangenberg (»Ganskönig«), Georg Rollenhagen (»Der Froschmeuseler«) auf; schon Bartholomäus Ringwalt (»Christliche Warnung des treuen Eckart«, »Die lautere Wahrheit«) zeigt die wachsende Verdüsterung des Sinnes sowie eine zunehmende Plattheit des Ausdrucks. Erzähler in Prosa waren in diesem Zeitabschnitt Lazarus Sandrub, Eucharius Eyering, Erasmus Widmann u. a. Die dramatische Poesie ward nicht nur durch die Zeitrichtung, sondern durch von außen hereintretende Elemente, namentlich durch die äußerlich effektreichen Stücke der herumziehenden sogen. englischen Komödianten, stark beeinflußt. Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) und die Dramen des nürnbergischen Dichters Jakob Ayrer (gest. 1605), dessen Tragödien, Lustspiele und Singspiele als die bedeutendsten dramatischen Produktionen vom Ende des 16. Jahrh. zu gelten haben, zeigen bei allen Vorzügen keinen reinen poetischen Sinn. Gegenüber der ersichtlichen Verwilderung der Empfindung und der Trivialität der Massenproduktion war es eine unvermeidliche Wendung, daß eine kleine Gruppe von Poeten sich in Nachahmung der gebildeten Dichter des Auslandes, der Italiener und Franzosen, von der volkstümlichen Litteratur schied und, edlere Formen, größere Würde der Poesie erstrebend, eine akademische Richtung begründete, welcher zunächst Ambr. Lobwasser, Paulus Melissus Schede, Peter Denaisius, Phil. von Winnenberg und vor allen Rudolf Weckherlin (1584—1651) folgten.

VI. Zeitraum.

Der Dreißigjährige Krieg und die gelehrte Dichtung.

Die Begründung einer neuen Kunst- oder vielmehr einer spezifischen Gelehrtendichtung, zu welcher die genannten akademischen Poeten im Beginn des 17. Jahrh. den Anlauf genommen hatten, fiel mit der größten Unheilszeit, die Deutschland durchlebt, mit dem greuelvollen, Land und Leute zerrüttenden und herabbringenden Dreißigjährigen Krieg, zusammen. Der Drang nach einer akademischen Poesie ging an sich nicht aus den Ereignissen und Folgen des Kriegs hervor, die deutsche Litteratur ward vom allgemeinen Zug des 17. Jahrh. mit ergriffen. Die Not und Verwüstung des Kriegs, die wachsende Verwilderung und Roheit des Volkes wurden für die Begründer und Fortsetzer der gelehrten Richtung eine Rechtfertigung und ein Sporn zugleich. Es schien eine rühmliche Aufgabe, sich durch eine vom Leben losgelöste Dichtung über den Jammer des umgebenden Daseins zu erheben. Doch drängte sich der Zeitgeist mit seiner blutigen Roheit, wüsten Plattheit und seinem geschmacklosen Prunk trotzdem in die Werke der gelehrten wie der ausklingenden volkstümlichen Dichtung herein. Die Barbarei, welcher das deutsche Leben durch den Krieg verfiel, wirkte in den Seelen der Poeten wie ihres Publikums nach und trat in Dichtungen zu Tage, welche geflissentlich die weitabliegendsten Stoffe in den unvolkstümlichsten Formen behandelten. Die deutsche Sprache verlor die Kraft, den Reichtum und die lebendige Beweglichkeit des 16. Jahrh., sank in Roheit und Schwulst oder erstarrte in Pedantismus; es durfte schon als ein Verdienst der gelehrten Dichtung angesehen werden, daß sie die barbarische Sprachmengerei, die im Gefolge des Kriegs auftrat, aus ihren Schöpfungen meist fern hielt. Die Zeit nach dem Krieg war womöglich noch trauriger als die wilde Kriegsperiode selbst. Die rohe Zuchtlosigkeit eines krieg- und blutgewöhnten Geschlechts, der nur mit hartem Regiment begegnet werden konnte, die schroffe Standessonderung, die Ausländerei der höhern Stände und namentlich ihre gegen den Ausgang des Jahrhunderts wachsende Abhängigkeit von Frankreich, der verhängnisvolle Einfluß des Hofs Ludwigs XIV., die gedrückte Servilität des einst so kräftigen und mächtigen, jetzt verarmten und herabgekommenen Bürgertums, die

Nüchternheit und Enge, die Brutalität und der Pedantismus aller nach dem Westfälischen Frieden herrschenden Lebensanschauungen und Lebensformen, die Verödung und herzlose Veräußerlichung der streitenden Kirchen, welche zu Münster und Osnabrück notgedrungen Frieden geschlossen hatten: alle diese hoffnungslosen Zustände und Erscheinungen drückten schwer auf das geistige, zumal das litterarische Leben Deutschlands. Allerdings begann gegen den Ausgang ebendieser Epoche neben der kunststörenden, herabdrückenden Einwirkung falscher Gelehrsamkeit auf die Litteratur auch der günstige, befreiende Einfluß wirklichen Denkens, innerlicher Aufklärung im besten Wortsinn. Obschon der große Philosoph Leibniz (1646—1716), der »genialste Polyhistor der Zeit«, wesentlich nur französisch und lateinisch schrieb, so übten die durchdringende Kraft seines Geistes, der Idealismus seiner Grundanschauungen einen tiefgehenden und heilsamen Einfluß auf das herabgekommene, innerlich verödete Geschlecht nach dem Krieg. Eine befreiende Wirkung ging auch von Leibniz' Schüler und Nachfolger Christian Wolf (1679—1754) aus, dessen in deutscher Sprache vorgetragene Metaphysik bei ihrer encyklopädischen und formalistischen Natur für die Schulung der Geister Vorzügliches leistete. Chr. Thomasius (1655—1782) wirkte auf den verschiedensten Gebieten »vermischter philosophischer und juristischer Händel« und erwarb sich um Geltung der Philosophie und vernünftiger Sittenlehre, um geistige Freiheit und weltfrohe Gewandtheit einer deutsch redenden Wissenschaft nicht hoch genug zu schätzende Verdienste. In entgegengesetzter Richtung, aber mit gleicher Wirkung gegen die Herrschaft einer kirchlichen Orthodoxie, die in starrsinniger Beschränkung und trostloser Äußerlichkeit das ganze lebenspendende Erbe der Kirchenreformation verloren hatte, half die pietistische Bewegung mit ihrer Verinnerlichung und ihrem wahrhaft religiösen Leben die Gemüter befreien und der Litteratur einen neuen Boden bereiten. In kleinen Kreisen wirkten die mystische Theosophie des dunkeln und tiefsinnigen Jakob Böhme, des Schuhmachers von Görlitz (1575—1624), in weitern die Lehren und Schriften der eigentlichen Begründer und Förderer des Pietismus, Philipp Jakob Spener (1635—1705) und Aug. Herm. Francke (1663—1727), nach. Langsam aber erwuchsen aus den so ausgestreuten Samenkörnern Keime, und bis sie aufgingen, herrschte die leben- und inhaltloseste gelehrte Poesie, der oft kaum der Name einer poetischen Rhetorik zuzusprechen ist. Daß das subjektive Talent in all dieser Öde und wüsten Geschmacklosigkeit nicht erlosch und sich unter günstigen Umständen über das Niveau der Zeit erhob, ändert an der Thatsache nichts, daß die deutsche Litteratur in das Zeitalter ihres tiefsten Verfalls getreten war.

Der gelehrt-akademische Charakter der litterarischen Weiterentwickelung Deutschlands sprach sich am Eingang des 17. Jahrh. in den gepriesenen Sprachgesellschaften aus, die mit der 1617 auf Schloß Hornstein begründeten »Fruchtbringenden Gesellschaft« (Palmenorden) begannen. Die bis 1680 fortgesetzte, unter fürstlich anhaltischer und herzoglich weimarischer Protektion stehende Gesellschaft ward der florentinischen Crusca nachgebildet; sie erstreckte ihre Thätigkeit nur auf Reinhaltung der Sprache und erreichte selbst diese keineswegs bei allen ihren fürstlichen, vornehmen und gelehrten Mitgliedern. Noch unwichtiger waren die »Aufrichtige Tannengesellschaft« (1633 in Straßburg gestiftet), die von Philipp Zesen ins Leben gerufene »Deutschgesinnte Genossenschaft« in Hamburg (1643), welcher der »Elbschwanenorden« (um 1660 von Johann Rist gegründet) folgte. Längeres Leben und eine gewisse Selbständigkeit zeigte der nürnbergische »Blumenorden« oder die »Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz« (durch Harsdörffer und Klaj 1644 gestiftet), in welcher eine besondere Richtung der Nachahmung italienischer Litteratur gedieh. Im ganzen waren die sämtlichen Orden und Gesellschaften durchaus ungeeignet, die Abhängigkeit der deutschen Dichtung ihres Jahrhunderts von fremden Mustern zu beseitigen oder auch nur einzuschränken.

Als »Vater« einer neuen deutschen Dichtung von seiner Zeit gepriesen, in Wahrheit nur der Vater der unerquicklichen gelehrten Kunst und der Begründer der »schlesischen Dichterschule«, trat während des Dreißigjährigen Kriegs Martin Opitz (1597—1639) mit frostigen, aber im Sinn seiner im Büchlein »Von der deutschen Poeterey« (1624) verkündeten Theorie mit korrekten und mustergültigen Gedichten auf, die sich auf Nachbildung antiker und Ronsardscher Dichtungen gründeten. Das Formprinzip, welches Opitz aufstellte, fand allgemeine Nachachtung, und selbst Dichter, die ihn an dichtender Kraft und Darstellungskunst weit überragten, bekannten sich als dankbare Schüler des »Boberschwans«. Unter den Genossen der ersten schlesischen Dichterschule wurden Andr. Tscherning, Dan. v. Czepko, A. Büchner, Dietrich von dem Werder bei ihren Zeitgenossen gepriesen. Über die gemachte Dichtung zur wirklichen, lebenerfüllten erhoben sich der Lyriker Paul Fleming (1609—40), der Dramatiker Andreas Gryphius (1616—64), dessen Tragödien große Züge wirklicher Menschendarstellung enthalten, und dessen Lustspiele: »Horribilicribrifax« und »Peter Squenz« samt den Bauernszenen im Singspiel »Die geliebte Dornrose« bestätigen, daß er mehr von der aus seinen Lebensschicksalen erwachsenen Verdüsterung als von der Opitzschen Theorie in seiner vollen Entfaltung gehemmt ward; endlich der Epigrammatist Fr. v. Logau (1604 bis 1655). Einzelne echte lyrische Töne schlugen auch mitten im Ungeschmack die Männer des Königsberger Dichterkreises: Simon Dach, Heinrich Albert, Robert Roberthin, an. Dafür wurde die künstliche, verbildete und innerlich leere Litteratur durch die Thätigkeit der Nürnberger Pegnitzschäfer: Ph. Harsdörffer, Joh. Klaj, Siegmund v. Birken, durch die Romane und Dichtungen Phil. v. Zesens, durch Joh. Rist, Schottelius nur gefördert. Die Nachwirkungen der großen volkstümlichen Litteratur des 16. Jahrh. konnten freilich nicht mit einemmal verdrängt werden, und in einigen besondern poetischen Gattungen behauptete das wirkliche Leben noch eine Zeitlang sein Recht. Die evangelische geistliche Liederdichtung gedieh durch die tiefe Trostbedürftigkeit des in und nach dem Krieg duldenden Volkes zu einem neuen Aufschwung. Dichter wie J. Heermann, J. V. Andreä, Val. Herberger, Martin Rinckart, J. M. Dilher, Johann Frank ließ der größte geistliche Poet der Unheilszeit, der alle weltliche und geistliche Dichtung jener Tage an echter poetischer Kraft überragende Paul Gerhardt (1606—76; »Befiehl du deine Wege«), hinter sich. Im katholischen Deutschland vertraten der edle Jesuit Friedrich Spee mit seiner »Trutz-Nachtigall« und der Konvertit Angelus Silesius (Scheffler, 1624—77) mit den Liedern »Heilige Seelenlust« und den Sprüchen des »Cherubinischen Wandersmannes« die religiöse Vertiefung, die seit der Gegenreformation auch auf dieser Seite eingetreten war. Den geistlichen Liederdichtern, die in

der Opitzschen Form einen wirklichen Empfindungsgehalt zu geben hatten, treten eine kleine Zahl von Schriftstellern zur Seite, welche die Fähigkeit bewahrten, Leben und Menschen mit voller Deutlichkeit zu sehen und zu schildern. Daß es zumeist unerfreuliches und unschönes Leben war, was sie wiederzugeben hatten, lag in der Zeit; daß auch sie unter den Einwirkungen des Auslandes, namentlich der spanischen Schelmenromane und Erzählungen, standen, gehört einmal zur Signatur der ganzen Litteraturperiode. J. M. Moscherosch (1601—69) mit den »Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten Philanders von Sittewald«, Johann Balthasar Schupp (1610—61) mit zahlreichen satirischen Schriften halb darstellender, halb didaktischer Natur, ferner Christoph v. Grimmelshausen (gest. 1675), welcher im Roman »Der abenteuerliche Simplicissimus« und einer Reihe Simplicianischer Schriften die Wirkungen des großen Kriegs auf das deutsche Volk mit innerstem Anteil und genialer Schilderungskraft am besten darstellte, im weitern Sinn der niederdeutsche Satiriker Joh. Lauremberg (gest. 1659) und am Ausgang des Zeitraums der burleske volkstümliche Moralist Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, gest. 1709) gehören zu dieser Gruppe. Im ganzen aber ging die Umbildung der deutschen Dichtung zu einer reinen Gelehrtenpoesie, welche bei der Ausländerei der obern Stände und der tiefen Gedrücktheit und geistigen Armseligkeit des nichtgelehrten Bürgertums kein andres Publikum hatte als wiederum die Gelehrten, unaufhaltsam ihren Weg. Einige Jahrzehnte nach dem Frieden erlosch die Widerstandskraft der volkstümlichen Richtung. In der zweiten schlesischen Dichterschule verband sich jetzt eine höfisch und vornehm sein wollende Galanterie, eine gewisse Üppigkeit der Phantasie mit der brutalen und plumpen Unsitte, welche das deutsche Leben beherrschte, mit der rohen Grausamkeit, die in den Gemütern lebte, in wunderlichster und widerwärtigster Weise. Dabei suchte sich ein unausrottbarer philiströser und nüchterner Sinn mit der Versicherung zu beruhigen, daß diese Dichtung weder äußeres noch inneres Leben spiegele, daß ein andres gemeint, ein andres gedichtet werde. Die gefeierten Talente dieser Zeit: der lüsterne Lyriker Chr. Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79), der umsonst Marinis weiche Sinnlichkeit und schmeichelnden Wohllaut der Sprache nach Deutschland zu verpflanzen suchte, aber Marinischen Schwulst in Ansehen setzte; der »große« Dichter des neuesten Stils, Dan. Kaspar v. Lohenstein (1635—1683), welcher mit seinen von Schmutz und Schwulst starrenden rhetorischen Tragödien (»Ibrahim Bassa«, »Agrippina«, »Ibrahim Sultan«), mit seinem von wüster und prahlerischer Vielwisserei und geschmacklos-hochtrabender Rhetorik aufgebauschten Roman »Großmütiger Feldherr Arminius nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda« (Staats-, Liebes- und Heldengeschichte) nacheifernden Talenten die Wege zur Erhabenheit wies; ferner die Romandichter Andreas Heinr. Buchholtz (gest. 1671 als Superintendent zu Braunschweig) mit seiner »Wundergeschichte des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca«; Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (gest. 1714) mit »Aramena« und »Octavia«; Hans Anselm v. Ziegler und Klipphausen (gest. 1697) mit dem gelesensten Buch der Zeit: »Asiatische Banise«, welche alle diese Wege wandelten, trieben die d. L. immer tiefer in Barbarei hinein. Die Dichtung ward mehr und mehr zu einem Mittel, äußeres Ansehen zu erwerben; das Übergewicht des schmeichlerischen und bombastischen Gelegenheitsgedichts ward offen anerkannt. Die »Hofpoeten« R. L. v. Canitz, J. V. Pietsch, Johann v. Besser, Johann Ulrich König u. a. setzten die Lohensteinsche Richtung ebenso ins 18. Jahrh. hinein fort wie die Poeten der Hamburger »Oper«, welche, seit 1678 eröffnet, ein paar Jahrzehnte lang in Chr. Richter, Postel, Feind, Hunold u. a. fleißige Verfasser musikalischer Dramen mit schwülstiger Diktion besaß. Die schlesischen Lyriker Chr. Gryphius (Sohn des Andreas), Benjamin Schmolcke (der den Lohensteinianismus ins Erbauliche übersetzte), H. Aßmann Freiherr v. Abschatz, H. Mühlpfort, die Romanschreiber G. Ch. Lehms, Joachim Meier, Werner Eberhard Happel (der im »Asiatischen Onogambo« und »Insularischen Mandorell« Plattheit, Schwulst und die gespreizte Vielwisserei der Zeit wie kein andrer vereinigte), Aug. Bohse (Talander), Rost u. a. verstärkten lediglich das Bild allgemeiner Geschmacklosigkeit und Abwesenheit jeglichen Ideals. Als ein Fortschritt mußte es schon gelten, daß unter dem Einfluß der allmählich wachsenden Aufklärung und einer von vornherein nur allzu bewußten Verstandeskultur eine gegen den Schwulst der Lohensteinianer gerichtete, durch und durch nüchterne, platte Dichtung aufkam, die rasch genug in überschwemmende, wässerige Reimerei ausartete. Die Anfänge zu derselben finden sich bei Dan. Georg Morhof (1639—91) und dessen Schüler, dem Epigrammatisten Chr. Warnecke, der die Hamburger Opernpoeten verhöhnte; Hauptrepräsentant war der Zittauer Schulrektor Christian Weise (1642—1708), der in »Überflüssigen Gedanken der grünenden Jugend«, in sogen. »politischen« Romanen (»Die drei ärgsten Erznarren«, »Die drei klügsten Leute der ganzen Welt«), in zahlreichen als »Zittauer Schulkomödien« aufgeführten Trauerspielen, Lustspielen und Schwänken trivial-gesunde Lebensanschauung, verständige moralische Tendenzen, äußerliche Fähigkeit der Charakteristik und Sprachbeherrschung an den Tag legte und vom Muster der Italiener auf das der neuern Franzosen hinwies. In seiner Richtung dichteten und schrieben Erdmann Neumeister, Joachim Burkard, Menke (Philander von der Linde), Daniel Stoppe, D. W. Triller, die zum Teil schon in eine andre Litteraturperiode hinüberreichen.

Eine wirkliche Besserung erfolgte zuerst im Eingang des 18. Jahrh., wo eine Reihe individueller Talente, durch Naturell und Lebenseindrücke begünstigt, in der Nachahmung ausländischer Muster feinfühliger, der deutschen Dichtung zuerst wieder einen Inhalt, phantasievolle Erfindung, Leidenschaft und Wärme der Stimmung, eine gewisse Wahrheit der Schilderungen gaben und in sinniger Betrachtung oder munter-geselligem Ton sich vom Schwulst wie von der Plattheit entfernt zu halten trachteten. Hierher gehören Berthold Heinr. Brockes (1680—1747) mit dem breit ausgesponnenen, aber im einzelnen feinsinnigen und liebenswürdigen »Irdischen Vergnügen in Gott«; Christian Günther (1695—1723), der durch die Unmittelbarkeit und frische Sinnlichkeit seiner persönlichen Empfindung zur wirklichen Lyrik durchdrang und selbst das wild wuchernde Gelegenheitsgedicht der in seinen Tagen noch grünenden »poetischen Wälder« in lebendige Poesie umwandelte, wenn auch sein Geschmack in Bildern und seine Diktion noch vielfach an die zweite schlesische Schule erinnern; hierher Albrecht v. Haller aus Bern (1708—1777), der gleichfalls noch von den schlesischen Marinisten beeinflußt war, aber sich durch aus lebendiger Anschauung und Freude an der Wirklichkeit stammende

Schilderung (namentlich im beschreibenden Gedicht »Die Alpen«) und durch einen Kern echter Empfindung über seine Vorbilder erhob; hierher der phantasievolle, wenn auch künstlerisch nicht durchbildete Romandichter Joh. Gottfr. Schnabel (1695—1750?), dessen weitverbreitete Robinsonade »Die Insel Felsenburg« ein eigenartiges Stück Leben und die tiefe Sehnsucht zahlreicher Gemüter nach einem weltfernen, harmonischen, stillumfriedeten Dasein verkörperte; hierher der Liederdichter und poetische Erzähler Friedrich v. Hagedorn (1708—54), der sich an die heitern Dichtungen der Franzosen und jüngern Engländer anlehnte und zugleich das eigne Lebensbehagen im leichten Flusse seiner kleinen Gedichte ausdrückte. Indes tauchten alle diese Talente vereinzelt auf und blieben insofern wirkungslos, als man die Hauptsache, durch welche sie sich von der Masse der Schreibenden und Dichtenden unterschieden, die selbständige Empfindung und den Bezug auf das Leben, gar nicht wahrnahm. Die Vorstellung, daß die poetische Kunst ein Anhängsel der Gelehrsamkeit sei, daß alles, was zur »Belustigung des Verstandes und Witzes« diene, entweder erworben werden könne, oder von Haus aus mit einer bestimmten Art der Bildung vorhanden sein müsse, die Überzeugung, daß eine vollendete und vollkommene Dichtung durch Befolgung gewisser Regeln und Vermeidung gewisser Irrtümer erreicht werden könne, war noch allgemein. Seit der Schwulst der zweiten schlesischen Schule, deren Blüte gerade in die Zeit fiel, wo die französische Litteratur ihren größten Aufschwung nahm, in Verruf gekommen war, richteten sich die hoffenden Blicke nach Frankreich. Ohne Verständnis dafür, daß die großen Leistungen der französischen Poesie aus den Tagen Ludwigs XIV. nur Resultat eines außerordentlichen Aufschwungs des gesamten französischen Lebens seien, ohne schärfere Empfindung für den innern Gehalt des Pariser Klassizismus und nur bemüht, die korrekte Form und klare Übersichtlichkeit der französischen Dichtungen zu erreichen, pries man die Mustergültigkeit französischer Poesie. Das eigentliche Haupt einer mit Verwerfung aller bisher geltenden Muster die Franzosen nachahmenden Schule in der deutschen Litteratur ward Johann Christoph Gottsched (1700—66), als Leipziger Professor der Poesie und Beredsamkeit in den 30er und 40er Jahren des 18. Jahrh. der deutsche Geschmacksdiktator, welcher mit seiner »Kritischen Dichtkunst«, seinen verschiedenen Zeitschriften und zum Teil sehr verdienstlichen Sammlungen, mit seinen Briefen, seiner Deutschen Gesellschaft, mit zahlreichen Übersetzungen, eignen rhetorischen Gedichten und seiner nach französischen und englisch-französischen Vorbildern zurechtgeschnittenen Tragödie »Der sterbende Cato« der deutschen Litteratur den Weg zur echten Klassizität zu bahnen vermeinte. Ehrlich für den Gedanken einer glänzenden und würdevollen Stellung der Litteratur begeistert, nicht ohne Verdienste um manche litterarische Einsichten, um die Wiederanknüpfung einer Verbindung zwischen dem Theater und der Litteratur, war er doch zu trocken und dürr, um auch nur den Pope, geschweige den Boileau und Racine Deutschlands vorstellen zu können, und erweckte sich überdies durch seinen Hochmut und seine beschränkte Rechthaberei zahlreiche Gegner. Eine treue Mitarbeiterin fand er an seiner Gattin Luise Adelgunde Viktorie, geborne Culmus (gest. 1762), eifrige Schüler an J. Lange, J. Joachim Schwabe, an dem Hamburger Kaufherrn Georg Behrmann (Dichter der Tragödien: »Die Horatier« und »Timoleon«), an Otto, Freiherrn v. Schönaich (1725—1807), dessen steifes und wertloses Heldengedicht »Hermann« Gottsched zum deutschen Nationalepos emporzuloben hoffte, an Christian Aug. Clodius, J. J. Dusch und einer ganzen Reihe von dichtenden Magistern und Übersetzern. Gottsched war der Hauptrepräsentant der unbedingten Nachahmung der Franzosen, der letzte Vertreter einer »gelehrten« Dichtung im engsten und bedenklichsten Sinn des Wortes; beides aber, Franzosennachahmung und unlebendige Gelehrtenpoesie, erstreckten naturgemäß ihre Nachwirkungen noch weit in die folgende Periode und in alle Anstrengungen hinein, die gemacht wurden, um zu einer lebendigen, der gesamten Nation wiederum angehörigen Litteratur zu gelangen.

VII. Zeitraum.

Zeit der Übergänge und des beginnenden Aufschwungs.

Theoretisch waren die von Gottsched geübte Geschmacksherrschaft und die einseitige Dürftigkeit seiner litterarischen Anschauungen bereits seit den 30er Jahren von den »Schweizern«, d. h. den Züricher Gelehrten Joh. Jakob Bodmer (1698—1783) und J. J. Breitinger (1701—76), bekämpft worden, die in den »Diskursen der Maler«, in ihrer Vertretung Miltons, in Breitingers »Kritischer Dichtkunst« (1740) im Grund nur den entscheidenden Satz verfochten, daß zur Dichtung ein positives Element gehöre und die Vollkommenheit nicht in lauter Negationen gesetzt werden dürfe. Bei dem verkommenen Zustand der deutschen Litteratur war auch das Fortschritt und Gewinn. Den Schweizer Kritikern schlossen sich Zollikofer, Heinr. Meister, K. F. Drollinger u. a. an. Wichtiger und folgenreicher erwies sich die Wirksamkeit einer Gruppe von jungen Poeten und Schöngeistern, die, größtenteils Sachsen und an der Universität Leipzig studierend, anfänglich von Gottsched beeinflußt, sich von ihm loslösten und, zunächst ein Publikum suchend, das der gesamten deutschen Litteratur fehlte, bei Franzosen und Engländern die gewinnenden, anmutigern Formen der Dichtung, die frische Wiedergabe von Eindrücken und Zügen des Lebens, die Fähigkeit des Unterhaltens durch die Litteratur zu erlauschen suchten. Das deutsche Leben selbst kam ihnen zu wenig entgegen, um ein rasches und volles Gelingen ihrer Absichten zu ermöglichen. Dennoch waren die »Bremer Beiträger«, wie sie wohl nach den von ihnen herausgegebenen, in Bremen verlegten »Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes« genannt werden, die ersten Schriftsteller, deren Wirkungen wieder in weite und verschiedenartige Kreise reichten, »wieder die ersten wahrhaft volkstümlichen, fast möchte man sagen die ersten wahrhaft deutschen Dichter und Schriftsteller« (Hettner). Zu dieser Gruppe gehörten die Lyriker J. Anton Ebert, Karl Christian Gärtner, Nik. Dietr. Giseke, J. A. Kramer, Adolf Schlegel, ferner der Dramatiker J. Elias Schlegel (1718—49), dessen theoretische Erkenntnis und instinktive Einsicht in das Wesen des Dramas, wie er sie in seinen dramaturgischen Abhandlungen bethätigte, freilich seine eignen dramatischen Versuche in Tragödie (»Kanut«) und Komödie (»Der Triumph der guten Frauen«, »Die stumme Schönheit«) weit überragten. Unmittelbarer aus dem Leben schöpfte Friedr. Wilh. Zachariä (1726—77), der sich als deskriptiver Poet und Verfasser komischer Heldengedichte (»Der Renommist«, »Die Tageszeiten«, »Murner in der Hölle«) geltend machte. Der gefeierte Satiriker unter den »Beiträgern«, Gottl. Wilh. Rabener (1714—71), konnte eben nur in seiner eignen schwächlichen Zeit als »der deutsche Swift« angesehen

werden; seine Satire, der es an Schärfe, Kühnheit, vielleicht selbst an Einsicht in die wahren Gebrechen und Mißstände der deutschen Kulturwelt fehlte, die daher nicht die Thoren, sondern in schwächlichen Typen und höchstens in ganz untergeordneten Gestalten die Thorheit schilderte, sich in unwesentlichen Details und salzlosem Spaß in behaglichster Breite erging, interessierte aber gleichwohl das Bürgertum, das um die Mitte des 18. Jahrh. wieder Anteil an der Litteratur zu nehmen begann. Bleibende Bedeutung erlangte Chr. Fürchtegott Gellert (1715—69), der bei weitem einflußreichste Schriftsteller des zweiten Drittels des 18. Jahrh. Er hatte mit kleinen Liedern, mit Schäfer- und Lustspielen im französischen Stil (»Sylvia«, »Die Betschwester«, »Das Los in der Lotterie« 2c.) begonnen, dann mit seinem Roman »Das Leben der schwedischen Gräfin von G.« einen kühnern Griff in die Wirklichkeit gewagt, ohne sich aus den Banden einer bis zur Unsittlichkeit und Roheit entstellten äußerlichen und konventionellen »Moral« befreien zu können. Seine außerordentliche Popularität aber beruht hauptsächlich auf seinen »Fabeln und Erzählungen«, in denen er mit bisher nicht erreichter Leichtigkeit und Lebendigkeit des Vortrags sich als höchst selbständiger Schüler, nicht mehr als bloßer Nachahmer Lafontaines erwies und mit Schärfe und Feinheit, wenn auch immer mit moralisierender Tendenz sittliche und soziale Zustände der eignen Zeit wie allgemeine menschliche Thorheiten spiegelte. Mit seinen »Geistlichen Liedern« erfüllte er das Andachtsbedürfnis seiner Zeit; auch seine prosaischen Schriften, wie die »Briefe« nebst der »Abhandlung von dem Geschmack in Briefen« und seine »Moralischen Vorlesungen«, übten eine kaum zu berechnende Wirkung. Gleichzeitig mit den Männern der »Bremer Beiträge« löste sich eine Gruppe jüngerer Poeten, die persönliche Freundschaft während ihrer Studienzeit an der Universität Halle verbunden hatte, von der Gottschedischen Litteraturauffassung. Zur Halleschen Poetengruppe zählten Sam. Gotthold Lange (1711—81), der als Lyriker eine Zeitlang Ruf genoß und späterhin für seine unzulängliche Horazübersetzung von Lessing hart verurteilt und einer unerfreulichen Unsterblichkeit überliefert wurde; Immanuel Pyra (1715—44), dessen Schrift »Beweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe« die Streitschriften der Schweizer an Heftigkeit überbot; Nikolaus Götz (1721—81), der mit Uz die Oden Anakreons übertrug und in eignen Gedichten die griechischen Lyriker nachzubilden suchte; Peter Uz (1720—1796), der von leichten, tändelnden Gedichten im (vermeinten) Stil Anakreons, von Nachahmung der Popeschen komischen Epik im »Sieg des Liebesgottes« späterhin zur ernsten Ode und dem Lehrgedicht überging; endlich Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803), seit 1747 Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt, dem eine der wunderlichsten litterarischen Laufbahnen beschieden war. In allen Formen und nach allen Mustern ein anempfindendes Talent, als tändelnder Anakreontiker, patriotischer Liederdichter, Fabel- und Spruchdichter, Erzähler und redseliger Didaktiker von unerschöpflicher, nie versiegender Produktionslust, aber äußerlich und flüchtig bis zur völligen Flachheit, erhob sich Gleim nur in den vom Siebenjährigen Krieg hervorgerufenen »Liedern eines preußischen Grenadiers« und in einer Anzahl Fabeln und Sinngedichten zu einiger Selbständigkeit. Vor vielen andern in äußerlich begünstigter Lage, voll guten Willens, allen Hilfsbedürftigen beizustehen, unterstützte und regte er überall die Talente an, »hätte ebensowohl des Atemholens entbehrt wie des Dichtens und Schenkens und gewann sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwidern vermochte als Duldung seiner Gedichte« (Goethe). Zum Kreis, den sich Gleim in Halberstadt zu bilden suchte, gehörten der Fabeldichter Magnus Gottfr. Lichtwer (1719—83), der Lyriker Joh. Georg Jacobi (1740—1814), der Fabel- und Operettendichter J. B. Michaelis (1746—72), Klamer Eberhard Schmidt (1746—1824) u. a. Der Richtung auf das Idyll und das leichte, beschreibende Gedicht, welche durch die Hallenser gegeben war, zeigte sich Chr. Ewald v. Kleist (1715—59) verwandt, dessen beschreibendes Gedicht »Der Frühling« als ein Lenz auch für die Dichtung gepriesen wurde, und in dessen besten Gedichten uns eine feine Naturempfindung und das Gefühl männlicher Würde, das den ernst-soldatischen Dichter erfüllte, erfreulich entgegentreten.

Auch in den größern Formen der dramatischen Dichtung strebte man seit den 50er Jahren über Gottsched und die äußerlichste Franzosennachahmung hinauszukommen, sah sich aber freilich immer wieder zurückgeworfen und vermochte kaum die Fesseln der französischen Form (des Alexandriners) abzuwerfen, geschweige denn einen eignen Lebensgehalt künstlerisch zu gestalten. Die vielbelobten Anläufe, welche J. F. v. Cronegk (1731—59) mit dem Trauerspiel »Codrus«, J. W. v. Brawe (1738—58) mit den Tragödien: »Brutus« und »Der Freigeist«, C. v. Ayrenhoff (1733—1819) mit »Aurelius«, »Tumelicus«, »Antonius und Kleopatra«, »Antiope« u. a. nahmen, erwiesen, wie unselbständig und innerlich leblos die deutsche Dichtung in den Hauptsachen noch war. Auch die Lustspieldichter Joh. Chr. Krüger, J. Ch. Brandes, die beiden Stephani ragen nicht höher. Ein echter Repräsentant des Eklektizismus, der aus der Nachahmung so verschiedenartiger Muster erwuchs, aber immer wieder in die Abhängigkeit von der französischen Litteratur zurückfiel, war Chr. Felix Weiße (1726—1804), welcher als fruchtbarer Poet auf allen Gebieten, als Verfasser von ernsten und scherzhaften, Amazonen- und Kinderliedern, als Übersetzer, Bearbeiter, Jugendschriftsteller, als Opern- und Lustspieldichter wie als vielgepriesener Tragiker die Bescheidenheit und Genügsamkeit der Ansprüche des deutschen Publikums erwies. Daß die lange Gewöhnung an die Herrschaft des französischen Geschmacks noch bis in die Zeit des völligen Umschwungs hinein ihre Nachwirkungen hatte, zeigten Dichter wie Fr. Wilhelm Gotter (1746—97), der trotz seiner Beziehungen zu Goethe als Lyriker und Operndichter ein reiner Nachbildner der Franzosen war, wie die Leipziger Lustspielpoeten J. G. Dyk, Anton Wall u. a. bis zum Ausgang des Jahrhunderts. Indessen durften alle diese Produktionen und Bestrebungen als nichtsbedeutende von dem Augenblick an angesehen werden, in welchem wahrhaft schöpferische Geister der deutschen Litteratur selbständige, große Ziele gegeben und die tiefe Kluft zwischen Leben und Dichtung endlich geschlossen hatten.

In demselben Jahrzehnt, in welchem die frühsten bescheidenen Regungen eines neuen Geistes sich in den Arbeiten der »Bremer Beiträger« kundgaben, erfolgte das Auftreten des ersten wahrhaft genialen Dichters, den Deutschland seit der Blütezeit der mittelhochdeutschen Poesie wieder erhielt. »Mit Klopstocks Erscheinung wurde offenbar, daß die Dichtung auf einer ursprünglichen genialen Begabung beruhe

und durch Studium nicht erlernt werden könne.« Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803) ward schon epochemachend durch die Anfänge seines bereits als Schüler geplanten, als Student begonnenen, erst nach Jahrzehnten (1773) vollendeten Gedichts »Der Messias«, dessen erste Gesänge die »Bremer Beiträge« nicht ohne manche Bedenken ihrer Herausgeber 1748 veröffentlichten. Mit dem sichern Instinkt des Genies hatte Klopstock gefühlt, daß der religiöse Stoff zur Zeit der einzige sei, welcher auf Phantasie und Empfindung großer Kreise, namentlich des deutschen Bürgertums, zu wirken vermochte; ihn selbst erfüllten die erhabensten Vorstellungen von jener »heiligen Dichtkunst«, für die er nur ein erhabenes Vorbild, Milton, kannte. Da er aber eine überwiegend lyrische Natur voll hohen Schwunges, voll sittlichen Ernstes, voll Innigkeit und voll ursprünglicher Sprachgewalt war, zudem bewußtermaßen auf die Rührung seiner Leser hinarbeitete, so überwog in seinem epischen Gedicht eine Fülle rührseliger Stimmungen und wehmütiger Betrachtungen die feste Gestaltung, die Anschaulichkeit der Handlung und Charakteristik. Indes hatte seit Luther kein Dichter über den Reichtum und die Macht der Sprache geboten wie jetzt Klopstock, so daß der Enthusiasmus für seine in der That unvergleichliche Leistung voll berechtigt war. Neben dem großen epischen Gedicht verdankte Klopstock seinen Hauptruhm seinen »Oden«, deren ernster, feierlicher Ton, deren edle Rhythmik und sprachliche Schönheit die Generation, der alles dies neu war, wohl berauschen und sie über die eigentümliche Enge und Einseitigkeit der Klopstockschen Empfindung und Kunstanschauung hinwegsehen lassen konnten. Stärker trat diese Einseitigkeit hervor, als Klopstock nach Vollendung des »Messias« sich in biblischen und patriotischen Dramen versuchte. »Adams Tod«, »Salomo«, »David«, namentlich aber die sogen. Bardiete: »Hermannsschlacht«, »Hermann und die Fürsten« und »Hermanns Tod« entbehrten allen dramatischen Lebens und selbst der lyrischen Innerlichkeit. Bei der Autorität, die Klopstock rasch erworben, folgten jedem von ihm eingeschlagenen Pfad zahlreiche ältere und jüngere Talente. Das biblische Epos fand Nachahmer; selbst der alternde Bodmer, der zu Klopstocks frühsten und glühendsten Bewunderern gehört hatte, dichtete ein Epos: »Noah« (»Die Noachide«), und eine ganze Reihe biblischer Dramen, der pietistische Staatsmann K. Friedr. v. Moser einen »Daniel in der Löwengrube« (Heldengedicht in Prosa), S. Henning einen »Joseph«, Joh. Kaspar Lavater (1741—1801), der mit frischen und patriotischen »Schweizerliedern« im Stil der Gleimschen Grenadierlieder begonnen hatte, einen zweiten »Jesus Messias« und einen »Joseph von Arimathia«, Em. Wessely eine »Mosaide«. Andre versuchten die rhetorische Wirkung des Klopstockschen Epos zu übersteigern und verirrten sich, wie der letzte Klopstockianer, Franz v. Sonnenberg (1779–1805), in »Donatoa oder das Weltende«, in einen neuen sinnlosern Schwulst. Die Klopstockschen Bardiete gaben Anlaß zur Entstehung einer Bardenschule, deren Vertreter mit archaistischem Patriotismus und seelenlosen Phrasen Deutschheit und Tugend besangen, besten Falls ganz moderne Gesinnungen und Empfindungen in Phantasiestücke kleideten, bei denen keltische, deutsche und nordische Namen und Bilder wild durcheinander liefen. Hier glänzten der Wiener Jesuit Michael Denis (1729—1800) mit den »Liedern Sineds des Barden«, K. F. Kretschmann (1738—1809) mit dem »Gesang Rhingulfs des Barden«, D. G. Hartmann (Telynhard, 1752—75) und Heinr. Wilhelm v. Gerstenberg (1737—1823) mit den »Gedichten eines Skalden« und dem tragischen Melodrama »Minona«, welchem sich unter den Anregungen der Sturm- und Drangperiode das Schauderdrama »Ugolino« hinzugesellte. Von der Odendichtung Klopstocks wurde die gesamte deutsche Poesie berührt; als unmittelbare Nachahmer traten J. G. Willamov, Küttner u. a. auf. Selbständiger in Empfindung und Form, mit bewußter Nachahmung der Antike und einseitiger Pflege der Form dichtete Karl Wilhelm Ramler (1725—98), dessen Oden und lyrische Gedichte samt seiner Horaz-Übersetzung in ihrer formellen Glätte und pomphaften Äußerlichkeit, in der »die einfachsten und geringfügigsten Dinge zur Personifikation hohler Scheingestalten hinaufgeschraubt werden oder sich in volltönenden Worten die albernsten Umschreibungen gefallen lassen müssen«, einen großen Einfluß auf jüngere Dichter übten. Abseits von den norddeutschen Vertretern der Litteratur stand der Schweizer Salomon Geßner (1730—88), dessen zierliche, aber jeden natürlichen Hauches entbehrende Idylle derselben weichen Stimmung der Zeit entsprachen, welche die rührseligen Momente des »Messias« allen andern des biblischen Gedichts vorziehen ließ. Hier war überall weder Innerlichkeit noch frische Natur, sondern ein unbestimmtes, hin- und hertastendes Sehnen nach der verlornen Innerlichkeit und der entrückten Natur.

Den schärfsten Gegensatz zu der Richtung, welche Klopstock der gesamten deutschen Litteratur zu geben suchte, bildete ein Schriftsteller heraus, dessen Anfänge ganz und gar unter den Einwirkungen Klopstocks gestanden, und der die höchsten Gipfel der seraphischen Poesie im ersten Anlauf zu ersteigen gesucht hatte. Chr. Martin Wieland (1733—1813), dessen epikureische, liebenswürdig heitere und weltlich verständige Natur schon früh über die anempfundene Schwärmerei und das moralisierende Pathos siegten, entwickelte in einem langen Leben voll der mannigfaltigsten Thätigkeit eine in der deutschen Litteratur völlig neue Anmut, schalkhafte Lebendigkeit und graziöse Leichtigkeit. Von seinen frühsten erzählenden Gedichten: »Musarion«, »Idris« und »Der neue Amadis«, und den Romanen: »Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva«, »Agathon«, »Der goldene Spiegel« bis zu den Meisterwerken der 70er und 80er Jahre: dem »Oberon«, der »Geschichte der Abderiten«, den spätern poetischen Erzählungen entfaltete Wieland eine beständig wachsende Sicherheit und lebensfrohe Behaglichkeit des Erzählens und Darstellens, die sich, obschon er französischen Mustern viel verdankte, sehr wesentlich von der frühern unselbständigen Franzosennachahmung unterschieden. Daneben erwarb er als Herausgeber des »Deutschen Merkur«, der ersten bedeutsamen litterarisch-belletristischen Zeitschrift in Deutschland, durch zahlreiche größere und kleine Arbeiten gemischter Natur, seine wichtige Übersetzerthätigkeit (erste deutsche Übertragung der Werke Shakespeares 1762—66) einen außerordentlichen Einfluß, zog sich freilich auch den ganzen Haß der strengern Naturen zu, welche nur Klopstocks Art und Weise innerhalb der deutschen Litteratur gelten lassen wollten. Die mittelbare und unmittelbare Nachwirkung Wielands brachte der deutschen Dichtung eine Fülle von heiterer Anmut, guter Lebensbeobachtung, seither nicht gekannter Beweglichkeit und litterarischer Vielseitigkeit; zugleich aber rief sie bedenkliche Frivolität und Flachheit, geschmacklose und hohle Vielproduktion hervor, denn gerade an Wielands schwächste Seiten, an die gelegentliche

Lüsternheit und den Eudämonismus seiner Lebensanschauung, heftete sich das Heer der Nachahmer. Unter den bessern von Wieland angeregten Schriftstellern gediehen der frivol-graziöse M. A. v. **Thümmel** (1738–1817), der Verfasser des prosaischen Gedichts »Wilhelmine« und der »Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich«, und Karl Aug. **Musäus** (1735–87) mit dem »Deutschen Grandison« und den unterhaltend erzählten »Volksmärchen der Deutschen« zu bleibenden Leistungen. Sonstige Belletristen ähnlicher Richtung waren: Joh. Tim. **Hermes** (1738–1821), dessen Roman »Sophiens Reise von Memel nach Sachsen« ein Lieblingsbuch der Zeit ward; Wielands Jugendgeliebte Sophie v. **La Roche** (1730–1807), Verfasserin der »Geschichte des Fräuleins von Sternheim«; A. G. **Meißner** (1753–1807), dessen »Skizzen« und Roman »Alcibiades« nebst einer langen Reihe von historisch-romantischen Gemälden nicht ohne das Verdienst einer gewissen Anschaulichkeit und Lebendigkeit waren; der Lustspiel- und komische Romandichter J. Fr. **Jünger** (1759–97); Ad. v. **Knigge** (1752–96), dessen Buch »Über den Umgang mit Menschen« seinen Namen länger erhielt als seine Reiseschilderungen und Romane; der scherzhafte Erzähler F. A. **Langbein** (1757–1835) u. a. Indessen konnten sie alle nur vorübergehende Bedeutung haben. Auch die Nachahmer der Wielandschen romantischen Epik, J. B. **Alxinger** (1755–97) mit den Rittergedichten: »Doolin von Mainz« und »Bliomberis«, L. H. v. **Nicolay** (1737–1820), der seine Poesie hauptsächlich aus Ariost schöpfte, und die travestierenden Poeten, welche Wielands Ironie und humoristische Behandlung des Ernsthaften popularisieren halfen, wie Al. **Blumauer** (1755–98, »Travestierte Äneide«) und **K. A. Kortum** (1745–1824, »Jobsiade« und »Adams Hochzeitsfeier«), erwiesen, wie rasch sich die Gegensätze zu dem ehrbar-steifen, gelehrt-würdevollen Ton des vorausgegangenen Menschenalters herausgebildet hatten. Die satirischen Werke von **Lichtenberg** (1742–99) sind hier gleichfalls zu erwähnen.

Gewaltiger, tiefer und vielseitiger in die ganze geistige Bewegung der Zeit eingreifend, in eigenartiger Durchdringung von schaffender und kritischer Thätigkeit selbstgesteckte Ziele kühn erreichend und sich wie der gesamten deutschen Litteratur solche steckend, hinter denen man mit Ehren zurückbleiben kann, trat gleichzeitig mit Klopstock und Wieland Gotthold Ephraim **Lessing** (1729–81) hervor, der mit Recht ein Erwecker und Befreier der Litteratur geheißen werden durfte, insofern er auf den verschiedensten Gebieten das erlösende Wort sprach und mustergültige Originalwerke im höchsten Sinn schuf. In seinen Jugenddramen: »Der junge Gelehrte«, »Der Freigeist«, »Der Schatz« noch französischen Vorbildern folgend, in seiner frühsten kritischen Thätigkeit von der herrschenden Anschauung und den ganzen Voraussetzungen der Gelehrtenpoesie noch mannigfach abhängig, durchbrach seine kühne und hochstrebende, nach klaren Anschauungen wie ganzen Leistungen ringende Natur rasch die Schranken. Durch die Nachempfindung und Nachbildung der englisch-bürgerlichen Dichtung hindurch, der seine Tragödie »Miß Sara Sampson« entstammte, gedieh Lessing zu höchster Selbständigkeit und innerer Freiheit. Während seine großen kritischen Werke: die von ihm herrührenden Teile der »Litteraturbriefe«, »Laokoon, oder über die Grenzen der Poesie und Malerei« und die »Hamburgische Dramaturgie«, die unerläßlichen Voraussetzungen und Grundbedingungen einer ganz auf eignen Füßen stehenden, Großes erstrebenden und leistenden Dichtung endlich und allmählich zum Bewußtsein brachten, schöpfte er in seinen dramatischen Meisterwerken (Meisterwerke vor allem nach der Seite einer konsequent entwickelten Handlung und einer geistvollen, lebendigen Charakteristik): dem Soldatenlustspiel »Minna von Barnhelm«, der bürgerlichen Tragödie »Emilia Galotti« und dem Drama »Nathan der Weise«, mit fester Sicherheit aus der Fülle des umgebenden Lebens und aus der Tiefe der die Zeit erfüllenden großen Kämpfe, an denen er so unerschrocken wie würdevoll Anteil nahm. Wo die Erkenntnis durchdrang, daß die Dichtung in erster Linie Menschendarstellung sei, empfand man auch die Macht des Lessingschen poetischen Talents trotz des Mangels an lyrischem Stimmungshauch und Farbenfülle. Gesellten sich hierzu die beinahe unberechenbare Wirkung der mannhaften, edlen und ernsten, gegen alles Scheinwesen, alle Halbheit und anmaßende Mittelmäßigkeit gerichteten Lessingschen Polemik, seines furchtlosen Wahrheitsdranges, der ihn zum »Aufklärer« im besten Sinn des Wortes erhob und doch von der flachen und selbstgefälligen Begnügsamkeit der spezifischen Aufklärung unwiderruflich schied, die bildende Kraft seiner geistreich geschmackvollen Behandlung der verschiedensten ästhetischen, litterarischen, philologischen, philosophischen und theologischen Fragen, der geistige Reiz seines klar durchgebildeten Stils, den selbst die kleinsten Arbeiten aufwiesen: so ergibt sich, wie allseitig und tiefgehend die Wirkung von Lessings Leben und Thun für die Litteratur werden mußte. Seine Stellung war bei alledem immer eine isolierte gewesen; eigentliche Schüler und Nachfolger konnte er um so weniger haben, je seltener sich die kritisch-dialektische Schärfe und der produktive poetische Trieb vereinigt finden. In den Kreisen der Berliner Aufklärer, in denen Lessing viel gelebt, erhob man wohl den unberechtigten Anspruch, seine Richtung allein zu vertreten und weiterzubilden, und setzte sich unter irrtümlicher Berufung auf Lessing gegen den Ausgang des Jahrhunderts jeder bedeutsamen Weiterentwickelung der Litteratur entgegen. Der Mitherausgeber der »Litteraturbriefe«, der Buchhändler Friedr. **Nicolai** (1733–1811), vertrat in zahlreichen Schriften den Standpunkt der »Aufklärung des Verstandes«, welche ihm meist mit der plattesten Nüchternheit und Utilitätsrichtung zusammenfiel und sich eng an die preußischen Zustände der Zeit Friedrichs d. Gr. anschloß. Von seinen Werken mit poetischem Anspruch war der aufklärerische Roman »Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker« der bedeutendste und fand manche Nachahmer, so in Joh. Gottwerth **Müller** (1744–1828) mit »Siegfried von Lindenberg« und dem komischen Roman »Emmerich«, in Chr. W. **Kindleben** (1748–85) mit »Wilibald Schluterius« und »Emanuel Hartenstein«. Viel höher als alle diese stand J. J. **Engel** (1741–1802), in seinen Schauspielen: »Pflicht und Ehre«, »Der Edelknabe«, in den Abhandlungen und kleinen Erzählungen des »Philosophen für die Welt« und dem bürgerlichen Roman »Lorenz Stark« der letzte namhafte, nicht unverdienstliche Vertreter der ausschließlichen Verstandesrichtung in der poetischen Litteratur. Der Einfluß Lessings auf das Drama gab sich hauptsächlich durch die eifrige Pflege der bürgerlichen Tragödie und des bürgerlichen Schauspiels nach englischem Muster kund; die wilde Flut von Soldatenlustspielen, die der »Minna von Barnhelm« folgte, hatte keine Bedeutung für die Litteratur und erwies nur,

daß der kaum hergestellte Zusammenhang zwischen der Gesamtentwickelung der Dichtung und der deutschen Bühne jeden Augenblick wieder durch das theatralische Bedürfnis in Frage gestellt ward. Die Schau- und Lustspiele von Fr. Ludw. **Schröder** (»Das Porträt der Mutter«), H. P. **Sturz** (»Julie«), Otto Heinr. v. **Gemmingen** (»Der deutsche Hausvater«), G. W. **Großmann** (»Nicht mehr als sechs Schüsseln«, »Henriette«) ragten schon zum Teil in die Sturm- und Drangperiode hinüber und wurden von deren geistigen Stimmungen ebenso beeinflußt wie von den Lessingschen Dramen. Ward Lessing selbst der Hauptbegründer einer klassischen deutschen Prosa, so daß ein großer Teil der besten Prosaisten des nächsten Zeitraums sich wesentlich nach ihm bildete, so waren doch neben ihm eine Reihe andrer Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten aufgetreten, die durch die Form ihrer Werke die Entwickelung der Nationallitteratur fördern halfen. Noch dem vorigen Zeitraum hatten Gottfried Arnolds »Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie«, Mascovs »Geschichte der Teutschen« und H. v. Bünaus »Teutsche Kaiser- und Reichshistorie«, die Anfänge einer pragmatischen deutschen Geschichtschreibung, angehört. Der größte Zeitgenosse Lessings, Johann Joachim **Winckelmann** (1717—68), übte durch seine epochemachende »Geschichte der Kunst des Altertums« (1764) eine tiefgehende, befreiende Wirkung auf die gesamte deutsche Litteratur und das Erwachen einer lebendigen, sichern, aus Anschauung und Genuß erwachsenden Empfindung für das Schöne. Viel unbedeutendern, aber immerhin nicht zu vergessenden Einfluß erlangte J. G. **Sulzer** (1720—79) mit seiner »Theorie der schönen Künste«. Als **Popularphilosophen**, welche einzelne Untersuchungen und Betrachtungen in mustergültiger Form weitern Kreisen der Bildung vermittelten, sich mit Lessings Bestrebungen vielfach berührten, ohne ihm irgend gleichzukommen, traten hervor Moses **Mendelssohn** (1729—86), der erste Israelit, welcher eine maßgebende und einflußreiche Stellung in der deutschen Litteratur gewann, der Verfasser des »Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele« und der »Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Dasein Gottes«; der Schweizer Isaak **Iselin** (1728—82) mit den »Philosophischen und patriotischen Träumen eines Menschenfreundes« und der Abhandlung »Über die Geschichte der Menschheit«; der Österreicher Joseph v. **Sonnenfels** (1733—1817), der direkt Lessing nachahmte, aber mit seiner mannigfach aufklärenden Vielgeschäftigkeit sich zu dauernd wertvollen Leistungen nicht erhob, obschon seine »Briefe über die wienerische Schaubühne« und die Abhandlung »Über die Abschaffung der Tortur« zu ihrer Zeit hoch gepriesen wurden; Thomas **Abbt** (1738—66) mit den Abhandlungen: »Vom Verdienst« und »Vom Tod für das Vaterland«; Joh. Georg **Zimmermann** (1728—95) mit den vielgelesenen »Betrachtungen über die Einsamkeit«; Christian **Garve** (1742—98), der in seinen »Versuchen« und »Vermischten Aufsätzen« mannigfache Themata des Lebens, der Moral und Litteratur mit bemerkenswerter Klarheit und Schönheit der Darstellung vom Standpunkt der Aufklärung aus besprach.

VIII. Zeitraum.

Die Sturm- und Drangperiode und die Periode der klassischen Dichtung.

Die Herrschaft der Aufklärung, wesentlich gefördert durch die lange und auf allen Gebieten ruhmreiche Regierung Friedrichs d. Gr. in Preußen, welcher die aufklärenden und aufgeklärten Fürsten in den mittlern und kleinern deutschen Gebieten nachfolgten, war um das Jahr 1770 entschieden. Trotz mannigfacher Irrtümer, Härten und Ausschreitungen wirkte der aufgeklärte Despotismus segensreich und beseitigte den größern Teil der noch nachwirkenden Folgen des unseligen Dreißigjährigen Kriegs. Während aber der Kampf dieses Systems mit verrotteten Mißbräuchen und trübseligen öffentlichen Zuständen noch fortdauerte und auch ein guter Teil der deutschen Schriftsteller in diesem Kampf seine Hauptaufgabe erblickte, bereitete sich schon ein neuer, größerer Umschwung vor. Auch die siegreiche Aufklärung hatte nichts oder nur wenig zur Überwindung der engen, gepreßten, harten und nüchternen Lebenszustände und Lebensgewohnheiten gethan, welche mit der emporstrebenden Bildung, namentlich der bürgerlichen Schichten, in so unerfreulichem Widerspruch standen. An hundert Stellen zugleich erwachte daher das Gefühl, daß die gesamte Aufklärungsbildung doch öde, unzulänglich und armselig sei, daß das deutsche Leben aller Frische und innern Fülle entbehre, daß Kultur und Sitte der letzten Jahrhunderte mit der menschlichen Natur in einen argen Zwiespalt geraten seien, der am besten durch die Rückkehr zur Natur überwunden werde. Das Auftreten Jean Jacques Rousseaus in Frankreich übte auf die Bewegung und Stimmung der Geister in Deutschland einen außerordentlichen Einfluß. Aus der allgemein werdenden Sehnsucht, das Leben poetischer zu gestalten und die Poesie nur mit wirklichem Leben zu erfüllen, ging eine denkwürdige geistig-revolutionäre Bewegung, die **Sturm- und Drangperiode**, hervor, welche mit dem wildesten Ansturm gegen alle seither geltenden Schranken in Leben und Kunst begann, und aus der schließlich in der That eine Neugestaltung des deutschen Lebens und eine letzte, höchste Erhebung der Nationallitteratur erwuchsen. Es ist daher im höchsten Grad einseitig, im »Sturm und Drang« nur einen Rückfall in die Barbarei zu sehen und die gesamte Periode als die einer Entfesselung der egoistischen Begehrlichkeit, des überreizten Selbstgefühls, des pflichtlosen Verlangens nach Glück und der zügellosen Leidenschaft zu verurteilen. Alle diese Dämonen waren naturgemäß mit entfesselt, aber sie verursachten und trugen nicht allein die Bewegung; höhere Kräfte und bessere Antriebe standen im Vordergrund, und mit innerer Notwendigkeit wurden alle bedeutendern Naturen in die wilde Gärung hineingezogen, während es nur den besten und kräftigsten beschieden war, an der nachfolgenden Läuterung Anteil zu nehmen. Die litterarische Seite der großen Bewegung war die wichtigste, weil Hunderttausende die in der Wirklichkeit zunächst versagte Befriedigung der neuen Herzensansprüche und Phantasieforderungen in der Dichtung suchten und die poetisch-litterarische Thätigkeit eine bisher nicht erhörte Bedeutung und Wirkung gewann. Es war das Eigentümliche der Sturm- und Drangperiode, daß in ihr die verschiedensten, ja die gegensätzlichsten geistigen Richtungen und Bestrebungen gleichzeitig die Köpfe und Gemüter der Menschen ergriffen und in unbestimmtem Enthusiasmus und Originalitätsdrang zu einer Einheit zusammenflossen. So konnte es geschehen, daß in denselben Jahrzehnten und zum Teil von denselben Kreisen die Gefühlsphilosophie der Hamann und Jacobi und die unerbittliche logische Kritik Kants, die machtvolle, lebenswarme Dichtung Goethes und die wesenlose poetische Rhetorik der Stolberg und Schubart, der scharfe Realismus Justus Mösers und die Phantastik Lavaters neben- und mit-

einander bewundert wurden. Der gemeinsame Grundzug aller Bestrebungen und Zeitstimmungen blieb der Gegensatz zur phantasielosen Nüchternheit, zur begnügsamen Halbheit und zur hohlen Selbstgefälligkeit des Rationalismus.

Der größte Repräsentant des »Sturms und Dranges« (wie die Bewegung später nach dem Titel eines wildphantastischen Dramas von F. M. Klinger getauft ward) war Johann Gottfried Herder (1744 bis 1803), in dessen zahlreichen und vielartigen Schriften sich alle geistigen Elemente der Bewegung begegneten. Die Genialität, der Gedankenreichtum und die ethische Hoheit Herders wirkten mächtig auf die ganze Litteratur der Zeit ein; speziell für die Dichtung wurde seine Anschauung über das Wesen der Ur- und Volkspoesie ganz entscheidend. Was Herder in den Hauptwerken seiner zweiten klassischen Periode, dem Buch »Vom Geiste der ebräischen Poesie«, den »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« (1785—94), den Dichtungen und Abhandlungen der »Zerstreuten Blätter« gab, war nur Läuterung und weitere Ausführung der in seinen Jugendarbeiten gegebenen Anregungen. Als selbständiger Dichter blieb Herder vorwiegend didaktisch und reflektierend; seinen eignen Forderungen an die Poesie kam er am nächsten in den von ihm übertragenen und gesammelten »Volksliedern« und dem Romanzenkranz »Der Cid«. An Herders erster Entwickelung hatte eine kleine Gruppe von Königsberger Schriftstellern bedeutenden Anteil, die ihrerseits mit der geistigen Welt und den Lebensregungen des deutschen Pietismus zusammenhängen, der während der Sturm- und Drangperiode auch von andrer Seite her sich in der Litteratur Geltung verschaffte. Unter diesen Königsbergern finden wir J. G. Hamann (1730—88), dessen »Sibyllinische Blätter« die Keime zu Herders Ideen einschließen, und Th. G. v. Hippel (1741—96), dessen humoristische Romane: »Lebensläufe nach aufsteigender Linie« und »Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z« eine denkwürdige Mischung rationalistischer und frommgläubiger Anschauungen und Empfindungen verbanden. Stärker noch erscheint das pietistische Element mit dem kraftgenialen gemischt in den Dichtungen und Volksschriften des »Wandsbecker Boten« Matthias Claudius (1740—1815), der zu den ersten gehörte, welche den Ton des echten, herzgebornen Volksliedes wiederum trafen, und in den Schriften von Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817), dessen Selbstbiographie »Heinrich Stillings Leben« nebst den Romanen »Geschichte des Herrn von Morgenthau« und »Florentin von Fahlenborn« die eigentümlichen Lebensanschauungen und Erlebnisse der »Stillen im Lande« spiegelten. Zu den Schwärmern und Mystikern hinüber neigte auch Fr. Heinrich Jacobi (1743—1819), dessen religionsphilosophische Schriften und Romane (»Eduard Allwills Papiere« und »Woldemar«) die bedenklichen Seiten eines schwelgenden Gefühlslebens und der Rousseauschen Einwirkungen offenbarten.

Die große dichterische Aufgabe der Zeit blieb die Rückgewinnung der Natur, und die jugendlichen Lyriker rangen mit allen Kräften, nicht nur den Ausdruck für die unmittelbare Empfindung, sondern auch neue, ausdruckswerte Gefühle zu gewinnen. Von besonderer Bedeutung hierfür ward die Gruppe junger Dichter, die sich im (Göttinger) sogen. Hainbund zusammengeschlossen hatte. Zu ihr gehörten außer H. Chr. Boie (1744—1806), dem Herausgeber des »Musenalmanachs«, zu welchem sich auch andre Kräfte scharten, die beiden Brüder Christian (1748—1821) und Friedrich Leopold (1750—1819), Grafen zu Stolberg, Johann Martin Miller aus Ulm (1750 bis 1814), der mit einigen Liedern und dem sentimentalen Roman »Siegwart, eine Klostergeschichte« nachmals zu einer vorübergehenden Bedeutung gelangte, Karl Friedr. Cramer (1752—1807), Joh. Fr. Hahn (gest. 1779), Anton Leisewitz (1752—1806), dessen Tragödie »Julius von Tarent« große, unerfüllt bleibende Hoffnungen erregte; ferner der liebenswürdige, naiv-fröhliche und innige Liederdichter Ludwig Heinrich Christoph Hölty (1748—76) und Johann Heinrich Voß (1751—1826), die eigentliche Seele des Bundes. Letzterer repräsentiert schon die Entwickelung vom Sturm und Drang zu klassischen, bleibend wertvollen Dichtungen. Seine Natur drängte ihn in der reinen Lyrik zur Reflexion und zum breiten Moralisieren; zur Vollendung gelangte er als Idyllendichter in einer Reihe kleiner Meisterstücke und den besten Episoden seines Gedichts »Luise«; die größte Wirkung und Nachwirkung aber gewann er durch seine meisterhaften Übertragungen der Homerischen »Ilias« und »Odyssee«. Den Göttingern nahe stand, obschon er dem studentischen Dichterbund nicht angehörte, Gottfried August Bürger (1748—94), der die neuen Forderungen an den Dichter mit seinen besten Liedern und kraftvollen Balladen zuerst ganz erfüllte, zuerst echt volkstümliche, herzergreifende Töne, die unmittelbarste Lebendigkeit der Erzählung und Schilderung, sinnliche Frische und hinreißende Macht des Ausdrucks besaß. — Während die Lyriker solchergestalt zur vollen Selbständigkeit erwuchsen, vertauschten die dramatischen Talente der Sturm- und Drangperiode die seither geltenden Muster mit dem Anschluß an Shakespeare, der mit Homer, Rousseau und dem nebelhaften Ossian den ganzen Enthusiasmus der brausenden, nach Leben und Originalität begehrenden Jugend erweckte und nährte. Die meisten glaubten durch Nachahmung der vermeinten Formlosigkeit Shakespeares seine gewaltige Wirkung zu erreichen, und so entschiedene Anstrengung die damalige Bühne auch machte, mit der dramatischen Dichtung in Verbindung zu bleiben, so war die Entstehung zahlloser Buchdramen um so weniger zu hindern, als in sehr vielen Fällen das Drama nur den Vorwand abgab und Szenen und Dialoge zum Vehikel der gärenden Neuerungsideen und selbst, wie bei Lenz, subjektiver Grillen, ja Verrücktheiten dienten. Zu den Geniedramatikern gehörten M. F. Klinger (1752 bis 1771), dessen wildleidenschaftliche Dramen und spätere Romane uns Geist und innere Widersprüche der Zeit ebenso vergegenwärtigen, wie dies das Leben des Dichters selbst thut; M. Reinhold Lenz (1750 bis 1792), der in den Dramen: »Der Hofmeister«, »Die Soldaten« und »Der neue Menoza« Fratze und lebensvolle Genialität unerquicklich verband; Friedrich Müller (»Maler Müller«, 1750—1825), dessen »Pfalzgräfin Genoveva« und »Faust« wenigstens Ansätze zu echter Charakteristik und Lebensdarstellung enthielten; Fr. v. Gouë (gest. 1789), Heinrich Leopold Wagner (1747—83), Ludwig Philipp Hahn (1748—87), J. F. Schink (1755—1834) u. a. An Goethes »Götz von Berlichingen« schlossen sich die Verfasser von Ritterdramen, Jakob Maier (1739—1784, »Fust von Stromberg«, »Der Sturm von Boxberg«), J. A. v. Törring (1754—1826, »Kaspar der Thorringer«, »Agnes Bernauerin«), Joseph Marius v. Babo (1756—1822, »Otto von Wittelsbach«), an. Eine andre Gruppe von Dramatikern übertrug den Sturm und Drang, das Verlangen nach neuem Leben und die Darstellung desselben ins Bürger-

liche. Hier ging A. W. Iffland (1759—1814) allen voran, der in der langen Reihe seiner bürgerlichen Dramen und Rührstücke ein höchst charakteristischer Sprecher der gegen die alten Gesellschaftszustände aufbäumenden, mit Rousseauschen Ideen genährten Zeitstimmung war. — Die dehnbare und schwankende Form des Romans bot natürlich noch weit mehr Gelegenheit als das Drama, die Phantasien, die Empfindungen, die heftigen und leidenschaftlichen Wünsche und Weltverbesserungsansichten der jugendlichen Generation darzulegen. Eine Anzahl der »Kraftgenies« und der ringenden Naturen der Periode bediente sich dieser praktischen Form; selbst eine so scharf verständige und kaustisch-nüchterne Natur wie Goethes Darmstädter Freund J. H. Merck (1742—91) entwarf einige kleinere Romane und Sittenbilder (»Lindor«, »Herr Oheim der jüngere«). Unter den Stürmern und Drängern sind hier zu nennen: Wilhelm Heinse (1749—1803), in seinen Romanen: »Ardinghello, oder die glückseligen Inseln« und »Hildegard von Hohenthal« feurige Kunstbegeisterung und schwelgerisch-üppige Sinnlichkeit verbindend; J. K. Wezel (1747—1819, »Hermann und Ulrike«), Joach. Chr. Schulz (1762—98, zahlreiche Romane), Karl Ph. Moritz (1757—93), dessen »Anton Reiser«, ein autobiographischer Roman von eigentümlichster Bedeutung, einen vollen Einblick in die Gegensätze und die Gärung der Zeit verstattet. — An die Romandichter reihen sich jene Prosaiker der Periode an, welche in schildernden und historisch darstellenden Schriften die ganze bunte Mannigfaltigkeit, das Durcheinanderwogen der Bestrebungen und Meinungen repräsentieren, und unter denen es an einer Reihe von Originalgestalten, die Träger der entschiedensten geistigen Gegensätze waren, gleichfalls nicht fehlte. Hier sei erinnert an Justus Möser (1720—94), in seinen »Osnabrückschen Geschichten« ein geistvoller Historiker, in seinen »Patriotischen Phantasien« der beredte Lobredner des deutschen Individualismus und einer natürlich-gesunden Grundlage aller gesellschaftlichen Zustände; an den Weltumsegler Georg Forster (1754—94), dessen »Schilderungen aus der Südsee« und »Ansichten vom Niederrhein« von Rousseauschem Geist erfüllt waren; an den volkstümlichen Journalisten und Poeten Chr. Daniel Schubart (1743 bis 1791), den Herausgeber der »Deutschen Chronik«.

In und aus der wilden Gärung der eigentlichen Sturm- und Drangperiode rangen sich die größten Naturen und vorzüglichsten Geister der deutschen Litteratur zu reiner und bleibender Wirkung empor. Galt dies schon von Herder, Voß u. a., so kam es in erhöhtem Maß zum Bewußtsein bei den beiden größten Dichterbegabungen der Nation, welche mit ihren Anfängen und einem guten Teil ihrer Entwickelung im Sturm und Drang wurzelten und sich nur insofern von demselben lösten, als sie die bleibenden Lebenselemente und Forderungen, welche der Periode entstammten, in ihren Dichtungen zum unverlierbaren Besitz der Nation, zur Voraussetzung der gesamten deutschen Bildung wandelten. Johann Wolfgang Goethe (1749—1832), mit seinen Erstlingswerken, dem Drama »Götz von Berlichingen« und dem Roman »Die Leiden des jungen Werther«, welche die Forderung warm natürlicher unmittelbarer Lebensdarstellung über die hochfliegendsten Hoffnungen hinaus erfüllten, sofort der gefeiertste Dichter der Sturm- und Drangperiode, erhob sich im Verlauf seiner mächtigen und einzigen Entwickelung zum größten Dichter der Nation und der letzten Jahrhunderte überhaupt. Lyriker von unvergleichlicher Tiefe und höchstem Empfindungsreichtum, als Epiker und Dramatiker Schöpfer einer ganzen Reihe von Werken des tiefsten Gehalts und der edelsten Form, die sämtlich die Macht seiner Phantasie, den Adel seiner Natur, die größte Weltkenntnis und Weltbeherrschung neben der unbeirrbaren Simplizität und beinahe unversieglichen Frische einer großen Künstlernatur erwiesen, wirkte Goethe tief auf die deutsche Entwickelung und weit über die Nation hinaus auf andre Litteraturen. Die eigentümlichste Durchdringung von objektiv angeschautem und dargestelltem Leben mit der Leidenschaft und dem subjektiven Gehalt seines Busens, die Versöhnung der ausgebreitetsten und vielseitigsten Bildung mit der ursprünglichsten Leidenschaft und Stärke, die ethische wie die künstlerische Läuterung seines Genius, für welche seine Werke Zeugnisse sind, wurden erst ganz begriffen, als die Reihe seiner größern und kleinern Werke, vor allen die dramatischen Dichtungen: »Egmont«, »Iphigenia«, »Torquato Tasso«, die epische Dichtung »Hermann und Dorothea«, die Romane: »Wilhelm Meisters Lehrjahre« und »Die Wahlverwandtschaften«, die klassischen Spätlingswerke: »Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung« und »Westöstlicher Diwan«, endlich die über Goethes ganzes Leben sich erstreckende Dichtung »Faust« (das weltumfassendste und tiefste poetische Werk der neuhochdeutschen Litteratur überhaupt), die Fülle seiner Lieder und übrigen lyrischen Gedichte, die ganze Summe seiner schaffenden, forschenden und bildenden Thätigkeit, mit der er gestrebt hatte, sich ein Ganzes zu erbauen, überblicken ließ.

Einer raschern Wirkung erfreute sich Friedrich Schiller (1759—1805), der dem Freiheits- und Humanitätsdrang des 18. Jahrh. den mächtigsten und poetisch schwungvollsten Ausdruck in seinen Dichtungen gab. Mit den Dramen: »Die Räuber«, »Fiesco«, »Kabale und Liebe« und »Don Karlos« beginnend, deren jedes eine Sehnsucht und Forderung der Zeit gewaltig fortreißend aussprach und lebendig verkörperte, durch seine historischen Schriften (»Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande«, »Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs«) bahnbrechend für eine gedankenreiche, farbenvolle und fesselnde Prosadarstellung, leitete Schiller mit seinen philosophisch-kritischen Abhandlungen (namentlich mit den »Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts«) die Versöhnung zwischen den Anschauungen der Gärungsepoche und der strengen Ethik der Kantschen Philosophie ein und dokumentierte jenen einzigen subjektiven Idealismus, jene wunderbare Selbstläuterung, jene Durchbildung zur künstlerischen Vollendung in seinem Sinn, welche ihn mit Goethe in geistigen Einklang setzte und alle Gedichte seiner zweiten Periode sowie die Reihe seiner Meisterdramen (»Wallenstein«, »Maria Stuart«, »Die Jungfrau von Orleans«, »Die Braut von Messina«, »Wilhelm Tell«, den Torso des »Demetrius«) durchdringt und verklärt.

Neben den großen Gestalten Goethes und Schillers erschienen die Zeitgenossen kleiner, als sie waren. Das Publikum freilich ließ sich das Recht nicht nehmen, auf seine eigne Weise neben den Heroen Größen zu schaffen und anzuerkennen. Bald bewunderte es die geistvolle und phantasiereiche, aber fragmentarische und schon frühzeitig manieristische Weise von Jean Paul Friedrich Richter (Jean Paul, 1763—1825), dessen beste Romane, wie »Hesperus«, »Titan«, »Siebenkäs«, »Die Flegeljahre«, es einigermaßen rechtfertigten, wenn man ihn als den klassischen Humoristen bezeichnete; bald hielt es sich an Poeten, welche auf einem kleinen, beschränkten Gebiet Vorzügliches

oder Treffliches leisteten. Hierher gehören Lyriker wie der weiche und elegante Fr. v. Matthisson (gest. 1831), sein kräftigerer Freund J. G. v. Salis (gest. 1834), A. Mahlmann (gest. 1826), Chr. Aug. Tiedge (gest. 1840, »Urania«), J. A. v. Halem (gest. 1819), K. Ph. Conz (gest. 1827), Schmidt von Lübeck (gest. 1849, populär gewordene Lieder: »Von allen Ländern in der Welt« ꝛc.), Karl Lappe (gest 1843, »Nord oder Süd«), Fr. Wilh. Aug. Schmidt von Werneuchen (gest. 1832), den Goethe in dem Gedicht »Musen und Grazien in der Mark« verspottete, Ludw. Theobul Kosegarten (gest. 1818), dessen ländliches Gedicht »Jucunde« eine Zeitlang viel bewundert ward, u. a.; hierher Dramatiker einer dürren Regelmäßigkeit, welche sich neben der eigentlich klassischen lebensvollen Kunst geltend zu machen suchte, wie Joh. Heinrich v. Collin (gest. 1811, »Regulus«, »Coriolan«), oder Originalgenies vom Schlag des derben, knorrigen J. G. Seume (1763—1810), dessen autobiographische Schriften (»Spaziergang nach Syrakus«, »Mein Sommer« u. a.) größeres Verdienst hatten als seine Dichtungen. Daneben standen jene Autoren in hohem Ansehen, welche die Gefühls- und Gedankenelemente der letzten Jahrzehnte mit den Überlieferungen der Aufklärungsperiode äußerlich und zum Zweck der Unterhaltung verbanden, so A. v. Kotzebue (1761—1819), der fruchtbare und erfindungsreiche, aber charakterlose Theaterschriftsteller, dessen Lustspiele und Dramen die Bühnen förmlich überschwemmten und fast in Alleinbesitz nahmen; so August Lafontaine (1758—1831), dessen rührselige Romane und »Gemälde des menschlichen Herzens« Tausende von weichlichen Naturen entzückten; so Fr. W. v. Meyern (gest. 1829), dessen Roman »Dya-na-Sore« ein echtes Produkt der Gärungsperiode am Ende des 18. Jahrh. war; so August v. Klingemann (1777—1831), der in hohlen Romanen und Dramen (er dichtete einen »Schweizerbund« wie einen »Faust«) Schiller und Goethe die Spitze zu bieten suchte; so Heinrich Zschokke (1771—1848), der, mit Schauerdramen (»Abällino, der große Bandit«) und sentimentalen Romanen (»Alamontade, der Galeerensklave«) beginnend, sich zu einem gewandten Erzähler leichter Art wandelte. — Unter dem unmittelbaren Einfluß der weimarischen Freunde standen nur einige Talente zweiten Ranges, neben den Dichterinnen Sophie Mereau (gest. 1806) und Amalie v. Helvig, geborne v. Imhof (gest. 1831, »Die Schwestern von Lesbos«), Schillers Schwägerin Karoline v. Wolzogen (gest. 1847, »Agnes von Lilien«), Chr. Ludwig Neuffer (gest. 1839, »Die Herbstfeier«, »Der Tag auf dem Lande«), die Erzähler Friedrich Rochlitz (gest. 1842) und Ernst Wagner (gest. 1812, »Willibalds Ansichten des Lebens«, »Die reisenden Maler«). Höheres erstrebte Schillers begabtester Schüler, Friedr. Hölderlin (1770—1843), dessen schwungvolle lyrische Dichtungen, der Roman »Hyperion« und das Fragment »Empedokles«, einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach einer höchsten, unerreichbaren Freiheit und Schönheit des Lebens Ausdruck geben. Zu klassischer Vollendung bildete J. P. Hebel (1760 bis 1826) in den »Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes« die volkstümliche Erzählung aus und bewährte in seinen »Gedichten in alemannischer Mundart« eine tief gemütvolle, schalkhaft-liebenswürdige Natur. Selbst Jean Paul fand Nachfolger und Nachahmer im Grafen Bentzel-Sternau (1767—1849), dessen Romane (»Das goldene Kalb« und »Pygmäenbriefe«) die Mängel des Vorbildes lebhafter empfinden lassen als die Vorzüge desselben; in August Emil, Herzog zu Sachsen-Gotha (gest. 1822, »Kyllenion«), Karl Julius Weber (gest. 1832, »Demokritos«) u. a. Auch die Prosalitteratur dieses Zeitraums nahm in fortwährender Wechselwirkung mit der Dichtung einen glänzenden Aufschwung. Der stärkste und segensreichste geistige Einfluß, der außer dem Goethe-Schillerschen auf die damalige und manche folgende Generation stattfand, ging von dem größten deutschen Philosophen, Immanuel Kant (1724—1804), aus, dessen Hauptwerke: die »Kritik der reinen Vernunft« (1781), die »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«, die »Kritik der praktischen Vernunft« und »Kritik der Urteilskraft«, mit ihrer unerbittlichen Kritik eine klärende und mit ihrer Betonung des sittlichen Willens, des Prinzips der Freiheit, eine mächtig erhebende Wirkung ausübten. Die philosophischen Schriftsteller K. L. Reinhold, L. H. v. Jacob, J. F. Fries, G. E. Schulze halfen die Kantschen Ideen in weite Kreise verbreiten. Aus der Gruppe selbständiger und eigentümlicher Denker, welche zur kritischen Philosophie und zur klassischen Dichtung in Bezug treten, sind noch hervorzuheben: Wilhelm v. Humboldt (1767—1835), ästhetisch-philosophischer Schriftsteller von seltener Tiefe, und dessen jüngerer Bruder, Alexander v. Humboldt (1769—1859), der große Reisende und Naturforscher, der mit seinen in glänzender Darstellung auftretenden »Ansichten der Natur« und dem Spätlingswerk »Kosmos«, in dessen Anlage und Stil die klassische Periode gleichsam noch einmal auflebte, nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Nationallitteratur angehört. Die Geschichtsdarstellung ward durch Johannes v. Müller (1752—1809) namentlich in den »Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft« auf die Höhe klassischer Litteraturleistungen erhoben und behauptete sich auf derselben mit den Werken von Ludw. Tim. v. Spittler (»Geschichte des Papsttums«), Ludw. Heeren (»Ideen über Politik, Verkehr und Handel der alten Völker«, »Geschichte der Staaten des Altertums«), Chr. Friedr. Schlosser (»Geschichte der bilderstürmenden Kaiser«, »Geschichte des 18. Jahrhunderts«) u. a.

IX. Zeitraum.

Die Romantik und die Übergänge zur Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Noch während der letzten Periode der schöpferischen Thätigkeit Goethes und Schillers, ehe die Ideale der klassischen Litteratur auch nur entfernt die Massen ergriffen und durchdrungen hatten, schien sich eine neue Entwickelung des deutschen Geisteslebens, speziell der Dichtung, vorzubereiten. Gleich dem »Sturm und Drang« ging die neuauftretende Romantik vom Kampf gegen die Plattheit und Nüchternheit der in Norddeutschland noch immer herrschenden Aufklärung, von der Sehnsucht nach lebendiger Poesie und poetischem Leben aus, sah in ihren ersten Regungen die Goetheschen Jugenddichtungen als die eigentlichen Muster der echten Poesie an und strebte durch Aneignung der großen Dichter des Auslandes (Shakespeare, Dante, Cervantes, Calderon ꝛc.) den eignen poetischen Horizont zu erweitern. Bald freilich gesellten sich neue Momente der Entwickelung hinzu. Die philosophischen Anschauungen J. G. Fichtes (1762—1814), dessen strenger Idealismus in seiner »Wissenschaftslehre« alles, was außerhalb des geistigen Ichs liegt, als Produkt des Ichs betrachtete, und Friedrich Wilhelm Joseph v. Schellings (1775—1855), dessen Identitätsphilosophie das Ideale und Reale in der Idee des Absoluten aufzuheben strebte, und der speziell die Kunst als Offen-

barung des Göttlichen im menschlichen Geist betrachtete, dessen »System der Naturphilosophie«, »System des transcendentalen Idealismus« die philosophische Begründung der romantischen Doktrinen abgaben, während sein Buch über »Philosophie und Religion« die Verbindung der romantischen Litteratur mit der alten Kirche gewissermaßen anbahnte, wurden von entscheidender Bedeutung. Durften verwandte Bestrebungen, wie die ästhetischen Solgers, die »Symbolik« Creuzers, die Naturphilosophie Steffens', Schuberts u. a., vielleicht erst als Folgen der romantischen Poesie angesehen werden, so fand zwischen den bezeichneten Philosophen und den spezifisch litterarischen Begründern der Schule, denen im Beginn auch eine so eigentümlich geniale und universell gebildete Kraft wie der Theolog Fr. E. D. Schleiermacher (1768-1834) zur Seite trat, eine in der Kürze schwer definierbare tausendfältige Wechselwirkung statt. Die doktrinären Häupter der Schule wurden durch ihre kritischen Erstlingsschriften die Brüder Friedrich v. Schlegel (1772—1829) und Aug. Wilh. v. Schlegel (1767—1845), deren »Athenäum« um die Wende des Jahrhunderts das erste spezifisch romantische Organ war. Sie verkündeten, daß es »der Anfang aller Poesie sei, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft wieder aufzuheben und uns wieder in die schöne Verirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen«, und stellten es als obersten Grundsatz der neuen romantischen, durch keine Theorie zu erschöpfenden, allein unendlichen wie allein freien Dichtart auf, »daß die Willkür des Dichters kein Gesetz (also auch nicht das der Natur und innern Wahrheit) über sich leide«. Welche Willkür, welche leidige Vermischung von Poesie, Religion und mystischer Philosophie, welche phantastisch schönfärbende Begünstigung entlegener Lebenserscheinungen (Ritter-, Heiligen- und Legendenpoesie), welche Exzentritäten und Monstrositäten durch diese Anschauungen veranlaßt wurden, ist in der Regel mehr hervorgehoben, als das wirklich bedeutsame Verdienst der Romantik um die Erkenntnis und Geschichte der eignen Vergangenheit, des deutschen Volkslebens wie um Erschließung großer geistiger Gebiete anerkannt worden. Die Brüder Schlegel, selbst mehr kritische als produktive Naturen, die dichterischen Versuche beider, lyrische Gedichte und Romanzen, Fr. Schlegels lüstern-prätentiöser Roman »Lucinde« und sein Drama »Alarkos«, A. W. Schlegels Drama »Jon«, hatten wesentlich nur formelle Verdienste; eine wahrhafte Bereicherung und Befruchtung der deutschen Litteratur gab A. W. Schlegel mit seiner unübertrefflichen Übertragung der Shakespeareschen Dramen. Tieferes poetisches Talent erwiesen einige andre Genossen der romantischen Schule, so vor allen der früh verstorbene Friedrich v. Hardenberg (»Novalis« genannt, 1772—1801), der in seinen gemütstiefen Liedern und dem bedeutsamen Romanfragment »Heinrich von Ofterdingen« gleichsam die Inkarnation der romantischen Sehnsucht nach einer nicht sowohl Verklärung als vielmehr Auflösung des gesamten Lebens in Poesie darstellte. Zu längster Wirksamkeit gelangte Ludwig Tieck (1773-1853), der mit überlebendiger Phantasie und einem kühn improvisatorischen Talent mannigfache Eigentümlichkeiten einer nüchtern-verständigen, ja zersetzenden Verstandesanlage zeigte, dessen romantische Dramen, Märchen, Erzählungen wie seine spätern künstlerisch reinen und abgewogenen Novellen daher nicht nur die denkbarste Mannigfaltigkeit poetischer Gestalten und Situationen, sondern auch die größten Ungleichheiten, ja Zwiespältigkeiten des Wertes und Eindrucks aufweisen. Einheitlicher und mächtiger stellte sich das große Talent des Dramatikers und Erzählers Heinrich v. Kleist (1777—1811) dar, der zwar in Äußerlichkeiten und einzelnen Gefühlsmomenten von der übersteigerten Phantastik der romantischen Schule angekränkelt erscheint, aber im Kern eine schlichte, warme, gestaltungskräftige Dichternatur, die bedeutendste der Romantik blieb, dessen beste Dramen (»Der zerbrochene Krug«, »Penthesilea«, »Käthchen von Heilbronn«, »Die Hermannsschlacht«, »Der Prinz von Homburg«) und Erzählungen die Behauptung von der nur vorübergehenden Bedeutung der ganzen Bewegung entscheidend widerlegen. Launenhafter und willkürlicher war Achim v. Arnim (1781—1831), dessen beste Novellen und der historische Roman »Die Kronenwächter« die Wirrnis und Unerquicklichkeit andrer seiner Produkte wett machen. Arnims Schwager Klemens Brentano (1778—1842) hingegen repräsentiert nicht nur in der wilden Genialität seiner lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte (»Romanzen vom Rosenkranz«), seiner phantastisch-humoristischen Erzählungen und formlosen Dramen, sondern auch in seinen katholisierenden Tendenzen die äußersten Konsequenzen der ganzen Romantik. Auch der Dramatiker Zacharias Werner (1768—1823), der zwischen Schiller und der neuen Schule stehen wollte, seine dramatische Kraft in halben Zerrbildern ausgab (»Kreuz an der Ostsee«, »Die Weihe der Kraft«, »Attila«, »Wanda«, »Der 24. Februar«) und der Begründer der sogen. Schicksalstragik ward, suchte im Schoß der alten Kirche Frieden und Zuflucht vor der eignen Phantastik. Zu den romantischen Talenten zweiten Ranges gehörten Friedr. de la Motte Fouqué (1777—1843), der in Epen, Romanen und Novellen die mittelalterliche Ritterwelt zu einem Scheinleben erweckte (»Der Zauberring«, »Undine« 2c.); E. T. A. Hoffmann (1776—1822), der die romantische Neigung für die unheimlichsten Regionen der Phantasie und für Gespensterspuk in einer Reihe zum Teil vorzüglich erzählter Novellen voll befriedigte; Adalbert v. Chamisso (1781—1838), dessen Märchen »Peter Schlemihl« zu den besten kleinen Schöpfungen der romantischen Periode zählt, während die lyrischen Gedichte und poetischen Erzählungen Chamissos schon zum Teil einen andern, modernen Geist atmen. Die »Nachromantiker«, Dichter, welche zumeist erst nach den Befreiungskriegen vor die Nation traten, zeichneten sich im allgemeinen dadurch aus, daß sie sich von den Extremen und Einseitigkeiten der ersten Romantikergeneration größtenteils frei hielten. Die kirchlich-katholische Tendenz vertrat unter ihnen nur Joseph v. Eichendorff (1788—1857), dessen lyrisches und novellistisches Talent daneben doch die erfreulichsten Blüten (»Gedichte«, das prächtige Phantasiestück »Aus dem Leben eines Taugenichts«) trieb. Schwächlicher war der Epiker Ernst Schulze (1789—1817), dessen romantische Dichtungen (»Cäcilie« und »Die bezauberte Rose«) eine wahre Flut von Gedichten in Oktaven im Gefolge hatten. Als ein Talent ersten Ranges, der volkstümlichste und gesündeste aller Romantiker, in seiner durchsichtigen Klarheit den Klassikern, in der Kraft seiner vaterländischen Empfindung den Sängern des Freiheitskriegs verwandt, wirkte Ludwig Uhland (1787—1862), dessen lyrische Dichtungen und Balladen (nicht so seine Dramen: »Ernst von Schwaben« und »Ludwig der Bayer«) tief in

alle Schichten des Volkes drangen und die Muster für die lyrische und lyrisch-epische Poesie der »schwäbischen Dichterschule« abgaben. Zu der Gruppe mehr oder minder verdienstlicher württembergischer Poeten gehörten der mystisch-originelle Justinus Kerner (gest. 1862), ferner Gustav Schwab (gest. 1850), W. Waiblinger (gest. 1830), Karl Mayer (gest. 1870), Albert Knapp (gest. 1864), Eduard Mörike (gest. 1875, »Gedichte«, der Roman »Maler Nolten«), der frische und liebenswürdige Erzähler Wilhelm Hauff (gest. 1827, »Lichtenstein«, »Märchen«, »Phantasien im Bremer Ratskeller«). Eine minder erfreuliche Gruppe von dramatischen Dichtern, die »Schicksalstragöden«, folgte den Spuren Zacharias Werners, so A. Müllner (gest. 1829, »Die Schuld«, »König Yngurd«, »Die Albaneserin«), Ernst v. Houwald (gest. 1845, »Das Bild«, »Der Leuchtturm«) u. a.

Übrigens gelang es den Romantikern nicht, die d. L. dauernd oder ausschließlich zu beherrschen. Schon von den Dichtern der Befreiungskriege 1813-15 gehörte trotz der unzweifelhaft vaterländischen Gesinnung aller Romantiker und ihrer Verdienste um die Stärkung des vaterländischen Gefühls in der Zeit der Fremdherrschaft im Grund nur Max v. Schenkendorf (1783-1817) der eigentlichen Romantik an. Von den wirksamern Sängern der großen Erhebung stammte E. M. Arndt (1769-1860) aus einer ältern Poetengeneration; Theodor Körner (1791-1813), dessen »Leier und Schwert« der poetische Ausdruck des Idealismus der Erhebung wurde, war in diesen Dichtungen wie in seinen Dramen (»Zriny«, »Rosamunde«) ein Schüler Schillers. Auch in der Dichtung der Restaurationsepoche, so sehr dieselbe gewisse Richtungen und Tendenzen der Romantik begünstigte, machten sich die Nachwirkungen der klassischen Epoche und ihrer Humanitätsideale wieder entschiedener und stärker geltend. Zahlreiche Talente nahmen zwar die lebensvollen und vollberechtigten Elemente, welche die Romantik der deutschen Litteratur gebracht, mit in sich auf; aber ihr eigentlicher Lebensgehalt und ihre Kunstrichtung wurden nicht von der romantischen Doktrin bestimmt. Franz Grillparzer (1791-1872), der mit dem Trauerspiel »Die Ahnfrau« als Schicksalstragöde begann, erhob sich in seinen spätern dramatischen Dichtungen (»Sappho«, »Medea«, »König Ottokar«, »Des Meeres und der Liebe Wellen«, »Kaiser Rudolf II.«) in reinere und freiere Regionen. Friedrich Rückert (1789-1866), in seiner gesunden Klarheit eine Goethe verwandte Lyrikernatur, bewährte sich in überzahlreichen lyrischen (»Geharnischte Sonette«, »Liebesfrühling«, »Ghaselen« 2c.) u. didaktischen Dichtungen (»Weisheit des Brahmanen«) und Nachdichtungen orientalischer Muster als ein Sprachvirtuose ersten Ranges. Als Lyriker und Balladendichter zeichneten sich Wilhelm Müller (1794-1827, »Griechenlieder«), J. Chr. v. Zedlitz (1790-1862, »Totenkränze«, »Waldfräulein«, auch Dramen), Egon Ebert (1801-83), H. Stieglitz (1803-49), als didaktischer Poet und Novellist Leopold Schefer (1784-1862, »Laienbrevier«) aus. Den Bedürfnissen des großen Publikums näher standen die Dramatiker einer gewissen eklektisch-rhetorischen Richtung, der überfruchtbare Ernst Raupach (gest. 1852, Hohenstaufendramen), die deklamatorischen Tragöden E. v. Schenk (gest. 1841, »Belisar«, »Albrecht Dürer«), Michael Beer (gest. 1833, »Paria«, »Struensee«), Joseph v. Auffenberg (gest. 1857), ferner Fr. v. Üchtritz (gest. 1875), Ludw. Deinhardstein (gest. 1859, Künstlerdramen), Ferd. Raimund (gest. 1836, Zauberspiele: »Der Verschwender« 2c.). Novellistik und Romanlitteratur begannen in der leseseligen, stillen Friedenszeit zwischen 1815 und 1830 schon gewaltig ins Kraut zu schießen. Die federfertige Belletristik trug bereits so viele Siege über die anspruchsvollere und innerlich gehaltvollere Dichtung davon, daß ein hervorragendes Dichtertalent wie August Graf von Platen (1796-1835) am Ausgang dieser Zeit in der strengen Betonung einer gewissen Kunstwürde und in der Forderung formeller, sprachlicher Vollendung berechtigtes Pathos entwickeln und mit seinen formschönen Gedichten und Märchen (»Die Abbassiden«, Märchenepos; »Die verhängnisvolle Gabel« und »Der romantische Ödipus«, dramatische Satiren) der neuern Litteratur einen Pfad zeigen konnte. Von der Romantik zur modernen Poesie rang sich gleichfalls das kraftvolle, aber spröde und schwer flüssige Talent Karl Immermanns (1796 bis 1840) hindurch, dessen beste Dichtungen (»Tulifäntchen«, »Alexis«, »Merlin«, die Romane: »Die Epigonen« und »Münchhausen«) für die positive Entwickelung der deutschen Poesie wichtig wurden. Als letzten Romantiker und ganz moderne Natur feierte sich selbst Heinrich Heine (1799-1857), dessen träumerische, weich lyrische Anlage seltsam mit einem ätzend satirischen und spöttisch-frivolen Grundzug seines Wesen kontrastierte, so daß sich bei ihm der Bruch mit der Romantik in der Form ironischer und höhnischer Negation beinahe aller idealen Regungen vollzog. Heines satirische Geißel traf darum fast gleichmäßig Edelsinn wie Gemeinheit, ernste wie leere und verächtliche Bestrebungen. Die unvergänglichen Lieder und Romanzen des Dichters wirkten minder nachhaltig als seine journalistische Thätigkeit, deren verhängnisvolle Konsequenzen sich in der jungdeutschen Periode wie bis auf die Gegenwart geltend machen sollten.

Während der Zeit der Romantik und der Übergänge zur modernen Dichtung war auch die Zahl der hervorragenden Prosaiker nicht klein. Unter vielen, von denen ein und das andre Werk der Nationallitteratur bleibend angehört, sind hier in erster Linie die unvergleichlichen Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm zu nennen, die neben, ja in und mit ihren spezifisch gelehrten Leistungen dem deutschen Volk die volle Poesie seiner Sagen und seiner Märchen (»Kinder- und Hausmärchen«, »Deutsche Sagen«) zum Bewußtsein zu bringen wußten. In der Geschichtschreibung zeichneten sich Fr. v. Raumer (»Geschichte der Hohenstaufen«), Heinrich Leo durch Stilvollendung aus; als der eigentliche Meister erschien Leopold v. Ranke (geb. 1795), der feinsinnigste, bedeutendste und nach reinster Vollendung der Form strebende Historiker zweier Menschenalter. Auch Jak. Ph. Fallmerayer, der orientalische Fragmentist (gest. 1860), Karl Ritter, der Begründer der wissenschaftlichen Geographie (gest. 1859), und der vielseitig gebildete biographische und Memoirenschriftsteller K. A. Varnhagen von Ense (gest. 1858) sind hier anzureihen.

X. Zeitraum.

Die jungdeutsche und politische Gärungsperiode.

Die völlige Zersetzung der Romantik und die inzwischen eingetretene Umbildung aller Lebensverhältnisse, dazu die Reihe der politischen Umwälzungen und liberalen Bestrebungen, welche mit der französischen Julirevolution von 1830 begannen, riefen eine neue Gärungsperiode in der deutschen Litteratur hervor, welche man gewöhnlich unter dem Namen der »jungdeutschen Bewegung« bezeichnet, die aber tiefere

Gründe und unendlich weitere Resultate hatte als die momentan bedeutsame Stellung, welche den Schriftstellern des sogen. jungen Deutschland zufiel. Auch in diesem Zeitraum übte die Philosophie auf die poetische Litteratur einen weitgehenden Einfluß. Die Philosophie G. F. W. Hegels (1770—1831) verdrängte die Schellingsche und erlangte eine Alleinherrschaft für ihren absoluten Idealismus, deren Bedeutung in tausend Verzweigungen in den litterarischen Schulen wie in zahlreichen poetischen Individuen erkennbar bleibt. Der allein stehende pessimistische Philosoph Arthur Schopenhauer (1788—1860) bekämpfte umsonst die Hegelsche Geisteswissenschaft und gewann volle Wirkung erst auf die nachfolgende, nach 1848 auftretende Generation. Eine Radikalphilosophie eigenster Art begründete Ludwig Feuerbach (gest. 1872); auf die ganze litterarische Entwickelung wirkten die theologisch-kritischen Forschungen des Verfassers des »Lebens Jesu«, F. Strauß (gest. 1874), entscheidend ein, der später zu litterarhistorischen und biographischen Darstellungen überging, die den Stempel der Meisterschaft tragen (»Ulrich v. Hutten«, »Voltaire«). Dazu aber gesellte sich der gänzlich neue Genuß der Besprechung der öffentlichen Zustände und ein schrankenloser Radikalismus des Subjekts, welcher die Verirrungen der Romantik noch überbot, eine Zeitlang geneigt war, die poetische Darstellung des Lebens in seiner Totalität für einen überwundenen Standpunkt zu erklären und von der ästhetisch im Grund höchst unbedeutenden fragmentarischen Belletristik und der philosophisch-politisch-belletristischen Diskussion auch der untergeordnetsten Tagesfragen das Heil der Nation und mindestens ein neues großes Zeitalter der Litteratur zu erwarten. So wurden momentan alle höhern Kräfte gering geachtet, der »Esprit« überschätzt, bis die hervorragendsten Führer der Bewegung selbst die Unfruchtbarkeit dieser Bestrebungen erkannten und mit mehr oder minder Glück zur »veralteten« Menschendarstellung zurückkehrten. Die Genossen des vom Bundestag so getauften »jungen Deutschland« waren neben Heinrich Heine und dem scharf zersetzenden jüdischen Denker Ludwig Börne (1784—1834), der alles geistige Leben, also auch die ästhetische Kritik und die ethische Schätzung menschlicher Dinge, in den Dienst der politischen Tendenz stellte, die Belletristen L. Wienbarg (1802—1872), Gustav Kühne (geb. 1806), der erfolgreiche Dramatiker und Erzähler Heinrich Laube (1806—1884), Theodor Mundt (1807—61) und Karl Gutzkow (1811—78), letzterer entschieden der bedeutendste Repräsentant der Bewegung wie ihrer nachmals angestrebten Klärung. Von seinen publizistischen und kritischen Anfängen seit 1830 an behauptete sich Gutzkow beständig an der Spitze der geistigen Bewegung in Deutschland und errang in fast allen Gebieten der Litteratur (mit Ausnahme der Lyrik) bedeutende Erfolge. In bühnengerechten, pointenreichen, jederzeit in die Bewegung des Augenblicks einschlagenden Dramen (»Savage«, »Werner«, »Pugatschew«, vor allem in den historischen Musterlustspielen: »Zopf und Schwert« und »Das Urbild des Tartüff« und der Tragödie »Uriel Acosta«) eroberte er der Zeittendenz das Theater. Seit der Revolution von 1848 warf er sich vorzugsweise auf den Roman und gab in mehreren umfangreichen Werken dieser Gattung (»Ritter vom Geist«, »Der Zauberer von Rom«, »Hohenschwangau« ꝛc.) den Beleg für den ungemein scharfen geistigen Instinkt und die Kraft, mit welcher er die verschiedensten Kundgebungen und Wandlungen des nationalen Lebens zu erfassen verstand. Die jungdeutsche Tendenz radikaler oder wenigstens entschieden liberaler Reformbestrebungen beschränkte sich aber keineswegs auf das junge Deutschland; aus ihr ging auch die politische Lyrik hervor, ihr verwandt waren zahlreiche andre litterarische Bestrebungen der 30er und 40er Jahre. Vertreter der politischen und jener deskriptiven Lyrik, welche, wo nicht völlige Neuheit der Töne zu erreichen war, wenigstens Neuheit des Kolorits erstrebte, waren H. Hoffmann von Fallersleben (1798—1874), der seine Muse am Volkslied nährte und bildete; Karl Beck (1817—79); Georg Herwegh (1817—75), einer der schwungreichsten dichterischen Rhetoriker; Ferd. Freiligrath (1810—76), welcher neue Stoffe aus entlegenen Regionen in intensivster Farbenglut und Energie vorführte und seine realistische Lebendigkeit auch in der überreizten Grundstimmung seiner revolutionären Gedichte festhielt; der formgewandte und ironische Franz Dingelstedt (1814—81); ferner Robert Prutz (1816—72), Anastasius Grün (Graf Auersperg, 1806—76), Friedrich v. Sallet (1812—43, »Laienevangelium«), M. Graf Strachwitz (1822—1847), Alfred Meißner (1822—85, »Gedichte«, »Ziska«), Moritz Hartmann (»Kelch und Schwert«) u. a. Als kritisches Zentralorgan der liberalen Opposition und der Tendenzlitteratur wirkten bedeutsam die von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen »Halleschen (nachher »Deutschen«) Jahrbücher« (1838 bis 1842). Den jungdeutschen Bestrebungen verwandt war die neue dramatische Sturm- und Drangschule: Buchdramatiker, welche Originalität um jeden Preis erstrebten. Zu ihnen gehörten Chr. D. Grabbe (1801 bis 1836, der Dichter der Dramen: »Die Hundert Tage«, »Barbarossa«, »Heinrich VI.«, »Don Juan und Faust«, »Hannibal«), ein gemütarmes, formloses, aber bizarr-charakteristisches Talent; ferner Georg Büchner (1813—37), dessen wildgeniale dramatische Skizze »Dantons Tod« bleibendes Zeugnis für die Eigenart jener Gärungsperiode ist; Alex. Fischer, F. Marlow u. a. Eine zweite Reihe von Talenten rangen und strebten im Widerspruch ihrer naiven Begabung und der Zeitforderungen, so Nikolaus Lenau (1802—50), als Lyriker durch die innige Tiefe eines weichen, aber zu düsterer Schwermut neigenden Empfindungslebens ausgezeichnet, in den episch-lyrischen Dichtungen: »Faust«, »Savonarola«, »Die Albigenser« von den Ideen des philosophischen und politischen Radikalismus ergriffen; Emanuel Geibel (1815—84), durch die Anmut seiner formschönen Lyrik der Liebling der Frauenwelt geworden, in seinen spätern Dichtungen auch von tieferm Gehalt; Julius Mosen (1803—67), ein volkstümlicher Lyriker, in den Dichtungen: »Ritter Wahn«, »Ahasver« auf dem Boden der philosophischen Poesie stehend, in seinen Dramen meist tendenziöser Rhetoriker. Unter den Dichterinnen ragte durch fast männliche Kraft und Lebensfülle Annette v. Droste (1798—1848) über alle übrigen weit hervor; neben ihr seien noch die formensichere Luise v. Plönnies (gest. 1872) und Betty Paoli (Elisab. Glück) erwähnt. Die rein naiven Begabungen wurden meist zur Seite gedrängt; Auszeichnung erwarben: Karl Simrock (1802—76), der poetische Erneuerer des Amelungenliedes und Übertrager der großen Werke mittelalterlicher deutscher Dichtung; ferner A. Kopisch, Franz v. Gaudy, W. Smets, Gustav Pfarrius, J. N. Vogl, J. Castelli, J. G. Seidl, A. Frankl, K. Drägler-Manfred, L. Bechstein, der auch auf epischem Gebiet (»Haimonskinder«, »Totentanz«) thätig war; E. Duller, Fr. Daumer, W. Wackernagel, F. v. Kobell, A.

Bube, E. v. Feuchtersleben, die Elsässer Adolf und August Stöber, Ludw. Pfau, Alex. Kaufmann, Feodor Löwe, Fr. Kugler, Gottfr. Kinkel, der auch die lyrisch-epische Gattung (»Otto der Schütz« und »Der Grobschmied von Antwerpen«) mit Erfolg kultivierte; Titus Ulrich (»Hohes Lied«), die geistlichen Liederdichter A. Knapp, Ph. Spitta u. a. Als Epiker versuchten sich außerdem O. Gruppe (gest. 1876, »Königin Bertha«, »Theudelinde«), Friedr. v. Heyden (gest. 1851, »Das Wort der Frau«, »Der Schuster von Ispahan«), Max Waldau (Spiller von Hauenschild, gest. 1855, »Cordula«). Der spezifischen Tendenzdichtung traten im **Drama** Friedr. **Halm** (Freih. v. Münch-Bellinghausen, 1806—71, »Griseldis«, »Sohn der Wildnis«), K. v. **Holtei** (1797—1880), in gewissem Sinn die Lustspieldichter Roderich **Benedix** (1811—73) und Eduard v. **Bauernfeld** (geb. 1802), die bühnenkundige Charlotte **Birch-Pfeiffer** (gest. 1868) entgegen, während R. **Griepenkerl** (gest. 1868, »Robespierre«), J. L. **Klein** (gest. 1877), A. **Dulk** (gest. 1884) u. a. das rhetorische Tendenz- und originelle Kraftdrama zu pflegen strebten. Der **Roman** und die Novelle zeigten einzelne große Begabungen ausschließlich in ihrem Dienst, so Wilibald **Alexis** (Wilh. Häring, 1797—1871), dessen Romane mit dem Hintergrund der preußisch-märkischen Geschichte, der norddeutschen Landschaft sich teilweise, namentlich in »Cabanis«, »Der falsche Waldemar«, »Die Hosen des Herrn von Bredow«, »Ruhe ist die erste Bürgerpflicht« und »Isegrimm«, zur vollen Höhe poetischer Meisterschaft erhoben; so Charles **Sealsfield** (Postel, 1793—1864), der in den Romanen: »Der Virey« und »Der Legitime und der Republikaner« Kraft der Gestaltung und glänzende Schilderungsgabe entfaltete; J. P. v. **Rehfues** (gest. 1843, »Scipio Cicala«), Jerem. **Gotthelf** (Bitzius, 1797—1854), der drastische und getreue Darsteller schweizerischen Volkslebens; Berthold **Auerbach** (1812—82), der durch seine »Schwarzwälder Dorfgeschichten« der Erzählung neue Gebiete eröffnete, die er selbst in einer langen Folge von Novellen und größern Romanen (»Auf der Höhe«, »Das Landhaus am Rhein«, »Waldfried« 2c.) bald frisch darstellend, bald allzu reflektiert bearbeitete. Auerbach fand zahlreiche Nachahmer, wie Jos. **Rank** (»Aus dem Böhmerwald«), Melch. **Meyr** (gest. 1871, »Erzählungen aus dem Ries«), W. O. v. **Horn** (W. Örtel, gest. 1867). Im modernen und historischen Roman repräsentierten Heinrich **König** (1790—1869), Ida Gräfin **Hahn-Hahn** (gest. 1880) in ihren blasierten wie in ihren spätern ultramontan gefärbten Erfindungen, A. v. **Sternberg** (gest. 1868), L. Starklof u. a. die Nachwirkung der jungdeutschen Tendenzrichtung, während die Romane von Henriette **Paalzow** (gest. 1847, »Godwie Castle«, »Thomas Thyrnau«), die feinen Naturbilder und Novellen Adalbert **Stifters** (1800—1868) in den »Studien« und »Bunten Steinen«, die Dichtungen von Ernst **Koch** (gest. 1858, »Prinz Rosa Stramin«), die vortrefflich erzählten, aber fast ausschließlich der leichtern Unterhaltung dienenden Schriften des fruchtbaren Karl **Spindler** (gest. 1855), die Romane von K. Herloßsohn, Aug. Lewald, K. v. Wachsmann, Robert Heller und zahlreichen andern erwiesen, daß das Publikum fortfuhr, ein Bedürfnis nach einer nicht oder minder tendenziösen Litteratur zu empfinden. Die jungdeutsche Litteraturauffassung war dem Erfolg glänzender und pikanter Reiseschilderer, weltgewandter oder weltgewandt scheinender Essayisten und humoristischer Schriftsteller mit scharfem Wortwitz und zeitgemäßen Einfällen besonders günstig. Unter vielen seien hier Fürst **Pückler-Muskau** (Semilasso, 1785—1871), Theodor v. **Kobbe** (gest. 1845), M. G. **Saphir** (gest. 1858), Adolf **Glaßbrenner** (gest. 1876, »Berlin wie es ißt und trinkt«, »Neuer Reineke Fuchs«), E. **Detmold** (gest. 1856, »Herr Piepmeier«) erwähnt. — In der wissenschaftlichen **Prosa** nahm die Zahl der vorzüglich geschriebenen Bücher während dieses Zeitraums zu, ohne daß man alle vortrefflich geschriebenen Werke von ihrem Fachgebiet hinweg zur allgemeinen Nationallitteratur rechnen dürfte.

XI. Zeitraum.

Die Zeit nach 1848.

Die litterarische Entwickelung seit 1848 ward im allgemeinen dadurch charakterisiert, daß das Übergewicht und die Alleinherrschaft der Tendenzlitteratur aufhörten, obschon weder die bezüglichen Erscheinungen noch die Anstrengungen, ausschließlich diesen Erscheinungen zur Geltung zu verhelfen, völlig verschwinden konnten. Dafür machten sich nach 1848 und namentlich vom siebenten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts an eine unleugbare Herabstimmung der idealen Gesinnung und der künstlerischen Begeisterung (an der auch die große nationale Erhebung des Jahrs 1870 zunächst nur wenig zu ändern vermochte), weiterhin ein bedenklicher Einfluß des Industrialismus, der Massenproduktion selbst auf wirkliche Talente, die Übertragung der für die Wissenschaft fruchtbaren Spezialitätsrichtung und Arbeitsteilung auf das künstlerische Gebiet geltend, wo sie verderblich wirken mußte, weil das poetische und litterarische Talent auf Durchbildung und Darlebung seiner ganzen Natur nicht auf technische Vervollkommnung einer besondern Fertigkeit angewiesen ist. Der Drang zu mühelosem Erwerb und rücksichtslosem Genuß mußte auf geistigem Gebiet manche Verwüstung hervorbringen, und eine immer stärkere Zersetzung der Begabungen, eine bedenkliche Überhebung und leichtfertige Urteilslosigkeit griffen in weiten Kreisen Platz, verwirrten und verwilderten das Publikum. Die Richtungen und Bestrebungen der neuesten Litteratur zeigen daher eine Reihe von harten Gegensätzen und Widersprüchen, eine so bunte Mannigfaltigkeit, daß nur wenige eigenartige Gruppen und besondere Naturen schon jetzt im Zusammenhang zu charakterisieren sind und die Aufzählung des mehr oder minder Vortrefflichen in den einzelnen Kunstformen genügen muß.

Die veränderte Stimmung des Publikums unmittelbar nach 1848 trat zuerst aus der Thatsache hervor, daß eine Art Nachromantik, hauptsächlich vertreten durch Oskar v. Redwitz mit seiner Dichtung »Amaranth«, vorübergehend geradezu glänzende Erfolge errang. Auf den Gang der Entwickelung im großen und ganzen hatten diese und noch flüchtigere äußerliche Neigungen des Publikums keinen entscheidenden Einfluß. Die nächsten Jahre brachten die Reife und die besten Leistungen namentlich solcher Talente, welche schon in den 40er Jahren hervorgetreten waren, und ließen eine Menge neuer Namen zur Geltung kommen. Daß die Zeit eine Zeit gewaltiger äußerer und innerer Kämpfe, schwerer Zweifel und eines die reinsten Wirkungen der Kunst mannigfach gefährdenden trüben Ernstes blieb, lehrte die gesamte Produktion eines so hervorragenden Dichters wie Friedr. Hebbel (1813—63), in dessen Dramen (»Judith«, »Maria Magdalena«, »Herodes und Mariamne«, »Agnes Bernauer«, »Gyges und sein Ring«, »Die Nibelungen« u. a.) und übrigen Dichtungen (»Gedichte«, »Mutter und Kind«) sich eine gewaltige ursprüngliche Genialität und Naturkraft

mit einer Neigung zur zersetzenden Reflexion, ein tiefes Kunstgefühl mit phantastischen Übertreibungen und Verirrungen paaren. Den Neigungen des deutschen Publikums besser entgegenkommend zeigte sich die Entwickelung einer minder genialen, aber klaren, vielseitigen Dichterbegabung wie diejenige Gustav Freytags (geb. 1816). Mit Dramen beginnend, welche moderne Lebenskreise in einer eigenartigen Mischung von Ernst und Ironie darstellten (»Die Valentine«, »Graf Waldemar«, »Die Journalisten«), in den sozialen Romanen: »Soll und Haben« u. »Die verlorne Handschrift« mit Glück das Leben und die Ideale des gebildeten Bürgertums von heute gestaltend, in der großen Romanfolge »Die Ahnen« eine Reihe mehr oder minder wirksamer historischer Erzählungen gebend, welche die Entwickelung eines deutschen Geschlechts von den Tagen der Völkerwanderung bis zur jüngsten Vergangenheit verkörpern, als Essayist durch seine vorzüglichen »Bilder aus der deutschen Vergangenheit« ausgezeichnet, nimmt Freytag einen hohen Rang auch für diejenigen ein, welche der spezifisch »realistischen Schule«, die er mit begründet, keineswegs die gesamte Zukunft der deutschen Poesie zusprechen. Dem Realismus gehörte auch die starke und tiefe, in Tragödien (»Der Erbförster«, »Die Makkabäer«) und Erzählungen (»Die Heitherethei«, »Zwischen Himmel und Erde«) bethätigte Dichterkraft von Otto Ludwig (1813—65) an. Andre realistische Poeten, die vielversprechend begannen, waren Edm. Höfer (gest. 1882, »Erzählungen aus dem Volk«, »Schwanwieck«, »Gedichte«, eine lange Reihe von größern Romanen, darunter: »Altermann Ryke«, »Unter der Fremdherrschaft«), M. A. Niendorf (gest. 1878, »Die Hegler Mühle«), Theod. Fontane (Balladen, »Vor dem Sturm«, Roman; »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«; stimmungsvolle Novellen), F. Chr. Scherenberg (gest. 1881) mit den Schlachtgemälden: »Waterloo«, »Leuthen« und »Abukir«. In den zahlreichen Romanen und Erzählungen F. W. Hackländers (gest. 1877, »Bilder aus dem Soldatenleben«, »Namenlose Geschichten«, »Eugen Stillfried« 2c.) verflüchtigte sich der Realismus schon wieder zu äußerlicher Genredarstellung und Unterhaltungslitteratur. Über den spezifischen Realismus hinaus strebte das kräftige und originelle lyrische und erzählende Talent des Schweizers Gottfried Keller (geb. 1819), dessen »Gedichte«, der Roman »Der grüne Heinrich«, die Novellensammlungen: »Die Leute von Seldwyla« und »Züricher Novellen«, die »Sieben Legenden« sich den besten und selbständigsten poetischen Schöpfungen der jüngsten Periode hinzugesellen.

Die Berufung einer größern Zahl von poetischen und litterarischen Talenten durch den kunstsinnigen König Maximilian II. von Bayern gab Anlaß, von einer »Münchener Dichterschule« zu sprechen, ohne daß sich indes bei den höchst verschiedenartigen Talenten, die um die poetische Tafelrunde des Bayernkönigs momentan vereinigt wurden, ein andrer gemeinsamer Grundzug nachweisen ließe als eine stärkere Betonung der poetischen Form und größere künstlerische Freude an derselben, als sonst der Litteratur der Gegenwart eigentümlich ist, eine Bevorzugung des formellen Elements, welche sich bei einzelnen schwächern, unselbständigen Talenten zu einer Art Alexandrinismus steigerte. Nächst Eman. Geibel, dessen bereits gedacht ist, erwies sich Paul Heyse (geb. 1830) in lyrisch-epischen Dichtungen (»Novellen in Versen«, »Skizzenbuch aus Italien«, »Thekla«, »Syritha«), in Dramen (»Elisabeth Charlotte«, »Ludwig der Bayer«, »Hadrian«, »Hans Lange«, »Kolberg«, »Alkibiades«, »Don Juans Ende« u. a.), im Roman (»Kinder der Welt«, »Im Paradies«), namentlich aber in einer langen Reihe von fein gestimmten, farbenreichen, zum Teil vollendeten Novellen als das glücklichste und vielseitigste Talent dieses Kreises. Demselben gehörten ferner an: Fr. Bodenstedt (geb. 1819), ausgezeichnet als Übersetzer, in den eignen lyrischen Dichtungen (»Lieder des Mirza Schaffy«, »Einkehr«, »Aus Mirza Schaffys Nachlaß« u. a.) formgewandt und voll naiv-heiterer, an Hafis anklingender Lebensweisheit; der farbenreiche Herm. Lingg (geb. 1820, »Die Völkerwanderung«, »Gedichte«), der kulturhistorische Schriftsteller und kräftige Erzähler W. H. Riehl (geb. 1824), der Poet und Essayist Fr. v. Löher (»General Spork«, Reiseschilderungen), Julius Grosse (»Das Mädchen von Capri« und andre epische wie lyrische Dichtungen), Wilh. Hertz (»Gedichte«, »Lancelot und Ginevra«, »Bruder Rausch«), F. A. v. Schack (»Durch alle Wetter«, erzählende Dichtungen; Meisterübertragung des Firdusi). — Eine andre charakteristische Gruppe in der modernen Poesie bilden diejenigen Dichter, welche aus der Fülle der gelehrten Detailforschung neue Elemente und Farben für die Litteratur zu gewinnen strebten. Dies führte teils zu originell lebensvollen, teils zu gewaltsam erzwungenen archäologisch-philologischen Produktionen, bei denen die Poesie zu kurz kam. Der bedeutendste, kräftigste, poetisch vollberechtigte Vertreter dieser Richtung ist Joseph Viktor Scheffel (geb. 1826) mit lyrischen und lyrisch-epischen Gedichten (»Gaudeamus«, »Frau Aventiure«, »Der Trompeter von Säckingen«) und historischen Romanen aus der deutschen Vergangenheit (»Ekkehard«, »Juniperus«). Ferner gehören hierher: R. Hamerling (»Ahasver in Rom«, »Der König von Zion«, Epen; »Aspasia«, Roman), Georg Ebers (mit den ägyptischen Romanen: »Eine Königstochter«, »Uarda«, »Homo sum«, »Die Schwestern«, »Der Kaiser«), Franz Trautmann (»Herzog Christoph«), Felix Dahn (»Gedichte«, »Ein Kampf um Rom«, »Sind Götter?«, »Odhins Trost«, »Felicitas«) und zahlreiche andre. Hängt die Besonderheit dieser poetischen Richtung noch mit der Entwickelung der Wissenschaft und der wachsenden Teilnahme eines breitern Publikums an dieser Entwickelung zusammen und darf insofern autochthon genannt werden, so erscheint die Wandlung des Realismus in einen sogen. Naturalismus oder »Verismus«, der hauptsächlich im Häßlichen schwelgt und die Brutalität allein für »Wahrheit« erachtet, durchaus als Nachahmung. Die Erfolge Zolas in Frankreich, diejenigen der naturalistischen Romandichter in Rußland haben eine Anzahl von deutschen Nachahmern erweckt, und die »Wahrheit« wird der poetischen Gestaltung und der absichtslosen Lebensfülle echter Poesie ebenso entgegengestellt wie früher die politische Tendenz. Auch die Schule der Naturalisten wird eine vorübergehende sein und der wirklichen Poesie, die über aller Mode steht und jede Mode überdauert, wiederum Raum geben.

Bei vielen noch in der Entwickelung begriffenen oder auf ein kleines Gebiet beschränkten Bestrebungen der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart erweist sich eine Gesamtcharakteristik und Gruppierung zunächst als unmöglich. Als talentvolle Lyriker erwarben sich Anerkennung: Wolfgang Müller von Königswinter; Julius Hammer (trefflich in gnomischen und lehrhaften Poesien); Julius Sturm, dessen Lieder keusche und wahre Frömmigkeit atmen; Otto Roquette, der volksmäßige Töne in jugendfrischen Liedern anschlug; Klaus Groth, dessen plattdeutsche Dichtungen von

seltener Gemütstiefe zeugen; J. G. Fischer (auch Dramen), Julius Rodenberg (auch Romane und lebendige Wanderstudien), Emil Rittershaus; ferner Karl Siebel, Felix Dahn, Karl Lemcke, W. Osterwald, A. Strodtmann, Ad. Stern, H. Leuthold, Ludwig Pfau, Otto Banck, Hugo Ölbermann, der »Platenide« Albert Möser, Herm. Allmers, Albert Traeger, R. Leander, Max Schlierbach, Martin Greif, Ernst Scherenberg, Katharina Diez, Herm. Kletke. Als Dialektdichter sind die Österreicher Fr. Stelzhamer und K. A. Kaltenbrunner, die Bayern Franz v. Kobell und Karl Stieler, der Nordfranke Friedr. Hofmann, die Plattdeutschen Brinckmann und Hobein vor andern anzuführen. Auf dem Gebiet der philosophischen und philosophisch-didaktischen Dichtung versuchten sich: W. Jordan mit seinem umfangreichen Mysterium »Demiurgos«, einer Art moderner Theodicee; S. Heller (»Ahasverus«), A. Schlönbach (»Weltseele«), S. Lipiner, Dranmor &c.; in der epischen und episch-lyrischen Dichtung: Ad. Böttger (»Habana«, »Ein Frühlingsmärchen«), O. Roquette (»Waldmeisters Brautfahrt«, »Herr Heinrich«, »Hans Heidekuckuck«, »Gevatter Tod«), Ferd. Gregorovius (»Euphorion«), R. Gottschall (»Carlo Zeno«, »Maja«), Aug. Becker (»Jungfriedel, der Spielmann«), Ad. Strodtmann (»Rohana«), H. Neumann (»Nur Jehan«), Ad. Stern (»Jerusalem«, »Johannes Gutenberg«), der frische Rudolf Baumbach (»Lieder eines fahrenden Gesellen«, »Zlatorog«, »Frau Holde«), W. Jordan (»Nibelungen«), Eckstein (»Schach der Königin«, »Venus Urania«), Wolfg. Müller (»Die Maikönigin«, »Zauberer Merlin«), Julius Wolff (»Der Rattenfänger von Hameln«, »Der wilde Jäger«, »Till Eulenspiegel«, »Tannhäuser«), Hans Herrig (»Die Schweine«, »Mären und Geschichten«), Ed. Grisebach (»Der neue Tannhäuser«, »Tannhäuser in Rom«).

Auch im Drama höhern Stils ergab sich die Dichtung nicht, wenn schon sie, namentlich seit den letzten beiden Jahrzehnten, auf der Bühne den Tagesproduktionen teils hausbackener, teils frivoler Natur immer entschiedener nachgesetzt ward und die Kluft zwischen den eigentlichen Aufgaben der dramatischen Dichtung und dem, was »theatralisch brauchbar« heißt, sich täglich mehr erweiterte, so daß nur ein sehr geringer Teil des auf den Brettern Erfolgreichen auch nur den untergeordnetsten litterarischen Wert beanspruchen konnte. Den 50er und 60er Jahren gehörten die dramatischen Bestrebungen von Alfred Meißner (»Das Weib des Urias«, »Reginald Armstrong«), Rud. Gottschall (»Pitt und Fox«, »Mazeppa«, »Katharina Howard«), O. v. Redwitz (»Philippine Welser«, »Zunftmeister von Nürnberg«), Julius Minding (»Sixtus V.«), Hans Köster (»Der große Kurfürst«), Melchior Meyr (»Herzog Albrecht«), A. May (»Cinq-Mars«, »Zenobia«), Ed. Tempeltey (»Klytämnestra«), R. Prölß (»Katharina Howard«), Moritz Heydrich (»Tiberius Gracchus«) an. Eine mehr theatralisch-äußerliche Richtung als die Genannten verfolgten H. Mosenthal (gest. 1877, »Deborah«, »Die deutschen Komödianten«, »Der Sonnwendhof«), Arthur Müller, Hermann Hersch (»Anna-Lise«). Glänzende Theatererfolge errang auch mit seinen originell-pikanten Dramen A. E. Brachvogel (gest. 1878, »Narziß«, »Adalbert vom Babanberge«, »Ein Usurpator«, »Die Harfenschule«). Auch in den letzten Jahrzehnten traten neue dramatische Kräfte hervor, die sich nur selten eines mäßigen Entgegenkommens seitens der Bühne erfreuten, so Joseph Weilen (»Tristan«, »Graf Horn«), Albert Lindner (»Brutus und Collatinus«, »Die Bluthochzeit«), Ferd. v. Saar (»Kaiser Heinrich IV.«, »Die beiden de Witt«), O. Roquette (»Sebastian«, »Des Hauses Ehre«), Adolf Wilbrandt (geb. 1837), das fruchtbarste poetisch-dramatische Talent des letzten Jahrzehnts (»Der Graf von Hammerstein«, »Gracchus der Volkstribun«, »Giordano Bruno«, »Kriemhild«, »Natalia«, »Die Tochter des Herrn Fabricius« u. a., die Lustspiele: »Die Maler«, »Die Vermählten«); K. Kösting (»Kolumbus«), Ludw. Schneegans (»Maria von Schottland«, »Der Weg zum Frieden«, »Jan Bockhold«), F. Koppel (»Spartacus«), H. Kruse (»Wullenweber«, »Moritz von Sachsen«, »Das Mädchen von Byzanz«), Arthur Fitger (»Die Hexe«), Hans Herrig (»Konradin«, »Alexander«), O. Girndt (»Dankelmann«), F. Nissel (»Agnes von Meran«), Ernst v. Wildenbruch (»Harold«, »Die Karolinger«, »Der Mennonit«, »Väter und Söhne«). Volkstümliche Wirkungen erzielten Al. Rost (»Der Schmied von Ruhla«), Ludw. Anzengruber (»Der Pfarrer von Kirchfeld«, »Der Gewissenswurm«), Herm. v. Schmid (gest. 1880, »Der Tatzelwurm«, »Die Z'widerwurzen«), Ludw. Ganghofer (»Herrgottsschnitzer von Ammergau«). Auf dem Gebiet des bürgerlichen Schau- und Lustspiels herrschten beinahe ausschließlich die gewandten Dramatiker, welche sich dem sogen. praktischen Bühnenbedürfnis unterordneten. Neben den früher erwähnten Roderich Benedix und Charlotte Birch-Pfeiffer erstrebten zunächst noch die Lustspiele von Karl Töpfer, Ed. Devrient u. a. Wirkungen auf ein anspruchsloses Publikum, das dem eigentlichen Wesen der Komödie noch mehr entfremdet schien als zu Kotzebues Zeiten. Höheres leisteten in der neuern Zeit Dramatiker wie G. zu Putlitz (mit zahlreichen größern und namentlich kleinen einaktigen, zum Teil recht feinen Scherzen, nachmals auch mit einigen ernsten Schauspielen), W. Jordan (»Die Liebesleugner«, »Durchs Ohr«), F. W. Hackländer (»Der geheime Agent«), E. Wichert (»Ein Schritt vom Wege«, »Die Realisten«) um die Wette mit dem noch immer produktiven E. v. Bauernfeld (»Moderne Jugend«, »Aus der Gesellschaft«). Große Bühnenerfolge erzielte Paul Lindau (geb. 1839) mit seinen an die Tagesinteressen angeknüpften feuilletonistisch belebten Stücken (»Marion«, »Maria und Magdalena«, »Ein Erfolg«, »Johannistrieb«, »Gräfin Lea«, »Verschämte Arbeit«), ebenso Ad. L'Arronge (geb. 1838), der in »Mein Leopold«, »Doktor Klaus« &c. beachtenswerte Anläufe zu gesunden Volksstücken nahm. Die Masse der Bühnenlieferanten schuf nur rasch vergängliche Tagesware; die Generationen der Lustspieldichter lösten sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ab. Hier sind daher nur noch zu nennen: L. Feldmann, Lederer, Th. Apel, A. Görner, Berger, Zahlhas, Hippolyt Schauffert (»Schach dem König«), Feodor Wehl, S. Schlesinger, Th. Gaßmann, Hugo Müller, Schleich, Julius Rosen, G. v. Moser, Hugo Bürger, J. B. v. Schweitzer, F. v. Schönthan, O. Blumenthal, R. Kneisel; endlich als Possenverfasser: A. Glaßbrenner, Nestroy, Wollheim, Th. Gaßmann, D. Kalisch (»Hunderttausend Thaler«, »Berlin bei Nacht« &c.), Fr. Räder (»Der Weltumsegler wider Willen«, »Ella«) u. a.

Aus der fast unübersehbaren Masse der Romanlitteratur hoben sich einige Namen und Werke als bedeutend und von dauerndem Wert hervor. Freilich aber sehen sich die poetischen Talente der Gegenwart in überwiegender und fast bedenklicher Weise zu den Formen des Romans und der Novelle gedrängt, welche wohl die freieste und ungehemmteste Entfaltung der persönlichen Anschauung, der Lebensdarstel-

lung verbürgen, dazu der flüchtigen und rasch von einem zum andern eilenden Teilnahme des Publikums gewiß sind, doch für die volle künstlerische Durchbildung des poetischen Talents nur in den seltensten Fällen sich günstig zeigen und die von alters her mit ihnen verbundene Versuchung, außerpoetische Elemente und Aufgaben in den Kreis der Darstellung zu ziehen, unter heutigen Verhältnissen doppelt ausüben. Die bedenklichen Elemente, die sich in die Litteratur der Gegenwart hineindrängen, erscheinen im Roman um deswillen gefährlicher als in der dramatischen Litteratur, weil dem Publikum thatsächlich im Roman noch mehr als beim gangbaren Theaterstück die richtigen Maßstäbe fehlen. Der schlechteste Unterhaltungsroman, der irgend ein neues Element der Spannung in sich aufnimmt, kann dem poetischen Roman nicht bloß gleichstehend, sondern überlegen gefunden werden, weil auch der poetische Roman nur auf seine unterhaltenden, zerstreuenden oder in materieller Weise spannenden Momente hin beachtet wird und sich selten des Vorzugs erfreut, daß man der poetischen Grundidee und poetischen Ausführung einen besondern Wert beilegt. Der großen Zeitromane Gutzkows, welche zum Teil Beziehungen der Gegenwart tendenziös reflektieren, wurde schon gedacht. Die politischen und sozialen Fragen der Gegenwart behandelt Fr. Spielhagen (geb. 1829) in seinen geistvoll geschriebenen Romanen (»Problematische Naturen«, »In Reih und Glied«, »Hammer und Amboß«, »Was die Schwalbe sang«, »Sturmflut« 2c.). Noch vor Spielhagen erregte Max Waldau (G. Spiller v. Hauenschild, gest. 1855) Aufsehen durch seine jeanpaulisierenden Erstlingswerke: »Nach der Natur« und »Aus der Junkerwelt«. Den höchsten und wohlverdienten Beifall erhielt Fr. Reuter (1810—74) durch seine in plattdeutscher Mundart vorgetragenen humoristischen Geschichten und Romane (»Ut de Franzosentid«, »Ut mine Stromtid«, »Dörchleuchting« 2c.). Einen bedeutenden Anlauf nahm Luise v. François (geb. 1817, »Die letzte Reckenburgerin«, »Die Stufenjahre eines Glücklichen«, »Der Katzenjunker«) durch Charakteristik und Originalität der Darstellung. Reich an Erlebnis und Stimmung zeigten sich auch die Romane von Moritz Hartmann (»Erzählungen eines Unsteten«, »Von Frühling zu Frühling«), Herm. Grimm (»Unüberwindliche Mächte«), Hans Hopfen (»Verdorben zu Paris«, »Juschu«, »Der graue Freund«). Ein glänzendes, wahrhaft poetisches Talent offenbarte sich in den Werken des Schweizers Konr. Ferd. Meyer (geb. 1825, »Georg Jenatsch«, »Der Heilige«), eine originelle Kraft in P. K. Roseggers (geb. 1843) großenteils dem Leben seiner heimatlichen Alpen entlehnten Romanen und Geschichten. Zur Unterhaltungslitteratur im besten und bessern Sinn gehören die meisten Romane von Hermann Kurz, Levin Schücking, Ernst Willkomm, Karl Frenzel, W. Genast, Otto Müller, Robert Byr (v. Bayer), Gustav vom See (v. Struensee), Herm. v. Schmid, Aug. Becker, Georg Hesekiel, Max Ring, Wilhelm Jensen (»Minatka«, »Unter heißerer Sonne«, »Eddystone«, »Drei Sonnen« 2c.) u. a. Unter den Humoristen zeichneten sich Karl v. Holtei (gest. 1880, »Die Vagabunden«, »Christian Lammfell«), der originelle, aber bizarre Bogumil Goltz (gest. 1870, »Ein Jugendleben«, »Buch der Kindheit«, »Kleinstädter in Ägypten«), Hermann Marggraff (gest. 1864, »Fritz Beutel«), Ludwig Steub (»Deutsche Träume«), Hermann Presber, Georg Schirges, A. Silberstein aus. Als poetisch bedeutender Humorist mit einem gewissen Zug zum Pessimismus erscheint W. Raabe (Jak. Corvinus) in den Romanen: »Der Hungerpastor«, »Abu Telfan«, »Der Schüdderump«, »Horacker« und zahlreichen phantasievollen Erzählungen. Wunderliche Abirrungen der Romanlitteratur erstanden in den Gattungen des Kriminalromans, durch Temme, Bäuerle; des erotischen Romans, durch Gerstäcker, Ruppius, v. Bibra, Armand (v. Strubberg) u. a.; des politischen Sensationsromans, durch Leo Wolfram (Prantner, »Dissolving views«), Retcliffe (Goedsche), Gregor Samarow (Meding, »Um Zepter und Kronen«, »Europäische Minen und Gegenminen«); des sogen. biographischen Romans, durch A. E. Brachvogel, Heribert Rau, vor allen durch die jede Lesewut stillende, geschmackverderblich wirkende Luise Mühlbach vertreten. Unter den vielen weiblichen Romanschriftstellern zeichneten sich rühmlicher aus: Eliza Wille (»Felicitas«, »Johannes Olaf«), Fanny Lewald, Therese v. Bacharacht, Ottilie Wildermuth, Marie Nathusius, Julie Burow, Karl Detlef (A. Bauer), die Novellistinnen der »Gartenlaube«: E. Marlitt (Eugenie John) und E. Werner (Elisab. Bürstenbinder), Sophie Junghans, W. Heimburg (B. Behrens); Aline v. Schlichtekrull, Claire v. Glümer, Adelh. v. Auer (Charl. v. Cosel) 2c. Zahlreiche Romane schrieben auch Fanny Tarnow, Amely Bölte, Ida v. Düringsfeld, Luise Otto, Franz v. Nemmersdorf (Frau v. Reitzenstein) u. a. — Die Novelle und kleinere Erzählung kam in der neuesten Zeit zu besondern Ehren, indem sie von der Romantik und Reflexion emanzipiert und von einer Reihe jüngerer Kräfte künstlerisch behandelt wurde. Hauptvertreter dieser Dichtungsgattung waren und sind (soweit sie nicht schon früher genannt wurden): Gottfried und Johanna Kinkel, Herman Grimm, Theodor Storm (geb. 1817, »Immensee«, »Geschichten aus der Tonne«, »Aquis submersus« 2c.), Wilh. Jensen, K. Heigel, O. Roquette (»Luginsland«, »Euphrosyne«, »Das Buchstabierbuch der Leidenschaft«), Ad. Stern (»Am Königssee«, »Neue Novellen«, »Aus dunkeln Tagen«, »Die letzten Humanisten«), L. Laistner, Hieronymus Lorm (Heinr. Landesmann), Stephan Milow, Golo Raimund, R. Waldmüller (Duboc), der phantastische M. Solitaire (Woldemar Nürnberger), Leopold Kompert (»Geschichten einer Gasse«), der konservativ-religiös gesinnte Viktor v. Strauß, Karl Em. Franzos (»Aus Halbasien«, »Die Juden von Barnow«), L. Sacher-Masoch, Rudolf Lindau u. a.; von weiblichen Talenten Marie Ebner-Eschenbach, Elise Polko u. a.

Auch in der neuesten Zeit wußten einzelne Vertreter strenger Fachwissenschaft durch die klassische Vollendung und Schönheit ihrer Darstellung sich einen Platz in der Nationallitteratur zu sichern, so die Historiker H. v. Sybel (»Geschichte der französischen Revolution«), W. Giesebrecht (»Geschichte der deutschen Kaiserzeit«), Theodor Mommsen (»Römische Geschichte«), M. Duncker (»Geschichte des Altertums«), Jak. Burckhardt, Baumgarten, v. Noorden u. a., der oder die Verfasser des großen Generalstabswerks »Der deutsch-französische Krieg 1870—71«, die Litterarhistoriker Hermann Hettner, W. Scherer. Große Wirkungen in ihren Kreisen und auf ihren Gebieten gewannen außerdem die Essayisten Karl Hillebrand, M. M. v. Weber, Johannes Scherr, Julius Duboc, K. Frenzel, die Humoristen L. Walesrode, H. Schiff, Ernst Kossak, Ernst Dohm, Kalisch und Löwenstein (»Kladderadatsch«), Julius Stettenheim (»Wespen«), die trefflichen Reiseschilderer Kohl, Roß, Ad. Stahr, Ferd. Gregorovius, Scherzer, Moritz Wagner, Andr. Oppermann, Fontane, L. Passarge, W. Kaden, Max Eyth (»Wanderbuch eines Ingenieurs«) u. a.

B. Wissenschaftliche Litteratur.

Von den verschiedenen Zweigen der wissenschaftlichen oder gelehrten Litteratur können im engern Anschluß an die Nationallitteratur und vermöge ihrer bestimmenden Einwirkung auf dieselbe nur die Philosophie und Theologie nebst der Geschichte nach ihrer geschichtlichen Entwickelung hier in Betracht kommen. Rücksichtlich der andern Gebiete muß auf die den einzelnen Disziplinen gewidmeten Artikel verwiesen werden.

Philosophie.

Wie unter den Völkern des Altertums den Griechen, so gebührt unter den neuern den Deutschen der Ehrenname eines »Volkes von Denkern«. Nachdem sie schon im Mittelalter durch Albert von Bollstädt (Albertus Magnus, gest. 1280), in der Übergangszeit durch Paracelsus (gest. 1541) und Jakob Böhme (gest. 1624) an der Entwickelung der Philosophie rüstigen Anteil genommen, beginnt die ihnen eigentümliche und vom Ausland unabhängige Methode zuerst mit Leibniz (1646—1716), dessen Universalismus die Selbständigkeit der Individuen mit der Harmonie des einheitlichen Ganzen und den Mechanismus der wirkenden mit der Freiheit der Zweckursachen zu vereinigen bemüht war. Während der Logiker Tschirnhaußen (gest. 1708) und der Rechtsphilosoph Thomasius (gest. 1728), beide durch Leibniz angeregt, einflußreich auf ihren Einzelgebieten wirkten, unternahm es Christian Wolf (gest. 1754) als der erste Deutsche, ein vollständiges, in sich mit wissenschaftlicher Strenge zusammenhängendes System der Philosophie aufzuführen, wodurch er der Gründer der ersten deutschen Philosophenschule, der nach ihm und seinem Meister sogen. Leibniz-Wolfschen Schule, ward. Der Einfluß derselben, der sich über alle Wissenschaften und selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus erstreckte, nahm allmählich ab, als nach der Mitte des 18. Jahrh. die seit Locke bei den Engländern und Franzosen übliche empiristische Weise zu philosophieren in Deutschland Eingang fand. Während die eigentlichen Schüler Wolfs, wie Bilfinger (gest. 1750), Baumeister (gest. 1785), Baumgarten (gest. 1762), der Begründer der Ästhetik, und Meier (gest. 1777), an dessen mathematischer Methode und einseitig rationalistischer Erkenntnisquelle festhielten, suchten andre teils, wie Crusius (gest. 1775), demselben ein selbständiges, obgleich gleichfalls rationalistisches System entgegenzustellen, teils, wie der Mathematiker Lambert (gest. 1777) und die Philosophen der Berliner Akademie Friedrichs d. Gr., Locke mit Leibniz, Empirismus mit Rationalismus und die Erfahrung mit der Vernunft als Erkenntnisquelle zu verbinden, wodurch insbesondere der Erstgenannte dem in sich aus heterogenen Bestandteilen (Sinnlichkeit und reine Vernunft) gemengten Erkenntnisvermögen der Kantschen Kritik vorgearbeitet hat. Parallel mit dieser wissenschaftlichen ging eine populäre, der Aufklärung und dem Gemeinwohl zu dienen bemühte Richtung der Philosophie, die sich zum Teil, wie Reimarus (gest. 1765), Ploucquet (gest. 1790), Eberhard (gest. 1809), Platner (gest. 1818), an Wolf, zum Teil, wie Tetens (gest. 1805), an Locke hielt, zum Teil, wie die sogen. »Philosophie des gesunden Menschenverstandes« und die moralisierende Schriftstellerei der Abbt (gest. 1766), v. Creuz (gest. 1770), Sulzer (gest. 1779), Basedow (gest. 1790), Mendelssohn (gest. 1786), Gellert (gest. 1769), Garve (gest. 1798) und Feder (gest. 1821), eklektisch verfuhr. Die Summe aller dieser Bestrebungen zog Immanuel Kant (1724—1804), welcher ursprünglich rationalistischer, dann infolge seiner eifrigen Beschäftigung mit Newton empirischer Dogmatiker war, durch den Skeptizismus Humes aus letzterm Schlummer geweckt wurde und nun als »Kritiker der reinen Vernunft« dieser die Fähigkeit absprach, übersinnliche Gegenstände zu erkennen, zugleich aber auch als »Kritiker der Sinnlichkeit« nachwies, daß diese, um zur »Erfahrung« zu werden, der Ergänzung durch apriorische, d. h. durch reine Vernunftbeweise bedürfe. Rationalismus und Empirismus sollten auf diesem Weg ausgesöhnt, von der Vernunft die Form, von der Sinnlichkeit der Stoff aller auf die Welt der Objekte bezüglichen Erkenntnis geliefert, diese selbst aber auf die Objekte der sinnlichen oder Erfahrungswelt eingeschränkt werden, jenseit welcher als »dunkler Rest« der übersinnlichen Welt das sogen. »Ding an sich« als metaphysisches Substrat allein übrigbleibe. Die durch den »Kritizismus« verursachte Einbuße von theoretischer Vernunfterkenntnis sollte durch das von Kant wiederbelebte Bewußtsein einer dem Menschen innewohnenden praktischen Vernunft oder eines von allen theoretischen Voraussetzungen und eudämonistischen Beweggründen freien moralischen Pflichtgefühls (kategorischer Imperativ) aufgewogen und der Kant am Herzen liegende Inhalt der natürlichen oder »Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft« (Gott, Unsterblichkeit, Willensfreiheit), dessen Erkenntnis auf theoretischem Weg durch die »Kritik« aufgehoben war, auf moralischem Weg durch die sogen. »Postulate der praktischen Vernunft« wiederhergestellt werden. Kants Philosophie übte sowohl durch ihren negativen als durch ihren positiven Teil einen durchgreifenden Einfluß nicht nur auf seine Zeitgenossen, sondern bis auf die Gegenwart; er selbst hat als »Alleszermalmer« überhaupt auf die intellektuelle wie durch seine sittliche Strenge und Reinheit des Pflichtgefühls auf die moralische Kultur der Besten seiner Nation umgestaltend gewirkt wie kein andrer vor ihm. Während der Skeptizismus z. B. in G. E. Schulzes (gest. 1833) »Änesidemus« und der ältere Dogmatismus Eberhards und andrer, auch Kants ehemaliger Zuhörer, Herder (gest. 1803), den Kritizismus angriffen, suchten K. L. Reinhold (gest. 1823), Schiller (gest. 1805), Fries (gest. 1843) u. a. ihn weiterzubilden. Kants bedeutendster Nachfolger, J. G. Fichte (1762–1814), verwandelte, auf der von Kant vorgezeichneten Bahn fortschreitend, den halben Idealismus Kants in einen ganzen, indem er das Ich nicht nur für den Träger und die Quelle der Erkenntnis, sondern auch für das einzige Reale erklärte, dessen Vorstellung und That die Welt, einziger Grund der Erschaffung dieser letztern aber das Sittengesetz, die »sittliche Freiheit«, sei, weil diese, um sich als solche zu bewähren, einer »sinnlichen Welt« als »Material der Pflichterfüllung« bedürfe. Durch diesen Idealismus hat Fichte die deutsche Philosophie nach einer Richtung, durch seine patriotische Gesinnung und feurigen politischen Reden die »deutsche Nation« vor den Befreiungskriegen bestimmt. Schelling (1775—1854) wendete die innere Entwickelungsgeschichte des Ichs, dessen That die Welt ist, auf die Natur als das unbewußte Ich an und brachte durch diese sogen. »Naturphilosophie« einen Umschwung in der Behandlung der Naturwissenschaften, insbesondere der Medizin, hervor. Während er selbst in raschem Wechsel sein System zum Transcendentalidealismus durch Hinzufügung einer der Naturphilosophie entsprechenden Geschichtsphilosophie, unter dem Einfluß Spinozas zu einer diesem verwand-

ten Identitätsphilosophie und zuletzt, angeregt von Jakob Böhme und den theosophischen Mystikern, zu einer von ihm so genannten »positiven« oder »Offenbarungsphilosophie« fort- und umbildete, steigerte Georg Wilh. Friedrich Hegel (1770—1831) Fichtes ursprünglich subjektiven zum »absoluten« Idealismus, indem er an die Stelle des allein realen und thätigen Ichs die unpersönliche Vernunft (»die logische Idee«) und an die Stelle der schöpferischen That den dialektischen Prozeß (»Selbstbewegung des Denkens«) setzte und die Vernunft zum allein wahren Wesen alles Wirklichen (Panlogismus), aber damit auch das Wirkliche zum Vernünftigen (Optimismus) erhob. Wie Kants unerbittliche Schärfe in die Tiefe, so hat Hegels universale, wenigstens dem Anschein nach willkürfreie Methode in die Breite der Forschung gewirkt und, wie einst die mathematische Methode Wolfs, zur Anwendung in fast allen Wissenschaften geführt, zugleich durch die Verkündigung der Vernunft als des Wesens des Wirklichen dem Rationalismus auf allen Gebieten Vorschub geleistet. Den Gegensatz zu dieser von Fichte bis Hegel in gerader Richtung fortschreitenden idealistischen Richtung bildet die gleichfalls an Kant anknüpfende, aber, wie Fichte einen halben Schritt vor, so einen halben hinter den Kritizismus zurücktretende realistische Richtung Herbarts (1776—1841). Während nach jenem die Philosophie ein Schaffen der Kant zufolge aus einem realistischen (Materie) und einem idealistischen (Form) Faktor bestehenden Erfahrung ist, stellt sie nach Herbart ein Empfangen derselben hinsichtlich der Form wie der Materie dar. Die Empirie bildet die Grundlage, durch deren Bearbeitung, Berichtigung und Ergänzung mittels der Denkgesetze eine in sich zusammenhängende, auch logisch befriedigende Wissenschaft entsteht. Durch dieses Ausgehen von dem erfahrungsmäßig Gegebenen und durch ihre exakte Methode, insbesondere durch ihre Anwendung der Mathematik auf die Psychologie hat Herbarts Philosophie namentlich auf die Naturforscher anziehend gewirkt, die sich durch die phantastischen Kombinationen der Schellingschen Naturphilosophie ebenso abgestoßen fühlten, wie sich die nüchternen Historiker der apriorischen Geschichtskonstruktion Hegels widersetzten. Außer den Vorgenannten haben unter den Nachfolgern Kants nur Fr. H. Jacobi (1743—1819) und A. Schopenhauer (1788—1860), letzterer erst in seinen letzten Lebensjahren, durchgreifenden Einfluß in weitern Kreisen der Leserwelt, beide zumeist durch ihre glänzende Begabung als Schriftsteller, geübt. Beide stimmen darin überein, daß sie den Intellekt zu gunsten einer andern psychischen Kraft, der eine des Gemüts, der andre des Willens, zurücksetzen. Jener erklärte das Gefühl für das Organ, dieser den Willen für das »Ding an sich« der übersinnlichen Welt. Ersterm (Jacobi) haben sein Theismus und seine Gefühlsgläubigkeit unter den »schönen Seelen«, diesem sein Pessimismus und offen bekannter Unglaube unter den »starken Geistern« zahlreiche Anhänger zugeführt. Von den Schülern der Vorgenannten haben einige zum Teil mehr oder weniger abweichende Richtungen eingeschlagen und selbst einen Kreis von Jüngern um sich versammelt. Strenge Kantianer waren Schultz (gest. 1805), Jakob (gest. 1827), Erh. Schmid (gest. 1812) u. a., während W. T. Krug (1770—1842) als äußerst fruchtbarer Schriftsteller sich um die Popularisierung der Kantschen Philosophie Verdienste erwarb und J. Fr. Fries (1773—1843) durch Verschmelzung mit der Jacobischen Glaubensphilosophie eine eigne Schule stiftete, welcher Apelt, Schleiden, Mirbt, v. Calker, De Wette u. a. angehörten. An Jacobi schlossen sich an: Köppen, Salat, Lichtenfels u. a. Fichtes Richtung verfolgten: Forberg, Niethammer, Schad, Mehmel; auch Fr. Schlegel (gest. 1829) und der Theolog Schleiermacher (gest. 1834), der später eine eigne Schule gründete, wurden durch ihn angeregt. Schellings Natur- und Identitätsphilosophie fand in H. Steffens, L. Oken, J. Görres, Fr. v. Baader, J. P. Troxler, K. J. Windischmann, G. H. Schubert, K. W. F. Solger, W. Nasse u. a. eifrige Bekenner, welche dieselbe auf die besondern, namentlich die Naturwissenschaften mit mehr oder weniger Glück anwandten. Schellings späterer sogen. positiver oder Offenbarungsphilosophie neigten sich zu: Beckers, Schaden, Schenach u. a. Sein anfänglicher Schüler Krause (gest. 1832) setzte dem Pantheismus der Naturphilosophie einen von ihm so genannten Panentheismus entgegen, der in Ahrens, Lindemann, Leonhardi u. a. Anhänger fand und durch den Erstgenannten auch nach Frankreich, Belgien und Spanien verpflanzt wurde. Als Verbreiter der Herbartschen Lehre sind besonders aufgetreten: Hartenstein, Drobisch, Exner, Bobrik, Strümpell, Taute, Th. Waitz, Lott, Wittstein, Schilling, Allihn, Thilo, Cornelius, Nahlowsky, Volkmann, R. Zimmermann. Die zahlreichste Litteratur hat die Hegelsche Schule aufzuweisen, deren Einfluß dank dem Formalismus ihrer Methode sich auf den Gebieten fast aller besondern Wissenschaften zeigt, wobei die Gegensätze der rechten (theistischen) und linken (pantheistischen), ja äußersten linken (atheistischen) Seite derselben scharf auseinander traten. Erstere führte bald zur Gründung einer besondern Theistenschule, der J. H. Fichte, Weiße, Ulrici, Wirth, Carriere, Reinhold der jüngere, Braniß u. a. angehörten; die letztgenannte, der sogen. »Junghegelianismus«, schlug zuletzt in völligen Materialismus um. Innerhalb des durch Hegel mehr oder weniger beherrschten Gedankenbereichs wurde die Logik durch Gabler, Hinrichs, Schaller, Werder, Erdmann, Kuno Fischer, Biedermann, die Naturphilosophie durch Schaller, Bayrhoffer, Menzzer, Schultz-Schultzenstein, Ernst Kapp, die Psychologie durch Rosenkranz, Michelet, Daub, Erdmann, die Rechtsphilosophie durch Gans, Göschel, Hinrichs, Besser, Bitzer, Oppenheim, Friedländer, Köstlin, Hasner, die Philosophie der Geschichte durch Chr. Kapp, Rosenkranz, Löser, Gladisch, Hermann, Wuttke, die Ästhetik durch Hotho, Rötscher, Carriere, Weisse, Vischer, Köstlin, Zeising, die Theologie durch Daub, Marheineke, Vatke, Rosenkranz, Conradi, D. Strauß, Br. Bauer, F. Chr. Baur, E. Zeller, K. Schwarz, die Moral und Ethik durch Daub, Henning, Michelet, Wirth, Vatke u. a. bearbeitet. Das besondere Verdienst, die Prinzipien der Hegelschen Schule kritisch auf die evangelische Geschichte und die christliche Dogmatik angewandt zu haben, erwarb sich David Strauß (1808—74), dessen philosophische Grundideen bis zur äußersten Konsequenz Ludwig Feuerbach (1804—1872) verfolgte. Den von letzterm angedeuteten Hauptgedanken des Humanismus entwickelte Arnold Ruge (gest. 1880) weiter, die humane Religion als die »Religion unsrer Zeit« verkündend. In ihren Ausläufern Bruno und Edgar Bauer, Jellinek, Julius u. a. verirrte sich die Methode Hegels zum karikierenden Extrem und brachte Monstrositäten, wie die von Max Stirner gelieferte Apotheose des Egoismus, hervor, die schließlich zur Auflösung der Schule führten. Den dadurch (seit 1848) in der Litteratur frei gewordenen Raum haben teils ältere, bisher durch die Hegelsche Schule zurückgedrängte Philosophien,

wie Herbarts, Schopenhauers in weiterm, Krauses, des Theosophen Baader (gest. 1841), der von der römischen Kirche als Häretiker erklärten katholischen Denker Bolzano (gest. 1848), Hermes (gest. 1837), Günther (gest. 1862) in engerm Umkreis, teils die positiven Wissenschaften eingenommen, von denen namentlich die Naturwissenschaften, anfangs aller Philosophie feindlich, allmählich Ausgangspunkt neuer, teils materialistischer, teils idealistischer Philosopheme geworden sind. Schopenhauers System vertrat Frauenstädt, während Ed. v. Hartmann (geb. 1842, »Philosophie des Unbewußten«) eine Verbindung desselben mit Hegelschen Prinzipien durch Anlehnung an Schellings positive Philosophie, Bahnsen (gest. 1881) eine solche mit Herbartschen Prinzipien durch Auflösung des freien Willens in pluralistische Willensindividuen versuchten. Baaders Philosophie fand in Hoffmann, die Hermes' in Braun, Elvenich u. a., die Günthers in Knoodt, Loewe, Frohschammer u. a. Verteidiger, während Ritter, Rothe u. a. Schleiermachers theologische Philosophie umbildeten. Den Naturwissenschaften gaben J. Moleschott, K. Vogt und der populär gewordene L. Büchner durch die Reduktion aller Lebenserscheinungen auf Kraft und Stoff eine materialistische, Lotzes (gest. 1881) an Leibniz und Fechners (geb. 1801) an Spinoza erinnernde Weltanschauung dagegen eine idealistische Grundlage. In dem daraus entsprungenen Streit zwischen Materialismus und Idealismus haben sich als Verteidiger des erstern besonders Wiener und Radenhausen, als Gegner desselben R. und A. Wagner, Schaller, Fortlage, Fabri, Frohschammer, Huber u. a. bekannt, während sich A. Lange (gest. 1875) durch seine »Geschichte des Materialismus« verdient machte. Endlich sind durch die Ergebnisse der Physiologie der Sinnesorgane auch Naturforscher, wie Helmholtz, Wundt, Rokitansky, Czermak, Zöllner u. a., zu einer derjenigen Kants und Schopenhauers verwandten idealistischen Erkenntnistheorie, letzterer sogar zu einer idealistischen Naturbasis zurück-, andre, wie Fritz Schultze und Hankel, durch den Darwinismus zu einer evolutionistischen Naturphilosophie weitergeführt worden. Unabhängig hiervon haben von dem Boden andrer positiver Wissenschaften aus der Aristoteliker Trendelenburg (gest. 1872), der Sprachphilosoph Steinthal (geb. 1823) und der Völkerpsycholog Lazarus (geb. 1824) den Ausgang zu philosophischen Forschungen gewonnen. Während der Einfluß der deutschen Philosophie im Ausland (Kants in England, Hegels in Frankreich und Italien, Herbarts in Italien und Holland, Krauses in Belgien, Spanien und Südamerika) immer fühlbarer wird, macht sich die Wirkung englischer (Mill, Spencer u. a.) und französischer Denker (Comte) neuerdings in Deutschland (des letztern positive Philosophie namentlich durch Dühring) geltend, nachdem schon zur Zeit der Herrschaft Hegels ohne Erfolg durch Beneke (gest. 1854) auf dieselben hingewiesen worden. In der Gegenwart steht die deutsche Philosophie wieder unter dem Einfluß Kants, wie sie vor hundert Jahren darunter gestanden hat. Dieselbe zeigt sich einerseits in der sogen. »Kant-Philologie«, d. h. in der philologisch geschulten Behandlung und Kommentierung des Kantschen Textes (Cohn, Vaihinger u. v. a.), teils in der Schule des sogen. »Neokantianismus«, dessen Begründer A. Lange und dessen charakteristisches Merkmal die gänzliche Verwerfung der Metaphysik als Wissenschaft und deren Verwandlung in »spekulative Dichtung« ist. Scheint auch die Zeit herrschender philosophischer Systeme für immer vorüber, so waltet auf den Gebieten der einzelnen philosophischen Wissenschaften, der Logik und Erkenntnislehre, Psychologie, Ethik, Ästhetik, vor allen aber der Geschichte der Philosophie rege Thätigkeit, um welch letztere sich insbesondere von Ältern Brucker, Tiedemann, Tennemann, Buhle, von Neuern Ritter, Zeller, Erdmann, Kuno Fischer, Röth, Schwegler, Chalybäus, Haym, Überweg u. a. und als Geschichtschreiber einzelner philosophischer Disziplinen Carus, Hinrichs, Stäudlin, J. H. Fichte, Prantl, R. Zimmermann, Lotze, Schasler u. a. Verdienste erworben haben.

Theologie.

Die Theologie war im Mittelalter die »Königin der Wissenschaften« gewesen, zu welcher alle übrigen in einem dienenden Verhältnis standen. Der Zweifel, ob eine von Aberglauben der Menge und päpstlicher Autorität beschränkte Kenntnis und scholastische Begründung der Dogmen eine Wissenschaft genannt werden könne, tauchte erst gegen Ende des Mittelalters in einzelnen philosophisch und humanistisch gebildeten Köpfen auf. Aber nochmals sammelte die Reformation das Interesse aller bei dem großen Kampf der Geister beteiligten Gelehrten und Schriftsteller Deutschlands um theologische Probleme. Fast sämtliche Vorkämpfer der Reformation, Luther immer voran, nahmen auch auf dem litterarischen Gebiet ihrer Zeit den ersten Platz ein. Leidenschaftliche und verfolgungssüchtige Polemik, dialektischer Unfug und der gröbste Dogmatismus führten zwar wieder zu manchen Rückschritten und machten, daß die Litteratur dieser Zeit wenig Erfreuliches darbot; doch sind wenigstens die rein gelehrten Bestrebungen seither nie wieder zu absolutem Stillstand gebracht worden. Bekannt sind die Verdienste, welche sich die Benediktiner und andre Orden um geschichtliche und patristische Theologie erwarben, während die Protestanten sich besonders um biblische Philologie und Exegese verdient machten. Mit dem Wiederaufblühen deutscher Kunst und Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. trat eine Krisis auch in dem theologischen Studium ein; die gleichzeitige Entwickelung der Philosophie übte einen entscheidenden Einfluß aus und regte zur gründlichen Prüfung des bisher nur auf Treu und Glauben Angenommenen an. So bildete sich neben der alten Schule der Rechtgläubigen zunächst unter dem Einfluß der Aufklärung eine freiere Auffassung des Christentums heran. Während aber der alte Kampf zwischen Rationalismus und Supranaturalismus allmählich nur noch unter erlahmender Teilnahme des Publikums fortgeführt wurde, hat Schleiermacher (1768—1834) auf Grund eines eigentümlichen Religionsbegriffs der ganzen Theologie einen neuen Inhalt und eine neue Form gegeben. Neben ihm haben nicht bloß De Wette (gest. 1849) die Friessche, Daub (gest. 1836) die Schelling-Hegelsche, Marheineke (gest. 1846) die Hegelsche Philosophie auf die Glaubenslehre angewandt, sondern es war auch der auf das Kantsche System gegründete Rationalismus hauptsächlich durch Röhr (gest. 1848), Paulus (gest. 1851) und Wegscheider (gest. 1849), minder scharf durch Bretschneider (gest. 1848) und Ammon (gest. 1850) vertreten. Die breite Mitte im theologischen Fahrwasser der 30er und der 40er Jahre bildete die von Schleiermacher nach rechts sich abzweigende, eine Zeitlang fast alle Fakultäten beherrschende »gläubige Theologie«, auch »Vermittelungs-« oder »Schwebetheologie« genannt, als deren hervorragende Vertreter von mehr reformierter Färbung Hundeshagen, Hagenbach, Heppe, auf lutherischer Seite Nitzsch, Twesten, Ull-

mann, Umbreit, Dorner, Jul. Müller gelten können. Dagegen vertraten das spezifische Luthertum Klaus Harms, Scheibel, Sartorius, Rudelbach, Guerike, Harleß, Höfling, Philippi, Hofmann, Martensen, Luthardt, Kahnis, Kliefoth, Delitzsch, Vilmar. Ihnen schloß sich mit der Zeit auch Hengstenberg (gest. 1869) an, dessen streng rückläufige Richtung besonders in den 50er und 60er Jahren obenauf kam und alles zur Unterdrückung der sogen. Schleiermacherschen Linken that, welche von Krause, Pischon, Jonas, Sydow, Eltester vertreten war. Auf dem Gebiet der einzelnen theologischen Disziplinen herrschte fortwährend große Betriebsamkeit. In der biblischen Exegese zeichneten sich aus: De Wette, Winer, Fritzsche, Credner, Hitzig, Ewald, Tholuck, Bleek, Lücke, Olshausen, Bunsen, J. Fr. v. Meyer, Lange, Stier &c. Aber eigentliches Leben brachte erst die neutestamentliche Kritik in die moderne Theologie, so zuerst seit 1835 David Friedr. Strauß (gest. 1874), dann die »Tübinger Schule« unter F. Chr. Baur (gest. 1860), als dessen namhafteste Schüler Zeller, Schwegler, Hilgenfeld zu nennen sind. Neuerdings arbeiten mehr oder weniger in derselben Richtung auch Holsten und Volkmar, Lipsius und Pfleiderer, Holtzmann und Hausrath. 30 Jahre nach dem ersten Erscheinen von Strauß' »Leben Jesu« gab das gleichnamige Buch von Renan einen Anstoß zur neuen Untersuchung der geschichtlichen Grundlagen des Christentums und rief mehrere andre Werke hervor, welche gleichfalls die Person Jesu und die von ihm ausgegangenen Wirkungen geschichtlich zu begreifen strebten, und um welche eine ganze Litteratur polemischer Schriften sowie vermittelnder Versuche anschoß. So erschienen 1864 die neue Bearbeitung des »Lebens Jesu« von D. F. Strauß, die »Untersuchungen über evangelische Geschichte« von Weizsäcker, das »Charakterbild Jesu« von Schenkel, bald darauf die »Geschichte Jesu« von Keim, nachträglich auch noch Schleiermachers und Bunsens Forschungen über das Leben Jesu. Den großartigsten Gedankenbau aber hat nach Schleiermacher Richard Rothe (gest. 1867) in seiner »Ethik« aufgeführt. Für kirchengeschichtliche Arbeiten erwiesen sich besonders anregend Neander (gest. 1869) und Karl Hase (geb. 1800), während die Dogmengeschichte von F. Chr. Baur, Dorner und Ritschl gepflegt wurde. Die wichtigsten neuern Schriftsteller auf dem Gebiet der katholischen Kirchengeschichte und Dogmatik sind: Hermes, Möhler, Döllinger, Alzog, Ritter. Sonst bietet die neuere theologische Litteratur meist kleinere, dem Angriff, der Verteidigung und der Vermittelung gewidmete Schriften, wie sie das Bedürfnis des Augenblicks, der Kampf auf dem kirchlichen Gebiet hervorriefen. Daneben äußerte sich aber auch, besonders seit 1848, das Bestreben, das Volk wieder lebhafter für religiöse Erbauung zu erwärmen, den kirchlichen Sinn zu heben und die christliche Liebe wachzurufen. Daher ist die theologische Litteratur der letzten Jahre vor allem reich an Streitschriften und asketischen Werken. Von den durch den Druck veröffentlichten gesammelten Kanzelreden haben die von Schleiermacher, Dräseke, Ahlfeld, Hofacker, Nitzsch, Theremin, Krummacher, Harleß, Gerok, Kapff, Beyschlag, Palmer, Beck, Kögel, Müllensieffen, Steinmeyer, Karl Schwarz und Heinrich Lang eine weite Verbreitung erlangt.

Geschichte.

Die Geschichte, die in der deutschen Litteratur gegenwärtig einen so hohen Rang einnimmt und eine fast überwältigende Fülle von Leistungen aufweist, fand schon frühzeitig Bearbeitung und zwar bis ins 14. Jahrh. hinein vorzugsweise von Geistlichen und in lateinischer Sprache. Zahlreiche ihrer Arbeiten, meist auf engere Kreise beschränkt und im beliebten Chronikenstil oder in Form von Biographien abgefaßt, sind durch Sammlerfleiß und chronologische Genauigkeit, mitunter auch durch Richtigkeit und Feinheit des Urteils ausgezeichnet. Mehr Volkstümlichkeit und reichern Gehalt an Mitteilungen aus dem öffentlichen Leben haben allerdings die spätern, in deutscher Sprache geschriebenen Geschichtsbücher, wenn sie auch an politischem Urteil den italienischen und an eigentümlicher Selbständigkeit den französischen Memoiren nicht gleichgestellt werden können. Unter den Historikern in lateinischer Sprache, deren Werke auf unsre Zeit gekommen sind, mögen vorzüglich die Biographen Karls d. Gr.: Einhart, Konrads II.: Wipo, und Friedrichs I. Barbarossa: Otto von Freising, sowie die Geschichtschreiber der Ottonen: Widukind, und der Sachsenkriege: Lambert von Hersfeld, erwähnt werden. Zu den ältesten deutsch geschriebenen Geschichtswerken gehören die »Sächsische Weltchronik« (Repgowsche Chronik) aus dem Anfang des 13. Jahrh., die »Braunschweiger Reimchronik« und die Straßburger Chronik des Fritsche Closener (Ende des 14. Jahrh.). In den Anfang des 14. Jahrh. fällt die »Reimchronik« Ottokars von Steiermark. Andre wichtigere Werke jener Periode sind: das »Elsässische Zeitbuch« (bis 1386) von Jakob Twinger aus Königshofen; die »Limburger Chronik« von Johannes Gensbein (gest. nach 1402); die niederdeutsche »Chronik von Bremen« von G. Rynesberch (gest. 1406) und H. Schene (gest. um 1420; das »Schweizerische Zeitbuch« von Petermann Etterlin aus Luzern; die »Chronik der Stadt Köln« von Gottfried Hagen (gestorben vor 1300); die »Duringische Chronik« (bis 1440) von J. Rothe; die »Geschichte König Sigismunds« von Eberhard Windek; die »Geschichte des Kostnitzer Konzils« von Ulr. v. Richenthal; die »Berner Chronik« (1152—1480) von Diebold Schilling aus Solothurn; die »Magdeburger Schöppenchronik«, die Nürnberger Chronik des Ulmer Stromer, die Breslauer des Peter Eschenloer, die Breisacher Reimchronik über die Burgunderkriege (1432—80) u. a. Im sinnbildlichen Gewand ist die Geschichte Kaiser Maximilians I. dargestellt im »Weißkuning« von seinem Geheimschreiber Marx Treizsauerwein. Weniger wurde unmittelbar vor und nach der Reformation geleistet; die beliebte Methode, die Universalgeschichte nach den herkömmlichen vier Monarchien (der chaldäischen, persischen, griechischen und römischen) zu behandeln, fand sogar noch durch R. Agricola (gest. 1485) und Sleidanus (gest. 1556) in Deutschland Anwendung.

Erst Philipp Melanchthon drang auf ein gründlicheres Studium der Geschichte und erwarb sich durch die Herausgabe von Carios deutsch geschriebener Chronik (1532), die er bei seinen Vorträgen über Weltgeschichte zu Grunde legte, und den von ihm dazu verfaßten reichhaltigen Kommentar ein großes Verdienst. Die Sprache der Geschichtswerke des 16. Jahrh. ist kindlich-einfach, nach Geist und Ton volkstümlich und dem bürgerlichen Hausverstand entsprechend, später artete sie aus und teilte die allgemein herrschenden Fehler des Ausdrucks. Am bedeutendsten treten hervor: Johann Thurmayr, genannt Aventinus (gest. 1534, Bayrische und Deutsche Chronik); Th. Kantzow (gest. 1542, Pommersche Chronik); Sebastian Frank (gest. 1545, Zeitbuch, Deutsche Chronik); Ägidius Tschudi (gest. 1572, Schweizerische Chronik); Luk. David (gest. 1583, Preußische Chronik); die Selbstbiographien der Ritter Götz von Ber-

lichingen, Hans von Schweinichen und des Sebastian Schertlin von Burtenbach, des Führers der Städte im Schmalkaldischen Krieg, sowie Hans Sastrows; ferner Christ. Lehmann (gest. 1638, Speierisches Zeitbuch), Phil. v. Chemnitz (»Geschichte des schwedischen in Deutschland geführten Kriegs«, 1648) und Sam. v. Pufendorf (gest. 1694), der durch sein Lehrbuch der europäischen Staatengeschichte, worin er von einem praktisch-politischen Gesichtspunkt ausgeht und zuerst die Statistik mit der Staatengeschichte in Verbindung bringt, auf die Methodik und den Gang des Geschichtstudiums wesentlichen Einfluß ausgeübt hat. Seine Werke über schwedische und brandenburgische Geschichte zeichnen sich durch strenge Wahrheitsliebe und politisches Verständnis aus. Die Reformation fand an J. Sleidanus (gest. 1556) einen scharfsinnigen und glücklichen Verteidiger und in den von M. Flacius Illyricus (gest. 1575) u. a. mit Geist gearbeiteten »Magdeburgischen Centurien« ihre gründliche Apologie. Die Masse der Geschichtsdarstellungen war aber bis in das 18. Jahrh. hinein geist- und kritiklos, entweder bloß eine trockne Aufzeichnung der Thatsachen oder nur der Theologie und der Jurisprudenz dienende Werke. Die großen Sammelwerke aus dem 17. Jahrh., wie das »Theatrum europaeum« (1618—1738, von Ph. Abelin begonnen) und das »Diarium europaeum« (1657—83) von Mart. Mayer, sind ohne Geschmack und Kritik zusammengestellt. Nachdem darauf Rechtsgelehrte, wie J. P. v. Ludewig (gest. 1743) und N. H. Gundling (gest. 1731), die deutsche Geschichte von der publizistischen Seite aufgefaßt und dargestellt haben, war es vor allen G. W. Leibniz (1646—1716), welcher eine kritische Behandlung der ältern deutschen Geschichte anbahnte und in seinen erst neuerdings gedruckten »Annales imperii occidentis« in fast mustergültiger Weise dieselbe behandelte. Ihm schlossen sich Graf H. von Bünau (gest. 1762, »Deutsche Kaiser- und Reichshistorie«), Maskow (gest. 1761, »Geschichte der Deutschen«), Gatterer (gest. 1799, »Handbuch der Universalhistorie«) und L. v. Schlözer (gest. 1809, »Vorstellung der Universalhistorie«) an. Die beiden letztern sind die Begründer der Weltgeschichte in Deutschland. Auch an Chronisten und Sammlern der deutschen Geschichtsquellen allgemeiner wie besonderer Art fehlte es während dieses Zeitraums nicht. Daneben rief die Teilnahme, welche die Zeitgeschichte der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erregte, mehrere geschichtliche Zeitschriften und andre Werke hervor, so die »Staatskanzlei«, Schmauß' »Bücherkabinett«, die »Europäische Fama«, das »Göttingische historische Magazin« u. a. Über die Theorie der Geschichtschreibung schrieben zuerst J. A. Ernesti (gest. 1781) und J. J. Griesbach (gest. 1812), welche die Grenzen der historischen Glaubwürdigkeit bestimmten.

Der Aufschwung der Litteratur und der Philosophie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. übte auch auf die Entwickelung der Geschichtschreibung in Deutschland einen bedeutenden u. fördernden Einfluß. Die Schriften Lessings (»Erziehung des Menschengeschlechts«), besonders aber Herders (»Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«) und die geschichtlichen Werke Schillers gaben ihr leitende Ideen, freiern Geist, tiefern Gehalt, großartige Anschauungen und eine geschmackvolle, ästhetische Form. Wenn die poetische und philosophische Auffassung Herders, der die geschichtlichen Vorgänge allerdings von den Wolken herab betrachtete, von dem realistischen Schlözer heftig bekämpft wurde, so diente dies nur dazu, auf eine schärfere Kritik der Forschung als ein wesentliches Erfordernis hinzuweisen und so die echte Geschichtschreibung zu fördern. Schon Spittler (gest. 1810) zeigt in seinen Werken, namentlich in dem »Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten«, einen erheblichen Fortschritt in der Forschung, Auffassung und Form. Dohms (gest. 1820) »Denkwürdigkeiten meiner Zeit« sind die ersten den großen englischen und französischen Mustern ebenbürtigen deutschen Memoiren. Heerens (gest. 1842) »Ideen über Politik, Verkehr und Handel der Völker des Altertums« machten bereits den Versuch, über die Schranken der politischen und kirchlichen Geschichte hinauszugehen. Johannes v. Müller (gest. 1809) lieferte in seiner »Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft« und den »Vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geschichte« Werke, welche durch die edle Gesinnung und die glänzende, hinreißende und erschütternde Darstellung Epoche machten. Auch die historischen Werke Schillers (»Abfall der Niederlande« und »Der Dreißigjährige Krieg«) zeichnen sich sowohl durch meisterhafte Darstellung als durch große, weite Gesichtspunkte aus.

Die Erschütterungen und politischen Wechselfälle der Napoleonischen Kriege unterbrachen einigermaßen die gelehrte schöpferische Arbeit in Geschichtsforschung und Geschichtschreibung, ohne bei der Zersplitterung und Enge des öffentlichen Lebens im damaligen Deutschland zu Darstellungen der zeitgenössischen Geschichte, zur Abfassung von Memoiren u. dgl. anzuregen. Dagegen machte sich nach dem Frieden 1814 der Einfluß der romantischen Schule in der Belebung des Interesse an der Geschichte, besonders des Mittelalters, bemerkbar. Aus der Begeisterung für die Glanzzeit des deutschen Mittelalters ging das große Werk Fr. v. Raumers (1781—1873): »Geschichte der Hohenstaufen«, hervor, in welchem auf Grund umfassender Quellenstudien nicht bloß die Personen, sondern auch die Zustände treu und lebendig geschildert werden und der wahre Geist des Mittelalters uns entgegentritt. Gegenüber den reaktionären kirchlichen und politischen Tendenzen der Historiker der romantischen Schule, welche für das Mittelalter mit seiner Hierarchie und seinem Feudalwesen schwärmten, vertrat Rotteck (gest. 1840) in seiner »Allgemeinen Weltgeschichte« die liberalen Grundsätze der Aufklärung und des philosophischen Fortschritts. Schlosser (1776—1861) faßte in seiner »Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung« und in seiner »Universalhistorischen Übersicht der Geschichte der Alten Welt und ihrer Kultur« das geistige Leben der Vergangenheit in seiner Gesamtheit und Wechselwirkung, Politik, Litteratur, Sitte und Denkweise auf und schilderte in seiner »Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts« in demselben Umfang diese Zeiten vom Standpunkt des Rechts und der Moral mit herbem Ernst und zuweilen stoischem Rigorismus. In der Mitte zwischen Rotteck und Schlosser steht Luden (gest. 1847), einst als Lehrer und Geschichtschreiber von bedeutender Wirkung. In der stillen Friedenszeit nach dem Befreiungskrieg, in welcher die Gelehrten von ihren Studien in keiner Weise durch das öffentliche Leben abgezogen wurden, die Regierungen vielmehr die deutschen Hochschulen argwöhnisch von jeder Beschäftigung mit der Politik zurückhielten, vollzog sich nun ein wichtiger Umschwung in Grundsätzen und Zielen der Geschichtsforschung. Der Urheber desselben war B. G. Niebuhr (1776—1831), der die Geschichte Roms kritisch untersuchte. Nicht zufrieden, das Widersprechende der traditionellen Geschichte nachzuweisen und die Irrtümer in den bisherigen römischen Geschichtsdarstellungen aufzu-

decken, bemühte er sich zugleich, »die unter der Hülle der Sagendichtung verborgene Wahrheit zu erkennen und ans Licht zu bringen, die ältesten Zustände in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit wiederherzustellen, aus den brauchbaren Werkstücken ein neues historisches Gebäude aufzuführen«. Es gelang ihm dies in glänzender Weise, so daß sein Werk das Muster für alle fernern Versuche, die Geschichte des Altertums zu erforschen und darzustellen, wurde. Man begnügte sich bald nicht mehr mit der kritischen Untersuchung der Schriftsteller, sondern zog auch andre Quellen, Inschriften, Denkmäler u. a. hervor und verwertete die Ergebnisse der Sprachwissenschaft zur Aufhellung der Urgeschichte sowie die Politik und Nationalökonomie zur Erkenntnis der staatlichen und wirtschaftlichen Zustände. Nicht bloß die römische Geschichte, sondern auch die Griechenlands, namentlich aber die des Orients wurde auf diese Weise ganz umgestaltet, zumal da gleichzeitig großartige Entdeckungen an Bauwerken, Denkmälern und Inschriften gemacht wurden. Die zahlreichen Abhandlungen und Spezialgeschichten über die Geschichte des Altertums wurden in Dunckers »Geschichte des Altertums«, Curtius' »Griechischer Geschichte«, Droysens »Geschichte des Hellenismus« und Mommsens »Römischer Geschichte« gewissermaßen zusammengefaßt.

Niebuhrs neue kritische Methode wurde bald auch auf die mittlere und neuere Geschichte übertragen. Hierzu trug wesentlich bei die Stiftung der »Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde« durch Stein, welche die Herausgabe des großen Quellenwerks »Monumenta Germaniae historica« (s. d.) durch Pertz veranlaßte. Dasselbe lieferte das Quellenmaterial für eine Geschichte des deutschen Mittelalters, nach den Grundsätzen der Niebuhrschen Methode bearbeitet, in unerschöpflicher Fülle und regte zu Neubearbeitungen der mittelalterlichen Geschichte an. Die strenge Kritik bei der Sammlung und Sichtung des Materials führte zu dem Streben nach objektiver Wahrheit in der Auffassung und Darstellung, welches besonders bei dem berühmtesten neuern Geschichtschreiber, Leop. Ranke (geb. 1795), und bei seiner Schule hervortritt. Ranke selbst hat eine Reihe von Geschichtswerken über die deutsche Reformation, die Päpste, Frankreich und England im 16. und 17. Jahrh. u. a. m. geschaffen, welche durch Beherrschung des kritisch gesichteten Materials, welthistorischen Blick, geistreiche Auffassung und künstlerisch vollendete Darstellung ausgezeichnet und wahre Kunstschöpfungen sind, bei denen aber völlige Objektivität des Standpunktes entweder nicht erreicht wird, oder sich in allzu großer Herzenskälte und Indifferenz äußert. Besser gelang die Bewahrung strenger Objektivität manchen Historikern der Rankeschen Schule in der Darstellung mittelalterlicher Personen und Begebenheiten, wie Stenzel, Waitz, Köpke, Jaffé, Winkelmann u. a. Aber auch in der Behandlung des Mittelalters machten sich in größern Werken Standpunkt und Temperament der Verfasser geltend: so ist Wilh. Giesebrechts (geb. 1814) großes Werk über die deutsche Kaiserzeit von patriotischem Geiste durchweht, während Heinr. Leo (gest. 1878) in seinen Geschichtswerken vom christlich-konservativen Standpunkt aus gegen Aufklärung und Revolution eifert und die Konvertiten Hurter (gest. 1865) und A. Fr. Gfrörer (gest. 1861) sowie Joh. Janssen (geb. 1829) offen die päpstliche Hierarchie verteidigen und ultramontane Grundsätze vertreten. Noch weniger war die Zurückdrängung der politischen und religiösen Anschauungen der Geschichtschreiber bei der Behandlung der neuern Geschichte möglich, da die Reformation, die Gegenreformation, der Dreißigjährige Krieg, das Emporkommen Preußens, endlich die Verfassungsgeschichte der modernen Staaten immer von Protestanten und Katholiken, Kleindeutschen und Großdeutschen, Liberalen und Konservativen verschieden beurteilt werden. Den gemäßigt liberalen Standpunkt vertreten besonders Dahlmann (1785—1860) und Gervinus (1805—71), mehr den nationalen Häusser (gest. 1867), v. Sybel (geb. 1817), Droysen (gest. 1884) und Treitschke (geb. 1835). Hervorragendes leistete die neuere Geschichtschreibung in der Bildung eines guten, teilweise glänzenden Stils und lebendiger, anschaulicher, charaktervoller Darstellung. Sie beschränkte sich nicht auf Deutschland, sondern bearbeitete auch die Geschichte andrer Staaten und strebte immer danach, das Einzelne im Zusammenhang der Weltgeschichte zu begreifen. Es gibt kaum einen Staat, dessen Geschichte nicht von einem Deutschen dargestellt worden wäre. Ferner waren die deutschen Geschichtschreiber auch bemüht, für die neuere Geschichte das vorhandene Material kritisch zu sichten und neues aus Bibliotheken und Archiven zusammenzutragen. Gefördert wurde dies Unternehmen namentlich durch die Errichtung der »Historischen Kommission« bei der königlichen Akademie in München durch König Max II. (1858) und durch die Publikationen der preußischen Archivverwaltung, welche die Veröffentlichung größerer Aktensammlungen möglich machten. Hierdurch wurden nicht nur die Kenntnisse erweitert, sondern auch vielfach durch Vertiefung der Forschung die Wahrheit genau ermittelt und das Urteil geläutert. So entwickelte sich in Deutschland in Geschichtsforschung und Geschichtschreibung ein reges Leben und Arbeiten, durch die Seminare an den Hochschulen, ferner durch Historische Vereine (s. d.) in allen Landschaften begünstigt und sich über alle Zeiten und Länder erstreckend, in lebendigem Zusammenhang mit den Hilfswissenschaften sowie andern Wissenschaften. Der deutsche Bienenfleiß speicherte zahllose Schriften und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts auf. Ihre Ergebnisse wurden dann von Zeit zu Zeit in Geschichtswerken, welche die Geschichte einer Zeit oder eines Volkes umfaßten, oder in Weltgeschichten (besonders der von Ranke und von Weber) zusammengefaßt. Auch die **Biographie** wurde mehr und mehr gepflegt, und einige vorzügliche Lebensgeschichten erschienen von Droysen (»Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg«), Varnhagen v. Ense, Springer (»Chr. Friedr. Dahlmann«), Freytag (»Karl Mathy«), Arneth (»Prinz Eugen von Savoyen«), Strauß (»Ulrich von Hutten«) u. a. Am langsamsten entwickelte sich die Memoirenlitteratur (s. Memoiren), was allerdings auch mit den politischen Verhältnissen zusammenhing. Vgl. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie (Münch. 1885). — Über die übrigen historischen Disziplinen, wie Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Kirchengeschichte, Litteraturgeschichte 2c., s. die betreffenden Artikel.

Übrige Wissenschaften.

Die Entwickelung der übrigen Wissenschaften historisch zu verfolgen, ist, wie schon erwähnt, hier nicht der Ort; es kann allenfalls nur eine Anzahl Autoren, besonders der neuesten Zeit, als Repräsentanten namhaft gemacht werden, deren Werke sich nicht nur durch Gediegenheit des Inhalts, sondern auch durch schöne Darstellung auszeichnen und daher teilweise Anspruch haben dürften, zum Bestand der Nationallitteratur hinzugezogen zu werden. In dieser Rücksicht sei zunächst an die staatsrechtlichen und politischen Schriften eines Bluntschli (»Geschichte

des allgemeinen Staatsrechts«, »Deutsche Staatslehre für Gebildete«), Robert v. Mohl, Lor. v. Stein, J. Waitz, Fr. v. Holtzendorff, Rud. Gneist u. a., an die nationalökonomischen von Fr. List, W. Roscher, Schäffle, W. H. Riehl (»Naturgeschichte des Volkes«), Knies ꝛc. erinnert. Auf dem Gebiet der Altertumskunde dürfen Böckhs klassisches Werk »Der Staatshaushalt der Athener« und Schömanns »Griechische Altertümer« nebst Becker-Marquardts »Römischen Altertümern«, ferner Friedländers »Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms« und die ähnlichen Schilderungen aus der altgriechischen und altrömischen Welt: »Charikles« und »Gallus« von A. W. Becker, endlich Prellers »Griechische Mythologie«, O. Jahns Werk »Aus der Altertumswissenschaft« und Lehrs »Populäre Aufsätze aus dem Altertum« angeführt werden; in andrer Richtung verlangen die Schriften von Grimm (»Deutsche Rechtsaltertümer« u. a.), Weinhold (»Altnordisches Leben«, »Deutsche Frauen im Mittelalter«), Schultz (»Höfisches Leben«) ꝛc. Erwähnung. Ausgezeichnetes auf dem Gebiet der Ästhetik leisteten Fr. Vischer, Mor. Carriere, Ad. Zeising, der Dramaturg Rötscher, Rob. Zimmermann; auf dem der Sprachwissenschaft Laz. Geiger und Steinthal (»Ursprung der Sprache«). Die Erdkunde hat (von der Unzahl von Reisebeschreibungen und Handbüchern abgesehen) in den Werken K. Ritters, des Begründers der wissenschaftlichen Geographie, und O. Peschels (»Geschichte der Erdkunde«, »Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen«, »Neue Probleme«, »Völkerkunde«) meisterhafte Erzeugnisse aufzuweisen. Ein besonders starkes Kontingent hierher gehöriger Bücher haben die Naturwissenschaften gestellt, seitdem man begonnen, die großen Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen unsrer Zeit in ansprechender und gemeinverständlicher Darstellung zu verarbeiten und so in die allgemeine Bildung mit aufzunehmen. Obenan steht in dieser Richtung Al. v. Humboldt, der in seinen klassischen, schon oben genannten Schriften: »Ansichten der Natur« und »Kosmos« zur Popularisierung der Naturwissenschaft (im edelsten Sinn des Wortes) den Anstoß gab. Für diese wirkte seitdem in gediegener Weise: Lor. Oken, der Physiolog K. Fr. Burdach, der Chemiker Liebig (»Chemische Briefe«), der Geolog Bernh. v. Cotta (»Geologische Bilder«, »Geologie der Gegenwart«), M. J. Schleiden (»Die Pflanze und ihr Leben«, »Studien«, »Das Meer«), E. A. Roßmäßler (»Das Wasser«, »Der Wald«, »Die Jahreszeiten«), Herm. Burmeister (»Geschichte der Schöpfung«, »Geologische Bilder zur Geschichte der Erde«), K. G. Carus (»Symbolik der Menschengestalt«, »Vergleichende Psychologie«, »Psyche«), Karl Vogt (»Zoologische Briefe«, »Physiologische Briefe«, »Vorlesungen über den Menschen«), K. E. v. Baer, (»Reden«), Mädler (»Astronomische Briefe«, »Der Himmel«), Bessel (»Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände«), Fr. v. Kobell (»Mineralogie«), Helmholtz (»Populäre wissenschaftliche Vorträge«), M. Willkomm, F. Unger (»Botanische Briefe«, »Geschichte der Pflanzenwelt«, »Die Urwelt«), Grisebach (»Die Vegetation der Erde«), A. E. Brehm (»Illustriertes Tierleben«), Fr. v. Tschudi (»Tierleben in der Alpenwelt«), O. Schmidt (»Naturgeschichtliche Darstellungen«), K. Oppel (»Tiergeschichten«), Moleschott (»Kreislauf des Lebens«), Fr. Ratzel (»Sein und Werden der organischen Welt«), E. Häckel (»Natürliche Schöpfungsgeschichte«), der Ethnograph A. Bastian u. a. Auch Bernsteins »Naturwissenschaftliche Volksbücher« sind mit Auszeichnung hier anzureihen. Endlich haben auch die Publizistik sowie die litterarische Forschung und Kritik in der neuesten Zeit einen ungemeinen Aufschwung genommen, dem die Teilnahme des Publikums fördernd entgegenkommt. Zahlreiche Zeitschriften sorgen für Unterhaltung und Belehrung, wie anderseits eine Reihe großer, in immer neuen Auflagen erscheinender »Encyklopädien« und Sammelwerke andrer Art, wie die von Virchow und v. Holtzendorff herausgegebenen Sammelwerke: »Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge« und »Deutsche Zeit- und Streitfragen«, denen eine Reihe ähnlicher Sammlungen folgte, für Verbreitung der mannigfaltigsten Kenntnisse in den weitern Schichten des Volkes erfolgreich wirken. Die litterarische Forschung hat sich vorzugsweise den klassischen Größen zugewendet, deren Werke in zahlreichen, zum Teil ausgezeichneten kritischen Ausgaben erscheinen; aber auch die Erscheinungen dritten und vierten Ranges erfreuen sich nicht weniger sorgfältiger Betrachtung. Alte, lange vergriffene oder verschollene Werke werden ihrer Bedeutung wegen oder als Kuriosa in Neudrucken der Mitwelt vorgeführt, und nebenher gehen umfangreiche »Bibliotheken« der deutschen wie der ausländischen Litteratur (in zum Teil vorzüglichen Übersetzungen), meist mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen ausgestattet. Kurz, man ist emsig bemüht, den gesamten litterarischen Besitzstand der Deutschen gleichsam inventarisch festzustellen und einer kritischen Sichtung zu unterziehen. Als Hauptgegenstände aber der litterarischen Untersuchung, mit welcher eine bis ins einzelnste gehende, mitunter wohl auch auf Abwege geratende biographische Forschung Hand in Hand geht, sind Goethe, Shakespeare und Dante zu nennen, deren Kultus und Studium in besonders erscheinenden »Jahrbüchern« ihren Mittelpunkt haben. So gewährt die d. L. der neuesten Zeit ein Bild der regsten und vielseitigsten Geschäftigkeit und zeigt sowohl auf dem Felde der dichterischen Produktion als auf wissenschaftlichem Gebiet eine fast unübersehbare Schar hervorragender Kräfte thätig, wenn auch auf dem erstern unser Jahrhundert, die »Zeit der Epigonen«, epochemachende und weltbewegende Erscheinungen, wie das 18. sie hervorgebracht, nicht zu erzeugen vermochte.

Litteratur.

Als Hilfsmittel für das Studium der Geschichte der deutschen Litteratur sind zu nennen: Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur (Leipz. 1827; 6. Aufl. von K. Bartsch, 1872—1874, 5 Bde.); Gervinus, Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen (das. 1835—42, 5 Bde.; 5. Aufl. von Bartsch, 1871—74); Vilmar, Geschichte der deutschen Nationallitteratur (Marb. 1847; 22. Aufl. 1885, 2 Bde.); Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur (Basel 1851—53, unvollendet; 2. Aufl. von E. Martin, 1879, Bd. 1); Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung (Dresd. 1859—81, 3 Bde.; 2. Aufl. 1884 ff.); Heinr. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur mit ausgewählten Stücken (Leipz. 1851—59, 3 Bde.; 7. Aufl. 1876—82, 4 Bde.); Roquette, Geschichte der deutschen Dichtung (Stuttg. 1862, 2 Bde.; 3. Aufl. 1878—79); Edm. Höfer, Deutsche Litteraturgeschichte für Frauen (das. 1876); Stern, 50 Jahre deutscher Dichtung (2. Aufl., Leipz. 1877); v. Leixner, Illustrierte Geschichte des deutschen Schrifttums (Leipz. 1880—1881, 2 Bde.); W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur (Berl. 1883). Die Litteratur der neuen und neuesten Zeit insbesondere behandelten: Hillebrand, Die deutsche Nationallitteratur des 18. Jahrhunderts

(Gotha 1845—47, 3 Bde.; 3. Aufl. 1875); Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts (Braunschw. 1862—72, 4 Bde.; 3. Aufl. 1879); Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter (Münch. 1864—68, 5 Bde.; 2. Ausg., Leipz. 1872); Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert (Leipz. 1875—80, 4 Bde.); Löbell, Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tod (Braunschw. 1856—65); Lemcke, Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit (Bd. 1: von Opitz bis Klopstock, Leipz. 1873; neue Ausg. 1882); Julian Schmidt, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod (das. 1861—1864, 2 Bde.); Derselbe, Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert (das. 1853, 2 Bde.; 5. Aufl. 1866—67, 3 Bde.); Hettner, Die romantische Schule (Braunschw. 1850); Haym, Die romantische Schule (Berl. 1870); Brandes, Die romantische Schule in Deutschland (a. d. Dän. von Strodtmann, das. 1873); R. Prutz, Die d. L. der Gegenwart (Leipz. 1847; 2. Aufl. 1860, 2 Bde.); Gottschall, Geschichte der deutschen Nationallitteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Bresl. 1855, 2 Bde.; 5. Aufl. 1881, 4 Bde.). In betreff der altdeutschen Litteratur im besondern sind Uhlands »Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage« (Stuttg. 1865—68, 7 Bde.), Gödeke, Deutsche Dichtung im Mittelalter (Hannov. 1854), anzuführen. Wertvolle Monographien sind außerdem: Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen (Leipz. 1854—56, 2 Bde.); Mörikofer, Die schweizerische Litteratur im 18. Jahrhundert (das. 1861); R. Prutz, Der Göttinger Dichterbund (das. 1841); Tittmann, Die Nürnberger Dichterschule (Götting. 1847); Barthold, Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft (Berl. 1848). Vgl. auch Schwab und Klüpfel, Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen (4. Aufl., Leipz. 1872; mit Nachträgen).

Deutsche Morgenländische Gesellschaft, s. Asiatische Gesellschaften.

Deutsche Mythologie, die Lehre von dem einst heidnischen Glauben der alten Deutschen (Sachsen, Thüringer, Franken, Alemannen ꝛc.). Die Nachrichten der Römer (Cäsar und Tacitus) geben nur ein ungefähres, äußerliches Bild; ältere, unmittelbare heimische Quellen fehlen fast ganz. Als die nordische Mythologie (durch die Edden) bekannt wurde und die Wissenschaft sich der deutschen Vergangenheit eingehender zuwandte, zeigte J. Grimm, daß, was in deutschen Volkskreisen an Sagen, Märchen, Gebräuchen ꝛc. fortlebt, Überreste des alten Heidentums seien und dieselben in den Elementen, wenn auch vielfach im Lauf der Zeiten, besonders durch den Einfluß des Christentums, umgewandelt, mit der nordischen Mythologie übereinstimmen. Grimm schuf so die Wissenschaft der deutschen Mythologie, welche seitdem durch weitere Sammlung der alten Volkstradition sich immer mehr ausgebaut und unter dem Einfluß der vergleichenden Mythologie vertieft hat.

Cäsar schildert die Religion der Deutschen offenbar unter dem äußern Reflex ihrer Feste und Gebräuche, wenn er sie nur Sonne, Mond und das Feuer verehren läßt. Tacitus gibt schon ein eingehenderes Bild, wenn er von Göttern und Göttinnen sowie halbgottähnlichen Wesen berichtet, die in heiligen Hainen verehrt wurden, desgleichen von Opfern (auch Menschenopfern), Priestern, eigentümlichen Weissagungsarten u. dgl. Er glaubte bei den Deutschen als Hauptgott Merkur, sodann Mars und Isis, ebenso nach seiner Deutung eine »Erdmutter« (Hertha oder Nerthus) sowie den Herkules wiederzufinden, ja zwei Götter erinnerten ihn an Kastor und Pollux. Bei der Einführung des Christentums wird dann auch öfters Wodan (Gwodan, der oben erwähnte Merkur), ferner Donar (wohl der obige Herkules) genannt, wie auch die aus heidnischer Zeit herstammende Bezeichnung der Wochentage dieselben als alte Götter kennzeichnet (Mittwoch, Mercurii dies, franz. Mercredi, engl. Wednesday, in Westfalen Godenstag, d. h. Wodansoder Gwodanstag; Donnerstag, d. h. Tag des Donar) und noch zwei hinzufügt, nämlich Ziu, s. v. w. Mars (Martis dies, franz. Mardi, deutsch Ziestac oder Diestag, dann Dienstag), und Freia oder Fria, s. v. w. Venus (Veneris dies, franz. Vendredi, deutsch Freitag). So berühren sich die Hauptgötter der deutschen und nordgermanischen Völker: Wodan = Odin, Ziu = Tyr, Donar = Thor, Freia oder Fria = Frigg. Die 1841 zu Merseburg aufgefundenen heidnischen Sprüche bieten noch den nordischen Balder unter dem Namen Phol (Phol ende Wodan vuorun zi holza etc.). Charakteristisch ist noch das Heiligtum der Sachsen bei Stadtberge, die Irmensäule (s. d.), welche Karl d. Gr. zerstörte. Von Wodan und Freia haben wir noch eine Sage, die mit dem Namen der Langobarden zusammenhängt. Vandalen und Winiler sind in Streit. Die erstern wenden sich an Wodan, der erklärt, er werde dem den Sieg verleihen, welchen er beim Sonnenaufgang zuerst sehe. Die Winiler dagegen wenden sich an Freia; diese riet, ihre Frauen sollten sich mit ihnen in die Schlachtreihe gen Osten stellen und ihre Haare wie einen Bart ordnen. Da habe Wodan, heißt es weiter, bei ihrem Anblick gefragt, wer jene Langbärte seien, und Freia, indem sie es ihm erklärt, daran die Bemerkung geknüpft, wem er den Namen gegeben, müsse er auch den Sieg verleihen. Und so sei er den Winilern zu teil geworden, welche denn seit jener Zeit Langobarden hießen. — Schon aus dieser Sage sieht man, daß die Hauptgötter einen nationalen Charakter hatten als himmlische Mächte, welche das Schicksal der Völker wie jedes Einzelnen lenkten. Von Donar und Ziu wissen wir weniger; vielleicht fällt mit dem letztern der in einer niedersächsischen Abrenuntiatio vorkommende Gott Saxnôt (»Schwertgenosse«), wohl ein Kriegsgott, zusammen. Ein friesischer Gott auf Helgoland war Fosite. Zweifelhaft ist die Göttin Eisa oder Nehalennia. In volkstümlicher, noch fortlebender Sage tritt Wodan als wilder Jäger in besondere Beziehung zum Sturm (s. Wütendes Heer), Freia oder Frigg gleichfalls; dann aber erscheint letztere besonders als Sonnenfrau unter den Namen Frau Holle und Berchta; verehrt wurden beide namentlich an den Festen der Sonnenwenden, Wodan auch zur Erntezeit.

Außer jenen Hauptgöttern glaubten die alten Deutschen auch noch an mehr oder minder zauberkundige Wesen, welche Wald und Feld, das Wasser wie die Tiefen der Erde bewohnten und in das Leben der Menschen eingriffen. So erzählen uns die Sagen noch viel von Riesen und Zwergen, Schwanjungfrauen und Weißen Frauen, Elfen, Kobolden, Nixen, dem Bilwiz und Schrat sowie von dem die Menschen im Schlaf drückenden Alp oder der Mahrt (s. diese Artikel). Von dem elementaren Aberglauben gibt schon der »Indiculus superstitionum etc.« vom Jahr 743 ein Bild. Die Verehrung des Wassers, namentlich der Quellen, spielte eine große Rolle. Das Volk betete daselbst, zündete Lichter an und setzte Opfergaben hin, um sich die Geister freundlich

zu stimmen. Von der Verehrung des Feuers haben wir Kunde schon, wie oben angedeutet, durch Cäsar. In den Johannis- und ähnlichen Feuern lebt auch noch ein guter Teil dieses Kultus fort. Ebenso waren Berge und Hügel wegen der Gottheiten heilig, die darauf hausten, besonders die Blocksberge (im Harz, in Mecklenburg, Preußen), das Riesengebirge, der Meißner, der Totenstein 2c. Außer den besondern Gottheiten geweihten Hainen standen auch Wälder und Bäume, namentlich Eichen und Eschen, auch Buchen, Haseln, Holunder, Wacholder, in hohem Ansehen. Heilige Tiere waren das Roß und das Rind; mit Scheu betrachtete man den Bären, Wolf und Fuchs. Götter und Göttinnen verwandelten sich gern in Vögel; heilig waren besonders der Adler, der Rabe, der Storch. Schwan und Specht treten auch in Sagen auf; der Kuckuck hatte die Gabe der Weissagung. Eine besondere Kosmogonie hat die d. M. nicht. Nach dem Tode trennt sich die Seele vom Körper und wird nach einem andern Aufenthaltsort übergefahren; das Andenken Verstorbener wurde durch Feste gefeiert. Seelen, die nicht vollkommen der Seligkeit und Ruhe teilhaftig geworden, schweben zwischen Himmel und Erde, kehren auch zuweilen zu der Stätte ihrer Heimat zurück; sie schrecken den Menschen als Gespenster, erscheinen in mannigfaltigster Gestalt, als Feuermänner, Irrwische 2c. Der Gespensterglaube hat sich, vielfach ausgebildet, bis auf die Gegenwart erhalten. Von religiöser Bedeutung waren auch die in Deutschland sehr im Schwange gehende Zauberei (Hexen), die Beschwörungen, die Gottesurteile 2c.

Außer J. Grimm, D. M. (Götting. 1835, 4. Aufl. 1875—78, 3 Bde.), sind zu vergleichen: W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion (das. 1844); Wolf, Deutsche Götterlehre (das. 1852); Derselbe, Beiträge zur deutschen Mythologie (das. 1852—57, 2 Tle.); Derselbe, Zeitschrift für d. M. und Sittenkunde (4 Bde., das. 1853—57; Bd. 3 u. 4 hrsg. von Mannhardt); Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie (6. Aufl., Bonn 1887); die Arbeiten von Schwartz: »Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum« (2. Aufl., Berl. 1862), »Der Ursprung der Mythologie« (das. 1860), »Die poetischen Naturanschauungen 2c.« (das. 1864—79, 2 Bde.), »Indogermanischer Volksglaube« (das. 1884) und »Prähistorische Studien« (das. 1885), sowie die von Mannhardt: »Germanische Mythen« (das. 1859), »Die Götter der deutschen und nordischen Völker« (das. 1860) und »Wald- und Feldkulte« (das. 1875—1877, 2 Bde.); ferner Rochholz, Naturmythen (Leipz. 1862); Bratuscheck, Germanische Göttersage (2. Aufl., das. 1878); Wägner, Nordisch-germanische Götter und Helden (2. Aufl., das. 1878); Pfannenschmid, Germanische Erntefeste (Hannov. 1878). Bedeutendes verdankt außerdem die d. M. den mythenvergleichenden Schriften A. Kuhns (z. B. »Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes«, Berl. 1859) sowie verschiedenen Abhandlungen in A. Webers »Indischen Studien«, Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum« und Kuhns »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«.

Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft, eine 1884 in Berlin gebildete Gesellschaft, welche am Ende des genannten Jahrs die westlich von Bagamoyo gelegenen Gebiete Usegua, Usagara, Ukami und Nguru von den dort herrschenden kleinen Fürsten erwarb, ein Gebiet von 137,500 qkm (2497 QM.) Umfang. Durch kaiserlichen Erlaß vom 25. Febr. 1885 wurde dasselbe unter deutschen Reichsschutz gestellt. Dies schöne und fruchtbare Bergland wird von zahlreichen Flüssen bewässert, die alle zum Indischen Ozean abfließen. Nur die niedrig gelegenen Teile scheinen ungesund zu sein. Überall ist die Vegetation eine üppige, Mais, Sorghum u. a. liefern reiche Ernten, und die Tierwelt ist ebenso schön wie mannigfaltig. Die Bevölkerung zerfällt in zahlreiche kleine Stämme, die sämtlich zur großen Völkerrasse der Bantu gehören. Später wurden auch die Landschaften Chutu, Usambara, Pare, Aruscha und Dschagga erworben, von denen die beiden letzten, da sie, am Fuß des Kilima Ndscharo hoch gelegen, möglicherweise zur Besiedelung durch Europäer sich eignen, besondern Wert haben, der freilich durch die Nachbarschaft der kriegerischen und raublustigen Massai beeinträchtigt wird. Der Sultan von Sansibar traf zwar Anstalten, diese Erwerbungen der Gesellschaft streitig zu machen, zog aber bei dem Erscheinen eines deutschen Geschwaders auf ein ihm gestelltes Ultimatum seine Ansprüche ohne weiteres zurück und trat kurz darauf den guten Hafen Dar es Salaam an die Gesellschaft ab. Die Flagge der Gesellschaft s. Tafel »Flaggen I«.

Deutscher Befreiungskrieg (Freiheitskrieg), der Krieg der deutschen Staaten im Bund mit auswärtigen Mächten gegen Frankreich und seine Verbündeten 1813—15, der die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch zur Folge hatte. Er schloß die fast ein Vierteljahrhundert lange Periode unaufhörlicher Kriege ab, welche seit der französischen Revolution ganz Europa erschüttert und eine völlige Umwälzung seiner politischen Verhältnisse hervorgebracht hatten. In diesen Stürmen war das alte römische Reich deutscher Nation zu Grunde gegangen, und auch die politische Selbständigkeit des deutschen Volkstums schien dem Untergang geweiht zu sein. In den mit Frankreich vereinigten Territorien war von einem lebhaften Nationalgefühl bei der Masse des Volkes ebensowenig die Rede wie in den Staaten des Rheinbundes. Vor der Napoleonischen Zeit war dasselbe nicht vorhanden gewesen und wurde hier auch nicht durch die Fremdherrschaft geweckt, da der unleugbare und auch empfundene Druck derselben aufgewogen wurde durch die Vorteile und Erleichterungen, welche die Beseitigung der zahlreichen Überreste des mittelalterlichen Feudalsystems besonders den niedern Ständen gebracht hatte. Die Bevölkerung des rheinbündnerischen Deutschland war dem politischen Leben zu lange entfremdet, als daß die öffentlichen Zustände und die Zukunft der Nation sie hätten beunruhigen können. In der Armee und einem Teil der Gebildeten entwickelte sich sogar ein kräftiger Partikularismus; selbst aufrichtige Patrioten glaubten im Rheinbund unter des großen Napoleon Schutz die wahren Interessen des deutschen Volkes am besten gewahrt. Nur in einigen Gebieten Norddeutschlands regte sich der Haß gegen die Fremdherrschaft, zumal in dem Königreich Westfalen, wo sich dieselbe allerdings auch am widerwärtigsten und schamlosesten gebärdete.

Von dem französisch gewordenen und dem rheinbündnerischen Deutschland konnte also die Befreiung vom französischen Joch nicht ausgehen. Sie war nur möglich, wenn beide oder eine der deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, sich an die Spitze stellte. Hier waren das Staatsbewußtsein und das Nationalgefühl so stark gewurzelt, daß man die Demütigungen durch den übermütigen Sieger bitter und nachhaltig empfand, und die Erinnerungen einer glorreichen Geschichte erhielten die Hoffnung auf Wiedererhebung und Herstellung der frühern Größe wach. Zuerst machte Österreich 1809 einen Versuch, das

französische Joch zu brechen. Mit glänzendem Heldenmut erhoben sich die Völker des habsburgischen Kaiserstaats, und die Waffenthaten der Armee waren des höchsten Lobes würdig. Aber der Krieg wurde zu voreilig begonnen und zu langsam geführt. Auch blieb Österreich ohne Bundesgenossen; die Empörungsversuche in Deutschland gegen die Fremdherrschaft blieben vereinzelt und wurden rasch unterdrückt. Und nach dem Mißlingen des Unternehmens fiel Österreich in eine selbstsüchtige und engherzige dynastische Politik zurück.

Preußen hatte es nicht gewagt, an Österreichs Seite am Kampf teilzunehmen, da Rußland sich weigerte, ihm Neutralität, geschweige denn Beistand zu versprechen. Der Staat Friedrichs d. Gr. schien sich nicht wieder erheben zu können, und die Rheinbundsfürsten hörten nicht auf, Pläne zu seiner völligen Teilung zu schmieden. Dennoch sollte es dieser Staat sein, von dem die Befreiung und die Wiedergeburt Deutschlands ausgingen. Die furchtbare Katastrophe von 1806 hatte die Notwendigkeit von Reformen allen, auch dem König, gezeigt. Dieselben mußten sich erstens auf eine gründliche Reorganisation der Armee, dann auf die Aufhebung des Unterschieds der Stände, besonders auf die Befreiung des Bauernstandes, endlich auf die Beteiligung aller Staatsbürger an der Verwaltung des Staats und der Gemeinde richten. Die Reorganisation der Armee führte Scharnhorst durch. Die politischen Reformen leitete der Freiherr Karl vom Stein, der nach dem Tilsiter Frieden von dem König an die Spitze der Regierung gestellt worden war. Das schon 9. Okt. 1807 bekannt gemachte Edikt »über den erleichterten Besitz und freien Gebrauch des Grundeigentums« hob den Unterschied der Stände in Bezug auf den Grundbesitz auf und befreite namentlich den Bauernstand von einer Menge Lasten und Schranken; die Städteordnung vom 19. Nov. 1808 gab den städtischen Gemeinwesen die freie Verwaltung ihrer Angelegenheiten durch selbstgewählte Behörden zurück. Kreis- und Gemeindeverfassung sollten nach Steins Ideen die Grundlage der Provinzialstände bilden, und diese Selbstverwaltung sollte nicht bloß die Last der büreaukratischen Verwaltung erleichtern, sondern auch die Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre wieder beleben. Und wie der Ministerrat an der Spitze der Regierung stand, so sollte das gesamte Volk durch die Reichsstände vertreten werden, welche ausgedehnte Befugnisse der Gesetzgebung, Steuerbewilligung &c. erhalten sollten. Die vollständige Durchführung dieser Pläne wurde freilich durch Steins Entlassung vereitelt (November 1808), und das nun folgende Ministerium Altenstein war seiner Aufgabe, Steins Werk zu vollenden, durchaus nicht gewachsen. Die Adelspartei strengte allen ihren Einfluß an, die verhaßten Reformen, von denen sie den Untergang des Staats erwartete, rückgängig zu machen oder wenigstens zu sistieren. In der auswärtigen Politik verfiel man wieder in den alten Fehler unentschlossenen Schwankens. Endlich sah der König selbst ein, daß der Weg, den Stein vorgezeichnet, mit Energie eingeschlagen werden müsse, und berief 1810 Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der Regierung. Hardenberg ordnete vor allem das wieder in Unordnung geratene Finanzwesen, indem er alle Steuerbefreiungen aufhob, eine neue Verbrauchs- und Luxussteuer einführte und die Klostergüter einzog, um die Verpflichtungen gegen Frankreich erfüllen zu können. Die neue Gewerbeordnung vom 2. Nov. 1810 beseitigte mit Einem Schlag das alte Zunft- und Innungswesen, und auch die Lage der Bauern wurde durch mehrere Edikte verbessert, die ihre Pflichten verringerten und ihnen die Ablösung aller Dienste und Abgaben erlaubten. Das Edikt vom 14. Dez. 1811 endlich ermöglichte die Bildung zahlreicher freier Bauerngüter. Die Reichsverfassung rief Hardenberg indes nicht ins Leben, weil er in derselben das Übergewicht der Adelspartei und heftigen Widerstand gegen seine Reformen fürchtete.

Neben dieser Reorganisation des Staatswesens ging nun auch eine Umwandlung der Geister her. Die edelsten Patrioten bemühten sich, sittlichen Ernst, Vaterlandsliebe, uneigennütziges geistiges Streben im Volk, namentlich in der Jugend, zu wecken; so Fichte 1807 bis 1808 durch seine »Reden an die deutsche Nation«, Schleiermacher durch seine Predigten, Arndt durch seine leidenschaftlich patriotischen Schriften. In Königsberg bildete sich der »Tugendbund«, dem die angesehensten Staatsbeamten angehörten. Die Stiftung der Universitäten Berlin und Breslau hatte den Zweck und auch bald den Erfolg, die Jugend auf die idealen Güter des Lebens hinzuweisen und den geistigen Aufschwung der Nation zu befördern. Der Tod der Königin Luise (1810) nahm dem König freilich den letzten Rest von Selbstvertrauen. Er verhielt sich so ablehnend gegen die Pläne zu einer Erhebung Preußens, daß leidenschaftliche Patrioten, wie Gneisenau, in ihrer Ungeduld damals ernstlich den Gedanken erwogen, ob man nicht die Hohenzollern beiseite lassen und die englischen Welfen an die Spitze Norddeutschlands stellen solle. Die Verzögerung der Befreiung machte anderseits den niedern Schichten des Volkes die Notwendigkeit selbst der äußersten Opfer für Erreichung dieses Ziels klar; der neue Vertrag mit Frankreich im September 1808 verminderte nur die Kriegslasten, beseitigte sie nicht ganz; um wenigstens den Staatsbankrott abzuwenden, mußte die preußische Regierung die Steuern erhöhen, und dabei lähmten die stets drohende Kriegsgefahr und namentlich die Kontinentalsperre jeden Aufschwung der Gewerbe und des Handels. Das Übermaß von Demütigungen ward Preußen durch den Vertrag vom 24. Febr. 1812 auferlegt, der es zur Stellung eines Hilfskorps von 20,000 Mann im Kriege gegen Rußland sowie zu großen Naturallieferungen für die durchziehende »große Armee« verpflichtete.

Aber die Katastrophe dieser Armee brachte auch endlich die Rettung, allerdings wieder ohne, ja gegen den Willen Friedrich Wilhelms, der inmitten der Franzosen zu Potsdam keinen Entschluß zu fassen wagte. General York war es, der den entscheidenden Schritt that. Als Befehlshaber des trotz tapferer Kämpfe noch ziemlich intakten preußischen Hilfskorps wäre er im stande gewesen, Ost- und Westpreußen vor den Russen zu schützen und den Franzosen den Rückzug zu decken sowie Zeit zu neuen Rüstungen und Verstärkungen zu geben. Indem er nun aber auf eigne Verantwortung durch die Konvention von Tauroggen (30. Dez. 1812) von den Franzosen abfiel und sein Korps einstweilen eine neutrale Stellung einnehmen ließ, zwang er diese, bis an die Elbe zurückzuweichen. Er rückte nun in Preußen ein und organisierte im Verein mit den Präsidenten Auerswald und Schön die Volkserhebung in dieser Provinz. Der Landtag, der 5. Febr. 1813 in Königsberg zusammentrat, unterstützte York mit der großartigsten Opferbereitschaft. Die arme, ausgesogene Provinz verpflegte und ergänzte nicht nur bis zum Frühjahr das Yorksche Korps, sondern brachte auch nach wenigen Wochen ein Heer von 33,000 Mann auf. Inzwischen trat

endlich auch beim Hof der Umschwung ein. Am 22. Jan. reiste der König nach Breslau, und von hier erließ er 3. Febr. den **Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps**. Der ungeahnte Erfolg desselben (nicht bloß Jünglinge, auch ältere Männer in angesehener Stellung traten in die Reihen, alle Stände, Korporationen, Gemeinden wetteiferten in Gaben für die Ausrüstung der Freiwilligen) ermutigte den König, den entscheidenden Schritt zu thun. Allerdings setzte er im Kampf mit Frankreich seine Dynastie, ja den preußischen Staat selbst aufs Spiel, denn Napoleon hatte schon früher ausgesprochen, daß er einen Fehler begangen, indem er Preußen, wenn auch zerstückelt, bestehen ließ, und er würde denselben nicht zum zweitenmal begangen haben. Am 28. Febr. schloß Hardenberg mit Rußland den **Vertrag von Kalisch** ab, der freilich Preußen zur zweiten Rolle verurteilte und für den Frieden nur Unbestimmtes festsetzte. Es folgten nun nacheinander die Stiftung des Eisernen Kreuzes, der **Aufruf: »An Mein Volk«** vom 17. März, die Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturms, endlich 27. März die förmliche Kriegserklärung an Frankreich.

Der Zweck des Kriegs war nicht bloß die Wiederherstellung des preußischen Staats, sondern ein Aufruf an die Deutschen, welchen Alexander und Friedrich Wilhelm 26. März von Kalisch aus erließen, wie ein 29. März zu Breslau zwischen beiden abgeschlossener Vertrag erklärten zugleich die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch für den Zweck des Kampfes, verkündeten die Wiedergeburt des Deutschen Reichs, forderten alle Deutschen auf, sich der Erhebung anzuschließen, und bedrohten jeden Fürsten, der dieser Aufforderung nicht Folge leiste, mit Verlust seiner Staaten. Die freiwilligen Jägerkorps, namentlich die von Major v. Lützow errichtete »schwarze Schar der Rache«, sollten den Kern für die erwartete deutsche Volkserhebung bilden. Diese Hoffnungen erfüllten sich indes nicht. Die Fürsten hielten sich mit wenigen Ausnahmen aus Furcht und Eigennutz neutral oder blieben Napoleon treu; die Stimmung im außerpreußischen Deutschland war noch weniger schwungvoll und patriotisch als 1809. Nur einzelne begeisterte Jünglinge aus diesem Teil Deutschlands traten in die Lützowsche Schar ein, wie vor allen der Sänger der Freiheitskriege, Theodor Körner.

So standen Rußland und Preußen vorläufig allein. Ersteres hatte nur einen Teil seines Heers zur Verfügung; Preußen stellte aus den seit 1807 rastlos ausgebildeten Reserven ein reguläres Heer von 128,000 Mann auf, wozu noch 150,000 Mann Landwehr kamen, die allerdings wegen mangelnder Waffen und Montur nur zum Teil verwendbar war. Überhaupt wurden die preußischen Rüstungen und die Bewegungen der Truppen vielfach gehemmt durch die von den Franzosen noch behaupteten Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe, wenn auch die Feldarmee unter dem Vizekönig Eugen bis an die Elbe zurückgegangen war. Für den Offensivkrieg waren zunächst nur 36,000 Mann in Schlesien verfügbar, welche unter den Befehl Blüchers gestellt wurden, und 54,000 unter York, Bülow und Borstell in der Mark. Den Oberbefehl führte der russische Feldmarschall Kutusow, der aus übertriebener Vorsicht und Eigensinn sofort Scharnhorsts Plan vereitelte, ohne Zögern in Deutschland einzudringen und den Rheinbund zu sprengen, ehe Napoleon herankam. Langsam setzte man sich durch Sachsen, dessen König nach Prag floh, nach Thüringen in Marsch. Währenddessen hatte Napoleon, schon Ende 1812 nach Paris zurückgekehrt, mit Aufbietung aller Kräfte gerüstet. 350,000 Mann wurden im Kaiserreich ausgehoben, und wenn auch nur ein Teil sofort für Deutschland verfügbar war, so stellten die Rheinbundstaaten doch bereitwilligst ihre Kontingente. Das Wiedererstarken der französischen Macht machte sich schon Anfang April an der untern und mittlern Elbe bemerkbar, wo die Franzosen dem weitern Vordringen der leichten Truppen der Alliierten ein Ziel setzten. Am 2. April kam es in Lüneburg und am 5. bei Möckern zu den ersten blutigen Zusammenstößen, bei denen sich die Tapferkeit und der Opfermut der Preußen und Russen herrlich bewährten. Ende April stießen die Vortruppen der Verbündeten, welche 90,000 Mann stark waren, schon auf die französische Hauptarmee (120,000 Mann), welche Napoleon durch Franken und Thüringen bis an die Saale herangeführt hatte, und Wittgenstein, der nach Kutusows Tode den Oberbefehl erhalten, beschloß, dieselbe, während sie im Marsch war, 2. Mai bei Großgörschen in der Ebene von Lützen anzugreifen. Der Angriff mißlang infolge von Wittgensteins ungeschickter Leitung. 8000 Preußen und 2000 Russen bedeckten das Schlachtfeld, Scharnhorst und Blücher waren verwundet; aber keine Kanone, kein Gefangener ging verloren, und den Franzosen, die noch größere Verluste erlitten, wurden auch Trophäen abgenommen. Trotzdem wurde auf Verlangen der russischen Generale der Rückzug angetreten, um hinter der Spree bei Bautzen eine neue Stellung zu nehmen. Sachsen wurde preisgegeben, und der König Friedrich August schloß sich sofort Napoleon an. Am 20. und 21. Mai griff dieser die Alliierten, die ihm den Übergang über die Spree verwehren wollten, bei Bautzen an und zwang sie 21. Mai zum Rückzug, der in aller Ordnung vor sich ging. Napoleon hatte erheblichere Verluste erlitten als die Alliierten und sowohl Kanonen als Gefangene eingebüßt. Das glückliche Treffen bei Hainau (25. Mai) bewies allerdings, daß der Mut der Truppen ungebeugt war; indessen die Lage war sehr bedenklich. Die Russen wollten bis Polen zurückgehen, um sich neu zu rüsten. Preußen war noch nicht im stande, allein den Krieg auf sich zu nehmen, denn die Rüstung der Landwehr war noch nicht vollendet; überdies war das Hauptheer schon von der Mark abgeschnitten, indem dies nach Schweidnitz abschwenkte, während die Franzosen Breslau besetzten. Da gewährte Napoleon 4. Juni den **Waffenstillstand von Poischwitz**, da sein Heer zu arg mitgenommen war und er sowohl Verstärkungen heranziehen, als seine Verbindungen nach Westen herstellen wollte.

Das preußische Volk empfand die Kunde vom Waffenstillstand wie einen Donnerschlag, und das Unglück von Hamburg, das den Franzosen wieder in die Hände fiel und von Davoût aufs grausamste behandelt wurde, wie der Überfall der Lützowschen Freischar (17. Juni) bei Kitzen vermehrten noch den schmerzlichen Eindruck der bisherigen Unglücksfälle. Trotzdem verlor man den Mut nicht. Die Rüstungen wurden mit allem Eifer und bewundernswertem Opfermut vollendet, Ende Juni waren 140,000 Mann Landwehr kriegstüchtig, und Rückerts, Schenkendorfs und Körners Lieder fachten die Begeisterung bis zur höchsten Glut an. Der Waffenstillstand aber brachte auch einen gewichtigen Vorteil durch den Beitritt Österreichs zur Koalition gegen Napoleon, ohne den ein Sieg nicht sicher war. Kaiser Franz I. und sein Minister Metternich wollten zwar keinen deutschen Freiheitskrieg, sondern bloß die 1805 und 1809 verlornen Provinzen wiedergewinnen und hatten bisher dies

dadurch zu erreichen gesucht, daß sie eine drohende bewaffnete Stellung in der Flanke der kriegführenden Mächte einnahmen. Napoleon hatte indes alle Zugeständnisse schroff abgelehnt. Jetzt machte Metternich neue Versuche, und die Verbündeten im Vertrauen auf Napoleons Übermut gingen im Vertrag von Reichenbach (27. Juni) auf Österreichs Vorschlag ein, sich mit der Abtretung des Großherzogtums Warschau, Illyriens und Hannovers begnügen zu wollen, wogegen Österreich im Fall der Ablehnung sich ihnen anzuschließen versprach. Napoleon lehnte wirklich auch diese geringfügigen Zugeständnisse ab; der in Prag versammelte Friedenskongreß löste sich 11. Aug. auf, und am 12. erfolgte die österreichische Kriegserklärung.

Österreichs Beitritt lähmte allerdings vollständig die in Kalisch verkündete deutsche Politik Rußlands und Preußens. Metternich war sich der günstigen Machtstellung Österreichs zu wohl bewußt und riß die Leitung der Politik bald ganz an sich. Sein Bemühen war, die bedrohten Rheinbundstaaten in ihrer vollen Souveränität und Macht zu erhalten und Preußen nur zu dem größten unter diesen Mittelstaaten werden zu lassen; auch Napoleon sollte bloß gedemütigt, Frankreichs Rheingrenze nicht angefochten werden. Er durchkreuzte daher die kriegerische Aktion immer wieder durch Friedensverhandlungen und verhinderte wiederholt die volle Ausbeutung eines errungenen Siegs. Trotz alledem gewährte Österreichs Anschluß eine bedeutende Machtverstärkung, und als auch Schweden und England der Koalition beitraten, konnte man, von englischen Subsidien unterstützt, 480,000 Mann ins Feld stellen, denen Napoleon nur 440,000 entgegenzusetzen hatte. Der am 12. Juli in Trachenberg verabredete Kriegsplan der Verbündeten teilte die Heeresmasse in drei Armeen: die böhmische oder Hauptarmee, 230,000 Mann (120,000 Österreicher, 60,000 Russen, 50,000 Preußen), unter Schwarzenberg; die schlesische, 100,000 Mann (60,000 Russen, 40,000 Preußen), unter Blücher; die Nordarmee, 128,000 Mann (80,000 Preußen, 30,000 Russen, 18,000 Schweden), unter dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte. Die oberste Leitung erhielt Schwarzenberg, in dessen Hauptquartier sich auch die drei verbündeten Monarchen Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz begaben.

Die drei Armeen sollten so gegen Napoleon, der in Dresden stand, operieren, daß beim gleichzeitigen Vorgehen gegen Sachsen von Böhmen, Schlesien und der Mark aus diejenige, gegen welche Napoleon mit seiner Hauptmacht sich wenden würde, zurückweichen, diesen nach sich ziehen und so den andern Zeit und Raum verschaffen sollte, in Sachsen einzubrechen und womöglich im Rücken Napoleons sich zu vereinigen. Diesem Plan gemäß ging Blücher 15. Aug. bis an den Bober vor. Napoleon zog ihm entgegen, während er Marschall Oudinot mit 70,000 Mann nach Norden schickte, um die Landwehr zu zerstreuen und Berlin, diesen Herd des Aufstandes, wenn es sich nicht ergebe, zu zerstören. Aber die Landwehr unter Bülow, 50,000 Mann stark, griff Oudinot südlich von Berlin bei Großbeeren an und schlug ihn gegen Bernadottes Willen, der Berlin hatte preisgeben wollen, mit geringem eignen Verlust zurück (23. Aug.); ein Korps von 12,000 Mann unter Girard, welches Oudinots Unternehmen von Magdeburg aus unterstützen sollte, wurde 27. Aug. bei Hagelsberg vernichtet. Die böhmische Armee brach nun über das Erzgebirge in Sachsen ein; 25. Aug. war sie vor Dresden, zögerte aber mit dessen Besetzung, so daß Napoleon, der auf die Kunde vom Marsch der Hauptarmee aus der Lausitz herbeieilte, vorher die Stadt erreichte. Ein am Nachmittag des 26. unternommener Angriff der Alliierten mißlang, und 27. Aug. schlug Napoleon durch einen energischen Angriff den linken, österreichischen Flügel des Feindes und zwang ihn zum Rückzug nach Böhmen. Hier sollte Vandamme, durch Eilmärsche zuvorkommend, den Verbündeten den Weg verlegen und ihren Rückzug in eine vernichtende Niederlage verwandeln. Indes die übrigen Korps verfolgten nicht energisch genug, und Vandamme wurde selbst 30. Aug. bei Kulm nach tapferm Kampf gefangen genommen. Ein noch härterer Schlag für die Franzosen war, daß Macdonald, der mit 100,000 Mann Blücher in Schlesien weiter hatte verfolgen sollen, von diesem 26. Aug. an der Katzbach bei Liegnitz angegriffen und mit einem Verlust von 30,000 Mann und 100 Kanonen in die Flucht geschlagen wurde. Napoleon zog nun selbst wieder nach der Lausitz, während Marschall Ney mit dem verstärkten Oudinotschen Korps einen neuen Angriff auf Berlin versuchen sollte. Die preußischen Truppen der Nordarmee standen südlich von Jüterbog; Bernadotte hatte den Sieg bei Großbeeren nicht ausgebeutet, kaum das Vordringen nach Süden gestattet, und wiederum wider Willen des Kronprinzen griffen Bülow und Tauentzien 6. Sept. bei Dennewitz mit 50,000 Mann das 70,000 Mann starke Heer Neys an. Die Niederlage desselben war eine vollständige, 15,000 Gefangene und 80 Kanonen ließ er in den Händen der Sieger, und es war kaum möglich, das Heer wieder zu reorganisieren; zahlreiche Rekruten desertierten, und auch die Rheinbundstruppen zeigten sich mißmutig.

Die Lage Napoleons wurde von Tag zu Tag schwieriger. Blücher wich in der Lausitz einer Schlacht aus, der Kaiser konnte ihm nicht weit folgen, sondern mußte der böhmischen Armee wegen sich nach Dresden zurückziehen, und als Blücher mit der schlesischen Armee rechts ab nach der Mittelelbe marschierte, York 3. Okt. bei Wartenburg den Elbübergang erzwang und auch die Nordarmee nun die Elbe überschreiten mußte, stellte sich Napoleon bei Leipzig (s. d.) auf. Der größte Teil seines Heers stand im Südosten der Stadt bei Wachau und Liebertwolkwitz, im Norden stand bloß Marmont mit 20,000 Mann. Im ganzen hatte er 180,000 Mann gegen 200,000 Verbündete, die Nordarmee war noch nicht herangezogen. Die böhmische Armee griff 16. Okt. von Süden her an; aber infolge ungeschickter Anordnungen Schwarzenbergs waren ihre Kräfte verzettelt, und von dem vielen, was man unternahm, gelang nichts: weder glückte es den Österreichern, Lindenau im Rücken der Franzosen zu nehmen, noch den Preußen und Russen, Wachau, den Schlüssel von Napoleons Stellung, zu erstürmen. Nach ungeheuern Verlusten mußten die Verbündeten zurückweichen. Hier konnte Napoleon sich den Sieg zuschreiben. Eine völlige Niederlage der böhmischen Armee wurde nur verhindert durch das Yorksche Korps, welches, allerdings mit dem Verlust eines Drittels seiner Mannschaft, Möckern erstürmte, Marmonts Korps zertrümmerte und diesen sowie Ney hinderte, dem Kaiser nach Wachau zu Hilfe zu kommen. Napoleon konnte sich nicht entschließen, den Rückzug anzutreten, solange derselbe noch ungestört geschehen konnte; er wollte die 170,000 Mann Besatzungen in den Weichsel-, Oder- und Elbfestungen nicht preisgeben, auch sich nicht für besiegt erklären. Er bot 17. Okt. den Verbündeten, freilich unter ganz ungenügenden Bedingungen, Frieden an. Die Alliierten ließen das Anerbieten unberücksichtigt und griffen, durch die Nordarmee und das

Korps von Bennigsen verstärkt, 18. Okt. die Franzosen zum zweitenmal an. Diese hatten sich, jetzt um 100,000 Mann schwächer als der Feind, rings um Leipzig aufgestellt; das Zentrum bildete das Dorf Probstheida. Hier befehligte Napoleon selbst, und wiederum gelang es, die Angriffe der böhmischen Armee zurückzuschlagen. Dagegen errangen im Norden von Leipzig die schlesische und die Nordarmee einen entschiedenen Sieg und drangen bis zu den Thoren von Leipzig vor. In der Nacht vom 18. auf den 19. Okt. trat Napoleon den Rückzug an. Als Bülow am Mittag des 19. Okt. die Stadt erstürmte, waren nur noch 20,000 Franzosen in derselben außer den Verwundeten und Kranken.

Die Preußen drängten nun zu einer energischen Verfolgung, indes die Österreicher wußten dies zu verhindern: Napoleon gelangte noch mit 80,000 Mann an den Main, zersprengte 30. und 31. Okt. bei Hanau das österreichisch-bayrische Heer unter Wrede, welches ihm den Weg verlegen wollte, und überschritt 1. Nov. den Rhein. Der Typhus raffte zwar den größten Teil dieser Armee dahin, und Napoleon schien wehrlos. Wiederum aber ließen ihm die Alliierten Zeit zu neuen Rüstungen, indem auf Metternichs Betrieb im November zu Frankfurt ein Friedenskongreß eröffnet wurde. Man wollte Frankreich die Rheingrenze lassen, aber damit war Napoleon nicht zufrieden. Auch diesmal rettete allein seine Halsstarrigkeit Deutschland und Europa vor einem faulen Frieden. Der Einmarsch in Frankreich wurde beschlossen, in drei Heersäulen fand er Anfang Januar 1814 statt. Die Hauptarmee, durch die Truppen der Rheinbundstaaten verstärkt, überschritt den Rhein bei Basel und nahm als Basis ihrer Operationen das Plateau von Langres. Die schlesische Armee ging in der Silvesternacht über den Mittelrhein bei Kaub und drang in die Champagne ein. Die Nordarmee unter Bülow (Bernadotte führte den Krieg gegen Dänemark) sollte nach Befreiung der Niederlande durch Belgien in den Norden Frankreichs eindringen.

Blücher war schon Ende Januar an der Aube. Hier griff ihn Napoleon 29. Jan. bei **Brienne** an, wurde aber 1. Febr. 1814, nachdem sich Blücher durch einen Teil der Hauptarmee verstärkt hatte, bei **La Rothière** entscheidend geschlagen. Schwarzenberg weigerte sich, diesen Sieg durch den Vormarsch auf Paris auszunutzen. Blücher wollte nun diesen allein unternehmen, weil er den Gegner vernichtet glaubte, wurde aber beim Marsch von Napoleon, der jetzt sein Feldherrngenie aufs glänzendste bewährte, überfallen, und seine Korps erlitten in den Einzeltreffen von **Champeaubert**, **Montmirail** und **Château-Thierry** Mitte Februar empfindliche Verluste und mußten sich auf das rechte Marneufer zurückziehen. Die Vorhut der Hauptarmee trieb Napoleon bei Montereau zurück. Aber Blücher vereinigte sich mit Bülow, auch die Hauptarmee rückte vor, und ein Angriff Napoleons auf jene bei **Laon** wurde 9. März zurückgeschlagen, der auf die Hauptarmee bei **Arcis sur Aube** 20. März. Der Kaiser beschloß jetzt, nach Osten zu marschieren und den Krieg wieder nach dem Rhein zu spielen, wo er noch viele Festungen innehatte; aber die Verbündeten folgten ihm nicht, sondern marschierten direkt nach Paris. Marmont und Mortier versuchten die Stadt zu verteidigen; indes die Preußen und Russen erstürmten die Höhen im Norden und Osten 30. März, und am Abend kapitulierten die Franzosen. Am 31. März fand der feierliche Einzug des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm in Paris statt.

Auf die Kunde von dem Marsch der Alliierten war Napoleon umgekehrt, in Fontainebleau erfuhr er die Einnahme von Paris. Er wollte noch den Kampf an der Loire fortsetzen, indes die Marschälle verweigerten den Gehorsam. Der Senat setzte die Bonapartesche Dynastie ab, und der gestürzte Eroberer mußte sich nach der Insel Elba zurückziehen. In Frankreich ward Ludwig XVIII. als König eingesetzt, mit dem die Mächte 30. Mai 1814 den **ersten Pariser Frieden** schlossen; dieser ließ Frankreich die Grenzen von 1792, es brauchte keine Kriegskosten zu zahlen und behielt sogar die geraubten Kunstschätze.

Doch nur die französischen Verhältnisse berührte dieser Vertrag. Die Verhältnisse Europas sollten auf einem **Kongreß** geordnet werden, der sich 1. Nov. 1814 in Wien versammelte. Die meisten Schwierigkeiten machten hier die Neugestaltung Deutschlands und die Entschädigung Preußens. Letzterm war im Vertrag zu Teplitz 9. Sept. 1813 auch von Österreich die Wiederaufrichtung im Umfang von 1805 zugesichert worden. Es verlangte nun vor allem Sachsen, dessen König kriegsgefangen war. Indes Metternich gönnte Preußen diese Machterweiterung nicht und wußte England und Frankreich für sich zu gewinnen. Rußland stand auf Preußens Seite, und im Januar 1815 waren die Verhältnisse so gespannt, daß ein neuer Krieg drohte. Indes im Februar einigte man sich: Preußen erhielt die Hälfte von Sachsen, und seine westlichen Lande wurden zu den Provinzen Westfalen und Rheinland abgerundet; von Polen erhielt es bloß Posen, das übrige erhielt Rußland. Die Regelung der deutschen Verhältnisse hatte Metternich erschwert durch die Verträge mit den Rheinbundstaaten, welche denselben ihren Besitzstand und ihre volle Souveränität garantierten. Von der Erfüllung der Kalischer Proklamation war keine Rede mehr. Nur der Rheinbund sollte aufgelöst werden und ebenso das Königreich Westfalen. Von der Errichtung eines einigen Deutschen Reichs wollte Metternich nichts wissen. Natürlich widersetzten sich auch Bayern, Württemberg u. a. jeder Beschränkung ihrer Souveränität, Preußen widerstrebte der Wiederherstellung der Kaiserwürde im Haus Österreich, und man war noch über nichts übereingekommen, als Deutschland zu einem neuen Krieg aufgeboten wurde.

Die rücksichtslose Reaktion, welche die Bourbonen und die Emigranten nach ihrer Rückkehr in Frankreich versuchten, und welche dem Volk auch seine teuersten Errungenschaften zu entreißen und die Vermögensverhältnisse zu zerrütten drohte, machte das wiederhergestellte Königtum bald so unpopulär, daß Napoleon es wagen konnte, Elba zu verlassen und 1. März bei Cannes in Südfrankreich zu landen. Die gegen ihn geschickten Truppen unter Ney gingen zu ihm über, und 20. März hielt er seinen Einzug in Paris, von wo Ludwig XVIII. mit seinem Hof eiligst geflohen war. Er gab nun Frankreich eine freisinnige Verfassung und erklärte vor Europa seine Friedensliebe. Aber der Haß und die Furcht waren bei den Völkern und Fürsten Europas noch zu stark. Der Wiener Kongreß erklärte Napoleon als Feind und Störer der Ruhe der Welt in die Acht. Die Mächte erneuerten ihr Bündnis und beschlossen sofort den Angriffskrieg gegen Frankreich. Preußen und England waren die ersten, die mit ihren Kriegsrüstungen bereit waren. 115,000 Preußen unter Blücher und 100,000 Engländer, Niederländer und Deutsche unter Wellington rückten in Belgien ein. Gegen sie zog Mitte Juni Napoleon mit 130,000 Mann. Er fiel zuerst über Blücher her und griff ihn 16. Juni bei **Ligny** an, wäh-

rend er 40,000 Mann unter Ney nach Quatrebras schickte, um Wellington abzuwehren. Nach einem erbitterten, blutigen Kampf wurde Blüchers Zentrum durchbrochen und sein Heer geworfen, Wellington mit Erfolg abgehalten, den Preußen zu Hilfe zu kommen. Dieser zog sich nun auf die Höhen von Waterloo zurück, und nachdem ihm Blücher versprochen, ihm zu Hilfe zu kommen, nahm er hier 18. Juni eine Schlacht an. Am Mittag begann der Angriff der französischen Armee, mit größter Standhaftigkeit hielten ihn Wellingtons Truppen aus. Immer heftiger wurde der Andrang der Franzosen; Napoleon verwendete seine letzten Reserven, um den Feind zu zerschmettern, ehe die Preußen, deren Annäherung ihm gemeldet worden, herankämen. Es war vergeblich, das Bülowsche Korps drückte seinen rechten Flügel ein und bedrohte seinen Rückzug. Die Franzosen wurden vollständig zersprengt und auf der Flucht durch Gneisenaus nachdrückliche Verfolgung gänzlich vernichtet. Am 29. Juni standen die Verbündeten zum zweitenmal vor Paris, und 7. Juli zogen sie als Sieger ein.

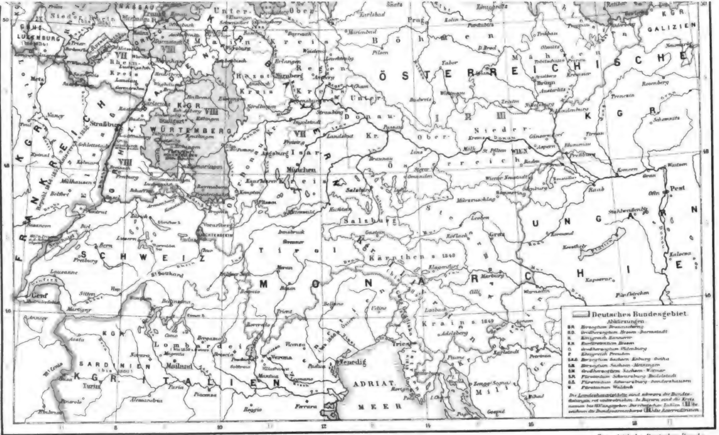
Im zweiten Pariser Frieden (20. Nov. 1815) wurde Frankreich nicht so glimpflich behandelt: es mußte die Kunstschätze herausgeben, 700 Mill. Kriegskosten bezahlen, ebenso erhebliche Summen für Kriegsschäden; indes der Wunsch der deutschen Patrioten, daß Elsaß und ein Teil von Lothringen ihm genommen werde, wurde durch England und Rußland vereitelt; bloß Landau und Saarlouis trat Frankreich ab. Die deutschen Grenzen wurden also nicht gesichert. Inzwischen hatte der neue Krieg auch die Organisation Deutschlands beschleunigt. Am 8. Juni 1815 war von 33 Fürsten und 4 Städten die Bundesakte unterzeichnet worden, welche statt eines einheitlichen Reichs einen »beständigen, unauflöslichen völkerrechtlichen Verein« begründete zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der im Bund befindlichen Staaten. Den Vorsitz erhielt in diesem »Deutschen Bund« Österreich. Das deutsche Volk erhielt keine äußere Organisation seiner Einheit, das preußische nicht die versprochenen Reichsstände. Die Stiftung der Heiligen Allianz deutete an, daß Europa vorläufig in dynastischem Interesse regiert werden würde. Das Ergebnis der blutigen Kämpfe war also nicht die Wiederherstellung eines Deutschen Reichs, der Einheit der deutschen Nation, sondern nur ihre Befreiung vom französischen Joch.

Vgl. außer den Biographien des Freiherrn vom Stein und Gneisenaus von Pertz, Yorks von Droysen, Scharnhorsts von Klippel, den Denkwürdigkeiten von Müffling, Marwitz, Raumer, Ligne, Gagern, Metternich u. a.: Häusser, Deutsche Geschichte vom Tod Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes, Bd. 3 und 4 (4. Aufl., Berl. 1869); v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 1 (3. Aufl., Leipz. 1882); F. Förster, Geschichte der Befreiungskriege (7. Aufl., Berl. 1863–65, 3 Bde.); Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege (4. Aufl., Brem. 1882, 2 Bde.); Derselbe, Geschichte des Jahrs 1815 (Berl. 1865, 2 Bde.); E. M. Arndt, Geist der Zeit (6. Aufl., Altona 1877); Derselbe, Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein (3. Aufl., Berl. 1870); Lehmann, Der Tugendbund (das. 1867); Th. v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten des russischen Generals K. F. Grafen von Toll (2. Aufl., Leipz. 1865–66, 4 Bde.); Bogdanowitsch, Geschichte des Kriegs von 1813 (deutsch, Petersb. 1863–69, 2 Bde.); Derselbe, Geschichte des Kriegs von 1814 (deutsch von Baumgarten, Leipz. 1866, 2 Bde.); Königer, Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris (das. 1865); Klüber, Übersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Kongresses (Frankf. a. M. 1816, 3 Bde.); Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskrieg (Berl. 1876–78, 2 Bde.).

Deutscher Bund (hierzu die Karte »Deutschland während des Deutschen Bundes«), der auf der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 beruhende deutsche Staatenbund, welcher sich infolge des deutschen Kriegs von 1866 aufgelöst hat. Die Akte war auf Grund des österreichischen Entwurfs, den man mit dem preußischen Programm verschmolzen hatte, auf dem Wiener Kongreß (s. d.) zu stande gekommen und ließ viele Wünsche der Nation unbefriedigt, da man nach langen vergeblichen Verhandlungen schließlich unter dem Eindruck der Rückkehr Napoleons den Abschluß eines Bundes beeilt hatte. Zweck desselben war die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten. Das Gebiet des Deutschen Bundes lag zwischen 5° 44′ und 19° 51′ östl. L. v. Gr. und zwischen 45° 5′ und 54° 52′ nördl. Br. und grenzte im N. an die Nordsee, Dänemark (Schleswig) und die Ostsee, im O. an die außerdeutschen Provinzen Preußens (Preußen und Posen), an Russisch-Polen, die außerdeutschen Kronländer Österreichs (Galizien, Ungarn, Kroatien), im S. an das Adriatische Meer, das österreichische (nicht deutsche) Istrien, Venetien, die Lombardei und die Schweiz, im W. an Frankreich, Belgien und die Niederlande. Mitglieder des Bundes waren bei der Gründung 35 (zuletzt 31) monarchische Staaten und 4 Freie Städte; von den Ländern des jetzigen Deutschen Reichs gehörten nicht dazu die Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen, ferner Schleswig und Elsaß-Lothringen, dagegen die deutschen Kronlande Österreichs, Liechtenstein und Luxemburg-Limburg. Während des Bestehens des Bundes sind folgende Gebietsveränderungen eingetreten: Sachsen-Koburg erhielt einen Teil von Sachsen-Gotha mit der Stadt, aus einem andern Teil wurde Sachsen-Altenburg gebildet, während Sachsen-Hildburghausen in Sachsen-Meiningen aufging; die drei anhaltischen Ländchen wurden zu einem Herzogtum Anhalt vereinigt, endlich die beiden Hohenzollern in Preußen einverleibt. Vgl. die Übersicht auf S. 773.

Die Bevölkerungsziffer der einzelnen Bundesstaaten, welche der Bundesmatrikel zu Grunde gelegt war, bezog sich eigentlich nur auf das Jahr 1818, in welchem die Matrikel angelegt ward; obwohl sie später mehrfach revidiert wurde, so fügte man doch nicht neue Einwohnerzahlen ein, sondern änderte die alten nur da ab, wo Gebietsveränderungen eingetreten waren. Daß das Mißverhältnis zwischen Bevölkerung und Beitragspflicht zu den Bundesleistungen von Jahr zu Jahr größer wurde, leuchtet ein. Preußen hatte z. B. nur fünf Sechstel der auf Österreich ruhenden Quote zu zahlen und hatte dieses an Einwohnern in seinen Bundesgebieten schon nach wenigen Jahrzehnten überflügelt. Obwohl die nichtdeutschen Provinzen Österreichs und Preußens dem Bund nicht angehörten, so war in diesem die Zahl der nichtdeutschen Einwohner doch sehr erheblich. Im J. 1864 schätzte man die Zahl der Deutschen auf 37 Mill., wovon 20 Mill. Oberdeutsche, 17 Mill. Niederdeutsche waren; außerdem gab es 7,900,000 Slawen, 550,000 Romanen, 6000 Griechen und Armenier, 500,000 Juden. Von den Romanen waren 420,000 Italiener, 60,000 Wallonen und Franzosen, 10,000 Ladiner (in Tirol), 50,000 Furlaner (in Görz), 3000 Ostromanen. Was die Religion betrifft, so hielten sich beide


DEUTSCHLAND
während des Deutschen Bundes
1815-1866.
Maßstab 1:5 153 000
Deutsche Meilen.
NORD-SEE
OSTSEE
KGR. DANEMARK
KGR. SCHWEDEN
Jütland
Fünen
Seeland
Bornholm
Holstein
GRHZ. OLDENBURG
KGR. HANNOVER
GR. MECKLENBURG SCHWERIN
Brandenburg
BERLIN
Königsberg
Danzig
PREUSSEN
KGR. POLEN
Breslau
Leipzig
Dresden
Hannover
Hamburg
Bremen
Lübeck
Stettin
Köln
Zuider See
Amsterdam
KGR. SACHSEN
KÖNIGREICH PREUSSEN
NIEDERLANDE



Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Deutscher Bund«.

Die Staaten des Deutschen Bundes bei Beginn und zu Ende seines Bestehens.

Bundesstaaten	QKilom.	Einwohner 1815	Einwohner nach der Bundesmatrikel	Einwohner Dezember 1864	Matrikel von 1860 auf 1000 Guld.	Armeekorps und Divisionen
Österreich	197573	9120000	9482227	12802944	314,4	I., II., III.
Preußen	185496	7617000	7948439	}	}	}
Hohenzollern-Hechingen	236	14000	14500	14714026	265,2	IV., V., VI.
Hohenzollern-Sigmaringen	906	38500	35560	}	}	}
Bayern	76258	3350000	3560000	4807440	118,0	VII.
Sachsen	14993	1180000	1200000	2343994	39,8	IX., 1. Division
Hannover	38425	1320000	1305851	1923492	43,3	X., 1. Division
Württemberg	19504	1340000	1395462	1748328	46,3	VIII., 1. Division
Baden	15269	1102000	1000000	1434754	33,1	VIII., 2. Division
Kurhessen	9581	552000	567868	745063	18,9	IX., 2. Division
Großherzogtum Hessen	7680	590000	619500	853315	20,6	VIII., 3. Division
Holstein und Lauenburg	9580	375000	360000	602914	11,9	X., 2. Division
Luxemburg und Limburg	4792	204600	253583	427650	8,4	IX., 2. Division
Braunschweig	3690	210000	209600	293888	6,9	X., 1. Division
Mecklenburg-Schwerin	13304	333000	358000	552612	11,9	X., 2. Division
Nassau	4700	290000	302769	468311	10,0	IX., 2. Division
Sachsen-Weimar	3593	194000	201000	280201	6,7	
Sachsen-Meiningen	}	55000	} 115000	178065	8,8	}
Sachsen-Hildburghausen	5700	33000	}			Reservedivision
Sachsen-Altenburg	}	} 262000	98200	141839	3,2	}
Sachsen-Koburg-Gotha	}	}	111600	164527	3,7	}
Mecklenburg-Strelitz	2929	70000	71769	99060	2,4	X., 2. Division
Oldenburg	6420	202000	220718	301812	7,3	X., 2. Division
Anhalt-Dessau	840	53000	52947	}	}	
Anhalt-Bernburg	780	36000	37046	193046	4,1	
Anhalt-Köthen	727	29000	32454	}	}	
Schwarzburg-Sondershausen	862	44000	45117	66189	1,6	
Schwarzburg-Rudolstadt	940	54000	58937	73752	1,8	
Liechtenstein	157	5100	5546	7150	0,2	
Waldeck	1121	48000	51877	59143	1,7	Reservedivision
Reuß ältere Linie	316	20000	22255	43924	0,7	
Reuß jüngere Linie	826	55000	52305	86472	1,7	
Schaumburg-Lippe	340	24000	24000	31382	0,7	
Lippe	1222	68000	69062	111336	2,3	
Hessen-Homburg	275	20000	20000	27374	0,7	
Lübeck	298	41600	40650	50614	1,3	X., 2. Division
Frankfurt	101	47000	47850	91180	1,6	Reservedivision
Bremen	256	47700	48500	104091	1,6	} X., 2. Division
Hamburg	410	124000	129800	229941	4,3	}
Deutscher Bund:	630100	29168500	30164492	46059329	1000	—

christliche Bekenntnisse ungefähr das Gleichgewicht, indem neben 22,8 Mill. Katholiken 10,2 Mill. Lutheraner, 9,3 Mill. Evangelisch-Unierte und 900,000 Reformierte im J. 1855 geschätzt wurden. Daneben gab es noch 50,000 christliche Sektierer, 5000 nichtunierte Griechen und Armenier und ½ Mill. Juden. Demnach hat sich im neuen Deutschen Reich das Verhältnis zu gunsten der Protestanten bedeutend verschoben.

Die Angelegenheiten des Bundes wurden durch eine Bundesversammlung besorgt, den sogen. Bundestag, welcher aus den bevollmächtigten Gesandten aller Bundesstaaten bestand und seinen Sitz in Frankfurt a. M. hatte. Das Präsidium führte Österreich. Die Bundesversammlung bestand 1) als allgemeine Versammlung oder Plenum, in welcher Österreich und die 5 Königreiche je 4 (24), Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Holstein-Lauenburg und Luxemburg-Limburg je 3 (15), Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau je 2 (6), die übrigen Staaten je 1 Stimme hatten, so daß mit ihren 25 Stimmen das Plenum 70 Stimmen zählte; 2) als engerer Rat (Bundesregierung), in welchem Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt (mit Hessen-Homburg), Holstein (mit Lauenburg), Luxemburg (mit Limburg) je 1 (11), die übrigen Staaten Gesamt- oder Kuriatstimmen, nämlich die 12. die sächsischen Herzogtümer, die 13. Braunschweig und Nassau, die 14. die beiden Mecklenburg, die 15. Oldenburg, die anhaltischen und schwarzburgischen Häuser, die 16. die Fürstentümer Hohenzollern, Reuß, Liechtenstein, beide Lippe und Waldeck, die 17. die vier Freien Städte, gemeinschaftlich führten. Durch die oben erwähnten Gebietsveränderungen sank bis 1865 die Zahl der Virilstimmen im Plenum von 70 auf 65 herab. Das Plenum trat zusammen, wenn es sich um Abfassung oder Abänderung von Grundgesetzen des Bundes, um organische Bundeseinrichtungen und sonstige gemeinnützige Anordnungen, um eine Kriegserklärung oder Friedensbestätigung oder um Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Bund handelte, und zwar fand hier keine Beratung und Erörterung, sondern nur Abstimmung statt, wobei zu einem gültigen Beschluß eine Majorität von zwei Dritteln erforderlich war. Im engern Rat entschied absolute Majorität. Die Sitzungen der Bundesversammlung waren teils vertrauliche zu vorläufiger Besprechung ohne Protokollaufnahme, teils förmliche. Die Protokolle wurden bis zur Mitte des Jahrs 1824 meist veröffentlicht, seitdem nur manchmal, dann gar nicht mehr, zuletzt wieder in knapper Form.

Die Bundesakte gestattete den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten, Grundeigentum außerhalb des Staats, den sie bewohnten, zu erwerben und zu besitzen, ohne deshalb höhere Abgaben als die Einheimischen zu bezahlen, ferner die Freizügigkeit inner-

halb der deutschen Staaten, endlich das Recht, in Zivil- und Militärdienst eines andern Staats zu treten, wenn der Militärpflicht im eignen Vaterland genügt war. Vielversprechend lautete Artikel 13: »In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden«. Kaum waren aber in einigen süddeutschen Staaten konstitutionelle Verfassungen entstanden, so führte die Furcht vor der Revolution den Bundestag 1819 zu den Karlsbader Beschlüssen (s. d.), infolge deren eine Zentraluntersuchungskommission in Mainz niedergesetzt wurde. Die Bundesakte erhielt dann eine Ergänzung in der **Wiener Schlußakte** (vom 15. Mai 1820), in welcher zwar der frühere Artikel 13 bestätigt, aber mehrere denselben einschränkende Bestimmungen getroffen wurden; so z. B.: »Die gesamte Staatsgewalt muß in dem Oberhaupt des Staats vereinigt bleiben, und der Souverän kann durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden«; ferner: »Die im Bund vereinten souveränen Fürsten dürfen durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beschränkt werden«. Nach der Julirevolution nahm der Bundestag von neuem Gelegenheit, die Regierungen zu ermahnen, daß sie den Übergriffen der Landstände wirksam entgegentreten sollten, und stellte für gewisse Fälle sein Einschreiten in Aussicht. Erst in der Revolution von 1848 sind diese Ausnahmebestimmungen aufgehoben worden. (Näheres unter Deutschland, Geschichte.)

Die durch den Bund herbeigeführte Einheit der deutschen Nation beschränkte sich auf die Aufstellung einer **Bundesarmee**, für welche in den Beschlüssen der Bundesversammlung vom 9. und 12. April 1821 und 11. Juli 1822 eine Kriegsverfassung festgestellt wurde. Das Heer, welches zur Verteidigung des Bundes wie jedes seiner Glieder dienen sollte, stand unter der Oberleitung der Bundesversammlung, welcher eine Militärkommission aus sieben stimmführenden höhern Offizieren hierfür unterstellt war. Die Stärke der aufzubringenden Kontingente wurde nach der Bevölkerungszahl von 1818 festgesetzt und bis zum Jahr 1860 noch sechsmal geändert; sie betrug 1 Proz., der Ersatz $\frac{1}{2}$ Proz. 1855 wurde die Stärke auf $1\frac{1}{6}$, die Reserve auf $\frac{1}{3}$ und der Ersatz auf $\frac{1}{6}$ Proz. der Bevölkerung festgesetzt. Nach dem letzten Beschluß der Bundesversammlung hierüber (vom 27. April 1861) zerfiel das Heer in 10 Armeekorps (in der in Tabelle S. 773 angegebenen Weise), von denen das 1.—3. Österreich, das 4.—6. Preußen, das 7. Bayern, die drei letzten nebst einer Reservedivision von den übrigen Staaten gebildet wurden. Das Heer hatte eine Stärke von 553,028 Mann (426,635 Infanterie, 69,218 Kavallerie, 50,254 Artillerie, 6921 Pioniere) mit 1134 Geschützen. **Bundesfestungen** waren Mainz, Luxemburg, Landau, Rastatt und Ulm.

Obwohl sich in der Bundesakte die Bundesglieder vorbehalten hatten, alsbald wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten in Beratung zu treten, ist auf diesem Gebiet nur durch die Initiative einiger Bundesstaaten eine wenigstens teilweise Einigung herbeigeführt worden. So bildeten sich der Preußisch-Deutsche Zollverein und der von Hannover geleitete Steuerverein, welche erst 1851 miteinander verschmolzen und bis zur Auflösung des Bundes alle nichtösterreichischen Bundesstaaten, mit Ausnahme von Mecklenburg-Schwerin, Holstein und den drei Hansestädten, in sich vereinigten. Durch einen Handels- u. Zollvertrag trat dieser Deutsche Zollverein mit dem Österreichischen Zollverein 1853 in Verbindung.

Weit ärger war die Zerrissenheit auf dem Gebiet des **Postwesens** und des **Münzfußes**. Es gab innerhalb des Bundesgebiets 18 verschiedene Postverwaltungen, von denen die österreichische Liechtenstein, die preußische die anhaltischen Lande, Waldeck, die schwarzburgischen Unterherrschaften und Birkenfeld umfaßte, während zum Thurn und Taxisschen Postverein Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Nassau, die schwarzburgischen Oberherrschaften, Hohenzollern, die reußischen und lippeschen Lande und Frankfurt a. M. gehörten. Was das **Münzwesen** anbetrifft, so herrschte bis zur Münzkonvention von 1857 eine den Handel schwer schädigende Verschiedenheit in den einzelnen Bundesstaaten. In Preußen prägte man aus einer kölnischen Mark fein, à 16 Lot Silber, 14 Thlr., in Süddeutschland $24\frac{1}{2}$ Gulden oder $16\frac{1}{3}$ Thlr., in Österreich 20 Guld. oder $13\frac{1}{3}$ Thlr. Während die Staaten des Zollvereins sich schon 1838 über das Wertverhältnis der süddeutschen Münzen zu den preußischen einigten, verzögerte sich die Einigung mit Österreich (inkl. Liechtenstein) bis zur genannten Konvention. Darin wurde statt der kölnischen Mark das Zollpfund, à 500 g, als Einheit festgestellt; aus einem Pfund fein Silber sollten in Norddeutschland 30 Thlr., in Süddeutschland $52\frac{1}{2}$ Guld. (süddeutsche Währung) und in Österreich 45 Guld. geprägt werden. Doch blieb der 14-Thalerfuß in beiden Mecklenburg bestehen und wurde auch von Hamburg und Lübeck angenommen, wo man bisher nach Mark Banko gerechnet hatte. In Bremen rechnete man nach Louisdoren (à 5 Thlr.), in Holstein-Lauenburg nach dänischen Reichsthalern, in Luxemburg wie im Zollverein, in Limburg nach holländischen Gulden.

Die infolge der Pariser Februarrevolution auch in Deutschland wachgerufene Bewegung drängte auf eine Reform der Bundesverfassung im nationalen Sinn hin. Bald nach der Wahl des Reichsverwesers erklärte die deutsche Nationalversammlung 28. Juni 1848 den Bundestag für aufgelöst. Erst als die Bemühungen, Deutschland unter Preußens Führung zu einigen, scheiterten, führte Österreich im Mai 1850 den Zusammentritt des alten Bundestags herbei, und Preußen fügte sich nach der Demütigung von Olmütz (s. Deutschland, Geschichte). Der Zwist der beiden deutschen Großmächte über das Schicksal der Elbherzogtümer hat dann 1866 zur Auflösung des Bundes geführt. Schon 9. April hatte Preußen den Entwurf einer Bundesreform dem Bundestag vorgelegt. Als dann Österreich die Entscheidung über Schleswig-Holstein vor den Bundestag brachte, erklärte Preußen dies für einen Bruch der Gasteiner Konvention und besetzte Holstein. Österreich veranlaßte 14. Juni die Bundesexekution gegen Preußen, welches sofort den Deutschen Bund für aufgelöst erklärte. Die zu Österreich haltende Majorität des Bundestags beschloß infolge der Kriegsereignisse 11. Juli, den Sitz desselben provisorisch nach Augsburg zu verlegen, siedelte 14. Juli dahin über und hielt 24. Aug. ihre letzte Sitzung ab. Vgl. v. Kaltenborn, Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen von 1806 bis 1856 (Berl. 1857, 2 Bde.); Ilse, Geschichte der deutschen Bundesversammlung (Marb. 1860–62, 3 Bde.); K. Fischer, Die Nation und der Bundestag (Leipz. 1880); v. Poschinger, Preußen im Bundestag (das. 1882, 3 Tle.).

Deutsche Reichspartei, s. Reichspartei.

Deutsche Reiter, eine während des Schmalkaldischen Kriegs entstandene Truppe, ein Mittelding zwischen Kürassieren und Arkebusieren (Karabiniers). Weil

sie leichtere, geringere Pferde ritten als Lanciers und Kyrisser, wurden sie auch Ringerpferde genannt. Sie trugen offene Eisenhüte, Brustharnisch (corselet) oder nur Lederkoller mit Halsberge. Das Eisenzeug lackierten sie (daher schwarze Reiter). Ihre Waffen waren Schwert und Faustrohr (Pistol). Ihre Kampfart hieß Naterweistumlen (Tummeln nach Natternart), Karakolieren oder Harcelieren, d. h. sie trabten nahe an den Feind, das vorderste Glied feuerte seine Rohre ab und zog sich dann schnell hinter den Haufen zurück; erst wenn das Feuer gewirkt hatte, griffen sie mit dem Schwert an. Den Hauptschauplatz ihrer Thätigkeit fand diese Reiterart in Frankreich (reîtres) während der Hugenottenkriege und in den Niederlanden, die schwergepanzerte Lanciers überhaupt nicht aufstellen konnten.

Deutscher Herrenorden (Deutsche Ritter), s. Deutscher Orden.

Deutscher Kaffee, s. v. w. Zichorienkaffee, s. Cichorium.

Deutscher Kaiser, nach Artikel 11 der Reichsverfassung Titel des Oberhauptes des neuen Deutschen Reichs, das seit 18. Jan. 1871 besteht; der erste deutsche Kaiser ist Wilhelm I., König von Preußen. (Über die rechtliche Stellung s. Deutschland, Verfassung.) Die Bezeichnung der Beherrscher des alten, bis 1806 bestehenden Reichs als deutsche Kaiser ist zwar unrichtig, da jene römische Kaiser und deutsche Könige waren (s. Heiliges Römisches Reich); dennoch ist der Name »deutsche Kaiser« für die deutschen Herrscher von Heinrich I. (919—936) an üblich geworden selbst für solche, welche die römische Kaiserwürde nie erlangt hatten. Vgl. Kaiser.

Deutscher Kolonialverein, s. Kolonien, S. 958.

Deutscher König (Rex Germaniae oder Rex Germanorum) wird seit dem 11. Jahrh. bisweilen als Titel der deutschen Herrscher gebraucht. Noch nach dem Erlöschen der Karolinger und der Begründung des Deutschen Reichs durch Heinrich I. (919—936), den ersten wirklichen deutschen König, nannten sich die Könige von Deutschland »Könige der Franken« oder schlechtweg »Könige«. Seitdem sich Otto I. 962 zum römischen Kaiser (s. Kaiser) krönen lassen, das Heilige Römische Reich deutscher Nation gegründet und seinen Nachfolgern in der deutschen Krone das Anrecht auf den römischen Kaisertitel erworben hatte, wurde von den Herrschern nach der Kaiserkrönung immer der Titel »Römischer Kaiser« gebraucht und vor derselben der Titel »Römischer König« (Rex Romanorum) üblich. Diesen führten auch die Söhne von Kaisern, welche bei deren Lebzeiten zu Nachfolgern gewählt und gekrönt worden waren, während später für die römischen Kaiser und auch für die nicht zu Kaisern gekrönten Könige immer öfter der Ausdruck »Deutscher Kaiser« angewendet ward. Die deutschen Könige wurden gewählt, seit dem 12. Jahrh. von einer beschränkten Zahl Fürsten (s. Kurfürsten) und in Frankfurt a. M. Die Krönung fand in Aachen, der Residenz Karls d. Gr., zuerst durch den Erzbischof von Mainz, seit dem 11. Jahrh. durch den von Köln statt. Eine feste Residenz hatten die deutschen Könige nicht. Vgl. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, Bd. 6 (Kiel 1875).

Deutscher Krieg von 1866, s. Preußisch-deutscher Krieg.

Deutscher Orden (Orden der Ritter des Hospitals St. Marien des deutschen Hauses oder der Deutschen zu Jerusalem, später auch wohl Kreuzherren, Deutschherren und Marianer genannt), der jüngste der zur Zeit der Kreuzzüge im Heiligen Land entstandenen drei großen geistlichen Ritterorden. Bei der Belagerung von Akka im dritten Kreuzzug errichteten deutsche Kaufleute aus Lübeck und Bremen unter Leitung eines gewissen Siegebrand zur Pflege kranker Landsleute aus ihren Schiffssegeln Zelte zu einem Hospital. Der Zeit und den Umständen gemäß wurde dies eine geistliche, klosterähnliche Stiftung und erhielt die Regeln der Johanniter, deren Meister die Oberaufsicht führen sollte. Bei ihrer Heimkehr übergaben die Kaufleute ihre Stiftung zwei Begleitern des Herzogs Friedrich von Schwaben, dem Kaplan Konrad und dem Kämmerer Burkhard, zu besserm Schutz; sie erhielt jetzt den Namen Hospital St. Marien der Deutschen zu Jerusalem, vielleicht in Anknüpfung an jenes ältere Hospital in Jerusalem, welches nach der Eroberung der Stadt durch Saladin (1187) den Deutschen verloren gegangen war, aber später nach der Wiederbefreiung der Stadt durch Kaiser Friedrich II. dem Deutschen Orden übertragen wurde. Herzog Friedrich nahm sich der frommen Stiftung gern an und empfahl sie seinem Bruder, Kaiser Heinrich VI.; auf sein Bemühen erfolgte auch, wenngleich erst einige Wochen nach seinem eignen Tode, die päpstliche Bestätigung, 6. Febr. 1191. Sofort und in den nächsten Jahren flossen dem Hospital weitere sehr reichliche Schenkungen zu, zumal an Grundbesitz, zunächst in dem bald eroberten Akka selbst und in Palästina überhaupt. Als die deutschen Fürsten, welche 1197 nach dem Heiligen Land gekommen waren, auf die Nachricht vom Tode des Kaisers zur Heimkehr sich anschickten, verwandelten sie 5. März 1198 in Akka, mit Beirat der beiden ältern Ritterorden und andrer geistlicher und weltlicher Großen des Orients, den Krankenpflegerorden in einen geistlichen Ritterorden. Papst Innocenz III. ging bereitwillig darauf ein und sprach seine Zustimmung in der Bulle vom 19. Febr. 1199 aus; zu ihren drei Mönchsgelübden erhielten die Mitglieder des neuen Ritterordens nun noch die Regeln der Templer, d. h. die Verpflichtung zum Heidenkampf; als äußeres Zeichen ihrer Selbständigkeit wurde ihnen eine eigne Kleidung verliehen: der weiße Mantel mit schwarzem Kreuz.

Nunmehr wuchs der Orden schnell an Besitz und Macht. Den ersten Grundbesitz in Europa hatte schon das Hospital durch Heinrich VI. in Unteritalien erhalten, und hier folgten dem gegebenen Beispiel die Vormünder Friedrichs II. und dann nicht minder dieser selbst; weiterer Besitz kam hinzu in Griechenland, Spanien, Frankreich, vorzugsweise und im reichsten Maß aber in Deutschland. Die oberste Leitung der Angelegenheiten des gesamten Ordens führte der Hochmeister, an der Spitze größerer Bezirke standen Landmeister oder Landkomture, in jeder größern Burg waltete ein Komtur (Kommentur, commendator). Aber keiner dieser Beamten war in seinem Teil unumschränkt: wie dem Hochmeister als ständiger engerer Rat fünf Großwürdenträger und als weiterer das jährlich einmal zusammentretende große oder Generalkapitel zur Seite standen, so pflegte jeder Landkomtur mit der Jahresversammlung seines Landkapitels Rat, und jedem Komtur ging der Konvent der zu seiner Burg gehörigen Ordensritter mit Rat und That zur Hand. Jene fünf obersten Beamten oder obersten Gebietiger waren: der Großkomtur, der die Aufsicht über den Ordensschatz und alle Vorräte zu führen und den Hochmeister bei längerer Krankheit oder Abwesenheit zu vertreten hatte; der oberste Marschall, dem das Kriegs-

wesen (Burgen, Kriegsgeräte, Waffenfabriken, Pferde und Wagen), der **oberste Spittler**, dem die Krankenpflege und das ganze Spitalwesen, der **oberste Trappier**, dem die Beschaffung und Verteilung aller Kleidung, endlich der **Treßler**, dem die Verwaltung des gesamten Finanzwesens oblag. Diese und die Landmeister bildeten das Generalkapitel, die unter einem Landmeister stehenden Burgkomture sein Landkapitel. Das Generalkapitel hatte die maßgebende Mitwirkung an der gesetzgebenden Gewalt sowie bei der Entscheidung über Fragen von allgemeiner Wichtigkeit; es nahm die Rechenschaft entgegen, welche die zur Teilnahme berechtigten Gebietiger über ihre Amtsführung, zumal über Einnahmen und Ausgaben, abzulegen hatten, und wurde bei Ernennung, Absetzung und Beförderung derselben gehört. Dem entsprachen die Machtvollkommenheit der Landkapitel: Rechenschaftsabnahme und Ein- und Absetzung derjenigen Beamten, über welche der Landmeister nicht allein, sondern eben nur mit Zustimmung seines Kapitels verfügen durfte, Beratung und Entscheidung über die innere Landesordnung und über die Verhältnisse zum Ausland. Die Beamten, die überdies als Mitglieder eines geistlichen Ordens zu unbedingtem Gehorsam gegen ihre Obern verpflichtet waren, blieben so lange in ihren Stellen, bis sie entweder untüchtig und unbrauchbar oder einer Beförderung würdig erschienen; der Hochmeister dagegen, der nur in ganz besondern Fällen abgesetzt werden konnte, wurde stets auf Lebenszeit gewählt und zwar auf einem Generalkapitel, meist auf einem dazu besonders berufenen, außerordentlichen. — Die zur vollen Mitgliedschaft aufgenommenen Brüder, die rittermäßigen Standes sein mußten, zerfielen, dem doppelten Zweck des Ordens entsprechend, in **Ritterbrüder** und **Priesterbrüder**; neben ihnen gab es, wie in allen geistlichen Körperschaften, auch **dienende Brüder** niedern Standes (**Graumäntler**); zu gewissen Dienstleistungen (in den Hospitälern und auf den Höfen) konnten auch weibliche Personen als **Halbschwestern** aufgenommen werden. Damit ferner der Orden mehr Leuten nütze sein möge, wie es in den Statuten heißt, in Wirklichkeit aber wohl mehr, um die Verpflichtung, für das Wohl des Ordens mitzuwirken, auf weitere Kreise auszudehnen und um Erbschaften zu erlangen, war es auch weltlichen Leuten, verheirateten und unverheirateten, gestattet, »die Heimlichkeit des Ordens zu empfangen«, ohne daß sie aus ihrem Stand austraten; zum Zeichen trugen sie Kleider von geistlicher Farbe mit einem halben Kreuz. Genauere Einsicht in das Wesen und die Verwaltung des Ordens gewähren die Statuten oder **Ordensbücher**, von denen das älteste vorhandene Exemplar (in deutscher Sprache) der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. angehört.

Neben den oben angedeuteten Güterschenkungen liefen schon in den ersten Jahrzehnten des Bestehens des Ordens Verleihungen stattlicher Rechte und Privilegien durch Päpste, Kaiser und Könige her. Nach den päpstlichen Privilegien, welche in der Hauptbulle Honorius' III. vom 15. Dez. 1220 zusammengefaßt sind, war die Stellung des Ordens zu Kirche und Geistlichkeit folgende: Von den Besitzungen, welche er bereits vor dem großen Laterankonzil von 1215 besaß, durfte niemand von ihm den Zehnten fordern, sondern nur von den später erworbenen; nahm der Orden Geistliche, die nicht zu ihm selbst gehörten, an, so hatte über sie nicht der Diözesanbischof, sondern Meister und Kapitel die Jurisdiktion, andre bischöfliche Funktionen aber (Weihe von Altären und Kirchen, Einsetzung von Geistlichen und andre kirchliche Sakramente) standen dem Meister nicht zu, sondern blieben dem Bischof vorbehalten, allerdings zu unentgeltlicher Leistung; in Gebieten endlich, die der Orden den Heiden abnahm, durfte er Kirchen und Kapellen anlegen, die nur dem päpstlichen Stuhl unterworfen sein sollten. Vom König von Jerusalem erhielt der Orden, wie später auch in andern Ländern, Zollfreiheit und als Besserung seines Wappens auf seinem schwarzen Kreuz das goldene Kreuz Jerusalems (nach der Tradition 1219). Kaiser Friedrich II. verlieh ihm das Recht, Reichslehen und Allodien durch Schenkung oder Kauf an sich zu bringen, und gewährte dem Hochmeister sowie dem Landmeister in deutschen Landen eine bestimmt geregelte, sehr gastfreie Aufnahme am Hof.

Als erste Vorsteher des Deutschen Ordens kennen wir aus der Zeit des Hospitals **Siegebrand**, **Gerard** (anderwärts Curandus) und **Heinrich**, dann **Hermann Walpoto**, dem in der Versammlung vom März 1198 die Meisterwürde übertragen wurde, und nach ihm **Otto** und **Heinrich** (anderwärts Hermann). Alle werden gelegentlich in Urkunden erwähnt, dagegen der letzte nur in schriftstellerischen Quellen; der Zusatz v. Bassenheim beim Namen des ersten Meisters sowie die herkömmlichen Familiennamen der andern und die bestimmten Daten für Anfang und Ende ihrer Regierungen gehören erst der Überlieferung des 15. Jahrh. an. Selbst von dem nächsten Meister, dem großen **Hermann v. Salza**, kennen wir nicht das Datum der Wahl, sondern wissen nur, daß er 15. Febr. 1211 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird. In dem langen, erbitterten Streit zwischen Kaiser Friedrich II. und der Kurie, der beinahe das ganze Abendland zerriß und jeden Versuch, die Ungläubigen in Palästina mit vereinten Kräften zu bekämpfen, unmöglich machte, war und blieb Hermann v. Salza der entschiedene, unwandelbar treue Freund nnd Anhänger des Kaisers; aber dennoch wußte er sich auch durchaus die Achtung und Zuneigung der Päpste zu gewinnen und zu erhalten, so daß er mehrmals den Vermittler zwischen Kaiser und Papst spielen konnte. Nicht bloß Privilegien wußte er seinem Orden zu gewinnen, sondern er legte auch durch ausgedehnten Landerwerb den Grund zu einer Macht und Bedeutung desselben, wie sie keiner der andern während der Kreuzzüge entstandenen Ritterorden auch nur annähernd erreicht hat. Der erste Erwerb freilich war nur vorübergehend. 1211 schenkte der König Andreas von Ungarn dem Deutschen Orden das Land **Burza** in Siebenbürgen, um die Angriffe der wilden Kumanen abzuwehren und das Land selbst zu kultivieren. Kaum aber hatte der Orden das Gebiet durch Anlegung von Burgen einigermaßen gesichert und Anbau und Kolonisation befördert, als der König es ihm wieder entriß. Daß es nach einigen Jahren der Dazwischenkunft und Ermahnung des Papstes gelang, den König zur Rückgabe des Landes und zur Erweiterung der Freiheiten und Gerechtsame des Ordens zu bewegen, half nicht viel; denn 1225 wurden die Ritter abermals durch den König aus dem Burzenland vertrieben und diesmal für immer.

Fast genau zu derselben Zeit gewann der Orden das Anrecht zu dem bedeutendsten und folgenreichsten Landerwerb. Seit mehreren Jahrzehnten waren die nördlichen Teilfürstentümer Polens von den durch frühere Angriffskriege gereizten heidnischen **Preußen** in die äußerste Bedrängnis gebracht und standen ihnen zuletzt fast wehrlos gegenüber. Endlich entschloß sich der Herzog Konrad von Kujavien und

Masovien auf den Rat des Heidenbekehrers und ersten Bischofs der Preußen, Christian, der selbst vor ihnen hatte flüchten müssen, den Deutschen Orden zur Bekämpfung der gefährlichen Nachbarn herbeizurufen und ihm als Preis für die Hilfe nicht bloß das bereits zum polnischen Reiche gehörige, nur augenblicklich wieder abgerissene Kulmer Land als Eigentum zu verheißen, sondern ihm auch zur Eroberung aller preußischen Gaue seine Einwilligung zu gewähren. Doch durch das eben erfahrene Mißgeschick vorsichtig gemacht, ging der Hochmeister nicht eher auf das Anerbieten ein, als bis auch der Kaiser ihm den Besitz jener Lande, wenn er sie den Heiden abnähme, urkundlich zugesichert hatte. Im März 1226 verlieh Friedrich II. dem Hochmeister Hermann v. Salza und seinen Nachfolgern das Kulmer Land und Preußen und übertrug sie ihnen für den Fall der Eroberung als Lehen des Reichs. Hierdurch erhielten die Hochmeister des Deutschen Ordens die Reichsfürstenwürde, in der sie nachher fast immer erscheinen, und wahrscheinlich fügten sie bei dieser Gelegenheit zu ihren ältern Schildeszeichen noch den schwarzen Adler hinzu. Die endgültige, wenngleich etwas beschränkte Zustimmung des Papstes ist erst in einer mehrere Jahre jüngern Urkunde ausgesprochen. (Das Genauere über Erwerbung, Eroberung und Verwaltung Preußens durch den Deutschen Orden s. Ostpreußen, Geschichte.)

Nach mehrjährigen Verhandlungen, durch welche genauere politische und kirchliche Abmachungen mit polnischen Fürsten und Bischöfen getroffen wurden, entsandte endlich der Hochmeister zu Anfang des Jahrs 1230 den Ordensritter Hermann Balk mit Rittern und Knechten zur Eroberung der übertragenen Lande und ernannte ihn zugleich zum Landmeister derselben. Anfangs waren die Unternehmungen des Ordens von großen Erfolgen begleitet, da man mit nicht allzu großer Anstrengung erst das Kulmer Land gewann, dann am rechten Ufer der Weichsel und Nogat hinab bis ans Frische Haff und endlich längs des Südufers des Haffs bis an den Pregel und darüber hinaus bis ins Samland hinein vordrang. Dabei hatte nur der westliche Nachbar, der Herzog Swantopolk von Pommern, durch das schnelle Wachstum der neuen Macht erschreckt, ernsten und nicht ganz ungefährlichen Widerstand versucht, ward aber schließlich doch zum Frieden gezwungen. Die Preußen selbst unternahmen den ersten gemeinsamen und darum Erfolg verheißenden Widerstand erst, als bereits 30 Jahre gegen sie gekämpft und reichlich die Hälfte ihrer Gaue von den Fremden in Besitz genommen war. Sie fanden bei den stammverwandten Litauern Unterstützung; die Stellung der Polen war, wenn sie auch die Heiden nicht geradezu zu unterstützen wagten, gleichfalls aus wachsender Eifersucht mindestens zweideutig. 15 Jahre bedurfte der Orden, welcher beim Anfang der Empörung alles Gewonnene bis auf drei Punkte verloren hatte, um auf den frühern Stand zurückzukommen. Nach weitern 8 Jahren, 1283, waren endlich auch die östlichen Landschaften, die zum größten Teil nicht von Preußen, sondern teils von Litauern, teils von den ebenfalls stammverwandten Jadzwingern bewohnt waren, erobert, so daß die Bezwingung und Gewinnung des ganzen Heidenlandes, bei welcher der Orden vielfach durch deutsche Kreuzfahrer unterstützt wurde, von der untern Weichsel bis etwa zur mittlern Memel hin 53 Jahre erfordert hatte. Mit der Eroberung des Landes hielt die Kolonisation gleichen Schritt: von den unter großen Vergünstigungen hereingerufenen deutschen Einwanderern wurde eine ganze Reihe von Städten gegründet, verwüstete Dörfer hergestellt und neue angelegt, Anziehenden ritterlichen Standes Grundeigentum gewährt, endlich auch solchen Eingebornen, die sich gutwillig unterwarfen, Landbesitz gelassen.

Während dieser Zeit war endlich auch der dritte große Landerwerb für den Deutschen Orden vor sich gegangen, indem der 1202 zur Bekämpfung der Liven, Kuren und Esthen gestiftete Orden der Schwertbrüder, der keine große Macht besaß und schließlich in die äußerste Gefahr gekommen war, mit päpstlicher Bewilligung 1237 in den Deutschen Orden übertrat und ihm seine Besitzungen und Anrechte zubrachte; der letztere gewann hierdurch Kurland, Semgallen und Livland, während Esthland noch über ein Jahrhundert lang (bis 1346) im Besitz der Dänen blieb. (Genaueres s. unter Schwertbrüderorden und Livland.) Doch war dieser Zuwachs an Landbesitz und Streitkräften auf der andern Seite mit schlimmen Nachteilen verknüpft, indem der Orden durch ihn in ärgerliche Händel mit den dortigen Bischöfen, die eine wesentlich andre Stellung als die vier preußischen einnahmen, zumal mit dem Erzbischof von Riga, dem Metropoliten für Livland und Preußen, verwickelt wurde und auch die Zahl der äußern Feinde wachsen sah. Die Russen freilich kamen nur für den äußersten Osten in Betracht; aber die Litauer konnten ihre Angriffe leicht nach beiden Seiten hin machen, nach Livland wie nach Preußen. Um sie sobald wie möglich zu bezwingen, und um ihrer ursprünglichen Verpflichtung, der Bekämpfung der Heiden, auch weiterhin obzuliegen und sich so die fernere Unterstützung der Christenheit zu sichern, begannen die Ritter gleich nach der Unterwerfung Preußens Krieg gegen die Litauer und setzten denselben so lange fort, bis diese nach ihrer Vereinigung mit Polen (1386) und ihrer Bekehrung zum Christentum dem Orden an Macht gleich und gefährlich wurden. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. dehnten sich die Besitzungen des Ordens am weitesten aus: wir hören von Landkomturen von Livland, Preußen, Deutschland, Österreich, Apulien, Sizilien, Spanien, Romanien (griechisches Kaiserreich) und Armenien; Palästina verwaltete der Hochmeister selbst; mit der Zeit aber gingen die Besitzungen in allen diesen Ländern bis auf die ersten vier verloren. Aus Palästina mußten die Ritter 1291 weichen, als Akka, der einzige Punkt, den die Christen so lange behaupteten, verloren ging. Nunmehr wurde der Hauptsitz des Ordens, das Ordenshaupthaus, nach Venedig verlegt.

Von den Hochmeistern, die nach Hermann v. Salza, welcher 19. März 1239 zu Barletta in Apulien starb, während zweier Menschenalter an der Spitze des Ordens standen, läßt sich fast niemals die Regierungsdauer genau bestimmen. Hermanns nächster Nachfolger, Landgraf Konrad von Thüringen, der höchstens ein Jahr lang im Amt war, starb 24. Juli 1240. Es folgten Gerhard v. Malberg, der 1242 und 1243, Heinrich v. Hohenlohe, der 1245—48 erwähnt wird, Günther, von dem nur Name und Todestag bekannt sind, Poppo v. Osterna, der 1256 abdankte; Anno v. Sangerhausen, gewählt 1256, starb 8. Juli 1273 (oder 1274); Hartmann v. Heldrungen starb 19. Aug. 1282; Burkard v. Schwanden resignierte 1290; Konrad v. Feuchtwangen starb 1296; Gottfried v. Hohenlohe, gewählt 3. Mai 1297, entsagte im Oktober 1303; Siegfried v. Feuchtwangen, gewählt 18. Okt. 1303, starb 5. März 1311. Der letzte der genannten Meister verlegte, da an eine Rückkehr nach Palästina nicht mehr

zu denken war und dauerndes Verbleiben in Venedig wegen der politischen Verhältnisse der Stadt nicht rätlich erschien, 1309 die hochmeisterliche Residenz in dasjenige Land, welches damals und voraussichtlich noch für längere Zeit die Hauptthätigkeit des Ordens in Anspruch nahm, nach Preußen, und wählte zu seinem Sitz die Marienburg, die zwar schon lange vorher angelegt worden war, aber die erhabene Gestalt, welche ihre Reste noch heute erkennen lassen, erst im 14. Jahrh. erhalten hat. Unmittelbar vor der Übersiedelung in die Marienburg gewann der Orden die (von dem bereits erwähnten Esthland abgesehen) letzte bedeutende Erweiterung seines Gebiets an der Ostsee. Der preußische Landmeister kaufte 1308 das Herzogtum **Pommerellen** (s. d.) mit den Hauptorten Danzig, Dirschau und Schwetz, um welches seit dem Aussterben der eingebornen Herzogsfamilie ein Erbfolgestreit obwaltete, von den zumeist berechtigten Markgrafen von Brandenburg, um sich nicht etwa durch die Polen, deren Fürsten ebenfalls Ansprüche geltend machten, von der Verbindung mit Deutschland abschneiden zu lassen.

Für die nächsten zwei Jahrhunderte fließt die Geschichte des Deutschen Ordens mit der Geschichte von Preußen (s. Ostpreußen) und Livland (s. d.), seinen Hauptgebieten, zusammen, da seine übrigen Besitzungen, die zerstreut umherlagen, ohne besondere politische Bedeutung waren. Die Glanzperiode der ganzen Ordensgeschichte fällt in das 14. Jahrh. Die stille Eifersucht des erstarkenden Polenreichs trat offen hervor, als Pommerellen dem Orden zufiel, und bereitete ihm, wenn auch weniger mit den Waffen als auf diplomatischem Weg, manchen bösen Strauß; die Kurie, hieran anknüpfend, wollte den Orden gefügiger und seine Lande ergiebiger machen; der Erzbischof von Riga strebte danach, in Livland die Obergewalt zu erlangen, die Stadt Riga aber nach Selbständigkeit. Doch alle diese Gefahren wußte der Orden zu überwinden. Die ununterbrochenen Kriegszüge nach Litauen brachten zwar keinen positiven Gewinn, aber großen Ruhm in der Meinung jener Zeit. Eine ganz hervorragende Stellung, einige Zeit fast die leitende Rolle gewann der Hochmeister in den nordischen Verhältnissen: die Hansa erfreute sich bisweilen seiner Unterstützung in ihren Kriegen gegen die nordischen Kronen, ohne die Ordenshilfe vermochte man das entsetzliche Unwesen der seeräuberischen Vitalienbrüder auf der Ostsee nicht zu bewältigen. Die ganz vortreffliche Regierung der eignen Lande, die wahrhaft landesväterliche Fürsorge für die Unterthanen bewirkten, daß diese trotz vieler schwerer Opfer, trotz manchen kleinen Zwiespalts in treuer Ergebenheit zu den Rittern, den »Herren«, standen. In dieser Zeit regierten die folgenden Hochmeister: **Karl v. Trier** 1311 bis 12. Febr. 1324; **Werner v. Orseln**, gewählt 6. Juli 1324, ermordet 18. Nov. 1330; Herzog **Luther von Braunschweig** 17. Febr. 1331 bis 18. April 1335; Burggraf **Dietrich von Altenburg** 3. Mai 1335 bis 6. Okt. 1341; **Ludolf König**, gewählt 6. Jan. 1342, dankte 14. Sept. 1345 ab; **Heinrich Dusemer**, gewählt 13. Dez. 1345, dankte 1351 ab; **Winrich v. Kniprode** vom 16. Sept. 1351 bis 24. Juni 1382; **Konrad Zöllner v. Rothenstein** 2. Okt. 1382 bis 20. Aug. 1390; **Konrad v. Wallenrod** 12. März 1391 bis 25. Juli 1393; **Konrad v. Jungingen** 30. Nov. 1391 bis 30. März 1407.

Im höchsten Grad bedenklich wurde die Lage des Ordens erst dadurch, daß der litauische Großfürst **Jagello** sich samt seinem Volk 1386 taufen ließ, die polnische Erbtochter Hedwig heiratete und durch sie die polnische Krone gewann; denn der vereinten Macht beider Reiche zu widerstehen, reichten die Kräfte des Ordens schließlich doch nicht aus. Daß der Orden zunächst ohne Rücksicht auf die wenn auch nur äußerliche und oberflächliche Bekehrung die Heidenfahrten nach Litauen nicht einstellte, gab den Gegnern genügenden Grund zu Klage und Drohung; als sich dann der Hochmeister **Ulrich v. Jungingen** (gewählt 26. Juni 1407), um mit Einem Schlag die Entscheidung herbeizuführen, übereilt in den Kampf stürzte, verlor er in der Schlacht bei Tannenberg 15. Juli 1410 Sieg und Leben. Nur die durch die Umsicht und den Mut **Heinrichs v. Plauen** herbeigeführte Erhaltung der Marienburg rettete den Orden vom völligen Untergang Die Niederlage brachte ihm aber unersetzlichen Schaden an seinem Ruhme, mit den Heidenfahrten hörten auch die Zuzüge von auswärts auf, und der Orden mußte sowohl die Unterthanen noch weit mehr als früher zum Kampf heranziehen, als auch für schweres Geld Söldner unter Waffen halten; dadurch steigerten sich die Lasten des Landes zu erdrückender Schwere, Ackerbau und Gewerbe verfielen, der Handel beschränkte sich zuletzt allein auf Danzig. So entstand zunächst eine erklärliche Abneigung, dann tiefe Erbitterung im Land gegen den Orden, der, weil er sich fast ausschließlich aus dem Ausland ergänzte, in kein inniges Verhältnis zu den Landeseingesessenen treten konnte und, weil er keinen höhern Zweck mehr hatte, schnell entartete. Fast ohne Verbindung mit dem Reich, dessen Zustände auch nicht eben geeignet waren, nationale Gefühle zu erwecken und zu ermutigen, neigten sich der landsässige Adel und die Städte in Preußen, welche vergeblich vom Orden Anteil an der Verwaltung des Landes und Befreiung von den drückenden Lasten forderten, Polen zu. Da der Polenkönig bereitwillig Erhaltung der Privilegien und Besserung der Zustände versprach, ergriff man vereint mit ihm die Waffen gegen die verhaßte Herrschaft. Nach zwölfjährigem Krieg (1455–66) verlor der Orden die westliche Hälfte Preußens samt Ermeland und mußte für die östliche die Lehnshoheit des Polenkönigs anerkennen. Die Politik der folgenden Hochmeister ging dahin, sich womöglich der Eidesleistung zu entziehen; nur einer huldigte freiwillig.

Seit der Schlacht von Tannenberg verwalteten das hochmeisterliche Amt: **Heinrich v. Plauen** 9. Nov. 1410 bis 14. Okt. 1413 (entsetzt); **Michael Küchmeister** 9. Jan. 1414 bis März 1422, **Paul v. Rußdorf** 10. März 1422 bis 2. Jan. 1441 (beide dankten ab); **Konrad v. Erlichshausen** 12. April 1441 bis 7. Nov. 1449; **Ludwig v. Erlichshausen** 21. März 1450 bis 4. April 1467; **Heinrich Reuß v. Plauen** 17. Okt. 1469 bis 2. Jan. 1470; **Heinrich v. Richtenberg** 29. Sept. 1470 bis 20. Febr. 1477; **Martin Truchseß v. Wetzhausen** 4. Aug. 1477 bis 2. Jan. 1489; **Hans v. Tiefen** 1. Sept. 1489 bis 25. Aug. 1497. Der folgende Hochmeister, Herzog **Friedrich zu Sachsen** (gewählt 29. Sept. 1498), ging schließlich, allen persönlichen Gefahren auszuweichen und Hilfe zu suchen, nach Deutschland und starb daselbst 13. Dez. 1510. Auch sein Nachfolger, Markgraf **Albrecht von Brandenburg-Ansbach** (gewählt 13. Febr. 1511), des Polenkönigs Schwestersohn, vermochte sich weder in der Güte noch durch Waffengewalt aus den Verpflichtungen des ewigen Friedens von 1466 zu lösen. Wie er selbst, durch persönlichen Verkehr für die neue evangelische Lehre gewonnen, den Rat Luthers, aus dem Orden auszutreten, zu heiraten und aus Preußen ein weltliches Fürstentum

zu machen, bereitwillig annahm, so ließ sich schließlich auch der König, zwar nicht aus religiösen, wohl aber aus politischen Gründen, für denselben Gedanken gewinnen, und nachdem 8. April 1525 unter dieser Bedingung ein Friede zwischen Polen und Preußen zu Krakau abgeschlossen war, wurde Albrecht am 10. April mit dem Ordensland Preußen als einem erblichen, von Polen lehnbaren Herzogtum belehnt. 1561 folgte dem gegebenen Beispiel der livländische Heermeister Gotthard v. Kettler, indem er Livland an die Krone Polen abtrat und Kurland und Semgallen als erbliches Herzogtum und polnisches Lehen erhielt.

Selbstverständlich erfolgten gegen die Säkularisation Preußens die lautesten Widersprüche vom Orden her. Der Deutschmeister wurde vom Kaiser zuerst mit der Administration betraut, dann auf dem Augsburger Reichstag von 1530 mit der hochmeisterlichen Würde selbst und mit Preußen belehnt, Herzog Albrecht in die Reichsacht erklärt und zur Herausgabe des Landes aufgefordert. Da aber niemand da war, der die Ausführung solcher Verordnungen übernommen hätte, so blieben sie, so oft sie auch damals und in Zukunft wiederholt wurden, erfolglos. Wenngleich seit 1530 die Hoch- und Deutschmeisterwürde des Ordens bis zu seiner gänzlichen Aufhebung in Einer Person vereinigt blieb, so konnte doch der Orden wegen seines verhältnismäßig geringen Besitzes, der etwa 2200 qkm betrug, zu keiner politischen Bedeutung mehr gelangen. Die fast im ganzen Reich zerstreuten Güter des Ordens, dessen Hauptsitz Mergentheim wurde, waren zur leichtern Übersicht in zwölf Balleien, deren jede unter einem Landkomtur stand, verteilt: Thüringen, Österreich, Hessen, Franken, Koblenz, Elsaß, Bozen oder an der Etsch, Utrecht, Alten-Biesen, Lothringen, Sachsen, Westfalen. Diese Besitzungen wurden bedeutend geschmälert, als im Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) alle links vom Rhein gelegenen Teile des Deutschen Reichs und damit drei Ordensballeien an Frankreich abgetreten wurden. Im Preßburger Frieden erhielt Kaiser Franz II., nachdem schon vorher den Kurfürsten von Bayern, Württemberg und Baden die in ihren Landen gelegenen Ordensgüter zugewiesen waren, das Recht, die Hoch- und Deutschmeisterwürde einem Mitglied seines Hauses erblich zu verleihen; aber sein Bruder Anton Joseph Viktor Rainer, der augenblickliche Hoch- und Deutschmeister, dem er dieses neue Erbfürstentum zusprach, genoß dasselbe nicht mehr lange, denn 24. April 1809 erklärte Napoleon zu Regensburg den Deutschen Orden in allen Staaten des Rheinbundes für aufgehoben und vereinigte seine Güter mit den fürstlichen Domänen, so daß der Orden nur noch in Österreich und in den Niederlanden (Ballei Utrecht) bestehen blieb.

Gegenwärtige Verhältnisse des Deutschen Ordens.

Kaiser Ferdinand I. gab demselben 28. Juni 1840 für Österreich neue Statuten, wonach der Orden ein selbständiges geistlich-ritterliches Institut unter dem Band eines unmittelbaren kaiserlichen Lehens sein sollte. Er ist von der allgemeinen Oberaufsicht der landesfürstlichen Behörden befreit, doch muß dem Kaiser als Ordensoberhaupt Rechenschaft abgelegt werden. Die »Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ritterordens« sind österreichische geistliche Lehnsherren. Die Ordensritter und Priester werden nach ihren Ordensgelübden als Religiosen angesehen und sind nur dem Hochmeister über ihr Thun und Lassen Rechenschaft schuldig. Die Ordensritter teilen sich in Großkapitulare, Profeßritter und Ehrenritter; außerdem hat der Orden Priester und Schwestern, welch letztere sich mit Kindererziehung und Krankenpflege befassen. Die Ehrenritter müssen acht Ahnen aufweisen, katholisch sein, 1500 Gulden Eintritt und jährlich 100 Guld. zahlen. Der Orden, welcher sich neuerdings auch die freiwillige Sanitätspflege im Heer zur Aufgabe gemacht hat, stellt seit 1875 an 40 Feldsanitätskolonnen kriegsbereit. Das Ordenszeichen besteht für die drei Klassen in einem schwarz emaillierten, silbergeränderten Kreuz von Gold, gedeckt von blauem Helme mit goldenen Spangen und roter Füllung und fünf Federn, zwei schwarzen zwischen drei weißen, an denen der Ring sich befindet, in welchen sich das breite schwarzseidene Band schlingt, an dem das Kreuz um den Hals getragen wird. Dazu haben sie noch ein schwarzsilbernes emailliertes Kreuz auf der Brust. Der Hoch- und Deutschmeister trägt eine besondere Dekoration auf der Brust und am Hals. Dem Erzherzog Anton folgte 1835 als Hochmeister des Ordens Erzherzog Maximilian, diesem 25. Juni 1863 als 57. Hochmeister Erzherzog Wilhelm, Sohn des Erzherzogs Karl, geb. 1827. Der Deutsche Orden besteht außer in Österreich auch noch in den Niederlanden fort. Die Ballei Utrecht war eine der größern Balleien des Deutschen Ordens in Deutschland und verdankt ihre Begründung Schenkungen der Edelherren Sweder v. Dingede und Sweder v. Ringenberg, welche dem Orden Güter im Bistum Utrecht schenkten. Der erste Landkomtur war Ritter Anton v. Lederfake (gest. 1266). Später hatte die Ballei 15 Komtureien, von denen noch 10 bestehen. Die Reformation entzog die Ballei Utrecht dem Hochmeistertum zu Mergentheim, und die Staaten der Provinz Utrecht gaben dem Orden ein durchaus protestantisches Gepräge. Alle Bemühungen Mergentheims, ihn zurückzugewinnen, waren umsonst. Napoleon hob 1811 auch die Utrechter Ballei auf, König Wilhelm stellte sie jedoch 1815 wieder her. Der Orden hat jetzt einen Landkomtur, Komture und Ritter. Zur Aufnahme gehören vier Ahnen von 200jährigem Adel. Die Mitglieder beziehen die Einkünfte der Ballei. Die Exspektanten dürfen ein kleines Kreuz tragen, zahlen aber dafür 760 Guld. zur Ordenskasse. Vgl. Joh. Voigt, Geschichte des Deutschen Ritterordens (Berl. 1857—59, 2 Bde.); Rethwisch, Die Berufung des Deutschen Ordens gegen die Preußen (das. 1868); Perlbach, Preußische Regesten (Königsb. 1875); Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen (Halle 1872—84, 1.–3. Buch); Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen (Gotha 1880); »Archieven der ridderlijke Duitsche Orde, Balie van Utrecht«, herausgegeben von J. J. de Geer (Utrecht 1871, 2 Bde.); außerdem Redopil, Deutsche Adelsproben aus dem Deutschen Ordenszentralarchiv (Wien 1868, 3 Bde.).

Deutscher Schulverein in Österreich, gegründet in der ersten Vollversammlung 2. Juli 1880 zu Wien, hat den Zweck, in den Ländern Österreichs mit sprachlich gemischter Bevölkerung, an den deutschen Sprachgrenzen und auf den deutschen Sprachinseln, besonders dort, wo die Errichtung einer deutschen Schule auf öffentliche Kosten nicht erreicht werden kann, die Bestrebungen der Bevölkerung zur Erlangung und Erhaltung deutscher Schulen zu fördern. Ende 1883 bestand der Verein aus 761 Ortsgruppen mit rund 100,000 Mitgliedern, darunter 6000 Frauen und 1400 Körperschaften. Im J. 1883 hat der Verein über 150,000 Gulden zur Gründung und Erhaltung von Schulen verwendet und sein Stammvermögen auf 100,000 Guld. gebracht. Vgl. »Mitteilungen des

Deutschen Schulvereins« (Wien, seit Februar 1883, jährlich viermal). Dieser Vorgang der Deutsch-Österreicher führte 15. Aug. 1881 zur Gründung des Allgemeinen deutschen Schulvereins mit dem Sitz in Berlin. Derselbe hat (§ 1 des Statuts) den Zweck, die Deutschen außerhalb des Reichs dem Deutschtum zu erhalten und sie nach Kräften in ihren Bestrebungen, Deutsche zu bleiben oder wieder zu werden, zu unterstützen. Er sucht (§ 2) diesen Zweck zu erreichen durch Unterstützung und nach Umständen Errichtung deutscher Schulen und Bibliotheken, Beschaffung deutscher Bücher, Verbreitung passender Schriften, Unterstützung deutscher Lehrer ꝛc. Der Verein zählte Ende 1883 in 76 Ortsgruppen 9016 Mitglieder und verwendete im J. 1883 rund 21,000 Mk.

Deutsches Band, s. Fries.

Deutsche Schrift, s. Deutsche Sprache, S. 789 f.

Deutsches Meer, s. v. w. Nordsee; in poetischer Hyperbel der Bodensee.

Deutsche Sprache. Die Bezeichnung d. S. ist in verschiedenen Bedeutungen gebraucht worden. Manche, wie Jakob Grimm in seiner »Deutschen Grammatik«, bezeichnen damit die ganze Familie, die wir besser germanische Sprachen nennen; andre sprechen wieder von deutschen Sprachen im Gegensatz zu den skandinavischen und meinen damit den auch Westgermanisch genannten Zweig der germanischen Sprachen (s. d.), begreifen also darunter außer Hoch- und Niederdeutsch auch das Holländische, Friesische und Angelsächsische (Englische). Am gewöhnlichsten bezeichnet man damit die im eigentlichen Deutschland oder vielmehr in dem Gebiet, in welchem man sich des Hochdeutschen als Litteratursprache bedient, herrschenden Sprachen und Mundarten (natürlich die Schriftsprache inbegriffen). Es ist sonach die d. S. nur ein Teil des Westgermanischen. Das Westgermanische in seiner ältesten uns vorliegenden Gestalt zerfällt in die Mundarten der Friesen, Angelsachsen, Sachsen, Franken und der oberdeutschen Stämme (Bayern und Alemannen). Durch die Auswanderung der Angelsachsen nach Britannien (5. Jahrh.) trat die Sprache derselben aus der engen Verbindung mit den übrigen Sachsen heraus und entwickelte sich selbständig weiter. Sehr nahe verwandt und in der Zeit nach der Völkerwanderung wohl nur durch geringe dialektische Abweichungen verschieden waren die Mundarten der Oberdeutschen, Franken und Sachsen. Da trat in Oberdeutschland eine Lautbewegung ein, die sogen. zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung, wodurch (seit dem 7. Jahrh.) Hochdeutsch und Niederdeutsch geschieden wurden; der Zustand der oberdeutschen Sprache, welcher nach dieser Lautwandlung eintrat, wird Althochdeutsch genannt (über die vorangegangene erste Lautverschiebung s. Germanische Sprachen). Am meisten betroffen waren die germanischen Tenues (t, p, k), die im Inlaut (d. h. im Innern der Wörter) zu Spiranten wurden: t zu ȝ (dasjenige z, welchem heute ß oder ss entspricht), p zu f und k zu hh oder ch. Es ward also z. B. got. wato (angelsächs. väter, engl. water) zu althochd. wazzar, neuhochd. wasser; got. slêpan (niedersächs. slapen, engl. sleep) zu althochd. slâfan, neuhochd. schlafen; altsächs. makôn (engl. make) zu althochd. machôn, neuhochd. machen. Standen dagegen die germanischen Tenues im Anlaut oder im Inlaut nach Konsonanten, resp. in Verschärfungen, so wurde t zu z (= ts), p zu pf (ph), k zu kch, doch dieses letztere nur im Alemannischen und im Bayrischen, während in den nördlichern Teilen des hochdeutschen Gebiets das ursprüngliche k bestehen blieb. So wurde got. tinhan zu althochd. ziohan, neuhochd. ziehen; got. swarts (altsächs. swart) zu althochd. swarz, neuhochd. schwarz; altsächs. plegan zu althochd. pflegan, neuhochd. pflegen; altsächs. skeppian zu althochd. scephan, neuhochd. schöpfen; got. kaurn (sächs. korn) zu alemann. kchorn (geschrieben meist chorn), aber gemeinhochd. korn; got. vakjan zu alemann. wekchan (wecchan), gemeinhochd. wecken. Diese altoberdeutsche Wandlung des k ist noch heute in Süddeutschland in Kraft; in der Schweiz z. B. ist aus dem alten kch jetzt ein vollständiges ch geworden, man sagt dort chind, chorn ꝛc. Außer diesen Wandlungen der germanischen Tenues im Althochdeutschen wurde besonders noch die germanische Media d verändert, welche in t überging; so wurde z. B. got. dags zu althochd. tac: altsächs. dôn zu althochd. tuon, neuhochd. thun; angelsächs. fader zu hochd. vater. Die germanischen Mediä b und g dagegen blieben als solche bestehen. Eine weitere Erscheinung, daß nämlich das germanische th überall in d übergeht, ist nicht dem Hochdeutschen allein eigen, sondern erstreckt sich auch auf das Sächsische und Fränkische. Nur das Angelsächsische (Englische) und einige friesische Dialekte haben das alte th noch ungeschwächt erhalten. Es heißt also got. thu, engl. thou, im ältesten Althochdeutschen thu, aber bald du; got. threis, engl. three, althochd. und sächs. drî, neuhochd. drei. Durch diese Lautverschiebung wurde dann das Hochdeutsche den übrigen Mundarten des westgermanischen Zweigs äußerlich so unähnlich, daß man die letztern, namentlich das Sächsische und (Nieder-) Fränkische, im Gegensatz zu Hochdeutsch unter dem Namen niederdeutsche Sprachen zusammenfaßt.

Der große fränkische Stamm zog sich von der Pfalz und den Mainländern den Rhein entlang bis in die Niederlande; daher betraf die hochdeutsche Lautverschiebung nur seine südliche Hälfte, die nördliche blieb davon gänzlich unberührt. Die südliche Hälfte, das jetzt allein so genannte Franken nebst der Pfalz und dem Rheingau, rechnet man danach ohne weiteres zum Hochdeutschen; die ältesten südfränkischen Quellen (z. B. Otfried) werden althochdeutsche genannt. Man teilt daher gewöhnlich das Althochdeutsche in den fränkischen, bayrischen und alemannisch-schwäbischen Dialekt. Nördlich an diese oberfränkische Mundart schließt sich (von Trier, Koblenz bis gegen Aachen und Düsseldorf) eine Mundart an, die ebenfalls noch vieles Hochdeutsche in sich schließt, aber doch in manchen Punkten den ursprünglichen niederdeutschen Lautstand bewahrt. Wir kennen diese Mundart, welche man die niederrheinische oder die mittelfränkische genannt hat, aus ziemlich zahlreichen, namentlich kölnischen, Quellen des 13.—15. Jahrh. Diejenigen Franken aber, welche nördlich von Düsseldorf und westlich von Aachen saßen, blieben von aller Einwirkung der hochdeutschen Lautverschiebung verschont; ihre Sprache nennt man Niederfränkisch. Das Altniederfränkische kennen wir nur aus dem Fragment einer Psalmenübersetzung des 9. Jahrh.; im 13. Jahrh. dagegen entwickelte sich unter dem Namen Mittelniederländisch eine reiche niederfränkische Litteratur, und heute ist die holländische (und vlämische) Schriftsprache daraus entstanden. Östlich an das Nieder- und Mittelfränkische grenzt nun das Sächsische. In seiner ältesten Form (Altsächsisch) kennen wir es hauptsächlich aus dem in Westfalen entstandenen »Heliand«. Vom 13. Jahrh. an wird dann die sächsische Sprache häufig in Schriftwerken gebraucht; man nennt sie in dieser Form gewöhnlich Mittelniederdeutsch. Eine so reiche poetische Litteratur allerdings

wie das Hochdeutsche derselben Zeit hat das Mittelniederdeutsche nicht entwickelt, doch ist es die in der Schrift der betreffenden Gegenden herrschende Sprache. Das bedeutendste hierher gehörige Gedicht ist der »Reineke Vos« (ca. 1490), der aber auch nur Übersetzung aus dem Niederländischen ist. Noch im 16. Jahrh. wurden in niederdeutscher Sprache Bücher gedruckt, im 17. verdrängte dann die neuhochdeutsche Schriftsprache dieselbe endgültig aus der Litteratur. Die letzte niederdeutsche Bibel erschien 1621.

Die Geschichte der hochdeutschen Sprache beginnt mit dem Althochdeutschen. Man rechnet diese Periode von der Zeit der ältesten Denkmäler (8. Jahrh.) bis ungefähr in den Anfang des 12. Jahrh. Charakteristisch für das Althochdeutsche, im Vergleich zur folgenden mittelhochdeutschen Periode, sind die noch unversehrten vollen Vokale in den Flexionsendungen. So lautet z. B. das Präsens des Verbs althochd. gibu, gibis, gibit, Plur. gebamês, gebat, gebant, dagegen mittelhochd. gibe, gibest, gibet, geben, gebet, gebent; das Substantiv hano (Hahn) flektiert: Gen. hanin, Dat. hanin, Akk. hanun, Plur. hanun, hanôno, hanôm, hanun, mittelhochd. hane, hanen, hanen, hanen, Plur. hanen, hanen, hanen, hanen. Man unterscheidet, wie schon oben bemerkt, im Althochdeutschen drei Mundarten: die bayrische, alemannische und (ober-) fränkische. Die beiden erstern, welche unter sich damals noch sehr wenig verschieden waren, nennt man auch Strengalthochdeutsch. Das Althochdeutsche ist uns aus zahlreichen sprachlichen Denkmälern bekannt. Vor allem war St. Gallen ein Hauptsitz althochdeutschen Schrifttums, und zwar ist hier das Alemannische zu Hause. Doch ist die althochdeutsche Litteratur größtenteils keine Nationallitteratur, da sie meist in oft bis zur Sprachwidrigkeit treuen Übersetzungen lateinischer Schriften ins Deutsche und in Wortsammlungen besteht und Bekehrung zum Christentum oder Unterricht der Kleriker bezweckt. Die nationale Götter- und Heldendichtung in der allgemein deutschen allitterierenden (stabreimenden) Form ist bis auf wenige Fragmente untergegangen. Auch gibt die uns noch vorliegende althochdeutsche Litteratur nicht sowohl Kunde von einer eigentlichen Litteraturperiode als vielmehr nur von einer Zeit des Überganges. Erst als sich nationaldeutsches Wesen mit dem Christentum innig verschmolzen hatte, beginnt eine neue Periode der deutschen Nationallitteratur, die mittelhochdeutsche.

Der Übergang der althochdeutschen Sprache in die mittelhochdeutsche vollzieht sich durch die durchgreifende Abschwächung der auf die Stammsilbe folgenden Vokale in ein unterschiedloses e. Die Vokale der Stammsilbe bleiben hierbei im wesentlichen dieselben wie im Althochdeutschen, und dasselbe gilt von den Konsonanten. Die mittelhochdeutsche Periode der hochdeutschen Sprache rechnen wir bis zu der Zeit, wo, von dem Kanzleischreibgebrauch ausgehend, sich eine allgemeine deutsche Schriftsprache zu bilden begann. Wir können dafür ungefähr die zweite Hälfte des 15. Jahrh. ansetzen. Auch in der mittelhochdeutschen Zeit müssen wir mehrere Mundarten unterscheiden, nämlich (ganz wie in der frühern Periode) die oberdeutschen (Alemannisch, Schwäbisch, Bayrisch) und die mitteldeutschen. Die letztern entsprechen im ganzen dem Oberfränkischen der althochdeutschen Zeit; doch kommen noch die sprachlich diesem naheliegenden hessischen, thüringischen und rheinischen Dialekte hinzu, welche aus der mittelhochdeutschen Zeit uns durch zahlreiche Denkmäler bekannt sind, während hierher gehörige althochdeutsche Denkmäler mangeln; endlich das Schlesische und die Sprache des Deutschordenslandes. Die in den mitteldeutschen Dialekten vom 12. bis 15. Jahrh. geschriebenen Litteraturwerke sind sehr zahlreich; doch hat man sich erst neuerdings (ein Hauptverdienst Franz Pfeiffers) dem grammatischen Studium derselben gewidmet. Bei weitem zahlreicher aber und zugleich dem Inhalt nach wichtiger sind die in den oberdeutschen Mundarten verfaßten Dichtungen; die hervorragendsten Meisterwerke der höfischen Poesie, die Dichtungen eines Wolfram, Gottfried von Straßburg, Hartmann v. Aue, sowie die in den »Nibelungen« und der »Gudrun« so herrlich erblühte epische Volkspoesie gehören Oberdeutschland an. Man nimmt nun gewöhnlich an, daß eine der oberdeutschen Mundarten, die schwäbische, als Sprache der Litteratur und des Umganges in den höfischen Kreisen allgemeinere Geltung erhalten und sich demzufolge zu einer höfischen Sprache ausgebildet habe, die nach und nach auch da Eingang gefunden, wo ursprünglich eine andre Mundart herrschend war. In dieser höfischen Sprache sollen denn auch alle Hauptwerke der mittelhochdeutschen Poesie verfaßt worden sein. Gegen diese Annahme hat sich jedoch in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten Widerspruch erhoben, und es kann dieselbe wenigstens bis jetzt noch nicht als erwiesene Wahrheit gelten.

Der wesentlichste formale Unterschied des Neuhochdeutschen und des Mittelhochdeutschen besteht darin, daß im Neuhochdeutschen eine sehr große Zahl von langen Silben vorhanden ist, die im Mittelhochdeutschen kurz waren, z. B. neuhochdeutsch: Wēg, Grāb, mittelhochdeutsch: wĕc, grăp (wie noch jetzt manche niederdeutsche Dialekte sprechen). Ein weiterer die neuhochdeutsche Sprache charakterisierender Zug ist aber der, daß, während in der alt- und mittelhochdeutschen Zeit die Mundarten vorherrschten und an sie sich die litterarische Thätigkeit anknüpfte, das Neuhochdeutsche gar keine Mundart ist, insofern kein deutscher Stamm dasselbe spricht und unsre Schriftsprache nirgends Sprache des Volkes ist. Diese ist »kein am lebendigen Baum der deutschen Sprache unbewußt und naturgemäß hervorgesproßtes Reis, sondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menschlichen Willens absichtlich Gebildetes und Zusammengewürfeltes«. Aber eben, weil das Neuhochdeutsche keine Mundart eines einzelnen Stammes ist, ist es geeignet, als gemeinsames Band alle deutschen Stämme, hochdeutsche wie niederdeutsche, zu umschlingen. Die Mundart eines einzelnen Stammes würde schwerlich ein solches Übergewicht über die übrigen Mundarten erhalten haben, wie es die deutsche Schriftsprache jetzt hat, und es wäre die politische Zersplitterung der deutschen Stämme wahrscheinlich auch eine sprachliche geworden. Dem ist aber dadurch vorgebeugt worden, daß die keinem Stamm ausschließlich angehörige Schriftsprache Eigentum aller deutschen Stämme und, wenn auch mehr oder weniger mundartlich nüanciert, Sprache des höhern geselligen Umganges aller Orten in Deutschland, Österreich, der deutschen Schweiz, kurz überall, wo man die d. S. spricht, mit Ausschluß nur des holländischen und vlämischen Sprachgebiets, geworden ist. Während wir demnach für die neuhochdeutsche Schriftsprache erst einen Ausgangspunkt zu suchen haben, geben sich die neuhochdeutschen, neben der Schriftsprache bestehenden Volksmundarten als direkte Fortsetzungen der ältern Schwestern zu erkennen.

Unsre Schriftsprache, deren Entwickelungsgeschichte bis auf Luther zurück ohne Unterbrechung vorliegt, hat sich zwar auch im Lauf der Zeit verändert, Altes fallen lassen und Neues angenommen; doch ist

sie noch im wesentlichen dieselbe, in der Luther schrieb. Luther ist aber nicht Schöpfer dieser Sprache, welcher er durch seine Schriften, namentlich die Bibelübersetzung, eine immer allgemeinere Geltung verschafft hat, und die sogar in das Gebiet des Niederdeutschen eingedrungen ist; er sagt selbst ausdrücklich, daß er sich nicht einer »gewissen sonderlichen, eignen Sprache im Deutschen«, also nicht einer speziellen Mundart, sondern der Sprache der »sächsischen Kanzlei« bediene, »welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland«, und welche als »die gemeine d. S.« geeignet sei, »von Ober- und Niederländern« verstanden zu werden. Entstanden ist aber diese Sprache »auf dem Papier«, d. h. nach und nach durch den schriftlichen Gebrauch selbst, welcher einer Sprache stets einen gewissen Typus zu verleihen pflegt, und durch Vermischung von Mundarten, unter denen selbst das Niederdeutsche nicht ganz unvertreten ist, das Österreichische aber, das schon in frühern Jahrhunderten durch die Diphthongierung des î und û zu ei und au diese Laute den ganz verschiedenen alten ei und ou näher gerückt hatte, eine Hauptrolle spielt. Aus dieser Vermischung von Mundarten, die besonders in der kaiserlichen Kanzlei stattfand, ging die deutsche Reichssprache hervor, die dann, durch den offiziellen Gebrauch bevorzugt und durch Luthers reformatorische Wirksamkeit gehoben, nach und nach die oberdeutschen Mundarten sowie das Plattdeutsche als Schriftsprache verdrängte und in Kirche, Schule und Gerichtsstube eindrang, sich als allein berechtigte in die höhern Gesellschaftskreise und von da in Familie und Haus verbreitete und ihr Gebiet von Tag zu Tag so gewaltig erweitert, daß vor ihrer Alleinherrschaft die Dialekte in den Städten bereits zu verschwinden beginnen und hier nur noch in den untersten Schichten der Gesellschaft sowie vornehmlich bei der ländlichen Bevölkerung in ungetrübter Reinheit zu finden sind. Diese Mundarten sind aber die »natürlichen, nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache im Gegensatz zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterlich geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift«. Schon hieraus ergibt sich der hohe Wert der Mundarten für die wissenschaftliche Erforschung unsrer Sprache. Sie enthalten eine reiche Fülle von Worten und Formen, die trotz ihres echt deutschen Ursprungs und Charakters von der Schriftsprache zurückgewiesen wurden, und bieten manches dar, was sich zur Erklärung der ältern Sprachdenkmale verwerten läßt und für die Entwickelungsgeschichte unsrer Schriftsprache von Bedeutung ist.

Die deutschen Mundarten.

Die sämtlichen eigentlich deutschen Volksmundarten lassen sich in zwei Hauptgruppen teilen: niederdeutsche (plattdeutsche) und hochdeutsche; die letztern aber zerfallen wiederum in die oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten. Jeder dieser drei Hauptdialekte begreift nun unzählige mehr oder weniger charakteristisch verschiedene Provinzial- und Lokaldialekte in sich. Nach Schmeller beginnt die Sprachgrenze der oberdeutschen Mundart am slawischen Sprachgebiet, unweit der Quelle des Regen, nähert sich bei Regensburg der Donau, geht dreimal über die Altmühl, überschreitet nicht weit von Donauwörth die Wernitz und folgt dem rechten Ufer derselben bis über Öttingen, wendet sich dann westwärts, geht nördlich von Schwäbisch-Hall über den Kocher, südlich von Heilbronn über den Neckar, im Süden von Rastatt über den Rhein und trifft nicht weit von den Saarquellen auf das französische Sprachgebiet. Was das Oberdeutsche am meisten charakterisiert, ist die Aussprache der Gaumenbuchstaben und die der Vorsilben be und ge. Die im Mitteldeutschen noch erhaltene Tenuis geht am Ende der Stammsilbe nach l, n, r im Oberdeutschen in die Spirans über, z. B. Kalk, oberdeutsch Kalch; Mark, oberdeutsch March. Am Oberrhein und westlich vom Lech lautet k auch im Anfang und in der Mitte der Wörter aspiriert, z. B. kalt wie kchalt, Acker wie Ackcher, Rock wie Rockch; ch wird im Donaugebiet am Ende gar nicht ausgesprochen, z. B. euch = eu', ich = i', lich = li'. Das e der Vorsilbe be wird im Oberdeutschen nur in gewissen Fällen, besonders vor den Schlaglauten (b, p, g, k, d, t, z), und zwar wie ẹ, é oder i ausgesprochen, in andern ganz übergangen; das e der Vorsilbe ge wird in Substantiven und Adjektiven oder Adverbien vor den Schlaglauten ebenfalls wie ẹ, é oder i ausgesprochen, außerdem aber gar nicht gehört; bleibt das e vor den Schlaglauten unausgesprochen, so fällt auch das g weg, z. B. 'Biet für Gebiet. Nach der Aussprache dieser Vorsilben und des Wörtleins »ich« würde nun aber auch noch das Nahgebiet zum Oberdeutschen gehören, und da die Mundart des Riesengebirges große Ähnlichkeit mit dem Österreichischen hat, so dürfte vielleicht die Grenze zwischen dem Ober- und Mitteldeutschen von der Wernitz nach dem Fichtelgebirge und dann längs des Erzgebirges und des Riesengebirges nach der Oder zu ziehen sein, so daß Oberschlesien noch zum oberdeutschen Sprachgebiet zu rechnen wäre. Indes ist es nicht so ganz selten, daß in einem Bezirk sich Spracheigentümlichkeiten finden, die einem ganz andern fernen Gebiet angehören; so wiederholt sich der in Koburg gesprochene nordfränkische Dialekt teilweise wie durch ein Wunder im Großherzogtum Posen, und die Mundart des thüringischen Fleckens Ruhla offenbart eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Dialekten Tirols. Genaueres läßt sich über die Grenze zwischen dem Mitteldeutschen und Niederdeutschen beibringen. Als Schibboleth für diese Grenzbestimmung dienen die Erscheinungen der hochdeutschen Lautverschiebung, wonach das Hochdeutsche die Tenues des Niederdeutschen in Spiranten verwandelt (s. oben). Im allgemeinen bildet der Habichtswald, die natürliche Grenze zwischen Franken und Sachsen, noch heute die Sprachgrenze zwischen dem Mittel- und Niederdeutschen. Während aber die Stadt Münden und die hannöverschen Dörfer zwischen Fulda und Werra sowie weiter östlich Hedemünden an der Werra, Friedland, Duderstadt und Lauterberg noch dem niederdeutschen Sprachgebiet angehören, fallen Gerlenbach, Witzenhausen, Ahrendshausen, Heiligenstadt, Stadt Worbis und Sachsa dem mitteldeutschen Sprachgebiet zu. Östlich von Sachsa sind die nördlichsten mitteldeutschen Ortschaften: Ellrich, Sulzhain, Hasselfelde, Bernrode, Mägdesprung, Ballenstedt, Hoymb, Meysdorf, Harkrode, Sandersleben, Güsten, Staßfurt, Kalbe und Barby. Vom Einfluß der Saale an aufwärts bildet die Elbe bis gegen Wittenberg hin, namentlich bei Dessau, eine scharfe Sprachgrenze; weiter östlich erscheinen Luckau, Lübben, Guben und Züllichau jenseit der Oder als die südlichsten niederdeutschen Ortschaften. Eine oberdeutsche Sprachinsel im niederdeutschen Gebiet findet sich auf dem Harz, die Ortschaften Klausthal, Zellerfeld, Wildemann und Lauterthal auf der nördlichen und Andreasberg auf der südlichen Abdachung umfassend, wahrscheinlich Niederlassungen von oberdeutschen Bergleuten. Westlich vom Habichtswald folgt die Sprachgrenze der Wasserscheide zwischen dem Die-

mel- und dem Fuldagebiet bis nach Sachsenhausen, wo sie ins Edergebiet tritt und diesen Fluß noch oberhalb der Mündung des Itterbaches berührt; selbst auf dem rechten Ufer der Eder sind noch Harpshausen und Kirchlotheim niederdeutsch. Dann zieht sich die Grenze von der Mündung der Orke über Sachsenberg und Hallenberg nach der Höhe des Rothaargebirges, welches in seiner Fortsetzung bis nach Drolshagen zwischen der Ruhr und der Sieg die Gewässer und die Mundarten scheidet. Von Drolshagen windet sich die Grenze des Niederdeutschen nordwestlich, so daß Wipperfürth, Burg, Dorp, Solingen, Gräfrath, Gerresheim die äußersten niederdeutschen Städte sind. Wenig nördlich überschreitet sie den Rhein und wendet sich südwestlich, nunmehr nicht das Niedersächsische, sondern das Niederfränkische (Niederländische) vom Niederdeutschen scheidend. Sie zieht sich über Odenkirchen, östlich bei Erkelenz vorbei, über Linnich nach Aachen, doch so, daß Aachen noch ganz ins mitteldeutsche Gebiet fällt; von dort geht sie südlich bei Eupen vorbei (dasselbe ist schon niederfränkisch) und trifft dann (bei Montjoie) auf die französische Sprachgrenze. So läuft ungefähr heutigestags die Grenze zwischen dem Mittel- und Niederdeutschen. Ob sie freilich zur mittelhochdeutschen Periode schon in allen Punkten dieselbe und wie beschaffen sie damals gewesen sei, ist eine noch nicht hinlänglich beantwortete Frage. So wahrscheinlich es ist, daß an vielen Punkten die niederdeutsche Grenze schon damals mit der heutigen übereinstimmte (z. B. in den Rheingegenden), so sicher ist es auch, daß wieder an andern Orten, besonders in der (großenteils früher slawischen) Provinz Sachsen, das Mitteldeutsche auf Kosten des Niederdeutschen an Gebiet gewonnen hat. Merseburg, Halle, Mansfeld und alles, was nördlicher liegt, war im 13. Jahrh. ganz gewiß noch niederdeutsch, wie zahlreiche Urkunden beweisen. Auch in der Provinz Brandenburg hat das Mitteldeutsche in den letzten Jahrhunderten an Gebiet gewonnen. Das gesamte Gebiet der

Oberdeutschen Mundarten

teilt man am passendsten wieder in drei Hauptabteilungen, die man als alemannische, schwäbische und bayrische Mundarten oder nach Schmeller als oberrheinische, westlechische und ostlechische zu bezeichnen pflegt. Die Eigentümlichkeiten der **alemannischen** oder **oberrheinischen Mundart**, die das Elsaß, den südlichen Teil von Baden und die Schweiz umfaßt, sind nach Schmeller hauptsächlich folgende: Am Anfang der Wörter lautet k vor l, n, r am Westlech wie ein reines k, während am Oberrhein dasselbe auch in dieser Verbindung wie ch ausgesprochen wird; ebenso wird ch dergestalt tief in der Kehle gesprochen, daß gleichsam ein verschlucktes a vorklingt, was besonders in den Schweizerdialekten der Fall ist. Au der Schriftsprache lautet in den Wörtern, wo es altdeutschem û entspricht, am Oberrhein noch wie u, während es am Westlech in àu übergegangen ist, z. B. Haus, Westlech: Hàus, oberrheinisch: Hûs; dagegen lautet das ursprüngliche au am Oberrhein âu, am Westlech âu (auch â), z. B. Auge, oberrheinisch: âug, Westlech: âug (âg); ei lautet in den Wörtern, wo es dem altdeutschen i entspricht, am Oberrhein noch immer i, während es am Westlech wie ëi ausgesprochen wird, z. B. Weib, Oberrhein: Wîb, Westlech: Wëib. Nasentöne hat dieser Dialekt nicht. Zur Vermeidung des Hiatus schiebt er meist ein j ein, z. B. säje, weje, statt säen, wehen. Wird auch der **Schweizerdialekt** durch das Vorherrschen rauher Spiranten und Zischlaute etwas rauh, so gewinnt er dagegen wieder viel Angenehmes durch die unendliche Modulation, die in der Aussprache herrscht. Übrigens zerfällt das Schweizerische wieder in viele Mundarten. Alemannisch (im engern Sinn des Wortes, wo das Elsaß nicht mit inbegriffen ist) schrieben und dichteten: Hebel, dessen Sprache die des badischen Wiesenthals ist; Häffliger (Lieder) im Luzerner Dialekt; Kuhn im Berner Dialekt; Usteri, Th. Meyer-Merian (»Wintermaieli«), R. Wyß (Kuhreihen und Volkslieder), J. Felner, Tobler (Volkslieder), A. Schreiber, Hoffmann von Fallersleben, Corrodi (epische Dichtungen), Stutz im Züricher Dialekt; Mähly (Gedichte) in Baseler, Jos. Schied (»Juraklänge«) in Solothurner, J. Merz in Appenzeller, Lenggenhager in Thurgauer Mundart u. a. Zahlreiche Gedichte im Schweizer Dialekt enthält auch die Zeitschrift »Alpenrosen« (1812 bis 1830). Vgl. **Sutermeister**, Schwyzer-Dütsch. Sammlung schweizerischer Mundart-Litteratur (Zür. 1882 ff.). Ein noch jetzt wertvolles Wörterbuch der schweizerischen Sprache lieferte **Stalder** (»Versuch eines schweizerischen Idiotikons«, Aarau 1806—12, 2 Bde.), ein neueres bearbeiten **Staub** und **Tobler** (Zür. 1881 ff.). Vgl. **Birlinger**, Die alemannische Sprache rechts des Rheins (Berl. 1868, Bd. 1), und die vorzügliche Spezialgrammatik: **Winteler**, Die Kerenzer Mundart in ihren Grundzügen dargestellt (Leipz. 1876); ferner: **Seiler**, Die Baseler Mundart (Basel 1879); **Mörikofer**, Die schweizerische Mundart (2. Aufl., Bern 1864). — Unter sich verschieden sind wieder die Mundarten der **Elsässer**; so sprechen die von der Schweizergrenze bis Schlettstadt hin anders als die Mittelelsässer, von denen sich wieder die jenseit des großen Hagenauer Forstes wohnenden Niederelsässer, die, dem alemannischen Dialekt fremd, sich der pfälzischen Mundart nähern, unterscheiden. In elsässischer Mundart dichteten G. D. Arnold (»Der Pfingstmontag«), E. Stöber (»Daniel oder der Straßburger«, Lustspiel), K. Fr. Hartmann u. a. Eine Sammlung von Gedichten ꝛc. in Straßburger Mundart enthält A. Stöbers »Elsässer Schatzkästel« (Straßb. 1877). Vgl. auch Stöbers »Elsässer Volksbüchlein« (Straßb. 1842) und Bergmanns »Straßburger Volksgespräche« (das. 1873).

Der **schwäbische** oder **westlechische Dialekt** herrscht im größten Teil des Königreichs Württemberg und östlich bis Augsburg, von wo er bis an den Ursprung des Lech hinaufgeht. Statt der rauhen Gurgeltöne des alemannischen Dialekts treten hier Nasentöne ein, die sich durch die Schrift gar nicht wiedergeben lassen; die Schwaben dehnen alle Silben zu außerordentlicher Länge, brauchen viele Diphthonge und häufen Konsonanten. Doch ist die Modulation des Schwäbischen sehr verschieden, und während im allgemeinen das **Oberschwäbische** härter, ist das **Unterschwäbische** breiter. Die Mundart unterscheidet sich von der des Ostlech vorzugsweise durch zwei Eigentümlichkeiten: während nämlich westlich in der Endsilbe en das e ausgesprochen wird, wird östlich nur das n, welches nach b, p, w in m übergeht, ausgesprochen (z. B. gewesen, westlich gwesse, östlich gwën; leben, westlich lebe, östlich lebm); ferner durch die Aussprache des sp und st, worin das s im Schwäbischen stets, auch im Inlaut, wie sch lautet, z. B. hascht, bischt, Geischt. Am breitesten und gröbsten tönt das Schwäbische in und um Tübingen. Schwäbische Volkslieder finden sich in Nikolais »Almanach«, einige Gedichte in R. Weckherlins Liedersammlung (1648; neue Ausg., Leipz. 1873). Andre poetische Bearbeiter des schwäbischen Dialekts sind Seb. Sailer (»Schriften im schwäbischen Dialekt«, neue Ausg., Ulm 1850), K. Weitzmann (»Gedichte«, 3. Aufl.,

Stuttg. 1878) und G. F. Wagner (Gedichte und Lustspiele); ferner A. Hofer, J. Eppele, J. G. Scheifele, Fr. Richter, A. Grimminger u. a. Eine Sprichwörtersammlung lieferte A. Birlinger (»So sprechen die Schwaben«, Berl. 1868), welcher auch ein »Schwäbisch-Augsburgisches Wörterbuch« (Münch. 1864) herausgab. Die ganze schwäbisch-alemannische Mundart hat Weinhold behandelt in seiner »Alemannischen Grammatik« (Berl. 1863), worin die Entwickelung derselben von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart verfolgt wird.

Den bei weitem größten Raum unter den drei Hauptmundarten des oberdeutschen Sprachgebiets nimmt die bayrische oder ostlechische Mundart ein, außer Altbayern nämlich noch Tirol, Salzburg, Österreich, Steiermark bis Krain und die 13 und 7 deutschen Gemeinden in Oberitalien (s. Comuni). Bis ins 13. Jahrh. hinein von dem Alemannisch-Schwäbischen noch wenig verschieden, trennte sich die bayrische Mundart hauptsächlich durch die in ihr zuerst auftretende Verwandlung des alten langen i und u in die Diphthonge ei und au. Seitdem aber sind die beiden oberdeutschen Mundarten immer mehr auseinander gegangen. Die bayrische Mundart ist breit und näselnd und verschluckt eine Menge Laute; auch spricht der Altbayer viel langsamer als der Schwabe, desto schneller dagegen der Gebirgsbewohner. Eigenheiten der bayrischen Mundart im engern Sinn sind noch folgende: Das reine hochdeutsche a gebraucht sie fast nie, sondern verwandelt dasselbe in den Mittellaut zwischen o und a (das schwedische å); statt des hochdeutschen ä läßt sie entweder ein dunkles, dem ö sich näherndes e hören oder, wie in den Verkleinerungs- und Schmeichelwörtern, besonders aber in der Bedingungsform der Verba, ein à (Mittellaut zwischen a und ä); das hochdeutsche ö erscheint meist wie ein helles e; das ä, wie das i der Stammsilben, lautet wie ein tiefes i, hell und spitzig aber in den Endsilben ig und lich, die gewöhnlich in i verkürzt werden; das ai lautet immer wie oa, das ei aber wie ai; das endende l und ll wandeln sich in ein kurzes und stumpfes j; die Endsilbe er verändert sich überall in à, doch wird das r wieder hörbar, wenn das folgende Wort mit einem Selbstlauter anfängt, zu dem es hinübergeschleift wird. Das ch am Ende lautet in den Gebirgsgegenden sehr hart, auch nimmt das r zu Anfang noch zuweilen ein h zu sich (z. B. da Rhieme = der Riemen). Dichterisch wurde diese Mundart besonders von dem ehemaligen Augustiner Marcelin Sturm (Lieder), M. Heigel, Franz v. Kobell und K. Stieler ausgebildet; außerdem findet man Lieder in Hazzis »Statistischen Aufschlüssen von Bayern« (1. Teil) und in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Beachtenswert ist auch eine »Sammlung bayrischer Sprichwörter«. Vgl. A. Zaupser, Versuch eines bayrischen und oberpfälzischen Idiotikons« (Münch. 1789), besonders aber Schmellers vorzügliches »Bayrisches Wörterbuch« (2. Aufl. von Fromman, das. 1868—78, 2 Bde.) und in grammatischer Hinsicht das ebenso ausgezeichnete Werk Schmellers: »Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt« (das. 1821), worin auch reichhaltige Mundartenproben zu finden sind. Die Mundarten des südlichen Tirol weichen von denen des mittlern und nördlichen nicht wenig ab, weil sich in der Aussprache mehrere Laute dem Italienischen nähern. Im ganzen ist die Aussprache der Tiroler hochlaut, kräftig, bestimmt und deutlich. Vorzüglich stark wird das k gesprochen und das a in manchen Gegenden fast so hell wie in Schwaben; das å lautet wie in Bayern nur als Mittellaut zwischen ü und i. Der Salzburger Dialekt weicht im ganzen wenig von der Tiroler Mundart ab. Lieder und Schnaderhüpfel finden sich in Hübners »Beschreibung von Salzburg« (Salzb. 1796); ein Bruchstück aus einem Singspiel in diesem Dialekt ist in der Vorrede zu Gottscheds Buch von gleichbedeutenden Wörtern enthalten. Sammlungen von Schnaderhüpfeln veröffentlichten Franz v. Kobell, v. Hörmann u. a. Der österreichische Dialekt unterscheidet sich im allgemeinen von dem bayrischen durch Weichheit, Feinheit und Geschwindigkeit der Aussprache; doch ist er im Land ob der Enns auch gedehnt und singend. In den Gebirgsgegenden zwischen Ungarn und Österreich, durch Kärnten und Krain, ähneln Aussprache, Wortformen und Gesänge der salzburgischen und tirolischen, in Mähren aber der schlesischen und im mittlern Lande der bayrischen Mundart. Die letztere, im eigentlichen Österreich herrschende verwandelt z. B. wie jene die meisten a in o, die echt alten ei in ai, die au in à, behält das alte ie noch als Doppellaut bei, stumpft die Endsilbe er in à, nur daß sie das r, sobald ein Selbstlauter folgt, wieder etwas hörbar macht, und verändert fast jedes ü in ein dickes i. Doch unterscheidet sie sich von der bayrischen teils durch die eigentümliche Umwandlung einzelner Laute, teils durch die besondere Formierung derselben. So verwandelt sie die alten ai oder ay, die in Bayern oa lauten, in à. Die Aussprache hat etwas Stumpfes und Klangloses. Die Mundart des niedern Volkes und selbst noch der Bürger ist sehr unverständlich, jene der Halbgebildeten aber ein Gemisch von bürgerlicher Mundart und Hochdeutsch. Der dreifache Unterschied jeder Mundart, je nach den verschiedenen Volksklassen, dem Bauer, dem Bürger und dem mehr oder minder gebildeten Stand, ward zuerst von M. Höfer (»Die Volkssprache in Österreich«, Wien 1800) dargestellt. Besondere Sammlungen österreichischer Volkslieder sind: Meinert, Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens (Hamb. 1817, Bd. 1); Fr. Ziska und Schottky, Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen (Pest 1819; 2. Ausg., das. 1844); Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten (Graz 1879). In österreichischer Mundart dichteten Castelli und Seidl (niederösterreichisch), M. Lindemayr, Kohlheim, Kaltenbrunner, Klesheim (wienerisch), Stelzhamer (oberennsisch), Fellöcker, Rosegger (steirisch). Ein »Etymologisches Wörterbuch« gab Höfer (Linz 1815, 3 Tle.); neuere lexikalische Sammlungen für den österreichischen Dialekt sind die von Loritza (Wien 1847), Castelli (das. 1847), des Wiener Dialekts von Hügel (das. 1873). Ein Wörterbuch der tirolischen Volkssprache gaben Schöpf und Hofer (Innsbr. 1862—66) heraus. Über die Mundart der deutschen Bewohner des Böhmerwaldes schrieb J. Rank (»Aus dem Böhmerwald«, Linz 1853), der auch eine Auswahl ihrer Schnaderhüpfeln mitteilte. Ein sehr reichhaltiges »Kärntisches Wörterbuch« veröffentlichte M. Lexer (Leipz. 1862). Die Grammatik der ganzen bayrisch-österreich. Mundart hat Weinhold in historischer Weise behandelt in »Bayrische Grammatik« (Berl. 1867).

Die mitteldeutschen Mundarten

sind so unendlich mannigfaltig und bisher so unbeachtet geblieben, daß es unmöglich ist, genaue Nachweise über sie alle zu geben. Doch lassen sich diese so verschiedenen Dialekte mit einiger Sicherheit in gewisse Hauptgruppen teilen. Zunächst die fränkischen Mundarten am Ober- und Mittelmain, an der Oberwerra und der Rhön. Man hört sie vom Odenwald und Spessart bis an das Fichtelgebirge und

vom Rennsteig des Thüringer Waldes bis beinahe an den Ausfluß der Wernitz in die Donau. Am nächsten sind sie mit den schwäbischen und bayrischen Mundarten verwandt, denn wenn auch in ihnen die in diesen eigentümliche Aussprache des st und sp im Inlaut als schd und schb aufhört, so haben sie dafür nicht selten die Aussprache des bloßen s als sch; aber die Nasentöne nehmen ab, der breite, kräftige, aufgeblasene Ton der südlichen Dialekte verwandelt sich in einen geschmeidigen und spitzigen. Die Grenze zwischen der Mundart des Mittelmains, der westfränkischen, und der des Obermains, der ostfränkischen, zieht sich nach Schmeller von der obern Wernitz längs der Wasserscheide zwischen Tauber und Regnitz zum Main, überschreitet diesen Fluß östlich von Würzburg, da, wo derselbe nicht mehr, wie von seiner Quelle an, Mâ, sondern Mê genannt wird, und wendet sich westlich von Schweinfurt gegen die Quellen der Saale, wo schon die Mundart der obern Werra, die hennebergische, beginnt. Die vorzugsweise fränkische oder ostfränkische Mundart weist an Stelle der alten, noch in Bayern und der Schweiz hörbar als Doppellaute gesprochenen ie ein ei, öfters auch ein öi auf, an Stelle der alten uo, welche noch in Bayern diphthongisch lauten, ein ou, während die langen o größtenteils in aû, wo u den Ton hat, die eigentlichen au der Schriftsprache aber meist in a verwandelt werden; das alte ai geht gewöhnlich in â über. Doch findet auch hier große Verschiedenheit statt. Dichterisch ausgebildet wurde diese Mundart von den Nürnbergern Grübel, Zuckermandel, W. Marx und W. Weickert und dem Koburger Fr. Hofmann. Ein Idiotikon für den Nürnberger Dialekt von Häslin findet sich im »Deutschen Museum« (November 1781). Der hennebergische Dialekt herrscht östlich der obern Fulda bis fast zur obern Saale und umfaßt vorzugsweise die gesamte Werragegend oberhalb Salzungen bis Themar, über welches hinaus er schon fränkische Elemente aufnimmt. Er charakterisiert sich durch die Bewahrung des altdeutschen û, welches sowie das altdeutsche î hier und auch in einem großen Teil Thüringens und Hessens nicht in das neuhochdeutsche au, resp. ei übergegangen ist; ferner durch die Verwandlung der Endsilbe ung in ing, des w am Anfang eines Wortes (häufig) in b, des ei in ê und der Endsilben agen in ö, z. B. Hus statt Haus, Mêning statt Meinung, bie statt wie, Wö statt Wagen, geschlö statt geschlagen. Statt des n am Ende läßt er häufig einen bloßen Nasenhauch hören. Dichterisch wurde dieser Dialekt in neuerer Zeit vielfach ausgebeutet. Einzelne Gedichte brachte schon das »Koburg-Meiningische Taschenbuch« (1804 ff.). Gedichtsammlungen veröffentlichten: Neumann (im Wasunger Dialekt), Mylius (in Themarer Mundart); einzelne Gedichte: Klett (»Gaul böck dich«, im Suhler Dialekt), Reinhard und Deckert (in Schleusinger Mundart), Wucke (im Salzunger Dialekt), Schneider (im Meininger Dialekt) u. a. Ein hennebergisches Idiotikon gab Reinwald, von einem andern veröffentlichte Brückner Proben. Vgl. Spieß, Beiträge zu einem hennebergischen Idiotikon (Wien 1881); Derselbe, Die fränkisch-hennebergische Mundart (das. 1873). Die Mundarten der Rhön, die durch das Ulsterthal mit der Werragegend, durch das Saale- und Sinnthal mit dem Main, durch das Kinzigthal mit der Wetterau und durch die Fulda mit Niederhessen in Verkehr stehen, haben durch die Einwirkung der mehr als tausendjährigen Herrschaft des Stifts Fulda einen gewissen allgemeinen Charakter angenommen, ohne jedoch ihre ursprünglichen Bestandteile ganz zu verleugnen. Ein charakteristisches Kennzeichen des Rhöndialekts ist der Gebrauch der Diminutivendung »lich« (statt »lein« oder »chen«) und zwar für den Plural, während der Singular »le« hat (z. B. das Häusle, die Häuslich).

Das Westfränkische unterscheidet sich vom Ostfränkischen besonders dadurch, daß in ihm die Doppellaute ie und ei, statt in i und a, in äi und ê übergehen. Nicht ohne Einfluß blieb das Niederdeutsche auf dasselbe. Die sogen. rheinische Mundart, zwischen dem Unterrhein und der Lahn, gehört, ebenso wie die eben besprochene west- und ostfränkische, zu dem Komplex der oberfränkischen Mundarten; da die Grenze derselben in Hessen, namentlich bei Alsfeld, großenteils mit der Grenze des Oberlahngaues zusammenfällt, so scheinen im allgemeinen die beiden Lahngaue, die Wetterau, der Maingau, die beiden Rheingaue, der Riedgau und anliegende Gegenden dieses Sprachgebiet zu bilden. Hierher gehören: die Frankfurter Lokalpossen von Malß (»Volkstheater in Frankfurter Mundart«, 2. Aufl., Frankf. 1850), W. Pfeiffer und W. Sauerwein; die Gedichte von Fr. Stoltze (»Frankfurter Krebblzeitung« und »Gedichte«); die Mainzer Posse »Herr Hampser als Stadtrat«; Lennigs komische Dichtungen in Pfälzer Mundart (»Etwas zum Lachen«, »Die Weinproben« 2c.); die pfälzischen Gedichte von Fr. v. Kobell, Nadler, Woll 2c. — Das Gebiet des Rheins von Luxemburg, Trier, Koblenz, nördlich bis nach Düsseldorf und Aachen, bildet dann wieder eine zusammengehörige Mundartengruppe, die niederrheinische oder mittelfränkische. Die hierher gehörigen Mundarten sind mitteldeutsche mit den hauptsächlichsten Erscheinungen der hochdeutschen Lautverschiebung; doch sind sie in einigen Punkten auf niederdeutscher Stufe stehen geblieben und haben besonders das gemeinsam, daß sie sämtlich dat, et, wat haben statt des in allen übrigen mitteldeutschen Gegenden herrschenden verschobenen das, es, was. Außerdem stimmen sie darin mit dem Niederdeutschen überein, daß sie wie dieses, hochdeutschem b entsprechend, in- und auslautend v, resp. f haben, z. B. kölnisch Wif (Weib), Plural: Wiver. Man bezeichnet sie daher als Übergangssprache von den hochdeutschen Mundarten zu den niederdeutschen. Man kann sie wiederum in drei Nebendialekte teilen: den luxemburg-lüttichschen, den trierschen und den kölnischen. Die luxemburg-lüttichsche Mundart wird gesprochen von Diedenhofen bis an den Ausfluß der Sure in die Mosel, von da längs der Sure und Oure bis Vianden, von wo sie sich fast in gerader Richtung nach Westen bis an das Wallonische zieht. Die triersche Mundart zieht sich von Saarlouis über den Gau zwischen Mosel und Saar längs der Grenze des Luxemburgischen bis St. Vith, von da längs der kölnischen Grenze bis an den Rhein. Sie spricht die Vokale noch gedehnter und langsamer als die vorige. Die kölnische Mundart beginnt mit den Hofgerichtshöfen Bütgenbach, Amel und Büllingen. Einen ganz andern Dialekt spricht man vier Stunden über Prüm von Hillesheim bis zur Aar und dem Rhein. Dichterisch behandelten den Luxemburger Dialekt H. Meyer (»E Schreck ob de Letzeburger Parnassus«, Letzeburg 1829), den Aachener F. Jansen (»Gedichte«, Aachen 1820) und Jos. Müller (»Gedichte und Prosa«, 2. Aufl., das. 1853), den Trierer Loyen (»Gedichte«, Trier 1850), den Kölner Dialekt Wallraf (»Die Postation«, Fastnachtsposse, Köln 1818) u. a. Vgl. J. Müller und Weitz, Aachener Idiotikon (Aachen 1836); Hönig, Wörterbuch der Kölner Mundart (Köln 1877). Die westerwäldischen Mundarten hat Schmidt in seinem »Westerwäldischen Idioti-

kon« behandelt, ohne jedoch die Grenzen anzugeben. Die niederhessische Mundart grenzt in der Werragegend an die thüringische, im Westen an die westerwäldische und im Norden an die niederdeutsche. Ein eigentlich hessischer Charakter ergibt sich kaum bestimmt. Den Gießener Dialekt hat Brentano in seinem »Gockeleia« ausgebeutet; Crönlein schrieb eine Posse in Gießener und Stahl eine Satire (»Die Weilberger Kerb«) in Weilberger Dialekt. Eine sehr gute lexikalische Sammlung für das hessische Idiom gab Vilmar in seinem »Idiotikon von Kurhessen« (Marb. 1868).

Die natürliche südliche Grenze der thüringischen Mundarten bildet der Rennsteig des Thüringer Waldes; nördlich grenzen sie an den Vorbergen des Harzes an das Niederdeutsche, und im Osten scheidet sie die Thüringische Saale von dem Obersächsischen und Sorbischen, von dem dort schon Formen und Wendungen angenommen werden. Genaue Grenzen für die einzelnen Idiome, die besonders in den Waldgegenden von Ort zu Ort wechseln, anzugeben, dürfte kaum das Ergebnis langer, mühevoller Studien sein. Am meisten hängen sie im Thüringer Flachland, in der Goldenen Aue bis Weimar und anderseits bis Mühlhausen und Nordhausen nebst der sondershäusischen Unterherrschaft, zusammen, wo sie ein großes, in sich abgeschlossenes Gebiet innehaben. Derselbe Dialekt kehrt im Gothaischen wieder und reicht bis zum Wald nach Ilmenau und Arnstadt hinauf. Von Weimar im Ilm- und Geragebiet waldaufwärts nähert sich der Dialekt schon sehr dem obersächsischen, ist aber fast noch breiter und reizloser als dieser.. Der Dialekt der Gebirgsbewohner zeichnet sich durch einen gewissen rauhen, dabei aber singenden Ton aus, der durch Zeichen nicht wiederzugeben ist. Auch im eisenachischen Gebiet und der sondershäusischen Unterherrschaft hat er etwas Gedehntes, Singendes, das durch Lautzeichen ebenfalls nicht anzudeuten ist. Nach dem Osterland zu und über Naumburg hinaus geht, wie bemerkt, die thüringische Mundart allmählich in die meißnische oder obersächsische über. Sagen im thüringischen Dialekt gab Bechstein (»Sagenschatz des Thüringer Landes«, »Deutsches Museum« und »Thüringen in der Gegenwart«). Im Dialekt von Ruhla dichteten L. Storch, in Altenburger Mundart Fr. Ullrich (»Volksklänge«, 3. Aufl., Stettin 1874), in der Rudolstädter Sommer (»Bilder und Klänge aus Rudolstadt«, 11. Aufl., Rudolst. 1881, 2 Bde.). Den mansfeldischen Dialekt wandte (in Poesie und Prosa) Giebelhausen in mehreren Schriftchen an, z. B.: »Nischt wie lauter Hack un Mack, alles dorchenanner dorch« (Hettstedt 1865, 2 Hefte). Als grammatische und lexikalische Leistungen sind zu erwähnen: K. Regel, Die Ruhlaer Mundart (Weim. 1868); Pasch, Das Altenburger Bauerndeutsch (Altenb. 1878).

Der eigentlich obersächsische (meißnische) Dialekt, die alte Markgrafschaft Meißen und das Osterland beherrschend, bildet seinem Charakter nach ein Mittelglied zwischen dem Ober- und Niederdeutschen. Der Unterschied der weichen und harten Konsonanten ist dem Obersachsen ganz verloren gegangen; er kann b und p, d und t, g und k in der Aussprache nicht unterscheiden und spricht für beide einen Mittellaut zwischen hart und weich. Im Vokalismus stimmt das Obersächsische zum Niederdeutschen, indem es das alte ei und au in ē, resp. ō kontrahiert, z. B. Klēd, Flēsch, Bōm. Proben des Dialekts findet man in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Eine Grammatik nebst Lexikon der Leipziger Mundart veröffentlichte K. Albrecht (Leipz. 1880), Gedichte in derselben F. A. Döring (»Launige Gedichte«, 2. Aufl., das. 1835, u. a.) und E. Bormann (»Mei Leibzig low' ich mir«; »Herr Engemann«; »Leibz'ger Allerlei« u. a.). Die Verwandtschaft des erzgebirgischen und riesengebirgischen Dialekts mit dem oberdeutschen ist schon früher angedeutet worden. Vgl. Göpfert, Die Mundart des sächsischen Erzgebirges (Leipz. 1878). Die Mundarten Schlesiens, so verschieden sie auch unter sich wieder sein mögen, stimmen doch im wesentlichen alle mit der obersächsischen überein; indes ist die Aussprache meist reiner und wohlklingender als in Obersachsen. Eigentümlich ist die Mundart der Breslauer »Kräuter«, d. h. der Kraut- oder Kohlgärtner, die näher mit der oberpfälzischen (ostfränkischen) als mit den übrigen schlesischen Mundarten zusammenzutreffen scheint; sie verwandelt gewöhnlich ie in ei (z. B. leib, Deib statt lieb, Dieb), u in au (gaut, raut statt gut, rot) und i in ei (z. B. eich, meich, deich statt ich, mich, dich). Mehrere Lieder dieser Kräuter finden sich in Fülleborns »Breslauischen Erzählungen«. In der Mundart um Glogau ist die »Kraune zu Brassel« (in Vaters »Volksmundarten«) gedichtet. Auch Holtei (»Schlesische Gedichte«, 18. Aufl., Bresl. 1883) und K. F. Becker schrieben Gedichte in schlesischer Mundart. Ein bemerkenswertes älteres Denkmal des schlesischen Dialekts ist das Scherzspiel »Die geliebte Dornrose« von Andreas Gryphius (zuerst um 1660 erschienen; neu hrsg. von Tittmann, Leipz. 1870). Grammatisch ist die Mundart behandelt von Weinhold (»Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart«, Wien 1853). Derselbe lieferte auch »Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch« (Wien 1855). Vgl. noch Waniek, Zum Vokalismus der schlesischen Mundart (Bielitz 1880).

Die niederdeutschen Mundarten.

Nördlich von der oben gezogenen Grenzlinie herrschen nun die vom Altsächsischen herstammenden sogen. niederdeutschen Mundarten. Am Rhein grenzen dieselben an das fränkisch-niederdeutsche oder niederfränkische Sprachgebiet, zu welchem außer den eigentlichen Niederlanden auch noch die deutschen Provinzen Kleve und Geldern gehören. Das Niederdeutsche entbehrt größtenteils noch einer wissenschaftlichen Erforschung, und es lassen sich daher nur wenig sichere Angaben über Untermundarten und deren Gebiet machen. Man unterscheidet gewöhnlich zwei Mundarten: die westfälische, westlich der Weser, und die eigentlich niedersächsische, zwischen Weser und Elbe und in den okkupierten slawischen Gegenden im Osten derselben. Als charakteristisches Merkmal des niedersächsischen und westfälischen Dialekts kann die Aussprache der schriftdeutschen Laute u und i, die im Niedersächsischen o und e, im Westfälischen au und ei ausgesprochen werden, und die Form des Fürwortes mir, mich, dir, dich, das im Niedersächsischen mi, di, im Westfälischen mek, dek heißt, angenommen werden. Von den Mundarten im Osten der alten Slawengrenze sind vorzugsweise die pommerschen Gegenstand gründlicher Untersuchung gewesen, als deren Resultat Böhmer (»Baltische Studien«) angibt, daß in Pommern zwei gründlich verschiedene niederdeutsche Mundarten nebeneinander bestehen, in denen zugleich alle Unter- und Spielarten der Provinz begriffen sind. Die eine ist rund, leicht, rollend, ohne alle Doppellaute, einfach in Wurzeln und grammatischer Ausstattung, eine echte Schwester der nordischen und englischen Sprache und großer Behendigkeit, Gewandtheit, Traulichkeit und Lieblichkeit fähig; die andre breit an Lauten, gedehnt, voll, schwer, nachdrücklich bis zu großer Trägheit und ziemlicher Härte, insbesondere erfüllt mit gewissen Diphthongen (au,

ei, ai) oder nachklingenden Vokalen (a, ä, e ꝛc.) und Liebhaberin träg absinkender Endlaute. Sagt z. B. jene runde Mundart Foot (Fuß), Göder (Güter), so lauten diese Worte in der breiten Sprache: Faut, Gaudre oder Gaure. Allgemeine Eigentümlichkeiten des Niederdeutschen sind, daß es scharfe Laute, wie x, ch, z, k, nicht hat, dagegen sanftere Laute, wie w, v, j, liebt und ch und g viel weicher ausspricht. Eigentümlich ist auch, daß, wenigstens in vielen Gegenden, besonders in Westfalen, sch in der Aussprache getrennt wird, also z. B. S-chinken, s-chön. Charakteristisch für den Niederdeutschen ist ferner die reine, spitzige Aussprache des sp (z. B. s-prechen statt des hochdeutschen schprechen). Überhaupt ist der ganze Konsonantenbau weich und einfach, leicht und geschmeidig, freilich aber auch eintönig und kraftlos. Der eigentliche Charakter des Niederdeutschen ist Naivität, die ihm etwas Kindliches und Gemütliches verleiht. Daß es nicht Schriftsprache geworden ist, kann kaum bedauert werden, denn ohne fremde Elemente hätte es schwerlich die Kraft und Fülle unsrer Schriftsprache erreicht. Auch sind mehrere Ausdrücke und Wendungen aus dem Oberdeutschen bereits in das Niederdeutsche übergegangen, weil in Oberdeutschland die Bildung fortgeschritten ist, dagegen in Niederdeutschland die eigentliche Landessprache aufgehört hat, Organ der Poesie und Wissenschaft zu sein; ja, man hat sogar die oberdeutsche Aussprache in einzelne Wörter aufgenommen. Seitdem die hochdeutsche Schriftsprache die Herrschaft über das gesamte Deutschland errungen, wurde wenig mehr in niederdeutscher Mundart (die man ziemlich allgemein, aber nicht ganz treffend auch als Platt, Plattdeutsch bezeichnet) gedichtet, obwohl es an einzelnen Versuchen, dieselbe wieder zur Schriftsprache zu erheben, nicht fehlte. Glücklicher als J. H. Voß waren in dieser Beziehung Bornemann (»Gedichte in plattdeutscher Mundart«, 6. Aufl., Berl. 1854), Bärmann (»Rymels und Dichtels« im Hamburger Dialekt), L. Giesebrecht und Klaus Groth (in seinem bekannten »Quickborn«), namentlich aber F. Reuter, der durch seine Schriften in allen Gauen Deutschlands seiner mecklenburgischen Muttersprache Freunde zu gewinnen wußte. Stets dagegen sprudelte die Poesie des Volkes in reicher Quelle in Märchen, Sagen und Liedern, und das Gewand derselben war natürlich immer auch die Mundart des Volkes. Einen ganzen Schatz solcher Lieder und Sagen findet man in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Als reichhaltige Einzelsammlung ist zu nennen: »Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark« von Woeste (Iserl. 1849); als Wörterbuch der plattdeutschen Sprache: Berghaus, Sprachschatz der Sassen (Brandenb. 1877 ff.). Von ältern Idiotiken für einzelne niederdeutsche Untermundarten liegen vor: ein Wörterbuch für den bremischen Dialekt von der Deutschen Gesellschaft zu Bremen (Brem. 1767–1772, 5 Bde.; neue Ausg. 1881); für den hamburgischen von Richey (Hamb. 1755); für den osnabrückischen und westfälischen von Strodtmann (Altona 1756); für den holsteinischen von Schütze (Hamb. 1800–1807, 4 Bde.). Von neuern sind bemerkenswert: das »Ostfriesische Wörterbuch« von Stürenburg (Aurich 1857), das »Göttingisch-Grubenhagensche Idiotikon« von Schambach (Hannov. 1858), das »Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart« von Danneil (Salzwedel 1859) und das westfälische von Woeste (Norden 1882). Nennenswerte Spezialgrammatiken sind die »Grammatik des mecklenburgischen Dialekts« von Nerger (Leipz. 1869) und die »Westfälische Grammatik« von Jellinghaus (Brem. 1877). Vgl. Lübben, Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen (Oldenb. 1846); K. Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch (Kiel 1858), und Jellinghaus, Einteilung der niederdeutschen Mundarten (Kiel 1884). Von der friesischen Sprache haben sich in Deutschland nur spärliche Reste erhalten, nämlich auf einigen schleswigischen Inseln: Sylt (Gedichte im Sylter Dialekt von Hansen), Föhr, Amrum und Helgoland, und einem kleinen Streifen der schleswigischen Westküste. Ostfriesland ist schon seit dem 15. Jahrh. niederdeutsch; eine Sammlung »Plattdütsk-ostfreesker« Gedichte ꝛc. enthält Woortmanns »Sanghsona« (Emden 1838, 2 Tle.).

Die Mundarten der von slawischer Bevölkerung eingeschlossenen deutschen Ansiedler (Sprachinseln) gehören sämtlich dem ober- oder mitteldeutschen Sprachgebiet an. Die sehr zahlreichen Deutschen in Ungarn gehören verschiedenen Stämmen an. Die Mundarten des ungarischen Berglandes hat Schröer ausführlich behandelt (Wörterbuch, Wien 1858–59; Grammatik u. Sprachproben, das. 1864) u. nachgewiesen, daß sie mitteldeutscher Abkunft sind. Die Mundart der Deutschen in Siebenbürgen beweist ganz entschieden, daß dieselben vom Niederrhein dahin eingewandert sind. Ihre Sprache stimmt überraschend zu den niederrheinischen oder mittelfränkischen Mundarten. Man unterscheidet mehrere Dialekte, den Hermannstädter, den Kronstädter oder burzenländischen, den Bistritzer oder Nösner, den Agnetler und Schäßburger. Für die Erforschung ihrer Mundart sind die Siebenbürger in neuerer Zeit sehr thätig gewesen. Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart veröffentlichte Viktor Kästner (Hermannst. 1862), Volkslieder, Sprichwörter ꝛc. Fr. W. Schuster (das. 1865) und Haltrich. Letzterer lieferte auch Vorarbeiten zu einem Idiotikon. Die deutschen Dialekte der Liv- und Esthländer gehören zu den obersächsischen; die Liven und Esthen sollen unter allen Deutschen im Ausland ihre Sprache am reinsten und unvermischtesten erhalten haben. Vgl. Idiotikon der deutschen Sprache in Liv- und Esthland (Riga 1785); Sallmann, Versuch über die deutsche Mundart in Esthland (Kassel 1873); Derselbe, Beiträge zur deutschen Mundart in Esthland (Leipz. 1877 u. Reval 1880).

Sammlungen von mundartlichen Sprachproben lieferten: Radlof (»Mustersaal aller deutschen Mundarten«, enthaltend Gedichte, prosaische Aufsätze und kleine Lustspiele, Bonn 1822, 2 Bde.), J. Günther (Jena 1841), Giehne (Wien 1873) und ein Ungenannter (»Die deutschen Mundarten im Lied«, Leipz. 1875). Das bei weitem vollständigste und systematischte Werk dieser Art hat aber Firmenich geliefert: »Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern ꝛc.« (Berl. 1841–66, 3 Bde. nebst Anhang), woselbst man auch dem Inhalt nach sehr anziehende Proben der Mundarten aus mehreren Hunderten von Orten und Gegenden Deutschlands findet. Für die niederdeutschen Dialekte ist wichtig die Sammlung von A. und J. Leopold, Van de Schelde tot de Weichsel (Groning. 1876–81, 2 Bde.). Für die wissenschaftliche Erforschung der Mundarten erschien eine eigne Zeitschrift: »Die deutschen Mundarten«, herausgegeben von Fromman (1851–59, Bd. 1–6; 1875 ff., Bd. 7), worin wertvolle Einzelforschungen über Grammatikalisches und Lexikalisches niedergelegt sind. Eine erschöpfende und nach allen Seiten gleichmäßige Behandlung der deutschen Mundarten aber ist bis jetzt nicht möglich gewesen, da nur die bayrische Mundart so glücklich war, einen Schmeller zu finden, die übri-

gen aber, namentlich die mittel- und niederdeutschen, noch zum großen Teil aller wissenschaftlichen Untersuchung entbehren, so daß kaum die allgemeinsten Grenzen festgestellt sind. Vgl. Trömel, Die Litteratur der deutschen Mundarten (bibliographisch, Halle 1584); K. Groth, Über Mundarten und mundartige Dichtungen (Berl. 1873).

Graphische Darstellungen des Gebiets der deutschen Sprache in ihren verschiedenen Mundarten bieten die Sprachkarten von Kiepert, Bernhardi u. a.; einen Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland- veröffentlichte Wenker (Straßb. 1881 ff.).

Deutsche Philologie.

Unter deutscher Philologie versteht man das methodische Studium der Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur; dieselbe ist als selbständige Wissenschaft erst seit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts vorhanden. Einzelne Männer allerdings beschäftigten sich schon im 17. und 18. Jahrh. mit der Herausgabe und Erklärung altdeutscher Schriftwerke; wir nennen vor allen Goldast und Franz Junius, den ersten Herausgeber des Ulfilas, aus dem 17. Jahrh.; aus dem 18. Eckhart (gest. 1730, Hauptwerk: »Commentarii de rebus Franciae orientalis«), Dieterich von Stade, Palthen, Schilter (»Thesaurus antiquitatum teutonicarum«), Scherz. Während die Thätigkeit dieser letztern besonders auf das Althochdeutsche gerichtet war, wurden nun in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auch die Hauptwerke der mittelhochdeutschen Litteratur herausgegeben von Bodmer und Breitinger und, im Anschluß an diese, von Chr. H. Myller (»Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert«, Berl. 1783—1784, 3 Bde.). Die deutsche Grammatik beschäftigte sich vor Grimm nur mit dem Neuhochdeutschen und war, indem sie die historische Entwickelung außer acht ließ, für die Erkenntnis der Sprache nur von geringer Bedeutung. Die erste deutsche Grammatik veröffentlichte Valentin Ickelsamer (um 1531; neu hrsg., Freiburg 1881); ihm folgten im 16. Jahrh. Ölinger, Laurentius Albertus, J. Clajus; im 17. besonders J. G. Schottelius, Morhof und Bödiker; im 18. Steinbach, Gottsched, Fulda und Adelung. Einen neuen Aufschwung nahmen diese Studien im Anfang des 19. Jahrh., als durch die romantische Schule eine tiefere Auffassung der Kultur des Mittelalters angebahnt und durch die Freiheitskriege der deutsche Geist wieder erweckt wurde. F. H. v. d. Hagen begann seine fruchtbare Thätigkeit als Herausgeber, und G. F. Benecke erschloß zuerst ein tieferes Verständnis der mittelhochdeutschen Klassiker. Auch die Gebrüder Grimm hatten schon seit 1807 für die deutsche Altertumswissenschaft schriftstellerisch gewirkt, als durch das Erscheinen des ersten Bandes von Jak. Grimms »Deutscher Grammatik« (1819) die Forschung eine sichere Grundlage erhielt. Dieses epochemachende Werk, welches alle bekannten ältern und neuern germanischen Sprachen historisch behandelt, erschien in 4 Bänden, von denen der letzte die Syntax des einfachen Satzes enthält; eine Weiterführung der Syntax hat Grimm nicht gegeben. Bald darauf wurde denn auch durch K. Lachmann die in der Schule der klassischen Philologie gewonnene Methode der Textkritik bei der Herausgabe mittelhochdeutscher Dichtungen (Hartmanns »Iwein«, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Nibelungenlied) angewandt und die Metrik derselben in scharfsinniger Weise begründet. Auch seine Mitforscher und Nachfolger lieferten eine Reihe trefflicher Ausgaben. Von denjenigen, welche mit und nach jenen Männern die deutsche Philologie bis zur Jetztzeit weiter ausgebaut haben, sind als die hervorragendsten zu nennen: Hoffmann von Fallersleben, Uhland, Schmeller, Graff, Maßmann, W. Wackernagel, M. Haupt, R. v. Raumer, Fr. Pfeiffer, Müllenhoff, Holtzmann, Zarncke, Bartsch, Weinhold, M. Heyne, W. Scherer, Paul, Sievers. Eine nicht geringe Förderung erhielt die deutsche Grammatik von der ebenfalls erst aus diesem Jahrhundert datierenden, von F. Bopp begründeten Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung. Leitfaden zum Unterricht im Althochdeutschen bieten: W. Wackernagels »Deutsches Lesebuch« (5. Aufl., Basel 1873) nebst dessen »Altdeutschem Wörterbuch« (5. Aufl., das. 1878); Schades »Altdeutsches Lesebuch« (Halle 1862) nebst dazu gehörigem »Altdeutschen Wörterbuch« (2. Aufl., das. 1873 bis 1881) und Braunes »Althochdeutsches Lesebuch« (2. Aufl., das. 1881). Im Gebiet der Lexikographie ist E. G. Graffs »Althochdeutscher Sprachschatz« (Berl. 1834—42, 6 Bde.; alphabetischer Index von Maßmann, 1846), worin die hochdeutschen Wörter aus den Quellen der frühsten Zeiten bis zum 12. Jahrh. gesammelt und etymologisch behandelt sind, als wichtige Erscheinung hervorzuheben. — Für das Mittelhochdeutsche ist das umfassendste Werk dieser Art das »Mittelhochdeutsche Wörterbuch« (nach Beneckes Vorarbeiten ausgeführt von Müller und Zarncke, Leipz. 1851—67, 4 Bde.). Ein »Mittelhochdeutsches Handwörterbuch«, welches zu jenem großen Werk reichhaltige Ergänzungen liefert, gab Lexer heraus (Leipz. 1869—78); ein kurzer Auszug daraus ist desselben »Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch« (3. Aufl., das. 1885). Als grammatisches Hilfsmittel für das Mittelhochdeutsche ist die »Mittelhochdeutsche Grammatik« von Weinhold (2. Ausg., Paderborn 1883) sowie die kürzere von Paul (2. Ausg., Halle 1884) zu nennen. Die mittelniederdeutsche Sprache wurde grammatikalisch von Lübben bearbeitet (»Mittelniederdeutsche Grammatik«, nebst Chrestomathie und Glossar, Leipz. 1882); ein Wörterbuch derselben gaben Schiller und Lübben (Brem. 1872—81, 6 Bde.) heraus. — Die wichtigsten Grammatiken der neuhochdeutschen Sprache seit Adelung (»Deutsche Sprachlehre«, Berl. 1781; 6. Ausg. 1816; »Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprachlehre«, Leipz. 1782) sind: Th. Heinsius' »Deutsche Sprachlehre« (Berl. 1798, 3 Tle.) und »Neue deutsche Sprachlehre« (das. 1801, 3 Bde.; 4. Aufl. 1822); J. Chr. A. Heyses »Deutsche Schulgrammatik« (Hannov. 1816; 21. Ausg. von K. W. L. Heyse, 1868) und dessen »Deutsche Grammatik« (das. 1814; 5. Aufl. 1838—49, 2 Bde.); J. Grimms »Deutsche Grammatik« (Götting. 1819—37, neue Ausg. 1870 ff.); Herlings »Syntax der deutschen Sprache« (Frankf. 1830, 2 Tle.); K. F. Beckers »Schulgrammatik der deutschen Sprache« (das. 1831; neue Ausg., Prag 1876) und »Ausführliche deutsche Grammatik« (Frankf. 1836-39; 2. Aufl., Prag 1870, 3 Bde.); Vernalekens »Deutsche Syntax« (Wien 1861—63, 2 Bde.). Während von den Genannten namentlich Becker und Herling die d. S. von vorwiegend logischem Standpunkt aus betrachteten, suchten K. W. L. Heyse (»Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache«, Hannov. 1838—49, 2 Bde.), Götzinger (»Die d. S. und ihre Litteratur«, Stuttg. 1836—42, 3 Bde.), Hahn (»Neuhochdeutsche Grammatik«, Frankf. 1848), Schleicher (»Die d. S.«, 4. Aufl., Stuttg. 1879) u. a. die Ergebnisse der historischen Forschung, wie sie Grimm vertritt, allgemeiner zugänglich zu machen.

Den ersten Ansatz zu einem neuhochdeutschen **Wörterbuch** bildeten die deutsch-lateinischen alphabetisch geordneten Wörterverzeichnisse, welche den lateinisch-deutschen Vokabularien beigefügt waren, und deren ältestes Gherardus de **Schuerens** »Vocabularius teuthonista« (Köln 1475) enthält. Später ließ man den deutsch-lateinischen Vokabular für sich erscheinen, was zuerst in dem durch K. **Zeninger** gedruckten »Vocabularius theutonicus« (Nürnb. 1482) geschah, auf welchen bald der »Vocabularius incipiens teutonicum ante latinum« (gegen 1500), ferner ein »Vocabularius primo ponens dictiones theutonicas« (Straßb. 1515) und unter dem Titel: »Die Teutsch spraach« (Zürich 1561) ein die Schweizer Mundart darlegendes deutsch-lateinisches Wörterbuch von **Maaler** folgten. Dagegen war das »Dictionarium germanico-latinum« von P. **Dasypodius** wieder dessen »Dictionarium latino-germanicum« (Straß. 1535 u. öfter) angehängt. Das erste eigentlich deutsche Lexikon war das Reimwörterbuch von Erasmus **Alberus**, das unter dem Titel: »Novum dictionarii genus« (Frankf. 1540) erschien. Den vollständigen deutschen Sprachschatz aufzustellen, unternahm zuerst G. **Henisch** in seinem weitschichtig angelegten Werk »Teutsche Sprach und Weißheit«, von dem aber nur der erste, mit G abschließende Band (Augsb. 1616) im Druck erschien. Später legte J. G. **Schotelius** ein Verzeichnis der »Stammwörter der Teutschen Sprache« in seiner »Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Hauptsprache« (Braunschw. 1663) nieder, und gegen den Schluß des Jahrhunderts folgte Kaspar v. **Stielers** alphabetisch nach Wurzeln und Stämmen (oft ziemlich wunderlich) geordneter, sehr reichhaltiger »Teutscher Sprachschatz« (Nürnb. 1691). Im 18. Jahrh. gab zuerst **Steinbach** sein ebenfalls nach Wurzeln und Stämmen geordnetes »Vollständiges deutsches Wörterbuch« (Bresl. 1734, 2 Bde.) heraus, das aber durch das dem Forscher noch heute nützliche »Teutsch-Lateinische Wörterbuch« von **Frisch** (Berl. 1741, 2 Bde.) verdunkelt wurde. Schon letzterer suchte dadurch, daß er die zusammengesetzten Wörter unter das erste Wort der Zusammensetzung in ihrer Reihenfolge ordnete, sich der rein alphabetischen Ordnung zu nähern; streng und entschieden durchgeführt wurde dieselbe aber zuerst von J. Chr. **Adelung** in seinem großen »Grammatisch-kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Mundart« (Leipz. 1774–86, 5 Bde.; 2. Aufl. 1793–1802, 4 Bde.), dem er ein »Kleines Wörterbuch für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung« (das. 1788, 2. Ausg. 1790) und einen Auszug aus dem Hauptwerk (das. 1793–1802, 4 Bde.) nachfolgen ließ. Auch K. Phil. **Moritz** begann ein »Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache« (von Stutz, Stenzel und Vollbeding vollendet; Berl. 1793–1800, 4 Bde.). An Gehalt tief unter Adelungs großem Werk stehen **Voigtels** »Versuch eines hochdeutschen Handwörterbuches« (Halle 1793–95, 3 Bde.) und »Handwörterbuch der deutschen Sprache« (das. 1804), wie nicht minder das »Wörterbuch der deutschen Sprache« von **Campe** (Braunschw. 1807–11, 5 Bde.) das wieder dem »Volkstümlichen Wörterbuch der deutschen Sprache« von **Heinsius** (Hannov. 1818–20, 4 Bde.) zu Grunde liegt. Die folgenden Jahre brachten eine Reihe deutscher Wörterbücher, die aber fast alle tiefere Sachkenntnis und eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes mehr oder minder vermissen lassen, trotzdem, daß bereits seit 1822 durch J. Grimm eine deutsche Philologie sich entfaltet hatte und blühte. Diese sind: **Ortels** »Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache« (Münch. 1830, 2 Bde.); das »Handwörterbuch der deutschen Sprache« von J. Chr. Aug. **Heyse** und dessen Sohn K. W. L. **Heyse** (Magdeb. 1833–49, 2 Bde.); das »Gesamtwörterbuch der deutschen Sprache« von **Kaltschmidt** (Leipz. 1834); das »Kurze deutsche Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie« von **Schmitthenner** (Darmst. 1834, 2. Aufl. 1837); das »Wörterbuch der deutschen Sprache« von K. **Schwenck** (Frankf. 1834, 2. Aufl. 1856); das »Handwörterbuch der deutschen Sprache« von **Weber** (15. Aufl., Leipz. 1883); das »Handwörterbuch der deutschen Sprache« von Chr. **Wenig** (7. Aufl., Köln 1884) und das »Vollständigste Wörterbuch der deutschen Sprache« von W. **Hoffmann** (Leipz. 1852–61, 6 Bde.). Alle diese Werke in Schatten stellend, erscheint seit 1852 das »Deutsche Wörterbuch« von Jak. und Wilh. **Grimm**, ein wahrhaft vaterländisches Werk, das, seit dem Tode der Begründer in deren Geist von R. Hildebrand, K. Weigand, M. Heyne und M. Lexer fortgeführt, den gesamten neuhochdeutschen Sprachschatz von etwa 1470 an bis auf die Gegenwart in sich aufnimmt. Neben diesem Werk sind aus neuester Zeit noch mit Achtung zu nennen: das »Wörterbuch der deutschen Sprache« von D. **Sanders** (Leipz. 1860–65, 3 Quartbände), dessen »Handwörterbuch der deutschen Sprache« (3. Aufl., das. 1883) und »Ergänzungswörterbuch« (Stuttg. 1879 ff.); **Dieffenbach-Wülckers** »Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch der ältern und mittlern Zeit zur Ergänzung der vorhandenen Wörterbücher« (Frankf. u. Basel 1874–85); **Kluges** »Etymologisches Wörterbuch« (Straßb. 1882) und als das beste der kleinern Werke das »Deutsche Wörterbuch« von K. **Weigand** (4. Aufl., Gießen 1882). **Synonymiken** gaben Eberhard (»Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik«, Halle 1795–1802, 6 Bde.; 4. Aufl. von Meyer, Leipz. 1853, und »Synonymisches Handwörterbuch«, das. 1802; 13. Aufl. von Lyon und Wilbrandt, das. 1882), Weigand (»Wörterbuch der deutschen Synonymen«, 2. Aufl., Mainz 1852, 2 Bde.), Meyer (»Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Wörter«, 5. Aufl., Leipz. 1863) und Sanders (»Wörterbuch deutscher Synonymen«, 2. Aufl., Hamb. 1882). — Die **Geschichte** der deutschen Sprache schrieben: J. Grimm (»Geschichte der deutschen Sprache«, 4. Aufl., Berl. 1880), H. Rückert (»Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache«, Leipz. 1875, 2 Bde.) und Behaghel (»Die d. S.«, das. 1885). Vgl. dazu auch R. v. **Raumer**, Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland (Münch. 1870).

Schließlich haben wir noch die **deutsche Schrift** zu erwähnen, über die uns J. Grimm in der Vorrede zum »Deutschen Wörterbuch« (Bd. 1) schätzbare Aufschlüsse gibt. Die alten Deutschen bedienten sich einer auf gemeinsame Grundformen hinweisenden Buchstabenschrift, der sogen. Runenschrift. Diese **Runen** (runa, »Geheimnis«), die älteste nationale Schrift der Deutschen, bestanden in senkrechten und schrägen, an oder durch die Senkrechte gesetzten Linien, eine Einrichtung, welche die Schrift augenscheinlich dem Material verdankte (Stein, Holz, Metall), in welches die Runen gerissen oder geritzt wurden. Die Runenschrift findet sich auf einigen uralten goldenen Geräten angewendet, auch in Handschriften nach der Reihenfolge der Buchstaben mit den Namen derselben verzeichnet. Im Nordischen blieb diese Runenschrift länger im Gebrauch. Durch das Christentum ward, wie so vieles andre Nationale, auch diese Schrift verdrängt, da sie, vielfach zur Wahrsagerei

und Zauberei mißbraucht, den christlichen Aposteln ein Greuel sein mußte. An ihre Stelle trat bei den Goten Ulfilas' Schrift, welche derselbe mit Benutzung der Runenschrift auf der Grundlage der griechischen bildete, bei den andern germanischen Stämmen das lateinische, d. h. das christliche, Alphabet. Mit dieser neuen Schrift kam auch das fremde Wort »schreiben« (lat. scribere) auf. Die lateinische Schrift verlor aber durch die schnörkelnde Hand der Mönche ihre ursprüngliche runde Gestalt, und so entstand unsre deutsche (sogen. gotische) Schrift, die ihre endgültige, noch jetzt bestehende Form übrigens durch keinen Geringern als A. Dürer empfing. J. Grimm verdammt bekanntlich wie diese sogen. deutsche Schrift, so auch die großen Anfangsbuchstaben (Majuskeln) der Substantiva, die sich in griechischen und lateinischen Büchern, namentlich auch in deutschen Handschriften des Mittelalters und noch in den Drucken des 15., zum Teil des 16. Jahrh., nur im Beginn der Sätze und Reihen und bei Eigennamen angewendet finden, wobei sich aber Spuren ihres Gebrauchs bis ins 14. und 13. Jahrh. hinauf bei Urkundenschreibern zeigen, denen geringere Sprachkunde beiwohnte als den Abschreibern der Bücher. Erst im Lauf des 16. Jahrh. drang diese schwankende Anwendung der großen Buchstaben in unsre Drucke, und zwar gab man sie außer den Eigennamen erst den Appellativen, allmählich den sächlichen und abstrakten, endlich allen und jeden Substantiven, ein Gebrauch, der sich endlich im 17. Jahrh., also zu einer Zeit, in welcher unsre Sprache und Litteratur im tiefsten Verfall waren, recht eigentlich und, wie es scheint, für immer festsetzte. Zum ganzen Artikel vgl. Bahder, Die deutsche Philologie im Grundriß (Paderb. 1882).

Deutsches Recht. Der mit diesem Ausdruck verbundene Begriff ist ein verschiedener, je nachdem man dabei das Herrschaftsgebiet oder den Ursprung der Rechtsnormen im Auge hat. In ersterer Beziehung versteht man unter deutschem Rechte das in Deutschland geltende Recht, während man mit Rücksicht auf den Entstehungsgrund damit das aus deutschnationalen Rechtsquellen hervorgegangene Recht bezeichnet. Das in Deutschland geltende Recht ist nämlich keineswegs durchweg nationalen Ursprungs; dasselbe zeigt vielmehr insofern einen Dualismus, als in Deutschland neben den auf deutschen Rechtsquellen beruhenden Rechtssatzungen auch fremde Rechte in bedeutendem Umfang rezipiert worden sind. Allerdings findet sich bei den germanischen Völkerschaften ursprünglich nur nationales Recht, freilich, da die einzelnen deutschen Volksstämme keinen einheitlichen Staat bildeten, auch kein einheitliches Recht. Die Rechte der einzelnen deutschen Stämme waren auch sehr spärlicher Natur, da, wie Tacitus bemerkt, bei ihnen mehr auf gute Sitten als auf gute Gesetze gehalten wurde, und diese geringe Anzahl von Rechtssatzungen wurde lediglich durch ungeschriebenes Gewohnheitsrecht fortgepflanzt. Geschriebenes Recht findet sich zuerst bei den salischen Franken, welchen dann seit dem 5. Jahrh. auch andre Volksstämme mit geschriebenen Gesetzessammlungen in lateinischer Sprache, den sogen. »Leges barbarorum«, folgten. Neben diesen Volksrechten waren später in der fränkischen Monarchie, zu welcher auch Deutschland gehörte, die Verordnungen der Könige, die sogen. Kapitularien, welche vorzugsweise die Gerechtsame der Könige behandelten, von Bedeutung. Von einem eigentlichen deutschen Nationalrecht aber kann erst die Rede sein, nachdem ein selbständiges Deutsches Reich gegründet und nachdem mit der Absetzung Karls des Dicken 887 die politische Trennung Deutschlands und Frankreichs bleibend vollzogen worden war. Indessen war die Reichsgesetzgebung in den zunächst folgenden Jahrhunderten eine nur spärlich fließende Rechtsquelle; die Rechtsentwickelung vollzog sich vielmehr vorzugsweise in dem engern Rahmen der städtischen oder sogen. Weichbildrechte, z. B. von Magdeburg, Lübeck und Köln, und die geltenden Rechtsnormen wurden in Privatsammlungen, den sogen. Rechtsbüchern des Mittelalters, zusammengestellt. Unter diesen letztern nehmen der Sachsenspiegel, der um 1230 entstand, und der wahrscheinlich zu Ausgang des 13. Jahrh. verabfaßte Schwabenspiegel die erste Stelle ein. Ersterer ist das Bild des damaligen norddeutschen Rechtslebens, der letztere vorzugsweise das Produkt der süddeutschen Rechtsentwickelung.

Bevor jedoch das deutsche Recht zu einer konsequenten Aus- und Durchbildung gelangt war, hatten nach und nach auch fremde Rechte, nämlich das römische und kanonische Recht, wie es sich im Corpus juris civilis und im Corpus juris canonici darstellt, sowie das langobardische Lehnrecht, die sogen. Libri feudorum, in Deutschland Eingang gefunden. Es waren verschiedene Umstände, welche diese Rezeption des fremden Rechts in Deutschland herbeiführten und erleichterten; namentlich der Umstand, daß man das sogen. römische Reich deutscher Nation als eine Fortsetzung des alten römischen Kaiserreichs, die deutschen Kaiser als die Nachfolger der römischen Imperatoren und folgeweise auch das römische Recht als das eigentümliche Recht des Deutschen Reichs auffaßte. Dazu kamen die humanistische und romanisierende Richtung des 15. und 16. Jahrh., die Ehrfurcht und Bewunderung, welche dem klassischen Altertum und seinen Überresten gezollt ward, und daneben der Einfluß der Geistlichkeit, welche in den damaligen geistlichen Gerichten nach römischem Recht entschied und zugleich die kanonisch-rechtlichen Satzungen der Päpste verbreitete. Ebenso war hierfür auch das Studium des römischen und kanonischen Rechts von großem Einfluß, welches seit dem 12. Jahrh. zuerst auf den Universitäten Oberitaliens, namentlich in Bologna, aufblühte und nachmals auch auf den deutschen Universitäten und zwar lange Zeit hindurch in ausschließlicher Weise gepflegt ward. Endlich kam noch die Berufung von Doktoren des römischen Rechts in das 1495 errichtete Reichskammergericht hinzu, welch letzteres ebenfalls in erster Linie das römische Recht zur Grundlage seiner Urteilssprüche machte. So kam es, daß jene fremden Rechtsquellen zum gemeinen Recht Deutschlands geworden und namentlich auf dem Gebiet des Privatrechts zum großen Teil an die Stelle des nationalen Rechts getreten sind. Nur diejenigen Rechtsinstitute, welche mit dem deutschen Nationalcharakter und mit dem deutschen Volksleben im innigsten Zusammenhang standen und den eigentlichen Ausdruck deutscher Rechtsanschauung bildeten, behaupteten neben dem fremden Recht ihre Geltung, indem sie durch Gewohnheitsrecht und teilweise auch durch die Gesetzgebung des Deutschen Reichs ihre weitere Ausbildung fanden. Doch war diese Reichsgesetzgebung fast nur auf dem Gebiet des öffentlichen Rechts, namentlich des Staatsrechts und des Prozesses, thätig, so z. B. durch den Erlaß der verschiedenen Reichskammergerichts- und Reichshofratsordnungen und durch die Bestimmungen im jüngsten Reichsabschied von 1654, sowie auf dem Gebiet des Strafrechts, in welch letzterer Beziehung namentlich die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532 (die sogen. Caro-

lina), die Grundlage des gemeinen deutschen Strafrechts, hervorzuheben ist.

Was aber die deutschen Privatrechtsnormen anbelangt, welche neben dem fremden Recht ihre Geltung behauptet haben und welche im Gegensatz zu diesem letztern die Grundlage des gemeinen deutschen Privatrechts bilden, so mag hier insbesondere an die eigentümlichen deutschen Rechtsgrundsätze in Ansehung der Gemeinden und der Genossenschaften, an die besondern Normen in betreff der bäuerlichen Gutsverhältnisse, des Lehnswesens und der bäuerlichen Leihe erinnert werden. Ferner sind hier die deutschrechtlichen Familienfideikommisse, das deutsche Gesamteigentum, die Reallasten, die Regalien und das wichtige Rechtsinstitut der Expropriation oder Zwangsenteignung hervorzuheben. Ebenso gehören hierher die Grundsätze des deutschen Pfandrechts mit dem Prinzip der Publizität und der Spezialität des Pfandes, das deutsche Pfändungsrecht und vor allen Dingen die deutschrechtlichen Bestimmungen über das eheliche Güterrecht mit dem Fundamentalsatz der Gütervereinigung, während dem ehelichen Gütersystem des römischen Rechts gerade umgekehrt das dem Wesen der Ehe viel weniger entsprechende Prinzip der völligen Trennung der Güter der Ehegatten zu Grunde liegt. Endlich mag hier auch noch an das Institut der Einkindschaft, der Leibzucht, an die dem römischen Recht völlig fremden deutschrechtlichen Erbverträge, an die Rechtsgrundsätze über den Rentenkauf, die Inhaberpapiere, das sogen. litterarische Eigentum sowie an die deutschen Rechtsnormen in Ansehung des Wechsel- und Handelsrechts erinnert werden. Für die Erhaltung und Ausbildung der dem deutschen Rechtsbewußtsein entsprungenen Rechtsinstitute und für eine angemessene Verschmelzung des fremden Rechts mit dem einheimischen war noch während des Bestehens des Deutschen Reichs vorzugsweise die Partikulargesetzgebung thätig. Nach der Auflösung des Deutschen Reichs 1806 aber und nach dem Wegfall einer gemeinsamen gesetzgeberischen Autorität für ganz Deutschland war sie es ausschließlich, welcher die Aufgabe zufiel, die deutsche Rechtsentwickelung in einer den sozialen Verhältnissen und den Bedürfnissen des Volkes entsprechenden Weise zu pflegen und zu fördern. Diese Aufgabe ward teils durch den Erlaß einer Menge von Spezialgesetzen, teils durch umfangreiche Kodifikationen in mehr oder weniger glücklicher Weise gelöst. Namentlich sind in dieser Beziehung das allgemeine preußische Landrecht vom 4. Juni 1794, das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch von 1811 und das bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen vom 2. Jan. 1863 hervorzuheben. Auch muß hier bemerkt werden, daß in den preußischen, bayrischen und hessischen Rheinlanden sowie mit einigen Modifikationen im Großherzogtum Baden das französische Zivilgesetzbuch von 1804 (Code Napoléon) Geltung erlangt und behalten hat (vgl. die Übersicht der dermaligen Rechtsgebiete im Deutschen Reich im Art. **Deutschland**, S. 840). Außerdem ist besonders an die große Anzahl deutscher Zivil- und Strafprozeßordnungen sowie an die verschiedenen deutschen Strafgesetzbücher, welche im Lauf dieses Jahrhunderts in den einzelnen deutschen Staaten publiziert wurden, zu erinnern.

Entwickelung der neuern Gesetzgebung.

Leider ward aber gerade durch diese verschiedenartige Partikulargesetzgebung, welche eine Folge der politischen Zerrissenheit Deutschlands war, auch eine Zerrissenheit des deutschen Rechts und Rechtslebens herbeigeführt, welche nachgerade fast unerträglich wurde. Als ein großer Fortschritt war es daher schon zu begrüßen, daß wenigstens auf dem Gebiet des Handels- und Wechselrechts durch die deutsche Wechselordnung von 1848 und das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch von 1861 eine Einheit des Rechts hergestellt wurde. Gleichwohl stellten sich diese beiden Gesetze für die Zeit des vormaligen Deutschen Bundes ebenso wie die Beschlüsse dieses Bundes selbst, welche das Rechtsgebiet berührten, lediglich als Partikularrechtsnormen dar, da es zu ihrer Gültigkeit einer Publikation von seiten der einzelnen deutschen Staatsregierungen bedurfte. Auch die von dem Norddeutschen Bund erlassenen Gesetze konnten nur als partikuläres Recht aufgefaßt werden, da sie nicht für ganz Deutschland rechtsverbindliche Kraft hatten. Dagegen wird durch unsre gegenwärtige Reichsgesetzgebung für das nunmehrige Deutsche Reich wirkliches gemeines d. R. geschaffen. Nach Art. 2 der Reichsverfassung übt nämlich das Reich innerhalb des Reichsgebiets das Recht der Gesetzgebung aus mit der Wirkung, daß die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen. Auch erhalten die Reichsgesetze ihre rechtsverbindliche Kraft durch ihre Verkündigung von Reichs wegen durch das Oberhaupt des Reichs, nicht etwa erst durch eine Publikation seitens der einzelnen Regierungen. Allerdings war es nach der Reichsverfassung (Art. 4), welche sich hierin an die norddeutsche Bundesverfassung anschloß, zunächst nur eine begrenzte Sphäre des Rechts, welche den Kompetenzkreis der Reichsgesetzgebung bildete, indem der letztern nur bestimmte Teile des öffentlichen und privaten Rechts unterstellt waren. Durch Reichsgesetz vom 20. Dez. 1873 wurden jedoch das gesamte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren der Gesetzgebung des Reichs unterstellt. Die Gesetze des Norddeutschen Bundes aber sind mit wenigen Ausnahmen zu Reichsgesetzen erhoben worden. Daß diese neue deutsche Gesetzgebung bisher weniger auf dem Gebiet des Privatrechts als auf andern Rechtsgebieten thätig war, hängt mit dem Umstand zusammen, daß die Festigung und Ausbildung der neuen staatlichen Institutionen des Reichs als das Dringlichere erschien, und daß die Aufgabe, eine Kodifikation des bürgerlichen Rechts in Deutschland herbeizuführen, eine ungemein große und umfangreiche ist. Indessen ist die Ausarbeitung eines deutschen Zivilgesetzbuchs schon seit Jahren in Angriff genommen, und das große Werk wird voraussichtlich in nicht allzu ferner Zeit zur Vollendung gelangen.

Zahlreich sind besonders die neuen deutschen Verwaltungsgesetze, wie die Gesetze und Verordnungen über das Post- und Telegraphenwesen, besonders die Postordnung vom 8. März 1879, die auf Handel und Schiffahrt bezüglichen Gesetze, namentlich die Seemannsordnung vom 27. Dez. 1872, Strandungsordnung vom 17. Mai 1874, Gesetz über die Untersuchung von Seeunfällen vom 27. Juli 1877, die Bestimmungen über das Konsulatswesen, dann die zahlreichen Gesetze über die Verbrauchssteuern, die Stempelabgaben und die Zölle (Tarifgesetze vom 15. Juli 1879 und 22. Mai 1885), über das Münz-, Bank-, Maß- und Gewichtswesen. Das Gewerbewesen ist durch die deutsche Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, modifiziert durch eine Reihe von Novellen, normiert. Zahlreiche Gesetze beziehen sich auf das Militärwesen des Reichs, auf die Heeresorganisation, das Pensionswesen und auf die Leistungen für die bewaffnete Macht. Durch den Erlaß eines deutschen Strafgesetzbuches, zu welchem auch ein Militärstrafgesetzbuch (vom 20. Juni 1872) hinzukam, ist auf dem Gebiet des Strafrechts

die Rechtseinheit hergestellt. Das Gleiche ist durch eine umfassende Justizgesetzgebung für das Prozeßrecht und für das Gerichtsverfassungswesen geschehen. Die deutsche Zivilprozeßordnung vom 30. Jan. 1877 hat das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten in einheitlicher Weise normiert. Dazu kamen die Strafprozeßordnung vom 1. Febr. und die Konkursordnung vom 10. Febr. 1877. Schon zuvor war durch Bundes-(Reichs-)Gesetz vom 29. Mai 1868 die Schuldhaft als Exekutionsmittel beseitigt und durch Gesetz vom 21. Juni 1869 die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienstlohns als Zwangsvollstreckungsmittel wesentlich beschränkt worden. Das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 und die Rechtsanwaltsordnung vom 1. Juli 1878 nebst den nötigen Gebührengesetzen schlossen sich an die Justizgesetze an. Das Bundes-(Reichs-)Gesetz vom 1. Juni 1870 über die Erwerbung und den Verlust der Bundes-(Reichs-) und Staatsangehörigkeit hat diesen wichtigen Gegenstand geregelt, nachdem bereits unmittelbar nach der Gründung des Norddeutschen Bundes durch das Bundes-(Reichs-)Gesetz vom 1. Nov. 1867 der Grundsatz der Freizügigkeit für das Bundesgebiet näher ausgeführt worden war. Das Bundesgesetz vom 6. Juni 1870, welches allerdings in Bayern nicht gilt, regelt die Unterstützungswohnsitzfrage. Auch das Zivilstandsgesetz vom 6. Febr. 1875 ist besonders hervorzuheben. Auf dem Gebiet des Privatrechts sind die deutsche Wechselordnung und das Handelsgesetzbuch nunmehr als Reichsgesetze anerkannt. Letzteres ist durch die Aktiengesetze vom 11. Juni 1870 und vom 18. Juli 1884 teilweise abgeändert. Über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften ist ein Gesetz vom 4. Juli 1868 erlassen. Wichtig sind ferner die verschiedenen Gesetze über das Urheberrecht und über den Markenschutz sowie das Patentgesetz. Neuerdings sind mit dem Gesetz vom 15. Juni 1883 über die Krankenversicherung der Arbeiter und dem Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 auch die ersten Versuche auf dem Gebiet einer Spezialgesetzgebung gemacht worden.

Unter den Lehrbüchern des deutschen Privatrechts sind diejenigen von Gerber (14. Aufl., Jena 1882), Beseler (3. Aufl., Berl. 1873), Hillebrand (2. Aufl., Zürich 1864), Stobbe (2. Aufl., Berl. 1882), Roth (Tübing. 1880 ff.) und Franklin (2. Aufl., das. 1882) hervorzuheben. Auch die Werke über deutsche Rechtsgeschichte, namentlich diejenigen von Eichhorn (5. Aufl., Götting. 1843—44, 4 Bde.), Zöpfl (4. Aufl., Braunschw. 1871—72) und Walter (2. Aufl., Bonn 1857), gehören hierher. Vgl. auch Gerber, Das wissenschaftliche Prinzip des deutschen Privatrechts (Jena 1846); Wächter, Gemeines Recht Deutschlands (Leipz. 1844); Dreyer, Das deutsche Reichszivilrecht (das. 1874); Mandry, Zivilrechtlicher Inhalt der Reichsgesetze (Tübing. 1878). Sonstige Litteraturnachweise sind in den Artikeln über die einzelnen Rechtsteile gegeben.

Deutsches Reich, s. Deutschland.

Deutsche Theologia (Theologia deutsch), Titel eines von einem ungenannten Genossen des Vereins der »Gottesfreunde«, Priester und Kustos des Deutschherrenhauses zu Sachsenhausen bei Frankfurt a. M., Ende des 14. Jahrh. verfaßten Traktats in 54 Kapiteln, worin die Hauptlehrsätze der Gottesfreunde (Aufgeben des eignen Willens und Vollbringung des göttlichen Willens) ausgeführt werden. Das kleine Buch wurde zuerst von Luther (Wittenb. 1518) im Druck veröffentlicht und hat seitdem zahlreiche Wiederholungen und Bearbeitungen erlebt. Die beste Ausgabe (nach der einzigen noch erhaltenen Handschrift in Frankfurt a. M.) besorgte Fr. Pfeiffer (3. Aufl., Güterol. 1875, mit neuhochdeutscher Übersetzung). Vgl. Lisco, Die Heilslehre der Theologia deutsch (Stuttg. 1857); Reifenrath, Die d. T. des Frankfurter Gottesfreundes (Halle 1863).

Deutsche Union (Union der Zweiundzwanziger), eine von K. F. Bahrdt (s. d.) zu Halle nach Friedrichs II. Tode durch anonyme Briefe gestiftete Geheimverbindung mit dem Zweck, dem wieder erwachenden religiösen Fanatismus und Obskurantismus zu begegnen. Die Verbindung löste sich aber auf, als der damals schon tief gesunkene Bahrdt als Urheber bekannt wurde. Letzterer kam darüber in Untersuchung und in Festungshaft. Vgl. »Mehr Noten als Text, oder die d. U. der Zweiundzwanziger« (Leipz. 1789).

Deutsch-französischer Krieg von 1870/71. Die Ursachen des Kriegs, welchen Kaiser Napoleon im Juli 1870 begann, waren die Eifersucht des französischen Volkes über den unerhörten Aufschwung Preußens im Kriege gegen Dänemark und Österreich, die so weit ging, daß man eine Revanche für Sadowa verlangte, die Furcht vor der immer weiter fortschreitenden Konsolidierung der deutschen Einheit und Macht und der Wunsch der Regierung, durch einen sicher erhofften kriegerischen Erfolg die verblaßte gloire Frankreichs herzustellen und dadurch die Dynastie zu befestigen. Daß Frankreich für Preußens Vergrößerungen außer der luxemburgischen Neutralität keine Kompensationen erhalten, erschien als eine Niederlage. Die Minister Napoleons III. glaubten die Opposition, welche die nationale Ehre als durch die kaiserliche Politik gefährdet darstellte, nur überwinden zu können, indem sie dieselbe überboten. Nachdem also die Reorganisation der Armee durch Niel angebahnt worden, suchte die französische Regierung nach einem Anlaß zum Krieg mit Preußen und fand ihn in Ermangelung eines bessern in der spanischen Thronfolgeangelegenheit.

Am 3. Juli ward in Paris bekannt, daß die spanische Regierung dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, einem sowohl dem preußischen Königshaus als den Napoleoniden verwandten Prinzen, die spanische Krone angeboten und dieser sie angenommen habe. Diese Nachricht bewirkte einige Aufregung, welche der auswärtige Minister Gramont aufs höchste erhitzte, indem er auf eine Interpellation im Gesetzgebenden Körper 6. Juli erklärte, Frankreich werde nicht dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, das gegenwärtige Gleichgewicht zu ihren gunsten störe. Erst nach dieser Drohung, welche einen Ausgleich eigentlich unmöglich machte, aber von der Volksvertretung und der Presse mit stürmischem Beifall begrüßt wurde, stellte die französische Regierung 9. Juli durch ihren Botschafter Benedetti an König Wilhelm in Ems das Ansinnen, der König möge dem Erbprinzen von Hohenzollern den Befehl erteilen, die Annahme der spanischen Krone zurückzunehmen. Dasselbe wurde abgelehnt, da der König als Familienoberhaupt nur seine Zustimmung zur Annahme gegeben habe, dem Prinzen aber, der frei in seinen Entschlüssen sei, keinen Befehl erteilen könne. Indes schien, da 12. Juli Prinz Leopold aus freien Stücken der angebotenen Krone entsagte, der Streitfall beseitigt und der französischen Kriegspartei der Vorwand zum Kriege genommen zu sein. Wenn nun kein Kriegsfall herbeigeführt werden konnte, so wollte die französische Regierung Preußen wenigstens eine Demüti-

gung bereiten. Daher verlangte Gramont 12. Juli von dem preußischen Botschafter in Paris, Freiherrn v. Werther, er solle den König zur Absendung eines an Napoleon gerichteten Entschuldigungsschreibens bewegen, und Benedetti erhielt den Auftrag, von dem König die Versicherung zu fordern, daß er in Zukunft niemals seine Einwilligung zu der etwa wieder aufgenommenen Thronkandidatur des Prinzen Leopold erteilen werde. Diese Zumutung wies der König entschieden ab und verweigerte dem Botschafter eine weitere Audienz über diesen Gegenstand. Hierauf ward in Paris sofort 14. Juli die Einziehung der Reserven beschlossen und 15. Juli die für einen Krieg erforderlichen Vorlagen, vorläufiger Kredit von 66 Mill., Einberufung der Mobilgarde und Anwerbung von Freiwilligen betreffend, vor den Gesetzgebenden Körper gebracht. Die Minister begründeten den Krieg damit, daß die gerechten Forderungen Frankreichs in einer beleidigenden Weise (dies war durchaus erfunden) von Preußen abgelehnt worden seien, und erlangten auch trotz der Warnungen weniger Deputierten, vor allen Thiers', der aber nur die Opportunität des Zeitpunktes der Revanche an Preußen bestritt, die Zustimmung beider Kammern.

So stürzte sich die Regierung Napoleons III., gedrängt von der Ruhmsucht des einmal aufgeregten Volkes, mit verhängnisvollem Leichtsinn und blindem Vertrauen auf die militärische Übermacht Frankreichs in den Krieg. Man glaubte an die Überlegenheit von Chassepot und Mitrailleuse, an eine Erhebung der von Preußen 1866 annektierten Provinzen, an eine Neutralität oder gar Allianz Süddeutschlands, an den Beistand Dänemarks, Italiens und Österreichs. Nicht bloß die Menge, sondern selbst die Minister und die Kaiserin Eugenie, welche ihren »kleinen Krieg« haben wollte, hielten eine Niederlage der französischen Armee für eine Unmöglichkeit. In Deutschland war man einige Zeit ruhig geblieben; erst als man sich über die Absichten Napoleons nicht mehr täuschen konnte, kehrte (15. Juli) der König nach Berlin zurück und erließ noch an demselben Tag die Mobilmachungsorder. Unmittelbar darauf erfolgten die gleichen Ordern in den süddeutschen Staaten, welche den Casus foederis anerkannten, und auch die zuerst abgeneigten Kammern von Bayern und Württemberg mußten der allgemeinen Stimme folgen und verwilligten den verlangten Kredit. Am 19. Juli, 1½ Uhr nachmittags, erfolgte die offizielle Kriegserklärung Frankreichs. Am gleichen Tag eröffnete der König den außerordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes mit einer Thronrede, worin er der allgemeinen patriotischen Stimmung einen würdigen Ausdruck gab. Man nahm den Krieg voll Mut und Entschlossenheit an; man hatte ihn nicht gesucht, sich aber darauf vorbereitet. Um die fremden Mächte günstig für Deutschland zu stimmen, ließ Bismarck 25. Juli in der »Times« den Entwurf eines Offensiv- und Defensivtraktats veröffentlichen, welchen Frankreich im Frühjahr 1867 Preußen wiederholt angetragen, dieses aber abgelehnt hatte. Nach diesem Traktat sollten Frankreich und Preußen sich verbinden, um für Frankreich die Erwerbung Luxemburgs und Belgiens, für Preußen die Anerkennung seiner Herrschaft über Deutschland zu bewirken. Die Folge war eine große Entrüstung, namentlich in England; doch verhielt sich dessen Regierung gänzlich neutral in dem bevorstehenden Kampf. In Österreich und Italien waren allerdings maßgebende Persönlichkeiten nicht abgeneigt, Frankreich zu Hilfe zu kommen; doch waren beide Staaten noch nicht gerüstet und Österreich genötigt, auf Rußland Rücksicht zu nehmen.

Die beiden Heere und ihre Aufstellung.

Während man allgemein erwartete, daß eine Invasion in deutsches Gebiet der französischen Kriegserklärung unmittelbar folgen würde, kamen die ersten Tage des Augusts heran, ohne daß ein französisches Korps jenseit der Grenze sich blicken ließ. Die Ursachen dieser Zögerung waren aber sehr triftig: die Enttäuschung hinsichtlich der Haltung Süddeutschlands, die höchst umständliche und zeitraubende Einziehung der Reserven, der bedenkliche Mangel an Material, Proviant, Munition &c., die, in Paris konzentriert, nicht rasch genug verteilt werden konnten, endlich die unzureichende, den Angaben auf dem Papier nicht entsprechende Zahl der Mannschaften. Die gesamte Streitmacht, welche Anfang August schlagfertig stand, die sogen. Rheinarmee, zählte nicht mehr als 250,000 Mann. Das 1. Korps unter Marschall Mac Mahon ward in der Gegend von Straßburg aufgestellt. Ihm zunächst stand das 5. Korps unter General de Failly bei Bitsch, links von demselben, Saarbrücken gegenüber, das 2. Korps unter General Frossard. Weiter zurück von der Grenze, als Reserve des 2. Korps, stand das 3. Korps unter Marschall Bazaine bei Metz und links von demselben das 4. Korps unter General Ladmirault bei Diedenhofen. Außerdem wurden noch das 6. Korps bei Châlons unter Marschall Canrobert, die kaiserliche Garde bei Nancy unter General Bourbaki und das 7. Korps bei Belfort unter General Douay konzentriert. Den Oberbefehl übernahm der Kaiser Napoleon III. selbst, der die Kaiserin in Paris zur Regentin einsetzte und 28. Juli in Metz eintraf; der bisherige Kriegsminister Leboeuf ward Generalstabschef.

In Deutschland, wo die Mobilmachung in nicht viel mehr als einer Woche vollendet wurde, ward beschlossen, drei Armeen aufzustellen, sämtlich unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen, dem Moltke als Chef des Generalstabs zur Seite trat, und diese am Mittelrhein auf der Operationsbasis Koblenz-Mainz-Mannheim zu konzentrieren. Die erste Armee unter dem Kommando des Generals v. Steinmetz bildete den rechten Flügel; sie bestand aus dem 7. und 8. Armeekorps, der 1. und 3. Kavalleriedivision und war 60,000 Mann stark mit 180 Geschützen. Das Hauptquartier war in Koblenz. Die zweite Armee unter dem Kommando des Prinzen Friedrich Karl von Preußen bildete das Zentrum; sie bestand aus dem Gardekorps, dem 3., 4., 9., 10. und 12. Armeekorps, der 5. und 6. Kavalleriedivision und war 194,000 Mann stark mit 534 Geschützen. Das Hauptquartier war in Mainz. Die dritte Armee unter dem Kommando des Kronprinzen von Preußen bildete den linken Flügel; sie bestand aus dem 5. und 11. norddeutschen Armeekorps, dem 1. und 2. bayrischen Korps und dem kombinierten württembergisch-badischen Korps. Sie zählte 130,000 Mann mit 480 Geschützen; das Hauptquartier war in Mannheim. Die Gesamtzahl der in erster Linie aufgestellten Macht betrug demnach 384,000 Mann mit 1194 Geschützen. In Reserve blieben das 1. und 2. Armeekorps bei Berlin, das 6. in Schlesien. Den Küstenschutz übernahmen die 17. Division und 3 Landwehrdivisionen unter General Vogel v. Falckenstein. Da die Franzosen, welche überdies von der Zahl und den Bewegungen der deutschen Truppen keine genügende Kenntnis hatten, nicht zur Offensive schritten, so setzten sich 30. Juli die deutschen Heere gegen die französische Grenze in Bewegung.

Die Kämpfe im Elsaß und vor Metz.

Am 2. Aug. ward von dem 2. französischen Korps, Frossard, in Gegenwart des Kaisers und des kaiserlichen Prinzen ein Angriff auf Saarbrücken ausgeführt, wo nur etwa 1000 Mann preußische Truppen lagen, die sich nach längerm Gefecht zurückzogen, worauf die Franzosen die Stadt kurze Zeit besetzten, ohne indes weiter vorzudringen. Trotzdem schon 14 Tage seit der Vereinigung der Rheinarmee an der Westgrenze verstrichen waren, befand sich dieselbe noch immer nicht in der Lage, einen allgemeinen Angriff zu unternehmen. Das Korps Douay bei Belfort war noch nicht vollzählig, das 6. und Gardekorps erst auf dem Marsch nach Metz. Daher fiel die Offensive der deutschen Armee zu, welche sich durch Heranziehung des 1., 2. und 6. Korps um 100,000 Mann verstärkt hatte. Die erste Armee marschierte gegen die Saar, die zweite Armee zog mitten durch die Rheinpfalz, die dritte Armee, bei Landau und Germersheim konzentriert, marschierte nach der Lauter. Die letztere Armee kam zuerst mit der 2. Division des Korps von Mac Mahon, welche unter General Douay in Weißenburg stand, in Berührung. Nach heftigem, erbittertem Kampf wurde 4. Aug. von dem 5. und 11. preußischen und dem 2. bayrischen Armeekorps Weißenburg und der dahinterliegende Geisberg erstürmt, wobei Douay selber fiel. Der Kronprinz setzte alsbald seinen Marsch über Weißenburg hinaus fort und traf bei Wörth auf Mac Mahon, welcher mit etwa 50,000 Mann auf den Höhen von Fröschweiler eine starke Position eingenommen hatte. Die Schlacht, welche, entgegen der ursprünglichen Absicht, schon 6. Aug. mit einem Angriff der Bayern und des 5. Korps begann, endigte nach tapferm Widerstand der Franzosen am Nachmittag mit der gänzlichen Niederlage Mac Mahons. An demselben Tag wurde von Truppen der ersten und zweiten Armee nach heldenmütiger Erstürmung der Spicherer Höhen das Korps Frossard geschlagen, worauf die ganze Rheinarmee sich auf Metz zurückzog. Allerdings wurde hierdurch die erste Idee der deutschen Heeresleitung, den Feind durch Umfassung seiner rechten Flanke auf dem rechten Moselufer zur Entscheidungsschlacht zu zwingen, vereitelt. Auch verlor die dritte Armee die Fühlung mit dem besiegten Feind, so daß Mac Mahon und Douay sich mit Hilfe der Eisenbahn unbehelligt ins Lager von Châlons zurückziehen konnten. Dennoch waren diese ersten Siege der Deutschen von der größten Bedeutung. Sie erfüllten das deutsche Volk mit freudiger Siegeszuversicht, Österreich gab seine Absicht, in den Kampf zu gunsten Frankreichs einzugreifen, auf, in Frankreich rief die Kunde von den unerwarteten Niederlagen die größte Bestürzung hervor. Das Ministerium Ollivier-Gramont nahm sofort seine Entlassung, und Graf Palikao bildete ein neues, streng bonapartistisches. Der Plan, eine Landung in Norddeutschland zu unternehmen, ward aufgegeben und die Aushebung aller waffenfähigen Männer beschlossen. Die Wut gegen das siegreiche Deutschland äußerte sich darin, daß sämtliche ansässige Deutsche aus Frankreich vertrieben wurden. Der Kaiser legte 12. Aug. den Oberbefehl der Rheinarmee nieder und übergab ihn Bazaine, blieb aber bei der Armee.

Da die Deutschen beim weitern Vorrücken gegen die Mosel auf keinen Widerstand stießen, so nahm man an, daß auch die in Metz vereinigte Rheinarmee nach Châlons abziehen wolle. In der That war es Bazaines Absicht. Um den Abmarsch zu verzögern, griff die erste Armee 14. Aug. die noch auf dem rechten Moselufer unter den Forts von Metz stehenden französischen Korps an. Das Ergebnis der Schlacht von Colombey-Nouilly war das gewünschte: der am 14. schon begonnene Abmarsch der französischen Rheinarmee nach Verdun wurde eingestellt und erst 16. Aug. wieder aufgenommen. Inzwischen hatten aber mehrere Korps (3. und 10.) der deutschen zweiten Armee die Mosel oberhalb Metz überschritten und die Festung umgangen; sie konnten 16. Aug. den auf der südlichen Straße nach Verdun marschierenden französischen Truppen in die Flanke fallen und durch die blutige Schlacht von Vionville-Mars la Tour den Abzug des Feindes nach Westen zum Stillstand bringen, um so mehr, da Bazaine von der irrigen Ansicht ausging, die deutsche Armee wolle ihn von Metz abdrängen, und sich daher, statt auf der noch offenen nördlichen Straße seinen Marsch nach Westen unter allen Umständen fortzusetzen, auf die Festung selbst zurückzog. Am 17. Aug. nahm er westlich von Metz auf den Höhen von St.-Privat im Norden bis Rozérieulles im Süden mit 140,000 Mann eine starke Defensivstellung ein, in welcher er den Angriff der Deutschen erwartete. Derselbe erfolgte 18. Aug., indem die erste Armee (7. und 8. Korps) gegen den linken französischen Flügel bei St.-Hubert vorging, die zweite Armee (9., 12. und Gardekorps mit dem 3. und 10. Korps in Reserve) den rechten feindlichen Flügel bei Amanvillers und St.-Privat angriff. Der König von Preußen leitete persönlich die Schlacht von Gravelotte aus. Bazaine richtete seine Hauptkraft auf die Behauptung von St.-Hubert, und hier konnte erst am Abend durch das Eingreifen des 2. Korps ein Erfolg erzielt werden. Dagegen gelang es dem 12. Korps und der Garde, den rechten Flügel der Franzosen in der Flanke zu fassen und gänzlich zu zerschmettern, so daß Bazaine sich in der Nacht hinter die Forts zurückziehen mußte. Das Ergebnis der drei Schlachttage von Metz, 14., 16. und 18. Aug., das allerdings mit dem ungeheuern Verlust von 1832 Offizieren und 39,000 Mann erkauft wurde, war, daß der Abmarsch der französischen Rheinarmee nach Châlons verhindert und dieselbe in Metz eingeschlossen wurde.

Die Kapitulation von Sedan und die Einschließung von Paris.

Zur Zernierung von Metz blieben unter Prinz Friedrich Karl die erste und zweite Armee zurück, zu denen noch die Division Kummer aus den Rheinfestungen, bald auch die 17. Division von der Küstenarmee herangezogen wurden. Es wurden jedoch das Gardekorps, das 4. und 12. Armeekorps von der zweiten Armee abgetrennt und mit der 5. und 6. Kavalleriedivision als vierte (Maas-) Armee unter den Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt. Diese Armee sollte mit der dritten Armee, welche währenddessen über Nancy die Mosellinie erreicht hatte, unter Oberleitung des Königs den weitern Vormarsch in das Innere Frankreichs vornehmen. Man erwartete, den Feind bei Châlons zu treffen, wenn er es nicht vorzog, sich zur Deckung der Hauptstadt auf Paris zurückzuziehen. Durch die Kavalleriedivisionen, welche der Infanterie immer um mehrere Tagemärsche voraus, die eignen Bewegungen verdeckten, die feindlichen beobachteten und aufklärten, erhielt das königliche Hauptquartier 23. Aug. die Nachricht, daß die Feinde das Lager von Châlons plötzlich geräumt hätten und nach Norden abgezogen seien. Die Absicht dieser Bewegung wurde sofort richtig erkannt und eine große Rechtsschwenkung der dritten Armee befohlen, welche die bisher nach Westen gekehrte Fronte derselben nach Norden richtete.

Im Lager von Châlons war nämlich zu dem 1., 5. und 7. französischen Korps, die von der Ostgrenze dahin zurückgegangen waren und rasch reorganisiert wurden, ein neugebildetes 12. Korps gestoßen. Die Armee zählte wieder 130,000 Mann. Den Oberbefehl erhielt Mac Mahon. Napoleon war zwar schon 15. Aug. nach Mourmelon gekommen, hatte aber weder den Oberbefehl über das neugebildete Heer übernommen, noch seine Reise nach Paris fortgesetzt. Die dortige Regentschaft wünschte seine Rückkehr nicht, weil sie einen Aufstand des entrüsteten Volkes gegen den besiegten Imperator fürchtete. Ja, sie hielt für die Erhaltung der Dynastie auf dem Thron einen Sieg für so notwendig, daß sie diese letzte kaiserliche Armee aufs Spiel zu setzen kein Bedenken trug und auch ein neues Korps, das 13., von Paris derselben zuwies. Der Kriegsminister Palikao erteilte nämlich Mac Mahon den Befehl, durch einen Marsch in der rechten Flanke der vorrückenden deutschen Armeen etwa bei Diedenhofen eine Vereinigung mit Bazaine, der gleichzeitig aus Metz herausbrechen werde, zu bewerkstelligen. So gewagt, ja verzweifelt das Unternehmen war, welches überdies im Fall des Mißlingens Paris bloßstellte, so gehorchte doch Mac Mahon, und auch der Kaiser erhob keinen Protest dagegen. Am 21. Aug. brach die Armee aus dem Lager auf, um über Reims, Rethel und Montmédy nach Diedenhofen zu marschieren. Aber teils Mangel an Vertrauen in die Zweckmäßigkeit und den Erfolg des Unternehmens, teils die Schwierigkeit der Verpflegung bewirkten, daß der kühne Marsch, der nur bei höchster Entschlossenheit und Raschheit gelingen konnte, wiederholt stockte und kostbare Zeit versäumt wurde. Bereits 27. Aug. wurden die Franzosen von der Kavallerie des Kronprinzen bei Buzancy erreicht. König Wilhelm befahl nun, daß die Maasarmee und zwei von Metz herangezogene Korps dem Feinde den Weg nach Metz verlegen, die dritte Armee aber ihn im Westen umfassen und nach der belgischen Grenze drängen sollte. Diese Operationen wurden pünktlich und sicher ausgeführt, 30. Aug. das 5. Korps der Franzosen bei **Beaumont** eingeholt und zersprengt und Mac Mahon, ehe er sich nach Mézières retten oder über die belgische Grenze gehen konnte, 1. Sept. bei **Sedan** zur Schlacht gezwungen. Nachdem die französische Armee im Norden der Festung völlig umzingelt worden, war weiterer Widerstand nutzlos; am 2. Sept. mußte General Wimpffen, des verwundeten Mac Mahon Nachfolger, die **Kapitulation von Sedan** unterzeichnen, durch welche, außer den 21,000 in der Schlacht gefangen genommenen, 83,000 Franzosen, darunter 2866 Offiziere, in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten. Nur das 13. Korps entkam den Deutschen und rettete sich nach Paris. Der Versuch, den Bazaine 31. Aug. machte, die deutsche Zernierungslinie vor Metz auf dem rechten Moselufer zu durchbrechen, wurde in der zweitägigen **Schlacht von Noisseville** zurückgewiesen. Die eine französische Armee war also in Metz eingeschlossen, die andre kriegsgefangen, das stolze Heer des Kaiserreichs vernichtet.

Kaiser Napoleon hatte sich schon 1. Sept. dem König Wilhelm als Kriegsgefangener ergeben. In persönlichen Unterredungen mit Bismarck und dem König machte er nur den Versuch, das Schicksal der Armee von Sedan zu mildern, lehnte aber Friedensverhandlungen ab. Wenn er auch den Mut gehabt hätte, die Konsequenzen der Niederlage auf sich zu nehmen, so würde er gar nicht die Macht besessen haben, den Frieden durchzuführen. Denn sofort, nachdem die Kunde von der »Schmach von Sedan« nach Paris gelangte, stürzte das Kaiserreich unter der allgemeinen Entrüstung und Verachtung zusammen, ohne daß irgend jemand den Versuch gemacht hätte, es zu halten. Kaiserin Eugenie flüchtete nach England, wohin ihr der kaiserliche Prinz folgte, während Napoleon das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthaltsort angewiesen erhielt. Der Senat und der Gesetzgebende Körper lösten sich auf, und die Deputierten von Paris ergriffen als »provisorische Regierung der Nationalverteidigung« unter dem Vorsitz des Gouverneurs von Paris, General Trochu, Besitz von der obersten Gewalt.

In Deutschland und auch im Ausland glaubte man, daß mit dem Sturz des Kaiserreichs auch der Krieg zu Ende sein und die Franzosen Frieden schließen würden. Diese dagegen meinten, da der Urheber des Kriegs beseitigt sei, würden die Deutschen befriedigt in ihre Heimat zurückkehren, und wären allenfalls geneigt gewesen, ihnen die Kriegskosten zu vergüten. Sie rechneten hierbei auch auf die Unterstützung der Mächte, welche Thiers auf einer Rundreise an den Höfen, freilich vergebens, anrief. Das naive Ansinnen, Deutschland möge nun mit dem Krieg aufhören und Frankreich räumen, sprach der neue Minister des Auswärtigen, J. Favre, auch offen in einem Rundschreiben aus, indem er die prahlerische Phrase hinzufügte, Frankreich werde keinen Zoll seines Gebiets, keinen Stein seiner Festungen abtreten. Bismarck beantwortete diese Herausforderung 16. Sept. mit der Erklärung an die Mächte, daß Deutschland Elsaß und Lothringen mit Metz und Straßburg als Bürgschaften gegen die Rachsucht und die Eroberungslust der Franzosen verlange, und lehnte auch die Bewilligung eines Waffenstillstandes, den Favre in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Bundeskanzler in Ferrières forderte, ohne genügende Garantien ab. Die Fortsetzung des Kriegs war für Deutschland um so mehr eine Notwendigkeit, als die neue französische Regierung die allgemeine Volksbewaffnung proklamierte und, statt zum Frieden zu mahnen, die nationalen Leidenschaften zum Krieg bis aufs Messer anstachelte. Deutscherseits erkannte man, daß die Einnahme von Paris und die gleichzeitig möglichst ausgedehnte Besetzung des feindlichen Landes die Franzosen allein zum Frieden zwingen würden, und die deutschen Korps setzten sich daher von Sedan sofort gegen die Hauptstadt in Bewegung, in welcher allerdings an Linientruppen, Mobil- und Nationalgarden gegen 400,000 Mann versammelt waren, indes noch ein solches Chaos herrschte, daß 19. Sept. die deutsche Armee ohne alle Schwierigkeiten die Einschließung von Paris vollenden konnte. Da zu einer Beschießung kein schweres Geschütz zur Stelle, zu einem gewaltsamen Angriff die Zernierungsarmee (ca. 130,000 Mann) viel zu schwach war, so war man deutscherseits genötigt, sich auf Einschließung und Aushungerung der Stadt zu beschränken, die aber über Erwarten spät zum Ziel führte, da es den Franzosen gelungen war, die Hauptstadt noch rechtzeitig in wirklich großartiger Weise zu verproviantieren. Daneben wurde durch energische Belagerung der Festungen im östlichen Frankreich der Rücken gedeckt und die Verbindung mit Deutschland gesichert. Am 23. Sept. fiel Toul, wodurch die Armee vor Paris eine Bahnverbindung mit dem Rhein erhielt, am 27. ward Straßburg nach regelrechter Beschießung zur Kapitulation gezwungen, die Einnahme der übrigen elsässischen Plätze vorbereitet und ein neues 14. Korps unter General Werder gebildet, welches sich des Saône- und Seinegebiets bemächtigen sollte.

Die Erhebung der Provinz.

Auch die französische Regierung war nicht müßig. Die Befestigung von Paris wurde verstärkt und erweitert, die Organisation der Streitkräfte energisch betrieben und eine stattliche Feldarmee gebildet. Um den Widerstand in den Provinzen zu organisieren, waren zwei Mitglieder der provisorischen Regierung, Crémieux und Glais-Bizoin, als Delegierte nach Tours entsandt worden; ihnen folgte 6. Okt. in einem Luftballon **Gambetta**, der selbst die Leitung des Kriegsministeriums übernahm und die Seele der Nationalverteidigung wurde. Aus den ohne Ausnahme unter die Fahnen gerufenen waffenfähigen Mannschaften wurden neue zahlreiche Truppenkörper gebildet. Aus Algerien wurden alle verfügbaren Bataillone herangezogen, die Kriegsflotten aus der Ost- und Nordsee, welche gegen die deutschen Küsten gar nichts ausgerichtet hatten, abberufen und die beträchtlichen Hilfsmittel der Marine an Offizieren, Mannschaften und Geschütz für den Landkrieg verwendet. Getäuscht durch die Legende von 1793, glaubte Gambetta durch den kleinen Krieg der Franctireurs die Feinde beunruhigen und ermüden sowie durch die Masse der Volksheere erdrücken zu können.

Während die in Paris eingeschlossenen Truppen bereits 30. Sept. mit Ausfällen begannen, welche die Zernierungsarmee schwächen und die Möglichkeit eines Durchbruches erproben sollten, bildeten sich in Lille, Orléans und Lyon die ersten Provinzialheere. Am ansehnlichsten war die Loirearmee unter General La Motterouge, und als diese sich von Orléans nach Norden in Bewegung setzte, wurde ihr von der deutschen Armee vor Paris General v. d. Tann mit dem 1. bayrischen Korps und der 22. preußischen Division entgegengeschickt, welcher die Franzosen 10. Okt. bei **Artenay** schlug und darauf Orléans, Châteaudun und Chartres besetzte. Indes ließen sich Gambetta und sein Gehilfe Freycinet nicht abschrecken; sie betrieben die Rüstungen nur mit um so größerm Eifer, und Aurelle de Paladines vereinigte Ende Oktober südlich der Loire eine Armee, welche zwar wenig Kavallerie, auch keine starke Artillerie besaß und wegen Mangels an tüchtigen Offizieren geringen innern Halt hatte, aber wegen ihrer Größe (gegen 200,000 Mann) und der Kampflust der Truppen dem kleinen Tannschen Korps gleichwohl gewachsen war. In der That wurde dasselbe 8. Nov. gezwungen, Orléans zu räumen, und ging nach dem Gefecht von **Coulmiers** 9. Nov. bis Toury zurück, wo es von der 17. Division verstärkt wurde. Gleichzeitig drangen von Le Mans beträchtliche Scharen gegen Chartres und Dreux vor, und auch im Norden machte sich die von Bourbaki gebildete Armee bemerklich. Die Franctireurs wurden namentlich gegen die deutschen Kavalleriedetachements immer dreister. Die Lage der Zernierungsarmee vor Paris, welche an Zahl kaum halb so stark war wie die in Paris eingeschlossenen Truppen, war unter diesen Umständen keine unbedenkliche, zumal ihr für die Verpflegung bloß eine einzige Eisenbahnlinie zur Verfügung stand.

Indes die **Kapitulation von Metz** 27. Okt. befreite sie aus jeder Gefahr. Durch sie fielen 173,000 Mann mit 6000 Offizieren in deutsche Gefangenschaft, und die erste und zweite deutsche Armee wurden für den Schutz der Armee vor Paris und für den Krieg in der Provinz verwendbar, der nun mit Thatkraft und Erfolg geführt wurde. General v. Manteuffel rückte mit dem 1. und 8. Korps nach dem Norden, warf die Franzosen 27. Nov. bei **Amiens** zurück, besetzte 18. Nov. diese Stadt, 5. Dez. Rouen und 9. Dez. Dieppe. Die französische Nordarmee mußte von Faidherbe in den Festungen erst von neuem organisiert werden. General v. Werder ging nach dem Fall von Schlettstadt und Neu-Breisach zum Schutz der Belagerung von Belfort bis Dijon vor und schlug alle Angriffe Garibaldis siegreich zurück. Prinz Friedrich Karl aber führte das 3., 9. und 10. Korps in Eilmärschen nach der Loire, wo Aurelle de Paladines der Heeresabteilung des Großherzogs von Mecklenburg unthätig gegenüberlag. Der französische Feldherr hielt es trotz allen ungeduldigen Drängens Gambettas und Freycinets für notwendig, vor weitern Unternehmungen die Armee wirklich kriegstüchtig zu machen und sich mit Trochu über einen Versuch, Paris zu entsetzen, zu verständigen. Er blieb also in seinen Stellungen nördlich von Orléans an dem großen Wald stehen. Als Gambetta jedoch die Nachricht erhielt, daß Trochu die deutschen Linien im Südosten durchbrechen wolle, befahl er eigenmächtig dem rechten Flügel der Loirearmee (18. und 20. Korps), auf Fontainebleau vorzustoßen, um den Parisern die Hand zu reichen. Als dieser Versuch durch den tapfern Widerstand des 10. Korps bei **Beaune la Rolande** (28. Nov.) scheiterte, schickte er Chanzy 1. Dez. mit dem linken Flügel gegen **Loigny** vor. Indes auch dieser Angriff wurde vom Großherzog abgewiesen, und nun schritt Prinz Friedrich Karl 3. Dez. seinerseits zum Angriff auf die schon desorganisierte Loirearmee, zersprengte sie in zwei Teile und besetzte 4. Dez. **Orléans** wieder. Der Ausfall der Pariser Armee unter Ducrot mißlang trotz mutiger Stürme auf die deutschen Positionen auf den Höhen von **Champigny** (30. Nov. und 2. Dez.).

Gambetta war aber keineswegs entmutigt, vielmehr bot er nur noch mehr Streitkräfte auf, um Paris zu entsetzen und den geheiligten Boden Frankreichs von den Barbaren zu befreien. Aus der zersprengten Loirearmee wurden nach Absetzung Aurelles zwei neue gebildet, die eine unter Chanzy in Le Mans, die andre unter Bourbaki in Bourges. Faidherbe beunruhigte die Manteuffelsche Armee durch wiederholte Vorstöße nach dem Süden und bestand 23. Dez. an der **Hallue** und 3. Jan. 1871 bei **Bapaume** zwei zwar nicht siegreiche, aber rühmliche Gefechte. Im Januar 1871 sollte sodann der Hauptangriff auf die Deutschen auf verschiedenen Punkten zugleich erfolgen: die Pariser Armee sollte einen großen Ausfall machen, Faidherbe von Norden und Chanzy von Westen demselben entgegenkommen; der entscheidende Schlag sollte aber im Osten geführt werden, indem Bourbaki durch einen kühnen Zug auf Belfort dieses zu entsetzen, Werders Korps zu zersprengen und durch rasches Vordringen in das Moselgebiet die Deutschen vor Paris und in Orléans von ihrer Verbindung mit dem Rhein und ihrer Verpflegung abzuschneiden beauftragt wurde.

Obwohl Trochu einen neuen Ausfall für aussichtslos hielt, so ließ er ihn doch zu: am 19. Jan. versuchten 100,000 Mann vom Fuß des **Mont Valérien** aus nach Westen durchzubrechen, wurden aber vom 5. preußischen Korps unter empfindlichen Verlusten zurückgewiesen. An demselben Tag erlitt Faidherbe durch Goeben bei **St.-Quentin** eine völlige Niederlage u. mußte sich in die nördlichen Festungen flüchten. Der Chanzyschen Armee kam Friedrich Karl mit dem Angriff zuvor: in den siebentägigen **Gefechten von Le Mans** (6.—12. Jan.) wurde dieselbe bis Laval zurückgeschlagen und für längere Zeit kampfunfähig gemacht. Der Vormarsch Bourbakis gegen Belfort zwang zwar Werder, Dijon zu räumen und westlich der Festung zum Schutz der Belagerung an der **Lisaine** eine feste Stellung zu nehmen. Der Versuch der Franzosen,

dieselbe zu erstürmen, ward 15.—17 Jan. von den deutschen Truppen abgeschlagen, während Manteuffel mit der neugebildeten **Südarmee** (2. und 7. Korps), unbelästigt von Garibaldi, die Côte d'Or überschritt und sich in den Rücken des Bourbakischen Heers warf. Als dies den Rückzug nach Lyon antreten wollte, fand es den nächsten Weg versperrt, ward bei seinem Marsch durch die Thäler des Jura von Manteuffel ereilt und 1. Febr. bei Pontarlier gezwungen, 80,000 Mann stark auf schweizerisches Gebiet überzutreten.

Waffenstillstand und Friedensverhandlungen.

Da nun in Paris die Lebensmittel trotz größter Vorsicht gänzlich auszugehen drohten, mußte sich die Regierung zu Verhandlungen entschließen. Nach mehrtägigen Unterhandlungen zwischen Bismarck und Jules Favre in Versailles wurde 28. Jan. eine Konvention abgeschlossen, in welcher ein **Waffenstillstand** auf 21 Tage und zugleich die Übergabe sämtlicher Forts um Paris von Favre zugestanden wurden. Während des Waffenstillstandes sollte eine Demarkationslinie die Truppen trennen, und es sollte eine französische Nationalversammlung berufen werden, welche an Stelle der bestehenden Regierung der Nationalverteidigung einen Entschluß über die Kriegs- oder Friedensfrage zu fassen hätte. Ausgenommen vom Waffenstillstand waren die Departements Doubs, Côte d'Or und Jura, wo die Feindseligkeiten vorläufig fortdauern sollten, weshalb Belfort erst 16. Febr. 1871 bei Erneuerung des Waffenstillstandes auf Befehl der französischen Regierung von dem Verteidiger, Oberst Denfert, übergeben wurde. Als Gambetta den Waffenstillstand nur zur Verstärkung der Armeen und zur Beherrschung der Wahlen im Sinn eines Kriegs bis zum Äußersten benutzen wollte, ward er von der provisorischen Regierung genötigt, seine Entlassung zu nehmen. Allerdings hatten Chanzy und Faidherbe noch an Zahl beträchtliche Truppenmassen zur Verfügung. Dieselben konnten aber nicht darauf rechnen, gegen das deutsche Heer etwas auszurichten, welches in einer Stärke von 900,000 Mann einen großen Teil Frankreichs besetzt hielt, die meisten Festungen im Osten und Norden erobert hatte und im Besitz hinreichender Verkehrslinien war. Die Sehnsucht nach dem Ende des aussichtslosen blutigen Kriegs und nach Frieden war daher in Frankreich allgemein und machte sich auch bei den Wahlen zur Nationalversammlung 8. Febr. sehr geltend. Die Mehrheit derselben war zum Frieden entschlossen.

Die 12. Febr. zu Bordeaux eröffnete **Nationalversammlung** ernannte 17. Febr. Thiers zum Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik und beauftragte ihn mit Eröffnung der Friedensunterhandlungen. Dieser begab sich 21. Febr. nebst den Ministern Favre und Picard und einer von der Nationalversammlung gewählten diplomatischen Kommission von 15 Mitgliedern in das deutsche Hauptquartier zu Versailles, um die Unterhandlungen anzuknüpfen. Von der deutschen Regierung wurde die Abtretung von Elsaß-Lothringen mit Straßburg, Metz und Belfort u. eine Kriegskontribution von 6 Milliarden Frank verlangt. Die französischen Unterhändler brachten die Geldforderung auf 5 Milliarden herab, bis zu deren Abzahlung französisches Territorium besetzt bleiben sollte, und setzten durch, daß die Festung Belfort bei Frankreich verblieb. Die auswärtigen Mächte, besonders England, hätten sich gern in die Verhandlungen zu gunsten Frankreichs eingemischt; indes der Reichskanzler bestand darauf, daß Deutschland, das den Krieg allein ausgefochten, auch allein den Frieden schließe. So wurde 26. Febr. der **Präliminarfriede von Versailles** unterzeichnet und, um die Genehmigung desselben durch die Nationalversammlung zu beschleunigen, deutscherseits die Besetzung eines Teils von Paris bis zur Genehmigung angeordnet. Dieselbe erfolgte 1. März mit 546 gegen 107 Stimmen. Am 28. März wurde die Konferenz zum definitiven Abschluß des Friedens in Brüssel eröffnet. Da aber dort die französischen Diplomaten unerwartete Schwierigkeiten machten, stockten die Unterhandlungen längere Zeit, bis die deutsche Regierung entschieden den Abschluß forderte. Darauf wurde 6. Mai der Kongreß nach Frankfurt verlegt, und hier kam 10. Mai im Gasthof zum Schwan der **Frankfurter Friede** zu stande, den von deutscher Seite Bismarck und Graf Arnim, von französischer Jules Favre, Pouyer-Quertier und Goulard unterzeichneten. Er lautete, abgesehen von einigen Bestimmungen der Zahlung und der Okkupation, wie die Präliminarien.

So endigte nach einer Dauer von 180 Tagen dieser Krieg, in welchem 15 größere Schlachten und weit über 100 Gefechte, fast alle für die Deutschen siegreich, geschlagen, 370,000 Franzosen nebst 12,000 Offizieren gefangen nach Deutschland abgeführt, gegen 7400 Geschütze und 107 Fahnen von den Deutschen erbeutet wurden; im ganzen hatten 26,000 Offiziere und 702,000 Mann des französischen Heers die Waffen strecken müssen. Die französischen Verluste beliefen sich auf 80,000 Tote und 14 Milliarden an Kriegskosten. Der deutsche Gesamtverlust betrug 6247 Offiziere und Ärzte und 123,453 Mann, darunter ca. 40,080 Tote. Insgesamt wurden von deutscher Seite 44,420 Offiziere und 1,451,944 Mann unter Waffen gestellt, davon 33,101 Offiziere und 1,113,254 Mann zum Krieg verwendet. Der Gewinn des Kriegs war nicht bloß die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen und der Festungen Straßburg und Metz, sondern auch die Gründung eines Deutschen Reichs, welch letzteres schon während des Kriegs 18. Jan. 1871 in Versailles errichtet wurde.

[Litteratur.] Deutsche Werke: Das offizielle Werk „Der deutsch-französische Krieg 1870/71", redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs" (Berl. 1872—82, 5 Bde.). Auf offizielle Aktenstücke basiert sind: Blume, Die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Kriegs (3. Aufl., Berl. 1872); v. Wartensleben, Die Operationen der Südarmee im Januar und Februar 1871 (2. Aufl., das. 1872); Derselbe, Die Operationen der Nordarmee unter General v. Manteuffel (das. 1872); v. Schell, Die erste Armee unter General v. Steinmetz (das. 1872); Derselbe, Die Operationen der Nordarmee unter General v. Goeben (das. 1873); v. d. Goltz, Die Operationen der zweiten Armee von Beginn des Kriegs bis zur Kapitulation von Metz (das. 1873); Derselbe, Die Operationen der zweiten Armee an der Loire (das. 1875); Löhlein, Die Operationen des Korps des Generals v. Werder (das. 1874). Außerdem sind als vollständige Darstellungen des Kriegs hervorzuheben: Riemann, Der französische Feldzug 1870/71 (mit vielen Karten, Hildburgh. 1871); Borbstädt, Der deutsch-französische Krieg 1870 (Berl. 1871); Junck, Geschichte des deutsch-französischen Kriegs (das. 1876, 2 Bde.); Scherr, 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte (2. Aufl., Leipz. 1880, 2 Bde.). Populäre, illustrierte Darstellungen lieferten: H. Fechner (3. Aufl., Berl. 1871), G. Hiltl (3. Aufl., Bielef. 1876), Th. Fontane (Berl. 1873-76, 2 Bde.). — Französische Werke: die „Enquête parlementaire"; General d'Aurelle de Paladines, La première

armée de la Loire (Par. 1872; deutsch von La Pierre, Braunschw. 1874); General Chanzy, La deuxième armée de la Loire (8. Aufl., Par. 1885; deutsch von Busse, Hann. 1873); General Faidherbe, Campagne de l'armée du Nord (Par. 1871; deutsch, Kassel 1872); Marschall Bazaine, L'armée du Rhin (Par. 1871; deutsch, Kass. 1872); General Vinoy, Siége de Paris (Par. 1872); Ducrot, Siége de Paris (das. 1875—78, 4 Bde.); Favre, Le gouvernement de la défense nationale (das. 1871—75, 3 Tle.); Freycinet, La guerre en province (7. Aufl., das. 1873; deutsch, 3. Aufl., Gera 1877). Vgl. auch Hirth und v. Gosen, Tagebuch des deutsch-französischen Kriegs, eine Sammlung der wichtigern Quellen (Leipz. 1871 bis 1874, 3 Bde.); v. Busse, Die Heere der französischen Republik (Hannov. 1874); v. d. Goltz, Léon Gambetta und seine Armeen (Berl. 1877), und das statistische Werk von E. Engel: Die Verluste der deutschen Armeen ꝛc. (das. 1872).

Deutschfreisinnige Partei, s. Deutsche freisinnige Partei.

Deutschgesinnte Genossenschaft, eine der deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrh., 1643 zu Hamburg von Ph. v. Zesen und Dietr. Petersen gestiftet. Ihr Sinnbild war ein von Sonnenstrahlen beschienener Rosenstock mit dem Spruch: »Unter den Rosen ist liebliches Losen«. Die Seele des Vereins, dessen Zweck in Reinigung der deutschen Sprache und Poesie bestand, war Zesen (genannt der »Färtige«), der ihm auch seine phantastische Eigentümlichkeit aufdrückte. Er wollte namentlich alle fremden Wörter, selbst die längst eingebürgerten, ausmerzen und schlug dafür neugebildete Wörter vor, die oft ebenso sinnlos wie abgeschmackt waren. Zu seinen Gegnern gehörte besonders Schuppius. Der Verein erweiterte sich nach und nach in vier Zünfte (Rosen-, Lilien-, Nägelein- und Rautenzunft) und hielt sich bis in die ersten Jahre des 18. Jahrh.

Deutschkatholiken, die Mitglieder der Religionsgesellschaft, welche sich 1844 von der römisch-katholischen Kirche in Deutschland getrennt und neue Glaubensbekenntnisse aufgestellt hat. Die nähere Veranlassung zu dieser Trennung gab die damals vom Bischof Arnoldi angeordnete Ausstellung des heiligen Rockes in Trier, die selbst unter den aufgeklärten Katholiken großen Anstoß erregte, das Signal aber ein Sendschreiben des katholischen Priesters Ronge (s. d.) an den Bischof Arnoldi von Trier, worin jene Ausstellung ein den Aberglauben und Fanatismus beförderndes Götzenfest genannt ward. Schon vorher war in Schneidemühl in der preußischen Provinz Posen eine förmliche Lossagung von der römisch-katholischen Kirche erfolgt, indem der dortige Kaplan Czerski (s. d.) mit einem Teil seiner Gemeinde aus jener ausgetreten war, was dann 19. Okt. zur Gründung einer christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde führte. In ihrem bald darauf veröffentlichten Glaubensbekenntnis wurden zwar die spezifisch römischen Lehren als unbiblisch verworfen, dagegen die Heilige Schrift für »die einzig sichere Quelle des christlichen Glaubens« erklärt und nicht bloß die nicäische Dogmatik, sondern auch die römisch-katholische Lehre von den sieben Sakramenten, insonderheit auch die vom Meßopfer, von der Transsubstantiation und vom Gebet für das Seelenheil der Verstorbenen beibehalten. Mehr noch als Czerski war Ronge der Held des Tags; von vielen Orten her huldigte man ihm mit Dankadressen und Ehrengeschenken; seine Reisen gestalteten sich zu Triumphzügen, und als ihn das Breslauer Domkapitel mit dem Kirchenbann belegte, ward damit der Bewegung nur Vorschub geleistet. In Schlesien, wo die Übergriffe der Hierarchie schon längst Opposition erregt hatten, brach sich der Abfall vom römischen Katholizismus zuerst in weitern Kreisen Bahn. Eine Versammlung von etwa 60 Katholiken zu Breslau 15. Dez. hatte den Erfolg, daß dieselben, geführt von Regenbrecht, Professor des kanonischen Rechts, unter Hinweisung auf die Erfolglosigkeit aller bisherigen Reformbestrebungen innerhalb der Kirche aus der letztern ausschieden. So entstand 4. Febr. 1845 eine Gemeinde, welche sich 9. Febr. d. J. über gewisse »Grundzüge der Glaubenslehre, des Gottesdienstes und der Verfassung« vereinigte und den Namen einer deutschkatholischen Gemeinde annahm. Ihr Glaubensbekenntnis unterschied sich von dem Schneidemühler durch eine radikalere Färbung. Es forderte als wesentlich nur den Glauben »an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert, an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöst, und an das Walten des Heiligen Geistes auf Erden, eine heilige, allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben«. Es nahm nur zwei Sakramente an, Taufe und Abendmahl, das letztere als Erinnerungsmahl in beiden Gestalten zu empfangen. Christus ward als der alleinige Mittler zwischen Gott und den Menschen hingestellt, daher Anrufung der Heiligen, Verehrung der Bilder und Reliquien, Ablaß und Wallfahrt verworfen. Die Breslauer Gemeinde zählte schon zu Anfang des März 1200 Mitglieder und wählte Ronge zu ihrem Seelsorger. Gleichzeitig fand die Bewegung noch in andern bedeutenden Städten Deutschlands Anklang, so in Berlin, wo ein Glaubensbekenntnis aufgestellt wurde (3. März), welches mit dem Schneidemühler stimmte, in Leipzig (12. Febr.), Dresden (15. Febr.) und Annaberg (20. Febr.), wo man im Gegenteil auf die Seite der rationalistischen Fraktion der neuen Kirchenbildung trat. Im Westen Deutschlands war Elberfeld die erste Stadt, wo eine der Reform huldigende Gemeinde ins Leben trat, und zwar geschah letzteres unter dem Namen einer christlich-katholisch-apostolischen (15. Febr.). Weitere Gemeinden bildeten sich in Offenbach, Worms und Wiesbaden. Aber nur zu Hildesheim und Marienburg in Westpreußen stimmte man noch Czerski bei, und an Berlin schlossen sich noch Potsdam, Nauen und Friesack an. Das Breslauer Bekenntnis dagegen nahm man an in Chemnitz, Braunschweig, Glogau, Liegnitz, Freistadt, Oppeln, Schlawentzitz, Görlitz, Magdeburg, Dahlen und Oschatz, ferner im Anschluß an Breslau zu Landeshut, im Anschluß an Magdeburg zu Genthin, Salzwedel und Nauenburg, im Anschluß an Chemnitz zu Penig und Zschopau. Zwischen Breslau und Schneidemühl vermittelnd, bildete sich im Kreis Hamm in Westfalen eine christlich-apostolisch-katholische Gemeinde.

So weit hatte sich die Bewegung verbreitet, als die erste Kirchenversammlung der D. zu Leipzig gehalten wurde, wo im allgemeinen der Typus Ronges durchdrang. In fünf Sitzungen (23.—26. März) vereinigte man sich über folgende »allgemeine Grundsätze und Bestimmungen der deutschkatholischen Kirche«: Die Grundlage des christlichen Glaubens soll einzig und allein die der Auslegung der Vernunft anheimgegebene Heilige Schrift sein. Als allgemeiner Inhalt der deutschkatholischen Glaubenslehren wird aufgestellt der Glaube an Gott den Va-

ter als Schöpfer und Regenten der Welt; der Glaube an Jesum Christum als den Heiland; der Glaube an den Heiligen Geist, eine heilige allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben. Verworfen werden der Primat des Papstes und die Hierarchie; ferner die Ohrenbeichte, das Cölibat, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung von Reliquien und Bildern, der Ablaß, gebotenes Fasten, Wallfahrten ꝛc. Anerkannt als Sakramente werden nur Taufe und Abendmahl. Erste Pflicht des Christen ist, den Glauben durch Werke christlicher Liebe zu bethätigen. Der Gottesdienst besteht wesentlich aus Belehrung und Erbauung; seine äußere Form soll sich nach dem Bedürfnis der Zeit und des Ortes richten. Der Gebrauch der lateinischen Sprache wird abgeschafft. Die Gemeindeverfassung steht auf demokratischer Basis; die Gemeinde gebraucht ihr altes Recht, sich ihre Geistlichen und ihren Vorstand frei zu wählen. Den Geistlichen steht die Verwaltung der geistlichen Verrichtungen, den Ältesten mit dem aus ihrer Mitte auf ein Jahr von ihnen selbst gewählten Vorstand die Verwaltung aller übrigen Gemeindeangelegenheiten zu. Die Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen erlangen nur dann allgemeine Gültigkeit, wenn sie von der Mehrzahl sämtlicher einzelner Gemeinden angenommen worden sind. Nach diesen Leipziger Beschlüssen bildeten sich jetzt in allen Provinzen Preußens deutschkatholische Gemeinden, die zahlreichsten in Schlesien. Um die Mitte Juni berechnete man hier die Zahl der D. schon auf 40—50,000. Auch im Königreich Sachsen entstanden außer den oben genannten noch in Plauen, Bautzen, Strehla und Glauchau Gemeinden, und Ähnliches geschah in den meisten andern Bundesstaaten. Selbst in Bayern wurde ein Versuch dazu in Neustadt a. d. Haardt gemacht, aber von seiten der Regierung unterdrückt. Zu gleich strengen Maßregeln griff die österreichische Regierung, um die ihr mißfällige Bewegung von ihren Grenzen entfernt zu halten; hier und später auch in Bayern wurde der Name D. amtlich verboten und mit dem von Dissidenten vertauscht. Auch das Verhältnis, in welches sich die Staatsgewalten in den übrigen Gebieten zu der deutschkatholischen Bewegung stellten, war meist ein ungünstiges. Im Königreich Sachsen erging unterm 26. März eine Verordnung, wonach die D. hinsichtlich der bei ihnen vorkommenden seelsorgerlichen Handlungen mit Ausschluß der Beichte und des Abendmahls bis auf weiteres an den betreffenden protestantischen Orts- oder Bezirksgeistlichen gewiesen wurden. Nach einem königlichen Reskript in Preußen vom 17. Mai 1845 ward ihnen der Mitgebrauch evangelischer Kirchen verweigert, wie ihre Prediger auch nicht für Geistliche geachtet werden und deren Amtshandlungen keine bürgerliche Gültigkeit besitzen sollten. Aber gerade um der entschiedenen Abneigung willen, welche die Regierungsgewalten der deutschkatholischen Bewegung gegenüber bewiesen, fand diese immer weitere Verbreitung. Ende August 1845 bestanden im ganzen 173 Gemeinden; davon kamen auf Preußen allein 118, von den übrigen auf Sachsen 22, Mecklenburg 7, Braunschweig 1, beide Hessen 15, Nassau 2, Baden 3, Württemberg 2, Frankfurt a. M. 1, Bremen 1, Lübeck 1.

Weit mehr Eintrag als hemmende Regierungsmaßregeln und die Angriffe, welche von der römischen Partei auf die sich bildende Kirche gemacht wurden, that dieser die in ihrem eignen Schoß immer mehr hervortretende Differenz. Abgesehen davon, daß die Gemeinden, welche die Richtung Czerskis teilten, 22.—24. Juli 1846 zu Schneidemühl ein biblisches Glaubensbekenntnis aufstellten, entspannen sich im Schoß einzelner Gemeinden Feindschaften, namentlich in Breslau, wo sich Ronge mit Theiner, welcher gleich anfangs den radikalen Glaubensansichten und lärmenden Triumphreisen des Agitators abgeneigt gewesen war, verfeindete. So geriet der rasche Aufschwung, den die neue Kirche genommen hatte, schon 1847 ins Stocken, und auf dem zweiten Hauptkonzil, welches 70 Abgeordnete von 142 selbständigen Gemeinden 25. Mai 1847 in Berlin abhielten, kam es zur Absonderung der Strenggläubigen von der neuen Kirche.

Die politische Bewegung von 1848 schien für den Deutschkatholizismus eine neue Blütezeit herbeizuführen: die deutschen Grundrechte verkündeten unbeschränkte Religions- und Glaubensfreiheit, Österreich und Bayern öffneten jetzt ihre Grenzen der neuen Bewegung. An andern Orten nahm Ronge seine Thätigkeit wieder auf, aber sein jetzt ganz offen hervortretendes politisches Treiben erregte immer entschiedenern Anstoß; von Leipzig und Darmstadt aus erfolgten förmliche Lossagungen von seiner Person, und die christkatholische Gemeinde in Posen veröffentlichte 1849 einen Protest gegen Dowiat, welcher die neue Kirchengemeinschaft zu einem politischen Klub herabwürdigte und in demselben die Realisierung der sogen. sozialdemokratischen Republik anstrebte. Gleichwohl wendete sich die Reaktion auch gegen die neuen Gemeinden. In Österreich wurden sie schon 1849 wieder verboten, in Bayern ihnen 1850 nur eine beschränkte Duldung gewährt. Auch wo von seiten der Staatsregierungen nicht hemmend eingegriffen wurde, lösten sich an manchen Orten die Gemeinden auf; an andern erfolgten Rücktritte zur katholischen Kirche, an noch andern, z. B. in Dresden, traten die angesehensten Mitglieder der neuen Kirche zur protestantischen über. In Breslau trat mit dem Professor Regenbrecht eine gewichtige Autorität ab. Ronge wandte sich nach Frankreich und England. Die meisten der fortbestehenden deutschkatholischen Gemeinden gaben ihre Sympathien mit den seit 1848 zahlreicher gewordenen »freien Gemeinden« immer unverhohlener kund, und auf einer Versammlung zu Darmstadt 20. Febr. 1850, an der 20—30 Abgeordnete aus dem südwestlichen Deutschland teilnahmen, wurde der Wunsch nach voller Vereinigung ausgesprochen. Dieselbe wirklich durchzuführen, war die Aufgabe des zweiten Leipziger Konzils, welches 22. Mai 1850 zusammentrat, seine Sitzungen aber wegen polizeilicher Maßnahmen nach Köthen verlegen mußte. Hier wurde nach längern Debatten ein Bund verabredet, welcher den Namen »Religionsgesellschaft freier Gemeinden« führen sollte. In der neuern Zeit hat sich die öffentliche Meinung in Bezug auf den Deutschkatholizismus immer entschiedener dahin ausgesprochen, daß er die Hoffnungen, die sich an sein Entstehen knüpften (vgl. Gervinus, Die Mission der D., Heidelb. 1846), nicht erfüllt hat. Dagegen hat der sogen. Altkatholizismus (s. d.) seit 1870 Gelegenheit gehabt, von den Fehlern, welche die D. insbesondere durch Hereinziehung der gesamten dogmatischen Debatte begingen, zu lernen. Über dieser neuern, reifern Bewegung ist die frühere zurückgetreten. Die meisten deutschkatholischen Gemeinden haben sich wieder aufgelöst, die zu Schneidemühl 1857. In Preußen betrug die Anzahl der D. 1861: 6395, 1867: 10,920; im Königreich Sachsen 1849: 1772, 1871: 3015. Vgl. Edwin Bauer, Geschichte der Gründung und Fortbildung der deutschkatholischen Kirche (Meißen 1845); Kampe, Das Wesen des

Deutschkatholizismus (Tübing. 1850); Derselbe, Geschichte des Deutschkatholizismus (Leipz. 1860).

Deutschkonservative Partei, seit 1876 Bezeichnung der streng konservativen (früher neukonservativen) Partei im deutschen Reichstag, welche sich vor den Abgeordnetenwahlen 1876 von neuem konstituierte. Die Partei ist aus sehr verschiedenen Elementen gemischt: neben unbedingten Anhängern der Regierung (wie Moltke) gehören ihr Vertreter der Interessen des Grundbesitzes (Agrarier), Hochorthodoxe und Christlich-soziale an. Ihr Hauptorgan ist die »Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung«. Früher mit Bismarck zerfallen, hat sie sich seit 1877 demselben wieder genähert und ist seitdem bei den Wahlen zum Reichstag so entschieden von der Regierung unterstützt worden, daß sie fast alle Wahlsitze in Ostpreußen und Pommern erobert hat und auf 75 Mitglieder gestiegen ist.

Deutsch-Krone, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, zwischen Wäldern und zwei fischreichen Seen, mit Schneidemühl durch eine Sekundärbahn verbunden, Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramts, hat eine neue katholische und eine evang. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Baugewerkschule, höhere Töchterschule, ein Krankenhaus, eine Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, Stärkefabrik, Bierbrauerei, Ackerbau, Fischerei und (1880) 6568 Einw. (davon 3164 Evangelische, 2782 Katholiken, 578 Juden). D. wurde 1304 von dem Markgrafen von Brandenburg angelegt; es hieß ursprünglich Arnskrone, dann unter polnischer Herrschaft Walcz und führt erst seit 1772 den jetzigen Namen.

Deutschland (Deutsches Reich, franz. Allemagne, engl. Germany), das im Herzen Europas, zwischen den vorherrschend slawischen Ländern des Ostens und den romanischen des Westens und Südens liegende, im SO. an Deutsch-Österreich und im N. an das stammverwandte skandinavische Dänemark grenzende Land.

Übersicht des Inhalts:

I. Lage, Grenzen, Areal S. 800
II. Bodengestaltung:
Geologisches 801
Gebirgssysteme . . . 801
III. Gewässer:
Meere 805
Flüsse 806
Landseen 807
Kanäle 807
Sümpfe, Moore ꝛc. . . 807
Mineralquellen . . . 807
Seebäder 807
IV. Klima, Vegetation, Tierwelt 808
V. Bevölkerung:
Wachstum seit 1816 . 809
Auswanderung . . . 810
Dichtigkeit, Geschlecht ꝛc. 812
Bewegung 812
Wohnplätze. Städte . 813
Berufszweige 813
Sprache u. Volksstämme 814
Nichtdeutsche Bevölker. 816
Konfessionen 817
Kirchenwesen 818
Bildungsanstalten ꝛc. . 819
VI. Landwirtschaft ꝛc.
Ackerbau . . . . . S. 821
Gartenbau, Weinbau ꝛc. 822
Viehzucht 823
Fischerei. Waldkultur . 824
VII. Industrie:
Bergbau und verwandte Industrien 824
Chemische Industrie ꝛc. . 829
Textilindustrie u. a. . 830
VIII. Handel u. Verkehr:
Zollgebiet 832
Ein- und Ausfuhr . . 832
Schiffahrt 833
Eisenbahnen 834
Post und Telegraphie . 834
Geld- und Kreditwesen 835
IX. Staatswesen:
Reichsverfassung u. Verwaltung 835
Rechtspflege 839
Reichsfinanzen 840
Heerwesen 843
Marine 845
Geogr. Litteratur . . 846
Geschichte 847

I. Lage, Grenzen, Areal.

(Hierzu die politische Übersichtskarte »Deutsches Reich«.)

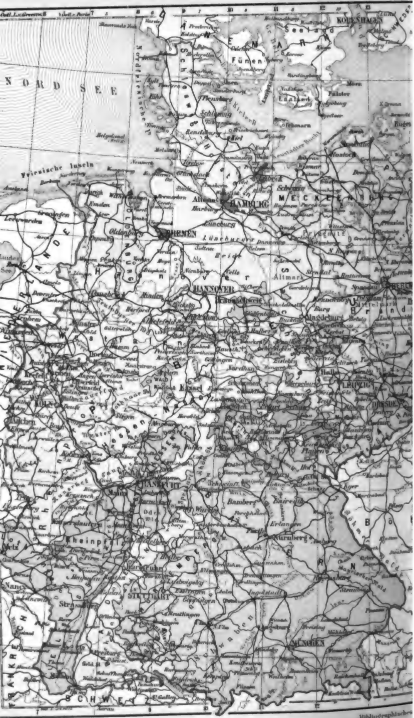
Das Deutsche Reich ist durch Verträge zwischen dem ehemaligen Norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten (Dezember 1870) und durch Erwerbung der Länder Elsaß und Deutsch-Lothringen im Frieden zu Frankfurt (10. Mai 1871) gebildet und umfaßt alle Länder des ehemaligen Deutschen Bundes, mit Ausnahme von Österreich, Luxemburg, Limburg und Liechtenstein, jedoch mit Einschluß der preußischen Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Schleswig und des Reichslandes Elsaß-Lothringen (s. vorstehende Tabelle).

Areal und Bevölkerung des Deutschen Reichs.

Staaten	QKil.	QMeil.	Einw. 1880	auf 1 qkm
Königreich Preußen . . .	348258	6320,07	27279111	78
" Bayern	75860	1377,78	5284778	70
" Sachsen	14993	271,93	2972805	198
" Württemberg . .	19504	354,29	1971118	101
Großherz. Baden . . .	15081	278,06	1570254	104
" Hessen	7682	139,41	936340	122
" Meckl.-Schwerin	13304	241,65	577055	43
" Sachsen-Weimar	3593	66,03	309577	86
" Meckl.-Strelitz .	2929	49,40	100269	34
" Oldenburg . .	6420	116,22	337478	53
Herzogt. Braunschweig . .	3690	67,02	349367	91
" Sachs.-Meiningen	2468	44,83	207075	84
" Sachsen-Altenburg	1324	24,00	155036	117
" S.-Koburg-Gotha	1968	35,74	194716	99
" Anhalt	2347	42,18	232592	99
Fürstent. Schwarzburg-Rudolstadt . . .	940	17,11	80296	85
" Schw.-Sondersh. .	862	15,66	71107	82
" Waldeck	1121	20,36	56522	50
" Reuß ä. L. . . .	316	5,80	50782	161
" Reuß j. L. . . .	826	15,10	101330	124
" Schaumburg-Lippe	340	8,05	35374	104
" Lippe	1222	22,19	120246	98
Freie Stadt Lübeck . . .	298	5,21	63571	—
" " Bremen . .	255	4,66	156723	—
" " Hamburg . .	410	7,44	453869	—
Elsaß-Lothringen. . . .	14508	263,19	1566670	108
Das Deutsche Reich:	540519	9816,30	45234061	84

Es reicht vom westlichsten Punkte der preußischen Rheinprovinz beim Dorf Isenbruch im Regierungsbezirk Aachen, unter 5° 52′, bis zum östlichen Ende der Provinz Ostpreußen beim Dorf Schilleningken, unweit Schirwindt an der Scheschuppe, unter 22° 53′ östl. L. v. Gr., und vom südlichsten Punkt am Ursprung der Stillach, eines Quellflusses der Iller, in den Algäuer Alpen, unter 47° 16′, bis zum nördlichsten beim Dorf Nimmersatt nördlich von Memel, unter 55° 54′ nördl. Br. Der Mittagsunterschied des östlichsten u. westlichsten Punktes beträgt 1 Stunde 8 Minuten, die Dauer des längsten Tags für den nördlichsten Punkt 17 St. 19 Min., für den südlichsten 15 St. 45 Min. Die Entfernung von Tilsit bis Metz beträgt 1305, von Hadersleben bis Kempten 860, von Swinemünde bis Bautzen 315 und von Trier bis Wunsiedel 400 km. Im N. grenzt D. an die Nordsee, Dänemark und die Ostsee; im O. an Rußland, Polen und Galizien; im S. an Österreich von der Weichsel bis an den Bodensee und an die Schweiz; im W. an Frankreich, Luxemburg, Belgien und die Niederlande.

In den Größenzahlen der obigen Tabelle sind nicht gerechnet die Wasserflächen der Haffe und Küstengewässer, die besonders in den Provinzen Ost- und Westpreußen und Pommern bedeutend sind und ohne die Küstengewässer Schleswig-Holsteins und Hannovers, deren Areal nicht bekannt ist, 4154 qkm betragen, sowie der Anteil Deutschlands am Bodensee (309 qkm oder 5,6 QM.). Vor 1866 umfaßten die Staaten des Deutschen Bundes 630,098 qkm (11,444 QM.). Gegenwärtig nimmt das Deutsche Reich unter den Staaten Europas nach seinem Flächeninhalt die vierte, nach der Zahl seiner Bevölkerung die zweite Stelle ein, da es an Einwohnerzahl nur Rußland, an Umfang außer diesem nur Schweden-Norwegen und Österreich-Ungarn nachsteht.



Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl.

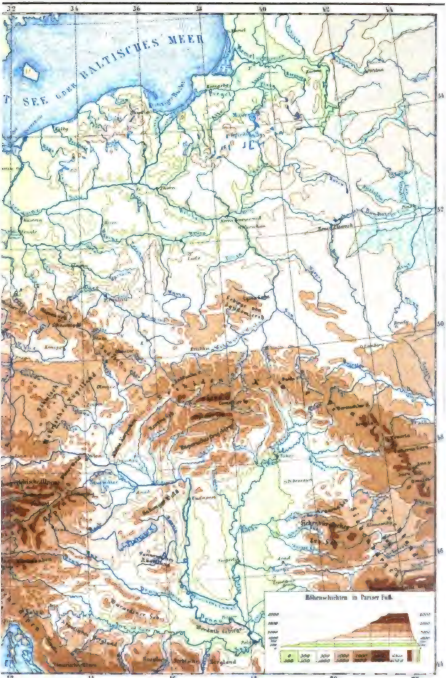
Bibliographisches



Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Deutsches Reich«


DEUTSCHLAND.
Fluß- und Gebirgssysteme
Maßstab 1:6600000.
NORD SEE ODER DEUTSCHES MEER
ADRIAT. MEER
Eifel
Vogelsberg
Odenwald
Schwarzwald



Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Deutschland«

II. Bodengestaltung.

(Hierzu die »Fluß- und Gebirgskarte« und die »Geologische Karte von Deutschland«.)

Die Oberfläche des Reichs zeigt eine Mannigfaltigkeit, wie wir sie kaum irgendwo auf der ganzen Erdoberfläche wieder in solchem Raum nebeneinander finden. Der Wechsel von Gebirgen und Flachländern jeder Art und Form, der im großen und ganzen stattfindet, vereint sich oft noch mit einem überaus raschen Wechsel der Bildungen auf kleine Erstreckung. Es ist daher nicht zu verwundern, daß fast sämtliche Gebirgsformationen in D. vertreten sind. Die Gesteine der archäischen Formation (Gneis, Granit, Glimmerschiefer 2c.) kommen in Schlesien, Sachsen, Thüringen, am Spessart, Odenwald, in den Vogesen, in dem Hohen Venn 2c. vor. Von paläozoischen Sedimentgesteinen tritt das silurische System in Thüringen und den angrenzenden Ländern, in seiner obern Abteilung auch am Harz auf. Die devonische Schichtenreihe ist in großer Mächtigkeit und Ausdehnung am Rhein, in Westfalen und Nassau, am Harz, in Thüringen, an den Sudeten und den Vogesen erschlossen. Die untere Abteilung der Steinkohlenformation, der Kohlenkalk und die Kulmbildung, tritt bei Aachen, in Westfalen und im westlichen Oberhessen, in Thüringen und am Harz, das obere produktive Steinkohlengebirge in der Saargegend, um Aachen, in Westfalen besonders an der Ruhr, im Osnabrückschen, am Harzrand, in Sachsen und Schlesien auf. Die Dyas (Rotliegendes und Zechstein) kommt in den Vogesen, im Schwarzwald, an der Saar, am nördlichen Odenwald, am Harz (besonders südlich und östlich), um Osnabrück, im südöstlichen Westfalen, in Hessen, Thüringen, Sachsen, Schlesien vor. Die mesozoischen Gebilde sind in großer Vollständigkeit vertreten; die Trias (Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper) insbesondere bedeckt große Räume in den westlichen und zentralen Teilen Deutschlands, namentlich von Basel bis Hannover und Halle im rechtsrheinischen, am Westfuß der Vogesen sowie von Straßburg bis Trier im linksrheinischen D., außerdem in den Alpen und in Oberschlesien. Der Jura (Lias, Weißer und Brauner Jura) ist sehr verbreitet um Metz, durch Schwaben und Franken, im norddeutschen Hügelland, in den Alpen und auch in Oberschlesien; der Wealden (die Wälderformation) mit vortrefflichen Steinkohlen findet sich nur in Nordwestdeutschland und zwar in den kleinen Gebirgen Hannovers und der angrenzenden Länder, meist zwischen Leine und Weser (Bückeberge, Osterwald, Deister); die Kreide in Norddeutschland einschließlich Westfalens, links vom Niederrhein, bei Dresden, in Nieder- und Oberschlesien, in verschiedener Ausbildungsweise in den Alpen. Die tertiären Bildungen (das Oligocän, die Hauptlagerstätte der Braunkohle) sind sporadisch über ganz Norddeutschland, gehäuft bei Magdeburg und von dort nach S. und W., am Niederrhein, im Mainzer Becken, in Hessen, im Oberelsaß, in Baden, in Schwaben auf der Rauhen Alb, in Bayern bis zum Fuß (einschließlich der Vorberge) der Alpen verbreitet. Das quartäre u. rezente Schwemmland ist fast überall, am kompaktesten im Norddeutschen Tiefland, vorhanden. Von Eruptivgesteinen der archäischen und paläozoischen Zeit finden sich Granit, Diorit, Diabas, Gabbro, Serpentin 2c. in den Vogesen, im Schwarzwald, Odenwald, Thüringer Wald, in den sich um Böhmen gruppierenden Bergen, im Harz; die meist der Zeit des Rotliegenden angehörenden Porphyre, sowohl Quarzporphyre als quarzfreie Porphyre und Porphyrite, haben ihre Verbreitungsbezirke in Schlesien, Thüringen, östlich und südlich vom Harz und in demselben, am Mittelrhein, um Magdeburg, Halle, Grimma, Meißen 2c., die Melaphyre am Harz, in Niederschlesien, Sachsen, die ihnen anzureihenden Palatinite an der Nahe, in Nassau, der Pfalz. Sehr verbreitet sind die der Tertiärzeit angehörenden Gesteine: Basalte (samt Dolerit), Trachyte, Phonolithe, über ganz Mitteldeutschland, besonders gehäuft am Rhein (Siebengebirge), im Westerwald, Vogelsberg, in Hessen und Thüringen, im Erzgebirge, in der Lausitz, im Hegau. Die vielfache Gliederung Deutschlands zwingt zur Sonderung topographischer Abschnitte; insbesondere ist einerseits das Alpengebiet im S., anderseits das Norddeutsche Tiefland von dem dazwischenliegenden niedrigern Bergland zu trennen.

1) Die Alpen.

Die Alpen (s. d.), ein Hochgebirge, welches alle übrigen Höhenzüge Deutschlands weitaus überragt, treten auch hinsichtlich ihrer Zusammensetzung und der Natur ihrer Gebirgsformationen in Gegensatz gegen die nördlichern Gebiete; jedoch gehört nur ein geringer Teil, einer der Hauptabschnitte der nördlichen Kette, zum Deutschen Reich, nämlich die Algäuer Alpen (mit der 2650 m hohen Mädelergabel) zwischen Bodensee und Lech, die Bayrischen Alpen (mit der 2960 m hohen Zugspitze, dem höchsten Punkte des Deutschen Reichs) zwischen Lech und Inn und ein Teil der Salzburger Alpen (mit dem 2714 m hohen Watzmann und dem Königssee) im O. vom Inn. Dieser deutsche Teil der Alpen gehört zum Gebiet der nördlichen Kalkalpen. Die älteste Gruppe in dieser Formation ist die Trias: Buntsandstein (welchem vielleicht die Salzablagerungen von Berchtesgaden und Reichenhall beizuzählen sind), Muschelkalk in nur geringer Entwickelung, in desto größerer Keuper, das Hauptgestein der Kalkalpen. Letzterer zerfällt wieder in untern Keuperkalk und Hauptdolomit, von denen jener oftmals blendend weiße Bänke bildet und in langem Zug sich etwa auf der Tiroler Grenze hinzieht (auch die Zugspitze gehört ihm an), während dieser, leicht der Zerstörung ausgesetzt und daher stark zerklüftet, die Grundlage der plateauartigen Berge des Beckens von Berchtesgaden (mit aufgelagertem Dachsteinkalk als oberstes Glied der Keuperformation) bildet und die Hauptkette der Algäuer Alpen (Mädelergabel) zusammensetzt. Unter den Abteilungen des Jura tritt ganz besonders die Lias hervor, der auch die leicht verwitternden und einen fruchtbaren Boden gebenden Algäuschiefer, die Grundlage der Alpenwirtschaft in den Algäuer Alpen, angehören. Die andern Abteilungen des Jura sowie auch die der Kreide sind in dem hierher gehörigen Teil wenig entwickelt; jedoch bilden letztere eine schmale, oft unterbrochene Zone nahe dem Nordrand, der aus Eocän, dem ältern Tertiärgebirge, besteht. Im allgemeinen ist das Gestein der Alpen von den parallelen Formationen in den mitteldeutschen Gebirgen sehr verschieden, so daß als wahrscheinlich anzunehmen ist, daß zur Zeit der Bildung ein trennendes Gebirgsglied die heutige Donauebene durchzog. Diese, als Schwäbisch-Bayrische Hochebene zwischen den Alpen, dem Jura und den kristallinischen Gesteinen des Böhmisch-Bayrischen Waldgebirges eingebettet, wird auf der Nordseite von Sigmaringen bis über Passau hinaus im allgemeinen von der Donau begrenzt und hat zu ihrer Unterlage die jüngsten Tertiärschichten (Miocän), die jedoch mit Diluvionen in den Hügelregionen bedeckt sind, während die tiefern Lagen mit Alluvionen, vielfach mit Moosen (Brüchern) ausgefüllt sind.

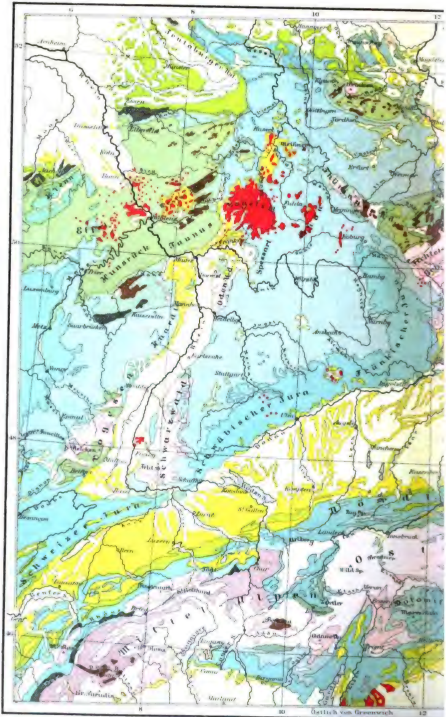
2) Das mitteldeutsche Gebiet.

Sehr verwickelt sind die Verhältnisse im mitteldeutschen Gebiet, in welchem sich nach Lage und Bau vier Systeme unterscheiden lassen.

1) Das Niederrheinisch-Westfälische Schiefergebirge, soweit es hierher gehört, ganz innerhalb des preußischen Staats, bildet ein Plateau, das der Hauptsache nach aus den Gliedern der Devonformation zusammengesetzt ist. Es ist ausgezeichnet durch seine Thalgliederung, die es in mehrere Teile zerlegen läßt. Westlich vom Rhein, der das Schiefergebirge von Bingen bis Bonn (von Bingen bis Koblenz fast ohne Thalsohle) durchbricht und sonach das ganze Plateau in zwei Flügel teilt, sind: der Hunsrücken (s. d.) zwischen Nahe, Saar und Mosel, mit dem 815 m hohen Walderbeskopf im Hochwald; die an vulkanischen Gesteinen reiche Eifel (s. d.) im N. von der Mosel, mit der Hohen Acht (760 m); das Hohe Venn (s. d.), eigentlich nur das nordwestlichste Glied der Eifel, kahl und öde und in seinem höchsten Teil große Torfmoore umschließend. Im O. vom Rhein sind: der Taunus (s. d.) mit dem Großen Feldberg (880 m), zwischen Main und Lahn; der Westerwald (s. d.) zwischen Lahn und Sieg, mit dem Siebengebirge (s. d.); das Sauerländische Gebirge (s. d.) mit dem Kahlen Astenberg (830 m), im Regierungsbezirk Arnsberg nordwärts bis zur Ruhr und Möhne. Auf der Westseite des Rheins tritt das produktive Steinkohlengebirge in der nördlichen Abdachung zum Tiefland bei Aachen und auf der Südseite an der Saar, nebst einem von Porphyr und Melaphyr vielfach durchbrochenen Gebiet von Rotliegendem an der Nahe, auf der Grenze gegen das Muschelkalkgebiet des Oberrheinischen Gebirgssystems und die Braunkohlenlager des Mainzer Beckens hervor. Auf der Ostseite des Rheins liegt das durch seinen Kohlenreichtum ausgezeichnete Ruhrkohlengebiet gleichfalls auf der Grenze gegen das Tiefland und ist nordwärts bereits unter den jüngern Schichten desselben begraben. Ältere Schichten des Kohlengebirges (Kulm, flözleerer Sandstein) bilden an der Möhne im Arnsberger Wald und auf der Ostseite in dem in das Buntsandsteingebiet halbinselartig vorspringenden Hainaschen Gebirge die äußersten Glieder des Schiefergebirges, von der Diemel bis fast zur Schwalm von der Zechsteinformation eingefaßt.

2) Das Oberrheinische Gebirgssystem umfaßt die Gebirge im südwestlichen D. und erstreckt sich längs der Ostseite des Schiefergebirges bis über die Weser hinaus, hier vielfach in das folgende System eingreifend. Seine Hauptglieder sind die Vogesen und der Schwarzwald (s. d.), die beide, obwohl durch die Oberrheinische Tiefebene (s. d.) getrennt, die innigste Verwandtschaft zeigen: starke Abfälle zur Tiefebene, sanftere nach der entgegengesetzten Seite, gleichen Bau (Granit mehr in den Vogesen, Gneis mehr im Schwarzwald), fast gleiche Höhe (dort der Sulzer Belchen 1432 m, hier der Feldberg 1495 m). Während aber der Schwarzwald mit dem Aufhören des Buntsandsteins bereits in der Breite von Karlsruhe, mit dem Thal der Pfinz, vollständig sein Ende erreicht, setzen sich die Vogesen im N. des Breuschthals als niedriges Buntsandsteingebirge (Hardt [s. d.] in der bayrischen Pfalz) bis zum Landstuhler Bruch fort, wo sich im N. das umfangreiche Gebiet des Rotliegenden und das Steinkohlengebirge von Saarbrücken anschließen. Auf der Ostseite des Rheins erscheint in der Fortsetzung des Systems der Odenwald (s. d.), am großartigsten am Neckardurchbruch bei Heidelberg und längs der Bergstraße, woselbst Granit und Syenit vorherrschen, mehr einförmig im O., wo der Buntsandstein verbreitet ist, der sich auch über den Main im Spessart (s. d.) und zwischen den vulkanischen Gebilden der Rhön (s. d.) und des Vogelsbergs (s. d.) in das nördliche Hessen hinein fortsetzt und auf der östlichen Seite der Weser mit dem Sollinger Wald (s. d.) endet. Das nordhessische Buntsandsteingebirge, das auf der Grenze gegen das Hercynische System (an der Werra &c.) durch die Zechsteinformation markiert wird, ist ausgezeichnet durch das zahlreiche Vorkommen von Basalten (Meißner 749 m), die sich aber wiederum vorzugsweise auf ein von mittlern Schichten der Tertiärformation (Oligocän) angefülltes Becken, das sich von Kassel südwärts bis zur Schwalm erstreckt und reich an Braunkohlenlagern ist, konzentrieren. Dieses Becken, in dem sich westlich von Kassel der basaltische Habichtswald (s. d.) erhebt, setzt sich nach S. fort, scheidet bei Gießen den Vogelsberg vom Schiefergebirge und endet, aber ohne Basalte, mit dem schon genannten Mainzer Becken. Erwähnung verdient noch die in der Oberrheinischen Tiefebene isoliert liegende vulkanische Gruppe des Kaiserstuhls (s. d.), westlich von Freiburg.

3) Das Hercynische oder Sudetensystem nimmt einen größern Raum ein als die beiden vorigen Systeme. Seine Bergzüge erstrecken sich vorzugsweise von SO. nach NW. und bilden zwei Reihen: die südliche beginnt mit dem Böhmisch-Bayrischen Waldgebirge und endet mit dem Teutoburger Walde, die nördliche umfaßt die Gebirge Schlesiens, sodann den Harz und das Wesergebirge; innerhalb beider Reihen tritt vorzüglich das Erzgebirge hervor. In den höhern Gebirgen dieses Systems sind die kristallinischen Gesteine (Granit, Gneis, Glimmerschiefer) sehr verbreitet. a) In der südlichen Reihe: das Böhmisch-Bayrische Waldgebirge (s. Böhmerwald), fast durchaus aus kristallinischem Gestein bestehend, zerfällt mit seinem höhern, südöstlichen Teil in den eigentlichen Böhmer- oder Bayrischen Wald, ein ausgedehntes Waldgebirge auf der böhmisch-bayrischen Grenze (der Große Arber in Bayern 1453 m), in eine waldreiche Nebenkette in Böhmen mit dem Kubany und in das bereits sehr entwaldete Donaugebirge (Dreitannenriegel 1216 m) in Bayern, das auf der Nordseite der Donau sich von Passau bis Regensburg erstreckt. Der niedrigere, nordwestliche Teil, von jenem durch die Becken von Bodenwöhr, Cham, Furth und Klattau (in Böhmen) geschieden, führt auf bayrischer Seite den Namen Oberpfälzer Wald, auf böhmischer Czerkowgebirge und reicht bis an das Fichtelgebirge (s. d.). Die Nab-Wondreb-Ebene liegt auf der Grenze gegen das letztere, das bis 1055 m (Schneeberg) ansteigt, gleichfalls in seinen verschiedenen Zügen aus kristallinischen Gesteinen besteht und eine wichtige Wasserscheide zwischen Donau, Elbe und Rhein abgibt. Die nördlich liegende Platte, der Frankenwald (Döbraberg 799 m), zeigt im Bau noch eine Verwandtschaft mit dem Fichtelgebirge, die aber mit dem Beginn des Thüringer Waldes (s. d.) aufhört. Der breitere, südöstliche Teil desselben ist vorzugsweise aus Silur, Devon und älterm Kohlengebirge (Kulm) zusammengesetzt; der schmälere, nordwestliche (Großer Beerberg 984 m) aber zeigt neben Porphyr, Melaphyr und Rotliegendem wiederum kristallinisches Gestein (Granit) und wird auf beiden Seiten von der Zechsteinformation eingefaßt, die auch den äußersten Nordsaum des südöstlichen Teils bezeichnet und gegen NW., wie schon gesagt, auf der Grenze gegen das Buntsandsteingebirge des nörd-



Bibliographische


GEOLOGISCHE KARTE
VON
DEUTSCHLAND.
Maßstab 1:3750000.
Kilometer.
Quartär
Tertiär
Kreide (inkl. Wealden)
Jura
Trias
Perm
Produktive Steinkohlengeb.
Karbon
Devon
Silur (inkl. Cambrium)
Graue u. grüne Schiefer der Alpen
Krystallinische Schiefer
Eruptivgesteine:
Ält. Orthoklasgesteine
Ält. Plagioklasgesteine
Jungvulkanische Gest.
(Trachyt, Basalt etc.)
Oder
Breslau
Brieg
Dresden
Freiberg
Chemnitz
Prag
Neiße
Olmütz
Passau
Linz
Wien
Preßburg
Donau
Karpaten
Adriatisches Meer
Triest
Laibach

lichen Hessenlandes im Ringgau und Werragebirge die Fortsetzung dieses Systems darstellt. Damit verschwindet aber auch diese Reihe, die alsdann nur noch einmal im W von der Weser im Teutoburger Wald (s. d.), der aus Trias, Jura und Kreide zusammengesetzt ist, hervortritt, hinter Ibbenbüren zwar aufhört, aber noch bei Rheine und zuletzt bei Bentheim angedeutet ist. b) Zur nördlichen Reihe gehören die Gebirge in Schlesien (mit Ausnahme des schon zu den Karpathen überleitenden Oberschlesischen Steinkohlengebirges auf der rechten Oderseite), die in der Ausdehnung von der obern Oder in Mähren bis zur Lausitzer Neiße auch als Sudeten zusammengefaßt werden. Die einzelnen Teile derselben sind: das Schlesisch-Mährische Gebirge oder die Sudeten im engern Sinn (Altvater 1490 m) in Mähren und Österreichisch-Schlesien; das Glatzer Gebirgssystem (s. Glatz), aus einer Anzahl von kleinen, nach den verschiedensten Richtungen sich erstreckenden Gebirgen bestehend, die das Glatzer Kesselthal einschließen, und von denen das Glatzer Schneegebirge in der Wasserscheide der Donau, Oder und Elbe am höchsten ist (Großer Schneeberg 1424 m), während das Reichensteiner und Eulengebirge, beide geschieden durch den Neißedurchbruch bei Wartha, zur nördlich vorliegenden Ebene, in welcher der Zobten (728 m) noch eine vorzüglich hervortretende Marke bildet, mit einem Steilrand abfallen und das Sandsteingebirge der Heuscheuer als ein fremdartiges Glied innerhalb der meist aus Gneis und Glimmerschiefer bestehenden Gebirgszüge erscheint; das Niederschlesische Steinkohlen- oder Waldenburger Gebirge, das in einer Mulde bei Waldenburg zwischen Rotliegendem (südlich), in dem Porphyre und Melaphyre ansehnlich entwickelt hervortreten, älterm Kohlengebirge (Kulm) im N. und dem Gneis des Eulengebirges sich befindet, zahlreiche Kohlenflöze zeigt und sich nordwestwärts in das Katzbachgebirge fortsetzt, das aus den verschiedenartigsten Gesteinen, vom Urthonschiefer an bis zur Kreide, gebildet ist und in der Gegend von Bunzlau in der Ebene ganz verschwindet; das Riesengebirge (s. d.) auf der Grenze von Schlesien und Böhmen, das höchste Gebirge des mitteldeutschen Berglandes (Schneekoppe 1601 m), das auf seiner Nordseite, sowie auch das zwischen ihm und dem Katzbachgebirge eingebettete Hirschberger Thal in seiner Grundlage, aus Granit, auf seiner Südseite aus Glimmerschiefer besteht; das Isergebirge (s. d.) mit der Tafelfichte (1155 m), aus Granit und Gneis vorzugsweise zusammengesetzt. Als weitere Fortsetzung der nördlichen Reihe des Hercynischen Systems sind das umfangreiche Granitgebiet zwischen Görlitz und Meißen, aus kleinern Bergzügen oder einzelnen Bergen, auch Basaltkegeln bestehend, auf der Nordseite teilweise schon unter dem Diluvium der Ebene begraben, ferner die Porphyrgebiete von Rochlitz und Halle zu betrachten. Letzteres leitet mit seinen Steinkohlenlagern, mit Rotliegendem und Zechstein bereits zum Harz (s. d.) über, welcher auf seiner Südseite fast ganz, auf seiner Nordseite teilweise von Zechstein, der in der Gegend von Eisleben durch seine Kupfererze die Grundlage des Mansfelder Bergbaues bildet, eingefaßt ist, im Unterharz vorzugsweise aus Silur, im Oberharz aus älterm Kohlengebirge (Kulm) zusammengesetzt ist, während der hervorragendste Teil, das Brockengebirge (Brocken 1142 m), sowie der Ramberg auf dem Unterharz (Viktorshöhe) nebst der Roßtrappe aus Granit und der Auerberg (Josephshöhe) aus Porphyr bestehen. Aus viel jüngerm Gestein bestehen die letzten Glieder dieser Reihe: der Hils, Deister, Süntel, die Bückeberge zwischen Leine und Weser meist aus Jura mit einer starken Entwickelung der denselben überlagernden steinkohlenreichen Wälderformation (Wealden) und das Wiehengebirge im W. von der Weser, das ebenfalls im Jura, nördlich von Osnabrück an der Haase, im Tiefland verschwindet. Auf der Nordseite des Harzes breitet sich ein Hügelland im Übergang zum Norddeutschen Tiefland bis zur obern Aller und bis in die Gegend von Magdeburg aus. Da ziehen, ganz nahe dem Harz, die Quadersandsteinzüge der Teufelsmauer und des Regensteins hin, entfernter der Huy mit den beiden Fallsteinen, die Asse und der Elm in Braunschweig, ein reichhaltiges Braunkohlenbecken von Helmstedt bis Aschersleben, das über Buntsandstein und der an Salz reichen Zechsteinformation lagert, endlich zum Schluß das Magdeburger Gebirge, das unter der Trias aus Zechstein, Rotliegendem und Kulm besteht, von bedeutenden Porphyrmassen durchbrochen ist, sich von Gommern auf der rechten Elbseite über Magdeburg bis fast an den Drömling erstreckt, aber keine nennenswerten Terrainerhebungen veranlaßt. Das Innere zwischen den beiden Reihen, das sich nordwestwärts mehr und mehr verengert, wird zwischen dem Riesen- und Isergebirge auf der einen und dem Fichtelgebirge auf der andern Seite durch einen Gebirgszug ausgefüllt, von dem das Lausitzer und das Elbsandsteingebirge (die Sächsische Schweiz) der Kreideformation angehören, das Erzgebirge (s. d.) aber, das mit der Gottleuba sich entwickelt, mit dem Keilberg in Böhmen und dem Fichtelberg in Sachsen 1238 und 1204 m erreicht, ganz vorzugsweise aus kristallinischen Gesteinen gebildet worden ist: aus Gneis mit reichen Erzgängen an der Freiberger Mulde und Flöha, aus Glimmerschiefer von der Zschopau bis Schneeberg, sodann aus Granit (Johanngeorgenstadt) und endlich wiederum aus Glimmerschiefer bis zur Berührung mit dem Fichtelgebirge. Auf der Südseite fällt das Erzgebirge in Böhmen mit einem Steilrand ab, auf der Nordseite dacht es sich allmählich längs der beiden Mulden, der Zschopau, Flöha &c. ab. Hier tritt das produktive Steinkohlengebirge neben und unter dem Rotliegenden in zwei Becken hervor, einmal nicht weit von Dresden bei Potschappel, dann in einer langgestreckten Senke von Hainichen über Chemnitz bis über Zwickau hinaus. Auf der Nordseite dieser Einlagerungen erscheint das kristallinische Gebirge (Granulit) bis Döbeln nochmals an der Oberfläche, um dann dem Porphyrgebirge von Rochlitz bis Wurzen Platz zu machen. Im W., etwa von Plauen ab, schließt sich das Erzgebirge an die Gesteinsmassen des Thüringer Waldes; neben einigen Gebieten von kristallinischen Schiefern nimmt hier besonders die Silurformation, vielfach durchbrochen von Melaphyr, einen weiten Raum ein; dann folgt Mitteldevon, älteres Kohlengebirge (Kulm), bis mit dem Zechstein an der mittlern Orla das Gebirgsland aufhört. In der weitern Fortsetzung des Systems gegen NW. zeigt sich zwischen den beiden Gebirgsreihen, Thüringer Wald und Harz, an der Unstrut und Gera, von Mühlhausen, Gotha und Erfurt bis zur Thüringer Pforte, dem Durchbruch der Unstrut durch das Buntsandsteingebirge, eine ausgedehnte Keupermulde, die durch Muschelkalk mehrfach gegliedert oder begrenzt wird, während dieser meist wieder, namentlich im SO. zwischen der Saale und der schon erwähnten Zechsteinpartie und im NW. zwischen Nordhausen und Göttingen, von Buntsandstein eingeschlossen ist. Im Muschelkalk liegen in diesem Gebiet der Ettersberg nördlich von Weimar, die Hörselberge bei Eisenach,

der Hainich, das obere Eichsfeld, das Ohmgebirge auf dem untern Eichsfeld (zwischen Buntsandstein), das Düngebirge, die Hainleite ꝛc.; im Buntsandstein die Finne südlich von der untern Unstrut, das untere Eichsfeld, der Göttinger Wald. Eine eigentümliche Stellung nimmt hier das Kyffhäusergebirge ein, das vom Harz durch das Thal der Goldenen Aue (Helme) getrennt ist und mit seinem Zechstein in der südlichen Begrenzung, seinem Rotliegenden in dem Hauptteil, ruhend auf einer Grundlage von kristallinischem Gestein (Granit), eine Verwandtschaft mit dem Harz oder wenigstens mit dem Bergbaurevier von Eisleben offenbart. Zwischen den nordwestlichen Gebirgsreihen in Westfalen und Hannover entwickeln sich noch kleine Bergmassen, von denen mehrere Steinkohlenlager umschließen; am wichtigsten ist das Steinkohlengebirge von Ibbenbüren (s. d.), mit dem auch dieser Teil zum Tiefland übergeht.

4) Der Jura. Oberhalb des Winkels des Rheins bei Basel, zwischen Waldshut und Schaffhausen, überschreitet der Gebirgszug des Jura, welchem die in ihm hauptsächlich vertretenen Juraformationen ihren Namen verdanken, den Rhein und die Grenze des Reichs und zieht sich in großer Breite als Schwäbischer Jura, bis 1014 m (Lemberg bei Gosheim) ansteigend, in seinen einzelnen Gliedern aber vielfach den Namen wechselnd (Heuberg, Rauhe Alb, Albuch, Härdtfeld ꝛc.), durch Baden, Hohenzollern und Württemberg mit nordöstlicher Richtung bis zu dem Becken des Nördlinger Rieses in Bayern, alsdann als Fränkischer Jura zuerst noch in gleicher Richtung bis in die Gegend von Regensburg, darauf in nördlicher Richtung bis zur Nürnberg-Further Eisenbahn und endlich in fast nordwestlicher über den Main hinaus bis in die Gegend von Koburg. Die breite Hochfläche ist ganz vorherrschend aus dem obern oder Weißen Jura zusammengesetzt, der von Schaffhausen bis Regensburg (von Sigmaringen bis Regensburg an oder nahe der Donau) mit verhältnismäßig nur geringem Höhenrand zu den Tertiär- und Quartärschichten der Schwäbisch-Bayrischen Ebene, auf der entgegengesetzten Seite, im N. auch auf beiden Seiten, aber mit einem hohen, außerordentlich zerrissenen Steilrand abfällt, welchem in Form von Vorbergen der Braune Jura angelagert ist, während die Lias ein großes fruchtbares Plateau bildet, aus welchem sich die obern Juraabteilungen bergartig erheben. Der Steilrand ist namentlich in Württemberg großartig und vielfach von Bergrutschen gekrönt, welche mauerartige Abstürze erzeugen. Auf der Höhe ist der Jura in der Regel außerordentlich wasserarm, nicht aber in seinen Abfällen, zwischen denen die Bäche mit reicher Wasserfülle hervortreten. Sehr reich ist der Kalkstein des Jura an Höhlen, die besonders in großer Zahl auf der Nordseite des Gebirges in Württemberg und im nördlichen Teil des Frankenjura, in der Fränkischen Schweiz (in der Nähe der Wiesent: Muggendorfer Höhle, Gailenreuther Höhle u. a.), vorkommen. Auf der Grenze gegen die kristallinischen Gesteine des Bayrischen Waldes und des Fichtelgebirges liegen die Becken von Bodenwöhr (Keuper bis Tertiärschichten) und die Keupermulde von Baireuth. Auf der entgegengesetzten Seite breitet sich ein großes Gebiet von Keuper und Muschelkalk aus, das in schmalem Strich zwischen Jura und Schwarzwald bis an den Rhein bei Waldshut, zwischen Durlach und Wiesloch an die Oberrheinische Tiefebene tritt und von Heidelberg bis Meiningen den Buntsandstein des Oberrheinischen Gebirgssystems (Odenwald, Spessart, Rhön) begrenzt.

3) Das Norddeutsche Tiefland

ist durch das mitteldeutsche Bergland im S., durch das Meer im N. natürlich, nach O. und W. nur künstlich abgegrenzt. Sein Hauptbestandteil ist das Diluvium, in seinen untern Schichten frei von nordischen Geschieben (präglaziales Diluvium), während die ungeheure Menge dieser nordischen Geschiebe im mittlern Diluvium im Zusammenhang mit den an vielen Stellen der Norddeutschen Tiefebene beobachteten Schliffen jetzt durchweg als Anzeichen einer allgemeinen Vergletscherung während der Eiszeit (s. d.) gedeutet wird. Über dem Diluvium, teils einfach in besondern Becken übergelagert, teils in den später eingefressenen Thälern und Wasserrissen, finden sich die jetzigen Bildungen der süßen Gewässer: die Kalktuffe oder Süßwasserkalke, die Brücher, Sumpfmoore, oft von großer Ausdehnung, der Raseneisenstein und sogen. Ortstein, ein die Vegetation sehr behinderndes Konglomerat von Brauneisenerz und Sand, in den nordwestlichen Heiden; die fruchtbaren Marschen Nordwestdeutschlands, die in Gegensatz gegen die höher gelegene sandige (meist aus Diluvialsand gebildete) Geest treten. Gleichzeitig fanden und finden Einwirkungen des Meers statt, zu denen zuvörderst die mit Hilfe des Windes gebildeten Sanddünen gehören, welche infolge des Zurücktretens der See seit der Diluvialzeit oft noch ziemlich tief im Land gefunden werden. Ferner die Abschwemmungen an den Küsten, die an der Ostsee mehr ausnahmsweise, an der Nordsee als regelmäßige Erscheinung vorkommen und hier in historischer Zeit, z. B. durch Bildung der Zuidersee, durch Einreißen des Dollart an der Emsmündung im 13. Jahrh., durch das erhebliche Verkleinern der Insel Borkum, durch Zerstörung vieler friesischer Inseln, schon sehr große Veränderungen bewirkt haben. Dann die Erscheinungen an den Mündungen der Flüsse, von denen viele nachweislich einen andern Lauf hatten als jetzt; so die Weichsel, die durch das Netze-Warthethal zur Oder, die Oder, welche über Berlin in die Elbe strömten. An den Mündungen bilden sich allmählich aus den Ästuarien Haffe und Deltas, indem an seichten Stellen des Meers nahe den Mündungen die Anhäufungen von Schlick und Detritus zunehmen und allmählich Verlandung herbeiführen. Die Gebilde, welche älter sind als das Quartär, sind im Norddeutschen Tiefland selten, aber weithin zerstreut. Zunächst ist verhältnismäßig am häufigsten die Tertiärformation. Miocäne, dunkle Glimmersande kommen vom nordwestlichen Westfalen über die Gegend der Vechte, Ems und Haase, dann beiderseits der untern Elbe und auf Sylt vor. Oberoligocäne Mergel und konglomeratartige Sande finden sich bei Celle, Sternberg in Mecklenburg, Dömitz, mitteloligocäne Thone und Sande um Berlin, Stettin, Frankfurt a. O.; letztere reichen dann über Magdeburg hinaus in das Hügelland. Braunkohlen führendes Unteroligocän kommt, ursprünglich mit dem von Magdeburg ꝛc. im Zusammenhang, durch die ganze Mark, in Anhalt, der Niederlausitz und in Schlesien vor. Besondere Berücksichtigung verdient das Samland, wo ein unteres glaukonitisches, sandiges und thoniges Gestein, die »blaue Erde«, das Muttergestein des Bernsteins, umfassend, und ein oberes Kohlen führendes Gestein zu unterscheiden ist. Letzteres wird dem mittlern, ersteres dem untern Oligocän gleichgesetzt. Die Kreide ist sehr verbreitet in dem Becken von Münster; auch finden sich viele Inselsättel derselben in großer Nähe des Berglandes und zwar zwischen der obern Aller und dem Dümmersee (an der Hunte). In größerer Entfernung vom

Rande der Hügelländer ist die Kreide von Lüneburg, alsdann die obere weiße Kreide (Schreibkreide mit Feuersteinen) von Rügen, der ebenfalls weiße, kreidige Mergel der obern Kreide von Usedom und Wollin, von den angrenzenden Teilen des pommerschen Festlandes und vom östlichen Mecklenburg hervorzuheben. Jura kommt in ziemlich zahlreichen kleinen Partien (oberer Jurakalk) in Pommern, Trias bei Lüneburg (insbesondere Gips und Salz des Buntsandsteins), bei Rüdersdorf unweit Berlin (bedeutende Muschelkalkbrüche) vor. Der Zechsteinbildung ist das Steinsalz von Sperenberg, südlich von Berlin, von Inowrazlaw und Wapno in der Provinz Posen beizurechnen. Das Niveau des Tieflandes steigt vom Meeresstrand bis an die Weserberge zu ca. 60 m, an den Hauptflußläufen halb so hoch an; östlich vom Harz erhebt es sich auf 100 m und bis zu den von der See entferntern Punkten in Sachsen ꝛc. noch etwas höher. Namentlich ragen über diese Höhen aber die Landrücken empor, deren bedeutendster, der **Norddeutsche Landrücken**, durch Weichsel und Oder durchbrochen, von Rußland her Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Mecklenburg und Schleswig-Holstein durchzieht und in Jütland endet. Ausgezeichnet ist er durch die große Menge von Seen, welche, bei einer mittlern Höhe des Landrückens von 100 m und einer maximalen von 300 m (Turmberg südwestlich von Danzig 331 m), ebenfalls ein verhältnismäßig hohes Niveau einnehmen. Der zweite Rücken schließt sich an das oberschlesische Flözgebirge an, verläuft zunächst am rechten Oderufer und enthält hier einige namhaftere, vom Braunkohlengebirge gebildete Anhöhen. Dann geht er noch oberhalb Glogau über die Oder zur Lausitz (Rückenberg bei Sorau 229 m) hinüber, überschreitet die Spree südlich am Spreewald, bildet den Fläming, der, 201 m hoch, sich zur mittlern Elbe hinzieht, überschreitet diese in der Altmark und läuft in die Lüneburger Heide (bis 171 m hoch) aus. Zwischen beiden Rücken gibt es eine mannigfache Abwechselung von Hügel- und Tiefland: da liegt das Obrabruch in Posen, zwischen Hügeln eingebettet, ferner in Brandenburg das Warthe- und Netzebruch auf der Grenze gegen den Norddeutschen Landrücken, die Platte von Barnim neben dem Oderbruch, das Havelländische Luch innerhalb der großen Havelkrümmung und der Spreewald an der mittlern Spree. In dem Bereich der eigentlichen Küstenebene an der Ostsee sind nennenswerte Hügellandschaften: die Stubbenkammer auf Rügen (159 m), der Gollenberg bei Köslin (144 m), die Trunzer Berge bei Elbing (198 m) und das Hügelland des Samlandes (Galtgarben 110 m) in Ostpreußen. Die hervorragendsten Landspitzen an der Ostsee aber sind: Arkona auf Rügen (54 m), Rixhöft in Westpreußen (53 m) und Brüsterort in Ostpreußen (32 m).

III. Gewässer.

(Vgl. die »Fluß- und Gebirgskarte«, S. 800.)

D. grenzt an zwei Meere, die Nord- und Ostsee. An der **Nordsee**, welche D. in einer Länge von 300 km (davon kommen 160 auf Schleswig-Holstein, 4 auf Hamburg, 44 auf Oldenburg und 90 auf Hannover) bespült, ist zwischen der Festlandsküste und einem äußern Küstensaum zu unterscheiden; der letztere besteht aus einer Reihe von Inseln, die das 8—16 km breite Wattenmeer seewärts abgrenzen. Von diesen Inseln gehören Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeroog und Spiekeroog zur Provinz Hannover, Wangeroog zu Oldenburg, Neuwerk zu Hamburg, Amrum, Sylt und Röm sowie zahlreiche Inseln im Wattenmeer (Föhr, Pellworm, Nordstrand und die Halligen) zu Schleswig-Holstein. Unter den Busen der Nordsee sind der Dollart, der Jadebusen und die busenartig erweiterten Mündungen der Weser, Elbe und Eider zu merken. Die wichtigsten Leuchttürme an der Nordsee sind auf Sylt, auf Amrum, an der Mündung der Eider, auf Neuwerk, vor Bremerhaven (2), Wangeroog, Norderney und Borkum. Die Tiefe am äußern Eingang zur Elbe und Weser beträgt etwa 20, zur Jade 10—15, zur Osterems 23 und zur Westerems 34 m. Die deutsche Küste an der **Ostsee** ist 1365 km lang; davon kommen 442 auf die Provinzen Ost- und Westpreußen, 427 auf Pommern, 105 auf Mecklenburg, 15 auf Lübeck und Oldenburg und 375 km auf Schleswig-Holstein. Von ganz besonderm Reiz ist die schleswig-holsteinische Ostseeküste. Steilküsten und tiefe, schmal und weit in das Land eindringende Busen (Föhrden) verleihen der oft bewaldeten Uferlandschaft eine hohe Anmut, und die Dünen fehlen hier fast gänzlich. Die wichtigsten Busen an diesem Teil der Küste sind die von Hadersleben, Apenrade, Flensburg, die Schlei, die Busen von Eckernförde und Kiel, unter denen besonders die von Flensburg, Eckernförde und Kiel die ausgezeichnetsten Häfen abgeben. Zwei größere Inseln liegen an dieser Küste: Alsen, durch den an seiner schmälsten Stelle nur 250 m breiten Alsensund, und Fehmarn, durch den nur 3 m tiefen Fehmarnschen Sund vom Festland getrennt. Zwischen den Inseln Fehmarn und Rügen dringt die Lübecker Bucht tief in das Land hinein und teilt sich im Hintergrund durch die Halbinsel Klützerort in das Lübsche Fahrwasser und in den Busen von Wismar, in dem die Insel Pöl liegt; an der holsteinischen Seite ist hier noch die Neustädter Bucht zu erwähnen. An der pommerschen Küste bildet die Pommersche Bucht an der Mündung der Swine einen nicht unbedeutenden Einschnitt in das Land. Im W. derselben liegt die Insel Rügen, die, sowie die nahe Festlandsküste, von den Meeresfluten außerordentlich zerrissen ist. Da sind die Tromper Wiek an der Nordseite, die Prorer Wiek an der Ostseite von Rügen; sodann zwischen Rügen und dem Festland eine Reihe von Gewässern (der Greifswalder Bodden mit dem Rügenschen Bodden und der Dänischen Wiek, dem Strelasund, auch schlechthin Bodden genannt, und die Prohner Wiek mit dem Kubitzer Bodden), in die von O. das Landtief, von NW. zwischen Hiddensöe und dem Festland das Tief von Barhöft hineinführen. Andre Gewässer befinden sich im Innern von Rügen, darunter der Große Jasmunder Bodden; noch andre trennen die Insel Zingst und die Halbinsel Dars vom Festland (der Grabow, der Barther, Bodstedter und Saaler Bodden). Von der Mündung der Swine bis zur Landspitze Rixhöft ist die Ostseeküste sehr einförmig; darauf schneidet die Ostsee zwischen dieser Landspitze und der von Brüsterort mit der Danziger Bucht, von der die durch die Halbinsel Hela gebildete Putziger Wiek ein Teil ist, tief in das Land ein. Aber auch hier ist die Küste, wie weiter nördlich bis zur russischen Grenze, meist einförmig. Die Dünenbildung ist von der Swine an vorherrschend; sie entwickelt sich aber am großartigsten auf den Nehrungen, besonders auf der Kurischen. Die Tiefe am Eingang zum Busen von Apenrade beträgt 22—33, zu dem von Flensburg 23—28, zur Schlei 2,2, zum Busen von Kiel 12, zur Neustädter Bucht 4,5, zur Trave 5, zum Hafen von Wismar 3, im Tief von Barhöft 2,5, im Landtief 3,2, am Eingang zur Swine 8, zur Persante 4,6, Wipper 3, Stolpe 4, zur Weichsel bei Neufahrwasser 5,4 und bei Neufähr

2,5, zum Pillauer Tief 4,4 und zum Memeler Tief 6 m. Eigentümlich ist der deutschen Ostseeküste die Haffbildung. Die Haffe sind große Süßwasserseen von nicht erheblicher Tiefe und Mündungsseen von Strömen und werden von der See nur durch schmale Landstriche getrennt: das Kurische Haff durch die Kurische Nehrung, das Frische Haff durch die Frische Nehrung und das Pommersche Haff durch die Inseln Usedom und Wollin. Kleinere Strandseen von ähnlicher Beschaffenheit an der hinterpommerschen Küste sind der Jamundsche, Bukowsche, Vitter, Viezizger, Gardensche und Lebasee. Unter den mit Leuchttürmen versehenen Landspitzen an der Ostsee treten besonders hervor: Kekenishöi auf Alsen, Bülkerhuk am Kieler Busen, Puttgarden auf Fehmarn, Arkona auf Rügen, Rixhöft und Hela in Westpreußen und Brüsterort in Ostpreußen.

[Flüsse.] Unter den 150 Flüssen des Reichs sind 7 Ströme, von denen die Memel, Weichsel und Oder zur Ostsee, die Elbe, Weser und der Rhein zur Nordsee, die Donau zum Schwarzen Meer fließen. Die Weser allein gehört ganz zu D.; Memel, Weichsel, Oder und Elbe haben ihren Ursprung außerhalb; der Rhein entspringt im Ausland und mündet im Ausland; die Donau nimmt in D. ihren Ursprung und mündet außerhalb. Wichtige Küstenflüsse sind: der Pregel, die Warnow und Trave, die zur Ostsee, die Eider und Ems, die zur Nordsee gehen. Die Memel (poln. Niemen, 790 km lang, davon nur 112 in D.) entspringt in Rußland, tritt als ein schiffbarer Fluß bei Schmalleningken ins preußische Gebiet, nimmt rechts die Jura und links die Scheschuppe auf und teilt sich in der Tilsiter Niederung in zwei Hauptarme, Ruß und Gilge, die, wiederum mehrfach verzweigt, in das Kurische Haff münden. In letzteres fließen ferner noch die Minge und Dange nördlich und der Nemonien südlich von den Memelarmen. Der schiffbare Pregel (118 km lang) entsteht durch die Vereinigung der Inster, Pissa und Angerapp, verstärkt sich links durch die schiffbare Alle, entsendet rechts die Deime zum Kurischen Haff und ergießt sich in das Frische Haff, in das ferner bis zur Nogatmündung noch die Passarge und der Elbing fließen. Die Weichsel (1050 km lang, 45 auf der Grenze von Oberschlesien, 239 in Preußen und Posen) wird bereits an der Grenze von Oberschlesien, wo sie die Przemsa aufnimmt, schiffbar und tritt als bedeutender Strom bei Ottlotschin in das Reich ein, wo sie links die Brahe (in Posen), das Schwarzwasser, die Ferse und Mottlau nebst der Radaune, rechts die Drewenz, Ossa und Liebe aufnimmt, an der Montauer Spitze sich in die Weichsel und Nogat und am Danziger Haupt in die Danziger und Elbinger Weichsel teilt, von denen die Nogat und die im Sommer wasserleere Elbinger Weichsel zum Frischen Haff gehen, die Danziger Weichsel aber in zwei Armen bei Neufähr und Neufahrwasser in die Ostsee mündet. Der Narew, der ansehnlichste Nebenfluß der Weichsel überhaupt, mündet rechts in Polen, empfängt aber eine Anzahl Flüsse aus dem südlichen Ostpreußen. Zwischen Weichsel und Oder sind zahlreiche Küstenflüsse (Rheda, Leba, Lupow, Stolpe, Wipper, Persante, Rega) vorhanden, die alle auf dem Norddeutschen Landrücken entspringen. Die Oder (905 km lang, 769 km schiffbar, davon 741 in D.) ist recht eigentlich ein deutscher Fluß, da nur ein geringer Teil des Oberlaufs sich außerhalb (in Österreich) befindet; sie durchfließt die Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern, wird bei Ratibor schiffbar, bildet in Pommern das Pommersche Haff und fließt aus diesem in drei Armen (Peene, Swine und Dievenow) zur Ostsee. Ihre wichtigsten Zuflüsse sind rechts: die Klodnitz, Malapane, Weida, Bartsch, Warthe (712 km lang, 388 km in D. schiffbar) nebst Netze (440 km lang, 230 km schiffbar) und die Ihna; links: die Oppa, Glatzer Neiße, Weistritz, Katzbach, der Bober nebst Queis, die Lausitzer Neiße, der Müllroser Kanal (Schlaube), Finowkanal (Finow), die Ucker und Peene. Unter den Küstenflüssen zwischen Oder und Elbe sind die Recknitz, Warnow (128 km lang, 60 km schiffbar), Trave, Schwentine und Eider (188 km lang, 140 km schiffbar), von denen die letztere bereits zur Nordsee geht, die bedeutendsten. Die Elbe (1165 km lang, 842 km schiffbar, davon 742 in D.) tritt im Elbsandsteingebirge oberhalb Schandau aus Böhmen nach D. über, durchfließt das Königreich Sachsen, die Provinz Sachsen nebst Anhalt, berührt Brandenburg, Hannover, Mecklenburg, Hamburg und Schleswig-Holstein und mündet in der Breite von 15 km bei Kuxhaven in die Nordsee. In D. empfängt sie rechts: die Schwarze Elster, die Havel (356 km lang, 330 km schiffbar) mit Rhin, Dosse und Spree, die Elde und Stör, links: die Mulde, Saale (mit Weißer Elster, Ilm, Unstrut und Bode), Ohre, Jeetze, Ilmenau, Este, Schwinge, Oste und Medem. Die Weser (451 km lang und schiffbar) entsteht bei Münden aus der Werra (mit Hörsel) und Fulda (mit Eder); sie gehört allein unter den deutschen Strömen mit ihrem ganzen Gebiet zu D., fließt meist durch preußische Landesteile, berührt aber auch braunschweigisches, bremisches und oldenburgisches Gebiet, nimmt rechts die Aller (mit Oker und Leine), Lesum und Geeste, links die Diemel, Werre und Hunte auf und mündet unterhalb Bremerhaven, 12 km breit, in die Nordsee. Die Ems (330 km lang, 224 km schiffbar), in Westfalen und Hannover, empfängt rechts die Haase und die Leda, bildet den Dollart und mündet in zwei Armen (Oster- und Westerems) zu beiden Seiten der Insel Borkum in die Nordsee. Der Rhein (1225 km lang, 886 km schiffbar, davon 721 in D.) wird erst unterhalb des Bodensees ein deutscher und zwar nur ein halbdeutscher Fluß, insofern er hier die Grenze zwischen D. und der Schweiz bildet. Erst nachdem er bei Basel seine Hauptkrümmung vollbracht hat, wird er ein ganz deutscher Strom. Von Basel bis Mainz durchströmt er die Oberrheinische Tiefebene. Bei Bingen tritt er in das Gebiet des Schiefergebirges ein, das er am Fuß des Siebengebirges oberhalb Bonn verläßt, um von nun an seinen Unterlauf zu beginnen. Unterhalb Emmerich verläßt er D. Unter den Nebenflüssen des Rheins auf der rechten Seite sind die bemerkenswertesten: die Kinzig, Murg, der Neckar (397 km lang, 218 km schiffbar) mit Enz, Jagst und Kocher, der Main (495 km lang, 330 km schiffbar) mit Regnitz, Tauber, Fränkischer Saale, Kinzig und Nidda, die Lahn, Sieg, Wupper, Ruhr, Emscher und Lippe; auf der linken: die Ill, Nahe, Mosel (505 km lang, 344 km schiffbar) mit Orne, Sauer und Saar, Ahr und Erft. Zur Maas in den Niederlanden fließen die Ruhr (Roer) und Niers, ebendaselbst zur Neuen Yssel die Berkel und zum Zuidersee die Vechte. Die Donau durchströmt in östlicher Hauptrichtung die süddeutsche Hochebene und liegt bei Passau noch 287 m ü. M. Sie ist 2780 km lang, 2574 km schiffbar, davon 356 in D. Die wichtigsten Nebenflüsse der Donau während ihres Laufs durch D. sind auf der rechten Stromseite: die Iller, der Lech, die Isar, der Inn (510 km lang, 226 km in D.), die sämtlich auf der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene in die Donau fließen. Alle diese Nebenflüsse sowie auch die zum Inn

gehende Salza stammen aus den Alpen; es sind reißende Gebirgsströme, welche dem größten Strom Zentraleuropas eine unermeßliche Menge Wassers zuführen. Die wichtigsten Nebenflüsse der Donau auf der linken Seite in D. sind: die Wörnitz, Altmühl, Nab und der Regen.

[**Landseen.**] Nach den nordischen Reichen Schweden und Norwegen und Rußland ist kein Land Europas reicher an Landseen als D. Es hat zwei Zonen, die durch eine Reihe von Seen ausgezeichnet sind, im S. und im N. In der Mitte Deutschlands finden sich nur wenige Seen und nur von geringem Umfang. Die südliche Seezone zieht sich längs des Nordfußes der Alpen hin, indem ihre Seen teils noch innerhalb des Gebirges, teils an seinen Ausgängen, teils schon in der Hochebene gelegen sind. Wie jene in der Schweiz, sind es Thalkessel, welche das Wasser ausfüllte; daher ihre beträchtliche Tiefe. Man zählt ihrer im südlichen Bayern gegen 70. Der größte aller deutschen Seen ist der Bodensee, der schönste der Königssee bei Berchtesgaden. Zu den größern der Bayrischen Hochebene und der dahinterliegenden Bayrischen Alpen gehören noch der Walchen-, Kochel-, Ammer-, Staffel-, Würm- (Starnberger), Tegern-, Schlier- und Chiemsee. Die nördliche Seezone umgibt die Ostsee auf ihrer ganzen Erstreckung von Schleswig bis zur äußersten Ostgrenze gegen Polen. Sie bildet nur einen Teil und zwar den westlichen des langgezogenen Gürtels von Seen, der sich durch Norddeutschland und Rußlands Ostseeprovinzen bis über Petersburg hinaus nach Finnland erstreckt. Die Seen, deren Zahl außerordentlich groß ist (die beiden Mecklenburg allein zählen 223), liegen auf einem verhältnismäßig höhern Boden als die benachbarten Stromthäler; ihr Niveau bezeichnet die Scheitelfläche des Norddeutschen Landrückens. Die wichtigsten Seen westlich von der Oder sind: der Plöner und Selenter See in Schleswig-Holstein, die Müritz und der Schweriner See in Mecklenburg, die Ukerseen in Brandenburg; zwischen Oder und Weichsel: der Drazigsee auf dem Landrücken, die Madüe am Fuß desselben und unter den Strandseen der Lebasee, alle drei in Pommern, der Wdzydzesee in Westpreußen und der Goplosee an der obern Netze in Posen; endlich im O. von der Weichsel: der Geserichsee auf der Grenze von West- und Ostpreußen, der Mauer-, Löwentin- und Spirdingsee im ostpreußischen Masurenland. Außerdem sind noch zu bemerken: der Salzige und der Süße See bei Eisleben in der Provinz Sachsen, das Steinhuder Meer östlich und der Dümmersee westlich von der Weser im Flachland der Provinz Hannover und der Laacher See in der Rheinprovinz.

[**Kanäle.**] Unter den Kanälen haben eine allgemeine Wichtigkeit: die Verbindung zwischen Memel und Pregel (Gilge, Seckenburger Kanal, Großer Friedrichsgraben und Deime); der Elbing-Oberländische Kanal zwischen den Seen auf der Grenze von Ost- und Westpreußen wegen seiner geneigten Ebenen; der Bromberger Kanal (26,5 km) zwischen Brahe und Netze, Verbindungsglied zwischen Weichsel- und Odergebiet; der Müllroser oder Friedrich-Wilhelmskanal (24 km) zwischen Oder und Spree und der Finowkanal (69,5 km) zwischen Oder und Havel, beide eine Verbindung zwischen dem Oder- und Elbgebiet vermittelnd; der Plauesche Kanal (57,5 km) zwischen Havel und Elbe; der Eiderkanal (32 km) zwischen Ostsee und Eider (Nordsee), für kleine Seeschiffe fahrbar; der Ludwigskanal (176 km) zwischen Regnitz und Altmühl (Main und Donau) verbindet Rhein- und Donaugebiet; der Rhein-Rhône- (350 km, davon 132 in D.) und der Rhein-Marnekanal (311 km, davon 104 in D.) in Elsaß-Lothringen mit Fortsetzungen weit nach Frankreich hinein. Die übrigen Kanäle, besonders zahlreich in Brandenburg und Hannover, haben nur ein örtliches Interesse. Eine Anzahl von größern Kanälen (Nord-Ostsee-, Berlin-Dresdener, Rhein-Elbekanal) ist projektiert.

Sümpfe, Moore und Brücher gibt es besonders auf der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene: Erdinger und Dachauer Moos östlich und westlich von der Isar, Donauried und Donaumoos an der Donau zwischen Ulm und Donauwörth und bei Ingolstadt; sodann in den nördlichen Küstenländern, hier vorzüglich als Hochmoore auf der Grenze der Marsch und Geest in Hannover, Oldenburg und Schleswig-Holstein, aber auch weit landeinwärts zu beiden Seiten der Ems, Hunte und Weser (das Bourtanger Moor auf der Grenze gegen die Niederlande); ferner in der Nähe der Ostsee die Moore in Hinterpommern, namentlich am Haff und am Lebasee, und in Ostpreußen am Kurischen Haff zwischen Deime und Ruß. Weiter im Innern gibt es große Moorstrecken noch in Posen (Netze- und Obrabruch), Brandenburg (Havelländisches und Rhinluch, Warthebruch, Spreewald), in der Provinz Sachsen (Drömling an der Aller und Ohre), Westfalen 2c. Einige von diesen Mooren erscheinen als unkultivierbar, wie das Große Moorbruch in Ostpreußen, andre aber gehen durch Anlage von Kanälen einer Kultur entgegen, besonders in Hannover, wo bereits seit längerer Zeit blühende Moor- (bei Bremen) und Fehnkolonien (in Ostfriesland) bestehen.

[**Mineralquellen.**] Nur in Kürze gedenken wir der so reichlich über D. verbreiteten Mineralquellen, von denen viele zu den heilkräftigsten Europas gehören. Die an Mineralquellen reichsten Gegenden Deutschlands sind: der Schwarzwald, das Niederrheinische Schiefergebirge, das Wesergebirge, die Sudeten, das Riesengebirge. Ungemein groß ist die Zahl der kohlensäurereichen Quellen des Niederrheinischen Gebirges, von denen die berühmtesten Selters und Geilnau diesseits, Tönnisstein in der Nähe des Laacher Sees jenseits sind; aber es erstreckt sich dieser Kohlensäurereichtum noch weit nordostwärts bis ins Gebiet der untern Weser; dort sind die Stahlquellen von Driburg, Pyrmont, Rehburg und die mit 697 m Tiefe erbohrte warme Solquelle von Rehme (Önhausen) zu bemerken, zu denen am Südostfuß des Rheinischen Gebirges der warme Strudel von Nauheim hinzukommt. Wie die Kohlensäureexhalation, so steht wohl auch der Reichtum an Thermen im Gebiet des Niederrheinischen Gebirges in Verbindung mit der frühern vulkanischen Thätigkeit in den Rheingegenden. Wiesbaden, Schlangenbad, Ems, Bertrich, die Quellen im Ahrthal, die Schwefelquellen von Aachen und Burtscheid gehören zu den besuchtesten des Reichs. Auch der Schwarzwald besitzt in Baden-Baden und dem lange verschollenen Römerbad Badenweiler berühmte Thermen; ebenso haben Sudeten und Riesengebirge (Warmbrunn) ihre Thermen. Über ganz D. sind Solquellen (Kreuznach u. v. a.), Eisensäuerlinge (Langenschwalbach, Pyrmont), Schwefelquellen u. a. zerstreut, aber keine davon so besucht und verschickt wie die Wässer von Kissingen. — Unter den Seebädern sind die wichtigsten an der Nordsee: Borkum, Norderney, Wangeroog, Wyk auf Föhr und Westerland auf Sylt; an der Ostsee: Borby bei Eckernförde, Kiel, Travemünde, Warnemünde, Saßnitz, Putbus, Heringsdorf, Swinemünde, Misdroy, Kolberg, Zoppot Kahlberg, Pillau, Kranz und Schwarzort.

IV. Klima. Vegetation. Tierwelt.

D. liegt in der gemäßigten Zone. Nur die Alpen erheben sich in ihren höchsten Gipfeln in die Region des ewigen Schnees; die höchsten Gebirge Mitteldeutschlands bleiben dagegen weit darunter zurück und gestatten sogar auf ihren höchsten Höhen dem Menschen noch sommerlichen Aufenthalt, und nur an einzelnen Punkten, gegen Sonne und Wind geschützten Einsenkungen, wie in den Schneegruben des Riesengebirges, halten sich Schneeflecke wohl bis in den Sommer und zuweilen einige Jahre hindurch. Ist auch das höhere Bergland rauh, so sind dagegen die Einsenkungen im Innern Thüringens, selbst die Elbniederungen, vor allen aber die Einsenkung am Oberrhein, um so milder; hier am Rhein blüht schon die Mandel, blühen selbst die Obstbäume, während die Rücken der Rhön, des Westerwaldes und andrer Gebirge noch mit Schnee bedeckt sind; aber selbst auf diesen Höhen gedeihen noch die Kartoffel und passende Arten von Getreide. Ganz D. liegt im Gebiet, wo der zurücklaufende warme und feuchte Passatwind siegreich den Kampf mit der kalten Polarströmung besteht, in der Zone der wechselnden Niederschläge, wo der Sommer Regen, der Winter Regen oder Schnee bringt und wässerige Niederschläge in allen Jahreszeiten erfolgen. 40—50 cm jährliche Regenhöhe gibt es auf dem Norddeutschen Landrücken, im Posenschen, in dem ebenen Landstrich von Mühlhausen in Thüringen bis Bernburg 2c.; 50—60 cm in der pommerschen und mecklenburgischen Küstenebene von Lauenburg (Pommern) bis Lübeck, im größten Teil von Schlesien, in Brandenburg, in der Ebene des Königreichs Sachsen, in Thüringen bis an das Waldgebirge, in Hannover im weiten Umfang der Lüneburger Heide, am Rhein im Übergang aus der Oberrheinischen Tiefebene zum Schiefergebirge 2c.; 60—70 cm im nördlichen Ostpreußen, an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste, in der Ebene des nordwestlichen D. bis an das Schiefergebirge, in den niedern Gegenden des Erzgebirges, in der Bayrischen Hochebene, im größten Teil von Württemberg und in der Oberrheinischen Tiefebene 2c. Noch bedeutender ist die Regenhöhe an der Nordseeküste (70—90) und in den Gebirgen: auf dem Riesengebirge bis 110, dem Erzgebirge bis 90, dem Oberharz (Brocken) bis 170, dem Rheinisch-Westfälischen Schiefergebirge bis 105, den Alpen und dem Schwarzwald bis 140, den Vogesen bis 110 cm 2c. In der Regel finden in den Monaten Juni, Juli und besonders im August die reichsten Niederschläge statt, während Januar, Februar, März, November und Dezember am geringsten mit ihnen bedacht sind.

Die Temperaturverhältnisse eines Landes finden ihren anschaulichsten Ausdruck in der Vegetation. Da finden wir denn durch ganz D., wo der Boden sich dazu eignet, Weizenbau; aber nur im Neckar- und Rheinthal reift der Mais auf den Feldern, während er im N. nur zur Grünfütterung benutzt wird. Der Weinstock reicht bis an die untere Werra bei Witzenhausen, im O. bis zu den Sandhöhen der Lausitz und Niederschlesiens (Grünberg), selbst in der Mark noch bis zur Havel. Im Mittelalter war die Weinrebe fast über das ganze Gebiet des Deutschen Reichs verbreitet. Strenge Winter, der Dreißigjährige Krieg und noch mehr die Einsicht, daß der Gewinn aus der Kultivierung der Rebe in nicht günstig gelegenen Gegenden doch nur ein sehr fraglicher sei, haben alsdann ein bedeutendes Rückschreiten veranlaßt. An der Haardt und an der Bergstraße reifen die echte Kastanie und die Mandel, die Walnuß noch in Norddeutschland. Treffliches Obst liefern alle den Spätfrösten nicht ausgesetzten Lagen Schwabens, Frankens, Thüringens; die Küstenländer der Ostsee führen es in Menge aus. Geographische Breite, Höhe über dem Meer, Umgebung bestimmen die mittlere Temperatur eines Ortes; mit der Entfernung von der See wächst der Unterschied zwischen den kältern und wärmern Monaten. Längs der Ostseeküste oder in der Nähe derselben steigt die jährliche Durchschnittswärme von 6,2° C. im nordöstlichen Ostpreußen bis auf 8,4° zu Kiel, während der dahinterliegende Norddeutsche Landrücken in Westpreußen noch nicht 6° (Schönberg, 250 m hoch, 5,7°) und in den höhern Lagen weiter westlich, selbst bis Hinrichshagen in Mecklenburg, noch nicht 8°, an seinen Gehängen aber und in den niedrigern Teilen über 8° zeigt (Stettin und Schwerin 8,2°). Vom Norddeutschen Landrücken bis zu den Bergländern im O. von der Elbe bewegt sich der jährliche Durchschnitt zwischen 7,5 und 8,6 (Berlin 9°), fällt im schlesischen Bergland auf 6—7, zu Wang im Riesengebirge in einer Höhe von 874 m auf 4,46°. Ähnlich ist es im Königreich Sachsen: in der Ebene 7—8,5° (Dresden ausnahmsweise 9,2), in den niedrigern Berglandschaften 6—7, in den höhern Teilen des Erzgebirges 4—5° (Reizenhain 777, Oberwiesenthal 917 m ü. M.). In der Tiefebene im W. von der Elbe ergibt der jährliche Durchschnitt wenig unter 8,5° längs der Elbe, ein Geringes mehr an der Nordseeküste (auch in Schleswig), weiter westlich von der Weser bis zum Rhein 9—10, zu Köln selbst 10,1°. Im Bergland vom Harz bis zum Main zeigen die mäßig hohen Landschaften 7—8,5, der Brocken (1142 m hoch) nur 2,4°. Auf der Höhe des Schiefergebirges, das bis dahin wenig beobachtet worden ist, dürfte auf den rauhen Flächen der jährliche Durchschnitt 6° nicht übersteigen; die Rand- und Thalstationen haben aber 7,5—10 (Koblenz 10,5°). Im nordöstlichen Bayern findet man in den Regionen von 400—550 m Höhe 6—7, in den tiefer gelegenen 7,5—10°. Auf der Bayrischen Hochebene haben die hoch gelegenen Punkte (Bogenhausen, Kempten) 7°, Hohenpeißenberg (971 m hoch) nur 6, die Stationen in den Bayrischen Alpen (Mittenwald, 910 m ü. M.) ebenfalls 6—7, dagegen die tiefer und günstiger gelegenen Teile (Lindau, München, Freising, Passau) 7,5—9, Reichenhall sogar über 10°. Im südwestlichen D. zeigen unter 7,5° nur die hoch gelegenen Orte (Freudenstadt, 729 m hoch, 7), die in der Höhe von 350—400 m 7,5—8,5, von 200—350 m 9—10 und endlich die Orte in der Oberrheinischen Tiefebene bis Straßburg sowie auch das Neckarthal bis Stuttgart hinauf 9,5 bis 11° (Stuttgart 9,6, Heilbronn 10,2, Heidelberg 10,8, Darmstadt 10,3, Mannheim 10,5, Karlsruhe 10,4, Straßburg 9,8°). Nach dem Stande der Sonne ist D., wie Europa überhaupt, mit einem viel größern Wärmequantum bedacht, als ihm eigentlich zukommt; Berlin z. B. hätte nur das Klima von Petersburg zu beanspruchen. Diese im allgemeinen günstige Lage, veranlaßt hauptsächlich durch den Einfluß des Golfstroms, ist aber auch die Ursache der gewaltigen Schwankungen nicht allein in den Monats- (am wenigsten im September), sondern auch in den Jahresmitteln: Schwankungen, deren Unterschiede im jährlichen Mittel 3—4°, in dem Mittel der Monate Mai und Juni 6—7 und im Mittel der Wintermonate 12—13° zeigen. So betragen nach vieljähriger Beobachtung die Unterschiede im Januar in Berlin 17°, Breslau 16, Danzig 12, im April in Berlin 9, Breslau 12, Danzig 6, im September in Berlin 5, Breslau 7, Danzig 5 und im Dezember in Berlin 16,

Breslau 17 und Danzig 12°. Der Unterschied zwischen den äußersten Wärme- und Kältegraden beträgt etwa 72°, da eine größte Wärme von + 36° und eine größte Kälte von — 36° C. beobachtet worden ist. Der Januar ist überall der kälteste Monat, der Juli in der Regel der wärmste; jedoch ist der August wärmer an einigen Punkten der Küste und in Süddeutschland. Die mittlere Temperatur des Januars sinkt in fast allen Teilen des Reichs unter Null, in seltenen Fällen aber (mit Ausnahme der höchsten Bergspitzen) unter —4 (Tilsit —4,7, Klaußen bei Arys —5,6, Schönberg bei Danzig —4,1, Wang —4,6, Reizenhain im Erzgebirge —4,6, Brocken —5,1° 2c.); über Null bleibt sie dagegen an der Nordseeküste und in der Ebene des nordwestlichen D. überhaupt sowie am Rhein von Koblenz bis Mannheim hinauf. Der wärmste Monat hat im allgemeinen eine Durchschnittstemperatur von 16—19°, weniger auf den Gebirgen (Wang 13,37, Reizenhain 13,65, Brocken 10,7, Hoher Peißenberg 14,6°), mehr, selbst über 20°, in den begünstigtern Gegenden im S. Der Unterschied zwischen den wärmsten und kältesten Monaten ist bedeutender im O. als im W.: 23° in Arys, 22 in Tilsit, 21 in Königsberg, 19,6 in Stettin und Berlin, 21,7 in Ratibor, 20,7 in Breslau, 19,4 in Halle, 16° C. auf dem Brocken, in Münster, Koblenz und Trier. Rhein-, Mosel-, Main- und Neckarthal besitzen das glücklichste Klima im Reich.

Der Winter bringt die Vegetation in D. vollständig zum Stillstand, und die Entfaltung derselben beginnt erst wieder, wenn das Tagesmittel 6° erreicht. Durch jeden wärmern Tag wird sie gefördert, durch jeden kältern zurückgedrängt, durch Frost gefährdet. Tage über 6° Tagesmittel sind in Ostpreußen im Januar und Februar gar nicht vorhanden, im März selten, im April durchschnittlich 10—11, im Mai 25—26. In der Rheinprovinz dagegen sind Tage über 6° Tagesmittel im Januar und Februar schon gar nicht selten, durchschnittlich 3—6; der März zählt deren 8—11, der April 19—23, der Mai 29—30. Im Mai haben daher die östlichen Gegenden nahezu ebenso viele Tage mit einem Tagesmittel von mehr als 6° wie die westlichen. Höchst nachteilig für die Vegetation der westlichen Gegenden sind auch die häufigen Frostwechsel (der Wechsel von Tauen und Frieren) im Februar und März, in welchen Monaten sie, obwohl ebenso häufig, in den östlichen Landesteilen noch gar keinen Schaden anrichten. Der Beginn der frostfreien Zeit zeigt zwischen Ostpreußen und der Rheinprovinz nur einen Unterschied von wenig über 14 Tagen.

Die Vegetation des deutschen Flach- und Berglandes und der Waldregion der Alpen ist die mitteleuropäische mit ihren saftigen Wiesen, den im Winter blattlosen Laubwaldungen von Buchen, Eichen, Birken, den lichten Kiefern- und dunkeln Tannen- und Fichtenwäldern, mit ihren Heiden und ihren Ackergründen. Nur dem aufmerksamen Auge des Botanikers entgehen die leisen Unterschiede nicht, welche die Flora von S. nach N. und von O. nach W. zeigt; er sieht manche nordische Form, die in Mitteldeutschland fehlt, auf der Hochebene Süddeutschlands wiederkehren, beobachtet am Rhein das Eindringen westlicher Formen, selbst Bäume, bis in die Gegend von Halle das Eindringen östlicher Kräuter unter den gewöhnlichen. Nur die Alpen erheben sich über die Grenze des Pflanzenwuchses, dagegen erreicht das mitteldeutsche Gebirge kaum die von der absoluten Höhe gebotene obere Grenze der Buche, wenn auch in den höhern Teilen vieler Gebirge, des Böhmerwaldes, des Schwarzwaldes, des größern Teils des Thüringer Waldes, des Oberharzes, die Tanne und Fichte die herrschenden Waldbäume sind. Nur von den höchsten Höhen der Sudeten, des Riesengebirges, des Schwarzwaldes und des Brockens weicht der hochstämmige Wald zurück; hier deckt die Krummholzkiefer den Boden, zusammengesellt auf dem Brocken und Schwarzwald mit einzelnen subalpinen Pflanzen. Die granitischen Gebirge des Brockens, Fichtelgebirges und der Sudeten in weiterm Sinn beherbergen zahlreiche Moose und Flechten auch auf den Urgesteinen.

Das über die Flora Mitgeteilte gilt auch von der Tierwelt des Deutschen Reichs, nur daß im Lauf der Zeit zahlreiche größere Tiere, insbesondere Raub- und jagdbare Tiere, ganz oder zum größten Teil ausgerottet worden sind. Das Elentier war ehedem sehr häufig; gegenwärtig lebt es nur noch in einigen Waldungen in Ostpreußen, dem Ibenhorster Forst am Kurischen Haff, in den Oberförstereien Fritzen im Samland, Tapiau und Gauleden (Waldung Frischung südlich vom Pregel), wo es sorgfältig gepflegt wird. Gänzlich verdrängt sind der Auerochs und der Bär; jener hielt sich noch bis 1755 im Baumwald in den Kreisen Wehlau und Labiau in Ostpreußen auf. Einen Bären erlegte man 1801 noch an der Rossoga im südlichen Ostpreußen, 1833 im Bayrischen Wald und 1835 in den Bayrischen Alpen bei Ruhpolding, während dieses Tier im Odenwald bereits seit 1678 und im Thüringer Wald seit 1782 ausgerottet ist. Der Wolf ist noch häufig in den Waldungen von Lothringen und auf dem Hunsrücken auf der linken Rheinseite sowie in den größten Waldungen der Provinzen Ost- und Westpreußen (Johannisburger und Tuchelsche Heide); zwischen Oder und Rhein fehlt er gänzlich. Sehr selten läßt sich noch der Luchs sehen, z. B. in den Waldungen an der Rominte in Ostpreußen und selbst in neuester Zeit auf der Insel Wollin. Häufiger ist noch die wilde Katze in den dichten, zusammenhängenden Waldungen Mitteldeutschlands, vom Spessart und Fichtelgebirge bis zum Harz; sie verläuft sich von da wohl auch einmal in die Ebene. Nur in wenigen Waldungen hat sich das Wildschwein erhalten. Der einst an allen größern Flüssen Deutschlands wohnende Biber findet sich nur noch einzeln an der Donau und ihren südlichen Zuflüssen und an der Elbe im Dessauischen. Die Flußschildkröte kommt nur noch an der Havel in der Mark vor. Mit Ausnahme der süddeutschen Hochalpen gehört ganz D. zur **mitteleuropäischen Fauna**; nur die Schneespornammer auf den Höhen des Riesengebirges erinnert noch an die **alpin-boreale**. Dagegen verbreiten sich manche Tiere der Nachbarfaunen über die Grenzen, so der Ziesel aus O. bis in die getreidereichen Ebenen Schlesiens, der Nörz selbst bis in die Gewässer Holsteins. Isoliert ist das Auftreten der südlichen Äskulapsnatter im Taunus sowie das von Käfern der Meeresküste am Strande des Salzigen Sees in Mansfeld. Erwähnung verdient das Vorkommen der echten Flußperlmuschel in den Gebirgsbächen des Fichtelgebirges und Bayrischen Waldes.

V. Bevölkerung.

Die Einwohnerzahl des Deutschen Reichs belief sich nach der Zählung vom 1. Dez. 1880 (die Ergebnisse derjenigen von 1885 sind noch nicht veröffentlicht) auf 45,234,061 (ihre Verteilung auf die einzelnen Staaten ist aus der Tabelle, S. 800, ersichtlich), während sie 1875: 42,727,360, 1871: 41,058,792, 1867: 40,093,154 u. nach einer Berechnung 1852: 35,929,691, 1834: 30,608,698 und 1816: 24,831,396 betrug.

Das **Wachstum der Bevölkerung**, im wesentlichen durch den Geburtenüberschuß bewirkt, war bis gegen 1840 in allen Teilen des Reichs ziemlich gleich-

mäßig; dasselbe gilt für Stadt und Land. Dann aber trat durch die Eisenbahnen und die sich ausdehnende Industrie eine Änderung ein, zunächst eine allmähliche. Die Stürme des Jahrs 1848 mit ihren Folgen sowie ungünstige Wirtschaftsverhältnisse im Inland gegenüber dem Auftauchen neuer verlockender Erwerbsquellen im Ausland bewirkten eine steigende Auswanderung, die im Anfang der 50er Jahre in den südwestlichen Staaten und auch in einigen Teilen der preußischen Monarchie eine Bevölkerungsabnahme herbeiführte. Diese hörte zwar sogleich wieder auf, aber die Erweiterung des Eisenbahnnetzes und die Konzentration der Industrien hatten bei einer im ganzen ziemlich gleichbleibenden Zunahme für bestimmte Gegenden und Städte eine auffallende Vermehrung, dagegen für ausgedehnte Landstriche eine gleichmäßige, andauernd schwache Zunahme, zum Teil sogar eine Abnahme im Gefolge. Wenn schon die Zählungen von 1867 diese Entwickelung andeuteten, so trat dieselbe bei den nachfolgenden Zählungen von 1871, 1875 und 1880 in gesteigertem Grad hervor.

In größern Zeiträumen betrachtet, kommen Gebiete (Regierungsbezirke und ähnliche Flächengrößen) mit Volksabnahme in der Periode 1816—34 nicht vor; eine nur schwache Zunahme zeigen das Königreich Hannover und der württembergische Jagstkreis, eine starke dagegen die Gebiete nördlich der Warthe und rechts der Oder, wo die Bezirke Gumbinnen, Bromberg, Köslin sogar um mehr als 2 Proz. jährlich wuchsen; auch der Regierungsbezirk Oppeln, das Königreich Sachsen, das obere Moselgebiet der Rheinprovinz und die hessische Provinz Starkenburg nahmen stark zu.

In der nächsten Periode, 1834—52, trifft man im allgemeinen ein geringeres Wachstum der Bevölkerung an. So liegt eine breite Fläche schwacher Zunahme von der Wesermündung bis zum Bodensee: Herzogtum Oldenburg, Regierungsbezirke Hannover und Hildesheim, Herzogtum Braunschweig, Kurhessen, Waldeck und das ganze rechtsrheinische Bayern (ausschließlich Oberbayern) sowie auch wiederum der Jagstkreis, ferner der Donaukreis und Hohenzollern, Lothringen und Unterelsaß. Im NW. schließt sich mit gleich schwacher Vermehrung der Regierungsbezirk Münster an. Die Landdrostei Osnabrück zeigt sogar eine Abnahme (um 0,03 Proz. jährlich). Die starke Zunahme im NO. beschränkt sich in dieser Periode auf die Bezirke Stettin, Köslin, Marienwerder; ferner bleibt Oppeln stark zunehmend, und als neues Gebiet starken Wachstums tritt der gleichfalls montanindustrielle Bezirk Düsseldorf hinzu.

In dem Zeitraum 1852 bis 1867 bleiben die Gebiete schwachen Zuwachses mit Ausnahme der Landdrostei Hannover und des Regierungsbezirks Mittelfranken zunächst dieselben; zu ihnen tritt aber nicht nur eine Anzahl benachbarter Gebiete (Aurich, Minden, Lippe, ganz Württemberg, mehrere badische Kreise), sondern es finden sich unter jenen Gebieten und neben ihnen noch eine Anzahl Landstriche mit geradezu abnehmender Bevölkerung (Waldeck, Kurhessen, Oberhessen, Lothringen, Hohenzollern, badischer Kreis Waldshut sowie Mecklenburg-Strelitz). Mecklenburg-Schwerin zeigt nur noch einen schwachen Zuwachs. Ferner befindet sich kein Teil des Nordostens mehr in starker Zunahme, selbst der Bezirk Oppeln ist auf 1½ Proz. zurückgegangen, während dem westlichen Bezirk Düsseldorf sich Arnsberg mit rascher Volksvermehrung anschließt. Von Sachsen kommt die Amtshauptmannschaft Leipzig hinzu, außerdem Hamburg und Bremen.

Von 1867 bis 1875 bewegt sich die Bevölkerungszunahme in der eingeschlagenen Richtung weiter. Unter den abnehmenden Teilen treten nun beide Mecklenburg und ganz Elsaß-Lothringen auf, und zu dem bereits in voriger Periode abnehmenden badischen Kreis Waldshut tritt Mosbach hinzu. Der ganze Nordosten des Reichs nimmt schwächer zu, aber im Königreich Sachsen treten die Kreishauptmannschaften Dresden und Zwickau zu den Gebieten starken Wachstums.

Sonach hat die Bevölkerungszunahme des Nordostens von ihrer anfänglichen Stärke von Periode zu Periode nachgelassen. Im SW. des Reichs befindet sich ein ausgedehntes geographisches Gebiet, das in Bezug auf Bevölkerungszuwachs fast gar keine Fortschritte aufzuweisen hat. Der Bezirk Oppeln erhält sich in starker Vermehrung. Die andauernd stärkste Vermehrung findet von vornherein im Königreich Sachsen statt, wo nur die Kreishauptmannschaft Bautzen zurückbleibt; sodann folgt der Regierungsbezirk Düsseldorf, dem sich dann Arnsberg anschließt. Durch mäßige, aber konstante Zunahme zeichnen sich besonders Oberbayern und die Provinzen Sachsen und Schleswig-Holstein aus, auch Thüringen, welches jedoch einen allmählich abnehmenden Prozentsatz aufweist. Besondere Hervorhebung verdient die kürzere Periode 1875—80, in der noch mehr als 1871—75 eine allgemein steigende Zunahme auftritt. Sogar Elsaß-Lothringen, welches 1871—75 noch im jährlichen Durchschnitt um 0,29 Proz. (der mittlern Bevölkerung) abnahm, vermehrte sich um 34,866 Seelen oder 0,45 Proz. durchschnittlich jährlich. Doch liegen in den weiter unten mitgeteilten Angaben über die Bevölkerungsbewegung und Auswanderung der letzten Jahre die sichern Anzeichen, daß die eben abgelaufene Periode 1880—85 (nach Ausweis der Volkszählung vom Jahr 1885, deren Ergebnisse zur Zeit noch nicht veröffentlicht sind) einen Rückschlag ergeben wird.

In den altpreußischen Provinzen stieg die Bevölkerung von 1816 bis 1880 um mehr als das Doppelte (von 100 auf 215), in den neuen nur von 100 auf 147; am größten war die Zunahme in den Regierungsbezirken Oppeln (100:275), Arnsberg und Düsseldorf (100:275) sowie in Danzig, Marienwerder, Köslin, Bromberg (100:247), am geringsten in Minden und Münster (100:141). Berlin hatte 1819: 200,867, 1880: 1,122,330; Breslau 1819: 78,135, 1880: 272,912; Görlitz 1819: 9901, 1880: 50,307; Dortmund 1819: 4453, 1880: 66,544; Essen 1819: 4721, 1880: 56,944; der ehemalige Kreis Beuthen im oberschlesischen Steinkohlengebiet 1819: 28,171, 1880: 3[illegible]5,378; Stadt- und Landkreis Dortmund (im Ruhrkohlengebiet) 1819: 31,213, 1880: 183,729; Stadt- und Landkreis Bochum 1819: 28,801, 1880: 236,828; die Kreise Essen, Duisburg und Mülheim a. d. Ruhr 1819: 66,916, 1880: 348,789 Einw. Im Königreich Sachsen vermehrten sich (im Zeitraum 1816—80) 100 Einw. auf 249, in Bayern 100 auf 147, in Württemberg 100 auf 140, in Baden 100 auf 156, in Hessen 100 auf 167, in Thüringen 100 auf 166, in Mecklenburg 100 auf 178.

Auswanderung.

Wenngleich D. in der Volkszahl den zweiten Platz unter den europäischen Staaten einnimmt, bildet es doch nur einen Teil des alten Deutschen Reichs. Gegenüber den nichtdeutschen Stämmen im O. Deutschlands wohnt jenseit seiner Grenzen eine bedeutende Volksmenge deutschen Stammes auf einstmals deutschem Gebiet, namentlich in Österreich-Ungarn, wo 1880 noch 10 Mill. die deutsche als Muttersprache angaben; dann schließen sich die Schweiz mit 2 Mill., Belgien zu mehr als der Hälfte, die Niederlande fast

ausschließlich, Frankreich und Dänemark in geringer Zahl, endlich Rußland, insbesondere die Ostseeprovinzen und Polen, an. Die Gesamtzahl der Deutschen auf der Erde (in diesem Sinn) wird auf ca. 70 Mill. zu schätzen sein. Obwohl über die Aus- und Einwanderung Deutschlands keine vollständigen Nachweise vorhanden sind, reicht doch das Material für eine Schätzung aus. Danach dürfte die Zahl der Deutschen im Ausland mit noch deutscher Reichsangehörigkeit ungefähr $1^1/_2$ Mill. betragen, während wenigstens 3 Mill. in D. oder von deutschen Eltern geborne Personen sich außerhalb des Reichs befinden mögen. Der Zahl nach nehmen die Vereinigten Staaten von Amerika den ersten Platz ein, es folgen der Reihe nach: Rußland, Kanada, Österreich-Ungarn, die Schweiz, Frankreich, Brasilien, Australien, die Niederlande, England, Belgien, Dänemark ꝛc. Auch ist der besondere Teil der Auswanderer, welcher mit der offenbaren Absicht, zurückzukehren, also nur vorübergehend, das Land verläßt, nicht geringfügig.

In diesem Jahrhundert sind drei Zeiträume für die Auswanderung von hervorragender Wichtigkeit. Der erste umfaßt die Jahre 1852—54, wo die Anziehungskraft der fremden Goldfelder ꝛc. wirkte; der zweite begann mit dem Jahr 1866 und dauerte bis 1873, d. h. die Jahre nach den Kriegen von 1866 und 1870/71; der dritte Zeitraum endlich wurde im Jahr 1880 eröffnet und erreichte 1881 (mit 220,798 nachgewiesenen deutschen Auswanderern über deutsche Häfen, Antwerpen und Havre) seinen Höhepunkt. Für die erste und zweite Periode wurden durchschnittlich jährlich etwa 100,000 deutsche Auswanderer nach überseeischen Ländern über die oben genannten Häfen nachgewiesen, in der dritten Periode (1880—84) jedoch sogar über 160,000 durchschnittlich jährlich.

Von den in dem 14jährigen Zeitraum 1871—84 amtlich nachgewiesenen 1,809,272 deutschen Auswanderern (über deutsche Häfen und Antwerpen) gingen 955,5 pro Mille nach den Vereinigten Staaten von Amerika, 20,7 nach Brasilien, 11,2 nach Australien, 6,5 nach hier nicht genannten Teilen von Amerika, 2,5 nach Britisch-Nordamerika, 2,2 nach Afrika, 0,7 nach Westindien, 0,4 nach Mexiko und Zentralamerika, 0,3 pro Mille nach Asien. Über Bremen wurden befördert 648,930, über Hamburg 531,670, über Antwerpen 121,043, über preußische Häfen (meist Stettin) 7629.

Seitdem die Personenbeförderung auf weite Entfernungen billiger, bequemer und ungleich schneller geworden ist, bleibt die Auswanderung nicht wie vordem vorzugsweise auf männliche Personen im produktiven Alter und mit thatsächlicher Erwerbsfähigkeit gerichtet. Im J. 1884 z. B. waren von 143,586 überseeischen Auswanderern 62,497 weiblichen Geschlechts, von den 57,773 Einzelpersonen waren 17,387 Frauen. Diesen Einzelpersonen standen 23,093 Familien gegenüber mit 40,703 männlichen, aber 45,110 weiblichen Mitgliedern. Die Auswanderer verteilten sich prozentual nach Altersklassen im Vergleich zu der in Klammern beigefügten Verteilung der Gesamtbevölkerung: es waren 0—14 Jahre alt 28 (33) Proz., 14—21 Jahre 19 (14) Proz., 21—50 Jahre 47 (37) Proz., 50 Jahre und darüber 6 (16) Proz.

Somit bilden die produktiven Altersklassen immer noch in hervorragendem Maß die Kontingente für die Auswanderung; doch herrscht in den verschiedenen Teilen des Reichs in dieser Beziehung ein großer Unterschied, indem die südlichen Staaten verhältnismäßig mehr Personen aus den produktiven Altersklassen stellen als die preußischen Gebiete und namentlich als die Großherzogtümer Mecklenburg, wo Frauen und Kinder an der Auswanderung weit mehr beteiligt sind. Nach den Angaben über den Beruf der deutschen Auswanderer über Hamburg ist der Anteil der einzelnen Hauptabteilungen ein mit den Perioden und Jahren vielfach wechselnder. Als der Landwirtschaft zugehörig waren 1871—72: 37 Proz. der Auswanderer bezeichnet, 1876—79: 26 Proz., 1881—82: 20 Proz., während die Klasse der Arbeiter ohne nähere Bezeichnung bez. 18, 17 und 32 Proz. stellte. Im nördlichen D. überwiegt entschieden der landwirtschaftliche Beruf bei den Auswanderern, gleichzeitig ist der Anteil der Arbeiter ein bedeutender, wogegen im mittlern und südlichen D. die Gruppen der Industrie und des Handels mehr hervortreten. Unter Hinweis auf die produktiven Altersklassen ist zu bemerken, daß beim Handel der Prozentsatz der Selbstthätigen 80—90 Proz. ausmacht, bei der Industrie nahezu 70 Proz., bei der Landwirtschaft jedoch sowie bei der Gruppe »Arbeiter« 45—50 Proz. der betreffenden Auswanderer, bei allen Berufen zusammen etwa 60 Proz. (in der Reichsbevölkerung 42 Proz.). Eine gleiche Verschiedenheit wie unter den verschiedenen Berufsgruppen in Bezug auf das Verhältnis der Selbstthätigen zeigt sich in den verschiedenen Gebietsteilen des Deutschen Reichs, indem Württemberg mit 80 Proz. selbstthätiger Auswanderer den beiden Mecklenburg mit nur 40—45 Proz. gegenübersteht.

Über die Berufsarten der in die Vereinigten Staaten von Amerika Eingewanderten gibt ein amerikanischer Bericht folgenden Aufschluß: Danach waren eingewandert im Etatsjahr 1882/83: 194,786 Deutsche, von denen 857 Künstler, Schriftsteller, Ärzte, Chemiker u. a. waren, 25,190 gelernte Handwerker, 16,961 Farmer, 25,586 Tagelöhner, 3357 Dienstboten, 117,161 ohne Berufsangabe, meist Frauen und Kinder. Gelernte Handwerker (Bäcker, Tischler, Schneider, Schuhmacher, Schlächter ꝛc.), ferner Landwirte und Tagelöhner, zumeist landwirtschaftliche, sind am meisten an der Auswanderung beteiligt, während in andern Ländern die Anteile der einzelnen Berufsarten erheblich abweichende sind.

Von den 1880 in den Vereinigten Staaten gezählten 1,966,742 Personen, die D. als Geburtsland angegeben hatten, waren 1,033,190 oder 52 Proz. erwerbsthätig gegen 60 Proz. der dorthin ausgewanderten Deutschen, woraus hervorgeht, daß zahlreiche nicht verheiratete Auswanderer drüben bald eine Familie gründen und zur Vermehrung des deutschen Stammes beitragen. Ferner findet sich, daß viele in Amerika Eingewanderte statt ihres hier ausgeübten Berufs einen andern ergreifen, was einmal erfahrungsmäßig feststeht, dann aber auch besonders aus den Zahlen einzelner Berufsarten hervorgeht, welche eine längere Lehrzeit nicht erfordern. Am deutlichsten zeigt sich dieses bei dem Gewerbe der Gast- und Schenkwirtschaft, indem 1870—82 von den Auswanderern über Hamburg nur 0,3 Proz. diesem Gewerbe angehörten, von den erwerbsthätigen Deutschen in Nordamerika jedoch 3,3 Proz. Und während 15 Proz. der erwerbsthätigen Auswanderer Landwirte waren, zählt der amerikanische Zensus von 1880 bei den erwerbsthätigen (gebornen) Deutschen 22,6 Proz. selbständige Landwirte. Von den Erwerbsthätigen im Deutschen Reich sind 12 Proz. als selbständige Landwirte ermittelt. Ein wesentlich andres Gepräge haben die Deutschen (meistens deutsche Staatsangehörige) im europäischen Ausland, denn nicht weniger als 70 Proz. derselben sind erwerbsthätig, und einem bedeutenden Prozentsatz der in der Industrie und im Handel Thätigen steht nur eine geringe Quote (6—7

Proz.) Landwirte gegenüber (vgl. außerdem den Artikel »Auswanderung«).

Dichtigkeit der Bevölkerung.

(Hierzu die Karte »Bevölkerungsdichtigkeit von Deutschland«.)

In Bezug auf die Dichtigkeit der Bevölkerung nimmt D. den fünften Platz unter den Staaten Europas ein, indem es darin nur hinter Belgien, den Niederlanden, Großbritannien und Italien zurücksteht. Sehr ungleich ist die Dichtigkeit der Bevölkerung in den verschiedenen Teilen Deutschlands. Auf 1 qkm lebten 1880 in D. 83,7 Menschen, fast dreimal soviel wie durchschnittlich in ganz Europa (33 auf 1 qkm). Im preußischen Staat kamen 1880 auf 1 qkm 78,3 Einw., in der Rheinprovinz 151, in Westfalen 101,2, Schlesien 99,5, Hessen-Nassau 99,1, Sachsen 91,6, Brandenburg (mit Berlin) 84,9, Schleswig-Holstein 59,8, Posen 58,8, Hannover 55,2, Westpreußen 55,1, Ostpreußen 52,3, Pommern 51,2 Einw. Unter den Regierungsbezirken sind Düsseldorf und Köln am meisten (291,1 und 176,8) und Lüneburg und Köslin am spärlichsten (34,9 und 41,8 auf 1 qkm) bevölkert. In Bayern wohnen 69,7 Einw. auf 1 qkm, in der Oberpfalz 54,7, dagegen in der Pfalz 114,1. Das Königreich Sachsen hat die dichteste Bevölkerung in D., nämlich 198,3 Einw. auf 1 qkm, übertrifft also schon Belgien mit (1880) 187,4 (Kreishauptmannschaft Zwickau 239,3 Einw., Leipzig 198,4, Dresden 186,1 und Bautzen 142,3 Einw.). Die Staaten im südwestlichen D. stehen in der relativen Bevölkerung einander nahe: Hessen 121,9 Einw., Elsaß-Lothringen 108, Baden 104,1 und Württemberg 101,1 Einw. auf 1 qkm. Doch sind auch hier die Unterschiede beträchtlich: in Württemberg haben der Neckar- und der Donaukreis 187,2 und 74,7 Einw., in Baden die Kreise Mannheim und Waldshut 266,7 und 64,9, in Elsaß-Lothringen die Bezirke Oberelsaß und Lothringen 131,5 und 79,2, in Hessen die Provinzen Rheinhessen und Oberhessen 201,7 und 80,5 Einw. auf 1 qkm. In Thüringen (95,1) verteilt sich die Bevölkerung ziemlich gleichmäßig, nur daß Reuß ä. L. (160,5) und der Ostkreis von Altenburg besonders hervortreten. Von den übrigen Staaten zählen: Schaumburg-Lippe 104,1 Einw., Anhalt 99,1, Lippe 98,1, Braunschweig 94,7, Oldenburg 52,6, Waldeck 50,4, Mecklenburg-Schwerin 43,4, Mecklenburg-Strelitz 34,2 Einw. auf 1 qkm. Die geringste Bevölkerung trifft man in der Alpengegend des Südens (in den oberbayrischen Bezirksämtern Garmisch und Tölz), in den ausgedehnten Heide- und Moorlandschaften des Nordens und in den Landesteilen, in welchen der Großgrundbesitz, bez. »extensiver« Landwirtschaftsbetrieb vorherrscht; beträchtlicher ist die Bevölkerung schon in den Gebieten des kleinen Grundbesitzes, am bedeutendsten aber in der Regel da, wo neben diesem die Industrie zur Entwickelung gelangt ist.

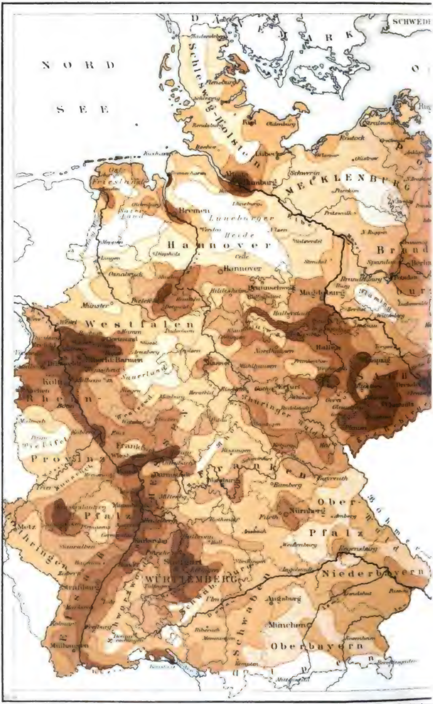
[**Geschlecht.**] Auf 22,185,433 männliche Personen kamen 1880: 23,048,628 weibliche, d. h. ein Verhältnis von 100 : 103,9. Im ganzen genommen, überwiegt demnach das weibliche Geschlecht. Auf 100 männliche Personen kommen mehr als 107 weibliche in Ostpreußen, Posen, Schlesien, Hohenzollern, Württemberg, Waldeck und Bremen; ein Überwiegen des männlichen Geschlechts dagegen fand statt in: Westfalen, Rheinland, Schleswig-Holstein, Hannover und im Fürstentum Schaumburg-Lippe sowie in vielen Fabrik- und Garnisonstädten. Indessen ist als interessante Thatsache hervorzuheben, daß in den größten deutschen Städten das weibliche Geschlecht überwog. Es entfielen im J. 1880 auf 100 männliche Bewohner weibliche in Berlin 106,8, in Hamburg 103,7, Breslau 116,7, München 109, Dresden 108,5. Für Berlin weisen allerdings alle frühern Zählungen (mit Ausnahme von 1810) ein Überwiegen des männlichen Geschlechts nach. Ähnlich wie in den deutschen Großstädten sind diese Verhältnisse in Wien (1881: 105,7), London (1881: 112,3), New York (1880: 104,3), wogegen wieder für andre Großstädte ein beträchtliches Vorwiegen der männlichen Bewohner sich ergeben hat.

[**Familienstand.**] Die Volkszählung vom 1. Dez. 1880 ergab ferner, daß 60 Proz. der Bevölkerung ledig, 34 Proz. verheiratet und 6 Proz. verwitwet oder geschieden waren. Bei jedem Geschlecht sind diese Verhältnisse natürlich wesentlich verschieden: von den männlichen Einwohnern waren z. B. 62 Proz. ledig, von den weiblichen nur 58,1, verheiratet waren 34,6 der Männer, 33,4 Proz. der Frauen, verwitwet und geschieden 3,1 der Männer, 8,5 Proz. der Frauen.

[**Alter.**] Was die Altersverteilung anbetrifft, so gab es 8,017,997 männliche, 7,998,048 weibliche Kinder (unter 15 Jahren), 13,625,198 Männer, 14,416,214 Frauen im »produktiven« Alter (15—70 Jahre), 542,238, bez. 634,366 Greise (70 Jahre und darüber). Im Alter der Wehrpflicht (vom 17. bis 42. Jahr) waren 8,144,371 Männer (18 Proz. der Bevölkerung), wovon 1,189,018 (2,63 Proz. der Bevölkerung) im Alter der aktiven Dienstpflicht, 1,367,561 (3,02 Proz.) der Reservepflicht, 1,623,489 (3,59 Proz.) der Landwehrpflicht, der Rest im Alter des Landsturms sich befanden; Wahlberechtigte für den Reichstag (25 Jahre und ältere Männer) 10,165,213 (22,5 Proz. der Bevölkerung).

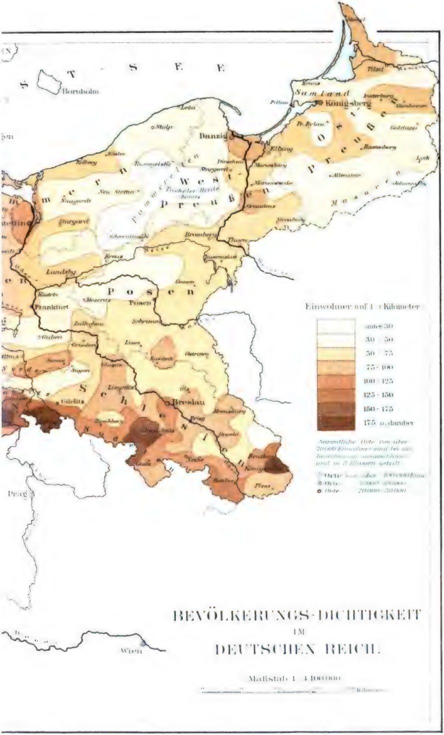
Bewegung der Bevölkerung.

[**Eheschließungen.**] In D. wurden im Jahresdurchschnitt der Periode 1874–83: 355,659 Ehen geschlossen, auf 1000 der mittlern Bevölkerung 8,05, das Mittel einer fast ununterbrochen fallenden Reihe; denn 1872 war die Ziffer 10,29 und 1881 nur 7,47, erst mit dem nächsten Jahr erhebt sich die Eheschließungsziffer wieder und betrug 1883: 7,70, also immer noch weniger als den Durchschnitt der letzten Periode. Wie ungleichmäßig die Eheschließungen im Lauf des Jahrs stattfinden, geht schon daraus hervor, daß 53 Proz. auf die fünf Monate Februar, April, Mai, Oktober und November fallen (die Monate gleich lang angenommen). Da nun hierfür die Beschäftigungs- und Erwerbsverhältnisse sowie die kirchlichen Vorschriften in erster Linie maßgebend sind, so müssen die verschiedenen Teile des Deutschen Reichs ganz erhebliche Unterschiede zeigen. In einem vorwiegend katholischen und Landwirtschaft treibenden Teil, Posen und Oppeln, wurden 1883 im Monat November (nach Beendigung der Ernten) fast zehnmal soviel Ehen geschlossen als im Monat März (der Fastenzeit), und auf die vier Monate Januar, September, Oktober und November entfielen allein 55 Proz. der Eheschließungen des ganzen Jahrs. Dagegen erreicht die Anzahl der Eheschließungen im nördlichen, ebenfalls vorwiegend Landwirtschaft treibenden, aber protestantischen D.: Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck, im Monat November zwar auch den höchsten Stand, betrug jedoch nur das Dreifache des Monats März, während die fünf Monate April, Mai, Oktober, November und Dezember allein 58 Proz. der Jahressumme ausmachten; außerdem war das Minimum im August statt, wie oben, im März. Als vorwiegend protestantisch und industriereich charakterisieren sich Thüringen und das Königreich Sachsen, wo nicht einmal das Maximum der Eheschließungen im Herbst, sondern im April und Mai liegt und das Minimum im August. Die Verteilung ist gleich-



Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl.

Bibliographisches


BEVÖLKERUNGS-DICHTIGKEIT
IM
DEUTSCHEN REICH.
Maßstab 1 : 4400000
Einwohner auf 1 □ Kilometer
unter 30
30 - 50
50 - 75
75 - 100
100 - 125
125 - 150
150 - 175
175 u. darüber
Bornholm
Samland
Königsberg
Pillau
Tilsit
Insterburg
Gumbinnen
Goldap
Rastenburg
Lyck
Allenstein
Elbing
Marienburg
Marienwerder
Graudenz
Strasburg
Danzig
Dirschau
Stargard
Stolp
Leba
Köslin
Kolberg
Rummelsburg
Neu Stettin
Naugard
Stargard
West
Preußen
Tucheler Heide
Konitz
Bromberg
Thorn
Inowrazlaw
Gnesen
Schneidemühl
Kreuz
Landsbg.
Küstrin
Frankfurt
Meseritz
Posen
Schrimm
Züllichau
Guben
Grünberg
Glogau
Lissa
Rawitsch
Ostrowo
Sagan
Görlitz
Liegnitz
Breslau
Öls
Kreuzburg
Brieg
Oppeln
Hirschberg
Schweidnitz
Neiße
Glatz
Ratibor
Beuthen
Königshütte
Pless
Posen
Pommern
Ostpreußen
Masuren
Schlesien
Prag
Wien

mäßiger, wenn auch fünf Monate: April, Mai, Juli, Oktober und November, immer noch über 48 Proz. auf sich vereinigen.

[Geborne, einschließlich Totgeborne.] Geboren wurden im Jahresdurchschnitt der Periode 1874–83: 1,782,531 Kinder, d. h. 40,31 auf 1000 der mittlern Bevölkerung; für das Jahr 1883 waren die Zahlen 1,749,874, bez. 38,16, während das Jahr 1876 die hohe Zahl von 1,831,218 oder 42,53 auf 1000 der mittlern Bevölkerung aufwies. Auch hier zeigt sich im letzten Jahrzehnt im allgemeinen eine Verminderung, ohne daß Gründe vorlägen, welche auf einen weiter andauernden Rückgang der Geburtenziffer schließen ließen. Unehelich geboren waren im Durchschnitt des Jahrzehnts 1874—83 jährlich 158,068 oder 8,87 Proz. der Gebornen überhaupt, in Bayern r. d. Rh. 14,18 Proz. (vor zwei Dezennien noch 20 Proz.), fast ebenso hoch in Mecklenburg, in Berlin 13,18, in den Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz 12,48, in Thüringen und Sachsen 12,15 Proz., dagegen in der Rheinprovinz und Westfalen 3,10 Proz., Provinz Hannover, Herzogtum Oldenburg und Bremen 5,28, Provinz Hessen-Nassau, Großherzogtum Hessen und den angrenzenden Kleinstaaten 5,80 Proz. Totgeboren waren in demselben Zeitraum durchschnittlich 69,769 oder 3,91 Proz. der Gebornen. Bei den unehelich Gebornen kommen verhältnismäßig mehr Totgeborne vor als bei den ehelich Gebornen. Die Verteilung der Geburten auf die Monate des Jahrs hat auch in D. ein bestimmtes Gepräge, das in verschiedenen Jahren nur wenig abweicht. Charakteristisch ist, daß zwei Zeiten: Februar (nebst Nachbarmonaten) und September, geburtenreich sind, der Sommer (Juni, Juli, August) aber geburtenarm.

[Gestorbene.] Die Zahl der Gestorbenen (einschließlich der Totgebornen) betrug im Jahresdurchschnitt der Periode 1874—83: 1,227,683, 1883: 1,256,177, d. h. 27,78, bez. 27,89 auf 1000 der mittlern Bevölkerung. Im NW. Deutschlands ist die Sterblichkeitsziffer beträchtlich niedriger als im O. und S. des Reichs. Besonders hoch ist die Sterblichkeit in den jüngsten Altersklassen, so daß selbst die allgemeine Ziffer da erhöht wird, wo jene stark vertreten sind, d. h. wo die Ziffer der Gebornen hoch ist.

Als natürliche Bevölkerungsbewegung (Überschuß der Zahl der Gebornen über die der Gestorbenen) ergibt sich im letzten Jahrzehnt eine jährliche Zunahme von 555,000 oder 12,56 auf 1000 der mittlern Bevölkerung, während die wirkliche Zunahme, wie sie aus den Volkszählungen hervorgeht, eine wesentlich geringere Vermehrung aufweist und selten in einem Bezirk höher ist als der natürliche Zuwachs. Hierfür liegt der Grund vorzugsweise in der starken überseeischen Auswanderung, teilweise allerdings auch in der Wanderung innerhalb der Reichsgrenzen, z. B. drängen arbeitsuchende oder zur Arbeit gesuchte Personen aus den Provinzen Ost- und Westpreußen und namentlich Posen nach dem Westen des Reichs zu und begnügen sich hier mit geringerm Arbeitslohn, wodurch die eingesessenen Arbeiter vielfach zur Auswanderung veranlaßt werden.

Wohnplätze, Städte.

Im ganzen ist D. die Konzentration der Bevölkerung, wie wir sie in England finden, fremd; unter den etwa 80,000 Ortschaften oder Gemeinden überhaupt oder den (1880) 2707 Städten (Orte mit 2000 und mehr Einwohnern) des Reichs ist nur eine, welche über 1 Mill. Einw. zählt. Über 100,000 Einw. hatten 1880: 14 (1885: 21) Städte, 27 gab es mit 50,000 bis 100,000 (1885: 23); vgl. folgende Übersicht:

	1885	1880		1885	1880
Berlin . .	1315412	1122330	Aachen . . .	95321	85551
Hamburg .	302040	289859	Krefeld . . .	90255	73872
Breslau . .	298893	272912	Braunschweig .	85169	75038
München . .	260000	230023	Halle a. S. . .	81049	71484
Dresden . .	245515	220818	Dortmund . .	78435	66544
Leipzig . .	170076	149081	Mülhaus. i. E. .	69676	63629
Köln . . .	161260	144772	Posen	68318	65713
Frankf. a. M.	154504	136819	Mainz	65701	60905
Königsberg .	151157	140909	Augsburg. . .	65905	61408
Hannover .	139730	122843	Essen	65074	56944
Stuttgart .	125906	117303	Kassel	64088	58290
Bremen . .	118615	112453	Mannheim . .	61210	53465
Nürnberg .	115981	99519	Karlsruhe . .	61074	53518
Düsseldorf .	115183	95458	Erfurt	58385	53254
Danzig . .	114822	108551	Görlitz	55705	50307
Magdeburg .	114052	97539	Wiesbaden . .	55457	50238
Straßburg .	112019	104471	Lübeck	55399	51055
Chemnitz . .	110808	95123	Würzburg . .	55020	51014
Elberfeld . .	106492	93538	Frankf. a. O. .	54017	51147
Altona . .	104719	91047	Metz	53928	53131
Barmen . .	103065	95941	Kiel	51707	43594
Stettin . .	99550	91756	Potsdam . . .	50874	48447

Ferner gab es 1880: 75 mit 20—50,000 (darunter 2 Dörfer: Altendorf und Borbeck), 641 mit 5—20,000, 1950 mit 2—5000 Einw. Unter diesen Städten befinden sich eine Reihe ländlicher Orte, die sich bei der freien Verfassung der Neuzeit in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer bedeutenden Einwohnerzahl gehoben haben, während historische (politische) Städte mit dem Verschwinden ihrer Sonderstellung und Privilegien häufig sogar an Einwohnerzahl zurückgegangen sind und zum Teil auch ihren städtischen Charakter mehr und mehr verloren haben. Aus diesen Gründen und der Gleichmäßigkeit wegen pflegt sich die Statistik bei der Gruppierung der Ortschaften (Gemeinden) jetzt nur an die Volkszahl zu halten.

Die örtliche Konzentration vollzieht sich, wie oben erwähnt, besonders in neuester Zeit, seit 1867 in gesteigertem Maß, wie folgende Übersicht ergibt:

Volkszählung	Großstädte (100,000 u. mehr Einw.)		Mittelstädte (20—100,000 Einw.)		Kleinstädte (5—20,000 Einw.)		Landstädte (2—5000 Einw.)		Städte überhaupt (2000 u. mehr Einw.)		Landorte (unter 2000 Einw.)
	Anzahl	Einwohner	Anzahl	Einwohner	Anzahl	Einwohner	Anzahl	Einwohner	Anzahl	Einwohner	Einwohner
1867	7	1657517	64	2740832	497	4336125	1712	5017092	2280	13751566	26341588
1871	8	1968537	75	3147272	529	4588364	1757	5190801	2369	14894974	26163818
1875	12	2665914	88	3487857	591	5124044	1837	5379357	2528	16657172	26070188
1880	14	3273144	102	4027086	641	5671825	1950	5748976	2707	18720531	26513530

In dem Zeitraum 1867—75 verringerte sich also die Bevölkerungszahl der Gemeinden unter 2000 Einw. sogar absolut, wogegen 1875—80 trotz des Ausscheidens von 179 Gemeinden zu der Kategorie der Städte noch eine Zunahme stattfand. 1867 wohnten 34,3 Proz. der Bevölkerung in Orten mit 2000 und mehr Einwohnern, 1871: 36,3 Proz. und 1880 bereits 41,4 Proz.

Berufszweige.

Welchen Berufszweigen und Beschäftigungsarten sich die einzelnen Personen der Bevölkerung Deutschlands widmen, wurde in umfassender Weise zum erstenmal durch die Berufszählung vom 5. Juni 1882 festgestellt. Von der auf 45,222,113 Seelen ermittelten »Berufsbevölkerung« gehörten zu A. Land-

und Forstwirtschaft, Tierzucht und Fischerei ausschließlich oder hauptsächlich: 19,225,455 Personen oder 42,5 Proz. der Bevölkerung, darunter waren Angehörige, die nicht oder doch nur nebensächlich erwerbsthätig waren, 10,564,046 oder 23,[illegible] Proz. der Bevölkerung, bez. 57,6 Proz. jener Berufsabteilung; zu B. Bergbau, Bauwesen und Industrie: 16,058,080 Individuen oder 35,5 Proz. der Bevölkerung, darunter 9,359,054 Angehörige, 20,7 Proz. der Bevölkerung und 58,3 Proz. dieser Berufsabteilung; zu C. Handel und Verkehr, einschließlich Gast- und Schenkwirtschaft: 4,531,080 oder 10 Proz. der Bevölkerung, 2,665,311 oder 59 Proz. davon waren Angehörige; zu D. häusliche Dienstleistungen und Lohnarbeit wechselnder Art: 938,294 oder 2,1 Proz. der Bevölkerung, davon 538,523 = 57,4 Proz. Angehörige (die bei ihrer Herrschaft wohnenden Dienstboten sind mit 1,324,924 in den einzelnen Berufsabteilungen enthalten); zu E. Militär-, Zivil-, Staats-, Gemeinde-, Kirchen- etc. Dienst und sogen. freie Berufsarten: 2,222,982 Personen oder 4,9 Proz. der Bevölkerung, davon 46,2 Proz. Angehörige; zu F. Selbständige ohne Beruf und ohne Berufsangabe, in Vorbereitung und Weiterbildung Begriffene und Anstaltsinsassen: 2,246,222 oder 5 Proz. der Bevölkerung. Der Anteil der hauptsächlichsten Berufsabteilungen der Landwirtschaft und der Industrie an der Gesamtbevölkerung ist über das Reichsgebiet höchst ungleich verteilt, doch lassen sich die extremen Gebiete in wenigen großen Zügen darstellen. Einen starken Prozentsatz industrieller Bevölkerung (über 30 Proz. der Gesamtbevölkerung ausmachend) finden wir zunächst in zwei großen zusammenhängenden Gebieten, diese sind 1) der ganze Westen des Reichs: Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, Hessen, Hessen-Nassau, Rheinland und die angrenzenden Teile Westfalens, mit Ausschluß einzelner Kreise in Baden und Württemberg sowie des an Luxemburg grenzenden Teils der Rheinprovinz; 2) Königreich Sachsen, Thüringen und das mittlere D. bis zur Norddeutschen Ebene, sodann ein schmaler, stellenweise etwas unter obigem Prozentsatz stehender Streifen am Südrand der Provinz Schlesien. Außerdem gehören dahin die vereinzelten kleinen Gebiete von Stettin, Hamburg, Bremen, Kiel.

Vorwiegend Landwirtschaft treibend (über 50 Proz. der Gesamtbevölkerung) ist die Bevölkerung in den übrigen Teilen des Reichs. Voran steht das große Gebiet der östlichen Provinzen (beide Preußen und Posen), nach S. anschließend der größte Teil Schlesiens, nach W. Pommern, Teile Brandenburgs und beide Mecklenburg. Durch den Norden der Provinz Sachsen gelangen wir dann in das zweite Gebiet: Provinz Hannover (ohne Hildesheim) und Bezirk Münster, dann durch einen Streifen des Bezirks Minden, durch Waldeck und Regierungsbezirk Kassel nach dem gesamten rechtsrheinischen Bayern mit Ausnahme weniger Kreise; aber auch die Mehrzahl der württembergischen und badischen Kreise sowie Teile von Elsaß-Lothringen gehören hierher. Sodann treten noch besonders hervor die kleinern Gebiete: Regierungsbezirk Trier und der Norden Schleswig-Holsteins.

Welche Stellung D. in der prozentualen Verteilung der im Hauptberuf Erwerbsthätigen auf drei der obigen großen Berufsabteilungen: 1) Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Fischerei, 2) Industrie, 3) Handel und Verkehr, gegenüber einer Reihe fremder Staaten und einzelner Reichsteile einnimmt, erhellt aus nachfolgender Übersicht:

	Von 100 Erwerbsthätigen gehören an:		
	der Landwirtschaft etc.	der Industrie	dem Handel u. Verkehr
Berlin	0,8	60,7	23,3
Königreich Sachsen	23,6	58,4	10,6
Schottland	18,8	54,8	15,8
England und Wales	14,0	54,5	17,2
Schweiz	45,9	41,9	7,6
Deutsches Reich	46,7	36,3	8,9
Prov. Schlesien	49,3	36,3	7,1
" Schleswig-Holstein	46,2	32,2	11,5
Frankreich	46,3	31,9	13,7
Vereinigte Staaten	47,3	24,4	12,4
Irland	48,8	23,0	8,2
Italien	62,6	22,6	6,0
Österreich	59,8	22,3	4,2
Provinz Posen	67,9	17,9	5,8
Ungarn	67,2	12,1	2,8

Sprache und Volksstämme.

Unter der Gesamtbevölkerung des Reichs gibt es fast 42 Mill. Deutsche und 3¼ Mill. Nichtdeutsche, unter den letztern 2½ Mill. Polen und Tschechen, 140,000 Wenden, 200 Kassuben, 150,000 Litauer, 140,000 Dänen und 280,000 Franzosen und Wallonen. Durchaus deutsch sind die kleinern Bundesstaaten, mit Ausnahme des Königreichs Sachsen, wo es eine Anzahl Wenden gibt, und des Reichslandes Elsaß-Lothringen, wo Franzosen in nicht unbedeutender Zahl leben. Unter den preußischen Provinzen haben Westfalen, Hannover, Sachsen und Hessen-Nassau eine rein deutsche Bevölkerung. Gering ist auch die Zahl der Nichtdeutschen in Pommern, in der Rheinprovinz und in Brandenburg, ansehnlicher in Schleswig-Holstein (Dänen), Ost- und Westpreußen, Schlesien und Posen; in der letztern überwiegen sogar die Nichtdeutschen.

Die Deutschen scheiden sich durch Dialekt und Sitte, die sich selbst im Bau von Dorf, Gehöft und Haus ausspricht, in mehrere Stämme, welche man in die niederdeutschen mit plattdeutscher Sprache, die Bewohner des nördlichen Tieflandes und selbst eines Teils des nordwestlichen Berglandes, und in die das übrige D. bewohnenden hochdeutschen Stämme einteilen kann. Zu den Niederdeutschen gehören die Friesen, Niederrheinländer, Westfalen und Niedersachsen, Nachkommen der alten Sachsenstämme, die ihre plattdeutsche Mundart auch über die ganze ursprünglich wendische Bevölkerung östlich der Elbe verbreitet haben. In der Mark Brandenburg, in Mecklenburg, Pommern und dem größern Teil von Ost- und Westpreußen ist gegenwärtig das Plattdeutsche herrschende Volkssprache. Die Friesen bewohnen von Ostfriesland bis Schleswig das Küstenland der Nordsee und sind auch gegenwärtig noch der seetüchtigste deutsche Stamm, Meister im Bau der Deiche, zu Hause auf ihrem Gehöft freie Bauern. Mit welch zäher Tapferkeit diese Freiheit von ihnen bewahrt wurde, dafür spricht laut der Kampf der friesischen Dithmarschen. Der Niederrheinländer, der vom Südende der Kölner Bucht und von den Erftquellen nördlich bis Wesel das westliche Grenzland bewohnt, hat schon ganz Mundart und Sitte des angrenzenden Niederländers; auch wie dieser mehr auf Viehzucht als Ackerbau bedacht, ist er durch die Tausende gewerbfleißiger Familien, welche spanische und französische Verfolgung einst in seine Grenzen hinübertrieben, zum emsigen Fabrikarbeiter geworden. Der Westfale lebt in den Sauerländischen Gebirgen und in dem ebenen Münsterland, in Osnabrück und bis in die untern Weserberge hinein.

Auf der dürftigen Heide und den ausgedehnten Mooren im N. zwingt ihn die Armut des Landes zum Teil dazu, nach Bestellung seines Ackers mit Spaten und Sense nach Holland auszuwandern und dort durch Hilfe bei der Heuernte, durch Torfstechen, in Ziegeleien u. dgl. sein Brot zu erwerben und mit dem Ersparten heimzukehren. In den fruchtbaren Gauen lebt der freie Bauer zum Teil noch nach alter Sachsenart als Patriarch auf seinem Einzelgehöft, das, von einem mit Eichen bestandenen Erdwall umschlossen, diesen Gegenden ihr charakteristisches Gepräge verleiht und Sitte, Gewohnheit und Lebensweise bedingt. Wenngleich hier eine ziemlich bedeutende Schweinezucht betrieben wird, so überwiegt doch der reine Ackerbau. Im Osten (Bielefeld) finden wir den fleißigen Leinweber; im gebirgigen Süden ist wohl Zersplitterung des Bodens zu Hause, aber auch die regste Fabrikthätigkeit; hier pochen und hämmern die Eisenwerke, namentlich im Lennegebiet und bei Solingen, hier sitzt der Weber emsig hinter seinem Webstuhl; hier artet aber auch bei der stillen Thätigkeit des Webers der Ernst des Westfalen zu religiöser Grübelei aus und macht das Wupperthal und südlich das Siegener Land zu einem Hauptsitz des Separatismus in der evangelischen Kirche. Auch die strenge, ausschließende Richtung des Katholizismus kann in wenig Teilen Deutschlands größer sein als im Münsterland und in Paderborn. Der Niedersachse, der Hannover, Schleswig-Holstein, Braunschweig bewohnt, hat vieles mit dem verwandten Westfalen gemein. Hier, wo vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht zu Hause sind, fehlen jene religiösen Verirrungen der Fabrikgegenden. Wohl lebt auch hier in den westlichen Gegenden der Bauer noch vielfach im Wohlstand auf seinem Gehöft, wandert der arme Moorbewohner zur Heuzeit nach Holland; aber im übrigen Hannover überwiegen die Bauerndörfer, die großen adligen Güter und die Domänen, und die erste Hälfte dieses Jahrhunderts hat durch die Aufteilung ausgedehnter Weideflächen und durch die Abrundung der einzelnen Besitzungen (Verkoppelung), die bis dahin als Gemeindegrund nur einen geringen wirtschaftlichen Nutzen abwarfen, den Landwirt in eine wesentlich günstigere Lage versetzt und den Sporn zu frischer Thätigkeit in die Masse des Landvolkes gebracht.

Von Niedersachsen aus wurden einst die Mark, Mecklenburg und Pommern der slawischen Herrschaft entrissen und das ursprünglich wendische Land germanisiert. So groß wie hier war in D. nirgends der Gegensatz des Gutsbesitzers und des Hörigen; erst Friedrich Wilhelm III. hob 1809 die Erbunterthänigkeit in seinen Landen auf, in andern blieb sie bis tief in dieses Jahrhundert hinein. Mecklenburg, Ukermark, Pommern sind die Länder der großen Rittergüter und Domänen und der seltenen Bauerndörfer. Hier herrscht auch noch ein schroffer Gegensatz zwischen Stadt und Land. Die Masse der Bevölkerung in Mecklenburg ist nicht dem Buchstaben des Gesetzes nach, aber faktisch im Zustand der Hörigkeit, auch unter der Hand wohlgesinnter Gutsherrschaften ohne Aussicht, sich Selbständigkeit zu erringen. Mecklenburg zeigt daher, wie neuerdings Pommern, wo der große Grundbesitz ähnliche Verhältnisse hervorgerufen, bei fruchtbarem Ackerboden, fetten Weidegründen, dünner Bevölkerung und Mangel an Arbeitskräften fortdauernde Auswanderung. Das flache Niedersachsen sowie der ganze Norden sind mit Ausnahme ihrer Städte arm an industrieller Thätigkeit; nur der Harz ist reicher, und Berlin ist der industrielle Mittelpunkt Norddeutschlands geworden. Auch die Provinzen Ost- und Westpreußen sind größtenteils durch die Niedersachsen dem Deutschtum zurückgewonnen, nur daß daselbst durch zahlreiche Einwanderungen aus Süddeutschland noch oberdeutsche Dialekte in eigentümlicher Mischung mit dem Niederdeutschen zu finden sind, z. B. im Ermeland.

Im größern Teil Deutschlands herrscht hochdeutsche Sprache. Unter den hochdeutschen Stämmen sind der obersächsische, fränkische, alemannisch-schwäbische und bayrisch-österreichische die wichtigsten. Zum obersächsischen Stamm gehören die Thüringer und Harzbewohner, die bis zur Werra und Leine reichen, die Meißener im Königreich Sachsen (mit den deutschen Bewohnern des nordwestlichen Böhmen) und die Schlesier mit den Bewohnern des Riesengebirges, der Sudeten und Teilen der Provinz Posen. Durch Eroberung anfänglich, später auch friedlich im Lauf der Zeiten ist die obersächsische Sprache Herr geworden über das bis zur Elbe und darüber bis zur Thüringischen Saale einst seßhafte wendisch-sorbische Volk. Hier und da hat sich aber auch in Tracht und Sitte, wie in Altenburg, allenthalben aber noch in Fluß-, Orts- und Flurbenennungen Wendisches erhalten. In der Ebene wohnen fleißige Ackerbauer, im Berg- und Gebirgsland hat der Erzreichtum zum Bergbau, dann Übervölkerung bei dürftigem Boden zur reichsten Entwickelung gewerblichen Lebens geführt. Das bergige Osterland (Vogtland), vor allem das Sächsische Erzgebirge, die Oberlausitz, das Land am Riesengebirge in Schlesien (wie in Böhmen) sind Hauptstätten gewerblicher Thätigkeit, wo Bergbau und Hüttenwesen, Spinnerei, Weberei, Spitzenklöppeln, Sticken und zahlreiche andre Industriezweige im blühenden Betrieb sind. Westlich von Thüringen wohnten, mit den Sachsen verwandt, die Hessen, durch strengen Fleiß dem Boden seinen Ertrag abringend, kräftig und zäh, unter allem Druck an dem festhaltend, was sie für Recht erkannten.

Ausgedehnt ist das Gebiet des fränkischen Stammes, aber zerstückelt unter vielerlei Herrschaft. Sein Gebiet reicht vom Fichtelgebirge und Böhmerland bis über den Rhein, von der Grenze Hessens und vom Rennsteig des Thüringer Waldes bis hinab gegen die Donau, bis zum Ries, ins Hohenlohische an der Jagst und am Kocher, am Rhein von Bonn bis hinauf zur nördlichen Grenze des Schwarzwaldes. Auch der Franke hat sich im O. slawisches Blut assimiliert, und weit westwärts reichen noch slawische Namen. Zum fränkischen Stamm gehören die Oberpfälzer, deren Gebiet über den Böhmerwald bis nach Böhmen hineinreicht, die Ostfranken oder Franken schlechthin im Maingebiet und im obersten Gebiet der Werra, die Rheinfranken, zu denen auch die Rheinpfälzer bei Heidelberg und in der jenseitigen Rheinpfalz gehören. Sie leben in Dörfern und Städten, die auch in den fruchtbaren Ebenen, wo ergiebiger Ackerbau und lohnende Viehzucht betrieben werden, Sitze der Gewerbthätigkeit sind, wie Hanau, Offenbach, Schweinfurt, vor allen aber Nürnberg und seine Umgegend. Am mittlern Main und in den Seitenthälern der Saale und Tauber, vornehmlich aber am Rhein und in seinen Nebenthälern ist der Franke ein fleißiger Weinbauer. Der Hauptsitz der Gewerbthätigkeit ist auch hier das Gebirge: der Böhmerwald, das Fichtelgebirge und vor allen der Thüringer Wald; geringer sind die Hilfsquellen der Rhön, das ärmste Land aber ist der Spessart. Im äußersten Westen schließt sich dem Rheinfranken der Niederlothringer an der Mosel bei Trier und in der Eifel an.

Einen dritten hochdeutschen Hauptstamm bilden die Alemannen und Schwaben. Die erstern wohnen im obern Schwarzwald, an seinem Südgehänge in Einzelgehöften im Schweizer Baustil ländliches Gewerbe mit emsigem Gewerbfleiß (Uhren) verbindend. Durch die Schweiz reicht der Stamm in das gewerbreiche Vorarlberg hinüber, und über dem Rhein nach W. umfaßt er die Bewohner des Elsaß bis auf die Höhe der Vogesen. Östlich und nordöstlich folgt der schwäbische Stamm, welchem D. mehrere seiner größten Männer verdankt; er reicht, wie der alte schwäbische Reichskreis, vom Kamm des Schwarzwaldes und vom Bodensee ostwärts bis zum Lech und Ries, vom Quellgebiet der Iller im S. bis zum Eintritt des Neckar in die malerischen Engen des Odenwaldes, bis an die Grenzen des Hohenlohischen. Landbau, Weinbau, Viehzucht vereinigen sich hier mit reger gewerblicher Thätigkeit, insbesondere diesseit der Alb; auch hier geht die Industrie vorzugsweise von den alten Reichsstädten aus, auf die sie sich im S. der Donau beschränkt.

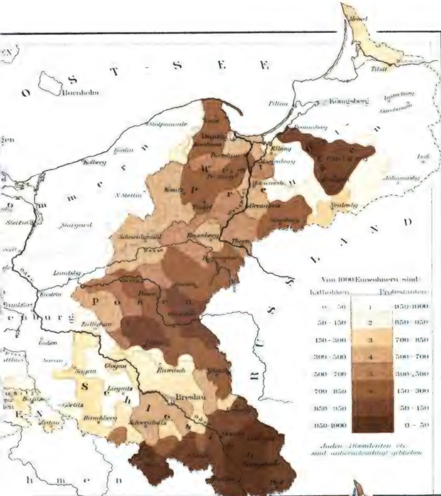
Der vierte der großen hochdeutschen Stämme ist der bayrische, dem der ganze übrige deutsche Süden und Südosten (auch die Deutschen, die in dem Innern Böhmens und Mährens zwischen den Slawen leben) angehören. Wie der Schwabe, hängt auch der Bayer an seinem Dialekt, der, wenn auch abgeschliffen, im Mund aller Gesellschaftsschichten des Volkes ist. Ackerbau und Viehzucht, im Gebirge Alpenwirtschaft bilden den vorherrschenden Erwerb. Auch in Altbayern lebt vielfach der Bauer, wie in Westfalen, auf seinem Einzelgehöft, inmitten seines unteilbaren Besitzes. Es ist ein derber, kräftiger Volksschlag, der Hochebene und Gebirge bewohnt, und zwar da am rohesten, wo am reichsten; was die Bildung nicht gethan hat, das gleicht der gesunde Mutterwitz aus; überall regen sich jedoch auch in diesem Gebiet die Knospen neuer, lange unterdrückter geistiger Entwickelung. Vgl. auch Deutsche Sprache.

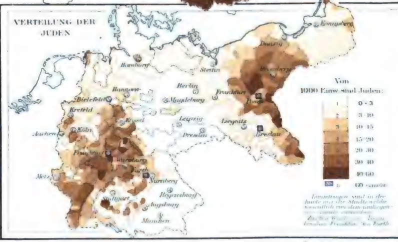
Nichtdeutsche Bevölkerung.

Unter den Nichtdeutschen sind die Polen am zahlreichsten. Sie wohnen in den Provinzen Ost- und Westpreußen (790,000), Posen (880,000) und Schlesien (840,000), in ganz geringer Zahl auch in Pommern (3500) und unterscheiden sich in Großpolen, Masuren, Kassuben und Lechen oder Wasserpolen. Die Großpolen findet man in der Provinz Posen, in Westpreußen östlich von der Weichsel und in einigen Kreisen des Regierungsbezirks Breslau; die Masuren im südlichen Ostpreußen; die Kassuben in Westpreußen westlich von der Weichsel und in unbedeutenden Resten in den pommerschen Kreisen Bütow, Lauenburg und Stolp; die Lechen oder Wasserpolen in Oberschlesien. In der Provinz Westpreußen beschäftigen uns zuerst die den Wenden verwandten Kassuben, deren Sprache, ein Dialekt des Polnischen, dem Großpolen nicht recht verständlich ist. Sie bilden die Ureinwohner des Gebiets im W. von der Weichsel (Pommerellen). Gegen O. wohnen sie bis an den Rand der Weichselniederungen; gegen W. dringen sie beinahe noch bis an die Linie vor, welche die deutschen Städte Neustadt, Bütow, Konitz und Flatow verbindet, zwischen Bütow und Konitz auch noch ein wenig über diese Linie hinaus. Als geschlossene Masse treten sie vorzüglich in der Mitte zwischen Brahe, Schwarzwasser und Ferse, ferner auf dem Plateau von Karthaus und nördlich bis an das Rhedathal sowie auf den Plateauinseln an der Putziger Wiek und auf der Halbinsel Hela (ohne den gleichnamigen Flecken) auf. Die meisten Deutschen gibt es in diesen Gegenden an den Landstraßen (Eisenbahnen), wie an der von Dirschau nach Konitz und von Danzig nach Lauenburg, an letzterer sogar fast ausschließlich. Im O. von der Weichsel dehnt sich das polnische Sprachgebiet in West- und Ostpreußen längs der Südgrenze aus und reicht im N. bis an die Linie, welche von Kulm über Lessen, Deutsch-Eylau, Osterode, Bischofsburg, Lötzen und Kowahlen zur Ostgrenze führt. Nördlich von dieser Linie sind mit Ausnahme der polnischen Sprachinsel des Kreises Stuhm die Polen nur vereinzelt. Die Polen nehmen demnach hier von Westpreußen das ehemalige Kulmer Land, in Ostpreußen dagegen den Kern des Landrückens mit seiner südlichen Abdachung ein; dort sind sie Großpolen und vorwiegend katholisch, hier Masuren und meist evangelisch, katholisch aber auch in den zum Ermeland gehörigen Kreisen Allenstein und Rössel. Der Masure hat blonde Haare und blaue Augen und hat seine alten Sitten und Gebräuche vollständig bewahrt. Seine Sprache unterscheidet sich vom Hochpolnischen wesentlich, wenn auch nicht so erheblich wie der Dialekt des Kassuben. Der Masure besitzt eine große Liebe zu seinem seenreichen Vaterland und steht mit dem Deutschen, mit dem ihn die evangelische Kirche verbindet, auf gutem Fuß. Die Landbevölkerung ist in dem Umfang des ganzen eben bezeichneten Gebiets zu 80—90 Proz. eine polnische, die Stadtbevölkerung überwiegend eine deutsche. Die alten Preußen, die Ureinwohner der Provinz im O. von der Weichsel, sind ausgestorben, und ihre Sprache ist erloschen; jedoch erinnert noch die verwandte Sprache weniger Hundert Kuren auf der Kurischen Nehrung und bei Memel an dieselbe. Dagegen haben sich die Litauer in ziemlich großer Menge (150,000) erhalten; sie bilden die Mehrzahl der Landbewohner auf der nördlichen Seite der Memel, sind zahlreich auf der südlichen Seite des Stroms bis zur Linie Labiau-Pillkallen und finden sich in einigen Resten noch bis Goldap. Sie sind, wie die Masuren, evangelisch. In der Provinz Posen sind die Polen in der Mehrzahl. Sie bewohnen den östlichen Teil vorherrschend, während sie nach W. zu nach und nach abnehmen und in den Grenzkreisen entschieden gegen die Deutschen zurücktreten. Im N. haben die Deutschen sich längs der Netze und von dieser bis zur Brahe und Warthe verbreitet und dieser Gegend einen völlig deutschen Anstrich gegeben; demnach bilden die Deutschen in allen südwestlichen, westlichen und nördlichen Grenzkreisen oder in den Grenzdistrikten von Fraustadt über Schwerin a. W. bis Bromberg die Mehrzahl. Eine Grenzlinie zwischen beiden Nationalitäten ist schwer zu ziehen, da in allen Teilen der Provinz deutsche Dörfer und Haulande, wie man die von Deutschen in bruchigen und waldigen Gegenden im Posenschen angelegten Kolonien nennt, vorkommen. Gegen W. dringen die Polen aber dreimal zwischen den Deutschen in schmalen Streifen vor: im S. über das Obrabruch bis Bomst, in der Mitte auf der Südseite der Warthe bis Birnbaum und auf der Südseite der Netze an Filehne vorbei bis zur brandenburgischen Grenze. Von den Städten der Provinz ist fast die Hälfte vorzugsweise polnisch; von den etwa 5600 Ortschaften des platten Landes haben 800 (meist die größern) eine rein deutsche, 1000 eine polnische, 1300 eine überwiegend deutsche, 2500 eine überwiegend polnische Bevölkerung; von den größern Gütern sind etwa 45 Proz. in polnischen Händen. Die Deutschen (wie auch in Westpreußen) sind meist evangelisch (weshalb deutsch und evangelisch, polnisch und katholisch in der Regel



Bibliographisches





Institut in Leipzig

Zur Artikel: Deutschland

gleiche Begriffe sind). Über 80 Proz. beträgt die polnische Bevölkerung in den Kreisen Wreschen, Pleschen, Adelnau und Schildberg, dagegen unter 20 Proz. in den Kreisen Meseritz und Czarnikau. In Schlesien gibt es gleichfalls Slawen in nicht unbedeutender Menge: Polen meist in Oberschlesien, Tschechen in Ober- und Mittelschlesien und Wenden im Regierungsbezirk Liegnitz. Die Polen überwiegen im Regierungsbezirk Oppeln, woselbst sie im O. von der Oder etwa 75 Proz. der Bevölkerung ausmachen; im W. von der Oder nehmen sie nach und nach ab und hören mit der Linie Ober-Glogau-Leobschütz fast ganz auf, so daß die Glatzer Neiße von ihnen nicht mehr erreicht wird. Auf der rechten Seite der Oder zieht sich das Gebiet der Polen in den Regierungsbezirk Breslau hinein, woselbst sie noch in den Kreisen Namslau und Wartenberg die Mehrzahl bilden und im Kreis Brieg zum letztenmal die Oder berühren. Die Tschechen wohnen im S. von der Zinna in den Kreisen Ratibor und Leobschütz im Regierungsbezirk Oppeln; es sind ihrer in diesem Distrikt im ganzen 40,000, die dem mährischen Zweig des tschechischen Stammes angehörig und katholisch sind. Katholisch sind auch die Tschechen in der Grafschaft Glatz (westlich von Reinerz), evangelisch aber die 6000, deren Vorfahren zur Zeit Friedrichs d. Gr. der Religion wegen die Heimat verließen und in den Kreisen Wartenberg, Strehlen, Oppeln und Tost-Gleiwitz Kolonien gründeten.

Die Wenden bilden an der Spree mitten unter den Deutschen eine Sprachinsel, die aus dem Königreich Sachsen sich nach Schlesien und Brandenburg erstreckt. Innerhalb dieses Wendenlandes liegen wiederum als deutsche Sprachinseln im S. die Städte Bautzen und Weißenberg, im N. Kottbus und Peitz, mehr in der Mitte Spremberg und ziemlich nahe längs der Westseite Drebkau, Hoyerswerda und Wittichenau. Seit 1550 hat das wendische Sprachgebiet außerordentlich an Umfang verloren, jedoch mehr im N. als im S.; denn es reichte damals bis Finsterwalde, Luckau, Buchholz, Storkow, Beeskow, Fürstenberg und Guben und näherte sich Frankfurt a. O. auf 23 und Berlin auf 45 km. Die Wenden sind im Preußischen, mit Ausnahme derer in Wittichenau, fast ausschließlich evangelisch, in Sachsen aber auch in einer kleinen Anzahl katholisch. Ihre Gesamtzahl beläuft sich auf 140,000, von denen 53,000 auf Brandenburg, 33,000 auf Schlesien und 54,000 auf das Königreich Sachsen kommen. Dänen gibt es auch etwa 140,000, die in dem ehemaligen Herzogtum Schleswig ihren Wohnsitz haben. Dasselbe ist hinsichtlich der Sprachen in drei Teile zu zerlegen, von denen der südliche oder rein deutsche von der Eider bis zur Linie Schleswig-Husum, der mittlere oder sprachlich gemischte alsdann bis zur Linie Flensburg-Tondern reicht, während der dänische Teil den Norden des Landes einnimmt. In dem sprachlich gemischten Teil ist aber die dänische Sprache nur noch zwischen Flensburg und Tondern stark vertreten. Vor Erwerbung von Elsaß-Lothringen ward die französische Sprache, abgesehen von den Nachkommen der französischen Emigranten, die fast überall die deutsche Sprache angenommen haben, nur von etwa 10,000 Menschen gesprochen, von denen 9600 in der Stadt Malmedy und deren Umgegend in der Rheinprovinz leben, und die zu den Wallonen gerechnet werden. 1871 kamen aber auch 220,000 Franzosen in dem Reichsland zum Deutschen Reich. Die Sprachgrenze fällt hier mit geringen Ausnahmen nur im S., bis zum Tanet, westlich von Kolmar auf der Höhe des Wasgenwaldes, ferner am Donon und ganz im NW. mit der Reichsgrenze zusammen; sonst greift das französische Sprachgebiet nach D. hinüber, so bereits im Wasgenwald in vielen Thälern (Urbeis, Markirch). In Lothringen läuft die Sprachgrenze von Niringen nordwestlich über Dieuze bis zur Grenze des Kreises Diedenhofen. Ganz innerhalb des französischen Sprachgebiets liegen Stadt- und Landkreis Metz und der größere Teil des Kreises Château-Salins.

[**Ausländer im Deutschen Reich.**] Ein hiervon verschiedenes Element bilden die im Deutschen Reich sich aufhaltenden Ausländer. Ihre Zahl wird in verschiedenen Jahreszeiten beträchtlich differieren, da D. ein beliebtes Reiseziel ist. Die Volkszählung vom 1. Dez. 1880 ergab aber trotz der Winterzeit noch 276,057 Ausländer im Deutschen Reich. Darunter befanden sich 117,997 Österreicher und Ungarn, 28,241 Schweizer, 25,047 Dänen, 17,598 Niederländer, 17,273 Franzosen, 15,097 Russen, 10,465 Briten, 9046 Nordamerikaner (aus den Vereinigten Staaten), 8483 Schweden, 7115 Italiener etc. Von der Gesamtzahl waren 157,846 männlichen, 118,211 weiblichen Geschlechts, unter den Briten dagegen 4843, bez. 5622.

Konfessionen.

(Hierzu die Karte »Verteilung der Konfessionen im Deutschen Reich«.)

Nach dem Religionsbekenntnis gab es 1880 im Deutschen Reich:

Staaten	Protestanten	Katholiken	Sonst. Christ.	Juden	Andersgläubige
Preußen	176[illegible]327[illegible]	9206283	52225	63790	23534
Bayern	1477952	3748253	5017	53526	30
Sachsen	2886806	74333	4809	6518	339
Württemberg	1364580	590290	2817	13331	100
Baden	547461	993109	2280	27278	126
Elsaß-Lothring.	305315	1218513	3053	39278	511
Hessen	635523	269897	4130	26746	544
Thüringen	1148226	17046	798	3784	65
Mecklenburg	670895	2832	177	3038	392
Oldenburg, Braunschweig, Anhalt	824801	88421	1417	4794	4
Beide Lippe, Waldeck	204050	5725	123	2179	56
Hansestädte	642255	18449	1185	17250	4924
Deutsches Reich:	28331152	16232651	78031	561612	30615
» 1871	25579709	14867463	82155	512158	17256

Unter 1000 Einwohnern waren (1880) in

Staaten	Evang.	Kath.	Juden	Staaten	Evang.	Kath.	Juden
Preußen	647	337	13	Hessen-Nassau	700	270	27
Ostpreußen	856	129	9	Rheinprovinz	265	723	11
Westpreußen	484	493	19	Bayern	280	709	10
Berlin	875	72	48	Sachsen, Königr.	971	25	2
Brandenburg	971	22	6	Württemberg	691	299	7
Pommern	973	16	9	Baden	348	632	17
Posen	313	651	33	Elsaß-Lothring.	195	778	25
Schlesien	467	517	13	Hessen	679	287	29
Sachsen, Prov.	932	63	3	Thüringen	980	14	3
Schlesw.-Holst.	986	8	3				
Hannover	869	123	7	Deutsches Reich:	626	359	12
Westfalen	465	524	9	1871	623	362	13

Der Westfälische Friede setzte den Besitzstand der in D. herrschenden Konfessionen fest, und im allgemeinen hat sich derselbe wenig verändert, wenn auch infolge der größern Toleranz, welche allmählich Eingang gefunden hat, zahlreiche zum Teil große katholische Gemeinden in ursprünglich protestantischen Landen und umgekehrt evangelische in katholischen entstanden sind. Unsre die Verbreitung der herrschenden Konfessionen darstellende Karte erinnert in

ihrer verschiedenen Abstufung ganz an die bunte Karte des »Römischen Reichs deutscher Nation« und ist auch nur durch die Kenntnis von dessen Territorialverhältnissen verständlich; denn der Grundsatz »Cujus regio, ejus religio« hat bestimmt, was katholisch, was protestantisch blieb: daher finden wir in den Gebieten der zerfallenen alten Herzogtümer Schwaben, Franken und Sachsen den raschesten Wechsel beider Kirchengebiete nebeneinander. Im S. herrscht die katholische, im N. die evangelische Kirche. In wenigen Bezirken standen beide Konfessionen gleichberechtigt nebeneinander. Katholisch blieben die drei großen Erzbistümer am Niederrhein: Mainz, Trier, Köln, die westfälischen Bistümer Münster und Paderborn, die fränkischen Bistümer am Main: Würzburg und Bamberg, und das Stift Fulda, an der Altmühl das Bistum Eichstätt, am Rheine noch die Bistümer Worms und Speier, dazu alles österreichische Land am Oberrhein und in Südschwaben das sogen. Vorderösterreich, die schwäbischen und bayrischen Bistümer und Prälaturen und das Herzogtum Bayern mit der Oberpfalz; nur in Schlesien wollte trotz Gewalt und List die Gegenreformation nicht völlig gelingen und wurde unmöglich, seit Karl XII. von Schweden den Protestanten wieder einige Luft geschafft hatte. Dagegen waren der ganze Norden von Ostfriesland bis Pommern, der größere Teil des Wesergebiets, das Elbgebiet abwärts von der Grenze Böhmens, das Odergebiet von Schlesien abwärts protestantisch und bildeten ein großes, zusammenhängendes evangelisches Gebiet, an dessen nordwestlicher Grenze im Bistum Osnabrück und Minden, am östlichen Harzfuß in Halberstadt und in der Lausitz die katholische Kirche gleichberechtigt sich mit ihren geistlichen Stiftungen erhielt. Innerhalb dieses Gebiets lagen nur einzelne katholische Inseln, so die mainzischen Besitzungen in Niederhessen und Thüringen mit Eichsfeld und Erfurt und das Bistum Hildesheim, wo nur in den Städten Hildesheim und Erfurt auch die evangelische Kirche gleichberechtigt blieb. In mehreren Halbinseln griff das protestantische Gebiet zwischen die katholischen Lande ein; eine langgestreckte zog von der Werra durch Hessen und die Wetterau bis zum Odenwald. Kurpfalz mit seiner gemischten katholisch-protestantischen Bevölkerung verband sie mit dem lutherischen Zweibrücken jenseit des Rheins. Insular lagern sich, vom katholischen Westfalen und Unterrheinland umgeben, das reformierte preußische Kleve und die Grafschaft Mark; das Herzogtum Berg mit Düsseldorf hatte katholisch-protestantische Bevölkerung. Andre protestantische Inseln im katholischen Gebiet bildeten die Grafschaften Bentheim, Sayn, Löwenstein, Kastell u. a., die zahlreichen Reichsstädte, von denen wenige katholisch blieben, zahlreich zerstreute Dörfer von Reichsrittern mitten im katholischen Fulda, Würzburg, Bamberg und Eichstätt und die eingeschlossenen sächsischen Ämter. Eine zweite protestantische Halbinsel in das katholische Land hinein, die vom Fichtelgebirge bis zum Rhein reicht, bildeten durch Franken und Schwaben die Brandenburg-Baireuther und Ansbacher, die Öttingen-Öttingschen, die meisten Hohenloheschen, die württembergischen und Baden-Durlachschen Lande, umgeben von zahlreichen kleinen Parzellen, von der Grafschaft Pappenheim und von den zahlreichen Reichsstädten, von denen manche, wie Augsburg, paritätisch waren. Merkwürdig ist der auch hierin sich aussprechende Gegensatz, denn während mitten im katholischen Schwaben, von Augsburg bis Lindau, die Reichsstädte protestantisch sind, blieben die von Württemberg umschlossenen, wie Stadt Weil und Schwäbisch-Gmünd, katholisch. Im bayrischen Kreis bildeten die paritätische Reichsstadt Regensburg und die lutherische Grafschaft Ortenburg bei Passau die äußersten und einzigen Vorposten des Protestantismus gegen SO. In der Oberpfalz erhielt sich nur in den sulzbachschen Landen der Protestantismus neben der katholischen Kirche. Im Reichsland Elsaß-Lothringen hatte sich das Verhältnis der Konfessionen zueinander während der französischen Herrschaft wesentlich zu gunsten der Katholiken geändert; so wurden aus den ehemals evangelischen Städten Straßburg und Mülhausen vorwiegend katholische. In den ehemaligen Besitzungen der Grafen von Hanau-Lichtenberg, der Grafschaft Saarwerden, den Gebieten der alten Reichsstadt Straßburg und einigen kleinern Landesteilen und reichsritterschaftlichen Orten im Unterelsaß sowie im Gebiet der ehemaligen Reichsstadt Münster und in der württembergischen Grafschaft Horburg hat sich die evangelische Kirche vorherrschend erhalten; in allen andern Teilen des Landes sind aber die Katholiken überwiegend, meist sogar fast allein herrschend. In der Provinz Ostpreußen, im äußersten Nordosten des Reichs, ist das Gebiet des ehemaligen Herzogtums Preußen fast ganz evangelisch; fast ganz katholisch ist nur die Landbevölkerung des Bistums Ermeland, das also eine Insel zwischen den evangelischen Landesteilen Ostpreußens bildet; Westpreußen, soweit es ehedem zu Polen gehörte, ist sehr gemischt. In der Provinz Posen bekennen sich die zahlreich in den letzten Jahrhunderten eingewanderten Deutschen überwiegend zur evangelischen, die Polen fast ausschließlich zur katholischen Kirche.

Kirchenwesen.

Die Verfassung der *evangelischen* Kirche ist in den Staaten des Reichs verschieden. Sie unterscheidet in ihrem System die Presbyterial- und Episkopalverfassung. Bei ersterer ruht die Kirchengewalt in der Hand der aus der Wahl der Gemeinden hervorgehenden Organe, bei letzterer in der Hand des Landesherrn als obersten Bischofs. Wird aber die Ausübung auf kollegiale Behörden übertragen, so wird die Episkopalverfassung als Konsistorialverfassung bezeichnet. Wo sich die Gemeinden bei der Reformation auf sich selbst angewiesen sahen, insbesondere in den apostolischen Gemeinden, gelangte die Presbyterialverfassung zur Geltung. Dies war namentlich bei den Anhängern des reformierten Bekenntnisses und (von Frankreich und Schottland abgesehen) in der Pfalz sowie am Niederrhein der Fall. In Preußen, wo mit der Verfassung eine doppelte Änderung in dem alten Verhältnis der Kirche zum Staat eintrat, fungiert für die neun alten Provinzen als oberste Kirchenbehörde der Oberkirchenrat. Er ist kollegialisch organisiert und unmittelbar dem König untergeordnet. Unter dem Oberkirchenrat stehen für die einzelnen Provinzen Konsistorien. In den neuen Provinzen befinden sich die dem Kultusminister unterstellten Konsistorien. Anderseits bestehen neben den Kirchenbehörden in den alten Provinzen Synoden (Kreis-, Provinzial- und eine Generalsynode) für die der Kirche zugefallene Selbstverwaltung (nicht für die Glaubenslehren). Die neuen Provinzen haben hierin eine mehr oder minder abweichende Verfassung. In vollkommenem Maß ist das Synodalsystem bereits in den meisten deutschen Staaten ausgebildet. An der Spitze der römisch-katholischen Kirche steht der Papst in Rom, den Mittelpunkt der geistlichen Thätigkeit dagegen bilden die Bischöfe. Für die *Katholiken* bestehen im Deutschen Reich 5 Erzbistümer: Köln und Gnesen-Posen in Preußen, München-Freising und Bamberg

in Bayern, Freiburg in Baden für die oberrheinische Kirchenprovinz, d. h. für die Katholiken in Baden, Württemberg, Hohenzollern, Hessen und Hessen-Nassau; 20 Bistümer: Ermeland, Kulm, Breslau, Hildesheim, Osnabrück, Münster, Paderborn, Fulda, Limburg und Trier in Preußen, Augsburg, Passau, Regensburg, Eichstätt, Würzburg und Speier in Bayern, Rottenburg in Württemberg, Mainz in Hessen, Straßburg und Metz in Elsaß-Lothringen; 3 apostolische Vikariate (das Dresdener für Sachsen, das für Anhalt und das der nordischen Missionen). Diesen unterstehen die Erzpriester und Dekane. Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Kongregationen wurden durch das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 vom Gebiet des Reichs ausgeschlossen, nur die ausschließlich der Krankenpflege gewidmeten Orden können fortbestehen und neu errichtet werden. Die **Altkatholiken** haben einen staatlich anerkannten Bischof in Bonn. Vgl. Böttcher, *Germania sacra*; topographischer Führer für kirchengeschichtliche Ortskunde (Leipz. 1874 ff.).

Geistige Kultur. Bildungsanstalten.

D. steht in der **Volksbildung** auf der ersten Stufe unter den größern Völkern der Erde, wiewohl in den letzten Dezennien der Ausgleich vielfach große Fortschritte gemacht hat. D. und namentlich Preußen verdanken die Blüte der Volksbildung den Bestrebungen der Anhänger Pestalozzis, die, unterstützt durch die politischen Verhältnisse in Preußen während der beiden ersten Dezennien des gegenwärtigen Jahrhunderts, das Schulwesen reformierten und in ganz neue Bahnen lenkten. Einen Stoß aber bekam es durch die nach 1840 mit Eichhorn beginnende Reaktion, die, erst kaum fühlbar, nach einigen Seiten sogar noch wohlthuend wirkte, mit Herausgabe der Stiehlschen Schulregulative (1854) aber nach und nach immer mächtiger hervortrat und zu einer Zersetzung des Volksschulwesens führte, die 1872 noch rechtzeitig eine Änderung des Systems bewirkte. Am weitesten in der allgemeinen Bildung stehen die östlichen Provinzen zurück, in denen noch immer ein nicht geringer Prozentsatz von Rekruten, ohne lesen und schreiben zu können, jährlich eingestellt wird; in den Provinzen Westpreußen und Posen waren es 1883/84: 7,38, bez. 8,89 Proz., im ganzen Königreich 1,97 gegen 3,98 Proz. im Jahr 1874 (vgl. **Analphabeten**).

In den übrigen deutschen Staaten ist das Volksschulwesen mehr oder weniger ähnlichen Schwankungen unterworfen gewesen wie in Preußen; jedoch ging die Reaktionsperiode in einigen schnell vorüber oder traf andre kaum, so daß das Schulwesen in mehreren Ländern das in Preußen immer noch übertrifft, bez. überholt hat. Das gilt namentlich von allen sächsischen Ländern, von Baden, Braunschweig, Württemberg rc. In Bayern fand man 1879 bei der Einstellung der Rekruten 0,47 Proz., 1883/84 nur noch 0,08 Proz. derselben ohne Schulbildung. Das Volksschulwesen ist meist konfessionell geschieden. In fast allen Teilen des Reichs besteht für die Volksschule noch eine Lokalschulaufsicht, die meist in den Händen der Geistlichen liegt.

Die Grundlage der Volksbildung bildet der Schulzwang, wonach alle Einwohner ihre nicht anderweit gehörig unterrichteten Kinder vom zurückgelegten 5., bez. 6. bis im allgemeinen zum vollendeten 14. Lebensjahr zur öffentlichen Schule schicken müssen. Anfangs- und Endpunkt der Schulpflicht sind in den verschiedenen Staaten, sogar in den Provinzen verschieden; die allgemeine Schulpflicht selbst aber besteht in ganz D. Gegenwärtig schätzt man die Zahl der Volksschulen in D. auf 57,000, welche von ca. 7,100,000 Kindern besucht werden. Für die Ausbildung von Schullehrern bestehen Präparandenanstalten (73) und Schullehrerseminare (183). Einen Übergang von den Volksschulen zu den höhern Schulanstalten bildet die **Mittelschule** unter den verschiedensten Bezeichnungen und Einrichtungen (im preußischen Staat ist für dieselbe 1872 eine einheitliche Grundlage aufgestellt worden), und als Ergänzung der Volksschule erscheint die **Fortbildungsschule**, welche die Volksschulbildung befestigen und in ihrer Anwendung auf das praktische Leben erweitern soll. Bei letzterer findet sich eine Schulpflicht nur unter gewissen Voraussetzungen anerkannt. In den **höhern Lehranstalten** soll die wissenschaftliche Vorbildung erworben werden, die als Unterlage für die spätere Berufs- oder Fachbildung dient. Die **Gymnasien** haben als Mittelpunkt das Studium des klassischen Altertums. Zur Vorbereitung dienen auch Progymnasien mit gleichen Zielen, aber ohne oberste Klasse.

Im Verlauf des Kampfes der seit dem 17. Jahrh. in den Vordergrund tretenden naturwissenschaftlichen Forschung mit der Alleinherrschaft des klassischen Altertums entstanden (1817) **Realschulen**, in denen das mathematisch-naturwissenschaftliche Element gegen das philologisch-historische der Gymnasien überwog. Die **Realschulen erster Ordnung**, die bei gleicher Klassenzahl und Unterrichtsdauer wie die Gymnasien ihren Lehrplan erfüllen, stehen hinter letztern nicht mehr zurück; nur die Richtung der Ausbildung bleibt eine verschiedene. Man unterscheidet noch **Realgymnasien**, d. h. Realschulen erster Ordnung, deren Lehrplan für die drei untern Klassen mit den Gymnasien völlig übereinstimmt; ferner **Oberrealschulen**, die an Stelle des Lateins höhere Ziele in den neuern Sprachen und Naturwissenschaften verfolgen. Zu den Realgymnasien stehen die Realprogymnasien, zu den Oberrealschulen die Realschulen (zweiter Ordnung) in demselben Verhältnis wie die Progymnasien zu den Gymnasien. Während diese Anstalten in Ermangelung der obersten Klasse nur der Vorbereitung dienen, sollen die **höhern Bürgerschulen** eine selbständig in sich abgeschlossene Bildung vermitteln.

Im J. 1884 gab es in D. 878 Lehranstalten, die zur Ausstellung der Qualifikationszeugnisse zum einjährig-freiwilligen Militärdienst berechtigt waren (vgl. die Übersicht derselben, S. 820).

Die **Universitäten** oder **Hochschulen** bestehen in der Regel aus 4 Fakultäten: der theologischen, juristischen, medizinischen und philosophischen. Die theologische Fakultät ist ganz vorherrschend eine evangelische, katholisch nur bei den Universitäten zu München, Würzburg, Freiburg, Münster und dem Lyceum zu Braunsberg; eine evangelisch- und eine katholisch-theologische Fakultät (daher 5 Fakultäten) haben die Universitäten zu Bonn, Breslau und Tübingen; die letztere besitzt eigentlich 7 Fakultäten, indem zu den 5 noch eine staatswissenschaftliche und eine naturwissenschaftliche hinzutreten. Die Universitäten zu München und Würzburg besitzen gleichfalls 5 Fakultäten: dort ist eine staatswirtschaftliche, hier eine staatswissenschaftliche hinzugefügt worden. Die Akademie zu Münster steht im Rang einer Universität gleich, obschon sie nur 2 Fakultäten (eine katholisch-theologische und eine philosophische) hat. Die älteste Universität im Deutschen Reich ist die zu Heidelberg (1386), die jüngste die zu Straßburg (1872). Im ganzen gibt es mit Einschluß der Akademie zu Münster und der katholisch-theologischen Fakultät zu Braunsberg 22 Hochschulen, davon 11 im preußischen Staat: Berlin (1810 gestiftet),

Übersicht der höhern Lehranstalten (mit Berechtigung) in Deutschland.

Provinzen, bez. Staaten	Gymnasien	Progymnasien	Realgymnasien	Oberrealschulen	Realschulen	Realprogymnasien	Höhere Bürgerschulen	Privatlehranstalten	Zusammen	Auf 1 höhere Lehranstalt kommen Einw.
Ostpreußen	15	2	6	—	—	1	2	—	26	74382
Westpreußen	13	4	4	—	—	3	2	1	27	52070
Brandenburg	36	1	16	3	—	9	1	2	68	49841
Pommern	18	3	5	—	—	4	—	—	30	51334
Posen	14	2	4	—	—	—	—	1	21	81114
Schlesien	36	1	9	3	—	3	4	2	58	69102
Sachsen	26	1	6	2	1	6	2	—	44	52543
Schleswig-Holstein	12	—	3	1	2	10	—	1	29	38867
Hannover	21	3	12	—	—	12	2	—	50	42403
Westfalen	21	2	10	—	—	6	3	—	42	48653
Hessen-Nassau	12	—	4	—	9	11	3	—	39	39858
Rheinprovinz	28	15	13	3	5	15	4	1	84	48500
Hohenzollern	1	—	—	—	—	—	1	—	2	53812
Königreich Preußen	253	34	92	12	17	80	24	8	520	52460
" Bayern	33	—	4	—	—	—	33	1	71	74430
" Sachsen	16	—	11	—	20	—	—	4	51	58290
" Württemberg	14	5	2	3	10	4	—	2	40	49280
Großherzogtum Baden	12	4	2	—	1	-	10	1	30	52340
" Hessen	7	1	4	—	12	—	1	1	26	36010
Beide Mecklenburg	10	—	6	—	2	2	3	—	23	29450
Thüringen	15	—	6	—	2	6	3	1	33	35450
Oldenburg	5	—	—	—	3	1	—	—	9	37490
Braunschweig	5	—	1	—	1	1	—	2	10	34930
Anhalt	4	—	2	—	—	2	—	1	9	25840
Waldeck, beide Lippe	4	—	—	—	.	3	—	—	7	30800
Drei Hansestädte	4	—	5	—	2	—	2	10	23	29300
Elsaß-Lothringen	12	2	4	1	3	4	—	—	26	60200
Deutsches Reich:	394	46	139	16	73	103	76	31	878	51520

Bonn (1818), Braunsberg (Lyceum), Breslau (1702, 1811 vereinigt aus der zu Frankfurt a. O. und der Leopoldina zu Breslau), Göttingen (1737), Greifswald (1456), Halle (1817 vereinigt aus denen zu Halle und Wittenberg), Kiel (1665), Königsberg i. Pr. (1544), Marburg (1527) und Münster (Akademie, 1786); 3 in Bayern: Erlangen (1743), München (1472 in Ingolstadt gestiftet, 1802 nach Landshut, 1826 nach München verlegt) und Würzburg (1402); 1 im Königreich Sachsen: Leipzig (1409); 1 in Württemberg: Tübingen (1477); 2 in Baden: Freiburg (1457) und Heidelberg (1386); 1 in Elsaß-Lothringen: Straßburg (1872); 1 in Hessen: Gießen (1607); 1 in Thüringen: Jena (1557); 1 in Mecklenburg: Rostock (1419). Die Zahl der Lehrenden und Studierenden auf allen Universitäten belief sich im Wintersemester 1884/85 auf 2073 Lehrer (davon 976 ordentliche Professoren) und 27,637 Zuhörer. Weiteres s. Universitäten. Der Ausbildung in den Bauwissenschaften dienen 9 **technische Hochschulen**: die technische Hochschule in Berlin, die polytechnischen Schulen zu Aachen, Darmstadt, Dresden, Hannover, Karlsruhe, München, Stuttgart und Braunschweig (Collegium Carolinum). Groß ist die Zahl der **Fachschulen**. So gibt es für die **Baukunst** mehrere Baugewerk-, Kunst- und Bauhandwerk-, Kunst- und Baugewerk-, Bauschulen 2c.; für das **Bergwesen** Bergakademien in Berlin, Freiberg und Klausthal und 14 Bergschulen (davon 10 in Preußen); für das **Forstwesen** die Forstakademien in Eberswalde, Münden, München, Tharandt, Hohenheim bei Stuttgart, ferner einige Forstlehranstalten und eine Zentralforstschule zu Aschaffenburg; für die **Handelswissenschaften** mehrere höhere Handelsschulen, Handelsakademien, Handelslehranstalten, Handelsschulen, eine Buchhändlerlehranstalt in Leipzig 2c.; für die **Kriegswissenschaften** Kriegsakademien in Berlin und München, ferner Kadettenhäuser, Kriegs- und Unteroffizierschulen, eine Marineschule in Kiel; für die **Landwirtschaft** verschiedene landwirtschaftliche Akademien und Lehranstalten zu Jena, Hohenheim, Poppelsdorf, Berlin, Halle, Weihenstephan in Bayern, Göttingen u. a., teils für sich allein bestehend, teils in Verbindung mit den Universitäten, sodann eine Gärtnerlehranstalt zu Sanssouci, Ackerbauschulen und sehr zahlreiche landwirtschaftliche Fortbildungsschulen; für die **Musik** zahlreiche Konservatorien (Leipzig, Stuttgart, Dresden, Köln, Berlin, München u. a.), Musikschulen 2c.; für das **Seewesen** eine Marineakademie in Kiel, zahlreiche Navigations- und Schiffahrtsschulen 2c. Endlich sind noch vorhanden mehrere Tierarzneischulen (Berlin, Hannover, München, Dresden, Stuttgart), pharmazeutische Lehranstalten, Hebammenschulen, Turnlehrerbildungsanstalten, Industrie- und Gewerbeschulen, einige Web- und höhere Webschulen (Elberfeld, Mülheim a. Rh., Krefeld), Taubstummen-, Blindenanstalten 2c. Als Bildungsanstalten sind auch anzusehen die zahlreichen gelehrten Gesellschaften und Vereine, die Bibliotheken, Museen, die botanischen und zoologischen Gärten, die Presse 2c.

VI. Landwirtschaft. Waldkultur.

Ackerbau.

D. ist vorwaltend ein Land des **Ackerbaues** und der **Viehzucht**. Über die Hälfte von Deutschlands Boden nehmen trotz seiner ausgedehnten Gebirgs- und Bergländer bebautes Land und Wiesen ein, nämlich 26,177,350,6, bez. 5,903,501,1 Hektar, d. h. 48,5, bez. 10,9 Proz. der Gesamtfläche. Nur das Hochgebirgsland Süddeutschlands und die Bergländer erzeugen nicht ihren eignen Bedarf. Selbst in den Bergländern des mittlern D. sind es nur die höchsten Rücken des Schwarzwaldes, des Böhmerwaldes und der Sudeten sowie die höchsten Gipfelhöhen der übrigen Gebirge, wo weder die Kartoffel noch Sommergetreide, Hafer und Sommerroggen, gedeihen. Die größten Ackerländereien findet man in den preußischen Provinzen Posen (61,3 Proz. der Gesamtfläche)

und Sachsen (60,2 Proz.), ferner in Anhalt (60,8 Proz.), in Schwarzburg-Sondershausen (57,6 Proz.), Provinz Schleswig-Holstein (57,6 Proz.), Lübeck (56,9 Proz.), Sachsen-Altenburg (56,4 Proz.), Mecklenburg-Schwerin (56,2 Proz.). Ausgedehnt ist der Anbau des Weizens, im S. und am Rhein auch der des Dinkels. Sie bilden mit Gerste und im NO. auch mit dem mehr hier und im bergigen Innern als im S. gebauten Roggen Hauptgegenstände der Ausfuhr; untergeordneter ist die Ausfuhr, nicht die Erzeugung, des insbesondere in den Berggegenden gebauten Hafers und der Hülsenfrüchte, von letztern am bedeutendsten in den Provinzen Posen und Brandenburg und den Marschländern des Nordwestens. Im J. 1884 belief sich in D. die gesamte Erntemenge von Weizen auf 2,478,883 Ton. (zu 1000 kg), Roggen auf 5,450,992 T., Gerste auf 2,229,598 T., Hafer auf 4,236,665 T., Spelz und Emer auf 480,577 T., Buchweizen auf 138,370 T. Danzig versendet ins Ausland jährlich fast 200 Mill. T. Weizen und über 40 Mill. T. Roggen, Stettin 3 Mill. T. Weizen und 30 Mill. T. Gerste; Weizen und Gerste gehen vornehmlich nach England, Roggen zumeist nach Norwegen. Dessenungeachtet gehört D. zu den Ländern, die durchschnittlich noch eines erheblichen Zuschusses an Getreide bedürfen, namentlich an Roggen und Gerste. So stellten sich für das deutsche Zollgebiet 1884 Ein- und Ausfuhr von Getreide (im freien Verkehr) wie folgt:

	Einfuhr	Ausfuhr
Weizen	752901 Ton.	36193 Ton.
Roggen	961399 "	6286 "
Gerste	439879 "	37265 "
Mehl	46275 "	131639 "
Hafer	366413 "	18527 "
Mais	191991 "	415 "

Zahlreiche große Kunstmühlen setzen ihr Produkt zum Teil auch ins Ausland (England und Holland) ab. Die süddeutschen Gebirge besitzen nicht allein die größten Strecken vollkommen unproduktiven Landes (Oberbayern nur 31,6 Proz. Ackerland), sondern die Üppigkeit des Graswuchses schließt auch im Gebirge teils den Ackerbau aus, teils nötigt sie zu jener merkwürdigen Wechselwirtschaft von Wiese und Feld, die man Eggartenwirtschaft nennt. Sonst ist gegenwärtig die Lehre von der Fruchtfolge die Grundlage des Ackerbaues, auf welcher die Fruchtwechselwirtschaft basiert, der die sogen., schon durch Karl d. Gr. eingeführte und noch oft angewendete Dreifelderwirtschaft nahekommt, während in nicht dicht bevölkerten Gegenden, z. B. in Schleswig-Holstein und Mecklenburg, noch die Koppel- oder Graswirtschaft weit verbreitet ist. Im übrigen ist neuerdings die Landwirtschaft in D. eine intensivere geworden. Dem industriereichen Siegener Land sind die Hauberge eigen, Eichenschälwaldungen, die nach dem Abtreiben des Niederwaldes als Feld benutzt werden, bis der Stockausschlag wieder Herr wird. Der arme Moorbauer des nordwestlichen D. verschafft durch Brennen des Moorbodens seiner Frucht die nötige Düngung, verpestet aber freilich zur Zeit dieses Moorbrennens die Atmosphäre Deutschlands durch den Moordampf oder Herauch. Hier im N. auf dem gebrannten Moor wie auf der sandigen Geest gedeiht vornehmlich noch der Buchweizen. In dem Rhein- und Neckarland reift auch der Mais. An den Bau der Kartoffel, deren jährlicher Ertrag in D. sich durchschnittlich auf fast 21 Mill. Ton. (1884: 24,0 Mill. T.) beläuft, schließt sich die für Preußen insbesondere so wichtige Brennerei und Spiritusgewinnung, vorzugsweise als Nebenbeschäftigung der Landwirtschaft, an. Die Zahl sämtlicher Brennereien in D. (ohne Bayern, Württemberg und Baden) beläuft sich auf 40,200, ihre Produktion (1883—84) auf 3,6 Mill. hl und die Steuereinnahme für Spiritus jährlich auf fast 50 Mill. Mk.

Ausgedehnt ist in vielen fruchtbaren Gegenden Deutschlands der Anbau von Handelsgewächsen. Obenan steht der Flachs, den nicht allein die Gebirgsgegenden des Südens und das Bergland Mitteldeutschlands, sondern auch die norddeutsche Niederung liefert, wie die Gegend von Ülzen in Hannover und das Ermeland in Preußen, überall die Basis einer einst über ganz D., vornehmlich seine ärmern Bergländer, ausgedehnten urwüchsigen Industrie, der Leinwandweberei (s. unten). Von einiger Ausdehnung ist der Bau des Hanfes nur in Baden und Rheinbayern. Der Anbau des Flachses sowohl als des Hanfes in D. hat neuerdings erheblich nachgelassen, indem die Anbaufläche des erstern von 133,890 Hektar im J. 1878 auf 108,297 Hektar im J. 1883, also um 19,1 Proz., und die Anbaufläche des Hanfes in derselben Zeit von 21,181 Hektar auf 15,255 Hektar, also um 28 Proz., zurückgegangen ist. Um des Öls willen werden vor allem Raps und Rübsen, untergeordnet Leindotter, nur an sehr wenigen Orten, wie um Erfurt, Mohn gebaut. Jedoch ist der Anbau der Ölpflanzen durch den allgemein eingeführten Gebrauch von Petroleum und der mineralischen Schmieröle erheblich eingeschränkt worden. Mit Raps und Rübsen (Winter und Sommer) waren in D. im J. 1878: 179,054,6 Hektar, im J. 1883 dagegen nur 133,470,8 Hektar angebaut. Die Anbaufläche des Leindotters ist in derselben Zeit von 2088,4 Hektar auf 2487,9 Hektar gestiegen, diejenige des Mohns von 6333,9 Hektar auf 5756,7 Hektar gesunken. Nächst den Küstenländern liefern im Innern Sachsen, Thüringen und andre Gegenden bedeutende Quantitäten Ölfrüchte. Nicht unbeträchtlich ist auch die Erzeugung von Kleesamen, und namentlich versendet Breslau große Mengen desselben nach England. Die Einfuhr in das deutsche Zollgebiet ergab 1884: 936,570 Doppelzentner Raps und Rübsaat und 609,925 Doppelzentner Leinsaat; die Ausfuhr 127,338 Doppelzentner Raps ꝛc. und 207,068 Doppelzentner Leinsaat. Von Petroleum wurden in das Zollgebiet 1884: 4,625,447 Doppelzentner eingeführt und 3131 Doppelzentner aus demselben ausgeführt. Der Bau der Farbepflanzen beschränkt sich auf verhältnismäßig wenig Distrikte, der des Krapps auf die Rheinebene, Schlesien und Württemberg; noch beschränkter ist der des einheimischen Waids (in Thüringen, bei Ingolstadt) und des Saflors (Thüringen und Franken). Gering ist auch der Anbau der Kardendisteln in Schlesien, Sachsen, Mittelfranken, am Unterrhein. Von großer Wichtigkeit für viele Gegenden Deutschlands mit fruchtbarem Sandboden ist der Tabak. Den besten und meisten baut man in der Rheinpfalz, im Elsaß, im Neckarthal, bessere Sorten auch noch in Mittelfranken, insbesondere um Nürnberg und Erlangen. Geringere Sorten liefern der Werragrund. und der Norden, wo in Pommern und der Ukermark noch ausgedehnter Tabaksbau stattfindet. Jedoch nimmt derselbe im allgemeinen ab. Im Erntejahr 1884 bis 1885 waren dem Tabaksbau in D. 21,091 Hektar gewidmet; davon kamen 4428 (1843 noch 10,000) auf Preußen, 7633 auf Baden, 2432 auf Elsaß-Lothringen, 4889 auf Bayern (meist auf die Pfalz, nächstdem auf Mittelfranken), 1073 auf Hessen ꝛc. Pfälzertabake werden als Deckblätter selbst nach Amerika ausgeführt, alle übrigen Tabake aber im Land selbst in Tabaks- und Zi-

garrenfabriken verarbeitet, die jedoch auch viele amerikanische Tabake verwenden. Die Industrie in Tabak und Zigarren beschäftigt in 10,500 Anstalten mindestens 100,000 Arbeiter. Der Hauptsitz derselben ist Bremen nebst den angrenzenden hannöverschen Ortschaften; aber auch über das übrige D. sind zahlreiche Fabriken verbreitet, so in Brandenburg (Berlin, Schwedt), Westfalen (Vlotho, Minden), Hessen-Nassau, im Großherzogtum Hessen, in der Rheinpfalz, in Baden, Elsaß-Lothringen ꝛc. Höher noch als der Tabaksbau hat der Zuckerrübenbau für die Runkelrübenzuckerfabriken den Ertrag des Bodens gesteigert. Derselbe hat seinen Mittelpunkt in der fruchtbaren Landschaft zwischen Magdeburg, Braunschweig und Merseburg, also in der Provinz Sachsen (woselbst Magdeburg der Hauptzuckermarkt für D. ist), in Anhalt und Braunschweig, nächstdem in Schlesien zwischen Breslau und Schweidnitz und in Brandenburg im Oderbruch. Die Zahl der Zuckerfabriken in D. belief sich 1836 auf 122, 1874 auf 336, 1884 auf 408 und 1885—86 auf 398, nämlich 312 im preußischen Staate (davon 129 in der Provinz Sachsen, 57 in der Provinz Schlesien, 44 in der Provinz Hannover, 19 in Westpreußen, 16 in Posen, 15 in der Provinz Brandenburg ꝛc.), 32 in Braunschweig, 27 in Anhalt, 5 in Württemberg, 5 in Mecklenburg ꝛc. Der jährliche Gewinn an Rohzucker stieg von 1836 bis 1884 von 14,081 auf 9,401,093 Doppelzentner. 1836 gebrauchte man 9 Doppelzentner Rüben zur Produktion eines Zentners (50 kg) Rohzucker, jetzt nur noch 5. Selbstgebaute Rüben wurden in der Kampagne 1883/84 seitens der Zuckerfabriken auf 140,843 Hektar geerntet; der Steuerbetrag aus der Zuckerfabrikation belief sich in demselben Kampagnejahr auf 142,7 Mill. Mk. Runkelrübensame wird in großartiger Weise bei Aschersleben gebaut. Auch ein Kaffeesurrogat erzeugt hier und da D. in der Zichorie, so Preußisch-Sachsen, Braunschweig, das Neckarthal, der Breisgau. Bei Halle wird auch der Kümmel auf dem Feld gebaut.

Garten-, Wein-, Hopfenbau.

Ulm, Nürnberg, Bamberg, Schweinfurt, Erfurt, Quedlinburg, Darmstadt, Straßburg im Elsaß, Guben in der Lausitz, Bardewiek bei Hamburg sind durch Gemüsebau, mehrere derselben besonders durch Spargelzucht und Zucht von Sämereien berühmte Orte. In Nürnberg und Bamberg werden dabei viele Arzneipflanzen, in den Krautländereien des letztern auch Süßholz gebaut. Keine Gegend übertrifft aber das innere Thüringen, mit Erfurt im Mittelpunkt, in dem Handel mit Gemüse, Blumensämereien und lebendigen, blühenden Gewächsen. Berlin zeichnet sich gegenwärtig in der Blumenzucht aus und macht mit seinen Hyazinthen selbst Holland Konkurrenz. Obstbau ist durch einen großen Teil Deutschlands verbreitet: die Bergränder der Oberrheinischen Tiefebene, die Bergstraße, der Südfuß des Taunus, die Wetterau, Württemberg, insbesondere der Fuß der Alb, Franken, Thüringen, das Werrathal bei Witzenhausen, das Elbthal von Meißen bis Böhmen hinein, die warmen Sandhügel der Lausitz, die Küstenländer, selbst Pommern (Stettin), liefern treffliches Obst, frisch und getrocknet, zur Ausfuhr; in Württemberg und um Frankfurt a. M. ist der Obstwein (Cider) ein weitverbreitetes Getränk und Gegenstand der Ausfuhr. In der Umgegend von Stuttgart kommen fast 2000 Obstbäume auf 1 qkm. Aus den Vierlanden bei Hamburg werden Erdbeeren in großer Menge nach London geschickt. Heidelbeeren aus den Gebirgen, aber auch aus den Waldungen des Norddeutschen Tieflandes (Mecklenburg, Lüneburger Heide), Preißelbeeren aus dem Harz, Schwarzwald ꝛc. sind ebenfalls vielfach geschätzte Früchte.

[**Weinbau.**] Für viele Gegenden Deutschlands ist der Weinbau, dessen Kultur nur noch in Ländern mit mindestens 9° C. jährlicher Durchschnittswärme eine lohnende ist, ein wichtiger Erwerbszweig. Das Hauptgebiet des Weinbaues liegt in den südwestlichen Ländern und steht mit den Weingegenden der Schweiz und Frankreichs in Verbindung. Hier ist die Oberrheinische Tiefebene in ihrer ganzen Ausdehnung von Basel bis Mainz in günstigen Lagen, d. h. in der Hügelregion längs des Fußes der Gebirge, ein Rebenland, und aus ihr zieht der Weinstock in die Seitenthäler hinein bis zur Höhe von 400 m, von Basel rheinaufwärts bis zum Bodensee. Aus dem nördlichen Teil der Tiefebene geht der Weinstock die Thäler des Neckar und Main hinauf. Am Neckar trifft man die obere Grenze des Weinbaues oberhalb Rottenburg; am Main wird derselbe in großer Ausdehnung bis oberhalb Schweinfurt, in geringer noch bis Lichtenfels betrieben. Alle Thäler an den Zuflüssen dieser beiden Nebenflüsse des Rheins haben bis zur Höhe von 400 m ebenfalls Weinlagen; in einigen derselben, wie an der Enz, Tauber ꝛc., sind dieselben ausgedehnt und vorzüglich. Ganz am untern Ende der Tiefebene, im sogen. Rheingau, findet man die besten Weinlagen Deutschlands am Südabhang des Taunus- und Rheingaugebirges (Rüdesheim, Johannisberg, Geisenheim, Rauenthal ꝛc.); von dort zieht sich eine reiche Weingegend längs der Nahe über Kreuznach bis ins Birkenfeldische, eine andre längs des Rheins im Schiefergebirge bis Roisdorf und Siegburg hinunter; die letztere bildet wieder den Ausgang für den Weinbau in den Seitenthälern des Rheinthals: im Ahrthal bis Hönningen, im Moselthal bis über die Reichsgrenze hinaus ꝛc. Ein andres Gebiet des Weinbaues in D., wohl so groß wie jenes, aber wegen der geringern Jahreswärme mit dem erstern gar nicht vergleichbar, liegt in Mitteldeutschland vom Thüringer Wald bis über die Oder hinweg; es wird von der Saale, Elbe und Oder durchströmt. An der Saale wird Weinbau von Jena bis in die Gegend von Halle (am meisten an der Mündung der Unstrut bei Naumburg) betrieben; an der Elbe dehnt das Weingebiet sich von Dresden bis Wittenberg aus; in der Odergegend zeichnet sich Grünberg aus. Noch weiter nördlich gibt es Weinberge an der Havel (Werder), die aber nur Tafeltrauben liefern. Vereinzelt findet man noch Weinbau im Werrathal (Witzenhausen) und an der Donau (Regensburg), hier die äußersten Ausläufer der österreichisch-ungarischen Weinregion bildend. Die Fläche, auf welcher Weinbau betrieben wird, belief sich im ganzen Reich 1884 auf 119,973,6 Hektar und die Produktion an Wein im Durchschnitt 1878–83 auf 16,3 (1884: 24,8) hl vom Hektar, im ganzen 1884 auf 2,973,916 hl. Davon entfielen auf den preußischen Staat 17,040 Hektar und 399,546 hl, auf Bayern 22,331 Hektar und 384,101 hl, Württemberg 18,546 Hektar und 524,024 hl, Baden 19,885 Hektar und 309,141 hl, Elsaß-Lothringen 30,625 Hektar und 886,700 hl, Hessen 10,346 Hektar und 459,604 hl und auf die übrigen Staaten 1200 Hektar und 11,000 hl. In verschiedenen Gegenden hat sich die Fabrikation moussierender Weine eingebürgert, namentlich bei Koblenz und Mainz. In das deutsche Zollgebiet wurden 1884: 537,368 Doppelzentner Wein und Most in Fässern, 38,439 Doppelzentner Schaumwein in Flaschen und 8462 Doppelzentner sonstiger Weine in Flaschen eingeführt, dagegen 106,784 Doppelzentner Wein und Most in Fässern, 13,812

Doppelzentner Schaumwein in Flaschen und 50,287 Doppelzentner sonstiger Weine in Flaschen ausgeführt.

[**Hopfenbau und Bierbrauerei.**] Hopfen wird in vielen Gegenden Deutschlands gebaut, nirgends aber besser und mehr als in Bayern; 1884 nahm er 46,689 Hektar (davon 26,815 in Bayern) ein. Das Produkt der Gegend von Spalt und Hersbruck in Mittelfranken wird nicht allein über D., sondern auch ins ferne Ausland versandt. In der Provinz Posen hat die Hopfenkultur ihren Mittelpunkt bei Neutomischel, in Elsaß-Lothringen bei Hagenau und Bischweiler; hier und ebenso in Baden und Württemberg nimmt dieselbe zu. Das Hauptland der Bierproduktion, sowohl in Rücksicht auf die Menge als auf die Qualität des Erzeugnisses, ist Bayern; daselbst produzierten (nur im Gebiet diesseit des Rheins) 1882: 5482 Bierbrauereien (die größten in München, Regensburg, Nürnberg, Augsburg, Kulmbach) nahe an 12,5 Mill. hl Bier. Es spielt daher der Malzaufschlag in diesem Land in den Staatseinnahmen eine ähnliche Rolle wie die Branntweinsteuer in Preußen. Obgleich die bayrische Bierbrauerei gegenwärtig über ganz D. verbreitet ist, führt dieses Land selbst doch noch das meiste Bier aus. Im ganzen Reichssteuergebiet waren im J. 1884/85: 11,537 Brauereien vorhanden, welche über 24,6 Mill. hl Bier erzeugten und eine Steuer von über 19,5 Mill. Mk. entrichteten (s. Bier); die gesamte Einfuhr von Bier ins deutsche Zollgebiet betrug 1884: 136,451 Doppelzentner, die Ausfuhr dagegen 1,433,267 Doppelzentner, letztere war seit 1880 um nicht weniger als 367,659 Doppelzentner gestiegen.

Viehzucht.

Im innigsten Verband mit dem Landbau steht die Viehzucht. Der Wiesenreichtum der deutschen Berg- und Thallandschaften, der Wiesen- und Weidereichtum seiner Hochgebirge, die fetten Wiesgründe seiner Marschen im N., fleißiger Anbau von Klee, Luzerne und andern Futterkräutern machen D. zu einem Land ausgedehntester Zucht des Rindviehs. Für Ostfriesland, die Marschländer an der Nordsee, Mecklenburg, Pommern, das Frankenland, insbesondere Unter- und Mittelfranken, für das jenseit des Rheins gelegene Glanthal, für die Alpenreviere, vor allen den Algäu, aber auch für Württemberg, die Berglandschaften Thüringens und Hessens ist Rindviehzucht ein Haupterwerb. Von hier aus wird nicht allein das Binnenland, sondern werden auch Großbritannien und Frankreich mit Schlachtvieh versehen, ersteres vor allem über Hamburg und Tönning. Aus den Nordseeländern und Mecklenburg geht Butter nicht allein nach England, sondern auch nach überseeischen Ländern, namentlich Südamerika, aus dem Algäu Schweizerkäse ins Binnen- und Ausland. Am preußischen Niederrhein deckt die Viehzucht des Landes nicht den Bedarf der dichten Fabrikbevölkerung. Von den 15,785,322 Stück Rindvieh Deutschlands mit einem Verkaufswert von 3074 Mill. Mk. kommen auf Preußen nach der Viehzählung von 1883: 8,737,199, Bayern 3,037,098, Königreich Sachsen 651,329, Württemberg 904,139, Baden 593,526, Elsaß-Lothringen 428,650, Hessen 289,105, Oldenburg 211,147 ꝛc. Die Ziege ist überall, vor allem in Berggegenden, das Milchvieh des Armen. Auch die Schweinezucht ist überall zu Hause, aber in Westfalen und Pommern berühmt. Ziegen gab es 1883 in D. 2,639,994, Schweine 9,205,791. Pommern und Mecklenburg liefern die besten Gänse. Die Pferdezucht Deutschlands ist ebenfalls ein wichtiger Gegenstand der deutschen Landwirtschaft: Ostpreußen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Lippe im N., Elsaß-Lothringen, Württemberg und Bayern im S. züchten nicht bloß ihren Bedarf, die östlichen und nördlichen Gestüte liefern sogar den Heeren Frankreichs und Italiens Remontepferde; auch die Ausfuhr von Wagen- und Luxuspferden ist nicht gering. Von den (1883) 3,522,316 Pferden in D. besitzt Preußen 2,417,138, Bayern 356,316, Königreich Sachsen 126,886, Württemberg 96,885, Mecklenburg-Schwerin 88,146, Baden 66,607, Hessen 47,546, Oldenburg 35,977, Elsaß-Lothringen 138,725. Unter den Gestüten erfreut sich besonders das zu Trakehnen in Ostpreußen eines europäischen Rufs. In D. kommen auf 1 qkm 6,5 Pferde, 29,2 Stück Rindvieh, 17 Schweine und 4,9 Ziegen; auf 100 Einw. entfallen 7,7 Pferde, 34,5 Stück Rindvieh, 20,1 Schweine und 5,8 Ziegen.

Die Schafzucht ist vorzüglich in den Gebieten des großen Grundbesitzes bedeutend; sie leidet aber gegenwärtig durch die starke Einfuhr von Wolle aus überseeischen Ländern und nimmt infolgedessen immer mehr ab. Von Sachsen aus hat sich zuerst außerhalb Spaniens die Zucht der edlen Merino- (Eskorial-) Rassen in D. Eingang verschafft; später verbreiteten sich die ebenfalls spanischen Negretti vornehmlich von Böhmen aus. Aber erst durch die Kreuzung dieser Rassen, die nach 1820 in Schlesien zu Kuchelna bei Ratibor zu stande kam und die Eskorial-Negrettirasse hervorbrachte, ward die Einführung der edlen Schafe allgemein. Von den 19,185,362 Schafen, welche man 1883 in ganz D. zählte, kommen auf Preußen 14,747,975, Bayern 1,178,270, Königreich Sachsen 149,037, Württemberg 550,104, Baden 131,461, Hessen 101,663, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz 939,097, bez. 188,078, Sachsen-Weimar 145,442, Oldenburg 160,937, Braunschweig 243,935, Anhalt 130,610, Elsaß-Lothringen 129,433. Im Anfang der 60er Jahre waren in D. noch ca. 28 Mill. Schafe vorhanden, 1873 war ihre Zahl auf nicht mehr ganz 25 Mill. und 1883 auf nur wenig über 19 Mill. gesunken. Zu Anfang der 60er Jahre kamen in D. auf 1 qkm noch 52 und auf 100 Einw. 73 Schafe, 1883 dagegen auf 1 qkm nur noch 35,5 und auf 100 Einw. nur 42 Schafe. Die Einfuhr von Schafwolle ist von 687,555 Doppelzentner (1880) auf 1,056,661 Doppelzentner (1884) gestiegen. Die wichtigsten Verkaufsplätze der ausländischen Wolle sind: Hamburg, Bremen und Berlin; im übrigen konzentriert sich der Verkauf der deutschen Wollen auf den alljährlichen Wollmärkten, von denen diejenigen zu Breslau und Berlin die wichtigsten sind; auf beiden werden alljährlich noch gegen 50,000 Doppelzentner Wolle umgesetzt. Die Zahl der Maultiere, Maulesel und Esel in D. ist unbedeutend, sie belief sich 1883 auf 9795, davon 7038 in Preußen, 1511 in Elsaß-Lothringen, 287 in Hessen, 235 in Bayern ꝛc. Die Ein- und Ausfuhr von Vieh im freien Verkehr des deutschen Zollgebiets betrug 1872 und 1884:

	Einfuhr (Stück):		Ausfuhr (Stück):	
	1872	1884	1872	1884
Pferde, Esel . .	59 463	74 666	26 713	19 077
Rindvieh . . .	224 722	110 602	248 784	235 889
Schafe, Ziegen .	264 751	77 801	1 243 565	1 362 611
Schweine . . .	988 701	894 152	227 496	524 449

Von nur geringer Bedeutung ist die Seidenzucht in D., die wichtigen Seidenwebereien der preußischen Rheinlande müssen daher ihren Bedarf an Rohseide aus dem Ausland einführen. Der Import von Rohseide in das deutsche Zollgebiet betrug 1880: 29,038 Doppelzentner und ist 1884 auf 37,763 Doppelzentner gestiegen, während davon im erstern Jahr 8832 Doppel-

entner, 1881: 10,423 Doppelzentner wieder ausgeführt wurden. Die Bienenzucht ist für viele Gegenden von nicht geringer Wichtigkeit, Hannover mit seinen Heiden besitzt allein 172,000 Bienenstöcke. Im ganzen hatten die Bienenstöcke in D. 1883 einen Bestand von 1,911,748, darunter 368,174 mit beweglichen Waben; gegen 1873 hat die Gesamtzahl um 421,736 abgenommen, diejenige der beweglichen Waben aber um 74,351 zugenommen, so daß die Bienenzucht in D. im ganzen einen Rückschritt, die Technik derselben aber einen Fortschritt gemacht hat. Die Bienenzucht wird am stärksten in Norddeutschland gepflegt; in Lüneburg kommen mehr als 15 Stöcke auf 100 Einw., während in einigen sächsischen und rheinischen Bezirken nur 1–2, im Kreis Mannheim nur 0,9 Bienenstöcke auf 100 Einw. entfallen. Aus Schlesien gingen bekanntlich Dzierzons Verbesserungen in der Bienenzucht hervor.

[**Fischerei.**] Auch die Fischerei, einst für die nördlichen Küsten und Flüsse wichtiger noch als gegenwärtig, hat neuerdings dank den Bemühungen des Deutschen Fischereivereins wieder an Ausdehnung zugenommen. Trotzdem bleibt die Beteiligung Deutschlands an der Hochseefischerei in der Nordsee sehr gering und ist auf Emden (Heringe), Norderney (Schellfische) und einzelne Orte an der Unterelbe (Blankenese) beschränkt. Umfangreicher ist der Fischfang (besonders auf Dorsche) an der Ostseeküste, wo Eckernförde und Travemünde die bedeutendsten Fischereiplätze sind. Austernfang wird bei den Inseln Sylt, Föhr und Amrum betrieben und bringt eine jährliche Ausbeute von 3–5000 Ton. München, dessen Fischmarkt im ganzen Binnenland der reichste und interessanteste ist, hat auch eine bedeutende Anstalt für die jetzt überall im deutschen Bergland Eingang findende künstliche Fischzucht; eine andre von gleichem Ruf befindet sich bei Hüningen im Oberelsaß. Vor allem erscheint die Zucht der Forellen überall sehr lohnend. Die Einfuhr von frischen Fischen und Flußkrebsen betrug 1884: 139,139, die Ausfuhr 53,928 Doppelzentner.

Waldkultur.

D. besitzt prachtvolle Laub- und Nadelwälder, die nicht bloß den regen Natursinn des deutschen Volkes gefördert haben, sondern auch eine wesentliche Quelle seines Nationalwohlstandes geworden sind. Der eigentliche Waldboden findet sich in den Binnenländern, wo Gebirge und Berglandschaften für den Ackerbau oft nur wenig oder gar nicht geeignet sind, in viel größerm Umfang als in den Küstengegenden. Die Waldungen beanspruchen in Schleswig-Holstein nur 6,3, in Hannover 16, Pommern 19,8, Posen 20,2, dagegen in Brandenburg 32,5, Hessen-Nassau 40, im preußischen Staat überhaupt 23,4 Proz., ferner in Bayern 33, Sachsen 27,4, Württemberg 30,8, Baden 37, Hessen 31,3, Oldenburg 9,2, in ganz D. 25,8 Proz. von der Gesamtfläche, d. h. für das ganze Reich 13,900,000 Hektar; 4,800,000 Hektar sind mit Laubwald bestanden. Die Kiefer hat ihre Hauptheimat in dem Tiefland östlich von der Elbe, wo aber auch die Buche auf fruchtbarem Boden sich erhalten hat; auf dem Sandboden des bayrischen Franken, in der Rheinebene, in der süddeutschen Hochebene, soweit Kiesboden, herrscht gleichfalls die Kiefer. Die Buche dagegen ist der herrschende Waldbaum der Höhen des deutschen Berglandes, aber auch des Unterharzes und der Küstenländer der Ostsee, während die Eiche, zwar überall auch einzeln zwischen der Buche verbreitet, ihre Hauptheimat auf dem kieseligen Boden der niederrheinischen Gebirge, in Westfalen, am Solling, Spessart, Odenwald und in Oberschlesien hat; mächtige Eichen beherbergen auch die gemischten Waldungen der süddeutschen Hochebene und das Norddeutsche Tiefland. Während der Spessart die herrlichsten »Holländer« für den Schiffbau liefert, ist der Wald auf dem Orber Reisig (Hessen-Nassau) und auf vielen rheinländischen Gebirgen Niederwald und als solcher wichtig für die Lohgerbereien durch die Eichenlohe, die er als Schälwald liefert. Von größter Wichtigkeit für D. sind aber seine herrlichen Bestände von Fichten und Tannen in den Alpen, im Böhmerwald, auf dem Schwarzwald, Wasgenwald, Thüringer Wald und Frankenwald, auf dem Oberharz und Riesengebirge. In den Alpen gesellt sich dazu die Lärche; die den höchsten Alpen angehörige Zirbelkiefer findet sich nur noch in einzelnen Beständen. Der Nadelwald vor allem gibt Tausenden der Waldbewohner durch Holzschlag und den Transport des Holzes Nahrung. 1883 zählte man in der deutschen Forstwirtschaft 91,630 Erwerbsthätige, und insgesamt fanden 427,000 Personen in diesem Beruf ganz oder teilweise ihren Lebensunterhalt. Zahlreiche Schneidemühlen beleben die einsamsten Waldgründe. Ansehnliche Dampfschneidemühlen gibt es besonders am Finowkanal und an der Alten Oder in Brandenburg, woselbst stets von Oderberg bis Liepe für Berlin, Hamburg ꝛc. bestimmte, aus den Ostprovinzen, aus Polen und Galizien kommende Bauhölzer im Wert von 20 Mill. Mk. lagern; andre große Holzplätze, die das Holz zum Export zubereiten, sind Memel und Danzig. Viele Hände finden Beschäftigung in der Verarbeitung des Holzes zu den mannigfachsten Gegenständen, wie zu Weißbüttnerwaren, Kisten und Schachteln, Küchengeräten, zu Holzschuhen, Sieben und Peitschenstielen (Rhön), allerlei Tischlerarbeiten, Spielwaren bis zu den kunstreichsten Schnitzereien, wie sie vornehmlich aus Zirbelholz im bayrischen Ammergau, gegenwärtig aber auch in Sachsen im Erzgebirge und zwar auch aus Bein und Elfenbein verfertigt werden. Hervorzuheben sind die Möbelfabriken von Mainz; die Tischlerwaren von Berlin, München, Stuttgart, Hanau, Nürnberg, Koburg ꝛc.; die Drechslerwaren von Berlin, Hamburg, Danzig (aus Bernstein), Ruhla (Pfeifenköpfe aus Meerschaum), Waltershausen, Frankenhausen (aus Perlmutter), Nürnberg, Fürth, Stuttgart, Geislingen, Freiburg i. Br. ꝛc.; die Spielwaren von Sonneberg, für welche jedoch das Papiermaché immer mehr in Aufnahme kommt, und die einen besonders großen Absatz nach Amerika finden. Im Schwarzwald ist die Fabrikation der ursprünglich hölzernen Schwarzwälder Uhren fortgeschritten zur Fabrikation von Taschen-, Stand- und Spieluhren. Wie Sonneberger Spielwaren, so erzeugt das Sächsische Erzgebirge auch Schwarzwälder Uhren.

VII. Industrie.

Bergbau und verwandte Industrien.

Berg- und Hüttenbau blühen gegenwärtig vor allem in Schlesien, am Niederrhein, in Sachsen, am Harz. Die edlen Metalle, Gold und Silber, sowie daneben Blei und Kupfer treten freilich gegen Steinkohlen, Eisen, Zink erheblich zurück. Die ganze jährliche Ausbeute von Gold in D. beträgt 460 kg; wichtiger ist die Silbergewinnung, die sich auf Sachsen, den Harz, das mansfeldische Kupferschiefergebirge und die Regierungsbezirke Oppeln, Aachen, Wiesbaden und Arnsberg vorzugsweise beschränkt; 1884 wurde sie auf 248,000 kg angegeben, davon entfielen auf Preußen 182,095, Sachsen 60,309 und auf die übrigen deutschen Staaten ca. 5711 kg. Ganz besonders tritt

durch seine Silberproduktion Freiberg i. S. hervor, woselbst der Bergbau schon 1168 begann; die durch ihn ins Leben gerufene und 1765 gestiftete Bergakademie ist gleichsam der Mittelpunkt aller berg- und hüttenmännischen Wissenschaften. An die edlen Metalle schließen sich die besonders in Nürnberg und Fürth betriebenen Gold- und Silberschlägereien an, welche die Welt mit echtem und unechtem Blattgold und Silber versehen, die Fabrikation des echten und unechten (leonischen) Gold- und Silberdrahts und der Tressen (Lyoner Waren), die Silberarbeiten Augsburgs, Berlins, die Gold- und Silberwarenfabriken von Pforzheim, Ellwangen und Hanau, die Bijouteriewarenfabriken von Offenbach. Der Kupferertrag ist gering, am bedeutendsten im Mansfeldischen und im Regierungsbezirk Arnsberg. Die Produktion der Bergwerke beläuft sich jährlich auf etwa 613,000 Ton. Kupfererze, die der Hütten auf fast 18,000 T. Garkupfer, wovon mehr als zwei Drittel auf Mansfeld entfallen; in das deutsche Zollgebiet wurden 1884: 13,818,800 kg Garkupfer ein- und 6,905,500 kg ausgeführt. Bleierze werden vorzüglich in den Regierungsbezirken Aachen (am Bleiberg), Oppeln, Köln, Wiesbaden, auf dem Oberharz (Regierungsbezirk Hildesheim), im Königreich Sachsen bei Freiberg und in Braunschweig, im Durchschnitt jährlich 170,000 T. gewonnen. Die Hüttenproduktion ergab 1884: 94,809 T. Blei und 4920 T. Glätte (87,736 T. Blei allein in Preußen und zur Hälfte wieder im Regierungsbezirk Aachen). Die Einfuhr an Blei und Glätte in das deutsche Zollgebiet betrug 1884: 3464, die Ausfuhr 56,191 T. Wismut kommt aus Sachsen, Antimon aus Thüringen und dem Regierungsbezirk Arnsberg, Kobalt, den nur noch wenige Blaufarbenwerke verarbeiten, aus Sachsen und dem Regierungsbezirk Kassel, Nickel aus Sachsen und den Regierungsbezirken Merseburg und Koblenz, Zinn und Wolfram aus dem sächsischen Erzgebirge (Altenberg). Nürnberg vor allem erzeugt viele Spielwaren aus Zinn und Komposition, Zinnwaren außerdem Lüdenscheid in Westfalen. Der Gewinn von Manganerzen oder Braunstein ist von Bedeutung an der Lahn im Regierungsbezirk Wiesbaden, nächstdem in Thüringen. Quecksilber wird nur in geringer Menge in Westfalen gewonnen, dagegen ist die Ausbeute an Zink von der größten Wichtigkeit (1884: 125,276 T. Rohzink) und zwar an entgegengesetzten Punkten des preußischen Staats, in Oberschlesien um Beuthen und Kattowitz und in den Regierungsbezirken Aachen, Düsseldorf und Arnsberg. Preußen liefert über die Hälfte alles für die Messingbereitung nötigen Zinks, welches in den Handel kommt, und es bildet dies einen wichtigen Exportartikel für England. Im Zinkguß steht Berlin obenan. Ebenso werden hier die Galvanoplastik und Neusilberverarbeitung im großen betrieben; letztere sowie die Messingverarbeitung beschäftigen aber auch im Arnsbergischen und in Nürnberg viele Hände.

Stein- und Braunkohlen &c.

Von höchster Wichtigkeit für die gewerbliche Entwickelung in der Neuzeit sind aber die Steinkohlen geworden. D. besitzt 7 große Ablagerungen von Steinkohlen, von denen 5 auf den preußischen Staat und 2 auf Sachsen kommen. Das größte aller Lager, nicht allein in D., sondern auf dem europäischen Kontinent überhaupt, ist das in Oberschlesien, das auch nach Rußland und Österreich hinüberreicht, in D. aber seine mächtigste Entwickelung in den Kreisen Kattowitz, Beuthen und Zabrze hat. Soweit das Kohlengebirge hier an die Oberfläche tritt, umfaßt es einen Flächenraum von 550—600 qkm (10—11 QM.); mit den in noch erreichbarer Tiefe unter jüngern Gebilden lagernden Kohlenschichten steigt aber der Flächeninhalt auf 1400 qkm (25 QM.). Der Abbau dieses Kohlengebiets hat erst 1784 begonnen, und noch zu Anfang unsers Jahrhunderts betrug die Gesamtförderung an Steinkohlen in Oberschlesien jährlich nur 20,000 Ton., 1822: 200,000, 1884 aber 12,3 Mill. T. Das zweite Steinkohlenlager breitet sich in dem niederschlesischen Steinkohlengebirge, vorzugsweise im Kreis Waldenburg, aus. 1787 betrug die Kohlenausbeute auf diesem Lager 40,000, 1800: 100,000 und 1883 über 3 Mill. T. Das dritte große Steinkohlenlager im preußischen Staat liegt an der Ruhr in Westfalen und der Rheinprovinz, vornehmlich in den Kreisen Dortmund, Bochum, Essen, Duisburg und Hagen; seine Länge von Bramey bei Unna im O. bis Bluyn, woselbst das Steinkohlengebirge auf der linken Rheinseite unter Diluvialschichten erbohrt worden ist, beträgt 82 km, die Größe des an der Oberfläche liegenden Teils 8, die des überhaupt erschlossenen Gebiets 880 qkm (16 QM.). Im westfälischen Anteil belief sich die Ausbeute 1740 auf 30,000, 1800 auf 200,000 und 1883 auf 18,8 Mill. T., im rheinländischen 1827 auf 175,000, 1883 auf 9 Mill. T. Das niederrheinisch-westfälische Steinkohlenbecken (einschließlich der beiden Staatswerke zu Ibbenbüren und Borgloh) wies 1884 einen Absatz von 28,1 Mill. T. auf. Das vierte Steinkohlenlager, bei Aachen am nördlichen Fuß des Hohen Venn, hat mehr eine örtliche Bedeutung und liegt in zwei Becken an der Inde und an der Wurm; die Kohlenausbeute daselbst belief sich 1883 auf über 1,2 Mill. T. Das fünfte Steinkohlenlager, an der Saar zwischen Neunkirchen und Saarbrücken, ist für das südwestliche D. und namentlich für die Eisenindustrie von Elsaß-Lothringen von äußerster Wichtigkeit. Der größte Teil der Kohlenablagerung befindet sich im Regierungsbezirk Trier, kleinere Teile reichen aber auch nach Rheinbayern und in den Bezirk Lothringen hinüber. 1815 betrug die Kohlenausbeute in dem preußischen Anteil 100,000, 1883 aber 6 Mill. T.; dazu kamen 1883 in Lothringen 600,000 und in Rheinbayern 174,000 T. Kleinere Steinkohlenlager finden sich außerdem noch im preußischen Staat in der Provinz Sachsen bei Wettin an der Saale, bei Ibbenbüren in Westfalen und in der Wälderformation der Wesergebirge, besonders in Hannover. Von den beiden Kohlenbecken im Königreich Sachsen liegt das eine bei Pottschappel, unweit Dresden, das andre, wichtigere bei Zwickau und Chemnitz. Sachsen förderte 1845: 450,000, 1883 über 4 Mill. T. Steinkohlen. Kleinere Kohlenbecken gibt es weiter noch in Thüringen und Bayern am Thüringer Wald, in Baden am Schwarzwald, und endlich rechnet man die Kohlen der Tertiärformation am nördlichen Fuß der Alpen in Bayern gleichfalls den Steinkohlen zu. 1884 förderte D. überhaupt 57,233,875 T. Steinkohlen, davon Preußen 51,867,646, Sachsen 4,131,899, Elsaß-Lothringen 594,597, Bayern 530,859, die übrigen Staaten 108,874 T. Eingeführt wurden in das deutsche Zollgebiet 1884: 2,296,770 T., ausgeführt aus demselben 8,816,934 T. Steinkohlen. Eingeführt werden Steinkohlen besonders aus England in die Küstenländer, namentlich in die im O. von der Elbe, ausgeführt über die Landgrenzen nach Rußland, Österreich, den Niederlanden, Frankreich und Belgien.

Die Ablagerungsstätten der Braunkohle sind viel ausgedehnter als die der Steinkohle und zerfallen in eine westliche und eine östliche Gruppe. In der westlichen Gruppe unterscheiden wir das nieder-

rheinische Becken zu beiden Seiten des Rheins am Nordfuß des Gebirges und besonders an dem Landrücken Ville, das Braunkohlenbecken des Westerwaldes innerhalb des Schiefergebirges, vornehmlich bei Westerburg, und das Braunkohlenbecken meist auf oder nahe der Grenze des Schiefergebirges und des rheinischen Gebirgssystems, das sich von Dürkheim in der Pfalz über Gießen und den Habichtswald bis Wallensen am Hils in Hannover in einer Länge von 400 km erstreckt. Die östliche Gruppe dehnt sich von der Thüringer Terrasse wahrscheinlich bis zur samländischen Küste in Ostpreußen aus und ist vorzugsweise in den Provinzen Sachsen und Brandenburg stark entwickelt. Im J. 1884 betrug die Förderung von Braunkohlen in D. 14,879,945 Ton., davon 12,055,697 T. in Preußen, 842,153 T. in Anhalt, 821,973 T. in Sachsen-Altenburg, 688,551 T. im Königreich Sachsen, 351,963 T. in Braunschweig, 67,724 T. in Hessen, 16,180 T. in Bayern, 2c. Eingeführt wurden in das deutsche Zollgebiet (namentlich aus Böhmen) 1884: 3,466,322, ausgeführt aus demselben 59,347 T. Braunkohlen. Weite Strecken der norddeutschen Ebene u. der süddeutschen Hochebene, beschränktere in Mitteldeutschland, wie auf dem Rücken der Rhön, auf dem Hohen Venn u. a. O., sind von **Torfablagerungen** bedeckt. An die Kohlen schließen sich das **Erdöl** und der **Asphalt** an; ersteres quillt im Braunschweigischen und Hannöverschen in Quellen hervor, während zu Limmer bei Hannover Asphaltlager im Weißen Jura abgebaut werden. Mannigfache bituminöse Schiefer der Alpentrias, der württembergischen und badischen Lias, der Wälderformation im Teutoburger Wald werden zur Gewinnung von Mineralöl und Photogen verwendet; am wichtigsten ist aber die erdige Braunkohle in der Provinz Sachsen, insbesondere in der Umgegend von Weißenfels und Aschersleben, für die Erzeugung trefflicher Beleuchtungsstoffe, des Paraffins, Solaröls und Photogens, geworden.

Eisenindustrie 2c.

Ohne den Reichtum an mineralischen Brennstoffen würde die Eisenindustrie Deutschlands der Konkurrenz Englands und Belgiens erlegen sein; so hat sie aber in Oberschlesien und am Niederrhein dadurch einen mächtigen Aufschwung genommen, während sie im übrigen D. teils durch Verwüstung der Wälder, wie in der Eifel, teils durch Steigerung der Holzpreise, wie in Oberbayern und vor allem in dem eisenreichen Thüringen, tief herabgedrückt worden ist. Außer Preußen produziert nur noch Elsaß-Lothringen große Quantitäten. In Sachsen findet man einige ansehnliche Eisenwerke im Bereich der Steinkohlenlager; der Thüringer Wald liefert zwar wenig, aber treffliches Eisen, das an Güte selbst mit dem Siegener wetteifert. Die großartigsten Eisenerzlager finden sich im rheinisch-westfälischen Schiefergebirge und in der Nähe desselben; es sind ihrer vorzüglich drei. Das eine, im untern Devon, erstreckt sich von Varste auf der Grenze der Kreise Olpe und Siegen bis Waldbreitbach an der Wied in einer Länge von 75 km; es umschließt den berühmten Stahlberg bei Müsen und das durch seine Eisenindustrie berühmte Thal des Flusses Ferndorf bei Siegen; aus ihm werden Erze in großer Menge in das Ruhrkohlengebiet mittels der Eisenbahnen geführt. Das zweite große Lager im obern Devon (Krammenzel) zieht sich in einer Länge von 70 km vorzüglich durch den Regierungsbezirk Wiesbaden von Katzenelnbogen über Diez, Limburg und Weilburg und durch den Kreis Wetzlar; aus ihm werden die Erze zum größten Teil ebenfalls nach dem Ruhrkohlengebiet geschafft und zwar teilweise zu Wasser. Das dritte endlich liegt im Braunen Jura westlich von der Mosel in Elsaß-Lothringen; dasselbe erstreckt sich nach Luxemburg hinein und gilt als das größte Eisenerzlager in Europa. Die andern Eisenerzlager, so bedeutend sie auch erscheinen mögen, wie z. B. im innern Becken des Fichtelgebirges, im Erzgebirge, in Oberschlesien 2c., sind neben diesen großen Lagern nur gering. Die Produktion an Eisenerzen ist gegenwärtig in D. auf fast 9 Mill. Ton. (einschließlich Luxemburg) jährlich gestiegen. Der preußische Staat gewann 1884 allein 4,186,075 T., Elsaß-Lothringen 1,909,381 T., Luxemburg 2,451,454 T. Die Produktion an Roheisen ergab 1884 in D. (mit Luxemburg) über $3^1/_2$ Mill. T. und wird gegenwärtig nur noch von England und den Vereinigten Staaten von Amerika übertroffen; 2,618,897 T. kamen davon allein auf Preußen, 410,317 T. auf Elsaß-Lothringen, 65,100 T. auf Bayern, 365,997 T. auf Luxemburg, auf die andern Staaten zusammen noch nicht 150,000 T. Eingeführt wurden in das deutsche Zollgebiet 1884: 264,500 T., ausgeführt aus demselben 230,007 T. Roheisen. In D. (nebst Luxemburg) finden fast 200,000 Arbeiter ihre Nahrung durch den Eisenerzbau, den Eisenhüttenbetrieb und die Gießereien. Die großartigsten Werke für die **Roheisenproduktion** befinden sich in Oberschlesien in dem ehemaligen Kreis Beuthen, im Regierungsbezirk Arnsberg in den Landkreisen Bochum und Dortmund und im Kreise Siegen, im Regierungsbezirk Düsseldorf im Landkreis Essen und bei Duisburg, im Regierungsbezirk Trier im Kreise Saarbrücken, im Regierungsbezirk Hildesheim auf und am Oberharz und in Elsaß-Lothringen in den Kreisen Diedenhofen und Land-Metz. In diesen Gegenden, außerdem auch noch in Sachsen und Württemberg wird die Bereitung von **Stab- und gewalztem Eisen** gepflegt. In der **Stahlfabrikation** hat D. gegenwärtig alle Länder überflügelt; große **Gußstahlfabriken** befinden sich in Essen, Bochum und Witten, die Gußstahlgeschütze liefern, und unter denen die in ersterer Stadt (s. **Krupp**) weltberühmt geworden ist; **Eisenbahnschienen** werden auch in großen Mengen zur Ausfuhr produziert. Gußwaren der verschiedensten Art bis zu den feinsten Schmuckgegenständen liefern besonders Berlin, der Harz, München und Nürnberg; aber auch in vielen andern Gegenden erfreuen sie sich eines hohen Rufs. Für die Verfertigung von **Eisen- und Stahlwaren** sind die Regierungsbezirke Düsseldorf und Arnsberg die Mittelpunkte. Solingen ist für Hieb- und Stichwaffen der erste Platz, der nicht allein für die europäischen, sondern auch für die außereuropäischen Armeen arbeitet. Daselbst und in dem nahen Remscheid ist die Messer- und Schneidewarenfabrikation außerordentlich blühend und behauptet auf der Erde nach Sheffield in England die erste Stelle. Dieselbe Industrie (für Kleineisenwaren) ist von Wichtigkeit in den Städten Ronsdorf, Hagen, Altena und Iserlohn und in der Umgegend dieser Orte, die teils im ehemaligen Herzogtum Berg, teils in der alten Grafschaft Mark liegen. Hier, vorzüglich in und an der Enneper Straße, verfertigt man Sensen, die weithin verschickt werden, und Sackhauer zum Fällen des Zuckerrohrs. In Altena ist außerdem der Hauptsitz der **Drahtfabrikation**. Vortreffliche Eisen- und Stahlwaren liefern ferner der Kreis Schmalkalden in Thüringen und einige Gegenden des Erzgebirges. In Süddeutschland sind von Wichtigkeit die Messerwaren von Heilbronn und Stuttgart, von Nürnberg, Erlangen und Regensburg, von Achern in Baden, Molsheim in Elsaß-Lothringen 2c.; Sen-

sen werden im Schwarzwald, vorzüglich zu Neuenbürg und Friedrichsthal in Württemberg und zu Achern in Baden, angefertigt; Blechwaren zu Eßlingen, Geislingen, Ludwigsburg und Göppingen in Württemberg. Die Nähnadelfabrikation ist von höchster Bedeutung in den rheinischen Schwesterstädten Aachen und Burtscheid, nächstdem in Düren, ferner zu Iserlohn in Westfalen, Schwabach in Bayern, Berlin etc.; mit derselben ist die Herstellung von Steck- und Häkelhaken, von Nadeln für Nähmaschinen etc. verbunden. Große Gewehrfabriken gibt es in Spandau, Sömmerda in der Provinz Sachsen, Amberg in Bayern, die vorzugsweise für die Armee arbeiten, ferner in Suhl im Thüringer Wald etc. Für Grobschmiede- und Schlosserwaren sind die Hauptwerkstätten ebenfalls die Rheinprovinz und Westfalen. D. produzierte (mit Einschluß von Luxemburg) 1884: 698,837 Ton. Gießereiprodukte zweiter Schmelzung, ferner aus Schweißeisen und Schweißstahl: 9909 T. Eisenbahnschienen und Schienenbefestigungsteile, 34,389 T. Bahnschwellen, 13,487 T. Achsen, Räder, Radreifen, 881,828 T. Handelseisen (Façoneisen, Baueisen etc.), 262,475 T. Platten und Bleche, 222,904 T. Draht u. a.; aus Flußeisen und Flußstahl: 400,248 T. Eisenbahnschienen, 81,654 T. Bahnschwellen, 60,174 T. Achsen, Räder, Radreifen, 186,202 T. Draht u. a. Die bei weitem größte Menge dieser Erzeugnisse kommt auf den preußischen Staat. Eingeführt wurden in das deutsche Zollgebiet 1884: 98 T. Luppeneisen, Rohschienen, Ingots, 16,505 T. schmiedbares und Façoneisen, 682 T. Eisenbahnschienen, 3281 T. rohe Platten und Bleche, 5417 T. Weißblech, 3630 T. Eisendraht etc.; ausgeführt: 23,450 T. Luppeneisen etc., 153,964 T. schmiedbares und Façoneisen, 144,463 T. Eisenbahnschienen, 212,784 T. Eisendraht etc.

[Maschinenindustrie.] Die Fabrikation von Maschinen befindet sich in steigender Entwickelung. Die erste Dampfmaschine in D. überhaupt ward 4. April 1788 zu Friedrichshütte bei Tarnowitz in Oberschlesien, die erste in Elsaß-Lothringen 1812 zu Mülhausen und die ersten im Königreich Sachsen 1820 in einer Spinnfabrik zu Mühlau und in Zaukerode im Plauenschen Grund beim Steinkohlenbergbau aufgestellt. Noch vor etwa 30 Jahren wurden die meisten Lokomotiven und Maschinen aus England, Belgien und auch aus Nordamerika bezogen. Seitdem aber haben die deutschen Maschinenbauanstalten sich so vervollkommt, daß sie nicht nur den größten Teil des eignen Bedarfs an Maschinen selbst herstellen, sondern auch im Ausland ein erhebliches Absatzgebiet ihrer Fabrikate besitzen. Bis 1867 überwog die Einfuhr von Maschinen in das deutsche Zollgebiet die Ausfuhr; alsdann war die Ausfuhr fast immer erheblich bedeutender als die Einfuhr. Karlsruhe, Eßlingen, München, Augsburg, Oberzell bei Würzburg, Hamburg, Bremen, Düsseldorf, Duisburg, Köln, Buckau, Bredow bei Stettin, Elbing, vor allen aber Berlin, Chemnitz und Mülhausen i. E. sind einige der zahlreichen Orte Deutschlands, wo gegenwärtig Maschinen gebaut werden. Neuerdings ist eine große Zahl von Lokomotiv- und Waggonfabriken in D. entstanden, welche große Quantitäten Eisen und Stahl verarbeiten. D. besitzt jetzt 22 Lokomotivfabriken, wovon 18 Etablissements größere Lokomotiven und 4 hauptsächlich solche für Schmalspurbahnen bauen. Die erstern besitzen eine Leistungsfähigkeit von ca. 1700 Stück pro Jahr; es entfallen davon auf Preußen 9 Etablissements mit einer jährlichen Leistung von etwa 1060 Stück, ferner kommen auf Bayern 4, Elsaß-Lothringen 2 derartige Etablissements und auf die Staaten Württemberg, Sachsen, Baden je 1 Fabrik. Die Zahl der von sämtlichen Etablissements bis 1882 gelieferten Lokomotiven beträgt etwa 20,700 Stück. Die Zahl der Waggonfabriken in D. beträgt 25; dieselben besitzen zusammen eine jährliche Leistungsfähigkeit bis zu 3900 Personen- und Pferdebahnwagen und 25,000 Güterwagen. Es befinden sich davon in Preußen 15, in Bayern 4, in Baden 2 und in Elsaß-Lothringen, Hessen, Sachsen, Württemberg je 1 Fabrik. Im Schiffbau leisten Hamburg und Bremen das Bedeutendste, aber auch Kiel, Danzig, Stettin und Elbing nehmen eine hervorragende Stelle ein. Die Fabrikation von Nähmaschinen hat in D. neuerdings einen großen Aufschwung genommen, während die der landwirtschaftlichen Maschinen sich schon seit längerer Zeit eingebürgert hat. Die gesamte Einfuhr von Maschinen ins deutsche Zollgebiet betrug 1884: 39,399 Ton., die Ausfuhr 84,307 T. In höchster Vollendung befindet sich die Fabrikation von Pianofortes, Konzertflügeln und Pianinos in einer Anzahl von großen und mittlern Städten, so in Berlin, Leipzig, Dresden, Breslau, Hamburg, Braunschweig, Köln, Wesel, Düsseldorf, München, Stuttgart etc. Orgeln werden in Dresden, Weißenfels, Paulinzelle in Thüringen u. a. O. gebaut. Für Harmoniken ist Gera in Thüringen ein wichtiger Ort. Streichinstrumente der verschiedensten Art liefern Mittenwald in Oberbayern, Kassel und besonders das sächsische Vogtland (Adorf, Neukirchen), das mit Geigen einen ausgedehnten Handel treibt. Mechanische Musikwerke (Spieldosen etc.) werden im Schwarzwald verfertigt und stehen mit der dortigen Uhrenfabrikation in Verbindung. Für wissenschaftliche Instrumente hat sich München einen Weltruf erworben.

Salz.

Die Salzgewinnung in D. hat durch die Erbohrung mehrerer großer Steinsalzlager, 1867 zu Sperenberg in Brandenburg, 1868 zu Segeberg in Schleswig-Holstein, 1871 und 1872 zu Inowrazlaw und Wapno in Posen, nachdem das große Steinsalzlager bei Staßfurt schon seit 1837 bekannt und seit 1852 im Betrieb ist, einen großen Fortschritt gemacht. Die salzreichste Landschaft ist die Provinz Sachsen mit dem von ihr eingeschlossenen Anhalt; daselbst sind die großartigen Steinsalzwerke zu Staßfurt und Leopoldshall, die durch eine außerordentlich große Ablagerung von Kalisalzen berühmt sind; Schönebeck an der Elbe ebendaselbst hat die größte Saline des Reichs. In Thüringen werden sieben Salinen benutzt, deren Solen in der Tiefe durch Steinsalzlager gespeist werden. Auch Hannover besitzt mehrere Salinen, bei denen das Steinsalzlager nachgewiesen ist, das dagegen bei den Salinen Westfalens fehlt. Die Salinen in den Südweststaaten erhalten die Sole gleichfalls aus Steinsalzlagern, von denen die württembergischen durch Bohren bereits 1816 und 1822 erreicht wurden und gegenwärtig abgebaut werden, was mit den schon seit 800 Jahren bekannten Lagern an der Seille in Elsaß-Lothringen nicht mehr geschieht. Die Salzproduktion Bayerns beschränkt sich jetzt auf den südöstlichen Teil des Hauptlandes. Die Gesamtproduktion an Salz in D. ergab im Etatsjahr 1884/85: 815,663 Ton., darunter Kristallsalz 60,201, andres Steinsalz 272,305, Siedesalz 471,822 T. etc.; davon wurden hergestellt in Preußen allein 432,206, Württemberg 111,135, Thüringen 63,952, Bayern 45,053, Elsaß-Lothringen 53,863, Baden 31,325 T. Die Einfuhr von Salz in das deutsche Zollgebiet betrug 1884 seewärts 23,982, auf anderm Weg 1987 T., außerdem zu gewerblichen oder landwirtschaftlichen

Zwecken amtlich denaturiertes Salz 7285 T.; dagegen sind in demselben Jahr ausgegangen 144,198 T. Der Steuerbetrag des von den deutschen Salzwerken etc. in den freien Verkehr gesetzten Salzes belief sich im Etatsjahr 1884/85 auf 22,1 Mill. Mk.

Neben dem gesuchten Steinsalz besitzt D. in den Staßfurter **Kalisalz**ablagerungen einen Schatz von großer nationaler Bedeutung, welcher nicht nur der Industrie, sondern auch der Landwirtschaft unersetzliche Dienste leistet und gleichzeitig ein wichtiges deutsches Exportprodukt bildet. War früher der Steinsalz- und Kalisalzbergbau bei Staßfurt auf das dortige preußische und das anhaltische Staatswerk Leopoldshall beschränkt, so hat er in neuerer Zeit durch Privatunternehmungen namentlich bei Aschersleben einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Die Förderung der Kalisalze ist daselbst von 116,840 Ton. im J. 1864 auf 969,196 T. im J. 1884 gestiegen. Das wichtigste derselben bildet der **Carnallit**, ein Doppelsalz, aus Chlorkalium und Chlormagnesium bestehend, dessen Förderung sich 1883 auf 733,694 T. belief; nächstdem hat der **Kainit**, ein dreifaches Salz, aus schwefelsaurem Kali, schwefelsaurer Magnesia und Chlormagnesium bestehend, zu Düngezwecken eine große Bedeutung erlangt; von ihm wurden 1877 erst 31,742 T., 1884 dagegen 203,120 T. gefördert.

Industrie in Stein, Erde, Glas.

An **Thonen**, von der reinsten Porzellanerde bis zum Lehm für Ziegel- und Backsteine, ist D. reich, und dieser Reichtum hat eine ausgedehnte Gewerbthätigkeit hervorgerufen. Wenngleich der **Backstein** ein für die meisten Gegenden wichtiges, für die bausteinarmen Ebenen unentbehrliches Baumaterial ist, aus dem selbst große Dome erbaut sind, so steht die Fabrikation doch in der Provinz Brandenburg obenan, wo die sich mächtig erweiternde Hauptstadt fast nur auf dieses Baumaterial angewiesen ist, wo die neuen Ringöfen, seit 1860 aufgekommen, eine allgemeine Verbreitung haben, und wo die Ziegeleien vorzugsweise an der Havel von Werder bis Rathenow (Rathenower Mauersteine) und am Finowkanal zahlreich sind. Im ganzen Reiche gibt es ca. 20,000 Ziegeleien, von denen die meisten allerdings klein sind und nur örtliche Bedeutung haben. Die Thone der Braunkohlenformation bilden die Grundlage der Fabrikation von Steingut und andern irdenen Waren, vorzüglich in Berlin, in den Regierungsbezirken Trier, Magdeburg, Potsdam, Kassel, Wiesbaden und Liegnitz, weiter in Hannover, im Königreich Sachsen, in Württemberg, Baden etc. Berühmt sind die Thonpfeifen von Uslar in Hannover, die Thonpfeifen und Krüge von Ransbach etc. im Westerwald aus dem sogen. Kannenbäckerland, die als »Koblenzer Waren« in den Handel kommen, die Fliesen von Mettlach an der Saar, die weißen Ofenkacheln von Velten in Brandenburg, das Töpfergeschirr von Großalmerode im Regierungsbezirk Kassel und von Bunzlau i. Schl., die aus dem Graphit des Böhmerwaldes verfertigten Passauer Schmelztiegel, die Thonwaren von Zell am Harmersbach, Hornberg, Schramberg etc. im Schwarzwald u. a. Aus noch ältern Thonen, besonders in den Steinkohlengebirgen, werden feuerfeste oder Schamottesteine bereitet. **Porzellanfabriken** gibt es in D. etwa 110. Die älteste in Europa ist die zu Meißen (1710 gegründet), welche jetzt in das Triebischthal verlegt worden ist. Am zahlreichsten sind sie im Thüringer Wald, woselbst diese Industrie, die 1759 Eingang fand, auf der Ablagerung des Kaolinsandsteins am Rennsteig (bei Limbach) beruht und vorzüglich Nippsachen zur Ausfuhr liefert. Große und berühmte Anstalten finden sich weiter in Berlin, Waldenburg i. Schl., Nymphenburg und Bamberg in Bayern; die Porzellanknöpfe und Porzellanperlen von Freiburg i. Br. finden Absatz nach allen Teilen der Erde. In einigen Orten (z. B. in Bamberg) erfreut sich auch die **Porzellanmalerei** eines hohen Rufs. Im J. 1884 wurden in das deutsche Zollgebiet eingeführt: gewöhnliche Mauersteine und feuerfeste Steine 1,125,039, Dachziegel und Thonröhren (nicht glasiert) 262,360, Schmelztiegel, Ofenkacheln 7212, glasiertes Töpfergeschirr 11,000, Porzellan und porzellanartige Waren, weiß 1527, farbig, bedruckt etc. 2723 Doppelzentner; ausgeführt: gewöhnliche Mauersteine und feuerfeste Steine 5,526,920, Dachziegel und Thonröhren (nicht glasiert) 555,783, nicht glasiertes Töpfergeschirr 16,749, glasiertes 33,383, Porzellan und porzellanartige Waren 104,168 Doppelzentner.

Von hoher Wichtigkeit ist die **Glasindustrie**, für welche in D. ungefähr 300 Anstalten bestehen. Ihre Hauptsitze hat sie in Schlesien, Rheinpreußen, in der bayrischen Oberpfalz, in Mittelfranken, Niederbayern, Thüringen und Elsaß-Lothringen. Aus den Waldungen der Norddeutschen Tiefebene verschwinden die Glashütten wegen der bessern Verwertung des Holzes immer mehr; jedoch behauptet sich Baruth in Brandenburg noch mit seinen Lampenglocken. Großartig sind die Anstalten in den Steinkohlengebieten; im Thüringer Wald, wo sich die feine Glasbläserei besonders von Böhmen her verbreitet hat, findet man sie in dem Distrikt der Porzellanfabrikation, hier Thermometer, Barometer, Glasperlen, Spielsachen etc. liefernd; im Oberpfälzer Wald ist der Hauptsitz der Glasschleiferei im Reich, von Nürnberg und Fürth aus geleitet. Nürnberg und Fürth, dann aber auch Stolberg in der Rheinprovinz und Mannheim liefern Spiegelgläser und Spiegel; Nürnberg, München, Berlin und Rathenow in Brandenburg die verschiedensten optischen Gläser; Berlin, München und Nürnberg sind endlich Hauptorte für die Glasmalerei, für welche in München eine besondere Kunstanstalt besteht. Einfuhr in das deutsche Zollgebiet 1884: Hohlglas 5414, Fenster- und Tafelglas 7263, Spiegelglas 31,243, Glasmasse etc. 1149 Doppelzentner etc.; Ausfuhr: Hohlglas 656,436, Fensterglas 38,756, Spiegelglas 67,877, Glasmasse etc. 7259 Doppelzentner etc.

Kalkbrennereien gibt es 5200, kleinere in der Norddeutschen Tiefebene, auf den Verbrauch der Kalksteine unter den erratischen Blöcken berechnet, größere im Bereich der umfangreichen Kalksteinlager, zu Rüdersdorf bei Berlin, Lüneburg, Gogolin in Oberschlesien etc. Hieran schließen sich die **Gipsmühlen** und **Zementfabriken**. **Gips**, als Dungmittel von großer Wichtigkeit, findet sich mehrfach in Schlesien und der Norddeutschen Tiefebene, wo sein Vorkommen in der Regel auf Steinsalzlager deutet, ferner in der Provinz Sachsen; **Zementkalk** in der Mindenschen Bergkette, im rheinischen Kreise St. Wendel etc. **Portlandzement**, eine Zusammensetzung aus reinem Kalkstein und Thon, wird bei Stettin, Oppeln, Bonn etc. bereitet. Auch der Traß der Eifel, in zahlreichen Traßmühlen gemahlen, gibt in Verbindung mit Kalk einen Zement. **Phosphorit**, gleichfalls ein wichtiges Dungmittel, wird jährlich in großen Mengen namentlich im Regierungsbezirk Wiesbaden gefördert; **Mergel** hat sich vielfach auf den Wiesen des Flachlandes abgelagert. **Magnesit**, zur Darstellung des Bittersalzes und einer reinen Kohlensäure verwendet, wird in Schlesien gewonnen; **Flußspat**, als Zuschlag in Schmelz-

öfen gebraucht, am Harz, im Erzgebirge, Thüringer Wald &c.; Schwerspat in den Regierungsbezirken Wiesbaden und Kassel. Bau- und Werksteine gibt es fast überall, in der nördlichen Ebene werden die erratischen Blöcke dazu verwendet. Die Sandsteine der Sächsischen Schweiz, des Sollinger Waldes, des Wesergebirges &c. werden als vortreffliches Baumaterial weithin befördert, ebenso der Tuffstein der Eifel und der Trachyt des Siebengebirges. Die Granite des Riesen- und Fichtelgebirges liefern Platten und Pflastersteine, treffliche Pflastersteine auch der Basalt in Mitteldeutschland. Münchens Prachtbauten haben zur Aufschließung vieler schöner Marmorlager am Alpenrand geführt, selbst zur Bearbeitung des deutschen Statuenmarmors, der auch in den mitteldeutschen Gebirgen nicht fehlt. Zu größern Kunstsachen verwendet man auch den Serpentin aus Sachsen und Schlesien, den Alabaster, den feinsten und reinsten Gips, in Thüringen; ebenda werden auch Milliarden von Steinmärbeln verfertigt und mit den Sonneberger Spielwaren ausgeführt. Die lithographischen Steine von Solnhofen an der Altmühl im Fränkischen Jura sind weltberühmt. Wetzsteine werden im Thüringer Wald, in den Alpen &c. gebrochen. Die ausgezeichnetsten Lager von Dachschiefer in Europa trifft man im Thüringer Wald bei Lehesten und Gräfenthal an, woselbst jährlich Dachschiefer im Wert von mehr als 2 Mill. Mk. gebrochen werden; daselbst gibt es auch Lager von Tafel- und Griffelschiefer, die das Material zur Anfertigung der weitverbreiteten, von Sonneberg ausgeführten Schiefertafeln und Griffel liefern. Sonst findet sich Dachschiefer noch im Erzgebirge, Oberharz und in mehreren vorzüglichen Lagern im Schiefergebirge in Westfalen und der Rheinprovinz. Mühlsteine werden mehrfach gebrochen, ganz besonders aus der Lava zu Niedermendig auf der Eifel.

Von Edelsteinen finden sich in D. nur untergeordnete Arten, der Topas im Königreich Sachsen, der Chrysopras in Schlesien, der Achat an der Nahe bei Oberstein und Idar, der nebst fremdem eingeführten im oldenburgischen Fürstentum Birkenfeld eine eigne Industrie geschaffen hat; der Bergkristall in Schlesien, Sachsen, im Harz &c. erscheint in vielen Formen, als Amethyst, Rauchtopas, Chalcedon, Onyx, Karneol, Jaspis &c. Noch ist der Bernstein zu erwähnen, der in einzelnen Stücken in der Norddeutschen Tiefebene in Lehmlagern, Kies &c. an den verschiedensten Orten, ganz besonders aber an der Küste der Ostsee und in ihrer nächsten Nähe, vorkommt und in Ostpreußen in großer Menge durch Baggerung im Kurischen Haff bei Memel, durch Graben im Samland und durch Tauchen und Schöpfen in der See an der sogen. Bernsteinküste von Brüsterort bis Pillau gewonnen wird. Kunstsachen daraus werden in Danzig, Memel und Stolp gefertigt.

Chemische Industrie.

Chemische Fabriken von Wichtigkeit gibt es außer zu Staßfurt und Leopoldshall in Berlin, Pommerenzdorf bei Stettin, Schönebeck an der Elbe, Neusalzwerk in Westfalen, Duisburg, Aachen, Hamburg, Nürnberg, Ludwigshafen, Heilbronn, Stuttgart &c. Schreibkreide kommt aus Rügen; Farberde wird in Thüringen und Franken gefunden. Farbenfabriken gibt es in Thüringen, Bayern (Nürnberg, Schweinfurt, Amberg); wichtig sind die Ultramarinfabriken zu Nürnberg und in der Rheinprovinz und die in neuester Zeit ganz besonders hervortretenden Anilin- und Alizarinfabriken (zu Höchst a. M., Elberfeld, Offenbach, Krefeld, Mannheim &c.). Parfümerien erzeugen vorzüglich Berlin und Frankfurt a. M., wohlriechendes Wasser Köln, vortreffliche Mineralöle und Paraffin, wie schon bemerkt, die Kreise Weißenfels und Aschersleben in der Provinz Sachsen. Zündwaren werden in Hessen, Württemberg, Rheinbayern, den Provinzen Sachsen, Schlesien und Hannover teilweise für den Export hervorgebracht; die Seifen- und Kerzenerzeugung führt uns nach Berlin, Barmen, Köln. Nürnberg hat durch seine Bleistifte, zu deren Anfertigung Graphit aus Sibirien herbeigeschafft wird, einen Weltruf erhalten; Gasbereitungsanstalten findet man jetzt bereits in den meisten mittelgroßen Städten, selbst schon in kleinern Städten, Dörfern und Fabriken; Leimfabriken in den Rheinlanden. Eingeführt wurden 1884 in das deutsche Zollgebiet: Pottasche 22,992, Soda, kalciniert 37,647, roh 66,767, Chilisalpeter 2,006,474, andrer Salpeter 28,872, Salpetersäure 2970, Salzsäure 22,037, Schwefelsäure 71,295, Superphosphate 302,727, Zündwaren und Feuerwerk 8280 Doppelzentner; ausgeführt: Pottasche 84,489, Soda, kalciniert 110,821, roh 46,390, Chilisalpeter 9599, andrer Salpeter 68,395, Salpetersäure 7441, Salzsäure 98,202, Schwefelsäure 161,352, Superphosphate 114,350, Zündwaren und Feuerwerk 39,254 Doppelzentner.

Industrie in Papier, Leder, Stroh &c.

Für die Papierfabrikation bestehen im Reich etwa 1140 Anstalten und 100 kleinere Handpapierfabriken, davon allein 130 Anstalten mit 190 Maschinen in Westfalen und der Rheinprovinz, 92 Anstalten mit 133 Maschinen im Königreich Sachsen, 73 Anstalten mit 84 Maschinen in Bayern &c. Sie ist am bedeutendsten in den Regierungsbezirken Aachen (in den Roerkreisen Düren und Jülich), Arnsberg (zu beiden Seiten der untern Lenne), Liegnitz und im Königreich Sachsen; viele der Fabriken in diesen Gegenden aber liefern nur Stroh- und Packpapiere. In den übrigen Teilen des Reichs sind sie mehr vereinzelt, nicht selten aber groß und durch Leistung ausgezeichnet. Papiertapeten werden vorzugsweise in Rheinpreußen, Unterfranken, Hessen, Berlin und Hamburg erzeugt, Buntpapiere in Aschaffenburg und Mainz, Dachpappen und Preßspäne in den Regierungsbezirken Potsdam und Liegnitz, Papiermachéwaren in Berlin, Sonneberg in Thüringen, Koblenz &c., geschmackvolle Buchbinderwaren in Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Offenbach, Nürnberg, Koblenz &c. In das deutsche Zollgebiet wurden 1884: 102,234 Doppelzentner Papier aller Art, Papiertapeten und Waren aller Art aus Papier ein-, aus demselben 1,058,980 Doppelzentner ausgeführt. Strohwaren werden vorzüglich im Schwarz- und Wasgenwald, bei Dippoldiswalde (Sachsen), in den Regierungsbezirken Erfurt, Trier und Breslau, in Berlin &c. verfertigt. Die Korbflechterei arbeitet für den Export vornehmlich im bayrischen Regierungsbezirk Oberfranken bei Lichtenfels. Die Hutfabrikation befindet sich seit der Emanzipation von Frankreich in steigender Entwickelung. Für Gummi- und Guttaperchawaren gibt es große Fabriken in Harburg, Berlin &c.

Die Gerberei ist in D. ein altes Gewerbe; bedeutender ist sie im S. und W. als im N. und O. Ausgezeichnete Ledersorten liefern Mainz und Worms in Rheinhessen. Im preußischen Staat ist die Lederbereitung am bedeutendsten in der Rheinprovinz zu Malmedy, in Westfalen im Siegenschen, in Hessen-Nassau zu Eschwege. Auch in Thüringen ist dieser Industriezweig von Wichtigkeit. Feine Lederwaren werden in allen größern Städten angefertigt, jedoch

vorzugsweise in den süddeutschen Staaten und in der Rheinprovinz. Die Schuhmacherei in Pirmasens und Mainz liefert die feinsten Waren für das Ausland; wichtig ist dieselbe ferner in der Provinz Sachsen, in Thüringen, Berlin, Offenbach, im württembergischen Amt Balingen etc. Handschuhe produziert namentlich Württemberg zur Ausfuhr. Ledergalanteriewaren von ausgezeichneter Güte liefern Berlin, Nürnberg, Offenbach, Hanau etc. Für die Anfertigung von Sattler-, Riemer- und Täschnerwaren sind Berlin, Breslau, Aachen, Düsseldorf, München, Nürnberg, Stuttgart, Karlsruhe und andre Städte Hauptplätze. Einfuhr in das deutsche Zollgebiet 1884: 699,578 Doppelzentner Häute und Felle und 76,933 Doppelzentner Leder und Lederwaren; Ausfuhr: 184,695 Doppelzentner Häute und Felle, 140,560 Doppelzentner Leder und Lederwaren.

Textilindustrie etc.

D. ist ein Wolle, Flachs und Hanf erzeugendes Land; zu ihrer Verarbeitung haben sich die aus dem Ausland eingeführten großen Mengen dieser Rohmaterialien gesellt. D. bringt aber nicht bloß Wollen- und Leinenstoffe, sondern vor allem auch Baumwollen- und Seiden- sowie gemischte Stoffe in den Welthandel. Viele Tausend Hände am preußischen Niederrhein, in Westfalen, in Sachsen und Schlesien sind mit Spinnen und Weben beschäftigt. In den Streich- und Kammwollspinnereien sowie in den Tuch- und Wollwarenfabriken arbeiten wenigstens 150,000 Menschen. Die Streichwolle, zur Fabrikation von tuchartigen Geweben gebraucht, wird in großen Anstalten gesponnen, die in der Regel mit der Tuchfabrikation verbunden sind. Sie verfügt im Reich über wenigstens 2,600,000 Feinspindeln. Hauptsitze der Tuchfabrikation sind vor allen die Rheinprovinz, der südliche Teil von Brandenburg nebst angrenzenden Kreisen von Schlesien (Lausitz) und das westliche Sachsen nebst Teilen von Thüringen. In der Rheinprovinz steht der Regierungsbezirk Aachen obenan, woselbst in den Städten Aachen, Burtscheid, Düren, Eupen und Montjoie diese Industrie schon seit langer Zeit in Flor ist und eine Vollkommenheit erreicht hat, die ihren Erzeugnissen den überseeischen Markt sichert; nach Nordamerika allein gehen von hier jährlich Tuche und Buckskins im Wert von mindestens 5 Mill. Mk. Im Regierungsbezirk Düsseldorf treten die Städte Lennep, Werden und Kettwig hervor. In dem zweiten Mittelpunkt, der Lausitz, erfreut sich die Tuchfabrikation durch die in jüngster Zeit erfolgte Erbauung zahlreicher Eisenbahnen einer steigenden Entwickelung und arbeitet ebenfalls für den Export nach Nordamerika und dem Orient. Im Regierungsbezirk Frankfurt liefern Buckskins hauptsächlich Kottbus, Peitz, Forst und Spremberg, glatte Tuche Guben, Sorau, Sommerfeld und Finsterwalde. Andre brandenburgische Städte, ausgezeichnet durch dieselbe Industrie, sind Schwiebus mit glatten Tuchen und Luckenwalde mit Buckskins. In Schlesien treten besonders die Städte Görlitz mit Export nach Ostasien, Grünberg und Sagan und im Königreich Sachsen Großenhain, in der Provinz Sachsen Burg und in Anhalt Zerbst und Dessau hervor. Im dritten Hauptsitz der Tuchfabrikation sind von ganz besonderer Wichtigkeit die Städte Meerane, Krimmitschau, Reichenbach, Werdau, Kirchberg, Lengenfeld, Döbeln und Roßwein im Königreich Sachsen, Pößneck in Thüringen etc. In andern Städten blühen die Kammwollspinnerei und die Fabrikation von Wollwaren (Glauchau), während Gera, Greiz und Zeulenroda im Reußischen der Sitz der deutschen Tibetfabrikation sind und jährlich Tibetwaren im Wert von mehr als 30 Mill. Mk. liefern, die mit den englischen Waren auf überseeischen Märkten erfolgreich konkurrieren. Gleichfalls von großer Wichtigkeit sind die Kammwollspinnereien und Wollwarenfabriken zu Mülhausen und Gebweiler sowie die Tuchfabriken zu Bischweiler im Elsaß. Auch Württemberg besitzt in einigen Städten noch eine ziemlich erhebliche Tuch- und Wollwarenmanufaktur, während in Oberhessen die zahlreichen Anstalten für diese Industrie nur klein sind. Vereinzelt tritt mit Tuchfabriken in andern Gegenden noch manche Stadt hervor, z. B. Neumünster in Schleswig-Holstein. Die Tuchmacherei war zu Anfang dieses Jahrhunderts noch ein allgemein verbreitetes Gewerbe, das in den östlichen Provinzen Preußens selbst für Polen arbeitete; heute hat es in den nordöstlichen Provinzen indes fast gänzlich aufgehört, nur grobe Wollwaren werden durch Nebenbeschäftigung noch auf dem platten Land erzeugt. Die Strumpfwarenfabrikation ist von Bedeutung in Sachsen (Zwickau, Chemnitz), in Thüringen (Apolda) und im Reußischen (Zeulenroda). Die Teppichweberei wird vorzüglich in Berlin, Hanau, Schmiedeberg i. Schl. und Barmen betrieben; in Schmiedeberg i. Schl. und Wurzen im Königreich Sachsen werden sogen. Smyrnateppiche verfertigt. Die Shawlweberei ist in Berlin zu Hause, das D. auch mit Stickwolle und die Welt mit Stickmustern versieht. Einfuhr in das deutsche Zollgebiet 1884: 1,056,662 Doppelzentner Schafwolle, 189,978 Doppelzentner Wollengarne und 19,042 Doppelzentner Wollwaren aller Art; Ausfuhr: 119,140 Doppelzentner Schafwolle, 51,889 Doppelzentner Wollengarne, 24,897 Doppelzentner wollene Strumpfwaren und 246,8?? Doppelzentner andre wollene Waren etc.

Die Leinweberei hatte einst für D. fast noch größere Bedeutung als die Tuchfabrikation; sie war für die Landbevölkerung eine allgemein gebräuchliche Nebenbeschäftigung. Noch hat sich dieselbe in dieser Weise vorzüglich in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern und Posen erhalten. Schlesien, die sächsische Lausitz, Westfalen, Hannover und die Schwäbische Alb, wo früher schon der Hauptsitz dieser Thätigkeit war, sind auch gegenwärtig durch Einführung englischen Maschinengarns sowie der mechanischen Flachsspinnerei wieder einigermaßen Herr über die englische Konkurrenz geworden. Die Flachsspinnereien (mit etwa 300,000 Feinspindeln), die noch keineswegs den innern Bedarf decken, sind besonders im schlesischen Gebirge (Liebau etc.), woselbst sie ein kleines Seitenstück zu der großartigen Flachsspinnerei Böhmens (von Trautenau bis Reichenberg) bilden, sowie in Westfalen (Bielefeld) und in der Rheinprovinz (Dülken, Viersen, Düren) zu Hause; die außerhalb Preußens sind meist nur klein. Die Einfuhr an Rohmaterial und Garnen übertrifft bei weitem die Ausfuhr. Garne kommen namentlich aus dem britischen Reich (Belfast), Belgien und Österreich. Die ausgezeichnetsten Leinengarne in D. liefert Bielefeld, das nebst seiner Umgegend, der Grafschaft Mark, auch ein Mittelpunkt der deutschen Leinwandfabrikation ist, von dem dieselbe sich über andre Gegenden Westfalens (Warendorf), über große Teile von Hannover (Osnabrück, Hildesheim), über Lippe etc. ausbreitete. Ein zweiter Mittelpunkt dieser Industrie liegt in der sächsischen Lausitz, wo in Zittau und dessen Umgegend, namentlich in Großschönau, die schönsten Leinwandsorten und die feinsten Damaste verfertigt werden. Von hier nach O. erstreckt sich das Gebiet der Leinweberei weit nach

Schlesien hinein, wo vorzüglich die Kreise Lauban, Hirschberg, Bolkenhain, Landshut und Waldenburg in Frage kommen; gegen N. gewendet, trifft man eine rege Leinweberei noch im brandenburgischen Kreise Soran. Zur gewerbsmäßigen Anfertigung von Leinwand dienen in D. etwa 250,000 Webstühle, eigentliche Fabriken gibt es nur zu Bielefeld, Zittau und in Schlesien. Die Fabrikation **fertiger Wäsche** hat in Bielefeld und Umgegend erheblich an Ausdehnung gewonnen, auch in Berlin hat sich dieser Industriezweig neuerdings zu großer Blüte entfaltet. Die **Segelmacherei** ist in den Seestädten, aber auch im Kreis Halle in Westfalen, die Fabrikation von **Packleinwand** im nordwestlichen D., die Verfertigung von **Seilerwaren** in Westfalen, im Regierungsbezirk Kassel, in den Seestädten, im hannöverschen Kreis Osterholz, in Oppeln, Augsburg, Mannheim zu Hause, während für die **Hanfspinnerei** Baden (Emmendingen) und Schwaben und für die **Jutespinnerei** (1883 mit 32,200 Feinspindeln und 1350 mechanischen Webstühlen) Braunschweig, Meißen, Bonn, Hamburg, Kassel, Berlin rc. Hauptsitze sind und die **Zwirnfabrikation** vorzüglich im Königreich Sachsen, in Schlesien und der Rheinprovinz angetroffen wird. Einfuhr in D. 1884: Flachs 651,854 Doppelzentner, Hanf 403,077, Hede u. Werg 130,685, Jute 337,994, Manilahanf und Kokosfaser 23,598, Leinengarn 141,866, Leinwand, Zwilch und Drilch 65,280 Doppelzentner; Ausfuhr: Flachs 381,546, Hanf 199,541, Hede und Werg 70,971, Leinengarn 19,607, Leinwand, Zwilch, Drilch 28,462, Damast rc. 5680, Seilerwaren 35,915 Doppelzentner

Die Industrie in **Baumwolle** ist der wichtigste Zweig der gewerblichen Thätigkeit in Elsaß-Lothringen, im Königreich Sachsen, in Württemberg und Baden; im erstern Land in den Städten Mülhausen, Gebweiler, Thann, Kolmar, Münster und Markirch und im Wesserlinger Thal, in Sachsen in der Kreishauptmannschaft Zwickau mit der Gegend zwischen Chemnitz und Annaberg, in Württemberg in den Oberämtern Reutlingen, Nürtingen, Kannstatt und Geislingen am Nordfuß der Alb, in Baden im Thal der Wiese und im S. überhaupt. Außerdem ist sie von hoher Wichtigkeit in den bayrischen Regierungsbezirken Schwaben und Oberfranken, in der Rheinprovinz, in Schlesien, in der Provinz Sachsen rc. Gegenwärtig gibt es in D. etwa 500 **Baumwollspinnereien** mit 7 Mill. Feinspindeln. Am großartigsten erscheint die Baumwollspinnerei zu Mülhausen i. E. und in Chemnitz; jenes hat mit der nächsten Umgegend 21 Spinnereien mit 593,000 Spindeln, 2 Zwirnereien mit 4900 Spindeln und 16 Webereien mit 5280 Webstühlen, dieses mehr als 40 Spinnereien mit der entsprechenden Anzahl Spindeln; Augsburg nähert sich ihnen. In Bayern gibt es außer Augsburg große Spinnereien noch zu Kempten, Kaufbeuren, Bamberg, Baireuth, Hof rc.; in der bayrischen Rheinpfalz zu Kaiserslautern; in Württemberg zu Eßlingen, Unterhausen, Kuchen, Wangen rc.; in Baden zu Ettlingen, St. Blasien, Haagen, Schopfheim rc.; in der Rheinprovinz zu München-Gladbach, Köln, Rheydt, Neuß, Barmen, Elberfeld rc.; in Westfalen zu Steinfurt; in Hannover zu Linden und Münden. Die Entwickelung der Baumwollindustrie läßt sich ganz besonders aus dem Verbrauch an roher Baumwolle erkennen; 1836—40 belief sich derselbe im jährlichen Durchschnitt auf 92,986, 1866—70 auf 701,257, 1884 aber mit Einschluß von Elsaß-Lothringen auf 1,594,710 Doppelzentner, indem die Einfuhr in letzterm Jahr überhaupt 1,775,863, die Ausfuhr 181,153 Doppelzentner betrug; entsprechend ist die Ausfuhr von Baumwollwaren aus D. gestiegen; dieselbe stellte sich 1884 auf 149,784 Doppelzentner dichte, 9281 Doppelzentner undichte Baumwollwaren, baumwollene Spitzen und Stickereien, 89,068 Doppelzentner baumwollene Strumpf- und Posamentierwaren. Die Garnproduktion der deutschen Spinnereien belief sich 1836—40 im jährlichen Durchschnitt auf 74,309, 1866 bis 1870 auf 561,035, 1883 aber mit Elsaß-Lothringen auf weit über 1 Mill. Doppelzentner; die Einfuhr an rohem ein- und zweidrähtigen Garn 1884 auf 207,201, die Ausfuhr auf 11,466 Doppelzentner. Die Zahl der Webstühle für Baumwollwaren in D. beträgt gegenwärtig etwa 300,000, die der Anstalten für fabrikmäßige Weberei (mit mehr als fünf Gehilfen), in denen die mechanischen Stühle durchaus überwiegen, über 1100. Die meisten dieser Stühle und Fabriken befinden sich in der Nähe der Baumwollspinnereien, werden aber auch in manchen Gegenden, z. B. im Eichsfeld, entfernt von denselben in großer Zahl angetroffen. Die Fabrikation von Baumwollzeugen blüht in Preußen ganz besonders zu Barmen, Elberfeld, München-Gladbach, Rheydt und Neuß in der Rheinprovinz, im nordwestlichen Teil des Regierungsbezirks Münster und in den großen schlesischen Dörfern (Langenbielau, Peilau rc.). Im Königreich Sachsen ist außer der Gegend von Chemnitz bis Annaberg noch besonders an Plauen zu erinnern, das für die Verfertigung von Weißwaren (Musselin, Mull, Gardinen) der wichtigste Ort in D. ist. In Bayern ist die Baumwollweberei ganz vorzugsweise mit der Spinnerei verbunden; in Württemberg tritt die Handweberei erst allmählich hinter der mechanischen zurück. Im südlichen Baden ist sie natürlicherweise wegen der Begrenzung von drei in dieser Industrie so ausgezeichneten Ländern in stetigem Fortschreiten begriffen; im Oberelsaß aber hat sie die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht. Die erste Fabrik für bunte Baumwollwaren ward in Mülhausen 1746 errichtet. Seitdem hat sich die Baumwollindustrie im Oberelsaß, vorzüglich längs des Randes und in den Thälern des Wasgenwaldes, so großartig entwickelt, daß sie heute mehr als 24,000 mechanische Stühle beschäftigt und ihre Erzeugnisse nach allen Ländern versendet.

Von hoher Bedeutung ist die **Spitzenklöppelei** und **Weißstickerei** für einen Teil des Erzgebirges in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau, namentlich in den Städten Annaberg, Schneeberg, Plauen und Eibenstock und deren Umgegend; neuerdings sind auch für diese Industrie immer mehr die mechanischen Stühle in Anwendung gekommen. Die Weißstickerei ist alsdann noch im südlichen Württemberg, im Anschluß an die gleiche Industrie in der Schweiz, viel verbreitet, die Spitzenklöppelei im Oberamt Nürtingen. Die **Buntstickerei** ist vorzüglich in Berlin und Frankfurt a. M. vertreten. Für die Verfertigung von **Posamentierwaren** ist Barmen der wichtigste Ort; nächstdem sind zu nennen: Berlin, Brieg in Schlesien, Stuttgart und Isny in Württemberg, Annaberg in Sachsen. Für die Fabrikation von **Stoffen zu Sonnen- und Regenschirmen** sind Berlin und Frankfurt a. M., für **Kleider** Berlin, Magdeburg, Aachen, Leipzig, Hamburg, Mainz, Stuttgart rc., für **Korsette und Blusen** das Königreich Württemberg, für **Wachstuch** Leipzig und Berlin von Bedeutung.

Die **Seidenindustrie** hat ihren Mittelpunkt in der Rheinprovinz und ganz vorzugsweise im Regierungsbezirk Düsseldorf in den Städten Krefeld, Elberfeld, Barmen und Viersen. In den schweren, ganz-

seidenen Waren kann D. mit Frankreich noch nicht konkurrieren; dagegen kommen die deutschen Samtwaren den französischen nicht nur gleich, sondern übertreffen dieselben noch, so daß Frankreich selbst jetzt jährlich für 8—9 Mill. Frank Samt aus D. bezieht; auch die Fabrikation von halbseidenen Waren steht in D. jetzt auf einer hohen Stufe. Für die Seiden-, Samt- und Bandfabrikation sind in Krefeld und Umgegend jetzt 37,000 Webstühle, darunter 1470 mechanische Stühle, in Thätigkeit; der Wert der dort im J. 1883 verausgabten Löhne belief sich auf 28,5 Mill. Mk. und derjenige der gefertigten Waren auf 86,6 Mill. Mk.; von letztern gingen für 22,8 Mill. Mk. nach England, ebensoviel nach außereuropäischen Ländern, für 7,6 Mill. Mk. nach Frankreich ꝛc. Samtbänder werden besonders in Viersen produziert. Die Seidenweberei ist ferner von Wichtigkeit im Regierungsbezirk Aachen, in Berlin, Baden und Lothringen. In das deutsche Zollgebiet wurden 1884 eingeführt 37,837 Doppelzentner Seidenkokons und ungefärbte Seide, 1011 Doppelzentner gefärbte Seide und Florettseide, 3213 Doppelzentner gezwirnte Seide, 6562 Doppelzentner Seidenwaren; aus demselben ausgeführt bez. 10,644, 2886, 2138 und 54,161 Doppelzentner. Überall, wo bunte und gedruckte Zeuge gefertigt werden, schließt sich die Färberei der Weberei an. Für die Seidenfärberei ist Krefeld der wichtigste Ort; die Türkischrotfärberei blüht in Elberfeld und Barmen. Sonst ist der Färberei noch zu gedenken in Berlin, in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau, in Bayern (Augsburg), Württemberg (Heidenheim), Elsaß-Lothringen ꝛc. Die Zeugdruckerei hat berühmte Werkstätten in Berlin (Kattun), Oberelsaß (Mülhausen), im südlichen Baden (Säckingen, Lörrach, Konstanz), in Bayern (Augsburg) ꝛc. Die Bleichen schließen sich naturgemäß an die Leinweberei, die Walkmühlen an die Tuchfabrikation.

VIII. Handel und Verkehr.

Einen epochemachenden Einfluß auf die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands hat der Zollverein (s. d.) ausgeübt, welcher, von Preußen ausgehend, durch den Anschluß des Bayrisch-Württembergischen Handelsvereins, Sachsens, der thüringischen Staaten und beider Hessen 1. Jan. 1834 in Wirksamkeit getreten ist. Dieser wirtschaftliche Verband ist trotz der vielen Krisen, welche er zu überstehen hatte, nicht wieder zerrissen worden; er bildete die Grundlage für die weitere wirtschaftliche Einigung Deutschlands und ist schließlich in der deutschen Reichsverfassung aufgegangen, welche die Zolleinigung des gesamten D. mit Einschluß von Luxemburg zu einer unauflöslichen Institution gemacht hat. Der Artikel 34 der Reichsverfassung hatte zwar bestimmt, daß die Hansestädte Hamburg und Bremen mit ihren anschließenden Gebietsteilen als Freihäfen so lange außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenzen bleiben sollten, bis sie den Anschluß an dieselben selbst beantragen; letzteres ist aber inzwischen geschehen, so daß nach Fertigstellung der hierfür nötigen umfangreichen Anlagen auch diese beiden Gebiete mit Ablauf der 80er Jahre dem deutschen Zollgebiet angehören werden. Nach der Volkszählung vom Jahr 1880 betrug die Bevölkerung des deutschen Zollgebiets mit Einschluß von Luxemburg und der österreichischen Gemeinde Jungholz (bei Kempten in Bayern) 44,766,183 Seelen, während die Zollausschlüsse, nämlich Hamburg, Bremen, Teile der preußischen Provinzen Schleswig-Holstein (Altona ꝛc.) und Hannover (Geestemünde ꝛc.), kleine Teile der badischen Kreise Konstanz und Waldshut, der oldenburgische Hafen Brake, eine solche von 677,659 Seelen besaßen. Nachdem noch in den 70er Jahren Zollbefreiungen in bedeutendem Umfang eingetreten waren, führte das gegenwärtig in D. bestehende Zolltarifgesetz vom 15. Juli 1879 mit unerheblichen Ausnahmen plötzlich eine Einschränkung der seitherigen Zollfreiheit und eine bedeutende Erhöhung der Zollsätze herbei. Unverändert beibehalten wurde die Zollfreiheit nur für Abfälle, die hauptsächlichsten Rohprodukte, ferner für wissenschaftliche Instrumente, Seeschiffe und hölzerne Flußschiffe, litterarische und Kunstgegenstände; unverändert blieben die seitherigen Zollsätze für 44 Tarifpositionen, worunter Bier, Essig, Südfrüchte, Zucker, Heringe, Kakao, Salz (seewärts), Fischthran, Äther, Alaun, Chlorkalk, kristallisierte Soda sich befanden. Dagegen wurde eine große Zahl bisher zollfreier Artikel, wie Roheisen, grobe Eisenfabrikate, Maschinen und Eisenbahnfahrzeuge, Getreide und Mühlenfabrikate, Bau- und Nutzholz, Schmalz, Pferde, Rind- und Schafvieh, mit Eingangszöllen belegt und die schon vorher zollpflichtig gewesenen Gegenstände, soweit sie nicht zu den erwähnten Ausnahmen gehörten, zum Teil sehr wesentlich im Zoll erhöht. Am 1. Juli 1881 wurden auch frische Weinbeeren zollpflichtig und die Zölle auf Mühlenfabrikate sowie auf einige Gattungen von Wollwaren erhöht; vom 1. Juli 1882 ab wurde den Inhabern von Mühlen für die Ausfuhr der von ihnen hergestellten Mühlenfabrikate insofern eine Erleichterung gewährt, als ihnen der Eingangszoll für eine der Ausfuhr entsprechende Menge des zur Mühle gebrachten ausländischen Getreides nachgelassen wurde; endlich trat 1. Juli 1885 für eine größere Zahl von Gegenständen eine abermalige Zollerhöhung ein, welche vornehmlich Getreide, Vieh, Fische, Holz, Uhren, verschiedene Gespinste und Gewebe, Seilerwaren u. a. betraf. Die Ausfuhrzölle sind in D. bereits 1. Juli 1865 aufgehoben worden bis auf die Ausgangsabgabe für Lumpen zur Papierfabrikation, welche erst 1. Okt. 1873 fiel. Die Durchgangsabgaben wurden bereits 1. März 1861 gänzlich beseitigt. Der Ertrag der Eingangszölle im deutschen Zollgebiet belief sich im Etatsjahr 1883/84 auf netto 190,144,000 Mk. oder 4,18 Mk. pro Kopf der Bevölkerung.

Handelsverträge mit der Meistbegünstigungsklausel und wechselseitigen Tariferleichterungen bestehen mit allen europäischen Staaten mit Ausnahme von Rußland, Schweden und Norwegen, Dänemark und der Türkei, außerdem mit der Argentinischen Konföderation, Chile, Costarica, den hawaischen Inseln, Liberia, Mexiko, Persien und Korea. Der besondere Tarifvertrag mit Frankreich ist durch den Krieg von 1870/71 aufgehoben und nicht wieder erneuert worden. Vgl. v. Aufseß, Die Zölle und Steuern sowie die vertragsmäßigen auswärtigen Handelsbeziehungen des Deutschen Reichs (3. Aufl., Münch. 1886).

Über den Wert der Ein- und Ausfuhr des deutschen Zollgebiets fehlten bis zum Beginn der 70er Jahre amtliche Angaben gänzlich, nur die Menge der ein- und ausgeführten Waren wurde bis dahin ermittelt. Das kaiserliche Statistische Amt hat zum erstenmal für 1872 auch die Wertziffern berechnet. Diese betrugen für die Einfuhr im genannten Jahr 3,468,480,000, für die Ausfuhr 2,491,620,000 Mk.; im J. 1884 stellten sich dieselben für die Einfuhr auf 3,284,928,000, für die Ausfuhr dagegen auf 3,269,401,000 Mk. Auf die einzelnen Warengruppen verteilten sich die letztern in Tausenden Mark wie folgt:

Wert der Ein- und Ausfuhr 1884 (in Tausenden Mark).

Waren	Einfuhr	Ausfuhr
1) Vieh und andre lebende Tiere	183995	153009
2) Nahrungs- und Genußmittel	861967	466950
Darunter: Getreide, Hülsenfrüchte, Kartoffeln	399696	28147
Kaffee, Kakao, Thee	134620	3828
Zucker, Melasse, Sirup	2205	192253
Tabak und Tabaksfabrikate	59841	8978
3) Sämereien und Gewächse	90733	25625
4) Düngungsmittel und Abfälle	72324	19215
5) Brennstoffe	41886	76686
6) Rohstoffe u. Fabrikate der chem. Industrie	391043	268260
7) Rohstoffe und Fabrikate der Stein-, Thon- und Glasindustrie	47782	118305
8) Rohstoffe u. Fabrikate der Metallindustrie	130685	407656
Darunter: Erze	36227	10320
Rohe, unedle Metalle	44917	54710
Roh bearb. Metalle (Halbfabrikate)	7661	82658
9) Rohstoffe und Fabrikate der Holz-, Schnitz- und Flechtindustrie	127946	108602
Darunter: Bau- und Nutzholz	82750	32393
10) Rohstoffe u. Fabrikate der Papierindustrie	13491	83388
11) Rohstoffe und Fabrikate der Leder- und Rauchwarenindustrie	189580	254906
12) Rohstoffe u Fabrikate der Textilindustrie	1022085	973301
Darunter: Spinnstoffe	549363	125087
Garne und Watten	331277	115112
Zeugwaren	60751	415611
Strumpfwaren	1719	91796
13) Rohstoffe und Fabrikate der Kautschuk- und Wachstuchindustrie	27082	22121
14) Eisenbahnfahrzeuge; gepolsterte Wagen und Möbel	615	3895
15) Maschinen, Instrumente, Apparate	47420	136692
16) Kurzwaren und Schmuck	14440	99491
17) Gegenstände der Litteratur u. bild. Kunst	21854	55494
18) Verschiedene Waren	—	855

In den beiden vom deutschen Zollgebiet noch ausgeschlossenen Hansestädten Hamburg und Bremen war der Wert der Einfuhr 1884 folgender: in Hamburg 2304,9 Mill. Mk. (davon seewärts 1066,5 Mill., land- und flußwärts 1163,5 Mill. Mk.), in Bremen 516,5 Mill. Mk. (davon seewärts 349,7 Mill. Mk., land- und flußwärts 166,8 Mill. Mk.); die Ausfuhr wird in Hamburg nicht nach Werten, sondern nur nach Mengen und zwar auch nur seewärts ermittelt, dieselbe betrug im genannten Jahr 17,576,965 Doppelzentner; Bremens Ausfuhr bewertete sich auf 501,5 Mill. Mk. (davon seewärts 186,1 Mill. Mk., land- und flußwärts 315,4 Mill. Mk.).

Der Aufschwung des deutschen Handels in den letzten Jahren ist unverkennbar, denn wenn auf Grund erheblicher Zollerhöhungen in unsern Nachbarländern und der Entwickelung der dortigen Industrie der unsrigen seit 1882 auch manche Absatzgebiete verschlossen oder doch schwieriger zugänglich gemacht wurden, so hat sich die deutsche Produktion doch ein immer weiteres Feld in überseeischen Ländern erobert und den Ausfall dadurch einigermaßen ausgleichen können, wie die folgenden Zahlen beweisen. In Millionen Mark wurden von D. ausgeführt:

	1880	1882	1884
Nach den europäischen Nachbarstaaten	2160,6	2469,7	2377,3
„ außereuropäischen Ländern	273,9	266,7	284,8
Zusammen:	2434,5	2736,4	2662,1

Den bedeutendsten Rückgang zeigt unsre Ausfuhr nach Rußland, Frankreich, England, Holland, Belgien und nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, den bedeutendsten Aufschwung die Ausfuhr nach Italien, der Schweiz, Spanien und Südamerika. Auf die einzelnen Länder verteilt, bezifferte sich die Ausfuhr des deutschen Zollgebiets in Millionen Mark:

Die deutsche Ausfuhr nach den Hauptgebieten.

	1880	1882	1884		1880	1882	1884
England	459,2	565,3	547,2	Ostind. Inseln	7,5	8,5	11,1
Österr.-Ung	318,2	357,9	353,4	Brit.-Indien	5,4	3,0	9,1
Frankreich	291,2	361,4	302,5	Türkei	6,7	6,0	9,3
Niederlande	241,1	268,9	242,8	Portugal	5,0	4,8	6,9
Schweiz	192,2	205,7	229,0	Australien	1,8	7,0	6,5
Rußland	254,1	221,7	189,6	Afrika (ohne Algerien u. Ägypten)	2,9	4,3	6,2
Ver. Staaten	207,8	192,4	181,1				
Belgien	178,5	187,3	173,0				
Italien	55,6	78,9	96,6	Chile	2,2	5,6	5,0
Dänemark	54,9	70,6	72,0	Kanada	8,2	2,6	4,5
Schweden	51,0	62,7	63,6	Japan	2,8	2,1	4,1
Spanien	18,6	35,8	42,8	Mexiko und Zentralam.	2,2	3,5	3,7
Rumänien	11,0	15,6	22,6				
Norwegen	15,4	22,1	20,0	Serbien	0,7	2,6	3,8
Brasilien	9,8	12,2	16,5	Griechenland	1,2	1,7	2,3
La Platastaat.	3,0	7,5	13,6	Peru	0,3	1,3	2,1
China	11,1	9,1	11,4	Ägypten	2,2	0,6	1,5

Schiffahrt.

Die deutsche Handelsflotte nimmt auf der Erde der Zahl ihrer Schiffe nach die vierte Stelle ein, indem sie auf Großbritannien, Nordamerika und Norwegen folgt; in Bezug auf die Tragfähigkeit ihrer Schiffe steht sie aber an dritter Stelle und nur hinter Großbritannien und Nordamerika zurück. Sie bestand 1. Jan. 1885 außer den kleinen Küstenfahrern (welche weniger als 50 cbm Raumgehalt besitzen) aus 4257 Schiffen mit einer Gesamtladefähigkeit von 1,294,288 Registertonnen und 39,911 Mann Besatzung und zwar aus 3607 Segelschiffen mit 880,345 Registertonnen und 26,014 Mann und aus 650 Dampfschiffen mit 413,943 Registertonnen und 13,897 Mann Besatzung. Davon kommen auf das Ostseegebiet 1690 (darunter 321 Dampfer), auf das Nordseegebiet 2567 Schiffe (darunter 329 Dampfer); auf die einzelnen Provinzen, bez. Küstenländer verteilten sich dieselben wie folgt:

Provinzen, bez. Küstenländer	Segelschiffe	Dampfschiffe	Zusammen
Ostseegebiet:			
Provinz Ostpreußen	65	21	86
„ Westpreußen	80	28	108
„ Pommern	702	91	793
Großh. Mecklenburg-Schwerin	329	14	343
Freie Stadt Lübeck	8	31	39
Provinz Schleswig-Holstein	185	136	321
Nordseegebiet:			
Provinz Schleswig-Holstein	376	14	390
Freie Stadt Hamburg	293	187	480
„ „ Bremen	250	112	362
Großherzogtum Oldenburg	340	4	344
Provinz Hannover u. Jadegebiet	979	12	991

Zu Anfang des Jahrs 1875 betrug die Zahl der registrierten deutschen Seeschiffe 4602 mit 1,068,383 Registertonnen, davon waren 299 Dampfschiffe mit 1,189,998 Registertonnen und 4303 Segelschiffe mit 878,385 Registertonnen; es fand also in den 10 Jahren vom 1. Jan. 1875 bis dahin 1885 zunächst eine Zunahme um 351 Dampfschiffe statt, worunter jedoch 29 Dampfschiffe enthalten sind, welche durch Nachregistrierungen und Neuvermessungen hinzukamen; hauptsächlich ist eine Vermehrung der Dampfschiffe in den Jahren 1874, 1880, 1881 und besonders 1882 bis 1884 eingetreten, an dieser Vermehrung waren vornehmlich das Ostseegebiet der Provinz Schleswig-Holstein sowie die Freien Städte Hamburg und Bremen beteiligt. Eine Vergleichung des Bestandes der Segelschiffe am 1. Jan. 1875 mit demjenigen vom 1. Jan. 1885 ergibt dagegen eine Abnahme um 696 Segelschiffe. Die 1. Jan. 1886 nachgewiesenen 650

Dampfschiffe zerfallen ihrer Gattung nach in 605 Schrauben-, 44 Räderdampfschiffe und 1 Hydromotor. Das Verhältnis der Schraubendampfer zu den Räderdampfern stellt sich für das gesamte deutsche Küstengebiet wie 92,69 zu 7,31. Von den am 1. Jan. 1885 nachgewiesenen Segelschiffen waren 181 von Eisen und 3417 von Holz erbaut, bei 8 Schiffen war das Hauptmaterial Holz und Eisen; von den gleichzeitig vorhandenen 650 Dampfschiffen waren 639 von Eisen und 11 von Holz erbaut. Als Heimatshäfen für die deutsche Handelsflotte werden 265 Plätze nachgewiesen, von welchen 58 dem Ostseegebiet und 207 dem Nordseegebiet angehören; die wichtigsten derselben sind: Hamburg mit 477, Bremen mit 335, Rostock mit 306, Stralsund mit 212, Barth mit 189, Stettin mit 155, Brake mit 121, Elsfleth mit 108, Papenburg mit 111, Danzig mit 104, Kiel mit 70, Memel mit 60, Rendsburg mit 61, Emden mit 57 Schiffen ꝛc. Der Schiffsverkehr in den Seehäfen des Deutschen Reichs im J. 1884 bezifferte sich auf 124,897 ein- und ausgegangene Schiffe mit einer Ladungsfähigkeit von 20,867,875 Registertonnen; mitgerechnet sind hierbei 2646 Schiffe von 223,099 Registertonnen, welche nicht zu Handelszwecken die deutschen Häfen besuchten. An diesem Verkehr sind Schiffe fremder Flagge in bedeutendem Maß beteiligt, hinsichtlich der Gesamtladefähigkeit übertrifft der Verkehr derselben sogar denjenigen der deutschen Schiffe; doch ist in dieser Beziehung während der sechs Jahre 1879—84 eine nicht unwesentliche Veränderung zu gunsten der deutschen Flagge eingetreten. Während nämlich im J. 1879 die Beteiligung der deutschen Schiffe dem Tonnengehalt nach sich auf 44,9 Proz., diejenige der fremden Schiffe auf 55,1 Proz. berechnete, stellte sich im J. 1884 der Anteil der erstern auf 49,1 Proz. und derjenige der letztern auf 50,8 Proz., d. h. die Überlegenheit der fremden Flagge, welche sich im ersten Jahr dieser sechsjährigen Periode dem Raumgehalt nach auf 10,2 Proz. bezifferte, hat sich am Ende dieses Zeitraums bis auf 3,6 Proz. verringert. Auch der Zahl der Schiffe nach hat der Anteil der deutschen Flagge im Lauf der sechsjährigen Periode zugenommen.

Unter den Seeplätzen Deutschlands nehmen Hamburg und Bremen, bez. Bremerhaven die ersten Stellen ein; beide vermitteln hauptsächlich den Verkehr mit England und den außereuropäischen Plätzen und unterhalten zahlreiche Dampfschiffslinien; über beide geht auch der Hauptstrom der Auswanderung. Dem Raumgehalt der verkehrenden Schiffe nach steht Hamburg mit einem solchen im J. 1884 von 7,340,614 Registertonnen an der Spitze, dann folgen Stettin mit einem solchen von 2,053,343, Bremerhaven mit 1,958,380, Neufahrwasser mit 1,197,112, Kiel mit 960,331, Lübeck mit 866,708, Königsberg mit 766,259, Swinemünde mit 504,938, Geestemünde mit 469,741, Memel mit 383,806, Altona mit 357,160, Pillau mit 327,722, Flensburg mit 244,332, Bremen mit 189,167 Registertonnen ꝛc. Die Zusammenstellung der Seereisen deutscher Schiffe gibt einen Nachweis über die Thätigkeit der deutschen Kauffahrteiflotte im Verkehr der deutschen Häfen unter sich, zwischen diesen und dem Ausland und zwischen außerdeutschen Hafenplätzen. Die Gesamtzahl der von deutschen Schiffen im J. 1884 gemachten Seereisen beträgt 66,711, der entsprechende Raumgehalt 17,017,557 Registertonnen. Die größte Zahl der Reisen deutscher Schiffe zwischen deutschen und fremden Häfen entfällt auf den Verkehr mit Großbritannien und Irland (5170 Fahrten), dann folgen der Zahl nach die Reisen zwischen D. und Dänemark (5165), Rußland an der Ostsee (2304), Schweden (1761), den Vereinigten Staaten von Nordamerika am Atlantischen Meer (1055), Norwegen (952), den Niederlanden (374), Belgien (303), Frankreich am Atlantischen Meer (278), Helgoland (229), Brasilien (210), Italien und Malta (135), den Westindischen Inseln (85 Fahrten) ꝛc. Legt man den Tonnengehalt der an den Reisen zwischen deutschen und außerdeutschen Häfen beteiligten Schiffe als Maßstab an, so tritt an die erste Stelle der Verkehr mit Großbritannien und Irland, an die zweite derjenige zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika am Atlantischen Meer, dann folgen der Reihe nach der Verkehr mit den russischen Ostseehäfen, der mit Dänemark, Schweden, Brasilien, Belgien, Italien und Malta, Frankreich am Atlantischen Meer, den La Plata-Staaten, den Niederlanden, den Westindischen Inseln, Ostindien mit den indischen Inseln, Norwegen und Chile.

Der deutschen Binnenschiffahrt dienen Wasserstraßen in einer Länge von 12,441,1 km, davon können mit einem Tiefgang von 1,50 m 2139,2 km, mit einem Tiefgang von 1 m 4623,6 km, mit einem Tiefgang von 0,75 m 2325,4 km und mit einem Tiefgang unter 0,75 m 3352,9 km befahren werden. Am längsten ist die schiffbare Strecke im Flußgebiet des Rheins mit 2789,8 km, dann folgt das Elbgebiet mit 2606,6, das Odergebiet mit 1802,5, das Wesergebiet mit 1175,4, das Donaugebiet mit 746,8, das Emsgebiet mit 466,1, die Küstengewässer der Ostsee westlich der Oder mit 445,1, die ostfriesischen Kanäle mit 441,5, das Weichselgebiet mit 438,1, das Pregelgebiet mit 397,2 km ꝛc. Was die Verkehrsverhältnisse anlangt, so hat sich bis zur neuesten Zeit eine Abnahme des Verkehrs nur bei der Weichsel infolge Verminderung des Floßverkehrs und bei der Donau wegen des Mangels fast jeder Regulierung des meist reißenden Oberlaufs derselben ergeben; bei allen andern Wasserstraßen dagegen hat eine recht erfreuliche, auf Rhein, Elbe und Spree sogar sehr beachtenswerte Steigerung des Wasserverkehrs stattgefunden. Der Anteil der Binnenschiffahrt am deutschen Güterverkehr läßt sich im ganzen nicht feststellen; dagegen ergibt eine Berechnung des konkurrierenden Güterverkehrs zu Wasser und auf der Eisenbahn an 15 wichtigern Handelsplätzen, nämlich Memel, Tilsit, Mannheim, Bingen, Harburg, Hamburg, Heilbronn, Mainz-Gustavsburg, Mülhausen i. E., Ludwigshafen, Passau, Koblenz, Thorn, Dresden und Breslau, daß der Gesamtverkehr dieser Orte im dreijährigen Durchschnitt 1881—83: 15,641,091 Ton. betrug, wovon auf die Wasserstraßen 6,510,502 T. oder 41,7 Proz. und auf die Eisenbahnen 9,130,589 T. oder 58,3 Proz. entfielen. Der Wasserverkehr zeigte an fast allen Punkten eine steigende Tendenz. Für die Binnenschiffahrt gab es 1883: 18,845 Fluß-, Kanal-, Haff- und Küstenschiffe, davon waren 831 Dampfschiffe; die Tragfähigkeit war bei 18,372 Schiffen ermittelt und betrug 1,660,371,8 T., darunter 623 Dampfschiffe mit 33,169 T.

Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen.

Das Eisenbahnwesen ist zwar nicht einheitlich gestaltet, indem 13 deutsche Staaten eigne Bahnen besitzen; dennoch haben mit Ausnahme einiger Lokal- und Industriebahnen sämtliche Bahnen Deutschlands und mit ihnen die Österreichs-Ungarns, der Niederlande und Luxemburgs, Russisch-Polens und Rumäniens sowie einige belgische Privatbahnen einen gemeinsamen Mittelpunkt in dem 1846 gegründeten Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen unter der Direktion der königlichen Eisenbahndirektion in Berlin. Die Gesamtlänge des deutschen Eisenbahnnetzes

beträgt (1885) 39,081 km. Über die Entwickelung desselben und seinen gegenwärtigen Zustand, die Verwaltungsbehörden ꝛc. s. Eisenbahnen II.

Das Post- und das Telegraphenwesen sind einheitlich organisiert, sie unterliegen der Beaufsichtigung des Reichs; indes finden auf Bayern und Württemberg auf Grund des Artikels 52 der Reichsverfassung diese Bestimmungen nicht volle Anwendung, indem dieselben getrennte Verwaltungen des Post- und Telegraphenwesens haben. Mit der österreichisch-ungarischen Monarchie ist das Deutsche Reich durch den Postvertrag vom 7. Mai 1872 und den Telegraphenvertrag vom 5. Okt. 1871 geeinigt. Am Schluß des Jahrs 1884 betrug die Zahl der Postanstalten im Reichspostgebiet 13,405, in Bayern 1464, in Württemberg 559, zusammen 15,428; die Einnahmen (inkl. Telegraphie) beliefen sich im Reichspostgebiet auf 158,2 Mill. Mk., in Bayern auf 12,3 Mill. Mk., in Württemberg auf 7,1 Mill. Mk., zusammen auf 177,9 Mill. Mk.; die Ausgaben auf resp. 137, 11,5 und 6, zusammen 154,5 Mill. Mk. Die eingegangenen Briefsendungen betrugen in demselben Jahr im Reichspostgebiet 1501,8 Mill., in Bayern 178 Mill., in Württemberg 80,2 Mill.; die eingegangenen Pakete ohne Wert im Reichspostgebiet 74 Mill., in Bayern 9,7 Mill., in Württemberg 4,2 Mill.; die Briefe und Pakete mit Wertangabe resp. 9,1 Mill., 4,7 Mill., 651,500; die Anzahl der eingegangenen Postanweisungen betrug resp. 51,7 Mill., 4,9 Mill., 2,7 Mill.; der Gesamtwertbetrag der Geldsendungen resp. 15,061, 2476,4 und 629,5 Mill. Mk. Am Schluß des Jahrs 1884 betrug die Zahl der Telegraphenanstalten im Reichspostgebiet 10,645, in Bayern 1211, in Württemberg 402; die Länge der Telegraphenlinien resp. 68,387 km, 8398 km, 2781 km und die Länge der Drähte resp. 243,919 km, 36,788 km, 7304 km. Die Anzahl der im J. 1884 ausgegebenen internen Telegramme (ohne Transit) betrug im Reichspostgebiet fast 11,7 Mill., in Bayern 1,1 Mill., in Württemberg 686,905; die Zahl der internationalen aufgegebenen Telegramme resp. 2,1 Mill., 117,679 und 52,732 Mk.

Geld- und Kreditwesen.

In sämtlichen deutschen Münzstätten: Berlin (Münzbuchstabe A), Hannover (B), Frankfurt a. M. (C), München (D), Dresden (E), Stuttgart (F), Karlsruhe (G), Darmstadt (H) und Hamburg (J), wurden bis Ende 1885 für 1,928,890,830 Mk. Goldmünzen, für 444,491,484 Mk. Silbermünzen, für 35,159,823 Nickelmünzen und für 9,682,638 Mk. Kupfermünzen geprägt und den einzelnen Bundesstaaten überwiesen:

Doppelkronen	1 445 733 180	Mark
Kronen	455 195 720	"
Halbe Kronen	27 961 930	"
Fünfmarkstücke	71 648 250	"
Zweimarkstücke	102 510 120	"
Einmarkstücke	171 131 669	"
Fünfzigpfennigstücke	71 484 454	"
Zwanzigpfennigstücke	27 716 991	"
Zehnpfennigstücke	23 502 156	"
Fünfpfennigstücke	11 657 667	"
Zweipfennigstücke	6 213 187	"
Einpfennigstücke	3 469 451	"
Zusammen:	2 418 224 775	Mark.

Am 31. März 1884 waren Reichskassenscheine im Gesamtbetrag von 144,845,570 Mk. vorhanden und zwar 2,524,338 Abschnitte zu 5 Mk., 959,854 Abschnitte zu 20 Mk. und 2,260,536 Abschnitte zu 50 Mk.

Der Gesamtnotenumlauf der 18 Notenbanken, welche in Gemäßheit des § 8 des Reichsbankgesetzes vom 14. März 1875 zur Ausgabe von Noten berechtigt sind, betrug im J. 1884: 1061 Mill. Mk.; sie hatten bei einem Grundkapital von zusammen 268 Mill. Mk. und einem Reservefonds von zusammen 38 Mill. Mk. an Aktiven 1740 Mill. Mk. und an Passiven 1727 Mill. Mk. Im J. 1885 betrug der Gesamtumsatz der Reichsbank 73,200 Mill. Mk. Banknoten waren durchschnittlich 727 Mill. Mk. im Umlauf und mit 80,57 Proz. durch Metall gedeckt. Die Grundstücke hatten 1. Jan. 1885 einen Buchwert von über 19 Mill. Mk., der Reservefonds betrug über 22 Mill. Mk. Die Bilanz der sämtlichen deutschen Banken (ohne Noten- und ohne Hypothekenbanken), nämlich der Diskontogesellschaft in Berlin, des Berliner Kassenvereins, von 73 Banken mit Aktienkapital bis 10 Mill., 7 Banken mit Aktienkapital von 10–15 Mill., 14 Banken mit Aktienkapital über 15 Mill., 5 dividendenlosen Banken und 7 Maklerbanken, ergibt pro 1882 folgendes Resultat in Millionen Mark: Aktiva: Aktienkapital 917,1, Kassa 182,8, Wechsel 408,2, Effekten 205,5, Lombard 142,7, Debitoren 841, Immobilien 70; Passiva: Accepte 285, Kreditoren 510, Depositen 181,5, Reserven 101,8; Gewinn- und Verlustkonto: Bruttogewinn 110,1, Unkosten 15, Reingewinn 69,9, verteilte Dividende 62,7 oder in Prozenten des Aktienkapitals 6,8 Proz. Bei den 26 deutschen Hypothekenbanken betrug Ende 1882 in Millionen Mark das Aktienkapital 215,3, Reserven 26,3, Bruttogewinn 61,5, Nettogewinn 15,9, verteilte Dividende 13,5 oder 6,21 Proz. des Aktienkapitals. Im J. 1884 gab es im Deutschen Reich 879 Vorschuß- und Kreditvereine mit 451,779 Mitgliedern und 163 Konsumvereine mit 114,423 Mitgliedern.

Zur Vertretung der Interessen von Handel und Gewerbe dienen endlich in D. die Handels- und Gewerbekammern, deren Organisation in den einzelnen Staaten indes noch eine ziemlich verschiedene ist. Während in Preußen, Baden, Hessen nur Handelskammern vorhanden sind, werden die betreffenden Funktionen in Bayern, Sachsen, Württemberg, Sachsen-Meiningen durch Handels- und Gewerbekammern wahrgenommen; in einer größern Zahl kleiner Staaten, wie Anhalt, Schaumburg-Lippe, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck, existiert eine gesetzliche Vertretung des Handels und der Industrie überhaupt nicht; in andern Staaten wieder, wie in den beiden Mecklenburg, Oldenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, wird eine solche Vertretung durch Privatvereine wahrgenommen. Die Zahl der Handels- und Gewerbekammern in den einzelnen deutschen Staaten verhält sich im übrigen folgendermaßen: Baden 8 Handelskammern, Braunschweig 1 Handelskammer, Bremen 1 Handels- und 1 Gewerbekammer, Elsaß-Lothringen 4 Handelskammern und 2 Gewerbekammern, Hamburg 1 Handels- und 1 Gewerbekammer, Hessen 6 Handelskammern, Lübeck 1 Handels- und 1 Gewerbekammer, Preußen 79 Handelskammern, unter denen die kaufmännischen Korporationen zu Berlin, Stettin, Magdeburg, Tilsit, Königsberg, Danzig, Memel und Elbing sowie das Kommerzkollegium zu Altona die Funktionen von Handelskammern übernehmen; Reuß ä. L. und Reuß j. L. je 1 Handelskammer, Sachsen 5 Handels- und Gewerbekammern, Sachsen-Meiningen 3 Handels- und Gewerbekammern, Sachsen-Weimar 1 Gewerbekammer, Württemberg 8 Handels- und Gewerbekammern.

Die wichtigsten Seeplätze sind schon oben angeführt. Für den Binnenhandel sind ganz besonders von Bedeutung Berlin, Leipzig und Frankfurt a. M.; nächstdem in Norddeutschland Breslau, Magdeburg, Frankfurt a. O., Braunschweig, Köln, denen sich für den Export der Erzeugnisse der eignen Fabriken na-

mentlich noch Aachen, Krefeld, Elberfeld, Barmen, Solingen, Remscheid, Chemnitz, Sonneberg u. a. anschließen; in Süddeutschland Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Stuttgart, Mainz, Mannheim, Straßburg und Mülhausen. Der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels (s. d.) ist Leipzig.

IX. Verfassung und Verwaltung.

Die Verfassung des Deutschen Reichs.

Das deutsche Kaisertum hat keinen universellen, sondern einen nationalen Charakter. Es ist nicht, wie das ehemalige Deutsche Reich, eine Wahlmonarchie, sondern die Kaiserwürde ist erblich mit der Krone Preußen verbunden. Indessen ist der Kaiser nicht der Monarch des Reichs, denn letzteres ist kein Einheitsstaat, sondern ein Bundesstaat, ein Gesamtreich, zusammengesetzt aus den verbündeten deutschen Einzelstaaten. Träger der Reichsgewalt sind vielmehr nach der Reichsverfassung vom 16. April 1871, welche im wesentlichen mit derjenigen des frühern Norddeutschen Bundes übereinstimmt, die verbündeten Regierungen. Dem Kaiser steht nur eine Vollzugsgewalt zu, indem er allerdings als König von Preußen die erste Stelle unter den deutschen Fürsten einnimmt. Als Kaiser übt derselbe die ihm übertragenen Befugnisse »im Namen des Reichs« oder »im Namen der verbündeten Regierungen« aus. Auf der andern Seite bedeutet der Übergang der deutschen Gesamtverfassung von derjenigen eines Staatenbundes, wie es der Deutsche Bund (s. d.) war, zur bundesstaatlichen Verfassung den wichtigsten und erheblichsten Fortschritt auf der Bahn unsrer nationalen Entwickelung. Das Deutsche Reich hat das Gesetzgebungsrecht eines wirklichen Staats. Die Reichsgesetze, welche innerhalb des Kompetenzkreises der Reichsgesetzgebung erlassen werden, gehen den Landesgesetzen der Einzelstaaten vor und erhalten ihre rechtsverbindliche Kraft durch die Verkündigung von Reichs wegen, welche im Reichsgesetzblatt durch den Kaiser erfolgt. Die Gesetze selbst kommen durch den übereinstimmenden Mehrheitsbeschluß des Bundesrats, welcher sich aus den instruierten Vertretern der deutschen Regierungen zusammensetzt, einerseits und des Reichstags, der deutschen Volksvertretung, anderseits zu stande. Daß der Kaiser gegenüber einem vom Bundesrat und vom Reichstag beschlossenen Gesetz ein Vetorecht nicht besitzt, wird von denjenigen, welche eine möglichst kräftige Zentralgewalt an der Spitze des Reichs sehen möchten, freilich als ein wesentlicher Mangel der Reichsverfassung bezeichnet, zumal selbst dem Präsidenten der Vereinigten Staaten wenigstens ein suspensives Veto zusteht. Auch in der Reichsverfassung, welche 1849 von dem Frankfurter Parlament beschlossen wurde, war ein suspensives Veto des Kaisers vorgesehen. Hierunter versteht man nämlich die Befugnis der Staatsregierung, den Vollzug eines Gesetzes durch einmaligen Widerspruch und das Inkrafttreten desselben so lange zu hemmen, bis etwa ein nochmaliger Beschluß der gesetzgebenden Faktoren ebendasselbe Gesetz aufrecht erhält. Allerdings wird in der deutschen Reichsverfassung jener Mangel einigermaßen durch das bedeutende Stimmgewicht ersetzt, welches der Krone Preußen im Bundesrat zusteht, woselbst sie 17 von 58 Stimmen führt. Damit ist dem Kaiser als König von Preußen die Macht gegeben, jede Veränderung der Reichsverfassung abzulehnen. Denn nach Artikel 78 der Verfassungsurkunde gilt eine Verfassungsänderung als abgelehnt, wenn sie im Bundesrat 14 Stimmen gegen sich hat. Ebenso kann der Kaiser in den wichtigsten Fragen der Reichsgesetzgebung wie der Reichsverwaltung Neuerungen verhindern, wofern er die Präsidialstimme für die Aufrechthaltung der bestehenden Einrichtungen abgeben läßt. Dies ist der Fall bei Gesetzesvorschlägen über das Militärwesen, die Kriegsmarine und das Zollwesen sowie über die Besteuerung von Salz, Tabak, Branntwein, Bier und Zucker, die dem Reiche gebührt. Ebenso gibt die Präsidialstimme im Bundesrat stets dann den Ausschlag, wenn es sich um Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen handelt, welche ebendiese Gegenstände betreffen, wofern sich die Präsidialstimme für die Aufrechthaltung der bestehenden Vorschriften oder Einrichtungen ausspricht (Reichsverfassung, Art. 5, 35, 37).

Schärfer tritt der monarchisch-staatliche Charakter der Reichsverfassung auf dem Gebiet der Reichsverwaltung hervor. Denn der Kaiser hat nicht nur das ausschließliche Recht, die vom Bundesrat in seiner Mehrheit gebilligten Gesetzentwürfe an den Reichstag zu bringen, sowie das Recht der Verkündigung der Reichsgesetze, sondern er hat auch ihre Ausführung zu überwachen (Art. 17). Diese letztere Bestimmung begründet für den Kaiser in denjenigen Angelegenheiten, welche in den Kompetenzkreis der Reichsgesetzgebung gehören, das Recht, die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen Verordnungen zu erlassen, ein Recht, welches die Verfassung ausdrücklich in Ansehung des Militärwesens, der Kriegsmarine, der Post- und Telegraphenverwaltung und des Konsulatwesens hervorhebt. Da aber auch der Bundesrat ein Verordnungsrecht besitzt, so wird bei dem Erlaß eines Reichsgesetzes in der Regel in diesem Gesetz selbst eine Bestimmung darüber getroffen, welche Stelle die Vollzugsbestimmungen erlassen soll, ob Kaiser, Bundesrat, Reichskanzler oder die Regierungen der Einzelstaaten; immer vorbehaltlich des Rechts des Kaisers, die Ausführung der Reichsgesetzgebung in jedem Fall zu überwachen. Dem Kaiser gebührt ferner die Oberaufsicht über das gesamte Verwaltungswesen des Reichs. Er ernennt die Reichsbeamten, läßt dieselben vereidigen und verfügt erforderlichen Falls ihre Entlassung (Reichsverfassung, Art. 18). Er ernennt auch insbesondere den Reichskanzler, den einzigen verantwortlichen Minister des Reichs, welcher zugleich den Vorsitz im Bundesrat führt (Art. 15). Der Kaiser hat das Recht, den Bundesrat und den Reichstag zu berufen, zu eröffnen und zu schließen (Art. 12). Eine etwanige Auflösung des Reichstags erfolgt auf Grund eines Bundesratsbeschlusses mit Zustimmung des Kaisers (Art. 24). Als ein wirklicher Staat hat das Reich ferner andern Staaten gegenüber den notwendigen diplomatischen Verkehr zu unterhalten; es hat das Gesandtschaftsrecht eines Staats, und die deutschen Einzelstaaten haben, mit Ausnahme von Bayern, Württemberg, Sachsen und Braunschweig, darauf verzichtet, sich bei den auswärtigen Kabinetten noch besonders vertreten zu lassen. Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten. Er hat im Namen desselben Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andre Verträge mit fremden Staaten einzugehen und Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen. Zur Erklärung des Kriegs im Namen des Reichs bedarf es der Zustimmung des Bundesrats, es sei denn, daß ein Angriff auf das Reichsgebiet oder dessen Küsten erfolgt ist. Was das Vertragsrecht anbetrifft, so ist die Beschränkung beigefügt, daß Verträge mit fremden Staaten, welche sich auf Gegenstände beziehen, die in den Bereich der Reichsgesetzgebung gehören, zu ihrem Abschluß der Zustimmung

des Bundesrats und zu ihrer Gültigkeit der Genehmigung des Reichstags bedürfen (Art. 11).

Der Kaiser ist ferner der Bundesoberfeldherr. Nach der Reichsverfassung (Art. 63) bildet die gesamte Landmacht des Reichs ein einheitliches Heer, welches im Frieden ebenso wie im Krieg unter dem Oberbefehl des Kaisers steht; unbeschadet allerdings des bayrischen Reservatrechts, wonach das bayrische Heer einen in sich geschlossenen Bestandteil des deutschen Bundesheers mit selbständiger Verwaltung unter der Militärhoheit des Königs von Bayern bildet und nur im Krieg unter dem Befehl des Kaisers steht. Auch die Kriegsmarine des Reichs ist eine einheitliche, welche ebenfalls unter dem Oberbefehl des Kaisers steht (vgl. im einzelnen den Abschnitt »Heerwesen und Marine«). Der weite Kompetenzkreis, welcher der Reichsgesetzgebung durch die Verfassung (Art. 4) gegeben war, ist nachmals durch Gesetz vom 20. Dez. 1873 (Antrag Lasker) dadurch wesentlich erweitert worden, daß das gesamte bürgerliche Recht der Reichsgesetzgebung unterstellt worden ist. Derselben unterliegen nunmehr die Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimats- und Niederlassungsverhältnisse (mit Ausnahme von Bayern), Staatsbürgerrecht, Paßwesen, Fremdenpolizei, über den Gewerbebetrieb nebst dem Versicherungswesen, über Kolonisation und Auswanderung nach außerdeutschen Ländern; die Zoll- und Handelsgesetzgebung und die Steuern für Bundeszwecke; das Maß-, Münz- und Gewichtssystem und die Ausgabe von Papiergeld; das Bankwesen; die Erfindungspatente; der Schutz des geistigen Eigentums; der Schutz des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt sowie die gemeinsame Konsularvertretung im Ausland; das Eisenbahnwesen (mit Vorbehalt in Bayern) und die Herstellung von Land- und Wasserstraßen, soweit sie von Interesse für die Landesverteidigung und den allgemeinen Verkehr sind; die Flößerei und Schiffahrt auf den mehreren Staaten gemeinsamen Wasserstraßen sowie der Zustand der letztern und die Wasserzölle; das Post- und Telegraphenwesen (mit Ausnahme von Bayern und Württemberg); die wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen in Zivilsachen; die Beglaubigung öffentlicher Urkunden; die gemeinsame Gesetzgebung über das gesamte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren; das Militärwesen und die Kriegsmarine; die Medizinal- und Veterinärpolizei; die Bestimmungen über die Presse und das Vereinswesen. Die Anlegung von Eisenbahnen im Interesse der Verteidigung Deutschlands oder im Interesse des gemeinsamen Verkehrs kann sogar gegen den Widerspruch derjenigen Bundesglieder, deren Gebiet diese Eisenbahnen durchschneiden (mit Ausnahme von Bayern), durch Reichsgesetz angeordnet werden. Dagegen sind verschiedene andre Gegenstände in den Bereich der Reichsgesetzgebung gezogen, ohne damit der Landesgesetzgebung entzogen zu sein. Doch gehen hier unter allen Umständen die Reichsgesetze den Landesgesetzen vor. Dies gilt namentlich von dem Gebiet des bürgerlichen Rechts, doch ist die Ausarbeitung eines gemeinsamen bürgerlichen Gesetzbuchs für ganz D. unternommen. Andre Gegenstände endlich, wie namentlich das Gebiet der innern Landesverwaltung, sind lediglich der Landesgesetzgebung der einzelnen Bundesstaaten vorbehalten. Die gesetzgebenden **Faktoren** des Reichs sind **Bundesrat** und **Reichstag**. Ersterer entspricht dem vormaligen deutschen Bundestag, insofern er sich aus instruierten Vertretern der verbündeten Staaten zusammensetzt. Im Reichstag dagegen ist eine nationale Vertretung des gesamten Volkes, entsprechend dem Landtag eines Einzelstaats, gegeben.

Der Reichstag (Art. 20 ff.) geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor, welche nach Maßgabe des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869 erfolgt. Jeder Deutsche ist in dem Bundesstaat, in dem er wohnt, Wähler, sofern er das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Für Personen des Soldatenstandes, des Heers und der Marine ruht die Berechtigung zum Wählen (nicht aber das Recht, gewählt zu werden) so lange, als dieselben bei der Fahne sind. Ausgeschlossen von der Wahlberechtigung sind: Personen, die unter Vormundschaft oder Kuratel stehen, oder über deren Vermögen der Konkurszustand gerichtlich eröffnet ist, oder welche eine Armenunterstützung aus öffentlichen oder Gemeindemitteln beziehen, oder denen durch rechtskräftiges Erkenntnis der Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte entzogen ist. Wählbar zum Abgeordneten ist im ganzen Reichsgebiet jeder Deutsche, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt und einem zum Reiche gehörigen Staat seit mindestens einem Jahr angehört hat, sofern er nicht aus allgemeinen Gründen von der Wahlberechtigung ausgeschlossen ist. Auf durchschnittlich 100,000 Seelen (nach der bei Erlaß des Wahlgesetzes maßgebenden Volkszählung) wird ein Abgeordneter gewählt; jedoch sendet ein Bundesstaat, dessen Bevölkerung diese Ziffer nicht erreicht, ebenfalls einen Abgeordneten. Der Reichstag besteht aus 397 Mitgliedern, nämlich 236 aus Preußen, 48 aus Bayern, 23 aus Sachsen, 17 aus Württemberg, 15 aus Elsaß-Lothringen, 14 aus Baden, 9 aus Hessen, 6 aus Mecklenburg-Schwerin, je 3 aus Sachsen-Weimar, Oldenburg, Braunschweig und Hamburg, je 2 aus Sachsen-Meiningen, Sachsen-Koburg-Gotha und Anhalt und je 1 aus den übrigen Staaten. Die Legislaturperiode dauert drei Jahre; eine Auflösung des Reichstags kann während derselben durch Beschluß des Bundesrats unter Zustimmung des Kaisers erfolgen. In diesem Fall müssen binnen 60 Tagen die Wähler und binnen 90 Tagen nach der Auflösung der neugewählte Reichstag versammelt werden. Auch darf der Reichstag ohne seine Zustimmung nicht länger als auf 30 Tage und nicht mehr als einmal während derselben Session vertagt werden. Die Reichstagsmitglieder dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen. Freie Fahrt auf den deutschen Eisenbahnen wird ihnen während der Session, acht Tage vor Beginn und acht Tage nach Schluß derselben gewährt, jedoch nur für die Reise von ihrem Wohnort nach Berlin. Beamte bedürfen keines Urlaubs zum Eintritt in den Reichstag; wenn jedoch ein Mitglied in den Reichs- oder Staatsdienst eintritt oder in demselben aufrückt, so muß es sich einer Neuwahl unterwerfen. Während der Sitzungsperiode darf kein Mitglied verhaftet werden, außer bei Ergreifung auf frischer That. Auf Verlangen des Reichstags wird sogar jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied und jede Untersuchungs- und Zivilhaft für die Dauer der Session aufgehoben. Auch darf kein Mitglied wegen seiner Abstimmungen oder sonstigen in Ausübung seines Berufs gemachten Äußerungen gerichtlich oder disziplinarisch verfolgt oder sonst außerhalb des Reichstags zur Verantwortung gezogen werden. Die Verhandlungen des Reichstags sind öffentlich, und wahrheitsgetreue Berichte darüber bleiben von jeder Verantwortlichkeit frei. Beschlüsse werden mit absoluter Stimmenmehrheit gefaßt; jedoch ist zur Beschlußfähigkeit erforderlich, daß die Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der

Mitglieder anwesend sei (also 199 Abgeordnete). Der Reichstag wählt sein Büreau, entscheidet über die Legitimation seiner Mitglieder; auch hat er das Recht, seinerseits Gesetze innerhalb der Kompetenz des Reichs vorzuschlagen. Der Reichstag regelt seinen Geschäftsgang und seine Disziplin selbst in der von ihm beschlossenenen, 10. Febr. 1876 revidierten Geschäftsordnung.

Was den andern gesetzgebenden Faktor des Reichs, den **Bundesrat** (Art. 6 ff.), anbetrifft, so ist dessen Stellung um deswillen eine eigenartige, weil er nicht nur den Charakter eines gesetzgebenden Körpers, sondern zugleich auch denjenigen eines Regierungskollegiums und einer verwaltenden und ausführenden Stelle hat. Aber auch in seiner Eigenschaft als gesetzgebendes Organ des Reichs hat der Bundesrat doch nicht denjenigen Charakter, wie er einem Oberhaus oder der Ersten Kammer in den Staaten mit Zweikammersystem innewohnt. Denn die Mitglieder des Bundesrats haben in Gemäßheit der Instruktionen zu stimmen, welche ihnen ihre Regierungen, deren Mandatare sie sind, erteilten. Zugleich hat der Bundesrat über die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen allgemeinen Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen zu beschließen, sofern nicht durch Reichsgesetz etwas andres bestimmt ist, desgleichen über Mängel, welche bei Ausführung der Reichsgesetze oder solcher Vorschriften und Einrichtungen hervortreten. Wie die Minister der Einzelstaaten in den Kammern die Regierung vertreten, so haben auch die Mitglieder des Bundesrats das Recht, jederzeit im Reichstag zu erscheinen und die Ansichten ihrer Regierungen zu vertreten, selbst dann, wenn dieselben von der Mehrheit des Bundesrats nicht angenommen worden sind. Dem Kaiser liegt es ob, den Mitgliedern des Bundesrats den üblichen diplomatischen Schutz zu gewähren. Die erforderlichen Vorlagen für den Reichstag werden nach Maßgabe der Beschlüsse des Bundesrats im Namen des Kaisers an die Volksvertretung gebracht, wo sie durch Mitglieder des Bundesrats oder durch besondere von letzterm zu ernennende Kommissarien vertreten werden (Art. 16). Im Bundesrat werden 58 **Stimmen** abgegeben, von denen auf Preußen 17, Bayern 6, Sachsen 4, Württemberg 4, Baden 3, Hessen 3, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2 kommen und je 1 auf Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß ä. L., Reuß j. L., Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen und Hamburg. Elsaß-Lothringen ist im Bundesrat durch stimmberechtigte Bevollmächtigte nicht vertreten, doch können von dem Statthalter zur Vertretung von Vorlagen aus dem Bereich der dortigen Landesgesetzgebung und zur Wahrung der Interessen der Reichslande Kommissarien abgeordnet werden. Zur Beschlußfassung ist die einfache Majorität nötig, bei Stimmengleichheit entscheidet die Präsidialstimme. Der Bundesrat bildet aus seiner Mitte dauernde Ausschüsse für das Landheer und die Festungen, für das Seewesen, für Zoll- und Steuerwesen, für Handel und Verkehr, für Eisenbahnen, Post und Telegraphen, für Justiz-, für Rechnungswesen, für die auswärtigen Angelegenheiten, für Elsaß-Lothringen, für die Verfassung und für die Geschäftsordnung. In jedem dieser Ausschüsse müssen außer dem Präsidium mindestens vier Bundesstaaten vertreten sein, und jeder Staat führt innerhalb derselben nur eine Stimme. Der Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten wird aus den Bevollmächtigten der Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg und zwei vom Bundesrat alljährlich zu wählenden Bevollmächtigten andrer Bundesstaaten unter dem Vorsitz Bayerns gebildet. In dem Ausschuß für das Landheer und die Festungen hat Bayern einen ständigen Sitz, die übrigen Mitglieder desselben sowie die Mitglieder des Ausschusses für das Seewesen werden vom Kaiser ernannt; die Mitglieder der andern Ausschüsse werden von dem Bundesrat gewählt. Die Zusammensetzung dieser Ausschüsse ist für jede Session des Bundesrats, resp. mit jedem Jahr zu erneuern, wobei die ausscheidenden Mitglieder wieder wählbar sind. Jedes Bundesglied kann Vorschläge machen, die das Präsidium zur Beratung im Bundesrat stellen muß. Niemand kann gleichzeitig Mitglied des Reichstags und des Bundesrats sein. Der Bundesrat muß, ebenso wie der Reichstag, alljährlich berufen werden. Er kann zur Vorbereitung der Arbeiten ohne den Reichstag, letzterer aber nicht ohne den Bundesrat berufen werden. Die Berufung des Bundesrats muß erfolgen, sobald sie von einem Drittel der Stimmenzahl verlangt wird. Der Geschäftsgang ist im einzelnen durch die Geschäftsordnung vom 26. April 1880 geregelt (s. **Bundesrat**).

Daß D. nunmehr einen wirklichen Gesamtstaat bildet, und daß dieser Staat einen konstitutionell-monarchischen Charakter hat, wenn auch nicht allenthalben ausgeprägt und streng durchgeführt, zeigt sich ferner auch in der verfassungsmäßigen **Stellung des Reichskanzlers**. Denn dieser ist der politisch verantwortliche Minister des Reichs. Von einem solchen konnte in dem frühern Staatenbund nicht die Rede sein, weil es an dem Repräsentanten einer einheitlichen Staatsgewalt fehlte, dem ein solcher Minister hätte zur Seite stehen können. Der Reichskanzler ist das vollziehende Organ der Reichsgewalt. Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers, welche im Namen des Reichs erlassen werden, bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. Auf diese Weise ist die Verwaltung des Reichs streng zentralistisch durchgeführt. Das Reich hat nur einen einzigen verantwortlichen Minister, welcher für jeden Zweig der Reichsverwaltung der oberste Chef ist. Sämtliche Vorstände der einzelnen Reichsämter sind dem Reichskanzler untergeordnet. Das Streben, ein verantwortliches Reichsministerium ins Leben zu rufen mit verantwortlichen Fachministern oder (Antrag Bennigsen) verantwortlichen Vorständen der einzelnen Verwaltungszweige, ein Streben, welches in der Volksvertretung wiederholt zum Ausdruck kam, war bisher ein vergebliches. Ein Anlauf dazu ist allerdings in dem sogen. Stellvertretungsgesetz (vom 17. März 1878) zu erblicken, wonach nicht nur ein Reichsvizekanzler ernannt werden kann, sondern auch für diejenigen Amtszweige, welche sich in der eignen und unmittelbaren Verwaltung des Reichs befinden, die Vorstände der obersten Reichsbehörden mit der Stellvertretung des Kanzlers im ganzen Umfang oder in einzelnen Teilen ihres Geschäftskreises beauftragt werden können. Der Behördenorganismus des Reichs selbst ist mit der Zeit ein sehr komplizierter geworden (s. **Reichsbehörden**), ohne daß jedoch das Organisationswerk bereits zum Abschluß gekommen wäre, sowenig wie der innere Ausbau des Reichs ein abgeschlossener und vollendeter ist. Zur Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten war ursprünglich das preußische Ministerium des Auswärtigen herangezogen worden, während die Militärverwaltung im wesentlichen durch

das preußische Kriegsministerium und die Verwaltung der Marineangelegenheiten durch das preußische Marineministerium erfolgten. Aber schon zur Zeit des Norddeutschen Bundes wurde das preußische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in ein Auswärtiges Amt des Norddeutschen Bundes (jetzt des Deutschen Reichs) umgewandelt. Das neue Reich brachte eine kaiserliche Admiralität zur Verwaltung der Kriegsmarine. Als zuständige Behörde für die dem Bundeskanzler obliegende Verwaltung und Beaufsichtigung der Gegenstände der Bundesverwaltung war bei der Gründung des Norddeutschen Bundes dem Bundeskanzler ein Bundeskanzleramt, nachmals Reichskanzleramt, beigegeben worden. Der Erwerb von Elsaß-Lothringen machte eine besondere Abteilung des Reichskanzleramts für die Reichslande nötig. Die Verwaltung des Reichsinvalidenfonds, das Reichseisenbahnamt und die Reichsbank mit ihren Zweig- und Nebenanstalten traten ins Leben. Für die Justizverwaltung kam ein Reichsjustizamt hinzu. Einzelne Zweige der Reichsverwaltung wurden demnächst von dem Reichskanzleramt losgelöst, um besondern Reichsämtern überwiesen zu werden, so insbesondere die Reichspost- und -Telegraphenverwaltung, welche nunmehr dem Reichspostamt übertragen ist. Die gesamte Finanzverwaltung des Reichs ward dem Reichskanzleramt abgenommen und einem besondern Reichsschatzamt zugewiesen. Ebenso trat für die Verwaltung der Reichseisenbahnen ein besonderes Reichsamt ins Leben. Aus der Abteilung des Reichskanzleramts für Elsaß-Lothringen ging ein besonderes Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen hervor, und auch dieses ward aufgehoben, nachdem ein Statthalter an die Spitze der reichsländischen Verwaltung gestellt worden war, welchem ein besonderes Ministerium für Elsaß-Lothringen beigegeben ist. Das Reichskanzleramt aber erhielt 24. Dez. 1879 die offizielle Bezeichnung »Reichsamt des Innern«. Von dieser Behörde ressortieren wiederum wichtige Reichsbehörden, wie das Bundesamt für das Heimatswesen, das Oberseeamt, das statistische Amt, Gesundheitsamt, Patentamt, Reichsversicherungsamt etc. (s. **Reichsbehörden**). Einer Zentralstelle des Reichs nicht unterstellt ist die Reichsmilitärverwaltung. Die Kriegsministerien von Preußen, Sachsen und Württemberg besorgen die Militärverwaltung der einzelnen Kontingente. Dem Reichskanzler ist eine Reichskanzlei unmittelbar untergeben, welche als dessen Zentralbüreau den amtlichen Verkehr des erstern mit den Chefs der einzelnen Ressorts vermittelt.

Daß das Deutsche Reich ein wirklicher Staat ist, geht auch aus der **Unterthaneneigenschaft seiner Angehörigen** hervor. Diese stehen nämlich in einem Doppelverhältnis. Sie sind Unterthanen ihrer Einzelregierung und Bürger des Einzelstaats, dem sie jeweilig angehören. Aber sie sind auch zugleich Bürger und Angehörige des deutschen Gesamtstaats, so daß die Unterthanen der verschiedenen deutschen Einzelstaaten nicht mehr wie zur Zeit des frühern deutschen Staatenbundes im Verhältnis zu einander als Ausländer erscheinen. Ihr gemeinsames Reichsbürgerrecht (Bundesindigenat), verbunden mit dem Grundsatz der Freizügigkeit, sichert ihnen in jedem deutschen Staat ebendieselbe rechtliche Stellung zu, wie sie dem Inländer gegeben ist. Die Regierungen der Einzelstaaten aber sind in ihrer Souveränität insoweit beschränkt, als dies durch ihre Zugehörigkeit zu dem Gesamtstaat verfassungsmäßig bedingt ist. Wenn Bundesglieder ihre Bundespflichten nicht erfüllen sollten, so können sie dazu im Weg der Exekution angehalten werden (Art. 19). Dieselbe ist vom Bundesrat zu beschließen und vom Kaiser zu vollstrecken. Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten werden, insofern sie nicht privatrechtlicher Natur sind und ebendarum vor die Gerichte gehören, auf Anrufen des einen Teils vom Bundesrat erledigt. Auch hat der Bundesrat nötigen Falls Verfassungsstreitigkeiten in einem Bundesstaat gütlich auszugleichen oder, wenn dies nicht gelingt, im Weg der Reichsgesetzgebung zur Erledigung zu bringen (Art. 76). Auch Beschwerden über gehemmte oder verweigerte Rechtshilfe können aus den einzelnen Bundesstaaten heraus an den Bundesrat gebracht werden, wofern auf gesetzlichem Weg ausreichende Hilfe nicht zu erlangen sein sollte (Art. 77). Über die Litteratur des deutschen Reichsstaatsrechts vgl. **Staatsrecht**.

Rechtspflege.

Eine der wichtigsten Errungenschaften des neuen Reichs ist die einheitliche Justizorganisation desselben, welche durch die **Justizgesetze** von 1877 und 1878 erfolgte (s. **Gericht**). Die Privat- oder Patrimonialgerichtsbarkeit ist vollständig beseitigt, der geistlichen Gerichtsbarkeit die bürgerliche Wirksamkeit entzogen und die Trennung der Justiz von der Verwaltung vollständig durchgeführt. Die Voraussetzungen der Fähigkeit zum Richteramt sind für ganz D. in einheitlicher Weise bestimmt. Für die Unabhängigkeit des Richterstandes sind die nötigen Garantien gegeben. Das Laienelement ist in ausgedehntem Umfang zur Rechtsprechung herangezogen, so insbesondere in den Schöffengerichten, welche zu den Schwurgerichten hinzukamen, sowie in dem Institut der Handelsrichter und der Schiedsmänner. Die richterliche Thätigkeit soll sich möglichst auf das Gebiet der eigentlichen Rechtsprechung konzentrieren. Darum ist die Mobiliarexekution Sache der Gerichtsvollzieher und die Einleitung und Vorbereitung der richterlichen Entscheidung Sache der Gerichtsschreiber. Das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten wird, ebenso wie das Hauptverfahren im Strafprozeß, durch die Grundsätze der Öffentlichkeit und Mündlichkeit, der Unmittelbarkeit der Verhandlung und der freien Würdigung der Beweisergebnisse durch den Richter beherrscht. Ausnahmegerichte, abgesehen von Kriegsgerichten und Standrechten, sind unstatthaft. Die oberste Gerichtsbarkeit wird durch das **Reichsgericht** in Leipzig ausgeübt. Diese Reichsbehörde, deren Mitglieder (Präsident, Senatspräsidenten und Räte) auf Vorschlag des Bundesrats vom Kaiser ernannt werden, sichert die Wahrung der Rechtseinheit und die gleichmäßige Auslegung der deutschen Reichsgesetze. In beschränktem Umfang war dies zuvor die Aufgabe des Reichsoberhandelsgerichts gewesen. Alle niedern Instanzen sind Landesbehörden. Das Reichsgericht entscheidet in erster und letzter Instanz über die gegen Kaiser und Reich gerichteten Verbrechen des Hochverrats und des Landesverrats. Im übrigen ist der Instanzenzug folgender: In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten entscheiden in erster Instanz die **Amtsgerichte** (Einzelrichter) in minder wichtigen Rechtssachen, namentlich in allen vermögensrechtlichen Streitigkeiten, deren Gegenstand den Wert von 300 Mk. nicht übersteigt. Für alle andern Rechtsstreitigkeiten sind die kollegialischen **Landgerichte** zuständig, welche zugleich die Berufungs- und Beschwerdeinstanz für die Amtsgerichte bilden. Bei den Landgerichten können zur Entscheidung von Handelsstreitigkeiten **Kammern für Handelssachen** errichtet werden, bestehend aus einem Berufsrichter als Vorsitzendem und zwei Han-

delsrichtern. Die Berufungs- und Beschwerdeinstanz für die Entscheidungen der Landgerichte sind die kollegialischen Oberlandesgerichte. Revisionsinstanz für die zweitinstanzlichen Endurteile der Oberlandesgerichte bei einer Revisionssumme von mindestens 1500 Mk. ist das Reichsgericht. Für diejenigen Staaten, welche mehrere Oberlandesgerichte haben, ist die Errichtung eines obersten Landesgerichtshofs nachgelassen, von welchem über die sonst vor das Reichsgericht gehörigen Revisionen und Beschwerden zu entscheiden ist, sofern es sich um landesrechtliche Justizsachen handelt. Von dieser Befugnis hat Bayern Gebrauch gemacht. In Strafsachen besteht folgende Dreiteilung: schwere Verbrechen werden von den Schwurgerichten, Übertretungen und leichte Vergehen von den Schöffengerichten abgeurteilt; alle sonstigen Verbrechen und Vergehen gehören vor die Strafkammern der Landgerichte. Berufung ist nur gegen Urteile der Schöffengerichte zulässig und zwar an die Strafkammern der Landgerichte. Revisionen gegen Urteile der Strafkammern in der Berufungsinstanz werden von den Oberlandesgerichten erledigt, ebenso Revisionen gegen die erstinstanzlichen Erkenntnisse der Strafkammern, wenn sie ausschließlich auf die Verletzung einer in den Landesgesetzen enthaltenen Rechtsnorm gestützt werden; sonst gehen dieselben an das Reichsgericht. Als besondere Gerichte sind zugelassen: 1) die Rheinschiffahrts- und Elbzollgerichte; 2) die Gerichte, welche sich mit der Auseinandersetzung in Separationssachen, bei Ablösungen, Konsolidationen u. dgl. zu beschäftigen haben; 3) Gemeindegerichte in geringfügigen Fällen; 4) Gewerbegerichte; 5) Militärgerichte, deren Jurisdiktion sich jedoch auf Strafsachen beschränkt. Die Staatsanwaltschaft wird bei dem Reichsgericht durch einen Oberreichsanwalt und durch Reichsanwalte, bei Oberlandesgerichten, Landgerichten und Schwurgerichten durch Staatsanwalte und bei den Amts- und Schöffengerichten durch Amtsanwalte ausgeführt. (Näheres über die Justizorganisation s. in den Artikeln über die Einzelstaaten.) Eine einheitliche Gesetzgebung über die in den Kompetenzkreis des Reichs fallenden Gegenstände ist zum Teil geschaffen, auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts in der Vorbereitung begriffen.

Zur Zeit bestehen für das Privatrecht noch die drei großen Rechtsgebiete des preußischen Landrechts, des französischen und des gemeinen deutschen Rechts.

Das preußische Landrecht gilt im größten Teil des preußischen Staats, nämlich in den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Berlin, Brandenburg, Pommern mit Ausschluß der neuvorpommerischen Kreise Greifswald, Grimmen, Franzburg, Stralsund und Rügen, in Posen, Schlesien und Sachsen, im Regierungsbezirk Aurich mit Ausschluß des Stadtbezirks Wilhelmshaven, in der Stadt Duderstadt und dem Amt Gieboldehausen (Regierungsbezirk Hildesheim), in Westfalen sowie den rechtsrheinischen Kreisen des Regierungsbezirks Düsseldorf: Rees, Duisburg, Mülheim a. d. Ruhr, Essen Land und Stadt Essen; außerdem in den ehemals preußischen, jetzt bayrischen Fürstentümern Ansbach und Baireuth.

Die Geltung des französischen Rechts erstreckt sich auf die preußischen Rheinlande mit Ausschluß der im Gebiet des preußischen Landrechts belegenen Kreise des Regierungsbezirks Düsseldorf, des Kreises Meisenheim und des rechts vom Rhein und links von der Sieg belegenen Teils des Regierungsbezirks Koblenz, zu welchem auch die Rheininseln gehören. Ferner gilt französisches Recht in Elsaß-Lothringen, in der bayrischen Pfalz, in Rheinhessen und (in besonderer Kodifikation) in Baden. Das Rechtsgebiet des französischen Rechts ist ein in sich geschlossenes, innerhalb dessen nur im Kreis Meisenheim andres (und zwar gemeines deutsches) Recht gilt.

Das gemeine deutsche Recht, modifiziert durch zahlreiche einzelne Partikulargesetze, hat seine Geltung in den preußischen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover mit Ausnahme von Ostfriesland und des zum Eichsfeld gehörigen Teils des hildesheimischen Kreises Osterode am Harz, in Hessen-Nassau, im Kreis Meisenheim und im rechtsrheinischen, links der Sieg gelegenen Teil des Regierungsbezirks Koblenz sowie in Hohenzollern und den schon erwähnten neuvorpommerschen Kreisen. Ferner gilt gemeines deutsches Recht im Königreich Bayern mit Ausschluß der Rheinpfalz und der Fürstentümer Ansbach und Baireuth, im Königreich Württemberg, in Hessen mit Ausnahme von Rheinhessen, in Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, im Königreich Sachsen (in besonderer Kodifikation), in Anhalt, in Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, in Reuß ältere und jüngere Linie, in Waldeck, in Schaumburg-Lippe und Lippe, in Braunschweig, in Oldenburg, in Mecklenburg-Schwerin, in Mecklenburg-Strelitz und in den freien Hansestädten Hamburg, Lübeck und Bremen. Das Rechtsgebiet des gemeinen deutschen Rechts ist ein gleichfalls geschlossenes und erstreckt sich von der jütischen Grenze ununterbrochen bis zum Bodensee. Exklaven desselben im Gebiet des preußischen Landrechts bilden Anhalt, die Unterherrschaften von Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen sowie kleinere, zu Mecklenburg-Schwerin, Braunschweig, Sachsen-Weimar und Sachsen-Koburg-Gotha gehörige Gebietsteile. Im Gebiet des französischen Rechts liegt die Exklave Meisenheim. Vgl. Deutsches Recht, wo ein Überblick über die Entwickelung der neuern deutschen Gesetzgebung gegeben ist.

Finanzwesen des Deutschen Reichs.

Wie jeder Staat, so ist auch der deutsche Gesamtstaat eine vermögensrechtliche Persönlichkeit, welche als Reichsfiskus bezeichnet wird. Zu dem Reichsvermögen gehören die Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen, der Reichskriegsschatz, welcher im Betrag von 120 Mill. Mk. im Juliusturm zu Spandau bar hinterlegt ist, der Reichsinvalidenfonds, der Reichsfestungsbaufonds und der Fonds zum Bau eines Reichstagsgebäudes. Dazu kommen die zahlreichen Liegenschaften (Kasernen, Postgebäude 2c.), welche dem Reich eigentümlich zugehören, und das Mobiliarvermögen, welches sich in der Benutzung der einzelnen Reichsverwaltungen befindet. Als ein wirklicher Staat hat das Deutsche Reich auch den Kredit eines solchen, während sich der frühere Deutsche Bund als bloßer Staatenbund im Fall eines besondern Geldbedarfs auf Vorschüsse einzelner Bundesglieder angewiesen sah. Die Aufnahme von Reichsschulden erfolgt im Weg der Reichsgesetzgebung. Die Reichsschuld ist teils eine verzinsliche, teils eine unverzinsliche, welch letztere durch Reichskassenscheine repräsentiert wird. Laut Gesetz vom 30. April 1874 wurden Reichskassenscheine bis zum Betrag von 120 Mill. Mk. an die Einzelstaaten nach ihrer Bevölkerung verteilt und zur Durchführung der Münzreform die Ausgabe von weitern 54,889,940 Mk. autorisiert. Die Reichsschuld belief sich 1. Okt. 1885 auf rund 430 Mill. Mk. Die Einnahmen und Ausgaben des Reichs als eines konstitutionellen Staats sind unter Mitwirkung der Volksvertretung im Reichshaushaltsetat durch ein Etatsgesetz festzustellen. Die

Budget- oder Finanzperiode ist eine einjährige, indem der Versuch der Reichsregierung, zweijährige Budgetperioden einzuführen, wiederholt an dem Widerspruch des Reichstags scheiterte. Wie das Budget vom Bundesrat mit dem Reichstag vereinbart wird, so haben auch beide Körperschaften das Recht der Kontrolle der Reichsfinanzverwaltung. Die Vorprüfung der jährlich zu legenden Rechnungen erfolgt durch die preußische Oberrechnungskammer in Potsdam, welche zugleich als »Rechnungshof des Deutschen Reichs« fungiert. Für die Verwaltung des Reichskriegsschatzes und der Reichsschuld besteht die besondere Kontrolle der Reichsschuldenkommission, welche auch die Verwaltung des Reichsinvalidenfonds überwacht. Sowohl der Bundesrat als auch der Reichstag hat zu der Entlastung des Reichskanzlers die jährlich zu legenden Rechnungen der Reichsverwaltungen zu genehmigen. Das Finanzjahr läuft seit 1877 vom 1. April bis zum 31. März.

Einnahmen des Reichs.

Was die laufenden Einnahmen des Reichs anbetrifft, so kommen 1) privatrechtliche Einnahmen aus den Betriebsergebnissen der Reichseisenbahnen, Zinsen der bereits erwähnten Fonds, Gewinn aus der Münzprägung auf Rechnung des Reichs, Einnahmen aus dem Betrieb der Reichsdruckerei in Berlin, Kaufgelder aus Verkäufen für Rechnung des Reichs etc. in Betracht. Dazu kommen 2) die für Rechnung des Reichs zu erhebenden Gebühren, insbesondere die in der Reichspost- und Telegraphenverwaltung anfallenden. Aus diesen werden zunächst die laufenden Kosten ebendieser Verwaltung bestritten, während der beträchtliche Überschuß in die Reichskasse fließt. Für das Etatsjahr 1886/87 ist dieser Überschuß bei einer Gesamteinnahme von 180,300,820 Mk. (gegen 170,225,800 Mk. im Vorjahr) auf 28,592,274 Mk. veranschlagt. In jener Gesamteinnahme figurieren die Porto- und Telegrammgebühren mit 163,100,000 Mk., Personengeld 2,385,000 Mk., Gebühren für Bestellung von Postsendungen 8,130,000 Mk. und 3,600,000 Mk. vom Absatz der Zeitungen. Die Einnahmen der selbständigen bayrischen und württembergischen Postverwaltungen fließen in die Landeskassen der beiden Staaten. Dafür haben die letztern aber auch an den Einnahmen aus der Reichspost- und Telegraphenverwaltung keinen Anteil und müssen ebendeshalb höhere Matrikularbeiträge zahlen. Außerdem kommen Gebühren für gewisse Handlungen der Reichsbehörden, z. B. der Konsuln, des Patentamts, Sporteln des Reichsgerichts u. dgl., für die Reichskasse zur Erhebung.

3) An Steuern fließen in diese Kasse die Verbrauchssteuern von inländischem Salz, Tabak, Branntwein, Bier und von dem aus Rüben oder andern inländischen Erzeugnissen dargestellten Zucker sowie die Zölle. Die Erhebung der gemeinschaftlichen Zölle und Verbrauchssteuern ist Sache der Einzelstaaten; der Reinertrag fließt in die Reichskasse. Die außerhalb des Zollgebiets liegenden Teile des Reichs tragen zu den Reichsausgaben durch die Zahlung von Aversen in entsprechend erhöhter Weise bei. In Bayern, Württemberg und Elsaß-Lothringen ist jedoch die Besteuerung des Biers und des Branntweins nicht Reichssache. Sie haben daher an den betreffenden Reichseinnahmen keinen Anteil und zahlen statt dessen Aversa an die Reichskasse. Die Zolleinnahmen beliefen sich vor dem neuen Zolltarif von 1879 auf 114 Mill. Mk. brutto und 105 Mill. netto (Etat 1879/80). Im Etat für 1884/85 dagegen waren dieselben auf 196,450,000 Mk. netto veranschlagt. Hierzu kamen 17,434,000 Mk. an Erhebungs- und Verwaltungskosten, so daß die Zollbruttoeinnahme nach dem Etat rund 214 Mill. Mk. betrug. Nach dem Etat pro 1885/86 ist die Nettoeinnahme auf 199,820,000 Mk., nach dem Etat pro 1886/87 infolge der Zollerhöhungen von 1885 auf 245,720,000 Mk. veranschlagt. Was die Erträgnisse der einzelnen Zölle anbetrifft, so gingen z. B. 1884 aus Kaffee 44,5 Mill. Mk., Tabak 31,2, Getreide 23,8, Wein und Obstwein 14,7, Baumwollengarn 5,1, Vieh 3,5, Bau- und Nutzholz 3, Reis 2,9, Gewürzen 2,9, Südfrüchten 2,8, Heringen 2,8, Roheisen 2,7, Thee 1,5 Mill. Mk. ein. Auch die Tabaksteuer ist seit 1879 so erhöht, daß sie jetzt etwa 8 Mill. Mk. anstatt früher 1 Mill. einbringt. Etatisiert waren die Erträgnisse der Tabaksteuer 1881/82 mit 4,6 Mill. Mk., 1882/83: 11, 1883/84: 13,6, 1884/85: 13,9, 1885/86: 10,673,300, 1886/87: 7,656,000 Mk. Bezüglich der jährlichen Erträgnisse aus den Zöllen und aus der Tabaksteuer besteht die Einrichtung (Antrag »Franckenstein«), daß 130 Mill. Mk. davon in der Reichskasse verbleiben, während der Überschuß über diese Summe nach dem Verhältnis der Kopfzahl der Bevölkerung in die Kassen der Einzelstaaten zurückfließt. Nach dem Etat pro 1886/87 beläuft sich diese Rückzahlung auf 128,600,000 Mk. Dagegen verbleiben die Nettoerträgnisse der Rübenzucker-, Salz-, Branntwein- und Brausteuer dem Reich. Die Zuckersteuer hat einen Rückgang erfahren infolge des allzu großen Exports und der damit zusammenhängenden Krisis. Die Rübenzuckersteuer beträgt nämlich seit dem Gesetz vom 26. Juni 1869: 80 Pf. vom Zentner roher Rüben. Bei der Ausfuhr von Zucker wird die Steuer zurückvergütet und zwar mit 9 Mk. 40 Pf. pro Zentner Zucker, seit dem Gesetz vom 7. Juli 1883 aber nur noch mit 9 Mk. Diese Exportvergütung war und ist zu hoch, nachdem es die Fortschritte der Fabrikation gestatten, jetzt aus einer viel geringern Rübenmenge einen Zentner Zucker herzustellen, als dies bei dem Erlaß des Gesetzes vom 26. Juni 1869 der Fall war. So kommt es, daß der Zuckerfabrikant für den exportierten Zucker mehr vergütet erhält, als er für das Rohmaterial an Steuern bezahlt hat. Hieraus erklärt sich der Rückgang der Zuckersteuer, deren Nettoertrag sich 1873 auf 58,2 Mill. Mk. und 1875 auf 59,5 Mill. Mk. belief, während er 1878/79: 44,8, 1879/80: 48, 1880/81: 42,9, 1881/82: 36,3, 1882/83: 46 und 1883/84 nur 37,8 Mill. Mk. betrug, indem er in dem letztgedachten Etatsjahr um 6,7 Mill. Mk. hinter dem Etatsansatz zurückblieb, so daß dies Etatsjahr mit einem Defizit von 1,9 Mill. Mk. abschloß, während das Vorjahr noch einen Überschuß von 15 Mill. Mk. aufzuweisen hatte. Pro 1886/87 ist der Nettoertrag auf 37,5 Mill. Mk. veranschlagt, indem von der Bruttoeinnahme von 149,5 Mill. Mk. an Exportvergütungen 106 Mill. Mk. und an Erhebungs- und Verwaltungskosten 5,9 Mill. Mk. abgehen. Eine anderweite Normierung der Zuckersteuer ist in Aussicht genommen. Auch eine Umgestaltung der Branntweinsteuer wird, nachdem das Projekt eines Branntweinmonopols vom Reichstag abgelehnt worden ist, angestrebt, ebenfalls mit Rücksicht auf die veränderten und verbesserten Fabrikationsverhältnisse. Namentlich wird der Übergang zur Fabrikatsteuer von den Gegnern der dermaligen Maischraumsteuer empfohlen, welch letztere seit 1854 unverändert 30 Pf. für 20 Quart Maischraum beträgt. So kommt es, daß trotz der Zunahme der Bevölkerung der Jahresanfall dieser Steuer sich nahezu gleichbleibt. Derselbe belief sich 1874, 1875 und 1876 auf 48, 52 und 49 Mill.

Mk., 1877/78, 1878/79, 1879/80, 1880/81, 1881/82 aber auf nur 45, 47,5, 46, 47, 48,5 Mill. Mk. Die Einzelstaaten erhalten 15 Proz. vom Anfall als Erhebungskosten, auch wird für den ausgeführten Branntwein die Steuer zurückvergütet (etwa 14 Mill. Mk. jährlich). Pro 1886/87 ist die Nettoeinnahme auf 37,224,450 Mk. (gegen 36,527,000 im Vorjahr) für die Reichskasse etatisiert, in welche, wie oben bemerkt, nur die in Norddeutschland, Hessen und Elsaß-Lothringen anfallende Branntweinsteuer fließt. An der Bier-(Brau-)Steuer aber, die für das Reich erhoben wird, ist auch Elsaß-Lothringen ebensowenig wie Bayern, Württemberg und Baden beteiligt. Dieselbe beträgt in der Norddeutschen Brausteuergemeinschaft 2 Mk. pro Zentner von dem zur Bierbereitung verwandten Getreide, 3 und 4 Mk. von Malzsurrogaten. Gegenüber der geplanten Erhöhung (nahezu Verdoppelung) derselben hat sich der Reichstag wiederholt ablehnend verhalten. Pro 1886/87 ist die Brausteuer auf 17,213,570 Mk. (1885/86: 16,392,200 Mk.) etatisiert. Die Salzsteuer (6 Pf. pro Pfund), vielfach angefochten, wird für das Reich in einheitlicher Weise erhoben. Ihr Ertrag ist pro 1886/87 auf 38,306,000 Mk. (1885/86: 37,777,000 Mk.) veranschlagt. Zu diesen Zöllen und Verbrauchssteuern kommen noch folgende Steuern hinzu, welche für Rechnung des Reichs erhoben werden: die Wechselstempelsteuer (1885/86: 6,425,000 Mk., 1886/87: 6,437,000 Mk.), die Spielkartenstempelsteuer (1885/86: 1,006,500 Mk., 1886/87: 1,025,500 Mk.), die statistische Gebühr (1885/86: 545,000 Mk., 1886/87: 549,500 Mk.), die 5proz. Steuer von den durch entsprechenden Barvorrat nicht gedeckten Noten der deutschen Banken (1885/86: 25,000 Mk., 1886/87: 27,500 Mk.) und die besondere Abgabe der Reichsbank (1884/85: 2,485,000 Mk., 1885/86: 2,580,000 Mk., 1886/87: 2,420,000 Mk.). Endlich kommt noch hinzu die sogen. Börsensteuer, d. h. die Stempelabgabe für Wertpapiere, Schlußnoten, Rechnungen und Lotterielose, welche zwar für Rechnung des Reichs von den Einzelstaaten erhoben wird, deren Reinertrag jedoch nach Maßgabe der Matrikularbeiträge in die Kassen der Einzelstaaten zurückfließt (1885/86: 12,430,000 Mk., 1886/87: 22,375,000 Mk.). Nachdem durch Reichsgesetz vom 29. Mai 1885 für die Kauf- und Anschaffungsgeschäfte, welche stempelpflichtig sind, anstatt des bisherigen Fixstempels eine prozentuale Besteuerung eingeführt worden ist, hat sich der Ertrag dieser Steuer erhöht.

4) Da direkte Reichssteuern von den Angehörigen des Reichs nicht erhoben werden, so müssen zur Deckung der gemeinsamen Reichsausgaben, soweit sie durch die selbständigen Reichseinnahmen nicht gedeckt werden, Matrikularbeiträge erhoben werden, d. h. Beiträge der einzelnen Bundesstaaten, welche nach dem Verhältnis der Kopfzahl der Bevölkerung aufzubringen sind. Die Beseitigung dieser Matrikularbeiträge, welche auch von dem Fürsten Bismarck wiederholt als wünschenswert bezeichnet wurde, ist bis jetzt noch nicht gelungen, obgleich das Unbillige dieser Kopfsteuer gegenüber den kleinen Staaten mit einer durchschnittlich armen Bevölkerung klar zu Tage liegt. Indessen wird diese Unbilligkeit dadurch gewissermaßen ausgeglichen, daß auch der Mehrertrag der Zölle und der Tabaksteuer über 130 Mill. Mk. hinaus sowie der Reinertrag der Börsensteuer nach Maßgabe der Bevölkerungsziffer auf die Einzelstaaten verteilt werden. Eine vergleichende Übersicht des Reichshaushaltsetats seit 1872 ergibt (in Mark), abgesehen von verschiedenen Nachtragsetats:

Übersicht des Reichshaushaltsetats seit 1872.

Jahr	Einnahmen und Ausgaben je (in Mark)	Matrikularbeiträge in Mark
1872	340 970 000	96 648 162
1873	356 521 467	73 943 601
1874	449 428 920	67 186 251
1875	515 018 563	68 969 549
1876	474 256 998	71 376 215
1877—78	540 608 165	81 044 171
1878—79	536 496 800	87 145 516
1879—80	540 798 537	90 871 390
1880—81	539 252 640	81 670 950
1881—82	592 956 554	103 288 523
1882—83	610 632 707	103 684 369
1883—84	590 556 634	91 888 802
1884—85	590 819 344	83 702 768
1885—86	611 930 672	122 041 792
1886—87	696 615 509	138 443 060

Der Etat für 1886/87 wirft für die einzelnen deutschen Staaten folgende Matrikularbeiträge aus:

	Mark		Mark
Preußen	70 270 716	Sachs.-Kob.-Gotha	503 504
Bayern	26 881 985	Anhalt	609 515
Sachsen	7 730 898	Schwarzb.-Sondersh.	182 510
Württemberg	9 934 619	Schwarzb.-Rudolst.	205 262
Baden	6 828 829	Waldeck	143 143
Hessen	2 417 317	Reuß ä. L.	132 451
Mecklenb.-Schwer.	1 470 333	Reuß j. L.	266 704
Sachsen-Weimar	796 076	Schaumburg-Lippe	91 557
Mecklenb.-Strelitz	256 450	Lippe	311 536
Oldenburg	867 861	Lübeck	169 142
Braunschweig	908 181	Bremen	413 673
Sachs.-Meiningen	535 025	Hamburg	1 238 563
Sachs.-Altenburg	400 173	Elsaß-Lothringen	4 881 947

Ausgaben des Reichs.

Die Ausgaben des Reichs umfassen die Zinsen und die Amortisation der Reichsschuld, die Erhebungs- und Verwaltungskosten der Reichseinnahmen, die Aufwendungen für die einzelnen Zweige der Reichsverwaltung in sächlicher und persönlicher Hinsicht und für die Organe des Reichs, d. h. für den Bundesrat, den Reichstag und die Reichsbeamten. Der Kaiser als solcher bezieht eigentliche Einkünfte aus der Reichskasse nicht. Doch ist für ihn ein Dispositionsfonds zu Gnadenbewilligungen aller Art im Betrag von 2,400,000 Mk. jährlich ausgeworfen. An den Ausgaben haben sich die Einzelstaaten nicht alle in gleichmäßiger Weise zu beteiligen, da verschiedene Reichsanstalten nicht allen Bundesstaaten gemeinsam sind. So haben Bayern und Elsaß-Lothringen an den Kosten des Bundesamts für das Heimatswesen, Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen an den Kosten für die Kontrolle der Biersteuer, Bayern, Württemberg und Baden an denjenigen für die Kontrolle der Branntweinbesteuerung, Bayern an den Kosten des Reichseisenbahnamts und Bayern und Württemberg an den Kosten der Reichspost- und Telegraphenverwaltung keinen Anteil. Den Staaten, welche noch eigne Gesandtschaften unterhalten (Bayern, Württemberg, Sachsen und Braunschweig), sind Nachlässe an den Ausgaben für die Reichsgesandtschaften verwilligt, und auch zu den Ausgaben für den Rechnungshof tragen Bayern und Württemberg in geringerm Umfang bei als die übrigen Bundesstaaten. Die Ausgaben sind teils ordentliche (laufende, fortdauernde), teils außerordentliche (einmalige), und hiernach wird auch bei den einzelnen Reichsverwaltungen zwischen ordentlichem und außerordentlichem Etat (z. B. bei der Verwaltung des Reichsheers für Kasernenneubauten, bei der Reichspostverwaltung für Postneubauten u. dgl.) unterschieden. Die Ausgaben für das Reichsheer, welche den

Hauptbestandteil der Ausgaben bilden (1884/85: 339,9 Mill., 1885/86: 340,7 Mill., 1886/87: 343,036,713 Mk. fortdauernde Ausgaben, 1884/85: 26,8 Mill., 1885/86: 32,1 Mill., 1886/87: 41,511,588 Mk. einmalige Ausgaben), wurden früher in Form eines Pauschquantums bewilligt. Nach der norddeutschen Bundesverfassung (Art. 62) wurden dem Bundesfeldherrn jährlich so vielmal 225 Thlr. zur Verfügung gestellt, als die Kopfzahl der Friedenspräsenzstärke der Armee betrug. Für die Jahre 1872—74 war das Pauschale durch Reichsgesetz vom 9. Dez. 1871 auf 90,373,275 Thlr. pro Jahr festgestellt. Seit 1875 werden die Ausgaben für das Reichsheer gleich den übrigen Ausgaben jährlich veranschlagt. Allerdings ist die Friedenspräsenzstärke der Armee durch die Reichsgesetze vom 2. Mai 1874 und 6. Mai 1880 jeweilig auf sieben Jahre (Septennat) festgestellt (s. unten). Spezialisierte Etats werden aufgestellt für das preußische, sächsische und württembergische Kontingent. Bayern ist verpflichtet, für sein Kontingent und die zu demselben gehörigen Einrichtungen einen gleichen Geldbetrag zu verwenden, wie er nach Verhältnis der Kopfstärke durch den Militäretat des Reichs für die übrigen Teile des Reichsheers ausgesetzt ist. Dieser Betrag wird im Reichshaushaltsetat für das bayrische Kontingent in Einer Summe ausgeworfen, indem die Aufstellung der nötigen Spezialetats Bayern überlassen bleibt. Nächst dem Reichsheer verursacht die Marineverwaltung den größten Aufwand (1884/85: 26,9 Mill., 1885/86: 33,1 Mill., 1886/87: 37,101,185 Mk. an fortdauernden, 1884/85: 10 Mill., 1885/86: 9,2 Mill., 1886/87: 9,701,900 Mk. an einmaligen Ausgaben; immer abgesehen von Nachtragsetats, insbesondere von dem Nachtragsetat pro 1884/85, welcher 19 Mill. Mk. für die Marineverwaltung auswarf). Der Reichshaushaltsetat für 1886/87 (in Einnahme und Ausgabe je 696,615,509 Mk.) enthält folgende Ausgabeposten:

	Fortdauernde Ausgaben Mark	Einmalige Ausgaben Mark
Reichstag	379670	—
Reichskanzler und Reichskanzlei	141360	11000
Auswärtiges Amt	7377535	615000
Reichsamt des Innern (inkl. Bundesrat)	7753025	2590010
Verwaltung des Reichsheers	343036713	41511588
Marineverwaltung	37101185	9701900
Reichsjustizverwaltung	1887178	—
Reichsschatzamt	155534666	7300000
Reichseisenbahnamt	297165	—
Reichsschuld	18302500	—
Rechnungshof	529773	—
Allgemeiner Pensionsfonds	21650075	—
Reichsinvalidenfonds	26961588	—
Post- und Telegraphenverwaltung	—	4508815
Reichsdruckerei	—	380000
Eisenbahnverwaltung	—	3294460
Fehlbetrag des Haushalts des Etatsjahrs 1883/84	—	5570303
Zusammen:	621152433	75463076

Erläuternd ist hierzu noch zu bemerken, daß die Ausgaben für den Bundesrat in der Summe für das Reichsamt des Innern mit enthalten sind, und daß die Ausgabeposition des Reichsschatzamts um deswillen eine so hohe ist, weil unter dieser Rubrik die allgemeinen Fonds mit ausgeworfen sind, insbesondere die Herauszahlungen, welche das Reich aus den Erträgnissen der Zölle und der Tabaksteuer (über 130 Mill. hinaus) und aus denjenigen der sogen. Börsensteuer an die Einzelstaaten zu leisten hat. Für die Reichspostverwaltung erscheinen im Ordinarium um deswillen keine Ausgaben, weil die fortdauernden Ausgaben aus den Einnahmen der Reichspost- und Telegraphenverwaltung bestritten werden. An Einnahmen stehen den Ausgaben für 1886/87 gegenüber:

	Mark
Zölle und Verbrauchssteuern	391691670
Reichsstempelabgaben	30387000
Überschuß der Post- u. Telegraphenverwalt.	28563006
Reichsdruckerei	1065690
Eisenbahnverwaltung	17847400
Bankwesen	2447500
Verschiedene Verwaltungseinnahmen	7748879
Aus dem Reichsinvalidenfonds	26961588
Zinsen aus belegten Reichsgeldern (Reichsfestungsbaufonds u. Reichsgebäudefonds)	1580000
Außerordentl. Zuschüsse aus den beiden letztgedachten Fonds und aus der Anleihe	49969716
Matrikularbeiträge	138443060
Zusammen:	696615509

Heerwesen des Deutschen Reichs.

Schon das alte Deutsche Reich hatte seine Reichsarmee, doch bei der bunten Zusammensetzung aus zahllosen kleinen Kontingenten ohne besondern militärischen Wert. Unabhängig davon bildeten die größern Kontingente schon damals wohlgeordnete, gut disziplinierte, im Krieg bewährte Truppenverbände, wie Braunschweig, Hessen, Sachsen, Hannover, Bayern und vor allen Preußen, dessen stehendes Heer allein an Stärke die ganze Reichsarmee übertraf. Größere Einheit in das deutsche Heerwesen brachte 1815 die Organisation des Deutschen Bundes (s. d.). Nachdem dann der preußisch-österreichische Krieg von 1866 auch dieser Bundesarmee ein Ende gemacht hatte, wurden durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes vom 1. Juli 1867 das Militärwesen und die Kriegsmarine der Bundesgesetzgebung unterstellt, dem König von Preußen wurde als Bundesoberfeldherrn das Recht zuerkannt, im Namen des Norddeutschen Bundes Krieg zu erklären, Frieden und Bündnisse zu schließen. Die Bundeskriegsmarine sollte unter dem Oberbefehl Preußens eine einheitliche sein. Auf Grund der in der Verfassung gegebenen Bestimmungen über das Heerwesen wurde das Wehrgesetz vom 9. Nov. 1867 erlassen, welches später auf das Deutsche Reich übernommen wurde. Beim Beginn des deutsch-französischen Kriegs 1870 bestand das Heer des Norddeutschen Bundes aus 118 Infanterieregimentern = 350 Bataillonen, 18 Jägerbataillonen; 76 Kavallerieregimentern à 5 = 380 Eskadrons; 13 Regimentern und 1 (hessischen) Abteilung Feldartillerie mit 163 Fuß- und 39 reitenden = 202 Batterien mit im Krieg 1212 bespannten Geschützen; 9 Regimentern Festungsartillerie mit im Frieden 88 Kompanien; 12 Pionierbataillonen zu 4, 1 (sächsischen) zu 3 Kompanien und 1 (hessischen) Pionierkompanie = 52 Kompanien; 13 Trainbataillonen zu 2 Kompanien, 1 (hessischen) Trainabteilung; außerdem 216 Landwehrbataillonen. Das Heer gliederte sich in 13 Armeekorps, darunter 1 Garde- und 1 sächsisches Armeekorps. Der Friedensstand betrug (einschließlich des nordhessischen Kontingents) 302,633 Köpfe, 73,312 Pferde und 808 bespannte Geschütze; die Kriegsstärke mit Einschluß des ganzen hessischen Kontingents:

	Offiziere	Mann	Pferde	Geschütze
Feldtruppen	12777	543058	155896	1212
Ersatztruppen	3280	182940	22545	234
Besatzungstruppen	6376	198678	15689	234
Zusammen:	22433	924676	194130	1680

Durch die Bündnisverträge, welche Preußen mit Bayern am 22., mit Württemberg am 13., mit Baden am 17. Aug. 1866 und mit Hessen am 11. April 1867 abgeschlossen hatte, und durch welche diese Staaten sich verpflichteten, Preußen und dem Norddeutschen Bund für den Fall eines Kriegs zum Zweck allseitiger Wahrung der Integrität ihrer Gebiete ihre gesamten Streitkräfte unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen zur Verfügung zu stellen, sind dem Heer bei Ausbruch des Kriegs noch bedeutende Verstärkungen zugeflossen. Durch die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs wurde die Zugehörigkeit der süddeutschen Heeresteile eine dauernde. Der § 2 der Verfassung des Deutschen Reichs vom 16. April 1871 erklärt das Wehrgesetz (wörtlich: »Gesetz, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst«) des Norddeutschen Bundes vom 9. Nov. 1867 zum Reichsgesetz. Der § 1 desselben, der Grundgedanke des preußischen Heerwesens, der nach 1870 in die meisten europäischen Staaten übergegangen ist, lautet: »Jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen«. Ausgenommen von der Wehrpflicht sind nur die Mitglieder regierender und mediatisierter und vormals reichsständischer Häuser. Die Wehrpflicht beginnt mit dem vollendeten 17. und endet mit dem 42. Lebensjahr, sie zerfällt in die Dienstpflicht und die Landsturmpflicht. Die erstere beginnt mit dem Kalenderjahr, in welchem der Wehrpflichtige sein 20. Lebensjahr vollendet, und dauert 12 Jahre. Von diesen entfallen auf den Dienst im stehenden Heer oder der Marine 3 Jahre (aktive Dienstpflicht), 4 Jahre auf die Reserve (Reservepflicht) und 5 Jahre auf die Land- oder Seewehr (Land- oder Seewehrpflicht). Landsturmpflichtig sind alle Wehrpflichtigen, die weder dem Heer noch der Marine angehören. Durch das Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 und das Nachtragsgesetz zu demselben vom 6. Mai 1880 sind sodann die allgemeinen Bestimmungen für die Organisation und Ergänzung des Reichsheers sowie über die Entlassung aus demselben, über den Beurlaubtenstand und die Ersatzreserve gegeben. An diese Gesetze schließen sich dann an das Gesetz über den Landsturm vom 12. Febr. 1875 und die auf Grund desselben durch kaiserliche Verordnung erlassene Heer- und Wehrordnung vom 28. Sept. 1875, welche die Ersatz-, Kontroll-, Rekrutierungs- und Landwehrordnung enthält.

Nach der Verfassung bildet die gesamte Landmacht ein einheitliches Heer im Krieg und im Frieden unter dem Befehl des Kaisers, welcher über den Präsenzstand, Gliederung und Einteilung der Kontingente, die Garnisonen sowie über die Mobilmachung Bestimmungen erläßt. Der Kaiser hat die Pflicht und das Recht, für die Vollzähligkeit und Kriegstüchtigkeit aller Kontingente zu sorgen, und das Recht der Inspizierung; dem entsprechend sind auch alle deutschen Truppen verpflichtet, den Befehlen des Kaisers Folge zu leisten, welche Verpflichtung in den dem Landesherrn zu leistenden Fahneneid aufzunehmen ist. Der Kaiser ernennt die kommandierenden Generale eines Kontingents sowie die Festungskommandanten. Dagegen ernennen die Bundesfürsten und die Senate die Offiziere ihrer Kontingente, sofern Konventionen nicht anders bestimmen. Letztere räumen zum Teil den Bundesfürsten mehr Rechte, ihren Kontingenten besondere Stellungen im Armeeverband ein oder übertragen die Verwaltung ganz an Preußen und reservieren dem Souverän nur gewisse Ehrenrechte. So sind die Kontingente von Baden und Hessen ganz in den Verband der preußischen Armee übergegangen, bilden jedoch geschlossene Heeresteile, ersteres das 14. Armeekorps, letzteres die 25. Division (zum 11. Armeekorps gehörend). Bayern, Sachsen und Württemberg haben selbständige Heeresverwaltung und je ihr eignes Kriegsministerium. Das Reichsmilitärgesetz findet auf Bayern so weit Anwendung, als es den ihm zugesicherten Reservatrechten nicht zuwiderläuft. Sein Heer bildet einen geschlossenen Bestandteil des Bundesheers unter der Militärhoheit des Königs, tritt aber mit der Mobilmachung, die auf Anregung des Kaisers durch den König erfolgt, unter den Befehl des Kaisers als Bundesfeldherrn. Dagegen ist Bayern verpflichtet, die für das Reichsheer geltenden Bestimmungen über Organisation, Formation, Ausbildung, Bewaffnung, Ausrüstung und Gradabzeichen gleichfalls zur Geltung zu bringen. In Elsaß-Lothringen werden die Militärangelegenheiten nach Anordnung des preußischen Kriegsministeriums von den Landesbehörden verwaltet.

Durch das Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 war die Friedenspräsenzstärke des Heers an Unteroffizieren und Mannschaften für die Zeit vom 1. Jan. 1875 bis zum 31. Dez. 1881 auf 401,659 Mann, ohne die etwa 5000 Mann betragenden Einjährig-Freiwilligen und die zu den Übungen einberufenen Reservisten, festgesetzt worden. Die Infanterie sollte in 469 Bataillone, die Kavallerie in 465 Eskadrons, die Feldartillerie in 300 Batterien, die Fußartillerie in 29, die Pioniere und der Train in je 18 Bataillone formiert sein. Die Stärke betrug 1 Proz. der Bevölkerung von 1871. Im J. 1875 hatte die Bevölkerung bereits die Höhe von 42,727,372 Seelen erreicht, deren Anwachsen 1880 auf 45 Mill. angenommen werden konnte. Um daher 1 Proz. der Bevölkerung zum Heeresdienst heranzuziehen, mußte die Friedenspräsenzstärke erhöht werden. Dies geschah durch das Nachtragsgesetz vom 6. Mai 1880, durch welches die Friedensstärke des Heers für die Zeit vom 1. April 1881 bis 31. März 1888 auf 427,274 festgestellt wurde. Zu diesen traten für das Etatsjahr 1882/83 noch hinzu: 18,134 Offiziere, 1698 Militärärzte, 782 Zahlmeister, 618 Roßärzte, 749 Büchsenmacher und Sattler und die unbestimmte Anzahl Einjährig-Freiwilliger, ferner 81,629 Dienstpferde. Hiervon entfielen auf Preußen 14,008 Offiziere, 330,629 Mann; Bayern 2216 Offiziere, 50,224 Mann; Sachsen 1137 Offiziere, 27,606 Mann; Württemberg 773 Offiziere, 18,815 Mann. Während die Anzahl der Mannschaften dieselbe bleiben muß, treten durch das Bedürfnis Schwankungen in der Zahl der Offiziere und Beamten ein; dieselbe wird bei den Beratungen des Militäretats im Reichstag festgesetzt. Die Zahl der Truppenkörper sollte vom 1. April 1881 ab betragen: 503 Bataillone Infanterie, 340 Batterien Feldartillerie, 31 Bataillone Fußartillerie und 19 Bataillone Pioniere; Kavallerie und Train behalten die alte Stärke. Um nun aber für den Fall eines Kriegs den Mangel an Reserven und die Verluste vor dem Feind bald ersetzen zu können, wurde durch das Nachtragsgesetz die Ausbildung der Ersatzreserve erster Klasse angeordnet (s. Ersatzwesen). Diese Ersatzreserve sollte keine selbständigen Truppenteile bilden, sondern im Krieg zur Ergänzung von Truppenteilen der aktiven Armee dienen. Die Landwehrinfanterie und -Kavallerie formieren besondere Landwehrtruppenkörper, die zur Reserve für das stehende Heer verwendet werden; die Landwehrmannschaften der übrigen Waffen werden bei der Mobilmachung in das stehende Heer eingereiht. Der Landsturm tritt nur zusammen, wenn

ein feindlicher Einfall Teile des Reichsgebiets bedroht oder überzieht, und formiert dann besondere Truppenkörper; in Fällen außerordentlichen Bedarfs jedoch kann auch die Landwehr aus ihm ergänzt werden.

Die 503 Bataillone Infanterie bilden 161 Regimenter (Preußen 123, Bayern 19, Sachsen 11, Württemberg 8) à 3 Bataillone und 20 Jägerbataillone, die 465 Eskadrons 93 (Preußen 73, Bayern 10, Sachsen 6, Württemberg 4) Kavallerieregimenter à 5 Eskadrons, davon 10 Kürassier-, 4 Reiter-, 28 Dragoner-, 20 Husaren-, 25 Ulanen- und 6 Chevauleger-Regimenter; die 340 Batterien bilden 37 Feldartillerieregimenter, die 31 Fußartilleriebataillone 14 Regimenter und 3 selbständige Bataillone (Nr. 9, 13 und 14). Je 2 (event. 3) Regimenter Infanterie, Kavallerie oder Artillerie bilden eine gleichnamige Brigade, je 2 Infanterie- und eine Kavalleriebrigade eine Division, 2—3 Kavalleriebrigaden eine Kavalleriedivision, 2 Divisionen endlich nebst 1—2 Jägerbataillonen, der Feld- und Fußartillerie, dem Pionier- und Trainbataillon ein Armeekorps, so daß die gesamte Heeresmacht des Reichs im Frieden aus 18 Armeekorps (Garde und Nr. 1—11 Preußen, Nr. 12 Sachsen, Nr. 13 Württemberg, Nr. 14 Baden einschließlich einige preußische Regimenter, Nr. 15 Elsaß-Lothringen) besteht; von diesen bilden das 4., 5., 6. die erste, das 1., 2., 9. die zweite, das 7., 8., 10., 12. die dritte, das 3., 11., 13., das 1. und 2. bayrische die vierte, das 14. und 15. die fünfte Armeeinspektion; das Gardekorps ist keiner Inspektion zugeteilt. Zum 11. Armeekorps gehört auch die 25. (hessische) Division, zum Garde-, 1. und 15. Armeekorps noch je 1 Kavalleriedivision. Im Krieg zerfällt die Reichsarmee in Feldtruppen, Feldreserve-, Ersatz- und Besatzungstruppen sowie etwanige Neuformationen. Die Feldtruppen sind die durch Einstellung von Reserven auf den Kriegsetat verstärkten Friedensregimenter und -Bataillone mit den nachstehend aufgeführten Kolonnen, Trains 2c.; die Feldreserve- und Besatzungstruppen werden neu aufgestellt und erstere in Feldreservedivisionen formiert. Bei der Mobilmachung werden außer den Ersatzkompanien, -Eskadrons, -Bataillonen und -Batterien noch folgende Formationen aufgestellt: von jedem Feldartillerieregiment 3 Artillerie- und 2 Infanteriemunitionskolonnen; von der ganzen Artillerie ein Feldmunitionspark von 8 Kolonnen und 3 Munitionsdepots; von der Fußartillerie die Artilleriebelagerungstrains; von jedem Pionierbataillon 2 Divisions- und 1 Korpsbrückentrain, von allen Pionieren 7 Feld- und 5 Reserve-Feldtelegraphenabteilungen und die Ingenieurbelagerungstrains; von jedem Trainbataillon 5 Proviantkolonnen, 1 Feldbäckereikolonne, 1 Pferdedepot, 3 Sanitätsdetachements und 5 Fuhrparkskolonnen. Die Administrationen und Branchen eines Armeekorps bestehen aus der Korpsintendantur und 4 Divisionsintendanturen, der Korpskriegskasse, 1 Hauptproviantamt, 4 Feldproviantämtern, 1 Feldbäckereiamt, 12 Feldlazaretten, 1 Feldpostamt, 4 Feldpostexpeditionen und 1 Feldgendarmeriedetachement.

Festungen und Befestigungen gibt es folgende: **Memel, *Königsberg, **Pillau, Boyen, *Thorn, **Danzig, **Kolberger Küstenbefestigung, **Friedrichsort, *Posen, Glogau, Neiße, Glatz, *Küstrin, Spandau, Magdeburg, Torgau, Königstein, **Wilhelmshaven, Wesel, *Köln, Koblenz, *Mainz, Saarlouis, Ingolstadt, Ulm, Rastatt, Germersheim, Diedenhofen, *Metz, *Straßburg, Neubreisach, **Küstenbefestigungen in Mecklenburg, **an der Elbe-, Weser- und **Emsmündung (von ihnen sind die mit * bezeichneten mit einem Gürtel von Forts umgeben, die mit ** bezeichneten Küstenbefestigungen).

Marine des Deutschen Reichs.

Die deutsche **Kriegsmarine** führt diesen Namen erst seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs 1871. Im J. 1848 begann die Entwickelung der preußischen Marine, die 1856 bereits über 52 Kriegsfahrzeuge verfügte, unter denen sich allerdings noch 42 Ruderkanonenboote und nur 3 Dampfer befanden; dagegen war sie bereits bis 1866, als sie vom Norddeutschen Bund übernommen wurde, auf 40 Dampfer, unter diesen 2 Panzerfahrzeuge, 5 gedeckte und 4 Glattdeckskorvetten, angewachsen. Zu diesen traten bis Anfang 1870 noch 3 Panzerfregatten (Friedrich Karl, Kronprinz und König Wilhelm) hinzu, die also den Stamm für die jetzige deutsche Flotte bilden. Die Erweiterung des Reichs forderte auch eine entsprechende Erweiterung der Flotte an schwimmendem Material, nicht nur für den Kriegsfall, sondern auch für die Zwecke des Friedens, die Vertretung deutscher Interessen in fremden Meeren. Aus dieser Veranlassung entstand der **Flottengründungsplan** von 1873, ein Entwurf für die künftige Gestaltung der Reichsmarine; jedoch war ausdrücklich hervorgehoben, daß er nur als allgemeiner Anhalt dienen solle. Als Hauptzweck der Kriegsmarine wurde die Verteidigung der deutschen Küste bezeichnet; ein Angriffskrieg, welcher zu Seeschlachten in fremden Meeren führen müsse, war damit zwar ausgeschlossen, aber die Flotte sollte doch immer noch befähigt sein, in den heimischen Gewässern auch angriffsweise vorgehen und dem Feind eine Schlacht auf offener See liefern zu können. Diese Aufgabe machte die Beschaffung einer Panzerflotte nötig, denn die Kampfstärke eines Schiffs ist nicht allein in der Wirkung seiner Geschütze, sondern auch in seiner Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe feindlicher Artillerie zu suchen. Dem damaligen Stande der Schiffsbautechnik und Seetaktik entsprechend, sollte bis 1882 eine Zusammensetzung der Flotte aus folgenden Schiffen erreicht werden: 8 Panzerfregatten, 6 Panzerkorvetten, 7 Monitoren oder Panzerkanonenboote und 2 schwimmende Batterien, ferner 20 Korvetten, 6 Avisos, 18 Kanonenboote, 28 Torpedofahrzeuge, 5 Schulschiffe.

Diesem Material entsprechend, sollte das Personal der Marine 1882 folgenden Friedensetat erreichen: 419 Offiziere, 20 Maschineningenieure, 90 Verwaltungsbeamte, 269 Deckoffiziere, 1325 Unteroffiziere, 6450 Mannschaften, 300 Schiffsjungen, 100 Seekadetten, 70 Lazarettgehilfen, 40 Ökonomiehandwerker. Hierbei sind das Seebataillon, das Zeug-, Feuerwerks- und Torpedopersonal außer Betracht gelassen. Für die Beschaffung der Schiffe mit Armierung und Ausrüstung, die Vollendung der Hafen- und Werftbauten in Wilhelmshaven, Kiel und Danzig und Anschaffung der erforderlichen Betriebsmittel, Materialien 2c. für dieselben wurden 218,437,500 Mk. bewilligt. Ein starres Festhalten an diesem Plan war bei der ungeahnten Entwickelung des Marinewesens im letzten Jahrzehnt unmöglich; das Staatsinteresse erforderte, daß den großen Fortschritten der Technik sowie den auf Grund von Erfahrungen veränderten Anschauungen im Seekriegswesen Rechnung getragen würde. Die 8 Panzerfregatten und 6 Panzerkorvetten kamen zur Ausführung; von erstern ist jedoch der Große Kurfürst gesunken, und ein Ersatzbau wird nicht beabsichtigt. An Stelle der Monitoren sind 13 **Panzerkanonenboote** beschafft worden, welche für den Küstenkrieg geschickter und wirksamer verwendbar sind. Die schwimmenden Batterien werden, weil

sie den Torpedos gegenüber nicht mehr zeitgemäß sein würden, nicht gebaut. Inzwischen hatte sich das Torpedowesen im Gleichschritt mit dem Bau kleiner Dampfer von großer Fahrgeschwindigkeit außerordentlich entwickelt und sich als ein neues Element in die Kriegsmarine derart eingeführt, daß der Wert großer Panzerschiffe in demselben Grad einbüßte, wie der der Torpedoboote in taktischer Beziehung gewann. Dies war die Veranlassung zu der dem Reichstag 1884 vorgelegten »Denkschrift über die weitere Entwickelung der kaiserlichen Marine«, die in weiten Kreisen Aufsehen erregte und Anerkennung fand. Sie forderte für die Beschaffung von 70 Torpedobooten, unterseeischen Torpedobatterien 2c. 18,790,000 Mk., welche auch bewilligt wurden. Nach der Denkschrift soll die Torpedoflottille auf 150 Torpedoboote gebracht werden. Bis 1886 sollen die 70 fertig sein, und die Marine wird dann über 105 Torpedoboote, einschließlich der schon vorhandenen, verfügen. Diese Entwickelung unsers Flottenmaterials bedingte auch eine entsprechende Verstärkung des Personals; es hatte 1. Juli 1883 eine Stärke von 86 Flagg- und Stabsoffizieren, 97 Kapitänleutnants, 235 Leutnants (418 Offizieren), 137 Deckoffizieren, Feldwebeln 2c., 658 Maaten, 5539 Mann (6334 Seeleuten), 2538 Mann der Werftdivisionen und 690 Mann Matrosenartillerie. Nach Fertigstellung aller Torpedoboote soll die **Kriegsstärke** betragen: 12 Admirale, 120 Stabsoffiziere, 217 Kapitänleutnants, 664 Leutnants (1015 Seeoffiziere), 53 Maschineningenieure, 154 Zahlmeister, 16,781 Mann Matrosendivisionen, 7221 Mann Werftdivisionen, 5076 Mann Matrosenartillerie, zusammen 29,078 Mann.

Ende 1884 wurde eine andre Einteilung und Benennung der Schiffe eingeführt. Die Flotte besteht jetzt (1885) aus folgenden Schiffen: I. 14 **Panzerschiffen** (früher 7 Panzerfregatten, 6 Panzerkorvetten und 1 Panzerfahrzeug Arminius); II. 13 **Panzerfahrzeugen** (bisher Panzerkanonenboote); III. 11 **Kreuzerfregatten** (bisher gedeckte Korvetten); IV. 10 **Kreuzerkorvetten** (bisher Glattdeckskorvetten); V. 5 **Kreuzern** (bisher Kanonenboote der Albatroßklasse); VI. 5 **Kanonenbooten** (bisher Kanonenboote erster Klasse); VII. 8 Avisos; VIII. 1 Artillerieschiff, 7 Dampf- und 4 Segelschiffen als Schulschiffe. Dazu treten die Torpedoboote, deren Zahl nach und nach auf 150 gebracht werden soll. Entsprechend der allmählichen Erweiterung der Marine sowie in Veranlassung vermehrter Einstellung von Schiffsjungen und Rekruten der Landbevölkerung und der fortgeschrittenen technischen Anforderungen ist die Zahl der Schulschiffe erheblich vermehrt worden. Es sind jetzt Kadetten- und Schiffsjungen-, Artillerie-, Maschinen- und Torpedoschulschiffe vorhanden. Die Aufgaben des diplomatischen und handelspolitischen Dienstes haben durch die Gründung deutscher Kolonien in West- und Ostafrika sowie im australischen Archipel einen bedeutenden Zuwachs erhalten und erfordern die Stationierung einer größern Anzahl von Schiffen, die nach Erfordern zu Geschwadern zusammengezogen werden, in diesen Gewässern. Außerdem sind noch im Mittelmeer (Konstantinopel), in Ostasien, Westindien und an der Westküste Südamerikas Schiffe stationiert. Es finden hierbei die Kreuzer, Kanonenboote, Avisos und ein Teil der Schulschiffe Verwendung. Die oberste Behörde der Marine ist die **Admiralität**, deren »Chef« Oberbefehlshaber der Marine und Leiter ihrer Verwaltung ist; ihr sind unterstellt: die deutsche Seewarte in Hamburg und die Marinestationen der Ostsee und der Nordsee, erstere in Kiel, letztere in Wilhelmshaven. Jeder Marinestation ist eine Marineinspektion, diesen sind je eine Matrosen- und eine Werftdivision, aus 4 Kompanien bestehend, und die Schulschiffe sowie die Hafenbaukommission, die Werften, Fortifikation, Intendantur 2c. unterstellt. Zur Marinestation der Ostsee gehört auch das Seebataillon (s. d.). Die Inspektion der Marineartillerie, welcher die beiden Matrosenartillerieabteilungen sowie die Artillerie-, Seeminen- und Torpedodepots mit den dazu gehörigen Werkstätten und das gesamte Zeug-, Feuerwerks- und Torpedopersonal unterstellt sind, sowie die Inspektion der Marinebildungsanstalten unterstehen der Admiralität.

Das **Wappen** des Deutschen Reichs bildet ein einköpfiger schwarzer Adler mit rotem Schnabel nebst roten Fängen und dem preußischen Adler in silbernem Schild auf der Brust; im Wappen des preußischen Adlers das Wappen von Hohenzollern; über dem Ganzen die goldene Kaiserkrone mit goldenem Band. Eine genaue Beschreibung des deutschen Reichsadlers und des Kaiserwappens enthält das Erklärungsblatt zu beifolgender Tafel. — Die **Flagge** der deutschen Marine ist schwarz-weiß-rot (die Kriegsflagge mit dem preußischen Adler und dem Eisernen Kreuz); eine Übersicht der deutschen Flaggen gibt unsre Tafel »Flaggen I«. Vgl. Graf **Stillfried**, Die Attribute des neuen Deutschen Reichs (3. Aufl., Berl. 1882).

Litteratur zur Geographie und Statistik.

K. F. V. **Hoffmann**, D. und seine Bewohner (Stuttg. 1834—36, 4 Bde.); v. **Hoff**, D. in seiner natürlichen Beschaffenheit, seinem frühern und jetzigen politischen Verhältnis (Gotha 1838); **Winderlich**, Das deutsche Land und seine Bewohner (3. Aufl., Leipz. 1852); **Kutzen**, Das deutsche Land (3. Aufl., Bresl. 1880); **Brachelli**, Deutsche Staatenkunde (Wien 1856, 2 Bde.); **Berghaus**, D. und seine Bewohner (Berl. 1860, 2 Tle.); **Derselbe**, D. seit hundert Jahren (Leipz. 1860—61, 2 Bde.); **Daniel**, D. nach seinen physischen und politischen Verhältnissen (5. Aufl., das. 1878, 2 Bde.); v. **Cotta**, Deutschlands Boden (2. Aufl., das. 1858, 2 Bde.); v. **Dechen**, Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reich (Berl. 1873); v. **Festenberg-Packisch**, Der deutsche Bergbau (das. 1885); **Delitsch**, Deutschlands Oberflächenform (Bresl. 1880); »Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde« (hrsg. von Lehmann, Stuttg. 1885 ff.); **Böckh**, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten (Berl. 1870); **Neumann**, Das Deutsche Reich in geographischer, statistischer 2c. Beziehung (das. 1874, 2 Bde.); **Derselbe**, Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs (Leipz. 1883); **Brunkow**, Die Wohnplätze des Deutschen Reichs (Berl. 1880 ff.); die vom kaiserlichen Statistischen Amt herausgegebene »Statistik des Deutschen Reichs« und »Statistisches Jahrbuch« (seit 1881); über die Reichsbehörden das jährlich erscheinende amtliche »Handbuch des Deutschen Reichs«, dazu Velhagen u. Klasings »Kleines Staatshandbuch des Deutschen Reichs und der Einzelstaaten«; über das **Reichsstaatsrecht** die Werke von Rönne (2. Aufl., Leipz. 1876, 2 Bde.), Laband, Zorn; **Störk**, Handbuch der deutschen Verfassungen (das. 1884); **Baumbach**, Staatslexikon (das. 1882, populär), u. a.

[Karten.] Die besten Karten lieferten außer den Generalstabskarten **Reymann** (Zentraleuropa in 423 Blättern, 1: 200,000, seit 1825; 1874 in den Besitz des preußischen Generalstabs übergegangen), **Liebenow** (Zentraleuropa in 164 Blättern, 1: 300,000, Hannov. seit 1869), **Stieler** (Atlas von D., 1: 750,000, Gotha 1876, 25 Karten), **Ravenstein** (Atlas des

Zur Tafel 'Deutscher Reichsadler und Kaiserwappen'.

Die Abbildungen sind Originalaufnahmen im königl. Heroldsamt zu Berlin (Modelle 1889).

I. Der deutsche Reichsadler.

Der Reichsadler ist schwarz, rot bewehrt (d. h. mit rotem Schnabel und roten Klauen) und rot gezungt. Auf der Brust desselben liegt der silberne königlich preußische Wappenschild, darin ein schwarzer, goldbewehrter, rot gezungter und mit der Königskrone gekrönter Adler, welcher mit der rechten Klaue das goldene Königszepter, mit der linken einen blauen, goldbereiften und bekrenzten Reichsapfel hält. Seine Flügel sind mit goldenen Kleestengeln besteckt. Auf der Brust trägt er den von Silber und Schwarz gevierten hohenzollerischen Stammschild. Um den königlich preußischen Wappenschild schlingt sich die Kette des Schwarzen Adlerordens, wenn nicht der Reichsadler selbst in einen Schild gesetzt wird. Über dem Haupte des Reichsadlers schwebt die Reichskrone, von welcher zwei goldene, mit Arabesken verzierte Bänder abfliegen.

Die Reichskrone besteht aus einem goldenen Stirnreif, der aus vier größern und vier kleinern, abwechselnd nebeneinander gestellten, oben abgerundeten, mit Brillanten eingefaßten goldenen Schildchen gebildet ist. In den größern Schildchen zeigt sich je ein aus Brillanten zusammengesetztes gerades Kreuz, welches in den untern Winkeln von gleichgeformten Kreuzchen begleitet wird. In den kleinern Schildchen des Stirnreifs erscheint der ebenfalls aus Brillanten gebildete Reichsadler, über dessen Haupt ein achtstrahliger Stern schwebt. Auf den größern Schildchen ruhen vier goldene, reichverzierte Bügel, welche im Scheitelpunkt, wo sie zusammentreffen, in einem Rankenornament endigen, auf welchem der blaue, in seinem Goldreif und Kreuz mit Steinen geschmückte Reichsapfel ruht. Die Reichskrone ist gelb oder golden gefüttert, und eine Mütze *(pileus)*, mit Goldbrokat überzogen, ragt über die Schildchen des Stirnreifs bis zur halben Höhe der Bügel empor. (Vgl. auch die Abbildung beim Artikel »Krone«.)

II. Das Wappen des Kaisers.

Das auf der Tafel abgebildete größere Wappen des Kaisers zeigt einen goldenen, von der Kette des Schwarzen Adlerordens umschlungenen Schild mit dem Reichsadler, darüber die Kaiserkrone schwebend. Das Wappen wird von zwei auf einer Marmorkonsole stehenden, mit Eichenlaub bekränzten und umgürteten, bärtigen wilden Männern gehalten. Sie tragen mit goldenen Fransen eingefaßte, an goldenen Lanzenstangen befestigte, nach außen abfliegende Standarten; der zur Rechten hält die preußische, der zur Linken die brandenburgische Standarte. In ersterer, silberner ist der preußische Adler, mit dem hohenzollerischen Stammschildchen belegt, in letzterer (ebenfalls silberner) der brandenburgische goldbewehrte und gekrönte, auf den Flügeln mit goldenen Kleestengeln besteckte rote Adler mit dem Wappenschild der Burggrafen von Nürnberg, nämlich einem goldenen, von einer aus Rot und Silber gestickten Einfassung umgebenen Schildchen, worin ein doppelt geschwänzter, rot bewehrter, rot gezungter und rot gekrönter schwarzer Löwe erscheint.

Über dem Wappen erhebt sich das kuppelförmige, mit Hermelin ausgeschlagene Kaiserzelt aus Goldstoff mit einem Muster, in welchem der schwarze Reichsadler und die goldene Reichskrone abwechseln. Auf dem rot emaillierten Goldreifen, welcher die Kuppel umschließt, steht in Goldschrift der preußische Wahlspruch: GOTT MIT UNS. Auf dem Gipfel des Zeltes ruht die Reichskrone, über welche das Nationalbanner hervorragt. Letzteres zeigt unter den ausgespannten Fittichen eines preußischen Adlers die deutschen Farben senkrecht nebeneinander: Schwarz-Weiß-Rot.

Das kleinere Wappen des Kaisers zeigt den goldenen, von der Kette des Schwarzen Adlerordens umschlungenen Schild mit dem Reichsadler. Auf dem Schild ruht die Reichskrone.

Das mittlere Wappen des Kaisers stimmt mit dem kleinern Wappen überein, wird aber von zwei auf einer Marmorkonsole stehenden, mit Eichenlaub bekränzten und umgürteten, mit Keulen bewaffneten, bärtigen wilden Männern gehalten.

(Nach R. Graf Stillfried: »Die Attribute des neuen Deutschen Reichs«.)

Deutscher Reichsadler.



Das große Kaiserwappen.



Deutschen Reichs, 1:850,000, Leipz. 1883, 10 Blätter). Eine von der kartographischen Abteilung der königlich preußischen Landesaufnahme herausgegebene Karte des Deutschen Reichs in 1:100,000 erscheint seit 1880. Wandkarten: »Post- und Eisenbahnkarte des Deutschen Reichs«, 1:600,000 (offiziell, Berl. 1873–76, 12 Blätter); von Petermann (Gotha), H. Wagner (das.), Kiepert (Berl.), Handtke (Glogau) u. a.; Dechen, Geologische Karte von D. (Berl. 1869, 2 Blätter); Andree und Peschel, Physikalisch-statistischer Atlas von D. (Leipz. 1877); »Atlas der Bodenkultur des Deutschen Reichs« (hrsg. vom kaiserlichen Statistischen Amt, Berl. 1881, 15 Karten); Kiepert, Völker- und Sprachenkarte von D. (das. 1874).

Geschichte Deutschlands.

Übersicht der deutschen Könige und Kaiser.

Sächsisches Haus:	
919–936	Heinrich I.
936–973	Otto I.
973–983	Otto II.
983–1002	Otto III.
1002–1024	Heinrich II.
Fränkisches Haus:	
1024–1039	Konrad II.
1039–1056	Heinrich III.
1056–1106	Heinrich IV.
1106–1125	Heinrich V.
1125–1137	Lothar II. v. Sachsen
Hohenstaufen:	
1138–1152	Konrad III.
1152–1190	Friedrich I.
1190–1197	Heinrich VI.
1198–1208	Philipp v. Schwaben; zugleich:
1198–1215	Otto VI. v. Braunschweig
1215–1250	Friedrich II.
1250–1254	Konrad IV.
1273–1291	Rudolf v. Habsburg
1292–1298	Adolf von Nassau
1298–1308	Albrecht I. v. Österreich
1308–1313	Heinrich VII. von Luxemburg
1314–1346	Ludwig IV. d. Bayer; zugleich:
1314–1330	Friedrich der Schöne von Österreich
Luxemburger:	
1346–1378	Karl IV.
1378–1400	Wenzel
1400–1410	Ruprecht von der Pfalz
1410–1437	Siegmund von Luxemburg
Habsburger:	
1438–1439	Albrecht II.
1440–1493	Friedrich III.
1493–1519	Maximilian I.
1519–1556	Karl V.
1556–1564	Ferdinand I.
1564–1576	Maximilian II.
1576–1612	Rudolf II.
1612–1619	Matthias
1619–1637	Ferdinand II.
1637–1657	Ferdinand III.
1658–1705	Leopold I.
1705–1711	Joseph I.
1711–1740	Karl VI.
1742–1745	Karl VII. v. Bayern
Habsburg-Lothringer:	
1745–1765	Franz I.
1765–1790	Joseph II.
1790–1792	Leopold II.
1792–1806	Franz II.
Haus Hohenzollern:	
Seit 1871	Wilhelm I., König von Preußen.

Der Name »Deutsch« (s. d.) kommt für die Sprache der das ostfränkische Reich bildenden germanischen Stämme erst im 9. Jahrh. unsrer Zeitrechnung auf, für das aus demselben gebildete Volk und Reich erst im 10. Jahrh. Streng genommen darf man nur von König Heinrich I. (919–936) an, dem Begründer der sächsischen Dynastie, von einer »deutschen Geschichte« reden. Bis dahin bildeten die Stämme, aus welchen das deutsche Volk erwuchs, bloß einen Teil der großen germanischen Völkerfamilie, welche in ältester Zeit ganz Mittel- und Nordeuropa bewohnte, und welcher auch die zahlreichen Stämme angehörten, die zur Zeit der Völkerwanderung mächtige germanische Reiche in Italien, Gallien, Britannien, Spanien und Afrika gründeten. Nur ein kleiner Teil der Germanen blieb in den alten Wohnsitzen, von denen das ganze Gebiet östlich der Elbe überhaupt geräumt und durch die Slawen in Besitz genommen wurde. Während die meisten in das römische Reich eingedrungenen Germanen (mit Ausnahme der Angelsachsen) zu Grunde gingen und gänzlich verschollen oder, mit den Romanen in Sprache und Kultur verschmolzen, ihre germanische Nationalität verloren, teilten sich die in dem ursprünglich germanischen Gebiet zurückgebliebenen Germanen in zwei Gruppen, die Nordgermanen (Skandinavier) und die Süd- oder Westgermanen, welche letztern in der Zeit vom 5.–8. Jahrh. unter der Herrschaft des Frankenreichs vereinigt wurden und dadurch eine engere politische Zusammengehörigkeit gewannen. Diese wurde verstärkt, als durch die Teilungsverträge von Verdun (843) und Mersen (870) die Stämme des Frankenreichs, welche ihre germanische Nationalität bewahrt hatten, von den romanisierten endgültig getrennt wurden, und führte endlich zur Bildung einer neuen Nationalität, des deutschen Volkes, das sprachlich allerdings zunächst noch in eine hochdeutsche und eine niederdeutsche Hälfte geteilt war, allmählich aber auch in dieser Beziehung durch das Übergewicht des Hochdeutschen und dessen Erhebung zur allgemein gültigen Schriftsprache zu einem einheitlichen Ganzen verschmolz.

Vorgeschichte (bis 919).

Die erste Kunde von dem Gebiet der Nordsee und einem an deren Südostküste wohnenden Völkerstamm, welcher sich von den bis dahin der Welt des Altertums bekannten Völkern als einer eigenartigen Nationalität angehörig unterschied, hat uns der griechische Geograph Pytheas von Massilia überliefert, der im 4. Jahrh. v. Chr. in jene Gegenden vordrang. Die benachbarten Kelten und demnächst die Römer legten diesem Völkerstamm den Namen Germanen (s. d.) bei. Die West- und Südgrenze desselben reichte aber in ältester Zeit durchaus nicht so weit nach Westen und Süden wie jetzt. Der Rhein bildete im Westen, die Gegend am Main im Süden die Grenze der festen Wohnsitze, welche allerdings bald von verschiedenen Stämmen überschritten wurde, die teils keltische Völkerschaften verdrängten, teils sich unter ihnen niederließen und mit ihnen verschmolzen. Einige Stämme, wie die Cimbern und Teutonen (s. d.), drangen sogar bis an die Grenzen des römischen Weltreichs vor und wurden erst nach langen blutigen Kämpfen 102 und 101 v. Chr. vernichtet. Eine andre Germanenschar, die unter dem Suevenfürsten Ariovist sich im innern Gallien festgesetzt und einen beträchtlichen Teil des Landes sich unterworfen hatte, ward 58 v. Chr. von Cäsar am Oberrhein besiegt, worauf dieser alle auf das linke Rheinufer vorgedrungenen Germanen teils ausrottete, teils unterjochte. Das linke Rheinufer wurde darauf in die beiden römischen Provinzen Germania superior und Germania inferior eingeteilt. Das jenseit des Rheins gelegene eigentliche Gebiet der Germanen hieß Germania magna. Den westlichsten Teil desselben zwischen Rhein und Elbe, Donau und Nordsee bewohnten die drei Hauptvölker der Istävonen, Ingävonen und Herminonen, denen den Wohnsitzen nach die spätern Gesamtnamen der Franken am Rhein, der Sachsen an der Nordsee, der Thüringer im Mittelland entsprechen. Auch die dazu gehörigen Stämme haben an der Völkerwanderung teilgenommen, insofern die Franken sich über Belgien und das nördliche Gallien ausbreiteten und die Sachsen nach Britannien übersetzten. Indes die Hauptmassen dieser Stämme haben ihre ältesten Wohnsitze und vereinzelt auch ihre Volksnamen, welche zu landschaftlichen geworden sind, festgehalten, so die Hermunduren, d. h. Thüringer, die Katten (Hessen), Friesen, Sachsen, Angrivarier (Angeln) u. a. Diese westlichen Stämme der Germanen führten ein durchaus seßhaftes Leben, trieben Ackerbau und Viehzucht und hatten eine wohlgeordnete,

auf der Stammesgemeinde beruhende Verfassung. Ihre Unabhängigkeit von den Römern bewahrten sie sich, nachdem Drusus und Tiberius das Gebiet südlich der Donau völlig unterworfen und auch die Stämme zwischen Rhein und Weser größtenteils zur Anerkennung der römischen Oberhoheit bewogen hatten, durch den Sieg des Cheruskerbundes unter Arminius über die Legionen des Varus im Teutoburger Wald (9 n. Chr.) und die tapfere Verteidigung gegen die Heerzüge des Germanicus (14—16). Nur das Mündungsgebiet des Rheins und die Landschaften zwischen Mittelrhein und oberer Donau, das sogen. Zehntland (agri decumates), gelang es dem römischen Reich einzuverleiben und zu romanisieren.

Zahlreiche andre Germanenstämme bewohnten die weiten Ebenen östlich der Elbe bis über die Weichsel hinaus und am Nordfuß der Karpathen entlang bis zur untern Donau, so: die Langobarden, Semnonen, Markomannen, Quaden, Bastarner, Burgundionen, Skiren, Goten, Vandalen u. a. Von diesen ostgermanischen Völkern, welche einen wenig ergiebigen, zum Teil sandigen und sumpfigen Boden bewohnten und weniger von Ackerbau als von Jagd und Viehzucht lebten, daher schon früh Beutezüge in das Gebiet des römischen Reichs unternahmen und sich auf demselben neue fruchtbare Wohnsitze zu erobern suchten, ist hauptsächlich die große Bewegung der Völkerwanderung (s. d.) ausgegangen, welche teils mit dem völligen Untergang, teils mit der Romanisierung dieser Völker endete. Nur Reste der Markomannen und Quaden haben sich in dem germanischen Stamm der Bayern erhalten. Die Bayern, der aus rheinischen Germanenstämmen entstandene Völkerbund der Alemannen, die Thüringer, Sachsen und Franken bildeten nach der Völkerwanderung den im heutigen D. zurückgebliebenen Rest der Germanen, die das ganze Gebiet östlich der Elbe, der Saale und des Böhmerwaldes den Slawen eingeräumt, dafür aber durch das Vordringen der Bayern im Alpengebiet, der Alemannen auf das linke Ufer des Oberrheins und die Ausbreitung der Franken über das Gebiet der Mosel, Maas und des Niederrheins ihre Grenzen nach Westen beträchtlich erweitert hatten.

Das von Chlodwig begründete Reich der Franken (s. d.) reichte noch bedeutend weiter nach Süden und Westen und umfaßte nach der Besiegung der Westgoten und der Zerstörung des Burgunderreichs ganz Gallien bis zum Mittelmeer und zur Garonne. Indes die Eroberer nahmen im eigentlichen Gallien Sprache und Sitten der Romanen an und gingen für das Germanentum verloren. Anderseits gelang es den im Rhein- und Maasgebiet gebliebenen Franken, 496 die Alemannen, 530 die Thüringer sich zu unterwerfen und in der Mitte des 6. Jahrh. auch das Herzogtum Bayern in Abhängigkeit von sich zu bringen und so eine kompakte Masse germanischer Elemente im Frankenreich zu vereinigen, welche ihre nationale Eigenart treu bewahrten. Selbst das Christentum, welches sich seit dem 7. Jahrh. langsam auch im östlichen Teil des Frankenreichs verbreitete, im 8. Jahrh. von Bonifacius in Alemannien, Bayern und Thüringen dauernd begründet wurde und eine mit dem römischen Bistum eng verbundene kirchliche Organisation erhielt, beseitigte bloß die alte heidnische Religion, schmiegte sich aber im übrigen der volkstümlichen Anschauung an, und die christlichen Priester beeiferten sich, die einheimische Sprache der neuen Lehre dienstbar zu machen. Die politischen und Rechtsverhältnisse der alten Zeit wurden unter der merowingischen Herrschaft wenig verändert. In keiner Weise wurde also die Kontinuität der allmählichen Entwickelung einer höhern Kultur unterbrochen.

Die Regierung Karls d. Gr. (768—814), des Sohns und Nachfolgers des Begründers der karolingischen Dynastie, Pippins des Kurzen, brachte in die Kulturentwickelung eine raschere Bewegung und einen höhern Aufschwung. Nachdem in langwierigen, blutigen Kämpfen der letzte Germanenstamm in Mitteleuropa, die Sachsen, dem Christentum und der fränkischen Herrschaft unterworfen worden, waren sämtliche Reste der Südgermanen unter Einem Reich vereinigt und ihre Verschmelzung angebahnt. Ein zusammenhängendes Gebiet von der Elbe und dem Böhmerwald bis zur Mosel und Maas, von der Nordsee bis zum Südabhang der Alpen bewohnend, konnten sie der Romanisierung mit Erfolg widerstehen, während die politische Verbindung mit Gallien und Italien die Aufnahme der christlichen und antiken Kulturelemente beförderte, durch welche der Grund zu einer nationalen geistigen Bildung gelegt wurde. Der Träger derselben war der geistliche Stand. Die Gauverfassung, welche Karl seinem Reiche gab, regelte die Berufung des Heerbannes und das gerichtliche Verfahren. Die Errichtung von militärisch organisierten Grenzländern (Marken), besonders nach Osten zu, bereitete die Rückeroberung großer an die Slawen verlorner Gebiete für das Germanentum vor. Obwohl nur einen Teil des christlichen Weltreichs bildend, welches Karl d. Gr. schuf, erstarkte doch das germanische Volkstum unter seiner Herrschaft bis zur Fähigkeit, als einheitliches Ganze selbständig weiterzuexistieren, als unter Karls Nachfolgern das fränkische Reich zerfiel. Der Vertrag von Verdun (843), welcher dasselbe unter Ludwigs des Frommen Söhne Lothar, Ludwig den Deutschen und Karl den Kahlen teilte, ließ zwar noch ein Mittelreich bestehen, welches romanische und germanische Volksteile umfaßte, schied aber bereits das rein germanische Ostfranken, das östlich des Rheins gelegene Gebiet, von dem romanischen Westfranken. Als 870 im Vertrag von Mersen Lothringen, das Land zwischen Rhein, Mosel, Maas und Schelde, zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen so geteilt wurde, daß ersterer alles Land zwischen Rhein, Mosel und Maas erhielt, bildete fortan die Grenze, wo die romanische und die deutsche Sprache sich schieden, auch die Landesgrenze zwischen Westfranken (Frankreich) und Ostfranken, das damals zwar noch nicht D. hieß, aber, weil es alle Südgermanen in fünf Stämmen, Franken, Alemannen, Bayern, Sachsen und Lothringern, umfaßte, als die älteste Gestaltung eines selbständigen D. angesehen werden kann.

Das ostfränkische Reich drohte freilich bald ebenso zu zerfallen wie das Reich Karls d. Gr., teils infolge der Teilung nach Ludwigs des Deutschen Tod (876), teils durch die von außen drängenden Feinde. Zwar starben die ältern Söhne Ludwigs des Deutschen, Karlmann und Ludwig, bald und rasch hintereinander, und Karl der Dicke (876–887) erbte das ganze Ostfrankenreich. Indem dieser, zum Kaiser gekrönt und von den westfränkischen Großen zum König erwählt, nach Wiederherstellung des karolingischen Weltreichs strebte, ohne sich im geringsten seiner erhabenen Stellung würdig zu zeigen, vernachlässigte er das ostfränkische Reich und überließ es den Einfällen der Normannen, Mähren und Magyaren, gegen welche sich die einzelnen Stämme selbst zu wehren genötigt waren. An die Spitze dieser Stämme hatten sich alte, durch Besitz und Adel hervorragende Geschlechter

gestellt und den durch Karl d. Gr. unterdrückten Titel der Herzöge wieder erneuert. Sie regierten den Stamm und setzten sich meist auch in den Besitz der in dessen Gebiet belegenen ehemaligen königlichen Güter. Gestützt auf die noch keineswegs verwischten Unterschiede der Stämme, welche nicht einmal durch Eine Sprache verbunden waren, beanspruchten sie fast königliche Selbständigkeit. Der König behielt nur so viel Macht und Ansehen, als er durch persönliche Tüchtigkeit und tapfere Thaten zu erringen vermochte. So besiegte Karls des Dicken Neffe, König **Arnulf von Kärnten** (887–899), die Normannen bei Löwen an der Dyle 891, worauf dieselben die deutschen Küsten mit ihren räuberischen Einfällen verschonten, vernichtete 894 das Mährenreich Swatopluks und erlangte die Kaiserkrone. Ihm ordneten sich die Herzöge bereitwilligst unter, nicht so seinem unmündigen Nachfolger **Ludwig dem Kind** (899–911). Bloß die hohe Geistlichkeit, an ihrer Spitze Erzbischof Hatto von Mainz, hielt an der Einheit des Reichs und an der königlichen Autorität fest. Selbst mit blutiger Strenge war es kaum möglich, die Macht der herzoglichen Geschlechter zu bezwingen. Freilich zeigten die schrecklichen Niederlagen, welche die Stammesherzöge in ihren Einzelkämpfen gegen die Magyaren erlitten, daß nur vereinte Kraft die drohende Gefahr der völligen Vernichtung durch die Barbarenhorden abzuwenden vermochte. Gleichwohl war der nationale Zusammenhang zwischen den Stämmen des ostfränkischen Reichs schon so gelockert, daß 911, nach dem Tod Ludwigs des Kindes, mit welchem der ostfränkische Zweig der Karolinger erlosch, nur die zwei Stämme der Franken und Sachsen die Reichseinheit aufrecht zu erhalten sich entschlossen und zu einer neuen Königswahl schritten. Noch war das Übergewicht der Franken so bedeutend, daß nicht der edle sächsische Herzog Otto der Erlauchte, sondern der Herzog von Franken aus dem Geschlecht der Konradiner gewählt wurde. Er bestieg als **Konrad I.** (911–918) den Thron. Seine Bemühungen, die Rechte des Reichs und des Königtums wahrzunehmen und alle ostfränkischen Stämme wieder unter seine Hoheit zu bringen, waren jedoch erfolglos; denn mit Strenge und Gewalt die Herzöge zu unterjochen, dazu war seine Macht zu gering, zumal er sich mit seinem einzigen Verbündeten, dem Herzog von Sachsen, verfeindete. Lothringen ging an Westfranken verloren, Bayern und Schwaben vermochte Konrad weder gegen die Magyaren zu verteidigen, noch zur Anerkennung seiner Herrschaft zu zwingen. Als er 918 starb, ließ er das ostfränkische Reich arg zerrüttet und dem Zerfall nahe zurück. Der nationale Zusammenhang der südgermanischen Stämme war nicht gewachsen, sondern geschwächt, die Grenzen bedroht, die Kultur durch Verwilderung des Volkes und die Eroberungszüge der benachbarten Barbaren gefährdet. Die Organisation eines dem Königtum ergebenen Beamtentums, die Karl d. Gr. geschaffen, war gänzlich zu Grunde gegangen; die Unterordnung des Adels unter das Stammesherzogtum und der Herzöge unter das Königtum beruhte durchaus auf dem Lehnsverhältnis, dessen Herrschaft eine feste politische Staatsform ausschloß und die Gemeinfreien des Volkes dem öffentlichen Leben mehr und mehr entfremdete und ihrer alten Rechte beraubte. Das ostfränkische Reich mußte von kräftiger Hand neu begründet werden, wenn es weiter bestehen sollte, und diese Neubegründung ist das Verdienst der sächsischen Dynastie, unter der das Reich nun auch den Namen eines »deutschen« erhielt.

Die Gründung des Deutschen und des Heiligen Römischen Reichs durch die sächsischen Kaiser 919–1024.

Auf dem Sterbebett hatte Konrad I. nach seiner unglücklichen Regierung D. wenigstens noch den großen Dienst geleistet, daß er seinen Bruder Eberhard verpflichtete, nicht selbst nach der Krone zu streben, sondern die Reichskleinodien dem Sachsenherzog Heinrich zu überbringen, da dieser allein sie mit Ehren würde tragen können. Der sächsische Stamm war unter allen deutschen Stämmen der kräftigste. Zwischen Rhein und Elbe bewohnte er ein ausgedehntes, in sich geschlossenes Gebiet; die unaufhörlichen Kämpfe mit Normannen und Slawen erhielten beim Volk den alten Kriegsmut. Die Anhänglichkeit an das angestammte Herzogsgeschlecht der Ludolfinger verschaffte diesem eine Macht, wie sie kein andres Stammesherzogtum besaß. Und der damalige Träger dieser Würde, Ottos des Erlauchten Sohn Heinrich, war ein durch Tapferkeit und besonnene Mäßigung ausgezeichneter Fürst, der den Schwierigkeiten der königlichen Herrschaft wohl gewachsen war. So wählten denn Franken und Sachsen, zu Fritzlar an der Grenzscheide sächsischen und fränkischen Gebiets versammelt, im April 919 diesen Herzog als **Heinrich I.** zum deutschen König. Nicht durch schroffe Geltendmachung alter Königsrechte und blutige Strenge gegen die Stammesherzöge wollte Heinrich die Einheit des Reichs wiederherstellen, sondern durch Anerkennung derselben in bestimmten Schranken sie zu gewinnen suchen. Er schonte die Stammeseigentümlichkeiten, die in D. nun einmal vorhanden waren, und begnügte sich, gestützt auf die fast königliche Macht, die er in Sachsen und Thüringen besaß, mit der Unterordnung der Herzöge unter seine Oberhoheit. Wie er Eberhard von Franken, dem er die Krone verdankte, als Herzog bestätigte, so beließ er auch Burchard im Besitz des Herzogtums Schwaben, als derselbe 920 ihm als Oberherrn huldigte, und behielt sich bloß die in Schwaben gelegenen königlichen Domänen und die Besetzung der Bistümer als sein Recht vor; die letztere gestand er noch Arnulf von Bayern zu, als derselbe bei einer friedlichen Besprechung in Regensburg sich zur Anerkennung seines Königtums bequemte. 925 gelang es ihm endlich, auch Herzog Giselbert von Lothringen, der sich dem westfränkischen Reich angeschlossen, nun aber von dem schwachen König Karl dem Einfältigen keine Hilfe zu erwarten hatte, für D. wiederzugewinnen und durch Vermählung mit seiner Tochter Gerberga an sein Haus zu fesseln. So hatte er die fünf großen Herzogtümer, welche seit 870 das ostfränkische Reich bildeten, wieder zu einem Ganzen vereinigt und einen Grund gelegt, auf dem seine Nachfolger weiterbauen konnten. Nun wendete er sich der Sicherung der Grenzen seines Reichs zu. Als die Magyaren 924 wieder einen Einfall in Sachsen gemacht hatten, schloß Heinrich mit ihnen einen Waffenstillstand auf neun Jahre, während dessen er sich sogar zu einem Tribut bequemte, nur um Zeit zu gewinnen für die Vorbereitung zum Entscheidungskampf. Es galt vor allem, die Sachsen und Thüringer wieder wehrhaft zu machen. Er erneuerte daher die alten Ordnungen des Heerbannes und gewöhnte seine Krieger an den Kampf zu Roß, in welchem allein sie den Ungarn mit Erfolg begegnen konnten. Er schützte das offene Land durch Anlage von Städten und Burgen und unternahm, sowohl um sein Heer im Krieg zu üben, als um die Ostgrenze Sachsens zu sichern, 928–929 mehrere Feldzüge gegen die slawischen Völkerschaften zwischen Elbe und Oder; er bezwang die Heveller und die Daleminzier, legte in ihrem Ge-

biet Marken an und nötigte den Herzog von Böhmen zur Huldigung. Als 933 nach Ablauf des Waffenstillstandes die Magyaren von neuem in Thüringen einfielen, konnte ihnen Heinrich mit einem trefflichen Reiterheer entgegentreten und durch den glänzenden Sieg bei Riade in der Goldenen Aue Norddeutschland für immer von ihren Einfällen befreien. Nachdem Heinrich auf einem siegreichen Feldzug gegen die Dänen die Mark Schleswig gegründet und für die Nachfolge seines Sohns Otto die Zustimmung der Großen gewonnen hatte, starb er 936 in Memleben.

Die förmliche Königswahl **Ottos I.** (936–973) fand in Aachen statt, wo sich der neuerwählte König auch krönen ließ. Die königliche Macht war schon so gekräftigt, die Einheit der Stämme hatte so feste Wurzeln geschlagen, daß niemand dem neuen Herrscher den Gehorsam verweigerte und dieser die Herzöge als seine Lehnsträger betrachten durfte, die ihm bei Tisch und Hof die persönlichen Dienste der höchsten Hofbeamten zu leisten hatten. Nur die slawischen Grenzvölker benutzten den Thronwechsel zu erfolglosen Versuchen des Abfalles, die Magyaren zu einigen Plünderungszügen. Erst ein Streit mit Eberhard von Franken entzündete im Innern des Reichs einen Aufruhr, an dem außer Eberhard die Brüder des Königs, Thankmar und Heinrich, Herzog Giselbert von Lothringen und Erzbischof Friedrich von Mainz teilnahmen, in den sich auch der westfränkische König einmischte, und der das Werk Heinrichs I. wieder zu zerstören drohte. Indes gelang es der unerschütterlichen Standhaftigkeit und Tapferkeit Ottos, dem nicht bloß seine Sachsen, sondern auch Große aus andern Stämmen treu zur Seite standen, die Empörung niederzuwerfen und damit die Herzogsgewalt unter die des Königs zu beugen. Die Herzöge waren fortan Beamte und Vertreter des Königs, denen überdies Pfalzgrafen zur Seite gestellt wurden, welche die königlichen Güter verwalteten, an des Königs Statt Gericht abhielten und die Herzöge überwachten und beschränkten. In Franken wurde nach Eberhards Tod (939) die herzogliche Würde überhaupt beseitigt und das Land vom König selbst verwaltet; die übrigen Herzogtümer verlieh er nach ihrer Erledigung an Männer, die ihm nahe verwandt oder unbedingt ergeben waren, so: Bayern seinem Bruder Heinrich, Schwaben seinem Sohn Liudolf, Lothringen seinem Schwiegersohn Konrad dem Roten, dann seinem Bruder Bruno, Sachsen dem tapfern Grafen Hermann Billung. Die Abzweigung oder Neugründung von Markgrafschaften, die Teilung einiger Herzogtümer beseitigten nach und nach die Gefahr eines Zerfalles des Reichs in die großen Stammesherzogtümer völlig. Endlich suchte Otto eine Stütze für die monarchische Autorität in der hohen Geistlichkeit, welche, vom König nach Gutdünken zu ihren Würden ernannt, von ihm ganz abhängig war und, im Besitz höherer Bildung und weniger von Egoismus und Habgier beherrscht, den wahren Interessen des Reichs eine größere Einsicht und Teilnahme entgegenbrachte.

Eine festgefugte, durch Gesetze und Herkommen genau geregelte Organisation fehlte auch diesem Staatswesen wie fast allen mittelalterlichen Reichen; die staatliche Kraft beruhte vielfach bloß auf persönlichen Beziehungen, die immer etwas Zufälliges und Schwankendes an sich hatten. Anderseits vermochte ein energischer Geist wie der Ottos einem solchen Gemeinwesen rasch einen außerordentlichen Aufschwung zu geben, und dies bewährte sich zunächst in der kraftvollen Entwickelung der deutschen Macht nach außen. Die Wenden zwischen Elbe und Oder wurden der deutschen Herrschaft und dem Christentum unterworfen und die Kolonisation ihres Gebiets begonnen. Die Bistümer Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Meißen und Zeitz (Naumburg) wurden gegründet und später (968) dem Erzstift Magdeburg unterstellt. Wie der Herzog von Böhmen, mußten auch der von Polen und der Dänenkönig Deutschlands Oberhoheit anerkennen. Nach Norden hin wurde die christliche Kultur durch Errichtung der Bistümer Oldenburg (Lübeck), Schleswig, Ripen und Aarhus ausgebreitet. Der glorreiche Sieg über die Magyaren auf dem Lechfeld bei Augsburg (10. Aug. 955) sicherte D. für immer vor den Einfällen dieser Barbaren, welche sich fortan in festen Wohnsitzen an der Donau und Theiß niederließen. Bis zur mittlern Donau und bis nach Istrien und Friaul dehnte Herzog Heinrich von Bayern die Herrschaft der christlichen Kultur und des deutschen Namens aus. Obwohl in jener Zeit gewaltigster Erhebung der deutschen Kraft die Stämme des Reichs sich zuerst mit dem Gesamtnamen der Deutschen zu bezeichnen begannen, so beschränkte sich der Ehrgeiz des Königs und seines Volkes doch nicht darauf, ein einheitliches Reich zu schaffen und seine Grenzen möglichst auszubreiten, sondern faßte sofort höhere Ziele ins Auge, vor allen die Ausbreitung der Herrschaft des deutschen Königs über die Nachbarlande und die Erwerbung der Kaiserkrone.

Das Mittelalter war ganz vom christlich-universalen Geist erfüllt, wie er sich im römischen Weltreich ausgebildet und in der germanischen Welt in Karl d. Gr. seinen glänzendsten Vertreter gefunden hatte. Die christliche Welt des Abendlandes sollte Ein Ganzes, Einen Leib bilden, der auf eine Nation beschränkte Staat erschien dem Mittelalter nie als politisches Endziel. Sowie daher D. das politische Übergewicht in Mitteleuropa erlangt hatte, sobald der deutsche König von den burgundischen und italienischen Großen als Schiedsrichter angerufen wurde und in Frankreich den vertriebenen König wieder hatte einsetzen können, hielt er sich auch für berufen, das Werk Karls d. Gr. zu erneuern und die christlichen Völker des Abendlandes unter seinem Zepter zu vereinigen. Zu diesem Zweck unternahm er 951 seinen ersten Zug über die Alpen nach Italien, auf welchem er nebst der Hand der italienischen Königswitwe Adelheid die Lehnshoheit über das Königreich erwarb. Auf dem zweiten Zug stürzte er den Lehnskönig Berengar, nahm mit der lombardischen Krone die unmittelbare Herrschaft über Italien an sich und ließ sich 962 in Rom von Papst Johann XII. zum römischen Kaiser krönen. Er erneuerte damit das Kaisertum Karls d. Gr., das selbst nur eine Wiederherstellung des weströmischen Kaiserreichs gewesen war, und stiftete das Heilige Römische Reich deutscher Nation, welches sich von dem alten römischen Reich dadurch unterschied, daß das herrschende Volk nicht mehr die Römer, sondern die Deutschen waren, deren König von selbst auch König von Italien war und ein Anrecht auf die Kaiserkrone hatte, aber ebenso wie jenes auf die Herrschaft über alle Länder des christlichen Abendlandes Anspruch erhob. Ohne Zweifel hat das deutsche Volk, indem es sich fortan dieser universalen Aufgabe widmete, der Erbe der alten Römer zu sein, einen mächtigen Aufschwung genommen und die Entwickelung seiner Zivilisation durch die eifrige Pflege der antiken Kulturelemente, welche es in Italien noch vorfand, sehr gefördert, auch durch den Versuch der Organisation eines Weltreichs und durch die Errettung der Kirche aus völligem Verfall zur Entfesselung der geistigen Kräfte



Bibliographisches



Institut in Leipzig

Zum Artikel » D.

Register zur Karte I: ‚Deutschland um das Jahr 1000'.

Römisch-Deutsches Kaiserreich.

I. Deutschland
(Königreich Germanien).

Friesland:	BCD2,3
Almere (Zuidersee)	C2
Flaridingan (Flardingen)	B3
Heligoland (Insel Helgoland)	D1
Isala (Fluß Yssel)	C2
Nordiu (Norden)	D2
Texla (Insel Texel)	BC2
Thuredreht (Dordrecht)	B3
Trajectum (Utrecht)	C2
Walacra (Insel Walcheren)	B3
Niederlothringen:	BCD2,3
Alost (Aelst)	B3
Andwerpa (Antwerpen)	B3
Aquisgranum (Aachen)	C3
Birtana (Birthen bei Wesel)	C3
Bonna (Bonn)	D3
Brida (Breda)	B3
Cameracum (Cambrai)	B3
Colonia (Köln)	CD3
Davintre (Deventer)	C2
Ganda (Gent)	B3
Julicha (Jülich)	C3
Legio (Lüttich)	C3
Malinas (Mecheln)	B3
Namurcum (Namur)	B3
Niumaga (Nimwegen)	C3
Scaldus (Fluß Schelde)	B3
Stabulans (Stablo)	C3
Trajectum (Maastricht)	C3
Tungri (Tongern)	C3
Zulpike (Zülpich)	C3
Oberlothringen:	CD3,4
Andernacum (Andernach)	D3
Confluentia (Koblenz)	D3
Ivosium (Ivois)	C3
Lunavilla (Lunéville)	C3
Metis (Metz)	C3
Prumia (Prüm)	C3
Sara (Fluß Saar)	CD3
Theodonis Villa (Diedenhofen)	C3
Treveris (Trier)	C3
Tullum (Toul)	C3
Virdunum (Verdun)	C3
Sachsen mit der Billungschen Mark und der Mark Schleswig:	DEF1,2,3
Aldinburg (Oldenburg in Holstein)	E1
Alera (Fluß Aller)	E2
Bardanwich (Bardowiek bei Lüneburg)	E2
Bremon (Bremen)	D2
Corbeja Nova (Korvei)	E3
Emesa (Fluß Ems)	D2,3
Fembre (Insel Fehmarn)	F1
Ferdun (Verden)	E2
Gandenesheim (Gandersheim)	E3
Gruona (Grone bei Göttingen)	E3
Hamaburg (Hamburg)	E2
Hildinisheim (Hildesheim)	E2
Lupia (Fluß Lippe)	D3
Mikilinborg (Mecklenburg)	F2
Mimigardevurt (Münster)	D3
Minden (Minden)	D2
Osnabrugge (Osnabrück)	D2
Patherbrun (Paderborn)	D3
Rura (Fluß Ruhr)	D3
Sliaswig (Schleswig)	E1
Susat (Soest)	D3
Thrutmanni (Dortmund)	D3
Wisara (Fluß Weser)	DE2
Zuerina (Schwerin)	F2
Westfranken:	DE3,4
Amanaburg (Amöneburg)	D3
Frankenevurt (Frankfurt)	D3
Frideslare (Fritzlar)	E3
Herolfesfeld (Hersfeld)	E3
Hirsaugia (Hirsau)	D4
Lobedenburg (Ladenburg)	D4
Logenaha (Fluß Lahn)	D3
Mogontia (Mainz)	D3,4
Moin (Fluß Main)	E4
Spira (Speier)	D4
Wizanburg (Weißenburg)	D4
Wormatia (Worms)	D4
Ostfranken:	E3,4
Fulda (Fulda)	E3
Mathalrichstat (Mellrichstadt)	E3
Onoldesbach (Ansbach)	E4
Svinfurt (Schweinfurt)	E3
Wirzeburg (Würzburg)	E4
Wisara (Fluß Werra)	E3
Schwaben:	DE4,5
Augestburg (Augsburg)	E4
Bregantia (Bregenz)	E5
Brisac (Breisach)	D4,5
Campidona (Kempten)	E5
Clavenna (Chiavenna)	E5
Colmare (Kolmar)	D4
Constantia (Konstanz)	E5
Curia (Chur)	E5
Desertina (Disentis)	D5
L. Venetus (Bodensee)	E5
Nagalta (Nagold)	D4
Nordilinga (Nördlingen)	E4
Rhin (Fluß Rhein)	E5
St. Galli (St. Gallen)	E5
Strazburg (Straßburg)	D4
Swites (Schwyz)	D5
Tuonowa (Fluß Donau)	E4
Twiel (Hohentwiel)	D5
Ulma (Ulm)	E4
Ziuroche (Zürich)	D5
Bayern mit den Marken Nordgau und Ostmark:	EFGH 3,4,5
Altaha (Altaich)	G4
Anesapurc (Enns)	G4
Babenberg (Bamberg)	E4
Bauzanum (Bozen)	F5
Brixina (Brixen)	F5
Culminaha (Kulmbach)	F4
Egire (Eger)	F3
Eistet (Eichstätt)	F4
Forichheim (Forchheim)	F4
Frisinga (Freising)	F4
Ine (Fluß Inn)	F5
Inticha (Innichen)	F5
Isara (Fluß Isar)	F4
Linza (Linz)	G4
Moin (Fluß Main)	E3,4
Naba (Fluß Nab)	F4
Nabeburg (Nabburg)	F4
Pazowa (Passau)	G4
Pechlare (Pöchlarn)	H4
Regan (Fluß Regen)	F4
Reganespurg (Regensburg)	F4
Sabiona (Säben)	F5
Salzaha (Fluß Salzach)	F5
Salzpurc (Salzburg)	FG5
Styrapurc (Steier)	G4,5
Tegarinseo (Tegernsee)	F5
Tullina (Tulln)	H4
Wiltina (Wilten)	F5
Kärnten mit den Marken Verona, Sonna, Krain und Istrien:	EFGH 5,6
Adamunt (Admont)	G5
Aquilegia (Aquileja)	G6
Athesis (Fluß Etsch)	EF6
Bettowe (Pettau)	H5
Brinta (Fluß Brenta)	F6
Celeja (Cilli)	H5
Enisa (Fluß Enns)	G5
Forum Julii (Cividale)	G5
Gradus (Grado)	G6
L. Benacus (Gardasee)	E6
Lublana (Laibach)	G5,6
Padua (Padua)	F6
Plavis (Fluß Piave)	F6
Tarvisium (Treviso)	F6
Tergeste (Triest)	G6
Tridentum (Trient)	F5,6
Verona (Verona)	E6
Villaha (Villach)	G5
Mark Meißen und Thüringen:	EFG3
Arnstat (Arnstadt)	E3
Budusin (Bautzen)	G3
Ciza (Zeitz)	F3
Dorla (Dorla bei Langensalza)	E3
Erpesfort (Erfurt)	E3
Eskinewac (Eschwege)	E3
Gorelis (Görlitz)	G3
Hohenburg (Homburg b. Langensalza)	E3
Merseburg (Merseburg)	F3
Mimileibu (Memleben)	F3
Misni (Meißen)	G3
Niunburg (Naumburg)	F3
Northusun (Nordhausen)	E3
Salaveldun (Saalfeld)	F3
Spira (Spier b. Sondershausen)	E3
Nordmark:	EF2
Elba (Fluß Elbe)	F2
Magathaburg (Magdeburg)	F2
Wallislewa (Walsleben)	F2

Ostmark:	EFG2,3
Cierwisti (Zerbst)	F3
Hala (Halle)	F3
Halberestat (Halberstadt)	E3
Jutribuc (Jüterbog)	FG2,3
Liubusua (Lebuse bei Dahme)	G3
Lusizi (Lausitz)	G3
Sprewa (Fluß Spree)	G2,3
Böhmen mit Mähren:	GHI3,4
Brnna (Brünn)	H4
Dudleipa (Doudleby)	G4
Egira (Fluß Eger)	G3
Holomuc (Olmütz)	I4
Hradec (Königgrätz)	H3
Klatowy (Klattau)	G4
Laba (Fluß Elbe)	H3
Litomirziti (Leitmeritz)	G3
Mahara (Fluß March)	I4
Msa (Fluß Mies)	G4
Odora (Fluß Oder)	I4
Pilisni (Pilsen)	G4
Podivin (Podivin)	H4
Praga (Prag)	G3
Switawa (Fluß Zwitta)	H4
Taia (Fluß Thaya)	H4
Upa (Fluß Oppa)	I4
Vag (Fluß Waag)	I4
Wissehrad (Wissehrad)	G3,4
Wiztrachi (Weitra)	G4
Wlitawa (Fluß Moldau)	G4
Zatec (Saatz)	G3
Znoim (Znaim)	H4

II. Königr. Italien.

Lombardei:	DE5,6
Addua (Fluß Adda)	E5
Augusta (Aosta)	D6
Bergamum (Bergamo)	E6
Brixia (Brescia)	E6
Comum (Como)	E6
Iporegia (Ivrea)	D6
L. Larius (Lago di Como)	E5,6
L. Verbanus (Lago Maggiore)	D5,6
Mediolanum (Mailand)	E6
Novaria (Novara)	D6
Padus (Fluß Po)	D6
Ticinus (Fluß Ticino)	DE6

III. Außerdeutsche Gebiete.

1. Dänemark:	D–G1
Falstra (Insel Falster)	F1
Hulmus (Insel Bornholm)	G1
Laland (Insel Laaland)	F1
Moyland (Insel Möen)	F1
Ripa (Ripen)	D1
Scania (Landschaft Schonen)	F1
Sialand (Insel Seeland)	E1
2. Gebiet der Wilzen:	FG1,2
Brendanburch (Brandenburg)	F2
Havelberg (Havelberg)	F2
Havella (Fluß Havel)	G2
Heveller (wilzischer Stamm)	FG2
Hologasta (Wolgast)	G1
Kizzinia (Gau der wilzischen Kizziner)	FG1,2
Lunkini (Lenzen)	F2
Wizoki (Wittstock)	F2
Wucri (Gau der wilzischen Ukrer)	G2
3. Polen mit Pommern:	G–L1–4
Bobor (Fluß Bober)	H3
Chrobatia (Landschaft der Schwarzen Kroaten)	KL3,4
Cracovia (Krakau)	K3,4
Crosna (Krossen)	H2
Danzwyk (Danzig)	I1
Glogua (Glogau)	H3
Gnezan (Gnesen)	I2
Julinum (Wollin)	G2
Kruszwica (Kruschwitz)	I2
Mazowszane (Gebiet der polnischen Masovier)	KL2
Notec (Fluß Netze)	HI2
Odora (Fluß Oder)	H2,3
Poznan (Posen)	H2
Sieciechow (Sieciechow)	L3
Usda (Uscz)	H2
Wisla (Fluß Weichsel)	K2
Wratislav (Breslau)	H3
Ungarn:	H–L4,5,6
Buda (Ofen)	I5
Chanad (Csanad)	K5
Crisus (Fluß Körös)	K5
Cyperon (Ödenburg)	H5
Danubius (Fluß Donau)	I5
Dravus (Fluß Drau)	I6
Grana (Fluß Gran)	K4
Heimenburc (Heimburg)	H4
L. Balatum (Plattensee)	I5
Litaha (Fluß Leitha)	H5
Morosius (Fluß Maros)	KL5
Mursa (Essek)	I6
Murus (Fluß Mur)	H5
Nitria (Neutra)	I4
Prezespurg (Preßburg)	I4
Quinque Ecclesiae (Fünfkirchen?)	I5
Sabaria (Stein am Anger)	H5
Sala (Fluß Zala)	H5
Savus (Fluß Save)	I6
Strigonium (Gran)	I5
Vizegrad (Visegrad)	I5
Wizinburg (Stuhlweißenburg)	I5
Zeizenmure (Zeiselmauer)	H4
Kroatien:	GHI5,6
Thersatica (Tersat bei Fiume)	G6
Zagrab (Agram)	H6
Frankreich:	A–C3–6
Alba (Fluß Aube)	B4
Altissiodorum (Auxerre)	B5
Ambianis (Amiens)	A4
Augustodunum (Autun)	B5
Barrum (Bar s. Aube)	B4
Brugis (Brügge)	B3
Cabillonum (Châlon s. S.)	B5
Catalaunum (Châlons s. M.)	B4
Clarus Mons (Clermont)	AB6
Curtracum (Courtrai)	B3
Diviona (Dijon)	BC5
Helerius (Fluß Allier)	B5
Laudanum (Laon)	B4
Ligeris (Fluß Loire)	B5
Lingones (Langres)	C5
Matrona (Fluß Marne)	B4
Nivernum (Nevers)	B5
Parisiis (Paris)	A4
Remis (Reims)	B4
Sigona (Fluß Seine)	A4
Somma (Fluß Somme)	A4
Suessiones (Soissons)	B4
Teruanna (Thérouanne)	A3
Tornacum (Tournai)	B3
Burgund:	B–D5,6
Arula (Fluß Aare)	D5
Basila (Basel)	D5
Bisuntia (Besançon)	C5
Dubis (Fluß Doubs)	C5
Geneva (Genf)	C5
Isara (Fluß Isère)	C6
L. Lemanus (Genfer See)	C5
Lausona (Lausanne)	C5
Lugdunum (Lyon)	B6
Luxovia (Luxeuil)	C5
Paterniacum (Peterlingen, Payerne)	C5
Rhodanus (Fluß Rhône)	D5B6
Sedunum (Sitten)	D5
Solodurum (Solothurn)	D5
Vienna (Vienne)	B6

des Abendlandes sowie zur Begründung einer allgemeinen christlichen Kultur im Mittelalter wesentlich beigetragen. Aber wie alle Nationen, die sich zu ausschließlich dem Dienst einer weltgeschichtlichen Idee hingeben, so hat auch die deutsche ihrer Stellung an der Spitze des Abendlandes schwere Opfer bringen müssen und ihre gesunde politische und materielle Entwickelung dauernd geschädigt. Nicht bloß, daß in den Kämpfen um Italien unzählige deutsche Heere zu Grunde gegangen sind: verhängnisvoller war, daß die Deutschen ihren wichtigsten Lebensinteressen entfremdet wurden; die großartig begonnene Kolonisation an der Ostgrenze geriet ins Stocken, die politischen Institutionen wurden nicht befestigt und weiter ausgebildet, die untern Stände den mächtigen Vasallen wehrlos preisgegeben und D. fort und fort durch jede auswärtige Verwickelung auch in innere Unruhen und Wirren gestürzt.

Die Aufgabe, die Otto auf sich geladen, war sogar für ihn fast zu schwierig. Seit seiner Kaiserkrönung mußte er sich beinahe ausschließlich in Italien aufhalten, um immer neue Empörungen zu unterdrücken, und vermochte doch nicht die südlichen Provinzen Kalabrien und Apulien dem griechischen Kaiserreich zu entreißen. Wieviel weniger waren seine Nachfolger der Stellung gewachsen. Sein 18jähriger Sohn Otto II., der ihm 973 folgte, war bereits gewählt und gekrönt und trat daher ohne Schwierigkeit die Regierung an. Er verband mit feiner Bildung einen energischen, thatkräftigen Geist. Eine Empörung seines Vetters, Herzog Heinrichs des Zänkers von Bayern, unterdrückte er und schwächte Bayern durch Abtrennung Österreichs, das als Markgrafschaft den Babenbergern gegeben wurde, und Kärntens, das er zum selbständigen Herzogtum erhob. Er bezwang aufs neue die Böhmen und Dänen und strafte einen treulosen Überfall des französischen Königs Lothar durch einen Rachezug bis vor die Thore von Paris (978). Als er aber 980 nach Italien zog und 982 die Eroberung Süditaliens unternahm, erlitt er südlich von Cotrone durch die Sarazenen eine völlige Niederlage, und ehe er sie rächen konnte, starb er 983 in Rom, einen dreijährigen Sohn, Otto III., hinterlassend, der zwar schon zum König gewählt und gekrönt war, dessen Unmündigkeit aber Heinrich der Zänker sofort zum Versuch benutzte, die Regentschaft und dann die Krone an sich zu reißen. Allerdings wurde durch die Entschlossenheit Theophanos, Ottos Mutter, und die Weisheit des Erzbischofs Willigis von Mainz dieser Versuch vereitelt und die rechtmäßige Thronfolge gewahrt; aber die Wenden und Dänen, welche sich auf die Nachricht von Ottos II. Niederlage und Tod erhoben und mit dem Christentum die verhaßte Herrschaft der Deutschen abgeschüttelt hatten, wieder zu unterwerfen, war die Regentin Theophano nicht im stande. Während der Regierung der Kaiserin wie nach ihrem Tod (991) erlangten die Reichsfürsten, die Herzöge, Markgrafen, Pfalzgrafen und Grafen, die Erzbischöfe, Bischöfe und größern Äbte, einen maßgebenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte, wandelten die ihnen übertragenen Ämter in erbliche Lehen um und rissen die Güter des Reichs und die Regalien der Krone (Münzrecht, Zollrecht und Gerichtsbann) an sich. Sobald Otto III. mündig geworden (996), zog er nach Rom, wo er sich mit geringen Unterbrechungen bis ans Ende seines Lebens aufhielt. Seinem Volk, seinem deutschen Vaterland entfremdet, hing er dem phantastischen Gedanken nach, die Macht der Religion durch eine große Reform der Kirche zu erhöhen und das alte römische Reich in allen seinen Formen wiederherzustellen. D. überließ er sich selbst, ja er schwächte es, indem er durch Errichtung des selbständigen Erzbistums Gnesen die Lostrennung der Polen von dem Verband mit D. beförderte. Aber nicht einmal in Rom und Italien selbst vermochte er die kaiserliche Macht zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Durch einen Aufstand aus Rom vertrieben, starb er 1002 ohne Erben.

Nicht ohne Schwierigkeiten errang der letzte noch übrige Sproß des sächsischen Herrscherhauses, Herzog Heinrich von Bayern, Sohn Heinrichs des Zänkers, Urenkel König Heinrichs I., bei der Bewerbung um die Krone den Sieg über seine Nebenbuhler Hermann von Schwaben und Eckard von Meißen. Nur die bayrischen, fränkischen und oberlothringischen Großen wählten ihn zum König; die Stimmen der übrigen mußte er durch Zugeständnisse erkaufen. Während seiner Regierung (1002—1024) war Heinrich II. unermüdlich thätig, das Reich und den Kaiserthron wieder aufzubauen. Nach außen hin gelang ihm dies nur teilweise. Gegen den mächtigen und kühnen Polenherzog Boleslaw Chrobry kämpfte er mit entschiedenem Unglück und mußte im Frieden von Bautzen (1018) nicht bloß dessen Unabhängigkeit anerkennen, sondern ihm auch die Lausitz abtreten, während er Böhmen behauptete. Das Land nördlich der Elbe ging in einem großen Aufstand der Wenden in Holstein und Mecklenburg gänzlich verloren. In Italien besiegte er den Markgrafen Arduin von Ivrea, der sich zum unabhängigen König hatte erheben wollen, erlangte 1014 die Kaiserkrone und stellte 1022 auf einem dritten Römerzug das kaiserliche Ansehen in ganz Italien wieder her. In D. selbst hatte er in der ersten Zeit seiner Herrschaft fortwährend mit Empörungen einzelner Großen zu kämpfen; selbst Grafen und Herren wagten, ihm den Gehorsam zu verweigern. Wenn es ihm auch endlich gelang, Ruhe und Frieden im Reich zu stiften und die Fürsten zur Botmäßigkeit zurückzuführen, so mußte er doch die Erblichkeit ihrer Lehen anerkennen und ihren Beirat in allen wichtigen Angelegenheiten sich gefallen lassen. Gegen den anmaßenden Trotz und die Habsucht der weltlichen Großen suchte er eine Stütze in der hohen Geistlichkeit, deren politischen Einfluß er durch Verleihung von weltlichen Ämtern und Besitzungen vermehrte, die er aber durch das unbeschränkte kaiserliche Ernennungsrecht in Abhängigkeit von sich erhielt. Hierdurch und durch seinen Eifer für kirchliche Dinge (er trug sich ernstlich mit dem Gedanken einer streng asketischen Kirchenreform) hat er den Namen des Heiligen und die Kanonisation erworben. Mit seinem Tod 1024 erlosch das sächsische Herrscherhaus. Die Schöpfung Heinrichs I. und Ottos I., die unter Otto III. zusammenzubrechen drohte, hat Heinrich II. wiederhergestellt, freilich nicht ohne erhebliche Einbußen an innerer Kraft und äußerer Macht. Vor allem hatte sich aber die Verschmelzung der deutschen Stämme zu einem Volk, zu einer Reichseinheit dauerhaft und unlöslich erwiesen.

Der Kampf mit der Kirche unter dem fränkischen Kaiserhaus. 1024—1125.

(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland I«.)

Die Einheit des deutschen Volkes zeigte sich bei der großen Wahlversammlung im September 1024 in Kamba am Mittelrhein bei Mainz zur Neuwahl eines deutschen Königs. Die eigentliche Wahl, die auf den fränkischen Grafen Konrad, den Urenkel Konrads des Roten und Liutgards, der Tochter Ottos I., fiel, wurde allerdings von den Fürsten vollzogen; der Anteil des Volkes daran beschränkte sich auf den zustimmenden

Zuruf. Konrad II. (1024—1039), der erste Kaiser aus dem fränkischen oder salischen Haus, glich dem ersten Sachsen, Heinrich I., in nüchterner Besonnenheit, Ausdauer und weiser Beschränkung. Die Nord- und Ostgrenze des Reichs sicherte er, indem er mit dem mächtigen Beherrscher von Dänemark, Knut d. Gr., Frieden und Freundschaft schloß und durch Abtretung der nördlich der Eider gelegenen Teile der Mark Schleswig sich dessen Beistand gegen die Slawen verschaffte. Das Polenreich zerfiel nach Boleslaws Tod ebenso schnell wieder, wie es aufgebaut war, und geriet von neuem in Abhängigkeit von D. 1032 erwarb er nach dem Tode des Königs Rudolf III. auf Grund alter Verträge, die dieser schon mit Heinrich II. geschlossen, das Königreich Burgund, das, ohne mit D. verschmolzen zu werden, das dritte Königreich des Kaiserreichs bildete. Auf seinem ersten Römerzug erwarb er 1027 die Kaiserkrone. Mehrere Empörungen von Großen, worunter die seines Stiefsohns Ernst von Schwaben vom Volk in Lied und Sage gefeiert wurde, unterdrückte er mit Kraft und Strenge. Die Erblichkeit der Fürstentümer konnte er allerdings ebensowenig beseitigen, wie die Unbeschränktheit der kaiserlichen Gewalt erreichen. Der aufstrebenden Selbständigkeit der Herzogtümer brach er aber dadurch die Spitze ab, daß er die Mehrzahl derselben an seinen Sohn Heinrich (so Bayern und Schwaben) oder an nahe Verwandte brachte. Auch setzte er, oft ohne Rücksicht auf ihre kirchliche Befähigung, Anverwandte und Freunde in die höchsten geistlichen Reichsfürstentümer ein. Die kleinern Vasallen (Ministerialen) suchte er von ihren fürstlichen Lehnsherren unabhängig zu machen, indem er auch ihre Lehen für erblich erklärte. In Oberitalien geschah dies 1037 durch ein besonderes Gesetz. Die Erblichkeit der Krone selbst konnte Konrad aber nicht durchsetzen, er mußte sich begnügen, daß sein Sohn schon früh gewählt und gekrönt wurde u. ihm nach seinem Tod als Heinrich III. (1039—1056) ohne weiteres auf dem Thron folgte.

Heinrich III. führte das Werk seines Vaters mit Energie und Erfolg fort. Dänemark, Polen und Böhmen wurden in Gehorsam erhalten, selbst Ungarn durch mehrere Kriegszüge 1044 zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit gezwungen. Rücksichtslos und streng verfuhr er gegen die Fürsten; wiederholt entsetzte er Herzöge ihres Amtes, und Bayern verlieh er sogar, um es nicht wieder aus der Hand zu lassen, seiner eignen Gemahlin Agnes. Freilich reizte diese Strenge zu immer neuen Empörungen, und nur die Hand am Schwert vermochte der Kaiser die erbitterten Fürsten niederzuhalten. Eine kluge Beschränkung auf dies Ziel, die ausschließliche und andauernde Verwendung aller Machtmittel des neuerstarkten Kaisertums auf die Unterdrückung der Aristokratie, endlich wohlwollende Förderung der niedern Stände hätten die Begründung einer starken erblichen Monarchie in D. zur Folge haben können. Aber wie 100 Jahre früher Otto I., so setzte auch Heinrich III. die neugewonnene Macht für die Erreichung eines universellern Ziels ein, nämlich für die Regeneration der entarteten Kirche im Sinn der Cluniacenser, welche durch Erweckung streng religiösen Sinnes die Herrschaft der Kirche über die Gemüter verstärken und durch Errettung des Papsttums aus seinem Verfall die bedrohte Einheit der abendländischen Christenheit fester begründen wollten. Selbst streng asketisch gesinnt, setzte Heinrich nur kirchlich eifrige Bischöfe ein, und 1046 auf der Synode zu Sutri zum Schiedsrichter zwischen drei um die Tiara streitenden Päpsten aufgerufen, beseitigte er alle drei, um in einem frommen deutschen Bischof dem Stuhl Petri wieder einen würdigen Inhaber zu geben und das Ansehen des Papsttums wiederherzustellen. Seine Oberhoheit über die Kirche benutzte er nur, um sie von Mißbräuchen zu befreien, sittlich zu heben und sie zur erhabensten Institution auf Erden zu machen. Die von ihm eingesetzten Päpste unterstützte er eifrigst in dem Bestreben, ihre hierarchische Gewalt über die Kirche zu verstärken; selbst den Vertrag des Papstes mit den Normannen, durch welchen deren Reich in Unteritalien in ein päpstliches Lehen umgewandelt wurde, hinderte er nicht. So verhalf er selbst der Macht zur Herrschaft, welche seinem Nachfolger so verderblich wurde.

Die Gärung unter den unzufriedenen Fürsten, namentlich in Sachsen, war auf das höchste gestiegen und wurde nur durch die Furcht vor Heinrichs eiserner Strenge im Zaum gehalten, als dieser plötzlich in Bodfeld im Harz, noch nicht 40 Jahre alt, starb und das Reich einem sechsjährigen Kind, Heinrich IV. (1056—1106), unter Vormundschaft einer Frau, der Kaiserin Agnes, hinterließ. Je empfindlicher die Fürsten den gewaltigen Arm des verstorbenen Kaisers gefühlt hatten, desto mehr beeilten sie sich, die Schwäche der neuen Regierung zur Vermehrung ihrer Macht und Selbständigkeit zu benutzen. Ein sächsischer Großer, Otto von Nordheim, zwang die Kaiserin, ihm das Herzogtum Bayern, ein burgundischer Fürst, Rudolf von Rheinfelden, ihm mit der Hand ihrer Tochter Schwaben, endlich der Zähringer Berthold, ihm Kärnten zu übertragen. Durch den Raub in Kaiserswerth (1062) bemächtigte sich der ehrgeizige, finstere Erzbischof Anno von Köln des königlichen Knaben, dessen Erziehung er fortan leitete, und für den er in Gemeinschaft mit den übrigen Großen die Regierung führte. Unter dieser konnte, wer wollte, seine Habgier an dem Königsgut befriedigen; weder in Italien noch in Ungarn vermochte Anno das Ansehen des Reichs zu behaupten; durch eine Empörung der Wenden östlich der Elbe (1066) ging die deutsche Kultur in jenen Gegenden für lange Zeit verloren. Mit Hilfe Adalberts von Bremen befreite sich Heinrich von den verhaßten Fürsten, und sowie er zum Mann herangereift war, strebte er, die verlorne Macht seiner Väter wiederzugewinnen. Die habsüchtigen, trotzigen Großen verfolgte er mit leidenschaftlicher Rachsucht. Otto von Nordheim beraubte er 1070 Bayerns, das er Welf verlieh; die Billunger wurden geächtet und durch Anlage von Burgen die Unterjochung der Sachsen, welche der Herrschaft der Franken hartnäckig widerstrebten, begonnen. 1073 kam es infolge von Gewaltthätigkeiten der Anhänger des Königs zu einem allgemeinen Aufstand der Sachsen, welcher den König in große Gefahr stürzte, da die deutschen Fürsten sich wankelmütig und treulos zeigten. Durch den glänzenden Sieg Heinrichs bei Hohenburg a. d. Unstrut 1075 wurde jedoch die Empörung unterdrückt, und die sächsischen Großen wurden streng bestraft.

Wäre es Heinrich, dessen glänzende Herrschereigenschaften sich jetzt zeigten, nun vergönnt gewesen, seine Gewalt ungestört zu befestigen, so würde er das während seiner Minderjährigkeit Verlorne wieder haben einbringen können. Da aber verwickelten ihn die Ansprüche auf die höchste Autorität in der Christenheit, welche ihm von seinen Vorfahren überkommen waren, in einen neuen, weit gefährlichern Kampf mit einem Gegner, dem er weder an Macht noch an Charakterstärke ebenbürtig war, mit Papst Gregor VII. Schon als Kardinal Hildebrand hatte dieser die mönchisch-strenge

Reformation der Kirche, die Heinrich III. unternommen, eifrig befördert und durch das Dekret Nikolaus' II. 1059, welches die Wahl der Päpste dem Kardinalskollegium übertrug und die Befugnis des Kaisers auf ein unbestimmtes, bald gänzlich mißachtetes Bestätigungsrecht beschränkte, die Unabhängigkeit des Papsttums erreicht. Als er 1073 selbst den Stuhl Petri bestieg, beschloß er, der Kirche als der allein sittlich berechtigten Macht in der Welt nicht bloß völlige Freiheit von aller weltlichen Gewalt zu verschaffen, sondern, da auch er an der Idee einer Weltherrschaft festhielt, die sich nur in der päpstlichen Hierarchie, nicht im Kaisertum verkörpern müsse, die Unterordnung aller weltlichen Gewalten, selbst der höchsten, unter das Papsttum durchzusetzen. Durch das Gebot des Cölibats suchte er die Geistlichkeit vom Volk loszureißen und ganz an die Kirche zu fesseln. Die Einsetzung (**Investitur**, s. d.) der Bischöfe und Äbte wollte er nicht bloß durch strenges Verbot der Simonie von unerlaubter Vermischung mit egoistischen Motiven befreien, sondern beanspruchte sie als alleiniges Recht für die Kirche. Hiermit focht er nicht bloß die kaiserliche Oberhoheit an, sondern beeinträchtigte in einem wichtigen Punkte die Machtstellung des deutschen Königtums, das der hohen Geistlichkeit bedeutende weltliche Rechte und Besitzungen zugestanden hatte, welche die Bischöfe und Äbte den mächtigsten Reichsfürsten gleichstellten, dafür aber die Ernennung und Belehnung der geistlichen Reichsfürsten beanspruchte und auch bisher unbeanstandet vollzogen hatte.

Durch die Verletzung kaiserlicher Rechte in Oberitalien von seiten Gregors schon längst gereizt, durch eine hochmütige Vorladung des Papstes an ihn, um sich wegen Simonie vor seinem Richterstuhl zu verantworten, und durch päpstliche Einmischung in die Angelegenheit der unterworfenen sächsischen Bischöfe aufs äußerste erbittert, nahm Heinrich IV. im Vollgefühl seines Siegs über die Sachsen den Kampf gegen das Papsttum auf, indem er durch eine Synode deutscher Bischöfe in Worms im Januar 1076 Gregor VII. absetzen ließ. Dieser antwortete mit dem Bannstrahl, welcher den deutschen Fürsten den ersehnten Vorwand gab, von neuem vom König abzufallen und das drückende Joch einer starken Monarchie abzuschütteln. Mit Einem Schlag sah sich Heinrich der Früchte seines Siegs beraubt. Ebenso kleinmütig und verzagt im Unglück wie übermütig im Glück, ließ er es geschehen, daß die Fürsten im Oktober 1076 in Tribur über ihn zu Gericht saßen, und unterzog sich allen Demütigungen, um nur seine sofortige Absetzung zu verhindern. Doch wurde dieselbe bloß aufgeschoben; auf einem Reichstag in Augsburg im Februar 1077 sollte sie unter Vorsitz des Papstes erfolgen. Dies vereitelte Heinrich, indem er durch seine schimpfliche Buße zu **Canossa** Gregor zur Aufhebung des Bannes nötigte. Als die enttäuschten Fürsten dennoch zur Absetzung Heinrichs und zur Wahl eines neuen Königs in der Person Rudolfs von Schwaben schritten, der das Wahlrecht der Fürsten ausdrücklich anerkennen mußte, ermannte sich Heinrich IV. und griff, unterstützt von dem niedern Adel und den Städten, tapfer zum Schwert. Nach hartnäckigen Kämpfen fiel Rudolf in der Schlacht bei Zeitz (1080), und wenn auch die Sachsen den Widerstand noch einige Zeit fortsetzten, sogar in Hermann von Lützelburg einen neuen Gegenkönig wählten, so war doch die Kraft der Empörung in D. gebrochen. Heinrich zog daher 1081 nach Italien und nahm Rom ein, wo er einen Gegenpapst, Clemens III., auf den päpstlichen Thron setzte und sich von ihm zum Kaiser krönen ließ; Gregor VII. wurde von den Normannen aus der Engelsburg gerettet und starb 1085 in Salerno im Exil. Aber einen dauernden Sieg über die Kirche hatte der Kaiser damit nicht erzielt. Die Macht des Papsttums bestand in seiner Herrschaft über die Geister und Gemüter, welche durch den gleichzeitigen religiösen Aufschwung der Kreuzzugsbewegung aufs höchste gesteigert wurde. Dieser Hydra gegenüber war die auf die schwankende Treue habsüchtiger Vasallen begründete Gewalt des Kaisers machtlos. Immer neue Empörungen reizte die Hierarchie gegen Heinrich IV. auf, den sie mit unversöhnlichem Haß verfolgte; seine eignen Söhne erhoben, von der Kirche verführt, gegen ihn die Fahne des Aufruhrs, erst Konrad (1092), dann Heinrich (1105). Diesem Schlag erlag der schwer geprüfte Mann 1106.

Heinrich V. (1106–25) verdankte zwar der päpstlichen Partei und den Fürsten die Krone, aber sowie er sich allgemein anerkannt sah, versuchte er sowohl der Kirche als den Vasallen gegenüber die kaiserlichen Rechte unverkürzt zur Geltung zu bringen. Durch Klugheit und rücksichtslose Energie erzwang er auf seinem Römerzug 1111 von Papst Paschalis einen Vertrag, der ihm die Einsetzung der Geistlichkeit ausdrücklich zugestand. Aber gerade da zeigte sich, wie wehrlos die materielle Gewalt der Kaiser gegen die geistige der Kirche war. Paschalis brach zwar den Vertrag nicht, wohl aber eröffneten die Kardinäle und ein Teil des Klerus den Kampf von neuem mit Bannflüchen und aufrührerischen Agitationen. Als das kaiserliche Heer im Kriege gegen die aufständischen sächsischen Großen 1115 am Welfesholz unterlag, als der Friede mit dem Papste durch den Streit über die Mathildische Erbschaft wieder gebrochen wurde, sah sich Heinrich V. genötigt, mit Papst Calixtus II. über einen Vergleich zu unterhandeln und im **Wormser Konkordat** 1122 den entscheidenden Anteil an der Einsetzung der geistlichen Fürsten der Kirche einzuräumen. 1125 starb er kinderlos in Utrecht. Mit ihm erlosch das fränkische Kaiserhaus, dessen Regierung so glänzend begonnen hatte, das aber die politische und Kulturentwickelung Deutschlands nicht förderte. Die weltlichen Großen hatten durch die Erblichkeit aller Lehen ihre Unabhängigkeit und Macht verstärkt, die Bischöfe hingen nicht mehr vom Kaiser, sondern vom Papst ab, der die Kirche mit monarchischer Gewalt regierte und in dem Streben nach Weltherrschaft das Kaisertum überholt hatte; die Kolonisationen des deutschen Volkes im Osten waren zerstört, die dortige Grenze seit der Ottonenzeit zurückgegangen und durch slawische Barbarei gefährdet; durch die innern Kämpfe war D. dem großartigen geistigen Aufschwung der romanischen Völker, der sich im ersten Kreuzzug offenbarte, fern gehalten worden und in der Pflege der Künste und Wissenschaften hinter den andern Kulturvölkern des Abendlandes zurückgeblieben. Und nun gab das Erlöschen der Dynastie den Großen Gelegenheit, ihren Anspruch auf die freie Wahl des neuen Herrschers geltend zu machen.

Die staufische Zeit.

Die natürlichen Erben der Salier waren die staufischen Brüder Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken. Sie waren Neffen Heinrichs V.; auf sie gingen dessen Eigengüter über, und Friedrich hatte der sterbende Kaiser die Reichsinsignien übergeben. Aber gerade weil Friedrich ein Anhänger des erloschenen Kaiserhauses gewesen, weil er der Erbe desselben, überdies ein mächtiger Reichsfürst war, wählten die in Mainz versammelten Fürsten auf Antrieb des

päpstlichen Legaten nicht ihn, sondern das Haupt der fürstlichen Opposition, den Herzog von Sachsen, Lothar von Supplingenburg, zum König. Im Kampf gegen die Staufer, welche sich weigerten, ihn anzuerkennen, stützte sich Lothar (1125–37) auf das welfische Haus, dessen Haupt, Heinrich dem Stolzen von Bayern, er seine einzige Tochter und Erbin, Gertrud, vermählte. Gegen die Kirche verhielt sich Lothar allzu nachgiebig und unterwürfig. In der Regierung Deutschlands aber bewährte er Einsicht und Thatkraft. Er brachte die Staufer zur Unterwerfung, hielt Ordnung und Frieden im Reich aufrecht und nahm die Wiedereroberung der wendischen Grenzlande auf. Als er starb, wiederholte sich der Vorgang bei seiner eignen Wahl. Nicht sein Schwiegersohn und Erbe Heinrich der Stolze, dem er noch auf dem Sterbebett zu Bayern das Herzogtum Sachsen übertragen, und der reiche Allode in D. und Tuscien in Italien besaß, wurde gewählt, sondern der Staufer Konrad von Franken. Die Regierung dieses ersten Staufers, Konrad III. (1138–1152), war keine glückliche. Obwohl Heinrich der Stolze die Reichskleinodien auslieferte, sprach ihm der König Sachsen ab, und als der Welfe sich weigerte, zu verzichten, nahm er ihm auch Bayern. Der jähe Tod des stolzen Herzogs (1139) verschaffte Konrad einen teilweisen Sieg. Nach ihrer Niederlage bei Weinsberg (1140) verzichtete die welfische Partei im Frankfurter Frieden (1142) auf Bayern, das die österreichischen Babenberger erhielten, und Heinrich der Löwe behielt bloß Sachsen, von welchem überdies die Nordmark oder Mark Brandenburg als selbständiges Reichslehen unter Albrecht dem Bären abgetrennt wurde. Aber der feindliche Gegensatz zwischen den Staufern (Waiblingern) und Welfen, deren Namen später Parteinamen von prinzipieller Bedeutung geworden sind, blieb bestehen und ließ das Reich unter Konrad nie zur Ruhe kommen. Die Beteiligung des Königs am zweiten Kreuzzug (1147—49), der ganz erfolglos blieb, konnte sein Ansehen nicht erhöhen. Als er 1152 starb, empfahl er den Fürsten nicht seinen unmündigen Sohn, sondern seinen Neffen, Herzog Friedrich von Schwaben, zum Nachfolger, und dieser wurde auch in Frankfurt a. M. unter allgemeiner Zustimmung gewählt und in Aachen gekrönt.

Mit Friedrich I. (1152—90) bestieg einer der bedeutendsten Herrscher, die D. gehabt hat, den Thron. Er faßte seine kaiserliche Würde als die erste Macht der Christenheit, als den Quell aller Gewalt auf und war entschlossen, sie zu dieser Höhe wieder zu erheben. So erhaben stand er über den deutschen Fürsten, daß er darauf verzichtete, ihre bereits bestehenden Rechte zu verkümmern, sondern vielmehr nur danach strebte, die Kräfte aller ihm untergeordneten Vasallen für die Erreichung seines hohen Ziels, der kaiserlichen Weltherrschaft, zusammenzufassen. Er versöhnte sich daher sofort mit den Welfen, indem er Heinrich dem Löwen Bayern zurückgab; die Babenberger wurden entschädigt, indem Österreich zu einem selbständigen Herzogtum erhoben ward. Gegen die Nachbarreiche machte er die kaiserlichen Hoheitsrechte mit Mäßigung, aber Festigkeit geltend: Polen wurde durch einen glänzenden Zug bis nach Posen hin (1157) zur erneuten Anerkennung seiner Lehnsunterthänigkeit genötigt; einen Streit zwischen zwei dänischen Prinzen, Swen und Knut, entschied er zu gunsten des erstern, krönte ihn und empfing von ihm den Lehnseid; Böhmen kettete er durch Verleihung des Königstitels enger an das Reich; in Burgund wurde das Ansehen des kaiserlichen Namens wiederhergestellt. Mit dem Papst wünschte er in Frieden zu bleiben; er bestritt nicht dessen Herrschaft über die Kirche, sondern beanspruchte nur für den Schutz, den er als Schirmvogt der Kirche verlieh, die Anerkennung seiner Macht als einer ebenbürtigen. Auf seinem ersten Römerzug leistete er Papst Hadrian IV. einen wesentlichen Dienst, indem er die dem Papsttum feindliche Bewegung des kühnen Reformators Arnold von Brescia unterdrückte. Aber die Päpste waren nicht gewillt, die Herrschaft über die Welt mit einer andern Macht zu teilen, und der von Friedrich anfangs gemiedene Konflikt brach aus, als dieser seine kaiserlichen Rechte im vollen Umfang über die lombardischen Städte verwirklichen wollte. Während diese sich empörten, ward nach Hadrians IV. Tod von der Mehrzahl der Kardinäle Alexander III. (Kardinal Roland) gewählt, den Friedrich als einen anmaßenden Priester anzuerkennen sich weigerte. Der Kampf zwischen dem kühnen Papst und dem lombardischen Städtebund einer-, dem Kaiser und den ihm treu anhängenden deutschen Fürsten anderseits endete nach wunderbaren Glückswechseln 1176 mit der Niederlage Friedrichs bei Legnano und der Unterwerfung unter den Papst 1177 in Venedig, der 1183 im Frieden zu Konstanz die Anerkennung der Selbständigkeit der oberitalischen Städte folgte.

Dennoch trug dieser Kampf einen andern Charakter als der Heinrichs IV. und war für das deutsche Volk nicht ohne segensreiche Folgen. Unter der Führung der glänzenden, genialen Persönlichkeit Friedrichs wurde das deutsche Volk in das Kulturleben des Abendlandes hineingezogen, von dem es sich nur zu lange zurückgehalten hatte. Die Getreuen, die dem Kaiser in den Krieg folgten, kämpften für ein ideales Ziel, für den Glanz der höchsten Krone der Christenheit, für den Ruhm des deutschen Namens. Hingebende Begeisterung für den kaiserlichen Feldherrn und edle Ruhmbegierde erfüllten Friedrichs Heer, das zumeist aus den Dienstmannen der größern Vasallen, den Ministerialen, gebildet war. Hatte schon früher die Ehre des Waffendienstes diesem ursprünglich nicht vollfreien Ritterstand eine Stellung über den Gemeinfreien errungen, so wurde er jetzt im Dienste der edlen staufischen Herrscher noch höher geadelt und durch Streben nach feiner Sitte und Bildung der Träger der geistigen Kultur Deutschlands. Überhaupt entfesselte die nach freien, großartigen Gesichtspunkten geleitete Herrschaft der Staufer die Kräfte des deutschen Volkes. Durch den Aufschwung des Handels und Verkehrs nahm der Wohlstand zu; die Bewohner der Städte verschmolzen zu einem neuen Stande, dem Bürgerstand, der sich von den Fürsten, besonders von den Bischöfen, das Recht der Selbstregierung zu erringen wußte und bald auch im Reich durch seine feste Anhänglichkeit an das Königtum eine politische Bedeutung erlangte. Wissenschaften und Künste begannen von neuem aufzublühen und nicht mehr bloß in den einsamen Zellen der Klöster: die Bürger schmückten ihre Städte mit Kirchen, die Ritter pflegten nach dem Vorgang der Franzosen die Poesie. In besonders großartiger Weise zeigte sich die deutsche Volkskraft bei der Kolonisation und Germanisierung der rechtselbischen Gebiete, welche das tapfere Schwert Albrechts des Bären und Heinrichs des Löwen wieder der christlichen Kultur und deutschen Herrschaft unterworfen hatte. Das östliche Holstein, Mecklenburg und Pommern, das Havel- und Spreegebiet, endlich Schlesien wurden von deutschen Ansiedlern bevölkert und das Gebiet des Reichs um ausgedehnte Territorien vergrößert. Mochte auch Friedrich I. den Vertrag von Venedig als eine tiefe

Demütigung seines Stolzes empfunden haben, in den Augen der Welt und seines Volkes galt er doch als der erste weltliche Monarch der Christenheit, dem die deutschen Ritter Ruhm und herrlichen Siegeslohn, das deutsche Volk innern Frieden und einen großartigen Aufschwung seiner Kraft zu danken hatte.

Daß die Macht des staufischen Kaisers durch den Ausgang des Streits mit dem Papst nicht erschüttert wurde, zeigte sich, als Friedrich den mächtigsten Reichsfürsten, Heinrich den Löwen, für seinen Verrat zu züchtigen beschloß. Denn weil Heinrich, uneingedenk der Großmut Friedrichs und voll Zuversicht auf seine fast königliche Macht, 1176 die Heeresfolge verweigert hatte, verlor der Kaiser die Entscheidungsschlacht bei Legnano. Da fast alle Fürsten dem Kaiser treu zur Seite standen, unterlag der Herzog trotz seiner Tapferkeit und Macht und behielt 1180 nur die welfischen Allode in Sachsen (Braunschweig und Lüneburg); Bayern erhielt Otto von Wittelsbach, Sachsen wurde zerstückelt: die geistlichen Territorien, mehrere Städte u. a. wurden reichsunmittelbar, Westfalen bekam das Erzstift Köln, der Name des Herzogtums Sachsen beschränkte sich fortan auf das Elbgebiet, welches den Askaniern verliehen wurde. Damit ward auch das letzte große Stammesherzogtum vernichtet: wie schon früher Franken, so war auch seit der Thronbesteigung der Staufer Schwaben nicht wieder vergeben worden; Lothringen hatte sich längst in eine Reihe kleinerer Gebiete aufgelöst; Bayern war durch Abtrennung von Österreich, Meran, Kärnten ꝛc. und durch die Vergrößerung der Stifter auch auf einen kleinen Teil seines frühern Umfangs beschränkt worden. An Stelle der wenigen Herzöge bildete sich jetzt eine neuere, zahlreichere Reichsaristokratie in dem Reichsfürstenstand, der sich aus den Herzögen, Pfalzgrafen, Landgrafen, Markgrafen, Erzbischöfen, Bischöfen und Fürstäbten zusammensetzte und gegen Grafen und Herren streng abschloß, so daß fortan die Reichsfürstenwürde besonders verliehen wurde. Auf dem glänzenden Hoftag, den Friedrich 1184 in Mainz abhielt, trat des Kaisers erhabene Stellung über dieser Aristokratie glänzend hervor; sie war um so eifriger beflissen, ihm zu dienen, als er, obwohl er in der Ritterschaft und in den Städten unbedingt ergebene Anhänger hatte, dennoch die Rechte der deutschen Fürsten in keiner Weise antastete. Denn immer wieder richtete sich der Blick der Staufer auf Italien, auf ihre Weltherrschaftsansprüche, auf ihre Pflichten als die Führer der Christenheit. In diesem Sinn erwarb Friedrich 1186 durch die Heirat seines Sohns Heinrich mit der Erbtochter Konstanze für sein Haus die Anwartschaft auf das normännische Königreich beider Sizilien; aus diesem Grund stellte er sich 1189 an die Spitze des dritten Kreuzzugs, auf dem er sein ruhmvolles Leben 1190 glorreich endete.

Friedrichs Nachfolger **Heinrich** VI. (1190—97) trat die Regierung in dem Königreich Neapel und Sizilien nach blutiger Unterdrückung des Widerstandes einer Adelspartei an und entwarf von hier aus großartige, kühne Eroberungspläne, deren Verwirklichung ihn zum Herrn des ganzen Orients erhoben hätte. Gleichzeitig war er nach nochmaliger Besiegung der Welfenpartei bemüht, die Herrschaft seines Hauses in D. dadurch dauernd zu befestigen, daß er die Kaiserkrone im staufischen Geschlecht erblich machte, wogegen er den Fürsten die unbedingte Erblichkeit der Lehen auch in weiblicher Linie zuzugestehen bereit war. Wiederum, wie 983 und 1056, führte der plötzliche frühe Tod des Kaisers, welcher eine großartige Machtentfaltung in ihren Anfängen erstickte, einen verhängnisvollen Wendepunkt in der deutschen Geschichte herbei. Die zahlreichen Feinde der Staufer waren noch nicht unterdrückt, aber gewarnt, und so säumten sie nicht, die günstige Gelegenheit zum Sturz des hochstrebenden Geschlechts auszubeuten. Während die staufische Partei an Stelle des dreijährigen Sohns des Kaisers dessen Bruder **Philipp von Schwaben** (1198—1208) auf den Thron erhob, wählten die Anhänger der Welfen einen Sohn Heinrichs des Löwen, **Otto** IV. Ein wilder, langwieriger Kampf brach aus; Papst **Innocenz** III. erhob den Anspruch auf das oberste schiedsrichterliche Amt auch über die deutsche Krone und erlangte von Otto die Anerkennung desselben; die Fürsten erpreßten von den beiden Königen als Preis ihres Beistandes immer neue Zugeständnisse und beraubten das Königtum des größten Teils seiner Domänen; die Nachbarreiche, namentlich Dänemark, rissen sich vom deutschen Lehnsverband los. Als endlich Philipp das Übergewicht über seinen Gegner erlangt hatte und sich zur völligen Bezwingung desselben anschickte, ward er 1208 von Otto von Wittelsbach aus Privatrache ermordet. Otto IV. (1208—15) ward nun auch von der staufischen Partei in D. anerkannt und empfing 1209 von Innocenz III. die Kaiserkrone. Aber sobald er die alten kaiserlichen und welfischen Rechte auf die Mathildischen Güter geltend machte und die kaiserliche Oberhoheit im Kirchenstaat und in Neapel beanspruchte, wurde er in den Bann gethan, und Innocenz stellte den Sohn Heinrichs VI., Friedrich, als Gegenkönig auf. Otto, von den wankelmütigen deutschen Fürsten im Stiche gelassen, suchte bei England Schutz und Hilfe. Sein Gegner verband sich mit dem mächtigen König Philipp II. von Frankreich. Dessen Sieg über die Engländer bei Bouvines 1214 entschied auch über die deutsche Krone. Otto IV. endete arm und ungeehrt 1218 auf der Harzburg, der junge Staufer **Friedrich** II. (1215—50) ward allgemein anerkannt und 1215 in Aachen mit großer Pracht gekrönt.

Friedrich II., geistreich und glänzend begabt, aber mehr Italiener als Deutscher, hatte, wie seine Vorfahren, die Errichtung einer Weltherrschaft als letztes Ziel vor Augen. Er begnügte sich daher, seine Herrschaft in D. dadurch zu sichern, daß er seinen Sohn Heinrich 1220 zum deutschen König wählen ließ, und begab sich sofort nach Italien zurück, wo er 1220 in Rom von Honorius zum Kaiser gekrönt wurde. Den Kreuzzug, welchen zu unternehmen er dem Papst versprochen hatte, verschob er und widmete sich ganz seinem sizilischen Königreich, das er durch eine nach durchaus modernen Staatsgrundsätzen durchgeführte Reorganisation zu einem finanziell und militärisch kräftigen Staat umschuf, der das Fundament seiner weitern politischen Pläne bilden sollte. Wegen der wiederholten Verschiebung des Kreuzzugs that ihn endlich Gregor IX. 1227 in den Bann, dessen Aufhebung aber Friedrich nach glücklicher Beendigung des Zugs nach Jerusalem, wo er sich selbst zum König krönte, im Frieden von San Germano 1230 erzwang. Als ihn ein Abfallsversuch des jungen Königs Heinrich nach D. rief, strahlte das durch einen so edlen Fürsten vertretene Kaisertum im höchsten Glanz. Auf dem Reichstag zu Mainz verkündete er den ersten allgemeinen Landfrieden in deutscher Sprache, setzte ein ständiges kaiserliches Hofgericht ein, welches die oberste Gerichtsbarkeit in D. ausüben sollte, und versöhnte die Welfen durch Erhebung Braunschweig-Lüneburgs zum Herzogtum.

Freilich war diese Machtstellung durch überaus schwer wiegende Zugeständnisse an die Fürsten er-

kauft, denen er landeshoheitliche Gewalt in ihren Territorien einräumte und die niedern Stände, besonders die Städte, preisgab, und hing ganz von deren gutem Willen ab. Als sie sich dazu verstanden, den zweiten Sohn des Kaisers, Konrad, zum deutschen König zu wählen, sicherten sie sich die Unverletzlichkeit ihrer Rechte durch einen feierlichen Wahlvertrag. Als daher der Kaiser, nach Italien zurückgekehrt, die Unterwerfung Oberitaliens begann, aber darüber wieder mit dem Papst in Streit geriet und, während er gegen die lombardischen Städte mit Aufbietung aller Kräfte, aber ohne entscheidenden Erfolg rang, erst in den Bann gethan, dann 1245 auf dem Konzil zu Lyon von Innocenz IV. förmlich abgesetzt wurde, gehorchte ein Teil der Fürsten dem päpstlichen Befehl, einen neuen König zu wählen, und setzte erst Heinrich Raspe von Thüringen (1246—47), dann Wilhelm von Holland (1248—56) die Krone auf. Nur einen kleinen Teil Deutschlands behauptete Konrad in heftigen Kämpfen mit den Gegenkönigen. Auf die Kunde von dem Tod Friedrichs, der 1250, wütend verfolgt von der Kirche und von den schmerzlichsten Schicksalsschlägen niedergeschmettert, zu Fiorentino in Apulien starb, eilte Konrad IV. (1250—54), D. preisgebend, nach Italien, um sein sizilisches Erbreich zu retten. Aber er starb schon 1254. In erbittertem Ringen mit dem unversöhnlichen Papsttum, das den französischen Prinzen Karl von Anjou zu Hilfe rief, unterlag der edle Manfred, Friedrichs natürlicher Sohn, nach kurzem Glück und verlor 1266 bei Benevent Sieg und Leben. Konrads IV. Sohn Konradin, der letzte Staufer, büßte den Versuch, sein Erbreich den Franzosen zu entreißen, mit dem Tode durch das Henkerbeil (1268).

Während dieser erschütternden Ereignisse, die dem Untergang des glänzendsten Herrschergeschlechts vorausgingen, drohte auch das deutsche Königtum ganz zu Grunde zu gehen. Zwar ward nach dem Tod Wilhelms von Holland (1256) eine Neuwahl vorgenommen: die welfische Partei wählte den reichen englischen Prinzen Richard von Cornwallis, die staufische den König Alfons von Kastilien; doch kam dieser nie nach D., jener nur einige Male, um Königsrechte an seine Anhänger zu verschleudern. Eine monarchische Gewalt bestand thatsächlich nicht, und daher heißt diese Zeit das Interregnum (1254—1273). Die landesherrlichen Gewalten (Territorien) gelangten zu fast völliger Unabhängigkeit und vereinigten alle Regierungsrechte in ihrer Hand. Unter den Reichsfürsten nahmen diejenigen eine hervorragende Stellung ein, auf welche sich allmählich das Recht, den König zu wählen, beschränkt hatte, die sieben Wahl- oder Kurfürsten; es waren das die Inhaber der alten Erzämter, die drei Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier als Erzkanzler Deutschlands, Italiens und Burgunds, der König von Böhmen als Erzschenk (doch wurde die böhmische Kurstimme noch lange angefochten und von Bayern beansprucht), der Herzog von Sachsen als Erzmarschall, der Pfalzgraf vom Rhein als Erztruchseß und der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer. Die Wahlfürsten waren bei der Kaiserwahl an kein Erbfolgerecht mehr gebunden; das Herkommen, welches früher den Mitgliedern oder Verwandten des herrschenden Geschlechts ein gewisses Anrecht verlieh, das ohne triftige Gründe nicht verletzt wurde, war in den Stürmen der letzten Zeit untergegangen. Neben den geistlichen und weltlichen Fürsten behaupteten noch eine große Zahl von Grafen und Rittern ihre Reichsunmittelbarkeit, und trotz der Ungunst der Zeiten und der geringen Unterstützung von seiten der Reichsgewalt erlangten etwa 60 Städte besonders im Süden und Westen des Reichs die Stellung von unabhängigen Gemeinwesen, die, nur dem Kaiser unterthan, sich ganz frei selbst verwalteten und in ihrem Gebiet die landeshoheitlichen Rechte ausübten. Der Selbständigkeitstrieb im deutschen Volk zeigte sich so mächtig, daß in den Gebieten selbst der mächtigen Reichsfürsten Adel, Geistlichkeit und Städte, die Landstände, nach möglichst großer Ungebundenheit und Freiheit strebten und sich den Geboten der Territorialgewalt ebensowenig fügten wie die Reichsstände den kaiserlichen. Namentlich das Fehderecht, d. h. das Recht, ohne Rücksicht auf den Landfrieden nach ordnungsmäßiger Aufkündigung des Friedens sich mit gewaffneter Hand zu dem angesprochenen Recht zu verhelfen, nahmen gleich den Reichsfürsten auch die niedern Reichs- und die Landstände in Anspruch, und der Ritterstand, seit dem Untergang der Staufer und dem Ende der Kreuzzüge nicht mehr im Dienst großer, idealer Unternehmungen beschäftigt, verwilderte gänzlich durch den Mißbrauch dieses Fehderechts zu rohen Plünderungs- und Raubzügen. Das »vom Stegreif leben« ward ritterliches Handwerk und das Faustrecht das Zeichen der Zeit.

Indes trotz des Mangels einer gesetzlichen, durch berufene Organe energisch aufrecht erhaltenen Ordnung im Reich und trotz des schmählichen Zusammenbruchs der einst so stolzen Kaisermacht entwickelte das deutsche Volk eine so strotzende Kraft, ein so reges geistiges und materielles Leben, daß jene Zeit in mehrfacher Hinsicht als ein Höhepunkt in der deutschen Volksgeschichte bezeichnet werden darf. Derselbe Selbständigkeitstrieb, welcher die Begründung einer geschlossenen Staatsordnung verhinderte, verlieh dem Einzelnen die Energie, sich selbst zu helfen und durch die eigne Kraft allein oder im Bund mit andern schwere Gefahren von D. abzuwehren. Die Städte schufen sich, unbeirrt durch die Feindseligkeiten der Reichsfürsten und die Räubereien der Ritter, einen Handelsverkehr und eine Gewerbthätigkeit, welche den ganzen Norden und Osten Europas beherrschten. Der vernichtende Einfall, mit dem 1241 die Mongolen nach der Bewältigung ganz Osteuropas das Reich bedrohten, wurde von einer Anzahl schlesischer und mährischer Fürsten unter Führung des Herzogs Heinrich von Liegnitz in der Schlacht auf der Walstatt zurückgewiesen. Das Gebiet rechts der Elbe, welches Friedrich II. 1212 Dänemark preisgegeben, ward durch den Sieg norddeutscher Fürsten und Städte über König Waldemar 1227 bei Bornhövede demselben wieder entrissen und Holstein, Mecklenburg und Pommern für D. und für die Germanisierung zurückgewonnen. Die Eroberung Preußens durch den Deutschen Ritterorden und die Begründung blühender, mächtiger deutscher Kolonien in Kurland, Livland und Esthland im Nordosten, in Siebenbürgen im Südosten erfolgten ohne jede direkte und materielle Unterstützung von Kaiser und Reich. Während die Geistlichkeit die Wissenschaften pflegte, fertigten Laien die ersten umfassenden Rechtsaufzeichnungen (so den Sachsen-, später den Schwabenspiegel) an. Der Ritterstand schuf die Poesie des Minnesangs, in welcher sich die feine höfische Bildung jener Zeit ausprägte, und die zuerst eine deutsche Schriftsprache künstlerisch ausbildete. In den Städten brachte die Baukunst unvergängliche Werke in den herrlichen Domen hervor, welche die Schwesterkünste der Bildhauerkunst und Malerei auszuschmücken strebten. Diese üppige Entwickelung und Tüchtigkeit der Volkskraft, diesen idealen, auf die höchsten Ziele der Kultur-

entwickelung gerichteten Schwung in den Geistern verdankt D. der Größe und dem Glanz des Staufergeschlechts, dessen Herrschaft durch diese geistige Einwirkung überdauert wurde, und das gerade in dieser idealen Richtung noch jahrhundertelang wirksam fortgelebt hat.

Deutschland unter der Herrschaft verschiedener Kaiserhäuser. 1273–1410.
(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland II«.)

Als im J. 1272 Richard von Cornwallis gestorben und, da Alfons von Kastilien sich nie um D. kümmerte, der deutsche Thron erledigt war, erkannten die Wahlfürsten doch die Notwendigkeit der Neuwahl eines Königs, der D. vor Zersplitterung bewahren, und unter dessen Schutz sie selbst ihre herrschende Stellung befestigen konnten. Auf die Anregung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg wählten sie im September 1273 den Grafen **Rudolf von Habsburg**, einen tapfern, klugen Fürsten aus einem alten, am Oberrhein reichbegüterten, aber im Vergleich zu den Häuptern der deutschen Aristokratie nicht sehr mächtigen Geschlecht. Die Absicht der Wahlfürsten dabei war, daß fortan der König zwar Sicherheit des Rechts und Frieden im Innern des Reichs herstellen und erhalten, nach außen die Rechte seiner Krone wahrnehmen, aber dabei von den Fürsten stets abhängig sein solle. Der König mußte allerdings von vornherein darauf verzichten, die kaiserliche Macht in dem Umfang, wie die Sachsen und Salier sie besessen, die Staufer noch beansprucht hatten, auszuüben. Die Reichsgüter, welche seinen Vorgängern zu Gebote gestanden, waren verloren gegangen, die alten königlichen Rechte des obersten Gerichts, des Heerbannes, der Zölle in den Besitz der Fürsten gekommen, welchen sie nicht mehr streitig gemacht werden konnten, und die Fürstentümer durch die Erweiterung des Erbrechts fast ganz der Verfügung des Königs entzogen. Als materielle Grundlage seiner Herrschergewalt blieb ihm allein sein eigner fürstlicher Besitz, seine Hausmacht. Diese nun durch geschickte Benutzung des Restes kaiserlicher Befugnisse zu vergrößern und so das Ansehen und die Macht der Krone wieder zu erhöhen, war das Streben Rudolfs und seiner Nachfolger. Die Fürsten suchten dieser Gefahr einer Erstarkung der Königsgewalt durch ihre Begründung auf eine große Hausmacht dadurch zu begegnen, daß sie die Vererbung der Krone in Einem Geschlecht nicht aufkommen ließen, sondern kraft ihres unbeschränkten Wahlrechts immer neue Dynastien auf den Thron setzten. Die rücksichtslose Anwendung dieses Wahlrechts, die so weit ausgedehnt wurde, daß sich die Kurfürsten auch das Recht der Absetzung eines Königs zusprachen, und die allzu eigennützige Politik gerade der Dynastien, welche die größte Hausmacht gewannen, haben dann bewirkt, daß das Kaisertum sich im Besitz auch seiner geschmälerten Rechte nicht dauernd befestigen konnte und Deutschlands Staatsverfassung mehr und mehr einen oligarchischen Charakter annahm.

Rudolf I. (1273—91) gab zwar den Gedanken, in Italien einzugreifen und die Kaiserkrone zu erwerben, nie ganz auf; aber er ließ ihn zunächst zurücktreten und verstand sich, um mit dem Papst in gutem Einvernehmen zu bleiben, dazu, die thatsächlichen Verhältnisse in Italien auch rechtlich anzuerkennen. Sein ganzes Augenmerk richtete er auf die Befestigung seiner Stellung in D. selbst. Mit Nachdruck forderte er die seit Friedrichs II. Absetzung (1245) entfremdeten Reichsrechte und Reichsgüter zurück. Davon wurde vor allen König Ottokar von Böhmen betroffen, der nach dem Erlöschen des babenbergischen Herzogshauses (1246) die Lande Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain an sich gerissen hatte und in stolzer Zuversicht auf seine Macht dem ohne sein Zuthun gewählten Rudolf die Huldigung verweigerte; noch weniger war er geneigt, Österreich herauszugeben. Mit geringer Heeresmacht (denn an ein Reichsaufgebot war nicht zu denken) zog Rudolf gegen ihn, eroberte mit Hilfe der österreichischen Ritter die babenbergischen Lande und schlug Ottokar 1278 in der Schlacht auf dem **Marchfeld**, in der der stolze Böhmenkönig selbst fiel. Sein unmündiger Sohn Wenzel ward auf Böhmen und Mähren beschränkt; Österreich, Steiermark und Krain verlieh Rudolf mit Zustimmung der Kurfürsten seinen Söhnen Albrecht und Rudolf, während Kärnten Meinhard von Tirol erhielt. So brachte der Kaiser große, blühende Fürstentümer an sein Geschlecht und begründete eine starke habsburgische Hausmacht. Nun widmete er sich der Herstellung des Landfriedens im südlichen und mittlern D. und schritt mit rühmlicher Strenge gegen die wüsten Raubritter ein, deren mehrere am Galgen endeten, und deren Raubburgen in großer Zahl gebrochen wurden.

Die Erfolge konnten freilich bloß partielle und vorübergehende sein. Nur ein nachhaltiges, ungestörtes Wirken der obersten Reichsgewalt in dieser Richtung hätte geordnete Rechtszustände schaffen können. Gerade dies aber erreichte Rudolf nicht; es gelang ihm nicht, die Kurfürsten noch bei seinen Lebzeiten zur Wahl seines Sohns Albrecht zu vermögen. Diesen erschien die Macht des Hauses Habsburg, zumal in der Hand eines so strengen, energischen Mannes wie Albrecht mit der deutschen Krone vereinigt, schon viel zu groß und für ihre Selbständigkeit gefährlich. Nach Rudolfs Tod wählten die Fürsten daher wieder einen kleinen Grafen, **Adolf von Nassau** (1292—98), zum König, nachdem sie, besonders Erzbischof Gerhard von Mainz, ihn zu den drückendsten Zugeständnissen in Bezug auf das Zollrecht der rheinischen Fürsten verpflichtet hatten. Als jedoch Adolf sofort nach Erwerbung einer Hausmacht strebte und einen Familienzwist im wettinischen Fürstenhaus in gehässiger Weise benutzte, um von Albrecht dem Unartigen Thüringen und Meißen für 12,000 Mk. Silber zu kaufen, als er, um diese Kaufsumme zu erlangen, sich gegen Hilfsgelder zur Beteiligung am Krieg Englands gegen Frankreich verpflichtete, als ferner sein Versuch, die erkauften Lande zu besetzen, an dem mannhaften Widerstand der Söhne Albrechts, Friedrich und Diezmann, kläglich scheiterte, und als er endlich, um die Städte für sich zu gewinnen, sein bei der Wahl erteiltes Versprechen brach und die Rheinzölle freigab: da schritten die Kurfürsten dazu, Adolf förmlich zu entsetzen und Albrecht von Österreich zu wählen. Adolf fiel im Kampf gegen seinen Gegner bei Göllheim (2. Juli 1298).

Klug, zäh und rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel, war der neue König, **Albrecht I.** (1298—1308), vor allem bemüht, die übermütigen rheinischen Erzbischöfe zu unterdrücken. Er wagte gegen sie einen offenen Kampf, als sie mit Absetzung drohten, und errang den Sieg; er that nun die Rheinzölle wieder ab, um die Städte zu fördern, schirmte den Landfrieden, suchte in den Landständen eine Stütze gegen die Fürstengewalt zu gewinnen, ja er trat mit Papst Bonifacius VIII. in Verbindung, damit derselbe aus päpstlicher Machtvollkommenheit den Kurfürsten das Wahlrecht nehme und die deutsche Krone für erblich erkläre. Indessen Bonifacius VIII. wurde schon 1303 vom französischen König Philipp IV. gestürzt, und seine Nachfolger ge-

rieten ganz unter französischen Einfluß. Die Versuche Albrechts, seine Hausmacht zu vergrößern, scheiterten alle: in Holland und Zeeland, die er für eröffnete Lehen erklären und seinen Söhnen übertragen wollte, mußte er die weibliche Nachfolge des Hauses Avesnes anerkennen; ein Einfall kaiserlicher Söldner in Thüringen und Meißen, um diese von seinem Vorgänger erkauften Lande in Besitz zu nehmen, ward von den Brüdern Friedrich und Diezmann siegreich zurückgewiesen; in Böhmen ward zwar 1306 nach dem Erlöschen des Hauses der Przemysliden von einem Teil der Stände sein Sohn Rudolf zum König erwählt, aber als dieser schon 1307 starb, übertrug die den Habsburgern feindliche Mehrheit dem Herzog Heinrich von Kärnten die Krone. Ehe Albrecht die Unterwerfung der Fürsten vollenden und das bei seinem Streben, die habsburgischen Lande zu vermehren, erlittene Mißgeschick ausgleichen konnte, ward er bei einem Besuch in der Schweiz, angesichts der Stammburg seines Hauses, 1. Mai 1308 ermordet; der Mörder war sein Neffe Johann von Schwaben (Parricida), der, durch vermeintliche Zurücksetzung gegen seinen Oheim erbittert, von dem Erzbischof von Mainz, Peter von Aspelt, und andern Fürsten zu der Frevelthat angestachelt worden war.

Erzbischof Peter beeilte sich, den Gewinn des Mordes den Fürsten zu sichern, indem er die Nachfolge eines Habsburgers verhinderte und im Einverständnis mit Balduin von Trier die Wahl der Kurfürsten auf Balduins Bruder, den Grafen Heinrich von Luxemburg, lenkte. Zwar benutzte der neue König, Heinrich VII., seine Stellung mit Erfolg dazu, seinem Haus eins der bedeutendsten Fürstentümer des Reichs als Hausmacht zuzuwenden, indem er seinen Sohn Johann mit der przemyslidischen Prinzessin Elisabeth vermählte und mit Hilfe der Kurfürsten und eines Teils der böhmischen Stände Heinrich von Kärnten aus Böhmen verdrängte (1310). Aber sein Streben ging weiter: schwungvoll und phantastisch, gedachte er die alte Kaisermacht wiederherzustellen und als oberster Schiedsrichter der Christenheit der Welt den ersehnten Frieden zurückzugeben; seine erhabene Würde und sein reiner, edler Wille, glaubte er, würden genügen, um dies Ziel zu erreichen. So zog er, von einem stattlichen Gefolge von Reichsfürsten umgeben, 1310 über die Alpen nach Italien, das seit der staufischen Zeit kein Kaiser betreten hatte, und wo ihn die ghibellinische Partei, an ihrer Spitze Dante, freudig begrüßte; denn Italien war durch den unversöhnlichen Parteihader der Guelfen und Ghibellinen verwirrt und verwüstet und sehnte sich nach einem kraftvollen Herrscher, der das politisch zerrüttete Land einigte. Anfangs nicht ohne Erfolg, ward Heinrich VII. mit der lombardischen Königskrone gekrönt und empfing auch 1312 im Lateran zu Rom die Kaiserkrone. Aber als er, statt sich zu einem Werkzeug der ghibellinischen Partei zu machen, die Idee eines über allen Parteien stehenden Kaisertums durchzuführen versuchte, verbanden sich die in ihren selbstsüchtigen Hoffnungen Getäuschten mit den unversöhnten Guelfen; an ihre Spitze trat König Robert von Neapel, und auch der Papst Clemens V., der anfangs Heinrichs Unternehmen begünstigt, schleuderte den Bann gegen ihn. Unter den Vorbereitungen eines Feldzugs gegen Neapel starb der Kaiser 1313 in Buonconvento bei Siena. Sein Unternehmen hatte nur dazu gedient, die Opposition der Italiener gegen die deutsche Fremdherrschaft wieder zu erwecken, und die Unmöglichkeit des alten Kaisertums dargethan.

Nach Heinrichs VII. frühem Tod betrieben die Habsburger ihre Bewerbung um den deutschen Thron mit um so größerm Eifer, als die Festsetzung der Luxemburger in Böhmen ihrer Herrschaft in Österreich gefährlich zu werden drohte. Albrechts ältester Sohn, Friedrich der Schöne, gewann auch einen Teil der Wahlfürsten, Kurköln, Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Heinrich von Kärnten als Prätendenten der böhmischen Krone, für sich. Die luxemburgische Partei, voran Balduin von Trier und Peter von Mainz, denen sich Brandenburg und Sachsen-Lauenburg anschlossen, stellte Herzog Ludwig von Bayern als ihren Kandidaten auf, da König Johann von Böhmen zu jung war und auf den Widerwillen der Kurfürsten, die Krone sich vererben zu lassen, stieß. Friedrich wurde im Oktober 1314 von seinen Anhängern in Sachsenhausen, Ludwig von den seinigen gleichzeitig in Frankfurt gewählt. Nur Waffengewalt konnte zwischen den beiden Nebenbuhlern entscheiden. Nachdem die habsburgische Partei im Kampf gegen die Schweizer bei Morgarten 1315 einen empfindlichen Schlag erlitten, erlag König Friedrich in der Entscheidungsschlacht bei Mühldorf (28. Sept. 1322) seinem Gegner und geriet selbst in dessen Gefangenschaft. Ludwig der Bayer (1314—46) war jetzt in D. Alleinherrscher. Allerdings setzte Friedrichs stolzer Bruder, Herzog Leopold von Österreich, den Kampf fort und gewann den König von Frankreich, dem er die Aussicht auf die deutsche Krone eröffnete, und der vor allem seine Macht in Burgund auf Kosten des Reichs erweiterte, sowie den Papst Johann XXII. für sich. Letzterer beanspruchte sogar die Entscheidung des deutschen Thronstreits und verhängte, als Ludwig sich weigerte, die durch die Waffen eroberte Krone der Gnade des Papstes preiszugeben, über diesen den Bann, über D. das Interdikt. Indes durch direkte Verständigung zwischen Ludwig und Friedrich (1325) und den frühen Tod Leopolds (1326) wurde der innere Zwist in D. dahin geschlichtet, daß Friedrich gegen den Verzicht auf die Kaiserkrone und auf Italien in D. eine Mitregentschaft eingeräumt wurde, die bis zu seinem Tod (1330) dauerte.

Ermutigt durch die allgemeine Opposition in D. gegen das anmaßende, übereilte Verfahren des Papstes, der sich sogar der einflußreiche Franziskanerorden anschloß, nahm Ludwig den Kampf mit dem Papsttum auf. Mit einem kleinen Söldnerheer zog er 1327 nach Italien, wo ihn die Ghibellinen anfangs unterstützten, empfing 1328 in Rom die Kaiserkrone aus den Händen des römischen Volkes und erhob, nachdem er Johann XXII. als Hochverräter und Ketzer hatte absetzen lassen, einen frommen Minoritenmönch als Nikolaus V. auf den Stuhl Petri. Aber Ludwigs Ungeschick und die übermäßige Begehrlichkeit seiner Anhänger führten bald zu einem Zwist mit denselben, der den Kaiser auf einmal aller Macht beraubte und ihn zwang, einen fast fluchtähnlichen Rückzug nach D. anzutreten. In dem weitern Streit mit den durch Frankreichs Schutz gesicherten Päpsten benahm er sich mutlos und schwankend und verscherzte durch diese Haltung seinen Ruhm und sein Ansehen. Erst als die Kurfürsten (mit Ausnahme Böhmens) sich zur Zurückweisung der päpstlichen Anmaßung ermannten, die um so unwürdiger war, als der Papst ganz in der Gewalt des französischen Königs stand, und auf dem Kurverein zu Rhense (16. Juli 1338) erklärten, die Wahl der Kurfürsten, nicht die Bestätigung des Papstes mache den König, wagte es Ludwig, auf dem darauf folgenden Reichstag in Frankfurt 8. Aug. mit Zustimmung der zahlreich versammelten Reichsstände feierlich zu erklären, daß die


DEUTSCHLAND
beim Tode Kaiser Karls IV.
1378.
Revidiert von Karl Wolf.
Maßstab 1:5500000.
DÄNEMARK
HOLSTEIN
BREMEN
BRAUNSCHWEIG
LÜNEBURG
MÜNSTER
PADERBORN
FRIESISCHE LANDE
HOLLAND
UTRECHT
BRABANT
JÜLICH
GF. FLANDERN
ARTOIS
LÜTZELBURG
METZ
FULDA
FRANKREICH
BURGUND
SAVOYEN
WALLIS
TIROL
BT. TRIENT
Chablais
Lyon
HZ. MAILAND
Auvergne
Bourbon
Orleans
Berry
Paris



nstitut in Leipzig. *Zum Artikel »Deutschland«*

Register zur Karte II: ‚Deutschland um 1378'.

(Die zwischen Klammern stehenden Buchstaben [AG] bezeichnen die *Abkürzungen auf der Karte.*)

I. Weltliche Gebiete.

1. Königreich Böhmen:

	FGH3, 4
Kreis Bechin	G4
– Bunzlau	GH3
– Chrudim	H4
– Czaslau	H4
– Königingrätz	H3
– Leitmeritz	G3
– Pilsen	G4
– Prachin	G4
– Rakonitz	G3, 4
– Saatz	G3
– Schlan	G3
Bezirk Eger	F3
Herrschaft Krumau	G4

2. Erzherzogtum:

Österreich	GH4, 5
Land ob der Enns	G3, 4
Land unter der Enns	H3, 4

3. Herzogtümer.

Bar	C4
Baiern-Landshut	F4
– München	F4, 5
– Straubing	F4
Brabant	BC3
Braunschweig-Göttingen	E3
– Grubenhagen (GH)	E3
– Lüneburg	E2
– Wolfenbüttel	E2
Geldern	C2, 3
Jülich	C3
Kärnten	G5
Krain	G5, 6
Limburg	C3
Lothringen	C4
Lützelburg (LX)	C3, 4
Mailand	DE5, 6
Mecklenburg-Schwerin	F2
– Stargard	G2
Pommern-Stettin	G2
– Wolgast	GH1, 2
Sachsen-Lauenburg	DE2
– Wittenberg (Kursachsen)	F3
Savoyen	CD5, 6
Schlesien	HIK3, 4
Fürstentum Breslau	H3
– Brieg	I3
– Falkenberg	I3
– Glogau	H3
– Jauer	H3
– Liegnitz	H3
– Münsterberg	HI3
– Neiße	I3
– Öls	HI3
– Oppeln	I3
– Ratibor	I3
– Schweidnitz	H3
– Strehlitz	I3
– Teschen	IK4
– Troppau	I4
Steiermark	GH5
Teck	E4

4. Pfalzgrafschaften:

Obere Pfalz	F4
Rheinpfalz (Kurfürstentum) (PF)	D4
Tübingen	DE4

5. Landgrafschaften:

Breisgau	D5
Elsaß	D4, 5
Hessen	DE3
Nellenburg	D5
Stühlingen	D5
Thüringen	EF3

6. Markgrafschaften:

Baden (B)	DE4, 5
Bergen	B3
Brandenburg (Kurfürstentum)	FGH2
Altmark	F2
Herrschaft Ruppin	FG2
Land jenseit der Oder	GH2
Neumark	FG2
Priegnitz	F2
Ukermark	G2
Burgau	E4
Lausitz	G2, 3
Mähren	HI3, 4
Kreis Brünn	H4
– Hradisch	I4
– Iglau	H4
– Olmütz	HI3, 4
– Znaym	H4
Meißen	G3
Montferrat	D6
Mousson	C4
Osterland	F3

7. Burggrafschaften:

Dohna	G3
Leisnig (L)	FG3
Meißen (MEI)	FG3
Nürnberg	EF3, 4

8. Fürstentümer:

Anhalt	F3
Werle-Güstrow	F2
– Waren	F2

9. Freigrafschaft:

Burgund	C5

10. Grafschaften:

Beichlingen	F3
Bentheim	CD2
Berg	CD3
Bilstein	D3
Blankenburg	EF3
Bruchhausen	D2
Castel	E4
Chiny	C4
Clermont	BC4
Delmenhorst	D2
Diepholz	D2
Erbach	DE4
Everstein	E2, 3
Falkenstein	D4
Feldkirch	E5
Flandern	B3
Froburg	D5
Fürstenberg (FÜ)	D4, 5
Geroldseck (GK)	D4
Gleichen	E3
Görz (GZ)	FG5, 6
Greyerz	D5
Habsburg	D5
Hanau (H)	DE3, 4
Helfenstein	E4
Henneberg	E3
Hennegau	BC3
Hohenberg (HB)	D4
Hohenlohe	E4
Hohnstein	EF3
Holland	B2, 3
Holstein	F1, 2
Homburg	E2, 3
Horn	C3
Hoya	DE2
Isenburg	D3, DE3
Katzenellnbogen	D3, 4
Kirchberg	E4
Kleve	C3
Kuik	C3
Kyburg	D5
Leiningen	D4
Leuchtenberg (LB)	FG4
Limburg	E4
Lippe	DE2, 3
Löwenstein	E4
Mansfeld	F3
Mark	D3
Mömpelgard	C5
Montfort	E5
Namur (N)	B3
Nassau	D3
Neuenburg	CD5
Oldenburg	D2
Orlamünde (O)	F3
Ortenburg	G4
Öttingen	E4
Rau- und Rheingrafschaft	D3, 4
Ravensberg	D2
Rieneck	E3, 4
Rochefort	C3
Saarbrücken	CD4
Salm	C3
Salm (Lothringen)	CD4
Sayn	D3
Schauenburg	E2
Schwarzburg	EF3
Seeland	B3
Sigmaringen	E4, 5
Solms	D3
Sponheim (Sph)	D3, 4
Steinfurt	D2
Stolberg	EF3
Tecklenburg	D2
Torgau	FG3
Toggenburg	E5
Truhendingen	EF3, 4
Vandemont	C4
Veldenz	D4
Vianden	C4
Waldburg	E5
Waldeck	DE3
Wangen	D5
Werdenberg (WE)	E5
Wernigerode	E3
Wertheim	E4
Wied	D3
Wirtemberg (WI)	DE4, 5 C5
Wittgenstein	D3
Wohldenberg	E2, 3
Wunstorf	E2
Ziegenhain	DE3
Zollern	DE4
Zweibrücken	D4

11. Herrschaften:

Ahaus	CD2
Aspremont	C4
Aubonne	C5
Badenweiler	D5
Bitsch	D4
Blamont	C4
Blankenheim	C3
Bondorf	D5
Breda	B3
Bucheck	D5
Eberstein	D4
Emblichheim	C2
Enghien	B3
Falkenstein	D3
Falkenstein (Schwarzwald)	D4
Frutigen	D5
Gerolstein	C3
Goldeck	FG5
Heideck	F4
Heinsberg	C3, D3
Homburg	D3
Itter	D3
Kolditz	F3
Lichtenberg (LI)	D4
Limburg (a. d. Lahn)	D3
Limburg (Mark)	D3
Manderscheid	C3
Mantua	E6
Padua	F6
Pappenheim	EF4
Pinneberg	E2
Püttlingen	CD4
Pyrmont	E2, 3
Querfurt	F3
Rheda	D3
Rietberg	D3
Saarwerden	CD4
Salins	C5
Sax	E5
Schleiden	C3
Schönburg	F3
Stein	F4
Sternberg	E2
Trachselwald	D5
Verona	EF5, 6
Westenberg	E4
Wiesensteig	E4
Wimmis	D5

12. Friesische Lande . CD2

13. Lande der Eidgenossen . DE5

14. Reichsländisches und reichsstädtisches Gebiet:

a) Vogtland	F3
b) Reichsstädte:	
Aachen	C3
Aalen	E4
Augsburg	E4
Basel	D5
Biberach	E4
Bisanz (Besançon)	C5
Bopfingen	E4
Bremen	D2
Buchhorn	E5
Buchau	E4
Dinkelsbühl	E4
Donauwörth	E4
Dortmund	D3
Eßlingen	E4
Frankfurt a. M.	D3
Gelnhausen	E3
Giengen	E4
Gmünd	E4
Goslar	E3
Hagenau	D4
Hall	E4
Hamburg	E2
Heilbronn	E4
Kaufbeuren	E5
Kempten	E5
Kolmar	D4
Köln	C3
Konstanz	E5
Leutkirch	E5
Lindau	E5
Lübeck	E2
Memmingen	E4, 5
Metz	C4
Mühlhausen (Thüringen)	E3
Mülhausen (Elsaß)	D5
Münster (Elsaß)	D4, 5
Nordhausen	E3
Nördlingen	E4
Nürnberg	F4
Regensburg	F4
Reutlingen	E4
Rothenburg a. d. Tauber	E4
Rottweil	D4
Schlettstadt	D4
Schweinfurt	E3
Selz	D4
Solothurn	D5
Speier	D4
Straßburg	D4
Toul	C4
Überlingen	E5
Ulm	E4
Verdun	C4
Weil die Stadt	D4
Weißenburg	EF4
Weißenburg (Elsaß)	D4
Wetzlar	D3
Windsheim	E4
Worms	D4

II. *Geistliche Gebiete.*

1. Erzbistümer:

Aquileja (Patriarchat)	FG5, 6
Bremen	DF1, 2
Köln (Kurfürstentum) (K)	CD3, D3
Magdeburg	F2,3,G2,3
Mainz (Kurfürstentum) (MZ)	DE3, 4, EF3
Salzburg	FG4, 5, H4, 5
Trier (Kurfürstentum) (T)	CD3, 4

2. Bistümer:

Augsburg (AG)	E4, 5
Bamberg	EF3,4, G5
Basel	CD5
Brandenburg	F2
Brixen (BR)	F5, G5
Cambray	B3
Chur	E5
Eichstedt (E)	EF4
Freising	F4, F5, G4, 5, H4
Genf	C5
Halberstadt	EF2, 3
Havelberg	F2
Hildesheim (HI)	E2, 3
Kammin	H1, 2
Konstanz (KO)	DE5
Lausanne	C5
Lebus	G2
Lübeck	E1, 2
Lüttich	BC3, 4
Meißen (MS)	FG3
Merseburg	F3
Metz (M)	CD4
Minden	DE2
Münster	CD2, 3
Naumburg	F3
Osnabrück	D2
Paderborn	DE3
Passau	G4, 5
Ratzeburg	E2
Regensburg	F4, F5
Schwerin	F2
Sitten	D5, 6
Speier (SP)	D4
Straßburg (ST)	D4, CD5
Toul	C4
Trient	EF5, 6
Utrecht	BC2, 3
Verden	E2
Verdun	C4
Worms (W)	D4
Würzburg	E3, 4

3. Abteien:

Cornelismünster	C3
Corvey	E3
Dissentis	D5
Essen	CD3
Fulda (FU)	E3
Hersfeld	E3
Irrsee	E4, 5
Kempten	E5
Malmedy	C3
Murbach	CD5
Prüm	C3
Quedlinburg	F3
St. Gallen	E5
Stablo	C3
Walkenried	E3
Zwiefalten	E4

4. Propsteien:

Berchtesgaden	FG5
Ellwangen	E4

5. Deutschordensgebiet (DO) . H–L1, 2, F4

kaiserliche Würde unmittelbar von Gott allein herstamme, und daß der von den Kurfürsten Erwählte sofort und durch die Wahl allein König und Kaiser werde, folglich der Anerkennung und Bestätigung des apostolischen Stuhls nicht bedürfe. Aber bald geriet Ludwig durch die übermäßige Erweiterung seiner Hausmacht mit den Fürsten in Konflikt. Schon 1323 war es ihm gelungen, für seine Familie ein mächtiges Fürstentum zu gewinnen, indem er nach dem Aussterben der Askanier (1320) die Mark Brandenburg seinem ältesten Sohn, Ludwig, übertrug; dann hatte er sich in zweiter Ehe mit der Erbin von Holland, Zeeland, Friesland und Hennegau vermählt und mit diesen Landen seinen zweiten Sohn belehnt; 1341 erklärte er ferner die in seiner Hand vereinigten Herzogtümer Ober- und Niederbayern für unteilbar. Damit nicht zufrieden, vermählte er 1342, um Tirol zu erwerben, die Gräfin Margarete Maultasch, Erbin von Tirol und Kärnten, mit seinem Sohne, nachdem er ihre erste Ehe mit Johann Heinrich von Luxemburg, einem Sohn Johanns von Böhmen, eigenmächtig getrennt hatte. Diese Ländergier empörte die Fürsten, sein Eingriff in kirchliche Rechte zog ihm von neuem den päpstlichen Bann zu. Auf Antrieb des Papstes vereinigten sich fünf Kurfürsten 1346 in Rhense zur Absetzung Ludwigs und zur Wahl **Karls von Luxemburg**, welcher die Ansprüche des Papstes wieder in weitestem Umfang anerkannte. Ludwig war zwar gewillt, seine Krone mit Gewalt zu verteidigen, starb jedoch schon 1347. Sein Sohn Ludwig von Brandenburg setzte den Widerstand gegen Karl noch eine Zeitlang fort und stellte in **Günther von Schwarzburg** einen Gegenkönig auf. Indes das Auftreten des falschen Waldemar in Brandenburg, den Karl anzuerkennen nicht säumte, bewog ihn zu einer Verständigung mit den Luxemburgern. Günther starb, nachdem er gegen 22,000 Mk. Silber auf seine Kronansprüche verzichtet, bereits 1349.

So war nun **Karl IV.** (1346—78) unbestrittener Herr in D., das jedoch von der Herstellung des innern Friedens nicht viel Vorteil zog, da es gerade damals von einer furchtbaren Pest, dem Schwarzen Tode, der namentlich am Rhein wütete, heimgesucht wurde. Karl unternahm 1355 eine Romfahrt, um sich von einem Kardinal zum Kaiser krönen zu lassen, mußte sich aber gegen den Papst verpflichten, sofort nach der Krönung Rom zu verlassen; den Rest der Reichsrechte in Italien wahrte er nicht, sondern er verkaufte ihn an die Städte und Dynasten. In D. suchte er eine festere oligarchische Verfassung zu begründen, indem er nach längern Verhandlungen mit den Reichsständen 1356 auf dem Reichstag zu Metz die **Goldene Bulle** (s. d.), das erste umfassende Reichsgrundgesetz, erließ. Durch diese wurde einmal das bestehende Wahlrecht gesetzlich anerkannt: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln und die weltlichen Fürsten von Sachsen-Wittenberg, Pfalz, Böhmen und Brandenburg wurden als Kurfürsten bestätigt, womit dem Streit in den Häusern Wittelsbach und Sachsen über die Führung der Kurstimme ein Ende gemacht wurde, und, um fernern Streitigkeiten vorzubeugen, bestimmt, daß fortan diejenigen Lande, an denen die Kurstimme haftete, unteilbar und nach dem Rechte der Erstgeburt erblich sein sollten. Die Wahl sollte durch die Majorität der Stimmen entschieden werden; des Papstes und seines angeblichen Bestätigungsrechts ward nicht Erwähnung gethan. Wahlstadt sollte Frankfurt, Krönungsstadt Aachen sein. Alljährlich sollten die Kurfürsten mit dem Kaiser zur Beratung wichtiger Reichsangelegenheiten zusammenkommen.

Die oligarchische Verfassung, zu welcher durch die Goldene Bulle der Grund gelegt war, und wonach die eigentliche Leitung des Reichs dem Kurfürstenkollegium zufiel, während der Kaiser auf Ehrenrechte beschränkt wurde, hätte segensreich für D. werden und namentlich den Landfrieden fest und dauernd begründen können. Indes auch dazu kam es nicht. Der Kaiser entschlug sich doch in den wichtigsten Dingen des Beirats der Kurfürsten, diese verfolgten meist nur ihre eigennützigen Interessen, und ihre Privilegien reizten die übrigen Stände, sich auch in Besitz dieser bevorzugten Stellung zu setzen, was ihnen teilweise gelang. Karl IV. widmete seine Regententhätigkeit fast ausschließlich seinen Erblanden, und durch eine umsichtige Finanzverwaltung erzielte er in der Hebung ihres Wohlstandes und ihrer Kultur und in ihrer Vermehrung bedeutende Erfolge Böhmen wurde ein blühendes, gewerbthätiges Land; in Prag, das er durch herrliche Bauten schmückte, stiftete er 1348 die erste deutsche Universität. 1353 erwarb er einen Teil der Oberpfalz, bald darauf die Lehnshoheit über ganz Schlesien und die Reichsstadt Eger mit ihrem Gebiet, 1363 zu der schon früher mit Böhmen vereinigten Oberlausitz auch die Niederlausitz; 1373 endlich kaufte er von dem wittelsbachischen Markgrafen Otto die Mark Brandenburg, welche er formell seinem Sohn Wenzel übertrug, thatsächlich aber selbst regierte. So vereinigte er im Osten Deutschlands ein zusammenhängendes Gebiet unter seiner Herrschaft, das von der Donau bis fast an die Ostsee reichte. Aber noch weiter reichten seine Blicke. Er faßte auch die Erwerbung der Königreiche Polen und Ungarn für sein Haus ins Auge, indem er mit Ludwig d. Gr. Verhandlungen anknüpfte über eine Vermählung seines Sohns Siegmund mit dessen Erbtochter. Er plante also die Bildung eines großen luxemburgischen Reichs im Osten Europas. Dagegen gab er das Königreich Burgund völlig preis, indem er durch Ernennung des französischen Dauphins zum Generalvikar des burgundisch-arelatischen Königreichs (1377) die Verbindung desselben mit D. löste.

Karls mit so überraschendem Erfolg geschaffenes Werk ging freilich unter seinem Nachfolger wieder zu Grunde. **Wenzel** (1378—1400), gegen die Bestimmung der Goldenen Bulle noch bei Lebzeiten des Vaters gewählt, mußte die Einheit des luxemburgischen Hauses nicht aufrecht zu erhalten. Sein Oheim, Markgraf Jobst von Mähren, und sein Bruder Siegmund, der die Mark Brandenburg erhielt und später durch seine Heirat mit Ludwigs d. Gr. Tochter Maria das Königreich Ungarn erwarb, standen Wenzel nicht nur nicht zur Seite, sondern halfen seine Macht in Böhmen schwächen, indem sie sich mit den aufrührerischen Ständen gegen ihn verbündeten; Wenzel geriet einige Zeit in deren Gefangenschaft und mußte 1401 die Lausitz an Jobst abtreten. Nicht einmal in seinen Erblanden Herr, war Wenzel natürlich noch weniger in D. im stande, sein Ansehen zu behaupten. Anfangs zeigte er die Absicht, die Aufrechterhaltung des Landfriedens zu sichern, und veranlaßte auf den Reichstagen zu Nürnberg (1383) und Heidelberg (1384) dahin zielende Beschlüsse. Aber ihre Durchführung gegenüber dem Widerstreben aller Stände war ihm nicht möglich. Je weniger bisher die Reichsgewalt die niedern Stände, die Städte und die Ritter, berücksichtigt hatte, desto mehr sträubten sich diese, sich ihrer Autorität zu unterwerfen und die selbständige Verfolgung ihrer Sonderinteressen auf Reichsgebot einzustellen. Wie im Norden der Städtebund der Hansa allein durch eigne Kraft, ohne Hilfe

und Schutz von Kaiser und Reich, seinen Handel über den ganzen Nordosten ausgebreitet, die Herrschaft über die Ostsee erobert und sogar ein Mitwirkungsrecht bei der Besetzung des dänischen Königsthrons sich erzwungen hatte: so thaten sich auch in Süddeutschland die schwäbischen, die rheinischen, die wetterauischen Städte zu Bünden zusammen, um ihre Freiheit gegen die Fürsten zu verteidigen, so bildete sich in der Schweiz die Eidgenossenschaft gegen das Haus Habsburg. In ähnlicher Weise schlossen die Ritter der verschiedenen Landschaften Bünde, wie den der Schlegler, den von St. Georg u. a., um die Unabhängigkeit und die Rechte ihres Standes, worunter sie freilich besonders das Raubritterwesen meinten, zu wahren. 1377 war der schwäbische Städtekrieg zwischen den Städten und Graf Eberhard von Württemberg entbrannt, und 1386 kam es in Schwaben zu einem allgemeinen Kampf des territorialen Fürstentums gegen die Eidgenossenschaft und die städtischen Bünde. Nur die erstere siegte über die Österreicher bei Sempach (1386) und Näfels (1388) und sicherte ihre Selbständigkeit. Der schwäbische Städtebund erlitt durch Eberhard 1388 bei Döffingen, der rheinische durch Ruprecht von der Pfalz bei Worms (1388), der wetterauische durch die Ritterschaft bei Eschborn blutige Niederlagen; auch Straßburg und die fränkischen Städte wurden von den Nachbarfürsten hart bedrängt, und wenn auch die Städte nicht völlig unterworfen wurden und als dritter Reichsstand neben Kurfürsten und Fürsten bestehen blieben, so hatten doch ihre Macht und ihr Einfluß eine empfindliche Einbuße erlitten.

Wenzel hatte sich anfangs der Städte angenommen, in denen er eine Stütze für die Königsgewalt gegen die Fürsten erkannte; nun aber gab er sie auf dem Reichstag zu Eger 1389 preis, indem er jede fernere Einung von Städten verbot. Gleichwohl sicherte er sich durch diese Nachgiebigkeit die Anhänglichkeit der Fürsten nicht. Als er sich bei seinen Bemühungen, die Kirchenspaltung zu beendigen, mit Papst Bonifacius IX. überwarf, setzten ihn die rheinischen Kurfürsten auf dessen Antrieb und unter dem Vorwand, daß er durch Übertragung des Reichsvikariats in der Lombardei auf Galeazzo Visconte von Mailand wichtige Reichsrechte preisgegeben, 1400 ab und wählten statt seiner **Ruprecht von der Pfalz** (1400-1410), den zweiten Wittelsbacher auf dem deutschen Thron. Wenzel verweigerte allerdings die Anerkennung seiner Absetzung, that aber fast nichts, um sie zu verhindern. Wie er, so kümmerten sich auch die nord- und ostdeutschen Fürsten fast gar nicht mehr um das Reich. Ruprecht fand, nachdem er, um Visconte Mailand zu entreißen, einen unglücklichen Zug nach Italien unternommen hatte, der seine letzten Geldkräfte aufzehrte, kaum in Südwestdeutschland Anerkennung; Johann von Mainz stiftete 1405 den Marbacher Bund, der die königliche Gewalt völlig aufhob, und den Ruprecht vergeblich zu unterdrücken sich bemühte. Als er 1410 starb, spalteten sich die Kurfürsten in zwei Parteien, indem die eine den Markgrafen Jobst von Mähren, die andre den König Siegmund von Ungarn, Wenzels Bruder, zum Kaiser wählte. Da Wenzel noch immer Anspruch auf die deutsche Krone erhob, so drohte im Reich durch das Vorhandensein von drei Prätendenten auf den Thron die größte Verwirrung auszubrechen. Glücklicherweise starb Jobst 1411, Wenzel, der noch bis 1419 lebte, ließ sich mit dem Titel eines römischen Königs und dem Besitz Böhmens abfinden, und Siegmund ward nun als alleiniger Kaiser anerkannt.

Reformversuche in Kirche und Reich.

Siegmund (1410—37) nahm durch seine ansehnliche Hausmacht (Ungarn und Brandenburg) eine mächtige Stellung ein, und indem er, hochbegabt und gebildet, seine Würde im höchsten Sinn auffaßte und als deutscher König die Errichtung einer geordneten Reichsverfassung sowie als Kaiser und Schirmvogt der Kirche die Beseitigung des Schismas und eine Reform der Kirche sich zur Aufgabe stellte, schien das deutsche Kaisertum wieder an die Spitze des Abendlandes treten zu sollen, um so mehr, als England und Frankreich von neuem in heftigem Kriege gegeneinander entbrannt waren. Da es seit 1378 zwei Päpste, in Rom und in Avignon, gab, welche sich und ihre Obedienzen gegenseitig in den Bann thaten, und der Versuch der Kardinäle, auf dem Konzil von Pisa 1409 die Kirchenspaltung zu beenden, nur zur Wahl eines dritten Papstes geführt hatte, so war die Kirche, um sich aus ihrem Verfall zu retten, auf den Beistand des Kaisers angewiesen. Siegmund versammelte daher 1414 das **Konzil zu Konstanz**, eine glänzende Vereinigung von Prälaten, Doktoren und Geistlichen der gesamten abendländischen Christenheit, Gesandten fremder Könige und den meisten deutschen Reichsfürsten. Denn nicht bloß die Angelegenheiten der Kirche, sondern auch politische Dinge, die Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und England und die Reform des Deutschen Reichs, sollten beraten werden. Die Kirchenspaltung wurde durch Siegmunds Entschlossenheit und Klugheit und die Einigkeit der Konzilsväter, welche durch einen förmlichen Beschluß die Suprematie des Konzils über dem Papsttum aussprachen, rasch beendigt: die drei Päpste wurden abgesetzt, und ein Versuch des Herzogs Friedrich von Tirol, Johanns XXIII. Widerruf zu unterstützen, wurde energisch zurückgewiesen. Die Reform der Kirche jedoch, welche die päpstliche Allmacht erheblich beschränken und den Schwerpunkt in den national gegliederten Episkopat verlegen sollte, geriet bald ins Stocken, nicht am wenigsten durch die Schuld des Kaisers, der gerade in der entscheidenden Zeit behufs der Friedensvermittelung eine lange Reise nach Frankreich und England unternahm, auf welcher er nichts erreichte und nur durch Geldverlegenheiten die kaiserliche Würde aufs kläglichste kompromittierte. Die päpstliche Partei setzte es 1417 durch, daß noch vor der Kirchenreform die Wahl eines neuen Papstes vorgenommen wurde, und dieser, Martin V., löste 1418 das Konzil auf, nachdem er die Opposition durch Konkordate mit den einzelnen Nationen (mit der deutschen 21. März 1418) beschwichtigt hatte, die im wesentlichen alles beim alten ließen. Nur das Papsttum hatte also von dem Konzil Vorteil gezogen.

Auch die Reform der Reichsverfassung kam nicht zu stande, obwohl Siegmund in Konstanz einen der eifrigsten Anhänger derselben, Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, zur Belohnung für frühere Dienste mit einem der bedeutendsten Reichsfürstentümer, mit Brandenburg, belehnte (1417). Siegmund fehlte es bei allen seinen Unternehmungen an Ausdauer; sich auf ein nahes Ziel zu beschränken und daran bis zur Erreichung desselben festzuhalten, war seine Sache nicht. Und doch wäre eine Reform besonders der deutschen Heeresverfassung, wie sie damals geplant wurde, für D. höchst notwendig gewesen. Denn unmittelbar nach dem Konzil wurde es in die furchtbare Krisis der **Hussitenkriege** (s. d.) gestürzt, in denen es mit einer von religiösem und nationalem Fanatismus erfüllten und zur höchsten Kraftentfaltung begeisterten Volksmasse zu kämpfen hatte, der das

schwerfällige deutsche Heerwesen sich nicht gewachsen zeigte. Große deutsche Ritterheere, geführt vom Kaiser selbst oder den angesehensten Reichsfürsten, erlitten von rohen Bauernhaufen schmähliche Niederlagen; die siegreichen Hussitenscharen überfluteten endlich die Böhmen benachbarten Lande raubend und verwüstend, und das mächtige Deutsche Reich ließ dies wehrlos geschehen. Erst als die Böhmen, durch Parteiungen gespalten, sich selbst mit Erbitterung bekämpften und aufrieben, gelang es, durch einen Vertrag mit der gemäßigten Partei, den Kalixtinern, die sogen. **Prager Kompaktaten** (1433), den Aufstand zu dämpfen, so daß Siegmund 1436 den seit Wenzels Tod (1419) erledigten böhmischen Thron besteigen konnte. Trotz dieser beschämenden Erfahrungen waren alle Versuche Siegmunds, des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg und Friedrichs des Streitbaren von Sachsen, den verrotteten Reichskörper umzugestalten, vergeblich. Die Wiederaufnahme des kirchlichen Reformwerks durch das **Baseler Konzil** (1431—48) führte zu einem heftigen Konflikt zwischen Konzil und Papst, während dessen Siegmund 9. Dez. 1437 ohne männliche Nachkommen starb und das luxemburgische Kaiserhaus erlosch.

Durch die Wahl der Kurfürsten gelangte Siegmunds Schwiegersohn und Erbe, Herzog Albrecht von Österreich, König von Böhmen und Ungarn, auf den Thron. **Albrecht II.** regierte aber nur ein Jahr (1438—39). Ihm folgte sein Vetter **Friedrich III.**, Herzog von Steiermark (1440—93), der gewählt wurde, obwohl oder gerade weil man seine Unfähigkeit kannte. In der That ist Friedrichs Regierung wie die längste, so die ruhmloseste und schädlichste gewesen, die D. gehabt hat. Weder bemühte er sich um die dringend notwendige und von vielen ersehnte Reform der Kirche und des Reichs, noch that er etwas, um die Angriffe auf Deutschlands Sicherheit und Integrität abzuwehren und das Reich vor Verlusten zu hüten. Im Gegenteil beschwor er durch seinen kurzsichtigen Eigennutz selbst die Gefahren herauf. Der Streit zwischen Konzil und Papst war den kirchlichen Reformbestrebungen günstig, und noch bei Lebzeiten Albrechts II. hatten die Kurfürsten durch die Beschlüsse des Reichstags von Mainz (die sogen. Mainzer Acceptation, im März 1439) einen großen Teil der Reformdekrete des Konzils von Basel anerkannt und somit einen Weg betreten, der, energisch weiter verfolgt, zur Bildung einer nationalen deutschen, gegen die Übergriffe des Papsttums geschützten Kirche hätte führen können. Friedrich III. dagegen opferte 1445 gegen das Versprechen der Kaiserkrönung, welche, die letzte in Rom, 1452 stattfand, und gegen Zugeständnisse an seinen schmutzigen Geiz und Eigennutz die Rechte des Reichs auf, indem er ohne Zustimmung desselben das Baseler Konzil preisgab und den römischen Papst Eugen IV. anerkannte. Die Macht des Konzils war damit gebrochen; durch Einzelverhandlungen mit den Fürsten gelang es Eugens Nachfolger Nikolaus V., die deutsche Opposition zu sprengen, und die ganze Reformbewegung endete damit, daß der Kaiser 1448 mit dem Papst im Namen der deutschen Nation die Wiener oder **Aschaffenburger Konkordate** abschloß, in welchen dem römischen Stuhl alles das wieder zurückgegeben wurde, was durch die Beschlüsse von Basel hatte abgestellt werden sollen, während die von der Kurie gemachten Konzessionen illusorisch blieben.

Ebenso verliefen alle Verhandlungen auf den Reichstagen über Herstellung des Landfriedens u. Reform der Reichswehrverfassung infolge von Friedrichs Gleichgültigkeit resultatlos. Die Fürsten suchten die finanziellen Lasten der Reform möglichst auf die allerdings hierin leistungsfähigern Städte abzuwälzen; diese widersetzten sich daher aus nicht unberechtigtem Mißtrauen jeder Änderung des bestehenden Zustandes. Unthätig und teilnahmlos sah der Kaiser den zerstörenden territorialen Kämpfen zu, welche D. spalteten. In Sachsen wütete 1445—50 der Bruderkrieg zwischen Kurfürst Friedrich dem Sanftmütigen und Herzog Wilhelm; in Westfalen entspann sich die sogen. Soester Fehde (1444—49) zwischen Erzbischof Dietrich von Köln und der Stadt Soest, in welche eine große Anzahl andrer Reichsstände, wie Münster, Kleve u. a., verwickelt wurden; in Franken und Schwaben kämpfte der streitbare Markgraf Albrecht Achilles erst an der Spitze der Fürsten und Grafen gegen die Städte, vor allen gegen das mächtige Nürnberg, dann gegen die bayrischen und pfälzischen Wittelsbacher, welche wieder untereinander in fortwährender Fehde lagen. Währenddessen ging im Nordosten der preußische Ordensstaat dem Deutschtum verloren, indem der Orden, durch die Empörung der Landstände geschwächt, den Polen, von denen er 1410 bei Tannenberg schon einmal besiegt worden war, 1455—66 völlig erlag und im Thorner Frieden ganz Westpreußen abtreten, Ostpreußen aber von der polnischen Krone zu Lehen nehmen mußte. Im Südosten trieb Friedrich durch seine Bemühungen, die böhmische und die ungarische Krone an sich zu reißen, diese beiden Völker in einen feindlichen Gegensatz zu D. Beide wählten sich nationale Könige, die Böhmen Georg Podiebrad, die Ungarn Matthias Corvinus. Ersterer benutzte seinen Einfluß im Reich, um alle kirchlichen und politischen Reformpläne zu durchkreuzen; Matthias wurde durch Friedrichs fortgesetzte Versuche, ihn zu stürzen, genötigt, seine Waffen gegen ihn zu kehren, und konnte sich nicht mit ganzer Kraft den Türken entgegenstellen, welche seit der Eroberung Konstantinopels (1453) Ungarn immer mehr bedrängten und 1469 zuerst die Grenzen Deutschlands überschritten. Der Kaiser ward endlich von Matthias aus seinen Erblanden vertrieben und irrte lange Zeit als ohnmächtiger Flüchtling im Reich umher, Städten und Klöstern ein beschwerlicher Gast. Im Westen begann Friedrich 1443 eine Fehde gegen die Eidgenossen, um die alten habsburgischen Hoheitsrechte wiederzuerobern, und als er allein nichts ausrichtete, rief er die unter dem Namen der Armagnaken (s. d.) bekannten und berüchtigten französischen Söldner unter dem Dauphin zu Hilfe, welche zwar von den tapfern Schweizern bei St. Jakob an der Birs zurückgeworfen wurden, aber nun um so schrecklicher im Elsaß hausten; ja, sogar von der Eroberung dieses Landes war damals unter den Franzosen die Rede.

Auch der Bildung eines völlig unabhängigen Reichs im Westen Deutschlands stellte Friedrich III. nicht das geringste Hindernis in den Weg, obwohl dieselbe wesentlich auf Kosten Deutschlands erfolgte. Die Herzöge von Burgund aus dem französischen Königshaus Valois, welchen Karl IV. bereits Deutsch-Burgund überlassen, hatten im Lauf des 14. und 15. Jahrh. die reichen, blühenden niederländischen Provinzen, das Mündungsgebiet des Rheins, der Maas und der Schelde, erworben. Seit 1467 wurde dies **burgundische Reich** von Karl dem Kühnen beherrscht, einem der glänzendsten Fürsten seiner Zeit, welcher das ganze linke Rheinufer zu erobern trachtete und durch den Königstitel die völlige Unabhängigkeit zu erringen hoffte. Friedrich III. trat ihm nicht entgegen, als er 1467 Lüttich eroberte, 1473 Gelderland und Zütphen erwarb, 1474 Neuß be-

lagerte und in das Elsaß seine Truppen einrücken ließ. Vielmehr war er nur bemüht, auf dies Reich für sein Haus die Antwartschaft zu erlangen. Er war sogar auf Verhandlungen über Verleihung des Königstitels an Karl den Kühnen eingegangen in der Hoffnung, für seinen Sohn Maximilian die Hand der einzigen Tochter des mächtigen Herzogs zu gewinnen. Diese Aussicht hatte sich bei Lebzeiten Karls zerschlagen; aber als dieser nach seinem unglücklichen Eroberungszug gegen die Schweizer, die ihn bei Granson und Murten 1476 besiegten, 1477 vor Nancy fiel, reichte seine Erbin Maria in der That dem stattlichen Kaisersohn ihre Hand und brachte ihm so den zum Deutschen Reiche gehörigen Teil ihrer Besitzungen zu, während die französischen Lehen sofort von König Ludwig XI. eingezogen wurden. 1489 erbte Friedrich III. auch Tirol, das bisher von einer habsburgischen Nebenlinie beherrscht worden, und 1490 starb Matthias Corvinus, worauf Friedrich wieder in den ungestörten Besitz seiner österreichischen Erblande gelangte; mit dem Jagellonen Wladislaw, König von Böhmen, der Matthias' Nachfolger in Ungarn wurde, schloß Maximilian 1491 den Vertrag von Preßburg, welcher die habsburgische Erbfolge auch in Böhmen und Ungarn in Aussicht stellte. Nach den größten Demütigungen, in schimpflicher Ohnmacht begründete also dieser träge, indolente Kaiser Friedrich III. die *Weltherrschaft des Hauses Habsburg*, indem er Land auf Land teils selbst erwarb, teils durch Verträge für die Zukunft sicherte; in ihm prägte sich am schärfsten jenes Streben nach Erwerbung einer großen Hausmacht aus, welches die Kaiser dieser Periode charakterisierte, freilich in einer Weise, die D. und dem deutschen Kaisertum nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden gereichte. Was Habsburg gewann, war dem deutschen Volk nicht gewonnen, sondern verloren; denn indem der Schwerpunkt der habsburgischen Weltmacht außerhalb des Reichs gelegt ward, wurden auch seine deutschen Besitzungen D. entfremdet.

Edler und erhabener faßte *Maximilian I.* (1493—1519) seine Stellung auf, der, bereits 1486 zum römischen König erwählt, nach seines Vaters Tod 1493 auf dem deutschen Thron folgte. Wiederum war es doch das Kaisertum als die höchste weltliche Macht der Christenheit, was die Phantasie und den Ehrgeiz dieses begabten, ritterlichen Herrschers vornehmlich beschäftigte und ihn zu kühnen Unternehmungen anreizte. Jedoch war er bereit, wenn die Reichsstände ihm Truppen und Geld für seine Kriegspläne bewilligten, dem Reich eine Verfassung zu geben, welche ihm Frieden und gesetzliche Ordnung verbürgten. Im Einverständnis mit den angesehensten Reichsfürsten, wie Berthold von Mainz, Friedrich von Sachsen, Johann von Brandenburg, Eberhard von Württemberg u. a., berief er daher 1495 den *Reichstag von Worms*, auf dem die neue Organisation beschlossen werden sollte. Zunächst verkündete er hier den *ewigen allgemeinen Landfrieden*, durch welchen nicht bloß für eine bestimmte Zeit und für eine einzelne Landschaft, sondern für immer und im ganzen Reich alle Fehden bei Strafe der Reichsacht verboten und jedermann zum Austrag von Streitigkeiten auf den Rechtsweg verwiesen wurde. Um diesen allen zu sichern, wurde das *Reichskammergericht* begründet, dessen besoldete Mitglieder teils vom Kaiser, teils von den Reichsständen zur Hälfte aus dem Ritterstand, zur Hälfte aus gelehrten Juristen ernannt werden sollten. Um die Kosten für dies Gericht zu bestreiten und die Mittel für Aufstellung einer Truppenmacht zu beschaffen, welche jeden Bruch des Landfriedens strafen und die Exekution der Urteile des obersten Gerichts vollstrecken konnte, wurde die Einführung einer allgemeinen Reichssteuer, des *gemeinen Pfennigs*, beschlossen. Alle Jahre sollte der Reichstag zusammentreten, um über den Landfrieden, die Vollziehung der kammergerichtlichen Urteile und des Reiches Wohl überhaupt zu wachen. Die Zusammensetzung des Reichstags war so geordnet, daß die Kurfürsten und die Fürsten besondere, die sogen. obern Kollegien waren; die Städte waren als drittes Kollegium zugelassen, jedoch wurde ihr Recht auf ein beschließendes Votum immer wieder angefochten, und ihr Einfluß beschränkte sich meist darauf, daß sie durch ihren Einspruch einen Beschluß, besonders Geldauflagen, verhindern konnten. Die Reichsritterschaft war auf den Reichstagen nicht vertreten. Im ganzen gab es 250 Reichsstände; da jedoch die kleinern Reichsstände keine Viril-, sondern nur gemeinsame Kuriatstimmen hatten, so zählte der Reichstag wenig mehr als 100 Stimmen. Die Reichsversammlung war jedoch zu einer kontrollierenden Aufsichtsbehörde wegen der Schwerfälligkeit und Weitläufigkeit ihrer Beratungen nicht tauglich. Maximilian gab daher 1500 auf dem Reichstag zu Augsburg seine Zustimmung zur Errichtung eines bleibenden Ausschusses der Stände, des *Reichsregiments*, das aus 20 Mitgliedern, 6 Vertretern der Kurfürsten, 12 der Fürsten, Grafen und Prälaten und 2 der Städte, bestand. Zur bessern Durchführung aller dieser Maßregeln wurde das Reich in sechs, 1512 in zehn *Kreise* geteilt, an deren Spitze je ein Direktorium stand: der *österreichische*, der *bayrische*, der *fränkische*, der *kurrheinische*, der *oberrheinische*, der *burgundische*, der *niederländisch od. westfälische*, der *niedersächsische* u. der *obersächsische Kreis* (s. die einzelnen Artikel). Böhmen mit seinen Nebenländern und die Schweiz blieben ganz außerhalb der Reichsverfassung. Letztere weigerte sich, den ewigen Landfrieden anzunehmen und sich dem Kammergericht zu unterwerfen. Maximilian unternahm einen Kriegszug gegen sie, um sie dazu zu zwingen; indes nicht genügend vom Reich unterstützt, richtete er nichts aus und mußte sie im Baseler Frieden (1499) faktisch aus dem Reichsverband entlassen.

Diese Reichsverfassung, wie sie nach mühsamen Verhandlungen zu stande gebracht wurde, hatte ein durchaus oligarchisches Gepräge, indem den Kurfürsten der entscheidende Anteil an den wichtigsten Behörden eingeräumt wurde. Selbst die Fürsten waren nicht mit derselben einverstanden, noch weniger natürlich die Städte und die Reichsritter, welche ihre Bedeutung als der Wehrstand des Reichs seit dem Aufkommen der Landsknechtheere verloren hatten, denen nun auch das Fehdehandwerk gelegt wurde, und denen man nicht die geringsten politischen Rechte einräumte. Dennoch würde unter der Leitung so vortrefflicher Männer wie Bertholds von Mainz und Friedrichs des Weisen eine Befestigung und ein Ausbau der neuen Organisation wohl möglich gewesen sein, wenn Kaiser Maximilian dem Werk seine nachhaltige Gunst und Unterstützung zugewendet hätte. Die Beschränkungen seiner monarchischen Gewalt waren allerdings bedeutend, indes doch nicht thatsächlich, sondern bloß, wenn man das Kaisertum in seiner frühern Machtfülle im Auge hatte, und Maximilian hätte sich dieselben auch auf die Dauer gefallen lassen, wenn ihm nur die Wiederherstellung der Kaisergewalt in Italien, nach der er vor allem strebte, geglückt wäre. Daß aber seine italienischen Feldzüge alle erfolglos blieben, maß er dem geringen Beistand bei, welchen die Fürsten ihm leisteten, während er

doch nur unter der Voraussetzung kräftiger Unterstützung der Reichsreform zugestimmt hatte. Ärgerlich und mißgestimmt, legte er jetzt der Durchführung derselben Schwierigkeiten in den Weg; das Reichsregiment mußte sich 1502 wieder auflösen, dem Kammergericht trat des Kaisers Hofgericht, der Reichshofrat in Wien, zur Seite und zog ebenfalls Reichsangelegenheiten vor sein Forum. Ja, als 1505 im wittelsbachischen Haus über das Landshuter Erbe eine Fehde ausbrach, nahm Maximilian an derselben teil, um sich ein Stück von dem Erbe anzueignen. Unerschöpflich in neuen Entwürfen, aber ohne Ausdauer, brachte er weder einen großen Kriegszug gegen die Türken zu stande, noch gelang es ihm, die Franzosen aus Italien zu vertreiben; da er Rom nicht erreichen konnte, legte er sich als erster deutscher Herrscher den Kaisertitel bei, ohne mit der Kaiserkrone gekrönt zu sein. Dagegen begünstigte ihn wie seinen Vater das Glück bei der Erhöhung der Macht seines Hauses durch Familienverbindungen. Die Vermählung seines Sohns Philipp des Schönen mit der spanischen Infantin Johanna, der Tochter und Erbin Isabellas von Kastilien und Ferdinands von Aragonien, verschaffte dem Haus Habsburg den Besitz der spanischen Monarchie, zu welcher das neuentdeckte Amerika und in Italien die Königreiche Neapel, Sizilien und Sardinien gehörten, ein Besitz, den sein ältester Enkel, Karl, 1516 antrat. Durch die Vermählung seines zweiten Enkels, Ferdinand, mit der Schwester des Königs Ludwig von Böhmen und Ungarn verstärkte er die Aussichten auf Erwerbung dieser Königreiche. Schmerzlich berührte es ihn nur, daß er nicht noch vor seinem Tod seinem Enkel Karl die Kaiserkrone sichern konnte. Als er im Januar 1519 starb, hinterließ er D. ohne Oberhaupt in einem der entscheidendsten Wendepunkte seiner Geschichte.

Die Reformationszeit.

Im Beginn des 16. Jahrh. waren die Dinge in D. in lebendigster Bewegung und Gärung. Die Verhandlungen über die Reichsreform hatten die politischen Verhältnisse in Fluß gebracht, überall Wünsche und Forderungen angeregt, die nur zum Teil in Erfüllung gingen, und das Verlangen nach einer gründlichen Umgestaltung der Dinge, besonders in den niedern Ständen der Ritter, Bürger und Bauern, gesteigert. Die Verwirrung im Reich, die Verluste des Deutschtums an den Grenzen und der verschwundene Glanz des Kaisertums wurden um so bitterer empfunden, als die Deutschen jener Zeit im Bewußtsein ihrer üppigen Volkskraft stolz und hochstrebend waren und keinem Volk den Vorrang vor sich einräumen wollten, wie sie denn im Ausland überall als hochmütig und gewaltthätig bekannt waren. Allerdings nur in diesem Verlangen einer Änderung, nicht über die Art derselben waren die Unzufriedenen einverstanden. Der Ritterstand wünschte wieder, wie in der staufischen Zeit, der herrschende Kriegerstand zu sein unter einem mächtigen Kaiser, der große Eroberungszüge unternehme, auf denen Ruhm und Beute zu erwerben seien. Die Bürger verlangten dagegen vor allem Schutz von Handel und Gewerbe durch ein kräftiges Regiment, an dem sie einen ihren finanziellen Leistungen entsprechenden Anteil hätten. Neben den Bürgern gab es aber in den Städten eine niedere Handwerkerbevölkerung, welche die herrschende mehr oder weniger aristokratische Verfassungsform umzustoßen und eine rein demokratische zu errichten strebte. Diese ärmern Stadtbewohner berührten sich in ihren Bestrebungen mit den Bauern, welche ihre elende Lage unter dem Druck von Steuern und Fronen und unter der Willkür ihrer großen und kleinen Herren seit 100 Jahren um so bitterer empfanden und um so ungeduldiger ertrugen, als die Kämpfe der Schweizer und die Hussitenkriege sowie die Bedeutung der aus Bürgern und Bauern gebildeten Landsknechtheere sie gelehrt hatten, welche Macht in der entfesselten Volkskraft verborgen war. Wiederholte Aufstände von Bauernbünden in Schwaben und am Oberrhein hatten gezeigt, daß es sich in diesem unterdrückten, wehrlosen Stand regte, und je härter die Tyrannei war, unter welcher er seufzte, desto radikaler waren ihre Reformideen, die unter dem Einfluß religiöser Schwärmer, wie bei den Taboriten, oft einen rein kommunistischen Charakter annahmen.

Zu diesen Gärungselementen traten nun die geistige Bewegung des Humanismus und die kirchliche Reformfrage hinzu. Beide flossen in D. ineinander, indem der Aufschwung der Künste und Wissenschaften durch die Wiederbelebung des klassischen Altertums und die neuen Entdeckungen, die Gründung zahlreicher Universitäten und Schulen und die Ausbreitung der Bildung über weitere Kreise infolge der Erfindung der Buchdruckerkunst das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit und Freiheit in den Menschen weckten und die Entrüstung über die Entartung der Kirche und über die Schmach, von einem so rohen, sittenlosen und unwissenden Klerus beherrscht und ausgebeutet zu werden, aufs höchste steigerten. Das Verlangen nach einer Abstellung der kirchlichen Mißstände war so allgemein und so mächtig, daß sich fast niemand außer den Dominikanern ihm zu widersetzen und die herrschende Kirche zu verteidigen wagte, daß die ernsten wie die satirischen Angriffe gegen die Hierarchie und ihre Vorkämpfer mit Begeisterung begrüßt wurden und selbst den Beifall hoher Prälaten fanden. So bedurfte es nur eines Anstoßes, eines erlösenden Wortes, um einen Sturm in der öffentlichen Meinung zu entfesseln, der das Gebäude der mittelalterlichen Kirche bis in seine festesten Grundlagen erschütterte. Dies Wort sprach Luther, indem er 31. Okt. 1517 die 95 Thesen gegen den Ablaß an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg schlug. Sein mannhaftes Auftreten wurde als der Beginn der ersehnten Reform mit Freuden begrüßt. Wie sich dieselbe gestalten solle und werde, war freilich fast allen ebenso unklar wie die politische Reform, welche man wünschte. In beiden Fragen kam es hauptsächlich darauf an, welcher Kaiser den Thron besteigen würde.

So war die Lage in D., als die Kurfürsten nach mehrmonatlicher Thronvakanz sich im Mai 1519 in Frankfurt zur Neuwahl eines Kaisers versammelten; mit Ausnahme des Königs von Böhmen erschienen sie alle persönlich, denn die zu treffende Entscheidung war ebenso wichtig wie schwierig. Gern hätten die Kurfürsten einen der Ihrigen, nämlich Friedrich den Weisen, gewählt, was auch der Papst wünschte; aber Friedrich lehnte es ab, die schwere Würde auf sich zu nehmen. So kamen nur Karl von Spanien und Franz I. von Frankreich als Thronbewerber in Frage, welche beide sich um die Kaiserkrone bewarben, um in dem bevorstehenden Kampf der beiden in Italien und Burgund rivalisierenden Staaten Spanien und Frankreich durch den Besitz der höchsten Würde der Christenheit ihre moralische und physische Macht zu verstärken. Franz hatte die Mehrzahl der Kurfürsten zwar durch Bestechung für sich gewonnen, obgleich sein herrisches, gewaltthätiges Auftreten in seinem Erbreich schwere Bedenken erregte. Im letzten Moment siegte aber Karl. Er galt doch als Deutscher, besaß ansehnliche Teile des Deutschen Reichs, und

während man die Gefahr seiner allzu großen Macht für die Freiheit der Reichsstände durch eine Wahlkapitulation unschädlich zu machen beschloß, welche ihm besonders die Wiedereinsetzung eines Reichsregiments zur Pflicht machte, erhoffte man zugleich von ihm die Wiederherstellung des Glanzes der deutschen Kaiserkrone und der äußern Machtstellung des Reichs. Auch die Entschiedenheit, mit der sich die öffentliche Meinung in D. für das »junge Blut von Österreich« aussprach, die Drohungen, welche die Führer des nach der Vertreibung des Herzogs Ulrich von Württemberg bis in die Nähe Frankfurts vorgedrungenen schwäbischen Bundesheers gegen die Anhänger Franz' I. verlauten ließen, trugen dazu bei, daß **Karl V.** (1519—1556) zum Kaiser gewählt wurde. Hiermit war das Schicksal Deutschlands zu seinem Unglück entschieden. In der wichtigen Krisis, vor der es stand, hätte es eines einsichtigen und entschlossenen Führers bedurft. Karl V. war der rechte Mann nicht und konnte es nicht sein. Bei seinem Streben nach der Weltherrschaft war ihm zwar die Kaiserkrone erwünscht, aber die materielle Grundlage seiner Macht bildete die starke spanische Monarchie. D. blieb ihm nur ein Nebenland, dessen Kräfte er wohl, soweit möglich, ausnutzen, dessen Wohl er aber die eignen Interessen nicht widmen oder aufopfern wollte. Ohne tieferes religiöses Gefühl ganz im Bann der mittelalterlichen Kirche befangen, war er einer durchgreifenden kirchlichen Reform durchaus abgeneigt, wenn er auch die Opposition gegen die päpstliche Hierarchie gelegentlich zu seinem Vorteil ausbeutete, um den Papst in politischen Dingen gefügiger zu machen. Er war also weder gewillt, noch im stande, die Hoffnungen, mit denen das deutsche Volk ihn begrüßte, zu erfüllen. Die Deutschen haben das freilich erst spät, zum Teil gar nicht eingesehen.

Erst im Herbst 1520 erschien Karl V. in D., um sich in Aachen krönen zu lassen und dann den **Wormser Reichstag** abzuhalten. Auf diesem wurden 1521 die Bestellung eines ständischen Reichsregiments während der Abwesenheit des Kaisers von D., die Reform des Reichskammergerichts, die Aufstellung einer Matrikel für die Bezahlung der Kosten durch die Stände, endlich die Festsetzung der Truppenmacht, mit der das Reich fortan den Kaiser in Italien zu unterstützen hatte, durch Vereinbarung zwischen den Fürsten und dem Kaiser rasch erledigt. Denn schon drohte der Krieg mit Frankreich in Oberitalien auszubrechen, dessen siegreiche Beendigung Karl vor allem am Herzen lag. Es war ihm gelungen, Papst Leo X. durch die Zusage für sich zu gewinnen, daß er der Ketzerei in D. ein Ende machen und den bereits mit dem Bann belegten Luther auch mit weltlichen Strafen züchtigen wolle. Da die Stände sich weigerten, jemand ungehört zu verdammen, wurde der Wittenberger Mönch vor den Reichstag citiert. Er erschien trotz der Gefahr eines grausamen Todes, die ihm drohte, und gab vor versammelten Kaiser und Ständen 18. April 1521 auf die Forderung des Widerrufs jene mannhafte Antwort, die ihm die Herzen vieler Fürsten, vor allem aber des deutschen Volkes gewann. Karl blieb von der religiösen Begeisterung, die aus dem schlichten Mönch und aus der mächtigen Bewegung im Volk sprach, ungerührt. Zwar schonte er Luther, aber als er abgereist war und die meisten Stände Worms verlassen hatten, sprach er über ihn die Acht aus und erließ das **Wormser Edikt**, welches die weitere Verbreitung der ketzerischen Lehre Luthers aufs strengste verbot und alle ihre Anhänger und Beschützer mit gleicher Strafe der Acht bedrohte. Hiermit sagte sich der neue Beherrscher Deutschlands von der kirchlichen Reformbewegung los und stellte sich dem religiösen und nationalen Ziel der Besten des deutschen Volkes, nämlich Befreiung von dem pontifikalen Joch und Begründung einer nationalen, wahrhaft christlichen Kirche, fremd, ja feindselig gegenüber. Nachdem er die österreichischen Erblande und die Verwaltung des 1519 eroberten Herzogtums Württemberg seinem Bruder Ferdinand übertragen hatte, verließ er 1521 D. wieder, um erst nach neun Jahren (1530) dahin zurückzukehren.

Obwohl die Zurückweisung der Wünsche des Volkes durch das Wormser Edikt hier und da bereits den Ausbruch von Unruhen zur Folge hatte und während Luthers Exil auf der Wartburg in Sachsen die Schwarmgeister und Bilderstürmer sich regten, nahm das in Nürnberg zusammentretende Reichsregiment die Sache der kirchlichen und politischen Reform mit Ernst in die Hand. Der neue Papst, Hadrian VI., kam den Wünschen der deutschen Nation wenigstens darin entgegen, daß er die Abstellung der schlimmsten Mißbräuche ebenfalls beabsichtigte. Der Nürnberger Reichstag faßte 1523 die Forderungen Deutschlands in 100 Gravamina (»Beschwerden«) zusammen, verlangte binnen Jahresfrist ein allgemeines, freies Konzil auf deutschem Boden, auf dem auch die Laien Sitz und Stimme hätten, und forderte bis zu demselben die freie Verkündigung des reinen, lautern Evangeliums. Aber da das Reichsregiment zu gleicher Zeit eine festere Organisation des Reichs beriet und mit dem Plan umging, die Kosten der neuen Gerichts- und Heeresverfassung durch Errichtung einer Reichszolllinie aufzubringen, sagten sich die Städte in engherzigem Eigennutz vom Regiment los und betrieben beim Kaiser die Auflösung desselben. Noch mehr waren die Ritter durch den Gang der Dinge enttäuscht worden. Statt einer religiösen und politischen Reform, die dem Ritterstand wieder zu Macht und Ansehen verholfen hätte, wie **Sickingen** und sein feuriger, leidenschaftlicher Freund **Hutten** sie geträumt hatten, ward die Regierung im Reich den verhaßten Fürsten übertragen. 1522 vereinigten sich die alten Ritterbünde am Rhein und Main zu einer Erhebung für religiöse und politische Freiheit gegen die fürstliche Allgewalt, der sich, wie sie hofften, auch die Städte anschließen würden. Sie begann mit dem Überfall Sickingens auf Trier (1522); doch dieser mißlang, die Fürsten am Mittelrhein verbanden sich zu rascher und kräftiger Gegenwehr, welcher die Reichsritter bald unterlagen; Sickingen fiel bei der Verteidigung seiner Feste Landstuhl (1523), Hutten endete in der Schweiz im Elend.

Mit Schlauheit und List wußten der Papst Clemens VII., ein Mediceer, der nach Hadrians frühem Tode den römischen Stuhl bestiegen, und sein Legat in D., Campeggi, diese Erhebung der Ritter gegen die Reformbestrebungen auszubeuten. Campeggi vereinigte auf dem Regensburger Konvent (Juni 1524) mehrere weltliche Fürsten, wie den Erzherzog Ferdinand und die bayrischen Herzöge, und die süddeutschen Bischöfe zu dem Beschluß, daß einige kirchliche Mißbräuche abgestellt, der weltlichen Gewalt mehrere Zugeständnisse (und pekuniäre Vorteile) eingeräumt, dafür aber die Lutherschen Lehrmeinungen nicht geduldet werden sollten. Zuerst also trennten sich die Anhänger der päpstlichen Hierarchie von der gemeinsamen Sache und verursachten so die religiöse Spaltung in D., welche gerade zu verhüten die oberste nationale Pflicht gewesen wäre. Diese rückläufige Strömung wurde verstärkt durch die Erhebung des Bauernstandes im **Bauernkrieg**. Die evangelische

Freiheit, welche Luther und seine Freunde verkündigten, wollten die hart bedrückten Bauern auf ihre soziale Lage ausgedehnt wissen, wie denn auch die Heilige Schrift von Hierarchie, von Scheidung der Stände, von Zehnten, Privilegien und Fronen nichts sage. Die zwölf Artikel, welche anfangs das Programm der Bewegung, das »Manifest des gemeinen Mannes« waren, beschränkten sich darauf, das göttliche Recht des Menschen auf Freiheit zu behaupten und die freie Predigt des Evangeliums, die Wahl der Pfarrer, Abschaffung der Leibeigenschaft, des kleinen Zehnten, des Jagd- und Waldrechts der Herren und der Fronen zu fordern. Bald aber artete der Aufstand in wilde Zerstörungswut aus. Die zuchtlosen Bauernscharen sengten und brannten alles nieder, was sich ihnen entgegenstellte, Klöster und Burgen, und verübten die furchtbarsten Grausamkeiten; alle Versuche, Ordnung und Einheit in die Masse zu bringen, waren erfolglos. So war es dem Heer des Schwäbischen Bundes möglich, in Süddeutschland die Empörung zu unterdrücken, während die mitteldeutschen Fürsten unter Führung Kursachsens die Scharen des schwärmerischen Fanatikers Thomas Münzer bei Frankenhausen vernichteten (1525). Die Ordnung in D. war wiederhergestellt, aber die Lage des Bauernstandes wurde schlimmer als vorher; eine Befreiung und Erhebung desselben aus geistigem und materiellem Druck durch die Reformation war nun unmöglich, wenn auch die Funken mystisch-schwärmerischer Erregung noch lange unter der Asche fortglommen. Nicht das Volk war fortan der Träger der großen religiösen Bewegung, sondern die Reichsstände, und ihre Sonderinteressen verflochten sich fortan auf verhängnisvolle Weise mit derselben.

Während das Reichsregiment, nach Eßlingen verlegt, noch kurze Zeit eine ohnmächtige Scheinexistenz fortführte, entschlossen sich nun die Anhänger der Reformation, ebenso wie ihre Gegner auf dem Regensburger Konvent, zu selbständigem Vorgehen. Der Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, die Markgrafen von Ansbach und Baireuth, die Herzöge von Pommern und Mecklenburg, mehrere der braunschweigischen Herzöge, die Fürsten von Anhalt und die Grafen von Mansfeld, ferner der Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, der den geistlichen Staat Ostpreußen in ein weltliches Herzogtum verwandelte, führten die Kirchenreform nach Luthers Anweisung, der so wider Willen zu einer fast herrschenden Stellung erhoben wurde, in ihren Territorien durch. Die bischöfliche Gewalt für sich beanspruchend, beseitigten sie alles, was der Lehre der Heiligen Schrift widersprach, besonders Cölibat und Messe; der öffentliche Gottesdienst und das Schulwesen wurden reorganisiert, die Klöster säkularisiert und ihre Güter zu Kirchen- und Schulzwecken bestimmt, freilich nur teilweise; ein großer Teil des eingezogenen Kirchenguts diente auch zur Vermehrung des fürstlichen und des landständischen Vermögens. Den Fürsten schlossen sich die bedeutendsten Reichsstädte an, wie Lübeck, Bremen, Hamburg, Magdeburg, Ulm, Augsburg, Frankfurt, Straßburg und Nürnberg; die Künste und Wissenschaften blühten in ihnen unter dem Schutz religiöser Freiheit auf. Ohne Zweifel ist die geistige Einheit des deutschen Volkes dadurch gefördert worden, daß die hochdeutsche Sprache als Kirchen- und Schulsprache der Reformation wieder in Norddeutschland herrschende Schriftsprache wurde; im 15. Jahrh. drohte der Norden des Reichs sich politisch wie sprachlich vom Süden gänzlich loszulösen. Indes durch die eigenmächtige Reform der Stände wurde auch der fürstliche Partikularismus sehr gekräftigt, individuelle dogmatische Überzeugungen der Fürsten und ihrer Theologen machten sich mehr und mehr geltend und führten eine Zersplitterung der reformatorischen Thätigkeit herbei, welche den Samen religiöser Zwietracht säete. Und als die evangelischen Stände, nachdem sich die einflußreichsten Mitglieder im Torgauer Bund (Juni 1526) über eine gemeinsame Haltung verständigt hatten, auf dem Reichstag in Speier im August 1526 den Beschluß erwirkten, daß »in Sachen der Religion und des Wormser Edikts jeder Reichsstand so leben, regieren und es halten solle, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue«, war damit die nationale Zerrissenheit, wie sie durch die Entstehung selbständiger Territorien in den letzten Jahrhunderten sich gestaltet hatte, auch auf das kirchliche und religiöse Leben übertragen und durch den Grundsatz »Cujus regio, ejus religio« die Hoffnung, an der Hand der Reformation auch eine nationale Einheit zu schaffen, für immer vereitelt. Der Gegensatz zwischen Luther und Zwingli, welcher auf dem zu ihrer Versöhnung berufenen Religionsgespräch zu Marburg (1529) durch Luthers Starrsinn unheilbar wurde, vermehrte die religiöse Spaltung, da die süddeutschen Stände, besonders die Reichsstädte, mehr zu den Schweizer als zu den Wittenberger Reformatoren hinneigten.

Die unerwartete Zustimmung des Kaisers zu den Beschlüssen des Speierer Reichstags war durch politische Erwägungen veranlaßt worden, welche, durch die Beziehungen zu Frankreich und dem Papst bedingt, mit deren Veränderung auch eine andre Richtung annahmen. In dem Krieg mit Franz I. von Frankreich 1521—26, bei dem es sich vor allem um die Herrschaft in Italien handelte, hatten die kaiserlichen Heere nach manchem Wechsel des Kriegsglücks endlich 24. Febr. 1525 den entscheidenden Sieg von Pavia davongetragen, der die französische Armee vernichtete und den König Franz selbst dem Kaiser in die Hände lieferte. Nach langer Gefangenschaft mußte sich Franz zu dem Frieden von Madrid (14. Jan. 1526) verstehen, in welchem er auf Neapel und Mailand verzichtete und selbst Burgund herauszugeben versprach. Beide Herrscher verbanden sich zu gemeinsamem Vorgehen sowohl wider die Türken als wider die Ketzer, »die sich vom Schoß der heiligen Kirche losgerissen«. Aber kaum in Freiheit gesetzt, brach Franz I. den Vertrag und schloß mit dem Papst Clemens VII., der seinen Eidbruch billigte, 22. Mai 1526 die Heilige Ligue von Cognac, welcher auch Heinrich VIII. von England seinen Beistand zusagte. Während der Krieg in Italien von neuem entbrannte, wurde auch die deutsche Macht des Hauses Habsburg in einen gefährlichen Krieg verwickelt. Die Ungarn erlagen in der Schlacht bei Mohács (29. Aug. 1526), wo ihr junger König Ludwig selbst fiel, einem neuen Angriff der Türken, und Ferdinand, Ludwigs Erbe in Ungarn und Böhmen, war nun selbst durch die türkische Macht bedroht. Karl mußte daher 1526 vorläufig von einem Einschreiten gegen die deutschen Ketzer Abstand nehmen. Aber als er durch die Erstürmung Roms (1527) Clemens VII. gedemütigt und zur Nachgiebigkeit geneigt gemacht, sodann einen Versuch der Franzosen, Neapel und Mailand wiederzuerobern, vereitelt hatte, schloß er mit dem Papst 1529 den Frieden von Barcelona, mit Franz den von Cambrai; in diesem verzichtete er auf Burgund, behielt aber die Herrschaft in Italien, welche nun auch Clemens anerkannte. Karl verpflichtete sich dagegen, wider die Ketzerei in

D. einzuschreiten, und der Bund der beiden Häupter der Christenheit wurde 1530 durch eine persönliche Zusammenkunft in Bologna und die *Kaiserkrönung Karls* daselbst (24. Febr., die letzte in Italien) besiegelt. Die heldenmütige Verteidigung Wiens gegen die Türken (Oktober 1529) und der Rückzug derselben beseitigten für einige Zeit auch die Türkengefahr.

Die veränderte Haltung des Kaisers wirkte schon auf den *zweiten Speierer Reichstag* 1529 entscheidend ein. Die der alten Kirche zugethanen Stände waren so zahlreich erschienen, daß sie die Majorität besaßen und der kaiserlichen Proposition gemäß beschlossen, daß das Wormser Edikt bestehen bleiben, den evangelischen Ständen jede weitere Neuerung, besonders Beeinträchtigung der geistlichen Obrigkeit, verboten sein und das Sektenwesen nicht geduldet werden solle. 19 evangelische Reichsstände, 5 Fürsten und 14 Städte, protestierten dagegen, daß in Gewissenssachen die Mehrheit gemeingültige Beschlüsse fassen könne; davon erhielten die Anhänger der neuen Lehre den Namen »Protestanten«. Im Mai 1530 kehrte der siegreiche Kaiser nach D. zurück und eröffnete 18. Juni die glänzende *Reichsversammlung zu Augsburg*. Als die evangelischen Stände seinem Befehl, die Neuerungen einzustellen, unter Berufung auf ihr Gewissen den Gehorsam verweigerten, verlangte er, daß ihm die Gegensätze der beiden Lehren in Kürze dargelegt würden. Dies geschah: am 25. Juni ward vor versammeltem Reichstag das Augsburgische Glaubensbekenntnis verlesen, welches, von Melanchthon verfaßt, die Unterschiede der neuen und der alten Lehre mild und leidenschaftslos entwickelte und die erstere fein und gewandt rechtfertigte. Die angesehensten katholischen Theologen reichten dagegen eine Gegenschrift, die Confutatio, ein. Hiermit erklärte Karl V. die Sache für erledigt und nahm Melanchthons Apologie der Confessio Augustana nicht an. Ohne sich auf Gewissensfragen einzulassen, verlangte Karl von den Protestanten, daß sie sich dem Papst wieder unterwerfen sollten, bis er das längst versprochene allgemeine Konzil in Rom zu stande gebracht haben würde, und der Reichstagsabschied sprach deutlich und scharf die Drohung aus: wenn die Protestanten nicht bis zum 15. April 1531 gutwillig zur alten Kirche zurückkehrten, würde die neue Lehre mit Gewalt ausgerottet werden.

Unter dem Eindruck dieser Drohung schlossen die Häupter der Protestanten Anfang 1531 den *Schmalkaldischen Bund* (s. d.) zur Verteidigung der evangelischen Freiheit und Abwehr aller Gewalt. Indes der Wunsch, seinen Bruder Ferdinand zum römischen König gewählt zu sehen, die von neuem drohende Türkengefahr und die Unsicherheit des Friedens mit Frankreich bewogen Karl vorläufig zur Nachgiebigkeit, und so kam es zum Abschluß des *Nürnberger Religionsfriedens*, der den Anhängern der Augsburgischen Konfession freie Religionsübung bis zum bevorstehenden Zusammentritt eines allgemeinen Konzils gestattete. Nachdem ein stattliches deutsches Heer die Türken zurückgetrieben hatte, begab sich Karl wieder nach Spanien, von wo er nach großartigen Rüstungen die Barbareskenstaaten an der Nordküste Afrikas zu unterwerfen begann; auch in neue Kriege mit Frankreich wurde er verwickelt, während Ferdinand für die Abwehr der Türken die Hilfe des Reichs immer wieder in Anspruch nehmen mußte. Die Berufung des Konzils verzögerte die Kurie unter allerlei Vorwänden, weil ihr der Verlust von einigen Hunderttausend Ketzern weniger gefährlich erschien als die Erneuerung der Konzilsbestrebungen von Konstanz und Basel.

So war den Protestanten eine längere Frist geschenkt, welche sie nicht säumten sich für die Ausbreitung der Reform nutzbar zu machen. Philipp von Hessen führte 1534 den 1519 vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg in sein von Österreich besetztes Land zurück, das nun dem Luthertum sich anschloß. In Norddeutschland mehrten sich die Anhänger der neuen Lehre von Tag zu Tag; selbst die Errichtung eines phantastisch-tollen Wiedertäuferreichs in Münster, welches durch die vereinigte Macht protestantischer und katholischer Fürsten 1535 vernichtet wurde, konnte die Ausbreitung des Protestantismus nicht hemmen. Brandenburg, Meißen, die pfälzischen Linien, endlich auch der Kurfürst Otto Heinrich von der Pfalz selbst, eine Anzahl Städte, ja sogar schon Bischöfe traten zur Reformation über. Die Bevölkerung in den Gebieten katholischer Fürsten, sogar in Böhmen und Österreich, war zum guten Teil protestantisch. Der einzige Fürst im Norden, welcher der alten Kirche treu blieb, Herzog Heinrich von Braunschweig, wurde infolge von gewaltthätigen Angriffen auf die Reichsstädte Goslar und Braunschweig vom Schmalkaldischen Bund aus seinen Landen vertrieben (1542). Selbst bei der Kurie regte sich ein versöhnlicher Geist; einflußreiche Kardinäle waren dafür, durch ehrliche Anerkennung der berechtigten Reformforderungen der Protestanten die Einheit der Kirche wiederherzustellen. 1540—41 wurden wiederholt Unterhandlungen eingeleitet und Religionsgespräche veranstaltet, um die friedliche Verständigung zwischen beiden Parteien anzubahnen, und auch Karl V. kam den Protestanten, deren Hilfe er von neuem gegen die Türken und gegen Frankreich bedurfte, im Regensburger Interim und im Reichsabschied vom 29. Juli 1541 auf das nachgiebigste entgegen: der Nürnberger Religionsfriede wurde bestätigt, die Ausschließung der Protestanten vom Kammergericht aufgehoben, der Übertritt zu ihrer Lehre jedermann erlaubt und eine christliche Ordnung und Reformation auf einem gemeinen oder Nationalkonzil versprochen.

Aber so weit auch der Kaiser in seinen Zugeständnissen ging, eine Restauration der einheitlichen Kirche, wenn auch nicht ohne Reform, behielt er sich immer noch vor. Auch diese drohte unmöglich zu werden, als der Kurfürst von Köln, Hermann von Wied, sein Stift zu reformieren begann. Hatten die Protestanten erst die Majorität im Kurfürstenkollegium, und griff die Säkularisation der geistlichen Gebiete weiter um sich, so war bei der Stimmung des Volkes die dauernde Begründung des evangelischen Kirchentums durch den Kaiser und die wenigen katholischen Stände nicht mehr rückgängig zu machen und die Protestanten auch nicht mehr theoretisch zur Unterwerfung unter die päpstliche Autorität zu bringen. Karl unterbrach daher im vierten französischen Krieg (1542—44) seinen Siegeslauf, der ihn bis in die Nähe von Paris geführt, schloß 1544 plötzlich mit Franz I. den Frieden von Crépy, in dem er sich mit dem Stande der Dinge vor dem Krieg begnügte, erreichte dann endlich vom Papste die Berufung eines allgemeinen Konzils nach Trient, einer zwar südlich der Alpen, aber im Reichsgebiet gelegenen Stadt, wo es im Dezember 1545 eröffnet wurde, und forderte nun die Protestanten auf dem Wormser Reichstag (Mai 1545) zur Beschickung desselben auf. Indes diese weigerten sich, weil sie in Trient der überwiegenden Mehrheit italienischer Prälaten gegenüber auf gerechte Behandlung nicht rechnen konnten, und bestanden auf einem freien deutschen Nationalkonzil. Jetzt entschloß sich der Kaiser zur Anwendung von

Gewalt, und so entstand der Schmalkaldische Krieg (1546—47).

Obwohl die schmalkaldischen Verbündeten dies hatten voraussehen müssen, so machten sie doch von ihrer augenblicklichen militärischen Überlegenheit keinen Gebrauch, dem Rat Luthers, der nur Verteidigung gegen Gewalt für erlaubt erklärte, auch nach seinem Tod gehorsam. Sie zogen zwar 1546 zum Schutz der süddeutschen Bundesmitglieder ein stattliches Heer an der Donau zusammen, ließen es aber ruhig geschehen, daß Karl italienische und spanische Truppen gegen die ausdrückliche Bestimmung der Wahlkapitulation aus Italien an sich zog und das kaiserliche Heer sich immer mehr verstärkte. Während sie müßig an der Donau standen, schloß Karl mit Herzog Moritz von Sachsen, der, gegen seinen ernestinischen Vetter wegen eines Streits über die sächsischen Stifter erbittert, diesem die Kur entreißen wollte, einen geheimen Vertrag, worauf derselbe plötzlich in Kursachsen einfiel und den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen zum Schutz ihrer Lande ihre Truppen nach Norden zu führen nötigte. Nun war Süddeutschland der Übermacht des Kaisers preisgegeben und wurde noch 1546 ohne Mühe unterworfen. Im Frühjahr 1547 wandte sich Karl nach Sachsen, überfiel 24. April bei Mühlberg das Heer Johann Friedrichs, zersprengte es und nahm ihn selbst gefangen. Die sächsische Kur nebst den Kurlanden wurde auf Moritz, das Haupt der albertinischen Linie des Hauses Wettin, übertragen. Landgraf Philipp unterwarf sich dem Kaiser in Halle, wurde aber ebenfalls in Haft behalten. Der Schmalkaldische Bund war vernichtet, Karl hatte einen Sieg über die mächtigsten Reichsstände erfochten, wie es seit Friedrich I. keinem Kaiser wieder gelungen war. Niemand wagte ihm mehr entgegenzutreten, er war Meister in D.

Auf dem Reichstag zu Augsburg, welcher im September 1547 sich versammelte, beschloß nun Karl, die Dinge in D. nach seinem Sinn zu ordnen, bewies aber dabei seinen völligen Mangel an Verständnis in religiösen Dingen. Er ließ nämlich eine Glaubensformel ausarbeiten, das Augsburger Interim (s. Interim) von 1548, welches eine Vereinbarung des alten und neuen Glaubens, zugleich aber eine Antwort sein sollte auf das eigenmächtige Verfahren des Papstes, welcher in Trient sogleich gerade die Hauptlehren der Protestanten für ketzerisch erklären ließ, statt durch Versöhnlichkeit ihnen die Beschickung zu erleichtern, und 1547 das Konzil nach Bologna verlegte, um es aus dem Machtbereich des Kaisers zu entfernen. Das Interim gestand den Protestanten das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Priesterehe zu, näherte sich auch in der Rechtfertigungslehre dem protestantischen Standpunkt und beschränkte die Macht des Papstes in D., wollte aber die katholische Hierarchie und den alten Kultus aufrecht erhalten wissen und verlangte von den Protestanten jedenfalls Unterwerfung unter die künftige Entscheidung des Konzils, das sie beschicken sollten. Die katholischen Stände wiesen diesen Ausgleich sofort zurück, und Karl verzichtete auf ihre Anerkennung. Die Protestanten wagten nach ihrer Niederlage keine offene Opposition; nur die beiden gefangenen Fürsten blieben standhaft bei ihrer Weigerung, sich dem Interim zu unterwerfen. Aber nur ein Teil der Stände verkündete es, keiner versuchte seine gewaltsame Durchführung. Die protestantische Bevölkerung lehnte sich energisch dagegen auf; die fliegende Presse jener Zeit verurteilte Moritz' Verrat mit Unwillen und Entrüstung und pries Magdeburgs Heldenmut, der einzigen Stadt, die das Interim offen zurückwies. In den Städten Oberdeutschlands, die der kaiserlichen Soldateska wehrlos preisgegeben waren, versuchte der Kaiser die gewaltsame Durchführung; Hunderte von überzeugungstreuen Predigern wurden vertrieben.

Aber von einem Gelingen seines Plans, durch Oktroyierung einer neuen Glaubensformel kirchlichen Frieden und Einheit in D. wiederherzustellen, konnte um so weniger die Rede sein, als der Papst nicht damit einverstanden war und Karl V. zugleich andre weitgehende Entwürfe betrieb, die ihm seine bisherigen Anhänger entfremdeten. Die Ernennung der Beisitzer des Reichskammergerichts zog er ganz an sich, erklärte auch Eingriffe in geistliches Eigentum und Störungen der geistlichen Gerichtsbarkeit für Landfriedensbruch und errichtete eine Reichskriegskasse, welche ihm mit Mitteln des Reichs die Möglichkeit gewährte, D. durch ein spanisches Heer fortwährend im Zaum zu halten. Durch die Pragmatische Sanktion vereinigte er sein burgundisches Erbe zu einem politischen Ganzen, das als zehnter Kreis mit dem Reich verbunden und unter seinen Schutz gestellt, aber dem Reichskammergericht und der Reichsregierung nicht unterworfen wurde. Endlich aber hegte er die Absicht, die Verbindung Deutschlands mit Spanien und seine Unterordnung unter die habsburgische Weltherrschaft dadurch zu verewigen, daß er seinen Sohn Philipp auch zu seinem Nachfolger im Kaisertum bestimmte und auf dem Reichstag in Augsburg 1551 von seinem Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian den Verzicht auf die Kaiserwürde verlangte. Da erhob sich Kurfürst Moritz, um die Unabhängigkeit der deutschen Fürsten und die Religionsfreiheit zu retten. Mit meisterhaftem Geschick wußte er den Kaiser zu täuschen und in Sicherheit zu wiegen, während er das durch seinen frühern Verrat erwachte Mißtrauen der protestantischen Fürsten beschwichtigte und sich ihres Beistandes versicherte. Auch erlangte er durch den Vertrag von Friedewald vom König Heinrich II. von Frankreich das Versprechen einer Diversion gegen den Kaiser und Subsidienzahlungen, wogegen der König das Recht haben sollte, als Reichsvikar die französisch redenden Stifter und Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun zu besetzen.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, erließ Moritz ein Manifest gegen die »viehische erbliche Servitut«, die D. von Spanien drohe, und brach im März 1552 von Sachsen in Eilmärschen nach dem Süden auf, indem er unterwegs die Truppen der verbündeten Fürsten an sich zog. Anfang April war er bereits in Augsburg und hatte ganz Oberdeutschland in seiner Gewalt. Der Kaiser, dem der Weg nach Flandern abgeschnitten war, flüchtete von Innsbruck nach Steiermark. Krank und durch das Scheitern seiner Lebenspläne aufs tiefste erschüttert, überließ er seinem Bruder Ferdinand die Unterhandlung mit den deutschen Fürsten, welche 29. Juli 1552 zu dem Passauer Vertrag führte; in diesem wurde die Freigebung der gefangenen Fürsten, die Aufhebung des Interim und die Errichtung eines beständigen Friedens zwischen beiden Parteien auf Grund der ständischen Religionsfreiheit den protestantischen Fürsten zugestanden. Der definitive Friede wurde 25. Sept. 1555 in Augsburg abgeschlossen (Augsburger Religionsfriede, s.d.). In demselben wurde den Reichsständen das Recht, die Konfession für sich und ihr Territorium frei zu wählen (jus reformandi), gewährt und damit der Grundsatz »Cujus regio, ejus religio«, den schon der Reichstag

von Speier 1526 aufgestellt, erneuert; katholische und evangelische Reichsstände sollten fortan in ihren Rechten gleich sein, religiöse Streitigkeiten nur durch christliche, friedliche Mittel geschlichtet werden. Doch gaben die Protestanten, an deren Spitze seit Moritz' Tod (1553) kein kluger, energischer Fürst stand, im leichtsinnigen Vertrauen auf das Übergewicht der Reformation, welcher das deutsche Volk zumeist anhing, einige Beschränkungen des allgemeinen Grundsatzes zu, welche ihnen später verhängnisvoll geworden sind. Das Recht der Religionsfreiheit wurde nämlich, um das Sektenwesen abzuwehren, auf die Anhänger der Augsburgischen Konfession beschränkt, also auch die Reformierten (Zwinglianer und Calvinisten) vom Frieden ausgeschlossen; ferner bestimmte eine Klausel, der »geistliche Vorbehalt« (reservatum ecclesiasticum), daß die geistlichen Fürsten das Jus reformandi nur für ihre Person haben und, wenn sie zur neuen Lehre überträten, ihres geistlichen Amtes und Fürstentums verlustig gehen sollten. Die Deklaration, die den Protestanten zum Ersatz gewährt wurde, daß nämlich der Besitzstand der evangelischen Kirche in den geistlichen Territorien, wie er jetzt sei, nicht angetastet werden solle, verlor dadurch ihren Wert, daß sie nicht in den Reichstagsabschied aufgenommen ward. Im Vergleich zu dem Anspruch unbedingter Herrschaft, welchen die römische Kirche bisher erhob, war die formelle Anerkennung einer ihr nicht unterworfenen Religionspartei in D. dennoch ein ungeheurer Fortschritt. Gebrochen war der Bann der mittelalterlich-kirchlichen Staatsordnung und dem modernen Staate die Bahn selbständiger freier Entwickelung geöffnet; gebrochen war auch der Bann der Geister u. das Recht freier Forschung, die Grundlage der neuen Lehre wie aller Wissenschaft, siegreich erkämpft.

Karl V. hatte an diesen Verhandlungen noch indirekten Anteil genommen und die Zugeständnisse an die Protestanten nach Kräften zu beschränken gesucht. Indes machte er sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, die unmittelbare Regierung seines Reichs niederzulegen, zumal nachdem sein Versuch, Frankreich die geraubten deutschen Stifter wieder zu entreißen, mit der vergeblichen Belagerung von Metz (Januar 1553) gescheitert war. Sein Unternehmen, das mittelalterliche Kaisertum zu erneuern, hatte trotz der ungeheuern Machtmittel, die ihm zu Gebote standen, mit einem jähen Zusammenbruch geendet, denn es war in schroffen Gegensatz zu den herrschenden Strömungen, der nationalen Idee und dem Geist religiöser Freiheit, getreten, die es durch bloß äußerliche, herzlose, wenn auch schlaue und geschickte Kabinettspolitik nicht zu überwinden vermochte. Karl beschloß daher, seine Macht zu teilen; seinem Sohn Philipp übertrug er 1555 das burgundische Reich, dazu 1556 Spanien und Italien, seinem Bruder Ferdinand die österreichischen Lande sowie Böhmen und Ungarn; auch verzichtete er zu seinen gunsten auf die Kaiserkrone, worauf er sich in das spanische Kloster San Yuste zurückzog, wo er 1558 starb. Verlor auch das Reich an die spanische Monarchie nicht bloß seine frühere Herrschaft in Italien, sondern auch die westlichen Grenzlande, so ward es doch von der Verbindung mit Spanien und seiner Politik losgelöst und erlangte die Freiheit selbständiger nationaler Entwickelung zurück.

Die Gegenreformation und der Dreißigjährige Krieg.

(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland III«.)

Der große geistige Kampf der Reformationszeit und sein Ausgang hatten eine gewisse Abspannung der Geister und Gemüter im deutschen Volk zur Folge. Die humanistische Richtung der Pflege und Wiederbelebung des klassischen Altertums zog sich in die Gelehrtenschulen zurück, die schöne Litteratur bildete sich nur in einigen Gattungen aus, die geistige und wissenschaftliche Thätigkeit der Nation wurde fast ganz von den religiösen Erörterungen und Streitigkeiten in Anspruch genommen, welche aber besonders im Gebiet des strengen Luthertums in gehässige dogmatische Zänkereien, neidische Verketzerungen und grausame Verfolgungswut ausarteten. Die lutherischen Hoftheologen verfielen bald in dieselben Fehler, hochmütige Herrschsucht und fanatische Intoleranz, welche man der alten Kirche besonders zum Vorwurf gemacht hatte. Die Fürsten huldigten kurzsichtigem Eigennutz und gingen ganz in dem Streben nach habgieriger Vermehrung ihres Besitzes auf, soweit sie nicht bloß materieller Genußsucht frönten. D. genoß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. eines behäbigen Wohlstandes; Ackerbau und Gewerbe blühten; die Bevölkerung mehrte sich; die Städte schmückten sich durch Bauten, Straßen- und Brunnenanlagen, und die bildenden Künste brachten zwar keine Werke von idealer Bedeutung hervor, durchdrangen und veredelten jedoch das ganze Gewerbe. Aber es fehlten der Nation die treibende Schaffenskraft sowie das gemeinschaftliche Streben nach einem hohen Ziel. Ihre Einheit ging durch die politische und religiöse Zerrissenheit mehr und mehr verloren, und trotz ihrer Lebensfülle war sie nicht im stande, ihren Handel im Wettkampf mit andern Nationen auszubreiten, ja nicht einmal ihn in seinem bisherigen Umfang zu behaupten; in Nord- und Ostsee verlor die Hansa ihre herrschende Stellung. Neue Kolonien deutschen Volkstums wurden nicht gegründet, die alten Ansiedelungen im Osten dem Mutterland entfremdet. Nicht einmal die Türkengefahr wußte das mächtige Volk dauernd von seinen Grenzen zurückzuweisen. Über die Sicherheit des errungenen Besitzes wiegte sich die protestantische Mehrheit in eine unbegreifliche Verblendung und träumte noch von völligem Sieg ihrer Sache, als der Feind schon in ihrem eignen Lager war.

Die beiden Nachfolger Karls V., **Ferdinand I.** (1556—64) und dessen Sohn **Maximilian II.** (1564 bis 1576), waren redlich bemüht, den religiösen Frieden aufrecht zu erhalten. Der früher so streng katholische Ferdinand überwarf sich sogar mit dem Papst, als dieser durch die Beschlüsse des Trienter Konzils auch die gemäßigtesten Reformforderungen zurückweisen ließ und so eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Katholizismus und Protestantismus errichtete. Maximilian trug sich ernstlich mit dem Gedanken, die religiöse Einheit in D. durch seinen Übertritt zur Reformation zu ermöglichen, und duldete, daß sich der Protestantismus in Böhmen und Ungarn, ja selbst in den Städten und dem Adel der österreichischen Erblande, sowohl der ihm gehörigen als der seines Bruders Karl, ausbreitete. Und auch im Reich machten sich die protestantischen Fürsten die wohlwollende Gesinnung des Kaisers zu nutze, indem sie trotz des geistlichen Vorbehalts zahlreiche Stifter und Kirchengüter in Norddeutschland reformierten und säkularisierten. Hauptsächlich waren es der erbitterte Kampf der Lutheraner gegen die verhaßten Calvinisten, an deren Spitze seit 1566 Kurpfalz stand, und die Zwistigkeiten unter den Lutheranern selbst, besonders zwischen den Albertinern und den Ernestinern, welche Maximilian von einer Entscheidung abhielten und ihn der Reformation entfremdeten, bis dynastische Interessen, die zeitweilige Aussicht auf

den spanischen und auf den polnischen Thron, ihn bewogen, an dem alten Bekenntnis festzuhalten. Wie die evangelischen Stände in D. die Sache ihrer Religion durch ihre verblendete Uneinigkeit schädigten, so sahen sie auch dem verzweifelten Ringen ihrer Glaubensgenossen in Frankreich und in den Niederlanden gegen die Jesuiten und den spanischen Despotismus fast gleichgültig und unthätig zu. Nur geringfügige Geldunterstützungen und einige freiwillige Glaubenskämpfer kamen den Hugenotten und Geusen aus D. zu Hilfe.

Inzwischen hatten aber schon die Jesuiten die Gegenreformation im stillen begonnen. Ihr letztes Ziel war die Ausrottung der Ketzerei in D., aber sie hüteten sich wohl, es voreilig kundzuthun, um keinen Verdacht zu erwecken. Langsam und allmählich setzten sie sich in D. fest, als Professoren an den katholischen Universitäten, als Beichtväter und politische Räte der katholischen Fürsten. Ihre zahlreichen Gymnasien leisteten in einer gewissen vornehmen Erziehung und formalen Gelehrtenbildung so Bedeutendes, daß die vornehmern Stände, auch unter den Protestanten, ihre Kinder mit Vorliebe den Jesuiten anvertrauten. Als 1576 nach Maximilians Tode dessen ältester, in Spanien erzogener Sohn, Rudolf II. (1576 bis 1612), den Kaiserthron bestieg, erlangten die Jesuiten auch am habsburgischen Hof den herrschenden Einfluß und trieben nun den Kaiser und die katholischen Reichsstände, an deren Spitze die bayrischen Wittelsbacher standen, an, auf Grund des Augsburger Religionsfriedens den Protestanten entgegenzutreten. Vor allem schien es wichtig, den »geistlichen Vorbehalt« wieder zur Geltung zu bringen und weiterer Säkularisation geistlicher Fürstentümer vorzubeugen. Der Neid und Eigennutz der evangelischen Fürstenhäuser unterstützten die katholische Reaktion. Den evangelischen Inhabern von Stiftern wurde zuerst Sitz und Stimme auf den Reichstagen verweigert. Als wieder ein Kurfürst von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, nachdem er selbst zur reformierten Konfession übergetreten war und sich vermählt hatte, nun auch in seinem Erzstift die neue Lehre erfolgreich einführte, wurde er vom Papst abgesetzt, durch spanische Truppen, die der Kaiser aus den Niederlanden zu Hilfe rief, vertrieben (1583) und an seine Stelle ein den Jesuiten ganz ergebener bayrischer Prinz, Ernst, zum Erzbischof erhoben, welcher, auch zum Bischof von Münster und Hildesheim ernannt, hier wie in Köln die Ketzerei ausrottete; auf Grund eines kaiserlichen Mandats unterwarf er auch die freie Reichsstadt Aachen der katholischen Kirche. Sachsen und Brandenburg ließen das ruhig geschehen und begnügten sich mit Protesten; war Gebhard doch calvinistisch, nicht lutherisch gewesen. Dieser Erfolg ermutigte zu weiterm Vorgehen. Der 1592 von der Majorität des Straßburger Domkapitels als Bischof postulierte Markgraf Johann Georg von Brandenburg mußte schließlich, da er von seinen fürstlichen Glaubensgenossen gar keine Unterstützung erhielt, seinem katholischen Nebenbuhler, dem Kardinal Karl von Lothringen, weichen. Zwei Zöglinge der Jesuiten, Erzherzog Ferdinand von Steiermark und Herzog Maximilian von Bayern, rotteten kraft des Grundsatzes »Cujus regio, ejus religio« die evangelische Lehre in ihren Gebieten mit Feuer und Schwert aus, und letzterer wußte 1607 einen Streit in der freien Reichsstadt Donauwörth zwischen dem protestantischen Rat und der katholischen Minorität über das Verbot öffentlicher Prozessionen dazu zu benutzen, um einen kaiserlichen Achtspruch gegen die Stadt zu erwirken und sie als Vollstrecker desselben nicht bloß dem Katholizismus wieder zu unterwerfen, sondern sie auch zu einer bayrischen Landstadt zu machen.

Diese Gewaltthat öffnete endlich einem Teil der evangelischen Reichsstände die Augen über die drohende Gefahr. Unter Führung des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz schlossen der Pfalzgraf von Neuburg, die Markgrafen von Baden-Durlach, von Kulmbach und von Ansbach und der Herzog von Württemberg 4. Mai 1608 die Union von Ahausen zur Abwehr weiterer Verletzungen der Reichsverfassung. Doch hielten sich die mächtigsten protestantischen Fürsten des Nordens, Sachsen, Brandenburg, Hessen, aus Eifersucht gegen Kurpfalz von der Union fern, und diese selbst ließ es bei der bloßen Vereinigung, die nicht einmal eng und dauernd war, bewenden, ohne für die Mittel zu der wirksamen Durchführung ihrer Absichten, die Aufstellung einer bewaffneten Macht und die Sammlung eines Kriegsschatzes, Sorge zu tragen. Von ganz andrer Bedeutung war daher die unter Führung Maximilians von Bayern gestiftete katholische Liga (10. Juli 1609) zum Schutz der Reichsgesetze und der katholischen Religion, die durch Errichtung einer Bundeskasse und Aufstellung eines vortrefflichen, von bayrischen Feldherren befehligten Heers sich zur Aufnahme des Kampfes in dem für sie günstigsten Augenblick bereit machte. Die Spannung zwischen den beiden Religionsparteien war jetzt so weit gediehen, daß es aus einem geringfügigen Anlaß zum offenen Kampf kommen konnte. Heinrich IV. von Frankreich und Spanien standen bereit, dieses für die Liga, jener für die Union, in denselben einzutreten. Der jülich-klevesche Erbfolgestreit (1609–1614, s. Jülich) schien das Signal zum Ausbruch geben zu wollen, da es sich darum handelte, ob die reiche Erbschaft, die das ganze Gebiet des Niederrheins umfaßte, der katholischen oder der protestantischen Partei zufallen würde. Die Ermordung Heinrichs IV. (1610) und die Wirren im österreichischen Kaiserhaus bewirkten, daß sich die streitenden Parteien ohne offenen Kampf verständigten. Der erste feindliche Zusammenstoß erfolgte indes nicht lange darauf an einer andern Stelle.

Rudolfs II. Regierung hatte in seinen Erblanden ebensoviel Verwirrung und Zwist angestiftet wie in D. Trübsinnig, mißtrauisch und gewaltthätig, reizte er die Stände seiner Reiche und seine eignen Verwandten, die Mitglieder des habsburgischen Erzhauses, zur Empörung. Sein Bruder Matthias wurde dem Kaiser 1606 zum Vormund bestellt und setzte sich 1608 in den Besitz von Österreich, Ungarn und Mähren. Böhmen rettete sich Rudolf dadurch, daß er den Ständen durch den »Majestätsbrief« (1609) Religionsfreiheit in derselben Weise gewährte, wie sie den deutschen Ständen im Augsburger Religionsfrieden bewilligt war: nur die Stände hatten das Jus reformandi, nicht die einzelnen Individuen. Auch Böhmen entriß Matthias 1611 dem alten Kaiser, der 1612 starb. Indessen hatte nun Matthias (1612–19) mit der Unbotmäßigkeit der Stände der Erblande und seiner Verwandten, der Erzherzöge, ebenso zu kämpfen wie Rudolf und stand ihr ebenso machtlos gegenüber. Um den habsburgischen Besitz zu retten, drängten ihm die Erzherzöge den streng katholischen Ferdinand von Steiermark 1617 zum Mitregenten auf; derselbe wurde auch in Böhmen zum König gewählt und gekrönt. Unter seinem Einfluß zog die kaiserliche Regierung die Zügel gegen die protestantischen Stände schärfer an. Eine Beschwerde der Böhmen über vermeintliche Verletzungen des Majestätsbriefs (der Abt von Braunau hatte eine neue evan-

gelische Kirche in seinem Gebiet kraft seines Jus reformandi schließen, der Erzbischof von Prag eine andre niederreißen lassen) erfuhr eine schroffe, ungnädige Abweisung, die den Ausbruch eines *Aufstandes* in *Prag* (23. Mai 1618) zur Folge hatte. Die aufrührerischen Protestanten setzten über Böhmen eine selbständige Regierung ein und wiegelten auch die österreichischen Stände zur Empörung auf. Mitten in diesen Wirren starb Matthias, und *Ferdinand* II. (1619 bis 1637) übernahm die Herrschaft unter den schwierigsten Verhältnissen: die Böhmen standen vor Wien, der österreichische Adel bedrängte Ferdinand in der Hofburg selbst, Bethlen Gabor von Siebenbürgen drohte von Ungarn her. Aber furchtlos und voll Zutrauen zu sich und zu seiner Aufgabe, den alten Glauben in seiner frühern Herrschaft herzustellen, nahm Ferdinand den Kampf gegen alle seine Feinde auf und schuf sich für denselben eine rechtliche Grundlage, indem er seine Wahl zum Kaiser von den Kurfürsten zu erlangen wußte. Mit Hilfe der ligistischen Heeresmacht besiegte er die Böhmen, welche den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum König gewählt hatten, 8. Nov. in der *Schlacht am Weißen Berg*, und nun verhängte er über die Empörer ein furchtbares Strafgericht; nicht bloß in Böhmen, sondern auch in Österreich wurde die evangelische Kirche mit Waffengewalt unterdrückt und damit auch die Macht der Stände gebrochen. Ferdinand war wieder unumschränkter Herr in den habsburgischen Landen.

Doch damit hatte er nur einen Teil seiner Aufgabe erfüllt. Sein weiteres Ziel war, auch D. dem Katholizismus wiederzuerobern und dasselbe nach dem Muster Spaniens in eine mächtige Militärmonarchie umzuwandeln, die mit der spanischen vereint die habsburgische Weltherrschaft, wie sie Karl V. geplant, begründen konnte. Zu diesem Zweck setzte er den Kampf gegen Friedrich V. und seine Verbündeten auch in D. fort und verwickelte es so in den furchtbaren *Dreißigjährigen Krieg* (1618–48, s. d.). Nachdem er den Kurfürsten geächtet und die pfälzische Kur auf seinen Verbündeten, Maximilian von Bayern, übertragen hatte, vertrieben kaiserliche, ligistische und spanische Truppen in Gemeinschaft die Anhänger der Union aus Süddeutschland und unterwarfen dasselbe der Herrschaft des Kaisers und des Katholizismus. Überall führte *Tilly*, der Feldherr Ferdinands und der Liga, auf Grund des geistlichen Vorbehalts die Restitution des säkularisierten oder reformierten Kirchenguts an die katholische Kirche und zwar zu handen der Jesuiten im weitesten Umfang und mit größter Strenge durch, bald auch im nordwestlichen D., als ihn die Verfolgung des Herzogs Christian von Braunschweig dorthin führte. Als die Fürsten des niedersächsischen Kreises, hierdurch in ihrem Besitzstand bedroht, sich unter der Führung des Königs Christian von Dänemark zur Abwehr rüsteten, wurden die Pläne Ferdinands deutlicher kund. Er stellte nun selbst mit Hilfe *Wallensteins* ein Heer auf, das im Bund mit Tilly den niedersächsischen Kreis unterjochte und den Dänenkönig auf seine Inseln verjagte. Ganz Norddeutschland wurde von den kaiserlichen Truppen militärisch besetzt, die Rechte und Privilegien auch der mächtigsten Fürsten, wie der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, die ihre schmähliche Neutralität vergeblich bereuten, rücksichtslos mit Füßen getreten, der kaiserliche Generalissimus Wallenstein mit dem Reichsfürstentum Mecklenburg belehnt, die Vertreibung noch andrer Dynastien und die Verleihung ihrer Fürstentümer an kaiserliche Feldherren in Aussicht genommen. Mehrere norddeutsche Stifter zugleich wurden österreichischen Erzherzögen übertragen. Der kaiserliche Hof plante sogar die Errichtung einer großen Seemacht in der Nord- und Ostsee, welche die Seeherrschaft der Vereinigten Niederlande vernichten und die spanisch-österreichische Macht am Niederrhein wiederherstellen sollte. 1629 erließ Ferdinand II. das *Restitutionsedikt* (s. d.), welches, scheinbar nur eine strikte Auslegung u. Anwendung des Augsburger Religionsfriedens und seiner von den Protestanten leichtsinnig zugegebenen Klauseln, wirklich durchgeführt die gänzliche Vernichtung des Protestantismus und die völlige Restitution des Katholizismus in D. bedeutet hätte. Denn es befahl nicht nur die Rückgabe aller reichsunmittelbaren Stifter an die katholische Kirche, sondern auch die der landständischen; es gewährte den katholischen Ständen, also auch den neuen katholischen Prälaten in den evangelischen Stiftern, das Recht, ihre Unterthanen zu ihrer Religion zu zwingen, und gestand den Religionsfrieden und die Religionsfreiheit nur denjenigen Reichsständen zu, welche sich zur unveränderten Augsburgischen Konfession bekannten, d. h. außer dem Hause Sachsen nur sehr wenigen. Das Restitutionsedikt brachte die höchste Verzweiflung unter den Protestanten hervor, aber niemand außer Magdeburg wagte sich zu widersetzen. Die kaiserliche Soldateska hielt ganz D. unter dem eisernen Druck der Waffen. Wie 1548 drohten D. der absolute Dominat des Hauses Habsburg und das Joch des Papsttums.

Aber in diesem entscheidenden Moment zeigte sich Ferdinand II. der doppelten Aufgabe, die er durchzuführen unternommen, nicht gewachsen. Während er sich durch das Restitutionsedikt mit den protestantischen Ständen tödlich entzweite und diese den fremden Mächten in die Arme trieb, entfremdete er sich die katholischen Stände, besonders Maximilian von Bayern, durch die Militärdiktatur, die Wallenstein ausübte, und die eine Aristokratie von glücklichen Soldaten an Stelle der deutschen Fürsten zu setzen bestimmt schien. An der Spitze der Stände verlangte Maximilian auf dem Fürstentag von Regensburg 1630 die *Entlassung Wallensteins* und die Verminderung des kaiserlichen Heers. Ferdinand hätte es verweigern und den Kampf mit der Fürstenaristokratie aufnehmen können, aber dann mußte er sich entschließen, sich auf die kleinern Stände und das Volk zu stützen und deren Vertrauen durch Anerkennung des Protestantismus zu erwerben. Lieber verzichtete er auf die militärische Herrschaft als auf die Ausrottung der Ketzerei, und so gab er Wallenstein preis und schlug mit seiner Entlassung seiner Heereskraft den Kopf in demselben Augenblick ab, da *Gustav Adolf von Schweden* auf Frankreichs Antrieb in Pommern landete. Die Folge dieser Unklugheit war, daß die desorganisierte kaiserliche Armee Schritt für Schritt aus dem nordöstlichen D. verdrängt, endlich 17. Sept. 1631 bei Breitenfeld völlig vernichtet wurde und der Schwedenkönig ganz D. befreite und Anfang 1632 sogar den Kaiser in seinen Erblanden bedrohte. Aus dieser äußersten Gefahr ward er durch Wallenstein gerettet. Gustav Adolfs kühne Pläne auf Errichtung eines protestantischen Kaisertums gingen mit ihm auf dem Schlachtfeld von Lützen (16. Nov. 1632) zu Grunde, aber von der Errichtung einer starken kaiserlichen Militärmacht konnte jetzt nicht mehr die Rede sein, da Wallenstein vor allem danach strebte, sich den Preis seiner Thaten auch gegen den kaiserlichen Hof zu sichern. Zwar gelang es Ferdinand 1634, sich des allzu mächtigen Feldherrn durch Mord zu entledigen, sein Heer für sich zu gewinnen und mit demselben den Sieg bei Nördlingen über die Schweden


DEUTSCHLAND
nach dem westfälischen Frieden
vom Jahre 1648
bearbeitet von Karl Wolf
Maßstab 1:5500000
Geograph. Meilen
NORD SEE
ENGLAND
Helgoland
VEREINIGTE NIEDERLANDE
SPANISCHE NIEDERLANDE
KÖNIGREICH FRANKREICH
Picardie
Champagne
Paris
Reims
Brüssel
Dijon
Lyon
Dauphiné
FREIGRSCH. BURGUND
REPUBLIK SCHWEIZ
SAVOYEN
MAILAND
KÖNIGREICH DÄNEMARK
HZT. BREMEN
HZT. VERDEN
HZT. BRAUNSCHWEIG-LÜNEBURG
BISTUM MÜNSTER
OLDENBURG
HZT. WÜRTTEMBERG


O S T - S E E
Danziger Bucht
Danzig
Königsberg
Berlin
Frankfurt
Leipzig
Dresden
Liegnitz
Breslau
Posen
Thorn
Warschau
Krakau
Prag
Pilsen
Wien
Pressburg
Brünn
Olmütz
Erlau
Graz
Laibach
Triest
Venedig
KÖNIGREICH POLEN
KÖNIGREICH BÖHMEN
MARKGR. MÄHREN
ÖSTERREICH
UNGARN
WESTPREUSSEN
BRANDENBURG
Mittelmark
SACHSEN
SCHLESIEN
KRAIN
ADRIATISCHES MEER
Deutsches Kaiserreich.
Habsburgische Lande
Wettinische Lande
Hohenzollernsche
Geistliches Gebiet
Wittelsbachische
Reichsstädtisches Gebiet
Abkürzungen:

Register zur Karte III: ‚Deutschland um das Jahr 1648'.

Deutsches Kaiserreich.

(Die zwischen Klammern stehenden Buchstaben [KS] bezeichnen die *Abkürzungen auf der Karte.*)

A. Weltliche Gebiete.

1. Kurfürstentümer:

Bayern (Herzogtum)	FG4, 5
Böhmen (Königreich)	FGH3, 4
Brandenburg (Markgrafschaft)	FGH2, 3
Pfalz (Pfalzgrafschaft) (P)	DE3, 4
Sachsen (Albertinische Linie, Herzogtum) (KS)	EFG2, 3

2. Herzogtümer:

Berg	CD3
Braunschweig-Calenberg	E2, 3
– Grubenhagen	E3
– Lüneburg (LB)	DE2
– Wolfenbüttel (WO)	EF2, 3
Bremen (s. unter 8).	
Hinterpommern mit Kammin	GH1, 2
Holstein	E1, 2
Jülich	CD3
Kärnten	FG5
Kleve	C3
Krain	GH5, 6
Lothringen	CD4
Magdeburg (MB)	FG2, 3
Mecklenburg-Güstrow (MG)	FG1, 2
– Schwerin (MS)	F2
Oberpfalz	F4
Österreich (Erzherzogtum) mit Vorderösterreich (VÖ)	GH4, 5, DE4, 5
Sachsen (Ernestin. Linie) (EN)	EF3
Sachsen-Lauenburg (LG)	D2, EF2
Savoyen	C5, 6
Schlesien	HI3, 4
Steiermark	GH5
Vorpommern (s. unter 8).	
Wirtemberg (WI)	DE4, C5

3. Fürstentümer:

Anhalt	F2, 3
Brandenburg-Ansbach (AB)	E4
– Kulmbach (KB)	EF3, 4
Halberstadt (HT)	EF2, 3
Henneberg (gefürstete Grafschaft)	E3
Minden	D2
Nassau (N)	D3, 4
Neuburg	EF4
Ratzeburg	EF2
Sulzbach	F4
Tirol (gefürstete Grafschaft) mit Vorarlberg	EF5, 6
Verden (s. unter 8).	
Zweibrücken	D4

4. Markgrafschaften:

Baden-Baden (BD)	D4
– Durlach	D4, 5

5. Landgrafschaften:

essen-Darmstadt (HD)	D3, 4
– Kassel (HK)	DE3
Klettgau (Thiengen)	D5
Leuchtenberg	F4

6. Grafschaften:

Bentheim	CD2
Burgund (Freigrafschaft, s. unter 8).	
Castel	E4
Erbach	DE4
Falkenstein	D4
Fugger (F)	E4
Fürstenberg (FÜ)	DE4, 5
Gerolstein	C3
Görz (G)	G5, 6
Gradisca	G6
Hanau-Lichtenberg (HL)	D4
– Münzenberg	DE3
Hohenlohe	E4
Hohenzollern	DE4
Hohnstein	E3
Homburg	D3
Isenburg	D3
Königsegg (KG)	E4, 5
Königstein (K)	DE3
Leiningen	D4
Limburg	E4
Lingen	D2
Lippe (L)	DE2, 3
Mark	D3
Mitterburg	G6
Mömpelgard	C5
Mörs	C3
Oldenburg	D2
Ortenburg	G4
Ostfriesland	D2
Öttingen	E4
Rappoltstein (RA)	D4
Ravensberg	D2, 3
Reuß (R)	F3
Rheingrafschaft (RH)	D4
Rhieneck	E3
Rothenfels	E5
Saarbrücken	CD4
Saarwerden	D4
Salm	CD4
Sayn	D3
Schaumburg (SL)	E2
Schwarzburg (SG)	EF3
Schwarzenberg (SB)	E4
Solms (SO)	D3
Steinfurt	D2
Tecklenburg (TE)	D2
Waldburg (W)	E5
Waldeck	DE3
Wernigerode	E3
Wertheim	E4
Wied	D3
Wittgenstein	D3

7. Herrschaften:

Anholt	C3
Bliescastel	D4
Dagsburg	D4
Fleckenstein	D4
Hohenwaldeck	F5
Jever	D2
Mößkirch	DE4, 5
Pappenheim	EF4
Pfalzburg	D4
Rheda	D3
Rietberg	D3
Speckfeld	E4
Vaduz	E5
Weiler (Elsaß)	D4
Wiesensteig	E4
Wildenberg	D3
Wildeshausen (s. unter 8).	
Wismar (s. unter 8).	

8. In ausländischem Besitz befindliches Reichsgebiet:

Spanischer Besitz:	
Spanische Niederlande (NI)	ABC3, 4
Freigrafschaft Burgund	C5
Schwedischer Besitz:	
Bremen (Herzogtum)	DE2
Verden (Fürstentum)	E2
Vorpommern (Herzogtum)	FG1, 2
Wildeshausen (Herrschaft)	D2
Wismar (Herrschaft)	F1, 2

9. Reichsstädte:

Aachen	C3
Aalen	E4
Augsburg	E4
Besançon	C5
Bremen	D2
Biberach	E4
Buchhorn	E5
Dinkelsbühl	E4
Dortmund	D3
Eßlingen	E4
Frankfurt a. M.	D3
Friedberg	D3
Gelnhausen	D3
Giengen	E4
Gmünd	E4
Goslar	E3
Hagenau	D4
Hall	E4
Hamburg (H)	E2, D2
Heilbronn	E4
Isny	E5
Kaufbeuren	E5
Kempten	E5
Kolmar	D4
Köln	CD3
Landau	D4
Leutkirch	E5
Lindau	E5
Lübeck	E2
Memmingen	E4, 5
Mühlhausen (Thüringen)	E3
Münster (Elsaß)	D4
Nordhausen	E3
Nördlingen	E4
Nürnberg	F4
Offenburg	D4
Ravensburg	E5
Regensburg	F4
Reutlingen	E4

Rosheim	D4
Rothenburg	E4
Rottweil	D4
Schlettstadt	D4
Schweinfurt	E3
Speyr	D4
Straßburg	D4
Überlingen	E5
Ulm	E4
Wangen	E5
Weil die Stadt	D4
Weißenburg (Elsaß)	D4
Weißenburg	EF4
Wetzlar	D3
Wimpfen	E4
Worms	D4
Zell	D4

B. Geistliche Gebiete.

1. Erzbistümer:

Köln (Kurfürstentum) (KÖ)	CD3
Mainz (Kurfürstentum) (MZ)	DEF3,4
Salzburg (SA)	FGH4, 5
Trier (Kurfürstentum) (T)	CD3, 4

2. Bistümer:

Augsburg (AG)	E4, 5
Bamberg (BA)	EF3,4,G5
Basel (BS)	D5
Brixen (BR)	FG5
Eichstedt (E)	EF4
Freising (FR)	FG4, 5
Hildesheim (HI)	E2, 3
Konstanz (C)	DE4 5
Lübeck (LÜ)	E1, 2
Lüttich	BC3, 4
Münster	D3, 4
Osnabrück (O)	D3, 4
Paderborn	DE3
Passau (PA)	GH4
Regensburg (RE)	F4
Schwerin (säkul.) (S)	F2
Speyr (SP)	D4
Straßburg (ST)	D4
Trient	EF5, 6
Worms (WS)	D4
Würzburg (WZ)	E3, 4

3. Abteien:

Cornelismünster	C3
Corvey	E3
Elchingen	E4
Essen	CD3
Fulda (FU)	E3
Irrsee	E4, 5
Kempten	E5
Murbach	CD5
Ochsenhausen	E4
Ottobeuren	E4, 5
Prüm	C3
Quedlinburg	F3
Roth	E4
Rottmünster	D4
Salmannsweiler	E5
Schussenried	E4
Stablo	C3
Werden	CD3
Zwiefalten	E4

4. Propsteien:

Berchtesgaden	FG5
Ellwangen	E4

und ihre deutschen Verbündeten zu erkämpfen. Das Übergewicht aber, das er hiermit erlangte, benutzte er nicht, um durch ehrlichen Verzicht auf die Ausrottung der Protestanten diese für sich zu gewinnen und durch die Vereinigung aller Stände gegen die Fremden Macht und Ansehen des Kaisertums zu befestigen, sondern er glaubte sein ursprüngliches Ziel auf Umwegen zu erreichen, indem er durch Abtretung der Lausitz und teilweisen Verzicht auf das Restitutionsedikt im **Prager Frieden** (30. Mai 1635) Kursachsen für sich gewann und so die Protestanten zu spalten suchte. Dies erreichte er auch, indem viele bedeutende Reichsfürsten, wie Brandenburg, dem Separatfrieden beitraten; aber auf der andern Seite nahm nun Frankreich am Kampf teil, der mit neuer Wut ausbrach. 13 Jahre wütete der Krieg noch fort ohne entscheidende Siege eines Teils und darum ein so verheerender für D.

In diesem Zustand hinterließ Ferdinand II. 1637 das Reich seinem Sohn **Ferdinand III.** (1637—1657); das war das Ergebnis seines unseligen Fanatismus und seiner Herrschsucht. Der neue Kaiser erstrebte den Frieden ohne Hintergedanken, aber so tief eingefressen waren jetzt unter den Parteien Mißtrauen und Verbitterung, so rücksichtslos traten Selbstsucht und Eigennutz bei den deutschen Fürsten sowohl als bei den fremden Mächten auf, so sehr waren alle Rechtsverhältnisse und Interessen verwirrt (selbst mit Bayern hatte sich der Kaiser schließlich entzweit), daß die Friedensverhandlungen jahrelang ohne Resultat blieben. Endlich, als die allgemeine Erschöpfung den höchsten Grad erreicht hatte, kam 24. Okt. 1648 der **Westfälische Friede** (s. d.) zu stande. In der kirchlichen Frage wurde im wesentlichen der Stand der Dinge vor dem Krieg wiederhergestellt; indem der 1. Jan. 1624 als Normalzeitpunkt für den Besitzstand der beiden Kirchen festgesetzt wurde, fielen die meisten säkularisierten Stifter an die Protestanten zurück; nur die habsburgischen Erblande wurden davon ausgenommen, hier blieb die katholische Restauration in voller Kraft. Dagegen wurden nun die Reformierten in den Frieden aufgenommen, den Evangelischen volle Gleichberechtigung im Reich zugestanden und die Entscheidung religiöser Fragen durch Majoritätsbeschlüsse ausgeschlossen. Die kaiserliche Macht wurde nicht verstärkt, sondern vermindert. Dem Kaiser blieben außer einigen Ehrenrechten nur wenige Befugnisse übrig, die etwas bedeuteten; nicht einmal die Erblichkeit der Krone im Haus Habsburg wurde erlangt.

Ein positives Ergebnis hatte also der furchtbare, lange Krieg nicht, nur das negative der Abwehr religiöser und politischer Knechtschaft unter der spanisch-österreichischen Monarchie konnte als Gewinn betrachtet werden. Aber mit welchen Opfern war dieser Gewinn erkauft! Die äußere Machtstellung Deutschlands war vernichtet. Mit der Abtretung Vorpommerns, Wismars, der Fürstentümer Bremen und Verden an Schweden waren die wichtigsten Strecken der Nord- und Ostseeküste, die Mündungen der bedeutendsten Ströme in fremde Hände geraten. An der Westgrenze gingen die Niederlande und die Schweiz für immer verloren, und Frankreich drang durch die Eroberung des österreichischen Elsaß bis an den Rhein vor; nicht bloß die Reichsgebiete links des Rheins waren fortan seinem Einfluß unterworfen, der ganze Westen Deutschlands war ihm geöffnet (vgl. beifolgende »Geschichtskarte III«). Als Garant des Westfälischen Friedens konnte Frankreich zu jeder Zeit in die innern Verhältnisse des Reichs eingreifen; Schweden erhielt sogar die Reichsstandschaft und damit eine herrschende Position im Reichstag selbst. Die Streitfragen, welche Europa bewegten, wurden seitdem auf deutschem Boden und auf deutsche Kosten ausgefochten. Schrecklich war die Verwüstung im Innern Deutschlands. Nur der vierte Teil der Bevölkerungszahl, die vor dem Krieg vorhanden, war noch übrig. In manchen Gegenden war die Verminderung der Einwohnerzahl noch beträchtlicher. Die meisten Dörfer und viele kleinere Städte waren völlig zerstört, meilenweit erstreckten sich Einöden ohne eine Spur menschlichen Wesens. Die Wohlhabenheit des Bauernstandes war auf lange Zeit vernichtet; ohne Vieh, ohne Ackergeräte, ohne Saatgetreide konnten die noch übrigen Bauern selbst nach dem Frieden den Feldbau lange Zeit nicht wieder aufnehmen. Viele setzten das wüste Soldaten- und Räuberleben, zu welchem die Verzweiflung sie getrieben, noch jahrelang fort. Auch die größern Städte waren zu Grunde gerichtet. Handel und Gewerbfleiß gab es nicht mehr; jenen wieder zu beleben, fehlten die Kapitalien, zu diesem die Kenntnisse und Fertigkeiten, deren Überlieferung in der Kriegszeit verloren gegangen war. Gelehrte Bildung, Poesie, Heiterkeit des Lebens, deutscher Trotz und Frohsinn, Scherz und Lachen, alles tilgte der Krieg bis auf die Wurzel aus; düstere Schwermut lagerte über dem Volk. Wie ein Schiffbrüchiger, der nur das nackte Leben gerettet, so begehrte auch das deutsche Volk nichts, als nur die nächste Notdurft zu stillen. Jeder höhere Sinn erlosch; Stumpfheit gegen das Elend, verzweifelndes Mißtrauen gegen sich selbst, kleinliche Pedanterie, knechtische Unterwürfigkeit vor jeder Gewalt, sklavische Verehrung und Nachäffung des Fremden bezeichneten fortan den deutschen Volkscharakter, wie er sich besonders an den Fürstenhöfen und in den Residenzen ausbildete. Denn die Fürsten waren der einzige Stand, der noch etwas Macht und Lebenskraft aus dem Kriege gerettet hatte. Adel, Gelehrte und Bürger bewarben sich wetteifernd um ihren Dienst und überboten sich in Servilität. Die kleinliche Titelsucht kam auf, durch Hochmut gegen Geringe suchten die Beamten die Niederträchtigkeit ihrer eignen Gesinnung zu verdecken. Dem niedern Volk aber wurde das letzte Mark durch den Luxus der Fürstenhöfe ausgesogen. Das religiöse Leben war durch die starre Orthodoxie und durch den wüsten Aberglauben, der im Krieg überhandgenommen, vergiftet. Der Haß der Religionsparteien war allerdings durch den Frieden entwaffnet, aber keineswegs erloschen. Die Religionsverfolgungen der Jesuiten beschränkten sich nun auf kleinere Kreise, die widerwärtigen Streitigkeiten der Lutheraner und Calvinisten wurden jetzt auf den Kanzeln ausgefochten.

Verfall des Reichs.

Das deutsche Volk mußte nach dem Dreißigjährigen Krieg seine Kulturarbeit ganz von vorn anfangen; die Errungenschaften einer glorreichen Vergangenheit waren gänzlich zerstört. Und von welchen Schwierigkeiten war der Wiederaufbau begleitet, welche Hindernisse traten ihm immer von neuem entgegen! Wie oft wurden die stillen Bemühungen der Landgeistlichkeit, das Volk wieder an ernste Arbeit und sittliches Leben zu gewöhnen, sowie die Anstrengungen mancher Landesherren, die Anfänge einer neuen Kultur zu begründen, durch die unaufhörlichen Kriege vereitelt, in welche die Anmaßung und Habgier der Nachbarn, der Ehrgeiz und die Selbstsucht der Fürsten D. immer wieder stürzten! D. konnte nicht eher

zur Ruhe kommen, nicht eher sich aus seinem Ruin herausreißen, ehe nicht die staatlichen Verhältnisse eine feste Form gewonnen hatten. War das aber erreichbar? Es schien nicht so. Denn die Verfassung des Deutschen Reichs war eine derartige, daß sie etwas Gutes selbst nicht schaffen, wohl aber die segensreichen Bestrebungen andrer hemmen konnte.

Der Schwerpunkt des Reichs lag im **Reichstag**, der seit 1653 in Regensburg versammelt war. Ihm lagen die Gesetzgebung, Kriegsverfassung, Steuerbewilligung u. a. ob. Aber seine Organisation machte eine schnelle, energische und einheitliche Regierung unmöglich. Zwar war er seit 1663 fortdauernd versammelt und in Thätigkeit, dagegen nahmen nun die Reichsstände nicht mehr selbst an ihm teil wie früher. Auch die Fürsten waren fortan durch Gesandte vertreten, welche an Instruktionen gebunden waren und über alle neuen Vorschläge erst berichten mußten. Der Reichstag selbst zerfiel in drei Kurien, die der Kurfürsten, der Fürsten und der Städte; zur ersten gehörten 8, zur zweiten 98 (36 geistliche und 62 weltliche), zur dritten 52 teils Viril-, teils Kuriatstimmen, und zur Entscheidung selbst unbedeutender Fragen war Stimmeneinhelligkeit der drei Kurien erforderlich. Namentlich zwischen den Kurfürsten und den Fürsten war eine scharfe Rivalität. Im Westfälischen Frieden war zwar die Ausarbeitung einer neuen Reichsverfassung in Aussicht genommen worden; diese ist aber nie zu stande gekommen. Es war daher leicht erklärlich, daß sich sowohl das Reichsoberhaupt als die mächtigern Mitglieder des Reichs in allem, was ihre Sonderinteressen betraf, möglichst vom Reichsverband loszulösen und auf eigne Hand vorzugehen suchten, und der Westfälische Friede hatte ihnen dies auch durch das den Ständen gegebene Recht, Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen und Krieg zu führen, erleichtert. Die Reichsverfassung hatte höchstens noch für die kleinen Stände Bedeutung, von den größern wurde sie umgangen oder nicht berücksichtigt und daher bald Gegenstand allgemeinen Hohns und Widerwillens.

Gab es nun in D. noch Elemente, welche ohne und trotz der unbrauchbaren Reichsverfassung die deutschen Interessen wahrzunehmen im stande und willens waren, die den Kern für eine Neugestaltung des Reichs hätten bilden können? Ohne Zweifel hätte dies dem mächtigen Kaiserhaus zunächst obgelegen, welches seit 200 Jahren die Würde des Reichsoberhauptes besaß. Aber weit entfernt, die verlorne Machtstellung wiedergewinnen zu wollen, zog sich Österreich mehr und mehr von D. zurück, indem es sich von den Reichslasten und -Pflichten frei machte und sich nach der völligen Unterdrückung des Protestantismus in seinem Gebiet geistig von D. absperrte. Auf den Reichstagen suchte es indirekt, durch Schleichwege und Bestechung, seinen Vorteil zu wahren und das Reich sich dienstbar zu machen. Sein Einfluß auf die Reichsstände war so gesunken, daß es nach Ferdinands III. Tod lange fraglich war, ob die Kaiserkrone noch beim Haus Habsburg bleiben würde. Unter den Reichsfürstenfamilien waren einige zu bedeutender Macht gelangt. Bayern hatte nebst der Oberpfalz die Kurwürde erworben und war neben Österreich das mächtigste Fürstentum in Süddeutschland. Am Rhein war Kurpfalz wiederhergestellt und mit der neugeschaffenen achten Kur belehnt worden. In Mitteldeutschland lag das durch die Lausitz vergrößerte Kursachsen, im Norden besaß das Haus Braunschweig-Lüneburg einen ansehnlichen Länderkomplex, vor allem vereinigte aber Kurbrandenburg unter seiner Herrschaft ein großes Gebiet, welches im Westfälischen Frieden noch ansehnlich vermehrt worden war: die Marken, Hinterpommern mit Kammin, Magdeburg, Halberstadt, Minden, Ravensberg, Mark und Kleve, dazu im äußersten Osten jenseit der Reichsgrenze das Herzogtum Preußen. Eine Union dieser bedeutendsten Fürstenhäuser, der sich andre Stände angeschlossen hätten, würde in der Lage gewesen sein, den innern Frieden im Reich aufrecht zu erhalten und seine Sicherheit nach außen zu wahren. Aber die streng katholische Richtung seines Fürstenhauses trennte Bayern von den meist protestantischen weltlichen Reichsständen. Sachsen und Braunschweig-Lüneburg waren von Neid und Eifersucht gegen das mächtig emporstrebende Brandenburg erfüllt, Kurpfalz konnte sich dem französischen Einfluß nicht entziehen, dem sich die rheinischen Stände, besonders die drei geistlichen Kurfürsten, seit Stiftung des Rheinbundes ganz ergeben hatten. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg machte 1654 den ersten Versuch einer **deutschen Unionspolitik**, indem er zunächst die protestantischen Stände zu einem Bund unter seiner Führung zu vereinigen strebte, der D. gegen seine Ausbeutung für fremde Interessen, seien es nun österreichische oder schwedische, schützen sollte. Aber er wurde durch Schwierigkeiten und Gefahren, in die ihn der Ausbruch des schwedisch-polnischen Kriegs 1655 stürzte, verhindert, diesen Plan weiter zu verfolgen. Wenigstens beugte er der völligen Zerreißung Deutschlands dadurch vor, daß er 1658 die Wahl des französischen Königs Ludwig XIV., der die Stimmen der geistlichen Kurfürsten bereits erkauft hatte, verhinderte und die deutsche Krone durch die Wahl **Leopolds I.** (1658–1705) dem Haus Habsburg erhielt.

Der neue Kaiser wurde durch eine neue Wahlkapitulation in der Ausübung seiner Gewalt noch mehr eingeengt als seine Vorgänger und in allem an die Zustimmung der Reichsstände gebunden. Um so mehr hielt er sich für berechtigt, durchaus nur die österreichischen Sonderinteressen zu verfolgen und sich um das Reich nur so weit zu bekümmern, als es durch allerlei Ränke, wie Bestechung eines Teils der Stände, möglich war, dasselbe für diese Sonderinteressen auszubeuten. Von einer festen, klaren Reichspolitik konnte um so weniger die Rede sein, als Leopold auch die österreichische Politik nicht nach praktischen Gesichtspunkten leitete, sondern sich durch kirchliche und dynastische Tendenzen beeinflussen ließ. Durch fanatische Verfolgung der ungarischen Protestanten reizte er die Ungarn wiederholt zur Empörung und trieb sie den Türken in die Arme, welche, statt durch die Streitkräfte Ungarns von den deutschen Grenzen abgehalten zu werden, mit deren Hilfe sie fortwährend bedrohten und wiederholt tief in das Innere Österreichs eindrangen. Die Wahrscheinlichkeit des Erlöschens der spanischen Habsburger regte zu immer neuen Plänen und Kombinationen an, um im Kampf oder im Bund mit dem rivalisierenden Haus Bourbon die gesamte spanische Monarchie oder einen Teil derselben zu erwerben. Unter diesem Gesichtspunkt allein wurde die österreichische Politik gegen Frankreich bestimmt, für diesen Zweck die militärische Kraft des Reichs aufgeboten und die spätern Erfolge der deutschen Waffen verwertet. Die kaiserliche Armada, wie es in der Mischsprache des Wiener Hofs hieß, war stattlich, wohl gerüstet und geübt und von tüchtigen Feldherren geleitet. 1664 erfocht sie bei St. Gotthardt einen glänzenden Sieg über die Türken. Aber im übrigen war die österreichische Verwaltung unter dem schwerfälligen, engherzigen und bigotten Leopold so er-

bärmlich, daß die reichen Länder nicht die notdürftigsten Kosten aufzubringen vermochten und der Kaiser von fremden Subsidien abhängig war.

Die nach neuen Eroberungen in D. lüsterne schwedische Habgier war durch den Bund des Kaisers mit Brandenburg, Polen und Dänemark 1658–60 abgewehrt und Schweden in seine Grenzen zurückgewiesen worden. An der Westgrenze aber machte *Ludwig XIV.*, auch nachdem seine Kaiserwahl vereitelt worden, immer bedrohlichere Fortschritte, indem er im Kampf mit Spanien die 1556 an dieses überlassenen burgundisch-niederländischen Provinzen stückweise in seinen Besitz zu bringen wußte und die Ausdehnung Frankreichs bis an seine natürliche Grenze, den Rhein, offen beanspruchte. Im Pyrenäischen Frieden (1659) erwarb er ein wichtiges Stück von Flandern; im Devolutionskrieg suchte er die ganzen spanischen Niederlande zu annektieren, und weder Kaiser noch Reich hätten ihn daran gehindert: der Aachener Friede, den ihm die Tripelallianz der Seemächte mit Schweden 1668 aufnötigte, ließ ihm den Besitz von zwölf wichtigen Festungen. Viele Fürstenhöfe standen in französischem Sold, und der französische Gesandte war auf dem Reichstag in Regensburg die einflußreichste Persönlichkeit. Der Herzog von Lothringen, dessen Fürstentum die Verbindung Frankreichs mit dem Elsaß unterbrach, wurde, als er sich der französischen Botmäßigkeit nicht unbedingt fügen wollte, 1670 ohne weiteres verjagt und seines Landes beraubt. Die Herrschsucht und Anmaßung des französischen Eroberers überschritten endlich alles Maß und zwangen dem Kaiser und dem Reich die Waffen in die Hände. Als Ludwig XIV. 1672 im Bund mit den Bischöfen von Köln und Münster die vereinigten Niederlande überfiel, um sie für die Tripelallianz zu züchtigen, sammelte er seine Truppen auf deutschem Reichsgebiet und besetzte mit ihnen die klevischen Städte. Ein kaiserliches und ein brandenburgisches Heer rückten an den Rhein, um die Reichsgrenzen zu schützen. Bei der Zurückweisung desselben drangen die Franzosen bis tief in das Innere des Reichs ein, besetzten Trier, verwüsteten die Pfalz und unterjochten die zehn Reichsstädte im Elsaß. Jetzt ermannten sich Kaiser und Reich zu einer Kriegserklärung an Frankreich, und kaiserliche und deutsche Reichstruppen kämpften 1674 bis 1678 im Verein mit denen Spaniens und Hollands am Rhein, während gleichzeitig die norddeutschen Fürsten den frechen Angriff Schwedens zurückwiesen. Die Heere der Koalition kämpften tapfer und nicht unglücklich; im Norden errang der Große Kurfürst über die Schweden den glänzenden Sieg von Fehrbellin (28. Juni 1675) und entriß ihnen ganz Pommern. Indes die materiellen Hilfsmittel der Verbündeten waren bald erschöpft, ihre Feldherren und Staatsmänner durchkreuzten bei der Kriegführung und bei den Friedensverhandlungen durch Mißtrauen und Eifersüchteleien gegenseitig ihre Pläne, und so trug Ludwig XIV. endlich doch über die uneinige Koalition den Sieg davon. Im *Frieden zu Nimwegen* (1678) behielt er Lothringen, die elsässischen Städte, die Franche-Comté und eine Reihe belgischer Festungen und tauschte gegen Philippsburg Freiburg i. Br. ein. Darauf zwang er im Frieden von St.-Germain (1679) den Kurfürsten von Brandenburg, seine schwedischen Eroberungen wieder herauszugeben.

Dieser unglückliche Ausgang des ersten Koalitionskriegs verschärfte den Zwist zwischen den Verbündeten und die Spaltung im Reich. Man verzweifelte an der Möglichkeit, sich der französischen Universalmonarchie entziehen zu können. Nicht bloß die meisten rheinischen Stände, auch mächtige patriotische Fürsten, wie Brandenburg, schlossen sich dem französischen König an, und als der Kaiser durch seine Verfolgungssucht gegen die ungarischen Protestanten dort einen gefährlichen Aufstand heraufbeschwor und die Türken zu einem großartigen Kriegszug gegen D. rüsteten, glaubte Ludwig XIV. die Maske des Schutzes deutscher Verfassung und Freiheit, die er bisher vorgehalten, fallen lassen und zur offenen Gewaltthat schreiten zu können. 1679 errichtete er in Metz und Breisach *Reunionskammern* (s. d.), welche alle Gebiete, die jemals zu den in den letzten Friedensschlüssen vom Reich abgetretenen Ländern gehört hatten, für Frankreich reklamierten, und ließ dieselben sofort besetzen. 1681 bemächtigte er sich durch Verrat und Einschüchterung der freien Reichsstadt Straßburg, des Schlüssels zu Süddeutschland. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz D. und schien den schlummernden Patriotismus der Fürsten und des Volkes zu energischer Thatkraft aufzureizen, aber er erstickte in den schwerfälligen Modalitäten der Reichsverfassung, die es nur zu ohnmächtigen Protesten kommen ließ. Überdies machte der Einfall eines ungeheuern türkischen Heers, welches von Ungarn aus 1683 bis Wien vordrang und dieses Bollwerk des Südostens hart belagerte, einen Krieg mit Frankreich unmöglich. Die ganze kaiserliche und Reichsmacht mußte aufgeboten werden, um durch den *Sieg am Kahlenberg* (12. Sept.) Wien zu befreien und die Türken nach Ungarn zurückzutreiben. Hier erfochten die kaiserlichen Feldherren Karl von Lothringen, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen glänzende Erfolge: 1686 wurde Ofen erstürmt, 1697 die türkische Heeresmacht bei Zenta aufs Haupt geschlagen und im Frieden von Karlowitz 1699 Ungarn mit seinen Nebenlanden dem Kaiser als Erbreich unterworfen.

Im Osten kamen die mit Hilfe deutscher Truppen errungenen Siege und die Erweiterung der österreichischen Hausmacht wenigstens der Sicherheit der Reichsgrenze zu gute. Im Westen dagegen brachte der auch hier sich geltend machende Aufschwung der militärischen Kraft Österreichs und Deutschlands dem letztern nicht die gewünschte Frucht. Nachdem das Reich im Regensburger Waffenstillstand 1684 Ludwig XIV. den Besitz der Reunionen für 20 Jahre zugestanden hatte, erhob derselbe 1685 nach dem Aussterben der kurpfälzischen Linie der Wittelsbacher für seine Schwägerin Elisabeth Charlotte Anspruch auf die Allodialgüter des pfälzischen Hauses. Zur Abwehr dieses Übergriffs, mit dem der Widerruf des Edikts von Nantes und die Thronbesteigung des katholischen, französisch gesinnten Jakob II. in England zusammenfielen, vereinigten sich der Kaiser, die angesehensten deutschen Stände, Spanien, die Niederlande und Schweden 1686 zu der Liga von Augsburg; der Prinz Wilhelm III. von Oranien bereitete eine allgemeine Koalition Europas gegen Frankreichs Tyrannei vor. Ludwig XIV. nahm 1688 die Nichtanerkennung seiner Kreatur, des Grafen Wilhelm von Fürstenberg, als Erzbischof von Köln von seiten des Papstes und des Reichs zum Anlaß, um seinen Gegnern mit der Kriegserklärung zuvorzukommen. Er begann die Feindseligkeiten mit einem Akt kalter, wohlüberlegter Barbarei, indem er die gesegnete Pfalz, um sie für seine Feinde als Operationsgebiet unbrauchbar zu machen, durch Feuer und Schwert in eine Einöde verwandeln ließ. Mannheim, Kreuznach, Oppenheim, Frankenthal, Baden, Bruchsal, Offenburg, Heidelberg mit seinem herrlichen Schloß, Worms und Speier wurden eingeäschert, das platte Land, auch das des benachbarten kölnischen und trierschen Gebiets, verwüstet. Diese That frevelhaf-

ten Übermuts erregte einen solchen Sturm der Entrüstung, daß sich unter Führung Wilhelms von Oranien, der eben den letzten Stuart, Jakob II., vom englischen Thron gestürzt, eine große Koalition gegen Frankreich bildete, welcher sich fast alle europäischen Mächte, selbst der Papst, anschlossen. Acht Jahre kämpften kaiserliche und deutsche Reichstruppen am Rhein und in den Niederlanden gegen die Franzosen; wenn es ihnen auch gelang, den Boden des Reichs zu schützen, so vermochten die Heere der Koalition doch im Landkrieg keine entscheidenden Erfolge zu erringen. Beiderseitige Erschöpfung nötigte die Kriegführenden 1697 zum Frieden von Ryswyk, an dessen Verhandlungen auch die Reichsdeputierten sich beteiligten, ohne jedoch großen Einfluß auszuüben. Der Kaiser war es, der den Frieden abschloß und dabei das Interesse besonders der evangelischen Stände in wichtigen Punkten unberücksichtigt ließ: Frankreich gab einige Reunionen sowie Lothringen heraus, behielt aber das Elsaß mit Straßburg und Saarlouis und setzte es durch, daß der in der Pfalz seit 1688 mit Gewalt hergestellte Katholizismus in 1922 Ortschaften herrschend blieb.

Die spanische Erbfolgefrage hatte wenige Jahre später den Ausbruch eines neuen Kriegs zur Folge, in welchen auch das Reich verwickelt wurde. Zwar war es Deutschlands Interesse durchaus nicht, daß die spanische Monarchie mit Österreich verbunden wurde. Wie die Seemächte, so mußte auch das Reich nur wünschen, daß Spanien nicht an Frankreich fiel. Aber als die Kombination, die Erbschaft einem Dritten, dem bayrischen Kurprinzen Joseph Ferdinand, zu übertragen, durch dessen frühen Tod (1699) vereitelt wurde, als sich nach dem Tode des letzten spanischen Habsburgers, Karl II. (1. Nov. 1700), ein Testament vorfand, welches Ludwigs XIV. Enkel Philipp von Anjou zum Erben der ganzen Monarchie einsetzte, und der stolze Ludwig XIV. weder auf eine Teilung der Erbschaft eingehen, noch die immerwährende Trennung der französischen und der spanischen Monarchie versprechen wollte, sahen sich die Seemächte gezwungen, Österreich im Kampf gegen die maßlose Herrschsucht Frankreichs beizustehen, und auch das Reich mußte demselben 30. Sept. den Krieg erklären, nachdem das Bündnis der beiden Wittelsbacher, des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und des Erzbischofs Joseph Klemens von Köln, mit Ludwig XIV. den Krieg auf Reichsgebiet übertragen hatte. Überdies hatte der Kaiser die mächtigsten Reichsfürsten, wie die Kurfürsten von Hannover, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, durch besondere Bündnisse für sich gewonnen und zur Stellung ansehnlicher Hilfstruppen vermocht. Der spanische Erbfolgekrieg (s. d.) entbrannte zu gleicher Zeit in den Niederlanden, in Italien und in Süddeutschland. Hier schien 1703 das Kriegsglück für die verbündeten Franzosen und Bayern sich entscheiden zu wollen. Der Marschall Villars eroberte Landau und Breisach und rückte über den Oberrhein, den Markgraf Ludwig von Baden 1702 mit Erfolg verteidigt hatte, in Schwaben ein, wo er sich mit Max Emanuel vereinigte, um in Tirol dem in Oberitalien vordringenden Herzog von Vendôme die Hand zu reichen. Der Aufstand des Tiroler Volkes verhinderte dies, aber die Verbündeten besetzten Augsburg und 1704 auch Passau und bedrohten die kaiserlichen Erblande, während ein Aufstand in Ungarn wütete. Die kühne und mit Geschick durchgeführte Vereinigung der drei Feldherren der Verbündeten, Marlboroughs mit dem Heer der Seemächte, Eugens von Savoyen mit den Kaiserlichen und Ludwigs von Baden mit den Reichstruppen, an der obern Donau 1704 brachte einen völligen Umschwung hervor. Die beiden Siege Marlboroughs und Ludwigs am Schellenberg bei Donauwörth (2. Juli) und Marlboroughs und Eugens bei Höchstädt (13. Aug.) über Tallard und Max Emanuel warfen die Franzosen über den Rhein zurück und brachten Bayern in die Gewalt der Kaiserlichen. Das eigentliche Reichsgebiet war von den Feinden befreit, der Krieg wurde fortan in Italien und den Niederlanden auf nichtdeutschem Boden und mit steigendem Kriegsglück geführt.

Aber nun zeigte sich, daß Österreich die durch die Unterstützung des Reichs und seiner Fürsten errungenen Erfolge nur zu seinem Vorteil auszubeuten suchte. Kaiser Joseph I. (1705–11), der älteste Sohn Leopolds I., erklärte die beiden wittelsbachischen Kurfürsten, ohne die verfassungsmäßige Gutheißung des Reichstags und nur auf die Zustimmung der übrigen Kurfürsten gestützt, in die Acht und unterwarf Bayern nach blutiger Erstickung eines Bauernaufstandes seiner Herrschaft. Die Proteste des Reichsfürstenkollegiums gegen dies eigenmächtige Verfahren blieben unbeachtet. Als die Niederlagen der Franzosen bei Turin, Ramillies, Oudenaarde und Malplaquet, die Erschöpfung der Menschen- und Geldkräfte sowie Hungersnot und Elend in seinem Land Ludwig XIV. so gedemütigt hatten, daß er 1709 dazu bereit war, auf die spanische Erbschaft zu verzichten und alle Eroberungen in Elsaß und Lothringen an das Reich zurückzugeben, wurde dies Anerbieten vom Kaiser mit der Forderung abgelehnt, Ludwig müsse seinen Enkel Philipp V., der den spanischen Thron mit Glück gegen den Habsburger Karl behauptete, selbst von demselben vertreiben helfen. Dies übermütige Verlangen wies der französische König zurück, und der Sturz Marlboroughs und der kriegslustigen Whigpartei in England (1710), ferner der plötzliche Tod Josephs I., nach welchem, da Joseph keine Söhne hinterließ, dem spanischen Prätendenten Karl die ganze österreichische Hausmacht und die Kaiserkrone zufielen, bewirkten eine Spaltung unter den Verbündeten. Die Seemächte England und die Niederlande konnten kein Interesse dafür haben, daß Spanien und Österreich in Einer Hand vereinigt wurden, und als Karl VI. (1711–40) in verblendeter Hartnäckigkeit bei dem Anspruch hierauf beharrte, knüpften sie separate Unterhandlungen mit Frankreich an, die 1713 zum Frieden von Utrecht führten. Der Kaiser setzte den Krieg gegen Ludwig XIV. und seinen Enkel fort, aber weder in Spanien noch am Oberrhein mit Erfolg. Der Kampfeseifer war bei den deutschen Fürsten schon so erlahmt, daß Prinz Eugen 1713–14 nur über kaiserliche und buntscheckige Reichstruppen verfügte, mit denen er der gesamten französischen Heeresmacht unter Villars nicht gewachsen war; er verlor selbst Landau, Freiburg und Breisach wieder an die Feinde und riet nun selbst zum Frieden, der 6. März 1714 in Rastatt zwischen Frankreich und dem Kaiser, 7. Sept. 1714 in Baden in der Schweiz mit dem Reich im wesentlichen auf Grund der Utrechter Bedingungen zu stande kam. Österreich erwarb aus der spanischen Erbschaft die italienischen Besitzungen (Mailand, Neapel und Sizilien) und die Niederlande, während das Reich zwar die verlornen rechtsrheinischen Festungen zurückerhielt, aber außer dem Elsaß nun auch Landau endgültig abtreten und die Ryswyker Klausel über die Religionsverhältnisse der Pfalz von neuem bestätigen mußte; die Kurfürsten von Bayern und von Köln wurden restituiert. So ging D. aus dem langen, blutigen Krieg ohne jeden Gewinn hervor. Und welche Wunden hatte der Krieg

dem mühsam sich erholenden Wohlstand Deutschlands geschlagen! Der Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen folgte die Auswanderung zahlreicher Protestanten nach Amerika, wo sie die in ihrer Heimat bedrohte Gewissensfreiheit fanden. Das ganze Rhein- und Donaugebiet hatte jahrelang unter den Greueln des Kriegs gelitten, die Unterhaltung so großer Heere ungeheure Summen verschlungen, die in dem verarmten Land nur durch den furchtbarsten Steuerdruck beschafft werden konnten.

Außer dem österreichi chen Kaiserhaus hatten auch mehrere deutsche Fürstenhäuser von den politischen Verwickelungen der letzten Jahrzehnte Vorteil gezogen. Der Herzog Ernst August von Hannover erlangte 1692 für die Stellung beträchtlicher Hilfstruppen im Türken- und im Franzosenkrieg die Kurwürde; die Anerkennung dieser neunten Kur durch die übrigen Kurfürsten und das Reich erfolgte allerdings erst 1705. Immerhin machte sie den fortwährenden Teilungen ein Ende, welche das Welfenhaus an Erwerbung größern Einflusses im Reich immer wieder gehindert hatten, und 1714 bestieg dies neue Kurhaus Hannover den britischen Thron, mit dem seine deutschen Lande fortan durch Personalunion verbunden waren. 1697 erreichte es Kurfürst Friedrich August von Sachsen durch seinen Übertritt zum Katholizismus und durch großartige Bestechungen, daß er zum König von Polen gewählt wurde. Das Haus Wettin verlor damit den letzten Anspruch auf die Führerschaft der evangelischen Reichsstände, welchen es allerdings schon längst durch seine engherzige, selbstsüchtige und feige Politik verwirkt hatte. An seine Stelle trat nun Brandenburg, dessen Kurfürst Friedrich III. ebenfalls 1700 durch eifrige Unterstützung der kaiserlichen Politik eine Rangerhöhung erreicht hatte. Am 18. Jan. 1701 krönte er sich selbst zum König seines souveränen Landes Preußen. Indes wurde damit der Schwerpunkt der brandenburgischen Macht nicht in das Ausland verlegt, wie es bei den beiden andern Rangerhöhungen zum Unsegen Deutschlands geschah. Namentlich die polnische Königskrone gereichte Sachsen und auch D. zum größten Unheil, indem sie wenige Jahre nach ihrer Erwerbung D. in den **Nordischen Krieg** (1700–1720) verwickelte. Die Teilnahme Augusts II. an dem Angriff auf Schweden hatte zur Folge, daß Karl XII. ihn in Polen stürzte und bis in das Innere des Reichs verfolgte, wo er ihn 1706 zum Frieden von Altranstädt zwang. Allerdings führte der Schwedenkönig durch sein tollkühnes Unternehmen gegen Rußland und sein hartnäckiges Verweilen in der Türkei den Untergang der Großmachtstellung, welche Schweden im Dreißigjährigen Krieg errungen, herbei. Bremen und Verden gingen 1720 an Hannover, Vorpommern bis zur Peene mit Stettin und den Odermündungen an Preußen, die Ostseeprovinzen an Rußland verloren. Die baltische Seeherrschaft Schwedens war vernichtet, indes D. als Ganzes gewann wenig dabei. Die Verbindung zwischen Polen und Sachsen wurde wiederhergestellt, und an Schwedens Stelle trat als nordische Großmacht Rußland.

Die Bildung wirklicher Staaten auf dem Boden des Deutschen Reichs, wie der zweite preußische König, Friedrich Wilhelm I., einen schuf, und jene Verbindung andrer bedeutender Territorien mit fremden Königreichen beförderten ihre völlige Loslösung aus dem Rahmen des Reichs und den Verfall des Reichsorganismus um so mehr, da Kaiser Karl VI. auch nach dem spanischen Erbfolgekrieg bloß dynastische Politik betrieb. Nachdem der glänzende Aufschwung der kaiserlichen Armee unter der Führung eines Eugen von Savoyen sich noch einmal in einem glorreichen Türkenkrieg bewährt und Österreich im Frieden zu Passarowitz (1718) den Besitz Bosniens und Serbiens verschafft hatte, beschäftigte den Kaiser, der ohne männliche Erben blieb, einzig und allein die Sicherung der Erbfolge für seine älteste Tochter, Maria Theresia. Nachdem er die Stände der kaiserlichen Erb- und Kronlande zur Anerkennung der neuen Thronfolgeordnung, der **Pragmatischen Sanktion** von 1723, bewogen, begann er die Verhandlungen über die Garantie dieser Sanktion mit D. und Europa, welche seine ganze weitere Regierungszeit ausfüllten. Spanien wurde durch Abtretungen in Italien, die Seemächte durch handelspolitische Vorteile, Rußland durch Einlenken in seine politischen Bahnen gewonnen. Preußens Garantie erlangte Karl VI. durch Bestätigung von dessen Erbansprüchen auf Jülich-Berg und hielt sich derselben unter dem gut kaiserlich gesinnten und in seiner auswärtigen Politik ganz von Österreich abhängigen König Friedrich Wilhelm I. so fest versichert, daß er sich nicht scheute, 1738 Jülich-Berg der pfalz-sulzbachischen Linie zu versprechen. Die übrigen Reichsfürsten wurden ohne Schwierigkeit zur Zustimmung bewogen, da ihre Interessen weniger von der Frage berührt wurden. Nur Bayern weigerte sich, auf seine Erbansprüche zu verzichten, welche teils auf alten Verträgen, teils auf der Vermählung des Kurfürsten mit Josephs I. Tochter beruhten. Das in ähnlicher Lage befindliche Sachsen ließ sich aber zur Anerkennung herbei, als der Kaiser die Bewerbung des Kurfürsten Friedrich August III. um den polnischen Königsthron gegen den von Frankreich begünstigten Stanislaus Leszczynski unterstützte und selbst vor einem Krieg dabei nicht zurückscheute. Dieser **polnische Erbfolgekrieg** (1733–38, s. d.) erweiterte sich zu einem österreichisch-französischen Krieg und ward vorzugsweise in Italien und am Rhein geführt, wodurch auch das Reich in denselben verwickelt wurde. Auf Deutschlands Kosten ward auch 1738 der Wiener Friede geschlossen; gegen die Anerkennung Augusts III. als polnischen Königs und der Pragmatischen Sanktion von seiten Frankreichs ward Lothringen an Stanislaus abgetreten, nach dessen Tod (1766) es Frankreich zufallen sollte. Auch Neapel und Sizilien mußte Österreich als Sekundogenitur den spanischen Bourbonen einräumen, erhielt aber dafür Toscana für den Gemahl Maria Theresias, Herzog Franz Stephan von Lothringen. Wie sehr durch die schwächliche Friedenspolitik die militärische Kraft Österreichs gesunken war, wurde in dem neuen Kriege gegen die Türkei klar, welchen Karl VI. auf Antrieb Rußlands und im Bündnis mit diesem unternahm, und der nach mehreren blutigen Niederlagen mit dem Frieden von Belgrad (1739) endete, in welchem Österreich alles im Passarowitzer Frieden Gewonnene wieder verlor. So hinterließ Karl VI. bei seinem Tod (20. Okt. 1740), mit dem die österreichische Linie der Habsburger im Mannesstamm erlosch, Österreich militärisch und finanziell geschwächt und das Thronfolgerecht seiner Tochter Maria Theresia allein durch diplomatische Traktate gesichert, welche im 18. Jahrh. weniger Wert hatten als zu irgend einer andern Zeit.

Rivalität Österreichs unter Maria Theresia und Preußens unter Friedrich II.

In dem Jahrhundert, welches seit dem Westfälischen Frieden verflossen war, hatte der Reichskörper nicht die mindeste Kräftigung erfahren, der Verfall der überlieferten Reichsinstitutionen vielmehr bedeutende Fortschritte gemacht. In der Zeit der em-

pörendsten Herausforderung Deutschlands durch Ludwig XIV. hatte sich zwar 1681 der Reichstag zu einer Revision der seit 1521 bestehenden Reichskriegsverfassung ermannt, welcher die Kreisverfassung zu Grunde gelegt wurde. Jeder der zehn Reichskreise, Österreich und Burgund nicht ausgenommen, war zur Stellung eines festen Kontingents zum Reichsheer, das auf eine Stärke von 40,000 Mann normiert war, und bei einer eventuellen Erhöhung dieser Norm auf die doppelte oder dreifache Truppenzahl zu entsprechender Vermehrung seines Kontingents verpflichtet; die Kosten dieses Reichsheers sollten aus einer gemeinsamen Reichskriegskasse bestritten werden. Aber selbst diese Teilung des Heers in Kreiskontingente war nicht im stande, die schleunige und vollzählige Aufstellung derselben herbeizuführen. In Fällen der Not pflegten die bedrohten Stände durch besondere Bündnisse, sogen. Associationen, ihre Streitkräfte zu ihrem Schutze zu vereinigen. Die größern Reichsfürsten stellten ihre Truppen überhaupt nicht zu den Kreiskontingenten, denn dann würden sie, wie z. B. die brandenburgischen, auf mehrere verteilt worden sein, sondern zogen es vor, sie dem Kaiser oder seinen Verbündeten als Hilfstruppen zu stellen, was ihnen zuweilen noch besondere Subsidien einbrachte. Die Kreisheere bestanden daher meist aus einem bunten Gemisch kleinerer Kontingente und waren militärisch von geringem Werte. Das Reichskammergericht, welches von Speier nach Einäscherung der Stadt durch die Franzosen 1693 nach Wetzlar verlegt worden war, genoß keine Autorität. Tausende von Prozessen blieben unerledigt, nur mit den größten Opfern an Geld und Mühe war ein Ausspruch des Gerichts zu erlangen und die Ausführung desselben oft ein Ding der Unmöglichkeit. Der Reichshofrat in Wien, der sich allmählich zu einem mit dem obersten Reichsgericht konkurrierenden Gerichtshof herausgebildet hatte, stand in noch schlimmerm Ruf betreffs der Bestechlichkeit und Parteilichkeit seiner vom kaiserlichen Hof beeinflußten Mitglieder als das Reichskammergericht. Die ständige Wahlkapitulation, welche bei Karls VI. Wahl 1711 durchgesetzt worden war, um ihre Rechte dem Kaiser und den Kurfürsten gegenüber genau festzustellen, machte alle Reformen der Reichsverfassung unmöglich, ohne ihren Verfall aufzuhalten.

Die unverwüstliche Lebenskraft der Nation, welche trotz der Zerstörung des Dreißigjährigen Kriegs und des Elends der französischen Raubkriege sich wieder regte, mußte sich in kleinern Kreisen bethätigen, in den Territorialstaaten und in den Städten. Auch hier traf sie auf allerlei Hemmungen. Ein selbstthätiges politisches Leben war unmöglich, seit die Fürsten in ihren Landen die Rechte der Stände, welche allerdings starr an ihren Privilegien hingen und jeden, auch den berechtigtsten Fortschritt verhinderten, unterdrückt und ein absolutes Regiment mit Günstlings- und Mätressenwirtschaft errichtet hatten. Wie hierbei, so war auch in der Pracht und Sittenlosigkeit des Hoflebens Ludwig XIV. das bewunderte und sklavisch nachgeahmte Vorbild der meisten deutschen Fürsten, welche, französisch gebildet, auch nur französisch redeten und dachten. Der Hofhalt Augusts des Starken von Polen-Sachsen wetteiferte in verschwenderischer Prachtentfaltung mit dem von Versailles. Die Kurfürsten von Hannover, der erste König von Preußen, aber auch die kleinern Fürsten, wie die Herzöge von Württemberg und die Landgrafen von Hessen, entwickelten einen übermäßigen Luxus, der die Kraft des Volkes verzehrte; die Unterthanen seufzten unter der Willkür der Beamten und unter dem Druck unerschwinglicher Steuern; auch an den geistlichen Höfen herrschten Verschwendung und Leichtfertigkeit, wenngleich der Krummstab die Bevölkerung nicht so rücksichtslos auszusaugen verstand wie weltliche Beamte. Aber selbst diese Prachtliebe und Eitelkeit der Fürsten machte sich der emporstrebende Geist des Volkes zu nutze, indem bei Bau und Ausschmückung von Schlössern, Theatern und Galerien die bildenden Künste sich entwickelten und an Universitäten und Akademien Männer wie Leibniz, Thomasius, Wolf u. a. die echte, freie Wissenschaft zur Geltung brachten. Äußerte sich der fürstliche Despotismus auch mitunter noch in empörender Intoleranz gegen Andersgläubige, wie bei der Vertreibung der protestantischen Salzburger (1732), so setzten doch schon viele Fürsten ihren Stolz darein, der religiösen Aufklärung zu huldigen. Das mildere, werkthätige, gefühlsinnige Christentum der sogen. Pietisten begann die starre Eisrinde der lutherischen und calvinistischen Orthodoxie zu zersprengen. Auch der Wohlstand hob sich, zwar langsam und oft unterbrochen, aber doch in sichtbarem Fortschritt; die deutschen Häfen füllten sich wieder mit Schiffen und entwickelten einen fruchtbaren Austausch deutscher und ausländischer Waren. Der Bürgerstand, der Kern der Nation, führte ein strenges, steifes, aber sittlich-ernstes Leben, seine Bildung war beschränkt, aber deutsch, und im innersten Kern gesund und frisch, fühlte er in sich die Kraft und den Trieb, seine geistigen und materiellen Verhältnisse zu verbessern und zu höhern Zielen emporzusteigen.

Ja, in einem Teil Deutschlands erwachte auch wieder patriotischer Sinn, der Staatsgedanke, das erhebende und tröstende Bewußtsein, einem größern Ganzen anzugehören und einem höhern Staatszweck zu dienen. Dies ist das Verdienst des brandenburgisch-preußischen Staats und seiner Herrscher, des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Allerdings nahm dieser Staat, nachdem die Regierung Friedrichs I. durch ihre Verschwendung seine Entwickelung gefährdet hatte, unter Friedrich Wilhelm I. ein rauhes, spartanisches Wesen an; die Beamten, Soldaten und Unterthanen wurden in harte, fast barbarische Zucht genommen, aber es wurde kein Pfennig mehr verschwendet, durch eine ausgezeichnete Verwaltung das Land aus Elend und Verarmung befreit, der Geist religiöser Toleranz dem Staat eingeimpft, die Rechtspflege wohl geordnet und durch vortrefflich geregelte Finanzen und durch ein allein aus Landesmitteln erhaltenes, ausgezeichnet geschultes Heer der Staat auf eigne Füße gestellt. So schwer der Druck des straffen preußischen Regiments auf dem Einzelnen lasten mochte, das Heer, die Beamten, endlich auch das Volk hatten das Bewußtsein, daß ihre Dienste und Opfer nicht umsonst dargebracht wurden, daß der so geschaffene Staat ihnen Ehre, Schutz ihres Rechts und Eigentums verbürge, und daß patriotisches Zusammenhalten dem Ganzen und dem Einzelnen Vorteil bringe. Nicht fürstliche Launen, nicht dynastische Ränke beherrschten den preußischen Hof, sondern der bewußte Staatszweck; Wohl und Größe Preußens waren die Beweggründe, welche Regierung und Volk beseelten und den jungen König Friedrich II. antrieben, in der Krisis, welche das Erlöschen des habsburgischen Mannesstamms in Ö. 1740 herbeiführte, eine entscheidende Rolle zu spielen.

Die Erbin Karls VI., Maria Theresia, rechnete im Vertrauen auf ihres Vaters Verträge und auf die zur Gewohnheit gewordene Unterordnung des

Reichs unter die Wünsche des Wiener Hofs zuversichtlich nicht bloß auf ihre eigne unangefochtene Thronfolge, sondern auch auf die Wahl ihres Gemahls, des Großherzogs Franz Stephan von Toscana, zum Kaiser. Mit Entrüstung wies sie daher das Ansinnen des Königs von Preußen zurück, der für die Garantie der Pragmatischen Sanktion und die Wahl ihres Gemahls auf Grund alter Erbansprüche die Abtretung eines Teils von Schlesien verlangte. Indes mußte sie bald einsehen, daß ihre Herrschaft doch nicht so unerschütterlich begründet war, wie sie geglaubt. Als Friedrich II. die Ablehnung seines Anerbietens mit der Besetzung von Schlesien beantwortete und 10. April 1741 über die österreichische Armee den Sieg von Mollwitz erfocht, schloß Frankreich mit dem Kurfürsten Karl Albert von Bayern das Nymphenburger Bündnis (22. Mai 1741), dem auch Spanien, Sardinien, Preußen, Kurpfalz, Köln und Sachsen beitraten. Das Ziel desselben war, daß Maria Theresia und die habsburgisch-lothringische Dynastie des Kaisertums beraubt und auf den Besitz Ungarns beschränkt werden sollte; Bayern sollte die österreichischen Erblande, Sachsen einen Teil von Böhmen, Mähren und Oberschlesien, Frankreich die Niederlande, Spanien und Sardinien die italienischen Lande bekommen, die Kaiserkrone in freier Wahl auf das bayrische Haus übertragen werden. Die österreichische Monarchie sollte also zertrümmert, die österreichische Hegemonie in D. durch die französische und die einiger weniger mächtiger Reichsfürsten ersetzt werden. Der österreichische Erbfolgekrieg (s. d.) begann damit, daß die Franzosen, Bayern und Sachsen in Österreich und Böhmen im Herbst 1741 einrückten. Karl Albert wurde in Prag zum König von Böhmen, 24. Jan. 1742 in Frankfurt a. M. als Karl VII. (1742—45) zum Kaiser gekrönt. Die mutige junge Königin Maria Theresia fand jedoch in Ungarn begeisterte Anerkennung und aufopfernden Beistand. Noch 1741 wurden die Verbündeten aus Österreich vertrieben und sogar Karls VII. Hauptstadt München besetzt. Ihres gefährlichsten Feindes, des Preußenkönigs, der 17. Mai 1742 die Österreicher zum zweitenmal bei Chotusitz schlug, entledigte sich Maria Theresia durch die Aufopferung Schlesiens im Frieden von Breslau und schloß darauf 1743 zur Bekämpfung Frankreichs mit den Seemächten England und den Niederlanden, ferner mit Sardinien und Sachsen ein Bündnis, welches ihren Waffen in D. den vollständigsten Sieg verschaffte. Vergeblich suchte Friedrich II. durch die Frankfurter Union (Mai 1744) und einen Einfall in Böhmen an der Spitze von 80,000 Mann kaiserlicher Hilfsvölker (1744) Kaiser Karl VII. zu retten und den Besitz Schlesiens zu sichern. Nach Karls VII. Tod (20. Jan. 1745) unterwarf sich sein Sohn Maximilian Joseph im Frieden von Füssen (22. April 1745) Österreich, Maria Theresias Gemahl wurde als Franz I. (1745—65) zum Kaiser erwählt, und Österreicher und Sachsen fielen, nachdem Friedrich II. zum Rückzug aus Böhmen gezwungen worden, im Mai 1745 in Schlesien ein, um dasselbe wiederzuerobern. Die Siege der Preußen bei Hohenfriedberg (4. Juni), bei Soor (30. Sept.) und bei Kesselsdorf (15. Dez.) vereitelten dies Unternehmen. Im Frieden von Dresden (25. Dez.) mußte Maria Theresia ihren Gegner im Besitz Schlesiens bestätigen. Auch der Krieg mit Frankreich, welcher in den österreichischen Niederlanden geführt wurde, nahm mit dem Sieg des Marschalls von Sachsen bei Fontenoy 1745 noch einmal eine ungünstige Wendung. Indes die Erschöpfung der beiden bourbonischen Königreiche, welche jetzt allein noch den Krieg und zwar ohne eigentlichen Zweck fortsetzten, führte 1748 zum Aachener Frieden, welcher Maria Theresia als Erbin Karls VI. anerkannte und ihr den Besitz aller österreichischen Lande ließ, mit Ausnahme Schlesiens, welches Preußen behielt, und der Fürstentümer Parma und Piacenza, welche als Sekundogenitur den spanischen Bourbonen zufielen.

Österreich hatte also mit der Kaiserkrone die herrschende Stellung im Reich behauptet. Jedoch Kaisertum und Reich wollten jetzt noch weniger bedeuten als früher. Maria Theresia hatte ja selbst den Kaiser Karl VII. bekämpft und sich um den Reichstag und seine Rechte wenig gekümmert. Ebensowenig waren die übrigen Fürsten des Reichs, vor allen Preußen, gewillt, sich durch Reichsordnungen binden zu lassen. Die Machtinteressen und politischen Gegensätze zwischen Österreich und der nächstgrößten deutschen Macht, der preußischen, stießen also unvermittelt und ungemildert durch ihre Reichspflichten aufeinander und mußten zum Konflikt führen. Der Haß Maria Theresias gegen Friedrich II., den sie zu vernichten wünschte, führte einen völligen Umschwung in der Stellung Österreichs zu seinen bisherigen Gegnern und damit eine wichtige Änderung im Reich und in der ganzen europäischen Politik herbei. Nach 250jährigem Kampf, in welchem Frankreich und die Bourbonen groß geworden, Österreich glänzenden Waffenruhm sich erworben hatte, vereinigten sich jetzt beide Großmächte zur Unterdrückung eines Störenfrieds und Eindringlings in das von ihnen geschaffene Staatensystem. Durch das österreichisch-französische Bündnis wurden auch die bisher unter französischem Einfluß stehenden Reichsstände Österreich dienstbar, und das offizielle Reich stand fortan zur unbedingten Verfügung des kaiserlichen Hofs. Indem sich Schweden und Rußland dem Bund anschlossen, wurde fast das ganze festländische Europa gegen Preußen vereinigt, das nur England und außer dem von England abhängigen Hannover sehr wenige Reichsstände auf seiner Seite hatte.

Schon die Verträge der Verbündeten mußten aber den gebildeten, besonders den protestantischen Teil der deutschen Nation darüber belehren, auf welcher Seite ihr wahres Interesse verteidigt wurde: nicht bloß sollten deutsche Reichsgebiete, wie Vorpommern, fremden Mächten preisgegeben werden, Ostpreußen an Rußland fallen und damit die Ostsee dem deutschen Handel verschlossen werden, ferner durch Abtretung der österreichischen Niederlande an Frankreich dessen Macht und Einfluß im Westen eine bedeutende Stärkung erfahren, sondern es waren auch die Erhaltung des Protestantismus und damit der mühsam errungene kirchliche Friede, die geistige Freiheit und die aufblühende Litteratur in D. durch den Sieg der beiden katholischen Großmächte ernstlich gefährdet. Noch deutlicher freilich bewies der Verlauf des Siebenjährigen Kriegs (1756—63, s. d.) selbst, daß nicht im Lager der Kaiserlichen und des erbärmlichen Reichsheers, sondern in dem preußischen das höhere Recht, die größere Intelligenz und sittliche Kraft vertreten waren, daß Friedrich für die modernen Ideen und die Aufklärung, die Verbündeten für mittelalterliche Geistesknechtschaft kämpften. Um das einzige wirkliche Staatswesen in D., den deutschen Staat der Zukunft, zu zertrümmern, überschwemmten und verwüsteten französische, schwedische und russische Scharen, Kroaten und Panduren deutsche Landschaften. Das offizielle Reich und sein formell begründetes Rechtsverfahren gegen den preußischen Landfriedensbrecher

standen mit der Wahrheit und dem sittlichen Werte der handelnden Faktoren in so grellem Widerspruch, daß die offene Verhöhnung, die Friedrich der Achtserklärung entgegensetzte, allgemeinen Beifall fand, daß die schmähliche Niederlage der Reichsarmee bei Roßbach (5. Nov. 1757) nicht Unwillen und Entrüstung gegen den Empörer wider Kaiser und Reich erregte, sondern nur Spott und Hohn über das erbärmliche Reichsheerwesen hervorrief, daß sich die deutsche Nation an den Heldenthaten des Preußenkönigs und seiner Soldaten, welche den alten Ruhm deutscher Kraft und deutschen Kriegsmuts weit über die Grenzen Europas hinaus erneuerten, aufrichtete und Nationalstolz und Selbstbewußtsein wiedergewann. Als Preußen nach sieben furchtbaren Kriegsjahren, nach glänzenden Siegen, aber auch schrecklichen Niederlagen erschöpft und aus tausend Wunden blutend, aber ungebeugt im *Hubertsburger Frieden* (15. Febr. 1763) seinen Besitzstand behauptete, als es sich zeigte, daß die Macht halb Europas diese festgefügte, in Kampf und Not gestählte Monarchie nicht zu bezwingen vermochte, hatte der Staat Friedrichs d. Gr. den Rang einer Großmacht erlangt und sich in D. zu einem Österreich ebenbürtigen Staat emporgeschwungen, welcher den Vorzug, den das erheblich größere Österreich in der Kaiserkrone besaß, durch sein ausgezeichnetes Heer, sein intelligentes Beamtentum und den intensiven Patriotismus seiner Einwohner ersetzte. Hiermit war der Dualismus der beiden deutschen Großmächte, Österreichs und Preußens, begründet, welcher die deutsche Geschichte über ein Jahrhundert beherrscht hat.

Das Ansehen des alten Reichs und seiner Institutionen hatte im Siebenjährigen Krieg den letzten Stoß erlitten. An eine Wiederbelebung des fast toten Körpers ward nicht mehr gedacht. Der Aufschwung, den das deutsche Volk durch Preußens Heldenkampf empfangen, machte sich auf andern Gebieten geltend. Es war D. vergönnt, sich mehrere Jahrzehnte lang ungestört den Werken des Friedens hingeben zu dürfen. So wurden die schweren Wunden geheilt, die der Krieg dem Land geschlagen, die Verluste ersetzt, die der Wohlstand gelitten, und Ackerbau und Gewerbe, Handel und Wandel zu höherer Blüte gebracht. Auch hierbei ging Friedrich II. mit gutem Beispiel voran und spornte andre Regierungen zur Nacheiferung an. Als hervorragendster Repräsentant des »aufgeklärten Despotismus«, der alles für das Volk, nichts durch das Volk erreichen wollte, förderte er durch Heranziehung von Kolonisten, durch Entwässerungen und Meliorationen sowie durch eingehende Belehrung, welche sich auf die kleinsten Details erstreckte, den Ackerbau und suchte durch Rechtsschutz und humane Behandlung den Bauernstand aufzumuntern; nichts ist Friedrich d. Gr. von seinem Volk höher angerechnet worden, als daß er den kleinen Mann vor Beamten- und Gutsherrenwillkür schützte und sein Recht achtete. Gewerbe und Handel wurden zwar in etwas einseitiger Richtung begünstigt, da der König dem Merkantilsystem huldigte und die hohen Zölle bei der Zerrissenheit des Staatsgebiets in vieler Beziehung schädlich wirkten; dennoch blühten gewisse Industriezweige in ungeahnter Weise auf, und der Verkehr wurde durch die geordneten Zustände erleichtert. Die Reform der Justiz und die Ausarbeitung des preußischen Landrechts erhoben den preußischen Richterstand auf eine hohe Stufe und machten das preußische Gerichtswesen zu einem Muster für alle andern Staaten. Ebenso ragte die preußische Verwaltung durch Unbestechlichkeit, Intelligenz und freie Geistesrichtung sowie durch unermüdliche Thätigkeit hervor. Die preußische Armee galt seit dem Siebenjährigen Krieg selbstverständlich als die erste der Welt. Wenige Staaten in D. konnten sich dem Einfluß dieses glänzenden Beispiels gänzlich entziehen. Einige, wie Baden, Bayern, die thüringischen Staaten, Anhalt, auch geistliche, wie Kurköln und Kurmainz, bemühten sich, durch bessere Verwaltung das materielle und geistige Niveau ihrer Unterthanen zu heben. Namentlich die Pflege der Künste und Wissenschaften wurde an manchen deutschen Fürstenhöfen geradezu eine Modeliebhaberei, die der Entfaltung der poetischen Nationallitteratur jedoch unschätzbaren Vorschub leistete. Obgleich ein Verächter derselben, hat der Philosoph von Sanssouci ihr indirekt freie Bahn gemacht und ihren Aufschwung befördert, indem er das wahre Menschentum wieder in seine Rechte einsetzte.

Am überraschendsten und deutlichsten wurden die Folgen der Nachahmung der Fridericianischen Staatsweisheit in Österreich sichtbar, wo Maria Theresia, durch schwere Schicksalsschläge geläutert und mit bedeutenden Herrschergaben ausgerüstet, das, was sie von ihrem Feind lernte, mit Klugheit und Energie anwandte, um eine einheitliche Verwaltung, gerechtere Verteilung der Steuern und Lasten, geregelte Finanzen, Erleichterung des Bauernstandes und eine Reorganisation des Heerwesens einzuführen und die Umwandlung Österreichs aus einem Konglomerat von Kronländern mit mittelalterlich-feudaler Verfassung in einen modernen Staat anzubahnen. So reich und unerschöpflich waren die Hilfsquellen Österreichs, daß es sich von den Schäden des Siebenjährigen Kriegs weit rascher erholte als Preußen und auch in militärischer Beziehung ihm ebenbürtig zur Seite trat. Seine diplomatische Situation war sogar weit günstiger als die Friedrichs II., der von allen Seiten beneidet, beargwöhnt und angefeindet wurde. Das Bündnis Österreichs mit Frankreich blieb erhalten, seine Stellung im Reich befestigte sich durch die Erhebung *Josephs II.* (1765–90) auf den Kaiserthron nach dem Tod Franz' I., und Rußland war bei seinen Unternehmungen gegen die Türkei genötigt, sich Österreichs freundschaftliche Haltung zu sichern. Friedrich dagegen mußte alle seine diplomatische Kunst anwenden, um ohne einen neuen Krieg die preußischen Interessen gegen Rußland zu schützen. Um die völlige Absorption der zerrütteten polnischen Republik durch die moskowitische Großmacht zu verhindern, mußte er sogar eine Annäherung an Österreich suchen, die durch Josephs II. persönliche Verehrung für ihn allerdings erleichtert wurde (1769–71) und zu der *ersten Teilung Polens* (1772) führte. Was Preußen hierbei erwarb, kam auch D. zu gute: die Vereinigung Westpreußens mit dem preußischen Staat stellte die Verbindung mit Ostpreußen her und befreite dies Land aus einer Isolierung, die wiederholt die Gefahr seines Verlustes heraufbeschworen hatte, und rettete die letzten Reste des Deutschtums in jener ehemals deutschen Kolonie, die zur Zeit des Habsburgers Friedrich III. D. an Polen verloren gegangen war. Österreich erwarb bei der Teilung rein polnische Provinzen. Doch faßte es gleichzeitig eine Verstärkung seiner Macht in D. ins Auge.

Von der Regierung der österreichischen Staaten bis zum Tod seiner Mutter (1780) ausgeschlossen, hoffte Joseph II. im Reich ein dankbares Feld für seinen Ehrgeiz und Feuereifer zu finden. Er versuchte es zuerst mit einer Reform der Reichsverfassung, vor allem der Reichsjustiz; doch blieb die Visi-

tation des Reichskammergerichts ganz fruchtlos, und auch die Mißbräuche des Reichshofrats konnten nicht abgestellt werden. Er entschloß sich nun, den kaiserlichen Einfluß durch Vergrößerung des territorialen Besitzes in D. zu vermehren. Er leitete zu diesem Zweck Verhandlungen mit dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, welcher nach dem Erlöschen der bayrischen Wittelsbacher (1777) auch das Kurfürstentum Bayern geerbt hatte, über die Abtretung dieses Landes ein. Jedoch Friedrich II. war entschlossen, dies nicht zu dulden, damit nicht das österreichische Kaisertum ein allzu großes Übergewicht im Reich erlange und seiner eignen Selbständigkeit gefährlich werde. Als Verteidiger der deutschen Reichsverfassung nahm er sich der Rechte des präsumtiven Nachfolgers Karl Theodors, des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken, an und protestierte gegen die österreichischen Vergrößerungspläne. Als Joseph II. nicht von diesen Abstand nehmen wollte, kam es zum bayrischen Erbfolgekrieg (1778—79, s. d.). Zwei preußische Heere rückten in Böhmen ein, doch vermieden beide Teile Entscheidungskämpfe und knüpften bald Verhandlungen an, in welche Friedrich II. seine Verbündete, Katharina II. von Rußland, als Vermittlerin hineinzog. Unter russischer Vermittelung ward der Friede 13. Mai 1779 zu Teschen abgeschlossen: Österreich erhielt von Bayern nur das Innviertel, Preußen sicherte sich den Anfall der fränkischen Fürstentümer.

Rußland fuhr seitdem fort, sich in die innern Angelegenheiten Deutschlands einzumischen und zwischen den rivalisierenden deutschen Großmächten eine dominierende Stellung zu beanspruchen. Und die Eifersucht zwischen Österreich und Preußen steigerte sich noch, als Joseph II. durch den Tod Maria Theresias (29. Nov. 1780) unbeschränkter Herr über die Erblande geworden war. Indem er seinem jüngsten Bruder, Maximilian, die Stifter Köln und Münster verschaffte, wozu noch eine Reihe andrer geistlicher Fürstentümer kommen sollten, indem er ferner die Reichsgrafen und Reichsritter enger an den Wiener Hof kettete, alte kaiserliche Vorrechte wieder geltend machte und durch mancherlei Eigenmächtigkeiten die Rechte von Reichsständen verletzte, endlich die österreichischen Bistümer aus der Abhängigkeit von Passau und Salzburg zu befreien suchte, zugleich aber neben andern revolutionären Änderungen die Macht der Kirche in seinen Erblanden durch weitgreifende Säkularisationen verringerte: gab er deutlich seinen Plan kund, einmal den österreichischen Staat zu einem modernen Einheitsstaat umzugestalten, dann diesem das Deutsche Reich zu unterwerfen. Die Reichsfürsten, weltliche wie geistliche, sahen ihre Selbständigkeit hierdurch ernstlich bedroht und wurden noch mehr besorgt, als Joseph mit Karl Theodor über einen Austausch Bayerns gegen einen Teil der österreichischen Niederlande, die ihm wertlos waren, verhandelte; die östlichsten Provinzen derselben (Namur und Luxemburg) sollten als Tauschobjekt für das Erzstift Salzburg dienen, durch dessen Erwerbung er seinen süddeutschen Besitz völlig abzurunden gedachte. Frankreich hatte gegen die Errichtung eines burgundischen Königreichs, das es leicht seinem Einfluß unterwerfen konnte, nichts einzuwenden. Rußlands Zustimmung gewann Joseph, indem er den russischen Eroberungen am Schwarzen Meer nicht entgegentrat. Da traten eine Anzahl Reichsfürsten, wie Hannover, Sachsen, Braunschweig, Baden, Mecklenburg, Anhalt, die thüringischen Staaten, Hessen-Kassel, Pfalz-Zweibrücken, Ansbach, Kurmainz, Würzburg u. a., zum Schutz der Reichsverfassung zu einer Association zusammen, dem sogen. **Fürstenbund** (1785), an dessen Spitze sich Friedrich II. stellte, der durch die russisch-österreichische Allianz isoliert und bedroht war. Es bezeichnete die veränderten Verhältnisse, daß Preußen, welches im Kampf gegen die Reichsverfassung seine Großmachtstellung errungen, diese Macht gegen die das bestehende Reichssystem gefährdenden Pläne des Kaisers aus dem Haus Österreich wendete, und daß gleichzeitig die vier deutschen Erzbischöfe sich gegen die päpstliche Anmaßung und Einmischung in die kirchlichen Dinge in D. zu der Emser Punktation vereinigten (1786), in welcher sie eine erhebliche Erweiterung der Rechte und der Unabhängigkeit des Episkopats forderten.

Dieser kühne Anlauf blieb allerdings ohne Resultat, und auch der Fürstenbund zerfiel, nachdem er seinen nächsten Zweck, den Verzicht Josephs auf seine bayrischen Pläne, erreicht hatte. Preußische Staatsmänner, wie Stein und Hardenberg, und patriotische Reichsfürsten, wie Herzog Karl August von Weimar, hegten allerdings die Absicht einer förmlichen Union der deutschen Stände unter Preußens Führung mit dauernden politischen, gerichtlichen und militärischen Institutionen. Indes war weder die Mehrzahl der Fürsten dazu geneigt noch Friedrichs II. Nachfolger **Friedrich Wilhelm II.** (1786 bis 1797), welcher die preußische Politik nicht nach wohlerwogenen Grundsätzen der Staatsräson, sondern nach Laune und Willkür leitete. Preußen gab die Unionspolitik wieder auf, unternahm persönlicher Interessen wegen 1787 die Expedition nach Holland, die zu einem mehr hemmenden als vorteilhaften Bund mit den Seemächten führte, und stürzte sich unter Hertzbergs Leitung in eine große, aber die Kräfte des Staats und seiner Lenker übersteigende politische Kombination, welche ihm neben territorialen Vergrößerungen die Rolle eines Schiedsrichters in Europa verschaffen sollte. Als nämlich Rußland und Österreich 1787 die Türkei mit Krieg überzogen, nach dessen siegreicher Beendigung beide Mächte wohl auch Polens Schicksal ohne Rücksicht auf preußische Interessen entschieden haben würden, schloß Preußen außer mit den Seemächten auch mit Schweden, Polen und der Türkei Bündnisverträge und rüstete sich, den kriegführenden Mächten seine Vermittelung aufzuzwingen, während es selbst von Polen für Galizien, das Österreich gegen Entschädigung durch türkische Provinzen an Polen zurückgeben sollte, Danzig und Thorn, vielleicht auch Posen und Kalisch zu erwerben hoffte. Indes der Gang der Kriegsereignisse, die wohl für Rußland, keineswegs aber für Österreich glücklich verliefen, und der plötzliche Tod Josephs II. (1790) durchkreuzten den preußischen Plan. Der neue Kaiser, **Leopold II.** (1790—92), nahm auf dem Reichenbacher Kongreß den Schein an, als ob er nicht durch den unglücklichen Verlauf des Kriegs und die innern Unruhen in Österreich, sondern bloß durch Preußens Intervention genötigt, auf jede Vergrößerung durch türkisches Gebiet verzichte, und zwang dadurch den König Friedrich Wilhelm II. im Reichenbacher Vertrag (27. Juli 1790), ebenfalls auf jede Gebietserweiterung zu verzichten, gegen welche sich übrigens auch die Seemächte erklärt hatten. Dieser Mißerfolg führte 1791 Hertzbergs Sturz herbei. Unter dem Einfluß Bischoffwerders suchte Friedrich Wilhelm II. eine Annäherung an Österreich, welcher sich dieses auch geneigt zeigte. Dies Ergebnis schien um so wichtiger, als D. jetzt neuen Gefahren durch die Stürme der französischen Revolution ausgesetzt war.

Die Zeit der Revolution und der Napoleonischen Kriege.
(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland IV«.)

Der Ausbruch der französischen Revolution (1789) und die ersten Ereignisse derselben wurden in D. von der großen Menge des Volkes, von seinen Denkern und Dichtern und auch von vielen wirklichen Staatsmännern mit Freude und begeisterter Zustimmung begrüßt. Hatte doch das deutsche Volk durch das Genie und die großartige Thätigkeit seiner Philosophen und Dichter in den letzten Jahren eine geistige Revolution erlebt, die es aus dem Bann kirchlicher Orthodoxie, gelehrter Pedanterie und sklavischer Nachahmung des Fremden befreit und auf der Grundlage echt deutschen Geistes und klassischer Humanität eine Litteratur geschaffen hatte, welche die Nation mit edler, wahrer Geistesbildung durchtränkte. Man hegte die Hoffnung, daß der Umsturz des Feudalsystems und die Begründung eines neuen, auf Freiheit und Vernunft beruhenden Staats in Frankreich auch in D. die Beseitigung der Reste des Mittelalters befördern, den monströsen Staatsgebilden, wie sie sich in den geistlichen Staaten, den reichsgräflichen und reichsritterschaftlichen Herrschaften erhalten hatten, ein unblutiges Ende bereiten und dem gedrückten Bauern- und niedern Bürgerstand die Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit bringen würden. Mißlich und verhängnisvoll war nur, daß diese Mißstände gerade im Westen, an der französischen Grenze, besonders grell zu Tage traten und die Ungeduld der Bevölkerung nach Abstellung ihrer gerechten Beschwerden sowie die Übergriffe des revolutionären Frankreich D. sehr bald in Konflikte mit dem westlichen Nachbar verwickelten, welche eine friedliche Einwirkung der Freiheitsideen ausschlossen.

Die französische Nationalversammlung dehnte nämlich die Aufhebung aller feudalen und kirchlichen Rechte ohne weiteres auch auf die von französischem Gebiet eingeschlossenen Besitzungen deutscher Reichsstände aus, obwohl deren Zugehörigkeit zum Reich durch besondere Verträge garantiert war. Die betroffenen Reichsstände, darunter die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, die Herzöge von Württemberg und Pfalz-Zweibrücken, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Markgraf von Baden u. a., wiesen daher die Entschädigung durch Assignaten oder Nationalgüter zurück und wandten sich beschwerend an den Reichstag. Ungefährliche Unruhen der nach Freiheit schmachtenden Einwohner in Speier und Lüttich wurden mit Strenge unterdrückt und den französischen Emigranten in Koblenz, Mainz und Worms gastliche Aufnahme und völlige Freiheit für ihre Ränke gegen ihr Vaterland gewährt. Dagegen geschah seitens der rheinischen Fürsten nichts, um die Westgrenze Deutschlands militärisch zu sichern und der revolutionären Propaganda durch Befriedigung der berechtigten Wünsche des Volkes und zeitgemäße Reformen die Spitze abzubrechen. König Friedrich Wilhelm II., wie immer nur von seinen Gefühlsstimmungen geleitet, drängte zu einem Kreuzzug für das insultierte französische Königtum, dessen Ehre mit der der andern Monarchen solidarisch verknüpft sei. Der kluge, kühle, gemäßigte Kaiser Leopold II. suchte vergeblich den drohenden Sturm zu beschwören, obwohl er durch seine Verschwägerung mit Ludwig XVI., als Bruder Marie Antoinettes, am ersten persönlichen Anlaß zu feindseligem Verfahren gegen Frankreich gehabt hätte. Die Ratifikation des Reichsgutachtens über die Beschwerden der Reichsstände verzögerte er bis zum Dezember 1791. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem König von Preußen in Pillnitz (27. Aug. 1791) wußte er denselben von offensiven Plänen abzubringen. Zwar nötigte ihn die drohende Haltung Frankreichs zu Rüstungen und zur Aufstellung von Streitkräften in Belgien und in Süddeutschland; auch schloß er 7. Febr. 1792 mit Preußen eine Allianz zu gegenseitiger Verteidigung und zur Aufrechterhaltung der deutschen Reichsverfassung. Dennoch würde der Krieg mit Frankreich wo nicht vermieden, doch hinausgeschoben worden sein, wenn nicht 1. März 1792 Leopold II. plötzlich gestorben und in Paris ein girondistisches Ministerium zur Herrschaft gekommen wäre, das einen auswärtigen Krieg wünschte, um die wachsende Gärung im Innern abzulenken und den Sturz des Königtums herbeizuführen, und daher den Aufenthalt der Emigranten in D. zum Vorwand nahm, um 20. April 1792 Kaiser und Reich den Krieg zu erklären.

Leopolds Sohn und Nachfolger Franz II. (1792—1806) und sein Minister Thugut waren dem Krieg mit Frankreich um so mehr geneigt, als sie während desselben die alten Absichten auf Erwerb Bayerns und andrer süddeutscher Territorien verwirklichen zu können hofften. Diese selbstsüchtigen Pläne regten ähnliche auch bei Preußen an, und so wurde die junge Freundschaft der beiden deutschen Mächte von Anfang an durch Eigennutz vergiftet und ihre kriegerischen Unternehmungen durch Mißtrauen und Neid gelähmt. Denn da die kleinern Reichsstände gar keine Anstalt zu ihrer Verteidigung gemacht hatten, fiel die Last der Kriegführung hauptsächlich Österreich und Preußen zu. Zu der im geheimen wirkenden Zwietracht zwischen ihnen kamen noch Ungeschick und Schwäche der Heerführer hinzu, um die mit übermütiger Siegeszuversicht unternommenen Operationen scheitern zu machen und das durch völlige Desorganisation seiner Streitkräfte wehrlose Frankreich zu retten. Der Einmarsch des aus Preußen und Österreichern gebildeten Hauptheers unter Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig in die Champagne endete mit der Kanonade von Valmy (20. Sept. 1792) und dem Rückzug bis an den Rhein. Dumouriez nötigte die Österreicher durch den Sieg bei Jemappes (6. Nov.) zur Räumung von Belgien, und gleichzeitig drang Custine an den Mittelrhein vor, nahm durch einen Handstreich Speier, Worms, Mainz und Frankfurt und brandschatzte nach Willkür, während das bethörte Volk die Franzosen als Befreier begrüßte, im Besitz der Menschenrechte schwelgte und in Mainz sogar eine Republik errichtete. Die Fürsten, namentlich die geistlichen von Speier, Mainz und Trier, gaben ihre Herrschaft ohne Schwertstreich preis und suchten ihr Heil in kopfloser Flucht. Kurpfalz erbat von Custine die Erlaubnis, neutral zu bleiben; die fränkischen Bischöfe flehten um Schutzbriefe; feige Furcht und Zittern drangen bis in das Herz Deutschlands hinein: die Reichstagsgesandten in Regensburg mieteten Schiffe, um die Donau hinab zu fliehen. Die Errichtung der Republik in Frankreich, welche die Propaganda für ihre Umsturzideen in ganz Europa zu ihrer Aufgabe erklärte, und die Hinrichtung Ludwigs XVI. (21. Jan. 1793) bewirkten die Bildung einer europäischen Koalition gegen die Revolution, der sich England, die Niederlande, Österreich, Preußen, das Deutsche Reich, Sardinien, Neapel und Spanien anschlossen. Mit neuen Kräften (auch einige Reichskontingente nahmen daran teil) eröffneten die Österreicher und Preußen 1793 den Feldzug. Die erstern vertrieben durch die Schlacht bei Neerwinden (18. März) die Franzosen wieder aus Belgien, die letztern eroberten nach längerer Belagerung 23. Juli

Mainz und machten dem tollen Treiben der Mainzer Klubbisten ein Ende, worauf sie die Pfalz besetzten und gegen alle Angriffe der Franzosen behaupteten.

Während dieser Kämpfe nahm jedoch die Eifersucht zwischen Österreich und Preußen mehr und mehr zu. Das Projekt, Bayern gegen Belgien zu tauschen, billigte zwar der Berliner Hof, wies aber das österreichische Ansinnen, die 1791 an Preußen heimgefallenen Fürstentümer Ansbach und Baireuth abzutreten, entschieden zurück. Die Erbitterung Österreichs wuchs, als ihm der neue polnische Teilungsvertrag bekannt wurde, den Rußland und Preußen 1793 abschlossen, und durch welchen jenes einen großen Teil Litauens und Wolhyniens, dieses Danzig, Thorn und Südpreußen (Großpolen) erhielt, wogegen Österreich bloß die Zustimmung zum bayrisch-belgischen Ländertausch angeboten wurde, und das zu einer Zeit, wo Belgien nach den Niederlagen der Engländer bei Hondschoote (8. Sept.) und der Kaiserlichen bei Wattignies (16. Okt.) nur mit Mühe behauptet ward. Noch wurde zwar durch die Bemühungen Pitts die Koalition zusammengehalten und das finanziell erschöpfte, durch Verwickelungen in Polen bedrohte Preußen bewogen, gegen Zahlung von Subsidien durch die Seemächte ein Heer von 50,000 Mann unter dem Befehl Möllendorfs am Rhein zu lassen. Dieses siegte zweimal, im Mai und im September, bei Kaiserslautern über die Franzosen, beutete aber aus politischen Rücksichten diese Siege nicht zu energischem Vordringen in Feindesland aus, denn schon war Preußen im Osten in einen Krieg gegen die aufständischen Polen verwickelt. Die Österreicher wurden 26. Juni 1794 von Jourdan bei Fleurus geschlagen, und Thugut beschloß nun, Belgien ganz preiszugeben, dagegen durch engen Anschluß an Rußland Preußen bei der bevorstehenden letzten Teilung Polens zu überflügeln. Dies gelang ihm auch. Obwohl der König selbst das preußische Heer in Polen befehligte, vermochte er doch nicht der Empörung Herr zu werden. Erst den Russen unter Suworow glückte es, und Katharina II. war es wieder, die über Polens Schicksal entschied und es in einem besondern Abkommen mit Österreich (3. Jan. 1795) so teilte, daß dieses, obwohl es am Kampf gar nicht teilgenommen, Westgalizien, ein ebenso großes Gebiet wie das preußische, erhielt. Nun scheute sich Preußen auch nicht, den von Frankreich wiederholt angebotenen Separatfrieden von Basel 5. April 1795 abzuschließen. In demselben räumte es seine linksrheinischen Besitzungen Frankreich ein unter der Zusicherung, daß, wenn im allgemeinen Frieden der Rhein die französische Grenze werde, es durch geistliches Gebiet auf dem rechten Rheinufer entschädigt werden solle; unter seiner Vermittelung wurden die norddeutschen Fürsten in den Frieden eingeschlossen und das neutrale Norddeutschland durch eine Demarkationslinie von Süddeutschland getrennt. Der Baseler Friede war allerdings durch die finanzielle Erschöpfung Preußens in gewisser Hinsicht geboten, dennoch aber ein bedauerlicher Abfall von der deutschen Sache, ein Akt der Selbstsucht und feigen Schwäche, der durch Österreichs Ränke noch nicht gerechtfertigt war, und darum so verhängnisvoll für Preußen, weil es sich nebst den in seinem Machtbereich gelegenen Staaten in eitler Verblendung und kurzsichtigem Egoismus völlig von den allgemeinen Angelegenheiten zurückzog und sich in eine ganz falsche Vorstellung von seiner Macht und Sicherheit einwiegte, bis die Katastrophe von 1806 es aus seinem Traum aufschreckte. Die deutschen und europäischen Interessen auf dem Kontinent gegen Frankreich zu schützen, überließ Preußen an Österreich u. verzichtete damit auf seine Führerstellung in D. zu dessen gunsten.

Seit dem Winter 1794/95 im Besitz Hollands, das in eine »batavische Republik« umgewandelt worden, und nun auch am Niederrhein gegen einen Angriff gesichert, konnten die Franzosen 1795 mit zwei Heeren unter Pichegru und Jourdan in das rechtsrheinische D. vordringen und, nachdem sie von Clerfait über den Rhein zurückgeworfen worden waren, 1796 dies Unternehmen wiederholen. Zwar wurde Jourdan auch diesmal vom Erzherzog Karl bei Amberg (24. Aug.) und Würzburg (3. Sept.) besiegt und ebenso wie Moreau am Oberrhein zum Rückzug auf das linke Rheinufer gezwungen, auf welchem die Franzosen von dem durch unmenschliche Bedrückungen empörten Landvolk angefallen und verfolgt wurden. Inzwischen hatte aber Bonaparte die Österreicher aus Oberitalien vertrieben, alle Versuche, Mantua zu entsetzen, vereitelt, die Verbündeten des Kaisers in Italien zum Frieden gezwungen, dann Mantua erobert und trat Anfang 1797 seinen kühnen Zug in das Herz der österreichischen Erblande an, welcher den kaiserlichen Hof dermaßen einschüchterte, daß er 18. April zu Leoben in Steiermark einen Waffenstillstand mit Bonaparte schloß, der am 17. Okt. zu Campo Formio in einen definitiven Frieden verwandelt wurde. In diesem gab Österreich, Preußens Beispiel folgend, D. dem Sieger preis: das linke Rheinufer ward an Frankreich abgetreten und die Entschädigung der deutschen Fürsten, welche hier Gebiet verloren, durch säkularisiertes Kirchengut auf dem rechten Rheinufer ausgemacht; Österreich selbst erhob als Ersatz für die Niederlande auf Salzburg und einen Teil Bayerns Anspruch; für Mailand nahm es die durch einen Gewaltakt ihrer Selbständigkeit beraubte Republik Venedig nebst Istrien und Dalmatien an.

Seinen eignen Vorteil wahrte Österreich trotz fünfjähriger, meist unglücklicher Kämpfe; sein Gebiet rundete sich durch die neuen Gebietserwerbungen vortrefflich ab, und die deutschen Stände konnten sich über den Frieden von Campo Formio nicht beklagen, da sie teils gar nichts zu ihrer Verteidigung gethan hatten, teils mit der Unterwerfung unter Frankreich vorangegangen waren; so noch zuletzt im August 1796 die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden. Dennoch blieb es eine Schmach auch für Franz II., der ja noch immer die deutsche Kaiserkrone trug, daß er an der Vergewaltigung wehrloser kleiner Staaten sich selbst beteiligte und dem brutalen Sieger die Neuordnung der Dinge in D. überließ. Diese wurde auf dem Rastatter Kongreß verhandelt, der im Dezember 1797 zusammentrat. Hier gebärdeten sich die französischen Gesandten als die Herren Deutschlands: während sie außer dem linken Rheinufer auch eine Reihe fester Plätze auf dem rechten, wie Kehl, Mannheim und Kastel, forderten, nahmen sie die Bestimmung der zu säkularisierenden und mediatisierenden Stände und die Verteilung des zur Entschädigung bestimmten Gebiets in die Hand. Die Fürsten und Stände überboten sich in Erniedrigung und Demütigung vor den hochmütigen Gesandten.

Indes noch ehe die schwierige Verhandlung zu einem Resultat geführt hatte, brach Österreich sie ab und sprengte den Kongreß durch den an den französischen Gesandten verübten Mord (28. April 1799). Die ägyptische Expedition Bonapartes, welche durch die Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir (1. Aug. 1798) von Europa abgeschnitten wurde, hatte nämlich England zur Bildung einer neuen Koalition veranlaßt, welcher Rußland, die Türkei, Neapel

und, durch das Verhalten Frankreichs in Rastatt verletzt, auch Österreich und das Deutsche Reich beitraten; doch blieben Preußen und die ihm verbündeten Fürsten derselben fern. Der **Krieg der zweiten Koalition** verlief anfangs günstig: Italien wurde wiedererobert und Jourdan durch den Sieg des Erzherzogs Karl bei Stockach (25 März 1799) über den Rhein zurückgedrängt. Aber die Eroberung der Schweiz mißlang infolge der Uneinigkeit der österreichischen und russischen Feldherren; verstimmt sagte sich Kaiser Paul von Rußland von der Koalition los; ein Versuch der Engländer, Holland zu erobern, scheiterte, und 1800 sah sich Österreich allein den Streitkräften Frankreichs gegenüber, welche von Bonaparte, seit dem Staatsstreich vom 18. Brumaire Erstem Konsul, allein geleitet wurden. Durch die **Schlacht bei Marengo** (14. Juni 1800) verlor es Italien wieder; in Süddeutschland trieb Moreau den General Kray vom Rhein zurück und errang 3. Dez. über Erzherzog Johann bei **Hohenlinden** einen entscheidenden Sieg. Um Wien zu retten, schloß Österreich 25. Dez. den Waffenstillstand von Steier, dem 9. Febr. 1801 der **Lüneviller Friede** folgte. Dieser bestätigte im wesentlichen den Vertrag von Campo Formio, nur wurde er vom Kaiser auch im Namen des Reichs unterzeichnet. Das ganze linke Rheinufer, 60,000 qkm mit 3,5 Mill. Einw., wurde von D. abgetreten, und nicht bloß die deutschen Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer Besitzungen gehabt, wurden durch säkularisiertes und mediatisiertes deutsches Gebiet entschädigt, sondern auch fremde depossedierte Fürsten, wie der Erbstatthalter der Niederlande, die Herzöge von Modena und Toscana.

Zur Regelung der Entschädigung setzte der Regensburger Reichstag eine Reichsdeputation ein, welche aus Mainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Pfalz-Bayern, Württemberg, Hessen-Kassel und dem Hoch- und Deutschmeister bestand. Diese verhandelte das ganze Jahr 1802 hindurch. Die maßgebende Entscheidung lag aber bei Frankreich und Rußland, welche im Oktober 1801 dahin übereingekommen waren, Österreichs und Preußens Eifersucht so auszubeuten, daß keins von beiden viel gewinne, dagegen die südwestdeutschen Staaten, Bayern, Württemberg, Hessen und Baden, als Kern einer dritten Staatengruppe und mit Rußland durch verwandtschaftliche Bande verknüpft, vorzugsweise zu begünstigen. Ihr Vorschlag ward auch 1803 von der Reichsdeputation im wesentlichen angenommen und 25. Febr. 1803 der **Reichsdeputationshauptschluß** vom Reichstag bestätigt. Derselbe säkularisierte alle geistlichen Fürstentümer und Stifter. Die Depossedierten behielten ihr geistliches Amt und eine Dotation. Bloß der Hoch- und Deutschmeister und der Kurerzkanzler blieben als Reichsstände bestehen; nur verlor der letztere das Kurfürstentum Mainz und erhielt Regensburg nebst Wetzlar und Aschaffenburg und die Würde eines Primas von D. Alle deutschen Reichsstädte wurden mediatisiert, mit Ausnahme von sechs: Bremen, Lübeck, Hamburg, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. Das gewonnene Gebiet war so bedeutend, daß die Entschädigung reichlicher ausfiel als der Verlust, zumal nur die größern Fürsten berücksichtigt wurden. Österreich bekam die Bistümer Trient und Brixen und für den Großherzog von Toscana Salzburg, wogegen es den Breisgau nebst der Ortenau an den Herzog von Modena abtrat; Preußen die Stifter Hildesheim, Paderborn, den größten Teil von Münster, Erfurt und das Eichsfeld, die Abteien Essen, Werden und Quedlinburg und die Städte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar, fast fünfmal mehr, als es verloren; Hannover erhielt Osnabrück, Bayern die Stifter Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg, Passau und eine Anzahl Reichsstädte, Württemberg die von seinem Gebiet umschlossenen oder begrenzten Reichsstädte und Abteien, Baden siebenmal mehr, als es verloren; auch Hessen-Darmstadt und Nassau wurden ansehnlich vergrößert. An Stelle von Köln und Trier wurde Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg die Kurwürde verliehen, so daß das Kurfürstenkollegium aus zehn Mitgliedern bestand. Die katholischen Fürsten verringerten sich so, daß das Fürstenkollegium fortan 50 evangelische gegen 30 katholische Stimmen zählte. Die auf dem Besitz der Stifter und Kapitel beruhende Reichsaristokratie war damit in der Wurzel getroffen, die Reichsritterschaft verlor den Fürsten gegenüber ihren letzten Schutz und konnte ihre Unabhängigkeit nicht länger behaupten. Die Macht des Kaisertums war durch die Veränderung der Stimmverhältnisse auf dem Reichstag zu gunsten der großen evangelischen Stände fast vernichtet. Der Reichsdeputationshauptschluß bedeutet daher in Wirklichkeit die Auflösung des Reichs in selbständige Staaten und damit sein Ende als Staatswesen, wenn es auch noch ein paar Jahre seinen Namen fristete. Kaiser Franz II. nahm deshalb 18. Aug. 1804 den Titel eines Erbkaisers von Österreich (als Franz I.) an.

Zugleich bezeichnet der Vertrag von 1803 eine tiefe Erniedrigung des deutschen Volkes, dessen Schicksal von fremden Mächten nach Laune und Willkür entschieden wurde. Indes dafür hatte die überwiegende Mehrzahl der Nation keine Empfindung, selbst die Gebildeten nicht. Der Nationalstolz war völlig erloschen und einem Kosmopolitismus und einer Humanitätsschwärmerei gewichen, welche in andern Sphären Trost und Zuflucht suchten. Viele erwarteten von dem Zusammenbruch des alten feudalen Reichs eine neue Ära für vernünftige Freiheit und Bildung. Nur wenige erleuchtete Geister, wie Schiller, erkannten die Gefahr und bemühten sich, die Deutschen aus ihrer selbstsüchtigen, trägen Gleichgültigkeit gegen das Schicksal ihrer Volksgenossen und ihrer Heimat aufzurütteln, wenn auch vergeblich. Weder die Besetzung Hannovers trotz der vertragsmäßig anerkannten Neutralität dieses Reichslandes (1803) noch die Entführung des Herzogs von Enghien von deutschem Boden (15. März 1804) nach Vincennes, wo er erschossen wurde, riefen einen Protest des Reichstags oder der deutschen Großmächte hervor, und die Nation blieb stumm.

Die **dritte Koalition**, welche sich 1805 unter englischem Einfluß bildete, war daher das Werk reiner Kabinettspolitik, nicht einer Volkserhebung. Rußland, Österreich, Schweden und Neapel, welche sich ihr anschlossen, thaten es, weil sie teils in ihren Erwartungen auf Machtvergrößerung enttäuscht, teils durch den Übermut und die Willkür Napoleons, der seit 2. Dez. 1804 sich Kaiser der Franzosen nannte, verletzt waren. Der französische Einfluß hatte sich an den deutschen Fürstenhöfen so befestigt, daß Bayern, Württemberg und Baden trotz drohender Okkupation durch die Österreicher sich mit Napoleon verbündeten, Preußen und der Norden wiederum neutral blieben. Und die süddeutschen Fürsten hatten sich in ihrer Berechnung nicht getäuscht. Das österreichische Heer drang bloß bis Ulm vor; hier wurde Mack mit einem großen Teil desselben von Napoleon umzingelt und 17. Okt. 1805 mit 23,000 Mann zur Kapitulation gezwungen. Jetzt stand den Franzosen der Weg nach Wien offen, wo

sie 13. Nov. einzogen, und 2. Dez. 1805 wurde das vereinigte russisch-österreichische Heer in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz völlig besiegt. Rußland schied, weil es so bald keine neuen Streitkräfte aus dem Innern des Reichs heranzuziehen vermochte, ohne Frieden zu schließen, aus dem Krieg aus. Österreich, völlig erschöpft, schloß 25. Dez. mit Frankreich den Frieden von Preßburg, welcher ihm harte Bedingungen auferlegte: es mußte Venetien an den französischen Vasallenstaat Italien, Tirol und Vorarlberg an Bayern, den Breisgau an Baden abtreten und erhielt bloß Salzburg zur Entschädigung, welches der Großherzog von Toscana gegen Würzburg vertauschte. Ferner mußte es die Souveränität der neuen Könige von Bayern und Württemberg und des Großherzogs von Baden anerkennen und im voraus seine Zustimmung zu einem engern Bund Napoleons mit deutschen Fürsten geben. Dieser, der Rheinbund (s. d.), ward 12. Juli 1806 von 16 deutschen Fürsten: Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Berg, Nassau, dem Fürsten-Primas v. Dalberg u. a., abgeschlossen und wahrte durch Berufung einer ständigen Bundesversammlung nach Frankfurt seinen föderativen Charakter, war aber ganz in der Gewalt seines Protektors, des französischen Kaisers, gegen den sich jeder einzelne Fürst zu ewigem Bündnis und zur Stellung eines fest normierten Kontingents in jedem Krieg verpflichten mußte. Dafür erhielten die Rheinbundsfürsten die Erlaubnis, die noch unabhängigen Reichsgrafen und Reichsfürsten in ihrem Gebiet zu mediatisieren. Auf die Anzeige an den Regensburger Reichstag von der Bildung des Rheinbundes und dem Austritt seiner Mitglieder aus dem Reichsverband (1. Aug. 1806) legte Franz II. 6. Aug. die Kaiserwürde nieder, und der Reichstag ging auseinander. Dies war das Ende des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, nachdem es lange schon abgestorben war. Sein Untergang ließ die deutsche Nation fast unberührt, so sehr war durch seine Ohnmacht sein Ansehen gesunken.

Nachdem Napoleon durch den Preßburger Frieden Österreich aus D. herausgedrängt und durch den Rheinbund Süd- und Westdeutschland seiner Botmäßigkeit unterworfen hatte, schritt er zum Sturz der preußischen Macht.

Preußen führte seinen Untergang durch eigne Schuld herbei. Zwar hatte die neue Regierung Friedrich Wilhelms III. (1797—1840) die zerrütteten Finanzen durch Sparsamkeit geregelt, aber der gefährliche Mißstand der Kabinettsregierung, welcher die Minister vom König fern hielt und ihn in die Gewalt schmeichlerischer Günstlinge brachte, blieb bestehen. An dem Heerwesen wurde nichts geändert; trotz der Erfahrungen in den französischen Feldzügen, trotz der glänzenden Erfolge der Napoleonischen Heeresorganisation und Kriegführung konnte man sich nicht zu Reformen in den Heereseinrichtungen entschließen. Hochmütiger Dünkel erfüllte die Offiziere, und die altersschwachen Generale, welche die höchsten Kommandos innehatten, glaubten das Feldherrntalent Friedrichs II. zu besitzen, weil sie noch unter ihm gedient hatten. Die Neutralität verschaffte dem Staat eine längere Friedenszeit. In dieser gab sich aber das Volk der Genußsucht und der geistigen Schwelgerei hin und entfremdete sich, wenigstens an seiner Oberfläche, den edlen, erhabenen Ideen patriotischer Hingebung und der Vaterlandsliebe. Die Leiter der äußern Politik, Haugwitz, Lucchesini und Lombard, waren zwar nach Machtvergrößerung lüstern, wagten aber weder die offene Allianz, die Napoleon wiederholt anbot, anzunehmen, noch sich gegen ihn zu erklären. So nahm Preußen 1803 Hannover nicht von Napoleon an, duldete aber, daß die Franzosen es besetzten. 1805 war der König entschlossen, aus seiner schwächlichen Zurückhaltung herauszutreten und sich mit der dritten Koalition zu verbünden. Eine anmaßende Drohung des ungeduldigen russischen Kaisers verhinderte einen sofortigen Entschluß. Der eigenmächtige Durchmarsch der Franzosen durch Ansbach bewirkte dann, daß Preußen sein Heer auf Kriegsfuß setzte und Haugwitz in das französische Hauptquartier sich begab, um von Napoleon die Räumung Deutschlands und die Rückkehr zu den frühern Verträgen zu fordern, widrigenfalls ein preußisches Heer von 180,000 Mann zu den Verbündeten stoßen werde. Aber der eitle, schwache Haugwitz ließ sich bis nach der Schlacht von Austerlitz hinhalten und dann den Vertrag von Schönbrunn (15. Dez. 1805) aufnötigen, nach welchem Preußen ein neues Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich schloß und gegen Abtretung Ansbachs, Neuenburgs und Kleves Hannover annahm. Nach dem Frieden von Preßburg wagte der völlig isolierte Berliner Hof nicht, diesem Vertrag die Genehmigung zu versagen, und gab auch seine Zustimmung zur Stiftung des Rheinbundes und zur Auflösung des Deutschen Reichs gegen die Zusage Napoleons, die Bildung eines norddeutschen Bundes unter preußischer Hegemonie zu befördern.

Jetzt, da der französische Despot seinen Zweck erreicht, Preußen den übrigen Mächten verächtlich gemacht und seine moralische Kraft gebrochen hatte, ließ er es den ganzen Zorn und die Geringschätzung fühlen, die ihm seine Feigheit und Schwäche eingeflößt hatten. Er verhinderte die Bildung des norddeutschen Bundes, bot England Hannover wieder an, ließ durch den Großherzog von Berg preußische Gebietsteile besetzen und beschuldigte in höhnischen Noten Preußen der Anmaßung und übermütigen Kriegslust. Als sich endlich Friedrich Wilhelm III. 1. Okt. 1806 zu einem energischen Ultimatum entschloß, lehnte er es ab und begann sofort den Krieg, für den er den ganzen Sommer hindurch die umfassendsten Vorbereitungen getroffen hatte. Die preußische Armee wurde bei Jena und Auerstädt (14. Okt.) vernichtet, die Monarchie Friedrichs d. Gr. brach schmählich zusammen und konnte auch durch russische Hilfe nicht gerettet werden. Nach den Schlachten von Eylau (7. und 8. Febr. 1807) und Friedland (14. Juni) von Alexander I. im Stiche gelassen, mußte Preußen den Frieden von Tilsit (9. Juli) schließen, in welchem es seine sämtlichen deutschen Besitzungen links der Elbe und die Erwerbungen der zweiten und dritten polnischen Teilung verlor; seine Festungen blieben bis zur Bezahlung der auf eine unerschwingliche Höhe hinaufgeschraubten Kontributionen von Franzosen besetzt.

Nun war auch Norddeutschland dem corsischen Eroberer unterthan, und er schaltete hier mit noch größerer Willkür als im Süden. Die Verbündeten Preußens, der Kurfürst von Hessen und der Herzog von Braunschweig, wurden ihrer Lande beraubt und aus ihnen, einem Teil Hannovers und den übrigen preußischen Besitzungen zwischen Elbe und Weser das neue bonapartistische Vasallenkönigreich Westfalen, das Napoleons jüngster Bruder, Jérôme, erhielt, gebildet. Von den andern bisher preußischen Gebieten fielen Münster und die Grafschaft Mark an Berg, Ostfriesland an Holland, die fränkischen Fürstentümer an Bayern, die polnischen Besitzungen außer Danzig, das Freistaat wurde, an Sachsen,

welches durch rechtzeitigen Abfall von Preußen und Beitritt zum Rheinbund (11. Dez. 1806) sich den Königstitel und das Großherzogtum Warschau verdiente. Die ganze deutsche Nord- und Ostseeküste wurde der *Kontinentalsperre* unterworfen und damit der Handel der Seestädte völlig vernichtet.

Napoleon standen jetzt die militärischen und finanziellen Kräfte der deutschen Staaten zur unbedingtesten Verfügung. Die Rheinbundstruppen bluteten in Spanien, Italien und Polen für den Eroberer; in diesen Kämpfen teilte sich ihnen die kriegerische Tüchtigkeit der französischen Armee mit, aber der Ruhm ihrer Thaten wurde ihnen durch ihre Zersplitterung unter französische Befehlshaber entzogen, und ihre furchtbaren Verluste erschöpften die Menschenkraft ihrer Heimat. Napoleon forderte von seinen Vasallen wiederholt ansehnliche Kriegskosten und behielt sich auch in mehreren eroberten Gebieten vor ihrer Abtretung an die Rheinbundstaaten die Staatsdomänen vor, um seine Generale und Minister damit zu dotieren. Dennoch ließen sich angesehene Deutsche, wie Johannes v. Müller, von der gewaltigen Erscheinung des neuen Cäsar hinreißen; sie verzichteten auf ihre Nationalität, um in dem neuen Weltreich, das höhere Geistesbildung, freie Entwickelung aller Kräfte und eine vernünftige Staatswirtschaft in Aussicht stellte, zur Erfüllung dieser Zwecke mitzuwirken. In der That brachte Napoleons Herrschaft, die gleich einem eisernen Besen allen Kehricht der alten Zeit neben dem historisch Ehrwürdigen und Erhaltenswerten wegfegte, manche gesunde Neuerung mit sich. Nach französischem Vorbild wurde in den Rheinbundstaaten die Finanz- und Justizverwaltung vereinfacht und verbessert, die Militärverfassung reformiert, die alten ständischen Unterschiede beseitigt, der Besitz der Toten Hand, besonders der Klöster, eingezogen und dem freien Verkehr und höherer Kultur eröffnet, durch Aufhebung der Verkehrsschranken und Linderung des Zunftzwanges der Aufschwung der Gewerbe befördert.

Nur die sittlichen Kräfte des Volkes wurden nicht gehoben, vielmehr erstickt durch den rücksichtslosen Despotismus der Machthaber, durch die Korruption und die Frivolität der höhern Volksschichten, durch die schnöde Selbstsucht und sklavische Gesinnung aller. Mit triumphierender Freude wurden in Dresden, München und Stuttgart die erschütternden Schicksalsschläge, die Preußen vernichteten, aufgenommen. In Bayern verleugnete man seine deutsche Abstammung und rühmte sich der keltischen. Auf dem Erfurter Kongreß 1808 erschöpfte sich das »Parterre von Königen« in knechtischer Unterwürfigkeit gegen den allmächtigen, rohen Emporkömmling. Wie gedemütigt Preußen auch war, wie ängstlich es jeden Anlaß vermeiden mußte, der Napoleon zu seiner völligen Vernichtung Gelegenheit geboten hätte, vor der Schmach des Rheinbundes blieb es bewahrt, und unberührt durch Nachahmung der Franzosen durfte es seine *nationale Wiedergeburt* unternehmen, die, geleitet von großen, hochgesinnten Männern, wie Stein, Hardenberg, W. v. Humboldt, Schön, Niebuhr, Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, York, Arndt, Fichte u. a., sich nicht bloß auf die Reform des Staats und seiner Institutionen, sondern auf eine sittliche Erneuerung des Volksgeistes, auf die Wiederbelebung und Vertiefung der alten preußischen Tugenden, der Vaterlandsliebe, der Tapferkeit, Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, erstreckte. So tief der Fall Preußens gewesen war, so schwer der Druck des unversöhnlichen Siegers auf ihm lastete, ebenso gründlich und vollständig war auch die Heilung. Beschränkt auf die Hälfte seines Gebiets, gezwungen, sein stehendes Heer auf 42,000 Mann zu reduzieren, ohne Geld, fortwährend mit dem Untergang bedroht, gestalteten die preußischen Staatsmänner Preußen zu einem modernen Staat um, der allen geistigen, sittlichen und materiellen Kräften freie Bethätigung gewährte und sie alle zu intensiver Wehrkraft zusammenfaßte.

Auch *Österreich* hatte im Preßburger Frieden die Freiheit selbständiger innerer Reformen behalten und unter dem Impuls eines freisinnigen und deutschpatriotischen Ministers wie *Stadion*, welcher den Staat in josephinischem Geist zu reorganisieren begann, einen überraschenden Aufschwung genommen. *Erzherzog Karl* schuf das Heer zu einem neuen, in Führung, Bewaffnung und patriotischer Gesinnung tüchtigen Ganzen um und brachte durch Errichtung einer Landmiliz das österreichische Heeresaufgebot auf die Höhe von 500,000 Streitern. Die Erinnerung an frühere glänzende Zeiten tauchte in Österreichs Volk und Heer auf, das Beispiel Spaniens, das sich mutig gegen die französische Tyrannei erhob, reizte zur Nacheiferung. Der alte Kaiserstaat, der einst Deutschlands Krone getragen, ergriff begeistert das Banner der deutschen Sache und stellte sich an die Spitze der deutschen Erhebung. Während in Tirol das Volk sich gegen die Fremdherrschaft empörte, rückte Erzherzog Karl 1809 von Böhmen aus in Bayern ein. Aber wiederum kam Napoleon den Österreichern in Süddeutschland zuvor. Die Österreicher waren noch nicht über den Lech vorgedrungen, als er schon auf dem rechten Rheinufer stand, die Rheinbundstruppen an sich zog und die zersplitterte österreichische Armee in einer Reihe blutiger Gefechte bei Regensburg (19.—23. April 1809) zum Rückzug nach Böhmen zwang. Am 13. Mai zog Napoleon zum zweitenmal siegreich in Wien ein. Allerdings erlitt er bei seinem Angriff auf die Österreicher nördlich von Wien bei *Aspern* (21. und 22. Mai) eine blutige Niederlage. Die gehoffte Erhebung Deutschlands blieb aber aus. Preußen wagte es nicht, seine Existenz durch eine Kriegserklärung aufs Spiel zu setzen; der Feuergeist Stein, der den König vielleicht trotz seiner berechtigten Bedenken zum Kampfe fortgerissen hätte, war auf Napoleons Befehl verbannt. Die vereinzelten Versuche Schills, des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig und Dörnbergs, das deutsche Volk selbst zu einem Aufstand zu bewegen, blieben erfolglos. So war Österreich auf seine eignen Streitkräfte angewiesen, und diese erlagen, da Erzherzog Karl den Sieg von Aspern nicht zu benutzen verstand, 5. und 6. Juli in der mörderischen Schlacht bei *Wagram* der überlegenen Feldherrnkunst Napoleons. Österreich schloß 12. Juli den Waffenstillstand von Znaim und 14. Okt. den *Wiener Frieden*. Sein heldenmütiger Versuch kostete ihm Illyrien, Salzburg und Galizien; Tirol wurde dem Sieger preisgegeben. Kaiser Franz lenkte nun ganz in die Bahnen der alten Kabinettspolitik ein, welche der an die Spitze der Regierung berufene Graf Metternich mit kühler List und überlegener Schlauheit leitete. Durch die Vermählung der Kaiserstochter Marie Luise mit Napoleon schien sich Österreich den französischen Bundesgenossen anreihen zu wollen. Seine Finanzen waren so erschüttert, daß damals der Staatsbankrott ausbrach. Metternichs zuwartende Politik war also wohl begründet, um so mehr, da die Österreicher wohl Begeisterung, aber nicht die zähe, nachhaltige Opferfreudigkeit entwickeln konnten, welche ein Befreiungskampf erfordert hätte.


MITTELEUROPA
beim Beginn der Freiheitskriege
im Jahre 1813.
Entworfen von Carl Wolf
Maßstab 1:8000000.
NORD SEE
KGR. ENGLAND
LONDON
Kanal La Manche
FRANZÖSISCHES KA
Golf du Lion
KGR. SPANIEN
MITTELLÄNDISCHES



Institut in Leipzig.

Zum „Artikel »Deutschland«.

Register zur Karte IV: ‚Deutschland um das Jahr 1813'.

(Die zwischen Klammern stehenden Buchstaben [SA] bezeichnen die *Abkürzungen auf der Karte.*)

I. Rheinbund.	G–L, 1–5
1. Königreiche:	
Bayern	HIK3, 4, 5
Departements:	
Iller	HI4, 5
Inn	I5
Isar	IK4, 5
Main	IK3, 4
Oberdonau	I4
Regen	IK4
Rezat	I4
Salzach	K4, 5
Unterdonau	K4
Sachsen (SA)	IKL3
Westfalen (WE)	HI2, 3
Departements:	
Aller	HI2
Elbe	I2
Fulda	H3
Harz	HI3
Ocker	HI2, 3
Saale	I3
Werra	H3
Wirtemberg	H4, 5
2. Großherzogtümer:	
Baden	GH4, 5
Berg	GH3
Departements:	
Rhein	G3
Ruhr	GH3
Sieg	GH3
Frankfurt (FR)	H3, 4
Hessen. (HE)	GH3, 4
Würzburg	HI3, 4
3. Herzogtümer:	
Anhalt	IK2, 3
Mecklenburg-Schwerin	IK1, 2
– Strelitz	K2
Nassau	GH3
Sächsische Herzogtümer	IK3
4. Fürstentümer:	
Hohenzollern (HO)	H4, 5
Isenburg	H3, 4
v. d. Leyen (L)	G4
Liechtenstein (LI)	H5
Lippe-Detmold (LP)	H2, 3
Reuß (R)	IK3
Schaumburg-Lippe	H2
Schwarzburg (SB)	I3
Waldeck (W)	H3
II. Kaisert. Österreich:	K–Q, 2–6
Kronländer:	
Böhmen	KL3, 4
Galizien	NOP3, 4
Kärnten	L5
Kroatien	LM5, 6
Mähren	LM4
Österreich	KLM4, 5
Schlesien	MN3, 4
Slavonien	MN6
Steiermark	L5
Ungarn	M–Q, 4–6
III. Königr. Preußen:	I–P, 1–3
Provinzen:	
Brandenburg	I–L2
Pommern	K–M1, 2
Preußen	M–O, 1–2
Schlesien	LM3
IV. Republik Danzig	N1
V. Herzogt. Warschau	L–P, 1–3
VI. Helvet. Republik	GH5
VII. Franz. Kaiserreich	A–N, 2–8
1. Fürstentümer:	
Erfurt (E)	I3
Neufchâtel	F5
2. Grafschaft Katzenellnbogen (K)	G3
3. Illyr. Departements:	K–N, 5–7
Carinthie (1811)	K5
Carniole (1811)	KL5, 6
Croatie civile (1811)	L6
– militaire (1811)	LM6
Dalmatie (1811)	LM6, 7
Istrie (1811)	K5, 6
4. Franz. Departements:	
Ain	F5, 6
Aisne	E4
Allier	E5
Alpes maritimes (1792)	G6, 7
Apennins (1805)	H6
Ardèche	F6
Ardennes	F3, 4
Ariège	D7
Arno (1808)	I6, 7
Aube	EF4
Aude	DE7
Aveyron	E6, 7
Bas Rhin	GH4
Basses Alpes	FG6, 7
– Pyrénées	C7
Bouches de l'Escaut (1810)	EF3
– de l'Elbe (1810)	HI2
– de Meuse (1810)	F2, 3
– du Rhin (1810)	F3
– du Rhône	F7
– du Weser (1810)	H2
– de l'Yssel (1810)	FG2
Calvados	C4
Cantal	E6
Charente	CD6
– inférieure	C5, 6
Cher	E5
Corrèze	DE6
Corse	H7, 8
Côte d'Or	F5
Côtes du Nord	B4
Creuse	DE5, 6
Deux Nèthes (1795)	F3
– Sèvres	C5
Doire (1802)	G6
Dordogne	D6
Doubs	FG5
Drôme	F6
Dyle (1795)	F3
Ems occidental (1810)	G2
– oriental (1810)	G2
– supérieur (1810)	GH2
Escaut (1795)	EF3
Eure	D4
Eure et Loir	D4
Finisterre	AB4, 5
Forêts (1795)	FG3, 4
Frise (1810)	FG2
Gard	EF6, 7
Gènes (1805)	H6
Gers	CD7
Gironde	C6
Haute Garonne	D7
– Loire	EF6
– Marne	F4, 5
Hautes Alpes	FG6
Haute Saône	FG5
Hautes Pyrénées	CD7
Haut Vienne	D5, 6
Haut Rhin	G4, 5
Hérault	E7
Ille et Vilaine	BC4, 5
Indre	D5
– et Loir	D5
Isère	FG6
Jemappes (1795)	EF3
Jura	F5
Landes	C6, 7
Léman (1792)	FG5, 6
Lippe	G2, 3
Loire (1810)	EF5, 6
– inférieure	BC5
Loiret	DE4, 5
Loir et Cher	D5
Lot	D6
Lot et Garonne	CD6
Lozère	E6
Lys (1795)	E3
Maine et Loire	C5
Manche	C4
Marengo (1802)	GH6
Marne	EF4
Mayenne	C4, 5
Méditerrannée (1808)	I7
Meurthe	FG4
Meuse	F4
– inférieure (1795)	F3
Montblanc (1792)	FG6
Montenotte (1805)	GH6, 7
Mont Tonnerre (1798)	GH4
Morbihan	B4, 5
Moselle	FG4
Nièvre	E5
Nord	E3
Oise	DE4
Ombrone (1808)	I7
Orne	CD4
Ourthe (1795)	FG3
Pas de Calais	DE3
Pô (1802)	G6
Puy de Dôme	E5, 6
Pyrénées orientales	E7
Rhin et Moselle (1798)	G3, 4
Rhône	F5, 6
Roer (1798)	G3
Rome (1810)	IK7, 8
Sambre et Meuse (1795)	F3
Saône et Loire	F5
Sarre (1798)	G3, 4
Sarthe	CD4, 5
Seine (S)	E4
– et Marne	E4
– et Oise	DE4
– inférieure	D4
Sesia (1802)	GH6
Simplon (1810)	GH5, 6
Somme	DE3, 4
Sture (1802)	G6
Tarn	DE7
Tarn et Garonne	D6, 7
Taro (1805)	HI6
Trasimène (1810)	K7
Var	FG7
Vaucluse	F6, 7
Vendée	C5
Vienne	CD5
Vosges	FG4
Yonne	E4, 5
Yssel supérieur (1810)	FG2, 3
Zuiderzee (1810)	F2
VIII. Königr. Italien:	H–K, 5–7
Departements:	
Adda	HI5
Adige	I6
Adriatique	K6
Agogna	H5, 6
Bacchiglione	I6
Bas Pô	IK6
Brenta	I6
Crostolo	I6
Haut Adige	I5, 6
– Pô	HI6
Lario	H5, 6
Mella	HI6
Metauro	K7
Mincio	I6
Musone	K7
Olona	H6
Panaro	I6
Passariano	K5, 6
Piave	IK5, 6
Reno	I6
Rubicone	IK6, 7
Serio	HI5, 6
Tagliamento	K5, 6
Tronto	K7
IX. Fürstentum Lucca	H6, 7
X. Republ. San Marino und Piombino (LU)	K6, 7

Die Gewaltthätigkeit und Willkür, mit denen Napoleon nun in D. schaltete, überstieg alle Grenzen. Mit einem Federstrich wurden ganze Länder vertauscht und verteilt. Dalbergs, des Kurerzkanzlers, Besitz wurde zu einem Großherzogtum Frankfurt abgerundet. Bayern erhielt Salzburg, mußte aber dafür andres abtreten. Das Großherzogtum Berg ward nach Murats Ernennung zum König von Neapel so gut wie eine französische Provinz. Um die Kontinentalsperre gegen England erfolgreicher aufrecht zu erhalten, wurden das nördliche Hannover, Oldenburg, Bremen, Hamburg und Lübeck in französische Departements verwandelt. Die Truppenkontingente u. Kriegskontributionen, welche die Rheinbundstaaten zu liefern hatten, stiegen zu einer Höhe, welche die Kräfte auch der reichern Lande erschöpfen mußte. Dazu kam das Joch geistiger Knechtschaft, mit welchem die Franzosen D. bedrückten, die Knebelung der Presse und des Buchhandels durch die strenge Zensur, das Spioniersystem, die Verletzung des Briefgeheimnisses wie der persönlichen Freiheit friedlicher Bürger. Aber der ungeheuern Allgewalt gegenüber verzweifelte fast jedermann an der Möglichkeit erfolgreichen Widerstandes. Als 1812 der Krieg Frankreichs mit Rußland ausbrach, mußten sowohl Preußen als Österreich Hilfstruppen stellen, ersteres außerdem den Durchmarsch der Großen Armee durch sein Gebiet gestatten und die Verpflegung übernehmen, welche die letzten Kräfte des Landmanns verzehrte. Unter den 600,000 Mann, welche Napoleon über die russische Grenze führte, waren 200,000 Deutsche, die in der Katastrophe der Großen Armee zum großen Teil ihren Untergang fanden.

Aber diese Katastrophe gab auch das Signal zur rettenden That, zur **Erhebung Preußens** (s. Deutscher Befreiungskrieg), die mit der Konvention von Tauroggen (30. Dez. 1812) begann, welche der preußische General York mit den Russen abschloß. Ihr folgten das preußisch-russische Bündnis (28. Febr.), Friedrich Wilhelms III. »Aufruf an mein Volk« (17. März) und die Proklamation von Kalisch (25. März). Die Übermacht des ehrgeizigen Eroberers, das verkündeten die Alliierten als ihr Ziel, sollte gebrochen, Preußens Machtstellung wiederhergestellt und auch das Deutsche Reich von neuem errichtet werden; alle deutschen Männer wurden aufgefordert, sich der heiligen Sache des Vaterlandes und der Menschheit anzuschließen, und die deutschen Fürsten, welche noch ferner der Fahne des Landesfeindes folgen sollten, mit Verlust ihrer Herrschaft bedroht. In der That rechneten die Verbündeten beim Beginn des Befreiungskriegs auf einen allgemeinen Aufstand in D. Die Lützowsche Freischar, aus den edelsten Jünglingen zusammengesetzt, war bestimmt, ihn überall anzufachen und den Kern der deutschen Volksbewaffnung zu bilden. Jedoch das Verhalten von Regierung und Volk in Sachsen bewies, daß diese Erwartung eine trügerische war. Außerhalb Preußens und der früher altpreußischen Gebietsteile fehlte es der Bevölkerung an hervorragenden Führern wie an der eignen Kraft und Entschlossenheit, alles an alles zu setzen, um die Freiheit wiederzuerlangen. Der harte Druck der despotischen Regierungen hatte allen selbständischen Willen ertötet; Nationalstolz war früher nicht vorhanden gewesen und konnte in den Rheinbundszeiten sich nicht bilden. Die deutschen Fürsten blieben aber der französischen Sache aus Eigennutz und Furcht treu. Dazu kam der unglückliche Verlauf des russisch-preußischen Feldzugs, der trotz heldenmütiger Tapferkeit nach den Niederlagen von Großgörschen (2. Mai) und Bautzen (20. und 21. Mai) mit dem Zurückweichen der verbündeten Armee nach Schlesien endete. Die einzige Hoffnung auf Erfolg beruhte auf dem Anschluß Österreichs, und wenn auch im zweiten Teil des Kriegs von 1813 die preußischen Heere durch die geniale Kühnheit ihrer Feldherren und durch den Opfermut und die Ausdauer der Soldaten weitaus das meiste leisteten, so dankte man den endlichen Sieg bei **Leipzig** doch wesentlich dem Beitritt Österreichs. Aber er ward auch teuer erkauft. Die diplomatische Leitung nahm nun Metternich in die Hand, und sein Ziel war nicht die Wiederherstellung des Deutschen Reichs in früherm Glanz und alter Herrlichkeit, sondern die Vergrößerung Österreichs und die Begründung seines Übergewichts in D. und Italien. Von der Proklamation von Kalisch war nun nicht mehr die Rede. In den Verträgen, die Metternich mit den von dem gestürzten Weltherrscher abgefallenen Rheinbundstaaten schloß, wurden ihnen die Integrität ihres Gebiets und ihre Souveränität garantiert. Um Preußens Macht nicht übermäßig anschwellen zu lassen, hemmte er in entscheidenden Momenten seinen Siegeslauf durch Friedensverhandlungen, welche zum Glück Napoleons verblendeter Trotz stets scheitern machte. Die Ströme deutschen Blutes, mit denen 1813 und 1814 der deutsche und französische Boden getränkt wurde, vermochten bloß D. von der Fremdherrschaft zu befreien, aber nicht einen starken deutschen Staat zu schaffen. Im ersten **Pariser Frieden** (30. Mai 1814) behielt Frankreich die Grenzen von 1792 mit Landau und dem Saarbecken. Selbst nach dem neuen Krieg, der 1815 mit Napoleons Rückkehr von Elba ausbrach, und nach dem glänzenden Sieg von La Belle-Alliance erhielt D. Elsaß und Deutsch-Lothringen nicht zurück, weil Rußland und England es aus Eifersucht gegen die deutschen Mächte nicht zugaben. Nur Landau und das Saargebiet mußte Frankreich abtreten.

Die territoriale Gestaltung und die Verfassung Deutschlands gehörten zu den schwierigsten Fragen, welche der seit 1. Nov. 1814 in **Wien** versammelte **Kongreß** der Mächte zu beraten hatte. Von einer Wiederherstellung der durch den Reichsdeputationshauptschluß vernichteten geistlichen Staaten ward ebenso abgesehen wie von der Restitution der mediatisierten Stände in ihre reichsunmittelbare Freiheit. Vielmehr wurde der Stand der Dinge bei Auflösung des Reichs 1806 zu Grunde gelegt. Die vertriebenen norddeutschen Fürsten, der zum König erhobene Kurfürst von Hannover, die Herzöge von Oldenburg und Braunschweig, der Kurfürst von Hessen, traten wieder die Regierung ihrer Lande an. Preußen ergriff ohne Widerspruch von seinen alten Landen links der Elbe wieder Besitz; nur Hildesheim, Goslar und Ostfriesland trat es an Hannover ab. Auch Großpolen (Posen) erhielt es zurück. Für die Erwerbung der dritten polnischen Teilung, Neuostpreußen mit Warschau, welches Rußland für sich verlangte, beanspruchte Preußen Sachsen, dessen König in Leipzig als Kriegsgefangener in die Hände der Verbündeten gefallen und dessen Land von diesen in Besitz genommen worden war. Der Neid Österreichs sowie die Ränke Englands und Frankreichs bewirkten jedoch, daß es bloß den nördlichen, zwar größern, aber ärmern und dünner bevölkerten Teil erhielt, das südliche als Königreich unter der alten Dynastie bestehen blieb. Dafür wurden Preußens westliche Lande durch Jülich, Berg, die Stifter Köln, Trier u. a. erheblich vergrößert und abgerundet, wenn auch nicht mit dem Osten verbunden, und Neuvorpommern erworben. Daß Preußen für Polen durch deutsche Lande entschädigt und ein großer

Teil seines Gebiets an die Westgrenze Deutschlands verlegt wurde, war für die künftige Haltung der preußischen Politik und die Entwickelung Deutschlands von den wichtigsten Folgen. Hessen-Darmstadt, Nassau, Baden und Württemberg blieben in den von Napoleon geschaffenen Grenzen. Bayern trat Tirol und Salzburg an Österreich ab, behielt aber die althohenzollerischen Fürstentümer Ansbach und Baireuth und bekam Würzburg und die Rheinpfalz; von der letztern abgesehen, bildete es fortan einen kompakten, wohlabgerundeten Staat. Österreich verzichtete auf seinen frühern Besitz am Oberrhein, erlangte aber (außer Tirol und Salzburg) Galizien, Illyrien, Dalmatien und Istrien zurück und dazu das Lombardisch-Venezianische Königreich. Es gewann damit im mittlern Donaugebiet, zu beiden Seiten der Alpen und in Italien eine herrschende Stellung, die hier durch die Wiederherstellung seiner Sekundogenituren in Modena und Toscana verstärkt wurde.

Österreich zog sich aus D. möglichst zurück und gab damit zu erkennen, daß es auf eine unmittelbare Herrschaft über D. durch Erneuerung der Kaiserwürde zu verzichten gesonnen sei. Diese ward in der That bei den Verhandlungen über die D. zu gebende Verfassung ausgeschlossen, obwohl die kleinern deutschen Staaten sie ausdrücklich beantragten. Die größten Schwierigkeiten bereiteten in der deutschen Verfassungsfrage die Regelung des Verhältnisses der beiden deutschen Großmächte und der Widerspruch der größern Mittelstaaten, Bayerns, Württembergs und Hannovers, gegen jede starke Zentralgewalt. Trotz seiner glänzenden Heldenthaten im Befreiungskrieg konnte Preußen unmöglich auf die Hegemonie Anspruch machen; dem standen die Vergangenheit, nicht am wenigsten auch die preußische Politik 1785 bis 1806 und die Eifersucht der andern deutschen Dynastien entgegen. Mehr als eine Ehrenstellung wollte Preußen aber Österreich über sich nicht einräumen, da dieses die deutschen Interessen wirksam zu wahren und eine rein deutsche Politik zu treiben weder willens noch in der Lage war. D. unter die Herrschaft von Österreich und Preußen zu teilen und den Dualismus damit zu verewigen, widerstrebte allen patriotischen Männern aufs äußerste. So kam man denn auf den Ausweg, die Rivalität der Großmächte dadurch abzustumpfen, daß man ihren Einfluß auf die Bundesgewalt verringerte, sie nur mit einem Teil ihres Gebiets in den Bund eintreten ließ und die Mittel- und Kleinstaaten mehr an der obersten Leitung beteiligte. Hierdurch wurde das Streben der Mittelstaaten, die Befugnisse der Zentralgewalt möglichst zu verringern und den Bund zu einem bloß völkerrechtlichen Verein zu machen, begünstigt, und als Napoleons Landung in Frankreich zu einem schleunigen Abschluß drängte, begnügte man sich endlich, um nur etwas zu stande zu bringen, mit einem Minimum; selbst das Bundesgericht wurde in letzter Stunde fallen gelassen. Man tröstete sich damit, daß es besser sei, einen unvollkommenen Bund zu bilden als gar keinen, und daß derselbe keine Verbesserung ausschließe; die unbefriedigten Erwartungen der Nation werde die Zukunft erfüllen.

Der Deutsche Bund.

Die Bundesakte vom 9. Juni 1815 sagte in ihrem 1. und 2. Artikel: »Die souveränen Fürsten (die Könige von Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg, der Kurfürst von Hessen, die Großherzöge von Hessen, Sachsen, Baden, Mecklenburg und Oldenburg, die Herzöge von Sachsen [4], von Anhalt [3], Braunschweig und Nassau, die Fürsten von Schwarzburg, Reuß, Lippe, Hohenzollern, Liechtenstein und Waldeck) und die Freien Städte (Lübeck, Bremen, Hamburg und Frankfurt a. M.) mit Einschluß des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen, beide für ihre gesamten vormals zum Deutschen Reiche gehörigen Besitzungen, ferner der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für Luxemburg vereinigen sich zu einem beständigen Bund, welcher der Deutsche Bund heißen soll. Zweck desselben ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten.« Die Angelegenheiten des Bundes besorgte eine Bundesversammlung (Bundestag), welche aus den Gesandten der Staaten bestand, in der Österreich den Vorsitz führte, und die in Frankfurt a. M. tagte (über ihre Geschäftsordnung s. den Art. »Deutscher Bund«). Streitigkeiten der Bundesglieder sollten durch Vermittelung des Bundes und, wenn diese fehlschlage, durch eine Austrägalinstanz beigelegt werden. In allen Bundesstaaten sollte eine landständische Verfassung bestehen, ebenso Gleichberechtigung der christlichen Religionsparteien. Als nächste Aufgaben der Bundesversammlung wurden die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und dessen organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, militärischen und innern Verhältnisse sowie Vereinbarungen über Preßfreiheit und Sicherstellung des Verlags- und Autorrechts und über Regelung des Handels und Verkehrs bezeichnet.

Unzweifelhaft ließ diese Akte viele berechtigte Wünsche der Nation, sowohl was Einheit als was Freiheit betraf, unbefriedigt und entsprach weder der geistigen Entwickelung des deutschen Volkes, das in dem mächtigen Aufschwung der schönen Litteratur und der Wissenschaften eine den ersten Kulturvölkern ebenbürtige Bildung und ein Anrecht auf freie und nationale politische Institutionen erworben hatte, noch den großen Opfern, die im Befreiungskrieg an Blut und Geld gebracht worden waren. Dennoch war der Bund lebens- und entwickelungsfähig, wenn der gute Wille, welchen die Regierenden bei seiner Begründung bekundeten, auch in der Zukunft ernst und aufrichtig bethätigt wurde und die Stimme der Nation, wie sie sich in der Presse und der Litteratur äußerte, die gebührende Berücksichtigung fand. Namentlich das Versprechen landständischer Verfassungen in den Einzelstaaten mußte ehrlich erfüllt werden. Dies geschah aber nur in wenigen Mittel- und Kleinstaaten, wie Sachsen, Weimar, Baden, Bayern, Württemberg, vor allem nicht in Österreich und Preußen, obwohl der König Friedrich Wilhelm III. durch seinen Erlaß vom 22. Mai 1815 die Berufung von Reichsständen mit konstitutionellen Rechten ausdrücklich versprochen hatte. Anfangs waren es die Schwierigkeiten der Neuorganisation der Verwaltung, welche die Ausführung des Versprechens in Preußen verzögerten. Bald aber machte sich der unheilvolle Einfluß reaktionärer, konterrevolutionärer Strömungen, welche von Österreich und Rußland mit Eifer unterstützt wurden, in D. und Preußen immer mehr bemerkbar. Alle lebhaftern Äußerungen liberalen und nationalen Geistes von seiten der Männer der Wissenschaft und der studentischen Jugend wurden von den Häuptern der Reaktion in Preußen, Tzschoppe, Kamptz und Schmalz, von den österreichischen Staatsmännern Metternich und Gentz und von den russischen Agenten Kotzebue und Stourdza ausgebeutet, um die deutschen Regierungen einzuschüchtern, ihnen Furcht vor einer gewaltsamen Umwälzung einzujagen und sie

zu polizeilicher Unterdrückung aufzufordern. Görres' »Rheinischer Merkur« ward verboten, der Tugendbund aufgehoben, und das Wartburgfest der Jenaer Burschenschaft (18. Okt. 1817) wurde zum Anlaß genommen, Karl August von Weimar zur Wiedereinführung der Zensur und zur Beschränkung der studentischen Freiheit zu nötigen. Die Bekämpfung des sogen. revolutionären Geistes in seinen unschuldigsten Regungen war auf dem Aachener Kongreß (1818) ein Hauptgegenstand der Beratung der Monarchen. Die Wiener Politiker, welche am liebsten in Europa und in D. eine Kirchhofsruhe hergestellt hätten, um ungestört ihrer epikureischen Genußsucht frönen zu können, benutzten namentlich die Ermordung Kotzebues durch einen Jenaer Studenten, K. L. Sand (1819), dazu, um deutsche Ministerkonferenzen nach Karlsbad (August 1819) zu berufen, welche sich über gewisse Beschlüsse gegen die Presse, die Burschenschaft, das Turnwesen und die Freiheit der Universitäten vereinigten. Diese **Karlsbader Beschlüsse** wurden vom Bundestag in einer einzigen Sitzung (20. Sept. 1819) sämtlich bestätigt. Während alle in der Bundesakte versprochenen Dinge, organische Bundeseinrichtungen, Grundgesetze, Sicherung der Freiheit der Presse und des Handels und Verkehrs, landständische Verfassungen u. dgl., seit 1815 nicht im geringsten gefördert worden waren, ward jetzt sofort eine Exekutivordnung für die Ausführung von Bundesbeschlüssen, welche die Sicherung der öffentlichen Ordnung bezweckten, beschlossen, die Überwachung sämtlicher Universitäten und eine strenge Zensur eingeführt und in Mainz eine Zentraluntersuchungskommission gegen die demagogischen Umtriebe eingesetzt, die eine Menge meist schuldloser junger Leute verhaften ließ und jahrelang in Gefängnissen herumschleifte. Die gewissenhaften, aber rauhen preußischen Behörden verfuhren bei den Demagogenverfolgungen mit gehässigem Ungeschick. Männer wie Arndt, Welcker und Jahn wurden verhaftet und ihrer Ämter entsetzt.

Damit noch nicht zufrieden, bewirkte Metternich, stets getreulich von Preußen unterstützt, die Annahme der **Wiener Schlußakte** (8. Juli 1820), welche den Deutschen Bund zu einem völkerrechtlichen Verein zur Erhaltung innerer und äußerer Ruhe herabdrückte und den Bundestag zu einem bloßen Polizeiorgan der beiden deutschen Großmächte, hinter denen Rußland stand, machte. Selbst das Versprechen landständischer Verfassungen wurde dahin deklariert, daß in dem Staatsoberhaupt in seiner Eigenschaft als Souverän die gesamte Staatsgewalt vereinigt bleiben müsse und dasselbe nur hinsichtlich der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden sei, sowie daß keiner der Fürsten durch die Verfassung an der Erfüllung seiner bundesmäßigen Pflichten behindert werden dürfe. Die süddeutschen Staaten, in welchen sich ein konstitutionelles Leben in den Landtagen entwickelt hatte und ein liberaler Geist herrschte, namentlich Württemberg, suchten sich den Karlsbader Beschlüssen zu entziehen und eine freisinnige Haltung gegen Presse, Vereinswesen und Universitäten zu bewahren. Sie mußten sich zwar dem Druck der Mächte fügen, rechtfertigten aber durch ihr Auftreten nachträglich ihre unpatriotische Opposition auf dem Wiener Kongreß gegen eine starke Zentralgewalt. Denn nun sah ja die Nation, wie eine solche nicht zur Begründung eines einheitlichen Staatswesens, sondern nur zur Unterdrückung der Freiheit verwendet wurde, und mußte froh sein, daß die Staaten noch genug Selbständigkeit gerettet hatten, um der Polizeiwillkür einige Schranken zu ziehen. Der Bundestag verfiel seitdem der gerechten allgemeinen Verachtung, und von ihm hoffte man nichts mehr. Die Masse des Volkes ging damals allerdings noch ganz in den Sorgen des täglichen Lebens auf, in der Heilung der Kriegswunden durch gesteigerte gewerbliche und kommerzielle Thätigkeit, und das Nationalgefühl machte bei ihr wenig Fortschritte. Die gebildeten Kreise aber, die geistigen Führer Deutschlands, richteten ihre Aufmerksamkeit vor allem auf die Erringung der Freiheit und nahmen sich ein Vorbild an den französischen Liberalen, deren Bestrebungen und Ideen namentlich in Süddeutschland maßgebend wurden.

Die Pariser Julirevolution von 1830 gab denn auch in D. den Anlaß zu einer liberalen und unitarischen Bewegung. In Braunschweig wurde der Herzog Karl, der sein Land durch eine tolle Mißregierung aufs äußerste gereizt hatte, vertrieben und im Oktober 1832 eine neue, freisinnigere Verfassung proklamiert. Der Kurfürst Wilhelm II. von Hessen wurde gezwungen, seinen Sohn zum Mitregenten anzunehmen und die seit 14 Jahren nicht versammelten Landstände zu berufen, welche 9. Jan. 1831 eine liberale Verfassung zu stande brachten. Auch in Sachsen wurde durch Unruhen in verschiedenen Städten die Einsetzung eines freisinnigen Ministeriums und der Beginn von Reformen veranlaßt. In Hannover endlich wurde das ständisch-aristokratische Grundgesetz von 1819 durch ein echt konstitutionelles ersetzt (1833). Im badischen und hessen-darmstädtischen Landtag wurden Anträge auf Berufung einer deutschen Nationalrepräsentation eingebracht. Die reaktionären Staatsmänner gerieten schon in die höchste Unruhe, als zwei unkluge Ausschreitungen, welche durch das Vordrängen unreifer republikanischer und revolutionärer Elemente herbeigeführt wurden, das **Hambacher Fest** (27. Mai 1832) und das ganz kopflose **Frankfurter Attentat** einiger Studenten gegen den Bundestag (3. April 1833), ihnen den Vorwand gaben, von Bundes wegen mit scharfen Polizeimaßregeln gegen den Liberalismus einzuschreiten. Der Bundestag faßte 28. Juni und 5. Juli 1832 mehrere von Metternich diktierte Beschlüsse, wonach die Regierungen verpflichtet wurden, nichts zu dulden, was den Beschlüssen des Bundestags zuwiderlaufe, und der Bund sich selbst das Recht vorbehielt, gegen revolutionäre Bewegungen unaufgefordert mit bewaffneter Hand einzuschreiten; Steuern, zur Deckung von Bundeskosten bestimmt, sollten die Landstände gar nicht verweigern dürfen. Alle Vereinigungen politischen Charakters und alle Volksversammlungen wurden verboten und die existierenden liberalen Zeitungen unterdrückt. 1833—34 wurden wieder **Ministerkonferenzen** in Wien abgehalten, die trotz des Widerspruchs mehrerer mittelstaatlicher Vertreter beschlossen, daß den Ständeversammlungen das Steuerverweigerungsrecht überhaupt nicht zustehe, die Zensur auf die Veröffentlichung der ständischen Verhandlungen ausgedehnt, diese auf die Beratung innerer Angelegenheiten beschränkt, die Universitäten einer noch strengern Kontrolle unterworfen, endlich zur Ausrottung des Demagogentums eine neue Zentraluntersuchungskommission in Frankfurt eingesetzt werden sollte. Wieder wurden ein paar Hundert ältere (Jordan und Weidig), besonders aber junge Männer in die Verbannung getrieben oder durch Verurteilung zu langer Festungshaft unglücklich gemacht. Den Handwerksgesellen wurde das Wandern in die Schweiz, nach Frankreich und Belgien verboten, damit sie nicht vom Liberalismus angesteckt würden. In Baden mußte

die freisinnige Preßgesetzgebung aufgehoben werden, und die Vorkämpfer des Liberalismus, Rotteck und Welcker, wurden ihrer Professuren an der Freiburger Universität entsetzt. Der schamlose Rechtsbruch, mit welchem 1837 König Ernst August von Hannover aus Eigennutz die Verfassung von 1833 umstieß und an deren Stelle eine neue, »den wahren Bedürfnissen des Landes« und dem Vorteil seiner Zivilliste entsprechende verhieß, wurde vom Bundestag geradezu gebilligt, indem er sowohl den Protest der sieben Göttinger Professoren, welche dafür aus Hannover ausgewiesen wurden, als die Bitte der hannöverschen Kammer um seine Intervention gegen die Rechtsverletzung ablehnte.

Auch in der Wahrung der äußern Interessen Deutschlands leistete der Bundestag nichts. Die Deutschen im Ausland fanden höchstens den Schutz, den ihnen Österreich oder Preußen leihen konnte und wollte. Die Einrichtung einer Kriegsflotte zum Schutz des deutschen Handels und die Befestigung der Küsten hat der Bundestag nie auch nur erwogen. Die Verbesserung der Kriegsverfassung kam trotz wiederholter Anträge Preußens nicht zu stande; die Frage namentlich über den Oberbefehl wurde nicht entschieden. Der Ausbau der Grenzfestungen am Rhein verzögerte sich von Jahr zu Jahr, obwohl bereits 1829 von neuem die Gefahr eines französischen Angriffs, um die Rheinlande D. zu entreißen, gedroht hatte; die Mittel dazu lagen aus der französischen Kriegsentschädigung von 1815 bereit, der Bund ließ sie aber dem Haus Rothschild gegen 2 Proz. Zinsen. Den gehässigen Schwierigkeiten, welche die selbstsüchtigen Holländer der freien Entwickelung der Rheinschiffahrt bereiteten, wußte der Bund ebensowenig ein Ende zu machen wie den Rheinzöllen. Als Belgien sich von den Niederlanden losriß und auch den deutschen Staat Luxemburg beanspruchte, verstand sich der Bund zu einer Teilung und nahm das ohne die Festungen Maastricht und Venloo militärisch ganz wertlose Limburg zur Entschädigung. Als die schleswig-holsteinischen Stände sich über die Verletzung ihrer Privilegien durch die dänische Krone beschwerten und König Christian VIII. in seinem »offenen Brief« (8. Juli 1846) die rechtmäßige Thronfolgeordnung in den Herzogtümern und ihre untrennbare Vereinigung bedrohte, verwies der Bund die Stände 17. Sept. auf ihre Bitte um Schutz auf die Erklärung des dänischen Königs, der die Rechte aller zu beachten versprochen habe. Den Frieden, den D. 1815—48 genoß, dankte es also nur der nachgiebigen Schwäche des Bundestags.

Nicht einmal auf dem ganz neutralen Gebiet des Zollwesens vermochte derselbe etwas zu leisten. Als 1817 nach einer Mißernte eine große Teurung eintrat, welche infolge des durch Zollschranken zwischen den einzelnen Staaten, ja durch Binnenzölle zwischen Provinzen gehemmten Verkehrs zu einer furchtbaren Hungersnot anwuchs, ging Preußen mit der Aufhebung der Wasser- und Binnenzölle in seinem Gebiet voran, proklamierte 1818 das Prinzip der Handelsfreiheit und eröffnete 1821 mit der Konvention über Befreiung der Elbschiffahrt die Reihe von Verträgen, welche 1833 zur Begründung des Deutschen Zollvereins führten; derselbe umfaßte mit Ausschluß Österreichs fast sämtliche deutsche Staaten, und seine segensreichen Wirkungen für Industrie und Handel machten sich bald bemerklich. Als 1840 der geistreiche, schwungvolle König Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron bestieg, knüpfte man in D. daran noch weitere Hoffnungen auf eine freiheitliche Entwickelung in den Einzelstaaten und auf Erfüllung des allgemeinen Wunsches nach nationaler Einheit. Wirklich regte Friedrich Wilhelm in Wien eine Reform der Bundesverfassung wiederholt an, da die Nation mit Recht erwarte und verlange, daß ihre gemeinsamen Interessen, ihre unabweisbaren Bedürfnisse volle Befriedigung fänden. Er erließ eine allgemeine politische Amnestie, welche die Opfer der Demagogenverfolgungen befreite, und milderte die Zensur. Aber sein Zaudern, Preußen eine Verfassung zu geben, die enge Beschränkung der Rechte des Vereinigten Landtags, der endlich 1847 berufen wurde, seine mit Vorliebe kundgegebenen mittelalterlich-ständischen Ansichten und seine Hinneigung zur kirchlichen Orthodoxie ernüchterten die Nation. Das Metternichsche System schien dauernd begründet zu sein, und dennoch hatte niemand ein festes Vertrauen auf seinen Bestand. Der Bundestag befriedigte außer Österreich weder Fürsten noch Volk, obwohl man ihn nicht zu reformieren wußte. Unter den Liberalen nahmen teils partikularistische, teils republikanische Neigungen zu und vermehrten die allgemeine Gärung, welche zum zweitenmal durch eine Umwälzung im westlichen Nachbarland, durch die Pariser Februarrevolution 1848, zum Ausbruch kam.

Die Frankfurter Nationalversammlung und die deutschen Einheitsbestrebungen.

Unmittelbar auf die erste Nachricht von der Pariser Revolution stellte 27. Febr. 1848 Heinrich v. Gagern in der darmstädtischen Kammer den Antrag auf Errichtung einer deutschen Zentralgewalt mit Volksrepräsentation, und bereits 5. März faßte eine zu Heidelberg aus eignem Antrieb zusammengetretene Versammlung von 51 angesehenen deutschen Männern, meist Mitgliedern deutscher Kammern, den Beschluß, die deutschen Regierungen auf das dringendste anzugehen, so bald wie möglich eine Vertretung der deutschen Nation ins Leben zu rufen. Zugleich wurde eine Siebenerkommission beauftragt, Vorschläge über eine angemessene Volksvertretung vorzubereiten und die Grundlagen für eine neue deutsche Verfassung zu beraten, und 12. März forderte diese die frühern oder gegenwärtigen deutschen Landtagsmitglieder auf, 30. März sich zu einer Vorberatung in Frankfurt a. M. zu versammeln. Der Bundestag trat dem nicht entgegen, beschloß vielmehr selbst 10. März, eine Revision der Bundesverfassung unter Zuziehung von 17 Vertrauensmännern, welche die bedeutendsten Staaten deputieren sollten, vorzunehmen. Die Regierungen hatten mit einemmal alles Selbstbewußtsein und allen Mut verloren und wichen fast überall ohne Widerstand den stürmischen Forderungen des Volkes. Römer, ein Mitglied der Siebenerkommission, wurde in das württembergische, Gagern in das hessische, Stüve in das hannöversche Ministerium berufen. In Wien wurde Metternich durch einen Volksaufstand gestürzt und vertrieben. König Ludwig von Bayern, dessen Stellung durch den Lola Montez-Skandal erschüttert war, dankte 20. März zu gunsten seines Sohns Maximilian II. ab, der sofort ein liberales, den Volkswünschen geneigtes Ministerium berief.

Auch in Berlin hatte sich Friedrich Wilhelm IV. durch die stürmischen Weltereignisse und die Volksdemonstrationen bestimmen lassen, den Vereinigten Landtag sofort zusammenzuberufen und in dem Ausschreiben auch die Errichtung eines deutschen Bundesstaats mit Nationalrepräsentation, gemeinsamer Heeresverfassung, deutscher Flotte, Bundesgericht, Freizügigkeit, Preßfreiheit u. a. als Programm seiner Regierung aufzustellen. Aber der Straßenauf-

stand 18. März, der in gewisser Beziehung siegreich blieb, die schwankende Haltung des Königs und die Schwäche der preußischen Behörden raubten der Regierung Preußens gerade in dem Augenblick die notwendige Autorität und Kraft, wo sie an die Spitze der deutschen Bewegung hätte treten müssen. Erst jetzt erteilte der König seine Zustimmung zu der Berufung einer preußischen Nationalversammlung, welche dem Staat eine liberale Verfassung geben sollte. Dieselbe trat 22. Mai zusammen, beriet das ganze Jahr hindurch, stürzte ein Ministerium nach dem andern und untergrub das Ansehen der Regierung im eignen Lande durch Einmischung in die Verwaltung. Zugleich steigerte sie den Haß des Königs gegen den Liberalismus durch anmaßende Eingriffe in seine Rechte und machte ihn auch der deutschen Bewegung abgeneigt, kurz lähmte Preußens Aktion nach außen so, daß man in Frankfurt sich bald jeder Rücksicht auf den im Grunde doch unerschütterten und im Besitz wirklich bedeutender Machtmittel befindlichen Staat überhoben glaubte.

Am 30. März war nämlich in Frankfurt das **Vorparlament** unter Mittermaiers Vorsitz zusammengetreten. Es bestand aus über 500 Mitgliedern, darunter 141 Preußen, 84 Darmstädter, 75 Badenser, aber nur 2 Österreicher. Statt sich auf das Notwendigste zu beschränken, da es eine wirklich berechtigte Volksvertretung doch nicht war, und mit den Regierungen die Grundlagen der Reichsverfassung und die Berufung der Nationalversammlung zu vereinbaren, faßte es eine Anzahl schwer ausführbarer Resolutionen, wie Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund, Sühnung des an Polen begangenen Unrechts, Proklamation der Volkssouveränität u. dgl., und ließ sich mit den Republikanern Hecker und Struve auf eine heftige Debatte über die Vorzüge der Republik ein; als diese sich geschlagen sahen, suchten sie durch eine gewaltsame Schilderhebung im badischen Oberland ihr Ziel zu erreichen, die aber 20. April bei Kandern sofort unterdrückt wurde. Schließlich übertrug das Vorparlament mit Zustimmung der Regierungen seine Aufgabe einem **Fünfzigerausschuß**, der am 7. April mit der Vorbereitung der Wahlen für die Nationalversammlung begann; in allen Ländern des bisherigen deutschen Bundesgebiets, außerdem in der Provinz Preußen sollten durch allgemeine Wahlen die Deputierten (je einer auf 50,000 Seelen) gewählt werden. Während eine Kommission der 17 Vertrauensmänner einen Verfassungsentwurf ausarbeitete, der ein erbliches, unverantwortliches Reichsoberhaupt, verantwortliche Minister und Einheit in Wehr- und Rechtsverfassung, Diplomatie und Verwaltung verlangte, fanden die Wahlen statt, von denen einige slawische Bezirke Österreichs sich ausschlossen.

Die Eröffnung der ersten deutschen **Nationalversammlung**, die 586 Mitglieder zählte, erfolgte 18. Mai in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. **Heinrich v. Gagern** wurde zum Präsidenten, Soiron zum Vizepräsidenten gewählt. Es war eine Reihe der trefflichsten Männer hier vereinigt, darunter die bedeutendsten Gelehrten (an 100) Deutschlands. Aber die mangelnde politische Schulung machte sich in einer allzu idealistischen Geringschätzung der praktischen Verhältnisse und der staatlichen Faktoren, mit denen man zu rechnen hatte, geltend. Die augenblickliche Schwäche und Unthätigkeit der Regierungen verleitete die Versammlung, sich, als lediglich aus dem Volkswillen hervorgegangen, für souverän zu halten und jede Mitwirkung der Regierungen bei der Schaffung der neuen Reichsverfassung auszuschließen; übrigens konnte sie sich selbst nicht einmal über einen Verfassungsentwurf als Grundlage einigen. Ein Zentral- und Vermittelungsorgan für die Verständigung mit den Regierungen wurde nicht geschaffen, vielmehr 27. Mai auf Antrag Wernhers der souveräne Standpunkt der Nationalversammlung dahin präzisiert, daß den Bestimmungen der künftigen deutschen Verfassung prinzipiell der Vorrang vor widersprechenden Bestimmungen einzelner Landesverfassungen gebühre. Nur die äußerste Rechte, die Konservativen (**Partei Milani**) unter der Führung von Radowitz und Vincke, verlangte die Vereinbarung der Verfassung mit den Einzelregierungen und die Beschränkung der Versammlung auf diese eine Aufgabe. Das rechte Zentrum (**Kasinopartei**, Bassermann, Mathy, Beckerath, Dahlmann, Heckscher, Simson, Welcker, Schmerling u. a.) wollte zwar Rücksichten auf die Staaten nehmen, hielt aber prinzipiell an der Souveränität der Versammlung fest, noch mehr das linke Zentrum (**Württemberger Hof**) und die gemäßigte Linke. Die Linke endlich (**Deutscher Hof**) forderte Volkssouveränität mit allgemeinem Wahlrecht, ausschließliche Überlassung der gesetzgebenden Gewalt an die Volksvertretung, eine verantwortliche, auf bestimmte Zeit gewählte Vollziehungsbehörde und Berechtigung jedes Einzelstaats, sich nach eigner Wahl als demokratischer Freistaat oder als demokratische Monarchie zu konstituieren; sie neigte also entschieden zur Republik hin, deren revolutionärste Prinzipien die äußerste Linke ganz offen bekannte.

Als sich das Bedürfnis nach einer provisorischen Exekutive, einer Zentralgewalt, dennoch herausstellte, wählte man nicht, wie Dahlmann vorschlug, gemeinsam mit den Regierungen drei Vertrauensmänner, sondern auf Betrieb des Österreichers Schmerling 29. Juni einen **Reichsverweser** in der Person des persönlich sehr populären Erzherzogs **Johann von Österreich**. Obwohl sich Preußen durch diese Wahl nicht verletzt zeigte, war sie doch um so unkluger, als Österreich damals durch innere Wirren so in Anspruch genommen war, daß es dem Reichsverweser und dem Parlament gar keinen Machtrückhalt hätte gewähren können, selbst wenn es gewollt hätte. Auf Österreich, das ohnmächtig war, nahm die Frankfurter Versammlung zu viel Rücksicht, auf Preußen, dessen man nicht entbehren konnte, gar keine. Erzherzog Johann traf 11. Juli in Frankfurt ein, löste 12. Juli gemäß Parlamentsbeschluß den Bundestag auf und bildete ein **Reichsministerium**, das unter dem Vorsitz des Fürsten von Leiningen aus Schmerling für Inneres und Äußeres, dem preußischen General v. Peucker für Kriegswesen, dem Hamburger Advokaten Heckscher für die Justiz, Beckerath für die Finanzen und Duckwitz aus Bremen für Handel bestand. Der preußische Antrag, neben dieser Zentralgewalt die Bevollmächtigten der einzelnen Staaten zu einem Rat zu vereinigen, der die organische Verbindung der Reichsregierung mit denen der Staaten herstelle, wurde abgelehnt. Dagegen erließ das Reichsministerium direkte Befehle an die letztern, wie z. B. den der allgemeinen Huldigung für den Reichsverweser durch die Landestruppen, der in Österreich ganz unbeachtet blieb, in Preußen aber einen Armeebefehl des Königs vom 21. Juli zur Folge hatte, in welchem derselbe seine Zustimmung zur Wahl des Reichsverwesers aussprach. Weitere Konflikte in dieser Frage wurden übrigens vermieden, indem sich die Nationalversammlung nun endlich der Beratung der Verfassung und zwar zunächst des von Dahlmann, R. v. Mohl und Mühlfeld ausgearbeiteten Entwurfs der Grund-

rechte des deutschen Volkes« zuwendete. Die Debatten über diese theoretischen Paragraphen waren eingehend, teilweise gediegen und mitunter heftig, zogen sich aber endlos hin und wurden durch eine wichtige Frage der auswärtigen Politik unterbrochen.

Das Parlament und die Zentralgewalt hatten den Versuch gemacht, D. dem Ausland gegenüber als einen einheitlichen Staat zu repräsentieren. Aber ihre Bevollmächtigten hatten an den Höfen der Großmächte ebensowenig eine förmliche Anerkennung erlangen können wie die neue schwarz-rot-goldene Kriegs- und Handelsflagge. Dennoch beanspruchten sie, auch in der äußern Politik die höchste Instanz für die deutschen Staaten zu bilden. Als die Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark im März 1848 wegen ungenügender Streitkräfte zu scheitern drohte, hatte der Bundestag Preußen damit beauftragt, die Unabhängigkeit der Herzogtümer zu schützen, und Friedrich Wilhelm war auch bereitwillig darauf eingegangen. Im Verein mit den Schleswig-Holsteinern schlugen die Preußen unter Wrangel 23. April die Dänen bei Schleswig und rückten im Mai in Jütland ein. Die Nationalversammlung faßte 2. Juni die Resolution, daß energische Maßregeln getroffen werden müßten, um den Krieg zu Ende zu führen und beim Friedensschluß die Rechte der Herzogtümer und die Ehre Deutschlands zu wahren. Am 1. Aug. befahl der Reichsverweser den Marsch eines beträchtlichen süddeutschen Heers nach dem Kriegsschauplatz. Die energische Intervention Englands und Rußlands zu gunsten Dänemarks jedoch, die Lähmung des preußischen Handels durch die dänische Blockade, gegen welche D. ohne Kriegsflotte wehrlos war, und die geheime Abneigung Friedrich Wilhelms gegen die Schleswig-Holsteiner, welche er für Rebellen gegen ihren rechtmäßigen König hielt, bewogen die preußische Regierung, 26. Aug., ohne die Genehmigung der Reichsregierung vorzubehalten, den Waffenstillstand von Malmö mit Dänemark auf sieben Monate abzuschließen, der alle Beschlüsse der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein für ungültig erklärte und eine halb von Dänemark, halb von Preußen ernannte gemeinschaftliche Regierung einsetzte.

Die Nachricht hiervon rief in Frankfurt allgemeine Entrüstung hervor. Der Antrag der Rechten, in anbetracht der Zwangslage Preußens den Waffenstillstand dennoch zu genehmigen, wurde bei der ersten Verhandlung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit 5. Sept. abgelehnt. Als aber nun das Reichsministerium zurücktrat und ein neues zu bilden nicht gelang, genehmigte die Majorität der Versammlung bei einer zweiten Verhandlung 16. Sept. den Vertrag vorbehaltlich einiger Modifikationen. Inzwischen hatte die äußerste Linke die Volksmassen, die in Frankfurt zusammengeströmt waren, durch agitatorische Reden gegen die Versammlung aufgereizt. Eine große Volksversammlung auf der Pfingstweide 17. Sept. erklärte die 258 Abgeordneten, welche für den Vertrag gestimmt hatten, für Verräter des Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre. Am 18. Sept. war die Nationalversammlung selbst ernstlich bedroht; ein allgemeiner Aufstand war organisiert und Barrikaden erbaut. Österreichisches und preußisches Militär schützte die Paulskirche, nahm die Barrikaden und trieb das Volk auseinander; dagegen fielen zwei Abgeordnete, General v. Auerswald und Fürst Lichnowski, der Volkswut zum Opfer. Die Republikaner versuchten nun an andern Orten Erhebungen des Volkes zu veranlassen. Struve machte einen Einfall von Basel in das Badische und proklamierte die Republik, indes wurde er rasch vertrieben, und auch sonst blieben die Bewegungen erfolglos.

Die Majorität der Versammlung erkannte jedoch nun, daß sie mit den Regierungen engere Fühlung suchen und die Beratung der Verfassung rasch zu Ende führen müsse, um den radikalen Wühlereien nicht so viel Spielraum zu gönnen. Am 20. Okt. wurde die Beratung der Grundrechte vorläufig abgebrochen und mit der Beratung über den Verfassungsentwurf begonnen, welchen der Verfassungsausschuß 8. Okt. vorgelegt hatte. Derselbe wurde in den Hauptpunkten angenommen: die Reichsgewalt erhielt die ausschließliche Vertretung Deutschlands nach außen, die Verfügung über die ganze Heeresmacht und das Recht der Gesetzgebung auf allen Gebieten der materiellen Entwickelung, des Handels und Verkehrs. Eine besondere Tragweite hatte die Bestimmung des Entwurfs, daß jeder deutsche Staat, der mit nichtdeutschen Territorien verbunden sei, dieselben nur in Personalunion besitzen dürfe. Dieselbe war gegen Österreich gerichtet, dessen Regierung nach den Siegen Radetzkys in Italien und nach der Einnahme Wiens durch Windischgrätz (31. Okt.) die habsburgischen Lande durch eine Gesamtstaatsverfassung enger zu vereinigen strebte und ihre Geringschätzung der Frankfurter Versammlung und ihre Absicht, sich nicht durch deren Verfassung binden zu lassen, in schroffster Weise dadurch kundgab, daß sie zwei Abgeordnete derselben, die in Wien hatten Frieden stiften sollen, verhaften und den einen, Robert Blum, den gefeierten Führer der Linken, 9. Nov. erschießen ließ. Der österreichische Ministerpräsident erhob sogar 27. Nov. in seinem Regierungsprogramm den Anspruch, daß die Stellung Österreichs zu D. erst dann geregelt werde, wenn ersteres zu neuen, festen Formen gelangt sei, bis dahin aber Österreich seinen Bundespflichten treulich nachkommen, also nicht ausscheiden werde; er verlangte also unbedingte Unterordnung der deutschen unter die österreichischen Interessen. Der Gegensatz Österreichs zu den Zielen der Nationalversammlung war damit so deutlich ausgesprochen, daß Schmerling 17. Dez. das Präsidium des Reichsministeriums niederlegte. Dasselbe übernahm Heinrich v. Gagern, an dessen Stelle als Präsident der Nationalversammlung der bisherige Vizepräsident, Simson, trat.

Mit entschiedener Offenheit trat Gagern 18. Dez. mit seinem Programm (der sogen. kleindeutschen Partei) vor die Versammlung, das die Trennung Österreichs von D. und die Regelung der Verhältnisse beider zu einander durch eine zu vereinbarende Bundesakte als den einzigen Weg zur Rettung des Bundesstaats bezeichnete. Hiermit erleichterte er jedoch Österreich und seinen Anhängern ihre Stellung, indem sie, anstatt selbst Vorschläge zu einer bundesstaatlichen Verfassung mit Gesamtösterreich machen zu müssen, die sich sofort als unmöglich erwiesen hätten, nun mit einer negativen Kritik und Opposition sich begnügen durften, wobei sich ihnen Ultramontane und Radikale bereitwilligst anschlossen. Die österreichische Regierung protestierte 28. Dez. formell gegen das Gagernsche Programm und erklärte, daß die deutsche Verfassungsfrage nur gelöst werden könne auf dem Weg der Verständigung mit den deutschen Regierungen, unter welchen die kaiserliche den ersten Platz einnehme. Dazu kam, daß die liberalen Anhänger Preußens durch den Bruch der preußischen Regierung mit der dortigen Nationalversammlung, die Berufung des konservativen Ministeriums Brandenburg und die Oktroyierung einer Verfassung (5. Dez.) mißtrauisch gemacht worden waren. Daher wurde Gagern die

verlangte Ermächtigung zu Unterhandlungen mit Österreich nach heftiger Debatte (11.—13. Jan. 1849) nur mit 261 gegen 224 Stimmen erteilt, und 60 Österreicher protestierten von vornherein gegen jeden Beschluß, der den Ausschluß Österreichs herbeiführe. Der Antrag, daß die Würde des Reichsoberhauptes einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen werde, ward 19. Jan. mit 258 gegen 211 Stimmen angenommen, die Erblichkeit der Würde aber verworfen und nur der Titel »Kaiser von D.« mit 214 gegen 205 Stimmen zugestanden (25. Jan.). Hiermit war 30. Jan. 1849 die erste Lesung des Verfassungsentwurfs beendet. Österreich protestierte dagegen 4. Febr. und veranlaßte die Bildung eines »großdeutschen Klubs«, schnitt aber selbst jede Verständigung mit der deutschen Zentralgewalt ab, indem es 7. März eine österreichische Verfassung oktroyierte, welche ganz Österreich mit Ungarn und Lombardo-Venetien für eine unteilbare konstitutionelle Monarchie erklärte; es war für Österreich fortan im neuen deutschen Bundesstaat kein Platz, wenn es sich nicht zum unbedingten Herrscher desselben aufschwingen konnte. Nun beantragte selbst ein bisheriger Gegner der erbkaiserlichen Partei, Welcker, 12. März, die Verfassung, wie sie vorliege, sofort ohne zweite und dritte Lesung endgültig anzunehmen, etwanige Verbesserungen einem nächsten Reichstag vorzubehalten und die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen. Durch die vereinten Anstrengungen der Gegner der Kleindeutschen ward 21. März die Ablehnung dieses Antrags mit 283 gegen 252 Stimmen erreicht. Die Beratung über die Verfassung ging also ihren regelmäßigen Gang weiter. Mit äußerster Kraftanspannung setzte die Einheitspartei, 267 gegen 263 Stimmen, 27. März die Erblichkeit der Kaiserwürde durch. Am 28. März fand die Kaiserwahl statt: von 538 Anwesenden wählten 290 den König von Preußen (248 enthielten sich der Abstimmung). Unter Glockengeläute und Kanonendonner wurde die Wahl **Friedrich Wilhelms IV. zum erblichen Kaiser von D.** proklamiert. Hiermit war die Reichsverfassung, der im voraus 28 Regierungen sich unterwerfen zu wollen erklärt hatten, abgeschlossen; ihre Publikation erfolgte 29. März 1849.

Die **Reichsverfassung** beschränkte die Rechte der Einzelstaaten nicht unbedeutend: sie verloren das Recht, eigne Gesandte zu halten, ihre Truppenmacht wurde der Zentralgewalt untergeordnet u. dgl. Der Reichsgewalt war die oberste Gesetzgebung vorbehalten. Der Kaiser übt seine Gewalt durch verantwortliche Minister, erklärt Krieg und schließt Frieden, beruft und schließt den Reichstag, welcher in ein Staatenhaus und ein Volkshaus zerfällt. Das erstere bilden die Vertreter der einzelnen Staaten, welche zur Hälfte die Regierung, zur Hälfte die Volksvertretung des einzelnen Staats ernennt; das Volkshaus wird durch allgemeine, direkte Wahlen (auf 100,000 Seelen ein Abgeordneter) gebildet. Den Beschlüssen des Reichstags gegenüber hatte der Kaiser nur ein suspensives Veto, eine Bestimmung von geringer politischer Bedeutung, welche jedoch die Autorität des Reichsoberhauptes von vorherein zu sehr schwächte. Der radikaldemokratische Charakter der Verfassung prägte sich namentlich im sechsten Abschnitt aus, welcher die »Grundrechte des deutschen Volkes« enthielt: unbeschränkte Freizügigkeit, unbedingte Preßfreiheit, welche selbst nicht durch Konzessionen, Kautionen und Staatsauflagen beschränkt werden darf, volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, Aufhebung der Staatskirchen, Gleichheit der bürgerlichen Rechte ohne Rücksicht auf Stand und Glauben, Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, Unentgeltlichkeit des Volksunterrichts, fast unbeschränktes Vereins- und Versammlungsrecht, Abschaffung der Adels und aller Titel: Grundsätze, die teilweise das politisch noch unreife Volk selbst nicht durchgeführt hätte sehen mögen, viel weniger die Regierungen. Gleichwohl war die Reichsverfassung lebens- und verbesserungsfähig, und es kam nur darauf an, ob der Fürst, dem die Nation die Reichsgewalt anvertraute, entschlossen war, sie zu verwirklichen. Noch schien der Einheitsdrang mächtig genug, um den Widerstand, der sich gegen das neue Reich regte, im Verein mit Preußens Kraft niederzuwerfen.

Aber Friedrich Wilhelm vermochte diesen Entschluß nicht zu fassen. Zwar erkannte er wohl, daß Deutschlands Macht und Einheit nur in der Richtung zu finden war, welche die Mehrheit des Frankfurter Parlaments, Männer, deren Mäßigung, Besonnenheit und Loyalität er anerkennen mußte, in den letzten entscheidenden Beschlüssen eingeschlagen hatte. Aber seinen romantischen Vorurteilen widerstrebte es, die Kaiserkrone aus der Hand der »Revolution«, wie er die Bewegung von 1848 nannte, zu empfangen. Er erklärte daher der Kaiserdeputation in feierlicher Audienz im königlichen Schloß zu Berlin 3. April 1849, daß die Wahl ihm ein Anrecht gebe, dessen Wert er zu schätzen wisse, daß er sie aber ohne das freie Einverständnis der Fürsten und Freien Städte Deutschlands nicht annehmen könne. Eine Note des preußischen Ministeriums vom 4. April bestätigte die Absicht des Königs, die deutsche Verfassung auf dem Weg der Vereinbarung zu stande zu bringen, und lud die deutschen Regierungen ein, zu diesem Zweck Bevollmächtigte nach Frankfurt zu senden. Die Nationalversammlung ernannte 11. April ihrerseits hierzu einen Dreißigerausschuß. Noch war die Sache nicht hoffnungslos. Österreich hatte zwar seine Abgeordneten zurückgerufen und damit kundgethan, daß es sich nicht gutwillig fügen werde. Aber damals erlitten seine Heere in Ungarn Niederlage auf Niederlage, die es dem Untergang nahebrachten. Am 14. April übergaben die Vertreter der 28 Regierungen dem preußischen Bevollmächtigten in Frankfurt a. M. eine Note, in der sie der Wahl des Königs von Preußen zum Kaiser und der Reichsverfassung zustimmten. Allerdings fehlten die vier Königreiche. Aber König Wilhelm von Württemberg, der zuerst mit Entschiedenheit verkündet hatte, er unterwerfe sich keinem Hohenzoller, fügte sich 24. April aus Furcht vor einem Volksaufstand, und in Bayern, Sachsen und Hannover drängte ein großer Teil der Bevölkerung zu demselben Entschluß. Am 21. April nahm die preußische Zweite Kammer einen Antrag von Rodbertus auf Anerkennung der Rechtsbeständigkeit der deutschen Reichsverfassung an und stellte ihren Beistand der Regierung zur Verfügung.

Jedoch gerade dieser Beschluß, welcher als ein Eingriff in die königlichen Prärogativen aufgefaßt wurde, verhalf der reaktionären Strömung in Berlin zum Sieg. Am 27. April wurde die Kammer aufgelöst, und in einer Note an die deutsche Zentralgewalt vom 28. April verwandelte die preußische Regierung die bedingte Ablehnung der Kaiserkrone in eine unbedingte, indem sie zugleich erklärte, daß, wenn die Nationalversammlung nicht auf eine Vereinbarung mit den Regierungen eingehe, diese selbst eine Verfassung oktroyieren müßten. Durch diese unnötige und auch gar nicht ausführbare Drohung warf der preußische König dem Frankfurter Parlament den Fehdehandschuh hin und überlieferte einen großen Teil Deutschlands aufs neue der Revo-

lution und der Anarchie. Denn die Versammlung, in welcher das Verfahren des Königs den radikalen Elementen wieder das Übergewicht verschaffte, konnte sich nicht ohne weiteres von ihrem Rechtsboden, der Reichsverfassung, verdrängen lassen und mußte versuchen, die gefaßten Beschlüsse auch ohne und gegen den König von Preußen durchzuführen. Am 4. Mai forderte sie die gesamte Nation, Volk und Regierungen, auf, die beschlossene Verfassung des Deutschen Reichs zur Geltung zu bringen. Sie entfesselte damit eine Bewegung, deren sich die Republikaner und Revolutionäre mit ungeduldiger Begierde bemächtigten, und die der Versammlung selbst bald über den Kopf wuchs und ihre Auflösung herbeiführte.

Die Bewegung begann in der Pfalz, wo eine große Volksversammlung in Kaiserslautern 1. Mai der bayrischen Regierung den Gehorsam aufkündigte, weil sie die Reichsverfassung anzuerkennen sich weigerte, und einen Landesverteidigungsausschuß einsetzte; zu gleicher Zeit kam es in Dresden zu einem Aufstand, vor dem der König und seine Minister auf den Königstein flüchteten. Nach mehrtägigen Barrikadenkämpfen ward mit Hilfe preußischer Bataillone die Erhebung in Dresden 9. Mai unterdrückt. Indes trotz dieser Niederlage an Einer Stelle griff die Bewegung weiter und weiter: in Hessen, Baden, am Rhein, in Frankfurt, in Württemberg und Franken forderte man in stürmischen Volksversammlungen schleunigste Bewaffnung und Organisation zur Durchführung der Reichsverfassung. In mehreren rheinischen Städten kam es zu gewaltsamen Konflikten mit dem Militär und zu offener Gehorsamsverweigerung der eingezogenen Landwehr. Zum vollen Durchbruch aber kam die neue Revolution in dem seit langem unterwühlten Baden, obwohl Großherzog und Regierung die Reichsverfassung mit zuerst und unumwunden anerkannt hatten. In Freiburg und Rastatt brachen die Soldaten 11. Mai in offene Meuterei aus und verbündeten sich mit den Bürgerwehren; eine Empörung der Garnison in Karlsruhe 14. Mai zwang den Großherzog mit den Behörden zur Flucht, und das ganze Land unterwarf sich nun dem republikanischen Landesausschuß, welcher 17. Mai mit der revolutionären Regierung der Pfalz ein Schutz- u. Trutzbündnis abschloß. Die Bewegung verpflanzte sich schon in bedrohlicher Weise nach Württemberg.

Die Reichsgewalt war dem gegenüber ohnmächtig. Am 10. Mai hatte das Ministerium Gagern seine Entlassung genommen und der Reichsverweser 16. Mai ein neues durch ein Mitglied der äußersten Rechten, den preußischen Justizrat Grävell, gebildet, welches beim Parlament nicht den geringsten Einfluß hatte und daher die Auflösung der Versammlung beschleunigte. Diese selbst trug durch ihre radikalen Beschlüsse nach Kräften bei. Am 10. Mai nahm sie einen energischen Protest gegen Preußens »Reichsfriedensbruch« in Sachsen an; ein Beschluß vom 12. verlangte die Verpflichtung der gesamten bewaffneten Macht Deutschlands auf die Reichsverfassung. Am 14. Mai rief darauf die Berliner Regierung die preußischen Abgeordneten ab, am 21. folgte ihr Sachsen, am 23. Hannover, und am 20. zeigte der Rest der erbkaiserlichen Partei, 90 Mitglieder, Gagern an der Spitze, seinen Austritt an. Da sich inzwischen in der Nähe Frankfurts Truppenmassen zusammenzogen und die Anwesenheit in Stuttgart der Revolution in Württemberg möglicherweise zum Sieg verhalf, so beschloß das Parlament 30. Mai, seine nächste Sitzung 4. Juni in Stuttgart abzuhalten. Dort trat die Versammlung, noch 104 Mitglieder zählend (**Rumpfparlament**), 6. Juni unter Löwes Vorsitz wieder zusammen, setzte zum Zweck der Durchführung der Reichsverfassung eine **Reichsregentschaft** ein, welche aus fünf Mitgliedern, Raveaux, K. Vogt, H. Simon, Schüler und Becher, bestand, stellte 16. Juni die Bewegungen in Baden und der Pfalz unter den Schutz des Deutschen Reichs und forderte von der württembergischen Regierung Truppen zur Ausführung ihrer Beschlüsse. Der Minister Römer, in die Mitte gestellt zwischen eine hoffnungslose Revolution und die Pflichten gegen das eigne Land, lehnte dies Ansinnen ab, forderte von der Versammlung ihre Verlegung in einen andern Staat und verhinderte 18. Juni ihren Zusammentritt durch militärische Gewalt. Zu einer fernern Sitzung kam es nicht mehr, und so endete in kläglicher Ohnmacht die erste deutsche Nationalversammlung, auf welche das deutsche Volk die höchsten Hoffnungen gesetzt hatte. Obwohl nicht ohne Schuld an dem Scheitern ihres Werkes, lebte diese Versammlung, welche die besten Geister der Nation vereinigt hatte, dennoch als eine große und rühmliche Erinnerung im Volk fort, an welcher es sich während der nun folgenden Mißregierung trösten und erheben konnte; und auch ihre Arbeit war nicht vergeblich: die Reichsverfassung von 1849 blieb das Ideal der deutschen Einheitsbestrebungen und das Muster, auf das die Zukunft mit Glück zurückgreifen konnte.

Wiederherstellung des Bundestags.

Inzwischen war es den preußischen und Reichstruppen gelungen, den Aufruhr in der Pfalz und in Baden zu dämpfen, in letzterm Land allerdings nicht ohne blutige Kämpfe, in welchen sich aber die Überlegenheit der preußischen Armee bewährte. Als Friedrich Wilhelm IV. Sachsen durch seine in Dresden geleistete Hilfe gerettet hatte und sich anschickte, den bedrängten süddeutschen Fürsten Hilfe zu bringen, unternahm er es, früherer Verheißungen eingedenk, die Herstellung der deutschen Einheit unter Preußens Führung auf dem Weg freier Zustimmung der deutschen Regierungen, auch Österreichs, zu erreichen. Eine Proklamation an das Volk vom 15. Mai enthielt die Grundzüge der beabsichtigten **preußischen Union**: die zu vereinbarende Verfassung werde eine einheitliche Exekutive und freiheitliche Institutionen, gesichert durch eine gesetzgebende Volksvertretung, errichten; die Reichsverfassung sollte ihr zu Grunde gelegt, mit Österreich ein besonderes Bundesverhältnis vereinbart werden. Ein in diesem Sinn abgefaßter Entwurf war dem **Dreikönigsbündnis** zu Grunde gelegt, welches Preußen, Sachsen und Hannover 26. Mai auf ein Jahr abschlossen. Die erbkaiserliche Partei des Frankfurter Parlaments war geneigt, den Entwurf zu unterstützen; auf einer **Versammlung zu Gotha** (26. Juni) sprachen sich 130 von 148 Mitgliedern für die neue Verfassung aus. Bis zum September schlossen sich 21 deutsche Staaten dem Dreikönigsbündnis an, 5 andre zeigten sich geneigt. Nur Bayern und Württemberg weigerten sich entschieden, der preußischen Union beizutreten, und fanden hierbei jetzt einen mächtigen Rückhalt an Österreich, dessen Bedrängnis in Ungarn Friedrich Wilhelm nicht durch rasches Handeln ausgebeutet hatte, und das nun nach Unterdrückung der ungarischen Insurrektion mit russischer Hilfe sofort die Wiederherstellung des alten Bundestags in Angriff nahm. Ja, Preußen bahnte ihm selbst hierzu die Wege, indem es 30. Sept. 1849 mit Österreich das sogen. **Interim** schloß, einen Vertrag zur Einsetzung einer provisorischen Bundesgewalt, die durch je zwei Bevollmächtigte beider Staaten bis 1. Mai 1850 in Frankfurt ausgeübt werden sollte. In die Hand dieser Gewalt

legte der Reichsverweser 20. Dez. sein längst ohnmächtiges, für die preußische Unionspolitik aber immerhin störendes Amt nieder. Als der Verwaltungsrat der Union 19. Okt. die Wahlen für das Volkshaus auf 15. Jan. 1850 ausschrieb und dann den künftigen Reichstag zum 20. März nach Erfurt berief, wogegen Österreich sofort protestierte, nahmen Sachsen und Hannover an diesen Akten schon nicht mehr teil, weil ihre Voraussetzung der Vereinigung aller deutschen Staaten durch Bayerns und Württembergs Weigerung nicht erfüllt sei, sagten sich im Februar 1850 ganz vom Dreikönigsbündnis los und schlossen mit den süddeutschen Königreichen das **Vierkönigsbündnis** ab, in welchem ein neuer Verfassungsentwurf mit einer Volksvertretung von 300 durch die Kammern der Einzelstaaten zu wählenden Mitgliedern aufgestellt wurde. Österreich erklärte sich bereit, dem Bund beizutreten, wenn ihm der Eintritt mit dem ganzen Umfang seiner Staaten ermöglicht würde.

Die zaudernde, schwächliche Politik der Regierung zu Berlin, wo sich zwei Parteien, zwischen denen der König schwankte, bekämpften, indem die eine die Unionspolitik bis an die Grenze des Möglichen verfocht, die andre die Union als ein Gewächs der Revolutionszeit verabscheute, mußte ihre Gegner immer mehr ermutigen. Zwar wurde das **Erfurter Parlament** 20. März 1850 mit einer entschieden unionistischen Rede des Generals v. Radowitz eröffnet, und die Majorität desselben nahm 17. April den Verfassungsentwurf des Dreikönigsbündnisses mit Verzicht auf jede Einzelberatung an, setzte aber dadurch die unentschlossene preußische Regierung in solche Verlegenheit, daß dieselbe das Parlament 29. April plötzlich vertagte, um es nicht wieder zusammenzuberufen. Als Österreich hierauf sämtliche Mitglieder des Deutschen Bundes einlud, zum 10. Mai ihre Gesandten nach Frankfurt zu schicken, antwortete Preußen mit der Berufung der Unionsfürsten nach Berlin, und die Kleinstaaten folgten fast alle seinem Ruf, während die vier Könige, ferner Dänemark, die Niederlande und die beiden Hessen die österreichische Partei ergriffen. Die Unionsfürsten wurden aber den ganzen Sommer hindurch mit leeren Verhandlungen hingehalten und ihnen der Rücktritt von der Union förmlich nahegelegt. Einer nach dem andern benutzte diese Freiheit, um sich dem Frankfurter Kongreß anzuschließen oder Beziehungen zu ihm anzuknüpfen, um so mehr, da derselbe energisch vorging, sich für den alten nur suspendierten, nicht aufgehobenen **Bundestag** erklärte und als solcher unter Vorbehalt des demnächstigen Eintritts der wenigen Staaten, welche noch zur Union hielten, 2. Sept. 1850 seine Sitzungen unter dem Vorsitz Österreichs wieder eröffnete. Er bekam sofort Gelegenheit, seine Macht der preußischen Unionspolitik gegenüber zu erproben.

Der Kurfürst von Hessen hatte mit Hassenpflugs Hilfe die Verfassung von 1831 zu stürzen versucht, war aber bei dem einmütigen, entschlossenen Widerstand des Landes 12. Sept. nach Frankfurt entflohen und rief nun hier die Hilfe des Bundes an. Er erwirkte auch 21. Sept. einen ihm günstigen Bundesbeschluß. Auf einer Zusammenkunft des Kaisers von Österreich mit den Königen von Bayern und Württemberg in **Bregenz** (10.–14. Okt. 1850) wurde verabredet, in Kurhessen von Bundes wegen zu intervenieren und das Land durch ein österreichisch-bayrisches Heer besetzen zu lassen. Am 25. Okt. beschloß der Bund die Intervention, und 1. Nov. überschritt das Exekutionsheer die kurhessische Grenze. Zu gleicher Zeit ratifizierte der Bund den **Frieden mit Dänemark**, den Preußen, nachdem der Krieg 1849 von neuem ausgebrochen, aber bereits 10. Juli d. J. durch einen Waffenstillstand beendet worden war, 2. Juli 1850 zu Berlin abgeschlossen hatte; man überließ die Herzogtümer nicht bloß ihrem Schicksal, sondern erwog auch bereits eine Bundesexekution, um sie dem Verlangen der europäischen Mächte gemäß zur Unterwerfung unter Dänemark zu zwingen.

Preußen schien zu mannhafter Verteidigung seiner Unionspolitik entschlossen: am 26. Sept. war Radowitz, die Seele derselben, zum Minister des Auswärtigen ernannt worden, und preußische Truppen rückten in Kurhessen ein und besetzten die vertragsmäßigen Etappenstraßen. Angesichts des drohenden Konflikts wendeten sich beide Mächte, Österreich und Preußen, an Rußland. Kaiser Franz Joseph begab sich selbst zu einer **Zusammenkunft mit Kaiser Nikolaus nach Warschau** (26.–28. Okt. 1850), Friedrich Wilhelm schickte seinen Ministerpräsidenten, den Grafen Brandenburg, dahin. Der hochmütige Zar, der sich berufen glaubte, die Revolution in ganz Europa bis zur Wurzel auszurotten, stellte sich entschieden auf die Seite Österreichs. Friedrich Wilhelm wurde nun wieder schwankend. Die Armee wurde zwar 6. Nov. mobil gemacht, aber Radowitz entlassen und durch Manteuffel ersetzt. Dieser erbot sich zur Befolgung der Bundesbeschlüsse betreffs Kurhessens und Schleswig-Holsteins und verlangte nur noch freie Verhandlung über die Verfassungsfrage. Aber Schwarzenberg forderte die sofortige Anerkennung des Bundestags und Auflösung der Union, also bedingungslose Unterwerfung. Schon kam es in Kurhessen bei Bronnzell 8. Nov. zwischen preußischen und Bundestruppen zu einer Plänkelei. Aber da die Mobilmachung erhebliche Schäden im preußischen Heerwesen aufgedeckt hatte, wagte der König keinen Krieg und zog die demütige Unterwerfung unter Österreichs Bedingungen vor. Am 29. Nov. unterzeichnete Manteuffel den **Olmützer Vertrag**, welcher Preußen den Verzicht auf sein Unionsprojekt und auf die mit Baden, Anhalt, Mecklenburg und Braunschweig abgeschlossenen Militärkonventionen, die Räumung von Baden und Hessen und die Rückführung der schleswig-holsteinischen Armee hinter die Eider durch preußisch-österreichische Kommissare auferlegte; die deutsche Verfassungsfrage sollte auf freien Ministerkonferenzen verhandelt werden. Ende November kehrten der Kurfürst und Hassenpflug unter dem Schutz der Exekution nach Kassel zurück und schalteten nach Beseitigung der Verfassung von 1831 nach Willkür und Laune im Land. Am 6. Jan. 1851 trafen die österreichisch-preußischen Kommissare in Kiel ein, lösten die schleswig-holsteinische Landesversammlung und das Heer auf und überlieferten das Land wehrlos den Dänen. Die zur Beratung der Verfassungsfrage berufenen freien **Dresdener Konferenzen** wurden 23. Dez. 1850 eröffnet, brachten aber bei dem hochmütigen Verhalten Österreichs, das auch nicht die geringste Konzession zu machen gewillt war, nach monatelangen Verhandlungen (bis 15. Mai 1851) nur einen Stoß Protokolle zu stande, die als schätzbares Material für die deutsche Frage in das Bundesarchiv wanderten. Schon Ende März 1851 forderte Preußen die Staaten der Union auf, gleich ihm selbst den alten Bundestag wieder zu beschicken.

Unter dem Schutz des alten Bundestags, der am 10. Juli 1851 eine Bundeszentralkommission einsetzte, welche die Aufgabe hatte, die bestehenden Verfassun-

gen zu revidieren und alles Staatsgefährliche daraus zu entfernen, feierte die Reaktion in der Verfolgung aller nationalen und freiheitlichen Bestrebungen ihre Triumphe. Das Schicksal Schleswig-Holsteins wurde durch das Londoner Protokoll (8. Mai 1852) besiegelt. Die aus den freiwilligen Gaben der Nation gebildete deutsche Flotte ward 2. April 1852 zur Versteigerung verurteilt. Die kurhessische Verfassung von 1831 wurde durch Bundesbeschluß vom 27. März 1852 für mit den Grundgesetzen des Bundes unvereinbar erklärt. Die konstitutionelle Verfassung Mecklenburgs mußte der alten feudalständischen wieder weichen. Das hannöversche Ministerium Borries wurde bei seinem neuen Verfassungsbruch vom Bund eifrig unterstützt. Fast in allen deutschen Staaten suchte ein reaktionäres Polizeiregiment die Erinnerungen an das Jahr 1848 wieder auszutilgen und durch Beschränkung der Volksrechte, Präventivmaßregeln und strenge büreaukratische Kontrolle der Wiederkehr einer solchen Katastrophe vorzubeugen. Der Thron schloß zu diesem Zweck einen Bund mit dem Altar, und während an protestantischen Höfen die buchstabengläubige, herrschsüchtige Orthodoxie sich breit machte, verstand es die katholische Kirche vortrefflich, die in der Revolutionszeit errungene Freiheit von staatlicher Aufsicht durch besondere Konkordate sich zu sichern. Der Nation bemächtigte sich aber teils eine pessimistische Verzweiflung, da die edelste, schönste Erhebung des gesamten Volkes ein so erbärmliches Ende gefunden, teils eine stumpfe Resignation, die sich auf die nächstliegenden Sorgen beschränkte. Die Auswanderung (1851: 113,000 Personen) bewies, welcher Überdruß sich aller Kreise bemächtigt hatte.

Nur auf einem Gebiet wurde die Selbständigkeit der deutschen Entwickelung gewahrt, auf dem der wirtschaftlichen Politik. Auch hier hatte Österreich den Versuch gemacht, das besiegte Preußen sich dienstbar zu machen. Im Mai 1850 stellte es den Antrag, mit seinem Gesamtstaat in den Zollverein aufgenommen zu werden. Sämtliche Mittelstaaten, mit Ausnahme von Hannover, erklärten sich auf einer Konferenz in Darmstadt bereit, dies Verlangen bei der 1854 erforderlichen Erneuerung der Zollvereinsverträge zu unterstützen. Entweder also war zu befürchten, daß das wenig entwickelte Österreich den Deutschen Zollverein zu seinem Vorteil ausbeutete und beherrschte, oder daß D. in zwei Zollgebiete, ein österreichisches und ein preußisches, geteilt wurde. Preußen ließ es auf diese letztere Gefahr ankommen und vereitelte dadurch den Plan seiner Gegner. Nach längern Verhandlungen gab Österreich sein Verlangen auf und schloß mit Preußen und den Zollvereinsstaaten einen Handels- und Schiffahrtsvertrag (19. Febr. 1853), auf dessen Grundlage später eine engere Annäherung herbeigeführt werden sollte. Münz- und Postverträge folgten. 1856 wurde auf Antrag Bayerns ein Ausschuß eingesetzt, der ein allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch ausarbeiten sollte; dasselbe kam 1861 zu stande. Während das öffentliche Leben der Nation nur unerfreuliche Bilder darbot, war die stille Friedensarbeit in Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Handel von günstigem Erfolg begleitet und die Saat einer bessern Zukunft gestreut.

Vergebliche Versuche einer Bundesreform.

Wenn in den 20er und 30er Jahren die Mittelstaaten als die Zufluchtsstätte freiheitlicher konstitutioneller Entwickelung gegolten hatten, so hatten sie jetzt, wo die Minister Pfordten in Bayern, Beust in Sachsen, Linden in Württemberg und Borries in Hannover den reaktionärsten Anschauungen huldigten und die liberalen Elemente im Volk nach Kräften zu unterdrücken suchten, alle Sympathien im deutschen Volk verwirkt. Man erwartete nichts Heilbringendes von ihnen, und die Versuche, die einige Mittelstaaten, besonders Bayern, machten, nach der Niederlage Preußens den Dualismus der beiden deutschen Großmächte dadurch unschädlich zu machen, daß die Mittel- und Kleinstaaten zu einer dritten, rein deutschen Macht vereinigt und D. so in drei Teile (Trias) geteilt wurde, hatten nicht den geringsten Erfolg. Die Ohnmacht der Mittel- und Kleinstaaten neben Österreich und Preußen zeigte sich deutlich während des Krimkriegs (1854–56). Österreich glaubte seine Interessen im Orient durch eine entschieden antirussische Haltung in Anlehnung an die Westmächte wahren zu müssen, während Preußen an einer strikten Neutralität festhielt. Dies ermutigte die Mittelstaaten, Ende Mai 1854 auf den Bamberger Konferenzen den Versuch zu machen, auch Großmachtspolitik zu treiben: sie verlangten in russischem Interesse, daß, wenn von Rußland die Räumung der Donaufürstentümer verlangt werde, die Westmächte auch das türkische Gebiet räumen müßten, und daß dem Deutschen Bund beim Friedensschluß eine Stimme eingeräumt werde. Indes Österreich und Preußen, die sich inzwischen über ein Schutz- und Trutzbündnis geeinigt hatten, nötigten 24. Juni dem Bund den Beitritt zu ihrer Allianz auf, »um jeden Zweifel zu beseitigen, daß alle Bundesgenossen fest entschlossen seien, kräftig zusammenzustehen in den Prüfungen, welche die nächste Zukunft dem Vaterland bringen könnte«. Von einer Beteiligung des Bundes am Pariser Friedenskongreß war keine Rede. Für D. hatte übrigens der Krimkrieg die Wirkung, daß er das russisch-österreichische Bündnis, welches 1850 so verhängnisvoll gewirkt, zerriß und die von Österreich geleitete Reaktion des russischen Rückhalts beraubte. Das öffentliche Leben nahm einen freiern Aufschwung, und die Hoffnungen der Nation lebten wieder auf. Die innern Verhältnisse Preußens und seine Stellung zum deutschen Volk erhielten mit dem Regierungsantritt des Prinz-Regenten (1858) eine ganz andre Richtung, und wiederum wendeten sich die Blicke der national gesinnten, liberalen Deutschen auf den Hohenzollernstaat, während in Österreich das künstliche absolutistische Machtgebäude mehr und mehr ins Wanken geriet.

Der Krieg zwischen Österreich und Frankreich um Italien (1859) drohte D. von neuem in Zwist und Verwirrung zu stürzen, brachte aber schließlich eine heilsame Krisis hervor. Der unerwartete Angriff Napoleons III. auf Österreichs Herrschaft in Italien rief in Süddeutschland anfangs lebhafte Besorgnisse hervor; man befürchtete, daß der Napoleonide damit nur nach dem Muster seines Oheims die Reihe seiner Eroberungen beginnen wolle, daß nach Niederwerfung Österreichs D. ihm wehrlos preisgegeben sei, und glaubte, daß der Rhein am Po verteidigt werden müsse. In der Presse wie in manchen Kammern kam diese Anschauung zum lebhaftesten Ausdruck, und Österreich säumte nicht, sie zu seinen gunsten auszubeuten, indem es für seinen Krieg mit Frankreich die bewaffnete Hilfe des Bundes in Anspruch nahm. Auch beschloß der Bund 24. April Marschbereitschaft der Bundeskontingente und Armierung der Bundesfestungen. Aber die von Hannover 13. Mai beantragte Aufstellung eines Beobachtungsheers am Rhein lehnte Preußen ab. Dies war entschlossen, das deutsche Bundesgebiet gegen jeden Angriff zu verteidigen; als nach der Schlacht bei Ma-

genta das französisch-italienische Heer sich der südlichsten deutschen Bundesgrenze näherte, machte es seine eigne Armee mobil und beantragte 25. Juni auch die der Bundesarmeekorps. Doch beanspruchte es die Führung dieses Kriegs als selbständige Großmacht, während Österreich dem preußischen Prinz-Regenten nur die Stellung eines Bundesfeldherrn im Dienste des unter seinem Einfluß stehenden Bundestags einräumen wollte. Als Franz Joseph erkannte, daß Preußen sich hierzu unter keinen Umständen verstehen würde, zog er es vor, um seine herrschende Stellung in D. zu behaupten, mit Napoleon die *Friedenspräliminarien von Villafranca* zu schließen und in einem Manifest den unglücklichen Ausgang des Kriegs dem Abfall seines »ältesten und natürlichen Bundesgenossen« aufzubürden. Preußen nahm dagegen die Vorfälle während des Kriegs zum Anlaß, die *Reform des Bundes* von neuem anzuregen und vor allem auf eine Reorganisation der Kriegsverfassung zu dringen. Es trat damit wieder in den Vordergrund der deutschen Politik und konnte dem österreichischen Einfluß durchaus ebenbürtig entgegentreten.

Die nationalen und liberalen Elemente der Nation fühlten sich hierdurch aufgefordert, nach zehnjährigem Druck an die Öffentlichkeit zu treten und die Lösung der deutschen Frage in die Hand zu nehmen. Nicht wenig aneifernd wirkte dabei das Beispiel Italiens, wo die Nation nach tausendjähriger Zerrissenheit sich einmütig um das thatkräftige Sardinien scharte und durch einheitliches, entschlossenes Handeln Großes erreichte. Mit richtigem Takt erkannte man, daß es bei Gründung eines deutschen Bundesstaats vor allem darauf ankomme, den Dualismus der Großmächte zu beseitigen und sich für eine derselben als Spitze zu entscheiden; daß dies nur Preußen sein könne, konnte kaum zweifelhaft sein. Auf Betrieb des liberalen hannöverschen Abgeordneten R. v. Bennigsen trat im August 1859 ein kleiner Kreis liberaler Männer in Eisenach zusammen mit dem Zweck, auf dem Wege gesetzmäßiger Agitation eine Reform des Bundes, die Herstellung einer Zentralgewalt und eines Reichsparlaments durch preußische Initiative zu erstreben. Bald breitete sich dieser Verein als »*Deutscher Nationalverein*« über alle Teile Deutschlands, besonders Preußens, aus und zählte zuletzt über 20,000 Mitglieder. Die erhebende Säkularfeier des Geburtstags Schillers 10. Nov. 1859 steigerte das Nationalgefühl und die Sehnsucht nach der deutschen Einheit. Auf den zahlreichen Versammlungen, welche wissenschaftliche, volkswirtschaftliche und gesellige Vereine, Sänger- und Schützenbünde Deutschlands veranstalteten, wurde das Interesse für die nationale Sache wenigstens wach erhalten. Die großdeutschen Elemente in Süddeutschland gründeten, um ihren Eifer für dieselbe Sache zu bethätigen, den »*Reformverein*«.

Auch die *Mittelstaaten* mußten sich nun zu einer veränderten Politik bequemen. Im Innern lenkten sie wieder in liberale konstitutionelle Bahnen ein. Die Konkordate Württembergs und Badens mit dem römischen Stuhl wurden im letzten Augenblick noch rückgängig gemacht. Baden ging unter dem vortrefflichen Ministerium Lamey-Roggenbach auf der Bahn freiheitlicher Entwickelung und nationaler Politik allen andern Staaten mit leuchtendem Beispiel voran. Die deutsche Verfassungsfrage kam auch am Bundestag wieder in Fluß. Die Mittelstaaten, Pfordten und Beust an der Spitze, bemühten sich, die Forderungen der Nation durch kleine Zugeständnisse zu beschwichtigen. Im Spätherbst 1860 vereinbarten mehrere mittelstaatliche Minister auf den *Würzburger Konferenzen* einen Verfassungsentwurf, welcher unter anderm die Einsetzung eines Bundesgerichts und die Verbesserung der Reichskriegsverfassung enthielt. Hannover, welches sich als den deutschen Admiralstaat betrachtete, beantragte die Begründung einer Flotte. Beust legte 15. Okt. 1861 ein umfassendes, auf dem Triasgedanken beruhendes Bundesreformprojekt vor, welches den größern Mittelstaaten einen Anteil an der Exekutive verschaffte und dem Bundestag eine aus Delegierten der Landtage bestehende Abgeordnetenversammlung, jedoch nur mit beratender Stimme, zur Seite stellte. Österreich verhielt sich diesen Anträgen gegenüber meist neutral; es wußte, daß sie nicht ernst gemeint waren. Preußen sprach sich entschieden gegen sie aus und bewirkte ihre Ablehnung. Umgekehrt lehnten die Mittelstaaten alle preußischen Anträge auf Reform der Bundeskriegsverfassung und Gründung einer Flotte ab und trafen Anstalten, als Preußen 1862 im Namen des Zollvereins einen Handelsvertrag mit Frankreich schloß, sich auch dieser Hegemonie Preußens zu entziehen und den Eintritt Österreichs in den Zollverein zu erzwingen.

Preußen ließ sich hierdurch aber nicht einschüchtern, schritt ruhig auf dem Weg selbständiger Ausbreitung seines Einflusses fort und begnügte sich zunächst mit kleinen Erfolgen. Es zwang den Kurfürsten von Hessen im November 1862, endlich der zehnjährigen innern Krisis durch Wiederherstellung der Verfassung von 1831 ein Ende zu machen, und schloß mit einigen Kleinstaaten Militärkonventionen. In der Note des Grafen Bernstorff, welche das Beustsche Reformprojekt ablehnte, präzisierte es seinen Standpunkt in der deutschen Frage: eine Reform der Bundesverfassung auf dem bundestäglichen Weg sei absolut unmöglich, da sie Einhelligkeit sämtlicher Bundesglieder voraussetze; das Richtige sei vielmehr, den völkerrechtlichen Charakter des Bundes in seiner Reinheit festzuhalten und die engere Vereinigung seiner Glieder auf dem Weg freier Vereinigung zu suchen. Es kam also auf die Unionspolitik zurück. Jedoch ein wirkliches Vorgehen auf diesem Weg wurde durch den innern Konflikt in Preußen unmöglich gemacht. Als erstes Erfordernis für eine kräftige und erfolgreiche Politik sah der Prinz-Regent, seit 2. Jan. 1861 König *Wilhelm I.*, die Heeresreorganisation an. Über diese kam es aber zum Streit mit dem Abgeordnetenhaus, der durch beiderseitiges Festhalten an dem Gewollten zu einem förmlichen Kampf zwischen Königtum und Volksvertretung anwuchs und 1862—66 die innere Geschichte Preußens ausfüllte. Die schroffe Art, mit welcher *Bismarck* der parlamentarischen Opposition entgegentrat, die polizeilichen Maßregelungen u. a. ließen die Wiederkehr der schlimmsten Reaktion befürchten und entfremdeten Preußen die liberalen Elemente des deutschen Volkes. In diesen wurde jetzt die Anschauung herrschend, daß die Hegemonie in D. nicht ein ehren- und mühevolles Amt sei, das dem mächtigsten deutschen Staat zukomme, sondern ein Preis für Wohlverhalten, der jederzeit wieder entzogen werden könne. Selbst im Nationalverein wagte man kaum noch von preußischer Spitze zu reden, und wenn das Votum Preußens bei der Abstimmung über das Beustische Delegiertenprojekt 22. Jan. 1863 die Worte enthielt: »Nur in einer Vertretung, welche aus unmittelbarer Wahl hervorgeht, kann die deutsche Nation das berechtigte Organ ihrer Einwirkung auf die gemeinsamen Angelegenheiten finden«, erklärte das die öffentliche Meinung in Preußen selbst für Bismarcksche Spiegelfechterei.

Dennoch erkannten die österreichischen und mittelstaatlichen Politiker, daß Preußen in Bismarck einen energischen, kühnen Staatsmann besaß, von dem man das Schlimmste befürchten mußte, und sie faßten daher den Plan, um Österreich seine Stellung an der Spitze Deutschlands zu retten und die Mittel- und Kleinstaaten vor einer preußischen Union zu bewahren, Preußen, solange es noch durch den Verfassungskonflikt gelähmt war, mit einer großdeutschen Bundesreform zuvorzukommen. Am 17. Aug. 1863 trat auf Österreichs Einladung der **deutsche Fürstentag** unter Vorsitz des Kaisers von Österreich in Frankfurt a. M. zur Beratung des von Schmerling verfaßten österreichischen Bundesreformprojekts zusammen. Was bisher den Männern des Volkes und den Kabinetten mißlungen war, sollte hier durch den persönlichen Meinungsaustausch der Fürsten zu stande gebracht werden; es schien unmöglich, daß eine so ungewöhnliche Versammlung, welche in der Nation hochgespannte Erwartungen erregte, resultatlos auseinander gehen könnte. In der That erschienen fast alle deutschen Fürsten und Vertreter der Freien Städte; aber es fehlte der König von Preußen, welcher selbst eine persönliche Einladung Franz Josephs im Bad Gastein (2. Aug.) ablehnend beantwortet hatte. Das **österreichische Reformprojekt**, welches den Fürsten in Frankfurt vorgelegt wurde, schlug vor, die Leitung der Bundesangelegenheiten mit erweiterter Befugnis einem Direktorium zu übertragen, welches aus dem Kaiser von Österreich, dem König von Preußen, dem von Bayern und zwei andern alternierenden Fürsten bestehen sollte; ihm zur Seite sollte die Bundesversammlung der Vertreter der Regierungen stehen und in beiden Verhandlungen Österreich zur formellen Leitung der Geschäfte den Vorsitz führen; alle drei Jahre würde eine aus 300 Mitgliedern der Landtage bestehende Bundesdelegiertenversammlung zur Beratung und Beschlußfassung über die ihr vorzulegenden Gesetzvorlagen zusammentreten und deren Beschlüsse dann einem Fürstenrat zu freier Verständigung unterbreitet werden. Auch ein Bundesgericht war vorgeschlagen. In geheimen Sitzungen unter persönlicher Leitung des Kaisers Franz Joseph ward der Entwurf bis 1. Sept. durchberaten und in manchen Punkten verbessert; ein Krieg des Bundes zu gunsten eines Bundesstaats, welcher außerhalb des Bundesgebiets Besitzungen hat, sollte nur mit Zweidrittelmajorität beschlossen werden dürfen, besagte die endgültige Fassung und kam damit dem Interesse Österreichs schon weit genug entgegen.

Das Bundesreformprojekt wurde schließlich fast mit Stimmeneinheit angenommen, aber die Zustimmung Preußens trotz einer Kollektiveinladung des Fürstentags an König Wilhelm nicht erreicht. In einem Bericht des preußischen Ministeriums vom 15. Sept. unterwarf Bismarck die österreichische Bundesreform einer scharfen Kritik, in welcher schließlich nochmals betont wurde, daß eine Bürgschaft dafür, daß Preußen nicht fremden Interessen geopfert werde, nur in einer aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgegangenen Nationalvertretung liege, da die Interessen und Wünsche des preußischen Volkes wesentlich und unzertrennlich identisch mit denen des deutschen Volkes seien. Das war auch das Urteil des **deutschen Abgeordnetentags**, welcher, aus liberalen Mitgliedern der deutschen Landtage bestehend, sich gleichzeitig mit dem Fürstentag 21. und 22. Aug. in Frankfurt versammelte und bei aller Anerkennung der Tendenz des österreichischen Entwurfs denselben doch nicht für genügend erachten konnte. Aber eine Verständigung zwischen Bismarck und den Vertretern der Nation war unmöglich, solange der preußische Verfassungskonflikt nicht beendigt wurde, wozu bei der Hartnäckigkeit beider Teile keine Aussicht war. So war das Verdienst Preußens nur ein negatives; es hatte die österreichische Bundesreform verhindert, die nur ein Scheinwesen geschaffen hätte, und durch seinen erfolgreichen Widerspruch von neuem klar dargelegt, daß die deutsche Frage im Grund eine Machtfrage zwischen Österreich und Preußen war. Seine eignen positiven Vorschläge wurden aber von der Nation nicht ernst genommen, und die Entfremdung zwischen der preußischen Regierung und den eifrigsten Vertretern der deutschen Einheitsidee wurde durch die schleswig-holsteinische Frage vergrößert, die Ende 1863 durch den Tod des dänischen Königs Friedrich VII. wieder brennend wurde.

Die schleswig-holsteinische Frage und der deutsche Entscheidungskampf.

In Dänemark hatte die eiderdänische Partei eben (13. Nov. 1863) eine neue Verfassung zu stande gebracht, welche Holstein und Lauenburg ihre Selbständigkeit ließ, Schleswig aber völlig in den dänischen Staat einverleibte, und damit sowohl die alten Rechte auf die Vereinigung der Herzogtümer als die völkerrechtlichen Verpflichtungen Dänemarks verletzt, als der Tod des Königs Friedrich VII. (15. Nov.) den Prinzen von Glücksburg, Christian IX., auf Grund des Londoner Protokolls von 1852 auf den Thron rief. Da dieser sich vom Kopenhagener Pöbel zur Bestätigung der Gesamtstaatsverfassung bewegen ließ, so weigerten sich die Stände und Einwohner der Herzogtümer, ihn als Landesherrn anzuerkennen, und proklamierten den Prinzen **Friedrich von Augustenburg** als ihren Herzog, dessen Thronfolge zugleich die ersehnte Trennung von Dänemark herbeiführte. Auch in D. erklärte sich die öffentliche Stimme allgemein für ihn; mehrere Volksvertretungen drangen auf seine Anerkennung, Sachsen beantragte 28. Nov. beim Bundestag die Lossagung vom Londoner Protokoll, welches der Bund übrigens niemals anerkannt hatte, und 21. Dez. versammelten sich in Frankfurt 500 Abgeordnete aus allen Parteien, klein- und großdeutsche, sprachen sich für die gänzliche Trennung der Herzogtümer von Dänemark durch Anerkennung Friedrichs VIII. aus und setzten den **Sechsunddreißiger-Ausschuß** ein, um mit allen Mitteln hierfür zu agitieren. Indes die beiden Vormächte Österreich und Preußen schlossen sich dieser Bewegung nicht an, weil sie an das Londoner Protokoll gebunden waren und die Mächte, namentlich England, nicht zur Unterstützung Dänemarks zwingen wollten. Sie beharrten dabei, daß man sich mit dem Einspruch gegen die Novemberverfassung und mit der auf Grund desselben schon 1. Okt. 1863 beschlossenen Bundesexekution begnügen müsse. Sie setzten auch ihren Willen 7. Dez. beim Bunde durch, und Ende Dezember rückten sächsische und hannöversche Truppen in Holstein ein, welches die Dänen ohne Widerstand räumten. Als sich jedoch 14. Jan. 1864 der Bund weigerte, sich dem Standpunkt der Großmächte anzuschließen und bloß die Aufhebung der Novemberverfassung von Dänemark zu fordern, erklärten Österreich und Preußen, daß sie fortan die Geltendmachung der deutschen Rechte in ihre eigne Hand nähmen. Trotz des Protestes der Bundestagsmajorität richteten sie Ende Januar an Dänemark die Aufforderung, die Novemberverfassung für Schleswig außer Kraft zu setzen, und als dieselbe erfolglos blieb, ließen sie ohne Verständigung mit den Bundesexekutionskommissaren ihre Truppen in Holstein einrücken und 1. Febr. die schleswigsche Grenze überschreiten.

Dies Verfahren erregte in D. allgemeine Entrüstung, da man Bismarcks eigentliche Absichten nicht begriff. Indem das preußische Abgeordnetenhaus jede Verständigung mit der Regierung über die schleswig-holsteinische Frage grundsätzlich ablehnte, die geforderten Geldmittel verweigerte und die Resolution faßte, einer solchen deutsche Interessen preisgebenden Politik mit allen gesetzlichen Mitteln entgegentreten zu wollen, beraubte es Bismarck der Gelegenheit, das Haus über seine Pläne aufzuklären. Man glaubte nicht anders, als daß Österreich und Preußen ihr Verfahren von 1850—51 wiederholen würden und die Bundestruppen nur beiseite schöben, um die Herzogtümer wie damals wehrlos an Dänemark auszuliefern. Der Sechsunddreißiger-Ausschuß forderte geradezu zum Kriege gegen Österreich und Preußen auf, um sie an diesem Verrat zu hindern. Daß Bismarck sich auf den Boden des Londoner Protokolls stellte, um den Mächten jeden Vorwand zur Intervention zu benehmen, daß er die schwerfällige Bundesexekution beseitigte, um die Dinge zu einer raschen Entscheidung zu bringen und vor allem einen allgemeinen Krieg zu verhüten, ahnten wenige. Denn niemand hielt es für möglich, daß Dänemark im Vertrauen auf fremde Hilfe so hartnäckig sein würde, selbst die Novemberverfassung nicht ändern zu wollen.

Auch der glückliche Fortgang des schleswig-holsteinischen Kriegs, die Eroberung der Düppeler Schanzen (18. April) und die Besetzung eines großen Teils von Jütland, besänftigte die erzürnten Gemüter nicht ganz. Erst als auf der Londoner Konferenz, wo auch der Deutsche Bund durch einen besondern Gesandten, Beust, vertreten war, Dänemark alle Vermittelungsvorschläge hartnäckig zurückwies und die deutschen Mächte sich vom Londoner Protokoll lossagten und gänzliche Trennung der Herzogtümer und Einsetzung des Herzogs von Augustenburg forderten, schwand das Mißtrauen im Volk gegen die geheimen Pläne der Großmächte. Am 1. Aug. kamen bereits die Friedenspräliminarien mit Dänemark und 30. Okt. der Wiener Friede zu stande, in welchem Dänemark beide Herzogtümer nebst Lauenburg gemeinsam an Österreich und Preußen abtrat; die Herzogtümer übernahmen eine Quote der dänischen Staatsschuld (29 Mill. Reichsthaler) und sollten den beiden Mächten für die Erstattung der Kriegskosten haften. Daß die Mächte sich die Erstattung ihrer Kosten vorbehielten, daß besonders Preußen von dem neuzubegründenden Mittelstaat gewisse Zugeständnisse für seine militärische und maritime Machtstellung verlangte, erschien selbstverständlich, und Preußen würde in einem großen Teil des Volkes, welcher sich für das immerhin zweifelhafte Erbrecht des Augustenburgers nur deshalb erwärmt hatte, weil es der einzige Rechtsboden für die vollständige Losreißung der Herzogtümer von Dänemark zu sein schien, jetzt, nachdem dieses Ziel auf anderm Weg erreicht war, auch für seine weiter gehenden Annexionspläne Sympathien gefunden haben, wenn nicht der Verfassungskonflikt noch immer bestanden hätte. Das Abgeordnetenhaus gefiel sich in einer kleinlichen Opposition gegen Bismarcks so erfolgreiche auswärtige Politik, die Regierung anderseits mochte sich auch nicht zum kleinsten Zugeständnis in der Militärfrage verstehen. Die heftigsten Gegner der preußischen Forderungen auf gewisse Oberhoheitsrechte in Schleswig-Holstein waren die Mittelstaaten, einmal, weil ein solches Verhältnis eines deutschen Staats zu Preußen ein gefährliches Präjudiz abgegeben und die Unionspolitik wieder ins Leben gerufen hätte, dann, weil sie in ihrem Selbstbewußtsein durch die Beiseiteschiebung der Bundesexekution und die Ende 1864 von den Mächten geforderte und auch erzwungene Räumung Holsteins von seiten der sächsischen und hannöverschen Exekutionstruppen auf das empfindlichste gekränkt waren.

Eine offene Opposition gegen Preußen wagten die Mittelstaaten 1864 noch nicht, denn gerade damals bedrohte sie Preußen mit Auflösung des Zollvereins, wenn sie bei ihrer Opposition gegen den französischen Handelsvertrag beharrten, und zwang sie zur Unterwerfung. Überdies hatten sie sich noch nicht mit Österreich verständigt. Aber auf ihren Antrieb geschah es, daß der Augustenburger die preußischen Forderungen, die Bismarck ihm in einer persönlichen Unterredung vorlegte, anzunehmen sich weigerte. Bismarck faßte nun die Erwerbung der Herzogtümer für Preußen ernstlich ins Auge: eine Adresse von preußischen Konservativen (11. Mai 1864) und eine andre von schleswig-holsteinischen Prälaten und Rittern verlangten einen möglichst engen Anschluß an Preußen. Die Ansprüche des Großherzogs von Oldenburg wurden gegen die augustenburgischen ins Gefecht geführt, und ein Gutachten der preußischen Kronjuristen erklärte die letztern überhaupt für unberechtigt, da die frühere Verzichtleistung des Vaters des Herzogs Friedrich noch zu Recht bestehe, daß also König Christian IX. der berechtigte Erbe gewesen und durch den Wiener Frieden die beiden Mächte in dessen Recht eingetreten seien. Zwar erhoben sich nicht bloß die Mittelstaaten gegen diese Deduktion, auch die Bevölkerung Schleswig-Holsteins sprach sich in überwiegender Majorität für die Selbständigkeit des Landes aus, und der deutsche Liberalismus, der im Sechsunddreißiger-Ausschuß sein Organ hatte, forderte vor allem Berufung der schleswig-holsteinischen Stände, um das unveräußerliche Recht der Selbstbestimmung den Schleswig-Holsteinern zu wahren. Indes das Wichtigste für Preußen war die Auseinandersetzung mit dem Mitbesitzer Österreich, und so spitzte sich die schleswig-holsteinische Frage ebenso wie die deutsche zu einer Machtfrage zwischen den beiden Großmächten zu.

Österreich erkannte allmählich, daß es einen Fehler begangen hatte, als es sich in der schleswig-holsteinischen Frage von den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, die es eben noch unter seiner Hegemonie hatte vereinigen wollen, trennte und aus Rücksicht auf seine Stellung als europäische Großmacht sich der preußischen Politik anschloß. Der Besitz Schleswig-Holsteins war ihm wertlos, ein territoriales Äquivalent von Preußen nicht zu erlangen, und die von diesem angebotene Allianz und Garantie seiner Besitzungen glaubte es entbehren zu können. Nachdem Graf Rechberg Ende Oktober 1864 durch einen Militär, Mensdorff-Pouilly, ersetzt worden war, suchte dieser sich durch Begünstigung des Augustenburgers mit den Mittelstaaten zu verständigen und die Entscheidung in der Frage dem Bund in die Hände zu spielen. Am 5. Dez. 1864 schlug Österreich in Berlin vor, die Lande nunmehr thatsächlich dem Herzog Friedrich als dem bestlegitimierten Prätendenten zu übergeben und die Entscheidung über die übrigen Rechtsansprüche dem bundesmäßigen Austrägalgericht zu überweisen. Preußen lehnte das ab. Anderseits wies Österreich die in einer preußischen Note vom 22. Febr. 1865 zusammengefaßten Bedingungen zurück, unter welchen Preußen allein die Errichtung eines selbständigen holsteinischen Staats gestatten wollte. Nicht ohne Zuthun Österreichs beschloß der Bundestag 6. April 1865

mit neun gegen sechs Stimmen, daß dem Herzog von Augustenburg die Verwaltung des Landes übertragen werden solle.

Das Kondominat der beiden Mächte gestaltete sich immer unhaltbarer. Die beiden Zivilkommissare, der preußische, v. Zedlitz, und der österreichische, v. Halbhuber, gerieten bald in Differenzen, da dieser die augustenburgischen Agitationen und Demonstrationen begünstigte oder wenigstens duldete, der preußische darin eine Präjudizierung der preußischen Rechte erblickte. Gleichzeitig ging Preußen entschlossen vor, um seine Interessen in Schleswig-Holstein energisch zu wahren. Eine Kabinettsorder verfügte 24. März 1865 die Verlegung der preußischen Ostsee-Flottenstation von Danzig nach Kiel, und Bismarck erklärte bei der Begründung einer Kreditforderung von 6 Mill. Thlr. für die Befestigung des Kieler Hafens im Abgeordnetenhaus, das sie natürlich ablehnte, 5. April, daß Preußen im Besitz des Kieler Hafens sei und in demselben zu bleiben gedenke. Die Spannung zwischen Preußen und Österreich wurde immer schärfer. Während ersteres in Holstein einige augustenburgische Agitatoren unter nachdrücklichem Protest des österreichischen Zivilkommissars unschädlich machte, stellten 27. Juli Bayern, Sachsen und Hessen-Darmstadt am Bunde den Antrag, daß eine frei gewählte Vertretung der Herzogtümer berufen und gehört, zugleich Einleitung zur Einverleibung Schleswigs in den Bund getroffen werden solle. Stimmte Österreich diesem Antrag zu, so war der Krieg erklärt. Indes es fühlte sich noch nicht genügend vorbereitet, und so verständigten sich beide Monarchen, Franz Joseph und Wilhelm I., noch einmal in der von Bismarck mit Graf Blome abgeschlossenen **Konvention von Gastein** (14. Aug. 1865) dahin, daß, vorbehaltlich der gemeinsamen Rechte, Preußen die Regierung Schleswigs, Österreich die Holsteins übernehmen, ersteres den Kieler Hafen, das Mitbesatzungsrecht in Rendsburg, Militäretappen, Post und Telegraphenrouten in Holstein erhalten und Lauenburg gegen Zahlung von 2½ Mill. dän. Reichsthaler an den König von Preußen fallen sollte.

Diese Konvention, welche den Bundestag ganz außer acht ließ, rief wieder zahlreiche Proteste der schleswig-holsteinischen Bevölkerung, einzelner deutscher Landtage und des deutschen Abgeordnetentags, der sich 1. Okt. in Frankfurt versammelte, gegen die Vergewaltigung des Volksrechts hervor. Das Verhältnis der beiden Mächte in den Herzogtümern besserte sich keineswegs. Der preußische Gouverneur v. Manteuffel in Schleswig führte ein strenges Regiment und schritt rücksichtslos gegen den Augustenburger und seine Anhänger ein, der österreichische, v. Gablenz, in Holstein machte sich durch Nachgiebigkeit gegen die Volksstimmung populär. Die Beschwerden Bismarcks über die Begünstigung des Herzogs Friedrich durch Österreich, welches damit den Voraussetzungen des Wiener Friedens und des Gasteiner Vertrags zuwiderhandle, wurden vom Wiener Kabinett in gereiztem Ton zurückgewiesen. Anfang 1866 wurde die Kriegsfrage sowohl in Berlin als in Wien ernstlich in Erwägung gezogen, und im Februar begannen die militärischen Vorbereitungen und Beratungen. Bismarck hatte sich auf einer Zusammenkunft mit Napoleon III. in Biarritz (Oktober 1865) vergewissert, daß Frankreich vorläufig eine zuwartende Haltung beobachten werde, und diese sich noch dadurch gesichert, daß er 8. April 1866 mit Italien, das den General Govone nach Berlin geschickt, ein Bündnis schloß, welches demselben den Besitz Venetiens versprach. Österreich wandte sich dagegen den Mittel- und Kleinstaaten zu und nahm seinen natürlichen Platz an der Spitze der deutschen Territorien gegenüber den Unionsbestrebungen ein; zugleich schuf es sich durch Sistierung der Februarverfassung (September 1865) freie Hand im Innern.

In D. gänzlich isoliert, in seinem Innern durch den Verfassungskonflikt und die scheinbare entschiedene Abneigung des Volkes gegen einen Krieg gelähmt, schien Preußen nachgeben oder unterliegen zu müssen. Am 16. März 1866 richtete Graf Mensdorff eine vertrauliche Note an die befreundeten deutschen Höfe, in welcher er die Absicht kundgab, die schleswig-holsteinische Sache dem Bund anheimzugeben und eine bestimmte Anfrage an Preußen über seine Politik zu richten, und sein Vertrauen aussprach, daß, im Fall die preußische Antwort nicht befriedigend ausfalle, die deutschen Staaten Österreichs Maßregeln unterstützen würden. Bismarck erwiderte diesen Schritt mit einer Anfrage an die deutschen Regierungen (24. März), ob und in welchem Maß Preußen im Fall eines österreichischen Angriffs auf ihre Unterstützung rechnen dürfe, und mit der Ankündigung eines zeitgemäßen **Bundesreformvorschlags**. Die Antworten der Regierungen lauteten ablehnend oder ausweichend. Dennoch erfolgte der angekündigte Reformantrag im Bundestag 9. April und zwar dahin, „hohe Bundesversammlung wolle beschließen, eine aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht der ganzen Nation hervorgehende Versammlung auf einen noch zu bestimmenden Tag einzuberufen, um die Vorlagen der Regierungen über eine Reform der Bundesverfassung entgegenzunehmen und zu beraten, bis zum Zusammentritt derselben aber durch Verständigung der Regierungen untereinander diese Vorlagen festzustellen".

Hatte Bismarck von diesem Schritt einen Umschwung der öffentlichen Meinung erwartet, so täuschte er sich allerdings. Die Stimmung des Volkes in den meisten Ländern Deutschlands war zwar einem „Bruderkrieg", wie man den bevorstehenden Entscheidungskampf zwischen Preußen und Österreich um die Herrschaft in D. nannte, abgeneigt, aber darum nicht weniger antipreußisch, und die meisten sahen in Bismarcks Antrag nur eine neue List, um D. dem preußischen Militärdespotismus zu unterwerfen. Die Unterhandlungen zwischen den beiden Mächten über eine gleichzeitige Abrüstung hatten keinen Erfolg, da Österreich dieselbe in Italien verweigerte und die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage zwar unter möglichster Berücksichtigung der preußischen Ansprüche, aber nur innerhalb des bestehenden Bundesrechts anbot. So schritten denn beide Teile Anfang Mai zu allgemeiner Mobilmachung ihrer Streitkräfte, und auch in den Mittelstaaten wurde eifrig gerüstet. Der Beschluß der mittelstaatlichen Konferenz zu Bamberg (14. Mai), auf gegenseitige Abrüstung hinzuwirken, blieb erfolglos, da einige dieser Staaten, wie Sachsen und Hannover, mit den Rüstungen selbst angefangen hatten. Auch ein Vermittelungsversuch Frankreichs, Englands und Rußlands, die 28. Mai zu einer Konferenz der Mächte nach Paris einluden, scheiterte an der Forderung Österreichs (1. Juni), daß es sich auf derselben um keine Territorialveränderung, vor allem nicht um die Abtretung Venetiens, handeln dürfe.

An demselben Tag that Österreich in Frankfurt den letzten entscheidenden Schritt, welcher den Krieg unvermeidlich machte: es gab die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage dem Bund anheim, sicherte im voraus dem Spruch desselben seine bereitwilligste Anerkennung zu und teilte mit, daß der österreichi-

sche Statthalter beauftragt sei, die dortigen Stände zu berufen. Bismarck erklärte 4. Juni diesen Schritt Österreichs für einen offenen Bruch der Gasteiner Konvention und eine Herausforderung Preußens, und als Gablenz die holsteinischen Stände wirklich 5. Juni nach Itzehoe berief, rückte Manteuffel 7. Juni mit seiner Division in Holstein ein und besetzte es, während die österreichische Brigade Kalik, der Übermacht weichend, gefolgt vom Herzog von Augustenburg, das Land verließ. Am 27. Mai hatte Bismarck den deutschen Regierungen noch einmal in offener, männlicher Sprache seine Bundesreformvorschläge entwickelt und empfohlen und hervorgehoben, daß Preußen den andern Staaten keine größern Opfer zumute, als es selbst zu bringen bereit sei. Am 9. Juni erklärte Preußen in der Bundesversammlung, daß es die schleswig-holsteinische Frage als eine nationale ansehe und sie als eine solche, d. h. in Verbindung mit der Bundesreform, zu lösen bereit sei; es erwarte nur den Augenblick, wo es diese Frage mit einer Bundesgewalt verhandeln könne, in welcher die Mitwirkung der nationalen Vertretung ihm die Bürgschaft gewähre, daß die von Preußen gebrachten Opfer dem gesamten Vaterland und nicht der dynastischen Begehrlichkeit zu gute kämen. Österreich dagegen klagte 11. Juni am Bund wegen gewaltthätiger Selbsthilfe Preußens in Holstein und stellte den Antrag auf Mobilmachung der gesamten Bundesarmee mit Ausnahme ihrer preußischen Bestandteile, d. h. auf Kriegserklärung gegen Preußen. Da Österreich selbst und seine Verbündeten den Augenblick zum Losschlagen für gekommen erachteten, so ward trotz des Protestes Preußens schon 14. Juni über diesen Antrag abgestimmt und derselbe mit neun gegen sechs Stimmen (außer Preußen Oldenburg, Mecklenburg, die thüringischen Staaten, die Freien Städte außer Frankfurt und Luxemburg) zum Beschluß erhoben. Als die Abstimmung beendet und das Resultat verkündet war, erklärte der preußische Gesandte v. Savigny, daß seine Regierung den bisherigen Bundesvertrag damit für gebrochen und erloschen ansehe, daß sie aber an der über den vorübergehenden Formen erhabenen Einheit der deutschen Nation festhalte, und daß sie einen neuen Bund mit den deutschen Regierungen zu schließen bereit sei auf Grund einer neuen Verfassung, deren Grundzüge Savigny auf den Tisch des gewesenen Bundestags niederlegte, und deren erster Artikel lautete: »Das Bundesgebiet besteht aus den seitherigen Staaten mit Ausnahme der kaiserlich österreichischen und königlich niederländischen Landesteile«. So bewährte sich Preußen als der eigentlich deutsche Staat, indem es die Gründung eines lebensfähigern, kräftigern Bundesstaats als Ziel des Kampfes hinstellte, während seine Gegner ohne politische Ideen nur den alten Zustand erhalten und durch Zerstückelung Preußens ihren Neid u. ihre Selbstsucht befriedigen wollten.

Der Krieg (s. Preußisch-deutscher Krieg) nahm einen Verlauf, wie ihn niemand vermutet hatte. Während die Bundestruppen sich erst sammelten, okkupierte Preußen Sachsen und Kurhessen ohne Schwertstreich, Hannover nach dem blutigen Gefecht von Langensalza (27. Juni). Ganz Norddeutschland war in Preußens Gewalt, die meisten kleinen Staaten riefen ihre Gesandten vom Rumpfbundestag ab und schlossen sich ihm an. Der siebentägige Feldzug in Böhmen und die Schlacht von Königgrätz brachten den Sieg über Österreich zu glänzender Entscheidung; der Mainfeldzug zersprengte die beiden Bundesarmeekorps, welche unter dem Symbol der schwarz-rot-goldenen Trikolore in den Kampf gezogen waren; der Bundestag mußte nach Augsburg flüchten, wo er sich 24. Aug. auflöste. Die Intervention Napoleons III. rettete Sachsen und nötigte Preußen, sich auf einen norddeutschen Bund zu beschränken; doch gestatteten die Nikolsburger Friedenspräliminarien (26. Juli) und der Prager Friede (23. Aug.), daß der Verein der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bund eine nationale Vereinigung eingehe. Österreichs deutsches Gebiet blieb unverletzt, die Kriegskosten (20 Mill. Thlr.) waren nicht erheblich. Dagegen schied es nun aus D. aus; es gab für immer seine dominierende Stellung hier auf, und der Dualismus der deutschen Großmächte endete mit dem völligen Sieg Preußens, das durch die Einverleibung Schleswig-Holsteins (für dessen nördlichen Teil Art. 5 eine Volksabstimmung zu gunsten Dänemarks vorbehielt), Hannovers, Kurhessens, Nassaus und Frankfurts sein deutsches Gebiet bedeutend vergrößerte. Von Österreich im Stiche gelassen, wendeten sich die süddeutschen Staaten, mit Ausnahme von Baden, an Frankreich um Hilfe, das gleichzeitig in drohender Form eine Kompensation am Rhein auf preußische, bayrische und hessische Kosten verlangte. Bismarck wies dies Verlangen auf die Gefahr eines neuen Kriegs hin zurück. Zugleich aber entschloß er sich, durch milde Friedensbedingungen die süddeutschen Staaten für eine engere Verbindung mit Preußen zu gewinnen und so die Versöhnung und die Einigung ganz Deutschlands ohne Österreich anzubahnen. Württemberg und Baden erlitten also keine, Bayern nur unerhebliche Gebietsverluste und mußten bloß Kriegskontributionen zahlen, schlossen aber im August mit Preußen geheime Schutz- und Trutzbündnisse, in welchen sie sich ihr Gebiet gegenseitig garantierten und zur Verteidigung desselben im Fall eines Kriegs ihre volle Kriegsmacht zur Verfügung zu stellen und den Oberbefehl über dieselbe dem König von Preußen zu übertragen sich verpflichteten. Damit war die nationale Verbindung, die der Prager Friede vorsah, hergestellt, auch wenn kein Südbund zu stande kam.

Daß der deutsche Entscheidungskampf so rasch und mit einem so durchschlagenden Erfolg beendet wurde, war ein unschätzbares Glück für D. und ein großes Verdienst der preußischen Staats- und Heeresleitung. Hierdurch wurde eine tiefer eindringende Verbitterung zwischen den kämpfenden Parteien vermieden, Frankreichs Einmischung abgewehrt, jeder Versuch, die neue Gestaltung Deutschlands unter Preußens Hegemonie rückgängig zu machen, zur Erfolglosigkeit verurteilt und die Eingewöhnung der Gemüter in die neuen Verhältnisse erleichtert. Ein Sieg Österreichs und der Mittelstaaten würde die Frage der deutschen Einheit nicht gelöst, nur noch mehr verwirrt und D. wieder zum Spielball europäischer Ränke gemacht haben, wie es nach dem Dreißigjährigen Krieg der Fall war. Die Siege Preußens zeigten, daß es an sittlicher und intellektueller Kraft dem österreichischen Völkerkonglomerat weit überlegen sei, daß aber auch die Mittelstaaten nicht wirkliche Staatspotenzen waren, die auf eignen Füßen standen, daß namentlich sowohl die Bundeskriegsverfassung als die einzelnen Kontingente, auch die größern, praktisch unbrauchbar und die beträchtlichen seit Jahrzehnten dafür gebrachten Geldopfer vergebliche waren. Daß D. nur durch eine nach preußischem Muster durchgeführte Wehrverfassung unter preußischer Führung seine Sicherheit und Integrität mit Erfolg verteidigen könne, davon hatten die Kämpfe am Main auch die heftigsten Gegner Preußens überzeugt.

Der Norddeutsche Bund.

Nachdem König Wilhelm durch das Verlangen der Indemnität für die bisherige budgetlose Verwaltung mit dem preußischen Abgeordnetenhaus und mit dem Land Frieden geschlossen hatte und die Einverleibung der annektierten Gebiete, durch welche der preußische Staat auf 350,000 qkm mit 24 Mill. Einw. vermehrt wurde, gesetzlich geordnet war, schritt die preußische Regierung dazu, den Norddeutschen Bund zu organisieren. Die Großherzogtümer Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Sachsen-Weimar, die Herzogtümer Braunschweig, Anhalt, Sachsen-Koburg-Gotha und Sachsen-Altenburg, die Fürstentümer Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß j. L., Waldeck, Lippe und Schaumburg-Lippe, die Freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen hatten schon während des Kriegs mit Preußen ein enges Bündnis geschlossen und sich 18. Aug. für die am 14. Juni von Preußen vorgelegte neue Bundesverfassung erklärt. Hessen hatte sich in seinem Friedensschluß 3. Sept. verpflichtet, mit der vom preußischen Gebiet umschlossenen Provinz Oberhessen dem neuen Bund beizutreten. Nun wurden auch Sachsen-Meiningen und Reuß ä. L. dazu genötigt. Endlich kam nach Entlassung Beusts der Friede mit Sachsen 21. Okt. 1866 zu stande; Sachsen zahlte 10 Mill. Thlr. Kriegskosten und trat ebenfalls dem Bund bei, dessen Grundzüge es ausdrücklich annahm.

Die Bevollmächtigten dieser Staaten wurden zum 15. Dez. 1866 nach Berlin geladen und ihnen hier der Entwurf einer Verfassung für den Norddeutschen Bund vorgelegt. Die Beratungen dauerten bis zum 9. Febr. 1867 und führten zu allseitiger Verständigung, da die preußische Regierung die besondern Wünsche und Vorschläge ihrer Verbündeten bereitwilligst berücksichtigte, diese dagegen in den Hauptpunkten keine Schwierigkeiten machten. Am 12. Febr. fanden die allgemeinen Wahlen für den konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes statt, und 24. Febr. ward derselbe in Berlin vom König von Preußen eröffnet, dem die verbündeten Staaten für diesen Fall im voraus die verfassungsmäßigen Präsidialrechte übertragen hatten. In der Thronrede hieß es: »Einst mächtig, groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das Deutsche Reich nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern in Zerrissenheit und Ohnmacht. Niemals aber hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlornen Gütern aufgehört, und die Geschichte unsrer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, D. und dem deutschen Volk die Größe seiner Vergangenheit wiederzuerringen. Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziel geführt, wenn sie die Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, weil man sich durch Hoffnungen oder Erinnerungen über den Wert der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Thatsachen täuschen ließ, so erkennen wir daraus die Notwendigkeit, die Einigkeit des deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern.« Hieran knüpfte sich die Mahnung an die Vertreter des Volkes, den günstigen Moment zur Errichtung des Gebäudes nicht zu versäumen und den vollendetern Ausbau desselben getrost dem fernern vereinten Wirken der deutschen Fürsten und Volksstämme zu überlassen. Am 4. März legte Bismarck dem Reichstag den Verfassungsentwurf vor und empfahl seine Annahme 11. März in längerer Rede. Die Beratung, welche der zum Präsidenten des Reichstags gewählte Simson leitete, ging rasch von statten. Die Nationalliberalen bemühten sich überall, nur das Wesentliche ins Auge zu fassen und die preußische Regierung in ihrem Werk zu unterstützen; schärfere Opposition machte bloß die Fortschrittspartei, ohne jedoch bei ihrer Minderzahl etwas zu erreichen. Während der Reichstag die Kompetenz des Bundes in mehreren Punkten erweiterte und seine eignen Rechte genauer präzisierte, behaupteten die Regierungen ihren Standpunkt in Bezug auf die Militärfrage, in welcher sie die Normierung der Präsenzstärke mit 1 Proz. der Bevölkerung und die entsprechenden Kosten bis 31. Dez. 1871 erlangten, und die Diätenfrage, wonach die Reichstagsabgeordneten keine Entschädigung erhalten sollten. Am 16. April ward die Verfassung mit 230 gegen 53 Stimmen angenommen und 17. April der Reichstag geschlossen.

Die Bundesverfassung, welche 7. Juli 1867 in Kraft trat, beruhte auf dem Grundgedanken der Union von 1849: das Präsidium des Bundes wurde der Krone Preußen erblich übertragen und besaß das Recht, Krieg zu erklären, Frieden, Bündnisse und Verträge zu schließen, den Bund nach außen zu vertreten, das Haupt der Exekutive, den Bundeskanzler, zu ernennen und Bundesrat und Reichstag zu berufen. Der erstere war aus den Bevollmächtigten der verbündeten Staaten zusammengesetzt und zählte 43 Stimmen (davon Preußen 17); er hatte das Recht der Vorberatung und Genehmigung aller Gesetze. Der Reichstag ging aus allgemeinen, direkten Wahlen hervor (ein Abgeordneter auf 100,000 Seelen) und hatte die Rechte und Stellung der Volksvertretung eines konstitutionellen Staatswesens. Die Bundesgesetzgebung erstreckte sich auf das ganze Verkehrs-, Handels-, Münz- und Zollwesen sowie wichtige Rechtsgebiete, ließ dagegen die innere Verwaltung der Einzelstaaten möglichst unberührt; doch gingen die Bundesgesetze stets den Landesgesetzen vor. Unbeschränkte Freizügigkeit gestaltete das Einzelindigenat zu einem Bundesindigenat um, Kriegsmarine und Heeresverfassung waren einheitlich, der König von Preußen Bundesfeldherr. Trotz mancher Mängel und Unebenheiten war die neue Verfassung lebens- und verbesserungsfähig. Die Kraft der Nation war in Einer Hand vereinigt und die Zersplitterung durch das Übergewicht Preußens verhindert, ohne daß den Einzelstaaten die Geltendmachung ihres Einflusses und ihrer Interessen verkümmert war.

Schon während der Beratungen des konstituierenden Reichstags ward der neue Bund von einer äußern Gefahr bedroht. Durch den Bundesreformentwurf war die Verbindung Deutschlands mit dem Großherzogtum Luxemburg gelöst worden, doch hatte Preußen seine Garnison in der dortigen Festung gelassen. Napoleon III. hatte sich nun dies Fürstentum zu der Kompensation ausersehen, mit welcher er den Neid (oder wie es hieß, »die berechtigte Empfindlichkeit«) der Franzosen über Preußens Machtentwickelung beschwichtigen wollte. Er schloß daher mit dem König Wilhelm III. der Niederlande über Luxemburg einen Kaufvertrag ab. Er rechnete auf Preußens Nachgiebigkeit, ja er bot für die Zustimmung zu weitern Annexionen auf Belgiens Kosten auch die Anerkennung der Hegemonie über Süddeutschland an. Die preußische Regierung verweigerte jedoch ihre Zustimmung und beantwortete die französischen Kriegsdrohungen mit der Publikation der geheimen Allianzverträge mit den süddeutschen Staaten (19. März). Auch im Reichstag kam die Sache aus Anlaß einer Interpellation Bennigsens 1. April 1867 zur Sprache.

Indes beide Teile zogen es vor, aus der Frage keinen Kriegsfall zu machen, Napoleon nicht, weil sein Heer noch ebensowenig gerüstet war wie im August 1866, Bismarck, weil er die Zustände in D. sich erst befestigen lassen wollte. So kam denn unter Vermittelung der Mächte auf der Londoner Konferenz (7. bis 11. Mai) ein friedliches Abkommen zu stande: die Festung Luxemburg wurde von den Preußen geräumt, aber geschleift, das Land unter Garantie der Mächte für neutral erklärt; es blieb jedoch im Zollverein.

Die luxemburgische Frage und die Veröffentlichung der Allianzverträge stellten die Frage des Verhältnisses zwischen dem Norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten in den Vordergrund. Daß ein Südbund unmöglich sei, war von Anfang an klar. Überdies knüpfte auch die Erneuerung und Umgestaltung des Zollvereins ein Band zwischen Nord und Süd: der Vertrag wurde 8. Juli 1867 abgeschlossen und bestimmte, daß an die Spitze des Zollvereins ein Zollbundesrat treten solle, in welchem jeder Staat nach seiner Größe vertreten sei, um über Zollgesetzgebung, Tarife und Verträge zu entscheiden, und daß ein Zollparlament, gebildet aus dem norddeutschen Reichstag und den durch direkte, allgemeine Wahlen gewählten Vertretern der süddeutschen Bevölkerung, die Rechte der Volksvertretung in allen Zollsachen wahrnehmen solle. In Hessen und Baden wurden der Allianz- und der Zollvertrag nahezu einstimmig vom Landtag angenommen. In Bayern sträubte sich der Reichsrat lange gegen den Zollvertrag. Am hartnäckigsten war die Opposition gegen beide Verträge in der württembergischen Zweiten Kammer, obwohl sie schließlich auch hier angenommen wurden. Immerhin fühlten sich sowohl der württembergische Minister v. Varnbüler als der bayrische Fürst Hohenlohe durch die Stimmung der Bevölkerung veranlaßt, von einem Eintritt in den Norddeutschen Bund abzusehen, und auch Bismarck vermied es, dazu zu drängen; ja, er lehnte sogar den Einzeleintritt Badens ausdrücklich ab. Es genügte vorläufig, daß die süddeutschen Staaten ihre Heereseinrichtungen nach preußischem Muster umgestalteten, und daß jede fremde Einmischung in die deutschen Angelegenheiten abgewehrt wurde. In allem bewährte der Bundeskanzler eine umsichtige, gemäßigte, echt praktische Staatsweisheit. Die Thronrede, mit der am 10. Sept. 1867 der erste (und einzige) ordentliche Reichstag des Norddeutschen Bundes, zu dem die Wahlen 31. Aug. stattgefunden hatten, eröffnet wurde, war in durchaus geschäftlichem Ton gehalten und kündigte der Versammlung eine ganze Reihe wichtiger Arbeiten an, welche im Lauf des Winters durch gemeinschaftliche Thätigkeit der meist nationalliberalen Majorität und der Regierung glücklich erledigt wurden: Bundeshaushalt, Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst, Postgesetz, Freizügigkeitsgesetz, Errichtung von Bundeskonsulaten, Bundesschuldengesetz und andre wichtige Organisationen für den Ausbau des neuen Staatswesens. Das einheitliche Streben der Nation hatte jetzt sein gesetzliches Organ, der Nationalverein löste sich daher 11. Nov. auf.

Bei der Adreßdebatte im Reichstag (24. Sept.) hatte Bismarck zwar über das Verhältnis zu Süddeutschland geäußert, daß, wenn die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit die Einheit wolle, auch kein preußischer Staatsmann stark genug, keiner mutig oder kleinmütig genug sei, es hindern zu wollen. Die Wahlen zum ersten Zollparlament, welche im Februar 1868 in Süddeutschland stattfanden, bewiesen jedoch, daß die Nation in der Einheitsfrage noch nicht einmütig-entschlossenen Sinnes sei: in Württemberg fielen unter dem Druck der stark partikularistischen Regierung alle 17 Wahlen partikularistisch aus, in Bayern waren nur 12 Abgeordnete national gesinnt, 24 klerikal oder partikularistisch, selbst in Baden 6 antinational. Nachdem die zweite Session des norddeutschen Reichstags ihre Arbeiten schon 23. März 1868 begonnen hatte, wurde das Zollparlament 27. April vom König von Preußen selbst mit einer Thronrede eröffnet, welche die Macht des nationalen Gedankens und die geeinigte Kraft des deutschen Volkes besonders betonte und die Beratung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen Deutschlands durch die Vertreter der ganzen Nation als eine naturgemäße Entwickelung bezeichnete. Aber die Erwartungen, welche über das eng gesteckte Ziel der Zollberatung hinausgingen, wurden durch die Haltung der antinationalen süddeutschen Fraktion (57 Mitglieder) getäuscht, welche die Ablehnung einer Adresse und der Kompetenzerweiterung bewirkte und auf die von Frankreich drohende Gefahr hinwies, wenn die Unionstendenzen weiter verfolgt würden. Nur die Ausdehnung des Zollvereins auf Mecklenburg und einige Handelsverträge waren das Resultat der Session, auf dessen Dürftigkeit der von Schäffle verfaßte Rechenschaftsbericht der süddeutschen Fraktion höhnisch hinwies. Resigniert ermahnte daher die Schlußrede (23. Mai), »in den Vordergrund zu stellen, was uns eint, und zurücktreten zu lassen, was uns trennen könnte«. Fruchtbarer waren die Verhandlungen des norddeutschen Reichstags, welcher bis 20. Juni tagte und neben dem Etat eine neue Maß- und Gewichtsordnung, ein Notgewerbegesetz, Aufhebung der Spielbanken, der Schuldhaft, der polizeilichen Ehebeschränkungen u. a. und die Vorbereitung eines gemeinsamen Strafgesetzbuchs beschloß.

Ähnlich verliefen die Dinge 1869: der Reichstag, der vom 4. März bis 22. Juni tagte, brachte eine neue Gewerbeordnung, eine Wechselordnung, die Errichtung eines gemeinsamen Bundesoberhandelsgerichts in Leipzig, ein Gesetz über die Gleichberechtigung aller Konfessionen zu stande und die Ausdehnung der Bundeskompetenz auf das gesamte bürgerliche Recht in Anregung; das Zollparlament (3. bis 22. Juni) dagegen war ohne weitere politische Bedeutung: von seiten der unionistischen Partei vermied man, die nationale Frage zu berühren, die Partikularisten traten weniger anmaßend auf, und so wurden nur geschäftliche Fragen über Tarifrevisionen und Handelsverträge berührt. Die Reichstagssession, die 14. Febr. 1870 eröffnet und 26. Mai geschlossen wurde, förderte nach Kräften das Werk des Ausbaues und der Festigung des deutschen Bundesstaats, indem das Strafgesetzbuch, ein Gesetz über den Unterstützungswohnsitz und die Subvention der Gotthardbahn genehmigt wurden; selbst das Zollparlament schwang sich zu dem Beschluß auf, die Münzreform für eine Zollvereinsangelegenheit, also eine allgemein deutsche, zu erklären, allerdings unter pathetischem Einspruch der süddeutschen Fraktion gegen diese Kompetenzüberschreitung. Im Reichstag kam auch die Union mit den Südstaaten wieder zur Sprache, indem der Abgeordnete Lasker bei Gelegenheit eines Jurisdiktionsvertrags mit Baden dessen Aufnahme in den Norddeutschen Bund in Anregung brachte. Bismarck machte dagegen geltend, daß man auf Bayern und Württemberg keine Pression ausüben dürfe, indem man das ohnehin schon national gesinnte Baden von ihnen trenne; es sei nicht gut, den Milchtopf abzusahnen und das übrige sauer werden zu lassen.

In der That sammelten 1869 und 1870 alle Gegner der Entwickelung von 1866 im Süden noch einmal ihre Kräfte, um den nationalen Bestrebungen, die auch in den Regierungen Bayerns und Württembergs zum Durchbruch kamen, den Boden zu entziehen. Bei den Neuwahlen für das bayrische Abgeordnetenhaus 22. Mai 1869 errangen die mit Partikularisten und Demokraten verbündeten Ultramontanen die Majorität (79 gegen 75 Stimmen), und als wegen des fast gleichen Stimmenverhältnisses beim Zusammentritt der Kammer im September keine Präsidentenwahl zu stande kam und dieselbe aufgelöst wurde, behaupteten die Ultramontanen bei der Neuwahl mit 80 gegen 74 Stimmen den Sieg. Unter diesen Umständen mußte der national gesinnte liberale Ministerpräsident Fürst Hohenlohe weichen, und der partikularistische Graf Bray trat 7. März 1870 an seine Stelle; von ihm war keine weitere Annäherung an den Norden zu erwarten. Noch heftiger gebärdete sich die antinationale Volkspartei in Württemberg, die im Bund mit Ultramontanen und Partikularisten die Majorität in der Kammer besaß. Sie zwang durch ihre Opposition gegen das von der Regierung vorgelegte Kriegsdienstgesetz, gegen welches sie eine Petition mit 150,000 Unterschriften zusammenbrachte, den Kriegsminister Wagner zum Rücktritt (März 1870). Wenn auch die Rekonstruktion des Ministeriums nicht nach ihren Wünschen ausfiel, so konnte doch von einem Anschluß Württembergs an den Norddeutschen Bund jetzt nicht die Rede sein. Auch in den neuen preußischen Provinzen machten sich rückläufige Bewegungen geltend. Noch bestand die Welfenlegion, welche Hannover für Georg V. wiedererobern sollte. Die der preußischen protestantischen Hegemonie über D. besonders abgeneigte ultramontane, von den Jesuiten geleitete Partei erprobte gerade damals auf dem vatikanischen Konzil ihre Macht über die Kirche und die katholische Christenheit, und der glückliche Erfolg des Unfehlbarkeitsdogmas mußte sie ermutigen, nun offener nach ihrem letzten Ziel, der Weltherrschaft, zu streben. Angefeuert durch diesen Bundesgenossen, durch die Preußen feindseligen Strömungen in D. und Beusts Rachegelüste, glaubte die französische Regierung den Augenblick gekommen, da es Revanche für Sadowa nehmen, Frankreichs »berechtigtes Übergewicht« in Europa durch Zertrümmerung der deutschen Einheit und Eroberungen am Rhein wiederherstellen und durch die kriegerische Aufregung und den Ruhm der Waffen sich selbst aus der bedrängten innern Situation befreien könnte.

Die Wiederherstellung des Deutschen Reichs.

Die ohne Mitwissen der norddeutschen Bundesregierung aufgestellte spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern diente Napoleon III. zum Vorwand, um den Krieg, welchen er wegen mangelhafter Vorbereitung der französischen Armee weder 1866 noch 1867 hatte wagen können, nun, nach Vollendung der Nielschen Heeresreorganisation, zu unternehmen. Nachdem die Kammer, die Presse und die öffentliche Meinung durch chauvinistische Agitationen aufgereizt worden waren, genügte der Verzicht des Prinzen Leopold auf den spanischen Thron nicht mehr, um die fieberhaft erregten Gemüter zu befriedigen; das französische Ministerium stellte an König Wilhelm 13. Juli 1870 das ganz unberechtigte Ansinnen, daß er sich schriftlich verpflichte, nie wieder eine Erneuerung der hohenzollernschen Kandidatur zu gestatten, und als dasselbe abgelehnt wurde, erklärte es 19. Juli den Krieg (s. Deutsch-französischer Krieg).

Diese freche Herausforderung des alten Erbfeindes, der besonders im Süden beim Volk verhaßt war, entzündete auf einmal einen leidenschaftlichen Zorn und einen begeisterten Enthusiasmus in D.; die ganze Nation war eins in diesen Gefühlen, welche sich bald in feste Entschlossenheit und aufopferungsvolle, hingebende Vaterlandsliebe abklärten. Den sofort zusammenberufenen norddeutschen Reichstag eröffnete der König Wilhelm 19. Juli mit einer des erhabenen Augenblicks würdigen Thronrede: »Hat D.«, sagte er, »derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in frühern Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begonnen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet, heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feind keine Öffnung mehr bietet, trägt D. in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat. Wir werden nach dem Beispiel unsrer Väter für unsre Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, in dem wir kein andres Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war.« Der Reichstag beantwortete diese Worte mit einer begeistert zustimmenden Adresse und der einstimmigen Bewilligung der geforderten Kriegsanleihe von 120 Mill. Thlr. und verlängerte seine eigne Legislaturperiode bis Ende des Jahrs, worauf er 21. Juli geschlossen wurde.

Die süddeutschen Fürsten ließen sofort in Berlin erklären, daß sie den casus foederis für eingetreten erachteten und demgemäß ihre sämtlichen Streitkräfte dem Oberbefehl des Königs von Preußen unterstellten. Die süddeutschen Kammern folgten. Die hessische, badische und auch die württembergische bewilligten die geforderten Rüstungsgelder mit Einstimmigkeit, die bayrische Zweite Kammer mit 101 gegen 47 Stimmen. Nur die verbissenen Ultramontanen verteidigten aus Haß gegen Preußen eine bewaffnete Neutralität; selbst solche Bayern, welche eifersüchtig die Selbständigkeit ihrer engern Heimat wahrten, erkannten, daß dieselbe nur dadurch zu erhalten sei, daß Bayern freiwillig seine deutsche Pflicht erfülle. Die süddeutschen Kontingente wurden mit drei preußischen Armeekorps zur dritten deutschen Armee unter dem Befehl des Kronprinzen von Preußen vereinigt, während die erste und zweite Armee aus norddeutschen Truppen bestanden. So war die Kriegsmacht des ganzen deutschen Volkes zum erstenmal nach Jahrhunderten wieder vereinigt, und ihre glänzenden Siege bewiesen, welche gewaltige Kraft ihr innewohnte, wenn sie gut vorbereitet und gut geführt war. In den Schlachten von Wörth und Spichern, in dem blutigen Ringen an den drei Kampfestagen vor Metz, endlich bei Sedan wetteiferten die deutschen Truppen an Tapferkeit und Todesmut. Dieselben Truppen, welche 1866 am Main so wenig geleistet, thaten es jetzt den besten preußischen Regimentern gleich. Deutsches Gebiet, welches in frühern Kriegen mit dem französischen Nachbar stets Kriegsschauplatz gewesen und immer wieder arg verwüstet worden war, wurde diesmal nur in Saarbrücken auf kurze Zeit vom Feind betreten. Schon einen Monat nach Beginn der Feindseligkeiten war eine große Armee der Franzosen kriegsgefangen, eine zweite in Metz eingeschlossen und die deutschen Heere tief im Innern Frankreichs auf dem Marsch nach Paris.

Wie das deutsche Volk seit dem Ausbruch des Kriegs sich wieder nach langer Trennung und Spaltung als Ein Volk von Brüdern fühlen gelernt und an den Heldenthaten seiner wehrhaften Männer, welche ihm als Siegespreis die Sühne langer Schmach, die Rückgabe Elsaß-Lothringens, verheißen, sich zu hohem und stolzem Nationalgefühl aufgerichtet hatte, so zeigte es sich auch von Anfang an fest entschlossen, seine wunderbaren Erfolge zur Herstellung eines einheitlichen, starken und großen Reichs zu benutzen. Schon nach den ersten großen Siegen der deutschen Heere hatte die Stimme des Volkes laut eine Einigung von ganz D. gefordert; diese Forderung war dann im Verlauf des Kriegs mit einer solchen Entschiedenheit und Einstimmigkeit erneuert worden, daß die Regierungen der süddeutschen Staaten ihr die Gewährung nicht zu versagen wagten. War doch eben durch diesen Krieg klarer als je erwiesen worden, daß nur auf der Einigung aller Stämme die Sicherheit Deutschlands, besonders des Südens, für die Dauer begründet sei, und durch die Besiegung Frankreichs die Rücksichtnahme auf diesen Nachbar beseitigt, die sich bisher wie ein Bleigewicht allen auf die Einheit Deutschlands gerichteten Bestrebungen angehängt hatte. Auch Österreich hatte durch Beusts zweideutige Haltung bei Beginn des Kriegs alles Recht verwirkt, noch in deutschen Angelegenheiten ein Wort zu reden. Die Hauptschwierigkeit lag indes in der Frage, ob es möglich sein würde, die Einheit unter genügender Berücksichtigung der Ansprüche der süddeutschen Staaten auf ein reichliches Maß innerer Selbständigkeit herzustellen, zumal da König Wilhelm und Bismarck jeden Gedanken einer Pression auf die süddeutschen Staaten ablehnten, nachdem dieselben so loyal ihren Vertragspflichten nachgekommen waren.

Als zuerst Baden (2. Sept. 1870) die Frage nach einer festern Einigung bei der Regierung des Norddeutschen Bundes anregte und dann auch Bayern den Wunsch nach Verhandlungen hierüber kundgab, reiste der Präsident des Bundeskanzleramtes, Delbrück, im Auftrag Bismarcks nach München (21. Sept.), um die Vorschläge der süddeutschen Regierungen entgegenzunehmen. In den hier stattfindenden Konferenzen, an denen auch der württembergische Justizminister Mittnacht teilnahm, machte indes Bayern derartige Forderungen, daß eine Verständigung unmöglich erschien. Daraufhin lud Bismarck die drei andern süddeutschen Staaten ein, Bevollmächtigte zu Unterhandlungen nach Versailles zu senden, an denen teilzunehmen Bayern freigestellt wurde. Hier kamen im Lauf des Oktobers je zwei Vertreter der vier Staaten mit den Bevollmächtigten des Bundes, den Ministern Delbrück, Roon und Friesen, zu Konferenzen zusammen, die bald zu befriedigendem Abschluß führten, zuerst mit Baden und Hessen (15. Nov.), welche die Verfassung des Norddeutschen Bundes mit geringen Änderungen (in Bezug auf die Besteuerung) annahmen. Die Genehmigung des Vertrags erfolgte in den badischen Kammern 16. und 19. Dez., in den hessischen 20. und 29. Dez. fast einstimmig. Am 23. Nov. ward der Vertrag mit Bayern unterzeichnet, in welchem demselben sehr erhebliche Sonderrechte zugestanden wurden. Es behielt sein besonderes Gesandtschaftsrecht, die Verwaltung seines Heerwesens, eigne Post, Eisenbahnen und Telegraphen, eigne Besteuerung von Bier und Branntwein und besondere Bestimmungen hinsichtlich des Heimats- und Niederlassungsrechts. Obgleich dieser Vertrag der nationalen Partei das Maß berechtigter Eigentümlichkeit weit zu überschreiten schien, fand er doch im bayrischen Abgeordnetenhaus von seiten der ultramontanen Patriotenpartei lebhaften Widerspruch und wurde erst nach zehntägigen Debatten 21. Jan. 1871 mit 102 gegen 48 Stimmen angenommen, nachdem sich die Patriotenpartei gespalten hatte; die Reichsräte hatten ihn schon 30. Dez. 1870 mit 30 gegen 3 Stimmen genehmigt. Zuletzt wurde 25. Nov. der Vertrag mit Württemberg abgeschlossen; derselbe glich im wesentlichen dem bayrischen, nur schloß Württemberg, gleich Baden und Hessen, mit Preußen eine Militärkonvention ab, nach welcher die württembergischen Truppen als Teil des deutschen Bundesheers ein in sich geschlossenes Armeekorps bilden sollten. Die neugewählte württembergische Zweite Kammer, in welcher infolge des völligen Umschwungs der politischen Gesinnung der Württemberger die nationale Partei die Majorität hatte, genehmigte den Vertrag 23. Dez. mit 74 gegen 14 Stimmen, die Erste Kammer 29. Dez. mit 26 gegen 3 Stimmen.

Der norddeutsche Reichstag wurde 24. Nov. wieder zusammenberufen, um den Verträgen mit den süddeutschen Staaten ebenfalls seine Zustimmung zu erteilen. Auch hier stießen die bayrischen und württembergischen Verträge wegen der zu weit gehenden Reservatrechte auf Widerspruch, besonders von seiten der Fortschrittspartei, wurden jedoch endlich auf dringende Befürwortung der Regierung 9. Dez. angenommen. Auch eine neue Kriegsanleihe von 100 Mill. Thlr. wurde bewilligt. Am 4. Dez. machte Delbrück dem Reichstag davon Mitteilung, daß der König von Bayern bei den deutschen Fürsten und Freien Städten beantragt habe, mit dem Präsidium des künftigen Deutschen Bundes den Titel »deutscher Kaiser« zu verbinden, und daß die Fürsten und Städte alle zugestimmt hätten. Ohne daß die Rechte des bisherigen Präsidiums dadurch vermehrt wurden, ward doch das Ansehen des Bundesoberhauptes erhöht, seine Würde eine Stufe höher als die der übrigen Fürsten gestellt und dem deutschen Volk ein altes Symbol seiner Einheit und Macht damit zurückgegeben. Dem entsprechend wurde auch der neue Bund »Deutsches Reich« genannt.

Nachdem 10. Dez. der erste und letzte norddeutsche Reichstag geschlossen worden, begab sich eine Deputation desselben von 30 Mitgliedern nach Versailles, um dem König von Preußen eine Adresse zu überbringen, welche ihn »vereint mit den Fürsten Deutschlands« bat, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen. Die Deputation, geführt von dem Präsidenten Simson, der 21 Jahre früher an der Spitze der Deputation des Frankfurter Parlaments Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone angeboten hatte, ward 18. Dez. in Versailles feierlich empfangen. König Wilhelm nahm die Krone an, vorbehaltlich der formellen Kundgebung der freien Zustimmung der Fürsten und Städte. Nachdem dieselbe erfolgt war, erließ der König 17. Jan. 1871 folgende Proklamation an das deutsche Volk: »Wir Wilhelm, König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reichs die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Ruf der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß wer-

den Wir und Unsre Nachkommen an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen Unsern Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reichs führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volk vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterland die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.« Am 18. Januar 1871, 170 Jahre nach der Krönung des ersten preußischen Königs, geschah im Spiegelsaal des französischen Königsschlosses zu Versailles die feierliche Verkündung der Annahme der Kaiserkrone und der Herstellung des Deutschen Reichs in Gegenwart einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Prinzen und Kriegshelden, und am 19. Januar gab der Donner der Kanonen in der siegreichen Schlacht am Mont Valérien dazu die Weihe.

Der Kaiserproklamation folgte unmittelbar die Kapitulation von Paris und damit das Ende des unvergleichlichen Kriegs. Die Versailler Friedenspräliminarien (26. Febr.) gaben D. Elsaß mit Straßburg und Deutsch-Lothringen mit Metz zurück und verschafften ihm eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Frank. Wohl erregte dieser glänzende Erfolg den Neid der andern Mächte, und namentlich England hatte wiederholt zu gunsten Frankreichs zu intervenieren gesucht. Indes seine schwächliche Neutralität bei Ausbruch des Kriegs und die illoyale Unterstützung der französischen Republik durch Zuführung von englischen Waffen und sonstigem Kriegsmaterial hatten es alles Anspruchs auf Berücksichtigung beraubt, und seine Intervention wurde zurückgewiesen. Dem Kaiser von Österreich zeigte Bismarck 14. Dez. 1870 die Neugestaltung der Dinge in D. an und betonte den Wunsch des neuen Reichs, zu dem durch gemeinschaftliche wichtige Interessen verbundenen Nachbarreich freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, welchen Wunsch Beust 26. Dez. ebenso verbindlich erwiderte. Das treue Wohlwollen des russischen Kaisers, welches D. manche Verwickelungen, besonders im ersten Teil des Kriegs, erspart hatte, vergalt die deutsche Regierung durch Unterstützung des russischen Verlangens, von einigen drückenden Bestimmungen des Pariser Friedens von 1856 befreit zu werden, was die Pontuskonferenz in London 13. März 1871 zugestand. Auch Italien hatte Nutzen von den deutschen Siegen gezogen, indem es, von Frankreich nicht mehr gehindert, im Sept. 1870 den Rest des Kirchenstaats sich einverleiben und darauf (im Januar 1871) Rom zur Hauptstadt erheben durfte. Der definitive Friede zwischen Deutschland und Frankreich wurde 10. Mai zu Frankfurt a. M. abgeschlossen.

Am 21. März 1871 ward in Berlin der erste deutsche Reichstag eröffnet. Die Wahlen (3. März) waren gut national ausgefallen; doch zählte man unter den 382 Abgeordneten 60 Ultramontane, welche den Kern aller Oppositionselemente bildeten. Die Thronrede des Kaisers Wilhelm I., der am 17. März nach Berlin zurückgekehrt war, konnte mit Stolz und Genugthuung verkünden: »Wir haben erreicht, was seit der Zeit unsrer Väter für D. erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unsrer Grenzen, die Unabhängigkeit unsrer nationalen Rechtsentwickelung, und der Geist, welcher in dem deutschen Volk lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reichs und seine Heereseinrichtungen bewahren D. inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauch seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Das neue D., wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Kriegs hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eignen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren. Möge die Wiederherstellung des Deutschen Reichs für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein, möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.« Bei der Adreßdebatte machte sich schon die Opposition der neuen katholischen Zentrumspartei geltend, welche ihre Hoffnung, den Einfluß der siegreichen neuen Macht für den Papst und die Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft geltend zu machen, getäuscht sah. Ebenso wurde ihr Versuch, gewisse kirchliche Grundrechte in die Reichsverfassung einzuschieben, vereitelt. Diese Verfassung, eine Revision der norddeutschen Bundesverfassung, ward ohne lange Debatten 14. April 1871 mit allen gegen sieben Stimmen angenommen. Sie erhöhte die Zahl der Mitglieder und Stimmen des Bundesrats, der nun aus den Bevollmächtigten von 25 Staaten bestand, von 43 auf 58. Die Rechte des Bundespräsidiums wurden in einigen Punkten beschränkt: bei Erklärung von Bundeskriegen war Zustimmung des Bundesrats erforderlich, außer im Fall erfolgten Angriffs auf Bundesgebiet, und ebenso war dem Bundesrat der Beschluß, ob Bundesexekution einzutreten habe, vorbehalten. Elsaß-Lothringen wurde Reichsland, d. h. gemeinsamer Besitz des Reichs.

So war das neue Deutsche Reich begründet. Wohl kam es dem alten, 1806 zu Grunde gegangenen Heiligen Römischen Reich deutscher Nation an Umfang und Machtansprüchen nicht gleich: der neue Kaiser trug nicht die älteste und erhabenste Krone der Christenheit, er war nicht Oberlehnsherr der deutschen Reichsfürsten und beanspruchte nicht die Oberhoheit über große Nachbarlande. Die politische Verbindung mit den österreichischen Landen war gelöst, Luxemburg aufgegeben. Dafür aber waren Schleswig und Elsaß-Lothringen neu gewonnen, und was das Reich an äußerm Glanz und Ausdehnung verlor, das ersetzte es durch innere Einheit und Kraft. Unter der gesetzlich geordneten, von einem Staat wie Preußen getragenen Reichsgewalt, unter einer erblichen Dynastie, welche eine große, aber rein deutsche Hausmacht besaß, konnte das deutsche Volk nun eine einheitliche Kulturarbeit beginnen. Nach außen war es durch seine Militärmacht gesichert, im Innern konnten die Territorialgewalten der Reichseinheit und dem Wohl des Ganzen nicht mehr gefährlich werden und in dem ihnen überlassenen Bereich durch frucht-

baren Wetteifer Gutes und Edles stiften. Nach mehr als 200jährigen Mühen und Kämpfen war D. wieder Herr seiner selbst und seiner Geschicke und auf einer Stufe geistiger und materieller Entwickelung, welche es in die Reihe der führenden Kulturstaaten stellte.

Neueste Zeit.

Nachdem das Deutsche Reich begründet war, galt es, dasselbe weiter auszugestalten. Dieser Aufgabe unterzog sich der Reichskanzler mit gewohnter Thatkraft, und der Reichstag unterstützte ihn bereitwilligst. In seiner Herbstsession 1871 genehmigte er die Gründung eines Reichskriegsschatzes von 40 Mill. und bewilligte für den Militäretat auf drei Jahre ein Pauschquantum von je 90 Mill. Thlr. (225 Thlr. für einen Soldaten). Über die Verteilung der französischen Kriegsentschädigung, welche wider Erwarten rasch abgezahlt wurde, insgesamt 4219 Mill. Mk., wurde 1872 und 1873 Beschluß gefaßt. Die wiederzuerstattenden Kriegs- und Retablissementskosten wurden auf 1856 Mill. Mk. festgesetzt, die Entschädigungen für Verluste infolge des Kriegs und die Belohnungen auf 822 Mill. (davon betrugen der Invalidenfonds 560 Mill. und die Dotationen 12 Mill.), die Ausgaben für Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit des Reichs (Festungsbaufonds, Reichskriegsschatz, Kriegsmarine ꝛc.) auf 790 Mill., für allgemeine Reichszwecke (Reichstagsgebäude u. dgl.) auf 62 Mill.; die übrigen 708 Mill. wurden den einzelnen Staaten überwiesen. Die Münzreform wurde durch das Gesetz vom 24. Jan. 1873 zum Abschluß gebracht. Der Antrag auf Erweiterung der Reichskompetenz auf das gesamte bürgerliche und Strafrecht sowie das gerichtliche Verfahren, welchen Lasker schon 1871 eingebracht hatte, gegen den aber die süddeutschen Königreiche Widerstand leisteten, wurde 1873 auch von der Reichsregierung angenommen. Ferner wurde ein Reichseisenbahnamt eingerichtet und die deutsche Reichsverfassung in Elsaß-Lothringen eingeführt, das nun 15 Abgeordnete in den Reichstag sandte.

Die auswärtige Politik entsprach durchaus den wiederholten Versicherungen der Thronreden, daß D. als höchstes Ziel die Aufrechterhaltung des Friedens erstrebe. Die vielfachen Herausforderungen der revanchelustigen Franzosen blieben unbeachtet. Das Reich bemühte sich dagegen, seine Stellung durch freundschaftliche Beziehungen zu den benachbarten Kaiserreichen zu befestigen. Dies gelang durch die Dreikaiserzusammenkunft, welche 5.—12. Sept. 1872 in Berlin stattfand. Alexander II. von Rußland und Franz Joseph von Österreich waren von ihren Ministern Gortschakow und Andrássy begleitet, und wenn auch förmliche Verträge nicht abgeschlossen wurden, so vereinigten sich doch die drei Kaisermächte über eine gemeinsame Politik zur Erhaltung des Friedens und der bestehenden Verhältnisse. Ihnen schloß sich 1873 der König Viktor Emanuel von Italien an, der im September, von zwei Ministern begleitet, Kaiser Wilhelm in Berlin einen Besuch abstattete.

Dagegen machten sich die Wirkungen des in Preußen ausgebrochenen kirchenpolitischen Kampfes auch in den Reichsverhältnissen mehr und mehr bemerklich. Die Partei des Zentrums, von dem Welfen Windthorst und dem leidenschaftlichen Mallinckrodt geführt, verwandelte sich allmählich in eine schroffe Oppositionspartei, um welche sich alle partikularistischen und reichsfeindlichen Elemente im Reichstag gruppierten. Während im preußischen Landtag der Streit über die Maigesetze immer heftiger entbrannte, forderten auch im Reichstag mehrere Gesetzanträge den Widerstand der Ultramontanen heraus, zunächst der vom bayrischen Minister Lutz beantragte »Kanzelparagraph«, wonach Geistliche, welche öffentlich oder in der Kirche für den öffentlichen Frieden gefährliche politische Agitation trieben, strafbar sein sollten. Derselbe wurde 28. Nov. 1871 vom Reichstag angenommen. Ihm folgte 1872 das Jesuitengesetz vom 4. Juli 1872, durch welches die Niederlassungen der Jesuiten und der ihnen verwandten Orden aufgelöst und ihre ausländischen Mitglieder ausgewiesen wurden. Der Papst Pius IX. verschärfte den Konflikt, indem er 1872 den gemäßigten Kardinal Hohenlohe als deutschen Gesandten bei der Kurie zurückwies, in mehreren Allokutionen 1873 heftige Drohungen gegen das neue Deutsche Reich ausstieß und sich 7. Aug. mit einem sehr anmaßenden Schreiben an den Kaiser selbst wandte.

Unterstützt von der gesamten Geistlichkeit, riefen nun die Ultramontanen das ganze katholische Volk zum Kampfe für die Freiheit der Kirche auf und erzielten hierdurch bei den Wahlen zum zweiten deutschen Reichstag, welche 10. Jan. 1874 stattfanden, beträchtliche Erfolge, besonders in Süddeutschland, wo sie sich mit den Partikularisten verbanden. Sie zählten 101 Mitglieder; dazu kamen die Elsaß-Lothringer, die Polen und die Sozialdemokraten (9), so daß die grundsätzliche Opposition auf 140 Stimmen stieg. Die Nationalliberalen zählten 155 Mitglieder und bildeten, je nachdem sie sich mit den Konservativen oder mit der Fortschrittspartei vereinigten, die Majorität. Immerhin gestalteten sich infolge des Anwachsens der Opposition die Verhandlungen des Reichstags lebhafter, ja stürmisch. Am 16. Febr. 1874 traten die elsaß-lothringischen Abgeordneten in den Reichstag ein und beantragten nach einem Protest gegen die Annexion die nachträgliche Abstimmung über dieselbe oder wenigstens die Aufhebung der diktatorischen Vollmachten des Oberpräsidenten. Des letztern Antrags nahmen sich die Ultramontanen an, so daß er 3. März nur mit 195 gegen 138 Stimmen abgelehnt wurde. Aufs heftigste bekämpfte das Zentrum den Antrag von Völk und Hinschius auf Einführung der obligatorischen Zivilehe und der Zivilstandsregister, der 28. März angenommen wurde, und das Gesetz über Verhinderung unbefugter Ausübung von Kirchenämtern (Expatriierungsgesetz), welches Internierung oder Ausweisung als Strafen festsetzte; dasselbe war für die Ausführung der preußischen Maigesetze notwendig und wurde 25. April genehmigt.

Die wichtigste Vorlage der Session war das Reichsmilitärgesetz, welches bestimmte, daß die Friedenspräsenzstärke des Heers an Unteroffizieren und Mannschaften bis zum Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung auf 401,659 Mann (1 Proz. der Bevölkerung) normiert sein solle. Hiergegen erhoben nicht nur die Ultramontanen und Sozialdemokraten, sondern auch die Fortschrittspartei und ein Teil der Nationalliberalen Einspruch. Denn auch die letztern hielten es für bedenklich, das Budgetrecht der Volksvertretung dem Militäretat gegenüber fast ganz aus der Hand zu geben, zumal derselbe den weitaus größten Teil des Reichsetats ausmachte. Der linke Flügel der Nationalliberalen unter Lasker, zumeist Abgeordnete aus den altpreußischen Provinzen, verlangte unter dem Einfluß der in der preußischen Konfliktsperiode (1862—66) bei den Liberalen vorwaltenden Anschauungen, daß dem Reichstag das Recht gewahrt werde, die Friedenspräsenzstärke durch das jährliche Etatsgesetz festzustellen, wenn sie auch für jetzt gegen die dreijährige Dienstzeit nichts einwenden und an den Institutionen des Heers nicht rütteln

wollten. Die Ultramontanen und Fortschrittler dagegen forderten die Einführung zweijähriger Dienstzeit. Nur die Konservativen und ein Teil der Nationalliberalen traten für den Gesetzvorschlag der Regierung ein. Bei diesem Zwiespalt der Ansichten in der maßgebenden Partei gelangten die Beratungen der Kommission über das Militärgesetz nicht zum Abschluß. Der Kaiser und seine höchsten militärischen Ratgeber, besonders Moltke, betonten entschieden die Notwendigkeit einer dauernden Festsetzung der Heeresstärke. Der Reichskanzler, der überdies krank war, erklärte, für den Fall der Ablehnung des Gesetzes seine Entlassung nehmen zu wollen. Dazu kam, daß man im Volk die Bedenken der Abgeordneten nicht teilte und die Sicherheit des Reichs über konstitutionelle Prinzipien stellte. In Adressen und Resolutionen sprachen zahlreiche Volksversammlungen ihr Vertrauen zum Kaiser und zum Reichskanzler und ihren Wunsch aus, daß der Reichstag durch Nachgiebigkeit einen Konflikt vermeide und der Reichskanzler nicht zum Rücktritt genötigt werde. Aus der Mitte der nationalliberalen Partei ging darauf der Antrag auf ein **Kompromiß** hervor, wonach die geforderte Friedenspräsenzstärke auf sieben Jahre festgesetzt werden sollte. Nachdem sich der Reichstag und die Militärverwaltung mit diesem Antrag einverstanden erklärt hatten, wurde derselbe 20. April mit 214 gegen 123 Stimmen vom Reichstag angenommen. Selbst einige Mitglieder der Fortschrittspartei (Berger, Löwe u. a.) stimmten für denselben, wurden freilich deshalb zum Austritt aus der Fraktion gezwungen. Nur das Zentrum bewahrte seine unversöhnlich oppositionelle Haltung.

Der Streit zwischen D.-Preußen und der Kurie übte nicht bloß auf die innern Verhältnisse seinen Einfluß, sondern machte sich auch in der äußern Politik bemerkbar. In Frankreich, Belgien und Spanien traten die Klerikalen besonders feindselig gegen D. auf; die Bischöfe erließen aufhetzende Hirtenbriefe, und der von der Kurie begünstigte klerikale Thronprätendent Don Karlos ließ einen deutschen Hauptmann und Kriegskorrespondenten, Schmidt, als Spion erschießen. Bismarck erwirkte von der französischen und belgischen Regierung ein Einschreiten gegen die Bischöfe und gegen die klerikale Presse und erkannte nicht nur selbst die liberale Herrschaft Serranos in Spanien an, sondern bewog auch die meisten andern Mächte zu dem gleichen Schritt. Als der Botschafter in Paris, Graf Arnim, sich mit der legitimistischen Partei einließ und Bismarcks Ansicht, daß die republikanische Staatsform Frankreichs für D. am vorteilhaftesten sei, bekämpfte, wurde er abberufen und später sogar in einen Prozeß verwickelt. Der ultramontane Abgeordnete Jörg unternahm daher im Reichstag 4. Dez. 1874 einen Angriff auf Bismarcks auswärtige Politik und entfesselte durch die Erwähnung des Kullmannschen Attentats auf Bismarck (13. Juli in Kissingen) einen heftigen Sturm, der mit einer Niederlage der Klerikalen endete.

In der Wintersession des Reichstags 29. Okt. 1874 bis 30. Jan. 1875 wurde der Etat, zum erstenmal auch der Militäretat, beraten und eine Reihe wichtiger Gesetze vereinbart, so: das Landsturmgesetz, das Gesetz über die Naturalleistungen für das Heer, das Reichsbankgesetz und das Zivilehegesetz. Die Justizreformgesetze, welche die Gerichtsorganisation, die Zivil- und die Strafprozeßordnung betrafen, wurden 24. Nov. 1874 eingebracht und einer Kommission überwiesen, welche über die Session hinaus ihre Thätigkeit fortzusetzen ermächtigt wurde. Auch in dieser Session kam es übrigens zu einem Zerwürfnis zwischen dem Reichskanzler und dem von Lasker geführten Teil der Nationalliberalen, der einen klerikalen Antrag unterstützte. Bennigsen versöhnte den Kanzler durch ein 18. Dez. von ihm veranlaßtes Vertrauensvotum. Noch deutlicher wurde der Zwiespalt zwischen dem Reichskanzler und den Nationalliberalen in der Reichstagssession im Winter 1875 auf 1876. Um die Matrikularbeiträge nicht um die 18 Mill., welche der Etat mehr erforderte, erhöhen zu müssen, schlug die Reichsregierung die Erhöhung der Brausteuer um 10 Mill. und die Einführung einer Börsensteuer vor und entwickelte 22 Nov. 1875 ihren Plan, die Reichseinnahmen durch Steigerung der indirekten Steuern auf gewisse nicht unbedingt notwendige Verbrauchsgegenstände (Bier, Kaffee, Tabak, Branntwein, Zucker, Petroleum) erheblich zu vermehren. Aber sowohl diese neuen Steuern als die von der Regierung gewünschte schärfere Fassung mehrerer Paragraphen des allzu milden Strafgesetzbuchs (sogen. Kautschukparagraphen) wurden von der Mehrheit des Reichstags abgelehnt. Andre Pläne Bismarcks, durch ein Eisenbahngesetz das zersplitterte Eisenbahnwesen in D. einheitlich zu regeln oder die bedeutendsten deutschen Bahnen für das Reich zu erwerben, scheiterten an dem Widerstand der Mittelstaaten im Bundesrat. Der Reichskanzler gab seine Absichten keineswegs auf, beschloß vielmehr, sie teils in andrer Form zu verwirklichen, indem er die preußischen Eisenbahnen für den Staat erwarb, teils, wie die Steuerreform, gründlicher und umfassender vorzubereiten. Denn er erkannte, daß man, getäuscht durch den enormen Aufschwung im Handel und Gewerbe nach dem Krieg, welcher sich seit 1874 als ungesund, zum Teil als schwindelhaft herausstellte und mit einem bedenklichen Zusammenbruch vieler Geschäfte endete, in der Begünstigung des Freihandels zu weit gegangen war, die deutsche Industrie und Landwirtschaft in vielen Beziehungen dem Ausland gegenüber wehrlos gemacht und dadurch die Finanzen des Reichs und der Einzelstaaten empfindlich geschädigt hatte. Für sein neues Wirtschaftssystem brauchte der Reichskanzler neue Organe, und so erhielt Delbrück 1. Juli 1876 seine Entlassung u. wurde durch Hofmann ersetzt.

Der am 30. Okt. 1876 wieder zusammengetretene Reichstag wurde daher noch nicht mit der Steuerreform befaßt; seine Aufgabe bestand vielmehr hauptsächlich in der Erledigung der inzwischen von der Kommission durchberatenen **Justizreform**. Gegen deren Beschlüsse erhob der Bundesrat 86 Bedenken, von denen die wichtigsten sich gegen die Verweisung der Preßvergehen an die Schwurgerichte und gegen die Abschaffung des Zeugniszwanges für Verleger und Redakteure von Zeitschriften richteten. Die Nationalliberalen wollten anfangs nicht auf die Wünsche des Bundesrats eingehen und lehnten jene zwei Forderungen ab. Als aber der Bundesrat erklärte, zwar 68 Bedenken fallen lassen zu wollen, aber an 18, darunter jene 2, festhalten und ohne ihre Genehmigung die Justizgesetze ablehnen zu müssen, gaben sie nach, worauf die Gesetze 21. Dez. genehmigt und ihre Einführung auf 1. Okt. 1879 festgesetzt wurde. Hierauf wurde der Reichstag 22. Dez. geschlossen. Die Fortschrittspartei, unterstützt vom Zentrum und den Sozialdemokraten, griff die Nationalliberalen ihrer Nachgiebigkeit wegen aufs heftigste an, beschuldigte sie der Servilität und Schwäche und bekämpfte sie bei den Neuwahlen zum Reichstag mit Aufbietung aller Kräfte. Die Folge war, daß die Nationalliberalen wirklich 20 Sitze verloren und auf 128 Mit-

glieder herabsanken, die Fortschrittspartei aber auch 3 Sitze verlor. Die vereinigten liberalen Parteien hatten nun nur noch 175 Stimmen, also nicht mehr die Majorität im Reichstag. Die Beratungen desselben begannen 22. Febr. 1877 und beschränkten sich auf das Budget für 1877/78, auf das Gesetz über die Errichtung des Reichsgerichts in Leipzig und eines Patentamtes zur Handhabung des ebenfalls beantragten Patentgesetzes. Die Vorschläge der Regierung wurden genehmigt.

Der Reichskanzler, der Ende März seiner erschütterten Gesundheit wegen ein Entlassungsgesuch eingereicht und nach dessen Ablehnung durch den Kaiser einen unbestimmten Urlaub erhalten hatte, blieb das ganze Jahr 1877 von Berlin entfernt in Friedrichsruh oder Varzin. Doch beschäftigte er sich eifrig mit der **Steuerreform** und faßte den Plan, zu diesem Behuf mit den Nationalliberalen ein Bündnis zu schließen, das ihm eine feste Majorität im Reichstag sichern sollte. Er hatte zu diesem Zweck Weihnachten 1877 in Varzin mit Bennigsen längere Besprechungen, die aber nicht zu dem gewünschten Ergebnis führten. Denn Bennigsen wollte nur zusammen mit zwei andern Führern der Partei, Forckenbeck und Stauffenberg, in das Ministerium treten, und ferner bestand die Mehrheit der Nationalliberalen auf konstitutionellen Garantien dafür, daß die Mehrerträge aus der Reform der indirekten Steuern zur Herabminderung der Steuern in den Einzelstaaten verwendet würden. Beides konnte Bismarck nicht bewilligen. Als nun der Reichstag 6. Febr. 1878 wieder eröffnet wurde, legte die Reichsregierung statt einer umfassenden Steuerreform nur zwei Gesetzentwürfe über die Übertragung des Spielkartenstempels und andrer Stempelabgaben auf das Reich sowie über eine Erhöhung der Tabaksteuer vor. Die letztere wurde 22. Febr. von Stauffenberg in scharfer Weise angegriffen und der preußische Finanzminister Camphausen mit so bittern Vorwürfen überschüttet, daß er seine Entlassung nahm. Bismarck war damit nicht unzufrieden, da er Camphausens Finanzsystem für unfruchtbar, ja schädlich hielt. Dagegen reizte ihn empfindlich die unnötig heftige Opposition der Liberalen gegen das Tabaksmonopol, welches er als sein Ziel bezeichnet hatte. Anstatt der gewünschten Tabaksteuererhöhung beschloß der Reichstag eine Tabaksteuerenquete und knüpfte die Bewilligung der hierfür geforderten Mittel an die Bedingung, daß ein Tabaksmonopol nicht beabsichtigt und ein umfassender Steuerreformplan ausgearbeitet werde. Da seine Krankheit noch nicht beseitigt war, so zog sich Bismarck im März auf das Land zurück, nachdem seine Stellvertretung durch ein besonderes Gesetz geordnet und dieselbe im allgemeinen dem Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums, Grafen Stolberg-Wernigerode, übertragen worden war.

Da unternahm 11. Mai 1878 der Leipziger Klempnergeselle Max Hödel einen glücklicherweise erfolglosen **Mordversuch auf den Kaiser**, als derselbe die Berliner Linden entlang fuhr. Derselbe warf ein erschreckendes Licht auf die sittliche Verwilderung eines Teils der Nation und auf die Gefahren der sozialdemokratischen Wühlerei, deren furchtbares Anschwellen schon die Reichstagswahlen von 1877 gezeigt hatten. Die Regierung hielt es für ihre Pflicht, weitern Ausschreitungen durch ein Gesetz (**Sozialistengesetz**) vorzubeugen, welches auf drei Jahre die Verfolgung sozialdemokratischer Ziele gewissen Ausnahmemaßregeln unterwarf. Sie legte den Entwurf 21. Mai dem Reichstag vor, aber schon 24. Mai lehnte die liberale und ultramontane Mehrheit denselben ab, indem sie die Regierung darauf hinwies, erst die ihr zu Gebote stehenden Mittel der Repression besser auszunutzen. Indes die Ereignisse gaben der Mehrheit unrecht: 2. Juni erfolgte das **zweite Attentat** Karl Nobilings auf den Kaiser, durch welches derselbe schwer verwundet wurde, so daß er 4. Juni dem Kronprinzen seine Stellvertretung übertragen mußte. Unter dem Eindruck des schrecklichen Ereignisses setzte Bismarck 12. Juni im Bundesrat die **Auflösung des Reichstags** und die Anberaumung der Neuwahlen auf 30. Juli durch. Er war besonders zornig auf die liberalen Parteien, sowohl auf die Fortschrittspartei, welcher er den Namen einer Ordnungspartei geradezu absprach, und die er fast der Sozialdemokratie gleichstellte, als auf die Nationalliberalen, die er beschuldigte, ihn im Stiche gelassen zu haben, und ließ durch die Beamten wie durch die Regierungspresse beide Parteien aufs heftigste bekämpfen, während Ultramontane und Partikularisten unbehelligt blieben. Das **Ergebnis der Wahlen** vom 30. Juli war daher zwar, daß die Liberalen fast 40 Sitze verloren und die Fortschrittspartei auf 24, die Nationalliberalen auf 101 Mitglieder sich verringerten, während die Konservativen und die Reichspartei auf je 57 Mitglieder stiegen. Dagegen wuchs das Zentrum auf 93 Mitglieder nebst 9 welfischen Hospitanten, und die Sozialdemokraten behaupteten 9 Wahlkreise. Eine konservative Mehrheit hatte also der Reichskanzler nicht erlangt, und da die Ultramontanen sich im Wahlkampf, um Stimmen zu erobern, unbedingt gegen alle Ausnahmegesetze verpflichtet hatten, so mußte er sich, um das von neuem vorgelegte Sozialistengesetz genehmigt zu erhalten, in der am 9. Sept. eröffneten außerordentlichen Reichstagssession mit den Nationalliberalen verständigen und manche Änderungen derselben an dem Gesetz zulassen. Dasselbe wurde 19. Okt. mit 221 gegen 149 Stimmen auf $2^{1}/_{2}$ Jahre (bis 31. März 1881) genehmigt, sofort veröffentlicht und zur Unterdrückung sozialdemokratischer Vereine und Zeitungen energisch angewendet. Der inzwischen genesene Kaiser kehrte 5. Dez. nach Berlin zurück und übernahm wieder die Regierungsgeschäfte.

Ein erfreulicheres Bild als die innern Zustände Deutschlands bot seine äußere Lage dar. Ja, während der Kaiser an seinen Wunden schwer danieder lag, während die Wahlkämpfe tobten, war die Reichshauptstadt Berlin zum erstenmal der Sitz eines Kongresses der bedeutendsten europäischen Staatsmänner. Dieser **Berliner Kongreß** war zur Regelung der orientalischen Frage berufen worden. Die Hetzereien panslawistischer Agitatoren hatten auf der Balkanhalbinsel von neuem Aufstände und kriegerische Verwickelungen hervorgerufen, welche Rußland zum Anlaß genommen hatte, als Protektor der slawischen Christen der Türkei 1877 den Krieg zu erklären. Der Reichskanzler hatte sich vergeblich bemüht, den Ausbruch desselben zu verhindern. Nachdem er ausgebrochen, strebte er vor allem danach, ihn auf die Balkanhalbinsel zu beschränken und ihn nicht zu einem europäischen Krieg werden zu lassen. Er setzte allen seinen Einfluß daran, Österreich von einer Einmischung abzuhalten, und beobachtete selbst die strengste Neutralität. Als nun aber Rußland entgegen seinen Versprechungen durch den Frieden von San Stefano die englischen und die österreichischen Interessen im Orient auf das empfindlichste verletzte und besonders England dagegen den entschiedensten Einspruch erhob, fühlte sich Bismarck veranlaßt, die Vermittelung der

streitenden Interessen zu übernehmen und zum 13. Juni 1878 den Berliner Kongreß zu berufen, welchem die auswärtigen Minister der Großmächte, namentlich Gortschakow, Beaconsfield und Andrássy, selbst beiwohnten, und welchem Bismarck präsidierte. Es gelang, auf demselben eine gütliche Vereinbarung (im Berliner Frieden vom 13. Juli) herbeizuführen, indem Rußland wesentliche Änderungen am Vertrag von San Stefano zugab und Österreich die Besitzergreifung von Bosnien und der Herzegowina zugestanden wurde. Letzteres leistete D. sofort einen Gegendienst, indem es 11. Okt. auf den Art. 5 des Prager Friedens (s. oben, S. 899) Verzicht leistete. In Rußland freilich war die Entrüstung der Armee und der Panslawisten über die Zugeständnisse des Berliner Friedens um so größer, und Gortschakow unterließ es nicht, dieselbe eifrigst zu schüren. Die Spannung zwischen D. und dem östlichen Nachbar ward 1879 immer bedenklicher; auch eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit dem russischen Kaiser in Alexandrowo vermochte ihre Ursachen nicht zu beseitigen, so daß Bismarck 15. Okt. 1879, um für alle Fälle gerüstet zu sein, ein Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich-Ungarn abschloß. Es wurde hiermit gewissermaßen der zweite Teil des Gagernschen Programms (s. oben, S. 890) erfüllt, und die Befestigung dieses Bundes in der Folgezeit zeigte, wie naturgemäß er war.

Nach der Erledigung des Sozialistengesetzes schritt Bismarck zur Verwirklichung der Steuer- und Wirtschaftsreform, für welche die Bildung der schutzzöllnerisch gesinnten volkswirtschaftlichen Vereinigung von 204 Mitgliedern des neuen Reichstags günstige Aussichten bot. Auf Antrag Bismarcks ernannte der Bundesrat 27. Dez. 1878 eine Tarifkommission, welche den Zolltarif nach dem Grundsatz allgemeiner Zollpflichtigkeit aller über die Grenze eingehenden Gegenstände revidieren und durch besondere Erhöhung einiger indirekter Abgaben sowohl die Reichseinnahmen vermehren, als Landwirtschaft und Industrie schützen sollte. In der Thronrede, mit welcher der Kaiser 12. Febr. 1879 den Reichstag eröffnete, wurde diese Wirtschafts- und Finanzreform als Hauptgegenstand der Beratungen angekündigt. Die Liberalen waren ihr, mit einigen Ausnahmen, feindlich gesinnt, und Bismarck forderte ihre Opposition durch den Entwurf eines Disziplinargesetzes für den Reichstag heraus, das er bei Beginn der Sitzungen vorlegte. Dasselbe sollte den Reichstag in den Stand setzen, Mitglieder, die aufrührerische Reden hielten, auszuschließen und für nicht wählbar zu erklären, ja sogar dem Strafgericht zu überliefern; es wurde schon 7. März als nicht nötig und der Würde des Reichstags nicht entsprechend abgelehnt. Um so heftiger waren die Angriffe auf das neue Steuersystem seitens der freihändlerischen Fortschrittspartei bei der Verhandlung über den Handelsvertrag mit Österreich (20.—22. Febr.), bei der Beratung des Budgets und der der Zollvorlagen selbst, welche 2. Mai begann. Entschieden traten die Konservativen für sie ein. Das Zentrum erklärte sich zu Schutzzöllen geneigt. Die Nationalliberalen begingen den Fehler, sich nicht für eine bestimmte Stellung zu entscheiden und dieselbe zur Parteisache zu erheben. Sie waren teils entschiedene Freihändler, teils Anhänger von Finanzzöllen, teils Schutzzöllner. Die erstern, wie Delbrück, Bamberger und Lasker, griffen das neue System Bismarcks mit besonderer Schärfe an. So kam es, daß dieser sich von den Nationalliberalen gänzlich abwandte und die Bildung einer Koalition der Konservativen mit dem Zentrum begünstigte. Die maßgebende Stellung der Nationalliberalen im Reichstag war hiermit beseitigt, und ihre beiden Vertreter im Präsidium, Forckenbeck und Stauffenberg, legten 20. Mai ihre Ämter nieder; sie wurden durch den Konservativen Seydewitz und den Ultramontanen Franckenstein ersetzt. Die neue Mehrheit vereinigte sich in der Tarifkommission darüber, sowohl Schutz- als Finanzzölle, nämlich Getreide-, Holz-, Eisen- und dergleichen Zölle, und höhere Abgaben auf Wein, Tabak, Thee, Petroleum, Kaffee ꝛc. zu bewilligen, fügte aber auf Antrag Franckensteins hinzu, daß derjenige Betrag der neuen Zölle, der die Summe von 130 Mill. jährlich übersteige, den einzelnen Bundesstaaten nach dem Maßstab ihrer Matrikularbeiträge zu überweisen sei. Der nationalliberale Antrag auf Quotisierung des Zolles auf Kaffee und Salz wurde abgelehnt. Der Reichskanzler erklärte sich mit diesen Beschlüssen, auch der Franckensteinschen Klausel, einverstanden, und nach heftigen, fast leidenschaftlichen Debatten wurde das Zolltarifgesetz 12. Juli mit 217 gegen 117 Stimmen angenommen. Außerdem genehmigte der Reichstag die neue Verfassung für Elsaß-Lothringen.

Die Schwenkung Bismarcks von den Nationalliberalen zum Zentrum hatte zur Folge, daß Hobrecht, Friedenthal und Falk aus dem preußischen Ministerium ausschieden und durch Konservative ersetzt wurden. Auch bei den Reichsbehörden traten Änderungen ein. Das Reichskanzleramt wurde in ein Reichsamt des Innern verwandelt und ein Reichsschatzamt neu errichtet. Der neue preußische Kultusminister, v. Puttkamer, trat in Unterhandlungen mit der päpstlichen Kurie über die Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche und bereitete einige Milderungen der Maigesetze vor. Gleichwohl gab das Zentrum seine oppositionelle Haltung keineswegs auf. Die Militärnovelle, welche dem Reichstag 12. Febr. 1880 vorgelegt wurde, und durch welche die Friedenspräsenzstärke für weitere sieben Jahre (1881—88) auf 427,000 Mann erhöht wurde, was eine jährliche Mehrausgabe von 17 Mill., eine einmalige von 27 Mill. beanspruchte, ward von den Ultramontanen bekämpft und nur mit Hilfe der Nationalliberalen 16. April mit 186 gegen 128 Stimmen durchgesetzt. Auch die Verlängerung des Sozialistengesetzes bis 30. Sept. 1884 lehnte das Zentrum mit Ausnahme von zwölf Mitgliedern ab; dieselbe wurde nur durch die Vereinigung der Nationalliberalen mit den Konservativen genehmigt. Ebenso verweigerten die Ultramontanen der Samoavorlage ihre Zustimmung, und da der freihändlerische Teil der Nationalliberalen sich ihnen anschloß, fiel die Vorlage 27. April, infolgedessen Bismarck weitere Kolonialprojekte vorläufig aufgab. Der Bund des Zentrums mit den Konservativen bethätigte sich nur in der Annahme eines Wuchergesetzes und einer Novelle zum Gewerbegesetz, welche die Gewerbefreiheit in manchen Punkten beschränkte. Der Reichskanzler sagte daher in einer merkwürdigen Rede 8. Mai 1880 dem Zentrum die Freundschaft wieder auf. Die Reichstagssession von 1881, welche 15. Febr. begann, erledigte hauptsächlich nur das Budget. Weitere Gesetzentwürfe über die Einführung von zweijährigen Etatsperioden und vierjährigen Legislaturperioden, über die Erhöhung der Brausteuer und eine Wehrsteuer wurden abgelehnt; nur eine Börsensteuer wurde genehmigt. Das Unfallversicherungsgesetz wurde 15. Juni in einer Fassung angenommen, welche der Bundesrat ablehnte.

Angesichts der verworrenen Verhältnisse zwischen dem Reichskanzler und dem Reichstag war es kein Wunder, wenn bei den Neuwahlen zum Reichstag 27. Okt. 1881 die regierungsfreundlichen Mittelparteien Verluste erlitten und die Opposition, welche auf das vom Reichskanzler angekündigte Tabaksmonopol als ein drohendes Gespenst hinweisen konnte, sich verstärkte. Die Nationalliberalen, von denen sich 1880 die Freihändler als liberale Vereinigung (Sezessionisten) getrennt hatten, sanken auf 47, die Reichspartei auf 25 Mitglieder herab. Sezessionisten, Fortschrittler und Demokraten zählten 110, Ultramontane, Welfen, Polen und Elsässer 138 Stimmen. Der Reichskanzler konnte nun auf gar keine sichere Majorität mehr rechnen. Um dennoch für seine Pläne die Zustimmung des Reichstags zu gewinnen, eröffnete er den neuen Reichstag 17. Nov. mit der Verlesung einer kaiserlichen Botschaft, welche demselben die Unterstützung der sozialen Reform durch Unfallversicherung, Krankenkassen, Alters- und Invalidenversorgung dringend ans Herz legte und zur Beschaffung der nötigen Mittel die Einführung des Tabaksmonopols anempfahl. In seiner ersten ordentlichen Session erledigte der Reichstag indes nur das Budget und genehmigte den Vertrag über den Zollanschluß Hamburgs. Die Frage des Tabaksmonopols wurde erst in der außerordentlichen Session im Frühjahr 1882 verhandelt. Die Abneigung gegen dasselbe war aber so allgemein und so stark, daß, obwohl die Reichsregierung den Ertrag desselben auf 165 Mill. (118 Mill. mehr, als die Tabaksteuer einbrachte) angab, selbst im Bundesrat 22 Stimmen gegen dasselbe waren, mehrere Landtage sich dagegen erklärten und sogar der von der preußischen Regierung berufene Volkswirtschaftsrat es ablehnte. Im Reichstag trat keine Partei geschlossen für dasselbe ein, und es wurde 14. Juni mit der erdrückenden Majorität von 276 gegen 43 Stimmen verworfen. Das Unfallversicherungs- und Krankenkassengesetz blieben in den Kommissionen unerledigt, und deren Arbeiten rückten auch in der Session von 1883 nicht vorwärts. Eine kaiserliche Botschaft vom 14. April 1883 mahnte den Reichstag zur baldigsten Beschlußfassung über die beiden dringend notwendigen Gesetze, und um dieselbe wenigstens für die nächste Session sicher zu ermöglichen, wurde der Reichstag aufgefordert, schon jetzt den Etat für 1884/85 durchzuberaten. Diesen Wunsch erfüllte der Reichstag und brachte auch das Krankenkassengesetz zum Abschluß. Über die Grundsätze der Unfallversicherung konnten die Parteien sich aber 1883 noch nicht einigen. Erst in der Frühjahrssession 1884 wurde das Unfallversicherungsgesetz zu stande gebracht, ebenso ein neues Aktiengesetz. Beides gelang, weil das Zentrum mit den Konservativen und Nationalliberalen dafür stimmte. Dagegen schien die Verlängerung des Sozialistengesetzes keine Aussicht auf Genehmigung zu haben, weil außer dem Zentrum und seinen Trabanten, den Polen, Elsässern und Welfen, auch die neue deutschfreisinnige Partei (104 Mitglieder) sich gegen alle Ausnahmegesetze erklärt hatte. Diese Partei war aus der Fusion der Sezessionisten mit der Fortschrittspartei (5. März 1884) hervorgegangen und hatte sich die Bildung einer großen liberalen Partei zum Ziel gesetzt; doch hatte von Anfang an die einseitig oppositionelle Richtung Eugen Richters das Übergewicht, und frühere Nationalliberale, wie Bamberger und Rickert, bekämpften die Regierung mit besonderer Schärfe. Die Verlängerung des Sozialistengesetzes wurde zwar doch bewilligt, weil ein Teil des Zentrums und der Deutschfreisinnigen aus Furcht vor einer Auflösung des Reichstags dafür stimmte. Beide Parteien hielten sich aber dann schadlos, indem sie die Annahme der Dampfervorlage in dieser Session vereitelten.

Der Reichskanzler glaubte nämlich 1884 den Zeitpunkt gekommen, um eine neue Bahn deutscher Machtentwickelung zu betreten. Das deutsch-österreichische Bündnis vom 15. Okt. 1879, 1883 erneuert, hatte sich als ein Hort der Interessen beider Mächte wie des europäischen Friedens bewährt. Italien und Rumänien hatten sich ihm angeschlossen, und auch Rußland hatte sich den beiden Kaisermächten wieder genähert. Im September 1884 fand eine zweite Dreikaiserzusammenkunft in Skierniewice statt, welche die Wiederherstellung der alten Allianz der Welt offen kundthat. Ja, trotz mancher Ausschreitungen der französischen Revanchepartei hatte sich auch Frankreich D. genähert, da ihm wegen seiner kolonialen Unternehmungen die Aufrechthaltung des Friedens in Europa erwünscht war und es für seine Interessen in Ägypten in D. eine Stütze fand. England dagegen hatte sich unter Gladstones Ministerium durch seine Politik in Ägypten die Mächte entfremdet und sich so isoliert, daß Bismarck von da keinen wirksamen Widerspruch gegen seine Kolonialpläne befürchten zu müssen glaubte. Wie er durch den neuen Zolltarif die Landwirtschaft und die Industrie in D. geschützt und gefördert hatte, so wollte er auch die überseeischen Unternehmungen deutscher Kaufleute unter den Schutz des Reichs stellen und ihnen hierdurch eine selbständige Entwickelung ermöglichen. Eine erobernde Kolonialpolitik des Reichs selbst lag ihm durchaus fern, wie er 26. Juni im Reichstag erklärte. Den ersten Anlaß, eine überseeische Ansiedelung unter den Schutz der deutschen Reichsflagge zu stellen, bot die Handelsniederlassung des Bremer Hauses Lüderitz in Angra Pequena (s. d.). Außerdem aber beabsichtigte der Reichskanzler, durch Subvention von Schnelldampferlinien den deutschen Handel in Asien und Australien zu begünstigen. Die Vorlage hierüber wurde aber von den deutschfreisinnigen Freihändlern heftig bekämpft und in eine Kommission verwiesen, welche sie vor Schluß der Session nicht mehr erledigen konnte.

Im Oktober 1884 fanden die Neuwahlen für den Reichstag statt, bei welchen die Deutschfreisinnigen eine schwere Niederlage erlitten, weil ihr Verhalten gegen den Reichskanzler und seine neuen Pläne in weiten Kreisen gemißbilligt wurde. Sie retteten beim ersten Wahlgang nur ein Drittel ihrer bisherigen Abgeordnetenzahl und stiegen erst bei den Stichwahlen durch die Hilfe der Ultramontanen und Sozialdemokraten, denen sie gegen die Nationalliberalen anderswo Gegendienste leisteten, auf 63 Stimmen. Die Sozialdemokraten wuchsen von 10 auf 24, Zentrum, Polen und Elsässer behielten ihre Mitgliederzahl, so daß die Oppositionsparteien, die Demokraten eingeschlossen, 234 Stimmen zählten. Wenn ihre Zahl auch um etwa 30 verringert war, so hatten die der Regierung freundlichen Parteien (Deutschkonservative, Reichspartei und Nationalliberale) doch nur 160 Stimmen, also bei weitem nicht die Majorität. Namentlich war es den Nationalliberalen trotz ihrer Reorganisation auf dem Heidelberger Parteitag (23. März 1884) nicht gelungen, mehr als 53 Mandate zu erringen, da sie überall auf die Koalition der Ultramontanen, Deutschfreisinnigen und Sozialdemokraten stießen. Die oppositionelle Mehrheit ließ den Reichskanzler in der ersten Session des neuen Reichstags, welche 20. Nov. eröffnet wurde, ihre Macht

sofort empfinden, indem sie 15. Dez. 20,000 Mk. für einen neuen Direktor im Auswärtigen Amte trotz Bismarcks persönlicher Befürwortung ablehnte. Indes über diesen Beschluß erhob sich ein solcher Sturm der Entrüstung, daß die Deutschfreisinnigen u. Ultramontanen, um einer Reichstagsauflösung vorzubeugen, ihre schroff negative Haltung nicht fortzusetzen wagten.

Dazu kam, daß der Reichskanzler, durch eine Kur neugekräftigt, wiederholt mit seiner wirksamsten Beredsamkeit eintrat und durch die Veröffentlichung der »Weißbücher« bewies, daß er auch die Kolonialpolitik mit derselben Meisterschaft leitete wie die europäische, wie denn der Zusammentritt der Congokonferenz (s. d.) in Berlin zeigte, daß Deutschlands Einfluß auch in den überseeischen Angelegenheiten von den Mächten anerkannt wurde. England hatte seinen Versuch, den deutschen Ansiedelungen an der Westküste Afrikas entgegenzutreten, aufgeben müssen. Außer dem Küstenstrich vom Kap Frio bis zum Oranje wurden hier noch Camerun und Togoland an der Guineaküste von D. in Besitz genommen; in Camerun kam es im Dezember 1884 zu einem blutigen Zusammenstoß deutscher Kriegsschiffe mit den von Engländern aufgehetzten Negern (s. Camerun). Die Mittel für die Verwaltungseinrichtungen in den afrikanischen Kolonien wurden vom Reichstag 1885 bewilligt, ebenso mit Streichung der westafrikanischen Linie das Dampferunterstützungsgesetz, der neue Direktorposten und einige neue Konsulate. Ein neuer Zolltarif, welcher die industriellen und besonders die landwirtschaftlichen Zölle erheblich erhöhte, gelangte durch die Hilfe des Zentrums zur Annahme. Auch wurden ein Börsensteuergesetz und der Zollanschluß Bremens genehmigt, so daß trotz der ungünstigen Parteiverhältnisse die Reichsregierung mit den Ergebnissen der am 15. Mai 1885 geschlossenen Session zufrieden sein konnte. Sie fühlte sich hierdurch ermutigt, auf der Bahn der Kolonialpolitik fortzuschreiten. Nachdem sie sich mit England über die Teilung des östlichen Neuguinea dahin verständigt hatte, daß der Norden nebst den Inselgruppen Neubritannien und Neuirland (Bismarck-Archipel) an D. fallen sollte, nahm sie auch an der Ostseite Afrikas die Erwerbungen einer deutschen ostafrikanischen Gesellschaft in Usagara unter ihren Schutz und erlangte nicht nur die Zustimmung des Sultans von Sansibar zu diesen Erwerbungen, sondern schloß auch mit demselben einen neuen Handelsvertrag ab. Als im August 1885 zum Schutz der deutschen Niederlassungen auf den Karolinen (s. d.) daselbst die deutsche Flagge aufgeheißt wurde, reizte dies die Spanier, welche die Inselgruppe mit Unrecht als ihr Eigentum ansahen, zu einigen Exzessen gegen die deutsche Gesandtschaft in Madrid und zu einem Protest gegen die deutsche Okkupation. Bismarck rief die Vermittelung des Papstes Leo XIII. an, und dieser schlichtete den Streit dahin, daß das moralische Anrecht der Spanier anerkannt, D. aber völlige Handelsfreiheit und die Befugnis, Stationen anzulegen, zugesprochen wurden. Statt der Karolinen nahm D. 1886 darauf die Marshallinseln in Besitz. Über die Abgrenzung der westafrikanischen Besitzungen wurden mit England und Frankreich Verträge abgeschlossen.

Die neue Session des Reichstags wurde 19. Nov. 1885 durch den Staatssekretär v. Bötticher mit der Verlesung einer kaiserlichen Thronrede eröffnet. Gleich zu Anfang der Beratungen kam es aus Anlaß der unberechtigten Beschwerden der Ultramontanen über die Nichtzulassung französischer Jesuiten in den deutschen Kolonien zu einem heftigen Zusammenstoß des Fürsten Bismarck mit den Führern des Zentrums. Die letztern rächten sich für die entschiedene Absage, die ihnen von seiten des Reichskanzlers zu teil wurde, dadurch, daß sie sich mit den Deutschfreisinnigen, Sozialisten, Welfen, Elsässern und Polen zu einem Angriff auf die gegen die polnische Einwanderung in den östlichen Provinzen Preußens (s. d.) ergriffenen Maßregeln vereinigten. Die zuerst in der Polenfrage eingebrachte Interpellation wurde 1. Dez. durch eine kaiserliche Botschaft als ein Eingriff in innere Angelegenheiten Preußens zurückgewiesen. Darauf beschloß die oppositionelle Mehrheit im Januar 1886 nach dreitägigen Debatten ein Tadelsvotum über die Ausweisungen, dessen Wirkung indes durch die darauf folgenden Erklärungen und Beschlüsse im preußischen Landtag erheblich abgeschwächt wurde. Der Reichshaushaltsetat wurde mit einigen Abstrichen im Militär- und Marineetat genehmigt. Ebenso wurden die Mittel für die Anlegung eines Nord-Ostseekanals bewilligt. Andre Vorschläge der Reichsregierung über die Rechtspflege in den überseeischen Gebieten, über eine Reform der Zuckersteuer, über die Ausdehnung der Unfallversicherung &c. wurden an Ausschüsse verwiesen. Dasselbe geschah auch mit dem Gesetzentwurf über die Einführung eines Branntweinmonopols, den der Bundesrat auf Antrag Preußens genehmigt hatte, der aber im Reichstag schon bei der ersten Lesung 4. März fast von allen Parteien so entschieden bekämpft wurde, daß die Ablehnung desselben wahrscheinlich ist, wenn auch die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit einer höhern Branntweinbesteuerung von den meisten anerkannt wurde.

Litteratur zur Geschichte Deutschlands.

Die Quellen zur deutschen Geschichte im Mittelalter sind gesammelt in dem großen Werk »Monumenta Germaniae historica« (s. d.), welchem sich die kleinern Sammlungen von Böhmer (»Fontes rerum germanicarum«, Stuttg. 1843–68, 4 Bde.) und Jaffé (»Bibliotheca rerum germanicarum«, Berl. 1864–73, 6 Bde.) sowie die von der Historischen Kommission herausgegebenen »Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert« (Leipz. 1862 ff., Bd. 1–18) und die »Deutschen Reichstagsakten« (Münch. 1868 ff.) anschließen. Vgl. Dahlmann, Quellenkunde der deutschen Geschichte (5. Aufl. von Waitz, Götting. 1883); Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (5. Aufl., Berl. 1885, 2 Bde.); Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit dem 13. Jahrhundert (3. Aufl., das. 1886, 2 Bde.).

[Gesamtdarstellungen.] Ausführliche Bearbeitungen der ganzen deutschen Geschichte sind: Häberlin, Umständliche deutsche Reichsgeschichte (Halle 1767–86, 21 Bde.); M. J. Schmidt, Geschichte der Deutschen (fortgesetzt von Milbiller bis 1806 und von Dresch bis 1816; im ganzen 28 Bde., Ulm 1785–1830); Heinrich, Deutsche Reichsgeschichte (Leipz. 1787–1805, 9 Bde.); Luden, Geschichte des Teutschen Volkes (bis 1237, Gotha 1825–37, 12 Bde.); K. A. Menzel, Geschichte der Teutschen (bis Maximilian I., Bresl. 1815–1823, 8 Bde.); Derselbe, Neuere Geschichte der Teutschen, von der Reformation bis zur Bundesakte (das. 1826–35, 6 Bde.; neue Ausg., das. 1854–56); Pfister, Geschichte der Deutschen, nach den Quellen (Hamb. 1829–35, 5 Bde.; Bd. 6 von Bülau, 1842); Wirth, Geschichte der Deutschen (bis 1806; 4. Aufl., Stuttg. 1860–64, 4 Bde.); Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reichs (Halle 1854–67, 5 Bde.); Sugenheim, Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur (Leipz. 1866, 3 Bde.);

K. W. Nitzsch, Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden (das. 1883 ff.); »Deutsche Geschichte« von Dahn, Dove u. a. in Giesebrechts »Geschichte der europäischen Staaten« (Gotha 1883 ff.); Erler, Deutsche Geschichte in den Erzählungen vaterländischer Geschichtschreiber (bis zur Reformation, Leipz. 1882—84, 3 Bde.).

Kürzere Lehrbücher sind: Pütter, Vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie (2. Aufl., Götting. 1772); Heinrich, Handbuch der deutschen Reichsgeschichte (Leipz. 1800, 2 Bde.; fortgesetzt von Pölitz bis 1819); Posselt, Geschichte der Deutschen für alle Stände (fortgesetzt von Pölitz; neue Ausg., Stuttg. 1828, 4 Bde.); Kohlrausch, Deutsche Geschichte (für Schulen, 1816; 16. Aufl., Hannov. 1875); W. Menzel, Geschichte der Deutschen (5. Aufl., Stuttg. 1855, 3 Bde.); Duller, Geschichte des deutschen Volkes (neue Ausg. von W. Pierson, Berl. 1877, 2 Bde.); Derselbe, Vaterländische Geschichte (fortgesetzt von Hagen, Frankf. 1852—57, 4 Bde.); Rückert, Deutsche Geschichte (3. Aufl., Leipz. 1873); D. Müller, Geschichte des deutschen Volkes (11. Aufl., Berl. 1884); Stacke, Deutsche Geschichte (Bielef. u. Leipz. 1880—81, 2 Bde.; illustriert).

Auf die Verfassungsgeschichte bezüglich sind: Pütter, Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reichs (3. Aufl., Götting. 1798 ff., 3 Bde.); Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte (5. Aufl., das. 1843—1844, 4 Bde.); G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte (Kiel 1844—78, Bd. 1—8, bis zur Mitte des 12. Jahrh.); Walter, Deutsche Rechtsgeschichte (2. Aufl., Bonn 1857); Sickel, Geschichte der deutschen Staatsverfassung bis zur Begründung des konstitutionellen Staats (Halle 1879 ff.).

[**Einzelne Perioden**, mit Bezug auf die Gesamtgeschichte; weitere Spezialwerke sind bei den betreffenden Herrschern und Perioden angegeben.] Die älteste Zeit behandeln: Barth, Deutschlands Urgeschichte (2. Bearbeitung, Erlang. 1840—46, 5 Bde.); Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme (Münch. 1837); Arnold, Deutsche Urzeit (3. Aufl., Gotha 1881); Dahn, Geschichte der deutschen Urzeit (das. 1883); v. Wietersheim, Zur Vorgeschichte deutscher Nation (Leipz. 1852); Derselbe, Geschichte der Völkerwanderung (2. Aufl. von Dahn, das. 1880—81, 2 Bde.); die Zeit der Merowinger und Karolinger: Mannert, Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken (Stuttg. 1829—32, 2 Bde.); Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands (Götting. 1845—48, 2 Bde.); Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl d. Gr. (Leipz. 1880—81, 2 Bde.); Gfrörer, Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger (Freiburg 1848, 2 Bde.); Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs (Berl. 1862—65, 2 Bde.); Hahn, Jahrbücher des fränkischen Reichs, 741—752 (das. 1863); Oelsner, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Pippin, 751—768 (Leipz. 1870); Abel u. Simson, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Karl d. Gr. (das. 1866, Bd. 1); Simson, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen (das. 1874—76, 2 Bde.); Arnold, Fränkische Zeit (Gotha 1882); die Zeit der sächsischen Dynastie: »Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem sächsischen Haus«, herausgegeben von L. Ranke (Leipz. 1837—40, 3 Bde.; neu bearbeitet 1863 ff.); die Zeit der fränkischen Kaiser: Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern (Leipz. 1827, 2 Bde.); Breßlau u. Steindorff, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Konrad II. und Heinrich III. (das. 1881); die Zeit der Hohenstaufen: F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit (4. Aufl., das. 1872—1873, 6 Bde.); Jaffé, Geschichte des Deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen (Berl. 1843); Derselbe, Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III. (Hannov. 1845); die Zeit des Interregnums bis zur Goldenen Bulle: Olenschlager, Erläuterte Staatsgeschichte des römischen Kaisertums in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Frankf. a. M. 1755); O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert (Wien 1864—67, 2 Bde.); Dönniges, Geschichte des deutschen Kaisertums im 14. Jahrhundert (Berl. 1841); Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde (das. 1845—62, Bd. 1—3 u. 5); Lindner, Geschichte des Deutschen Reichs vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation (Braunschw. 1875 ff.); K. Fischer, Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter (Gotha 1884); Aschbach, Geschichte Kaiser Siegmunds (Hamb. 1838—45, 4 Bde.); Bachmann, Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrichs III. und Max I. (Leipz. 1884 ff.); die Kaiserzeit überhaupt: Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit (Braunschw. 1855—80, Bd. 1 bis 5; wiederholt aufgelegt); Souchay, Geschichte der deutschen Monarchie (Frankf. 1861—62, 4 Bde.); das Reformationszeitalter und den Dreißigjährigen Krieg (s. d., Litteratur): Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (6. Aufl., Leipz. 1880—82, 6 Bde.); Egelhaaf, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Berl. 1885); Hagen, Deutschlands litterarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter (Frankf. 1844, 3 Bde.); Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwickelung etc. (Regensb. 1846—48, 3 Bde.); Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters (12. Aufl., Freiburg 1883—85, 4 Bde.; von schroff ultramontanem Standpunkt); Ranke, Zur deutschen Geschichte vom Religionskrieg bis zum Dreißigjährigen Krieg (2. Aufl., Leipz. 1874); Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. (Wien 1831—38, 9 Bde.); Ritter, Geschichte der deutschen Union (Schaffh. 1867—73, 2 Bde.); Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. (das. 1850—64, 11 Bde.); Gindely, Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs (Prag 1869 ff., Bd. 1—3; populäre Darstellung 1884); Koch, Geschichte des Deutschen Reichs unter Ferdinand III. (Wien 1865—66, 2 Bde.); die Zeit nach dem Westfälischen Frieden: Hanser, D. nach dem Dreißigjährigen Krieg (Leipz. 1862); Förster, Die Höfe und Kabinette Europas im 18. Jahrhundert (Potsd. 1836—39, 3 Bde.); die Litteratur über Friedrich d. Gr. und Maria Theresia, s. d.; Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund 1780—90 (2. Aufl., Leipz. 1876, 2 Bde.); Biedermann, D. im 18. Jahrhundert (das. 1854—80, 4 Tle.); Häusser, Deutsche Geschichte vom Tod Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes (3. Aufl., Berl. 1869, 4 Bde.); Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution (Hamb. u. Gotha 1845); Derselbe, Politische Zustände und Personen in D. zur Zeit der französischen Herrschaft (Gotha 1862—69, 2 Bde.); A. Schmidt, Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs d. Gr. (Berl. 1851); Derselbe, Preußens deutsche Politik (3. Aufl., Leipz. 1867); v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert (in 5 Bdn., das. 1879 ff.); Kaltenborn, Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen 1806—56 (das. 1857, 2 Bde.);

Ilse, Geschichte der deutschen Bundesversammlung (Marb. 1860—62, 3 Bde.; unvollendet); K. Fischer, Die Nation und der Bundestag (Leipz. 1880); Weber, Der Deutsche Zollverein, seine Entstehung und Entwickelung (2. Aufl., das. 1871); die Litteratur über den preußisch-deutschen Krieg, s. d.; Haym, Die deutsche Nationalversammlung (Berl. 1850); Klüpfel, Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang (Leipz. 1853); Derselbe, Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—71 (das. 1872—1873, 2 Bde.); Jastrow, Geschichte des deutschen Einheitstraums (Berl. 1885); Wehrenpfennig, Geschichte der deutschen Politik unter dem Einfluß des italienischen Kriegs (das. 1860); Hahn, Zwei Jahre preußisch-deutscher Politik (das. 186); Derselbe, Die deutsche Politik seit 1867 (das. 1871); Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte (1840—1870, 2. Aufl., Bresl. 1883, 2 Bde.); über den Krieg von 1870 s. Deutsch-französischer Krieg.

[**Kulturgeschichtliche Werke.**] W. Wachsmuth, Geschichte deutscher Nationalität (Braunschw. 1860—62, 3 Bde.); K. v. Raumer, Vom deutschen Geist (2. Aufl., Erlang. 1850); Herzog, Versuch einer allgemeinen Geschichte der Kultur der deutschen Nation (Frankf. 1795, nur bis zum Ausgang der Karolinger); Scherr, Geschichte deutscher Kultur und Sitte (8. Aufl., Leipz. 1882, 2 Bde.); Derselbe, Germania (illustriert; 5. Aufl., Stuttg. 1885); Henne-Am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes (Berl. 1886); G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit (15. Aufl., Leipz. 1884, 4 Bde.); K. Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei (das. 1869, 2 Bde.; neue Folge, Berl. 1870, 2 Bde.). Die Frage über die Bedeutung des alten deutschen Kaisertums behandeln: J. Ficker, Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen (2. Aufl., Innsbr. 1862); Derselbe, Deutsches Königtum und Kaisertum (das. 1862); v. Sybel, Die deutsche Nation und das Kaiserreich (Düsseld. 1862); v. Wydenbrugk, Die deutsche Nation und das Kaiserreich (Münch. 1862).

Einzelne Verhältnisse stellen noch dar: Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde (Braunschw. 1880 ff.); Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer (2. Aufl., Leipz. 1884); Montag, Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freiheit (Bamb. 1812, 2 Bde.); Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der Stände (2. Bearbeitung, Berl. 1830); Ficker, Vom Reichsfürstenstand (Innsbr. 1861, unvollendet); Nitzsch, Ministerialität und Bürgertum im 11. und 12. Jahrhundert (Leipz. 1859); Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter (Frankf. 1868—71, 2 Bde.); Kindlinger, Geschichte der deutschen Hörigkeit (Berl. 1818); Stobbe, Die Juden in D. während des Mittelalters (Braunschw. 1866); Unger, Geschichte der deutschen Landstände (Hannov. 1844, 2 Bde.); Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters (Bonn 1825—29, 4 Bde.); Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte (Hamb. u. Gotha 1854, 2 Bde.); v. Maurer, Geschichte der Städteverfassung in D. (Münch. 1869—71, 5 Bde.); Heusler, Der Ursprung der deutschen Stadtverfassung (Weim. 1872); Stenzel, Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands, vorzüglich im Mittelalter (Berl. 1820); Barthold, Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen (Leipz. 1855, 2 Bde.); v. Peucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten (Berl. 1860—64, 3 Bde.); v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte (Leipz. 1874 ff.); Fischer, Geschichte des deutschen Handels, der Schiffahrt, Erfindungen, Künste und Gewerbe (Hannov. 1791—97, 4 Bde.); Falke, Geschichte des deutschen Handels (Leipz. 1860, 2 Bde.); Anton, Geschichte der teutschen Landwirtschaft bis 1500 (Görlitz 1799—1802, 3 Bde.); Langethal, Geschichte der teutschen Landwirtschaft (Jena 1847—1856, 4 Tle.); S. Hirsch, Das Handwerk und die Zünfte, vornehmlich in D. (Berl. 1854); Mascher, Das deutsche Gewerbewesen von der frühsten Zeit bis auf die Gegenwart (Potsd. 1866); Gmelin, Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues (Halle 1783).

Deutsch-Landsberg, Marktflecken in Steiermark, an der Laßnitz und der Graz-Köflacher Eisenbahn (Linie Lieboch-Wies), in reizender Lage, am Fuß der Koralpe (2141 m) gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und hat eine schöne Pfarrkirche, eine Burgruine, Fabrikation von Zündwaren und Papier und (1880) 1149 Einw. 5 km davon liegt das dem Fürsten Franz von Liechtenstein gehörige Schloß Hollenegg.

Deutschmeister, der oberste Verwalter der in Deutschland gelegenen Balleien des Deutschen Ordens (s. d.), welcher nach der Säkularisation des preußischen Ordensstaats vom Kaiser 1530 mit der obersten Verwaltung der gesamten Ordensangelegenheiten betraut wurde.

Deutsch-Oravicza, ungar. Markt, s. Oravicza.

Deutsch-Wartenberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Grünberg, an der Ochel, mit (1880) 902 vorwiegend kath. Einwohnern. Schloß und Herrschaft D. gehören dem Herzog von Dino.

Deutz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Köln, 44, Rheinspiegel 36 m ü. M., rechts am Rhein, Köln gegenüber und mit dieser Stadt durch eine Schiff- und eine 1859 eröffnete Gitterbrücke verbunden, ist befestigt und als Brückenkopf in die Befestigungswerke von Köln gezogen und liegt an den Eisenbahnlinien Berlin-Hannover-Köln, D.-Gießen, D.-Elberfeld und D.-Bensberg. Es hat eine evangelische und eine kath. Kirche und (1880) 15,958 Einw., darunter 3643 Evangelische; die Garnison (1400 Personen) besteht aus dem rheinischen Kürassierregiment Nr. 8 und dem westfälischen Pionierbataillon Nr. 7. Große Industrieanstalten sind eine Eisenbahn-Hauptwerkstätte und eine andre in Deutzerfeld, eine Eisenbahnwagen- und Maschinen- und eine Gasmotorenfabrik; sonst sind noch Fabriken für Waggonräder, Dampfkessel, Gummifäden, Bleiweiß, Mennige und Glätte, Tabak, Goldleisten und Teppiche vorhanden. Die Stadtbehörden bestehen aus dem Bürgermeisteramt und 24 Stadtverordneten; D. hat eine Gasleitung, eine Wasserleitung, eine Kanalisation in den Hauptstraßen und Pferdebahnen nach Mülheim und Kalk. — D. hieß im Altertum Divitio. Kaiser Konstantin d. Gr. baute hier zu Anfang des 4. Jahrh. zur Verteidigung der von ihm angelegten steinernen Rheinbrücke ein Kastell, das im 10. Jahrh. nebst der Brücke zerstört ward. Im J. 1128 wurde die bald aufblühende Stadt, welche durch ein 1003 gegründetes (1803 aufgehobenes) Benediktinerkloster größere Bedeutung erhielt, durch eine Feuersbrunst heimgesucht, von welcher eine ausführliche Beschreibung erhalten ist. Obwohl der Erzbischof Konrad von Hochstetten 1240 die Hälfte von D. den Grafen von Berg zu Lehen gab, galt der Erzbischof doch als Landesherr. Im 13. Jahrh. war D. kurze Zeit befestigt, später wollte die Stadt Köln Befestigungen daselbst nicht dulden. Der Kurfürst Ferdinand befestigte die Stadt 1632 von neuem, worauf die Schweden dieselbe eroberten.

1678 bemächtigten sich die Kaiserlichen der Stadt, deren Festungswerke nach dem Nimwegener Frieden geschleift wurden. Zur Zeit der französischen Herrschaft hob sich D. sehr durch Schleichhandel. Seit 1816 ist es von der preußischen Regierung wieder befestigt worden. Unmittelbar bei D. liegt der aufblühende Ort **Kalk** (s. d.). Vgl. **Bone**, Das römische Kastell in D. (Köln 1880).

Deutzia *Thunb.* (Deutzie), Gattung aus der Familie der Saxifragaceen, kleine Sträucher in Japan und China, mit ganzen, fein gezahnten und mit sternförmigen Haaren bedeckten, gegenständigen Blättern und weißen, meist geruchlosen Blüten in endständigen Trauben oder doldentraubenförmigen Rispen. D. crenata *S.* et *Z.* (fälschlich als gracilis in den Gärten bezeichnet), ein prächtiger, 2 m hoher Strauch mit graugrünen, 5—8 cm langen Blättern, blüht ungemein reichlich in 8 und mehr Zentimeter langen Trauben und kommt in Gärten mit gefüllten, weißen und roten Blüten vor. D. gracilis *S.* et *Z.*, ein niedriger, buschiger Strauch mit grünen, bis 5 cm langen Blättern, blüht ebenfalls reichlich in meist verästelten Trauben, ist etwas empfindlich in unserm Klima, läßt sich aber vortrefflich treiben.

Deux (franz., spr. dö), zwei; d. à d., je zwei; à d. mains, für beide Hände passend, zum Doppelgebrauch.

Deux-Ponts (spr. dö-pong), franz. Name von Zweibrücken.

Deux-Sèvres (spr. dö-ßähwr), franz. Departement, s. Sèvres.

Deva, 1) Stadt in der span. Provinz Guipuzcoa, an der Mündung des Flusses D. in den Biscayischen Meerbusen, mit (1878) 3267 Einw., kleinem Hafen und besuchten Seebädern. — 2) (Déva) Stadt im ungar. Komitat Hunyad (Siebenbürgen), Amtssitz des Komitats, an der Maros und der Bahn Arad-Karlsburg, mit Franziskanerkloster (seit 1710) und Oberreal-Lehrerpräparandie, hat ein großes Militärverpflegungsmagazin, Spital, (1881) 3935 ungarische und rumän. Einwohner, starken Wein- und Obstbau, ein ergiebiges Kupferbergwerk und ist Sitz eines Gerichtshofs. Dabei auf steilem Trachytberg die Ruinen eines alten, 1849 zerstörten Schlosses. — D. hieß im Altertum Dacopolis, lag in Dacien und war schon früh berühmt. König Decebalus soll hier begraben sein. Hier besiegte Johann Töröl 1555 die Türken. Ehemals war D. eine Festung, von welcher noch viele Schanzen in der Umgegend übrig sind.

Devalisieren (franz.), einem sein Felleisen (valise) nehmen, einen Reisenden seiner Habe berauben.

Devalvation (neulat.), die Herabsetzung des Nennwertes einer Geldsorte durch die Staatsgewalt (im Kurs gesunkenes Papiergeld, verschlechterte Münzen wie überhaupt solche, deren Nominal- und Metallgehalt voneinander abweichen). Dieselbe kam früher oft bei Scheidemünzen zum Nachteil der Besitzer vor. **Devalvationstabellen**, Tabellen mit der Angabe des wirklichen (Metall-) Wertes der Münzen nach dem geltenden Münzfuß.

Devânagarî (sanskr.), Benennung der Sanskritschrift (»Nagarischrift der Götter« oder »der Brahmanen«). Die ursprüngliche Bedeutung des Namens **Nagari**, mit dem mehrere indische Schriftarten bezeichnet werden, ist zweifelhaft; wahrscheinlich ist er von dem Sanskritwort nagara (»Stadt«) abzuleiten und deutet vielleicht darauf hin, daß die Schreibkunst in Indien zuerst in Städten ausgeübt wurde. Diese Schrift besteht aus 50 (47) Buchstaben, worunter 37 Konsonanten und 13 Vokale, nebst einer großen Anzahl kombinierter Schriftzeichen, die durch die Verschlingung mehrerer aufeinander folgender Buchstaben entstehen; sie ist ihrem vorherrschenden Charakter nach eine Silbenschrift wie die semitische, aus der sie entstanden ist, und bezeichnet daher die Vokale in der Mitte des Wortes nur durch beigesetzte Haken u. dgl., wird aber von links nach rechts geschrieben wie unsre Schrift. Eigentümlich ist, daß niemals nach dem Schluß eines Wortes ein Absatz gemacht wird. Die von den indischen Grammatikern herrührende Anordnung der D.-Schrift ist eine streng systematische, indem die mit dem gleichen Organ ausgesprochenen Laute reihenweise zusammengestellt sind. Vgl. Schrift und Indische Sprachen.

Devancier (franz., spr. döwangßjeh), Vorgänger, Vorfahr; **devancieren**, einem vorangehen, ihn überholen; den Vortritt haben.

Devantière (franz., spr. döwangtjähr), Art Reitrock für Frauen, vorn und hinten geschlitzt.

Devastieren (lat.), verwüsten, verheeren; **Devastation**, Verwüstung; **Devastator**, Verwüster.

Devaux (spr. döwoh), **Paul**, belg. Staatsmann, geb. 20. April 1801 zu Brügge, betrat 1820 die advokatorische Laufbahn und nahm seitdem den lebhaftesten Anteil an den auf die politische Befreiung Belgiens gerichteten Bestrebungen. Als Mitredakteur des Oppositionsblattes »Politique« vertrat er die Idee der Union zwischen den Liberalen und den Katholiken gegen die Herrschaft der Oranier. Während der Revolution selbst vertrat er im Kongreß den republikanischen Tendenzen gegenüber die konstitutionelle Monarchie als das einzige Mittel zur festen Organisation Belgiens und entwarf mit Nothomb die Verfassung. Im zweiten Ministerium des Regenten Surlet de Chokier war er im März 1831 Staatsminister ohne Portefeuille, brachte die Ernennung des Prinzen Leopold zum König der Belgier vorzüglich mit in Anregung und wirkte im Juni 1831 als Kommissar bei der Londoner Konferenz wesentlich mit zur Beseitigung der Schwierigkeiten, welche sich der Annahme der Krone von seiten des Prinzen entgegenstellten. Nach der Erhebung desselben zum König der Belgier zog er sich von den Staatsgeschäften zurück und blieb nur noch Mitglied der Kammer der Abgeordneten. Im J. 1839, als es sich um die definitive Annahme der 23 Artikel handelte, erklärte sich D. im Nationalinteresse für die Annahme derselben. Gleichzeitig mit dem Aufkommen des Ministeriums Lebeau-Rogier 1840 gründete er die für den Liberalismus tonangebende »Revue nationale«. 1863 unterlag er bei den Wahlen in Brügge dem katholischen Gegner und zog sich seitdem ganz vom politischen Schauplatz zurück. Er blieb bloß Mitglied des Gemeinderats von Brügge, bis er 1875 erblindete, und starb 30. Jan. 1880. Seit 1846 war er Mitglied der belgischen Akademie. Er schrieb: »Études politiques sur l'histoire ancienne et moderne et sur l'influence de l'état de guerre et de l'état de paix« (Par. 1875) und »Études politiques sur les principaux événements de l'histoire romaine« (Brüss. 1880, 2 Bde.). Vgl. **Juste**, Paul D. (Brüss. 1881).

Dévaványa, Markt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, mit (1881) 17,619 Einw. (meist Reformierte) und starker Viehzucht.

Devay, Matthias Biro, Begründer der reformierten Kirche in Ungarn. Gebürtig aus Siebenbürgen, studierte er zu Krakau Theologie, trat ins Kloster und ging, vom Geiste der Reformation ergriffen, 1529 nach Wittenberg, woselbst er Luther nahetrat. Seit 1531 in Ungarn als Prediger für die Reformation wirkend, hatte er den vollen Haß der katholischen

Geistlichkeit zu erfahren und wurde zweimal (1531 und 1532—34) mit harter Gefangenschaft bestraft. Der Schutz des Grafen Nádasdy sicherte ihn vor weitern Verfolgungen. 1541 vor den in Ungarn einfallenden Türken flüchtend, ging er nach Wittenberg, darauf in die Schweiz, woselbst er sich zu der Calvinischen Abendmahlslehre herüberwandte. Nach Ungarn zurückgekehrt, wurde er Prediger zu Debreczin und trug viel dazu bei, daß die Protestanten Ungarns der reformierten Lehre zufielen; das Jahr seines Todes ist unsicher. Unter seinen Schriften (mit Biographie in ungarischer Sprache hrsg. von Révész, Pest 1863) ist zu erwähnen eine »Kurze Erklärung der zehn Gebote, der Glaubensartikel, des Vaterunsers ꝛc.«

Developpable Fläche (abwickelbare Fläche), eine krumme Fläche, welche sich ohne Risse oder Falten in eine Ebene ausbreiten läßt, z. B. die Mantelfläche eines Cylinders oder Kegels.

Developpement (franz., spr. dew'lopmāng), Entwickelung, Entfaltung, Erklärung, Auseinandersetzung; in der Baukunst Spezialriß über den Grund oder einen einzelnen Stock eines Gebäudes; im Militärwesen Aufmarsch aus der Kolonne, s. v. w. deployieren; **developpieren**, abwickeln; entfalten, enthüllen; das Netz eines Körpers zeichnen.

Deventer (spr. dehwenter), Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, am Einfluß des Schipbeek in die Yssel und an der Eisenbahn Zütphen-Leeuwarden, altertümlich gebaut, hat eine Kathedrale, 5 andre Kirchen, ein schönes Stadthaus (mit hübschen Gemälden von Terburg), ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, Eisengießerei, königliche Teppichfabrik (mit 350 Arbeitern), eine Armenanstalt, welche 500 Frauen und Mädchen Arbeit gibt, berühmte Honigkuchenbäckereien (Deventerer Kuchen), bedeutenden Handel und Schiffahrt und (1883) 20,578 Einw. D. ist Sterbeort von Thomas a Kempis. — D., ehedem Daventria genannt, ist schon im 6. Jahrh. entstanden, erhielt im 13. Jahrh. die Rechte einer freien Reichsstadt und trat der Hansa bei. Dann kam es unter die Oberhoheit der Bischöfe von Utrecht, bis deren Rechte 1528 auf Kaiser Karl V. übergingen. Unter König Philipp II. wurde hier 1559 ein Bistum errichtet, aber 1591 aufgehoben, als der Prinz Moritz von Oranien D. den Spaniern wieder entriß, in deren Hände es 1589 durch Verrat des englischen Kommandanten Stanley gefallen war. Seitdem blieb D. als Hauptstadt von Overyssel mit den niederländischen freien Provinzen verbunden. Von 1672 bis 1674 wurde es von dem Bischof von Münster, B. v. Galen, besetzt gehalten. 1813—14 wurde es von den Franzosen gegen die Verbündeten behauptet und erst nach dem Sturz Napoleons freigegeben.

Devéria, 1) Achille, franz. Maler und Lithograph, geb. 1800 zu Paris, machte sich zuerst bekannt durch Lithographien von Porträten, von denen er mit Grévedon seit 1830 eine Sammlung herausgab, der eine historische Frauengalerie folgte. Später malte er religiöse Bilder, deren süßliche Eleganz und schwächliches Gefühl unangenehm wirkten; trotzdem waren sie seiner Zeit als Andachtsbilder für Privatkapellen und Boudoirs sehr gesucht. Er starb 1857 in Paris.

2) Eugène, franz. Maler, Bruder des vorigen, geb. 1805 zu Paris, lernte bei Girodet und trat zuerst im Salon von 1824 hervor. Er schloß sich der romantischen Schule an und errang, nachdem er sich durch einige Genre- und Kirchenbilder bekannt gemacht hatte, durch das Gemälde: Heinrichs IV. Geburt (im Louvre) einen großen Triumph, der jedoch sein einziger blieb; man fand darin ein großes Kompositionstalent, fein individualisierte Köpfe, fleißige Ausführung und klare Farbe und betrachtete D. seitdem als einen der Führer der Romantiker. 1836 zog er sich nach Pau zurück und wurde protestantischer Pfarrer, wandte sich aber bald wieder der Kunst zu und malte nun unter anderm die Schlacht an der Marsaille (im Versailler Museum), die Enthüllung der Statue Heinrichs IV. zu Pau (1846), den Tod der Johanna Seymour (1847), die vier Heinriche (1857), Halt spanischer Kaufleute (1859), Empfang des Kolumbus durch Ferdinand und Isabella (1861). Er starb 5. Febr. 1865 in Pau.

Deverra, bei den altitalischen Völkern eine der drei Gottheiten, welche Wöchnerinnen gegen nächtliche Beschleichung des Waldgottes Silvanus (s. d.) schützten. Vgl. Pilumnus.

Deversieren (franz.), eine schiefe Richtung haben oder annehmen, sich neigen, senken.

Devès (spr. döwähß), Pierre Paul, franz. Politiker, geb. 3. Nov. 1837 zu Aurillac (Cantal), studierte die Rechte und ließ sich in Béziers als Advokat nieder, wo er auch zum Generalrat gewählt wurde. 1876 bei den allgemeinen Deputiertenwahlen stellten ihn die Republikaner als ihren Kandidaten auf und setzten auch seinen Sieg über den monarchistischen Nebenbuhler durch. D. ward 1879 zum Präsidenten der republikanischen Linken erwählt; in dieser Stellung spielte er bei den Verhandlungen zwischen der Regierung und der Kammermajorität eine einflußreiche Rolle und vertrat mit Erfolg die Interessen Gambettas. Dieser übertrug ihm im November 1881, als er sein Kabinett bildete, das Ackerbauministerium, das er aber schon im Januar 1882 wieder verlor. Im zweiten Gambettistischen Ministerium Duclerc (August 1882 bis Februar 1883) war D. Justizminister.

Devestieren (lat.), entkleiden, namentlich der Investitur, also s. v. w. einen seines Lehens berauben; daher Devestitur, Entziehung des Lehens.

Devex (lat.), abwärts geneigt, abschüssig; Devexität, Abschüssigkeit, Abhang.

Devexa *Illig.* (Abschüssige), Säugetierfamilie aus der Ordnung der Huftiere, enthält nur die Giraffe.

Deviation (lat.), Abweichung eines Körpers von seiner Bahn oder Richtung; im Seerecht insbesondere die willkürliche Veränderung der Reiseroute seitens des Schiffers (Kapitäns). Der Führer eines Schiffs macht sich einer D. dann schuldig, wenn er ohne genügenden Grund von dem ihm vorgeschriebenen Kurs abweicht, sei es nun, daß er einen Hafen anläuft, dessen Angehung nicht in Aussicht genommen war, oder daß er die Reihenfolge der anzugehenden Häfen eigenmächtig verändert, oder daß er einen andern als den vereinbarten Bestimmungshafen wählt. Sind über die Reiseroute keine besondern Vereinbarungen getroffen, so ist der »entsprechende« Weg zu wählen, und es entscheiden nötigen Falls Sachverständige darüber, welcher Weg der entsprechende war. Es ist dies der Weg, welchen ein gewissenhafter Schiffer unter Berücksichtigung der Jahreszeit und von Wind und Wetter und unter Berücksichtigung der sonstigen Umstände im gegebenen Fall gewählt haben würde. Nur Notfälle, z. B. Verfolgung durch Seeräuber, können den Schiffer von der Verpflichtung, auf der vorgeschriebenen oder auf der entsprechenden Route zu bleiben, entbinden, und selbst dann darf das Verlassen des direkten, geraden Wegs nicht weiter ausgedehnt werden, als die Not oder das Gebot der Menschlichkeit erfordert oder der Kontrakt gestattet. Jede andre Abweichung von der Reise verpflichtet den Schiffer zum Schadenersatz. Die Assekuradeure kommen, wenn die D. ohne Wissen des Versicherten geschah, so

weit dafür auf, als sie für Fehler des Schiffers haften; wo die D. mit Wissen und Willen des Assekurierten vorgenommen wurde, betrachten sie dieselbe als eine Verletzung des Kontrakts, die sie von jeder Verpflichtung entbindet. Nach englischem und französischem Recht haftet der Versicherer für die nach einer D. vorgekommenen Unfälle überhaupt nicht. S. auch Bodmerei. Vgl. Deutsches Handelsgesetzbuch, § 478 ff., 693, 694, 818. — In der Schießkunst ist D. s. v. w. Seitenabweichung. Auch bezeichnet man damit die Ablenkung der Magnetnadel auf einem Schiff durch das auf demselben befindliche Eisen.

Deviieren (lat.), vom rechten Weg abkommen.

Deville (spr. dŏwil), 1) Achille, franz. Altertumsforscher, geb. 1789 zu Paris, trat zuerst mit einer metrischen Übersetzung von Vergils »Bucolica« (1813) an die Öffentlichkeit und widmete sich dann archäologischen Studien. Seit 1827 in Rouen als Steuerbeamter angestellt, wurde er in der Folge Direktor des dortigen Museums für Altertümer und starb 10. Jan. 1875 in Paris. Außer mehreren lokalgeschichtlichen Werken (über die Abtei St.-Georges de Bocherville, das Schloß Gaillard, die Kathedrale zu Rouen, das Château Tancarville u. a.) schrieb er: »Chants bucoliques« (1856); »Essai sur l'exile d'Ovide« (1859) und »Histoire de l'art de la verrerie dans l'antiquité« (1874, mit 113 Tafeln).

2) Charles, Chemiker, s. Sainte-Claire Deville.

Déville lès Rouen (spr. dewil lä ruāng), Stadt im franz. Departement Niederseine, Arrondissement Rouen, 5 km nordwestlich von Rouen, mit (1876) 4183 Einw., Maschinenbauwerkstätten, Baumwollspinnereien, Webereien und Druckereien.

Devīsen (franz., v. mittellat. divisa, »Unterscheidungszeichen«), Sinn- oder Wahlsprüche, namentlich solche, die in der Heraldik vorkommen. In letzterer Beziehung unterscheidet man zwei Arten von D.: sinnbildliche Figuren (Embleme), die an untergeordneten Stellen der Wappen angebracht werden (engl. badge), wie z. B. in England die weiße und die rote Rose der Häuser York und Lancaster u. a., und Wortdevisen oder eigentliche Wahlsprüche. Letztere werden meist auf fliegenden Bändern unter oder über dem Wappenschild angebracht und bestehen größtenteils in kurzen Kernsprüchen, die in Beziehung zu einer That, Begebenheit 2c. stehen, z. B. Suum cuique (Preußen), Viribus unitis (Österreich), Dieu et mon droit (England), In my defense (Schottland) oder C'est mon plaisir (Larochefoucauld), Vendée, Bordeaux, Vendée (Larochejacquelein), Che sarà sarà (Bedford), Ich dien' (Prinz von Wales) 2c. Von der Devise ist das Cry de guerre (Schlachtruf) zu unterscheiden, welches ebenfalls auf fliegenden Zetteln sich mitunter bei Wappen angebracht findet (vgl. Cri). Dasselbe bezeichnet das im Mittelalter übliche Feldgeschrei, an welchem die kämpfenden Parteien sich erkannten. Hierzu ist zu zählen das bekannte: Hie Welf! Hie Waiblingen!, ferner das Montjoie Saint-Denis (Frankreich), Haro Haro (Normannen) und das türkische Allah il Allah. Bei deutschen Wappen kommen D. seltener und fast nur bei solchen des hohen und höchsten Adels vor. Häufiger werden dieselben bei französischen und am meisten bei englischen Wappen angetroffen. Bei Festen pflegte man im Mittelalter D. an Triumphbogen, auf Fahnen, Schiffen 2c. wie später auch an Thüren und Decken der Häuser anzubringen. Übrigens erscheinen schon in den »Sieben Helden vor Theben« von Äschylos die Kämpfer alle mit D. auf ihren Schilden, und Gleiches wird von Xenophon über die Schilde der Lakedämonier und Sikyonier berichtet. Eine große Rolle spielen die D. auch in den alten Stammbüchern. Vgl. v. Radowitz, Die D. und Mottos des spätern Mittelalters (Stuttg. 1850); Chassant, Dictionnaire des devises historiques et héraldiques (Par. 1878, 3 Bde.); Dielitz, Die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie 2c. (Görl. 1882). — In der Konditorei sind D. kleine allegorische oder symbolische Figürchen von gewöhnlichem Teig, in denen Zettel mit D. enthalten sind; in der kaufmännischen Sprache s. v. w. Wechsel auf ausländische Plätze.

Devitrifizieren (neulat.), entglasen.

Devizes (spr. diweīsis), alte, wohlhabende Stadt in Wiltshire (England), in der fruchtbaren Ebene von Pewsey, 131 m ü. M., am Kennetkanal gelegen, hat eine in Ruinen liegende Feste Heinrichs I., ein Museum, Irrenhaus, Gefängnis, etwas Seidenmanufaktur, Malzdarren und (1881) 6645 Einw.

Devoilieren (franz., spr. dewŏal-), entschleiern.

Devoir (franz., spr. dŏwŏahr), Schuldigkeit, Pflicht.

Devol (»Teufel«), Fluß in Türkisch-Albanien, entspringt am Grammosberg, welcher in der nördlichen Fortsetzung der Pinduskette liegt, durchfließt, durch einen Abfluß des langgestreckten Wentrokseees verstärkt, den Swirinasee, dann ein noch völlig unbekanntes Bergland südöstlich von Elbassan, vereinigt sich etwa 40 km vor seiner Mündung mit dem Ljumi-Beratit, nimmt nun den Namen Semeni oder Ergent an und mündet zwischen Valona und Durazzo in das Adriatische Meer. Bis heute gehört sein Gebiet zu den unbekanntesten Teilen Europas.

Devolution (lat.), eigentlich Wegwälzung, Überwälzung, hat in der Rechtswissenschaft verschiedene Bedeutungen. Namentlich bezeichnet es Heimfall oder Vererbung eines Vermögensobjekts an einen andern Besitzer; im besondern Sinn bezeichnet Devolutionsrecht das Rechtsverhältnis, nach welchem das Vermögen eines verstorbenen Ehegatten dem Eigentum nach den Kindern zufällt, so daß dem überlebenden Ehegatten nur der Nießbrauch verbleibt. Devolutiveffekt hat ein Rechtsmittel, wenn durch dessen Einwendung die Rechtssache an einen höhern Richter (vom judex a quo an den judex ad quem) gebracht (devolviert) wird, wie namentlich die Berufung, die Beschwerde und Revision. Devolutionsrecht ist das in der hierarchischen Ordnung unmittelbar begründete allgemeine Recht, vermöge dessen der höhere Kirchenobere dann thätig werden darf, sobald der ihm unmittelbar Untergeordnete seiner Pflicht entweder nicht oder doch nicht in der gesetzlichen Weise genügt. Unter den Verhältnissen, in denen das Devolutionsrecht in Ausübung kommen kann, ist schon durch das dritte Konzil vom Lateran (1179) die Verleihung der Kirchenämter besonders hervorgehoben. Hier gilt die allgemeine Regel, daß, sobald der zur Provision Berechtigte die Besetzung des Amtes nicht den kanonisch-rechtlichen Satzungen gemäß, also namentlich nicht innerhalb der vorgeschriebenen Frist vornimmt, sein Recht sofort, und ohne daß es noch einer besondern Erinnerung bedarf, für diesmal verloren geht, immer jedoch unter der Voraussetzung eines wirklichen Verschuldens, weshalb z. B. dieser Verlust dann nicht eintritt, sobald dem Berechtigten irgend ein faktisches oder rechtliches Hindernis entgegenstand. So devolviert z. B. das Besetzungsrecht vom Kapitel an den Bischof, von diesem an den Erzbischof und von dem letztern an den Papst selbst. In der evangelischen Kirche kann das Devolutionsrecht im wahren Sinne nur dann vorkommen, wenn der Patron entweder die Präsentationsfrist versäumt, oder simonisch oder einen

Unfähigen präsentiert. Wo jedoch noch protestantische Stifter mit alter Verfassung bestehen, wird auch die Verleihung an den Landesherrn devolviert, sobald das Kapitel sie nicht innerhalb der geordneten Frist vollzogen hat. Eine Art Devolutionsrecht ist durch die neuen preußischen Kirchengesetze geschaffen, indem nach § 6 ff. des Gesetzes über die Verwaltung erledigter Bistümer vom 20. Mai 1874 die Verwaltungsbefugnisse eines abgesetzten Bischofs auf den königlichen Kommissar übergehen und nach Art. 8 des Gesetzes vom 21. Mai 1874 (Deklaration und Ergänzung des Gesetzes vom 11. Mai 1873, die Vorbildung und Anstellung von Geistlichen betreffend) das Recht zur Besetzung einer erledigten Pfarrei &c. auf die Pfarrgemeinde übergeht, wenn der zur Präsentation oder Nomination Berechtigte innerhalb zweier Monate von der ergangenen Aufforderung an nicht für die Stellvertretung sorgt.

Devolutionskrieg, der Krieg, durch welchen Ludwig XIV. von Frankreich 1667 die spanischen Niederlande sich anzueignen suchte. Er stützte sich dabei auf das sogen. Devolutionsrecht, welches in Brabant und einigen Nachbarprovinzen galt, und nach welchem das Erbe eines Mannes den Kindern der ersten Ehe ausschließlich gehörte und im Augenblick einer zweiten Vermählung auf dieselben »devolvierte« (überging), während der wieder verheiratete Vater nur den Nießbrauch dieses Vermögens bis zu seinem Tod behielt. Hiernach erhob Ludwig XIV. nach dem Tod seines Schwiegervaters Philipp IV. von Spanien im Namen seiner Gemahlin Maria Theresia, als der einzigen Tochter Philipps aus erster Ehe, in ganz willkürlicher, unbegründeter Weise Anspruch auf die spanischen Niederlande. Er besetzte 1667 dieses Gebiet, ohne großen Widerstand zu finden, und 1668 die Freigrafschaft Burgund, begnügte sich aber, als England, Holland und Schweden 23. Jan. 1668 die Tripelallianz gegen ihn schlossen, in dem Frieden von Aachen (2. Mai 1668) mit den flandrischen Städten Lille, Charleroi, Tournai, Douai, Courtrai &c.

Devolutionsrecht, s. Devolution.

Dévoluy, Gebirgsstock in der obern Dauphiné, in den französischen Departements Oberalpen, Drôme und Isère, besitzt außer dem Obiou (2793 m) mehrere Gipfel von nicht minder beträchtlicher Höhe und entsendet die Souloise, welche an dem Hauptort der Landschaft, dem Flecken St.-Étienne en D., vorbeifließt, zum Drac. Die etwa 3000 Seelen zählende Bevölkerung jener Gegend, welche zu den ödesten Frankreichs gehört, stammt wahrscheinlich von Sarazenen ab, welche sich im 8. Jahrh. am Westabhang der Kottischen Alpen niederließen.

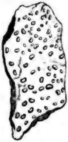
Devolvable Fläche, s. v. w. developpable Fläche.

Devolvieren (lat.), abwälzen (von einer Person auf eine andre); namentlich eine Rechtssache vor ein höheres Forum bringen, s. Devolution.

Devomieren (lat.), wegspeien, wieder ausbrechen.

Devon, Graf von, s. Devonshire.

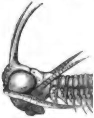
Devonische Formation (nach der engl. Grafschaft Devonshire genannt, auch rheinische Formation, jüngeres Übergangsgebirge, hierzu Tafel »Devonische Formation«), Schichtensystem zwischen der Silur- und der Steinkohlenformation, besteht dem Gesteinsmaterial nach vorwiegend aus Sandsteinen (old red sandstone, alter roter Sandstein der Engländer), Konglomeraten, sogen. Grauwacken, Kalksteinen und Thonschiefern, letztere beiden Gesteine oft in der Weise verknüpft, daß Kalkstein Linsen im Thonschiefer bildet (Flinz, Flaserkalk), welche, der Verwitterung schneller anheimfallend, ein löcheriges Gestein (Kramenzelkalkstein) übriglassen. Untergeordnet eingelagert sind dem Schichtensystem eine Reihe sonstiger Gesteine, darunter manche von großer technischer Wichtigkeit (s. unten). Meist unbauwürdig sind die hier und da vorkommenden Steinkohlenflöze. Die in den Schichten begrabenen Organismen tragen, dem hohen Alter der Formation entsprechend, einen fremdartigen, von der heutigen Schöpfung weit abweichenden Charakter. Dünn gesäet sind die Pflanzenformen: Fucus-Arten, einige Gefäßkryptogamen (Kalamiten, Lepidodendren, Farne), Sigillarien mit ihren Wurzelstöcken, den Stigmarien und Koniferen (letztere namentlich als verkieselte Stämme, Araucarioxylon). Unter den Tierformen sind die Korallen durch mannigfaltige Genera (Cystiphyllum, Cyathophyllum, Pleurodictyum u. a.) vertreten; eine sehr charakteristische und deshalb als Leitfossil besonders geeignete Form ist die Deckelkoralle Calceola sandalina (auf der Tafel mit abgehobenem Deckel dargestellt). Dagegen fehlen die für die silurische Formation so bezeichnenden Graptolithen im Devon gänzlich. Unter den Echinodermen sind die Krinoideen weitaus am zahlreichsten (so Cupressocrinus und Haplocrinus; vgl. Tafel, auf welcher auch eine Blastoideenform, Pentremites, dargestellt ist). Häufig finden sich ganze Schichten erfüllt mit den zu einzelnen Stielgliedern (Entrochiten, s. Tafel) aufgelösten Individuen sowie äußere Abgüsse von Säulenfragmenten samt dem Kanal, welcher die Säule durchzieht (sogen. Schraubensteine). Wie in allen ältern Formationen, sind von den Mollusken die Brachiopoden und Cephalopoden häufiger als die Bivalven und Gastropoden. Von Brachiopoden stellt unsre Tafel eine der häufigsten Spiriferenarten (Spirifer speciosus) und Stringocephalus Burtini dar, letztern auch aufgeschnitten in einer seitlichen Ansicht, um das innere Knochengerüst zu zeigen. Macrocheilus subcostatus und Murchisonia bigranulosa sind Beispiele devonischer Gastropoden. Unter den Cephalopoden, welche außerdem durch zahlreiche Genera verschiedener Aufwickelungsformen mit einfachstem Verlauf der Kammerwandungen (Nautilus-Suturlinien) vertreten sind, ist die abgebildete Clymenia Sedgwickii ausschließlich, Goniatites costulatus wenigstens sehr vorwaltend im Devon entwickelt. Von Krustaceenformen treten die Trilobiten (unsre Tafel stellt die bizarre Form des Arges armatus dar) weniger zahlreich als im Silur auf, dagegen kommt der kleine, zweischalige Krebs Cypridina (Entomis) serratostriata (s. Tafel) in unzähligen Exemplaren in dem nach ihm genannten Schiefer vor. Unter den Fischen ziehen die abenteuerlichen Formen der Asterolepis (Pterichthys) cornutus (s. Tafel) mit ihren Knochenpanzern die Aufmerksamkeit auf sich, während Encephalaspis Lyelli und Acanthodes den den ältern Formationen eignen Typus der heterocerkalen Ganoideen besonders deutlich erkennen lassen. Endlich bringt unsre Tafel den ganz vereinzelten Fund des Telerpeton Elginense aus dem Old red sandstone von Elgin in Schottland zur Darstellung. Das Tier wird gewöhnlich zu den Labyrinthodonten gestellt und würde der älteste Saurier sein, doch ist die Parallelisierung der Schichten, welchen der Fund entstammt, mit devonischen nicht ganz zweifellos. In der Gliederung der devonischen Schichten läßt sich überall, wo sie vollständig entwickelt sind, eine Dreiteilung durchführen, welche am einfachsten als Unter-, Mittel- und Oberdevon bezeichnet wird. Als Beispiel der nähern Gliederung sei die Schichtenfolge aufgeführt, wie sie sich nach Sandberger und Kayser in Nassau und West-



Cypridinen- (Entomis-) Schiefer.



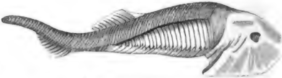
Säulenstücke von Cupressocrinus crassus (Entrochiten), von der Fläche gesehen. (Art. *Krinoideen.*)



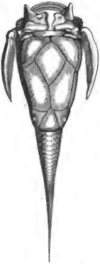
Arges armatus.



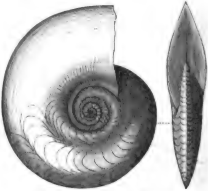
Cypridina (Entomis) serratostriata, stark vergrößert. (Art. *Muschelkrebse.*)



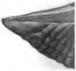
Encephalaspis Lyelli. (Art. *Fische.*)



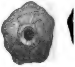
Asterolepis (Pterichthys) cornuta. (Art. *Fische.*)



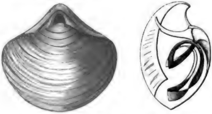
Goniatites costulatus. (Art. *Tintenschnecken.*)



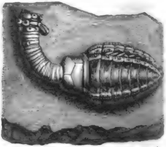
Spirifer sp



Von unten.
Haplocrinus me



Von der Rückenschale aus. Von der Seite.
Stringocephalus Burtini. (Art. *Brachiopoden.*)



Cupressocrinus crassus. (Art. *Krinoideen.*)

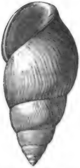
Formation.



Art. *Trilobiten.*)

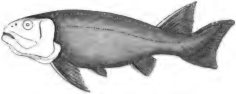


Pentremites Schulzi. (Art. *Krinoidern.*)

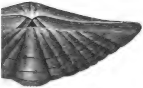


Macrocheilus subcostatus. (Art. *Schnecken.*)





Acanthodes, restauriert. (Art. *Fische.*)



ıeciosus. (Art. *Brachiopoden.*)





Clymenia Sedgwickii. (Art. *Tintenschnecken.*)



Murchisonia bigranulosa. (Art. *Schnecken.*)

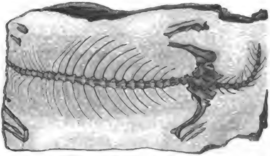


Von der Seite.



Von oben.

ıpiliformis. (Art. *Krinoideen.*)



Telerpeton Elginense. (Art. *Eidechsen.*)



Calceola sandalina, mit abgehobenem Deckel (a). (Art. *Korallenpolypen.*)

falen von unten nach oben unterscheiden läßt. Zum Unterdevon wären zu rechnen der Spiriferensandstein und die gleichalterigen Quarzite im Taunus sowie die Wissenbacher Orthocerasschiefer. Ihnen folgen Grauwackenschiefer (rheinische Grauwacke) mit Eifeler Kalk, Calceolaschiefer, Schalsteine und Stringocephalenkalk als Mitteldevon, endlich Goniatitenkalke, Cypridinenschiefer und Clymenienkalke als Oberdevon. Die **geographische Verbreitung** der devonischen Formation ist namentlich in Britannien, Rußland und Nordamerika eine sehr große. In Frankreich besitzen die Bretagne und die Normandie, in Spanien Asturien größere Devongebiete. In Deutschland findet die Formation ihre Hauptentwickelung am Unterrhein (vom Taunus an abwärts), in der Eifel (zusammenhängend mit dem Devon Luxemburgs und Belgiens), am Harz, im Fichtelgebirge, untergeordneter in der preußischen Provinz Schlesien und dem benachbarten Österreichisch-Schlesien und Mähren. Die **vulkanische Thätigkeit** lieferte während der devonischen Periode vorzugsweise Diabase. Ihre stark zersetzten Tuffe, die Schalsteine, sind mit dem übrigen Schichtenmaterial der devonischen Formation durch Wechsellagerung eng verbunden und ihrerseits, besonders in Nassau, Westfalen und dem Harz, mit Roteisensteinen, in Nassau zudem noch mit Phosphoriten verknüpft. An **technisch wichtigen Substanzen** birgt das devonische Schichtensystem außer den eben citierten Roteisensteinen und den zu landwirtschaftlichen Zwecken in Nassau emsig abgebauten Phosphoriten mannigfaltige Erzlagerstätten: am Rammelsberg im Harz Gemenge von Zinkblende, Kupferkies, Eisenkies und Bleiglanz, in Westfalen und bei Aachen Zink- und Bleierze. Ferner werden die betreffenden Gesteine von Nickel- und Kupfererzen, von Blei- und Manganerzen, von Eisenspat (Müsen bei Siegen), von Zinnstein (Cornwallis) gangförmig durchsetzt. Auch scheint wenigstens ein Teil der großen Petroleumschätze Pennsylvaniens devonischen Schichten zu entstammen. Vgl. **Dechen**, Über die Schichten im Liegenden des Steinkohlengebirges (Bonn 1850); **Römer**, Das rheinische Schiefergebirge (Hannov. 1844); F. und G. **Sandberger**, Beschreibung und Abbildung der Versteinerungen des rheinischen Schichtensystems in Nassau (Wiesbad. 1850—56); **Kayser**, Studien aus dem Gebiet des rheinischen Devon (Berl. 1870—79).

Devonport (spr. déww'npòrt), s. Plymouth.

Devonshire (spr. déww'nschir, kurz Devon), Grafschaft im südwestlichen England, zwischen dem Kanal von Bristol und dem Englischen Kanal gelegen, östlich von den Grafschaften Dorset und Somerset, westlich von Cornwallis begrenzt, umfaßt einen Flächenraum von 6698 qkm (121,6 QM.). Die Küsten sind im allgemeinen steil, und die Oberfläche des Bodens ist sehr mannigfaltig gestaltet. Im westlichen Teil nimmt das aus Granit bestehende wüste Tafelland Dartmoor Forest (s. d.) mit seinen Sümpfen und Moorstrecken eine Oberfläche von 500 qkm ein und erreicht im Yeo Tor eine Höhe von 633 m. Im N. erstreckt sich von Somerset aus der aus devonischem Kalkstein bestehende Exmoor Forest (s. d.) in die Grafschaft, und im O. steigen die Black Downs zu einer Höhe von 220 m an. Mit Ausnahme der genannten Landstriche, welche sich nur zur Weide eignen, ist das Land fruchtbar, namentlich in den Thälern. Die Mehrzahl der zahlreichen Flüsse ergießt sich nach S. in den Englischen Kanal (so Tamer, Avon, Dart, Teign, Ex); nur Taw und Torridge fließen in nordwestlicher Richtung in die große, aber seichte Barnstapler Bai. Die Südküste ist reich an guten Häfen, darunter vornehmlich der Plymouthsund (s. d.). Das Klima ist mild und feucht und günstiger für Viehzucht als für Ackerbau. Die Bevölkerung zählte 1881: 603,595 Einw., von welchen mehr als die Hälfte in Städten wohnt. Etwa 39 Proz. der Oberfläche bestehen aus Ackerland, 35 aus Weideland, 1,6 aus Obst- und Gemüsegärten und 4,7 aus Wald. Die Landschaft South Hams im westlichen Teil der Grafschaft zeichnet sich namentlich durch ihren Obstbau aus und gilt als Garten Devons (viel Apfelwein wird gekeltert). Die Viehzucht ist sehr ausgedehnt und liefert Butter, Rahm und Käse vorzüglicher Qualität. Im J. 1884 gab es 246,049 Rinder, 867,291 Schafe, 101,890 Schweine und 54,821 Acker- und Zuchtpferde. Der Fischfang (besonders Makrelen, Lachse, Heringe) beschäftigte 1822 Menschen. An Mineralien ist die Grafschaft reich, und Kupfer, Zinn, Eisen, Blei, Silber und Manganerz werden von 2080 Bergleuten ausgebeutet. Auch Bausteine (Marmor), Schiefer und besonders Porzellanerde (40,000 Ton.) und Töpferthon (15,000 T.) werden gewonnen. Die Industrie ist ziemlich entwickelt. Im J. 1881 beschäftigte der Schiffbau 2656 Menschen, die Spitzenklöppelei 3426 (namentlich Frauen), die Fabrikation von Handschuhen 1242, die Fabrikation wollener Waren 1192, der Maschinenbau 2001 und die Papierfabrikation 784 Menschen. Hauptstadt ist Exeter.

Devonshire oder Devon, engl. Adelstitel, der, seit Heinrich I. bestehend, 1335 von dem Haus Redvers auf das Haus Courtenay überging, das seit Heinrich II. in England ansässig war. Thomas Courtenay, sechster Graf von D., wurde in der Schlacht von Tewton gefangen und 1461 enthauptet; Edward Courtenay, der 1485 Graf von D. wurde, zeichnete sich unter Heinrich VII. aus; dessen Sohn William heiratete die Prinzessin Katharine, jüngste Tochter Eduards IV., und spielte unter Heinrich VIII. eine Rolle ebenso wie sein Sohn Henry, der nach vielen Gunstbezeigungen von seiten Heinrichs VIII. 1538 in Ungnade fiel und 1539 hingerichtet wurde. Mit Henrys Sohn Edward, dem Maria die Blutige 1553 den Titel Graf von D. wiedergab, erlosch die Hauptlinie der Courtenay; aber eine Nebenlinie des Hauses bestand fort, und diese beanspruchte in neuerer Zeit auf Grund des Patents von 1553 den Titel **Graf von Devon**, der ihr 1831 vom Oberhaus zugesprochen wurde. Inzwischen hatte 1618 Jakob I. den Titel **Graf von D.** an William Cavendish verliehen, der zu den ersten Kolonisatoren Virginias und der Bermudas gehörte. Von den Grafen und Herzögen von D. aus dem Haus Cavendish sind die folgenden hervorzuheben. **William**, vierter Graf von D., gehörte zu den Lords, die Wilhelm III. nach England hinüberriefen, und wurde dafür 1694 zum Marquis von Hartington und **Herzog** von D. erhoben. Er starb 1707 als Oberhofmeister der Königin Anna. Ihm folgte sein ältester Sohn, **William**, als zweiter Herzog von D. sowie in der Hofwürde, die seitdem in der Familie fast erblich war. Derselbe starb 1729 und hinterließ drei Söhne, von denen der jüngste, **Charles**, der Vater des als Chemiker und Gelehrter berühmten **Henry Cavendish** ist. Der älteste, **William**, dritter Herzog von D., geb. 1698, war 1736—45 Vizekönig von Irland, Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften und starb 5. Dez. 1755. Sein ältester Sohn, **William**, vierter Herzog von D., geb. 1720, wurde 1755 Vizekönig von Irland, 1756 erster Kommissarius der Schatzkammer und Lord-Lieutenant von Derbyshire, dann 1757 Oberkammerherr und Ritter des Hosenbandordens. Unter Butes Ministerium

legte er die Oberkammerherrnstelle nieder und starb 2. Okt. 1764 in Spaa. Sein ältester Sohn, William, fünfter Herzog von D., geb. 1748, wurde 1766 Großschatzmeister von Irland und stand, wie seine ganze Familie, auf seiten der Opposition gegen die irische Politik des Hofs. Er starb 29. Juli 1811. Seine erste Gemahlin, Georgiana Cavendish, Herzogin von D., die Tochter des Grafen John Spencer, geb. 9. Juni 1757, glänzte ebensosehr durch Schönheit und Liebenswürdigkeit wie durch Geist und poetisches Talent und beteiligte sich lebhaft an den politischen Angelegenheiten. Sie starb 30. März 1806. Seine zweite Gemahlin, Elisabeth Hervey, Tochter des vierten Grafen von Bristol und Witwe von John Thomas Foster, gewann seit ihrer Vermählung mit dem Herzog von D. großen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten und wandte sich nach dem Tod ihres Gemahls 1815 nach Rom, wo ihr Haus der Sammelplatz vieler ausgezeichneter Künstler und Gelehrten ward. Auf ihre Veranlassung wurden auf dem Forum romanum die Säulen des Phokas aufgedeckt und erschienen Annibale Caros Übersetzung der »Äneide« des Vergil mit ausgezeichneten Kupferstichen in 150 Exemplaren (1818, 2 Bde.) sowie die Illustrationen der fünften Satire des Horaz (Parma 1818) und ein Gedicht ihrer Freundin Georgiana (Rom 1816) im Druck. Sie starb 30. März 1824, mit Illustrationen zum Dante beschäftigt. William Spencer Cavendish, sechster Herzog von D., Sohn des vorigen aus erster Ehe, geb. 21. Mai 1790, ward Mitglied des Geheimen Rats, erwarb sich 1826 als Krönungsbotschafter in Moskau die persönliche Freundschaft des Kaisers Nikolaus und bekleidete vom Mai 1827 bis Februar 1828 am Hof Georgs IV. und zum zweitenmal vom November 1830 bis Dezember 1834 unter Wilhelm IV. das Amt eines Lord-Oberkammerherrn. Er war ein freigebiger Beschützer der Kunst und Litteratur, verfaßte auch selbst eine Beschreibung seiner alten Familiensitze unter dem Titel: »Handbook of Chatsworth and Hardwick« (1846). Nachdem er 18. Jan. 1858 unverheiratet gestorben, folgte ihm als siebenter Herzog von D. sein Vetter William Cavendish, Graf von Burlington, der Enkel des Lords George Cavendish, eines jüngern Sohns des vierten Herzogs von D., der 1831 die Grafenwürde erhalten hatte. Derselbe, geb. 27. April 1808, studierte zu Cambridge, vertrat die dortige Universität 1829—30 im Unterhaus und war nachher Parlamentsmitglied für Nordderbyshire, bis er 1834 bei dem Tod seines Großvaters seinen Sitz im Oberhaus einnahm. Von 1836 bis 1856 war er Kanzler der Universität London, zu deren Gründung er beigetragen. 1858 wurde er zum Lord-Lieutenant von Derbyshire ernannt; 1862 folgte er dem Prinzen Albert im Kanzleramt der Universität Cambridge. Sein ältester Sohn ist Spencer Compton Cavendish, Marquis von Hartington (s. d.), einer der Hauptführer der liberalen Partei im Unterhaus.

Devorieren (lat.), verschlingen.

Devōt (lat., »einer Gottheit gelobt«), ergeben, ehrfurchtsvoll, andächtig; Devote, eine Andächtige, meist aber s. v. w. Betschwester.

Devotio (lat.), bei den alten Römern ursprünglich jede Weihung an die unterirdischen Götter, insbesondere der feierliche und heilige Gebrauch, kraft dessen sich jemand zum Wohl des Vaterlandes durch einen freiwilligen Tod den unterirdischen Göttern weihte, wie z. B. Curtius, die Decier u. a. Zuweilen war die D. mit Exsecratio (wobei durch die Priester über Personen oder Städte feierliche Verwünschungen ausgesprochen wurden) oder mit Evocatio (Aufforderung an den Schutzgott einer belagerten Stadt, dieselbe zu verlassen) verbunden. Jetzt bezeichnet D. (Devotion) in der Kirchensprache die hingebende Verehrung Gottes und der Heiligen, dann Andacht (daher D. domestica, Hausandacht, Hausgottesdienst), auch Gelübde; endlich Unterwürfigkeit Höhergestellten gegenüber.

Dévouement (franz., spr. dewumāng), s. v. w. Devotion, Ergebenheit; Aufopferung.

Devrient (spr. dewriäng), eigentlich De Vrient, Name einer berühmten deutschen Schauspielerfamilie, die folgende Glieder zählt:

1) Ludwig, der genialste seines Namens, geb. 15. Dez. 1784 als Sohn eines Seidenhändlers zu Berlin, ward gegen seine Neigung für den Kaufmannsstand bestimmt, entzog sich aber der väterlichen Gewalt durch heimliche Flucht, schloß sich der Wandertruppe des Direktors Lange an und betrat 18. Mai 1804 in Gera zum erstenmal die Bühne unter dem Namen Herzberg als Bote in der »Braut von Messina«. Nachdem er mit jener Truppe in mehreren Städten umhergezogen, fand er in Dessau ein festes Engagement, und hier war es, wo sich sein künstlerischer Genius entwickelte. Leider verfiel D. schon damals in eine ungeregelte Lebensweise und dadurch in zerrüttete Verhältnisse, die seine Studien hemmten und ihm nicht gestatteten, alle in ihm schlummernden Gaben durch sorgfältige Pflege zu entfalten. Seine 1807 eingegangene Ehe mit Margarete Neefe, der Tochter des bekannten Kapellmeisters in Dessau, unterbrach seine regellose Lebensweise nur auf kurze Zeit, da sie nach kaum einjähriger Dauer durch den Tod der Gattin wieder gelöst wurde. In der Folge war D. noch zweimal verheiratet. 1809 sah er sich endlich genötigt, die Dessauer Truppe heimlich zu verlassen. Er ging zuerst nach Breslau, ward dann (1815) durch die Vermittelung Ifflands nach Berlin berufen, wo er bald der gefeierte Liebling des Publikums wurde und bis an sein Ende blieb. Der übermäßige Genuß geistiger Getränke, dem er sich in Gesellschaft unterhaltender und geistvoller Genossen (darunter namentlich des Humoristen E. T. A. Hoffmann) Nächte hindurch hingab, zehrte vor der Zeit seine Kräfte auf; er starb 30. Dez. 1832. Die eigentümlichen Vorzüge Devrients als darstellenden Künstlers waren geniale Charakteristik und angeborner, echt poetischer Humor, worin er unter allen deutschen Komikern obenan stand. Er schaffte aus sich, mit gänzlicher Umänderung der Maske und des Redetons, täglich neue und gänzlich voneinander verschiedene Menschen und stattete dieselben mit Leben und Originalität aus. Dabei bediente er sich nie greller Mittel; sein komisches Produzieren war vielmehr leicht, ohne scheinbare Absicht und traf deshalb mit den Bildern der Natur in der vollendetsten, reinsten Objektivität wieder zusammen. Gleich groß stand aber D. als tragischer Künstler da. Franz Moor, Lear, Talbot, Richard III., Shylock, Mercutio, Schewa, Kooke, der Mohr in »Fiesco«, Lorenz Kindlein waren seine Hauptrollen, von denen er mehrere gleichsam neu geschaffen hat, und eine Menge kleiner Charakterrollen erhielten durch ihn erst Leben und Bedeutung. Seine ganze Auffassungsweise, seine Mimik und Deklamation waren aber mehr charakteristisch ergreifend als in idealem Sinn schön zu nennen. Man hat ihn mit Recht eine dämonische Künstlernatur genannt, denn seine ganze äußere Erscheinung, seine Gebärden und Gesten, sein Organ übten die frappanteste Wirkung auf den Zuschauer aus. Vgl. Z. Funck, Aus dem Leben zweier

Schauspieler: Ifflands und Devrients (Leipz. 1838); Gerold in der »Berlinischen Chronik« (Berl. 1876, Heft 13). Novellistisch behandelten ihn H. Smidt in den »D.-Novellen« (3. Aufl., Berl. 1882) und R. Springer in dem Roman »D. und Hoffmann« (das. 1873). Treffliche Schilderungen von Devrients Eigentümlichkeit finden sich auch in Ed. Devrients »Geschichte der deutschen Schauspielkunst« (Bd. 4) und in Holteis Roman »Die Vagabunden«.

2) **Karl August**, der älteste der drei berühmten Brüder dieses Namens, Neffen des vorigen und Söhne eines Berliner Kaufmanns, der sie sämtlich ebenfalls für das kaufmännische Geschäft bestimmt hatte, war 5. April 1797 zu Berlin geboren. Er entzog sich dem Kontorzwang, indem er als Freiwilliger in Colombs Husarenregiment trat, mit dem er auch die Schlacht bei Waterloo mitmachte. Dann widmete er sich ebenfalls der Bühne und debütierte 28. Juli 1819 in Braunschweig. Talent, Eifer und Glück machten ihn in kurzem zum Liebling des Braunschweiger Publikums. Im J. 1821 an das Dresdener Hoftheater für die Rollen erster Helden und Liebhaber gerufen, verheiratete er sich hier 1823 mit der nachmals so berühmt gewordenen Wilhelmine Schröder (s. Schröder-Devrient); doch ward die Ehe schon 1828 nach vielen Mißhelligkeiten wieder gelöst. Nach Vollendung einer großen Kunstreise trat D. 1835 ein Engagement in Karlsruhe an, von wo er 1839 nach Hannover übersiedelte. Er starb 3. Aug. 1872 in Lauterberg am Harz. Von den drei Brüdern war Karl der begabteste; aber er hat sein Talent weder konzentriert, noch durch ausdauernde Willenskraft ausgebildet. Daher glückten ihm oft Teile einer Darstellung ganz ungemein, während sich der Rest verflachte oder verflüchtigte. Früher spielte er jugendliche Helden und Liebhaber; in der letzten Zeit hatte er sich mehr den ältern Charakterrollen (Lear, Wallenstein) zugewandt. — Sein Sohn **Friedrich**, geb. 31. Jan. 1827 zu Dresden, ebenfalls ein geachteter Schauspieler, war 1848–52 am Wiener Burgtheater beschäftigt und erhielt 1865, nach häufig gewechseltem Aufenthalt, eine Anstellung am deutschen Theater in St. Petersburg, wo er 19. Nov. 1871 starb.

3) **Philipp Eduard**, der zweite der Brüder D., geb. 11. Aug. 1801 zu Berlin, eröffnete seinen Brüdern die Künstlerlaufbahn, indem er diese zuerst und zwar als Sänger betrat und seine Eltern mit ihr versöhnte. Seit 1819 gehörte er der Berliner Bühne an, wo ihm seine schöne Baritonstimme und gründliche, unter Zelter erworbene musikalische Bildung eine Stelle bei der königlichen Oper verschafften. Später wandte er sich dem recitierenden Fach zu, worin er sich bald durch Studium und Streben, weniger aber durch das Feuer der Begeisterung auszeichnete. 1844 übernahm D. die Oberregie des Hoftheaters in Dresden, legte sie aber 1846 wieder nieder, entsagte 1852 der Wirksamkeit als Darsteller und erhielt im Herbst 1852 einen Ruf als Direktor des Hoftheaters nach Karlsruhe, wo er später zum Generaldirektor ernannt wurde. Er hatte dort die Reorganisation des äußerlich wie innerlich zerrütteten Hoftheaters vorzunehmen, und es gelang ihm, in einer mehr als 17jährigen Leitung den Beweis von der Ausführbarkeit alles dessen zu liefern, was er in seinen dramaturgischen Schriften als Aufgabe der Schauspielkunst hingestellt hatte. Die korrekte und lebendige Totalwirkung der Darstellungen sicherte er durch unermüdliche Sorgfalt und lehrhaften Einfluß, wobei ihm seine schon in Berlin, Dresden, Karlsruhe und Mannheim bewährte Kunst des dramatischen Vorlesens zu Hilfe kam. Nachdem er 1869 sein 50jähriges Künstlerjubiläum gefeiert, legte er die Direktion aus Gesundheitsrücksichten nieder. Er starb 4. Okt. 1877 in Karlsruhe. D. hat sich als Schriftsteller für die Bühne bedeutende Verdienste erworben. Seine frühsten Arbeiten waren drei Operntexte: »Hans Heiling«, »Die Kirmes«, »Der Zigeuner«, die von 1833 bis 1843 entstanden, und denen fünf Bühnenstücke: »Das graue Männlein«, »Die Gunst des Augenblicks«, »Verirrungen«, »Treue Liebe« und »Wer bin ich?« (Leipz. 1846), nachfolgten. Weiter veröffentlichte er an dramaturgischen Schriften: »Briefe aus Paris« (2. Aufl., Berl. 1846); »Über Theaterschulen« (das. 1840) und die Reformschrift »Das Nationaltheater des neuen Deutschland« (das. 1848) sowie ein Schriftchen über das Passionsspiel von Oberammergau (das. 1851, 3. Aufl. 1880). Sein Hauptwerk ist aber die auf fleißigen Studien und gründlicher Kenntnis des Bühnenwesens beruhende »Geschichte der deutschen Schauspielkunst« (Leipz. 1848–74, 5 Bde.). Ferner ließ er »Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich« (2. Aufl., Leipz. 1872) erscheinen und gab mit seinem Sohn Otto D. einen »Deutschen Bühnen- und Familien-Shakespeare« (das. 1873 ff.) heraus. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften erschien Leipzig 1846–74, 11 Bde.

4) **Gustav Emil**, der jüngste und berühmteste der drei Brüder, geb. 4. Sept. 1803, mußte erst als Lehrling in die chemische Fabrik eines Oheims zu Zwickau treten, wandte sich aber bald ebenfalls dem Theater zu und debütierte 1821 in Braunschweig als Raoul in der »Jungfrau von Orléans«. Ausgestattet mit angenehmem Äußern und wohlklingendem Organ, trat er bald auch in der Oper auf. Erst nachdem er in Leipzig 1823 ein Engagement gefunden, widmete er sich ausschließlich dem Schauspiel. 1828 siedelte D. nach Magdeburg über, von wo er 1829 einem Ruf nach Hamburg folgte. Hier vollendete er seine dramatische Bildung und fand 1831 in Dresden an der Hofbühne eine dauernde Stellung, von der er nach 37jähriger ruhmvoller Thätigkeit 1. Mai 1868 zurücktrat, um sich, nach seinen eignen Worten, als Künstler nicht selbst überleben zu müssen. Zum außerordentlichen Ehrenmitglied ernannt, erhielt er vom König persönlich das Ritterkreuz des sächsischen Zivilverdienstordens, das bis dahin noch kein Bühnenkünstler erhalten hatte, und wurde zum Hofrat ernannt. Unter seinen zahllosen und vielfach wiederholten Gastspielen in allen größern Städten Deutschlands, die vorzugsweise in die Periode von 1839 bis 1852 fallen, sei nur seiner Mitwirkung bei den Mustervorstellungen unter Dingelstedt in München, seines Auftretens in Peterhof vor Kaiser und Hof, in Weimar zur Feier der Enthüllung des Schiller-Goethe-Denkmals und des 100jährigen Geburtstags Karl Augusts 1857 erwähnt. Die herrlichste Anerkennung aber verschaffte er der deutschen Schauspielkunst bei seinem Gastspiel in London; seine Leistungen, besonders seine Auffassung des Hamlet, wurden noch über die von Kemble und Edmund Kean gestellt. Er starb 7. Aug. 1872 in Dresden. Als Schauspieler zeichnete sich D. durch Wärme und Leben, Wahrheit in der Darstellung, Phantasie in der Auffassung der Charaktere und seinen Geschmack bei der idealistischen Ausschmückung derselben aus. Sein Spiel zeigte den denkenden Künstler in allen Nüancierungen, nirgends erblickte man Übertreibung oder Manier. Namentlich war er Meister im Gebrauch des Sprachorgans. Die am meisten für ihn geeigneten Rollen waren die ideal gehaltenen, weichen Charaktere, wie Hamlet, Uriel Acosta, Tasso,

Correggio und vor allen Posa. Vgl. Kneschke, Emil D. (Dresd. 1868). — Seine Gattin **Doris**, geborne **Böhler**, geb. 1805 zu Kassel, betrat 1816 in Prag in Kinderrollen die Bühne und begab sich 1817 nach Leipzig, wo sie sich bald zu einem der besten Mitglieder der Leipziger Gesellschaft ausbildete. Nach ihrer Vermählung mit Emil D. folgte sie diesem nach Magdeburg und Hamburg und fand dann in Dresden neben ihm ihren Wirkungskreis, wurde aber 1842 von ihm geschieden und verließ die Bühne. Sie starb 29. Mai 1882 in Blasewitz bei Dresden. Naive Rollen und sentimentale Charaktere gelangen ihr am besten.

5) **Otto**, geb. 3. Okt. 1838 zu Berlin, Sohn von D. 3), betrat 1856 in Karlsruhe die Bühne, brachte mehrere Übungsjahre in Stuttgart, Berlin und Leipzig zu und trat 1863 wieder beim Karlsruher Hoftheater ein, das er 1873 verließ, einem Ruf an das weimarische Hoftheater als Charakterspieler und Regisseur folgend. Hier war es, wo er 1876 die Aufsehen erregende Inszenesetzung beider Teile des Goetheschen »Faust« unternahm, deren Aufführung seitdem alljährlich wiederholt ward. Diese Bühneneinrichtung des »Faust« als »Mysterium in zwei Tagewerken« liegt gedruckt vor unter dem Titel: »Goethes Faust« (Karlsr. 1877). 1876 zum Oberregisseur des Hoftheaters in Mannheim ernannt, wurde D. 1877 zum Intendanten des neuen Frankfurter Stadttheaters berufen, sah sich aber im Februar 1879 veranlaßt, die Stelle wieder niederzulegen, und lebte darauf, nachdem er auch in Berlin, Köln und Düsseldorf seinen »Faust« zur Aufführung gebracht hatte, in Jena. Hier kam 1883 sein Jubiläumsfestspiel »Luther« (2. Aufl., Leipz. 1884) zur Aufführung, für dessen jährliche Wiederholung sich eine Gesellschaft bildete; von der Universität Jena wurde er zum Ehrendoktor ernannt. 1884 übernahm D. die Direktion des Hoftheaters zu Oldenburg. Er veröffentlichte: »Zwei Shakespeare-Vorträge« (Karlsr. 1869); das Schauspiel »Zwei Könige« (das. 1867); das Trauerspiel »Tiberius Gracchus« (das. 1871); das phantastische Volksschauspiel »Kaiser Rotbart« (das. 1871); das Festspiel »Was wir bieten« (Weim. 1873). Auch gab er die »Briefe Ifflands und Schröders an den Schauspieler Werdy« (Frankf. 1881) und »Das Freudenspiel am Hofe Ernst des Frommen« heraus.

Dew (pers. Diw), bei den Parsen Name der Geister des bösen Prinzips, von Ahriman geschaffen, um den Amschaspands (s. d.) entgegenzuwirken und die heilsamen Schöpfungen des Ormazd zu zerstören. Im Zendavesta heißen sie **Daêvas**. Die hervorragendsten unter den D. sind: **Akomano** (»böse Gesinnung«), der Gegner des Amschaspand Vohumano (»die gute Gesinnung«); **Andra**, der Sorge und Herzeleid unter den Menschen verbreitet und die Seelen der Verdammten in den Abgrund stürzt; **Sauru**, der die Könige zur Tyrannei, die übrigen Menschen zu Raub und andrer Ungesetzlichkeit verleitet; **Äshma** oder **Äshmodaeva**, der Asmodi der Bibel, ein Dämon der Gier und des Zorns; **Astovidhotus** (»Knochenzerleger«), der den Tod der auf gewaltsame Weise umkommenden Menschen verursacht; **Apaosha** (»Vertrockner«), der Dämon der Dürre und Mißernte; **Buiti** (wohl identisch mit unserm Butze in »Butzemann« und dem indischen Bhuta), s. v. w. Kobold, u. a.

Dewall, Johannes, s. Kühne.

Dewedaschies (Devadaschi), s. v. w. Bajaderen.

De Wette, Wilhelm Martin Leberecht, hervorragender protest. Theolog, geb. 14. Jan. 1780 zu Ulla bei Weimar, bezog 1799 die Universität Jena, ward daselbst 1805 akademischer Dozent, 1807 außerordentlicher Professor der Philosophie in Heidelberg, 1809 ebendaselbst ordentlicher Professor der Theologie und als solcher 1810 an die neugestiftete Universität Berlin berufen. Hier sah sich der freiheitliebende Mann nach Sands blutiger That veranlaßt, der ihm befreundeten gebeugten Mutter desselben in einem Trostschreiben vom 31. März 1819 seine Teilnahme zu bezeugen. »So wie die That geschehen ist«, sagt er darin, »mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit. Die That ist, allgemein betrachtet, unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel.« Am 28. Aug. 1819 auf außerordentlichen königlichen Befehl vor dem akademischen Senat unter Vorlegung einer Abschrift seines Briefs befragt, ob er sich zu diesem Brief bekenne, bat er um die Vorlegung seiner eignen Handschrift und zugleich um eine förmliche Untersuchung vor einem Gericht sachkundiger Männer. Vom Ministerium jedoch ohne weiteres seines Lehramtes enthoben, lehnte er einen ihm angebotenen Quartalgehalt ab und zog sich in seine Heimat zurück, wo er das ihm widerfahrene Unrecht in seiner Schrift »Aktensammlung über die Entlassung des Professors D. vom theologischen Lehramt in Berlin« (Leipz. 1820) dem öffentlichen Urteil vorlegte. Während seines Aufenthalts in Weimar vollendete er die Herausgabe seiner »Christlichen Sittenlehre« (Berl. 1819—21, 3 Bde.) sowie der »Briefe, Sendschreiben und Bedenken Luthers« (das. 1825—28, 5 Bde.) und legte in dem romanartigen Werk »Theodor, oder des Zweiflers Weihe« (das. 1822, 2 Bde.; 2. Aufl. 1828) seinen religiösen Entwickelungsgang dar. Da er, von der Gemeinde der Katharinenkirche zu Braunschweig zum Prediger erwählt, die landesherrliche Bestätigung nicht erlangte, folgte er 1822 einem Ruf als Professor der Theologie an die Universität zu Basel. Im J. 1829 ernannte ihn der Große Rat zum Mitglied des Erziehungsrats und beschenkte ihn mit dem Bürgerrecht der Stadt Basel. Er starb 16. Juni 1849 in Basel. Seinen litterarischen Ruf gründete er durch seine »Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament« (Halle 1806—1807, 2 Bde.), das »Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie« (Leipz. 1814, 4. Aufl. 1864), vor allem aber durch das kompendiöse und vielgebrauchte »Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testaments« (Berl. 1817 u. 1826), dessen alttestamentlicher Teil bis 1869 acht, der neutestamentliche bis 1860 sechs Auflagen erlebt hat. Mit nicht minder allgemeinem Beifall ward seine mit Augusti unternommene Übersetzung der Heiligen Schrift (Heidelb. 1809—12, 6 Bde.; 4. Aufl. 1858, 3 Bde.) aufgenommen. Gleichfalls weiteste Verbreitung unter den Studierenden der Theologie haben seine Kommentare gefunden, besonders der »Kommentar über die Psalmen« (Heidelb. 1829, 5. Aufl. 1856), sein »Kurzgefaßtes exegetisches Handbuch zum Neuen Testament« (Leipz. 1836 ff., in seinen einzelnen Teilen fortwährend neu aufgelegt), während man Ähnliches von den Versuchen einer systematischen Darlegung seines dogmatischen und ethischen Standpunktes, wobei er von der Philosophie seines Freundes Fries ausging, nicht sagen kann. Vgl. Wiegand, D., eine Säkularschrift (Erfurt 1879); Stähelin, D. nach seiner theologischen Wirksamkeit rc. (Basel 1880).

De Winne, Lievin, belg. Maler, geb. 1821 zu Gent, war Schüler von Félix Devigne und erwarb

sich als Porträtmaler in seinem Vaterland bald ein großes Ansehen, so daß er eine umfangreiche Thätigkeit entfalten konnte. Er malte die Mitglieder der belgischen Königsfamilie, zahlreiche Aristokraten und Künstler in einem vornehmen, nach van Dyck gebildeten Stil und in geschmackvoller malerischer Auffassung. Ein Repräsentationsporträt Leopolds I. befindet sich im königlichen Museum zu Brüssel. Er starb 13. Mai 1880 daselbst.

De Witt, Johann, s. Witt.

De Witte, Johann, russ. Ingenieurgeneral und Architekt, geb. 17. (29.) Okt. 1790 zu Riga, erhielt seine Ausbildung in der Ingenieurschule und der Akademie der Künste zu Petersburg, nahm darauf Militärdienste und beteiligte sich am Krieg von 1812. Seine wichtigsten Bauwerke sind: das kaiserliche Militärhospital in Riga, der Umbau des dortigen Schlosses und die lutherische Kirche in Windau. Sein größtes Verdienst um die russischen Ostseeprovinzen hat er sich durch Errichtung des schön gelegenen und vielbesuchten Badeorts Kemmern erworben. Die dortigen sowohl als alle übrigen Bauten De Wittes zeichnen sich durch einen leichten, gefälligen und doch die klimatischen Verhältnisse Rußlands berücksichtigenden Stil aus. D. starb im August 1854 in Charkow.

Dewittsland, veralteter Name der Nordwestküste von Australien, vom Nordwestkap bis zur Roebuckbai, nach dem Seefahrer Willem de Witt, der mit Tasman 1644 die Küste zuerst besuchte.

Dewletschâh, pers. Gelehrter, s. Dauletschah.

Dewsbury (spr. djuhsbörĭ), uralte Stadt im südwestlichen Yorkshire (England), am Calder, hat (1881) 29,617 Einw. und ist Hauptsitz der Kunstwollindustrie in England. Es liefert namentlich Koltern, Militärtuch, Drogett und Teppiche. Paulinus, der erste Bischof von York, predigte hier 627. Dabei Soothill (10,400 Einw.), Batley (s. d.) und Liversedge (12,743 Einw.).

Dexel (Dachsbeil), ein Beil, dessen Blatt quer gegen den Stiel gestellt ist, dient zur Bearbeitung konkaver und horizontal liegender ebener Flächen.

Dexiographie (griech.), das Schreiben von der Linken zur Rechten; dexiographisch, so geschrieben.

Dexippos, 1) Herennios, Staatsmann, Feldherr, Rhetor und Geschichtschreiber im 3. Jahrh. n. Chr. bis um 280, Inhaber der höchsten Ehrenstellen zu Athen, erfocht 267 einen Sieg über die Athen bedrohenden Goten. Von seinen Schriften, unter denen besonders ein Abriß der ganzen Geschichte bis auf seine Zeit und die »Scythica«, eine Beschreibung der Kriege mit den Goten, geschätzt waren, sind nur noch Fragmente vorhanden, vollständig herausgegeben von Mai im 2. Bande der »Scriptorum veterum nova collectio« (Rom 1825—27) und von Niebuhr im »Corpus scriptorum byzantinorum«, Bd. 1 (Bonn 1829).

2) D. der Peripatetiker, peripatetischer griech. Philosoph, um 335 n. Chr., suchte, obgleich als Schüler des Jamblichos der neuplatonischen Philosophie zugeneigt, vornehmlich die Einwürfe Plotins (»Ennead.«, 6, 1) gegen des Aristoteles Kategorienlehre zu widerlegen. Ein Dialog von ihm, früher nur in der lateinischen Übersetzung von B. Félicien (Par. 1549) bekannt, wurde im Original von Spengel (Münch. 1859) herausgegeben.

Dextĕra (dextra, nämlich manus, lat.), die Rechte, rechte Hand, Symbol der Treue und der Kraft; Dexterität, Geschicklichkeit, Gewandtheit.

Dextrāle (lat.), s. Armband.

Dextri (Destri, lat.), um Kirchen, Klöster ꝛc. ein mit Kreuzen in Form eines X (Dex) abgesteckter Platz von 30 oder mehr Schritten, innerhalb dessen das Asylrecht galt.

Dextrin (Dextringummi, Stärkegummi, Gommeline, künstliches Gummi, Dampfgummi) $C_6H_{10}O_5$, ein zur Gruppe der Kohlehydrate gehörender Körper von gleicher prozentischer Zusammensetzung mit Stärkemehl, Holzfaser (Cellulose) und Zucker, findet sich sehr verbreitet im Pflanzenreich, vielleicht in den meisten Pflanzensäften, besonders in denjenigen Pflanzenteilen, in welchen neue Zellen gebildet werden, so daß man es als den eigentlichen bildungsfähigen Pflanzenbestandteil, aus welchem zunächst die Zellhaut sich bildet, betrachten kann. Die Getreidesamen enthalten etwa 4—6 Proz. D., aber beim Keimen steigt diese Menge um die Hälfte und mehr. Auch im tierischen Körper ist D. weit verbreitet, und sehr reich daran ist das Pferdefleisch. Wie sich das D. in Pflanzen und Tieren bildet, weiß man nicht; aber sehr leicht entsteht es aus Stärkemehl beim Erhitzen auf 160—200°, und daher findet es sich in der Brotrinde. Noch leichter bildet es sich, wenn die Stärke vor dem Erhitzen mit sehr wenig Salpetersäure befeuchtet wurde, oder wenn man sie mit verdünnter Schwefelsäure kocht. Ebenso leicht bildet es sich bei Einwirkung der im Malz enthaltenen Diastase (s. d.) auf Stärkemehl; es entsteht daher in großer Menge beim Einmaischen in der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei und ist auch ein Bestandteil des fertigen Biers. Zur Darstellung erhitzt man Stärkemehl in schräg liegenden, rotierenden eisernen Cylindern oder unter Umrühren in flachen eisernen Kasten auf etwa 200°. Das auf diese Weise erhaltene Röstgummi (Léiogomme, fälschlich Léiocome) ist bräunlichgelb und deshalb für manche Zwecke nicht recht geeignet. Ein ganz weißes, in Wasser vollkommen lösliches D. erhält man dagegen, wenn man Stärkemehl mit 0,2 Proz. starker Salpetersäure, die hinreichend verdünnt werden muß, befeuchtet, an der Luft, dann bei 80° trocknet, mahlt, siebt und etwa 1—1½ Stunden auf 100—110° erhitzt. Das Präparat ist äußerlich von Stärkemehl nicht zu unterscheiden und vollkommen frei von Salpetersäure. Bisweilen wird Getreide mit Wasser und sehr wenig Schwefelsäure erhitzt, die Lösung mit Kalk neutralisiert und nach dem Absetzen des schwefelsauren Kalks zur Sirupskonsistenz verdampft. Solchen Dextrinsirup (Gummisirup) erhält man auch durch Behandeln von Stärkemehl mit Malzauszug; doch bildet sich hierbei stets viel Traubenzucker, welcher die Haltbarkeit des Dextrins beeinträchtigt. Reines D. erhält man durch Erwärmen von Kartoffelstärkemehl mit Wasser und Oxalsäure im Wasserbad, bis Jodlösung eine Probe nicht mehr bläut. Dann wird die Lösung mit gefälltem kohlensauren Kalk neutralisiert, nach zwei Tagen filtriert und im Wasserbad verdampft. Das D. des Handels enthält etwa 60—72 Proz. reines D., 2—9 Proz. Zucker, 18—20 Proz. Unlösliches und 6—14 Proz. Wasser. Reines D. gleicht im Äußern dem arabischen Gummi, ist amorph, farb-, geruch- und geschmacklos, leicht löslich in kaltem Wasser, nicht in Alkohol und verdankt seinen Namen der Eigenschaft, die Ebene des polarisierten Lichts nach rechts (dexter) abzulenken, während arabisches Gummi sie nach links ablenkt. Durch Jod wird es schwach amarantrot gefärbt, verdünnte Säuren verwandeln es in Traubenzucker, und beim Kochen mit Salpetersäure entsteht Oxalsäure. D. ist nicht direkt gärungsfähig; wenn die Lösung aber zugleich Traubenzucker enthält, so zerfällt bei der Gärung ein großer Teil des Dextrins, wie der Zucker, in Alkohol und Kohlensäure. Man

benutzt das D. wegen seiner Billigkeit statt des Gummi arabikum zum Verdicken von Beizen und Farben im Zeugdruck, zum Appretieren und Steifen von Zeugen, als Kettenschlichte, in der Bunt- und Luxuspapierfabrikation, zum Tapetendruck, zur Filzbereitung, zur Anfertigung von Buchdruckerwalzen und Tupfballen, als Mundleim (es klebt weniger gut als arabisches Gummi), zur Bereitung der Tinte, in der Chirurgie als Verbandmittel, in der Pharmazie als Zusatz zu Pflanzenextrakten, um diese in Pulverform dispensieren zu können, und zur Darstellung einer Art von englischem Pflaster. Es wird auch zu feinerm Backwerk benutzt. Das D. hat denselben Nahrungswert wie Stärkemehl, ist aber leichter verdaulich. Vgl. Wagner, Stärke-, Dextrin- und Traubenzuckerfabrikation (Braunschw. 1876—77).

Dextrose, s. v. w. Traubenzucker.

Dey (türk.), s. v. w. Dei.

Dezedieren (lat.), abgehen, weichen.

Dezember (vom lat. decem, zehn), nach unserm Kalender der 12. Monat im Jahr; bei den Römern (vor Julius Cäsar) der 10. (daher der Name), indem Januar und Februar als 11. und 12. Monat gezählt wurden. Er hatte früher 29, seit Julius Cäsar 31 Tage und war dem Saturnus gewidmet, weshalb in ihm (am 17.) die Saturnalien gefeiert wurden sowie am 5. die Faunalien, am 15. die Konsualien und am 23. die Larentinalien. Karl d. Gr. nannte ihn den heiligen Monat, später erhielt er den Namen Christmonat. Auf den 21. oder 22. D. fällt das Wintersolstitium (Winters Anfang). Die Sonne tritt im D. in das Zeichen des Steinbocks. Nach Dove beträgt die Durchschnittswärme des Dezembers in

Archangel	— 10,9° C.	London	+ 4,7° C.
Petersburg	— 5,8 "	Amsterdam	+ 2,7 "
Berlin	+ 1,7 "	Brüssel	+ 4,1 "
Prag	+ 0,9 "	Paris	+ 3,7 "
Wien	+ 0,6 "	Bordeaux	+ 6,3 "
München	+ 1,6 "	Basel	+ 2,0 "
Karlsruhe	+ 2,0 "	Mailand	+ 2,5 "
Dublin	+ 4,8 "	Rom	+ 8,0 "

Die mittlere Veränderlichkeit der Temperatur, d. h. der Mittelwert von allen in einem möglichst großen Zeitraum für den Monat vorgekommenen Abweichungen von der ihm zukommenden Mitteltemperatur, ist im D. größer als im November, aber meistens kleiner als im Januar; sie beträgt im nordöstlichen Europa 2,9, in den baltischen Ländern 2,0, in Deutschland 2,5, in Westeuropa 1,9, in England 1,4, in Italien 1,4° C.

Dezembristen, Anhänger Ludwig Napoleons, die ihn beim Staatsstreich 2. Dez. 1851 unterstützten; auch s. v. w. Dekabristen (s. d.).

Dezemvirn (lat. Decemviri, »Zehnmänner«), eine zu einem bestimmten Zweck ernannte Kommission von zehn Männern bei den Römern. Rücksichtlich ihrer Wahl, der Dauer ihrer Amtsthätigkeit und ihrer Machtbefugnis waren sie sehr verschieden, daher die betreffende Bestimmung im Titel hinzugefügt zu werden pflegte. Die bekanntesten und oft schlechthin mit diesem Namen bezeichneten sind: die D. legibus scribendis, eine infolge des Antrags des Tribuns Terentilius Arsa zur Abfassung von Gesetzen für das Jahr 451 v. Chr. erwählte und mit der höchsten obrigkeitlichen Gewalt, so daß die übrigen Magistrate aufhörten, bekleidete Behörde. Die von diesen D. gesammelten und redigierten Gesetze wurden auf zehn eherne Tafeln eingegraben und auf dem Comitium aufgestellt. Da dieselben aber nicht völlig genügend erschienen, wurden für das Jahr 450 wieder D. gewählt, die noch zwei Gesetztafeln hinzufügten und ihr Amt verfassungswidrig auch 449 fortführten, bis ihr Übermut und namentlich der Frevel, den ihr Haupt Appius Claudius an Virginia versuchte, ihre Auflösung und die Wiedereinsetzung der alten Magistrate zur Folge hatte. Über die Gesetze der D. s. Zwölftafelgesetz. Die D. sacrorum oder sacris faciundis waren ein Priesterkollegium, welches dazu bestimmt war, die Sibyllinischen Bücher einzusehen und auszulegen. Anfänglich hatte dasselbe unter den Königen nur aus zwei Männern (Duumviri) bestanden; seit die Plebejer Zutritt bekommen hatten, waren es 10, je 5 Patrizier und 5 Plebejer. Sulla erhöhte 80 v. Chr. ihre Zahl auf 15, die nun Quindecimviri hießen. Die D. litibus (oder häufiger mit der alten Form stlitibus) judicandis waren ein Kollegium von Richtern. Über ihre Wahl und die Dauer ihres Amtes ist nichts Näheres bekannt; auch über den Bereich ihrer richterlichen Amtsthätigkeit läßt sich nur so viel mit Sicherheit erkennen, daß sie über Angelegenheiten, welche Freiheit und Bürgerrecht betrafen, Recht zu sprechen hatten. In der Kaiserzeit erscheinen sie als Präsidenten des Centumviralgerichts. Außer den genannten D. gab es noch außerordentliche Kollegien desselben Namens, z. B. diejenigen, welche bei Aussendungen von Kolonien zur Verteilung der Ländereien ernannt wurden: D. agris dividundis und colonis deducendis. Ihnen stand die Anweisung, Abmessung, Einteilung des Landes zu; auch fungierten sie als Richter &c. Ernannt wurden sie durch Komitien und zwar ohne Bestimmung der Dauer ihres Amtes.

Dezént (lat.), anständig, geziemend, ehrbar, sittsam; Dezénz, Anstand, Schicklichkeit.

Dezentralisation (lat.), sowohl politisch als wirtschaftlich die Beseitigung einer das lokale Leben unterdrückenden Vereinigung aller Gewalt in einem staatlichen oder ökonomischen Mittelpunkt (Zentrum). Unter ökonomischer D. versteht man auch den Gegensatz der Anhäufung von Grundbesitz und Kapital in wenigen Händen. Eigentümlich ist die Theorie Careys von der ökonomischen D., wonach dieselbe der zentralisierenden Kraft des auswärtigen Handels entgegengesetzt wird. In fast allen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft tritt uns der Gegensatz von Zentralisation und D. entgegen: im Staat, in der Kirche, in der Gemeinde, ja selbst in der Familie, je nachdem alle Fäden thunlichst in Einer Hand zusammenlaufen und die Gesamtthätigkeit möglichst von Einem Haupt ausgeht, welches von Einer Stelle aus das Ganze und das Einzelne leitet, oder je nachdem für die einzelnen Glieder und für die einzelnen Teile des Ganzen eine möglichst große Selbständigkeit in Anspruch genommen und durchgeführt wird. Vgl. Zentralisation.

Dezeption (lat.), Täuschung, Betrug; **Dezeptor**, Betrüger; dezeptorisch, betrügerisch.

Dezernént (lat.), dasjenige Mitglied einer Behörde oder eines sonstigen Kollegiums, welches dem letztern über eine zu erlassende Verfügung oder über einen zu erteilenden Bescheid oder über einen sonst zu fassenden Beschluß Bericht erstattet (referiert). Dezernat, Berichterstattung; auch Bezeichnung für die Unterabteilungen einer Behörde, welche für die Bearbeitung der einzelnen Fächer eingerichtet sind, so z. B. bei der kaiserlichen Admiralität in Deutschland.

Dezernieren (lat.), beschließen, einen Bescheid geben, ein Urteil fällen.

Dezession (lat.), Abgang, Weggang; Dezessor, Amtsvorgänger.

Dezi (v. lat. decem, zehn), der zehnte Teil eines Maßes, z. B. Deziar 0,1 Ar, Dezigramm 0,1 g, Deziliter 0,1 Lit., Dezimeter 0,1 m ꝛc.

Dezidénz (lat.), Abnahme, Ab- oder Verfall (an Gesundheit oder Vermögen).

Dezidieren (lat.), entscheiden, bestimmen.

Dezimál, s. v. w. auf die Zahl 10 (lat. decem) bezüglich, z. B. Dezimalsystem, dasjenige Zahlensystem (s. d.), dessen Grundzahl 10 ist; Dezimalbruch, ein Bruch, dessen Nenner eine Potenz von 10 ist, z. B. $^{3}/_{10}$, $^{31}/_{100}$, geschrieben 0,3, 0,31 ꝛc. (vgl. Bruchrechnung).

Dezimalmaß (Dezimalsystem), jede Art von Maß, in welchem die Einteilungszahl 10 ist. Dasselbe gestaltet sich, von den Unter- zu den Oberabteilungen allmählich aufsteigend, folgendermaßen:

1, 10, 100, 1000, 10,000, 100,000 ꝛc.;

dagegen, von den Ober- zu den Unterabteilungen allmählich absteigend:

1, $^{1}/_{10}$, $^{1}/_{100}$, $^{1}/_{1000}$, $^{1}/_{10000}$, $^{1}/_{100000}$ ꝛc.

Dieses System empfiehlt sich durch die große Leichtigkeit, mit welcher Reduktionen ausgeführt werden können, und wird daher in der Wissenschaft längst und allgemein benutzt, findet gegenwärtig aber auch im praktischen Leben immer mehr Anwendung. Außer dem D. ist nur noch das unter dem Namen »Werkmaß« bekannte Duodezimalmaß üblich, bei welchem die Rute in 12 Fuß, der Fuß in 12 Zoll, der Zoll in 12 Linien geteilt ist. Dezimalsystem insbesondere heißt das in Frankreich nach dem Gesetz vom 9. Frimaire VIII (29. Nov. 1800) eingeführte Maß- und Gewichtssystem. Als Grundmaß der Länge ist der zehnmillionste Teil des Erdquadranten angenommen; derselbe bildet das Meter (mètre). Eine Fläche, 10 Meter lang und 10 Meter breit, d. h. von 100 Quadratmeter, macht einen Ar, d. h. die Einheit des Flächenmaßes. Das Kubikmeter als Körpermaß heißt Ster. Der Kubus des zehnten Teils eines Meters (= $^{1}/_{1000}$ Kubikmeter) dient als Hohlmaß zu flüssigen und trocknen Dingen und wird Liter (litre) oder Kubikdezimeter genannt. Das Gewicht so viel reinen Wassers von größter Dichtigkeit, als den Kubus des hundertsten Teils eines Meters (ein Kubikzentimeter) ausfüllt, gewährt die Gewichtseinheit und heißt Gramm. Um das Zehn-, Hundert-, Tausend- und Zehntausendfache dieser Maß- und Gewichtseinheiten auszudrücken, setzt man die griechischen Zahlennamen Deka, Hekto, Kilo und Myria vor. 1 Dekagramm ist also = 10 Gramm, 1 Hektoliter = 100 Liter, 1 Kilometer = 1000 Meter, 1 Myriameter = 10,000 Meter ꝛc. Um dagegen das Zehntel, Hundertstel oder Tausendstel einer Einheit zu bezeichnen, setzt man die lateinischen Zahlnamen Dezi, Zenti oder Milli vor. So ist z. B. 1 Dezigramm = $^{1}/_{10}$ Gramm, 1 Zentimeter = $^{1}/_{100}$ Meter, 1 Milliliter = $^{1}/_{1000}$ Liter ꝛc. Auch die Münze (der Frank) wird in 10 Decimes, à 10 Centimes, geteilt. Dasselbe System ist jetzt auch im Deutschen Reich, in Österreich, Belgien, Holland, Spanien, Portugal, Italien, Griechenland und in den meisten südamerikanischen Freistaaten eingeführt. Auch auf das Münzwesen ist das Dezimalsystem angewandt worden. Im Deutschen Reich, in Frankreich, Italien und den meisten Ländern der lateinischen Münzkonvention, in Österreich-Ungarn, den Niederlanden, in Griechenland, Rußland, Schweden, Norwegen, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in China und Japan wird die Münzeinheit dezimal geteilt.

Dezimation (lat.), Militärstrafe der alten Römer bei gemeinsamen Vergehungen, wo die Hauptschuldigen nicht auszumitteln oder alle Teilhaber gleich schuldig waren, z. B. bei Meutereien, feiger Flucht ꝛc. Je zehn Mann der betreffenden Truppe zogen Lose, unter denen eins zum Tod bestimmte; gewöhnlich büßten auch die Offiziere mit dem Leben. Das erste Beispiel einer solchen Bestrafung gab der Konsul Appius Claudius Sabinus; später kam dieselbe öfters in den Bürgerkriegen und unter den Kaisern vor. Von den Römern ging sie auf die Söldnerheere des Mittelalters und selbst der neuern Zeit über. Karl d. Gr., die Österreicher bei Leipzig (1642), der Marschall v. Créqui in Trier (1675) u. a. ließen aufrührerische Truppen dezimieren. Die neueste Zeit hat indessen die D. mit Recht als eine Barbarei gebrandmarkt, und selbst Blüchers Wille und Befehl, die empörten sächsischen Bataillone in Lüttich in ähnlicher Weise zu bestrafen (1815), blieb unausgeführt (vgl. Borstell). Milderungen der D. waren die Vicesimation und Zentesimation.

Dezime (v. lat. decima), eine der stehenden Formen südlicher Reimpoesie und zwar eine aus zehn vierfüßigen trochäischen Versen bestehende Strophe spanischen Ursprungs, mit der Reimstellung a b b a a c c d d c oder auch a b a b a c c d d c. Die D. wird jetzt hauptsächlich bei der Glosse (s. d.) in Anwendung gebracht. — In der Musik heißt D. das Intervall von zehn diatonischen Stufen, z. B. vom großen C bis zum kleinen e, ist demnach nichts andres als die um eine Oktave erweiterte Terz und wird auch in der Harmonielehre jederzeit so behandelt. Nur wenn die None aufwärts, also in die D., fortschreiten soll, wird diese der Deutlichkeit wegen meistens auch mit der Ziffer 10 (statt 3) bezeichnet; desgleichen ist die Unterscheidung der Terz und D. erforderlich, wenn die kleine D. als Vorhalt vor der kleinen None auftritt.

Dezimieren (lat.), den Zehnten erheben; dann den zehnten Mann einer Truppenabteilung töten (s. Dezimation); im weitern Sinn s. v. w. stark mitnehmen, große Verluste beibringen.

Dezimöle, eine Figur von zehn Noten gleichen Wertes (bezeichnet durch 10 unter einem Bogen), welche so viel gelten wie sonst 8 oder 9 der gleichen Form.

Dezipieren (lat.), täuschen, betrügen.

Dezision (lat. decisio), Entscheidung, Bescheid, richterlicher oder gesetzgebender, insbesondere Entscheidung einer zweifelhaften Rechtsfrage; daher Quinquaginta decisiones, 50 Konstitutionen Justinians aus den Jahren 530—532, zur Entscheidung von Kontroversen der ältern Juristen. Sie bildeten anfangs eine eigne Sammlung, wurden aber nachher in den Codex repetitae praelectionis aufgenommen und sind nur in diesem auf uns gekommen. Decisiones electorales saxonicae heißen im sächsischen Rechte die Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle, welche Johann Georg II. unter dem 22. Juli 1661 über Konsistorial-, Justiz- und Finanzsachen gab, der Zahl nach 91 (gewöhnlich als die ältern Dezisionen bezeichnet), und 40 Entscheidungen Friedrich Augusts II. von 1746, meist über Privatrecht (gewöhnlich die neuern genannt). Näheres über die sächsischen Dezisionen, die jedoch nur eine wissenschaftliche Bedeutung haben, enthält Heimbachs Lehrbuch des partikulären Privatrechts (Jena 1848).

Dezisiv (lat.), entscheidend; daher Dezisivworte, derjenige Teil eines Urteils, welcher die Entscheidung enthält im Gegensatz zu den Entscheidungsgründen.

Dezisivstimme (lat. Votum decisivum), im Gegensatz zu der bloß beratenden Stimme (votum consulta-

tivum) eine solche, welche bei dem Beschluß nach Stimmenmehrheit mitgezählt wird; dann auch das Recht, bei Stimmengleichheit die Entscheidung zu geben, welches zumeist dem Vorsitzenden des betreffenden Kollegiums oder einer Versammlung beigelegt ist. So gibt z. B. im deutschen Bundesrat bei etwaniger Stimmengleichheit die Präsidialstimme Preußens den Ausschlag.

Dezobry (spr. des-), Charles Louis, franz. Historiker und Archäolog, geb. 1798 zu St.-Denis, gründete 1829 eine Verlagsbuchhandlung klassischer, für Unterrichtszwecke bestimmter Werke und Schriftsteller und starb 16. Aug. 1871. Er veröffentlichte 1835 seine interessante und gehaltvolle, ein Pendant zu Barthélemys berühmtem Werk (»Voyage d'Anacharsis«) bildende Studie »Rome au siècle d'Auguste, ou voyage d'un Gaulois à Rome« (1835; 4. Aufl. 1874, 4 Bde.). Außerdem schrieb er: »La mauvaise récolte, ou les suites de l'ignorance« (1848), eine mit Unterhaltungen über den Ackerbau Frankreichs vermischte Erzählung; das geschätzte Werk »Histoire romaine en peinture« (1848); »L'usage et de l'utilité des éditions classiques« (1856); »Dictionnaire pratique et critique de l'art épistolaire français« (1865) und »Traité élémentaire de versification française« (1866). Mit Bachelet gab er das »Dictionnaire général de biographie et d'histoire« (9. Aufl. 1883) und das »Dictionnaire général des lettres, des beaux-arts et des sciences morales et politiques« (4. Aufl. 1875) heraus.

Dhaka, Landschaft, s. Dacca.

Dhakbaum, s. Butea.

Dhamar, Stadt in der arab. Landschaft Jemen, südlich von Sana, mit einer Hochschule, berühmter Pferdezucht und 20,000 Einw. (davon 6000 Juden). D. wurde 1879 von den Türken zerstört.

Dhan, = ¼ Röttih (s. Tola).

Dhar, britisch-ind. Schutzstaat in Zentralindien, 4504 qkm (80 QM.) groß mit (1881) 151,877 Einw.; der Fürst von D., ein Radschpute, glaubte 1857 gegen die englische Oberhoheit sich auflehnen zu können, büßte das Beginnen aber mit Landesverlust.

Dharwar (Darvar), Hauptort des gleichnamigen, durch seine Baumwollproduktion ausgezeichneten Distrikts in der britisch-ostind. Präsidentschaft Bombay, der 11,742 qkm (214 QM.) mit (1881) 882,907 Einw. umfaßt, liegt 737 m ü. M., 110 km von der Küste entfernt. D. ist Sitz verschiedener Bildungsstationen, einer katholischen und einer evang. Mission, hat (1881) 27,191 Einw. (zwei Drittel Hindu) und bedeutenden Handel mit der als D. bekannten Baumwolle. Eine Eisenbahn, welche D. mit dem portugiesischen Hafenplatz Goa verbindet, ist im Bau.

Dhawalagiri (Dholagiri, »weißer Berg«), ein Berggipfel des Himalaja, in Nepal, unter 28° 41,8' nördl. Br. und 83° 28,7' östl. L. v. Gr., 8154 m hoch, wurde lange Zeit für den höchsten Gipfel des Gebirges gehalten, steht aber dem Gaurisankar (Mount Everest) und Katschindschinga an Höhe weit nach.

Dheune (spr. döhn), rechter Nebenfluß der Saône im franz. Departement Saône-et-Loire, mündet nach 65 km langem Lauf gegenüber von Verdun, wo sich der Doubs in die Saône ergießt. Sein oberes Flußthal ist von dem Canal du Centre benutzt.

Dhlb., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für A. G. Dahlbom (s. d.).

Dholpur, brit. Schutzstaat in Radschputana (s. d.).

Dhra, Längenmaß in Marokko, = 0,571 m.

Dhulia, ind. Stadt, s. Kandesch.

Di, in der Chemie Zeichen für Didym.

Dia (griech. Präposition), durch, hindurch, auseinander (oft in Zusammensetzungen vorkommend).

Dia (Standia), kleine türk. Insel an der Nordküste von Kreta, der Hafenstadt Kandia gegenüber, mit Marmorbrüchen und mehreren Häfen, in welchen die nach Kandia bestimmten Schiffe löschen.

Diabās (v. griech. diabainein, hindurch-, hinübergehen), gemengtes kristallinisches Gestein, körnig, meist dicht, aus Plagioklas und Augit, daneben Magneteisen, Titaneisen, Apatit, Biotit bestehend, meist aber auch chloritische Substanzen (Viridit) als Zersetzungssubstanzen des Augits und Kalkspat, aus dem Feldspat neugebildet, enthaltend. In gewissen Varietäten (Quarzdiabas) tritt zu den oben genannten Bestandteilen Quarz hinzu, in andern (Olivindiabas) Olivin, häufig serpentinisiert. Der zuletzt genannten Varietät ist das Paläopikrit genannte Gestein (Oberfranken, Nassau) nahe verwandt. Sonstige Varietäten gründen sich auf Strukturverschiedenheiten, so neben dem typischen, körnigen D. der aphanitische D. (zum Teil Aphanit, Diabasaphanit) mit sehr klein entwickelten Mineralindividuen, der porphyrartige (Diabasporphyr), der sich wieder als Labrador- oder Augitporphyr unterscheidet, je nachdem es Labrador- oder Augitkristalle sind, welche, in größerm Maßstab entwickelt und einer aphanitischen Grundmasse eingebettet, die porphyrartige Struktur hervorbringen. Zu den Labradorporphyren gehört auch der als Bildhauermaterial bekannte Porfido verde antico. D. mit sphärolitischer Struktur führt den Namen Variolit, und Aphanite, die sehr reich an dem durch Zersetzung gelieferten Kalkspat sind, werden als Kalkaphanite bezeichnet. Dieses Zersetzungsprodukt füllt oft auch Hohlräume des Gesteins aus und bringt dadurch Diabasmandelsteine hervor. Es zeichnet sich überhaupt der D. von dem ihm nahe verwandten Diorit (s. d.), mit welchem er namentlich in den aphanitischen Varietäten die größte Ähnlichkeit besitzt, durch eine größere Neigung zur Zersetzung aus, die wohl bei der chemischen Identität zwischen Hornblende und Augit nur auf der Annahme eines etwas basischern, also auch an Calcium reichern Feldspats im D. im Gegensatz zu Diorit zurückzuführen ist. So ergibt denn auch die Bauschanalyse einen etwas geringern Gehalt an Kieselsäureanhydrid (47 gegen 51 Proz. im Diorit) neben 16 Thonerde, 13 Eisenoxyd und Eisenoxydul, 11 Kalk, 6 Magnesia, 0,9 Kali, 3,1 Natron. Die Verbreitung des D. ist eine größere als die des Diorits. Wie dieser, ist er ein eruptives Material, dessen Eruptionszeit in die paläozoischen Perioden, besonders die Devonzeit, fällt, und welches durch Tuffbildungen (vgl. Schalstein) genetisch eng mit den gleichzeitigen Sedimentformationen verknüpft ist. D. selbst bildet Gänge oder Lager zwischen paläozoischen Sedimenten in Sachsen, dem Fichtelgebirge, Nassau, Westfalen und dem Harz; noch bedeutender als die deutschen sind die Vorkommnisse von Schottland, Skandinavien und Nordamerika, wo wahrscheinlich die meisten der sogen. Trappgesteine dem D. zuzuzählen sind.

Diabăsis (Diabāse, griech.), Durch-, Übergang.

Diabasmandelsteine, s. Diabas.

Diabētes (griech.), Harnruhr (s. d.); Doppelheber, Vexierbecher, s. Heber.

Diabetomēter, s. Zirkularpolarisation.

Diable (franz., spr. djābl), Teufel. Diablerie, Teufelei, Teufelsstreich, Teufelsspiel, in der Geschichte des Dramas Name einer Art von Moralitäten und Farcen, in welchen der Teufel als Personifikation des Bösen auftrat; Diablesse, Teufelin, Teufelsweib.

Diablerets (spr. djablörä, »Teufelsberge«), steile, zerrissene Kalksteinwände und Felshörner im westlichen Flügel der Berner Alpen (3251 m), auf dem Scheitel mit Firnmulden belastet, welche das schlanke Oldenhorn (3134 m) überragen. Zu verschiedenen Zeiten, namentlich 1714 und 1749, haben sich gewaltige Felsmassen an den höhern Teilen abgelöst und, thalwärts stürzend, schöne Alpen samt zahlreichen Hütten überschüttet (s. Derborence). Die Alpenbewohner glaubten den Berg von Teufeln bewohnt und ließen wiederholt den »Eingang der Hölle« beschwören.

Diablotin (franz., spr. -täng, »Teufelchen«), Art Schokoladenplätzchen.

Diabŏle (griech.), Beschuldigung, Verleumdung.

Diabŏlos (griech., eigentlich »Verleumder«), Teufel; daher diabolisch, s. v. w. teuflisch; Diabolismus, Teufelswerk, Teufelsherrschaft; Diabologie, Lehre vom Teufel.

Diabrōsis (griech.), Durchfressung; daher in der Heilkunde eine Blutung per diabrosin, s. v. w. Blutung aus einem durch ein Geschwür angefressenen Gefäß.

Diachenium (griech.), s. Achene.

Diachylonpflaster (griech., im Volksmund Diakel oder Diakonuspflaster), s. Bleipflaster.

Diachym (griech.), in der Pflanzenanatomie das Parenchym der Blätter.

Diacŏnus, s. Diakon.

Diadelphus (griech.), zweibrüderig, besonders diadelpha stamina, in zwei Bündel verwachsene Staubfäden. Daher Diadelphia, 17. Klasse des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zweibrüderigen Blüten enthaltend.

Diadēm (griech.), Band zum Zusammenhalten des Haupthaars, Stirnband, Kopfbinde; im orientalischen Altertum bei Ägyptern, Assyrern und Babyloniern Zeichen der Würde königlicher und andrer angesehener Personen. Bei den Hebräern Neser genannt, schmückte es die Könige und Hohenpriester in der Form einer goldenen, emporragenden Stirnplatte, die an der eigentlichen Kopfbedeckung angeheftet war, wohl auch durch Perlenschnüre oder goldene Kettchen gehalten wurde, die um die Schläfe gingen und hinten zusammengeknüpft waren. Das D. der Könige von Persien, Armenien und Parthien sowie der Königinnen war ein blau-weißes, breites Band, mit dem sie die Mütze umwickelten. Von den Persern ging es auf Alexander d. Gr. und seine Nachfolger über. Die Griechen schmückten damit schon früher mehrere Götter, namentlich den Zeus, die Hera und Aphrodite, und später wurde es ein allgemeiner Schmuck von Frauen (s. Fig. 1 und 2) und jungen Männern, namentlich olympischen Siegern (vgl. Diadumenos), ohne die Bedeutung königlicher Würde. Solche Diademe wurden aus Leder, Zeug und Metall gefertigt. Bei den Römern soll schon Ancus Marcius das D. den Tuskern entlehnt haben; doch war es in den Zeiten der Republik verhaßt, und noch Cäsar scheute den Widerwillen des Volkes vor demselben. Welcher Kaiser das eigentliche D. als Würdezeichen eingeführt hat, ist ungewiß. Nach Jordanis trug es Aurelian zuerst. Allgemein wurde sein Gebrauch, auch unter den nichtrömischen Fürsten Europas, erst seit Konstantin d. Gr., bis es später die Kronen verdrängten oder nur eine geringe Andeutung übrigließen. Die Damendiademe des Mittelalters und der Gegenwart, Kopfreife, die sich in der Mitte zu einer kleinen Spitze erheben, stammen aus dem Orient. — Über prähistorische Diademe s. Metallzeit.

Fig. 1.

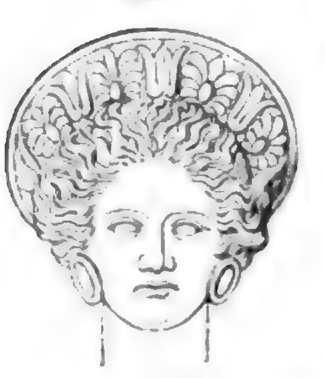


Fig. 2.



Diademe griechischer Frauen.

Diadŏchen (griech., »Nachfolger«), die Feldherren Alexanders d. Gr., welche seit seinem Tod 323 v. Chr. um die von ihm beherrschten Länder langjährige Kriege führten. Die bedeutendsten darunter waren: Antigonos und sein Sohn Demetrios Poliorketes, Antipatros und sein Sohn Kassandros, Ptolemäos, Seleukos, Lysimachos, Eumenes. Die Zeit dieser Kämpfe, welche durch die Schlacht bei Ipsos 301 einen gewissen Abschluß erhielten, heißt die Diadochenzeit. Es entwickelte sich damals ein neues, auf griechischer Bildung beruhendes System von Staaten, welche man als hellenistische zu bezeichnen pflegt. Die wichtigsten waren Ägypten unter den Ptolemäern, Syrien unter den Seleukiden und Makedonien unter den Nachkommen des Antigonos Gonatas, zu denen 282 v. Chr. noch das Reich von Pergamon unter den Attaliden kam. Alle diese Reiche wurden später dem römischen Reich einverleibt. Vgl. Droysen, Geschichte der D. (2. Aufl., Gotha 1878).

Diadochit, s. v. w. Phosphoreisensinter.

Diadumĕnos, gefeierte Statue des griech. Bildhauers Polyklet, ein junger Wettkämpfer, der sich selbst die Siegerbinde umwindet. Man nimmt mit Wahrscheinlichkeit an, daß dieser von Plinius als »weicher Jüngling« bezeichnete, also zarte, feine, elegante Jüngling das Gegenstück bildete zu dem nicht weniger berühmten Doryphoros (s. d.) desselben Künstlers. Nachbildungen des D. besitzen wir in einer Farnesischen Statue und einer zweiten aus Vaison (beide jetzt im Britischen Museum).

Diaglyphisch (griech.), vertieft gestochen, gemeißelt; daher Diaglypten (Diaglyphen), in die Fläche einwärts gearbeitete Figuren, im Gegensatz zu den Anaglypten.

Diagnōse (Diagnōsis, griech.), Erkennung, Beurteilung; insbesondere das Urteil, welches sich der Arzt über das Wesen einer Krankheit bildet. Die Kunst, eine D. zu stellen, heißt Diagnostik; sie ermittelt den Namen der Krankheit und das Stadium, in welchem sie sich zur Zeit befindet; das Urteil über ihren mutmaßlichen Verlauf heißt Prognose (Vorhersage). Handelt es sich darum, unter zwei oder mehreren Möglichkeiten durch genaueste Sichtung aller Einzelerscheinungen die richtige Krankheit festzustellen, so spricht man von Differentialdiagnose. Die richtige D. ist die Grundbedingung für ein einzuschlagendes rationelles Heilverfahren; ohne D. kann nur ein Charlatan behandeln. Um zu einer D. zu gelangen, beginnt der Arzt mit dem Krankenexamen, durch welches er über die Vorgeschichte und den ersten Anfang des Leidens unterrichtet wird. Dann berücksichtigt er die subjektiven Klagen des Patienten, welche gewöhnlich, aber durchaus nicht immer auf die erkrankten Organe hinweisen; endlich stellt er eine objektive Untersuchung mit physikalischen, chemischen oder optischen Hilfsmitteln an, welche als physikalische Diagnostik den Hauptakt bildet. Aus dem

Gesagten geht hervor, daß das Ermitteln einzelner Symptome, wie Gelbsucht, Wassersucht, Fieber etc., nicht als D. gelten kann, da zu einer solchen eine oft außerordentlichen Scharfsinn erfordernde logische Operation gehört, welche aus der Summe der Symptome erst das Urteil zusammensetzt. Folgendes diene als Beispiel: Der Arzt tritt an das Bett eines ihm unbekannten, etwa 30 Jahre alten Kranken. Er erfährt von ihm, daß er seit zwei Tagen leidend sei, daß er plötzlich mit Frost- und Hitzegefühl erkrankt sei; eine Ursache weiß er nicht anzugeben. Die Klagen beschränken sich auf Mattigkeit und etwas Husten. Die äußere Besichtigung zeigt einen kräftigen Körper, gerötetes Gesicht, glänzende Augen, heiße Haut. Das Thermometer ergibt 39,5° C. Aus den genannten Daten läßt sich nun die D. auf eine akute, fieberhafte Krankheit machen, weiter vorläufig nichts. In Frage kommen Lungenentzündung, Typhus, Brustfell-, Herzbeutelentzündung u. v. a. Nun ermittelt die Differentialdiagnose, daß von allen Symptomen, welche beim Typhus vorkommen, nur das Fieber vorhanden ist, daß auch Herzbeutelentzündung durch Auskultation und Perkussion auszuschließen ist; dagegen deuten die Phänomene beim Beklopfen und Behorchen des Brustkorbes auf Verdichtungen im rechten untern Lungenlappen, der Auswurf enthält roten, zähen Schleim, das tiefe Atemholen verursacht stechende Schmerzen: es ist kein Zweifel, daß die D. auf Lungenentzündung rechterseits mit Brustfellentzündung, beide im Beginn der Entwickelung, lautet. — In der Systematik des Pflanzen- und Tierreichs bezeichnet D. die Gesamtheit derjenigen Merkmale der Gattungen und Arten, welche eben hinreichen, um die letztern von den übrigen Arten der Gattung, bez. die Gattung von den übrigen Gattungen der Familie zu unterscheiden. In der Beschreibung pflegt man daher die D. entweder voranzustellen, oder durch besondern Druck auszuzeichnen. Zur bloßen Bestimmung der Gattungen und Arten ist ihre D. hinreichend.

Diagnostizieren, etwas, besonders eine Krankheit, aus den Merkmalen erkennen, die Diagnose stellen; diagnostisch, die Unterscheidung und Erkennung begründend.

Diagométer (griech.), veraltetes Werkzeug zum Messen der elektrischen Leitungsfähigkeit von Körpern.

Diagonāle (griech., Diagonallinie), eine gerade Linie, welche zwei Ecken eines Vielecks miteinander verbindet, die noch durch keine Seite verbunden sind (vgl. Vieleck). Bei eckigen Körpern oder Polyedern ist D. die gerade Verbindungslinie von zwei nicht in derselben Oberflächenebene liegenden Ecken. Diagonal, in der Richtung der D.

Diagonalkraft, die Resultierende zweier Kräfte, s. Parallelogramm der Kräfte.

Diagonalmaschine, Vorrichtung zum Nachweis des Satzes vom Parallelogramm der Kräfte (s. d.).

Diagonālräder, s. v. w. konische Räder, Kegelräder; s. Zahnräderwerke.

Diagonals, dichte wollene, geköperte Gewebe mit schräg verlaufender feiner Streifung, zu Herrenkleidern und Damenmänteln.

Diagonālschichtung, eine an Sanden und Sandsteinen, wiewohl selten, auftretende Erscheinung, bei welcher eine Bank, die zwischen Komplexen von untereinander paralleler Schichtung eingekeilt ist, eine mit dieser diskordante Schichtung und Streifung zeigt.

Diagŏras, 1) berühmter Sieger in den gymnischen Wettkämpfen, aus Rhodus, Zeitgenosse Pindars, der ihm die siebente Olympionike widmete. Er hatte als Hauptkämpfer in allen vier großen heiligen Spielen (den Olympischen, Nemeischen, Isthmischen und Pythischen) wiederholt den Preis errungen und durch sein Beispiel auch seine Söhne und Enkel zu gleichen Siegen begeistert. Nach den Siegen zweier seiner Söhne zu Olympia von ihnen auf den Schultern durch das versammelte Volk getragen und von diesem als der glücklichste aller Sterblichen begrüßt, soll er der Freude hierüber unterlegen sein. Seine Statue von Kallikles stand zu Olympia.

2) D. der Melier oder Atheist, griech. Sophist in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr., von der Insel Melos gebürtig, Schüler des Demokritos von Abdera. In jüngern Jahren sehr fromm und Verfasser gottesdienstlicher Gesänge, ging er, in seinen gläubigen Erwartungen getäuscht, zu völligem Unglauben über und regte zu Athen, wohin er sich 425 begab, durch beißenden Spott über die eleusinischen Mysterien den Unwillen des Volkes in solchem Grad gegen sich auf, daß er um 415 fliehen mußte. Er soll in Korinth gestorben sein. Seine »Phrygioi logoi« waren wahrscheinlich eine schonungslose Kritik der in Griechenlands Kulte aufgenommenen phrygischen Gottheiten sowie der orphischen, eleusinischen und samothrakischen Mysterien.

Diagramm (griech.), s. v. w. Linearzeichnung. Oft wird der Name D. für Skizzen überhaupt angewandt, am gewöhnlichsten aber bedient man sich seiner für die in den Naturwissenschaften wie auch in der Statistik üblichen graphischen Darstellungen der Veränderungen, welche eine bestimmte Größe mit der Änderung einer zweiten erleidet. Beispielsweise sei der jährliche Gang der Temperatur für ein Paar Orte, z. B. Jakutsk in Sibirien (62° 2′ nördl. Br.) und Söndmör in Norwegen (62° 30′ nördl. Br.), darzustellen. Die monatlichen Mitteltemperaturen beider Orte sind (in Graden Réaumur):

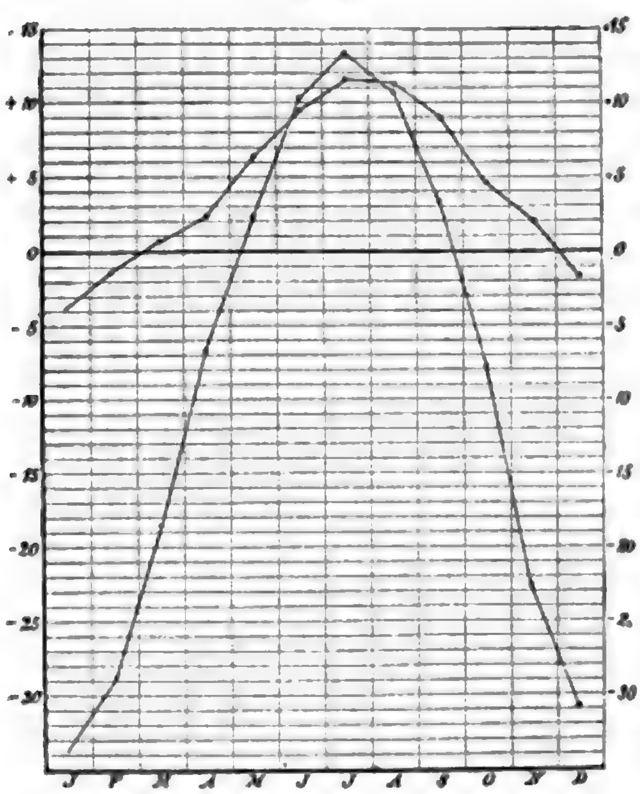
	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni
Jakutsk . .	— 33,7	— 28,5	— 18,4	— 6,3	2,2	10,2
Söndmör . .	— 3,6	— 1,1	0,7	2,4	6,4	9,5
	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Jakutsk . .	13,4	10,9	3,3	— 7,7	— 22,7	— 30,9
Söndmör . .	11,4	11,1	9,0	4,7	2,0	— 1,0

Man trage nun in Fig. 1 auf der Geraden 00 (der Abscissenachse) zwölf gleichlange Teile ab, welche den einzelnen Monaten entsprechen und am Fuß der Figur mit J (Januar), F (Februar) etc. bezeichnet sind; durch die Teilpunkte ziehe man Senkrechte zu der Linie 00. Auf der ersten Senkrechten links (der Ordinatenachse) trage man ferner beliebige, aber unter sich gleichlange Teile ab, die den Temperaturgraden entsprechen; dabei werden die Wärmegrade nach oben, die Kältegrade nach unten abgetragen, wie die den Zahlen beigesetzten Vorzeichen + und — andeuten. Durch die Teilpunkte ziehe man Parallelen zur Abscissenachse 00. Man gebe nun in der Mitte zwischen je zwei aufeinander folgenden Vertikallinien Punkte an, welche von der Abscissenachse 00 um 33,7, 28,5, 18,4, 6,3 Teile nach unten, um 2,2, 10,2, 13,4, ... Teile nach oben entfernt sind, die also die Mitteltemperaturen der einzelnen Monate für Jakutsk angeben, und verbinde je zwei aufeinander folgende Punkte durch eine Gerade oder auch alle Punkte durch eine stetig gekrümmte Linie. Das Steigen und Fallen des so gewonnenen Linienzugs gibt uns rascher als die tabellarische Zusammenstellung ein übersichtliches Bild von dem Gang der Temperatur im Lauf eines Jahrs. Zeichnet man in dieselbe Figur auch die Zahlwerte für Söndmör ein (s. die bei —3,6 links an-

fangende Linie), so hat man ein sehr anschauliches Bild des Kontrastes zwischen den jährlichen Temperaturschwankungen im Innern eines großen Kontinents (Jakutsk) und am Meer (Söndmör).

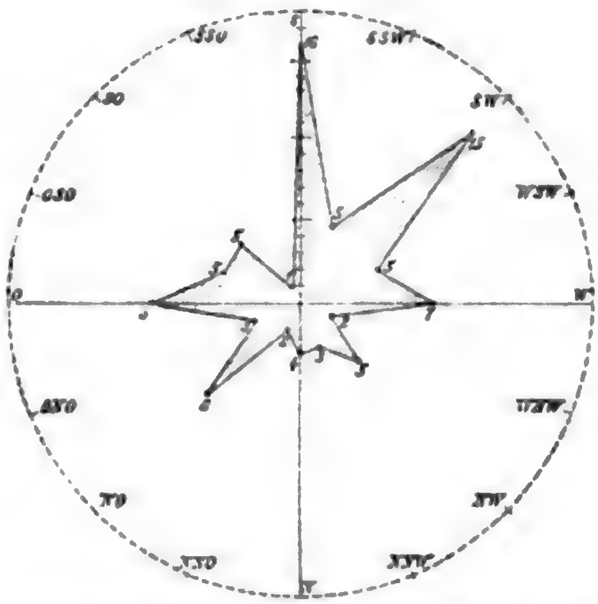
Statt die Temperaturen in der Mitte zwischen je zwei Vertikallinien anzugeben, kann man sie auch, ohne etwas Wesentliches zu ändern, auf diesen Linien selbst abtragen. In ganz ähnlicher Weise lassen sich auch andre meteorologische, physikalische, chemische, statistische und ähnliche Verhältnisse durch ein D. anschaulich machen. Man trägt dann immer eine gewisse Größe (die Zeit, Temperatur ꝛc.) als Abscisse ab, während die zugehörigen Werte der von ihr abhängigen Größe die Ordinaten bilden, deren Endpunkte man durch eine Kurve verbindet. Dies Verfahren ist oft das zweckdienlichste Mittel, Ordnung und Übersicht in die Fülle erfahrungsmäßig gefundener Zahlenwerte zu bringen.

Fig. 1.



Solche Diagramme gestatten häufig noch weitere Schlüsse. Bei dem D., welches z. B. der Indikator (s. d.) einer Dampfmaschine aufzeichnet, sind die Abscissen proportional dem Weg des Kolbens; die Ordinaten der Kurve aber geben den in jedem Punkte dieses Wegs im Cylinder herrschenden Dampfdruck an; die Fläche zwischen Abscissenachse und Kurve ist dann der vom Dampf geleisteten Arbeit proportional. Stellt man irgend eine Bewegung graphisch dar, indem man als Abscissen die Zeit, als Ordinaten die Geschwindigkeiten aufträgt, so drückt die Fläche zwischen Abscissenachse und Kurve den zurückgelegten Weg aus, und wenn man an irgend einem Punkt eine Tangente an die Kurve legt, so ist die trigonometrische Tangente des Winkels, den diese mit der Abscissenachse einschließt, die Beschleunigung. In manchen Fällen, namentlich in der Meteorologie bei Darstellung der Verteilung des Windes auf die einzelnen Himmelsrichtungen, gibt man dem D. eine andre Anordnung: Ist z. B. an einem Ort bei täglich dreimaliger Beobachtung der Windfahne im Lauf eines Monats N. 8mal, O. 8-, S. 16-, W. 7-, NO. 8-, SO. 5-, NW. 5-, SW. 15-, NNO. 2-, NNW. 3-, SSO. 1-, SSW. 5-, ONO. 8-, OSO. 5-, WNW. 2- und WSW. 5mal beobachtet worden, so kann man dies bildlich darstellen, indem man in einem Kreis acht Durchmesser zieht, die den 16 Richtungen der Windrose entsprechen (Fig. 2, wo aber nur zwei Durchmesser, von den andern bloß die Endpunkte angegeben sind). Auf jedem Halbmesser trägt man dann vom Mittelpunkt aus so viel gleichgroße Teile ab, als die Zahl der Beobachtungen ist, welche auf die betreffende Windrichtung kommt. Die Endpunkte (denen in der Figur die Zahlen beigeschrieben sind) werden hierauf geradlinig verbunden. Die Figur (in welcher auf dem nach S. gerichteten Halbmesser auch der Maßstab angegeben ist) zeigt uns, namentlich wenn wir sie durch Schraffieren besser sichtbar machen, sehr deutlich das Vorherrschen der Winde aus dem Quadranten von S. nach W. Vgl. auch Statistische Darstellungsmethoden. – D. des Hipparchos, die Zeichnung des Standes der Sonne, des Mondes und der Erde bei Finsternissen, nebst den dazu gehörigen Linien, durch welche Hipparchos (s. d.) die Entfernung der Sonne und des Mondes von der

Fig. 2.



Erde sowie die Parallaxe dieser beiden Himmelskörper zu finden lehrte. — In der Musik bezeichnete man mit D. ehedem sowohl die Partitur als eine ausgeschriebene Stimme, bisweilen auch das Liniensystem. — Über Blütendiagramme s. Blüten.

Diagráph (griech.), Werkzeug zum Zweck perspektivischer Aufnahme.

Diagrydium, s. Scammonium.

Diahot („großer Fluß"), der Hauptfluß von Neukaledonien und der einzige, welcher von SO. nach NW., also der Längenachse der Insel parallel, fließt. Er entspringt auf dem Zentralgebirge von Tao und mündet nach 150 km langem Lauf, wovon 40 km schiffbar sind, in die Bai von Harcourt. Im obern Lauf ist er 100—150 m, an der Mündung, welcher die Insel Pam vorgelagert ist, 1500 m breit. An den Ufern seines Unterlaufs wurde 1870 Gold und 1872 Kupfer gefunden. Seit 1874 vermittelt ein regelmäßiger Dienst von Remorkeuren den Verkehr zwischen den Bergwerken und der Reede von Pam, welche guten Ankergrund für Seeschiffe hat.

Diakaustik (griech.), eine durch Brechung erzeugte Brennlinie, eine krumme Linie, welche durch die stetige Reihenfolge der Durchschnittspunkte der aufeinander

folgenden, durch ein durchsichtiges Mittel gebrochenen Lichtstrahlen gebildet wird (vgl. Linse), im Gegensatz zu Katakaustik, wodurch man eine durch Zurückwerfung von Lichtstrahlen an einer krummen Fläche erzeugte Brennlinie bezeichnet.

Diakel, s. v. w. Diachylonpflaster, s. Bleipflaster.

Diakōn (Diakŏnus, griech., »Diener«), im allgemeinen jeder, welcher Dienste leistet, besonders kirchliche; daher im Neuen Testament Name für eine den Bischöfen untergeordnete Klasse von Gemeindebeamten (Phil. 1, 1; 1. Tim. 3, 8—13), deren Obliegenheiten (Aufrechterhaltung der Ordnung beim Gottesdienst, Hilfe bei der Austeilung des Abendmahls) zuerst Justinus Martyr beschreibt. Weil man ihre Einsetzung Apostelgesch. 6, 1—6 dargestellt glaubte, überwies man ihnen auch die Sorge für Arme und Kranke und beschränkte ihre Zahl in jeder Gemeinde in der Regel auf sieben. Später erweiterten sich ihre Befugnisse; sie wurden den alttestamentlichen Leviten gleichgestellt, wie die Presbyter den Priestern, der Bischof dem Hohenpriester. So stellt das Diakonat in der katholischen Kirche den dritten Ordo dar, den Abschluß der Ordines majores. Vgl. Seidl, Der Diakonat in der katholischen Kirche (Regensb. 1884). In der lutherischen Kirche ist D. (»Helfer«) bloßer Titel für einen Hilfsgeistlichen oder zweiten und dritten Pfarrer an einer Gemeinde; in der reformierten Kirche wurde das Amt der Diakonen als notwendiger Bestandteil der Kirchenverfassung betrachtet und wieder seinem ursprünglichen Sinn genähert. Im Anschluß hieran hat es neuerdings den Namen für eine eigentümliche Form evangelisch-kirchlicher Armenpflege geliefert, welche im Dienste der sogen. innern Mission (s. d.) steht. Diakonat, Amt, Würde, Amtswohnung des Diakonen, Hilfspredigers; diakonieren, als D. fungieren, namentlich den Altardienst versehen.

Diakonissinnen (Diakonissen, »Dienerinnen«), in der ältern Kirche im engern Sinn Frauen, welche für ihr Geschlecht das waren, was die Diakonen (s. d.) für die ganze Gemeinde, nämlich amtlich bestellte Armen- und Krankenpflegerinnen. Der Name »Diakonin« findet sich bereits Röm. 16,2; die Form »Diakonisse« ist etwas spätern Ursprungs. Nach einigen Auslegern kommen Gehilfinnen der Diakonen 1. Tim. 3, 11 vor; auch wird Tit. 2, 3; 1. Tim. 5, 9 ff. ein dem Gemeindedienst gewidmetes Witweninstitut beschrieben. Später verschwinden die Witwen und »Presbytiden« unter den D. Diese wurden förmlich ordiniert, und es war ihnen der Unterricht der weiblichen Katechumenen, das Aus- und Ankleiden der weiblichen Täuflinge, der Besuch der Kranken und Gefangenen, namentlich der Märtyrerinnen, die Aufsicht über die Frauen in der Kirche nebst ähnlichen Geschäften übertragen. In Konstantinopel arbeiteten unter Chrysostomos über 40 D. in der Gemeinde, unter ihnen die junge Witwe Olympias aus einem der vornehmsten Geschlechter. Um 600 erbaute der Patriarch Cyriacus eine Kirche, die er zu Ehren seiner Schwester, welche Diakonissin war, Diakonissenkirche nannte, die noch heute als Moschee steht. Im Occident wurde die Anstellung von Frauen für den Kirchendienst im 8. Jahrh. förmlich verboten. Im Orient kommen D. bis zum 12. Jahrh. vor. Mit der Reformation kamen auch die ersten Keime des biblischen Diakonissenamtes wieder zum Vorschein, wie im Stift Kappel bei Siegen noch zu Lebzeiten Melanchthons und in Wesel seit 1575. In einigen kleinern protestantischen Gemeinschaften in England und Holland hat dieses Amt von der Reformation an bis fast zu unsern Zeiten, wenn auch verkümmert, sich erhalten. Nach vorausgegangenen mehrfachen theoretischen Erörterungen wurde durch den Pfarrer Theodor Fliedner (s. d.) in Kaiserswerth a. Rh. 13. Okt. 1836 das erste Diakonissenhaus der Neuzeit gegründet und damit der Anstoß zur lebenskräftigen Erneuerung des apostolischen, altchristlichen Diakonissenamtes in einer für die Bedürfnisse der Jetztzeit entsprechenden Form gegeben. Die »Schwestern« werden nach einer je nach Charakter und Vorbildung längern oder kürzern Probezeit kirchlich eingesegnet. Gelübde finden nicht statt. Die Verbindung mit ihrer Familie bleibt frei, ebenso Besitz und Verwaltung des Privatvermögens. Stets bleiben sie in enger Verbindung mit ihrem Mutterhaus, welches über ihre Stellung und Sendung verfügt und sie in Krankheit und Alter versorgt. Sie behalten die Freiheit, in die Ehe zu treten und zu pflegebedürftigen Eltern auf deren Wunsch zurückzukehren. Ursprünglich und hauptsächlich zur Krankenpflege bestimmt, hat dieses Mutterhaus auch die Kindererziehung und Lehrerinnenbildung, die Pflege der Gemütskranken und die Rettung gefallener Frauen in den Bereich seiner Wirksamkeit gezogen und will überhaupt auf allen Gebieten menschlichen Elends dienen, wo weibliche Kräfte helfend eintreten können. Selbst in Konstantinopel und Smyrna, Beirut, Jerusalem, Alexandria, Kairo und Florenz sind Kranken-, Waisen- und Erziehungshäuser von Kaiserswerth aus gegründet worden, wie denn überhaupt mit dem Beginn der Diakonissenthätigkeit die Krankenhäuser und namentlich die Krankenpflege eine heilsame Reformation erfahren haben. Unmittelbar oder mittelbar durch die in Kaiserswerth vollzogene Wiederbelebung des alten Diakonissenamtes angeregt, entstanden nach und nach in der ganzen protestantischen Welt bis 1884 über 60 selbständige Diakonissenhäuser mit etwa 6000 Schwestern und ca. 1750 Arbeitsfeldern außerhalb der Mutterhäuser und zwar zu: Berlin (Elisabeth-Krankenhaus, 1837, 101 Schwestern), Paris (1841, 67 und 1874, 15 Schw.), Straßburg (1842, 165 Schw.), Echallens, jetzt St.-Loup (1842, 54 Schw.), Dresden (1844, 218 Schw.), Utrecht (1844, 61 Schw.), Bern (1845, 210 Schw.), Berlin (Bethanien, 1847, 223 Schw.), Stockholm (1849, 136 Schw.), Pittsburg, jetzt Rochester in Nordamerika (1849, 18 Schw.), Breslau (1850, 175 Schw.), Königsberg i. Pr. (1850, 204 Schw.), Stettin (1851, 32 Schw.), Ludwigslust (1851, 140 Schw.), Karlsruhe (1851, [illegible] Schw.), Riehen bei Basel (1852, 174 Schw.), Neuendettelsau in Bayern (1854, 228 Schw.), Stuttgart (1854, 286 Schw.), Augsburg (1855, 63 Schw.), Halle a. S. (1857, 70 Schw.), Darmstadt (1858, 135 Schw.), Zürich (1858, 80 Schw.), St. Petersburg (1859, 34 Schw.), Speier (1859, 70 Schw.), Kraschnitz in Schlesien (1860, 74 Schw.), Hannover (1860, 189 Schw.), Hamburg (Bethesda, 1860, 27 Schw.), London (Hyde Park, 1861, 14 Schw.), Danzig (1862, 93 Schw.), Kopenhagen (1863, 115 Schw.), Treysa, jetzt Kassel (1864, 34 Schw.), Haag in Holland (1865, 35 Schw.), Mitau in Kurland (1865, 14 Schw.), Posen (1865, 66 Schw.), Pest (1866, 10 Schw.), Frankenstein i. Schl. (1866, 121 Schw.), Riga in Livland (1866, 10 Schw.), Berlin (Lazarus-Krankenhaus, 1867, 43 Schw.), London (Tottenham, 1867, 39 Schw.), Reval in Esthland (1867, 18 Schw.), Helsingfors in Finnland (1867, 12 Schw.), Altona i. Holst. (1867, 58 Schw.), Bremen (1868, 23 Schw.), Christiania (1868, 172 Schw.), Wyburg (1869, 5 Schw.), Bielefeld (1869, 352 Schw.), Neutorney bei Stettin (1869,

150 Schw.), Braunschweig (1870, 42 Schw.), Frankfurt a. M. (1870, 64 Schw.), Flensburg (1874, 76 Schw.), Berlin (Paul Gerhardt-Stift, 1876, 55 Schw.), Sarata in Südrußland (1867, 21 Schw.), Nowawes bei Potsdam (Oberlinhaus), Gallneukirchen in Oberösterreich, Stettin (Stift Salem), Hamburg (Bethlehem), Arnheim und Philadelphia in Nordamerika. Das Diakonissenhaus in Kaiserswerth besaß 1885: 693 auf 200 Arbeitsfeldern thätige Schwestern. Die Gesamteinnahme der Mutterhäuser außer den sechs zuletzt genannten betrug 1883: 5,607,886 Mk. Auch gehören hierher die Schwestern der Barmherzigkeit (sisters of mercy) in Davenport und Plymouth und das Haus der Barmherzigkeit in Clever bei Windsor. Vgl. Schäfer, Die weibliche Diakonie (Hamb. 1880, 3 Bde.).

Diaköpe (griech.), durchdringende Hiebwunde; in der Rhetorik s. v. w. Tmesis.

Diakos, Athanasios (eigentlich der Diakonus A.), griech. Freiheitskämpfer und Geistlicher, geb. 1788, war der erste Palikare des Odysseus (s. d.), wurde 1820 von den Truppen als dessen Nachfolger zum Armatole von Livadia ernannt, war Anfang 1821 erster Führer des griechischen Aufstandes in Osthellas, fiel in Alamana bei Thermopylä in die Gefangenschaft des Omer Bryonis und wurde, als er den Übertritt zu den Türken zurückwies, grausam getötet. Sein Tod ward in den Volksliedern gefeiert und auch dramatisch bearbeitet.

Diakovár (Deakovár, Djakovo), Markt im slawon. Komitat Veröcze, Sitz eines katholischen Bischofs, mit schöner Kathedrale, bischöflichem Seminar, Frauenkloster, (1881) 3755 Einw., lebhaftem Handel, Weinbau und Bezirksgericht.

Diakowa, Stadt in Albanien, Wilajet Kossowo, 33 km nördlich von Prisrend, an der Rjeka, mit 25,000 Einw. (davon 2700 Christen). Die umliegende Ebene wird von katholischen Albanesen vom Miriditenstamm der Fandi bewohnt.

Diakrise (griech.), Absonderung, Trennung, Unterscheidung; in der Medizin s. v. w. Diagnose.

Diakritische Zeichen, Schriftzeichen, welche einesteils die richtige Aussprache der Wörter (wie z. B. im Hebräischen der Punkt, welcher das Sin vom Schin unterscheidet), anderenteils das Verständnis erleichtern sollen, wie die Interpunktionszeichen, Klammern ꝛc. In grammatischen Werken werden d. Z. sehr vielfach angewandt, um die Aussprache fremdsprachlicher Laute zu bezeichnen; so wird z. B. das gutturale n des Sanskrits (vgl. das deutsche n in Ding) mit einem n und Punkt darüber (ṅ) ausgedrückt.

Diaktinismus (griech.), die Durchdringbarkeit der Körper für chemisch wirksame (aktinische) Lichtstrahlen; ist sehr verschieden von dem Grade der Durchsichtigkeit und am vollkommensten bei Wasser und Eis, Bergkristall, farblosem Flußspat und Steinsalz. Vgl. Licht (chemische Wirkung desselben).

Diakustik (griech.), nicht mehr gebräuchlicher Ausdruck: die Lehre von der Fortpflanzung des Schalles.

Dialekt (griech., Mundart), provinzielle oder örtliche Abart einer Sprache, wobei die Verschiedenheit aber nicht so weit gehen darf, daß die gegenseitige Verstehbarkeit aufhört; denn tritt dies ein, so wird der D. zur besondern Sprache. Freilich ist die Grenze zwischen Sprache und D. oft schwer zu ziehen; so ist das Niederländische ursprünglich vom Deutschen nicht stärker verschieden als die plattdeutschen Dialekte, wird aber doch der politischen und litterarischen Selbständigkeit der Holländer wegen als besondere Sprache angesehen. In gewissem Sinn kann man sagen, daß Dialekte überall früher da sind als Sprachen, d. h. die sprachliche Zersplitterung ist um so größer, je geringer die Kultur ist, und eine Spracheinheit auf einem größern Gebiet entsteht erst da, wo sich ein Kulturmittelpunkt gebildet hat. Daher findet sich bei unzivilisierten Völkern oft eine unverhältnismäßig große Menge von Dialekten; so sprachen z. B. die etwa 50 Individuen, die vor einigen Jahrzehnten von der Urbevölkerung Tasmanias noch übrig waren, vier verschiedene Dialekte, in denen so gewöhnliche Begriffe wie »Auge«, »Hand« u. dgl. durch verschiedene Wörter ausgedrückt wurden. Ebenso befördern Wanderungen und Isolierung in Bergländern oder auf Inseln die Ausbildung von Dialekten (s. Sprache und Sprachwissenschaft). Wo eine Schriftsprache entsteht, da werden die Dialekte immer mehr zurückgedrängt, kommen aber manchmal infolge politischer oder sozialer Umwälzungen wieder plötzlich an die Oberfläche. So haben sich nach der Völkerwanderung die romanischen Sprachen gebildet, nicht aus der lateinischen Schriftsprache, sondern aus den alten lateinischen Volksdialekten, dem sogen. Vulgärlatein. Auch ohne solche gewaltsame Umwälzung wird die Schriftsprache häufig durch die Dialekte beeinflußt, indem durch den Prozeß der von Müller sogen. dialektischen Wiedererzeugung veraltete Formen und Wörter der Schriftsprache durch andre, aus dem frischen Quell des Dialekts genommene ersetzt werden. Aus diesen Gründen ist es ein Zeichen oberflächlicher Auffassung, die Dialekte als bloße »Patois« für der Beachtung unwert zu halten; sie empfehlen sich vielmehr der emsigen Durchforschung des Gelehrten (J. Grimm, A. Schmeller, K. Weinhold) wie der künstlerischen Handhabung von seiten des Dichters (R. Burns, Jasmin, Hebel, F. Reuter, die altgriechischen Dialektdichter, wie Sappho, Anakreon ꝛc.). Über die deutschen Dialekte s. Deutsche Sprache.

Dialektik (griech.), eigentlich die Kunst der Unterredung und Gesprächsführung; in dem Sprachgebrauch der Philosophie anfangs die Kunst eines regelmäßigen wissenschaftlichen Verfahrens mit Begriffen, also s. v. w. Logik. Allmählich bildete sich aber der Sprachgebrauch dahin um, daß man unter D. die Kunst des logischen Scheins, die Fertigkeit, den Gegner durch die falsche Anwendung logischer Formen, versteckte Fehlschlüsse ꝛc. zu täuschen, verstand. So wurde die D. von den Sophisten geübt. Der Erfinder der D. als Unterredungskunst soll Zeno sein. Nach ihm haben sie Platon und Aristoteles, jeder nach eigner Ansicht, bestimmt; jenem ist sie die Methode des höchsten spekulativen Denkens, welches seinen Gegenstand in reinen Begriffen vollständig durchdringt, diesem die Kunst, einen Gegenstand durch Denken von allen Seiten zu betrachten, in welchem Sinn sie vorzüglich bei den Scholastikern gelehrt wurde. In der neuern Philosophie, namentlich bei Hegel, hat der Begriff der D. und des Dialektischen die Bedeutung des Ausdrucks für die angeblich allein wissenschaftliche, dem Gegenstand der Erkenntnis selbst immanente Methode erhalten. D. ist ihr zufolge die Aufzeigung der dem Gegenstand selbst innewohnenden Widersprüche, kraft deren alles Endliche in sein eignes Gegenteil umschlägt, um sich aus dieser Diremtion zu einer höhern, reichern Einheit wieder zusammenzufassen. Das Dialektische steht in der Mitte zwischen dem abstrakt Verständigen, welches an der festen Bestimmtheit der Begriffe festhält, und dem wahrhaft spekulativen Denken, welches die Einheit des Entgegengesetzten als das Affirmative, das in ihrer Auflösung und ihrem Übergehen enthalten ist, auffaßt. Im ge-

wöhnlichen Sprachgebrauch versteht man unter D. in guter Bedeutung die angewandte Logik, in übler die sophistische Disputierkunst.

Dialektikon (griech., Dialogismus), Redefigur, bestehend aus einer Frage und der darauf folgenden Antwort, die der Redner selbst erteilt, um entweder eine Behauptung zu begründen, oder zu widerlegen. Eine Häufung solcher Fragen und Antworten nennt man Hypophora (s. d.).

Dialektologie (griech.), die Lehre von den Mundarten, Dialektkunde, ein besonderer und nicht unwichtiger Teil der neuern historischen und vergleichenden Grammatik.

Diallāg, augitartiges Mineral aus der Ordnung der Silikate (Augitreihe), enthält Kalk, Magnesia, Eisenoxydul und Manganoxydul nebst Thonerde, $(CaMgFeMn)SiO_3+Al_2O_3$. Wohl ausgebildete Kristalle kennt man nicht, jedoch ist der D. isomorph mit Pyroxen. Er ist grau, bräunlichgrün, braun, mit metallartigem, oft schillerndem Perlmutterglanz, kantendurchscheinend, Härte 4, spez. Gew. 3,23—3,34. Er bildet mit Labrador das Gabbrogestein.

Diallag-Granulit, s. Granulit.

Diallēle (griech.), Zirkel- oder Kreisschluß, ein Fehler im Denken, wo man nicht vorwärts schreitet, sondern sich um einen Punkt dreht, z. B. wenn der zu beweisende Satz zugleich als Beweisgrund gebraucht wird.

Dialōg (griech.), Zwiegespräch, gegenseitige mündliche Mitteilung verschiedener, auch einander widerstreitender Ansichten über einen Gegenstand; auch ein Schriftwerk oder Teil desselben in der Form einer solchen Unterredung. Der D. eignet sich vorzüglich zur Untersuchung des Wesens von Begriffen und einzelnen Gegenständen durch das Interesse, welches die der dramatischen Handlung ähnliche fortschreitende Bewegung der Erörterung gewährt. Damit dies Interesse nicht gestört werde, muß der Darsteller jede Ansicht in ihrer ganzen Kraft und naturgemäß durch die Personen, welche den D. führen, entwickeln und seine Ansicht als ein notwendiges Ergebnis aus dem Gespräch selbst hervorgehen lassen. Der Stil des Dialogs muß die Natürlichkeit, die Kürze und die lebhaften Wendungen eines gebildeten Gesprächs nachahmen, ohne sich weder in die Zerrissenheit unablässig sich durchkreuzender Fragen und Antworten noch in die Breite ausgedehnter Reden zu verirren. Man unterscheidet den poetischen D. vom prosaischen. Den poetischen D. nennt man auch dramatischen, insofern sein Gegenstand die Entwickelung einer Handlung ist; denn die Worte führen zu Entschlüssen und diese zur That. Die Aufmerksamkeit bleibt daher auf den Ausgang gerichtet, welcher durch das Vorhergegangene gehörig vorbereitet sein muß. Zum prosaischen D. rechnet man zuvörderst die theoretische Gesprächsform, deren Gegenstand eine wissenschaftliche Erörterung ist, und welcher sich der Sokratische oder philosophische D. mit der ausschließlichen Richtung anknüpft, bestimmte Vorstellungen und Ansichten durch angemessene Fragen hervorzurufen und zur vollen Klarheit selbständig zu entwickeln. Der konversatorische D. dagegen bezweckt bloß Unterhaltung für den Augenblick und gesellige Mitteilung, wie sich endlich der Charakterdialog nur mit der Schilderung und Veranschaulichung der vorgeführten Personen durch deren eigne Rede beschäftigt. Den philosophischen D. bearbeiteten von den Neuern unter den Deutschen Lessing (»Ernst und Falk«), M. Mendelssohn (»Phädon«), Engel, Herder, Klinger, Jacobi, Schelling (»Clara, oder der Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt«), Solger, Fries (»Julius und Evagoras«), Melchior Meyr (»Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit«, »Gespräche mit einem Grobian«) u. a. Im komischen und satirischen D. ahmte Wieland den Satiriker Lukianos glücklich nach. Unter den Italienern haben sich in dieser Form Petrarca (in seinem Buch »De vera sapientia«), Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gasp. Gozzi ausgezeichnet; bei den Franzosen Malebranche, Fénelon und Fontenelle, die den Lukianos nachahmten. Unter den Engländern folgten G. Berkeley und Rich. Hurd dem Platon, James Harris dem Cicero. In der dramatischen Poesie ist der D. dem Monolog (s. d.) entgegengestellt; im Singspiel bildet er den Gegensatz von Gesangstücken, also die Redepartien.

Dialogisieren (dialogieren), etwas dialogisch behandeln, in Gesprächsform einkleiden; Dialogist, ein Dialogenschreiber.

Dialogismus (griech.), s. Dialektikon.

Dialogit, s. Manganspat.

Dialypetalen, s. v. w. Choripetalen.

Dialyse (griech., »Auflösung«), das zum Tod führende Schwinden der Kräfte; die Trennung verschiedener Stoffe durch Osmose, s. auch Endosmose. Dialysieren, auflösen, ein Gemisch verschiedener gelöster Substanzen der D. unterwerfen; dialytisch, auflösend.

Diamagnetismus, s. Magnetismus.

Diamant (Demant, griech. u. lat. Adamas; hierzu Tafel »Diamanten«), Mineral aus der Ordnung der Metalloide, kristallisiert tesseral, meist in krummflächigen, oft mehr oder weniger der Kugelform genäherten Kristallen und findet sich lose oder einzeln eingewachsen, selten derb in feinkörnigen, porösen, braunschwarzen Aggregaten (Karbonat). Er ist sehr spröde, auf dem Bruch muschelig, nach den Flächen des Oktaeders ausgezeichnet spaltbar, vom spez. Gew. 3,5—3,6 und in seiner großen Härte (10) nur dem kristallisierten Bor vergleichbar. Er ist farblos und wasserhell, auch grau, gelb, braun, schwarz, rot, grün, blau, meist aber von hellerer Färbung. Vollkommen durchsichtig, besitzt er den eigentümlich lebhaften, nach ihm benannten Diamantglanz und ein ungemein starkes Lichtbrechungsvermögen und zeigt deshalb, wenn er geschliffen ist, ein ausgezeichnetes Farbenspiel. Unter Abschluß der Luft erhitzt, wird er schwarz, indem er sich oberflächlich in Graphit verwandelt; bei Zutritt der Luft erhitzt, verbrennt er zu Kohlensäure. Er besteht also aus Kohlenstoff (wie Graphit und Holzkohle) und hinterläßt nur eine geringe Menge unverbrennlicher Substanz. Viele Diamanten enthalten Einschlüsse, harte dendritische Formen, Schuppen und Splitter von gelber, brauner bis schwarzer Farbe, Quarzsplitter und in diesen nach dem Verbrennen des Diamanten ein feines braunes und schwarzes Netzwerk mit sechsseitigen Maschen, ferner grüne Bildungen, welche gewissen niedern Algen gleichen. Diese Formen scheinen anzudeuten, daß der D. auf nassem Weg aus organischer Substanz entstanden sei, vielleicht aus einem Kohlenwasserstoff, welcher bei langsamer Verwesung an der Luft seinen Wasserstoff verlor und endlich den Kohlenstoff kristallisiert abschied. In ähnlicher Weise entsteht, wie wir sicher wissen, Schwefel aus Schwefelwasserstoff. Das Problem, Diamanten künstlich darzustellen, hat die Chemiker seit langer Zeit angelegentlich beschäftigt; doch scheiterten alle Bemühungen daran, daß bis jetzt kein Lösungsmittel für Kohlenstoff aufgefunden werden konnte. Erst in neuester Zeit gelang es Ballantyne Hannay in Glas-

Diamanten.



Die größten Diamanten.

Fig. 1. Großmogul, 279 Karat. — Fig. 2 u. 11. Regent oder Pitt, im französischen Kronschatz, $136\frac{3}{4}$ K. — Fig. 3 u. 5. Florentiner, im Schatz des österreichischen Kaisers, $133\frac{1}{5}$ K. — Fig. 4 u. 12. Stern des Südens, aus Brasilien, in Privatbesitz, 125 K. — Fig. 6. Sancy, im Besitz des russischen Kaisers, $53\frac{1}{2}$ K. — Fig. 7. Grüner Diamant, im Grünen Gewölbe zu Dresden, 40 K. — Fig. 8. Kohinur, im englischen Kronschatz, alte Form, 280 K.; Fig. 10. neue Form. $106\frac{1}{16}$ K. — Fig. 9. Blauer Diamant, von Hope in Amsterdam, $44\frac{1}{4}$ K.

gow, auf die Weise zum Ziel zu gelangen, daß er Kohlenwasserstoff mit Magnesium in Gegenwart einer stabilen Stickstoffverbindung unter sehr hohem Druck erhitzte. Der hierbei sich ausscheidende Kohlenstoff nimmt die Form des Diamanten an, und die erhaltenen krummflächigen Oktaeder stimmen in allen Eigenschaften mit den natürlichen Diamanten überein.

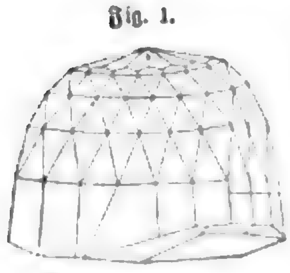
Der D. findet sich besonders im aufgeschwemmten Land und im Flußsand, auch in tertiärem Sandstein, an ursprünglicher Lagerstätte im Itakolumit, einem glimmerhaltigen Quarzgestein, das mit Hornblendeschiefern in inniger Verbindung steht. Danach scheint das Urgebirge die Bildungsstätte der Diamanten zu sein. Edle Metalle und Steine, wie Gold, Platin, Euklas, Topas, Chrysoberyll, Andalusit, Turmalin, Amethyst, Anatas, Rutil, Granat, Diaspor, Zirkon, Zinnstein, Tantalit, sind häufige Begleiter. Die älteste Fundstätte ist ein großes Terrain im östlichen Teil Vorderindiens und zwar in einer jüngern Schicht aufgeschwemmten Bodens, in einem Konglomerat aus gerundeten Kieseln, welches von einer festen Sandsteinschicht überlagert wird. Die nur ca. 30 cm mächtige diamantführende Schicht wird durch Tagebau aufgeschlossen und durch einen Waschprozeß verarbeitet. Wo Flüsse diese Schicht durchbrochen haben, findet man die Diamanten an den Ufern im Sand. Madras ist der Stapelplatz für den indischen Diamantenhandel und der Sitz indischer Diamantenschleiferei. Übrigens sind die indischen Diamanten bis jetzt noch immer die schönsten geblieben. Ähnlich ist das Vorkommen der Diamanten auf Sumatra und Borneo. In Brasilien und zwar besonders in Minas Geraës bei Tejuco oder Diamantina wurden die Diamantenfelder 1727 entdeckt. Das Mineral findet sich hier eingewachsen in Itakolumit und im Cascalho, einem oft durch Brauneisen verkitteten Quarzkonglomerat, meist aber auch im losen Zustand. Man gewinnt ihn durch einen Schlämm- und Waschprozeß und zwar in verhältnismäßig so bedeutender Menge, daß die indische Produktion zum großen Teil lahm gelegt worden ist. Das Vorkommen im Ural, in Neusüdwales, Kalifornien, Arizona, Nordcarolina, Georgia, Mexiko hat geringe Bedeutung. Dagegen hat die Entdeckung von Diamanten in Südafrika am Oranjefluß und an seinem Quellfluß, dem Vaal, seit 1867 eine bedeutende Revolution im Diamantenhandel hervorgebracht. Der D. findet sich hier in alluvialem Kies und stammt wahrscheinlich aus einem Gestein, welches früher das gegenwärtige Felsensystem bedeckte. Es wurden hier große Steine von mehr als 100 Karat gefunden, aber die Kapdiamanten halten keinen Vergleich mit den brasilischen aus. S. Tafel »Edelsteine«, Fig. 7.

Die Aufsuchung der Diamanten (Diamantwäscherei) ist eine sehr kostspielige Arbeit. Die Kleinheit der allermeisten Diamanten macht nämlich in Verbindung mit ihrer Seltenheit das Auswaschen und sorgfältige Durchsuchen einer Menge Erde notwendig, und außerdem werden trotz der genauesten Aufsicht viele Edelsteine von den Arbeitern entwendet. In Indien wäscht man die diamantführende Erde, um den Sand und Thon wegzuspülen, dann bringt man den Rückstand, welcher hauptsächlich aus kleinen Kieselsteinen und Eisensteinen besteht, auf eine festgestampfte Tenne, läßt ihn trocknen und dann die darin befindlichen Diamanten durch nackte Arbeiter unter schärfster Aufsicht aussuchen. Im Altertum wurden die Diamanten in ihrer natürlichen Form, jedoch mit künstlich polierten Flächen gefaßt und Spitzsteine genannt; seitdem aber Ludwig van Berguen 1456 die Kunst entdeckte, sie auf rotierenden Scheiben mit ihrem eignen Pulver (Diamantbord) zu schleifen, ihnen künstliche Flächen zu geben, durch welche ihre optischen Eigenschaften erst zu voller Geltung gelangen, sind die Diamanten erst recht im Wert gestiegen. Man schleift sie hauptsächlich zu Brillanten und Rosetten (s. Edelsteine) und benutzt die größern für sich als Schmucksteine, die kleinsten zum Karmesieren, Einfassen andrer Edelsteine. Der Wert der Diamanten richtet sich nach der Farbe, der Reinheit, dem Schnitt und dem Gewicht. Am höchsten im Preis stehen die farblosen, niedriger die roten, gelben, grünen, blauen, am niedrigsten die schwärzlichen, bräunlichen, stahlfarbigen und unrein bläulichen. In Bezug auf Durchsichtigkeit und Klarheit teilt man die Diamanten in drei Klassen und nennt vom ersten Wasser die vollkommen wasserhellen, ohne allen Fehler, vom zweiten Wasser die zwar wasserhellen, jedoch hier und da trübe Stellen, Wolken oder Federn darbietenden, vom dritten Wasser (kouleurte) die grauen, braunen, gelben, grünen, blauen oder schwärzlichen oder die zwar wasserhellen, aber sonst beträchtlich fehlerhaften. Steine von bedeutender Größe heißen Parangons oder Nonpareils, auch Solitäre, die kleinen Salzkörner. Betrügereien im Diamantenhandel sind verhältnismäßig leicht zu entdecken. Es werden Dubletten und andre farblose Edelsteine untergeschoben, welche aber sämtlich dem Diamanten an Härte weit nachstehen. Sehr schöne Effekte erreicht man mit künstlichen Diamanten, dem bleireichen Glas (s. Edelsteine), welches wenigstens bei künstlicher Beleuchtung an Glanz und Farbenspiel dem Diamanten nahekommt, aber sehr weich ist und bei häufigem Gebrauch bald von seiner Schönheit verliert. Die vollkommenste Nachbildung bieten die sogen. Similibrillanten.

Die technische Benutzung des Diamanten wird eine immer ausgedehntere. Der Glaser schneidet mit den keilförmig gebogenen Kristallkanten des Diamanten das Glas; in der Lithographie graviert man die feine englische Schrift auf Visiten- und Adreßkarten, auf Wechseln, Rechnungen 2c. mit einem scharfen, spitzen Diamanten. Die Kupfer- und Stahlstecher ziehen mit Diamanten die feinen Luftlinien auf der Platte. In den Achatschleifereien werden die Löcher in die Steine mit Diamantstücken gebohrt, auch andre harte Steine und Porzellan bearbeitet man in dieser Weise. Festes Gestein bohrt man mit einem Röhrenbohrer, welcher vorn mit Diamanten besetzt ist. Eine andre Verwendung findet der D. zum Abdrehen harter Stahlzapfen an astronomischen Instrumenten, wobei der Stahl mittels eines scharfkantigen Diamanten seine genauere Nachdrehung erhält, nachdem er mittels des Drehstahls vorher rund abgedreht worden. Die feinen Teilungen auf glatten Silber- und Messingrädern und auf Glas zu den Messungen bei mikroskopischen Untersuchungen werden ebenfalls mit spitzen Diamanten gemacht. Die schwarzen, amorphen Diamanten aus La Chapada in der Provinz Bahia bilden derbe, feinkörnige, poröse Aggregate, zuweilen von 0,5—1 kg Schwere, kommen als Karbonat oder Karbon in den Handel und dienen zum Bohren und Schleifen andrer harter Steine. Die Diamantschleiferei wird fast ausschließlich in Amsterdam ausgeführt, es bestehen dort fünf großartige Etablissements mit 872 Mühlen und 8000 Arbeitern (fast nur Juden). Die Bruttomasse roher Diamanten, welche jährlich in Amsterdam verarbeitet wird, berechnet man auf 250—300,000 Karat und den Umsatz des ganzen dortigen Juwelengeschäfts auf 20—25 Mill. Gulden.

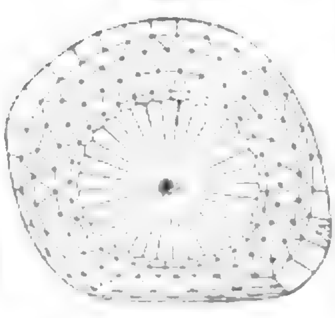
Die Kenntnis des Diamanten reicht hoch in das Altertum hinauf. Schon in der Bibel wird er unter dem Namen Schamir bei Jeremias als Graviergriffel, bei Hesekiel und Zacharias als Bild der israelitischen Hartnäckigkeit angeführt. Adamas (der Unbezwingliche) hieß der D. bei Griechen und Römern. Plinius führt ihn als das Wertvollste nicht allein unter den Edelsteinen, sondern unter allen menschlichen Gütern auf. Der D. zeige vor allem die Erscheinung der Antipathie und Sympathie. Der unbezwingliche D., welcher zwei der heftigsten Dinge in der Natur, Eisen und Feuer, nicht achte, werde durch Bocksblut gesprengt. In frischem warmen Blut maceriert, lasse er sich auf dem Amboß zu Teilchen zersprengen, welche mit den Augen kaum wahrnehmbar seien, die aber der Steinschneider in Eisen fasse, und mit denen er in jede Materie, so hart sie auch sei, graviere. Mit dem Magnet liege er in solchem Streit, daß er ihm selbst das Eisen entreiße. Er entkräfte das Gift, vertreibe den Wahnsinn ꝛc. Größere Verbreitung nach dem Westen haben die Diamanten erst seit den Einfällen der Ghasnawiden nach Indien gefunden, und bis 1728 kamen sämtliche Diamanten von dort. Viele der durch Schönheit oder Größe ausgezeichneten Diamanten haben ihre Geschichte. Der ursprünglich größte und der berühmteste unter allen Diamanten ist der **Kohinur**, d. h. Lichtberg. Die Sage der Inder läßt ihn schon vor 5000 Jahren von dem Helden Karna, den das Epos »Mahâbhârata« besingt, im Kriege getragen werden. Geschichtlich tritt er übrigens erst auf, seit ihn der Herrscher von Malwa, Alaed din Khilji, zu Anfang des 14. Jahrh. auf seinen Raubzügen nach Nordkarnatik erbeutete und nach Dehli mitnahm. Er soll 672, nach andern 793 Karat gewogen haben. Als der Großmogul ihn 1665 Tavernier zeigte, wog er, durch das Ungeschick eines venezianischen Steinschleifers zerteilt, nur noch 280 Karat (Tafel, Fig. 8). Den Kohinur entführte Nadir Schah 1739 bei der furchtbaren Plünderung Dehlis nach Afghanistan, von wo er in den Besitz des Maharadscha Rundschit Singh und nach dem Untergang des Reichs der Sikh in den der Ostindischen Kompanie kam, die ihn 1850 dem englischen Kronschatz übergab. Durch Schleifen in Brillantform hat sich gegenwärtig sein Gewicht bis 106 $^{1}/_{16}$ Karat verringert (Tafel, Fig. 10). Der größte gegenwärtig genauer bekannte D. ist der D. an der Spitze des russischen Kaiserzepters, der **Orlow** (Textfig. 1 u. 2), von 194 $^{3}/_{4}$ Karat, von unvorteilhaftem Schliff, aber von ausgezeichnetstem Wasser. Sein größter Durchmesser beträgt 3,378 cm, seine Höhe 2,18 cm. Er stammt aus dem Thronsessel Nadir Schahs und wurde nach dessen Ermordung durch einen armenischen Kaufmann angekauft, von dem er 1772 für 450,000 Silberrubel und einen russischen Adelsbrief in den Besitz der Kaiserin Katharina II. überging. Der größte aller bekannten Diamanten aber ist im Besitz des Sultans von Matan auf Borneo; er ist vom reinsten Wasser, wiegt 367 Karat und hat eine eiförmige Gestalt mit einer einspringenden Höhlung am spitzern Ende. Man fand ihn um 1740 bei Landak; er gilt seitdem als der Talisman des Radschas und seiner Dynastie. Zu den schönsten Diamanten gehören noch der »**Florentiner**« oder »**Großherzog von Toscana**« (Tafel, Fig. 3 u. 5) von 133 $^{1}/_{5}$ Karat, etwas gelblicher Farbe und als reich facettierter Briolett geschliffen. Er gilt für den größten Diamanten Karls des Kühnen, wurde von diesem 1476 in der Schlacht bei Granson verloren, gelangte aus Privathänden in den mailändischen Schatz, dann an Papst Julius II. und findet sich jetzt im Schatz des Kaisers von Österreich. Auch der **Sancy** (Tafel, Fig. 6) von nur 53,5 Karat, aber erstem Wasser stammt von Karl dem Kühnen, welcher ihn 1477 in der Schlacht bei Nancy verlor. Durch viele Hände gelangte der Stein an den hugenottischen Edelmann Sancy. Als dieser nach Solothurn als Gesandter ging, erhielt er von Heinrich III. den Befehl, ihm als Pfand jenen Diamanten zu schicken. Der Diener, welcher ihn überbringen sollte, wurde aber unterwegs angefallen und ermordet, nachdem er den Diamanten verschluckt hatte. Sancy ließ den Leichnam öffnen und fand den Edelstein im Magen. Jakob II. besaß denselben, als er 1688 nach Frankreich kam. Später war er im Besitz Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., der ihn bei seiner Krönung trug. 1835 wurde er um 500,000 Rubel für den russischen Kaiser angekauft. Für den vollkommensten und schönsten Brillanten gilt allgemein der **Regent** oder **Pitt** (Tafel, Fig. 2 u. 11) von 136,75 Karat, reinstem Wasser und vollendetstem Brillantschliff. Er stammt aus Ostindien, wurde von einem Matrosen an den Gouverneur des Forts St. George, Namens Pitt, verkauft und gelangte von diesem an den Herzog von Orléans. Zur Zeit der französischen Revolution war er in Berlin beim Kaufmann Treskow verpfändet. Später zierte er den Degenknopf Napoleons I., und noch jetzt befindet er sich im französischen Kronschatz. Der größte in Brasilien gefundene D., ein Brillant von reinstem Wasser, wog 254 Karat, wurde 1853 gefunden, wiegt nach dem Schnitt nur noch 125 Karat und ist als »Stern des Südens« bekannt. Er befindet sich in Privatbesitz (Tafel, Fig. 4 u. 12). Einen schönen blauen Diamanten von 44 $^{1}/_{4}$ Karat besitzt der Bankier Hope in Amsterdam (Tafel, Fig. 9), einen grünen Diamanten zeigt Tafelfig. 7. Außer den genannten haben indische Reisende noch andre große Diamanten beschrieben und abgebildet, zu welchen z. B. der Großmogul (Tafel, Fig. 1) von 279 Karat gehört. Vgl. **Kleefeld**, Der D. (Berl. 1876); **Rose**, Über die Kristallisation des Diamanten (das. 1877); **Jacobs** und **Chatrian**, Monographie du d. (Par. 1880); **Jannetaz** und **Fontenay**, D. et pierres précieuses (das. 1880); **Streeter**, The great diamonds of the world (Lond. 1882).

Fig. 1.



Seitenansicht

Fig. 2.



Ansicht von oben.

Diamant Orlow.

Diamant, in der Buchdruckerkunst die kleinste der üblichen Schriftarten (s. d.); ihr Kegel hält vier typographische Punkte (Halbpetit). — Über D. im Befestigungswesen s. Graben.

Diamantbohrer, s. Erdbohrer.

Diamantbord, s. Diamant.

Diamante, Städtchen in der Argentinischen Republik, Provinz Entre Rios, am Parana, unterhalb Parana, mit Zollhaus und 1200 Einw.

Diamante, Juan Bautista, span. Theaterdichter, geb. 1626 zu Madrid, war Ritter des Ordens

des heil. Johannes von Jerusalem und starb gegen Ende des 17. Jahrh. in asketischer Zurückgezogenheit. Dramatische Werke von ihm erschienen zu Madrid 1670 und 1674 in zwei Quartbänden und in Einzeldrucken. Er nahm, wie Lope de Vega, seine Stoffe aus dem Volksleben, der Volkssage und der Geschichte Spaniens und bearbeitete sie im volksmäßigen Ton. Zweien seiner am berühmtesten gewordenen Stücke liegen Sagen aus dem Leben des Cid zu Grunde, wovon das eine: »El hijo honrador de su padre«, das in ganzen Szenen mit Corneilles »Cid« wörtlich übereinstimmt, nach Schacks Ansicht letzterm zum Muster gedient haben soll, während das erst in neuerer Zeit ermittelte Geburtsjahr des Dichters für das umgekehrte Verhältnis spricht, da Corneilles »Cid« bereits 1636 zur Aufführung gelangte. D. dichtete auch geistliche Schauspiele und Singspiele (zarzuelas); unter letztern gilt »Alpheo y Arethusa« für das beste. Einige Dramen von D. (darunter das oben besprochene) sind im 49. Bande der »Biblioteca de autores españoles« (Madr. 1859) enthalten.

Diamantene Hochzeit hat man analog der silbernen und goldenen Hochzeit die Wiedereinsegnung eines seit 60 Jahren verheirateten Brautpaars genannt, da ein Erleben des 75. Hochzeitstags von seiten beider Ehegatten nur in höchst seltenen Fällen vorkommt.

Diamantfarbe, Mischung von Graphit mit Leinölfirnis zum Anstrich auf Eisenwaren.

Diamantina, Stadt in der brasil. Provinz Minas Geraës, malerisch am Abhang eines Hügels gelegen und Mittelpunkt eines reichen Diamantendistrikts, wurde um 1730 nach Auffindung der ersten Diamanten in der Gegend von einigen Abenteurern unter dem Namen Tejuco (»Lehmstadt«) gegründet und zählt gegenwärtig etwa 13,000 Einw. Trotz seines Reichtums hat D. nur unansehnliche öffentliche Gebäude. Außer Diamantenschleifereien hat die Stadt eine Baumwollweberei und Goldschmiedewerkstätten. Sie ist Sitz eines Bischofs.

Diamantino, Stadt in der brasil. Provinz Mato Grosso, an einem Quellbach des Paraguay, 1730 von Goldsuchern gegründet, nach Entdeckung von Diamanten 1746 eine Zeitlang blühend, jetzt aber nur mit 2000 Einw., meist Indianern, die sich mit Einsammeln von Ipekakuanha und Vanille beschäftigen.

Diamantquadern, in der Architektur Quadersteine, auf deren Stirnseiten diamantartige Facetten zu dekorativem Zweck ausgemeißelt sind.

Diamantschliff, in der Glasfabrikation das Schleifen des Glases zu Facetten, wie sie beim Edelsteinschliff üblich sind. Vorzugsweise in England werden Glasgefäße aller Art mit D. dekoriert, wodurch schöne Lichtwirkungen erzielt werden.

Diamantspat, s. Korund.

Diamantvogel, s. Astrilds.

Diamastigōsis (griech.), die jährliche Geißelung der spartanischen Knaben oder Epheben am Altar der Artemis Orthia, eingeführt von Lykurg statt der im Dienste der Göttin früher gebräuchlichen Menschenopfer, zugleich als Mittel der Abhärtung und der Gewöhnung an standhafte Ertragung des Schmerzes. Wer die meisten und stärksten Hiebe ohne das geringste Zeichen des Schmerzes aushielt, wurde mit dem Siegeskranz geschmückt, wer den Streichen erlag, mit dem Siegeskranz öffentlich begraben.

Diamer, Berg, s. Nanga Parbat.

Diamĕter (griech.), Durchmesser (s. d.); **diametral** (z. B. diametral entgegengesetzt), **diametrisch**, in der Richtung des Durchmessers, dem Durchmesser entsprechend, auf den D. bezüglich.

Diametrālzahl, veraltete Bezeichnung für das Produkt p zweier Zahlen m und n, sobald $m^2 + n^2$ wieder ein Quadrat q^2 ist; z. B. 5.12 = 60, während $5^2 + 12^2 = 13^2$ ist.

Diamorphōse (griech.), Ausbildung, Gestaltung zu einer bestimmten Form.

Diamōrum (griech.), Maulbeerdicksaft.

Diāna, eine altitalische Göttin, dem Namen nach die weibliche Ergänzung des Janus (entstanden aus Djanus), war eine Göttin des Mondes, der freien Natur mit ihren Bergen, Wäldern, Quellen und Bächen, der Jagd und der Geburt (in letzterer Eigenschaft führte sie wie Juno den Namen Lucina), also der griechischen Artemis (s. d.) verwandt, mit der sie auch im Lauf der Zeit vollständig verschmolz. Auch mit der Hekate (s. d.) wurde sie identifiziert und wegen der drei Phasen des Mondes als Dreigestaltige angerufen. Dies geschah meistens unter magischen Gebräuchen, welche nachts unter Zauberformeln auf Kreuzwegen und in Höhlen verrichtet wurden, um Liebe zu entzünden, Kranke zu heilen, Verhaßte zu verderben. Demnach lehrte D. auch den Gebrauch der Zauberkräuter, die bei Nacht gesucht wurden. Noch in späten christlichen Zeiten wurde der Zaubergöttin D. bei Nacht auf Kreuzwegen und in einsamen Höhlen von begeistert rasenden Priestern und Frauen geopfert, und man glaubte, daß die Zauberweiber mit der Göttin auf wilden Tieren durch die Luft ritten. Ihr berühmtestes Heiligtum befand sich bei Aricia in einem Hain (nemus, daher sie schlechthin als Nemorensis bezeichnet wurde) bei dem heutigen See von Nemi, dem »Spiegel der D.«, der sein eiskaltes und besonders Frauen heilkräftiges Wasser aus der Quelle der Egeria empfing. Hier wurde neben ihr ein männlicher Dämon, Virbius, verehrt, ein der Göttin gleichartiger Genius des Waldes und der Jagd, welchen man später für den wieder belebten Liebling der Artemis, Hippolytos, hielt. Übrigens hatte der Kult dieser D. Aricinia noch einen blutigen Charakter, indem der jedesmalige Priester (Rex nemorensis), dessen Stelle später ein entlaufener Sklave vertrat, seine Stelle sich durch Erlegung seines Vorgängers im Zweikampf erringen mußte. Wegen dieses blutigen Brauches verglichen die Griechen diese D. mit der taurischen Artemis, und es entstand die Sage, daß Orestes ihr Bild in diesen Hain gebracht habe. Sie wurde vorzugsweise von Frauen verehrt, die zu ihr um glückliche Geburt und eheliches Glück zu beten pflegten. In Rom hatte D. als Noctiluca (»Nachterleuchtende«) einen Tempel auf dem Palatin, welcher allnächtlich erleuchtet wurde; noch angesehener war der auf dem Aventin von Servius Tullius als Bundesheiligtum der Latiner angelegte, den kein Mann betreten durfte, und bei dessen Stiftungsfest am 13. Aug. die Sklaven Feiertag hatten. Diese D. wurde vollständig mit der Schwester des Apollon identifiziert und bei den Säkularspielen ganz als Artemis verehrt. Ein Zeichen des alten Unterschieds erhielt sich darin, daß man der aventinischen D. Kühe opferte und ihren Tempel mit Rinderhörnern, nicht mit Hirschgeweihen schmückte, während der Artemis die Hirschkuh heilig war. Außerdem waren in Italien besonders der Hain und Tempel der D. am Berg Tifata berühmt; auf seinen Trümmern wurde die Kirche Sant' Angelo in Formis bei Capua gebaut. Über die bildlichen Darstellungen der D. s. Artemis. Vgl. Welcker, Griechische Götterlehre, Bd. 1 (Götting. 1857).

Diāna (auch Luna), in der alten Chemie Bezeichnung für Silber.

Diana (span., von dia, »Tag«), in der Seemannssprache auf italienischen, französischen und spanischen Kriegsschiffen die Tagewache von 4 bis 8 Uhr morgens; D. schlagen, s. v. w. Reveille schlagen.

Diana, 1) D. von Poitiers, die Geliebte König Heinrichs II. von Frankreich, geb. 3. Sept. 1499, die älteste Tochter von Jean de Poitiers, Herrn von Saint-Vallier, vermählte sich, 13 Jahre alt, mit Ludwig von Brézé, Großseneschall der Normandie, ward 1531 Witwe und benutzte nun ihre Reize, um den weit jüngern Dauphin Heinrich an sich zu fesseln. Schon unter Franz I. übte sie neben dessen Mätresse, der Herzogin von Etampes, bedeutenden Einfluß aus. Nach Heinrichs II. Thronbesteigung (1547) ließ sie die Etampes sofort verbannen und herrschte nun allein. Sie brachte die Geschäfte in die Hände des Connetable Montmorency, des Marschalls Saint-André und des Kardinals Karl v. Guise, mit dessen Bruder, dem Herzog Claude von Aumale, sie ihre zweite Tochter vermählte. Sie selbst ward 1548 zur Herzogin von Valentinois erhoben. Als die gestürzte Partei Unruhen wider den Steuerdruck und für die Kirchenverbesserung veranlaßte, nahm D. persönlich an der Ketzerverfolgung teil und legte dabei einen wilden Fanatismus an den Tag. Nach dem Tode des Königs (1559) mußte sie den Hof verlassen und lebte fortan auf ihrem prächtigen, von Philibert Delorme erbauten Schloß Anet. Sie starb 22. April 1566. G. Guiffrey veröffentlichte »Lettres inédites de Diane de Poitiers« (Par. 1865). Vgl. Capefigue, Diane de Poitiers (Par. 1860).

2) D. von Frankreich, Herzogin von Angoulême, geb. 1538, natürliche Tochter Heinrichs II. und der Piemontesin Philippine Duc (nach andern der Diana von Poitiers), vermählte sich, nach einer sehr sorgfältigen Erziehung legitimiert, mit Orazio Farnese, Herzog von Castro, dem zweiten Sohn Ludwigs, Herzogs von Parma und Piacenza, später mit Franz v. Montmorency, dem ältesten Sohn des Connetables. Während der bürgerlichen Kriege bewies sie ebensoviel Klugheit wie Festigkeit. Ihren Gatten wußte sie von den Greueln der Bartholomäusnacht, zu deren Opfer ihn die ränkesüchtige Katharina erkoren, fern zu halten und zwischen ihrem Bruder Heinrich III. und dem König von Navarra (1588) eine Aussöhnung zu bewirken. Bei diesem hatte sie, nachdem er als Heinrich IV. den Thron bestiegen, großen Einfluß. Nachdem D. noch die Erziehung des nachmaligen Königs Ludwig XIII. geleitet, zog sie sich vom Hof zurück und starb ohne Nachkommenschaft 1619.

Diandrae, Ordnung des natürlichen Pflanzensystems unter den Gamopetalen, charakterisiert durch zwei- oder viergliederige Blütenblattkreise, insbesondere durch zwei Staubgefäße, welche rechts und links stehen, und durch einen zweifächerigen Fruchtknoten, welcher aus zwei nach vorn und hinten fallenden Karpellen besteht. Die Ordnung enthält die beiden Familien der Oleaceen und Jasmineen.

Diandrus (griech.), zweimännig, Blüten mit zwei freien Staubgefäßen, davon Diandria, die zweite Klasse des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zweimännigen Blüten umfassend, und in mehreren Klassen, z. B. in der Monoecia, Dioecia, Bezeichnung der Ordnung.

Dianenamsel, s. Drossel.

Dianenbaum, s. Silber.

Dianenorden, ein im Mittelalter für ausgezeichnete Leistungen bei Hirschjagden und Reiherbeizen verliehene Dekoration von Gold oder Silber in Form unsrer Medaillen mit der Figur der Diana auf der einen und einem Hirsch auf der andern Seite. Es war das Ordenszeichen für die Mitglieder des Dianabundes, der, von der Ritterschaft in Westfalen gegründet, mit dem Verfall des Ritterwesens zu Grunde ging. Dianenpriester (Verbrüderungen eheloser Jäger) gab es zuerst in der Normandie, im 18. Jahrh. auch in Schwaben und Neapel. Die letzten Nachklänge finden sich in dem in Österreich und Neapel bis Murat bestehenden Orden, dessen Abzeichen ein kleines goldenes Jagdhorn war.

Dianöa (griech.), Denkkraft, Verstand; Dianoölogie, Denklehre (bei Schopenhauer).

Dianthus *L.* (Nelke), Gattung aus der Familie der Karyophyllaceen, meist ausdauernde, oft halbstrauchige Kräuter mit gewöhnlich grasartig schmalen Blättern, schönen, häufig wohlriechenden Blüten und walzenförmigen, einfächerigen, vielsamigen Kapseln. Etwa 200 Arten, meist im Mittelmeergebiet und im gemäßigten Asien. D. caryophyllus *L.* (Gartennelke, Grasblume), im südlichen Europa auf Felsen und altem Gemäuer, im mittlern Europa hier und da verwildert, hat einzeln stehende, sehr angenehm und gewürzhaft riechende Blüten und treibt zahlreiche niederliegende, sehr ästige, verlängerte Stämmchen. Die zahlreichen Varietäten gehören zu den beliebtesten Florblumen. Man unterscheidet: einfarbige, in allen Hauptfarben; Salamander, bei denen die Zeichnungsfarbe über das ganze Blatt punktiert erscheint; Feuerfaxen, mit zwei ineinander vertuschten Zeichnungsfarben; Flameusen, mit nur einer Zeichnungsfarbe; Pikotten, auf weißem oder gelbem Grund gestrichelt; Bandblumen, wo die Zeichnung durch das ganze Blatt läuft und breite Bandstreifen bildet (Dubletten, mit einer Zeichnungsfarbe, und Bizarden, mit mehreren Zeichnungsfarben); Konkordien, mit farbigem Grund und derselben, nur dunklern oder hellern Zeichnungsfarbe. Am beliebtesten sind die Remontantnelken, welche während des Sommers mehrmals blühen; auch hat man Sorten, die in Gewächshäusern und Zimmern auch im Winter blühen. Man kultiviert die Nelken sowohl in Töpfen als im Garten und hat sie hier nur bei strengem, schneelosem Frost leicht zu bedecken. Vgl. »System der Gartennelke, gestützt auf das Weißmantelsche Nelkensystem« (Berl. 1827). Die Bartnelke (Büschelnelke, D. barbatus *L.*), in Deutschland und Südfrankreich, eine sehr schöne Zierpflanze mit 30—40 cm hohem Stengel, lanzettförmigen Blättern und zahlreichen Blumen in dichten Endbüscheln, wird gleichfalls in vielen Varietäten kultiviert. D. chinensis *L.* (Chinesernelke), ein Sommergewächs oder zweijährig, in China, hat einen 30 cm hohen, aufrechten, mit mehreren einzelnen, sehr schönen Blumen gekrönten Stengel und linienlanzettförmige Blätter. Die prachtvollen, mit allen Nüancen von Rot, Purpur, Schwarz und Weiß außerordentlich zierlich gezeichneten, sowohl einfachen als gefüllten, bis 8 cm im Durchmesser haltenden Blumen machen sie zu einer sehr geschätzten Zierpflanze. D. plumarius *L.* (Feder- oder Pinksnelke), ausdauernd, in Südeuropa auf beschatteten Triften, hat aufwärts gebogene oder aufrechte, bis 30 cm hohe, knotige, wenigblumige Stengel, schmale, linienförmige, scharfrandige, grau bereifte Blätter und sehr wohlriechende, ursprünglich weiße oder blaßrote Blüten, in gefüllten, farbigen Spielarten wechselnd, wird häufig zum Einfassen der Beete benutzt. Unter den bei uns wild wachsenden Arten sind besonders erwähnenswert: D. deltoides *L.* (deltafleckige oder Heidenelke), mit einzelnen rosen- oder

purpurroten Blumen mit gezacktem, dunklerm Ring und weißen Punkten, auf trocknen Grasplätzen, Rainen; D. Carthusianorum *L.* (**Kartäuser- oder Blutnelke**), mit karminroten, in Köpfchen gehäuften Blüten mit scharf kerbzahniger, gebarteter Platte, auf trocknen Hügeln, Wegrändern, Felsen; D. superbus *L.* (**Prachtnelke**), mit zu zwei und mehr stehenden, blaßlila oder blaßrosenroten, am Grunde der Platte mit grünlichem Fleck gezeichneten Blüten und fiederspaltig-vielteiligen Blumenblättern, wächst an Waldrändern und auf trocknen Wiesen und ist als Zierpflanze zu empfehlen.

Diantre (franz., spr. diāngtr, euphemistisch für diable), Teufel, besonders bei Ausrufungen.

Dianŭcum (griech.-lat.), Nußdicksaft.

Diapāson, griech. Name der Oktave, welcher beweist, daß die Griechen bereits die Identität der Oktavtöne erkannten, wenn auch ihre Notenschrift sie verschieden benannte; denn d. heißt das »alle Töne umfassende« Intervall, wobei »alle« s. v. w. sieben ist, nämlich die sieben Stufen der diatonischen Skala. D. cum diapente (Oktave und Quinte), die reine Duodezime; D. cum diatessaron (Oktave und Quarte), die reine Undezime. Bei den Franzosen ist D. (normal) die Normaloktave hinsichtlich der absoluten Tonhöhe, daher auch Bezeichnung für die Mensur der Instrumente, die Maßverhältnisse der Entfernung der Tonlöcher, Klappen, Saitenlängen ꝛc., ferner für die Stimmung (Kammerton) und wird schließlich sogar für die Stimmgabel gebraucht.

Diapedēsis (griech.), s. Blut, S. 55, und Blutung.

Diapente (griech.), bei den Griechen und den Musikern des Mittelalters die reine Quinte; D. cum semitonio, die kleine Sexte; D. cum tono, die große Sexte; D. cum ditono, die große Septime; D. deficiens, die verminderte Quinte.

Diaphān (griech.), durchscheinend, durchsichtig. Daher **Diaphanbilder**, durch Tränken mit Firnis (**Diaphanlack**) durchscheinend gemachte farbige Bilder, welche auf eine oder zwischen zwei Glasplatten geklebt werden; auch s. v. w. Lithophanien. **Diaphanradierungen** erhält man durch Zeichnen mit der Radiernadel auf einer mit Ätzgrund überzogenen und durch Anräuchern geschwärzten Glasplatte, welche als Negativ benutzt wird, um auf photographischem Weg Kopien der Radierung zu erhalten.

Diaphanität, s. Durchsichtigkeit.

Diaphanomĕter (griech.), von Saussure angegebener Apparat, um ein Maß für die Schwächung des Lichts durch die Atmosphäre zu erhalten. Auf einer weißen Scheibe von 2 m Durchmesser ist ein schwarzer Kreis von 0,6 m Durchmesser gezeichnet, auf einer zweiten weißen Scheibe von 0,2 m ein Kreis von 0,06 m Durchmesser. Stellt man beide Scheiben nebeneinander, so daß sie gleich stark beleuchtet erscheinen, und entfernt sich von ihnen, so verschwindet zuerst der kleine, dann der große Kreis. Absorbierte die Luft kein Licht, so müßten die Entfernungen, in welchen die Kreise verschwinden, in demselben Verhältnis stehen wie ihr Durchmesser. Dies findet aber nicht statt, sondern der große Kreis verschwindet früher, weil bei größerer Entfernung infolge der Lichtabsorption der Kontrast der schwarzen Scheibe und des weißen Grundes geringer wird. Nach Wild kann das Saussuresche D. wegen der für verschiedene Entfernungen verschiedenen Öffnung der Pupille des Auges keine zuverlässigen Resultate geben. Genauere Messungen haben de la Rive und Wild mittels eigentümlich konstruierter Apparate angestellt. Vgl. Atmosphäre, besonders S. 11.

Diaphanorāma (griech.), eine Art Diorama, gibt eine perspektivische Darstellung gemalter Landschaften mit künstlicher Beleuchtung.

Diaphanoskōp (griech.), Apparat zur Durchleuchtung der Blasenwand; s. Beleuchtungsapparate, medizinische.

Diaphoenicum (griech.-lat.), Datteldicksaft.

Diaphōnie (griech.), das »Auseinanderklingen«, Gegensatz von Symphonie, in der Musik der alten Griechen s. v. w. Dissonanz, dissonierendes Intervall; im Mittelalter s. v. w. Organum (s. d.), die primitivste Art der Mehrstimmigkeit, in parallelen Quarten und Quinten.

Diaphōra (griech.), in der Rhetorik die Andeutung oder Darlegung des »Unterschiedes« oder der Unähnlichkeit zweier Dinge; dann die Wiederholung eines Wortes in verschiedener, besonders in verstärkter Bedeutung, z. B. »Jeden Menschen, wenn er nur ein Mensch ist, muß dieses rühren«.

Diaphorēsis (griech.), das Schwitzen; **Diaphoretika**, s. v. w. schweißtreibende Mittel.

Diaphragma (griech.), das Zwerchfell (s. d.); in der Optik s. v. w. Blendung, eine schwarze Platte mit zentraler Öffnung zur Abhaltung der störenden Randstrahlen bei Linsen; in galvanischen Elementen die poröse Scheidewand, welche die beiden Flüssigkeiten voneinander trennt.

Diaphthōra (griech.), Verderbnis, Absterben.

Diaphysis (griech.), das Mittelstück eines Knochens.

Diaplasma (griech.), s. v. w. Bähung.

Diaporēsis (Aporia, griech.), Zweifel, eine Redefigur, mit welcher der Redner des bescheidenern Ausdrucks wegen erklärt, daß er nicht wisse, wo er anfangen, aufhören oder was er überhaupt sagen solle.

Diapsalma (griech.), Zwischengesang, mit dem der Chor in der Liturgie in den Gesang des Geistlichen einfällt.

Diapsephisis (griech.), im alten Athen die Abstimmung eines Demos über die Rechtmäßigkeit des Bürgerrechts derer, die als Eindringlinge bezeichnet worden waren. Es wurde dabei jedes eingeschriebene Gemeindeglied verlesen und, wenn das Bürgerrecht eines Vorgelesenen angezweifelt wurde, durch die Abstimmung entschieden. War sie dem Betreffenden ungünstig, so wurde er aus dem Bürgerverband ausgestoßen und in den Stand der Schutzverwandten verwiesen. Machte er von dem ihm zustehenden Rechte der Appellation an einen ordentlichen Gerichtshof Gebrauch, und bestätigte dieser das Resultat jener Abstimmung, so ward er als Sklave verkauft. Die älteste bekannte D. fällt ins Jahr 445 v. Chr., wobei von sämtlichen Demen nicht weniger als 4760 Leute ausgestoßen wurden.

Diarbekr (Diarbekir), Hauptstadt des gleichnamigen Wilajets in der asiatischen Türkei (Kurdistan), am rechten Ufer des Tigris unter 37° 55′ nördl. Br. gelegen, Residenz des Paschas, Sitz eines chaldäischen und jakobitischen Patriarchen und eines griechischen Bischofs. Der Ort ist von einer starken, mit 72 Türmen besetzten Mauer umgeben und wird durch eine auf hohem Basaltfelsen gelegene Citadelle (Itsch Kale) verteidigt. Die mit flachen Dächern versehenen Häuser steigen terrassenartig hintereinander auf. D. besitzt 16 Moscheen, darunter mehrere alte und berühmte, außerdem Bäder, Karawanseraien, Bazare. Die ca. 40,000 Einw. sind meist Kurden und Armenier, dann Turkmenen, Türken und verbannte Bulgaren. D. trieb früher schwunghaften Handel und unterhielt bedeutende Baumwollweberei; auch jetzt, obschon sehr gesunken, hat es noch ansehnlichen Handel in Roh-

produkten, während die Industrie nur für den Lokalbedarf arbeitet. Die nahen Gebirge liefern Blei, Kupfer und Eisen. — Im Altertum hieß die Stadt Amida, und noch jetzt nennen die Türken sie offiziell Kara Amid (»Schwarz-Amid«, wegen der dunkeln Farbe der Mauern). Kaiser Konstantin umgab sie mit Wällen und Türmen, aber der persische König Sapor eroberte sie 359. Justinian eroberte sie wieder und befestigte sie von neuem. Eine zweite Belagerung durch die Perser brachte sie abermals in die Gewalt derselben, und von diesen kam sie um 640 in die Hände der Araber vom Stamm Bekr, von welchem die Umgegend das Land Bekr genannt wurde, ein Name, welchen man später auf die Stadt übertrug. 958 ward sie von den Byzantinern nochmals erobert, und 1001—1085 stand sie unter der unabhängigen Herrschaft einer Kurdendynastie, die Söhne Merwans genannt, die von dem Turkmenen Ortok gestürzt und durch dessen Dynastie ersetzt ward, aus welcher von 1085 bis 1408: 21 Fürsten über D. herrschten. Nach der Plünderung der Stadt durch Timur (1394) folgte eine zweite Herrschaft von Turkmenen, bis Schah Ismail 1502 auf den Trümmern ihres Throns den seinigen errichtete. 1515 wurde die Stadt von dem Sultan Selim I. im Kriege gegen Schah Ismail erobert und dem osmanischen Reich einverleibt.

Diarchie (griech.), Zweiherrschaft, Herrschaft von zwei Regenten zu gleicher Zeit, entweder als Nebenregenten, wie die beiden Könige in Sparta, oder als Gegenregenten, z. B. Gegenkaiser, Gegenpäpste.

Diärĕsis (griech., »Trennung«), in der Grammatik getrennte Aussprache aufeinander folgender Vokale, die nach der gewöhnlichen Aussprache diphthongisch zu sprechen wären. Als Zeichen dafür dienen die Puncta diaereseos (griech. trema), zwei über den zweiten Vokal gesetzte Punkte, z. B. aër (Luft), Benzoë etc. In der Rhetorik ist D. s. v. w. Partitio.

Diarium (lat.), Tagebuch, Kladde; Diaria (nämlich febris), tägliches (Quotidian-) Fieber.

Diarrhöe (griech.), s. v. w. Durchfall.

Diarthrōse (griech.), ein Gelenk, welches Bewegung nach jeder beliebigen Richtung hin gestattet, z. B. das Arm- und Hüftgelenk. Vgl. Gelenk.

Dias, 1) Bartholomeu, namhafter Seefahrer des 15. Jahrh., stammte aus der Provinz Algarve in Portugal. Am Hof König Johanns II. erzogen und durch Studien und den Umgang mit ausgezeichneten Männern der Wissenschaft, besonders mit dem deutschen Kosmographen Martin Behaim, zu einem vorzüglichen Nautiker herangebildet, erhielt er im August 1486 den Auftrag, mit zwei kleinen Schiffen und einem Proviantschiff die Staaten des fabelhaften Priesterkönigs Johannes aufzusuchen. Die Westküste Afrikas verfolgend, landete er bei Sierra Parda unter 25° 50′ südl. Br. und ergriff von dem Küstenstrich durch Aufstellen eines Wappenpfeilers Besitz. Ein dreitägiger Sturm trieb ihn darauf nach Süden, worauf er, an dem kalten Wasser merkend, daß er schon die Südspitze Afrikas hinter sich habe, umkehrte und die heutige Algoabai erreichte. So stürmisch auch seine Mannschaft die Heimkehr verlangte, wußte D. dennoch die Weiterfahrt, wenn auch nur auf drei Tage, durchzusetzen und gelangte an die Mündung eines Flusses, den er Rio del Infante (heute Buschmannsfluß) nannte. Kummervoll trat D. die Rückfahrt an, und jetzt erst entdeckte er das Vorgebirge, das er Cabo tormentoso (das »stürmische«) nannte, welchen Namen der König später in Cabo de buena esperanza (»Kap der Guten Hoffnung«) abänderte. Nachdem D. noch die Buchten und Landungsplätze der Nachbarschaft untersucht hatte, kam er im Dezember 1487 mit durchlöcherten Schiffen wieder in Lissabon an. Anfangs mit Ehren überhäuft, ward er dennoch bei der neuen Entdeckungsexpedition 1497 Vasco de Gama untergeordnet. Als ihn derselbe bei dem Vorgebirge Mina nach Portugal zurückschickte, schloß sich D. der Fahrt des Entdeckers von Brasilien, Cabral, an, fand aber 29. Mai 1500 mit vier Schiffen der Flotte in der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung seinen Untergang.

2) Antonio Gonçalves, brasil. Dichter, geb. 10. Juli 1823 zu Caxias in der Provinz Maranhão, kam jung nach Portugal, studierte hier zu Coimbra Philosophie und Rechtswissenschaft und wirkte später als Staatsanwalt (procurador publico) zu Maranhão, siedelte aber bald nach Rio de Janeiro über, wo er sich an verschiedenen Journalen litterarisch, besonders im Interesse des Theaters, beteiligte und auch ein Drama: »Léonor de Mendoça« (1847), veröffentlichte, dessen Stoff er der portugiesischen Geschichte entnahm. Seinen Ruf als Dichter begründeten die »Primeiros cantos« (Rio de Janeiro 1846), deren Originalität, Anmut und Leichtigkeit neben dem lokalen Gepräge, das viele derselben an sich trugen, zahlreiche Nachahmungen hervorriefen und wesentlich dazu beitrugen, der jungen litterarischen Entwickelung Brasiliens einen neuen Impuls und eine mehr nationale Richtung zu verleihen. Bald folgten »Segundos cantos« (Rio de Janeiro 1848), unter welchen besonders mehrere Balladen, der »Gesang von Tabira« und die »Ode an die Bewohner von Pernambuco« Beifall fanden, und zwei Jahre später die »Ultimos cantos« (das. 1850). D. war inzwischen in Anerkennung seiner Verdienste zum Professor der Geschichte am Colegio Pedro II zu Rio de Janeiro ernannt worden, erhielt 1851 eine Stelle im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und ward 1855 mit einer wissenschaftlichen Mission nach Europa beauftragt, von der er erst 1858 nach Brasilien zurückkehrte. Bald darauf nahm er als Historiker und Ethnograph teil an der gelehrten Expedition, welche die Regierung zur Erforschung der Provinz Ceará und der Uferlandschaften des Amazonenstroms abschickte, fühlte sich aber von der Anstrengung der Reise so angegriffen, daß er 1862 zu seiner Erholung eine zweite Reise nach Europa unternahm, wo er in Dresden und Teplitz, später in Lissabon, in Savoyen, zuletzt in Ems und Paris seinen Aufenthalt nahm. Im September 1864 schiffte er sich wieder nach Brasilien ein, starb aber unterwegs, kurz zuvor, ehe das Schiff angesichts der Küste von Maranhão Schiffbruch litt, 3. Nov. 1864. Eine Gesamtausgabe seiner »Cantos« hatte D. selbst während seines Aufenthalts in Deutschland 1857 besorgt (4. Aufl., Leipz. 1865, 2 Bde.). Von sonstigen Werken sind noch die Dramen: »Boabdil«, »Beatrice Cenci« und »Patkul«, das (unvollendete) Epos »Os Tymbiras« (Leipz. 1857), das die Kämpfe zweier Indianerstämme, der Tymbira und Ganalla, besingt, und das »Diccionario da lingua Tupy« (das. 1858) zu erwähnen. Nach seinem Tod erschienen noch »Obras posthumas« (mit Biographie, Rio de Janeiro 1866). Vgl. Wolf, Le Brésil littéraire (Berl. 1863).

Dias del Castillo (spr. -tilljo), Bernal, span. Geschichtschreiber, gegen Ende des 16. Jahrh. geboren, war einer der kühnen Männer, welche Ferdinand Cortez 1519 nach Mexiko begleiteten, wo er um 1560 starb. Er schrieb eine »Wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neuspanien«, die zu Madrid 1632 im Druck erschien und von Rehfues deutsch bearbeitet und mit wertvollen Zusätzen versehen wurde

(Bonn 1838, 4 Bde.). Der ungelehrte und im Aberglauben seiner Zeit befangene Verfasser entwickelt bei aller Beschränktheit und Ignoranz eine staunenswerte Beobachtungs- und Darstellungsgabe, und die anschauliche, lebendige und naive Schilderung des Landes und seiner Bewohner, des Heldenmuts Cortez' und seiner Begleiter, ihrer wunderbaren Thaten und Schicksale macht einen wahrhaft epischen Eindruck.

Diaskeuāse (griech.), Anordnung, Umarbeitung, Redaktion eines Schriftwerks; daher Diaskeuasten, im Altertum Name derjenigen Gelehrten, welche die Anordnung der Homerischen Gesänge, wie sie seit Peisistratos bestand, einer neuen Revision unterwarfen, einzelne Stücke auch wohl überarbeiteten und ergänzten, bis jene Gesänge endlich durch die alexandrinischen Grammatiker die jetzige Gestalt erhielten.

Diaspōr, Mineral aus der Ordnung der Hydroxyde, kristallisiert rhombisch, in breiten Säulen, findet sich meist derb in dünnschaligen, breitstängeligen, auch faserigen, blätterigen Aggregaten, ist gelblich- und grünlichweiß, auch violblaugrau, mit einer dünnen Rinde von Brauneisenocker bedeckt, durchsichtig bis durchscheinend, auf den vollkommenen Teilungsflächen mit Perlmutterglanz, auf dem Querbruch mit Fettglanz, Härte 6, spez. Gew. 3,3—3,46, besteht aus Thonerdehydrat $Al_2H_2O_4$ und findet sich als Begleiter des Schmirgels und Korunds bei Ephesus, auf Naxos, bei Schemnitz, am Ural, im Dolomit des St. Gotthard, in Ungarn, Tirol, Massachusetts und Pennsylvanien.

Diaspōra (griech., »Zerstreuung«) nannte man die Gesamtheit der seit dem babylonischen Exil außerhalb Palästinas unter den heidnischen Völkern, namentlich in Ägypten und Kleinasien, lebenden Juden (Joh. 7, 35). Wie auf die dort zerstreut lebenden Judenchristen (Jak. 1, 1; 1. Petr. 1, 1), so wurde der Ausdruck später auch auf die nicht in Herrnhut wohnenden Mitglieder der Brüdergemeinde, in neuester Zeit auf die in katholischen Landesteilen zerstreut lebenden Evangelischen oder allgemein auf Glaubensgenossen, die mitten unter einer Bevölkerung von andern Konfessionen wohnen, angewandt.

Diastāse (auch Diastas, griech.), ein bei der Keimung sich bildender Eiweißkörper, findet sich in keimenden Gersten- und Weizenkörnern in der Nähe des Keims, aber nicht in den Würzelchen, ebenso in keimenden Kartoffeln an den Ansatzpunkten der Keime, aber nicht in letztern selbst. Aus dem wässerigen Auszug von Malz (gekeimter Gerste, welche 1 Proz. D. enthalten soll), der durch Erhitzen auf 70° vom Eiweiß befreit und dann filtriert ist, wird D. durch Alkohol als farblose, gummiartige, leicht lösliche Masse gefällt. Dies Präparat ist aber kaum als eine reine chemische Verbindung zu betrachten, sondern als ein Eiweißkörper (vielleicht auch als ein Gemisch von mehreren Eiweißkörpern), der sich in einem bestimmten Zustand der Zersetzung befindet und fermentartig wirkt. Ein Teil dieses Körpers verwandelt 2000 Teilchen Stärkemehl in Dextrin und Zucker. Ein in neuerer Zeit dargestelltes Präparat, das Maltin, soll sogar 200,000 Teile Stärkemehl umwandeln, und vielleicht ist D. ein unreines Maltin. Beide Stoffe wirken am schnellsten zwischen 60 und 75°, verlieren aber diese Fähigkeit bei stärkerm Erhitzen. Alaun, Arsenik, die meisten Metallsalze, Alkalien, Mineralsäuren, Alkaloide, Blausäure, Tannin, Kreosot, Terpentinöl verhindern oder verlangsamen die Wirkung der D. Ganz trockne D. erträgt eine Temperatur von 100°, ohne sich zu verändern. D. ist der wirksamste Bestandteil des Malzes und übt ihre Wirkung beim Maischprozeß.

Diastāsis (griech.), das Auseinanderweichen, namentlich von Knochen im Bereich ihrer natürlichen Nahtverbindungen.

Diastēma (griech.), Zwischenraum; in der Musik der Griechen s. v. w. Intervall.

Diastimēter (griech.), s. Distanzmesser.

Diastōle (griech.), in der Metrik die durch die Kraft des metrischen Accents (der Arsis) bewirkte Dehnung einer an sich kurzen Silbe zu Anfang eines Wortes, z. B. Priamides, im Gegensatz zu Systole (s. d.); in der Physiologie das Erschlaffen der Herzmuskeln (s. Blutbewegung).

Diastōlik (griech.), bei den ältern Musiktheoretikern die Lehre von den Ab- und Einschnitten und wiederum von den Verbindungen der musikalischen Perioden; wird zuerst von Zarlino in seinen »Sopplimenti musicali« (Vened. 1589) gebraucht und kommt z. B. noch in Leop. Mozarts Violinschule (1756) vor. Gegen Ende des 18. Jahrh. kommt dafür der Ausdruck Phrasierung in Gebrauch (in Sulzers »Theorie der schönen Künste«).

Diastylon (griech., »weitsäulig«), eine Halle mit weit voneinander abstehenden Säulen, insbesondere eine solche, bei welcher die Zwischenräume zwischen den Säulen dreimal so weit als ihre Durchmesser waren.

Diasyrmus (griech.), das Durchziehen, Verhöhnen; rhetorische Figur, die in der übermäßigen Verkleinerung eines Gegenstandes besteht, im Gegensatz zur Hyperbel.

Diät (griech.), im weitern Sinn die »Lebensweise« des Menschen überhaupt, sowohl in physischer als psychischer Beziehung; im engern Sinn aber bloß von der Wahl der Nahrungsmittel gebraucht. Die Wissenschaft, welche sich mit der Betrachtung der Nahrungsmittel beschäftigt, die Diätetik, ein wichtiger Teil der Gesundheitslehre, handelt von der Abstammung und den Bestandteilen unsrer Nahrungsmittel, Getränke und Gewürze, ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften, den Veränderungen, welche sie bei der Zubereitung und bei der Verdauung erleiden, sowie auch von ihren physiologischen und chemischen Wirkungen im menschlichen und tierischen Körper und der zweckmäßigsten Art ihres Gebrauchs. In der Lehre von der Heilung der Krankheiten ist eine vernünftige Regulierung der D. einer der wesentlichsten und wichtigsten Punkte, und von ihr läßt sich oft weit mehr erwarten als von Arzneimitteln. Besonders bei chronischen Krankheiten kommt derselben oft eine viel höhere Bedeutung zu als den Arzneistoffen, und ohne die richtige D. kann selbst das zweckmäßigste Heilverfahren nichts ausrichten, während viele Krankheiten durch Umänderung der Lebensweise allein geheilt zu werden vermögen. Man unterscheidet zwei Hauptformen der D., nämlich die animalische und die vegetabilische D. Zur erstern gehören alle Arten von Fleisch, Eier und Milch (sowie gewisse Fette), also Stoffe, welche reich an Eiweiß (Stickstoff) und Fett sind; zur letztern vorzugsweise die stärkemehlhaltigen Stoffe: Brot, Mehl, frische und getrocknete Gemüse, Obst und von den gewöhnlichen Getränken namentlich Wein und Bier. Die vegetabilische D. umfaßt also stickstofffreie oder doch stickstoffarme Substanzen. Aber nur in seltenen Fällen (abgesehen etwa von der Milchdiät der Säuglinge) wird eine ausschließlich animalische oder ausschließlich vegetabilische D. befolgt werden; vielmehr wird der Mensch durch sein natürliches Bedürfnis fast immer auf eine gemischte D. sich hingewiesen sehen. Vom ärztlichen Standpunkt aus verdienen besondere Erwähnung die entzündungswidrige (Fieberdiät) und die restaurierende oder kräftigende D. Zur entzündungswidri-

gen D. gehören alle säuerlichen und süßlichen Pflanzenfrüchte, welche reich an Wasser, Zucker, Pflanzensäuren und deren Salzen sind, auch getrocknetes Obst und Weißbrot, als Getränk Wasser und überhaupt indifferente schleimige, auch angesäuerte Flüssigkeiten (Limonade). Zur restaurierenden oder roborierenden D. gehören alle Fleischsorten, doch waltet unter diesen ein wesentlicher Unterschied ob. Das sogen. weiße Fleisch, welches von jungen Tieren, von Geflügel, Fischen und Kaltblütern herrührt, ist weniger reizend, aber im ganzen auch weniger nahrhaft als das rote Fleisch der Ochsen, des Wildbrets, auch der gemästeten Vogelarten: Gänse und Enten, der Rebhühner, Krammetsvögel ꝛc. Zur roborierenden D. gehören ferner: Eier, Milch, Brot, Schokolade, Fleischbrühe, Wein und gutes, kräftiges Bier. Besonders sind es die süßen Weine und unter ihnen der Ungarwein, welche mit großem Erfolg bei Schwächezuständen in Anwendung gebracht werden. Die roborierende D. eignet sich vorzüglich für geschwächte, blutarme und in der Ernährung heruntergekommene Leute. Vgl. v. Lauer, Gesundheit, Krankheit, Tod (Berl. 1865); Ideler, Allgemeine Diätetik für Gebildete (das. 1855); Wiel, Diätetisches Kochbuch (5. Aufl., Freiburg 1881); Derselbe, Tisch für Magenkranke (6. Aufl., Karlsbad 1884); Uffelmann, Tisch für Fieberkranke (das. 1882); Biermann, Tisch für Lungenkranke (das. 1882); Eyselein, Tisch für Nervenkranke (das. 1883).

Diätarius, s. Diäten.

Diäten (eigentlich Diëten, v. lat. dies, »Tag«, Tagegelder), die tagweise Vergütung, welche man bei besonderm Dienstaufwand beanspruchen kann. So erhalten Beamte, Anwalte, Ärzte ꝛc. bei Verrichtungen außerhalb des Wohnorts nicht nur Vergütung der Reisekosten (Transportkosten), sondern auch zur Entschädigung für den außerdem erwachsenden besondern Aufwand D., wie denn solche auch den Mitgliedern parlamentarischer Körperschaften bezahlt werden; daher Diät, s. v. w. Sitzungsperiode einer Ständeversammlung. Werden Beamte im Vorbereitungsdienst ohne festen Gehalt beschäftigt und lediglich mit D. remuneriert, so bezeichnet man einen solchen zeitweise Angestellten als Diätar oder Diätarius. In Bezug auf den Rang und die amtliche Stellung der Staatsbeamten werden verschiedene Diätenklassen unterschieden, indem die höhern Beamten höhere, die niedern geringere Diätensätze zu beanspruchen haben, welche gesetzlich normiert sind. Für die Beamten des Deutschen Reichs sind die Tagegelder durch Verordnungen vom 21. Juni 1875 (Reichsgesetzblatt, S. 249) und 19. Nov. 1879 (Reichsgesetzblatt, S. 313) mit Ausführungsbekanntmachung vom 9. April 1881 (Zentralblatt für das Deutsche Reich, S. 136) bestimmt. Auf Beamte der Reichseisenbahnverwaltung und der Postverwaltung sind diese Vorschriften ausgedehnt nach Maßgabe der Verordnungen vom 5. Juli 1875 (Reichsgesetzblatt, S. 253) und vom 29. Juni 1877 (Reichsgesetzblatt, S. 545), auf Militär- und Marinebeamte nach Maßgabe der Verordnung vom 20. Mai 1880 (Reichsgesetzblatt, S. 113), während für die gesandtschaftlichen und Konsularbeamten die Verordnungen vom 23. April 1879 (Reichsgesetzblatt, S. 127) und 7. Febr. 1881 (Reichsgesetzblatt, S. 27) maßgebend sind. Für die Reichsbeamten gilt der Grundsatz des preußischen Beamtenrechts (Gesetze vom 24. März 1873 und 28. Juni 1875), wonach D. erst bei einer Entfernung von mindestens 2 km vom Wohnort des Beamten gezahlt werden.

Viel erörtert und viel bestritten ist die Frage, ob den Mitgliedern der Volksvertretung während der Legislaturperiode D. zu zahlen seien oder nicht, namentlich seitdem man für den Norddeutschen Bund und in der Folge auch für das Deutsche Reich, entgegen der bisherigen deutschen Gewohnheit, gleichzeitig mit der Proklamierung des allgemeinen Stimmrechts das Prinzip der Diätenlosigkeit der Reichstagsabgeordneten adoptierte. Für die Nichtzahlung von D. wird auf der einen Seite der Umstand geltend gemacht, daß die Stellung der Abgeordneten, welche keine D. beziehen und ihren Beruf als Volksvertreter also lediglich als ein Ehrenamt ausüben, eine würdigere und angesehenere sei als im umgekehrten Fall, in welchem zudem manch unlauteres Mitglied durch die Verwilligung von D. in das Parlament gezogen werden könnte. So nennt John Stuart Mill die D. »ein immerwährendes Zugpflaster, auf die übelsten Seiten der menschlichen Natur gelegt«. Schwächer ist der weiter für die Nichtzahlung von D. geltend gemachte Grund, daß die Sessionen der Ständeversammlungen von kürzerer Dauer sein möchten, und daß der Geschäftsgang in den parlamentarischen Verhandlungen ein rascherer sein werde, wenn die Abgeordneten lediglich auf ihre eignen Mittel angewiesen sind, als wenn sie D. beziehen. Die verbündeten deutschen Regierungen halten an der Diätenlosigkeit namentlich um deswillen fest, weil sie darin ein Korrektiv und Gegengewicht gegenüber dem allgemeinen Wahlrecht erblicken. Man nimmt nämlich gewöhnlich an, daß die Wahlen konservativer ausfallen, wenn die diätenlosen Abgeordneten aus der besitzenden Klasse genommen werden, deren Angehörige konservativer zu sein pflegen als diejenigen, welche nichts zu verlieren haben und ebendeshalb dem Radikalismus geneigter sind. Mit dieser Annahme steht indessen das Anwachsen der sozialdemokratischen Partei im Reichstag nicht im Einklang. Man hat sich auch wohl auf das Beispiel Englands berufen, woselbst seit der zweiten Revolution die Mitglieder des Parlaments keine D. beziehen; doch ist dieser Vergleich bei der wesentlichen Verschiedenheit der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Englands gegenüber den unsrigen nicht allenthalben zutreffend. Auf der andern Seite macht man für die Verwilligung von D. geltend, daß der Zutritt zur Volksvertretung nicht bloß dem Reichen offen stehen soll, und daß Begabung und Wohlhabenheit nicht immer Hand in Hand gehen, wie Dahlmann sagte, »daß nur die D. dem Volk verbürgen, daß seine Wahlkammer dem bürgerlichen Verdienst auch ohne das Geleit des Reichtums offen stehe«. Man erinnert auch daran, daß möglichst alle Berufsstände im Parlament vertreten sein sollen, und man weist darauf hin, wie im deutschen Reichstag namentlich der Stand der Großgrundbesitzer allzu reichlich vertreten sei, insbesondere gegenüber den Angehörigen des Kleingewerbes und dem Stande der kleinen Landwirte. Gleichwohl halten die verbündeten Regierungen an dem § 32 der Reichsverfassung fest: »Die Mitglieder des Reichstags dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen«. Bei der Beratung der norddeutschen Bundesverfassung im konstituierenden Reichstag war diese Bestimmung ursprünglich verworfen worden; sie fand aber in der dritten Lesung eine ansehnliche Majorität, nachdem die Regierungen von derselben das Zustandekommen der Verfassung wesentlich mit abhängig gemacht hatten. Seitdem ist der Antrag auf Verwilligung von D. im Reichstag oft gestellt worden. 1868 und 1869 wurden diesbezügliche Anträge des Abgeordneten Waldeck abgelehnt, und 1870 ging der Reichstag über einen solchen An-

trag des Abgeordneten Schulze-Delitzsch zur Tagesordnung über. In der Folgezeit wurde jedoch der Schulzesche Antrag wiederholt vom Reichstag angenommen, aber stets vom Bundesrat abgelehnt. Auch 1884 wurde der von der deutschfreisinnigen Partei eingebrachte Antrag auf Verwilligung von D. und Reisekostenentschädigung im Reichstag zwar mit großer Mehrheit gegen die Stimmen der Konservativen und eines Teils der Nationalliberalen angenommen, vom Bundesrat aber abgelehnt, nachdem der Fürst-Reichskanzler erklärt hatte, daß er die D. nur gegen entsprechende Abänderungen des Wahlsystems zugestehen würde. Übrigens ist das Prinzip der Diätenlosigkeit schon einmal durchbrochen worden, als den Mitgliedern der sogen. Reichsjustizkommission, welche zur Vorberatung der Justizgesetze konstituiert war, eine Entschädigung durch Reichsgesetz verwilligt ward. Auch die seit 1874 getroffene Einrichtung, wonach den Reichsboten während der Session sowie acht Tage vor Beginn und acht Tage nach Schluß derselben freie Fahrt auf den deutschen Eisenbahnen eingeräumt ward, läßt sich mit dem Wortlaut jener Verfassungsbestimmung nur so vereinigen, daß man durch die jeweilige Feststellung des Etats und durch die Aufnahme einer entsprechenden Etatsposition eine Abänderung des § 32 der Verfassung als vereinbart zwischen den gesetzgebenden Faktoren des Reichs annimmt. Übrigens ist 1884 eine Beschränkung der Freikarten insofern eingetreten, als dieselben nur für die Fahrt vom Wohnort des Abgeordneten nach Berlin gegeben werden und damit für die in Berlin wohnhaften Abgeordneten insbesondere ganz in Wegfall gekommen sind.

Zu der deutschen Diätenfrage ist endlich infolge verschiedener Ausführungen des Fürsten Bismarck noch ein weiterer Streitpunkt neuerdings hinzugekommen. Man nahm nämlich früher allgemein an, daß es trotz jener Verfassungsbestimmung dem Reichstagsabgeordneten unbenommen sei, von Privatpersonen, namentlich von den Parteigenossen, Vergütungen für die ihm durch sein Mandat erwachsenden Unkosten anzunehmen (sogen. Privat-, Parteidiäten). Die frühere deutsche Fortschrittspartei hatte zu diesem Behuf einen Diätenfonds gebildet, aus welchem einzelne Abgeordnete solche Entschädigungen erhielten. Der Fürst-Reichskanzler hat dies jedoch wiederholt als unzulässig bezeichnet. Man hat auch dagegen geltend gemacht, daß ein solcher Abgeordneter leicht in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis der Parteileitung gegenüber kommen könne. Jedenfalls kann nach jener Bestimmung der Reichsverfassung weder aus der Reichskasse noch aus einer andern öffentlichen Kasse, Staats- oder Kommunalkasse, die Zahlung von D. an die Reichstagsmitglieder erfolgen, da eine solche Ausgabe als ungesetzlich beanstandet werden müßte. Wenn ferner, wie dies in Württemberg in Ansehung der Staatsbeamten der Fall, jemand die Annahme von Geschenken untersagt ist, so würde er auch als Reichstagsabgeordneter solche Zuwendung von Privatdiäten nicht annehmen dürfen. Was aber im übrigen die Annahme von Privatdiäten anbetrifft, so hat die Verfassung keinerlei Nachteile mit derselben verbunden; sie hat sie weder mit Strafe noch mit Verlust des Mandats bedroht, so daß es völlig an einer Bestimmung fehlt, auf die man solche Folgen gründen könnte. Übrigens hat man in England die Entgegennahme derartiger Zuwendungen seitens einzelner Parlamentarier nicht beanstandet.

Was die deutschen Einzellandtage anbetrifft, so erhalten die Mitglieder der Ersten Kammer (Herrenhaus) in Preußen keine D.; dasselbe gilt für die Mitglieder der Kammer der Reichsräte in Bayern. In Sachsen bezieht sich die Diätenlosigkeit nur auf diejenigen Mitglieder der Ersten Kammer, welche vermöge erblichen Rechts oder als Abgeordnete der Kapitel und der Universität erscheinen. In Württemberg erhalten die standesherrlichen, die erblichen und die nicht in Stuttgart wohnenden lebenslänglichen Mitglieder der Ersten Kammer nur dann D., wenn sie darauf Anspruch machen, während in Hessen sich der Diätenbezug auf diejenigen Mitglieder beschränkt, welche nicht durch die Geburt berufen sind, und deren Wohnsitz weiter als eine halbe Stunde vom Orte der Versammlung entfernt ist. Die Mitglieder der Zweiten Kammern und der Landtage mit Einkammersystem erhalten in allen deutschen Staaten D. Eine Verschiedenheit besteht hier nur rücksichtlich der am Orte der Versammlung wohnhaften Abgeordneten. Letztere erhalten in einigen Staaten (Braunschweig, Oldenburg, Meiningen und Altenburg) niedrigere, in Bayern, Sachsen, Baden und Hessen gar keine D., während in den übrigen Staaten ein solcher Unterschied nicht besteht. Eigentümlich ist endlich die Vorschrift der preußischen Verfassung (Art. 85), welche auch in den Verfassungsurkunden einiger Kleinstaaten wiederkehrt, daß ein Verzicht auf die D. unzulässig ist. Während aber die D. der Abgeordneten in den deutschen Staaten sich in mäßigen Grenzen halten, wie sie denn z. B. in Preußen (Gesetze vom 30. März 1873 und 24. Juni 1876) 15 Mk. pro Tag betragen, ist der Diätenbezug in manchen außerdeutschen Staaten ein so hoher, daß, entgegen der deutschen Auffassung, die Stellung des Abgeordneten zu einer lukrativen Einnahmequelle wird. In Frankreich erhält der Deputierte nach dem Gesetz vom 30. Nov. 1875: 9000 Frank jährlich. Während des Kaiserreichs stellten sich die Einkünfte noch höher. In den Vereinigten Staaten erhält der Abgeordnete 5000 Doll. für die Legislaturperiode, der Sprecher des Repräsentantenhauses bezieht 8000 Doll. Abgesehen von England, werden in allen außerdeutschen Staaten mit Repräsentativverfassung D. gezahlt. Auch die Mitglieder der Provinziallandtage, Kreistage u. dgl. beziehen D. Schöffen und Geschworne erhalten keine D., sondern nur Vergütung der Reisekosten. Vgl. außer den Hand- und Lehrbüchern des Staatsrechts Milner, Zur Diätenfrage (Tübing. 1874); Dippe, Bestimmungen über Tagegelder ꝛc. in Preußen und dem Deutschen Reich (Berl. 1880).

Diatessăron (griech.), bei den Griechen und im Mittelalter Name der reinen Quarte; auch Titel einer Schrift des Tatian, s. Evangelienharmonie.

Diätētik (griech.), Gesundheitslehre, s. Diät; Diätētiker, Gesundheitslehrer, Freund einer geordneten, mäßigen Lebensweise; diätētisch, der D. gemäß, gesundheitsmäßig.

Diathēke (griech.), Bund, s. v. w. Testament (Altes und Neues).

Diathermăn (griech., »für Wärmestrahlen durchlässig«), Bezeichnung, die in Beziehung auf die Wärmestrahlen dasselbe ausdrückt, was durchsichtig (diaphan) in Beziehung auf die Lichtstrahlen besagt. Daher Diathermanität oder Diathermansie, die Wärmedurchlässigkeit eines Körpers; s. Wärmestrahlung.

Diathēse (griech.), fehlerhafte Anlage (s. d.).

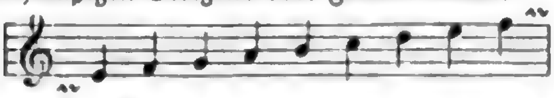
Diatit, ein Kitt aus gleichen Teilen Gummilack und fein verteilter Kieselsäure (Infusorienmehl).

Diatomeen, Familie der Algen aus der Ordnung der Konjugaten; s. Algen, S. 343.

Diatŏnisch (griech.) heißt eine Tonfolge im Gegensatz zur chromatischen und enharmonischen, wenn sie sich überwiegend durch Ganztonschritte bewegt. Das antike diatonische Tetrachord (e f g a) bestand aus einem Halbton und zwei Ganztönen, das chromatische (e f fis a) aus zwei Halbtönen und einer kleinen Terz, das enharmonische (e eis f a) aus zwei Vierteltönen und einer großen Terz. In unserm modernen Tonsystem ist der Begriff D. an die Skala der Stammtöne (ohne Versetzungszeichen) gebunden, d. h. d. sind die Ganzton- oder Halbtonfortschreitungen von einem Ton zu einem benachbarten dieser Skala, resp. von oder zu einem von diesem durch ♯ oder ♭ etc. abgeleiteten; chromatisch sind die Halbtonschritte von einem Ton zu einem auf derselben Stufe der Grundskala befindlichen und durch ♯, ♭ etc. unterschiedenen; enharmonisch verschieden sind endlich Töne, die von zwei benachbarten oder eine Terz entfernten Tönen der Grundskala abgeleitet sind, aber der Tonhöhe nach annähernd zusammenfallen u. im zwölfstufigen, gleichschwebend temperierten System identifiziert werden:



Die diatonischen Tonleitern bewegen sich ausnahmslos durch diatonische Schritte, so daß sie, abgesehen von den Versetzungszeichen, das Bild eines gleichmäßigen Steigens oder Fallens bieten:



Dagegen schaltet die durchweg in Halbtönen fortschreitende chromatische Tonleiter Zwischentöne ein, welche zum vorausgehenden Ton im Verhältnis des chromatischen und zum folgenden in dem des diatonischen Halbtons stehen:



Diatreta (griech.), römische, in der spätern Kaiserzeit fabrizierte Glasgefäße mit dicken Wänden, deren obere Schicht derartig ausgeschliffen wurde, daß sich ein Netz von Glasstäben um den innern Kern bildete, an welchem die Glasstäbe nur an einzelnen Stellen hafteten. Die D. wurden von Pantotsek in Böhmen nachgeahmt; doch wandte er eine wesentlich andre Technik an, insofern er ein stellenweise doppelwandiges Gefäß herstellte, auf der äußern Wandung die Zeichnung entwarf und das zwischen dem Muster stehende Glas durch Schleifen entfernte.

Diatribe (griech.), gelehrte oder schulmäßige Abhandlung, insbesondere eine kritische Streitschrift.

Diatrimma (griech.), Wundsein, durch Reibung beim Gehen oder Reiten, Wolf; s. Afterkratt.

Diatypōsis (griech.), Verbildlichung, in der Rhetorik die Veranschaulichung eines Gegenstandes durch Vorbilder.

Diaulos (griech.), Art des griech. Wettlaufs (s. Dromos), bei welchem die Bahn zweimal durchmessen ward. Häufig wurde derselbe zu einem Waffendoppellauf gemacht, indem die Läufer Helm, Beinschienen und Schild trugen.

Diaulos (griech.), Doppelflöte, s. Aulos.

Diavoletti (Diavolini, ital., spr. -wo-, »Teufelchen«), überzuckerte Gewürzkörner und Kantharidenpräparate, welche als Aphrodisiaka benutzt werden.

Diavŏlo (ital., spr. -wo-), Teufel.

Diaz, 1) Miguel, aus Aragonien, Begleiter des Kolumbus auf dessen zweiter Entdeckungsreise, erhielt 1495 den Auftrag, den Goldreichtum Hispaniolas zu untersuchen, und veranlaßte auf die Kunde von den ergiebigen Gruben am Fluß Hayna die Gründung der Stadt Santo Domingo. Von Bartolomeo Colombo zum Burgvogt derselben ernannt, weigerte er sich, dem als Statthalter nach Hispaniola entsandten Bobadilla dieselbe zu übergeben, fiel deshalb in Ungnade, wurde zwar 1506 wieder zum Leutnant des Gouverneurs von Puerto Rico ernannt, bald darauf aber nach Spanien abgeführt, wo er im Begriff, nach Westindien zurückzukehren, 1512 starb.

2) Porfirio, mexikan. Präsident, war bei dem Sturz des Kaisers Maximilian von Mexiko beteiligt und befehligte einen der republikanischen Heerhaufen, welche von Norden her gegen die Hauptstadt vordrangen. Er belagerte Puebla, während Maximilian in Queretaro sich befand, schlug den kaiserlichen General Marquez, welcher von Mexiko aus zum Entsatz herbeieilte, und erstürmte 5. April 1867 Puebla. Dann zog er vor Mexiko, wo er einen hartnäckigen Widerstand fand, so daß es ihm erst nach zweimonatlicher Belagerung, und nachdem Marquez mit seinen Anhängern daraus entflohen war, gelang, die Stadt 21. Juni zur Kapitulation zu zwingen. Der ehrgeizige Sieger strebte nach der Präsidentschaft, trat 1871 als Rival des langjährigen Präsidenten Juarez auf, und als dieser im Juli 1872 starb, versuchte D. einen Aufstand, fand jedoch wenig Anhang und sah sich zuletzt, als die meisten revolutionären Führer die von dem interimistischen Präsidenten Lerdo erlassene Generalamnestie annahmen, genötigt, 23. Okt. 1872 diesem seine Unterwerfung anzuzeigen und sich darein zu fügen, daß nicht er, sondern Lerdo zum definitiven Präsidenten gewählt wurde. Er begab sich nach Nordamerika. Als sich aber 1876 Iglesias gegen Lerdo erhob, kehrte D. nach Mexiko zurück, drang vom Nordosten aus siegreich vor, schlug die Truppen Lerdos 12. Nov. bei Huamontla, die des Iglesias 3. Dez. bei Guanajuato und ward im Februar 1877 zum Präsidenten bis 30. Nov. 1880 ernannt. Er bildete ein ansehnliches stehendes Heer, stellte Ruhe und Frieden her, vermehrte die Einnahmen des Staats und erreichte die Wiederherstellung diplomatischer Beziehungen mit Frankreich. Auch begann er bedeutende öffentliche Arbeiten, namentlich den Bau zahlreicher Eisenbahnen, und übernahm, um diesen ferner zu leiten, nach seinem Rücktritt unter seinem Nachfolger Gonzalez bis 1881 das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. 1884 trat er von neuem als Präsident an die Spitze des Staats.

3) Bartholomeu, Seefahrer, s. Dias 1).

4) Gonçalves, brasil. Dichter, s. Dias 2).

Diaz de Escobar, Narciso, span. Dichter, geb. 25. Juni 1860 zu Malaga, studierte in Granada die Rechtswissenschaft und erregte schon frühzeitig durch sein poetisches und schriftstellerisches Talent Aufmerksamkeit. Er beteiligte sich als Redakteur und Mitarbeiter an mehreren angesehenen Zeitschriften und pflegte gleichzeitig verschiedene Gebiete der Poesie mit demselben Erfolg. Nicht nur seine lyrischen Leistungen erfreuten sich großen Beifalls, auch seine Dramen, von denen besonders »Un episodio morisco«, »Los jovenes del dia«, »Por un pensamiento«, »Por ella«, »El anillo de pelo«, »Dos maridos y una esposa« und »Dos para una« Auszeichnung verdienen, haben auf der Bühne viel Glück gemacht. Sehr beliebt sind auch die »Charakterbilder aus Madrid«, die er im Verein mit andern herausgegeben hat.

Diaz de la Peña (spr. penja), Narcisso Virgilio, franz. Maler spanischer Herkunft, geb. 20. Aug. 1807 zu Bordeaux, wurde in Bellevue bei Paris von einem protestantischen Geistlichen erzogen, verlor als Knabe infolge eines Schlangenbisses ein Bein und bildete sich auf eigne Hand zum Maler aus, mußte zuerst aber als Porzellanmaler sein Brot erwerben. Unter der Einwirkung von Delacroix schloß er sich der romantischen Bewegung an und studierte daneben besonders Correggio. Er stellte zuerst im Salon von 1831 landschaftliche Studien nach Motiven aus der Umgebung von Paris und dem Wald von Fontainebleau aus und legte auch später das Hauptgewicht auf eine anmutige, romantisch beleuchtete Landschaft, die er mit Nymphen, Amoretten, Zigeunern u. dgl. staffierte. Obwohl diese Figuren immer schlecht gezeichnet waren, übten sie doch im Verein mit der poetischen Färbung und Beleuchtung und dem innigen Naturgefühl einen sinnlichen Reiz, aus welchem sich zum Teil der große materielle Erfolg erklärt, den sie fanden. D. starb 18. Nov. 1876 in Mentone.

Diazokörper, s. Azofarbstoffe.

Diazoma, im altgriech. Theater Name der Rundgänge, welche die amphitheatralisch geordneten Sitzreihen in 2—3 Stockwerke gliederten. Dem D. im griechischen entsprachen die Praecinctiones im römischen Theater.

Dibbelmaschine, s. Säemaschine.

Dibbeln, s. Drillen.

Dibdin, 1) Charles, engl. Dichter, Komponist und Schauspieler, geb. 1745 zu Southampton, errichtete noch jung ein kleines Theater, auf dem er zugleich der einzige Dichter, Tonsetzer und Schauspieler war, bis ihm später durch einen Aktienverein das Zirkustheater in London erbaut wurde, wo er ebenfalls nur selbstgedichtete und selbstkomponierte kleine Szenen zur Aufführung brachte. Während des Kriegs mit Frankreich verfaßte er patriotische Lieder, die ihm einen Jahrgehalt von 200 Pfd. Sterl. eintrugen. Er starb 25. Juli 1814. D. schrieb an 50 dramatische Stücke (darunter als bekanntestes die Operette »The quaker«, 1777), viele Lieder, unter denen die »Sea songs« (neueste Ausg. 1877) am populärsten, mehrere Romane und eine »History of the English stage« (1793, 5 Bde.) von geringem Wert, endlich eine Autobiographie: »Professional life« (1802, 2 Bde.). — Auch sein Sohn Thomas D., geb. 1771, gest. 16. Sept. 1841, war Schauspieler und Verfasser zahlreicher Dramen und Gesänge. Er schrieb ferner: »The metrical history of England« (1813, 2 Bde.) und »Reminiscences« (1828, 2 Bde.).

2) Thomas Frognall, namhafter engl. Bibliograph, Neffe des vorigen, geb. 1775 zu Kalkutta, besuchte erst die Schule zu Eton, widmete sich dann in Cambridge der Theologie und Bibliographie, ward, bereits als Geistlicher ordiniert, von dem Grafen Spencer als Bibliothekar nach Althorp berufen und starb 18. Nov. 1847 als königlicher Kaplan in Kensington. Seine geschätztesten Werke sind die »Introduction to the Greek and Latin classics« (Gloucester 1803; 4. Aufl., Lond. 1827, 2 Bde.), die über 112 alte Schriftsteller bibliographische Angaben enthält, und »The bibliomania« (das. 1809, 4. Aufl. 1875), ein äußerst ergötzliches und belehrendes Buch. Gleichzeitig gab er Robinsons englische Übersetzung von Thom. Morus' satirisch-didaktischer Schrift »Utopia« (Lond. 1809, 3 Bde.) mit Anmerkungen und Holzschnitten heraus. Aufsehen erregten seine reich ausgestatteten »Typographical antiquities of Great Britain« (Lond. 1810—19, 4 Bde.) sowie seine mit Holzschnitten und Faksimiles gezierte »Bibliotheca Spenceriana« (das. 1814—15, 4 Bde.), die durch die »Aedes Althorpianae« (das. 1822, 2 Bde.), ein Verzeichnis der im Schloß Althorp befindlichen Kunstschätze, ergänzt wurde. Auch sein »Bibliographical Decameron« (Lond. 1817, 3 Bde.), ein Meisterwerk der Buchdruckerkunst, ist reich an interessanten bibliographischen Anekdoten, wenn auch nicht stichhaltig vor der strengern Kritik. Weiter veröffentlichte er: »Bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany« (Lond. 1821, 3 Bde.; 3. Aufl. 1838), das Ergebnis neun Monate langer Untersuchungen auf den Bibliotheken des Kontinents, und »Bibliographical etc. tour in the northern counties of England and Scotland« (das. 1838, 2 Bde.), beides typographische Prachtwerke, das letztere jedoch an Gehalt und Interesse dem erstern weit nachstehend. Noch vorher waren sein amüsantes Werk »Bibliophobia, remarks on the present languid and depressed state of literature and the book-trade, by Mercurius Rusticus« (Lond. 1832) und seine »Reminiscences of a literary life« (1836, 2 Bde.) erschienen.

Dibio (Diviodunum), Stadt, s. Dijon.

Dibotryen (griech.), s. v. w. Doppeltrauben oder zusammengesetzte Trauben (s. Blütenstand).

Dibrăchys (auch Pyrrhichius, griech.), ein aus zwei kurzen Silben bestehender Versfuß (◡◡).

Dic cur hic (lat.), »Sage, weshalb du hier bist«, sprichwörtlicher Ausdruck für: Denke an den Zweck deines Hierseins.

Dicentarius (mittellat.), Schwätzer; Dicentien, unnütze Worte, Geschwätz.

Dicentra *Borkh.* (Dielytra *Borkh.*, Dielytra, hängendes Herz, Jungfernherz), aus der Familie der Fumariaceen, perennierende Kräuter mit handförmig geteilten und geschlitzten Blättern und hängenden, herzförmigen Blüten in Trauben. D. spectabilis *Dec.*, aus Nordchina und Sibirien, 50—60 cm hoch, mit blaugrünen Blättern und prachtvollen rosenroten Blüten, hält bei uns im Freien aus und läßt sich auch treiben. Auch die dunkel rosarote D. eximia *Dec.* und D. formosa *Dec.*, beide aus Nordamerika, halten im Freien aus, während die gelbe D. chrysantha *Stook*, aus Kalifornien, frostfrei überwintert werden muß.

Diceratenkalke, s. Juraformation.

Dicerobatis, s. Rochen.

Dicey (spr. deißi), Edward, engl. Journalist und Essayist, geboren im Mai 1832 zu Claybrook Hall in Leicestershire, erhielt seine Bildung am Trinity College zu Cambridge und wurde daselbst 1854 Bakkalaureus. Er schrieb Beiträge für die »Fortnightly Review«, für St. Pauls und Macmillans »Magazine« sowie für andre Journale und Zeitungen, besonders auch für den »Daily Telegraph«, dessen Spezialkorrespondent er in verschiedenen Teilen des Kontinents gewesen. Während er noch auf einer Orientreise abwesend war, übertrug man ihm die Redaktion der »Daily News«, die er auch 1870 übernahm, aber schon nach etwa drei Monaten wieder aufgab. Gleich darauf übernahm er die Redaktion des »Observer«, die er noch gegenwärtig innehat. D. ist Verfasser von »Cavour, a memoir« (1861); »Rome in 1860« (1861); »Six months in the Federal States« (1863, 2 Bde.); »The Schleswig-Holstein war« (1864, 2 Bde.); »The battle-fields of 1866« (1866); »A month in Russia during the marriage of the Czarewitch« (1867); »The Morning Land, travels in Turkey, the Holy Land and Egypt« (1870, 2 Bde.) und »England and Egypt« (1881).

Dichasium (griech.), eine Form des Blütenstandes: zweistrahlige Trugdolde; s. Blütenstand.

Dichogamen (griech.), diejenigen Pflanzen, in deren Zwitterblüten die beiderlei Geschlechtsorgane nicht gleichzeitig geschlechtsreif werden. Bei den protandrischen Blüten geben bereits die Staubgefäße ihren Blütenstaub von sich, ehe die Narben derselben Blüte empfängnisfähig sind; bei den protogynischen Blüten sind dagegen die Narben bereits empfängnisfähig, wenn die Antheren noch geschlossen sind. Zu den protandrischen Blüten gehören z. B. die Gattungen Epilobium, Geranium, Pelargonium, Malva, Impatiens und die Familien der Umbelliferen, Kompositen, Kampanulaceen, Lobeliaceen, zu den protogynischen z. B. die Gattungen Luzula, Anthoxanthum, Alopecurus, Parietaria, Helleborus, Plantago u. a. In beiden Fällen ist eine Selbstbestäubung, d. h. eine Bestäubung der Narben mit dem Pollen derselben Blüte, nicht möglich; nur Kreuzung verschiedener Blüten kann Erfolg haben. Diese Kreuzungen werden durch die die Blüten besuchenden Insekten besorgt (vgl. Blütenbestäubung).

Dichogamie (griech.), s. Blütenbestäubung.

Dichoreus (trochäische Dipodie), doppelter Choreus, zusammengesetzt aus zwei Trochäen (–⏑–⏑).

Dichotomie (griech.), Teilung der Einheit in zwei Teile, jedes Teils dann wieder in zwei etc.; in der Botanik gabelartige Verzweigung eines Pflanzenteils, insbesondere der Stengel und Wurzeln; im strengen Sinne nur diejenige gabelartige Verzweigung, welche zu stande kommt, wenn die Fortbildung eines Stengels oder einer Wurzel durch den Vegetationspunkt an ihrer Spitze in der bisherigen Richtung aufhört und dafür in zwei seitlichen Richtungen weitergeht, nicht aber diejenige, welche entsteht, wenn ein rückwärts vom Scheitel des Stengels erzeugter Seitenzweig frühzeitig die Stärke des erstern annimmt und diesen so weit zur Seite drängt, daß beide eine gabelartige Teilung zu bilden scheinen. Vgl. Stengel.

Dichroismus (griech.), Zweifarbigkeit, s. Pleochroismus.

Dichroit, s. v. w. Cordierit.

Dichroitisch (griech.), zweifarbig, s. Doppelbrechung.

Dichromatisch (griech.), zweifarbig.

Dichromsäure, die in den sogen. sauren Chromsäuresalzen (Dichromaten) angenommene Säure.

Dichroskopische Lupe (Dichroskop), von Haidinger konstruierte Vorrichtung zur Beobachtung des Dichroismus (Zweifarbigkeit) doppelbrechender Kristalle, bestehend aus einem Kalkspat in cylindrischer Hülse, welche am Objektivende mit einer quadratischen Öffnung, am Okularende mit einer Lupe versehen ist.

Dichterische Freiheiten (poetische Lizenzen), Abweichungen von der gewöhnlichen Sprachregel, die sich der Dichter, meist mit Rücksicht auf das Versmaß oder den Reim, in der Wortfügung und Wortbildung sowie im Gebrauch von Ausdrücken, die sonst in der Prosa nicht vorkommen, u. dgl. bisweilen erlaubt.

Dichtigkeit, die in der Raumeinheit enthaltene Masse eines Körpers. Die D. irgend eines festen oder flüssigen Körpers, bezogen auf die D. des Wassers im Zustand seiner größten D., oder eines gasförmigen Körpers, bezogen auf die D. der Luft oder des Wasserstoffgases, gibt das spezifische Gewicht. Die D. oder das spezifische Gewicht eines Körpers ist demnach die Zahl, welche angibt, wievielmal so schwer ein Körper ist als ein gleiches Volumen Wasser (resp. Luft oder Wasserstoff). Die D. der Körper ändert sich durch mechanischen Druck, Temperaturveränderungen, Kristallisation etc. Näheres s. Spezifisches Gewicht. Ein Dichtigkeitsmaximum zeigt sich als seltene Ausnahme bei wenigen Körpern, welche bei gewissen Temperaturen dem allgemeinen Gesetz, daß Wärme die Körper ausdehnt, nicht gehorchen. Wasser zeigt ein Dichtigkeitsmaximum bei +4° C. und dehnt sich sowohl beim Erkalten unter als beim Erwärmen über diese Temperatur aus.

Dichtigkeitsmesser, s. v. w. Aräometer; Vorrichtungen zur Ermittelung des spezifischen Gewichts.

Dichtkunst, s. Poesie.

Dichtung, im Maschinenwesen, s. Liderung.

Dicis causa (dicis gratia, lat.), zum Scheine, nur um die Formalien zu beobachten, ohne den Willen zu haben, etwas zu machen oder zu halten.

Dickblatt, s. v. w. Sedum Telephium und Crassula.

Dickdarm, s. Darm.

Dicke, s. Dimension.

Dickens, Charles, früher bekannt unter dem Pseudonym Boz, berühmter engl. Schriftsteller, nebst Thackeray der Gründer der Londoner Romanschule, wurde 7. Febr. 1812 zu Landport bei Portsmouth, wo sein Vater bei der Marine angestellt war, geboren, ward von seinem achten Jahr an in Chatham, später in London erzogen und zeichnete sich schon früh durch eifriges Lesen der vaterländischen Novellisten und Dramatiker aus. Wenig bemittelt, trat er zu London in die Dienste eines Advokaten, wo er Gelegenheit hatte, das englische Volksleben zu studieren, trieb zugleich im Britischen Museum litterarische Studien und entwickelte so großes Geschick als Reporter, daß er zur Mitarbeit am »Parlamentsspiegel« und später am »Morning Chronicle« gezogen wurde. In letzterer Zeitschrift veröffentlichte er die Skizzen des bunten Treibens der niedern Stände der Hauptstadt, die er gesammelt als »Sketches of London« (1836–37, 2 Bde.) mit Zeichnungen von Cruikshank herausgab. Seinen Ruhm aber gründete er durch die »Pickwick papers« (1837–38), die in wöchentlichen Heften mit Federzeichnungen von Cruikshank und Phiz erschienen und von allen Schichten der Gesellschaft mit gleicher Freude begrüßt wurden. Das Buch enthält leicht zusammengehaltene Skizzen und lustige Abenteuer einiger Gentlemen des Pickwickklubs, welche auf einer Reise durch England die Sitten verschiedener Gesellschaftsklassen beobachten, und es offenbaren sich darin eine in komischen Erfindungen und Lagen so reiche Phantasie, so viel harmloser und liebenswürdiger Humor, sorgloser Jugendleichtsinn und Freude an der Thorheit nebst so viel Menschenkenntnis und Reife des Urteils, daß das Werk den Erfolg verdiente, wenn auch immerhin seine Figuren oft an die Karikatur streifen. D.' folgende Romane kommen, obwohl an künstlicher Ausbildung und ergreifender Wirkung jenen ersten Roman meist übertreffend, demselben nicht gleich in Naivität des Humors, in Absichtslosigkeit und gutmütiger Lust, womit der Dichter dort Schwächen und Thorheiten geißelt. Wir nennen davon: »Oliver Twist«, eine Erzählung aus den untern Volksschichten (1837); »Nicholas Nickleby« (1839); »Master Humphrey's clock« (1840), eine Reihe von Erzählungen, in denen die Zeichnung von Leidenschaften, interessante Abenteuer, die Schilderung des oft hoffnungslosen Elends in den Fabrikstädten besonders ansprechen; »Barnaby Rudge« (1841) und »Martin Chuzzlewit«, ein frisches und erfindungsreiches Werk (1843–44). Ein neues Gebiet eröffnete D. mit seinen Weihnachtsgaben: »A Christmas carol« (1843), »Chimes« (1844), »The cricket on the hearth« (1845), »Battle

of life« (1846) u. a., welchen reizenden Dichtungen wieder eine Reihe größerer Romane, darunter seine besten, nachfolgte. Zu letztern gehören: »Dombey and Son« (1847) und »David Copperfield« (1849—1850), das erstere ein Spiegel bürgerlichen Lebens, dessen Bilder das Herz wie eine Tragödie erschüttern und durch hochkomische Szenen erheitern, letzteres durch treffliche Charakterzeichnung und einen wahrscheinlichern und besser ausgeführten Plan vor den andern Werken ausgezeichnet. Auch »Bleakhouse« (1852) zählt zu den bessern. Seine »Hard times« (1853), »Little Dorrit« (1855), »Tale of two cities« (1859), »Great expectations« (1861), »Our mutual friend« (1864) und sein letzter unvollendeter Roman: »The mystery of Edwin Drood«, wurden zunächst für seine Zeitschriften geschrieben. D. hatte 1842 eine Reise nach Nordamerika, zwei Jahre später eine nach Italien unternommen, wo er ein Jahr verweilte. Nach seiner Rückkehr übernahm er 1845 die Redaktion der neubegründeten Zeitung »Daily News«, in der er zuerst seine »Pictures of Italy« veröffentlichte, zog sich aber bald von dem Blatt zurück und begann 1850 die Herausgabe einer Wochenschrift: »Household Words«, die Unterhaltung mit Belehrung verbinden sollte und, seit 1860 unter dem Titel: »All the year round« erscheinend, ungemeine Verbreitung fand. Eine Ergänzung bildete das monatlich erscheinende »Household narrative of current events«, eine Übersicht der Zeitgeschichte. Weniger Teilnahme als seine Romane fanden seine »American notes« (1842), die Frucht seiner erwähnten Reise, worin er sich wenig günstig über die Amerikaner und viele ihrer Institutionen äußerte. Sein Werk »A child's history of England« (1852) ist eine für Kinder geschriebene Geschichte Englands. Auch seine »Memoirs of Clown Grimaldi« seien erwähnt. In den von der »Literary guild«, einer Anstalt für altersschwache Schriftsteller, in den großen Städten gegebenen Theatervorstellungen entwickelte D. auch bedeutendes dramatisches Talent; ebenso erntete er durch die Vorlesungen seiner Werke, die er in den Hauptstädten Englands, 1868 auch auf einer zweiten Reise in Nordamerika hielt, außerordentlichen Beifall. Indessen erschöpfte er sich durch unermüdliche Anstrengungen derart, daß seine Gesundheit litt und er bereits 9. Juni 1870 am Schlag starb. Seine Werke erschienen mehrmals gesammelt, zuletzt als »Library edition« (1881, 30 Bde.) und als »Charles D.' edition« (1881, 21 Bde.); seine öffentlichen Vorträge erschienen unter dem Titel: »Speeches, literary and social« (1871 u. öfter). Von Gesamtausgaben deutscher Übersetzungen sind zu erwähnen: die Webersche (von Roberts, Scott u. a., Leipz. 1842 bis 1870, 125 Bde., illustriert), die Hoffmannsche (von Kolb, Zoller u. a., Stuttg. 1855 ff., 25 Bde.), die Seybtsche (neue Ausg., Leipz. 1862, 24 Bde.); eine Auswahl gab A. Scheibe (Halle 1880 f.). Zur Erläuterung seiner Schriften veröffentlichte Pierce ein »D.' dictionary« (Boston 1872). D. schildert das Leben, die Charaktere der Weltstadt von den Gemächern der Aristokratie bis zur Dachstube oder den Kellern, wo die Armut und das Verbrechen wohnen, mit Humor, Satire und Gefühl, meist in der Absicht, zu bessern und Mißbräuche zu beseitigen: diese Tendenz ist das einzige Ideale an seinen Werken. Im übrigen ist das Reich, das er als darstellender Schriftsteller beherrscht, eng begrenzt. Das Londoner Leben der mittlern und untern Stände ist seine Sphäre; will er weiter hinauf und Bilder aus den höhern Ständen oder aus der Geschichte liefern, so mißlingt es ihm. Im Drolligen ist er zu Hause; sein Pathos reicht aus, wahr und ergreifend den Tod eines Kindes zu schildern, aber nicht, eine tiefe Leidenschaft zum Ausdruck zu bringen. Seine Liebesszenen sind bisweilen albern, seine Verbrecher Ungeheuer, deren Charakter zu motivieren kaum versucht wird. Seine Figuren baut er sich auf aus einigen Eigentümlichkeiten, Charakterzügen oder Phrasen, durch die sie von andern unterschieden sind. Von Frauengestalten weiß er alte Damen und Dienstboten gut zu schildern; seine Liebhaberinnen sind unbedeutend. Dagegen gelingt ihm die Zeichnung von Kindern meisterhaft. D. war ein scharfer Beobachter mit viel Sinn für das Humoristische, aber mit wenig Sinn für das Schöne und Anmutige; ja, das Häßliche hatte oft Anziehungskraft für ihn. Ein weiterer Fehler vieler seiner Romane ist ihr Mangel an einheitlichem Plan, wahrscheinlich eine Folge davon, daß sie in Lieferungen erschienen, ohne daß sie der Verfasser harmonisch zum Abschluß gebracht. Daher das Gedränge am Ende, wenn über Hals und Kopf abzuschließen ist. Aber trotz aller Mängel werden D.' Werke stets Leser finden um ihres glücklichen Humors, ihrer Phantasie und der überall durchblickenden Menschenliebe, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Armen und Verlassenen lenkte, um der Wahrheit der Beobachtungen und der eigenartigen, kräftigen Darstellung willen, durch die sie sich auszeichnen, und nicht minder, weil auch die Frauenwelt sie ohne Anstand in die Hand nehmen kann, trotzdem der Dichter den Leser so häufig in die Höhlen des Verbrechens führt. Vgl. J. Forster, The life of Charles D. (Lond. 1871—74, 3 Bde., u. öfter; deutsch von F. Althaus, Berl. 1872—75); Julian Schmidt, Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit (neue Folge, Leipz. 1872), und »The letters of Charles D. (hrsg. von seiner ältesten Tochter, Lond. 1879—80, 3 Bde.).

Dicke Tonne, Münze, s. Dickthaler.

Dickfuß (Oedicnemus *Temm.*), Vogelgattung aus der Ordnung der Stelzvögel und der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae), mäßig große Vögel mit mittellangem Hals, dickem, großäugigem Kopf, mehr als kopflangem, geradem, an der Spitze kolbigem Schnabel, hohen, dreizehigen Füßen, mittellangen Flügeln und mittellangem, fast keilförmigem Schwanz. Der D. (Triel, Eulenkopf, Oedicnemus crepitans *Temm.*) ist 45 cm lang, 80 cm breit, oben lerchenfarben, auf der Unterseite gelblichweiß, mit weißem Streifen über und unter dem Auge und zwei weißen Streifen auf den Flügeln, die Schwanzfedern schwarz, seitlich und an der Spitze weiß; das Auge ist goldgelb, der Schnabel gelb, an der Spitze schwarz, der Fuß strohgelb. Er bewohnt wüste und steppenartige Gegenden in Südeuropa, Nordafrika und Mittelasien, erscheint aber auch noch in Südschweden, zieht aus den nördlichern Gegenden im Herbst nach Südeuropa, wo er als Stand- oder Strichvogel lebt. In Ägypten findet er sich häufig auf den platten Dächern der Moscheen. Er ist ungemein wachsam und scheu, lebt einsam, läuft sehr schnell, fliegt ziemlich gewandt, aber selten weit, ist am Tag träge und ruhig, aber in der Nacht sehr lebhaft. Er nährt sich von Weichtieren und Insekten, Mäusen, Eidechsen, Fröschen, nistet im Sand und legt 3–4 bleich lehmgelbe, blau u. braun gefleckte Eier, welche das Weibchen in 16 Tagen ausbrütet.

Dickfußpilz, s. v. w. Boletus (s. d.).

Dickgroschen (Guldengroschen), seit 1484 in Tirol ausgegebene zweilötige Silbermünzen aus feinem Silber, 8 auf 1 kölnische Mark, wurden im Werte den Goldgulden gleichgestellt und zu Anfang des 16. Jahrh. durch die Thaler verdrängt.

Dickhäuter (Vielhufer, Pachydermata), eine früher allgemein angenommene Gruppe der Säugetiere, zu der man Flußpferde, Nashörner, Schweine, Tapire und Elefanten rechnete, ist neuerdings mit Rücksicht auf den innern Bau und die Entwickelung der Tiere aufgelöst worden; aus den Elefanten ist die Ordnung der Rüsseltiere (Proboscidea) gebildet worden, während die Flußpferde und Schweine, die Nashörner und Tapire zu den Huftieren gestellt werden. S. die genannten Ordnungen.

Dickinson, 1) William Howship, Arzt, geb. 9. Juni 1832 zu Brighton, studierte in Cambridge und London, ward 1861 Kurator des pathologischen Museums, dann Hilfsarzt und Dozent daselbst und 1869 Arzt an dem Hospital für Kinder. Er schrieb: »On the action of digitalis upon the uterus etc.« (1855); »On the pathology of the kidney« (1859–61); »On the function of the cerebellum« (1865); »On the nature of the so-called amyloid or lardaceous degenerations etc.« (1867); »On the nature of the enlargement of the viscera, which occurs in rickets etc.« (1869); »On the pathology and treatment of albuminuria« (1869, 2. Aufl. 1877); »Kidney and urinary diseases« (1876).

2) Anna Elizabeth, vielgenannte nordamerikan. Rednerin, geb. 28. Okt. 1842 zu Philadelphia aus einer orthodoxen Quäkerfamilie, entwickelte frühzeitig einen sehr selbständigen Charakter und sprach 1860 in Philadelphia zum erstenmal öffentlich für die Frauenrechte mit einer Beredsamkeit, die allgemein in Erstaunen setzte. Nachmals nahm sie eine Stelle als Lehrerin in einer öffentlichen Schule an, trat während dieser Zeit wiederholt als Rednerin (auch gegen die Sklaverei) auf und erhielt einen Posten in der Münze der Vereinigten Staaten, den sie jedoch im September 1861 infolge einer geharnischten Rede, welche sie nach der Schlacht bei Balls Bluff gegen Mac Clellan hielt, wieder verlor. Ihre Rede über »the national crisis«, als der Süden im Kampf die Oberhand zu gewinnen schien, verschaffte ihr einen nationalen Ruf. Auch um das Hospitalwesen, das sie überall studierte, machte sie sich verdient. Nach dem Krieg sprach sie besonders für Einführung des Negerstimmrechts (1866) und seitdem wieder vorzugsweise für die Frauenrechte. Als Schriftstellerin ist D. minder bedeutend; ihre Novelle »What answer?« (1868) ging fast spurlos vorüber.

Dickkopf, Fisch, s. Elten und Kaulkopf; Schmetterling, s. Nonne.

Dickmünzen, im Gegensatz zu den Brakteaten die zweiseitigen Denare ꝛc. des Mittelalters.

Dickpflanzen, s. v. w. Krassulaceen (s. d.).

Dickson, Oskar, der Mäcen der Nordenskjöldschen Polarfahrten, geb. 2. Dez. 1823 zu Gotenburg aus einer ursprünglich schottischen, nach Schweden ausgewanderten Familie, trat nach beendeten Schuljahren in das väterliche Geschäft ein und wurde während eines mehrjährigen Aufenthalts in Norrland als Disponent der Firma auch ein sehr geschickter Jäger. Sein Interesse für die Jagd und die Vogelwelt führte ihn zum Studium der geographischen Wissenschaft; auch erhielt er von der schwedischen Regierung den Auftrag, sich an der neuen Wechselordnung mit seinem Rat zu beteiligen. Dicksons Interesse für die arktischen Expeditionen wurde durch Graf Ehrensvärd geweckt, als dieser 1868 die Mittel zu einer Expedition sammelte, zu welcher D. den größten Beitrag gab. Ehe ein Jahr vergangen, wandte sich D. selbst an Nordenskjöld mit dem Erbieten, die Unterstützung auch auf seine künftigen Polarfahrten auszudehnen. So trug er allein die Kosten der 1870er Expedition nach Grönland, den größten Teil der Kosten für die Überwinterungsexpedition auf Spitzbergen von 1872 bis 1873, auch als diese weit über die erste Berechnung hinausgingen. Die Expeditionen 1875 und 1876 bestritt er, erstere ganz allein, die andre zum Teil; schon sein Anteil (120,000 Kronen) an den Kosten der Vega-Expedition von 1878 bis 1880 war ein Vermögen. Vier Könige haben D. für diese Verdienste um die Wissenschaft ausgezeichnet. Die philosophische Fakultät von Upsala ernannte ihn 1877 zum Doktor, und die geographischen Gesellschaften von London und Paris überreichten ihm ihre Goldmedaillen. Infolge der Vega-Expedition wurde D. geadelt.

Dicksonhafen, Hafen an der Nordküste Sibiriens, im Gouvernement Jenisseisk, in der Jenisseimündung, unter 73° 30′ nördl. Br., auf allen Seiten von Felseneilanden umgeben und dadurch vollkommen geschützt, wurde 1875 von Nordenskjöld entdeckt und kann als der beste Hafen an der ganzen Nordküste Asiens für die Ein- und Ausfuhr Sibiriens von großer Bedeutung werden. Vorgelagert ist dem Hafen die ausgedehnte, unbewohnte Dicksoninsel.

Dicksonia *L'Hérit.*, baumartige Farngattung aus der Familie der Cyatheaceen. D. antarctica *Labill.*, mit 13 m hohem, von einer dicken Wurzelhülle umgebenem Stamm und riesigen Blättern, in Neuholland.

Dickstein, s. Edelsteine.

Dickthaler, alte span. Thaler. Auch die französischen Laubthaler sowie die französischen, Brabanter und deutschen Kronenthaler nannte man hier und da, so namentlich in Hessen, Waldeck, Westfalen, sehr unpassend D. oder in den meisten Fällen dicke Tonne (entstanden aus Ducaton, s. d.).

Diclinus (griech., »zweibettig«), Pflanzen mit eingeschlechtigen Blüten, deren Staubgefäße und Griffel in besondern Blüten stehen. Diclinia, Hauptabteilung des Linnéschen Systems, die Klassen Monoecia, Dioecia und Polygamia umfassend.

Diclytra, s. Dicentra.

Dicotyles, Nabelschwein.

Dicta (lat.), s. Dictum.

Dictamnus *L.* (Diptam), Gattung aus der Familie der Rutaceen, mit der einzigen Art D. albus *L.*, einem über 1 m hohen Kraut mit unpaarig gefiederten Blättern und einer großen, gipfelständigen Traube roter oder weißer Blüten; wächst in Mitteleuropa, Italien und im gemäßigten Asien und wird als Zierpflanze kultiviert. Der Stengel und seine Verzweigungen, besonders aber der Blütenstand, sind drüsig behaart, und die Drüsen enthalten viel ätherisches Öl, das in warmen, trocknen Sommerabenden einen Dunstkreis um die Blüten bildet, welcher durch Lichtflammen sich nach der Beobachtung von Linnés Tochter entzünden lassen soll. Die bittere, stark riechende Wurzel war früher als weiße Diptamwurzel (Spechtwurzel, Eschen- od. Aschwurzel) offizinell.

Dictando (lat.), diktierend.

Dictée musicale (franz.), s. Musikdiktat.

Dictionnaire (franz., spr. diksjonähr, engl. Dictionary), Wörterbuch; D. de poche, Taschenwörterbuch.

Dicto anno (lat.), im genannten Jahr; dicto die, am genannten Tag.

Dictum (lat., Mehrzahl dicta), Spruch, Ausspruch, Wort; d. biblicum, Bibelspruch; d. classicum, Hauptstelle, Hauptspruch; dicta probantia, Beweissprüche, Beweisstellen, besonders biblische, worauf sich ein Glaubenssatz gründet, oder woraus er hergeleitet wird; dicta testium, Zeugenaussagen.

Dictum de omni et nullo (lat.), logischer Grundsatz: was der Gattung zukommt oder widerspricht, kommt zu oder widerspricht auch allen Arten und Individuen derselben. Beispiel: Bäume sind Pflanzen, Pflanzen haben Wurzeln, folglich haben die Bäume auch Wurzeln. Derselbe liegt der kategorischen Schlußart zu Grunde (vgl. Schluß).

Dictum de reciproco (lat.), logischer Grundsatz: wenn etwas dies oder jenes Ding ist oder nicht ist, so gibt es auch dies oder jenes Ding, welches die Eigenschaft von jenem Etwas hat und umgekehrt. Beispiel: wenn die Bäume zu den Pflanzen gehören, so gibt es auch einige Pflanzen, welche Bäume sind; oder: wenn kein Baum ohne einen Stamm ist, so ist auch eine Pflanze, die keinen Stamm hat, kein Baum. Derselbe liegt allen Umkehrungsschlüssen zu Grunde (vgl. Konversion).

Dictum factum, lat. Sprichwort: gesagt, gethan; wie gesagt, so geschehen.

Dicymen (griech.), s. v. w. Doppeltrugdolden (s. Blütenstand).

Dicypellium *Nees*, Gattung aus der Familie der Lauraceen, mit der einzigen Art D. caryophyllatum *Nees* (Persea caryophyllata *Mart.*), einem schönen Baum in Brasilien mit länglichen, lang zugespitzten, kahlen, unterseits bräunlichen Blättern, fünf- bis sechsblütigen, purpurroten Blütenrispen und elliptischer, oben genabelter Beere. Die nelkenartig riechende, feurig zimtartig schmeckende Rinde dieses Baums kommt als Nelkenzimt (Nelkenholz, Nelkenrinde, Cassia caryophyllata) nach Europa. Sie enthält ätherisches Öl, Harz, Gerbstoff und dient zu Likören, Parfümerien, besonders zur Verfälschung des Gewürznelkenpulvers.

Didaktik (griech.), Unterrichtslehre oder Unterrichtswissenschaft, der eine Hauptteil der Erziehungslehre oder Pädagogik (s. d.), der vom Unterricht als solchem handelt, während der zweite Teil dieser Wissenschaft die unmittelbare Erziehung oder Erziehung im engern Sinn zum Gegenstand hat. Die D. ihrerseits gliedert sich nach der üblichen Einteilung in die allgemeine D., welche auf psychologischer Grundlage die allgemeinen Grundsätze des Unterrichts entwickelt, und die besondere D. oder spezielle Methodik, welche die Anwendung dieser Grundsätze auf die einzelnen Unterrichtsfächer nachweist. In beiden Hauptteilen ist wieder von dem Gegenstand (Materie) des Unterrichts (Auswahl der Lehrfächer, Begrenzung des Stoffes) und von der Art (Form, Methode) der Bearbeitung (Abstufung und Gruppierung der Fächer, Anordnung des Stoffes 2c.) zu handeln. Didaktisch, belehrend, lehrhaft, auf einen Lehrzweck gerichtet; Didaktiker, ein der D. Kundiger oder ein Lehrer der D. Vgl. Willmann, D. als Bildungslehre (Braunschw. 1882).

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht.

Didaskalia (griech.), Belehrung, Unterweisung, Unterricht, besonders die Unterweisung und Anleitung, welche die dramatischen Dichter Athens den zur Aufführung ihrer Stücke bestimmten Personen rücksichtlich des Vortrags 2c. erteilten. Auch die Aufführung und das Stück selbst nannte man D.; namentlich aber hießen so die Verzeichnisse der aufgeführten Dramen mit Angabe ihrer Verfasser, der Zeit und des Erfolgs, mit dem sie aufgeführt wurden. Diese in Athen auf Steintafeln (von denen noch einzelne Fragmente erhalten sind) öffentlich aufgestellten Verzeichnisse wurden später abschriftlich in besondern Schriften gesammelt und wahrscheinlich vom Sammler mit eignen Bemerkungen und Erläuterungen über die verzeichneten Stücke begleitet. Schriften dieser Art gab es von Aristoteles, Dikäarchos, Kallimachos, Eratosthenes u. a.; sie wurden noch von spätern Grammatikern und Scholiasten bei ihren Kommentaren und Inhaltsangaben der alten Stücke benutzt, doch hat sich keine davon erhalten. Auch bei den Römern gab es ähnliche didaskalische Schriften, z. B. von Attius, Varro 2c., die aber ebenfalls verloren sind.

Diday (spr. -dä), François, schweizer. Maler, geb. 1812 zu Genf, bildete sich in Paris und ließ sich dann in seiner Vaterstadt nieder. Hauptwerke von ihm sind: die Mühle zu Montreux, der Sturm (1831), die Sennhütte auf einer Alp im Meiringer Thal, Heimkehr einer Fischerbarke auf dem Genfer See im Sturm, alle durch großartige Auffassung, Wahrheit der Darstellung und treffliches Kolorit ausgezeichnet. Er war der Lehrer Calames und starb 28. Nov. 1877 in Genf.

Didelphys, Beutelratte.

Diderot (spr. did'ro), Denis, die Seele der französischen Encyklopädisten und einer der einflußreichsten Schriftsteller der revolutionären Aufklärungsperiode des 18. Jahrh., wurde 5. Okt. 1713 zu Langres in der Champagne als Sohn eines Messerschmieds geboren. Von den Jesuiten erzogen, soll er in seiner Jugend Neigung zum geistlichen Stand gefaßt haben; auf den Wunsch seines Vaters widmete er sich aber den Rechtsstudien. In Paris lernte er Philosophie, Mathematik und Physik, die schönen Wissenschaften und die tonangebenden Schöngeister der Zeit kennen, verlor, weil er seine Berufsstudien vernachlässigte, die Unterstützung seitens seines Vaters und wurde Schriftsteller. Unter den Schriftstellern seiner Nation hatte der Skeptiker Bayle den größten Einfluß auf ihn ausgeübt; in den Schriften der englischen Sensualisten und Freidenker begegnete ihm ein verwandtes Element. Er begann mit Übersetzungen: 1743 erschien die Übersetzung der Geschichte Griechenlands von Stanyan und 1745 sein »Essai sur le mérite et la vertu« (frei nach dem gleichnamigen Werk von Shaftesbury). Seine Neigung zur Opposition verriet sich hier in dem Umstand, daß er dem Verkünder der natürlichen Vernunftreligion gegenüber auf die Seite der Offenbarung trat und deren Möglichkeit verteidigte. Der in Frankreich herrschenden Gläubigkeit gegenüber kehrte er schon in den »Pensées philosophiques« (Haag 1746) und noch mehr in der 1747 geschriebenen, aber vor dem Druck mit Beschlag belegten »Promenade d'un sceptique« die entgegengesetzte Seite heraus. Erstere Schrift, in welcher das Parlament einen Angriff auf das Christentum erblickte, wurde auf dessen Befehl vom Scharfrichter verbrannt und erregte ebendarum außerordentliches Aufsehen. Letztere ist erst lange nach Diderots Tod in dem vierten Band seiner »Mémoires, correspondance et ouvrages inédits« (Par. 1830) veröffentlicht worden. Der Zweifel, den er darin dem Theismus vom deistischen Standpunkt aus entgegensetzt, macht schon in den rasch darauf gefolgten Schriften: »Introduction aux grands principes, ou réception d'un philosophe«, »Lettre sur les aveugles, à l'usage de ceux qui voient« (Lond. 1749) und »Lettre sur les sourds et muets« (1751) dem Zweifel am Deismus selber Platz, der indes in dem von 1751 ab publizierten Hauptwerk Diderots, der »Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, etc.« (Par. 1751—65, 17 Bde. und 2 Bde. Kupferstiche; Nachdruck z. B. Genf 1781, 37 Bde.), äußerlich noch festgehalten wird. Die meisterhafte Einleitung, welche nach Bacons Vorbild eine syste-

matische Übersicht aller Wissenschaften enthält, hat d'Alembert verfaßt; dagegen rühren nicht bloß sämtliche auf Technik und Gewerbe bezügliche, sondern auch einige philosophische, ja selbst viele physikalische und chemische Artikel von D. her, dessen schlagfertige Polyhistorie ihm erlaubte, überall einzuspringen, wo das Werk von einem der zahlreichen Mitarbeiter, zu denen außer dem zweiten Vater desselben, d'Alembert, die klangvollsten Namen und geistreichsten Köpfe Frankreichs zählten, im Stiche gelassen wurde. Seine Grundansicht über die Weltordnung legte er in der Schrift »Interprétation de la nature« (1754) nieder, in welcher er nach Bekämpfung der teleologischen Ansichten zu einem System, einer Art Atomenlehre, gelangt, welches voll von Widersprüchen und Inkonsequenzen ist. Am klarsten und offensten entwickelt er seine Ansichten in den bereits 1769 verfaßten, aber erst 1831 im vierten Bande der »Mémoires« erschienenen, philosophisch am gründlichsten durchgebildeten Schriften: »Entretien entre d'Alembert et D.« und »Le rêve de d'Alembert«. Seine Theorien über das Theater, welches er dem abstrakten klassischen Regelzwang und der Unnatur entreißen und zur Wirklichkeit und Natürlichkeit zurückführen wollte, bethätigte er praktisch in seinen beiden Dramen: »Le fils naturel« (1757) und »Le père de famille« (1758). Diese beiden Stücke (übersetzt von Lessing, 1760), die weniger freie Dichtungen als Musterbeispiele sein sollten und die wegen ihrer Rührseligkeit und pedantischen Moral vollständig durchfielen, inaugurierten das sogen. bürgerliche Drama; sie fanden übrigens in Deutschland mehr Nachahmung als in Frankreich. Von der Vielseitigkeit Diderots legen ein vortreffliches Zeugnis ab die »Salons«, Berichte über die Ausstellungen der Pariser Akademie von 1765 bis 1767, in denen er in liebenswürdiger, geistreicher Plauderei die Naturwahrheit als Hauptforderung aufstellt; auch für diese Art der Kunstkritik kann D. als Begründer gelten. Die Mehrzahl seiner Erzählungen und Romane ist außer den »Bijoux indiscrets« (1748), einem unsaubern und faden Produkt, erst nach seinem Tod gedruckt worden. Von diesen ist am schwächsten »Jacques le fataliste«, besser trotz des zum Teil empörenden Naturalismus der Roman »La Religieuse«, am berühmtesten aber »Le neveu de Rameau«, der zuerst in Deutschland durch Goethes Übersetzung (1805) bekannt wurde, dann zurückübersetzt und erst 1821 nach dem Original gedruckt wurde, ein köstliches Spiegelbild der Genußsucht und Blasiertheit der Zeit mit bewunderungswürdiger Kunst der Zeichnung und Darstellung. Wahre Perlen liebenswürdigen Humors und geistreichen Erzählungstalents sind die kleinen Genrebilder, die er mit dem Namen »Petits papiers« bezeichnete; sie legen Zeugnis ab von dem vortrefflichen Charakter Diderots, seiner natürlichen Herzensgüte, seinem Freimut und seiner Liebenswürdigkeit. Diese Eigenschaften halfen ihm die vielen Widerwärtigkeiten und erbitterten Kämpfe ertragen, die er sein ganzes Leben hindurch zu bestehen hatte. Schon 1743 hatte er gegen den Willen seines Vaters aus Liebe ein armes Mädchen geheiratet, das aber durch Beschränktheit und Bigotterie sich den Gatten bald entfremdete, besonders als nach Geburt mehrerer Kinder die drückendsten Nahrungssorgen auf ihm lasteten. D. fiel bald darauf in die Netze einer berüchtigten, herzlosen Kokette, Madame de Puisieux, die ihn zehn Jahre lang aufs schmählichste betrogen und ausgesogen hat. Dann schloß er eine enge Verbindung mit der geist- und gemütvollen Sophie Volland, welche bis an deren Lebensende dauerte. Die zahlreichen Briefe, welche D. seiner Freundin schrieb, sind für die Kenntnis der innern Beziehungen jener geistig bewegten Zeit sowie für das Verständnis der ganzen Persönlichkeit Diderots von der größten Wichtigkeit. Der pekuniäre Gewinn aus seinen Schriften, selbst aus der »Encyclopédie«, war nur ein geringer, und er dachte schon daran, seine Bibliothek zu verkaufen, um seine Tochter aussteuern zu können, als seine enthusiastische Bewunderin, die Kaiserin Katharina I. von Rußland, ihn auf edle, schonende Art seinen Verlegenheiten entriß: sie kaufte ihm seine Bibliothek für 15,000 Livres ab mit der Bedingung, dieselbe, solange er lebe, zu behalten und für 1000 Livres jährlichen Gehalt zu verwalten, und ließ ihm den Gehalt auf 50 Jahre vorausbezahlen; dann lud sie ihn nach Petersburg ein und lebte mit ihm einen Winter hindurch in vertraulichem Umgang, bis seine durch das rauhe Klima noch mehr geschwächte Gesundheit die Rückkehr in die Heimat verlangte. Eine Einladung Friedrichs d. Gr., über Berlin zu reisen, schlug er aus und reiste über Holland; seine Eindrücke über Land und Leute legte er in der Schrift »Voyage de Hollande« nieder. Nach Paris zurückgekehrt und bis an sein Lebensende unermüdlich thätig, starb er, wie er gelebt hatte, als Philosoph 30. Juli 1784 und wurde in der Kirche St.-Roch begraben. D. war, nach Goethes Urteil, ein Schriftsteller, der mehr die Absicht hatte, die Freunde des Alten zu beunruhigen und eine Revolution zu veranlassen, als ein neues Gebäude zu errichten. Nach allen Richtungen anregend, ist er nach keiner erschöpfend; er selbst hat von sich gesagt, daß er nur »Seiten« schreiben könne. Ohne in Journale zu schreiben, war er der erste Journalist seiner Zeit, ein Virtuose des Wortes in Rede und Schrift, der die Lebendigkeit des Gesprächs, in welchem er Meister war, in seine Schriftstellerei übertrug und daher die Form des Briefs oder des Dialogs jeder andern vorzog. Fast alle seine Schriften sind Gelegenheitsschriften, entweder an bestimmte Personen gerichtet, oder durch solche veranlaßt, selbst seine philosophischen. Sein Stil gewinnt dadurch einen Zauber, den Goethe »hinreißend« nennt; auch seine tiefsinnigsten metaphysischen Abhandlungen, wie sein »Gespräch mit d'Alembert« und des letztern »Traum«, hat er durch Klarheit und Schwung zu rhetorischen Kunstwerken geformt. Als Philosoph hat er eine Reihe von Metamorphosen durchgemacht, die ihn vom Theismus zum Deismus, von diesem zum Atheismus und Materialismus führten. Wenigstens legt er in jenen Schriften, welche den reifsten Ausdruck seiner metaphysischen Überzeugungen darbieten, aller Materie Empfindung bei und verklärt sie dadurch selbst zu geistiger Natur. An die Stelle der Monaden des Leibniz setzt er Atome, in welchen, wie in jenen schlummernde Vorstellungen, so gebundene Empfindungen liegen. Dieselben werden bewußt im animalischen Organismus; aus den Empfindungen aber erwächst das Denken. Sein Atheismus beschränkt sich auf die Bemerkung gegen die Annahme eines persönlichen Gottes: dieselbe bedenke nicht, daß das große musikalische Instrument, welches wir Welt nennen, sich selbst spiele. Dagegen erkennt er in dem Naturgesetz und in der Wahrheit, Schönheit und Güte die Gottheit. — Diderots philosophische Schriften erschienen zuerst Amsterdam 1772, 6 Bde., in lückenhafter Gestalt und mit Fremdem vermischt; die vollständigste Gesamtausgabe seiner zahlreichen, vielfach verstreuten Werke besorgten Assézat und Tourneux (Par. 1875—77, 20 Bde.). Sein Briefwechsel mit

dem Freiherrn M. v. Grimm (s. d. 1), zu dessen Mitarbeitern an der »Correspondance littéraire« D. lange Zeit gehört hatte, erschien 1829; seine Korrespondenz mit Sophie Volland ist enthalten in den »Mémoires, correspondances et ouvrages inédits« (1841, 2 Bde.). Seine einzige Tochter, Madame de Vandeul, hat »Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de D.« (1830) herausgegeben (abgedruckt an der Spitze der »Ouvrages inédits«). Vgl. Fr. Raumer, D. und seine Werke (Berl. 1843); Rosenkranz, Diderots Leben und Werke (Leipz. 1866, 2 Bde.); Sainte-Beuve, Portraits littéraires, Bd. 1 (neue Ausg., Par. 1869); Hettner, Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert (4. Aufl., Braunschw. 1881); Avezac-Lavigne, D. et la société du baron Holbach (Par. 1875); J. Morley, D. and the Encyclopaedists (Lond. 1878, 2 Bde.); E. Scherer, D., étude (Par. 1880).

Didius, Julianus, vollständig Marcus D. Salvius Julianus, röm. Kaiser 193 n. Chr., Sohn des Petronius Didius Severus, Urenkel des berühmten Rechtsgelehrten und Staatsmanns Salvius Julianus, geb. 132, erzogen von des Marcus Aurelius Mutter Domitia Lucilla, ward durch den Einfluß derselben nacheinander Quästor, Ädil, Prätor und Statthalter von Belgien, 179 Konsul, worauf er mehrere Provinzen verwaltete. Nach des Pertinax Ermordung erkaufte er von den Prätorianern zu Rom um ca. 60 Mill. Mark die Kaiserkrone, allein das Volk und selbst die Heere in den Provinzen lehnten sich gegen ihn auf; Clodius Albinus in Britannien, Pescennius Niger in Syrien und Septimius Severus in Pannonien traten fast gleichzeitig als Gegenkaiser auf, Severus hielt seinen Einzug in Rom, dankte die Prätorianer ab, und D. ward auf Befehl des Senats nach einer Regierung von 66 Tagen getötet.

Dido (»die Schweifende«), eigentlich Beiname der phönikischen Mondgöttin, der wandernden Astarte (s. d.), welche auch Burggöttin von Karthago war. Von ihr wurden der Name und Züge des Mythus übertragen auf Elissa, die Tochter des tyrischen Königs Mutton, die nach dessen Tod ihren Oheim Sicharbaal (Akerbas, bei Vergil Sichäus), einen Priester des Melkart, heiratete. Ihr Bruder, der König Pygmalion, ließ aus Habsucht denselben heimlich ermorden, worauf D. mit dessen Schätzen und begleitet von vielen Tyrern entfloh, um einen neuen Wohnsitz zu suchen. Sie landete in Afrika, unweit der phönikischen Pflanzstadt Ityke (Utica), und baute auf dem Boden, den sie von dem numidischen König Hjarbas gekauft hatte, die Burg Bozhra, welchen Namen die Griechen in Byrsa (»Rindshaut«) umgestalteten. Hieraus mag wohl die Sage entstanden sein: D. habe von Hjarbas nur so viel Land erkauft, als mit einer Stierhaut belegt werden könne, dann aber listig die Haut in dünne Riemen zerschnitten und damit einen großen Raum umgrenzt. Die neue Kolonie erweiterte sich bald so, daß D. noch zur Gründung einer Stadt schreiten konnte, die zuerst Tyrus (Zor), dann Karchedon oder Karthago (»Stadt«) genannt wurde. Nach einiger Zeit forderte Hjarbas die Hand der D., diese willigte scheinbar ein, gab sich aber, um dem Ansinnen zu entgehen, auf dem Scheiterhaufen selbst den Tod. Vergil hat die Sage von D. mit poetischer Freiheit behandelt. Nach ihm verläßt sie Tyrus mit ihrer Schwester Anna, nimmt während des Aufbaues der neuen Stadt den nach Libyen verschlagenen Äneas auf, entbrennt in heftiger Liebe zu ihm und gibt sich auf dem Scheiterhaufen den Tod, da der Geliebte auf Jupiters Befehl hat scheiden müssen.

Didodekaëder (griech.), s. v. w. dihexagonale Pyramide, s. Kristall.

Didot (spr. -do), berühmte franz. Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie. Ihr Ahnherr war François D., geb. 1689, der sein Geschäft 1713 zu Paris begründete und 2. Nov. 1757 starb. Sein ältester Sohn, François Ambroise, geb. 7. Jan. 1730, erfand die gegossenen Stege und die Pressen mit Einem Zug, druckte zuerst auf Velinpapier, das er erfand, goß schöne Antiquatypen (Didotsche Lettern) und veranstaltete auch auf Ludwigs XVI. Befehl eine Sammlung von Klassikern zum Unterricht für den Dauphin (in usum Delphini). Unter den aus seinen Pressen hervorgegangenen Werken, zum Teil typographischen Raritäten, sind hervorzuheben: Tassos »Gerusalemme liberata« (1784—86, 2 Bde.) und Bitaubés Übersetzung des Homer (1787—88, 12 Bde.). Er starb 10. Juli 1804. Sein Bruder Pierre François, geb. 1732, hat sich ebenfalls um Vervollkommnung der Buchdruckerkunst, insbesondere der Schriftgießerei, sowie um Verbesserung der Papierfabrikation in seiner Papierfabrik zu Essonne verdient gemacht. Er starb 7. Dez. 1795. Pierre D., der ältere, Sohn von François Ambroise, geb. 1760, übernahm 1789 die Buchdruckerei seines Vaters und lieferte Prachtausgaben vieler klassischer Schriftsteller in Folio. Unter andern druckte er auch Boileaus »Œuvres« (1815, 3 Bde.) und Voltaires »Henriade« (1819) mit ganz neuerfundenen Schriftarten. Nicht geringere Sorgfalt als auf typographische Schönheit verwandte er auf die Korrektheit und Reinheit des Textes und auf Gleichheit der Orthographie. Er starb 31. Dez. 1853. Als Litterator machte er sich besonders durch seinen »Essai de fables nouvelles« (1786), durch metrische Übersetzung des ersten Buches der Horazischen Oden (1796) und eines Fragments der »Äneide« bekannt. Sein Sohn Jules (gest. 1871) ließ ebenfalls eine Reihe großer und prachtvoll ausgestatteter Werke erscheinen. Firmin D., Bruder von Pierre, geb. 14. April 1764, erhielt 1789 von seinem Vater die Schriftgießerei und lieferte die Lettern zu den Prachtausgaben seines Bruders. Er ist Erfinder einer neuen Schreibschrift und eines neuen Verfahrens im Stereotypendruck. Im J. 1827 trat er sein Geschäft seinem Sohn ab und widmete sich dem öffentlichen Leben. Als Deputierter war er unter den 221, die 1830 gegen die Juliordonnanzen protestierten. Er starb 24. April 1836. Er übersetzte mehreres aus dem Griechischen und Lateinischen und schrieb die Tragödien: »La reine de Portugal« und »La mort de Hannibal«. D. Saint-Léger, Sohn von Pierre François D., erfand das Papier ohne Ende. Ambroise Firmin, Sohn Firmin Didots, geb. 20. Dez. 1790, studierte besonders die alten Sprachen, bereiste den Orient, war dann Gesandtschaftsattaché in Konstantinopel und trat später in das Geschäft seines Vaters, das er seit 1827 mit seinem Bruder Hyacinth Firmin (geb. 11. März 1794, gest. 7. Aug. 1880) übernahm. Er besorgte die Herausgabe vieler trefflicher Werke von Champollion, Jacquemont ꝛc., die neue Ausgabe des »Dictionnaire de l'Académie française« und eine neu revidierte Ausgabe des »Thesaurus linguae graecae« von Henricus Stephanus. Er selbst schrieb: »Notes d'un voyage dans le Levant en 1816 et 1817« und machte sich einen Namen durch Übersetzungen des Anakreon, Thukydides und durch bibliographische und andre Arbeiten, von denen wir erwähnen: »Essai typographique et bibliographique sur l'histoire de la gravure sur bois« (1863); »Observations sur l'orthographie française«

(2. Aufl. 1868); »Études sur la vie et les travaux de Jean Sire de Joinville« (1871); »Études sur Jean Cousin« (1872); »Alde Manuce et l'Hellénisme à Venise« (1875). 1873 zum Mitglied der Akademie ernannt, starb er 22. Febr. 1876. Nach seinem Tod erschienen: »Les graveurs de portraits en France« (1877, 2 Bde.) u. »Les Drevet (Pierre, Pierre-Imbert et Claude). Catalogue raisonné, etc.« (1876). Die gegenwärtigen Besitzer des Geschäfts, das noch unter der Firma: »Firmin D. et Co.« blüht, sind **Alfred Firmin D.** (geb. 1828), Sohn von Ambroise D., und **Edmond Magimel** (geb. 1833), Neffe desselben. Zu den neuern Verlagsunternehmungen gehören die »Bibliothèque française«, »Collection des classiques français«, »Bibliothèque des auteurs grecs«, die neuen Ausgaben des »Thesaurus graecae linguae« von Stephanus, das »Glossarium mediae et infimae latinitatis« von Dufresne, die »Nouvelle biographie générale« (1851 f.) u. a. Vgl. **Werdet**, Études bibliographiques sur la famille des D. (Par. 1864); **Brunet**, Firmin D. et sa famille (das. 1871).

Didrachme, Doppeldrachme.

Didron (spr. -ŏng), **Adolphe Napoléon**, franz. Archäolog, geb. 13. März 1806 zu Hautvillers (Departement Marne), wurde durch die Lektüre von Victor Hugos Roman »Notre Dame de Paris« zu archäologischen Studien bestimmt, die sich hauptsächlich auf die religiöse Kunst des Mittelalters und die christliche Symbolik erstreckten. Im J. 1844 begründete er die von ihm bis an seinen Tod geleiteten »Annales archéologiques«, die für Frankreich das Hauptorgan für Kunstarchäologie des Mittelalters wurden. D. schrieb ferner: »Histoire de Dieu, iconographie des personnes divines« (1844), von welchem Werk nur der erste Band erschienen ist; »Iconographie chrétienne grecque et latine« (mit Durand, 1845); »Iconographie des chapitaux du palais ducal de Venise« (mit Burges, 1857); »Manuel des œuvres de bronze et d'orfèvrerie du moyen-âge« (1859); »Verrières de la Rédemption à Notre Dame de Châlons sur Marne« (1863); »Monographie de la cathédrale de Chartres« (1866) u. a. D. hatte 1845 eine besondere Buchhandlung für Archäologie gegründet, ebenso 1849 eine Anstalt für Glasmalerei und 1858 eine Fabrik für Bronzewaren im Stil des Mittelalters. Er starb 13. Nov. 1867 in Paris.

Didus, Dronte; Dididae (Dronten), Familie aus der Ordnung der Taubenvögel (s. d.).

Diduzieren (lat.), auseinander ziehen, dehnen, trennen; **Diduktion**, das Ausdehnen, die Sonderung.

Didym, s. Cer.

Didymoi (**Didymi**, griech.), Zwillinge; auch die Hoden; **didymisch**, gezwillingt, doppelt.

Didymoi, im Altertum Ort im Gebiet von Milet, 18–20 Stadien vom Meer und dem Hafen Panormos, wohin eine mit Sphinxen und sitzenden Statuen geschmückte Straße führte. Hier war ein uraltes Orakel des Apollon, welcher davon den Beinamen **Didymeus** führte, das berühmteste nach dem delphischen, von Kreta aus gegründet, Sitz des Priestergeschlechts der Branchiden. Die Perser zerstörten den Tempel 494 v. Chr. Der bald darauf von den Milesiern wieder angefangene, aber nie ganz vollendete Neubau wird rücksichtlich seiner Größe und Pracht den Tempeln zu Eleusis und Ephesos an die Seite gestellt. Von ihm stehen nur noch zwei 19 m hohe Säulen mit dem Architrav, alles übrige ist ein Trümmerhaufe. Noch zur Zeit des Kaisers Julianus erteilte man hier Orakel. Ruinen von D. beim heutigen **Geronta**. Die nach dem Hafen führende »heilige Straße« hat in der Neuzeit Newton untersucht, der einige der Sitzbilder nach England brachte. Es sind Beispiele der ältesten ionischen Skulptur, welche an die assyrischen Bildwerke des 9. und 10. Jahrh. v. Chr. erinnern.

Didymos, berühmter griech. Grammatiker, geb. 63 v. Chr. zu Alexandria, Schüler des Aristarchos, wegen seines eisernen Fleißes und seiner großen schriftstellerischen Thätigkeit (er soll über 3500 Schriften verfaßt haben) **Chalkenteros** (etwa »Sitzfleisch«) genannt, war besonders als Kritiker und Kommentator Homers ausgezeichnet. Auch kommentierte er die lyrischen und dramatischen Dichter sowie Demosthenes und andre attische Redner. Das Beste in den vorhandenen Scholiensammlungen u. grammatischen Lexika geht auf ihn zurück. Sammlung der Fragmente seiner Schriften von M. Schmidt (Leipz. 1854).

Didymos der Blinde, Kirchenlehrer, die letzte glänzende Erscheinung an der Katechetenschule zu Alexandria, welcher er 50 Jahre lang vorstand, geb. 308, gest. 395. Trotz seiner frühen Erblindung einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, schloß er sich im arianischen Streite der rechtgläubigen Partei an, was indessen nicht verhinderte, daß ihn spätere Synoden als Origenisten, Anhänger der Lehre von der Präexistenz der Seelen und Gegner der Ewigkeit der Höllenstrafen, verdammten. Ebendeshalb sind seine Schriften in der Kirche zurückgetreten, die vornehmsten derselben wurden erst wieder von Mingarelli (Bolog. 1769) und Lücke (Götting. 1829 u. 1830) ans Licht gezogen.

Didynama stamina (griech.-lat.), zweimächtige Staubgefäße, in Zwitterblüten mit vier Staubgefäßen, von denen zwei länger sind als bei der Mehrzahl der Labiaten. Pflanzen mit solchen Blüten bilden die 14. Klasse des Linnéschen Systems, Didynamia.

Die (spr. dih), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Drôme, am Zusammenfluß der Drôme und der Mérosse in weiter und fruchtbarer Ebene gelegen, mit einer ehemaligen Kathedrale (teilweise aus dem 11. Jahrh.), zahlreichen Überresten aus der Römerzeit (Porte St.-Pierre, Porte St.-Marcel, Aquädukten, Altären u. a.) und (1881) 3298 Einw., welche Fabriken für Seiden- und Wollwaren, Papier und Leder, Handel mit Wein (**Clairette de D.**), Holz und Seide betreiben. In der Nähe, bei Romeyer, finden sich Mineralquellen. Im Altertum war D. eine Stadt der Vokontier in Gallia transalpina und hieß Dea Vocontiorum; bereits im 4. Jahrh. war es Bischofsitz. Im 11. Jahrh. hatte die Stadt ihre eignen Grafen, 1178 aber wurde sie von Kaiser Friedrich I. dem dortigen Bischof geschenkt. Das Bistum, welches 1276 mit dem zu Valence vereinigt ward, wurde 1687 wiederhergestellt, jedoch 1794 aufgehoben. Vgl. **Martin**, Antiquités de la ville de D. (1818).

Dieb, Käfer, s. Holzbohrer.

Diebitsch-Sabalkanski, **Hans Karl Friedrich Anton**, **Graf von**, russ. Feldmarschall, geb. 13. Mai 1785 zu Großleippe i. Schl. als Sohn **Hans Ehrenfrieds von D.**, russischen Generalmajors und Inspektors der Waffenfabriken zu Tula, erhielt seine Bildung in dem Kadettenhaus zu Berlin und trat 1801 als Fähnrich in das russische Semenowsche Gardegrenadierregiment. Wegen seiner bei Austerlitz, Eylau und Friedland bewiesenen Tapferkeit zum Hauptmann befördert, kam er 1812 als Generalquartiermeister zum Wittgensteinschen Korps, ward zur Belohnung für seine kühne Verteidigung einer Brücke bei der Wiedereinnahme von Polock Generalmajor und zog mit York, den er in geheimer Unterredung zum Abfall von Napoleon bewog (Konvention von Tauroggen 30. Dez. 1812), in Berlin ein. Nach der Schlacht bei Lützen

zu Barclay de Tollys Armeekorps versetzt, war er bei Abschluß des geheimen Vertrags zwischen Rußland, Österreich, Preußen und England, der am 14. Juni 1813 in Reichenbach zu stande kam, beteiligt. Große Tapferkeit bewies er in den Schlachten bei Dresden und Leipzig und ward nach letzterer zum Generalleutnant erhoben. Bei Napoleons Rückkehr von Elba wurde er zum Kongreß nach Wien berufen und von da als Chef des Generalstabs zum 1. Armeekorps gesandt. Nach dem Frieden ernannte ihn der Kaiser zu seinem Generaladjutanten und 1822 zum Chef des Großen Generalstabs. Im J. 1825 hatte er dem Großfürsten Konstantin die Nachricht von dem Tode des Kaisers Alexander I. zu überbringen. In dem im Frühling 1828 begonnenen Feldzug gegen die Türken erwarb er sich durch die freilich nur durch Verrat des türkischen Kommandanten erfolgte Einnahme von Warna den St. Andreasorden sowie als Oberbefehlshaber seit dem Februar 1829 für den durch die blutige Schlacht bei Kubewtscha erzwungenen Übergang über den Balkan, dem nach wenigen Tagen der Einmarsch in Adrianopel folgte, den Ehrennamen Sabalkanski, »Überschreiter des Balkans«. Zum Feldmarschall ernannt, kehrte D. nach beendetem Krieg nach Petersburg zurück und hielt sich dann längere Zeit in Berlin auf. Beim polnischen Aufstand überschritt er in der ersten Woche des Februars 1831 die polnische Grenze mit 118,000 Mann, ließ seine Truppen in verschiedenen Abteilungen die Richtung nach Warschau einschlagen und griff nach einigen unbedeutenden Gefechten 25. Febr. die Polen bei Grochow an. Er erlitt große Verluste, aber die Polen mußten in der Nacht bis Praga sich zurückziehen. D., dem das Wagestück einer Bestürmung Pragas und Warschaus zu gefährlich schien, trat zur Erholung und Verstärkung seiner Truppen gleichfalls den Rückzug an und schlug 26. Mai den Angriff der Polen unter Skrzynecki bei Ostrolenka zurück. Wenige Tage darauf, 10. Juni 1831, erlag er in Kleczewo bei Pultusk der Cholera. Vgl. Belmont (pseudonym für Schümberg), Graf D. (Dresd. 1830).

Diebsinseln, s. Marianen.

Diebssprache, s. Kochemer Loschen.

Diebstahl (Entwendung, Furtum), die Wegnahme einer fremden beweglichen Sache in der Absicht, dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen. Hiernach gehören zum Begriff eines Diebstahls folgende Requisiten. Was I. den Gegenstand des Verbrechens anbelangt, so ist ein D. 1) nur möglich an einer Sache, d. h. an einem unpersönlichen, körperlichen Gegenstand. Hieraus folgt, daß die widerrechtliche Aneignung von Geistesprodukten, der sogen. litterarische D., kein D. im strafrechtlichen Sinn ist. 2) Die Sache muß eine bewegliche sein, sei es auch, daß sie erst zum Zweck des Stehlens beweglich gemacht, daß z. B. ein in eine Wand eingemauerter Spiegel herausgerissen und nun entwendet wurde. Da hiernach an einer unbeweglichen Sache ein D. nicht möglich ist, so fällt namentlich das Abgraben oder Abpflügen eines Grundstücks nicht unter den Begriff eines Diebstahls und wird daher im deutschen Strafgesetzbuch (§ 370, Ziff. 1) als besondere Übertretung bestraft. 3) Die Sache muß eine fremde, also einer dritten Person zugehörig sein; an seiner eignen Sache kann man keinen D. begehen. Aus ebendemselben Grund kann auch an einer herrenlosen, in niemandes Eigentum stehenden Sache ein D. nicht begangen werden. So ist z. B. das Wild, welches sich nicht in einem besondern Gehege, der Fisch, welcher sich nicht in einem abgeschlossenen Behälter, sondern im offenen Wasser befindet, in niemandes Eigentum, und ebendarum fällt das unbefugte Jagen, Fischen oder Krebsen, der Wild- und Fischdiebstahl, nicht unter den Begriff des eigentlichen Diebstahls, sondern unter besondere Strafbestimmungen. (Vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 292, 296, 370, Ziff. 4.) Auch der Leichnam eines Menschen steht in niemandes Eigentum, und ebendarum ist auch der Leichenraub kein D., sondern ein besonderes Vergehen. (Vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 168.) 4) Die betreffende Sache muß sich im Gewahrsam eines andern befinden. Hierin liegt der Unterschied zwischen dem modernen Begriff des Diebstahls und dem Furtum des römischen Rechts. Zu dem letztern rechnete man nämlich einmal das Furtum ipsius rei, die rechtswidrige Zueignung einer beweglichen fremden Sache aus fremdem Gewahrsam, also unsern heutigen D., sodann das Furtum usus, die vorübergehende widerrechtliche Benutzung einer solchen Sache, und das Furtum possessionis, die Unterschlagung einer Sache mit der Absicht, die bisherige bloße Innehabung derselben in Eigentumsbesitz umzuwandeln. Das deutsche Recht aber verlangte von jeher zum Begriff eines Diebstahls die Wegnahme der Sache aus fremdem Besitz, und ebendarum ist die Handlung desjenigen, der eine fremde bewegliche Sache, die er im Besitz oder im Gewahrsam hat, sich rechtswidrig zueignet, kein D., sondern das besondere Vergehen der Unterschlagung oder Veruntreuung. Aus demselben Grund ist auch der sogen. Funddiebstahl, die rechtswidrige Zueignung einer beweglichen Sache, welche der Eigentümer aus seinem Besitz verloren hat, kein D., sondern nach dem deutschen Strafgesetzbuch ein Fall der Unterschlagung. Ebenso kann man auch die widerrechtliche Zueignung verschossener Munition nicht als D. bestrafen, und ebendeshalb enthält das Strafgesetzbuch des Deutschen Reichs (§ 291) hierfür eine besondere Strafandrohung.

II. In Ansehung des äußern Thatbestandes des Diebstahls ist 1) die Wegnahme der fremden beweglichen Sache aus dem Gewahrsam eines andern erforderlich; solange die Sache noch nicht weggenommen ist, kann es sich höchstens um den Versuch eines Diebstahls handeln. 2) Diese Wegnahme muß ohne Anwendung von Gewalt gegen eine Person geschehen. Im entgegengesetzten Fall geht die Handlung in das Verbrechen des Raubes über.

III. Zum subjektiven Thatbestand des Diebstahls gehört folgendes: 1) Der Dieb muß die Absicht haben, sich die Sache rechtswidrig zuzueignen; es gibt keinen D. aus Fahrlässigkeit. 2) Der Dieb muß die rechtswidrige Zueignung einer fremden Sache beabsichtigen, d. h. er muß das Bewußtsein von der Rechtswidrigkeit seiner Handlungsweise haben; daher schließt die Einwilligung des (wirklichen oder vermeintlichen) Eigentümers der fraglichen Sache in deren Wegnahme sowie die irrige Annahme, daß man selbst der Eigentümer sei, das Vorhandensein eines Diebstahls aus. 3) Die Zueignung der Sache muß es sein, worauf die widerrechtliche Absicht des Diebes gerichtet ist; er muß die Sache sich zu eigen machen, d. h. ganz in seine Gewalt bringen wollen. Daher begeht derjenige keinen D., der eine fremde bewegliche Sache dem Pfandgläubiger zu gunsten des Eigentümers wegnimmt, um sie dem letztern, der sie jenem verpfändet hatte, zurückzuverschaffen, und ebendeshalb wird eine derartige Handlungsweise von dem deutschen Strafgesetzbuch nicht als D., sondern als strafbarer Eigennutz (§ 289) bestraft. Aus demselben Grund ist der sogen. Futterdiebstahl, d. h.

Wegnahme von Getreide oder andrer zur Fütterung des Viehs bestimmter oder geeigneter Gegenstände wider Willen des Eigentümers, um dessen Vieh damit zu füttern, kein eigentlicher D., sondern eine in unserm Strafgesetzbuch (§ 370, Ziff. 6) mit besonderer Strafe bedrohte Übertretung.

Was die verschiedenen Einteilungen des Diebstahls anbelangt, so unterscheidet man zwischen gemeinem und privilegiertem D., indem unter letzterm der durch eine mildere Behandlungsweise ausgezeichnete zu verstehen ist. In diese Kategorie gehört aber namentlich der sogen. Haus- oder Familiendiebstahl. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch (§247) tritt nämlich in Ansehung eines Diebstahls, der gegen Verwandte und Verschwägerte auf- und absteigender Linie, Adoptiv- und Pflegeeltern und Kinder, Geschwister und deren Ehegatten oder Verlobte oder gegen Vormünder oder Erzieher begangen wurde, strafrechtliche Verfolgung nur auf Antrag des Bestohlenen ein. Dasselbe gilt von Diebstählen zum Nachteil von Personen, zu welchen der Dieb im Lehrlingsverhältnis steht, oder in deren häuslicher Gemeinschaft als Gesinde er sich befindet, wofern nur Sachen von unbedeutendem Werte den Gegenstand des Vergehens bilden. Diebstähle, von Verwandten aufsteigender Linie gegen Verwandte absteigender Linie oder von einem Ehegatten gegen den andern begangen, bleiben ganz straflos. Auch der sogen. Mundraub gehört hierher, d. h. die Entwendung von Nahrungs- oder Genußmitteln von unbedeutendem Wert oder von geringer Menge zum alsbaldigen Verbrauch, welche von der modernen Strafgesetzgebung nicht als eigentlicher D., sondern als bloße Übertretung mit Geldstrafe oder Haft belegt wird. (Vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, §370, Ziff. 5.) Zu dem privilegierten D. sind auch der sogen. Forst- oder Holzdiebstahl, d. h. die Entwendung von Holz oder sonstigen Waldprodukten aus Forsten oder unter Forstschutz stehenden Orten, und der sogen. Felddiebstahl die Entwendung von Bodenerzeugnissen vom Feld, zu rechnen. Derartige Entwendungen werden bei Geringfügigkeit der entwendeten Forst- oder Feldprodukte nach den Forststrafgesetzbüchern und Feldpolizeiordnungen der einzelnen deutschen Staaten mit viel geringerer Strafe als der gemeine D. belegt. Eine weitere wichtige Einteilung ist die in einfachen und ausgezeichneten oder schweren D., welch letzterer dann vorliegt, wenn ein D. unter besonders erschwerenden Umständen verübt wurde. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch wird ein D. als schwerer bestraft, wenn er mittels Einbruchs oder Einsteigens in ein Gebäude oder einen umschlossenen Raum, oder mittels Erbrechens von Behältnissen, oder mittels Anwendung falscher Schlüssel oder andrer zur ordnungsmäßigen Eröffnung von Behältnissen oder Thüren nicht bestimmter Werkzeuge verübt wurde; ferner, wenn aus einem zum Gottesdienst bestimmten Gebäude dem Gottesdienst gewidmete Gegenstände gestohlen werden; wenn auf einem öffentlichen Weg, einer Eisenbahn, in einem Postgebäude oder an einem andern öffentlichen Ort Gegenstände der Beförderung mittels Abschneidens oder Ablösens der Befestigungs- oder Verwahrungsmittel, oder durch Anwendung falscher Schlüssel oder andrer zur ordnungsmäßigen Eröffnung nicht bestimmter Werkzeuge entwendet werden; wenn der Dieb bei Begehung des Diebstahls Waffen bei sich führte; wenn der D. von mehreren ausgeführt wurde, welche sich zur fortgesetzten Begehung von Raub oder D. verbunden haben; endlich, wenn der D. zur Nachtzeit in einem bewohnten Gebäude, in welches sich der Thäter in diebischer Absicht eingeschlichen oder in dem er sich verborgen hatte, verübt worden ist. Was die Bestrafung des Diebstahls anbelangt, so ist die regelmäßige Strafe in Deutschland jetzt Freiheitsstrafe, neben welcher die französische Gesetzgebung fakultativ, die belgische obligatorisch auch Geldstrafe statuiert. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch wird der einfache D. mit Gefängnis bis zu 5 Jahren bestraft, so daß also die Minimalstrafe 1 Tag Gefängnis ist. Der schwere oder ausgezeichnete D. dagegen wird mit Zuchthaus von 1 bis zu 10 Jahren geahndet. Der Wert der entwendeten Sache ist ein Strafausmessungsgrund. Als besonderer Straferhöhungsgrund gilt der wiederholte Rückfall, und zwar läßt das deutsche Strafgesetzbuch eine strengere Bestrafung beim dritten D. eintreten. Es bestraft nämlich denjenigen, welcher im Inland als Dieb, Räuber oder gleich einem solchen oder als Hehler bestraft worden ist, darauf abermals eine dieser Handlungen begangen hat und wegen derselben bestraft worden ist, wenn er nun wiederum einen einfachen D. begeht, mit Zuchthaus bis zu 10 und, wenn er einen schweren D. begeht, mit Zuchthaus von 2 bis zu 15 Jahren. Beim Vorhandensein mildernder Umstände kann jedoch auch beim dritten ebenso wie beim schweren D. auf Gefängnis, jedoch nicht unter 3 Monaten, erkannt werden. Übrigens ist es zulässig, neben der wegen Diebstahls erkannten Gefängnisstrafe auch auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und neben der wegen Diebstahls erkannten Zuchthausstrafe auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht mit zu erkennen. Vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 242—245, 247, 248.

Dieburg, Kreisstadt in der hess. Provinz Starkenburg, an der Gersprenz und an der Eisenbahn von Darmstadt nach Aschaffenburg, in einer weiten Ebene nördlich vor dem Odenwald gelegen, hat ein Amtsgericht, 2 freiherrliche Schlösser, eine evangelische und eine kath. Kirche, ein schönes Stadthaus, eine Strafarbeitsanstalt für Arbeitsscheue und (1880) 4250 Einw. (darunter 340 Evangelische und 169 Juden), welche Blechwarenfabrikation, Rot- und Weißgerberei, Leinweberei und Töpferei betreiben; in der ehemaligen Burg Stockau befindet sich jetzt eine bedeutende Stärkemehlfabrik. D. ist römischen Ursprungs, wie die aufgefundenen Münzen, Aschenurnen u. dgl. und ein in der Altstadt entdecktes römisches Bad beweisen. Gegen Ende des 13. Jahrh. kam es an das Erzstift Mainz und 1802 an Hessen.

Diechlinge, in der mittelalterlichen Rüstung die zum Schutz der Schenkel dienenden Platten, welche anfangs aus Einem Stück bestanden, später aber zum Zweck größerer Bequemlichkeit in mehrere Metallstreifen gegliedert wurden. Man nannte sie auch Beintaschen. Vgl. Rüstung.

Dieckhoff, August Wilhelm, streng luther. Theolog, geb. 5. Febr. 1823 zu Göttingen, wirkte als Professor der Theologie daselbst seit 1854 und in Rostock seit 1861. Unter seinen Schriften nennen wir: »Die evangelische Abendmahlslehre im Reformationszeitalter« (Götting. 1854, Bd. 1); »Luthers Lehre von der kirchlichen Gewalt« (Berl. 1865); »Schrift und Tradition. Widerlegung der römischen Lehre vom unfehlbaren Lehramt« (Rostock 1870); »Die kirchliche Trauung, ihre Geschichte im Zusammenhang mit der Entwickelung des Eheschließungsrechts etc.« (das. 1878); »Der Ablaßstreit dogmengeschichtlich dargestellt« (Gotha 1885). Mit Kliefoth gab er 1860—64 zu Schwerin die »Theologische Zeitschrift« heraus.

Diede, Charlotte, die »Freundin« W. v. Humboldts, geb. 1769 zu Lüdenhausen (Lippe) als Toch-

ter des wohlhabenden Pastors **Hildebrand**, lernte 1788 W. v. Humboldt (damals Göttinger Student) in Pyrmont kennen und ging 1798 eine Ehe mit einem Dr. jur. Diede in Kassel ein, die jedoch schon nach drei Jahren wieder getrennt wurde. Nachdem sie infolge der Kriegsunruhen ihr in braunschweigischen Papieren angelegtes Vermögen verloren, wandte sie sich um Rat in ihren Angelegenheiten an Humboldt, der damals als preußischer Minister dem Wiener Kongreß beiwohnte. Letzterer unterstützte sie großmütig und blieb mit ihr in Briefwechsel bis zu seinem Tod. Später gewährte ihr der König von Preußen eine Pension. Sie starb 16. Juli 1846 in Kassel. Humboldts klassische Briefe an sie (ihre eignen sind nicht mehr vorhanden) wurden nach ihrem Tod von Frau v. Lützow (Therese v. Bacheracht) unter dem Titel: »Briefe an eine Freundin« (Leipz. 1847, 11. Aufl. 1883) veröffentlicht und gehören zu den Zierden der deutschen Litteratur. Neuerdings erschienen »Briefe von Charlotte D. an Karl Schulz«, den Bruder von Humboldts Sekretär (Leipz. 1883). Vgl. **Piderit** und **Hartwig**, Charlotte D. (Halle 1884).

Diedenhofen (franz. Thionville), Kreisstadt und Festung (155 m ü. M.) im deutschen Bezirk Lothringen, an dem linken Ufer der Mosel, 28 km unterhalb Metz gelegen, hat eine kath. Kirche, ein evang. Bethaus, ein Realgymnasium, eine Getreidehalle, bedeutenden Wein-, Obst- und Gemüsebau und (1880) mit Militär (3 Bataillone Infanterie Nr. 70, 1. pommersches Ulanenregiment Nr. 4, Artillerie) 7155 Einw., darunter 1264 Evangelische und 183 Juden. D., ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt (Eisenbahnen nach Metz, Luxemburg, Sedan, Trier), ist eine Festung nach altem System, mit einem Brückenkopf auf der rechten Moselseite und ohne große Bedeutung, da sie von den 1500—3000 m entfernten Höhen beherrscht wird. — D. bestand schon zur Zeit der Merowinger als Theudonevilla, Totonisvilla, Theodunvilla und war bereits unter Pippin (753) eine königliche Pfalz, in der mehrere Reichstage abgehalten worden sind, z. B. 835, wo die Absetzung Ludwigs des Frommen für ungültig erklärt wurde. Später gehörte D. zur Grafschaft Arlon und kam mit dieser an Limburg, im 13. Jahrh. aber an Lothringen. Nach dem **Sieg** Piccolominis über die Franzosen unter Feuquières bei D. (7. Juni 1639) wurde die Stadt 10. Aug. 1643 von Condé erobert, fiel 1683 an Frankreich und wurde durch Vauban neu befestigt. 1792, 1814 und 1815 ward D. von den Verbündeten vergeblich belagert. In dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 ward der General v. Kamele mit der 14. preußischen Infanteriedivision zur Eroberung von D. 9. Nov. von Metz aus entsandt und zernierte die Festung, die nach einem heftigen Bombardement 22.—24. Nov., wodurch ein großer Teil der Stadt zerstört wurde, kapitulieren mußte. Am 25. Nov. ward D. von den Deutschen besetzt; 120 Offiziere und etwa 4000 Mann wurden kriegsgefangen, 200 Geschütze und vieles Kriegsmaterial erbeutet. Vgl. **Teissier**, Histoire de Thionville (Metz 1828); **Spohr**, Die Belagerung von Thionville 1870/71 (Berl. 1875).

Diefenbach, Lorenz, Sprachforscher, geb. 29. Juli 1806 zu Ostheim in Hessen, studierte 1821—23 zu Gießen Theologie und Philosophie, fungierte eine Reihe von Jahren als Pfarrer und Bibliothekar in Solms-Laubach und ließ sich 1848 dauernd in Frankfurt a. M. nieder, wo er sich ganz der litterarischen Thätigkeit widmete und 1865 als zweiter Stadtbibliothekar angestellt wurde. Nachdem er 1876 in den Ruhestand getreten, ließ er sich in Darmstadt nieder, wo er 28. März 1883 starb. Außer litterarischen und politischen Aufsätzen und »Gedichten« (Gießen 1840—1841) veröffentlichte D. eine Reihe wissenschaftlicher Werke, von denen wir als die bedeutendern anführen: »Über Leben, Geschichte und Sprache« (das. 1835); »Celtica« (Stuttg. 1839—40, 3 Bde.); »Mittellateinisch-hochdeutsch-böhmisches Wörterbuch« (Frankf. a. M. 1846); »Pragmatische deutsche Sprachlehre« (2. Aufl., das. 1851); »Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache« (das. 1846—51, 2 Bde.); »Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis« (das. 1857), Ergänzung zu Ducanges bekanntem Werk, die im »Novum glossarium« (das. 1867) eine Fortsetzung erhielt; »Origines europaeae. Die alten Völker Europas mit ihren Sippen« (das. 1861); »Vorschule der Völkerkunde« (das. 1864) und »Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch« (mit Wülcker, Frankf. u. Basel 1874—85, 2 Bde.); ferner die bei Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs verfaßte Schrift »Die Volksstämme der europäischen Türkei« (Frankf. 1877) und »Völkerkunde Osteuropas« (Bd. 1: »Türkisches Reich«, Darmst. 1880). Hierzu kommen noch Romane und Novellen: »Ein Pilger und seine Genossen« (Frankf. 1851); »Eschenburg und Eschenhof« (das. 1852); »Der Vertauschte« (das. 1858); »Arbeit macht frei« (Bremen 1873); »Novellen« (Frankf. 1856—1865, 2 Bde.); »Die Pfarrerskinder« (das. 1867); »Margarete« (Berl. 1868) u. a. D. war Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Dieffenbach, 1) Johann Friedrich, Chirurg, geb. 1. Febr. 1794 zu Königsberg i. Pr., studierte seit 1810 zu Rostock und Greifswald Theologie, diente 1813—1815 als freiwilliger Jäger und studierte seit 1816 Medizin, besonders Chirurgie, in Königsberg, seit 1820 in Bonn, promovierte 1822 zu Würzburg, durch seine Inauguralschrift »Über die Transplantation tierischer Stoffe« allgemeines Aufsehen erregend, begab sich sodann nach Berlin, wo sein operatives Talent überraschend schnell Anerkennung fand, und ward schon 1830 zum dirigierenden Wundarzt einer chirurgischen Abteilung des Charitéekrankenhauses, 1832 zum außerordentlichen, 1840 zum ordentlichen Professor und Direktor der chirurgischen Klinik ernannt. Er starb 11. Nov. 1847. Unter den verschiedenen Zweigen der Operativchirurgie hat namentlich die anbildende Chirurgie dem Scharfsinn Dieffenbachs ihre höchste Ausbildung zu verdanken. In der Rhinoplastik, Blepharoplastik, Ceratoplastik ꝛc. sowie für viele andre Operationen hat er Verbesserungen und zum Teil ganz neue Methoden angegeben und namentlich die chirurgische Technik wesentlich vereinfacht. D. war nur ein Mann der Praxis; seine akademischen Vorträge waren ohne streng wissenschaftliche Haltung und, wie auch seine Schriften, durchaus kunstlos. Er schrieb: »Chirurgische Erfahrungen« (Berl. 1829—1834, 4 Abtlgn.); die Fortsetzung des Scheelschen Werkes »Die Transfusion des Bluts und die Einspritzung der Arzneien in die Adern« (das. 1827); »Über die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln« (das. 1841); »Die Heilung des Stotterns« (das. 1841); »Über das Schielen« (das. 1842); »Die operative Chirurgie« (Leipz. 1844—49, 2 Bde.) und »Der Äther gegen den Schmerz« (Berl. 1847). Seine »Vorträge in der chirurgischen Klinik« wurden von K. Th. Meier (Berl. 1840) und französisch von Phillips (das. 1840) herausgegeben. Vgl. **Breuning**, Dieffenbachs chirurgische Leistungen in Wien (Wien 1841).

2) **Ernst**, Verwandter des vorigen, geb. 7. Jan. 1811 zu Gießen, studierte Medizin und Naturwissenschaft und beteiligte sich 1839 an einer Expedition nach

Neuseeland, um dessen Kolonisierung er sich große Verdienste erwarb. Die Veröffentlichung der Resultate seiner Forschungen über Geognosie, Geographie, Naturgeschichte und Ethnographie in »New-Zealand and its native population« (Lond. 1841) und »Travels in New-Zealand« (das. 1843, 2 Bde.) trug ihm nach seiner Rückkehr 1850 eine außerordentliche Professur für Geologie zu Gießen ein, wo er 1. Okt. 1855 starb. Er lieferte auch eine deutsche Bearbeitung von De la Bèches »Vorschule der Geologie« (Braunschw. 1853) und Darwins »Naturwissenschaftlichen Reisen« (das. 1844, 2 Bde.).

3) Christian, Theolog und Liederdichter, geb. 4. Dez. 1822 zu Schlitz in Hessen, studierte 1840—44 in Gießen und Friedberg und wirkt seit 1855 als Geistlicher (seit 1873 Oberpfarrer) in seiner Vaterstadt. Sein poetisches Gemütsleben hat besonders anmutigen Ausdruck in seinen Kinderliedern und Gedichten erhalten, von denen viele weit bekannt und beliebt sind. Sie erschienen unter den Titeln: »Kinderlieder« (Mainz 1852, 2. Aufl. 1870) und »Fünfzig Kinderlieder« mit Melodien von Kern (3. Aufl., das. 1877); »Gedichte« (das. 1857; neue Ausg.: »Lied und Leben«, Wolfenb. 1879); »In der deutschen Frühlingszeit«, Kriegs- und Siegeslieder (Hannov. 1871); »Aus dem Kinderleben«, mit Bildern von Richter (Gotha 1879—81, 2 Sammlungen), ꝛc. Von seinen theologischen und erbaulichen Schriften sind die »Evangelische Hausagende« (4. Aufl., Mainz 1878), »Ein Hochzeitsstrauß, aus Gottes Garten und von den Wiesen der Welt gesammelt« (4. Aufl., Gotha 1883) und die »Bibelandachten« (das. 1876—84, 4 Bde.) hervorzuheben.

4) Anton, Maler, geb. 1831 zu Wiesbaden, kam in früher Jugend nach Straßburg und widmete sich anfangs hier und später in Paris unter Pradier der Bildhauerkunst. Nach des letztern Tod (1852) verlebte er wieder drei Jahre in seiner Vaterstadt und beschloß, zur Malerei überzugehen. Zu diesem Zweck ging er nach Düsseldorf und widmete sich unter Jordans Leitung den Darstellungen aus dem bäuerlichen Leben. Von 1858 bis 1863 lebte er wieder in Wiesbaden, dann bildete er sich in Paris und ließ sich 1871 in Berlin nieder. Seine Motive sind wohldurchdacht, seine Bilder trefflich komponiert und von kräftigem Kolorit. Zu den bedeutendern gehören: das Jägerlatein, die beiden durch den Stich der Brüder Varin bekannten Bilder: der Tag vor der Hochzeit (im Besitz des Königs von Württemberg) und der Christbaum, der verfehlte Fuchs, eine Schlittenpartie, das Leinwand bleichende Mädchen, der Besuch bei der Amme, der erste Ausgang, Brüderchen hier lassen!

Dieffenbachia *Schott*, Gattung aus der Familie der Araceen, krautartige Gewächse mit 1—2,5 m langem, liegendem oder aufgerichtetem Stengel, großen, oblongen, einfach grünen oder weiß und gelb gefleckten Blättern und einer grünen oder gelben Blütenscheide, welche bis zur Fruchtreife frisch bleibt. Mehrere Arten, besonders D. Seguine *Schott*, in Westindien, und deren Abart D. Seguine picta (s. Tafel »Blattpflanzen I«), D. Baraquiniana *Versch.*, aus Brasilien, mit weißen Blattstielen und Mittelrippen und weiß gefleckten Blättern, u. a., werden bei uns in Warmhäusern und als Zimmerpflanzen kultiviert. Die erstgenannte Pflanze ist ungemein scharf, und der Saft ihrer Knolle bewirkt unter furchtbaren Schmerzen eine solche Schwellung der innern Mundteile, daß man auf mehrere Tage die Sprache verliert. Daher heißt die Pflanze in ihrer Heimat Dumb-Cane.

Diēgēsis (griech.), in der Rhetorik die Erzählung eines Hergangs von Anfang bis zum Ende; daher diēgetisch, erzählend, entwickelnd.

Diēgo Garcia, Insel, s. Chagosarchipel.

Diego Rodriguez, Insel, s. Rodriguez.

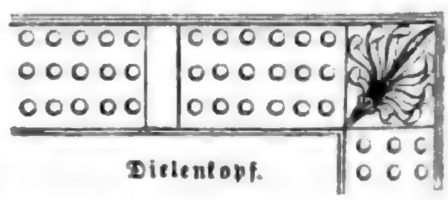
Diē hodiērno (lat.), am heutigen Tag.

Diekirch, Hauptort eines Distrikts im Großherzogtum Luxemburg, an der Sauer (Sure) und einem Zweig der Eisenbahn Luxemburg-Spaa, mit Progymnasium, einem Tribunal, Zuckerfabrikation, Bierbrauerei, Tuch- u. Lederhandel und (1880) 3254 Einw.

Diel, August Friedrich Adrian, Pomolog, geb. 4. Febr. 1756 zu Gladenbach, studierte in Gießen und Straßburg Medizin, ward 1782 Physikus zu Gladenbach, 1790 in Diez und war dann bis 1830 Brunnenarzt in Ems. Er starb 21. April 1839. D. war einer der verdientesten Pomologen Deutschlands, und seine Schriften sind noch jetzt von hoher Bedeutung. Als die wichtigsten sind zu nennen: »Versuch einer systematischen Beschreibung aller Obstsorten in Deutschland« (Frankf. a. M. 1799—1821, 26 Hefte), wozu die »Systematische Beschreibung der in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten« (Stuttg. 1821—32, 6 Bdchn.) eine Fortsetzung bildet, und »Systematisches Verzeichnis der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen Obstsorten« (Frankf. 1818; 1. und 2. Fortsetzung, Leipz. 1829—33).

Diele, s. v. w. Brett, besonders ein zum Belegen von Fußböden dienendes Brett. In weiterm Sinn auch ein mit Brettern bedeckter (gedielter) Fußboden, in Norddeutschland s. v. w. Flur, Hausflur, Tenne.

Dielenkopf (Mutulus), plattenförmige Verzierung an der Unterfläche der steinernen Hängeplatte der dorischen Säulenordnung, welche dem hervorragenden Ende (Kopf) einer Diele gleicht, an welche zuweilen kleine, hängende Cylinder, sogen. Tropfen, gemeißelt sind, die von manchen für Symbole des vom Dach herabträufelnden Regens gehalten werden (s. Abbildung).



Dielenkopf.

Dielmann, 1) Jakob Fürchtegott, Maler, geb. 1809 zu Sachsenhausen, war Schüler Prestels und des Lithographen Vogel und besuchte dann die Düsseldorfer Akademie. In anregendem Umgang mit Lessing, Achenbach, Bendemann, Becker, Hose u. a. machte er sich rasch einen Namen in der damals aufkeimenden Genremalerei. Er blieb bis 1842 in Düsseldorf und kehrte dann nach Frankfurt a. M. zurück. Er schuf in der Art Jakob Beckers eine Reihe von Darstellungen aus dem Volks- und Naturleben, welche sich in zahllosen Kopien verbreiteten und den Künstler rasch populär machten. Dahin ist vor allem seine hessische Dorfschmiede zu zählen, ferner: die Großmutter und ihre Enkel, der Pfarrherr mit den Kindern, der Dorfbarbier, das Kirchweihfest, die Prozession, die Kinder vor der Kirchthür, das Bauernmädchen unter der Thür u. a. Seine Motive entnahm er vorzugsweise aus dem durch malerische Trachten berühmten Schwalbengrund. Er malte auch Landschaften und Architekturstücke und leistete Hervorragendes im Aquarell. Er starb 30. Mai 1885.

2) Johann, Bildhauer, geb. 1819 zu Frankfurt a. M., wurde in München Schüler Schwanthalers und beschäftigte sich meist mit dekorativen Arbeiten. Sein Hauptwerk ist die Bronzestatue Schillers für Frankfurt a. M. (1864).

Dielytra, s. Dicentra.

Diemat, Feldmaß, s. Demath.

Diemel, linker Nebenfluß der Weser, entspringt (773 m hoch) am Kahlen Pön, südlich vom Dorf Usseln in Waldeck, hart an der Grenze von Westfalen, durchströmt ein enges, gewundenes Thal und mündet nach bedeutendem Fall und nach 80 km langem Lauf, nicht schiffbar, bei Karlshafen im preußischen Regierungsbezirk Kassel.

Diemen, s. Feimen.

Diemen, Anton van, Generalgouverneur der holländischen Niederlassungen in Ostindien, geb. 1593 zu Kuylenburg, ging nach Indien und stieg rasch bis zur Würde eines ordentlichen Rats. 1631 führte er als Admiral die indische Flotte nach Holland, kehrte als erster Rat und Generaldirektor nach Indien zurück und wurde 1. Jan. 1636 zum Generalgouverneur ernannt. Als solcher schloß er einen vorteilhaften Vertrag mit dem König von Ternate, führte einen glücklichen Krieg gegen den Beherrscher von Amboina, bemächtigte sich der portugiesischen Niederlassungen in Ceylon und Malakka, nötigte den Vizekönig von Goa und den König von Fars zum Frieden und ward der Begründer des holländischen Handels in Tongking. Er veranlaßte die Entdeckung der auch nach ihm Vandiemensland benannten Insel Tasmania. Nicht weniger Aufmerksamkeit richtete er auf die innere Verwaltung. Er starb 1645 in Batavia.

Diemermeer (Watergraafsmeer), Dorf in der niederländ. Provinz Nordholland, 1 km von Amsterdam, 5,16 m unt. M., mit einer vortrefflichen Gartenbauschule. Der Boden, auf dem der Ort steht, ist 1629 durch Austrocknung gewonnen worden.

Diem perdidi (lat.), ich habe einen Tag verloren! nach Sueton Ausruf des Kaisers Titus, als es ihm eines Abends einfiel, an jenem Tag noch keinem eine Gnade erwiesen zu haben.

Diemtiger Thal, s. Kanderthal.

Dienende Brüder, bei den geistlichen Ritterorden nichtadlige Brüder, die als gemeine Soldaten dienten; in Klöstern s. v. w. Laienbrüder, in den Nonnenklöstern durch dienende Schwestern vertreten; bei den Freimaurern diejenigen Mitglieder des Bundes, welche die Aufwartung in der Loge und andre Dienste verrichten.

Diener, Franz, Opernsänger (Heldentenor), geb. 19. Febr. 1849 zu Dessau, wurde in der dortigen Hofkapelle zum Musiker ausgebildet und zuerst als Violinist daselbst angestellt, kam dann ans Luisenstädter Theater nach Berlin, wo er noch Dorns Unterricht im Gesang genoß und mit glücklichem Erfolg als Sänger debütierte, und nahm 1871 ein festes Engagement als Sänger an der Mainzer Bühne. Später wirkte er in Köln, Berlin, Nürnberg, dann wieder in Köln (1875) und 1877—78 am Hamburger Stadttheater, von wo er 1878 an das Hoftheater in Dresden berufen ward. Er starb bereits 15. Mai 1879 in Dessau. Als Sänger wie als Darsteller gleich hervorragend, gehörte D. zu den vorzüglichsten Repräsentanten Wagnerscher Helden.

Diener der heiligen Jungfrau, s. Serviten.

Dienger, Joseph, Mathematiker, geb. 5. Nov. 1818 zu Hausen bei Breisach, ward, noch nicht 20 Jahre alt, Lehrer an der katholischen Kantonschule in Disentis, ging jedoch nach drei Jahren nach Genf und später nach Karlsruhe, um auf dem dortigen Polytechnikum seine mathematische Ausbildung zu vollenden. Darauf ward er Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Ladenburg, später zu Sinsheim, 1849 Vorstand der höhern Bürgerschule zu Ettenheim und folgte 1850 einem Ruf als Professor der Mathematik an das Polytechnikum zu Karlsruhe, woselbst er bis 1868 wirkte. D. ist als mathematischer Schriftsteller sehr fruchtbar gewesen; er schrieb: »Grundzüge der algebraischen Analysis« (Karlsr. 1851); »Handbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie« (3. Aufl., Stuttg. 1867); »Handbuch der Differential- und Integralrechnung« (das. 1857, Bd. 1 u. 2; 3. Aufl. 1867; Bd. 3, 1862); »Ausgleichung der Beobachtungsfehler nach der Methode der kleinsten Quadratsummen« (Braunschw. 1857); »Studien zur analytischen Mechanik« (Stuttg. 1863); »Theorie und Auflösung der höhern Gleichungen« (das. 1866); »Grundriß der Variationsrechnung« (Braunschw. 1867).

Dienstablösung, s. Ablösung.

Dienstabzeichen, s. Abzeichen, militärische, und Amtszeichen.

Dienstadel (Beamtenadel), Adel, der durch Verwaltung gewisser Ämter und Würden erlangt wird; vgl. Adel.

Dienstag (Dinstag, lat. Dies Martis, franz. Mardi, engl. Tuesday), der dritte Tag der Woche, ist nach dem Kriegs- oder Schwertgott benannt, welcher altnordisch Tyr, althochdeutsch Ziu, bei den Bayern Eor oder Eru hieß, und führt daher in Schwaben noch jetzt den Namen Ziestag oder Zistig (aus dem althochd. Ziuwestac) und in Bayern die Bezeichnung Ertag, Erhtag, Erchtag, Irtag. Der fette oder feiste D. (franz. Mardi gras) ist der Fastnachtsdienstag (s. d.), der gelbe, schiefe oder Schellendienstag der D. vor Ostern, bei den romanischen Völkern der heilige, bei den Magyaren der große D. genannt.

Dienstalter, s. Anciennität.

Dienstauszeichnung, militärische, in Preußen für Unteroffiziere und Mannschaften, in drei Klassen für 9-, 15- und 21jährige Dienstzeit verliehen, besteht aus einer eisernen, silbernen oder goldenen Schnalle mit dem Namenszug F. W. III. auf blauem, entsprechend schwarz, weiß oder gelb geränderten Bande. Das Dienstauszeichnungskreuz für Offiziere und Ärzte nach 25jähriger Dienstzeit, wie obige Auszeichnung 1825 gestiftet, ist ein goldenes Kreuz an blauem Band im Mittelschild mit dem Namenszug F. W. III. und auf der Rückseite XXV. Die Landwehrdienstauszeichnung in zwei Klassen, 4. Juli 1868 gestiftet. Die erste Klasse, ein silbernes Kreuz an blauem Band, für Offiziere und Ärzte für 20jährige Dienste; die zweite Klasse, ein blaues Band mit eingewirktem Namenszug und eiserner Einfassung, für Offiziere und Mannschaften nach erfüllter Dienstpflicht, wenn sie einen Feldzug mitgemacht oder bei außergewöhnlicher Veranlassung drei Monate aktiv gedient haben. In Bayern werden verliehen: für 50jährige Dienste der Ludwigsorden; Dienstauszeichnungskreuze erster und zweiter Klasse für 40-, bez. 24jährige Dienstzeit, an Offiziere, Ärzte und Beamte die erste und zweite Klasse, die erste Klasse auch an Mannschaften. Württemberg verleiht (seit 1874) das Dienstehrenzeichen erster Klasse, ein goldenes Kreuz, für 25 Dienstjahre an Offiziere und Ärzte, für 30 an Unteroffiziere; die zweite Klasse, ein silbernes Kreuz, für 21jährige Dienstzeit an Unteroffiziere und Mannschaften; eine eiserne Schnalle mit goldenen oder silbernen Verzierungen für 15- und 9jährige Dienstzeit an Unteroffiziere und Mannschaften, alle an rotem, blau geränderten Band. Sachsen verleiht unter Anschluß an die preußischen Einrichtungen seit 23. April 1874 an Unteroffiziere und Mannschaften des aktiven Dienststandes goldene, silberne und bronzene Medail-

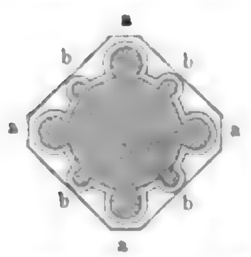
len an grünem, weißgestreiftem Band. In Österreich wird seit 1849 als »Militär-Dienstzeichen« ein Kreuz aus Kanonenmetall an schwarzgelbem Band verliehen.

Dienstbarkeit, s. Servitut.

Dienstbote, s. Gesinde.

Dienste (Dienstleistungen) sind menschliche Arbeitsleistungen, durch welche direkt eine Befriedigung der Bedürfnisse andrer erzielt wird. Je nachdem die Dienstleistungen höhere Ausbildung des Menschen erfordern oder nicht, unterscheidet man höhere und gemeine. Letztere ermöglichen, zumal wenn ihre Verrichtung auch wenig Kapital erfordert, leicht einen größern Mitbewerb; dagegen gestatten die höhern D., wie die der Beamten, Ärzte etc., welche meistens einer lang andauernden Vorbildung bedürfen, einen Berufswechsel nur selten. Vorzüglich bei den höhern Diensten lassen sich Kosten und Wert der einzelnen Leistung schwer oder überhaupt nicht schätzen. Schon deswegen ist, von andern Gründen abgesehen, die Kollektivbelohnung am Platz, d. h. es wird nicht speziell für die einzelnen Leistungen, sondern für die Gesamtheit derselben für längere Zeit (Jahr, Lebensdauer) Zahlung geleistet. Der alte, von Garnier und F. List sarkastisch beleuchtete Streit, ob die D. produktiv oder unproduktiv seien, ist ein durchaus müßiger, weil hier nur die schwankende Auffassung des Begriffs produktiv (s. d. und Produktion) entscheidend ist. Weit wichtiger als diese Wortspielerei ist die Frage, ob eine Dienstleistung und in welchem Maße sie zur Förderung des Einzel- und des Gesamtwohls beiträgt. Bei vielen Dienstleistungen ist ein beschränkendes oder regulierendes Eingreifen durch den Staat erforderlich, weil bei ihnen wegen der durch ihre Ausübung bedingten nähern persönlichen Beziehungen leicht Leben, Gesundheit, Sittlichkeit etc. gefährdet werden. Daher denn auch die Forderung des Fähigkeitsnachweises bei Arzt, Hebamme, Advokat etc., das Konzessionswesen und besondere polizeiliche Ordnungen bei künstlerischen Schaustellungen, für Droschkenkutscher, Dienstmänner etc.

Dienste, in der gotischen Architektur die zur Unterstützung der Gewölberippen dienenden, aus den Pfeilern mehr oder minder hervorspringenden Säulchen, welche unter den Quer- und Längsgurten der Gewölbe stärker (alte D., a, s. Figur), unter den Diagonalrippen schwächer (junge D., b, s. Figur) angeordnet wurden. Springen diese Säulchen wenig vor, so werden sie eingebundene D., bilden sie volle Säulchen, welche nur wenig Zusammenhang mit den Pfeilern haben, so werden sie gelöste D. genannt.



Diensteid, s. Amtseid.

Dienstenthebung, die vorläufige Entsetzung (Suspension) eines Beamten, welche während einer gegen ihn schwebenden Untersuchung, sei es einer strafrechtlichen, sei es einer Disziplinaruntersuchung, eintritt; in manchen Staaten auch eine Disziplinarstrafe (s. Disziplinargewalt).

Dienstentlassung, die im Disziplinarverfahren erfolgte Amtsentsetzung im Gegensatz zu der im gerichtlichen Strafverfahren erkannten Dienstentsetzung (s. Disziplinargewalt).

Dienstentsetzung (Kassation), die im gerichtlichen Strafverfahren erfolgte Ausstoßung eines Beamten aus seinem Amt (vgl. Disziplinargewalt).

Dienstgefolge, s. Geleit.

Dienstgehalt (Diensteinkommen, Besoldung), das mit einer amtlichen Stellung verbundene regelmäßige und im voraus festgestellte Einkommen. Zum D. werden nicht gerechnet: Tagegelder, Gebühren, Remunerationen, Reisekosten u. dgl., auch kommen diese Nebeneinnahmen bei Feststellung des pensionsfähigen Diensteinkommens nicht mit in Betracht. In Bayern wird bei den Staatsbeamten zwischen D. und Standesgehalt unterschieden. Letzterer steht fest, während ersterer mit der Dienstzeit steigt.

Dienstgratial, in Österreich die Abfindungssumme für invalide Militärpersonen vom Feldwebel abwärts, welche auf Invalidenversorgung Verzicht leisten, oder für die Witwen solcher verheirateter und im Dienste stehender Personen.

Dienstkreuz, in Österreich 1849 gestiftet, ein dem Maria-Theresia-Orden ähnliches Kreuz von Kanonenmetall für die Mannschaften von 8 und 16 Dienstjahren mit der betreffenden römischen Ziffer im Mittelschild, letzteres bei 16 Jahren in Silber; für Offiziere nach 25 Dienstjahren mit silbernem Mittelschild, auf dem der k. k. Adler, nach 50 Dienstjahren mit ebensolchem goldenen Mittelschild. Vgl. auch Dienstauszeichnung, militärische.

Dienstleute, s. Ministerialen.

Dienstmannsinstitute, Einrichtungen zu dem Zweck, dem Publikum ständig Leute für Botengänge, Transport kleiner Lasten und für sonstige Arbeitsverrichtungen innerhalb und außerhalb des Hauses gegen eine nach einem bestimmten Tarif zu bemessende Entschädigung zur Verfügung zu stellen. Dieselben sind meist derart organisiert, daß ein Kapitalist Leute anwirbt, in bestimmter Weise auslohnt, den erzielten Überschuß behält und die Verantwortlichkeit dem Publikum gegenüber trägt. Um den Dienstmann äußerlich kenntlich zu machen, wird er uniformiert. Auch erhält er, teils um den Auftraggeber sicherzustellen, teils im Interesse einer geregelten Erledigung der Geschäfte, eine Nummer. Für jede Ausführung von Bestellungen hat er dem Auftraggeber eine diese Nummer tragende Marke zu verabfolgen, auf welcher der Betrag des Lohns, auch wohl die Höhe der Garantie verzeichnet ist, die das Institut übernimmt. Diese Marke dient gleichzeitig zur Kontrolle für das Institut und als Garantieschein für den Auftraggeber. Der Dienstmann erhält entweder einen festgesetzten Lohn, während die gesamte Einnahme in die Institutskasse fließt, oder er liefert abends nur eine bestimmte Summe ab und behält das übrige für sich. Da der Inhaber des Instituts dem Publikum gegenüber die Verantwortlichkeit trägt, so liegt es in seinem Interesse, nur zuverlässige Leute in seinem Dienst anzustellen. An Stelle der kapitalistischen Organisation kann auch eine genossenschaftliche Vereinigung einer größern Zahl von Dienstmännern treten, wie auch neben der erstern vielfach selbständige Dienstmänner thätig sind. In Deutschland unterliegt auf Grund der Gewerbeordnung (§ 37) das Gewerbe der Dienstmänner der ortspolizeilichen Regelung. Auch ist die Ortspolizeibehörde befugt (§ 76), für dieselben Taxen festzusetzen. Die D. wurden zuerst in Bromberg im J. 1858 durch Ed. Berger eingeführt.

Dienstmiete, s. Miete.

Dienstpflicht, s. Ersatzwesen.

Dienstvergehen, s. v. w. Amtsvergehen; im engern und eigentlichen Sinn diejenigen Vergehen (Disziplinarvergehen) eines Beamten, welche nicht im strafrechtlichen Verfahren, sondern auf Grund der Disziplinargewalt (s. d.) im Disziplinarverfahren verfolgt und geahndet werden (s. Amtsverbrechen).

Dienstzeit. Bei der nach 1870 fast in allen Staaten, welche stehende Heere unterhalten, eingeführten allgemeinen Wehrpflicht kann die dienstpflichtige Mannschaft nur auf eine verhältnismäßig kurze Zeit bei der Fahne, präsent (daher Präsenz die aktive oder »Präsenzdienstzeit«), verbleiben, damit bei möglichst geringer Friedensstärke des Heers, wie es die volkswirtschaftlichen Interessen verlangen, doch eine starke, militärisch ausgebildete Reserve für den Kriegsfall zur Aufstellung der Feldarmee und Besatzungstruppen (Landwehr) vorhanden ist. Nach einer gewissen D., aktive D., werden daher die Mannschaften des Präsenzstandes »zur Reserve« entlassen. Die aktive D. muß so bemessen sein, daß sie zur vollständigen militärischen Ausbildung hinreicht; die Ansichten über die nötige Dauer sind aber sehr verschieden. Diese wie die durchschnittliche Schulbildung des Volkes, nationale Gewohnheiten, klimatische Verhältnisse rc. sind Ursachen, daß in den einzelnen Staaten die D. verschieden lang ist. Die gesetzliche Präsenzdienstzeit beträgt in 1) Belgien: Infanterie $2^1/_3$, Artillerie und Kavallerie 4 Jahre mit jährlich $1^1/_2$ Monat Urlaub; Einsteher werden auf 8 Jahre geworben. 2) Dänemark: ein Drittel der Ausgehobenen $1^1/_4$ Jahr, der Rest 6 Monate. 3) Deutschland: 3 Jahre, Ersatzreserve erster Klasse 10 Wochen. 4) Frankreich: der erste Teil der Ausgehobenen (1. portion du contingent) 5 (3 Jahre in Aussicht), der andre Teil $^1/_2$—1 Jahr; für die algerischen Truppen fünfjährige Werbung neben dem Ersatz aus Frankreich. 5) Griechenland: Infanterie 1, die übrigen Waffen 2 Jahre. 6) Großbritannien: geworbene Armee, entweder 12 Jahre aktiv oder 6 Jahre aktiv und 6 Jahre Reserve; Rengagement auf weitere 9 Jahre zur Erdienung einer Pension. 7) Italien: Infanterie 2—3 Jahre, Artillerie, Genie, Train 3, Kavallerie 4, Karabiniers 5 Jahre; die Dienstpflichtigen zweiter Klasse 2—6 Monate. 8) Niederlande: Geworbene 6—12 Jahre, Ausgehobene $1^1/_2$—2 Jahre. 9) Österreich-Ungarn: 3 Jahre, Landwehr 3 Monate, Ersatzreserve 8 Wochen. 10) Portugal: 3 Jahre. 11) Rumänien: 3 Jahre. 12) Rußland: 5 Jahre. 13) Serbien: 3 Jahre. 14) Spanien: 3 Jahre. 15) Türkei: Infanterie 4, Kavallerie und Artillerie 5 Jahre. 16) Vereinigte Staaten von Nordamerika: Werbesystem 5 Jahre. Bei der Pensionierung rechnet die D. vor dem 18. Lebensjahr nicht mit, während die Kriegsjahre (s. d.) als Dienstzeit doppelt zählen.

Dienstzwang, s. Bauer und Bauernzwang.

Diepenbeeck, Abraham van, niederländ. Maler, geb. 1596 zu Herzogenbusch, lernte zuerst bei seinem Vater die Glasmalerei, war in dieser seit 1623 in Antwerpen thätig und wurde dann Schüler von Rubens. 1636 erwarb er das Bürgerrecht in Antwerpen. Er arbeitete auch eine Zeitlang in England und starb 1675 in Antwerpen. Von seinen Glasgemälden sind noch verschiedene Reste erhalten, z. B. die Fenstermalereien in der Kapelle der heiligen Jungfrau in der Jakobskirche zu Antwerpen, die Chorfenster der Dominikanerkirche sowie andre in der Karmeliterkirche, in der Kapelle der Armen, in der Kathedrale rc. Während seiner Thätigkeit bei Rubens hat er viel an dessen Werken mitgearbeitet und sich auch ganz dessen Formengebung und Kompositionsmanier angeeignet, ohne jedoch dessen Farbe zu erreichen. Sein Kolorit ist blässer, undurchsichtiger und von geringerer Leuchtkraft. Seine Hauptwerke sind: die Weihe eines Abtes durch den heil. Norbert in der Dorfkirche von Deurne bei Antwerpen, die Grablegung Christi im Museum zu Braunschweig, die Vermählung der heil. Katharina in der Berliner Galerie, die Flucht der Clölia in drei verschiedenen Darstellungen in Berlin, Dresden (Galerie) und Paris (Louvre) und ein Liebespaar mit Amor (im Louvre). Er hat auch vortreffliche Bildnisse gemalt und viele Zeichnungen für Kupferstecher ausgeführt.

Diepenbrock, Melchior, Freiherr von, Kardinal und Fürstbischof von Breslau, geb. 6. Jan. 1798 zu Bocholt in Westfalen, wo sein Vater Hofkammerrat war, besuchte das französische Lyceum in Bonn, machte im 13. preußischen Landwehrregiment den Feldzug von 1814 mit, studierte seit 1818 zu Landshut Cameralia, hierauf in Mainz und Münster Theologie und wurde 1823 zum Priester geweiht. Sein väterlicher Freund Sailer, welcher indes Bischof von Regensburg geworden war, ernannte ihn zu seinem Sekretär und beförderte ihn hier stufenweise zum Kanonikus, Domprediger und Domdechanten und bischöflichen Generalvikar. 1845 ward er in den bayrischen Freiherrenstand erhoben und zum Fürstbischof von Breslau erwählt, eine Stellung, welche durch innere Zwistigkeiten im Klerus und durch Streitigkeiten mit dem Staat äußerst schwierig geworden war, die er jedoch im Sinn religiösen Friedens und wahrer Toleranz und in unerschütterlicher Treue gegen die Obrigkeit verwaltete. 1848 ward er zum Frankfurter Parlament abgeordnet, erkrankte aber und konnte an den Verhandlungen desselben nicht teilnehmen. 1849 wurde er provisorisch zum apostolischen Delegaten für die preußische Armee und 1850 zum Kardinal ernannt. Er starb 20. Jan. 1853 auf Schloß Johannisberg in Österreichisch-Schlesien. Als Dichter geistlicher Lieder trat D. zuerst in der von E. v. Schenk herausgegebenen »Charitas« auf. Größeres Verdienst erwarb er sich durch die schöne Sammlung »Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten« (Sulzbach 1829, 4. Aufl. 1862), welcher »Erinnerungen an den jungen Grafen von Stolberg« und »Heinrich Susos Leben und Schriften« (4. Aufl., Regensb. 1884) folgten. Seine »Predigten« (Regensb. 1841 bis 1843) sowie »Sämtliche Hirtenbriefe« (Münster 1853) zählen zu dem Besten, was die katholische Litteratur auf diesem Feld in der neuern Zeit lieferte. Vgl. »Melchior v. D., ein Lebensbild« (von seinem Nachfolger, Fürstbischof H. Förster, Bresl. 1859); Reinkens, Melchior v. D. (Leipz. 1881).

Diepholz, Grafschaft, jetzt Kreis im preuß. Regierungsbezirk Hannover, 628 qkm (11,40 QM.) groß, zwischen Oldenburg und der preußischen Provinz Westfalen, ist völlig eben, besteht etwa zum dritten Teil aus Moor (Diepholzer Moor), Bruch und Heide, wird bewässert von der Hunte und deren Zuflüssen, im S. vom Dümmersee. Der gleichnamige Flecken mit Stadtrechten, Hauptort der Grafschaft, an der Hunte und an der Hamburg-Kölner Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine Pfarrkirche, ein Schloß, Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen und (1880) 1460 Einw., mit dem Ort Willenberg 2799 Einw. — Die Grafschaft D. ist schon im 11. Jahrh. im Besitz eines edlen Geschlechts, das dem benachbarten Bistum Osnabrück mehrere Bischöfe gegeben hat. Eine illegitime Nebenlinie waren die »Herren von D.«, welche von einem natürlichen Sohn Rudolfs, Bischof von Utrecht und Administrator von Osnabrück (gest. 1455), abstammten und 1663 ausstarben. Nach dem Aussterben der Grafen 1585 kam D. an die braunschweig-lüneburgische Linie Celle, 1679 an Kalenberg. In den Jahren 1806 bis 1810 machte die Grafschaft D. einen Teil des

westfälischen Departements Aller und später der französischen Departements Wesermündungen und Oberems aus. 1814 kam sie an Hannover. Vgl. v. Hodenberg, Diepholzer Urkundenbuch (Hannov. 1842).

Dieppe (spr. djepp), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Niederseine, an der Mündung des Flüßchens Arques in den Kanal und an der Westbahn (zwei Linien nach Paris), besteht aus der eigentlichen Stadt und der durch den Arques von ihr getrennten Fischervorstadt Pollet, wozu noch die Vorstadt Barre am Abhang eines Hügels im SO. kommt. D. hat regelmäßige Straßen, einen trefflichen, sehr sichern Hafen mit enger Einfahrt und fast 10 m Wassertiefe, der 200 Schiffe von 60—600 Ton. Gehalt aufzunehmen vermag und auch einen Vorhafen und zwei Bassins umfaßt, ein die Stadt beherrschendes festes Schloß (von 1433), das gegenwärtig als Kaserne dient, schöne gotische Kirche (St.-Jacques), ein Stadthaus mit Bibliothek (15,000 Bde.) und Museum, ein Theater (1826 erbaut), eine Statue des Seehelden Duquesne, berühmte Seebäder (mit einem 1857 nach dem Muster des Londoner Kristallpalastes erbauten Kurhaus) und (1881) 21,585 Einw., die Schiffbau, Schiffahrt, Fischfang (Heringe, Makrelen und Stockfische), Austernzucht, Tabaks- und Spitzenfabrikation, berühmte Schnitzwarenerzeugung (in Horn, Elfenbein und Buchsbaum) ꝛc. und bedeutenden Handel (besonders mit England und Norwegen) betreiben. 1883 sind in D. 1870 Schiffe mit 540,876 Ton. ein-, resp. ausgelaufen. Der gesamte Warenverkehr belief sich auf 610,000 T., wovon 590,000 T. auf den internationalen Handel kamen (Wert der Einfuhr 56,5, der Ausfuhr 93,2 Mill. Frank). Von D. gehen regelmäßig Dampfboote nach Newhaven und Grimsby in England. D. hat ein Collège, eine Schiffahrtsschule und ist Sitz eines Handelstribunals und zahlreicher Konsulate (darunter auch eines deutschen Konsulats). Vgl. Bouteiller, Histoire de la ville de D. (Dieppe 1878). — D. (wahrscheinlich von deep, »tief«) war anfangs ein Dorf, von wo Wilhelm der Eroberer 1066 nach England übersetzte; aus der Verschmelzung des alten Dorfs mit Boutheilles und Beotheville entstand die Stadt D., die schon damals dem Erzbischof von Rouen gehörte, der sie vom König Richard von England als Entschädigung für den Verlust von Andely erhielt. Der französische König Philipp August belagerte in seinem Streit mit Richard Löwenherz die Stadt und verbrannte alle Schiffe. Im 15. Jahrh. entriß Karl VII. D. den Engländern, worauf Talbot es belagerte, aber durch den tapfern Dunois zum Weichen gebracht ward. Seit der Mitte des 14. Jahrh. war D. als See- und Handelsplatz berühmt und mächtig. Von hier aus wurde die Westküste Afrikas besucht und Petitdieppe an der Mündung des Gambia gegründet, auch nach Kanada von hier aus zuerst gefahren und dasselbe für die Franzosen in Besitz genommen. Die Blüte Dieppes litt durch die Auswanderung der Hugenotten und wurde durch das Bombardement der Engländer und Holländer, deren Flotte 1690 auf der Höhe von D. von Tourville geschlagen worden war, 22. und 23. Juli 1694 völlig vernichtet. 3000 Bomben und 4000 Kugeln wurden während desselben in die Stadt geworfen und diese bis auf das Schloß und zwei Kirchen in Asche gelegt. Nach dem Ryswyker Frieden mußten die Einwohner ihre Häuser wieder aufbauen und zwar auf königlichen Befehl nach einem und demselben Stil, wodurch die Stadt ihre jetzige regelmäßige Gestalt erhielt; aber die Blüte der Stadt konnte man nicht wieder hervorrufen, zumal Le Havres Konkurrenz erdrückend wirkte. Im deutsch-französischen Krieg wurde D. vom General v. Manteuffel 9. Dez. 1870 durch eine mobile Kolonne besetzt und blieb bis zum Sommer 1871 in der Gewalt der Deutschen. Vgl. Vitet, Histoire de D. (Dieppe 1844); Asseline (1619—1703), Les antiquitéz et chroniques de la ville de D. (hrsg. von Hardy, das. 1874, 2 Bde.).

Diepraem (spr. -rahm), Abraham, holländ. Maler, lernte zuerst bei dem Glasmaler Stoop, dann bei dem Genremaler H. M. Sorgh und bildete sich auch nach Brouwers Gemälden. 1648 trat er in die Malergilde von Dordrecht, wo er geraume Zeit wohnte. Er starb nach 1674 im Spital zu Rotterdam. Seine Gemälde aus seiner frühern Zeit sind in der Art Molenaers und Sorghs geistreich und lebendig, wenn sie auch Brouwer, Ostade und Teniers nicht erreichen.

Dierdorf, Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, 240 m ü. M., am Holzbach und an der Linie Altenkirchen-Engers der Preußischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, ein Schloß des Fürsten von Wied, Gerberei, Hopfenbau und (1880) 1455 Einw. Seit 1692 Residenz der Wied-Runkelschen Linie, kam D. nach dem Aussterben derselben 1821 an den Fürsten von Wied-Neuwied. In der Nähe schlug Ney 18. April 1797 die Österreicher.

Diergardt, Friedrich, Freiherr von, Industrieller, geb. 25. März 1795 zu Mörs, trat als Lehrling in das Seidenmanufakturgeschäft von Deussen zu Süchteln und errichtete 1813 mit seinem Schwager Käntzler in St. Tönis bei Krefeld eine Samt- und Samtbandfabrik, welche 1816 nach Viersen verlegt wurde. Hier erreichte das Geschäft unter Diergardts Leitung (Käntzler starb früh) eine große Bedeutung für die rheinpreußische Industrie. In 43 Städten und Dörfern der Regierungsbezirke Düsseldorf und Aachen fanden sich Werkstätten Diergardts. In Viersen wurden etwa 3000 Arbeiter beschäftigt. Die Fabrikate wetteiferten bald erfolgreich mit den französischen und englischen und verdrängten sie vielfach im Welthandel vom Markte. D. beförderte auch durch seinen Einfluß den Ausbau des Eisenbahnnetzes, beteiligte sich an vielen industriellen Unternehmungen, fungierte als Abgeordneter der rheinischen Ritterschaft auf den Provinziallandtagen, war Mitglied des ersten vereinigten preußischen Landtags und des Abgeordnetenhauses bis 1860, wo er in den Freiherrenstand erhoben und als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen wurde. Er gründete das Gladbacher Gewerbegericht, präsidierte demselben 25 Jahre und starb 3. Mai 1869.

Dieringer, Franz Xaver, kath. Theolog, geb. 1811 zu Rangendingen in Hohenzollern-Hechingen, ward 1835 zum Priester geweiht und am Seminar zu Freiburg i. Br. angestellt. Nach einem Zwischenaufenthalt in Speier (1840—43) ward er als ordentlicher Professor an die katholisch-theologische Fakultät zu Bonn berufen, wo er später Universitätsprediger und Direktor des von ihm gegründeten homiletisch-katechetischen Seminars wurde. Seine Hauptschriften sind das »System der göttlichen Thaten des Christentums« (2. Aufl., Mainz 1857) und das »Lehrbuch der katholischen Dogmatik« (5. Aufl., das. 1865). Nach Ausbruch der vatikanischen Konzilswirren zog sich D., welcher mit der päpstlichen Politik nicht einverstanden war, auf eine Dorfpfarrei (Vehringsdorf) in seiner engern Heimat zurück und starb 8. Sept. 1876.

Diersheim, Dorf im bad. Kreis Offenburg, am Rhein, mit 857 Einw., war 20. und 21. April 1797

der Schauplatz blutiger Gefechte zwischen den Österreichern und den Franzosen unter Moreau.

Diervilla *Mill.*, Gattung aus der Familie der Kaprifoliaceen, Sträucher mit zahlreichen einfachen Stengeln, länglichen oder elliptischen und gesägten Blättern, winkel- oder endständigen Blütenständen, gelben Blüten und hautartigen Kapseln. D. canadensis *Willd.*, ein 30—90 cm hoher Strauch mit einfachen, scheinbar vierkantigen Ästen, 8 cm langen Blättern und 2 cm langen Blüten, aus Nordamerika, wird bei uns in Gärten kultiviert. Die Äste (**Diervillenstengel, amerikanische Zaunkirschstengel**) wurden früher als harntreibendes und blutreinigendes Mittel angewendet. Die ostasiatischen Arten bilden die Gattung Weigelia *Thunb.*

Dies (lat.), der Tag, in der Rechtssprache der Zeitpunkt, Termin, Tagfahrt. D. absolutionis, der Gründonnerstag (s. d.), weil an ihm die Lossprechung von Kirchenstrafen stattfand; D. adoratus, Karfreitag (s. d.), von der an ihm üblichen Verehrung des Kreuzes; D. aegyptiaci, Unglückstage; D. architriclinii, der zweite Sonntag nach Epiphania, wegen des Evangeliums von der Hochzeit zu Kana; D. caniculares oder canini, die Hundstage; D. cinerum, Aschermittwoch; D. competentium, der Gründonnerstag, an welchem in den ältesten Zeiten der Kirche die Katechumenen (competentes, i. e. qui petunt baptismum), die zu Ostern getauft werden sollten, das Glaubensbekenntnis hersagen mußten, das ihnen am Palmsonntag übergeben worden war; D. consecrati, Gott geweihte Tage, besonders die Weihnachtsfeiertage; D. criticus, ein entscheidender Tag, bei fieberhaften, typisch verlaufenden Krankheiten derjenige Tag, an welchem erfahrungsgemäß die Fieberhöhe abgeschlossen wird und die Körpertemperatur auf den Normalpunkt (37° C.) zurückgeht; D. depositionis, Sterbetag eines Bekenners (s. Heilige), Begräbnistag eines Heiligen; D. emortualis, Todestag; D. exemptus, geschäftsfreier Tag; D. fastus, bei den Römern jeder Tag, an welchem von früh bis abends Gericht gehalten werden durfte, Gerichtstag; D. faustus, Glückstag; D. felicissimus, der Ostertag; D. feriales oder feriati, Feier-, Festtage, an denen die alten Römer den Göttern opferten oder Spiele hielten, aber alle Rechts- und Staatsgeschäfte ruhen ließen; D. fixarum, Sterntag (s. Tag); D. florum, Palmsonntag; D. focorum, der Sonntag Invokavit oder Funkensonntag; D. incarnationis, Mariä Verkündigung (25. März); D. indulgentiae, der Gründonnerstag; D. intercalaris s. intercalarius, Schalttag; D. intercisus, bei den alten Römern der Tag, an welchem nur während einiger Stunden Gericht gehalten werden durfte; D. intrantes et exeuntes, die ersten und letzten Tage jedes Monats; D. Jovis, Donnerstag; D. legalis, der bürgerliche Tag von 24 Stunden; D. lunae, Montag; D. magnus, der Ostertag; D. Martis, Dienstag; D. Mercurii, Mittwoch; D. natalis, Geburtstag (s. Natalis); D. naturalis, der natürliche Tag vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne; D. nefastus, Tag, an dem bei den alten Römern kein Gericht gehalten werden durfte, Unglückstag (auch D. ater); D. non (i. e. non juridici), in England die Tage, an welchen die Gerichtshöfe während ihrer Sitzungszeiten geschlossen sind; D. pingues, in Deutschland die drei Tage vor Aschermittwoch; D. professus, Tag, an welchem bei den alten Römern Geschäfte vorgenommen werden durften; D. ramorum (palmarum), Palmsonntag; D. reconciliationis, der Gründonnerstag (vgl. D. absolutionis); D. sabbati, Samstag bei Juden und Christen; D. salutaris, Karfreitag; D. sancti, die Tage der Fastenzeit, in romanischen Ländern vornehmlich die der letzten Woche vor Ostern; D. Saturni, Sonnabend; D. saxonicus, s. v. w. sächsische Frist; D. solis, Sonntag; D. solutionis, Verfalltag; D. spiritus, Tag des (Heiligen) Geistes, als festes Datum 15. Mai, sonst Pfingsttag; D. stationarii, Mittwoch und Freitag als stehende Fasttage; D. strenarum, Neujahrstag; D. suprema, der Jüngste Tag; D. Veneris (Freyae), Freitag; D. veri, Sonnentage (s. Tag); D. viridium, der Gründonnerstag.

Dies cedens (Dies cedit, lat.), in der Rechtssprache, namentlich im Erbrecht, die Bezeichnung des Zeitpunktes, mit welchem ein Recht erworben wird oder überhaupt zur Existenz gelangt, im Gegensatz zu dem Zeitpunkt (dies veniens oder dies venit), mit welchem jenes Recht geltend gemacht werden kann. Z. B. ein Erblasser vermacht seine Habe dem A., verordnet aber, daß nach dem Tode des A. die Hälfte davon dem B. zufallen soll. Hier ist für den B. der dies cedens des Legats der Tod des Erblassers, das Vermächtnis ist ihm mit diesem Moment erworben. Die Geltendmachung, die Verwirklichung dieses Rechts, der dies veniens legati, aber ist hinausgerückt bis zu dem Zeitpunkt, zu welchem der Erbe A. mit Tod abgehen wird.

Dies diem docet, lat. Sprichwort: »ein Tag lehrt den andern«.

Dièse (spr. djähs'), franz. Name des musikalischen Erhöhungszeichens (♯), entsprechend dem italienischen diesis; wird zur Bezeichnung der erhöhten oder abgeleiteten Töne den Namen der ursprünglichen angehängt, z. B. ut dièse (geschrieben ut ♯) = cis, fa dièse (geschrieben fa ♯) = fis.

Dies interpellat pro homine (lat.), Rechtsregel: »der Tag, d. h. die Zeit, mahnt an Stelle des Menschen«. Es wird nämlich von vielen Rechtslehrern behauptet, daß die Folgen des Verzugs (mora) ohne besondere Mahnung von seiten des Gläubigers (interpellatio) von selbst eintreten, wenn im Vertrag für die Erfüllung der Verbindlichkeit eine bestimmte Zeit festgesetzt und diese verstrichen ist; andre Rechtslehrer verlangen auch in diesem Fall wenigstens dann die Mahnung, wenn nicht noch ausdrücklich verabredet worden ist, daß der Eintritt des Tags die Wirkung der Verzugsetzung haben solle. Letztere Ansicht ist im französischen Recht (Code civil, Art. 1139) angenommen.

Dies irae, dies illa (lat.), nach den Anfangsworten benannter lat. Hymnus auf das Weltgericht, dem die prophetische Stelle Zephanja 1, 14—18 nach der lateinischen Übersetzung der Vulgata zu Grunde liegt; stammt aus dem 13. Jahrh. und hat, nach ziemlich sicherer Annahme, den Franziskaner Thomas von Celano (s. d.) zum Verfasser.

Diesis (griech.), in der griech. Musik nach Pythagoras der Überschuß der Quarte über zwei Ganztöne, d. h. der nachmals Limma genannte Pythagoreische Halbton 256:243; sodann erhielten die Pykna (kleinen Intervalle, Vierteltöne) des enharmonischen Geschlechts den Namen D. Als im 15. Jahrh. die längst erstorbene antike Musiktheorie wieder hervorgesucht wurde, lebte auch die D. als Viertelston wieder auf, und man versuchte hinter das Geheimnis der Wunderwirkung der antiken Musik zu kommen durch Einführung vielfacher Tonhöhenunterschiede mit Hilfe der D., konstruierte Instrumente mit besondern Tasten für die Vierteltöne ꝛc. Als der Wahn verrauscht war, blieb der Name D. (franz. dièse, ital. diesis) für das Erhöhungszeichen (♯). Falsch ist jedoch die Annahme, daß das ♯ selbst aus dieser Zeit stamme. Das

♯ findet sich vielmehr in seiner heutigen Gestalt und Bedeutung schon im 13. Jahrh. Das 15. Jahrh. schied aber das ♯ vom ♮, wenn auch noch nicht in konsequenter Weise (vgl. Versetzungszeichen). D. heißt auch in der modernen Tonbestimmung der Unterschied der enharmonisch identischen Töne, z. B. der übermäßigen Sekunde und kleinen Terz (dis : es = 125 : 128).

Diëspiter (lat.), dichterisch s. v. w. Jupiter als der »Vater des lichten Tags«.

Dießbacher Blau, s. v. w. Berliner Blau.

Diessen, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, 560 m ü. M., am Ammersee, mit ehemaligem Chorherrenstift (im 9. Jahrh. gegründet, 1803 aufgehoben) und (1880) 1174 Einw., die Fischerei, Bierbrauerei und Hopfenbau betreiben. D. hatte im Mittelalter seine eignen Grafen aus dem Haus Andechs.

Dießenhofen, Bezirkshauptstadt im schweizer. Kanton Thurgau, 407 m ü. M., am Rhein (Dampferstation), mit bedeutenden Viehmärkten und (1880) 1964 Einw. D. wird 757 zuerst erwähnt, ward 1260 Stadt, kam nach dem Aussterben der kyburgischen Grafen an Österreich, bildete seit 1460 eine kleine Republik unter dem Schutz der acht alten Orte und Schaffhausens und wurde 1798 mit dem Kanton Thurgau vereinigt. In der Nähe von D. fanden 1799 mehrere Gefechte zwischen den Franzosen unter Moreau und den verbündeten Österreichern und Russen statt, infolge deren sich die Franzosen zum Rückzug über den Rhein genötigt sahen. Aus D. stammt der Chronist des 14. Jahrh., Heinrich von D. (s. d.)

Diest, Stadt und Festung in der belg. Provinz Brabant, Arrondissement Löwen, auf beiden Seiten der Demer, Knotenpunkt an der Eisenbahn Aachen-Antwerpen, hat eine höhere Knabenschule und (1884) 7599 Einw., welche Tuchfabriken, bedeutende Bierbrauereien und Brennereien unterhalten. Die Stadt war nach dem Aussterben der Herren von D. nacheinander im Besitz mehrerer nassauischer Linien. Philipp Wilhelm (gest. 1618), des Prinzen von Oranien ältester Sohn, ist in der Kirche St.-Sulpice daselbst begraben.

Diestel, Ludwig, namhafter protest. Theolog, geb. 28. Sept. 1825 zu Königsberg i. Pr., wurde 1851 Privatdozent zu Bonn und 1858 außerordentlicher Professor der Theologie daselbst. Als ordentlicher Professor wirkte er seit 1862 in Greifswald, 1867 in Jena, 1872 in Tübingen, wo er 15. Mai 1879 starb. Ein frei gesinnter Theolog, hat er 1872 die »Jenenser Erklärung« in Sachen Sydows veranlaßt, sich aber auch in der gelehrten Welt besonders durch seine »Geschichte des Alten Testaments in der christlichen Kirche« (Jena 1868) einen Namen gemacht.

Diesterweg, 1) Wilhelm Adolf, Mathematiker, geb. 27. Nov. 1782 zu Siegen in Westfalen, studierte Theologie, widmete sich aber später ganz den mathematischen Wissenschaften, habilitierte sich 1809 in Heidelberg, ward noch in demselben Jahr Professor der Mathematik und Physik am Lyceum zu Mannheim, 1819 ordentlicher Professor der Mathematik in Bonn, später auch Direktor der wissenschaftlichen Prüfungskommission und starb 13. Juni 1835 daselbst. Von seinen Schriften sind besonders die Übersetzungen des Apollonios von Perga: »De sectione rationis« (Berl. 1824), »De sectione determinata« (Mainz 1822), »De inclinationibus« (Berl. 1823), »De sectione spatii« (Elberf. 1827), endlich die nach der Methode der Griechen bearbeiteten geometrischen Aufgaben (2 Sammlungen, Berl. 1825, Elberf. 1828) zu nennen.

2) Friedrich Adolf Wilhelm, einer der bedeutendsten neuern Vertreter der deutschen Volksschulpädagogik, Bruder des vorigen, geb. 29. Okt. 1790 zu Siegen, besuchte die Universitäten Herborn und Tübingen, um Mathematik, Philosophie und Geschichte zu studieren, ward 1811 Hauslehrer in Mannheim, im nächsten Jahr Lehrer an der Sekundärschule in Worms, 1812 an der Musterschule in Frankfurt, 1818 zweiter Rektor an der lateinischen Schule in Elberfeld, wo er mit dem von ihm hochverehrten Wilberg in engern Verkehr trat. 1820 als Direktor an das neue Lehrerseminar zu Mörs berufen, entfaltete D. dort eine äußerst fruchtbare, anregende Thätigkeit als praktischer Schulmann wie als Schriftsteller (»Rheinische Blätter«, seit 1827) und erweckte ein reges pädagogisches Leben rings um das Seminar, indem er in seiner Seminarübungsschule allen Volksschullehrern ein Vorbild gab. Was Pestalozzi erstrebt hatte, sah man in Diesterwegs Wirken sich wirklich gestalten. Sein bedeutendes Ansehen in der pädagogischen Welt führte im Frühjahr 1832 zu seiner Berufung nach Berlin als Direktor des neuen Seminars für Stadtschulen. Auch hier war seine Wirksamkeit eine einflußreiche; sie erlitt aber bald Einbuße durch mancherlei verdrießliche Streithändel, in die D. nicht immer ohne Schuld verwickelt wurde. In denselben handelte es sich vorzugsweise um die Loslösung der Schule von der Kirche, um die angeblich erforderliche gründliche Änderung des höhern, namentlich des Universitätsunterrichts, um den von D. empfohlenen allgemeinen, konfessionslosen Religionsunterricht &c. In der Polemik zeigte sich D. schlagfertig und gewandt, aber heftig, selbstbewußt und nicht immer gründlich und sorgfältig. Seit 1840 begannen bedauerliche Verwickelungen mit den Staatsbehörden, deren immer peinlichern Verlauf neben Diesterwegs Schroffheit die engherzige Voreingenommenheit einzelner Beamten beförderte. In dieser Zeit noch setzte sich D. ein bleibendes Denkmal in der von ihm angeregten Begründung der Pestalozzistiftung zu Pankow und zahlreicher Pestalozzivereine zur Unterstützung der Lehrerwitwen und -Waisen bei der Säkularfeier von Pestalozzis Geburtstag (1846). Im April 1847 wurde er, der Form nach auf eignes Gesuch, mit vollem Gehalt beurlaubt, 1850, da er anderweite Verwendung (als Schulrat) ablehnte, mit Pension entlassen. Von nun an trat D. nur noch als Schriftsteller für seine Ideen auf und schuf sich neben den »Rheinischen Blättern« dazu im »Pädagogischen Jahrbuch« (1851—66) ein neues Organ. Im J. 1858 von der Stadt Berlin in das Abgeordnetenhaus gewählt, bekämpfte er hier wie in Flugschriften und Zeitungsaufsätzen die 1854 erlassenen Raumer-Stiehlschen Schulregulative. Er starb 7. Juli 1866. Sein Denkmal zu Mörs wurde 7. Okt. 1882 enthüllt. Ein Bild der mannigfaltigen rastlosen Thätigkeit Diesterwegs liegt in seinen zahlreichen Schriften vor; wir nennen billig vor allen andern das mit mehreren Pädagogen herausgegebene Sammelwerk »Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer« (Essen 1834, 2 Bde.; 5. Bearbeitung 1873—76); ferner »Das pädagogische Deutschland« (Berl. 1836); »Pädagogische Reise nach den dänischen Staaten« (das. 1837); »Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Zivilisation« (Essen 1836—38, 4 Hefte); »Streitfragen auf dem Gebiet der Pädagogik« (das. 1837 f., 2 Hefte); »Leitfaden für den Unterricht in der Formenlehre« (4. Aufl., Leipz. 1845); »Raumlehre« (2. Aufl., Bonn 1843); »Schullesebuch« (Bielef., 2 Tle.; mehrfach aufgelegt); »Lehrbuch der mathematischen Geographie und populären Himmelskunde« (Berl. 1840; 10.

Aufl. als »Populäre Himmelskunde« hrsg. von Strübing, 1879); »Unterricht in der Kleinkinderschule« (5. Aufl. 1852); »Lehrgang für den Unterricht in der deutschen Sprache« (Bielef., 3 Tle.); »Die drei preußischen Regulative« (Frankf. 1855); »Pädagogisches Wollen und Sollen« (Leipz. 1856; 2. Aufl., Frankf. 1875); mit Heuser: »Methodisches Handbuch für den Gesamtunterricht im Rechnen«; »Praktisches Rechenbuch« (oft aufgelegt). Diesterwegs »Gesammelte Schriften« gab Langenberg heraus (Frankf. 1876—78, 4 Bde.), der auch »Lichtstrahlen aus Diesterwegs Schriften« (Leipz. 1875) erscheinen ließ. Vgl. **Langenberg**, D., sein Leben und seine Schriften (Frankf. 1867); **Derselbe**, Diesterwegs Selbstbeurteilungen, aus seinen Schriften (Mörs 1873); **Rudolph**, Diesterwegs Leben (in der 5. Aufl. des »Wegweisers«, Bd. 1).

Dietendorf, zwei Dörfer im gothaischen Amt Ichtershausen: **Alt-** und **Neudietendorf**, an der Apfelstedt, Station D. an der Thüringischen Bahn mit Abzweigung nach Großbreitenbach, mit (1880) 757 und 658 Einw. Neudietendorf, auch **Neugottern** oder **Gnadenthal** genannt, ist eine 1742 vom Grafen von Promnitz gegründete Herrnhuterkolonie mit Rittergut, Fabriken für Strumpfwaren, Siegellack, Fischbein, Zinnober, Likör, Bierbrauerei und Weißgerberei.

Dieterichs, Joachim Friedrich Christian, Tierarzt, geb. 1. März 1792 zu Stendal, trat 1813 als Militäreleve in die Tierarzneischule zu Berlin, ward 1817 Obertierarzt, wirkte bis 1823 als Lehrer an der Tierarzneischule zu Berlin, ward 1830 Lehrer und 1841 Professor an der allgemeinen Kriegsschule und starb 28. Febr. 1858 in Berlin. Er schrieb: »Handbuch der Veterinärchirurgie« (Berl. 1822, 7. Aufl. 1856); »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie für Tierärzte und Landwirte« (das. 1828, 3. Aufl. 1851); »Handbuch der praktischen Pferdekenntnis« (das. 1834, 3. Aufl. 1845).

Dieterici, 1) Karl Friedrich Wilhelm, Statistiker und Nationalökonom, geb. 23. Aug. 1790 zu Berlin, studierte seit 1809 in Königsberg und Berlin die Rechte und Geschichte, machte als Ingenieur-Geograph und Offizier im Hauptquartier Blüchers die Feldzüge gegen Frankreich mit und wurde nach mehrfach andrer Verwendung im Staatsdienst 1820 im Kultusministerium zu Berlin beschäftigt, 1831 zum Geheimen Oberregierungsrat, 1834 unter Beibehaltung seiner Stellung im Ministerium zum Professor der Staatswissenschaften an der Universität sowie 1844 zum Direktor des Statistischen Büreaus ernannt. Er starb 30. Juli 1859. Seine Hauptschriften sind: »De via et ratione oeconomiam politicam docendi« (Berl. 1835); »Statistische Übersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preußischen Staat und im deutschen Zollverband« (das. 1828; mit 5 Fortsetzungen, 1832—57); »Der Volkswohlstand im preußischen Staat« (das. 1846); »Über Auswanderungen und Einwanderungen« (das. 1847). Als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften (seit 1847) lieferte D. mehrere Erörterungen nationalökonomischer Fragen in den »Abhandlungen« derselben und veröffentlichte zahlreiche Monographien statistischen Inhalts, insbesondere die Tabellen und Nachrichten über den preußischen Staat (seit 1851) und die »Mitteilungen des Statistischen Büreaus« (seit 1848). Sein »Handbuch der Statistik des preußischen Staats« (Berl. 1858—61) wurde von seinem Sohn Karl D. beendet.

2) Friedrich Heinrich, Orientalist, Sohn des vorigen, geb. 6. Juli 1821 zu Berlin, studierte hier, in Halle und Leipzig orientalische Sprachen, besonders das Arabische, habilitierte sich 1846 in Berlin, gab das Buch »Mutanabbi und Seifuddaula« (Leipz. 1847) heraus und bereiste von 1847 an den Orient, namentlich Ägypten, das peträische Arabien und Palästina. Im Oktober 1850 ward er außerordentlicher Professor der arabischen Litteratur an der Universität zu Berlin, welche Stelle er noch gegenwärtig bekleidet. D. schrieb: »Reisebilder aus dem Morgenland« (Berl. 1853), gab ferner »Alfijjah, carmen didacticum grammaticum auctore Ibn Matik« (Leipz. 1851) nebst Übersetzung (Berl. 1853) heraus, welchem die »Carmina Mutanabbii« (das. 1858—59) und eine »Chrestomathie ottomane« (das. 1854) mit grammatischen Paradigmen und Glossar folgten. Bahnbrechend für das Studium der arabischen Philosophie, die für die Kulturgeschichte des Mittelalters von großer Bedeutung ist, sind die spätern Schriften Dietericis, wie die Übertragung des Märchens »Tier und Mensch« (Berl. 1858), der er später eine Ausgabe des Werkes im Urtext (Leipz. 1879) und ein »Arabisch-deutsches Handwörterbuch zum Koran und Tier und Mensch« (das. 1881) folgen ließ; ferner »Die Naturanschauung und Naturphilosophie der Araber im 10. Jahrhundert« (Posen 1861; 2. Aufl., Leipz. 1876); »Die Propädeutik der Araber« (Berl. 1865); »Die Logik und Psychologie der Araber« (Leipz. 1868); »Die Anthropologie der Araber« (das. 1871); »Die Lehre von der Weltseele« (das. 1873); endlich »Die Philosophie der Araber im 10. Jahrhundert n. Chr.« (das. 1876–79, 2 Bde.). Außerdem veröffentlichte D.: »Der Darwinismus im 10. und 19. Jahrhundert« (Leipz. 1878); »Die sogen. Theologie des Aristoteles aus arabischen Handschriften« (hrsg. das. 1882 und übersetzt das. 1883) und kleinere Arbeiten in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«. — Sein Bruder **Karl**, gest. 1876 als preußischer Regierungsrat, schrieb: »Zur Geschichte der Steuerreform in Preußen von 1810 bis 1820. Archivstudien« (Berl. 1875).

Dietēris (griech.), Zeit von zwei Jahren, daher **dietērisch**, zweijährig.

Dietfurt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Hemau, am Ludwigskanal, mit Franziskanerkloster, Bierbrauerei, Landwirtschaft und (1880) 1128 kath. Einwohnern. Hier siegten 4. März 1703 die Österreicher über die Bayern.

Dietharz, Dorf, s. **Tambach**.

Diether, in der deutschen Heldensage ältester Sohn des Königs Amelung, Ermrichs und Dietmars Bruder, erhielt bei der Teilung der Länder seines Vaters Breisach und das Bayerland und hinterließ drei Söhne, die unter dem Namen der **Harlungen** durch ihr tragisches Ende bekannt sind. — Sein Neffe D. der junge, Sohn des Königs Dietmar, jüngerer Bruder Dietrichs von Bern, ward von Hildebrand erzogen, mit seinem Bruder Dietrich von seinem Vatersbruder Ermrich vertrieben und Pflegling von Etzels Gemahlin Helche. Mit deren Söhnen Erp und Ortwin zur Eroberung des Amelungenreichs ausziehend, gelobte er beim Abschied ihrer Mutter, sie gesund heimzuführen oder sie nicht zu überleben. Nach der Thidrek-Saga fielen Erp und sein Geselle Helfrich im Kampf gegen Wittich und Runga, und während D. hierauf mit Runga kämpfte, war auch Ortwin durch Wittich gefallen. Da warf sich D. auf Wittich und zwang ihn, um sein Leben zu retten, D. zu erschlagen. Nach andrer Fassung der Heldensage läßt Dietrich seinen Bruder D. und Etzels Söhne, um sie nicht dem Kampf auszusetzen, unter Ilsans Pflege in Bern zurück, gibt Etzels Söhne in Diethers

Hut und verbietet ihnen, aus der Stadt zu reiten. Trotzdem aber reiten sie aus derselben, verirren sich in die Gegend von Raben (Ravenna) und fallen dort von Wittichs Hand. Nach der Sage in dem Gedicht »Dietrichs Flucht« erlebte D., bei Etzel zurückbleibend, die Wiedereroberung Ravennas und Mailands durch seinen Bruder Dietrich.

Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz, geb. 1412, Sohn des Grafen Diether von Isenburg-Büdingen, ward früh für den geistlichen Stand bestimmt, studierte in Erfurt, wo er 1434 Rektor wurde, begab sich dann nach Mainz, wo er seit 1427 Domherr war, ward 1453 Kustos der Domkirche und 1459 zum Erzbischof erwählt, nachdem er sich verpflichtet hatte, dem Bund seines Vorgängers Dietrich v. Erbach mit Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg gegen Kurfürst Friedrich von der Pfalz beizutreten. Hierdurch stürzte er das Stift in einen verderblichen Krieg. Am 4. Juli 1460 bei Pfeddersheim geschlagen, wurde D. von Friedrich von der Pfalz zum Frieden und Bündnis genötigt und trat nun an die Spitze der Opposition gegen die Übergriffe des Papstes und gegen den mit dem Papst verbündeten Kaiser Friedrich III. D. berief im Februar 1461 einen Fürstentag nach Nürnberg, auf dem die Abstellungsbeschwerden Deutschlands gegen den Papst, ein allgemeines Konzil und eine pragmatische Sanktion für die deutsche Kirche sowie eine Reichsreform gefordert wurden. Aber es gelang dem Papst Pius II. und dem Kaiser, die Vereinigung wieder zu sprengen, und D., der selbst wegen der päpstlichen Annatenforderung eine scharfe Appellation an ein künftiges Konzil erlassen hatte, ward 1461 vom Papst abgesetzt. D. setzte diesem Verfahren Gewalt entgegen, und es entstand ein verheerender Krieg zwischen ihm und dem vom Papst eingesetzten Erzbischof Adolf von Nassau und ihren beiderseitigen Verbündeten, in dem aber D. den kürzern zog. Er verzichtete daher 1463 auf das Stift gegen die Abtretung einiger Städte als Fürstentum. Nach Adolfs Tod 1475 wurde er wieder zum Erzbischof erwählt und führte nun eine friedlichere Regierung. Er stiftete 1477 zu Mainz eine Universität und brachte viele verpfändete Städte und Güter wieder an das Stift. Er starb 7. Mai 1482 in Aschaffenburg. Vgl. K. Menzel, D., Bischof von Mainz 1459 bis 1463 (Erlang. 1867).

Dietleib (D. von Steiermark), in der deutschen Heldensage einer der zwölf Recken Dietrichs von Bern, nach der Thidrek-Saga Sohn des mächtigen Biterolf auf Skane (Schonen) in Dänemark, nach dem deutschen Heldengedicht, das seinen Namen trägt (»Biterolf und D.«), Sohn Königs Biterolf von Tolet (Toledo) und der Dietlinde. Zum Jüngling erwachsen, verließ er heimlich seine Mutter, um den Vater aufzusuchen, der vor vielen Jahren zum König Etzel gezogen war. Auf der Fahrt ließ ihn König Gunther durch Hagen um seinen Namen fragen. D. verweigerte die Antwort, ward deshalb angegriffen, verwundete König Gunther, Gernot und Hagen, mischte sich dann bei einer Heerfahrt nach Polen unter Etzels Mannen und geriet hier in der Verwirrung des Kampfes mit seinem ihm noch unbekannten Vater zusammen. Nach schrecklichem Kampfe folgte die freudige Entdeckung, und beide zogen nun mit Etzels Recken gegen König Gunther, den D. auch vor Worms überwand. König Etzel aber gab dem Sieger Steiermark zu eigen. Auch in dem Gedicht »Dietrichs Flucht« spielt D. eine große Rolle: er kämpfte in der Ravennaschlacht und war der Anführer der zweiten Heerfahrt zur Wiedereroberung Ravennas.

Dietmar von Aist, deutscher Minnesänger, aus einem österreichischen Adelsgeschlecht (Agast, Agist, Aist) entsprossen, dessen Stammburg zwischen Ried und Wartberg auf einem Berg stand, der noch jetzt den Namen Altaist trägt. Er kommt in österreichischen und salzburgischen Urkunden von 1143 bis 1170 vor. Die unter seinem Namen überlieferten Lieder sind zum Teil volkstümlich in Form und Anschauung, innig und tief, oft nur assonierend, während andre ein kunstvolleres Gepräge haben und wahrscheinlich von einem jüngern Dichter herrühren. Sie sind kritisch bearbeitet in »Des Minnesangs Frühling« von Lachmann und Haupt (3. Aufl., Leipz. 1882). Zur Bibliographie vgl. Bartsch, Liederdichter (2. Aufl., Stuttg. 1879).

Dietmar von Merseburg, s. Thietmar.

Dietrich, ein Haken zum Öffnen von Schlössern ohne Schlüssel. Eine Anzahl verschiedener Dietriche bilden das Sperrzeug des Schlossers.

Dietrich (latinisiert Theodericus), altberühmter Mannesname, s. v. w. Volksfürst. Bemerkenswerte Regenten: 1) Fürst von Anhalt-Dessau, dritter Sohn des Fürsten Leopold I., geb. 2. Aug. 1702 zu Dessau, trat 1716 als Oberstleutnant in holländische, 1718 in preußische Kriegsdienste. Im ersten und zweiten Schlesischen Krieg beteiligte er sich mit Auszeichnung an den Schlachten bei Mollwitz und Hohenfriedberg und ward nach der letztern von Friedrich d. Gr. zum General der Infanterie, 1747 zum Generalfeldmarschall ernannt, nahm aber krankheitshalber 1750 seine Entlassung. Nach dem Tod seines Bruders Leopold Maximilian führte er 1751–58 die Regierung des Landes und die Vormundschaft über seine Neffen und Nichten. D. starb unvermählt 2. Dez. 1769.

2) (Kagelwit) Erzbischof von Magdeburg, geboren um 1300 zu Stendal als Sohn eines Gewandmachers aus der Familie v. Portitz, trat in den Cistercienserorden, ward Schaffner in dem Kloster Lehnin in der Mark Brandenburg, 1329 Protonotar und Hofmeister des Bischofs Ludwig von Brandenburg und 1353 von Kaiser Karl IV., dem er namentlich bei der Erwerbung der Kurmark Brandenburg treffliche Dienste leistete, zum Bischof von Minden, Propst von Wyschehrad und Kanzler von Böhmen ernannt. 1361 wurde er auf Wunsch des Kaisers vom Papst zum Erzbischof von Magdeburg erhoben. Er verwandte als solcher seine aus Böhmen mitgebrachten Schätze dazu, die verpfändeten magdeburgischen Festungen und Schlösser wieder an das Erzstift zu bringen und kostspielige Bauten zu unternehmen, und wehrte dem Faustrecht, erlitt aber auf einem zu diesem Zweck unternommenen Zuge gegen den Bischof Gerhard von Hildesheim 1367 bei Dinklar eine Niederlage. Er starb 17. Dez. 1367.

3) D. der Bedrängte, Markgraf von Meißen, jüngster Sohn des Markgrafen Otto des Reichen, wurde mit seinem ältern Bruder, Albrecht dem Stolzen, dadurch entzweit, daß ihr Vater auf Zureden seiner Gemahlin Hedwig, Tochter Albrechts des Bären von Brandenburg, die Erbfolge dahin abänderte, daß D. die Mark Meißen, Albrecht dagegen nur die Grafschaft Weißenfels erhalte. D., von dem Landgrafen Hermann I. von Thüringen, dessen Tochter Jutta er geheiratet hatte, unterstützt, schlug zwar 1194 seinen Bruder von Weißenfels zurück, unternahm jedoch nichts gegen dessen Land, sondern trat 1195 eine Wallfahrt nach Palästina an. Nach Albrechts Tod 1195 gedachte Kaiser Heinrich VI. Meißen mit seinen reichen Bergwerken in Besitz zu nehmen,

doch kam D. durch des Kaisers Tod (1197) in den Besitz der Mark. In dem Kampf der Gegenkönige Philipp und Otto von Braunschweig stand D. auf Philipps Seite, nach dessen Ermordung schwankte er zwischen Otto IV. und Friedrich II. In gefährliche Streitigkeiten geriet er mit der Stadt Leipzig und dem meißnischen Adel. Nach fruchtloser Belagerung Leipzigs verstand er sich 1217 zu einem Vergleich, bemächtigte sich aber der Stadt durch List, ließ ihre Mauern schleifen und sicherte die markgräfliche Lehnsherrlichkeit über dieselbe durch Anlegung dreier Schlösser. Er starb 17. Febr. 1221; daß er vergiftet worden sei, ist spätere Erfindung. Ihm folgte sein jüngster Sohn, Heinrich der Erlauchte.

4) D. der jüngere, s. Diezmann.

Dietrich, 1) Veit (Vitus Theodorus), namhafter Beförderer der Reformation, geb. 1506 zu Nürnberg, bezog 1523 die Universität Wittenberg, war 1527—1530 Luthers Amanuensis und steter Begleiter und wurde auf Melanchthons Fürsprache Prediger an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, wo er, fast an allen bedeutendern Streitfragen und Disputationen teilnehmend, bis an sein Ende (1549) wirkte und der Stadt und der dazu gehörigen Landschaft die erste Agende gab. Durch Herausgabe von erbaulichen und exegetischen Schriften Luthers, die er zum Teil ins Deutsche übersetzte, hat er viel zur Verbreitung der reformatorischen Grundsätze beigetragen. Vgl. Engelhardt in der »Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben« 1880 und 1881.

2) Dominikus, Ammeister von Straßburg, geb. 30. Jan. 1620 zu Straßburg, stammte aus einer protestantischen, ursprünglich französischen Familie Didier, trat schon früh in den Großen Rat ein und wurde zum erstenmal 1660 zum Ammeister gewählt. In beständigem Verkehr mit den Vertretern Frankreichs bei seiner Reichsstadt, suchte er deren Neutralität zu wahren, machte aber dadurch die Patrioten irre. Daß er sich 1672 an dem Verfasser einer Schmähschrift durch dessen Verurteilung zum Tod rächte, schadete seinem Ansehen ungemein. Doch beteiligte er sich 1678 persönlich an dem Widerstand, den Straßburger Truppen und Schweizer in der Festung Kehl den Franzosen entgegensetzten, leider ohne Erfolg. Als 1681 infolge des Spruchs der Reunionskammern ein französisches Heer unter Monclar vor Straßburg erschien, begab er sich an der Spitze einer Deputation in das französische Lager, mußte aber 30. Sept. die Urkunde unterzeichnen, welche die Übergabe der alten Reichsstadt enthielt. Sein Festhalten am lutherischen Bekenntnis zog ihm zunächst den Verlust seines Amtes zu; er wurde dann 1685 nach Guéret, später nach Vésoul verwiesen und durfte erst 1689 nach Straßburg zurückkehren. Hier starb er 9. März 1692. Vgl. L. Spach, Biographies alsaciennes, Bd. 1 (Straßburg 1863).

2) Adam, genannt der Ziegenhainer Botanikus, geb. 1. Nov. 1711 zu Ziegenhain bei Jena, ein gewöhnlicher Bauer daselbst, erlangte durch Aufsuchen und Untersuchen der Pflanzen einen Ruf, der selbst Linné veranlaßte, mit ihm in Korrespondenz zu treten. Er starb 10. Juli 1782. — Sein Enkel Friedrich Gottlieb, geb. 9. März 1768 zu Ziegenhain, war Hofgärtner in Weimar, dann Gartendirektor zu Eisenach und Wilhelmsthal; starb 2. Jan. 1850 in Eisenach. Er schrieb: »Ökonomisch-botanisches Gartenjournal« (Eisenach 1795—1804, 6 Bde.); »Lexikon der Gärtnerei und Botanik« (Berl. 1802—10, 10 Bde.; 2. Aufl. 1820—21; Nachträge, 10 Bde., 1815—21; neuer Nachtrag, 10 Bde., Ulm 1825—40). — Dessen Brudersohn David, Kustos am Universitäts-Herbarium zu Jena, geb. 1800 zu Ziegenhain, lieferte eine Reihe botanischer Kupferwerke, z. B.: »Deutschlands Giftpflanzen« (Jena 1826); »Forstflora« (das. 1828—33; 6. Aufl., Dresd. 1884); »Flora universalis«, mit 4760 kolorierten Abbildungen in 476 Heften (Jena 1831—56; neue Folge, Leipz. 1849—55; neue Serie, Jena 1861 ff.); »Deutschlands Flora« (das. 1833—51, 5 Bde. mit 1150 Tafeln); »Synopsis plantarum etc.« (Weim. 1839—52, 5 Bde.); »Deutschlands ökonomische Flora« (das. 1841—43, 3 Bde.); »Encyklopädie der Pflanzen« (Jena 1841—55, 2 Bde.).

4) (Dietrici) Christian Wilhelm Ernst, Maler und Kupferstecher, geb. 30. Okt. 1712 zu Weimar, bildete sich hier bei seinem Vater und in Dresden unter dem Landschaftsmaler A. Thiele. Erst auf die Nachahmung der Niederländer sich werfend, gelang es ihm, sich in die Art des Vortrags verschiedener Meister hineinzuarbeiten, so daß es ihm möglich war, nach eigner oder nach Neigung der Besteller Gemälde im Geschmack Rembrandts, Ostades, Poelenburgs, Berchems, Watteaus &c. zu liefern, welche freilich hinter den Vorbildern zurückstehen, aber doch häufig Veranlassung gaben, daß Nachahmungen Dietrichs als echte »Rembrandts« &c. verkauft wurden. Am besten und selbständigsten ist er in der Landschaft. Mit Unterstützung des Königs von Sachsen ging er 1742 nach Italien, um, da die Neigung des Hofs der italienischen Richtung vor der niederländischen den Vorzug gab, auch den italienischen Meistern und besonders der Bologneser Schule ihre Hand abzulernen, weshalb er auch seinen Namen italienisch in Dietrici umbildete. Doch war hierin sein Erfolg geringer als bei Nachahmung der Niederländer. Nach seiner Heimkehr zum Professor an der Dresdener Akademie ernannt, starb er 24. April 1774 daselbst. Die Dresdener Galerie hat 51 Gemälde von ihm. Eine Sammlung von Handzeichnungen, Studien und Skizzen, von Ch. Otto in Kreidemanier auf Stein gezeichnet, erschien Leipzig 1810, 5 Hefte; 21 Blätter nach Gemälden und Originalzeichnungen Dietrichs sind in A. Zinggs Zeichenbuch enthalten. Auch als Kupferstecher und Ätzer hat D. einen rühmlichen Namen, und er hat darin Besseres geleistet als im Malen. Seine Blätter belaufen sich auf mehr als 200. Nach seinem Tod gaben die Erben die noch vorhandenen 82 Platten als »Œuvre de C. W. E. D.« heraus. Vgl. Linck, Monographie der von D. radierten, geschabten und in Holz geschnittenen malerischen Vorstellungen (Berl. 1846).

5) Franz Eduard Christoph, protest. Theolog, geb. 2. Juli 1810 zu Strauch (Sachsen), studierte 1829—32 in Leipzig und Halle, wurde 1836 Repetent zu Marburg, 1839 Privatdozent daselbst, 1844 außerordentlicher, 1846 ordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät und 1859 in gleicher Eigenschaft in die theologische übergeführt. Er starb 31. Nov. 1883. Er veröffentlichte: »Altnordisches Lesebuch mit Grammatik und Glossar« (Leipz. 1843, 2. Aufl. 1864), »Abhandlungen für semitische Wortforschung« (das. 1844), »Abhandlungen zur hebräischen Grammatik« (das. 1846), »Morgengebete der alten syrischen Kirche« (das. 1864), »Über die Aussprache des Gotischen« (Marb. 1862), »De Sanchoniathonis nomine« (das. 1872) und gab die 5.—7. Auflage von Gesenius' »Hebräisch-chaldäischem Handwörterbuch« (Leipz. 1855 bis 1868) heraus.

6) Albert, Komponist, geb. 28. Aug. 1829 in dem Forsthaus Golk bei Meißen, Schüler von Jul. Otto in Dresden und später von Rietz und Hauptmann in Leipzig, wo er gleichzeitig die Universität besuchte,

ward 1855 Konzertdirigent in Bonn und 1861 Hofkapellmeister in Oldenburg. Er schrieb Lieder, Balladen, Streichquartette, Trios, Klaviersonaten, eine Symphonie, ein Violinkonzert ꝛc., welche sich alle große Achtung in der Künstlerwelt errangen. Seine letzte größere Arbeit ist die Oper »Robin Hood«, welche zuerst in Dessau, dann auch anderwärts mit Beifall zur Aufführung kam.

7) Anton, Maler, geb. 1833 zu Meißen, kam 1847 auf die Kunstakademie nach Dresden und trat hierauf in das Atelier Schnorrs v. Carolsfeld. Unter dessen Leitung verfertigte er den Karton: Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokars von Böhmen, welcher ihm das große akademische Reisestipendium eintrug. Letzteres ermöglichte dem Künstler 1859 einen Studienaufenthalt in Düsseldorf, wo er ein größeres Bild: Faust bei Gretchen im Kerker, ausführte. 1861 bereiste er Italien. Nach Dresden zurückgekehrt, zeichnete er einen Cyklus von Darstellungen aus dem Leben Ottos d. Gr., welche durch die Photographie Vervielfältigung fanden. Bald darauf erhielt er den Auftrag, die Aula der Kreuzschule zu Dresden mit historischen Fresken zu schmücken, welche er 1868—1872 ausführte. Es folgte ein großes Freskogemälde im Johanneum zu Zittau: Paulus predigt auf dem Areopag in Athen.

Dietrichs Drachenkämpfe, Gedicht, s. Dietrich und seine Gesellen.

Dietrichs Flucht (auch Dietrichs Ahnen und Flucht genannt), von Heinrich dem Vogler, einem Fahrenden aus Österreich, um 1290 verfaßtes Gedicht der deutschen Heldensage, dem ostgotischen Sagenkreis angehörend, dessen Inhalt folgender ist. König Ermrich, der seines Bruders Diether Söhne getötet hat, sucht auch seines Bruders Dietmar Sohn Dietrich (s. Dietrich von Bern) zu fangen, der ihn jedoch besiegt. Später werden Dietrichs Leute von Ermrich gefangen; nur Dietleib von Steier entkommt und bringt Kunde an Dietrich, der, um die Gefangenen zu lösen, Land und Gut hingibt und nach Hunnenland zieht. Mit einem Heer zurückkehrend, schlägt er dann den Oheim Ermrich vor Mailand und vertreibt ihn, worauf er heimzieht und Herrat, die Schwester von Etzels Frau (Helche), freit. Da Raben (Ravenna) durch Wittichs Verrat wieder verloren geht und Ermrich grausam haust, zieht Dietrich von neuem gegen ihn aus und schlägt ihn bei Raben (s. Rabenschlacht), worauf er als Sieger in Mailand einzieht. Das Gedicht (hrsg. in Hagens und Primissers »Heldenbuch«, Bd. 2, und von Martin in »Deutsches Heldenbuch«, Bd. 2, Berl. 1866) ist in Reimpaaren abgefaßt und enthält besonders lebendige Schlachtenschilderungen.

Dietrich und seine Gesellen (auch Dietrichs Drachenkämpfe, Dietrichs erste Ausfahrt oder Virginal betitelt), eine Dichtung der deutschen Heldensage, welche die ersten Abenteuer des jugendlichen Dietrich besingt. Mit Hildebrand ausziehend, befreit er die Königin Virginal von Tirol, welche von dem Heiden Orkise bedrängt wird, und kämpft dann siegreich gegen die Riesen und Drachen im Gebirge. Das Ganze schließt mit Turnieren und Festen. Das weitschichtig angelegte Gedicht, das nur stellenweise einiges Leben entwickelt, wurde herausgegeben durch v. d. Hagen (»Heldenbuch«, Bd. 2), Stark (Stuttg. 1860) und Zupitza (»Deutsches Heldenbuch«, Bd. 5, Berl. 1870).

Dietrich von Bern, einer der Haupthelden der deutschen Heldensage, stammte aus dem Geschlecht der Amelungen und bildet den Mittelpunkt des ostgotischen Sagenkreises. Er ist von einem Geist gezeugt; daher schießt Feuer aus seinem Mund, sobald er zornig wird. Schon als Jüngling kämpfte er mit dem Riesen Sigenot und mit dem Recken Ecke, später im Rosengarten bei Worms auch mit Siegfried. Vor Ermrich, dem Bruder seines Vaters, mußte er aus seinem Reich in Italien nach Ungarn fliehen, wo er samt seinen Mannen (darunter der alte Hildebrand) von Etzel, dem König der Hunnen, gastlich aufgenommen wurde. Ein Kriegszug gegen Ermrich, zu dem ihm Etzel ein stattliches Heer mitgegeben, mißglückt, und er muß wieder zu den Hunnen zurückkehren. Später rückt er mit einem neuen Heer nach Italien, erobert nach einer gewaltigen Schlacht die Stadt Raben (Ravenna), vertreibt Ermrich und nimmt sein Reich wieder in Besitz. Die Niederlage der Burgunden durch die Hunnen hatte zur Folge, daß D. in die burgundische und fränkische Siegfriedsage verflochten wurde, und so begegnet uns seine gewaltige und doch bescheidene Gestalt, mit sichtlicher Vorliebe gezeichnet, im zweiten Teil des Nibelungenliedes an König Etzels Hof. Überhaupt sammelte sich um D. im Lauf der Zeit ein großer Sagenkreis, dem die deutschen Dichter des Mittelalters mit Vorliebe ihre Stoffe entlehnten, und selbst die Bauern singen und sagen noch spät von dem treuen, echt volkstümlichen Helden. Offenbar liegen der Gestalt Dietrichs alte mythologische Vorstellungen zu Grunde: D. mag als Vermenschlichung des Donnergottes Thor anzusehen sein, der noch am glühenden Atem erkenntlich ist. Später übertrug sich die Sage von dem Gott auf die historische Person Theoderichs d. Gr., der seinen Sitz in Verona hatte, das im Mittelalter Bern hieß. Demgemäß ist auch in einigen der auf D. bezüglichen Gedichte (»König Laurin«, »Ecken Ausfahrt«, »Sigenot«, »Alpharts Tod«, »Dietrichs Flucht«, »Rabenschlacht« ꝛc.) das historische Element vorwiegend, während in andern, nämlich in denen, in welchen D. in mannigfache Verbindung mit Sagen von Zwergen, Riesen und Drachen gebracht wird (z. B. »Dietrich und seine Gesellen«), das mythologische überwiegt. Vgl. Uhland, D. (in Pfeiffers »Germania«, I, S. 304); Raßmann, Die deutsche Heldensage (Hannov. 1857—59); K. Meyer, Die Dietrichssage in ihrer geschichtlichen Entwickelung (Basel 1868).

Dietrich von Eilenburg oder **Landsberg,** zweiter Sohn Markgraf Konrads von Meißen, Stifter des Klosters Dobrilugk, ein heftiger Gegner Heinrichs des Löwen, geboren vor 1130, starb 9. Febr. 1185. Da sein Sohn Konrad vor ihm den Tod im Turnier gefunden hatte, fiel Dietrichs Erbe und Lehen an seinen Bruder Dedo von Rochlitz.

Dietrich von Riem, s. Riem.

Dietrichson, Lorents Henrik Segelcke, norweg. Kunst- und Litterarhistoriker und Dichter, geb. 1. Jan. 1834 zu Bergen, studierte in Christiania und machte sich schon damals durch witzige Studentenlieder, die 1859 unter dem Titel: »Samfundsviser og Sange af Jörgen Latiner« gesammelt erschienen, einen Namen. Nachdem er einige Zeit auf den Bibliotheken Schwedens gearbeitet u. die litterarhistorische Schrift »Om Läredigtet i Nordens poetiske Literatur« (1860) veröffentlicht hatte, erhielt er 1861 eine Anstellung als Dozent an der Universität Upsala, wurde 1866 zum Amanuensis beim Nationalmuseum, 1868 zum Professor an der Akademie der Künste zu Stockholm ernannt und wirkte später auch einige Jahre (1870—73) an der Gewerbeschule daselbst. Seit 1875 bekleidet er die außerordentliche Professur der Kunstgeschichte an der Universität zu Christiania, wo er zugleich erster Direktor der Nationalgalerie, der Kupfer-

stichsammlung und des Kunstgewerbemuseums ist, durch dessen Mitbegründung er dauernden Einfluß auf die nordische Kunstentwickelung ausgeübt hat. Wiederholte Studienreisen führten ihn nach Italien (1862–65 fungierte er als Konsulatssekretär in Rom), Griechenland, Kleinasien, Ägypten, Rußland etc. Von seinen Werken verdienen namentliche Hervorhebung: »Indledning i Studiet af Sveriges Literatur i vort Aarhundrede« (Kopenh. 1862); »Omrids af den norske Poesies Historie« (das. 1866–69, 2 Bde.); »Det Skönas Verld. Estetikens och Konsthistoriens Hufvudläror« (Stockh. 1860–70); »Från min Vandringstid« (das. 1873–75, 3 Bde.); »Christusbilledet« (Kopenh. 1880); »Antinoos, eine kunstarchäologische Untersuchung« (Christiania 1884); »Fra Kunsten's Verden« (Kopenh. 1885). Außerdem verfaßte er Monographien über Runeberg (Stockh. 1864) und Tidemand (1878–79), mehrere Schauspiele (»En Arbetare«, »Karl Folkunge« etc.), die Dichtung »Kivleslätten« (1879) und zahlreiche kritische und kunsthistorische Aufsätze in norwegischen, schwedischen und deutschen Zeitschriften. 1875–76 gab er eine »Tidskrift for Konst och Konstindustri« in Stockholm heraus. D. ist seit 1862 mit der norwegischen Malerin Mathilde **Bonnevie** (geb. 12. Juli 1837 zu Christiania) verheiratet, die ihn auf seinen Reisen begleitete.

Dietrichstein, altes freiherrliches, später gräfliches, in der Hauptlinie seit dem 17. Jahrh. fürstliches Haus, stammt aus Kärnten, wird 7. Jan. 1003 zum erstenmal urkundlich genannt, erscheint seit dem 12. Jahrh. deutlicher als bischöflich bambergisches Dienstmannengeschlecht und besaß Güter in Innerösterreich, Mähren und Böhmen. Zu Ende des 15. Jahrh. zerfiel die Familie in zwei Linien, die Weichselstätt-Rabensteinische und die Hollenburg-Finkensteinische, deren erstere sich in eine ältere und eine jüngere schied und 1859, bez. 1861 erlosch, während die Hollenburg-Finkensteinische, vielfach abgezweigte Linie (s. unten) als jüngere Nikolsburger 1769 die Fürstenwürde erhielt, endlich eine andre Linie durch Erbanfall das Prädikat **Proskau** und 1802 nach Aussterben der Grafen von **Leslie** letzteres Prädikat erwarb und somit sich D.-Proskau-Leslie schrieb. Die Nikolsburger Linie erlosch 1864 (s. unten, D. 6), worauf durch kaiserliches Diplom 1869 der fürstliche Titel D.-Nikolsburg auf den Grafen **Mensdorff-Pouilly** (s. d.), den Gemahl der Gräfin Alexandrine von D., Tochter des Fürsten Joseph von D., übertragen wurde. Vgl. »Rerum gestarum gentis Dietrichsteinianae«, Bd. 1 (Olmütz 1621); **Benedikt**, Die Fürsten von D. (»Schriften des Historischen Vereins für Innerösterreich«, Graz 1848); **Feyfar**, Die erlauchten Herren auf Nikolsburg (Wien 1879). Bemerkenswert sind:

1) **Pankraz** von, 1480–97 als Pfleger und Landrichter zu Hartnidstein bei Wolfsberg (bambergisch) genannt, verteidigte 1483 seine Stammburg lange gegen das siegreiche Heer des ungarischen Königs Matthias Corvinus und übergab sie erst gegen das Versprechen, daß keine Feindseligkeit darin verübt werden solle; trotz des Vertrags wurde aber die Feste gänzlich geschleift. Kaiser Maximilian I. verlieh ihm 1506 für sein ganzes Geschlecht das Erbmundschenkenamt in Kärnten. Er starb 4. Sept. 1508.

2) **Siegmund**, Sohn des vorigen, geb. 1484, kam früh an den Hof Maximilians I., kämpfte 1514 gegen die Venezianer und 1515 gegen die aufrührerischen Bauern bei Rann, 1525 in Steiermark, besetzte Schladming, wurde aber von den aufständischen Bauern des Salzburger Bundes unter Führung Grubers 3. Juli frühmorgens überfallen und gefangen nach Werfen abgeführt, indem er nur mit Not durch seine Landsknechte der Hinrichtung entging, ward jedoch wegen seiner Bemühungen um Herstellung des Friedens bald wieder freigegeben. 1514 Freiherr geworden, ein Liebling Maximilians I., den ein Gerücht zu seinem Vater macht, genoß er auch das Vertrauen Ferdinands I. Er starb 19. Mai 1533 auf Finkenstein und wurde zu Villach in der St. Jakobskirche bestattet. Nach dem Testament Kaiser Maximilians I. von 1519 sollte er in Wiener-Neustadt zu den Füßen des Kaisers beigesetzt werden. Er stiftete den Innern Mäßigkeitsbund und die St. Christophsbrüderschaft. Seine Söhne **Siegmund Georg**, welcher Protestant wurde, und **Adam** teilten den Hollenburgischen Stamm in zwei Äste, den österreichischen, welcher 1651 in den Reichsgrafenstand und 1684 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde und 1825 im Mannesstamm erlosch, und den Nikolsburger oder fürstlichen Ast.

3) **Adam**, Sohn des vorigen, geb. 7. Okt. 1527 zu Graz, kam noch jung als Truchseß an Kaiser Ferdinands I. Hof und war schon 1548 Mundschenk des Erzherzogs Maximilian, der ihn mit mehreren ehrenvollen Sendungen beauftragte. Er wirkte zum Abschluß des Passauer Vertrags und des Religionsfriedens zu Augsburg mit, bemühte sich als Gesandter Maximilians II. vergeblich, 1561 vom Papst Pius V. das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Priesterehe und die Aufhebung der Ordensgelübde der Malteserritter zu erlangen, und beseitigte als Gesandter am spanischen Hof seit 1563 die zwischen dem Kaiser und Philipp II. vornehmlich wegen der den österreichischen Ständen bewilligten freien Religionsübung und wegen der niederländischen Unruhen entstandene Mißstimmung. Seine Aufzeichnungen über Don Karlos sind wichtige Zeugnisse. 1572 erwarb er die von den **Liechtensteinern** 1560 für 60,000 böhm. Thaler dem reichen Ungarn Ladislaus v. Kerecsényi verkaufte Schloßherrschaft **Nikolsburg** in Mähren als kaiserliches Lehen, 1575 als erbeignen Besitz. 1572 erwirkte er als kaiserlicher Kommissar von den Ständen Ungarns noch die Krönung seines Zöglings Rudolf II. Seine letzten Jahre verlebte er auf seinem Schloß Nikolsburg unter wissenschaftlichen Beschäftigungen. Er starb 5. Febr. 1590.

4) **Franz**, Fürst von D., Kardinalbischof von Olmütz, geb. 22. Aug. 1570 zu Madrid, Sohn des vorigen, erhielt seine Bildung in Wien und Prag, seit 1588 im Collegium germanicum zu Rom, wurde 1591 schon Olmützer Domherr, dann Kanonikus zu Breslau und Passau, 1597 Propst zu Leitmeritz und, 1597 zum Priester geweiht, 3. Mai 1599 Kardinal und 23 Tage später, auf Andringen des Papstes, durch kaiserliche Intervention trotz des anfänglichen Sträubens der Olmützer Domherren Bischof daselbst. Als päpstlicher Legat hielt er 9. Aug. 1600 seinen Einzug in sein Bistum. Trotzdem, daß damals in Mähren der Protestantismus herrschte und die Mähren ihm sowohl als Fremden wie als Papisten mit Mißtrauen entgegentraten, ebneten ihm sein Talent und Ehrgeiz, gepaart mit zäher Ausdauer und Geschäftsgewandtheit, die Wege, und bald galt er als Seele der katholischen Gegenreformation und der Regierungspartei, so daß er es bald zum Landeshauptmann-Stellvertreter brachte und, obschon 1602 dieser Stelle enthoben, in seinem Einfluß nach oben und unten zunahm. Auch als Kriegsmann war er thätig, indem er 1605 gegen die nach Mähren streifenden Insurgentenscharen Bocskays ein Aufgebot befehligte und die ungarische Grenzstadt Skalitz einnahm. In der Gunst des Prager Hofs Kaiser Rudolfs II. war er bereits derart gestiegen,

daß dieser ihn (Ende 1607) zum Präsidenten des Geheimen Rats ernannte. In der wirrenvollen Zeit des Bruderzwistes im Haus Habsburg spielte D. die schwierige Rolle eines Unterhändlers, verstand es aber auch, als das Geschick zu gunsten Matthias' entschied und Rudolf II. diesem Österreich, Mähren und Ungarn abtreten mußte (1608), sich der Gunst des neuen Herrn zu versichern und insgeheim den protestantischen Autonomisten wirksam entgegenzutreten, nach außen den ständischen Wünschen zu entsprechen und thatsächlich doch den Wünschen des Hofs und vor allem den Interessen der katholischen Kirche und des römischen Stuhls entgegenzukommen. Als der böhmische Aufstand 1618 ausbrach, wurde er geächtet und zur Flucht nach Nikolsburg, dann nach Wien gezwungen. Um so glänzender wurde nach dem Sieg der Sache Kaiser Ferdinands II. in der Schlacht am Weißen Berg (8. Nov. 1620) die Stellung des Kirchenfürsten. Er wurde nunmehr Generalkommissar, Gubernator und Landeshauptmann Mährens und überdies fungierender Oberstlandkämmerer, also die Hauptperson im Land (1621—36), welcher das schwierige Werk der Konfiskations-, Traktations- und Revisionskommission, vor allem das der Pazifikation des Landes übertragen wurde. Er führte auch die katholische Gegenreformation Mährens durch und war auch als Diplomat, z. B. bei dem Abschluß des Nikolsburger Friedens (1621 bis 1622) mit Bethlen Gabor, thätig. 1624 Reichsfürst, 1635 Protector Germaniae geworden, 1636 überdies kaiserlicher Statthalter in Österreich, schloß er sein thätiges, vom Glück reichbedachtes Leben 19. Sept. 1636 in Brünn als Senior des Kardinalkollegiums. Sein Sinn für Wissenschaft verewigte sich in seiner großen zu Nikolsburg angelegten Bibliothek, welche 1645 von den Schweden unter Torstensson vollständig ausgeplündert wurde. Vgl. Voigt, Leben des Fürsten und Kardinals von D. (Leipz. 1792), und seine »Korrespondenz mit dem Hofkriegsratspräsidenten Collalto« aus den Jahren 1623—30 (hrsg. von Trampler, Wien 1873).

5) Franz Joseph, Fürst von D. (und Inhaber der großen Fideikommißherrschaft, welche Fürst Gundakar, von der österreich. Hollenburger Linie, mit kaiserlicher Zustimmung vom 22. Okt. 1689 aus seinen Besitzungen gebildet und 1690 der jüngern Nikolsburger Linie vererbt hatte, die auch in den Besitz des Erbschenkenamts kam), k. k. Kämmerer und Wirklicher Geheimer Rat, geb. 28. April 1767, diente in der österreichischen Armee als Generalmajor und schloß 1800 mit Moreau den Parsdorfer Waffenstillstand. Im J. 1809 ward er Oberhofmeister des Erzherzogs Franz, nachherigen Herzogs von Modena, fungierte dann als Hofkommissar in dem vom Feind besetzten Teil Galiziens bis zum Wiener Frieden; starb 10. Juli 1854.

6) Moritz Joseph Johann, des vorigen Bruder, geb. 19. Febr. 1775 zu Wien, trat 1791 in den österreichischen Militärdienst, ward Adjutant des Generals Mack 1798 in Neapel, wo er mit seinem Chef in französische Gefangenschaft geriet, und 1805 in Ulm, wurde 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt (bis 1831) und später Leiter der Hofbühne und kaiserlichen Bibliothek, 1845 Oberstkämmerer und trat 1848 in Ruhestand. Er starb 27. Aug. 1864, nachdem sein Sohn Joseph Moritz, geb. 4. Juli 1801, 1821—1848 als Diplomat in Neapel, Paris, London, Kassel, Brüssel, Karlsruhe und Darmstadt, 1844—48 in London verwendet, schon 1852 gestorben war, als der letzte Sproß des uralten Geschlechts. Vgl. Weidmann, Moritz, Graf von D., sein Leben und Wirken, aus seinen hinterlassenen Papieren dargestellt (Wien 1867).

Dietrichswalde, kathol. Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, 5 km nordöstlich von der Station Biesellen (an der Thorn-Insterburger Eisenbahn), hat (1880) 864 Einw. und wird seit 1877 wegen der angeblich dort vorgekommenen Wundererscheinungen von Wallfahrern viel besucht.

Dietrici, Maler, s. Dietrich 4).

Dietsch, Rudolf, Philolog und Historiker, geb. 16. März 1814 zu Mylau im Vogtland, vorgebildet zu Zeitz, studierte 1832—36 unter Hermann in Leipzig, wurde 1836 Lehrer an der lateinischen Hauptschule in Halle, 1837 am Gymnasium zu Hildburghausen, 1840 Oberlehrer in Grimma, 1861 Direktor in Plauen, 1866 Rektor und erster Professor in Grimma, legte 1872 sein Amt nieder und starb 29. Dez. 1875 in der Irrenanstalt zu Stötteritz bei Leipzig. Von seinen philologischen Leistungen sind die Ausgaben von Eutrop, Herodot, Ciceros ausgewählten Briefen, Nepos ohne besondern Wert; bedeutender sind die des Sallust (Leipz. 1843—46, 2 Bde.; neue Rezension 1859; Textausgabe, 4. Aufl. 1874; Catilina mit Anmerkungen, 1864). Am bekanntesten ist er jedoch durch seine Geschichtsbücher: das »Lehrbuch der Geschichte« (3 Bde., Leipz. 1847—51 u. öfter), den »Grundriß der Geschichte« (das. 1854, 3 Tle.; 9. Aufl., bearbeitet von G. Richter, 1883 ff.) und den »Abriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte« (5. Aufl., das. 1882). Von 1848 bis 1862 war er Mitredakteur der »Jahrbücher für Philologie und Pädagogik«.

Dietz, Hauptort des Unterlahnkreises im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, an der Lahn und an der Berlin-Koblenzer Eisenbahn, hat ein Amtsgericht, Landratsamt, Bergamt, ist Sitz mehrerer Bergwerksdirektionen, hat ein auf einem Felsen stehendes Schloß (einst Residenz der Grafen von D., jetzt Zucht- und Arbeitshaus), 2 evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Realprogymnasium, bedeutende Kalk- und Marmorbrüche, wichtige Kalkbrennerei, Fabrikation von Zigarren, Marmorwaren, Erdfarben, Maschinen, Obstbaumschulen, Handel mit Getreide und Landesprodukten, Gasleitung und (1880) 4451 Einw., darunter 1464 Katholiken und 171 Juden. Zu D. gehört das Schloß Oranienstein, auf einem Felsen an der Lahn (ursprünglich ein Benediktiner-Nonnenkloster, jetzt Kadettenanstalt mit ca. 200 Zöglingen). In der fruchtbaren und anmutigen Umgegend wird bedeutender Bergbau auf Eisenstein und Manganerze getrieben; auch liegen in der Nähe die Schloßruine Ardeck, das Dorf Fachingen mit berühmtem Sauerbrunnen und das dem Großherzog von Oldenburg gehörige Schloß Schaumburg (s. d. 2) mit Bibliothek und Mineraliensammlung. — D. kommt unter dem Namen Theodissa schon zur Zeit Karls d. Gr. vor, der es 790 dem Kloster Prüm schenkte. Seit dem Anfang des 12. Jahrh. erscheint es im Besitz eigner Grafen, die den Grafen von Sayn verwandt waren. Als jene 1388 ausstarben, kam die Grafschaft D. durch Verheiratung zum Teil an Nassau (ganz erst 1530 und 1557), das sich nun in einer seiner Linien Nassau-D. nannte. Diese Linie, später in den Fürstenstand erhoben, erlangte mit Wilhelm IV. die Erbstatthalterschaft in Holland und trägt gegenwärtig die niederländische Königskrone, während das Fürstentum D. 1806 an das Herzogtum Nassau und 1866 mit diesem an Preußen kam.

Dietz, Feodor, Maler, geb. 29. Mai 1813 zu Neunstetten in Baden, machte bei dem Tiermaler A. Kunz

seine ersten Studien und besuchte seit 1831 die Akademie in München, wo er unter Ph. Foltz im Königsbau enkaustische Wandgemälde zu Bürgers Gedichten fertigte. Sein Tod Max Piccolominis (1835) und darauf Pappenheims Tod und Gustav Adolf bei Lützen veranlaßten die Bestellung des Bildes: Markgraf Ludwigs von Baden Sieg über die Türken (Karlsruher Kunsthalle) durch den Großherzog Leopold. 1837 begab er sich, angezogen von Horace Vernets Ruf, nach Paris, kehrte jedoch bald nach München zurück, wo er die drei in der Karlsruher Kunsthalle befindlichen Bilder malte: die badische Reiterei an der Beresina, die badischen Leibgrenadiere, den Montmartre stürmend, und die Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen, sowie das im Stuttgarter Museum befindliche: vor Leipzigs Thoren. Voll Interesse für den Krieg, nahm er 1848 an dem schleswig-holsteinischen Feldzug teil und malte für den Herzog von Koburg das große Bild: der Strandkampf von Eckernförde gegen das dänische Linienschiff Christian VIII. Seine 1853 gemalte nächtliche Heerschau Napoleons nach Zedlitz' Gedicht kam in Napoleons III. Besitz. Großen Beifall fand sein 1856 vollendetes Gemälde: die Zerstörung Heidelbergs durch Mélac (Kunsthalle zu Karlsruhe), welches seine spätern Werke nicht mehr erreichten. Zu derselben Zeit entstand auch der Sturm auf Belgrad für das Maximilianeum zu München. Im J. 1862 ward D. zum Professor der Historienmalerei an der Kunstschule zu Karlsruhe ernannt, vollendete aber vor seiner Abreise von München noch die Gemälde: der Entsatz Wiens 1668 durch die Bayern, an der Fassade des Maximilianeums, und Kronprinz Ludwig in der Schlacht bei Abensberg, im bayrischen Nationalmuseum. Nach seiner Übersiedelung nach Karlsruhe entstanden sein Übergang Blüchers über den Rhein bei Kaub und Blücher nach der Schlacht bei La Rothière auf dem Marsch nach Paris (1868, Berliner Nationalgalerie). Als Delegierter des Karlsruher Hilfsvereins ging er nach dem Ausbruch des Kriegs 1870 nach Frankreich und stürzte 18. Dez. bei Gray, vom Herzschlag getroffen, tot vom Pferde. Durch seine Arbeiten geht ein Zug kühner, schöpferischer Kraft, energischer Komposition, origineller Phantasie und patriotischen Sinnes; seine Farbe ist dagegen häufig trübe und stumpf.

Dietzel, Karl August, Nationalökonom, geb. 7. Jan. 1829 zu Hanau, widmete sich anfänglich dem Geschäftsleben, seit 1850 dem Studium der Staatswissenschaften, war 1856 Privatdozent in Heidelberg, 1859 in Bonn, ward 1863 außerordentlicher Professor in Heidelberg und 1867 ordentlicher Professor in Marburg, wo er 3. Aug. 1884 starb. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Das System der Staatsanleihen« (Heidelb. 1855); »Die Besteuerung der Aktiengesellschaften in Verbindung mit der Gemeindebesteuerung« (Köln 1859); »Die Volkswirtschaft und ihr Verhältnis zu Gesellschaft und Staat« (Frankf. 1864).

Dietzsch, Johann Christoph, Maler und Radierer, geb. 1710 zu Nürnberg, Schüler seines Vaters Johann Israel D. (1681—1754), widmete sich vorzugsweise der Landschafts-, Blumen- und Früchtemalerei in Wasserfarben und radierte auch etwa 50 Blätter Landschaften, Porträte u. dgl. Er starb 1769 in Nürnberg. — Seine vier Brüder, Johann Siegmund, Johann Jakob, Georg Friedrich und Johann Albert, und zwei Schwestern, Barbara Regina und Margarete Barbara, sind ebenfalls als Maler thätig gewesen.

Dieu (spr. djöh), Jean de, s. v. w. Johann von Gott, s. Barmherzige Brüder.

Dieu (Île d'Yeu), franz. Insel, s. Yeu.

Dieu et mon droit (franz., spr. djö e mong droá), »Gott und mein Recht« (Wahlspruch der englischen Krone).

Dieulefit (spr. djöhlöfih), Stadt im franz. Departement Drôme, Arrondissement Montélimar, am Jabron, ansehnlicher Fabrikort mit (1876) 3072 Einw. (darunter viele Protestanten), berühmten Töpfereien, Tuchfabrikation, Seiden- und Baumwollspinnerei, Färberei, Trüffelbereitung und 2 kalten Mineralquellen (mit Badeeinrichtung).

Dieu le veut (franz., spr. djö lö wöh), »Gott will es«.

Dieuze (spr. djöhs'), Kantonstadt in Deutsch-Lothringen, Kreis Château-Salins, an der Seille und der Eisenbahn Bensdorf-Deutsch-Avricourt und durch den Salinenkanal (40 km lang) mit der Saar bei Saaralben verbunden, hat ein sehr altes und bedeutendes Salzwerk, das 19 qkm bedeckt und jährlich 20,000 Ton. Kochsalz liefert, ein große chemische Fabrik (für Sodasalz, Schwefelsäure, Alaun etc.), Leimfabrikation, eine Gas- und Wasserleitung und (1880) 2895 meist kath. Einwohner. Das Steinsalzlager wurde bereits im 11. Jahrh. ausgebeutet; seit 1842 befinden sich die Werke im Privatbesitz. Südöstlich bei D. liegt auf einer Halbinsel im Linder Weiher die Gemeinde Tarquimpol, an der Stelle der alten Römerstadt Decem Pagi, von der noch zahlreiche Altertümer gefunden werden.

Dievenow, der östliche, 35 km lange Mündungsarm der Oder, trennt die Insel Wollin vom Festland, verläßt oberhalb Wollin das Pommersche Haff, fließt an Wollin vorüber, bildet bei Kammin einen See, den Kamminer Bodden, in dem die Insel Gristow liegt, und mündet zwischen den Dörfern West- und Ostdievenow (Seebad) mit einer sehr versandeten Mündung in die Ostsee.

Diez, 1) Friedrich Christian, Begründer der romanischen Philologie, geb. 15. März 1794 zu Gießen, studierte hier altklassische Philologie, nahm 1813 in einem hessischen Freikorps an dem Feldzug nach Frankreich teil und widmete sich nach seiner Rückkehr dem Studium der neuern Sprachen und Litteraturen, das er in Göttingen fortsetzte. Im April 1818 sah er Goethe in Jena, der ihn auf Raynouard und das Studium der provençalischen Sprache hinwies. Er habilitierte sich 1822 in Bonn und erhielt hier 1830 eine ordentliche Professur der romanischen Sprachen, die er bis an seinen Tod, 29. Mai 1876, mit Auszeichnung bekleidete. Als Schriftsteller trat D. zuerst mit seinen »Altspanischen Romanzen« (Berl. 1821) und der Abhandlung »Über die Minnehöfe, Beiträge zur Kenntnis der romanischen Poesie« (das. 1825; franz. von Roisin, Lille 1842) auf; sodann folgten die Werke: »Die Poesie der Troubadours« (Zwickau 1826; 2. Aufl. von Bartsch, Leipz. 1883; übersetzt von Roisin, 1845) und »Leben und Werke der Troubadours« (das. 1829, mit zahlreichen Übersetzungen; 2. Aufl. von Bartsch, das. 1882), worin zum erstenmal eine umfassende und wissenschaftliche Darstellung des Wesens und der Entwickelung der provençalischen Lyrik im Mittelalter gegeben wird. Seine spätern Hauptwerke sind: »Grammatik der romanischen Sprachen« (Bonn 1836—38, 3 Bde.; 4. Aufl., das. 1876—77; engl. von Cayley, 1862; franz. von Brachet u. a., 1872—76) und das »Etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen« (das. 1853, 2 Bde.; 4. Aufl. von A. Scheler, das. 1878), zu dem Jarnik einen »Index« herausgab (Berl. 1878). Beide Werke behandeln diese Sprachen zum erstenmal vom vergleichenden historischen Standpunkt aus und sind dadurch für die romanische Philo-

logie epochemachend geworden. Andre Publikationen von D. sind: »Altromanische Sprachdenkmale« (Bonn 1846) und »Zwei altromanische Gedichte« (das. 1852); »Über die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie« (das. 1863); »Altromanische Glossare, berichtigt und erklärt« (das. 1865) und »Romanische Wortschöpfung« (das. 1875). Nach seinem Tod erschienen »Kleinere Arbeiten und Rezensionen« (hrsg. von Breymann, Münch. 1883). Von seinen zahlreichen Verehrern wurde die Gründung einer **D.-Stiftung** unternommen. Vgl. **Sachs**, F. D. und die romanische Philologie (Berl. 1878); **Breymann**, F. D., sein Leben, seine Werke (Münch. 1878); **Stengel**, Erinnerungsworte an F. D. (Marb. 1883).

2) **Katharina**, Dichterin, geb. 2. Dez. 1810 zu Netphen an der Sieg, lebte nach dem Tod ihrer Eltern meist bei ihrer Schwester Elisabeth Grube in Düsseldorf, wo ihr früh entwickeltes dichterisches Talent mannigfache Anregung fand, erhielt später von der Königin Elisabeth von Preußen eine Pension und wurde 1864 von derselben zur Ehrenstiftsdame des adligen Stifts Keppel ernannt. Sie starb 22. Jan. 1882 in Netphen. Mit der genannten Schwester gab sie zunächst einen »Liederkranz« (Düsseld. 1842) und »Wiesenblumen von der Sieg und Feldblumen vom Rhein« (das. 1847, 2 Bde.) heraus, in denen sich echt weibliche Sinnigkeit und Zartheit der Empfindung aussprechen. Bekannter ward sie durch ihre größern epischen Dichtungen, die nur zu oft in Reflexionen und lyrische Ergüsse abschweifen: »Die heil. Elisabeth« (Essen 1845); »Dichtungen nach dem Alten Testament« (Berl. 1852); »Joseph, Gedicht nach dem Alten Testament« (das. 1855) und »Agnes Bernauer« (das. 1857). Poetische Charakteristiken in Sonettenform gab sie in »Biblische Frauen« (Berl. 1864). In Prosa schrieb sie neben kleinern Volks- und Jugendschriften (gesammelt, Stuttg. 1873–79, 12 Bdchn.): »Frühlingsmärchen« (Berl. 1851) und »Neue Märchen aus Wald, Feld und Wiese« (das. 1854), die an die ähnlichen Versuche von Gustav zu Putlitz anklingen; ferner die Erzählungen: »Onkel Martin« (2. Aufl., Stuttg. 1879), »Thoms. Aus dem Dorfleben« (das. 1860), »Eine Jugendfreundschaft« (das. 1861), »Nach Mexiko und zurück in die Heimat« (das. 1868) und die Romane: »Editha« (Berl. 1867, 2 Bde.) und »Heinrich Heines erste Liebe« (das. 1870). Ihre letzten Dichtungen sind das Trauerspiel »Jephthas Opfer« (Berl. 1874) und »Frithjof« (Düsseld. 1879).

3) **Sophie**, geborne **Hartmann**, Bühnensängerin, geb. 1. Sept. 1820 zu München, beteiligte sich frühzeitig am Kirchengesang und trat 1836 in den Chor des Hoftheaters. Von Lenz und namentlich von Franz Lachner wurde ihr Talent bald zu schöner Blüte entwickelt, so daß sie schon im folgenden Jahr das Fach der Soubrette ausfüllen konnte. Als Benjamin in Méhuls »Joseph und seine Brüder« debütierte sie im Februar 1837 und gehörte seitdem ununterbrochen der Münchener Oper an, bis sie 1878 in den Ruhestand trat. Ihre schöne Sopranstimme, angenehmes Darstellungsvermögen und eine überraschende Vielseitigkeit zeichneten sie aus. Von der letztern gibt ihr Repertoire Kunde, das fast alle Partien der großen wie der komischen Oper umfaßt. Charakteristisch ist, daß sie in »Figaros Hochzeit« außer der Marcelline alle Damenrollen, in der »Zauberflöte« sechs Rollen sang. Ihr Gatte ist der Tenorist **E. Friedrich** D., der von 1837 bis 1849 dem Münchener Hoftheater angehörte, sich dann aber ins Privatleben zurückzog.

4) **Wilhelm**, Maler, geb. 17. Jan. 1839 zu Baireuth, besuchte die Gewerbeschule seiner Vaterstadt und von 1853 bis 1856 die Münchener Kunstakademie, in welcher Zeit er auch vier Wochen unter Pilotys Leitung arbeitete. D. ward zuerst durch seine Illustrationen zu Schillers »Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs« und zahlreiche Arbeiten in den Münchener »Fliegenden Blättern« bekannt, welche fast ausschließlich Szenen aus jener Zeit behandeln, deren Eigentümlichkeiten er wie wenige kennt. Im J. 1871 ward D. Lehrer an der Münchener Akademie und bald darauf Professor an derselben, in welcher Stellung er einen entscheidenden Einfluß nicht nur auf zahlreiche Schüler, sondern auch auf die Entwickelung der ganzen Münchener Schule nach der Richtung des Kolorismus geübt hat. D. ist es nicht darum zu thun, eine einzelne Szene ihrer äußern Erscheinung wegen zu malen; er führt dem Beschauer auch in seinen kleinsten Bildern ein Stück Kulturgeschichte vor. In seinen Zeichnungen hat er nicht den satten, farbigen Vortrag der Franzosen und einiger Engländer, sondern sein Stift bewegt sich in leichter, flotter Radiermanier mit offener, klarer Behandlung des Schattens. Ein hervorragendes, äußerst farbiges Werk: Picknick im Wald (Rokokozeit), besitzt die Berliner Nationalgalerie. Auf der Münchener internationalen Ausstellung von 1883 wurde ihm für eine Anbetung der Hirten die große goldene Medaille zu teil.

5) **Robert**, Bildhauer, geb. 20. März 1844 zu Pößneck (Sachsen-Meiningen), begann 1863 seine Kunststudien auf der Akademie in Dresden, trat 1867 in das Atelier Schillings und arbeitete seit 1872 selbständig. Er unternahm alsdann Studienreisen nach Paris und Italien und war bis 1878 vorzugsweise auf dem Gebiet der dekorativen Plastik thätig (Oberon und Titania für das Hoftheater in Dresden, Heinrich der Erlauchte für die Albrechtsburg in Meißen). Dann wandte er sich der Genreplastik zu und errang mit der im lebendigsten Realismus ausgeführten Figur eines Gänsediebs, eines mittelalterlichen Scholaren, welcher zwei Gänse erhascht, einen großen Erfolg (s. Tafel »Bildhauerkunst X«, Fig. 4). Auf der internationalen Kunstausstellung in München (1879) wurde ihm für dieses später als Brunnenfigur in Bronze zu Dresden aufgestellte Werk die große goldene Medaille zu teil. Für das Kollegiengebäude der Universität Straßburg hat er die Statuen von zehn Männern der Wissenschaft ausgeführt.

Dieze, Fluß in der niederländ. Provinz Nordbrabant, entsteht aus Dommel und Aa, welche sich bei Herzogenbusch vereinigen, und mündet bei Crèvecoeur in die Maas. 1883 wurden auf ihm 1,193,033 cbm an Gütern befördert.

Diezel, Karl Emil, Jagdschriftsteller, geb. 8. Dez. 1779 zu Irmelshausen in Bayern, studierte zu Jena und Leipzig Sprach- und Naturwissenschaft, wurde 1806 Lehrer der neuern Sprachen und der Fechtkunst an Cottas Forstlehranstalt in Zillbach und war seit 1809 an verschiedenen Orten als Forstmann thätig, zuletzt 1816–52 zu Kleinwallstadt. Er starb 23. Aug. 1860 in Schwebheim bei Schweinfurt. D. lieferte, gestützt auf seine hervorragende klassische und naturwissenschaftliche Bildung, zahlreiche wertvolle Arbeiten für Journale und als Hauptwerk: »Erfahrungen aus dem Gebiet der Niederjagd« (Offenbach 1849; 5. Aufl. von v. d. Bosch, Berl. 1880).

Diezmann (**Dietrich III., der jüngere**), Landgraf von Thüringen, Sohn Albrechts des Entarteten und Margaretes, der Tochter Kaiser Friedrichs II., geboren um 1260, ward, nachdem seine Mutter 1270 infolge der Zuneigung ihres Gatten zu Kunigunde von Eisenberg von der Wartburg hatte fliehen müssen,

nebst seinem Bruder Friedrich dem Freidigen am Hof seines Oheims Dietrich von Landsberg erzogen. Herangewachsen, gelangte er zunächst in den Besitz des Pleißnerlandes und erhielt nach Heinrichs des Erlauchten Tode die Lausitz, überwarf sich aber nun mit seinem Vater, weil dieser den mit Kunigunde von Eisenberg erzeugten Sohn Apitz bevorzugte. Nach dem Tod seines Oheims Friedrich Tutta 1291 erhielt er das Osterland. Durch den König Adolf von Nassau seines Erbes beraubt, gewann er es nach dessen Sturz wieder. Als aber König Albrecht I. seines Vorgängers Ansprüche erneuerte, brachten D. und Friedrich dem königlichen Heer bei Lucka, unfern Altenburg, 31. Mai 1307 eine vollständige Niederlage bei. D. kehrte sodann nach Leipzig zurück und starb (wahrscheinlich 10. Dez.) 1307 daselbst. Friedrich August von Sachsen errichtete ihm in der Leipziger Paulinerkirche 1841 ein von Rietschel in Sandstein gearbeitetes Denkmal.

Diezmann, Joh. August, Schriftsteller, geb. 1805 zu Gazen bei Pegau, widmete sich 1824–28 in Leipzig dem Studium der Medizin, lebte aber dann ausschließlich als Schriftsteller daselbst und starb 25. Juli 1869 in Schloß-Chemnitz. Gewandter und höchst thätiger Übersetzer, vermittelte er die Verbreitung zahlreicher Romane französischer und englischer Autoren, auch einiger Reisen und wissenschaftlicher Werke. Seine eignen Schriften: »Aus Weimars Glanzzeit« (Leipz. 1855), »Goethe und die lustige Zeit in Weimar« (das. 1857), »Goethe-Schiller-Museum« (das. 1858), »Weimar-Album, Blätter der Erinnerung an Karl August und seinen Musenhof« (das. 1860), »Friedrich v. Schillers Denkwürdigkeiten« (das. 1862) und »Goethes Liebschaften« (das. 1868), enthalten viel biographisches Material. Zuletzt schrieb er die Romane: »Leichtes Blut« (Jena 1864, 3 Bde.) und »Frauenschuld« (das. 1866, 2 Bde.).

Diffalco (ital.), im Handel Abzug von der Hauptsumme bei der Zahlung.

Diffamation (lat., Defamation), Verbreitung einer übeln Nachrede gegen jemand, dann die gegen andre ausgesprochene Berühmung, an einen Dritten eine Forderung zu haben, auf welche hin nach früherm Prozeßrecht dieser Dritte (Diffamat) berechtigt war, den sich Berühmenden (Diffamanten) zur Anstellung einer Klage (Diffamationsklage) gerichtlich zu veranlassen; diffamatorisch, ehrenrührig, verleumderisch; diffamieren, verleumden, in übles Gerede bringen; Diffamie, ehrenrührige Äußerung, Beschimpfung.

Different (lat.), verschieden, ungleich.

Differential-..., in Verbindung mit einem Hauptwort bei Maschinen oft angewendet, so z. B. D.-Dynamometer, -Manometer, -Anemometer (Windmesser), -Getriebe, -Haspel, -Regulator, -Schraube, -Flaschenzug, -Pumpe etc. Die Bedeutung des D. bei diesen Vorrichtungen ist im allgemeinen die, daß eine starke Hauptbewegung durch eine entgegengerichtete Bewegung geschwächt wird, so daß die nunmehr bleibende Differenz nur einen Bruchteil der direkten Bewegung darstellt. Zumeist sind es rotierende Wellen oder konische glatte und gezahnte Räder, welche, sich in entgegengesetztem Sinn bewegend, auf ein mittleres, dazwischengelegtes Rad einwirken und dasselbe im Verhältnis des Unterschieds ihrer Bewegungen drehen, wodurch ein gewünschter Effekt erzielt wird. Zuweilen wird jedoch durch entgegengesetzten Druck von Flüssigkeiten auch eine geradlinige Bewegung vermindert, wie beim Dynamometer und Anemometer. Einige dieser Apparate sind näher unter den betreffenden Hauptwörtern erläutert.

Differentialbeobachtungen, astronomische Beobachtungen, bei welchen man den scheinbaren Ort eines Sterns nicht unmittelbar mißt, sondern beobachtet, um wieviel er von dem eines andern, benachbarten Sterns entfernt ist (seine Distanz), und nach welcher Richtung hin diese Entfernung liegt (Positionswinkel); vgl. Äquatorial.

Differentialbremse, s. Bremse.

Differentialflaschenzug, s. Flaschenzug.

Differentialgetriebe, s. Getriebe.

Differentialpumpe, s. Pumpe.

Differentialquotient, s. Differentialrechnung.

Differentialrechnung, der erste Hauptteil der Infinitesimalrechnung. Ist $y = f(x)$ eine Funktion (s. d.) von x, so wird eine Änderung der letztern Größe auch eine Änderung der erstern zur Folge haben. Wir wollen annehmen, die unabhängige Variable x wachse um Δx (gelesen »Delta x«, d. h. Änderung oder Differenz von x), dann wird y sich ändern (zu- oder abnehmen) um die Größe $f(x + \Delta x) - f(x)$, die wir mit Δy oder $\Delta f(x)$ bezeichnen. Den Quotienten

$$\frac{\Delta y}{\Delta x} = \frac{\Delta f(x)}{\Delta x} = \frac{f(x + \Delta x) - f(x)}{\Delta x}$$

nennt man den Differenzenquotienten, und die nähere Untersuchung desselben und überhaupt der Beziehungen zwischen Δx und Δy bildet den Gegenstand der Differenzenrechnung. Von besonderer Wichtigkeit für die Untersuchung und Anwendung der Funktionen ist aber der Wert, den der Differenzenquotient für $\Delta x = 0$ annimmt; er heißt dann Differentialquotient und wird mit $\frac{dy}{dx} = \frac{df(x)}{dx}$ bezeichnet. Seine Bestimmung für jede beliebige Funktion bildet die erste Aufgabe der D. Da für $\Delta x = 0$ auch $\Delta y = 0$ ist, so erscheint der Differentialquotient zunächst in der unbestimmten Form $\frac{0}{0}$; daß er aber gleichwohl einen bestimmten Wert besitzt, erkennt man zunächst an einzelnen Beispielen. Ist z. B. $f(x) = x^3$, so ist $f(x + \Delta x) = (x + \Delta x)^3 = x^3 + 3x^2 . \Delta x + 3x . \Delta x^2 + \Delta x^3$, mithin

$$\frac{\Delta f(x)}{\Delta x} = 3x^2 + 3x . \Delta x + \Delta x^2,$$

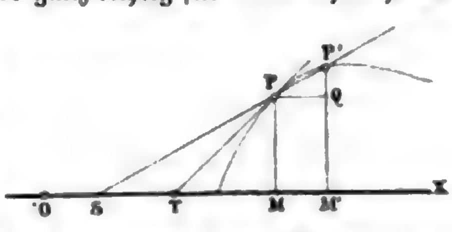
und wenn man hier $\Delta x = 0$ setzt, so ergibt sich

$$\frac{df(x)}{dx} = 3x^2.$$

Man findet auch leicht verschiedene Bedeutungen des Differentialquotienten. Wenn $f(x)$ die Länge des Wegs bedeutet, welchen ein Punkt in der Zeit von x Sekunden zurücklegt, so ist $f(x + \Delta x) - f(x)$ der in dem Zeitteilchen Δx zurückgelegte Weg. Je kleiner nun dieses Zeitteilchen ist, mit desto größerer Genauigkeit kann man die Bewegung während desselben als gleichförmig betrachten, und es bedeutet daher

$$\frac{f(x + \Delta x) - f(x)}{\Delta x}$$

annäherungsweise den Weg, welcher in 1 Sekunde zurückgelegt wird, oder die Geschwindigkeit. Diese Behauptung wird ganz richtig für $\Delta x = 0$, d. h. der Differentialquotient des Wegs ist die Geschwindigkeit. Ist aber $y = f(x)$ die zur Abscisse $x = OM$ gehörige Ordinate MP einer ebenen Kurve (s. Figur), ferner $\Delta x = MM'$ und $f(x + \Delta x)$ die Ordinate $M'P'$, und zieht man PQ parallel zur Achse OX, so ist



$$\frac{f(x+\Delta x)-f(x)}{\Delta x} \text{ oder } \frac{\Delta f(x)}{\Delta x} = \frac{QP'}{PQ'}$$

wofür man wegen der Ähnlichkeit der Dreiecke PQP' und SMP auch setzen kann $\frac{MP}{SM} = \tan XSP$. Der Differenzenquotient erscheint also als die trigonometrische Tangente des Winkels, den die Sekante PP' mit der Achse OX einschließt. Läßt man nun Δx stetig abnehmen bis zur Grenze Null, so geht die Sekante PP' über in die geometrische Tangente TP des Kurvenpunktes P, und es ist daher

$$\frac{df(x)}{dx} = \tan XTP.$$

Durch den Differentialquotienten ist also die Richtung der geometrischen Tangente an eine ebene Kurve bestimmt. Dadurch wird es begreiflich, wie das sogen. Tangentenproblem, d. h. die Aufgabe, an einen beliebigen Punkt einer ebenen Kurve die Tangente zu legen, zuerst Anlaß gab zu dem Streben, den Differentialquotienten für jede beliebige Funktion zu finden, und damit zur Schöpfung der D. Übrigens ist mit den beiden hier gegebenen Deutungen des Differentialquotienten der Bereich der Anwendungen desselben nicht erschöpft, doch können wir hier nicht weiter darauf eingehen. Die Größen dx und dy oder df(x), welche streng genommen gleich Null sind, bezeichnet man auch als unendlich kleine Größen, um anzudeuten, daß sie durch unbegrenzte Abnahme aus Δx und Δy entstehen, und nennt sie Differentiale von x und y. Der Differentialquotient wird auch die erste abgeleitete (derivierte) Funktion von $y = f(x)$ genannt und mit $y' = f'(x)$ bezeichnet. Sein Differentialquotient ist die zweite abgeleitete Funktion $f''(x)$. Bedeutet f(x) den Weg, f'(x) die Geschwindigkeit zur Zeit x, so ist f''(x) die Beschleunigung. Der Differentialquotient von f''(x) ist die dritte abgeleitete Funktion $f'''(x)$ u. s. f.

Die D. ist überall, wo es sich um Untersuchung stetig veränderlicher Größen handelt, unentbehrlich. Ihre Erfindung fällt in die zweite Hälfte des 17. Jahrh., und wenn wir unter D. den bestimmten Algorithmus verstehen, den wir jetzt so nennen, so ist Leibniz als der Erfinder zu bezeichnen. Geometrische Betrachtungen, wie die vorstehende, bildeten bei ihm den Ausgangspunkt. Er hat seine Entdeckung zuerst in dem Oktoberheft der »Acta Eruditorum« 1684 bekannt gemacht. Im Wesen mit der D. übereinstimmend ist die Fluxionsrechnung Newtons. Dieser geht vom Begriff der stetigen Bewegung aus und bezeichnet in der Gleichung $y = f(x)$ die Größen x und y als fließende Größen oder Fluenten; die unendlich kleinen Änderungen derselben, die Leibnizschen Differentiale dx und dy, nennt er Fluxionen und bezeichnet sie mit $\dot{x}$, $\dot{y}$. Das Verhältnis beider ist der Differentialquotient. Obgleich älter als die D., hat die Fluxionsrechnung, wohl zum großen Teil wegen der unbequemen Bezeichnungsweise, nicht die hohe Ausbildung und weniger Anwendung gefunden als erstere. Über die Erfindung der D. und über den erbitterten Streit, der sich darüber erhoben hat, vgl. Gerhardt, Die Entdeckung der höhern Analysis (Halle 1855); Weißenborn, Prinzipien der höhern Analysis (das. 1856). Über Lehrbücher vgl. Integralrechnung.

Differentialschiffahrtsabgaben, s. Schiffahrtsabgaben und Zuschlagszölle.

Differentialschraube, s. Schraube.

Differentialtarif, im Zollwesen, bedeutet eine Zusammenstellung von Differentialzöllen (vgl. Zölle). Über D. im Eisenbahnwesen s. Eisenbahntarife.

Differentialzölle, s. Zölle.

Differentiieren (franz.), trennen, sondern (durch Hervorheben der Differenz); in der Mathematik s. v. w. den Differentialquotienten berechnen (s. Differentialrechnung).

Differentismus, s. v. w. Determinismus; Differentist, s. v. w. Determinist.

Differenz (lat.), Unterschied, Verschiedenheit; Uneinigkeit; in der Mathematik das Resultat einer Subtraktion. Hat man eine Reihe Zahlen und zieht von diesen immer zwei aufeinander folgende voneinander ab, so bilden die Differenzen eine neue Reihe: die erste Differenzenreihe; aus dieser läßt sich dann auf gleiche Weise eine zweite, aus dieser eine dritte ꝛc. ableiten. Die Zahlenreihe 4, 7, 11, 18, 31, 54, 92, 151 gibt z. B. als erste Differenzenreihe 3, 4, 7, 13, 23, 38, 59; als zweite: 1, 3, 6, 10, 15, 21; als dritte: 2, 3, 4, 5, 6.

Differenzenrechnung, s. Differentialrechnung.

Differenzenreihe, s. Differenz.

Differenzgeschäfte, Zeitgeschäfte an der Börse, die nicht auf wirkliche Lieferung von Waren oder Effekten, sondern nur auf die Herauszahlung der Preis- oder Kursdifferenzen gerichtet sind. Meist werden sie in der Art ausgeführt, daß diejenigen, welche ein Steigen der Kurse erwarten (Spekulation à la hausse), dem Börsenmakler Auftrag zum Kauf von Papieren auf Mitte oder Ende des Monats (Medio-, bez. Ultimogeschäft) erteilen, während die Baisse-Spekulanten für die gleiche Zeit verkaufen. Die D. werden Hasardspielen und Wetten gleich erachtet und stehen deshalb nicht unter dem Schutz der Gesetze. Sie sind in Frankreich sogar durch den Code pénal mit Strafe bedroht, und es ist den Börsenagenten untersagt, sie zu vermitteln. Trotzdem kommen sie an der Pariser wie an andern Börsen vor und sind auch kaum zu verhindern. Denn es ist sehr schwierig zu entscheiden, ob ein gegebenes Zeitgeschäft als ein reeller Kauf, resp. Verkauf beabsichtigt war oder als ein bloßes Wetten auf das Steigen und Fallen der Kurse. Einerseits nämlich kann man auch bei dem Börsenspiel den Gewinn einziehen durch wirkliche Abnahme am Erfüllungstag und sofortigen Verkauf an einen andern Börsenbesucher, anderseits kann auch bei dem reellen Lieferungsgeschäft zur Vereinfachung des Geschäftsverkehrs unter den Kontrahenten die bloße Auszahlung der Differenz gegenüber dem Kurs am Erfüllungstag (Kompensationskurs) üblich sein, während die Ablieferung und Abnahme der Effekten selbst durch dritte Personen geschieht. Auch die Berücksichtigung der Größe des eingegangenen Risikos oder der Vermögensverhältnisse der Kontrahenten wird nicht zur Gewinnung eines festen Kennzeichens der D. führen. Weiteres s. Börse, S. 237. Vgl. Lahusen, Das Differenzgeschäft (Heidelb. 1884).

Differenzieren (franz.), unterscheiden, eine Differenz annehmen, den Unterschied hervorheben; Differenzierung (im biologischen Sinn), s. Arbeitsteilung.

Differenzton, s. Kombinationston.

Differieren (lat.), verschieden sein, einen Unterschied zeigen, abweichen.

Diffession (lat.), die »Ableugnung« der Echtheit einer Privaturkunde. Nach früherm Zivilprozeßrecht konnte derjenige, welcher sich auf die Urkunde berief, von der Partei, welche deren Echtheit bestritt, wenn letztere nicht durch andre Beweismittel, z. B. Zeugen, Schriftvergleichung, bewiesen werden wollte oder konnte, die eidliche Ableugnung, den sogen. Diffessionseid, fordern. Nach der neuern Gesetzgebung

(französisches Recht: Art. 1323, Code civ., Art. 193 ff., Code de proc. civ., und § 405 der deutschen Zivilprozeßordnung) wird die Echtheit durch die gewöhnlichen Beweismittel dargethan, und es tritt daher an die Stelle des besondern Diffessionseides der zugeschobene Hauptseid.

Difficile est satiram non scribere (lat.), von Juvenal (Sat., I,30) herrührendes Wort: »Hier keine Satire zu schreiben, ist schwer« (nämlich bei Beobachtung irgend einer auffallenden Verkehrtheit oder Thorheit).

Diffidieren (lat.), mißtrauen; Diffidenz, Mißtrauen; Diffidation (mittellat.), Fehdeankündigung, Herausforderung.

Diffikultät (lat.), Schwierigkeit.

Diffindieren (lat.), zerspalten; in der Rechtssprache: eine Verhandlung unterbrechen und verschieben; Diffision, Zerspaltung; Aufschiebung.

Diffitieren (lat.), ableugnen, vgl. Diffession.

Diffizil (lat.), schwierig, schwer zu behandeln.

Diffluieren (lat.), zerfließen; diffluént, zerfließend; Diffluenz, das Zerfließen, Flüssigkeit.

Difform (lat.), mißgestaltet; difformieren, verunstalten; Difformität, Mißgestalt, Häßlichkeit.

Diffraktion (lat.), s. Beugung des Lichts.

Diffundieren (lat.), ausgießen, nach allen Seiten hin zerstreuen, ausdehnen; vergeuden (Geld und Gut); diffus, ausgegossen, zerstreut, weitschweifig; diffusibel, der Diffusion (s. d.) fähig.

Diffusion (lat., »Ergießung, Ausbreitung«) heißt in der Physik der Vorgang der allmählichen Mischung zweier miteinander in Berührung befindlicher Flüssigkeiten oder Gase. Gießt man Weingeist vorsichtig über in einem Gefäß befindliches Wasser, so findet man nach einiger Zeit die beiden Flüssigkeiten gleichmäßig gemischt, obgleich der leichtere Weingeist anfangs oben schwamm, sein Hinabdringen sonach nicht durch die Schwerkraft verursacht sein kann. Der von Schicht zu Schicht allmählich fortschreitende Austausch der beiden Flüssigkeiten wird vielmehr bewirkt durch die gegenseitige Anziehung (Adhäsion), welche ihre kleinsten Teilchen aufeinander ausüben, die bei mischbaren Flüssigkeiten größer ist als die Anziehung (Kohäsion) zwischen den Teilchen einer jeden der beiden Flüssigkeiten für sich. Bei nicht mischbaren Flüssigkeiten, deren Kohäsion größer ist als ihre gegenseitige Adhäsion, findet eine solche D. nicht statt, sondern sie lagern sich nach der Ordnung ihrer spezifischen Gewichte übereinander, wie z. B. Öl und Wasser. Die luftförmigen Körper dagegen sind sämtlich diffusionsfähig; setzt man z. B. zwei Gefäße, von denen das obere Wasserstoffgas, das untere die 22mal schwerere Kohlensäure enthält, miteinander in Verbindung, so werden nach einer gewissen Zeit die zwei Gase in beiden Gefäßen gleichmäßig verbreitet sein und ein Gasgemenge von durchaus gleicher Zusammensetzung bilden. Aus der D. erklärt es sich auch, daß in unsrer Atmosphäre das schwerere Sauerstoffgas und das leichtere Stickstoffgas in allen Höhenschichten stets das gleiche Mischungsverhältnis bewahren. Werden zwei Gase durch eine poröse Scheidewand, z. B. durch eine dünne Platte aus unglasiertem gebrannten Thon oder aus Gips, voneinander getrennt, so findet der Austausch der beiden Gase durch die Poren der Scheidewand statt, wobei das spezifisch leichtere Gas schneller hindurchdringt als das spezifisch schwerere. Nach Graham verhalten sich die Diffusionsgeschwindigkeiten zweier Gase umgekehrt wie die Quadratwurzeln ihrer spezifischen Gewichte; Wasserstoffgas z. B. durchdringt die Scheidewand 4mal schneller als das 16mal schwerere Sauerstoffgas. Man hat dieses Verhalten zur Erkennung der Anwesenheit von Grubengas (schlagenden Wettern) in der Luft der Kohlenbergwerke nutzbar zu machen gesucht. Dieses Gas, welches mit der Luft eine sehr explosive Mischung bildet, ist nämlich 1,81mal leichter und diffundiert daher in dem Verhältnis 134:100 schneller als die Luft. Bringt man daher ein mit einer porösen Thonplatte verschlossenes Gefäß, welches mit dem einen Schenkel einer U-förmigen, mit Quecksilber gefüllten Glasröhre in Verbindung steht, in die mit jenem Gas vermischte Grubenluft, so wird infolge der schnellern D. des spezifisch leichtern Grubengases der Druck im Innern des Gefäßes vermehrt, die Quecksilbersäule im andern Schenkel steigt und kann nun, indem sie durch Schließung eines galvanischen Stroms eine elektrische Klingel in Bewegung setzt, die drohende Gefahr verkünden. Über den gegenseitigen Austausch von Flüssigkeiten durch Membranen s. Endosmose. — Diffusion des Lichts (diffuse Zurückwerfung, Zerstreuung) nennt man die nach allen möglichen Richtungen erfolgende unregelmäßige Zurückwerfung des Lichts an Körpern mit rauher Oberfläche, vermöge welcher diese Körper sichtbar werden. Indem ein nichtleuchtender rauher Körper das von einem selbstleuchtenden Körper empfangene Licht nach allen Richtungen durch diffuse Zurückwerfung wieder entsendet, spielt er selbst die Rolle einer Lichtquelle: er leuchtet mit erborgtem Licht. In diesem Fall befinden sich unter den Himmelskörpern der Mond und die Planeten, welche von der Sonne beleuchtet werden, sowie die Gegenstände unsrer irdischen Umgebung. Das allseitig zerstreute Sonnenlicht, welches von den Wolken, den Luftteilchen und den Gegenständen der Erdoberfläche zurückgestrahlt wird, bedingt die allgemeine Tageshelle. Durch das von den Körpern zerstreute Licht wird uns auch die Wahrnehmung der ihnen eigentümlichen Farbe vermittelt (s. Absorption des Lichts).

Digallussäure, s. Gerbsäuren.

Digamie (griech.), die zweite Verehelichung; auch s. v. w. Bigamie.

Digamma (»Doppelgamma«), im ältesten griech. Alphabet der sechste Buchstabe (Ϝ), ein hauchender Laut, der schon sehr früh nicht mehr geschrieben, sondern teils durch den Spiritus ersetzt wurde (bei den Joniern), teils in β, γ, υ oder ου überging. Am längsten hielt er sich im äolischen Dialekt.

Digardschi (Dschigatzi, Schigatze), Hauptort des südwestlichen Tibet, am Penanangfluß, in 3352 m Höhe, unter 29° 17′ nördl. Br. und 88° 40′ östl. L. v. Gr., 126 km westlich von Lhassa gelegen. Der Ort ist amphitheatralisch gebaut, mit meist zweistöckigen, braunroten Häusern, und enthält das Kloster Gedur Grab, eine Stiftung des ersten Dalai Lama (1445). In der Nähe ist das berühmte Kloster Taschi Lhunpo (s. d.), der Sitz des zweithöchsten buddhistischen Würdenträgers.

Digerieren (lat., »zerteilen, auflösen«), eine feste Substanz der Einwirkung einer Flüssigkeit bei einer mäßigen Wärme von ca. 40° aussetzen, um sie dadurch zu extrahieren oder aufzulösen. Man digeriert besonders härtere Pflanzenteile zur Darstellung von Elixieren, Essenzen, Tinkturen und bedient sich dazu einer weithalsigen Flasche oder eines Kolbens, welcher höchstens zu zwei Dritteln gefüllt wird, verbindet die Mündung des Gefäßes mit feuchter Blase und durchsticht diese ein- oder zweimal mit einer Nadel. Bei Anwendung von Äther und andern sehr

flüchtigen Flüssigkeiten muß die Temperatur eine entsprechend niedrigere sein, so daß niemals der Siedepunkt der Flüssigkeit erreicht wird; auch verbindet man, um Verluste zu vermeiden, mit dem Gefäß einen umgekehrten Kühlapparat, in welchem sich die entweichenden Dämpfe wieder verdichten und in die Flasche oder den Kolben zurückfließen.

Digesten (lat.), s. v. w. Pandekten, s. Corpus juris.

Digestion (lat.), in der Technik der Prozeß des Digerierens (s. d.); in der Medizin s. v. w. Verdauung; **digestibel**, verdaulich.

Digestivmittel (lat. Digestiva sc. remedia), die Verdauung befördernde Mittel, z. B. solche, welche im Magen überschüssig vorhandene Säure neutralisieren oder die fehlende Magensäure ersetzen oder die Drüsenthätigkeit anregen, wie Kochsalz, Gewürze, Bitterstoffe, namentlich Chinarinde, Wein 2c. **Digestivsalben**, balsamisch-harzige Verbandsalben, welche die Eiterung verbessern, z. B. Unguentum digestivum, aus venezianischem Terpentin, Baumöl, Aloe, Myrrhe und Eidotter bestehend.

Digestivsalz, älterer Name für Chlorkalium.

Digestor (lat., »Auflöser, Zerteiler«, **Papinscher Topf, Dampfkochtopf, Autoclave**), Kochtopf, welcher durch einen aufgeschliffenen Deckel luftdicht verschlossen werden kann, so daß darin beim Kochen eine hohe Dampfspannung und entsprechend hohe Temperatur entsteht, unter deren Einfluß Speisen schneller gar werden. Der Deckel wird in der Regel mit Bügel und Schraube befestigt, ein Ventil sichert vor Explosion, und ein Hahn dient zum Ablasen des gespannten Dampfes, wenn man den Topf öffnen will. Der D. ist für Haushaltungen sehr empfehlenswert, denn er ermöglicht eine bedeutende Ersparnis an Zeit und Brennmaterial und liefert kräftigere und schmackhaftere Speisen. Fleisch und Gemüse, welches im offenen Kochtopf nicht weich wird, erlangt im D. in kurzer Zeit große Zartheit, und man muß vorsichtig sein, daß es nicht durch zu langes Kochen völlig zerfällt. Beim Gebrauch des Digestors ist auch zu berücksichtigen, daß während des Kochens kein Wasser verdampft, so daß man davon beim Aufsetzen der Speisen viel weniger nehmen muß als beim Gebrauch gewöhnlicher Töpfe. In der Technik benutzt man Digestoren häufig zur Ausführung chemischer Prozesse, welche nur unter hohem Druck und bei hoher Temperatur verlaufen, und versieht sie oft auch mit einem Rührwerk.

Digger (engl., von dig, graben), in den Goldfeldern von Kalifornien, Australien 2c. Name der Goldgräber.

Dighton (spr. deit'n), Dorf im nordamerikan. Staat Massachusetts, am Tauntonfluß, in dessen Nähe Dighton Rock mit unentzifferbaren Inschriften, in welchen man Runen der normännischen Entdecker Amerikas hat erkennen wollen.

Digitāl (lat.), die Finger oder Zehen betreffend.

Digitalin, der wirksame Bestandteil des Fingerhuts (Digitalis purpurea *L.*). Man hat aus dem Fingerhut verschiedene Präparate dargestellt, über deren Eigenschaften und Beziehungen zu einander noch vielfach Unklarheit herrscht. Das eigentliche D. scheint ein sehr veränderlicher Körper zu sein, auch enthalten die Digitalisblätter vielleicht verschiedene wirksame Bestandteile, wenigstens zu verschiedenen Zeiten. Im Handel kommen als D. verschiedene Präparate vor, welche äußerst energisch wirken, aber wegen der darüber herrschenden Unsicherheit nicht offizinell sind. Man unterscheidet besonders ein in Wasser lösliches (französisches) und ein unlösliches (deutsches) Präparat.

Digitālis *L.* (**Fingerhut**), Gattung aus der Familie der Skrofulariaceen, zwei- oder mehrjährige, kahle oder behaarte Kräuter mit abwechselnden, einfachen Blättern, oft einseitigen, terminalen Blütentrauben, röhrig-glockenförmigen Blüten und eiförmigen, vielsamigen Kapseln. 18 Arten in Europa, West- und Mittelasien. D. purpurea *L.* (**roter Fingerhut**, s. Tafel »Giftpflanzen II«), mit mehr als 1 m hohem Stengel, bis 20 cm langen, eiförmigen, gekerbten, rauhhaarigen Blättern und schönen purpurroten, innen behaarten, mit roten, weiß gesäumten Tropfen gefleckten Blüten, ist zweijährig, wächst in Gebirgswäldern durch den größten Teil Europas, den Nordosten und äußersten Süden ausgenommen. Die ganze Pflanze ist stark giftig. Die frisch widrig, etwas narkotisch riechenden, ekelhaft scharf und bitter schmeckenden Blätter sind offizinell und müssen von wild wachsenden blühenden Pflanzen gesammelt werden. Sie enthalten als wirksamen Stoff Digitoxin und Digitalin (s. d.). Sie mindern den Blutumlauf und daher die Pulsfrequenz und Körperwärme, wirken deprimierend auf die Nerven der Geschlechtsorgane und vermehren die Harnabsonderung; in größern Dosen wirken sie als Gift. Man benutzt sie bei entzündlichen Herzleiden, Hypertrophie und Erweiterung des Herzens, Schlagadergeschwülsten, Entzündungen der Hirnhäute und Brustorgane, Fiebern, Blutungen, Tuberkulose, wassersüchtigen Leiden, Reizungszuständen der Geschlechtsorgane, krampfhaften Neuralgien, Wahnsinn 2c. Sie wurden zuerst 1775 durch Withering in Birmingham in den Arzneischatz eingeführt. In Gärten kultiviert man den roten Fingerhut als Zierpflanze, ebenso D. grandiflora *Lam.*, mit großen, gelben, innen braun geäderten und gefleckten Blüten, aus Mittel- und Südeuropa; D. aurea *Lindl.*, mit goldgelben, innen buntnetzartigen Blüten, aus Syrien und Griechenland; die sehr heftig wirkende D. ferruginea *L.*, mit prachtvollen rostfarbigen, inwendig gelblichen Blüten, aus Südeuropa, 2c. Ein prächtiger, immergrüner Strauch auf Madeira ist D. sceptrum *L.*, mit geradem Stamm und steifhaarigen Ästen und sehr schönen, herabhängenden, am Ende der Äste eine eiförmige Ähre bildenden, gelblich rostfarbigen Blumen. Vgl. **Lindley**, Digitalium monographia (Lond. 1821).

Digitigrāda (lat.), Säugetiere, die nur mit den Zehen auftreten, Zehengänger.

Digitus (lat.), Finger; römisches Maß, einen Finger breit, = $^1/_{16}$ röm. Fuß = 0,0185 m.

Diglyph (griech.), Zweischlitz, zuerst von Vignola angewandte Verzierung des dorischen Frieses, welche sich von dem griechischen Triglyph (Dreischlitz) durch das Fehlen der beiden halben Seitenschlitze unterscheidet.

Dignand (Dignandus, lat.), die auf eine Potenz (Dignität) zu erhebende Zahl.

Dignano (spr. dinjā-), Stadt in der österreich. Markgrafschaft Istrien, Bezirkshauptmannschaft Pola, auf einem Hügel an der Eisenbahn von Divazza nach Pola gelegen, hat ein Bezirksgericht, eine sehenswerte Dechanteikirche mit Gemälden von Tintoretto, Paul Veronese 2c. und (1880) 5315 Einw., welche Getreide-, Obst-, Wein- und Olivenbau, eine Dampfmühle und Seidenkultur betreiben. In der Nähe wächst der sogen. Rosenwein.

Digne (spr. dinj, bei den Alten Dinia oder Dignis), Hauptstadt des franz. Departements Niederalpen, an der Bléonne und einem Zweig der Durancethalbahn, zwischen hohen Waldbergen, 590 m ü. M. gelegen, hat eine neuerdings restaurierte Kathedrale,

ein Seminar, Collège, eine öffentliche Bibliothek, eine Statue des Philosophen Gassendi und (1881) 5252 Einw., welche Tuch- und Hutfabrikation und Handel mit getrockneten und eingemachten Früchten (Dignepflaumen, mit ausgenommenen Kernen) betreiben. D. ist Sitz des Präfekten und eines Bischofs. In der Nähe sehr besuchte Schwefelthermen (von 25–46° C.) und die alte Kathedrale aus dem 12. Jahrh.

Dignitär (lat.), Würdenträger, insbesondere Inhaber bestimmter Hof- u. Kirchenwürden; s. Dignität.

Dignität (lat.), die mit einem Amt oder einer Ehrenstelle verbundene Auszeichnung, besonders auf kirchlichem Gebiet. Im weitern Sinn wird eine D. jedem Inhaber eines Kirchenamts, welches mit irgend einer Präeminenz (Ehrenvorrang) versehen ist, beigelegt; im engern Sinn gehört zu einer D. ein Kirchenamt mit einer äußern Jurisdiktion, die im eignen Namen verwaltet wird (jurisdictio propria), mag dieselbe nun ein ursprünglich selbständiges Recht (j. ordinaria) oder ein erst übertragenes (j. delegata) sein. Im Besitz einer D. befinden sich also 1) alle dignitates pontificales, praelaturae sensu proprio, welche ursprünglich diese Präeminenz hatten, alle Bischöfe mit eigner Diözese; 2) alle dignitates majores, praelaturae secundariae, denen erst durch besondere Verleihung die D. später zu teil geworden ist, also die Kardinäle, die päpstlichen Legaten und Nunzien, die Vorsteher von Stiftern, Klöstern, Ritterorden; 3) dignitates, praelaturae honorariae, personatus, denen die Jurisdiktion fehlt, z. B. die Pröpste und Dekane in den Kapiteln. Die Rechte der Inhaber von Dignitäten (Dignitare) sind teils verschiedene kirchliche Ehren, teils bürgerliche Vorzüge, wie ein bestimmter Rang im Verhältnis zu den Staatsdienern und besonders Zuziehung zu den Ständeversammlungen u. dgl. In der evangelischen Kirche nehmen zwar die Bischöfe, Prälaten etc. eine ähnliche Stellung ein, entbehren aber, außer in England und Schweden, der äußern Gerichtsbarkeit. — In der Mathematik ist D. s. v. w. Potenz.

Digoin (spr. -goäng), Stadt im franz. Departement Saône-et-Loire, Arrondissement Charolles, wichtiger Verkehrspunkt an der Loire, in welche hier der Aron, der Canal du Centre und der Seitenkanal der Loire einmünden, Station der Lyoner Eisenbahn (Chagny-Moulins), mit (1876) 2712 Einw., zahlreichen Schiffswerften, Fabrikation von Seilen, Seidenwaren, Hanfleinwand und bedeutendem Entrepotverkehr.

Digredieren (lat.), weggehen, abweichen; abschweifen (in der Rede).

Digression (lat.), Abschweifung; in der Astronomie s. v. w. Ausweichung (s. Elongation), auch speziell Abweichung vom Meridian. Die Beobachtung der größten Digressionen eines Zirkumpolarsterns (seiner größten Abweichungen vom Meridian nach Westen und Osten) dient zur Bestimmung des Meridians.

Digynus (griech.), zweiweibig, Blüten mit zwei Griffeln. Daher Digynia, Ordnung in den zwölf ersten Klassen des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zweiweibigen Blüten enthaltend.

Dihexaëder (Bipyramidaldodekaëder), s. v. w. hexagonale Pyramide, s. Kristall.

Dihexagonale Prismen und **Pyramiden,** 12-, resp. 24flächige Kristallformen des hexagonalen Kristallsystems, s. Kristall.

Dii (Di, lat.), Götter; D. majorum gentium, die höhern Götter, auch s. v. w. Vornehmere; D. minorum gentium, die untern Götter, in übertragener Bedeutung auch geringere Leute; Dis manibus sacrum (gewöhnlich abgekürzt D. M. S.), auf Grabdenkmälern Aufschrift: »Dem Andenken des Verewigten gewidmet«.

Diipolia (Dipolia, Buphonia), bei den alten Griechen ein Fest des Zeus Polieus, das in Athen alljährlich im Monat Skirophorion (Juni) auf der Burg durch ein Stieropfer gefeiert wurde. Der Töter des Stiers (Buphonos) entlief, sobald er sein Werk verrichtet hatte; ein andrer zerlegte das Tier und bereitete das Mahl. Dann hielt man über die Teilnehmer an der Schlächterei Gericht, fand aber zuletzt nur das gebrauchte Beil schuldig und warf es zur Sühne ins Meer. Das Opfer stellte die Heiligkeit des Ackerstiers symbolisch dar.

Dijon (spr. dischóng), Hauptstadt des franz. Departements Côte d'Or, die alte Metropole von Burgund und wichtige Etappe des Verkehrs zwischen dem Mittelmeer und Paris, liegt weit ausgebreitet in einer fruchtbaren Ebene, am Zusammenfluß der Ouche und des Suzon und am Kanal von Burgund, Knotenpunkt mehrerer Linien der Paris-Lyoner Eisenbahn, am Fuß des Mont Affrique (584 m), umgeben von grünen Hügeln und von Kirchen und Türmen überragt, die sich festungsartig gruppieren. Ihre Bedeutung als Eisenbahnknoten namentlich hat die Veranlassung gegeben, D. in eine starke Festung der innern Verteidigungslinie Frankreichs gegen O. umzuwandeln; neue Forts krönen jetzt die umliegenden Höhen. Die Stadt ist schön gebaut und hat 15 große Plätze, breite Straßen mit vielen ansehnlichen Häusern und schöne, an Stelle der ehemaligen Befestigungsmauer getretene Boulevards. Von den ehemaligen Befestigungen ist nur das von Ludwig XI. erbaute gotische Schloß mit gewaltigen Türmen übrig, das jetzt als Gendarmeriekaserne dient (früher Staatsgefängnis, wo unter andern Mirabeau, Toussaint l'Ouverture und der österreichische General Mack gefangen saßen). Unter den übrigen Gebäuden zeichnen sich aus: der ehemalige Palast der Herzöge von Burgund, mit zwei Türmen, der großen Salle des gardes und mehreren andern aus dem 15. Jahrh. erhaltenen Teilen, im übrigen seit dem 17. Jahrh. umgebaut, jetzt Stadthaus, mit Museum (s. unten); ferner die Kathedrale Ste.-Benigne, ein gotischer Bau (1280–88 aufgeführt, seitdem oft restauriert) mit alter romanischer Krypte und 92 m hohem Turm; die Kirchen Notre Dame (1252–1334 erbaut, mit prachtvoller Fassade, bestehend aus 3 großen, tiefen Portalhallen und 2 Galeriegeschossen, merkwürdiger Uhr und einer ehedem berühmten schwarzen Madonnenstatue), St.-Michel, St.-Etienne, St.-Jean (alte Basilika), Ste.-Anne; der Justizpalast (ehemals Parlamentsgebäude), das Theater und mehrere Hospitäler. Von der 1379 von Philipp dem Kühnen gegründeten prachtvollen Kartause sind nur noch zwei Thore, ein achteckiger Turm und der merkwürdige sogen. Moses- oder Prophetenbrunnen (1396–99 vom Niederländer Claux Sluter erbaut) mit den Statuen von Moses, David, Jeremias, Zacharias, Daniel und Jesaias vorhanden (s. Tafel »Bildhauerkunst V«, Fig. 7). Im übrigen ist die Kartause durch ein Irrenhaus ersetzt worden. Die Zahl der Bewohner beträgt (1881) 54,115. In industrieller Hinsicht sind besonders Bierbrauerei, Fabrikation von Tuch, Wolldecken, Senf, Lichten etc., ferner Branntweinbrennerei, Töpferei etc. namhaft zu machen. Bedeutend sind auch die Blumenzucht und der Wein- und Produktenhandel, dessen Wert sich jährlich auf etwa 70 Mill. Frank beläuft. D. ist Sitz des Präfekten, eines Appellhofs, eines Handelsgerichts und hat zahlreiche wissenschaftliche Institute, namentlich drei Fakultäten (für die Rechte, für die

mathematischen und Naturwissenschaften, für Litteratur), ein Priesterseminar, ein Lyceum, eine Gelehrtengesellschaft, eine Schule der schönen Künste, eine Musikschule, ein Museum (im oben erwähnten Stadthaus), welches unter anderm die schönen Grabmäler der Herzöge Philipp des Kühnen und Johann ohne Furcht, gute Gemälde und Skulpturen enthält, eine Bibliothek von 80,000 Bänden und 900 Manuskripten, einen botanischen Garten, ein naturhistorisches Kabinett, das kostbare und wichtige Archiv von Burgund ꝛc. Innerhalb der Stadt liegt der Lustgarten Arquebuse und außerhalb derselben der prächtige, von Lenôtre angelegte Park. 1840 erhielt D. eine Wasserleitung (13 km langer Aquädukt) und zahlreiche Fontänen. D. ist der Geburtsort Philipps des Guten, Johanns ohne Furcht, Karls des Kühnen, Bossuets, Crébillons, Rameaus, Rudes u. a., deren Geburts- oder Wohnhäuser neuerdings durch Marmortafeln bezeichnet wurden. Auch wurde dem in der Nähe von D. gebornen heil. Bernhard 1847 eine Statue von Jouffroy errichtet. Die Umgegend von D., Beaune, Nuits, Auxonne und St.-Jean de Losne, hieß sonst le Dijonnais.

Bei den Römern Dibio, auch Diviodunum genannt, war D. damals ein befestigter Ort der Lingonen in Gallia belgica und wurde 500 durch die Schlacht zwischen den Franken unter Chlodwig und den Burgundern unter Gundobad, in welcher die letztern besiegt wurden, historisch merkwürdig. Später kam es unter den Bischof von Langres, von welchem es die Grafen von D. zu Lehen hatten, und nach dem Tode des letzten derselben (1007) an die Herzöge von Burgund, die es zu ihrer Residenz erhoben. Hier wurden drei Kirchenversammlungen (concilia Divonensia), 1077, 1116 und 1199, gehalten. Herzog Hugo III. erhob D. 1187 zur Stadt. Nach Karls des Kühnen Tod (1477) kam sie mit Burgund an Frankreich, und König Ludwig XI. errichtete hier das Parlament für Burgund. 1870 ward D. nach einem heftigen Gefecht (30. Okt.) bei St.-Apollinaire 31. Okt. von der badischen Division unter General v. Beyer besetzt, und General v. Werder schlug hier sein Hauptquartier auf. Am 27. Dez. ward es vor der drohenden Annäherung Bourbakis von den Deutschen geräumt, und 28. Dez. zogen die Scharen Garibaldis ein. Garibaldi hatte den Auftrag, den Rücken der Bourbakischen Armee frei zu halten und den Feind durch fortwährende Angriffe zu beunruhigen. Er erfüllte diese Aufgabe jedoch nicht, sondern ließ sich durch den kühnen Angriff der Brigade Kettler 21. Jan. 1871 auf die französische Stellung bei Fontaine in D. festhalten und mußte, als Ende Januar General Hann v. Weyhern anrückte, in der Nacht des 31. Jan. D. verlassen, worauf die Deutschen 1. Febr. wieder einrückten. Am 10. Febr. verlegte Manteuffel sein Hauptquartier nach D. Vgl. Baschi, D. et ses environs (Dijon 1867).

Dijudizieren (lat.), beurteilend entscheiden; Dijudikation, Aburteilung, Entscheidung.

Dikäarchie (gr.), Herrschaft des Rechts, Rechtsstaat.

Dikäarchos, griech. Philosoph und Schriftsteller, aus Messana (Messina) in Sizilien gebürtig, Schüler des Aristoteles, Freund des Theophrastos, lebte um 320 v. Chr. in Griechenland, meist im Peloponnes. Er stellte Höhenmessungen an, entwarf Erdtafeln und Landkarten und verfaßte eine historisch-geographische Beschreibung Griechenlands nach seinen natürlichen, politischen und sittlichen Verhältnissen, mit eingelegten Dichterstellen, wovon zwei Fragmente übrig sind. Eine ihm beigelegte iambische Beschreibung Griechenlands, von der noch 150 Verse vorhanden sind, ist unecht und rührt, wie der akrostische Anfang zeigt, von einem Dionysios, Sohn des Kalliphon, her. Die Fragmente von D.' Schriften gab Fuhr (Darmst. 1841) heraus.

Dikabrot und **Dikafett**, s. Mangifera.

Dikäokratie (griech.), s. v. w. Dikäarchie.

Dikäologie (griech.), Rechtslehre.

Dikäopolitik (griech.), auf das Recht gegründete Staatsklugheit.

Dikasterial, Name eines Papierformats von 450 mm Breite und 371 mm Höhe.

Dikasterium (griech. Dikasterion), bei den alten Griechen Name für Gerichtshof, besonders Spruchgericht. Außer dem Areopag, dem ältesten und angesehensten, gab es in Athen anfangs noch vier »Blutgerichtshöfe« mit Kollegien von 51 Mitgliedern, die unter dem Vorsitz des Archon Basileus über Totschlag, Anstiftung zum Mord u. dgl. aburteilten. Nach Einführung des Geschwornengerichts (Heliäa) durch Solon wurden zehn Dikasterien in der Stadt Athen errichtet, in welchen Geschworne (die Zahl derselben schwankte nach der Bedeutung des vorliegenden Falles zwischen 200 und 2000) unter dem Vorsitz der sechs untern Archonten (Thesmotheten) zu Gericht saßen. Jeder Geschworne wurde durch das Los einem bestimmten D. zugewiesen und erhielt seit Perikles als Entschädigung den sogen. »Richtersold« (Dikastikon Misthos), bestehend aus ursprünglich 2, später 3 Obolen (= 40 Pfennig) für den Sitzungstag, ausbezahlt. Die Athener lagen dem Geschwornendienst mit leidenschaftlichem Eifer ob, weshalb sie Aristophanes in den »Wespen« und andern Komödien verspottet. Vgl. Meier und Schömann, Der attische Prozeß (neue Aufl., Berl. 1881); Fränkel, Die attischen Geschwornengerichte (das. 1877). Seit dem Mittelalter verstand man unter D. ein Richterkollegium, welches keine bestimmte Gerichtsbarkeit über einen gewissen Bezirk hatte, sondern bloß im Auftrag und auf Ersuchen andrer Gerichte oder von Privatpersonen rechtliche Entscheidung erteilte. In Deutschland bestanden als Dikasterien früher zahlreiche Schöffenstühle und Juristenfakultäten. Dikasterialtafel, in Ungarn eine Gerichtsstelle, an welche vom Komitat appelliert wird.

Dikatopter (griech.), eine von v. Hagenow angegebene Art Camera lucida zum Nachzeichnen von Naturkörpern in natürlichen, verkleinerten oder vergrößerten Dimensionen.

Dike (»Gerechtigkeit«), eine der Horen (s. d.), die Tochter des Zeus und der Themis, zeigt nach Hesiod ihrem Vater alle Unthaten der Menschen, namentlich Rechtsverletzungen von seiten der Richter, an und verfolgt selbst die Missethäter, obschon in Nebel gehüllt und mit Thränen in den Augen. Bei den Tragikern ist D. oft nur die Personifikation des Rechts und erscheint auch wohl bewaffnet mit einem Netz oder mit einer Keule oder mit einem Schwert, stets als unbeugsames, streng strafendes Wesen, häufig zusammengestellt mit der Rachegöttin. Äschylos schildert, wie sie das von der Aisa (»Schicksal«) geschärfte Schwert in des Frevlers Brust stößt, und wie sie, wenn auch spät, doch sicher mit der Poine (»Vergeltung«) in des Missethäters Wohnung bringt. Sinnig nennt Pindar als Tochter der D. die Hesychia (»Ruhe, Sicherheit«). In der Folgezeit ward sie mit Asträa (s. d.) identifiziert und auch als Belohnerin des Guten verehrt. An dem berühmten Kasten des Kypselos war D. abgebildet als ein schönes weibliches Wesen, das ein andres häßliches, die Adikia (»Ungerechtigkeit«),

würgend fortzieht und schlägt. Derselbe Gegenstand hat sich auf einem griechischen Vasenbild gefunden.

Dikephalium (griech.), Doppelkopf, Mißgeburt mit zwei Köpfen; dikephalisch, zweiköpfig.

Dikilitasch (»Einzelstein«), ein 10 m hoher quadratischer Pfeiler auf 4 m hohem Piedestal (Rest eines Viadukts?) in Bulgarien, der sich westlich von Tirnowa auf einer baumlosen Ebene erhebt. Dabei Trümmer eines alten monumentalen Prachtbaues mit Reliefs und Inschriften. Der Bau stammt ohne Zweifel aus Römerzeiten her, harrt aber noch seiner Erklärung.

Dikölon (griech.), in der Poetik eine aus zweierlei Versen bestehende Strophe. Nach der Zahl der Verse, die eine Strophe hat, unterscheidet man: D. distrophon, wenn die Strophe aus zwei Versen (wie z. B. das Distichon aus Hexameter und Pentameter), und D. tetrastrophon, wenn sie aus vier Versen (wie z. B. die Sapphische Strophe) besteht. In der Rhetorik versteht man unter D. eine zweigliederige Periode.

Dikotyledōnen (Dicotyledōnes, Dikotylen, zweisamenlappige Pflanzen, Blattkeimer), eine zuerst von Jussieu aufgestellte, den Gegensatz zu den Monokotyledonen (s. d.) bildende Abteilung der Phanerogamen. Der wichtigste und für die meisten zutreffende Charakter der D. besteht darin, daß der in ihren Samen vorhandene und beim Aufkeimen hervortretende Keimling mit zwei einander entgegengesetzten Samenlappen (Kotyledonen) versehen ist, während bei sämtlichen Monokotyledonen, soweit sie einen vollkommen ausgebildeten Keimling besitzen, nur ein meist scheidenartig das Stengelchen umfassender Samenlappen vorhanden ist. Nur bei den wenigen Phanerogamen, die überhaupt keinen vollständig ausgebildeten Keimling haben, treten diese Unterschiede nicht hervor. Wie unter den Monokotyledonen, gibt es auch bei den D. einige Pflanzen mit unvollkommenem Keimling; dahin gehören einige chlorophyllfreie, humusbewohnende oder schmarotzende Pflanzen mit sehr kleinen Samen; so besteht der Keimling bei Monotropa und den chlorophyllhaltigen Pyrola-Arten nur aus einem wenigzelligen, ungegliederten Körper; bei den Orobancheen, Balanophoren, Rafflesiaceen ist der Keimling ein rundliches, zelliges Körperchen, an welchem ebenfalls keine Organe differentiiert sind; bei den Kuskuteen ist der Keimling lang, fadenförmig und ohne Kotyledonen. In solchen Fällen charakterisieren sich die Pflanzen als D. durch andre, sogleich zu besprechende Merkmale oder durch die Verwandtschaft mit andern Pflanzen. Außerdem gibt es nur wenige, meist bloß scheinbare Ausnahmen: Ranunculus Ficaria und einige Arten von Corydalis haben nur einen Samenlappen am Keimling, bei Trapa natans ist der eine Samenlappen weit kleiner als der andre. Wo drei Kotyledonen vorkommen, handelt es sich um eine Abnormität, die ihr Analogon in vielen andern ähnlichen abnormen Vermehrungen der Glieder von Blattquirlen findet. Die Merkmale, an welchen man erwachsene Pflanzen als D. erkennt, haben nur die Bedeutung besonders hervorstechender Charakterzüge dieser Abteilung des Gewächsreichs und sind viel häufigern Ausnahmen unterworfen als die Verhältnisse der Kotyledonen; aber sie bieten doch vielfach sehr gute Unterscheidungsmerkmale dar: während bei fast sämtlichen Monokotyledonen das Würzelchen des Keimlings sich nicht weiterentwickelt, sondern im Umkreis desselben eine Anzahl Nebenwurzeln hervortreten, welche nebst andern an höhern Teilen des Stengels erzeugten Seitenwurzeln das ganze Wurzelsystem bilden, wächst bei den D. in der Regel das Würzelchen zu einer abwärts gerichteten, sogen. Haupt- oder Pfahlwurzel weiter, aus welcher, solange sie fortwächst, Seitenwurzeln in schiefer oder wagerechter Richtung hervortreten. Bei den zahlreichen dikotyledonen Kräutern indessen, welche ausläuferartige Rhizome bilden, stirbt die Pfahlwurzel frühzeitig ab, und die zu den Rhizomen ausgebildeten unterirdischen Stengelteile sind dann nur mit Nebenwurzeln versehen. Während die Blätter der meisten Monokotyledonen wechselständig sind, haben diejenigen der D. außer wechselständiger auch gegen- und quirlständige Stellung. Die Blätter der Monokotyledonen sind nur selten geteilt, meist sogar ganzrandig, haben vorwiegend langgestreckte Gestalt und parallelen oder bogenförmigen Verlauf der Nerven, wogegen diejenigen der D. oft in Stiel und Blattfläche differenziert sind und letztere sehr häufig verschiedenartig geteilt ist oder doch oft gezahnte oder gesägte Ränder hat. Besonders charakteristisch aber ist ihre Nervatur, bei welcher ein oder mehrere Hauptnerven vorhanden sind, von welchen die Seitennerven in scharfen Winkeln abgehen (vgl. Blatt), um sich in gleicher Weise weiter zu verzweigen und endlich in ein kleinmaschiges Netzwerk von Nerven sich aufzulösen. Bei manchen D. fällt dieses Merkmal der Nervatur weg, wenn nämlich die Blätter entweder ganz fehlschlagen, oder dick und fleischig oder schmal, pfriemenförmig werden und dann nur von einem einzigen ungeteilten Nerv durchzogen sind. Auch wirklich parallelnervige Blätter kommen bei D. vor. Im Gegensatz zu den Monokotyledonen erzeugen die Laubblätter der D. häufig achselständige Knospen, und ihre Stengel bilden daher in vielen Fällen Zweige. Eine Haupteigentümlichkeit der D. liegt ferner im anatomischen Bau ihres Stammes. Die Fibrovasalstränge desselben erscheinen auf dem Querschnitt des Stammes in einem einfachen Kreis angeordnet, welcher Rinde und Mark scheidet, während bei den Monokotyledonen die Fibrovasalstränge auf dem Stammquerschnitt zerstreut stehen, weil hier die einzelnen Stränge, die in verschiedener Höhe an der Grenze zwischen Mark und Rinde entspringen, schief nach innen im Mark emporsteigen, in der Mitte desselben bogenförmig wieder nach außen gehen und dann in ein Blatt austreten. Bei den D. stehen daher auch die Kambiumteile der einzelnen Fibrovasalstränge in einem Kreis und können sich zu einer vollständig ringförmigen Schicht abschließen, dem sogen. Kambiumring. Durch letztern wird bei den Holzpflanzen die alljährliche Verdickung des Stammes bewirkt, indem sich zwischen dem Bast- und dem Holzteil der Fibrovasalstränge aus dem Kambiumring alljährlich eine neue Schicht von Holz und Bast erzeugt. Wegen dieses eigentümlichen Dickewachstums der Stämme nannte De Candolle die D. Exogenae, weil ihr Holz nach außen hin durch Dickewachstum zunimmt. Auch hinsichtlich dieser Verhältnisse gibt es mannigfache Abweichungen unter den D. Dahin gehören zunächst einige einfach gebaute Wasserpflanzen, deren Stengel, wie bei manchen monokotyledonen Wasserpflanzen, von einem einzigen zentralen Fibrovasalstrang durchzogen wird. Ferner besitzen eine Anzahl D. außer einem Ring von Fibrovasalsträngen auch noch im Mark zerstreut stehende Stränge; am nächsten kommen den Monokotyledonen in dieser Hinsicht die Nymphäaceen, in deren Stamm zahlreiche regellos zerstreut stehende, unter sich anastomosierende Fibrovasalstränge vorhanden sind. Bei den Blüten der Monokotyledonen sind mit wenigen Ausnahmen die einzelnen Blütenblattkreise dreigliederig, bei den D. treten dagegen viel mannigfaltigere Verhältnisse auf; am häufigsten sind Kelch und Blume,

vielfach auch die Staubgefäße und Fruchtblattkreise fünfgliederig, doch kommen bisweilen viergliederige, auch zwei- und selbst dreigliederige Blütenblattkreise vor, aber viel seltener als die fünfgliederigen; in manchen Fällen sind auch die Blütenblätter nicht in Kreisen, sondern in Spiralen gestellt, und diese bestehen dann meist aus einer größern, oft unbegrenzten Anzahl von Gliedern. Wegen ihrer zusammengesetztern Gestaltverhältnisse gelten daher die D. für eine höhere Stufe im Pflanzensystem als die Monokotyledonen und somit überhaupt für die vollkommensten Gewächse. Die D. zerfallen nach der Ausbildung der Blütenhülle in die Unterabteilungen der Apetalen (Apetalae) mit fehlenden Blumenblättern, Chori- oder Polypetalen (Choripetalae oder Polypetalae) mit freien Blumenblättern und Sym- oder Monopetalen (Sympetalae oder Monopetalae) mit verwachsenen Blumenblättern. Die Abteilung der Apetalen wird von den neuern Systematikern nicht mehr anerkannt und mit den Choripetalen, bei denen eine Verkümmerung der Blumenblätter nicht selten ist, vereinigt. Die Ordnungen oder Verwandtschaftsreihen der D. sind folgende: Juliflorae, Urticinae, Centrospermae, Polycarpicae, Rhoeadinae, Cistiflorae, Columniferae, Gruinales, Terebinthinae, Aesculinae, Frangulinae, Tricoccae, Umbelliflorae, Saxifraginae, Opuntinae, Passiflorinae, Myrtiflorae, Thymelinae, Rosiflorae, Leguminosae, Bicornes, Primulinae, Diospyrinae, Tubiflorae, Labiatiflorae, Contortae, Campanulinae, Rubiinae, Aggregatae, Hysterophyta.

Dikranaceen, Familie der Laubmoose, s. Moose.

Dikrotismus (griech.), Doppelschlägigkeit; dikrotischer Puls, doppelschlägiger Puls.

Diktāt (lat.), etwas zum Nachschreiben Vorgesagtes und Nachgeschriebenes; auch s. v. w. diktatorischer Befehl.

Diktātor (lat., Magister populi), eine außerordentliche, in Zeiten der Not oder für besondere Geschäfte ernannte und vorübergehend (außer im letzten Jahrhundert nie auf länger als sechs Monate) mit der höchsten Gewalt bekleidete Magistratsperson der römischen Republik. Die Einführung dieses Amtes fällt ins Jahr 498 v. Chr., als die Römer in einen gefährlichen Krieg mit den Latinern verwickelt waren. Der erste D. war T. Lartius. Das neue (übrigens von den Latinern entlehnte) Amt (Diktatur) hatte den Zweck, die Einheit und Kraft der Regierung zunächst gegen äußere Feinde, bald aber auch gegen innere Unruhen zu stärken und somit für Fälle besonderer Gefahr die königliche Gewalt zu ersetzen. Deswegen waren dem D. alle übrigen Magistrate mit Ausnahme der Volkstribunen untergeordnet, deswegen war er frei von der Berufung an das Volk und von der Rechenschaftspflicht; so wenigstens in der ältern Zeit, denn in der Folge scheint beides auch für den D. Geltung gewonnen zu haben. Er wurde, nachdem der Senat die Einsetzung beschlossen, von einem der Konsuln oder einem Konsulartribun ernannt, der dieses Geschäft unter Beobachtung der Auspizien in der Stille der Nacht vollziehen mußte; er selbst setzte sich dann einen Magister equitum als Reiterobersten und zweiten Befehlshaber an die Seite. Als Zeichen seiner außerordentlichen Gewalt schritten ihm 24 Liktoren voran, während den Konsuln nur je 12 gestattet waren, und zwar führten diese Liktoren, da ihm das Recht über Leben und Tod zustand, in ihren Rutenbündeln auch die Beile, deren Führung den Konsuln seit dem ersten Jahr der Republik verboten war. Außer für Erhaltung der öffentlichen Wohlfahrt in gefährlichen Kriegen oder bürgerlichen Unruhen wurden zuweilen auch für einzelne, selbst unbedeutende Geschäfte Diktatoren gewählt, als: die Einschlagung des Jahresnagels in den kapitolinischen Jupitertempel, die Haltung der Komitien in Abwesenheit der Konsuln, die Vollziehung des Zensus und namentlich die Ergänzung des Senats, die Leitung öffentlicher Spiele, Anstellung außerordentlicher Kriminaluntersuchungen, Aushebung &c. Auch die Diktatur war anfangs gleich den übrigen höhern Magistraten ein auf die Patrizier beschränktes Amt; im J. 356 wurde aber der Plebejer Gajus Martius Rutilus zum D. ernannt und damit auch dieses Amt den Plebejern zugänglich gemacht. Da übrigens seit der Gleichstellung der Patrizier und Plebejer die innern Streitigkeiten eine lange Zeit ruhten und nach dem zweiten Punischen Krieg in Italien, welches die Diktatoren nicht verlassen durften, keine bedeutenden Kriege mehr zu führen waren, so wurde die Anwendung der Diktatur immer seltener und hörte endlich mit dem zweiten Punischen Krieg völlig auf. Der letzte D. in dem ursprünglichen Sinn wurde im J. 202 gewählt. Die Diktaturen des Sulla und Julius Cäsar waren ungesetzlich und dienten nur als Namen für die von ihnen geübte Alleinherrschaft. Im J. 44 wurde die Diktatur durch ein Gesetz des M. Antonius völlig abgeschafft; später wurde sie dem Oktavian wiederholt vom Volk angeboten, aber beharrlich von ihm abgelehnt. Übrigens wird der Ausdruck D. auch im modernen Staatsleben gebraucht, um einen allmächtigen Staatsmann oder Feldherrn zu bezeichnen, und man spricht von der diktatorischen Gewalt oder von der Diktatur oder von dem diktatorischen Auftreten eines solchen, um sein aus dem Rahmen des regelmäßigen Staats- und Verfassungslebens heraustretendes Wesen und Wirken zu kennzeichnen.

Diktatōrisch, auf die Diktatur bezüglich, den Diktator (s. d.) betreffend. Eine diktatorische Regierungsweise nennt man das unumschränkte Walten eines allmächtigen Gebieters.

Diktatūr (lat.), die Machtvollkommenheit eines Diktators (s. d.); in der ehemaligen deutschen Reichsverfassung die vom Reichsobermarschall den Kanzlisten der einzelnen Reichstagsgesandten mit der Aufschrift Dictatum etc. übergebene Schrift (Dictatura), welche alles enthielt, was zur Kunde des Reichs gelangen sollte, und daher einen Teil der Reichsakten ausmachte. Bei dem vormaligen Reichskammergericht hieß das protokollarische Verfahren D. Derselbe Ausdruck war bei dem deutschen Bundestag für die amtliche Mitteilung von Eingaben, Protokollen &c. früher gebräuchlich.

Diktatūrparagraph, die für Elsaß-Lothringen getroffene Bestimmung (Reichsgesetz vom 30. Dez. 1871, § 10), wonach der Oberpräsident ermächtigt ward, bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit alle Maßregeln ungesäumt zu treffen, welche er zur Abwendung der Gefahr für erforderlich erachte, auch zur Ausführung solcher Maßnahmen die in dem Reichsland stehenden Truppen zu requirieren; eine Befugnis, welche nunmehr (Reichsgesetz vom 4. Juli 1879) auf den Statthalter übergangen ist.

Dikte, im Altertum Name eines Gebirges im östlichen Teil der Insel Kreta. Ursprünglich haftete derselbe an dem mächtigen, 2160 m hohen Gebirgsstock über Lyttos, den heutigen Lasithibergen, wo bis auf Konstantin das Grab des Zeus gezeigt wurde; später wurde er über die östlichern, niedrigern Gebirge, welche die Ostspitze Kretas bis zum Itanosvorgebirge (jetzt Kap Salmone) durchziehen, ausgedehnt.

Diktieren (lat.), einem etwas Nachzuschreibendes vorsagen; einem eine Strafe zuerkennen, auflegen.

Diktion (lat.), Schreibart, Ausdrucksweise.

Diktynna, Gottheit, s. Britomartis.

Diktys, aus Knosos auf Kreta, angeblicher Gefährte des Idomeneus im Trojanischen Krieg und Verfasser eines hierauf bezüglichen Tagebuchs, das, in phönikischer Sprache auf Palmblätter geschrieben, in einer bleiernen Kapsel in seinem Grab unter Nero aufgefunden und auf Befehl des Kaisers ins Griechische übersetzt sein soll. Für eine lateinische Bearbeitung dieser griechischen Übersetzung, an deren Existenz gezweifelt wird, gibt sich die Schrift eines gewissen Quintus Septimius: »Dictys Cretensis Ephemeris belli Troiani«, aus dem 4. Jahrh. n. Chr. aus. Diese Schrift war neben der ebenso schwindelhaften des angeblichen Dares (s. d.) von Phrygien eine Hauptquelle der mittelalterlichen Dichter, welche die trojanische Sage behandelten. Neuere Ausgaben besorgten Dederich (Bonn 1832 u. 1837) und Meister (Leipz. 1872). Vgl. Körting, D. und Dares (Halle 1874); Dunger, D.-Septimius (Dresd. 1878).

Dilacerieren (lat.), zerreißen, zerfleischen; Dilaceration, Zerreißung, Zerfleischung.

Dilapidieren (lat.), verschleudern, verschwenden; Dilapidation, Verschleuderung.

Dilatābel (lat.), dehnbar. Literae dilatabiles, im hebräischen Alphabet Buchstaben, welche behufs Ausfüllung der Zeilen eine größere Raumausdehnung annehmen können. Dilatabilität, Dehnbarkeit.

Dilatation (lat.), Erweiterung, chirurg. Operation; s. Dilatatorium.

Dilatatoren (lat., »Erweiterer«), in der Anatomie Muskeln, die eine Erweiterung bewirken.

Dilatatorium (lat.), Ausdehnungs- oder Erweiterungsgerät, bezeichnet nicht ein bestimmtes chirurgisches Instrument, sondern Sonden, Bougies, Tampons ꝛc. im allgemeinen. Als aktives D. benutzt man den Preßschwamm, die Darmsaiten und neuerdings ganz besonders die stark hygroskopischen Stengel einer Alge, der Laminaria digitata, welche, in einen engen Kanal gebracht, durch Aufnahme von Feuchtigkeit anschwellen und den Kanal erweitern.

Dilation (lat.), Aufschub, Frist, besonders Vertagung eines Prozesses, vom Richter wegen fehlender Zeugen, Beweise ꝛc. bewilligt. Dilatio ad excipiendum, Frist der Einrede; d. citatoria, Ladungsfrist; d. conventionalis, Frist, über die sich die Parteien einigen; d. definitoria, Entscheidungsfrist; d. dijudicatoria, Frist zur Urteilsvollziehung; d. judicialis, vom Richter gesetzte Frist; d. legalis, gesetzliche Frist; d. peremtoria, ausschließliche Frist; d. praeparatoria, Frist zur Vorbereitung; d. probatoria, Beweisfrist.

Dilatometer, Apparat zur Bestimmung des Alkoholgehalts einer Flüssigkeit (s. Alkoholometrie) und zur Messung der Ausdehnung flüssiger Körper (s. Ausdehnung).

Dilatorium (lat.), Fristbefehl, Aufschubsverordnung; dilatorisch, aufschiebend, verzögernd; dilatorische Frist, s. Frist.

Dilektion (lat.), Liebe, Zuneigung; Eure D., s. v. w. Euer Liebden.

Dilem, prachtvoll bewaldete Berglandschaft im O. der pers. Provinz Gilan, vom Nordabhang des Elburzgebirges bis zum Kaspischen Meere reichend.

Dilemma (griech., »doppelte oder zweiteilige Annahme«), in der Logik der hypothetisch disjunktive Schluß nach aufhebender Form (modo tollente), d. h. eine Form der Widerlegung, vermöge deren man zeigt, daß die zu widerlegende Annahme nur in zwei besondern Formen oder unter zwei besondern Voraussetzungen bestehen bleiben könne, daß aber keine von diesen möglich sei oder zutreffe. Die Formel des D. lautet: Wenn a wäre, so wäre b oder c; nun ist weder b noch c, also ist auch a nicht. Dasselbe heißt auch »gehörnter Schluß« (syllogismus cornutus), weil mit der Doppelannahme des Obersatzes der Gegner gleichsam zwischen die Hörner genommen wird. Hat der Obersatz im Prädikat mehr als zwei (drei, vier, viele) Glieder, so entsteht das Tri-, Tetra-, Polylemma. Als Trugschluß wird derselbe häufig von den Sophisten gebraucht. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit D. jedes Verhältnis, das zwei gleich schwierige Möglichkeiten eröffnet, uns vor die Wahl zwischen zwei gleich unangenehmen Dingen stellt.

Dilettant (v. ital. dilettare, »ergötzen«), derjenige, welcher eine Kunst oder Wissenschaft lediglich zu seinem Vergnügen betreibt, ohne dieselbe zu seinem Lebensberuf oder zum Gegenstand eines erschöpfenden Studiums zu machen. Der Dilettantismus, d. h. die Art, wie der D. die Kunst oder Wissenschaft behandelt, hat daher einen leichten Beigeschmack von Ungründlichkeit und steht der Meister- oder Kennerschaft entgegen, ist aber gleichwohl mit Stümperei nicht identisch. Dilettantieren, etwas aus Liebhaberei treiben, ohne vom Fach zu sein.

Dili (Dehli), Stadt, s. Timor.

Diligence (franz., spr. -schāngß), Fleiß, Emsigkeit, Schnelligkeit; Art Eilwagen (s. Post).

Diligentia (lat., Diligenz), Fleiß, Sorgfalt; in der Rechtssprache die Sorgfalt, welche jemand anwenden muß, um von einem andern Schaden abzuwenden, also Gegensatz von Negligentia und Disidia. D. quam quis in suis rebus (sc. adhibet), so viel Achtsamkeit, als man dem eignen Vermögen zuwendet.

Dilke, 1) Charles Wentworth, engl. Publizist und Kritiker, geb. 8. Dez. 1789, war Mitarbeiter an der »Westminster Review« und »Retrospective Review« und schrieb mehrere Werke über das Drama und die Litterargeschichte Englands; auch gab er eine Sammlung älterer englischer Theaterstücke (1814) heraus. Ende 1830 übernahm er die Leitung des »Athenaeum«, eines litterarischen Journals, das durch ihn das erste Organ dieser Art in der englischen Presse wurde. Seine Schriften über Junius, Burke, Pope zeugen von bedeutender Forschung und kritischer Schärfe. Obwohl noch Eigentümer dieses Blattes, gab er die eigentliche Redaktion doch 1846 auf, um sich an den »Daily News« zu beteiligen, wovon er sich indessen 1848 gleichfalls zurückzog. Er starb 10. Aug. 1864 in der Nähe von Farnham. Biographie vgl. D. 3).

2) Sir Charles Wentworth, Sohn des vorigen, bekannt durch seine Gemeinnützigkeit, geb. 18. Febr. 1810 zu London, studierte in Cambridge. Er war ein thätiges Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, doch ist er hauptsächlich bekannt als einer der Urheber der Londoner Industrieausstellungen von 1852 und 1862. Seit 1830 leitete er das »Athenaeum«, gehörte 1846 zu den Gründern der »Daily News« und bewirkte als Mitglied der Society of arts 1847 die erste Ausstellung britischer Fabrikate in den Sälen der Gesellschaft, was zur Verwirklichung des Gedankens einer Weltindustrieausstellung führte. 1862 wurde er zum Baronet erhoben. Er starb 10. Mai 1869 in Petersburg.

3) Sir Charles Wentworth, Sohn des vorigen, geb. 4. Sept. 1843 zu Chelsea, erhielt seine Bildung in Trinity Hall zu Cambridge, wurde Advokat in London und begann dann eine große Reise um die Welt. Er ging zunächst nach Kanada und den

Vereinigten Staaten, traf im August 1866 zu St. Louis mit Hepworth Dixon zusammen, in dessen Begleitung er die Rocky Mountains und den Mormonendistrikt besuchte, und setzte dann seine Reise allein über Nevada und Kalifornien nach Panama, von da weiter nach Neuseeland, Tasmania und Australien fort, überall sich gründlich über die gegenwärtige Lage und die kommerziellen Aussichten der englischen Kolonien zu unterrichten bemüht. Über Ceylon kam er nach Madras und Kalkutta, Oberindien und Lahor und kehrte dann über den Indus, Bombay und Ägypten nach England zurück. Als wissenschaftliches Resultat dieser Reise veröffentlichte er: »Greater Britain; a record of travel in English-speaking countries during 1866—67« (1868, 2 Bde.), ein vorzügliches Werk, das besonders den Einfluß der Rassen auf das Gouvernement und den der klimatischen Bedingungen auf die Rassen selbst in scharfsinniger Weise untersucht und nicht nur während des ersten Jahrs vier Auflagen in England selbst erlebte, sondern auch gleichzeitig in Amerika zweimal nachgedruckt wurde. Diesem großen litterarischen Erfolg verdankte es D., daß er 1868 von Chelsea zum Parlamentsmitglied gewählt wurde, der jüngste Repräsentant einer Stadt, der jemals im englischen Unterhaus gesessen. Im Parlament schloß er sich den fortgeschrittensten Radikalen an und stand nicht an, sich offen zu republikanischen Grundsätzen zu bekennen. Trotzdem wurde er 1880, als Gladstone nach dem liberalen Wahlsieg ein neues Ministerium bildete, zum Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt und verteidigte die auswärtige Politik der Regierung, die er im Unterhaus zu vertreten hatte, während der Sessionen 1880 und 1881 geschickt und glücklich. Ende 1882 trat er als Präsident des Lokalverwaltungsamts in das liberale Kabinett selbst ein, mit welchem er im Juni 1885 seine Entlassung nahm. Einer ehrenrührigen Anklage wegen Ehebruchs gegenüber, die gleichzeitig gegen ihn erhoben wurde, behauptete er in einem offenen Brief an seine Wähler seine volle Unschuld. 1874 veröffentlichte er anonym seine politische Satire »The fall of Prince Florestan of Monaco«, welche drei Auflagen erlebte und ins Französische übersetzt wurde. Außer dem »Athenaeum«, dessen Eigentum er von seinem Vater erbte, ist er auch Besitzer der wertvollen wissenschaftlichen Zeitschrift »Notes and Queries«. Aus den Schriften seines Großvaters (D. 1) gab er heraus: »The papers of a critic« (1875, 2 Bde., mit Biographie des Genannten).

Dill, Pflanze, s. Anethum.

Dill, Nebenfluß der Lahn, entspringt auf dem Westerwald, durchfließt den nach ihm benannten Dillkreis des preußischen Regierungsbezirks Wiesbaden und mündet nach 68 km langem Lauf bei Wetzlar.

Dill, Ludwig, Maler, geb. 2. Febr. 1848 zu Gernsbach in Baden, besuchte das Polytechnikum in Stuttgart, wo er zuerst Ingenieurwissenschaften, später Architektur studierte. Nachdem er den Krieg von 1870/71 als Offizier mitgemacht, widmete er sich der Kunst. Von 1874 bis 1878 zeichnete er Illustrationen für die Werke: »Italien« und »Schweizerland« aus dem Engelhornschen Verlag in Stuttgart. Seit 1878 kultivierte er die Malerei im Geiste der Münchener Stimmungsmaler. Auf mehreren Studienreisen durch Italien hatte ihn besonders Venedig gefesselt, und dem venezianischen Gebiet sind auch die Motive zu seinen Gemälden entlehnt, welche sich durch Kraft und Reichtum der Farbe, durch Feinheit und Wahrheit der Luftstimmung und durch charaktervolle Auffassung auszeichnen. Seine Hauptwerke sind: venezianischer Kanal (württembergische Staatsgalerie); Scirocco, venezianische Marine (Mannheimer Galerie); Ebbe in den Lagunen; Lagunendorf. 1883 erhielt er auf der internationalen Kunstausstellung in München eine Medaille zweiter Klasse.

Dill., bei botan. Namen Abkürzung für J. J. Dillenius (s. d.).

Dillenburg, Stadt im Dillkreis des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, an der Dill und an der Deutz-Gießener Eisenbahn, hat ein Amtsgericht, eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Gymnasium, eine Bergschule, ein Schullehrerseminar, eine höhere Töchterschule, starken Eisenerzbau, 2 Eisenhütten, 2 Dampfmühlen, Tabaks- und Zigarrenfabrikation, Gerbereien, das hessen-nassauische Landesgestüt und (1880) 3818 Einw. (darunter 357 Katholiken). — D. verdankt seinen Ursprung der alten, jetzt in Trümmern liegenden Bergfeste D. auf einer Anhöhe über der Stadt, welche Graf Heinrich der Reiche von Nassau vor 1255 anlegte, erhielt 1344 Stadtrecht, war aber schon seit 1290 Residenz einer Linie des Hauses Nassau. Nach dem Aussterben derselben (1739) fiel D. an Nassau-Dietz. 1760 wurde das Schloß von den Franzosen zerstört. 1806 durch Napoleon zum Großherzogtum Berg geschlagen, war D. der Hauptort des Siegdepartements, kam 1814 an Preußen, 1815 wieder an Nassau und 1866 abermals an Preußen. Das ehemalige Bergschloß ist die Geburtsstätte des Prinzen Wilhelm von Oranien (1533), zu dessen Andenken der 45 m hohe Wilhelmsturm errichtet worden ist, und seines Sohns Moritz (1567). Seiner waldreichen Umgebung wegen wird D. auch vielfach als Luftkurort benutzt. Vgl. Frohwein, Beschreibung des Bergreviers D. (Bonn 1885).

Dillenia *L.* (Rosenapfel), Gattung aus der Familie der Dilleniaceen, große Bäume mit breiten Blättern, meist einzeln stehenden, großen, gelben oder weißen Blüten und eßbaren Früchten, sämtlich in Ostindien und auf den umliegenden Inseln einheimisch. D. elliptica *Thunb.*, auf Celebes und den benachbarten Inseln, trägt orangengroße, mit einem schleimigen, safrangelben Saft erfüllte Früchte, welche säuerlich-süß schmecken und sowohl roh als auf verschiedene Weise zubereitet genossen werden. D. speciosa *Thunb.* (D. indica *L.*), ein Baum von 12—16 m Höhe, in Ostindien, auf Ceylon und Java, trägt runde, 16 cm im Durchmesser haltende Beerenfrüchte, welche sehr sauer schmecken und wie Zitronen zu Saucen und kühlenden Fruchtsäften verwendet werden. Die scharfe Wurzelrinde wird arzneilich benutzt. Von D. serrata *Thunb.*, auf den indischen Inseln, werden die Früchte, welche den Orangen ähnlich sind, wie diese verwendet.

Dilleniaceen, dikotyle, etwa 190 Arten umfassende Pflanzenfamilie der Tropen und Australiens aus der Ordnung der Polykarpen, meist Schlingsträucher mit fünfzähligem, stehen bleibendem Kelch, fünfzähliger, regelmäßiger Krone, vielen Staubgefäßen und 1—5 oder mehr Karpellen. Vgl. Baillon, Monographie der D., in »Adansonia«, Bd. 4.

Dillenius, Joh. Jakob, Botaniker, geb. 1687 zu Darmstadt, brach als akademischer Lehrer in Gießen durch seine gediegenen Abhandlungen Bahn zu genauerer Beobachtung und besserer Anordnung der untersten Pflanzenfamilien, ward 1721 Direktor des botanischen Gartens der Gebrüder Sherard in Eltham, 1728 Professor der Botanik in Oxford und starb daselbst 2. April 1747. Er stand mit seinen berühmten Zeitgenossen Haller und Linné in regem wissenschaftlichen Verkehr und veröffentlichte einen »Catalogus

plantarum circa Gissam nascentium etc.« (Frankfurt a. M. 1719, mit trefflichen Abbildungen), einen »Hortus Elthamensis« (Lond. 1732, 2 Bde.; Prachtwerk mit 324 Kupfertafeln) und eine »Historia muscorum« (Oxford 1741; mit 85 Kupfertafeln, Edinb. 1811). Das letztere berühmte Werk ist das Hauptverdienst D.', denn es enthält die erste genauere Beschreibung der Laubmoose.

Dillens, Adolf, belg. Maler, geb. 9. Jan. 1821 zu Gent, erlernte die Malerei von seinem ältern Bruder, Hendrick (gest. 1872), begann mit dem historischen Genre und erlangte für seine 1848 in Brüssel ausgestellten Bilder: die fünf Sinne und der Sonntag in Flandern einen Preis. Ein Besuch in Zeeland hatte zur Folge, daß er fortan die Bewohner dieser holländischen Provinz in allen ihren Trachten und Sitten darstellte. Er starb im Januar 1877 in Brüssel.

Dillingen, 1) unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, in freundlicher Gegend an der Donau, 354 m ü. M., an der Linie Ingolstadt-Neuoffingen der Bayrischen Staatsbahn, hat ein altes Schloß (ehemals Residenz der Bischöfe von Augsburg, jetzt Amtssitz), ein Kapuziner- und ein Franziskaner-Nonnenkloster, 6 Kirchen, Bierbrauerei, Obst- und Hopfenbau und (1880) 5452 Einw. (426 Evangelische); in Garnison das 2. Chevaulegerregiment, im benachbarten Dorf Schretzheim eine große Leinenspinnerei, Weberei und Bindfadenfabrik. D. ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, es hat eine königliche Studienanstalt (Gymnasium und lateinische Schule), ein Klerikalseminar, eine Kreis-Taubstummenanstalt für Mädchen und ein Waisenhaus. Die ehemalige Universität von D., welche, 21. Mai 1554 vom Bischof von Augsburg, Otto von Truchseß-Waldburg, gestiftet, 1564 in die Hände der Jesuiten kam und ein hauptsächlicher Sitz der Polemik gegen den Protestantismus war, wurde 1804 aufgehoben. In der Nähe der Karolinenkanal, welcher die Donaufahrt zwischen Lauingen und D. abkürzt. — Im Mittelalter residierten in D. Grafen, als deren erster Hugbald (gest. 909) erscheint. Einer seiner Nachkommen, Hartmann I. (gest. 1121), erwarb durch Erbschaft die Grafschaft Kyburg und ist ein Vorfahr des Königs Rudolf von Habsburg. Graf Hartmann IV. von D. setzte 1258 seinen gleichnamigen Sohn, Bischof von Augsburg, zum Erben seiner Güter ein, welcher sie dem Hochstift vermachte. 1488 ward D. Residenz der Bischöfe von Augsburg. 1632 und 1648 ward es von den Schweden, 1702 von den Österreichern, 18. Juni 1808 von den Franzosen eingenommen. 1803 kam es mit dem Gebiet des Hochstifts an Bayern. Bei D. endete 10. Okt. 1805 das Gefecht von Wertingen, indem Murat die Österreicher in die dortigen Sümpfe drängte. — 2) Dorf im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Saarlouis, an der Prims und der Eisenbahn Saarbrücken-Trier, mit kath. Kirche, Eisenhüttenwerk, Fabrik für Kesselblech und Panzerplatten (1800 Arbeiter) und (1880) 3145 Einw.

Dillis, Georg von, Maler, geb. 26. Dez. 1759 zu Grüngiebing in Oberbayern, studierte erst Theologie und ward 1782 Priester, widmete sich aber dann der Malerei auf der Münchener Malerakademie, bereiste 1788 die Schweiz und die Rheingegenden und wurde 1790 Galerieinspektor zu München. Von hier aus begleitete er später Gilbert Elliot nach Italien, lebte während der Kriegsstürme eine Zeitlang in Ansbach, besuchte 1805 nochmals Italien und begleitete 1806 den Kronprinzen Ludwig auf seiner Reise durch die Schweiz, Frankreich und Spanien. Die nächsten Jahre führten ihn zum Zweck der Ankäufe von Kunstwerken, worunter die Erwerbungen eines Raffaelschen Porträts für die Pinakothek und der Bevilacqua-Sammlung für die Glyptothek hervorragen, noch dreimal nach Italien. 1817 und 1818 begleitete er den Kronprinzen nach Sizilien, wo er viele griechische Denkmäler zeichnete. 1822 erhielt er die Stelle eines Direktors der königlichen Zentralgalerie und starb 28. Sept. 1841 in München. Seine Landschaften und Kupferätzungen sind sehr geschätzt. Auch hat man kleine Porträte und Federzeichnungen von ihm.

Dillkreis, s. Dill (Fluß).

Dillmann, August, Theolog und berühmter Orientalist, geb. 25. April 1823 zu Illingen in Württemberg, widmete sich schon als Student der Theologie zu Tübingen, von Ewald angeregt, orientalischen Studien, ward 1848 daselbst Repetent, 1852 Privatdozent, 1853 außerordentlicher Professor und ging 1854 in gleicher Eigenschaft nach Kiel, wo er 1860 die ordentliche Professur der orientalischen Sprachen erhielt. Als Professor der alttestamentlichen Exegese wurde er 1864 nach Gießen, 1869 als Nachfolger Hengstenbergs nach Berlin berufen. D. ist dermalen die erste Autorität auf dem Gebiet der äthiopischen Sprache und Litteratur. Er gab heraus: das »Buch Henoch«, äthiopisch (Leipz. 1851) und deutsch mit Kommentar (das. 1853); das »Buch der Jubiläen«, erst deutsch (in Ewalds »Jahrbüchern der biblischen Wissenschaft«, Bd. 2 u. 3, Götting. 1849—51), dann äthiopisch (Leipz. 1859); das »Buch Adam«, deutsch (in Ewalds »Jahrbüchern«, Bd. 5, Götting. 1853), und die alte äthiopische Übersetzung des Alten Testaments: »Biblia Veteris Testamenti aethiopica« (Leipz. 1853—72, 2 Bde.); außerdem eine »Grammatik der äthiopischen Sprache« (das. 1857), ein »Lexicon linguae aethiopicae« (das. 1865) und eine Chrestomathie (das. 1866). Als Theolog hat er sich bekannt gemacht durch seine Schriften: »Über den Ursprung der alttestamentlichen Religion« (Gieß. 1865) und »Über die Propheten des Alten Bundes nach ihrer politischen Wirksamkeit« (das. 1868), die Neubearbeitung der Kommentare zu Hiob von Hirzel (3. Aufl., Leipz. 1869), zur Genesis von Knobel (4. Aufl., das. 1882) und Exodus und Leviticus von Knobel (2. Aufl., das. 1880). Seine neuesten Schriften sind: »Die Anfänge des axumitischen Reichs« (Berl. 1879); »Zur Geschichte des axumitischen Reichs im 4. bis 6. Jahrhundert« (das. 1880); »Über die Regierung, insbesondere die Kirchenordnung, des Königs Zar'a Jacob« (das. 1884).

Dilln (ungar. Bélabánya), ehemals königliche freie Bergstadt im ungar. Komitat Hont, ist jetzt mit dem benachbarten Schemnitz vereinigt, hat Stampf- und Goldwaschmühlen; der Bergbau auf Gold und Blei, früher bedeutend, ist jetzt stark gesunken.

Dillöl, ätherisches Öl, welches aus den Samen des Dills durch Destillation mit Wasser gewonnen wird, (Ausbeute 2,3 Proz.), ist frisch blaßgelb, später bräunlich, riecht durchdringend nach Dill, schmeckt süßlich, spez. Gew. 0,892, besteht im wesentlichen aus zwei Kohlenwasserstoffen und enthält außerdem Karvol. Es wird zu Likören und in der Medizin benutzt.

Dillon, John, irischer Politiker, geb. 1851, Sohn des Advokaten John Blake D., der wegen seiner Beteiligung an dem irischen Aufstand von 1848 nach Amerika geflüchtet und erst nach längerer Zeit infolge einer Amnestie zurückgekehrt war, wurde auf der katholischen Universität zu Dublin ausgebildet, studierte Medizin und begann in Dublin als Arzt zu praktizieren. 1880 wurde er für die Grafschaft Tipperary, die auch sein Vater von 1865 bis zu seinem

Tod (Oktober 1866) vertreten hatte, ins Unterhaus gewählt. Er gehörte hier zu den in ihren Anforderungen am weitesten gehenden Mitgliedern der irischen Partei, indem er die gänzliche Abtrennung Irlands von Großbritannien und die Gründung einer unabhängigen irischen Republik erstrebte, beteiligte sich aber nichtsdestoweniger an der etwas gemäßigtern Opposition Parnells und gehörte auch zu den Führern der Landliga. Ende Mai 1881 wurde er verhaftet, aber nach kurzer Zeit wegen seines Gesundheitszustandes freigelassen; als er nichtsdestoweniger mit seinen Agitationen fortfuhr, ward er im Oktober 1881 abermals verhaftet, und erst Anfang Mai 1882 erhielt er nach dem sogen. Pakt von Kilmainham seine Freiheit zurück. Er beteiligte sich dann eifrigst an der Opposition gegen die neue irische Zwangsbill, wanderte aber 1883 nach Amerika aus.

Dilman, Stadt in der pers. Provinz Aserbeidschân, etwa 25 km westlich vom Nordende des Urmiasees entfernt, ist Hauptort der Landschaft Salmas und zählt 5—6000 Einw.

Diloba, s. Eulen (Schmetterlinge).

Dilogie (griech.), Zweideutigkeit, Doppelsinnigkeit; dilogisch, zweideutig.

Dilolo, ein von sumpfigen, grasreichen Ufern umgebenes Seebecken im südlichen Zentralafrika, unter 11° 30′ südl. Br. und 22° 30′ östl. L. v. Gr. und etwa 1500 m ü. M. gelegen, wird als Quelle des Sambesi oder Liba betrachtet.

Dilsberg, Gemeinde im bad. Kreis und Amtsbezirk Heidelberg, am Neckar, auf stumpfem Kegelberg gelegen, mit den Trümmern eines alten Bergschlosses und (1880) 460 Einw., die besonders in den nahen Steinbrüchen beschäftigt werden. — Der Ort war früher Hauptort der Grafschaft D. Die Burg diente später als kleine Festung und wurde 1622 vergeblich von Tilly belagert, fiel dagegen 1633 in die Hände der Schweden. Noch 1799 wurde sie gegen die Franzosen von einem Haufen Invaliden und Bauern glücklich verteidigt. D. war lange Staatsgefängnis.

Dilucida intervalla (lat.), die lichten, vernünftigen Augenblicke eines Irrsinnigen.

Dilucidation (lat.), Erläuterung, Erörterung; dilucidieren, ins Licht setzen, aufklären.

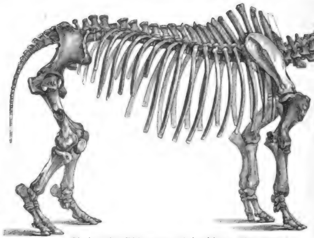
Diluéndo (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: verlöschend, allmählich verhallend.

Diluéntia (lat.), s. v. w. Abführmittel.

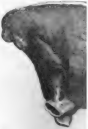
Diluieren (lat.), auflösen, verdünnen; Dilution, Verdünnung.

Diluvianismus, die Lehre, daß die Erde ihren geschichteten Bau durch eine oder mehrere große Fluten empfangen habe, wobei die versteinerten Pflanzen und Tiere als dabei untergegangene Wesen betrachtet wurden, ja sogar das Gerippe eines großen Salamanders als Sintflutmensch (homo diluvii testis) angesehen wurde. Die berühmtesten Diluvianisten waren Burnet (gest. 1715) und Whiston (gest. 1752), welche abenteuerliche Romane über die Ursachen der Fluten erfanden, während in Deutschland die Lehre durch Werner (s. d.) und andre Geologen, aber mit einer gewissen Einseitigkeit, den Plutonisten gegenüber verteidigt wurde; s. Geologie.

Diluvium (hierzu Tafel »Diluvium«), auch Postpliocän, Pleistocän, Quaternär, Quartär genannt (letztere beiden Worte gewöhnlich für D. und Alluvium gemeinschaftlich gebraucht), das alte Schwemmland, eine ebenso weitverbreitete wie wichtige Bildung, da sie den fruchtbaren Boden der Tiefländer, vieler Hochebenen, Thalböden und Thalränder bildet. Der Name D. hat sich aus der Zeit erhalten, in welcher man in den betreffenden Gesteinen die Produkte der letzten großen Überschwemmung der festen Erde (Sintflut) nach den Traditionen der Bibel und den Sagen vieler Völker erblickte. Die Abgrenzung des D. nach unten gegen das Tertiär ist dort erschwert, wo bei der Ablagerung der Diluvialgebilde ein Aufwühlen des tertiären Untergrundes und ein Einpressen neuzugeführten Gesteinsmaterials in schon vorhandene Sande und Mergel stattgefunden hat. Noch schwieriger ist oft die Grenze zu legen zwischen D. und Alluvium. Gilt hier im allgemeinen der Satz, daß alles als Diluvialbildung zu betrachten ist, was nach Lagerung und Bestandteilen nicht mehr auf die Wirkung der heutigen Gewässer, diese selbst in ihrem leistungsfähigsten Zustand gedacht, zurückführbar ist, so läßt dieses allgemeine Kriterium im einzelnen Fall doch oft im Stiche. Am deutlichsten trägt den Charakter veränderter Bildungsbedingungen dasjenige Gesteinsmaterial an sich, welches in Form kleinerer und größerer Blöcke bis zum Inhalt vieler Kubikmeter auf Hoch- und Tiefebenen abgelagert ist und offenbar durch natürliche Agenzien aus fernen Gegenden dorthin transportiert wurde (Findlinge, Wanderblöcke, nordische Geschiebe, erratische Blöcke, erratische Formation). Ein genaueres Studium der Erscheinungen, wie es vorläufig allerdings nur für Europa und Nordamerika durchgeführt ist, hat als transportierenden Faktor das Eis in Form von Gletschern und Inlandeismassen erkennen lassen, während die früher für die Zufuhr des Blockmaterials der norddeutschen Tiefebene aufgestellte Hypothese eines Transports durch Eisberge (Drifttheorie) fast allgemein verlassen ist. In weiterer Konsequenz der Glazialtheorie (vgl. Eiszeit) hat man für Europa drei Hauptzentren der Vergletscherung (Alpen, Skandinavien, Nordbritannien) neben kleinern, von den Mittelgebirgen (Pyrenäen, Vogesen, Schwarzwald, Harz, Karpathen, Kaukasus, Ural ꝛc.) ausgehenden Eisströmen angenommen, welche ein großartiges Gesteinsmaterial, radial ausstrahlend, transportierten. So bedecken alpine Gesteinsfragmente die östlichen Abhänge des Jura, lassen sich im N. bis zur Donau, im S. bis zu den oberitalienischen Seen verfolgen. Skandinavien entstammende Blöcke lagern im nordeuropäischen Tiefland südlich bis zur Rheinmündung, dem nördlichen Rande des Harzes, des Erzgebirges und der Sudeten; im O. sind sie über Finnland bis tief in das übrige europäische Rußland verbreitet. Wie der Transport der alpinen Blöcke nach Süddeutschland eine vollkommene Vereisung des Bodensees voraussetzt, so beweisen die Verhältnisse im N. Europas eine gleiche für die Ostsee. Das oben für Europa unterschiedene dritte Zentrum lieferte eine totale Vergletscherung der englischen Inseln mit Eisbrücken zwischen ihnen, den Hebriden und den Orkneys. In dem Geschiebelehm (Blocklehm, Geschiebemergel, in Schweden krosstenslera, in Dänemark rollstenslera, in England und Amerika boulder clay), einem rauhen Lehm voller Mineralsplitter (Feldspat, Hornblende ꝛc.) und nordischer Geschiebe, ist das zermalmte Material der Grundmoräne jener Gletscher und Inlandeismassen anzusprechen, bei deren Transport der Untergrund mannigfaltig in Mitleidenschaft gezogen wurde. Bald wurde er aufgewühlt, und die Blöcke der Grundmoräne blieben in ihm tief eingedrückt liegen (so besonders schön bei den tertiären Sanden Oberschwabens zu beobachten), bald erscheinen härtere Gesteine geglättet und geschrammt (Kulmsandstein bei Gommern unweit Magdeburg, Porphyre bei Halle und



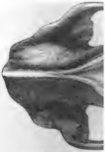
Skelett des Rhinoceros tichorhinus. (Art. *Huftiere.*)



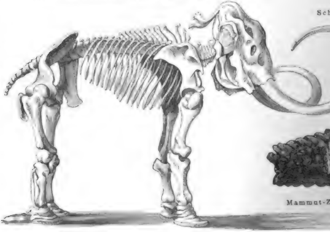
Schädel der Höh

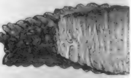


Schädel des Höhlenbären (Ursus spelaeus), von der Seite.



Schädel des Höhlen





Mammut-Zahn, von der Ka

Skelett des Mammuts (Elephas primigenius). (Art. *Rüsseltiere.*)





yäne (Hyaena spelaea). (Art. *Raubtiere.*)

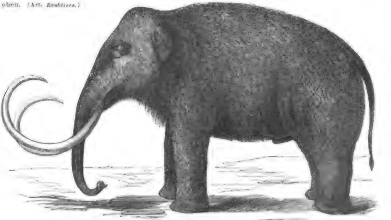


Skelett des Riesenhirsches (Megaceros hibernicus), restauriert. (Art. *Huftiere.*)



, von oben. (Art. *Raubtiere.*)





Mammut (Elephas primigenius), restauriert. (Art. *Rüsseltiere.*)

Leipzig, Muschelkalk bei Rüdersdorf, Jurakalk in der Schwäbischen Alb ꝛc.), während die Gerölle gelegentlich die Spuren ihres Dienstes als Scheuersteine an sich tragen (geritzte Gerölle). Größere und kleinere Fragmente des Untergrundes wurden herausgerissen und mit dem weiterher stammenden Moränenmaterial verquickt fortgeführt. So gesellen sich in der norddeutschen Tiefebene zu den skandinavischen Gneisen, Graniten, Grünsteinen, Syeniten, Porphyren, Silurgesteinen ꝛc. die Kreidestücke und Feuersteine der deutschen und dänischen Nordküste. Auch die Strudellöcher (Gletschermühlen, Gletschertöpfe, Riesentöpfe, Sölle) im Untergrund oder im Blocklehm selbst sind Produkte der Glazialperiode; so besonders schön die in Mehrzahl bloßgelegten des Gletschergartens zu Luzern, ferner die von Überlingen, Rüdersdorf, die sogen. Sölle in Mecklenburg und Pommern. Nicht selten findet eine Wechsellagerung zwischen mehreren Lagen Blocklehm und geschichtetem Material mit Süßwasser- oder Meereskonchylien statt. Das letztere ist die durch Flußläufe oder einbrechendes Meer aufbereitete und geschlämmte Grundmoräne, und die Bildung dürfte auf ein zeitweilig eintretendes Zurückweichen der Gletscher beziehbar sei, wie auch unsre Gletscher solche Perioden des Anschwellens und der Abnahme zeigen (s. Gletscher), wird aber von vielen Geologen als Signal einer mehrfach wiederholten Eisperiode, durch interglaziale Zeiträume unterbrochen, gedeutet. An einzelnen Stellen (Uznach in der Schweiz, Morschweiler am Bodensee, Sonthofen im Algäu) beobachtet man kohleführende Schichten zwischen zwei Grundmoränen eingeschaltet. Als Produkte der Gletscherthätigkeit, welche bei dem allmählichen Rückzug des Eises gegen Ende der Glazialperiode zur Ablagerung kamen, sind die mitunter meilenweit zu verfolgenden, bogenförmige Hügel bildenden Blockanhäufungen zu betrachten, welche den Charakter der Stirn- oder Endmoränen, oft zu mehreren untereinander parallelen Zügen angeordnet, noch deutlich an sich tragen (Oberschwaben, Oberbayern, Oberitalien, Mecklenburg, Pommern, Preußen). Auch die vielfach gedeuteten Åsar (Singular: Ås), bis 60 m hohe Bergzüge des mittlern Schweden, aus grob geschichteten Sanden und Geröllen aufgebaut, dürften ähnliche, vielleicht durch Wasserläufe später teilweise umgearbeitete Gebilde sein. Verbreiteter als solche Blockanhäufungen ist der sogen. Decksand (Geschiebesand, Rullsteensand), ein bald als gleichmäßige Decke, bald Hügel bildend abgelagerter Sand mit eingestreuten Blöcken. Unter lokalen Verhältnissen entstanden ferner hier und da während der Diluvialperiode Kalktuffe (so an mehreren Stellen Thüringens, im Mainthal, bei Kannstatt unweit Stuttgart) und Knochenbreccien in Höhlen (Fränkischer Jura, Schwäbische Alb, Dechenhöhle in Westfalen, Kirkdale-, Kentshöhle und andre in England, mehrere im südlichen Frankreich) sowie in Spalten der Kalksteingebirge an den spanischen, französischen, italienischen und griechischen Küsten des Mittelmeers. Von größter Verbreitung endlich ist der jungdiluvianische, postglaziale Löß, dessen mächtige Ablagerungen teils den Flußthälern folgen, teils auf flachen Hochebenen sich hinziehen. Die verschiedenen Ansichten über seine Bildung sind im Artikel »Löß« erörtert.

Die organischen Reste der ältern Diluvialzeit tragen in vollkommener Übereinstimmung mit den für die Gesteinsprodukte vorausgesetzten Bildungsbedingungen einen nordischen Charakter, selbst an verhältnismäßig südlich gelegenen Fundstellen. Von Pflanzen werden nordische Hypnum-, Weiden- und Birkenformen, von Tieren Renntier, Eisfuchs, Lemming, Halsbandlemming ꝛc. in Mittel- u. Südeuropa gefunden, und daß auch Mammut (s. Tafel »Diluvium«) und Rhinoceros tychorhinus (s. Tafel) einer nordischen Fauna zuzuweisen sind, obgleich ihre nächsten Verwandten von heute in warmen Zonen leben, beweisen die Funde im Diluvialeis Sibiriens: beide Tiere waren mit dichtem Wollhaar bedeckt, und zwischen den Zähnen des Mammuts fanden sich zermalmte Reste nordischer Pflanzen, welche dem Tier zur Nahrung gedient hatten. Besonders reiche Schätze von tierischen Resten liefern die Höhlen. In Süddeutschland ist der Höhlenbär (s. Tafel) neben Höhlenhyäne, Rhinozeros (s. Tafel), Hirsch ꝛc. vorherrschend, in England die Höhlenhyäne, während die Bären an Individuenzahl zurücktreten. Die südfranzösischen Höhlen bergen besonders zahlreiche Renntierreste. Der mächtige Riesenhirsch mit seinem weit ausladenden Geweih, den unsre Tafel darstellt, entstammt den diluvialen Torfmooren Irlands. Eine eigentümliche Fauna ist im Löß begraben: neben Landschnecken, unter denen Pupa muscorum, Helix hispida und Succinea oblonga besonders charakteristisch sind, zahlreiche Repräsentanten einer Steppenfauna, so Antilopen, Wühlratten, Zieselmäuse, Zwergpfeifhasen, Pferdespringer ꝛc. Daß in diesen Funden eine schwerwiegende Bestätigung der neuerdings aufgestellten Hypothese einer Bildung des Lößes durch Staubstürme liegt, ist im Artikel »Löß« näher besprochen. Endlich sind die Riesenformen, welche die früher dem Tertiär zugezählten Pampasthone Südamerikas einschließen, ebenfalls diluvialen Alters. Die Tafel »Tertiärformation II« stellt ein Gürteltier (Glyptodon) und die Faultiere Megatherium und Mylodon dar, sämtlich Riesenformen von in der jetzigen Schöpfung nur durch viel kleinere Spezies vertretenen Typen. Das größte Interesse knüpft sich aber an die menschlichen Reste an, welche beweisen, daß der Mensch schon während des ältern D. im Kampf mit den Tieren der Eisperiode gelebt hat. Selten sind die Funde von Skelettteilen, unter ihnen die aus dem Neanderthal bei Düsseldorf, ferner bei Lüttich, bei Aurignac (Haute-Garonne) und Abbeville (Somme, Picardie), die bekanntesten. Viel häufiger sind die Spuren menschlicher Thätigkeit nachweisbar. Hierher gehören die Abbildungen der Tiere der Eiszeit (Mammut, auf einer Elfenbeinplatte eingeritzt, in der Landschaft Périgord, Dordogne, gefunden; rohe, in Horn ausgeführte Schnitzereien, Moschusochsen und Pferde darstellend, aus dem Keßler Loch bei Thayingen unweit Schaffhausen), die zu Instrumenten und Waffen umgestalteten Knochen, die bearbeiteten Feuersteine, die behufs Gewinnung des Marks zerschlagenen Knochen, die aufgehäuften Küchenabfälle, von Ruß geschwärzte Schiefer- und Thonplatten. Auch Fußspuren, welche mit zweifellos von Mammuten herrührenden und solchen von Pferden und Vögeln in verhärteten Thon eingedrückt zu Carson City, Nevada, sich vorgefunden haben, werden ziemlich allgemein als von Menschen stammend gedeutet. Diese und andre Beobachtungen haben die Existenz des Menschen schon während des D. unumstößlich bewiesen, während alle Funde, die auf noch ältere Perioden gedeutet worden sind, als mindestens noch zweifelhaft bezeichnet werden müssen. Als Beispiel der lokalen Gliederung des D. mögen die Schichtenfolgen dienen, welche Credner in Sachsen und Berendt in der Mark Brandenburg unterscheiden. Der erstere beobachtete (von unten nach oben): Bänderthon, lokal in Wechsellagerung mit Flußschotter; Geschiebelehm und Geschiebemergel, hier

und da mit Sand abwechselnd, bisweilen auf deutlich geschrammten Gesteinen ruhend; Geschiebedecksand, meist Hügel bildend. Berendt führt an (ebenfalls von unten nach oben): Glindower Thon, mit Sand und Grand sowie mit der nächsten Etage mitunter wechsellagernd; unterer Geschiebemergel; Diluvialsand mit Resten von Mammut, Rhinozeros rc.; oberer Geschiebemergel; Decksand, oft mit Geröllen von eigentümlich pyramidaler Gestalt (sogen. Dreikantern). — Die vulkanische Thätigkeit lieferte während der Diluvialperiode ein mit demjenigen der heutigen Vulkane vollkommen übereinstimmendes Material und war in vielen Fällen auch an dieselben Stellen geknüpft, so daß die ältesten Eruptionen der noch jetzt thätigen Vulkane schon während der Zeit des D. erfolgt sind (vgl. Vulkane). Vgl. die Tafeln »Diluvium« und »Tertiärformation II«.

Die Litteratur über das D. ist sehr zerstreut in einer großen Anzahl kleinerer Abhandlungen; besonders anzuführen sind die Begleitworte zu den geologischen Spezialkarten Preußens und Sachsens, soweit die Sektionen das norddeutsche Tiefland zum Vorwurf haben. Außerdem vergleiche die Litteraturangaben unter »Eiszeit« und »Löß«.

Dimanche (franz., spr. -mängsch), Sonntag.

Dimatis, bei den alten Logikern Name des vierten Schlußmodus in der vierten Figur, mit besonders bejahendem Ober- und Schlußsatz und allgemein bejahendem Untersatz. Beispiel: Mancher Gelehrte ist trunksüchtig, die Trunksüchtigen sind verächtlich, also ist mancher Verächtliche gelehrt. Vgl. Schluß.

Dimbowitza (Dambowitza), linker Nebenfluß des Ardschisch in der Walachei, entspringt auf den Transsylvanischen Alpen, durchfließt auf seinem nach SO. gerichteten Lauf Bukarest und mündet oberhalb Oltenitza. Nach ihm ist ein rumänischer Kreis mit der Hauptstadt Targovist benannt.

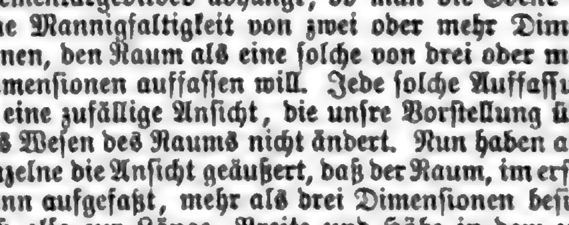
Dîme (franz.), der Zehnte (s. d.), auch die Zehntflur, die Feldmark, welche den Zehnten zu geben verbunden war.

Dime (engl., spr. deim), Silbermünze in den Vereinigten Staaten, à 10 Cents = 40,5 Pf.

Dimension (lat.), Ausdehnung im Raum. Der Raum hat erfahrungsmäßig drei Dimensionen, d. h. er läßt sich nach drei Richtungen ausmessen, nach Länge, Breite, Höhe (Tiefe oder Dicke). Diese Dimensionen kommen nun auch den geometrischen Größen sämtlich oder teilweise zu. Die Linie hat nur eine D., die Länge; die Fläche hat zwei Dimensionen, Länge und Breite; der Körper aber hat alle drei Dimensionen. In der Algebra und Analysis ist die D. einer ganzen Buchstabengröße die Anzahl ihrer Buchstabenfaktoren, z. B. a b c d hat vier Dimensionen. Die D. eines Bruches ist gleich dem Unterschied der D. des Zählers und des Nenners. In der Malerei heißt D. das Verhältnis der Größe der dargestellten Gegenstände oder der Teile derselben unter sich.

Dimension, vierte. Nimmt man als Element im Raum nicht den Punkt, wie es gewöhnlich geschieht, um die drei Dimensionen des Raums, Länge, Breite und Höhe, zu demonstrieren, sondern, was den Mathematikern längst geläufig ist, eine beliebige Linie oder Fläche an, so gelangt man zu wesentlich andern Ergebnissen. Benutzt man z. B. die gerade Linie als Element, so erscheint der Punkt als zusammengesetztes Gebilde, als Schnittpunkt zweier Geraden. Die sämtlichen Geraden einer Ebene, die durch einen Punkt gehen, bilden dann eine einfach-unendliche Mannigfaltigkeit. Nun erhält man aber jedenfalls alle geraden Linien einer Ebene, wenn man von jedem der Punkte einer geraden Linie (in der Ebene) aus alle in der Ebene möglichen Geraden zieht. Da die Punkte einer Geraden eine einfach-unendliche Mannigfaltigkeit bilden, so erscheint die Ebene, als Gesamtheit der in ihr liegenden Geraden betrachtet, zweifach-unendlich mannigfaltig. Um ferner alle Geraden im Raum zu erhalten, genügt es, zwei Ebenen anzunehmen und von jedem Punkte der einen eine gerade Linie nach jedem Punkte der andern zu ziehen. Da nun die Punkte einer Ebene eine zweifach-unendliche Mannigfaltigkeit bilden, so bilden die sämtlichen von einem Punkte der einen Ebene ausgehenden Geraden eine ebensolche Mannigfaltigkeit, und die sämtlichen Geraden im Raum bilden eine (2 + 2 oder) vierfach-unendliche Mannigfaltigkeit. Der Raum, als von geraden Linien erfüllt gedacht, hat demnach vier Dimensionen. Ebenso erscheint der Raum als sechsfach-unendliche Mannigfaltigkeit, wenn man die Kreislinie als räumliches Elementargebilde betrachtet. Da man nämlich in einer Ebene um jeden Punkt unendlich viele Kreise schlagen kann, und da die Punkte der Ebene eine zweifache Mannigfaltigkeit bilden, so erscheint die Ebene als dreifach-unendliche Mannigfaltigkeit. Denken wir uns nun alle Ebenen im Raum, die wieder eine dreifache Mannigfaltigkeit bilden, und in jeder alle Kreise, so erhält man alle im Raum denkbaren Kreise, die hiernach eine (3 + 3 oder) sechsfach-unendliche Mannigfaltigkeit bilden. Aus diesen Beispielen, die man natürlich noch vermehren könnte, ersieht man, daß es nur von der Wahl des Elementargebildes abhängt, ob man die Ebene als eine Mannigfaltigkeit von zwei oder mehr Dimensionen, den Raum als eine solche von drei oder mehr Dimensionen auffassen will. Jede solche Auffassung ist eine zufällige Ansicht, die unsre Vorstellung über das Wesen des Raums nicht ändert. Nun haben aber einzelne die Ansicht geäußert, daß der Raum, im ersten Sinn aufgefaßt, mehr als drei Dimensionen besitze, daß also zur Länge, Breite und Höhe in dem uns allen geläufigen Sinn vielleicht noch eine v. D. hinzukomme, die wir allerdings wegen der Beschränktheit unsers menschlichen Geistes nicht zu erkennen oder uns vorzustellen vermögen. Diese Vorstellung findet sich schon in dem »Enchiridium metaphysicum« von Henry More (1671), der den Geistern vier Dimensionen zuschreibt, sodann bei dem protestantischen Pfarrer Fricker (1729—61), bei Kant, Gauß und neuerdings bei den Physikern Mach und Zöllner. Gauß betrachtete die drei Dimensionen des Raums als eine spezifische Eigentümlichkeit der menschlichen Seele. Wir könnten uns, sagte er, etwa in Wesen hineindenken, die sich nur zweier Dimensionen bewußt sind; höher über uns Stehende würden vielleicht in ähnlicher Weise auf uns herabblicken. Einem solchen

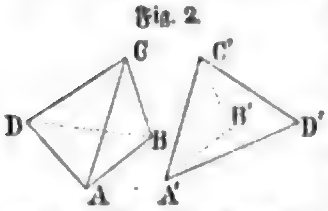
Fig. 1.



Wesen, das sich nur zweier Dimensionen bewußt ist, würde manches unmöglich scheinen, was uns, die wir uns dreier Dimensionen bewußt sind, nicht die mindeste Schwierigkeit macht. In beistehender Fig. 1 sind z. B. die gleichnamigen Seiten und Winkel der drei Dreiecke I, II und III gleich groß. Die Dreiecke

I und II kann man auch leicht zur Deckung bringen, wenn man das eine in der Ebene verschiebt. Bei I und III ist aber durch bloße Verschiebung in der Ebene keine Deckung möglich; ein Wesen, das sich nur zwei Dimensionen vorzustellen vermag, würde es also für unmöglich halten, die beiden Dreiecke überhaupt zur Deckung zu bringen. Nun wissen wir aber, daß dies wohl möglich ist, wenn wir nur das eine Dreieck, etwa III, aus der Ebene herausdrehen, indem wir beispielsweise die Seite AB ruhig liegen lassen, die Spitze C aber in die Höhe heben und einen Halbkreis beschreiben lassen, worauf das Dreieck wieder in die Ebene fällt und nun bloß noch gehörig verschoben werden muß. In derselben Verlegenheit wie unsre hypothetischen zweidimensionalen Wesen gegenüber den beiden symmetrischen Dreiecken I und III befinden wir selbst uns angesichts symmetrischer räumlicher Objekte, z. B. der beiden unregelmäßigen symmetrischen Tetraeder der Fig. 2: obwohl dieselben in allen Stücken übereinstimmen, können wir sie doch nicht zur Deckung bringen, sowenig wie wir den linken Handschuh an die rechte Hand anziehen können. Könnten wir die Gegenstände aus dem Raum von drei Dimensionen in den von vier Dimensionen bringen, so würde dies nach dem Zurückbringen in den dreidimensionalen Raum wohl möglich sein. Auch könnte es als Beweis für die reale Existenz der vierten Dimension des Raums gelten, wenn irgend eine Operation, die nur im vierdimensionalen Raum ausführbar ist, wirklich ausgeführt würde. In neuerer Zeit sind diese Dinge im Zusammenhang mit dem Spiritismus vielfach besprochen worden. Zöllner hielt den Beweis für die reale Existenz der vierten Dimension durch den Amerikaner Slade für erbracht, während andre die Leistungen Slades in das Gebiet der Taschenspielerei verwiesen. Vgl. Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen, Bd. 1–3 (Leipz. 1878–79); Wundt, Der Spiritismus, eine sogen. wissenschaftliche Frage (das. 1879).

Fig. 2.



Dimerli (Banniza), Getreidemaß in der Walachei, = 85,159 Lit., im Innern des Landes aber nur halb so groß, in Braila = 34,063 L., in der Moldau = 21,755 L. (nach deutschen Konsulatsberichten 20,735 L.).

Dimeschk, Stadt, s. v. w. Damaskus.

Dimĕter (griech.), in der Metrik eine aus zwei Metra (z. B. zwei Doppeliamben oder zwei Daktylen) bestehende rhythmische Reihe. Vgl. Metrum.

Dimethylkohlenoxyd, s. Aceton.

Dimidieren (lat.), halbieren; Dimidiation, Halbierung; Dimidium, die Hälfte.

Dimikation (lat.), Kampf, Gefecht, Streit.

Diminuéndo (ital., abgek. dim.), musikal. Vortragsbezeichnung, s. v. w. decrescendo: abnehmend an Klangstärke, auch anschaulich ausgedrückt durch >.

Diminuieren (lat.), vermindern, verkleinern.

Diminutio capitis, s. Capitis deminutio.

Diminution (lat.), Verminderung, Verkleinerung; in der Musik eine Verkürzung der Notenwerte und zwar in der Regel auf die Hälfte, besonders in kontrapunktischen Sätzen als Nachahmung eines Themas in Noten von halbem Wert beliebt. In der Mensuralmusik wurde die D. oft nicht durch kleinere Notenwerte, sondern durch Veränderung des Tempos ausgedrückt. Das älteste Diminutionszeichen ist ein vertikaler Strich durch das Tempuszeichen ⌽, ₵. Das ₵ haben wir in ähnlicher Bedeutung noch beim Allabreve (s. d.). Statt durch den Strich bezeichnete man aber die D. auch durch die Zahl 2 oder 3 beim Tempuszeichen, ◯2, ◯3, auch wohl durch $\frac{2}{1}$ oder $\frac{3}{1}\,\frac{4}{2}\,\frac{6}{2}$ innerhalb eines Tonstücks; doch war das dann eigentlich nicht eine D., sondern eine Proportion (s. d.).

Diminutivsilben (lat.), »Verkleinerungssilben«, deren es im Deutschen zwei gibt, das oberdeutsche »lein«, in Dialekten le, l oder li (z. B. Häuslein, schwäbisch Häusle, fränkisch Häusl, schweizerisch Hüesli), und das ursprünglich niederdeutsche, jetzt aber in der hochdeutschen Schriftsprache durchaus herrschende »chen«, plattdeutsch »ken« (z. B. Männchen, Männeken). Die erstere Form kommt hier und da auch am Verbum vor (tänzeln, liebeln). D. finden sich fast in allen Sprachstämmen, unter den neuern europäischen Sprachen besonders häufig im Italienischen und in den slawolettischen Dialekten. Die mit D. gebildeten Wörter heißen Diminutiva.

Dimission (Demission, lat.), Entlassung, Abschied (eines Beamten); daher Dimissionsdekret, Entlassungsdekret; Dimissionär, einer, der seinen Abschied genommen hat.

Dimissorialien (lat., literae dimissoriales oder dimissoriae), Urkunden, welche bezeugen, daß ein Geistlicher die Berechtigung zur Vornahme einer Amtshandlung auf einen andern Geistlichen überträgt. Schon das vortridentinische Kirchenrecht bestimmte, daß ohne D. weder fremde Geistliche zur Vollziehung geistlicher Handlungen zugelassen, noch fremde Parochianen in eine andre Gemeinde aufgenommen werden sollten. Auch die evangelische Kirche hält den Grundsatz fest, daß ein Pfarrkind eine geistliche Amtshandlung von einem andern Geistlichen als dem, zu dessen Parochie es gehört, nur nach Erlangung eines Dimissoriums von demselben vollziehen lassen darf, daher man mit Dimissoriale vorzugsweise die Urkunde bezeichnet, wodurch der zur Entgegennahme des ehelichen Konsenses berechtigte Pfarrer diese seine Befugnis einem andern Pfarrer überträgt. Das deutsche Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875, welches die obligatorische Zivilehe einführte, gestattet in analoger Weise dem zuständigen Standesbeamten durch schriftliche Ermächtigung die Übertragung der Befugnis zur Eheschließung auf einen andern Standesbeamten.

Dimittieren (lat.), entlassen, verabschieden; Dimittend, ein zu Entlassender; im Schulwesen s. v. w. Abiturient.

Dimity (Wallis), gemustertes Baumwollgewebe, dessen Muster aus Köperstreifen gebildet sind, die auf der rechten Seite etwas erhaben erscheinen, weil zur Kette etwas stärkere Fäden genommen werden als zum Einschlag. Diese Zeuge, welche die feinste Sorte des Barchents bilden, kommen weiß, farbig gestreift, auch bunt gefärbt vor. Geschnürter Wallis besitzt feine Streifen, die nur drei Kettenfäden enthalten. Man verwendet den D. vornehmlich zu Negligee- und Unterkleidern.

Dimorphismus (Dimorphie, griech., »Zweigestaltigkeit«), die von Mitscherlich zuerst beobachtete Eigenschaft gewisser Substanzen, in zwei nicht aufeinander zurückführbaren Kristallformen auftreten zu können. Die meisten kristallisierbaren Körper können zwar mehr als eine Gestalt annehmen, einige sogar sehr viele; allein alle diese Gestalten können aus einer einzigen Grund- oder Stammform abgeleitet werden. Die zahlreichen Formen des Kalkspats gehören sämtlich dem hexagonalen Kristallsystem an und sind von demselben Rhomboeder ableitbar. Der

Aragonit aber, welcher wie der Kalkspat aus kohlensaurem Kalk besteht, kristallisiert in Formen des rhombischen Systems, und deshalb ist der kohlensaure Kalk dimorph. Andre dimorphe Substanzen sind z. B. Kohlenstoff, Schwefel, Quecksilberjodid, schwefelsaures Nickeloxyd, schwefelsaures Zinkoxyd, schwefelsaure Magnesia, Zweifach-Schwefeleisen, Schwefelkupfer, Kupferoxydul, Granat (und Vesuvian). Titansäure ist **trimorph**, sie findet sich als rhombischer Brookit, als Rutil und Anatas, deren Formen zwar beide quadratisch, aber nach kristallographischen Gesetzen nicht aufeinander beziehbar sind. Dimorphe Körper zeigen in beiden Formen gewöhnlich abweichende physikalische und chemische Eigenschaften: verschiedene Farbe, Dichtigkeit, Widerstandsfähigkeit gegen Chemikalien 2c. Die Entstehung der einen oder der andern Kristallform dimorpher Substanzen hängt wesentlich von der Wärme ab: geschmolzener Schwefel erstarrt monoklinometrisch, kristallisiert aber aus Lösungen bei gewöhnlicher Temperatur rhombisch; eine Lösung von kohlensaurem Kalk gibt bei 100° Aragonit, bei gewöhnlicher Temperatur Kalkspat 2c. Aber auch Beimischungen fremder Körper bestimmen die Entstehung der einen oder der andern Form. Arsenige Säure kristallisiert aus saurer oder neutraler Lösung in Oktaedern, aus alkalischer in rhombischen Formen. Kohlensaurer Strontian bedingt in Lösungen von kohlensaurem Kalk die Entstehung von Aragonit. Die einzelnen Formen dimorpher Substanzen scheinen vorzugsweise bestimmten Temperaturgrenzen zu entsprechen und gehen durch Wärmewirkung ineinander über. Monoklinometrischer Schwefel wird bei gewöhnlicher Temperatur undurchsichtig und verwandelt sich in ein Aggregat rhombischer Kristalle. Aragonit zerfällt beim Erhitzen in Kalkspatkristalle. Diese Umwandlung wird beschleunigt durch Erschütterung, Berührung, Licht und erfolgt auch durch den Einfluß andrer Körper (monoklinometrischer Schwefel wird augenblicklich rhombisch, wenn er mit gesättigter Lösung von Schwefel in Schwefelkohlenstoff in Berührung gebracht wird). Bei dem Übergang der einen Form in die andre beobachtet man gewöhnlich lebhafte Wärmeentwickelung, die um so bemerkbarer ist, je plötzlicher die Umänderung stattfindet; manchmal wird dagegen auch Wärme gebunden.

In der Zoologie bezeichnet D. die Zwiegestalt der Individuen einer und derselben Tierart. Am allgemeinsten verbreitet ist der D. der Geschlechter und erreicht häufig einen sehr bedeutenden Grad. Meistenteils haben hierbei die Weibchen die jugendliche Gestalt besser beibehalten als die Männchen, doch findet bei parasitisch lebenden Tieren oft das Gegenteil statt, wie z. B. nicht selten das Weibchen zu einem festgewachsenen, unförmlichen Sack wird, indes das Männchen mit Hilfe seiner Gliedmaßen frei umherschwärmt. Auch kommt es bei Krebsen und Würmern vor, daß ein oder mehrere Männchen als Schmarotzer auf oder in dem alsdann viel größern Weibchen hausen. — Eine andre Art des D. hat innerhalb desselben Geschlechts statt. So gibt es bei einigen Schmetterlingen und Käfern zweierlei durch Größe, Gestalt und Farbe verschiedene Weibchen, bei einigen Krebsen zweierlei Männchen. Auch existiert D. bei Larven von Insekten, z. B. bei Schmetterlingsraupen. — Bei dem Saisondimorphismus treten beide Geschlechter je nach Klima und Jahreszeit in wechselnder Gestalt auf, so daß eine Winter- und Sommerform, auch wohl noch eine dritte Form unterschieden werden kann, die man früher für eigne Arten angesehen hat. Endlich kommt D. auch noch, mit Heterogonie (s. d.) verbunden, bei Blattläusen und Verwandten vor, wo die parthenogenetisch sich fortpflanzenden Weibchen eine andre Gestalt besitzen als die normalen. Vgl. Polymorphismus.

Dimorphismus der Blüten, s. Blütenbestäubung.

Dimotika, s. Demetoka.

Dimotion (lat.), Fortschaffung, Entfernung.

Dimovieren (lat.), fortschaffen, entfernen.

Dinadschpur, ein Distrikt der britisch-ostind. Präsidentschaft Bengalen von 10,663 qkm (194 QM.) mit (1881) 1,514,346 Einw., die zu einem Drittel aus halbhinduisierten Aboriginern, im übrigen aus Muselmanen (53 Proz.) und Hindu bestehen. Das Klima ist sehr ungesund, der Distrikt berüchtigt wegen der verderblichen Fieberluft. Der Hauptort gleichen Namens zählt nur 12,560 Einw. Die Bengal-Nordbahn durchschneidet D.

Dinan (spr. -nāng), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Côtes du Nord, links an der Rance, über welche ein prächtiger Viadukt von 250 m Länge und 40 m Höhe mit zehn Bogen führt, am Kanal, welcher die Ille mit der Rance verbindet, und an einem Zweig der Westbahn. Auf einem kegelförmigen Hügel stehen die Überreste eines alten Schlosses der Herzöge von Bretagne. Der Platz Bertrand du Guesclins, auf welchem dieser 1359 mit dem englischen Ritter Contorbie kämpfte, ist seit 1823 mit einem (schlechten) Standbild des Helden geziert, während sein Herz in der Kirche St.-Sauveur beigesetzt ist. Die Stadt ist noch zum Teil mit Mauern, Türmen und Thoren umgeben, hat mehrere merkwürdige Kirchen (St.-Sauveur, St.-Malo), ein Collège, Fabriken für landwirtschaftliche Instrumente, Leder, Thonwaren 2c. und (1881) 9830 Einw. Der Hafen von D. nimmt Schiffe von 150 Ton. auf. Zur Ausfuhr kommen besonders Cerealien, Mehl, Leinwand, Holz 2c. 1 km von der Stadt entspringt in einem reizenden Thal eine eisenhaltige Mineralquelle (mit Badeanstalt). D. wird wegen seines milden Klimas, seiner angenehmen Umgebung und des billigen Lebens jetzt von vielen Engländern bewohnt. 11 km entfernt liegt der als Fundort römischer Altertümer interessante Ort Corseul. D. war im Mittelalter Sitz einer Vizegrafschaft, die 1280 an das Herzogtum Bretagne fiel.

Dinanderie (spr. dinangd'rih), nach der belg. Stadt Dinant benanntes Messinggeschirr.

Dinant (spr. -nāng), Hauptstadt eines Arrondissements in der belg. Provinz Namur, rechts an der Maas und an der Eisenbahn von Namur nach Givet, hat, da sie malerisch zwischen terrassierten steilen Felsen und der Maas eingeklemmt liegt, nur eine einzige schmale Straße, die sich nur einmal zu einem kleinen Marktplatz erweitert. Auf der Höhe über der Maas liegt die Citadelle, 1530 vom Bischof von Lüttich, Eberhard v. d. Mark, erbaut. Die Stadt hat 11 Kirchen (darunter die gotische Liebfrauenkirche aus dem 13. Jahrh., mit 68 m hohem Turm) und (1884) 6773 Einw., welche nicht unbedeutende Industrie (Papier, Leder, Messer, Eisen- und ehemals berühmte Kupferwaren, Hüte, Baumwollwaren) und einigen Handel treiben. In Ruf stehen die Couques de D., eine Art Lebkuchen aus Spelzmehl und Honig. D. hat ein Athenäum, eine höhere Knabenschule und ein Tribunal. Unter den sonderbar gestalteten Felsen der Umgebung zeichnet sich der Roche Bayard aus. — D., eine der ältesten Städte Belgiens, wurde 981 durch Otto III. der Kirche zu Tongern gegeben, 1466 vom Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund und 1554

von den Franzosen unter dem Herzog von Nevers im Sturm und wieder 1675 von ihnen erobert, dann 1703 nebst dem nahen Bouvignes geschleift und 24. Mai 1794 von Jourdan abermals genommen und wieder geschleift. Die jetzigen Festungswerke wurden seit 1815 errichtet.

Dinapur, englisch-ind. Garnisonsort in der Provinz Bihar der Präsidentschaft Bengalen, etwa 14 km oberhalb Patna an der von Kalkutta heraufführenden Eisenbahn gelegen, besteht aus einer indischen Stadt von (1881) 37,893 Einw., davon 26,513 Hindu, und der daran sich anschließenden englischen Garnisonstadt mit 14,170 Einw.

Dinār, früher arab. Goldmünze, nach dem byzantinischen Denarius 685 zuerst von Abdalmalek, später auch in Indien geprägt; auch persische Rechnungsmünze, = 0,08 Pfennig. In Serbien ist D. die Einheit des jetzigen Münzsystems. Der Silberdinar von 835 Tausendteilen Feinheit à 100 Para ist = 75,15 Pf.

Dinara, Bergkuppe in Dalmatien, an der Kerkaquelle, östlich von Knin, 1811 m hoch, gehört dem Gebirgszug an, welcher als Verbindungsglied zwischen dem Balkansystem und den Julischen Alpen dient und an den Küsten des Adriatischen Meers im Anschluß an den Velebit (s. d.) 640 km weit gegen SO. (bis zur Narentamündung) sich ausdehnt, mit einer Breite von 37 km und einer mittlern Kammhöhe von 700 m. Dieser Gebirgszug führt den Namen des Dalmatischen Karstes oder, nach dem Berg D., der Dinarischen Alpen. Der Hauptarm desselben streicht auf der Grenze Dalmatiens gegen Bosnien und wird von steilen, klippigen Nebenketten begleitet. Ein westlicher Seitenzug durchzieht das dalmatische Küstenland. Letzterer wird im N. häufig durch Querriegel mit der Hauptkette verbunden und fällt nach dem Adriatischen Meer durchgängig sehr steil ab, um sich in schärenartig zerrissenen Klippeninseln fortzusetzen. Jenseit der Narenta setzen sich die Dinarischen Alpen als schmaler Küstenstreifen zwischen dem Meer und der Trebincica bis zum Gebirgsstock von Montenegro fort. Die höchste Erhebung in diesem Küstengebirge ist der 1898 m hohe Orjen. Das ganze dinarische Alpenland ist ein überaus zerrissenes Kalkgebirgsland mit vielen Höhlen, Steinwüsten und wenig fruchtbaren Thälern. Die gießbachartigen Flüsse sind bald dünne Wasserstreifen, bald reißende Ströme, welche die überfluteten Ebenen mit Geschieben bedecken.

Dinarchus, Redner, s. Deinarchos.

Dinarische Alpen, s. Dinara.

Dinaruni, Volksstamm, s. Bachtijaren.

Dinassteine, s. Mauersteine.

Dincklage-Campe, Amalie (Emmy) von, Romanschriftstellerin, geb. 13. März 1825 auf dem Rittergut Campe im Osnabrückschen aus einem alten Adelsgeschlecht des Emslandes. Von Jugend auf zu poetischen Versuchen geneigt, fand sie doch erst 1857 den Mut, öffentlich hervorzutreten, und zwar mit der Novelle »Das alte Liebespaar«, die im Cottaschen »Morgenblatt« erschien. Obgleich sie viele Jahre auf Reisen zubrachte, sieben Winter in Italien verlebte, in Ungarn, Dalmatien, Holland, Frankreich länger verweilte, 1880—81 auch Nordamerika bereiste, überall mit scharfem Auge beobachtend, knüpft ihre Poesie doch immer am liebsten an Land und Leute ihrer engern Heimat an, deren Wesen und Art sie mit origineller Kraft darzustellen weiß, so daß sie im eigentlichsten Sinn die Dichterin des Emslandes geworden ist. Sie lebt gegenwärtig in Lingen a. d. Ems und ist seit 1866 Konventsmitglied des freiweltlichen Damenstifts zu Börstel im Osnabrückschen. Ihre vorzüglichsten Romane und Novellen sind: »Hochgeboren« (Leipz. 1869); »Tolle Geschichten« (das. 1870); »Neue Novellen« (das. 1870); »Sara« (das. 1871); »Durch die Zeitung« (das. 1871); »Geschichten aus dem Emsland« (das. 1872—1873, 2 Bde.); »Kinder des Südens« (Stuttg. 1873); »Heimatgeschichten« (Paderb. 1873); »Die fünfte Frau« (Stuttg. 1873); »Emslandbilder« (2. Aufl., Herzberg 1881); »Nordlandsgeschichten« (Jena 1875); »Die Schule des Herzens« (das. 1876); »Im Sirocco« (Bresl. 1877); »Wir. Emslandgeschichten« (1. u. 2. Aufl., Leipz. 1882); »Aus zwei Weltteilen« (Lingen 1882); »Die Amsivarier. Heimatgeschichten« (Leipz. 1883) u. a.

Dindorf, 1) Wilhelm, bedeutender Hellenist, geb. 2. Jan. 1802 zu Leipzig, wo sein Vater Gottlieb Immanuel D. (gest. 19. Dez. 1812) Professor der orientalischen Sprachen war, studierte seit 1817 in Leipzig unter Gottfr. Hermann und Chr. Daniel Beck Philologie und begann frühzeitig seine litterarisch-kritische Tätigkeit. Nachdem er einen 1827 an ihn ergangenen Ruf nach Berlin abgelehnt, wurde er 1828 zum außerordentlichen Professor der Litteraturgeschichte in Leipzig ernannt, entsagte jedoch 1833 dieser Stellung, um sich ausschließlich litterarischer Thätigkeit zu widmen. Einer der fruchtbarsten philologischen Schriftsteller, starb er 1. Aug. 1883 in seiner Vaterstadt. Besonderes Verdienst hat sich D. um die szenischen Dichter der Griechen erworben. Sie erschienen gesammelt mit den Fragmenten Leipzig 1830 (5. Aufl., Lond. u. Leipz. 1869); außerdem bearbeitete er Bd. 7—13 des Invernizzi-Beckschen Aristophanes (Leipz. 1820—34), edierte einzeln den Aristophanes mit Annotationen und Scholien (Oxf. 1835—39, 4 Bde.), ebenso den Äschylos (das. 1841—51, 3 Bde.) und Euripides (das. 1834—63, 7 Bde.), den Sophokles mit Annotationen (das. 1832—36, 2 Bde.; 3. Aufl. 1860, 8 Tle.) und einen zweiten Band zu den von Elmsley herausgegebenen Scholien zu Sophokles (das. 1852), verfaßte ferner »Metra Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis« (das. 1842), ein »Lexicon Sophocleum« (Leipz. 1871) und ein »Lexicon Aeschyleum« (das. 1873—76). Für Homer lieferte er eine Textausgabe (Leipz. 1855—56, 2 Bde.; 5. Aufl. 1884—85) und Scholienausgaben sowohl zur »Odyssee« (Oxf. 1855, 2 Bde.) als zur »Ilias« (das. 1875—77, 4 Bde.). Hervorragend ist auch seine Ausgabe des Demosthenes mit Annotationen und Scholien (Oxf. 1846—51, 9 Bde.). Sonst sind zu nennen seine Ausgaben der »Grammatici graeci« (Bd. 1, Leipz. 1823), des Athenäos (das. 1827, 3 Bde.), Aristides (das. 1829, 3 Bde.), Synkellos und Nikephoros (Bonn 1829, 2 Bde.), Themistios (Leipz. 1832), Procopius (Bonn 1833—38, 3 Bde.), Lukianos (Par. 1840, 2 Tle., und Leipz. 1858, 3 Bde.), Josephus (Par. 1845—49, 2 Bde.), Eusebius Cäsariensis (Leipz. 1867—71, 4 Bde.) und Textabdrücke in den Sammlungen von Teubner und Didot. Mit Hase und seinem Bruder Ludwig hat er das hohe Verdienst gemeinsam, die neue Ausgabe von Stephanus' »Thesaurus graecae linguae« (Par. 1832—65, 9 Bde.) bearbeitet zu haben.

2) Ludwig August, Bruder des vorigen, ebenfalls Hellenist, geb. 3. Jan. 1805 zu Leipzig, studierte dort seit 1820, lebte dann in stiller Zurückgezogenheit als Privatgelehrter daselbst und starb 6. Sept. 1871. Er hat sich besonders um Xenophon und die griechischen Historiker verdient gemacht. Xenophon hat er mehrfach herausgegeben (zuletzt Leipz. 1849—51, öfters wiederholt; mit kritischem Apparat, Oxf. 1853

bis 1866), ebenso Diodor (zuletzt Par. 1842, 2 Bde., u. Leipz. 1866—68, 5 Bde.). Außerdem besitzen wir von ihm Ausgaben des Malalas (Bonn 1831), »Chronicon paschale« (das. 1832, 2 Bde.), Pausanias (Par. 1845), Dio Chrysostomus (Leipz. 1857, 2 Bde.), Dio Cassius (das. 1863—65, 5 Bde.), Polybios (das. 1866 bis 1868, 4 Bde.), der »Historici graeci minores« (das. 1870—71, 2 Bde.), des Zonaras (das. 1868—1875, 6 Bde.). Über seine Teilnahme an der Herausgabe von Stephanus' »Thesaurus graecae linguae« s. Dindorf 1).

Dindymon, im Altertum das Gebirge der Halbinsel von Kyzikos (jetzt Kapudagh), mit einem der Sage nach von den Argonauten gegründeten Heiligtum der Kybele.

Diner (spr. -neh, Dinê, franz.), das Mittagsessen. In Frankreich die Hauptmahlzeit des Tags, daher dinieren, zu Mittag speisen. Die Dinerstunde ist in Frankreich zwischen 5 und 7 Uhr, in späterer Stunde wird das D. zum Diner-souper. Im Deutschen versteht man unter D. ein feierliches Mittagsessen, zu welchem Gäste geladen sind. Die Dinerstunde (nicht die Stunde des täglichen Mittagsmahls) fällt zwischen 3 und 5 Uhr, sehr selten später. Die Art und Weise, ein D. anzurichten, hängt von dem Geschmack des Gastgebers und von der Größe des beabsichtigten Aufwandes ab. Doch haben sich gewisse Regeln festgestellt, die befolgt werden müssen, wenn ein Mittagsessen den Namen D. verdienen will. Zunächst eine Anzahl von Gängen und zwar mindestens sieben: Suppe, Hors d'œuvre (ein Nebengericht unmittelbar vor oder nach der Suppe), ein Entrée (Fleischvorgericht), ein Relevés (neues, auf ein andres folgendes, pikantes, den Appetit wieder anreizendes Gericht), Entremets (eine Zwischenspeise), Braten (rôt) und Dessert. Dazu die entsprechende Folge verschiedener Weine. Eine neue Einrichtung in Paris sind die Diners-concerts im Grand Hôtel, künstlerisch ausgeführte Konzerte, während welcher gespeist wird; auch sind Diners als Vereinigungspunkt geistreicher Leute sehr in die Mode gekommen: les Diners des Spartiates, des Éclectiques etc.

Dinero (port. Dinheiro), frühere span. Rechnungsmünze von verschiedenem Werte; der kastilische D. = 0,061 Pfennig. Als Silberprobiergewicht auch im spanischen Amerika gebräuchlich, = 1/12 Marco = 83,3 Tausendteile.

Dinette (franz.), Kinder- oder Puppenmahlzeit. Faire la d., ein kleines Mittagsessen geben.

Ding, alles, was sich denken läßt oder Gegenstand des Bewußtseins werden kann, also auch der reine Begriff; im engern Sinn ein Begriff, dem Realität, Wirklichkeit, zukommt, dann auch das Wirkliche in seiner Unabhängigkeit vom Denken. In diesem Sinn fragt die Metaphysik, was die Dinge »an sich« sind, u. beantwortet diese Frage auf die verschiedenste Weise.

Ding (althochd. Ding, mittelhochd. Dinc, nord. Thing), Volksversammlung der alten germanischen und skandinavischen Völker, in der beraten oder das Recht gesprochen wurde; auch s. v. w. Gericht, Gerichtsort. Noch jetzt ist in Island Thing gleichbedeutend mit Gerichtssprengel, und auch sonst kommt das Wort in den skandinavischen Reichen in verschiedener Bedeutung und Zusammensetzung vor, z. B. Storthing, die norwegische Reichsversammlung; Lagthing, der engere Rat derselben; Folkething, die Zweite, Landsthing, die Erste Kammer in Dänemark. Echtes D. nannte man eine Hauptversammlung, zu welcher sich alle Dingpflichtigen, d. h. alle Freien, einfinden mußten, während beim Nachding nur die Beteiligten erschienen. Ungebotenes D. war die regelmäßige Versammlung, welche fast allenthalben dreimal des Jahrs (die Hauptversammlung fiel in den Herbst: Herbstding) nach vorhergegangener Auslegung, d. h. Ladung, gehegt, d. h. gehalten wurde; außerdem fanden noch außerordentliche Dinge statt, zuweilen auch Botdinge genannt, obwohl dieser Ausdruck gewöhnlich s. v. w. Bußding, d. h. eine solche Versammlung, welche bei Strafe besucht werden mußte, bedeutet. Der Dingplatz, die Dingstätte, war in den ältesten Zeiten ein ehemaliger Opferplatz unter freiem Himmel, auf einem Hügel oder unter heiligen Bäumen. Die Fürsten hatten ihren Platz auf einem Stein (Dingstein); ihn umstanden die Männer, mit Helm und Schwert bewehrt, die Schilde wurden an Bäumen aufgehängt. Die Richter erhielten einen freien Trunk (Bot-, Boten-, Bodenwein). Im Mittelalter war das D. nur noch Gericht. Der Ort, wo es gehalten wurde, hieß Dingstuhl (Dingbank, Dingstatt, Dingstelle) und war zuweilen durch Rolandssäulen ausgezeichnet. Nach den verschiedenen Distrikten, für welche das D. zusammentrat, hieß es Landding, Goding (Gauding), Burgding. Eine Gerichtsstelle für Erbzinsverhältnisse hieß Dinghof (Hubengericht), der Herr eines solchen Dinghofsherr (Dinggraf), der unter Beisitz der Dinghofsleute (Hubner), d. h. Besitzer von Erbgütern (Dinggüter), selbst Gericht hielt oder durch einen Beamten (Dingvogt) halten ließ. Der einem Dingstuhl Unterworfene hieß dingstellig, dingpflichtig, die vor denselben gehörige Klage dingstellige Sache oder Klage, ein dem Gericht Entflohener dingflüchtig. Den Dingstühlen stand Unverletzlichkeit (Dingfriede) zu.

Dingelstädt, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Heiligenstadt, am Ursprung der Unstrut und an den Eisenbahnen Leinefelde-Treysa und Gotha-Leinefelde, auf dem Eichsfeld, hat 3 Kirchen, ein Amtsgericht, Woll- und Shoddyspinnerei, Wollwaren- und Teppichfabrikation, Gerberei, Ziegelbrennerei und (1880) 3476 Einw. (156 Evangelische).

Dingelstedt, 1) Franz, deutscher Dichter, geb. 30. Juni 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, besuchte das Gymnasium zu Rinteln, studierte 1831—35 Theologie und Philologie in Marburg, ward dann auf kurze Zeit als Lehrer der deutschen Sprache an der Erziehungsanstalt für junge Engländer zu Ricklingen bei Hannover angestellt, aber schon 1836 an das kurfürstliche Lyceum zu Kassel berufen. Von hier ward er 1838 nach Fulda versetzt, da man höchsten Orts an seinen poetischen Bestrebungen Anstoß nahm. Obschon er sich den Aufenthalt in Fulda durch häufige Ferienreisen und fleißige litterarische Arbeiten erträglich zu machen suchte, so ward ihm weder unter dem Hassenpflugschen Regiment noch in der Enge des Schuldienstes wohl, und nachdem er mit seinem »Wanderbuch« (Leipz. 1839—43, 2 Bde.), seinem Roman »Unter der Erde« (das. 1840) und den »Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters« (Hamb. 1841), namentlich aber mit den letztgenannten, zu einem gewissen litterarischen Erfolg gelangt war, nahm er seinen Abschied, ließ sich zunächst, an der Redaktion der »Allgemeinen Zeitung« beteiligt, in Augsburg nieder, ging dann als Korrespondent derselben nach Paris, London und Wien, verheiratete sich 1843 mit der berühmten Sängerin Jenny Lutzer (s. unten) und ward vom König von Württemberg mit dem Titel eines Hofrats, später eines Legationsrats, als Kabinettsbibliothekar berufen. Von 1844 bis 1850 lebte er in Stuttgart; 1851 ward er, nachdem seine

Tragödie »Das Haus der Barneveldt« ungewöhnliche Wirkung gethan, von König Maximilian II. zum Intendanten des bayrischen Hof- und Nationaltheaters zu München ernannt. Hier bildete er eins der hervorragendsten Glieder der poetisch-gelehrten Tafelrunde und der »norddeutschen Kolonie«, welche der König um sich versammelt hatte, erzielte mit seiner Bühnenleitung glänzende Resultate, unter denen das große, in den Annalen der deutschen Theatergeschichte unvergeßliche Gesamtgastspiel vom Jahr 1854 in erster Linie stand, zog sich aber den bittersten Haß der ultramontanen bayrisch-nativistischen Partei zu. Den Intrigen derselben gelang es 1856, seine plötzliche Entlassung zu bewirken. Im nächstfolgenden Jahr schon ward D. als Generalintendant der großherzoglichen Hofbühne nach Weimar berufen, deren Leitung er bis 1867 behielt, und auf der er nach eigner Bearbeitung den ganzen Cyklus der Shakespeareschen »Historien« zuerst zur Aufführung brachte. Im Herbst 1867 ward er zum artistischen Direktor des Wiener Hofoperntheaters ernannt, 1872 mit der Direktion des Hofburgtheaters betraut, die er bis an seinen Tod führte. Er starb 15. Mai 1881 in Wien. Schon 1867 durch den bayrischen Adel ausgezeichnet, war D. vom Kaiser von Österreich 1876 in den Freiherrenstand erhoben worden, wie es ihm denn das Geschick an äußern Erfolgen und Ehren nicht fehlen ließ. D. ist in seinem gesamten Schaffen ein poetischer Repräsentant der Übergänge, welche von der gestaltlosen Geistreichigkeit der jungdeutschen Belletristik zu einem kräftig-anschaulichen Realismus, von der rhetorisch-politischen Lyrik zum vollen Lebensbild, zu Gestalten, in denen politische Leidenschaft lebt, herüberführen. Er nahm als Lyriker seinen Ausgangspunkt zu gleicher Zeit von der naiven subjektiven Lyrik, deren Töne er, wie seine »Gedichte« (Stuttg. 1845, 2. Aufl. 1858) erweisen, immer wieder zu treffen wußte, und von der politischen Poesie der 40er Jahre, deren Durchschnittsleistungen er in den heißblütigen, kräftigen und anschaulichen besten »Liedern des kosmopolitischen Nachtwächters«, in den Meisterstücken: »Aus der Nordsee«, »Die Flüchtlinge« ꝛc. weit hinter sich ließ. Die Lebensbilder der nichtpolitischen Gedichte, der leidenschaftliche und dabei plastische und farbenvolle Cyklus »Ein Roman« und die »Bilder aus dem Münchener Totentanz« verraten ein unausgelebtes episches Talent. Die Gedichtsammlung »Nacht und Morgen« (Stuttg. 1851) schloß sich an die Nachtwächterlieder an, ohne jedoch einen dichterischen Fortschritt zu bekunden. Als Erzähler bethätigte sich D. durch zwei größere Werke, den schon erwähnten Roman »Unter der Erde« und »Die Amazone« (Stuttg. 1868, 2. Aufl. 1869), letzteres ein echt modernes Produkt, welches ein ernstes Problem und tiefe Empfindungen in keck spielender, frivol-humoristischer Weise behandelt. Unter seinen Novellen, die in verschiedenen Sammlungen, wie: »Licht und Schatten in der Liebe« (Kassel 1838), »Frauenspiegel« (Nürnb. 1838), »Heptameron« (Magdeb. 1841, 2 Bde.), »Sieben friedliche Erzählungen« (Stuttg. 1844, 2 Bde.), »Novellenbuch« (Leipz. 1856), erschienen, sind einzelne, wie: »Das Mädchen von Helgoland«, »Deutsche Nächte in Paris«, von seltener Farbenfülle und Energie der Darstellung, während viele andre matter und farbloser erscheinen und sich nur durch größere Schärfe des Stils über gewöhnliche belletristische Produktion erheben. Einen sehr bedeutenden dramatischen Anlauf, dem er leider keine Folge gab, nahm D. mit dem Trauerspiel »Das Haus der Barneveldt« (1850), das noch immer den besten dramatischen Dichtungen der Periode nach 1848 hinzugezählt werden muß. Daß ein Autor von so großer Weltbildung und mannigfachen Lebenserfahrungen, von so ausgeprägter Lust des Schauens und Schilderns sich in der Wiedergabe äußerlich und innerlich erlebter Dinge mit Glück bewegt, erweisen die Reiseskizzen »Jusqu'à la mer. Erinnerungen an Holland« (Leipz. 1847), die Essays seines »Litterarischen Bilderbuchs« (Berl. 1880), vor allem das prächtige, hochinteressante Fragment einer Selbstbiographie unter dem Titel: »Münchener Bilderbogen« (das. 1879). Aus seiner langjährigen und erfolgreichen dramaturgischen Thätigkeit erwuchsen die »Studien und Kopien nach Shakespeare« (Wien 1858), die Bühnenbearbeitung der Shakespeareschen »Historien« (Berl. 1867, 3 Bde.), die Übertragung einer Reihe Shakespearescher Dramen (»Der Sturm«, »Was ihr wollt«, »Wie es euch gefällt«, »Die Komödie der Irrungen«) für die Hildburghäuser Shakespeare-Ausgabe sowie eine Übertragung von Beaumarchais' »Figaros Hochzeit« (Hildburgh. 1865), endlich die dramaturgische Studie »Eine Faust-Trilogie« (Berl. 1876). In den Jahren 1859—65 fungierte D. als Präsident der Schiller-Stiftung; auch war er Mitbegründer der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Die Ausgabe seiner »Sämtlichen Werke« (Berl. 1877, 12 Bde.) erwies sich als eine vortreffliche Auswahl. Vgl. Ad. Stern, Zur Litteratur der Gegenwart (Leipz. 1880); Rodenberg, Heimaterinnerungen an F. D. und Fr. Ötker (Berl. 1882).

2) Jenny, geborne Lutzer, Bühnensängerin, Gattin des vorigen, geb. 4. März 1816 zu Prag, machte ihre Gesangstudien am dortigen Konservatorium und begann ihre Bühnenlaufbahn, nachdem Ciccimara in Wien ihre musikalische Ausbildung vollendet hatte, zu Prag im Mai 1832 in der Titelrolle von Rossinis »Fräulein vom See«. Einem Ruf nach Wien Folge leistend, verließ sie Prag und gehörte bis 1845 (1844 ausgenommen), zur Kammersängerin ernannt, dem Wiener Kärntnerthor-Theater an. Sie erhielt die für die damalige Zeit ungemein hohe Gage von 16,000 Gulden pro Jahr. Durch Gastspiele errang sie sich während der Ferien auf den meisten großen Bühnen außerhalb Wiens ebenfalls verdienten Ruhm und wurde besonders 1842 in London gefeiert. 1843 verheiratete sie sich mit Franz D. und zog sich bald darauf von der Bühne zurück, was in Wien Anlaß gab, ihr zu Ehren eine Medaille zu schlagen. Sie starb in der Nacht vom 2. zum 3. Okt. 1877 in Wien. Das Beste, was sie als Sängerin leistete, war die Prinzessin in »Robert der Teufel« und die Königin in den »Hugenotten«, wenn auch im allgemeinen die Rollen heitern Genres ihrem Künstlernaturell besser zusagten als die der großen Oper.

Dinggüter ꝛc., s. Ding.

Dingle (spr. din-gel), Stadt in der irischen Grafschaft Kerry, an der Nordseite der Dinglebai, mit einem Hafen und (1881) 1833 Einw. Früher hatte es bedeutenden Verkehr mit Spanien.

Dingler, Johann Gottfried, Technolog, geb. 2. Jan. 1778 zu Zweibrücken, war 1793—95 Feldapotheker in der preußischen Armee, übernahm 1800 eine Apotheke in Augsburg, gründete hier 1806 eine chemische Fabrik und erwarb sich große Verdienste um die Vervollkommnung der Färbekunst und des Zeugdruckes. Zugleich war er Lehrer der Chemie und Physik. Er starb 19. Mai 1855. D. gab heraus: »Magazin für die Druck-, Färbe- und Bleichkunst« (Augsb. 1818—20, 3 Bde.); »Journal für Zitz-, Kattun- und Indiennedruckerei ꝛc.« (das. 1806 f., 2 Bde.); mit Juch und Kurrer: »Neues Journal für Druck-, Färbe-

und Bleichkunst« (das. 1815—18, 4 Bde. mit Kupfern und Mustern); »Neues englisches Färbebuch« von E. Bancroft (Nürnb. 1817—18, 2 Bde.); »Grundriß der Färberei« von J. B. Vitalis (Stuttg. u. Tübing. 1824). 1820 gründete er das »Polytechnische Journal« nach neuem, umfassendem Plan und redigierte dasselbe bis 1840. — Sein Sohn Emil Maximilian, geb. 10. März 1806 zu Augsburg, studierte seit 1822 in Landshut, Erfurt, Berlin und Göttingen Chemie, trat 1826 in das Geschäft seines Vaters und beteiligte sich seit 1831 an der Redaktion des »Polytechnischen Journals«, welche er von 1840 bis 1874 allein und mit so großem Erfolg führte, daß er als einer der hervorragendsten Förderer der Industrie zu betrachten ist. Er starb 9. Okt. 1874.

Dingliche Klage (Actio in rem), im weitern Sinn im Gegensatz zur Klage aus einer Obligation eine jede Klage, bei welcher der Beklagte nicht schon durch ein bestehendes Rechtsverhältnis gegeben ist, sondern sich durch die Verletzung eines Rechts bestimmt, die hier nicht bloß einer bestimmten Person möglich ist. Obligationen können nämlich nur gegen eine durch das Rechtsverhältnis selbst schon gegebene Person (den Schuldner) geltend gemacht werden; die Klagen aus Obligationen heißen daher *persönliche*, Actiones personales, Actiones in personam. So ist z. B. bei einem Kauf nur zwischen dem betreffenden Käufer und dem Verkäufer ein Rechtsverhältnis begründet, daher die Klage aus dem Kaufvertrag nur gegen eine bestimmte Person, den Käufer oder den Verkäufer, geht, je nachdem der Verkäufer oder der Käufer dieselbe anstrengt. Bei allen andern Rechten dagegen ist der Beklagte nicht schon durch das Rechtsverhältnis gegeben, er bestimmt sich erst durch die Verletzung; diese Klagen heißen daher Actiones in rem. Dahin gehören z. B. die sogen. Präjudizialklagen, solche, welche sich auf die Rechtsfähigkeit oder den Familienstand einer Person beziehen, z. B. die Klage auf Anerkennung der ehelichen Geburt. Auch manche persönliche Klagen haben den Charakter der dinglichen erhalten, so daß sie nicht auf einen bestimmten Beklagten beschränkt sind, sondern daß die Eigenschaft, Beklagter zu sein, an einen dem Wechsel unterworfenen Grund (Besitz, Eigentum einer Sache) geknüpft ist, so z. B. die Actio quod metus causa, mit welcher ich das mir von A. Abgezwungene nicht nur von A., sondern auch von jedem, der in Besitz des abgezwungenen Gegenstandes gelangt ist, ausklagen kann; die Actio ad exhibendum, mit welcher auf Vorzeigung und Herausgabe eines Gegenstandes, besonders einer Urkunde, geklagt wird; die Actio aquae pluviae arcendae, welche ich, wenn ich aus einer auf einem benachbarten Grundstück gemachten Vorrichtung durch Regenwasser Nachteil für mein Grundstück befürchte, gegen jeden Besitzer des Grundstücks oder der Vorrichtung anstellen kann; die *Noxalklage*, welche bei einem durch ein Tier erlittenen Schaden gegen jeden Besitzer des Tiers anzustellen ist ꝛc. Man nennt daher diese Klagen Actiones personales in rem scriptae. Im engern und eigentlichen Sinn aber versteht man unter dinglichen Klagen die Rechtsmittel, welche auf Geltendmachung eines Rechts an einer Sache, also eines *dinglichen Rechts*, gerichtet sind und gegen jeden angestellt werden können, der sich einer Störung des Rechts schuldig macht; dahin gehören: die *Eigentumsklage* (rei vindicatio oder actio publiciana) zum Schutz des bestrittenen Eigentums oder Besitzes selbst, die *Negatorienklage* bei einzelnen Eingriffen in das Eigentumsrecht, z. B. Servitutenanmaßung, die *Konfessorienklage* zum Schutz eines Servitutrechts, die *hypothekarische Klage*, die Actio in rem pigneraticia, Actio in rem de superficie, Actio in rem emphyteuticaria. Hervorzuheben ist noch der Unterschied zwischen der Actio in rem specialis, welche aus einem Recht an einem Gegenstand angestellt wird, im Gegensatz zur dinglichen Universalklage (actio in rem de universitate), d. h. der Klage auf einen ganzen Vermögenskomplex, als welche heutzutage nur die Erbschaftsklage (hereditatis petitio) vorkommt.

Dingliches Recht (Sachenrecht, Jus in re, Jus in rem), im allgemeinen jedes Recht, dessen Inhalt die rechtliche Unterwerfung einer Sache ist. Im Gegensatz hierzu stehen die persönlichen Rechte (jura in personam, obligatorische Rechte). Die Zahl der dinglichen Rechte ist im römischen Rechtssystem eine genau bestimmte: Eigentum, Emphyteusis, Superficies, Pfandrecht, Servituten. Das deutsche Privatrecht hat noch das Lehnrecht und das Recht der bäuerlichen Leihe hinzugefügt; auch die deutschrechtlichen Reallasten und das Bannrecht haben einen sachenrechtlichen Charakter. Das Gemeinschaftliche aller dinglichen Rechte ist die rechtliche (im Gegensatz zum Besitz, der thatsächlichen) Macht über eine Sache. Daraus folgt, daß sie ihre Richtung nicht, wie dies bei den Obligationen der Fall ist, gegen eine bestimmte Person haben, und daß die aus ihnen entspringenden Klagen dingliche, nicht persönliche sind. Jene Macht über die Sache aber, die das dingliche Recht gewährt, läßt sich als eine *totale* und als eine *partielle* denken. Die erste ist das *Eigentum* (dominium). Die zweite ist die auf eine gewisse Seite oder Eigenschaft der Sache beschränkte Macht; sie läßt neben sich ein fremdes Eigentum zu, ist also ein Recht an einer fremden Sache, Jus in re aliena, und stellt sich insofern als eine Beschränkung des Eigentums dar. Letzteres ist im Gegensatz zu den übrigen dinglichen Rechten (jura in re, sc. aliena) die unbeschränkte und ausschließliche Herrschaft über eine Sache, die vollste Macht, die Totalität aller dinglichen Rechte; daher müssen wir uns jedes andre dingliche Recht denken als gebildet aus Elementen des Eigentums, die, von diesem abgesondert, einem Nichteigentümer gegeben und ebendadurch zu besondern Rechten gestaltet sind; z. B. das Recht, ein Grundstück zu nießbrauchen oder zu begehen, stellt sich in der Person des Eigentümers nicht als ein besonderes Recht dar; wird aber dies Recht vom Eigentümer einem Dritten eingeräumt, so wird es ein besonderes, Servitutrecht. Dem Eigentum am nächsten stehen durch ihren Inhalt die Superficies und Emphyteusis sowie das deutsche Lehnrecht (die man deshalb früher sogar für Arten des Eigentums selbst gehalten hat); ihnen schließt sich zunächst das Pfandrecht an, am fernsten stehen dem Eigentum die Servituten. Dies gibt sich auch in der Klage zu erkennen, die bei jenen Rechten wie bei dem Eigentum eine Vindikation der Sache selbst, Actio in rem corporalem, bei den Servituten aber eine Actio in rem incorporalem, eine Vindicatio servitutis, Petitio juris ist. Näheres über die einzelnen dinglichen Rechte s. in den diese betreffenden Artikeln.

Dinglinger, Johann Melchior, Goldschmied und Emailleur, geb. 1665 zu Biberach bei Ulm, gest. 1731 in Dresden, scheint auf Reisen, insbesondere in Frankreich, seine Ausbildung vollendet zu haben. 1693 ließ er sich zu Dresden in die Innung der Goldschmiede aufnehmen und fand an dem Kurfürsten August dem Starken einen warmen Gönner. Auch der Gunst Peters d. Gr. hatte sich D. zu erfreuen. Bei seiner zweimaligen Durchreise nahm der Zar sein Absteige-

quartier im Haus Dinglingers. Letzteres Haus zählte durch seine reiche und eigentümliche Einrichtung zu den Sehenswürdigkeiten Dresdens. Dinglingers Bildnis ist oft gemalt und gestochen worden. Die Hauptwerke Dinglingers befinden sich im Grünen Gewölbe zu Dresden (Hofhalt des Großmoguls in Dehli, Bad der Diana, Herkulesvase, die Freuden des Lebens, Obeliscus Augustalis, Theeservice) und in der Eremitage zu St. Petersburg. In denselben entwickelt er eine rege Phantasie und schöpferische Kraft wie namentlich auch eine Technik, welche ihn hoch über das Niveau der damals bereits tief gesunkenen Goldschmiedekunst emporhebt, wenngleich er mehr der Kuriositätenliebhaberei als der reinen Kunst diente. — Bei seinen Arbeiten halfen ihm seine beiden Brüder, Georg Christoph und Georg Friedrich; der eine war Goldarbeiter, der andre (gest. 1720) ein vorzüglicher Emailleur. Auch ein Sohn Johann Melchiors, Johann Friedrich D., geb. 1700 zu Dresden, war Goldschmied und vollendete verschiedene Arbeiten, welche sein Vater angefangen zurückgelassen hatte. Er starb 1767. Der letzte Sproß der Familie D., welcher sich der Kunst widmete, war Sophie Friederike, eine Tochter Johann Friedrichs; sie war eine Schülerin von Öser und eine geschätzte Miniaturmalerin.

Dingo, s. Hund.

Dingolfing (Dingolfingen), Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, 368 m ü. M., rechts an der Isar und an der Linie Landau a. d. Isar-Landshut der Bayrischen Staatsbahn, besteht aus der obern und untern Stadt, von denen erstere auf einem stark abfallenden Hügel liegt, und hat 3 Kirchen (darunter die 1884 restaurierte Pfarrkirche) und (1880) 3501 kath. Einwohner, welche Ackerbau und Viehzucht treiben. D. ist Sitz eines Bezirksamtes und eines Amtsgerichts. Die obere Stadt, an Stelle einer römischen Niederlassung erbaut, wurde im Dreißigjährigen Krieg von den Schweden und im österreichischen Erbfolgekrieg 1743 niedergebrannt. Oberhalb der Stadt eine hohe Brücke, welche zwei Berghöhen verbindet.

Dingstätte, **Dingvogt**, s. Ding.

Dingwall, Hauptstadt der schott. Grafschaft Roß, am obern Ende des Cromarty Firth, hat einen vortrefflichen Hafen und (1881) 1921 Einw., die Lachsfang und Handel treiben. In der Nähe Strathpeffer, mit vielbesuchter Mineralquelle, und einige »verglaste« Forts.

Dingzettel heißt in manchen Orten der über ein abgeschlossenes Geschäft aufgesetzte kurze Vertrag oder Schlußzettel (s. d.).

Dinheiro (spr. dinjé-iru), früheres portugiesisches und brasil. Silberprobiergewicht, stimmt mit dem spanischen Dinero überein.

Dining-Room (engl., spr. deining-ruhm), Speisezimmer.

Dinitrokresol, s. Kresol.

Diniz (spr. -nis, D. da Cruz e Silva), 1) Antonio, portug. Dichter, geb. 4. Juli 1731 zu Lissabon, studierte in Coimbra die Rechte, lebte dann als Advokat zu Castello de Vide in der Provinz Alemtejo, ward später Regimentsrichter zu Elvas und ging 1776 als Obertribunalsrat nach Rio de Janeiro, wo er elf Jahre blieb. Nach kurzem Aufenthalt in Lissabon wurde er 1791 als Beirat des Kanzlers Xavier de Vasconcellos-Coutinho von neuem nach Brasilien gesandt; dort starb er 5. Okt. 1799. D. gehörte zu den Gründern der berühmten litterarischen Gesellschaft »Arcadia Ulyssiponense« (1756), welche eine Wiedergeburt der verfallenen Poesie der Portugiesen anstrebte und namentlich den herrschenden Schwulst und Neologismus der Sprache zu beseitigen unternahm. Die Dichtungen D.', der den arkadischen Namen Elpino Nonacriense führte, bestehen in Sonetten (über 300), Eklogen, Elegien, Kanzonen, Epigrammen, Episteln und mehreren Bänden pindarischer Oden, welche ihrer Zeit den größten Beifall fanden. Außerdem schrieb er eine Komödie: »O falso heroismo«, ein längeres Gedicht: »Die Metamorphosen Brasiliens«, und das heroisch-komische Epos »O Hyssope« (»Der Weihwedel«, Par. 1802 u. öfter), das sich nach Inhalt und Form zwar an Boileaus »Lutrin« anlehnt, aber doch in so freier und origineller Weise, daß man es als ein Meisterwerk bezeichnen muß (vgl. Reinhardtstöttner, Der »Hyssope« des D. in seinem Verhältnis zu Boileaus »Lutrin«, Leipz. 1877). Eine Gesamtausgabe von D.' »Poesias« (mit Ausnahme des »Hyssope«) erschien in 6 Bänden (Lissab. 1807—17).

2) Julio, mit dem eigentlichen Namen Joaquim Guilh. Gomes Coelho, portug. Romanschriftsteller, geb. 14. Nov. 1839 zu Porto, studierte daselbst Medizin, wirkte seit 1867 als Professor an der chirurgischen Schule seiner Vaterstadt; starb bereits 12. Sept. 1871 daselbst. Von seinen Erzählungen sind auszuzeichnen: die Dorfgeschichte »As pupillas do Senhor Reitor« (Porto 1866, oft aufgelegt), sein Erstlings- und zugleich sein Meisterwerk; »Uma familia ingleza« (das. 1867) und »A morgadinha de Canaviaes« (das. 1868), erstere eine Schilderung des Bürgertums, letztere des Landadels in Portugal; die Novellensammlung »Serões da provincia« (das. 1870) und das posthum erschienene Werk »Os fidalgos da casa mourisca« (das. 1872). Vgl. Pimentel, Julio D. (Porto 1872).

Dinka (Denka, Dyanke), Negervolk am östlichen Ufer des Bahr el Abiad vom 12.° nördl. Br. bis zum 6.° und am westlichen Ufer bis zum 10.° nördl. Br., das in eine große Anzahl von Stämmen zerfällt, unter denen die der Tuitsch, Bor, Elyab und Kyatsch die bemerkenswertesten sind. Sie schließen sich physisch und sprachlich den Fundschvölkern an, sind von hoher Statur (1,80 m ist ein gewöhnliches Maß), ziemlich regelmäßigen Gesichtszügen, aber sehr langen und magern Beinen, so daß ihre Erscheinung als »spinnenartig« bezeichnet wird. Das Haar ist in viele kleine, krauswollige Strähnen geteilt und wird meist kurz abrasiert. Die Farbe ist schwarz mit einem Stich ins Bläulichgraue. Die Männer gehen nackt, ebenso die jungen Mädchen, die verheirateten Weiber tragen Lederschürzen und als Zierat schwere Ringe von Elfenbein oder Eisen, Zähne, Knochen u. a. Als Waffen hat man Lanzen, Holzkeulen und schildähnliche Fausthölzer. Die D. wohnen in sorgfältig gebauten Lehmhütten (Toguls), schlafen in der Asche, nähren sich von Milch, Butter, Durra- und Dochnbrei, seltener von Fleisch, da sie nur Ziegen, aber selbst zur Zeit größten Mangels kaum eins ihrer Rinder schlachten. Die Rinder sind klein, schlankhörnig, meist grau oder hellisabellfarben und geben wenig Milch. Alle Gefäße werden mit Rinderharn ausgewaschen, der auch zum Ausspülen des Mundes, Waschen des Körpers dienen und das Salz ersetzen muß. Rinder gelten als Kaufpreis für die Frauen der einer gemäßigten Polygamie huldigenden D. Außer Viehzucht treiben sie noch etwas Ackerbau. Sie haben eine unklare Vorstellung von einem Schöpfer der Dinge, Deng-Det; eine große Rolle spielen die Zauberdoktoren und Regenmacher (Tiit). Sie leben ohne ein gemeinsames Oberhaupt, und ihre Dorfhäuptlinge haben nur geringe persönliche Macht. Ihre Sprache, dargestellt

von Mitterrutzner (Brixen 1866), ist am nächsten verwandt mit dem benachbarten Bari und andern Nilsprachen (s. d.), hat aber auch mit den Bantusprachen Südafrikas die Präfixbildung gemein. Vgl. Kaufmann, Schilderungen aus Zentralafrika (Brixen 1862); Hartmann, Naturgeschichtlich-medizinische Skizze der Nilländer (Berl. 1865); Beltrame, Il fiume bianco e i Denka (Verona 1881). S. Karte »Ägypten«.

Dinkel (Dinkelweizen), Getreideart, s. Spelz.

Dinkel, Nebenfluß der Vechte, entspringt im westfälischen Kreis Koesfeld, durchfließt den Kreis Ahaus und mündet nach 75 km langem Lauf bei Neuenhaus.

Dinkelsbühl, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, an der Wörnitz und an der Linie Nördlingen-Dombühl der Bayrischen Staatsbahn, 435 m ü. M., im fruchtbaren Virngrund, von Mauern und Türmen umgeben, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche und (1880) 5286 Einw. (1731 Katholiken), die Streichgarnspinnerei, Fabrikation von Woll- und Strumpfwaren, Bürsten und Pinseln, Arrasgarn, Holzleisten und Lebkuchen, ferner Bierbrauerei, Färberei und Gerberei betreiben. D. ist Sitz eines Bezirksamtes und eines Amtsgerichts, hat eine Latein- und Real- und eine Korbflechtschule. — D. war anfangs ein Bauernhof; von würzburgischen Mönchen ward das Karmeliterkloster erbaut, um das sich ein Flecken bildete, der zuerst 1151 erwähnt wird. 1305 erhielt D. von Albrecht I. gleiche Rechte mit Ulm, und 1351 wurde es als Reichsstadt nochmals anerkannt. 1387 empörten sich die Bürger gegen den harten, aus 30 Patriziern bestehenden Rat, worauf 12 Bürger aus den 6 Zünften zu Ratsherren und von ihnen ein Bürgermeister gewählt wurde. 1524 wurde die Reformation eingeführt. Während des Dreißigjährigen Kriegs hatte D. durch die Schweden wie durch die kaiserlichen Truppen viel zu leiden. 1802 verlor die Stadt die Reichsunmittelbarkeit und kam an Kurbayern, 1804 an das preußische Fürstentum Ansbach, 1806 mit diesem an Frankreich und dann wieder an Bayern. D. ist Geburtsort des Jugendschriftstellers Chr. v. Schmid (gest. 1854), dem 1859 auf dem Markte daselbst ein ehernes Standbild errichtet wurde.

Dinkholder Brunnen, s. Braubach.

Dinklage, Dorf im oldenburg. Amt Vechta, ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine kath. Kirche, Baumwollweberei, Schweinezucht und (1880) 730 Einw. Die Burg D. gehörte ehemals dem Bistum Münster und ist heute im Besitz der Grafen von Galen.

Dinner (engl.), die Hauptmahlzeit.

Dinoceräten (Schreckhörner), Säugetiere von der Größe des Elefanten, deren fossile Reste in den mittlern Eocänschichten des westlichen Amerika besonders häufig vertreten sind, während man sie in den übrigen Weltteilen bisher noch gar nicht angetroffen hat. Die ersten Spuren derselben fand Marsh 1870 im Westen Wyomings; auf Grund seiner und andrer Funde nimmt er drei Gattungen an: Dinoceras, Tinoceras und Uintatherium. Die Tiere hatten ebenso massige, aber kürzere Beine als die Elefanten, plumpe, fünfzehige Füße, einen langen, schmalen, hornbewehrten Kopf, ansehnliche Eckzähne und einen Hals, der lang genug war, daß das stehende Tier mit dem Maul den Boden berühren konnte. Der Schwanz war lang und dünn. Die obere Schädelfläche war mit drei Paar seitlich einander gegenüberstehenden Knochenhöckern von zum Teil ansehnlicher Größe besetzt. Ob dieselben sämtlich Hörner trugen, oder ob die beiden vordern, wie die abgerundeten Spitzen anzudeuten scheinen, nur mit schwieliger Haut bedeckt waren, ob die Nase in einen Rüssel verlängert war, ist nicht ermittelt. In der obern Kinnlade fehlten die Vorderzähne, im Unterkiefer standen deren sechs kleine und nach vorn gerichtete und bildeten mit den kleinen Eckzähnen eine ununterbrochene Reihe. Die obern Eckzähne ragten weit hervor. Durch eine beträchtliche Lücke waren von den Eckzähnen sechs in fortlaufender Reihe an jeder Seite oben und unten stehende Backenzähne getrennt. Marsh glaubt aus dem Kaumechanismus schließen zu dürfen, daß das Tier, sehr abweichend von allen Verwandten, auf Fleischkost angewiesen gewesen sei. Das Gehirn war ungemein klein, wahrhaft reptilienartig. Die D. besaßen, wie es scheint, eine nur kurze Herrschaftsperiode in Nordamerika; weder im Miocän noch im Pliocän sind Reste derselben gefunden worden. Vgl. Marsh, Dinocerata (Washingt. 1885).

Dino Compagni (spr. -pánji), Florentiner aus dem Anfang des 14. Jahrh., hochberühmt und gefeiert als Verfasser einer florentinischen Geschichte der Jahre 1280—1312, die er als Zeitgenosse aus unmittelbarster Anschauung geschrieben haben soll. Dinos »Cronaca delle cose occorrenti ne' tempi suoi« (oder »Historia fiorentina«) wurde von den Italienern zu den hervorragendsten Meisterwerken ihrer gesamten Litteratur gerechnet. In der Geschichtschreibung des ausgehenden Mittelalters zählte man sie lange Zeit ganz allgemein zu den lautersten Quellenschriften, so z. B. Dönniges (»Geschichte des deutschen Kaisertums im 14. Jahrhundert«, Berl. 1841, mit einer trefflichen Übersetzung des ganzen Werkes), Gervinus (»Geschichte der florentinischen Historiographie«, Frankf. 1833) und Hillebrand (»D. Étude historique et littéraire«, Par. 1862). Erst neuerdings ist die bisher unbestrittene Thatsache, daß die Chronik das Produkt eines gleichzeitigen Autors sei, angefochten worden durch P. Scheffer-Boichorst (»Florentiner Studien«, Leipz. 1874), der gegen einen Versuch Hegels (»Die Chronik des D. Versuch einer Rettung«, das. 1875), die Echtheit zu verteidigen, seine Ansicht siegreich aufrecht hielt (»Die Chronik des D. Kritik der Hegelschen Schrift«, das. 1876). Gleichzeitig wurde auch von Italien aus die Fälschung von Fanfani (»D. vendicato dalla calunnia di scrittore della cronaca«, Mail. 1875) bewiesen. Danach ist die dem D., einem nach Ausweis der Urkunden in die Händel und Parteikämpfe seiner Vaterstadt vielfach verflochtenen Zeitgenossen Dantes, zugeschriebene Geschichte erst im 17. Jahrh. verfaßt worden und zwar auf Grundlage der alten Überlieferung, besonders aber der Chronik des Villani. Dagegen verteidigt der neueste Herausgeber, der Italiener del Lungo (»D. e la sua cronaca«, Flor. 1879—86, 3 Bde.), die Echtheit. Vgl. W. Bernhardi, Der Dino-Streit (in v. Sybels »Historischer Zeitschrift« 1877).

Dinomé, Sylvain Emery Achille, franz. geographischer Schriftsteller, geb. 5. Okt. 1787 zu Orléans, war anfangs Geistlicher in Blois, gab aber 1844 sein Amt auf und zog sich nach seiner Vaterstadt zurück, um sich ganz der Geographie zu widmen. Durch H. Barths Reisen veranlaßt, erlernte er noch im 70. Jahr die deutsche Sprache, und er war es namentlich, der als Mitarbeiter der »Annales des voyages«, in die er Auszüge und Übersetzungen der Berichte fast aller neuern Afrikareisenden lieferte, die Franzosen mit den großartigen neuern Entdeckungen der Deutschen und Engländer in Afrika bekannt machte. Mit der Bearbeitung von Schweinfurths Reise zu den Niam-Niam beschäftigt, starb er 21. Jan.

1871. Ein Verzeichnis seiner Arbeiten gab A. Malte-Brun in den »Annales des voyages« (1870).

Dinornis, s. Moa.

Dinornithiden, s. Straußvögel.

Dinosaurier (Dinosaurii, Lindwürmer), außerordentlich formenreiche Ordnung fossiler Reptilien aus der Trias, dem Jura und der Kreide. In den letzten Jahren sind in Nordamerika (Felsengebirge) so viele neue D., welche meist besondere Familien oder selbst Unterordnungen bilden, gefunden worden, daß kaum noch ein für alle passendes Merkmal angegeben werden kann, somit eine Trennung der jetzt noch als D. bezeichneten Tiere in mehrere selbständige Abteilungen wahrscheinlich bald erfolgen wird. Bei einem Teil von ihnen haben sich sehr nahe Beziehungen zu den Vögeln herausgestellt. Nach der Form des Schädels, namentlich des Gebisses, unterscheidet man A. Pflanzenfresser. 1. Gruppe: Sauropoden (Sauropoda) oder Atlantosaurier. Vorder- und Hinterfüße nahezu gleich lang, also Gang meist auf allen Vieren und zwar auf der Sohle. Füße fünfzehig. Die vor dem Schwanz gelegenen Wirbel mit großen, wahrscheinlich bei Lebzeiten der Tiere mit Luft erfüllten Höhlen. Knochen der Beine plump. Hierher: Brontosaurus, von etwa 25 m Länge, das größte Landtier, Mosasaurus, etwa 12 m lang, Atlantosaurus (Titanosaurus), etwa 20 m lang, Diplodocus, Apatosaurus u. a., fast alle aus Nordamerika. 2. Gruppe: Ornithosceliden (Ornithoscelides, Laosaurier). Becken vogelähnlich, Vorderfüße fünfzehig, vielfach nur halb so lang wie die dreizehigen Hinterfüße, daher Gang meist auf den letztern, nach Art etwa des Känguruhs. Knochen hohl. Hierher: Nanosaurus, etwa katzengroß, Laosaurus, bis 3 m lang, Iguanodon, etwa 9 m lang, Camptonotus, etwa 10 m hoch bei aufrechter Stellung, Hypsilophodon u. a. Von vielen Ornithosceliden kennt man nur die Spuren, welche die Hinterfüße in dem weichen Thon zurückgelassen haben und die man früher als Vogelfährten (Ornithichnites, s. Tafel »Triasformation I«) auffaßte. 3. Gruppe: Stegosaurier (Stegosaurii), mit Knochenschildern und Knochenplatten in der Haut; Wirbel und Knochen meist hohl, Vorderfüße viel kleiner als Hinterfüße, alle fünfzehig. Gang auf den Hinterbeinen. Hierher: Stegosaurus, Sulidosaurus u. a. B. Fleischfresser. 4. Gruppe: Theropoden (Theropoda), Vorderfüße sehr klein, Gang auf den Zehen, diese mit Greifklauen. Knochen hohl. Hierher: Compsognathus, mit sehr langem Hals und vogelähnlichem Kopf, Megalosaurus, Allosaurus u. a.

Dinotheriensand, s. Tertiärformation.

Dinotherium *Kaup*, ein kolossales Säugetier der mittlern Tertiärzeit, welches, soweit die erhaltenen Reste einen sichern Schluß gestatten, zur Ordnung der Rüsseltiere gehörte (früher häufig aber auch zu den Sirenen gestellt wurde). Es ist ausgezeichnet durch die äußerst kräftigen, dicken, hakenförmig nach abwärts gerichteten Stoßzähne im Unterkiefer und die großen, mit je zwei oder drei Querwülsten versehenen Backenzähne. Der Bau der Nase spricht dafür, daß das Tier einen großen Rüssel besaß. Vielleicht war es, ähnlich wie das Nilpferd, ein Flußbewohner, der mit seinen großen Stoßzähnen seine Nahrung, vielleicht Wurzeln und Wurzelstöcke, aus dem Boden riß. Ein bei Eppelsheim im Mainzer Becken ausgegrabener Schädel ist 1,1 m lang und 65 cm breit. Der Eppelsheimer Knochensand, das miocäne Tertiärgebirge des Wiener Beckens, die Faluns der Touraine, der Süßwasserkalk von Simorre am Nordfuß der Pyrenäen, die Lehme und Thone am Fuß des Pentelikon sind Hauptfundorte des Dinotheriums; man fand dasselbe aber auch in dem Braunkohlengebirge von Steiermark, im Süßwasserkalk von Georgengemünd an der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Gunzenhausen, in Tertiärbildungen des Jura von Schwaben und der Schweiz (Delsberg, La Chaux de Fonds) u. v. a. O., meist jedoch nur die leicht kenntlichen Backenzähne. Das D. bildet einen wichtigen Horizont für die Altersbestimmung des miocänen Tertiärgebirges. Außer dem weitverbreiteten D. giganteum hat man noch zwei andre Arten, D. bavaricum und Cuvieri, unterschieden.

Dinslaken, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mülheim a. d. Ruhr, 30 m ü. M., an der Eisenbahn Oberhausen-Emmerich, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Eisengießerei, Walzwerk, Lack- und Firnisfabrik, Lohgerberei, Blutegelzucht, bedeutende Viehmärkte u. (1880) 2576 Einw. (987 Katholiken).

Dinte, s. Tinte.

Dintel, Fluß in der niederländ. Provinz Nordbrabant, entsteht bei Breda aus der Vereinigung der Mark und der Aa oder Weereis und mündet schiffbar bei Dinteloord in das Volkerak, einen Arm der Maas. Der Schiffsverkehr auf D. und Mark umfaßte 1883: 258,361 cbm.

Dintenfisch, s. Tintenschnecken und Sepie.

Dinter, Gustav Friedrich, namhafter Pädagog der rationalistischen Richtung, geb. 29. Febr. 1760 zu Borna, besuchte die Fürstenschule in Grimma, studierte seit 1779 zu Leipzig Theologie und Philosophie, ward 1787 Pfarrer in Kitscher bei Borna und 1797 Direktor des Schullehrerseminars in Friedrichstadt-Dresden, 1807 Pfarrer zu Görnitz bei Borna, wo er aus Liebe zum Lehramt ein Progymnasium zur Vorbildung künftiger Kaufleute, Lehrer, Ökonomen und Gymnasiasten eröffnete. Im J. 1816 wurde er als Konsistorial- und Schulrat für die Provinz Ostpreußen nach Königsberg berufen und hier bald darauf daneben auch an der Universität zum Professor der Pädagogik und Theologie ernannt. Er starb 29. Mai 1831 in Königsberg. Großes Aufsehen und viel Streit unter Rationalisten und Orthodoxen erregte seine praktische, aber nüchterne und oberflächliche »Schullehrerbibel« (Neustadt a. d. Orla 1826 bis 1830, 9 Bde.). Dinters Selbstbiographie (»Dinters Leben, von ihm selbst geschrieben, ein Lehrbuch für Eltern, Pfarrer und Erzieher«, Neustadt a. d. Orla 1829; 3. Aufl., Plauen 1860; neue Ausg., Wien 1879) spiegelt in treuer Weise den verständigen, wohlwollenden Sinn ihres Verfassers mit seinem unverwüstlichen, etwas platten Witz und seiner harmlosen Spottsucht. Als Pädagog war D. namentlich von den Philanthropen und den sogen. Sokratikern, theologischen Anhängern der Aufklärung, abhängig. Er erwarb sich in Schrift und Wort den weitverbreiteten Ruf eines Meisters in der katechetischen Kunst. In hohem Maß verstand es D., seine Schüler und die ihm unterstellten Lehrer zu leiten und an sich zu fesseln, obwohl seine Art zu verkehren urwüchsig derb und oft ironisch war. Sein Andenken lebt in Sachsen und Preußen noch heute fort; dankbare Anhänglichkeit hat ihm zu Ehren mehrere Stiftungen begründet und auf dem Dinterberg bei Görnitz ihm ein Denkmal gesetzt. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Die vorzüglichsten Regeln der Katechetik« (Neust. 1802; 13. Aufl., Plauen 1862); »Die vorzüglichsten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit« (Neust. 1806, 7. Aufl. 1836); »Kleine Reden

an künftige Volksschullehrer« (das. 1803—1805, 4 Bde.; 3. Aufl. 1837—38); »Predigten zum Vorlesen in Landkirchen« (das. 1809, 2 Bde.; 5. Aufl. 1844); »Anweisung zum Gebrauch der Bibel in Volksschulen« (das. 1814—15, 3 Bde.; 2. Aufl. 1822 ff.); »Malwina, ein Buch für Mütter« (das. 1818, 5. Aufl. 1860); »Unterredungen über die Hauptstücke des Lutherschen Katechismus« (über die vier letzten, das. 1806—18, 4 Bde.; 4. Aufl. 1830; über die beiden ersten, 1819 bis 1823, 9 Bde.; 2. Aufl. 1824—26); »Religionsgeschichte« (3. Aufl., das. 1836). Sein letztes Werk: »Die Bibel als Erbauungsbuch«, das er nur bis zum 55. Psalm ausarbeitete, ward von Brockmann und Fischer fortgesetzt (Neust. 1831—33, 5 Bde.). Seine »Sämtlichen Schriften« hat Wilhelm herausgegeben (Neust. 1840—51, 43 Bde.). Eine Auswahl gab Seidel heraus (Langensalza 1880—81, 2 Bde.).

Dinumerieren (lat.), aufzählen, herzählen; Dinumeration, Aufzählung.

Dinur, s. Nehar dinûr.

Dinus, ital. Rechtsgelehrter des 13. Jahrh., geboren im Thal von Mugello bei Florenz, lehrte zu Bologna und beteiligte sich im Auftrag des Papstes Bonifacius VIII. an der Ausarbeitung des 6. Buches der Dekretalen. Er starb bald nach 1298 in Bologna.

Dinxperlo, Städtchen in der niederländ. Provinz Geldern, mit (1883) 2444 Einw., die Ackerbau, Bienenzucht und Hanfhandel treiben. Die Grenzen zwischen D. und dem preußischen Dorf Suderwick (Kreis Borken), mit welchem es fast Einen Ort bildet, sind 1873 aufs neue festgesetzt.

Dinzeltag, in Bayern und Tirol der Tag, an welchem ehemals eine Zunftgenossenschaft ihre feierliche Zusammenkunft hielt und die Angelegenheiten der Zunft besprach. Mahl und Tanz beschlossen den Tag.

Dio Cäsarëa (Sepphoris), Flecken im alten Galiläa, ward von Herodes Antipas stark befestigt und zum Hauptort in Galiläa erhoben. Hier war eins der fünf Synedrien der Juden, um 180 n. Chr. sogar eine Zeitlang das Große Sanhedrin. Im 4. Jahrh. ward die Stadt infolge eines Aufstandes durch Constantius Gallus Cäsar zerstört. Die Stätte, heute noch Sefurieh geheißen, spielte als beliebter Lagerplatz mit frischer Quelle noch in den Kreuzzügen eine Rolle.

Dio Cassius (Cassius Dio), griech. Geschichtschreiber, geboren um 155 n. Chr. zu Nicäa in Bithynien aus angesehener Familie, ward zu Athen in der Rhetorschule sorgfältig gebildet, bekleidete unter Kaiser Commodus 194 die Prätur, war dann Statthalter von Pergamon und Smyrna und zweimal, 222 und 229, Konsul; zwischen dem ersten und zweiten Konsulat verwaltete er als Prokonsul die Provinzen Afrika, Dalmatien und Pannonien. Nach seinem zweiten Konsulat zog er sich, den Prätorianern durch seine Strenge so verhaßt, daß sie seinen Tod verlangten, in seine Vaterstadt zurück und nahm seine schon früher begonnenen litterarischen Arbeiten wieder auf, starb aber wahrscheinlich bald danach. D. schrieb außer einigen andern historischen und geographischen Werken, die aber völlig verloren sind, eine »Römische Geschichte« in 80 Büchern, von Gründung der Stadt bis zu seinem Konsulat 229, an der er, nachdem er 10 Jahre auf die Sammlung der Materialien dazu verwendet, 12 Jahre arbeitete. Wir besitzen davon nur Buch 35—60, die beiden erstern Bücher jedoch und Buch 55 mit großen Lücken, und von Buch 61—80 den Auszug des Xiphilinos (aus dem 11. Jahrh.); von den 34 ersten Büchern sind nur einzelne Fragmente erhalten. Das Werk, dessen erhaltene Teile mit dem Jahr 69 v. Chr. beginnen, ist aus verschiedenen Quellen geschöpft und daher von ungleichem Wert; auch ist es nicht frei von Ungenauigkeiten, von Parteilichkeit und von einer gewissen Liebhaberei für lange Reden und für weitläufige Berichte von allerlei Wunderzeichen; demungeachtet ist es für uns von großer Wichtigkeit, namentlich für die Kenntnis der Verfassung, der Rechtspflege, des Kriegswesens etc., wofür er als Staatsmann ein besseres Verständnis hat. Die erste Ausgabe von Buch 35—60 gab Rob. Stephanus (Par. 1548), eine andre dessen Sohn Heinrich Stephanus (Genf 1591, mit der lateinischen Übersetzung des Xylander), eine dritte Leunclav (Frankf. 1592 u. Hanau 1606, nebst den Auszügen von Xiphilinos aus Buch 61—80). Eine weit vollständigere Ausgabe ist die von Fabricius und Reimarus (Hamb. 1751—52, 2 Bde.). Sie enthält die Fragmente der frühern Bücher aus der Sammlung des Ursinus und Valesius und eine sehr vollständige Abhandlung über die frühern Ausgaben und das Leben des D. Neue Ausgaben lieferten Sturz (Leipz. 1824—36, 9 Bde.), J. Bekker (das. 1849, 2 Bde.) und Dindorf (das. 1863 bis 1865, 5 Bde.); deutsche Übersetzungen Penzel (das. 1786—1818, 2 Bde.), Lorentz (Jena 1826, 4 Bde.) und Tafel (Stuttg. 1831—44, 16 Bdchn.). Vgl. Wilmans, De fontibus et auctoritate Dionis Cassii (Berl. 1835).

Dioch, s. Webervögel.

Dioecia (lat.), s. Dioicus.

Diocletiānus, Gajus Aurelius Valerius, mit dem Beinamen Jovius, röm. Kaiser von 284 bis 305 n. Chr., geb. 239 zu Dioclea in Dalmatien, von niedrigster Herkunft, schwang sich unter Probus vom gemeinen Soldaten zum Anführer in Mösien empor, ward dann Konsul, 284 Comes domesticorum und nach Numerians Ermordung 17. Sept. vom Heer in Chalcedon zum Kaiser ausgerufen. Er ernannte, nachdem er 285 durch den Tod seines Gegners Carinus Herr des ganzen römischen Reichs geworden war, Maximianus, einen erprobten Feldherrn, zum Mitregenten, zuerst mit dem Titel Cäsar, dann 286 als Augustus, und schritt in der Teilung der Reichsgewalt 292 noch weiter vor, indem er Galerius und Constantius Chlorus zu Cäsaren erhob. Durch die vereinte, überall von D. geleitete Thätigkeit dieser vier Fürsten wurde das durch die vorausgehenden langen innern Kämpfe erschütterte Ansehen des Reichs nach allen Seiten wiederhergestellt. In Gallien wurden durch Maximian 285 die Bagauden, d. h. die gegen ihre einheimischen Bedränger und damit zugleich gegen die römische Herrschaft aufgestandenen Bauern, wieder unterworfen und die Einfälle der Burgunder, Alemannen und andrer germanischer Völker zurückgeschlagen; durch Constantius wurde 296 Britannien, wo sich 287 Carausius und nach dessen Ermordung Allectus als Kaiser aufgeworfen hatte, wieder mit dem Reich vereinigt; D. selbst unterwarf 297 das abgefallene Ägypten, und in demselben Jahr gewann Galerius einen großen Sieg über den Perserkönig Narses, der zur Folge hatte, daß mehrere Provinzen am obern Lauf des Tigris an das römische Reich abgetreten wurden, daß Armenien an den von den Persern vertriebenen König Tiridates zurückgegeben wurde und damit wieder unter den Einfluß der Römer zurückkehrte, und daß auch an dieser Grenze Friede und Sicherheit auf die Dauer von 40 Jahren geschaffen wurden. Außer durch diese glücklichen Kriege und durch die friedliche Teilung des Reichs ist des D. Regierung noch durch zweierlei merkwürdig. Durch ihn hörte Rom auf, der Wohnsitz der Kaiser und der Mittelpunkt des Reichs zu sein, indem D.

die Stadt Nikomedia in Bithynien, Maximian aber Mailand zu seiner Residenz wählte. Hiermit wurde der letzte Rest des Einflusses vernichtet, den Rom noch immer durch seinen Senat, durch seine aus der Zeit der Republik stammenden Beamten, durch seine republikanischen Erinnerungen und durch seine Prätorianer geübt hatte. Die zweite Maßregel von Wichtigkeit bestand darin, daß er den Anfang machte, sich mit einem Hof und einem dem Orient nachgebildeten Zeremonienwesen zu umgeben; er legte das königliche Diadem an, ließ sich »Herr« (dominus) nennen, zog sich von jedem vertraulichen Verkehr mit seinen Untergebenen zurück, forderte von ihnen erniedrigende Formen der Verehrung und legte so den Grund zu dem sogen. Byzantinertum, welches bald nachher von Konstantin d. Gr. vollständig ausgebildet wurde: alles, um die in der Achtung gesunkene Kaiserwürde mit einem neuen Glanze zu umgeben und sie dadurch in den Augen der Welt zu heben. Seine für das alternde Reich überaus wohlthätige Regierung ist von christlichen Schriftstellern deswegen schwer verunglimpft worden, weil er seit 303, ungewiß aus welcher Veranlassung, eine blutige, besonders von Galerius mit großer Grausamkeit geübte Verfolgung über die Christen verhängte. Nachdem er die Herrschaft 20 Jahre lang geführt hatte, legte er sie 305 freiwillig nieder und nötigte auch Maximian, ein Gleiches zu thun. Er zog sich darauf in die Gegend von Salona in Dalmatien in einen von ihm vorher zu diesem Zweck gebauten Palast zurück, wo er 313 (nach andern 307 oder 316) starb. Von diesem Palast haben sich umfangreiche Ruinen erhalten (s. Baukunst, S. 489 und Tafel VI, Fig. 12 u. 13). In Rom hat er zwischen Viminal und Quirinal große Thermen (Diokletians-Thermen) angelegt, von denen ebenfalls noch weitläufige Ruinen und ein kolossaler Saal (jetzt Kirche Santa Maria degli Angeli) übrig sind. Vgl. Vogel, Der Kaiser D. (Gotha 1857); **Bernhardt**, Geschichte Roms von Valerian bis zu Diokletians Tod (Berl. 1867, Bd. 1); **Preuß**, Kaiser D. und seine Zeit (Leipz. 1869); **Mason**, The persecution of D. (Lond. 1876, 2 Bde.).

Diodāti, Johannes, reform. Theolog, geb. 6. Juni 1576 zu Genf, wurde 1597 Professor der hebräischen Sprache, 1608 Pfarrer in Genf und 1609 nach Bezas Tod Professor der Theologie. Seine Versuche, seine Bekanntschaft mit Sarpi zur Einführung der Reformation in Venedig zu benutzen, scheiterten an dessen Vorsicht. Seit 1645 zurückgezogen lebend, starb er 3. Okt. 1649 in Genf. Seine italienische Übersetzung der Bibel (1603, Genf 1641) hat seinen Namen am bekanntesten gemacht. Vgl. **Budé**, Vie de Jean D. (Genf 1869).

Diodōros, 1) griech. Philosoph aus Jasos in Karien mit dem Beinamen Kronos, lebte zu Anfang des 4. Jahrh. v. Chr., gehörte der megarischen Schule an und galt, als angeblicher Erfinder der unter den Namen »der Verhüllte« und »der Gehörnte« bekannten Trugschlüsse (die andre seinem Lehrer, dem Eubulides von Milet, zuschreiben), für einen der berühmtesten Dialektiker seiner Zeit. Auch seine Töchter waren ihrer dialektischen Kunst wegen berühmt, so daß ihres Vaters Schüler Philo ein eignes Werk über sie verfaßte. Sein Tod war seines Lebens würdig: derselbe wurde durch Gram herbeigeführt, als er ein ihm von dem Megarenser Stilpon vorgelegtes Problem nicht zu lösen vermochte. In der Physik bestritt er die Möglichkeit der Bewegung sowie des leeren Raums; auch lehrte er, daß nur das Notwendige wirklich und nur das Wirkliche möglich sei.

2) D. (**Siculus**), namhafter röm. Geschichtschreiber, der in griechischer Sprache schrieb, war aus Argyrion in Sizilien (daher Siculus, Sikeliotes genannt) gebürtig, machte ausgedehnte Reisen und lebte dann in Rom, wo er zur Zeit Cäsars und Augustus' seine »Historische Bibliothek«, eine Universalgeschichte in 40 Büchern, schrieb, von denen die 6 ersten in ethnographischer Form die mythische Zeit bis zur Zerstörung Trojas, die übrigen in streng annalistischer Folge die Geschichte von da bis zum Anfang von Cäsars Gallischem Krieg (nach ihm 60 v. Chr.) umfaßten. Nur 15 Bücher (1—5 ägyptische, äthiopische, asiatische, griechische Urgeschichte und 11—20 die Geschichte der Jahre 480—302 v. Chr.) sind erhalten, außerdem bedeutende Bruchstücke in den byzantinischen Historikern, in den Exzerptensammlungen des Konstantin Porphyrogennetos und in den von Angelo Mai herausgegebenen vatikanischen Fragmenten. Der Verfasser hat nach seiner eignen Versicherung 30 Jahre an dem Werk gearbeitet und eine große Menge von ihm namentlich angeführter, jetzt meist verlorner Schriftsteller benutzt, jedoch ohne die erforderliche Umsicht und Sorgfalt, so daß das Werk zahlreiche Irrtümer und Ungenauigkeiten enthält. Die Darstellung ist klar und frei von rhetorischer Übertreibung, aber ohne alle sonstigen Vorzüge. Ausgaben des Werkes lieferten Wesseling (mit wichtigem Kommentar, Amsterd. 1746, 2 Bde.), L. Dindorf (Leipz. 1828—1831, 5 Bde.; Par. 1842—44, 2 Bde.; Leipz. 1867—1868, 5 Bde.) und J. Bekker (das. 1853—54, 4 Bde.); deutsche Übersetzungen Stroth und Kaltwasser (Frankf. 1782—87, 6 Bde.), Wurm (Stuttg. 1826—42, 19 Bdchn.) und Wahrmund (das. 1869). Die von A. Mai aufgefundenen vatikanischen Fragmente gaben L. Dindorf (Leipz. 1828) und Müller (Par. 1848) heraus.

3) Vertreter der sogen. antiochenischen Schule (s. d.), war zuerst Presbyter in seiner Vaterstadt Antiochia, seit 378 Bischof in Tarsos, wo er um 394 starb, als Hauptvertreter der damaligen Orthodoxie hochverehrt. Nichtsdestoweniger glaubte man später in ihm den moralischen Urheber des Nestorianismus entdeckt zu haben, was den Untergang der meisten seiner Schriften zur Folge hatte.

Diogenes, 1) D. von **Apollonia** auf Kreta, auch D. von **Smyrna** und der **Physiker** genannt, ionischer Philosoph um 450 v. Chr., sah, wie vor ihm Anaximenes, die (atmosphärische, hylozoistisch zugleich als beseelt gedachte) Luft als das Urwesen an, aus welchem und durch welches mittels Verdünnung und Verdichtung alles Besondere und Einzelne entstanden sei. Die Fragmente seiner Schrift haben Panzerbieter (Leipz. 1830) und Mullach (in den »Fragmenta philosoph. graec.«, Bd. 1, Par. 1860) gesammelt.

2) D. **von Sinope**, der »Hund«, von Platon der »rasende Sokrates« genannt, griech. Philosoph, einer der originellsten Sonderlinge des Altertums, geboren um 412 v. Chr. zu Sinope am Pontus, nach andern 414 zu Athen, Schüler des Antisthenes (s. d.), den er in der praktischen Durchführung des Grundsatzes, »daß es göttlich sei, nichts zu bedürfen«, bald übertraf. Seine Wohnung war ein Faß, seine Habe ein Mantel, ein Brotsack, ein Stecken und ein hölzerner Becher, und auch diesen warf er weg, als er einen Knaben einst aus der hohlen Hand trinken sah. Völlige Unabhängigkeit des Menschen von der Außenwelt und allen konventionellen Verhältnissen war ihm die Bedingung der wahren Tugend. Er verhöhnte die Grammatiker, welche des Ulysses Irrfahrten untersuchten, um ihre eignen Irrtümer aber sich nicht kümmerten; die Musiker, welche viel Zeit auf die Stimmung ihrer

Instrumente verwendeten, aber die Harmonie ihrer Affekte außer acht ließen; die Redner, weil sie sich der Wohlredenheit, nicht aber löblicher Thaten befleißigten. Dem Platon, der einst den Menschen ein zweifüßiges Tier ohne Federn genannt hatte, führte er einen gerupften Hahn vor, den Schülern des Philosophen zurufend: »Seht hier den Platonischen Menschen«. Schon ziemlich vorgerückt in Jahren, ward er auf einer Fahrt nach Ägina von Seeräubern ergriffen und nach Kreta geschleppt, um daselbst als Sklave verkauft zu werden. »Wer braucht einen Herrn?« rief er auf dem Markt; »wer mich kauft, muß bereit sein, mir zu gehorchen, wie große Herren ihren Ärzten.« Xeniades, ein Korinther, verstand sich dazu, stellte ihn als Erzieher seiner Söhne an und gab ihm dann die Freiheit. Von da an lebte D. wieder in der alten Weise bald zu Korinth, bald zu Athen. In ersterer Stadt suchte ihn auch Alexander d. Gr. auf. Angenehm unterhalten durch die Erscheinung und durch die geistreichen Antworten des alten, eben sich sonnenden Philosophen, befahl ihm der König, sich irgend eine Gnade auszubitten. »Geh mir aus der Sonne«, entgegnete D. schnell, und Alexander, beiseite tretend, sagte: »Wäre ich nicht Alexander, so möchte ich wohl D. sein«. Auch wird berichtet, daß D. einst am hellen Tag mit einer brennenden Laterne auf dem Markt mitten unter die Leute gegangen sei und auf die Frage: was er suche, geantwortet habe: »Ich suche Menschen«. Bei den Spartanern glaubte er die meiste Anlage zu Menschen nach seinem Sinn zu finden, daher sagte er, Menschen habe er nirgends, aber doch Kinder in Sparta gesehen. Er starb 323, nach andern 324 in Korinth und erhielt hier sowie auch in Sinope eine Bildsäule. Eine antike Statuette des Philosophen enthält die Villa Albani in Rom. Erhalten haben sich unter seinem Namen nur 51 entschieden unechte Briefe, herausgegeben in Herchers »Epistolographi graeci« (Par. 1873). Die ihm beigelegten Aussprüche und Fragmente finden sich in Mullachs »Fragmenta philos. graec.«, Bd. 2 (Par. 1867). Vgl. Göttling, D. (in »Gesammelte Abhandlungen«, Bd. 1, Halle 1851); Hermann, Zur Geschichte und Kritik des D. (Heilbronn 1860).

3) D. von Babylon, stoischer Philosoph aus Seleukia am Tigris, Schüler des Chrysippos, ward, als Haupt dieser Schule in hohem Ansehen stehend, mit dem Akademiker Karneades und dem Peripatetiker Kritolaos 155 v. Chr. nach Rom gesandt und vermittelte hier mit seinen Genossen die Bekanntschaft der Römer mit griechischer Philosophie. Sein Hauptfach war die Dialektik, in der Karneades sein Schüler war. Seine zahlreichen, verschiedene Fächer betreffenden Schriften sind verloren gegangen.

4) D. von Laerte in Kilikien, daher Laertius genannt, griech. Schriftsteller, lebte zu Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., nach andern in der Mitte des 3. Jahrh. oder gar erst im Zeitalter Konstantins, schrieb, außer einer nur noch bruchstückweise vorhandenen Sammlung von Epigrammen, unter dem Titel: »De vitis, dogmatibus et apophthegmatibus clarorum virorum«, eine Art Geschichte der Philosophie in zehn Büchern, die nach einer Einleitung über den Ursprung der Philosophie die meisten Jonier, die Sokratiker, Akademiker, Peripatetiker, Cyniker und die Stoiker bis Chrysippos, dann den Pythagoras, Empedokles, Herakleitos, die Eleaten und Atomistiker und zuletzt mit besonderer Ausführlichkeit den Epikureismus behandelt und, wenn auch den Charakter einer geist-, kritik- und ordnungslosen Kompilation an sich tragend, doch bei dem Verlust so vieler andrer hierher gehöriger Werke als die freilich mit großer Vorsicht zu benutzende Hauptquelle für die Geschichte der alten Philosophie von großem Wert ist. Die bemerkenswertesten neuern Ausgaben sind von Hübner (Leipz. 1828—31, 2 Bde.) und von Cobet (Par. 1850); deutsche Übersetzungen von Snell (Gießen 1806, 2 Bde.) und Borheck (Leipz. 1809, 2 Bde.). Vgl. Klippel, De Diogenis L. vita, scriptis atque auctoritate (Nordhaus. 1831).

5) D. Romanos, byzantin. Kaiser, s. Romanos 4).

Diogenianos, griech. Grammatiker aus Heraklea, in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., schrieb unter anderm ein alphabetisches Wörterbuch in fünf Büchern, das dem Lexikon des Hesychios zu Grunde liegt, und eine Sprichwörtersammlung, von der wir noch einen Auszug besitzen (hrsg. von Gaisford in »Paroemiographi graeci«, Oxf. 1836; Schneidewin und Leutsch in »Paroemiographi graeci«, Götting. 1839—51).

Diognet, Brief an, eine griech. Apologie des Christentums, fälschlich als ein Werk des Märtyrers Justin überliefert, aber wahrscheinlich nicht lange nach dessen Zeiten, nach Neuern freilich erst im 3. oder 4. Jahrh., geschrieben. Was die Zeitbestimmung des anonymen Schriftstücks erschwert, sind die Freiheit des Verfassers von so manchem sonst unvermeidlichen Tribut an die Vorurteile und Schranken des damaligen christlichen Gemeindebewußtseins, die auffällige Reinheit der Auffassung des Christentums in seinem Verhältnis zu Heidentum und Judentum, der schwungvolle Idealismus der Schätzung des Christentums nach seinen innern Reichtümern und sittlichen Zielen. Vgl. Dräseke, Der Brief an D. (Leipz. 1881).

Diogo Bernardes, portug. Dichter, vor 1540 zu Ponte da Lima geboren, von adliger Herkunft, lebte meist auf dem Land, schloß sich als Dichter der eben aufgekommenen »neuen Schule« Sá e Mirandas an, welche die poetischen Formen der Italiener in Portugal einführte, und besang namentlich die Reize seiner ländlichen Heimat in schlichten und innigen Hirtengedichten und Elegien. 1576 begleitete er den Gesandten des Königs Sebastian, Pedro de Alcaçova Carneiro, nach Madrid; zwei Jahre später nahm er an dem unglücklichen Feldzug in Afrika teil, wo er in der Schlacht bei Alkazar in Gefangenschaft geriet. Nach seiner Heimkehr erhielt er von Philipp II. ein kleines Hofamt, das er bis zu seinem Tod 1605 verwaltete. Eine Sammlung seiner Eklogen und Episteln erschien unter dem Titel: »O Lima« (Lissab. 1596, 3 Bde., u. öfter; zuletzt 1820). Ferner hat man von ihm: »Flores de Lima« (Lissab. 1597 u. öfter) und »Varias rimas ao bom Jesus« (das. 1594 u. öfter, zuletzt 1770). — Sein Bruder Agostinho Bernardes Pimenta, mehr bekannt unter seinem Klosternamen Frei Agostinho de Cruz (1540—1619), hat sich gleichfalls als Lyriker Ruf erworben.

Dioicus (griech., diözisch, »zweihäusig«), Pflanzen mit eingeschlechtigen (diklinischen) Blüten, bei welchen männliche und weibliche Blüten auf verschiedene Individuen verteilt sind, im Gegensatz zu den einhäusigen (monözischen), wo beiderlei Blüten auf demselben Individuum sich finden. Pflanzen mit dergleichen Blüten bilden die 22. Klasse des Linnéschen Systems, Dioecia. Dioecia ist bei Linné auch der Name einer Ordnung der Klasse Polygamia (s. d.).

Diois (spr. di-öa), kleine franz. Landschaft in der obern Dauphiné, umfaßt die Umgegend von Die.

Diokles, 1) Syrakusaner, veranlaßte nach dem Untergang der sizilischen Expedition der Athener 413 v. Chr. die grausame Behandlung der Gefangenen,

arbeitete dann ein Gesetzbuch aus und begründete die demokratische Verfassung in Syrakus. Unter anderm ordnete er an, daß die Staatsämter nach dem Los vergeben werden sollten. 408 zog er der Stadt Himera gegen die Karthager zu Hilfe, ließ sie aber schmählich im Stiche und ward daher von den Syrakusanern verbannt. Seine Gesetzgebung wurde 343 von Timoleon hergestellt.

2) Karystios, Arzt aus Karystos auf Euböa, um 350 v. Chr., philosophischer Begründer und Erweiterer des Hippokratischen Systems, zugleich tüchtiger Praktiker und Anatom, wird von Galenos u. a. oft angeführt. Bruchstücke seiner Schriften sammelten Fränkel (Berl. 1840) und Kühn in »De medicis nonnullis in Coelio Aureliano occurrentibus« (Leipz. 1820). Ein Brief mit D.' Namen an den König Antigonos (Gonatas) über die Bewahrung der Gesundheit ist unecht.

3) Mathematiker von ziemlich unbestimmtem Zeitalter, jedenfalls vor 70 v. Chr. lebend, erfand zur Lösung des Problems von der Verdoppelung des Würfels die Cissoide (s. d.).

Diokletiān, s. Diocletianus.

Dioktaëder (griech.), s. v. w. ditetragonale Pyramide, s. Kristall.

Diomedēa, Albatros.

Diomedeische Inseln (Diomedeae insulae), der antike Name der Tremiti-Inseln (s. d.) an der apulischen Küste. Vgl. Diomedes 2).

Diomēdes, Name zweier Heroen der Griechen: 1) Sohn des Ares und der Kyrene, König der wilden und kriegerischen Bistonen in Thrakien, berüchtigt durch seine Pferde: Podargos, Xanthos, Lampon und Dinos, welche von ihm mit dem Fleisch der an die Küste verschlagenen Fremden gefüttert wurden. Herakles raubte dieselben auf Befehl des Eurystheus und warf ihnen den D. selbst als Futter vor. Eurystheus weihte sie der Hera oder ließ sie frei laufen, und ihre Nachzucht soll bis zur Zeit Alexanders d. Gr. gewährt haben.

2) Sohn des Tydeus und der Deipyle, ein Ätolier, nach dem Tod seines Großvaters Adrastos Teilnehmer am Epigonenzug gegen Theben, dann einer der gefeiertsten Helden vor Troja, wohin er mit 80 Schiffen gekommen war. Aphrodite, den Äneas schützend, und selbst Ares werden von ihm verwundet, und dem Hektor wird er mehrmals gefährlich. Mit Odysseus geht er auf Kundschaft aus, tötet den trojanischen Spion Dolon, überfällt den König der Thraker, Rhesos, und entführt seine Rosse. Bei den Leichenspielen des Patroklos trägt er einen Preis davon. Athene liebt ihn, der oft allein im allgemeinen Verzagen noch Rat weiß. Die nachhomerische Sage läßt ihn noch das Palladion in Troja rauben; als ihn sein Gehilfe Odysseus auf dem Rückweg ins Lager meuchlings ermorden wollte, fesselte er denselben. Bei seiner Landung in Attika verlor er das Palladion, und sein Weib Aigialea, unterdessen auf Antrieb der Aphrodite zur Ehebrecherin geworden, erzwang mit Waffengewalt seine Flucht. D. ging zuerst nach Ätolien, wo er seinen Großvater, den vertriebenen König Oineus, wieder einsetzte, stand sodann, nach Italien verschlagen, dem König Daunus in Apulien gegen die Messapier bei und erhielt dessen Tochter Euippe zur Gemahlin nebst der Herrschaft über die apulische Ebene (Campi Diomedis), wo mehrere Städte, z. B. Benevent, Argyripa (Argos Hippion), Brundusium etc., von ihm angelegt wurden. Er starb in Daunia oder zu Argos, wohin er zurückgekehrt war; nach andrer Angabe verschwand er auf einer der nach ihm benannten, im Adriatischen Meer gelegenen Diomedeischen Inseln (s. Tremiti), wo auch sein Grabmal sein sollte, und wo nach der Sage seine trauernden Gefährten in fleischfressende Raubvögel (Diomedeische Vögel) verwandelt wurden. Infolge dieser Sage hat Linné den Albatros Diomedea genannt, was dann wiederum Anlaß gab, eine Inselgruppe zwischen dem Prinz von Wales-Kap und dem Ostkap (der Nordgrenze der jährlichen Wanderung dieses Vogels) Diomedesinseln zu nennen. Man verehrte D. als Heros in vielen Städten Italiens, besonders in Argyripa, Metapontum und über Ancona hinaus bis an die Pomündung, wo vermutlich der Dienst einer rossezlenkenden, seeherrschenden Gottheit den griechischen und gräzisierenden Sagen von D. und seinem Palladion entgegenkam. In Argos wurde an dem Feste der Athene mit dem Palladion der Schild des D. in feierlichem Zug einhergetragen und sein Bild im Inachos gewaschen; er war in Griechenland überhaupt ein mit Athene eng verknüpftes Wesen. Der Freund des Horaz, Julus Antonius, besang D.' Rückkehr von Troja in zwölf Büchern (Diomedea). Spätere verwechseln die beiden D. Auf mehreren Gemmen des Altertums erscheint D. nackt mit dem Palladion in der Hand, so einmal auch auf einem schönen Relief im Palazzo Spada zu Rom.

Diomēdes, lat. Grammatiker, verfaßte in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. eine »Ars grammatica« in drei Büchern nach denselben Quellen wie sein Zeitgenosse Charisius, mit dem er vielfach wörtlich übereinstimmt. Besondern Wert hat das dritte Buch durch seine aus Sueton geschöpften litterarhistorischen Notizen. Beste Ausgabe von Keil (»Grammatici latini«, Bd. 1, Leipz. 1857).

Dion (heute Malathria), makedon. Stadt am nordöstlichen Fuß des Olymp, von thessalischen Perrhäbern gegründet, gewann kulturgeschichtliche und nationale Bedeutung, seit die Könige von Makedonien sie mit ihrem Land vereinigten. König Archelaos richtete hier alljährliche Wettspiele zu Ehren des Zeus und der Musen nach dem Muster der Olympischen ein. Als der Ätolier Skopas 220 v. Chr. die Stadt einäscherte, vernichtete er an 2000 Bildhauerwerke. Kassandros ließ D. wieder aufbauen und verband es durch eine Befestigung mit dem Meer. Unter Perseus ward D. römisch und begann zu sinken; später wurde es römische Kolonie und Bischofsitz.

Dion, berühmter Syrakusaner, geb. 409 v. Chr., Sohn des Hipparinos, Bruder der Aristomache, der Gemahlin des ältern Dionysios, deren Tochter er heiratete, ward von Platon früh für die Philosophie gewonnen und stand durch seine Freimütigkeit und Sittenstrenge bei dem ältern Dionysios in hohem Ansehen. Von dem jüngern Dionysios, den er vergeblich der Willkürherrschaft und Schwelgerei zu entwöhnen suchte, angeblich wegen verräterischer Verbindung mit den Karthagern 366 verbannt, lebte er, überall mit Hochachtung aufgenommen, in verschiedenen Städten Griechenlands. Seine Zurückberufung machte Dionysios nach langen Verhandlungen von der Rückkehr Platons nach Syrakus abhängig, doch brachte dieser 361 dem Freunde das Opfer vergeblich. Inzwischen hatte Dionysios Dions Güter eingezogen, dessen Gemahlin Arete zur Verheiratung mit dem Höfling Timokrates genötigt und seinen Sohn Aretäos zu den schändlichsten Ausschweifungen verführen lassen. D. landete daher 357 mit 800 Söldnern vor Syrakus, dessen Bürger ihm und seinem Bruder Megakles sogleich die oberste Feldherrnwürde übertrugen. Dionysios mußte flüchten. Als sich D.

bald darauf dem von dem Volksführer Herakleides gemachten Vorschlag einer allgemeinen Güterteilung widersetzte, ward er als ein Feind der Freiheit mit seinen treu gebliebenen Söldnern gewaltsam vertrieben und zog sich nach Leontinoi zurück. Wegen der Übergriffe und Gewaltthaten der Burgbesatzung unter des Dionysios Sohn Apollokrates bald wieder zurückgerufen, stellte er die Ruhe wieder her und erzwang die Übergabe der Burg. Von neuem an die Spitze des Staats gestellt, bewies er gegen seine politischen Gegner große Mäßigung. Als Herakleides dennoch seine frühern Umtriebe und Verdächtigungen beim großen Haufen fortsetzte, gab D. die schon mehrmals von ihm verlangte Erlaubnis zur Ermordung des Demagogen. Aber die Reue über diese That sowie der Kummer über den Selbstmord seines entarteten Sohns beugten seinen Geist nieder und machten ihn schroff gegen seine Umgebungen. Einer seiner bevorzugtesten Gefährten, der Athener Kallippos, benutzte dies, um eine Verschwörung anzuzetteln, in deren Folge D. 353 ermordet wurde. Wir besitzen noch zwei Biographien Dions von Plutarch und Cornelius Nepos. Vgl. Lau, Leben des Syrakusaners D. (Hamb. 1860).

Dion Chrysostomos, auch Coccejus oder Coccejanus zubenannt, griech. Rhetor und Philosoph, zu Prusa in Bithynien um 50 n. Chr. aus vornehmer Familie geboren, widmete sich anfangs der Rhetorik und lebte, durch heimische Unruhen aus dem Vaterland vertrieben, längere Zeit in Ägypten, wo er sich die Gunst des spätern Kaisers Vespasian erwarb, dann unter Domitian in Rom, bis er von diesem aus Italien und Bithynien verbannt wurde. In der Zeit der Verbannung, die er auf Geheiß des delphischen Orakels auf weiten Reisen in den nördlichen Provinzen des Reichs bis zum Djnepr zubrachte, wandte er sich der stoischen Philosophie zu. Von seinem Freund Coccejus Nerva, von dem er den Namen Coccejus annahm, nach dessen Regierungsantritt nach Rom zurückgerufen, lebte er hier, von Nerva und dessen Nachfolger Trajan hochgeehrt, bis zu seinem Tod im Anfang des 2. Jahrh. Von seinen Reden besitzen wir noch 80, eigentlich mehr Aufsätze philosophischen, moralischen und politischen Inhalts, die ihn als einen talentvollen Nachahmer der besten Muster, namentlich Platons und Demosthenes', und gesinnungstüchtigen Mann zeigen und zu den hervorragendsten Leistungen der damaligen Litteratur gehören (hrsg. von Reiske, Leipz. 1784 u. 1798; Emper, Braunschw. 1844; Dindorf, Leipz. 1857).

Dionaea *L.* (Fliegenklappe, Venusfliegenfalle), Gattung aus der Familie der Droseraceen, mit der einzigen Art D. muscipula *L.* (D. corymbosa *Rafin.*), in Florida und Carolina in Sümpfen, ein kleines, ausdauerndes Gewächs mit wurzelständigen Blättern, die von einem breitgeflügelten Blattstiel getragen werden und aus einer gliederig eingelenkten, zweilappigen, in der Mitte gerinnten, an den rundlichen Rändern steif bewimperten Platte bestehen. Sie liegen im Zustand der Ruhe offen ausgebreitet; gerät aber ein Insekt auf das Blatt, so schließt sich dieses infolge seiner Reizempfänglichkeit sehr schnell, fängt dabei das Insekt und bleibt so lange geschlossen, wie der Reiz anhält, um sich dann langsam wieder zu öffnen. Gewöhnlich geschieht dies erst, wenn das Insekt abgestorben ist, woraus die Ansicht abgeleitet worden ist, daß die Pflanze von Insekten lebe. Zwischen den Blättern erheben sich ein oder zwei Schäfte, 15—20 cm hoch, mit einer Doldentraube weißer Blumen. Die Frucht ist eine einfächerige, mehrsamige Kapsel. Bei uns kultiviert man dies Gewächs in Warmhäusern auf feuchtem Moos unter einer Glasglocke. S. Tafel »Insektenfressende Pflanzen«.

Dione, nach griech. Mythe Tochter des Okeanos und der Tethys oder des Uranos und der Gäa, eine bei den Griechen alter Zeit in hohem Ansehen stehende Göttin des lichten Himmels, in der »Ilias« durch Zeus Mutter der Aphrodite, welche daher Dionaia, sogar auch D. selbst heißt. D. ward zu Dodona (s. d.) als die eigentliche Gemahlin des Zeus verehrt und repräsentierte in weiblicher Gestalt dieselbe Idee wie der dodonäische Zeus. Als dann das Orakel zu Dodona vor andern in den Schatten trat, ward auch D. durch Hera verdrängt und galt schließlich nur noch für eine dodonäische Nymphe. Lautlich entspricht ihr die römische Juno (s. d.).

Dionysien (griech.), die zu Ehren des Gottes Dionysos (s. d.) gefeierten Feste.

Dionysios, 1) D. I., der ältere, Tyrann von Syrakus, geb. 431 v. Chr., Sohn eines armen Maultiertreibers, war in seiner Jugend Schreiber, nahm aber gleichzeitig am politischen Parteitreiben teil und schloß sich der Partei des Hermokrates an, zu deren kühnsten und tapfersten Führern er gehörte. Er klagte 406 nach der Zerstörung Agrigentums durch die Karthager die dorthin zu Hilfe geschickten Feldherren an und erreichte mit Hilfe des Hipparinos und des reichen Geschichtschreibers Philistos die Absetzung derselben, worauf er selbst zum Heerführer gewählt und mit einer Expedition nach Gela zum Schutz dieser Stadt gegen Karthago beauftragt wurde. Hier stürzte er die Oligarchen und gewann mit deren Gelde die Söldner für sich; darauf kehrte er nach Syrakus zurück, ließ seine Mitfeldherren absetzen, umgab sich mit einer Leibwache und bemächtigte sich der Burg auf der Insel Ortygia. Gestützt auf die Söldner und auf die Hermokratische Partei, die er durch Zurückberufung aller Flüchtlinge und Verbannten verstärkte und dadurch an sich kettete, daß er die Tochter des Hermokrates heiratete, herrschte er nun als Tyrann mit unbeschränkter Machtvollkommenheit über die Stadt. Als er nach einem unglücklichen Feldzug gegen Karthago diesem Gela und Camarina preisgeben mußte, brach zwar 405 in Syrakus ein Aufstand gegen ihn aus; doch gelang es ihm mit Hilfe der Söldner, denselben zu bewältigen und mit dem Vermögen der getöteten oder geflüchteten Bürger seine Herrschaft noch fester zu begründen. Darauf schloß er einen Frieden mit den Karthagern, der ihm den Besitz der Ostküste Siziliens sicherte, und verstärkte Ortygia durch die Anlage der großen Feste Hexapylon. Ein neuer Aufstand im Heer, als er 403 die Stadt Herbessos belagerte, zwang ihn zur Flucht nach Ortygia, wo er sich so lange behauptete, bis ihm kampanische Söldner zu Hilfe kamen. Nun unterwarf er die Stadt von neuem und entwaffnete die Bürger. Darauf bemächtigte er sich 401 der Städte Naxos und Catana und unternahm, nachdem er Syrakus mit einer neuen hohen Quadermauer, welche auch die Vorstädte Tycha und Epipolä umfaßte, umgeben und ein Heer von 80,000 Mann sowie eine Flotte von 300 großen Kriegsschiffen ausgerüstet hatte, wofür er das Geld durch Expressungen und Tempelraub sich verschaffte, 397 einen Krieg gegen Karthago, um ganz Sizilien demselben zu entreißen. Zwar eroberte er Motye, aber 395 erlitt seine Flotte eine Niederlage bei Catana. D. wurde von dem karthagischen Feldherrn Himilko in Syrakus eingeschlossen und hart bedrängt, bis das feindliche Heer durch eine Seuche heimgesucht wurde und 394 abzog. Nun erweiterte D. seine Macht durch

Kriegszüge gegen die griechischen Städte in Sizilien und Unteritalien, eroberte Tauromenion, Kroton und Rhegium, dessen Bürger wegen höhnischer Zurückweisung der Werbung des D. um eine Rhegierin grausam bestraft wurden, plünderte im Bund mit den Galliern zahlreiche Städte in Etrurien und gründete am Adriatischen Meer mehrere Militärkolonien. Mit den Karthagern schloß er 383 nach wechselvollen Kämpfen Frieden und überließ ihnen Sizilien westlich vom Halykos. Auch in Griechenland suchte er Einfluß zu gewinnen, indem er die Spartaner gegen Theben und Athen mit gallischen und spanischen Söldnern unterstützte und 384 eine prächtige Festgesandtschaft zu den Olympischen Spielen schickte; doch wurden seine Chorgesänge von den Griechen in Olympia verhöhnt und ausgezischt, und die Gesandtschaft kehrte ohne Siegeskranz zurück. Als aber die Athener 367 seiner Tragödie »Hektors Lösung« am Feste der Lenäen den ersten Preis erteilten, freute er sich so sehr, daß er ein großes Trinkgelage veranstaltete und an den Folgen desselben (oder nach andern an einem von seinem Sohn gereichten Gifttrank) starb, nachdem er 38 Jahre über Syrakus geherrscht. D. war ein tapferer, kühner Mann, mäßig in sinnlichen Genüssen und edler Regungen fähig, dabei klug und witzig. Herrschaft und Ruhm waren das Ziel, nach dem er unablässig strebte, und das zu erreichen er kein Mittel der Grausamkeit und Raubsucht scheute. Die Hinterlist und Gewaltthätigkeit, mit der er die Herrschaft erlangt hatte, sowie seine Eitelkeit machten ihn aber auch argwöhnisch und launisch. Ein unbedachtes Wort konnte seine vertrautesten Genossen in Gefahr bringen, wie er denn selbst seinen Freund Philistos verbannte, den Dichter Philoxenos wegen eines ungünstigen Urteils über seine Gedichte in die Steinbrüche werfen und den Philosophen Platon, durch ein freimütiges Wort desselben beleidigt, als Sklaven verkaufen ließ. Über seine Furcht vor Nachstellungen, seine Mittel, sich davor zu schützen (wie das »Ohr des D.«), und sein Bewußtsein von der Jämmerlichkeit eines solchen mißtrauischen, in steter Furcht schwebenden Lebens (Schwert des Damokles) erzählten die Alten viele Anekdoten.

2) D. II., Sohn des vorigen und der Lokrerin Doris, war talentvoll und höherer Regungen fähig, erhielt aber absichtlich eine schlechte Erziehung, da der tyrannische Vater fürchtete, der Jüngling möchte vor der Zeit nach der Herrschaft streben. Er hatte sich daher früh gewöhnt, der Genußsucht zu frönen und allen Launen nachzugeben. Erst nach seinem Regierungsantritt 367 v. Chr. suchte ihm sein Schwager Dion für wissenschaftliche Studien Interesse einzuflößen, was ihm besonders durch die Berufung Platons gelang. Bald aber erhielten Philistos und Aristippos, Männer von unedler Denkart, Einfluß auf den jungen Herrscher; Dion wurde 366 verbannt, und Platon verließ 365 Sizilien wieder. Zwar ließ sich derselbe durch D.' Drängen bewegen, 361 nochmals nach Syrakus zu kommen; doch war sein Aufenthalt fruchtlos und endete schon 360. Als Regent und Krieger zeigte D. anfänglich Geschick und guten Willen, auch stand das Glück ihm zur Seite. Der Krieg gegen die Lukaner endigte mit einem für ihn vorteilhaften Frieden. D. befestigte hierauf mehrere Punkte am Adriatischen Meer und besiegte die illyrischen Seeräuber. Aber in Syrakus verlor er durch seine Schwelgerei und seinen Despotismus die Volksgunst und wurde 357 von Dion vertrieben, worauf er in Lokroi Epizephyrioi, der Heimat seiner Mutter, Zuflucht suchte. Die freundliche Aufnahme, die er dort fand, mißbrauchte er, um sich zum Herrn der Stadt aufzuwerfen und die ärgsten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner, namentlich gegen edle Jungfrauen, auszuüben. Der Tod des Dion (s. d.) und die darauf in Syrakus ausgebrochenen Unruhen veranlaßten ihn, nach zehnjährigem Exil 346 einen Angriff auf jene Stadt zu versuchen. Das Unternehmen gelang, und nachdem er seinen Stiefbruder Nysäos, der sich der Herrschaft bemächtigt hatte, vertrieben, kam aufs neue die höchste Gewalt in seine Hand. Die unerhörte Strenge, mit welcher er nun verfuhr, trieb viele Bürger zur Flucht; bald aber kehrten dieselben unter Timoleon von Korinth 343 zurück, und ihre Schar wuchs bald zum mächtigen Heer heran, dem D. sich und seine Schätze überliefern mußte. Timoleon sandte ihn nach Korinth, wo er fortan als Privatmann lebte. Auch hier seinem Hang zu einem verschwenderischen, unordentlichen Leben frönend, soll er zuletzt teils durch Betteln, teils durch den Unterricht der Kinder sein Leben gefristet haben.

3) D. der Perieget, griech. Geograph des 3. Jahrh. n. Chr., von unbekannter Herkunft, beschrieb (nach Eratosthenes) in Hexametern die Hauptmeere und die merkwürdigern Küstenländer und Inseln der damals bekannten Welt. Sein trefflich angelegtes und durch Reinheit und Eleganz der Sprache ausgezeichnetes Gedicht (»Periegesis«) wurde vielfach (besonders von Eustathios) kommentiert, von Rufus Festus Avienus im 4. Jahrh. n. Chr., dann auch von Priscian im Anfang des 6. Jahrh. in lateinische Verse übertragen und war noch lange im Mittelalter ein geschätztes und häufig kommentiertes Lehrbuch. Neuere Ausgaben besorgten Passow (Leipz. 1825), Bernhardy (das. 1828), Müller (in den »Geographi graeci minores«, Bd. 2, Par. 1861) und Wescher (»De Bospori navigatione quae supersunt«, das. 1874); eine Übersetzung Bredow (in seinen »Nachgelassenen Schriften«, Bresl. 1826).

4) D. Thrax (der »Thraker«), griech. Grammatiker um 100 v. Chr., Aristarchs Schüler, Verfasser eines kleinen grammatischen Lehrbuches (»Techne grammatike«), des ältesten seiner Art. Das Werkchen ist gewissermaßen die Grundlage aller europäischen Grammatiken, jedoch nur in stark interpolierter Gestalt erhalten. Beste Ausgabe ist die von Uhlig (Leipz. 1884).

5) D. aus Halikarnassos, römischer, griechisch schreibender Historiker, kam 29 v. Chr. nach Rom, wo er mit vielen angesehenen Männern verkehrte und als Rhetor lehrte und schrieb, hauptsächlich aber sein großes historisches Werk verfaßte, welches er 7 v. Chr. vollendete. Er starb wahrscheinlich bald danach. Wir besitzen von ihm mehrere Schriften rhetorischen und litterarhistorischen Inhalts und eine Geschichte Roms, die jedoch nicht vollständig erhalten ist. Die erstern, die man unter dem Namen der rhetorischen Schriften zusammenzufassen pflegt, bestehen teils in Abhandlungen über einzelne Teile der Rhetorik, teils in Betrachtungen über angesehene Schriftsteller der ältern Zeit und legen für seine Kenntnis und sein Urteil im ganzen ein günstiges Zeugnis ab. Seine Geschichte Roms, von ihm selbst römische Archäologie genannt, bestand ursprünglich aus 20 Büchern, welche die Geschichte von der ältesten Zeit bis zum ersten Punischen Krieg (264) umfaßten; es sind aber davon nur die 10 ersten Bücher und ein Teil des 11. erhalten, welche bis 443 reichen. Sie ist hauptsächlich für Griechen bestimmt, denen der Beweis geliefert werden soll, daß die Römer griechischen Ursprungs und ihr Charakter und ihre Einrichtungen wesentlich griechisch seien, eine Tendenz, die nicht ohne nachteilige Einwirkung auf die Auffassung und Darstellung der römischen Dinge bleiben konnte; auch werden dem

63*

Verfasser mit Recht die langen Reden, in denen er sich als Redekünstler zu zeigen sucht, und die weitläufigen politischen, oft eine große Unkenntnis verratenden Betrachtungen zum Vorwurf gemacht; gleichwohl ist das Werk von nicht geringem Werte, da es auf der Benutzung zahlreicher älterer Quellenschriftsteller beruht und neben Livius die einzige zusammenhängende Darstellung der ältesten römischen Geschichte bildet. Die erste Ausgabe des Originals erschien zu Paris 1546 und 1547 von R. Stephanus, sie enthält aber nur die 10 ersten Bücher der Archäologie und einen Teil der rhetorischen Schriften. Vollständig sind die Ausgaben von Sylburg (Frankf. 1586, mit lateinischer Übersetzung), von Reiske (Leipz. 1774 bis 1776, 6 Bde.), von welcher letztern der Tauchnitzsche Text (das. 1823, 6 Tle.) ein Abdruck ist, Schwartz (Utrecht 1877) und Jacoby (Leipz. 1885 ff.). Die Archäologie allein ist in neuerer Zeit herausgegeben von Kießling (Leipz. 1860—70), übersetzt ist dieselbe von Schaller und Christian (Stuttg. 1827—50, 12 Bdchn.). Von Ausgaben einzelner Schriften sind hervorzuheben: »Dionysii historiographica« von Krüger (Halle 1823); »De compositione verborum« von Göller (Jena 1815) und von Hanow (Leipz. 1868). Die Fragmente sind von Müller (Par. 1848) herausgegeben. Vgl. Weismann, De Dionysio Halic. vita et scriptis (Rinteln 1837); Lors, De Dion. H. etc. (Trier 1840); Kießling, De Dionysii Halic. antiquitatum auctoribus latinis (Leipz. 1858); Jacoby, Die Sprache des D. (Aarau 1874).

6) D. Areopagita, Beisitzer des Areopaggerichts zu Athen, wird Apostelgesch. 17, 34 als vom Apostel Paulus zu Athen für das Christentum gewonnen genannt und soll nach der Tradition als Bischof zu Athen hingerichtet worden sein. Der heil. D. von Paris, welcher nach seiner Enthauptung mit dem Kopf in der Hand noch bis zu dem nach ihm genannten St.-Denis gegangen sein soll und am 9. Okt. in Frankreich verehrt wird, ist eine ganz andre Person und gehört wahrscheinlich dem 3. Jahrh. an. Berühmt wurde der Name des D. durch eine Anzahl ihm zugeschriebener Schriften, welche dem Gebiet der theosophischen Mystik angehören und nicht lange vor ihrer ersten Erwähnung 533 entstanden sein können. Dieselben stellen eine durchgängige Umsetzung der christlichen Dogmatik in die neuplatonische Spekulation dar und leiten die vollkommene Gnosis, die sie versprechen, unmittelbar aus der angeblichen Erfahrung einer im Innern sich vollziehenden realen und übernatürlichen Einigung mit der »überwesentlich übererhabenen Übergottheit« ab. Durch Joh. Scotus Erigena, der ihnen vieles entlehnte, wurden dieselben ins Lateinische übersetzt. Mit der abendländischen Mystik, deren Grundlage sie bilden, mischte sich seitdem pantheistische Sympathie. Die Normalausgabe der Werke des D. lieferte Balthasar Corderius (Antwerpen 1634, 1644 u. öfter, 2 Tle.). Eine deutsche Übersetzung mit Abhandlung gab Engelhardt (Sulzb. 1823, 2 Tle.) heraus. Vgl. Hipler, D., der Areopagite (Regensb. 1861); Schneider, Areopagitica (das. 1884).

7) D. der Große (D. von Alexandria), der bedeutendste Schüler des Origenes, seit 232 Vorsteher der Katechetenschule zu Alexandria und hierauf seit 247 Bischof daselbst, wurde in den Christenverfolgungen unter Decius und Valerian mehrmals verbannt; starb 264 n. Chr. Er war nach der praktischen Seite hin begabter als sein Lehrer, welchen er durch Schrift und Wort verteidigte. Er bekämpfte die Chiliasten und sprach die Apokalypse dem Apostel Johannes ab; in der Dogmatik wurde er Vorgänger des Arius. Vgl. Dittrich, D. der Große von Alexandria (Freiburg 1867); Förster in der »Zeitschrift für historische Theologie« 1871; P. Morize, Denis d'Alexandrie (Par. 1881).

Dionysische Zeitrechnung, s. Ära; vgl. Dionysius Exiguus.

Dionysius (Diniz der Gerechte), König von Portugal, Sohn König Alfons' III. und der Beatrix von Aragonien, geb. 9. Okt. 1261, gelangte 16. Febr. 1279 zur Regierung. Als er dieselbe mit dem Widerruf aller von seinem Vater der Geistlichkeit bewilligten Zugeständnisse eröffnete und auch dem Papst den jährlichen Lehnszins verweigerte, belegte der Papst ihn mit dem Bann und das Reich mit dem Interdikt; D. ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern und setzte es in dem 1289 mit dem Papst geschlossenen Konkordat durch, daß ein Amortisationsgesetz den Portugiesen verbot, Grundstücke auf irgend eine Weise der Toten Hand zu übergeben. Bei der Aufhebung des Templerordens nahm er die großen Besitzungen desselben in seine Hand und überwies sie dem neugebildeten Christusorden. Daneben verbesserte er die Rechtspflege, begünstigte den Ackerbau, die Wissenschaften und schönen Künste und hob den Bürgerstand durch freie Städteordnungen. 1290 stiftete er die Universität Lissabon, die er 1308 nach Coimbra verlegte. Seine Regierung erhob so den Staat auf eine hohe Stufe des Wohlstandes und der Macht. In seinen letzten Lebensjahren entstand ein langer Streit zwischen seinen beiden Söhnen, indem der rechtmäßige Thronerbe Alfonso mit der angeblichen Bevorzugung des Alfonso Sanchez, eines natürlichen Sohns des Königs, unzufrieden war. Der Krieg, der infolgedessen zwischen Vater und Sohn entstand, wurde erst kurz vor dem Tode des D., besonders durch die Bemühungen der Königin Isabella, beigelegt. D. starb 7. Jan. 1325 und hinterließ den Ruhm des Begründers der Größe Portugals.

Dionysius Exiguus (der »Kleine« oder »Geringe«, wie er sich aus Bescheidenheit selbst nannte), 530 Abt eines Klosters in Rom, gestorben daselbst um 556, gilt als Urheber der Dionysischen Jahresrechnung (s. Ära), die aber schon 465 von Victorin oder Victorius aus Aquitanien aufgestellt war, während D. nur den Anfang des Jahrs vom Karfreitag auf den ersten Weihnachtstag verlegte. Wichtiger ist D. als erster namhafter Urheber einer den päpstlichen Primat begünstigenden Sammlung von Kirchengesetzen, die er um 526 aus 50 sogen. Kanons der Apostel, aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Konzilienbeschlüssen und den Dekretalen der römischen Bischöfe von Siricius bis Anastasius II. zusammenstellte.

Dionysos (Bakchos, lat. Bacchus oder Liber, in den Mysterien Jakchos), nach der Mythologie der Alten der Gott der Triebkraft der Natur, des Feuchten, Saftigen, der Saftfrucht, besonders des Weins. Erster Pflanzer des Weinstocks und Weinbereiter (Lenäos, »Kelterer«), schafft D. als »Sorgenbrecher« (Lyäos) Lebensgenuß, fördert Liebe und Gesang, überhaupt gesellige Bildung und ist daher dem Eros wie den Horen, Grazien und Musen samt Apollon nahe verwandt. Als Gott aller Fruchtbarkeit und Zeugung hat er zu Symbolen den Phallos, den Granatapfel, Weinrebe und Weinlaub, Epheu, den Thyrsos, d. h. einen Stab, ursprünglich mit Epheublättern bekränzt, später mit Pinienapfel bekrönt. Insofern dem Wein aber auch eine mächtig aufregende, begeisternde, berauschende Kraft innewohnt, ist D. fer-

ner teils Orakel- und Heilgott, teils Urheber wilder Lust. Neben den Weinpflanzungen hat er die Obhut über die Bäume überhaupt, besonders über die kultivierten und veredelten. Er lehrt die Bereitung des Honigs, gibt Milch, Öl und Korn. Dieses ganze elementare Schaffen aber macht ihn, wie die Demeter und deren Tochter Persephone, zu einem halbchthonischen Wesen, da er, entsprechend der von ihm in Wald und Flur vertretenen schaffenden Kraft der Natur, von rauhen Stürmen des Winters in Schlaf und Tod versenkt, dann wieder zu neuem Leben erweckt wird. So erscheint er besonders in den Eleusinischen Mysterien als Beisitzer der Göttinnen Demeter und Persephone, dann in den Mythen und Mysterien der Orphiker. Er heißt hier D. **Zagreus** und ist der Träger der orphischen Hoffnungen auf ein geläutertes Dasein nach diesem Leben, ja auf ein all-



Fig. 1. Mänade (Bacchantin, Vasenbild in Neapel).

gemeines erneutes goldenes Zeitalter. Sein Vater ist Zeus in Gestalt eines Drachen, des mysteriösen Symbols der Unterwelt, seine Mutter Persephone. Zeus hat ihn zum König bestimmt und setzt ihn auf den Himmelsthron; aber die Titanen, von der eifersüchtigen Hera angestiftet, überfallen ihn, während er mit buntem Spielwerk beschäftigt ist, töten, zerreißen und verzehren ihn. Pallas rettet das noch zuckende Herz, den Sitz des Lebens und des Geistes; Zeus verschlingt dasselbe und erzeugt daraus den Sohn zum zweitenmal. Auch rächt er den Mord, indem er die Titanen mit seinen Blitzen niederschmettert. Da aus ihrer Asche die Menschen hervorgehen, so ist auch in diesen D. vorhanden, aber als ein auf frevle Weise zerrissener Gott. Hier ist der Punkt, an den sich die tiefere Auffassung des Dionysosdienstes anknüpft, aber freilich auch die leidenschaftlichere, wie sie besonders in den trieterischen Festen sich kundgibt, die nach allen zwei Mittwintern einmal stattfanden, und zu denen besonders Frauen (Bacchen, Mänaden, Thyiaden, Fig. 1) auf den schneebedeckten Bergen (Kithäron, Parnaß) schwärmten, mit Fackeln unter allerlei heiligem Unfug die Mitleidenschaft mit dem »Zerrissenen« ausdrückend, mit Rehkalbfell, Thyrsos und Handpauken, unter Lärm und Tanz. Ziemlich alt sind auch diese mehr ans Orientalische streifenden Orgien, die in voller Wildheit nur außerhalb Attika im Schwange waren, doch immerhin jünger und erst allmählich aufgekommen im Vergleich mit dem Dienst, bei welchem dem Gott einfach die Winzer zujubelten. Dieser D. war der Sohn der Semele (wohl ursprünglich Personifikation der Erde), einer Tochter des Kadmos, welche auch den Namen Thyone (die »Rasende«) führt. Als dieselbe vom Blitz erschlagen worden war, entriß der Vater die sechsmonatliche Frucht dem Schoß der Mutter und barg sie bis zur völligen Reife in seiner Hüfte. Dieser Zug, überraschend beim indischen Soma wiederkehrend, ist auf die regenschwangere, fruchtbare Wetterwolke (den Sitz der zeugenden Manneskraft des Himmelsgottes) bezogen worden, indem jener Blitz als das Feuer der schaffenden Naturkraft aufgefaßt wurde. Aus der Hüfte des Vaters als ein unsterblicher Gott hervorgegangen, wurde D. von Hermes den Nymphen oder den Hyaden oder den Horen auf dem Waldgebirge Nysa zur Erziehung übergeben. Als Gott des Regens (Hyes oder Hyeus) wird er von Lykurgos, eigentlich dem Lichtmacher, dem Sonnengott, welcher als König von Thrakien erscheint, bekämpft. Erschreckt floh vor diesem der seiner Götterwürde noch unbewußte Knabe ins Meer, wo ihn Thetis liebreich aufnahm; Lykurgos aber erblindete. Schrecklicher noch erwies sich die Macht des D. an dem thebanischen König Pentheus, welcher der Verehrung des Gottes sich widersetzte und diesen selbst in den Kerker warf; von seiner Mutter und deren Schwestern, die ihn in wildem Taumel für einen Löwen oder Eber ansahen, wurde Pentheus auf dem Kithäron zerrissen. Eine schöne und erhabene, wiewohl spätere Dichtung ist die von dem dreijährigen Zug des D. durch Syrien, Ägypten und Indien bis an den Ganges mit einem Heer schwärmender Männer, Weiber und niederer Naturgottheiten, auf einem von Löwen und Tigern gezogenen Wagen; überall bändigt er die rohen Naturkräfte, lehrt er die besiegten Völker den Weinbau und höhern Lebensgenuß, verpflanzt er unter sie hellenische Kultur. Auf der durch Weinbau ausgezeichneten Insel Naxos nahm er Ariadne zur Gattin. Sie zeigt sich D. verwandt: wie er der qualvoll Verstorbene und der jubelnden Welt Wiedererweckte, so ist sie die (von Theseus) verlassene Trauernde, die an des D. Seite nun ein höheres Glück genießt.

Der Ursprung des **Dionysosdienstes** ist wohl in Nord- und Mittelgriechenland zu suchen. Durch die Thraker gelangte er frühzeitig nach Phokis und Böotien, wo Theben für des Gottes Geburtsort galt. Besonders empfänglich zeigten sich für den Bakchosdienst Äolier und Ionier (auch in Attika, doch hier, wie schon erwähnt, ohne den wilden Charakter), minder Achäer und Dorier. Was sich in Attika als ältester Dionysosdienst vorfand, feierte einfach in ländlicher Fröhlichkeit den Gott der Weinlese. Was das an der Grenze von Böotien und Attika gelegene Eleutherä dann beisteuerte, war schon mit Verehrung des Apollon verbunden, und von Eleusis aus kam durch den Verein mit Demeter ein mystisches Element dazu. Von Megara aus besonders kam die Dionysosverehrung auch nach Sizilien und Italien; in Rom finden wir sie seit 496 v. Chr. Mit Alexanders Zügen breitete sie sich zuletzt in Asien bis an den Ganges und über Ägypten aus, jedoch nicht, ohne mit dem Dienst verwandter Götter zu verschmelzen. Der ausschweifendste Orgiasmus in Freude und Schmerz gehört zu

den Eigentümlichkeiten der Bakchosreligion. Geopfert wurden besonders Böcke und Stiere: Böcke, wenn nicht als Feinde des Weinstocks, so doch das Sinnliche im D. andeutend; Stiere, weil D. selbst als Stier (Symbol der Zeugungskraft) gedacht wurde, hierin dem Osiris vergleichbar, dem D. auch in der Jahreszeit gleicht, in welche beider Hauptfeste fallen, sowie in seinem halbchthonischen Wesen. Bei den fröhlichen Festen war stets der Phallos (s. d.), bei der trieterischen Winterfeier dagegen die mystische Kiste (s. Cista), mit der Schlange (aus feuchtem Grund stammend) und allerlei geheimnisvollen Heiligtümern versehen, das Symbol des Gottes. Unter den Kultusgesängen ist der charakteristisch dionysische der Dithyrambos (s. d.), an welchen sich der Ursprung des Dramas knüpft. Von den Dionysosfesten (**Dionysien**) waren von fröhlicher und gemäßigt orgiastischer Art die attischen. Bei den **kleinen** oder **ländlichen Dionysien**, welche von Gau zu Gau im Monat Poseideon (Dezember) beim Herannahen der Weinlese mit Prozessionen, Schmäusen, Gesängen, Schauspielen 2c. gefeiert wurden, war eine besondere Ergötzlichkeit das Schlauchspringen (**Askolia**). Man opferte einen Bock, verfertigte aus der Haut einen Schlauch, füllte diesen mit Wein, machte ihn außen mit Öl schlüpfrig und versuchte dann mit einem Bein darauf zu hüpfen. Wer herunterfiel, wurde ausgelacht, wer sich oben zu halten wußte, als Sieger begrüßt. Die **Haloen** (das Tennenfest) wurden ebenfalls im Monat Poseideon (Januar) nach beendigter Weinlese als ein Dankfest zu Ehren der Demeter und des D. zugleich begangen. Die **Lenäen** (das Kelterfest) wurden in Athen im Monat Gamelion (Januar) gefeiert und verbreiteten sich auch nach den ionischen Kolonien in Kleinasien. Der Mittelpunkt des Festes wie des Dionysoskultus überhaupt war das sogen. **Lenäon** im Stadtquartier Limnä zu Athen. Man genoß an den Lenäen den ersten Most, hielt einen großen Schmaus, wozu das Fleisch auf Staatskosten geliefert wurde, zog in feierlicher Prozession unter allerlei Scherzen und Neckereien durch die Stadt und wohnte den mimischen Aufführungen bei. Um dieselbe Zeit wanderten wohl die Frauen nach dem Parnaß zur trieterischen Feier (s. oben). Die **Anthesterien** wurden am 11., 12. und 13. des Monats Anthesterion (Februar) drei Tage lang als ein Trinkfest gefeiert. Am ersten Tag (Pithoigia, »Faßöffnung«) kosteten Herren und Sklaven durcheinander den neuen Wein; am zweiten (Choes, »Kannenfest«) trank man beim Schmaus unter Posaunenschall um die Wette; am dritten Tag (Chytroi, »Töpfe«) weihte man dem Hermes als Totenführer Töpfe mit gekochten Hülsenfrüchten und feierte Persephones Auferstehung und Wiedervereinigung mit dem Gott sowie des letztern Vermählung mit der Basilissa, d. h. der Gemahlin des Archon Basileus, des Erben der priesterlichen Gewalt des Königs; zugleich deutete man das junge Jahr durch Bekränzung dreijähriger Knaben an. Die **großen** oder **städtischen Dionysien** wurden im Monat Elaphebolion (März) als Frühlingsfest unter Beteiligung aller Gaue begangen. Man geleitete das alte, von Eleutherä gekommene Bild des Gottes aus dem Lenäon nach einem kleinen Tempel auf dem Kerameikos. Knaben- und Männerchöre ließen den Dithyrambos erschallen; bekränzt mit Weinlaub und in den seltsamsten Verkleidungen jauchzte man dem Gott entgegen, und von allen Seiten strömten Gäste zu, denen Athen nun das Höchste griechischen Genusses bot. Zwei Tage waren dramatischen Spielen gewidmet; neue Komödien, Tragödien, Satyrspiele wurden mit glänzendem Aufwand in Szene gesetzt, und Preisverteilungen an die Sieger beschlossen das Fest. Das **pentaeterische Fest zu Brauron** in Attika wurde ebenfalls mit ausgelassenen Lustbarkeiten gefeiert und von den Athenern von Staats wegen durch eine Gesandtschaft beschickt. Die **Oschophorien** wurden als Vorfeier der Weinlese im Monat Pyanepsion (Oktober) begangen und waren, dem D. und der Athene gewidmet, angeblich von Theseus bei seiner Rückkehr von Kreta gestiftet. Eine Prozession zog vom Heiligtum des D. nach dem der Athene im Phaleron; dann fanden Wettläufe der Epheben statt. Einen ganz andern Charakter als die bisher genannten Feste hatten die **Trieterien** oder **Mänadenfeste** (s. oben). Ihren Ursprung führt die Sage auf den thrakischen Orpheus zurück, in Kleinasien verschmolzen die gleichartigen Mysterien der Kybele mit ihnen. In Griechenland fand dieser Kult, teilweise schon mit phrygischer Färbung, vornehmlich in Böotien und Phokis Beifall; aber auch im Peloponnes (zu Paträ mit seinem noch jetzt bedeutenden Wein- und Korinthenhandel, zu Taygetos mit seinem reichen Weinbau) und auf den Inseln war man demselben eifrig ergeben. Noch zu erwähnen sind endlich die **bacchischen Religionsvereine**, welche als geschlossene Gesellschaften mit eigentümlichen Gebräuchen und Lehren zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs in Athen auftraten, hier durch die verführerische Mysterienform bald großen Anklang fanden und sich dann, besonders zur Zeit Alexanders d. Gr., weiter verbreiteten. Sie fußten vornehmlich in der oben angeführten orphischen Mystik, enthielten sich der Fleischspeisen und hatten besondere Sühngebräuche und heilige Schriften. Ihre Verwandtschaft mit den kleinasiatischen Korporationen der Kybelediener ist unverkennbar. Auch Schwärmerei und fleischliche Ausschweifungen blieben ihnen nicht fremd; namentlich machte sich diese in Italien geltend, wo die orphisch-bacchische Mystik vorzüglich in Lukanien, Apulien und Etrurien Eingang gefunden hatte. Von Etrurien verbreitete sich letztere nach Latium und Rom, wo man bis dahin nur die den städtischen Dionysien Athens entsprechenden **Liberalien** zu Ehren des Liber (s. d.), eines alten Feldgottes, gefeiert hatte (17. März). Jetzt kamen die berüchtigten **Bacchanalien** in Aufnahme, ein Gemisch der wild orgiastischen und mysteriösen Bacchusfeier. In der Nähe Roms war der Hain der Stimula (d. h. der Semele) der Mittelpunkt, wo sich die Teilnehmer zur nächtlichen Feier versammelten. Die Aufnahme geschah nach zehntägiger Kasteiung und vorhergehenden Waschungen. Anfangs wurden bloß Frauen zugelassen, später ließ man Jünglinge zu und verübte in den nächtlichen Orgien die größten Unsittlichkeiten. Lange blieb dies verborgen, weil jeder, von dem man Verrat fürchtete, heimlich aus dem Wege geschafft wurde. Endlich ward durch ein Mädchen, dessen Geliebter gegen ihren Willen in den Bund gezogen war, das Geheimnis verraten (Livius, 39, 8 ff.). Im J. 186 v. Chr. wurden in ganz Italien die Bacchanalien durch das noch auf einer Erztafel in Wien vorhandene Senatus consultum de bacchanalibus (»Corpus inscriptionum latinarum«, Bd. 1, Nr. 196) untersagt, Priester und Priesterinnen in Verhaft genommen und hingerichtet. Freilich wurden dann einheimische Kulte (z. B. der Bona Dea) zu Ausschweifungen gemißbraucht. Der Bacchusdienst als Staatskult dauerte noch unter Valens (366 n. Chr.) fort.

Die ältesten **bildlichen Darstellungen des D.** waren nicht einfache Hermen, welche vielmehr späterer Zeit angehören. Aber wie in diesen erscheint D. an-

fangs nur in reiferm Alter, in stattlicher Gestalt und mit Bart und langem Haar, dessen Locken auf Brust und Nacken herabwallen. Diesen Typus hält auch die spätere Kunst noch fest; ihn repräsentiert am besten die unter dem Namen des Sardanapal bekannte Statue im Vatikan, vielleicht auch die schöne Bronzebüste des Museums zu Neapel, welche man früher fälschlich Platon benannte. Erst in Perikleischer Zeit trat eine jugendliche Auffassung des D. in den Vordergrund, die im Zeitalter des Praxiteles die herrschende wurde, eine Gestaltung, bei der die weich ineinander fließenden Körperformen die halb weibische Natur des Gottes ankündigen und die Züge des Gesichts ein eigentümliches Gemisch seliger Berauschung und unbestimmter, dunkler Sehnsucht zeigen. Der Körper ist hier in der Regel ganz nackt; in den Händen hält

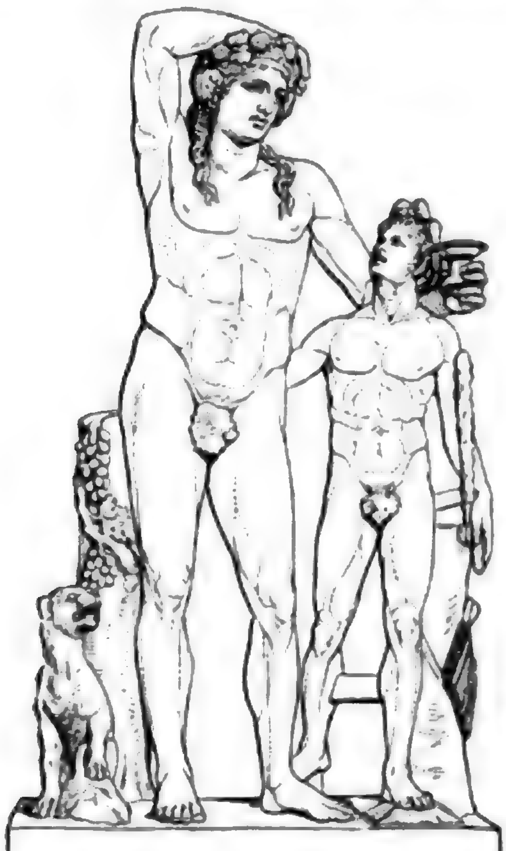


Fig. 2. Jugendlicher Dionysos (Rom, Vatikan).

der Gott gewöhnlich den Thyrsos und den Becher, oft auch eine Traube. Seine Stellung ist meist bequem angelehnt oder gelagert, selten thronend; auf Gemmen und Vasenbildern, seltener auf Reliefs sieht man ihn wandelnd mit wankenden Schritten, oder auf seinen Lieblingstieren reitend oder auf dem Wagen von ihnen gezogen dargestellt, mit einem Satyr als Stütze (so in der vatikanischen Gruppe, Fig. 2), oder umgeben von dem lustigen Schwarm der Satyrn und Mänaden. Seine sonstigen Attribute sind die Rebe, der üppige, kühlende Epheu, der Lorbeer, die Fichte oder Pinie und der Asphodelos; von Tieren der Löwe, Tiger, Panther, Esel, zuweilen auch Delphin und Schlange. Besondere Hervorhebung unter diesen Attributen verdient der begeisternde Lorbeer, welcher (wie auch manches Obige) zeigt, wie dieser Gott, ursprünglich nur Halbgott (bei Homer Felddämon, der nie im Olymp erscheint), mit großem Erfolg sich neben ältern Göttern geltend machte, so daß schließlich Apollon sein Heiligtum (in Delphi) und sein Orakel mit ihm teilt. Zu den schönsten Darstellungen des jugendlichen D. zählen die beiden Marmorköpfe des kapitolinischen und des Leidener Museums. Zahlreiche Kunstwerke verherrlichen seine Thaten und Schicksale; auf dem Lysikrates-Denkmal wird sein Triumph über frevlerische Seeräuber, auf Vasen und Reliefs die Bestrafung des Pentheus und Lykurgos, die Einkehr bei Ikarios (Fig. 3), besonders häufig aber sein Zusammentreffen mit Ariadne, die Hochzeitsfeier auf Naxos und der festliche Zug beider in der Umgebung des enthusiastisch schwärmenden Thiasos dargestellt, letzteres ein Lieblingsgegenstand römischer Sarkophage und Wandbilder. Vgl. **Ribbeck**, Anfänge und Entwickelung des Dionysoskultus in Attika (Kiel 1869); Aug. **Mommsen**, Heortologie (Leipz. 1864); **Gilbert**, Die Festzeit der attischen Dionysien (Götting. 1872); **Lüders**, Die dionysischen Künstler (Berl. 1873); **Brown**,



Fig. 3. Bärtiger Dionysos (aus dem Relief: Einkehr des Dionysos bei Ikarios. Paris, Louvre).

The great Dionysiak myth (Lond. 1877—78, 2 Bde.); **Rapp**, Beziehungen des Dionysoskultus zu Thrakien (Stuttg. 1882); **Roscher**, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, S. 1029 ff. (Leipz. 1885).

Diophantos aus Alexandria, Mathematiker, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. lebend, ist Verfasser eines arithmetischen Werkes in 13 Büchern, wovon jedoch nur die ersten 6 und eine Abhandlung über die Polygonalzahlen (wahrscheinlich aus dem 7. Buch) erhalten sind. Er gilt auch für den Erfinder der unbestimmten Analysis (daher **Diophantische Analysis**) und ist wenigstens der erste, bei dem sich unbestimmte Aufgaben behandelt finden. Zu den beiden ersten Büchern der »Arithmetica« des D. gibt es alte Scholien, die dem Maximus Planudes beigelegt werden. Ausgaben des Werkes existieren in lateinischer Übersetzung von Xylander (Basel 1575), griechisch und mit verbesserter lateinischer Übersetzung nebst Kommentar von Bachet de Méziriac (Par. 1621; vermehrter Abdruck von Fermat, Toulouse 1670); eine deutsche Übersetzung von

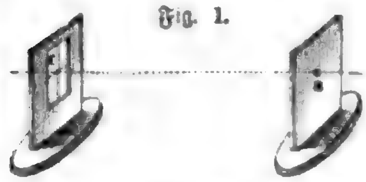
Schulz (Berl. 1822). Die Schrift »De numeris polygonis« übersetzte außerdem auch Poselger (Leipz. 1810). Vgl. Heath, D. of Alexandria (Cambridge 1885).

Diopsid, Mineral, s. Augit.

Dioptās (Achirit, Kupfersmaragd), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Willemitgruppe), kristallisiert rhomboedrisch in aufgewachsenen oder zu Drusen vereinigten Säulen, ist smaragdgrün mit Glasglanz, durchsichtig bis durchscheinend, Härte 5, spez. Gew. 3,27—3,35. Es besteht aus kieselsaurem Kupferoxyd $(CuH_2)SiO_4$ und findet sich im Kalkstein des Altai, in den Goldseifen am Oni, an der Quelle der Muroschnaja bei Copiapo, am Gabun ꝛc.

Diōpter (griech., Diopterlineal), Lineal aus Messing, mitunter auch von Ebenholz, zum Messen von Winkeln und Richtungen, besteht aus zwei Teilen, dem Okular und dem Objektiv, welche in der Regel durch ein Lineal fest miteinander verbunden sind, wie in Fig. 2; in einzelnen Fällen stehen sie aber auch lose nebeneinander (Fig. 1).

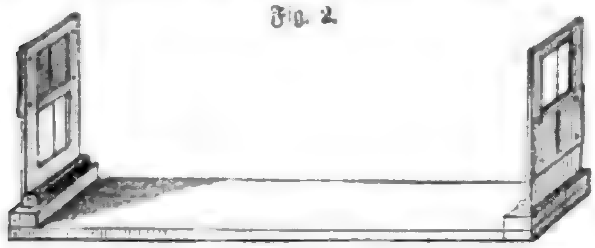
Fig. 1.



Diopter.

Das Okular hat ein Schauloch oder eine Schauritze a, durch die man nach dem Objektiv hin, welches mit einem Pferdehaar c oder einem feinen Faden versehen ist, visiert. Die beiden Flügel (Okular und Objektiv) sind zum Umschlagen mittels Scharnieren an dem Lineal befestigt. Da

Fig. 2.



Diopter.

der Spalt und das Haar eine zur Grundfläche des Lineals senkrechte Visierebene bestimmen sollen, so müssen sie in lotrechter Ebene liegen, wenn das D. auf einer wagerechten Fläche ruht. Manche D. sind so eingerichtet, daß sich in jedem Flügel Okular und Objektiv zugleich befinden. Solche Einrichtungen geben zwei Visierlinien nach entgegengesetzten, aber parallelen Richtungen. Die runden Schaulöcher geben eine größere Schärfe der Visur als Spalten. Dioptervorrichtungen sind stets unvollkommene Visierapparate, wo es darauf ankommt, in der Ferne liegende Punkte zu fixieren, wie in der Vermessungskunst. Man ist deshalb in der neuern Zeit von dem Diopterlineal als Hilfsinstrument bei der Meßtischaufnahme abgegangen und zu der mit Visierfernrohr nebst Fadenkreuz und Distanzmesser versehenen, sonst auf dem Prinzip des Diopterlineals fußenden Kippregel geschritten; s. Aufnahme, topographische.

Dioptrie, s. Brille, S. 430.

Dióptrik (früher auch Anaklastik, griech.), derjenige Teil der Optik, welcher von der Brechung des Lichts, insbesondere von der Brechung desselben in Linsengläsern, handelt. Der Araber Alhazen, um 1150, war der erste, der sich mit der D. beschäftigte. Später suchten Peckham, Erzbischof von Canterbury, Roger Baco, Maurolycus (um 1500), Giov. Bat. Porta (um 1600) und Bacon von Verulam (um 1630) dieselbe zu vervollkommnen, obwohl ohne sonderlichen Erfolg; erst die Erfindung der Brillen zu Anfang des 14. Jahrh., des Fernrohrs (um 1608) und des Mikroskops zu Ende des 16. Jahrh. machten Epoche in der Geschichte derselben. Die eigentliche D., d. h. die Theorie der genannten Instrumente, mußte jedoch so lange unbekannt bleiben, als das Gesetz der Refraktion der Lichtstrahlen noch nicht entdeckt war. Kepler, von dem der Name D. herrührt, Kircher, Scheiner u. a. forschten vergeblich nach diesem Gesetz, bis es Willebrord Snellius in London fand, worauf es Descartes in seiner »Dioptrique« (1639) bekannt machte. Einen neuen Aufschwung nahm die D. durch Newtons »Optics« (Lond. 1704), während gleichzeitig Rob. Boyle, Huygens, Jak. Gregory, Isaak Barrow, Lahire, Mariotte, Grimaldi und Hooke sie bearbeiteten und Eustachio Divini in Rom und Campani in Bologna das Praktische der Wissenschaft förderten. Euler gab durch seine »Dioptrica« (Petersb. 1769—71, 3 Bde.) der Theorie der D. ihre gegenwärtige wissenschaftliche Gestalt, und Clairaut, d'Alembert, Bouguer, Lambert u. a. arbeiteten auf diesem Grund fort. Vgl. Klügel, Analytische D. (Leipz. 1778, 2 Bde.); Littrow, D. oder Anleitung zur Verfertigung der Fernrohre (Wien 1830); Prechtl, Praktische D. (das. 1828); Matthiessen, Grundriß der D. geschichteter Linsensysteme (Leipz. 1877).

Diorāma (griech., »Durchscheinbild«), malerische Schaustellung, bei welcher die nach den Tageszeiten wechselnde Beleuchtung durch künstliche Lichteffekte nachgeahmt und das Ganze wohl auch durch erscheinende und verschwindende Staffage belebt wird. Eine derartige Schaustellung gab zuerst Daguerre 1822 in Paris. Die Einrichtung ist folgende. Ein möglichst durchsichtiger Stoff, z. B. Schirting, ist auf beiden Seiten mit dem nämlichen Objekt, z. B. einer Landschaft, bemalt, und zwar zeigt die eine Seite dasselbe so, wie es bei auffallendem Lichte, die andre, wie es bei der Dämmerung oder auch beim Mondschein sich zeigen würde. Dieses Doppelbild wird in einen Rahmen gespannt, welcher einem Fenster gegenübersteht, das durch mehrere Läden verschlossen werden kann, und über welchem ein andres Fenster befindlich ist, dessen Licht aber durch eine Scheidewand verhindert ist, auf die hintere Seite des Gemäldes zu fallen. Dagegen werden die durch das zweite Fenster hereinfallenden Lichtstrahlen durch einen gehörigen Orts angebrachten Spiegel so reflektiert, daß sie die vordere Seite des Gemäldes beleuchten können. Hat nun der Zuschauer diese eine Zeitlang beschaut, so wird mittels eines Mechanismus ein sich geräuschlos auf zwei Schienen bewegender Schirm in der Weise zwischen den Spiegel und das Gemälde gebracht, daß die durch das obere Fenster hereinfallenden und durch den Spiegel reflektierten Lichtstrahlen die vordere Seite des Gemäldes nicht mehr treffen können. Da gleichzeitig die das untere Fenster verschließenden Läden geöffnet werden, so kann das Bild nun bei direkt durchfallendem Licht betrachtet werden, und indem man das Licht durch farbige Gläser gehen läßt, erzielt man noch einen beliebigen Farbenton, z. B. Morgen- und Abendröte. In Deutschland hat namentlich Gropius in Berlin das D. zu hoher Vollkommenheit gebracht.

Diorismus (griech.), Begriffsbestimmung; dioristisch, begriffsbestimmend.

Diorit (griech.), gemengtes kristallinisches Gestein, ein körniges Aggregat aus Plagioklas (Oligoklas und Labrador) und Hornblende darstellend. Neben diesen Hauptbestandteilen kommt etwas Augit, oft viel

Quarz (namentlich in mikroskopisch kleinen, aber zahlreichen Partikeln, Quarzdiorit) und, die Hornblende ersetzend, Glimmer (Glimmerdiorit) vor; ferner Chlorit, Apatit, Magneteisen und Titaneisen, und als hin und wieder auftretende accessorische Bestandteile Granat, Epidot (Pistazit), Titanit und Eisenkies. Zahlreiche Pauschanalysen haben folgende Mittelwerte ergeben: 51 Proz. Kieselsäureanhydrid, 18 Thonerde, 11 Eisenoxyd und Eisenoxydul, 7 Kalk, 6 Magnesia, 2,5 Kali, 3 Proz. Natron. Außer den schon erwähnten Varietäten, die durch Aufnahme von dem typischen Vorkommen fremden Mineralbestandteilen entstehen, unterscheidet man noch aphanitischen D. (Aphanit zum Teil, Dioritaphanit), bei welchem die zusammensetzenden Mineralien in sehr kleinen Individuen entwickelt sind, porphyrartigen D. (Dioritporphyr) mit größern Plagioklas- und Hornblende-Individuen in aphanitischer Grundmasse (Varietäten, die Übergänge zu den Porphyriten, s. d., bilden) und endlich schieferigen D. (Dioritschiefer). D. ist ein Eruptivgestein, welches wohl schon während der archäischen Periode dem Erdinnern entflossen ist, aber auch noch Gesteine der paläozoischen Systeme gangförmig durchsetzt. Seine Verbreitung ist keine große und namentlich auch selbst da, wo er auftritt, nicht massenhaft, so daß er seltener Rücken oder Kuppen, häufiger nur Gänge bildet. Im Harz und Thüringer Wald, im sächsischen und böhmischen Erzgebirge, im böhmischen Silur, im rheinischen Devon, in den Alpen, den Vogesen, den Pyrenäen, in der Normandie, in Wales finden sich in Europa die bekanntesten Vorkommnisse. Auch unter den nordischen Geschieben, die von Skandinavien aus über Norddeutschland verbreitet sind (s. Erratische Blöcke), ist D. nicht selten. Vgl. Ophit.

Dioryctria, s. Zünsler.

Dioscorĕa *L.* (Yamswurzel), Gattung aus der Familie der Dioskoreaceen, tropische, ausdauernde Schlingpflanzen mit knolligem, fleischigem Rhizom, rankenden Stengeln, abwechselnden, gestielten, meist herzförmigen Blättern, kleinen, in Ähren oder Trauben gestellten Blüten und dreifächerigen, sechssamigen Kapseln. Von den zahlreichen Arten werden mehrere wegen der fleischigen, mehlreichen Knollen in den Tropen angebaut, besonders D. alata *L.*, welche die Yamswurzel (Igname) liefert. Diese hat einen geflügelten Stengel, 14—16 cm lange, pfeilförmige Blätter und unscheinbare gelbliche Blüten. Sie wird in vielen Varietäten kultiviert; ihr Vaterland ist nicht bekannt, doch scheint sie sich vom Indischen Archipel und der Südspitze Ostindiens aus verbreitet zu haben. Sie gelangte zuerst nach der Ostküste Afrikas, dann nach der Westküste und von dort nach Amerika. Yam heißt in der Negersprache von Guinea essen. Die Knollen sind mannigfach gestaltet, erreichen ein Gewicht von 15—20 kg, sind zwar weniger schmackhaft als Bataten, bieten aber wegen ihres Gehalts an Stärkemehl ein sehr wichtiges Nahrungsmittel. Sie haben sämtlich weißes Fleisch und geben daher auch ein weißes Stärkemehl, während die Knollen andrer Arten, wie D. sativa *L.* (D. deltoides *Wall.*), D. pentaphylla *L.*, D. bulbifera *L.* und D. aculeata *L.*, sämtlich auf dem Indischen Archipel und in Ostindien heimisch, gelbe oder rote Knollen haben und ein durch Wasser nicht zu entfärbendes gelbes oder rotes Stärkemehl liefern. Knollen von D. sativa *L.* enthielten 22,6 Stärkemehl, 0,25 Zucker, 6,5 Cellulose, 2,9 Pektin, 67,8 Wasser (Eiweißstoffe sind nicht bestimmt). D. Batatas *Decaisn.* (s. Tafel »Nahrungspflanzen I«) wird in China und Japan kultiviert, und man hat auch versucht, sie in Europa einzuführen. Die Knollen von D. japonica *Thunb.* enthielten 2,4—2,5 eiweißartige Stoffe, 13—16,8 Stärkemehl, 4—1,5 Cellulose, 0,2—0,3 Fett, 1,3—1,9 Salze, 82,6 bis 77 Wasser. Die Yams halten sich lange und sind deshalb zur Verproviantierung von Schiffen geeignet; man zerschneidet sie auch in Scheiben und trocknet diese. Einige Arten enthalten in den Knollen einen bittern und scharfen Stoff, der vor der Verwendung als Nahrungsmittel durch Waschen, Kochen oder Rösten entfernt werden muß. Bei uns kultiviert man einige Arten in Gewächshäusern.

Diós-Györ (spr. diósch-djör), Marktflecken im ungar. Komitat Borsod bei Miskolcz (Sekundärbahn dahin), am Fuß des waldigen Bükkgebirges, im wein- und fruchtreichen und sehr romantischen Thal der Szinyva, hat ein verfallenes Schloß, ein großes königliches Eisenwerk, das den besten ungarischen Stahl liefert, Steinkohlenbergbau, eine Papierfabrik und (1881) 4374 Einw. In der Nähe eins der sogen. karpathischen Meeraugen und ein laues Mineralbad, dessen Wasser Kalkerde, Kochsalz und kohlensaures Natron enthält.

Dioskoreen (Yamspflanzen), monokotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Liliifloren, meist Schlingpflanzen mit knolliger Wurzel oder verkürztem Rhizom, oft netzförmig geäderten Blättern, dreizähligen Blüten und Kapsel- oder Beerenfrüchten. Die Familie zählt nur wenige Gattungen mit gegen 150 Arten, welche in den tropischen und den warmen Zonen, vorzüglich der südlichen Hemisphäre, vorkommen. In Europa sind die D. nur durch Tamus communis vertreten. Die mehlreichen Wurzelknollen mehrerer in allen Tropenländern kultivierter Dioscorea-Arten liefern die genießbare Yamswurzel.

Dioskorides (Pedanios), Naturforscher und Arzt, geboren um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. zu Anazarbos in Kilikien, durchreiste im Gefolge römischer Kriegsheere viele Länder und verfaßte eine Arzneimittellehre (»De materia medica«), worin er sehr zahlreiche Mitteilungen über Arzneipflanzen niederlegte und die Arzneistoffe und ihre Wirkungen besprach. Er galt bis in die neueste Zeit als Autorität und genießt im Orient noch jetzt großes Ansehen. Von seiner Schrift besorgte die beste Ausgabe Sprengel mit Kommentar (Leipz. 1829—30, 2 Bde.); die im 7. und 8. Jahrh. als 6. und 7. Buch hinzugefügten »Alexipharmaca« (über Gifte) und »Theriaca« (über Gegengifte) gehören dem D. nicht an; die Schrift »Euporista« (über Hausmittel) ist wahrscheinlich echt.

Dioskuren (»Söhne des Zeus«), Name der Heroen Kastor und Polydeukes (Pollux), der Zwillingssöhne der Leda und Brüder der Helena und Klytämnestra. Bei Homer heißen sie Tyndariden als die Söhne des Tyndareos, des Gemahls der Leda; bei Hesiod sind sie Söhne des Zeus. Nach der gangbarsten spätern Sage hatte Kastor den Tyndareos zum Vater, Polydeukes dagegen den Zeus, welcher der Leda in Gestalt eines Schwans genaht war; daher ist jener sterblich, dieser unsterblich. Die Heimat der D. wie ihr Grab sind in Lakonien. Die Sage gedenkt besonders ihres Zugs gegen Theseus, um ihre Schwester Helena aus seinen Händen zu befreien, ihrer Teilnahme an dem Argonautenzug und an der Jagd auf den kalydonischen Eber, ihres Kampfes mit den Söhnen des Aphareus und der Entführung der Phöbe und Hilaeira, der Töchter des Leukippos. Als in dem Kampf mit den Apհariden (in welchem man die alte Überlegenheit Lakedämons über Messenien typisch angedeutet findet) Kastor durch Idas fiel, bat Polydeukes, der unsterbliche, aus Liebe zum Bru-

der seinen Vater Zeus, daß er mit jenem die Unsterblichkeit teilen dürfe, indem beide einen Tag in der Oberwelt, den andern in der Unterwelt zubrächten. Nach einer andern Auffassung setzte Zeus zum Lohn für ihre Bruderliebe beide als Zwillinge oder als Morgen- und Abendstern an den Himmel; ja, man will in dieser letztern Vorstellung (wie auch in dem mit ihnen in Verbindung gebrachten St. Elmsfeuer) ihre ursprüngliche Naturbedeutung (das immer wieder aufstrahlende Licht, das nur periodisch unterliegt) sehen. Andre erklären die D. wie die indischen Açvins (s. d.) für das Zwielicht. Die D. wurden als hilfreiche Horte verehrt und hießen deshalb **Anakes** (»Schirmherren«); besonders riefen die Schiffer sie an und gelobten ihnen weiße Lämmer, wofür sie, auf Rossen durch die Luft einherjagend, das baldige Aufhören des Sturms bewirkten. Auch als Helfer in der Schlacht erschienen sie auf weißen Rossen. Als Schirmherren der Reisenden waren sie Beschützer der Gastfreundschaft und haben die Theoxenien gestiftet. Als Heroen sind sie Vorsteher der Gymnastik, daher in Sparta, wo sie als die Schutzgötter des Landes galten, ihre Standbilder am Eingang der Rennbahn standen. Polydeukes ist als Faustkämpfer, Kastor vorzugsweise als Rossebändiger ausgezeichnet; doch erscheinen auch beide als Reiter oder als Wagenlenker. Desgleichen galten sie als Erfinder des Waffentanzes. Ihr uraltes Symbol, welches die Spartaner, wenn sie zu Felde zogen, stets mit sich führten, waren zwei parallele, durch Querhölzer verbundene Balken. Auch in Mantineia, zu Athen u. a. O. hatten sie Tempel und Feste, die mit Pferderennen gefeiert wurden. Auf Samothrake flossen sie mit den **Kabiren** (s. d.) zusammen. Die Kunst pflegte die D. darzustellen als edel gestaltete Heldenjünglinge von schlanken, aber kräftigen Formen. Ihr charakteristisches Merkzeichen ist der halbeiförmige Hut, an dessen Spitze ein Stern glänzt, oder wenigstens ein auf dem Hinterhaupt anliegendes, um Stirn und Schläfe mit starken Locken hervortretendes Haar, wie es auch die nachfolgend erwähnte Kolossalgruppe zeigt. Gewöhnlich werden sie nackt gebildet oder nur mit einer leichten Chlamys bekleidet. Fast immer treten sie in Verbindung mit ihren Rossen auf und zwar neben ihnen stehend, selten als Reiter. Erhalten sind zahlreiche Denkmäler (meist Votivreliefs) aus dem alten Sparta, wo ihr Kult besonders angesehen war. Die berühmteste aus dem Altertum stammende Darstellung der D. sind die sogen. Kolosse von Monte Cavallo in Rom, 6 m hohe, in schönen Verhältnissen ausgeführte Marmorstatuen nebst den dazu gehörigen Rossen, mit welchen sie vermutlich im Altertum um die Ecken des Eingangs eines öffentlichen Gebäudes nicht weit von ihrem heutigen Standort gruppiert waren. Ihre jetzige Aufstellung erhielten sie 1589 auf dem nach ihnen benannten Platz vor dem Quirinal, wo sie die herrliche Fontana di Monte Cavallo schmücken. Sie sind wahrscheinlich nach Augustus in Anlehnung an griechische Originale der nachlysippischen (pergamenischen?) Kunst gearbeitet. Die Inschriften, welche sie als Werke des Phidias und Praxiteles bezeichnen, sind spätern Ursprungs. Die kapitolinische Dioskurengruppe ist von geringerm Wert; Polydeukes wird hier durch das Lockenhaar des Zeus und die zerschlagenen Ohren der Faustkämpfer unterschieden. Als Faustkämpfer erscheint Polydeukes auch auf der Ficoronischen Ciste (s. d.) und in einer schönen Bronzefigur von Paramythia. Auf Münzen finden sich die D. als Reiter mit Palmen in den Händen dargestellt (s. Abbildung). Vgl. Welcker, Griechische Götterlehre, Bd. 1, S. 606 ff.; Bd. 2, S. 416 ff.; **Myriantheus**, Die Açvins oder arischen D. (Münch. 1876); **Albr. Weber** in der »Jenaer Litteraturzeitung« 1876, Nr. 42.



Dioskuren (baktrische Münze).

Dioskurias (zur Zeit der Römer **Sebastopolis**), im Altertum Hauptstadt von Kolchis, am Pontus Euxinus, Kolonie der Milesier und Haupthandelsplatz der wilden kaukasischen Bergvölker, deren abweichende Idiome viele Dolmetschen (nach Plinius' wohl übertriebener Angabe 130 verschiedenartige) nötig machten. Im J. 66 v. Chr. war D. Hauptquartier des Mithridates. Im Beginn der römischen Kaiserzeit verfiel die Stadt. Ruinen derselben bei dem Dorf **Iskurija** in Abchasien.

Dioskúros, Patriarch von Alexandria, s. **Eutyches**.

Diósma *L.* (Götterduft, Göttergeruch), Gattung aus der Familie der Diosmeen, immergrüne Sträucher vom Kap, mit kleinen, drüsig punktierten Blättern, einzeln oder gehäuft stehenden, großen, weißen oder rötlichen Blüten von starkem aromatischen Geruch, werden bei uns in mehreren Arten als Zierpflanzen kultiviert. Von D. alba *Thunb.*, mit linienförmigen, gekielten, fein gespitzten, steifen, am Rand knorpeligen und etwas scharfen Blättern und weißen Blumen, werden die blühenden Zweige für Bouketts benutzt.

Diosmeen (Göttersträucher), dikotyle Pflanzengruppe, eine Unterfamilie der Rutaceen (s. d.) bildend, von ihren nächsten Verwandten durch geraden, nicht gekrümmten Embryo und die nur in der Zweizahl in jedem Fruchtknotenfach vorhandenen Samenknospen verschieden. Das Endokarp der Früchte springt meist elastisch vom Epikarp ab und streut dadurch die Samen aus. Vgl. **Bartling** und **Wendland**, Diosmeae descriptae et illustratae (Götting. 1824). Die D. wachsen zum größten Teil im südlichen Afrika und in Neuholland, wenige im tropischen Amerika; im ganzen kennt man gegen 250 Arten in etwa 35 Gattungen. Sie sind alle durch ätherisches Öl und Harz, einige auch durch einen eigentümlichen Bitterstoff ausgezeichnet, und manche werden daher als aromatische, flüchtig reizende, schweiß- und harntreibende, krampfstillende, zum Teil auch fiebervertreibende Arzneimittel angewendet. Zu diesen gehören die echte und die brasilische Angosturarinde. Verschiedene am Kap wachsende Empleurum- und Barosma-Arten liefern die Folia Bucco.

Diosmose (griech.), s. **Endosmose**.

Diospŏlis, Name mehrerer Städte des Altertums: 1) Stadt in Unterägypten, unterhalb Mendes zwischen Sümpfen gelegen, jetzt **Menzale**. — 2) **D. magna**, s. v. w. Theben, daher **Diospoliten** die dort residierenden Königsdynastien. — 3) D., früher **Lod** oder **Lydda**, Stadt der Benjaminiten in Palästina, ward 65 n. Chr. von Cestius Gallus verbrannt, aber bald wieder aufgebaut. Es bildete sich hier früh eine christliche Gemeinde. Jetzt **Lud**, wo sich die neuerdings von Griechen restaurierte St. Georgskirche aus der Kreuzfahrerzeit erhalten hat.

Diospyrinen (Styracinen), Ordnung im natürlichen Pflanzensystem aus der Abteilung der Sympetalen, von den zunächst verwandten Primulinen

durch die der Karpidenzahl entsprechende Fächerung des Fruchtknotens und die völlige Entwickelung der bei den Primulinen unterdrückten Kronstaubgefäße verschieden; enthält die Familien der Sapotaceen, Ebenaceen und Styraceen.

Diospyros *L.* (Dattelpflaume, Lotuspflaume), Gattung aus der Familie der Ebenaceen, Bäume und Sträucher mit abwechselnden, kurzgestielten, länglichen, ganzrandigen, lederigen Blättern, in den Blattachseln meist gehäuft stehenden, diözischen, selten polygamischen Blüten und kugeligen oder eiförmigen Beeren. Etwa 153 über die ganze Erde zerstreute Arten. D. Lotus *L.* (gemeine Dattelpflaume, grünes Ebenholz, wildes Franzosenholz) ist ein stattlicher Baum, auch Strauch mit länglich-eiförmigen, behaarten Blättern, bräunlichen Blüten und bläulichschwarzen, zuletzt gelbbraunen, wohlschmeckenden Beeren von der Größe einer kleinen Kirsche, welche roh (schwarze Datteln, Karachurma) gegessen, auch auf Sirup und Wein verarbeitet werden; das graugrünliche, harte Holz wird als Nutzholz verwendet. Der Baum wächst in den Ländern des südlichen Kaukasus bis zum armenisch-kleinasiatischen Hochland, auch (wahrscheinlich eingeführt) im südlichen Europa, vornehmlich in Italien bis Verona, in Piemont, im Kanton Tessin, und wird bei uns in Gärten gezogen. D. Kaki *L. fil.*, ein Baum oder Strauch von mittlerer Höhe mit auf der Unterfläche behaarten, breit-elliptischen, zugespitzten Blättern und safrangelben, pflaumenartigen, süßen Früchten, welche sowohl roh genossen werden, als auch, wie Feigen getrocknet, als Kakifeigen in den Handel kommen, findet sich in Japan und China und durch Kultur über das ganze südöstliche Asien verbreitet. Die Früchte spielen in Japan eine große Rolle. Bei uns gedeiht er selbst am Rhein nur in sehr geschützten Lagen. D. virginiana *L.*, ein niedrig bleibender Baum mit breitlänglichen, spitzen, nur auf der Unterseite behaarten Blättern, weißlichen Blüten und fleischigen, gelblichroten Früchten (Persimonen) von der Größe der Mispeln, welche sehr zusammenziehend schmecken, aber gefroren einen milden Geschmack annehmen und sowohl roh als auf verschiedene Weise zubereitet gegessen und auf Branntwein verarbeitet werden, wächst in den Vereinigten Staaten besonders auch im Osten und verträgt unsre härtern Winter. Die unreifen Früchte werden als Wurmmittel, das weiße, sehr harte Holz als Nutzholz verwendet. D. ebenum *Retz*, ein über 12 m hoher Baum mit schwarzer Rinde, 5 cm langen, lederigen Blättern, weißen, zottigen Blüten und olivenartigen Beeren, in Ostindien, besonders auch auf Ceylon und auf den Malaiischen Inseln, liefert in seinem schweren Kernholz das echte schwarze Ebenholz (s. d.). Auch D. ebenaster *Retz*, mit 26 cm langen Blättern und apfelähnlichen Früchten (Mehläpfeln) mit gelbem, schleimigem, säuerlichem Fleisch, auf Ceylon und den Molukken, D. melanoxylon *Roxb.* (Schwarzholz), ein 6 m hoher Baum mit länglich-lanzettförmigen Blättern, blaßgelben Blüten und runden, saftigen, eßbaren Beeren, in Ostindien, und andre Arten liefern Ebenholz. D. hirsuta *L. fil.*, auf Ceylon, liefert das Kalamanderholz für Drechsler.

Diószeg, 1) Markt im ungar. Komitat Bihar, am Ér, mit (1881) 5458 Einw., Winzerschule, reichem Getreide- und vortrefflichem Tabaks- und Weinbau. — 2) Markt im Komitat Preßburg, an der Wien-Budapester Eisenbahn, mit 2235 Einw. und großer Zuckerfabrik.

Diotima, Priesterin aus Mantineia, nach Platons »Gastmahl« (Kap. 22) Lehrerin des Sokrates, der in diesem Dialog aus ihrem Mund über das Wesen und den Ursprung der Liebe spricht; wahrscheinlich eine von Platon erdichtete Person. — Unter ihrem Namen verherrlichte Hölderlin (s. d.) die von ihm hoffnungslos verehrte Mutter seiner Zöglinge in Frankfurt a. M.

Diözese (Diözes, griech. dioikēsis), ursprünglich ein Distrikt, der zu einer Provinz geschlagen und vom Statthalter der letztern mit verwaltet wurde, besonders in Kleinasien; seit Konstantin d. Gr. Unterabteilung der Präfektur. Wie an der Spitze der letztern ein Präfekt stand, so verwaltete die D. meist ein Vicarius (mitunter auch ein Prokonsul oder Comes). In der kirchlichen Sprache ist D. der Jurisdiktionsbezirk eines Erzbischofs, später auch der eines Bischofs. Derjenige Geistliche, welcher an einem Orte die bischöfliche Jurisdiktion ausübt, wird Diözesan genannt. Eine geschichtliche Darstellung der alten »Diözesan- und Gaugrenzen Norddeutschlands« lieferte H. Böttger (Hannov. 1874). In der protestantischen Kirche ist D. der Bezirk, über welchen ein Superintendent oder Dekan die kirchliche Aufsicht führt. Die zu einer D. gehörigen Gemeinden oder Geistlichen heißen Diözesanen; der Vorsteher einer D. (Ephorus, Superintendent, Dekan) führt vorzugsweise den Titel Diözesan. Die ganze Einrichtung wird als Diözesanverfassung bezeichnet.

Dipetālisch (griech.), mit zwei Blumenblättern versehen.

Diphenylaminblau, s. Anilin, S. 592.

Diphilos, Dichter der neuern attischen Komödie, aus Sinope, im Anfang des 3. Jahrh. v. Chr., Zeitgenosse des Menander und des Philemon, lebte in Athen und starb in Smyrna. Er soll gegen 100 Stücke geschrieben haben, wovon noch etwa 50 ihren Titeln nach und aus Bruchstücken bekannt sind. Diese und die Urteile der Alten lassen ihn als einen der geistreichsten Dichter seiner Zeit erkennen. Seine Stoffe entlehnte er nicht bloß dem alltäglichen Leben, sondern auch dem Mythus. Wie Menander, so diente auch er vorzugsweise den römischen Lustspieldichtern zum Muster; Plautus' »Casina« und »Rudens« sind nach Stücken von D. gedichtet, auch Terenz hat ihn in den »Adelphen« benutzt. Sammlung der Fragmente in Meinekes »Fragmenta comic. graecor.«, Bd. 4.

Diphtheritis (Diphtherie, v. griech. diphthera oder diphtheris, Haut, Fell), eine schwere Form der Schleimhautentzündung, welche vorzugsweise den Rachen, Gaumen und die Mandeln befällt (angina diphtherica), aber auch am Dickdarm (Ruhr) und in der Gebärmutter (Kindbettfieber) oder der Harnblase vorkommen kann und anatomisch dadurch charakterisiert ist, daß sich die kranke Schleimhautstelle mit einer gelbgrauen, anfänglich fest aufsitzenden Membran oder Haut (daher der Name) überzieht. Indessen genügt die Bildung einer solchen Ausschwitzungsmembran nicht zur Definition des Wesens der D. Bei der diphtheritischen Entzündung ist das Gewebe der Schleimhaut selbst, meist in der ganzen Dicke derselben, schwer erkrankt; die Schleimhaut ist in verschiedenem Grad geschwollen, außerordentlich blutreich, ihr Gewebe mit zahlreichen roten wie weißen Blutkörperchen, welche aus den Blutgefäßen ausgetreten sind, stark infiltriert. Die Schicht der Epithelzellen, welche die freie Schleimhautfläche überzieht, wird entweder frühzeitig abgestoßen, oder sie verschmilzt mit der aus den Blutgefäßen ausgesickerten und auf der Schleimhautoberfläche geronnenen faserstoffigen Exsudatmembran. Leichtere Grade dieser Entzündungsform können sich wohl wieder zurückbilden, ohne augenfällige Spuren zu hinterlassen; in schwereren Fällen aber stirbt die erkrankte Schleim-

hautpartie ab, wird in einen feuchten, schmutzig graubraunen Schorf umgewandelt und stellt ein brandiges Geschwür dar, welches sich beim Übergang zur Heilung allmählich reinigt, aber einen Substanzverlust zurückläßt, welcher nur mit Hinterlassung einer Narbe ausheilt. Die Ursachen der D. sind noch nicht ganz einwurfsfrei festgestellt, indessen nimmt man mit hoher Wahrscheinlichkeit an, daß die massenhaft an den erkrankten Stellen vorkommenden kleinsten Pilze (Bakterien) die eigentlichen Träger des diphtheritischen Giftes seien. Für diese Deutung spricht das Vorkommen eines sogen. Inkubations- oder Latenzstadiums, d. h. einer mehrtägigen Pause zwischen der Ansteckung und dem Ausbruch der Krankheit, ferner das epidemische Auftreten der Rachendiphtheritis, die notorische Übertragbarkeit sowie der Umstand, daß man durch absichtliche Übertragung der sogen. Diphtheriepilze auf die Schleimhaut (sogar auf die Hornhaut des Auges) von Tieren die D. künstlich hervorrufen kann.

Es ist daher die epidemische D. des Rachens (brandige Bräune, s. Tafel »Halskrankheiten«, Fig. 5) eine mit Recht gefürchtete, in hohem Grad ansteckende Krankheit, deren Ansteckungskeime von großer Widerstandsfähigkeit sind, wochen- und monatelang angetrocknet liegen können, um dann auf geeignetem Nährboden sofort mit alter Bösartigkeit weiterzuwuchern. Ein kleinster Fetzen der Diphtheritishaut, den der Kranke beim Bepinseln aushustet, kann dem Arzte, der nicht mit größter Sorgsamkeit demselben ausweicht, Auge und Leben kosten, wie zahlreiche traurige Erfahrungen gelehrt haben. Auch diese Ansteckungsfähigkeit kleinster Mengen deutet auf einen parasitischen Ursprung, und wenn die D. in milderer Form niemals ausstirbt, dagegen zuweilen sich zu verheerenden Epidemien steigert, so ist auch dieser Wechsel in der Bösartigkeit nur bei der Annahme eines lebenden Kontagiums einigermaßen verständlich (vgl. Mykosen).

Seitdem die D. zu Anfang der 60er Jahre unsers Jahrhunderts in unsern Gegenden aufzutreten begann, hat sie allmählich an Ausdehnung und Bösartigkeit stetig zugenommen, und sie ist jetzt als einheimische Epidemie definitiv bei uns eingebürgert. Die D. besitzt von allen entzündlichen Krankheiten die größte Sterblichkeitsziffer und fordert die weitaus meisten Opfer im zarten Kindesalter. Die Gesetze, welche den Ausbruch und die Verbreitung dieser Volkskrankheit regeln, kennen wir nicht; es hängen dieselben nicht von den Witterungsverhältnissen ab, sondern die D. erhebt sich zu epidemischer Verbreitung im Winter wie im Sommer. Bei ihrer Verbreitung im Binnenland hält sie sich nicht an die Verkehrswege, auch zeigen die herrschenden Winde keinen Einfluß auf dieselbe. Begünstigt wird in den Städten die Verbreitung der D. durch schlechte hygieinische Beschaffenheit der Wohnungen, durch feuchte, verdorbene Luft, besonders in Kellerwohnungen, durch schlechte Nahrung und Unsauberkeit. Die Sterblichkeitszahl betrug nach den Ermittelungen des Gesundheitsamtes vom Jahr 1876 in Augsburg 0,8 Proz. aller Verstorbenen, in Straßburg 0,9, Breslau 1,9, Hannover 2,6, Köln 3,3, Stettin 4,1, Quedlinburg 7,3, Nordhausen sogar 12 Proz.

Der Verlauf der Rachendiphtheritis beginnt gewöhnlich mit unbedeutendem Frösteln, Mattigkeit, Mangel an Appetit, selten mit einem Schüttelfrost. Die Kranken klagen dabei über Schlingbeschwerden, welche anfangs nicht eben sehr lästig sind. Untersucht man jetzt die Schleimhaut des Rachens und des Gaumens, so findet man sie bereits stark gerötet und mit weißgrauen Flecken oder zusammenhängenden Membranen überzogen; auch entdeckt man am Hals einige angeschwollene Lymphdrüsen. Dies sind schlimme Zeichen, welche eine schwere und gefährliche Krankheit erwarten lassen, auch wenn kein Fieber vorhanden ist und die Patienten bisher sich verhältnismäßig so wohl fühlten, daß sie kaum im Bett bleiben mögen. Hatte die Krankheit einen stürmischen Anfang mit einem Frostanfall und Erbrechen genommen, so pflegt auch der weitere Verlauf derselben ein schwerer zu sein. Allerdings erreichen weder die Schlingbeschwerden noch das Fieber in der Regel einen besonders hohen Grad; aber die Kranken sehen blaß und eingefallen aus, die Augen sind matt, der Puls ist klein und sehr frequent, große Hinfälligkeit und Teilnahmlosigkeit für alle Vorgänge in ihrer Umgebung bemächtigt sich der Kranken. Die Bildung fauliger Geschwüre im Rachen ist mit einem sehr übeln und penetranten Geruch aus dem Mund verbunden; aus dem Mund und nicht selten auch aus der Nase fließt eine mißfarbige, stinkende Flüssigkeit ab. Bei der Untersuchung des Harns findet man denselben sehr häufig reich an Eiweiß. In günstigen Fällen währt der Zustand 2—3 Wochen, dann reinigen sich die Geschwüre, die Gefahr ist vorüber, und es folgt ein oft recht langes Stadium der Rekonvaleszenz. In bösartigen Fällen kann schon nach wenigen Tagen unter den Erscheinungen schnell fortschreitender Erschöpfung, aber meist bei ganz klarem Bewußtsein der Tod eintreten. Merkwürdigerweise zeigen viele Patienten trotz tief gehender Veränderungen an der Rachenschleimhaut ein kaum gestörtes Befinden, so daß ihr Zustand nicht die geringste Besorgnis zu erregen scheint. Aber gerade solche Patienten erleiden häufig gegen alle Erwartung einen plötzlichen Kräfteverfall und gehen in kürzester Frist zu Grunde. Am gefährlichsten steht es für den Kranken, wenn die D. mit Kehlkopfskrupp verbunden ist, und namentlich, wenn die D. im Verlauf einer Scharlachepidemie aufgetreten ist. Ist der Tod erfolgt, so findet man am Orte der Erkrankung selbst massenhafte Bakterienhaufen, sehr oft aber solche auch in den Nieren oder der stets geschwollenen Milz, jedenfalls als Zeichen einer schweren Allgemeininfektion parenchymatöse Entzündungen des Herzens, der Nieren und Leber, zuweilen Blutungen der Netzhaut und der Gehirnsubstanz.

Als Nachkrankheiten stellen sich zuweilen Lähmungen ein, allein diese schließen sich niemals unmittelbar an die D. an, sondern treten erst auf, wenn der ehemalige Patient seit 2—4 Wochen vollkommen genesen zu sein scheint. Am häufigsten werden der weiche Gaumen und die Rachenmuskeln gelähmt, so daß das Schlingen sehr erschwert und die Sprache eine näselnde wird. Hierzu gesellen sich häufig Lähmungen der Augenmuskeln mit Verlust des Akkommodationsvermögens, wobei die Kranken anfangen zu schielen. Auch die Arme oder Füße, namentlich die letztern, werden oft von einer Lähmung betroffen. Es ist noch nicht gelungen, den Zusammenhang dieser Lähmungen mit der D. aufzuklären. Übrigens geben diese diphtheritischen Lähmungen eine gute Prognose: sie gehen fast in allen Fällen nach kürzerer oder längerer Dauer vollständig vorüber.

Von großer Bedeutung ist es bei der D., Schutzmaßregeln gegen ihre weitere Verbreitung zu treffen. Nur der Arzt und das Wartepersonal soll sich in der Nähe der an D. Erkrankten aufhalten, alle andern Personen sind zu entfernen, und wenn Kinder im Hause sind, so thut man gut, sie aus dem Ort zu ent-

fernen, um die Möglichkeit einer weitern Ansteckung abzuschneiden. Die Krankenzimmer müssen wohl gelüftet werden, die Fenster sollten womöglich gar nicht geschlossen werden, und die höchste Sorgfalt muß auf Lüftung und Reinigung aller Räume verwendet werden, in welchen ein Kranker mit D. gelegen hat.

Über die Behandlung der D. gehen die Ansichten weit auseinander. Die meisten Ärzte huldigen einer lokalen Behandlung der D., indem sie die häutigen Belagmassen von der Schleimhaut abkratzen und die Schleimhaut mit Ätzmitteln bepinseln oder mit dem Ätzstift eingreifend touchieren. Gewöhnlich wird der Höllenstein in Lösung oder Substanz als Ätzmittel benutzt; manche Ärzte geben der konzentrierten Salzsäure, der Chromsäure, dem Liquor ferri sesquichlorati oder andern Ätzmitteln den Vorzug. Viele erfahrene Ärzte halten dagegen eine solche örtliche Behandlung der D. für gänzlich nutzlos und sind nur bestrebt, auf das Allgemeinbefinden kräftigend einzuwirken. Solange wir indessen ein durchschlagendes Mittel nicht haben, scheint es geboten, örtlich die Ausbreitung der Pilze wenigstens nach Möglichkeit zu bekämpfen; möglichst frühzeitig lasse man mit einer angenehm sauer schmeckenden Zitronensäurelösung alle fünf Minuten gurgeln. Nur die dauernde Berührung der Säure gibt Aussicht auf Abschwächung der Diphtheritisorganismen, so daß man bei Kindern die Flüssigkeit, die ohne Schaden verschluckt werden darf, wenigstens 2—3 Tage lang in kurzen Pausen durch Zerstäubung in Mund und Nase an die kranken Flächen zu bringen hat. Daneben versuche man bei Beginn kalte Umschläge und Eispillen, später, wenn die Eiterung nicht mehr zu hindern ist, warme Breiumschläge um den Hals. Die Hauptaufgabe des Arztes bleibt, die Kräfte des Kranken durch China- und Eisenpräparate, durch Wein und kräftige Nahrung aufrecht zu erhalten. Jede schwächende Behandlung, zumal Blutentziehung, ist unter allen Umständen zu vermeiden, namentlich auch in dem Fall, wenn Krupp des Kehlkopfes zur D. hinzutritt, welcher übrigens für sich, am besten durch frühzeitige Tracheotomie, zu behandeln ist. Gegen die diphtheritischen Lähmungen hat man den galvanischen Strom, kalte Douchen, Seebäder ꝛc. empfohlen. Da diese Lähmungen jedoch erfahrungsmäßig von selbst heilen können, so ist es schwer zu sagen, ob jener Behandlung ein erheblicher Einfluß beizumessen ist. Vgl. Seitz, D. und Krupp, geschichtlich dargestellt (Berl. 1877); Francotte, Die Diphtherie (deutsch, Leipz. 1885); Schottin, Die diphtheritische Allgemeinerkrankung (Berl. 1885).

Diphtherie bei Haustieren.

Diphtherie der Rinder (bösartiges Katarrhalfieber, akute Kopfkrankheit), durch spezifische Infektion in der Schleimhaut des Schlundkopfes, des Kehlkopfes, der Nasen- und Kieferhöhlen sowie in der Luftröhre und in den Bronchien entstehende exsudative Entzündung, wobei sich Fibrin in größern oder geringern Mengen abscheidet und die Schleimhaut in ihren obern Schichten brandig abstirbt. Mit dieser schweren Störung ist immer eine Blutvergiftung verbunden, durch welche Fieber, Pulsfrequenz, Appetitmangel und große Schwäche verursacht werden. Regelmäßig stellt sich entzündliche Infiltration der weichen Hirnhaut und infolgedessen starke Benommenheit des Bewußtseins, selbst förmliche Schlafsucht ein. Ebenso konstant ist die Trübung der Augen (Entzündung der Kornea und der Iris). Als Symptome sind außerdem schniebendes Atmen und Unvermögen zum Stehen zu beachten. Die D. kommt sporadisch oder in größerer Verbreitung innerhalb eines Viehbestandes vor. Auf andre Tiere oder auf den Menschen ist sie nicht übertragbar. Die Behandlung der ausgebildeten Krankheit ist nur selten von Erfolg. Am meisten hat sich die Applikation von Kalkwasser auf die kranken Schleimhäute des Kopfes und die Einatmung von Kalkdämpfen bewährt. In prophylaktischer Hinsicht ist die sofortige Trennung der kranken von den gesunden Rindern und die Desinfektion des Standorts der kranken Tiere erforderlich.

Diphtherie der Schafe, eine eigentümliche Infektionskrankheit, der vorwaltend die Lämmer unterworfen sind. Als Ursache ist das Betreiben einer Weide, die kurz zuvor mit Jauche gedüngt wurde, bekannt. Die D. kann aber auch im Stall durch spezifische Miasmen veranlaßt werden. 3—8 Tage nach der Infektion zeigen die Tiere Fieber, Mangel an Appetit, Rötung der Schleimhäute und Verfall der Kräfte, zuweilen Durchfall. Mit wenigen Ausnahmen gehen die erkrankten Lämmer stets zu Grunde. Die Sektion ergibt in der Rachenschleimhaut eine ausgebreitete Entzündung mit Ertötung des Epithels und flächenartige Mortifikation der obern Schleimhautschicht, zuweilen auch das Vorhandensein tieferer Geschwüre. Die in den andern Organen des Körpers befindlichen Veränderungen haben einen symptomatischen Charakter und stehen mit der Blutvergiftung in ursächlichem Zusammenhang. Von einer Behandlung der kranken Tiere ist kein Erfolg zu erwarten. Es erübrigt daher nur, auf die Entfernung der Krankheitsursachen Bedacht zu nehmen und insbesondere die Lämmerherden nicht auf Weiden gelangen zu lassen, auf welchen kurz zuvor eine Düngung mit Fäkalstoffen, resp. mit Jauche stattgefunden hat.

Diphtherie des Geflügels. Bei Tauben, Hühnern, Pfauen und Puten, aber auch bei Gänsen und Enten kommt die D. vor, die sich als eine ansteckende Seuche charakterisiert und zuweilen mehrere Monate in einem Gehöft herrscht. Die D. besteht in einer kruppösen (faserstoffigen) Entzündung und oberflächlichen Mortifikation der Schleimhäute, vorzugsweise der Maul- und Rachenhöhle und der Augen. Durch Resorption der Krankheitsprodukte vollzieht sich eine eigentümliche Blutvergiftung mit sekundärer Affektion der meisten innern Organe. Das an D. leidende Geflügel zeigt beschwerliches, von rasselnden und pfeifenden Geräuschen begleitetes Atmen; die Körpertemperatur steigt bis 42° und darüber; vermehrtes Durstgefühl und verminderte Futteraufnahme. Schwer erkrankte Tiere niesen und husten viel. Die Schleimhäute des Mauls und der Nase sind mit kruppösen Exsudaten bedeckt. Nicht selten kompliziert sich das Leiden mit Lungenentzündung und mit kruppöser Darmentzündung. Durchschnittlich erliegen 40 Proz. des Bestandes der Seuche. Zuweilen verläuft dieselbe günstiger. Bei Vernachlässigung der Behandlung kann der Verlust auf 80 Proz. steigen. Für das Heilverfahren ist die Vernichtung des Infektionsstoffes die Hauptsache. Der Kausalindikation wird entsprochen durch Einrichtung von Kontumazställen, durch schleunige Trennung der gesunden von den kranken Tieren, Vergraben oder Verbrennen der gestorbenen Tiere und sorgfältige Desinfektion der Ställe mit Karbolsäure. Bei den erkrankten Tieren ist die häufige Verabreichung einer 2proz. Alaunlösung oder Tannin in Wasser nützlich. Auch leistet ein Zusatz von Salzsäure zum Trinkwasser gute Dienste. Die faserstoffigen Belege in der Maul- und Nasenhöhle sind behutsam abzustreifen. In geeigneten Fällen ist die Bepinselung der kranken Schleimhäute mit Höllensteinlösung oder Jodtinktur zu versuchen.

Diphthóng (griech., »Doppellaut«), eine aus zwei Vokalen, von denen der erste betont ist, bestehende Lautgruppe. Die Aussprache kommt dadurch zu stande, daß bei fortdauerndem Stimmton die Mundstellung von der zum einen Vokal erforderlichen in die für einen andern Vokal gehörige übergeht. In der Regel ist der erste Vokal heller als der zweite; doch kommt auch das umgekehrte Verhältnis vor, z. B. in pfui und in den noch jetzt in süddeutschen Mundarten erhaltenen mittelhochdeutschen Diphthongen ie, uo, üe. Diphthonge der letztern Art werden bisweilen als unechte bezeichnet. Sprachgeschichtlich betrachtet, verschmilzt sehr häufig ein D. zu einem einfachen Vokal, z. B. in Mutter aus älterm muoter, franz. ai, au, nach jetziger Aussprache s. v. w. e, o; umgekehrt ist z. B. das mittelhochdeutsche î im Neuhochdeutschen zu dem D. ei geworden, z. B. in mein aus mîn.

Diphyenkalke, s. Juraformation.

Diphyllisch (griech.), zweiblätterig.

Diplasiásmus (griech., »Verdoppelung«), in der Grammatik Verdoppelung eines Konsonanten.

Diplasion, s. Doppelflügel.

Dipleidoskóp (griech., »Doppelbildseher«), astronom. Instrument, 1844 von Dent in London erfunden, besteht aus drei fein geschliffenen rechteckigen Glastafeln, welche ein gleichschenkeliges Prisma einschließen, wobei von den drei Neigungswinkeln der Seitenflächen der eine 90°, folglich jeder der beiden andern 45° beträgt. Wird das D. vor dem Objektivglas eines Fernrohrs so befestigt, daß die dem rechten Winkel gegenüberstehende Seitenfläche in der Ebene des Meridians liegt und genau senkrecht auf der Achse des Fernrohrs steht, so wird man von allen Gegenständen, welche nicht genau in der Ebene des Meridians liegen, im Gesichtsfeld zwei Bilder erblicken, wogegen sich bei Objekten in der Meridianebene diese beiden Bilder decken. Man kann daher mit einem jeden mit dem D. versehenen und gehörig aufgestellten Fernrohr die Kulmination hell glänzender Gestirne, besonders der Sonne, beobachten. Doch gewährt das D. immer nur eine beschränkte Genauigkeit und kann niemals für eine Sternwarte an Stelle des Passageninstruments (Mittagsfernrohrs) treten.

Diploë (griech.), die schwammige, markhaltige Substanz der platten Knochen.

Diplōm (diplōma, griech.), eigentlich die aus zwei Blättern zusammengelegte Schreibtafel; bei den Römern im allgemeinen eine amtliche Ausfertigung, namentlich eine durch Unterschrift und Siegel beglaubigte Urkunde. In dieser Bedeutung war das Wort D. während des ganzen Mittelalters nicht mehr gebräuchlich, denn alle jene Staatsschriften, welche jetzt Gegenstand der Urkundenlehre oder sogen. Diplomatik sind, wurden damals mit Charta, Pagina, Literae ꝛc. bezeichnet. Erst im 17. Jahrh. kam das Wort D. wieder in Aufnahme, und zwar führte es Mabillon (durch ein Werk »De re diplomatica«) in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch und Joachim in die deutsche Sprache ein. Es bedeutete damals alle amtlichen geschichtlichen Aufzeichnungen, besonders solche, welche einer ältern Zeit angehörten. Seitdem die Diplomatik deutsche Bearbeiter gefunden, ist das Wort Urkunde für D. herrschend geworden; dagegen erhielt D. die Bedeutung einer solchen schriftlichen Erklärung, welche zur Beglaubigung irgend eines Vorgangs oder Beschlusses von seiten der dabei beteiligten Personen absichtlich und beweiskräftig ausgestellt worden ist. In engerer Bedeutung sind Diplome Urkunden über Erteilung akademischer Würden, des adligen Standes oder über die Aufnahme in gelehrte Gesellschaften. Diplomatarium (Chartularium), eine Sammlung von Abschriften oder Abdrücken alter Urkunden. Vgl. Leist, Urkundenlehre (Leipz. 1882).

Diplomāt (griech.), ursprünglich derjenige, welcher Diplome verabfaßt (s. Diplom); dann Bezeichnung derjenigen, welche im internationalen Staatenverkehr die Interessen eines Landes zu vertreten haben (s. Diplomatie). Diplomatisch, auf die Diplomatie, auf den Beruf der Diplomaten bezüglich, z. B. eine diplomatische Mission. Die Ausdrücke D. und diplomatisch werden aber auch nicht selten auf andre Lebensverhältnisse übertragen, um ein Verfahren nach Art der Diplomaten zu charakterisieren. Diplomatisierend nennt man eine Politik, eine Haltung dann, wenn sie nicht gerade und offen, sondern mehr auf Umwegen zum Ziel zu gelangen sucht.

Diplomatie (v. griech. diplōma, s. Diplom), ein Wort, welches zur Bezeichnung dreier verschiedener Verhältnisse oder Gegenstände dient. Es bezeichnet 1) die Wissenschaft der Staatsschriften und Staatsurkunden. In dieser Richtung bezweckt D. die Ermittelung des Inhalts und die Feststellung der Echtheit der Staatsurkunden, zumal der Staatsverträge, auf Grundlage der Paläographie, welche die außer Gebrauch gekommenen Schriftzeichen früherer Jahrhunderte enträtselt, und der historischen und philologischen Textkritik. Soweit die D. diesen Zweck verfolgt, erscheint sie einfach als Hilfswissenschaft der Geschichte, zu deren allerersten Aufgaben es gehört, unter ihren urkundlichen Grundlagen Echtes von Unechtem zu unterscheiden und Urkundenfälschungen zu entlarven. Zur Sicherung der Staatsurkunden gegen Verdunkelung dienen gegenwärtig die Einrichtungen der Staatsarchive. Diese erste Bedeutung des Wortes D. ist fast außer Gebrauch gekommen, häufiger bedient man sich dafür des Wortes Diplomatik.

Auf Grundlage der ersten Bedeutung entstand eine zweite: hiernach ist D. 2) die Wissenschaft der auf die auswärtigen Staatsverhandlungen bezüglichen Regeln und Formen. In dem Worte D. liegt zunächst kein Unterschied zwischen innern und äußern Staatsangelegenheiten angedeutet. Insofern aber, insbesondere zur Zeit der absoluten Monarchie, der Gebrauch und der Abschluß von Staatsverträgen häufiger ward und das innere Staatsleben an Inhalt u. Bedeutung für die kontinentalen Staaten einbüßte, faßte man den äußern Verkehr als die Hauptzweckbestimmung des Staatsschriftenwesens auf. Schriftlichkeit, welche seit dem 16. Jahrh., vornehmlich unter dem Einfluß der Kirche, die regelmäßige Prozeßform im Gerichtsverfahren geworden war und den alten volkstümlichen Grundsatz der Mündlichkeit verdrängt hatte, beherrschte die äußern Beziehungen der Regierung mit um so größerm Recht, als jedermann überall darauf Bedacht nahm, seine Rechte in urkundlicher Form zu sichern und Beweismittel für spätere als möglich vorausgesehene Streitfälle zu bewahren. Im Zusammenhang damit bildete sich eine feste Technik in der Verwendung, Abfassung, Vorbereitung und Redaktion der für den auswärtigen Verkehr bestimmten Staatsurkunden, der Gebrauch einer Chifferschrift, das Kurierwesen u. a. Da indessen, zumal bei der Verhandlung von Staatsverträgen, den endgültigen Vereinbarungen überall mündliche Verabredungen vorangehen mußten, umfaßte allmählich die Bedeutung der D. jede Art des internationalen Meinungsaustausches. In der Sache selbst war auch der materielle Inhalt der unter den Vertretern des Staats getroffenen Vereinbarungen wichtiger als die formale Technik der urkundlichen Aufzeichnung. So erschien

denn schließlich 3) D. gleichbedeutend mit dem Inbegriff der Staatsverhandlungskunst und aller darauf bezüglichen Regeln. Erst in neuerer Zeit, wahrscheinlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, bediente man sich des Wortes D. in diesem erweiterten Sinn. Wann der Sprachgebrauch sich zuerst bildete, ist mit Sicherheit noch nicht festgestellt; jedenfalls ist er durchaus modern. D. als Staatsverhandlungskunst ist überall im Gegensatz zu denken zu den Mitteln der kriegerischen und gewaltsamen Entscheidung von Streithändeln. Zuständlich gewürdigt, erscheinen die Beziehungen der Staaten zu einander überall stets als friedliche oder kriegerische. Dieser Zweiteilung entspricht auch die Gegenüberstellung von D. und Heerführung (Strategie). Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen unter mehreren Staaten erscheint deswegen als Zeichen einer ernsthaften, häufig zum Krieg führenden Verwickelung, anderseits die Wiederanknüpfung diplomatischer Verhandlungen während des Kriegs als Vorbedeutung friedlicher Gesinnungen. Krieg und D. schließen sich im gewissen Maß gegenseitig aus. Wofern es sich nicht um die Einleitung eines ernst gemeinten Friedensschlusses handelt, wäre es auf seiten eines Feldherrn verkehrt, zu »diplomatisieren«, ebenso auch der Aufgabe des Diplomaten fremd, seinerseits vorzeitig mit Gewalt zu drohen, ein Verhalten, welches dem Endzweck der Friedenserhaltung meistenteils schwere Nachteile zufügt, wie aus neuester Zeit das Verhalten des Herzogs von Gramont vor dem Ausbruch des französisch-deutschen Kriegs im Juli 1870 besonders deutlich erkennen läßt. Ehe der Krieg von seiten eines Staats nicht beschlossene Sache ist, darf die D. niemals eine kriegerische Sprache führen. Auch im bürgerlichen Verkehr ist daher das »Undiplomatische« gleichbedeutend mit dem Unklugen. Zuweilen können allerdings diplomatische Verhandlungen und kriegerische Operationen nebeneinander hergehen. Meistenteils wird dies dann der Fall sein, wenn der eine Teil durch Staatsverhandlungen, die nicht ernsthaft gemeint sind, Zeit für die bessere Vorbereitung seiner militärischen Operationen zu gewinnen sucht. Lange Zeit vor dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs schwebten unter den beteiligten Mächten fruchtlose Friedensverhandlungen. Napoleon I. suchte 1814 mit den Verbündeten in Chaumont zu verhandeln, und ebenso knüpfte Thiers während der Belagerung von Paris 1870 im November Unterhandlungen an. Solange es einen auswärtigen Staatsverkehr gibt, besteht auch eine Verhandlungskunst. Es ist daher Mißverständnis oder Unklarheit, wenn viele Schriftsteller den Satz aufstellen, daß erst seit dem Ende des 15. Jahrh. mit der Ausbildung des gegenwärtigen Staatensystems eine D. entstanden sei. Schon die antiken Staatswesen hatten eine bestimmte Tradition und herkömmliche Regeln für ihre Verhandlungen mit den Nachbarstaaten. Insbesondere gilt dies von Sparta, Karthago und Rom; von jeher ward Philipp von Makedonien als einer der gewandtesten Unterhändler angesehen. Was das Mittelalter anbelangt, so haben unbestreitbar seit dem 10. Jahrh. die Päpste vorzugsweise durch ihre kirchliche D. ihre Machtstellung begründet und behauptet; unter den weltlichen Staaten war es vorzugsweise Venedig, dessen D. und Gesandtschaftswesen frühzeitig einen hohen Grad von Festigkeit und Geschicklichkeit erkennen lassen. Eine wesentliche Veränderung ist in der neuern Zeit insofern vor sich gegangen, als erstens (allerdings erst seit dem 16. Jahrh.) ein ständiges Gesandtschaftswesen in Europa aufkam und zweitens seit dem Westfälischen Frieden die Beziehungen der europäischen Staaten zu einander auf eine allgemeine Rechtsgrundlage gegenseitiger Anerkennung gestellt waren. Die antike und mittelalterliche D. ging in bewußter Weise von den einseitigen Vorteilen und Machtzwecken des eignen Staats als der alleinigen Norm ihres Handelns aus. Die moderne D. steht auf einer doppelten Grundlage: auf dem Gesamtrecht einer europäischen Staatengesellschaft und auf dem berechtigten Eigennutz der einzelnen Staaten, so daß sie zwischen diesen beiden Thatsachen des völkerschaftlichen Zusammenlebens eine friedliche Vermittelung und Ausgleichung zu suchen hat. Vorderhand ist freilich der Gesichtspunkt des eignen Vorteils und der egoistischen Machterweiterung in der Praxis der D. überall der entscheidende gewesen. Allein das Vorhandensein eines Prinzips der menschlichen Handlungen ist niemals zu verwechseln mit dem jeweiligen Stand seiner Verwirklichung in der Praxis. Ebendeswegen ist nicht zu bestreiten, daß die moderne D. auf ganz andrer Grundlage steht und stehen soll als die antike oder mittelalterliche. Obgleich der Eigennutz die in der diplomatischen Praxis herrschende Thatsache ist, darf man nicht vergessen, daß die auf sittlichen Grundsätzen ruhende Staatslehre gegen diese Praxis zu jeder Zeit Widerspruch erhoben hat, und daß die D. sich nicht enthalten konnte, die Berechtigung der idealen Ziele des menschheitlichen Lebens bei sehr wichtigen Gelegenheiten anzuerkennen: sie unterdrückte den Sklavenhandel; sie befreite die großen europäischen Ströme von den Hindernissen der Schiffahrt; sie wahrte die Freiheit der Meere; sie sicherte im Pariser Frieden in höherm Maß das Privateigentum im Seekrieg; sie schützte in der Genfer Konvention von 1864 das Leben der Verwundeten; sie versuchte auf der Brüsseler Konferenz 1874 die Schrecken des Kriegs durch feste Regeln zu mildern. Die Zwecke der D. sind also über die Landesgrenzen der einzelnen Staaten hinaus erweitert und auf eine sittliche Basis gestellt worden, indem man die Harmonie der Gesamtinteressen als wünschenswertes Ziel anerkennt. Ebenso haben sich im Vergleich zu früher die Mittel der D. völlig verändert. Der Eigennutz der Staaten in Kollision mit dem Eigennutz gleich mächtiger kann nimmer zum Ziel gelangen, außer durch Gewalt, Hinterlist, Lüge oder Vertragsbruch. Machiavellismus und Jesuitismus beherrschten daher die alte D. Jedes zweckdienliche Mittel war erlaubt, weil es als notwendig galt. Wenn auch solche Mittel gegenwärtig nicht aus der Praxis verschwunden sind, so werden sie doch durch die öffentliche Meinung gebrandmarkt: sie verstecken sich hinter Ableugnungen und Entschuldigungen, während sie früherhin sich dreist und einfach als verdienstlich und berechtigt betrachteten. Den Nachwirkungen der ehemaligen Verderbnis der Staatssitten ist es zuzuschreiben, daß sich selbst heute noch an die D. dieselbe unvolkstümliche Vorstellung knüpft wie an die Wirksamkeit der geheimen Staatspolizei, und daß manche in der Verhandlungskunst nichts andres erblicken wollen als die Kunst des Hinterhalts und der Übervorteilungen. Ob von einer Wissenschaft der D., nicht bloß von einer Kunst, gesprochen werden könne, ist zweifelhaft. Sicherlich gibt es gewisse Maximen und Regeln für die D. wie für jede andre Kunst. Die bloße Technik der Formalien im schriftlichen Verkehr der Regierungen hat indessen keinen Anspruch darauf, eine Wissenschaft zu heißen, und ebensowenig scheint es zulässig, mit Pölitz die Gesamtheit der für Staatsverhandlungen nützlichen Kenntnisse in andern Wissenszweigen (Völkerrecht,

Staatsrecht, Geschichte, neuere Sprachen) auf Grund einer nur äußerlichen Zweckbestimmung und des praktischen Gebrauchs zu einer eignen und selbständigen Wissenschaft der D. zu vereinigen. Es gibt keine Wissenschaft der D., weil die Zwecke der D. bis jetzt noch vorwiegend individuell nationale der einzelnen Staaten sind und darum auch die Mittel angesichts der in der Staatenwelt vor sich gehenden Veränderungen überall den konkreten Verhältnissen besonders angepaßt werden müssen. Unter allen Faktoren des diplomatischen Gelingens oder Mißlingens sind bestimmte theoretische Kenntnisse, obwohl unentbehrlich, doch am wenigsten entscheidend, und eben diese Kenntnisse sind nicht aus der eigentümlichen Natur der äußern Staatenbeziehungen, sondern gerade aus andern Wissensgebieten zu entnehmen. Jeder Staat hat seine eigentümliche Aufgabe und darum auch eigentümliche Maximen in der Verfolgung seiner Ziele. England als Handels- und Seestaat ist anders gestellt als die kontinentalen Staaten, Deutschland in zentraler Lage anders als Rußland mit seinen orientalischen Beziehungen, eine Großmacht anders als neutrale Staaten, wie die Schweiz und Belgien. Die Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Sicherheit des friedlichen Bestandes ist je nach der geographischen Lage für die einzelnen Staaten eine ganz verschiedene, und daraus ergibt sich auch die Unmöglichkeit allgemein anwendbarer, abstrakter Regeln für die Verhandlungskunst. Soweit, als allgemein menschliche Ziele in Betracht kommen, ist die wissenschaftliche Grundlage der D. identisch mit dem Völkerrecht und den darauf beruhenden Forderungen der auswärtigen Politik. Endlich 4) bedeutet D. die Gesamtheit der für auswärtige Staatsverhandlungen thätigen Amtsorgane, somit der an den europäischen Höfen beglaubigten Gesandten (s. d.) und ihrer Gehilfen, außerdem aber auch der in den auswärtigen Ministerien fungierenden Personen. D. in dieser letzten Bedeutung ist also umfassender als Gesandtschaftspersonal und auch als der Ausdruck diplomatisches Korps (s. d.), welches die an einem bestimmten Hof beglaubigten Gesandtschaften in sich begreift. Die Spitze und der Ausgangspunkt der gesamten europäischen D. liegt überall in den Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, in denen die Richtschnur für das Verhalten der D. in Gestalt bestimmter Instruktionen festgesetzt wird. Die Befähigung zum diplomatischen Dienst ist gegenwärtig in allen größern Staaten an gewisse Vorbedingungen geknüpft, die indessen vielfach dem Dispensationsrecht unterliegen. Die Auswahl eines geeigneten Staatsvertreters richtet sich nämlich überall, abgesehen von einem gewissen Maß theoretischen Wissens und allgemeiner Bildung, auch danach, welche technischen Kenntnisse an einem bestimmten Platz vorzugsweise erforderlich scheinen (z. B. militärische oder handelspolitische), und welchen persönlichen Einfluß in den entscheidenden Kreisen eines fremden Hofs man von den bestimmten Personen nach der Gesamtheit ihrer Eigenschaften erwarten darf, so daß es beispielsweise sehr verkehrt sein könnte, einen gelehrten Orientalisten an den Hof eines orientalischen, jeder Gelehrsamkeit und Bildung unzugänglichen Fürsten zu senden. Die gegenwärtig in Europa für die diplomatische Laufbahn erforderlichen Vorbedingungen sind meistenteils: ein theoretisches Studium der Rechts- und Staatswissenschaften auf den Universitäten und ein praktischer Vorbereitungsdienst, teils an den Gerichten und Verwaltungsstellen des eignen Landes, teils bei einer auswärtigen Gesandtschaft als Attaché, wobei bestimmte Kenntnisse zu erwerben sind, über welche die Aspiranten sich im Prüfungen auszuweisen haben. Im allgemeinen entsprechen diese Anforderungen der Natur der Dinge. Doch finden sich zahlreiche Beispiele, welche zeigen, daß auch Männer ohne juristische Vorbildung durch ihre diplomatischen Leistungen hervorragen. Cavour war von Haus aus Ingenieur, Niebuhr Historiker. Mit Vorliebe wählt man in neuester Zeit hochstehende Militärs zur Besetzung einflußreicher Posten. Neben der Kenntnis neuerer Sprachen und seines eignen, später zu vertretenden Landes und seiner Rechtsinstitutionen muß von dem Diplomaten verlangt werden, daß er sich befähigt zeige, richtig zu beobachten und sicher zu beurteilen, was in fremden Ländern an politisch einflußreichen Faktoren hervortritt. Zu ihren schriftlichen Verhandlungen bediente sich die D. seit den letzten Jahrhunderten der französischen Sprache als der seit dem 17. Jahrh. verbreitetsten internationalen Verkehrssprache; in neuester Zeit hat sich England und seit dem Krieg von 1870 auch Deutschland für den Schriftwechsel teilweise von diesem Gebrauch losgesagt. Doch bleibt das Französische die Verhandlungssprache der Kongresse.— Die ältere Litteratur über D. ist fast völlig unbrauchbar. Aus neuerer Zeit vgl. v. Kaltenborn in Bluntschlis »Staatswörterbuch«; Heffter, Das europäische Völkerrecht (7. Aufl., Berl. 1882); Bergé, Diplomates et publicistes (Par. 1856); v. Martens, Guide diplomatique (5. Aufl., hrsg. von Geffcken, Leipz. 1866, 2 Bde.).

Diplomatik (griech.), der Inbegriff von Regeln für die Auslegung und für den Gebrauch von Urkunden; Diplomatiker, ein in die Wissenschaft der D. Eingeweihter und darin Erfahrener. Vgl. Diplomatie.

Diplomatisch, s. Diplomat.

Diplomatisches Korps (Corps diplomatique), die Gesamtheit der diplomatischen Vertreter fremder Staaten bei einem Souverän. Regelmäßig werden nur die eigentlichen Gesandten (s. d.) hierzu gerechnet, Konsuln und sonstige diplomatische Agenten nicht. Da die Gesandten der einzelnen Staaten verschiedene und oft sehr weit auseinander gehende Interessen verfolgen, so kann von einer eigentlichen Körperschaft oder rechtlichen Korporation der diplomatischen Vertreter der verschiedenen Staaten bei einem und demselben Souverän nicht wohl die Rede sein. Nur bei gewissen zeremoniellen Gelegenheiten bilden sie eine äußerliche Gemeinschaft, so bei Krönungen, Hoffesten, Gratulationen, Eröffnung der Ständeversammlungen u. dgl. Der Vortritt und die Wortführung gebührt hierbei demjenigen Gesandten erster Klasse, welcher am längsten bei der betreffenden Regierung akkreditiert ist, dem Ältesten (Doyen) des diplomatischen Korps. Doch wird bei den katholischen Mächten meist dem päpstlichen Nunzius der Vorrang gelassen. In Deutschland sind gegenwärtig auch die Mitglieder des Bundesrats (s. d.) zum diplomatischen Korps der Reichshauptstadt zu rechnen.

Diplopie (griech.), s. Doppeltsehen.

Diplosomie (griech.), Zwillingsmißgeburt, wobei zwei vollständig entwickelte Individuen an einer oder an mehreren Stellen miteinander verwachsen sind.

Diplostemon (griech.), mit doppeltem Staubblattkreis, Bezeichnung einer Blüte mit zwei Staubblattkreisen in regelmäßiger Alternation, wie bei den Sapotaceen. Im Gegensatz zu Obdiplostemon (s. d.).

Dipnoer, s. Fische.

Dipodie (griech., »Doppelfuß«), in der Metrik die Verbindung zweier Versfüße zu einem Versglied. So gibt es eine iambische D. (⏑–⏑–), eine trochäische (–⏑–⏑), eine anapästische D. (⏑⏑–⏑⏑–) 2c.

Man teilt einen Vers **dipodisch** ab, wenn man ihn nach solchen Doppelfüßen mißt oder liest.

Dipodina (Springmäuse), Familie der Nagetiere (s. d.).

Dipönos und **Skyllis**, zwei Bildhauer und Bildschnitzer aus Kreta, um 550 v. Chr., angeblich Schüler des Dädalos. Sie hatten sich im Peloponnes (Argos und Sikyon) angesiedelt und sammelten zahlreiche Schüler um sich. Für Sikyon arbeiteten sie die Statuen des Apollo, der Diana, des Herkules und der Minerva. Eine Minerva in Kleonä erwähnt Pausanias; Bilder aus Ebenholz, Kastor und Pollux zu Pferd mit ihren Söhnen und deren Müttern, standen zu Argos im Tempel der Dioskuren.

Dippel, Johann Konrad, Alchimist und Chemiker, geb. 10. Aug. 1673 auf dem Schloß Frankenstein unweit Darmstadt, studierte zu Gießen Theologie, hielt in Straßburg physisch-chiromantische Vorlesungen, mußte aber schuldenhalber entweichen, worauf er nach Darmstadt zurückkehrte und in seiner »Orthodoxia orthodoxorum« zu den Pietisten übertrat. Bald darauf wurde er aber Freigeist und erklärte sich in seinem »Papismus protestantium vapulans« voll bittern Spottes gegen das orthodoxe Kirchentum. Fortan verfolgte ihn der Haß der erbitterten Geistlichkeit sein ganzes Leben hindurch. Im J. 1698 begann er Medizin zu studieren, verfiel aber in alchimistische Träumereien, beschäftigte sich in Berlin 1704 bis 1707 mit der pharmazeutischen Chemie und machte großes Aufsehen mit der Erfindung seines tierischen Öls als eines Universalmittels. Abfälle von der Bereitung dieses Öls, ein Alkali, worüber dasselbe destilliert worden war, führten den Färber Diesbach in Berlin zur Entdeckung des Berliner Blaus. Wir finden D. sodann in Amsterdam als Arzt von großem Ruf, bis ihn seine Schrift »Alea belli muselmanici etc.« nötigte, nach Altona zu entfliehen, wo er sich als dänischer Kanzleirat so unklug über die Regierung äußerte, daß er 1719 seiner Würden entsetzt und bis 1726 auf Bornholm gefangen gehalten wurde. 1727 gewann er als Arzt Eingang am schwedischen Hofe, verscherzte sich aber auch diese Stellung durch sein Einmischen in politische Händel und seine theologischen Schriften. Er starb 25. April 1734 auf dem Schloß Wittgenstein, nachdem er die letzten Jahre zum Teil in Berleburg verlebt hatte. Seine Träumereien abgerechnet, war er einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und ein Vorläufer der Aufklärung. Bekämpfte er die kirchlichen Dogmen, so setzte er doch das Wesen der Religion in Liebe und Selbstverleugnung. Seine Schriften, deren Zahl sich auf 70 beläuft, sind aufgeführt in Strieders »Geschichte der hessischen Gelehrten«, Bd. 3. Die meisten gab er unter dem Namen Christian Democritus heraus. Eine neue Gesamtausgabe erschien Berleburg 1747, 3 Bde. Vgl. Bender, J. K. D., der Freigeist aus dem Pietismus (Bonn 1882).

Dippelsöl, s. Tieröl.

Dippoldiswalde, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, 355 m ü. M., an der Roten Weißeritz und der Hainsberg-Kipsdorfer Eisenbahn, hat 2 Kirchen, Strohhut- und Pappenfabrikation und (1880) 3321 meist evang. Einwohner. D. ist Sitz einer Amtshauptmannschaft und eines Amtsgerichts. Am Westrand der Stadt steht das nach dem Dreißigjährigen Krieg neugebaute Schloß, in welchem das sogen. Dippoldiswalder Mandat über die Prozeßordnung (1691) entstand. Ein unterirdischer Gang führt nordwärts zu einer Sandsteinklippe in der Heide, wo in einer Höhlung nahe am Einsiedlerbrunnen der Heidenapostel Dippold (Adalbert, Apostel der Preußen) gelebt und einen böhmischen Prinzen getauft haben soll. Jenem Einsiedler soll der Legende nach D. seinen Namen verdanken. Die Stadt ward sehr wahrscheinlich im 10. Jahrh. von böhmischen Bergleuten angelegt, gewann bald durch die nahen Bergwerke Bedeutung und erhielt 1363 Mauern.

Dipsaceen (Kardengewächse), dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Aggregaten unter den Sympetalen, Kräuter oder Stauden mit meist gegenständigen Blättern und köpfigen, behüllten Blütenständen. Der Boden des Köpfchens ist entweder nur mit den Blüten oder zugleich auch mit borstigen oder spreublattartigen Deckblättern besetzt; auch ist jede einzelne Blüte mit einem besondern kelchartigen, einblätterigen Hüllchen (Außenkelch) umgeben, welches an der Mündung verengert und am Rand entweder ganz oder in Zähne geteilt ist. Der Fruchtknoten ist unterständig; an seinem obern Ende trägt er den Kelchsaum, der gewöhnlich über dem Fruchtknoten eingeschnürt und am Rand entweder ganz, oder gezahnt, oder in borstenförmige Zipfel zerteilt ist, welche bisweilen federartig gebartet sind. Die dem Kelch eingefügte röhrenförmige Blumenkrone hat einen aus vier oder fünf Abschnitten bestehenden, oft ungleichen Saum und trägt vier im Grunde der Röhre entspringende, mit den Abschnitten des Saums abwechselnde Staubgefäße, von denen die zwei vordern bisweilen kürzer oder antherenlos sind. Das hintere, fünfte Staubgefäß schlägt fehl. Der einfächerige Fruchtknoten enthält eine an der Spitze des Faches hängende, anatrope Samenknospe. Der fadenförmige, einfache Griffel endigt in eine keulenförmige oder zweispaltige Narbe. Die Frucht ist eine trockne, mit dem Kelchsaum gekrönte und von dem Hüllchen umgebene Achene. Diese Familie besteht aus etwa 125 Arten, welche den gemäßigten und wärmern außertropischen Zonen der Alten Welt und dem Kap angehören; s. Dipsacus.

Dipsăcus *Tourn.* (Kardendistel), Gattung aus der Familie der Dipsaceen, zwei- oder mehrjährige, borstig behaarte oder stachlige Kräuter mit gegenständigen, gesägten oder fiederspaltigen Blättern, gipfelständigen Blütenköpfchen, langen, steifen, borstigen Deckblättern und mit dem Kelchsaum gekrönten, einsamigen Achenen. 36 Arten in Europa, Nordafrika und Asien. D. Fullonum *L.* (Weberkarde, Walkerdistel, Karbätschendistel, Tuch- oder Rauhkarde), bis 1,8 m hoch, mit sitzenden, sägezähnigen Blättern (die stengelständigen sind breit verwachsen), wagerecht abstehenden, an der Spitze hakenförmig gekrümmten Hüllblättchen, steifen, länglichen, begrannt-haarspitzigen Spreublättchen, die so lang wie die Blumenkrone und zurückgekrümmt sind, und lilafarbigen Blüten, wächst wild in England und in Südeuropa und wird ihrer Blütenköpfe halber als wichtige Handelspflanze in Frankreich, England, Holland, Italien und Süddeutschland, besonders in der Pfalz und in einigen Gegenden Österreichs, auch in Schlesien, der Provinz und dem Königreich Sachsen gebaut. Sie verlangt einen thonigen, bindenden, wasserhaltenden Boden und wird breitwürfig oder besser in Reihen gesäet, vorteilhafter aber auf besondern Pflanzbeeten erzogen und im Sommer wie Runkelrüben in Entfernungen von etwa 60 cm verpflanzt. Die Karde blüht im zweiten Jahr, und die Ernte beginnt gewöhnlich Ende Juli oder Anfang August vor dem völligen Abblühen, dauert aber wegen der ungleichmäßigen Entwickelung der Blütenköpfe oft mehrere Wochen. Ein Hektar liefert durchschnittlich 240,000 Kardenköpfe von allen Größen. Diese dienen zum Aufkratzen und Appre-

tieren wollener Gewebe. Man bevorzugt die französischen (Rouener, Avignoner) wegen ihres vorzüglich festen Gehäkes, welches sie einer sehr sorgfältigen Kultur und den klimatischen Verhältnissen verdanken. Beim Anbau leidet die Weberkarde durch Frost, Meltau, Regen bei der Ernte und durch ein Aaltierchen (s. d.), welches die Kernfäule verursacht und durch rechtzeitiges Ausbrechen und Verbrennen der kernfaulen Köpfe vertilgt werden kann. D. sylvestris *L.* (**wilde Kardendistel**), 1 m hoch, mit am Rand kahlen oder zerstreut-stachligen Blättern und nicht hakig gekrümmten Spreublättchen, wächst auf wüsten Plätzen, Wegrändern etc. Die gegenüberstehenden Blätter bilden durch Verwachsung ihrer Ränder kleine Becken, in welchen sich Regenwasser sammelt (**Venuswaschbecken**, daher auch der griechische Name »die Durstige«). Aus Drüsen der Blätter schießen von Zeit zu Zeit Protoplasmafäden bis in das Wasser hervor, um aus diesem, wie es scheint, Ammoniak oder andre Pflanzennahrungsstoffe aufzunehmen.

Dipsektor (griech.-lat.), von **Wollaston** 1817 erfundenes, jetzt wenig benutztes katoptrisches Instrument zur Messung der Depression des Horizonts auf dem Meer sowie zur Bestimmung der Depression der Küsten, mithin auch ihrer Entfernung. Seine Einrichtung ist dem Sextanten ähnlich.

Dipsodisch (griech.), dursterregend; **Dipsomanie**, anfallsweise, periodische Trunksucht, häufig in einem Anfall von Raserei endigend.

Diptam, Pflanzengattung, s. Dictamnus; **kretischer D.**, s. Origanum.

Dipteren, Insektenordnung, s. **Zweiflügler**.

Dipterocarpus *Gärtn.* (**Zweiflügelnuß**), Gattung aus der Familie der Dipterokarpaceen, große Bäume in Ostindien, mit ovalen, ganzrandigen oder buchtig gekerbten Blättern, großen, wohlriechenden Blüten in achselständigen Trauben und holzigen, ovalen, zweiflügeligen, einsamigen Kapseln. Etwa 25 tropisch asiatische Arten. D. laevis *Ham.* (D. turbinatus *Gärtn.*), ein hoher Baum mit geradem, dickem Stamm und tiefrissiger Rinde, enthält einen balsamischen Saft in reichlicher Menge, den man gewinnt, indem man am untern Teil des Stammes große Löcher einbohrt und den darunter befindlichen Teil etwas verkohlt. Dieser Balsam ist rotbraun, fluoresziert grünlich, ist etwas dickflüssig, schmeckt bitter, löst sich in Chloroform und ätherischen Ölen, unvollkommen in Alkohol, nicht in Wasser, kommt als **Gurjunbalsam** (Balsamum Capivi, Wood-oil, Holzöl) in den Handel und wird als äußerliches Heilmittel und als Firnis auch zu Verfälschung des Kopaivabalsams gebraucht. Auf gleiche Weise benutzt man den Balsam von D. alatus *Roxb.*, D. costatus *Roxb.*, D. trinervis *Blume*, D. incanus *Roxb.*, gleichfalls Riesen unter den südasiatischen Bäumen.

Dipterokarpeen, dikotyle, etwa 110 Arten umfassende, in Ostindien einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Guttiferen unter den Polypetalen, Bäume mit wechselständigen, in der Knospe eingerollten Blättern und zusammengerollten Nebenblättern. Besonders sind sie durch die Flügel ausgezeichnet, welche sich durch Auswachsen des Kelches bei der Fruchtreife bilden. Vgl. A. **De Candolle** in »Prodromus«, Bd. 16. Die Stämme der D. sind reich an balsamischen Säften, manche auch an einem kampferartigen Stearopten, wie vorzüglich die auf Sumatra und Borneo wachsende Dryobalanops Camphora *Colebr.* Die Samen sind reich an fettem Öl.

Dipterologie (griech.), Lehre von den Dipteren oder Zweiflüglern.

Dipteros (griech.), ein mit doppelter Säulenreihe umgebener griechischer Tempel. Weiteres s. **Tempel** und **Baukunst**, besonders S. 486.

Dipteryx *Schreb.* (Coumarouna *Aubl.*, **Tonkabaum**), Gattung aus der Familie der Papilionaceen, Bäume mit wechsel- oder gegenständigen, unpaarig oder paarig gefiederten, lederigen Blättern, violetten oder rosenroten Blüten in terminalen Rispen und ovalen, zusammengedrückten, steinfruchtartigen, einsamigen Hülsen. Acht tropisch amerikanische Arten. D. odorata *Willd.*, ein Baum in den Wäldern von Guayana, liefert in seinen Samen die holländischen **Tonka-(Tonga-, Tonko-)Bohnen**. Diese riechen stark und angenehm aromatisch, etwas meliloten- oder auch heuartig, schmecken bitter aromatisch und enthalten außer fettem Öl in reichlicher Menge **Kumarin** (s. d.), welches sich bei alten Samen bisweilen in kleinen, weißen Kristallen ausscheidet. Die Tonkabohnen sind länglich, plattgedrückt, bis 5 cm lang und bis 1 cm breit, glatt, netzrunzelig, fettig anzufühlen, glänzend schwarz oder schwarzbraun. Früher benutzte man sie als Arzneimittel, jetzt fast nur als Parfüm für Schnupftabak, zu Tabaksaucen und auch sonst in der Parfümerie, zur Bereitung der Maitrankessenz und zur Nachahmung der Weichselrohre aus gewöhnlichen Kirschbaumtrieben. Die Eingebornen von Guayana tragen sie wegen des Wohlgeruchs in Ketten um den Hals. Auch Rinde und Holz des Baumes sind wohlriechend. Letzteres kommt unter dem Namen **Cumarunu-** oder **Gaiacholz** in den Handel, ist rötlichgelb, feinfaserig und ausnehmend hart, wird aber im grünen Zustand zu sehr von den Würmern angefressen. D. oppositifolia *Willd.*, ein Baum in Cayenne und Brasilien, liefert die kleinern englischen Tonkabohnen, welche aber selten nach Europa kommen. D. oleïfera *Benth.*, an der Moskitoküste, ist ein großer Baum mit sehr schwerem, gelbem Holz und geruchlosen Samen, deren Öl von den Eingebornen als Haaröl benutzt wird.

Diptoton (griech.), in der Grammatik ein Wort mit nur zwei Kasusendungen.

Diptychon (griech.), eine aus zwei zusammengelegten Blättern bestehende Schreibtafel, die ursprünglich aus Holz gefertigt und mit Wachs überzogen war, bis sie der steigende Luxus aus Silber, Gold und Elfenbein verfertigte. Bestanden diese Schreibtafeln aus drei und mehreren Blättern, so nannte man sie **Triptycha**, **Polyptycha** etc. Prätoren, Ädilen und Konsuln bedienten sich der Diptychen zu öffentlichen Geschenken, was später nur noch den letztern gestattet wurde. In der alten christlichen Kirche wurden zunächst die Namen der Wohlthäter der Kirche in sie eingetragen und bei dem der Konsekration vorangehenden Gebet vom Diakon vorgelesen, während gegenwärtig der Priester bei dem »Memento Domine etc.« im Meßkanon sie nur noch leise nennt oder auch ihrer nur gedenkt oder, die Diptychen auf den Altar niederlegend, in allgemeinen Worten auf sie hindeutet. Nur die griechische und armenische Kirche haben den Gebrauch der vom Diakon zu recitierenden Diptychen bis jetzt beibehalten. Aus den Diptychen gestrichen zu werden, galt als gleichbedeutend mit der Exkommunikation. Nicht selten sind die Diptychen auch mit bildlichen Darstellungen geschmückt, die sie kunstgeschichtlich interessant machen; sie wurden vielfach als Buchdeckel der Ritualbücher benutzt.

Dipus, Springmaus.

Dipylon (griech.), Doppelthor.

Dirca *L.* (**Lederholz**), Gattung aus der Familie der Thymeläaceen, mit der einzigen Art D. pa-

lustris *L.* (Sumpflederholz, Sumpfseidelbast, Mäuseholz), ein 1 m hoher Strauch mit breit elliptischen, kurzgestielten, krautigen, 6 cm langen, kahlen Blättern, unscheinbaren gelblichen Blüten und einsamiger Steinfrucht, in Kanada und Virginia in Sümpfen und an schattigen Ufern. Die außerordentlich zähen Zweige werden zu Riemen benutzt und liefern Bastfasern zu Tauen, die Rinde wirkt wie Seidelbastrinde, die Samen sind giftig.

Dirceu, Pseudonym, s. Gonzaga.

Dirckinck-Holmfeld, Konstantin, Freiherr von, dän. Staatsmann, geb. 24. Febr. 1799 zu Bocholt, war bis 1840 Beamter im Herzogtum Lauenburg und machte sich, 1819 in die deutsche Kanzlei eingetreten und 1829 als Beamter nach Schwarzenbeck versetzt, seit 1827 durch deutsche und dänische Schriften bekannt. Als Gründer der dänischen Gesamtstaatstheorie verteidigte er dieselbe gegen den schleswig-holsteinischen Separatismus, unter anderm als Herausgeber des alten Hamburger »Politischen Journals« bis 1840, und ward daher von König Christian VIII. seines Dienstes enthoben, um seine vom König adoptierte Theorie, namentlich gegen die Augustenburgischen Erbansprüche, wissenschaftlich begründen zu können. Nach der Anerkennung seiner Theorie durch das Londoner Protokoll bekämpfte er in der von ihm redigierten »Kopenhagener Zeitung« und zahlreichen Flugschriften ebenso entschieden die eiderdänischen Pläne. Ein auf seine Behausung in Roeskilde gerichteter Angriff veranlaßte ihn zur Flucht (1861). Seitdem lebte er in Hamburg, wo er 3. Juni 1880 starb. Er lieferte auch verdienstliche Beiträge zur Sprachkunde und Philosophie. — Von seinen beiden Brüdern stand der ältere, Ulysses, Baron von D., geb. 1801 zu Osnabrück, längere Zeit als Seeoffizier in französischen und auch in russischen Seediensten, fungierte seit 1848 als dänischer Gesandter in Hamburg und Hannover, dann in Belgien und seit 1856 in Paris, schließlich als Bundestagsgesandter 1863—64 in Frankfurt und starb 22. Juli 1877 in Kiel, während der jüngere, Edwin, Baron von D., geb. 1802 zu Osnabrück, Chef der preußischen Navigationsschule wurde, als solcher die Amazone auf ihrer ersten Reise befehligte, seit 1856 aber in Zurückgezogenheit lebt.

Dircks, Henry, engl. Zivilingenieur und belletristischer Schriftsteller, geb. 26. Aug. 1806 zu Liverpool, trat als Lehrling in ein Kaufmannsgeschäft, verwandte aber seine Mußezeit auf das Studium der Mechanik, Chemie und der allgemeinen Litteratur. Noch vor dem 21. Jahr hielt er Vorlesungen über Chemie und Elektrizität und schrieb Essays, Kritiken und Erzählungen für verschiedene Journale. Im J. 1837 ward er lebenslängliches Mitglied der British Association, 1840 Ehrensekretär einer litterarischen Gesellschaft und Mitbegründer eines mechanischen Instituts. 1842 trat er als Ingenieur für Eisenbahn-, Kanal- und Bergbau auf und entfaltete eine fruchtbringende Thätigkeit; seit 1858 aber wirkte er nur noch als beratender Ingenieur. Auf größern Reisen durch Frankreich und Belgien studierte er die Hauptmittelpunkte der Industrie, Wissenschaft und Litteratur. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Perpetuum mobile, or search for self-motive power« (1861, 2. Ausg. 1870); »Contributions to a history of electro-metallurgy« (1863); »The ghost, as produced in the spectre drama« (1863, die eigentliche Erfindung dieser sehr populär gewordenen »optischen Täuschungen« fällt aber schon in eine weit frühere Periode seines Lebens); »The life, times and scientific labours of Edward Somerset, marquis of Worcester« (1865); »Worcesteriana« (1866); »Memoir of Samuel Hartlib, Milton's familiar friend« (1865); »Inventors and inventions« (1867). Auch veröffentlichte er die Novelle »Joseph Anstey« (1863) sowie »Nature-study as applicable to the purposes of poetry and eloquence« (1869, 2. Aufl. 1870) und »Naturalistic poetry« (1872). Er starb 1873.

Directorium (D. divini officii, lat.), in der katholischen Kirche der Kirchenkalender, worin die Ordnung der kirchlichen Feste, der Messen ꝛc. für jeden Tag des Jahrs verzeichnet ist.

Direkt (lat.), gerade, geradezu, unmittelbar; in der Astronomie s. v. w. rechtläufig, d. h. in Ordnung der ekliptischen Zeichen, von W. nach O., im Gegensatz zu retrograd oder rückläufig (s. d.).

Direkte Rede (lat. oratio directa), Redeweise, bei welcher die Worte eines Dritten geradezu, wie er sie gesprochen, also unabhängig von einem andern Satz, angeführt werden (z. B. Cäsar sagte: ich kam, sah und siegte), im Gegensatz zur indirekten Rede (Cäsar sagte, daß er ... gesiegt habe).

Direkter Schuß, ein direkt auf das Ziel gerichteter Schuß mit flacher Flugbahn aus einer Kanone mit voller Gebrauchsladung (vgl. Indirekter Schuß).

Direktion (lat.), Richtung; Leitung, Oberaufsicht (auch als Behörde); Direktionslinie, Richtungslinie für die Bewegung eines Körpers, einer Truppenabteilung ꝛc.; Direktionswinkel, Richtungswinkel.

Direktive (neulat.), Leitung, Richtung, Richtschnur, Verhaltungsregel; im militärischen Sinn Befehl, welcher dem Ausführenden weitern Spielraum läßt als die Disposition (s. d.) und daher nur selbständigen Kommandobehörden (Armeekorps oder Armeen) für ihre Operationen, ebenso auch mit besondern Aufgaben entsendeten Detachements (s. d.), im Frieden auch Truppenteilen, z. B. den Artillerieregimentern für ihre Schießübungen, gegeben wird.

Direktor (lat.), Vorsteher, Leiter einer Anstalt, Behörde ꝛc.; Direktorat, Amt oder Amtslokal eines Direktors; direktorial, vom D. ausgehend, dazu gehörig.

Direktorium (lat.), eine oder mehrere Personen (Ausschuß), welchen durch Wahl oder höhere Bestimmung die Leitung eines Geschäfts, einer Anstalt, Gemeinschaft ꝛc. übertragen ist. Historisch merkwürdig ist das D. (Directoire) in Frankreich, eine auf die Verfassung vom 22. Sept. 1795 gegründete und 27. Okt. eingesetzte Behörde von fünf Mitgliedern, welche bis zum 9. Nov. (18. Brumaire) 1799 die Oberherrschaft in Frankreich innehatte. Auch das Programm, nach welchem eine offizielle Feier oder ein sonstiger öffentlicher Akt vor sich gehen soll, wird D. genannt.

Direktrice (franz.), Leiterin, Vorsteherin, besonders eines kaufmännischen Geschäfts ꝛc.; in der Fortifikation die gedachte Mittellinie einer Schießscharte, welche die Richtung bezeichnet, in der ein Geschütz hauptsächlich feuert.

Direktrix (lat.), Richtungslinie; bei einer Parabel die die Achse rechtwinkelig schneidende Gerade, von deren Punkten jeder Punkt der Parabel so weit entfernt ist wie vom Brennpunkt.

Diremtion (lat.), Absonderung, Trennung.

Diren (lat. dirae), die »Schrecklichen«, als Bezeichnung der Furien oder Erinnyen (s. d.).

Direption (lat.), Plünderung, Beraubung.

Dirge (engl., spr. dördsch), Grablied, Totenklage.

Dirhem (Derime, Drahem, Dramm), Gold-, Silber-, Münz-, Edelstein- und Medizinalgewicht, in der Türkei = 1 g, früher = 1/400 Oka = 3,206 g, als Münzgewicht 3,207 g. Ebenso in Rumänien (Dra-

mura); in Ägypten = 3,088 g, in Abessinien = 2,902 g, in Tunis = 3,168 g, in Tripolis und der Berberei = 3,052 g, in Persien = 3,06 g. In Marokko war das D. (Unze) Silbermünze = 4 Musuna oder Blankilien (4 Groschen).

Diribitor (lat., »Austeiler«), bei den Römern der, welcher die Speisen bei Tische zu zerschneiden oder an die Soldaten den Sold oder an Arme Geschenke auszuteilen hatte; bei den Wahlkomitien in Rom derjenige, welcher die Stimmtafeln aus der Wahlurne nahm und die Stimmenzahl durch Punkte unter dem Namen der Kandidaten bezeichnete.

Dirichlet, Peter Gustav Lejeune-, Mathematiker, geb. 13. Febr. 1805 zu Düren, studierte in Paris, fand durch seinen Aufenthalt im Haus des Generals Foy Gelegenheit, mit den bedeutendsten französischen Mathematikern in Verkehr zu treten, und lenkte durch eine Abhandlung über die Unmöglichkeit gewisser Gleichungen fünften Grades (Par. 1825) zuerst die Aufmerksamkeit auf sich. 1827 habilitierte er sich als Dozent an der Universität zu Breslau, siedelte 1829 nach Berlin über, wo er Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule, 1838 außerordentlicher Professor und 1839 ordentlicher Professor der Mathematik an der Universität wurde. Im J. 1855 ward er als Professor der höhern Mathematik an Gauß' Stelle nach Göttingen berufen, wo er 5. Mai 1859 starb. D. widmete sich vorzugsweise der Theorie der partiellen Differentialgleichungen, der periodischen Reihen und bestimmten Integralen wie der Zahlentheorie. In einer Reihe von Untersuchungen, in denen er die periodischen Reihen auf die Zahlentheorie anwendet, hat er durch diese Verknüpfung zweier bisher völlig getrennter Teile der Mathematik eine neue Disziplin geschaffen, welche die neueste Entwickelungsstufe der Wissenschaft in dieser Richtung bezeichnet. Aus seinem Nachlaß gab Dedekind »Untersuchungen über ein Problem der Hydrodynamik« (Gött. 1860) heraus; seine »Vorlesungen über Zahlentheorie« veröffentlichte Dedekind (3. Aufl., Braunschw. 1879), die »Vorlesungen über die im umgekehrten Verhältnis des Quadrats der Entfernung wirkenden Kräfte« Grube (Leipz. 1876).

Dirigent (lat.), ein Dirigierender.

Dirigieren (lat.), richten, lenken; leiten, führen; die Aufsicht über etwas haben; in der Musik s. v. w. ein Orchester, eine Opernaufführung etc. leiten.

Dirimentien (lat. dirimentia), Ehehindernisse, durch welche eine ihnen zum Trotz eingegangene Ehe »getrennt«, d. h. ungültig gemacht wird.

Dirimieren (lat.), trennen, aufheben, vereiteln.

Dirk, im Seewesen ein Tau oder eine Talje, welche von der Mastspitze an das äußerste Ende (Nock) des Besahnbaums geht, um dieses aufzuheben (aufdirken); auch ein früher in Schottland gebräuchliches langes, einschneidiges Dolchmesser mit aufwärts gebogenem Daumenbügel.

Dirke, nach griech. Sage Gemahlin des Lykos, mißhandelte Antiope, die Mutter des Amphion und Zethos, und ward deshalb von diesen auf dem Kithärongebirge zu Tode geschleift (s. Amphion). Über das berühmte Bildwerk in Neapel, welches diesen Vorgang darstellt (den sogen. »Farnesischen Stier«), s. Farnesische Kunstwerke.

Dirk Hartog, Insel an der Westküste Australiens, welche mit der Peronhalbinsel den Freycinethafen und mit der nördlichern Insel Dorre und dem Festland die Sharksbai einschließt. Die 60 km lange, 15 km breite und 60–200 m hohe Insel hat auf ihrer plateauähnlichen Oberfläche wohlbewässerte Weiden, welche Herdenbesitzer zur Übersiedelung hierher veranlaßt haben. Die Insel ist von Korallenriffen umgeben, dennoch aber für Schiffe leicht zugänglich.

Dirksen, Heinrich Eduard, namhafter Rechtsgelehrter, geb. 13. Sept. 1790 zu Königsberg i. Pr., studierte in seiner Vaterstadt, Heidelberg und Berlin, wirkte seit 1812 als Professor des römischen Rechts in Königsberg und in Berlin. Er starb 10. Febr. 1868. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Zivilistische Abhandlungen« (Berl. 1820, 2 Bde.); »Versuche zur Kritik und Auslegung der Quellen des römischen Rechts« (Leipz. 1823); »Übersicht der bisherigen Versuche zur Kritik und Herstellung des Textes der Zwölftafelfragmente« (das. 1824); »Beiträge zur Kunde des römischen Rechts« (das. 1825). Sein Hauptwerk, welches in der juristischen Lexikographie Epoche gemacht hat, ist das »Manuale latinitatis fontium juris civilis Romanorum« (Berl. 1837–39). Dirksens »Hinterlassene Schriften« wurden herausgegeben von F. D. Sanio (Leipz. 1871, 2 Bde.). Vgl. Sanio, Zur Erinnerung an H. E. D. (Leipz. 1870).

Dirmstein, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Frankenthal, am Leininger Bach, hat ein Schloß (ehemalige Residenz der Bischöfe von Worms), Weinbau und (1880) 1528 Einw. Der Ort war ehedem Stadt und wurde 1525 von den Bauern, 1689 von den Franzosen zerstört. In der Nähe eine Schwefelquelle.

Dirschau, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Danzig, Kreis Stargard (16 m, Weichsel 3 m ü. M.), links an der Weichsel und an den Linien Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen, D.-Danzig und Bromberg-D. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche und (1880) 10,939 Einw. (darunter 5062 Evangelische und 453 Juden). Die Industrie ist ziemlich bedeutend; es gibt eine königliche Eisenbahnwerkstatt, 2 Zuckerfabriken, eine landwirtschaftliche Maschinenfabrik, Mühlenbetrieb und Ziegelbrennerei. D. ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Realgymnasium, auch eine Gasleitung; der Magistrat besteht aus 8, die Stadtverordnetenversammlung aus 18 Mitgliedern. Über die Weichsel führt eine großartige, 1850–57 erbaute Eisenbahnbrücke (Gitterbrücke), 837 m lang, getragen von 7 massiven Pfeilern (2 im eigentlichen Strombett, die beiden Uferpfeiler mit Gewölben und Kasematten); die 6 Öffnungen haben eine Weite von 125 m im Lichten, der 12 m hohe, 7 m breite eiserne Überbau wird von 14 Türmen von 12,5 m Höhe überragt. Neben dem Bahngeleise laufen zwei Wege für Wagen und zwei Fußwege hin. — D. findet sich bereits auf Henneberger's ältester Landtafel Preußens unter dem Namen Zursau. Unter Sambor I., Herzog von Pommerellen, der hier eine Burg (1207) anlegte, wurde es bereits Dersow, Trschow (»Weberstadt«) genannt. Sein Neffe Sambor II. erhob 1260 den Ort zur Stadt. 1308 eroberte der Deutsche Orden Stadt und Burg D. und zwang sämtliche Einwohner zur Auswanderung; 1434 wurde D. von den Hussiten erstürmt und niedergebrannt; 1466 kam es im Frieden von Thorn unter polnische Herrschaft. Nachdem es 1577 fast ganz niedergebrannt war, wurde es 1626 von Gustav Adolf eingenommen, der hier eine Schiffbrücke über die Weichsel schlug und neben derselben an der südlichen Seite Dirschaus sein Lager errichtete, welches ihm während seiner Kriege mit Polen mehrere Jahre als Hauptquartier diente. In dem Gefecht bei D. 2. Sept. 1657 wurden die Polen von den verbündeten Brandenburgern und Schweden unter dem Grafen Josias von Waldeck geschlagen. Bei der ersten Teilung Polens 1772 kam die Stadt an

Preußen. D. ist Geburtsort des Weltumseglers Joh. Reinhold Forster. Vgl. Preuß, Dirschaus historische Denkwürdigkeiten (Danz. 1860).

Dirsdorf (Ober- und Nieder-Dirsdorf), zwei benachbarte Dörfer im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Nimptsch, an der Großen Lohe, 4 km vom Bahnhof Gnadenfrei, mit (1880) 512, resp. 371 Einw., evang. Kirche, einem Schloß des Grafen von Pfeil, Zündwarenfabrik und einer Schwefel- und Eisenquelle mit besuchter Badeanstalt.

Dirt-bed, s. Wealdenformation.

Diruieren (lat.), zerstören; Dirution, Zerstörung.

Dirumpieren (lat.), durchbrechen, zerreißen; Diruption, Zerreißung.

Dis... oder **di...** (vor einem f: dif-), Vorsilbe in ursprünglich lateinischen Wörtern, entspricht dem deutschen zer-, ent-, indem es ein Auseinandergehen, ein Gegenteil, eine Verneinung ꝛc. ausdrückt; in griechischen Wörtern s. v. w. zweimal, doppelt.

Dis (franz. Ré dièse, ital. Re diesi, engl. D sharp), in der Musik das durch ♯ erhöhte d. Der Dis dur-Akkord = dis fisis ais; der Dis moll-Akkord = dis fis ais. Über die Dis dur-Tonart, fünf ♯ und zwei × vorgezeichnet, und Dis moll-Tonart, sechs ♯ vorgezeichnet, s. Tonart.

Dis (D. pater, »Vater D.«), der von den Römern verehrte, dem Wesen des griechischen Pluton entsprechende Herrscher der Unterwelt. Sein Kultus wurde in Rom, gleich dem der Proserpina, erst auf Anordnung der Sibyllinischen Bücher in den ersten Zeiten der Republik eingeführt. Außer einer Kapelle neben dem Altar des Saturn hatte er auf dem Marsfeld gemeinschaftlich mit Proserpina einen unterirdischen Altar, der nur aufgedeckt wurde, wenn man opferte (z. B. bei den Säkularspielen). Geopfert wurden ihm schwarze Tiere.

Disagio, s. Agio.

Disamis, bei den alten Logikern Name des dritten Schlußmodus in der dritten Figur, dessen Ober- und Schlußsatz besonders, dessen Untersatz allgemein bejaht. Beispiel: Einige Veilchen sind wohlriechend; alle Veilchen sind Blumen, also sind einige Blumen wohlriechend. Vgl. Schluß.

Disapprobieren (neulat.), mißbilligen, nicht gutheißen; Disapprobation, Mißbilligung.

Disborso (ital.), Auslage.

Discantus (lat.), die im 12. Jahrh. aufkommende Art der Mehrstimmigkeit, deren Prinzip im Gegensatz zu der vorher üblichen Parallelbewegung des Organums (s. d.) streng durchgeführte Gegenbewegung war (franz. Déchant). Aus der Verschmelzung beider zunächst einander gegenübertretender Satzweisen entwickelte sich der eigentliche Kontrapunkt. Der D. war anfänglich durchaus nur zweistimmig; der Melodie des Cantus planus wurde Note gegen Note eine abweichende höhere (!) gegenübergestellt und zwar ohne vorgängige Aufzeichnung von den Sängern improvisiert. Später stellte man zwei und drei diskantierende Stimmen auf, und nun wurde die schriftliche Bearbeitung unerläßlich. Die nach den ältesten Regulae discantandi einzig zulässigen Intervalle waren die Oktave, Quinte und der Einklang. — D. oder Diskant, auch s. v. w. Sopran (franz. Dessus).

Discernement (franz., spr. dißern'mang), Unterscheidung, Urteilskraft, Scharfsinn; vgl. Diszernieren.

Dischmathal, s. Davos.

Discidium (lat.), Trennung, Spaltung; Scheidung, insbesondere Ehescheidung.

Disciplina arcāni (lat.), s. Arcani disciplina.

Disciplina clericalis (lat.), eine Sammlung von 39 aus orientalischen Quellen, besonders aus Syntipas, geschöpften Erzählungen, von Moses aus Huesca im 12. Jahrh. für Geistliche mit moralischen Betrachtungen und Lebensregeln ausgestattet. Ein ähnliches Buch bearbeitete im 13. Jahrh. Johann von Capua unter dem Titel: »Directorium humanae vitae«.

Discolor (lat.), bunt, ungleich gefärbt.

Disconto, s. Diskont.

Discordia (lat.), Zwietracht, auch Göttin derselben (s. Eris). Vgl. Diskordieren.

Discours (franz., spr. -kuhr), s. Diskurs.

Discoverybai, s. Grantland.

Discrezione (ital.), Bescheidenheit; con d., musikalische Vortragsbezeichnung, besonders für die Begleitungsart der Gesangs- und der Solostücke, fordert Unterordnung der Begleitung (die übrigens selbstverständlich ist), besonders hinsichtlich der Tonstärke.

Discus (lat.), Wurfscheibe, s. Diskos; in der Botanik s. v. w. Blütenscheibe oder Blütenpolster, eine Anschwellung des Blütenbodens zwischen Blumenblättern und Pistill, bald ein ringförmiger Wulst, bald eine kissenartige Scheibe, meist mit zuckerhaltigem Saft (Nektar) überzogen (vgl. Blüte, S. 70).

Disdiaklāsis (griech.), veralteter Ausdruck für doppelte Strahlenbrechung (Doppelbrechung).

Disdur, s. Dis.

Disentis, schon früh als Disertinum oder Disiert, »Einöde«, gedeutet (rätoroman. Muster, von monasterium), Ort und Benediktinerabtei im Oberland des schweizer. Kantons Graubünden, liegt an der Vereinigung des aus dem Tavetsch herabkommenden Vorder- und des Medelser Rheins, 1150 m ü. M., mit (1880) 1304 Einw. Die Abtei wurde um 614 durch den Schotten Siegbert, einen Schüler des heil. Columbanus, gegründet. Von hier aus verbreitete sich das Christentum durch die Thäler Graubündens, weshalb auch der Abt die Herrschaft über den ganzen Bezirk und das Ursernthal, ja 1570 von Maximilian II. den Titel eines Reichsfürsten erhielt. Im Mai 1799 legten die Franzosen das Kloster in Asche, wobei das für die Geschichte Graubündens wichtige Archiv und eine kostbare Manuskriptensammlung verbrannten. Im November 1846 brannte das Kloster abermals ab. Jetzt enthält das wieder erstandene Gebäude eine katholische Erziehungsanstalt und eine romanische Buchdruckerei. D. ist eine Station für die Touristenzüge in das Medelser Thal (Lukmanier, Piz Cristallina ꝛc.) und für die Oberalpstraße nach Ursern.

Disert (lat.), deutlich, klar; beredt, gesprächig.

Disfiguration (lat.), Entstellung, Verunstaltung.

Disgrâce (franz., spr. -grahß), Ungnade; disgraziieren, in Ungnade fallen lassen; disgraziös, unangenehm, widerwärtig.

Disgregieren (lat.), eine Schar zerstreuen, auseinander jagen; Disgregation (lat.), Zerstreuung; Trennung der Moleküle eines Körpers, bewirkt durch gesteigerte Erwärmung.

Disgustieren (v. ital. disgusto, »Ekel«), anwidern, anekeln; verdrießen; einem etwas verleiden.

Disharmonie (lat.), Mißklang, Mißhelligkeit, Mangel an Übereinstimmung, Zwist; disharmonieren, nicht zusammenklingen, uneins sein.

Disis, das durch × (Doppelkreuz) doppelt erhöhte D (selten, meist nur als melodische Nebenart von Eis).

Disjecta membra (lat., »zerstreute Glieder«), ein ungenaues Citat aus Horaz (Satir., I, 4, 62), wo es disjecti membra poetae heißt zur Bezeichnung für Dichterworte, deren Versmaß zerstört ist, die aber trotzdem den Dichtergeist erkennen lassen.

Disjungieren (lat.), trennen, entgegensetzen.

Disjunktion (lat.), Trennung, Entgegensetzung, in der Logik überhaupt das Verhältnis des Gegensatzes. Disjunktive Begriffe heißen solche, welche, sich untereinander ausschließend, in dem Umfang eines dritten höhern Begriffs koordiniert sind, also die Arten eines Gattungsbegriffs; disjunktive Urteile sind solche, deren Subjekte oder Prädikate disjunktive Begriffe enthalten. Die durch die disjunktiven Partikeln »entweder — oder« bezeichneten Glieder heißen Trennungsstücke (membra disjunctionis). Ein disjunktiver Schluß ist derjenige, welcher durch eine bestimmte Aufstellung des einen Trennungsstücks etwas über das andre entscheidet (s. Schluß).

Diskant (lat.), als Stimme s. v. w. Sopran (s. d.); bei Orgelstimmen Bezeichnung, daß sie nur die obere Hälfte der Klaviatur umfassen. Als Zusatz zum Namen von Instrumenten deutet D. auf hohe Tonlage: Diskantposaune etc. Diskantschlüssel, der c'-Schlüssel auf der untersten Linie des Fünfliniensystems. Vgl. Discantus.

Disklamieren (lat.), ableugnen, nicht anerkennen; Disklamation, Ableugnung, Nichtanerkennung.

Disko (Disco), Insel an der Westküste von Grönland, unter 70° nördl. Br., im N. der gleichnamigen Bai, ist etwa 160 km lang, durchweg ziemlich hoch (975 m) und enthält ausgezeichnete Kohlenlager. An ihrer Südküste liegt der Hafenplatz Godhavn. Nördlich von D., durch den Meeresarm Vaigat von dieser Insel geschieden, erstreckt sich die Halbinsel Nugsuak, dann jenseit des Umanak- (Omenak-) Fjords die Halbinsel Swartenhuk. Das Ganze bildet einen der wichtigsten Teile der westgrönländischen Küste. Interessant wird derselbe besonders durch versteinerungshaltige Schichten aus der Kreide- und Tertiärzeit, welche Grönland als ein dazumal mit reicher Vegetation bedecktes Land erkennen lassen und seit Gieseckes mineralogischer Reise (1806—13) die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich gelenkt haben. Seit 1871 sind dieselben von Steenstrup ausgebeutet worden. Um die Verwertung der auf D. und Nugsuak gemachten Forschungen für die Entwickelungsgeschichte der Erde hat sich Oswald Heer besonders verdient gemacht.

Diskobolos (griech.), s. Diskos.

Diskomyceten (Scheibenpilze), s. Pilze VI.

Diskont (Diskonto, franz. Escompte, engl. Discount, ital. Sconto), der einem Gläubiger an dem Nennbetrag seiner Forderung bei der Auszahlung gemachte Abzug. Insbesondere wird das Wort D. angewandt bei in kurzen Fristen fälligen Schulden, vorzüglich bei Wechselschulden, so daß im Geschäftsleben unter Diskontieren schlechthin der Ankauf eines noch nicht verfallenen Wechsels verstanden wird, während Diskonthäuser Geschäfte sind, welche sich gewerbsmäßig mit dem Diskontieren von Wechseln befassen. Die Bezeichnung D. rührt von der eigentümlichen Art der Berechnung her. Man bezeichnet ihn, wie auch sonst die Zinsen, in Prozenten, aber nicht in Prozenten der vom Gläubiger gegebenen Summe, also des Kaufpreises des Wechsels, sondern von der rückzuzahlenden Summe vom Betrag des Wechsels. Nach dem in der kaufmännischen Rechenkunst üblichen Ausdruck kann man sagen, daß der D. nicht »auf 100«, sondern »im 100« berechnet wird, so daß gleichsam beim Verkauf eines Wechsels die Zinsen schon im voraus am Diskontotag (Verkaufstag) entrichtet werden. Wenn z. B. ein in drei Monaten fälliger Wechsel auf 500 Mk. zu 4 Proz. diskontiert wird, so erhält der Wechselinhaber nur 495 Mk.; es werden ihm ¼ (drei Monate) × 4 × 5 Mk. abgezogen. Derjenige, der diskontieren läßt, ist von dem Interesse geleitet, durch thunlichst rasche Versilberung seines Wechselversprechens neue Kapitalien für den Weiterbetrieb seines Geschäfts zu gewinnen. Indem so das Diskontieren mit Hilfe von augenblickliche Verwendung suchenden Mitteln einen ununterbrochenen Betrieb ermöglicht, gewinnt es auch eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung. Dasselbe wird natürlich nicht vom Wechselschuldner selbst, sondern von einer Mittelsperson besorgt, die ein Geschäft daraus macht. Als Nebengeschäft betreiben es zuweilen Unternehmungen, die vorübergehend große Geldsummen einnehmen, für die sie in kürzerer Zeit wieder Verwendung haben, um in der Zwischenzeit die Zinsen nicht zu verlieren (Eisenbahn- und Versicherungsgesellschaften), als Hauptgeschäft Bankiers, Bankanstalten (Diskonto-, Eskomptebanken); letztere besonders, um ihre kurz befristeten Depositen nutzbar zu machen. Zu diesem Behuf wird von den größern Instituten an bedeutendern Bankplätzen von Zeit zu Zeit ein bestimmter Satz aufgestellt, zu welchem diskontiert zu werden pflegt (Platzdiskont, der an einem Börsenort gerade herrschende Diskontsatz). Je sicherer der eigentliche Wechselgläubiger (Acceptant) ist, desto leichter können Wechsel auch unter diesem Satz, Diskontsatz oder D. schlechtweg, angebracht werden. Der Diskontsatz, dem andre als die großen Bankanstalten zu folgen pflegen, und der in der Regel ⅛ oder ¼ niedriger als der Bankdiskont zu sein pflegt, heißt Privatdiskont. Die Ausnutzung des Unterschieds in dem Bankdiskont verschiedener Plätze heißt Diskontarbitrage. Die Diskonthöhe hängt im allgemeinen von den Umständen ab, welche den Zinsfuß bestimmen, dann von der augenblicklichen Dringlichkeit des Begehrs und des Angebots von Bargeld. In normalen Fällen ist der D. niedriger als der landesübliche Zinsfuß, was im wesentlichen auf die Wechselstrenge und die dadurch gebotene Sicherheit sowie darauf zurückzuführen ist, daß der Wechsel verfügbare Geldbestände auf kurze Zeit zinstragend anzulegen gestattet. In Fällen der Geldknappheit jedoch, in welchen anderweit nicht zu erlangendes Bargeld zum unerläßlichen Mittel wird, die wirtschaftliche Existenz zu behaupten, oder wenn augenblicklich günstige Konjunkturen rasch ausgenutzt werden sollen, kann der D. sehr stark in die Höhe gehen. So kann denn auch der D. sehr stark je nach dem Wechsel der Konjunkturen schwanken. Aus gleichen Gründen ist seine Höhe von Land zu Land mehr verschieden als die des landesüblichen Zinsfußes. Der Diskonteur, d. h. also der Diskontierende (Diskontgeber), diskontiert oft nur Wechsel, damit dieselben durch Hinzufügung seines Indossaments die dritte Unterschrift erhalten, ohne welche Wechsel in der Regel bei größern Bankanstalten nicht diskontiert zu werden pflegen. In diesem Fall muß sich der Wechselinhaber entweder einen etwas höhern als den gewöhnlichen Diskontsatz oder eine besondere Vergütung an denselben gefallen lassen. Größere Bankanstalten nehmen eine geringere Provision (⅛ Proz. bei Wechselschuldnern über See, sonst ¼, ⅛ Proz., oft nur 1 pro Mille), stellen aber höhere Anforderungen an den Wechsel, indem etwa der diskontable, d. h. der statutengemäß zur Diskontierung zulässige, Wechsel wenigstens 2—3 gute Unterschriften tragen, nicht über eine bestimmte Zeit (meist drei Monate) laufen darf. Der Diskonteur kann nicht immer die diskontierten Wechsel, die man kurzweg auch Diskonten nennt, bis zum Fälligkeitstermin liegen lassen; er gibt wieder Diskonten, oder er rediskon-

tiert, indem er zu noch größern Kapitalkräften geht, welche **Diskonten nehmen** (diskontieren); das sind zumeist die Notenbanken, denen das Liegenlassen der Wechsel bis zum Verfalltag gesetzlich dadurch erleichtert ist, daß sie an Stelle von Bargeld mit Zahlungsversprechen auf sich (Banknoten) zahlen (vgl. Banken). Das Bestreben dieser Institute, mit ihren auf solche Art elastischen Mitteln den Anforderungen des diskontierenden Geschäftspublikums zu entsprechen, ist die **Diskontpolitik**; ihr Werkzeug ist das Hinauf- und Heruntersetzen des Diskontsatzes, Abkürzen der Verfallzeit der Wechsel ꝛc. Sie erhöhen den Diskontsatz bei starkem Begehr nach Diskontierung von Wechseln und halten dadurch den nötigen Geldvorrat im Land zurück. Bei relativem Geldüberfluß erniedrigen sie ihn wieder, reizen dadurch zum Angebot von Wechseln und zur Belebung der Geschäftsthätigkeit. Der **Zins**, welcher bei Verpfändung (Lombardieren) von Wertpapieren von den Banken berechnet wird, heißt **Lombarddiskont**. Derselbe ist in der Regel 1 Proz. höher als der Wechseldiskont. **Eskomptieren, diskontieren** nennt man auch wohl im Geschäftsleben die Berücksichtigung von wahrscheinlich eintretenden Ereignissen, welche einen Einfluß auf den Kurs ausüben werden.

Diskontarbitrage, **Diskonten**, **Diskontieren**, s. Diskont.

Diskontinuität (lat.), Mangel an Zusammenhang, Verbindung. — Im parlamentarischen Sprachgebrauch versteht man unter dem **Prinzip der D.** den Grundsatz, wonach jede Session einer parlamentarischen Körperschaft für sich ein abgeschlossenes und selbständiges Ganze bildet. Daher müssen Gesetzesvorlagen, welche in der abgelaufenen Session nicht erledigt wurden, in der folgenden Session neu eingebracht werden, wofern die Regierung daran festhält, dasselbe gilt von Anträgen und Petitionen; auch können die Arbeiten einer Kommission des Parlaments aus der einen Session nicht in der nächsten einfach wieder aufgenommen und fortgesetzt werden.

Diskontobanken, s. Banken, S. 328.

Diskontorechnung, s. Rabatt- und Diskontorechnung.

Diskontpolitik, s. Diskont.

Diskonvenieren (lat.), nicht übereinstimmen, nicht passen, unstatthaft sein; **Diskonveniénz** (franz. disconvenance), Mangel an Übereinstimmung, Ungehörigkeit, Mißverhältnis.

Diskordant (lat.), nicht zusammenstimmend.

Diskordanz (franz. discordance, spr. -dängs), Mißklang, Mißhelligkeit, Uneinigkeit. **D. der Schichten**, in der Geologie, s. Schichtung.

Diskordieren (lat.), mißstimmig, mißhellig oder uneinig sein, nicht übereinstimmen.

Diskos (griech.), Scheibe, Wurfscheibe, bei Homer **Solos** genannt, eine in späterer Zeit metallene, früher auch steinerne Scheibe von Linsengestalt, ohne Handhabe und Riemen, in der Mitte etwas stärker, nach der Peripherie schwächer auslaufend. Die Größe und Schwere des D. war für Knaben und Männer verschieden. Ein zu Olympia im Alpheios gefundener D. war 20 cm breit und 4 kg schwer; andre haben nur eine Schwere von 2—2,5 kg. Als isolierte Kampfübung kommt das **Diskoswerfen** (**Diskobolia**) in der heroischen Zeit häufig vor. Homer nennt z. B. den Protesilaos als vorzüglichen Diskoswerfer, und Odysseus übertraf im Diskoswurf alle Phäaken. In der spätern Zeit war der Diskoswurf eine Hauptübung in den Gymnasien und Palästren, besonders beliebt in Sparta, in der Kaiserzeit auch zu Rom; bei den öffentlichen Festspielen kam derselbe nur als Teil des Pentathlon (s. d.) vor. Der regelrechte Diskoswurf erforderte bedeutende Übung und Geschicklichkeit. Der Werfende, meist entkleidet, auf einer kleinen Erhöhung stehend, legte den Oberleib etwas vor und beugte sich ein wenig nach der rechten Seite hin. Der rechte Arm, welcher den D. an der innern Handfläche aufwärts gelehnt trug, fuhr nun zunächst zurück bis zur Höhle der Schulter und warf dann, in rascher Bewegung vorwärts einen Bogen beschreibend, die Scheibe in die Luft, wodurch ihr Schwung und Richtung aus der Tiefe in die Höhe gegeben wurden. Nicht die Höhe des Wurfs oder das Treffen eines bestimmten Ziels, sondern die Entfernung des zu Boden gefallenen D. vom Orte des Abwurfs entschied den Sieg. Das Weiterspringen des vom Boden zurückprallenden D. galt nichts. Phayllos aus Kroton schleuderte den D. 30 m weit. Der **Diskoswerfer** (**Diskobolos**) war ein beliebter Gegenstand der antiken Bildnerei; besonders berühmt sind die Darstellungen des Naukydes und des Myron (s. Abbildung). Die Versuche von Guts Muths u. a., Wurfscheiben in die neuere Gymnastik einzuführen, sind vereinzelt geblieben. Vgl. Gymnastik.



Diskoswerfer, nach Myron (Rom, Vatikan).

Diskrasit, s. v. w. Antimonsilber.

Diskredit (lat.), Mangel an Kredit, übler Ruf. **Diskreditieren**, einen um seinen Kredit, in übeln Ruf bringen; **diskreditiert**, berüchtigt, verrufen.

Diskrepanz (lat.), Mißhelligkeit, Zwiespalt; **diskrepant**, mißhellig, nicht übereinstimmend.

Diskrēt (franz.), zurückhaltend, besonnen, rücksichtsvoll, bescheiden; verschwiegen.

Diskretion (franz.), Zurückhaltung, Rücksichtnahme, Bescheidenheit, Umsicht; Verschwiegenheit; **sich auf Diskretion ergeben**, sich mit Hoffnung auf nachsichtige Behandlung oder Beurteilung ergeben.

Diskretionär (franz.), dem Gutdünken, namentlich eines Richters, anheimgestellt; daher die **diskretionäre Gewalt** des Richters, die Befugnis, bei Zwischenfällen die nötigen Anordnungen zu treffen, insbesondere zur Aufrechthaltung der Ordnung und Handhabung der Disziplin sogen. Disziplinarstrafen anzuwenden. Ebenso spricht man auch von der diskretionären Gewalt des Präsidenten einer gesetzgebenden Körperschaft, insofern in gewissen Dingen dem freien Ermessen desselben einiger Spielraum gelassen ist.

Diskretionsjahre, Unterscheidungsjahre, die Jahre der Verstandesreife oder Mündigkeit, des selbständigen Urteils.

Diskretionstage, s. v. w. Respekttage.

Diskretorium (lat.), in Klöstern das Kollegium der Obern und ihr Sitzungslokal.

Diskriminieren (v. lat. discrimen, »Abstand, Unterschied, Entscheidung«), unterscheiden, trennen, sondern; **Diskrimination**, Unterscheidung.

Diskulpieren (lat.), entschuldigen, rechtfertigen; Diskulpation, Entschuldigung, Rechtfertigung.

Diskurieren (lat., auch nach dem Franz.: diskourieren), hin- und herreden, sich besprechen, sich unterreden, unterhalten.

Diskürs (franz. Discours), Unterredung.

Diskursiv (discursive, lat.), gesprächsweise, beiläufig; diskursive Erkenntnis, diejenige Art der Erkenntnis, welche nicht durch die Sinne unmittelbar geboten, sondern durch logisches Denken mittels der Begriffe gewonnen wird; sie ist der intuitiven (durch äußere oder innere Anschauung erworbenen) entgegengesetzt.

Diskussion (lat.), Erörterung durch Austausch verschiedener Ansichten, Debatte (s. d.).

Diskussiv (lat.), erörternd, zerteilend.

Diskutieren (lat.), erörtern, etwas besprechend erwägen, untersuchen, debattieren.

Dislokation (lat.), im Militärwesen Verteilung der Truppen in die Friedensgarnisonen; dann Verteilung in Quartiere (Kantonnements) auf kurze Zeit, auf Märschen, bei Manövern und im Feld. Eine gute D. ist die Bedingung rascher Versammlung der Truppen. Dislokationskarten und Dislokationstableaus geben eine Übersicht dieser Verteilung. Die Dislokationskarten von Fröltsch von Deutschland, Frankreich, Rußland, Österreich erfreuen sich eines weiten Rufs. — In der Chirurgie bezeichnet man mit D. die Verschiebung eines Teils von seiner richtigen Stelle, namentlich der Bruchenden bei Knochenbrüchen und der Gelenkenden bei Verrenkungen.

Dislozieren (lat.), etwas von seinem Ort wegrücken, versetzen, verlegen.

Dismal Swamp (spr. dismäl swommp, »trübseliger Sumpf«), Sumpflandschaft in Nordamerika, die sich zwischen Norfolk im Staat Virginia und Weldon in Nordcarolina 64 km in die Länge und 40 km in die Breite ausdehnt und ungeachtet ihrer halbflüssigen Beschaffenheit mit ihrer Oberfläche höher liegt als das feste, trockne Land in ihren Umgebungen. Der D. war ehedem mit Cypressen, Weißzedern und anderm Nutzholz dicht bestanden; doch sind diese Wälder großenteils niedergeschlagen und als Schiffbauholz oder in Form von Schindeln ꝛc. verschifft worden. Bedeutende Strecken sind in der Neuzeit auch durch Trockenlegung dem Ackerbau gewonnen worden. In seiner Mitte liegt, 6 m ü. M., der ovalförmige Drummondsee mit klarem, aber bräunlich gefärbtem Wasser, 41 qkm groß. Auch der 53 km lange Dismal Swamp-Kanal, welcher die Chesapeakebai mit dem Albemarlesund verbindet, durchzieht den D.

Dismembration (lat., »Zergliederung«, Bodenzerstückelung), die Zerteilung landwirtschaftlicher Güter in kleine Güter und Parzellen im Gegensatz zur Erhaltung größerer geschlossener Güter. Dismembrationsgesetzgebung ist eine Gesetzgebung, welche die D. zu verhindern sucht. Es ist heute noch eine Streitfrage, ob der Staat für bäuerliche Besitzungen das Recht der freien Teilbarkeit, das im übrigen allgemein als das richtige Grundprinzip der ländlichen Grundeigentumsordnung anerkannt wird, geben soll oder nicht (Dismembrationsfrage).

Die Verteidiger einer Dismembrationsgesetzgebung gehen davon aus, daß die Erhaltung eines möglichst schuldenfreien, in seiner Existenz gesicherten Bauernstandes eine Lebensfrage für jeden Staat sei, behaupten aber, daß die freie Teilbarkeit und das gleiche Erbrecht notwendig den Bauernstand vernichten. Bei diesem Rechtszustand wolle jeder Miterbe Land haben. Die natürliche Vermehrung der Bevölkerung führe daher zu einer Verkleinerung der Güter, die allmählich so klein würden, daß sie ihre Besitzer nicht mehr zu ernähren vermöchten (Zwergwirtschaft). Die weitere Folge sei die Verschuldung, allmählich die Überschuldung der Besitzer und der Untergang der Bauerngüter und des Bauernstandes. Die überschuldeten Güter würden von Kapitalisten angekauft, zu neuen großen Gütern zusammengelegt, die Bauern sänken zu Tagelöhnern herab, die Latifundienwirtschaft werde die herrschende Wirtschaftsform. Aus der Notwendigkeit einer solchen Entwickelung folgern sie das Recht und die Pflicht des Staats, sie durch eine Dismembrationsgesetzgebung zu verhindern.

Die Richtigkeit des Ausgangspunktes dieser Ansicht ist zuzugeben, ebenso die Möglichkeit einer solchen Entwickelung. Aber die Forderung einer Dismembrationsgesetzgebung dürfte für die Gegenwart trotzdem nicht gerechtfertigt erscheinen.

Zunächst ist die behauptete Entwickelung an sich keine notwendige. Die Ansicht stützt sich auf die Annahme, daß bei freier Teilbarkeit und gleichem Erbrecht jeder der Miterben stets oder doch in der Regel Land haben wolle, und daß die Eltern einer unvernünftigen Zersplitterung ihres Gutes nie entgegentreten würden. Diese Annahme ist aber nicht, jedenfalls nicht in dieser Allgemeinheit zutreffend. Ihr steht entgegen, daß auch Söhne von Bauern sich andern Berufsarten zuwenden und diese gar nicht das Bedürfnis nach eignem Landbesitz haben; ferner daß doch auch die wirtschaftliche Einsicht in die Nachteile der Bodenzersplitterung vielfach unvernünftige Teilungen verhindern, namentlich die Verfügungsfreiheit der Eigentümer bei einem Teil der Bauern bewirken wird, daß ihr Gut entweder noch bei ihren Lebzeiten oder nach ihrem Tod auf Einen Erben übergeht. Die Geschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart liefert zahlreiche Beweise, daß die angeblich notwendige Entwickelung nicht eingetreten ist.

Auf der andern Seite hat die Unteilbarkeit, mit welcher in der Regel eine feste Erbfolgeordnung verbunden ist, unzweifelhaft erhebliche Nachteile, welche bei freier Teilbarkeit fortfallen. Wenn die Erben den Wert des Gutes zu gleichen Teilen erben, so wird dadurch die Verschuldung der Güter befördert. Werden aber, um das zu verhindern, die Erben ungleich behandelt, so daß der übernehmende, meist herkömmlich berechtigte Erbe, sei es der älteste oder der jüngste Sohn, das Gut mit einem Präzipuum oder gegen eine niedrige Taxe oder gegen eine gering bemessene Abfindung der übrigen Erben erhält, so liegt darin eine anderweitig nicht auszugleichende ungerechte Benachteiligung der übrigen Erben. Diese Geschlossenheit der Höfe mit der festen Erbfolgeordnung wirkt auch schädlich auf das bäuerliche Familienleben, auf das Verhältnis der Geschwister zu einander, ebenso auf die Ausbildung des Anerben, auf den Wirtschaftsbetrieb und auf das Gemeindeleben. Die Institution ist dem landwirtschaftlichen Fortschritt hinderlich. Die Güter kommen nicht in die Hände der besten Wirte, die Größe der Güter läßt sich nicht entsprechend der Betriebskraft des Eigentümers gestalten. Endlich ist das Aufsteigen besitzloser Arbeiter zu Kleinbesitzern bei dieser Rechtsordnung sehr erschwert, resp. unmöglich.

Dazu kommt, daß die vorgeschlagenen Maßregeln einer Dismembrationsgesetzgebung entweder unausführbar sind, oder den beabsichtigten Zweck nicht, resp. nur sehr unvollkommen erreichen lassen, oder sonst erheblichen Bedenken unterliegen. Die Maßregeln wol-

len eine zu große Zersplitterung teils direkt verhindern, teils erschweren.

Zu jenen gehört 1) die Bestimmung einer gesetzlichen Minimalgröße für ein Gut, 2) die obrigkeitliche Genehmigung im konkreten Teilungsfall. Ad 1). Es könnte doch nur eine Minimalgröße gewählt werden, bei welcher sich ein bestimmter Reinertrag, hinreichend für die Ernährung einer Durchschnittsfamilie, bei gemeingewöhnlicher Bewirtschaftung erzielen ließe. Aber das Raummaß eines solchen Gutes läßt sich für ein Land gar nicht einheitlich bestimmen, da es nach Bodenbeschaffenheit, Klima, Lage des Gutsareals (ob dieses zusammenliegend oder zerstreut), Wirtschaftssystem 2c. ein verschieden großes ist, und soll die Maßregel einen Erfolg haben, so wäre die notwendige Konsequenz, daß diese Güter gesetzlich nicht verschuldet werden dürfen. Ad 2). Wenn aber in jedem einzelnen Fall eine Behörde entscheiden soll, ob nach Lage der Verhältnisse die beabsichtigte Teilung gerechtfertigt ist oder nicht, so wird der Verwaltung eine Aufgabe zugewiesen, die sie nicht erfüllen kann, und die um so bedenklicher erscheinen muß, als für derartige Entscheidungen nicht allgemein gültige Normen aufgestellt werden können, mithin der Willkür der betreffenden Verwaltungsorgane Thür und Thor geöffnet sind. In beiden Fällen kommt noch in Betracht, da doch keinenfalls die Gesetzgebung den Erwerb von Parzellen durch landwirtschaftliche und andre Arbeiter verhindern darf, die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, diese Ländereien von den Besitzungen zu sondern, die der Dismembrationsgesetzgebung unterliegen sollen.

Die Teilung erschwerende Maßregeln sind namentlich: strengere Formen für Parzellierungsverträge, die höhere Besteuerung solcher Verträge, die Erschwerung oder gar Bestrafung der gewerbsmäßigen Betreibung der D. (sogen. Hofmetzgerei oder Güterschlächterei). Aber erfahrungsgemäß nützen diese Maßregeln sehr wenig.

Die richtigere Politik wird daher sein, das Prinzip der freien Teilbarkeit zu sanktionieren und auf eine Hebung der landwirtschaftlichen Einsicht hinzuwirken, die das beste Heilmittel gegen unverständige Aufteilungen ist. Aber wegen der möglichen Gefahren der freien Teilbarkeit muß die Staatsverwaltung die Bewegung in der Veräußerung, Vererbung, Teilung, Verschuldung bäuerlicher Güter aufmerksam verfolgen, eine genaue Statistik darüber haben. Ein wichtiges Gegenmittel sind auch Flurregelungen (s. d.). Unbedenklich an sich und unzweifelhaft geeignet, unwirtschaftlicher Zersplitterung des bäuerlichen Grundbesitzes vorzubeugen, wo die Gefahr einer solchen bei freier Teilbarkeit in einer bäuerlichen Bevölkerung vorhanden ist, ist ein subsidiäres bäuerliches Intestaterbrecht (sogen. Anerbenrecht, Höferecht), wenn es richtig normiert wird (s. Höferecht).

Keine eigentliche Dismembrationsmaßregel ist die gesetzliche Bestimmung eines Parzellenminimums bei Teilung von Parzellen, wie sie z. B. in Baden, Hessen, Nassau, Weimar besteht.

In Frankreich und in allen Ländern des Code Napoléon besteht die freie Teilbarkeit zu Recht, ebenso in England. Auch in den meisten deutschen Staaten sind die frühern Dismembrationsgesetze, welche seit dem 16. Jahrh. übrigens in erster Reihe zum Schutz grundherrlicher und fiskalischer Interessen eingeführt wurden, verschwunden. In Preußen hoben schon die Landeskulturedikte vom 9. Okt. 1807 und 14. Sept. 1811 die Teilungsverbote auf, das Prinzip der freien Teilbarkeit wurde sogar in die Verfassungsurkunde (Art. 42) aufgenommen und nach 1866 auch in den neuen Provinzen durchgeführt (Verordnung vom 13. Mai 1867 für Kurhessen, Verordnung vom 2. Sept. 1867 für die andern Gebietsteile). In den östlichen Provinzen sollte durch das Gesetz vom 3. Jan. 1845 (teilweise abgeändert, resp. ergänzt durch Verordnung vom 2. Jan. 1849, Gesetz vom 24. Febr. 1850, Gesetz vom 24. Mai 1853) die Parzellierung erschwert werden, indem für Parzellierungsverträge strengere Formen vorgeschrieben wurden; das Gesetz vom 5. Mai 1872 hob aber diese Beschränkungen auf und stellte jene Verträge den andern Verträgen über Veräußerung von Immobilien gleich. Ähnlich die Gesetzgebung in Hessen-Darmstadt (1811, 1857 und 1866), Bayern (seit 1825), Württemberg (1812), Baden, Gotha 2c. Die weitestgehende Dismembrationsgesetzung hat noch Sachsen (Gesetz vom 30. Nov. 1843; s. darüber Leuthold, Sächsisches Verwaltungsrecht 1878, S. 301), aber es können Dispensationen von den Dismembrationsbeschränkungen stattfinden, und den Dispensationsgesuchen wird fast regelmäßig entsprochen.

Litteratur. A. Meitzen, Art. »Landwirtschaft«, 2. Teil in Schönbergs »Handbuch der politischen Ökonomie«; Rau, Grundsätze der Volkswirtschaftspolitik (5. Aufl. 1862, § 76—83; dort auch weitere Litteratur); Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaues 2c., § 88 ff., § 139 ff.; R. v. Mohl, Die Polizeiwissenschaft (3. Aufl., Bd. 2, § 114); Lette, Die Verteilung des Grundeigentums 2c. (Berl. 1858); Derselbe, Die Verteilungsverhältnisse des Grundbesitzes und die Gesetzgebung in betreff der Teilbarkeit 2c. (das. 1859); Stüve, Wesen und Verfassung der Landgemeinden 2c. (Jena 1851); L. v. Stein, Bauerngut und Hufenrecht (Stuttg. 1882); A. v. Miaskowski, Das Erbrecht und die Grundeigentumsverteilung im Deutschen Reich (Bd. 22 der »Schriften des Vereins für Sozialpolitik«, Leipz. 1882).

Dismembrator (lat.), s. Desintegrator.

Dismembrieren (lat.), zergliedern, Teile von einem Ganzen oder aus einem Verband ablösen.

Dis moll, s. Dis.

Dison, Gemeinde im Arrondissement Verviers der belg. Provinz Lüttich, an einem Nebenflüßchen der Vesdre und der Eisenbahn Lüttich-Verviers, hat sehr bedeutende Tuchfabriken, Steinbrüche und (1884) 12,216 Einw.

Dispache (franz., spr. -pásch; ital. Dispaccio, spr. -páttscho), Seeschadenberechnung, insbesondere die Berechnung und Verteilung der aus einer großen Havarie entstandenen Schäden (s. Havarie). Dispacheur (spr. -schör), Seeschadenberechner.

Dispar (lat.), ungleich (gepaart).

Disparagium (mittellat.), Ehe mit einer nicht ebenbürtigen Person, Mißheirat.

Disparät (lat.), ungleichartig, nicht zu einander passend; disparate Begriffe, in der Logik solche Begriffe (Merkmale eines Begriffs), welche keine andre Beziehung zu einander haben, als daß sie in dem Inhalt eines höhern Begriffs einander koordiniert sind; z. B. Tier und Vernunft sind an sich ganz ungleichartig, treten aber in dem Begriff Mensch zu einem Ganzen zusammen.

Disparität (lat.), Ungleichheit, Verschiedenheit.

Dispathie (lat.-griech.), Ungleichheit der Empfindungsweise, des Gefühls.

Dispendiös (lat.), kostspielig.

Dispens (franz. Dispense), Erlassung, Dispensation; Erlaubnisschein; dispensabel, wofür D. erteilt werden kann.

Dispensary (engl., spr. -pénßäri), Laboratorium des Apothekers; auch Armenkrankenhaus.

Dispensation (lat., eigentlich »Abwägung«), die Aufhebung einer Rechtsnorm für einen einzelnen Fall; daher Dispensationsrecht, die Befugnis, die Anwendung einer Rechtsnorm für einen gegebenen Fall auszuschließen. Es liegt in der Natur der Sache, daß an und für sich nur diejenige Gewalt von einer gesetzlichen Vorschrift »dispensieren« kann, welche dies Gesetz erlassen hat, und daß die Aufhebung eines Gesetzes für einen bestimmten einzelnen Fall nur durch ein anderweites Gesetz unter Mitwirkung sämtlicher Faktoren der gesetzgebenden Gewalt erfolgen kann. Hiernach würde also an und für sich in einer konstitutionellen Monarchie der Regent nur unter Mitwirkung der Stände und unter Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministeriums D. erteilen können, während nach römischem Rechte der Kaiser als unumschränkter Selbstherrscher in der Erteilung von Dispensationen, welche man zu den Privilegien rechnete, unbeschränkt war. Allein fast alle neuern Publizisten, namentlich Zöpfl, Mohl, Rönne und Zachariä, sprechen sich dafür aus, daß die Dispensationsbefugnis des Landesherrn, wenigstens in Ansehung der Zivilrechtsnormen, an die Zustimmung der Stände nicht gebunden und nur insofern begrenzt sei, als dadurch keine wohlerworbenen Rechte einer Person und keine solchen gesetzlichen Vorschriften verletzt werden dürfen, welche unbedingt verpflichtend sind und keinerlei Ausnahmen im Weg des Dispenses zulassen. Dagegen ist neuerdings von Gerber der mit den Prinzipien des Rechtsstaats allein vereinbarliche Satz verteidigt worden, daß nur in denjenigen Fällen dispensiert werden könne, in denen das Gesetz oder überhaupt das geltende Recht dies ausdrücklich zulasse: eine Ansicht, welche, da außerdem durch eine wiederholte Erteilung von Dispensationen durch die vollziehende Gewalt die ganze Thätigkeit der Legislative illusorisch gemacht werden könnte, auch von der gerichtlichen Praxis, namentlich in Preußen, adoptiert worden ist. Die Verfassungsurkunden der einzelnen deutschen Staaten erwähnen nämlich das Dispensationsrecht des Landesherrn regelmäßig nur kurz, ohne dasselbe näher zu präzisieren; insbesondere fehlt es in der preußischen Verfassungsurkunde gänzlich an derartigen Bestimmungen. Die Hauptfälle, in welchen die Dispensationsbefugnis ausgeübt zu werden pflegt, sind die Erteilung der Volljährigkeit (Majorennisierung) sowie in manchen protestantischen Ländern die Ehescheidung. Die Ausübung dieses letztern Dispensationsrechts, welches evangelischen Landesherren als den Häuptern der Staatskirche zusteht, wird regelmäßig unter Mitwirkung der Konsistorien oder Kultusministerien ausgeübt. Im katholischen Kirchenrecht ist das oben entwickelte Prinzip, daß die Dispensationsbefugnis der gesetzgebenden Gewalt korrespondieren müsse, in konsequenter Weise durchgeführt. Dieselbe steht daher in kirchenrechtlichen Angelegenheiten zunächst dem Papst zu; doch findet sie hier in dem sogen. göttlichen Recht ihre Schranke, indem z. B. von dem Verbot der Ehe zwischen Eltern und Kindern auch der Papst nicht dispensieren kann. Der Form nach werden die päpstlichen Dispense eingeteilt in Dispensationen in forma gratiosa und in forma commissoria, je nachdem sie unmittelbar durch die römische Kurie oder durch Vermittelung des Ordinariats, d. h. durch den kompetenten Bischof (ordinarius), erteilt werden. Den Bischöfen selbst steht das Recht zur D. von kirchenrechtlichen Satzungen bloß in Ansehung ihres partikulären Diözesanrechts zu; rücksichtlich des gemeinen Kirchenrechts nur, wenn und soweit ihnen eine Dispensationsbefugnis vom Papst übertragen worden ist. Letzteres geschieht durch die sogen. Facultates (Vollmachten) und zwar regelmäßig nur auf fünf Jahre (Quinquennal-Fakultäten). Soweit von den gesetzlichen Erfordernissen einer Eheschließung D. zulässig, ist die Erteilung derselben in Deutschland nunmehr Sache des Staats (s. Ehe). Zu bemerken ist noch, daß in England das Dispensationsrecht der Krone durch die Bill of rights für immer beseitigt worden ist, nachdem dasselbe unter Jakob II. durch systematischen Mißbrauch fast zu einer gänzlichen Beseitigung der alten Landesrechte geführt hatte. Auf dem Gebiet des Strafrechts ist von eigentlicher Dispenserteilung keine Rede; hier tritt das Begnadigungsrecht an die Stelle derselben (s. Begnadigung). Vgl. Gneist, Englisches Verwaltungsrecht (2. Aufl., Berl. 1867); Derselbe, Verwaltung, Justiz, Rechtsweg ꝛc., S. 62 ff. (das. 1869); Gerber, Über Privilegienhoheit und Dispensationsgewalt im modernen Staate (Tübinger »Zeitschrift für Staatswissenschaft« 1871); Derselbe, Gesammelte juristische Abhandlungen (Jena 1872). — In der Medizin heißt D. (Dispensieren) das Verteilen und Ausgeben der Arzneien an die Kranken.

Dispensātor (lat.), der Austeilende, Wirtschaftsverwalter, Rechnungsführer.

Dispensatorium (lat.), s. v. w. Apothekerbuch oder Pharmakopöe (s. d.).

Dispensieren (lat.), von einer Verpflichtung ꝛc. entbinden; Arzneien bereiten und ausgeben.

Dispergieren (lat.), zerstreuen.

Dispersion (lat.), Farbenzerstreuung (s. d.). Innere oder epipolische D., veraltete Bezeichnung für Fluoreszenz (s. d.).

Displantieren (lat.), verpflanzen, versetzen; Displantation, Verpflanzung.

Displizieren (lat.), mißfallen; Displizenz, das Mißfallen, das Nichtzufriedensein, namentlich mit etwas, das man eingegangen ist.

Dispondeus (griech.), Doppelspondeus, ein aus vier langen Silben bestehender Vers.

Dispōnenda (lat., Dispositionsgüter), Sachen, die zur Verfügung gestellt werden, z. B. beim Kauf, wenn man eine zugesandte Ware wegen schlechter Beschaffenheit, Nichtbestellung ꝛc. nicht behalten will und nun, um sich gegen alle Nachteile zu sichern, den Absender benachrichtigt, daß man ihm dieselbe hiermit wieder zur Disposition stelle; im Buchhandel beim Remittieren zurückbehaltene, dem Verleger zur Verfügung (Disposition) gestellte Bücher, welche der Sortimentsbuchhändler im Jahr vorher vom Verleger in Kommission erhalten hat und noch ferner in Kommission behalten möchte.

Disponént (lat.), einer, der über eine Sache verfügt (disponiert), besonders der mit Vollmacht (procura) versehene Stellvertreter eines Handlungshauses, welcher befugt ist, im Namen des Eigentümers der Handelsniederlassung und für dessen Rechnung das Handelsgeschäft zu betreiben und per procura die Firma zu zeichnen. Vgl. Faktor und Prokurist.

Disponibel (lat.), verfügbar, zu Gebote stehend; Disponibilität, der Zustand des Disponibelseins, Verfügbarkeit (s. Disposition).

Disponieren (lat.), zurechtstellen, anordnen, einrichten, verteilen; bestimmen, verfügen. Disponiert sein, gestimmt, geneigt sein.

Disposition (lat.), Anordnung, Einteilung, Plan, Entwurf; Verfügung; Anlage, Geneigtheit zu etwas ꝛc. So ist D. in der Rhetorik die logische und sach-

gemäße Anordnung des Stoffs einer Abhandlung oder Rede; im militärischen Sinn der Plan, nach welchem ein Marsch, ein Manöver, ein Gefecht von Truppenabteilungen ausgeführt werden soll. In letzterm Sinn muß die D. vor allem klar und bestimmt gefaßt sein; sie enthält unter anderm die Einteilung der Truppen, die Absicht des Kommandierenden, die Aufträge für die einzelnen Unterabteilungen und die Bestimmung der Zeit für den Abmarsch oder Angriff, auch Nachrichten über den Feind, den Ort, wohin alle Meldungen, Verwundete zu schicken, u. dgl. Eine D. wird schriftlich nur für solche Truppenverbände ausgegeben, welche der Befehlshaber in ihrer Thätigkeit nicht mehr mit eignen Augen übersehen kann, also etwa von der Division aufwärts; bei kleinern Abteilungen genügt der mündliche »Befehl«. Größere oder selbständig operierende Korps, deren Lage seitens der Armeeleitung nicht genug übersehen werden kann, um ihnen eine bestimmte D. vorzuschreiben, erhalten als Richtschnur für ihr Verhalten nur allgemeine Direktiven (s. d.). In der Psychologie bedeutet D. s. v. w. Gemütsstimmung, Geneigtheit zu etwas, in der Medizin s. v. w. Anlage (zu einer Krankheit). In der Rechtswissenschaft versteht man unter D. jede Verfügung über einen vermögensrechtlichen Gegenstand und unterscheidet dabei zwischen D. unter Lebenden, wie Kauf, Schenkung &c., und D. auf den Todesfall oder letztwillige D., wie Testament, Erbvertrag u. dgl.; daher Dispositionsfähigkeit, die Befugnis, derartige Verfügungen zu treffen. Der Mangel dieser Dispositionsfähigkeit kann ein absoluter oder ein relativer sein; ersteres insofern, als einer Person die Fähigkeit zum selbständigen Abschluß von Rechtsgeschäften überhaupt entzogen ist, wie Unmündigen, Wahnsinnigen, notorischen Verschwendern und sonstigen unter Kuratel stehenden Personen. Relativ, d. h. in Ansehung eines bestimmten Gegenstandes, eines Rechts oder einer Sache, dispositionsunfähig ist eine Person dann, wenn jener Gegenstand ihrer rechtlichen Macht nicht unterworfen oder die betreffende Sache überhaupt der Privatdisposition entzogen ist, wie z. B. ein öffentliches Gewässer. — Im Staatsdienst bedeutet Stellung zur D. (im Gegensatz zum aktiven Dienst und zur gänzlichen Pensionierung) s. v. w. Versetzung in den zeitweiligen Ruhestand, welche regelmäßig eine Gehaltsverminderung zur Folge hat und bei Richterbeamten vermöge des Prinzips der Unabhängigkeit der Gerichte nur mit Zustimmung des Richters oder doch nach vorgängigem Gehör desselben und nach Ansetzung eines besonders normierten Verfahrens erfolgen kann. Über die Versetzung der Offiziere in den Dispositionsstand s. Offizier. Die gebräuchliche Abkürzung für ein solches Verhältnis ist »z. D.« (zur D.), im Gegensatz zu »a. D.« (außer Dienst). In Frankreich heißen »in Disponibilität« diejenigen aktiven Generale, welche kein dauerndes Kommando haben, sondern zur Verfügung des Kriegsministers stehen. Die Offiziere, welche in Deutschland als »z. D.« befindlich bezeichnet sind, werden in Frankreich wie in Österreich als »in Reserve« in den Listen geführt.

Dispositionsfähig, s. Disposition.

Dispositionsgüter, s. Disponenda.

Dispositionsschein, die Empfangsbescheinigung, welche für hinterlegte oder auf Kontokorrent gegebene und dem Deponenten zu jeder Zeit zur Verfügung stehende Gelder ausgestellt wird.

Dispositionsstand, s. Disposition.

Dispositionsurlauber, s. Beurlaubtenstand.

Dispostieren (neulat.), in Posten teilen, abteilen.

Disproportion (neulat.), Mangel an Proportion, Unverhältnismäßigkeit, Unebenmäßigkeit.

Dispungieren (lat.), Rechnungen &c. genau durchgehen, prüfen; Dispunktion, genaue Prüfung.

Dispüt (franz. Dispute), Wortwechsel, Wortstreit.

Disputa (ital., eigentlich D. del sacramento, »Abendmahlsstreit«), eins der berühmtesten Gemälde Raffaels, Fresko im Vatikan (Zimmer della Segnatura), die Theologie symbolisierend, in neuester Zeit auch durch Kellers Stich (1858) bekannt geworden.

Disputation (lat.), Wortkampf, gelehrtes Streitgespräch, besonders ein öffentlich angeordnetes; Disputanten, diejenigen, welche sich an einem solchen beteiligen. In frühern Zeiten wurden öffentliche Disputationen besonders häufig über theologische Streitfragen abgehalten (s. Religionsgespräche), heutzutage beschränken sich dieselben fast nur noch auf den akademischen Usus. Man hat hier die Inauguraldisputation (disputatio pro loco) oder Habilitationsdisputation, zur Erlangung der Erlaubnis, an der Universität Kollegien zu lesen, und die Promotions- oder Doktordisputation (disputatio pro gradu), zur Erlangung eines akademischen Grades. Schedendisputationen (vgl. Scheda) sind die unter einem Präses, d. h. unter dem Vorsitz eines Universitätslehrers, über einzelne Thesen gehaltenen Disputationen. Derjenige, welcher durch die D. sich irgend einen Platz in der Gelehrtenrepublik erkämpfen will, hat seine in bestimmten Thesen aufgestellten Behauptungen (als Defendent oder Respondent) gegen jeden, der sie bestreitet (Opponent), zu verteidigen. Gegenwärtig ist aber das Disputieren meist Scheingefecht mit vorher bestimmten Opponenten geworden. Bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts durfte bei Disputationen nur die lateinische Sprache gebraucht werden; die Universität Breslau war die erste, welche Disputationen in deutscher Sprache gestattete; die Zulassung derselben ist jedoch weder allgemein bei allen Fakultäten durchgedrungen, noch hat sie die alte akademische Form mit wirklichem, neuem Leben erfüllen können.

Disputationstage, in Mecklenburg Versammlungen der Stände, welche nicht vom Landesherrn berufen sind, sondern aus eigner Initiative zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten auf Landes-, Kreis- oder Amtskonventen zusammentreten.

Disputatorium (lat.), gelehrte Disputierübung; Kolleg zur Übung im Disputieren.

Disputax (lat.), ein Streitsüchtiger.

Disputieren (lat.), etwas streitend erörtern, besonders eine wissenschaftliche Frage; s. Disputation.

Disqualifikation (lat.), mangelnde Befähigung, Untauglichkeit, z. B. bei einem Pferd oder Reiter der Mangel der zur Qualifikation (Tauglichkeit) nach dem Rennprogramm geforderten Bedingungen. Disqualifizieren, zu etwas unfähig, untauglich machen.

Disquirieren (lat.), genau untersuchen, erforschen.

Disquisition (lat.), Untersuchung, besonders gelehrte Erforschung.

Disraeli (spr. disrehli oder disrihli), 1) Isaak, engl. Litteraturhistoriker, geboren im Mai 1766 zu Enfield, Sohn eines 1748 in England eingewanderten venezianischen Kaufmanns, Benjamin D., dessen israelitische Vorfahren gegen Ende des 15. Jahrh. durch die Inquisition aus Spanien vertrieben worden waren, verbrachte den größten Teil seiner Jugend in Holland und widmete sich erst in Leiden und Amsterdam, sodann in Paris klassischen Studien. Von mehreren Reisen auf dem Festland nach England zurück-

gelehrt, gab er einige Gedichte, 1791 eine »Defence of poetry« heraus, die er jedoch selbst wieder vernichtete. Sein Lieblingsfach, dem er, im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, fortan sein Hauptstudium widmete, war und blieb die Litteraturgeschichte, auf deren Gebiet er sich dauernden Ruf erwarb. Gleich sein erstes Werk, die mit Geschmack und Kritik ausgeführten »Curiosities of literature« (1791—1823, 3 Tle.), wurde vermöge seiner tiefsinnigen philosophischen Bemerkungen, verbunden mit der liebenswürdigen Kunst der Darstellung, bald zu einer Lieblingslektüre des englischen Publikums und erlebte zahlreiche Auflagen (neueste Ausg. 1884). Andre in dieses Fach einschlagende Veröffentlichungen waren: »Literary miscellanies« (1796), »Essay on the literary character« (1795, neue Ausg. 1867), »Calamities of authors« (1812, 2 Bde.; neue Ausg. 1867) und »Quarrels of authors« (1814, 3 Bde.), die 1850 mit dem Werk über Jakob I. (s. unten) unter dem Titel: »Miscellanies of literature« (neue Ausg. 1884) vereinigt erschienen. Zu den ersten Nummern der neubegründeten »Quarterly Review« lieferte D. mehrere wertvolle Beiträge. Ein Aufsatz darin von ihm: »Spences anecdotes«, und Bemerkungen über die moralische und poetische Geltung Popes riefen einen Streit über Pope hervor, an dem Bowles, Lord Byron u. a. teilnahmen. Einen glänzenden Beweis seines historischen Scharfblicks und seiner kritischen Begabung gab D. in dem Werk »Inquiry into the literary and political character of King James I.« (1816) sowie in seinen »Commentaries of the life and reign of Charles I.« (1828–31, 5 Bde.; neue Ausg. von Benjamin D., 1850, 2 Bde.), wofür ihm die Universität Oxford das Doktordiplom erteilte. Mit neuem Eifer kehrte er, bereits 70 Jahre alt und seit 1839 erblindet, von seiner Tochter unterstützt, zu seiner Geschichte der englischen Litteratur zurück, der er den pedantischen Titel: »Amenities of literature« (Lond. 1841, 3 Bde.) gab, erreichte aber nicht einmal das Zeitalter Popes, über den er tiefe Studien gemacht. Er starb 19. Jan. 1848 auf seinem Landsitz Brandenham House in Buckinghamshire, nachdem er bereits 1814 (mit seinem Sohn Benjamin) zum Christentum übergetreten war. Seine Werke erschienen gesammelt in 7 Bänden (mit Biographie von seinem Sohn, Lond. 1849—51; neueste Ausg. 1884).

2) Benjamin, Staatsmann, s. Beaconsfield.

Disreputation (lat.), übler Ruf; disreputierlich, schimpflich, dem guten Ruf nachteilig.

Diss, altertümliche Marktstadt in der engl. Grafschaft Norfolk, am Waveney, mit (1881) 3845 Einw., welche Fabrikation von Bürsten und Matten betreiben.

Disseminieren (lat.), Samen ausstreuen, aussäen; aussprengen (ein Gerücht); Dissemination, Ausstreuung, Aussäung; Verbreitung eines Gerüchts.

Dissen, Weichbild (Flecken) im preuß. Regierungsbezirk Osnabrück, Kreis Iburg, am Teutoburger Wald, 17 km vom Bahnhof Melle, mit Fabrikation von Würsten, Segeltuch und Sackleinwand, 2 Dampfsägemühlen, Butterexport und (1880) 1566 evang. Einwohnern. Dabei die Ruinen der alten Kaiserburg Dissene und die Saline Rothenfelde mit neuen Anlagen und Kurgebäuden.

Dissen, Georg Ludolf, verdienstvoller Philolog, geb. 17. Dez. 1784 zu Großenschneen bei Göttingen, wurde in Schulpforta gebildet, studierte 1804—1808 in Göttingen, ward 1809 Privatdozent daselbst, 1812 außerordentlicher Professor in Marburg und 1813 außerordentlicher, 1817 ordentlicher Professor in Göttingen, wo er 21. Sept. 1837 starb. Seine Hauptwerke sind die Ausgaben des Pindar (Gotha 1830, 2 Bde.; 2. Aufl. von Schneidewin, 1843—47), Tibull (Götting. 1835, 2 Tle.) und der Rede des Demosthenes: »De corona« (das. 1837), in denen er eine höhere Ausbildung der Hermeneutik zu begründen suchte. Seine »Kleinen Schriften, nebst biographischen Erinnerungen« (Götting. 1839) wurden von Thiersch, Welcker und Otfr. Müller herausgegeben.

Dissens (lat.), Meinungsverschiedenheit.

Dissenters (»Andersgläubige«, früher Nonkonformisten), in England im weitern Sinn alle nicht zur Staatskirche Gehörigen (also auch die Römisch-Katholischen), im engern Sinne nur die protestantischen Sekten, die sich von jener Kirche getrennt haben, wie die Wesleyaner, Independenten, Methodisten, Baptisten, Quäker, Irvingianer, Unitarier etc. Sie hatten unter den Stuarts viel zu leiden, bis ihnen die Toleranzakte von 1689 wenigstens bedingte Duldung gewährte. Erst die neueste Zeit hat durch Aufhebung der Testakte und Korporationsakte von 1673 ihre kirchlichen Rechte erweitert, sie bürgerlich den Mitgliedern der Staatskirche gleichgestellt (1836), sie von den an die bischöfliche Geistlichkeit zu bezahlenden Kirchensteuern befreit (1868) und ihnen durch die University-Test-Bill (1871) auf den Universitäten Oxford und Cambridge gleiche Rechte mit den Studierenden der anglikanischen Kirche gewährt.

Dissentieren (lat.), andrer Meinung sein, anders denken; von einer herrschenden Ansicht abweichen. Dissentiment (franz., spr. dissangtimāng), Verschiedenheit der Meinung; Dissension, s. v. w. Dissens.

Disserieren (dissertieren, lat.), in wissenschaftlicher Weise über etwas reden oder verhandeln.

Dissertation (lat.), wissenschaftliche Abhandlung; besonders auf Universitäten die zum Zweck der Habilitation oder der Erlangung der Doktorwürde verfaßte Abhandlung über einen wissenschaftlichen Gegenstand.

Dissezieren (lat.), zerschneiden, zergliedern, zerlegen; Dissektion, Zergliederung.

Dissidenten (lat., »Getrennte«), allgemeiner Name aller polnischen Nichtkatholiken, namentlich der Lutheraner, Reformierten, Griechen und Armenier, mit Ausschluß jedoch der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. In den Akten der Warschauer Konföderation von 1573 waren mit dem Ausdruck Dissidentes in religione beide Hauptreligionsparteien, Katholische und Evangelische, die einander damals Duldung angelobten, bezeichnet; seit dem Konvokationstag von 1632 aber gebrauchte man die Bezeichnung D. allein für letztere. Lutheraner, Reformierte und Böhmische Brüder hatten im Vergleich von Sendomir (Consensus Sendomiriensis) 1570 ein gemeinsames Glaubensbekenntnis aufgestellt und bildeten von jetzt an eine auch für politische Zwecke vereinigte Kirche, deren Glieder 1573 und 1660 den Katholiken in bürgerlichen Rechten ganz gleichgesetzt wurden. Nach und nach jedoch wurden ihnen die wesentlichsten ihrer Rechte, so 1717 das Recht, neue Kirchen zu bauen, 1733 das Recht, Staatsämter zu bekleiden, genommen; auch zeigte 1724 das Thorner Blutbad (s. Thorn), daß von der katholischen Partei noch Schlimmeres zu fürchten sei. Als man 1764 den D. sogar das Recht, Güter zu erwerben, zu entziehen suchte, brachten sie, vornehmlich unterstützt von Rußland, 1766 ihre Klagen auf den Reichstag. Zur nachdrücklichern Empfehlung ihres Gesuchs rückten die Russen 1767 in Polen ein, was 1772 zur ersten Teilung des Reichs führte, worauf allerdings 1775 die D. alle frühern Freiheiten wiedererlangten, mit Ausnahme des Rechts auf Senator- und Ministerstellen.

Vgl. **Lukasiewicz**, Geschichtliche Nachrichten über die D. in Posen (deutsch, Darmst. 1843); **Koniecki**, Geschichte der Reformation in Polen (Bresl. 1872). Heutzutage bezeichnet man als D. diejenigen Personen, welche nicht zu der Staatskirche oder doch nicht zu den in einem Staat als vollberechtigt anerkannten Kirchen gehören. Da nun in den einzelnen Staaten nicht dieselben Religionsgemeinschaften als vollberechtigt anerkannt sind, so kann es vorkommen, daß die Angehörigen einer Kirche oder religiösen Sekte in dem einen Territorium als D. betrachtet werden, während sie in einem andern Staatsgebiet der privilegierten Kirche angehören. In Deutschland nennt man regelmäßig diejenigen Religionsgesellschaften D., welche sich von den drei christlichen Hauptkonfessionen, der katholischen, protestantischen und reformierten, losgesagt haben. Während nämlich der Westfälische Friede nur jenen drei christlichen Konfessionen die volle Religionsfreiheit gesichert hatte, ist durch die deutsche Partikulargesetzgebung, namentlich in Preußen, das Prinzip der Toleranz mehr und mehr zur Geltung gelangt, und so kommt es, daß heutzutage den dissidentischen Religionsgemeinschaften regelmäßig das Recht der freien und öffentlichen Religionsübung zugestanden ist, wenn sie auch die Rechte einer Korporation oder juristischen Person nur durch besondere staatliche Verleihung erlangen können. Für das Deutsche Reich begründet in bürgerlicher u. staatsbürgerlicher Beziehung die Konfession keinen Unterschied der Behandlungsweise mehr, zumal seit Einführung der Zivilstandsregister und der Zivilehe (s. d.).

Dissidieren (lat.), voneinander getrennt sitzen; auseinander gehen in seinen Ansichten; sich von einer herrschenden Kirche absondern (s. Dissidenten).

Dissidium (lat.), Verschiedenheit der Meinung und dadurch veranlaßter Zwist.

Dissimilär (lat.), unähnlich, ungleichartig; Dissimilarität, Unähnlichkeit.

Dissimilation (lat.), in der Grammatik Gegensatz von Assimilation (s. d.), die Umwandlung eines Lautes in einen andern, um die Aufeinanderfolge gleicher Laute zu vermeiden, z. B. lat. aus ebrius ebrietas (statt ebriitas), wie aus bonus bonitas.

Dissimulieren (lat.), sich etwas nicht merken lassen, sich verstellen; Dissimulation, Verstellung, Verhehlung.

Dissipieren (lat.), zerstreuen, verschwenden; Dissipation, Vergeudung; Zerstreutheit (der Gedanken).

Dissna, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wilna, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Düna, hat ein altes, vom König Siegmund August stammendes Schloß und (1881) 6636 Einw., meist Polen und Juden, die Handel und Schiffahrt treiben.

Dissociation (lat.), Trennung, Auflösung; in der Chemie die Zersetzung der Körper durch Wärme unterhalb der Temperatur, bei welcher eine vollständige Zerlegung stattfindet. Wie das Wasser schon unterhalb des Siedepunktes Dampf entwickelt, so liefern manche chemische Verbindungen unterhalb der Zersetzungstemperatur gasige Zersetzungsprodukte, bis diese eine gewisse, für die herrschende Temperatur konstante Spannung angenommen haben. Erhitzt man z. B. kohlensauren Kalk im Vakuum, so beginnt er Kohlensäure abzugeben, deren Spannung bei 860° 85 mm und bei 1040° 520 mm Quecksilber beträgt. Wird die Temperatur erniedrigt, so wird auch wieder ein Teil der Kohlensäure absorbiert, bis endlich bei der Ausgangstemperatur der anfängliche Zustand wiederhergestellt ist. Die D. der chemischen Verbindungen entgeht daher auch vollständig der Beobachtung, wenn man die Dissociationsprodukte, ohne sie zu trennen, erkalten läßt; denn sie vereinigen sich alsdann wieder, und der erkaltete Körper erscheint unverändert. Verdampft man Salmiak, so besteht der Dampf bei einer gewissen Temperatur aus Chlorwasserstoff und Ammoniak, welche sich bei niederer Temperatur wieder zu Salmiak verbinden. Bei der D. wird Wärme aufgenommen, und wenn die Zersetzungsprodukte sich wieder zu der ursprünglichen Verbindung vereinigen, so wird diese Wärme wieder frei. Gibt man bei der höhern Temperatur Gelegenheit zur Diffusion, so trennen sich die Dissociationsprodukte, und man findet dann, daß z. B. Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff, Kohlensäure in Kohlenoxyd und Sauerstoff, Salzsäure in Chlor und Wasserstoff dissociiert werden. Häufiger liegen die Temperaturgrenzen für die D. und die Wiedervereinigung der Zersetzungsprodukte so nahe bei einander, daß die D. nur unter Anwendung besonderer Bedingungen erkannt werden kann. Die D. ist für die theoretische Chemie von großer Bedeutung und verspricht noch sehr erhebliche Resultate zu geben. Für technische Zwecke hat man sie zur Konstruktion von Pyrometern und Thermometern benutzt. Eine glasierte, luftleere Porzellanröhre, welche reinen kohlensauren Kalk erhält, wird in dem Ofen, dessen Temperatur bestimmt werden soll, erhitzt und der Druck der sich entwickelnden Kohlensäure an einem mit dem Porzellanrohr verbundenen Manometer gemessen. Für niedere Temperaturen ist ein ähnlicher Apparat, aber eine chemische Verbindung anzuwenden, die sich sehr viel leichter zersetzt als kohlensaurer Kalk. Eine solche ist Chlorcalciumammoniak, bei welchem die Spannungen des zwischen 0 und 46° frei werdenden Ammoniaks von 120—1551 mm schwanken.

Dissociieren (lat.), trennen, eine Verbindung aufheben; dissociabel, unvereinbar, ungesellig.

Dissolūt (lat.), ungebunden, ausschweifend; Dissolution, Auflösung; dissolutiv, auflösend.

Dissolvieren (lat.), auflösen, zergehen lassen, schmelzen, zerlassen; Dissolventia, zerteilende Mittel (s. d.).

Dissólving views (engl., spr. wjuhs), Nebelbilder, s. Laterna magica.

Dissonánz (lat., »Zwieklang«), in der Musik ein Zusammenklang, der nicht zur Einheit verschmilzt, sondern als Doppelklang empfunden wird. Nach den neuesten Ergebnissen der Untersuchungen auf dem Gebiet der Harmonik ist ein koordiniertes Bestehen zweier Klänge in der Auffassung etwas durchaus Ungewöhnliches; vielmehr werden auch dissonante Zusammenklänge in der Regel im Sinn von (konsonanten) Dur- oder Moll-Akkorden gefaßt, deren Konsonanz durch fremde Töne gestört wird, während ihre Klangbedeutung unangetastet bleibt. Die neuere Harmonielehre spricht daher von dissonanten Tönen, während die ältere nur von dissonanten Intervallen und Akkorden wußte. Vgl. Akkord.

Dissuadieren (lat.), ab- oder widerraten; Dissuasion, Abratung; dissuasorisch, abratend.

Dissyllăbum (griech.), ein zweisilbiges Wort.

Distanz (lat., franz. Distance, spr. -tāngs), die Entfernung zweier Körper voneinander, Abstand (s. d.); daher D. halten, beim Marsch die gehörige Entfernung einhalten. Über Distanzreiten s. d.

Verzeichnis der Illustrationen im IV. Band.

Beilagen.

	Seite
China und Japan, Karte	1
Christiania, Stadtplan	92
Cikaden, ausländische, Tafel (mit Textblatt)	129
Congo: Karte von Äquatorialafrika	245
Dampfkessel, Tafel I, II	449. 450
Dampfmaschinen, Tafel I, II	465. 466
Dampfpflug, Tafel	476
Dampfschiffahrt: Übersichtskarte des Weltverkehrs	489
Dänemark, Karte	500
Danzig, Stadtplan	538
Destillationsapparate, Tafel	722
Deutscher Bund (Geschichtskarte von Deutschland V)	772
Deutschland: Politische Karte des Deutschen Reichs	800
" Fluß- und Gebirgskarte	801
Deutschland: Geologische Karte	802
" Karte der Bevölkerungsdichtigkeit	812
" Karte der Verteilung der Konfessionen	817
" Reichsadler und Kaiserwappen, Tafel (mit Textblatt)	846
Geschichtskarten von Deutschland (mit Registern zu I–IV):	
I. Deutschland um das Jahr 1000	851
II. " 1347–1378 (Zeit Karls IV.)	858
III. " nach dem Westfälischen Frieden 1648	870
IV. " beim Beginn der Freiheitskriege 1813	884
V. beim Artikel »Deutscher Bund«.	
Devonische Formation, paläontologische Tafel	916
Diamanten, Tafel	930
Diluvium, paläontologische Tafel	973

Abbildungen im Text.

	Seite
Chiton, Fig. 1–2	41
Chlamys	44
Chlorentwickelungsapparate, Fig. 1–4	46–47
Chlorwasserstoff, Fig. 1–2	54–55
Chnum, ägyptische Gottheit	57
Cholerabacillen und Spirillen ꝛc., Fig. 1–5	63–64
Christiania, Stadtwappen	92
Chronoskop, Fig. 1–2	110
Chur, Stadtwappen	117
Circus. Plan des Zirkus von Bovillä	140
Cissoide	144
Cladonia rangiferina (Renntiermoos)	153
Corona (römisches Ehrenzeichen), Fig. 1–6	285
Corsica, Karte der Insel	292
Cotte hardie (Frauentracht)	309
Cyathea (Baumfarn)	379
Cykloide, Fig. 1–2	381
Cynodon Dactylum (Hundszahn)	384
Cynosurus cristatus (Kammgras)	384
Cypern, Karte der Insel	386
Czernowitz, Stadtwappen	394
Dach (verschiedene Bauarten), Fig. 1–10	398
Dachdeckung, Fig. 1–8	400–401
Dachstuhl, Fig. 1–20: hölzerne Dachstühle	405–406
" Fig. 21–32: eiserne Dachstühle	406–407
Dactylis glomerata (Hundsgras)	408
Dädalos und Ikaros (Relief in Rom)	409
Dalmatika (Kirchengewand)	429
Dampf, Fig. 1–3	444
Dampfentwässerungsapparate, Fig. 1–2	447
Dampfkessel*, 9 Figuren	449–453
Dampfkesselspeiseapparate, Fig. 1–2	457–458
Dampfmaschine*, 18 Figuren	460–472
(* Die übrigen Figuren befinden sich auf den Tafeln.)	
Dampfofen	474
Dampfpflug, Fig. 1–3	475–476
Dampfschiff (Typen), Fig. 1–4	478–480
" (Schrauben), Fig. 5–12	481–482
Dampfstraßenwalze	493
Danzig, Stadtwappen	538
Darmstadt, Stadtplan	557
" Stadtwappen	558
Datum. Scheidelinie für Wochentag und Datum (Kärtchen)	573
Decke (Baukonstruktionen), Fig. 1–17	603–604
Deich (Situationspläncken), Fig. 1–5	620–621
Delta des Po, Kärtchen	655
Deltoid	656
Demeter, Fig. 1: Wandgemälde zu Pompeji	660
" Fig. 2: Relief von Eleusis	660
Desinfektionsapparat von Merke	708
Desintegrator, Fig. 1–2	709
Dessau, Stadtwappen	714
Destillation, Apparate, Fig. 1–16	717–721
Detmold, Stadtwappen	728
Diademe griechischer Frauen, Fig. 1–2	925
Diagramme, Fig. 1–2	927
Diamant Orlow, Fig. 1–2	932
Dielenkopf	953
Dienste (gotische Architektur)	954
Differentialrechnung	967
Dimension, vierte, Fig. 1–2	980–981
Dionysos, Fig. 1: Mänade oder Bacchantin	997
" Fig. 2: Jugendlicher Dionysos (Rom)	999
" Fig. 3: Bärtiger Dionysos (Paris)	999
Diopter, Fig. 1–2	1000
Dioskuren (Münze)	1002
Diskoswerfer (Rom)	1015

Korrespondenzblatt zum vierten Band.

(Ausgegeben am 6. Mai 1886.)

Romuald S. in **Warschau**. Die beiden logischen Schulen des Mittelalters unterscheiden sich darin, daß die einen das Allgemeine ebenso wie die Einzeldinge als etwas Wirkliches (res) ansahen, welchem außer (extra) oder vor (ante) diesen letztern Existenz zukomme, die andern nicht. Erstere wurden daher passend Realisten genannt; für die letztern gibt es eigentlich keine sie alle umfassende Bezeichnung, da die allen gemeinsame Überzeugung, daß das Universale nichts Wirkliches sei, nur besagt, was dasselbe ihrer Meinung nach nicht, aber nicht, was es sei. Der erste Bekämpfer des Realismus, Roscellinus, stellte zugleich die positive Behauptung auf, das Allgemeine bestehe nur für die Sprache und sei nichts weiter als die mehreren Einzeldingen von dieser gemeinsam beigelegte Benennung (nomen), wodurch er Veranlassung gab, daß nicht bloß seine direkten Anhänger, sondern überhaupt alle Gegner der Realität der Universalien Nominalisten genannt wurden. Abälard dagegen machte die Bemerkung, daß die Berechtigung, mehreren Einzeldingen (z. B. allen Pferden) einen gemeinsamen Namen zu geben, nur daher stamme, weil in denselben sämtlich etwas Gemeinsames (z. B. die allen Pferden gemeinsamen Merkmale) gefunden werde, welches, im Denken zusammengefaßt, den jene Einzeldinge umfassenden Begriff (conceptus) ausmache, das Universale daher allerdings nichts Wirkliches (res), aber auch kein bloßer »Name« (nomen) oder »Stimmhauch« (flatus vocis), sondern der das Wirkliche »begreifende« Gedanke (conceptus) sei, welche Lehre nachher als Konzeptualismus bezeichnet wurde. Dieselbe hat mit dem Nominalismus gemein, daß das Universale weder extra noch ante rem, nicht aber, daß es um deswillen nur post rem sein könne; vielmehr betont sie, daß dasselbe zugleich in re sein müsse, insofern die gemeinsamen Merkmale, deren Zusammenfassung im Denken den Begriff ergibt, in jedem der (zusammengefaßten) Einzeldinge enthalten sind.

Herrn Dr. M. in **Wien**. Die Worte »La propriété c'est le vol« (deutsch: »Eigentum ist Diebstahl«) rühren von dem französischen Sozialisten Proudhon her, welcher mit denselben die in seiner Schrift »Qu'est-ce que la propriété?« (1840) aufgeworfene Frage: »Was ist das Eigentum?« beantwortete. Auf die Vaterschaft der genannten Phrase war Proudhon ungemein stolz. Sagte er doch in seinem letzten Werk (»Justice dans l'église et dans la révolution«): »Diese Definition des Eigentums gehört mir. ... In 1000 Jahren werden nicht zwei solche Worte gesprochen wie diese. ... Diese Definition ist mir mehr wert und teurer als die Millionen Rothschilds, und ich wage zu behaupten, daß sie das wichtigste Ereignis ist unter der Regierung Ludwig Philipps.« Doch schon 60 Jahre früher hatte der 1793 als Mitglied der Gironde in Paris hingerichtete Brissot de Warville in seinem Werk »Recherches politiques sur le droit de propriété et le vol« (1780) den gleichen Gedanken ausgesprochen, indem er das Eigentum einen Frevel an der Natur nennt. Das Recht des Eigentums aller am Grund und Boden sei das ursprüngliche. Im Naturzustand sei der, welcher mehr habe, als er gebrauche, ein Dieb, während in der zivilisierten Gesellschaft derjenige als Dieb betrachtet werde, welcher den Reichen bestehle. In ähnlicher, wenn auch nicht so schroffer Weise wie Proudhon äußerte sich später Lassalle, indem er in seinem Werk »Herr Bastiat-Schulze« (Berl. 1864) sagte: »Eigentum ist Fremdtum«. Der Sinn dieser Worte ist folgender: Nur die Arbeit ist Quelle und Maß des Wertes (durch Ricardo vervollständigter Gedanke von A. Smith). Hiernach gehört auch der Arbeit ihr voller Ertrag. Nachdem aber der Arbeiter von seinem Arbeitsinstrument getrennt wurde (Smithsche Idee, erweitert von K. Marx), so erhält derselbe bei unsrer gesellschaftlichen Verfassung auf Grund des ehernen Lohngesetzes (aufgestellt unter andern besonders von Ricardo, in Anlehnung an die Malthusische Bevölkerungstheorie weiter ausgebaut von Lassalle und bis zu seinen letzten Konsequenzen verfolgt von K. Marx durch Betrachtung des Einflusses, welchen die Einführung der Maschinen in der Industrie ausübt) nur so viel, als zu seiner und seiner Familie Erhaltung nötig ist. Den Überfluß, welchen die Produktion über die gezahlten Arbeitslöhne abwirft, streicht der Kapitalist als arbeitsloses Einkommen ein. Dies ist in kurzen Worten der Inhalt der Erörterungen von K. Marx über die Bildung des Mehrwerts. Zur Beschaffung des Unterhalts für den Arbeiter ist nach ihm nur ein Teil der täglichen Arbeitszeit erforderlich (notwendige Arbeitszeit). Nun ist aber der Arbeiter für das Kapital einen ganzen, oft über Gebühr ausgedehnten Arbeitstag thätig (wirkliche Arbeitszeit). Der Unterschied zwischen der Länge der wirklichen und derjenigen der notwendigen Arbeitszeit bildet das Maß dessen, was das Kapital einsaugt oder mit andern Worten der Arbeit vorwegnimmt.

Ingenieur R. in **Nürnberg**. Zur Wallensteinfrage sind kürzlich wieder zwei tüchtige Beiträge erschienen: Gaedeke, Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1631—34, und Hildebrand (Reichsarchivar zu Stockholm), Wallenstein und seine Verbindungen mit den Schweden. Aktenstücke aus dem schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm (beide Frankf. a. M. 1885). Im Gegensatz zu Hallwich und Schebeck, welche den Sturz des Feldherrn, ohne daß ihn selbst eine wesentliche Schuld traf, auf die Initiative des Wiener Hofs zurückführten und Wallenstein nicht infolge des gar nicht begangenen Verrats, sondern durch eine von Wien aus angestiftete Soldatenmeuterei untergehen ließen, bemühen sich Gaedeke und Hildebrand, den Verrat Wallensteins urkundlich nachzuweisen. In gewissem Sinn ist es ihnen gelungen. Zunächst beweisen die Hildebrandschen Aktenstücke unwiderleglich, daß Wallenstein schon 1631 mit Gustav Adolf in Beziehung getreten ist und mit Schweden über die gemeinschaftliche Eroberung Böhmens unterhandelt hat, daß aber die Verhandlungen hauptsächlich infolge einer Indiskretion Thurns von Wallenstein abgebrochen wurden, der sich dem Kaiser gegenüber nicht vorzeitig kompromittieren wollte. Ferner ergibt sich aus den Akten des schwedischen Reichsarchivs, daß Wallenstein schon im Frühjahr 1633 wieder mit den Schweden über eine Verständigung verhandelte, von diesen die Unterordnung des schwedischen Heers unter sein Kommando forderte und dann den Bruch mit dem Kaiser versprach, der zur Wieder-

herstellung der Dinge im Reich und in Böhmen, wie sie vor dem Krieg waren, gezwungen werden sollte; die Aufforderung Oxenstiernas, Wallenstein solle sich der böhmischen Krone bemächtigen, ließ Wallenstein unbeantwortet und brach im September auch diese Verhandlungen ab, um sie später mit Sachsen allein wieder aufzunehmen. An den Kaiser berichtete er über die Besprechungen mit dem sächsischen General Arnim und den schwedischen Agenten, aber nicht wahrheitsgemäß und mit Verschweigung der wesentlichsten Punkte. Unzweifelhaft täuschte also Wallenstein das Vertrauen des Kaisers, der ihm den Oberbefehl über sein Heer übertragen, und gewiß that er es nicht aus Patriotismus, sondern um sich die Belohnung durch ein Kurfürstentum, die der Kaiser ihm kaum noch gewähren konnte, anderweitig zu sichern. Indes ist auf der andern Seite zu bedenken, daß der kaiserliche Hof von den verräterischen Verbindungen Wallensteins keine zuverlässige Kunde hatte, und daß nicht sowohl sein Verrat als sein eigenmächtiges Verhalten als Feldherr den Kaiser veranlaßte, gegen Wallenstein einzuschreiten. Nachdem Wallenstein durch seine bisherigen Kriegserfolge gegen Schweden den Erwartungen nicht entsprochen hatte, welche man bei Wiederübertragnng des Oberbefehls an ihn in Wien gehegt, nachdem er alle Versuche des kaiserlichen Hofs, auf die militärischen Operationen bestimmenden Einfluß zu gewinnen, auf Grund des Znaimer Vertrags abgewiesen hatte, schritt der Kaiser dazu, sich entgegen seinem in Znaim klar und unzweideutig gegebenen Versprechen mit den Wallensteinschen Obersten, die dem Feldherrn aus verschiedenen Gründen nicht mehr zuverlässig treu waren, in Verbindung zu setzen und, nachdem er die Mehrzahl für sich gewonnen, Wallenstein zu ächten und dem Tod zu überliefern, worauf gegen seine Familie und sein Andenken noch recht gehässig gehandelt wurde. Das Verfahren des Kaisers wird also durch den Verrat Wallensteins keineswegs gerechtfertigt. Jedenfalls lagen dem geschichtlichen Wallenstein ideale Ziele, wie sie Schiller dem Helden seines Dramas beigelegt hat, durchaus fern, und das Gelingen seiner Pläne würde höchstens die Wiederherstellung der Reformation in Böhmen und Österreich zur Folge gehabt haben, nicht aber den religiösen Frieden im Reich und dessen Befreiung von den Fremden. Wallenstein war ein Feldherr und Staatsmann von glänzenden Gaben, aber kein deutscher Patriot, und sein lebhafter Ehrgeiz nur auf Begründung und Vermehrung seines Besitzes und seiner Macht gerichtet, wobei er List und Gewalt nicht scheute. Wir Deutschen mögen das gewaltthätige Verfahren des Kaisers gegen Wallenstein mißbilligen, haben aber keine Veranlassung, seinen Sturz zu beklagen. Der verdienstvolle Geschichtschreiber des Dreißigjährigen Kriegs, A. Gindely in Prag, wird die bedenklichen Mittel und Wege, wie Wallenstein seinen fürstlichen Grundbesitz erwarb, entgegen einem von dem tschechischen Gymnasialprofessor Bilek verfaßten panegyrischen Werk (»Beiträge zur Geschichte Wallensteins«, Prag 1885), wie er in der Münchener »Allgemeinen Zeitung« vom 23. Sept 1885 ankündigt, in einem demnächst erscheinenden Buch: »Waldstein während seines ersten Generalats«, aktenmäßig darlegen.

Walter Böhm in Köln. Mit dem Namen »Frankensteinscher Antrag« bezeichnet man gewöhnlich den von dem ultramontanen bayrischen Reichstagsabgeordneten Freiherrn v. Franckenstein am 20. Juni 1879 in der Zolltarifkommission des Reichstags gestellten Antrag, welcher die Annahme des neuen Zolltarifs durch eine Koalition der konservativen Parteien mit dem Zentrum ermöglichte. Anfangs hatte nämlich der Fürst Bismarck die finanzielle Selbständigkeit des Reichs von den Einzelstaaten als Hauptziel bei der Erhöhung der Tabaksteuer und bei der Einführung des neuen Tarifs hingestellt. Während aber die nationalliberale Partei ihre Zustimmung von konstitutionellen Garantien abhängig machte und selbst dann das Zustandekommen einer Mehrheit zweifelhaft war, ging der Antrag Franckensteins darauf hinaus, den Einzelstaaten »föderative Garantien« zu bieten und zu diesem Zweck die Matrikularbeiträge der Einzelstaaten beizubehalten. Der Antrag ging ursprünglich dahin: 1) daß derjenige Betrag der Zölle und der Tabaksteuer, welcher die Summe von 120 Mill. Mk. in einem Jahr übersteige, den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe der Bevölkerung, mit welcher sie zu den Matrikularbeiträgen herangezogen würden, zu überweisen sei; 2) daß die Abgabe von Salz und etliche Zölle nur bis 1. April 1881 bewilligt und von da an jährlich im Reichshaushaltsetat festgestellt werden sollten; 3) daß Garantien für Steuererleichterungen in den Einzelstaaten gegeben werden müßten. Das Kompromiß zwischen Zentrum und Konservativen kam nun dahin zu stande, daß ersteres die Punkte 2 und 3 fallen ließ, während die Summe sub 1 auf 130 Mill. Mk. erhöht ward. In dieser Form gelangte der Antrag zur Annahme, und so ward er durch Zustimmung der verbündeten Regierungen zum Gesetz (§ 8 des Zollgesetzes vom 15. Juli 1879) erhoben. Hiernach verbleibt von dem Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer dem Reich nur die Summe von 130 Mill. Mk., die Überschüsse fließen matrikularmäßig in die Kassen der Einzelstaaten zurück, die insofern allerdings nach Bismarcks Ausspruch »Kostgänger des Reichs« geworden sind. Dafür haben sie aber auf der andern Seite Matrikularbeiträge an das Reich zu zahlen.

Übrigens werden Sie im Artikel »Deutschland« eine ausführliche Darstellung der Reichsfinanzen finden, auf die wir besonders hinweisen.

W. Walter in Regensburg. Über die Ergebnisse der letzten Volkszählung im Deutschen Reich (1. Dez. 1885) liegen zur Zeit (Mitte März 1886) erst von einigen Staaten »vorläufige« Berichte vor, die sich überdies nur zum Teil auf die Ortsbevölkerung beziehen und auch hier nur eine Auswahl der ansehnlichern Städte berücksichtigen, keineswegs alle. Vorschriftsmäßig sind die ersten Ergebnisse der Zählung von seiten der statistischen Büreaus der Einzelstaaten Anfang Mai 1886 an die Zentralstelle, das kaiserliche Statistische Amt in Berlin, einzureichen, welches sie dann in einem der »Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs« veröffentlichen wird. Sie ersehen daraus zur Genüge, daß es eine Unmöglichkeit war, die neuen Zahlen bereits im 4. Band zu geben, dessen Druck obendrein schon vor Monaten stattgefunden hat. Wir hoffen indessen schon vom Schluß des Buchstaben E an die Angaben nach der neuen Zählung durchführen zu können. Die höchst unzuverlässigen Zeitungsnotizen lassen wir durchaus unbeachtet.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.
(Holzfreies Papier.)